Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Erſter Band.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Erſter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt

Seite

Ludwig Börne's Ankündigung ſeiner Geſammelten Schriften (1828) I

Erzählungen. Reiſen. Vermiſchte Aufſätze.

I. Bemerkungen über Sprache und Styl . . 15
II. Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens (1823) 27
III. Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechſten Zinsthalers in Deutſchland. Eine Novelle . 45
IV. Die Göttinger Unruhen (1818) 60
V. Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik, herausgegeben von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin (1826) 64
VI. Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen (1818) 81
VII. Monographie der deutſchen Poſtſchnecke, Beitrag zur Naturgeſchichte der Molluſken und Teſtaceen (1821) 89

Seite
VIII. Ankündigung der Wage (1818) 132
IX. Vorwort zur zweiten Auflage der Wage (1819) 157
X. Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt (1819) 160
XI. Der Roman (1823) 174
XII. Altes Wiſſen, neues Leben (1823) . . . 191
XIII. Der Janus-Tempel (1828) 218
XIV. Die Kraniche des Ibykus (1828) 235
XV. Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden (1823) 241
XVI. Ueber den Umgang mit Menſchen (1824) . 246
XVII. Ueber das Schmollen der Weiber (1823) . 255
XVIII. Der Gott in Höflingen (1823) 261
XIX. Die große Verſchwörung (1819) 266
XX. Die Carbonari und meine Ohren 274
XXI. Ueber den kritiſchen Lakonismus (1824) . . 290
XXII. Ankündigung der Zeitſchwingen (Juli 1819) 298
XXIII. Das Teſtament der Zeitſchwingen (September 1819) 306
XXIV. Denkrede auf Jean Paul, vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825 311
XXV. Faſtenpredigt über die Eiferſucht 324
XXVI. Dioptrik 331
XXVII. Honeſtus (1824) 342
XXVIII. Die Freiheit der Preſſe in Baiern (1818) . 359
XXIX. Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel (1823) 372
XXX. Vorrede zu dem Buche: Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. ſ. w. Herausgegeben von Bernhard Reinwald. Offenbach, 1823 380

Ludwig Börne's Ankündigung

ſeiner

Geſammelten Schriften.

(1828.)

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

(1828.)

Von den unwichtigſten oder den ſcherzhafteſten Dingen wollte ich mit Ernſt und breiter Würde ſprechen; aber von meinen Schriften ernſthaft reden — nein, das kann ich nicht. Herr Campe, der ſie ſich angeeignet, ſprach ſogar von einer Geſammtausgabe meiner Werke. Wie würde ich mich ſchämen, wenn er je ſo etwas drucken ließe! Ich habe keine Werke geſchrieben, ich habe nur meine Feder verſucht auf dieſem, auf jenem Papiere; jetzt ſollen die Blätter geſammelt, auf einander gelegt werden, und der Buchbinder ſoll ſie zu Büchern machen — das iſt Alles. Zu dem Alten wird einiges Neue kommen; doch wer nach ſo vielen Jahren das Alte nicht vergeſſen, für den behielt es einen Werth, und wer es vergeſſen, dem iſt Alles neu. Ich habe hundert und zwanzig Bogen zu liefern verſprochen. Hundert und zwanzig Bogen! Guter Gott, hat denn Voltaire ſo viel Geiſt? Aber zum Glück iſt in dem Druckvertrage von dem Geiſte meiner Schriften gar nicht die Rede, und ich war ſehr froh, als er unterſchrieben war und unwiderruflich geworden.

Es iſt ſo ſchwer, Beſcheidenheit zu erkünſteln, und mir zumal, dem Kunſtfertigkeit ganz mangelt, würde es nie gelingen. Und doch brauchte ich ſie oder ihren Schein, die Leſer zu begütigen. Möchten ſie meiner Aufrichtigkeit nur Eines glauben. Es iſt nicht meine Schuld, wenn alte Reden ſich zum zweitenmale hören laſſen, es iſt die meiner Freunde, ich habe ihnen lange widerſtanden. Vielleicht verdiene ich keine Achtung für das, was ich geſchrieben, aber für das, was ich nicht geſchrieben, verdiene ich ſie gewiß. Ich war älter als dreißig Jahre, als ich mich an die Wortdrechſelbank geſetzt; ſeitdem ſind zehn Jahre vorübergegangen; ich hätte früher anfangen, fleißiger fortfahren können, ich that es nicht, ich kam ſpät und kehrte ſelten wieder. Hätte ich es anders gemacht, wie die Andern, dann wäre meine

Sammlung voller geworden, und ſie wäre jetzt, gleich einem Wolkenbruche, auf dich armen Leſer herabgefallen. Meine Freunde haben mich oft träge geſcholten, ſie haben mir Unrecht gethan. Ich habe nicht vermeiden können, Manches zu lernen, und über das, was ich wußte, mochte ich nicht reden. Wo ich unwiſſend war, nur da hatte ich Trieb, mich auszuſprechen, da war ich frei. Ich ſuchte immer meinen eigenen Weg, wenn auch vorherſehend, daß ich nur zu bekanntem Ziele würde kommen. Traf ich aber dort mit den Beſſeren zuſammen, machte es mir Freude; es hätte mich nicht gefreut, mit ihnen zu wandern oder mich führen zu laſſen. So habe ich mühſam erfunden, was ich leichter hätte finden können, ſo verlor ich Zeit, und der Leſer gewann ſie. Doch das war es nicht allein, warum ich ſo ſchweigſam lebte. Ich hatte eine Richtung des Geiſtes, eine, und dieſe zu verfolgen, ward mir oft verwehrt. Was jeder Morgen brachte, was jeder Tag beſchien, was jede Nacht bedeckte, dieſes zu beſprechen hatte ich Luſt und Muth, vielleicht auch die Gabe; aber ich durfte nicht. Wie, durfte ich nicht? Ich bin ein Deutſcher, lebe im Vaterlande, in einer Zeit, die Alles darf, und ich durfte nicht? Ich habe es erfahren, ich habe es gelebt, und doch iſt es ſo unglaublich, daß ich oft an meinen Sinnen zweifle. Käme ein treuherziger Mann und ſpräche: Du durfteſt, ermuntere dich, Freund, du haſt geträumt — ich ſtriche mit der Hand über die Stirne und ſagte: wahrhaftig, ich habe geträumt, ich durfte!

Was ich immer geſagt, ich glaubte es. Was ich geſchrieben, wurde mir von meinem Herzen vorgeſagt, ich mußte. Darum, wer meine Schriften liebt, liebt mich ſelbſt. Man würde lachen, wenn man wüßte, wie bewegt ich bin, wenn ich die Feder bewege. Das iſt recht ſchlimm, ich weiß es, denn ich begreiſe, daß ich darum kein Schriftſteller bin. Der wahre Schriftſteller ſoll thun wie ein Künſtler. Seine Gedanken, ſeine Empfindungen, hat er ſie dargeſtellt, muß er ſie freigeben, er darf nicht in ihnen bleiben, er muß ſie ſachlich machen. Ach, die böſe Sachdenklichkeit, es wollte mir nie damit glücken! Ich weiß nicht, ob ich mich darüber betrüben ſoll. Es muß wohl etwas Schönes ſein um die Kunſt. Die Fürſten, die Vornehmen, die Reichen, die Glücklichen, die Ruhigen im Gemüthe lieben ſie. Aber ſie ſind ſo gerecht, die Kunſtkenner, daß mich oft ſchaudert. Nicht was die Kunſt darſtelle, es kümmert ſie nur, wie ſie es darſtelle. Ein Froſch, eine Gurke, eine Hammelskeule, ein Wilhelm Meiſter, ein Chriſtus — das gilt ihnen alle gleich; ja ſie verzeihen einer Mutter Gottes ihre Heiligkeit, wenn ſie nur gut gemalt. So bin ich nicht, ſo war ich nie. Ich habe nur immer Gott geſucht in der Natur, die göttliche Natur in der Kunſt, und wo ich Gott nicht fand, da fand ich Unnatur, und wo ich die göttliche Natur nicht fand, da fand ich elende Stümperei, und ſo habe ich über Geſchichten, Menſchen und Bücher geurtheilt und ſo mag es wohl geſchehen ſein, daß ich manches gute und ſchöne Werk getadelt, nur weil ich den Werkmeiſter ſchlecht und häßlich fand.

Ich ſuchte zu bewegen; der Beweislehrer gab es ſchon genug. Wer zu den Köpfen redet, muß viele Sprachen verſtehen, und man verſteht nur eine gut; wer mit dem Herzen ſpricht, iſt Allen verſtändlich, ſpricht Muſik, in der ſich Jeder vernimmt, ſich, und eine leiſe Antwort hört auf jede leiſe Frage.

Freunde haben es mit Verdruß, Gleichgültige als einen Tadel, auch einige Uebelwollende es mit Schadenfreude ausgeſprochen: ich könnte kein Buch ſchreiben. Aber habe ich denn eins geſchrieben? Und was iſt's! Ein Buch iſt Wein im Faſſe, ein Blatt Wein in der Flaſche — wenn Wein iſt hier und dort; wer trinken will, muß das Faß doch anzapfen; wer leſen will, muß das Buch in Kapitel füllen. Auch habe ich gedacht, für Bücher ſei jetzt die Zeit zu eilig und beſchäftigt — die Welt iſt auf Reiſen.

Geht nun hin, ihr guten einfältigen Blätter, ich wünſche euch Glück, ihr braucht es. Als ihr noch ſtill und beſcheiden auf der Schwelle des Muſentempels ſaßet, zufrieden mit dem kleinſten Almoſen des Beifalls, da waren euch Viele hold, da waret ihr froh und ſorgenlos. Jetzt ſchreitet ihr mit Stolz und Geräuſch durch die Säulenhalle, und man wird euch nach eurer Würde fragen, ehe man euch aufnimmt, und euch empfangen nach eurer Würde. Ich ſage nicht, wie üblich, daß ich jedes Lob mit Dank annehmen, dem Tadel aber mit Verachtung begegnen werde — ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Wahrlich, mir iſt ſehr bange — nicht vor dem Urtheile, aber mir iſt bange, ich möchte empfindlich dagegen werden. Bis heute war ich es nicht. Guter Gott! Wenn mich noch in meinen alten Tagen die Lobſucht der Schriftſteller befiele, und der Krampf der Ehre meine gute, breite Bruſt zuſammenzöge — es wäre ſchrecklich!

Habe ich geſagt, ich wollte nicht mit breiter Würde von meinen Schriften reden? Ach, was ſind die Vorſätze des Menſchen! Ich glaube, daß ich es doch gethan.

Hannover, im November 1828.

[*] Einer von den hundert Philiſtern und Ludimagiſtern — es iſt der fünfzigſte, — welche die Blätter für literariſche Unterhaltung ſchreiben, ſchrieb neulich darin, die Ankündigung meiner Schriften habe ihm nicht gefallen; er habe Anmaßung darin verſteckt gefunden; er begreife nicht, wie ich hundert und zwanzig Bogen ſammeln könne, ſoviel hätte ich ja gar nicht geſchrieben; es wäre zu wünſchen, daß ich das Verletzende in meinen Aeußerungen, zumal ſie oft nur vorübergehenden Erſcheinungen gälten, beſeitigen möchte; übrigens denke er, daß mir ſeine Bemerkungen nicht ſchaden werden; übrigens meine er es gut mit mir; übrigens gehöre er, „Schreiber dieſes," zu meinen Verehrern. Was nun das wieder für eine hanoväterliche Art zu kritiſiren iſt! Spricht man ſo mit den Leuten, wenn man gedruckt redet? Daß dem Herrn Fünfzig meine Ankündigung nicht gefallen, macht mir Ver-

---

[*] Ergänzung aus der Handſchrift des Verfaſſers.

druß; daß er die darin verſteckte Anmaßung geſunden, beweiſt ſein Talent zur Polizei und Diplomatie; wenn Schreiber dieſes beſorgt iſt, ich möchte keine hundert und zwanzig Bogen zuſammenbringen, ſo bitte ich ihn, ſich zu beruhigen — der die Raben ſpeiſt und die Lilien auf dem Felde kleidet, wird auch mich nicht verlaſſen; wenn er hofft, ſein Tadel werde mir nicht ſchaden, ſo hoffe ich das ſelbſt; daß er es gut mit mir meint, freut mich, und daß er ſich zu meinen Verehrern zählt, iſt mir ſehr ſchmeichelhaft — ich wünſchte, er wäre hier auch der Fünfzigſte. Aber was geht Das Alles den Leſer an? Das hätte mir mein Verehrer in einem frankirten Brief ſchreiben ſollen. Der Leſer hält ſich an die Werke eines Schriftſtellers, oder iſt er zu beſcheiden, oder zu unkundig, ſie ſelbſt zu beurtheilen, hält er ſich an die Kritik. Ob aber der Kritiker es gut mit einem Schriftſteller meine oder nicht, ob er ihn verehre oder nicht, das iſt dem Leſer ganz gleichgültig, man kann ein ſehr verehrlicher Menſch ſein und doch ein ſehr langweiliger Schriftſteller dabei. Was aber den Rath des Herrn Fünfzig betrifft, das Verletzende in meinen Schriften, das vorübergehenden Erſcheinungen galt, daraus zu entfernen, darüber muß ich einige Worte ſagen. Ich hätte es auf jeden Fall hier an dieſer Stelle gethan; da mir aber zufällig einer meiner Verehrer auf meinem Wege begegnete, ſo nahm ich ihn aus Freundſchaft mit. Uebrigens, was ich auch wegen meiner alten verletzenden Aeußerungen beſchließen möchte, ſo verſpreche ich dem Herrn Funfzig, daß, ſollte ich je ihn ſelbſt, oder einen der Seinigen, oder eines ſeiner Werke verletzt haben, mir, wenn er ſich mir zu erkennen gibt, dieſe vorübergegangene Erſcheinung ſoll vorübergegangen bleiben, und daß ich ſie nicht zurückrufen werde, ſie zum zweitenmale zu verletzen. Ein Mann, ein Wort!

Wer ſich in Deutſchland mit allen Erſcheinungen herumzanken wollte, der würde ſich ſchon im erſten Vierteljahre zu Tode ärgern. Nein, ſo dumm war ich nie; ich habe beſſere Diät gehalten. Ich ſah nur immer auf den Grund der Erſcheinungen, auf den breiten Grund, der hundert Gattungen und tauſend Arten und Spielarten verſchiedener Früchte trägt. Wäre nun auch eine Erſcheinung vorübergegangen, was änderte das, ſo lange der Grund geblieben? Die Früchte, die ein Baum im vorigen Jahre getragen, trägt er freilich in dieſem Jahre nicht; aber es iſt die nämliche Art, es iſt die alte Wurzel und der alte Stamm, und alte Klagen brauchen darum nicht zurückgenommen zu werden.

Man wird in dieſem und in dem folgenden Theile meiner geſammelten Schriften Aufſätze politiſchen Inhalts finden, bei welchen ich das Jahr bemerkt habe, in welchem ſie geſchrieben worden. Dieſes iſt aber nicht geſchehen, um ihr Alter, ſondern um ihre Jugend zu bezeichnen. Sie ſind noch ganz ſo blank, als wären ſie erſt geſtern aus der Gedankenmünze gekommen. Denn politiſche Wahrheit geht in Deutſchland nicht wie Geld von Hand zu Hand, wird beſchmutzt und vergriffen — nein, ſie liegt ruhig und ſauber im Koffer, ungebraucht, ja unberührt. Schönes Land, wo man alt geboren wird und wo man jung ſtirbt! Mit der Weisheit unſerer Großväter kommen wir auf die Welt, und die Weisheit unſerer Großväter laſſen wir unvermehrt zurück. Wir ſind eiſernes Vieh, das die Vergangenheit der Gegenwart zugezählt, und das die Gegenwart, wie ſie es erhalten, der Zukunft überliefern muß. Unſere Pächter ......

Erzählungen.

Reiſen. Vermiſchte Aufſätze.

I.

Bemerkungen über Sprache und Styl.

Im Jahre 1814, glorreichen Andenkens, war ich, als Herausgeber eines politiſchen Blattes, ſo glücklich, unter der pädagogiſchen Leitung eines großmächtigen Polizeidirectors und Zenſors zu ſtehen. Ich war damals, was ſich von ſelbſt verſteht, jünger als jetzt, ſtand in den Flegeljahren der Schriftſtellerei, war ohne Scheu, freimüthig, ein kleiner Hutten. In dieſer glücklichen Gemüthsſtimmung ließ ich drucken: „die Engländer ſind Spitzbuben.“ Der Herr Polizeidirektor ſtrich ganz gelaſſen dieſen Satz aus der Weltgeſchichte und bemerkte mir freundſchaftlich: ich wäre ein junger Mann, gar nicht ohne Talent, und es wäre recht ſchade, daß ich meinen Geiſt nicht auf etwas Solides legte. Sehr beſchäftigt, wie er war, wartete er nicht erſt meine Erkundigung ab, was er unter Solides verſtehe, ſondern fügte von ſelbſt hinzu: in der deutſchen Sprache wäre noch viel zu thun, und das eigentlich mein Feld, auf dem ich Ruhm und Lohn einernten könnte. Ich erwiderte hierauf: dieſes Feld wäre allerdings ſo angenehm als fruchtbar; aber, meiner Meinung nach, wäre jetzt gar nicht die Zeit, wo ein braver Mann an ſeine Spaziergänge oder ſonſtige Vergnügen denken dürfe. Wenn wir uns mit Unterſuchungen über die deutſche Sprache beſchäftigten, wer denn Europa in Ordnung bringen ſollte? — fragte ich ihn. Ohne von dem Zenſurblatte aufzublicken und mit dem Streichen einzuhalten, antwortete mir der Polizeidirektor: das iſt unſere Sorge; Sie aber ſollen Ihre glückliche Freiheit — Freiheit? Nein, das Wort gebrauchte er nicht. Er ſagte: Sie aber ſollten Ihre glückliche Sorgloſigkeit gehörig benutzen, über unſere Mutterſprache Forſchungen anzuſtellen. Beatus ille qui procul negotiis — ſetzte er mit klaſſiſcher Bildung hinzu. Atque emolumentis? frug ich ſatyriſch. Aber er hörte dieſe Frage nicht, oder wollte ſie nicht hören, und es blieb zweifelhaft, ob das Imp., das er im nämlichen Augenblicke niederſchrieb, die Abbreviatur von Impertinent oder von Imprimatur war.

Indeſſen verſprach ich, den guten Rath zu befolgen, nahm mein radirtes Blatt und empfahl mich.

Seit jener Zeit habe ich oft und ernſtlich über Sprache und Styl nachgedacht, aber was ich ſuchte, habe ich bis jetzt nicht entdeckt. Was heißt Styl? Büffon ſagte: le Style c'est l'homme. Büffon hatte einen ſchönen und glänzenden Styl, und es war alſo ſein Vortheil, dieſen Satz geltend zu machen. Iſt aber der Satz richtig? Kann man ſagen: wie der Styl, ſo der Menſch? Nur allein zu behaupten: wie der Styl, ſo das Buch — wäre falſch, denn es gibt vortreffliche Werke, welche in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Doch die Behauptung: der Menſch iſt wie ſein Buch — iſt noch falſcher, und die Erfahrung ſpricht täglich dagegen. Der Eine dichtet die zarteſten Lieder, und iſt der erſte Grobian von Deutſchland; der Andere macht Luſtſpiele, und iſt ein trübſinniger Menſch; der Dritte iſt ein fröhlicher Knabe, und ſchreibt Nachtgedanken. Machiavelli, der die Freiheit liebte, ſchrieb ſeinen Prinzen ſo, daß er alle rechtſchaffene Pſychologen in Verlegenheit und in ſolche Verwirrung gebracht, daß ſie gar nicht mehr wußten, was ſie ſprachen, und ſie behaupteten, Machiavelli habe eine politiſche Satyre geſchrieben. Was heißt alſo Styl? Wie geſagt, ich weiß es nicht, und ich wünſche ſehr, darüber belehrt zu werden.

Die Schreibart eines Schriftſtellers gehörig zu beurtheilen, muß man die Darſtellung von dem Dargeſtellten, den Ausdruck von dem Gedanken ſondern. Aber dieſes wird zu oft mit einander verwechſelt. Noch ein Anderes wird nicht immer gehörig unterſchieden, nämlich: die Schönheit und das Charakteriſtiſche des Styls. Man kann ſehr ſchön ſchreiben, ohne einen Styl zu haben, und einen Styl haben, ohne ſchön zu ſchreiben. Ja, eine Schreibart von eigenthümlichem Gepräge ſchließt die vollkommene Schönheit aus, wie ein Geſicht mit ausgeſprochenen Zügen ſelten ein ſchönes, und ein Mann von Charakter ſelten ein liebenswürdiger iſt. Nicht im Colorit, in der größern oder kleinern Lebhaftigkeit der Farben, ſondern in der Zeichnung, Stellung und Gruppirung der Gedanken liegt das Eigenthümliche einer Schreibart. Vielleicht hängt der Styl eines Schriftſtellers mehr vom Charakter als vom Geiſte, mehr von ſeiner ſittlichen, als von ſeiner philoſophiſchen oder Kunſtanſchauung des Lebens ab. Cicero ſchreibt vortrefflich, aber er hat keinen Styl, er war ein Mann ohne Charakter. Tacitus hat einen, und Cäſar. Die Franzoſen können keinen Styl haben, weil ihre Sprache einen hat. Wer in

Frankreich ſchreibt, ſchreibt wie die guten franzöſiſchen Schriftſteller, oder ſchreibt ſchlecht. Vergleicht man Rouſſeau mit Voltaire, ſo findet man zwar Beider Styl ſehr von einander verſchieden, doch ſind ſie es nur ſo lange, als ſich Beider Anſichten von einander unterſcheiden. Wo Rouſſeau denkt wie Voltaire, ſchreibt er auch wie er. Die deutſche Sprache hat — der Himmel ſei dafür geprieſen — keinen Styl, ſondern alle mögliche Freiheit, und dennoch gibt es ſo wenige deutſche Schriftſteller, die das ſchöne Recht, jede eigenthümliche Denkart auch auf eigenthümliche Weiſe darzuſtellen, zu ihrem Vortheile benutzen! Die Wenigen unter ihnen, die einen Styl haben, kann man an den Fingern abzählen, und es bleiben noch Finger übrig. Vielleicht iſt Leſſing der Einzige, von dem man beſtimmt behaupten kann: er hat einen Styl.

Eine andere Frage: woher kommt es, daß ſo viele deutſche Schriftſteller ſo ſehr ſchlecht ſchreiben? Vielleicht kommt es daher, weil ſie ſich keine Mühe geben, und ſie geben ſich keine Mühe, weil ſie, als Deutſche treu und ehrlich ſich mehr an die Sache und die Wahrheit haltend, es für eine Art Koketterie anſehen, den Ausdruck ſchöner zu machen, als der Gedanke iſt. Entſpringt die Vernachläſſigung des Styls aus dieſer Quelle, ſo iſt zwar die gute Geſinnung zu loben; doch iſt die Sittlichkeit, von der man ſich dabei leiten läßt, eine falſche. Wie man ſagt: der Gedanke ſchafft den Ausdruck, kann man auch ſagen: der Ausdruck ſchafft den Gedanken. Worte ſind nichtswerthe Muſcheln, in welchen ſich zuweilen Ideen als edle Perlen finden, und man ſoll darum die Muſcheln nicht verſchmähen. Zu neuen Gedanken gelangt man ſelten. Der geiſtreiche Schriftſteller unterſcheidet ſich von dem geiſtarmen nur darin, daß er, mit größerer Empfänglichkeit begabt, ſchon vorhandene Ideen, deren Daſein jener gar nicht merkt, aufzufaſſen und ſich anzueignen vermag; aber neue ſchafft er nicht. Der menſchliche Geiſt müßte eine ungeheure Umwälzung, eine ſolche erfahren, von der wir gar keine Ahnung haben, wenn der Kreis ſeiner Wirkſamkeit ſich bedeutend erweitern ſollte. Die größte bekannte Revolution, welche die Menſchheit erlitten, war das Chriſtenthum, und doch kann man nicht ſagen, daß wir viele neue Ideen gewonnen, welche den Alten fremd geweſen. Freilich erklärt ſich dieſes dadurch, daß auch ſchon vor Chriſtus chriſtliche Weltanſchauung, wenn auch nicht in ſolcher Ausbreitung als jetzt, geherrſcht hat. Kann aber der Schriftſteller keine neuen Ideen ſchaffen, ſo vermag er doch die alten in neue Formen zu bringen, und wie die Lebenskraft in der ganzen

Natur die nämliche, und es nur die Geſtalt iſt, welche in der Weſenkette ein Geſchöpf über das andere ſtellt, ſo wird auch der ewige, ungeborne Gedanke durch einen edlern oder gemeinern Ausdruck edler oder gemeiner dargeſtellt — und der Pflegevater iſt auch ein Vater.

Die ſchlechte Schreibart, die man bei vielen deutſchen Schriftſtellern findet, iſt etwas ſehr Verderbliches. In Büchern iſt der Schaden, den ein vernachläſſigter Styl verurſacht, geringer und verzeihlicher; denn Werke größern Umfangs werden mehr von Solchen geleſen, die eine umſchloſſene oder geſicherte Bildung haben, und der ſittliche und wiſſenſchaftliche Werth dieſer Werke kann ihren Kunſtmangel vergüten. Zeitſchriften aber, aus welchen allein ein großer Theil des Volks ſeine Bildung wenigſtens ſeine Fortbildung ſchöpft, ſchaden ungemein, wenn ſie in einem ſchlechten Style geſchrieben ſind. Die wenigſten deutſchen Zeitſchriften verdienen in Beziehung auf die Sprache gelobt zu werden. Es iſt aber leicht an ihnen zu gewahren, daß die Fehlerhaftigkeit des Styls von ſolcher Art iſt, daß ſie hätte vermieden werden können, wenn deren Herausgeber und Mitarbeiter mit derjenigen Achtſamkeit geſchrieben hätten, die zu befolgen Pflicht iſt, ſobald man vor dreißig Millionen Menſchen ſpricht. Man glaubt gewöhnlich, jedes Kunſttalent müſſe angeboren ſein. Dieſes iſt aber nur in einem beſchränkten Sinne wahr, und gibt es ein Talent, das durch Fleiß ausgebildet werden kann, ſo iſt es das des Styls. Man nehme ſich nur vor, nicht alles gleich niederzuſchreiben, wie es einem in den Kopf gekommen, und nicht alles gleich drucken zu laſſen, wie man es niedergeſchrieben. Eine gute Styl-Uebung für Männer (denn Knaben auf Schulen im Style zu üben, finde ich ſehr lächerlich) iſt das Ueberſetzen, beſonders aus alten Sprachen. Ich meinerſeits pflege mich am Horaz zu üben, und — es kommt hier nicht darauf an, ob mir die Ueberſetzungen mehr oder minder gelungen, aber das habe ich dabei gelernt: daß die Reichthümer der deutſchen Sprache, wie wohl jeder, nicht oben liegen, ſondern daß man darnach graben muß. Denn oft war ich Tage lang in Verzweiflung, wie ich einen lateiniſchen Ausdruck durch einen gleich kräftigen deutſchen wiedergeben könne, ich ließ mich aber nicht abſchrecken und fand ihn endlich doch. So erinnere ich mich, acht Tage vergebens darüber nachgedacht zu haben, wie sub dio moreris zu überſetzen ſei, und erſt am neunten kritiſchen Tage fand ich das richtige Wort. Mehrere deutſche Journaliſten werden es einſt bereuen, daß ſie die gegenwärtige vortheilhafte Zeit nicht zur Verbeſſerung ihres Styls benutzt haben. Die goldene Zeit der römiſchen Literatur begann, als die der Freiheit aufhörte. Natürlich. Wenn man nicht frei herausſprechen darf, iſt man genöthigt, für alte Gedanken neue Ausdrücke zu finden. Die ſchönſten Stellen des Tacitus ſind, wo er von der alten Freiheit ſpricht, weil er dieſes verdeckt thun mußte, da er, zwar unter einem guten Kaiſer, aber doch unter einem Alleinherrſcher lebte. Unſere Zeit auch verſtattet nicht, alles frei herauszuſagen, und durch dieſen Zwang befördert ſie ſehr den guten Styl. Man möchte von Conſtitution, von Spanien, von Italien ſprechen, aber es iſt verboten. Was thut ein erfinderiſcher Kopf? Statt Conſtitution ſagt er „Leibesbeſchaffenheit,“ ſtatt Spanien „Iberien,“ ſtatt Italien „das Land, wo im dunklen Hain die Goldorangen glühen,“ und gebraucht für dieſen und jenen Gedanken dieſen und jenen dichteriſchen Ausdruck, den der gemeine Mann nicht verſteht. Denn darauf kommt jetzt Alles an, daß der gemeine Mann nicht errathe, was wir wollen, ſondern fühle, was wir gewollt. Die deutſchen Journaliſten müſſen ſich aber eilen. Sie ſollen nicht vergeſſen, daß am 20. September 1824, Abends mit dem Glockenſchlage zwölf, die Zenſur in Deutſchland aufhört. Wenn ſie alſo bis dahin ihren Styl nicht verbeſſert, werden ſie mit ihrem ſchlechten Style in die Ewigkeit wandern.

Weil wir gerade in ſo freundſchaftlichen Unterhaltungen begriffen ſind, will ich noch erzählen, wie ich dazu gekommen, den Horaz zu überſetzen. Am 20. März 1815 kehrte Napoleon von der Inſel Elba zurück. Wir deutſchen Zeitungsſchreiber wurden rein toll vor Freude. Nicht etwa aus Liebe für die korſiſche Geißel — bewahre der Himmel! — ſondern weil uns nach langer Dürre endlich wieder erfriſchende Nachrichten zugekommen. Ich ſchrieb hurtig einen ſchönen Artikel in meine Zeitung — nicht für, ſondern gegen Napoleon; denn, es offenherzig zu geſtehen, ich war damals noch eine recht gläubige Seele und ſehr dumm, wenn ich mich ſo ausdrücken darf. Aber der Artikel, der mit vielem Feuer geſchrieben, wurde von oben erwähntem Polizeidirector dennoch geſtrichen. Den andern Tag fragte ich deſſen Secretair, warum es geſchehen, da wir doch Alle mit der Geißel der Menſchheit Krieg führten? Dieſer antwortete mir: „Wind iſt Wind, ob er nach Oſten oder Weſten bläſt — gleichviel. Er ſoll gar nicht blaſen, wir wollen Ruhe haben.“ Alſo, wie geſagt, mein Artikel wurde geſtrichen. Es war zehn Uhr Abends, und es fehlte mir eine halbe Spalte. Was thue ich? Im Polizeizimmer lag unter den Sachen eines Jenaer Studenten, der am nämlichen Tage, weil er ſeine Wirthshauszeche nicht bezahlen konnte, arretirt worden war, ein kleiner Horaz. Ich ſetze mich hin, und überſetze daraus die Ode: Nunc est bibendum, und bringe das naſſe Manuſcript zum Zenſiren in's Nebenzimmer, wo der Polizeidirector ſaß. Dieſer las es, und ſprach: „Charmant! Ich muß Ihnen das Compliment machen, daß Sie die Ode recht gut überſetzt. Horaz — ja das war ein Mann! Welche Sprache, welche Delicateſſe, welches attiſche Salz! (Schade, bemerkte ich, daß auch dieſes Salz ein Regal iſt!) Und welche Philoſophie, welche Sittlichkeit, welche Tugend! Ja Horaz, das nenne ich einen wackern Mann!" ... Als ich Horaz wegen ſeiner Sittlichkeit loben hörte, pochte mir das Herz, ich konnte es nicht länger aushalten, und mußte mir Luft machen. Ich ordnete meine Glieder, ſtreckte feierlich wie ein Geſpenſt meine Rechte aus, und ſprach wie folgt: „Horaz ein wackrer Mann? der? Nun, dann ſeid mir willkommen, ihr Memmen und Schelme! Nicht als ich Sylla morden, als ich Cäſar rauben, als ich Octavius ſtehlen ſah, gab ich die römiſche Freiheit verloren — erſt dann weinte ich um ſie, als ich Horaz geleſen. Er, ein Römer, ihr Götter! und ſeine Kinderaugen haben die Freiheit geſehen — er war der erſte, der ſich am Feuer des göttlichen Genius ſeine Suppe kochte. Was lehrt er? Ein Knecht mit Anmuth ſein. Was ſingt er? Wein, Mädchen und Geduld. Ihr unſterblichen Götter! ein Römer und Geduld. Er vermochte darüber zu ſcherzen, daß er in jener Schlacht bei Philippi, wo Brutus und die Freiheit blieb, ſeinen kleinen Schild „nicht gar löblich“ verloren. Klein war der Schild, Herr Polizeidirector, und doch warf er ihn weg — ſo leicht macht' er ſich zur Flucht! Und der ein wackrer Mann?“ .... Ich ſagte noch mehrere ſolche, theils fürchterliche, theils heidniſche Dinge. Der Polizeidirector entſetzte ſich, trat weit, weit von mir zurück, und ſah mich flehentlich an. Ich ging. Auf der Treppe dachte ich, er iſt doch kein ganzer Türke — er fürchtet die Anſteckung!

Aber das Lob, das offizielle Lob, daß ich Nunc est bibendum gut verdeutſcht, hatte ich weg. Das munterte mich auf, ich übte mich weiter, und ſo habe ich nach und nach faſt den ganzen Horaz überſetzt. Da liegen ſie nun, die armen Oden und Satyren, und ich weiß nicht, was ich damit machen ſoll. Sollte ein unglückſeliger Zeitungsſchreiber Gebrauch davon machen wollen, die Zahnlücken der Zeit damit auszufüllen, ſo ſtehen ſie ihm zu Gebote. Briefe werden poſtfrei erbeten.

II.

Die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens.

(1823.)

Ich erinnere mich mit Entzücken jener akademiſchen Jahre, die ich in Halle gelebt. Zwar iſt die Jugend Jedem ſchön, wo und wie ſie ihm auch vorübergehe; aber akademiſchen Jünglingen iſt ſie es doppelt. Es iſt der nämliche Weg, auf dem ihnen Scherz und Ernſt begegnen, und die ſchmerzliche Wahl zwiſchen Luſt und Mühe iſt ihnen erlaſſen; die Andern aber ſtehen allzufrühe am Scheidewege des Herkules. In Halle herrſchte damals ein friſches, ſeelenvolles, höchſt bewegtes, wiſſenſchaftliches Leben. Göttingen war, was es immer geweſen, was es noch iſt: der Staat des ehrwürdigen altherkömmlichen Wiſſens, ein hochgeachteter Adelſtand, reich an feſten, ſichern, unveräußerlichen Grundbeſitzungen. In Halle aber herrſchte mehr der bürgerliche Gewerbefleiß, die Geldwirthſchaft des Geiſtes, und die Lehre wie das Gelernte ging raſch und froh von Mund zu Mund, von Hand zu Hand. Die weiſe und gütige Sorgfalt der preußiſchen Regierung hatte einen Verein von akademiſchen Lehrern gebildet, die, ohne ſich vom alten Bewährten abzukehren, dem Neuen zugewendet waren. Wolf, deſſen Ruhm nicht größer iſt, als deſſen Verdienſt, und ein lebenskräftiger und lebensfroher Mann, machte uns mit Anakreon und Penelope's übermüthigen Freiern ganz genau bekannt. Schleiermacher lehrte die Theologie, wie ſie Socrates gelehrt hätte, wäre er ein Chriſt geweſen. In ſeinen Vorleſungen über die Ethik betrachtete er das ſittliche, das wiſſenſchaftliche und das bürgerliche Leben des Menſchen. Sein Hörſal vereinigte nicht blos die akademiſche Jugend, ſondern auch Männer von reifern Jahren und aus allen Ständen. Zugleich war er Univerſitäts-Prediger, und ſeine Zuhörer wurden um ſo andächtiger, je bedächtiger ſie wurden; denn Schleiermacher ſchiffte, mit dem Compaſſe des Wiſſens verſehen, auf dem Meere des Glaubens, nach berechneter, ſicherer, zweifelloſer Richtung. Reil war als

Menſch, Lehrer der Arzneikunde und ausübender Arzt gleich bedeutend. Er war von anſehnlicher, Achtung gebietender Geſtalt, und hatte die Augen Friedrichs des Großen. Sah man ihn lehrend unter ſeinen Schülern, die ihn eben ſo ſehr liebten als bewunderten, ſo konnte man ſich leicht in die Akademie von Athen verſetzen, er wußte ſeinen Kranken und deren Angehörigen ein unerſchütterliches Zutrauen einzuflößen, und die Ungeheilten verloren das Leben, aber die Hoffnung nie. Er begann und untermiſchte ſeine Vorleſungen über Terapie und Augenkrankheiten mit Gedichten von Schiller und Göthe, und die köſtlichen Früchte ſeiner Forſchung waren unter Blumen verſteckt. Wer nur den erſten Stunden ſeiner halbjährigen Vorleſungen beigewohnt, hätte glauben können, er höre einen Profeſſor der Moral oder der Aeſthetik. Schon in den reifern Jahren, wo das Wiſſen nur noch in der Breite gewinnt, aber in der Tiefe nicht mehr, und wo die welken Aehren des Geiſtes ihr ſchwaches Haupt zur Erde niederſenken, und dieſes nothwendigen Naturgeſetzes ſich bewußt — äußerte Reil im engen Kreiſe von Freunden und Zöglingen eine kindliche und höchſt liebenswürdige Furcht, er möchte die Jugend des Geiſtes verlieren. Um ſich gegen dieſen Verluſt zu ſchützen, war er immer darauf bedacht, ſich mit ſtrebenden Jünglingen und neuen Büchern zu umgeben. Horkel hatte ſich die Lehren Cüvier's angeeignet und brachte die Wiſſenſchaft der vergleichenden Anatomie und Phyſiologie zu höherer Schätzung. Er machte uns auf eine geiſtreiche Art mit den unmündigen Geſchwiſtern des Menſchen bekannt, und wies die Vollkommenheit der menſchlichen Organiſation an den Unvollkommenheiten der thieriſchen nach. Er war ein ſo höchſt beſcheidener Mann, daß er bis damals noch kein einziges Werk bekannt gemacht, und ein ſo lernbegieriger, daß er oft den Lehrer darüber vergaß und über die Reſultate ſeiner Forſchung die Wege und Berechnungen mitzutheilen verſäumte, über und durch welche er zu dieſen Reſultaten gelangt war. Endlich war es Steffens, der die akademiſche Jugend zur höchſten Begeiſterung trieb. Ein Schüler Werner's, war er als Profeſſor der Mineralogie nach Halle berufen; als Schüler Schellings brachte er die Naturphiloſophie dahin. Später hat man angefangen, über die Naturphiloſophie zu lächeln. Es hätte immer geſchehen mögen, hätte man darüber gelächelt, wie man über ſeine vergangenen Kinderjahre lächelt. Sie haben aber die Naturphiloſophie vergeſſen, wie ſie eigennützig über den ſpendenden Herbſt den Frühling vergeſſen, welcher zugeſagt. Sie denken nicht daran, daß, wenn ſie die Naturphiloſophie entbehren gelernt, dieſe ſelbſt es war, die ihre Entbehrlichkeit gelehrt, und daß ſie Schelling die größte aller Wohlthaten verdanken, die: daß er ſie des längern Bedürfniſſes der Wohlthaten überhob. Die Naturphiloſophie iſt der Schlüſſel zum Himmel wie zur Erde: wer den Schlüſſel für den Schatz genommen und ſtatt Gold Eiſen gefunden — der hat ſich ſelbſt anzuklagen .... Steffens iſt ein Däne, und wenn ich mich nicht irre, war er, als er in Halle ſein Lehramt begann, der deutſchen Sprache, wenigſtens der deutſchen Ausſprache noch nicht ganz mächtig. Dieſes gab ſeinem Vortrage jenes Kindliche und Anmuthige, das an Alcibiades ſo wohl gefiel. Steffens las nie vom Blatte; was er im Augenblicke geſchöpft, reichte er friſch und hell. Seine Rede war ein fortreißender Strom; der Zuhörer dachte, was er mußte, ohne Segel, ohne Steuer, ohne Ruder, und erſt am Ufer fing er zu überlegen an.

Von ſolchen Lehrern angetrieben, ſtrömte der akademiſchen Jugend das Blut raſcher und feuriger durch alle Adern des Geiſtes. Es waren zu jener Zeit zwölfhundert Studenten in Halle, und deren geſelliges Leben war wilder und rauher als es je geweſen. Sitten, Sprache, Kleidung, alles war gigantiſch ungezogen. Sie trugen große Stiefel, die man Kanonen nannte, und Helme, mit rothen, weißen, grünen oder ſchwarzen Federn geſchmückt, je nach der Landsmannſchaft, der ſie ſich angeſchloſſen. So glichen ſie von oben römiſchen Kriegern, und von unten deutſchen Poſtillonen. Brach aber aus dieſer rohen Hülle die wiſſenſchaftliche Begeiſterung hervor, ſo war ſie um ſo rührender. Ich erinnere mich, daß bei einem Schmauſe, wozu die Grazien nicht eingeladen waren, zwei wilde Geſellen über die Schellingſche Naturphiloſophie in Streit geriethen. Sonderbar genug hatten ſie ſich über die Polaritäten verſtändigt, über den Indifferenzpunkt aber ſich entzweit. Der Eine ſagte dem Andern, er habe dumm geſprochen. Das war eine Herausforderung, und zwei Tage ſpäter floß Blut. So vergingen uns drei Jahre — eine lange Schnur von Maimonden. Ach, wie iſt die deutſche akademiſche Jugend ſo glücklich! Verdorren möge die erſte Hand, die dieſes ſchöne Leben beſchmutzt! Da wurde die Schlacht von Jena geſchlagen, die Franzoſen kamen, und die Univerſität wurde aufgehoben. Napoleon fürchtete Europa's Heere nicht, aber den Geiſt fürchtete er — er kannte ihn. Seine Furcht war eines Helden würdig. Doch wolle ſich ja kein Anderer mit dieſer Sympathie brüſten! Napoleon zertrat den Geiſt nicht, weil er ihn als einen Wurm verachtete, er band ihn feſt, weil er ihn als einen Löwen hochhielt; und ſchwer hat er dafür gebüßt, daß er nicht verſtanden, wie viel nöthiger ſei, die Füchſe als die Löwen einzuſperren.

Reil iſt geſtorben; Wolf, Schleiermacher und Horkel lehren in Berlin; Steffens iſt in Breslau. Von dem Letztern hat man ſeit einigen Jahren vernommen — mit Verwunderung werden die Einen, mit Schmerz werden die Andern ſagen — er habe ſich von der Naturphiloſophie „ermüdet abgewendet,“ (das ſind ſeine eigenen Worte,) und ſei ein Gläubiger geworden (ſo ſprachen die Andern). Aber warum Verwunderung, warum Schmerz? Die Erſcheinung iſt nicht neu, und ſie thut auch nicht ſo wehe. Die Irrthümer eines großen Geiſtes ſind belehrender, als die Wahrheiten eines kleinen, und wenn ſie den Weg verfehlen, haben ſie den rechten Weg nur auf eine andere Art gezeigt. Seit zwanzig Jahren haben mehrere geiſtreiche oder ſonſt bedeutende Männer in Deutſchland die gewohnte Lebensbahn verlaſſen, und haben eine neue betreten. Die Einen haben es im Stillen gethan und ſich begnügt, den Tempel ihres Herzens umzuweihen; die Andern mit Geräuſch und ſind zum Katholizismus übergetreten. Es iſt wohl erſprießlich, daß wir uns über ſolche Erſcheinungen zu verſtändigen ſuchen.

Zuvörderſt aber iſt hierbei Eines zu beſeitigen. Man ſchämt ſich faſt, davon zu ſprechen! Iſt aber hiebei Etwas, deſſen man ſich zu ſchämen, ſo fällt es auf Die zurück, deren kindiſche Fehler die kindiſche Zurechtweiſung nöthig machten. Einige jener Männer haben in ihrer Seligkeit auch einen irdiſchen Vortheil gefunden, und da war man — ſoll ich ſagen ſo frech, ſoll ich ſagen ſo wahnſinnig? ich weiß es nicht; der Irrthum kann aus dem Herzen, er kann aus dem Kopfe entſpringen — man war ſo unbedacht zu ſagen, den Vortheil, den ſie bei ihrer Bekehrung gefunden, hätten ſie geſucht. So wunderlich iſt der Menſch, daß er ſich bald zu den Göttern erhebt, und ſich eine Herrlichkeit anmaßt, die ihm nicht gebührt, und ſich bald zum Viehe erniedrigt und ſich einer Verworfenheit beſchuldigt, die außer ſeiner Natur liegt! Nie, niemals noch, hat ein Menſch ſeine Meinung ſeinem Vortheile aufgeopfert. Wo ihr glaubtet, dieſes ſei geſchehen, da iſt es keine wahre, keine Herzens-Meinung geweſen, die ſie hingegeben. Auch der gleichgültigſte Menſch hat eine Meinung, wie er ein Haus hat, in dem er wohnt — er kann nicht in zwei Häuſern zugleich wohnen. Wird ihm das Haus gut bezahlt, er gibt es hin, und war es ihm noch ſo lieb und bequem. Wohnſt du aber nicht in der Meinung, wohnt die Meinung in dir, dann gibſt du ſie nicht um eine Krone weg. Vielleicht war in der Handlung jener Männer etwas Schmerzliches, aber etwas Verdammliches war gewiß nicht darin. Wohl iſt es ſchmerzlich zu ſehen, daß der Geiſt, wenn auch nur in ſeinem Wahnſinne, daß die Tugend, wenn auch nur in ihren Verirrungen, in den Sold der Dummheit und des Laſters tritt! Es iſt eine kränkende Verrechnung. Jene wußten, ſie glaubten etwas; um ihr Wiſſen zu verbreiten, um ihren Glauben auch Andern einzuſtoßen, hielten ſie für recht und klug, ſich mit mächtigen Werkzeugen zu verbinden. Sie verſtanden aber, oder bedachten nicht, daß, wenn der Geiſt ſich zu gemeinſchaftlichen Zwecken mit der Maſchine verbindet, die Maſchine allein den ganzen Vortheil zieht. Der Geiſt iſt gebrechlich, er wird müde, krank, er ſtirbt; aber die Maſchine wird nicht müde, denn die Hände, die ſie in Bewegung ſetzen, wechſeln ab, die verdorbene Maſchine kann ausgebeſſert, die unbrauchbar gewordene durch eine neue erſetzt werden. So hatten ſie keinen Vortheil gefunden, und Dank und Liebe auch nicht. Denn, daß man es nur wiſſe: die Dummheit haßt und fürchtet mehr den Geiſt, ſelbſt wenn er ihr dient, als ſie die andere Dummheit haſſet und fürchtet, die ihr feindlich gegenüber ſteht.

Steffens' neuere Schriften kenne ich nicht, und (daß ich es nur geſtehe) die Naturphiloſophie, von der er ſich ermüdet abgewendet, hat ſich von mir abgewendet; ich habe ſie vergeſſen. Vieles lernt der Deutſche, und vieles vergißt er; der Franzoſe lernt weniger und vergißt nichts. Ihm muntert das geſellige Leben täglich die ſchläfrige Wißbegierde auf, und er lernt, weil zu lehren ſo angenehm iſt. Das Leben aber, das der Deutſche in ſeinem Studierzimmer führt, gleichet einer in Zucker oder Eſſig eingemachten Frucht; oder er verduftet ſeinen Geiſt in Caſſinos und Theaterklatſchereien, iſt eine Blume, wenn er viel iſt, ſättigt nicht und wird nicht ſatt. Doch ob ich Steffens' Schriften auch nicht kenne, das hindert mich nicht zu meinem Zwecke. Steffens wird geſagt haben, was ſeine Glaubensgenoſſen früher geſagt. Seine geiſtige Bekehrung iſt mir nur aus Kritiken ſeiner Werke bekannt geworden, und die Beurtheilung ſeiner neueſten Schrift „von der wahren Religion und der falſchen Theologie," die im Literatur-Blatte abgedruckt ſtand, hat ſie mir in Erinnerung gebracht. Ueber ſolche Erſcheinungen will ich gemeinſchaftlich mit den Leſern eine Belehrung ſuchen, die ich zu bringen weder Andern, noch mir ſelbſt verſpreche.

Der Menſch hat einen Körper, eine irdiſche und eine himmliſche Seele. Der Körper dient der irdiſchen Seele zur Hülle, dieſe der himmliſchen. Sinnlich beginnt der Menſch, dann denkt er, endlich glaubt er. Dieſes iſt der Weg, den Alle zurücklegen, die nach einer vollkommenen Ausbildung ſtreben. Aber nicht Alle, die den Weg zurückgelegt, haben auch das Ziel erreicht; die Reiſe iſt erſt Dem geendigt, der wieder in der Heimath angekommen. Ich bin — mit dieſem Gefühle erwacht das Leben; dann fragſt du: wer bin ich? dann fragſt du; was war ich? was werde ich? Du darfſt aber über die erſte Antwort nicht vergeſſen, was du ohne Frage ſchon gewußt, du darfſt über die zweite Antwort die erſte Frage nicht vergeſſen! Vergebens ſagt man dir, wer du biſt, wenn du nicht mehr fühlſt, daß du biſt; vergebens haſt du gehört, woher du kommſt und wohin du gehſt, wenn du nicht mehr weißt, wer du biſt! Dein Verſtand iſt ſchwankend, wird er nicht auf die Sinne gebaut, dein Glaube iſt dunkel, wenn ihn die Vernunft nicht beleuchtet. Die irdiſche Seele iſt ſelbſtſüchtig, ſie nimmt die Welt in ſich auf; die himmliſche Seele iſt allliebend, ſie löſt ſich in der Welt auf. Wie aber deine Vernunft unvollkommen iſt, faßt ſie nicht die ganze Welt mit allen ihren Erſcheinungen, ſo iſt dein Glaube bedingt, löſteſt du dich nicht ganz mit deinem Geiſte und mit deinen Sinnen in ihm auf. Selbſtzernichtung iſt die Sünde der Tugendhaften. Nichts oder Alles wollen, Nichts oder Alles haben, das iſt ganz Eins; Alexander wollte Diogenes ſein, wenn er nicht Alexander wäre. Du ſagſt: ich denke nicht, ich glaube. Wir wollen deine Schwäche nicht benutzen, die ſich in ihrem eigenen Netze gefangen. Weißt du, daß du nicht denkſt, ſo denkſt du dieſes Wiſſen — doch dies ſei dir überſehen. Aber was machteſt du mit deiner Vernunft? Du haſt ſie zerſtört oder zurückgelaſſen, du haſt alſo nicht Alles, was dein war, dem Glauben hingegeben. Sind deine Gedanken nicht bei Gott, iſt Gott außer deinen Gedanken; ſind deine Sinne außer deinem Geiſte, iſt dein Geiſt ſinnlos. Du ſagſt: ein kindlich Herz iſt Gott wohlgefälliger als eine prunkende Vernunft — du haſt Recht. Nahſt du dich mit voller Hand und vollem Herzen dem Freunde, wird der Freund ganz gewiß deine Hand nicht öffnen, ſondern an dein volles Herz ſich werfen; kommſt du aber mit vollem Herzen und mit leerer Hand, gibſt du, an deiner Freundſchaft zu zweifeln, dem Freunde Grund genug. Da ſagſt: „ich denke nicht, ich glaube, und fühle mich beſeligt in dieſem Gefühle überſchwenglicher Gewißheit.“ Wir wollen ſehen, welche Ruhe es iſt, die du gefunden, und wir fürchten ſehr, es iſt „die Ruhe des Kirchhofs,“ wie ſie Marquis Poſa in Don Carlos nennt. Du wurdeſt von deiner Sinnlichkeit und deiner Vernunft hin und her geworfen; da ſuchteſt du den Schwerpunkt deines Lebens und fandeſt ihn nicht. Du fandeſt ihn nicht, weil du ihn ſuchteſt. Er iſt in dir, er iſt überall, wo du biſt, du magſt dich in den Kreis der Sinne oder in den Kreis der Vernunft hinſtellen. Aber du ſuchteſt ihn im Norden und im Süden, im Oſten und im Weſten, und als du ihn nicht gefunden, haſt du dich verzweiflungsvoll auf des Weltalls ganze Breite hingeworfen. Das Gleichgewicht kannſt du nun nicht mehr verlieren, aber haſt du den Schwerpunkt gefunden? So fällt die Säule um, die der ungeſchickte Baumeiſter nicht aufzurichten wußte; da liegt ſie — und freilich ſie wankt nicht mehr! Weil es dir an Muth oder an Kraft gebrach, im freien Felde des Lebens auszuhalten, haſt du dich in die Feſte des Glaubens zurückgezogen; du haſt nicht geſiegt, du haſt dich nur gegen deine Niederlage geſichert. Weil du lahm biſt, haſt du dich in dein Bett gelegt — biſt du weniger lahm, ſeit du deine Füße nicht mehr gebrauchſt? Dein Geiſt war krank; ihn von ſeinen Schmerzen zu heilen, haſt du ihn getödtet.

Immerhin! genügt dir dieſe Geſundheit; wolle aber Anderer Uebel nicht auf gleiche Weiſe heilen!

Welche Philoſophie iſt die wahre? Welcher Glaube iſt der rechte? Das will ich dir ſagen, Leſer. Die Philoſophie iſt die wahre, die, daß ſie die wahre bleibe, nicht nöthig hat, eine andere Lügen zu ſtrafen. Der Glaube iſt der rechte, der, daß er der rechte bleibe, nicht gezwungen iſt, einen andern irrgläubig zu finden. Ich ſage Dieſes, du ſagſt Jenes, ein Anderer ſagt ein Anderes — wer von uns hat Recht? Der hat Recht, der den beiden Andern nicht Unrecht gibt, und dennoch Recht behält. So lange du einen Irrthum findeſt, in einem Menſchen oder in einem Dinge, wandelſt du im Dunkeln. Lächelſt du über deinen eigenen früheren Wahn, wirſt du ſpäter über deinen jetzigen lächeln; bereueſt du dein eigenes früheres Thun, wird eine Zeit kommen, wo du dein jetziges bereueſt. Du kommſt nicht eher zur Ruhe und zur Klarheit, als bis du den Schwerpunkt in dir gefunden und dir ſelbſt leuchteſt. Ragſt du mit deinem Geiſte noch ſo hoch empor, verſchmähſt aber das Thal zu deinen Füßen und füllſt es aus: dann haſt du mit dem Thale auch dich vernichtet, du haſt dich ſelbſt abgetragen. Warum ſchmähſt du deine ehemaligen Kinderſpiele nicht? Du biſt gewachſen, deine Puppen ſind gewachſen; dort war Ernſt, oder hier iſt Spiel. Du fragſt: was iſt Wahrheit? Frage: was iſt Irrthum? Zeige mir ihn. Irrt die Belladonna, wenn ſie ihren giftigen Saft bereitet? .... Die Erde bebt, die erſchrockenen Menſchen ſtürzen bleich aus ihren Häuſern und höhere Geiſter lachen, wie wir ſelbſt lachen, wenn die geſchüttelte Mücke eilig von der nieſenden Naſe wegfliegt.

Jene Männer, die einen reuevollen Blick auf ihr früheres Leben und Denken zurück geworfen und uns mit ihrer Reue und Buße bekannt gemacht — haben ſie nicht verſtanden, ihr Glück im Vaterlande zu finden, daß ſie hinaus geſchifft nach fremden Welttheilen? Hatten ſie nicht Geiſt, oder nicht Herz, oder nicht Lebenskraft genug? Vielleicht hatten ſie nicht Geiſt genug für ihr Herz, oder nicht Herz genug für ihren Geiſt, oder für Geiſt und Herz nicht Sinne genug. Ihnen fehlte das Gleichmaaß der Kräfte, der Einklang des Lebens, und da haben ſie alle Saiten, die ſie nicht übereinzuſtimmen vermochten, zerriſſen, und nur eine Saite übrig gelaſſen, deren Ton, wie er ihr eigenes Daſein beherrſcht, auch das unſere beherrſchen will. Es gibt eine Schwelgerei des Geiſtes, wie es eine Schwelgerei der Sinne gibt. Daran litten jene Männer; ſie hatten einen Durſt des Wiſſens, der um ſo heftiger ward, je mehr ſie ihn ſtillten. Nun iſt zwar dem Menſchen Erkenntniß genug verſtattet; aber ſein Geiſt hat nur eine Pforte, nur Eines nach dem Andern vermag einzutreten. Aber jene ungeduldigen Wirthe ſind aus ſich ſelbſt geſtürzt, die Schaar der Gäſte vor der Thüre zu empfangen. Da ſind ſie betäubt worden im Gedränge und im Getöſe; da haben die Schlimmen unter ihnen, wie Fauſt, ſich dem Teufel verſchrieben, und die Guten, wie Steffens, einem guten Engel. Aber, ob man ſeine Freiheit wohlfeil oder theuer verkaufe, ob man einem guten oder einem böſen Herrn diene, man hat ſeine Freiheit immer zu wohlfeil verkauft, man dient immer, wem man dient. Dienen aber ſoll man nur Gott, das heißt: Allem, Allen, und ſich ſelber; denn Alles, Alle und wir ſelbſt ſind in Gott, und Gott iſt in Allem, in Allen und in Uns. Gott iſt überall und für Jeden, auch für den, der ihn nicht erkennt. Geläugnet hat ihn noch Keiner, denn der Blinde läugnet das Licht nicht, das er nicht ſieht. Unter Menſchen gibt's Findelkinder, die ihren Vater nicht kennen, Väter, die ihre Kinder verlernet; Gott aber kennt und liebt alle ſeine Kinder, auch die verlorenen.

Auf zweierlei Weiſe zerfällt der Menſch mit ſich, und kommt ſo zur Sünde, ſo zur Buße, ſo zu

Bußpredigten, Unſchuldigen gehalten. Entweder er entzweit ſich in ſich ſelber, und opfert die eine oder die andere Hälfte ſeines Daſeins auf, um fortzubeſtehen; oder die Zeit zerfällt mit ſich, und theilt die Unentſchloſſenen, die nicht wiſſen, ſollen ſie drüben bleiben, ſollen ſie herüberkommen. Sie ſtehen mit dem einen Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Gegenwart, wiſſen nicht, wohin ſie ſich zu wenden, unter ihnen fluthet ſchäumend die Geſchichte, reißt früher oder ſpäter die Ufer ein, auf deren Rande Jene fußen, und ſchwemmt die Zaudernden hinab in das unendliche Meer. Das geſchah in jeder kranken oder bewegten Zeit, das geſchieht in unſerer. Wenn die Erde bebt, ſchwärmen die Menſchen. Dann kommen die klugen Leute — ſo oder ſo klug — und ſagen: das Comité Directeur oder die apoſtoliſche Junta wühle wie ein Maulwurf, im Dunkeln! Es iſt ihr einziger Troſt, zu glauben, daß Alles durch Menſchen geſchähe, die man ſchrecken, köpfen oder beſtechen kann. Auch haben ſie Recht; gibt es einen Gott, ſind ſie verloren.

Ich habe früher geſagt: „du irrſt, ſo lange du einen im Irrthume findeſt,“ und doch habe ich geſagt, daß Steffens mit ſeinen Glaubensgenoſſen irrt! Ich habe es geſagt, ich könnte es zurücknehmen, ehe es einer lieſt, aber ich will nicht betrügen. Der

Geiſt iſt ſtark, das Fleiſch iſt ſchwach. Eines aber entſchuldigt. Der Menſch ſoll Alles dulden — aber auch die Unduldſamkeit? Es iſt ſchwer, ſehr ſchwer; verſuche es Jeder mit ſeiner Kraft. Wem es gelingt, dem wird großer Lohn; denn wer lernt, mit der ſchwerſten Liebe zu lieben, dem fällt die leichtere dann um ſo leichter.

Der Beurtheiler des Werkes „vom wahren Glauben und von der falſchen Theologie“ hat geſagt: das Werk ſei unheilbringend. Das war ein böſes und ein unkluges Wort! Bös — weil es nicht wahr iſt; kein Buch, nur Schweigen iſt unheilbringend. Unklug — weil es nicht klug iſt zu ſagen, was manche Menſchen gar zu gern vernehmen. Der Beurtheiler ſprach von Inquiſition, von Scheiterhaufen und anderem hergebrachten Jammer, wozu Steffens' Lehre führen könne. Die Verderblichkeit einer Lehre — das iſt das alte Ammenlied, womit man alte Kinder in den Schlaf zu lullen ſucht. Als die Inquiſition wüthete, ſchrieb man keine Bücher, ſie zu vertheidigen, und jetzt, da in keinem chriſtlichen Staate mehr politiſcher Deſpotismus herrſcht, erſcheinen täglich Werke, die den Deſpotismus anpreiſen. Es iſt ein gutes Zeichen, wenn ein Schlimmes zergliedert wird; denn entweder es iſt todt, weil man, oder man tödtet es, indem man es zergliedert.

III.

Gedanken über die Rechtmäßigkeit des ſechsten Zinsthalers in Deutſchland.

Eine Novelle.

Ueberhaupt wäre ich ſehr dafür, daß der deutſche Gelehrte ein Spitzbube würde. Ihm fiele es leichter wie jedem andern Stande, denn er brauchte nur nicht länger mehr ehrlich zu ſein. Die Sache iſt von großer Wichtigkeit.

Wie habe ich neulich gelacht! Eine deutſche Akademie hatte beſchloſſen, ihre philoſophiſche Klaſſe aufzuheben, weil das ſchwere Gepäck der Philoſophie ſie am ſchnellen Fortkommen hindere. Ein Staatsmann aber, Mitglied jener Akademie, nahm die Philoſophie in Schutz. Nun, darüber habe ich nicht gelacht, denn ich fand das Eine lobenswerth, das Andere natürlich; ſondern über Folgendes: Ein deutſcher

Gelehrter, der die Sache erfuhr und gedruckt weiter erzählte, fand den Eifer des Staatsmannes ſo ſchön, daß er ſich darüber wunderte. Dieſer Gelehrte iſt kein Träumer, kein Nachtwandler, ſondern ein ſehr heller, ſehr wacher Kopf; er iſt ein guter Rechner, hat ſich oft als tapferer Degen gezeigt — und doch hat er das nicht verſtanden! Aber jener Staatsmann hat es recht gut verſtanden. Er wußte ſehr wohl, daß in Deutſchland die Philoſophie einſchränken, Nichts Anderes heiße, als die Freiheit erweitern, und die Philoſophie erweitern, Nichts Anderes, als die Freiheit einſchränken — und was er wünſche und wie er geſinnt ſei, darüber hat er in ſeinen vielen Schriften viel geſprochen. Seht! da habt ihr Spitzbuberei und Ehrlichkeit.

Noch ein kleines Beiſpiel. Ein Diplomat ſchrieb einem Profeſſor, er möchte ihm einen Hofmeiſter für ſeine Kinder verſchaffen; es müſſe aber ein ordentlicher Menſch ſein und kein liberaler. Der Profeſſor ſchrieb zurück, daß er bedaure, nicht dienen zu können, denn in unſeren Tagen wären alle ordentliche Menſchen liberal. Das war ehrlich und gerade heraus geſprochen. Wäre aber der Profeſſor ein Spitzbube geweſen, wie es ſich gebührt, hätte er einen erzliberalen Jüngling ausgeſucht, ihn dem Diplomaten zugeſchickt, und dieſem dabei gemeldet: beiliegend wäre ein Menſch, wie er beſtellt worden, ein Muſter von jungen Menſchen, ein Vetter des Herrn von Haller in Bern. Dann hätte der geſchmuggelte liberale Jüngling im Stillen den Saamen des Guten ſtreuen können in ſeine adeligen Zöglinge; ja er hätte vielleicht den Alten ſelbſt umgewandelt. Warum denn nicht? Iſt das ſo unmöglich? Iſt ein Diplomat nicht auch ein Menſch?

Was nützt euch eure Gradheit? eure Härte? Könnt ihr etwas damit faſſen, etwas damit feſt halten, euer Glück, Anderer? Macht euch weich an einem Ende und ſchmiegt euch dem Harten an. Biegt euch zum Haken um und hängt euch in die Ringe der Welt; dann zieht ihr ſie fort, und man weiß es, ihr werdet ſie zum Guten ziehen. Wollt ihr böſe Grundſätze bekämpfen, nähert euch ihnen; wie kann man einen Feind beſiegen, von dem man aus Haſſe ſich entfernt hält? Will der Verſtand auf den Unverſtand wirken, muß er unverſtändig ſein an beiden Ecken. In der Mitte ſeid klug. Ein harter Körper ändert keinen flüſſigen; umgekehrt: der flüſſige löſt den harten auf. Werdet flüſſig, Profeſſoren! Seid nicht ſo ſtolz, macht euch klein, ihr großen Geiſter, zertheilt euch, und vermengt euch dann mit den Verhältniſſen dieſes ſandigen Landes. Wie wunderbar! Was in andern Ländern Schutz findet hinter der Unwiſſenheit, findet bei uns den nämlichen Schutz auch hinter der Gelehrſamkeit. Dieſe bildet den Wall, jene den Graben. Füllt die Unwiſſenheit aus, mit dem, was ihr von der Gelehrſamkeit abtragt; thut das und ihr werdet ſehen, wie bald ſie kapituliren. Lernt von den Jeſuiten, die das Regieren gut verſtanden, wie man ſolchem Regieren widerſteht. Sie bildeten die größten Gelehrten und die größten Dummköpfe; einen Mittelſtand des Geiſtes duldeten ſie nicht.

Seht Voltaire; ſeht Rouſſeau! der eine war, was ich ein Spitzbube nenne, und ward geliebt und geehrt von Allen; der andere war ein edler Mann und wurde für einen Schurken gehalten und ſein ganzes Leben verhöhnt und verfolgt. Wo entſprang dieſe Verkehrtheit? Gegen das Böſe ſtritten, das Gute wollten beide Männer; aber Voltaire haßte die Schlechtigkeit, Rouſſeau die Schlechten. Voltaire nahm die Welt wie ſie da iſt, ſuchte ihre Krankheiten zu heilen, unheibare Gebrechen berührte er nicht; Rouſſeau wollte die alte Welt verjüngen und glaubte kindiſch ihr die Unſchuld wieder zu geben, wenn er ihr die Kindermilch wieder gab. Darum hat Rouſſeau nicht gewirkt auf ſeine Zeit, wie Viele glauben in ihrer Täuſchung; er dachte und fühlte, wie die Zeit nach ihm, er ging vor ihr her, aber dieſe wäre auch ohne ihn den Weg gegangen. Doch Voltaire hat gewirkt auf ſeine Zeit, und ohne ihn wäre erſt ein ſpäteres Jahrhundert geworden was das frühere, oder ein Anderer wäre Voltaire geworden. Rouſſeau führte das Schwert — ein Arm, ſo tapfer er auch ſei, wie wenig vermag er! Voltaire verſtand es, Andere zu bewaffnen und er ward nicht müde. Der Blitz eines Jahrhunderts, erhellte er die lange Nacht hinter und den ungewiſſen Morgenſchein vor ſich. Er liebkoſ'te die goldnen Gewitterableiter, ließ ſich folgſam von ihnen leiten und ſchlug zwiſchen Menſchenwohnungen ein. Sie wollten es ja nicht anders! Rouſſeau, ein freier Blitz, ſchlug im Freien ein, wirkungslos. Voltaire ſchmeichelte den Großen — glaubt ihr, daß er ſie liebte? Er ſchmeichelte ihnen, wie man wilden Thieren ſchmeichelt, ſie zahm zu machen. Er gewann die Vornehmen und die Weiber, indem er ihnen den kindiſchen Mund mit Zuckerwerk füllte, er ſprach, ſie hörten. Rouſſeau gab ihnen bittere Wahrheit und ſie wandten ſich von ihm. Voltaire verfolgte die Jeſuiten mit Haß und Leidenſchaft, und er nahm einen Jeſuiten unter ſein Dach, an ſeinen Tiſch. Das hatte unſer Voß nimmer gethan! Der Jeſuit hieß Adam, und Voltaire ſtellte ihn jedem Beſuchenden mit den Worten vor: le père Adam, mais il n'est pas le premier homme du monde. Der Jeſuit ſtellte ſich dumm und verſtand den Spott nicht, ſpielte Schach mit Voltaire, der es ſchlecht ſpielte, und ließ ihn immer gewinnen. Der Jeſuit war Jeſuit, und Voltaire war Voltaire. Da habt ihr Spitzbüberei genug, greift nur zu.

Vereinigt die Wiſſenſchaft, die Kunſt, das Leben. Getrennt werden ſie beherrſcht und nicht von euch; getrennt iſt die Wiſſenſchaft blaß, die Kunſt mager und das Leben kränklich. Wollt ihr ewig kochen, ſoll der Tiſch nie gedeckt werden? Wollt ihr nicht auch euer achtzehntes Jahrhundert haben, wie es die franzöſiſchen Gelehrten hatten? Waren d'Alembert, Düclos, Raynal, Condorcet, Mably nicht gründlich, darum, weil ſie die Gläſer aus Flaſchen füllten, nicht aus Brunnen? Waren ſie nicht Gold, weil ſie glänzten, und nicht alles Gold iſt, was glänzt? Könnt ihr nicht geiſtreich ſein, weil ihr tiefſinnig ſeid? Morgens verſteht euch kein Engel und Abends mag euch kein Teufel anhören. Heißt das der Wiſſenſchaft dienen, ſie ungefällig machen? Fällt euch das Denken ſo ſchwer, daß ihr euch davon erholen müßt, ſo denkt nicht! Das Leben iſt Arbeit dem geſunden Geiſte, die Wiſſenſchaft ihm Ruhe. Ihr kehrt es um. Sokrates erholte ſich nicht von der Philoſophie bei Aspaſia;

von Aspaſia erholte er ſich bei der Philoſophie. O Hofräthe, werdet anmuthig!

Sucht nicht länger die Quadratur des Zirkels, ſucht die Kreiſelung des Quadrats; ſeid nicht viereckig, liegt nicht ſo feſt auf, kugelt durch das Leben und macht es glatt; was ihr für das Leben thut, thut es für euch wieder. Woher kam es, daß unſere großen Dichter, und nur unſere, immer aus ſo großen Bechern tranken? Woher, daß ſich Mancher in das Grab getrunken? Sie mußten. Sie wußten nicht wie andere die Leere ihres Herzens auszufüllen. Ihre holde Phantaſie, wenn ſie ermüdet war, fand in dieſem ſandigen Lande keinen grünen Hügel, ſich auszuruhen, und ſie mußte ſich entkörpern, um nicht herabzufallen in die Wüſte. Ach! ich könnte weinen, wenn ich daran denke, wie Jean Paul fünfzig Jahre in ſeinem Phöbuswagen über das ſchlechte Pflaſter und die Miſthaufen kleiner Städte holperte, wie an jedem Abende, wenn die Sonne ſeines Geiſtes niederſank, ſie, ſtatt in die friſche Fluth zu tauchen, nur umſchattet wurde vom Pfeifenqualm der Caſinos, und wie nur Philiſter ſeine Nachtigallen waren! Nie kam er zu jener reinen Höhe der Geſelligkeit hinauf, wo man die ſchweren Sorgen, den Dunſt und das Gepolter der armen niedern Stände nicht mehr findet. Wer hat das verſchuldet? Ihr, eure

Gelehrſamkeit. Stolz und unzugänglich den Freudeſuchenden, habt ihr die Welt der Genießenden ſtolz und unzugänglich gemacht. Sie verſchmähet euch, wie ihr ſie verſchmäht. Die wahre Philoſophie erhebt das Handwerk zur Kunſt — das Handwerk im Leben und im Verrichten — und die Kunſt zu ſich. Aber das vermag eure nicht, eure macht nur das Blut dick. Unter vielen Pariſer Gelehrten fand ich nur einen, der hypochondriſch war, und dieſer eine beſchäftigte ſich mit deutſcher Philoſophie. Er war der edelſte, gutmüthigſte, eingezogenſte, furchtſamſte Menſch von der Welt. Einmal reiſte er in Deutſchland — ich muß lachen, wenn ich daran denke — und da wurde er als Demagog gefangen genommen, während ſo vielen Demagogen, die früher aus Frankreich zu uns gekommen, nie etwas geſchah. Seht ihr? Eure Philoſophie führt zur Hypochondrie, dieſe zur Demagogie, dieſe zur Pendanterie — freilich Anderer — und dieſe führt auf die Feſtung. Aergert euch nicht, und geſteht, daß ich Recht habe.

Voltaire bot ein Jahrhundert des Nachruhms für einen guten Magen. Ihr könnt ihn wohlfeiler kaufen, verſäumt es nicht. Verliebt euch etwas, das macht munter. Gewinnt die Weiber; der Einſatz iſt nicht groß. Rührt euch! Geht in die geheime Polizei, nichts macht geſchmeidiger, als das. Doch wohlverſtanden, daß ihr ſie betrügt. Geſchähe auch, daß euch die Sache Ernſt würde und euch der Teufel holte — was liegt daran, wenn einige Gelehrte in die Hölle kommen. Man kann ein großer Philoſoph ſein, und doch ein Spion, und doch verdammt. Doch nein, geht nicht in die geheime Polizei, nehmt den kürzern Weg, geht lieber gleich unter die Jeſuiten: jene bemüht ſich doch nur für dieſe.

Ihr ſeid nicht ſcharf genug, ihr gleicht den Lichtſcheeren in deutſchen Gaſthöfen, die, wenn dort auch ſonſt Alles gut iſt, nie recht ſchneiden. Gebt eurer Feder Federkraft; ſchnellt empor: doch ſeid artig und nett dabei. Leſet fleißig das Leipziger Modejournal und richtet euch darnach. Ein deutſcher Gelehrter, wie er ſein ſoll, trägt ein feines ſchwarzes Kleid, die allerfeinſte Wäſche, eine diamantne Hemdnadel, eine weiße Unterweſte, und einen großen Siegelring an der Hand. Um ſeinen geſunden Magen tändelt eine Lorgnette. An ſeiner Uhrkette hängen hundert artige Kleinodien und Reliquien: der erſte Zahn der Sontag, der letzte der Mara, eine Haarnadel der Neumann, eine Pille aus dem Krankenzimmer der Schechner — Alles in Gold gefaßt — ein Cryſtallfläſchchen voll Diplomatenthränen und andere ſolche artige Sachen. Iſt der Gelehrte alt, ſo daß er nicht mehr gehen kann, reitet er, zeigt ſich immer in Sporen, trägt eine blonde Perrücke, läßt ſich ſeine Hefte von einem Bedienten auf das Katheder bringen, riecht ſehr gut — kurz iſt ein Narr. Auf der Reiſe iſt der Gelehrte ſplendid, verzehrt viel, befiehlt ſtark, und gibt ſtarke Trinkgelder. Bei Tiſche ſteht eine Flaſche mit langem Stöpſel vor ihm; beim Deſert ſchenkt er ſeinen Nachbarn Champagner ein und redet dumm vom Theater. Abends nach dem Eſſen lächelt er und hat Geheimniſſe mit dem Lohnbedienten. Wenn er anfährt, ſpringen zwölf Kellner heraus: ſie hören ſchon am Knallen des Poſtillons, daß ein deutſcher Gelehrter kommt ..... Macht Wind!

Wollt ihr die Großen für eure Grundſätze gewinnen, macht ſie glauben, ſie wären ſchon gewonnen. Sagt ihnen lächelnd in's Ohr: ihr wüßtet recht gut, daß Excellenz geſinnt ſei, wie ihr, nur daß deren Stellung und Gehalt ihr nicht erlaube, ſich in ihrer wahren Geſtalt zu zeigen. Nichts iſt ſchmeichelnder, als das Zutrauen, daß man ein ſtarkes Herz habe und zugleich die Macht es zu bändigen; man ſei ein Vulkan mit Schnee bedeckt. Was ihr aus Tugend thut, ſcheint es aus Eigennutz zu thun und man wird eurer Klugheit euren Edelſinn verzeihen. Lobt den Guten, tadelt das Schlechte. Seid demüthig in euren Worten und ſtolz in euren Handlungen. Sprecht nicht immer, wie ihr ſchreibt. Die Schrift iſt ſtreng, feierlich für die Welt; das Wort iſt mild, alltäglich für das Haus. Die Uebel der Menſchheit muß man heilen, unerbittlich, wenn es auch ſchmerzt; die Schwächen der Menſchen muß man mit Nachſicht behandeln, ſie beſprechen und ſtreicheln.

Verſchwiſtert die Wiſſenſchaften zu ſolcher Einigung, daß keine mehr weiß, was ſie beigetragen, daß Alles jeder gehört, und Jedes allen. Wollt ihr wirken durch eure Vorträge, redet nie, wenn man ſich hingeſetzt euch anzuhören, und ſagt nie, was man erwartet. Kein Eſſen ſchmeckt beſſer, als das zur ungewöhnlichen Zeit: der Magen iſt froh, von dem Zwange der Etiquette erlöſt zu ſein. Sprecht von allen Dingen da, wo ſie nicht hingehören: in der Religion von den Jeſuiten, in der Moral von der Politik, in der Anthropologie von Don Michel. Bei dem deutſchen Prozeſſe erklärt die Schraube ohne Ende; bei der Ophthalmie verhandelt die Cenſur; lehrt bei der Polizeiwiſſenſchaft die Hypochondrie, in der Toxicologie redet von der geheimen Polizei und beim Wechſelfieber vom hohen deutſchen Adel. Seht! ich bin kein trockner, heuchleriſcher Sittenlehrer, der die Lehren nicht befolgt, die er Andern gibt, ich begleite meine Moral mit Beiſpielen aus meinen eignen Handlungen. Hätte ich angekündigt, daß ich von der Spitzbüberei wollte ſprechen, wären die ehrlichen deutſchen Gelehrten davon gelaufen, um ſich von meinen gefährlichen Lehren zu entfernen, und die Leute von Welt hätten mich ſtehen laſſen, um ſich bei alten, ihnen längſt bekannten Geſchichten nicht zu langweilen. Ich habe aber die Einen gelockt durch den ſchönen ſechſten Zinsthaler, die Andern durch eine artige Novelle, und ſie ſind gekommen, und jetzt werden ſie gewiß aus Höflichkeit mich bis zu Ende anhören.

Ihr ſcheltet die Reichen, die im Ueberfluſſe ſchwelgen, und ſeid von einem darbenden Bettlervolke umringt! Ihr redet ſo ſchön und geberdenvoll gegen die im Feuer der Ueppigkeit geſtählten Herzen! Seid ihr denn beſſer? Ihr wißt Alles und euch umſtehen Menſchen, die nichts wiſſen; ihr ſeid ſo gelehrt und euch umgibt ein geiſtarmes Volk. Schämt euch! Iſt es nicht eine Schande, daß es nahe um Göttingen, Jena und Heidelberg ſo viele Menſchen gibt, die nicht leſen und ſchreiben können, daß es im Weichbilde der Hofräthe Dummköpfe gibt? Iſt es nicht eine Schande, daß der Landmann in ſeinen Feierſtunden keine geſunde und angenehme Geiſtesnahrung findet, und er in Branntwein die läſtige Zeit ertränken muß? Befördert den wechſelſeitigen Unterricht, ſchreibt angenehme und nützliche Sonntagsbücher für Bürger und Bauern. Befördert die

Dampfſchiffe, die Dampfkutſchen, die Dampfmaſchinen aller Art. Hört ihr's? das iſt die Hauptſache, davon hängt das Heil der Welt ab. Dadurch zernichtet ihr den Pöbel, der, ſeit die Geſchichte ſpricht, zu jeder plumpen Gewaltthätigkeit Grund, Vorwand und Werkzeug war.

Ich hätte noch gar Vieles mit euch zu ſprechen; aber — doch ſtill — ſtill — ich habe einen Gedanken — o, er iſt himmliſch — das Herz lacht mir in der Bruſt, wenn ich an meinen Gedanken denke. Ueberall begegnen ſich die ſchönen Geiſter, nur in Deutſchland nicht! Wir wollen uns auch begegnen, wir wollen zuſammenkommen, wir wollen uns kennen lernen, uns freuen, uns umarmen, küſſen, die Hände reichen. Ach! wir kennen uns ja gar nicht. Obſcurus Knopfdiſtel, wer biſt du? Ach wie ſehnt ſich mein Herz nach dir! Die franzöſiſchen Gelehrten laden wir auch ein: Etienne, Jouy, Conſtant, Villemain, Thiers, Couſin — den nehmen wir in die Mitte — Guizot, Scribe, Mignet, Delavigne, Remüſat — lauter artige Leute. Sie werden uns auslachen, aber was thut's? Aller Anfang iſt ſchwer. Will die Contemporaine aus Paris mitkommen — deſto beſſer, dann gibt es kleine Zeitgenoſſen. Wir wollen zuſammenkommen, wie die Naturforſcher, jedes Jahr an einem andern Orte.

Wir ziehen von Norden nach Süden, wir fangen die Sache geographiſch und mit Verſtand an; mit Wien hören wir auf. Kommt, kommt, Philoſophen, Hiſtoriker, Politiker, Novelliſten, Humoriſten, Aeſthetiker, Journaliſten, Kritiker! Wir leſen uns unſere Werke vor, die ungedruckten und die unbekannten, — Novellen und humoriſtiſche Aufſätze, Buntes aus dem Leben, Ueberſetzungen aus dem Franzöſiſchen, Tragödien, Comödien, Poſſen, dramatiſche Gedichte, Theaterkritiken. Jeder berichtet von dem Schauſpiele ſeines Wohnorts und von den Leiſtungen der dortigen Künſtler, ſeit dem Sturze Robespierre's. Wir ſind unſerer Viele, wir können unmöglich fertig werden, aber das ſchadet nicht; Jeder fängt nur ſeinen Artikel an, die Fortſetzung folgt im nächſten Jahre. Kommt, kommt! Wir eſſen, trinken, ſcherzen. Nach Tiſche prügeln wir alle Rezenſenten durch, mit Ausnahme derjenigen, die uns gelobt — das ſind dumme Menſchen und ſie ſind doch nicht zu beſſern — wir prügeln und belehren nur die Andern. Gibt es etwas Himmliſcheres? Um Reiſegeld brauchen wir nicht beſorgt zu ſein, wir reiſen ja, wir können unſere Reiſen beſchreiben. Wehe den Buchhändlern! wie werden ſie die tauſend Colliſionen vermeiden? Wir ſind unſerer tauſend und beſchreiben Jeder dieſelbe Reiſe. Es iſt eine Erquickung! In den nächſten

Hundstagen fangen wir an, und zwar mit Hannover. Dort iſt der Geiſt, der Witz, der gute Humor zu Hauſe. Dort werden wir auf den Schultern getragen, man wird uns Blumen ſtreuen. Im geräumigen Marſtalle wird uns der Tiſch gedeckt. Aber es kann uns auch das Leben koſten. Der Adel füttert uns todt, er erdrückt uns mit ſeinen Liebkoſungen. Doch ſüß iſt der Tod, den die Liebe gibt. Laßt uns Hannover ſehen und dann ſterben — Vedere Annovera e poi morire.

Seid Spitzbuben und befördert die Dampfmaſchinen, dann braucht ihr es nicht länger zu ſein. Aber was hilft's! Ich habe in den Wind geſprochen. Sie werden ſagen: ein humoriſtiſcher Aufſatz. Mit dieſen Menſchen iſt gar nichts anzufangen.

IV.

Die Göttinger Unruhen.

(1818.)

Der Deutſche, wie die Natur, ſchätzt wenig die Arten; nur die Gattungen der Dinge ſind ihm heilig. Das Fortpflanzen, nicht das Fortgepflanzte, dünkt ihm bedeutend. Mag das Einzelne untergehen, wenn nur die Familie fortdauert. Wie Geizige Schätze ſammeln, ohne ſie zu gebrauchen, ſo häufen die Deutſchen Grundſätze auf, ohne ſie anzuwenden. Wie Stände einzurichten, wie Preßgeſetze abzufaſſen, wie ein deutſcher Bundestag anzuordnen ſei, das mögen ſie Jahrhunderte lang mit ewig jungem Eifer beſprechen, aber ob das badiſche Ständeweſen tauglich, wie die Preßfreiheit eines beſtimmten Staates beſchaffen ſei, was die Bundesverſammlung zu Frankfurt thue oder unterlaſſe, dieſem nachzuforſchen ermüden ſie gar bald. So ſind die Ereigniſſe zu Göttingen genug verbreitet, genug bedacht, genug beſprochen worden. Jetzt darf man den ſchönſten und gelehrteſten Abhandlungen über die akademiſche Freiheit, deren Urſprung aus dem Mittelalter, über die Erſprießlichkeit ihrer Fortdauer oder Einſchränkung mit Gewißheit entgegenſehen. Die vaterländiſchen Grübler werden dabei bis zu den Anfangsgründen der Staatskunſt hinaufſteigen, aber Göttingen darüber vergeſſen, und darüber zu fordern verſäumen, daß die ausgewanderten Studirenden zurückgerufen, daß die Ungerechtigkeit ſo wieder gut gemacht, daß die Urheber der Uebelthat beſtraft und die durch franzöſiſch weſtphäliſchen Witz nur gelenker gemachte ſteife Herrſchbegierde der hannövriſchen hochadligen Beamtenſchaar von der öffentlichen Meinung gezüchtigt werde. Sollen die ſechszehnendigen Hirſche, nachdem ſie lange ſich furchtſam im Dickicht verborgen gehalten, die junge grüne Saat des deutſchen Volkes von Neuem zertreten dürfen? Nimmermehr.

Was haben die Göttinger Studirenden begangen, was, wenn ſie auch wirklich gefehlt, Tadelnswürdigeres, als was ſchon hundertmal geſchehen? Oder haben die vorſichtigen Polizeiwächter die Erneuerung des Wartburgfeſtes gefürchtet und frühzeitig das Hochgefühl freiheitsbegeiſterter Jünglinge zu demüthigen geſucht, damit es bis zum Oktober nicht aufkommen könne? Oder ſollten geduldige Deutſche als Heloten zur Schau geſtellt werden, daß das Gefühl der Unabhängigkeit ſtolzer Britten daran erſtarke? Iſt es nicht derſelbe König, der in Hannover und in England regiert? Nun komme nur noch eine ſo weichherzige Spießbürgerſeele, die gerührt wird, wenn ein hohes Haupt ihr freundlich zunickt, oder ein erbärmlicher Schmeichler, oder ein morſcher Selbſtling, deſſen Geiſt nicht über den Augenblick hinausragt, und frage: wozu Verfaſſungen? Sind unſere Fürſten nicht herrlich, iſt ihr Wille nicht gut? Wohl ſind ſie es, wohl iſt er es, aber was eine Conſtitution vermag, und wie ihr Mangel auch durch keinen Sokrates auf dem Throne erſetzt werden könne, das mag euch das hier beſprochene Ereigniß lehren. Hat der Prinz Regent eine andere Seele, ein ſchlimmeres Gemüth für Göttingen als für London? Dort wurde bei Eröffnung des vorletzten Parlaments nach ſeinem Leben gezielt, und er hatte nicht gewagt, die Gewalt zu gebrauchen gegen ſeine eignen Unterthanen, die er hier gegen ſchuldloſe Jünglinge anderer Staaten ausüben ließ.

Noch wenige Tage und kein deutſches Blatt ſpricht mehr von dieſer Sache. Aber bleibt es gewärtig, die geheimnißvolle Kette, der europäiſche

Adelsbund, wird den Gegenſtand nach Aachen ziehen und ihn dort mit hoher Wichtigkeit zur Sprache bringen. Man wird den Uebermuth deutſcher Jugend zu zügeln unternehmen, man wird die akademiſche Freiheit zu zernichten ſuchen, und — Dank der waltenden Vorſehung — es wird ihnen gelingen. Gelingen? und darüber Freude? Ja. Es falle euch bei, daß die Hochſchüler in England ein dumpfes, trauriges Leben zwiſchen Mauern eingeſchloſſen führen, und daß die Studenten in Salamanca die allerloſeſten Vögel ſind. Die Freiheit der deutſchen Akademiker hat das Kraftgefühl des ganzen Lebens verzehrt; die wildeſten Burſche waren die zahmſten Spießbürger geworden. Sind die Ueberſchlauen am Steuerruder toll und verblendet genug, die deutſche wiſſenſchaftliche Jugend unter das Joch bürgerlicher Polizeigeſetze zu beugen, zwingt man ſie, die verlorne Freiheit in ihren Männerjahren nachzuholen, und die Kraft, die ſie in zweckloſer Luſt und beſinnungsloſem Toben vergeudet, in ernſte Thaten zu verbrauchen, dann — dann iſt ſie geſprengt die Kette.

V.

Einige Worte
über die angekündigten
Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik,
herausgegeben
von
der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin.
(1826.)

Was dieſe meine Blätter enthalten werden, das weiß der allwiſſende Gott jetzt ſchon; ich aber weiß es noch nicht. Nur ſo viel ſehe ich in die Ferne, daß, was ich auch ſagen dürfte, der Leſer ſich doch immer meine Angſt, und die Wichtigkeit nicht wird erklären können, die ich auf die Ankündigung jener Berliner Jahrbücher gelegt habe, und daß er fragen wird: hat der Verfaſſer dieſer Blätter vielleicht mehr gedacht als geſagt, und welche Abſicht hatte er, als er ſie geſchrieben? Um dieſe zu erfahren, darum ſchreibe ich ſie eben; der Leſer ſoll mir ſagen, was ich gewollt. Ich habe die Feder ohne Ueberlegung in die Hand genommen, nicht ein klarer Gedanke, ein dunkles Gefühl hat mich angetrieben. O ich bitte, zürne und ſpotte Keiner hierüber! Sage mir Leſer, wenn Dir träumte: Dein Freund ſei in Gefahr und jammere nach Deiner Hülfe, würdeſt Du nicht aufſpringen von dem weichen und warmen Bette und zum Beiſtande des Freundes eilen? Und wenn unter tauſend Traumgeſtalten, die gelogen, auch je nur einmal ein warnender Gott erſchienen — würdeſt Du kalt die tauſend Täuſchungen berechnen, und eitel die kleine Gefahr, verlacht zu werden, mit der des Freundes meſſen? Nein, das thäteſt Du gewiß nicht. Nun wohl, ich hatte einen ſolchen Traum. Geträumt nur? Nein, es war mehr. In dem Buche eines Arztes habe ich geleſen, es gäbe Menſchen mit ſo reizbaren Nerven, daß ſie eine Wolke am heitern Himmel, die ſie nicht ſehen, fühlen könnten. So reizbarer Art bin ich auch. Es ſteht eine Wolke am reinen Himmel der deutſchen Wiſſenſchaft; ich ſehe ſie nicht, aber ich empfinde ſie. Den Vorwurf, daß ich kränklich ſei, will ich gern ertragen, hört man nur auf das, was ich ſage.

Deutſche Rezenſionen laſſen ſich in der Kürze mit Nichts treffender vergleichen, als mit dem Löſchpapier, auf dem ſie gedruckt ſind. Ach, man kennt ja dieſes Löſchpapier und das, was darauf ſteht! Es löſcht den Durſt nicht, es iſt ſelbſt durſtig. Und doch rühmen ſich die Deutſchen, die beſten Kritiker zu ſein! Sie ſind es auch, nur daß ſie nicht wiſſen, ſich als ſolche geltend zu machen, wie ſie überhaupt nicht verſtehen, zu zeigen was ſie haben, und zu ſcheinen was ſie ſind. Die Natur hat die Deutſchen zum Denken und nicht zum Schreiben beſtimmt, und blieben ſie ihrer Beſtimmung treu, würden ſie ihre Gedanken roh ausführen und ſie von Franzoſen und Engländern verarbeiten laſſen. Wenn in Frankreich Bettlergedanken ſich immer ſchön und ſauber kleiden und darum Zutritt in guter Geſellſchaft finden, hüllen ſich die reichſten deutſchen Geiſter in Lumpen ein, finden alle Thüren verſchloſſen und werden von jedem unverſchämten Hofhunde angebellt. Der Deutſche kann kein Buch machen. Ein gutes Buch, ein Buch, wie es ſein ſoll, muß des Titelblattes entbehren können. Nun verſuche man es mit einem deutſchen Werke, ob man ohne das Titelblatt ſeinen Inhalt und ſeine Beſtimmung errathen kann. Es ſind Baumaterialien, die beſten oft, Marmorblöcke, Säulen, Acajouholz, Teppiche, Cryſtallſpiegel, ſchöne Gemälde, aber es iſt kein fertiges Haus. Und iſt ja ein Haus daraus geworden, und es iſt wohnlich und bequem, ſo hat man die Außenſeite vernachläſſigt, und kein Vorübergehender wird gelockt, hineinzugehen und das Haus zu ſehen und zu kaufen. Vornehme Berliner Gelehrte ruhen hinter Lehmwänden auf ſeidenen Polſtern, während Pariſer Lumpengeſindel durch hohe Marmorportale zu ſeinem Strohlager trippelt. So ſchlimm iſt es mit Büchern; mit Zeitſchriften, alſo auch mit kritiſchen iſt es noch ſchlimmer. Es gibt kein kritiſches Blatt in Deutſchland, das verdiente, ſein eigner Gegenſtand zu werden. Woher das Uebel? Der deutſche Gelehrte betrachtet ſich als einen Staatsbeamten. Seine Bücher ſind ihm Akten, ſeine Studirſtube iſt ihm eine Kanzlei, ſeine Wiſſenſchaft ein Geheimniß. Er hat es geſchworen, den Verſtand zu Hauſe zu laſſen, ſo oft er ausgeht, nämlich, ſo oft er ſchreibt für die Menge. Treibt ihn nun ja einmal Noth oder Laune an, für das Volk mit Verſtand zu ſchreiben, macht er es eben, wie jene Beamte, welchen er gleicht. Dieſe haben über dem Gebrauch der Macht den der Rede verlernt, und kommt einmal eine Zeit, wo Drohung nichts wirkt, wo nur Ueberredung wirken könnte, ſtehen ſie unbehülflich da, grinſen, wenn ſie bitten, ſind ohne Grazie, wenn ſie ſchmeicheln, und lächerlich, wenn ſie rühren wollen. Die deutſche gelehrte Welt iſt ein Freiſtaat und ſie wird auch einer bleiben, allen Triumviraten zum Trotze. Da aber in einem Freiſtaate weder monarchiſcher noch ariſtokratiſcher Einfluß geſtattet iſt, ſo bleibt denen, welchen die Natur ſelbſt den Herrſcherſtab in die Hand gegeben, nichts Anderes übrig, ihre Rechte geltend zu machen, als daß ſie Demagogen werden und das Volk durch Lehre und Beiſpiel zu leiten ſuchen. Aber dieſes zu thun unterlaſſen die vornehmen deutſchen Gelehrten, die Einen aus Stolz, die Andern aus Feigheit. Sie fürchten das literariſche Volk und verachten es. Aber indem ſie es fürchten, machen ſie es furchtbar, indem ſie es verachten, verächtlich. Darum iſt in Deutſchland der literariſche Pöbel ſo herrſchend, darum füllt er mit ſeinen Haufen den Markt der Zeitungen aus, und bedeckt mit ſeinem Geſchreie jede Stimme der Wahrheit und des Rechtes. Es iſt die Schule derer, die durch ihre eitle Abſonderung das Volk zu Pöbel gemacht. In Deutſchland nehmen die beſſern und beſten Köpfe keinen Theil an Zeitſchriften. Warum thun ſie es nicht? Ich frage die unbekannten Mitglieder der ſo geheimnißvollen Berliner Societät für Kritik, warum ſie nicht ſchon früher kritiſirt? ſie verſprechen jährlich hundert und zwanzig Bogen zu ſchreiben; dieſe hätten hingereicht, allen ſchon beſtehenden kritiſchen Zeitſchriften einen Werth zu geben, die ſchlechten Kritiker ins Dunkel zu ſetzen, ſie zurückzudrängen, oder auch durch Lehre und Beiſpiel ſie zu beſſern. Ob aber durch eine geſchloſſene Societät, ob durch den Glanz einer kritiſchen Reſidenz das arme platte Land der deutſchen Kritik bereichert werden wird, das wollen wir jetzt unterſuchen.

Ich haſſe jede Geſellſchaft, die kleiner iſt, als die menſchliche. Unterwirft man ſich dem Staate, ſo iſt dieſes eine traurige Nothwendigkeit; aber man ſoll ſich nicht mehr unterwerfen, als man muß. Nichts iſt betrübter und lächerlicher zugleich, als die kranke Luſt, welche beſonders die Deutſchen haben, ſich freiwillig einzupferchen, und aus Furcht vor den ſeltenen Wölfen ſich täglich den Launen des Schäfers und ſeinen unvermeidlichen Hunden preiszugeben. Nur allein die deutſchen Gelehrten — und das gereicht ihrem Geiſte und ihrem Herzen zum Ruhme — haben bis jetzt ihre Unabhängigkeit zu behaupten verſtanden. Sie haben, weder aus Uebermuth noch aus Feigheit, weder herrſch- noch ſchutzbegierig, die unbezahlbare Freiheit hingegeben. Haben denn gelehrte Geſellſchaften je Nutzen gebracht? Sie haben nur immer geſchadet. Die Wiſſenſchaft haben ſie aufgehalten, und den Leidenſchaften freien Lauf gelaſſen. Nicht den edlen Leidenſchaften, welche, gleich

Wein, alle Kräfte aufregen, und jede Bewegung raſcher machen; ſondern den unedlen, narkotiſchen, die betäuben, verwirren, einſchläfern, und damit endigen, jede Kraft zu zerſtören. Wenn hundert Gelehrte ihre Seelen in eine gemeinſchaftliche Kaſſe legen, dann lacht der Teufel; denn mit einem Griffe holt er ſie dann alle hundert. Eine ſolche Geſellſchaft hat ſich in Berlin gebildet, und zwar eine für Kritik; ſie hat ſich angekündigt. Man täuſche ſich über jene Ankündigung nicht. Sie gleicht nicht den gewöhnlichen Ankündigungen, die allen literariſchen Unternehmungen vorausgeſchickt werden, wo man auch immer von einem allgemein und dringend gefühlten Bedürfniſſe redet, wo man auch verſpricht, dem Bedürfniſſe abzuhelfen, es aber nachher macht wie Alle, und es gehen läßt, wie es Gott gefällt — nein, jene Ankündigung iſt ſehr bedächtig, in ſehr abgemeſſenen Reden abgefaßt, und es iſt eher zu fürchten, daß ſie mehr, als daß ſie weniger halte, als was ſie verſprochen, und daß der Vortheil, die guten Köpfe anzuziehen, den Nachtheil, ſie abgezogen zu haben, nicht vergüten werde. Kurz, um es gerade heraus zu ſagen, ich fürchte, die Berliner Geſellſchaft möchte die bisherige Freiheit der deutſchen Kritik, und als Folge die der Wiſſenſchaft überhaupt, gefährden, und vor dieſer Gefahr will ich warnen.

Die Societät will die Kritik auf Aktien betreiben und alljährlich nach Vertheilung der Dividende, ihren Statuten gemäß, von ihrem Verfahren Rechenſchaft ablegen. Aber was enthalten dieſe Statuten? Warum werden ſie nicht bekannt gemacht? Moſes auch hatte ſeine Geſetzestafeln von dem Wolkengipfel des Berg Sinai's herabgebracht und Keiner wußte, von wem er ſie erhalten; aber er machte den Inhalt der Geſetze bekannt, und ſo konnte Jeder urtheilen, ob ſie von Gott gegeben. Die Berliner Societät aber hält ihre Statuten geheim. In welche Lage werden nun die externen Gelehrten kommen, die, ohne in die Geſellſchaft aufgenommen zu werden, ſich ihr anſchließen? Sie werden eine Art dienender Brüder ſein, die nicht Alles wiſſen, die man aber Alles zu thun verpflichten wird, was die Zwecke der Allwiſſenden befördern ſoll. Zu wiſſenſchaftlichen Zwecken verbundene Männer ſollen nichts gemeinſchaftliches haben, als Fähigkeit, guten Willen und das Papier, auf dem ſie drucken laſſen. Was ſie noch außerdem verbindet, iſt als Freiheit beſchränkend zu verwünſchen, und es wird, nach innen auf die Geſellſchaft, nach außen auf die Wiſſenſchaft verderblichen Einfluß haben.

Leiſe, doch richtig, wurde in der Ankündigung der Tadel ausgeſprochen, den die in Deutſchland übliche Kritik lauter verdient hätte. Aber die Kritik iſt eine Frucht der Wiſſenſchaft und jede Veredlung, die man beabſichtige, müſſe mit letzterer anfangen. Was fehlt dieſer nun? Nichts als friſche Luft. Ihr fehlt der Sinn für die Oeffentlichkeit, der ihr aus Mangel an Uebung abgeſtorben. Ihr fehlt ſeine Sitte, Gewandtheit, Anſtand, Muth und Gegenwart des Geiſtes. In Deutſchland ſchreibt Jeder, der die Hand zu nichts Anderem gebraucht, und wer nicht ſchreiben kann, rezenſirt. Nichts iſt verzeihlicher als das, es iſt Jeder berechtigt, über Alles, was Alle angeht, ſeine Stimme zu geben. Nur fehlt es an einer öffentlichen Meinung, an einer Urne, worin alle Stimmen zu ſammeln wären, daß man ſie zählen könne. Dieſe herbeizuſchaffen, die Stimmen für das Rechte zu gewinnen, und die Abſtimmung zu leiten, dazu ſollte ſich eine Geſellſchaft bilden, nicht aber zu dem bloßen Zwecke, die Stimmen zu vermehren. Und die Berliner Societät, abgeſchloſſen, unregelt und monarchiſch wie ſie iſt, und mögen noch ſo viele, noch ſo achtungswürdige Männer ſich ihr anſchließen, wird das kritiſche Geſchrei doch nur mit einer Stimme vernehmen, und die Bauchrednerei mannigfaltiger Accente wird nur Unkundige und nicht lange täuſchen.

Die Societät will nur ſolche Schriften beurtheilen, „die in irgend einer Richtung bedeutend ſind und eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen.“ Durch dieſes Verfahren würde künftig jedes neue Werk ſchon durch die bloſe Anzeige in den Berliner Jahrbüchern ſich ausgezeichnet, ſchon durch deren Stillſchweigen ſich zurückgeſetzt ſehen — eine ſchnelle aber ſcharfe Art zu richten! Kann die Societät blindes Vertrauen auf die Billigkeit ſolcher Urtheilsſprüche fordern, die kein Entſcheidungsgrund begleitet? Ja, das könnte ſie, wären die Mitglieder, die ſie bilden, frei; da ſie es aber nicht ſind, ſondern, wie wir ſchon angedeutet haben und noch klarer erörtern werden, einer monarchiſcher Regel unterworfen — ſo kann die Societät jenes Vertrauen nicht erwarten. Uebrigens iſt es ſehr zu fürchten, daß, wenn nur ſolche Werke beurtheilt werden ſollen, die eine Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen, die verſprochenen hundert und zwanzig Bogen jährlich nicht möchten ausgefüllt werden können. Die *Geſchichte* der Wiſſenſchaft, das heißt ihr *Wachsthum*; aber die deutſche Wiſſenſchaft iſt ausgewachſen, ſie wächſt nur noch in die Breite, und da ſie täglich dicker und dicker wird, viele Nahrung zu ſich nimmt und ſich gar keine Bewegung macht, ſo iſt wohl zu beſorgen, daß ſie einmal in ihrem Lehnſtuhle der

Schlag rühren möchte, und daß ſie das viele ſchöne Fett nur für die Würmer wird aufgehäuft haben.

Unſere kritiſchen Hauptſtädter wollen ſich in Klaſſen theilen, je nach den Fächern der Wiſſenſchaft, und jede Anzeige wird, vor der Zulaſſung zum Drucke, *die Genehmigung der betreffenden Klaſſe erhalten und mit dem Namen des Verfaſſers verſehen ſein müſſen.* Ich geſtehe es frei — früher konnte ich es nicht geſtehen, da es mir während dem Schreiben erſt ſelbſt klar geworden — daß dieſes der Punkt iſt, der meine Gefühle aufgeregt, und ſie gegen jene Anſtalt ſo feindlich geſtimmt hat. Die Vernunftgründe, meine Abneigung zu vertheidigen, habe ich erſt ſpäter geſucht und, wie ich denke, auch gefunden. Ich begreife nicht, wie die Berliner Societät hoffen durfte, unter freien deutſchen Gelehrten Männer zu finden, die ſich einen ſolchen Zwang freiwillig gefallen ließen; doch hätte ſie ſie dennoch gefunden — nun, dann freilich begreife ich ihre Zuverſicht. Die Mitglieder jener Societät haben ſich nicht genannt; doch ſind es ganz gewiß ſehr achtungswerthe Männer, die Bedacht genommen haben werden, ſich unter den fremden Gelehrten nur gleich begabte, gleich geſinnte, zuzugeſellen. Iſt dieſes aber geſchehen und ſind die Männer bewährt, wozu dann noch jene beleidigende

Vorſicht, wozu jene Freiheit beſchränkende Cenſur? Sie ſagen, es geſchähe: „damit Willkür und Nebenrückſicht ausgeſchloſſen bleibe.“ Allein wenn zu wählen iſt zwiſchen der Willkür eines Einzelnen und der Willkür einer Klaſſe, ſo iſt die erſtere zu wählen. Der Einzelne hat ſeine Leidenſchaften, aber ſie wechſeln, und er wird oft, was er aus Laune gefehlt, aus Laune wieder gut machen, wenn es nicht aus Tugend geſchicht. Aber die Leidenſchaften einer Klaſſe wechſeln nicht. Der Eigenſinn einer Geſellſchaft thaut niemals auf, und da ſie, wie den Gewinn, den ſie beabſichtigt, auch die Schuld unter ſich theilt, die auf ihr liegt, ſo hat ſie kein Gewiſſen, und ſie kennt die Reue nicht. Alle ihre Fehler ſind unverbeſſerlich. Wer bürgt uns für die Unparteilichkeit der Berliner Societät, wenn ſie die Kritik eines ihrer Mitarbeiter verwirft? Vielleicht war es nicht die Unbedeutendheit der beurtheilten Schrift, vielleicht war es nur ihre eigenthümliche Bedeutung, die man nicht wollte aufkommen laſſen — vielleicht war es nicht die verwerfliche Darſtellung des Kritikers, vielleicht war es die eigene, herrſchſüchtiger Regel nicht zuſagende Art der Darſtellung, warum die Anzeige zurückgewieſen worden. Man weiß ja, wie eine Geſellſchaft gleich der, von welcher wir hier ſprechen, ſich bildet. Der ſchaffende Gedanke entſpringt aus einem Kopfe; es wird ein guter, ein encyclopädiſcher Kopf ſein, einer, der das ganze Reich der Wiſſenſchaften überſieht, und jeder einzelnen Lage und Grenzen kennt. Aber mit dieſem encyclopädiſchen Kopfe wird auch ein encyclopädiſches Herz verbunden ſein, das zwar alle Tugenden in ſich ſchließen, aber auch das ganze Alphabet der Leidenſchaften enthalten kann. Ein ſolcher Stifter wählt ſich gleichgeſinnte Anhänger, dieſe wählen andere, und ſo wird es ein Gedanke, der Alle beherrſcht, und dem Alle, die ſich dem Kreiſe anſchließen, ſich unterwerfen müſſen.

Jede Kritik ſoll mit der Unterſchrift des Verfaſſers verſehen ſein müſſen. Warum dieſer Zwang? Es wäre wohl gut, wenn es freiwillig geſchähe. Ich habe nie begreifen können, wie man ſchreiben, wie man kritiſiren mag, ohne ſich zu nennen. Es iſt ſo etwas Unbehagliches, ſo etwas Geſpenſtiſches darin. Ach ich habe auch geſchrieben und gekrittelt, aber ich habe, zur Buße, mich immer genannt, und wenn ich, aus Laune oder Unachtſamkeit, meinen Namen verſchwiegen, ging ich immer ſchwermüthig umher, als hätte ich ein zweites Verbrechen begangen. Aber ich bedenke auch, daß ich frei bin, weder Weib noch Kinder habe, und daß die Rache, die jede ungefällige Wahrheit, wenn auch nicht immer trifft, doch immer bedroht, nur mich allein hätte treffen können. Doch nicht Jeder iſt ſo frei, viele deutſche Gelehrte leben in Verhältniſſen der Dienſtbarkeit, ſie haben Familien, und Keiner iſt verpflichtet, ja vielleicht nicht berechtigt, Andere als ſich allein der guten Sache aufzuopfern. Wenn jeder deutſche Schriftſteller ſich nennen müßte, würde Manches verſchwiegen bleiben, was, kund geworden, ſehr erſprießlich geweſen wäre. Die Theilnehmer an den vortrefflichen Wiener Jahrbüchern der Literatur nennen ſich auch nicht, ſie müſſen es wenigſtens nicht — warum will man die Mitarbeiter an den Berliner Jahrbüchern dazu zwingen? Iſt Furcht etwa keine ſo gute Entſchuldigung als Scham es iſt? Wenn es geheime Diener des Böſen gibt, warum will man keine geheimen Diener des Guten dulden?

Es iſt Alles bedacht, Alles beſtimmt worden, bis auf den Ton, bis auf den Takt, in welchem jede Kritik für die Berliner Jahrbücher vorgetragen werden ſoll. Es wird der Ton „durchaus nicht anders als gehalten und der Würde der Wiſſenſchaft angemeſſen ſein.“ Gehalten! Was heißt das? Heißt das jener ausgehaltene, zähe Vierviertеltakt, von dem wir nur ſchon zu viel ausgehalten? Thut eine ſolche Erinnerung Noth? Wäre nicht dringender, den Gelehrten preſto preſto zuzurufen? Wäre nicht gut, wenn die deutſchen Federn den ſchleichenden

Menuet ihren Voreltern überließen, und etwas walzten? Die Würde der Wiſſenſchaft! Nun freilich, Würde ſoll ſie haben, aber nur keine Standeswürde. Doch würdig macht ſie nur der Werth, den ſie hat, nicht der Schein, den ſie annimmt. Ernſt ſoll die Wiſſenſchaft ſein, und das Leben auch; aber nicht ernſthaft. Nur zu ernſthaft iſt ſie in unſerm Vaterlande, und es wäre gut, ſie lächelte ein wenig. Der Bart macht den Gelehrten nicht ehrwürdig, er macht ihn nur lächerlich, und eine große Summe ſeines Werthes geht darin auf, daß er ſeine lächerliche Erſcheinung damit loskaufen muß. Was bezweckt die Berliner Societät mit ihrer Stylordnung? Doch nicht die Wiſſenſchaft zu iſoliren gleich ehemals? Dann wäre ihre Täuſchung groß und ihre Enttäuſchung würde bitter ſein. Wahr iſt es, die deutſche Wiſſenſchaft konnte ſich nur darum zu ſolcher Kraft und Freiheit entwickeln, weil ſie einſam und verborgen lebte. Ungeachtet, weil unbemerkt, hielt ſie Furcht und Argwohn, Haß und Verfolgung von ſich fern. Aber die Noth der Zeit hat ſie ins Freie gerufen, ſie hat ſich im Felde des Lebens verſucht, man lernte ſie kennen, fürchten und haſſen. Nun hofft ſie vergebens, wenn ſie das Feld räume und in ihre vorige Einſamkeit zurückkehre, auch die vorige Ruhe und Bequemlichkeit wieder zu finden — man wird ſie bis in ihre Feſte verfolgen, und nur erſt auf deren Trümmern wird der Argwohn ſeinen alten Schlaf wieder finden. Darum bekämpfe ſie den Feind, ihn zu beſchwichtigen, iſt zu ſpät geworden.

Die kritiſche Geſellſchaft ſpricht am Schluſſe ihrer Ankündigung die Hoffnung aus: es dürfte „eine neue, eben unter bedeutenden Auſpicien auf blühende Anſtalt in der Folge auch mit ihren Kräften die Societät verſtärken.“ Ich denke, damit iſt München gemeint, und ich wünſche mich zu irren, wenn ich dieſes denke. Es wäre nicht gut, es wäre wahrlich nicht gut, wenn jene neue Anſtalt nicht ihren eigenen Weg einſchlüge, und fremder Führung folgte. Die Münchner Profeſſoren werden ſich bedenken, ſie werden überlegen, wie es den Enten ergangen, welchen Münchhauſen nachgeſtellt. Dieſer band einen guten Biſſen an eine Schnur; die erſte Ente verſchlang den Biſſen, und zog die Schnur nach, und gab beides hinten wieder von ſich. Die zweite Ente verſchlang den nämlichen Biſſen und machte es weiter ſo. Dann kam die dritte, die vierte Ente; ſo eine nach der andern. Nachdem die letzte angebiſſen, zog der kluge Jäger die Schnur an ſich, hockte die ganze Heerde auf ſeinen Rücken, und trug ſie mit Leichtigkeit fort. Da zappelten, da flatterten, da ſchnatterten ſie —

zu ſpät; ſie hingen, ſie hatten ſich feſt gefreſſen. Doch das waren dumme Enten; Gelehrte aber haben Verſtand, und, ehe ſie nach einer Lockſpeiſe ſchnappen, ſehen ſie zu, ob kein Bindfaden daran befeſtigt.

VI.

Schüchterne Bemerkungen über Oeſtreich und Preußen.

(1818.)

Im deutſchen Bundes-Parlamente ſtellt Oeſtreich das erhaltende Prinzip (die Pairskammer), Preußen das ſchaffende Prinzip (die Deputirtenkammer) vor. Jenes iſt das bindende Azot, dieſes das frei machende Oxygen in der politiſchen Atmoſphäre Deutſchlands. Aus ihrer gehörigen Miſchung allein entſteht für das Volk die athembare Lebensluft. Wo das Eine unziemlich vorherrſchte, würde das deutſche Gemeinweſen ein ſieches, unerquickliches Leben verkeuchen, wo das Andere, in heißen und allzuraſchen Athemzügen ſich verzehren.

Oeſtreich hat in den Verhandlungen des Bundestages einen Geiſt und eine Wärme gezeigt, die einen hohen Grad dankbarer Anerkennung verdienen. Seine herablaſſende Theilnahme an den frohen Lebensſpielen des deutſchen Volks mußte um ſo mehr überraſchen und rühren, als das warme Wort der Liebe freundlicher wirkt, wenn es aus dem Munde eines ernſten Mannes kommt. Preußens Wirkſamkeit war freilich ſeelenvoller und lebendiger, aber als ein jugendlicher Staat that es, nur aus Luſt und ſeinem Naturtriebe folgend, was Oeſtreich mit Verſtand und mit Freiheit that. Möge das Eine den Rath der Nüchternheit nie überhören oder verſpotten, und möge das Andere nie grämlich tadeln, woran der Geiſt der Zeit ſeine Freude findet.

Die öſtreichiſche Regierung fürchtet jede Volksbewegung und iſt folgerecht genug, auch keine ſolche zu dulden, die zu ihrem eigenen Beſten thätig iſt. Sie hat dies in dem zum Sturze Napoleons geführten Kriege gezeigt, ſie war die einzige Macht, die eine Volksbegeiſterung gegen Frankreich nicht hat aufkommen laſſen. Auf den Wiener Schaubühnen wurden zu jener Zeit die Bürgerbewaffnung und das Streben der Deutſchen zur Volksthümlichkeit, welches überall, auch wo es in den Kleidertrachten nur ſpielend ſich zeigte, hätte geehrt werden ſollen, lächerlich gemacht.

Oeſtreich iſt die einzige reine Monarchie in Europa, und einige todte Formen von ſtändiſchen oder freien Munizipal Verfaſſungen, die noch dort ſtattfinden, dienen nur, ſie wirkſamer zu machen, indem ſie ihr zu Werkzeugen dienen. Der Geiſt des Staatskörpers iſt in der Regierung, das Herz im Adel, im Volke iſt nur ein Pflanzenleben — der Magen. Dieſes Reiches inneres Regierungsſyſtem, die Unmündigkeit, worin der Geiſt der Unterthanen zurückgehalten wird, die Sklaverei der Preſſe, die Quarantaine, der ſich jede aus der Fremde herkommende Meinung und Anſicht unterwerfen muß, ehe ihr der Eingang verſtattet wird, oder die gänzliche Gedankenſperre ausländiſcher Erzeugniſſe — alles dieſes war nur bis jetzt verzeihlich, vielleicht heilſam. Joſephs II. allzuraſche und darum mißlungene Verſuche mochten es billig ſchüchtern machen. Nach ihm durfte wohl bedenklich gefunden werden, zu der Zeit und in der Lage der Dinge, die man mit dem Namen franzöſiſche Revolution zu bezeichnen pflegt, den Bürgern wohl an ſich erwünſchte Freiheiten, da ſie in Frankreich als Früchte des Verbrechens erworben worden waren, wenn auch auf geſetzlichem Wege zufließen zu laſſen, da die Güte des Zwecks über die Schlechtigkeit der Mittel leicht hätte verblenden können. Jetzt aber wäre es an der Zeit, den Bürgern freiwillig zu geben, was man ſich nicht abtrotzen zu laſſen ſich ſtark genug gezeigt hatte. Daß das öſtreichiſche Volk mit innigerer Liebe als irgend ein anderes an ſeinen Fürſten hängt, beweiſt nicht die Vortrefflichkeit der Staatsverfaſſung, ſondern die des Fürſten und der Verwaltung. Aber Letztere ſind ſterblich, während Erſtere dauert. Weder Liebe noch Furcht iſt jetzt mehr ein ſicheres Band zwiſchen Volk und Herrſcher, ſondern Achtung allein; denn die Völker ſind Männer geworden, aber nur das Kind fürchtet, der Jüngling liebt, der Mann achtet. Die öffentliche Meinung hat in den letzten fünfundzwanzig Jahren unüberſteiglich geachtete Berge erklimmt und geht jetzt thalwärts, den Frieden und die Heimath ſuchend. Man mag ihr immer eine heilſame Hemmkette anlegen, um ihren Lauf zu ſchwächen, aber aufhalten läßt ſie ſich nicht, ſie zerreißt die Kette und zieht Jeden, der ſie gewaltſam zurückhält, mit ſich hinab.

Oeſtreich iſt das europäiſche China, ein ſtill ſtehender, ausgewachſener Staat. Er treibt ſeine ſtarken Wurzeln weit über ſeinem eigenen Gebiete unter dem Boden anderer Länder fort. Dieſe ſtarke Eiche kann nicht wanken, nur brechen. Bewundern muß man es, ſchwerer iſt, es zu lieben. Es mag zu ſeinem Vortheile geltend gemacht werden, daß es einige geiſtreiche Männer für ſich zu gewinnen wußte. Aber wie es eben geſinnt ſei, ſpricht ſich in dieſen ſeinen Verfechtern am deutlichſten aus. Verſpottet und gehaßt, führen ſie einen lächerlichen Kampf gegen die öffentliche Meinung, die, gut oder ſchlecht, ſtets den Sieg behauptet. Im Streite des Kopfes mit dem Herzen ſiegt das letztere; darum wird auch Oeſtreich, kalt, beſonnen und lieblos, wie es iſt, dem Geiſte der Zeit unterliegen, wenn es nicht Frieden mit ihm ſtiftet.

Es iſt nicht zu bezweifeln, daß die aufgeklärten Staatsmänner, deren Oeſtreich nicht entbehrt, und deſſen gutmeinender Fürſt nicht unwillig ſind, dem Volke mehr Luft und Licht zu geben; aber ſie gehen zu langſam in dieſer eilenden Zeit. In einem wankenden Schiffe fällt nur, wer ſtille ſteht, nicht, wer ſich bewegt. Es iſt eine überkluge Staatskunſt, in einer Zeit der Neuerungsſucht, und eben weil ſie ſo beſchaffen, das Alte trotzend zu behaupten. Vorſicht iſt nöthig, aber ſchleichen heißt nicht behutſam gehen. Ueber eine wankende Brücke muß man ſchnell zu kommen ſuchen; die Zeit der Gefahr verkürzen, das heißt die Gefahr ſelbſt verringern.

Es gibt politiſche Gebrechen, die für den einen Staat, als in ſeiner Organiſation gegründet, nothwendig und daher auch heilſam ſind, für den andern aber, weil ſie ſeiner Natur widerſprechen, verderblich werden, und ihn früher oder ſpäter entweder zu einer Umänderung oder zur Zerſtörung führen. So iſt die Schuldenlaſt Englands ſowohl die Stütze ſeiner innern Freiheit, als die Bürgſchaft ſeiner äußern Ruhe, indem es hierdurch das Schickſal anderer Staaten an ſeine eigene Fortdauer knüpft. Für Oeſtreich hingegen iſt die Zerrüttung des Finanzweſens, an der es leidet, ein Uebel ohne Erſatz. Ohne dieſes Gebrechen wäre es ein unabhängiger geſchloſſener Staat. Sein Finanzweſen widerſpricht durchaus ſeinem angenommenen Regierungsſyſteme; denn es hängt durch jene Fehlerhaftigkeit wider ſeinen Willen mit dem liberalen Geiſte unſerer Zeit zuſammen, da es genöthigt ſein wird, zur Erhaltung eines endlich fallenden Credits, ſich den übrigen deutſchen Staaten in Einführung freiſinniger Verfaſſungen anzuſchließen.

Aber ſo mußte Oeſtreich beſchaffen und mit dieſen Fehlern mußte es begabt ſein, um Europa's Retter zu werden. In unſerer ſturmbewegten Zeit war dieſer Staat der einzige Felſen, der den Schiffbrüchigen einen Zufluchtsort gewährte und verhinderte, daß nicht alle Wellen zu einem Meere ſich vereinten. Die europäiſchen Fürſten erkennen es nicht genug, wie viel, ja, daß ſie Oeſtreich Alles zu verdanken haben. Es kämpfte fünfundzwanzig Jahre für das Erbrecht der Fürſtengeſchlechter (man nannte es die Ruhe der Welt) und es hat den gewaltigen Geiſt der Zeit — beſiegt nicht, aber aufgehalten, für ſo lange, als das Schickſal es in der Menſchen ſchwache Hände geben wird. Aber nicht blos wo Oeſtreich ſich dem Bildungstriebe der Zeit mit dem Schwerte entgegenſtellte, auch da war es Rettung bringend, wo es beſonnen den Lauf der Dinge anſcheinend gewähren ließ und mit dem Feinde Frieden ſchloß. In unſern Treibhauszeiten, wo jede That, von der Glut einer wahnſinnigen Sehnſucht ausgebrütet, Blüthe und Frucht zugleich hervorbringt, iſt die langſame nüchterne Kraft, die ſich nie ganz verbraucht und darum aushält, die wirkſamſte und nützlichſte. Mit dieſer hat Oeſtreich geſtritten, und durch die ihm zum Naturtriebe gewordene, faſt bewußtlos handelnde Staatsklugheit unter der Miene bequemen Thuns, mehr verrichtet, als Preußen mit unzeitiger, zappelnder Geſchäftigkeit. Gleich dieſer Macht wäre es zertrümmert worden, wenn es der Napoleoniſchen Herrſchaft, da ſie noch in ihrem Jugendfeuer war, ſich unverſöhnlicher entgegengeſetzt hätte. Oeſtreich hat Napoleon's Macht vielleicht nicht abſichtslos, durch eben das Mittel untergraben, wodurch Jener ſie zu befeſtigen gedachte, und die Welt ſelbſt ſie nun auf ewig gegründet glaubte, nämlich durch die Vermählung mit Maria Louiſe. Halb Frankreich und viele ſeiner Anhänger außer ihm hatte ſich der franzöſiſche Kaiſer hierdurch entfremdet, weil er jetzt die Furcht einflößte, er würde wegen dieſer Verbindung mit einer legitimen und die Grundſätze der Legitimität verfechtenden Macht, alle Früchte und Lehren der Revolution zerſtören und unterdrücken. Daß er dieſe Furcht einflößte, ohne ſie zu rechtfertigen, war um ſo gefährlicher für ihn, denn Oeſtreich und die alten franzöſiſchen Ariſtokraten ſahen ſich in ihren Erwartungen betrogen, und die republikaniſchen Franzoſen hörten darum nicht auf, beſorgt zu ſein. Auch weil Napoleon nach jener Verbindung mit Oeſtreich keinen Feind mehr in ſeinem Wirkungskreiſe zu ſcheuen fand, verließ er den Schwerpunkt, der ihn ſicherte, und indem er, Rußland bekriegend, ſich mit ſeiner Macht zu ſehr hinüber neigte, ſtürzte er von ſeiner Höhe herab. —

Preußen kann in ſeinem langgeſtreckten Gebiete ſich nur mühſam bewegen; ſeine Gränzen ſchlottern ihm wie ein weites Kleid um die Glieder — es muß und wird durch Wachſen das Kleid auszufüllen ſuchen. Die Rheinprovinzen, welche es erworben hat, können auf die alten Länder, denen ſie einverleibt worden ſind, wohlthätig wirken, indem ſie ihnen die unter der franzöſiſchen Herrſchaft errungenen, neuen und heilſamen Ideen über Bürgerthum und Regierung mittheilen. Setzt man ſich aber dieſer Einwirkung entgegen, dann wird die Verbindung des Rheinlandes mit Altpreußen verderblich für Beide werden und muß bei den Bewohnern hier und dort einen bedenklichen Geiſt der Unzufriedenheit hervorbringen. Man muß es bekennen, daß unter der kaiſerlichen Regierung das franzöſiſche Volk der Gleichheit ſich erfreute, die man ſchmerzlicher vermißt, als ſelbſt die Freiheit, und daß, wenn ſie Napoleon der letztern beraubte, es weniger geſchah, um ſie ſelbſt zu unterjochen, als um ſie zur Unterjochung anderer Staaten und Völker leichter gebrauchen zu können. Will Preußen die freiſinnigen Regierungslehren ſeiner Rheinländer nicht auch für die alten Staaten benutzen, dann thut es beſſer, dieſe Provinzen einer eigenen Verwaltung zu unterwerfen, wie es mit Schleſien gethan hatte. Auch hier gilt: Trenne und herrſche! Oeſtreich hat darum ſo feſt und ungeſtört ſeine Staaten jeder Zeit zu beherrſchen gewußt, weil es jedes Land nach ſeiner eigenen Weiſe, nach alter Sitte und nach Herkommen regieren ließ.

Preußen iſt keine europäiſche Macht; nicht ſeiner Größe und ſeinem Gewichte, ſondern der Schnellkraft, welche der Stoß des Glückes oder Unglückes mittheilt, hat es die Achtung zu verdanken, die ſeiner Stimme im Rathe der mächtigſten Fürſten gegeben wird. Aber Preußen iſt eine deutſche Macht, und da es die einzige reine iſt, ſo iſt Deutſchland nur in Preußen. Das deutſche Gemeinweſen findet allein im preußiſchen Könige ſeinen aufrichtigen Freund, die andern Fürſten heucheln ihm nur Anhänglichkeit, weil ſie es als Mittel zu ihren Zwecken gebrauchen wollen. Dieſes Bewußtſein, die Dankbarkeit des deutſchen Volkes zu verdienen, kann allein Preußen die Beruhigung geben, im Falle eines Krieges innerhalb Deutſchland bei ſeinen ausgedehnten Gränzen dem feindlichen Andrange nicht zu unterliegen. Indem man der preußiſchen Macht jene hohe Bedeutung zugeſteht, kann man zwar nicht leugnen, daß die Preußen die Verrichtungen eines männlichen Volkes nur noch ſpielend treiben, aber das Spiel iſt des Ernſtes gute Vorübung. Deutſchlands Geiſt iſt in Preußen; und der iſt's, der den Körper regiert.

VII.

Monographie der deutſchen Poſtſchnecke.

Beitrag zur Naturgeſchichte der Mollusken und Teſtaceen.

(1821).

Es iſt ſehr einfältig, daß ich gleich vorn ſage: ich werde mich in dieſer Abhandlung über vaterländiſche Poſtwägen ſatyriſch auslaſſen; denn indem ich durch dieſes Geſtändniß die Ueberraſchung ſtöre, übertrete ich die heilſamſten Polizei-Geſetze der Redekunſt. Aber kann ich anders? Iſt nicht zu fürchten, jene gelehrte Ueberſchrift werde alle Leſer abſchrecken, wenn ſie nicht bald erfahren, daß es damit Scherz geweſen? Sie ſollte aber keinen abſchrecken als den Zenſor, zu ſeinem und meinem Vortheile, und da dieſer jetzt ſchon getäuſcht iſt, und der falſche Paß der verdächtigen Abhandlung glücklich über die Grenze geholfen hat, ſo iſt längere Verſtellung unnöthig. Wahrlich, Menſchenliebe, Mitleid und Rührung durchwärmen mich nie ſtärker, als wenn ich an einen Zenſor denke, der beſſer iſt als ſein Amt. Leidet er nicht an den ſchmerzlichſten aller Plagen, an ſolchen, die man gibt? Muß er nicht, als lebten wir noch in den Zeiten Ludwigs XIV., aller engliſchen Freiheit in Reden und Gärten gram erſcheinen, und, ein Schüler des Le Nötre, jeden überrankenden Zweig mit der Scheere abſchneiden? Darf er andere Blumenbeete dulden, als ſolche, die mit glänzenden Scherben zerbrochener Gefäße überſäet ſind? Hat er nicht die vollſten, kühnſten Bäume in Affen, Bären und andere Viehgeſtalten umzuſtutzen? Muß ihm nicht ſelbſt oft wehe ſein bei ſeiner Aufſicht über die ſchnurgerechte Denk- und Schreibart, und wird er nicht jedem Schriftſteller danken, der, gleich mir, ihn überliſtet, unter einer naturgeſchichtlichen Ueberſchrift über die öffentlichſte aller Staats-Angelegenheiten, über Poſtwägen, ſchreibt, und erſt, nachdem ſich die betaſtenden Finger entfernt haben, ſeine Fühlfäden aus dem Schneckenhauſe ſtreckt? Er dankt mir gewiß. Ueber Poſtwägen aber habe ich ſchon auf früheren Fahrten die beſten ſatyriſchen Einfälle gefunden, doch ſie auch alle wieder verloren. Mein Ideen-Magazin iſt zu klein, und gibt mir keinen Platz, um Gedanken-Ernten, die ich nicht gleich verzehre und niederſchreibend verarbeite, aufzuſpeichern. Gedanken über Poſtwägen konnte ich aber nie gleich aufſchreiben, da der Stoß dieſer mit dem Anſtoße zu jenen immer zuſammenfiel. Noch auf meiner letzten Fahrt ſah ich, wie einem Commis-Voyageur,, der während des Fahrens einen badiſchen Kupfer-Kreuzer, den er durch den Schlag einem Bettler zugeworfen, ſeinem Prinzipale zur Rechnung bringen wollte, durch das Rütteln des Wagens ſo ſtark die Hand ſchwankte, daß das 1 ſtatt in die Kreuzer-, in die Gulden-Reihe kam, worüber der junge Menſch ganz untröſtlich war; denn, ſagte er, es ſei nicht mehr zu ändern, da er ſich durch Radiren bei ſeinem Prinzipale verdächtig machen würde.

Ich brauche nur fortzufahren, denn, wie ich merke, bin ich, ohne darauf zu denken, bereits ſatyriſch geweſen. Es wäre Unverſtand von mir, wenn ich das langſame Fahren der Poſtwägen innerhalb der Städte aus dem Grunde tadeln wollte, weil Knigge in ſeinem Buche über den Umgang mit Menſchen das Gegentheil anrathet. Knigge nämlich ſagt, in Städten ſolle man ſchnell fahren, damit, wenn am Wagen etwas Zerbrechliches ſei, er da zerbräche, wo Hülfe in der Nähe wäre. Conducteurs und Poſtillone können hinlänglich beweiſen, daß ſie jenes Werk über ſeine Lebensart niemals geleſen haben; vielmehr ſind die Vortheile dieſes langſamen Fahrens auffallend. Nach den Fenſtern guter Freundinnen kann man oft und lange zurückſehen; guten Freunden begegnet man zweimal auf der Straße; hat ein Reiſender vergeſſen, ſeine Rechnung im Gaſthauſe zu bezahlen, ſo kann ihm der Wirth nachgehen und ihn daran erinnern. Ein Ehemann, der mit mir nach Stuttgart gereiſt wäre, und 15 Minuten auf dem Wege vom Rahmhofe bis zur Brücke zugebracht hätte, würde ſich getröſtet und gedacht haben: jetzt endlich hat die Theure ihre Thränen getrocknet, und ich will es auch thun und mich den Eindrücken der ſchönen Natur hingeben, ſobald ich draußen bin vor dem Affenthore. Ohne jenes langſame Fahren hätte der mitreiſende Franzoſe niemals ſeinen Dukaten Silbermünze wiedergefunden. Er ſagte mir nämlich auf der Zeil, er habe einen Dukaten wechſeln laſſen, und ſei dabei ganz gewiß betrogen worden, denn alle Kaufleute wären Spitzbuben; ich möchte ſo gut ſein und das Geld nachzählen. Als ich ihm bemerkte, ich ſei kein Handelsmann, erwiderte er in logiſcher Zerſtreuung: tout le monde est marchand ici. Ich fing an zu zählen, da kam aber einer jener fürchterlichen Erdſtöße, die unter dem Himmel der Poſtwägen ſo häufig ſind, und ſchleuderte das Geld aus meiner Hand zum Wagen hinaus. Der Franzoſe ſtieg aus, und hatte ſchon nach fünf Minuten den letzten Groſchen von der Fahrgaſſe wieder aufgeleſen, worauf er dem Poſtillon zurief, er könne jetzt fortfahren. So eitel war der Narr, daß er ſich einbildete, man hätte ſeinetwegen ſtill gehalten, welches gar nicht der Fall geweſen.

Schwerer aber iſt zu entſchuldigen, daß das langſame Fahren auch auf der Landſtraße fortgeſetzt wird. Zwar kann man dafür folgenden, nicht unbedeutenden Rechtfertigungsgrund anführen. Der plötzliche Wechſel der Schritte, von langſamen zu geſchwinden und umgekehrt, iſt den Pferden, wie bekanntlich, ſehr ſchädlich. Da nun nach Obigem in Städten und Dörfern langſam gefahren werden müſſe, und das ganze Land zwiſchen Frankfurt und Stuttgart ſo geſegnet und bevölkert iſt, daß jede halbe Stunde ein Dorf oder eine Stadt liegt, ſo könne man nie dazu kommen, raſch zu fahren. Denn habe man, aus einem Orte kommend, den langſamen Schritt eine Viertelſtunde fortgeſetzt, ſo müſſe man ihn wegen des nächſten Ortes, zur Vermeidung des ſchnellen Wechſels, von neuem anfangen und ſo immer weiter. Dem iſt allerdings ſo; doch der Grund gegen das langſame Fahren auf der Landſtraße iſt von größerem Gewichte. Menſchen- und Pferdekenner wiſſen, daß langſames Gehen am meiſten ermüdet, weil man dabei länger gehen und mehr Schritte machen muß. Wirklich waren Conducteur, Poſtillon und Pferde bald ſo abgemattet, daß ſie ſchon in Sprendlingen liegen bleiben mußten, um ſich zu ſtärken. Dort hatte ich einen ganzen Schoppen Zeit, durch Horchen und Fragen herauszubringen, daß die junge ſchöne Frau, die mir im Wagen gegenüber ſaß, die Neuvermählte ihres Begleiters ſei, der ſie vor neun Wochen in Memel, ihrem Geburtsorte, geheirathet hatte, und am Tage nach der Hochzeit mit ihr abgereiſt war, um ſie nach Trieſt in ſein elterliches Haus zu bringen. Er hatte ſich auf dem Wege nach Frankfurt nicht länger aufgehalten, als der Poſtwagen. Der Gedanke erquickte mich ungemein, daß dieſe junge Frau ſo viel glücklicher ſei, als andere Neuvermählte, weil ſie, ſtatt der üblichen Flitterwochen, ſich langer Flittermonate erfreuen dürfe, denn der erſte häusliche Zwiſt kann nur zu Hauſe, aber in keinem Poſtwagen entſtehen. Ja, ich trieb die Sache weiter, ich bedachte, wie ſehr die ſchlechten Herbſtwege die Fahrt verzögern müſſen, und berechnete, daß die harrende Schwiegermutter in Trieſt nicht blos eine geliebte Schwiegertochter, ſondern auch einen Enkel werde bewillkommnen und küſſen können.

In Langen, als der erſten Station oder Bettfahrt, dachte ich gar nichts, ſondern ſchlief während dem Umſpannen der Pferde ſanft im Bette, um nachzuholen, was ich in der vorigen Nacht wegen der Abſchieds-Zeche verſäumt hatte. Wir kamen um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt an. Dies war gewiß gut gefahren; denn erſt um zwölf Uhr hatten wir Frankfurt verlaſſen, und mich, der ich in eben ſo viel Zeit den Weg zu Fuß mache, pflegen gute Freunde einen guten Fußgänger zu nennen. Wie viel ſchwerer aber ein beladener Poſtwagen fortzubringen ſei, als ein 120pfündiger Doctor, bedenke man gehörig! In Darmſtadt hatte ich ſowohl am, als im Darmſtädter Hofe — welcher auch der Wiener Hof genannt werden könnte, denn der Wirth jenes Gaſthauſes heißt Wiener — folgende gute Gedanken. Ich zog eine künftige Zeit ganz nahe zu meiner Einbildungskraft herbei, eine ſchönere Zeit, da man nicht mehr die ſchlechten Menſchen zu geheimen Aufſehern über die guten beſtellt, ſondern umgekehrt. Ich dachte mir, wie viel beſſer es alsdann ſein würde, wenn lohnſüchtige Wächter durch erlogene Gefahren nicht länger Fürſten und Völker mit Argwohn erfüllten und ſie ängſtigten.

Alsdann, dachte ich, wird man mich wohl auch zum geheimen Kundſchafter gebrauchen, und irgend ein unſichtbarer Ober-Tugend-Director gibt mir den Auftrag, Deutſchland zu durchreiſen, um die Stimmung des Volks zu unterſuchen und zu erforſchen, ob nirgends unzärtliche verdächtige Triebe ſich offenbarten. Ich wäre hierauf eiligſt von Frankfurt abgereiſt, und hätte aus dem Darmſtädter Hofe zu Darmſtadt Folgendes berichtet:

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

Zufolge erhaltenen Auftrags bin ich heute Mittag um zwölf Uhr von Frankfurt im Poſtwagen abgegangen und um halb ſechs Uhr Abends in Darmſtadt angekommen, von wo aus ich die Ehre habe, Ihnen zu berichten. Wenn ich nicht fürchtete, Zweifel gegen meinen Dienſteifer zu erregen, ſo würde ich ſogleich wieder zurückreiſen, da der Zweck meiner Sendung ſchon vollkommen erreicht iſt. Ich habe auf dem ganzen zurückgelegten Wege auch keine Spur von dem gefährlichen böſen Geiſte der Einwohner, ſondern im Gegentheile, überall einen guten gefunden. Zugleich aber ſind mir die ſtärkſten Beweiſe geworden, daß der nämliche gute Geiſt das ganze deutſche Volk beſeelt. Der Poſtwagen überzeugte mich davon. Poſthalter, Conducteurs, Poſtillone, Wagenmeiſter, Packer, wie überhaupt das ganze Hochfürſtlich Turn- und Taxiſch-fahrende Perſonal, gehen bei ihrem Geſchäft mit ſolcher Bedächtigkeit zu Werke, daß man wohl ſieht, es ſind gute, ruhige Bürger die Deutſchen, die nichts Gewagtes unternehmen. Desgleichen die Paſſagiere, deren keiner über das langſame Fahren ungeduldig wurde und etwas aus der Haut fuhr. Ja ſelbſt der junge Mann, der in Heilbronn Hochzeit machen wollte, zeigte mehr Zufriedenheit als Unzufriedenheit, daß der Wagen zwiſchen Frankfurt und Darmſtadt ſich dreimal erquickte mit Wein und kalten Speiſen, nämlich in Sprendlingen, Langen und Arheiligen. Beweiſt nicht ſchon das häufige Trinken die beſten Geſinnungen? Menſchen, die verdächtige Gedanken hegen, ſind auf ihrer Hut und trinken Waſſer, weßwegen auch die Diligencen-Poſtillone im revolutionsſüchtigen Frankreich kein Trinkgeld fordern, damit ſie nicht verſucht werden zu trinken. Sie werden, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, aus dem Geſagten mit Vergnügen entnehmen, daß in Deutſchland Alles ruhig iſt und bleiben wird; denn Sie ſind viel zu gerecht, eine einzige Ausnahme dem ganzen Volke anzurechnen. Eine ſolche Ausnahme iſt mir allerdings aufgeſtoßen. Unter den Paſſagieren war Einer, der durch ſeine

Unzufriedenheit mit der beſtehenden Ordnung der Poſtdinge deutliche Spuren neologiſcher Denkungsart zeigte. Er trippelte vor Ungeduld mit den Füßen, ſchnalzte mit den Fingern und geberdete ſich überhaupt wie toll. Mehrere Male rief er den Poſtillonen zu, ſie ſollten doch ins Teufels Namen nicht ſo raſch fahren, er verliere den Athem, er werde ſchwindlich und die ſchönſten Gegenden flögen an ihm vorüber. Ich hörte, wie jener Paſſagier auf der Station Langen zum Poſtillon ſagte: Ehrwürdiger Greis, wie Ihr doch noch ſo ſehr munter und rüſtig ſeid! Da habt Ihr nicht blos die 8 kr. Taxe, ſondern noch zwei weitere, und macht Euren jüngſten Enkeln, die noch unverheirathet ſein können, eine Freude damit. Dies war deutlich genug geſpottet. Ja, in Arheiligen, da der Conducteur etwas Wein zu ſich nahm, ſpottete er noch offener, und ſagte: es wäre zweckmäßig, wenn in jedem Poſtwagen ein Hochfürſtlich Turn- und Taxiſches Stückfaß geſtellt würde, damit das fahrende und gefahrene Perſonal daraus zopfen und trinken könne, ohne ſich aufzuhalten, und eine vollſtändige Reſtauration der Poſtwägen ſei noch wünſchenswerther. Dieſer gefährliche Paſſagier hat noch auf andere Weiſe ſeine verdächtigen Geſinnungen an den Tag gelegt. In Darmſtadt machte er beim Ausſteigen einen großen Sprung über einen Kothhaufen, ob er zwar ſehr bequem hätte durchgehen können. Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß er hierbei ein Turnziel zu erreichen geſucht. Bei ſolchen bedenklichen Zeichen habe ich jenen gefährlichen Paſſagier ſtets im Auge behalten, und werde ihn ferner beobachten, auch ihn durch andere Vertrauten beobachten laſſen. Ich bin ſo gewiſſer, daß er keinen Schritt thun und kein Wort reden kann, das ich nicht erführe, da ich ſelbſt dieſer Paſſagier bin. Zu Stuttgart werde ich die Ehre haben, Ihnen weiter zu berichten. Genehmigen Sie, Herr geheimer Ober-Tugend-Director, die Verſicherung meiner Hochachtung."

Ich wollte eben den Brief verſiegeln, da trat der Conducteur in die Gaſtſtube des Darmſtädter Hofes und lärmte ſtark. Er fragte mich, ob ich denn nicht wiſſe, daß ich auf einem Poſtwagen fahre, der keinen Augenblick Zeit verliere und auf Niemanden warte. Ich ſolle eilen, denn er könne ſich nicht länger aufhalten, als bis er ſeinen Schoppen Wein werde getrunken haben, den ich ihm ſo eben hätte vorſetzen laſſen. Nach einer halben Stunde gingen wir Beide aus Poſthaus, und wirklich war der Sattelgaul ſchon vorgeſpannt. Ich erſchrack; wie leicht hätte ich zu ſpät kommen können!

Von der Nacht habe ich nichts mitzutheilen. Nur wenigen guten Freunden (ich reiche nicht weiter), fülle ich ein Glas von meiner ächten Bergſträßer Freudenſtation. Ich erwachte wie ein Mühlknappe aus dem feſteſten Schlafe, da die Räder ſtillſtanden und nicht mehr klapperten. Der Wagen hielt vor der Poſthalterei — eines Dorfes, wie ich dachte, denn das Haus lag abgeſondert von dem Orte, und man konnte nicht merken, daß es einem Städtchen zugehöre. Ich trat hinein, ſtieg eine Treppe hinauf, und öffnete raſch und gebieteriſch die Stubenthüre. Nichts anderes ſuchte ich als einen Schnaps und die dazu gehörigen Umgebungen, aber was traf ich, und wie ward ich betroffen! Um einen ſtädtiſch geordneten Abendtiſch ſaßen vierundzwanzig Augen (worunter mehrere ſchöne), die frugen mich alle zu gleich, was ich hier wollte? Mir aber war im Innern voller Jämmerlichkeit, im Bewußtſein meiner äußern. Einem vom Viehmarkte heimkehrenden Ochſentreiber ſah ich nicht ſowohl ähnlich als gleich. Die brünette Nachtmütze auf dem Kopfe war mit einem Schnupftuche umwunden, nicht zu mehrerer Wärme des Kopfes, ſondern zu größerer Sicherheit der Mütze. Der Poſtwagen nämlich hatte gleich einem jungen muntern Kater ſeine Freude daran, mit der Mütze zu ſpielen, er machte häufige Sprünge und warf ſie in die Höhe; da mußte ich ſie feſtbinden. Eine angeſchneite Halsbinde hing als gewäſſertes Ordensband in weiten Kreiſen um meinen Nacken. Mein Ganzes umgab ein ſchäbiger Biber. Ich riß beim Eintreten ſchnell Mütze und Tuch vom Kopfe und ſagte halb fragend, halb poſitiv: ich weiß nicht, ob ich recht bin? Die Poſtmeiſterin ſagte: ja, und hieß mich Platz nehmen, indem ſie den nahe am Tiſche ſtehenden leeren Stuhl etwas zurückſchob. Dieſe Excommunication aus der Familien-Gemeinde fuhr wie ein Bannſtrahl durch mein Herz und zündete. Ich fühlte, wie fremd ein Fremder ſei in jedem häuslichen Kreiſe, wo Liebe wohnt, und daß er nur da nicht ſtöre, wo er kein Glück zu ſtören findet. Kleiner war mein Kummer, daß ich hungerte, und zu der traurigen Scheidung vom Bette auch die Scheidung vom Tiſche kam. Als endlich der Blitz ausgebrannt hatte, ward ich kalt, erboſt, ich dachte höhniſch: Kleider machen Leute, und ſchlug meinen Mantel zurück, damit die ganze Geſellſchaft den eleganten engliſchen Frack darunter ſähe, wie ihn wohl kein Ochſentreiber zu tragen pflegt. Aber ich Unglückſeliger hatte vergeſſen, daß ich in Darmſtadt den Frack weggelegt und einen Nachtpelz angezogen, der aus mehreren Katzenfellen ganz elend zuſammengeſetzt war. Jetzt fühlte ich, daß meine gekränkte Eitelkeit erröthete, und ich eilte, das Befeſtigungstuch in meiner rechten Hand als Maske meiner Verlegenheit zu gebrauchen. Aber mein böſer Geiſt verfolgte mich; mit dem Tuche war noch die Mütze verwickelt, und ſo machte ich mir, als wollte ich die ganze Poſt verhöhnen, eine lange baumwollene Naſe, deren Spitze die hundertäſtige Quaſte bildete. Jetzt konnte es der Poſthalter nicht länger aushalten, das Lachen ſtand ihm ſchon an der Unterlippe; er ergriff ſchnell ein Glas und trank, aber das Weinwaſſer war zu ſeicht, er konnte das Lachen nicht ertränken, und es kam lebendig aus dem Glaſe wieder hervor. Es platzte los; ich glühte.

Da erbarmte ſich meiner ein Engel in der höchſten Noth, die Tochter des Poſthauſes. Ihre zwei dunkelblauen italieniſchen Nachthimmel ſtrahlten die ſüßeſten Sterne auf den Geliebten herab, der an der Seite des Mädchens ſaß, und zur Guitarre ſingend mit fröhlichen und ſchmachtenden Liedern in das Herz und Auge der ſeligen Braut einzog. Das ſeidenumſponnene Köpfchen lag auf ſeiner Schulter, und ihr Arm war zwiſchen dem ſeinigen, und von dem rothen Bande der Guitarre umringelt, gar wunderlieblich geflochten. „Wilhelm,“ ſprach ſie, ſanft ſeine Hand und das Spiel hemmend, „ſo einen Tigerpelz, wie der Herr hat, mußt du dir kommen laſſen, der hält wohl warm.“ Ich dankte es dem guten Mädchen, das meinem ſchüchternen Katzenfelle durch Erwähnung ſeiner vornehmen Verwandten Muth einſprach. Sie frug mich nach dem Ziele meiner Reiſe, und das Thauwetter ihrer warmen Stimme ſchmolz das Eis um meinem Herzen. Jetzt folgte Vater und Mutter der freundlichen Führung der Tochter, man lud mich zum Punſche ein, ich rückte den Stuhl näher an den Tiſch, und pries zum erſten Male die zögernde Fahrt. Eine Stunde ſchlich diebiſch leiſe vorüber. Ich ſtieg in den Wagen, die Stampf und Walkmühle kam wieder in den Gang, und ich erwachte erſt am Morgen an den ſteinigen Ufern des Neckars.

In Heidelberg hielten wir uns nicht lange auf: ich hatte nur Zeit, ſechs Profeſſoren, den Schloßgarten und die nächſten Umgebungen der Stadt zu beſuchen. Es waren liebe alte Freunde meiner Studienjahre. Dort machte der Franzoſe einer Landsmännin Platz. Ich konnte auf dem ganzen Wege nicht recht klug aus ihm werden, denn ich hatte „la police dévoilée par Manuel“ und die „Briefe eines reiſenden Franzoſen über die geheime Polizei in Wien“ geleſen und war zu klug daraus geworden. Er war ein großer, ſtarker, zerlumpter

Kerl, der ſich für einen reiſenden Weinkrämer ausgab; aber er hatte ſeinen Flaſſan im Kopfe ſo gut als Einer, und ſprach von der Politik des Duc de Choiseul, als wäre er deſſen geheimer Secretair geweſen. Allerdings war der Kerl verdächtig, denn er war Franzoſe und erhob die Deutſchen über ſeine eigenen Landsleute. Die ihn zu Heidelberg ablöſende Landsmännin wollte eine Gouvernante vorſtellen, die nach Lauſanne, ihrem Geburtsorte, reiſte. Im Poſtwagen nahm ſie ihren Platz und die Paſſagiere zu gleicher Zeit ein. Hinter dem Schleier, der über das niedliche Spitzenhäubchen herabhing, wetterleuchteten zwei ſchwüle Augen. Der kleine Mund lächelte bezaubernd, wenn er ſchwieg und wenn er ſprach. Sie warf ein breites Netz aus, deſſen Maſchen ſehr eng waren. Von einem Schreinergeſellen, der aus Paris kam, ließ ſie ſich ein deutſches Zettelchen überſetzen; der Schreiner leimte mühſam, aber ſtolz und zufrieden, die Worte zuſammen. Die junge Ehefrau aus Königsberg nahm ſie ein, indem ſie gegen ihren Gemahl einſylbig war, und dieſen gewann ſie durch verſtohlenes Treten der Fußzehen. Ich ſelbſt betete ſie ſchon aus Dankbarkeit, obzwar im Stillen an, da der Strom ihrer Rede mein Dintenfluß war, aus dem ich für den Charakter einer Franzöſin zu einem künftigen Oſtern- oder

Michaelis Romane unaufhörlich ſchöpfte. Sie ſetzte ihre feine Aufmerkſamkeit ſogar fort, wenn wir Paſſagiere des Nachts ſchliefen, und fragte den Heilbronner Bräutigam im Dunkeln mit der herzlichſten Theilnahme: warum er ſo ſtille und zerſtreut ſei. Unter allen Paſſagieren war ſie gegen mich am artigſten, aus keinem andern Grunde, als weil ich grob war. Denn man gewinnt die Weiber nie häufiger, als wenn man ſie für Nieten hält.

Obige Gouvernante iſt für unſere Naturgeſchichte von der äußerſten Wichtigkeit; denn ſie ſagte über die Phyſiologie der Poſtwägen die frappanteſten Dinge. Als wir in der Gegend von Neckargemünd ausſteigen mußten, weil es bergan ging, bemerkte ſie: wenn auf der See ein Schiff erleichtert werden ſolle, würden die Güter über Bord geworfen, nicht aber die Mannſchaft, wie hier. Sie habe überhaupt die traurige Erfahrung gemacht, daß man auf Poſtwägen die Ballen höher ſchätze, als die Menſchen, und jedes gefühlvolle Paſſagierherz müſſe darüber ſeufzen. Ein Paſſagier, er möge noch ſo ſchwer ſein, brauche für ſeine Perſon kein Uebergewicht zu bezahlen, und zahle überhaupt weniger als todte Waare. Ihr Platz nach Stuttgart koſte ihr kaum ſechs Gulden, und ſie wiege doch 100 Pfund brutto; die Fracht für einen Centner Seidenzeuge aber betrüge mehr als das Doppelte.

Dieſer Tarif beleidige die Würde der menſchlichen Natur auf das Gröblichſte. Auf den Stationen würden beim Auf- und Abladen des Wagens die Packete mit der ängſtlichſten Sorgfalt nachgezählt, und nicht eher weiter gefahren, bis man ſich verſichert, daß keines fehle. Um die Paſſagiere aber bekümmere man ſich nicht, und ſobald der Conducteur ſich ſatt getrunken habe, fahre man fort, mag zurückgeblieben ſein, wer da wolle ... Jetzt konnte es der Conducteur in concreto, der hinter ihr herging, nicht länger aushalten. Er ward giftig und ſagte (als Rheinländer und recitiver Patriot): ja, ci-devant, werde Mademoiselle mit 4 Einquartierungspferden dans une voiture générale bequemer gefahren ſein, das habe ſich aber jetzt geändert. Er wollte ſagen: in einem Generalswagen. Die Franzöſin verſtand ihn aber nicht, und fuhr in der Weiſe des Boileau fort. Ja zu Heilbronn im Falken machte ſie es ärger und hielt an der Wirthstafel öffentliche ſatyriſche Vorleſungen über unſere vaterländiſchen Poſtwägen. Sie frug, warum ſo ein lourd animal diligence heiße, und nicht, was richtiger wäre, paresse oder négligence? Man ſolle ihr Kamillenthee machen, ſie ſei von dem ſtarken Schaukeln ganz ſeekrank geworden, und es wäre ihr jämmerlich um das Herz. Ob es hier zu Lande nicht bekannt wäre, daß man, wenn die See hoch ginge, die ſteilen Wogen durch ausgegoſſenes Oel breche und hierdurch dem Schiffe einen ſanften Weg bahne; warum man Achſen, Federn und ſonſtiges Eiſenwerk des Poſtwagens durch einiges Oel nicht ebenfalls geſchmeidiger zu machen ſuche? Die langſame Fahrt des Poſtwagens habe ihr ſchon einmal [illegible] vereitelt. Sie ſei nämlich unter ſehr vortheilhaften Bedingungen von Stralſund nach der Gegend von Halberſtadt berufen worden, um bei der Tochter einer Land Edelfrau Erzieherin zu werden. Einen Tag nach Empfange der Einladung wäre ſie auch ſchon im Poſtwagen geſeſſen. Als ſie aber an Ort und Stelle gekommen, habe ſie ihren Zögling als Gattin gefunden. Während ihrer Schneckenfahrt hätte ſich das Fräulein in [illegible] Huſaren-Offizier verliebt, und denſelben, nach langem Widerſtande der Eltern, endlich geheirathet. Mit Noth hatte ſie ihre [illegible] wieder erſtattet bekommen… Einen reiſenden Flötiſten an der Wirthstafel fragte ſie, ob er niemals auf die vielen Inſtrumente Acht gehabt, die alle der Poſtwagen ſpiele? Sie habe ſich erſtaunt über die mannigfaltigen Laute, die er bald gleichzeitig, bald abwechſelnd, während des Fahrens von ſich gebe. Er ächze, ſeufze, ſtöhne, klappere, grunze, ſchnurre, raſſele, ziſche, maue, belle, knurre, ſchnattere, quäcke, brumme, klimpere, pfeife, murmele, ſchluchze, ſinge, klage und ſchmolle. (Die muntere Fränzöſin machte alle die hergezählten Laute mit Zunge und Lippen akuſtiſch nach, welches artig genug war). Alle Klagetöne des Jeremias gäbe er von ſich. Sie habe im Sächſiſchen vierundzwanzig ſolcher Jammer-Tonarten gezählt und auch durch fleißiges Nachforſchen jedesmal deren Entſtehung entdeckt. Bald klimperte das Wagenfenſter in ſeiner Fuge, bald raſſelte die Kette des Hemmſchuhes, bald ächzte der lederne Sitz unter dem grauſamen Drucke ſeiner ſechs Tyrannen. Nur ein einziges Mal habe ſie einen gewiſſen Tongrund unergründlich gefunden, durch Beharrlichkeit aber ihn doch endlich entdeckt. Das ohrenzerreißende Klappern ſei von zwei ſechspfündigen Vorhängeſchlöſſern entſtanden, welche die Packete in dem Sitzkaſten des Poſtwagens ängſtlicher ſchützten als nöthig war. Dieſes mörderiſche Geklapper ſei ihr ſo läſtig gefallen, daß ſie auf der nächſten Station, nachdem die übrigen Paſſagiere ausgeſtiegen waren, vermittelſt eines Fadens die Schlöſſer geſchickt befeſtigt habe, damit ſie ſich nicht mehr rühren könnten. Ueber dieſer Arbeit habe ſie der Conducteur ertappt und ſie als Poſtdiebin angeklagt. Der Amtmann, dem ſie vorgeführt, hätte ſie eine Cartouche, eine Schinder-Johanna genannt, denn, habe er geſagt, er wiſſe recht gut, wie es die Spitzbuben machten und daß ſie vermittelſt eines Zwirnfadens die feſteſten Vorhängeſchlöſſer öffnen könnten. Sie ſei damals in große Noth gekommen, und nur mit Mühe wäre es ihr gelungen, durch Vorzeigen vielen Geldes, und indem ſie, den reichſten und mächtigſten Fürſten gleich, vor einem gefallenen Napoleon ſich zu bücken verſchmähte und kaum hinab ſah, den Richter von ihrem Ueberfluſſe und ihrer Unſchuld zu überzeugen. Während der Unterſuchung ſei der Poſtwagen abgefahren und habe einen Vorſprung von zwei Stunden gewonnen, weßwegen ſie genöthigt geweſen, mit Extrapoſt nachzueilen, und ob ſie zwar ſchon nach einer halben Stunde den Wagen wieder eingeholt und die Extrapoſt zurückgeſchickt habe, hätte ſie doch die ganze Station zahlen müſſen.

Nur Bosheit kann es für Bosheit erklären, daß die Franzöſin auf gemeldete Weiſe länger als zwei Stunden ironiſch war. Hatte ſie nicht mit der Zeit dazu (die Zögerung des Poſtwagens verſchaffte ſie), zugleich das Recht dazu erlangt? Was ſie über verwandte deutſche Angelegenheiten pythiſch ſprach (der Glühweinnapf gab die delphiſchen Dünſte), verſchweige ich mehr unwillig als freiwillig. Ich half ihr mit größerer Hochachtung und weniger Geſchicklichkeit in den Wagen, als ich ihr neun Viertelſtunden früher heraus geholfen hatte. Der Bräutigam blieb zu Heilbronn zurück, aber ſein Herz machte als blinder Paſſagier noch die ganze Nachtreiſe mit. Er hatte bald in den Geſichtszügen der ſchönen Franzöſin mehr Unähnlichkeit als Aehnlichkeit mit ſeiner Braut gefunden, und ſeine Blicke ſangen unter vollſtändiger Seufzerbegleitung die rührendſten Liebeslieder. Deutſche Mädchen könnten die Treue ihrer Liebhaber auf keine beſſere Probe ſtellen, als wenn ſie ſie eine fünfzig Meilen weite Reiſe auf einen vaterländiſchen Poſtwagen machen und ſie nach der Rückkunft ſchwören ließen, daß auf dieſer Ulyſſesfahrt nie eine Circe ihr Heimweh gemildert habe. Wenn ſie nicht falſch ſchwören, dürfen ſich die guten Mädchen wenigſtens auf 52 Flitterwochen Hoffnung machen.

Eine Stunde hinter Heilbronn um Mitternacht hielt der Wagen auf freiem Felde ſtill. Die Thüre wurde haſtig aufgeriſſen, und eine fürchterliche Geſtalt in langem Barte und Schwert an der Seite drohte einzuſteigen. Der Neuvermählte ſchrie: Herr Jeſus! Seine Frau wollte ſchnell ihre Ohrringe abziehen, und kneipte mir mit den Worten: da, lieber Herr! ſo fürchterlich in's Ohr, daß ich ſpäter mein zaghaftes Schreckgeſchrei verſchönernd in einen Schmerzedruf verwandeln konnte; die Franzöſin ſagte gelaſſen: Hätten wir nur eine Laterne (ſie hoffte, der Räuber würde ſie ſchonen, ſobald er ſie ſahe); der Schreinergeſell blieb ruhig. Wir wurden es auch Alle wieder, da der Conducteur erklärte, der Herr wolle ein wenig einſteigen, weil es ſchneie. Der Fußgänger, der, wie ſich ſpäter ergab, um ſich abzuhärten gern in Winternächten reiſte, nahm den Bräutigamsplatz an der Seite der Franzöſin ein. Er verrieth bald durch Worte und Thaten, daß er ſich erſt vor Kurzem aus einer Turnpflanzſchule geriſſen (einige Erde hing ihm noch an der Wurzel), und daß er ſich nach Ludwigsburg zu verſetzen gedenke, um dort Ableger zu machen. Als die Franzöſin ihre Sprache, die ſie keineswegs verloren, ſondern nur verſteckt hatte, wieder herbeigeholt, ließ der Turnſetzling das Wagenfenſter nieder und ſagte, er müſſe Luft ſchöpfen. Es werde ihm immer engbrüſtig, ſobald er die Sprache des Erbfeindes höre. In ſeiner baldigen Erziehungsanſtalt werde er, zum Nutzen ſeiner Zöglinge, die das Franzöſiſche unglücklicherweiſe früher kennen gelernt als ihn, eine falſche franzöſiſche Grammatik und ein desgleichen Wörterbuch drucken laſſen, damit ſie es daraus wieder verlernten. Auch dürften ſie nie eine Halsbinde tragen. Er kenne nichts, was die Stabilität der Zwingherrſchaft ſtärker ſchütze, als jene beiden Dinge. Der verderbliche Einfluß der franzöſiſchen Sprache ſei Jedermann hinlänglich bekannt; der der Halsbinden aber weniger. Eine Halsbinde bilde eine unüberſteigliche Mauer zwiſchen Kopf und Herz, weßwegen beide nie zuſammen kommen könnten. Darum wären auch die Soldatenhälſe am engſten zugeſchnürt. Die Weiber, welche keine tragen, dächten gefühlvoller und fühlten verſtändiger; ſie hätten ſtets Liebe im Kopfe, und liebten nie ohne vernünftigen Zweck. Die freien Griechen hätten nie Halsbinden getragen*).

Die Franzöſin erfuhr früher aus den Handlungen, als aus den Reden des Turners (ſie verſtand das Deutſche wenig), daß er die Höflichkeit zu den Laſtern des Erbfeindes zähle. Wir männlichen Paſſagiere alle hatten uns aus Rückſicht ihrer auf der ganzen Reiſe des Rauchens enthalten. Als ich mir hinter Heidelberg die erſte Pfeife geſtopft, wußte ſie (noch hatte der Zunder im Kopfe nicht gezündet) ein vorläufiges Huſten geſchickt nachzumachen, und ſagte: der Rauch mache ihr Reiz. „Sie haben dann einen Reiz mehr,“ hatte ich ihr artig erwiedert. Sie faßte dankend den Sinn, ohne die Worte zu verſtehen.

---

*) Der Turn-Pepiniriſt urtheilt falſch. Die Orientalen, die immer deſpotiſch regiert wurden, tragen den Hals nackt.

wie man bemerken kann, daß ſelbſt ein zweijähriges lallendes Mädchen lächelt, wenn man ihm etwas Schönes ſagt. Aber es half mir nichts. Sie ſagte: als Franzöſin ſei ihr Vaterland überall, und wie ich wiſſen werde, ſei das Rauchen ausländiſchen Tabaks in Frankreich verboten. Ich mußte nachgeben. Aber der Turner bekümmerte ſich nicht darum und dampfte. In Beſigheim auf der Station führte die Franzöſin Klage beim Poſthalter und berief ſich auf ihren Heidelberger Poſtzettel, worin es heißt: das Rauchen iſt unterſagt. Der Turner zeigte einen Stuttgarter Poſtzettel vor, der ihm vor wenigen Tagen nach Heidelberg ausgefertigt worden und worin es Art. 15 heißt: das Rauchen aus wohlverſchloſſenen Pfeifen ſei erlaubt; nun aber könne nicht geleugnet werden, daß es ganz der nämliche Weg ſei, der von Heidelberg nach Stuttgart und von Stuttgart nach Heidelberg führe. Der Poſthalter wagte weder das badiſche noch das würtemberger Landrecht zu beleidigen, und enthielt ſich der Entſcheidung. Ich aber hatte einen glücklichen Gedanken. Ich trat ernſt vor den Turner hin und ſprach: Wandersmann, die alten Deutſchen haben nie geraucht. Da warf er heftig die Pfeife zur Erde, umarmte mich, drückte mich an ſeine Bruſt und ſprach: O Bruder! Darauf holte er aus dem Wagen einen Aſchenkrug, der auf dem Leichenfelde der zwei und zwanzigſten Legion in der Nähe von Mainz ausgegraben worden war. Daraus ſchenkte er mir Meth in ein Horn ein und trank mir zu. Wir ließen die freundſchaftſtiftenden Poſtſtationen hoch leben. Kurz vor dem Einſteigen ſagte ich dem Teutonen: Bruder, du biſt ein Narr! Dir es mündlich zu beweiſen, iſt jetzt die Zeit zu kurz. Ich will es aber ſchriftlich in meiner Monographie der deutſchen Poſtſchnecke darthun. Er wolle ſich gedulden,“ ſagte er. Darauf fuhren wir weiter.

Zu Ludwigsburg fragte ich den Conducteur: warum der ſchwerbeladene, nur mit zwei Pferden beſpannte Beiwagen dem mit Vieren beſpannten Poſtwagen hart vorfuhre, wodurch der Lauf des letzteren nothwendig gehemmt werden müßte? Er antwortete: dieſes ſei nothwendig, die Hochfürſtlich Turn und Taxiſchen fahrenden Poſtpferde hätten zu viel Feuer, und würden, um den Peitſchenhieben auszuweichen, zu arg rennen, wenn man ihnen nicht, gleich den Soldaten beim Spießruthenlaufen, ein gelaſſenes Hinderniß vorangehen ließe. Dieſes erfahre ich noch zur rechten Zeit, bemerkte ich. Ich hatte geglaubt, die Pferde gingen vorſätzlich aus unverzeihlicher Trägheit ſo langſam, und ich wollte in meiner wahrſcheinlichen Satyre über die vaterländiſchen Poſtwägen den Rath ertheilen, man ſolle den Gäulen vor dem

Anſpannen einige Originalfläſchchen von den ſo beliebten als magenſtärkenden Diabolini, mit welchen der Conditor Schnell in Frankfurt beſtens verſehen iſt, verſchlucken laſſen, damit ſie den Teufel in den Leib bekämen und toll fortrennten, um eher zum Stalle in den Kreis der Ihrigen zurückzukehren. Jetzt aber ſind ſie überflüſſig, der Teufel und der Noth. Allerdings ſind ſie das, erwiederte der verſtändige Conducteur. „Sie glauben nicht, fuhr er fort, welche große Mühe eine hohe Vieh-Polizei hat, das Feuer der raſchen Thiere zu mäßigen, und wie wehe es ihr ſelbſt thut, den Mißbrauch der thieriſchen Freiheit nicht anders verhüten zu können, als durch das Verbot ihres vernünftigen Gebrauchs. (Hier ſah ich den Wagen- und Paſſagier-Aufſeher mit dummen Augen an und zog meine Fühlhörner vorſichtig in mein Schneckenhaus zurück.) Der nicht bloß mit Habe und Gut der Einzelnen, ſondern auch mit ſteuerpflichtigen Bürgern und Staatsdienern reich beladene Poſtwagen würde in Trümmer gehen, wenn man den vorgeſpannten Pferden freien Lauf ließe. Nur durch die ſchwerfälligſten Poſtwagen ſei dieſer zu hemmen, weßwegen auch jeder Wagen, ſobald er durch einigen Gebrauch abgeſchliffener, geſchmeidiger und leichter geworden wäre, ſogleich ab- und dafür neue alte angeſchafft würden, wie Sie ſich am nächſten

8. December in Frankfurt überzeugen können, wo die Fürſtlich Turn- und Taxiſche Haupt-Expedition fahrender Poſten im Ramhofe zwei für den Dienſt nicht mehr verwendbare Diligencen öffentlich an den Meiſtbietenden, mit Vorbehalt höherer Ratification einer hochpreißlichen General-Poſt-Direction, wird verſteigern laſſen. Jenen beiden Diligencen fehlt es aber an Nichts, als an Gewicht.“

In Ludwigsburg räumte der altdeutſche Nachzügler und Spätturner ſeinen Platz Nr. 6 einem Manne ein, der ſehr niedergeſchlagen ſchien, und in der hohen Poſtwagenverſammlung nur Sitz und keine Stimme nahm. Erſt eine Stunde ſpäter munterte ihn die Präſidialſtimme (die der Franzöſin) zum Reden und Klagen auf. Er ſei ein Hutmachermeiſter, erzählte er, und in Ludwigsburg wohnhaft. Vor einigen Monaten ſei er von der Wanderſchaft zurückgekommen, und habe bald darauf eine Frau und das Meiſterrecht genommen. Sein Schwiegervater, ein Weinwirth, habe ein glänzendes Hochzeitsfeſt gegeben und die feinſten, gebildetſten Honoratioren, als ſtarke Hut-Conſumenten, dazu eingeladen. Die Gäſte, als ſie ſpat am Morgen weggegangen, hätten ihren Dank nur ſtammeln können, ſo voll ſei ihnen Kopf und Herz geweſen. Zwei Tage ſpäter ſei ihm dieſer und jener der Hochzeitsgäſte auf der Straße in den Weg gekommen, und da habe er bald mit mehr Verdruß als Erſtaunen bemerkt, daß ihn keiner mehr habe kennen wollen. Es hätte Niemand den Hut vor ihm abgezogen, und höchſtens habe man mit einer leichten Handbewegung ſeinen Gruß erwidert. Darüber ſei er nun in keine große Verwunderung gerathen; denn auf ſeiner Wanderung habe er die vornehme Welt hinlänglich kennen gelernt und erfahren, daß, wenn ſie es auch nicht immer verſchmäht, ſich mit den Geringern gemeinſchaftlich zu vergnügen, der Schlamm ihrer Geſinnung doch jedesmal wieder zum Vorſchein komme, ſobald die Weinüberſchwemmung abgelaufen ſei. Er für ſeine Perſon habe im Herzen die Hochmüthigen verlacht und, ſeines Gewerbes eingedenk, die Höflichkeit gegen ſie verdoppelt, indem er ſeinen Hut, als ſein ambulantes Waarenſchild und Muſter, ſtark vor ihnen geſchwenkt. Eines Tages, da er dieſen vor einem Gerichtsaſſeſſor, der auch bei ſeiner Hochzeit geweſen, beſonders tief geneigt, ſei Jener zu ihm hingetreten und habe erzürnt geſprochen: „Wie können Sie ſich unterſtehen, den Hut vor mir abzuziehen? Sie ſind ein Flegel, wiſſen Sie das?“ Er, Hutmachermeiſter, habe dem Erzürnten kalt und unbeweglich, wie ein Schneemann, nachgeſehen, und einer ganzen Viertelſtunde bedurft, um von den Straßenſteinen wieder los zu frieren. Selbſt ſeine

Frau, die den Aſſeſſor als einen ſonſt lieben Menſchen gekannt, da er in ihrer elterlichen Weinſtube oft geſeſſen, habe geſagt, ſie könne nicht klug daraus werden. Aber noch am nämlichen Tage habe ſich das Räthſel gelöſt. Die Hutmacher-Geſchwornen hatten auf den Abend ſämmtliche Meiſter zuſammenberufen laſſen, und ihnen vorgeſtellt, daß dem Handwerke große Gefahr drohe. Die gebildetſten Stände der Stadt hatten ſich nämlich vereinigt, gemeinſchaftlich grob zu ſein, den Hut nicht mehr vor einander abzuziehen, ſondern ſich beim Begegnen blos ſtarr anzuſehen. Was in dieſer Noth zu thun ſei? Aber Keiner habe Rath gewußt. Wie nun ſeitdem das Nichthutabnehmen täglich zunehme, nehme der Hut-Verbrauch täglich ab, und ſechs brod- und hoffnungsloſe Meiſter hätten ſich vorgenommen, nach Rußland auszuwandern. Er, Paſſagier, reiſe nach Stuttgart, um ſich einen Paß zu holen.

Die Franzöſin hörte dieſer Erzählung um ſo aufmerkſamer zu, je weniger ſie, der ihr fremden Sprache wegen, davon verſtand. Ich aber ſchämte mich der Albernheiten meiner Landsleute und hütete mich, den Dolmetſcher zu machen. Ich log ihr eine unglückliche Liebe vor und lockte dem guten Mädchen eine Thräne in die Augen. Den Hutmachermeiſter aber tröſtete ich. „Beruhigen Sie ſich, lieber Freund, ſagte ich, unſere deutſchen Landsleute ſind glücklicherweiſe keine chroniſche Narren, ſondern nur akute, das Hutfieber wird bald vorübergehen. Kehren Sie nach Hauſe zurück; doch wollen Sie ſich von Ihrem Auswanderungsvorhaben nicht abbringen laſſen, ſo eilen Sie ſich wenigſtens nicht, indem Sie zu Fuße aus Deutſchland wandern, ſondern fahren Sie lieber im Poſtwagen, und ehe Sie die deutſche Grenze übertreten, wird ſich die Geſinnung der groben Geſellſchaft gebeſſert haben.“ Meine Zuſprache blieb nicht ohne Erfolg, und als ich den Hutmachermeiſter aufmerkſam machte, wie ſehr durch das Rütteln des Poſtwagens die Hüte gequetſcht und abgenutzt würden, man habe ſie nun auf dem Kopfe, auf dem Schooße oder oben im Netze, ſo erheiterte ſich ſein Geſicht und er ſagte, er bemerke dieſes mit Vergnügen, und die Beulen, welche die Hüte von den Schlägen des Wagens empfingen, wären wahre Peſtbeulen für ſie, woran ſie ſterben müßten. Als ich ihn fragte, ob es für einen Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſtpaſſagier kein Mittel gebe, ſeinen Hut unbeſchädigt zu erhalten, rieth mir der Schelm, ich ſolle ihn auf den Boden des Wagens ſtellen und abwechſelnd den rechten und linken Fuß hineinſetzen, wodurch nicht allein der Hut unerſchütterlich, ſondern auch der Fuß warm gehalten würde, für welche Wärme die wenigen Strohhalme nicht genug ſorgten.

In Stuttgart zerbrach ich den ironiſchen Mantel, zog die Glocke in die Höhe, und ließ ſie frei ihre Jammertöne über vaterländiſche Poſtwägen in der Trinkſtube ausbrummen. „Herr Major,“ ſagte ich, „hätte ich einen Säbel wie Sie, meine äſthetiſchen Flüche gehörig zu unterſtützen, hol mich der Teufel, ich haute ein, und es gäbe blutige Köpfe. Iſt der Paſſagier ein Narr jedes Poſtmeiſters, Conducteurs und Poſtillons, und muß er liegen bleiben, ſo oft es dieſen Herren gefällt, Wein zu trinken oder auszuſchenken? Kommt man in ein Neſt, und trägt nicht Luſt, im Poſtwagen zu warten und zu frieren, umdreht der Eigenthümer des Ofens unſern ſchlotternden Leib, wie die Katze den Brei, und tauſend Fragezeichen im Geſichte zweifeln, was man befehle? Muß ein armer Paſſagier leben, wie die große Welt in Paris, und um Mitternacht Cottelets eſſen? In Zeit von 46 Stunden, worunter 14 nächtliche, habe ich 12 Schoppen Wein getrunken, und noch einige mehr bezahlt für den Conducteur. Wie weit iſt es, Herr Major, von Frankfurt nach Stuttgart? Alſo kaum 40 Stunden! und auf dieſem kurzen Wege,

Univ. Bibl.
München

haben wir 15 Stunden Raſt gehalten *). Ich bin von Straßburg nach Paris, und von Paris nach Metz auf der Diligence gereiſt, und hatte kein Sohlleder unter mir, ſondern gute Verviers Mitteltücher,

---

*) Damit ſich die Leſer überzeugen können, daß ich mir keine größere poetiſche Freiheit genommen, als billig iſt, will ich eine genaue Berechnung der Zeit, die wir uns zwiſchen Frankfurt und Stuttgart aufgehalten, nebſt Benennung der Orte, wo dieſes geſchah, folgen laſſen. Aus dieſer Statiſtik (Stillſtandslehre) des Poſtwagens wird ſich ergeben, daß ich noch nicht zwei Procent gelogen, indem auf 15 Stunden die Uebertreibung nur 16 Minuten beträgt.

	Stunden.	Minuten.
Zu Sprendlingen . . .	—	12
„ Langen	—	50
„ Darmſtadt	—	15
„ Bickenbach	—	20
„ Heppenheim	1	15
„ Weinheim	—	20
„ Heidelberg	3	15
„ Neckargmünd . . .	1	15
„ Wieſenbach	—	12
„ Sinzheim	—	15
„ Fürfeld	—	30
„ Heilbronn	3	10
„ Beſigheim	1	5
„ Ludwigsburg . . .	1	—
Summa:	14 Stund.	44 Min.

und auf dieſen beiden Reiſen zuſammen hat ſich der Wagen nicht 10 Stunden aufgehalten. Iſt das nicht zum toll werden, nämlich das Erſtere? Iſt es nicht Schimpf und Schande, daß das Zuſammentreffen der Poſtwägen auf den Kreuzwegen ſo ſchlecht eingerichtet iſt, daß ich — ich erzähle es Ihnen jetzt ſchon, Herr Major, ob es mir zwar erſt acht Tage ſpäter auf meiner Rückreiſe begegnen wird — daß ich in Bruchſal 24 Stunden liegen bleiben und auf den Straßburger Wagen warten mußte, bis ich weiter konnte nach Frankfurt? Warum gibt man den Reiſenden nicht wenigſtens Wartegeld, gleich den quiescirenden Staatsdienern, bis ſie einen Platz und ihr Fortkommen finden? Wer erſtattet mir meine Auslagen für zwei Lagen Poſtpapier, die ich in Bruchſal zu dieſer Monographie verwendete, und, Herr Major — ich benutze dieſe Gelegenheit mich zu unterrichten — warum nennt man feines Papier ſo uneigentlich Poſtpapier? Ich weiß nicht, ob Sie die Abendzeitung leſen, Herr Major; dort erzählt Herr Muhlen in Nr. 33 dieſes Jahrgangs die Anekdote von einem Sonderling, der viel gereiſt ſei. Auf dieſen Reiſen (wird erzählt), die er ſtets mit Extrapoſt machte, verurſachte ihm aber nichts ſo viel Aerger, als die Poſtmeiſter, Poſthalter und Poſtillone, und wenn er auf dieſe zu ſprechen kam, ſo war er unerſchöpflich in Sarkasmen und Schilderungen ihrer Rohheit, Habgier und der Langſamkeit auf den Stationen und im Fahren. Dieſer Antagonismus ſprach ſich auch in ſeinem letzten Willen aus. In ſeinem Teſtament hatte er Nachſtehendes verordnet. Nachdem er Diejenigen namentlich aufgeführt, welche ſeine Leiche zur Ruheſtätte begleiten ſollten, hieß es: „Ich verlange ausdrücklich, daß die vorgenannten Perſonen in mit Extrapoſtpferden beſpannten Wagen meiner Leiche folgen ſollen, und ſind die diesfälligen Koſten aus den zu meinem Begräbniß ausgeſetzten Summen zu beſtreiten; denn da es der Anſtand erheiſcht, daß ein Leichenzug feierlich und langſam vor ſich gehen muß, ſo werden die Poſtillone das Letztere unfehlbar am beſten ausrichten.“ Hätten Sie, wie ich, die Abendzeitung geleſen, Herr Major, wären Sie nicht auch auf meinen nachfolgenden Gedanken gefallen? Man ſollte nicht die Leidtragenden, ſondern die Leichen ſelbſt auf Hochfürſtlich Turn- und Taxiſchen fahrenden Poſtwagen zum Begräbniſſe führen, damit ſie Zeit gewonnen, aus dem Scheintode zu erwachen, da, wenn in der Aſche des Lebens nur noch ein Fünkchen glimmt, das Rütteln des Wagens es zur Flamme anfachen müſſe. Wäre dieſes nicht eine ſehr gute ambulante Todtenſchau?“

Nachdem ich mich auf dieſe Weiſe ſchlau zu revolutionären Aeußerungen verleitet hatte, ging ich eiligſt auf mein Zimmer, um Alles, was ich von mir gehört, wie folgt zu berichten.

„Herr geheimer Ober-Tugend-Director!

Es war zum Glücke der Welt, daß ich nicht von Darmſtadt ſogleich wieder umgekehrt bin, ſie wäre ſelbſt umgekehrt worden die Welt, wenn ich es gethan hätte. Ich habe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt, und halte ſämmtliche Verſchwornen, ihre Namen nämlich, in meinen Händen. Schon wollte ich mich außer Acht laſſen, da ich ſeit jener Turnübung, wovon ich Ihnen früher berichtet, ſonſt keine verdächtigen Geſinnungen geäußert hatte, da habe ich mich noch zu rechter Zeit ertappt und die Ueberzeugung erhalten, daß ich nicht allein des Verdachtes verdächtig, ſondern höchſt wahrſcheinlich wirklich verdächtig bin. Zu Heilbronn im Falken belauſchte ich ein Geſpräch, das ich mit dem Oberkellner geführt, und das ich ſtellenweiſe hierherſetzen will. Ich: Welche Zeit iſt es? Kellner: Ich habe die Uhr nicht ſchlagen hören. Ich: Wo iſt Ihr Herr? Kellner: Er ſitzt dort am Tiſche und trinkt rothen Wein. Ich: Wo iſt der Hausknecht? Kellner: Er liegt im Stalle und ſchläft. Ich: Wo kauft man Apfelſinen? Kellner: Bei Wolf auf dem

Reismarkt. Ich: Bringen Sie mir Carbonaden. Kellner: Die letzte Kohle iſt ausgelöſcht. Ich: So bringen Sie mir eine Hammelskeule. . . Der Herr, der Blut trinkt — der ſchlafende Knecht — der reiſende Wolf in den Apenninen — die ausgelöſchte Kohle — Keule — Carbonarie. . . . Das war der eigentliche Sinn jener Unterredung, die kleinen heuchleriſchen Abänderungen an den Worten konnten mich natürlich nicht irre machen. Die Vermuthung meiner carbonariſchen Umtriebe beſtätigte ſich in der Folge noch mehr. Ein Vertrauter, von dem ich mich in Stuttgart hatte beobachten laſſen, berichtete mir, der Poſtwagen Conducteur habe irgendwo erzählt, er hätte mich gefragt, wo ich in Stuttgart einkehren wolle, und mir das Waldhorn empfohlen, worauf ich aber mit Haſtigkeit erwiederte: Nein, nein, ich logire jedesmal im römiſchen Kaiſer und werde auch dieſesmal dort logiren, ich laſſe nicht vom römiſchen Kaiſer. Sie werden, Herr geheimer Ober Tugend Director, von ſelbſt daraus entnehmen, daß ich meine Anhänglichkeit an die alte deutſche Reichsverfaſſung und das ehemalige Reichsoberhaupt hinlänglich an den Tag gelegt, und den verbrecheriſchen Wunſch, die Einheit Deutſchlands wieder hergeſtellt zu ſehen, offenbart habe. Weiter wurde mir berichtet, ich hätte bei Tiſche mit einem Franzoſen ſehr eifrig von jambon de Mayence geſprochen, und es wäre leichtſinnig geweſen, zu glauben, es werde Keiner merken, daß ich den ehemaligen Mainzer Präfekten Jean Bon St. André im Sinne führe. Höchſt wahrſcheinlich iſt dieſer Napoleoniſche Präfekt nicht geſtorben, wie er vor einigen Jahren auszubreiten geſucht, ſondern präfektirt in Mainz heimlich fort.

Da ich auf dieſe Weiſe die Wurzel der Verſchwörung entdeckt hatte, ging ich ihrem Stamme und ihren Zweigen nach, und war ſo glücklich, die wichtigſten Entdeckungen zu machen. Die alta vendita der deutſchen Carbonarie iſt in Ludwigsburg, und bereits hat ſie zu Tübingen, Stuttgart, Frankfurt und Offenbach Töchter-Logen errichtet. Statt der ausgelöſchten Kohle haben ſie, wegen Gleichheit der Farbe, den Hut zum Sinnbilde genommen, und ſie nennen ſich **Brüder vom ſtandhaften Hute.** Ihr geheimer Zweck iſt: Gleichheit, Liebe, Höflichkeit; öffentlich aber ſind ſie grob, und ſtellen ſich fremd gegen einander, um ſich nicht zu verrathen. Ihr Grundſatz iſt, die Welt ſei nicht wegen der Hutmacher auf der Welt, worunter ſie ſinnbildlich verſtehen, die Völker ſeien nicht wegen der Regierungen geſchaffen; denn da der Kopf den Menſchen beherrſcht, ſo ſind die Hüte die Reſidenzen und Hauptſtädte der Menſchheit. Sie grüßen ſich nicht durch Hutabziehen, ſondern auf militairiſche Art, durch Winken mit der Hand. Ueber die Gefahr einer ſolchen Verbindung ſtimmen Sie gewiß mit mir ein, Herr geheimer Ober-Tugend-Director. Durch das Aufbehalten der Hüte werden die Köpfe warm gemacht, und welches Unglück erhitzte Köpfe über die Welt verbreiten, haben wir genug erfahren. Die ſoldatiſche Begrüßungsweiſe iſt nichts als eine verſteckte Waffenübung, und es iſt klar bewieſen, daß die Brüder vom ſtandhaften Hute eine heimliche Landwehr bilden. Es iſt dringend, dieſen carbonariſchen Umtrieben Einhalt zu thun. Nur allein durch die Mobilität der Hüte kann in Deutſchland die Stabilität der Köpfe erhalten werden.

Ich muß eiligſt den Bericht ſchließen; denn man meldet mir ſo eben, daß ich ausgehen werde, und ich muß mir nachfolgen, meine verdächtigen Schritte ferner zu beobachten.

Der Ihrige.“

„Nachſchrift. Da ich bemerkt habe, daß ich beim Trinken gern plaudere, ſo habe ich mir auf meine Koſten mehrere Male Wein vorſetzen laſſen, und bin ſo frei, die Rechnung der gemachten Auslagen Ihnen beifolgend zu überſchicken.“

Auf meiner Rückreiſe von Stuttgart nach Frankfurt fuhr der Wagen mit lobenswerther Schnelligkeit. Schon wollte ich meinen ſatyriſchen Feldzug wieder einſtellen, dieſen gerechteren Krieg als die üblichen; denn er ſollte die Feinde dafür beſtrafen, daß ſie mit der Zeit nicht fortgingen. Aber unglücklicher Weiſe wurden zu Bruchſal die verſäumten Verſäumniſſe nachgeholt. Ich mußte 24 Stunden dort liegen bleiben. Da ließ ich mein Kriegs-Manifeſt ergehen und rückte vor. Dem Turner aber ſchrieb ich in der Eile folgende Zeilen nach Ludwigsburg.

„Trübſal, den 9. Nov. 1820.

Bruderherz!

In Beſigheim verſprach ich, dir ein anderes Mal zu beweiſen, daß du ein Narr biſt, aber du mußt dich gedulden; denn ich bin gegenwärtig ſehr beſchäftigt, da mein Vortrupp noch in dieſer Stunde ins Taxiſche einrückt. Nur ſo viel ſei dir geſagt: Du biſt kein Hofnarr, aber ein Volksnarr, und das iſt ſchlimmer; denn das heißt, aller Leute Narr.

Der Ort, wo ich mein ſchreibendes Hauptquartier aufgeſchlagen habe, heißt Bruchſal, aber mir iſt er ein Trübſal und Scheuſal. Wenn die Verzweiflung Witz gibt oder nimmt, ſo werde ich hier ein Voltaire oder ein Cretin. Ich möchte aus der Haut fahren, wäre nur eine Oeffnung groß genug, mich durchzulaſſen, da ich ganz geſchwollen bin vor Wuth. So einen geſchlagenen Hund, wie ich, gab es noch nicht. Nur zwei Wünſche habe ich jetzt. Erſtens wünſche ich, daß zehn tauſend Millionen Donnerwetter in das verfluchte Neſt ſchlügen, und zweitens wünſche ich das Nämliche noch einmal.

Ich gehe zu ſtreiten für die gute Sache. Falle ich, ſo laſſe deine Jungen jedes Jahr an meinem Sterbetage einen Burzelbaum über meinen Grabeshügel ſchlagen. Lebe wohl Bruderherz.“

VII.

Ankündigung der Wage.

(1818.)

Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen die Ankündigung einer neuen Zeitſchrift in die Hände nehmen? Auch der gutmüthigſte Leſer nicht, wenn er ein Deutſcher iſt. Denn dieſem erſcheint das lange Ausſprechen über vaterländiſche Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines geſunden freien Geiſtes, ſondern als das Stöhnen einer beengten Bruſt, welches Bedrückung verräth und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich iſt. Die Klagen der öffentlichen Redner, welche die Oberflächen aller Verhältniſſe überziehen, dünken dem Deutſchen nur der Schimmel zu ſein, der ſich unſern verdorbenen Einrichtungen angeſetzt hat und die als Werk der Fäulniß ſeine Trauer erregen. Den Leſern ſolcher Geſinnung ihren Wahn zu entziehen, als ſolle eine Zeitſchrift nur als Sekundenzeiger an einer Uhr dienen, um den ungeordneten Puls des Staates zu verrathen, nicht aber als das Triebwerk ſelbſt, welches die Gänge der Zeit regelmäßig erhält und ihre Fortſchritte abmißt, — dieſes zu thun wird ein künftiges Beſtreben der hier angekündigten Blätter ſein. — Aber es gibt auch Andersdenkende, welche die Luſt und Würde des freien Wortes beſſer erkennen, und dennoch mit Ueberdruß die Zahl der Tagesblätter wachſen ſehen, weil deren nur wenige von der breiten ſtaubigen Landſtraße abweichen, durch anmuthigere Pfade ziehen und die Langeweile dabei nur dann unterbrochen wird, wenn die auf einem Wege, aber nach entgegengeſetzter Richtung Wandernden ſich begegnen und mit den Köpfen aneinander ſtoßen. Mit dieſen Letztern möchte ich mich ſogleich verſtändigen und darzuthun ſuchen, daß eine Zeitſchrift auch ohne eigenthümlichen Werth, und welcher weiter nichts gelänge, als die Vermehrung der ſchon beſtehenden, dennoch von Erſprießlichkeit ſei.

Und wahrlich ſo iſt es! Wie zahlreiche Straßen und Kanäle, die durch das Gebiet eines Landes kreuzen, immer für Anzeichen eines gutgeordneten und reichen Staates gehalten werden, da viele Wege auf häufige Bewegung deuten, und durch ſie große und mannigfaltige Kräfte ſich verkünden, ſo zeigt es nicht minder von einem lebhaften Umtauſche der Gedanken, wenn ihrer freien und ſchnellen Mittheilung viele Wege offen ſtehen.

Wenn ein Zeitſchriftſteller auch nur der Fuhrmann der Wiſſenſchaft und der Geſchichte wäre, bliebe er doch ein ehrenwerther Mann; aber er iſt mehr als das. Er reicht uns das Gefäß, das unentbehrlich iſt, um an der Quelle der Wahrheit für den Durſt des Augenblicks zu ſchöpfen.

Denn die Ausbeute edler Wiſſenſchaft, durch mühſame Forſchung aus der Tiefe des menſchlichen Geiſtes zu Tage gebracht, liegt oft in verborgenen Gemächern lange Zeit unberührt, dem Beſitzer ohne Luſt und Vortheil, dem Entbehrenden unbekannt oder unzugänglich, und ſo geſchieht, daß Viele, in klar gewordenen oder dunkeln Bedürfniſſen, mitten unter ihren Schätzen darben. Alles Wiſſen iſt nicht mehr als das Metall, womit ſich das Leben bezahlt; für ſich ungenießbar, gibt es nur Anweiſung auf Genuß, und erſt durch Hingeben empfängt man ſeinen Werth. Aber die Barren der Wahrheit, von Reichen an Geiſt in großen Werken niedergelegt, ſind nicht dienlich, um die kleinen täglichen Bedürfniſſe der Unbemittelten damit zu vergelten. Dieſe Brauchbarkeit hat nur das ausgemünzte Wiſſen.

Die Zeitſchriften ſind es, welche dieſe Münzen bilden; von der Ausbeute der Erkenntniß geprägt, unterhalten ſie den Wechſelverkehr zwiſchen Lehre und Ausübung. Nur ſie führen die Wiſſenſchaft in's Leben ein und das Leben zur Wiſſenſchaft zurück. Auch ihre tadelnswerthe Seite mag nicht unberührt bleiben. Die Gutgeſinnten mögen, um dem übelwollenden Spotte zuvorzukommen, freiwillig eingeſtehen, daß Zeitſchriften ſo wenig als Münzen zu ihrer Haltbarkeit der Beimiſchung unedler Metalle entbehren können; aber nichts entwürdigt eine Sache, was ihre Brauchbarkeit vermehrt. Wahrlich das Kupfer, das durch Tagesblätter unter das Volk gebracht wird, iſt mehr werth, als alles Gold in Büchern. Wenn auch manche Wahrheit nur mit Irrthum vermiſcht ausgebreitet werden kann, und ein richtiges Urtheil oft nur Eingang finden kann, wo es an Vorurtheil ſich knüpft, ſo wird doch endlich das Untaugliche zu Boden ſinken, und das Gute allein ſich empor halten. Konnte doch die Vaterlandsliebe der Deutſchen ſich nur an einem ungebührlichen Haſſe gegen ein fremdes Volk entzünden, und lodert nicht jetzt die ſchöne helle Flamme gereinigt fort, nachdem der ſchmutzige Schwamm, der ſie erzeugte, ſchon längſt verglommen iſt?

Im deutſchen Lande war der Baum der Erkenntniß eine ehrwürdige Eiche, die dem müden Menſchen Schatten, aber der hungrigen Seele keine Speiſe gab, und die Kunſt war eine Blumenflur, die nur das Aug' ergötzte. Reicher an Quellen des Wiſſens iſt wohl kein anderes Land und dennoch dürſtet das Volk; denn die Wünſchelruthe, welche jene zu Tag bringt, iſt in den Händen der ſchuldbewußten Furchtſamen, die in den ſturmbewegten Wellen, welche das ſchlechtgeſteuerte Schiff verſchlingen, und in dem Labetrunke im Becher nur die anverwandten Waſſertropfen ſehen. Wenn Kinder glücklich ſind, die im engen Gehäuſe der Gegenwart lebend, weder Vergangenheit noch Zukunft kennen; wenn der Blinde glücklich iſt, der die Blitze am Himmel nicht fürchtet, weil er ſie nicht ſieht; wenn der Buchgelehrte glücklich iſt, den in ſeinem Treibhauſe der Wiſſenſchaft die kalte friſche Luft der Welt nicht berührt — dann waren es die deutſchen Völker auch. Wenn aber nur der glücklich iſt, der alle Kräfte, die er ſich fühlt, gebrauchen und in das große Triebwerk des bürgerlichen Lebens der Menſchen immer den Blick richten und wenn es Zeit iſt auch eingreifen darf; und wenn der nicht glücklich iſt, der wie in einer Uhrwerkſtätte immer nur Zeiger, nur Federn, oder nur Zifferblätter gedankenlos zu machen hat — ſo waren es die Deutſchen auch nicht.

Sie ſind auf dem Wege, es zu werden. Für wen die Geſchichte arbeitet, weiß Keiner vorher zu ſagen, aber wer am meiſten dabei gewann, für den hat ſie gearbeitet. Und wer möchte den Bemühungen der dreißig letzten Jahre mehr abgewonnen haben als unſer Vaterland, das am meiſten zu erwerben hatte, weil es am wenigſten beſaß?

Die Ausſagen der Zeit zu erlauſchen, ihr Mienenſpiel zu deuten und beides niederzuſchreiben, wäre ein ehrenvoller Dienſt, ſelbſt wenn er nicht gefahrvoll wäre. Daß er auch dieſes iſt, vermehrt ſeinen Reiz, und nur die Schwachheit vermag einer ſolchen Lockung zu widerſtehen. Die Menſchen haben Furcht, als wären ſie Geſchöpfe von nur augenblicklicher Dauer. Darum unterbleibt ſo vieles Gute, in Worten, wie in Thaten.

Zu jenem Dienſte ſind noch lange nicht genug berufen, und doch iſt ſo vieles daran gelegen, daß die Zeitſchriften ſich vermehren; ja oft wäre zu wünſchen, daß die Tagesblätter in Stundenblätter auseinander gingen, damit nichts überhört werde und verloren gehe. Der beobachtenden Blicke können nie zu viele, und die Berichte des Geſchehenen nicht zu häufig werden. Die Entwicklungsſtufe, über welche jetzt die Menſchheit ſchreitet, bringt Verborgenes hervor, das ſich ſchnell wieder bedeckt, ſobald die Stufe erſtiegen iſt, und erſt nach Jahrhunderten des Stillſtandes, wenn das Menſchengeſchlecht von neuem einen Schritt macht, wieder erſcheinen wird. Wie dort, wo dem Leben Gefahr droht, ſeine Geheimniſſe hervorſpringen und in den Erſcheinungen der Krankheit ſich uns die Geſetze des Wohlbefindens offenbaren, ſo müſſen wir an den Gebrechen dieſer Zeit die Regel ihrer Vollkommenheit lernen, und um den innern Bau der bürgerlichen Geſellſchaft zu erforſchen, ſchnell, ehe ſie ſich ſchließen, durch ihre offenen Wunden ſehen.

Die Wage, als ein Tagebuch der Zeit, ſoll nichts unbedacht laſſen, was die Theilnahme der Verſtändigen und Gefühlvollen beſitzt oder verdient. Sie wird beſprechen: das bürgerliche Leben, die Wiſſenſchaft und die Kunſt, vorzüglich aber die heilige Einheit jener Drei. Denn nicht die Kraft und Bewegung des erſten, nicht die Fruchtbarkeit der andern, nicht die Blüthe der dritten vermag für ſich allein die Menſchheit zu beſeligen; nur ihre Verbindung kann es. Und das iſt's, was das gegenwärtige Geſchlecht an Glück und Bedeutung über das vergangene erhebt, daß es Arbeit und Arbeit, Luſt und Luſt nicht mehr ſo feindlich theilt, und die Toga des Bürgers zugleich das Feierkleid des fröhlichen Menſchen und das Hausgewand des ruhenden Vaters ſein darf.

Woher es komme, daß wir ungleich den Völkern des Alterthums uns der Meinung unterworfen haben, daß das menſchliche Daſein zur Knechtarbeit beſtimmt, daß die Freude nur die vergängliche Blüthe, nicht die dauernde Wurzel des Lebens ſei, daß wir nur genießen, um zur Entbehrung neue Kräfte zu ſammeln, der Zukunft jede Gegenwart aufopfernd, und dieſes bis in die Ewigkeit hinüber rechnend — woher all dieſer Jammer fließe — dies in wenigen Worten zu ſagen wäre gefährlich, und fruchtlos iſt's, wo man ſich verſtändlich zu machen vieler Worte bedarf. Aber wahrlich, ſeitdem uns des Lebens Spiel nicht heilig mehr erſcheint, iſt uns das Heilige zum Spiel herabgeſunken. Das glücklichſte aller Völker, bei dem jene düſtere Lebensanſicht am wenigſten vorherrſcht, und das den alten Griechen am meiſten gleicht, iſt das franzöſiſche. Wer in ſeinen Zeitſchriften lieſt, wie auf derſelben Blattſeite Talma's Spiel auf der Bühne und das der Miniſter in den Kammern, beides mit gleichem Ernſte und gleicher Heiterkeit, beſprochen wird; der Deutſche, der dies wahrnimmt und nur lächelt, nicht trauert, der weiß es nicht, welch' einen Vorſprung die Franzoſen vor uns haben, die wir immer nur plötzlich und mit Gefahr der Geſundheit aus dem umſchloſſenen gewärmten Tempel der Kunſt in die kalte Zugluft des bürgerlichen Lebens treten.

Die Kunſt, welche, das Geſchöpf zum Schöpfer erhebend, und indem ſie das Leben ein- und fortpflanzt, allen Weſen, die ſie beſeelt, Unſterblichkeit gibt, hat vor dem Kriege des Himmels mit der Erde, und des Ewigen mit der Vergänglichkeit ſchon längſt ſich und alle ihre Habe geflüchtet. Als die Griechen noch Götter und Helden beſaßen, hatten ſie Tempel und Bildwerke für beides. Als im Mittelalter in den Staaten Italiens ein kräftiges und üppiges Bürgerleben ſich entfaltete, und die Nacht des Wiſſens durch den Stern der Religion erhellet ward, da entblieben die Dichter und Maler auch nicht. Wie aber könnte Bildnerei bei einem Volke ohne Umriß und öffentliches Leben und Malerkunſt da gedeihen, wo Philoſophie mit dem Glauben kämpft? Die deutſche Dichtkunſt liegt im Dämmerſcheine; ob es Morgen- oder Abenddämmerung ſei — ich weiß es nicht. Schöne rothe Streifen am Himmel reden für beides. — Die Tonkunſt iſt die einzige, deren die Deutſchen Meiſter ſind, und worin ſie den übrigen Völkern es zuvorthun. Den Verſtand der Franzoſen mit dem Gefühle der Italiener verbindend, iſt die deutſche

Muſik plaſtiſch und maleriſch, Geiſt und Herz finden gleiche Befriedigung in ihr, und man braucht in ihrem Genuſſe nicht dem Himmel um der Erde willen zu entſagen. Könnten die Deutſchen in Tönen reden und nach dieſen Worten auch handeln, ſie wären das erſte aller Völker, und würden vielleicht ſich ſelbſt achten. Da Werke auch verſchiedener Künſte wohl mit einander verglichen werden dürfen, weil die Darſtellung des Gottähnlichen im Vergänglichen das gemeinſchaftliche Streben Aller iſt, ſo mag die deutſche Tonkunſt ihren Mozart kühn an die Seite Raphael's, Shakſpeare's und Canova's ſtellen.

Dieſen Künſten ſoll in der Wage ein Platz angewieſen werden, welcher der Würde, die ſie im öffentlichen Leben der Deutſchen genießen, angemeſſen iſt.

Die Schauſpielkunſt zeigt jetzt in Deutſchland einen raſchen Lebenstrieb, und der Volksthümlichkeit bald vorgehend bald nacheilend, verdient ſie eine hohe Aufmerkſamkeit. Deren Gange und Halte wird dieſe Zeitſchrift nie aus dem Blicke verlieren. Es iſt nicht blos der Kunſtſinn und das Gefühl für's Schöne, die ſich an der Beurtheilung dramatiſcher Werke und ihrer Darſtellung auf der Bühne üben, es treten noch andere Dinge hervor, welche hierbei die Theilnahme feſſeln. Das ſtehende Schauſpiel eines Orts iſt ſelten beſſer, nie ſchlechter als die Zuhörer darin, und ſo wird es die höflichſte Art, einer lieben Bürgerſchaft überall zu ſagen, was an ihr ſei, daß man über ihre Bühne ſpreche.

Die Wiſſenſchaft, dieſes Meer, wohin alle Ströme des Lebens fließen, hat lange nur einige Küſtenſtriche der menſchlichen Wohnſtätten beſpült und das große Feſtland trocken gelaſſen. Aber in den Stürmen und Erdbeben unſerer Zeit wurden oft die Ufer durchbrochen und Waſſerzungen in das Land hinein geführt. Aus dem Ozean ſelbſt haben fruchtbare Inſeln ſich erhoben, die herrlich grünen und blühen. Die deutſche Wiſſenſchaft glich auch darin dem Meere, daß ſie geſalzen und ungenießbar war; doch haben wir in unſern vielen Nöthen die Deſtillation des Meerwaſſers für den Trank etwas erlernt, und ſeitdem ſind unſere Fahrten fröhlicher geworden. Man ſagt, die Wiſſenſchaft in Deutſchland habe an Tiefe verloren; es mag ſein, aber ſie hat an Ausbreitung gewonnen. Die durch Dünger getriebene Gelehrſamkeit der Kunſtgärtnerei zieht den Blick nicht ſo heiter an, als die ins Freie gepflanzte Wiſſenſchaft, durch deren Zweige der friſche Hauch des öffentlichen Lebens weht. Aus dem Leipziger Meßverzeichniſſe, dem ſchönſten unter allen in Deutſchland erſcheinenden Büchern, erſieht man mit Freude, wie der vaterländiſche Sinn immer mehr und mehr heranwachſe, und ſelbſt die entfernteſten Wiſſenſchaften herbeieilen, das Bürgerthum zu begrüßen.

In unſerer Zeitſchrift ſollen die vorzüglichſten Werke der vaterländiſchen Wiſſenſchaft, jene zumal, die von bürgerlichen Dingen handeln, beurtheilt werden, und damit keine Einſeitigkeit der Kritik ſich geltend machen könne, wird man die Ausſprüche von Männern verſchiedenartiger Anſichten zu erlangen ſuchen.

Auf das bürgerliche Leben endlich, in welchem die verſchiedenen Kräfte der menſchlichen Natur ſich vermählen und fruchtbar werden, wird unſer Blick und Sinn, wie die Zeit ſelbſt es thut, am häufigſten gerichtet ſein. Hätten die, welche alle Macht beſaßen, die Befriedigung eines natürlichen Triebes nicht ſo lange verwehrt, dann wäre dieſer geſunde Trieb nie in eine krankhafte Sucht ausgeartet. So mögen ſie denn ihre unbeſchreibliche Angſt als Strafe ihres Vergehens in Demuth tragen.

Nämlich: Narren von Philoſophen hatten das Menſchengeſchöpf ganz drollig in ein dreiſtöckiges Haus abgetheilt, und Staatsbaumeiſter dieſen willkommenen Plan ſchnell und ſchadenfroh ausgeführt. Unten ſolle das Vieh wohnen, über ihm der Menſch, nächſt dem

Dache der Bürger. Dieſe verſchiedenen Bewohner Eines Hauſes lebten lange in ſtiller Feindſchaft und offnem Hader. Wenn das Erdgeſchoß knurrte und biß, ließ der Fromme über ihm ſich in Sittenpredigten vernehmen, und die Memme im dritten Stocke verſteckte ſich und keifte aus ihrem Schlupfwinkel hervor. Die ſchlaue, immer wache und lauernde Zwingherrſchaft benutzte dieſen Streit, um Jeden allein nach ſeiner Art zu bändigen, was nie gelungen wäre, wären die Hausbewohner einig geblieben. Dem Thiere gab ſie zu eſſen oder machte es durch Hunger zahm; den Menſchen umhüllte ſie mit den Wolken des Aberglaubens, dieſe für den Himmel erklärend; den Bürger ſchreckte ſie. So regierte man Jahrhunderte lang die Menge nach Willkür, blos weil jeder einzelne Menſch mit ſich ſelbſt zerfallen war. Da geſchah es zu unſerer Zeit, daß unter dem Dache jenes Hauſes Feuer ausbrach, und deſſen Erdgeſchoß durch Ueberſchwemmungen litt. Die Zerſtörung des Gebäudes unten und oben nöthigte nun das Thier und den Bürger, zum Menſchen ihre Zuflucht zu nehmen, und ſeitdem wohnen ſie zum Aerger der Böſen friedlich in einer Stube beiſammen.

Der Zwiſt der Hausgenoſſen iſt geſchlichtet, der Staatsbewohner ihrer dauert fort. Dem geendigten Waffenkriege, der fünf und zwanzig Jahre die Länder

Europens durchzog, folgte, was ihm vorhergegangen war, ein Krieg der Meinungen. Dieſer Kampf wird nur gefährlich, wenn er dafür geachtet wird: es iſt ſonſt nichts zu fürchten als die Furcht. Daß nach heftigen Stürmen die aufgeregten Wellen nicht gleich beſänftigt fortfließen, liegt in der Ordnung der Dinge, und beſſer iſt es, daß die überſpannten Gemüther durch mäßige Anſtrengung zur Ruhe übergehen, als plötzlich zur Abſpannung überſpringen.

Wie die Zeitſchriftſteller dieſen Meinungskampf über Angelegenheiten des bürgerlichen Lebens zu beobachten und ſeinen abwechſelnden Erfolg zu berichten hatten, darüber iſt mehr geſprochen als gedacht worden. Eine falſche Anſicht hat die andere verdrängt, aber die größte Betrügerin hat den Platz behauptet: die Lehre nämlich, daß der heftige Gedankenkrieg, der jetzt herrſche, von den Schriftſtellern ſelbſt angefacht, dann unterhalten, dann beſchrieben worden, und es wäre alles ruhig geblieben ohne ſie. Es iſt als ſage man, der kranke Menſch werde von allen ſeinen Schmerzen geheilt, ſobald man ihm den klagenden Mund verbände. Einem ſolchen Wahnwitze gegenüber ſtill zu ſchweigen, iſt leichter als nur gelaſſen zu eifern. Doch auch zu Letzterm iſt hier der Ort nicht, und es ſoll nur geſagt werden, was als Vorbereitung Noth thut.

Mancher Tadel ſchon hat diejenigen getroffen, die über unſere bürgerlichen Einrichtungen öffentlich ſprachen. Die Schriftſteller, diesmal im Beſitze der Uebermacht, haben die Vorwürfe, die ſie empfingen, zürnend und kräftig zurückgeworfen. Der Streit iſt nicht ohne Verwicklung, doch bedarf es mehr Gerechtigkeit als Schlauheit, um den Richterſpruch zu fällen. Mir, der ich jetzt eben ſelbſt auf die Seite der Angeklagten trete, ziemt keine Entſcheidung hierüber. Sie bleibe dem Leſer überlaſſen, und zu deſſen Richtſchnur werde Einiges hier mitgetheilt von dem, was Dieſe, und von dem, was Jene ſagen.

Man kann von dem Schriftſteller nicht fordern, daß er ohne Haß und ohne Liebe ſei, und über alle Wolken der Selbſtſucht erhaben die Gewitter nur unter ſich wahrnehme. Wie ſollte er allein von den Banden der Eigenliebe frei bleiben, und nicht auch manchmal in dem Geſetze ſeines eigenen Vortheils die Regel der Weltordnung zu ſehen glauben? Aber das mag jederzeit von ihm verlangt werden, daß er der Möglichkeit jenes Einfluſſes ſich bewußt bleibe, und nicht keck und unbeſonnen auf die Unfehlbarkeit ſeiner Anſichten trotze. Daß er ſie gegen Jeden zu verfechten und geltend zu machen ſuche, iſt nicht unrühmlich, weil es für den Ernſt der innern Ueberzeugung ſpricht. Aber, wer den Fehde handſchuh herausfordernd hingeworfen hat, darf keinen Kämpfer zurückweiſen, und, wie es oft geſchieht, ſeine aus ſelbſtbewußter Schwäche entſpringende Furcht hinter eine angenommene Geringſchätzung verbergen. Es gibt in Deutſchland auch nicht eine Zeitſchrift, welche ſo unparteiiſch wäre, daß ſie die ihr feindlich begegnenden Meinungen nicht blos dann aufnimmt, wenn ſie erprobt hat, daß ſie ſie ſchlagen werde, ſondern es auch thäte, wenn der Sieg zweifelhaft oder dem Sieger geblieben iſt. Sie nehmen immer nur die Leichen ihrer Feinde mit prahleriſcher Großmuth gaſtlich auf. Der Sklave ſeiner eigenen Meinung trägt auch ſchimpfliche Ketten; man ſoll nicht der Diener der guten Sache, ſondern ihr Freund ſein. Es gibt nur eine verwerfliche Meinung, die verwerfende, welche keine andere, als die ihr gleichen, duldet. Eine Zeitſchrift müßte jeder Anſicht offen ſtehen, und einer ſchädlichen oder dafür gehaltenen den Platz zu verſagen, iſt eben ſo unverſtändig, als es wäre, aus der Naturgeſchichte die Lehre der Giftpflanzen und biſſigen Thiere verdrängen zu wollen. In der Wage ſoll jede Anſicht, auch wenn ihr der Herausgeber nicht gewogen iſt, dennoch eine willige Aufnahme finden; ja ſie ſoll ſehr willkommen ſein, weil am Widerſpruche die Wahrheit erſtarkt. Nur möge man es nicht als einen Verrath an der Gaſtfreundſchaft anſehen, wenn der Wirth ſelbſt das, was ihm an ſeinen Gäſten nicht behagt, freimüthig tadelt, oder geſchehen läßt, daß es Andere rügen.

Was zu verſchiedenen Zeiten nicht unedle Menſchen behauptet haben, wiederholen die Schlechten unſerer Tage gern und oft: daß das Wiſſen ſeine Wendekreiſe habe, über welche hinaus Geiſt und Herz verkohle, und daß die glücklichſten Völker im gemäßigten Klima der Zweifel wohnen. Vielleicht iſt Wahrheit in dieſer Lehre, denn auch in den ſchönſten Sonnentagen der Geſchichte haben Prieſter und Tempel ein noch ſchöneres Licht ſtets vor der Menge bewahrt. Aber wäre dies auch, wie weit entfernt von der heißen Zone des Wiſſens iſt noch jetzt die europäiſche Menſchheit, und wie lau und ſanft iſt all ihr Wollen und ihr Thun. Darum ſei man unbeſorgt, froh des heranbrechenden Völkerfrühlings, und fürchte nicht die Bewegung im Freien. Sie hat nur allzulange gedauert die Alleinherrſchaft des geheizten Ofens, die drohend oder liebkoſend die frierenden Bürger in der Staatskinderſtube zurückgehalten hat, und die verdunſtete Luft darin war ganz unerträglich geworden.

Nach Jenen kommen die Schwächlinge, die jedes Wort, das nicht geliſpelt wird, wie ein Donner auf ſchreckt. Sie ſagen Euch leiſe, ganz leiſe in's Ohr: es wäre freilich nicht Alles wie es ſein ſollte; aber ſie bäten höflichſt keinen Lärm zu machen, der ſtillen Lehre wolle man in der Stille folgen. Habe ja längſt die Sitte auch für die Meinungskriege an die Stelle eines wilden Handgemenges den Gebrauch anſtändiger Kunſtwaffen geſetzt! — So reden ſie. — Aber wißt Ihr, welche am meiſten ſich auf die Erfindung des Pulvers berufen? Diejenigen, die am wenigſten an dieſer Erfindung Theil haben. Sie wollen ihre Schwäche hinter Menſchlichkeit, und ihre Furcht hinter den Anſtand verſtecken. Es iſt wahrlich gut, daß der Geiſt des Menſchen ſeine urſprüngliche Naturkraft wieder gebrauchen lerne, und die Berechnungen der tückiſchen Feuergewehre zu Schanden mache. Wahr iſt's, auch im Streite der Meinungen gibt es Waffen, deren Gebrauch in Kriegen das Völkerrecht, in Zweikämpfen die Ehre verbietet; es gibt öffentliche Redner, die entweder mit vergifteten Pfeilen die Rache der Heimtücke üben, oder mit Prügeln den Fauſtkampf der Gemeinheit durchfechten. Dieſen nicht gleich zu ſein, iſt nicht einmal rühmlich. Der Herausgeber wird ſich ernſtlich bemühen, die Wärme der Leidenſchaft ohne ihre Ungebührlichkeit ſich anzueignen, und Gott gebe, daß ihm dieſes Beſtreben für gelungen angerechnet werde, denn gar verſchieden ſind die Deutungen der Menſchen! Aber die Preßfreiheit in ihren jetzigen Flegeljahren hat Unarten milderer Art. Auch *ſie* vermeiden iſt gut, ſie entſchuldigen iſt beſſer, und das Beſte ſie ganz unſchuldig finden. Man denke nur daran, daß es eine Zeit gab, wo Kinder *artig* genannt wurden, wenn ſie ſteif wie Wachskerzen um den elterlichen Tiſch ſaßen, und Meſſer und Gabel wie nach dem Takte der Galeerenruder an den Mund brachten und daß damals die Erziehung gleich einer garſtigen Raupe die ſchönſten Blüthen der Jugendjahre abfraß. Man ſei dieſer Vergangenheit eingedenk und wolle dem aufblühenden deutſchen Volke aus Grämlichkeit und mißverſtandener Liebe die Spiele nicht verderben, welche die beſte Schule für den männlichen Ernſt ſind.

Ueber die Freimüthigkeit, welche demjenigen, der über bürgerliche Angelegenheiten des Vaterlandes und fremder Staaten öffentlich urtheilt, zieme oder nicht, ſei mir noch ein freundlich ernſtes Wort verſtattet. Ich hoffe mit Männern zu reden, bei denen eine kindiſche Geiſterſcheu nie Eingang fand, und welche kein Rauſchen der Blätter erſchreckt. Das lange Stubenleben hat die Deutſchen dem öffentlichen entwöhnt, und das beſtändige Tragen von Schafs- oder Wolfspelzen hat Niedere und Vornehme gegen den Eindruck jedes Lüftchens empfindlich gemacht. Sie haben eine unüberwindliche Aengſtlichkeit, den Gegenſtand ihres Tadels genau zu bezeichnen und kenntlich zu machen. Sind ſie etwas betrunken, dann machen ſie die Augen zu, nehmen einen Anlauf, rennen in die dickſte Gefahr hinein, und ſagen — Herr Eſel! Aber, Herr Sempronius Eſel zu rufen, dazu hat ihr Muth nie hingereicht. — Hat doch ſelbſt der heldenmüthige Ankündiger dieſer Zeitſchrift nicht eher gewagt, den Namen Sempronius hineinzuſchreiben, als bis er ſich überzeugt, daß er nicht im Kalender ſtehe. — Wohin führt aber jene Scheu, nichts Schlechtes bei ſeinem Vornamen zu nennen, ſondern höchſtens deſſen Familiennamen zu gebrauchen? Da die Familie der Eſel ſehr groß iſt, ſo werden die Tadler bei ihrer Vorſicht zwar nicht beunruhigt, aber es wird auch nichts gebeſſert und Alles bleibt beim Alten. Es zeigt einen großen Mangel an Hochherzigkeit, wenn man keinen Tadel zu geben oder zu empfangen verſteht. Wer ſich einer Tugend bewußt iſt, ſpricht den Tadel ohne Aengſtlichkeit aus, weil er ihn ohne Demüthigung anhört; aber bei ſelbſtbewußtem Mangel irgend einer Tüchtigkeit fühlt man ſich durch jede Schwäche entmuthet, und durch ihren Vorwurf entehrt.

Sie kommen und ſagen: man möge tadeln, ohne zu reizen, man möge Wunden heilend berühren, ohne wehe zu thun, man möge belehren, doch unter der einfältigen Maſke der eigenen Wißbegierde. Sie fordern viel und es iſt ſchwer, ſie zu befriedigen. Wie man in einem vom Sturme bewegten Schiffe mit Zierlichkeit ſtrauchle oder falle, dies lehrt und lernt kein Veſtris. Und von den Herolden der öffentlichen Meinung, die ſchon ſeit vielen Jahren ſchwindelnd ſchnell um die ganze Windroſe kreiſt, von den Klägern des allgemeinen Wehes wagt man zu fordern, daß ſie ſich höflich verneigen, wenn der Boden unter ihnen wankt, daß ſie behutſam zwiſchen die faulen Eier gehen, und an jede Thür leiſe anklopfen ehe ſie ſie öffnen? Beſcheidenheit und immerfort Beſcheidenheit! Aber die Natur gibt ihre Noth durch einen Schrei zu erkennen, und nur auf der bretternen Bühne ſingt der Schmerz in A-moll.

Wenn es Männer gibt, die auch im Kriege der Gedanken Muth mit Anmuth verbinden, und gleich Spartern geſchmückt und unter ſüßen Flötentönen die ernſte Schlacht beſtehen, ſo ſind ſie wahrlich vor Allen zu ehren. Aber ſo hochbegabt mögen nur Wenige ſein, und der Herausgeber dieſer Blätter gehört nicht zu ihnen. Er bekennt es frei, daß die Kunſt, die der Verfaſſer des Buches „Welt und Zeit“ beſitzt: die Bäume hinter dem Walde zu verſtecken, ihm eben ſo fremd iſt als der

Wunſch nach ihr. Wer ſeine Pfeile unter den Haufen abdrückt, in der Hoffnung, er werde nur den Schuldigen treffen, kann viele Unſchuldige verletzen, und den Strafbaren dennoch verfehlen.

Die gemäßigten Schriftſteller, als ſolche angeſehen, wenn ſie nur der geaichten Maaße ſich bedienen, ſind die allein gefährlichen. Sie bilden die wahre Aqua Tofana, welche die öffentliche Meinung ſiech und welk macht, und deren Gift weder durch Geſchmack noch Farbe, noch ſchnelles Wirken eine rettende Warnung gibt. Indem ſie Fürſten und Völkern zugleich ſchmeicheln, durch das zur Hälfte zugeſprochene Recht, Jener auf Eigenmacht, Dieſer auf Freiheit, machen ſie die Einen lüſtern, die Andern ſchlaff und verderben Beide.

Noch ſo Manches wird, verſchuldet oder nicht, den Zeitſchriftſtellern, die nicht ſind, wie die obenerwähnten, als Vergehen angerechnet. Aber, da es in unſern Tagen leichter iſt, Andere als ſich ſelbſt betrügen, ſo mögen die ſchlauen Eiferer, wenn ſie allein ſind, und ſie Keiner beobachtet, die Hand auf ihr Herz legen und ſich fragen: ob ihnen der Gebrauch der Redefreiheit oder ihr Mißbrauch gefährlicher dünke? Sie werden die Antwort hören.

Oft reißt die Geſchichte ein Wort ſtammelnd aus einander, aber es ſollen die Zeitſchriftſteller nicht gleich einem Echo nur die letzte Sylbe der Ereigniſſe, ſondern das ganze verſtändliche Wort wiederholen. Die Begebenheiten, dieſe Früchte der Zeit, haben ihren Endpunkt der Reife, wo ſie geſammelt werden müſſen; doch gelingt es nicht immer, ſich jener flüchtigen Minute zu bemächtigen. Daher geſchieht, daß die Zeitſchriftſteller bald den Baum der Geſchichte zu frühe ſchütteln und ihren hungrigen Gäſten unreifes Obſt vorſetzen, bald es zu ſpät thun, wann die Früchte ſchon faul und ungenießbar geworden ſind.

Der Herausgeber dieſer Blätter glaubt, daß Mißgriffe erwähnter Art, öfter als es geſchieht, vermieden werden könnten. Doch wird manches Andere von Zeitſchriftſtellern gefordert, was nicht immer gewährt werden kann. Glaubt man etwa, die Forderung, ſtets nur wirkliche Begebenheiten, niemals Lügen zu verkündigen, wäre ſo leicht zu erfüllen? Ei, gewiß nicht. Es werden jetzt ſo ſchön plattirte Lügen verfertigt, daß ſie von ächten Nachrichten gar nicht zu unterſcheiden ſind. Man ſei doch nachſichtiger hierin und bedenke, daß große Lügen, die allgemeinen Glauben ſuchen oder finden, für die Zeitgeſchichte nicht minder wichtig ſind als wirklich geſchehene Dinge, weil ſie am deutlichſten ausſprechen, was die öffentliche Meinung wünſcht, hofft oder fürchtet.

Daß eine Zeitſchrift wie eine Poſtkutſche an beſtimmten Tagen und Stunden abgehe, gleichviel ob leer oder voll, dieſe Einrichtung iſt ganz vortrefflich, der Tod und die Ehe laſſen es wenigſtens an blinden Paſſagieren niemals fehlen. Aber da es ſolcher Anſtalten ſchon ſo viele giebt, ſo iſt ihre Vermehrung unnöthig. Die Wage wird ſich erſt dann in Bewegung ſetzen, wenn Geſchichte oder Wiſſenſchaft ſie befrachtet hat, und ihre Erſcheinung kann daher an keine beſtimmte Zeit gebunden ſein.

Sie hatte wohl gewünſcht, ihre Anſichten in Scheidemünze auszugeben, daß die Leſer auch das kleinſte und flüchtigſte Ereigniß erſtehen mögen; aber die Erfüllung dieſes Wunſches blieb verſagt. Cäſar, heißt es, habe den hagern Caſſius geſcheut, doch bei dem beleibten Antonius ſei ihm wohlgemuth geweſen. Die Herrſcher wechſeln und die Herrſchſucht bleibt; darum wird auch jetzt noch der flinke Geiſt gefürchtet, und nur neben dem Dickbäuchigen fühlt man ſich ſicher. Große Schriften ſind ungehinderter in ihrem Laufe, die kleinen bleiben manchmal hängen — Dat veniam corvis, vexat Censura columbas. — Darum, o werther Leſer, findet Ihr künftig, daß in unſern Reden nicht Alles Geiſt und Blut iſt, ſondern auch unnützes Werg darin ſteckt und Tagblättergedanken mit Wulſt umgeben erſcheinen, ſo wißt Ihr warum es geſchah; ſie haben ſich nicht ausgeſtopft, um ſich zu brüſten; ſondern nur um dicker und beliebter zu werden.

Der Geiſt des öffentlichen Lebens erfriſcht noch lange nicht genug alle Glieder des deutſchen Staatskörpers, am wenigſten in jenen Landſtrichen, die in der Mitte zwiſchen ſüd-deutſcher und nord-deutſcher Geſinnung liegen. Den Bewohnern jener Gegend dämmert es nur noch über vaterländiſche Dinge; unter ihnen iſt es nicht dunkel genug, um das Licht unentbehrlich zu finden, und nicht hell genug, um es zu entbehren. Für ſie thut es am meiſten Noth, daß die zerſtreuten Lichtſtrahlen ſich zu einem Brennpunkte vereinen, der ihre Vaterlandsliebe entzünde. Bedarf es einer lautern Aufforderung an die vielen geiſtreichen und muthigen Männer unter ihnen, zu einem ſo edlen Vorhaben ſich zu verbinden, und kann der Herausgeber der Wage anders als mit Zuverſicht auf ihren Beiſtand zählen?

Gefährlich iſt nur das unterdrückte Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene iſt nie vergebens. Es iſt Täuſchung oder Schwachſinn, zu wähnen, die Rede ſei ja fruchtlos geweſen. Was die öffentliche Meinung ernſt fordert, verſagt ihr Keiner; was ihr abgeſchlagen worden, das hatte ſie nur mit Gleichgültigkeit verlangt.

IX.

Vorwort zur zweiten Auflage der Wage.

(1819.)

Erſt fünf Hefte dieſer Zeitſchrift ſind bis jetzt erſchienen; aber der Beifall, der mir zu Theil ward, hätte der Lohn ſein dürfen eines längern Bemühens. Wenn ich davon zu reden liebe, wäre Dieſes Schwäche oder Selbſtgenügſamkeit? In unſern erbärmlichen Zeiten, wo das Weib höher ſteht und glücklicher iſt als der Mann, weil jenes ſeine Beſtimmung erfüllen darf, dieſer aber nicht; in unſern Tagen, wo die zufriedenſten Bürger, auch der vollkommenſten Staaten, immer nicht mehr als Wiedergeneſene ſind, die in einem Krankenhauſe, lächelnd, heiter und hoffnungsvoll, aber noch ſchwach und in frommen, kindiſchen und ſinnlichen Wünſchen befangen, daherſchleichen; jetzt, da keine Rede mehr wirkt als Muſik, wohlgefällig, wenn ſie ſchön iſt, aber auch verhallend wie dieſe — welch einen andern Lohn könnte ein öffentlicher Redner erwarten, als verſtanden, empfunden und für Worte ohne That mit Worten ohne That bezahlt zu werden? Das Lob, welches edle Menſchen mir gegönnt, hat mich erfreut, aber in Verwunderung geſetzt, angetrieben und zurückgeſchüchtert, geehrt und beſchämt zugleich. Man hat Gutes von meiner Freimüthigkeit geſagt, wohl öfter wegen ihrer ſelbſt, als wegen des Gegenſtandes, an dem ſie ſich geübt; und ich erröthete darüber, wenn ich in mein Inneres blickte und wahrnahm, mit welcher Verzagtheit ſich ſo mancher Gedanke dort verſteckt gehalten. Aber wäre auch größere Kühnheit erſprießlich? So lange zu freimüthigem Reden Muth gehört, bleibt es fruchtlos; es wird überflüſſig, ſobald man ohne Gefahr die Wahrheit ſpricht.

Aber da das Herz weniger rechnet, als der Kopf, und weniger berechenbar iſt, ſo werde ich fortfahren, und verſuchen, mit dem Herzen auf das Herz zu wirken.

Wohl beſſere Männer als ich, die früher für das deutſche Volk geredet, ſchweigen jetzt; das Vaterland hat ſie nicht auf immer verloren, oder es hat Nichts an ihnen verloren. Was ſie abgeſchreckt, das war nicht die Bosheit, es war die flache Unbedeutendheit ihrer Widerſacher. Edlen Menſchen fällt es leichter, den Hohn, die Dolche, die Kerker, die Schlangenbiſſe zu ertragen, welche der beleidigenden Wahrheit rächend nachfolgen, als die abmattende Pfiffigkeit, die täglichen kleinen Quälereien, das Heer von Mücken, das unter einander verbündet die Geduld ausſaugt, und die tauſend Nadelſtiche, an denen man blutet, ohne zu verbluten, und die, weil ſie keine Narben zurücklaſſen, weder Bewunderung noch Lorbeeren erringen. Aber die Vaterlandsliebe hat keine Stufen; wer nicht Alles thut, hat Nichts gethan, wer nicht Alles hingibt, hat Alles verweigert.

X.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt.

(1819).

Die Madrider Hofzeitung, ich meine die deutſche Ueberſetzung derſelben, ich meine die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, fühlt ſich groß genug, einen Zufluchtsort darzubieten, den aus allen freien Herzen und Köpfen verbannten Trieben und Geſinnungen, die flüchtig umherirren und ein dunkles Obdach ſuchen, ihre Schuld und Schande zu verbergen. Es iſt edel, der verfolgten Unſchuld, aber es iſt mitverbrecheriſch, dem Verbrechen eine Freiſtatte zu gewähren. Welches andere Blatt Englands, Frankreichs und Deutſchlands hat mit ſo wenig Scham, als das genannte, ſpaniſcher Ruchloſigkeit, jeſuitiſcher Hinterliſt und ariſtokratiſchem Hochmuthe das Wort geredet, verroſtete Grundſätze ſo emſig geſcheuert und ihnen den verlorenen Glanz wieder zu geben geſucht? Ich gehöre wahrlich nicht zu Jenen, die, uneingedenk daß auch ſie wohl ſelbſt des Wahnes fähig ſind, Jeden unbarmherzig verdammen, der nicht denkt wie ſie. Noch weniger hege ich für die gute Sache jene unvernünftige verzärtelnde Mutterliebe, die jedes Lüftchen von ihr abwehrt. Ich ſehe ſie gern dem Sturme preisgegeben; ſie ſoll ihm widerſtehen lernen und ihre Kraft bewähren. Der Sauerteig eines widerſprechenden Geiſtes ſcheint mir unentbehrlich, damit das Werk gedeihe und genießbar werde. Aber Eins iſt, das mich ſchmerzt, und darum führe ich Klage: Ausländer könnten urtheilen, es entſpringe aus wahlverwandſchaftlichen Verhältniſſen, daß einzig unter allen deutſchen Blättern die Zeitung der freien Stadt Frankfurt alle unfreiſinnigen Anſichten aufnimmt und verbreitet. So iſt es nicht, und etwa einige alte Baſen ausgenommen, finden zu Frankfurt die von dem Herausgeber des genannten Blattes gehätſchelten Grundſätze ſo großen Spott und Tadel, als ich ſelbſt ihn wahrlich nicht auszuſprechen gedenke. Ich habe dieſes Blatt früher ſelbſt geſchrieben, und dieſes allein hat mich bis jetzt abgehalten, mich ſeiner fehlerhaften Richtung entgegenzuſetzen. Denn Mancher hätte denken mögen, es geſchehe aus einer eiteln Empfindlichkeit, es in meiner eigenen Geſinnung nicht fortgeführt zu ſehen. Dem Vorwurfe der perſönlichen Befangenheit entgeht man in Deutſchland ſchwer. So wenig wurden wir zugelaſſen, im Oeffentlichen und für das Vaterland zu leben, zu ſo zahmen Hausthieren hat uns eine vielhundertjährige Zwingherrſchaft gemacht, daß die politiſchen Schriftſteller der entgegengeſetzten Anſichten darin übereinkommen, ſich wechſelſeitig vorzuwerfen, ihr Eigennutz ſei ihnen das Höchſte, und die einträgliche Sache ſei ihnen die gute. Den Liberalen ſagen ihre Gegner, ſie ſuchten Verwirrung zu ſtiften, um wie Diebe im Gedränge zu ſtehlen; den ſervilen Schriftſtellern wird zugeläſtert, ſie wären beſtochen durch Geld oder Eitelkeit, und ſie wären nichtswürdige Spione. Dieſe begreifen nicht, daß man ohne Sold und Hoffnung zur Beute aus reiner Liebe für Freiheit und Recht ſtreiten könne: und Jene begreifen nicht, daß es geborene Sklaven gibt, die nicht, weil ſie ſich einem Herrn verkauft, ſondern aus Herzensneigung knechtiſchen Geſinnungen huldigen.

Die reinlichſten Gaſſen und Städte haben ihre Abführungskanäle; ja ſie werden zu jenen erſt durch dieſe. Ich glaube, daß auch die öffentliche Meinung, um ſich lauter zu erhalten, eines freien Abfluſſes ſchmutziger Geſinnungen bedürfe. Doch unterirdiſch und im Dunkeln ſei ihr Weg, und ſie ſollen in der

Nähe menſchlicher Wohnungen nicht erſcheinen. Darum empört es das Gefühl jedes deutſchen Vaterlandsfreundes, in einem Freiſtaate, im Angeſichte der Stellvertreter unſerer Fürſten, in Frankfurt, Grundſätze ausgeſprochen zu ſehen, wie ſie das bezeichnete Blatt ſo oft enthält. Meine Stellung macht es mir zur Pflicht, ihnen zu begegnen. Daß ich den Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt von ſeinen Anſichten trenne, dieſes iſt eine ſo verbrauchte Redensart, daß ich mich ihrer ungern bediene.

Nicht die vollkommene Lüge, die den Feind im Innern trägt und durch Selbſtmord zu Grunde geht: die *halbe Wahrheit*, welche, mit freundlichem Geſichte Gehör erbettelnd, durch das geöffnete Thor ihr diebiſches Gefolge nachzieht — dieſe muß bekämpft werden. Nicht das Dunkle bedarf der Beleuchtung, um als ſolches erkannt zu werden, ſondern die falſchen und ſchmutzigen Farben. Und ſolcher gleißneriſchen Zuſammenſetzung, ſolchen betrüglichen Gewebes, wo mit den beſſern Faden auch die ſchlechten, als Kette und Einſchlag ſich durchkreuzend, dem Käufer aufgedrungen werden, iſt dasjenige, was die Zeitung der freien Stadt Frankfurt in ihrem 233ſten Blatte unter *Deutſchland* mittheilt. Da wird von dünnem Eiſe geſprochen, auf das man ſich gewagt, von der Zeit der Reife, die man nicht abgewartet, von

Ideen, die nicht in das wirkliche Leben paſſen, von Nichtachtung der Erfahrung und dergleichen mehr; da wird auf dürren abgemähten politiſchen Wieſen mit Wohlbehagen hin- und hergegraſt; da werden alle die abgeſchmackten Mährchen vorgeſungen, mit welchen man die Völker, als ſie noch Kinder waren, in den Schlaf gelullt, die aber jetzt, da ſie erwachſen ſind, nur ihr Lachen oder ihren männlichen Unmuth erregen.

Es ſei ſehr beklagenswerth, „daß durch ſolche Erſcheinungen (wie die Ermordung Kotzebue's) die Nachbarn Deutſchlands hinlänglichen Stoff zu eben ſo bittern, als die Ehre des deutſchen Volkes kompromittirenden Betrachtungen erhielten.“ Wollte der Himmel, es wäre Euch ſo viel an der Achtung Eurer Nachbarn gelegen, als hier geheuchelt wird, dann müßte Vieles beſſer werden unter uns. Wohl hat das Verbrechen Sand's den Franzoſen zu bittern Betrachtungen Stoff gegeben, doch nicht gegen das deutſche Volk war ihr Tadel gerichtet. Sie haben gezeigt, wie unterdrückter Freiheitstrieb in ſolche tolle Lüſte ausbrechen müſſe; ſie haben gezeigt, wie die myſtiſche Nacht des Mittelalters, mit der Ihr Euch umgebt, um unter deren Schutze ariſtokratiſchen Uebermuth zu treiben, auch Manchen aus dem Volke verführt habe, demokratiſche Ausſchweifungen zu begehen; und ſie haben gezeigt, auf welche liſtige Weiſe Ihr die freche That eines Einzelnen werdet benutzen wollen, um die Freiheit von Millionen einzuſchränken. Daß Ihr ſo unklug ſeid, auf unſere Nachbarn hinzuweiſen! Es iſt zum Lachen. Sollen wir ſie zum Vorbilde nehmen? Dürft Ihr das wollen? Sie haben das Herrlichſte erkämpft, mit Blut, mit tauſend Verbrechen erkämpft, und Euch ſelbſt die Einrede benommen, daß nie ein ſchlechter Weg zu gutem Ziele, nie Verwirrung zur Ordnung führen könne.

Es muß „der unbefangene wahre Vaterlandsfreund mit Schmerz ſich ſagen, daß man ſich immer weiter von dem Ziele wieder zu entfernen ſcheine, zu welchem die Bahn gereinigt worden war.“ Heuchleriſche Klage! Wenn mit jedem Schritte, den die Freunde geſetzlicher Freiheit vorwärts machen, Ihr das Ziel weiter hinausſteckt, oder es vom Wege ab, bald rechts, bald links ſchiebt, an wem liegt dann die Schuld der Verzögerung, oder daß es nie erreicht wird? Und wer hat die Bahn gereinigt? Das Volk, Ihr nicht. Deſſen Bewegung läßt ſich freilich nicht ſo lenken, wie die der Soldaten auf der Wachtparade durch den Korporalſtock, wie die eines Dutzends gehorſamſter Beamten durch Tabellen und Weiſungen geregelt wird; aber das thut auch nicht Noth. Berge von Schutt ſind wegzuräumen, und bei dieſer Arbeit ſind Haſt und Fleiß das Erforderlichſte. Zum Bauen gehört Ordnung und Plan, und kommt es dazu, dann mögt Ihr Eure Riſſe zeichnen und beſprechen. Aber zum Wegführen des Schuttes dürft Ihr nicht ſo viel Zeit fordern, als das eingeſtürzte Gebäude geſtanden hat, deſſen Schutt weggeführt werden ſoll, und nicht die Langſamkeit, mit welcher im Verlaufe der Jahrhunderte jenes Gebäude aufgerichtet worden iſt.

„Die aufgetretenen Bekämpfer aller illiberalen Ideen, die Vertheidiger der Freiſinnigkeit in Wort und That müſſen dem kalten, unpartheiiſchen Beurtheiler wie Kinder erſcheinen, welche, die Gefahr nicht kennend, auf das noch zu dünne Eis ſich wagen … Mit ihnen zugleich wird die ſchönere, beſſere Idee zur Verbeſſerung des geſellſchaftlichen Zuſtandes in der Wirkung vernichtet, die, hätte man die Zeit der Reife abgewartet, unfehlbar geweſen ſein und herrliche Früchte getragen haben würde.“ Das ſind von den überreifen Früchten, die von dem Baume der böſen Erkenntniß ſo reichlich abfallen; das ſind von den faulen Redensarten, zu denen Ihr vergebens einen Käufer ſucht! Wenn Euch die Vertheidiger der Freiſinnigkeit als Kinder erſchienen, die Ihr täuſchen könntet, dann wären ſie Euch ſehr willkommen. Weil ſie aber klug und beſonnen handeln, ob zwar nicht *mit Bedacht* in Eurem Sinne, da ſie den eigenen Vortheil vergeſſen und ihre Freiheit der allgemeinen aufopfern, darum haßt und verfolgt Ihr ſie. *Das noch zu dünne Eis!* Darin eben liegt Eure Verblendung zugleich mit Eurer Liſt. Ihr glaubt und wollt es glauben machen, der Anfang des Winters ſei da, und man müſſe abwarten, bis Alles feſt zuſammengefroren ſei, bis man es im Freien nicht mehr aushalten könne, und man zahm werde, und gern in den warmen Käfig zurückfliege. Aber die Freiſinnigen wiſſen, daß der Frühling gekommen iſt, und wollen das noch nicht ganz geſchmolzene Eis aufhauen, damit der Strom um ſo früher luſtig und frei werde. *Die Zeit der Reife!* Wer hat ſie zu beſtimmen, und dürfen unter dreißig Millionen Deutſcher einige Höflinge ſich allein vermeſſen, den Kalender der Natur zu machen? „*Die Früchte ſind noch nicht reif*," das iſt eine ſchlechte Vogelſcheuche, und wenn wir warten wollten, bis uns die großen Pächter des Staates zuriefen: „*jetzt pickt zu!*" kämen wir viel zu ſpät, denn ſie hätten dann alle Bäume ſchon kahl geſchüttelt. Auch iſt von Früchteſammeln, von Ernte unter uns noch keine Rede, ſondern nur vom Säen, und je mehr man ſchreit, der Boden ſei noch nicht urbar, je emſiger und tiefer muß gepflügt werden. Guter Gott! ſie reden von „vorzeitiger That“ als handelten hier nicht auch Menſchen, wie ſie ſelbſt ſind, ja oft beſſere. Seid Ihr ſo große Künſtler, daß Ihr es Euch allein vorbehaltet, die Uhr der Geſchichte auf die Minute zu ſtellen, die Euch beliebt, und ſie ſchlagen zu laſſen, wann es Euch gelüſtet? Aber, um dieſes Bild noch einmal zu gebrauchen: geht Euern langſamern Weg und laßt das Volk ſeinen ſchnellern gehen, nur daß Ihr Euch um einen gemeinſchaftlichen Mittelpunkt dreht! denn das Volk iſt der Minutenzeiger, die Regierung der Stundenzeiger des Staates, und ob jener auch raſcher umlaufe, ſo verfolgt er doch die gleiche Bahn. Es iſt leicht, das Bild zu vollenden.

Die Predigt haſpelt ſich ſo weiter ab: „Nicht nur, daß man durch voreiliges Handeln — (auch Worte werden zur That) — der gemeinen guten Sache ſchadet, ſondern man ſcheint auch daran, ob ſolche Ideen in das wirkliche Leben paſſen, nicht gedacht zu haben.“ Und jetzt wird geſagt, was Lüders geſagt hat: daß für den wahren Politiker und Staatsmann nur das eine Geltung haben könne, was wirklich erreichbar ſei, nimmer aber eine ſogenannte höchſte Idee, die niemals mit der Praxis des eigentlich politiſchen Lebens ſich vertragen werde, noch es könne; aus der Staatskunſt ſei jede Speculation zu verbannen; und was dergleichen Göttinger Hofrathstheſen mehr ſind. Solche Redensarten zeigen nun zum tauſendſten Male ſeit ſechs Jahren, wie wenig noch die Anführer der *ſtehenden Geſinnungen* die Dialektik, womit man Volksmeinungen bekämpft, erlernt haben, und ſie werden darum, ſei es in gerechten oder ungerechten Kriegen, ſtets von jenen geſchlagen werden, ſo wie die franzöſiſchen Volksheere die ungelenke Taktik aller europäiſchen Feldherren zu Schande gemacht haben. Sie verrammeln ſich hinter ihren gothiſchen Grundſätzen, legen die ganze Macht ihrer Beredtſamkeit hinein, machen dann und wann einen ungeſchickten Ausfall und meinen, das ſei die rechte Art, die feindlichen Anſichten zu bekämpfen. Indeſſen ſpottet man ihrer Feſtungen, hungert ſie gelegentlich aus, umgeht ſie und gewinnt das offene Land. *Ideen, die nicht in's Leben paſſen, Speculationen, Träumereien, mit denen ſich ein ächter Staatsmann nicht befaſſen mag!* Reden dieſe politiſchen Marktſchreier nicht heute noch, als ſei die Regierungskunſt noch immer ein Kabinetsgeheimniß und thun groß mit Wundermitteln, deren einfache Beſtandtheile Jedermann kennt. Der ächte Staatsmann iſt, wer die Ideen ſeiner Zeit aufzufaſſen und anzuwenden verſteht; wer dieſes nicht vermag, taugt ſelbſt zum Gehorchen nicht, um ſo weniger zum Geſetzgeber. Man nenne uns doch die politiſchen Schwärmereien, denen ſich die „Vertheidiger der Freiſinnigkeit“ hingegeben! Es iſt wahr, irgend ein junger Mann hat eine Aller-Deutſchen-Stadt bauen und in einem prächtigen Dome die Reichsverſammlung halten laſſen wollen. Das iſt aber das Aergſte, was an den Tag gekommen. Die Franzoſen im Anfange ihrer Revolution hatten ſchlimmere Träume, aber ſie ſind, nachdem ſie aufgewacht, zur Vernunft gekommen, und die wahren, freiſinnigen Ideen, ob ſie ſie zwar anfänglich mißbraucht, ſind dennoch nicht untergegangen und auf ein „ſpäteres Jahrhundert hinaus zurückgeworfen“ worden. Sie hatten eine konſtitutionelle Monarchie gefordert; da widerſetzte ſich der Adel, und zog den Thron mit in ſein eigenes Verderben. Sie forderten nun eine Republik, und nach wenigen Jahren war man froh, ſie mit einer konſtitutionellen Monarchie zufrieden zu ſtellen. Haben den Franzoſen ihre Ausſchweifungen geſchadet? Sie forderten zu viel, um genug zu erhalten; ſie ſpielten den Krieg in Feindes Land, um den vaterländiſchen Herd ſo ſicherer zu behaupten. Die deutſchen Schriftſteller, welche die gute Sache verfechten, ſollten ſich freilich etwas beſtimmter ausdrücken, um den Uebelwollenden die Ausflucht zu benehmen, ſie wüßten eigentlich nicht, was ſie für's deutſche Volk verlangten. Sie ſollten ſagen: man gebe uns alle die guten Einrichtungen, deren ſich die Franzoſen erfreuen, als da ſind: Unabhängigkeit von jedem auswärtigen Einfluſſe; Volksvertretung durch jährliche Parlamente; Schutz und Heiligkeit der Perſonen; Freiheit des Handels und der Gewerbe; Aufhebung der Zünfte; Aufhebung der Privilegien; Gleichheit vor dem Geſetze; gleichen Schutz allen Religionen; Oeffentlichkeit der Juſtiz; Geſchwornen Gerichte; Preßfreiheit; Verantwortlichkeit der Miniſter und der untern Beamten. Und wenn ſie dieſes forderten, könntet Ihr wohl ſo unbeſonnen ſein, zu antworten: Das ſind wahrlich gute Dinge; aber nur nach einer Revolution, die Alles über den Haufen wirft, können ſolche eingeführt werden. Könntet Ihr mit ſo plumpen Heucheleien gleich folgenden erwiedern wollen:

„Man übereile ſich und die Sache nicht und verfehle dabei nicht die Manier, die ſchicklichſte Art und Weiſe; man überhebe ſich nicht über ſeinen Standpunkt, damit kein öffentliches Verhältniß verletzt werde; man befördere die Verbreitung einmal anerkannter liberaler Grundſätze, aber man thue dieſes nur auf dem einfachen Wege der Volkserziehung, nicht aber, indem man die Regierungen, die eben beſtehen, unmittelbar angreife und vor dem eigenen Volke die leitenden, oberſten Behörden compromittire. Dieſe dürfen ſolches nicht dulden, und indem man dadurch ſie zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen gleichſam ſelbſt zwingt, bringt man das hoffnungsvolle Kind, aus dem einſt ein rettender Held hätte werden können, dem Moloch, der ungereiften Zeit, zum Opfer!“ Daß es Gecken gibt, die, wenn von der Freiheit und dem Glücke eines großen Volkes die Rede iſt, von Manier ſprechen, mit der man für die gute Sache zu ſtreiten habe, und etwa gar fordern, man ſolle den Tanzmeiſter und den Hofmarſchall dabei zu Rathe ziehen, darüber mag man lachen — das ſchadet nicht. Aber anderer Rathſchläge ernſterer Art mögen ſie ſich enthalten! Wie ſchlau! Die einmal beſtehenden Mißbräuche ſoll man achten, aber das Volk durch die Erziehung erſt für beſſere Einrichtungen empfänglich machen! Daß dieſe Erziehung den Jeſuiten anvertraut werden müſſe, verſteht ſich wohl von ſelbſt. Unterdeſſen und bis die Kinder die Schule verlaſſen, hat man Zeit gewonnen, das wankende Gebäude der Feudalität mit neuen Stützen zu verſehen, die Vorrathskammern der Privilegirten wieder anzufüllen und dann lacht man aller liberalen Grundſätze. Die oberſten Behörden dürfen durch Tadel nicht „compromittirt“ werden. Schon einmal kam dieſes Wort vor, und dieſer elegante Ausdruck verräth deutlich, daß der in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt enthaltene und hier beſtrittene Aufſatz ein Konverſationsſtück iſt, von der feinſten Theegeſellſchaft gelegentlich abgeſchnitten. Er endet mit der Warnung, daß durch das Verfahren der Freiheitsfreunde die Regierungen „zu ſcheinbaren Gewaltſchritten gegen die an ſich doch unmächtigen, nur in ihren Ideen ſtarken, Einzelnen“ gezwungen werden. Dieſes iſt gar nicht ſchlau; denn welcher liberale Schriftſteller wird ſich abſchrecken laſſen, wenn man ihm mit ſcheinbaren Gewaltſtreichen droht? Aber das Eine iſt wahr und man muß es zugeben: So lange die Machthaber die Freiheit der Geſinnungen und der Handlungen mit Dauer zu unterdrücken vermögen, ſo lange ſind ſie berechtigt, es zu thun; was die öffentliche Meinung nicht erreicht, verdiente ſie nicht zu erreichen. Hier iſt der Beſitz ganz der Maßſtab des Rechts.

XI.

Der Roman.

(1823.)

Nicht ein Bischen haben Sie mich lieb — flüſterte Karoline ihrem Freunde zu, und ließ ein Fädchen Seide aus ihren Fingern ſchweben — nicht ſo viel! Sie ſtand von dem Strickrahmen auf, ſetzte ſich auf den entfernteſten Stuhl im Zimmer und ſchmollte. Wie unartig biſt du wieder — rief ihr die Mutter zu — und ſieh nur, wie du den Oberſten verſtimmt haſt! Wahrhaftig, ihr Beide da macht prächtige Geſichter, das ſind glänzende Vorbereitungen zu eurer Hochzeit! — Hochzeit? .... entgegnete Karoline, und ſchüttelte bedächtig ihr blondes Köpfchen .... das will ich noch überlegen; ich kann die Spitzen, die mir der Onkel geſchickt, auf jedem andern Ball auch brauchen. — Die Gräfin lachte. Ei du liebe Unſchuld, wo haſt du denn das gelernt? Du ſprichſt ja wie eine moraliſche Erzählung von Marmontel! Sei geſchickt, komm her, und erkläre mir dein Zörnchen. — Sie geben mir auch immer Unrecht, Mutter. Iſt das ein Anbeter? Heißt das ein Bräutigam? Andere Bräute bekommen Gedichte, daß ſie ſie nicht alle leſen können, und ich habe noch keinen Vers erhalten! Und er hat doch eine Ode auf Napoleon gemacht. Sie wiſſen, Karl hat mir einen Roman verſprochen, worin er mich ſchildern wollte, ich freute mich ſo ſehr darauf. Das ſind nun ſechs Wochen und ſo oft ich ihn daran erinnere, ſagt er morgen, und macht ein paar grimmige Augen, als wäre er auf der Wachtparade bei ſeinen garſtigen Schnurrbärten. Herr Morgen, Sie gefallen mir gar nicht mehr! Der Oberſt ſchien gekränkt und ſchwieg. Karoline reichte ihm die Hand. — Wir wollen wieder gute Freunde ſein, ſei nicht böſe, lieber Karl! — Sie ſtreichelte ihm die Haare von der Stirne.... Wo war es, wo du dieſe Wunde bekamſt? kann ich doch den Namen nicht behalten! — In der Schlacht von Smolensk. — Die abſcheulichen Koſaken! Das muß dir wohl recht wehe gethan haben? — Es war meine ſchmerzlichſte Wunde nicht. — Du biſt ja heute ſehr galant, mein Freund! Warte, ich will deinem Herzen den

Puls fühlen.... Sie legte die Hand auf ſeine Bruſt; der Oberſt drückte ſie mit Heftigkeit in ſeine Arme... Mein geliebtes Mädchen! Vieles lernt der Soldat entbehren und verlieren; ach! dich könnte ich nicht verlieren. — Guter Karl, wir wollen uns immer, wir wollen uns ewig lieben! — Unſterblich iſt jede wahre Liebe; nicht Untreue, nicht Verrath, nicht der Tod kann ſie tödten. Sie ſchlummert nur, wie im Sarge, ſo im erkalteten Herzen unter der Winterdecke, um mit der Frühlingsſonne friſcher und grünender zu erwachen. Die Stunde iſt die körperliche Hülle der Ewigkeit — es lieben ſich ewig, die ſich auch nur eine Stunde geliebt. — Was ſagſt du, Karl?.. Der Oberſt zog ein Heft aus ſeiner Taſche, und überreichte es lächelnd ſeiner Braut. — Hier, Karoline, iſt der verſprochene Roman.

Karoline belohnte mit den anmuthigſten Liebkoſungen das längſt erwartete Geſchenk. Aber warte — ſagte ſie mit drohendem Finger — jetzt ſehe ich, wie du dich verſtellen kannſt! Dachte ich doch, du ſeieſt fürchterlich böſe auf mich, weil ich dich an dein Verſprechen erinnert, und — nicht wahr, du haſt nur ein ſo ernſthaftes Geſicht gemacht, um mich zu überraſchen? Doch, wie heißt dein Roman, ich ſehe ja keine Ueberſchrift? — Wie du willſt, liebes Kind! — Wie endet die Geſchichte, iſt ſie traurig oder luſtig? — Wie es kommt, Karoline. — Nun, ſetzt euch jetzt, Karl ſoll uns ſeinen Roman vorleſen. Und du, Fritz, ſprach ſie zu ihrem Bruder, dem Hauptmann, der mit ſchweren Tritten das Zimmer erſchütterte, ſtöre uns nicht mit deinen Sporen, mache dir's in dieſem Seſſel bequem, aber rühre dich nicht. Hörſt du?

Die kleine Familie ſetzte ſich um den Tiſch. Der Oberſt legte das aufgeſchlagene Heft vor ſich, ſtützte den Kopf auf ſeine Hand... Friede des Kriegs, o ſüße Ruhe der Schlachten — ſprach er leiſe vor ſich hin. — Du mußt lauter reden, flüſterte ihm Karoline zu, die Mutter kann dich ſonſt nicht verſtehen.

„Die Winterſchule war geendigt, die Feuer wurden ausgelöſcht, die Fenſter geöffnet, muntere Sonnenſtrahlen erheiterten die düſtere Zimmerluft, der Frühling rief und lockte zu tauſend Spielen“ .... „Haltet ein — rief der Hauptmann, indem er vom Stuhle aufſprang, und den Oberſten beim Arm faßte — haltet ein, Herr Schwager; ich weiß ſchon die ganze Geſchichte. Jetzt kommt der Himmel, und ein Fluß, und ein Wald, und ein beſonderer Baum, und darunter ſitzt Rinaldo und ſeufzt oder flucht.“ ... Karoline legte dem Schwätzer die Hand auf den Mund. Horch doch, Fritz, dein Schimmel hat ſchon zweimal gerufen, du mußt hinuntergehen und ſehen, was deinem Freunde fehlt. — „Nein,“ erwiederte der Hauptmann ſich niederſetzend, „ich will ruhig zuhören; aber ihr werdet ſehen, daß ich recht habe. Rinaldo ſitzt unter einem Baume und ſeufzt oder flucht.“

Der Oberſt fuhr fort. „Knaben und Vögel jubelten; glückliche Liebe lächelte und ſchwieg, die unglückliche weinte heißer, aber ſtiller. An einem dieſer ſchönen Tage gingen Auguſt und Klara den Hügel hinauf, von dem ſie den Strom, die Stadt, die alte Burg, und unten im Parke die fröhlichen Gäſte ſehen konnten, die eingeladen waren, Auguſts Geburtsfeſt zu feiern. Den Jüngling hatte im feindlichen Lande, im fremden Hauſe, in das er als Kriegsgaſt gekommen, eine ſchwere Krankheit niedergeworfen, und als er aus ſeinem Fieberſchlummer geneſen erwachte, lächelte ihm wiedergefundenes Leben und der Frühling und die Liebe entgegen. Klara, die ſchöne Tochter ſeiner freundlichen Wirthe, hatte ihm den letzten Becher des Heiltranks mit zitternder Hand und niedergeſchlagenem Blicke gereicht. In das Herz des Mädchens, das ſich dem Mitleide, in das Herz des Jünglings, das ſich der Dankbarkeit geöffnet, ſchlich die Liebe ein. Sie erriethen ſich bald; Klara's Eltern ſahen froh dieſe Wechſelneigung entſtehen. Auguſt war Sekretär bei einem franzöſiſchen

Prinzen und Marſchall, und hatte Gelegenheit gefunden, ſich dem Kaiſer bemerklich zu machen. Er ſchritt auf dem Wege des Glücks raſch und raſcher fort. Klara's Hand wurde ihm zugeſagt.

„Die Liebenden ſaßen oben auf der Moosbank in ſüßen Geſprächen verſunken. Auguſt erzählte von ſeinen Fieberträumen, und wie ihm ein Engel in blauem Gewande erſchienen ſei, der ihm Geneſung verheißen. Klara erzählte von ihren Aengſten, von ihren durchweinten Nächten. So ſäuſelte eine Paradieſesſtunde vorüber. Die Sonne neigte ſich zum Untergange, die Luft ward kühl. Klara erinnerte ihren Freund, daß er ſich noch zu ſchonen habe. Sie eilten den Hügel hinab. Von neckenden Gäſten empfangen, verbarg Klara ihr Erröthen an der Bruſt ihrer Mutter. Auguſt, dem ein Bedienter meldete, daß eine Fremde in ihrem Wagen vor der Gartenthüre hielte, die ihn zu ſprechen wünſchte, eilte dahin. Ein altes Mütterchen, reich aber wunderlich gekleidet und geſchmückt, wankte auf einem Stabe gebogen ihm entgegen. Auguſt ſtürzte in ihre Arme... Meine Mutter!... Mein Sohn!... Nun Gott ſei Dank, lieber Sohn, daß ich dich lebend und geſund finde. Jetzt will ich gern ſterben. — Welche Ueberraſchung! — Gleich nach dem Briefe, den du mir durch deinen Arzt ſchreiben ließeſt, reiſte ich ab, um dich in deiner Krankheit zu pflegen. Auf dem Wege ward ich ſelbſt ſchwach, und mußte acht Tage liegen bleiben.... Theure Mutter!... Biſt du es denn wirklich, lieber Sohn? Ich kenne dich nicht mehr! Wie du dich geandert haſt! Und ein vornehmer Herr biſt du geworden, dein Vater ſelig hat es immer geſagt: Aus dem Jungen wird etwas Rechtes. Ach, du haſt ja gar einen Orden? Aber, mein Sohn, das darfſt du ja nicht tragen!... Liebe Mutter, erwiederte Auguſt lächelnd, es iſt kein Kreuz, es iſt ein Stern.... Ja, es iſt wahr. Schau, was das koſtbar iſt! Aber wie leicht kannſt du das verlieren; laß es dir feſt nahen.

„Unterdeſſen waren die Gäſte, welche die wunderliche Scene aus der Ferne mit angeſehen, herbeigekommen. Klara hielt neckiſch das Schnupftuch vor den Augen und ſprach unter Schluchzen: Du Ungetreuer, du Böſewicht, haſt dein Mädchen betrogen, liebſt eine Andere! — Klara's Eltern drohten lachend mit dem Finger: Feiner Herr, ſauberer Herr, das erfahren wir noch zur rechten Zeit.... Ah! Frau Rachel — ließ ſich ein junger Officier vernehmen — nicht wahr, dem Herrn Baron da habt ihr früher aus der Klemme geholfen? Hat er noch ein Pfand bei euch, habt ihr ein Wechſelchen? Machts chriſtlich.... Auguſt wandte ſich dem

Spötter zu und ſprach mit flammendem Geſichte und drohendem Blicke: Sie iſt meine Mutter!" ...

Ein Schmerzensſchrei, den die Gräfin ausſtieß, unterbrach hier die Vorleſung. Karoline und ihr Bruder ſprangen erſchrocken auf.... Gott, liebe Mutter, was fehlt Ihnen, Sie werden ja blaß? — Nichts, Kinder, nichts, mein altes Herzklopfen. Bringt mir meine Arznei. — Die Gräfin, nachdem ſie ſich wieder erholt hatte, bat den Oberſten, morgen fortzufahren, der Kopf ſchmerze ihr. — Haben denn Klara's Eltern nicht gewußt, daß Auguſt ein Jude iſt? fragte Karoline den Oberſten. — Das werden wir morgen hören, erwiederte dieſer. — Das iſt eine Teufelsgeſchichte! bemerkte der Hauptmann. Aus der Heirath kann nun nichts werden, und mein Rinaldo, der unter einem Baume ſeufzt, iſt ein Hebräer. Muß doch morgen unſern Haus Jud fragen, ob ſich ein Hebräer verlieben darf, nach Moſis Geſetz. — Es iſt wahrlich eine verdrießliche Geſchichte, fiel der Oberſt lachend ein. Was thäten Sie, gnädige Mutter, wenn Ihrer Tochter ein ſolches Unglück begegnete? Die Gräfin bückte ſich nach ihrem gefallenen Taſchentuche. — Und Ihr, Herr Schwager? — Hölle und Teufel — erwiederte der Hauptmann, mit dem Fuße ſtampfend — wenn mir ein verdammter Jude einen ſolchen Streich ſpielte, würde ich den

Kerl vom dritten Strockwerk hinabwerſen, daß Vater Abraham Ach und Weh ſchreien ſoll, wenn ihm ſo plötzlich ein ſchwerer Klotz in den Schoos fällt.... Und du — und Sie, Fräulein?... fragte der Oberſt Karolinen. Dieſe machte einen tiefen Knix. Bedanke mich ſchon für das Kompliment, Herr Oberſt. Wahrhaftig, Sie ſind ein artiger Herr. Wie kannſt du dir nur denken, Karl, daß ich einen ſchwarzen, ſpitzbübiſchen Juden jemals lieb gewinnen könnte? — Es giebt auch blonde und ehrliche, erwiederte der Oberſt. — Es iſt freilich ſchlimm, es iſt ſehr traurig, nachdem man ſich geliebt und geküßt hat, ſich wieder zu verlaſſen. Aber was iſt zu thun? — Du würdeſt alſo deinen Geliebten verſtoßen, Karoline? — Wie anders? Die arme Klara würde ja ausgelacht werden, und ihr jüdiſcher Mann dürfte ja nicht einmal in's Caſino gehen. Aber ſie muß es geſcheidt anfangen, wenn ſie ihn fortſchickt. Lieber Herr Schmul, würde ich meinem Bräutigam ſagen — nicht wahr, Mutter, alle Juden heißen Schmul mit ihrem Taufnamen? — Lieber Herr Schatz, es iſt wahr, ich habe Sie lieb gehabt; Gott weiß, wie es gekommen, ich war immer ein närriſches Mädchen geweſen — aber lieber Herr Schmul, ſein Sie vernünftig, wir können uns nicht heirathen. Sein Sie nicht bös, lieber Herr Schmul; ſehen Sie, ich ſchenke Ihnen alle meine Brillanten, alle meine Blonden, ſind viel Geld werth, Sie können gute Geſchäfte damit machen auf der Braunſchweiger Meſſe; aber geben Sie mir mein Wort zurück.

Nimm es! ſprach der Oberſt mit bebender Stimme, und ſtürzte wie im Wahnſinne fort.

2.

„Ihr habt mir die Spiele meiner Kindheit geſtohlen, Ihr ſchlechten Schelme! Ihr habt mir Salz geworfen in den ſüßen Becher der Jugend; Ihr habt die tückiſche Verläumdung und den albernen Spott hingeſtellt auf den Weg des Mannes — abhalten konntet Ihr mich nicht, aber müde, verdroſſen und ohne Freudigkeit erreichte ich das Ziel. Empfindung nach Empfindung habt Ihr mir getödtet, und einen Kirchhof geſchaffen aus dieſer lebensvollen Bruſt. Daß mir die Rache nicht einmal geblieben, daß ich nicht Kraft habe, zu vergeben, und nicht Ohnmacht genug, ſie zu züchtigen! Ich kann ſie nicht erreichen in ihrer Fuchshöhle, ich kann mich nicht bücken, ich kann nicht kriechen; und Recht behalten, wie immer, wird das ſchlaue Vieh. . . . Ach, dieſer ſchöne Sonnentag, wie ſchnell ging er vorüber! Da ſind ſie wieder, die alten Fledermäuſe, die mir ſo lange um Stirn und Ohren ſchwirrten; da biſt du wieder, hohniſches Geſpenſt, das mich aus der Mutter Schoos in die Wiege, aus der Wiege in die Schule, aus der Schule in das Leben geneckt! Ein Wort — nein, weniger als ein Wort — die Erzählung eines alten Schalls — furchtbarer Zauber! . . Verloren, verrathen, betrogen! . .“

In dieſen heftigen Ausbrüchen eines verwirrten Sinnes und eines gekränkten Herzens ſuchte Karl ſich ſeines Grams zu entladen. Corre, ſein treuer Freund und Waffenbruder, ſtand ihm längſt zur Seite. Bravo! — rief dieſer, in die Hände klatſchend — Bravo, Charles! Herrlich, ganz unvergleichlich, wie Talma, ganz wie Talma! Haſt Probe gehalten? Werdet morgen die Komödie aufführen bei deiner gnädigen Mama? — Die Komödie iſt aus, erwiederte Karl. — Schon geſchehen? Schade, wäre gern dabei geweſen. Haſt Beifall gefunden? Hat die gnädige Sippſchaft dich gelobt? Hat die hohe Götterſchaft dir zugelächelt? O du Glücklicher! — Verloren, Alles hin, nur du allein bleibſt mir noch. — Karl ſank mit thränenden Augen an die Bruſt ſeines Freundes. — Was iſt das, Charles, was bedeutet das? Das iſt nicht Spiel, rede, was iſt geſchehen? — Karl ſprach und weinte ſich aus. — Das iſt Alles? Weil du ein Jude biſt? frug Corre unter

Zorn und Lachen. Ich bin noch weniger als du, ich bin nicht einmal getauft. Ich heiße Brutus, und, Gott ſei Dank! mein Name ſteht nicht im Kalender der Heiligen. Keines jener frommen Lämmer, die ſich geduldig ſchlachten, braten und verzehren ließen, führt meinen Männernamen; ich gehöre beſſer zu jenen kühnen Jägern, welche die Wölfe erlegt, die die Lämmer zerriſſen. — Alles, ſeufzte Karl, Alles iſt verloren! — Alles? fragte Corre mit gerührter Stimme, und dieſe Narbe iſt dir Nichts, und die Erinnerung, für wen du ſie trägſt, rechneſt du für Nichts? — Mit tauſend Herzen habe ich das Mädchen geliebt, und ſo zurückgeſtoßen zu werden von der Schwelle meines Glücks! — Sei ein Mann, Charles, du haſt ein Mädchen verloren und dich gewonnen. Da es dahin gekommen, darf ich offen mit dir ſprechen. Ich kannte die Liebe nie, ich bin ein Kind des Lagers; aber es kann nichts Unwürdiges ſein, was meinen Charles beſiegte. Doch hätteſt du nur eine Andere gewählt! Und wäre es die ſchielende Aliſon, die liebliche Tochter unſerer Marketenderin geweſen, ich hätte Mondnächte mit dir durchſeufzt und durchwacht und hätte nicht gelächelt. Aber jenes eitle Pfauengeſchlecht iſt meiner Seele verhaßt. Du kennſt ſie nicht, Charles, ich kenne ſie beſſer. Den Hund verachten wir nicht ſo, wie ſie uns verachten. Die Uebermüthigen, Verdorbenen, ob ich ſie kenne! Sie haben uns alle unſere Siege vorgebahnt. Fürſt und Land und Volk haben ſie verrathen. Eure Bürger haben wir mit den Waffen beſiegt, und nicht immer, jene Götter mit Gold und Tand, und überall. Sei froh, Charles! Wein her, laß uns dieſes Glas leeren. Es lebe die Freiheit! — Es lebe die Freiheit! rief Karl begeiſtert, und Tod und Verderben jeder Gewalt!

Die Thüre wurde mit Heftigkeit aufgeſtoßen, und der Hauptmann, Karolinens Bruder, ſtürzte wüthend in's Zimmer. Die vorgerückte Abenddämmerung ließ ihn erſt an ſeiner Stimme erkennen. Finde ich dich endlich, ſpitzbübiſcher Jude! Hab ich den Schurken! Er drang mit einem Stocke auf Karl ein. Dieſer ſuchte ſeinen Degen und da er ihn nicht fand, drängte er ſich an Corre, ihm den ſeinigen aus der Scheide zu ziehen. Corre ſtieß ihn zurück. Wag' es nicht, ſagte er; dieſer Degen iſt mein, und ich hab' ihn zu führen. — So recht — ſchrie der Hauptmann mit Hohngelächter — Jud und Franzos, Franzos und Jud, das gehört zuſammen, das ſteht Eines für das Andere. — Zieh! ſchrie Corre, wahr' dein Roſenblut, Page! Sie fielen aus, beim zweiten Gange ſtürzte der Hauptmann nieder und badete ſich in ſeinem Blute. — Eil, lauf zum Stabs-Chirurg, rief Sorre beklommen. — Schick zum Pfaffen, ſprach Karl, ruhig und kalt; ruf den Pfaffen, daß er's zum Uebrigen lege.

3.

Karoline v. P. an ihre Freundin.

Wenn Sie Recht hätten, liebe Sophie, wenn in den Jahren der Jugend Wunden und Schmerzen bald heilten und vergeſſen würden — wäre ich dann nicht noch elender? Von meinem Glück iſt mir nur mein Leid geblieben, und das iſt leichter zu tragen, als ein leeres Herz. Geſtern war es ein Jahr, daß meine gute Mutter geſtorben, ich weinte den ganzen Tag. Mein Bruder weckte gewaltſam den ſchlummernden Zorn in ſeiner Bruſt auf; am Abend warf er Blut aus und war ſehr krank. Ach wie ſchrecklich ſind die Männer! Der arme Fritz! Er hat die Kraft nicht mehr, ohne Führung durch das Zimmer zu gehen, und hat noch die Kraft zu haſſen. Es iſt keine Hoffnung für ihn; das hat mir der Arzt verrathen, der mir mit Troſt entgegenkam, ehe ich ihn ſuchte. Die Stichwunde, die er in der Bruſt erhalten, hat ihn unheilbar verletzt. Alle unſere Bekannten, welche meine Verbindung mit dem Oberſt getadelt, und mit meiner Mutter darüber grollten, haben uns verlaſſen. Nachdem uns das Unglück getroffen, ſahen ſie uns mit ſchadenfrohen Augen an, und jetzt begegne ich nur gleichgültigen Blicken. Wie einſam iſt doch der Unglückliche! Ihr Gatte und Ihre Kinder, liebe Freundin, werden einen ſtets engern, einen ſtets ſüßeren Kreis um Sie ſchließen, und Sie auch werden meiner nur gedenken, ſich Ihres Friedens inniger zu freuen.

Von dem Oberſten habe ich nichts gehört. Neulich ſagten ſie, er ſei in Gefangenſchaft der Engländer gerathen. Vielleicht war es nicht wahre Liebe, was ich für ihn gefühlt, aber es war die höchſte Neigung, der ich fähig war. Ich kann mich nicht mehr zurecht finden. Die Leiden meiner Mutter und meines Bruders haben mich irre geführt, und ich habe den alten Weg meines Herzens verloren. Er war ein edler Menſch, und liebte mich mit aller Zärtlichkeit. Ob er wohl an mich denkt? Er iſt ein Mann.

Wenn ich meinen Bruder verliere, werde ich in eine Erziehungs-Anſtalt zu kommen ſuchen. Frau v. E. hat mir ihr Haus angeboten; aber ich kann nicht Kinder ſehen unter den Augen ihrer Mutter; ich muß mich zu fremden Kindern geſellen, denken, ſie wären auch verlaſſene Waiſen, und ihre ältere Schweſter ſein.

Leben Sie wohl, liebe Sophie, und empfangen Sie meinen herzlichen Dank für Ihren gütigen Brief.

1.

Oberſt W. an Corre.

Cadix, den 26. Dec. 1819.

Ich kenne Dein Herz, Corre, und glaube daran, auch wenn ich es nicht begreife. Aber jedem Andern würde ich ſagen: Du liebſt die Freiheit, und kannſt der Tyrannei nicht dienen? Nicht über Alles liebſt Du ſie. Brutus hat den Blödſinnigen geſpielt — ich vermochte mehr als dieſer. Seit vier Jahren lachte ich wie ein Schurke, ſtecke Gold ein wie ein Bube, und ſchließe mit allen Kutten Brüderſchaft. Wohl manchmal am Abend ſinken mir die Knie von der Arbeit des Tages; dann laſſe ich mich in das Meer hinausſchiffen, erzähle den Wellen mein Geheimniß, und kehre geſtärkt nach Hauſe. Du fragſt mich, warum ich mein Vaterland fliehe? Ich habe keines, ich habe die Fremde noch nicht geſehen. Wo Kerker ſind, erkenne ich meine Heimath; wo ich Verfolgung finde, athme ich die Luft meiner Kindheit. Der Mond iſt mir ſo nah wie Deutſchland. Nur einmal, in einer unverwahrten Stunde, habe ich dieſes umpanzerte Herz geöffnet, und da haben ſie mich ſchnell und gut getroffen. Es geſchieht nicht wieder.

Alles iſt gerüſtet, die Winde ſind günſtig, in wenigen Tagen wölbt ſich ein ſchönerer Himmel über mir. Ich habe nicht Zeit, mehr zu ſprechen, aber wiſſe, der Tag, an dem Du dieſen Brief erhältſt, war der glücklichſte in dem Leben Deines Freundes.

XII.

Altes Wiſſen, neues Leben.

(1823.)

Alphons, König von Aragonien, der Himmel und Erde kannte — er war beigenannt der Aſtronom, der Philoſoph und der Weiſe — hat geſagt: „Vieles beſitzt der Menſch, Vieles begehrt er; aber unter allen Gütern des Lebens ſind nur folgende wichtig: altes Holz zum Brennen, alter Wein zum Trinken, alte Freunde zur Geſellſchaft und alte Bücher zum Leſen. Das Uebrige iſt Lumperei.“ Da jede wackere Hausfrau weiß, daß dürres Holz beſſer als grünes brennt; da jedem braven Manne alter Wein angenehmer als junger mundet, und dieſer wie jene weiß, welchen Vorzug erprobte Freunde vor neuen haben — ſo wollen wir blos von alten Büchern ſprechen.

Es iſt eine anerkannte Wahrheit, und die oft genug ausgeſprochen worden, daß es nichts Neues unter der Sonne gibt; wahrſcheinlich gibt es für die Bewohner auf und über ihr auch nichts Neues. Was geſchieht, geſchieht zum wiederholten Male; was gedacht wird, wurde früher ſchon gedacht; was geſagt, geſchrieben wird, haben ſchon Andere geſagt und geſchrieben. Wir glauben oft eine neue Wahrheit zu finden; aber wir finden ſie auch nur — ein Anderer hatte ſie verloren. Wir entdecken ſie, wie wir Amerika entdeckt, und ſo wenig der Naturkundige die neue Thierart, die er zum Erſtenmal beſchreibt, geſchaffen hat, ſo wenig haben wir die neuen Ideen geſchaffen, mit welchen wir zum Erſtenmale unſere Zeitgenoſſen bekannt machen. Da ſich nun dieſes ſo verhält, und wir uns Alle aus Büchern belehren, iſt die Frage: Soll man dieſe Belehrung mehr aus alten oder mehr aus neuen Büchern ſchöpfen? Wohl iſt das Erſtere anzurathen, aus mancherlei Gründen. Bei den Alten war das Leben von der Wiſſenſchaft nicht getrennt, ſie dachten ihr Leben und lebten ihre Gedanken, und dieſen, da die ganze Fülle des Daſeins ihrer Schöpfer darin abgedrückt war, konnte es an Kraft und Dauerhaftigkeit nicht fehlen. All ihr Thun, all ihr Reden kam aus dem Miniſterium des Herzens und aus der geheimen

Kanzlei des Geiſtes. Aber die Philoſophen und Staatsmänner unſerer Zeit haben, wie der Moniteur, einen kleinen offiziellen und einen ſehr großen nicht offiziellen Theil. Wie kann nun Dauer, Kraft und Anmuth haben, was in einer verdrießlichen Amtsſtunde gethan und geſchrieben wurde, in einer Stunde der Zerſtreuung, wo im Hintergrunde des Feierabends uns Weib und Kind, und Freund und Becher lockten? Auch iſt zu bedenken, daß viele neuere Schriftſteller, die wiſſentlich von den Alten Ideen genommen und ſie für ihre eigenen ausgegeben, um den Diebſtahl zu verheimlichen, das Zeichen an den geſtohlenen Ideen vertilgt und ihnen dadurch das Gepräge geraubt haben, worin ihre Eigenthümlichkeit ſich ausdrückte. Wir reden oft von der Einfachheit und Klarheit der guten alten Schriftſteller; woher entſtand dieſe Einfachheit und dieſe Klarheit? Die Alten ſuchten weniger zu glänzen; nicht etwa, daß ſie beſcheidener geweſen, als wir ſind, aber das Gedränge der Redner und Schreiber war nicht ſo groß, als es jetzt iſt, und man hatte, um ſich bemerkt zu machen, nicht nöthig, zu ſchreien und zu blenden. Die Alten hielten ſich an der Sache, an der Wahrheit, ſie gebrauchten keine ſchmetternden Worte, keine ſchimmernden Redensarten; ſie begnügten ſich, von ihren Anſichten ſcharfe und genaue Umriſſe zu geben.

So ſind ſie der neuen Zeit zugekommen; es iſt aber mit den Gedanken, dieſen Abdrücken des menſchlichen Geiſtes, wie mit den Kupferſtichen; die Abdrücke vor der Schrift ſind die beſten. Durch die Erfindung der Buchdruckerei ſind die Anſichten der Alten ſehr vervielfältigt, ſehr verbreitet, aber auch ſehr geſchwächt worden. Ueberdies ſind wir mit ihnen verfahren, wie es die Kinder mit den Bilderbogen machen. Wir haben die Zeichnungen der Alten illuminirt, und da wir dabei aus Unachtſamkeit, Ungeſchicklichkeit, oder weil es ſchwer iſt den Pinſel immer feſt und genau zu führen, oft rechts und links ausgeſchweift ſind, haben wir die Conturen verwiſcht, und man kann von unſerer neuen abgebildeten Wiſſenſchaft ſagen, daß die Wahrheit des Urbildes bei ihr zwar in der Mitte liegt, aber am Anfange und Ende verletzt worden. Aber wie bedeutend und unglückſelig iſt dieſes Ueberſchreiten! Um einer Wahrheit Daſein wird ſelten geſtritten, auch nicht zwiſchen den feindlichſten Geſinnungen; gekämpft wird nur um die Gränzen einer Wahrheit. Daher die Verwirrung unſerer und früherer Zeit. Wie ſchlimm! Als Chriſten können wir der Farben nicht entbehren, denn wir können der Perſpektive nicht entbehren. Jeder Grundſatz iſt uns nur ein Vorhang, den wir wegſchieben, um das zu ſehen, was dahinter iſt; da aber das Hintere auch ein Vorhang iſt, werden wir nicht fertig. — Jede Wiſſenſchaft dient uns zur Leiter, darauf in den Himmel zu ſteigen, und ſind wir oben, oder glauben, oben zu ſein, wenden wir der Leiter verächtlich den Rücken zu. Darum kommen wir nie zum Ziele, weil wir jeden Zweck, ſo bald wir ihn erreicht, zum Mittel erniedrigen; darum haben wir Vieles verwirrt, Vieles verwiſcht und mancher guten Lehre der Alten — nicht den Werth, das vermochten wir nicht — aber den Preis geraubt. Weiter ſind wir freilich als die Alten, wir ſind aber ſo weit gekommen, daß wir unſere Heimath nicht mehr finden, und während Jene in dem engern Kreiſe ihres Wiſſens alle Wege und Abwege kannten, fragen wir auf unſern weiten Fahrten in Angſt und Sorgen den Kompaß um die ſchwankende Weltrichtung an.

Wir wollen nur zweier Wiſſenſchaften gedenken — es ſind freilich ſolche, die das ganze menſchliche Daſein umfaſſen — worin die Alten die Neuen weit übertroffen: der Sittenlehre und der Staatslehre. Die Sittenlehre des Heidenthums iſt uns zu enge geworden, wir ſind ihr entwachſen; die Sittenlehre des Chriſtenthums iſt uns zu weit, wir füllen ſie nicht aus, und ſo leben wir — nicht ohne Sittlichkeit; denn, Dank der Güte und Kraft der menſchlichen Natur, daß nicht Wahnſinn, nicht Bosheit und Gewalt ſie zu zerſtören vermochte — aber ohne Sittenlehre leben wir. Die Heiden waren kurzſichtig; ſie ſahen nicht über das Grab hinaus. Wie tolle Verſchwender vergeudeten ſie des Lebens Reichthum in wenigen irdiſchen Jahren; aber ſie ſtarben ſatt, in Unſchuld und Unwiſſenheit, wie die Kinder, und die Kinder ſind es, die am nächſten ſtehen Gottes Throne. Die Chriſten ſind weitſichtig, ſie erkennen das Leben nicht; ſie vermögen nur zu leſen, was mit Sternen am Himmel geſchrieben; eine Schrift, mannigfacher Deutung fähig. Wie Geizige häufen ſie Schätze auf Schätze, Zinſen auf Zinſen, ſterben im und am Hunger, mit Sünden belaſtet und dieſer Bürde ſich bewußt; aber verloren iſt, wer ſich aufgibt; ſchuldig iſt, wer ſich ſchuldig fühlt; dort oben gibt es keine Fiskale und Verräther, und keine andere Klage hört der gnädige Richter an, als die der Kläger gegen ſich ſelbſt gewendet. Sie haben einen Gott des Himmels und einen Gott der Erde geſchaffen, die ſie als Parteihäupter betrachten, mit deren einem man es verderben müſſe, wolle man mit dem andern es halten! Man müſſe unglücklich ſein, um ſelig zu werden! Als wäre die Erde nicht auch ein Stück des Himmels, als wäre die Zeit nicht auch ein Theil der Ewigkeit und Gott überall! So bleibt uns, wie der Horizont, wo Himmel und Erde ſich berühren, des Glückes Fülle ewig fern. So ſtehen wir zitternd auf der zitternden Brücke, die vom Leben zum Tode führt, wagen nicht vorwärts zu gehen, haben nicht den Muth zu leben und nicht den Muth zu ſterben. Freilich ſind wir beſſer, als wir denken, ſind glücklicher, als wir zu ſein glauben; aber unſere Seele iſt hypochondriſch — nicht krank genug, am Uebel zu ſterben, nicht geſund genug, ſich wohl zu fühlen. Jede natürliche und geſunde Neigung halten wir für eine Leidenſchaft, jede Leidenſchaft für eine Sünde; von jeder Sünde fürchten wir, ſie werde uns in die Hölle ſtürzen, und zwanzigmal im Tage zittern wir, der Teufel werde uns holen. Unglückſelige, die wir ſind! Der uns erlöſt, den haben wir gebunden, und ſo harren wir des neuen Meſſias, der den Erlöſer erlöſe; auf den Vater warten wir, der den Sohn mit dem heiligen Geiſte verſöhne. Kommt dieſe Zeit des dritten Teſtaments, dann wird der glückliche Menſch, wie die Bäume des Südens, zugleich Blüthen und Früchte tragen, den Frühling mit dem Herbſte verbinden, zugleich Chriſt und Heide ſein — und dann wird der Himmel ſein überall, wo ein klares Auge iſt, ihn zu erkennen.

Mit der Staatslehre iſt es noch viel

ſchlimmer. Haben wir keine Sittenlehre, ſo haben wir doch wenigſtens eine Sittlichkeit, und man kann den Weg vom Herzen zum Kopfe auch ohne Landkarte finden. Wir haben aber nicht blos keine Staatslehre, ſondern auch keine Staatskunſt. Der Beweis für dieſe Behauptung wäre leichter zu führen, wenn der Beweiſe weniger wären; man muß ſich aber durch das Gewühl der neuen erſt durchdrängen, um zu den alten zu gelangen, welche hier allein zu gebrauchen ſind. Seit der Wiederbelebung der Künſte und Wiſſenſchaften in Europa haben alle Menſchen, jeder in ſeinem Kreiſe, die Erfahrung benützt. Aerzte, Naturforſcher, Seefahrer, Handwerker, Kaufleute, Maler — nur die Staatsmänner haben von der Erfahrung nichts gelernt. Ihre Ungelehrigkeit zeigte ſich vorzüglich daran, daß ſie mühſam ihren Scharfſinn vergeudeten, die Verſchiedenheit der geſchichtlichen Verhältniſſe aufzufinden, aber nie ihren Witz gebrauchten, die verborgenen Aehnlichkeiten der Jahrhunderte zu entdecken. Sie urtheilten und verfuhren darnach, wie ein Menſch urtheilen würde, der dächte: ich werde nie ſterben, denn von allen Menſchen, die je geſtorben, hat keiner völlig meine Geſtalt gehabt. Hätte man den Anſtiftern und Lenkern des dreißigjährigen Krieges geſagt: „Ihr guten Leute, gebt euch keine vergebene Mühe; erinnert euch, was Luther dem Churfürſten von Sachſen geſchrieben: „Ew. churfürſtliche Gnaden wiſſen nun und zweifeln nicht daran, daß im Himmel ganz anders als zu Nürnberg über dieſe Sache beſchloſſen iſt.“ . . . Glaubt den Todten, die Todten lügen nicht — ſie hätten geantwortet: „Luther war ein braver Mann, ein kluger Mann, ein rechtlicher Mann, wir glauben an ihn, wie an Gottes Wort; aber Luther hat von Nürnberg geſprochen und nicht von Prag.“ Wie iſt mit ſolchen Leuten fertig zu werden? Büſchings Geographie iſt gar dick. Und hätte Luther von Prag geſprochen, ſo hätte er nicht von Leipzig geſprochen; und hätte er von Leipzig geſprochen, ſo hätte er nicht von Magdeburg geſprochen; und hätte er von Magdeburg geſprochen, ſo hätte er nicht von Nördlingen geſprochen, und von welchem Orte er alſo geſprochen hätte, er hätte vergebens geſprochen. Was hätte auch die Staatsmänner belehren und bilden können? Die Geſchichte der letzten Jahrhunderte war nur eine Familiengeſchichte, und man regierte Europa, indem man höchſtens ſechs Menſchen leitete. Dieſes iſt ſo wörtlich wahr, daß, ſo bald in einem Ereigniſſe der ſiebente Mann hinzutrat, ſie zu kurz kamen mit aller ihrer Schlauheit. Sie haben die Reformation, den Abfall der Niederlande, die engliſche und die franzöſiſche Revolution weder zu verhindern, noch zu lenken gewußt. Freilich kann man ſagen: „Das lag außer dem Kreiſe menſchlicher Macht!“ — aber verſucht haben ſie es doch, und wer das Unmögliche verſucht, zeigt, daß er das Mögliche nicht vermag und daß er das Wirkliche nicht faßt. Die Experimental-Politik hat keinen größern Werth als die Experimental-Phyſik; ſie kann gleich jener dazu dienen, auf hohen Schulen die Erſcheinungen der Geſchichte zu erklären, die Elemente und Miſchungen der menſchlichen Verhältniſſe den Sinnen darzuthun, aber ſie lehrt nicht, wie man die Natur der Dinge ändert. Die Phyſiker und Chemiker mögen in ihrem Kabinette elektriſche Funken herausziehen, galvaniſche Schläge geben, eine Luftart bilden, Säuren und Alkalien darſtellen: aber das Wetter, das Klima zu ändern, Wind, Donner, Blitz und Regen zu machen oder zu vertreiben — das vermögen ſie nicht. Die Politiker der früheren Jahrhunderte waren Staats-Chirurgen, aber keine Staats-Aerzte. Zwar hatten die Beſten unter ihnen den Lehrſatz des Hippokrates angenommen: „Was Arzneimittel nicht heilen, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilt das Feuer.“ Aber ſie hatten den Satz umgekehrt und geſagt: „Was das Feuer nicht heilt, heilt das Eiſen; was das Eiſen nicht heilt, heilen Arzneimittel.“ Demnach hatten ſie gegen kranke Zeiten zuerſt Kanonenfeuer gebraucht; half dieſes nicht, operirten ſie die Köpfe, und half auch dieſes nichts, fingen ſie über innere Mittel zu ſinnen an. Aber dann war es zu ſpät, der Kranke war geſtorben und es war nichts mehr zu heilen da. Und gab es einen Kranken, der Feuer und Eiſen überſtanden, ſo zwangen ſie ihm nicht blos die bittere Arznei, ſondern auch den Löffel auf, worin ſie ihm die Arznei gereicht — und der Kranke erſtickte. Da waren die Staatsmänner des Alterthums ganz andere Menſchen! Die heutigen Spanier, ſo ſchlimm ſie auch ſein mögen, ſind lange nicht ſo hartnäckig, als das jüdiſche Volk geweſen — denn dieſes konnte man bis jetzt noch nicht bändigen — und doch war Moſes mit ihm fertig geworden! Wie mächtig haben Seſoſtris, Confucius, Solon, Lykurg, Manco Capac gewirkt; wie Metall haben ſie ihre Völker umgeſchmolzen! Ihr ſagt: „Die hatten es mit rohen Völkern zu thun, hätten ſie, wie wir, es mit ausgebildeten zu thun gehabt, wäre ihnen das Unternehmen auch nicht gelungen.“ .... Das heiß ich vortrefflich antworten; ich habe nichts Anderes hören wollen! Ausgebildete Völker ſchmilzt auch kein Moſes um, und ſtünden ihm alle egyptiſchen Plagen zu Gebote.

Woher kommt es aber, daß wir keine Staatslehre und keine Staatskunſt haben? Zu dieſer Unterſuchung iſt hier der Ort nicht, und ſie wäre auch ohne Nutzen; denn die Uebel in der Zeit werden nicht, wie die im Raume, an ihrer Quelle geheilt, da man die Vergangenheit weder austrocknen noch ableiten kann. Es ſoll nur gezeigt werden, daß wir nicht an jenem Mangel litten, wenn die Kenntniß des Alterthums gründlicher und verbreiteter wäre. Eine ſolche Kenntniß aber würde nicht blos auf die wiſſenſchaftliche Bildung der Zeitgenoſſen, ſondern auch auf das wirkliche und allſtündliche Leben von unausſprechlich wohlthätiger Wirkung ſein. Was die Kämpfe unſerer Tage ſo ſchrecklich macht, iſt nichts Anderes, als die Ueberraſchung, mit welcher den Kämpfenden auf beiden Seiten die Erſcheinungen der Geſchichte entgegentreten. Ueberraſchung aber gebiert Schrecken, Schrecken iſt der Vater der Verzweiflung, und Verzweiflung iſt blind. Wir alle, verſchiedenen Geſinnungen zugethan, ſind im Wahne, es geſchähe Neues; neue Laſter, neue Rechte, neue Rechtsverletzungen und Anmaßungen wären entſtanden. Aber die Tyrannei iſt alt, und die Freiheit iſt alt, und der Kampf zwiſchen beiden iſt alt. Weil wir den Umlauf der Menſchheit nicht kennen, verwechſeln wir die Witterung mit den Jahreszeiten. Fällt im Mai rauhes Wetter ein, jubeln Dieſe und trauern Jene: die Sonne ginge zurück. Hat der November einen warmen Tag, wehklagen Jene und jauchzen Dieſe: der Frühling komme; und ſo tritt nach jeder gewonnenen oder verlorenen Schlacht der Uebermuth der Sieger und die Verzweiflung der Beſiegten hervor. Eines Morgens wird man die Flüſſe gefroren, oder die Bäume in Blüthe finden, und die rothen oder die weißen Narren werden den Mund aufſperren! Kennten wir das Alterthum, würde uns die Vergangenheit als Landkarte für die Gegenwart dienen, und kann man auch mit der beſten Karte in einer fremden Gegend einen Fußpfad verfehlen, ſo geht man doch in den Hauptrichtungen nicht irre, und mit ihr verſehen, wird man nie einen Ort in Europa ſuchen, der in Amerika liegt. Manche Menſchen und manche Völker eifern gegen die Machthaber mit Wort und That, weil ſie glauben, daß ſie unterm Drucke leben; kennten ſie aber die Lage, worin die alten Völker geweſen, ſie würden ihre eigene beneidenswerth finden. Sie würden einſehen, daß ihnen Gewerbfleiß und Wohlſtand eine Unabhängigkeit geben, welche die Bürger der alten Staaten nie beſaßen; daß dieſe ihren Lebensunterhalt von den Großen und Reichen erbetteln, und die empfangenen Almoſen theuer vergüten mußten. Mancher eifert gegen den Adel, nur weil er nicht weiß, daß Rom acht Jahrhunderte von den Patriziern beherrſcht, und von ihnen zum erſten Reiche der Welt erhoben wurde, und daß in den reinen Demokratien des Alterthums eine Ariſtokratie des Geiſtes herrſchte, die viel demüthigender war, als die der Geburt, weil ſie ſich auf Wenige erſtreckte, und viel entmuthigender, weil ſie Keiner, dem ſie die blinde Gunſt der Natur verſagte, je verdienen oder erſchmeicheln konnte. Mancher würde von der Herrlichkeit republikaniſcher Regierungsverfaſſung weniger ſchwärmen, wenn er wüßte, daß die erſten Staatslehrer der Griechen und Römer derjenigen Verfaſſung den Vorzug gegeben, in der eine ſtarke Miſchung von Monarchie enthalten. Mancher findet es reizend, daß das Volk in Athen und Rom zu den wichtigſten Staatsverhandlungen ſeine Stimme geben oder verſagen, Krieg und Frieden beſchließen, verdammen und freiſprechen, beſtrafen und belohnen konnte; und er weiß nicht, daß damals die Menge von den Demagogen ganz ſo gebraucht wurde, als jetzt die Soldaten von den Machthabern gebraucht werden, welchen man im Kriege zu ſchlagen, ſtoßen, tödten, ſchreien, ſchimpfen, zu plündern verſtattet, die aber Alles, was ſie thun, nicht für ihren eigenen Vortheil, ſondern für den Nutzen der Anführer thun. Mancher brave Menſch findet es beſchämend, das er den Lohn für ſeine Verdienſte nur durch Kriecherei erlangen kann. Er wiſſe aber, daß es ſonſt viel ſchlimmer war; daß man ſich jetzt bei den Großen wenigſtens mit Bücklingen und Schmeicheleien abfinden kann, im Alterthume aber die Patrone eine geſetzliche Herrſchaft über ihre Klienten hatten, die in vielen und wichtigen Lebensverhältniſſen äußerſt drückend war. Und wenn Dieſes auch nicht ſo, wenn die jetzige Lage der Völker auch wirklich ſchlimmer wäre, als die der Alten war, ſo würden die, die für eine Verbeſſerung dieſes Zuſtandes kämpfen, ihren Streit beſonnener und milder führen, wenn ſie das Alterthum beſſer verſtünden; ſie würden dann weniger Kraft und Zeit in zappelnder Geſchäftigkeit fruchtlos verſchwenden. Wiſſen wir nicht, wie ſich eine Freiheit ausbildet, ſo wiſſen wir doch, wie eine Freiheit zerſtört wird. Wer nie einen Sonnenaufgang geſehen, kann ſich eine Vorſtellung davon machen, hat er nur je einem Sonnenuntergange beigewohnt. Wer die Geſchichte Roms von der Zerſtörung Karthago's bis zur Zeit der römiſchen Kaiſer verfolgt, braucht, um die Zukunft zu beſtimmen, dieſe Geſchichte nur zurückzuführen; denn die Vorſehung heilt die Krankheiten der Menſchheit, wie die Natur die Krankheiten der Menſchen heilt, die, wenn ſie in Geneſung übergehen, mit ihren letzten Erſcheinungen zuerſt, und mit ihren erſten zuletzt verſchwinden. Auf dieſe Weiſe würde eine genaue Kenntniß des Alterthums den ſtrebenden Völkern nützen. Was aber die Staatsmänner betrifft, die, ſei es aus Pflicht oder aus Neigung, der anmaßenden Freiheit widerſtreben, ſo würden ſie ſchneller und ſicherer ihren Zweck erreichen, wenn ſie ſtatt Ximenes, Richelieu, und Alberoni, die Taſchenſpieler waren, ſich Mäcenas zum Muſter nähmen; ſie würden aus der vierzigjährigen Regierung des Auguſtus beſſer lernen, wie man ohne Gewalt dem Freiheitsrauſche begegne, als aus der ganzen Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte. Sie würden Tacitus um Rath fragen, und nicht „Halle's Magie der Staatskunſt,“ da dieſe jetzt in Jedermanns Händen iſt, und man mit Becher und Muskatnuß nur noch Kinder und ihre Ammen in Erſtaunen ſetzt, aber Männer nicht mehr.

Natürlich wird man fragen: Iſt denn die claſſiſche Literatur nicht verbreitet genug? Geht nicht unſer Aller Jugendbildung von ihr aus? Wir wollen ſehen, wie es ſich damit verhält. Zuvörderſt iſt zu bedenken, daß nur die Gelehrten und die höheren Stände ſich einer claſſiſchen Bildung erfreuen; daß aber, nicht was der Gelehrte und der Edelmann, ſondern was der Bürger und der Bauer denkt und fühlt, auf das geſellige Leben Einfluß hat. Die hohe Bedeutung des gelehrten Standes ſoll dadurch nicht herabgeſetzt werden. Er bildet das Magazin der Wiſſenſchaft, aus dem man ſich für die täglichen Bedürfniſſe verſorgt; aber eben an dieſer Anwendung darf es nicht fehlen. Das Getreide auf den Speichern ſchützt gegen den künftigen, doch nur das Getreide beim Bäcker ſtillt den Hunger des Augenblicks. In Deutſchland ſind die Wege, die von der Wiſſenſchaft zum Leben führen, in zu geringer Zahl, und ſie ſind unfahrbar. Der wiſſenſchaftliche Reichthum der Franzoſen iſt vielleicht hundertmal kleiner, als der der Deutſchen, er wirkt aber eben ſo ſtark; denn während das Kapital in Frankreich hundertmal umgeſetzt wird, geſchieht es in Deutſchland nur einmal. Der Franzoſe weiß freilich nicht mehr, als was er geſagt und geſchrieben, aber Alles, was er weiß, ſagt und ſchreibt er, und wiederholt es jeden Tag. In Deutſchland darben wir aus lauter Ueberfluß. Soll der Deutſche darüber murren? Vielleicht weiß die Vorſehung, was ſie thut und geſchehen läßt; vielleicht hat Deutſchlands Schutzgeiſt auch ſeinen Traum gehabt von den ſieben magern Kühen und ſorgt für die Zukunft. Aber die Abſichten der Vorſehung können wir nicht durchſchauen, und wir müſſen das Unſrige thun. Im gewöhnlichen Laufe der Dinge läßt ſich nicht befürchten, daß eine allgemeine Dürre den Wachsthum der deutſchen Wiſſenſchaft zurückhalten, daß Hagelſchlag und Heuſchrecken deren Fluren zerſtören werden; Europa ginge darüber zu Grunde. Was die Schweiz in geologiſcher und politiſcher Beziehung für unſern Welttheil iſt: der feſte Gebirgskern, der ihn gegen eine allgemeine Ueberſchwemmung, das neutrale Land, das ihn gegen Alleinherrſchaft ſichert — das iſt Deutſchland für Europa in ethiſcher Beziehung. Es hält den Orientalismus und die Beharrlichkeit des Nordens von dem Republikanismus und der Beweglichkeit des Südens ab, daß weder Despotismus noch Anarchie Alles überſchwemme. Würde die Neutralität der deutſchen Wiſſenſchaft verletzt, dann wäre ein allgemeines Verderben unvermeidlich. Doch die Gefahr iſt zu groß, als daß ſie zu befürchten wäre.

Der vorausgeſetzten Einwendung des Leſers: daß die Kenntniß der claſſiſchen Literatur verbreitet genug wäre, wurde erſtens dadurch zu begegnen geſucht, daß daran erinnert wurde, wie ſich dieſe Kenntniß nicht auf alle Stände erſtrecke. Jetzt aber iſt noch darzuthun, daß ſelbſt jene Menſchen, auf deren Erziehung das claſſiſche Alterthum einſließt, nicht innig genug davon durchdrungen ſind, daß man eine ſonderliche Wirkung auf das geſellige Leben dabei ſpüre. Man macht uns auf Schulen mit den Schriften der Griechen und Römer bekannt; lernen wir aber viel mehr als deren Sprache? verſtehen wir mehr als Worte? Iſt ein Knabe fähig, den Zuſammenhang der alten Religionen, Sitten, Philoſophien und Staatsverfaſſungen zu begreifen? Kann er daher Cicero, Tacitus, Demoſthenes, Plato verſtehen? Er wird nicht einmal fähig ſein, die Schönheiten Homers und Virgils zu faſſen. Nach geendigten Schuljahren aber legt man die Claſſiker zurück, um ſie ſelten mehr zu öffnen. Freilich war jener Jugendunterricht dennoch nicht vergebens. Er öffnete uns die Pforten des Alterthums, und es bleibt uns freigeſtellt, ob wir hineintreten wollen. Er übt unſern Geiſt, wie ihn die Mathematik auch übt, ob wir zwar letztere ſo ſehr vergeſſen, daß wir in reiferen Jahren oft kein gleichſeitiges Dreieck mehr zu conſtruiren wiſſen. Diejenigen, welche das Studium des claſſiſchen Alterthums fortſetzen, die Philologen, halten ſich aus Neigung und Beſtimmung mehr an der Form, an Buchſtaben, und ihnen gilt das „ſtirbt der Fuchs, ſo gilt der Balg" nicht blos zum Troſte, ſondern auch zur Aufmunterung — ſie tödten den Fuchs, damit der Balg gelte. Man kann alſo höchſtens ſagen, daß wir mit dem claſſiſchen Alterthum bekannt ſind, aber befreundet ſind wir nicht mit ihm. Nur in England iſt Dieſes beſſer; man merkt es aber auch den britiſchen Staatsmännern an allen ihren Reden und

Handlungen an, daß ſie noch etwas mehr gelernt, als ihren Vattel und Martens, und daß ſie häufiger an das alte zerſtörte Karthago, als an die ſchönſten neuen Coloniſirungs-Syſteme denken.

Es gibt zwei Mittel, den Einfluß der klaſſiſchen Literatur auf das Thun und Denken der Zeitgenoſſen zu vermehren: Ueberſetzungen und Kritik. Durch jene wird für die Kenntniß des Alterthums in der Breite, durch dieſe in der Tiefe gewonnen. Es fehlt Deutſchland weniger als jedem andern Lande an guten Ueberſetzungen, aber das Bedürfniß iſt noch lange nicht befriedigt. Der Mangel entſpringt daher, weil es meiſt Philologen waren, welche jene Ueberſetzungen verfaßten, aber auch die genaueſte Kenntniß der alten Sprachen eben ſo wenig ausreicht, um in den Geiſt der alten Schriften einzudringen, als die Kenntniß der Mutterſprache genug iſt, uns jedes Buch, das in ihr geſchrieben iſt, verſtändlich zu machen. Wir haben Homer, Virgil, Plato, Cicero's Buch von den Pflichten, vortrefflich im Deutſchen überſetzt, weil es dort ein Dichter, hier ein platoniſcher Geiſt und hier ein tugendhafter Mann geweſen, der das Werk unternommen. Von manchen hiſtoriſchen und politiſchen Schriften der Alten aber fehlen uns noch gute Ueberſetzungen. Ein Conrektor in ſeinem glücklichen, beneidenswerthen Stillleben iſt nicht fähig, Welthändel zu begreifen. Zu den Ueberſetzungen mußte ſich die Kritik geſellen, welche die Aufmerkſamkeit des lebenden Geſchlechts zu den alten Schriftſtellern hinleitet, und deren Werth beſtimmt, und zwar in der Münze unſerer Zeit berechnet. Durch eine ſolche Kritik würde nicht blos die klaſſiſche Literatur zu allgemeiner Kenntniß gebracht, ſondern es würde auch noch etwas Anderes dabei gewonnen werden. Wir ſind oben von dem bekannten Satze ausgegangen, daß ſich die meiſten Ideen der neuen Denker auch ſchon bei den Alten fanden. Will man nun irgend eine Anſicht der Kritik unterwerfen, ſo verfährt man viel vorſichtiger und ſchützt ſeine eigene Rechtlichkeit viel beſſer, wenn man dieſe Anſicht aus einem alten, als wenn man ſie aus einem neuen Schriftſteller herholt. Jede Kritik der Zeitgenoſſen oder gleichzeitig geltender Anſichten muß nothwendig perſönlich in der Art werden, daß die Perſönlichkeit des Kritikers zum Vorſchein kommt. Gleichzeitige Ideen nehmen Platz ein, von welchem ſie der Kritiker, will er ſeine eigenen Ideen aufſtellen, verdrängen muß. Die Ideen der Alten aber ſind unter der Erde; ſie nehmen uns den Raum nicht weg, und wir können ſie daher beſtehen laſſen, ohne unſerm eigenen Urtheile zu ſchaden. Wollten wir uns z. B. über die jeſeitigen Vorzüge einer monarchiſchen, ariſtokratiſchen oder demokratiſchen Verfaſſung ausſprechen und zu dieſem Zwecke ein Werk in Unterſuchung nehmen, worin jener Gegenſtand behandelt worden, ſo würden wir allerdings in Benjamin Conſtant's und in den politiſchen Werken anderer neueren Schriftſteller alle die Anſichten finden, die Cicero und Ariſtoteles hatten, und vielleicht mehrere und beſſere; der Unterſchied iſt aber, daß wir die erſtern als Gegenſtände der Zuneigung oder Abneigung betrachten, während uns die andern als nothwendige Naturweſen ganz ſo, wie dem Naturforſcher die Geſchöpfe der Thier- und Pflanzenwelt erſcheinen, die er mit gleicher Treue und Unparteilichkeit beſchreibt, das Thier mag zahm oder wild, die Pflanze giftig oder geſund, die Blume ſchön oder unanſehnlich ſein. Man denke ſich, es erſchiene heute ein geſchichtliches Werk, wie das des Römers Suetonius von den Lebensbeſchreibungen der zwölf erſten Kaiſer iſt. Das Buch iſt in einem elenden, langweiligen Kanzleiſtyle geſchrieben. Der Verfaſſer erlaubt ſich nie ein Urtheil; wahrſcheinlich hatte er keines. Er hört nichts und ſieht nichts und ſtellt den ungehörten Schall und die ungeſehene Farbe den Sinnen der Leſer zur beliebigen Aufnahme vor. Er ſpricht mit gleicher Wichtigkeit von den größten Staatsbegebenheiten und dem häuslichen Leben der Kaiſer.

Er deckt ganz ohne Scham ihre geheimſten Sünden auf; nicht etwa aus wildem Humor oder aus Tyrannenhaß, ſondern weil er einem Anatomen gleicht, der ein Ohrläppchen, wie das Herz, mit gleichem Fleiße zergliedert. Erſchiene jetzt ein ſolches Werk, würde es ſicher zu keinem Rufe kommen, und von den Kritikern mit Geringſchätzung behandelt werden. Sie würden ſagen: „Der Herr Verfaſſer hat einen ſchlechten Styl; es fehlt ihm an hiſtoriſchem Forſchungsgeiſte; er macht Sittenloſigkeiten bekannt, die beſſer verheimlicht worden wären; die Geſchichte iſt keine Spinnſtube.“ Weil aber das Buch alt iſt, ſind wir im Stande es unparteiiſch zu beurtheilen, und wir erklären es für eines der lehrreichſten Werke, das uns von den Römern zugekommen. Es iſt wahr, Sueton hat keinen ſchönen Styl; aber um ſo weniger verhüllen glänzende Farben den Gliederbau der Geſchichte. Er hat kein Urtheil; deſto unbefangener kann der Leſer urtheilen. Er ſpricht mit beleidigender Gleichgültigkeit von Ekel erregenden Sünden; da aber damals Rom die Welt, der Kaiſer Rom, und das Laſter den Kaiſer beherrſchte, ſo war die Welt im kaiſerlichen Schlafzimmer, und die Weltgeſchichte in den kaiſerlichen Sünden.

Dieſe Kritik und Verjüngung der alten Literatur dürfte ſich nicht blos auf die Schriften der Griechen und Römer beſchränken, ſie müßte auch auf die ältern Werke der ſpätern Völker ausgedehnt werden; auf die der Engländer, Franzoſen, Spanier, auf die der Deutſchen zumal. In Frankreich iſt das literariſche Fürſtenthum erblich, Corneille und Racine ſind heute noch ſo angeſehen, als ſie es ehemals waren; in Deutſchland aber ſind die Geiſtesfürſten Wahlfürſten, und es iſt daher in jedem Jahrhundert neu zu unterſuchen, wer zu herrſchen verdiene, wer nicht. Wie viele unter den Leſern des Morgenblatts kennen Leſſing, Klopſtock — was man kennen heißt, wie ſie Göthe und Schiller kennen? Die Anſichten älterer Schriftſteller ſind aber oft lehrreicher als die der gleichzeitigen, denn die Ideen der Zeitgenoſſen ſchöpfen wir aus dem Leben auch, die der Verſtorbenen nur aus Büchern. Wie Viele kennen Abbt, Mendelsſohn, der von den Roſen der Philoſophie die Dornen weggebrochen, wie Viele Hutten und den unvergleichlichen Luther? Wie Viele kennen den holden Fielding, Richardſon, den man gähnend verehrt, den immer lächelnden Sterne, Swift, Goldſmith? Wie Viele kennen Montaigne, Rabelais, Bayle, den man heißhungrig verſchlingen würde, wären die Biſſen nicht zu groß und wären ſeine Werke in Almanachen abgedruckt? Wer kennt Barthelemy's Anacharſis auswendig, wie das Einmaleins — eine Kenntniß, die

Jeden in dieſen Tagen allſtündlich erquicken würde? Sie ſind in Erinnerung zu bringen und anzupreiſen. Ja es iſt zu vermuthen, daß die Bibel ſelbſt, die das ſchönſte aller Bücher wäre, wenn ſie auch nicht das heiligſte wäre, Weltleuten von Geſchmack ſehr gefallen würde, kämen ſie nur erſt dazu, ſie zu leſen. Aber ſie erfahren nicht eher etwas von ihr, als bis ſie im Leipziger Meßkatalog unter den Büchern verzeichnet ſteht, „die wirklich fertig geworden ſind,“ und ſie leſen ſie nicht eher, als bis ſie in einem beliebten Literaturblatte gelobt werden. Auch noch Anderes iſt zu bedenken. Es gibt Schriftſteller, die zu ihrer Zeit gar nicht verſtanden worden, weil ſie ihrer Zeit vorausgeeilt waren; auf uns hat ſich die Pflicht herabgeerbt, ſie in ihre angeborene Würde wieder einzuſetzen. Es gibt andere, die zu ihrer Zeit keine Bedeutung haben konnten, weil ihr Geiſt keinen Stoff vorfand, ſich daran abzubilden; uns käme es zu, jener ungebrauchten Kraft Beſchäftigung zu geben. Als Luther lebte und ſchrieb, und noch zwei Jahrhunderte nach ihm, war Krieg in der Kirche, und Luthers Feinde wie ſeine Freunde ſuchten und fanden in ſeinen Werken nichts Anderes, als Waffen zu ſeiner Vertheidigung oder zu ſeiner Bekämpfung. Aber uns gebührt es, die Zeitgenoſſen mit der herrlichen Sprache und dem lebenskräftigen Geiſte in Luthers

Schriften bekannt zu machen. Leſſing war ein mächtiger Schmiedehammer, der auf einen nackten Ambos ſchlug; denn zu ſeiner Zeit hatten die Deutſchen weder Theater noch Literatur und der Hammer fand kein Eiſen zu ſchmieden. Wir aber ſollten die Werke der ſpätern Schriftſteller dem ſtrengen Urtheile jenes unterirdiſchen Richters vorlegen. Jean Paul lebt jetzt ſchon dem zweiten Geſchlechte, und er ſteigt mehr und mehr in der Liebe und Achtung der Zeitgenoſſen. Aber er gleicht einem zum Tode Verurtheilten, der, weil er ſpäter unſchuldig und tugendhaft befunden, frei umhergeht und ſich der Theilnahme der Menſchen erfreut; doch das alte, förmlich ausgeſprochene Urtheil iſt nicht förmlich aufgehoben worden. Es wäre ſchön und erſprießlich, die Kritik jener ältern deutſchen Philiſter, die Jean Paul in ſeinen Schriften mit dem Ausdrucke: „allgemeine deutſch-bibliothekariſche Menſchen“ bezeichnet, in Erinnerung zu bringen und ſie umzuändern. Voltaire's Flammengeiſt droht zu verlöſchen; denn alle die Gebäude alter Mißbräuche, alle die Narrenhäuſer, alle die Zwingburgen, die er angezündet, ſind jetzt niedergebrannt, und es thut Noth, neues Holz in die Flamme zu werfen. Am beſten wäre, für die Kritik älterer Schriftſteller ein eigenes Journal zu bilden. Das Converſationslexikon, das ſonſt viele Vorzüge hat, iſt darin mangelhaft.

Es hat die neuen Schriftſteller ſo ſo beurtheilt, die ältern aber nicht einmal ſo ſo. Von Fielding, Richardſon und Andern erfahren wir nicht viel mehr, als daß ihre Eltern arm oder reich, daß ſie ſelbſt bei dieſem oder jenem jungen Herrn Hofmeiſter geweſen, und daß ſie am Schlage oder am Podagra geſtorben. Eine Zeitſchrift erwähnter Art wäre ſehr erſprießlich; das alte Wiſſen würde das neue Leben berathen, und das neue Leben das alte Wiſſen verjüngen.

XIII.

Der Janus-Tempel.

(1823.)

„Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“ . . . So oft mein fünf und dreißigjähriger Freund — nicht unſere Freundſchaft, er iſt ſo alt — dieſen ſelbſt gezogenen Spruch herſagt, macht er ein gar närriſches Geſicht dazu, und ſchüttelt ſich, wie ein Pudel, wenn er aus dem Waſſer kommt. Neulich beſuchte ich ihn. Ich fand ihn, den Kopf auf die linke Hand geſtützt; in der rechten hielt er eine Feder, und ſchien in das vor ihm liegende Papierheft geſchrieben zu haben. — Wie geht dir's, Fritz? Du ſiehſt ja aus wie der Gott des Novembers! — „Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“ erwiederte er, und begleitete ſeine Worte mit einem langgehaltenen Vierviertel-Seufzer. — Wo iſt deine liebe Frau? — „Liebe Frau!“ Er ſprang vom Stuhle auf. „Ja, lieb ſind ſie alle, bis man ſie liebt.“ — Ich ließ ein helles Gelächter erſchallen... Eheliche Leiden! Das iſt prächtig! Warte, Fritz, dazu muß ich mir's bequem machen.... Ich ſetzte mich in den weichſten Seſſel, ſchlug die Beine über einander, und ſtrich mir behaglich den Magen.... Jetzt erzähle, Freundchen, das wird mich erquicken. Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen!

„In meiner ſechswöchentlichen glücklichen Ehe habe ich mich ſchon achtmal mit meiner guten Sophie gezankt und habe ſchon acht trübe Tage gehabt. Nach Süßmilch's göttlicher Ordnung im Leben und Sterben lebe ich noch neun und zwanzig Jahre. In ſechs Wochen acht Tage, kommen auf das Jahr zwei Monate, vier Tage, ein und zwanzig Stunden und zwanzig Minuten; welches in neun und zwanzig Jahren fünf Jahre, einen Monat, ſieben und zwanzig Tage, eilf Stunden, zwei Minuten und dreißig Sekunden aſtronomiſche Trauerzeit beträgt.“ — Wahr, ſehr wahr, Fritz! Die Ehe iſt ein mathematiſches Unglück. — „Und wenn du, Karl, früher ſtirbſt, als es der gute Süßmilch ausgerechnet, und ich erbe einen Theil deiner Jahre als Legat, dann lebe ich noch länger, und die Summe meines Jammers wird noch größer.“ — Darüber ſei unbeſorgt, Fritz, ich werde dir dieſen Verdruß nicht anthun. Aber, das werden auch wichtige Dinge ſein, über die ihr euch entzweit! Das ſind die Frühlings-Aequinoktial-Stürme der Ehe; ſie gehen vorüber. — „Ja, ſich nur ſelbſt, wie ſie vorübergehen!“ Mein Freund zeigte mit den Fingern nach dem Ofen. Der Ofen war von weißem Porzellan, mit meſſingnen Bändern umgeben; die zwei Stufen, auf welchen er ſtand, und die Marmorplatte, die ihn bedeckte, gaben ihm das zierliche Anſehen eines Altars. Ueber der Platte erhob ſich eine meſſingene Säule, die in eine Kugel endigte. „Siehſt du das offene Thürchen?“ — Du wirſt doch nicht einheizen wollen? Es ſteht ein Gewitter am Himmel. — „Was kümmert dich das Gewitter; es ſteht an meinem Himmel. Schon zwei Tage ſteht das Ofenthürchen geöffnet!“ — Fritz, ſeit deiner Heirath biſt du ganz paraboliſch geworden; du mußt dich deutlicher erklären. — „Ich unterrichte meine Frau in der Mythologie.“ — Nicht wahr, und für deine papiernen Fabeln gibt ſie dir großmüthig baare Geſchichten? — „An dem Tage, da wir uns zum Erſtenmale gezankt, hielten wir gerade am Gotte Janus und am Janus-Tempel, den die Römer im Kriege öffneten und im Frieden ſchloſſen. Ich nahm mir vor, einen Scherz nützlich zu verwenden. Sophie, ſagte ich, hier der Ofen ſei unſer Janus-Tempel. So oft wir in Streit kommen, werde ich das Thürchen öffnen. Willſt du Frieden, kannſt du es ungefragt zumachen; du weißt, liebe Sophie, ich bin in jedem Augenblick zu verſöhnen.“ — Das haſt du gut gemacht, Fritz, man ſollte eigentlich Janus den Gott der Ehe nennen. Er hat zwei Geſichter; er öffnet und ſchließt die Pforten des Himmels; er trägt in der rechten Hand den Zepter: das iſt der Mann, und in der linken einen Schlüſſel: das iſt die Frau. Haſt du das deinem Weibchen auch erzählt? — „Ja, aber ſie wußte es ſchon. Der Himmel weiß, woher ſie das erfahren hat, denn ſie war übrigens in der Mythologie wenig bewandert.“ — Und das wundert dich, Fritz? In der Erkenntniß ihrer eigenen Rechte nehmen es die Weiber mit den beſten Juriſten auf. — „Der Scherz half; meine gute Sophie kann das Ofenthürchen nicht offen ſehen. Wenn ſie einige Stunden geſchmollt hat, ſchließt ſie den Janustempel, bald lachend, bald mit thränenden Augen, fällt mir um den Hals, und wir ſind ausgeſöhnt.“ — Und was iſt es, worüber ſie jetzt ſo hartnäckig zürnt? — „Du ſollſt es erfahren, Karl, ich will dir es vorleſen.“ — Wie, du führſt ein Hauptbuch über deine Leiden? — „Wir nennen es poetiſch unſere Faſti. Ich habe mir vorgenommen, wenn dieſes Papierheft voll iſt, es drucken zu laſſen; aber ich fürchte, ich halte es nicht aus, und meine Erben werden das Honorar einziehen.“ — Sei klug, Fritz, laſſ' dir das Honorar vorausbezahlen; das thun jetzt alle beliebte Schriftſteller. Fange nur zu leſen an, aber von vorne; ich bin begierig zu hören, worüber ihr zum Erſtenmale aus einander gekommen.

„Mittwoch, den 25. Juni. ...“ — War nicht an dieſem Tage deine Hochzeit? — „Nein, die war den Tag vorher. ... O ihr Götter, wie glücklich habt ihr mich gemacht! Welch eine Gabe verdank' ich eurer Gunſt! Welch ein Geiſt! Welch ein Herz! Seit ich Sophie kenne, bin ich mir erſt ſelbſt klar geworden; ſie hat meine ſchlummernde Seele mit Saitenſpiel aufgeweckt. Wie zart faſt ſie Alles! Sie gibt mir Beſſeres, als den ſchönſten Rath: ſie widerrathet mir, was ich zu viel, zu rauh, was ich Unſchickliches geſagt! Welch ein Witz des Herzens! Sie befriedigt nicht blos alle meine Wünſche, ſie weiß neue in mir zu erregen, um ſie zu befriedigen. Sie wacht vor jedem Eingange meiner Ruhe, über jeden Augenblick meiner Zufriedenheit. Sie weiß es immer eine halbe Stunde vorher, wenn ich meine Kopfſchmerzen bekomme.“ — Fritz, das iſt gerade keine große Zauberei. Solche Prophezeihungen mißlingen keiner Frau, welcher an ihrer Propheten-Ehre nur im mindeſten gelegen iſt. —

„Du gute Sophie, wie belohne ich dir deine Liebe? Es iſt ja deine einzige Freude, mich glücklich zu ſehen, und dieſe Freude ſchaffſt du dir ſelbſt!“ — Willſt du mich zum Beſten haben, Fritz? Ich mag nichts hören von deiner Seligkeit; Jammer, Jammer will ich haben. — „Gedulde dich nur, der wird nicht ausbleiben.“

„Abends zehn Uhr.“ — Des nämlichen Tages? — „Ach ja, es war der nämliche Tag. . . . O Gott, wie betrübt bin ich!“ — Schäm' dich, Fritz! Als du Morgens glücklich warſt, riefſt du die Götter an, und erſt als du Abends in Unglück kamſt, wurdeſt du ein guter Chriſt, und wendeteſt dich zu Gott. Du biſt ein arges Weltkind! — „Wir ſaßen in der Laube und laſen Romeo und Julie. Wie viel werther iſt mir Sophie geworden, ſeit ich weiß, daß ihr Shakſpeare werth iſt. Sie rief mit bewegter Stimme aus: Welch eine Liebe! Wie Dulons Flöte! Es wollte mich etwas Eiferſucht anwandeln, denn ich argwöhnte, ſie habe mein Fagott im Sinne. Aber nein, die gute Seele dachte gewiß an Nichts; ſie hatte ja Thränen in den Augen. . . . Da wurden meine Kleider-Koffer in den Hof gefahren, die ich aus meiner Junggeſellen-Herberge hatte herholen laſſen. Sophie ging mit naſſen Augen hinaus, ſie in Empfang zu nehmen. Ich las unterdeſſen weiter. Eine ganze Stunde wartete ich, und Sophie kam nicht zurück. Ich ſchickte nach ihr; das Mädchen ſagte, Madame wäre beſchäftigt, und konne jetzt nicht kommen. Ich wartete noch eine andere Stunde. Endlich ging ich hinauf, und fand meine gute Sophie, ganz erhitzt vor Anſtrengung, vor einem großen Schranke ſtehen. Sie hatte meine Wäſche und meine Kleidungsſtücke, nach Schnitt und Farbe, ſyſtematiſch geordnet, das Beſchädigte in große Globen zuſammengebunden, aus Allem ein tabellariſches Verzeichniß verfertigt, und den Zettel an die innere Seite der Schrankthüre genagelt. Fritz, ſagte ſie mir ſchwer athmend, dort hinten die feinen Halstücher habe ich zurückgelegt; vorn die ordinären ſind zu deinem täglichen Gebrauche. Ich fragte ſie freundlich: Aber, Sophie, wie konnteſt du um einer ſolchen Bettelei willen mich und Shakſpeare auf länger als zwei Stunden verlaſſen? Das verdroß ſie, ſie machte ein trübes Geſicht, und ſagte, ſie hätte Kopfſchmerzen.“ — Und das war den Tag nach deiner Hochzeit? — „Ja. Sie ſchmollte, und legte ſich um neun Uhr zu Bette.“ — Du mußt auch nicht Alles gleich ſo übel deuten, Fritz.

„Samſtag, den 28. Juni. Ich machte mit Sophie einen Ehrenbeſuch bei einer ihrer Freundinnen. Die Zeit ward mir dort ſchrecklich lange. Ich gab meiner Frau hundert Zeichen und Winke zum Fortgehen; aber ſie wollte nicht darauf merken. Endlich, nach drei peinlichen Stunden, ſtand ſie auf. Mir ward ganz leicht zu Muthe, und ich zeigte mich noch in den letzten Minuten als angenehmer Geſellſchafter. Sophie öffnete die Thüre, ihre Freundin hielt das Licht in der Hand. O Karl, da fingen meine Leiden erſt recht an! Eine Viertelſtunde ſprachen ſie innerhalb der Thüre, eine Viertelſtunde vor der Thüre draußen und eine Viertelſtunde auf der Treppe.“ — So machen es alle Weiber, Fritz. Keine Frau kann einen Brief ohne Poſtſcriptum ſchreiben, noch einen Beſuch ohne Poſtdictum entlaſſen. Sind die ſich Beſuchenden wahre Freundinnen, dann iſt die Sache noch erträglich; die Nachreden dauern nur ein halbes Stündchen, und die Thüre wird zugemacht, ehe das Zimmer ganz kalt geworden iſt. Sind ſie ſich aber ſpinnefeind, iſt es nicht zum Aushalten. Dann wird die Freundlichkeit verdoppelt; dann will die Fortgehende zeigen, daß ſie ungern fortgeht, und die Entlaſſende, daß ſie ungern entläßt, und dann werden, wie die kaiſerlichen Poſtulate von den böhmiſchen Ständen, die wichtigſten Dinge bei offenen Thüren verhandelt. „Beim Abendeſſen bat ich Sophie, ſie möchte doch künftig nicht ſo lange auf der Treppe ſprechen, ſie könne ſich darüber erkalten. Sie bemerkte mir, es ſei ihr Grundſatz, ſich in alle Leute zu ſchicken. Denk' nur, Karl, Grundſätze hat ſie auch! Sie fing zu ſchmollen an, und ſprach kein Wort weiter. Aber den andern Morgen, ſchon ganz frühe, ſchloß ſie den Janus-Tempel; ſie war auf den Abend zu einem Balle eingeladen."

„Donnerſtag, den 3. Juli. Als ich nach Hauſe kam, brachte mir Sophie einen Kuß entgegen. Sie führte mich in mein Studirzimmer und ſagte: Sieh nur, Fritz, wie hübſch ich dir deine Bibliothek in Ordnung gebracht! Ich erſchrack auf's heftigſte; ſie hatte meine Bücher ſo in Ordnung geſtellt, daß ich kein einziges Buch mehr finden konnte. Hartlebens Ueberſetzung des franzöſiſchen peinlichen Geſetzbuches ſtand neben Winkelmann, weil beide in Quart waren; und meine Tabaksdoſe, die ſie für ein Buch angeſehen, hatte ſie neben Rouſſeau's Heloiſe geſtellt, weil beide in grünen Saffian gebunden waren. Ich dankte ihr für ihren guten Willen, bat ſie aber, künftig keine Hand an meine Bücher zu legen. Das beleidigte ſie, und um einer ſolchen Kleinigkeit willen mußte ich den Janus-Tempel öffnen!" — Fritz, mein Profeſſor der Mathematik pflegte zu ſagen: Die Ehe iſt die Lehre des Unendlich-Kleinen. Vierzig Jahre lang hatte er die Quadratur ſeiner häuslichen Zufriedenheit vergebens geſucht. Seine

Frau rollte von Laune zu Laune, bis ſie in das Grab fiel. — „Und da ward der gute Profeſſor wohl recht froh?“ — Ach nein; er weinte, und ſtarb.

„Montag, den 7. Juli. Sophie kam auf mein Zimmer und fand mich im Rauchen. Sie öffnete alle Fenſter, und ſagte mit gedämpftem Ernſte: Fritz, das Rauchen werde ich dir abgewöhnen! ... Karl, theurer Freund, haſt du das gehört? So ein Püppchen von achtzehn Jahren will mir etwas abgewöhnen, einem Manne von geſetztem Charakter!“ — Alter, willſt du ſagen. — „Nun meinetwegen, wenn du willſt, Alter. Frühe Weisheit, ſpäte Liebe!“

„Montag, den 14. Juli. ...“ — Deine Montage ſind nicht blau, wie es ſcheint. — „Meine Sophie iſt aber auch gar zu furchtſam! Einige Aengſtlichkeit ſteht dem Weibe gut; ein muthiges Weib iſt ſo häßlich, als ein furchtſamer Mann. Doch zu groß darf ihre Furchtſamkeit nicht ſein. Wir gingen den herrlichen Fußpfad, der längs des Waldes zum Brünnchen führt. Eine Lämmerherde graſte auf dem Wege. Sophie wollte nicht vorbei, wegen des Schäferhundes. Sie bemerkte, der Hund ſtrecke die Zunge heraus, und das bedeute nichts Gutes. Ich zog ſie mit einiger Gewalt in die Heerde hinein. Ach! unter den Lämmern ward ſie....“ — Thue dir keine Gewalt an, Fritz; ich will es für dich ſagen. Sie ward unter den Lämmern eine Wölfin. — — „Jetzt kommen zwei Vorfälle, die ich dir verſchweigen muß, Karl." — Behalte ſie für dich, wenn du Verſchwiegenheit geſchworen. Freimaurer-Geheimniſſe, die jeder erwachſene Menſch weiß! Ich möchte nur noch hören, was euern jetzigen, nun ſchon dreißigſtündigen Krieg veranlaßt.

„Vorgeſtern brachten wir den Tag auf unſerm Landhauſe zu. Vor dem Eſſen gingen wir ſpazieren. Da ſah ich in der Ferne Frau Marthe kommen. Karl, du warſt dabei, wie ich mich als Fuchs mit dem wilden Senior der Weſtphalen geſchlagen; aber wenn ich Frau Marthe ſehe, werde ich blaß. Wehe dem Unglücklichen, der ihr in den Weg kommt! Sie führt ihn rhetoriſch in das Haus jeder Familie, in jedes Zimmer des Hauſes, in jedes Mauseloch des Zimmers, und erzählt, was ſeit zwanzig Jahren darin vorgegangen. Und wenn ſie fertig iſt, verdreht ſie die Augen, und ſagt, das Beſte, nämlich das Schlimmſte, verſchweige ſie aus Menſchenliebe. Ich begreife gar nicht, wie meine Sophie, bei ſo viel Geiſt und Herz, an einer ſochen Läſterzunge Wohlgefallen finden kann!" — Und das begreifſt du nicht, Fritz? So erfahre denn von mir, daß in jeder Frau, in der geiſtreichſten wie in der dümmſten, ein Gänschen ſteckt, und daß, wenn die Stunde des

Schnatterns kommt, auch Frau von Staël mit ihrem Kammermädchen ſympathiſirt. „Noch trennte uns ein Hügel, um den ſich mehrere Wege bogen. Ich ſchlug den Weg ein, auf dem ich ſie zu vermeiden hoffte. Aber, entweder ich kannte die Topographie der Gegend nicht genau, oder ich bin ein ſchlechter Taktiker, denn als wir aus dem Hohlwege kamen, ſtießen wir gerade mit den Köpfen an einander. Erſt wurden weibliche Küſſe gewechſelt, dieſe geheimen Ordenskennzeichen der Schweſterſchaft: dann brach es los. Ich habe einmal als Student in einer Mühle geſchlafen: aber wenigſtens fand ich den andern Morgen die Müllerstochter ſchön. Doch Frau Marthe iſt häßlich wie die Nacht.“ — O wehe, du armer Fritz! Wenn Frau Marthe häßlich iſt, iſt das Freundſchaftsbündniß gar nicht aufzulöſen. — „Und das Schleichen, Karl! Du kennſt dieſe Qual nicht. Die Weiber gehen, als wären ihre Füße von Porzellan. Wie ein Minutenzeiger um den Stundenzeiger, mache ich ſechzig Schritte um meine Sophie, während ſie Einen Schritt macht, und ich erreiche doch nicht eher das Ziel. Wenn ich an die Seligkeit denke, die mir zu Theil geworden, mit meiner Sophie durch das Leben zu wandern, kann ich die nicht faſſen, die ich erſt empfände, wenn ich ſtarken Schrittes mit ihr den Weg gehen dürfte!...

Frau Marthe ging mit uns zurück, und endlich kamen wir an unſern Garten. Ich war glücklich. Sophie bat ſie, mit einzutreten; ich zitterte. Aber Frau Marthe ſchlug es aus. Was thut meine gute Sophie? Sie ſpricht mit ihrer Flötenſtimme: Beſte, Sie haben uns nach Hauſe begleitet, jetzt wollen wir Sie nach Hauſe begleiten. Wir, hat ſie geſagt, als wär' ich der Kometenſchweif ihrer Laune! Ich folgte halb bewußtlos, als würde ich zum Richtplatz geführt. Auf dem Wege fühlte ich mich einer Ohnmacht nahe, und ich ſtieß meine Frau leiſe an. Da trennten ſie ſich. Ich ſchöpfte freie Luft; auch hatte ich ſie bald nöthig. Der Zorn meiner guten Sophie lagerte ſich wie ein Alp auf meine Bruſt und erdrückte ſie faſt. Sie ſagte, gegen Frau Marthe wäre ich grob geweſen, und ſie ſelbſt hätte ich geſtoßen. Ich ſchwöre es dir, Karl, Aurora mit ihren Roſenfingern hätte ſie nicht zarter berühren können. Aber ſie blieb dabei, ich hätte ihr einen Puff gegeben, und ſie ſagte, ich wäre ein Bär." — Ein Bär! — „Ja, ein Bär! Und das war das letzte Wort, das ich ſeit vorgeſtern von ihr gehört." — Nein, Fritz, das hielte ich nicht aus. Da ſollte doch lieber . . . Philolog, wie heißt das Donnerwetter auf zart griechiſch? Konnte dich deine Frau geduldig an Langeweile leiden ſehen, ſo wäre ſie auch fähig, dich zu vergiften. Laſſ' dich von ihr ſcheiden, Fritz. Ich habe zum Spaße Karls V. peinliche Halsgerichts Ordnung geleſen, und die ganze neuere Literatur der Henker und Kerkerlehre. Himmel! was haben die Väter des Volks gerädert, gehängt, geköpft, verbrannt, erdroſſelt, geviertheilt, erſäuft, gebrandmarkt, gefoltert, eingekerkert, verpönt, anbefohlen und verboten! Jeden Abend, wenn ich ſchlafen gehe, verwundere ich mich, daß ich noch nicht gehängt bin. Aber von dem größten aller Verbrechen haben ſie kein Wort geſagt; von dem Verbrechen, einem menſchlichen Weſen, einem Ebenbilde Gottes, Langeweile zu machen. Freilich, die Herren Geſetzgeber waren große und vornehme Herren, die Jeden nach Belieben vor ſich ließen oder wegſchickten, empfingen oder verabſchiedeten. Sie kannten die Langeweile nicht, und dachten ſo wenig daran, eine Strafe auf dieſes Verbrechen zu ſetzen, als Solon an den Elternmord gedacht. Iſt Langeweile verurſachen nicht ein wahrer Elternmord? Iſt nicht die Zeit unſer aller Mutter? Wer mich verwundet oder umbringt, hat doch nur meinen Körper verletzt oder getödtet: wer mir aber Langeweile macht, verletzt oder ermordet meine Seele. —

„So denke ich auch, Karl. Ich kann Alles ertragen, Hunger und Durſt, Froſt und Hitze, Rheumatismen und die Quotidienne in Paris, Zahnſchmerzen und unverdiente Vorwürfe; aber die Langeweile, die iſt ſtärker als ich. Und nicht damit zufrieden, mir, vielleicht ohne ihre Schuld, Langeweile verurſacht zu haben, vermehrt ſie noch dieſelbe, indem ſie ſchmollt, und mich ſeit zwei Tagen allein gelaſſen hat.“ — Führe mich zu ihr, Fritz; ich will ihr den Kopf zurecht ſetzen. — „Thue das, lieber Karl; aber ich bitte dich, ſei nicht grob.“ — Laſſ' mich nur machen. Ich weiß eine Strafpredigt auswendig, die hat ſchon in zwanzig Fällen gute Dienſte geleiſtet. In zehn Minuten haſt du ſie wieder gewonnen, oder du haſt Nichts an ihr verloren.

Fritz führte mich in das Zimmer ſeiner Frau. Das liebe Weibchen ſaß ganz vergnügt an einem Tiſchchen und aß Erdbeeren mit Zucker. Das vorjährige Taſchenbuch für Liebe und Freundſchaft lag vor ihr aufgeſchlagen. Als wir eintraten, wollte ſie fortgehen; ich bat ſie aber, zu bleiben, ich hätte ihr nöthige Dinge zu ſagen. Jetzt fing ich zu reden an; aber nicht mit einem Adagio, ſondern gleich ganz erſchrecklich, wie die Ouvertüre zur diebiſchen Elſter.

Pfui! Weg die Runzeln und der Stirn Gewölk!
Nicht Hohn geſchnellt aus dem entflammten Blick
Auf deinen Herrn, dein Haupt, dein fürſtlich Haupt!

Das kränkt die Schönheit, wie der Froſt die Flur,
Entſtellt den Ruf, wie Sturm den Blüthenbaum,
Und iſt durchaus nicht hübſch, noch angenehm.
Ein aufgeregtes Weib gleicht einem Sumpf,
Moraſtig, häßlich, dick — ohn' allen Reiz!
So lang' es das iſt, nicht der Durſtigſte
Trinkt einen Tropfen d'raus, noch rührt ihn an.
Dein Ehmann iſt dein Herr, dein Licht, dein Leben,
Dein Fürſt, dein Oberhaupt; er ſorgt für dich
Und deinen Wohlſtand; er gibt preis den Leib
Mühſamer Arbeit, ringe zur See, zu Land,
Ausharrt er Nacht' im Sturm und Tag in Froſt,
Weil du daheim liegſt warm und wohlgemuth;
Und keinen Zins verlangt er ſonſt von dir,
Als Liebe, heitern Blick und Folgſamkeit:
Zu kleine Zahlung für ſo große Schuld!
Was ſchuldig iſt der Unterthan dem Herrn,
Das iſt die Frau auch ſchuldig ihrem Mann.
Und iſt ſie kopfſtarr, launiſch, düſter, ſau'r,
Unfolgſam ſelbſt dem billigſten Gebot,
Was iſt ſie, als aufſäſſige Rebellin,
Danklos und frevelnd am liebreichen Herrn?
Ich fühle Scham, daß Weiber ſind ſo dumm,
Krieg ſuchend, wo man ſollte knie'n um Frieden;
Erſtrebend Herrſchaft, Macht und Tyrannei,
Wo beſſer ziemt Gehorſam, Lieb' und Treu.
Warum iſt euer Bau ſo zart, fein und ſanft,
Kraftlos für Müh' und Ungemach der Welt?
Ein ſanftes Herz und Sitte, zart und fein,
Soll ſtimmen mit dem Aeußern überein.

Anfänglich machte Sophie einen ſpöttiſchen Mund; dann lächelte ſie; dann ward ſie ſtill; dann wurde ſie ernſt; dann fingen ihre Augen zu tröpfeln an;

dann entſtürzte ihnen ein Strom von Thränen, dann ſchlüpfte ſie hinaus, ſchloß den Janus-Tempel, kam zurück, und fiel ihrem Manne ſchluchzend um den Hals. Shakſpeare's Geiſt lächelte von den Sternen herab; ich aber eilte fort und ließ die Glücklichen allein mit ihrer Liebe.

XIV.

Die Kraniche des Ibykus.

(1823.)

Karl! — Julie! — Nun, Karl? — Nun, Julie? — Du biſt der Mann, biſt fünf Jahre älter als ich, du mußt den Anfang machen. — Du biſt ein Mädchen, dein Herz iſt zehn Jahre älter, als das meinige, an dir iſt es, anzufangen. — Sei mein Meiſter, Karl, gehe mir mit deinem Beiſpiele vor, ich werde dir folgen. — Es ſoll geſchehen, Julie. Ich liebe dich mit meiner älteſten Liebe. Nie haben dieſe Lippen einer Andern den Schwur der Treue beſiegelt noch geheuchelt. Dir ward das erſte volle Lied meines Herzens. Was früher ſonſt ein Mädchen vernahm, war bedächtige Stimmung oder ein Saitengriff, den die Finger des Zufalls entlockten; Scherz, Tändelei. — Immerhin, erzähle deine Tändeleien, Karl. — Als ich dreizehn Jahre alt war .... — Dreizehn Jahre? Das junge Herz! — Meine ältere Schweſter wurde jeden Abend von einer Freundin beſucht, die ich nach Hauſe begleiten mußte. Sie war achtzehn Jahre alt. Ich hing ſchüchtern und locker, wie Baumwolle, an ihrem Arm. An der Thüre ſagte ſie mir: Gute Nacht, lieber Karl! und gab mir ihre Hand. Ich drückte ſie nicht und antwortete: Ich wünſche Ihnen angenehme Ruhe, Mademoiſelle! Aber ſobald ſie hinein war, ſetzte ich mich auf eine Thürſchwelle gegenüber und wartete, bis Licht im dritten Stock erſchien. Sie ſtreckte die Arme weit heraus, die Fenſterladen zu ſchließen; ich verbarg mein Geſicht mit den Händen, ſah zwiſchen den Fingern hinauf, taumelte ſelig nach Hauſe und träumte manchen ſchönen Traum. — Kinderſpiele, Karl! Weiter. — Ich ſollte die Schule verlaſſen, um die Akademie zu beziehen. Einen Tag vor dem Examen beſuchte ich meinen Conrector; er war nicht zu Hauſe. Seine Tochter nahm mich bei der Hand, führte mich in das Studirzimmer ihres Vaters und verſchloß die Thüre hinter uns. Sie zeigte mir ein Buch auf ſeinem Pulte; es war Lucrez von der Natur der Dinge. Sie wies auf die Papierſtreifen, die der Vater hineingelegt: ich merkte mir die Seitenzahlen, wo wir examinirt werden ſollten und wollte fortgehen. Das Mädchen legte die Hand auf meine Schulter und ſagte: Bin ich Ihnen nicht ſehr gut, lieber Herr Karl? Gut war ſie freilich, aber ſie war häßlich . . . — War ſie häßlich, Karl? Nur weiter. — Auf der Univerſität lernte ich die ſchöne Nichte meines Profeſſors der Geſchichte kennen. Er trug viermal wöchentlich Nachmittags zwei Uhr die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte vor. Die weſtphäliſchen Friedensverhandlungen fielen in die heißeſten Hundstage; ich konnte es nicht länger aushalten und ſchlief ein. Da blieb ich aus der Vorleſung weg und ſchlich mich ein Viertel nach zwei mit der Mappe unter den Arm in des Profeſſors Garten, wo die ſchöne Nichte in der Laube auf mich wartete. Wir durchplauderten angenehme Stunden, bis die franzöſiſche Revolution ausbrach. — War dir die franzöſiſche Freiheit lieber als das deutſche Mädchen? Ich bin mit dir zufrieden, Karl! Immer weiter.

Man ſetzte mir den Doctorhut auf die heiße Stirne. Ich kehrte auf einem weiten Umwege in das traurige Philiſterland zurück. Die Schweiz und Frankreich ſah ich vorher. An einem rheiniſchen Orte, wo ich übernachtete, ich weiß nicht welchem, begegnete mir ein holdes Mädchen. Wir wechſelten traulich tauſend Gedanken und Gefühle; aber im Hintergrunde meines Herzens ſtanden die Alpen. Ich reiſte am folgenden

Tage fort, und hatte das reizende Geſchöpf bald vergeſſen. — Das war ein Saitengriff des Zufalls. Iſt das Alles, Karl? — Das iſt Alles, ich bin fertig. — Schwöre es mir. — Ich ſchwöre es dir, Julie! Jetzt erzähle du. — Als ich ſieben Jahre alt war … — Sieben Jahre? Du beſchämſt deinen Meiſter. — Der wilde Knabe ſprang über die Mauer, die unſere Gärten ſchied. Es war Herbſt. Wir warfen uns mit Kaſtanien, von welchen der Raſen bedeckt war. In der Hitze des Kampfes vergriff ich mich, und warf einen Stein nach Fritz. Er blutete heftig, ich band ihm mein Tuch um den Kopf. Ich weinte, er lächelte… — Du weinſt noch, Julie? — Ach der arme Knabe iſt todt! — Iſt er gewiß todt? — Ja, er ſtarb am Scharlachfieber. — Schön Julie! Fahre fort. — An einem Geburtstage meiner Mutter kam zum erſtenmal ein Herr in unſer Haus, der war wohl dreißig Jahre alt; ich zählte erſt fünfzehn. Er verliebte ſich heftig in mich und ich glaube gar, er hat mich heirathen wollen; ich lachte ihn aus. — Das war recht, Julie! Aber woher wußteſt du, daß er ſchon dreißig Jahre alt war? — O, er mußte noch älter geweſen ſein. — Weiter Julie! — Vor zwei Jahren reiſte ich mit der ſeligen Tante in's Bad von … — Wie alt war deine ſelige Tante, als ſie ſtarb? — Achtzig Jahre.

— Dann war ſie ſchon fünfzig Jahre auf Erden ſelig. — Spötter, du zeigſt mir meinen Himmel ſehr nahe! ... Die Tante legte ſich ſchon um neun Uhr zu Bette und ich mußte bei ihr bleiben. Es war eine ſüße, warme Nacht. Die Sterne ſahen hell und freundlich auf die ſchlafende Erde herab, der Strom blinkte die ſilbernen Strahlen des Mondes zurück, Johanniswürmchen funkelten im Laube, ſüß flöteten die Nachtigallen. Da hörte ich frohe Stimmen und Geſang und Saitenſpiel näher und näher kommen. Es war eine Geſellſchaft von ältern und jüngern Perſonen, Männer und Frauen, Mädchen, Jünglinge und Knaben, und alle meine Freundinnen waren dabei. Sie erkannten mich am Fenſter und luden mich zu ſich ein. Ich fürchtete, ſie möchten die Tante wecken, ſchlich mich hinab, verſchloß leiſe die Thüre und geſellte mich den Fröhlichen zu. „Herr Einſiedler," rief eine heitere Matrone einem jungen Manne zu, „hier iſt eine Einſiedlerin; Ihr bildet ein frommes, erbauliches Paar, führen Sie unſere Julie" .... Du biſt zerſtreut, Karl? — Nein, ich höre ſehr aufmerkſam zu. — Der junge Mann gab mir den Arm. Wir ſtiegen zu Schiffe, fuhren den Strom hinab, gingen dann über die Hügel zurück. Wir ſprachen von Muſik, vom Tanz, von der Freundſchaft, von Tod und Unſterblichkeit, von That ſpeare, Göthe und Jean Paul — mein Lieblingsſchriftſteller und auch der meines neuen Freundes. Wir fanden eine verlorne Lilie im Graſe. „Liane!“ liſpelte mein Begleiter. „Wie er hoch über der Erde ſchwebt — fuhr ich fort — und noch den Käfer erblickt, der auf dem dunkelſten Blatte wohnt! Wie er von Stern zu Stern eilt, im Fluge den Himmel küſſend.“ … „Selten — ſagte mein Begleiter — kommt ein Glücklicher dem Himmel nahe: dann aber iſt Zögerung Sünde“ — und er raubte mir einen Kuß. — Karl ſprang auf und ſprach im komiſchen Zorne: ich wollte, es wäre eine Fledermaus zwiſchen euch durchgeflogen! — Julie legte die Hand auf das Elfenbein ihrer Stirne, beſann ſich, lächelte, erhob ſich raſch und ſprach mit froher Haſt: Eine Fledermaus? Die Kraniche des Ibykus! ja, es flog wir eine in die Locken; Du warſt der Räuber! Karl ſchlug die Augen nieder. — Ahnung, liebe Julie; ſüße Ahnung! — Erfüllung, lieber Karl, ſüßere Erfüllung! — und die zweimal Verlobten ſanken ſich an das ſchlagende Herz.

XV.

Die Kunſt, in drei Tagen ein Original-Schriftſteller zu werden.

(1823.)

Es gibt Menſchen und Schriften, welche Anweiſung geben, die lateiniſche, griechiſche, franzöſiſche Sprache in drei Tagen, die Buchhalterei ſogar in drei Stunden zu erlernen. Wie man aber in drei Tagen ein guter Original-Schriftſteller werden könne, wurde noch nicht gezeigt. Und doch iſt es ſo leicht! Man hat Nichts dabei zu lernen, ſondern nur Vieles zu verlernen; Nichts zu erfahren, ſondern Manches zu vergeſſen. Wie die Welt jetzt beſchaffen, gleichen die Köpfe der Gelehrten, und alſo auch ihre Werke, den alten Handſchriften, von welchen man die langweiligen Zänkereien eines Kirchen-Stiefvaters, oder die Faſeleien eines Mönchs erſt abkratzen muß, um zu einem römiſchen Klaſſiker zu kommen. Jedem menſchlichen Geiſte ſind ſchöne Gedanken und, weil mit jedem Menſchen die Welt neu geſchaffen wird, auch neue angeboren; aber das Leben und der Unterricht ſchreiben ihre unnützen Sachen darauf und bedecken ſie. Man bekommt eine ziemlich richtige Anſicht von dieſer Lage der Dinge, wenn man etwa Folgendes bedenkt. Ein Thier, eine Frucht, eine Blume erkennen wir in ihrer wahren Geſtalt; was ſie ſind, erſcheinen ſie uns. Würde aber der von der Natur eines Rebhuhns, eines Himbeerſtrauchs, einer Roſe eine wahre Anſchauung haben, der nur eine Rebhuhnpaſtete, Himbeerſaft und Roſenöl kennen gelernt? So iſt es aber mit den Wiſſenſchaften, mit allen Dingen, die wir mit dem Geiſte und nicht durch die Sinne auffaſſen: zubereitet und verwandelt werden ſie uns vorgeſetzt, und in ihrer rohen und nackten Geſtalt lernen wir ſie nicht kennen. Die Meinung iſt die Küche, worin alle Wahrheiten abgeſchlachtet, gerupft, zerhackt, geſchmort und gewürzt werden. An Nichts iſt größerer Mangel, als an Büchern ohne Verſtand, an ſolchen nämlich, die Sachen enthalten und keine Meinungen. Es gibt nur eine kleine Zahl origineller Schriftſteller, und die beſten unterſcheiden ſich von den minder guten viel weniger, als man nach einer oberflächlichen Vergleichung denken mag.

Einer ſchleicht, einer läuft, einer hinkt, einer tanzt, einer fährt, einer reitet zu ſeinem Ziele; aber Ziel und Weg iſt Allen gemein. Große und neue Gedanken gewinnt man nur in der Einſamkeit; wie gewinnt man aber die Einſamkeit? Man kann die Menſchen fliehen, dann ſieht man auf dem geräuſchvollen Markte der Bücher; man kann die Bücher wegwerfen, wie entfernt man aber aus ſeinem Kopfe alle die herkömmlichen Kenntniſſe, die der Unterricht hineingebracht? In der Kunſt, ſich unwiſſend zu machen, iſt die wahre Kunſt der Selbſterziehung die nöthigſte, die ſchönſte, aber die am ſeltenſten und am ſtümperhafteſten geübt wird. Wie es unter einer Million Menſchen nur tauſend Denker gibt, ſo gibt es unter tauſend Denkern nur einen Selbſtdenker. Ein Volk iſt jetzt wie ein Brei, dem nur der Topf Einheit gibt; etwas Kerniges und Feſtes findet ſich nur an der Scharre, in der unterſten Lage des Volks, und Brei bleibt Brei, und der goldene Löffel, der einen Mundvoll herausſchöpft, hat, weil er die Verwandten getrennt, nicht darum auch die Verwandtſchaft aufgehoben.

Das wahre wiſſenſchaftliche Streben iſt keine Columbiſche Entdeckungsreiſe, ſondern eine Ulyſſes-Fahrt. Der Menſch wird in der Fremde geboren, leben heißt die Heimath ſuchen, und denken heißt leben. Aber das Vaterland der Gedanken iſt das Herz; an dieſer Quelle muß ſchöpfen, wer friſch trinken will; der Geiſt iſt nur Strom, Tauſende ſind daran gelagert, und trüben das Waſſer mit Waſchen, mit Baden, mit Flachs röſten und andern ſchmutzigen Hantierungen. Der Geiſt iſt der Arm, das Herz iſt der Wille; Kraft kann man ſich anbilden, man kann ſie ſteigern, ausbilden; was nützt aber alle Kraft, ohne den Muth, ſie zu gebrauchen? Eine ſchimpfliche Feigheit zu denken hält uns Alle zurück. Drückender, als die Zenſur der Regierungen, iſt die Zenſur, welche die öffentliche Meinung über unſere Geiſteswerke ausübt. Nicht an Geiſt, an Charakter mangelt es den meiſten Schriftſtellern, um beſſer zu ſein, als ſie ſind. Aus Eitelkeit entſpringt dieſe Schwäche. Der Künſtler, der Schriftſteller will ſeine Genoſſen überragen, überholen; aber um einen zu überragen, muß man ſich ihm zur Seite ſtellen, um einen zu überholen, muß man auf gleichem Wege wandern als er. Daher haben die guten Schriftſteller ſo Vieles mit den ſchlechten gemein: im guten ſteckt ganz der ſchlechte; nur iſt er etwas mehr; der gute geht ganz den Weg des ſchlechten, nur geht er etwas weiter. Wer auf die Stimme ſeines Herzens hört, ſtatt auf das Marktgeſchrei, und wer den Muth hat, lehrend zu verbreiten, was ihn das Herz gelehrt, der iſt immer originell. Aufrichtigkeit iſt die Quelle aller Genialität, und die Menſchen wären geiſtreicher, wenn ſie ſittlicher wären. Und hier folgt die verſprochene Nutzanwendung. Nehmt einige Bogen Papier und ſchreibt drei Tage hintereinander, ohne Falſch und Heuchelei, Alles nieder, was euch durch den Kopf geht. Schreibt, was ihr denkt von euch ſelbſt, von euren Weibern, von dem Türkenkrieg, von Göthe, von Fonks Kriminalprozeß, vom jüngſten Gerichte, von euern Vorgeſetzten — und nach Verlauf der drei Tage werdet ihr vor Verwunderung, was ihr für neue, unerhörte Gedanken gehabt, ganz außer euch kommen. Das iſt die Kunſt, in drei Tagen ein Original Schriftſteller zu werden!

XVI.

Ueber den Umgang mit Menſchen.

(1824.)

Vieles kann der Menſch entbehren, nur den Menſchen nicht. Ihm iſt die Welt gegeben; was er nicht hat, iſt er. Nichts iſt herrenlos auf dieſer Erde, nicht einmal der Herr; nichts iſt frei, nicht einmal die Luft — man kann ſie dir nehmen. Gelüſtet dir nach einer Blume, nach einer Frucht: der Garten, in dem ſie wachſen, iſt einem Menſchen eigen. Suchſt du Weisheit: der Menſch lehrt ſie dich, oder das Buch, das ihm gehört. Willſt du in den Himmel: Petrus hat den Schlüſſel. Biſt du arm, brauchſt du Menſchen, die dir geben; biſt du reich, brauchſt du Menſchen, welchen du gibſt. Denn ob du einſam auf einer wüſten Inſel darbſt, ob du einſam im wüſten Herzen genießeſt, du biſt nicht glücklich, wenn du einſam biſt. Dein Glück auch in der Einſamkeit zu finden, mußt du heilig ſein, und das biſt du nicht, wenn du willſt; Wenige ſind auserkoren. Was dir Menſchen geben, mußt du bezahlen mit dem, was du haſt, oder theurer, mit dem, was du biſt. Auch Freundſchaft wird dir nicht unentgeldlich. Jeder hat in ſeinem Leben einen ſchönen Kindertag, wo er, wie die erſten Menſchen im Paradieſe die Früchte des Feldes, ſo auch Liebe ohne Sorgen und Mühe findet. Iſt dieſer Tag aber vorüber, erwirbſt du, wie dein Brod, ſo auch Liebe nur im Schweiße deines Angeſichts. Ihr müßt Herzen ſäen, wollt ihr Herzen ernten. Kann man den Menſchen nicht gewinnen, wie verdient man ihn? Kann man ihn gewinnen, welchen Einſatz fordert das Glück für die Hoffnung des Gewinnes? Vieles lernen wir auf niedern und auf hohen Schulen: wie die Sterne am Himmel gehen, welche Thiere in fremden Welttheilen leben, wie die Städte beſchaffen, die wir niemals ſehen. Aber wie die Menſchen beſchaffen, die uns umgeben, und welche Wege ſie wandeln, das lehrt man uns nicht. Wir lernen unter Früchten die guten wählen, die giftigen meiden; wir lernen Hausthiere benutzen und wilde Thiere zähmen; wir lernen dem übermüthigen Pferde ſchmeicheln, und das träge anſpornen; ſchwimmen, und Brücken über reißende

Ströme bauen. Aber wie wir gute Menſchen gebrauchen, und böſe beſchwichtigen; wie wir dem Stolzen ſchmeicheln, und den Stillen antreiben; wie wir Brücken über Tyrannen bauen und durch ihre Leidenſchaften ſchwimmen — das lernen wir nicht. Ihr ſagt: das lehrt die Erfahrung dem Mann! Aber die Schule der Erfahrung wird auf dem Kirchhof gehalten, und der Tod fragt uns nicht, was wir im Leben gelernt; er hat andere Künſte und andere Fragen. Doch ſoll man um den Menſchen dienen? Darf man ihn behandeln? Soll man ihn gebrauchen? Darf man ihn täuſchen? Soll man ihm ſchmeicheln? Du kannſt noch viele ſolche Dinge fragen, und findeſt keine Antwort darauf. Und wäreſt du der klarſte Geiſt, und das tugendhafteſte Gemüth, du wüßteſt nicht, was recht iſt. Glücklich auch hier, daß du nicht frei biſt; daß dir die Natur, gütig oder hart, Kräfte, Neigungen, Leidenſchaften gegeben oder verſagt, die dich auf dieſen oder jenen Weg führen, und dir die Mühe der Wahl erſparen. Biſt du aber der Glücklicherr einer, Herr deines Willens, und Meiſter zu thun, was du willſt: ſo wähle. Es gibt zwei Wege, die zu den Menſchen führen: du mußt ſie lieben oder haſſen, hochſchätzen oder verachten, ſie als göttliche Weſen oder als Sachen anſehen. Es gibt noch einen dritten breiten Weg, auf den die verworrene Menge ſich drängt und Staub macht; den meide.

Nicht wenn du liebenswürdig biſt, wirſt du geliebt; wenn man dich liebt, wirſt du liebenswürdig gefunden. Andern gefallen, iſt leicht, ſchwer iſt nur, daß uns Andere gefallen. Hier iſt die Kunſt, mit Menſchen umzugehen! Du ſagſt: „Ich verabſcheue jenen Menſchen, er iſt ſchlecht.“ Nein, er iſt krank. Gewährſt du nicht dem Kranken deine größte Sorgfalt, und ſind nicht die Krankheiten des Herzens die gefährlichſten? „Aber er iſt frei, er kann ſich beſſern.“ Glaube an deine eigene Freiheit, wenn du den Muth haſt, dein Thun zu verantworten; burde aber keinem Schwachen dieſe Laſt auf. „Er iſt ein Wütherich, ein Attila.“ Er iſt ein Blitz. Bewunderſt du nicht die Güte Gottes noch in der Sündfluth, und die Weisheit der Natur im niedrigſten Gewürm? „Er iſt dumm.“ Er iſt nur ein dummer Menſch, aber das klügſte Schaf. Muß er Wolle tragen? „Er iſt ungeſellig.“ Gebrauche ihn zu etwas Anderm. Der Weinſtock gibt dir ſeine Früchte, die Eiche ihren Schatten; haſt du je Früchte von der Eiche, und Schatten vom Weinſtocke begehrt? „Er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Tugend, noch irgend eine Gabe, er iſt ein Pferd.“ So reite ihn; doch du irrſt. Ein Rieſe iſt nur zweimal ſo groß als ein Zwerg, und jeder Zwerg iſt ein halber Rieſe. Ein gleiches Maaß von Kraft hat die Natur den meiſten Menſchen gegeben. Hier bildet ſie ſich zum Geiſte, dort zur Tugend, bei Einem zur Schönheit, beim Andern zur Geſundheit, beim Dritten zu dem Sinne aus, der das tief vergrabene Glück wittert. Ohne alle Gabe iſt ſelten Einer. „Aber er iſt einer dieſer Seltenen; er hat weder Geiſt, noch Herz, noch Schönheit, noch Reichthum.“ So wird er wenigſtens einen guten Magen haben, und es gibt Leute, die es gern hören, wenn man ihre Verdauung lobt. „Selbſt dieſe iſt ſchlecht.“ Dann wird er wenig eſſen und trinken; lobe ſeine Mäßigkeit, mache aus ſeiner Noth eine Tugend. „Aber ich will, ich darf ihm nicht ſchmeicheln; ſchmeicheln iſt ſündlich.“ So liebe ihn! Liebe iſt eine Schmeichelei, die Allen gefällt, Hohen wie Niedern, Kindern wie Erwachſenen, Guten wie Böſen — und ſie iſt auch Gott gefällig.

Du haſſeſt Könige, wenn ſie raſen — raſeſt du nicht auch, wenn du getrunken? „Aber ſie ſollen nicht trinken, ſie ſollen Schmeichlern ihr Ohr nicht geben!“ Aber ſie ſind im Keller geboren, Wein war ihre Ammenmilch, und man iſt nur Herr, ſich den erſten Becher zu verſagen, nicht den zweiten. Du Liberaler haſſeſt den Ultra — was hat er dir gethan? „Er unterdrückt die Freiheit des Volks, er will Alles für ſich allein, er will Vorrechte haben.“ Er liegt in den Banden der Gewohnheit, und wenn ſein Recht auch nur ein Geſchwür wäre, er ſtürbe daran, wenn man es öffnete. Doch ſein Beſitz iſt edler, tauſendjährig, und ſeine Vorfahren haben ſich ihn durch ihre Tugenden erworben. „Doch er ſelbſt hat kein Verdienſt!“ Biſt du beſſer? Verſchwelgſt du nicht im Müßiggange den ererbten Reichthum, den dein Vater mit ſaurer Mühe erworben? Biſt du geneigt, mit den Bedürftigen deine Schätze zu theilen? Macht iſt wie Reichthum . . . Du Ultra verfolgſt den Liberalen — warum verfolgſt du ihn? „Er will mir meine Rechte rauben!“ Er will ſie nur mit dir theilen, er iſt ein Menſch, wie du. „Aber ich war Jahrhunderte im alleinigen Beſitz.“ Deſto ſchlimmer für dich, du biſt ihm auch die Zinſen ſchuldig. „Aber er iſt ein Schwärmer, den man ſchrecken muß, und ich habe die Macht in der Hand, ich kann ihn zernichten.“ Und wenn du den Körper zerſtörſt, was gewinnſt du? Der Geiſt bleibt, der Geiſt hat keinen Hals; er fürchtet dich nicht, er ſpottet deiner. Wenn du zehn, wenn du hundert, wenn du tauſend fanatiſche Menſchen hinrichten läſſeſt, haſt du darum den Fanatismus zerſtört? Glaubſt du das, dann biſt du ein Thor, ein Kind. Schwärmerei iſt wie eine Tontine, der Antheil der Verſtorbenen fällt den Ueberlebenden zu, und wenn du die Zahl der Todten vermehrſt, haſt du nichts gethan, als den Reichthum des Glaubens aus Vieler in Weniger Herzen gebracht, daß er mächtiger wirke. „Alſo — ſprecht ihr und ihr — ſollen wir die Hände in den Schoos legen und gelaſſen mit anſehen, wie uns unſere Feinde bedrohen, uns berauben, in unſer Gebiet fallen?“ Nein, das ſollt ihr nicht. Vertheidige du und du, was du als Recht erkannt — nicht dein Recht, das deiner Brüder; aber nur auf dem Schlachtfelde dürft ihr euch verwunden. Biſt du ein Krieger, fechte; biſt du ein Redner, rede gegen deine Feinde. Doch außer der Schlacht, außer dem Buche ſchone deinen Feind. Entweihe nicht den heiligen Altar der Menſchenliebe, der auch den Mörder ſchützt, und breche nicht die Tage des Gottesfriedens.

„Wohl! Ich will alle Menſchen lieben, ich will Jedem zu gefallen ſuchen, dem Klugen wie dem Einfältigen, dem Hohen wie dem Niedern, dem Guten wie dem Böſen. Doch wie gefällt man der Gemeinheit?“ Das mußt du einen Andern fragen. Haſt du einen hohen Geiſt, bückſt du dich vergebens; ſo dumm iſt die Dummheit nie, daß ſie nicht die krumme Linie zur geraden umzumeſſen wüßte. Du mußt klein ſein, willſt du kleinen Menſchen gefallen. „Doch ich lebe unter Philiſtern, ich muß unter ihnen leben.“ Das mußt du nicht; erhänge dich! Doch iſt dir dein Leben gar zu lieb, vertrage dich mit ihnen. Willſt du wiſſen, wie unglücklich man iſt, wenn man mit den Menſchen zerfallen, denke an Rouſſeau. Sein Staub iſt nicht mehr, du kennſt ſein Leben und ſeine Werke, und weißt, daß er edeln Herzens und hohen Geiſtes geweſen. Du weißt aber auch, hätteſt du zu ſeiner Zeit gelebt, du würdeſt ihn, wie es Alle gethan, für einen Böſewicht und für einen Narren gehalten haben. Rouſſeau war ein Sklave ſeiner Freiheitsliebe, und wer die Liebe zur Freiheit bis zum Wahnſinn ſteigert, daß er, um aller geſelligen Bande los zu ſein, wie ein Vogel in der Luft zu fliegen wagt, den trifft des Ikarus Geſchick. Darum ſuche die Menſchen zu erwerben; aber noch einmal, du mußt wählen. Du gewinnſt den Menſchen nicht, wenn du ihn nicht hochſchätzeſt oder verachteſt; und giebt es eine Kunſt, in der zu ſtümpern lächerlich oder verdammlich iſt, ſo iſt es die, mit Menſchen umzugehen. Laß dich von meinem eigenen Beiſpiele warnen. Nur Einmal in meinem Leben — doch es war für einen Freund — ſuchte ich von einem Großen etwas zu erſchmeicheln. Es iſt ſchon lange her, und es geſchah noch in jenen guten Tagen, von welchen der Miniſter auf dem Blocksberge in Göthe’s Fauſt geſungen:

Jetzt iſt man von dem Rechten allzuweit,
Ich lobe mir die guten Alten;
Denn freilich, da wir Alles galten,
Da war die rechte goldne Zeit.

Ich ging zur Audienz. Aus dem, was mich Knigge und Cheſterfield gelehrt, wählte ich das Schönſte und Beſte, band es zierlich zuſammen, und überreichte den Blumenſtrauß. Aber ich war falſch; mein Rücken war krumm, meine Seele war gerad; ich hatte Zucker auf den Lippen und Salz im Herzen, und der Miniſter — warf mich zur Thüre hinaus.

XVII.

Ueber das Schmollen der Weiber.

(1823.)

Meine ehemalige Braut nannte ich, wie es bei allen cultivirten Völkern Sitte iſt, einen Engel; meine jetzige Frau nenne ich, wenn ich böſe auf ſie bin, einen gefallenen Engel, iſt das Ehewetter aber heiter, einen geſtutzten. „Warum geſtutzter?“ fragte mich Wilhelmine, als ich mich zum erſtenmale dieſes Ausdrucks bediente. Ich ward verlegen, denn ich hatte mich noch nicht zu verſtellen gelernt, ich wußte noch nicht, wie gut in der Ehe oft das Lügen ſei, und wie ohne dieſen Lichtſchirm der Wahrheit rothe Augen noch häufiger wären. „Theure Wilhelmine! — ſagte ich, indem ich ihr ein Stückchen Zucker, den ſie ſehr liebt, in den Purpurmund ſteckte —

liebes Vögelchen, müßte ich nicht zittern für mein Glück, wenn deine Engelsflügel nicht etwas geſtutzt wären? müßte ich nicht fürchten, du entflatterteſt“ .... und flögeſt den Himmel hinauf, wo deine Heimath iſt — wollte ich höchſt poetiſcher Weiſe hinzuſetzen. Aber meine gute Frau ließ mich nicht ausreden. „Du fürchteſt alſo, ich könnte dir untreu werden?“ fragte ſie, wartete aber auf keine Antwort, ſondern nahm ihr Geſicht zuſammen, verſchloß den Mund und ſchmollte. Vergebens war mein Flehen, mein Drohen, mein Reden, mein Schweigen ſogar, ſie ſchmollte fort. Ich ging mit ſtarken Schritten das Zimmer auf und ab: in Engels Mimik iſt keine Bewegung geſchildert, die ich nicht mit der größten Naturtreue darſtellte: Liebe, Haß, Zorn, Wuth, Verzweiflung; aber meine gute Wilhelmine ſprach kein Wort. Bei dieſer Gelegenheit lernte ich das berühmte Schmollen der Weiber kennen und ſeitdem verlernte ich es nicht mehr. Es war der dreißigſte Tag nach meiner Hochzeit, da mein Glück in den Wendepunkt des Krebſes trat. Anfänglich hatte meine theure Wilhelmine nur einen Schmollſtuhl, dann nahm ſie einen Schmollwinkel ein, ſpäter verſchloß ſie ſich in ein Schmollkämmerchen, bis ſie endlich es durch Uebung dahin gebracht, im ganzen Hauſe zu ſchmollen.

Ich habe mich in der theoretiſchen wie in der praktiſchen Philoſophie etwas umgeſehen, Metaphyſik, Logik, Anthropologie, empiriſche Pſychologie ſind mir nicht ganz fremd; aber mit der Theorie des weiblichen Schmollens konnte ich bis jetzt noch nicht ins Reine kommen. Doch will ich die wenigen unſtreitigen Grundſätze, die ich mir aus meinen Erfahrungen abgezogen, gern mittheilen; ſie ſind in der gegenwärtigen Lage von Europa vielleicht nicht ohne Nutzen. Staatspapier Händler, oder Staats Papierhändler (ich weiß nicht, welche Schreibart die richtigere iſt) fragen ſich und Andere jetzt oft: welchen Ausgang wird der Krieg gegen Spanien haben? O beneidenswerthe Unwiſſenheit! Nur wer nicht verheirathet iſt, kann zweifeln, jeder Ehemann aber weiß es beſtimmt, daß die Franzoſen verlieren werden. Das Schmollen der Weiber iſt nichts als ein Guerillaskrieg, den ſie gegen die concentrirte Macht der Männer führen, ein Krieg, in dem ſie immer ſiegen. Was nützt euch eure ſchwere Artillerie, wenn Mücke nach Mücke die Hände, welche die Lunten anlegen, ſtechen und verwirren? Was helfen euch dreimal hunderttauſend gut bewaffnete Gründe? Die Weiber, als hätten ſie mit dem Böſen ein Bündniß geſchloſſen, ſind grundfeſt, es dringt keiner durch. Ihre gefährlichſte Waffe iſt der Mund, ſie mögen ihn zum Reden oder zum Schweigen gebrauchen. Reden ſie, und ihr habt viel Verſtand und Geduld, dann könnt ihr ſie zuweilen zum Schweigen bringen; ſchweigen ſie aber (welches in der häuslichen Kriegskunſt Schmollen heißt), iſt alle Mühe vergebens, ſie zum Reden zu bringen, ihr müßt euch zurückziehen, und ſchließt um jede Bedingung einen pyrenäiſchen Frieden.

Der zürnende Mann ragt wenigſtens mit dem Kopfe über die Wolken ſeines Zornes hinaus, das eheliche Gewitter grollt nur unter ſeinen Füßen; die Frau aber ſteht mit dem Kopfe unter dem donnernden Gewölke, und kein Strahl des Friedens beleuchtet ihr finſteres Geſicht. Wenn ich mit meiner guten Wilhelmine zanke, weiß ich, daß ich in einer Viertelſtunde wieder verſöhnt ſein werde. Mein ſchmollender Engel aber hat gar keine Vorſtellung davon, daß ſie mir je wieder gut werden könnte. Ein komiſches Mißverſtändniß trägt gewöhnlich dazu bei, ſie noch mehr aufzubringen. Ich pflege nämlich meine theure Gattin Wilhelmine zu nennen; aber ſo oft ſie zankt, rufe ich ſie Minchen. Dieſes Wort macht ſie nur unverſöhnlicher, denn ſie wähnt, ich bediene mich der liebkoſenden Verkleinerung nur aus Spott, und die gute Seele wird aus dem Morgenblatt erfahren, daß ich ſie, wenn ſie ſchmollt, nur darum Minchen nenne, weil ſie mir dann als ein kleiner Mina vorkommt — ſo geſchickt weiß ſie den Guerillaskrieg zu führen.

Ich habe meiner lieben Frau ſchon oft vorgeſchlagen, ich wollte mich auf ihr Schmollen monatlich abonniren, indem ich ihr immer dreißig Tage voraus Recht gäbe, und dabei, meinte ich, würden wir uns beſſer ſtehen; aber ſie wollte von einem ſolchen Vertrage nichts hören. So habe ich denn viele trübe Schmolltage in meinem Hauskalender einzutragen, und beim Schluſſe des Jahres fällt die meteorologiſche Bilanz nicht immer zu meinem Vortheile aus. Was aber meinem Kalender ein noch ſeltſameres und traurigeres Anſehen gibt, iſt, daß ich zwar Tag und Stunde bezeichnen kann, wo meine Wilhelmine zu ſchmollen angefangen, aber weder Stunde noch Tag, wo ſie zu ſchmollen aufgehört. Sie vergrollt ſo leiſe und allmählig, daß nicht zu beſtimmen iſt, wann der letzte Laut ihrer Unzufriedenheit verſchallte, und plötzlich befinde ich mich mitten in meinem gewohnten Glücke, ohne zu wiſſen, wie ich hinein gekommen. Sie hat mir einmal anvertraut, daß es alle Weiber ſo machten, die, wenn ſie ihr ſtillſtehendes Herz wieder aufziehen, alle ganze, halbe und Viertel Stunden, über welche der Zeiger rückt, ſchlagen ließen, bis der Zeiger auf der Stunde der Liebe ſtände. Sie mußten das ſo machen, um die Uhr ihrer Seele zu nicht verderben.

Wenn mich meine gute Wilhelmine aus dem Paradieſe, das ſie mir ſelbſt geſchaffen, auf Stunden und Tage hinaus ſchmollt, ſo iſt das nur meine eigene Schuld. Ich habe unbeſonnen meiner häuslichen Verfaſſung die Fehler der ſpaniſchen gegeben. Meine Frau und ich bilden nur eine Kammer, und ſo muß denn geſchehen, was in ſolchen Fällen immer geſchieht: das demokratiſche Princip gewinnt die Herrſchaft über das ariſtokratiſche. Das weibliche Herz iſt ein athenienſiſcher Markt — unter einem herrlichen blauen Himmel, liebliche Blumenſträuße, duftende Südfrüchte, holde Anmuth, Geiſt, Witz, Empfindung; aber auch Tücke, Launen, Wankelmüthigkeit und Undankbarkeit. Wo aber die häusliche Geſetzgebung weiſe in zwei Kammern getrennt iſt, wo der Mann das Oberhaus und die Frau das Unterhaus bildet, da werden, wie ein bairiſcher Pair unvergleichlich ſchön geſungen hat, die Wogen der Demokratie ſich an den Felſen der Ariſtokratie brechen, auf welchen Felſen der Thron gebaut iſt und der Frieden!

XVIII

Der Gott in Höflingen.

(1823.)

Das Spaßhafte der Sache liegt nur darin: daß die Leſer anfänglich glauben werden, ich mache Spaß, und die Höflinge unter ihnen, ich wolle ihrer ſpotten, und daß der letzteren Einer, begreift er endlich, daß ich es ernſt gemeint, voller Angſt zu ſeinem Arzte ſchicken und dem herbeigeeilten ſagen wird: „Medizinalrath, ich bin ein Mann und zittere vor dem Tode nicht, darum Offenherzigkeit! Bin ich wirklich ein Schwärmer? Habe ich Religion? Liege ich an Ideen darnieder? Grade heraus, iſt die Krankheit immer tödtlich, oder hat man Beiſpiele von deren glücklichen Heilung? Was halten Sie von meinem Zuſtande?" Ja, Herr Hofmarſchall! Sie ſind ſchwärmeriſcher als ein Verliebter, frömmer als ein Heiliger, phantaſtiſcher als Jacob Böhm; Sie leben in einer luſtigen Ideenwelt und ſind gar nicht praktiſch. Aber beunruhigen Sie ſich nicht, Sie haben eine gute Natur, und werden nicht daran ſterben!... Ich ſage: das iſt allein der Spaß; im Uebrigen aber wird man den heiligen Ernſt nicht verkennen.

Jener Haushofmeiſter eines Prinzen Conti, der, nach bendigtem Feſtmahle, das er für ſeinen Gebieter angeordnet, ſich den Degen in das Herz ſtieß und ſtarb, weil auf dem Tiſche eine Schüſſel Stockfiſche gemangelt — gemangelt ohne ſein Verſchulden (der Eilbote war damit eine Stunde zu ſpät aus dem Hafen gekommen) — gemangelt nur ihm, ſeinem Künſtlerauge, nicht den Gäſten und zur Sättigung — den Opfertod jenes edeln Haushofmeiſters, werdet ihr ihn verſpotten? Thut das nicht, nur ſeiner Zeit dürft ihr lachen. Gibt es einen himmliſchen Lohn für jede irdiſche Hingebung, denn wird auch der Haushofmeiſter ſeine Palme finden. Freilich werden Brutus, Sokrates und Timoleon dem neuen Heiligen mit Lächeln entgegen ſchweben, aber ſie werden ihm lächeln wie einem Kinde; und wenn der Himmel ſeine Spiele hat, werden ſie ihn ergötzen, und der verklärte Haushofmeiſter wird mit ſeinem Degen an der Seite hinter dem Stuhle des großen Cäſar ſtehen, und die Majeſtät wird ſeine

Kunſt loben, und an Stockfiſchen wird's nicht mangeln!... Racine, welcher krank ward und ſtarb, weil König Ludwig ohne Blick an ihm vorübergegangen war — er ſtarb nur *ſeinem* Gotte, doch er ſtarb dem Göttlichen. Der Himmel hat tauſend Pforten, die Hölle hat nur eine, und ſeltener als man denkt, gelingt es Menſchen und ſchwerer als man glaubt, ſich verdammen zu laſſen.

Der Ruhm glänzt, wie die Sonne, mit eigenem Lichte; die Ehre gleicht der Erde, die mit geborgten Strahlen leuchtet; die Eitelkeit iſt der Mond dieſer Erde, der Ehre kühler und kleiner Trabant. Aber das Licht der Tugend behält, wie Wein im Waſſer, auch verdünnt von ſeiner Kraft. Der Menſch, ſo gemein auch ſein Treiben ſei, lebt in Ideen, bis in den Sumpf ſpiegelt ſich der Himmel ab. Der Höfling, der ſich alle ſeine Jahre um ein Band am Rocke, um ein Lächeln ſeines Gebieters, um den leeren Schall eines Titels martert, opfert er nicht Ruhe, Glück und Frieden, gleich dem edlern Schwärmer, auch einem Gedankenbilde? Und iſt es ſein Verbrechen, wenn er mit den Zeitgenoſſen ſtimmt, die den vergoldeten Thurmknopf, um den ſie gleich Mücken kriechen, für einen Sonnenball halten? Ich habe einen Freund, der ſich ſo gern an den Pranger ſtellte, als einen Orden trüge, den aber jede Volksgunſt, die in alter oder neuer Zeit Dieſem oder Jenem widerfahren, bis zu Thränen der Eiferſucht bewegt. Er hat freilich ein größeres und ſchöneres Recht, als jener Höfling, aber kein anderes. Wohl iſt es größer und ſchöner, den nach Bewegung lechzenden Geiſt auf weiter See ſchiffen zu laſſen, und das glühende Herz an Meeresſtürmen abzukühlen, als ſich auf einem Gartenteiche zu ſchaukeln und mit einem Fächer die heißen Wangen zu erfriſchen; aber hier und dort iſt Wind und Waſſer, iſt das göttliche Element, woraus Jeder ſchöpft nach Vermögen mit kleinerem oder größerem, mit irdenem oder goldenem Gefäße.

Der Weltmann ſpottet des Schwärmers, den er verkennt, nur weil er ſich ſelbſt nicht kennt. Nachdem er ſeinen Hunger geſtillt und ſeinen Durſt gelöſcht, wofür bemüht er ſich? Für ein Gedankenbild; er ſchwärmt ſelbſt. Wir bewundern die großen Männer des alten Roms; kehrten dieſe zurück, ſie würden uns mehr bewundern, als wir ſie. Was iſt leichter, im Rauſche der Begeiſterung, die nicht rechnet, Leben und Gut an das Glück des Vaterlandes, eine Spanne Zeit an ewigen Nachruhm wagen — oder nüchtern fünfzig Jahre lang auf dem Seile der Intrigue zu tanzen und mit klopfendem Herzen ängſtliche Blicke rechts und links auf die Balancirſtange der

Liſt zu werfen, um keinen andern Lohn, als ſich von kindiſchen Zuſchauern begaffen und beklatſchen zu laſſen? Was iſt gewinnſüchtiger, ſchnödes Geld gegen Freiheit eintauſchen — oder eine eiſerne Kette ſchleppen, ſich damit eine goldene zu verdienen? Darum nicht verachten oder haſſen, belehren und belächeln ſoll man jene Weltleute, die jeder edeln Regung ſpotten. Wer nur wenige Jahre das Erziehungsrecht über ſie ſelbſt hätte, würde ſie zu ihrer Beſchämung dahin bringen, daß ſie mit Füßen treten, was ſie früher angebetet, und anbeten, was ſie früher mit Füßen getreten. Alle Menſchen aller Zeiten wurzelten in dem ſchmutzigen Boden des Eigennutzes; aber mit Stamm, Zweigen, Blüthen und Früchten erhoben ſie ſich über die Erde und lebten im reinen Elemente, höher oder niederer wachſend, heller oder dunkler blühend, mit mehr oder minder ſüßer Frucht, je nach Saamen, Witterung, Jahreszeit, Himmelsſtrich und Pflege — aber Alle nach dem Himmel ſtrebend.

XIX.

Die große Verſchwörung.

(1819.)

Wie viel leichter es ſei, mit vielen Worten Nichts, als mit wenigen Worten Viel zu ſagen, hat die preußiſche Staatszeitung in ihrem zweiten Bulletin der großen Polizei-Armee abermals bewieſen. Der Herausgeber jenes Blattes verrieth ſchon oft, daß ihm der erforderliche Mangel an Verſtand mangle, um eine Hofzeitung gehörig ſchreiben zu können. Man muß ſelbſt befangen ſein, um das Urtheil Anderer zu verſtricken, man muß ſelbſt glauben, um Glauben zu finden, und nur eigene Ueberzeugung pflanzt ſich fort; die fehlende Natur kann hier durch Kunſt nie erſetzt werden.

Es hatten die größten Spötter, um dem Verſchwörungstraume und deſſen abergläubiſcher Deutung die verdiente Lächerlichkeit zuzuwenden, keine treffendere Karikatur davon zeichnen können, als die Staatszeitung in ihrem amtlichen Berichte gethan, nur daß jenſeits der Spott zugleich grauſam iſt.

Gleich anfänglich wird der gegen die ſchwarzen catilinariſchen Burſche mit ſo großer Uebereile und fürchterlichem Gepraſſel unternommene Krieg als eine bloße polizeiliche Maßregel angegeben. Was man unter polizeilichem Verfahren zu verſtehen habe, zumal in Deutſchland, wo mit der ſchnödeſten Willkür, die hierbei aller Orten Statt findet, auch noch die tölpelhafte Ungeſchicklichkeit verbunden iſt, weiß wohl Jedermann. In Frankreich, wo die Polizei kunſtgeübter und erfahrner iſt, beſitzt ſie eine Art Zuverſicht, die ſie vor unbeſonnenen Schritten bewahrt. Allſehend, allwiſſend, die Fäden der Ereigniſſe nie verlierend, iſt ſie dort geduldig, fürchtet nicht, daß ihr die Beute über Nacht entgehen werde, und ſchüttelt darum den Baum nicht eher, als bis die Früchte reif geworden ſind. Die Berliner Polizei aber hat in einen ſauern Apfel gebiſſen; ſie geſteht es nicht ein, doch ihre Geſichter verrathen es. Ich kenne meine Landsleute und weiß, was ſie zu thun fähig ſind. Darum erbiete ich mich kühn, ſelbſt als Verſchworener angeſehen und als ſolcher beſtraft zu werden, wenn unter allen den eingekerkerten

Männern und Knaben ſich am Ende der Unterſuchung auch nur ein Einziger finden ſollte, über den die Geſetze das Schuldig ausſprechen werden.

Die Staatszeitung verſichert, es beſtünde eine durch mehrere deutſche Länder verzweigte Vereinigung, die den Zweck hat, Deutſchland in eine Republik umzuſchaffen. Sie ſagt ferner, um dieſen Entwurf zu bearbeiten, beſtünden an vielen Orten eigene Vereine, theils förmlich konſtituirt, theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen. Sie ſagt ferner, die Freiheits Apoſtel zögen in Deutſchland herum, um den Saamen der Unzufriedenheit unter das Volk auszuſtreuen. Angenommen nun, dieſes ſei Alles wahr, wie es behauptet wird, und die mütterliche Zärtlichkeit, welche die Polizei für ihre Staatskinder hegt, habe die Beſorgniß nicht zu weit getrieben, ſo iſt hier dennoch kein Verbrechen vorhanden, welches die befolgten ſtrengen Maßregeln rechtfertigen könnte. Ein Entwurf zu einer Republik, welcher erſt bearbeitet, Saamen der Unzufriedenheit, welcher erſt ausgeſtreut werden ſoll, das bildet wahrlich noch nicht den Schatten von dem Schatten einer Verſchwörung. Höchſtens hatten einige akademiſche Milchknaben ſich bis zu Kühen und Kälbern hinaufgeſchwindelt, die ſie von dem Ertrage ihres Marktverkaufes erſtehen wollten, und da ſtrauchelten ſie, und da fiel der Topf, und — was ward verſchüttet? Milch, wahrhaftig kein Tropfen Blut. Ich wollte ein Nero ſein in Deutſchland und meine Krone in den nächſten Strom werfen, und den gefährlichſten ſchwarzen Bruder herbeirufen und ihm ſagen: apporte! und der treue Pudel ſpränge hinein, tauchte unter, und brächte mir wedelnd meine Krone zurück.

„Theils in Vereinigung der Grundſätze und Geſinnungen“ ſollen die zum Umſturze der deutſchen Staaten ſich gebildeten Vereine beſtehen! In der That, man weiß nicht, ob man mehr das Sonderbare dieſes ſtrafrechtlichen Grundſatzes, oder die Naivetät bewundern ſoll, mit der man ſich zu ihm bekennt. Wenn Geſinnungen gerichtet werden dürfen, wo fände man dann vor dem Schwerte des Henkers Schutz?.. Aber man hat dennoch, ohne es zu wollen, das große und wahre Geheimniß der Sache ausgeſprochen. Es gibt wirklich eine Verſchwörung, die nicht blos in Deutſchland, ſondern in ganz Europa verzweigt iſt. Die Verſchworenen kennen ſich nicht, ſie ſehen, ſie ſprechen ſich nicht, ſie haben keine verbindende Zeichen, Wege und Zwecke, und dennoch ſind ſie verbrüdert — durch die Geſinnung nämlich. Aber dieſer Bund iſt nicht gegen die fürſtliche Gewalt, ſondern gegen deren Mißbrauch in den Händen der Staatsdiener, ſie iſt gegen den geſetzloſen Zuſtand, gegen jede Willkür gerichtet, und er wird trotz allen Polizeien ſeinen Zweck erreichen.

Sind die Worte und Redensarten, welche die preußiſche Staatszeitung anführt, wirklich aus entdeckten und in Beſchlag genommenen Handſchriften gezogen, ſo beweiſt deren hochtrabende, ſtolzirende, tragi-komödienhafte Abfaſſung, daß ſie nichts anderes als Stylübungen von feurigen Primanern waren, zum Deklamiren, Geſtikuliren und Rühren ſchon verfertigt. Man gebe ſie den hoffnungsvollen jungen Leuten verbeſſert zurück und überreiche ihnen dabei Adelungs Wörterbuch und Grammatik als Schulprämie zur Belohnung ihres Fleißes. Alle gedruckten deutſchen Reformationsprojekte, die ich bisher geleſen habe, waren übrigens *ſehr trocken*, und es freut mich, daß die Staatszeitung endlich ein *naſſes* gefunden hat.

In der Behauptung, *es wären nur ſehr wenige Individuen verhaftet worden*, liegt etwas Unerklärliches. Wenn die Verſchwörung wirklich *ſo ausgebreitet* war, als man vorgibt, wenn die Unterſuchung *bereits ſehr erhebliche Reſultate* geliefert hat, warum hat man ſo wenige Verdächtige gefunden, die ſich zur Verhaftung geeignet hätten? .. Noch wunderbarer iſt das Eingeſtändniß der Staatszeitung: *man habe ohne Gründe des Verdachts bei Mehreren die Papiere in Beſchlag genommen, um ſich der Beweiſe gegen die eigentlichen Schuldigen zu bemächtigen.* Man braucht gerade kein Rheinländer zu ſein, um dieſes Verfahren nicht ſehr angenehm zu finden. Unſchuldige Menſchen in Schrecken zu ſetzen und Feuer zu rufen, oder ihnen gar das Haus über dem Kopf anzuzünden, damit ein Spitzbube, der ſich *etwa* in einem Winkel verſteckt haben könnte, hervorkomme und ſich fangen laſſe — die Rechtlichkeit dieſer Polizei-Maßregeln iſt ſicher „*einem Jeden bekannt*.“ Das inquiſitoriſche Verfahren in Braſilien, wo man die Arbeiter in den Diamantgruben zum Laxiren zwingt, damit ſie die *etwa* verſchluckten Diamanten wieder herausgeben, iſt wenigſtens ſpaßhafter.

Wenn, wie der amtliche Bericht verſichert, die Verhafteten größtentheils *Ausländer* waren, die *auch* in Preußen das demagogiſche Gift zu verbreiten geſucht hätten, ſie aber auf das brave, verſtändige und treue preußiſche Volk wenig gewirkt haben, ſo möchte man an die Berliner Polizei mehrere Fragen thun. *Erſtens*, warum die preußiſche Regierung zu gleicher Zeit, indem ſie alle Nicht-Preußen für

Ausländer erklärt, die Sache des Auslandes, die ſie ja ihren Reden nach ſo wenig ſelbſt berührt, mit ſo vielem Eifer behandelt, als wäre es ihre eigene, und warum ſie die Erforſchung, Unterdrückung und Beſtrafung der ſtaatsverrätheriſchen Umtriebe nicht den Regierungen überlaſſe, auf deren Verderben es abgeſehen iſt? Zweitens, in welchem deutſchen Staate des Auslandes die Mutterkirche des neuen politiſchen Glaubens, von welcher eine Filial-Revolution in Preußen habe geſtiftet werden ſollen, eigentlich ihren Sitz habe? Und drittens; warum man in Süddeutſchland, wo durch die freiere Preſſe und die Ständeverſammlungen demagogiſches Gift leichter zu verbreiten geweſen wäre, als im nördlichen, von revolutionären Bewegungen und dadurch nöthig gewordenen Einkerkerungen und andern Maßregeln der Strenge durchaus Nichts vernommen hat?

Die Ausdrücke der Staatszeitung: „Die Unterſuchung wird zwar jetzt noch polizeilich, jedoch von einer aus Rechtsverſtändigen beſtehenden Kommiſſion geführt,“ können auch ſo gedeutet werden: „Die Unterſuchung wird von Juſtizperſonen geführt, ob zwar die Unbedeutendheit der Sache nur ein polizeiliches Verfahren verſtattete,“ und dieſe Auslegung wäre nicht geeignet, der Heiligkeit der Juſtiz die erforderliche Ehrfurcht zu bewahren. Und wenn es ferner heißt, daß, wenn die an mehreren Orten in Beſchlag genommenen Papiere eingegangen ſind, dann auf dem völlig geſetzlichen Wege eine unparteiiſche Unterſuchung Statt finden werde, ſo liegt in dieſen Worten zugleich das Geſtändniß, daß die Unterſuchung, wie ſie bisher geführt, auf keinem völlig geſetzlichen Weg und nicht unparteiiſch geführt werden ſei.

XX.

Die Carbonari und meine Ohren.

Als ich nach Mailand kam, herrſchte dort eine ſichtbare Gährung. Man hatte Nachricht erhalten, daß in Turin eine Revolution ausgebrochen; die Behörden waren argwöhniſch, achtſam, ſtreng; das Geſindel freute ſich auf die kommende Verwirrung; und manche angeſehene Bürger ſahen wie vergnügte Erben aus, die aus Schuldigkeit ein betrübtes Geſicht machen. Ich hatte in Mailand italieniſche Sprache gefunden, aber keinen italieniſchen Himmel, Gegenwart, aber keine Vergangenheit, und ich eilte mich, über die Schwelle des Paradieſes zu kommen. Nachdem ich mit einem Vetturino auf den folgenden Tag für die Fahrt nach Florenz Abrede getroffen, ging ich in das Theater Della Scala. Man gab die Oper Othello von Roſſini. Da mir die ab göttiſche Verehrung bekannt war, die man in Mailand wie in ganz Italien vor Roſſini hegte, mußte meine Verwunderung groß ſein zu bemerken, daß man im ganzen Saale der Darſtellung nicht die geringſte Aufmerkſamkeit ſchenkte. Man lachte, ſchwazte, ging in den geräumigen Logen auf und ab, nahm Erfriſchungen, und der Himmel weiß, vor wem ſich die Sänger und Sängerinnen eigentlich bemühten. Endlich trat Desdemona auf und ward mit Beifallklatſchen empfangen. Sie verneigte ſich dreimal, zuerſt vor der leeren Hofloge, dann rechts, dann vor dem Parterre. Ich weiß nicht, war die Sängerin beliebt oder die Arie, die ſie zu ſingen hatte, es trat, ſobald ſie erſchien, die größte Stille ein. Sie ſang eine tödtliche Viertelſtunde; der Hals war mir wie zugeſchnürt, und es ward mir erſt leichter, als ich an den Schnörkeln und ſchnelleren und heftigern Schritten der Melodie bemerkte, daß ſich die Cavatine dem entſcheidenden Augenblicke nahe. Signora Desdemona legte auch bald die Sturmleiter an, um in die Breſche, die ſie in das Herz der Zuhörer geſungen, einzudringen, und den Beifall zu erobern. Ein tapferer Triller drängte ſich voraus — man hörte keinen Athemzug ...... da fiel ein Kanonenſchuß. Ich ſprang erſchrocken von meinem Sitze auf, ein dumpfes Gemurmel entſtand im

Saale, ich hörte, wie in einer etwas entfernten Loge man ſich in das Ohr flüſterte: bis morgen ſind ſie hier. Ich fühlte meine Wangen erglühen, meine Augen wurden naß, eine himmliſche Freudigkeit durchfachelte meine Adern; und da mir armem Schelme immer das Herz bis am Munde ſteht, und es nur eines Tropfens bedarf, es überfließen zu machen; da ich die jammervolle und lächerliche Gewohnheit habe, laut mit mir ſelbſt zu ſprechen — plagte mich der Teufel, und ich rief ſo vernehmlich, daß man es zwei Logen weit hören konnte: es leben die Carbonari! es lebe Italien!

Zitto! quieckte ein Sopranſtimmchen hinter mir; ein anderer feiſter Herr ſah mich mit Verwunderung an; eine ſchöne Dame hielt das Schnupftuch vor dem Munde. Doch hatten meine aufrühreriſchen Reden weniger Eindruck gemacht, als man hätte erwarten ſollen, wahrſcheinlich, weil man den Sinn der deutſchen Worte nicht verſtanden. Ich ſelbſt aber hatte ſie nur zu gut verſtanden, und als der Begeiſterung Ueberlegung und Kopfſchmerzen folgten, als ich des Ortes, der Zeit und der Verhältniſſe gedachte, kam große Bangigkeit über mein Herz. Ich zitterte vor den ökonomiſchen Gerichten, ſchon fühlte ich den Scharfrichter das Maaß von meinem Halſe nehmen, und wollte ich noch ſo gnädig mit mir verfahren, konnte ich mir eine folternde Unterſuchung und eine lange Gefangenſchaft nicht erlaſſen, und meine verzagte Hoffnung ſchmeichelte ſich nichts Größeres, als daß ſie mich hier in Mailand behalten, und nicht in dem abſcheulichen Olmütz einſperren würden. Ach, ſeufzte ich, ſäßeſt du jetzt an einem Froſchteiche in der Mark Brandenburg, wie viel wohler wäre dir dort, als bei dem ſüßen Geleier der Signora Desdemona! Wehe Unglücklicher! wenn der Akt zu Ende iſt, kommt die Wache und holt dich!..... Der Akt ging zu Ende, die Wache kam nicht, und als ich auch den zweiten Akt mit freien Ohren abſingen hörte, fing ich an mich zu beruhigen.

Die Oper war geendigt, und ein Ballet ſollte folgen. In der ſtillen Zwiſchenzeit trat ein junger Menſch in meine Loge, der zuerſt mit Dieſem und Jenem ſich unterhielt, und da er mich endlich gewahrte, überraſcht ausrief: Ach, Sie hier! Er nannte mich bei meinem Namen. Ich erinnerte mich ſeiner nicht, und da er mir erzählte, daß er mich in N. in verſchiedenen Geſellſchaften geſprochen, murrte ich zum tauſendſten Male über mein ſchlechtes Gedächtniß für Namen und Geſichter. „Ich wundre mich," ſagte der junge Menſch, „daß mir Herr S. nichts von Ihrem Hierſein erzählt hat." — Wie! rief ich, S. iſt hier? — „Und das wiſſen Sie nicht?

dort in der Loge ſitzt er. Ich will Sie hinführen.“ Ich, ſehr vergnügt, einem meiner älteſten Freunde ſo unerwartet zu begegnen, folgte meinem Führer. Kaum hatte ich die Logenthüre hinter mir, als mein dienſtwilliger Herr verſchwand, und acht Soldaten ſarmatiſchen Anſehens mich in ihre Mitte nahmen. Sie führten mich in eine Wachtſtube des Opernhauſes. Dort durchſuchte man mit vieler Höflichkeit und Genauigkeit meine Taſchen, meine Papiere wurden mir abgenommen — „wenn es Ihnen gefällig iſt,“ ſagte der Polizei-Commiſſair; ich folgte ihm. Vor dem Hauſe hielt eine Kutſche, man hieß mich hineinſteigen, der Commiſſair ſetzte ſich neben mich, und

— Adieu Welt! krächzte eine Rabenſtimme mir nach. Ob ich in einer Schlacht zittern würde? Ehrlich geſprochen, ich bin des Gegentheils nicht ganz gewiß, aber das weiß ich, daß nur meine Nerven zittern würden, meine Seele bliebe ruhig. Doch ſelbſt mein unſterbliches Ich iſt voller Schauer, wenn es von einer Polizei bedroht wird. Mir war gar zu wehe. Der Wagen war ſo niedrig, eng und ſo feſt verſchloſſen, daß ich zu erſticken glaubte. Er hatte auf beiden Seiten eine runde, mit einem Drathgeflechte bedeckte Scheibe, die nicht viel größer war, als das Glas eines Fernrohres. Der durchfallende Mondſchein zeichnete ein Netz zu meinen

Füßen ab, in dem meine Einbildungskraft angſtvoll zappelte. Mein Wächter neben mir ſprach kein Wort, er war vielleicht beſchäftigt, meine Seufzer zu überſetzen; ich gab ihm Arbeit genug.

Nach einer viertelſtündigen Fahrt hielt der Wagen ſtill. Ich hörte ein ſchweres Thor hinter ihm zuſchlagen. Die Kutſche wurde geöffnet, ich ſtieg heraus, und ſah mich in einem, mit hohen Mauern umſchloſſenen und mit zahlreichen Wachen beſetzten Hofe. Man ließ mich in das Zimmer des Gefängnißwärters treten. Dort wurde ich in ein Buch eingezeichnet und abkonterfeit, wie es in einem Paſſe zu geſchehen pflegt. Meine Namensunterſchrift mußte ich auch hineinſetzen. Numero vier — ſagte der Polizei Commiſſair dem Gefängnißwärter. Dieſer, ein alter Mann mit eſſigſauern Mienen, ward darauf plötzlich freundlich gegen mich, rückte ſeine Mütze und holte mir einen Stuhl, der Polizei Commiſſair wünſchte mir gute Nacht und flüſterte mir zu: Seien Sie guten Muthe, es wird ſo ſchlimm nicht werden. „Aennchen, leuchte dem Herrn," rief der Gefängnißwärter in ein Nebenzimmer hinein. Ein junges Mädchen, in jeder Hand ein Licht, ging eine Treppe hinauf, ich folgte, der Gefängnißwärter hinter mir. Machen Sie ſich's bequem, ſagte mir dieſer, indem er ein Zimmer aufſchloß; wenn Sie das

Nachteſſen befehlen, belieben Sie nur zu klingeln. Er und das Mädchen gingen fort und ich war erſtaunt, daß die Thüre von außen nicht verſchloſſen wurde. Meine Verwunderung ſtieg, als ich mich im Zimmer umſah und die bequemſte und ſchönſte Einrichtung fand. Sogar an einem Schreibzeuge und an Papier fehlte es nicht. Die eiſerne Maske konnte es nicht beſſer gehabt haben. Nachdem ich mich von den Schrecken dieſes Abends etwas erholt, und mich auf mein Verhör ſo gut als möglich vorbereitet hatte, fing ich an, meine Geſchichte von der romantiſchen Seite zu betrachten. Das heiterte mich auf. Ich zog die Schelle, um das Abendeſſen zu begehren. Aennchen kam, vom Alten begleitet, trug auf und ſchnitt mir die Speiſen vor. Ich bekam nur einen Löffel; der Gefängnißwärter entſchuldigte ſich mit der eingeführten Ordnung. Das Eſſen war gut, der Wein noch beſſer. Der Alte ging fort, Aennchen blieb noch einen Augenblick im Zimmer, legte die Hand mit einem bedeutenden Blicke auf eine zuſammengefaltete Serviette, die auf einem Toilettentiſche lag, brachte dann die Finger an die Lippen, und wünſchte mir wohl zu ſchlafen. Als ſie fort war, verſchloß ich das Zimmer, legte die Serviette auseinander, fand aber Nichts darin. Ich kleidete mich aus, und ſchlief dieſe Nacht ſanfter, als man in meinen Verhältniſſen zu thun pflegt.

Als ich am andern Morgen erwachte, umging ich noch einmal die Feſtungswerke meiner Unſchuld, unterſuchte genau alle ihre Punkte, vertheilte zweckmäßig meine Vertheidigungskräfte und verſtärkte die ſchwachen Seiten. Aennchen brachte mir das Frühſtück und ſie kam ohne den Alten. War es meine wiedererlangte Gemüthsruhe, war es das Tageslicht — aber ich entdeckte jetzt erſt die wundervolle Schönheit des Mädchens, an der ich den Abend zuvor unachtſam vorüber gegangen war. Aennchen ſtand in der Zauberſtunde des weiblichen Lebens, wo die Jungfrau mit halbgeöffneten Lippen nach den Antworten hinhorcht, die ihr die Natur auf ihre Fragen gibt. Roſen und Lilien theilten den Thron ihrer Wangen, der blaue Himmel war nur der Abglanz ihrer Augen, auf ihren Lippen war das Lächeln eines ſchlummernden Kindes, ihr goldnes Haar, müde ſeiner eignen Laſt, ruhte auf ihren Schultern aus, ehe es weiter wallte — Engel hätten ſie als ihre Schweſter geliebt, aber auch einen Teufel hätte das Mädchen verführen können. Als ich in ihrem Anſchauen verloren, ſprachlos vor ihr ſtand, da zuckte etwas über ihr Geſicht, das ſie plötzlich entgötterte, und was ich bald klarer verſtand. Aennchen durchſuchte alle Winkel des Zimmers; dann legte ſie, wie den Abend vorher, die Hand auf die zugefaltete Serviette, dann entfaltete ſie dieſe und ſchüttelte ſie. Ich fragte ſie, was ſie ſuche? Sie trat mir näher und ſprach ſchnell und ängſtlich: „Mein Onkel iſt ein harter Mann, und viel zu ſtreng. Neulich hatten wir einen Gefangenen, der unſer Dienſtmädchen gewonnen. Er legte jeden Morgen einen Brief in die Serviette, den das Mädchen, ungeachtet ſie nur in Begleitung des Onkels in das Zimmer ging, auf dieſe Weiſe unbemerkt mit nahm, und in der Stadt abgab. Seitdem muß ich ſelbſt die Gefangenen bedienen, und genau nachſehen, ob ſie nirgends was Geſchriebenes verſteckt.“ Ich fragte Aennchen, ob ſie mich verrathen würde, wenn ich ihr einen Brief anvertraute. Sie legte die Hand auf das Herz, und ſah mich mit ihren Himmelsaugen an. Lamm! ſagte ich, Mädchen, ſo jung, ſo ſchön .... „guter Landsmann,“ lispelte ſie, und legte vertraulich ihre Hand auf meine Schulter .... „ſo ſchön, ſo jung, und ſchon ſo ſchlecht!“ Schlange! donnerte ich ihr zu — der Schmerz erwürgte meine Stimme, ich ſank auf den Stuhl, und ein Strom von Thränen entſtürzte meinen Augen. —

Als ich die Hände von meinen naſſen Augen weg zog, war das Mädchen fortgegangen, und der

Polizei Commiſſair, mein Begleiter des vorigen Abends, ſtand vor mir. Er ſah meine Bewegung, und dieſe mißdeutend ſprach er mir abermals Muth ein. „Beruhigen Sie ſich doch, es kann ja nicht unſere Abſicht ſein, Sie unglücklich zu machen. Wir ſind ja alle Deutſche .. Verführung .. Leichtſinn .. Schwärmerei .. Sagen Sie nur die reine Wahrheit. Sie können ſich um die Regierung noch Verdienſte erwerben. . .“ Ich ſchüttelte den Kopf — das iſt es nicht, ſagte ich; doch laſſen Sie uns gehen. — Ein Wagen wartete unſerer, ich ward auf die Polizei geführt. Der Polizeidirector, einen protokollführenden Secretair zur Seite, ſaß da ſchon in Bereitſchaft. Das Verhör begann. Man fragte mich um meinen Namen, mein Gewerbe, den Zweck meiner Reiſe, meine Bekanntſchaften in Mailand... Kurz, man kennt ja dieſes Treibjagen einer grauſamen Polizei, wo das Geſtändniß eines Angeſchuldigten, wie ein armes Wild, in immer engere Kreiſe getrieben wird, bis es in die Schußweite gekommen. Man fragte mich eine Stunde lang, und hatte von meinem eigentlichen Vergehen noch kein Wort geſprochen. Endlich kam die entſcheidende Frage: Was war Ihre Abſicht, als Sie geſtern im Theater: es leben die Carbonari riefen? Und: es lebe Italien — ſetzte der Secretair hinzu. Jetzt galt es, um mein Leben vielleicht. Aber ſo räthſelhaft iſt die menſchliche Natur, ſo mannigfaltig ſind die Schwächen und Eitelkeiten des menſchlichen Herzens, daß ich noch überlegen konnte, ob ich lügen und mich köpfen laſſen, oder die Wahrheit geſtehen und mich lächerlich machen ſollte. Da ich mit meiner Erklärung zauderte, wurde die Frage wiederholt. „Ich bin harthörig", erwiederte ich. „Setzen Sie ſich doch gefälligſt", ſagte der Secretair ſehr leiſe, und ohne mich anzuſehen. Ich wollte dem ſchlauen Herrn ſeine Freude nicht verderben, nahm einen Stuhl und ſetzte mich. Sie ſind alſo harthörig? — ſchrie der Polizeidirector. — Ich war es — wollte ich ſagen, ich war es bis geſtern. — Nun? — der Secretair verſammelte alles, was Pfiffiges und Boshaftes in ihm vorräthig war, um die Spitze ſeiner Naſe und paßte ſehr auf. Ich fuhr fort . . . „Als die Nachricht von der neapolitaniſchen Revolution nach Deutſchland kam, eilte ich nach Italien zu kommen . . ." Der Secretair war wie ein Geier hinter dieſen Worten her, und ſchrieb ſie hurtig auf. Ich fühlte, daß ich dumm geſprochen; ich war aber einmal in den Hohlweg hinein, und konnte nicht mehr umkehren. Ich ſetzte meine Rede fort: „den Wunſch Italien zu ſehen hatte ich ſchon längſt, ihn auszuführen ſchien mir jetzt die gelegentlichſte Zeit. Es hieß, die Monarchen worden, von Wien kommend, Rom und Neapel beſuchen .. Feſtlichkeiten .. Sicherheit der Wege; kurz ich beſchloß die Reiſe zu machen. Aber unglücklicher Weiſe verſtand ich kein Wort italieniſch. Ich nahm mir vor, noch ſchnell in dieſer Sprache einigen Unterricht zu nehmen, und ſo viel zu lernen, als in wenigen Wochen möglich iſt. Ich las von Morgen bis Abend italieniſche Bücher und Zeitſchriften. Unter andern Werken kam mir auch ein Heft eines hier in Mailand erſcheinenden Journals zu Augen. Ich fand darin ein Mittel gegen die Harthörigkeit empfohlen, ein Uebel, woran ich ſchon viele Jahre litt. Das Mittel beſtand darin, daß man beim Tabakrauchen den angezogenen Rauch, ſtatt ihn gleich weg zu blaſen, eine Zeit lang im Munde behält, und Mund und Naſe dabei feſt verſchließt. Nach wenigen Wochen dieſes Verfahrens kommt das Gehör zurück. Ein ruſſiſcher Graf, der dieſes Mittel empfahl, behauptet, daß ſich deſſen Wirkſamkeit ſchon bei vielen völlig Tauben erprobt habe. Ich beſchloß es anzuwenden. Drei Wochen lang befolgte ich die Vorſchrift, ohne Beſſerung zu ſpüren. Geſtern in der Oper ſchmerzten mich die Ohren ſehr. Die Urſachen dieſer Schmerzen wurden mir erſt ſpäter klar, und ich konnte dann auch erſt begreifen, warum mir der Geſang aller Mitſpielenden ſo abſcheulich vorgekommen. Während einer Bravour-Arie der Desdemona glaubte ich einen Kanonenſchuß zu hören. Ich erſchrack, entdeckte aber bald zu meiner unausſprechlichen Freude, daß mit meinen Ohren eine Veränderung vorgegangen war. Das Land der Töne, das ich bis jetzt nur am fernen Horizonte dämmern ſah (*ſehr poetiſch!* — brummte der Secretair) lag jetzt nah und ſonnenhell vor mir. Ich hörte das leiſeſte Geflüſter in den entfernteſten Theilen des Saales — ich war glücklich. Da fiel mir bei, wie ſonderbar Großes und Kleines in der Welt zuſammenhängt, und daß ich eigentlich der Verſchwörung von Neapel die Wiedererlangung meines Gehörs zu verdanken habe. Lebhaft bin ich ohnedies, und in meiner Freudigkeit dachte ich lauter als gut war, und ich rief: *es leben die Carbonari!* — — Der Secretair ſprang wüthend auf, und ſprach: Herr, wollen Sie uns zum Beſten haben? Herr Director, ſagte ich, die Wahrheit, die Sie gehört, iſt lächerlich genug; als eine Erdichtung wäre meine Erklärung gar zu abgeſchmackt. Sie werden mich nicht für ſo dumm halten, daß ich nicht fähig wäre, eine Lüge glaubhafter zu machen, und nicht für ſo unverſchämt, daß ich es wagen ſollte, Ihnen ſolch ein albernes Märchen aufzubinden. — Beharren Sie auf Ihrer

Erklärung? — Ja. Damit war das Verhör zu Ende, man ließ mich das Protokoll unterzeichnen, und brachte mich ins Gefängniß zurück.

Acht jammervolle Tage wartete ich die Entſcheidung meines Schickſals ab. Aennchen ließ ſich nicht wieder ſehen, und der Alte, der am erſten Tage meiner Gefangenſchaft mich freundlich behandelt hatte, betrug ſich nach meinem Verhöre rauh und hart, und ließ mich Manches entbehren. Endlich ward ich abermals auf die Polizei geführt. Man gab mir dort meine abgenommenen Papiere und meinen Paß zurück, und kündigte mir meine Freiheit an. Ob man ſich von meiner Unſchuld überzeugt hatte, ob ſich Leute für mich verwendet hatten, ob man mich glimpflich behandeln wollte, oder was ſonſt meiner Angelegenheit eine glücklichere Wendung gegeben als ich erwarten durfte — das weiß ich heute noch nicht. Aber im ganzen lombardiſch venetianiſchen Königreiche war Keiner froher als ich. Selbſt meine erlittene Gefangenſchaft ſchien mir ein Gewinnſt, denn ich ſah ſie als ein Gläschen Wermuth an, das man vor dem Eſſen nimmt — und ſtand nicht ein herrlich gedeckter Tiſch vor mir, duftete nicht Rom in goldener Schüſſel, blinkte nicht das Meer in kriſtallener Flaſche? — Als man mir nun bedeutete, ich hatte innerhalb vier und zwanzig Stunden Mailand zu verlaſſen, antwortete ich vergnügt: Morgen früh fahre ich nach Florenz. „Zum Teufel fahren Sie — ſchnaubte mich ein dicker Offizier an, den das Land unter der Ens gemäſtet — Marſch! rechts um, kehrt euch! Sie gehen hin, wo Sie hergekommen. Mir wären Sie nicht ſo leicht entwiſcht!“ — Bei dieſen Worten machte der Wütherich eine fuchtelnde Bewegung mit der Hand, die mich mit Schauder erfüllte. Er hielt mir meinen Paß unter die Naſe: „da leſen Sie!“ der Paß war nach Tyrol und der bairiſchen Gränze viſirt, und ſtand darin: „hat ſich Signaliſirter bei Vermeidung gefänglicher Haft nirgends länger als 12 Stunden aufzuhalten, und von dem gezeichneten Wege nicht abzuweichen.“ Gleich einem Blitzſtrahle fuhr dieſes Gebot durch mein Herz; entſeelt ſtand ich da. Wie ich nach Hauſe gekommen, wie eingepackt, mich in den Wagen geworfen und fortgejagt über Berg und Thal, durch Tag und Nacht — ich weiß es nicht. Erſt in München kam ich zur Beſinnung.

So mußte ich auf dem Wege, den ich hergekommen, zurückkehren in das Philiſterland! Italien, Wanderinſel meiner Träume, ſo habe ich dich geſehen — im Traume! Wer war es damals, der meine Schmerzen linderte, der Balſam goß in meine Wunden, der meine Thränen trocknete? Du warſt es, Phantaſie, himmliſche Tröſterin, die den Hungrigen in der Wüſte mit Manna ſpeiſt, die aus Baumrinden Brod bäckt und Zucker aus Rüben bereitet. Ich danke dir, gnädige Göttin!

XXI.

Ueber den kritiſchen Lakonismus.

(1821.)

Es gereicht Rezenſenten, ſie mögen nun Bücher, Menſchen oder Verhältniſſe beurtheilen, zum größten Ruhme, wenn ſie wie die Spartaner leben, nur Kupfergeld beſitzen und ſchwarze Suppen eſſen; denn wer Vertrauen braucht erhält es nur, wenn er ſonſt nichts braucht, und nur wer die Menſchen entbehren gelernt, darf ſie belehren. Aber ſchreiben dürfen die Rezenſenten nicht wie Spartaner. Sie ſind Richter; ſie müſſen alſo freiſprechend oder verdammend ihre Entſcheidungsgründe angeben, und das klar und umſtändlich. Thun ſie dieſes nicht, begnügen ſie ſich zu ſagen: das iſt gut, das iſt ſchlecht — ſo kann ihnen jeder Leſer mit Recht bemerken: das weiß ich ohnedies, das ſagt mir mein Gefühl; da aber ſollſt mir mein Gefühl deutlich machen, und mir erklären, warum dieſes gut, warum dieſes ſchlecht ſei. Gegen die Lakonismen mancher Kritiker wollen wir etwas eifern und bei dieſer Gelegenheit noch einiges Andere berühren, was auf unſerem Wege liegt. Sie verdienen um ſo mehr Vorwürfe, da Schriftſteller in unſern Tagen gar nicht nöthig haben, ſo ängſtlich auf Kürze bedacht zu ſein; für das Erforderliche hierin ſorgen ſchon andere Leute.

Da ſind zuerſt die Kritiker der Büchertitel. Manchmal ſteht in einem Titel ein oblatives e, manchmal ein Komma, manchmal das multiplicirende n. Mikroſkopiſche Rezenſenten bemerken dieſe Mängel und ſchieben das fehlende Komma hinein, und zwar behutſam in ein Parentheſen-Futteral geſteckt, damit die koſtbare Verbeſſerung nicht beſchädigt werde. Wie kann ein Rezenſent, der nur etwas menſchliches Gefühl hat, ſo hart ſein, den Titel eines Buches zu kritiſiren? Iſt er nicht ſelbſt Menſch? Iſt er nicht ſelbſt Schriftſteller? Denkt er nicht mehr an jenen Tag, da er das Werk, woran er zehn Jahre gearbeitet, zu Ende gebracht und den Titel niedergeſchrieben? War er nicht ſelig an dieſem Tage? Hatte ihn nicht der Gedanke berauſcht: heute habe ich auf meinen Todesfall geſorgt, heute habe ich meine Unſterblichkeit in die Wittwenkaſſe gebracht? Wer er an jenem Tage fähig, auf ein Komma zu achten? Fürchtet aber der Rezenſent, das fehlende Komma könne die Schuljugend verführen, ſo verbeſſere er es im Stillen; der Schriftſteller wird dann den beſcheidenen Vorwurf gerührt annehmen und dem Rezenſenten bei nächſter Gelegenheit die Hand drücken. Ueberhaupt iſt es kleinlich, in einem Buche die Sprachfehler zu rügen. Man kann annehmen, daß in der Regel jeder Schriftſteller grammatiſch richtig zu ſchreiben weiß, und daß er Sprachfehler nur aus Uebereilung begeht. Es ſind aber nicht immer die ſchlechteſten Werke, die in der Eile geſchrieben werden. Ich war einmal dabei, als der verſtorbene berühmte Phyſiker Ritter eine ungeheuer hohe galvaniſche Säule aufrichtete, mit der man ganz Deutſchland hätte ſanguiniſiren können. Ritter brachte aber nur Krebſe und Fröſche in ihren Wirkungskreis und ſtellte Verſuche an. Zu gleicher Zeit ſchrieb er ſeine Beobachtungen nieder, und indem er dies that, ſtand ein kleiner unterſetzter Druckerjunge ganz verdutzt am Fuße der Säule und wartete auf's Manuſcript. Daß Ritter, wie es die Phyſiker manchmal thun, die Natur auf die Folter geſpannt und ihr Bekenntniſſe abgepeinigt, die ſie oft wieder zurücknimmt — das gehört nicht hieher. Nur ſo viel iſt daraus zu entnehmen, daß unter ſolchen Umſtänden Ritter nicht an jedes Komma denken konnte.

Als kritiſche Lakonismen ſind auch die Frage- und Ausrufungszeichen zu tadeln, welche Rezenſenten und Redakteure zuweilen in die ausgezogenen Stellen der beurtheilten Schriften und in die Aufſätze ihrer Mitarbeiter hineinbringen. Wenn ein Rezenſent oder ein Redakteur ſich über etwas wundert, oder etwas bezweifelt, dann ſoll er dieſes deutlich herausſagen und es nicht blos pantomimiſch zu erkennen geben. Ein ſolches Ausrufungszeichen gleicht dann dem Spieße eines Dorfwächters, welcher die Dienſte ſeines in die Schenke deſertirten Herrn übernommen. Ein treuer Rezenſent darf ſich aber nicht auf ſeinen Spieß verlaſſen, ſondern er muß ſelbſt Wache halten und jeden Einpaſſirenden fragen: woher? wohin? in welchen Geſchäften? oder was ſonſt ein Literaturwächter zu fragen hat. Das Schlimmſte hierbei iſt, daß die Leſer nicht immer merken, daß der Kritiker oder Redakteur das Ausrufungs- und Fragezeichen dazwiſchen geſetzt, ſondern glauben, es gehöre zum Texte. Sie müſſen ſich dann ſehr verwundern, daß der Verfaſſer ſich über ſeine eigenen Behauptungen wundert und einen Satz, den er eben erſt mit Beſtimmtheit ausgedrückt, wieder in Zweifel ſtellt. Dieſe Verwirrung kann aber einem Schriftſteller nicht gleichgültig ſein. Welcher, der Weib und Kind hat, wird es wagen, drucken zu laſſen: „der korſiſche Tyrann hielt die

Welt in Banden, ſein Sturz befreite ſie" — wenn er befürchten muß, daß ihm ſeine gute Geſinnung vergiftet werden könne, indem der Rezenſent oder der Redakteur ein arſenikaliſches Ausrufungszeichen in den Satz bringt? Kann der Redakteur ſeine Verwunderung oder ſeinen Zweifel nicht unterdrücken, ſo bringe er ſeine Hieroglyphen in das Unterhaus der Noten, wo ſie als Oppoſition hingehören. Er darf alſo nicht ſchreiben: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite (!) ſie;" ſondern er muß drucken laſſen: „der korſiſche Tyrann hielt die Welt in Banden, ſein Sturz befreite*) ſie."

Ohe jam satis est! ..... ich ſage das nicht; bewahre der Himmel, denn ich bin noch nicht fertig. Und wäre ich fertig, würde ich dies auf eine feinere Art zu verſtehen geben, nämlich, indem ich aufhörte. Es gibt aber Rezenſenten, die, wenn ſie nichts mehr zu ſagen wiſſen, oder müde ſind, oder kein Papier mehr haben, ausrufen: Ohe jam satis est, oder: Eheu jam satis est! Aber ohe und eheu und alle ſolche Interjektionen (oder Empfindungslaute, wie man ſie während des Befreiungskrieges in den deutſchen Frauenvereinen nannte) ſind ſehr, ſehr häßlich.

---

*) (!).

Anmerkung des Redakteurs.

Es liegt eine Verachtung darin, die auch der ſchlechteſte Schriftſteller nicht verdient. Man ſoll zwar einen ſchlechten Schriftſteller nicht ſchonen, man ſoll ihn tödten — ſothaner Schaden iſt nicht groß; aber man ſoll ihn hinrichten, nicht zerfetzen. Ein ſolcher gefühlloſer Empfindungslaut iſt auch das sic, das, obzwar eine Conjunction, doch oft in Rezenſionen als Interjektion gebraucht wird. Was heißt sic? Wer den großen Scheller bei der Hand hätte, worin alle Farbenabſtufungen des sic ſtehen, der kann ſich freilich erklären laſſen, was der Rezenſent in jedem einzelnen Falle unter sic verſtand; wer aber auf dem Rigi eine deutſche Rezenſion lieſt, wie ſoll der ſich helfen? das sic iſt oft räthſelhaft. Alſo keine sics, ſondern frei heraus mit der Sprache, wie es einem deutſchen Manne geziemt. Man kann wohl lateiniſch beten, denn der liebe Gott verſteht alle Sprachen, aber lateiniſch kritiſiren ſoll man nicht.

Endlich ſind auch die kritiſchen Motto's zu rügen, die ſibyllenartig in Verſen ihre Meinung ſagen. Es gibt nämlich deutſche Tagsblätter, die jeden Tag mit einem andern Motto erſcheinen. Das Motto iſt gleichſam die Aurora, die jeden Morgen und das Blatt verkündet, das der Morgen bringt. Die eigentliche Beſtimmung dieſer Motto's iſt, mit den Aufſätzen, welche zu oberſt im Blatte ſtehen, in

Verbindung zu treten. Sie müſſen alſo im Geiſte dieſer Aufſätze gewählt ſein. Die Redaktionen aber vergeſſen dieſes oft und erlauben ſich in den Motto's Aufſätze zu kritiſiren. Dieſes mag lobend oder tadelnd geſchehen, ſo iſt es immer zu rügen. Das Motto ſoll nicht wie ein Portier ſein, der den Eintretenden grob oder artig behandelt, je nachdem er bei dem Hausherrn mehr oder weniger beliebt iſt. Der Redakteur darf ſeinen Finger nicht zwiſchen den Baum und die Rinde ſtecken, das heißt: er darf ſich nicht zwiſchen den Leſer und den Mitarbeiter ſtellen. Freilich kann der Fall eintreten, daß die Redaktion mit den Anſichten eines ihrer verehrten Mitarbeiter nicht einverſtanden iſt; aber darum darf ſie ſich an dem verehrten Mitarbeiter nicht reiben, ſie darf ihn nicht als Probierſtein benutzen, die Goldhaltigkeit ihrer eigenen Geſinnung darzuthun; ſie hat andere Gelegenheiten genug, ihre 24 Karate zu beweiſen. Gibt es denn etwas Komiſcheres, als wenn das Motto gerade das Gegentheil ſagt, als der Aufſatz, zu dem es gehört — wenn es gleichſam vorausläuft und den Leſern zuruft: dahinten kommt ein Herr, der will euch etwas erzählen, glaubt ihm nicht, er lügt. So habe ich neulich in einem ſolchen Blatte einen Aufſatz geleſen, deſſen Verfaſſer ſich die undankbare Mühe gab, den Deutſchen über ihren lächerlichen Judenhaß etwas die Wahrheit zu ſagen. Das Motto zu jenem Aufſatze lautete (in Verſen) ungefähr: „Vernichtung nur iſt euer Loos. Frieden iſt euch hienieden nicht beſchieden." Wäre ich der Verfaſſer jenes Aufſatzes, hätte ich der Redaktion geſagt: mit dieſem Motto bin ich gar nicht zufrieden und von nun an ſind wir geſchieden. Ein gewiſſenhaftes Motto darf kein Gewiſſen haben; es muß heute demokratiſch, morgen ariſtokratiſch geſinnt ſein. Ein weltkluges Motto muß ſich zum Motto wählen: Vive le roi! Vive la ligue!

XXII.

Ankündigung der Zeitſchwingen.

(Juli 1819.)

Der Herr Verleger dieſer Blätter, ein erfahrener Mann, lachte ſehr, da ich traurig und beſorgt wegen der verſprochenen Ankündigung der Zeitſchwingen, die voller Anpreiſungen ihrer künftigen guten Eigenſchaften ſein mußte, vor ihm erſchien. Weiß es nicht Jedermann, ſagte ich, daß Oliven und Zeitungen nur beim anfänglichen Drucke reines Jungfernöl geben, nachher aber ſchmieriges? So wahr es auch iſt, daß dieſe Blätter einem dringenden Bedürfniſſe unſerer Zeit abhelfen, und ein großes Loch in der Literatur ausfüllen werden, wer glaubt es mir, wenn ich es verſichere? Jener aber meinte, die Deutſchen wären es noch lange nicht müde, an Verſprechungen zu glauben, und ſie hätten dafür ſchon Wertheres hingegeben, als einige Gulden. Ich ſolle darum ganz kühn verſichern, die Zeitſchwingen würden ſich über Alles verbreiten, was nur Himmel und Erde bewahren; Politik, Literatur und Kunſt würden auf das Anmuthigſte abgehandelt, und Alles auf das Gründlichſte beſprochen werden. Auch wären mit allen Hauptorten Europa's Correſpondenzen eingeleitet, und der neueſten und gewiſſeſten Nachrichten könnten die Leſer verſichert ſein.

Auch iſt es vertragsmäßig feſtgeſetzt, daß ich mich ſelbſt loben ſoll. Mir fällt dieſes leichter, als jedem Andern. Ich thue es hiermit. Nimmt man nicht allgemein an, daß derjenige nicht ohne Tugenden ſein könne, der ſeine Fehler offen eingeſteht? Einige meiner ſchriftſtelleriſchen Fehler, denke ich darum, werden mich empfehlen, wenn ich ſie bekenne.

Sechs Monate lang habe ich die ſogenannte Zeitung der freien Stadt Frankfurt (man ſieht, daß es der deutſchen Sprache an keiner Art Biegſamkeit fehlt und ich davon Gebrauch zu machen verſtehe) theils geſchrieben, theils abgeſchrieben. Aber vor 14 Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen, auf die Finger geſchlagen, und mir die Fortſetzung jenes Blattes unterſagt. Nämlich, nicht die Zeitung, ſondern ich wurde unterdrückt. Dieſe wohlverdiente Strafe ward mir auferlegt, erſtens: weil ich mich als einen geſchmackloſen Ueberſetzer aus dem Franzöſiſchen gezeigt, und zweitens: weil ich dem „gemeinen Weſen“ jener freien Stadt nicht hinreichend gehuldigt. Die Leſer der Zeitſchwingen können alſo leicht denken, daß ich, durch dieſen Vorfall zugleich gewitzigt und vom Witze abgeſchreckt, mich künftig eines mäßigen, beſcheidenen und ehrſamen Tones befleißigen werde. Mit dem gemeinen Weſen des deutſchen Vaterlandes werde ich mich unaufhörlich beſchäftigen, und mich dem Vorbilde eines frommen, polizeiergebenen Bürgers immer mehr und mehr zu nähern ſuchen. Ich will zwiſchen freiſinnigen und knechtiſchen, zwiſchen herrſchaftlichen und unterthänigen Meinungen die friedliche Mitte halten, und mich nur zu mediatiſirten Anſichten bekennen. Zu mediatiſirten? Dieſes Verhältniß, wird Mancher ſagen, gibt mir immer noch mehr Freiheiten, als gut iſt. Ich ſage es ſelbſt.

Ich werde mich einigem Spaße ergeben, ob ich zwar recht gut weiß, daß die Deutſchen keinen Spaß verſtehen. Ich habe auf meiner kurzen literariſchen Laufbahn merkwürdige Erfahrungen darüber gemacht. Wie manche Ironie hatte ich fein zugeſpitzt; wie werden Dieſe lachen, wie werden Jene ſich ärgern, dachte ich. Aber was geſchah? Jene lachten nicht, und Dieſe ärgerten ſich nicht; und hatte ich behauptet:

zwei mal zwei ſei fünf, ſo ſchalten mich die Klugen einen Dummkopf, und die Dummköpfe triumphirten, ihre eigene Meinung ſo verbreitet zu finden.

Die Zeitſchwingen führten bis jetzt auch noch den Beinamen: des deutſchen Volkes fliegende Blätter. Dieſes Spottnamens geſchieht künftig keine Erwähnung. Was wäre denn am deutſchen Volke, das flöge? Es war niemals flügge, aber heftige Stürme hatten es einige Minuten in die Höhe geworfen. Die wenigen fliegenden Blätter, die es noch beſitzt, werden täglich enger zuſammengeheftet. Die ſchöne ſchweinslederne Zeit der Foliobände kehrt mit ſtarken Schritten zurück. Ein großer Gelehrter ſtudirte ſeine ganze Lebenszeit, mit dem Bauche auf der Erde liegend. Ein anderer ſagte ſeinem Diener, der ihm zu melden kam, daß das Haus über ſeinem Kopfe brenne, kalt und zerſtreut: „Geh' er zu meiner Frau! Ich bekümmere mich nicht um die Wirthſchaft." Der denkende Theil des deutſchen Volkes wird ſich bald wieder dem Studiren ergeben — auf dem Bauche liegt er ſchon; und wenn ihn Rauch und Flamme und Krieg umgibt, wenn die emſigen Spritzen ihm den warmen Kopf waſchen, wenn Seelenhandelsverträge geſchloſſen und die deutſchen Schaafe an England verkauft werden, um ſie abwechſelnd zu ſcheeren und einzuwollen — ſagt er ganz gelaſſen: „Was geht's mich an? Ich bekümmere mich nicht um Wirthſchafts-Angelegenheiten; das iſt die Sache meiner Regierung.“ Darum fort mit fliegenden Blättern!

Gruß den Leſern!

Die großen Herren lieben es ſehr, daß wir kleinen Knechte erhabene Betrachtungen anſtellen, und ihnen die niedrige Handarbeit überlaſſen; daß wir, hoch über den Wolken, den Lauf der Sterne berechnen, und uns um den Lauf der irdiſchen Dinge nicht bekümmern; daß wir algebraiſche Aufgaben löſen, während ſie den geldbaaren Vortheil einſtreichen. Weil ſie es wünſchen, kann es nichts Gutes ſein. Wie ſo viele wohldenkende und verſtändige Menſchen laſſen ſich hierin zum Beſten haben. Die Gewaltigen im Lande donnern ihnen ſeit dreißig Jahren zu: „ſie möchten ſich nicht mit Theorien abgeben, die in der Wirklichkeit keine Anwendung verſtatteten, und unſere lieben Gelehrten werden darauf warm, vertheidigen ihre Grundſätze, und verwickeln ſich um ſo enger in das Netz, das man über ſie hergeworfen. Jene wollen es nicht anders, als daß wir hierin ihnen nicht gehorchen. Unterdeſſen gehen die Dinge ihren alten Gang. Sokrates wurde geprieſen, weil er die Philoſophie vom Himmel herab geholt, und ſo ward er ein Lehrer der Menſchheit. Wenn wir beglücken wollen, müſſen wir die Politik aus den Wolken erdwärts ziehen. Kein Hungriger wird geſtillt mit einer Abhandlung über die freie Kornausfuhr, kein Kranker geheilt mit einem Handbuche der Therapie, keine Bürgerfreiheit durch Montesquieus geſchaffen. Saatkorn für die Nachwelt, Brod für die Zeitgenoſſen. Nur der gute Heinrich konnte ſich ohne Schwärmerei dem ſchönen Traum von einer europäiſchen Republik und einem ewigen Frieden hingeben, weil er den ſchönern hatte, von dem ſonntäglichen Huhne im Topfe.

Ueber Grundſätze läßt ſich hadern, über Erfahrungen nicht. Den Verſtand kann man bethören, aber nicht die Sinne. Gegen ein Syſtem der Meteorologie läßt ſich ſtreiten, aber nicht gegen das Gefühl der Haut, wenn ſie Kälte oder Wärme, Näſſe und Trockenheit der Luft empfindet. Wollen wir Menſchenglück verbreiten, dann müſſen wir mehr des Lebens Erſcheinungen als deſſen Regeln beſprechen. Erſt an todten Körpern wird der Bau der Lebenden erkannt. Laßt uns der athmenden Bruſt Erleichterung geben.

Darum ſoll man (ich werde es) öfter des Volkes Entbehrungen beſprechen, als ſeine Rechte, wärmer die Staatsverwaltungen als die Staatsver faſſungen, mehr die täglichen Erſcheinungen des Bürgerlebens, wie ſie im häuslichen Kreiſe und auf dem Markte ſich zeigen, als die Grundſätze der Geſetzgebungen und die großen politiſchen Verhältniſſe.

Wie im Familienleben, wie in der ſtündlichen Noth oder Luſt des Menſchen eine vollkommene oder fehlerhafte Regierung ſich ausſpreche; dieſes ſetze ich mir vor, an einzelnen Wahrnehmungen ſo aufzuzeigen, daß es dem Verſtande eines Jeden faßlich werde. Das deutſche Volk hat noch zu wenig politiſche Aufklärung. Es kennt den Zuſammenhang nicht zwiſchen einer repräſentativen Verfaſſung und ſeinem Magen. Es ſieht die Gefahren einer Gewitterwolke nicht eher ein, bis der Blitz das Haus getroffen, und begreift die Wohlthätigkeit eines befruchtenden Regens nicht früher, als bis es das in dem hundertſten Folgegliede entſtandene Butterbrod in den Mund ſteckt. Man muß es von ſeinen ſinnlichen Wahrnehmungen zu den oberſten Grundſätzen hinauf leiten; der umgekehrte Weg führt zur Verwirrung, welche die Schlechten benutzen.

Und da auch ich, wie ich es ſchmerzlich fühle, noch in der Zwitterzeit erzogen bin, wo die Wiſſenſchaft ſich vom Leben ſchied, und man eine doppelte Sprache für beide Welten erlernte und gebrauchte;

da man in Büchern anders redete, als mit dem Munde, ſo werde ich mich jener ſo viel als ausführbar enthalten. Ich will lieber nützen, als geprieſen werden; Troſt gibt der Himmel, von dem Menſchen erwartet man Beiſtand.

XXIII.

Das Teſtament der Zeitſchwingen.

(September 1819.)

Ein vorſichtiger Zeitungsſchreiber denkt jetzt ſchon auf gute Surrogate, womit er ſeinen Leſern den Morgenthee verſüßen könnte, wenn etwa eine Kontinental-Gedankenſperre dem üblichen Zucker den Eingang verwehren ſollte. Er legt ſich auf ſolide Wiſſenſchaften. Er treibt Aſtronomie, mit Ausſchließung der Kometen, weil dieſe Krieg und Noth bringen; Geographie, mit Ausſchluß der Kurörter, weil dort die Kongreſſe gehalten werden; Algebra, doch ohne plus und minus, da dieſes zum Finanzweſen gehört; Pſychologie, ohne Hofſeelen-Lehre; Theologie, mit Weglaſſung der heiligen Allianz; Oekonomie, aber nur privathäusliche; Jurisprudenz, ausſchließlich das gerichtliche Verfahren, welches die

Obliegenheit der Beamten iſt; Philoſophie, ohne Einſchränkung; die nützliche Lehre von der Keilſchrift, den Kegelſchnitten, und den Wurzelwörtern der deutſchen Sprache; Mechanik, Optik, Ethik, Rhetorik, Mathematik, Makrobiotik, Dynamik, Statik, alle Ike, nur keine Politik, weil dieſe allein der Regierung zukömmt. Sobald jener Zuſtand der Dinge eintritt, werden die Zeitſchwingen ihre Flügel ſinken laſſen, und den Namen Runkelrüben-Blätter annehmen, welches ich jetzt ſchon verkündige, um alle Kolliſionen zu vermeiden, denn ich glaube, dieſer Titel iſt ungemein buchhändleriſch und zieht ſtark.

Der Menſch muß klug ſein, und ſich lieber in die Zeiten als in ein Gefängniß ſchicken. Es iſt freilich eine betrübte Wahl. Erſt geſtern ſagte ich mit thränenden Augen: ich wollte, ich wäre in meinem 79. Jahre, am 6. Mai 1786 ſanft geſtorben, ſtatt daß ich an dieſem Tage erſt geboren bin. Vielleicht wäre ich Reichskammergerichts-Kopiſt geworden, und hätte ein ſeliges Ende genommen. Auch würde ich im Angedenken der Nachwelt viel länger gelebt haben, als ich jetzt hoffen darf. Iſt es zu bezweifeln? Hätten nicht erſt meine Urenkel den Urtels-Exekutions-Gipfel der ägyptiſchen Prozeß-Pyramide gebaut, zu der ich hundert Jahre früher mit dem Libellabſchreiben den Grund gelegt, und hatten daher nicht vier Menſchengeſchlechter meine Schriften geleſen, ſtatt daß jetzt ſelten mehr als vier Menſchen ſie leſen, nämlich ich, der Setzer, der Drucker und Corrector?

Der Menſch ſoll beſcheiden ſein, aber die Sache iſt ſchwer. Gebt uns ein Mittel fromm zu werden, und wir greifen mit beiden Händen darnach. Es iſt zu ſpät, die Verführung iſt ſo groß, als die Liederlichkeit; wohin man ſeine Blicke wendet, iſt man von Kupplerinnen und lockenden Schönen umgeben. Wir haben vom Baume des Erkenntniſſes gekoſtet, und Gutes vom Böſen zu unterſcheiden gelernt. Warum habt ihr den Cherub mit dem flammenden Schwerte nicht früher vor euren Garten geſtellt? Warum habt ihr uns in Verſuchung geführt? Was ihr jetzt thut, iſt Alles vergebens; ihr mögt es verſuchen — gelingt es euch, ſo ſeid ihr gerechtfertigt.

Strenge Aufſicht, Zenſur, gemeinſchaftliche Maaßregeln! Und ich ſollte nicht lachen? Da liegt der Moniteur vor mir, dieſe Rieſenblätter, dieſes Buch der Könige von den neunziger Jahren, auch von der napoleoniſchen Zeit, auch von den Koſaken in Paris. Ein Buchhändler hat mir neulich einen großen Haufen davon geſchenkt — und ſo was verſchenkt man! Fürſten ſollten ihn um Millionen kaufen, und für dieſe einzige Ausgabe mag geſchehen, daß ſie auch ohne Bewilligung der Stände gemacht werde. Ich leſe darin ſelten, denn es ergreift mich zu ſehr, mich, der ich doch kein Volk zu beglücken und keine Krone zu verlieren habe. Ich weine für euch, nicht für mich, denn auch um mein Zeitungsrecht iſt mir nicht bange. Auch ich bin ein vorſichtiger Runkelrübenmann, der ſich auf ſurrogirende ſolide Wiſſenſchaften legt, wie ihr gleich ſehen werdet. Mit der Pſychologie beginne ich, eine angenehme Wiſſenſchaft. Sie heißt auf deutſch: Seelenlehre, iſt unſchädlich und zenſurfrei, denn der Miniſter kann dabei gar nicht gedacht werden.

Unſere arme Seele.

Was ſie leidet, wie ſie gemartert wird in ihrem Hauſe, bis ſie ausgeht, das iſt gar nicht zu beſchreiben. Keine unglücklichere, zänkeriſchere, feindlichere Ehe gibt es, als die zwiſchen dem Körper und der Seele, und ſie iſt unauflöslich! Keine Gemeinſchaft der Güter, nur die der Uebel iſt zwiſchen ihnen. Bald muß die eine büßen, was der andere verſchuldet, bald wird jener beſtraft, für das, was dieſe beging. Waſſer in einem Gefäß, aber unausgießbar, das, wenn es trübe und ſchlecht geworden, man nur verſchütten kann durch Zerſchlagen des Gefäßes — das iſt die Seele. Ein Henkerſchwert zerſchlägt den guten Topf verdorbenen Inhalts, und geordnetes Unrecht iſt unſere Gerechtigkeit! Schwäche der Menſchennatur — es iſt nicht zu ändern; nur ſollte man wiſſen, was man thut. Tod dem Verbrecher, aber keine Läſterung.

Iſt es ſo recht? Ein anderes Mal mehr davon, und pfui Politik!

XXIV.

Denkrede auf Jean Paul.

Vorgetragen im Muſeum zu Frankfurt, am 2. Dezember 1825.

Ein Stern iſt untergegangen und das Auge dieſes Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht der leuchtende Genius und erſt ſpäte Enkel heißen freudig willkommen, von dem trauernde Väter einſt weinend geſchieden. Und eine Krone iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines Feldherrn; und ein hoher Prieſter iſt geſtorben! Wohl mögen wir den beweinen, der uns Erſatz geweſen und uns nun unerſetzlich geworden. Jedem Lande ward für jedes trübe Entbehren irgend eine freundliche Vergütung. Der Norden ohne Herz hat ſeine eiſerne Kraft; der kränkelnde Süden ſeine goldene Sonne; das finſtere Spanien ſeinen

Glauben; die darbenden Franzoſen erquickt der ſpendende Witz, und Englands Nebel verklärt die Freiheit. Wir hatten Jean Paul, und wir haben ihn nicht mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur in ihm beſaßen: Kraft und Milde, und Glauben, und heitern Scherz, und entfeſſelte Rede. Das iſt der Stern, der untergegangen: der himmliſche Glaube, der in dem Erloſchenen uns geleuchtet. Das iſt die Krone, die herabgefallen: die Krone der Liebe, die den beherrſchte, der ſie getragen, wie Alle, die ihm unterthan geweſen. Das iſt das Schwert, das gebrochen: der Spott in ſcharfer Hand, vor dem Könige zittern, und der blutleere Höflinge erröthen macht. Und das iſt der hohe Prieſter, der für uns gebetet im Tempel der Natur — er iſt dahin geſchieden und unſere Andacht hat keinen Dolmetſcher mehr. Wir wollen trauern um ihn, den wir verloren, und um die Andern, die ihn nicht verloren. Nicht Allen hat er gelebt! Aber eine Zeit wird kommen, da wird er Allen geboren, und Alle werden ihn beweinen. Er aber ſteht geduldig an der Pforte des zwanzigſten Jahrhunderts und wartet lächelnd, bis ſein ſchleichend Volk ihm nachkomme. Dann führt er die Müden und Hungrigen ein, in die Stadt ſeiner Liebe; er führt ſie unter ein wirthliches Dach: die Vornehmen, verzärtelten Geſchmacks, in den Palaſt des hohen Albano; die Unverwöhnten aber in ſeines Siebenkäs enge Stube, wo die geſchäftige Lenette am Heerde waltet, und der heiße beißende Witz mit Pfefferkörnern deutſche Schüſſeln würzt.

Jahrhunderte ziehen hinab, die Jahreszeiten rollen vorüber, es wechſelt die Witterung des Glücks; die Stufen des Alters ſteigen auf und ſteigen nieder. Nichts iſt dauernd als der Wechſel, nichts beſtändig als der Tod. Jeder Schlag des Herzens ſchlägt uns eine Wunde, und das Leben wäre ein ewiges Verbluten, wenn nicht die Dichtkunſt wäre. Sie gewährt uns, was uns die Natur verſagt: eine goldene Zeit, die nicht roſtet, einen Frühling, der nicht abblüht, wolkenloſes Glück und ewige Jugend. Der Dichter iſt der Tröſter der Menſchheit; er iſt es, wenn der Himmel ſelbſt ihn bevollmächtigt, wenn ihm Gott ſein Siegel auf die Stirne gedrückt und wenn er nicht um ſchnöden Botenlohn die himmliſche Botſchaft bringt. So war Jean Paul. Er ſang nicht in den Paläſten der Großen, er ſcherzte nicht mit ſeiner Leier an den Tiſchen der Reichen. Er war der Dichter der Niedergebornen, er war der Sänger der Armen, und wo Betrübte weinten, da vernahm man die ſüßen Töne ſeiner Harfe. Mögen wir der ſtolzen Glocke, die an ſeltenen Feſttagen majeſtätiſch ſchallt, unſere Ehrfurcht zollen — unſere Liebe wird der vertrauten Uhr, die jeden Pulsſchlag unſeres Herzens begleitet, die jede Viertelſtunde unſerer Freude nachtönt und alle unſere Schmerzen, Minute nach Minute, von uns nimmt.

In den Ländern werden nur die Städte gezählt; in den Städten nur die Thürme, Tempel und Paläſte; in den Häuſern ihre Herren; im Volke die Kameradſchaften; in dieſen ihre Anführer. Vor allen Jahreszeiten wird der Frühling geliebkoſt; der Wanderer ſtaunt breite Wege und Ströme und Alpen an; und was die Menge bewundert, preiſen die gefälligen Dichter. Jean Paul war kein Schmeichler der Menge, kein Diener der Gewohnheit. Durch enge, verwachſene Pfade ſuchte er das verſchmähte Dörfchen auf. Er zählte im Volke die Menſchen, in den Städten die Dächer, und unter jedem Dache jedes Herz. Alle Jahreszeiten blühten ihm, ſie brachten ihm alle Früchte. Auch der ärmſte Dichter, und ſchlotterte ihm nur eine Saite noch auf ſeiner kümmerlichen Leier, hat die Feiertage der erſten Liebe beſungen. Jean Paul wartet dieſe heilige Flamme, bis ſie mit dem Tode verliſcht. Bei jeder goldenen Hochzeit iſt er der trauende Prieſter, der die alten Herzen noch einmal an einander legt, und die zitternden Hände zum letzten Male paart, bevor der

Tod ſie trennt. Durch Nebel und Stürme, und über gefrorne Bäche, dringt er in das eingeſchneite Häuschen eines Dorfſchulmeiſters, die Chriſtnachtfreuden ſeiner Kinder zu theilen. Mit vollen Klängen beſingt er die königliche Luſt, auf den Wonne-Inſeln des Lago Maggiore; aber mit leiſern und wärmern Tönen das enge Glück eines deutſchen Jubelſeniors und die Freuden eines ſchwediſchen Pfarrers.

Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit des Fühlens ficht er allein. Seltſame, wunderliche Menſchen, die wir ſind! Faſt ſorglicher noch, als unſern Haß, ſuchen wir unſere Liebe zu verbergen, und wir fliehen ſo ängſtlich den Schein der Güte, als wir unter Dieben den Schein des Reichthums meiden. Wie oft geſchieht es, daß wir auf dem Markte des täglichen Treibens, oder in den Sälen alltäglichen Geſchwätzes, all' den wichtigen, volljährigen Dingen, die hier getrieben, dort beſprochen werden, erlogene Aufmerkſamkeit ſchenken! Wir ſcheinen gelaſſen und ſind bewegt, ſcheinen ernſt und ſind weich, ſcheinen wach und ſind von ſüßer Luſt gewiegt, gehen bedächtigen Schrittes und unſer Herz taumelt von Erinnerung zu Erinnerung, und wir wandeln mit breitem Fuße zwiſchen den Blumenbeeten unſerer Kindheit, und erheben uns auf den Flügeln der

Phantaſie zu den rothen Abendwolken unſrer hinabgeſunkenen Jugend. Wie ängſtlich lauſcheſt du dann umher, ob kein Auge dich ertappt, ob kein Ohr die ſtillen Seufzer deiner Bruſt vernommen! Dann tritt Jean Paul nahe an dich heran, und ſagt dir leiſe und lächelnd: „Ich kenne dich!“ Du verbirgſt deine Freuden, weil ſie dir zu kindlich ſcheinen für die Theilnahme der Würdigen; du verheimlichſt deine Schmerzen, weil ſie dir zu klein dünken für das Mitleid. Jean Paul findet dich auf und deine verſtohlene Luſt und ſpricht: „Komm, ſpiele mit mir!“ Er ſchleicht ſich in die Kammer, wo du einſam weineſt, wirft ſich an dein Herz und ſagt: „Ich komme, mit dir zu weinen!“ Schlummert und träumt irgend eine kindliche Neigung in deiner Bruſt, und ſie erwacht, ſteht Jean Paul vor ihrer Wiege, und vielleicht waren es nur ſeine Lieder, die dein Herz in ſolchen Schlaf und in ſolche Träume gelullt. Nicht wie Andere es gethan, ſpürt er nach den verborgenen Einöden im menſchlichen Herzen, er ſucht darin die verſteckten Paradieſe auf. Er löſet die Rinde von der verhärteten Bruſt und zeigt den weichen Baſt darunter; und in der Aſche eines ausgebrannten Herzens findet er den letzten, halbtodten Funken, und facht ihn zur hellen Liebesflamme an. Darin hat er ſeinem Volke wohlgethan, darin war er ſein Retter! Es gab eine Zeit, wo kein deutſcher Jüngling, wenn er liebte, zu ſagen wagte: ich liebe dich. Zünftig und beſcheiden wie er war, ſagte er: wir lieben dich, Mädchen! Hinangezogen am Spalier der Staatsmauer, hinaufgerankt an der Stange des Herkommens, hatte er verlernt, ſeinen eignen Wurzeln zu trauen. Jean Paul munterte die blöden Herzen auf; er zuerſt wagte, das jedem Teutſchen ſo grauſe Wort Ich auszuſprechen, und wenn die Freiheit nicht darin beſteht, daß man ohne Geſetze lebe, ſondern daß Jeder ſein eigener Geſetzgeber ſei, ſo war es Jean Paul, der für unſere Enkel die Saat der deutſchen Freiheit ausgeſtreut.

Jean Paul war der Dichter der Liebe, auf die ſchönſte und erhabenſte Weiſe, wie man dieſes Wort nur deuten mag. Einſt in ſeiner Jugend hatte er folgenden Eid geſchworen: „Großer Genius der Liebe! ich achte dein heiliges Herz, in welcher todten oder lebenden Sprache, mit welcher Zunge, mit der feurigen Engelszunge, oder mit einer ſchweren es auch ſpreche, und will dich nie verkennen, du magſt wohnen im engen Alpenthal, oder in der Schottenhütte, mitten im Glanze der Welt; und du magſt den Menſchen Frühlinge ſchenken oder hohe Irrthümer, oder einen kleinen Wunſch, oder ihnen Alles, Alles nehmen!“ Er hat den Eid geſchworen und er hat ihn gehalten bis in den Tod. Doch was iſt Liebe ohne Gerechtigkeit? Die Milde des Räubers, der dem Einen ſchenkt, was er dem Andern genommen. Jean Paul war auch ein Prieſter des Rechts. Die Liebe war ihm eine heilige Flamme, und das Recht der Altar, auf dem ſie brannte, und nur reine Opfer brachte er ihr. Er war ein ſittlicher Sänger. Nie ſchmückte er häßliche Sünde mit den Blumen ſeiner Worte aus; nie bedeckte er eine unedle Regung mit dem Golde ſeiner Reden. Er hätte es vermocht, wenn er gewollt; auch er hätte vermocht, mit ſeinem mächtigen Zauber dem frommen Tadler ein Lächeln abzuſchmeicheln; aber er hat es nicht gethan. Er ſtritt für Wahrheit, für Recht, für Freiheit und Glauben, und nie deckte bei ihm die Flagge eines mächtigen Namens ſündlich heilloſes Gut, es den Ungläubigen zuzuführen.

Die Troſtbedürftigen zu tröſten und als befruchtender Himmel dürſtende Seelen zu erquicken — dazu allein ward der Dichter nicht geſendet. Er ſoll auch der Richter der Menſchheit ſein, und Blitz und Sturm, die eine Erde voll Dunſt und Moder reinigen. Jean Paul war ein Donnergott, wenn er zürnte, eine blutige Geißel, wenn er ſtrafte; wenn er verhöhnte, hatte er einen guten Zahn. Wer ſeinen Spott zu fürchten hatte, mochte ihn fliehen; ihn zu verlachen, wenn er ihm begegnete, war Keiner frech genug. Trat der Rieſe Hochmuth ihm noch ſo keck entgegen, ſeine Schleuder traf ihn gewiß! Verkroch ſich die Schlauheit in ihrer dunkelſten Höhle, er legte Feuer daran, und der betäubte Betrüger mußte ſich ſelbſt überliefern. Sein Geſchoß war gut, ſein Auge beſſer, ſeine Hand war ſicher. Er übte ſie gern, ſeinen Witz hinter Höfe und hinter Deutſchland hetzend. Nicht nach der Beute der Jagd gelüſtete ihm, er wollte nur fromm die Felder des Bürgers und des Landmanns Aecker vor Verwüſtungen ſchützen. Von der Feder manches Raubvogels, von dem Geweihe und der Klaue manch erlegten Wildes könnten wir erzählen; doch laſſen wir uns zu keinen Jagdgeſchichtchen verlocken, in dieſer ſehr guten Hegezeit, wo ſchon ſtrafbar gefunden und beſtraft wird, nur die Büchſe von der Wand herab zu holen.

Freiheit und Gleichheit lehrt der Humor und das Chriſtenthum — beide vergebens. Auch Jean Paul hätte vergebens gelehrt und geſungen, wäre nicht das Recht ein liebes Bild des todten Beſitzes und die Hoffnung eine Schmeichlerin des Mangels. Jean Paul hat gut gemalt, er hat uns zart geſchmeichelt. Der Humor iſt keine Gabe des Geiſtes, er iſt eine Gabe des Herzens, er iſt die Tugend ſelbſt, wie ein reichbegabtes Herz ſie lehrend übt, weil es ſie nicht übend lehren darf. Der Humoriſt iſt der Hofnarr des Königs der Thiere, in einer ſchlechten Zeit, wo die Wahrheit nicht tönen darf, wie eine heilige Glocke, wo man ihr nur ihr Schellengeläute vergibt, weil man es verachtet, weil man es belächelt. Der Humoriſt löſt die Binde von den Füßen des Saturns, ſetzt dem Sklaven den Hut des Herrn auf und verkündigt das ſaturnaliſche Feſt, wo der Geiſt das Herz bedient und das Herz den Geiſt verſpottet. Einſt war eine ſchönere Zeit, wo man den Humor nicht kannte, weil man nicht die Trauer und nicht die Sehnſucht kannte. Das Leben war ein olympiſches Spiel, wo Jeder durfte ſeine Kraft und Hurtigkeit erproben. Der Schwäche war nur das Ziel verſperrt, nicht der Weg; der Preis verweigert, nicht der Kampf. Jean Paul war der Jeremias ſeines gefangenen Volkes. Die Klage iſt verſtummt, das Leid iſt geblieben. Denn jene falſchen Propheten wollen wir nicht hören, die ihn begleitet und ihm nachgefolgt; und nur aus Liebe zu dem geliebten Todten wollen wir ſeiner kranken Nachahmer mit mehr nicht als mit wenigen Worten gedenken. Sie dünken ſich frei, weil ſie mit ihren Ketten raſſeln; kühn, weil ſie in ihrem Gefängniſſe toben, und freimüthig, weil ſie ihre Kerkermeiſter ſchelten. Sie ſpringen vom Kopfe zum Herzen, vom Herzen zum

Köpfe — ſie ſind hier oder dort; aber der Abgrund iſt geblieben; ſie verſtanden keine Brücke über die Trennungen des Lebens zu bauen. Verrenkung iſt ihnen Gewandtheit der Glieder, Verzerrung Ausdruck des Geſichts, ſie klappern prahlend mit Blechpfennigen, als wenn es Goldſtücke wären, und wirft ihnen ja einmal der Schiffbruch des Zufalls irgend ein Kleinod zu, wiſſen ſie es nicht ſchicklich zu gebrauchen, und man ſieht ſie, gleich jenem Häuptling der Wilden, ein Ludwigskreuz am Ohrläppchen tragen.

Die Bewunderung preiſt, die Liebe iſt ſtumm. Nicht preiſen wollen wir Jean Paul, wir wollen ihn beweinen! Der lüſterne Gaſt vergißt über dem Mahle den Wirth, der herzloſe Kunſtfreund den Künſtler über dem Werke. Zwar wird als Dankbarer gelobt, wer von der genoſſenen Wohlthat erzählt; aber der Dankbarſte iſt, der die Wohlthat vergißt, ſich nur des Wohlthäters zu erinnern. So wollen wir des ſeligen Geiſtes liebend gedenken, nicht der Arbeiten und Werke, womit er unſere Bewunderung verdient. Und wollten wir anders, wir vermöchten es nicht. Man kann Jean Pauls Werke zählen, nicht ſie ſchätzen. Die Schätze, die er hinterlaſſen, ſind nicht alle gemünztes Gold, das man nur einzurollen braucht. Wir finden Barren von

Gold und Silber, Kleinodien, nackte Edelſteine, Schaumünzen, die der Gewürzkrämer als Bezahlung abweiſt; aufgeſpeicherte, ungemahlne Brodfrucht, und Aecker genug, worauf noch die ſpäteſten Enkel ernten werden. Solcher Reichthum hat manches Urtheil arm gemacht. Fülle hat man Ueberladung geſcholten, Freigebigkeit als Verſchwendung! Weil er ſo viel Gold beſaß, als Andere Zinn, hat man als Prunkſucht getadelt, daß er täglich aus goldenen Gefäßen aß und trank. Hat aber Jean Paul doch hierin gefehlt, wer hat ſeinen Irrthum verſchuldet? Wenn große Reichthümer durch viele Geſchlechter einer Familie herab erben, dann führt die Gewohnheit zur Mäßigkeit des Genuſſes; die Fülle wird geordnet; Alles an ſchickliche Orte geſtellt und um jeden Glanz der Vorhang des Geſchmacks gezogen. Der Arme aber, den das Glück überraſcht, dem es die nackten Wände zauberſchnell mit hohen Pfeilerſpiegeln bedeckt, dem der Gott des Weins plötzlich die leeren Fäſſer füllt — der taumelt von Gemach zu Gemach, der berauſcht ſich im Becher der Freude, theilt unbeſonnen mit vollen Händen aus, und blendet, weil er iſt geblendet. Ein ſolcher Emporkömmling war Jean Paul; er hatte von ſeinem Volke nicht geerbt. Der Himmel ſchenkte ihm ſeine Gunſt; das Glück ſtürzte gut gelaunt ſein Füllhorn um, und über ſchüttete ihn mit Blumen und Früchten; die Erde gab ihm ihre verborgenen Schätze. Er ſah und zeigte ſie gerne! Doch was der Neid der Mitlebenden belächelt, darüber lachen froh die Erben. Gold bleibt Gold, auch in der Erzſtufe, nur von Wenigen erkannt, und die Faſſung der Edelſteine erhöht ihren Preis, nicht ihren Werth.

So war Jean Paul! — Fragt ihr: wo er geboren, wo er gelebt, wo ſeine Aſche ruhe? Vom Himmel iſt er gekommen, auf der Erde hat er gewohnt, unſer Herz iſt ſein Grab. Wollt ihr hören von den Tagen ſeiner Kindheit, von den Träumen ſeiner Jugend, von ſeinen männlichen Jahren? Fragt den Knaben Guſtav; fragt den Jüngling Albano und den wackern Schoppe. Sucht ihr ſeine Hoffnungen? Im Kampanerthale findet ihr ſie. Kein Held, kein Dichter hat von ſeinem Leben ſo treue Kunde aufgezeichnet, als Jean Paul es gethan. Der Geiſt iſt entſchwunden, das Wort iſt geblieben! Er iſt zurückgekehrt in ſeine Heimath; und in welchem Himmel er auch wandere, auf welchem Sterne er auch wohne, er wird in ſeiner Verklärung ſeine traute Erde nicht vergeſſen, nicht ſeine lieben Menſchen, die mit ihm geſpielt und geweint, und geliebt und geduldet, wie er.

XXV.

Faſtenpredigt über die Eiferſucht.

Das Scharlachfieber füllt im Converſations-Lexicon mehr als ſechs Seiten an, die Eiferſucht kaum eine halbe Seite. Wunderliches Größenverhältniß! Jenes Uebel, das nur die Oberfläche des menſchlichen Lebens berührt, findet ärztliche Sorgfalt, freundliche Wärter, baldige Heilung und den ſanften Kindertod, wenn die Natur unverſöhnlich iſt. Die Eiferſucht aber, welche alle die großen Lebensräume des ausgebildeten Mannes und Weibes anfüllt, ihr Inneres zerreißt, verſengt, vergiftet, ſie grauſam verfolgt und die geängſtigte flüchtige Empfindung aus dem verborgenſten, dunkelſten Winkel hervorholt, ſucht vergebens Troſt und Beiſtand, ſie findet nur Spott und Verachtung; der friedebringende Tod und ſelbſt der eigene Wunſch, zu geneſen, bleibt ihr verſagt. Prometheus, weil er das Feuer des Himmels entwendet und es dem feuchten Menſchen eingehaucht, ward an einen Felſen geſchmiedet, wo ein ſchrecklicher Geier an ſeinem Herzen nagte, ohne es je zu zernagen. Die Liebe iſt jene Flamme, welche die Götter den Sterblichen mißgönnen, und die Eiferſucht iſt der freſſende Geier, der den Diebſtahl furchtbar rächt.

Die Eiferſucht der Männer muß von der Eiferſucht der Frauen geſondert werden, ſie haben eine gemeinſchaftliche Quelle, aber ihr Lauf und, um das Bild zu vollenden, die Ufer, die ſie beſpülen, ſind ſo unendlich verſchieden, als es ihr Ausfluß iſt, wenn ſie dieſen erreichen und ſich nicht in der Tiefe verlieren. Der Mann haßt ſeine Nebenbuhler nicht, das Weib verabſcheut ſeine Nebenbuhlerinnen. Die Eiferſucht des Mannes iſt ein ſtürmiſches Meer, das Alles überſchwemmt, Alles, was feſt an ihm iſt, niederreißet und verſchlingt, das alle ſeine Tiefen ausfüllt, alle Ströme ſeiner Empfindung aufnimmt und ſeinen Geiſt zerſtört. Die Eiferſucht des Weibes iſt ein ſchmaler, reißender, tückiſcher Strom, der ſeine Tiefe verbirgt und an dem die ſtillen Ufer um ſo ſchärfer und höher hervorragen; ſie erhöht ſeine Empfindungen und ſtärkt ſeinen Geiſt. Der eiferſüchtige Mann iſt ein zorniger Löwe; er iſt edel und nur der Hunger zwingt ihn ſeine Beute zu zerreißen. Das eiferſüchtige Weib iſt eine erboſte Schlange, ſie iſt eitel, und die Lüſternheit allein verführt ſie zum Stechen. Die Erbitterung des eiferſüchtigen Mannes iſt gegen den geliebten Gegenſtand gerichtet, und ſie unterbricht ſeine Liebe; die des eiferſüchtigen Weibes wendet ſich der Nebenbuhlerin zu, und ihre Liebe wird dadurch erhöht. Die Eiferſucht macht den Mann dumm, lächerlich und ſetzt ihn in der Liebe und Achtung des Weibes herab; das Weib macht ſie geiſtreicher, liebenswürdiger, und ſie ſteigert die Empfindung des Mannes. Die Eiferſucht iſt ein furchtbares, blutiges Werkzeug, das ein Weib leichtſinnig gebraucht, ihrer Eitelkeit ein wenig Zuckerwerk vorzuſchneiden; es verletzt oft damit ſelbſt einen geliebten Mann, um ſich an ſeinen Schmerzen zu ergötzen. Der Mann verſchmäht dieſes grauſame Mittel, ob es zwar ſelten ſeinen Zweck verfehlte, würde es angewendet, die ſchlummernde Liebe eines Weibes aufzuwecken, die verheimlichte zum Geſtändniſſe zu bringen, oder ſelbſt die nicht beſtehende zu ſchaffen.

Die Freude iſt gleichförmig, weil ſie den ganzen Menſchen ausfüllt. Denn jede Luſt, durch welchen Sinn, durch welche Seite des Lebens ſie auch einkehrt, iſt nur der rohe Stoff, der wohl an der Eintrittspforte einen geringen Zoll erlegt, aber dann ſich weiter führt, um im menſchlichen Herzen, dieſer großen gemeinſchaftlichen Werkſtätte, nach gleichen und unwandelbaren Regeln zubereitet zu werden. Alle Genüſſe, ſo verſchieden auch ihre Beſtandtheile ſind, werden, wenn ſie durch das Herz gehen, in Blut verwandelt. Darum iſt die Freude ſo einfach und ohne Wechſel, und daher iſt Entbehren die große Bedingung unſeres Glückes, weil man das geſättigte Herz nüchtern machen muß, um ſeine Empfänglichkeit zu erneuern. Aber der Schmerz iſt tauſendfaltig, denn das auflöſende Herz weiſt ihn zurück, er darf die Glieder nicht verlaſſen, die er peinigt, und wird in jedem derſelben beſonders empfunden. Doch einen Schmerz gibt es, der mit der Freude die ſchreckliche Gemeinſchaft hat, daß auch er den ganzen Menſchen ausfüllt und in's Blut des Lebens verwandelt wird — es iſt die Eiferſucht. Wie Muſik eine überirdiſche Luſt iſt, und der Menſch, der ſie empfindet, alle Freuden aller Welten genießt, ſo iſt die Eiferſucht ein unmenſchlicher Schmerz, und die Bruſt, die ſie erfüllt, fühlt die Leiden aller erſchaffenen Dinge. Verſchmähte Liebe iſt Tod. Eiferſucht iſt mehr, ſie iſt die Furcht des Todes.

Frauen verſtehen die Liebe der Männer nicht zu ſchätzen. Weil ſie Alles, worüber ſie ſchalten können, dafür hingeben, glauben ſie den vollen Preis bezahlt zu haben. Es iſt ihre ewige Täuſchung, daß ihre Liebe größer ſei, denn ſie wähnen zu geben, wenn ſie empfangen. Das Weib lebt nur, wenn es liebt, es findet ſich erſt, wenn es ſich in einen Mann verliert. Das Herz der Frauen wird leer geboren und nichts darin hat dem Bilde eines geliebten Mannes erſt den Platz zu räumen. Aber die Seele des letztern iſt voll und belebt, und er muß eine Welt verdrängen, um den Gegenſtand ſeiner Liebe aufzunehmen. Er opfert dem Weibe alle ſeine Sinne, ſeine Entwürfe, ſeine Hoffnungen. Seine Empfindungen ſind Ströme, ſeine Gedanken die Schiffe darauf, in welchen er der Geliebten alle Freuden und Kräfte des Lebens zuführt. Er hat ſein ganzes Eigenthum in eine Hand gegeben, und wird nun ſeine Liebe verſchmäht oder verrathen, ſo findet er nicht Nahrung noch Obdach, denn er iſt von Allem entblößt. Wohin ſoll ſich der Unglückliche wenden? Soll er ſeinen Schmerz in den Taumel der Sinne verſenken — die grauſamen Wellen heben ihn immer wieder empor und führen ihn dem Lande zu. Soll er ſich im Thun des Geiſtes zerſtreuen? Aber er hat auch den Geiſt der Geliebten geopfert. Er kann ſich nicht betäuben, denn er hört nicht, er kann ſich nicht verblenden, denn ſeine Augen ſind geſchloſſen. Dem liebenden Jüngling iſt die ganze Menſchheit nur eine Sache. Die Welt iſt ihm leblos und entvölkert, ihre Pulſe ſtocken, wenn das Herz der Geliebten aufhört, für ihn zu ſchlagen.

Jedes Seelenleid hat ſeine warmen Thränen, die manche ſtechende Eiszacke der Empfindung wegſchmelzen; nur die Eiferſucht hat ſie nicht, und das trockne, verſengte Auge zeigt den dürren Grund eines ausgebrannten Kraters. Jeder Schmerz hat ſeinen Schlummer, der ihn in Vergeſſenheit wiegt; nur der Eiferſüchtige wacht immer, und kein ſchmeichelnder Traum gibt ihm zurück, was ihm der Tag genommen.

Findet ein leiſes körperliches Mißbehagen ſeinen Arzt, und ſchon die üble Laune eines Freundes ihren Tröſter, warum bleibt allein das furchtbarſte aller Uebel ohne Hülfe und Beſchwichtigung? Warum findet der Eiferſüchtige weder Arznei noch Theilnahme? Weil die Nähe eines Eiferſüchtigen drohend und verderblich iſt; wo er weilt, da hauſen Schlangen unter den Roſen der geſelligen Freude. Der liebende Mann hat ſein ganzes Daſein auf das Herz eines Weibes geſtützt; wankt und bricht nun dieſe Säule unter ihm, dann ſtürzt er in den leeren Raum, und je bedeutender er iſt, je mehr Tugenden er beſitzt, deſto gewichtiger iſt ſein Fall und deſto gefährlicher wird er Jedem, dem er in ſeinem Sturze begegnet. Darum flieht man ihn, wie man der verderbenſchwangeren Bombe ausweicht. Jede andere Schwäche, jedes Laſter, ja eine ſchlechte Handlung verzeiht man dem Manne, weil dieſe nur ein Glied ſeines Weſens verderben, und die Freundſchaft oder die Achtung in ſeinen übrig gebliebenen geſunden Theilen Erſatz für die erkrankten finden. Wer aber an der Eiferſucht krank liegt, deſſen ganze Natur iſt zerrüttet und, gleich einem durchaus verdorbenen Schuldner, kann er auch nicht den kleinſten Theil der gerechten Forderungen der Welt befriedigen. Wie kann der liebevolle Nachſicht fordern, der ſelbſt Liebe für Keinen hegt, weil er die ganze Summe ſeines Herzens einem einzigen Weſen hingegeben hat? Seine Seele iſt eine Waſſerwüſte; vergebens ſchickt die Barmherzigkeit ihre Taube aus, ſie bringt kein Oelblatt zurück, das die Rettung von irgend etwas Feſtem, Lebendigem bezeuge.

Eiferſucht iſt der einzige verlorene Schmerz, die alleinigen Wehen in der ganzen Natur, welchen nie eine Geburt nachfolgt. Krankheiten ſtärken den Körper, Armuth macht thätig und reich, Thorheit macht weiſe, Ungewitter befruchten, was der Blitz zerſtört, wird gut bezahlt, am Fuße flammenſpeiender Berge blühen üppige Länder. Und gibt es Uebel, die kein Gut begleitet, ſo ſehen wir in der Erinnerung jeder überſtandenen Noth eine ähnliche Schweſter der Freude. Aber die Eiferſucht iſt eine Wolke ohne Himmel, hinter ihr iſt das ſchreckliche Nichts. Sie macht nicht ſtark, nicht weiſe, ſie beſſert, ſie reinigt nicht, ſie erwirbt nicht fremde Liebe, ſie befreit nicht von der eignen, und endet ſie, ſo endet die Liebe mit ihr, und das Herz gewinnt nur die Ruhe des Grabes. Die Rückerinnerung dieſer Qual, wie traurig iſt ſie! Der Leidende fühlt ſich wie nach einem Schiffbruche auf dürren Meeresſtrand geworfen; das Leben iſt gerettet, aber das Fahrzeug, das alle ſeine Güter trug, haben die Wellen verſchlungen, und als nackter Bettler wandert er durch die Welt.

Warum iſt das zarte, innig fühlende Weib, das einem Manne dieſen furchtbaren Schmerz einflößt, ſo empfindungslos dagegen? Das Weib bildet den Horizont der Menſchen, an dem Himmel und Erde zuſammentreffen. Engel und Teufel vertragen ſich in ihm, wie ſonſt nirgends. Die ſanfteſte, edelmüthigſte Frau beſitzt von der Hölle wenigſtens ein volles Kohlenbecken, und es iſt keine ſo ruchlos, die nicht einen kleinen Winkel des Paradieſes in ihrem Herzen trüge. Wo ihre höchſte Würde, da iſt ihre niedrigſte Gemeinheit nicht weit davon. Seht ihr ein königliches Weib auf goldenem Throne, ſo hat es einen Schemel von ſchlechtem Holze unter ſeinen Füßen. Man muß ſie haſſen, damit man ſie ja nicht liebe, ſie verachten, um ſie nicht anzubeten, ſie beherrſchen, um nicht ihr Sklave zu werden. Die Liebe iſt ihre Angel, die ſie ernährt und ergötzt. Die großen Fiſche tödten, mit den kleinen ſpielen ſie. Es gibt nichts Lächerlicheres als ein verliebter Mann; ein Goldfiſchchen in einer Waſſerglocke iſt ein erhabener Anblick dagegen. Liebe einzuflößen iſt das unaufhörliche Beſtreben der Weiber. Sie wünſchen dem Monde ein Herz, um es auszufüllen. Aber, gleich Helden, ſuchen ſie nur den Kampf und verſchmähen die Beute. Nicht das Herz, das ſich ihnen ergibt, das widerſtehende achten ſie. Darum hat der Eiferſüchtige kein Mitleid zu erwarten; er iſt abgethan. Der Gleichgültige beſchäftigt alle ihre Sinne, Kräfte und Wünſche; ſie haben keine Thränen für die Wunden, die ſie ſchlugen, aber ſie küſſen die Hand, die ihnen Wunden ſchlägt. Man begießt und wartet die Bäume nur, bis der Herbſt gekommen, und Eiferſucht iſt die überreife Frucht der Liebe. Das entlaubte Herz wird geſpalten, und die ſchönen Gärtnerinnen wärmen ihre Winterſtuben mit dem Holze. Wollt ihr Liebe erwerben, verbergt die eure; wollt ihr euch gegen Eiferſucht ſchützen, erregt ſie. Macht es wie die Wanderer im heißen Afrika. Wenn ſie reißenden Thieren begegnen, werfen ſie ſich zur Erde, halten den Schlag ihres Herzens zurück, die Tiger kommen herbei, belecken den Scheintodten, und gehen, ohne ihn zu verletzen, vorüber. Liebende Jünglinge! haltet den Schlag eures Herzens zurück, die Weiber küſſen euch dann, und zerfleiſchen euch nicht.

XXVI.

Dioptrik.

Schon daran finde ich meine Schadenfreude, daß auch die ſchönſten und ſtolzeſten Leſerinnen der Iris nicht wiſſen, was Dioptrik bedeutet, und genöthigt ſind, der Ueberlegenheit männlicher Einſicht im Stillen zu huldigen. Aus keinem andern Grunde gebrauchte ich das Wort; denn ich wollte, gegen alles Völkerrecht, ohne blaſende Herolde und aufgeblaſene Manifeſte vorauszuſchicken, den Krieg, mit einem Schuſſe, zugleich ankündigen und beginnen. Freilich, wen die Weiber um Ruhe, Frieden und Wohlſein, um den Schlaf, das Herz, die Eßluſt und den Verſtand betrogen, der wird es kindiſch finden, daß ich ſo ſtark tobe, da ſie mir doch nicht mehr veruntreuet als einen Gulden. Aber einen Beleidigten, wenn er tugendhaft iſt, ſchmerzt weniger die erlittene böſe

That als die Bosheit. Nicht an der Verletzung meines Eigenthums liegt mir, ſondern an der allgemeinen Sicherheit, und darum bringe ich meine Klage öffentlich vor.

Ich ging vor einigen Tagen in den Sorgiſchen *beſtmöglichſt erwärmten* Saal, um die *königlichen* Transparentgemälde zu ſehen. Ich ſah aber gar nichts, aus den einfachſten optiſchen Gründen; denn die dort aufgeſtellten Weiberhüte, die nicht transparent waren, verhinderten mich daran. Eine Frau — ich hätte giftiger und höhniſcher *Dame* ſagen können, aber man muß auch gegen Feinde gerecht ſein; ſie hatte ihr Kind auf dem Schooße — eine Frau unter einem Hute, der wenigſtens 12,873 Fuß über dem mittelländiſchen Meere erhoben ſein mußte, denn er ragte über die *Jungfrau* hinaus, die 12,872 Fuß hoch iſt, ſaß gerade vor mir, und vertheidigte die ſchweizeriſche Freiheit gegen mein Augennetz, worin ich ſie fangen wollte. Welche Farbe der Hut hatte, und ob er mir einen grauen oder ſchwarzen Staar verurſachte, konnte ich nicht unterſcheiden. Aber ich war vollkommen blind, und genöthigt, im Dunkeln anderthalb Stunden lang aus Verzweiflung ſatyriſch zu ſein. Ich bedauerte ſehr, daß Weiberköpfe zu den *beweglichen* Gütern gehörten, auf die man, wie auf Fauſtpfänder, nur etwas Weniges mit Sicherheit borgen kann. Wäre der vor mir befindliche Kopf als Hypothek zu verſchreiben, das heißt: ein liegendes Grundſtück geweſen, dann hätte ich vielleicht noch einen ſchmalen Weg in die Alpenthäler aufgefunden. Aber ſo war gar nicht daran zu denken. Die ſchöne weibliche Himmelskugel bewegte ſich unaufhörlich, und da ich ſtets auf die entgegengeſetzte Seite ausbog, ſo bildeten unſere Köpfe die ſich durchkreuzende Bewegung eines doppelten Uhrperpendikels. Anfänglich hatte ich große Hoffnung auf das Kind geſetzt, welches die Obſcurantin auf dem Schooße hatte; ich dachte nämlich, ſie würde ſich oft niederbücken es zu liebkoſen. Aber die weibliche Neugierde war größer als die Mutterliebe, und ſie ließ nur ſelten den Kopf zum Kleinen hinab. Ich ſah alſo nichts von den Schweizergemälden, weder Muttertreue, noch die Stadt Luzern, noch Tell's Kapelle, noch die Petersinſel. Nur als der Mond im Dörfchen Lyß aufging, fielen einige Strahlen deſſelben durch die Zweige der Hutfeder, welches ſchauerlich war. Auch die Jakobfeuer am Brienzerſee gingen mir verloren, und in meinem Verdruß konnte ich den mörderiſchen Gedanken nicht unterdrücken: lägen doch alle anweſenden Weiberhüte darin und brennten! Am meiſten dauerten mich die vielen im Saale befindlichen Kinder unter 10 Jahren, die zwar nur die Hälfte des Eintrittspreiſes zu zahlen hatten, dafür aber auch weniger als die Hälfte der Schauſtücke ſehen konnten, da ſie noch tiefer im Rieſenſchatten der Weiberhüte ſaßen, als wir Erwachſene. So ging ich unbefriedigt nach Hauſe und murrte ſehr über das böſe Geſchick; doch bald mußte ich beſchämt über meinen Zweifel an eine gütig waltende Vorſehung mit Candide ausrufen: Die Welt iſt doch die beſte, trotz ihren dioptriſchen Leiden! Ich fühlte nämlich, daß mein Hals, der ſeit drei Tagen ſo ſteif war, wie der kuhſchnappel'ſche Kanzleiſtyl, ſich wieder frei bewegen konnte. Der Menuet, den er mit dem Federhute tanzte, hatte ihn wahrſcheinlich flott gemacht. Die Heilung war gewiß ihren Gulden werth. Da aber nicht Jeder, der ſo unglücklich iſt hinter einem Federhute zu ſitzen, zugleich das Glück hat einen ſteifen Hals zu haben, ſo darf ich dieſem zum Schaden nachfolgende Betrachtungen nicht unterdrücken.

Schon oft hat man über die Hinderniſſe geklagt, welche die hohen Hüte der Frauenzimmer den männlichen Augen in Schauſpielen entgegenſetzen, und Vorſchläge gemacht, wie dem Uebel abzuhelfen ſei. Der beſte unter den Vorſchlägen war der, daß die Hüte aus Glas verfertigt werden ſollten. Dieſes hätte allerdings ſeinen Vortheil, und wenn man dabei noch bedacht wäre, die Gläſer ſo zu ſchleifen und zuſammenzuſetzen, daß ſie den männlichen Zuſchauern als Perſpective dienen könnten, ſo wäre der Nutzen groß. Allein man vergaß, daß ſolche Hüte ſehr gebrechlich ſind, und daß, wenn auch der Anſtoß von Außen vermieden würde, die Bewegung, die ſo ſtark in Weiberköpfen ſtattfindet, dieſelben leicht beſchädigen könnte. Ich habe drei andere Hülfsmittel, die mir beſſer ſcheinen.

Mein erſter Vorſchlag, die Hutfinſterniſſe, welche die Frauen bei Schauſpielen verurſachen, künſtlich zu erhellen, beſteht darin, daß man ihnen den Eingang auch ohne Hüte nicht verſtatte. Ich habe nie begreifen können, wie Männer ſo leichtſinnig ſein mögen, ihre Weiber die Komödie, dieſe Turn-, Fecht-, Redner- und Thränenſchule, täglich einige Stunden beſuchen zu laſſen. Lernen auch die guten nichts Böſes darin, ſo lernen doch die ſchlimmen das Böſe geräuſchlos begehen. In den Londoner Diebs-Erziehungsanſtalten werden die Gaunerzöglinge geübt, lebensgroßen Puppen, die mit Schellen behängt ſind, die Taſchen zu leeren; ſie müſſen dies zu Stande bringen, ohne zu klingeln. Die Komödie iſt ein ähnliches Inſtitut, worin das Frauenzimmer lernt, ſeine kleinen Spitzbübereien ohne Geklingel auszu führen. Wenn man ſich auch immerhin auf die Treue der Weiber verlaſſen darf, ſo ſoll man doch nie vergeſſen, wie groß ihre reine Liebe zur Wiſſenſchaft iſt, die ſie ohne Einmiſchung alles Eigennutzes beſeelt, und daß ſie, gleich eifrigen Jägern, am Jagen und Tödten ihre Luſt finden, ob ſie zwar das erlegte Wild verſchmähen, es verſchenken oder liegen laſſen. Man ſollte ihnen daher den Beſuch der Schauſpiele höchſtens während der erſten Scenen verſtatten, wo Kammermädchen und Bediente die Zimmer reinigen und ſich über die Herrſchaft luſtig machen, die noch im Bette liegt, oder während des letzten Aktes, wo Alles an den Tag kommt und auch die Liſtigſte überführt wird. Sie würden auch mit dieſer Einrichtung wahrſcheinlich zufrieden ſein, da ihnen beim Theaterbeſuche an der Feſtlichkeit des Kommens und Gehens am meiſten gelegen iſt.

Mein zweiter Vorſchlag iſt: ſie ſollen keine Hüte aufſetzen. Gibt es etwas Größeres als deren Geſchmackloſigkeit? Außer der Kühnheit dieſes zu ſagen, gewiß Nichts. Die landüblichen Weiberhüte haben ſo viel Eckiges, Geſchnörkeltes, Buntſcheckiges, Domgewölbtes, kurz Gothiſches, daß man ſie für die ſtärkſten Stützen des häuslichen Feudalweſens und der geſelligen Oberlehnsherrlichkeit der Weiber anſehen kann. Nehmt ſie ihnen und die unnatürliche

Geiſteigenſchaft ſo vieler Männer wird aufhören. Es iſt mit den Geſetzen der Mode wie mit denen des Staates; jene werden für die Häßlichen, wie dieſe für die Ruchloſen gemacht, und die ſchönen Weiber wie die guten Bürger müſſen ſich ihnen, um der Ordnung willen, mit unterwerfen. Anders läßt ſich ja gar nicht erklären, wie ein Frauenzimmer, das kein häßliches Geſicht zu verbergen hat, mit einem ſolchen Regen- und Sonnenſchirme zu einer Zeit herumgehen mag, wo es weder regnet noch heiß iſt. In einem ſolchen Hute, mit ſeinen Höhen und Tiefen, mit ſeinen Böſchungen und ausgezacktem Rande, kann jeder Ingenieur, ohne Anſtrengung der Einbildungskraft, ſämmtliche Theile einer Feſtung, Graben, Wälle, Paliſſaden, Baſtionen, Courtinen und Schießſcharten wahrnehmen. Und ſo angeſehen, gereichen große Hüte den Köpfen, die ſie tragen, allerdings zum Ruhme; denn da ausgedehnte Feſtungswerke bekanntlich eine große Beſatzung erfordern, ſo ſetzen jene dieſe voraus. Aber Männer ſetzen ſie in Verzweiflung. Eine Frau unter einem Hute iſt gar nicht zu erobern. Jedes weibliche Herz iſt ein heiliges Jericho im gelobten Lande, deſſen Mauern vom Schalle einſtürzen. Darum liebt auch eine taube Frau niemals, ob zwar ein tauber Mann ſo wie ein ſtummer Mann keine Liebe einflößt, eine ſtumme

Frau aber um ſo leichter. Wie iſt es aber möglich, in die Pulverkammer der weiblichen Empfindung, in das Ohr, eine einzige Brandrakete zu werfen, wenn dieſes vom hohen Hute geſchützt wird? Deſertirte nicht manchmal eine Locke aus der Hutfeſtung und zeigte dem belagernden Munde eine kleine Oeffnung, wodurch der Zündfaden eines zärtlichen Wortes geleitet werden kann, ſo würde aus jeder Liebesbewerbung ein trojaniſcher Krieg und die ſchöne Helena zur Matrone werden.

Mein dritter Vorſchlag und Heilplan wäre, daß die Damen im Schauſpiele ihre Hüte an die Wand hängten und mit großen Buchſtaben, etwa transparent in Brillantfeuer, ihre Namen darunter ſetzen ließen. Da man den Putz nur trägt, ihn ſehen und ſich beneiden zu laſſen, ſo reichte ja ſchon hin, daß man die Beſitzerin deſſelben erführe. Ja die Weiber könnten oft gar zu Hauſe bleiben und nur ihre Hüte in's Theater ſchicken.

XXVII.

Honeſtus.

(1824.)

Oscar, ein junger Schwede, lebte in Paris und übte die Malerkunſt. Oscar war immer fröhlich, denn er war immer gut. Wohl tändelte er mit der Gefahr des Laſters, doch nie beſchmutzte er ſein Herz, und dann geſchah, daß er den Verworfenen auf eine kurze Stunde den Schmerz und die Luſt der Reue wieder gab, und über dämmernde Wangen flammte das düſtere Abendroth der Tugend noch einmal auf. Oft ſtürmte Oscar zu ſeinen Freunden und rief: Kommt, Brüder! laßt uns trinken! Sie eilten in ein Zechhaus: duftende Speiſen, köſtliche Weine wurden aufgetragen; aber Oscar genoß mäßig aus der Schüſſel, und nippte nur am Glaſe — der Becher ſeines Lebens war mit glühendem, ſchäumendem Blute bis zum Rande voll, und jeder Tropfen hinzugegoſſen machte ihn überſtrömen. Eines Tages eilte Oscar zur italieniſchen Oper, Mozart's Don Giovanni zu ſehen. Das Haus war noch geſchloſſen, und die wartende Menge war groß. Oscar miſchte ſich in das Gedränge und zog einen Thaler aus der Taſche, um, wenn die Kaſſe geöffnet würde, gleich bereit zu ſein. Es ſtieß ihn einer an, das Geldſtück entfiel ſeinen Händen, und rollte weit über die Gaſſe weg. Er ſuchte es vergebens mit den Augen. Da hinkte ein alter Bettler auf Krücken zu ihm heran und überreichte ihm das verlorene Geldſtück. — Behaltet es, ehrlicher Alter — ſprach Oscar — für Eure Mühe. — Meine Mühe war klein, erwiederte dieſer; es iſt zu viel. — Nicht für mich, erwiederte Oscar. — Doch er war nicht reich, und ſchnell eilte er fort, daß ihn keiner der Umſtehenden über der Liſt ſeines Herzens ertappe. Oscar wohnte in einem weit entfernten Theile der Stadt, und mit ſtarken Schritten kehrte er nach Hauſe zurück. Als er dort ankam, ſah er den alten Bettler vor der Thüre ſtehen, der ihm entgegen rief: Ihr ſeid ſehr ſchnell, junger Herr! — Und Ihr noch ſchneller! erwiederte Oscar. — Was mich betrifft, ſprach der Alte lachend, ich bin nicht zu Fuße gegangen, ich bin gefahren. — Oscar ſah ihn verwundert an . . .

doch — ſagte er — wohl bekomm' Euch, Alter, die Bequemlichkeit! Er wollte in ſein Haus treten, der Alte hielt ihm die Krücke vor. — Ihr müßt nicht ſo ſchnell von mir eilen, Ihr dürft nicht ſchlimm von mir denken, daß ich mir von Eurer Wohlthat habe etwas zu Gute gethan. Glaubt Ihr, betteln ſei leicht? Verſucht es einmal. Geben iſt ſchwer, nehmen iſt noch ſchwerer, aber am ſchwerſten iſt fordern. Oft wenn ich einen reichen Lüſtling, dem ich mit dieſer Krücke den hohlen Schädel einſchlagen möchte, Schmeichelworte geben muß: dann fühle ich, welch' eine ſaure Mühe das Betteln iſt! Geſtern ſah ich in der Abenddämmerung einen Mann, in ſeinen Mantel gehüllt, aus dem Hauſe eines ehrlichen Bürgers kommen, deſſen Tochter er verführt. N'oubliez — pas le garçon! flüſterte ich ihm zu, und ſtreckte ihm meine offene Hand entgegen. Der Böſewicht lachte, und gab mir ein Goldſtück. Ach, das Betteln iſt ſchwer! Wie manchmal habe ich mir ſchon vorgenommen, es mir in meinen alten Tagen bequemer zu machen, zu arbeiten und nicht mehr zu betteln; aber die Gewohnheit iſt eine verführeriſche Gebieterin; auch die Qual des Kerkers vermag ſie in verzärtelnde Luſt umzuwandeln.

Oscar ſtand mit verſchränkten Armen vor dem Bettler. — Ihr ſprecht ſehr klug, Alter; Ihr habt

Euch gut geübt. Nun, ſchlaft wohl! — Nein, junger Herr, Ihr ſollt noch nicht gehen. Ihr habt Euch einen Zeitvertreib machen wollen, und habt Euer Vergnügen mir aufgeopfert. Der Abend iſt lang, kommt mit mir; ich will Euch ſchöne Geſchichten erzählen. Seht Ihr dort das Haus mit dem Schilde: au gagne petit? Dort wohne ich. — Ich ſehe das Schild, ſprach Oscar, aber nicht, was Ihr im Schilde führt! — Wie, junger Herr, Ihr werdet mich doch nicht fürchten? Seht Ihr nicht ſelbſt, wie alt und ſchwach ich bin? — Weil Ihr alt und ſchwach ſeid, darum fürchte ich Euch; ich dürfte ja meine Stärke nicht gebrauchen. — Der Alte faßte den Jüngling bei der Hand, zog ihn fort bis an ſein Haus, deſſen Thüre ſich nach einem leichten Schlage öffnete. Sie ſtiegen eine Treppe hinauf, der Alte zündete Licht an, und Oscar ſah ſich mit Verwunderung in einem freundlichen Zimmer, das mit allen Bedürfniſſen wohlhabender Leute verſehen war. — Sie haben es gut, armer Herr, ſagte Oscar. — So, ſo! erwiederte der Bettler. Aber nichts geſtohlen, alles ehrlich zuſammengebettelt, und nebenbei — ſetzte er leiſe und lächelnd hinzu — zaubere ich auch etwas. — Wahrhaftig? fragte Oscar lachend. Ei, laßt mich doch von Euren Zauberkünſten Einiges ſehen. — Iſt es Euer Ernſt, junger Herr? Wollt

Ihr Beweiſe? Traut Ihr Euren Sinnen? Nein! rief der Jüngling mit Haſt. Ich traue meinen Sinnen nicht, ſie betrügen, denn ſie werden betrogen; ſucht Euch einen Andern für Eure Gaukelkünſte! — Nun, nun, ſeid nur nicht gleich ſo wild, junger Herr. Aber ein Gläschen müßt Ihr mit mir trinken. — Der Alte ging hinaus und kam bald mit drei Flaſchen Wein zurück. — Ihr habt es gut vor, Alter! ſprach Oscar. — Nicht für mich, ich trinke niemals Wein. Sie ſind alle für Euch, und vielleicht reichen ſie nicht; doch ich habe noch mehr. — Der Alte ſchenkte ein. Oscar's Blicke waren feſt gebannt auf das Glas. Wie geſchmolzenes Gold glänzte der Wein, und in jedem Tropfen perlte, blinkte und lockte ein ſchönes Mädchenauge. Oscar leerte das Glas, der Bettler füllte es wieder. Immer raſcher trank Oscar, immer ſchneller füllte der Alte. Des Jünglings Blut ſtürzte wüthend durch die Adern, ſein Herz pochte laut, ſeine Lippen bebten. — „Graukopf, dein Wein iſt gut!“ Nicht wahr, mein Bübchen? Er iſt am Indus gekocht, und ich habe noch beſſern. Her damit, luſtiger Krüppel! — Geduld noch ein Weilchen, ich will dir erſt meine ſchönen Sachen zeigen. —

Ein Vorhang rauſchte empor, und über den taumelnden Oscar wölbte ſich ein kryſtallener Saal, der im Wiederſchein tauſend unſichtbarer Kerzen leuchtete. Was der dunkele Schoos der Erde an Schätzen verbirgt, was des Menſchen kunſtreiche Hand nur Herrliches bildet, vereinigte der Saal in Pracht und Fülle. Gold, Silber und Edelſteine bedeckten den Boden; tauſend Kleinodien und Gefäße ſtanden umher; an den Wänden hingen blinkende Waffen aller Art, und hundert Vögel zwitſcherten und ſangen, und hüpften auf goldenen Stäben hin und her. Oscar war in Entzücken getaucht; bald zog ein neuer Glanz ſeine dürſtenden Blicke an, bald ſenkten ſich die trunkenen müde zur Erde hinab. Da rief eine heiſere Stimme: nimm mich, nimm mich! Oscar ſah hin, und gewahrte einen Staar, von deſſen Halſe an einem ſeidenen Bande ein goldenes Dreieck herabhing. Ein Diamant, ein Saphir und ein Rubin ſchmückten die Spitzen des Dreiecks. Mit unwiderſtehlicher Gewalt zog dieſes Kleinod Oscar's Blicke an. Nimm mich! Nimm mich! rief der Staar. Alter! ſprach Oscar, dieſes Dreieck müßt Ihr mir geben. — Ihr ſeid nicht dumm, Herr; damit bezahle ich drei Königreiche. — Guter Alter, laßt mir das Dreieck; Ihr habt ja ſo viel. — Nein, Herr, wählt Euch was Ihr wollt, nur dieſes nicht. — Nimm mich! nimm mich! rief immer heiſerer der Staar. Oscar ſtreckte ſeine Hand nach dem

Dreieck aus; der Alte hielt ihn ab. Oscar ſtieß ihn zurück; der Alte hob drohend ſeine Krücke auf. Der Jüngling ſtürzte den Greis zu Boden, der mit ſeiner letzten Kraft ſich ſträubte. Nimm mich! nimm mich! kriſch der Staar. Da ziſchte der Strahl eines blinkenden Dolches in Oscar's Auge. Er riß den Dolch von der Wand, zückte ihn, und ſtieß ihn dem Alten in die Bruſt, der ohne Laut leblos zu Boden ſank. Nimm mich! nimm mich! rief der Staar ſchneller und ſchneller. Oscar löſte das Dreieck vom Bande und ſuchte den Ausgang. Da fingen die Vögel alle zu rufen an: Nimm mich auch! nimm mich auch! Oscar ſah zurück, und begegnete den gebrochenen Augen des Greiſes. Da rieſelte Entſetzen von den Gliedern des Jünglings; Todesbläſſe bedeckte ihn, ſeine Knie ſchlotterten und brachen zuſammen. Mörder! Mörder! heulten tauſend Stimmen von der Decke herab. Verzweiflung ergreift Oscar; er zog den Dolch aus der Bruſt des Todten und zückte nach ſeinem eigenen Herzen. Er fühlte ſeinen Arm zurückgehalten. Der Greis ſtand vor ihm, aber ohne Krücken. Ein ſchneeweißes Gewand floß von ſeinen Schultern, ein langer Bart wallte über ſeine Bruſt herab! — Oscar! ſprach er lächelnd, deinen Sinnen wollteſt du nicht trauen, doch deinem Herzen trauteſt du wohl!? Edler Jüngling, du haſt dich berauſcht, du haſt geraubt, du haſt gemordet — glaubſt du nun, daß ich zaubern kann? — Oscar, von Beſchämung und Ehrfurcht niedergedrückt, ſank zu den Füßen des Alten. — Vergib, mein Vater! — Stehe auf, mein Sohn! du haſt nichts begangen; nur im Traume warſt du ein Miſſethäter. — O mein Vater, zaubere dieſen Glanz vor meinen Blicken weg, der mir die ſchauerlichen Abgründe meines Herzens zeigte! — Der Alte winkte, der Saal verſchwand, und Oscar ſah ſich wieder im freundlichen Zimmer. Aber das Dreieck, das ihn verführt, lag vor ſeinen Augen auf dem Tiſche. — Bann auch dieſes weg! flehte Oscar. — Der Alte berührte es, und das Dreieck verwandelte ſich in einen Blumenſtrauß. Der Diamant ward zur Lilie, der Saphir zum Veilchen, der Rubin zur Tulpe. — Nimm dieſe Blumen, Oscar, ſprach der Greis. Unſchuld iſt die Lilie, Demuth das Veilchen, Geſundheit die Tulpe. Warte die Tulpe nur; ſo lange ſie blüht, blühen auch die andern. Geſundheit iſt das Gefäß jeder Tugend; mangelt dir dieſes, kannſt du keine faſſen. Erfahre jetzt, mein Sohn, wer ich bin. Geiſter, die mich begreifen, nennen mich den Zauberer Honeſtus; gewöhnlichen Menſchen bin ich auch ein gewöhnlicher Menſch. Schon zweitauſend Jahre wandle ich über der Erde und ſuche die Tugend. Ich habe ſie oft geſunden, aber weit von ihr das Glück. Und das ſchmerzte mich in der tiefſten Seele, und mich verdroß der Hohn der Schlechtern, welche die Tugend eine Bettlerin ſchalten. Da wurdeſt du unter einem ſchönen Geſtirne geboren, und ich wachte über deine Tage und deine Wege. Du biſt gut, Oscar, und du biſt froh und glücklich. Meine Zauberkraft kann dir nicht mehr verleihen; aber kleiden will ich deine Tugend, deinem Glücke auch den Schein geben, damit die Guten ermuntert und die Spötter gedemüthigt werden. Nimm dieſe Pergamente, Oscar. Weisheit ſteht auf dem einen geſchrieben, Reichthum auf dem andern, Macht auf dem dritten. Eines darfſt du wählen; die übrigen wirf von dir. — Oscar's luſtzitternde Hand faßte die Pergamente und das Herz ſchwoll ihm von dem Gefühle, über der Güter Fülle frei ſchalten zu dürfen. Die Weisheit zog er zuerſt hervor, und ſchon zuckte ſeine Hand, die andern Pergamente wegzuwerfen, da hielt ihn der gute Geiſt zurück, und er beſann ſich. — Iſt Weisheit begehren nicht auch eine Habſucht, die an Sättigung ſtirbt, oder an Hunger kränkelt? Wird ſie mich glücklicher machen? Die wenigen Strahlen, die mir mehr geworden, als Andern, haben mir Abgründe aufgedeckt, wo Andere Blumengärten ſahen. Soll ich den kleinen Kreis meiner Freunde noch enger machen? Soll ich die Zahl derer, die ich liebe, noch vermindern? Soll ich verachten lernen, die ich geachtet? Bin ich nicht ſchon einſam genug? Nein! Weisheit iſt ein tückiſches Geſchenk erzürnter Götter. Fort von mir! Oscar warf die Weisheit von ſich weg. Honeſtus drückte gerührt den Jüngling an ſeine Bruſt, und ſprach zu ihm: den ſchwerſten Kampf haſt du beſtanden, mein Sohn, und ich zittere nicht mehr für deine Wahl. — Jetzt nahm Oscar den Reichthum, lächelte und ließ ihn gelaſſen zu ſeinen Füßen fallen. Die Macht blieb ihm noch. Eine Welt beherrſchen! Millionen Menſchen beglücken! Millionen Herzen ſich gewinnen! Die Guten belohnen, die Böſen züchtigen! Ja, ſchön iſt die Macht, ſchön wie eine Roſe. Doch ihre Dornen! Und unter der Roſe lauſcht die Schlange Schmeichelei. Wer noch hat den Scepter geführt? er führt die Hand. Ich vermag nicht beſſer zu ſein, als Andere; nur eins vermag ich mehr — die Krone verſchmähen … und Oscar warf die Krone weg. — Ich danke dir, mein Vater, ich bin zufrieden, ich habe keinen Wunſch. Der Greis ſprach ſtreng und ernſt zum Jüngling: wie, Oscar? Biſt du glücklich, daß du es biſt? Biſt du zufrieden, daß du Nichts wünſcheſt? Iſt Oscar allein auf dieſer Erde? — Der Jüngling erröthete. Und ſie kamen Alle herbei, die ſeinem

Herzen theuer waren. Sein Vater und ſeine Mutter zuerſt, dann Bruder und Schweſter, dann die Freundin, dann der Freund; zu dieſem geſellte ſich ein Anderer, und noch Einer. Und immer größer war die Schaar, und immer höher ſchwoll dem Jüngling das Herz, und immer weiter ward ſeine Bruſt, bis ſie die ganze Menſchheit umſchloß. — Was wählſt du für Andere? fragte Honeſtus. — O mein Vater, ich kann nicht wählen, mach' alle Menſchen glücklich! Honeſtus lächelte. Was du begehrſt, Oscar, kann ich nicht gewähren: nur die Tugend macht glücklich. — Oscar ſank zu den Füßen des Greiſes und hob flehend ſeine Hände auf. So mache ſie tugendhaft, daß ſie glücklich werden! Mache die Menſchen alle gut, mache ſie alle glücklich! — Honeſtus erbleichte und ſprach mit leiſer, bebender Stimme: fordere das nicht, mein Sohn! Ich darf es dir nicht verſagen, doch fordere es nicht! Sünde iſt Fäulniß und Fäulniß iſt die Quelle des Lebens. — Aber Oscar, im Rauſche ſeiner Menſchenliebe, vernahm die Worte des Greiſes nicht. Er umklammerte ſeine Knie und flehte unter heißen Thränen: o mächtiger Vater, gib den Menſchen die Tugend, gib ihnen das Glück. — Fordere es dreimal, Oscar! — Und dreimal wiederholte der Jüngling ſeine Bitte. — Es ſei! Bald ſchlägt die Stunde der

Mitternacht; in dieſe Spalte der Zeit muß ich greifen, die Natur von ihrem Gefolge zu trennen, daß ich ihrer Herr werde. Ermanne dich, Oscar!

Die Mitternachtsſtunde ſchlug. Honeſtus ſtreckte ſeinen Zauberſtab nach Oſt und Weſt und Nord und Süd, und ſprach geheimnißvolle Worte. Von dem Himmel herab ſäuſelten ſüße Harfentöne; von der Erde herauf ſchallte ein gräßliches Gelächter. Oscar, zwiſchen Entzücken und Entſetzen geklemmt, fragte: woher das fürchterliche Lachen? — Still, mein Sohn! erwiederte der Greis mit leiſer Stimme, das iſt der Geiſt der Schadenfreude, reiz' ihn nicht. Ueber dieſen habe ich keine Gewalt. Komm in's Freie, daß wir unſer Werk betrachten. — Sie traten hinaus; es war eine ſtille feierliche Nacht, und Oscar trug den frommen Blick zum geſtirnten Himmel empor. Gerührt ſprach der Greis: labe dich noch einmal an dieſer ſüßen Nacht; ſie iſt die letzte dieſer Erde. Nacht iſt Sünde, und die Sonne wird nie mehr untergehen. — Sie kamen in eine düſtere Gaſſe, und ſahen eine Leiter an einem Hauſe gelehnt und einen Mann hinaufſteigen, der ſich ſchüchtern umſah. Läſſeſt du es geſchehen? fragte Oscar, vielleicht mordet er den ſorgloſen Schläfer. — Sei ruhig, mein Sohn. Der Diebſtahl war ſchon vollbracht, die Mitternachtsſtunde gab dem

Böſewicht die Tugend zurück, und er bringt das geſtohlene Gut wieder hinauf. — Honeſtus ging mit dem frohen Jüngling weiter; überall eindringend, Alles ſehend, nirgends ſichtbar. — Welche Stimmen ſind es, die dort weinen in jenem großen Gebäude? — Es ſind Räuber und Mörder im Gefängniſſe; ſie beten. — Sie traten in ein Zimmer, das eine Nachtlampe erleuchtete. Ein ſchönes Weib lag mit aufgelöſten Haaren auf den Knieen vor der Wiege ihres Kindes, und küßte das ſchlummernde Kind und weinte über ihm. Unter der Thüre ſtand ein Mann, der ſtreckte erröthend ſeine Hand nach dem Weibe aus, und die Mutter bedeckte ihre Augen. — Wer ſind dieſe, Honeſtus? — Dort der Mann iſt der Verführer, der um die Stunde gekommen, zu der ihn das Weib ſeines Freundes gerufen. Mein Zauberſtab war ſchnell; die Reue eilte der Schuld voraus, die Mutter bittet dem Kinde das Verbrechen ab, das ſie am Vater begangen, und der Verführer ſcheidet weinend von der ſchönen Sünde. — Sie kamen auf einen großen Platz, den viele Bäume zierten. Und rings aus allen Häuſern ſtürzten Tauſende von Menſchen; und Soldaten eilten herbei, Fußgänger und Reiter, und Fahnen wehten, Trommeln wurden gerührt, Kanonen wurden aufgepflanzt und Waffengetöſe, Geſchrei und Verwirrung überall. — Was iſt geſchehen? fragte Oscar. — Die aus den Häuſern dort kamen, das ſind Spieler, Gauner, Liederliche und Späher, die der Zauber der Tugend aus ihrer Verborgenheit geſcheucht; und die Macht, der Tugend ungewohnt und vor ihr zitternd, hat ihre Schaaren ausgeſendet, dem Uebermuthe zu begegnen.

Der Morgen war herangebrochen, aber die nächtliche Stille blieb. Kein Karren raſſelte über die Gaſſe, kein Bauer ſchrie, kein Hammerſchlag ertönte, und der Markt blieb leer. — Warum dieſe Stille, Honeſtus? — Die Menſchen haben keine falſchen Begierden mehr, ſie ſind genügſam und ruhen. Vor dem Hauſe eines Bäckers ſtanden jammernde Menſchen, die vergebens um Geld Brod verlangten. Das Brod war all ſchon unentgeldlich an Nothleidende vertheilt. — Hundert Leichen lagen auf der Straße. — Wer ſind dieſe Unglücklichen, Honeſtus? — Das ſind Spione, die lieber Hunger ſtarben, als ſich länger mit Schande füttern wollten. — Sie kamen vor den Palaſt des Königs, der nicht bewacht war. Der König fürchtete Keinen mehr, ſeit ihn Keiner mehr fürchtete. Sie traten in den Vorſaal, wo ſich die Höflinge verſammelten, und ſie ſahen naſſe Augen. Ein Greis warf ſich jammernd zu den Füßen eines Jünglings und ſprach: vergib mir, ich habe dich verläumdet! Sie traten in den Königsſaal. Der König ſaß auf ſeinem Throne, und ein Weib ſtürzte kreiſchend durch die Menge, warf ſich nieder und rief: halte dein Schwert zurück, er iſt unſchuldig! Und des Königs Vertrauter erbleichte und ſprach: ich auch, o Herr, habe dich betrogen. Und der König ſtieg weinend von ſeinem Throne herab.

Honeſtus und der erſchütterte Oscar eilten aus dem Palaſte. Sie gingen den Strom entlang; da ſtießen ſie auf die Leiche eines jungen Mädchens. Oscar wandte ſein bleiches Antlitz weg. Die Unglückliche! ſprach Honeſtus. Die geflüchtete Nacht hat ihre Unſchuld geraubt, und verzweifelt über den Verluſt ihrer ſchönſten Habe ſuchte ſie den Tod in den Wellen. — Sie kamen zur Brücke. Dort ſtand ein hoher, bleicher Jüngling, warf den Blick bald in den Himmel, bald in die Fluth. Und er war ſo jammervoll; doch ſein Auge war trocken. Oscar fühlte ſich mächtig zu dem Jüngling hingezogen. — Wer iſt dieſer Jüngling, mein Vater? — Fort, fort! ſchrie Honeſtus mit der Stimme des Entſetzens, und weine, Oscar, daß du ein Menſch geworden! — O weile, mein Vater; ſprich, wer iſt dieſer leidende Jüngling? Tritt näher, Oscar! Sieh dieſe Wangen, wie bleich ſie ſind! Einſt hatte er ſie purpurroth, und ſie wurden nur blaß, wenn er von Unterdrückung hörte. Sieh dieſe Arme, wie mager und ſchlaff ſie ſind! Einſt waren ſie ſtark und geſtählt, für Freiheit und Recht zu kämpfen. Schaudere in dieſes ausgebrannte Auge hinab! Einſt leuchtete es, vom Himmel ſelbſt angezündet, das Herz eines frommen Mädchens zu durchglühen. Ach er war ſo feſt und gut; aber wer iſt dem Verführer zu feſt und zu gut? Die ſchlauen Werber der Macht kamen hinter ihn, ihn zu verderben. Was im ſchuldloſen Spiele Schädliches, was im Weine Betäubendes, was in der Liebe Giftiges iſt, miſchten ſie in ſeine geſunde Seele. Da gab er ſich hin um ſchnödes Gold und um ſchnöden Ehrenflitter. Sie führten ihn von Scherz zu Leichtſinn, von Leichtſinn zur Falſchheit, von Falſchheit zu Verbrechen. Dieſes Ohr, ſonſt nur der Stimme der Tugend geöffnet, ſchlich diebiſch umher, ein unbewachtes Wort zu erhorchen. Dieſes Auge, ſonſt nur Liebesblicke wechſelnd, ſuchte die dunkeln Wege des Vertrauens und meuchelmordete die Sorgloſen. Dieſe Zunge, die ſonſt nur Liebe und Freundſchaft ſang, ward eine Natter und ſtach. Da verrieth er den treuen Freund, der geſtern auf dem Blutgerüſte ſtarb. Des Bethörten letzten Kuß empfing der Verräther, und: räche mich! liſpelte der Verurtheilte ihm in's Ohr. Der Teufel ſah ihm hohnlächelnd nach und ſchwelgte am Abende vom Lohne ſeiner Sünde. Da kam die furchtbare Mitternacht über ihn, die Mitternacht, die ich, Oscar, deiner Bitte geſchenkt. Ein fürchterlicher Traum jagte ihn aus dem Schlummer . . . ich räche dich! ſchrie er in Verzweiflung und ſtürzte zur Brücke. Seit Mitternacht ſucht der Jammervolle den Tod in den Wellen, fürchtet ihn zu finden und ſucht ihn wieder. — Der blaſſe Jüngling ſah jetzt ſtarrer hinab in die Fluth. — Halt ihn zurück, Honeſtus, rief der ſchaudernde Oscar; es iſt zu fürchterlich, mit ſolcher Schuld vor den Richter zu treten. — Oscar! ſprach der Zauberer, hier endet meine Macht. Die Sünde iſt von ihm gewichen, die Reue iſt zu ihm gekommen; was er verſchuldet, will er büßen. — Oscar ſtürzte jammernd vor dem Zauberer nieder. So gib ihm die Sünde zurück und nimm ihm die Reue! Gib den Menſchen allen ihre Begierden wieder! Gib ihnen ihre Laſter zurück! Gib allen Menſchen alle ihre Sünden wieder!

— Er erwachte . . . ſie hatten ſie wieder.

XXVIII.

Die Freiheit der Preſſe in Baiern.

(1818.)

In dem Gange der Natur und der Geſchichte iſt nicht zu unterſcheiden, was Ausgang, Weg oder Ziel ſei; Alles kehret in einem ewigen Kreislaufe zu ſich ſelbſt zurück. Doch welcher Ring der unendlichen Kette in jeder Stunde der Beobachtung an dem Menſchengeſchlechte vorüberziehe, das mag man erkennen — es bildet den Geiſt der Zeit. Die unſere iſt bemüht, die Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft anders zu geſtalten, und ſie ſtrebt vor Allem, die ausübende Gewalt den Händen eines alleinigen Herrſchers dadurch zu ſichern, daß ſie die Fürſten der berathenden und geſetzgebenden Macht der öffentlichen Meinung unterwirft. Man widerſetzt ſich vergebens dem ſtarken Willen der Zeit.

Die öffentliche Meinung bildet eine Volksbewaffnung, die unbeſiegbar iſt, und welcher das ſtehende Heer der Regierungsgedanken früher oder ſpäter unterliegen muß.

Alleinherrſchaft kann nur beſtehen, ſo lange das Volk in Stände zerfällt, welche, in einer unwandelbaren Ordnung über einander gebaut, die feſten Stufen bilden, welche gemächlich zum Throne führen. Dieſe dauern nur ſo lange, als Familien und Körperſchaften ſich an Macht und Reichthum einander überragen, und Macht und Reichthum, ſei es als erworbener oder als ererbter Beſitz, folgen allein der Geiſtesthätigkeit. Sobald, wie in unſerer Zeit, die Bildung des Geiſtes ſich durch die ganze Geſellſchaft ausgebreitet hat, und hierdurch die Anſprüche auf den Genuß des Lebens höher und allgemeiner geworden ſind — und ein Wunſch iſt ſchon der halbe Beſitz — ſobald eine ſolche Gleichheit eingetreten iſt, da kann auch die Vorherrſchaft irgend eines Standes nicht länger mehr beſtehen und nur mit Unwillen duldet man ihre Fortdauer. Das iſt der Geiſt des Mißbehagens, der unter den Völkern wandelt, der nicht zu fürchten, aber zu achten iſt. Ihn ableugnen, bedrohen oder ſchelten, das bannt ihn nicht. Man muß ihn begreifen und verſöhnen. Das Mittel hierzu iſt einfach und alleinig.

Reichthum und Macht ſind beſchränkt in ihrem Maße; es kann nicht Jeder Alles haben; das erkennt auch der einfältigſte und eigenſüchtigſte Menſch. Aber es bedarf auch nicht des Beſitzes eines Guts, um die lärmende Habgierde zu beſchwichtigen, ſondern nur der ungehinderten Freiheit, darnach zu ſtreben. Es iſt eine große Lehre der Regierungskunſt der Menſchen: hoffnungsloſe Bürger ſind gefährlich, denn ſie ſind auch furchtlos. Die Ausbrüche der Unzufriedenheit, welche Throne erſchütterten, hatten wie Erdbeben in ſtarken Trieben und Kräften ihren Urſprung, die aus den verborgenen und engen Räumen, in welchen ſie eingeſchloſſen waren, ſich zu befreien ſuchten. Es war ein Gebrechen der bürgerlichen Geſellſchaft, daß Jeder wie ein Baum feſtgewurzelt ſtand, von Geſchlecht zu Geſchlecht nur immer die nämlichen Früchte tragen, und auf der Stelle, wo er zur Welt kam, auch ſein Grab finden ſollte. Dem Adlergeiſte wurden die Flügel beſchnitten, daß er ſich nicht über den Boden, über Dürftigkeit und Geringſchätzung erheben möge. Die Bahn war lang und eng: nur immer Einer konnte nach dem Preiſe des Zieles rennen, der zufällig Vordere konnte durch Kraft und Schnelligkeit nicht mehr überholt werden. Der Wunſch nach Veränderung des Beſitzes der Lebensgüter mußte Alle beſeelen, ſobald, nachdem die Regierungen das Geheimniß ihrer Macht und Schwäche verrathen hatten, die Erfüllung dieſes Wunſches ſich als möglich zeigte.

Um die Fürſten und ihre Völker vor dem Verderben zu bewahren, das aus jenem Geiſte des Mißvergnügens und der Habſucht entſpringt, muß in allen bürgerlichen Ständen bedeutenden Menſchen die lang verſchloſſene Laufbahn wieder geöffnet werden, die Freiheit nämlich, ihre vorwaltende Geiſteskraft zu gebrauchen und geltend zu machen. Dieſes kann nur geſchehen durch Gewährung der Redefreiheit, der mündlichen in volksvertretenden Verſammlungen und der ſchriftlichen durch die Preſſe. Auf dieſe Weiſe bildet ſich eine ſittliche Demokratie, wodurch die Entſtehung der ſo gefährlichen, unheilbringenden, numerären Demokratie allein verhindert werden kann. Eine unhaltbare Moral hält Viele ab, dieſe Abſicht zu bekennen, aber redliche Männer dürfen ihre Triebe eingeſtehen, während die Sünder, weil ſie ſolche ſind, heucheln müſſen.

Die öffentliche Meinung iſt der beſtehenden Ordnung der bürgerlichen Dinge nicht hold, und das macht die Freiheit der Rede um ſo nöthiger. Die öffentliche Meinung iſt ein See, der, wenn man ihn dämmt und aufhält, ſo lange ſteigt, bis er ſchäumend über ſeine Schranken ſtürzt, das Land überſchwemmt und Alles mit ſich fortreißt. Wo ihm aber ein ungehinderter Lauf gegeben iſt, da zertheilt er ſich in tauſend Bäche mannigfaltiger Rede und Schrift, die, friedlich durch das Land ſtrömend, es bewäſſern und befruchten. Die Regierungen, welche die Freiheit der Rede unterdrücken, weil die Wahrheiten, die ſie verbreitet, ihnen läſtig ſind, machen es wie die Kinder, welche die Augen zuſchließen, um nicht geſehen zu werden. Fruchtloſes Bemühen! Wo das lebendige Wort gefürchtet wird, da bringt auch deſſen Tod der unruhigen Seele keinen Frieden. Die Geiſter der ermordeten Gedanken ängſtigen den argwöhniſchen Verfolger, der ſie erſchlug, nicht minder, als dieſe ſelbſt im Leben es gethan.

Der freie Strom der öffentlichen Meinung, deſſen Wellen die Tagesſchriften ſind, iſt der deutſche Rubikon, an welchem die Herrſchſucht weilen und ſinnen mag, ob ſie ihn überſchreiten und das theure Vaterland und mit ihm die Welt in blutige Verwirrung bringen, oder ob ſie ſich ſelbſt beſiegen und abſtehen ſoll. Cäſars Schatten zeigt warnend nach der Bildſäule des Pompejus.

Die Abgeordneten der deutſchen Bundesfürſten, man weiß es, ſind jetzt ernſt darauf bedacht, ein gemeinſchaftliches Preßgeſetz für alle deutſche Staaten auszuſinnen. Der Tag, der es uns bringt, wird ein großer Tag der Weltgeſchichte ſein, denn an ihm wird kund werden, ob Mirabeau wahr geſagt, oder ob der wegen ſeiner Blutſchuld wild umhergetriebene Geiſt endlich, um der Tugenden ſeiner Enkel willen, den Frieden und die Ruhe ſeiner Aſche fand.

Gleichförmig ſoll dieſes Geſetz ſein, und das iſt wohlgethan. Wie könnten die Herzen der Völker ſich befreunden, ſo lange ihre Köpfe auseinander ſtehen? Zur Erhebung gehört eine Geiſteskraft, welche die Gunſt der blinden Natur vertheilt; aber die Tugend der Herablaſſung vermag ſich Jeder anzueignen. Oeſtreich und Weimar, Würtemberg und Baiern, Naſſau und Frankfurt haben verſchieden geſtaltete Preßgeſetze. Dieſe ſollen alle in dem Bette des Procruſtes ſich gleich gemacht werden. Welche Art der Einrichtung man hierbei für die ſchmerzlichſte achte, ob die Verkürzung oder die Ausdehnung, dieſes hat Baiern kund gethan, indem es in ſeinem neuen Preßgeſetze nur Schutz gegen die Gefahr der Verſtümmelung geſucht hat.

Man kann ſich die traurige Betrachtung nicht aus dem Sinne ſchlagen, daß Baiern wohl unterrichtet geweſen ſein müſſe von den ſchon im Stillen gereiften Beſchlüſſen, welche die Bundesverſammlung über die Freiheit der Preſſe faſſen werde, und daß es in ſeine eigene Geſetzgebung Nichts werde aufgenommen haben, was mit der bevorſtehenden allgemeinen Anordnung im Widerſpruche ſtünde. Darum eile Jeder, der ſein Vaterland liebt, auszuſprechen, was er für die Freiheit der Preſſe wünſcht und fürchtet. In wenigen Wochen iſt vielleicht jede Klage ſtraffällig und fruchtlos. Wir müſſen denken, es ſtünde unſerem Wohnorte eine Belagerung bevor, und wir wollten ſchnell, ehe die Thore geſchloſſen werden, noch einmal im freien Felde friſche Luft einathmen.

Das bairiſche Edikt über die Freiheit der Preſſe verläugnet ſtandhaft ſeinen eigenen Namen; denn von Freiheit iſt darin nirgends, ſondern überall nur von Beſchränkung die Rede. Es iſt, was in der würtembergiſchen Verordnung geſchehen, durchaus nicht beſtimmt worden, wie und über welche Gegenſtände man frei ſeine Meinung äußern dürfe, ſo daß es ganz der Willkür überlaſſen bleibt, abzuurtheilen, was in einer Schrift Erlaubtes oder Verbotenes enthalten ſei. Die für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit kann nicht als eine ernſte Huldigung unſerer Zeit angeſehen werden, denn dieſe hat, Oeſtreich ausgenommen, ſchon früher in ganz Deutſchland beſtanden. Aber auch über der einzigen freundlichen Stelle des Edikts ſchwebt etwas Schwüles, das uns ängſtlich macht, nämlich die Bemerkung: daß Verfaſſer, Buchhändler und Drucker ihre Schriften keiner Zenſur zu unterwerfen hätten, „wenn ſie nicht allenfalls bei koſtbaren Werken, zur Sicherung ihrer bedeutenden Auslagen, ſelbſt darum nachſuchen wollen.“ Es iſt ſo leicht, furchtſame Menſchen zu ängſtigen, daß ſolche Einladungen zu einer freiwilligen Zenſur von Erfolg ſein müſſen, vorzüglich bei Buchhändlern und Druckern, welche, den Ruhm und den Eifer des Schriftſtellers nicht theilend, nur den Vortheil ihres Gewerbes im Auge haben. Auf dieſe Art könnte eine freiwillige Sklaverei der Preſſe herbeigeführt werden, die, weil ſie verdient, um ſo verderblicher wäre. Iſt endlich dieſe für Bücher bewilligte Zenſurfreiheit etwas mehr als ein Blendwerk, da alle Buchhandlungen, Antiquarien, Leſebibliothek-Inhaber und Vorſteher der Leſe-Inſtitute bei einer großen Geldſtrafe verpflichtet ſind, ihre Kataloge der Polizeiobrigkeit, unter deren Aufſicht ſie im Allgemeinen geſetzt ſind, zu übergeben, welches nur eine Zenſur unter einer andern Form iſt? Die Vorſchrift, daß Schriften auch noch in den Händen ihrer Käufer einer Polizeiaufſicht untergeordnet ſind, iſt an Strenge ohne Beiſpiel in Deutſchland.

Und ſelbſt von dieſer trügeriſchen Freiheit ſind alle politiſche Zeitungen und periodiſche Schriften politiſchen oder ſtatiſtiſchen Inhalts ausgenommen. Dieſe ſollen einer dafür angeordneten Zenſur unterworfen bleiben.

Wenn die Zenſur der Zeitſchriften ſich darauf beſchränkte, nur ſolche Aeußerungen zu unterdrücken, die, würden ſie verbreitet, den Verfaſſer nach dem Geſetze ſtrafbar machten, dann wäre ſie vielleicht zu dulden. Aber ſie begnügt ſich damit nicht, ſie ſchreitet Stunden lang vor dem Geſetze her und macht Staub, um ihm Platz zu machen. Alſo iſt ſie verdammlich, denn ſie verbietet, was, iſt es einmal geſchehen, die Geſetze nicht beſtrafen dürften.

Wo die Rede in den Tagesblättern nicht frei gegeben iſt, da beraubt ſich die Regierung des einzigen Mittels, die Gebrechen des Staates zu erfahren, und Aufklärung über die Verwaltungsmißbräuche zu erlangen, welche die Beamten verſchulden. Sie beraubt ſich des Vortheils, den ſie aus dem Anhange der öffentlichen Meinung ziehen könnte. Denn es mögen, unter ſolchen Verhältniſſen, in den Zeitſchriften noch ſo viele freie, unabhängige und dem Vaterlande ergebene Stimmen die Sache der Regierung aus eigenem Antriebe verfechten, ſo wird ſich das Volk dennoch niemals von ihnen leiten laſſen, ſondern überall die Bauchrednerei der Miniſter zu hören glauben, welche ihre eigene Meinung mit verſchiedenen nachgeahmten fremden Stimmen ausſprechen.

Preßfreiheit iſt ein bedeutungsloſer Schall, wenn die Zeitſchriften von ihr ausgenommen ſind. Will man der öffentlichen Meinung ernſtlich eine Theilnahme an der Staatsregierung gönnen, ſo muß ein freies Urtheil über Geſetzgebung und Geſetzgeber, das ſich ausſpricht, ehe noch die Geſetze unabänderlich geworden ſind, verſtattet werden. Dieſes ſtets geharniſchte Wort muß aber täglich die Runde machen, und alle Poſten und Schildwachen der Staatsverwaltung unterſuchen. Wenn es nur alle Jahre einmal in einem ſchwerfälligen Buche langſam umherreiſt, dann kömmt es zu ſpät, und ſein Thun iſt fruchtlos.

Die Beſtimmung des bairiſchen Edikts, daß periodiſche Schriften, ſelbſt blos ſtatiſtiſchen Inhalts, einer Zenſur unterworfen ſind, enthält einen Zuſatz von Beſchränkung der Preßfreiheit, der über den guten Willen, den die Geſetzgeber auch nur gehabt haben könnten, durchaus irre führt. Eine Regierung mag ihre Gründe haben, die öffentliche Meinung ſo zu regeln, daß ſie mit ihren Anordnungen im Einklang ſtehe, es liegt dieſes im Begriffe der Alleinherrſchaft; ſie mag daher den Tadel beſtehender Einrichtungen unterſagen, und darum die Urtheile über öffentliche Angelegenheiten, vor ihrer Bekanntmachung durch die Preſſe, einer Prüfung unterwerfen. Wenn aber auch ſtatiſtiſche Nachrichten ohne Zenſur nicht gedruckt werden dürfen, und dem Volke nicht blos das Recht, ſeine Meinung über Thatſachen zu äußern, ſondern auch die Kenntniß dieſer Thatſachen ſelbſt entzogen werden, und alle Staatsverhältniſſe zu Kabinetsgeheimniſſen gemacht werden ſollen; ſo bedauert man ſchmerzlich die unabänderlichen Verhältniſſe, welche die ſonſt ſo freiſinnige bairiſche Regierung abgehalten haben mochten, das milde Verfahren, das ſie in der Ausübung wegen der Preßfreiheit beobachtet, nicht auch zu einem Geſetze zu erheben, und der Nachkommenſchaft als ein ſchönes Recht zu überliefern.

In dem würtembergiſchen Geſetze über die Preßfreiheit ſind die von den Landſtänden veranſtalteten und mit ihrer Genehmigung herausgegebenen Druckſchriften aller Zenſur ausdrücklich entzogen worden. Das bairiſche Edikt hat dieſe Beſtimmung nicht aufgenommen. In den öffentlichen Sitzungen der bairiſchen Stände wird man, es iſt dafür geſorgt, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft finden, kühne und freie Reden werden vielleicht darin gehalten werden, aber deren Stimme wird in den Sälen verhallen, und nicht zu den Ohren des Volks kommen.

Gegen die Vorſchrift, daß Staatsdiener nichts von dem, was ihr Geſchäftskreis ſie Bemerkungswerthes erfahren läßt, weder ihren Mitbürgern noch Ausländern durch den Druck mittheilen dürfen, iſt nichts einzuwenden. Es iſt dieſes ganz folgerecht, und dem Uebrigen angemeſſen. Nur ſollten Männer, denen ſolche Pflichten aufliegen, nicht Staatsdiener, ſondern Hofdiener genannt werden.

Ueberflüſſig wäre eine Rüge deſſen, was in dem bairiſchen Geſetze wegen der Unterſuchung und Beſtrafung der Preßvergehen beſtimmt worden iſt. Dieſe ſeine Schwäche iſt nur die nothwendige Begleiterin der größern Gebrechen, mit welchen die neue Staatsverfaſſung zur Welt kam. Das öffentliche gerichtliche Verfahren, die feſte Säule der bürgerlichen Freiheit, das Geſchwornengericht, dieſe einzige Bürgſchaft eines über Leidenſchaften und Schwachſinn erhabenen Richterſpruchs, iſt im Allgemeinen verſagt geblieben; wie hätte man es in einzelnen Fällen verſtatten können? In der Unterſuchung der Preßvergehen iſt der Polizei und den andern verwaltenden Behörden ein unheilbringender Spielraum gegeben. Die Eigenſucht des Klägers findet an der Gerechtigkeit des Richters keinen Einhalt; denn Kläger und Richter ſind die nämlichen. Die Beamten, welche, zwiſchen Fürſt und Volk in der Mitte ſtehend, ihren Vortheil dabei finden, kein aus Liebe, Tugend und Gerechtigkeit geflochtenes Band zwiſchen beiden entſtehen zu laſſen, und darum die öffentliche Meinung, dieſe erhabene Sonne und unbeſtochene Wächterin, die Alles an den Tag bringt, haſſen und verfolgen, dieſe nämlichen Beamten klagen die Preßvergehen an, und richten und ſtrafen ſie zugleich.

So wäre denn das deutſche Volk abermals in ſeinen Hoffnungen getäuſcht worden, und deſſen biedere Fürſten hätten ihren ſchwer erworbenen Gewinnſt aus dieſer geſchäftigen Zeit dem Vortheile ihrer Amtmänner von neuem hingegeben.

XXIX.

Brief an einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel.

(1823.)

Lieber Herr! Sie ſelbſt werden es ſehr gut verſtehen, warum ich Sie einen ſiebenjährigen Deutſchen in Neapel nenne: weil Sie nämlich ſieben Jahre dort wohnen. Aber wegen der übrigen Leſer mußte ich dieſes erklären. Ich habe mir, um die erforderliche Kürze der Ueberſchrift zu erhalten, dieſe Sprachfreiheit nehmen müſſen; denn hätte ich darauf warten wollen, bis man mir die Freiheit octroirt, hätte ich lange warten können. Ehe ich von meinen Angelegenheiten ſpreche, muß ich mein Bedauern ausdrücken, daß ich Ihnen keine Geheimniſſe zu ſchreiben und daher nicht Gelegenheit habe, die ſchöne Entdeckung zu benutzen, die ich vor Kurzem gemacht. Ich habe nämlich ein Mittel gefunden, Briefe gegen vorzeitiges Eröffnen zu ſichern: es beſteht darin, die Briefe drucken zu laſſen und gar nicht zu verſiegeln. Vielleicht wundern Sie ſich, lieber Herr, daß ich jenes Briefeöffnen nur vorzeitig nannte und nicht abſcheulich, wie andere Publiciſten thun. Ich weiche aber hierin von der gewöhnlichen Anſicht ab. Meiner Meinung nach liegt jenen amtlichen Vorleſungen mehr eine mediciniſche Polizei, als irgend eine andere zum Grunde. Man hat Beiſpiele genug, daß Menſchen gleich nach Empfang eines Briefes krank geworden oder gar geſtorben ſind. Oberflächliche Aerzte haben dann behauptet, der Inhalt des Schreibens und die dadurch bewirkte Gemüthsbewegung hätten das gethan. Es rührte aber blos von der verdorbenen Luft her, die ſich in lang verſchloſſenen Briefen nothwendig erzeugen mußte, und welche die Empfänger ohne Vorſicht eingeathmet hatten. Um dieſe Gefahr zu entfernen, öffnet eine gute mediciniſche Polizei die Briefe auf verſchiedenen Poſtſtationen und erneuert die darin enthaltene Luft. Sieht das einer Abſcheulichkeit ähnlich?

Jetzt zu meinem Anliegen, und zwar zu deſſen erſtem Theile. Ich habe im literariſchen Converſationsblatte mit vielem Vergnügen einen Bericht geleſen, den Sie über den letzten Ausbruch des

Veſuvs eingeſchickt. Der Ausbruch fand am 22. Oktober v. J. Statt, und die Lebhaftigkeit Ihrer Schilderung läßt ſchließen, daß Sie den empfangenen Eindruck ſogleich zu Papier, und daß die italieniſche Poſt das Papier ſogleich nach Leipzig gebracht. Aber erſt am 23. April d. J. ſtand Ihr Bericht abgedruckt; alſo ganze ſechs Monate ſpäter. Die Lava, ſo langſam ſie auch ſchleicht, hätte ſie ihren Lauf nach Leipzig genommen, wäre dort früher erſchienen als Ihre Warnung. Ich bitte Sie, ſich mir anzuſchließen, damit wir gemeinſchaftlich darüber nachdenken, wie die beſchwerliche und langſame Verdauung der deutſchen Buchdruckereien zu heilen ſei. Sollte ſie von Ueberladung herrühren? Aber in Frankreich wird nicht weniger geſchrieben und gedruckt, und dennoch erſcheinen die Bücher ſo ſchnell. Von den Ueberſetzungen der Scottiſchen Romane werden in Paris ſämmtliche Bände an einem Tage ausgegeben; in Deutſchland erſcheinen ſie aber in großen Zwiſchenräumen, ſo daß ich von vier Scottiſchen Romanen nur die erſten Theile geleſen, weil, als die folgenden erſchienen, ich das Geleſene wieder vergeſſen hatte und es mir verdrüßlich war, um den Zuſammenhang der Geſchichte zu gewinnen, eine gemachte Lectüre noch einmal vorzunehmen. Gute Werke werden im Leipziger Meßkatalog dreimal aufgeboten, aber nicht wie Leute, die ſich verehelichen wollen, von Woche zu Woche, ſondern von Halbjahr zu Halbjahr. Aus Ihrer Darſtellung, wertheſter Herr, ſieht man, daß Sie ein geübter Schriftſteller ſind und es Ihnen alſo weniger Freude als Ihren Leſern macht, ſich gedruckt zu ſehen. Wenn dieſes aber nicht wäre, wenn Sie ein anfangender Schriftſteller wären — in Neapel ſind Sie ohnedies, wo die Sonne alle Neigungen und Leidenſchaften ſchneller treibt und heißer ausbrütet — würden Sie nicht geſtorben ſein vor Ungeduld, ehe Sie Ihren Bericht im literariſchen Converſationsblatte geſehen? Zu den ſechs Monaten, die der Druck erforderte, müſſen Sie auch noch drei andere rechnen, die der Fuhrmann gebraucht hätte, Ihnen das Blatt nach Neapel zu fahren. Ich erinnere mich noch recht gut, daß ich im Oktober 1813 zu Fuß von Heidelberg nach Frankfurt gegangen; auf dem Wege ſchloß ich mich einem Fuhrmanne an, denn das Leben der deutſchen Fuhrleute war mir immer ſehr poetiſch erſchienen, und ich wollte dieſes Deſſert meiner akademiſchen Freiheit auch noch verzehren, ehe ich an die ſaure Arbeit ginge. Aber ſo ſehr ich auch meinen Gang mäßigte, vermochte ich doch nicht, mit den Gäulen gleichen Schritt zu halten, und ich mußte nach jeder Viertelſtunde wieder umkehren, ſo daß ich den Weg gleich einem Pudel drei- bis viermal machte. Auf dem Wagen bemerkte ich einen Ballen Bücher, der nach Leipzig adreſſirt war. Damals fiel mir daran nichts auf, als die Adreſſe, welche lautete: An die *löbliche* Buchhandlung N. N. Ehrliche Deutſche! — dachte ich, ihr macht nicht blos lebendigen Geſchöpfen Komplimente, ſondern auch todten Sachen, die ja das Kompliment nicht erwiedern können! Entſpringt Schmeichelei aus ſo edeln, uneigennützigen Triebfedern, dann iſt ſie als Tugend ſehr zu preiſen!... Einige Wochen ſpäter aber fiel mir bei, daß, wenn in dem Packete *Klüber's* Staatsrecht des rheiniſchen Bundes gelegen, das ſich ein Leipziger verſchrieben, das Buch bei ſeiner Ankunft für den Beſteller gar keinen Werth mehr gehabt hätte, da unterdeſſen die deutſchen Fürſten zur guten Sache übergetreten waren und der rheiniſche Bund aufgelöſt worden.

In Ihrem Berichte, wertheſter Herr, (und das iſt meines Anliegens anderer Theil) beſchrieben Sie das vom Veſuv herabwogende Feuermeer ſchön und ſchauerlich, und dann ſagten Sie Folgendes: „In ſolchen Augenblicken ſcherzen zu können, beweiſt wenigſtens ein fühlloſes, wenn nicht ein geradezu ſchlechtes Herz. Und doch geſchah es! Wir trafen viele Zuſchauer beider Geſchlechter und von allen Nationen dort, welche ihren Witz laut werden ließen. Einer — leider ein Deutſcher — trieb es ſo weit, daß er ein Paar Spiele Karten hervorzog, indem er, wie er ſagte, ſich vorgenommen habe, im Angeſichte der Lava eine Partie Whiſt zu machen!! — Zum Glück war ein anderer Deutſcher ſo entſchloſſen, ihm die Karten wegzureißen und ſie in die glühende Lava zu ſchleudern — und das von Rechtswegen.“

— Zuvörderſt erlauben Sie mir die kleinliche Vermuthung, daß in dem letzten Satze Etwas fehlt. Den Worten: *ſo entſchloſſen*, ſcheint ein Sätzchen folgen zu müſſen, das mit daß anfängt, etwa: *daß die Whiſtpartie unterblieb.* Bei der Eilfertigkeit, womit Ihr Bericht abgedruckt worden iſt, muß man ſich nur verwundern, daß nicht noch mehrere Druckfehler darin vorkommen. Jetzt aber erlauben Sie mir, die beiden Geſchlechter und die verſchiedenen Nationen, die auf dem Veſuv witzig waren, gegen Ihre Anklage in Schutz zu nehmen. Sie ſagen: wer auf dem Veſuv Witz zeige, müſſe ein Herz ohne Gefühl, ja ein durchaus ſchlechtes Herz haben. Ein ſo ungerechtes Urtheil hatte das franzöſiſche Revolutionsgericht in den Tagen des Schreckens nie ausgeſprochen! Den Deutſchen unter den Witzigen wäre nichts vorzuwerfen, als daß ſie ihren Witz nicht im Lande verzehrt; den andern

Nationen aber iſt gar nichts hierüber zu ſagen. Nicht aus Uebermuth, aus Angſt waren ſie witzig, wie es die Menſchen gewöhnlich ſind, wo ſie ſich in Geſellſchaft fürchten. Wer der Gefahr ſpottet gedenkt ihrer; der wahre Held aber denkt gar nicht an die Gefahr. Doch iſt ein Herz darum ſchlecht, weil es furchtſam iſt? Was aber jenen Deutſchen betrifft, der auf dem Veſuv eine Partie Whiſt ſpielen wollte, ſo hätte ich ſelbſt zwar ein ſolches Verlangen nie gezeigt, weil ich kein Whiſt verſtehe; wäre mir aber in den Sinn gekommen, „im Angeſicht der Lava“ eine Partie Piket zu ſpielen, und ein gemüthlicher Landsmann hätte mir die Karten aus den Händen reißen wollen, ſo würde ich, wie folgt, zu ihm geſprochen haben und wäre dabei ſo in Eifer gerathen, daß ich ihn gegen alle Regeln der Höflichkeit geduzt hätte.

„Fremdling! Nicht darum nenn' ich dich Fremdling, weil du, wie ich an deiner Ausſprache höre, ein Würtemberger biſt, ich aber ein Naſſauer bin; ſondern weil deine Geſinnungen und deine Gefühle meinem Kopfe und meinem Herzen ganz fremd ſind. Du drohſt, meine Whiſtkarte in die Lava zu werfen? Thue es, was liegt daran? ich kauf' mir eine andere; es gibt der Damen, Buben, Könige und Kreuze noch genug in der Welt. Aber denke ja nicht, mich mit dieſer groben Koketterie zu täuſchen — ich durchſchaue dich, Fremdling, du ſchmeichelſt dem Veſuv, weil du vor ihm zitterſt, und du zitterſt vor ihm, wie du vor dem Geheimenrathe in deiner Kreisſtadt zitterſt. Du findeſt es kleinherzig, Whiſt zu ſpielen im Angeſichte dieſer erhabenen, Verderben drohenden Natur! Sag' mir, Fremdling, haſt du je die Karte hingelegt, wenn unter den Fenſtern des Caſino's, wo du ſpielteſt, weinende Kinder ihren Vater zu Grabe getragen? Du tändelſt Morgens beim Frühſtücke mit deinem Weibchen und haſt noch die Zeitung in der Hand, die dir vom ſpaniſchen Bürgerkriege erzählte, und wie dort nicht ein Veſuv Flammen ſpeit, ſondern zwei Vulkane gegen einander wüthen. Jede Freude wird am Strande eines Abgrunds gepflückt. Tanze, wo du willſt, du tanzeſt über Gräbern; ſinge, wann du willſt, Thränen begleiten dein Lied; ſiedle dich mit deinem Glücke an, wo du willſt, die Trauer iſt deine Nachbarin. Kennſt du den Scherz nicht, kennſt du den Ernſt nicht; denn der Scherz iſt der Staubfaden des Ernſtes, ſein Geſchlecht anzeigend. Schau her, Fremdling: Ich ſelbſt werfe jetzt die Karte in die Glut, aber mit Freiheit, nicht wie du aus Kriecherei. Gib mir deine Hand, Würtemberger, dort liegt die Aſche meines Zornes."

XXX.

Vorrede

zu dem Buche:

Die Spende. Eine Auswahl von Aphorismen, Epigrammen u. ſ. w. Herausgegeben von Bernhard
Reinwald. Offenbach, 1823.

Die Beſcheidenheit des Herrn Herausgebers dieſer Sammlung: zu verſchweigen, daß er ſie veranſtaltet, mit dem Geldertrage derſelben den Armen ſeines Wohnortes beizuſtehen — wird von der größern bedeckt, daß er mich erſuchte, eine Vorrede dazu zu ſchreiben. Ich ziehe dieſe weg, um jene zu enthüllen. Wie ich aber zu der unverdienten Ehre gelangt, mag der Himmel ſelbſt nicht wiſſen, deſſen Rechnungsbuch über ausgetheilten Ruhm ſeit zweitauſend Jahren mit der größten Unordnung geführt wird. Doch wie es auch gekommen — ich will gern der

Klingelbeutel ſein, der die Mildthätigkeit der Guten ermuntert! Freilich erſcheint Jeder unanſehnlicher Geſtalt, der, für die Armen nur ſprechend, ſich dem zur Seite ſtellt, der für ſie handelt. Aber in unſern heißen Tagen iſt die That der Donner, und das Wort der Blitz, und die Pauſe zwiſchen beiden wird immer kürzer, weil die Gewitter immer näher rücken. Fruchtlos bleibt manches Thun, doch ſelten mehr ſpricht man jetzt vergebens.

Wir üben die Wohlthätigkeit wie ein gemeines Handwerk, und beſtreben uns nicht, und verſtehen es nicht, ſie zur ſchönern Kunſt zu erheben. Das beweinenswürdige Geſchlecht! Es iſt tugendhaft im Schweiße ſeines Angeſichts, und ſpielend ſchlecht, ſtatt daß den glücklichern Menſchen einer beſſern Zeit die Tugend eine feſtliche Freude war, und das Laſter der Wochentage ſauere Mühe. Der Eigennutz iſt der Dünger unſerer Gutherzigkeit: weil der Hunger ein Räuber iſt, den wir fürchten, bezähmen wir ihn, und ſobald er ſtill iſt, regt ſich nichts mehr in uns. Unſere Wohlthätigkeit iſt nur eine beſſere Polizei, und man iſt noch nicht gut, wenn man beſſer iſt, als die. Wohlthaten ſind jetzt ſo unerquicklich für den Geber wie für den Empfänger; weil, wo die Noth aufhört, erſt die Freude beginnt, mit der Noth aber unſer Erbarmen endet. Wir ſind nur der chriſtlichen Tugend des Mitleids fähig; aber die ſchönere der Mitfreude iſt uns fremd geworden. Wir geben den Armen Brod und keinen Wein, und vergeſſen, daß man Brod nur zwei Tage entbehren kann, Wein aber ſiebenzig Jahre hindurch. Was machte Heinrich IV. zum beſten aller Könige? Daß er nicht gewünſcht, alle ſeine Unterthanen möchten Brod haben alle Tage, ſondern ein Huhn einmal jede Woche. Dieſe engherzige Zeit hat es als eine ſchöne Erfindung der Menſchenliebe geprieſen, daß man die Hunde um ihre Knochen betrogen, und den Armen Rumfordiſche Suppen daraus bereitet! Fromme Chriſten, wenn ſie ihre Erben beneiden, laſſen Spitaler bauen, und ſorgen dafür, daß jedes ſieche Daſein gefüttert und gefriſtet werde, damit ja kein raſcher Tod ein Leben voll Kummer und Entbehrung endige. Aber freie Schauſpielhäuſer zu errichten, damit das arme Volk eine geiſtige Freude habe, worin es ſeine trockne Kruſte tunke, das fiel noch Keinem ein! Glücklich nur iſt in unſern Tagen, wer courfähig oder ſpitalfähig iſt; wer aber mit unbiegſamen, doch geſunden Gliedern in der Mitte wandelt, ſucht vergebens eine Blume der Freude im umzäunten Garten: man ſpendet ihm erſt getrocknete Apothekerkräuter, wenn er krank und bettlägerig geworden.

Als wäre das Leben allein der Zweck des Lebens, glauben wir genug gethan zu haben, wenn wir den Armen das Leben friſten, und das freudehungrige Volk muß dreißig Jahre warten, bis ein Kronprinz geboren wird, und man ihm erlaubt, die Broſamen der Hofluſt zu verzehren. So gemein proſaiſch wird das Wohlthun betrieben, daß man hartherzig wird aus Geſchmack, und es iſt wahrlich gut, daß der Himmel die Almoſen vergilt, die man dem Bettler reicht; das Geben ſelbſt belohnt nicht die Gabe. Auch in alten Zeiten hat man das Volk wie ein Kind geführt, aber dafür gaben ihm die Großen Kinderſpiele und ſüße Leckereien und nahmen ſich den Ernſt und die ſauere Mühe; jetzt aber, wo man das Volk unmündiger als je behandelt, muß es arbeiten und nüchtern wie ein Philoſoph leben, deſſen Vormünder aber ſpielen und eſſen Zuckerbrod. Einem Handwerksmann des alten Roms, kehrte er ins Leben zurück und ſäße auf der Dreibatzengallerie unſerer Theater, müßte zu Muthe ſein, wie einem Flibuſtier, der, nachdem er ſich früher alle Tage auf hohem Meere goldne Beute erjagte, dahin gekommen, jeden Pfingſtmontag für zwei Kreuzer über den Main zu fahren, um dann einige Stunden in Staub und Hitze zu Fuße zu gehen. Freilich ſchlagen unſere wohlerzogenen, weichen, furchtſamen, polizeikommiſſariſchen Herzen ſehr ſtark, wenn man uns daran erinnert, daß im Amphitheater des Veſpaſian neunzig tauſend Zuſchauer unentgeldlich geſeſſen, und daß es unter dieſen Umſtänden faſt nicht möglich war, verdächtige, von irgend einer orientaliſchen Majeſtät requirirte Reiſende nach beendigtem Schauſpiele zu arretiren. Wir freuen uns dann unſerer ſchönern Zeit, wo über je drei Menſchen vier Aufſeher geſetzt ſind und wo nur noch Seelen in der Einſamkeit zerquetſcht werden, aber keine Körper mehr im Gedränge.

Das Chriſtenthum rühmt ſich, die Sklaverei abgeſchafft zu haben; aber die Sklaverei der Alten war auch eine ihrer Hautkrankheiten, die ſich jetzt auf die edlern innern Theile der Völker und Staaten geworfen hat. Es hat jetzt Alles eine Haut wie Sammet ſo weich, und fleckenlos wie Schnee und darunter ſitzt das kranke angefaulte Leben. Waren die leibeigenen Menſchen des Alterthums nicht glücklicher als die geiſteigenen unſerer Tage? Jene lebten in unfreiwilliger Kindſchaft, aber ſie genoſſen von ihren Herren auch väterliche Sorgfalt; dieſe, verwaiſt und frei aller verwandtſchaftlichen Bande, ſind verlaſſen und der launiſchen Hülfe Fremder hingegeben. Jene waren doch wenigſtens lebendigen Geſchöpfen unterthan, dieſe ſind lebloſen Sachen unterworfen, ſie ſind Sklaven ihrer Beſtimmung, der Scheere, der Feder, des Hobels oder ſonſt eines elenden Handwerkzeuges. Wo haben jetzt noch die Niedriggebornen wie ſonſt ihre Patrone, bei denen ſie in Sorge und Noth Rath und Beiſtand finden? Nichts wird ihnen, als ein todter Heller, der keine Früchte trägt, und deſſen Gabe beſchämt, weil ſie durch Liebesdienſte dem Geber nicht vergolten werden kann; denn das arme Volk hat nichts mehr zu verſchenken — aller Segen kommt von Oben!

Man wähnt, der Menſchheit wäre das Glück zugemeſſen und zugezählt, und über dieſes Maaß und dieſe Zahl hinaus werde Nichts bewilligt, und darum hätten die Menſchen ſich unter einander abzufinden, denn was der Eine genieße, müſſe der Andere entbehren. Dieſer Wahn entſpringt aus der ſchwachen und eiteln Geſinnung unſeres Geſchlechts. Millionen Menſchen müſſen ſo viele Freuden des Lebens entbehren, weil die Hunderte, die ſie genießen, ſie nur dann genießen, wenn Millionen ſie entbehren. Das Silber macht den Werth des Goldes, das Parterre iſt die Folie, die der Loge Glanz gibt, und jeder Caſinoball wird mehr durch diejenigen verherrlicht, die nicht dabei ſein dürfen, als durch die, welche daran Theil nehmen. Die Sonne hat Licht genug, alle Welt zu beſcheinen, und leuchtet ſich nicht aus, wenn noch Milliarden Menſchen mehr unter ihr wandeln. Darauf kommt es an, daß wir Augen und unſere Wohnungen Fenſter haben. Wollt ihr das Volk beglücken, gebt ihm nur Sinn für Glück. Doch wo noch die meiſte Freiheit herrſcht, hat man die Wahl, taub, ſtumm oder blind zu ſein, aber alle ſeine Sinne zugleich zu gebrauchen, iſt nur denen erlaubt, die ſich Alles erlauben. Des Bürgers Häuschen hat nur eine einzige Thüre, und während der Freudenarme auf der Schwelle ſteht und das Glück erwartet, geht dieſes auf einer andern Seite vorbei. Auch das Schickſal neckt ſich gern mit einfältigen Menſchen: den Füchſen unter ihnen ſetzt es das Glück in enger Flaſche, den Störchen auf flacher Schüſſel vor. Die gütige Natur aber gab dem Menſchen Schnauze und Schnabel, daß er auf alle Fälle gerüſtet ſei und nie verdurſte; doch dieſe angebornen Rechte werden dem Bürger durch Erziehung entzogen.

Was ihr für die Quelle des Reichthums achtet, das iſt die Quelle der Armuth: Die Theilung der Arbeiten. Eitle Staatsſophiſten prahlen damit, wie ſich der menſchliche Geiſt ſo herrlich hoch hinaufgeſchwungen und man es dahin gebracht, daß an jeder Stecknadel zwanzig Menſchen arbeiten. Die Unglückſeligen wiſſen nicht, daß darum auch jeder Gewinnſt von dem Werthe einer Stecknadel unter zwanzig Menſchen vertheilt wird, und daß man hundert zufriedene Menſchen braucht, einen vollkommen glücklichen, und hundert Feſttage, einen ganz frohen Tag zu bilden. Unſer geſellſchaftliches Leben iſt ein Schachſpiel: Könige wie Bauern ſtehen hölzern auf dem ihnen angewieſenen Felde, wandeln gezwungen auf dem vorgeſchriebenen Wege, und ſind ſich einander gleich an Dienſtbarkeit, noch ehe ſie der Tod in ſeine Schachtel wirft. Frei ſind nur die Ritter, welche Königen und Bauern über die Köpfe ſpringen und jeden Weg gehen, nur den geraden nicht. Mit dieſer Einrichtung mag wohl Herr Fouqué zufrieden ſein, der ſelbſt ein Ritter iſt; aber kein Bauer kann es, kein König ſollte es ſein. Dahin hat es die lächerliche Titanen- und Götterſucht dieſes Zwerggeſchlechts gebracht! Sie haben die Menſchen unter einander geſtaffelt, daß die Welt einer Treppe gleicht ohne Dach und Fach, die zu Nichts führt. Und nachdem ſie damit fertig geworden, haben ſie ſelbſt die lebloſen Dinge unter einander geordnet und eine Ariſtokratie der Sachen eingeführt. Selbſt die alte, ehrwürdige Tetrarchie der Elemente haben ſie abgeſchafft, weil ihnen dieſe noch zu republikaniſch geſchienen, und haben nur das Feuer monarchiſch beſtehen laſſen, ihm aber Luft, Waſſer und Erde gehörig untergeordnet. Wie nun jetzt die rechte Hand mit Verachtung zur linken hinüber ſieht, will auch das Werk der rechten Hand über das der linken herrſchen. Dieſe Verhältniſſe aber ſind zu unnatürlich, als daß ſie ohne Kunſt zu erhalten wären, und darum haben diejenigen, welchen daran liegt, daß ſie fortbeſtehen, die Liſt zur Gewalt geſellt und haben den Bürgern, denen ſie jedem einen kleinen Lebensring angewieſen, vorgelogen, dieſer Ring ſei ein unermeßlicher Kreis, den zu durchwandern kaum die Lebensdauer eines Menſchen ausreiche; darum möge ſich ja Keiner zerſtreuen und über die Grenze ſchweifen, ſondern Jeder ſoll in ſeinem Gebiete bleiben und es benutzen und ſein Geſchäft zur größten Vollkommenheit zu bringen ſuchen. Die leichteſten Dinge von der Welt, das Reiten, das Regieren, das Bierbrauen werden mit einer Anſtrengung und Ausdauer gelehret und gelernt, als wären ſie die ſchwerſten Verrichtungen des menſchlichen Geiſtes. Pythagoras wanderte nicht länger umher, ſich aus Indien und Aegypten göttliche Weisheit zu holen, als jetzt ein Geſelle wandert, ein Paar Stiefel machen zu lernen, und das Meiſterrecht, eine Semmel zu backen, wird erſt nach längern Prüfungen zugeſtanden als man ſonſt zu dulden hatte, die Eleuſiniſchen Geheimniſſe zu erfahren. Daher die Armuth; daher der Hunger des Herzens und des Magens; daher das Darben des Geiſtes und der Sinne! Weil jeder Bürger nur Ein Glied übt, nur Eine Fähigkeit ausbildet, nur Einen Weg gehen darf, muß er verderben, wenn das Glied krank, die Fähigkeit unzureichend, der Weg verfehlt oder ungangbar geworden. Ein Fahnenjunker in Friedenszeit läßt ſich füttern und lebt vom Schweiße des Landmanns, denn er hat nicht gelernt, eine Erbſe aufzuziehen, und Cincinnatus, der weder in einer Cadettenſchule noch bei Fellenberg erzogen worden, ſchritt vom Ackerbau in den Krieg, kehrte vom Kriege zum Ackerbau zurück, und wußte Schwert und Pflug gleich gut zu führen. Aber freilich haben jetzt die geiſtreichſten Bürger, wenn ſie von ihrer Frohnarbeit kommen, täglich fünf Stunden in Theegeſellſchaften und am Spieltiſche zu verwenden, und finden nicht Zeit, ſich menſchlich auszubilden.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Zweiter Band.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Zweiter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Loening.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Seite

Erzählungen. Reiſen. Vermiſchte Aufſätze.

(Fortſetzung)

XXXI. Die Meneen 3
XXXII. Für die Juden 46
XXXIII. Denkwürdigkeiten der Frankfurter Cenſur . 56
XXXIV. Der Eßkünſtler 114
XXXV. Der Narr im weißen Schwan, oder: Die deutſchen Zeitungen 130
XXXVI. Das Leben und die Wiſſenſchaft 199
XXXVII. Ueber die geometriſche Geſtalt des Staatsgebiets 214
XXXVIII. Von dem Gelde 223
XXXIX. Ueber Freimaurerei 264
XL. Was wir wollen 276
XLI. Ernſthafte Betrachtungen über den Frankfurter Comödienzettel 283
XLII. Kleine Gedanken über ſtändiſche Verfaſſung 290
XLIII. Geſchichten, Sagen und Meinungen . . 297
XLIV. Ein Gulden und etwas mehr. 305

Seite
XLV. Vollſtändiges Verzeichniß der Döring'ſchen wiſſenſchaftlichen Leihbibliothek 315
XLVI. Eine Kleinigkeit 321
XLVII. Ueber die Beurtheilung des Manuſcripts aus Süd-Deutſchland 328
XLVIII. Vollſtändiges Verzeichniß der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler 338
XLIX. Das Geſpenſt der Zeit 345
L. Ueber die Nachtheile der Schulverſäumniſſe . 354
LI. Zwangs-Gottesdienſt 362
LII. Ueber Etwas, das mich betrifft 366
LIII. Oken 374
LIV. Noch Etwas über Oken 377
LV. O närriſche Leute, o komiſche Welt! . . . 380
LVI. Für die Juden 385
LVII. Kuhſchnappel'ſche Anzeige 399
LVIII. Franzöſiſcher Kunſtfleiß 402
LIX. Taſchenbücher 406
LX. Der Herausgeber an ſeine Leſer 411
LXI. Bauholz zu einem Roman 413

Erzählungen.

Reiſen. Vermiſchte Aufſätze.

(Fortſetzung.)

XXXI.

Die Meneen.

(1826.)

Es iſt ſehr betrübt, daß ſich die gebildeten Stände ſo wenig um den Mond bekümmern. Ihre Unbekanntſchaft mit demſelben iſt ſo groß, daß nur wenige Leſer wiſſen dürften, was Meneen bedeute, und daß die meiſten glauben möchten, es werde ihnen unter dieſer Ueberſchrift ein angenehmer Roman dargeboten. Ja manche werden vielleicht, ſelbſt nachdem ſie dieſe gelehrte Abhandlung zu Ende gebracht, immer noch denken, ſie hatten einen Roman geleſen. Doch dürfen wir jene Gleichgültigkeit ſchelten, dürfen wir uns über dieſe Unwiſſenheit wundern? Nein, es iſt nur die Schuld der Gelehrten, wenn die Ungelehrten ſo ungelehrig ſind. Die deutſche Gelehrſamkeit hat eine Sprache, die ſehr unverſtändlich iſt und, die verſtändlich zu machen, man ſich ſo wenig bemüht. Die Werke aller todten und lebenden Sprachen werden überſetzt, aber eine Ueberſetzung aus dem Deutſchen in's Deutliche ſuchen wir vergebens. Ich trete mit einem erſten Verſuche hierin ſchüchtern hervor, und ich bitte um Nachſicht. Ich will die Leſer des Morgenblattes mit einer Abhandlung über den Mond in einer getreuen Ueberſetzung bekannt machen. Die Abhandlung enthält merkwürdige, ja ganz erſtaunliche, unerhörte Dinge. Ihr Verfaſſer iſt der Herr Profeſſor Franz von Paula Gruithuiſen in München, und ſie ſtand vor einiger Zeit in Naſſe's Zeitſchrift für die Anthropologie abgedruckt. Vielleicht wird es Mancher nicht begreifen, wie eine Abhandlung über den Mond in eine Zeitſchrift für die Anthropologie gerathen; doch er leſe ſie nur und es wird ihm erklärlich werden, und er wird bekennen müſſen, daß Herr von Gruithuiſen einen merkwürdigen Beitrag zur Anthropologie geliefert. Die Abhandlung iſt bezeichnet: „Philoſophiſche Reflexionen über die naturgeſetzlichen Mutabilitätsverhältniſſe verſtändiger Weſen auf dem Monde.“ Das heißt: Philoſophiſche Betrachtungen über die verſtändigen Weſen auf dem Monde, und wie ſie nach den Naturgeſetzen waren, ſind und ſein werden. Ehe ich aber weiter gehe, muß ich bemerken, daß ich die Anſichten des gelehrten Herrn Verfaſſers nicht immer theile. Ich darf mir ſchmeicheln, mit dem Monde gut bekannt zu ſein, ich habe ihn in meinen Jugendjahren oft mit wehmüthigem Erſtaunen betrachtet, ich habe Manches entdeckt, was dem Herrn von Gruithuiſen entgangen, ich habe Manches anders geſehen, als er. Indem ich daher ihm für ſeine vielen, wichtigen und neuen Entdeckungen die gebührliche Huldigung bringe, werde ich mir die Freiheit nehmen, ihn in einigen Punkten zu berichtigen oder zu ergänzen. Doch werde ich dieſes immer mit der gehörigen Beſcheidenheit thun und ich werde ein nachahmungswürdiges Beiſpiel von derjenigen Artigkeit aufſtellen, die deutſche Gelehrte immer gegen einander beobachten ſollten.

Herr von Gruithuiſen beginnt mit den Worten: „Was ich hier vorzutragen Willens bin, iſt eine Reihe von Möglichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht.“ Die europäiſchen Gelehrten mögen dieſe herrlichen Worte leſen und wieder leſen, und ſich ſchämen und wieder ſchämen. Während ſie ſo oft ihre Träumereien für Möglichkeiten, Möglichkeiten für Wirklichkeiten erklären — was thut Herr von Gruithuiſen? Gerade das Gegentheil. Eine Reihe von Wirklichkeiten, für deren Wirklichkeit eine große Zahl von Beobachtungen ſpricht, will er nur als eine Reihe von Möglichkeiten geltend machen! Seltene Beſcheidenheit, und die zu bewundern wäre, würde ſie nicht von der größern, welche folgt, überhoben und verdunkelt. Herr von Gruithuiſen bemerkt nämlich ferner: So gewiß er auch ſeiner Sache ſei, denn er habe ſein Leben lang darüber nachgedacht, beobachtet, geforſcht und Verſuche angeſtellt, ſo hoffe er doch nur Solchen ſeine Ueberzeugung mitzutheilen, die mit ihm gleiche Geſinnung und gleichen Wandel hätten. Herr von Gruithuiſen theilt alſo nicht die kecke Zuverſicht anderer Schriftſteller, die nie daran zweifeln, daß es ihnen gelingen werde, die Leſer zu ihrer Meinung herüber zu führen; er weiß vielmehr, daß er dieſes nicht vermag und daß er nur ſolchen Leſern ſeine Geſinnung einflößen werde, welche dieſe Geſinnung ſchon früher gehabt. Aber auf dieſe Gleichgeſinnten baut Herr von Gruithuiſen feſt; für dieſe, ſagt er, werde ſeine Mondgeſchichte mit der von Moſes vorgetragenen Geneſis gleichen Werth haben. Zwar weiche er in mehreren Punkten, wie darin, daß er in der Schöpfungsgeſchichte weiter zurückgehe, von Moſes ab; doch in andern Punkten ſtimme er mit ihm überein. So wolle er auch, um, gleich Moſes, den Leſern keine Langeweile zu machen, ſich wie Moſes kurz faſſen.

Welches war der Urſtand der Natur im Allgemeinen, und der des Mondes und der Erde im Beſondern? Die Frage iſt etwas keck; aber wir Gelehrten haben den Teufel im Leibe, und wir fürchten uns vor keiner Antwort. Macht es die Natur wie die Mönche im Mittelalter: löſcht ſie die alten klaſſiſchen Handſchriften der Schöpfung aus, um neue Werke darüber zu ſchreiben — ſo ahmen die Gelehrten dem Bibliothekar May in Rom nach: ſie kratzen die neuen Handſchriften wieder ab, um die alten verloſchenen darunter zu leſen. Herr von Gruithuiſen ſagt: die Entſtehung eines großen unorganiſchen Körpers werde nur dadurch möglich, daß er durch Anſammlung von außen ſich bilde. Es habe ſich den Naturforſchern unſerer Zeit mit einer eiſernen Gewalt die Anſicht aufgedrungen, daß die großen Weltkörper das Ergebniß eines Niederſchlags aus dem Aether ſeien, und daß man ſich den Akt dieſer Präcipitation noch als fortdauernd denke, beweiſe die neue Lehre vom Sonnenſtaube und die ältere von den Meteormaſſen, als kosmiſcher Körper. Wir wollen uns von keiner eiſernen Gewalt abſchrecken laſſen, ſondern die Sache ruhig überlegen. Was mich betrifft, ſo ſtimme ich mit den Herren Naturforſchern nicht darin überein, daß die großen unorganiſchen Körper durch Anſetzung von außen entſtünden. Nicht etwa als läugnete ich den Niederſchlag aus dem Aether — ich bin weit davon entfernt; aber ich kann nicht zugeben, daß die unorganiſchen Körper dieſem Niederſchlage ihr Daſein zu verdanken haben; ich ſehe und erkenne nirgends in der Natur unorganiſche Körper. Der Menſch nennt diejenigen Weſen unorganiſch, die zu weit unter, oder zu hoch über ihm ſtehen, zu welchen er mit ſeinen Sinnen und Begriffen nicht hinablangen, oder nicht hinaufreichen kann. Aber Alles iſt belebt, Alles lebt. Sonne, Mond und Sterne ſind Thiere, wie wir auch; die Erde iſt auch eines. Das zeigen ihre organiſchen und ſentimentalen Verrichtungen: ihr Einſaugen und Ausſcheiden, Ebbe und Fluth, Elektrizität, Magnetismus, das zeigen ihre Krankheiten ſogar. Es iſt nur ein ariſtokratiſcher Stolz, der dem Menſchen den Wahn eingeſtößt, er ſei der Herr der Schöpfung und die Erde ſeine Wohnung. Der Menſch iſt nur ein Organ der Erde; ihm viel einzuräumen, mag er ihr edelſtes Organ, das Gehirn des Erdkörpers ſein. Einiges ſpricht für dieſe Vermuthung. Wenn wir Menſchen aufrichtig ſein wollen, müſſen wir geſtehen, daß wir zuweilen verrückt, ja daß wir unter allen lebenden Geſchöpfen die verrückteſten ſind. Beweis, daß wir den Verſtand vorſtellen; wir ſind der Verſtand und haben ihn für den Erdkörper. Wollten wir uns auch erbitten laſſen und aus Gutmüthigkeit zugeben, daß der Menſch nicht blos ein Organ des Erdkörpers, ſondern ein ſelbſtſtändiges Weſen ſei: ſo können wir doch unmöglich darin nachgeben, daß ſich der Menſch für das vollkommenſte Geſchöpf auf der Erde halte. Die Natur macht keinen Sprung; aber der Himmel ſteht zu hoch über der Erde, der Menſch ſteht vom Engel gar zu weit ab — es muß Zwiſchengeſchöpfe geben. Der Hund weiß es nicht, daß er ſeinem Herrn folgt, er glaubt mit Freiheit zu handeln. So ergeht es dem Menſchen auch. Was er Triebe, Neigungen, Leidenſchaften, Grundſätze nennt, das ſind ſeine Herren, welche ihn führen, welchen er folgt und gehorcht. Wir ſehen einen Menſchen ertrinken; aber wir ſehen nicht, daß er ertränkt worden, wie ein kranker Pudel. Dadurch, daß wir die Erde für einen organiſchen Körper erklären, geſchieht dem Niederſchlage aus dem Aether durchaus kein Abbruch. Dieſer Niederſchlag iſt die Nahrung der Erde, die von dieſer aſſimilirt und ſo zur Ernährung wird; aber die Erde wächſt von innen heraus, wie ein Thier. Auch auf den Menſchen ſehen wir Luft, Waſſer, Wein, Brod, Ochſenzungen und Rebhühner niederſchlagen, und wir ſagen darum doch nicht, er ſei ein unorganiſcher Körper, der von außen anwachſe, ſondern wir nennen jene gutgemeinten Niederſchläge und den freundlichen Empfang derſelben, *eſſen und trinken*.

Was die neue Lehre vom Sonnenſtaube betrifft, ſo war dieſe Lehre auch mir ganz neu und, indem ich mich dieſes Zuwachſes meiner Kenntniſſe freue, thut es mir gar zu leid, daß ich nicht nur wenige Tage früher dieſe Neuigkeit erfahren; es wäre dadurch ein großes Unrecht und eine unverdiente Kränkung verhütet worden. Erſt in der vorigen Woche ſchalt ich mein Stubenmädchen aus, weil ſie zum hundertſten Male übertreten, was ich ſchon hundertmal befohlen, nämlich: das Fenſter zu öffnen, ſo oft ſie das Zimmer kehre. Ich kam nach Hauſe und roch den Staub, ich ſchmeckte ihn dick auf der Zunge; ich lärmte. Das Mädchen behauptete, das Fenſter ſei offen geweſen, und ſie ſähe keinen Staub, er wäre nur in meiner Einbildung. Da zeigte ich ihr den Staub hell von der Sonne beſchienen, ſie verſtummte. Aber mein Reden und ihr Schweigen war gegen die Naturlehre. Der beſonnte Staub war Nichts als Sonnenſtaub, ein Niederſchlag aus dem Aether, und die kosmiſchen Körperchen hätten doch unmöglich in das Zimmer kommen können, wäre das Fenſter nicht geöffnet geweſen.

Es ſind aber nicht blos ſolche kleine, leichte

Körperchen, welche die Erde zart bepudern, ſondern ganze Weltkörper, oder große Stücke derſelben fallen auf die Erde herab. So ſind, wie Herr von Gruithuiſen behauptet, einſt die Inſel Ceylon, Neu Holland, Neu Guinea, das Land Böhmen aus der Luft herabgefallen. Ich muß ſagen, das iſt ein harter Niederſchlag, das iſt eine ſehr grobe Präcipitation; ich hätte mir die Natur artiger gedacht! Es iſt doch gewiß ſehr traurig, wenn wir nicht mehr ſpazieren gehen können, ohne zu fürchten, es möchte uns ein großes Stück Geographie auf den Kopf fallen. Was ſoll uns dagegen ſchützen? Erfinde einer Böhmen Schirme! Da hält kein Taffet und kein Fiſchbein Stich. Zwar ſagt Herr von Gruithuiſen, die Sache wäre nicht ſo gefährlich, als ſie ausſehe. Nicht blos die Geſchöpfe jener aus der Luft geſtürzten Weltkörper blieben beim Leben, ſondern auch die Erdbewohner ſolcher Strecken, wo jene Weltkörper niederfallen; nur dürften ſie nicht ſo unglücklich oder ſo ungeſchickt ſein, gerade in die Verſenkungsſtufen zu gerathen. Herr von Gruithuiſen, wie man ſieht, ſpottet unſerer Angſt. Nicht Jeder iſt ein Seiltänzer oder Springer, und welcher Springer iſt flink genug, einer Inſel Ceylon, einem breiten Neu Holland mit ſeinen Spitzbuben, oder gar einem plumpen Böhmen mit ſeinen derben Gebirgs knochen auszuweichen? Herr von Gruithuiſen hätte wahrlich beſſer gethan, ſeine traurigen Entdeckungen geheim zu halten. Iſt es nicht ein unverzeihlich grauſamer Scherz, wenn er uns tröſtet: nach einem ſolchen Länder-Regen würde jeder Menſch fortdauern, „ſofern er nicht überhaupt in der Kataſtrophe ſelbſt den Tod gefunden?“ Ein ſchöner Troſt, wenn mir Einer ſagt: Du wirſt beim Leben bleiben, wenn du **nicht ſtirbſt**. Herr von Gruithuiſen behauptet ferner: „Nur die reinweißen Menſchen ſind Ureinwohner **der** Erde; Alles, was um den Aequator und den Wendekreiſen wohnt, iſt der Erde fremdartig.“ Welch ein Glück für Herrn von Villele, daß die franzöſiſchen Gelehrten Dieſes nicht wiſſen. Eben jetzt wird dieſer Miniſter, wegen der Emancipation von Hayti, in der Deputirtenkammer auf's Heftigſte beſtritten; Alles wird hervorgeſucht, dieſe Maßregel als verderblich darzuſtellen, aber auf den ſchlagendſten Einwurf iſt Keiner gefallen, darauf nämlich, daß die Haytier keine Menſchen, ſondern ein Niederſchlag aus dem Aether ſeien.

Wo kommen die Menſchen her? Wo iſt ihr Vaterland? Ach die Unglücklichen! Sie haben kein Vaterland, ſie haben nur ein Vaterwaſſer. Die Menſchen ſtammen aus dem Meere, ſie und alle Landthiere ſind einſt Seethiere geweſen, und ſind erſt nach und nach trocken geworden. Warmes Blut und warme Schmerzen, das iſt Alles, was wir gewonnen, nach ſo vielen vielen Jahrtauſenden! Wenn Kinder fragen, wo die Menſchen herkommen, ſagt man ihnen, ſie kämen aus dem Brunnen, oder der Storch bringe ſie. Die Kinder ſind glücklich, ſie reden Wahrheit und hören Lügen; wir Erwachſene aber reden Lügen und hören Wahrheit, die traurige Wahrheit. Gibt es etwas Betrübteres, als die Vorſtellung: die Menſchheit ſei mit Salzwaſſer ſtatt Ammenmilch geſtillt worden? Zwar möchte es dem Stolze mancher Menſchen ſchmeicheln, nicht von den Bürgersleuten Adam und Eva, ſondern von einem Wallfiſche herzuſtammen: die Familie wird dadurch um viele Jahrtauſende älter, ſie wird edler. Aber guter Gott, welch ein Adel! Eine Auſter zur Wehmutter, einen Stockfiſch zum Stammvater zu haben! Hätte Herr von Gruithuiſen wenigſtens, was er behaupte nicht auch bewieſen, hätte er uns den Troſt des Zweifels gelaſſen. Aber nein, er beweiſt, daß wir einſt Seethiere geweſen, und verſperrt uns jeden Weg, wo wir vor dieſem Gedanken entfliehen könnten. Er ſagt: „Zwei Dinge bleiben hienieden doch merkwürdig.“ Die erſte Merkwürdigkeit des Herrn von Gruithuiſen hienieden übergehe ich, um das Erſtaunen des Leſers auf eine wichtigere Sache zu ſchonen. Die zweite Merkwürdigkeit iſt, mit Herrn von Gruithuiſens eigenen Worten, folgende: „Die Liebe der Menſchen und vieler Thiere zum Meerſalze und zum Waſſer. Die Liebe zum Meerſalze deutet auf das **Urmedium**, auf die omniſche Urflüſſigkeit der ganzen Thierheit hin. Meerthiere ſind in Landthiere verwandelt worden. Menſchen und Vögel baden ſich gern. Warum iſt der Appetit der Menſchen nach Fiſchen ſo groß?“ . . . Mit dem Salze hat es ſeine Richtigkeit. Der Menſch lag einſt im Salze, darum liebt er das Salz. Daraus läßt ſich auch die Erſcheinung erklären, daß verliebte Köchinnen die Suppe verſalzen. In ſolchen Fällen wird die kindliche Liebe, die den Menſchen zum Salze hinführt, durch die erotiſche verſtärkt, und die Salzluſt muß dadurch größer werden. Zwar werden die Continentalſuppen mit Quellſalz — geſalzen, und man könnte darum denken, die Kinder möchten Recht haben, wenn ſie glauben, daß die Menſchen aus dem Brunnen kommen. Doch das beweiſt nichts gegen Herrn von Gruithuiſen. Iſt Quellſalz etwas Anderes als civiliſirtes Meerſalz? Was das Baden betrifft, ſo könnte man zwar glauben, daß die Menſchen Bäder gebrauchen, weil ſie Hufeland in ſeiner Makrobiotik empfohlen; doch vergeſſe man nicht, daß ſich die

Menſchheit ſchon mehrere Jahrtauſende vor Hufeland gebadet. Es bleibt alſo nichts Anderes übrig, als ſich dieſe Waſſerſucht zu erklären wie Herr von Gruithuiſen gethan: es iſt eine Art Heimweh, die Menſchen baden ſich aus Patriotismus. Der Anſicht des Herrn von Gruithuiſen über den großen Fiſch-Appetit der Menſchen, ſo geiſtreich ſie auch iſt, möchte man doch nicht ohne Bedenklichkeiten beiſtimmen. Daraus, daß der Menſch gern Fiſche ißt, möchte man wohl eher das Gegentheil ſchließen, nämlich daß der Menſch nicht aus dem Waſſer herſtamme, denn kein Thiergeſchlecht verzehrt ſeine eigenen Geſchwiſter. Uebrigens ißt der Menſch nicht blos Fiſche, er ißt noch gar Mancherlei gern. Der Menſch ſteckt wie ein Kind Alles in den Mund, und wenn es nicht gar zu hart iſt, verzehrt er es. Aus Kronen und Eiern, aus Böttern und Haſen, aus Zandern und Spargeln bereitet ſich der Menſch ſeinen Chylus. Eben ſo gern, ja oft lieber als Fiſche, ißt der Menſch Rindfleiſch; dürfte man daraus folgern, daß der Menſch von Ochſen herſtamme? Daraus wenigſtens gewiß nicht. Uebrigens wäre der Appetit nach Fiſchen wirklich ſo groß, wie Herr von Gruithuiſen behauptet? Es giebt viele Menſchen, welche die Fiſche nicht lieben, und ausgezeichnete Naturforſcher haben beobachtet, daß die Neigung zu

Fiſchen gar nicht von dieſen ſelbſt, ſondern von der Brühe angeregt werde, mit welcher die Fiſche zubereitet ſind. Auch bedarf es der Fiſche gar nicht, um zu beweiſen, daß die Menſchen einſt Fiſche geweſen, Herr von Gruithuiſen hat dieſes ſchon durch andere Gründe hinlänglich dargethan, und wenn er ſagt: „daß die Schöpfung hervorbringt, was möglich iſt, ſehen wir, glaube ich, auf der Erde mehr als hinlänglich“ — wird ihm jeder vernünftige Leſer darin beiſtimmen.

Jetzt kommen wir an den Mond. Es hat etwas lange gedauert, es war aber nöthig, daß wir zuerſt die Erde, unſere Wohnſtätte, von innen und außen gründlich kennen lernten, ehe wir uns mit fremden Weltkörpern beſchäftigten. Wie die Erde beſchaffen, das wiſſen wir jetzt, es fragt ſich nun, wie iſt der Mond, wie war er beſchaffen, und was wird noch aus ihm werden? Doch ehe wir aufhorchen, was Herr von Gruithuiſen hierauf antwortet, müſſen wir zuvor die Frage mittheilen, wie er ſie ſtellt. Er fragt nämlich nicht, wie wir es gethan, einfach, naiv und ohne Falſch; ſondern er fragt mit beißender Ironie: dadurch bekömmt die Sache eine ganz andere Wendung, und wir entdecken endlich, daß es dem Herrn von Gruithuiſen mit ſeiner ganzen Mondgeſchichte nur Scherz geweſen. Er wollte ſich nur über die Naturforſcher **luſtig machen.** Dieſe nämlich öffnen nicht die Augen, um zu ſehen, wie eine Sache iſt, ſondern ſie beſchließen vorher, wie ſie ſein ſoll, und ſehen dann ſo lange an der Sache herum, bis ſie ihnen ſo erſcheint, wie ſie es wünſchen. Die Natur iſt die arme Inquiſitin, gegen welche ſich die Naturforſcher, als die Inquiſitoren, verbotene Suggeſtionen erlauben. Um dieſe Weiſe zu verſpotten, fragt Herr von Gruithuiſen nicht: wie iſt der Mond beſchaffen? — er fragt: wie muß der Mond beſchaffen ſein, **damit** er ſo beſchaffen ſei, wie wir glauben, **daß er beſchaffen** ſei? Das Geheimniß dieſer herrlichen Ironie ſei aber den Leſern nur im Vertrauen mitgetheilt, ſie dürfen es nicht ausplaudern; man muß Keinem ſeinen Spaß verderben, und wir wollen uns ferner anſtellen, als ſei es dem Herrn von Gruithuiſen mit Allem, was er ſagte, völliger Ernſt geweſen. Seine Frage lautet wörtlich, wie folgt: „Was konnten nach den Naturgeſetzen auf dem Monde für Ereigniſſe ſtattgefunden haben, damit ſie mit den Beobachtungsreſultaten neuerer Zeit in einen natürlichen Einklang gebracht werden können?“ Als Antwort auf dieſe Frage erfahren wir viele merkwürdige Dinge; doch wollen wir uns mit den Kleinigkeiten darunter nicht lange aufhalten, und uns mehr und länger mit den grandioſen beſchäftigen.

Wie man uns oben belehrt hat, iſt die Erde eine aus verſchiedenen kosmiſchen Stiften gebildete Moſaik, und die Menſchheit ein Lumpengeſindel, das aus dem Abfall ausländiſcher Himmelskörper zuſammengerafft worden. Neu-Holland, Böhmen und andere Erdtheile ſind aus verſchiedenen Luftgegenden herabgekommen. Ob dieſe Coloniſten herabgefallen ſind oder herabgeſtürzt worden, ob ſie ausgewandert oder ob man ſie verbannt hat, darüber hat ſich Herr von Gruithuiſen nicht geäußert. Es iſt aber auch ziemlich gleichgültig. Man kann es kaum eine Auswanderung oder eine Verbannung nennen, wenn ein Volk wie das böhmiſche nicht blos mit Haus und Hof, ſondern auch mit dem Boden, worauf Haus und Hof ſtehen, ihre Heimath verlaſſen; ja wie wir ſpäter erfahren werden, nehmen ſolche Auswanderer ſogar die heimathliche Luft mit, ſo daß ſie Nichts verändern als den aſtronomiſchen Platz im Himmelsraume. Durch dieſe Lehre von dem Niederſchlage aus dem Aether wird freilich eine gänzliche Umgeſtaltung der irdiſchen Jurisprudenz nothwendig. Die Satzungen von beweglichen und unbeweglichen Gütern, von Fauſtpfändern und Hypotheken haben gar keine Bedeutung mehr. Wer wird es ferner wagen, nach dem ergeſehen, daß Neu-Holland ſich bewegen konnte, auf ein leichtes Haus oder Landgut, das ein Lüftchen in den Raum wehen kann, ferner eine Hypothek zu nehmen? Majorate können nicht mehr geſtiftet werden und das neue Erſtgeburtrecht in Frankreich wird in der Geburt ſterben. Die Lehre von der Beweglichkeit unbeweglicher Güter ſcheint man ſchon früher geahnet zu haben; denn man findet in der ältern deutſchen Geſchichte viele Beiſpiele von verpfändeten Provinzen und Völkerſchaften, welches nicht hatte geſchehen können, hätte man nicht Land und Volk für Mobilien angeſehen. Einige frühere hieher gehörige Bemerkungen des Herrn von Gruithuiſen, die wir anzuführen vergeſſen, wollen wir nachholen. Von Neu-Guinea, dieſem Stücke eines fremden auf die Erde gefallenen Weltkörpers, ſagt er: „Hier findet man wieder negerartige Menſchen, woran die *kometariſch urſprünglich erweiterte Bruſt* noch nicht ganz verſchwunden iſt.“ Wir verſtehen nicht recht, was damit hat geſagt werden ſollen, doch der Ausdruck *kometariſche Bruſt* iſt ſo wahr als dichteriſch, und auch auf jede weiße Bruſt anzuwenden. Das Herz des Menſchen iſt ein Komet, furchtbaren Anblicks, leuchtend und drohend, ungeregelten und nicht zu berechnenden Wandels. Bei Erwähnung Ceylons, dieſer „kleinen in die Erde verſenkten kosmiſchen Weltkugel," bemerkte Herr von Gruithuiſen: „dieſes Beiſpiel gibt ſchon zu erkennen, daß faſt der dritte Theil der Organismen, welche mit einem fremden Weltkörper ankommen, ſich retten kann vom Untergang, und daß Thiere und Pflanzen noch immer auf ihrem heimiſchen Boden verbleiben, ja ſogar, daß manche ihrer Wohnungen, außer einiger relativ ſchiefen Stellung, wohl noch brauchbar befunden werden mögen." Jetzt erklärt ſich das Räthſel von den bekannten ſchiefen Thürmen zu Bologna. Die Reiſebeſchreiber haben ſich lächerlich darum geſtritten, ob der Baumeiſter ſie vorſätzlich ſchief gebaut, oder ob ſie im Verlauf der Zeiten ſich geneigt haben; es iſt aber weder das Eine noch das Andere geſchehen. Die Bologneſer Thürme ſind gar nicht von Menſchenhänden gebaut worden, ſie ſind ein Niederſchlag aus dem Aether und haben durch den Fall eine relativ ſchiefe Stellung erhalten. . . . Doch wir ſind ja vom Monde wieder abgekommen! Man iſt freilich zu entſchuldigen, wenn man, ſo zwiſchen Himmel und Erde ſchwebend, etwas den Schwindel bekommt und hinſchwankt, wohin man nicht wollte. Doch wollen wir uns jetzt dem Monde feſt anklammern und ihn nicht eher wieder loslaſſen, bis wir ihn rundum genau unterſucht haben.

Der Mond iſt bewohnt, und zwar wie die Griechen ſagen von Meneen, und wie der Deutſche ſpricht, von Mondbewohnern. Daß der Mond, wenn er bewohnt iſt, von Mondbewohnern bewohnt iſt, das wird kein billiger Mann dem Herrn von Gruithuiſen ſtreitig machen. Eher möchten manche andere ſeiner Behauptungen Bedenklichkeiten erregen. Der Mond ſoll entſtanden ſein, wie die Erde auch, wie alle große Weltkörper entſtanden ſind, nämlich durch Zuſammenſetzung mehrerer kleineren Himmelskörper. „Daß fremde Weltkörper, die in den Mond ſtürzten, ihn vergrößert haben, zeigen vollkommen zahlloſe Beiſpiele.“ Gegen Beiſpiele läßt ſich nichts einwenden, beſonders wenn ſie zahllos ſind. Nach Herrn von Gruithuiſen zu urtheilen, hat die Natur kein Genie, ſie verfährt bei ihren Bildungen immer auf gleiche Weiſe. Leſer, die natürlich ſind, welchen es an Einbildungskraft fehlt, können ſich den Mond und die Erde nicht anſchaulicher machen, als wenn ſie ſie mit einem Spielballe von Tuch vergleichen, der aus Lappen von verſchiedenen Farben bunt zuſammengeſetzt iſt; nur mit dem Unterſchiede: daß, während die Buntheit des Spielballes durch die verſchiedenen Lichtgrade ſeiner Lappen, die Buntheit des Mondballes durch die verſchiedenen Wärmegrade ſeiner Stücke entſteht. Nämlich die kleinern Himmelskörper, die auf die größern herabfallen, bringen nicht blos ihre eigenen Organismen mit, ſondern auch ihren eigenen Wärmegrad, wodurch die Urwärme des Mutterkörpers umgeſtimmt wird. Daher die verſchiedenen Klimate auf Mond und Erde. Die grauen Ebenen des Mondes, die man ſchon mit freien Augen ſehen kann, haben ihre graue Farbe, von dem von mir erwieſenen — nicht von mir dem Ueberſetzer, ſondern von Herrn von Gruithuiſen erwieſenen — Ueberzuge von Vegetabilien. Herr von Gruithuiſen hätte noch Mehreres von der Mond-Botanik mittheilen ſollen. Die lunariſchen Pflanzen haben viele Merkwürdigkeiten, unter andern das Seltſame, daß ſie keine Staubfäden haben, ſo daß das Pflanzenreich im Monde ein wahres Amazonenreich zu ſein ſcheint. Daß die Meneen den „Kummer um Luſt“ nicht kennen, darum wollen wir ſie nicht beneiden. Haben ſie einen Kummer weniger, als wir Menſchen, ſo werden ſie dafür wohl einen andern Kummer mehr haben. Es iſt Nichts ganz in dieſer zuſammengeflickten Welt, und was auch aus dem Aether niederſchlage, es iſt immer mit Kummer vermiſcht.

Der bisherige Lebenslauf des Mondes läßt ſich mit wenigen Worten erzählen. Der Mond war anfänglich ein Komet, dann ward er ein Planet und endlich ein Satellit der Erde, was er noch iſt. Als

Komet lebte der Mond im rohen Zuſtande der Natur, ſtreifte wie ein Wilder durch die weiten Himmelsräume, befahl und gehorchte Keinem, und that, was er wollte. Da kam die Bildung über ihn, er aß vom Baume der Erkenntniß und verdarb ſich den Magen; da jammerte er nach Arzt und Krankenwärter, da erbarmte ſich ſeiner die Erde und nahm ihn unter den Schutz ihrer mütterlichen Polizei. Die Zenſur leitete ſeinen Verſtand, die Finanzkammer verwaltete ſein Vermögen, und die Juſtiz züchtigte gut gemeint den Fehlenden. Der Lauf des Mondes gleicht dem der Menſchheit, und er hat gar nicht Urſache, ſich zu beklagen. Aber Herr von Gruithuiſen, Rouſſeau's grämlicher Lebensanſicht huldigend, behauptet, den Mond habe ſeine Bildung unglücklich gemacht. Er ſagt: „die Meneen hatten es, als ſie Bürger des freien Kometen waren, beſſer, als nachdem der Mond Satellit der Erde geworden. Er leuchtete nicht mehr durch eigenes Licht, er verlor die innere Warme, ja Sonne und Erde beraubten ihn des größten Theiles ſeines Waſſers. Die Meneen mußten auf Mittel bedacht ſein, ſich vor dem großen Wechſel der Hitze und Kälte zu ſichern.“ So ungern ich auch den Angeber mache, kann ich es doch nicht verſchweigen, daß ich in dieſen Sätzen Demagogie, ja wahrhaft revolutionäre Geſinnungen erkenne. Zu ſagen, daß es die Meneen als Bürger des freien Kometen beſſer gehabt, als unter dem ſanften Scepter der Erde — heißt das nicht offenbar, die Inſurrektion der Amerikaner und der Griechen billigen? Daß der Mond nicht mehr durch eigenes Licht leuchtet, iſt denn das ſo ſehr zu bejammern? Wenn jeder Menſch auf der Welt durch ſein eigenes Licht leuchten wollte, das gäbe eine ſchöne Illumination! Wenn Sonne und Erde, um ſich für die Erziehungs- und Regierungskoſten zu entſchädigen, die ihnen der Mond verurſacht, einen Waſſerzoll von ihm nehmen, nennt das Herr von Gruithuiſen berauben. Nur ein Liberaler kann ſo ſprechen. Das heißt nicht berauben, das heißt beſteuern. Auch die Menſchen müſſen Abgaben entrichten, ſo gut wie die Meneen. Zwar wird auf der Erde das Waſſer nicht beſteuert, ausgenommen das Mannheimer und das Kölniſche, aber der Wein wird beſteuert, das Obſt, das Getraide, Häuſer, Felder, Wagen, Pferde, Hunde, Gedanken, das Reiſen, das Nichtreiſen, Kaufen, Verkaufen, das Heirathen, der Junggeſellenſtand, die Geburt, das Sterben, Leben und Tod, das Herz, die Arbeit, das Faullenzen, der Schlaf, die Luft, Tag und Nacht, Winter und Sommer, und noch viele tauſend andere Dinge; doch noch keinem vernünftigen Manne iſt je in den Sinn gekommen, dieſes berauben zu nennen.

Herr von Gruithuiſen ſelbſt bemerkt, daß die Meneen, weil ihnen die Wärme entzogen, hätten darauf bedacht ſein müſſen, ſich künftig gegen die Kälte zu ſchützen; er verkennt alſo die heilſamen Wirkungen der Abgaben nicht, er weiß, daß ſie den Gewerbfleiß befördern; er weiß, daß das Steuerſyſtem eine Hunger-Kur iſt, die alle Organe des Menſchen zu größerer Thätigkeit antreibt — er weiß dieſes Alles, und dennoch klagt er! Wenn ſogar die Aſtronomen anfangen, die Preßfreiheit zu mißbrauchen, dann iſt es wahrlich hohe Zeit, dem Uebel Einhalt zu thun und auch den Himmel zu zenſiren.

Wie haben es die Meneen angefangen, um ſich gegen den großen Wechſel von Kälte und Wärme, den das Budget der Erde über den Mond gebracht, zu ſchützen? „Sie wurden Troglodyten, und dieſes ſcheinen ſie nach allen den Dutzenden von Merkmalen und Spuren, die ich davon auf der Mondoberfläche entdeckt habe, noch heutiges Tages zu ſein.“ Die Leſer werden mit Wohlgefallen bemerken, daß ſich Herr von Gruithuiſen, bei Aufzählung ſeiner Merkmale und Spuren, des altehrwürdigen Duodezimal- und nicht des revolutionären Dezimalſyſtems bedient. In der That, Natur und Kunſt, die 12 Himmelszeichen, die 12 Monate, die 12 Söhne Jakobs, die 12 Apoſtel, die 12 Pairs

Karls des Großen, die 12 Spielhäuſer in Paris und die 12 Bände des Converſationslexicons, empfehlen das Dutzendweſen hinlänglich. Schröter hatte im Monde eine Stadt geſehen. Herr von Gruithuiſen will dieſes nicht abſprechen, doch hat er ſeine Gründe zu glauben, daß „von dieſen Gebäuden nur die troglodytiſch bewohnbaren noch ihre Meneen beherbergen, und die andern zur heißen Tageszeit von Reiſenden benutzt werden, um Schatten und Ruhe darin zu finden.“ Bei Gelegenheit der Reiſen der Meneen hätte man gern erfahren, wie es auf dem Monde mit den Päſſen gehalten wird. Zwar iſt gar kein Zweifel, daß die Meneen zu ihren Reiſen Päſſe brauchen — dieſes iſt ein Urgeſetz der Natur und gehört zum Aggregationsſyſtem — die Frage iſt nur, ob den Meneen die Päſſe der Mondsbehörden hinreichen, oder ob ſie, da der Mond ein Satellit der Erde iſt, von der irdiſchen Ober-Regierung die Päſſe fordern müſſen? Freilich hat man auf der Erde von ſolchen Päſſen nach dem Monde nie Etwas gehört, doch kann es immer ſein, daß dieſes zum Wirkungskreiſe der geheimen Polizei gehörte. Auch hat Herr von Gruithuiſen Sommer-Gebäude im Monde geſehen; auch hat er dreizehn Gebäude gezählt, die nicht größer ſind „als die gewöhnlichen Söldnerhütten auf der Erde;“ auch hat er den Schatten von Gaſſen geſehen. Ueberhaupt unterſchied Herr von Gruithuiſen drei verſchiedene Bauſtyle im Monde; doch da wir nicht blos für Architekten ſchreiben, ſondern für gebildete Stände überhaupt, ſo wollen wir dieſes nicht ausführlicher abhandeln. Endlich entdeckte Herr von Gruithuiſen Ruinen der Ureinwohner des Mondes. Die Ruinen habe ich auch geſehen; doch daß ſie von den Ureinwohnern des Mondes herrührten, widerſpricht meinen Beobachtungen. Dieſe Ruinen ſind künſtliche Ruinen, wie wir ſie in unſern engliſchen Gärten haben.

Sind die Meneen Menſchen? fragt Herr von Gruithuiſen. Hat gut fragen, wer die Antwort ſchon in der Taſche trägt. Wir möchten den Frager fragen: was iſt der Menſch? Doch hören wir ihn, vielleicht antwortet er hierauf auch. Alſo, Frage: ſind die Meneen Menſchen? Antwort: „Mit Gewißheit wird man hier weder ein Ja, noch ein Nein antworten können. Nur einige Gründe, die uns die Beobachtungen an die Hand geben, ſtimmen für das Ja. Sie führen zu einer Contrarietät der Vierhändigkeit und Vierfüßigkeit, die nur durch die Setzung eines Mittels zwiſchen beiden, nämlich die Zweihändigkeit und Zweifüßigkeit zu löſen iſt.“ Lieber Leſer, jetzt müſſen wir uns zuſammennehmen, um dem Herrn von Gruithuiſen nachzukommen; er iſt ſehr raſch. Wir können wie der Mohr in Fiesko ſagen: unſere Füße haben alle Hände voll zu thun. Herr von Gruithuiſen behauptet, weil die Meneen weder vier Hände, noch vier Füße hätten, müßten ſie Menſchen ſein. Aber beſteht denn das Weſen nichtmenſchlicher Geſchöpfe in der Vierhändigkeit oder Vierfüßigkeit? Vierhändige Thiere gibt es gar nicht auf der Erde, das garſtige Thier mit zwei Rücken im Othello ausgenommen; und auf der andern Seite gibt es ſehr viele Thiere, die keine vier Füße haben und doch keine Menſchen ſind: wie die Vögel, die Fiſche, die Inſekten und andere, die man in Raff's Naturgeſchichte findet. Und wenn die Meneen weder vierhändig noch vierfüßig ſind, müſſen ſie darum zwei Hände und zwei Füße haben? Man könnte eben ſo gut den Schluß machen: dieſer Mann iſt weder eine Million reich, noch iſt er ein Bettler; alſo iſt er eine halbe Million reich. Aber mit nichten! Er kann tauſend Gulden im Vermögen haben, zweitauſend Gulden, zehntauſend Gulden, hunderttauſend Gulden; zwiſchen einer Million und einer halben Million liegen 999,998 Fälle, die Kreuzerfälle ungerechnet. So brauchen auch die Meneen, weil ſie nicht vier Hände und vier Füße haben, darum doch nicht zweihändig und zweifüßig zu ſein. Sie können eine Hand und drei Füße haben, oder einen Fuß und drei Hände, oder fünfzig Hände und gar keine Füße, oder tauſend Füße und gar keine Hände. Und woraus ſchließt Herr von Gruithuiſen, daß die Meneen weder vier Füße, noch vier Hände haben? Man höre. „Gegen die Annahme, daß die verſtändigen Weſen auf dem Monde Vierfüßer ſeien, ſtehen die regelmäßigen Gebäude auf der Mondoberfläche im vollkommenen Widerſpruch, da deren Erbauung ohne geometriſche Kenntniß gar nicht möglich iſt.“ Aber liegt denn die Kenntniß in den Händen? In den Händen liegt nur die Kunſtfertigkeit, und nicht in dieſen allein. Der Biber baut ſeine unterirdiſche Wohnung, der Vogel ſein Neſt, die Biene ihre Zelle, ohne Geometrie und ohne Hände. Ja die Natur ſelbſt, welche die vollendetſten Kunſtwerke bildet, hat auch keine Hände. Ferner: „Gegen die Vierhändigkeit ſtreitet die auf dem Monde ſichtbare, 60 bis 70 geographiſche Meilen lange Straße und der erſt neulich von mir entdeckte 30 Meilen lange äußerſt reguläre Wall, der auf Wandergewölb unterm Boden rathen läßt.“ Auch die Gültigkeit dieſes Beweiſes können wir nicht anerkennen. Zwar hat es mit den Mond-Chauſſeen ſeine vollkommene Richtigkeit, ja man kann ſogar mit guten Fernröhren die Inſchriften auf den Meilenzeigern leſen; aber daraus auf die Füße der Meneen zu ſchließen, iſt ſehr übereilt. Vielleicht kriechen die Meneen auf ihren vier Händen, vielleicht benutzen ſie die Landſtraßen blos zum Fahren und Reiten, vielleicht werden die Chauſſeen gar nicht von verſtändigen Weſen befahren, ſondern blos von unvernünftigen Dampfwagen. Die Wandergewölbe beweiſen eben ſo wenig. Vielleicht ſind es keine Wandergewölbe, ſondern Kriechgewölbe, vielleicht dienen ſie weder zum Gehen, noch zum Kriechen, ſondern zu Waſſerleitungen oder Kloaken; kurz — über die Hände und Füße der Meneen läßt ſich durchaus Nichts mit Beſtimmtheit ſagen.

Doch ganz anders verhält es ſich mit dem Kopfe: den haben die Meneen und zwar von der vorzüglichſten Qualität. Herr von Gruithuiſen meint: „unſer Stolz ließe es nicht zu, die Meneen in der Verſtandskultur höher zu ſetzen, als wir ſtehen, und doch könnte man manche Dinge deuten, daß ſo etwas zu vermuthen ſtünde.“ Ich weiß in der That nicht, wie die andern Menſchen in dieſem Punkte denken; aber was mich betrifft, ich bin gar nicht ſtolz; die Meneen geniren mich nicht im Mindeſten, und ich räume ihnen überall den erſten Platz ein, mich gern mit dem zweiten begnügend. Doch woran und woraus erkennt man, daß die Meneen zu den gebildeten Ständen gehören? „Ich will hierüber —

ſagt Herr von Gruithuiſen — nur Andeutungen zu Conſequenzen geben, die auf die Vermuthungen führen müſſen, die Meneen ſtünden auf einer hohen Stufe von Kultur, ſowohl der Kunſt, als der Wiſſenſchaft.“ Es iſt ganz unerklärlich, warum Herr von Gruithuiſen hier, gerade hier, wo er die ſtärkſten Beweiſe hat und gibt, ſich ſo behutſam ausdrückt, warum er, ſtatt zu ſagen: ſo iſt es, nur von Andeutungen zu Conſequenzen ſpricht, die zu Vermuthungen führen? Doch laſſen wir das gut ſein und halten wir uns bereit, uns von den Andeutungen zu den Conſequenzen, und von den Conſequenzen zu den Vermuthungen führen zu laſſen. Haben wir einmal die Vermuthungen erreicht, bleibt es uns unverwehrt, die Vermuthungen in Ueberzeugungen zu verwandeln

„Im Jahre 1796 entdeckte Schroter in einer gewiſſen Provinz des Mondes ein aus hellen, vollkommen geraden Streifen beſtehendes Gebilde, welches einem Kometenſchweif ähnlich iſt. Da Schroter vor 1788 dieſes Gebilde nicht wahrgenommen, ſo muß es erſt um jene Zeit zwiſchen den Jahren 1788–96 entſtanden ſein. Solche regelmaßige 20 Meilen lange Streifen kann die Natur nicht ziehen, ſie müſſen ein Werk der Kunſt ſein. Was konnte der Zweck der Meneen bei Anlegung eines ſolchen ungeheuren

Kunſtwerks ſein? Es laſſen ſich hier nur zweierlei Zwecke denken, welche auf gleiche Weiſe auf einen hohen Grad von Verſtandskultur ſchließen laſſen. Entweder die Meneen haben mit uns eine Zeichenſprache anbinden, oder ſie haben die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darſtellen wollen. Sie haben es darauf abgeſehen, uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetariſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben. Wäre dieſes, ſo müſſen die Meneen gar kleine Begriffe von der Agilität unſerer Verſtandeskräfte haben, wenn ſie wüßten, daß wir Erdenbewohner erſt im laufenden Jahunderte angefangen haben, in allem Ernſte an die Aggregationstheorie zu denken. Kaum wird ein Phyſiker einen weitern natürlichen Erklärungsgrund jenes kometenſchweifähnlichen Gebilds auffinden, der nicht matt, unpaſſend, ungereimt oder wohl gar lächerlich iſt.“

„Wenn nun auch dieſes wahrſcheinliche Kunſtgebilde der Meneen nicht abſolut darauf hindeutet, daß dieſelben die Größe ihrer körperlichen Kräfte und die Ausdauer ihres Fleißes uns zur Bewunderung und Nachahmung haben darſtellen wollen, ſo hat es dennoch ſehr viel für ſich: gleichwie dieſelben Gedanken entſtehen müſſen, wenn man aufmerkſam die Erſcheinung zerlegt, die Eiſenhard am 25. Juli 1774 um Mitternacht im Mare Criſium bis Tagesanbruch beobachtet hat, da, wie mir ſcheint, die Mondbewohner die dortige von ihnen ohne Zweifel ſchon voraus berechnete Pracht eines nordlichtähnlichen Phänomens auch mit einer vierfachen künſtlichen Beleuchtung verbunden haben. Oder hat ſich damals ein Kaiſer oder ein König im Mond krönen laſſen oder vermählt? Die Illumination im Mare Criſium geſchah auch wie bei uns nach Untergang der Sonne."

Es iſt ſehr zu loben, daß Herr von Gruithuiſen als ein ehrlicher Mann überall ſeine Meinung frei herausſagt; aber die Freiheit, die er ſich ſelbſt nimmt, ſollte er auch Andern verſtatten. Es iſt daher gar nicht zu loben, wenn, indem er die Illumination im Monde naturphiloſophiſch erklärt, er jede andere, von der ſeinigen verſchiedene, Erklärungsart zum voraus verdammt und ſie matt, unpaſſend, ungereimt und lächerlich nennt. Die Unſchuld muß viel leiden in dieſem Jammerthale! Aber der Gerechte zittert nicht, und ich werde daher ohne Scheu von den Beleuchtungen der Meneen eine neue Erklärung geben, die, wie ich mir ſchmeichle, alle billigen Kenner befriedigen wird. Die Sätze des Herrn von Gruithuiſen umzuſtoßen, ſcheint mir ein

Leichtes, da ſie durchaus keine Haltbarkeit haben. Zuerſt wird behauptet: die zwanzig Meilen langen lichten Streifen, die Schröter im Monde entdeckt, wären von den Meneen gebildet worden, um eine Zeichenſprache mit uns anzubinden. In den betrübten, taubſtummen Verhältniſſen, worin Meneen und Menſchen gegen einander ſtehen, bliebe ihnen freilich nichts Anderes übrig, als ſich durch Zeichen verſtändlich zu machen, ſo oft ſie ſich mit einander unterhalten wollten; aber wie kann dies geſchehen, wenn ſie nicht zuvor wegen der Bedeutung der Zeichen übereingekommen? Zwanzig Meilen lange lichte Streifen ſind nichts als zwanzig Meilen lange Gedankenſtriche, wobei Jeder ſich denken kann, was er will. Oder es ſind Notenlinien, mit Feuerdinte gezogen; aber wo ſind die Noten, wo iſt die Melodie, wo der Text? Es iſt alſo Nichts, gar Nichts mit dieſer Zeichenſprache! Noch weniger Grund hat die Erklärungsart, die Meneen hätten illuminirt, um die Zuſammenkunft eines Planeten mit einem Kometen bildlich darzuſtellen. Wenn ein Komet mit einem Planeten zuſammentrifft, ſo mag dies einen gräulichen Lärm verurſachen, und ſolche Schrecken zu verſinnlichen, wären akuſtiſche Zeichen, Pauken und Poſaunen, Kanonendonner, Jammergeſchrei viel geeigneter, als lange, helle, vollkommen gerade

Streifen, die keine andere Vorſtellung, als die von Ruhe und Ordnung erwecken können. Und wie kann man ſich gar denken, daß die Meneen mit ſo großem Koſtenaufwande einen zwanzig Meilen langen Weg illuminirt haben ſollten, blos um uns zu zeigen, daß ſie von der Ausbildung der planetiſchen Weltkörper durch Aggregation die rechte Anſicht haben? Wie kann den Meneen ſo viel daran gelegen ſein, was wir von ihren aſtronomiſchen Kenntniſſen halten. Aber Herr von Gruithuiſen meint, ſie hätten ſich über die Agilität unſerer Verſtandeskräfte luſtig machen wollen. Wie! Sind wir berechtigt, die guten Meneen für Prahler und Spötter zu halten? Und wären ſie es ja, fänden ſie keinen beſſern und reichern Stoff für ihre Satyre? Iſt es denn unſere größte Dummheit, daß wir erſt im laufenden Jahrhunderte angefangen haben, an die Aggregationstheorie zu denken?

Eben ſo unzuläſſig als obige Erklärung der zwanzig Meilen langen Illumination iſt die Weiſe, wie eine andere ähnliche Erſcheinung, die Eiſenhard im Jahre 1771 beobachtete, gedeutet wird. Damals ſollen die Meneen ein prächtiges Nordlicht mit einer vierfachen Illumination verbunden haben! Wahrlich, wäre dies geſchehen, dann hätten die Meneen, die doch Herr von Gruithuiſen in der Bildung ſo hoch ſtellt, ſehr wenig äſtetiſches Gefühl, dann müßten ſie ſich auf optiſche Vergnügungen ſehr ſchlecht verſtehen. Ein Nordlicht durch eine Illumination verherrlichen wollen, wäre eben ſo lächerlich, als wenn wir den Sonnenaufgang mit einem Feuerwerke begleiteten. Auf dieſe Weiſe hatte ſich einſt Raynal abgeſchmackt gezeigt, als er, das Andenken Wilhelm Tells zu ehren, in einem engen, von Rieſenalpen umſchloſſenen Schweizerthale einen lächerlichen Zahnſtocher von Granit, Obelisk genannt, aufrichten ließ. Die andere Erklärung der Eiſenhard'ſchen Beobachtung, daß nämlich jene Illumination zur Krönungsfeier eines Kaiſers oder Königs veranſtaltet worden wäre, hätte zwar in ſich nichts Verwerfliches, doch hat ſie den Fehler, daß ſie mit einer eigenen Erklärung, mit welcher ich jetzt hervortreten will, im geraden Widerſpruche ſteht, — und das iſt ein Hauptfehler. Die Illumination im Jahre 1774 geſchah zur Feier der amerikaniſchen Revolution. In dieſem Jahre föderirten ſich die dreizehn Provinzen Amerika's und fielen von England ab. Zwar geſchah dies erſt am 5. September und die Illumination fand ſchon am 25. Juli ſtatt; aber für die klugen Meneen war es eine Kleinigkeit, dieſes merkwürdige Ereigniß einige Wochen vorherzuſehen. Die andere Illumination, die Schröter von 1788 an bemerkte, war zur Feier der franzöſiſchen Revolution veranſtaltet. Sie begann gleich nach der Zuſammenberufung der Generalſtaaten und dauerte ununterbrochen bis 1796. Dieſe meine Auslegung lobt ſich ſelbſt und ich habe nicht nöthig, viele Worte zu ihrer Empfehlung zu verwenden.

Was die Religion der Meneen betrifft, ſo war Herr von Gruithuiſen früher der Meinung geweſen, daß die Meneen dem Sterndienſte ergeben wären, und er hatte jenes obenbeſprochene kometenſchweifartige Gebilde damit in Bezug geſetzt. Er iſt aber nachher, aus guten Gründen, von dieſer Meinung wieder abgekommen. Herr von Gruithuiſen ſagt, mit lobenswerther Bedächtigkeit: „Ueberhaupt würde die Ausmittelung der den Meneen eigenthümlichen Religionsform mit einiger Gewißheit vorerſt ſchon darum ganz unmöglich ſein, weil wir nicht wiſſen, ob es nicht bei ihnen eine eben ſo auffallende Verſchiedenheit von Völkern gibt, wie auf der Erde, bei welchen man doch meiſt völlig von einander abweichende Religionsformen antrifft, die vielleicht deren Urväter aus dem Univerſum mit auf die Erde herabgebracht haben.“ Herr von Gruithuiſen glaubt alſo, die Religionen wären auch ein Niederſchlag aus dem Aether, ſie wären zugleich mit den Prieſtern, die ſie lehren, aus verſchiedenen Himmelskörpern auf die Erde herabgefallen! Aus welchem närriſchen Sterne mag wohl Fitzliputzli, ein Gott der Südſee-Inſulaner, herabgepurzelt ſein? Doch dieſes zu unterſuchen iſt jetzt nicht Zeit; es warten unſerer noch einige ſehr wichtige Kapitel.

„Sind die Meneen im Stande, dereinſt Erdbewohner zu werden?“ — fragt Herr von Gruithuiſen, und er antwortet: „Ja. Da wir ſie mit den Menſchen vergleichen, müſſen wir annehmen, daß die Lunge der Meneen gleich der der Menſchen organiſirt ſei. Hätten ſie aber auch einen eigenen Lungenbau, könnten ſie immerhin mit einer ſonſt ſtarken Körperkonſtitution auf der Erde fortleben.“ Frage und Antwort ſind gleich überraſchend. Nachdem Herr von Gruithuiſen die Meneen hoch über die Menſchen geſtellt, und das mit allem Rechte, denn ſie veranſtalten Illuminationen, die zwanzig Meilen weit gehen, ſie haben die Aggregationstheorie gekannt, als wir noch keine Ahnung davon hatten, und ſie ſind, was „ausgemacht“ iſt, „größer als wir, vielleicht wahre Rieſen“ — nach dem Allen bereitet er ihnen keine ſchönere Zukunft, als daß ſie auf unſere jämmerliche Erde, die doch wahrlich kein Prytaneum des Verdienſtes iſt, herabkommen werden! So wird die Tugend belohnt, ſo werden Künſte und Wiſſenſchaften aufgemuntert, ſo wird es den Meneen gedankt, daß ſie die Aggregationstheorie entdeckt! Doch genug davon; jedem Manne von Gefühl muß das Herz bluten über ſolche Ungerechtigkeiten. Auf welche Art nun können die Meneen Erdbewohner werden? Auf eine ſehr einfache Art: Der Mond bringt ſie herab. „Bis ſich der Mondkörper in die Erde verſenkt, können 25 bis 30,000 Jahre vergehen;“ ſagt Herr von Gruithuiſen, und dann ſpricht er wie folgt: „Es haben die Meneen auf verſchiedene Mittel bedacht ſein müſſen, um zu ſchützenden Wohnungen zu kommen, als der Komet zum Planeten und der Planet zum Monde geworden war, und ſich allmählich die kometariſche Bodenwärme verloren hatte. Was werden die Meneen wohl noch Alles erfinden müſſen, um die 25,000 Jahre auf einem immer kälter und waſſerleerer werdenden Weltkörper in derſelben Gemächlichkeit fortleben zu können! . . . . Wenn der Mond ſich nun in die Erde verſenkt, wird er einen etwas kleinern Platz einnehmen, als der Komet Neu Hollands einnimmt. Der Ort, wo er ſich an ſeinem Aequator verſenkt, wird auf den Aequator der Erde oder nicht weit von ihm treffen. Alle organiſche Weſen vom Monde und von der Erde werden abgeſpült, und was ſich nicht abſpülen läßt, geräth in die Einſenkungsfugen und wird zermalmt. Was ſich aus der Kataſtrophe rettet, lebt fort, wenn es eine kräftige Natur hat, und was den Tod leidet, wird zur ewigen Urkunde dieſer Begebenheit in den Flötz und aufgeſchwemmten Gebirgsformationen deponirt, die ſich dort herum neu bilden.“ Daß der Mond einſt zur Erde herabkommen wird, hat Oſſian ſchon vor fünfzehnhundert Jahren behauptet. In einem ſeiner Geſänge ſagt er: „. . . auch du wirſt fallen in irgend einer Nacht, und deinen blauen Pfad am Himmel verlaſſen! Dann heben die Sterne ihre Häupter empor — ſie, die jetzt noch deine Gegenwart beſchämt, ſie werden frohlocken!“ Ob aber die Menſchen frohlocken werden, iſt ſehr zu bezweifeln. Was mich betrifft, ſo bin ich ruhig; ich habe eine ſchwächliche Konſtitution und fürchte nicht das ſchreckliche Ereigniß zu erleben. Aber die ſtarken und geſunden Leſer des Herrn von Gruithuiſen bedaure ich von ganzem Herzen. Welches Schickſal ſteht ihnen bevor, wenn der Mond kömmt? Entweder ſie dauern fort, weil ſie eine kräftige Natur haben, und dann werden ſie von den Meneen, die ausgemachte Rieſen ſind, wie Kinder mit Geringſchätzung behandelt werden, oder ſie gehen auf die eine oder die andere Art jämmerlich zu Grunde.

Sie werden abgeſpült, oder ſie gerathen in die Verſenkungsfugen und werden zermalmt, oder ſie werden in die ſtaubigen Archive der Flötzgebirge als Actenſtücke niedergelegt, oder müſſen, als Wachsſiegel in dunkeln Kapſeln, zur Beglaubigung der Vergangenheit dienen — gewiß das traurigſte diplomatiſche Loos, das ſich nur denken läßt! Doch Herr von Gruithuiſen malt den Mondfall anders und ſchöner aus. Hören wir, was er in dem Kapitel: „Was werden die Seen und Meeren bei dieſer Kathaſtrophe thun und leiden?" weiter erzählt.

Die Fluthen werden größer, die Ebben kleiner, die Mondsmonate kürzer, die Meeresſtrömungen heftiger, das Meer ſteigt. Das rothe Meer bricht periodiſch in das mittelländiſche, das mexicaniſche zum großen Ocean für immer durch. (Die Amerikaner müſſen wohl von dem bevorſtehenden Mondsfalle noch Nichts wiſſen, denn wie man gehört, haben ſie den Plan gefaßt, die Landenge von Panama mit großer Mühe und vielen Koſten zu durchſtechen.) Die Molucken und Sundainſeln werden immer mehr zerfreſſen, und die meiſten, zwiſchen den Tropen gelegenen Inſeln des ſtillen, indiſchen und atlantiſchen Meeres unter Waſſer geſetzt. Man wird ſich von den Inſeln auf die Continente, von den Niederungen in die höheren Gegenden flüchten .... Nun wird man anfangen zu berechnen, wie lange noch bis zu der Zeit hin iſt, wo ſich der Mond in die Erde ſenkt; man wird dagegen wieder ausrechnen, daß dieſe Begebenheit nicht möglich ſei, während die Aequatorsbewohner ſich allmälig immer näher gegen die gemäßigten Zonen flüchten müſſen, und ſo wird es fortgehen, bis die Inſeln und niedrigen Tropenländer menſchenleer ſein werden. Auch das Innere der Erde wird unruhig werden; Erdbeben, Vulkane, Völkerwanderungen nach Norden, Kriege, ſpäter auch Auswanderungen aus den gemäßigten Zonen nach den nördlichen, aber minder kriegeriſch, weil nur die Klügern fortgehen und die minder Klugen bleiben werden ... Nun wird man mit gewöhnlichen Taſchenfernröhren ſchon die Kunſtwerke der Meneen eben ſo ſehen und bewundern, wie ich ſie mit ſtarken Achromaten ſah und bewunderte, aber man wird ſie leer finden, (die Kunſtwerke?) denn die Meneen ſind allmälig aus Mangel an Waſſer, und aus dem Beſitze der Kunde von dem, was da kommen ſoll, auf die von uns abgekehrte Seite des Mondes gewandert, und haben die Mitte deſſelben eingenommen .... Endlich erwartet man mit bangem Herzen die Kataſtrophe der Berührung der großen Weltkörper und das Einſinken des kleinern in den größern, und ſieht ſich auf große Erdbeben vor, die auch nicht ausbleiben können; das Meer kommt und geht. Sobald die Unruhen und Oſcillationen der Gewäſſer alle vorüber ſind, wird man eine ganz andere Geographie haben. (Die Verleger der geographiſchen Handbücher und Landcharten werden wohl thun, ihre Auflagen nicht zu ſtark zu machen. Gleditſch Erben in Leipzig werden die Vorſicht ihrer Ahnen nicht genug loben können, daß ſie ſich mit der Encyclopädie nicht übereilt; es wird nur nöthig werden, dieſe bis zum Buchſtaben L umzuarbeiten.)

Große Erſchütterungen haben die Meneen der Kataſtrophe ertragen; Stürme, Gewitter. Die neue, dichte, feuchte, ſtets warme Luft, kurz der ganze Epochenwechſel, rafft Tauſende der Meneen durch Seuchen hin, bis endlich eine der Erde mehr anpaſſende Generation der Gemeneen entſteht .... Mittlerweile bekommen die Gemeneen Beſuch von den Geen (das wäre gegen alle Etiquette; die Schicklichkeit erfordert, daß die Gemeneen den Geen die erſte Viſite machen.) Austauſch der Geſchichte, Begriffe, Naturalien und Kunſtwerke. Neue goldene Zeit. Die Erde dreht ſich geſchwinder. (Wie wird der Offenbacher Staatsmann jammern —

er, der neulich in einer ſehr geiſtreichen Abhandlung gezeigt, daß das Kopernikaniſche Syſtem alle die heilloſen Revolutionen unſerer Zeit herbeigeführt; denn, bemerkte er ſehr richtig, da die Erde ſich bewege, wäre es den Geſchöpfen auf ihr nicht zu verargen, wenn ſie dem gegebenen Beiſpiele folgten und keine Ruhe hätten — wie wird er jammern, wenn er erfährt, daß die Erde ſich einſt noch ſchneller drehen und, was noch ſtabil geblieben, völlig über den Haufen werfen wird!) Die Witterung wird regelmäßiger, die Atmoſphäre der Erde dichter und darum wärmer; mit einem Worte, es wird eine neue Erde ſein. Selbſt die Natur der Geen wird veredelt werden in ihrer Organiſation; ob auch ihre Moralität und Sitten, das überlaſſe ich jedem Andern zur Unterſuchung . . . „Solche Ergebniſſe konnten nur durch philoſophiſche Reflexionen gewonnen werden. Sie waren beſtimmt, der Erfahrung vorauszueilen; aber ob ſie das thaten, wird die Nachwelt durch Stimmenmehrheit oder durch Ueberzeugung richten.“

Das Programm der Feierlichkeiten bei der bevorſtehenden Ankunft des Mondes, das uns hier gegeben wird, iſt umſtändlich genug, und befriedigt jede billige Neugierde. Vielleicht hätte Mancher noch

Manches gern erfahren, wovon das Programm ſchweigt; aber das müßte ein ſehr ungelehriger Schüler ſein, der nicht in der Prophetenſchule des Herrn von Gruithuiſen gelernt, die Zukunft vorauszuſehen und ſie ſich ſelbſt zu deuten.

XXXII.

Für die Juden.

(1819.)

1.

Für Recht und Freiheit ſollte ich ſagen; aber verſtünden das die Menſchen, dann wäre keine Noth und es bedürfte der Rede nicht.

Weil ſie keinen Schwerpunkt haben, weder im Geiſte, welches das Recht, noch im Herzen, welches die Liebe iſt, ſtraucheln und fallen ſie bei jeder Bewegung, führt ſie jeder Schritt weiter vom Ziele, macht ſie jede Erfahrung unerfahrener, iſt ihnen jede Erſcheinung fremd und erwachen ſie jeden Morgen neugeboren. Weil ſie den Bau der Menſchheit nicht kennen, erſcheint ſie ihnen nur als ein Gemenge von Einzelnen, weil ſie den Bau des Staates nicht kennen, iſt ihnen dieſer nur ein Haufen von mannichfaltigen Anſprüchen und Geluſten, die alle nach Vorherrſchaft ſtreben und ſich befeinden. Darum verwirrt ſo Vieles die Sinne dieſer armen Menſchen, und faſt zu grauſam iſt die Vorſehung, daß ſie die Buße für Jahrhunderte der Schuld einem einzelnen Geſchlechte aufbürdet.

Unſer Vaterland liegt krank darnieder. Es zu heilen, darauf kömmt es an; aber ſo groß iſt die Verworrenheit der Machthaber, daß man wünſchen muß, es gäbe nur Uebelwollende, denn die Gutgeſinnten verderben am meiſten. Jene ſehen ſchadenfroh dem Uebel zu und thun oft nichts Schlimmeres, als daß ſie deſſen Verlauf der Natur überlaſſen. Dieſe aber, mitleidig, hülfsbegierig und unwiſſend, greifen handelnd ein. Alle Glieder leiden, und da üben ſie für jedes und für jeden Schmerz eine beſondere Heilungsart. Sie ſind ſo toll, daß ſie auf den fieberhaften Puls ein Pflaſter legen, ihn zu beſänftigen, als ſäße da der Grund des Uebels. Oder wäre es nicht ſo? Kennet ihr den Blutlauf des Volkslebens und hatte ich nicht erſt um Verzeihung zu bitten, wenn ich von ſo weitausſehenden Grundſätzen zu den Juden — *hinabſteige*, wie ihr ſagen werdet? Von den Haſſern jener unglücklichen Menſchen rede ich nicht; ſondern von den Billigen, von den Gleichgültigen. Dieſe Judenverfolgung, mögen ſie denken, das ſei keine vaterländiſche Sache, eine Kleinigkeit. Freilich, eine häßliche beblatterte Lippe mag jungen Mädchen nur nicht küſſenswerth dünken; aber Heilkünſtler ſollten wiſſen, daß ſie von böſen Säften zeuget.

Will man reden von dem unverſöhnlichen Haſſe, der ſchon achtzehn Jahrhunderte die Juden verfolgt, ſo darf man nicht von dem Geſchehenen reden, ſondern von dem, was geſchieht und geſchehen ſoll. In der vollbrachten That war Nothwendigkeit, Freiheit iſt nur in der zu vollbringenden. Was die Menſchen verſchulden, nicht was die Menſchheit verſchuldet, kann gerichtet werden; ein Irrthum, der faſt zweitauſend Jahre gedauert, ſteht höher, als jeder Tadel. Doch wenn der betrachtende Geiſt hoch und ruhig ſchwebt über Nebel und tobende Gewäſſer, über Leidenſchaften, über verwirrende Verhältniſſe, und jede Sünde und jeden Irrthum ausgleicht, ſo dürfen die niederſtehenden, gemeinen, ruchloſen und wahnſinnigen Menſchen dort oben keine Rechtfertigung ſuchen für all ihr Treiben. Denn wie die Erde ſich um ihre Achſe dreht, indem ſie die Sonnenbahn durchwandelt, ſo hat auch der Menſch eine doppelte Bewegung, eine beſondere und eine allgemeine. Dieſe reißt ihn unaufhaltſam fort; es iſt ſein Schickſal. Jene wird von ſeinem Willen beſtimmt; es iſt die Freiheit.

Worin das böſe Verhängniß der Juden beſteht, iſt ſchwer zu erfaſſen, weil es ſeine Laufbahn noch nicht vollendet hat und erſt im Tode der Dinge ihre Lebensbedeutung ſich offenbart. Es ſcheint aus einem dunkeln unerklärlichen Grauen zu entſpringen, welches das Judenthum einflößt, das wie ein Geſpenſt, wie der Geiſt einer erſchlagenen Mutter, das Chriſtenthum von ſeiner Wiege an höhnend und drohend begleitete.

Aber wir wollen hinabſteigen zu den freien Handlungen der Menſchen, tief hinab zu der ſumpfigen Gegend, wo all das häßliche, giftige Schlangengezücht wohnt, das böſen Dunſt verbreitet, ſo vielen unſchuldigen Geſchlechtern das Daſein verpeſtet und ſie um den Preis ihres Lebens prellt.

Vormals hatte man aus Glaubenswuth Juden und Ketzer verbrannt; aber weil dieſes unmenſchlich war, kann es nicht menſchlich gerichtet werden. Man beraubte die Gemordeten; denn das Fett der Schlachtopfer war ſtets der Lohn der prieſterlichen Dienſte. Aber jetzt, da auch der ruchloſeſte Heuchler nicht zu ſagen wagt, daß er die Juden wegen ihres Glaubens verfolge, womit wird jetzt die Bosheit beſchönigt?

Sonſt dachte man, die Juden kämen nicht in den Himmel, und darum wollte man ſie auch nicht auf Erden dulden; aber jetzt, da man ihnen den Himmel gönnt, warum möchte man ſie immer noch von der Erde vertilgen?

Es wird mit der ſchamloſeſten Heuchelei gegen die Juden zu Werke gegangen, es werden lügneriſche Behauptungen mit ſolcher Keckheit geführt, daß ſelbſt Gutgeſinnte dadurch getäuſcht werden, weil ſie nicht glauben können, daß man ſie ſo plump betrügen wolle. Darum will ich die Thoren entlarven und den Böſewichtern in's Angeſicht leuchten. Sie werden lärmen und ſchwirren wie die aufgeſchreckten Nachteulen. Die hochweiſen regierenden Knechte werden ſagen: man ſolle die Gemüther nicht aufreizen durch Reden. Sie meinen, wenn Alles hübſch dunkel bliebe, dann ſähen ſich die Feinde nicht und ſie müßten Ruhe halten. Aber beſſer iſt's, daß die Fackel der Wahrheit, als die der Mordbrennerei die Nacht erhelle. Die Wahrheit reizt, ja, denn ſie iſt reizend; aber ſie erbittert nicht. Das Gefühl der Beſchämung ſchmerzt, aber es führt die Schuldigen zur Reue, nicht zur Wiederholung des Verbrechens. Das aufgeklärte Volk wird einſehen lernen, daß es das Schlechte nicht einmal zu ſeinem eigenen Vortheile beging, ſondern, daß es das unredlich Erworbene einigen unerſättlichen Ariſtokraten überlaſſen muß. Es wird begreifen lernen, daß man es zum Mißbrauche der Freiheit verleitete, um ſagen zu können, daß es keiner Freiheit würdig ſei, und daß man es zum Gefängnißwärter der Juden beſtellt, weil die Gefängnißwärter, wie die Gefangenen, den Kerker nicht verlaſſen dürfen. Daß eine Thüre mehr den Ausgang verſperre, eine weniger, das iſt der Unterſchied; unfrei ſind ſie beide.

2.

In dem letzten Jahrzehn vor der franzöſiſchen Revolution wurden von deutſchen Staatsgelehrten, wie für die Geſetzgebung überhaupt, ſo auch für die bürgerlichen Verhältniſſe der Juden menſchlichere und verſtändigere Grundſätze aufgeſtellt, und die Franzoſen begannen ihre Staatsumwälzung damit, daß ſie dieſe Grundſätze in's Leben einführten. In Weſtphalen, dem Großherzogthum Frankfurt und in andern deutſchen Ländern, wo zur Zeit der Napoleon'ſchen Herrſchaft franzöſiſche Regierungsart ſich geltend gemacht, wurde die Rechtsgleichheit der Juden mit den übrigen Bürgern verfaſſungsmäßig aufgenommen. Es geſchah dieſes ohne Widerſetzlichkeit, ja, ohne Murren des Volkes. Napoleon fiel und Deutſchland wurde frei. Alſobald erhoben ſich im nördlichen Deutſchland einige Schriftſteller, die gegen die Juden eiferten, und die freien Städte, das ſiebenſchläferige Frankfurt beſonders, ſuchten das alte Recht der Juden, oder vielmehr ihren ehemaligen rechtloſen Zuſtand aus dem Staube der Archive wieder hervor. Es iſt zu unterſuchen, aus welcher Quelle das Eine und das Andere entſprang.

Bei den Deutſchen, welche alle Tyrannei, unter der ſie litten, dem Napoleon allein auf den Hals geworfen (denn es iſt ein verführeriſcher Traum, an der Tyrannei nur einen Hals zu ſehen), ſchmolz Freiheitstrieb und Franzoſenhaß in ein Gefühl zuſammen. Und wie man ſelbſt das Gute verkennt oder verſchmäht, was Feindeshände darbieten, ſo verkannte oder verſchmähte man auch das Achtungswürdige, das mit der fanzöſiſchen Geſetzgebung in's deutſche Vaterland gekommen. So begann man nach Vertreibung der Franzoſen hier und dort die bürgerliche Freiheit der Juden, die ihnen Jene geſchenkt, als etwas Verderbliches zu betrachten. Dazu kam, daß man die Juden für Freunde der franzöſiſchen Herrſchaft hielt, weil ſie, wenn auch nicht weniger als die übrigen Deutſchen, gedrückt, doch allein für die Noth einigen Erſatz gefunden. Es iſt verzeihlich, wenn ein unbehagliches Gefühl uns gegen Diejenigen anwandelt, die aus der Quelle unſerer

Leiden Vortheil ſchöpfen ich meine, es iſt eine verzeihliche Schwäche.

Die ruhmvollen öffentlichen Redner, welche das deutſche Volk entflammten und bewaffneten, wollten lehren, was ſie gelernt, nämlich, daß das Vaterland nur darum unterjocht werden konnte, weil es zerſtückelt war. Die Einheit der Herrſchaft konnten ſie nicht herſtellen, ſo wollten ſie wenigſtens die Einheit des Volkes bewirken, durch gleichen Geiſt, gleiches Herz und gleiche Nahrung für beide. Dieſe Nahrung aber, urtheilen ſie, müſſe der kindlichen Natur und Schwäche der deutſchen Freiheit angemeſſen ſein, einfach und leicht aufzulöſen. Die Juden, mit ihrem Fremdartigen, mit ihrer abgeſchloſſenen Bildung, erſchienen ihnen zu ſelbſtſtändig, um mit der allgemeinen Freiheit aſſimilirt werden zu können, ſie dünkten ihnen eine harte unverdauliche Speiſe. Dazu kam noch allerlei theatraliſcher Spuk. Man wollte, wie in einer Oper, ein uniſones und uniformes Chor; man wollte nur Deutſche, wie ſie aus den Wäldern des Tacitus gekommen, mit rothen Haaren und hellblauen Augen. Die ſchwarzen Juden ſtachen häßlich ab. Endlich war es der zur Zeit des Befreiungskrieges noch dunkle Trieb, der erſt jetzt zur Klarheit gekommen, daß nämlich all das Streben und Kämpfen des deutſchen Volks gegen die Ariſto kratie gerichtet ſein müſſe, dieſer war es auch, welcher die Schriftſteller gegen die Juden feindlich ſtimmte. Denn die Juden und der Adel, das heißt Geld und Vorherrſchaft, das heißt dingliche und perſönliche Ariſtokratie, bilden die zwei letzten Stützen des Feudalſyſtems. Sie halten feſt zuſammen. Denn die Juden, von dem Volke bedroht, ſuchen Schutz bei den vornehmen Herren, und dieſe, von der Gleichheit geſchreckt, ſuchen Waffen und Mauern im Gelde. Man trenne ſie, indem man den Juden die Beſchützung von Seiten der Großen entbehrlich mache, damit Letztere zu keinem jüdiſchen Anleihen ihre Zuflucht nehmen können und unter Vormundſchaft der bewilligenden oder verſagenden Volksvertreter geſtellt werden.

Seitdem es keines Symboles, keines Feldgeſchreies, keines Allen kenntlichen, Allen ſichtlichen Paniers mehr bedarf, und ſeit alle Deutſchen wiſſen, um was ſie kämpfen und um was ſie ſich zu verſammeln haben, hat der Franzoſenhaß und haben die dazu entflammenden Predigten aufgehört. Ja freundlich ſind wir dem franzöſiſchen Volke zugewendet; denn es hat für uns gekämpft, für uns geblutet, für uns gebüßt und geſündigt, und mit reinem Herzen dürfen wir ernten, was mehr als eine verbrecheriſche Hand ſäen half. Es lehrt uns, was wahre Freiheit ſei und wie man ſie verdient und wie man ihr nachgeht auf unblutigem Wege. Seitdem ſind auch die Lehren des Judenhaſſes verſtummt und die Schriftſteller, die jene ſchädlichen Lehren zu verbreiten ſuchten, ſchweigen jetzt. Ihr Irrthum iſt ihnen zu verzeihen, da ſie von ihm zurückgekehrt. Sie haben es redlich gemeint und die Wahrheit iſt nie zu theuer erkauft, auch wenn man ſie mit einem vorübergehenden Wahne bezahlte.

XXXIII.

Denkwürdigkeiten der Frankfurter Zenſur.

(1819.)

Bei der jetzigen Beſchaffenheit der Menſchen und der Dinge in der bürgerlichen Geſellſchaft, wo jede Arbeit ohne Luſt, und jede Luſt ohne Würde iſt, bringt es Gefahr, ſeine Leſer zu ergötzen; es entrückt das Ziel. Der Redner, der auf das Herz wirkt, verfehlt den Geiſt, weil der durch Formeln und Zahlen ausgetrocknete Verſtand des Bürgers die Empfindung, als eine bethörende Schmeichlerin, die zu mancherlei unnöthigen Ausgaben verleite, rauh und hart von ſich ſtößt, und nur den kalten Sylbendreher als einen guten Geſchäftsmann willkommen heißt. Von Deutſchen erlangt man Dank für eine gegebene frohe Stunde und Achtung ſelten zugleich. Wer gefällt, der wollte gefallen, und wer nach dieſem ſtrebte, dem lag an der Wahrheit nicht, ſondern daß er gelobt werde — ſo urtheilen ſie. Aber was mich jetzt zu dieſen Gedanken geführt, was mir jene Furcht eingeflößt? Gewiß iſt es die Eitelkeit nicht: ich hätte dann nicht ſo offen davon geredet und hätte ſchlauer mein Inneres hervorgeſtellt. Aus einer reineren Quelle entſpringt meine Beſorgniß. Ich möchte belehren und fürchte zu gefallen; ich möchte rathen und fürchte zu beluſtigen; ich möchte einwirken auf meine guten Mitbürger, und ihren Ernſt anſprechen, und ich fürchte Lachen zu erregen. So ohne Tücke, wie ich diesmal, hat noch Keiner die Feder geführt; in Milch habe ich ſie getaucht; gutmüthig wie ein wolliger Hammel mit weichem Schädel, erhebe ich meine ſchwachen Klagetöne; und doch fürchte ich zu beißen und ein kleiner Rabener geſcholten zu werden. Alle meine Bemühungen werden vergebens ſein, *es iſt ſchwer, ja es iſt unmöglich, keine Satyre zu ſchreiben!*

Zenſur! Das iſt ein Wort, womit man den leichtſinnigſten, gedankenloſeſten, heiterſten Schlemmer in Trübſinn, ernſtes Nachdenken in Schrecken und Staunen verſetzen, oder den düſterſten Murrkopf zum unauslöſchlichen Gelächter reizen konnte. Ein Wort, das furchtbar und lächerlich, erhaben und läppiſch, bewunderungswerth und abgeſchmackt zugleich iſt. Es iſt das Eine, wenn damit das Große erſtrebt und erreicht, es iſt das Andere, wenn damit nach Kindiſchem gezielt und nicht einmal dieſes erlangt wird. Seit dreißig Jahren rauſcht das bewegte Meer des losgelaſſenen Geiſtes der Menſchheit in hohen und ſtolzen Wellen daher, und ſchwemmt die ſandigen Ufer weg. Und da ſehen wir ein Land, das ſich kühn und kräftig dem anſtrömenden Ozean entgegen ſetzt, das ihn mit eiſernem Strande abhält, ſo daß nicht ein Tropfen ohne Bewilligung über das Ufer ſpritzen kann. Von dem Meere wird durch enge Canäle nur ſo viel ins Land geleitet, als man bedarf, um Blumen- und Küchengärten zu wäſſern; vom Geiſte der Zeit nur ſo viel geſchöpft, als zur Befriedigung des Magens und der Sinne nöthig iſt. Aber dort wird mit der Sättigung auch der Hunger abgehalten, und die Bürger fühlen ſich frei und glücklich, weil man ſie keine größere Freiheit wünſchen lehrte, als die ſie beſitzen, und kein höheres Glück, als deſſen ſie theilhaftig werden können. Nun gibt es ein anderes Land, wo die Machthaber, wie die Kinder beim Baden, den Strom durch die Finger fließen laſſen, damit er ſpärlicher fließe; wo ſie ſich mit Schneeballen gegen Kanonenſchüſſe wehren, und beim Nordlichtſchein mit Spritzen zu Hülfe eilen, weil ſie die Helle für eine Feuersbrunſt halten. Dort wird die Stillung des Durſtes verwehrt, aber das Eſſen geſalzner Speiſen wird erlaubt, ja befördert; das Erhitzen wird verſtattet und die Abkühlung verboten. Da wird ein Geiſtesdruck geübt, der um ſo grauſamer iſt, weil er nur ſchmerzt, ohne niederzuhalten, und weil er den Bürgern einen Zwang auflegt, wobei die Machthaber ſelber Nichts gewinnen. … Es iſt klar, daß ich von der Oeſtreichiſchen Zenſur und von der in Frankfurt rede. Dort bleibt kein Bedürfniß unbefriedigt, weil man das Entſtehen ſolcher Bedürfniſſe, die man nicht befriedigen wollte, zu verhindern verſtand. Die inländiſche Zeitungszenſur hat nichts Auffallendes; ſie übt keine fruchtloſe Härte, weil auch die fremden Blätter, die ins Land kommen, einer Zenſur unterliegen, und weil bei der Beſchränkung der Preßfreiheit ein großes Prinzip zu Grunde liegt, das folgerecht und daher mit Erfolg durchgeſetzt wird. Aber in Frankfurt ſind nur die in der Stadt gedruckten Tagesblätter einer Zenſur unterworfen, alle ausländiſchen ſind davon frei; dieſe liegen in hundert Leſegeſellſchaften, Kaffee- und Gaſthäuſern auf den Tiſchen. Wozu nützt alſo die Zenſur, die ſolche Aeußerungen verbietet, die in allen übrigen deutſchen Blättern ſtehen? Frankfurt, deſſen Gebiet nur wenige Viertelſtunden zählt, will es mit ſeinem Händchen dem Rade der Zeit in die Speichen fallen und, nach dem Lobe einer wahrlich nicht ehrenvollen Betriebſamkeit ſtrebend, ſich die Finger zerquetſchen laſſen? Frankfurt, welches ſein ſollte eine Freiſtätte für alle verfolgten Lehren und Lehrer, ein gaſtlicher Heerd für herumirrende Unglückliche, die die Zwingherrſchaft aus ihrer Heimath verjagt, ein Sammelplatz alles Schönen und Guten; wie mag es ſich herabwürdigen laſſen, rohen und zögernden Fuhrleuten als Hemmkette zu dienen, die ſie dem Wagen der Zeit anlegen, daß er langſamer vorſchreite; ſich herabwürdigen laſſen, eine Zugbrücke zu ſein, die den freiſinnigen Anſichten, auf ihrer Wanderung vom Norden nach dem Süden Deutſchlands, oder zurück, den Weg verſperre? Kann eine freie Stadt ſich beſſer ſichern, als wenn ſie überall die Freiheit gegen Jeden, der ſie verfolgt, in Schutz nimmt? Oder beſtünde die Freiheit unſerer Verfaſſung etwa nur darin, daß abwechſelnd jeder Bürger dazu kommen kann, dieſe Freiheit beſchränken zu helfen?

Man ſucht die Ausübung einer ſo ſtrengen Zeitungszenſur mit der Anweſenheit der Bundesverſammlung zu rechtfertigen. Das heißt Feigheit durch Furcht beſchönigen wollen. Wie, die Bundesverſammlung, die Stellvertreterin aller deutſchen Mächte, von denen die meiſten Preßfreiheit, manche Zenſurfreiheit in ihren Staaten haben, ſollte verlangen, daß in einem fremden unabhängigen, republikaniſchen Staate nicht geſchehen dürfe, was bei ihnen ſelbſt zu Hauſe geſchieht? Welche Geſandtſchaft könnte ſich über eine freimüthige Sprache in den hieſigen Tagesblättern beſchweren? Wir wollen ſie alle herrechnen, und man wird ſehen, daß die Furcht vor Reklamationen, wie ſie es nennen, gar keinen Grund hat.

Oeſtreich hat zwar eine ſehr beſchränkte Preßfreiheit und eine ſtrenge Zenſur; allein, es iſt nicht ſein Vortheil, dieſe Grundſätze auch in den Staaten geltend machen zu wollen, wo der Volksgeiſt ſchon eine gewiſſe Feſtigkeit angenommen hat und mündig geworden iſt. Es iſt nicht das Syſtem der öſtreichiſchen Regierung, die öffentliche Meinung für ſich zu ſtimmen, ſondern ſie erkennt gar keine ſolche an und ſie würde darum ein Lob aus deren Munde, von ihren Unterthanen ausgeſprochen, eben ſo unwillig zurückweiſen, als einen Tadel. Dieſes iſt ſehr folgerecht. Die öffentliche Meinung iſt eine Macht im Staate; um ihre Gunſt buhlen, das heißt ſie anerkennen und ſie anerkennen, das heißt ihr huldigen; denn es gibt keine Stelle neben oder über ihr, man kann nur, ihr unterworfen, zugleich mit ihr beſtehen. **Aber die öffentliche Meinung bekämpfen, das heißt auch ſie anerkennen, und wenn man in einem ſolchen Kampfe unterliegt, und Land verliert, ſo verliert man mit dem Beſitze auch das Recht auf das abgetretene Gut.** Darum muß Oeſtreich den Kampf mit der öffentlichen Meinung vermeiden, weil hier Sieg ſo gefährlich iſt als Niederlage. Seinen **ſtarken Einfluß**, den es auf die deutſchen Angelegenheiten ausübt, darf es nie zur Unterdrückung der Preßfreiheit gebrauchen wollen, dieſes um ſo weniger, je mehr ihm daran gelegen iſt, das in ſeinem eigenen Staate beſtehende Regierungsſyſtem unangefochten fortbeſtehen zu laſſen.

Preußen kann der Preßfreiheit keine Feſſeln anlegen wollen; es würde ſein Lebensprinzip zerſtören, wenn ihm ſein Beſtreben gelänge. Ohne geographiſchen, ohne politiſchen, ohne den innern Schwerpunkt, den ein reicher Boden, ein blühender Handel, ein ehrfurchteinflößendes Alter gewährt, findet es nur ſeine Stütze in der öffentlichen Meinung, ſeinen Schutz in der Liebe ſeines Volkes, ſeinen Einfluß in der Achtung deutſcher Bürger. Die preußiſche Regierung täuſche ſich nicht; ſie ſucht aufrichtige Liebe, unerſchütterliche Anhänglichkeit bei jedem deutſchen Hofe vergeblich; man iſt ihr im Herzen gram, weil aus ihrem Staate der Freiheitstrieb des deutſchen

Volks ausgegangen iſt; man wird ſie verlaſſen in der Noth, und dann würde ihr das deutſche Volk allein Schutz gewähren, wenn ſie ſeine Dankbarkeit dadurch feſſelte, daß ſie es, wie ſie die Erwartung dazu erregt hat, gegen die ariſtokratiſchen Anfechtungen des ſüdlichen Deutſchlands kräftig ſchützt.

Von der bairiſchen Regierung läßt ſich am wenigſten erwarten, daß ſie durch ihre Geſandtſchaft in Frankfurt die dortigen Zeitungen ängſtlich ſollte bewachen laſſen, da in ihrem eigenen Staate ein ziemlicher Grad von Preßfreiheit geduldet wird; auch wird ſich finden, daß die meiſten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, aus bairiſchen Blättern entnommen waren.

Würtemberg hat unumſchränkte Preßfreiheit und keine Zenſur; alſo von dieſer Seite kann nie ein Reklamationen Gewitter über den Frankfurter Römer herziehen. Von Weimar, Baden u. ſ. w. iſt eben ſo wenig zu beſorgen.

Die Geſandten von Frankreich und England werden ſich wohl nie herablaſſen, über einen Zeitungsartikel der Stadt Frankfurt Klage zu führen, da ja in den Staaten ſelbſt, die ſie vertreten, völlige Preßfreiheit herrſcht und es lächerlich wäre, wenn ſie fürchteten, der Meinung, die man von jenen Ländern in Deutſchland hat, könnte durch einen Zeitungsartikel eine falſche Richtung gegeben werden.

Rußland hat den wärmſten Dank des deutſchen Volkes ſich erworben, weil es ihm ſo treulich beiſtand, den Tyrannen zu ſtürzen. Um ſo mehr laßt ſich von ihm erwarten, daß es den Deutſchen auch behülflich ſein werde, alle Tyrannei zu zerſtören, die Tyrannei der Adels- und Beamten-Ariſtokratie nämlich, die nicht durch Tauſende von Bajonetten, ſondern nur durch die Freiheit der Preſſe, durch die Oeffentlichkeit beſiegt werden kann.

Man ſieht, daß es kein Intereſſe irgend einer der Mächte, die ſich in Frankfurt durch einen Geſandten vertreten laſſen, ſein kann, die hieſigen Zeitungen unter ſtrenger Zucht zu halten. Es iſt hier nämlich von einem wirklichen Staatsintereſſe die Rede; denn was etwa ſonſt die miniſterielle Pedanterie, das hergebrachte diplomatiſche Kanzleiverfahren und der zarte Hofton dabei eigenmächtig zu thun für gut finden möchte, kann für keine Sache der repräſentirten Staaten oder Fürſten angeſehen werden, und verdient nicht die geringſte Berückſichtigung. Man darf ſich keine Artigkeiten auf Koſten der öffentlichen Freiheit bezeigen. Den Geſetzgebern und Regierungsbeamten eines Freiſtaates ſtünde ein gewiſſer Stolz gegen auswärtige Mächte wohl an.

Nachgiebigkeit ziemt ſich nur für große Staaten, weil ſich dieſe hierdurch nicht den Verdacht der Schwäche zuziehen. Was hat Frankfurt mit allen ſeinen Bücklingen und unterthänigen Redensarten ſeit fünf und zwanzig Jahren gewonnen; welche Uebel hat es dadurch von ſeinen Bewohnern entfernt gehalten? Haben uns darum unſere epidemiſchen Feinde, die Franzoſen, weniger Millionen Brandſchatzung abgenommen? Waren aus Dankbarkeit für die ſchonende Sprache, die durch den ganzen Revolutionskrieg die hieſigen Zeitungen führen mußten, die Bomben, die über unſere Köpfe flogen und unſere Häuſer anzündeten, mit Baumwolle umwickelt? Haben wir 1806 nicht unſere Selbſtſtändigkeit dennoch verloren? Und hat die kräftig ſtolze Sprache, die damals der Senat führte, nicht bei Freunden und Feinden Achtung geboten, und lag in jener ſchönen Leichenrede unſerer Freiheit nicht die größte Bürgſchaft ihrer einſtigen Auferſtehung, da kein kräftiger Wille, wo er eine Saat auswirft, je im Keime verdarb?

Aber genug; ich will mich jetzt nicht verlocken laſſen, den Groll, die Wehmuth meines Herzens auszuſtrömen; jeder gute, jeder nachſinnende deutſche Bürger zürnt und weint, wenn er ſieht, welchen Jammer ungeſchickte Hände aller Orten über das theure Vaterland bringen. Wäre es die Bosheit, die ſich der Freiheit des Volks entgegenſetzte, dann könnte man ſagen: wir wollen ſie bekämpfen; wäre es die Dummheit, dann könnten wir ſagen: wir wollen ſie bemitleiden und belehren. Aber die Philiſterei iſt's, dieſe widerliche abgeſchmackte Miſchung von Engherzigkeit und Geiſtesflachheit, der nicht beizukommen iſt als mit ihren eigenen Waffen, zu deren Gebrauche Keiner, der ſich fühlt, Demuth genug hat.

Die Leſer des bisher Geſagten werden erwarten, ich hätte meine Forderungen an die Preßfreiheit in Frankfurt hoch geſtellt; ich hätte ganz treuherzig geglaubt, daß die Freiheit zu ſchreiben, in einer freien Stadt, wo nach dem Ausdrucke der Conſtitution die Hoheit in der ganzen Bürgerſchaft ruht, nicht geringer ſein könne, als in monarchiſchen Staaten, wie Frankreich und Würtemberg. Allein ſo iſt es nicht; ich habe allerdings auf manche in der hieſigen Bundesſtadt obwaltende geſellſchaftliche Verhältniſſe billige Rückſicht genommen und keine größere Preßfreiheit verlangt, als ſie in ſolchen deutſchen Staaten beſteht, wo noch Zenſur Statt findet.

Es kommt mir weder zu, noch kann es von mir gefordert werden, abzumeſſen, wie viel bei der Zenſur, wie ſie gegen die Zeitung der freien Stadt Frankfurt ausgeübt worden, dem Zenſor und wie viel der Behörde zuzuſchreiben ſei, welcher derſelbe für ſeine Amtsverrichtungen verantwortlich iſt; aber nach welchen Grundſätzen, oder vielmehr wie ohne alle Grundſätze dieſe Zenſur verfahren ſei, wird man aus Nachfolgendem erſehen, indem ich ihre Schöpfungs- und Vernichtungswerke herrechnen werde.

Launenhafter, einſichtsloſer wird wohl in ganz Deutſchland keine Zenſur verwaltet als die hieſige. Ihre Strenge hat mich nie ſo erbittert, als es ihre Nachſicht that, weil ſich aus dieſer ergab, daß jene fruchtlos und nur ein Werk der Willkür war. Es wurden Zeitungsartikel geſtrichen, die in den Reſidenzen der Regierungen oder Fürſten, von denen ſie handelten, ſelbſt gedruckt waren oder hätten gedruckt werden dürfen. Iſt es nicht die billigſte Forderung von Preßfreiheit, daß ſie für jeden Staat, von welchem die Zeitungen ſprechen, in einem ſolchen Grade bewilligt werde, als in dem Staate ſelbſt über ihn geſagt werden durfte! Alſo (ich will mich deutlich machen, eine etwas abſtrakte Rede verſteht nicht Jeder) müßte in Frankfurter Zeitungen geſagt werden dürfen: über Baiern, ſo viel in München ſelbſt, über Frankreich, ſo viel in Paris, über Würtemberg, ſo viel in Stuttgart zu ſagen erlaubt iſt, und iſt es nicht die größte Feigheit, die Rückſicht für eine Regierung ſo weit zu treiben, daß man in den Zeitungen Meinungen unterdrückt, denen ſie in ihren eigenen Staaten freien Lauf laſſen muß. Die meiſten Artikel, die in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt geſtrichen wurden, waren aus deutſchen, ſchon einmal zenſirten Blättern entnommen. Da die deutſchen Zeitungen ſich wechſelſeitig abſchreiben und die meiſten derſelben unter Zenſur ſtehen, ſo gibt es nichts Spaßhafteres, als dieſes vielfache Deſtilliren eines Artikels, und wie ſolcher, bis er dem durſtigen Leſer zu Munde kommt, durch zwölf Zenſurkolben wandern muß und immer von neuem wieder abgezogen wird, bis endlich aller Geiſt herausgearbeitet iſt, nicht um ihn zu trinken, ſondern um ihn wegzuſchütten, und nichts als das lymphatiſchſte Waſſer übrig zu behalten.

Wo die Zenſur ihr Scharfrichteramt ausübt, da thut ſie, was ihr obliegt, und man weiß, woran man iſt; aber das Recht zu begnadigen, ſollte ſie nicht haben, dieſes macht ihre Gewalt nur noch tyranniſcher, indem es ihr die Freiheit gibt, nach Willkür zu verfahren, und zu tödten oder leben zu laſſen, wie es ihr beliebt. Dieſes Begnadigungsrecht hat die hieſige Zenſur zuweilen und unter ſonderbaren Bedingungen ausgeübt. Sie erbot ſich manchem Zeitungsartikel einen Reiſepaß auszuſtellen, doch müſſe er ſich legitimiren, woher er käme, das heißt die

Quelle des Artikels müſſe angegeben, es müſſe bezeichnet werden, aus welcher Zeitung er genommen ſei. Man denke ja nicht, daß hier von *Thatſachen* die Rede geweſen ſei, wo die Zenſur, wenn die Thatſachen auffallend ſind, vielleicht manchmal mit Recht nach einer authentiſchen Quelle fragen dürfte, ſondern *Meinungen*, *Anſichten* betraf es. Waren ſie aus einer andern Zeitung genommen, ließ ſie der Zenſor ſtehen, erſchienen ſie aber in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt zuerſt, oder waren ſie aus franzöſiſchen Blättern überſetzt, dann wurden ſie geſtrichen. Darf ein Frankfurter nicht ſo gut eine Meinung haben als ein Anderer? Warum ſoll hier die Geiſtesfabrikation unterdrückt, der Activhandel mit Geiſtesprodukten verboten, und nur ein Ideen Speditionshandel verſtattet ſein? Der Zenſor hat mich mit ſeiner Vorſchrift: *Angabe der Quelle*, oft in Verzweiflung geſetzt. Wer gab mir Wünſchelruthen genug, alle die Quellen zu entdecken? *Quelle*, *Quelle*, hieß es jeden Abend 10 Uhr, wenn ich den Zenſurbogen bekam; ich träumte von Quellen, ich hörte ſie rauſchen. Hatte ich eine Pariſer Nachricht, die dem Zenſor etwas geſpenſtiſch ausſah, ſo ſchrieb er vor: *gute deutſche Quelle oder d.* (der Tod). Wie iſt es nun möglich, daß eine franzöſiſche Geſchichte eine *deutſche* Quelle haben kann? Und was heißt eine *gute*? ... Das iſt eben die Tollheit der Zwingherren und der Zwingknechte, daß ſie wähnen, Meinungen, die ſie fürchten, hätten eine Quelle, die man nur zuzuſtopfen brauche. Sie *regnen* vom Himmel herab, und werden eine Sündfluth bilden, aber nur zum Verderben der Gottloſen; die Gerechten werden ſicher ihre Noah-Arche finden.

Ich will die loſeſten *Zenſurſtreiche* in chronologiſcher Ordnung erzählen, und dadurch Jeden in den Stand ſetzen, ſelbſt zu urtheilen, wie ſehr meine Beſchwerden über den erlittenen Druck gegründet ſind.

Erſter Fall.

In einem Artikel *von der niederländiſchen Grenze*, 22. Dec., worin von der in Brüſſel vorgefallenen angeblichen Verſchwörung gegen die königliche Familie die Rede war, wurde nachfolgende Stelle geſtrichen:

> „Unter den Verhafteten will man ſelbſt fremde Agenten bemerken, die wohl nur ſo pro forma verhaftet wurden. Bei der bei dieſer Gelegenheit vorgenommenen Verhaftung einer Anzahl Franzoſen hat man ſich des Gedankens nicht erwehren können, daß das Gerücht von einer im Werke ſeienden Verſchwörung nur dazu benutzt worden ſei, Perſonen, denen man übel wollte, verdächtig zu

machen. Es ſcheint im Intereſſe gelegen zu haben, einen großen Verſchwörungsplan, der von den Niederlanden aus über Frankreich und Italien bis nach St. Helena verzweigt ſein ſollte, wahrſcheinlich zu machen, und dies iſt auch für den Augenblick gelungen.“

Dieſer Artikel war aus der Nürnberger Zeitung entlehnt. Nürnberg liegt, wie gründliche Kenner der Geographie wiſſen, im Königreiche Baiern. Wenn die Vorzüge eines Freiſtaates gegen eine Monarchie nur in einer ſtrengeren Zenſur beſtehen, ſo werden wohl viele Jene wünſchenswerther finden. Was lag in dieſem Artikel Gefährliches, was im Geringſten zu einer Beſchwerde hätte Anlaß geben können? Alle deutſche Zeitungen hatten ihn aufgenommen, und mit Recht; denn es iſt gut, wenn man den Fürſten und ihren Unterthanen die Polizeiränke, welche von den Ariſtokraten ſo oft benutzt worden, um ſie im wechſelſeitigen Mißtrauen zu erhalten, ſo viel als möglich entlarvt.

Zweiter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Januar war eine Betrachtung aus der herrlichen, lebensfriſchen, aller deutſchen Schnürbrüſte ledigen Speyerer Zeitung entnommen, worin die Worte vorkamen: Die Deutſchen hätten bis jetzt noch nicht gelernt, etwas beſtimmt „*und nachdrücklich*“ zu fordern. Die beiden ausgezeichneten Worte hatte die Zenſur ausgeſtrichen. Es iſt traurig, wenn ein Zenſor eine dichteriſche feurige Einbildungskraft hat und bei den Worten *nachdrücklich fordern* gleich an die Stürmung der Frankfurter Baſtille, der Mehlwage, denkt. Wozu hier dieſe Aengſtlichkeit? So viel bekannt, beſchäftigt ſich der Bundestag damit, den Deutſchen allen *Nachdruck* zu verbieten; allein die Zenſur hätte wiſſen ſollen, daß hierbei nur vom typiſchen Nachdrucke, aber nicht von dem des Volkscharakters die Rede iſt und ſein konnte.

Dritter Fall.

Ich bitte meine Leſer, die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 12. Januar in die Hand zu nehmen und ſie nachzuleſen, um zu verſtehen, wovon hier die Rede ſein wird. Dieſes Blatt war faſt ganz durchſtrichen. Ich, der ich mir dieſes Streichen gar nicht erklären konnte, legte es auf eine eigne Art aus, und übernahm die Verantwortlichkeit, die geſtrichenen Artikel doch ſtehen zu laſſen. Ich bitte meine Frankfurter Leſer noch einmal dringend, das bezeichnete Blatt durchzuſehen, um ſich zu überzeugen, auf welche Art die Zenſur hier verwaltet wird. Da iſt zuerſt ein Artikel aus Paris. Das ihm vorgeſetzte Sternchen deutet an, daß er eine Original-Mittheilung iſt. In dieſem Artikel wird von den Umtrieben der Ultra's auf eine Art geredet, wie dies in vielen Pariſer Zeitſchriften mit weit ſtärkeren Ausdrücken geſchieht. Dem Artikel wurde von der Zenſur das Todesurtheil geſprochen, und das Leben ſollte ihm nur dann geſchenkt werden, wenn er nachweiſen könne, daß er eine gute deutſche Zeitung zur Mutter habe. Nun ſagt mir, Freunde und Landsleute, wie kann eine Pariſer Nachricht urſprünglich in einer deutſchen Zeitung ſtehen, und was heißt eine gute Zeitung? Alſo die Zenſur in Frankfurt wäre auch eine Staatsrezenſentin, von deren Ausſpruch abhinge, ob eine Zeitung als gut oder nicht gut zu halten ſei, und ob Nachrichten aus ihr entlehnt werden dürfen? Es wäre ſchrecklich ſpaßhaft, wenn in dem bevorſtehenden Preßgeſetze für die deutſchen Bundesſtaaten die Beſtimmung aufgenommen wurde, daß in jeder Zeitung nur gedruckt werden dürfe, was ſchon in einer andern guten deutſchen Zeitung geſtanden habe, und als gute wären anzuſehen: der Oeſterreichiſche Beobachter, die Leipziger Zeitung und zwei bis drei andere. Warum ſoll man in einer Zeitung der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen über franzöſiſche Angelegenheiten, was die Pariſer Zeitungszenſur ſelbſt zu ſagen erlaubt?

Der Artikel Großbritannien und der vom Rheine, im nämlichen Blatt, beide aus der in Augsburg erſcheinenden Allgemeinen Zeitung entlehnt, wurden auch geſtrichen. Die darin herrſchenden Grundſätze ſind freilich gefährlich, durch die Wachſamkeit der hieſigen Zenſur wird aber dem böſen Geiſte der Zeit leider nur in Dortelweil und in der einen Hälfte von Niederurſel der Eingang verwehrt; in der andern Hälfte von Niederurſel jedoch, die nicht zum Frankfurter Gebiete gehört, wird die Freiheitspeſt fortwüthen. Darum Alles vergebens. Man vergeſſe doch nicht, daß Revolutionen konzentriſch wirken.

Noch ein anderer Artikel über Heſſen-Kaſſel, im nämlichen Blatte, wurde auch verurtheilt; aber ich muß geſtehen, nicht mit Unrecht. Die Folge von deſſen Verbreitung war, daß an dem Tage, wo er bekannt wurde, kein Bürger Deutſchlands ſeine Abgaben bezahlte, und ohne die glücklicher Weiſe am Abende eingetretene Nacht, wo Jeder ruhig zu Bette ging, würde Alles in blutige Verwirrung gekommen ſein. Der Artikel war freilich aus der Speyerer Zeitung entlehnt, und Speyer iſt ein Stück Franzoſenland geweſen und kann nie mehr ſelig werden.

Für alle die Frevel, daß ich die bezeichneten, von der Zenſur geſtrichenen Artikel dennoch ſtehen gelaſſen, wurde ich von dem Polizeigerichte zu 50 Rthlr. Strafe verurtheilt, welche Strafe nach erhobener Appellation auf 10 Rthlr. herabgeſetzt wurde.

Vierter Fall.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 13. Januar war aus dem Hamburger Correſpondenten nachfolgender Artikel aufgenommen:

> „Vom Main, 3. Januar. Von der deutſchen Bundesverſammlung, die unter der trefflichen Leitung des Grafen von Buol fortgeführt wird, erwartet man in dieſem Jahre noch weit erfreulichere Reſultate, als in dem vorhergehenden Jahre.“

Geſtrichen. — Es iſt hart, daß einem Freunde ſeines Vaterlandes verboten ſein ſoll, der deutſchen Bundesverſammlung das verdiente Lob zu ertheilen. Allerdings wurde man auch von der ehemaligen Venetianiſchen Staatsinquiſition ſtreng beſtraft, wenn man die dortige Regierung lobte, allein der Zenſor hat ſich unmöglich dieſes Beiſpiel zum Muſter nehmen können, ohne ſich einer Beleidigung gegen die Stellvertreter der deutſchen Fürſten ſchuldig zu machen, und ohne ſeine Unbekanntſchaft mit dem deutſchen Staatsrechte an den Tag zu legen. Denn man wird keinen Fall angeben können, wo ein Schriftſteller in Deutſchland geſtraft worden wäre, weil er irgend eine Regierung gelobt hat; im Gegentheil, es gibt Fälle genug, daß ſolche wegen tadelnder Aeußerungen beſtraft worden ſind.

Fünfter Fall.

Mehr als irgend einer der vorhergehenden und nachfolgenden Fälle beweiſt dieſer, welch eine ſchreckliche Sache es um die hieſige Zenſur iſt, welche Willkür dabei herrſcht und wie man der Leidenſchaftlichkeit unbarmherzig hingegeben iſt. Will man erfahren, welches Grades von Freiheit und verfaſſungsmäßiger geſetzlicher Regierung ſich die Bürger irgend eines Staates erfreuen, dann beobachte man nur, wie ſich die Beamten dieſes Staates in kleinen Fällen betragen. Sind ſie zur Willkür geneigt, pflegen ſie ſie zu üben, dann kommt es bei ſolchen kleinen Anläſſen an den Tag, weil ſie ſich dabei nicht ſcheuen, ihre Eigenmacht hervortreten zu laſſen, was ſie bei bedeutenden Sachen, die Aufſehen erregen, im Verborgenen thun. Die Unſinnigen! Sie meſſen die Freiheit des Bürgers nach Geldeswerth, nach der Ausdehnung, nach Zeiträumen ab. Einen um zwei Pfennige beſchädigen, um einen Schritt den Weg verſperren, ihn eine Minute unrechtlich gefangen zu halten, das wähnen ſie, ſei bedeutungslos. Da iſt keine Freiheit, wo nicht jeder Kreuzer gleichen Schutz der Geſetze wie eine Million genießt, und wo in ſtreitigen Sachen der Richter über einen ſchmalen gedruckten Papierſtreifen nicht eben ſo ernſt und nach den Geſetzen Recht ſpricht, als über Haus und Feld.

In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 16. Januar ſtand folgender Artikel, ich erinnere mich nicht, aus welchem Blatte entlehnt:

> „Vor einem guten Flaſchenſtöpſel (ſchreibt Jemand) habe ich immer allen Reſpekt, und er verdient ihn. Denn ein ſolcher Stöpſel iſt ein ordentlicher Vorgeſetzter, Leib- und Halsherr der Flaſchen, ein Zunft- und Stuhlmeiſter, ein Feſtungscommandant und Grandmaitre, der um ſo mehr auf unſere Achtung Anſpruch zu machen hat, je mehr er nach ſeinem edel pantoffelhölzernen Naturell die glänzende Fähigkeit beſitzt, allen Druck geſchmeidig anzunehmen, dagegen aber auch da, wo er vorſteht oder oben ſitzt, alle champagnermäßige, luſtige Auf- und Ausbrauſungen zurückzuhalten; daher auch, ſobald ein zuverläſſiger, wohlgeſchnittener und geſcheiter Stöpſel ſeine Schuldigkeit thut, aus ſeinem gläſernen Bezirke gewiß kein Bläschen Geiſt oder Kraft hervortreten darf. Darum Ehre den Stöpſeln!“

Dieſen Artikel . . . . hatte ihn die Zenſur geſtrichen? Nein, ſie hatte Schlimmeres gethan als das; ſie hatte dabei bemerkt: „*Paſſirt ohne Anſtand.*“ Der Zenſor glaubte wahrſcheinlich, dieſer Artikel ſei darum aufgenommen worden, weil er auf Zenſurbeamte angewendet werden könnte, und fühlte ſich daher gedrängt, einen Beweis ſeiner Hochherzigkeit zu geben und merken zu laſſen, daß er zwar die Beziehung verſtanden habe, ſich aber darüber hinausſetze, und dem Artikel freien Lauf laſſe. Nie hat mich ein Druckverbot ſo ſehr empört als dieſe Druckerlaubniß, weil es mir deutlich verrieth, wie die Zenſur ein Amt ſei, das ohne Leidenſchaftlichkeit, oder wenigſtens Laune, gar nicht ausgeübt werden kann.

Sechster Fall.

Da die Aengſtlichkeit und Strenge der hieſigen Zenſur, wie es die Behörde, die ſie ausübt, offen erklärt, nur die Anweſenheit der Bundesverſammlung zur Quelle hat, ſo mag es erklärlich ſein, warum man einem Journaliſten in Frankfurt verbieten mag, freiſinnige, der Ariſtokratie mißfällige Anſichten aufzuſtellen. Wenn aber dieſe Anſichten aus andern deutſchen Blättern entnommen ſind, was wird dadurch gewonnen, daß die Frankfurter Zeitungen ſie nicht haben? Werden Artikel aus der Allgemeinen Zeitung, welcher doch Jedermann Mäßigung, wenn auch nicht *nachrühmen*, aber doch *nachſagen* muß, weniger verbreitet, wenn ſie die Blätter des einzigen Frankfurts nicht aufnahmen? Aus welchem, ich will nicht ſagen, rechtlichen und vernünftigen, aus welchem

Grunde überhaupt, ſei er auch aus einer falſchen Anſicht hervorgegangen, wird Stellen, wie folgenden, von der Zenſur die Aufnahme verweigert?

In der Zeit. d. fr. St. Fr. vom 17. Januar wurden von einem der Allgemeinen Zeitung entlehnten Artikel: *Aus Deutſchland*, 7. Jan., die in nachfolgender Stelle durch den Druck herausgehobenen Worte geſtrichen:

„Wir eben ſo wenig, wie die Franzoſen, wollen uns die Früchte der Zeit entreißen, oder — ſofern wir ſie noch nicht haben — vorenthalten laſſen! Volksvertretung, Preßfreiheit, Gleichheit vor dem Geſetz, Gleichheit der Anſprüche auf Amt und Würde, Bürgerehre auf der einen Seite — Feudalität, Intoleranz, Finſterniß religiöſer und ariſtokratiſcher Vorurtheile, Anmaßung der Privilegirten auf der andern Seite — das ſind die Loſungen, die auch unſere Nation auf dem Scheidewege zu ſchöner, kräftiger, heilbringender Entwickelung und geſetzlicher Ordnung führen, *oder in die gräuelhafte Zerrüttung befürchteter Revolutionen ſtürzen können! Wir fürchten dieſes Schreckbild nicht, wo es durch weiſe Regierungsanſtalten, durch offenes Fortſchreiten mit der Kultur und den Bedürfniſſen des Volks frühzeitig gebannt wird.*“

Weiſe Regierungsanſtalten, Fortſchreiten mit der Kultur, Bedürfniſſe des Volks, ſind das Schreckbilder, welche die Zenſur einer freien Stadt bannen ſoll?

— In dem nämlichen Blatte ward in dem Artikel Stuttgart 9. Januar, welcher von der Preßfreiheit im Königreiche Würtemberg handelte, und aus einer in Stuttgart erſcheinenden Zeitung genommen war, folgende Stelle geſtrichen:

> „Der kategoriſche Imperativ in der Philoſophie eines Mandeville „nach der Gunſt der Staatsregierer, als nach dem Höchſten zu trachten,“ und ſo nicht nur mit Regenten, ſondern auch mit Miniſtern ꝛc., oder gar mit Mätreſſen Abgötterei zu treiben; dieſe ſeine Religion ſoll noch heute viel Anhänger haben.“

Beim Himmel, man kann es bei tauſend Gelegenheiten erfahren, wie es wahr iſt, was Leſſing irgend Einen ſagen läßt: „Wenn man über gewiſſe Dinge den Verſtand nicht verliert, ſo hat man keinen zu verlieren.“ Alle Bürger und Beiſaſſen der vierzehn Quartiere unſerer Vaterſtadt möchte ich fragen, warum man im freien Frankfurt, wo es weder Miniſter noch Staatsmätreſſen gibt, nicht obige Stelle ſoll drucken laſſen dürfen, da es doch in einer Königsſtadt geſchehen durfte? Aber da iſt die Alles zerſtörende Beamtenwillkür, die ſich auf der Wachparade des bürgerlichen Dienſtes im und am Kleinen übt, um bei ernſtem Treffen gewandt und fertig da zu ſtehen. Da iſt der unſelige, Alles verwirrende Geiſt der beliebigen Verwaltung, welche es für gottgefällig hält, Bürger auch außer dem Geſetze zum vermeintlichen Guten zu leiten, ſie *väterlich* zu regieren, und die ſo oft die ſchlechte Regierungsthat mit dem guten Willen beſchönigt. Zu ſo unbedeutenden Dingen, als das Druckverbot einiger Zeilen iſt, wähnt man keine Vorſchrift der Geſetze nöthig zu haben und nach Gutdünken verfahren zu dürfen. Unheilbringende Verblendung, als ſei in der bürgerlichen Freiheit Etwas unbedeutend, und als ſei es nicht eben ſo verdammlich, wenn ein Beamter der Laune oder Neigung, als wenn er dem Vortheile eines Bürgers *unberechtigt* ſich in den Weg ſtellt!

In dem nämlichen Blatte ſteht folgender Artikel:

> *Frankfurt*, 16. Jan. — Die heutige Ober-Poſtamts-Zeitung enthält einen Bericht des Herrn Dr. Becker, über die Beſchaffenheit des hieſigen Irrenhauſes, welcher mit folgenden Worten ſchließt: „Im Irrenhauſe wird Niemand in den Sack geſteckt, oder ihm der Mund geſtopft, völlige Rede- und Gewiſſensfreiheit herrſchet da. *Das Haus iſt demnach vor oder hinter dem Zeitgeiſte.*“ *O trauriges* Geſchick, daß man den Verſtand *verlieren* muß, um die *Freiheit zu finden.*

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen. Ich möchte ſehr gern einmal den Verſtand verlieren, um dem Herrn Zenſor ſagen zu dürfen, was ich von ſeiner Zenſur denke; aber dann freilich fände ich wahrſcheinlich Nichts zu ſagen, ſondern würde Alles klug und zweckmäßig finden.

— Endlich hatte ich in demſelben Blatte, freilich ironiſcher Weiſe, von dem verdorbenen, verſtockten und verdammten Frankreich geſprochen. Dieſe Worte wurden geſtrichen. Wahrſcheinlich hatte der Herr Zenſor keine Gelegenheit zu erfahren, daß in Paris ſelbſt täglich in weit härteren Ausdrücken von Frankreich und ſeiner Regierung geſprochen wird, ſonſt hätte er wohl dem Einwohner einer deutſchen freien Stadt dieſe Art zu reden nicht verbieten können. Es wäre ſehr gut, wenn der Herr Zenſor zuweilen nach dem Datum ſeiner Inſtruktionen ſähe. Es ſcheint manchmal, daß er die aus den Napoleoniſchen Zeiten zur Richtſchnur nähme. Da die Frankfurter Polizei ohnedies ſo viel Geld koſtet, ſo ſollte man auch eine jährliche Ausgabe von einigen Hundert Gulden für Pariſer Journale nicht ſcheuen, und den Zenſor verpflichten, ſie zu leſen, damit er den Geiſt der franzöſiſchen konſtitutionellen Freiheit kennen lerne, und nicht mehr, etwa aus Furcht vor Reklamationen des hieſigen franzöſiſchen Geſandten, Artikel ſtreiche, die in Paris ſelbſt nicht unterdrückt werden dürfen.

Siebenter Fall.

Die Zeitung vom 18. Januar enthält einen Artikel *vom Rhein 9. Jan.*, aus der Allgemeinen Zeitung entlehnt, welcher von dem Parteienkampfe in Frankreich und von den Umtrieben der Ultra's, ſpricht. Am Schluſſe deſſelben heißt es:

> „.... Es handelt ſich um nichts Geringeres, als ob die liberalen, konſtitutionell monarchiſchen Inſtitutionen Frankreichs, an welche ſich die aller andern Länder lehnen, in ihrer Reinheit hergeſtellt und erhalten, oder ob der Volksgeiſt niedergetreten, und dadurch ein neues Zurückſchnellen dieſer ewig elaſtiſchen Feder, *mithin neue Revolutionen* verbreitet werden ſollen. *Die Völker wollen ſie nicht, aber halbe Maßregeln und Unterdrückung der Preßfreiheit werden uns davor nicht bewahren; wohin ſie führen, hat Napoleons Beiſpiel gezeigt.*“

Die herausgehobenen Worte ſind geſtrichen worden. Alle europäiſchen Miniſter können ruhig ſchlafen, die Frankfurter Zenſur wacht für ſie; fielen auch dieſer einſt die Augenlider zu, dann ſtünde es ſchlimm um die Ruhe der Welt.

Achter Fall.

Es war mir daran gelegen zu wiſſen, ob das Verfahren der Zenſur in der Willkür, Laune und in den eigenthümlichen Anſichten des Zenſors gegründet ſei, oder ob derſelbe nach Vorſchriften der oberen Behörden handelte. Um dieſes ausfindig zu machen, verſuchte ich einige Male bei dem Vorgeſetzten des Zenſors Abhülfe gegen die Beſtimmungen des Letztern zu erhalten, und fand ſie auch jedesmal. Der Herr Polizeidirector nämlich ließ, ſo oft ich mich bei ihm beſchwerte, den Zeitungsartikeln, welche die Zenſur geſtrichen hatte, freien Lauf. Allein macht dieſe Erleichterung den Druck nicht nur noch ſchmerzlicher, da ſie beweiſt, daß der Druck unnöthig, ungeſetzlich war, und daß der Zenſor eigenmächtig verfuhr? Der Herr Polizeidirector erwiederte mir mehreremal, da ich ihm eben dieſe Bemerkung machte: Der Herr Zenſor habe nicht gewagt, dieſen oder jenen Artikel auf ſich zu nehmen. Allein iſt denn, um des Himmels willen, der Staat um der Beamten wegen da? Hängt das Wohl Frankfurts davon ab, daß der Herr Zenſor ſich behaglich fühle, ruhige Nächte habe, und darf er, um ſicher zu ſein, das, was er ſeine Pflicht nennt, gethan zu haben, mehr thun, als ſeine Pflicht und die bürgerliche Freiheit nach Gutdünken beſchränken? Soll der Grad der Preßfreiheit in Frankfurt von den ſtärkern oder ſchwächern Nerven des Zenſors und von ſeiner daraus hervorgehenden größern oder geringern Aengſtlichkeit abhängen?

Ich werde Proben von der Zenſur der zweiten

Inſtanz geben. In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 19. Jan. war ein Artikel aus den Rheiniſchen Blättern, die Bittſchrift des Grafen Las Cases an das britiſche Parlament wegen der Behandlung Napoleons auf St. Helena betreffend, aufgenommen. Die Zenſur ſtrich den Artikel, weil darin von der treuen und liebevollen Anhänglichkeit des Las Cases für ſeinen ehemaligen unglücklichen Herrn die Rede war. Wahrſcheinlich richtete ſich der Zenſor nach den Inſtruktionen, die er vier Jahre früher wegen Buonaparte, und was von ihm öffentlich geſagt werden dürfte, erhalten hatte. Damals mochte ihm vorgeſchrieben worden ſein, keine Theilnahme für den gefallenen Helden bekannt werden zu laſſen, weil zu jener Zeit noch daran gelegen war, dem Vaterlandseifer der Deutſchen eine Richtung nach Außen zu geben und ihren Haß der Tyrannei in einen Haß des Tyrannen umzuwandeln. Aber ſeitdem haben ſich die Verhältniſſe geändert, und man kann Napoleon nicht mehr hart beurtheilen, ohne ſich gegen die Erben ſeiner Grundſätze zu verſündigen. Dies hätte der Herr Zenſor bedenken ſollen, und dann würde er jenen Artikel nicht geſtrichen haben. Auch fand wirklich der Herr Polizeidirector deſſen Verfahren nicht zu billigen und ſchrieb auf das Zenſurblatt: „Kann gedruckt werden, außer den durchſtrichenen Zeilen.“ Die durchſtrichenen Zeilen lauteten alſo:

> „. . . . ſo ſehr man auch einen großen Theil ſeines Lebens verdammen muß, nimmer kann die Art dadurch gerechtfertigt werden, wie die Engländer ihn behandeln.“

Was dieſer Satz für die Ruhe der europäiſchen Monarchien Gefährliches enthält, ob deſſen erſter oder zweiter Theil die öffentliche Meinung vergiften könne, das weiß ich, aber ich ſage es nicht.

— Das nämliche Blatt hatte folgende Aphorisme des Abbé Galiani aufgenommen:

> „Die moderne Theokratie fängt damit an, daß ſie die Menſchen durch Strenge und Quälereien reinigen will. Iſt man an das Höchſte von Leiden und Langeweile gewöhnt, dann wird der Papſt, der Abt, der Beichtvater, der Novizenmeiſter ein Tyrann, ein Gott, ein Alles. Aus einem ſo zahm gemachten Weſen kann er Alles machen, was er will.“

Dieſe Stelle ſtrich die Zenſur unbegreiflicher Weiſe, da wir in Frankfurt weder einen Papſt, noch einen Abt, noch einen Beichtvater, noch einen Novizenmeiſter, noch einen Tyrannen haben, die gegen die Zeitungsfreiheit reklamiren könnten. Auch ſah der Herr Polizeidirector die Ungerechtigkeit des Zenſors ein und begnadigte den verurtheilten Artikel.

Neunter Fall.

Die Zeitung vom 28. Januar enthielt einen Bericht der Miſſionäre im ſüdlichen Frankreich und von den Wundern, die ſie dort verübt haben wollten. Darin wurden folgende zwei Stellen geſtrichen:

„Die Barmherzigkeit Gottes beſchränkte ſich aber nicht auf die Katholiken allein; ſelbſt die Proteſtanten konnten ſich des allgemeinen Eindrucks nicht erwehren. Es haben ſich wenigſtens 25 bekehrt.“ . . . . . „Am nämlichen Abende kamen 5 Proteſtanten, worunter einer von 22 Jahren ſich zu meinen Füßen warf und ſagte: Mein Vater, ich bin Proteſtant, erbarmt Euch meiner und macht mich zum Katholiken. . . . Man ſegnete 17 Ehen ein.“

Der Herr Polizeidirector, an den ich wegen der Striche appellirte, erlaubte den Druck der Stelle.

Das nämliche Blatt hatte einen Artikel aus Berlin vom 8. Januar aus dem Oppoſitionsblatte entlehnt, worin ein dummer Streich der Berliner Zenſur erzählt war. Die Frankfurter Zenſur ſtrich den Streich ihrer lieben Schweſter. Auf Beſchwerde darüber beim Herrn Polizeidirector erlaubte dieſer die Aufnahme, doch mußte folgende Bemerkung, die er eigenhändig auf das Zenſurblatt ſchrieb, dem Artikel vorausgeſchickt werden:

„Das Oppoſitionsblatt enthält folgenden Artikel, der durch ſeine lächerliche Uebertriebenheit ſich ſelbſt widerlegt, und den wir nur deßhalb aufnehmen, weil vielleicht Anlaß zur förmlichen Widerlegung dadurch entſteht."

Wer die bisher erzählten Thaten der Frankfurter Zenſur geleſen hat, wird nicht ſagen, daß die gegen die Berliner angebrachte Beſchuldigung lächerlich übertrieben ſei; auch hat ſie ſich weder ſelbſt widerlegt, noch zu einer förmlichen Widerlegung Anlaß gegeben. Es iſt weiter nichts daraus entſtanden, als daß die Redaktion des Oppoſitionsblattes mich vor aller Welt herabgehunzt hat, weil ich die Anmaßung gezeigt, in Frankfurt am Main die Artikel ihres zuverläſſigen Berliner Korreſpondenten berichtigen zu wollen. Indeſſen habe ich ſpäter den Wink des Herrn Polizeidirectors oft benutzt, und um gefährlichen Artikeln Eingang zu verſchaffen, ihnen mehrere Grobheiten zur Empfehlung vorausgeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar, daß während in Frankfurt, als in einer betriebſamen Handelsſtadt, Jeder ſeine ſchlechte Waare lobt, um ſie gut zu verkaufen, dort ein Zeitungsſchreiber ſeine gute Waare tadeln muß, um ihr Abſatz zu verſchaffen. Den ſchönſten, beſten, edelſten Meinungen habe ich in meiner Zeitung zuweilen einen Steckbrief vorausgeſchickt, und dieſes Zeugniß der Schlechtigkeit hat ihnen zum Paſſe gedient.

Zehnter Fall.

In der Zeitung vom 26. Januar ſtand von Paris aus: „Das Miniſterium, ſagt man, iſt gut, *aber ſchwach*.“ *Aber ſchwach*, wurde geſtrichen, und nur der Vorderſatz blieb ſtehen. Beim Himmel, wenn erſt der hieſige Zenſor die zu Paris erſcheinende Minerve Française und den Conservateur zu ſtreichen hätte, da blieb kein großes und kleines *Abc* darin ſtehen, ſo viel als man braucht, um Kinder leſen zu lehren. Dieſe Sachen klingen alle ſo fabelhaft, daß ich fürchte, man glaubt mir nicht und denkt vielleicht gar, ich hätte eine Satyre gegen die Zenſur ſchreiben wollen und darum das Gemälde karikirt. In der freien Stadt Frankfurt ſoll man nicht ſagen dürfen, das franzöſiſche Miniſterium ſei ſchwach, bei welchem gelinden Ausdrucke die Pariſer Zeitungsſchreiber es nur dann bewenden laſſen, wenn ſie höflich ſein wollen und eine Anſtellung ſuchen!

In dem nämlichen Blatte ſtand:

> „Auf den Pariſer Schaubühnen werden jetzt die Leiden des jungen Werthers parodirt. *Man ſieht, daß die Franzoſen um vierzig Jahre in der Geſchichte der Deutſchen zurück ſind, ſonſt würden ſie ganz andere Leiden zu parodiren finden.*“

Die herausgehobenen Worte wurden geſtrichen.

Allein indem der Zenſor dieſes that, bewies er nicht eben, wie richtig meine Bemerkung war?

Eilfter Fall.

Die Zeitung vom 29. Januar hatte allen übrigen deutſchen Blättern folgenden Artikel nachgeſchrieben:

> „Frankfurt, 17. Januar. — Der hannöverſche Bundes-Geſandte, **Herr von Martens**, hat eine aktenmäßige Darſtellung der vorigjährigen Ereigniſſe unter den Studirenden zu Göttingen an die anderen Herren Geſandten vertheilen laſſen, und denen, die ſolchen Staaten angehören, worin Akademien ſich befinden, in einer Note den Wunſch ausgedrückt, daß man ſich über allgemeine Grundſätze vereinigen möge, um künftig ähnlichen Auftritten vorzubeugen.“

Geſtrichen. Der Iſis-Schleier der Bundesverſammlung wäre durch dieſe Nachricht wohl nicht aufgedeckt worden!

Zwölfter Fall.

Die Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 2. Februar hatte folgenden Artikel aufgenommen:

> „Nordamerikaniſche Freiſtaaten.
>
> Die Emigranten, ſo aus Europa ankommen, belaufen ſich im Durchſchnitt täglich auf 200. In 14 Tagen waren 1870 angekommen, und zwar in: New-York 641, Philadelphia 681, Baltimore 391. Die übrigen 157 in andern Seehäfen.“

Der Zenſor unterdrückte dieſe Nachricht. Meine Leſer ſind wohl müde geworden, zu fragen: warum? Wer kann das errathen! Aber dieſen nämlichen Artikel durfte am nämlichen Tage die Ober-Poſtamtszeitung aufnehmen. Man ſieht, wie die Zenſur nur nach Anwandelungen verfährt; denn enthielte jener Artikel Etwas, was ihn nach irgend einer Anſicht ſchädlich machte, wie konnte dieſe Schädlichkeit dem Zenſor in der einen Zeitung auffallen und in der andern zu gleicher Zeit entgehen? Ich habe dieſen Fall wegen ſeiner Merkwürdigkeit ſchon früher in einigen öffentlichen Blättern bekannt gemacht und damals mich folgendermaßen darüber geäußert:

„Da, ſo viel ich weiß, meine liebe Vaterſtadt in keinem Krieg mit den Vereinigten Staaten verwickelt iſt, in welchem Falle ſie das Preiſen der Vorzüge ihrer Feinde mit Recht unterſagen würde; ſo kann der Zenſor bei ſeinen Ungedankenſtrichen keine andere Abſicht gehabt haben, als dem Geſchichtſchreiber von Kuhſchnappel etwas Angenehmes in ſeinen Zettelkaſten zu werfen und Jean Paul, lieſt er dieſes, nimmt gewiß eine ſaubere Feder und zeichnet den Zug hin, am gehörigen Orte und mit verdienter Zierlichkeit.

„Oder ich bitte alle Anwohner des Mains, des Rheins, der Seine, der Newa, ja ſogar des Manzanares, mir zu ſagen, was ſie vielleicht ſonſt denken von der Sache. Hat ſich aber Jeder ſatt erſtaunt über dieſe wahrhaftige Geſchichte, dann wird noch ein kleines ſüßes Wunder als Deſſert aufgetiſcht. Es beſteht in Folgendem: An dem nämlichen Tage, nämlich am Dienſtage, dem 2. Februar, wo in der Zeitung der freien Stadt Frankfurt der Zenſor die angeführte Stelle geſtrichen hatte, ſtand dieſe nämliche Stelle geſund und friſch in der Frankfurter Ober-Poſtamtszeitung. Da nun alle Zeitungen in derſelben Stunde und vom nämlichen Zenſor durchgeſehen werden, ſo müſſen nothwendig binnen fünf Minuten, als ſo viele Zeit zwiſchen der Zenſur des einen und des andern Blattes verfloſſen ſein kann, die auswärtigen Verhältniſſe der Stadt Frankfurt ſich geändert haben, welches wehe thut, da die heilige Allianz mehr Beſtändigkeit der Staatsrelationen hatte hoffen laſſen."

Dreizehnter Fall.

Sollte man wohl glauben, daß die Frankfurter Polizei ſogar auf das bekannte Champ d'Aſile in Amerika ihren Fernblick geworfen habe? Eine der **Minerve Française** entlehnte Nachricht von der zur Unterſtützung jener franzöſiſchen Flüchtlinge zu Paris eröffneten Subſcription durfte ich in die Zeitung vom 3. Februar nur unter der Bedingung auf nehmen, daß ich die öffentliche Quelle dieſer Nachricht ſorgfältig dabei ſetzte; die Zenſur ſchrieb mir dieſes ausdrücklich vor.

Vierzehnter Fall.

Ich hatte früher die von der Zenſur geſtrichenen Stellen durch Punkte angedeutet. Sollte ihr das nicht ſelbſt willkommen geweſen ſein, da ja ihr Dienſteifer hierdurch fühlbar ward, woran ihr nur allein gelegen ſchien? Es iſt mir unerklärlich, warum ihr dieſes zuwider war und warum ſie bei dem Polizeiamte das Verbot, ſolche Punkte zu ſetzen, für mich auswirkte. Unterm 20. Februar wurde mir von der Polizei eine ſchriftliche Verordnung zugeſchickt, worin mir bei Strafe alles Punktiren unterſagt wurde. Ueber das Recht, welches die Polizei haben könnte, mir einen ſolchen Zwang aufzulegen, will ich mich hier nicht weiter äußern, da ſpäter mehr hiervon geredet werden ſoll; ich begnüge mich, die hierher gehörigen Stellen jener Verordnung nachfolgend mitzutheilen:

Actum
bei dem Polizei-Amte der freien Stadt
Frankfurt, Mittwochs den 20. Januar 1819.

„Von Seiten der hieſigen Zenſur geſchah die Anzeige, in der Zeitung für die freie Stadt Frankfurt würden ſeit einiger Zeit diejenigen Stellen, welche von der Zenſur geſtrichen worden, mit Punkten oder Strichen durchſchoſſen, um dadurch das Publikum aufmerkſam zu machen, daß an dem durchſchoſſenen Raum eine Stelle von der Zenſur geſtrichen worden. Da nun dieſes Verfahren gegen alle Ordnung verſtoße, ſo halte die Zenſur ſich verpflichtet, hiervon die Anzeige zu machen, um weitere Reſolution darüber zu veranlaſſen, worauf beſchloſſen wurde:

u. ſ. w. u. ſ. w.

4) Die etwa durch die Zenſur veranlaßten Lücken dürfen nicht mit Punkten oder Strichen durchſchoſſen werden, vielmehr muß der Satz ſo zuſammengerückt werden, daß keine Unterbrechung des Textes ſichtbar wird.

5) Sollte, nachdem dieſes befolgt worden, am Ende des Blattes ſelbſt ein leerer Raum übrig bleiben, ſo muß ſolcher entweder mit Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt ſind, oder mit ſolchen politiſchen Artikeln, die kurz zuvor in andern hieſigen Zeitungen eine Aufnahme gefunden, ausgefüllt werden, und die Redaktion iſt verbunden, zu dem Ende ſtets für einen zureichenden Vorrath von dergleichen Avertiſſements oder Artikeln zu ſorgen.“

Bald darauf traf auch der Fall ein, daß ich wegen vermeintlicher Uebertretung jener Vorſchrift zur Unterſuchung gezogen und mit einer Geldbuße gezüchtigt wurde.

Nämlich in der Zeitung vom 9. Februar war, in einem der Bremer Zeitung entlehnten, ein Schreiben des ehemaligen Herausgebers des deutſchen Beobachters, Herrn Dr. Benzenbergs, enthaltenden Artikel überſchrieben: Bremen, 3. Februar, nachfolgende Stelle geſtrichen:

„Ich will Ihnen noch ein Beiſpiel von der ... Zenſur erzählen.

„Ich war im vorigen Herbſte in Aachen, und da alle Leute ſich wunderten, daß die Aachener Zeitungen ſo ſchlecht wären und lauter unbedeutende Nachrichten enthielten, ſo ſchrieb ich im deutſchen Beobachter einen Aufſatz: Ueber die Aachener Zeitungen, und zeigte, daß man Unrecht habe, den Zeitungsſchreibern hierüber Vorwürfe zu machen, denn dieſes rühre lediglich von der Zenſur her, welche es ſich zum Geſetz gemacht, Alles zu ſtreichen, was den Kongreß beträfe, damit Preußen keine Auseinanderſetzung mit den andern Kabinetten der Zeitungen wegen habe; denn ſobald Zenſur vorhanden, ſei jede Zeitung offiziell, und daß die Brüſſeler Zeitungen alles ſchreiben könnten, rühre daher, daß ſie keine Zenſur hätten und alſo keinen offiziellen Charakter. So hatten z. B. die Aachener Zeitungsſchreiber die abgeſchloſſene Konvention früher als die Pariſer, ſie durften ſie aber nicht eher drucken laſſen, bis ſie im Moniteur geſtanden. So ſeien heute (ſo hieß es weiter in dem Aufſatze) 25 Jagd hunde von Lord Wellington angekommen, welche Anfangs für die Doggen von Madame Caſtlereagh wären gehalten worden, — allein ein ſolches Factum dürften die Aachener Zeitungen ſchon nicht berichten, weil die Politiker hieraus ſchon auf eine Verlängerung des Kongreſſes ſchließen würden und die Zenſur es deswegen nicht durchlaſſe.

„Der .... Zenſor fand aber auch die Sache zu bedenklich und die 25 Jagdhunde des edlen Lords blieben in der Zenſur ſtecken, ohne daß ſie weiter zum Vorſchein gekommen wären.

„Im Juni 1817 ſtrich er die Kabinetsordre des Königs von Preußen, in welcher die ſcharfe Unterſuchung wegen der Verſpätung des Oſtſeegetreides befohlen worden, obſchon dieſe ſichtlich zur Bekanntmachung beſtimmt war, um die mit Hunger und Verzweiflung kämpfenden Provinzen zu beruhigen. Auch ſtand ſie nachher in allen Zeitungen.

„Um dieſelbe Zeit ſtrich er einen Aufſatz über die Kornlieferungsgeſchichte, der ganz zu Gunſten des preußiſchen Miniſteriums geſchrieben war, und der von einem Manne herrührte, der die Akten geſehen. Der Zenſor glaubte aber, daß hierin heimliche Stachelnüſſe verborgen liegen möchten, und fand es am ſicherſten, ihn zu ſtreichen.

„In einem Aufſatze von Westphalus Eremita ſtrich er neulich ſo viel, daß dieſer ihn im Herrmann auf's Neue abdrucken ließ und die geſtrichenen Stellen mit Curſivſchrift. Der Bürgermeiſter von Hagen (der Zenſor des Herrmann), obgleich ein preußiſcher Unterthan, hatte alſo mehr politiſchen Muth. ... Der Artikel betraf nämlich Preußen.

„Die Urſache hiervon liegt aber blos und allein in den fremden Geſandten. Dieſe glauben, daß ſie ihre Schuldigkeit nicht thun, wenn ſie die Zeitungen, ſo in dem Orte erſcheinen, wo ſie reſidiren, nicht gehörig leſen und auf alle Kontrebande merken, da ſie ohnehin wenig zu thun haben. Wenn dieſe nun ſo etwas finden, ſo beſcheiden ſie den armen Zenſor zu ſich ad audiendum verbum, und den andern Tag ſtreicht er die halbe Zeitung, um nur ſeinen guten Willen zu zeigen.

„In Darmſtadt hatte auch neulich ein Geſandter einen Artikel in der Mainzer Zeitung gefunden, der ihm ſehr anſtößig ſchien und wegen deſſen er bei Hofe eine ſcharfe Verfügung verlangte. Abgeſchlagen und zur Juſtiz verwieſen.“

Das überraſchte mich nun weiter nicht; denn ſchon war ich an den türkiſchen Druck ganz gewöhnt und davon abgeſtumpft worden, und ich hatte ſo geduldig wie ein Lamm ſelbſt meinen Hals dem Zenſor hingereicht, um mich aus dem Verzeichniſſe der Lebenden zu *ſtreichen*. Auch ließ ich die geſtrichene Stelle aus, enthielt mich obiger Vorſchrift gemäß alles Punktirens, nur füllte ich die durch die ausgeſtrichenen Stellen entſtandenen Lücken mit mehreren ſchönen Bekanntmachungen aus, ſo daß beſonders ſcharfſinnige Leſer wohl entdecken konnten, daß das Vehmgericht der Zenſur wieder einige, den Landfrieden ſtörende Redensarten habe hinrichten laſſen. Ich that es pour égayer la matière; aber die Polizei fand dieſes gar nicht luſtig und zog mich, um ihrer beleidigten Tochter Zenſur Genugthuung zu geben, zur Unterſuchung und Strafe, wie ſich aus nachſtehendem Polizeigerichts-Protokolle ergibt:

Auf Anzeige der Zenſur, daß die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt einen in Nr. 40 dieſer Zeitung unter der Aufſchrift „Bremen“ enthaltenen Artikel, welcher zum Theil geſtrichen worden, bei dem ausgegebenen Abdrucke zwar ausgelaſſen, dagegen mehrere Bekanntmachungen innerhalb dieſes Artikels eingeſchoben habe, wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen, welches geradezu gegen den unterm 20. Januar l. J. ergangenen Amts-Beſchluß sub membr. 4 verſtoße, wurde Herr Dr. Börne als Redakteur dieſer Zeitung vor Amt gefordert und befragt, warum er die ihm beſtimmt gegebene Weiſung in vorliegendem Falle nicht beobachtet habe?

Resp. Wegen Mangel an Stoff habe er ſich genöthigt geſehen, die zwiſchengeſchobenen Artikel, von welchen ſchon der Satz fertig geweſen, als der Bremer Artikel von der Zenſur zurückgekommen wäre, an der Stelle, wo ſie wirklich ſind, ſtehen zu laſſen; ferner wäre nicht mehr Zeit genug geweſen, dieſe zwiſchengeſchobenen Artikel an das Ende der Zeitung zu ſetzen, indem er ſelbſt bis 12 Uhr Nachts in der

Druckerei geweſen wäre; endlich habe er in der Meinung geſtanden, daß ſolche Einſchiebungen dem 4. und 5. membr. des polizeiamtlichen Beſchluſſes vom 20. Januar nicht zuwiderliefen.

Herr Dr. Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte, Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen, und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.

In Unterſuchungsſache gegen Herrn Dr. Börne, Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt, Uebertretung der Zenſur Vorſchriften betreffend iſt der

Beſcheid:

Da dieſes wiederholte Zenſurvergehen ausdrücklich in der desfalls an die Redaktion der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unterm 20. Januar l. J. ergangenen amtlichen Weiſung membr. 4. und 5. unterſagt iſt, mithin die angeführte Entſchuldigung nicht als hinreichend angenommen werden kann, ſo wird Herr Dr. Börne mit einer Strafe von Zehn Reichsthalern und Bezahlung der Unterſuchungskoſten belegt, auch angewieſen, ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärferen Einſehens zu halten. Decretum Polizei-Gericht am 24. Februar 1819.

Da ich mich durch dieſes Urtheil verletzt fühlte, ergriff ich das Mittel der Berufung an ein höheres Gericht. Ich laſſe die bei dem Apellationsgerichte eingereichte Beſchwerde-Ausführung hier nachfolgen.

„Die hier lebende und wirkende Zeitungszenſur, in rechtlicher Beziehung als ein Findelkind zu betrachten, deſſen Name, deſſen Herkunft, deſſen legislative Urheber man nicht kennt; weit entfernt durch ein kluges, ſittliches und beſcheidenes Betragen ihre Herſtammung vergeſſen zu machen und nach der Achtung zu ſtreben, die der Bürger ſonſt nur den auf offenem Wege erzeugten und vom Staate anerkannten geſetzlichen Einrichtungen gewährt, iſt ſtets bemüht, der Weiſe jeder uſurpatoriſchen Herrſchaft gemäß, das was ihr das Recht verſagt, durch Gewalt zu erreichen und für die Liebe und Achtung, die ſie niemals findet, ſich durch Furcht, die ſie einzuflößen ſucht, ſchadlos zu halten.

„Wenn ich die Erfahrungen, die ich über die Handlungsweiſe der Zenſur bisher gemacht habe und die das oben ausgeſprochene Urtheil nur darum nicht ganz rechtfertigen, weil ſie es als zu gelind hervorſtellen, nicht zur Unterſtützung der Klage, die ich führen werde, mittheile, ſo geſchieht's, weil ich erſt verſtärkt durch tauſend Stimmen der öffentlichen Meinung meine Beſchwerde am geeigneten Orte vor zubringen gedenke. Ich beſchränke mich hier nur auf einen einzelnen Fall.

„Die Zenſur, wie ſie gegen die neue Zeitung der freien Stadt Frankfurt ſeit dem erſten Tage ihres Erſcheinens ausgeübt wurde, liegt außer aller Beſchreibung. Es kann ihr weder Strenge vorgeworfen, noch Milde nachgerühmt werden. Sie befolgt keine Grundſätze, weder des Rechts, noch der Billigkeit, noch der Klugheit; ſie hat keine Regel, weder erhaltene Vorſchrift, noch Konvenienz, noch eigene Anſicht. Es iſt nichts dauernd an ihr als ihr Wechſel, nichts beſtändig als ihre Unbeſtändigkeit. Hätte ſie nur wenigſtens ihre eigenen Vorſtellungen von Rede und Druckfreiheit befolgt und hierdurch eine Richtſchnur für den Redakteur gegeben. Aber ſo wurde geſtrichen, was 24 Stunden ſpäter ſtehen bleiben durfte; ja es iſt geſchehen, daß der Zeitung der freien Stadt Frankfurt die Aufnahme eines Artikels unterſagt wurde, der am nämlichen Tage in der Poſtzeitung ſtand. Heute wurde ein Nadelſtich mit der größten Aengſtlichkeit parirt, den folgenden Tag ließ es die Zenſur geſchehen, daß man die empfindlichſten Seiten der Machthaber mit Lanzen durchbohrte. Bald ſuchte ſie Gift, wo keines war, und verſperrte allen Regierungen ſehr willkommenen Grundſätzen den Weg; bald ließ ſie den vermeintlich verderblichſten

Lehren freien Gang. Mit einem Worte, die Zenſur war eben ſo überraſchend, wo ſie gewähren ließ, als wo ſie dazwiſchen trat; eben ſo bewunderungswürdig in ihren Druckerlaubniſſen, als Druckverboten. Mit dem bisher Geſagten ſoll keineswegs über das regelloſe Verfahren der Zenſur eine Beſchwerde beabſichtigt (dieſes wird an einem andern Orte erſchöpfender geſchehen), ſondern nur dargethan werden, wie es dem Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unmöglich war, die Grundſätze oder Launen der Zenſur zu berechnen, und wie er daher auch mit dem beſten Willen zur Folgſamkeit und Unterwerfung gegen eine unwiderſtehliche Uebermacht nicht vermeiden konnte, Artikel aufzunehmen, welchen bei der Zenſur die Druckerlaubniß unterſagt wurde.

„Das zenſirte Zeitungsblatt kommt, zufolge einer Einrichtung, die (was ſchwer ſcheint) das Drückende dieſer ganzen Zwangsanſtalt nur noch ſchmerzlicher macht, erſt Abends um 10 Uhr in die Druckerei zurück, und in den Fällen, wo eine Veränderung vorzunehmen iſt, wird ſie ſo ſpät noch dem Redakteur in's Haus gebracht, der ſie gewöhnlich beim Auskleiden erhält. Es iſt alsdann nicht möglich, die durch das oft ſo freigebige Streichen entſtandenen Lücken auszufüllen. Noch hinderlicher als ganz durchſtrichene Artikel ſind die herausgeriſſenen Sätze und

Worte, wodurch der Zuſammenhang verletzt, unſinniges Zeug hervergezaubert und der Redakteur in die betrübte Lage verſetzt wird, in die Regalien mancher Polizeiſtelle einen frevelhaften Eingriff zu thun und das Recht zum Gebrauche eines ſchlechten Styls ſich anzumaßen.

„Der Redakteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt hat, wenn ſolche Fälle eintraten, den Ausweg, der allen Zeitungsſchreibern, wo Zenſur iſt, offen gelaſſen wird, benutzt, nämlich den, durch mehrere Punkte oder Gedankenſtriche anzuzeigen, wo die Stellen haben weggelaſſen werden müſſen, und ſo die Ehre ſeines Verſtandes und ſeiner Schreibart gerettet. Ich kann es durch genug Zeitungsblätter, namentlich durch die Zeitung der, auch freigenannten, Stadt Bremen beweiſen, daß die erwähnte Befugniß den Redakteurs nie verſagt war.

„Die Zenſur der freien Stadt Frankfurt glaubte dabei nicht ſtehen bleiben zu dürfen: ſie verfolgte die ihr mißfälligen Anſichten, nachdem ſie ſie gerichtet hatte, bis über das Grab hinaus. Sie ſchlug meine Gedanken todt und unterſagte mir zugleich, ihnen Leichenſteine ſetzen zu laſſen. Daher erwirkte ſie bei dem Polizeiamte, mit welchem ſie ſo eng verbunden iſt, daß das Verbot ertheilt ward, Punkte oder Striche an die Stelle der zenſirten Artikel zu ſetzen, oder überhaupt einen weißen Raum in der Zeitung zu laſſen.

„Wenn die hieſige Polizei berechtigt iſt, Geſetze zu machen, dann vereinigt ſie alle Gewalten, die im Staate vertheilt ſind und getrennt bleiben müſſen, wenn nicht die perſönliche Freiheit zu Grunde gehen ſoll. Nach der beſtehenden Ordnung der Dinge vereinigt die Polizei folgende Befugniſſe: 1) Sie macht den Antrag zu einem Geſetze. 2) Sie entwirft dieſes Geſetz und zwar ganz allein, ohne Mitberathung Anderer. 3) Sie übt eine aufſehende verhindernde Macht aus, daß das Geſetz nicht übertreten werde. 4) Sie unterſucht ein Ueberſchreiten deſſelben. 5) Sie ſetzt eine Strafe darauf. 6) Sie richtet. 7) Sie vollſtreckt das Urtheil. Eine unheiligere Sieben kann wohl nicht erſonnen werden! Auf dieſe Weiſe iſt die hieſige Polizei eine wahre Encyklopädie aller möglichen Staatsrechte, und man kann unſere ſtudirende Jugend, ſtatt ſie auf Univerſitäten zu ſchicken, wo ſie über zehn verſchiedene Zweige der Jurisprudenz und der Politik Vorleſungen zu hören hat, nur in einem der Polizeibüreau's auf dem Römer Sitz nehmen laſſen, um ihnen zu gleicher Zeit alle möglichen Arten civiliſtiſcher und ſtaatsrechtlicher Lehren praktiſch beizubringen.

„Ob nun zwar die Polizei nicht berechtigt war, mir durch eine Verordnung das Punktiren der von der Zenſur geſtrichenen Stellen zu unterſagen, und ob ſie zwar um ſo mehr hätte eingedenk ſein ſollen, daß im Staate Alles, was nicht verboten, erlaubt iſt, da ſie ſich ſelbſt ſogar erlaubt, was verboten iſt: ſo hatte ich doch die mir zugekommene Weiſung befolgt, geſchreckt durch die ſchrankenloſe Gewalt, die ich in den Händen der Polizei wahrnahm und die mir um ſo furchtbarer erſchien, da ſie, wie es in der erwähnten Zenſurverordnung der Fall iſt, die Strafe, die ſie auf die Uebertretung derſelben ſetzte, nicht einmal beſtimmt angab, ſondern nur äußerte, daß dieſe Uebertretung „unfehlbare Ahndung nach ſich ziehen werde.“ Unfehlbare Ahndung! Iſt das die Sprache eines Strafgeſetzes? Wenn die Geſetzgebung ſelbſt die größten Verbrechen gegen die Natur, wie den Mord, nicht beſtrafen könnte und dürfte, wäre kein drohendes, die Strafe beſtimmt ausdrückendes Geſetz vorhanden: wie iſt es möglich, eine unbedeutende Uebertretung zu beſtrafen, ohne daß die Größe und Art der Strafe vorher genau angegeben war?

„Aber die Polizei, ſich nicht damit begnügend, die natürliche Freiheit auf eine Art eingeſchränkt zu haben, wie ſie nirgends durch keine Zenſur in Deutſchland eingeſchränkt iſt, hat auch noch ihrer Verordnung eine

Deutung gegeben, die nicht in ihren Worten liegt, und mich für eine vermeintliche Uebertretung in Unterſuchung genommen und beſtraft.

„In der Zeitung der freien Stadt Frankfurt vom 9. Februar war aus der Bremer Zeitung ein Artikel aufgenommen, von welchem in genanntem Blatte die Trümmer, welche nach der Zerſtörung durch den feindlichen Einfall der Zenſur übriggeblieben waren, noch zu ſehen ſind. Das zenſirte Blatt kam, wie gewöhnlich, Abends zehn Uhr zu mir zurück, und ich eilte damit in die Druckerei, um die Wunden der Zeitung zu verbinden. Die in erwähnter Verordnung mir vorgeſchriebenen Regeln hatte ich treu befolgt, ich hatte nach Nr. 4 darin die von der Zenſur veranlaßten Lücken „*nicht mit Strichen oder Punkten durchſchoſſen*“ und nach Nr. 5 „*am Ende des Blattes*“ keinen leeren Raum übrig gelaſſen, der auszufüllen geweſen wäre; da aber *in der Mitte* eine große Lücke entſtand, füllte ich ſie mit „*Avertiſſements, welche ſchon die Zenſur paſſirt hatten*, aus.“ Dieſe Operation hatte mich bis Mitternacht beſchäftigt, ein Beweis, daß ich die Vorſchriften der Polizei fürchte, wenn auch nicht verehre. Worin war nun mein Vergehen? Ich habe den Buchſtaben der Verordnung befolgt, und die Polizei ſelbſt wird wohl nicht ſagen können, daß ich den Geiſt derſelben verletzt habe. Ich wurde zur Unterſuchung gezogen, wie das anliegende Protokoll ausweiſt. Aber Manches, wovon es nicht ſpricht, muß ich hinzufügen.

„Ich wurde zum Herrn Senator *** vorgeladen, der freundlich und lächelnd (wie ich es dankbar und gerührt anerkennen muß) mit mir über meinen Fehler ſprach. Ich erklärte mich dahin, daß es weder meine Abſicht geweſen, die Verordnung der Zenſur zu übertreten, noch auch, daß ein abſichtsloſes Vergehen Statt fände. Wir ſetzten unſer Geſpräch freundſchaftlich fort, und erſt ſpät bemerkte ich, daß der Sekretair des Herrn Senators die Unterredung zu Papier brachte. Dieſes beunruhigte mich um ſo weniger, da der Herr Senator ſtehenden Fußes und dabei in mancherlei Papieren blätternd, meine Entſchuldigung anhörte und dem Herrn Sekretair ausdrücklich vorſchrieb, er möchte Dieſes und Jenes, was mir zur Rechtfertigung dienen könne, aufnehmen. Bei dem Mangel alles Ernſtes und jeder Förmlichkeit kam mir nicht in den Sinn, daß hier ein Protokoll geführt werden ſollte, worauf ein polizeigerichtliches Urtheil folgen würde. In dieſem Falle hätte die Unterſuchung von einem Polizeigerichts Aſſeſſor geleitet und das Protokoll von einem Polizeigerichts Aktuar geführt werden müſſen.

„Ich glaubte mich auf dem lachenden Blumenweg:

der hohen und adminiſtrativen Polizei zu befinden, die mir von der Zeit der frühern Napoleon'ſchen Unter-Unter-Unterherrſchaft noch bekannt war, und ich ſcherzte einverſtanden immerfort, welches auch erwiedert ward. Endlich ließ man mich fortgehen, ehe das Protokoll geſchloſſen war und ohne daß es mir vorgeleſen wurde. Dies war am 16. Februar geſchehen. Wie groß war mein Erſtaunen, als ich vierzehn Tage nachher, nämlich am 25. Februar, vor Herrn Polizeigerichts-Aſſeſſor *** geladen und mir der dem Unterſuchungsprotokolle als Fortſetzung deſſelben beigefügte polizeigerichtliche Beſcheid, der mich zu 10 Thlr. Geldſtrafe und in die Koſten verurtheilt, vorgeleſen wurde.

„In dieſem Vernehmungsprotokolle, deſſen Inhalt ich bei dieſem Anlaſſe zum erſtenmale erfuhr, heißt es am Schluſſe: „Herr Doctor Börne wurde hierauf aufmerkſam gemacht, daß der erwähnte Beſchluß ausdrücklich die Vorſchrift enthalte: Avertiſſements nur an das Ende des Blattes zu ſetzen und habe er daher ſolches auf alle Fälle zu beobachten.“

„Dieſe in Form eines Beſcheids abgefaßte Stelle enthält ja offenbar erſt die Auslegung der Verordnung, wonach ich mich in der Folge zu richten habe; wie konnte ich nun alſo jetzt ſchon wegen Uebertretung eines Geſetzes, deſſen Undeutlichkeit der Geſetzgeber ſelbſt einräumte, beſtraft werden? Wie konnte dieſes ſo ſpät hinterdrein geſchehen? Da nach der Organiſation des Polizeiamtes das Erkenntniß am nächſten oder höchſtens zweiten Beſcheidstage, deren wöchentlich wenigſtens zwei zu halten ſind, unmittelbar auf die Unterſuchung folgen muß; hier aber zwiſchen der Unterſuchung und dem Beſcheide vierzehn Tage, alſo wenigſtens vier Beſcheidtage vorübergegangen waren? Die wohlthätige Vorſicht einer weiſen Geſetzgebung trat nie klarer an den Tag, als in dieſer Beſtimmung, wo ſie verordnet, daß bei Polizeivergehen das Urtheil ſchnell auf die Unterſuchung folgen müſſe. Denn hier tritt der Fall ſehr häufig ein, daß eine ſehr unſchuldige Handlung, und die von der hohen Polizei auch anfänglich ſo gefunden worden, erſt lange hinterdrein von dieſer beſtraft werden möchte, weil der Thäter auf eine andere Weiſe eine wahrſcheinliche Abſicht geoffenbaret, die hohe Polizei zu kränken oder zu verſpotten, und man ihm dafür eine abſchreckende Züchtigung zuwenden will. Der unter einem ſolchen Verfahren Leidende, er mag noch ſo gut wiſſen, was ihm eigentlich die Rache der beleidigenden Uebermacht zugezogen hat, wird doch nicht immer im Stande ſein, einer oberrichterlichen Stelle dieſes darzuthun, weil es ihm an den gehörigen Beweiſen fehlt; und wahrſcheinliche Abſichten zu deuten und darauf eine Klage zu gründen, nur der hohen Polizei, aber keinem Privatmanne zuſteht.

„In dem Vernehmungsprotokoll heißt es: der Appellant habe die entſtandene Zenſurlücke mit mehreren Bekanntmachungen ausgefüllt, „wahrſcheinlich um das Publikum auf dieſe durch die Zenſur entſtandene Lücke aufmerkſam zu machen.“ — Kann man ſeinen Augen trauen, wenn man dieſes lieſt? Kann irgend ein Gericht in der Welt, wenn es nicht das jüngſte des allwiſſenden, allmächtigen Gottes ſelbſt iſt, eine wahrſcheinliche Abſicht [illegible]ſen? Die hieſige Polizei hat ungeheure Fortſchritte gemacht; einige Jahre früher, da ich ſelbſt ſie in der Nähe beobachtete, war ſie oft nicht im Stande, die klarſte verbrecheriſche Handlung zu deuten und ſie ließ ſich kranke, das Bett hütende Menſchen, huſch! wie ein Schnupftuch aus der Taſche ſtehlen, und jetzt bricht ſie in den dunkelſten Herzenswinkel eines ſchuldloſen Menſchen und beurtheilt und beſtraft deſſen wahrſcheinliche Abſichten bei einer unſchuldigen That!

„Der polizeigerichtliche Beſcheid ſchließt mit den Worten: Appellant werde angewieſen, „ſich in vorkommenden Fällen ſtrenge an die amtliche Weiſung vom 20. Januar l. J. bei Vermeidung ſchärfern Einſehens zu halten.“ Wenn ich recht verſtehe, was ſchärferes Einſehen heißt, und dieſes nicht etwa ſchärfere Einſicht bedeutet, welche bei der Polizei ſehr willkommen wäre: ſo hat damit geſagt werden ſollen, daß bei Wiederholung der vermeintlichen Uebertretung die Strafe verſtärkt werden ſolle. Die Polizei ſteht in der ganz eigenen Meinung, daß bei jedesmaliger Wiederholung eines Vergehens die Strafe in geometriſcher Progreſſion ſteigen müſſe, ſo daß Jeder, dem das furchtbar ſchnelle Anwachſen einer geometriſchen Progreſſion aus der Mathematik bekannt iſt, begreifen wird, wie leicht ein Zeitungsſchreiber in Frankfurt, der heute ſein erſtes Blatt herausgibt, ſchon in vier Wochen wegen wiederholter Zenſurvergehen gerädert werden kann, auch wenn die erſte Strafe nur drei Batzen betragen hätte. Das iſt ſehr traurig!

„Wenn jede Polizei aller Orten wegen ihrer böſen Natur, wegen ihres nervenſchwachen, hypochondriſchen Zuſtandes nach Willkür, nach augenblicklicher Stimmung, nach der Witterung des Tages verfahren muß, wenn es auf dieſe Weiſe, zwar nicht verzeihlich, aber erklärlich wird, wie ſie ſo oft gegen Recht und Förmlichkeit handeln möge, wenn etwa das Daſein einer ſolchen ſogenannten Convenienz im gegenwärtigen Falle zwar auf keine Weiſe für eine oberrichterliche Stelle ein Rechtsgrund, aber doch für

Appellanten ein Wink und eine Warnung wäre, was er künftig zu vermeiden habe, ſo findet doch hier nichts dergleichen ſtatt, was das rechtswidrige Verfahren der Polizei wegen der dabei obgewalteten wahrſcheinlichen Abſicht in ein freundlicheres Licht ſtellen könnte. Denn der große Gegenſtand, um den es ſich hier handelt, der geſtrichene Bremer Artikel, deſſen weltgeſchichtlichen Einfluß, ſelbſt wenn er von Frankfurt aus verbreitet würde, ich kühn bezweifeln möchte, ſteht in allen Zeitungen. Das will nun freilich auch Nichts ſagen, denn Mancher ſcheint die Meinung zu haben, daß einige Preßfreiheit in monarchiſchen Staaten, aber nicht in Republiken erſprießlich ſei. Indeſſen enthält der erwähnte Artikel Nichts, was ihn für unſere hieſigen Verhältniſſe bedenklich machte. Herr Senator ***, an den ich mich noch Abends, als das Zenſurblatt zurückkam, gewendet und um die Erlaubniß, den Artikel aufzunehmen, gebeten hatte, bewilligte mir es und ſchickte dem Herrn Zenſor die ſchriftliche Weiſung, den Artikel paſſiren zu laſſen. Dieſer aber blieb bei ſeinem Verbote, weil er den nämlichen Artikel in einer andern hieſigen Zeitung (nämlich im deutſchen Journale) bereits geſtrichen hätte. Alſo weiß die Polizei ein geſchehenes Unrecht nicht anders wieder gut zu machen, als indem ſie es wiederholt. Alſo weil die

Zenſur einmal gewaltſam in das Geiſteseigenthum eingegriffen hat, mußte ſie es noch einmal thun. Iſt das Recht? Iſt das Freiheit? Von dem allgemeinen Nachtheil, der durch den Preßdruck für alle Bürger entſpringt, nicht einmal zu reden, iſt es nicht wirklich eine ſtrafbare Verletzung des Eigenthums eines Schriftſtellers, wenn man den Ertrag ſeines Nachdenkens und ſeines Fleißes boshaft zerſtört? Die hieſige Zenſur mag es freilich nicht begreifen, wie man ein Geiſteseigenthum beſitzen könne; dieſe ihre Unwiſſenheit wird Jedem, der ſie kennt, erklärlich ſein, aber ſie wird dadurch nicht verzeihlich.“ — — —

Dieſe Berufung hatte aber keinen günſtigen Erfolg: es wurde mir vielmehr wegen meines ſchlechten Styls eine weitere Strafe von 5 Thalern zuerkannt.

XXXIV.

Der Eßkünſtler.

Ein artiſtiſcher Verſuch.

(1822.)

Nur acht Tage wurde ich in Wien verkannt, daher ich mich glücklicher ſchätzen darf, als viele Andere. Nämlich der heiligen Allianz meiner Tiſchgenoſſenſchaft, welche ihren Zweck, gemeinſchaftlich zu verſchlingen, gar nicht zu beſchönigen ſuchte, drohte Zwietracht; denn ſie konnte nicht einig darüber werden, ob ich verliebt ſei, oder ein tiefſinniger Gelehrter, oder ein Narr, oder taubſtumm, oder ein langweiliger und trockener Menſch. Allerdings hatte jede dieſer Meinungen Gründe für ſich. Ich aß wenig, ſprach Nichts, hörte auf keine Anrede . . . bald war ich düſter, bald lachte ich laut auf . . . ich ſchnitt mehrere Geſichter, mein Blick war ſtarr auf dieſen oder jenen Punkt gerichtet, und nicht ſelten fuhr ich mit der Hand über die Stirne, gleich unſern artigen jungen Herren, die, wenn plötzlich Frauenzimmer in die Stube treten, ſich aus dem Stegreiſe friſiren und ihre Locken in eine liebliche Verwirrung bringen. Aber nach einer Woche klärte ſich Alles auf, und meine gewöhnliche Liebenswürdigkeit, das heißt meine ſehr gewöhnliche, kehrte zurück. Die Sache verhält ſich wie folgt.

Mir gegenüber ſaß ein Mann, an deſſen Rocke von unausſprechlicher Farbe eine ſeltene Seltenheit der Knöpfe meine Aufmerkſamkeit anzog. Auf drei Quadratſchuh Tuch kam nicht mehr als ein einziger Knopf — eine Bevölkerung, die zwar, wenn von den Menſchen die Rede wäre, zu den großen gehörte, denn ſie überträfe ſelbſt die von Malta, die aber, da es ſich von Knöpfen handelt, von einer Sparſamkeit ohne Beiſpiel iſt. Ich ſchloß aus Gründen der Anthropologie, daß ein Mann von ſo eigenthümlicher Phyſiognomie ein ausgezeichneter Menſch ſein müſſe, und ich irrte mich nicht. Ich entdeckte bald in ihm einen höchſt vortrefflichen Eßkünſtler, der mit ſeinen herrlichen Gaben auch die Tugend der Uneigennützigkeit verband, indem er acht Tage hintereinander in ſeiner Kunſt unentgeldlich öffentliche Vorſtellungen gab.

Man wird mir beiſtimmen, wenn ich behaupte, daß die meiſten Menſchen wie das Vieh eſſen, ohne klares Bewußtſein, ohne Ueberlegung, ohne Regel, und ohne jene Anmuth, welche nur die verſchönernde Kunſt über die Natur haucht. Was ich nur immer dunkel geahnet hatte, daß das Eſſen etwas viel Erhabeneres bezwecke, als die Befriedigung eines blos thieriſchen Triebes, wurde mir klar durch die Anſchauung der Meiſterſchaft, welche der würdige Künſtler, von dem ich reden will, vor meinen Augen entfaltete.

Andere Konzertgeber warten gewöhnlich, bis ſich das Orcheſter verſammelt hat und das Stimmen zu Ende iſt; dann erſt treten ſie hervor. Unſer Künſtler aber verſchmähte den kleinlichen Kunſtgriff, durch Ueberraſchung zu wirken. Im Gegentheile, er war eine halbe Stunde früher als die übrigen Gäſte im Speiſeſaal, ſo daß die Kellner oft irre wurden und ihn fragten, was er befehle, denn ſie glaubten, er ſuche ein Gabelfrühſtück. Dieſe Einſamkeit benutzte er als ein Mann, dem ſeine Kunſt heilig iſt und der ſie nicht blos zum ſchnöden Zeitvertreibe der Menge übt. Er unterwarf ſein Gedeck einer höchſt genauen Muſterung; die Teller und das Glas wurden nachgeſäubert; er unterſuchte das Meſſer, ob es keine Scharten habe, in welchem Falle er es mit einem anderen vertauſchte. Am meiſten aber war er auf die Elaſticität des Stuhles bedacht, wohl erwägend, wie viel auf dieſen Reſonanzboden des Eßinſtruments ankäme. Darauf maß er ſich mit ſeinen Ellenbogen einen freien Umkreis ab, indem er die Stühle auf beiden Seiten zuſammen rückte, ſo daß man ſich ſpäter wunderte, wie ein Mann, der für ſechs eſſen mochte, doch nur für zwei Perſonen ſaß. War dieſes Alles geſchehen und es blieb ihm noch Zeit übrig, ſo präludirte er, indem er ſich ein Glas Wein aus den gemeinſchaftlichen Beiträgen der benachbarten Flaſchen ſammelte, und dazu ein Milchbrod mit etwas Gurkenſalat genoß. So konnte er von ſeinem ſichern Hafen aus mit Ruhe auf den Sturm der heranwogenden Gäſte ſchauen, und durfte ſich, während die Andern verwirrt ihre Plätze ſuchten und hungrig der Suppe entgegen ſeufzten, der Früchte ſeiner weiſen Vorſicht erfreuen.

Man kann ſich nicht genug darüber wundern, wie es ſo viel tauſend Menſchen, die ſeit undenklichen Zeiten täglich in Gaſthöfen ſpeiſen, entgehen konnte, daß der Gebrauch der Gabel einer der Gebräuche ſei, welche die Wirthe aus Spitzbüberei eingeführt haben. Bei nur einiger Aufmerkſamkeit hätte man entdeckt, daß jenes Werkzeug weniger geeignet iſt, die Speiſen zu halten, als herab und durchfallen zu laſſen. Einen ſo helliſehenden Eßkünſtler, wie den unſrigen, konnte die heuchleriſche Hülfsleiſtung der Gabel nicht bethören, und er bediente ſich ihrer nie, ſondern gebrauchte bei allen Speiſen den ſichern und weitumfaſſenden Löffel, den er vor den räuberiſchen Händen der Kellner, die nach der Suppe alle Löffel wegräumten, dadurch ſicherte, daß er Exerzitien und gymnaſtiſche Uebungen mit ihm anſtellte, ſo daß er nicht zu erhaſchen war.

Die Völker germaniſchen Urſprungs leben alle in dem Wahne, als wären die verſchiedenen Beieſſen, von welchem das Rindfleiſch begleitet zu werden pflegt, rothe Rüben, Gurkenſalat u. ſ. w. nur zur Auswahl da: aber unſer großer Künſtler ging von dem Standpunkte aus, daß jene Beieſſen Simultanſpeiſen wären, und die glückliche Anwendung ſeines Grundſatzes zeugte von deſſen Richtigkeit. Meerrettig, geröſtete Kartoffeln, die gewöhnliche braune Brühe, eingemachte Bohnen, Gurkenſalat, Radieschen, rothe Rüben, Rettigſcheiben, Senf und Salz, brachte er ſämmtlich auf ſeinen Teller und wußte ſie durch eine weiſe Benutzung des Raumes dergeſtalt im Kreiſe zu ordnen, daß keines das andere berührte. Nur ein einziger Platz blieb leer, wie an Arthur's Tafelrunde, und war für das Beieſſen beſtimmt, welches er etwa überſehen haben und das noch kommen könnte.

Das Vorurtheil, daß die Künſte in monarchiſchen Staaten größere Aufmunterung fänden, als in republikaniſchen, hat jenes andere Vorurtheil veranlaßt, daß die meiſten Künſtler ariſtokratiſch geſinnt wären. Bedarf es noch eines Beweiſes, daß dieſe Anſicht falſch ſei, ſo hat ihn unſer Eßkünſtler gegeben. Seine Neigung für Freiheit und Gleichheit war ſo heftig, daß ihn der Vorzug, welchen er Frauenzimmer genießen ſah, bei Tiſche mit Uebergehen der Herren zuerſt bedient zu werden, in die größte Wuth verſetzte, und er ſchwatzte nicht blos für die Freiheit gleich den deutſchen Liberalen, ſondern er kämpfte auch für ſie, indem er jeden Kellner, der ihn überſpringen wollte, um die Schüſſel einer Dame zu reichen, gewaltſam am Aermel zurückhielt, und ihn Achtung der Menſchenrechte lehrte. Den Kellnern ſelbſt kam dieſe Freiheitsliebe unſeres Künſtlers am meiſten zu Statten; denn da der Wirth die geringſte Nachläſſigkeit, welche Jene ſich gegen die Gäſte zu Schulden kommen ließen, ſtreng beſtrafte, ſo arbeitete der Eßkünſtler ſolcher Tyrannei dadurch entgegen, daß er den Kellnern unaufhörlich zurief und zuwinkte, ſie ſollten ihn nicht vernachläſſigen und an ihn denken.

Gemüſe ſind die Freuden des Eßpöbels und der Wirthe: ſie befriedigen das rohe Bedürfniß auf eine wohlfeile Art. Unſer Künſtler offenbarte ſeine Geringſchätzung gegen dieſelben hinlänglich, indem er bei keinem Gemüſe lange verweilte, ſondern von einem zum andern eilend, ſich unter das Gefolge, die ſogenannten Beilagen, miſchte, wo er, wie dieſes oft der Fall iſt, größere Bildung fand als bei der Herrſchaft. Einen neuen Häring, der noch ſehr ſchüchtern war und dem man die Verlegenheit, vor ſo vielen Gäſten zu erſcheinen, anſah, munterte er auf und unterhielt ſich ſo zutraulich mit ihm, daß dieſer ein Leib und eine Seele mit ihm ward. Freilich murrten die Tiſchgenoſſen über dieſe Vernachläſſigung des ſogenannten Anſtandes, aber unſer Künſtler lachte dazu und fragte einen öſtreichiſchen Grafen, ob nicht der älteſte Häring auch einmal neu geweſen wäre? Vorzüge adeln, nicht Jahre — ſetzte er hinzu.

Tutti aß zwar unſer Künſtler auch mit, ſich von andern Künſtlern unterſcheidend, die hierin eine lächerlich-vornehme Zurückhaltung zu beobachten pflegen; doch wie natürlich verſparte er ſeine meiſte Kraft auf die Solo's. Wenn er nach einem Halte, in Cadenzen, die gewöhnlich eine große Schüſſel Aepfelkompot als langathmiger Triller ſchloß, ſich ganz ſeiner freien Phantaſie überlaſſen durfte, dann wurde auch der kälteſte Menſch zur Bewunderung hingeriſſen. Wie aber die Zeit, die während des Tellerwechſelns und Auf- und Abtragens der Gerichte verloren geht, benutzt werden könnte, zeigte unſer Eßkünſtler zur Beſchämung aller Tiſchgenoſſen.

Ich weiß nicht, ob es ein paſſendes Gleichniß iſt, wenn ich ſage: Mehlſpeiſen ſind die Adagio's der Tiſch-Symphonien; aber paſſend oder nicht, unſer Künſtler war hierin unerreichbar. Sobald die ſüße Schüſſel auf der Schwelle der Saalthüre erſchien, machte er ganz kleine Augen, um ſeine Sehkraft zu verſtärken. Er hatte dieſes optiſche Verfahren nicht aus Hallers Phyſiologie gelernt, ſondern an mehreren europäiſchen Höfen, wo die Fürſten ihre Augen und Ohren bis auf eine kleine Oeffnung verſchließen, oder, was in der Berechnung auf Eins herauskommt, wo ſie nur wenige Höflinge ſehen und anhören, um deutlicher zu vernehmen, was das Volk braucht und wünſcht. Er machte alſo ſolche Hofaugen. Bis die Schüſſel an ſeine Perſon kam, ſprach er laut und viel, um gleich Frauenzimmern während eines Donnerwetters ſeine Angſt zu betäuben. Er lachte mit ſichtbarer Anſtrengung. Endlich kam ſie und ſeine Bruſt ward frei. Er ſchnitt ſich ein Stück von mittlerer Größe ab, das er, ehe er es aus der Schüſſel nahm, einige Male darin herumdrehte, angeblich, es von allen Seiten zu beſchauen, im Grunde aber, um es recht innig mit Sauce zu durchtränken. Dann überſchüttete er es völlig, und wenn beim Schöpfen der Sauce noch etwas Solides im Löffel blieb, ſo war das ſchwer zu vermeiden.

Freilich fiel ihm dann immer bei, die anweſenden Engländer möchten ſeine Anhänglichkeit an das Continentalſyſtem übel nehmen, und um dieſe zu täuſchen, goß er ſo lange Sauce in den Teller, bis kein Land mehr zu ſehen war. Doch gelang ihm dieſes nicht immer, und mehrere Male ragte ein Berg Ararat von Mandeln und Roſinen über der Fluth empor. Während des Eſſens der Mehlſpeiſe war er nachdenkend und in ſich gekehrt und man ſah ihn nicht ſelten ſchmerzhaft lächeln. War das erſte Drittheil der Pudding-Portion verzehrt (denn er theilte ſeine Speiſeportionen von allen Gerichten in drei Theile ab, weil die Teller zu klein waren, die ganze Portion auf einmal zu faſſen), dann ließ er ſich zum zweitenmal die Schüſſel reichen, was gerade nichts Beſonderes war. Beim drittenmal aber gebrauchte er Liſt und rief dem Kellner zu, er wolle nur noch ein bischen Sauce. Hatte er ihn aber herbeigelockt, dann lachte er ihn aus und griff auch zum Uebrigen.

Univ. Bibl.
München

Nur deutſche Philiſter ſind im Stande, einen großen Mann zu bewundern, ohne ihn zu lieben. Daß große Männer auch immer gut ſind, offenbarte unſer Künſtler in mehreren ſchönen Zügen. Nie ſchlug er eine Bitte unbedingt ab; konnte er ſie nicht gewähren, ſo gab er wenigſtens Hoffnung. Trug ihm der Kellner eine Schüſſel vor, die er zurückweiſen mußte, weil er zu beſchäftigt war, ſagte er: jetzt nicht, aber ſpäter, mein Freund! Ein rührender Zug ſeines ſanften Herzens war folgender: eines Mittags wurde ihm zwiſchen dem Braten und dem Deſſert noch einmal Suppe vorgeſetzt, weil ihn der Kellner von hinten mit einem Gaſte verwechſelte, der eben erſt in den Saal getreten und ſich an den Tiſch geſetzt hatte. Unſer edler Künſtler, um dem Kellner die Beſchämung und die Vorwürfe des Wirths zu erſparen, hatte die Großmuth, die Suppe zu eſſen, als wäre ſie für ihn beſtimmt geweſen. Zu allen Dingen war er ausgezeichnet. So theilte er die Unart der meiſten Gäſte nicht, welche die großen Krebſe auswählten und die kleinen in der Schüſſel liegen ließen — er nahm die kleinen auch. . . . Der eingeführten lächerlichen Sitte, in eine Paſtete von oben einzudringen, und ſo gleichſam in ein Haus durch das Dach zu ſteigen, trotzte er muthig. Er machte zweckmäßiger zwei Seitenöffnungen, gegen einander über. Durch die Vorderthür ſteckte er den Löffel, und trieb das Wild und Geflügel nach der Hinterthüre, wo er es mit Leichtigkeit auffing. . . . Die Geſchicklichkeit, mit welcher er einen Rebhuhnkopf trepanirte, hatte ihres Gleichen nicht. . . Einen Prachthecht von ſeltener Größe nahm er ungetheilt vor ſich, ſo daß der Fiſch nur mit dem Leibe ſeinen eigenen Teller bedeckte, mit dem Kopf aber über den Teller ſeines rechten, und mit dem Schwanze über den ſeines linken Nachbarn hinaus reichte, welches ein impoſanter Anblick war.

Man wird ſich wundern zu hören, daß unſer Künſtler von den verſchiedenen Bratenſorten nur gewöhnlich viel aß, da allgemein bekannt iſt, daß gerade dieſe Art Speiſen bei wahren Kennern in großem Anſehen ſtehen. Aber der Meiſter betrat überall eine neue Bahn, und wie er ſelbſt unnachahmlich war, ſo ahmte er auch niemals Andere nach. Wie geſagt, er aß die Braten als Dilettant und benutzte die Muße, die er dadurch gewann, um ſich auf das Deſſert würdig vorzubereiten. Von dieſem ſtellte er eine ganz neue Theorie auf, wodurch das bisherige Syſtem ganz über den Haufen geworfen wird. Ich werde mich bemühen, die neue Theorie unſeres Künſtlers in das klarſte Licht zu ſetzen, und man wird erſtaunen, daß die falſche Anſicht von

Deſſert ſich ſo viele Jahrhunderte hat behaupten können.

Joſeph in Egypten, den meine Leſer, wenn auch nicht aus der Bibel, doch gewiß aus Mehuls Oper kennen, war in den Jahren der Fruchtbarkeit auf die künftigen Jahre der Hungersnoth bedacht und ließ, als guter Staatsverwalter, Vorrathskammern anlegen. Ich weiß nicht, ob ſich unſer Künſtler gegen eine Frau Potiphar ſo ſtreng benommen hätte, als der keuſche Joſeph, aber in der Nationalökonomie blieb er hinter dem Sohne der Rahel nicht zurück. Auch ihn machte der Ueberfluß bei Tiſche nicht ſorglos, er gedachte der ſieben magern Nachmittagsſtunden, und traf ſeine Maßregeln. Ein glücklicher Umſtand, der Brand von Moskau, trug viel dazu bei, ihn auf den Weg der Weisheit zu führen. Der Künſtler hatte in den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 für die gute Sache gefochten und aus dem glorreichen Freiheitskampfe die wahre Anſicht vom Dom zu Cöln, das Hep Hep und die Sprachreinigkeit als Beute des Sieges mit in die Heimath gebracht. Er war es, der den Vorſchlag gemacht, der Bundestag ſolle ſich nicht eher verſammeln, als bis der Dom zu Cöln ausgebaut wäre, um dann darin Platz zu nehmen, und jeder wahre Freund des deutſchen Vaterlandes muß bedauern, daß dieſer **Vorſchlag nicht** zur Ausführung kam und daß ſich der Bundestag früher verſammelte. Er war es, der die Judenverfolgungen in den Gang brachte, um Freiheit und Gleichheit einzuführen, und ihm hat man zu verdanken, daß die Sekte der Puriſten ſich ſo allgemein verbreitet hat. Er jagte alle franzöſiſchen Wörter über den Rhein zurück, und ſelbſt das ſanfte Deſſert konnte ſeinem Haſſe nicht entgehen; er ſagte dafür Nachtiſch. Nachtiſch! Möchte man doch immer der urſprünglichen Bedeutung der Worte nachforſchen, dann wäre es leicht, ſich über die wahre Beſchaffenheit aller Dinge zu verſtändigen! Was heißt Nachtiſch? Nachtiſch heißt dasjenige Eſſen, welches nicht bei Tiſche, ſondern nach Tiſche verzehrt wird. Unſer Künſtler war nun nach dem zweiten Pariſer Frieden gar nicht mehr zweifelhaft über das, was ihm als deutſchem Manne zu thun oblag, er aß den Nachtiſch nach Tiſche. Um aber die neue Inſtitution ſo feſter zu begründen, gab er ihr eine hiſtoriſche Baſis. Er aß daher, gleich den übrigen Gäſten, ſein Deſſert noch bei Tiſche, war dieſes aber geſchehen, ſo häufte er ſeinen Teller zum zweitenmale mit Kuchen und Früchten an und ließ dieſes durch den Kellner auf ſein Zimmer tragen, um es in den Nachmittagsſtunden zu verſpeiſen.

Fehler wie Vorzüge, Laſter wie Tugenden, Wahrheiten wie Irrthümer, hängen unter ſich zuſammen und ziehen ſich nach. Unſer Künſtler gab einen neuen Beweis hievon. Kaum war ihm über die wahre Beſtimmung des Nachtiſches ein Licht aufgegangen, ſo ſchritt er auf der Bahn der neuen Entdeckung weiter, bildete das Syſtem aus und wandte es noch auf andere Verhältniſſe des Lebens an. Daß er, ſich unterſcheidend von den übrigen Gäſten, ſeine Serviette unter dem Kinn feſt band, konnte mich nicht überraſchen, denn von einem ſolchen Manne ließ ſich nichts anderes erwarten, als daß er die alte Sitte, Weſte und Beinkleider zu ſchonen, beibehalten werde. Daß er aber genannte Serviette, die während des Gedränges des Eſſens herabfiel, zur Zeit wenn das Deſſert kam und die andern Gäſte ihre Serviette zulegten, von Neuem unter dem Kinn befeſtigte, mußte mir auffallen. Ich dachte gleich: dahinter ſteckt was — und es ſtak wirklich etwas dahinter, wie ſich zeigen wird. Er ſpielte nämlich während der ganzen Mahlzeit, ſo oft es ihm ſeine Geſchäfte erlaubten, mit der rechten Hand unter der Serviette, zog ſie aber häufig hervor und zeigte, daß ſie hohl war. Hiedurch gewöhnte er die Zuſchauer an dieſen Anblick, ſo daß ſie zuletzt gar nicht mehr darauf ſahen. Kam nun das Deſſert, dann nahm er ein großes Stück Brod vor ſich, wovon er aber nur wenige Broſamen zu der Torte aß. Er ließ das Brodſtück auf dem Tiſchtuche artige Purzelbäume machen, dann zog er das Schnupftuch aus der Taſche und bediente ſich deſſen mit vielem Geräuſche. Er ahmte hierin glücklich den Taſchenſpielern nach, die, wenn ſie einen großen Streich vorhaben, die Ohren der Zuſchauer zu beſchäftigen ſuchen. Ich paßte auf. Huſch hatte er die rechte Hand mit dem Brode hinter der Serviette und von da brachte er es unbemerkt in die Taſche, worauf er dann das Schnupftuch wieder einſteckte. Auf dieſelbe Art practicirte er einige Birnen in die Taſche; jedoch hat man dieſes letztere Stück ſchon von Pinetti geſehen. So wendete unſer Künſtler die Theorie des Nachtiſches auch auf andere Lebensmittel an.

Ach, die menſchliche Natur iſt nie vollkommen! Die größten Männer haben ihre Schwächen und auch unſer Künſtler war nicht frei davon. Ich hatte geſtern in einem Anfalle von übler Laune in mein Tagebuch geſchrieben: „und ſei eine Frau noch ſo kluge Wirthſchafterin, ſie verſteht nur die Küche; der Keller iſt — um mich artig und architektoniſch auszudrücken — unter ihrem Verſtande.“ Dieſe Bemerkung galt der Frau von Staël; aber treffender hätte ich ſie auf unſern Eßkünſtler anwenden können. Vom Weine hatte er gar keine Kenntniſſe, und er trank nur wenige Gläſer. Doch hielt er für dieſe einzige Schwäche durch ſeine Herzensgüte wieder ſchadlos, indem er, um zu verbergen, daß ihm der Wein nicht ſchmecke, was den Wirth hätte kränken können, den übriggelaſſenen zugleich mit dem Deſſert auf ſein Zimmer tragen ließ, wo er ihn wahrſcheinlich heimlich ausſchüttete.

Napoleon ſagte nach ſeinem Rückzuge aus Rußland: „vom Erhabenen zum Lächerlichen iſt nur ein Schritt.“ Die Kellner, welche unſern Eßkünſtler bedienten, machten dieſen Schritt, und fanden deſſen Kunſtanſichten lächerlich. Sie waren nicht allein wegen dieſer ihrer Unwiſſenheit zu bedauern, ſondern noch mehr darum, daß ſie etwas lächerlich fanden und doch nicht lachen durften. Ich konnte ohne das innigſte Mitleid nicht ſehen, wie dieſe armen Menſchen ſich quälen mußten, um die Convulſionen ihres Geſichtes zu verbergen und denjenigen Anſtand zu beobachten, den jeder Gaſt von einem loyalen Kellner fordern kann.

XXXV.

Der Narr im weißen Schwan,

oder:

Die deutſchen Zeitungen.

(Die erſten Kapitel eines größern Werkes.)

Erſtes Kapitel.

Hofrath von Lieberchen, ein Rechtsgelehrter aus dem ſüdlichen Deutſchland, ſollte in Paris die Ueberzeugung holen, daß die Geſchwornengerichte und die öffentlichen Verhandlungen dem Volke nützlicher wären, als der Regierung, alſo ſchädlich überhaupt wären. Er übernahm dieſes Geſchäft mit dem größten Vergnügen und als er auf ſeiner Reiſe durch Frankfurt kam, wo ich wohne, beſuchte er mich. Warum er, um nach Straßburg zu reiſen, den Umweg über Frankfurt nahm, das weiß ich nicht, das kümmert mich nicht. Er war früher ein Demagog geweſen, kränkelte noch etwas, und wollte vielleicht in Frankfurt eine Ariſtokraten-Kur gebrauchen. Kurz, er kam, und erzeigte mir die Ehre, mich kennen zu lernen. Jede neue Bekanntſchaft, die ich mache, vermehrt den guten Ruf meiner kleinen Schriften; denn ich verſtehe die Kunſt, weniger zu gefallen, als ſie, und noch kein Fremder ging von mir weg, der nicht bei ſich gedacht hatte: wer hätte das gedacht! Aber an jenem Tage hatte ich gar kein Glück und es wollte mir durchaus nicht gelingen. Herr von Lieberchen hatte das luftleer machende Talent eines Pumpenſtiefels, und er pumpte ſo fleißig an mir, daß ich in einer Stunde mehr ſprach, als ich in einem Tage hätte verantworten können. Ich war ſehr unterhaltend, lehrreich, faſt liebenswürdig. Als es zehn Uhr geſchlagen und wir uns trennen mußten, hatten wir den Gegenſtand, über den wir fünf Stunden geſprochen, noch zu keiner Entſcheidung gebracht, und wir riefen Beide, als hätten wir irgend eine elegante Zeitung geleſen, wie aus einem Munde aus: die Fortſetzung folgt. So leicht begegnen ſich ſchöne Geiſter, und ſo viel leichter iſt es, ſeiner Ketten zu ſpotten, als ſich frei zu machen! Mein neuer Bekannter bat mich, den andern Tag mit ihm in ſeinem Gaſthauſe zu eſſen und ich nahm dieſe Einladung um ſo lieber an, da ſie auf einen Donnerſtag fiel, an welchem

Tage man im weißen Schwan, des Sauerkrauts wegen, die ausgeſuchteſte Geſellſchaft findet. Das Sauerkraut iſt ein ächt deutſches Eſſen; die Deutſchen haben es erfunden und lieben und pflegen es mit aller Zärtlichkeit, welcher ſie fähig ſind. Wenn Luden in ſeiner vortrefflichen deutſchen Geſchichte von unſerm Vaterlande ſagte: „es gehöre zu den ſchönſten „Ländern, welche die Sonne begrüßet in ihrem „ewigen Laufe. Köſtlich für den Anblick, erheiternd „und erhebend für das Gemüth, bringt Deutſchland „Alles hervor, was der Menſch bedarf zur Er„haltung, und zur Förderung des Geiſtes" — ſo dachte er gewiß an das Sauerkraut. Er hätte es aber grade heraus ſagen ſollen; denn weil er es nicht gethan, haben Viele dieſe Stelle gar nicht verſtanden.

Als ich den andern Tag zu Herrn v. Lieberchen kam, um, wie verabredet, mit ihm vor dem Eſſen einige Gänge durch die Stadt zu machen, fand ich ihn ſehr blaß und verdrüßlich. Er klagte mir, er habe, durch einen unruhigen Fremden im Nebenzimmer geſtört, die ganze Nacht nicht ſchlafen können. Dieſer habe bis nach Mitternacht geſchwatzt, geſchrieen, geſeufzt und gelacht, und gelärmt, als wäre er vom Teufel beſeſſen. Ich fragte den Rechtsgelehrten, ob das römiſche Recht aus dem fünften Jahrhunderte keine Beſtimmungen enthalte, worauf ein deutſcher Reiſender im neunzehnten eine Klage gegen einen Zeitgenoſſen gründen könnte, der ihn durch nächtliche Selbſtgeſpräche im Schlafe geſtört? Er antwortete: Zehn für eine. Dieſe Antwort war mir nicht unerwartet, und ſie ſollte mir nur Gelegenheit geben, mich über das römiſche Recht luſtig zu machen, ſowohl da, wo es vollgültig, als da, wo es nur ſubſidiariſch gebraucht wird. Die Deutſchen — rief ich aus — haben doch zu jeder Zeit gern Subſidien genommen! Der Rechtsgelehrte war auf dem Wege, ſich zu ereifern, als der Fremde im Nebenzimmer ſich zu regen anfing. Er trabte, wie ein Pferd, im Zimmer auf und ab, lachte und ſtöhnte, und ſprach ſo laut mit ſich ſelber, daß wir manche Worte und Redensarten, die ſchlank genug waren, durch die Spalte und das Schlüſſelloch der Thüre zu ſchlüpfen, deutlich hören konnten. Wir vernahmen: „Geheimraths-Waiſe! . . ach, Ihr gemüthlichen Bären! . . Garteninſpector . . . Hofrath . . . der Popo . . . ha ha ha! der Popo . . . o Vieh, dummes blödes Vieh! . . .“ Die letztern Worte ſprach er mit bewegter, faſt mit weinender Stimme. Darauf ſchmetterte etwas mit Macht gegen die Thüre und klingklingklingte wie eine zerbrochene Taſſe oder Flaſche zur Erde herab. Herr v. Lieberchen gerieth außer ſich vor Zorn, ſprang auf und wollte hinüber, den Kerl durchzuprügeln. Ich ſuchte ihn zu beſänftigen und erinnerte ihn an Webers Injurien. Alles vergebens; er wollte ſich nicht abhalten laſſen und war ſchon an der Thüre, als zum Glücke der Kellner mit der Chokolade hereintrat. Ich beſtürmte ihn mit Fragen, der Rechtsgelehrte mit Klagen über den Fremden. Der Kellner lächelte; legte die Finger auf den Mund und dann auf die Stirne. Damit gab er deutlich zu verſtehen, wir ſollten leiſe ſprechen und der Fremde ſei nicht richtig im Kopfe. Wir fragten und hörten weiter. Wer und was der Fremde eigentlich ſei, wäre gar nicht herauszubringen, er wohne ſchon ſechs Wochen im Hauſe und ſei reich, aber ein Narr. Reich und ein Narr! hörte ich mit Erſtaunen. „Sie ſind wohl nicht von hier?“ — Nein, antwortete der Kellner, mit einer freundlichen Neigung des Kopfes, ich bin von Regensburg. Dann erzählte er: Der fremde Herr ſpräche ſelten und mit Wenigen, finge er aber einmal zu reden an, ſo geſchähe es laut und anhaltend. Er ſei freundlich, gutmüthig, betrage ſich überhaupt wie jeder vernünftige Menſch, nur zuweilen bekomme er ſeinen Anfall. Dieſes ereigne ſich gewöhnlich des Morgens, zuweilen beim Mittageſſen und ſehr oft Abends, wenn er aus dem Caſino nach Hauſe komme. Ich war ſehr begierig, einen Menſchen kennen zu lernen, der nur dreimal im Tage unvernünftig ſei, und bat den Kellner, uns bei Tiſche in ſeine Nähe zu ſetzen. Der Kellner ſagte, er thue dieſes gern, ja er wäre recht froh, daß wir es wünſchten, denn er wiſſe gar nicht mehr, wie er den fremden Herrn ſetzen ſolle, weil viele Gäſte ſich ſeine Nachbarſchaft verbeten hätten. Er begriffe nicht, warum, da doch der Fremde Keinem zu nahe träte. Es müſſe aber etwas Beſonderes mit ihm vorgehen, denn der Herr Legationsrath von Fiſtel, einer der Herren Abonnenten, habe neulich einen andern Kellner bei Seite genommen, ihm zwei kaiſerliche Dukaten in die Hand gedrückt und ihm geſagt, der Fremde ſei ein gefährlicher Menſch, und er ſolle achtgeben auf Alles, was er ſpreche und thue, und es ihm hinterbringen, und er werde ferner erkenntlich ſein.

Der Bericht des biographiſchen Kellners beſtand aus zwei unterſchiedenen Theilen, aus einem klaſſiſchen und einem romantiſchen. Der klaſſiſche Theil, derjenige nämlich, der von der Gefährlichkeit des närriſchen Fremden handelte, zog mehr die Aufmerkſamkeit des Hofraths, der romantiſche aber, der die herausdonnernde Ehrlichkeit des Fremden betraf, mehr die meinige an. Da wir hierdurch auf ganz entgegengeſetzte Gedanken Wege geriethen, wollte, nach dem der Kellner hinaus gegangen, gar keine Unterhaltung zu Stande kommen, wir ſprachen mehr mit uns ſelber, als mit einander. Ich benutzte dieſen Umſtand, nachzuholen, was ich den Tag vorher verſäumt hatte; ich war ſehr langweilig; der Rechtsgelehrte lobte meine Schriften ungemein und verfiel bald in einen ſanften Schlummer. Dieſer vormittagliche Schlaf war nach einer ſo unruhigen Nacht gar nicht gegen die Höflichkeit und ſehr zu verzeihen. Er ſchläft. Jetzt aber bitte ich alle jungen Romanſchreiber, genau auf mich Acht zu haben, damit ſie lernen, wie ein Mann von Erfahrung ſich beträgt, wenn eine Hauptperſon der Geſchichte eingeſchlafen iſt. Sie aufzuwecken, damit die Geſchichte fortgehe, wäre nicht bloß in dieſem Falle gegen alle Menſchlichkeit, ſondern auch in jedem andern Falle gegen alle epiſchen und dramatiſchen Geſetze. Wenn der Held einer Heldengeſchichte und eines Trauerſpiels ſchläft, ſo hat er ſeine Urſachen; er iſt ſchläfrig; die Natur hat gewiſſe Abſichten mit ihm; die Kunſt alſo, welche die Natur nachahmt, darf ihn nicht wecken, ehe er ausgeſchlafen. Freilich ahmt jeder Künſtler die Natur nach, wie ſie ihm erſcheint, und ſie erſcheint ihm, wie er fähig iſt, ſie nachzuahmen; aber nachahmen muß er ſie immer. Wenn Herr von Lieberchen acht Tage ſchliefe, ich wäre viel zu äſthetiſch, daß ich ihn ſtörte; ſondern ich ginge unterdeſſen leiſe im Zimmer auf und ab, überließe mich meinen Gedanken und ſchriebe ſie, wie ich es gewohnt bin, in meinem Taſchenbuche auf. So machte ich es auch wirklich, und die Gedanken, die ich hatte, will ich den Leſern mittheilen; nicht ſo wie ich ſie damals niedergeſchrieben, ſondern wie ich ſie ſpäter aus dem Bleiſtifte in Dinte übergetragen. Leſer, die mich nicht kennen, und nicht wiſſen, wie natürlich und aufrichtig ich bin, denken vielleicht, ich hätte den Schlaf des Rechtsgelehrten, meine Gedanken und das ganze Zwiſchenſpiel erfunden, um mein Werk größer zu machen, etwa daß es zwanzig Bogen erreiche; aber ſie irren ſich. Zwar iſt mir recht wohl bekannt, daß ein Buch erſt mit dem zwanzigſten Bogen mündig wird, weil man in der politiſchen Toxicologie annimmt, daß die literariſche Subſtanz gleich den homöopathiſchen Arzneimitteln und ungleich den Giften nur in kleinen Gaben wirkt. Aber es geſchah nicht deswegen. Ich fürchte die Zenſur nicht; denn ich wäre im Stande, ſo ſchreckliche Dinge zu ſchreiben, die jeden deutſchen Zenſor dergeſtalt überwältigten, daß er die Kraft zum Streichen ganz verlöre. Alſo nicht aus Hinterliſt theile ich im folgenden Kapitel meine Gedanken mit, ſondern weil ich ſie wirklich gehabt. Aber der erſte Gedanke, den ich hatte, war der: daß ich die Gedanken, die ich haben würde, wollte drucken laſſen, der zweite: wie nenne ich die zukünftigen Gedanken? Ich habe die Wahl, ich kann ſie nennen: Gedanken, Miscellen, Ekdota, Apophthegmen, Häckerling, geſammelte Blättchen, Hobelſpäne, Collectaneen, Witzſpiele, Potpourri, Aus Leben, Kunſt und Schule, Buntes, kleine Merkwürdigkeiten, Gedankenſpäne, Leſefrüchte, eingemachte Leſefrüchte, freie Mittheilungen, Streckverſe, Anſchauungen, Reflexionen der Erfahrung, bunte Steine, Allerlei, mein Kaleidoſcop, Fragmente, Myriomorphoſcop, Einſchiebſel in das Journal und in die Köpfe, Fündlinge, Magentropfen, Mannigfaltiges, Moſaik, Dies und Jenes, Buntes aus der Zeit, Denkſprüche und Bemerkungen, Einfälle, Erlebtes und Beobachtetes, Ideenſpiele, Gloſſen, Blüthchen und Blätter aus dürrem Holze und friſchem Reis, Arabesken, Erleſenes, rhapſodiſches Allerlei, Einzelnes, Bilder, Eigenes und Angeeignetes, Aphorismen, Caviar, Reflexe aus dem Leben, Gelegenheitsproſa, fliegende Blätter, Excerpte des Dr. Lenksloß aus ſich ſelber, — aber alle dieſe Namen ſind ſchon von Andern gebraucht worden, und ich will lieber nackt mit meinen eigenen Fehlern, als geſchmückt mit fremden Verdienſten erſcheinen, darum nannte ich meine Gedanken: Nudeln. Ich hatte folgende Nudeln.

Zweites Kapitel.

Schrecklich iſt die Eiferſucht eines Liebenden, aber die einer Regierung iſt ſchrecklicher. Eine eiferſüchtige Regierung wacht aus Argwohn Tag und Nacht, verſagt ſich die nöthige Ruhe und gebraucht, ihrer Schläfrigkeit Meiſter zu werden, täglich ſtärkere Reizmittel. Dieſes macht ſie ſchwach, verdrüßlich, zänkiſch, endlich krank. Und wenn Regierungen krank ſind, müſſen die Völker das Bett hüten. Eine ſeltſame Einrichtung, die aber nicht ganz ohne Beiſpiel iſt. Man kann im Diodor leſen, daß wenn auf der Inſel Corſica die Weiber niederkommen, ſich ihre Männer in's Kindbett legen und Krankenbeſuche annehmen. Wie klaſſiſch ſind Miniſter!

Die Bibel iſt die Conſtitution des chriſtlichen Staates; daher der Widerwille der geiſtlichen Oligarchie, ſie dem Volke in die Hände zu geben.

Gewonnen ſie Alles, was wir verlieren — nun, dann möchten ſie zuſehen, wie ſie mit dem Himmel fertig werden, wir Menſchen wollten ihnen verzeihen. Aber daß wir ſo Vieles verlieren und ſie ſo Wenig gewinnen, daß ſie uns mehr Brod nehmen, als ſie brauchen zu ihrer eigenen Sättigung; daß ſie unſere ſchönſten, theuerſten Güter zerſtören, nur daß wir nicht froh werden; daß ſie uns den Frühling mit ſeiner Luſt, den Sommer mit ſeinem vollen warmen Leben, den Herbſt mit ſeinen Früchten rauben und durch böſen Zauber den Winter ewig bannen, und dies Alles nur, eines eiteln Balles, einer Schlittenfahrt willen — das ſchmerzt zu tief, das empört den Friedlichſten, das macht uns unverſöhnlich.

Die Erfahrung gleicht einer unerbittlichen Schönen. Jahre gehen vorüber, bis du ſie gewinnſt, und ergibt ſie ſich endlich, ſeid ihr beide alt geworden und ihr könnt euch nicht mehr brauchen.

In Deutſchland ſind die Menſchen geordnet, wie in Bibliotheken die Bücher. Die großen und ſchweren ſtehen unten, die leichten und kleinen oben. Man muß ſich bücken, einen Foliomenſchen, man muß ſteigen, eine Duodez-Seele zu faſſen. Die deutſchen Oberen ſind ſchön gebunden und haben goldene Titel, die Unteren ſind auch gebunden, aber wie die Schweine und haben kein Anſehen.

Das Geheimniß jeder Macht beſteht darin: zu wiſſen, daß Andere noch feiger ſind, als wir.

Der Deutſche liebt beſcheidenes Rechten, mäßiges Fordern, ſanften Tadel, ſtille Vorwürfe. Darum muß man, um auf ſie zu wirken, durch Rede und Schrift anmaßlich ſtreiten, ungebührlich fordern, bitter tadeln und polternd zurechtweiſen. Denn mäßigt euch, wie ihr wollt, der deutſche Leſer mäßigt noch euere Mäßigung. Er kann das Feilſchen nicht laſſen, man muß ihn, wie ein Krämer, übertheuern. Man muß mit ihnen Alles übertreiben, ſie haben eine Elephantenhaut, zarten Kitzel fühlen ſie nicht, man muß ihnen eine Stange in die Rippen ſtoßen.

Armuth iſt eine Sandbank, Reichthum ein Felſen im Meere des Lebens. Die Glücklichen ſchiffen hindurch. Vor Armuth kann uns eigene Kraft bewahren, vor Reichthum nur Gottes Gnade.

Voltaire kam vor der Revolution, wie der Blitz vor dem Donner.

Das Leben iſt ein Strom und der Schlaf ein jenſeitiges Leben. Hätte ich eine himmliſche Vergeltung, hätte ich ein Paradies und eine Hölle einzurichten, würde ich die Menſchen im Schlafe belohnen oder ſtrafen, entzücken oder peinigen. Dann brauchte keine Tugend zu verzweifeln, dann käme keine Reue zu ſpät.

Ueber Vieles habe ich aufgehört, mich zu verwundern; aber daß ſich zwei Diplomaten anſehen können, ohne zu lachen, darüber erſtaune ich noch alle Tage.

In der langen Nacht des Mittelalters war Glaube der Nordſchein.

Mancher Gelehrte gleicht dem Kaſſirer eines Bankiers; er hat den Schlüſſel zu vielem Gelde, aber das Geld gehört nicht ihm.

Die Sentimentalen quirlen ihre Empfindung ſo lange, bis es Schaum gibt; dann meinen ſie, ſie hätten ein volles, überſtrömendes Herz. Es iſt aber nichts als Luft.

„Der Teufel fiel, weil er auf halbem Wege, in Wolken, ſtehen blieb — ſonſt wär' er Gott." — So ſpricht der kecke Aetius in Werners *Attila*. Wäre ich Miniſter, würde ich mir das merken. Ich würde geradezu den Verſtand für ein Regal erklären, das Sprechen für ein Hoheitsrecht, das Schreiben für einen Hochverrath und eine Gans zu rupfen, für *Vorbereitung zum Hochverrathe*.

Duldſame Menſchen ſind die Ungeduldigſten und geduldige die Unduldſamſten.

Miniſterialismus wird *Royalismus* genannt, und Prieſterherrſchaft Theocratie, und wer die Bettdecke von der ſchlummernden Wahrheit wegzieht, den nennt man einen Ruheſtörer.

Die Geſchichten der Völker und Staaten haben den Geſchichtſchreibern und den Buchhändlern, die ihre Werke verlegt, etwas Geld eingebracht; was ſie ſonſt noch genützt, das weiß ich nicht.

Der gefährlichſte Menſch iſt ein furchtſamer; er iſt am meiſten zu fürchten.

Wenn Jupiter beim Styx geſchworen, hielt er ſeinen Schwur; der Olymp hatte keine Pfaffen.

Sie haben freilich geſehen, daß die Sonne am erſten Januar und am zweiten und auch am dritten aufgegangen; aber jetzt naht der vierte, den ſie noch nicht erlebt, und da meinen ſie, das ſei doch ein ganz anderer Fall, und weil ſie das meinen und ſo klug unterſcheiden, halten ſie ſich für große Staatsmänner.

Wer, wie ein verzweifelter Spieler, den verlornen Einſatz immer verdoppelt, der wird freilich, wenn er es anhält, einmal gewinnen; aber der Gewinnſt ſteigt nicht mit der Gefahr des Verluſtes und am folgenden Tage kommt er doch wieder und geht endlich mit leeren Taſchen weg.

Wenn das Schickſal ruft: le jeu est fait, Messieurs! ſo achten das die Wenigſten, erſt wenn ſie hören: rien ne va plus! bekommen ſie Luſt, aber zu ſpät.

Stünde ich an jeder Thüre jedes geheimen Cabinets in Europa, — ich würde freilich horchen, aber nicht aus Neugierde, ſondern nur um mich zu beluſtigen.

Es gibt keinen Menſchen, der nicht die Freiheit liebte; aber der Gerechte fordert ſie für Alle, der Ungerechte nur für ſich allein.

Die Krankheiten der Regierungen werden immer für aſtheniſche erklärt und man verordnet ihnen Wein, kräftige Speiſen und andere Reizmittel; die Krankheiten der Völker immer für ſtheniſche und man gibt ihnen Waſſer, Eſſig, nimmt ihnen Blut, oder kühlt ſie auf eine andere Weiſe. Das iſt das Browniſche Syſtem der Politik, weiter haben ſie es noch nicht gebracht und zu der Falſchheit des Grundſatzes geſellt ſich zum größern Verderben noch die Falſchheit der Anwendung. Die Regierungen leiden an Sthenie, die Völker an Aſthenie.

Wer das Naturgeſetz auch in der Geſchichte kennt und anerkennt, der kann prophezeien; wer nicht, weiß nicht, was morgen geſchieht und wäre er Miniſter.

Dem Sturme, und kommt er noch ſo plötzlich, geht doch ein warnendes Lüftchen vorher; aber wie ſchützt man ſich gegen die Launen der Weiber?

Unſere Zeit iſt der Wiſſenſchaft nicht günſtig; man hat ſo viel mit Lichtputzen zu thun, daß man gar nicht an's Sehen kommt.

Hätte die Natur ſo viele Geſetze, als der Staat, Gott ſelbſt könnte ſie nicht regieren.

Es läßt ſich berechnen, daß die Spitzbuben weit mehr Vortheil von der bürgerlichen Geſellſchaft ziehen, als die ehrlichen Leute.

Sie ſpielen Politik und wiſſen nicht, was Trumpf iſt. Die Jeſuiten meinen, Kreuz wäre Trumpf, Canning weiß, daß Herz Trumpf iſt; die Andern fragen gar nicht darnach und ſind ganz verblüfft, wenn der Bube den König ſticht.

Man weiß recht gut, daß es ſie friert; aber die alten Gecken meinen, weil ſie Sommerbeinkleider tragen, werde man ſie für jung halten.

Um zu erproben, welch ein läſtiges Geſchenk des Himmels der Verſtand ſei, muß man täglich mit einem Schirme ausgehen und am Ende des Jahres die unvorhergeſehenen Regentage zählen.

Hätten ſie die alte Zeit in Zucker eingemacht, ſtatt in Eſſig, welches ganz dieſelben Dienſte geleiſtet, man ließ ſie ſich vielleicht ſchon gefallen. Aber gut, daß ſie dumm waren, und daß ſchon früher der Geſchmack zurückweiſt, was ſpäter das Urtheil verwirft.

Die meiſten Menſchen ſind unzufrieden, weil die wenigſten wiſſen, daß der Abſtand zwiſchen Eins und Nichts größer iſt, als der zwiſchen Eins und Tauſend.

Es geſchieht nichts Neues unter der Sonne. Unſere heutigen Staatsmänner, die ſo ſeltſame Mit tel gebrauchen, die Forderungen der Zeit zu beſchwichtigen, ahmen hierin nur die franzöſiſche Geiſtlichkeit des Mittelalters nach, die einſt, um eine Hungersnoth abzuwenden, dreitägige Faſten verordnete.

Nur in der wimmelnden Kinderwelt lebt das ſchöne unſterbliche Leben; die Alten zählt man, und man vermißt die Todten.

Dein Glück machen! wohl — aber auch glücklich ſein? Biſt du glücklich, wenn du dein Glück gemacht? das iſt zu unterſcheiden. Ueberlege. Kannſt du nicht gut ſein, ſündige — noch im Hohlſpiegel der Sünde erſcheint der Zug gotterſchaffenen Geſchlechts — doch ſündige für deinen, nicht für Anderer Gewinn. Verſchwelge deine Tage, ſpiele um den Himmel — noch im Uebermuthe wird man den Muth, noch in der Frechheit den Uebermuth anſtaunen. Ergebe dich dem Teufel, daß er dir zugleich Sättigung und Unerſättlichkeit der Sinne gewähre, daß er dir die Quelle öffne, die den unauslöſchlichen Durſt des Wiſſens füllt. Erbreche frech die Siegel der Natur, befreie gefangene Geiſter und führe ſie an, erſtürme das Heiligthum frommer Geſetze; werde ein Straßenräuber, wenn du arm biſt; beſtehle dein geiziges Schickſal, deine Mutter, die Natur, wenn ſie mit Affenliebe deinen ſchlechtern Bruder umſchlingt und dich verſtößt. Gebrauche deine Kräfte, mißbrauche, vergeude ſie — Gott iſt ein barmherziger und ein reicher Vater, kehrſt du reuig zurück, vielleicht verzeiht er dir und ſtattet dich von Neuem aus. Aber *gebrauche* deine Kraft, verſchmähe, zerſtöre ſie nicht, deine und andere. Sei kein Lohnmörder, kein ſchnöder Giftmiſcher. Wie! Du ſchlägſt einen Gedanken nieder, um ſo viel Thaler, mordeſt deine eigene Empfindung, die ſchöne Geburt der ſchönen Stunde, um das Lächeln eines Schurken — verräthſt den Freund, das Recht, die treue Wahrheit, um ein Gericht auf ſilberner Schüſſel, um einen goldgeſtickten Rock, um eine Achtel-Elle ſeidenen Bandes, das du beim Krämer könnteſt um zwei Groſchen kaufen? Du biſt ein Thier, aber kein Löwe, kein Tiger, kein Wolf, du biſt ein Hund. Und was gewinnſt du? Zeige mir den Bettler, der ſich eine Million erjammert, zeige mir einen Fürſtenhut auf dem Kopfe eines verrätheriſchen Schurken. Und du taumelſt nicht im Uebermaße edlen Weins, und wankſt und fällſt, und verwundeſt dich, und gehſt weiter, ruhig und ſingend deinen Weg — du biſt vergiftet und weißt, daß du es biſt; du ſtammelſt, wenn eine offene Frage dich überraſcht; du möchteſt dein Herz bändigen und vermagſt es nicht; du athmeſt ſchwer; du erblaſſeſt, wenn das klare Auge eines fleckenloſen Menſchen dir dein verzerrtes

Bild zurückſtrahlt; du haſt Gott verlaſſen und fürchteſt den Teufel; du ....

Drittes Kapitel.

Wenn man lebhaft fühlt, und unerreichbare Perſonen durchprügeln möchte, geräth man leicht in laute Kunſtrednerei — daher das ſtille natürliche Sprechen in unſern guten deutſchen Muſterromanen, wo der Held furchtſam iſt und die Welt eine Beſtie — und ich hätte gewiß das ganze Gaſthaus zuſammendeklamirt, wäre nicht zum Glücke, vom Getöſe meiner Conſonanten, der Rechtsgelehrte aufgewacht und hätte meinen Ausſchweifungen Einhalt gethan. Er ſprang in die Höhe, roth vor Schlaf und Aerger, und fragte: regt ſich der Narr wieder? Nein, antwortete ich ſanft, ich war's. Darauf ſetzte er ſich nieder und gähnte ſehr.

Lieber Leſer! Sollte dir mein Rechtsgelehrter Langeweile machen — ich vermuthe ſo etwas — und du wollteſt mir es aus Artigkeit verſchweigen, wahrlich ich danke dir für dieſe Schonung nicht; denn dieſes wäre eine Gefälligkeit, die ich dir nie erwiedern könnte. Laß uns immer offen gegen einander ſein. Ich geſtehe es dir frei, daß mir ſelbſt der Hofrath aus dem mittäglichen Deutſchland ſehr läſtig iſt, denn ich weiß gar nicht, was ich mit ihm machen ſoll. Er gehört zu den Menſchen, von welchen man zweifelt, ob man ſie in den Faſten genießen darf oder nicht. Er hat Kopf und Herz, und eine Mutter hat ihn geſäugt, wie uns auch; aber ſein rothes Blut iſt kalt, und ſtatt Knochen hat er Gräten, die ſehr biegſam ſind, aber auch ſehr ſtechen. Ich wage es nicht, ihn anzubeißen, und werde ihn daher, ob ich mir gleich anfänglich vorgenommen, ihn acht Tage in Frankfurt zu behalten, doch morgen ſchon weg ſchicken und ihn mit dem Eilwagen nach Straßburg reiſen laſſen. Wie gut iſt es den Romanſchreibern geworden! Wer ihnen gefällt, den rufen ſie her, wer ihnen läſtig iſt, den ſchicken ſie fort. Brauchen ſie Geld — mit einem einzigen Federzuge ſchaffen ſie ſich Millionen; ſie machen ſchönes Wetter, belohnen treue Liebe, und ſchaffen ſich einen Nebenbuhler auf die ſchönſte Art vom Halſe. Bei allen Feſten finden ſie ſich ein; Jammer und den grauſeſten Schlachten ſehen ſie ſicher und bequem aus ihrem Fenſter zu. Daraus lerne, lieber Leſer, daß um glücklich zu leben, man ſein Leben als einen Roman betrachten müſſe. Sehe deine Leiden als gedruckt an, dann drücken ſie dich weniger; dann haben ſelbſt die Thränen ihre Luſt, ſelbſt die Schmerzen ihre Süßigkeit, und dann bleibt dir, gehe es noch ſo ſchlimm, doch die Hoffnung eines guten Ausganges; denn mit dem letzten

Blatte, das dir dieſe Hoffnung nimmt, endet auch dein Leben.

Es war halb ein Uhr; wir hatten noch eine halbe Stunde bis zum Eſſen, und mein Vorſchlag, die Börſe zu beſuchen, wurde angenommen. Als wir unter das Thor traten, ſah ich vor mir, aus dem Gaſthofe kommend, eine lange hagere Geſtalt ſchreiten, die mir bekannt ſchien; ſie machte große Schritte, und ich mußte eilen, ſie zu erreichen. O Himmel, o Freude! Es war Heinrich Waller, es war mein lieber langer Heinrich, mein unvergeßlicher Eſelsritter aus Montmorency. Ich trat nahe an ihn heran, ich reichte gerade bis an ſein Herz, und Thränen traten mir in die Augen. Auch in den ſeinigen ſchimmerte Etwas; aber wer mochte entſcheiden, was es war? Die herben und die ſanften Züge dieſes ſonderbaren Menſchen waren wie Eſſig und Oel immer getrennt, und wenn auch eine plötzliche Rührung ſie einmal vermiſchte, ſo dauerte es keine Minute, und ſie gingen wieder auseinander. Ich reichte ihm meine kleine Hand, die er in ſeiner großen verſteckte und heimlich drückte. „Wie, zum Teufel, kommen Sie hierher?“ — rief er aus. Heinrichs erſtes und letztes Wort iſt der Teufel, und in der Mitte ſeiner Reden kommt er auch oft vor; Keiner führt den Teufel mehr im Munde und weniger im

Herzen, als er. Er wunderte ſich, mich in Frankfurt zu finden; denn ob wir zwar in Frankreich ein ganzes Jahr unzertrennliche Genoſſen waren, hatte er mich doch nie nach meiner Vaterſtadt gefragt. So oft ich aber dieſe Frage an ihn gethan, hatte er immer geantwortet, ich bin ein Plattdeutſcher, und erſt ſpät merkte ich, daß er damit ſagen wollte: ein platter Deutſcher. Ja, als der Orientaliſt Langlès in Paris ihn einmal fragte, aus welchem Lande er ſei, hörte ich ihn antworten: *Je suis du pays des philistins*, und der artige Franzoſe lächelte, als hätte er ihn verſtanden, welches aber gar nicht der Fall war.

Auf heißem und ſtaubigem Pflaſter, das keine Gießkanne erfriſchte — die Polizei ... war zu blöde darum zu bitten — gedachten ich und Heinrich jener ſchönen friſchen Tage in den Wäldern von Montmorency, gedachten der Freunde Saulier und Cope, und wie oft wir dort mit ihnen, aus deutſcher Säure, franzöſiſchem Zucker und engliſchem Geiſte uns ein Geſpräch bereitet, das uns wie Punſch erwärmte und belebte. Wir ſprachen von andern Dingen und unter hundert Fragen ohne Antwort, kamen wir an den Braunfels. Laßt uns zurückgehen, die Börſe iſt ſchon aus — rief ich meinen Begleitern zu. Es zogen uns die Juden in Schaaren entgegen, zwölf, zwanzig in einer Reihe, und ſie hielten, wie Räder (Räder ſind ſie auch), nur nicht am Wagen, ſondern an Uhren) den Fahrweg ein, den Fußweg armen Schelmen überlaſſend. Welch ein liberales Volk, wie es die Oeffentlichkeit liebt! Sie hatten nichts auf dem Herzen, das ſie nicht auf freier Straße vor Aller Ohren verhandelten. Und welch ein gründliches Volk! Nichts iſt belehrender, als die zahlreichen Noten, mit welchen ihre Füße, Hände, Arme und Köpfe den Text ihrer Reden begleiten. Ich bemerkte unter ihnen mehrere gute Freunde, trat zu ihnen und wünſchte ihnen Glück. Sie dankten, ſchmunzelten und klapperten mit den Fingern in ihren Geldtaſchen. Walter wollte wiſſen, was den Hebräern Gutes widerfahren, daß ich ihnen Glück gewünſcht. Ich erzählte ihm, ſie hätten geſtern die lang erſehnte Erlaubniß zur Verheirathung ihrer Kinder bekommen. „Wie — fragte Heinrich — wollten ſie denn in verbotenen Graden heirathen?“ Nein, erwiderte ich; aber hier darf kein Jude ohne Erlaubniß heirathen. — „Wird ihnen denn dieſe Erlaubniß zuweilen verſagt?“ — Geſetz iſt, daß allen Juden das Heirathen verboten; nur fünfzehn Paare jährlich werden ausgenommen. — „Aber das iſt ſchändlich, das iſt ja ein wahrer Bethlemitiſcher Kindermord!“ — Nicht doch! Freuen wir uns vielmehr, daß die Menſchlichkeit ſo große

Fortſchritte gemacht; ſelbſt die Henkerkunſt hat ſich veredelt. Gibt es denn eine ſanftere Art hinzurichten, als die Kinder vor ihrer Empfängniß zu tödten? Es ſind noch keine viertauſend Jahre, da hatte ein Aegyptiſcher Pharao auch den ſtaatswirthſchaftlichen Einfall, die Bevölkerung der Juden zu vermindern; doch das Chriſtenthum hat ſanftere Mittel, es verbietet den Juden das Heirathen. — „Das Chriſtenthum? Seid Ihr Menſchen, ſeid Ihr Chriſten?“ — Und wie! Und welche! Wir haben heiße Proteſtanten, die, weil ſich unſere Bürger in Vauxhall beluſtigen, alle Stunden für dieſe Stadt das Schickſal von Sodom und Gemorha fürchten und welche die katholiſche Kirche mit der Babyloniſchen Hure vergleichen, weil ſie verſtattet, an Feiertagen Kirſchen zu verkaufen. Auch ſind fromme Katholiken unter uns, die ſich für Heilige halten, weil ſie ſich von der Vernunft erlöſt fühlen. — „Und das Recht, die Menſchlichkeit?“ — Recht und Menſchlichkeit, guter Waller, ſind weltliche Dinge, von denen ſich ächte Chriſten, die nach himmliſchen Gütern ſtreben, nicht zerſtreuen laſſen. — „Und die Juden, dulden ſie dieſe Mißhandlung ohne Murren?“ — Ihre Metalliques und Bankaktien werfen ihnen fünf Procent ab, und die unverzinsliche Ehre iſt ihnen ein Wiſch. — „Wie der Herr, ſo der Diener — ſagte Heinrich, ballte die

Fauſt und rief: o Gott, o Gott!“ — Ich kannte dieſes bewaffnete Gebet. . . Wir hörten die Tiſchglocke läuten. Aleph, Beth, Lammet, Kuf und noch viele andere Juden, fanden ſich mit im Schwane ein, ſie kamen auch des Sauerkrauts wegen. Dieſe edlen Gäſte lieben das Solperfleiſch ſehr; ſie haben zu ihm einen rückwirkenden Appetit, ſie verzehren das verſäumte Schweinefleiſch für ihre frommen Voreltern mit — ein ſchöner Zug kindlicher Liebe!

Ich freute mich ſehr auf das Eſſen; das war ein langer Vormittag! Ich ſetzte mich bei Tiſche zwiſchen Waller und den Rechtsgelehrten, Beide mit Bedacht trennend. Herr von Lieberchen nämlich hatte außer der Jurisprudenz auch noch Kameralwiſſenſchaften ſtudirt und ſich zum geſchickten Polizei-Künſtler ausgebildet. In weniger als einer Stunde hatte er von Wallers Lebensverhältniſſen mehr erfahren, als ich in einem ganzen Jahre. Heinrich war offen wie das weite Meer, aber Herr von Lieberchen ließ ſich nicht dadurch vom Ausforſchen abhalten, denn er wußte recht gut, daß manchmal die Schlauheit ihre Schätze in unverſchloſſenen Schränken am ſicherſten zu verwahren glaubt. Er fragte und fragte mehr, als recht, und Heinrich antwortete und antwortete mehr, als klug war. Darum ſtörte ich das Frag- und Antwortſpiel. Uns gegenüber ſaß der

Legationsrath von Fiſtel, den ich ſehr liebe, weil er mich einmal eine Wette gewinnen machte. Ich wettete nämlich mit einem Freunde, ich würde während der ganzen Eßſtunde hundert verſchiedene und beſtimmte Fragen an den Legationsrath richten, und er würde mir Antwort geben, ohne ein einziges Mal ja oder nein zu ſagen. Ich gewann die Wette. Der Legationsrath und Waller ſchienen ſich zu kennen und grüßten ſich freundlich; doch Heinrich grinſte etwas dabei. „Der Teufel ſoll ihn holen" — murmelte er mir in's Ohr, und ſetzte dann nach und nach, vermiſcht mit mehreren Gläſern Wein, Folgendes hinzu: „Ich ſollte ihm zwar gut ſein, denn er ärgert mich gelinde und befördert meine Verdauung; aber drücke ich ihn auch an meinen Magen, ſo drücke ich ihn nimmer an mein Herz, wenn er auch ausſieht, wie ein Menſch. Iſt er denn einer? Ein gewöhnlicher Lakai trägt einen rothen oder gelben Kragen, ſteht hinter dem Stuhle ſeines Herrn, macht ſich hinter ſeinem Rücken über ihn luſtig, und hat ſeine eigenen Gedanken. Aber ſo ein diplomatiſcher Lakai! Alle ſeine Eingeweiden ſtecken in Livree, wie er ſelbſt; ſein Kopf und ſein Herz bekommen Schnitt und Farbe von anderer Hand; was er denken, was er fühlen, was er reden, was er verſchweigen ſoll, Alles iſt ihm vorgeſchrieben. Wenn er nieſen will, muß er nachſehen in ſeiner Inſtruktion, was darüber beſtimmt iſt. Geſtern fragte ich ihn, was der Kourier, den Rothſchild von Paris bekommen, Neues mitgebracht? Die ganze Stadt ſprach von dem Kourier. „So! iſt ein Kourier angekommen?“ fragte der Legationsrath. Das war ſeine Antwort. Hätte ich ihn gefragt: wo waren Sie geſtern bei dem ſchrecklichen Donnerwetter? — er hätte, ſtatt zu antworten, gefragt: Wie, hat es gedonnert? Und ſein Sprechen! Wie er es nur anfängt, die Conſonanten ſo weich zu bekommen! Er ſpricht ſo leiſe, daß er zu jeder Zeit ableugnen kann, was er geſagt hat. Ce language desossé macht mir ganz übel; das fließt, wie Suppe, das Ohr hinab, und ohne zu hören, hat man gehört. Neulich entfuhr ihm das laute ſchöne Wort: Donnerwetter. Ich war erſtaunt, erfreut und verſöhnte mich mit ihm; aber es war nichts, als ein Gichtſtich, der ihn außer Faſſung brachte; den folgenden Tag kam er nicht zu Tiſche, und er mußte acht Tage das Bett hüten.“

„In welchen Dienſten ſteht der Herr Legationsrath?“ fragte mich der Rechtsgelehrte. Dem letztern gegenüber liebte ich ſelbſt zu diplomatiſiren, und ich antwortete ihm: in Schen-Dienſten — ich brachte nämlich nur die adjektive Schale aus dem Munde hervor, nachdem ich den Kern des Landes verſchluckt hatte. — „In welchen Dienſten.“ — In Schen-Dienſten, antwortete ich kaltblütig zum zweiten Male. Der Rechtsgelehrte wollte zum dritten Male fragen, als die Erſcheinung eines ungeheuern Rehbratens allgemeines Erſtaunen erregte und am ganzen Tiſche alle Geſpräche in Stocken brachte. Während der Ferien Minuten, da ich Nichts zu hören, Nichts zu ſprechen und Nichts zu eſſen hatte, fiel mir der fremde Narr von dieſem Morgen ein. Ich winkte den Kellner herbei und fragte ihn: wo denn der Narr wäre? Da ſitzt er ja, antwortete er mir leiſe. Ich ſah umher und gewahrte nur bekannte Geſichter. Aber wo denn? — Ei neben Ihnen! — Wie! rief ich erſtaunt, mich halb vom Stuhle erhebend, doch nicht Herr Walter? — Freilich Herr Walter iſt's. Das iſt himmliſch! dachte ich bei mir, und ich jubelte über Walters Jubel, wenn ich ihm ſeine Standeserhöhung mittheilen würde. Doch wollte ich ihn jetzt nicht ſtören, ich ſah ihn im Leſen der Poſtzeitung vertieft, ich wollte es ihm aufſparen bis zum Nachtiſche.

Der Kellner, der mir den Narrenbeſcheid gegeben, war gerade mit Abräumen beſchäftigt, als ich ihn hergerufen, und ſo geſchah es, daß er durch meine Fragen zerſtreut, eine der ſechs Schüſſeln, die er unerklärlicher Weiſe in einer Hand getragen, vorwärts neigte und ihren Inhalt, den Reſt einer köſtlichen

Puddings-Sauce von Arrak, über Wallers Kopf ausgoß; ſie ſtrömte auf die Poſtzeitung herab und würzte dieſe ungewöhnlich. Heinrich erhob ein lautes Lachen, ein Jauchzen war es zu nennen, und rief: Der Popo, der Popo iſt naß, der ganze Popo iſt naß! Wir alle verwundert fragten: Welcher Popo, wie, wie ſo? Selbſt der Legationsrath lachte und fragte. Wie, Herr Legationsrath? — fragte Waller mit der ernſthafteſten Miene von der Welt — und das wiſſen Sie nicht? Sie wiſſen nicht, daß der ruſſiſche Kaufmann Popo Commerzienrath geworden. Da leſen Sie. — v. Fiſtel, nachdem er geleſen, legte ſein Geſicht in ehrerbietige Falten und ſagte: freilich, das iſt wichtig, das iſt ſehr löblich; zur Ermunterung des Handelsſtandes iſt der Kaufmann Popow — ſo heißt er, nicht Popo, — zum Commerzienrath ernannt worden. — Nun, Popow oder Popo, erwiederte Waller, die Gläſer vollſchenkend, er ſoll leben! Der Semipalatinskiſche Stephan Popow ſoll leben! Und der Schewskiſche Jakob Filatow, der auch Commerzienrath geworden, ſoll auch leben! Jetzt noch eine Geſundheit, meine Herren! Der Gerbergeſell aus Caſſel ſoll leben, der die Frau von Mutzig aus dem Waſſer gezogen. Heil ihm! — Frau von Mutzig, von Mutzig? — ſagte der Legationsrath, ſich die Stirne reibend — die Familie ſollte mir bekannt ſein. — Bemühen Sie ſich nicht — bemerkte Waller — es iſt keine Frau von, ſondern eine aus Mutzig, nur eine Wäſcherin. Da leſen Sie. — „Eine Wäſcherin zu Mutzig iſt in die Brauſch gefallen und wäre unfehlbar ertrunken, wenn ſie nicht ein Gerbergeſelle aus Heſſen-Caſſel aus dem Waſſer gezogen.“ . . Und was ſagen Sie dazu, daß der Garten-Inſpektor in . . wo ſteht es doch? . . nein es ſtand geſtern darin. . . Nun gleichviel; ein Garten-Inſpektor iſt Hofrath geworden. Er ſoll leben, meine Herren! Aber welche ſchöne Neuigkeiten lieſt man alle Tage in Eurer Poſtzeitung, wie belehrend iſt ſie! — Ja wohl — ſagte der Legationsrath — ſie iſt mit großer Umſicht geſchrieben. — Mit Umſicht und Einſicht, und Nachſicht und Vorſicht und Rückſicht, bemerkte Waller. Geſtern ſtand darin .... Warten Sie einen Augenblick, meine Herren, ich bin gleich wieder da.

Heinrich ging hinaus, und kam bald darauf mit einer blechernen Schachtel zurück, vor der ein kleines Schlößchen von Meſſing hing. Mehrere noch dagebliebene Gäſte (die Tafel war aufgehoben) ſtellten ſich um ihn her, neugierig auf den Inhalt der Schachtel gemacht. Auch einige der jüdiſchen Gäſte waren geſpannt. — „Meine Herren, fragte Waller, kann mir keiner von Ihnen ſagen, wie hoch die Dar ſtädter Looſe ſtehen?“ — Fünf und dreißig, antworteten ſieben Juden zugleich, mit ſeltener Uebereinſtimmung der Zahlen und der Deklamation. Darauf öffnete Heinrich die Schachtel und zog heraus — Zeitungen, nichts als Zeitungen. Die Juden zuckten ſpöttiſch die Achſeln und gingen fort. Waller ſetzte ſich nieder, breitete die Zeitungen vor ſich aus und ſprach, darin blätternd, was wir im folgenden Kapitel hören werden.

Viertes Kapitel.

Meine Herren, ich bin gewohnt, allein zu reden, und ich dulde keinen Widerſpruch, denn ich habe immer Recht! Wer mich unterbricht, den erkläre ich für einen Ruheſtörer und, nach Umſtänden, für einen gemeinen Volksaufwiegler. Ich ſehe, Sie ſind verwundert, Herr Legationsrath, aber das wundert mich gar nicht; denn mich ſelbſt wundert, daß ich noch nicht Miniſter geworden bin. Sie ſind auch ein Mann von Verdienſt, Herr Legationsrath, und Sie werden es weit bringen. Doch wenn Sie auch die höchſte Stufe der Ehre noch nicht erreicht, ſo weiß ich doch, daß Sie die öffentliche Meinung jetzt ſchon verachten und meiner beſonderen Meinung ſind, daß am Tacitus nicht viel iſt, ob ihn zwar alle Welt lobt. Sie kennen ſeine Germania — wie wird ſie geprieſen! Nun was iſt's? Hier, meine Herren, hier die Poſtzeitung, das iſt die wahre Germania. Beſſer und ſchöner als Tacitus unterrichtet ſie uns von der Deutſchen Sitten, Gebräuchen, Religion, Staatsverfaſſungen und Regierungen. Man lobt des Tacitus Kürze, aber hier die Poſtzeitung hat die wahre kurze Kürze. Jener brauchte viele Kapitel, ſein Deutſchland zu beſchreiben, dieſe braucht oft nur ein Wort dazu. Geſtern erzählte ſie uns, ein Fräulein in Wien habe von einem verſtorbenen Dichter ein Legat bekommen. Nicht, daß das arme Mädchen vater- und mutterlos geweſen, nicht, daß ein edler Mann ihr ſein Vermögen hinterlaſſen, bewegte die Poſtzeitung; nein, daß das Fräulein eine Geheimrathswaiſe iſt, entlockte ihr Thränen. Geheimrathswaiſe! Liegt nicht Deutſchland, wie es war und iſt, in dieſem einzigen Worte? Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt iſt, meine Herren, daß ich die Deutſchen in zwei Klaſſen theile: in Hofräthe und in Solche, die es ſein möchten. Aber es iſt betrübt; wie Wenige ſind Hofräthe und wie Viele möchten es ſein! Ach, wenn ich ein deutſcher Fürſt wäre, es ſollte anders werden. Ich wollte alle meine Unterthanen glücklich machen, ich wollte ſie alle zu Hofräthen ernennen; wenigſtens zu Höfräthen. Und ohne Unterſchied des Standes, der

Geburt, des Reichthums, des Geſchlechts, der Bildung und des Alters; ſie müßten alle Hofräthe ſein. Vornehme und Geringe, Bürger und Staatsbeamte, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Kinder und Greiſe, Gebildete und Rohe, ehrliche Leute und Spitzbuben. Wenn im Frankfurter Wochenblättchen Einer ſtirbt, — und es geſchieht oft, daß Einer nur darin ſtirbt, wie er nur darin gelebt — und der Verewigte war Doktor und hatte ſonſt noch einen und den andern Titel: ſo vergißt das Wochenblättchen nie, dieſe Titel alle herzunennen, und man hat kein Beiſpiel ſeit Karls des Großen Zeiten, daß je einer vergeſſen worden wäre. Aber das Wochenblättchen weiß recht gut, was der Menſch überhaupt, und ein Zeitungsſchreiber insbeſondere, für ein ſündliches, gebrechliches und vergeßliches Weſen iſt, und ſetzt darum in ſeinen Todtenliſten den Titeln der Verſtorbenen immer ein S. T. vorher. Aber was kommt viel dabei heraus? Wie viele Menſchen haben Titel? In Deutſchland höchſtens der zehnte Menſch. Wenn ich aber Fürſt wäre, dann ſollte es anders werden, dann müßte es eine Luſt ſein, in Deutſchland zu leben und zu ſterben. Dann würde man im Wochenblättchen leſen: „Am 13. dieſes ſtarb S. T. Herr Hofrath Schinderhannes nach kurzen Leiden am Hängen im 36. Jahre ſeines thätigen Lebens.“ Wie würde dieſes zur Vaterlandsliebe anfeuern! Welches andere Volk verdiente mehr, als das deutſche, daß man ihm wohlthue nach ſeinen Wünſchen? Zeigt ſeine Liebe zu den Titeln nicht, daß es ein braves, treues, gehorſames Volk iſt, das mehr als Reichthum und Schönheit, und Tugend und Weisheit und Stärke, das höher als alle Güter, die es vom Glücke, von Gott und der Natur bekommen, diejenigen ſchätzt, die es ſeinen Regierungen verdankt? Und nicht bloß in den höheren gebildeten Ständen, nein, bis zum niedrigſten Volke herab iſt die Liebe und Anbetung der Titel verbreitet. Ich weiß nicht, Herr von Lieberchen, ob Sie je etwas von Jung-Stilling gehört — er war ein Schwärmer — doch wenn Sie auch noch nie etwas von ihm gehört, ſo wird Ihnen doch ſicher bekannt ſein, daß er Hofrath geweſen. Dieſer Schwärmer und Hofrath Jung-Stilling wurde einige Jahre nach dem Tode ſeiner Gattin Prorector der Univerſität Marburg. Da beſuchten ihn einige Freunde aus der Fremde, und er wollte ihnen die Ruheſtätte ſeiner geliebten Selma zeigen. Er führte ſie auf den Kirchhof; dort deutete der alte Todtengräber auf den Grabeshügel der längſt Verſtorbenen und ſagte feierlich: „Hier ruht die ſelige Frau Hofräthin und nunmehrige Frau Prorectorin Jung.“ Einen ſo ſchönen Zug der Vaterlandsliebe und hohen Geſinnung — ſucht ihn in einem Plutarch eines andern Volkes der Erde! Ich reiſte mit der Poſt durch Leipzig, und während man die Pferde wechſelte, vermißte ich meine Nachtmütze. Ich brauchte eine andere und erkundigte mich bei einem Dienſtmädchen nach einem Laden. Dieſe führte mich in's Paſſagierzimmer und ſagte einer kleinen alten Frau, die auf Krücken ging: Frau Oberpoſt-Koffer-Trägerin, der Herr da wollen eine Nachtmütze. Ich brauche nur eine, antwortete ich. Bald darauf kam ich in eine Reſidenz, wo ich mehrere Tage verweilte. Bei einem Kaufmanne zu Tiſche gebeten, ſtellte ich mich etwas zu frühe ein und beſchäftigte mich unterdeſſen, die Namen der Gäſte zu leſen, die, auf Karten geſchrieben, auf den Tellern lagen. Wir ſaßen, wie folgt, von meiner Rechten anfangend und zu meiner Linken endigend: Ich, Frau Ober-Criminalräthin, Herr Finanzrath, Frau Oberzahlmeiſterin, Herr Hoftheater-Intendant, Frau Hofagentin, Herr Oberzahlmeiſter, Frau Geheime-Legationsräthin, Herr Obertribunal-Rath, Frau Geheimeräthin, der Wirth, Frau Stempeldirectorin, Herr Ober-Criminalrath, Frau Finanzräthin, Herr Oberſteuereinnehmer, Frau Hoftheater-Intendantin, Herr Hofagent, Frau Obertribunalräthin, Herr Stadt-Director, Frau Staatsräthin, Herr Geheimer Legationsrath, Frau Stadtdirectorin, Herr Geheimerath, Frau Polizei Gerichts-Aſſeſſorin, Herr Stempeldirector, die Wirthin, Herr Staatsrath, Frau Salinen Inſpectorin, Herr Salinen-Inſpector, Frau Oberſteuereinnehmerin. Die Polizeigerichtsaſſeſſorin war Wittwe; ich aber ſaß himmliſch zwiſchen zwei ſchönen Frauen. Die Frau Obercriminalräthin war das ſanfteſte, lieblichſte Geſchöpf von der Welt, und die Frau Oberſteuereinnehmerin war ſehr einnehmend; ich verliebte mich in beide. Den Wirth und die Wirthin, ſo liebe gute Leute, konnte ich kaum ohne Thränen anſehen, ſie waren die einzigen ohne Titel; doch tröſtete ich mich damit, daß ſie geborne Franzoſen waren und ihr Unglück weniger fühlen mochten. Wie es in der Natur keinen leeren Raum gibt — doch als Chriſt, Herr Legationsrath, glaube ich an übernatürliche Kräfte — ſo gibt es nach der deutſchen Naturkunde keinen titelloſen Raum. Die feine, unſichtbare, ätheriſche Titulatur-Subſtanz durchdringt alle geſchaffene Weſen, ſie belebend, antreibend, erwärmend, ernährend und erhaltend. Sie durchdringt alle Theile unſeres Seins, Geiſt und Herz, Denken und Empfinden, Wünſche und Hoffnungen, Befürchtungen, Erinnerungen und Erwartungen. Sie belebt alle Glieder unſerer Sprache, man findet ſie in Hauptwörtern und Hülfswörtern und Zeitwörtern, in Adjectiven und Adverbien und Präpoſitionen, in Deklinationen und Conjugationen. Man nennt das deutſche Volk breit, man ſollte es ein hohes nennen, es erhöht Alles. Es dehnt ſich zwar auch in die Breite aus und ſagt: allverehrt, allgeliebt, doch nur erſt, wenn es bis in den höchſten Himmel hinaufgebaut und nicht weiter kann. Aber ſo lange als möglich erhöht es das Wirthſchaftsgebäude ſeiner Liebe und Ehrfurcht. Es hat hochedelgeborne und hochwohlgeborne und hochgeborne Menſchen, hohe, höchſte und allerhöchſte Perſonen … Es hat hochpreißliche Gerichte und ein hohes Miniſterium; es hat eine hochlöbliche Theater-Intendanz und es ſpricht von hochderſelben. Es hat hohe Leichen und eine Prinzeſſin nimmt den Eiſenhammer in hohen Augenſchein. Bei Hofe geſchehen hochwichtige Ereigniſſe und werden hochfeſtliche Tage gefeiert; fürſtliche Perſonen ſind hochgebildet, und die Denkmünze, die man auf Göthe's Jubeltag geſchlagen, wurde eine hochvollendete genannt. Wiſſen Sie warum, meine Herren? Weil Göthe eine hohe Perſon iſt. Wiſſen Sie aber, warum Göthe eine hohe Perſon genannt wird? Nicht darum, weil er ein großer Dichter, ſondern weil er Miniſter iſt. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung — ſagen Sie nicht, meine Herren, daß ich ſpät zu ihr zurückkehre, denn ich habe ſie keinen Augenblick verlaſſen; konnte ich ſie ſchöner loben, als indem ich Deutſchland lobte? — die Oberpoſt-Amts-Zeitung nennt ſich nur ſo aus Beſcheidenheit, ſie iſt aber eigentlich eine Ober-Amts-Zeitung überhaupt. Alle Flüßchen und Bäche, die aus amtlichen Quellen fließen, vereinigt ſie in einem ſchönen breiten Strom, der den Deutſchen heilig iſt und den ſie anbeten, wie die Indier den Ganges. Eine Liſte von Standeserhöhungen iſt ihr eine Geneſis, das erſte Buch Moſis; ein Steckbrief iſt ihr eine canoniſche Schrift und ſie nimmt ihn oft, unaufgefordert und ohne Inſeratgebühren in ihren Text auf. Was aber ſonſt gelegentlich gethan wird, von Gott, der Natur und der Menſchheit, das erzählt ſie, wenn ſie Luſt und Laune hat, in wenigen apokryphiſchen Zeilen. Wird die Oberpoſt-Amts-Zeitung verſäumen, uns mit allen Standeserhöhungen, Armeebeförderungen, Ordensvertheilungen und Gnadenbezeugungen, uns mit allen Titulaturbewegungen der Menſchheit bekannt zu machen? Gewiß nicht, ſie kennt zu gut ihre hohe und ſchöne Beſtimmung. Hier, meine Herren, leſen Sie ein Verzeichniß von zwei und vierzig Frauen, mit ihren Taufnamen, Familiennamen und den Namen ihrer Männer, die Sternkreuz-Ordens-Damen geworden; hier eine Liſte von ſieben und achtzig

Ruſſen, welche in der Armee befördert worden oder andere Auszeichnungen erhalten; hier einen Nachtrag zu jener Liſte von ſieben und ſechszig Namen. Wie ſchade, daß alle dieſe Namen ſo unausſprechlich ſind und dem Gedächtniſſe zarter deutſcher Jugend zur ewigen Erinnerung nicht eingeprägt werden können! Wenn ein Thüringer Bürger lieſt: Der Fähnrich Tſchawtſchawadsew, der an der perſiſchen Grenze dient, habe einen goldenen Säbel bekommen; wenn der Bauer im Schwarzwalde lieſt, der Podolier Prſcherakowſskji habe „für ſeine ausgezeichnete Thätigkeit bei Ausrottung der Heuſchrecken“ den St. Annen-Orden dritter Klaſſe erhalten, ſo freut ſie das gewiß, es entzückt ſie wohl auch; aber wie leid muß es ihnen thun, daß ſie nicht wiſſen, wie der edle Fähnrich und wie der Schrecken der Heuſchrecken heißt, und daß es ihnen der Schulmeiſter auch nicht ſagen kann! Hier, meine Herren, erfahren Sie, daß der bisherige Director der Stadtſchule zu Linz zum Director des Gymnaſii in Dören ernannt worden; hier, daß ein Parmeſaniſcher Baron den Leopolds-Orden, und hier, daß der Oberſtkammerjunker eines kleinen deutſchen Staates das Prädikat „Excellenz“ bekommen. Die Oberpoſt-Amts-Zeitung erſpart den Leuten von Stande das Porto, und ſie brauchen ſich ihre Familienereigniſſe nicht brieflich mitzutheilen, wie wir. Ach! ich wollte ich wäre ein Kourier, dann würden meine Freunde aus der Poſtzeitung erfahren, wo ich jeden Tag durchgereiſt und ſie würden nicht mehr über meine Faulheit im Schreiben klagen. Läßt die Oberpoſt-Amts-Zeitung einen vornehmen Staatsdiener begraben, ſo umgibt ſie ihn mit einem ſo großen Gefolge von Titeln, daß man gar nicht zur Leiche gelangen kann, um zu erfahren, wie ſie geheißen, als ſie noch lebte. Wir leſen: „Heute Morgens um 6 Uhr ſtarb dahier der Königl. Kämmerer, Ritter des Civilverdienſtordens, Präſident des Appellationsgerichts im Regenkreiſe, Abgeordneter zur Ständeverſammlung des Königreichs, ordentliches Mitglied der philologiſch-hiſtoriſchen Klaſſe der Akademie der Wiſſenſchaften ꝛc. ꝛc., Freiherr von“ ... jetzt halten wir am Namen, wir ſind geſpannt; aber ehe wir zu ihm gelangen, wird gewöhnlich die Frau, der Bediente oder ein anderer Beſuch in's Zimmer treten und uns ſtören, wir legen das Blatt weg und erfahren nie, wer eigentlich geſtorben. Das mildert freilich die Trauer. Es gibt gemüthliche Familien von Stande, die ihre Angehörigen ohne Titelbegleitung bürgerlich romantiſch begraben laſſen; aber die beleidigte Natur rächt ſich immer, man ſoll nie gegen ſeinen Genius, gegen die Stimme des Gewiſſens handeln. In ſolchen

Fällen bekommen wir zu leſen: „Den 6. November nahm uns Gott in Ratzeburg, während einer Beſuchsreiſe zu ſeinen Geſchwiſtern, den treuen liebevollen Vater“ — ſo ſchnell geht Verachtung der Titel in Gotteslästerung über! Die Oberpoſt-Amts-Zeitung berichtet uns treu, ein neugeborner Prinz habe in der heiligen Taufe den Namen Rainer, Ferdinand, Maria, Johann, Evangeliſt, Franz, Ignaz bekommen, und eine neugeborne Prinzeſſin den Namen Maria, Auguſte, Friederika, Carolina, Ludovika, Amalia, Maximiliane, Franziska, Nepomucene, Xaveria, und Sie freuen ſich gewiß mit mir, meine Herren, über die Freude der Setzerlehrlinge, die ihnen in ſolchen häufigen Fällen wird, wo ſie viele Zeilen ſparen können, und kürzere Zeit eingeſperrt bleiben in der Druckerei. Man wirft der Oberpoſt-Amts-Zeitung mit Unrecht vor, ſie verbreite manchmal ſogenannte liberale, nämlich revolutionäre Nachrichten und Grundſätze; doch wenn es auch wahr wäre, an wem läge die Schuld! Wie leicht ließe ſich das verhüten! Wäre ich ein Fürſt, ſo ließe ich bei der Taufe aller meiner Prinzen und Prinzeſſinen das ganze Land Gevatter ſtehen, ſo daß der neue Prinz und die Prinzeſſin, je nach der Zahl meiner Unterthanen, ſechs Millionen, zwölf, zwanzig, dreißig, fünfzig, ja wenn ich Kaiſer von China wäre, zweihundert Millionen Namen bekäme; die andern Fürſten würden meinem Beiſpiele folgen, und dann wollte ich doch ſehen, wo die Poſtzeitung Raum fände, revolutionäre Grundſätze zu verbreiten. Auf dieſe Art könnte eine weiſe Staatsverfaſſung die Preſſe lenken, ohne zur verhaßten Zenſur ihre Zuflucht zu nehmen. Doch was halten Sie davon, meine Herren, ſcheint Ihnen nicht auch, daß hier unſer Poſtgaul vorwärts möchte, der Poſtillon aber immer zurückhält, ſieht und bläſt? So iſt es ganz unverkennbar. Doch wenn Sie daraus ſchließen wollten, das Pferd habe mehr Verſtand als ſein Reiter, ſo würden ſie beiden Unrecht thun. Ein gutes treues Pferd will nie mehr Verſtand haben als ſein Reiter, und ein geſchickter tüchtiger Reiter will ſeinem Pferde nicht allen Verſtand rauben, ſondern nur den größten Theil davon. Iſt es nun auch ganz offenbar, daß unſer Gaul in die Zukunft galopiren, unſer Poſtillon aber ſich in die Vergangenheit retiriren möchte, ſo iſt dieſes doch kein Divergiren der Meinungen zu nennen, ſondern — von Seiten des Pferdes ein Phantaſiren, und von Seiten des Reiters ein Moderiren, Retardiren, Genieren, Antiſtimuliren, Chicaniren, mit einem Worte: ein Regieren. Doch laſſen wir uns zu keinen Ausſchweifungen verleiten. Ueber die großen Angelegenheiten der Menſchheit vergißt die Oberpoſt-Amts-Zeitung die kleinen der Menſchen nie; denn ſie ſchreibt nicht blos für Thron und Altar, ſondern auch für die Küche. Nachdem ſie uns mit den Namen aller neugeborenen Prinzen und Prinzeſſinnen, nachdem ſie uns mit allen neu geſchaffenen Ordensrittern, mit allen friſchgeprägten Hofräthen, geheimen Hofräthen, Finanzräthen und Juſtizräthen, nachdem ſie uns mit den Reiſen aller Kouriere und mit der Zahl der Poſtpferde aller hohen Reiſenden und ihres hohen Gefolges bekannt gemacht; nachdem ſie alle Revüen aller ſtehenden Heere, Compagnie nach Compagnie, vor unſern Augen vorübergeführt; nachdem ſie alle Hof-Feierlichkeiten erzählt und zwar zu beſſerm Verſtändniß zweimal, einmal vor der Feierlichkeit durch Mittheilung des Programms, wie die Feierlichkeit angeordnet, und dann nach der Feierlichkeit durch genaue Beſchreibung, wie die Feierlichkeit gehalten worden, ſo Hoffnung und Genuß, Möglichkeit mit Wirklichkeit, Erwartung mit Erinnerung vergleichend — nachdem ſie dieſes Alles gethan, erzählt ſie auch die mikrokosmiſchen Ereigniſſe der kleinen Bürgerwelt. Sie erzählt uns, daß in dem Küchengarten eines Schleſiſchen Barons ein Kürbis wachſe, der 3 Ellen 5 Zoll im Umfange mißt und 78½

Pfund wiegt; daß ein Kaufmann im Sächſiſchen, weil ſeine Henne auf die Gaſſe gelaufen, 21 Groſchen 8 Pfennige Strafe zahlen mußte, und daß unter der Ringelhard'ſchen Truppe in Cöln die Deſertion überhand nehme, der Tenoriſt Ulrich, die ſolideſte Stütze der Oper, ſich entfernt habe, und ſelbſt die liebliche Mamſell Peche, was faſt unglaublich ſcheine, ihr untreu geworden ſei. Aber am liebſten und wärmſten verweilt die Poſtzeitung bei Jubelfeſten. Wenn ein Ehepaar ſeine goldene Hochzeit feiert, wenn ein Canzeliſt, nachdem er fünfzig Jahre abgeſchrieben, ſeinen Dienſtjubeltag feiert und ein Belobungsſchreiben erhält, erzählt uns dieſes die Poſtzeitung in Thränen, und ſie kann vor Rührung kaum die Feder halten. Sie pflegt eine ſolche Feierlichkeit „gewiß eine ſeltene" zu nennen; aber ſie ſpricht nur ſo aus Beſcheidenheit, ihr eigenes Verdienſt zu ſchmälern; denn es gehen keine vier Wochen vorüber, daß ſie uns nicht eine ſolche ſeltene Feierlichkeit erzählte. Was nun die ſogenannten Original-Artikel und Privat-Correſpondenzen betrifft, mit welchen ſich andere Blätter eitel ſchmücken, ſo hat die Oberpoſt-Amts-Zeitung ſich von ſolchen Schwächen immer frei zu erhalten gewußt. Sie iſt vorſichtig, ſie nimmt nur bewährte Nachrichten auf und ſie weiß recht gut, daß eine Nachricht nur dann als bewährt zu halten, wenn ſie mehrere Zeitungen als wahr erklärt haben. Doch gibt es allerdings Fälle, wo die Poſtzeitung ſchaffend hervortritt und alle europäiſchen Zeitungen, bei welchen ſie das ganze Jahr zu Gaſte geht, ſelbſt bewirthet. Dann iſt ihr Gaſtgebot reich und prächtig, und ſie zeigt, was ſie könnte, wenn ſie wollte. Solcher wichtigen Fälle ſind vier an der Zahl. Sie ereignen ſich, erſtens: wenn die Geburten, Vermählungen und Todesfälle fürſtlicher Perſonen dem hohen Senate der freien Stadt Frankfurt officiell mitgetheilt werden. Zweitens: wenn die engliſchen und franzöſiſchen Poſten in Frankfurt ausgeblieben, dieſe Nachricht theilt die Poſtzeitung zuerſt mit. Den dritten Fall bilden die Auszüge aus dem Spectateur Oriental, welche die Poſtzeitung, als erſte Beſitzerin, mit dem Stempel Frankfurt bezeichnet. Die Tage, an welchen ſie erſcheinen, ſind wahre Feiertage für den Zenſor, denn er braucht ſie gar nicht zu leſen, da er recht gut weiß, daß nie darüber Klagen entſtehen werden, daß er nichts darin geſtrichen. Als die vierte Originalität iſt die Nachricht von den Sonnenflecken zu betrachten, die in Frankfurt beobachtet werden. Die höchſt originellen Berichte von den Fäſſern, die auf dem gefrornen Main gebaut worden, werden hier nicht mitgerechnet, denn da ein ſolcher Froſtjubel ſich in jedem Jahrhunderte nur einmal begibt, ſo verdienen dieſe Säkularfäſſer, ob es zwar Jubelfäſſer ſind, keine Berückſichtigung. Die leichten Franzoſen verflüchtigen Alles, und machen Alles beweglich; wir ſtandhafte und vollwichtige Deutſche aber verdichten Alles und machen Alles nagelfeſt. Die Franzoſen können auf Pfänder borgen, ſie haben Mobiliar-Vermögen; wir Deutſche aber können hypothekariſche Schulden machen, wir haben Grundbeſitz. Doch baares Geld iſt leider ſelten bei uns. Unſere Wechſel à dato hundert und fünfzig Jahre ſind die beſten Effecten von der Welt; unſere Wechſel à dato drei Monate aber ſind wahre Columbier. Ich merke, meine Herren, daß ich ſehr ausſchweife und mich verirrt habe und es thut mir leid, daß ich Ihnen ſo ſtreng unterſagt, mich zurecht zu weiſen. Aber Ordnung muß ſein. Den Franzoſen iſt ein Buch faſt nur ein Ereigniß, eine politiſche Schrift iſt ihnen eine politiſche That; den Deutſchen iſt jedes Ereigniß ein Buch, und eine politiſche Handlung eine politiſche Abhandlung. Die Schrift des Grafen Montloſier gegen die Jeſuiten war eine franzöſiſche Schlacht; die Ermordung Kotzebues durch Sand eine deutſche Rezenſion mit Blut geſchrieben. In dieſem ſchönen vaterländiſchen Geiſte denkt, fühlt und handelt — nämlich ſchreibt — die Oberpoſt-Amts-Zeitung. Eine geſchehene Geſchichte iſt ihr nur eine Theaterprobe, aber eine erzählte Geſchichte iſt ihr die eigentliche Aufführung des Stückes. Sie theilt darum die Zeit nicht in Jahrhunderte, Jahrtauſende, alte, mittlere und neue Zeit; ſie theilt die Geſchichte nicht in Epochen, Völkergeſchichte, Staatengeſchichte, Kriegesgeſchichte, Kirchengeſchichte, Handelsgeſchichte; ſie theilt die Wiſſenſchaft nicht in Mathematik, Politik, Aeſthetik, Theologie, Philoſophie; ſie theilt die Erde nicht in Länder, Völker, Staaten, Berge, Flüſſe, Meere — ſondern ſie theilt Welt, Zeit, Geſchichte, Wiſſenſchaft und die ganze Erde in Zeitungen ein. Ob etwas geſchehen, wann, wie und wo es geſchehen, und ob es wirklich geſchehen oder nur erzählt worden — daran liegt ihr nicht; es liegt ihr nur daran, wie der Ort heißt, wo die Zeitung erſcheint, in welcher der Bericht des Geſchehenen ſteht. Sie haben Mittag etwas viel getrunken, meine Herren, und ich vermuthe, daß Sie nicht ſehr bei Verſtande ſind, und dieſe Theorie der Poſtzeitung gar nicht faſſen mögen. Ich will darum Ihrer Faſſungsſchwäche mit einigen Beiſpielen zu Hülfe kommen. Wenn die Allgemeine Zeitung eine amerikaniſche Geſchichte aus dem vorigen Jahrhunderte erzählt, ſo ſchreibt die Poſtzeitung: Augsburg, den 12. März 1827, und unter dieſer Rubrik berichtet ſie eine alte Begebenheit aus

Nordamerika. Sie ſchreibt: Aus Thüringen: Herr von Gruithuiſen in München habe berechnet, daß der Mond in 30,000 Jahren auf die Erde fallen werde; und aus Franken: Mamſell Sontag habe in Berlin ein Conzert gegeben, und Madame Lespermann ſei in München geſtorben. Warum ſchreibt ſie aus Thüringen, aus Franken? Weil die eine Nachricht aus der Dorfzeitung genommen, die in Thüringen erſcheint, die andere aus der Würzburger Zeitung. Hier, meine Herren, leſen Sie die Trauerode auf den Herzog von York, der in London geſtorben, unter Aachen; hier unter Berlin, 9. November den preußiſchen Zollvertrag mit Lippe, und Sentenzen über Liebe und Frauen. Was haben die Frauen mit dem Zollweſen, was die Liebe mit dem 9. November Gemeinſchaftliches? Sie verbindet der vaterländiſche Geiſt, der die Poſtzeitung beſeelt und den ſie Allem einhaucht, was ſie berührt. Hier finden Sie unter Darmſtadt eine Verordnung, daß alle Lumpen aus Altheſſen in Neuheſſen gebracht werden dürfen, aber nicht umgekehrt, in Verbindung geſetzt mit der Nachricht, daß eine Frau in Aachen, die ſich durch warmes Waſſer von der Gicht heilen wollte, an dem Verſuch geſtorben ſei. Hier leſen Sie: Berlin — „der bisherige Oberlehrer am Gymnaſio zu Wetzlar iſt zum Direktor dieſer Anſtalt ernannt worden," und gleich darunter: „In dem bei Voigt in Ilmenau erſchienenen: Geheimniß ſich beim ſchönen Geſchlecht beliebt zu machen, ſeine Gunſt und den Sieg über daſſelbe zu erlangen, wird als das vorzüglichſte Mittel ein aufwärtsſtrebender Leibesſchnitt empfohlen." Hier können Sie leſen: Augsburg, den 16. Auguſt. „Ein ruſſiſcher Kourier, der in Bukareſt angekommen, hat ausgeſagt: Ibrahim Paſcha ſei gefangen" . . . „Der Einſiedler gibt es wohl mehr, als man glaubt." Hier München: Die Kammer der Reichsräthe hat den Geſetzentwurf über das Gewerbsweſen verworfen. Dann folgt: ein humoriſtiſcher Aufſatz über die phyſiologiſche Bedeutung der Füße. Hier Cöln: Die alten Landesſcheidemünzen von Cöln, Trier und Aachen ſollen aus dem Cours geſetzt werden. Folgen: Aphorismen aus der Zeitſchrift Merkur, die in Dresden erſcheint. Hier: Bonn . . . Was wird uns die Poſtzeitung aus Bonn berichten? Wird ſie von der Univerſität ſprechen? Vom botaniſchen Garten? Von der neuen Anatomie? Von Arndt? Nein, von ſolchen Dingen berichtet ſie nichts. Sie ſchreibt: „Bonn, vom 20. März. Der witzige Verfaſſer der Stapelia mixta hält dem Tanze folgende Lobrede" . . . Und nun wird in zwei langen Colonnen, nämlich in zwei

Spalten der Zeitung, getanzt. Indem die Poſtzeitung, meine Herren, auf dieſe Weiſe ein ſchönes Band um Alles ſchlingt, um Gott, Natur, Geſchichte, Menſchheit, Staat, Wiſſenſchaft, Kunſt, Ernſt und Scherz; indem ſie Alles in Einem ſieht, Eines in Allem, und Alles auf Eines bezieht, nämlich auf Zeitungen — gewinnt ſie jenes gottſelige Leben, welches Thomas a Kempis ſo ſchön in den Worten ſchildert: Cui omnia unum sunt, et omnia in uno ridet, et omnia ad unum trahit, potest stabilis corde esso et pacisciis in Deo permanere; welchen Satz, Herr Geheimer Legationsrath, Sie in Flaſſan's Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie umſtändlich erläutert finden. So, meine Herren, iſt die Oberpoſt-Amts-Zeitung! Soll man ſie nicht lieben? Soll man die Stadt nicht lieben, in der ſie geſchrieben wird? Soll man das Land nicht lieben, in welchem dieſe Stadt liegt? Soll man das Volk nicht lieben, das in dieſem Lande wohnt? Habe ich Recht, Herr Legationsrath? Herr Doktor, habe ich Recht? Habe ich Recht, Karl?“ ... Nach dieſen Worten ergriff Waller die Hand des Oberkellners — es war eine Menſchenhand, er ſah nicht, wem ſie gehörte, er hielt ſie für die meinige — und ſprach mit leiſer flehender Stimme: „O Karl, gib mir eine Geliebte, gib mir einen Gott, gib mir ein Vaterland. Ich fordere ja ſo wenig; gib mir ein kleines, nur ein ganz kleines Vaterland!" . . . Dann warf er ſich auf einen Stuhl, verhüllte ſich das Geſicht und weinte heftig. Alle Anweſenden ſahen mit Verwunderung und Mitleid auf ihn, und Einer und der Andere ſagte: es iſt doch Schade . . . Armer Heinrich! Ach armer Heinrich!

Fünftes Kapitel.

Unter den nachzechenden Gäſten, die Heinrichs wunderliche Reden angehört, war auch ein ſtattlicher alter Mann, der ſich uns ſchon bei Tiſche bemerklich gemacht hatte. Er aß und ſprach wenig, und trank und lächelte viel. Schneeweißes Haar bedeckte ſeinen blühenden Kopf und man hätte nicht zu unterſcheiden gewußt, ob er früh gealtert, oder ob er die friſche Jugendkraft ſich lange bewahrt, wenn nicht jene behagliche Ruhe, die man im Leben nur nach langen und ſchweren Arbeiten gewinnt, und das Maaß und die Ordnung in allen ſeinen Bewegungen ihn als einen Mann bezeichnet hätten, der in höhern Jahren ſtand. Der Rechtbewaffnete, ſonſt unbekümmerte Walter hatte ſeine Aufmerkſamkeit zu gewinnen und ſeinen Beifall zu verdienen geſucht; denn ſo unbedacht er auch ſprach, ſo beſonnen ſprach er doch zugleich, und wenn er auch ſeine wilde Phantaſie nicht einzuhalten vermochte, ſo wußte er ſie doch recht gut zu lenken, und er bemerkte Alles, was ſich rechts und links auf ſeinem Wege zeigte. Aber der Alte prüfte und ließ ſich nicht prüfen. Doch einmal geſchah es, daß er Heinrich fragte, wie viel Uhr es ſei, und als dieſer geantwortet, er trage nie eine Uhr, erwiederte der Alte: das merke ich. Er verließ vor uns den Saal und ſtrich beim Weggehen mit der Hand über Heinrichs Blechkaſten. Ich eilte, ihn wegzuführen, um ihn dem Spotte der Anweſenden und ſeinen eigenen Träumereien zu entziehen. Ich ſchlug ihm einen Spaziergang vor. Er nahm den Blechkaſten unter den Arm, ihn auf ſein Zimmer zu tragen, und als ich ihn bat, ihn durch den Kellner hinauf tragen zu laſſen und ſich die Treppen zu erſparen, fragte er bitter: ſoll ich unſer theures Vaterland einem Lohndiener anvertrauen? — Geſchähe dieſes denn das erſtemal? erwiederte ich; ſo ließ er ſich lenken und wir gingen fort. Wir erreichten bald eines jener lachenden Thore, die früher wie finſtere Wärter unſere ſchöne Stadt hüteten, jetzt wie freundliche Wirthe an deren Eingang ſtehen. Wir traten in den unvergleichlichen Garten, der wie ein Blumengeflechte die Stadt umwindet. Es war ein herrlicher Sommerabend, die Blumen dufteten ſüß und mit ihren Blättern buhlte die ſchmeichleriſche Luft. Nur daß der unerträgliche Staub, den die vorüberfahrenden Wagen aufregten, unſere Freude ſtörte. In Paris — bemerkte Heinrich — auf den Boulevards, wo mehr Kutſchen fahren, als hier Fußgänger ſind, wird man vom Staube nie beläſtigt, denn von Morgen bis Abend wird der Weg mit Waſſer begoſſen. Hier aber, wie überall in Deutſchland, wendet die Polizei ihre Aufmerkſamkeit mehr auf Perſonen, als auf Sachen. Wie werden die Handwerksgeſellen, die Dienſtboten, die Schriftſteller, die Reiſenden beaufſichtigt und gequält; aber der Staub braucht keinen Paß und er kann hingehen, wo er will. Ich bemerkte, das käme daher, weil er im Gefolge der Reichen und Großen erſcheint. Jetzt fühlte ſich Heinrich auf die Schulter geklopft; er ſah zurück, es war der freundliche Alte. Junges Blut, ſprach er, Ihr thut wohl, Euch abzukühlen! — Junges Blut! erwiederte Heinrich lächelnd, ich bin viel über dreißig Jahre alt. — Wenn auch, bemerkte der Alte, nur das Blut macht alt und jung, denn nur in ihm iſt das Leben. — Der freundliche Mann ſchloß ſich uns an, faßte bald den Zügel der Unterhaltung und lenkte ſie, wohin er wollte. Eine Nachtigall im nahen Gebüſche ſang ihr ſchönes Lied. Wir blieben ſtehen und horchten freudig. Heinrich erinnerte mich an jenen Sommerabend in Montmorency, wo wir auch, wie jetzt, dem Geſange einer Nachtigall gelauſcht, und wie die vielen Tauſende Franzoſen — es war ein Sonntag — die aus Paris und vom Lande zum Kirchweihfeſte gekommen, Männer und Frauen und Kinder, und Mädchen und Jünglinge, und Städter und Landleute, und verliebte Paare genug, und alle ſo von Herzen fröhlich — wie aber alle jene Tauſende unbekümmert vor dem grünen Häuschen der ſüßlockenden Schönen vorüberzogen, und wir zwei Deutſche allein ihren ſüßen Tönen horchten, und wie viele uns Unbewegliche anſahen, und wie ſie neugierig waren, was uns ſo feſt gezaubert! — Das wundert mich gar nicht, bemerkte unſer Begleiter, die Nachtigall ſingt dem Deutſchen am ſchönſten, ſie ſingt deutſch, ſie iſt ein deutſcher Vogel. Heinrich bemerkte: ſie iſt ein Zugvogel und ſie kommt aus Aſien. — Das hat ſie mit jeder Freude gemein, erwiederte der Alte, und aus Aſien kommen die Deutſchen auch. — Heinrich ſagte: doch haben wir aus dem Morgenlande nichts mitgebracht als die Kaſtenliebe und die Lehre von der Seelenwanderung. — Die Seelenwanderung! rief ich zweifelnd aus. — Ja, ſprach Heinrich mit Lachen, wir glauben, daß die Seele eines Hofraths, wenn dieſer fromm geſtorben, in den Körper eines geheimen Hofraths übergehe, wenn er aber in Sünden dahin geſchieden, in die thieriſche Hülle eines Bürgers ohne Titel. — Der Alte ſagte mit Lächeln: ich bin auch ein Hofrath: doch, lieber Freund, ich wünſchte ſehr, daß Sie meinen Rath mehr achteten, als meinen Hofrath; Sie ſind zum rechten Ziele, aber auf falſchem Wege. Doch — es ſcheint mir, daß Sie dieſes Land der Hofräthe, und dieſe Stadt, worin die hochedle Poſtzeitung erſcheint, nicht gar zu ſehr haſſen; ich ſehe Sie ja ſchon lange hier in Frankfurt. — Nicht doch! erwiederte Heinrich. Ich wohne in Paris und reiſe nur jährlich auf wenige Monate nach Deutſchland; ich gebrauche es als ein Schlammbad, um meine Nerven zu ſtärken. — Daran thun Sie ſehr wohl, Herr Waller, Sie haben es nöthig, bemerkte der Alte trocken, indem er ſich auf eine Bank niederließ. Heinrich erröthete, und zeichnete mit einem Stöckchen in den Sand zu ſeinen Füßen. Der beißende Rauch der Unterhaltung hatte ſich bald verzogen und nur ihre Wärme blieb zurück. Der Alte nahm das Wort wieder auf und ſprach: Ich bin ein Deutſcher und bin ſtolz darauf, es zu ſein; doch immer erröthe ich deſſen, wenn ich höre, daß Deutſche ſelbſt ihr Vaterland verachten, mit frevelhaftem Spotte das Band zerreißen, das Natur und Geſchichte ſo ernſt und heilig knüpften, und, um die ſchnöde Freiheit des Gedankens zu gewinnen, durch das ſüße Gefängniß brechen, in das uns die Liebe einſchloß, um uns wohlzuthun. Nein, kein gutgearteter Sohn wird ſeinen Vater ſchelten; und kann er ihn nicht lieben, ſo wird er ihn doch achten; und kann er ihn nicht achten, ſo wird er ihn doch ehren und wird Jeden ſtreng zurückweiſen, der herbeikommt und ihn zu beleidigen wagt. Heinrich ſtellte ſich mit verſchränkten Armen vor den alten Prediger und ſagte: Vaterland! Vater! Wir? Unſere gute Mutter, ſagen böſe Leute, wäre ſehr zerſtreut geweſen und wir hätten viele Väter. Sollen wir ſie alle oder welchen ſollen wir lieben? Ich bin in Mainz geboren. Dem unwiſſenden Kinde erzählte man, ein Erzbiſchof ſei ſein Vater; der wißbegierige Knabe erfuhr, er ſei ein freier franzöſiſcher Bürger. Dem Jünglinge ſchlug hoch das Herz, wenn die Heere ſeines großen Kaiſers vor ihm vorüberzogen, und als der liebensmüde Mann ſein Herz verſchloß und ſeinen Verſtand aufthat und umherblickte, ſah er ſich im Darmſtädter Lande. Gehe ich aber auf den Wällen meiner Vaterſtadt ſpazieren, bin ich rechts ein Oeſtreicher und links ein Preuße. Wen, was ſoll ich lieben? Soll ich ein Mainzer Herzchen haben? Soll ich ein ſtolzer Republikaner ſein? Soll ich nach Frankreich hinüber ſchauen? Soll ich als braver Darmſtädter eine ganze Woche von der Oper des künftigen Sonntags ſprechen? Soll ich meine kindliche Liebe zwiſchen Stadt und Feſtung theilen? Soll ich öſtreichiſche Geſinnungen, ſoll ich preußiſche Gefühle hegen? Oder ſoll ich ein deutſches Bundesherz haben? Ja, ein **buntes** Herz müßte ich haben, ſollte ich alle meine Väter ehren, ſollte ich alle meine Vaterländer lieben! — Wir mußten über Waller's Paternitätsklagen herzlich lachen; aber der Alte erwiederte: Haben wir viele Väter und zweifeln wir, ſo wollen wir alle lieben, die unſere Mutter geliebt, und ſie gewiß, denn ſie iſt gewiß nur eine. Sie hat uns geſäugt, gewartet und groß gezogen. Sie lehrte uns Vater, Mutter, Gott lallen und alle die ſchönen ernſten Worte, womit wir uns die heiligen Pforten des Lebens öffnen. Sie lehrte uns unſere kleinen Wünſche kund thun, unſere Nahrung fordern, unſere Schmerzen klagen und unſere Freude jubeln. Sie beantwortete die erſten Fragen unſerer jungen Wißbegierde, erzählte uns von Himmel und Erde, von dem Laufe der Sterne und den Wegen des Lebens, von Ländern, Bergen, Meeren und Völkern. Und auch die Herangewachſenen verläßt ihre Liebe und Sorgfalt nicht. Treten wir aus dem Garten der Kindheit in die weite ungebahnte Welt, dann ruft uns die ſüße Stimme der Mutter wie eine liebliche Schalmei die frohen Tage unſerer Heimath zurück, und flötend begleitet ſie uns durch das ganze Leben, über Luſt und Qual, bis an das Grab, das beide endet. Sie wollen wir lieben, die, hat ſie auch ſich vergeſſen, doch nie uns vergaß — die Sprache, ſie iſt unſere Mutter, wir wollen unſere Mutterſprache lieben. Sie vereint uns, macht uns zu einem Brudervolke und baut uns ein Vaterhaus, in dem wir, wenn auch höher oder niedriger, doch unter einem Dache, wenn auch geſchieden, doch nicht entfernt wohnen und wo, ſammelt auch nie ein gemeinſchaftlicher Saal uns zur ernſten oder frohen Stunde, wir uns doch auf der Treppe und an der Thüre begegnen, uns grüßen und uns erinnern, daß wir Brüder ſind. Welche Sprache darf ſich mit der deutſchen meſſen, welche andere iſt ſo reich und mächtig, ſo muthig und anmuthig, ſo ſchön und ſo mild, als unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfniß der Minute, und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Noth, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich, wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide, und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dolmetſcherin aller Sprachen, die Himmel und Erde, Luft und Waſſer ſprechen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwatzt und die ſchweigende Nacht brätet; was das Morgenroth grün und gold und ſilbern malt und was der ernſte Herrſcher auf dem Throne des Gedankens ſinnt; was das Mädchen plaudert, die ſtille Quelle murmelt und die geifernde Schlange pfeift; wenn der muntere Knabe hüpft und jauchzt und der alte Philoſoph ſein ſchweres Ich ſetzt und ſpricht: Ich bin Ich — Alles, Alles überſetzt und erklärt ſie uns verſtändlich, und jedes anvertraute Wort überbringt ſie uns reicher und geſchmückter, als es ihr überliefert worden. Der Engländer ſchnarrt, der Franzoſe ſchwatzt, der Spanier röchelt, der Italiener dahlt und nur der Deutſche redet. — Ja, rief hier Waller mit lauter und freudiger Stimme, unſere Sprache iſt herrlich! Aber — ſetzte er leiſer hinzu — wir dürfen ſie nicht gebrauchen! Wir dürfen ſie gebrauchen! erwiederte Jener. Dem Haſſe ward das Schwert, der Liebe das Wort gegeben; wir dürfen reden, denn wir dürfen lieben. Und wenn das ſanfte Wort der Liebe nicht bewegt, dann hilft das ſtarke des Zorns. Wir dürfen drohen, wir dürfen ſchrecken. Die Sprache iſt die Scheide der That; wir erheben das umhüllte Schwert, und erringen unblutige Siege. — Hier brach Heinrich in ein ſpottendes Lachen aus und rief: Wir und Schwert! Wir und Sieg! In der Scheide von Eiſen ſteckt eine Klinge von Blech, Nürnberger Waare, wie man ſie Kindern in die

Hände gibt. Man beluſtigt ſich an unſerm Spielen, lacht über unſere heiße Kampfbegierde; doch wenn wir es zu ernſt treiben, entreißt man uns das Spielwerk, patſcht unſere Tapferkeit und ſtellt uns hinter den Ofen. Wir ſind Kettenhunde, die einen armen Teufel anbellen, der in kurzer Jacke vorübergeht; naht ſich aber ein Vornehmer und wir knurren nur, gleich winkt der Herr, der Knecht pfeift und der Prügel fährt uns an den Kopf. Dann kuſchen wir. Nein, nie wird mir dieſes Volk behagen, nie werde ich mich wohl fühlen in dieſem Lande, mit ſeiner launiſchen Luft, ſeinem zänkiſchen Himmel, ſeinem weinerlichen Frühlinge und ſeinem verdrußlichen Herbſte. Wo ſind unſere Alpen, zu welchen wir erquickt hinaufblicken, wenn die Wege des Lebens flach und ſandig ſind? wo iſt der Reigen, der im Gekreiſche der Welt uns zurücklullt in frohe ſtille Tage? Wo iſt der heimathliche See, der in unſere Schmerzen lächelt? Wo iſt der Puls des Volkes, an dem man die Schläge ſeines Herzens fühlt? Wo ſind die Denkmäler unſerer Geſchichte? Welche Großthaten haben unſere Voreltern hinterlaſſen? Das Wenige, was ſie gethan, hat uns nicht reicher gemacht, denn an die Erſtgeborenen allein kam das ganze Erbe. Wenn uns dürſtet nach ſo vielen geſalzenen Tagen, und wir ſuchen einen friſchen Trunk an der Quelle unſerer Zeit; wenn uns heiß iſt in der dürren Gegenwart, und wir ſuchen Schatten unter den Bäumen deutſcher Geſchichten — was zeigt man, wohin führt man, was reicht man uns? In ſandiger Mark „trockenes Brod und ſaures Bier" und vor dem „Wirthshaus ohne Gleichen" ſteht ein überwinterter Maienbaum, an dem hoch am Gipfel falbe Bänder, dürres Laub und welke Kränze raſcheln. Wir ſuchen Wein und finden Bier, ſuchen kühlen Wald, und finden Stammbäume nackt und kahl. Dieſe Herrnhuterſtille des Volks, dieſe Magiſterdemüthigkeit der Gelehrten, der Pfauenſtolz der Reichen, der düſtere Hochmuth unſerer Großen, das linkiſche Weſen aller rechtlichen Leute, und die Schlangenrührigkeit aller Unrechtlichen! Wo ſind die Liebeszeichen vergangener ſchöner Stunden? Säuſelt ein einziger Wohllaut verklungener Tage auf uns herab? Hört Ihr eine Saite klingen, ſeht Ihr eine Harfe ſtimmen? Die Vergangenheit ächzt, die Gegenwart kreiſcht, und die Zukunft gellt. Wir waren Nichts, wir ſind Nichts und wir werden Nichts. Wir ſind ein ſchwaches Volk ohne Wurzel, haben ein armes Leben ohne Herz und ein Vaterland ohne Gewölbe. — Unter allen Vorwürfen, ſagte der Alte, die Ihr gereiztes Blut unſerm ſo geduldigen Vaterlande brachte, iſt mir der letzte als der ungerechteſte erſchienen. Nicht an einem Gewölbe fehlt es Deutſchland; dieſes wurde nur zu feſt, zu geräumig unterbaut, nur zu langer Fleiß, zu viele Kunſt wurde unterirdiſch vergeudet; an einem Dache fehlt es unſerm Vaterlande .... Und an Schornſteinen — fiel ich ein; darum ſchlägt der Rauch der Klagen ſo beißend zurück ... Zank iſt der Rauch der Liebe ... Ja, doch nur die Wärme ſoll man feſthalten. — Nicht um alle Schätze der Welt, fuhr der Alte fort, möchte ich Fürſt ohne Freiheit der Preſſe ſein; doch ſie als Unterthan entbehren, iſt noch erträglich. Wer würfeln muß zwiſchen Noth und Sünde, iſt glücklich zu nennen, wenn ihm nur die Noth zufällt. Nein, meine Freunde, ihr tretet euch ſelbſt zu nahe. Wollt ihr unſer Vaterland kennen und lieben lernen, reiſt in fremde Länder. So vieles Gute, was euch die Heimath gewährte, werdet ihr dort vermiſſen, und ſelbſt des Schönen, das euch in der Fremde neu erſcheint, könnt ihr nur darum genießen, weil ihr Deutſche ſeid, weil euch das Vaterland zur Gerechtigkeit erzogen. Der Britte iſt nur Britte, der Spanier nur Spanier, der Franzoſe nur Franzoſe; Menſch iſt der Deutſche allein. Shakſpeare, Calderon, Voltaire, ſie ſind unſer. Bewunderung nicht abgezwungen hat uns ihr Ruhm, froh und frei geben wir ihnen den Sold der Liebe, ſie ſind unſere Landesgenoſſen, ſind unſere Brüder.

— Gerechtigkeit, bemerkte Waller, iſt die Tugend der Schwachen, ihnen liegt am meiſten daran, daß ſie geübt werde, der Starke ſchützt ſich ſelbſt. — Wohl dem, erwiederte der Alte, dem ein beſcheidenes Maaß der Kraft geworden; Uebermacht führt zur Sünde... Unſer Land iſt herrlich, ſeine Luft iſt mild, uns allein ward der ſchöne Wechſel zwiſchen Entbehren und Genuß, der der menſchlichen Natur ſo wohl thut. Beneiden wir keinem Lande ewig lachenden Himmel; ewiger Genuß gleicht ewigem Entbehren. Wir haben den längſten Frühling, und weint er auch — im Frühlinge weint der Baum, der Strauch, die Blume und die Liebe. Thränen ſind die Wehen eines Herzens, das nie altert, und ein immer junges Herz ward nur dem Deutſchen gegeben. Fragt nicht nach unſerer Geſchichte, nach den Denkmälern unſerer Vorzeit; wir ſind ein junges Volk. Wir haben keine Vergangenheit, andere Völker haben keine Zukunft. Wer iſt glücklicher? Seht dort jenen goldgelockten Knaben, der einer todten Blume im leichten Sande ihr Grab gräbt; ruft ihn herbei, fragt ihn nach der Geſchichte ſeines Lebens — er ſieht euch mit ſeinen großen blauen Augen an, hüpft fort und ſpielt wieder mit Gras und Blumen. Ihr fragt, was er gelebt? Er lebt. Würden wir nicht gern mit ihm wechſeln, würden wir nicht froh unſere ſichere Vergangenheit für ſeine unſichere Zukunft geben? Wir ſind Kinder und es iſt wahr, wir werden ſtreng erzogen; aber wer tauſchte nicht gern die Schule für das Leben, den Zögling für den Lehrer ein? Freie Menſchen haben keine Feierſtunde — wir ſind ein beneidenswerthes Volk. Unſere Hofmeiſter altern und wir wachſen heran; laßt uns genießen und hoffen. Der Bau des deutſchen Landes wird einſt vollendet werden — und dann, auf Jahrtauſende gegründet, wird er alle Staaten überdauern. Einſt haben die Deutſchen das Weltreich Rom zerſtört, einſt werden ſie ein ſchöneres aufrichten. Sie werden den ewigen Frieden ſtiften, den edle Fürſten gehofft und von dem andere geträumt, er ſei ein Traum geweſen; und dann wird man die guten Ahnen ſolcher guten Enkel ſegnen. — Ja, gut ſind wir, ſagte Waller, aber ich will nicht gut, ich will beſſer ſein. Wir vermögen nur die That, die zur Ruhe, nur den Kampf, der zum Frieden führt; unſer Herz iſt warm, aber es glüht ſtill und düſter und ſchlägt nie in ſchöne helle Flammen aus. Wir ſind keiner Begeiſterung fähig, die den Menſchen zum Gotte erhebt, das Geſchöpf zum Schöpfer macht. Die Polizei muß es befehlen, es muß am Rathhauſe angeſchlagen ſtehen, daß wir um 4 Uhr Nachmittags uns begeiſtern und jubeln ſollen, und dann ſind wir begeiſtert und jubeln zur beſtimmten Stunde. Wie lieben, wie ehren wir unſere großen Männer, und wie thun es andere Völker! Unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Weiſen, unſere Wohlthäter des Volkes — wir Mundſchmeichler nennen ſie hochgefeiert; aber wir feiern ſie nicht hoch und laſſen ſie hungern. Das Odeon in Paris mußte vorausgehen, für Webers Wittwe und Waiſen eine Vorſtellung zu geben, und nur wenige deutſche Bühnen ſind dieſem Beiſpiele gefolgt. Jean Paul klagte oft, er habe nie das Meer und die Alpen geſehen. Er hatte hundert Fürſten, dreißig Millionen Landesgenoſſen, und er war arm! In der „Kunſt und Wiſſenſchaft kräftig fördernden Kaiſerſtadt“, wie der aufrichtige Böttiger Wien genannt, liegt Beethoven ſchon vier Monate krank darnieder und er darbt! Als es die philharmoniſche Geſellſchaft in London erfuhr, beſchloß ſie, ihm Alles zu geben, was er brauche und wünſche, und ſie ſchickte ihm ſogleich tauſend Gulden. Gerechter Gott! Tauſend Gulden ſchickten ſie von London nach Wien, und dort hat ein Bankier für die ſchnöde Luſt einer einzigen Nacht dreißigtauſend Gulden verſchwendet! Aber freilich war Beethoven nie ein Schmeichelhund mit ſeidner Schnauze, wie Metaſtaſio geweſen, und er mag wohl ein Ketzer ſein, der nicht an die Göttlichkeit Wiener Cavaliere glaubt. Mich ſchaudert und mich ekelt! Wie kann Gott lieben, wer nicht ſeine Werke liebt! — Waller, beſter Waller, rief ich, wie bin ich erſtaunt, Sie das ſprechen zu hören. Der Deutſche iſt frei; unſere Dichter, unſere Künſtler, unſere Schriftſteller, ſie ertragen kein Joch; nur eines müßten Sie nicht abwehren: das der Wohlthaten. Seien wir froh, daß man es ihnen nicht auflegt, für jene iſt die Schande, für uns der Ruhm. Der Deutſche denkt, dichtet, malt mit dem Herzen; wer ſein Herz feſſelt, hat ſeinen Geiſt gefeſſelt. Laßt uns darben und frei ſein. Göthe ſchrieb ſeinen Werther, ehe er an den Hof gekommen, und kann man auch nicht beweiſen, woran ſein Herz geſtorben — denn ſeine Jugend hat ſeine Freiheit nicht überlebt — ſo weiß man es doch. — Und was iſt jene Begeiſterung? ſetzte der Alte hinzu. Ein Aufwand des Gefühls, das Gutleben eines Feiertages, auf den ſpärliche und nüchterne Wochentage folgen. Der Deutſche liebt das ganze Jahr mäßig, aber immer ſatt. Die Britten, die Franzoſen, ſie ehren und feiern nur die großen Männer ihres Landes; der Deutſche liebt alles Schöne und Gute, was auf der ganzen Erde lebt. Wir können nicht Alles lieben, was wir bewundern, nicht Jedem wohlthun, den wir lieben. Vieles mag uns mangeln, wir haben Eins, das uns Alles erſetzt: die Freiheit des Gedankens ... Heinrich lachte ... Ja die Freiheit des

Gedankens! Was nützt den Franzoſen ihre freie Preſſe? Sie dürften es ſagen, daß deutſche Wiſſenſchaft und Kunſt hoch über franzöſiſcher ſtehe, daß Shakſpeare mehr ſei als Corneille; aber ſie ſagen es nicht, ſie vermögen es nicht zu denken. Was hindert uns Zenſur, was jede andere Gewalt? Oft wird die That durch den Willen beſchränkt; aber ſo gewiß der Schatten dem Lichte folgt, ſo gewiß folgt die That dem Willen, wenn er nur rein iſt. Was wir wollen, wird geſchehen, früher oder ſpäter, wenn wir das Rechte und wenn wir es ſtandhaft wollen. Das engliſche Volk, ſo edel es auch iſt, wagt nicht gerecht zu ſein; wir haben den Katholiken Irlands ſchon längſt Freiheit und Gleichheit gegeben. Selbſt mächtige Fürſten bedenken ſich, was ſie über Griechenland beſchließen ſollen; wir haben ſie ohne Zaudern unabhängig erklärt. — Heinrich rief verdrießlich aus: Und ſei dieſes Alles wahr, was hilft es uns? Was nützen uns Kunſt und Wiſſenſchaft in verſchloſſenen Schränken, was guter Wille ohne That, Tugend ohne Achtung, Verdienſt ohne Ruhm? Ich will des Lebens froh ſein, ich will es genießen. Ich will ſagen, was ich denke, thun, was mir recht ſcheint, abwehren, was mir mißfällt, und ernten, was ich geſäet. Wie langweilig ſind wir, wie langweilig werden wir gefunden! Wo unter uns iſt die ſchöne Geſelligkeit der Franzo ſen, wo bei uns vereint ſich Kunſt und Wiſſen, Herz und Geiſt, Gefühl und Witz, uns eine ſchöne Stunde, uns einen Vollgenuß des Lebens zu verſchaffen? — Beneiden wir ſie nicht darum, erwiederte Jener. Ich habe auch unter ihnen gelebt, ich ließ mich von ihnen köſtlich bewirthen, ich durfte mir ihre Verſchwendung wohl gefallen laſſen. Aber gleichthun wollen wir es ihnen nicht. Sein ganzes Wiſſen vergeudet der Franzoſe in dem Geſpräche einer Stunde; oder weil er Alles ſpricht, was er weiß, ſagt er mehr, als er weiß, und macht Geiſtesſchulden. Der Deutſche denkt mehr, als er ſpricht; aber er reicht aus und man ſieht nie den Boden ſeines Wiſſens.

Die Sperr-Trommel wirbelte jetzt. Wir müſſen heimkehren, ſagte ich. Schade! rief der Alte, der Abend iſt ſo ſchön! Doch wir wollen dem Zuge folgen. Was liegt daran? bemerkte Waller. Denken wir, wir gingen noch länger ſpazieren. — Ja, das wollen wir denken, erwiederte ich; und wir wollen denken und immer denken: dieſe Trommeltyrannei iſt hart und lächerlich — dann endet ſie gewiß einmal.

Der Alte hatte die Güte uns zu ſagen, daß er ſich unſerer Bekanntſchaft freue, und wir ihn auf ſeinem Zimmer Nr. 13 morgen beſuchen möchten. Scheidend reichte er Heinrich die Hand und ſprach: Soyons amis, Cinna! Sobald wir nach Hauſ:

gekommen, erkundigte ſich Waller, wer Nr. 13 wohne. Man brachte ihm das Fremdenbuch und er las: Baron von Ruhdorf, Geheimer Hofrath und Regierungs-Präſident. So! — murmelte er. — Baron! Präſident! Hofrath! Darum alſo ſo zufrieden? Vous êtes orfèvre, Monsieur Josse!

XXXVI.

Das Leben und die Wiſſenſchaft.

(1808.)

Das Leben und die Wiſſenſchaft, ob zwar eins und unzertrennlich in der Anſchauung, ſind doch feindlich ſtets getheilt, ſobald ſie das Bewußtſein verlaſſen, und in die Wirklichkeit übertreten. So, den Haß im Herzen, und ſich wechſelſeitig verſpottend, durchwandern ſie die Welt, ſtreuen überall den Saamen der Zwietracht aus, tödten jede Lebensfreude, und laſſen keine Seligkeit vollkommen werden. Dieſe Spaltung zwiſchen Idee und Wirklichkeit durchläuft alle Zeiten, und die Unverſöhnlichkeit derſelben beweiſt die Nothwendigkeit ihres Haſſes. Und nothwendig iſt er in der That. Denn die Idee fürchtet ihre eigene Realiſirung; weil, da es ihr nie gelingt, ſich erſchöpfend darzuſtellen, ſie durch Verkörperung ſich mit ſich ſelbſt entzweit und ihrem Leben eigenhändig eine Schranke ſetzt. Die Wirklichkeit wiederum fliehet gerne die Idee, von der ſie ausgegangen iſt; denn ſie möchte ſelbſtſtändig ſein und ſucht ſich daher der Herrſchaft derjenigen zu entziehen, die ihr das Daſein gab. Dieſem Naturgeſetze gemäß findet man, daß ſelten ein und derſelbe Menſch fähig iſt, Ideen zu ſchaffen und ſie zugleich bildlich darzuſtellen, daß er Wiſſenſchaft und Kunſt vereint beſitzt. Wo der Sinn am herrlichſten blüht, da mangelt die Frucht der That; wo die That am kräftigſten hervortritt, da hat ſie bewußtlos gehandelt. Heroismus und Genialität werden darum ſo ſelten beiſammen gefunden. Die Einen ſind Helden geworden, haben Welten bewegt und Welten zertrümmert; doch wurden ſie getrieben von einer unſichtbaren Gewalt und ſie wußten nicht was ſie thaten. Die Andern haben der Beſchauung ſich gewidmet, ſie philoſophiren über der Menſchen Kräfte und wägen ihre Thaten ab; ſie loben und tadeln nach ihrer Weisheit und meinen oft, es könnte beſſer ſein. Das ſind die Gelehrten; doch bringt ſelten es einer dahin, auch nur ein Sonnenſtäubchen aus ſeinem Gleiſe zu rücken. So ſchauen nun die Philoſophen von ihrem Sternenſitze verächtlich herab auf das kleinliche Treiben der Menſchen, und weinen den Verblendeten eine Thräne des Mitleids. Die Herrſcher hingegen von ihren goldenen Thronen ſehen lächelnd hinauf zu jenen Irrlichtern, die nicht leuchten und nicht wärmen, die ſchnell vergehen, wie ſie ſchnell entſtanden — ſie lächeln, und freuen ſich der bequemen ſichern Erde.

Dieſer Neigung aber des Geiſtes, ſich in tauſendfache Formen zu zerſplittern, die alle feindlich ſich bekämpfen, dieſer Neigung muß der Menſch widerſtreben in ſeiner Herrſcherkraft; und er kann es, wenn er den Muth hat, es zu wollen. Alles, was du in deinem Gemüthe erzeugſt, mußt du in der Wirklichkeit geltend zu machen ſuchen; denn du wirſt deinen eignen Gedanken nie klar erkennen, ſo lange er nicht verkörpert vor dir ſteht. Du mußt dich anderſeits bemühen, jedes Gebilde, das dir die Welt darbietet, zu vergeiſtigen; denn Nichts wirſt du erfaſſen, bevor du es erkannt, und du erkennſt es nicht, wenn du die Idee nicht begreifſt, die ihm inwohnt.

Ob nun zwar dieſe Univerſalität des Seins nur Wenigen von Natur verſtattet iſt, ſo ſollte die Erlangung derſelben doch Keiner unverſucht laſſen. Wohl fließt ein reißender Strom zwiſchen dem Gedanken und der Wirklichkeit, zwiſchen der Philoſophie und dem Leben; aber der muthige Schwimmer kömmt doch hinüber. Wie glücklich wäre er dann, wenn er mit dem Ufer zugleich ſein Ziel erreicht hätte! Doch nein! die Menſchen in ihrem thörichten Wahn haben die Hinderniſſe der Natur nur noch zu vergrößern geſucht. Man hat eine Mauer aufgerichtet zwiſchen dem Leben und der Wiſſenſchaft, zwiſchen der Stube des Gelehrten und dem Felde des bürgerlichen Handels, zwiſchen Theorie und Praxis; eine Mauer, die man mit der ängſtlichſten Treue bewacht, die daher nicht erklimmt werden kann; die man zerſtören muß, um in das Gebiet, das ſie beſchützt, gelangen zu können.

Wie dieſe Dualität entſtanden ſei, begreift man leicht, wenn man weiß, daß ſie von der Natur begünſtigt worden iſt. Schwerer aber iſt es zu begreifen, warum die Menſchen, nachdem ſie zum Bewußtſein derſelben gelangt waren, ſich ſo ſehr bemühten, den Zwieſpalt permanent zu machen. Es bedarf keiner Erzählung der Qualen, die man ſich dadurch bereitet hat; denn gar wenige ſind es, die nicht darunter litten. Man beſuche die Geburtsſtätten der Gedanken, die Studierſtuben der Gelehrten, und was wird man finden? Man findet dort, je nach dem Alter der ſie bewohnenden Philoſophen, entweder die Thränen der unbefriedigten Sehnſucht, oder den Schmerz des mißlungenen Strebens, oder den Ingrimm wegen verſpotteter Weisheit. Durchwandle auf der andern Seite das Gebiet der bürgerlichen Thätigkeiten, und was wirſt du ſehen? Du ſiehſt da ein bewußtloſes Drängen und Gedrängtwerden, ein eitles Handeln, das ſich oft nicht zur Würde des Inſtinkts erhebt, des Inſtinkts, welcher doch immer die Zweckmäßigkeit für ſich hat. Sinnlos und todt ſind alle Glieder und ihre Bewegungen, gleich denen einer Marionette, ohne Leben und Selbſtbeſtimmung. Wenn auch einmal der Geiſt ſich in dieſes Puppenſpiel verirrt, ſo wird er flugs in kalte elle Formen eingezwängt, ſo daß er, der Freie, dem Kerkerluſt unerträglich iſt, nicht bleiben mag und ſchnell die Flucht ergreift.

Da nun jede Wiſſenſchaft ein Gebiet hat, worin ſie ſich verkörpert darſtellt; da anderſeits jedem Gebilde der Welt eine Wiſſenſchaft gegenüberſteht, worin ſein Geiſt ſich ausſpricht; ſo laſſen ſich die unſeligen Folgen, die aus der Trennung der Theorie von der Praxis entſtanden ſind, an jedem Punkte aufzeigen. Man mag nun die einzelnen Inſtitutionen der menſchlichen Geſellſchaft betrachten, oder eine Encyclopädie der Wiſſenſchaften durchgehen. Der Geiſt der Zwietracht wird überall gefunden, ſchwächer oder ſtärker.

Wie aber jede Thätigkeit des Menſchen darauf hingeht, Geiſt und Leib in ihrer Individualität zu erhalten und durch Fortpflanzung unſterblich zu machen, ſo wird zuerſt dem Menſchen das am Herzen liegen, was jenem Zwecke erſprießlich iſt. Da ferner, wie gezeigt, nur in Verbindung des Lebens mit der Wiſſenſchaft ein glücklicher Zuſtand gedacht werden kann, ſo folgt, daß das Unheil, was aus dem Gegentheil entſpringt, am größten dann ſein muß, wenn es in ein Gebiet fällt, das alle Menſchen ohne Ausnahme für ihre Zwecke in Anſpruch nehmen. Daher gibt es vorzüglich eine Wiſſenſchaft, wo Theorie, von der Praxis getrennt, jeden reinen Genuß unmöglich macht; daher gibt es ein Gebiet des Lebens, das, von der Wiſſenſchaft abgeſondert, entgeiſtert und ohne Bedeutung daſteht. Es iſt die Staatswiſſenſchaft, es iſt der Staat.

Denn es läßt ſich zeigen, wie Jeder, der ſich mit irgend einem andern Zweige des Wiſſens befaßt, des Troſtes doch nicht ganz entbehrt, wenn es ihn ſchmerzt, daß die Wirklichkeit ſo wenig ſeinen Idealen entſpricht. Auch kann es dargethan werden, daß für die Meiſten, die ſich gezwungen herumtreiben in einem öden Felde des Lebens, daß es für Jeden außer ſeinem Kreiſe doch einen Zufluchtsort gibt, wohin er ſich flüchten kann, wenn die kalte Hand der entſeelten Wirklichkeit ihn zu Boden drückt. Für Alle iſt einige Rettung möglich, nur nicht für den Gelehrten, der ſich mit der Staatswiſſenſchaft befaßt, nur nicht für den Bürger, der im Staate, als ſolcher, lebt.

Wenn der Theolog weint über die Gottloſigkeit der Menſchen, ſo iſt die Hand nicht fern, die ſeine Thränen trocknet. Denn wo er wahrhaft in Gott lebt, gibt es für ihn keinen Raum und keine Zeit. Die erquickende Ausſicht alſo, daß kommende Generationen oder die Bewohner anderer Welten frömmer ſein dürften, muß ihn genügſam für den Schmerz entſchädigen, ſich von Ungläubigen umringt zu ſehen. Wenn der Philoſoph klagt über die Unweisheit der Menſchen und ihren Blödſinn beweinet; ei, warum trauerſt du, Freund? Glaubſt du, daß nur in der Weisheit ein ſeliges Leben möglich ſei? nun gut, ſo überlaß dich ihr und das Gefühl deiner Freiheit wird dir um ſo köſtlicher ſchmecken, je mehr du dich von Menſchen umringt ſiehſt, die in den Feſſeln der Sinnlichkeit ſchmachtend vergehen. Wenn die Aerzte jammern über die Unmäßigkeit der Menſchen, ſo haben ſie doch die Befriedigung, daß ihre Wiſſenſchaft ſie lehrt, den üblen Folgen, die daraus entſtehen, abzuhelfen. Wenn die Leute ſpotten über die Ungewißheit der mediciniſchen Kunſt, dann mögen ſie ſo leben, daß ſie ihrer nicht bedürfen. So gibt es ein Heilmittel für jede Wunde. Wenn aber der Bürger mit der Staatsverfaſſung, die ihn beherrſcht, nicht zufrieden iſt, wenn der Staatsgelehrte klagt, daß man ſeine Grundſätze nicht in Ausübung bringe, ſo iſt hier nichts, was für den Verluſt entſchädigen könnte, dann tritt auch nicht ein Moment ein, wo man den Einfluß einer geſtörten Harmonie nicht ſchmerzlich fühlen ſollte.

Denn mache es, wie du willſt, ſei geſchmeidig wie ein Aal, kleiner als ein Atom, oder von Giganten-Größe, ſei König oder Bettler; du entgehſt dem Staate doch nicht und ſeinem Einfluſſe. Verkrieche dich in den entfernteſten Winkel der Erde, den nie ein Menſchenfuß betritt; auch da verfolgt er dich. Denn du wirſt dich der Gedanken nicht erwehren können, der Gedanken, die der Staat dir gab, in dem du erzogen worden. Die Luft umgibt deinen Leib, der Staat deinen Leib und deinen Geiſt. Deine Bedeutung in der lebendigen Natur endet mit dem Leben, wie ſie mit dem Leben begann; im Staate biſt du unſterblich. Er hatte dich beſtimmt, ehe du noch zur Welt kamſt; dein Leichnam iſt ſeiner Obhut nicht entzogen; er handhabt dein Vermögen, er beherrſcht deine Nachkommenſchaft als Blut von deinem

Blute und Geiſt von deinem Geiſte. Er dringt dir deine Geſinnungen auf, denn die Umgebungen ſind es, die uns erziehen, dieſe Umgebungen aber regelt der Staat. Daher kann man mit Recht behaupten, daß von den drei Verhältniſſen, die das menſchliche Weſen beherrſchen: ſeine thieriſche Natur, ſeine Humanität und ſein bürgerlicher Zuſtand, daß es der letztere iſt, der das größte Gebiet im Beſitz hat.

Dieſen Zuſtand kennen lernen, das heißt ſich ſelbſt kennen lernen. Die Forderung nun, ſich dieſer Kenntniß zu bemächtigen, würde man an Jeden machen müſſen, wenn es nicht darum überflüſſig wäre, weil ſchwerlich Einer, der ſich dieſem Geſetze nicht freiwillig unterwirſt, im Stande ſein möchte, ſeine Nothwendigkeit überhaupt zu begreifen, auch wenn es ihm von einem Andern diktirt wird. Es iſt daher nicht nöthig, Jeden ohne Ausnahme zu tadeln, der dieſe Regel vernachläſſigt, denn es iſt die unorganiſche Menge, die überall ſinnlos waltet. Wenn aber Menſchen, die mit dem Staate in näherem Conflikte ſtehen, wenn Staatsdiener verabſäumen, ſich theoretiſche Kenntniſſe anzueignen: dann kann man mit Wahrheit behaupten, daß der ehrliche Tagelöhner, der doch weiß was er thut und warum er es thut, ſolchen Menſchen weit wird vorzuziehen ſein.

Und doch waren es meiſt ſolche Menſchen, die man an's Steuerruder des Staates ſetzte. Zwar muß man die Conſequenz des Feudalismus loben, wenn er den Adel ausſchließlich zu Staatsämtern zuließ. Denn da deren Verwaltung Verſtand erfordert, ſo war es natürlich, daß man ſie den Händen Derjenigen vertraute, die den Geiſt in Erbpacht beſaßen. Die Natur hingegen, die nicht mit ſich contrahiren läßt und auch keinen Proceß fürchtet, hatte oft gewagt, mit frevelhafter Verletzung des Eigenthums, auch Leute von niedriger Herkunft mit Talenten zu begaben. Dieſe wurden immer zurückgeſetzt. Vorzüglich unſer ehrliches aber etwas tölpelhaftes Vaterland war immer darauf beſeſſen, nur ſolche Männer zu Ehrenämtern zuzulaſſen, deren Ahnen ſich rühmen durften, Schlöſſer verwüſtet und den wehrloſen Wanderer geplündert zu haben. Die Söhne ehrlicher Bürger aber wurden verdammt, die Müllerthiere des Staates zu ſein, die für Andere das Mehl herbeiſchleppten, während ſie ſelbſt mit Diſteln ſich begnügen mußten. Wenn man ſich auch dann und wann das Anſehen gab, als wollte man dem Talente Einfluß auf die Staatsverwaltung gönnen, ſo geſchah es doch auf eine ſo plumpe, beleidigende Art, daß kein Mann von Ehre wünſchen konnte, der Gegenſtand einer ſolchen Auszeichnung zu ſein. Es war nicht die heilige Flamme des Genies, die man ſchützte und göttlich verehrte. O nein! Man mäſtete die Intelligenzen, um dem Fiskus einen fetten Sonntagsbraten zu verſchaffen.

Jedoch, ſo wie jede böſe That immer Zwei zugleich verdammt; die Sünde desjenigen, der ſie begangen, und die Schwäche deſſen, an dem ſie ausgeübt iſt, ſo war es auch hier. Wenn die Weisheit kalt und ſtreng vom Throne entfernt gehalten wurde und die entadelte Regierung, indem ſie ihrer ſelbſt ſpottete, zugleich die ſchein- und glanzloſe Philoſophie dem Geſpötte des Pöbels preisgab, ſo war das eben ſo viel die Schuld der Philoſophen, die die Kraft nicht hatten, ihre Kraft geltend zu machen, als es die Schuld der Fürſten war, die nicht Muth genug hatten, einer angeerbten Schwäche treulos zu werden. Wenn die Machthaber glaubten, daß ſie vom Schweiße ihrer Arbeiten nirgends angenehmer ausruhen konnten, als unter dem Schatten eines breitäſtigen Stammbaumes, ſo folgten ſie darin der unwiderſtehlichen Lehre einer tauſendjährigen Gewohnheit und ſie thaten, was ſie nicht laſſen konnten. Wie oft aber mochten ſie, an jener Sonntagskühlung bis zur Ueberſättigung ſchmauſend, zähneklappernd ihres Ekels ſich bewußt werden und ſich zurück ſehnen nach der Freude des Sonnenſcheins! Wo war alsdann die philoſophiſche Sonne, die Muth genug hatte hindurchzudringen durch den Wolkendunſt der Gelehrſamkeit, um Licht dem zu ſenden, der um Licht flehte? Wie mancher edle Fürſt, umringt von ſeinen Lügentrabanten, mochte hinaufgeſehen haben zur Dachſtube der Philoſophie, wünſchend, daß ihm Erquickung käme von dorther; aber keine ward ihm zu Theil. Denn wo fand ſich der Philoſoph, der beſcheiden genug war, ſein Strahlenangeſicht zu umſchleiern, um das Licht der Wahrheit dem entübten Auge verdämmert darzubringen? Wer hatte den Muth, ſeine Bruſt den Lanzen der Fürſtenſchmeichler darzubieten, und wer war gewandt genug, daß er nicht ſtolperte über ſeine eigene Weisheit? O, wer da glaubt, daß es hinreicht, Geiſt und Wiſſenſchaft zu haben, um ein guter Fürſtenrath zu ſein, der kennt die Welt nicht, oder hat nie einen deutſchen Profeſſor geſehen. Steif, wie eine lateiniſche Declination, ſchreitet die deutſche Gelehrſamkeit einher und iſt rettungslos verloren, ſobald ſie es wagt, ein Compliment zu machen. Wie kann man aber von der blödſinnigen Menge, die nie durch die Oberfläche dringt, verlangen, daß ſie dem Manne Kraft zutraue, der zu ſchwach iſt, ſeinen eigenen Körper zu beherrſchen? Auf dieſe Weiſe aber ward die Schranke unterhalten, welche Fürſten und Philoſophie ſich zu vereinigen verhinderte.

So war es bis jetzt. Nun hat aber zu unſerer Zeit die Vorſehung ſich in höchſt eigner Perſon herabgelaſſen, dem chriſtlich moraliſch ökonomiſchen Deutſchland eine handgreifliche Lection zu geben. Sie lehrt: daß der Staat wie eine todte Maſſe zu betrachten ſei, wenn keine Seele da iſt, die ihn belebt; daß aber auch der Geiſt keine Bedeutung habe, wenn ihm kein Stoff gegeben iſt, dem er ſich einbilden könne. Die Lehre war ſtark und man wird ſie nicht vergeſſen. Denn als die Preußen bei Jena geſchlagen wurden, da konnte Nichts mehr ihren Staat retten. Nicht die ſchön gedrechſelten Zöpfe der Soldaten, nicht der gewichtige Corporalſtock; denn die Seele war aus ihm gewichen. Die preußiſche Staatsverwaltung war nie was anderes als eine kleinliche Tabellenkrämerei geweſen; man zwängte den Geiſt in rothe Linien ein, die er bei höchſter Ungnade nicht übertreten durfte, und der Mangel der Sinne ſollte erſetzt werden durch die fünf Species der Rechenkunſt. Man glaubte, daß das Theilungsprincip der Arbeiten auch auf den Kopf angewandt werden müſſe, welcher arbeitet. Daher erſchöpfte man die Alphabete der alten und der neuen Sprachen, um alle die Diviſionen und Sub-Diviſionen zu bezeichnen, in die man die Funktionen des Geiſtes zerſpaltete. Man zerſchnitt das Gehirn gleichſam in Stücke und ſprach:

du thuſt dies, und du ſollſt jenes thun. Darum beſetzte man die Aemter am liebſten mit ſolchen Menſchen, bei denen man ihrer angeborenen Einſeitigkeit wegen dieſe Theilung nicht erſt vorzunehmen brauchte. Man mußte im preußiſchen Staate ein mittelmäßiger Kopf ſein, um in einer Amtsbewerbung zu reuſſiren, und die Glücksritter, die ſich klüger dünkten, bemühten ſich Mediocrität zu affektiren. Wie konnte ein ſolcher Staat ſich retten in einem Kampfe, wo ihm die ungetheilte Intelligenz gegenüber ſtand? Er mußte fallen; und dies war ſo natürlich, daß, hätte Preußen nicht einſt ſeinen Friedrich gehabt, kein Kind mehr davon ſpräche, daß es zertrümmert worden iſt.

Jetzt iſt Alles bei der Hand, um die Ehre des Sprichworts zu retten: durch Schaden wird man klug. Unſer proſaiſches Vaterland hat ſich plötzlich der Genialität hingegeben, hat abgeworfen den Reifrock und die ſteife Schnürbruſt, in der ſeine Staatsverfaſſung bis jetzt ängſtlich keuchend einher ging. Man fängt aller Orten an, die Gelehrten aus ihren Studierſtuben in die Staatsbehälter zu ziehen, indem man ſie ſchön ausſchmückt mit Sternen und Bändern. Wer hätte eine ſo hochherzige Huldigung des Genies ſich nur träumen dürfen, zu einer Zeit, wo Deutſchland — pfui, man möchte erröthen es auszuſprechen

— wo das ökonomiſche Deutſchland zum Denkmal für ſeinen Luther kaum ſo viel Geld zuſammenbrachte, als hinreicht, um die Kinder einer großen Stadt mit Semmeln zu bewirthen? Doch der Leier des galliſchen Orpheus konnte Keiner widerſtehen, und ſogar die deutſchen Bären tanzten. — — —
— — — — — —

XXXVII.

Ueber die geometriſche Geſtalt des Staatsgebiets.

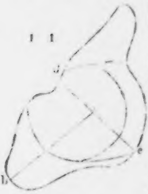
(1809.)

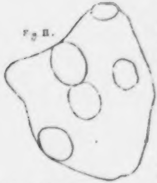
Die Form des Staats, d. i. ſeine geometriſche Figur, die ſeine Umgränzung bildet, hat den bedeutendſten Einfluß auf ſein ganzes Leben.

Die Regenten haben von jeher eine Neigung gehabt, ihre Länder zu arrondiren. Dieſer Trieb, ſich zu arrondiren, iſt der ſymboliſche Ausdruck für die Tendenz zur Vervollkommnung überhaupt, die jedem Dinge einwohnet. Man findet es bei allen Organismen der Natur, daß, je höher ſie ſtehen, je mehr nähert ſich ihre Geſtalt der Kugelform. Der Grund iſt auch leicht einzuſehen, warum es zur Vollkommenheit eines Staats gehöre, arrondirt zu ſein. Nur in dem Falle nämlich, daß der Staat einen Zirkel bildet, kann er einen Mittelpunkt haben;

hat er aber ein Centrum, ſo wird die Lebenskraft, die von demſelben ausgeht, der Natur jedes Fluidums gemäß, ſich nach jedem Punkte der Peripherie hin gleichförmig vertheilen, und daraus muß ein Zuſtand reſultiren, welcher der vollkommenſten Staatsverfaſſung gleicht. Hat aber der Staat eine unregelmäßige Figur, ſo ſind die Uebel die daraus entſpringen, eben ſo ſchlimm, als die Mittel gefährlich ſind, die man anwenden könnte, um jenen Uebeln abzuhelfen.

Man nehme an, ein Staat habe die Geſtalt von Fig. I. Einen Mittelpunkt könnte er alsdann nicht haben, und es hängt blos vom Zufall ab, wo ſich der Punkt bilden wird, von dem alle ſeine Thätigkeit ausgeht. Dieſer Punkt ſoll a ſein. Sich ſelbſt überlaſſen, wird nun die Staatskraft ſich mit gleicher Stärke nach den Punkten d, e, b ausdehnen. Nun iſt die Linie a, b zweimal ſo groß, als die Linie a, e, die Intenſität der Regierung aber iſt ſich gleich, wodurch denn nothwendig ein Mißverhältniß entſtehen muß.

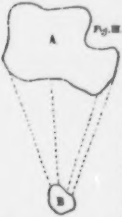




Fg. II.

Will man nun, dem abzuhelfen, ein unregelmäßiges Land in viele Kreiſe zertheilen (Fig. II.), ſo wird dadurch die Einheit der Regierung vernichtet.

Was das Verhältniß eines Staats zu andern Staaten betrifft, ſo wird dieſes Verhältniß um ſo ſchwankender und daher um ſo gefährlicher ſein, je mehr ſeine Figur von der Cirkelform abweicht.



Fg. III

Man betrachte Fig. III. Hier werden die ſucceſſiven Bewegungen des Staats a um ſeine Achſe eben ſo verſchieden ſein, als die Linien, die von jeglichem Punkte der Peripherie nach dem Mittelpunkte hin gezogen werden können. Nach dem Geſetze der Gravitation wird daher der Staat a auf den Staat b in jedem Augenblicke mit einem andern Grade der Kraft einwirken. Da nun die Reaction des Staates b parallel läuft der empfangenen Kraft, ſo wird die Paſſivität des Staats a unendlich variabel ſein. Daraus folgt, daß das Verhältniß des Staats a zu irgend einem andern Staate ein ewig ſchwankendes ſein muß, welches ſich jeder Berechnung entzieht.

Will man einen Beleg haben für den Satz, daß das innere Leben eines Staates zum Theil von ſeiner äußern Umgrenzung beſtimmt werde: ſo betrachte man Italien. Dieſes Land, unter allen Ländern Europas dasjenige, deſſen Figur von der ſphäriſchen am meiſten abweicht, zeigt uns in ſeiner Geſchichte einen wunderbaren Widerſpruch. Seine Kraft, ſo oft ſie ſich äußerte, wirkte immer nur centrifugal, und vermochte nie ſich in ſich ſelbſt zu bilden. Die Welt, nachdem ſie von den irdiſchen Banden erlöſt worden, die ihr der Materialismus der Römer angelegt hatte, mußte ihre junge Freiheit der deſpotiſchen Intelligenz der Päbſte hinopfern, und ward ein Jahrtauſend lang, als ſeelenloſer Leib, nach Willkür gelenkt. Nachdem die Geduld des Himmels, ſich als Marionettendrath gebrauchen zu laſſen, aufhörte zu ſein, hat zu unſerer Zeit Ajaccio einen Geiſt geboren, der in vereintem Beſitz ſowohl der intellectuellen, als der maſſiven Kraft der Weltgeſchichte auf eine lange Zeit ihre Bahn vorgezeichnet; und ſo iſt es wiederum Italien, das die Herrſchaft der Welt auf ein neues Jahrtauſend in Pacht genommen.

Wie kömmt es aber, daß eben dieſes Land mit der unverſiegenden Herrſcherkraft doch nie vermochte, ſich ſelbſt zu beherrſchen? Der römiſche Staat, der mit ſeinen langen Armen ergriff, was er nur immer erreichen konnte, erſtreckte ſich nicht weit über das römiſche Gebiet hinaus, und die andern Provinzen Italiens wurden eben ſo fremd wie auswärtige Länder behandelt. Nie hat Italien einen einzigen Staat ausgemacht. Zerſtückelt, wie es war, bot es uns eine unaufhörliche Scene dar von innern Zerrüttungen, von Bürgerkriegen und Gräueln aller Art. Zu unſrer Zeit, wo ein einziger Federzug hinreichen würde, Italien in einen Staatsverein zu bringen, iſt es doch nicht geſchehen und ſeine Zerſtückelung iſt von Neuem ſanctionirt worden.

Gleich wie dieſes Land eines Mittelpunkts entbehrt, ſo ſpricht ſich auch die centrifugale Tendenz des Egoiſmus nirgends ſtärker aus, als bei ſeinen Einwohnern. Die Unhöflichkeit der Italiener zeigt, wie wenig ſie der Nothwendigkeit bewußt ſind, zum Wohle des Ganzen von ihren egoiſtiſchen Zwecken etwas aufzuopfern, und ihre Rachſucht beurkundet, daß ſie zum Schutz des Staats kein Vertrauen haben können. Der Grund aber von allem dem liegt in der unglücklichen Figur des Landes, die einen Mittelpunkt unmöglich macht und daher der Entwicklung eines ungetheilten politiſchen Lebens hinderlich iſt.

Mehr noch als ſeine Figur hat der Umſtand einen großen Einfluß auf den Staat, ob er von benachbarten Staaten blos durch politiſche oder durch natürliche Gränzen getrennt werde. Im erſten Falle wird es unabänderlich ſein, daß einerſeits der Staat über ſeine eigenen Gränzen hinauswirken wird, und daß er ſich andererſeits der Rückwirkung benachbarter Staaten nicht wird erwehren können.

Durch dieſe Amalgamation der Staatskräfte zweier verſchiedenen Staaten werden aber die Geſetze eines Landes oft ſehr in Verwirrung gebracht. Man denke nur an die Schwierigkeit, die Geſetze der Acciſe an der Landesgrenze geltend zu machen, wo der Schleichhandel mit ſolcher Bequemlichkeit geführt werden kann. Man denke an die Unmöglichkeit, alle unſicheren Menſchen abzuhalten, die ſich gewöhnlich an der Grenze aufhalten, wo es ihnen frei ſteht, ihren Aufenthalt bald in dieſen, bald in den benachbarten Staat hin zu verlegen.

Wenn aber ein Land mit Bergen oder Waſſer umſchloſſen iſt, ſo wird ihm dadurch in der Reihe der Staaten eine viel höhere Stufe angewieſen. Man findet es in der ganzen Natur beſtätigt, daß die Vollkommenheit des Lebens gleichen Schritt geht mit der größeren oder geringeren Iſolirung des belebten Körpers. Dem gemäß muß ſich auch die Kräftigkeit eines

Staats ſtärker äußern auf Inſeln, als auf dem feſten Lande. Vergleicht man die Geſchichte des feſten Landes mit der Geſchichte der Inſelſtaaten, ſo findet man den Geiſt, der in ihnen vorwaltet, ſo verſchieden, daß der Unterſchied Jedem in die Augen ſpringt. Auf dem feſten Lande war die Regierung immer monarchiſch, auf den Inſeln gewöhnlich republikaniſch. Man denke an die **griechiſchen** Inſeln, an **England**, **Venedig**, **Weſtindien**. Die Ariſtokratie im Handel, welche den Inſelſtaaten immer eigen war, hat man aus dem Umſtande erklären wollen, daß die See dem Transport der Waaren günſtig ſei. Die Sache iſt wohl wahr, der Grund aber, warum ſich die Inſeln die Präpotenz im Handel zueignen konnten, liegt höher, als in dieſem zufälligen Umſtande, und es ſoll an einem andern Orte mehr davon geſprochen werden.

Zur Wirklichwerdung eines ewigen Friedens iſt es ſchlechterdings nothwendig, daß alle Staaten vollkommen arrondirt ſind. In dem Fall nämlich, daß ſie Cirkel bilden, werden ſich ihre Peripherien nur an einem Punkte berühren können, wodurch jede feindliche Bewegung erſchwert wird. Allein dieſes iſt noch nicht hinreichend. Damit der Friedenszuſtand der Staaten ewig ſein könne, darf unter ihnen gar kein Berührungspunkt Statt finden; ſie müſſen vollkommen getrennt ſein. Dieſes iſt nur dadurch möglich, daß die Staaten durch Waſſer von einander geſchieden werden, das heißt, daß ſie Inſeln bilden.

Um den Liebhabern des ewigen Friedens zu zeigen, welch eine mächtige Tendenz die Natur habe, jene paradieſiſche Zeit herbeizuführen, erſuche ich ſie, mit mir einen Augenblick die Geſtalt der Erde zu betrachten. Sie werden finden, daß viele Länder, die jetzt getrennt ſind, ehemals zuſammenhingen, und daß andere, die jetzt noch zuſammenhängen, ihre zukünftige Beſtimmung, ſich zu trennen, gar deutlich offenbaren.

Daß ehemals die vier ſogenannten Welttheile mit einander verbunden waren, das iſt gar nicht zu verkennen. Europa hing mit Afrika da zuſammen, wo ſie jetzt die Meerenge von Gibraltar trennt; deßgleichen Amerika mit Aſien, da wo die Behringsſtraße das öſtliche Sibirien von Nord-Amerika ſcheidet. Daß England einſt mit Frankreich verbunden war, das läßt ſich eben ſo wenig bezweifeln.

Die Zeichnung der Länder, welche ſich künftig trennen ſollen, iſt gar beſtimmt gegeben. Hätten die Franzoſen ihr Project ausgeführt, die Erdenge von Suez zu durchbrechen, ſo würden ſie der Natur die Mühe erſpart haben, zum Behuf des ewigen Friedens Afrika von Aſien zu trennen. Es kann ſo viele tauſend Jahre nicht mehr dauern, dann wird ſich bei der Erdenge Darien Amerika in zwei Hälften theilen, und das Südliche wird ſich dann zum Nördlichen verhalten, wie ſich Afrika zu Europa verhält. Spanien von Frankreich zu trennen, das kann der Natur gar nicht ſchwer fallen, da der Biscayiſche Meerbuſen ſchon eine große Kluft zwiſchen beiden Ländern bildet. Eben ſo leicht iſt es, Italien von Europa loszutrennen. Dänemark mit Deutſchland hängt auch nicht feſt zuſammen, und um Schweden von Rußland loszureißen, reichen ſich der Bothniſche Meerbuſen und das weiße Meer hülfreich die Hände. Es bleibt dann in Europa noch ein Kern übrig, der nicht zerſtückelt werden kann. Zumal Frankreich und Deutſchland, die hängen ſo feſt zuſammen, daß ſie ſich ſchwerlich werden trennen laſſen. Hier ſieht man aber auch deutlich den Fingerzeig des Schickſals, daß beide Länder nur einen Staat bilden ſollen. Und welch ein glücklicher Staat müßte das nicht werden, wenn ſich die deutſche Natur mit der franzöſiſchen vermählte und beide ſich neutraliſirten!

— — —

XXXVIII.

Von dem Gelde.

(1809.)

Die Natur des Geldes beſchreiben, das heißt die Idee des Staates überhaupt entwickeln. Daher kommt es auch, daß keine Unterſuchung über dieſen Gegenſtand an den Orten, wo man ſie gewöhnlich angeſtellt findet, nämlich in ſtaatswirthſchaftlichen Schriften, vollſtändig iſt und ſein kann. Denn einerſeits mußte man, um die Art und Weiſe zu erklären, wie das Geld ſich nothwendig machte, bis zu dem Urſprung der bürgerlichen Geſellſchaft hinaufſteigen, und andererſeits würde man das Geld in die feinſten Verzweigungen ſeiner Wirkſamkeit nicht verfolgen können, ohne die verſchiedenartigen und mannichfaltigen Kraftäußerungen des Staats überhaupt in Betrachtung zu ziehen. Aber die Gränzen der Nationalokonomie als Wiſſenſchaft ſind zu enge gezogen, als daß ſie dieſes alles umfaſſen könnten; denn ſie ſchließen die Politik aus, was ſie nicht ſollten.

Viele haben verſucht, das Geld zu definiren; doch, wie ich glaube, Keiner mit Erfolg. Wenn dieſes ſelbſt den Deutſchen, denen man doch Uebung im Definiren nicht abſprechen kann, mißlungen iſt, ſo kann man kühn behaupten, daß dieſes Mißlingen nicht einem Mangel an Einſicht zuzuſchreiben ſei, ſondern daß das Weſen des Geldes Etwas enthalten müſſe, das jeder Definition widerſteht. In der That läßt ſich auch wenigſtens für die empiriſchen Momente des Geldes kein allgemeiner Ausdruck feſtſetzen; denn das Geld iſt an verſchiedenen Orten ganz ein Verſchiedenes, je nach der Kraft, von der es in Bewegung geſetzt wird, und je nach dem Gegenſtande, den es ſelbſt in Bewegung ſetzt.

Die Meiſten haben das Geld ſo definirt: es iſt ein Tauſchmittel. Allein da Alles, was zur Erklärung des Geldes geſagt werden kann, auch geſagt werden muß, um begreiflich zu machen, was ein Tauſchmittel iſt, ſo ſagt dieſe Definition nichts anderes, als: Geld iſt Geld. Auch hat man außer Acht gelaſſen, daß das Geld für den Staat noch andere Beſtimmungen habe, als blos die, ein Tauſchmittel abzugeben.

Wenn man bekennt, daß die Neigung zum geſellſchaftlichen Leben dem Menſchen angeboren iſt, und wenn man eingeſteht, daß ohne Geld kein Staat beſtehen könne: ſo folgt nothwendig daraus, daß das Prinzip, welches die Konſtitution des Geldes herbeiführte, in der menſchlichen Natur ſelbſt nachgewieſen werden müſſe. Ich will verſuchen, das Naturgeſetz zu beſchreiben, welches die Organiſation der Staaten und des Geldes anbefahl.

So mannigfaltig auch die Kräfte der Menſchen unter ſich, und ſo verſchiedenartig ſie in ihrer Anwendung ſein mögen, ſo erhalten ſie doch ſämmtlich von einem und demſelben Geſetze ihre Richtung — von dem Triebe der Selbſterhaltung. Dieſes Geſetz iſt allen Geſchöpfen vorgeſchrieben, und ſie gehorchen ihm mit mehr oder minderem Bewußtſein. Doch könnten wir uns jenes Selbſterhaltungstriebes nicht bewußt werden, wenn nicht Hinderniſſe vorhanden wären, die uns abhielten, ihn zu jeder Zeit und in der möglichſten Vollkommenheit zu befriedigen. Daß dieſe Hinderniſſe von verſchiedener Natur ſind, das iſt klar: ſo wie auch, daß ein und daſſelbe Hinderniß auf verſchiedene Menſchen einen verſchiedenen Eindruck machen kann; denn ſeine Wirkung muß ſich modificiren, je nach der Empfänglichkeit deſſen, auf den es thätig iſt.

Dieſe Feinde nun, die jedes individuelle Daſein ankämpfen, ſind doppelter Art — innere und äußere.

Man kann ſich den menſchlichen, ſo wie jeden andern Organismus als einen Staat vorſtellen, worin zwar ſämmtliche verſchiedene Glieder einer gemeinſchaftlichen Lebensregel unterworfen ſind, wo aber jedes für ſich wieder ſeine eigenthümlichen Geſetze hat, die es befolgt und welche es für die alleinherrſchenden des ganzen Organismus zu machen geneigt iſt, und auch dieſer Neigung gemäß handelt, wenn ihm kein Widerſtand geleiſtet wird. Da aber, ſobald ein einzelner Theil ſeine Sphäre übertritt, er die andern einſchränkt und dadurch das Gleichgewicht des Organismus nothwendig aufgehoben wird, ſo iſt es eine Vorſchrift des Selbſterhaltungstriebes, die geſetzwidrige Präpotenz eines einzelnen Organs nicht aufkommen zu laſſen. Dieſes wird dadurch verhindert, daß, ſobald ſich eine abnorme Menge von Kräften irgendwo angehäuft hat, man dieſe Kräfte entweder gleichmäßig unter alle Glieder vertheile, oder, wo dieſes nicht möglich iſt, ſie gänzlich ausſtoße. Nun muß aber, wo irgend ein Körper ausgeſchieden wird, ein für Subſtanzen ſeiner Art empfänglicher Raum da ſein, der ihn aufnimmt. Findet ſich kein ſo beſchaffener Raum, ſo kann er auch nicht ausgeſtoßen werden. Es läßt ſich nun im Allgemeinen annehmen, daß Kräfte, deren ſich

Menſchen entäußern, nirgends Empfänglichkeit finden, als nur bei andern Menſchen. Daher kam es, daß der Egoismus, indem er uns gegen jedes Außending ankämpfen lehrte, uns dennoch unterſagte, die uns umgebenden Geſchöpfe der völligen Vernichtung preiszugeben. So ward das Leben jedes einzelnen Menſchen an das Leben Aller geknüpft und der Selbſterhaltungstrieb konnte niemals handeln, ohne zugleich für die Erhaltung Anderer thätig zu ſein. Man kann daher ſagen, daß das Bedürfniß, zu geben, früher und ſtärker gefühlt wurde, als das Bedürfniß, zu empfangen. Der Selbſterhaltungstrieb alſo hat die Menſchen zuſammengeführt; denn es mußte genommen werden, damit gegeben werden konnte.

Der äußern Feinde des Lebens ſind eben ſo viele, als es Dinge gibt in der Welt. Da aber in gewiſſer Beziehung kein irdiſches Naturgeſchöpf ſelbſtſtändig iſt, ſondern unter der Herrſchaft des Menſchen ſteht, ſo brauchen nur Letztere in Betrachtung gezogen zu werden. Jedes Naturprodukt, das zu unſerem Leben nützlich oder unentbehrlich iſt, muß daher immer in der Gewalt eines oder des andern Menſchen ſtehen und es kann nicht anders erlangt werden, als indem wir auf letztere thätig ſind. Daſſelbe Motiv aber, das uns zu deſſen Erwerbung antreibt, wird auch den Beſitzer beſtimmen, die Sache nicht freiwillig wegzugeben. Das Produkt kann alſo nur auf eine gewaltſame Weiſe erlangt werden. Die erſte Lebensregel, die uns nun der Selbſterhaltungstrieb eingibt, wird daher ſein: den Feind zu vernichten. Da aber jeder Menſch von demſelben Egoismus erfüllt iſt, ſo wird gegen jeden Einzelnen der Widerſtand Aller ſich erheben; da ſie alle dieſelbe Abſicht haben, ſo wird ſie keiner erreichen. So wird nun der Friede und das Gleichgewicht wieder hergeſtellt. Hierdurch wird zwar die Gefahr der Vernichtung entfernt, aber die Furcht wird nicht beſeitigt. Inſofern aber die wirkliche Gefahr ein beſtimmtes Objekt hat, die Furcht jedoch ein unbegrenztes, ſo iſt es von größerer Wichtigkeit, letztere zu entfernen, als erſtere. Wenn alſo auf dieſe Weiſe der Zweck nicht erreicht wird, der Zweck ſelbſt aber unmöglich aufgegeben werden kann, ſo muß die Forderung des Egoismus auf eine andere Art befriedigt werden. Die andere Lebensregel des Egoismus wird nun die ſein, ſich den Feind zu aſſimiliren. Eine vollkommene Aſſimilation des ganzen Objekts kann aber eben ſo wenig als deſſen Vernichtung zu Stande kommen. Denn da dieſes einer Zerſtörung gleich käme, ſo würde der unbeſiegbare Widerſtand ſich wieder erheben. Eine ſolche Zerſtörung kann aber auch nie bezweckt werden. Denn da jedes Weſen eigenthümliche, andern Geſchöpfen heterogene

Beſtandtheile hat, ſo können wir es nicht unbedingt in unſere Lebens Sphäre hineinziehen. Alle Thätigkeit wird ſich daher darauf beſchränken, daß wir nur gewiſſe Theile eines fremden Organismus in den unſrigen aufnehmen. Die theilweiſe Aſſimilation kann aber eben ſo wenig gewaltſam bewerkſtelligt, ſondern ſie muß ganz friedlich und freiwillig ausgeführt werden. Wie dieſes möglich ſei, das iſt oben ſchon angedeutet. Da nämlich ein jeder Menſch binnen einer beſtimmten Zeit eine beſtimmte Summe von Kräften *) ausſtößt, ſo wird ein anderer, dem dieſe Kräfte fehlen, ſie aufnehmen und ſie ſich aſſimiliren. Hier alſo beginnt der Tauſch. **) Dieſer

---

*) Es iſt ganz gleichgültig, ob ich von Produkten oder von Kräften rede; denn jedes Produkt hat nur inſofern einen Werth, als es zur Kraft wird. Und in der That gibt es auch kein Produkt, das nicht zugleich produktiv wäre. Denn auch Alles, was wir verzehren und genießen, geht, inſofern es Bedingung aller unſerer Kräfte iſt, im Werthe allen andern Kräften zuvor. Dieſes ſcheinen diejenigen nicht beachtet zu haben, welche ſo unbedingt gegen alle Konſumtions Steuern eifern, weil (wie ſie ſich ausdrücken) nur das nutzbringende Eigenthum beſteuert werden ſoll.

**) Ich verkenne nicht, daß in dieſer Deduction etwas Willkürliches herrſcht. Allein die Nothwendigkeit entſchuldigt mich. Um die Entſtehung des Geldes zu entwickeln, mußte ein geſellſchaftlicher Verein vorausgeſetzt werden: man kann

Wechſel der Kräfte kann auf vielerlei Art ſtattfinden. Das einfachſte Verhältniß iſt dieſes: A expulſirt b, und C expulſirt d, A nimmt nun das d und gibt dem C ſein b. Oder: durch den Konflikt von b und d entſteht ein neues homogenes Produkt e, in welches ſich A und C theilen. *) Oder: die beiden Theile von e werden von den beiden Eigenthümern derſelben in zwei verſchiedene Produkte S, g verwandelt, wovon jedes der Natur ſeines Producenten homogen iſt. **) Man kann ſich dieſen letzten Fall bei der ganzen Nation denken. Die einzelnen Staatsglieder A, B, C, D, u. ſ. w. expulſiren die abnormen Kräfte e, S, g, h, u. ſ. w. Aus dieſen heterogenen Kräften entſteht ein homogenes Produkt = X. Von dieſem nimmt A nach Verhältniß, als er durch e dazu beigetragen hat, einen gleichgültigen Theil weg und

---

ſich aber den Staat nicht einen Augenblick denken, ohne einen Tauſch der Kräfte vorauszuſetzen. Doch eben darum, weil hier, wie in allen politiſchen Betrachtungen, ein Zirkel von Urſachen und Wirkungen ſich uns darſtellt, iſt der Anfangs-Punkt der Unterſuchung willkürlich.

*) Z. B. ein Gerber gibt einem Schuſter Leder, und dieſer macht Schuhe daraus, für den Gerber und für ſich ſelbſt.

**) A hat einen Acker und C beſtellt ihn. Das gewonnene Getreide theilen ſie unter ſich. A läßt von ſeinem Korn Branntwein brennen, C aber läßt Brod daraus backen.

macht daraus ein neues Produkt I. B nimmt ebenfalls ſeinen verhältnißmäßigen Theil und bildet das Produkt K daraus. Jenes X iſt es, was man Geld nennt.

Geld alſo iſt das Produkt des politiſchen Prozeſſes, welcher die heterogenen Kräfte des Staats in eine homogene Maſſe verwandelt. Bei dieſem Geldprozeß unterſcheidet man zwei verſchiedene Operationen: die Konſtruktion und die Deſtruktion des Geldes. Wir wollen beide Momente genauer unterſuchen.

Wir haben gefunden, daß bei jedem Menſchen in einer beſtimmten Zeit ſich eine gewiſſe Summe von Kräften anhäufe, die er, weil ſie ihrer Quantität oder Qualität wegen ſeiner Natur entartet ſind, zu entäußern ſucht. Auch ſahen wir, daß ein Jeder geneigt iſt, die expulſirten Kräfte Anderer, für die er Empfänglichkeit hat, ſich anzueignen. Nun kann man annehmen, daß in jeder etwas beträchtlichen Geſellſchaft die entbehrlichen und begehrten Producte ſich das Gleichgewicht halten und die Geber und Nehmer ſich wechſelſeitig ausgleichen. Denn da ſie alle auf derſelben Stufe der Kultur ſtehen, ſo wird der Fall nicht eintreten können, daß ein Einzelner etwas produciren ſollte, das nicht für irgend ein anderes Mitglied der Geſellſchaft brauchbar wäre, oder daß Jemand ein Bedürfniß hätte, deſſen Befriedigung er nirgends fände. Die Bedürfniſſe Aller würden daher befriedigt werden und in dieſer Hinſicht würde der Umtauſch der Kräfte keine Schwierigkeit haben. Man muß ferner erwägen, daß in einem ſolchen idealiſchen Zuſtande einer Geſellſchaft (warum ein ſolcher Zuſtand in der Wirklichkeit nicht gefunden werden könne, werde ich in der Folge erörtern), daß bei einem Volke, welches den niedrigen Grad der Kultur beſitzt, welcher durch den Mangel des Geldes bezeichnet wird, keine Reflexion und Vorſicht geſucht werden kann. Nicht allein, daß ein Jeder wenn er auch ſeine Bedürfniſſe kennt, dennoch um den kommenden Tag unbekümmert iſt, ſondern, ob zwar dieſelben Bedürfniſſe täglich wiederkehren, ſo hat er doch nicht Beſonnenheit genug, um ſich aus dieſer Erfahrung eine allgemeine Regel für die Art ſeiner Erhaltung bilden zu können. Man muß auch dieſes noch erwägen, daß beim Geben und Nehmen keineswegs das begehrte Produkt, ſondern das entbehrliche das erſte Motiv iſt, welches den Willen zum Tauſche beſtimmt. Man ſollte denken, daß unter ſolchen Umſtänden der Tauſch keineswegs Schwierigkeit haben könnte. Allein nichts deſto weniger können Verhältniſſe eintreten, wo nicht blos bei der Uebereinſtimmung beider Kontrahenten die Ausführung des Tauſches verhindert, ſondern wo auch ſchon bei dem ſchon beſchloſſenen Tauſche, während deſſen Vollführung, der Wille geändert oder aufgeſchoben wird und alſo der Handel eben ſo wenig zu Stande kommt. Man denke ſich folgenden Fall: A und B haben die Produkte c und d, die ſie gegen einander umtauſchen wollen; jedes dieſer Produkte iſt für ſeinen Eigenthümer unbrauchbar oder wenigſtens entbehrlich. Indem aber dieſe beiden Produkte zuſammenkommen, entſteht ein neues homogenes Produkt, welches für Beide brauchbar oder nothwendig iſt, aber wegen ſeiner Untheilbarkeit doch nur Einer allein beſitzen kann. Nun wird Keiner Luſt haben, das Produkt dem Andern zu überlaſſen, und der Tauſch unterbleibt. *) Oder das Produkt d, gegen welches c ausgetauſcht werden ſoll, befindet ſich an einem entfernten Orte. A muß alſo hingehen, um es ſich zu holen. Da aber durch dieſe Veränderung von Zeit und Raum das Verhältniß von A gegen c und d überhaupt geändert wird: ſo kann es kommen, daß A, wenn er an Ort und Stelle angekommen iſt, entweder das einzutauſchende Produkt nicht mehr brauchen, oder das wegzugebende nicht mehr entbehren kann. Der Tauſch kommt eben ſo wenig zu Stande.

---

*) Z. B. A hat einen Pfeil, und B einen Bogen.

Dieſe und mehrere andere Hinderniſſe werden ſämmtlich durch das Geld weggeräumt. Es verſteht ſich wohl von ſelbſt, daß ich hier noch nicht an Gold und Silber, noch weniger an gemünztes Metall, und auch nicht einmal an irgend ein körperliches Surrogat des Geldes denken kann: denn alle die Völker, bei denen wir ein ſolches Surrogat finden, z. B. Vieh, Salz, Muſcheln u. a., mit denen ſie ſtatt des Geldes zahlen, die ſind ſchon weit über die unterſte Stufe der Kultur hinaus. Das erſte, deſſen man ſich als Geld bediente, war kein Objekt, ſondern eine Idee: ſie war der Maßſtab, mit dem man den Werth der Dinge verglich. Dieſe Idee mußte natürlich eine ſolche ſein, die in allen Dingen enthalten, oder, was daſſelbe iſt, die man ſich bei allen Dingen denken kann. Geht man alle Eigenſchaften der Dinge durch: ſo findet man keine, die allen gemeinſchaftlich wäre, als Zeit und Raum. Das heißt: jedes Ding hatte eine beſtimmte Größe und eine beſtimmte Dauer. Der Raum und die Zeit waren es alſo, was die Preiſe beſtimmte. Daher laſſen ſich auch alle die Verhältniſſe, die noch jetzt unter uns den Preis der Waaren beſtimmen, unter jene zwei Urmaßſtabe von Zeit und Raum bringen. Die Werthe gleichartiger Dinge verhalten ſich wie ihre Größen. Bei ungleichartigen Dingen aber ſtehen die Werthe im Verhältniß mit ihrer Dauer. Der Verkäufer berechnet die Zeit von der anfangenden Produktion des Objekts, bis ſie an den Käufer kommt; letzterer hingegen rechnet von dem Moment der Beſitzergreifung an, bis zur vollendeten Konſumtion. Man darf aber den Anfang der Produktion nicht erſt in dem Augenblick ſetzen, wo die Menſchen anfingen, Hand an das Werk zu legen; die Produktion nimmt vielmehr ſchon da ihren Anfang, wo die Natur den erſten Keim zum Produkte legte. Je länger die Natur arbeiten muß, um irgend ein Weſen hervorzubringen, je höher ſteht dieſes im Werthe. Daher der verhältnißmäßige hohe Preis der Metalle. Und da wir von letztern nicht einmal wiſſen, wie lange die Natur beſchäftigt ſein muß, um ſie zu produciren, ſo iſt hier die Zeit für uns ſo gut wie eine unendliche. Die Seltenheit, welche eines von den Haupt Momenten iſt, die den Preis der Waaren beſtimmen, drückt nichts Anderes aus, als die Größe ihrer Dauer. Denn je längere Zeit eine Kraft bedarf, um ein Objekt zu Stande zu bringen, je ſeltener wird in einer gewiſſen Zeit ein ſolches Objekt zum Vorſchein kommen. Da nun nach jenem Geſetze der Natur die Dauer der Konſtruktion eines Körpers im Verhältniſſe ſteht mit der Dauer ſeiner Deſtruktion; d. h. daß, je längere oder kürzere Zeit ein Ding bis zu ſeiner vollkommenen Ausbildung braucht, je langſamer oder ſchneller es auch abſtirbt: ſo findet man darum, daß die ſeltenſten Körper auch die dauerhafteſten ſind. Aus dieſem Princip der Zeit läßt ſich auch der Grund herleiten, warum der Transport die Waaren vertheuert, weil hierdurch Production und Konſumtion der Produkte weiter auseinander geſetzt werden.

Nun darf man freilich nicht denken, daß die wilden und rohen Völkerſchaften einen deutlichen Begriff von dieſem Gelde gehabt hätten. Natürlich konnten wir die Weſenheit jenes Urgeldes erſt dann begreifen, nachdem wir ſeiner nicht bedurften. Es läßt ſich aber zeigen, wie ſie inſtinktmäßig nach jenem Urgelde berechneten. Bei rohen Jägervölkern, wo Jeder ſeinen täglichen Unterhalt erjagen mußte, war es ein natürlicher Vertrag, daß, wenn Jemand von ihnen irgend ein rohes Kunſtprodukt zu Stande brachte, der Käufer deſſelben ſo viel Lebensmittel dafür geben mußte, als der Fabrikant in der Zeit, wo er mit dem Werke beſchäftigt war, zu ſeinem Unterhalt bedurfte. Hier wird alſo der Werth des Produkts ganz allein an der Zeit der Produktion abgemeſſen.

Die Hinderniſſe, welche den Tauſch oft unmöglich und faſt immer beſchwerlich machten, ob zwar verſchiedener Natur, hatten doch einen gemeinſchaftlichen

Grund, der ſie alle herbei führte. Daher konnte ein und daſſelbe Mittel hinreichen, ſie ſämmtlich zu beſeitigen. Wir hatten gefunden, daß die Neigung zum Geben aus der Nothwendigkeit entſprang, die dem Organismus entarteten Produkte auszuſtoßen, und daß die Begierde zu nehmen in dem Egoismus ſeinen Grund hatte, welchem zu Folge ein Jeder ſeine Lebensſphäre zu erweitern ſucht. Sollten nun dieſer Gründe wegen die Produkte X und Y gegen einander umgetauſcht werden, ſo trat jedesmal ein Umſtand ein, der einerſeits wirkte, daß der Wille der Kontrahenten nicht vollſtändig erfüllt wurde, und der andererſeits etwas herbeiführte, was dem Wunſche der Tauſchenden gerade entgegen war. Das Produkt X, welches ſeiner Heterogenität wegen expulſirt war, konnte unmöglich ganz und durchaus heterogen ſein. Denn wäre es dieſes, ſo ließe es ſich nicht begreifen, wie es in dem Organismus, der es ausſcheidet, hat erzeugt werden können. Es muß alſo irgend einen homogenen Beſtandtheil in ſich ſchließen, welchem ſich die andern Theile gleichſam nur äußerlich angeſetzt haben. Dieſen normalen Theil würde der eine Kontrahent gerne zurückbehalten und er gibt ihn nur darum hin, weil er von den anderen heterogenen Theilen unzertrennlich iſt. Ferner muß auch das einzutauſchende Produkt Y einen Beſtandtheil haben, der für den Nehmenden nicht brauchbar iſt. Denn da jeder Menſch etwas Eigenthümliches in ſeiner Natur hat, was ihn von andern unterſcheidet: ſo muß auch in jedem ſeiner Produkte dieſe Eigenthümlichkeit ſich ausgedrückt finden. Der Beſtandtheil alſo, der dieſes enthält, wird dem Nehmenden heterogen ſein, und er nimmt ihn nur darum, weil er von den andern brauchbaren Theilen nicht getrennt werden kann. Bei dem andern Kontrahenten findet daſſelbe Statt. Beide alſo nehmen und geben mehr, als ſie wollen. Ferner: gemäß der Tendenz, ſeine Lebensſphäre immer zu vergrößern, ſoll das aufgenommene Produkt in alle Theile des Organismus gleichförmig verbreitet werden; oder dem Aſſimilirenden muß wenigſtens die Wahl frei ſtehen, auf welchen beſonderen Theil er es anwenden wolle. Bei dem Produkten-Tauſch aber kann weder das Eine, noch das Andere ſtattfinden; denn da jedes Produkt ſchon ſeine beſtimmte Form hat, ſo kann der Aſſimilirende es nur auf die Art gebrauchen, wie es ihm von der Natur jeglicher Form vorgeſchrieben wird.

Das Mittel alſo, welches zur Erleichterung des Tauſches dienen ſollte, hatte unter andern auch jene zuletzt erwähnten Beſchwerlichkeiten aufzuheben. Es ſollte dreierlei bewirken. Erſtens mußte derjenige Theil von dem wegzugebenden Produkte, welchen man zurückbehalten möchte, von den andern Theilen abgeſondert, oder, wo dieſes nicht möglich iſt, etwas dafür empfangen werden, was jenem Theile gleichartig iſt oder gemacht werden kann. Zweitens muß derjenige Theil des einzunehmenden Produktes, welcher uns widerſteht, entweder ſeiner Heterogenität beraubt oder etwas dafür gegeben werden, was unſerer Natur angemeſſen iſt. Endlich mußte das einzutauſchende Produkt die Beſchaffenheit haben, daß es auf die allgemeinſte, oder jede beliebige beſondere Art angewendet werden konnte.

Das Weſen des Geldes umſchließt alle die Eigenſchaften, die jenen gemachten Forderungen entſprechen. Wir wollen deſſen einzelne Beſtandtheile, jedes in ſeiner eigenthümlichen hülfreichen Beziehung, betrachten; aber es läßt ſich nicht erklären, auf welche Weiſe jene Beſtandtheile ſich ſo vereinigen, daß ihr Produkt das Geld bildete. Der innere Bildungsproceß des Geldes kann keineswegs dargeſtellt werden. Denn da die Neigung zum geſellſchaftlichen Leben dem Menſchen angeboren, das Geld aber nichts anderes iſt, als der allgemeine Ausdruck für alle die mannigfaltigen Thätigkeiten, welche die Menſchen als Geſellſchaftsglieder wechſelſeitig leiden und ausüben — ſo fällt der Urſprung des Geldes, wie ſchon erwähnt, ganz zuſammen mit dem Urſprung der Staaten. Weder das Eine noch das Andere kann von ſeinem Urſprung an verfolgt werden; denn jede Wurzel entzieht ſich unſern Blicken. Daher iſt die Unterſuchung des Geldes ſtets analyſirend, es kann immer nur als vorhandenes Produkt betrachtet werden.

Da alle Menſchen auf einer und derſelben Stufe der Organiſation ſtehen, ſo müſſen ſie auch, ungeachtet ihrer anderſeitigen Verſchiedenheit, dennoch ein Gemeinſchaftliches haben, weches den Charakter ihrer Gattung ausſpricht. Dieſes Gemeinſchaftliche iſt nichts anderes, als die Grundkraft der Humanität, welche, durch die eigenthümliche Natur jedes Einzelnen modificirt, uns eine Mannigfaltigkeit von Kräften darſtellt. Jenes Princip aller Thätigkeit muß daher in jedem humanen Produkte ausgedrückt ſein. Folglich wird auch jedes Produkt etwas enthalten, was für alle Menſchen brauchbar iſt. Und zwar muß dieſer Theil, der für Alle brauchbar iſt, auch im Verhältniß gegen das ganze Produkt überhaupt der brauchbarſte Theil ſein. Denn wenn das Produkt im Ganzen nur auf die Art angewendet werden kann, wie es deſſen Form erheiſcht, ſo kann die Grundkraft in ihm auf jede beliebige Weiſe gebraucht werden. Wird nun dieſe Grundkraft iſolirt und objektiv gemacht, ſo entſteht ein Produkt, welches für Alle einen gleichen Werth hat. Dieſe Gleichgültigkeit kann aber nur ſo verſtanden werden, daß jenes Produkt für Jeden in Beziehung auf ſich ſelbſt gleich unſchätzbar iſt. Ein Theil dieſer Grundkraft = a hat einen gleichen Werth für N und L; denn einem Jeden muß die Fähigkeit zu produciren, die er durch ſie empfängt, vom höchſten Werthe ſein, inſofern Jedem ſein Leben überhaupt das Wertheſte iſt. Aber in den Augen eines Dritten iſt es keineswegs gleichgültig, ob N oder L dieſe Kraft anwende; denn wenn L den N an Geiſt und Talenten übertrifft, ſo muß auch deſſen Produkt an und für ſich einen größeren Werth haben. Dieſe Grundkraft iſt nun eben der Theil, den man bei jedem wegzugebenden Produkte gern zurückbehalten möchte. Da er aber dennoch weggegeben werden muß, ſo kann dieſer mißliche Umſtand nur dadurch gut gemacht werden, daß für dieſen Theil Grundkraft eine gleiche Quantität ähnlicher Kraft zurückgegeben werde. Hierdurch wird nun die erſte Beſchwerlichkeit des Tauſches aufgehoben. Die andere, welche darin beſtand, daß man mit dem eingetauſchten Produkte einen Theil erhielt, den man nicht brauchen konnte, wird auf gleiche Weiſe beſeitigt. Statt dieſes Theiles nämlich wird eine gleiche Quantität Grundkraft gegeben, die Allen homogen iſt. Das dritte Erforderniß zu einem vollkommenen Tauſche war, daß das zu empfangende Produkt ſo beſchaffen ſei, daß es uns in der Art ſeiner Anwendung keine Feſſeln anlege. Es gibt aber nur eine Sache, welche dieſe Eigenſchaft beſitzt, nämlich die reine Grundkraft. Die Menge der Grundkraft nun, die für jedes Produkt gegeben werden muß, iſt gleich der Summe von Grundkraft, die angewendet worden iſt, um das Produkt zu Stande zu bringen und derjenigen, die ſich der Empfangende aus dem Produkte ſelbſt durch die Conſumtion bereiten kann. Letzterer aber wird von der Bezahlung ſo viel abziehen, als er wird Kraft aufopfern müſſen, um die Aſſimilation des Produkts zu Stande zu bringen. Dieſe Grundkraft nun iſt nichts anderes, als das Geld. Es iſt hierdurch angedeutet, in welchem Verhältniſſe die Geld-Maſſe eines Staats mit ſeiner Produkten-Maſſe ſtehen müſſe und welche Folgen unausbleiblich ſind, wenn jenes Verhältniß verletzt wird.

Man darf ſich daher das Geld keineswegs als ein Produkt eigenthümlicher Natur vorſtellen, welches von den andern Produkten völlig unterſchieden und blos willkürlich als der Maßſtab, mit dem man die verſchiedenen Werthe vergleicht, angenommen worden ſei; ſondern das Geld iſt der ausgezogene Beſtandtheil, der in allen Produkten gleichartig enthalten iſt, und der ſich von ſelbſt darſtellt, ſobald die Produkte mit einander in Conflikt treten, das heißt: ſobald der Tauſch beginnt. Man kann daher ſagen, daß bei jeder Produktion das Geld, womit das Produkt bezahlt werden ſoll, zugleich mit erzeugt werde; denn jede Waare iſt immer nur ſo viel werth, als Geld daraus gemacht werden kann.

Nachdem die menſchliche Geſellſchaft eine höhere Stufe der Cultur erſtiegen hatte und die Wechſelthätigkeit ihrer Glieder anfing, lebendiger und raſcher zu wirken, da mußte in demſelben Verhältniß, als hierdurch das Geld in größerer Menge und ſchneller ſich erzeugte, auch deſſen Begriff ſich deutlicher entwickeln. Von dieſer Zeit an konnte auch die abſtrakte Idee des Geldes, die bis dahin zugereicht hatte, nicht mehr hinlänglich ſein. Das Geld mußte ſinnlich dargeſtellt werden. Wir haben geſehen, daß bei Völkern, die von der Jagd oder Fiſcherei lebten, die Menge der Nahrungsmittel, die Jemand während der Zeit, als er mit der Produktion einer Sache beſchäftigt war, verzehrte, diejenige Form abgab, nach welcher der Preis des Produkts beſtimmt wurde. Doch ward durch dieſe Bezahlung die Arbeit eigentlich nur erſetzt, es mußte aber auch für beide Contrahenten noch ein Gewinnſt ſtattfinden, wenn der Tauſch zu Stande kommen ſollte. Dieſer Gewinnſt beſtand nun für den Conſumenten darin, daß er ein Produkt erhielt, welches er auch bei aller Muße aus

Mangel an Talent nicht hätte hervorbringen können; bei dem Producenten aber darin, daß er der Mühe, ſich auf eine beſchwerliche Art ſeinen Unterhalt zu erwerben, enthoben ward. Gehen wir aber einen Schritt weiter und betrachten die Hirtenvölker. Bei dieſen, welche ſich von den Erzeugniſſen ihrer Heerden, alſo auf eine leichte Art ernährten, konnte bei jedem Produkt zwar der Erſatz der Arbeit, aber bei keinem der Gewinnſt auf die vorige Art berechnet werden. Denn der Produzent durfte die abgenommene Miethe des Nahrungserwerbs nicht mehr in Anſchlag bringen und der Gewinnſt wäre daher einſeitig blos dem Conſumenten zugefallen. Oben ſprach jede Sache ihren Preis ſelbſt aus. Das Produkt war Maßſtab für das Geld. Im gegenwärtigen Falle aber, wo das Produkt ſeine beſtimmenden Gränzen verlor, mußte das Geld beſtimmt werden, und das Geld ward Maßſtab für das Produkt. Es ward nothwendig, ein Objekt aufzuſuchen, welches eine beſtimmte, allgemein bekannte und unveränderliche Quantität von Dauer und Größe enthielt. Das Objekt mußte ein ſolches ſein, welches für Jeden und zu jeder Zeit eine gleiche Brauchbarkeit hatte. Bei Hirtenvölkern iſt nur eines, welches Alle beſitzen und deſſen Beſitz zu jeder Zeit nützlich iſt: nämlich das Vieh. Und dieſes mag es auch geweſen ſein, welches bei ihnen das Geld vorſtellte. Andere Völker haben vielleicht einen anderen Gegenſtand als Geld gebraucht. Man kann daher aus dem unterſchiedenen Worte, mit welchem die Nationen den Begriff des Geldes verbinden, oder aus dem Urſprung dieſes Wortes den verſchiedenen Grad der Cultur erkennen, welchen ein Volk beſaß, als die Idee des Geldes anfing, ſich bei ihm zu entwickeln. Man kann überhaupt daraus erſehen, auf welche Art und Weiſe der geſellſchaftliche Verein eines Volkes ſich ausgebildet habe. Die Römer z. B., welche von einem Hirtenſtamme ihren Urſprung nehmen, drückten Geld durch pecunia aus, wahrſcheinlich, weil ihnen das Vieh Geld war. Bei den Deutſchen, unter welchen, als einem kriegeriſchen Volke, die Tapferkeit dasjenige war, welches von Allen und zu jeder Zeit am meiſten geſchätzt wurde, war es eben die Tapferkeit und Stärke, welches bei ihnen das preisbeſtimmende Princip vorſtellte, welches durch Geld, gelten bezeichnet wird.

Wir wollen nun unterſuchen, wie bei fortſchreitender Cultur die Unvollkommenheit des bisher dienlichen Geldes ſich aufdecken und man nothwendig zum Gebrauch des Metall-Geldes kommen mußte. Es iſt gezeigt worden, daß Dauer und Größe das urſprünglich werthbeſtimmende Prinzip der Dinge iſt. Zwei Körper von gleicher Größe werden ſich alſo verhalten, wie ihre Dauer und umgekehrt. Dieſer Satz aber kann, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nur dahin gedeutet werden, daß hierdurch nur das Verhältniß der Dinge unter ſich ſelbſt beſtimmt werde. Natürlich mußte es dahin kommen, daß Körper von gleicher Dauer und Größe dennoch für verſchiedene Menſchen und für dieſe zu verſchiedenen Zeiten einen ungleichen Werth haben mußten. Auch konnten zwei Produkte, an und für ſich von gleichem Werth, dennoch ein und demſelben Menſchen von verſchiedener Gültigkeit ſein. Ja in vielen Fällen mußten die Werthe der Körper mit deren Größe in umgekehrte Verhältniſſe treten. Dieſes Alles aber konnten wir bis jetzt unbeachtet laſſen. Denn in jenem einfachen Natur-Zuſtande waren alle Bedürfniſſe der Menſchen gemeinſchaftliche und zu jeder Zeit dieſelben. Da nun jedes Produkt für jeden Menſchen denſelben Werth hatte, ſo brauchte man blos auf das Verhältniß der Dinge unter ſich Rückſicht zu nehmen. Es konnte daher irgend ein Produkt, das allgemeine Brauchbarkeit hatte, als Geld feſtgeſetzt werden. Dieſes einfache Verhältniß mußte jedoch verwickelter werden, ſobald die Menſchen aus dem Stande der Natur heraustraten, *) ſobald ihre Bedürfniſſe man-

---

*) Ich habe dieſen Ausdruck, obzwar ihn ſehr mißbilli-

nigfaltiger wurden und von der eigenthümlichen Cultur jedes Einzelnen und dem verſchiedenen Charakter der Zeiten ihre Beſtimmung erhielten. Ich will mich über die Beziehung, die zwiſchen der Cultur und den Bedürfniſſen der Menſchen ſtattfindet, etwas deutlicher ausſprechen.

Diejenige Verrichtung, wodurch die Kunſt-Produkte ihre möglichſte Vollkommenheit erhalten — die Theilung der Arbeiten, iſt eine Operation, welche die Natur überall ausübt und auch die Menſchen zu jeder Zeit ausgeübt haben. So wie die Theilung der Arbeiten eine Mannigfaltigkeit der Produkte zur Folge hat, ſo ſetzt ſie auch Mannigfaltigkeit der Kräfte voraus. Dieſe verſchiedenen Kräfte, obzwar blos Modifikationen ein und derſelben Grundkraft vorſtellend, bedürfen doch jede ihrer eigenthümlichen Nah-

---

gend, doch nicht unterdrücken können, denn man hört und lieſt ihn ſo oft, daß man nicht vermag, ſeiner Geläufigkeit Einhalt zu thun. Was die Schriftſteller, welche ſich dieſer Redensart im Ernſte und aus wahrer Neigung bedienten, dabei denken mochten, iſt mir ſtets unerforſchlich geblieben. Wenn die Menſchen den Stand der Natur verlaſſen haben ſollen, ſo muß ihr jetziger Stand ein widernatürlicher, oder übernatürlicher, auf jeden Fall aber ein unmenſchlicher ſein. In der That eine höchſt intereſſante und wunderbare Situation, die aber, mir wenigſtens, ganz unbegreiflich iſt!

rung, um ſich zu erhalten und fortzupflanzen. Dasjenige nun, was ein Ding zu ſeiner Erhaltung nothwendig erfordert, heißt, in Beziehung jenes Dinges, ein Bedürfniß.*)

Da die Grundkraft der Humanität nur in ihrer Wirkſamkeit erkannt und erſt in ihren Produkten anſchaulich wird, ſo muß in dem Verhältniſſe, als letztere vollkommener werden, auch die erſtere für die Erkenntniß einen höhern Grad der Bedeutung erhalten. Da ferner die Produkte wieder in Grundkraft verwandelt und produktiv werden, ſo müſſen ſie die empfangene Würde ſich wechſelſeitig mittheilen. Das Geld wird daher ſeinen Charakter verändern, wie die Dinge, die es vorſtellt, eine andere Geſtalt annehmen. Auf jener bezeichneten Stufe der Cultur kannte der Menſch, wie die Welt, ſo ſich ſelbſt nur höchſt unvollkommen. Alle die mannigfaltigen Beziehungen zwiſchen der Natur und ihm ſtellten ſich ſeiner Anſchauung in einem Bilde verſchmolzen dar. Eſſen war ſein ganzes Leben und nach Nahrung ging alle ſeine Sehnſucht. Er kannte nur ſeinen Magen. Als aber durch die Ehe die Gefühle der Liebe und die Bedürfniſſe des Herzens ſich entwickelten, als aus der Präpotenz des Geiſtes die Herrſcherkraft und aus dieſer der Herrſcherwille hervorgingen, da der Kopf ſeine Rechte kennen lernte und ſie geltend zu machen ſuchte, da ſchloß ſich die Welt den klarern Blicken des Menſchen auf und ſeine Sehnſucht, das Erkannte zu umfaſſen, ward ſchrankenlos. Von dieſer Zeit an hörte das, was bisher Geld vorſtellte, zwar nicht auf; das allgemeinſte Bedürfniß aber, als das allgemeinſte Bedürfniß, mußte aufhören Geld zu ſein. Wie die

---

*) Daher iſt es ein Mißverſtändniß von bedeutenden Folgen, wenn man von wahren und eingebildeten Bedürfniſſen ſpricht; denn indem man letztere tadelt, tadelt man eigentlich nur die Kräfte, die durch ſie erhalten werden. Daß es aber eine menſchliche Kraft gäbe, die unterdrückt oder vernichtet zu werden verdient, das werden ſich auch Solche zu bekennen ſchämen, aus deren Behauptungen man dergleichen Anſichten nothwendig folgern mußte. So unbedeutend dieſer Umſtand auch ſcheinen mag, ſo wichtig iſt er doch, da er zu äußerſt falſchen Anſichten Gelegenheit gab. Denn jene Billigkeitskrämer haben, ſo oft ſie von Staatsausgaben ſprachen, nie unterlaſſen mögen, gegen ſogenannte falſche Bedürfniſſe zu eifern und den Aufwand für ſolche zu verdammen. Sie haben aber ſolche Dinge mit dem Namen eingebildeter Bedürfniſſe belegt, von denen ſie ſahen, daß die meiſten Menſchen ihrer entbehren konnten, ohne zu ſterben oder krank zu werden. Sie hätten aber bedenken ſollen, daß eben darum, weil die rohe Subſtanz der Menſchheit beſteht, ohne jene falſche Bedürfniſſe zu fühlen, daß darum in den ſeltenen Kräften, welche jene Bedürfniſſe zu ihrer Ernährung dennoch erfordern, gerade die höchſte Würde der Menſchheit ſich ausſprechen muß.

Staaten, ſo bilden ſich die Menſchen. Wie jene ſich nach und nach der Monarchie*) nähern, wird auch der Organismus des Menſchen im Verlaufe ſeiner Entwickelung immer mehr und mehr monarchiſch. Die Organe werden nach ihrer Kraft und Bedeutung bei- und untergeordnet. Nun mußte dasjenige, was dem herrſchenden Organe Bedürfniß war, das herrſchende Bedürfniß überhaupt, es mußte Geld werden. Bedürfniß aber für das herrſchende Organ kann nichts anders als dasjenige ſein, was überhaupt jede Herrſchaft nothwendig fordert, um ſich zu erhalten und ſich geltend zu machen. Daher durfte es mit den Bedürfniſſen der andern Organe nichts gemein haben. Denn wäre dieſes der Fall, dann würde, da eine Aehnlichkeit der Bedürfniſſe auch eine Aehnlichkeit der Kräfte vorausſetzt, die herrſchende Kraft an verſchiedene Orte vertheilt ſein, welches der Vorausſetzung, daß die Regierung monarchiſch ſei, nicht entſpräche. Es ſollte blos das Princip vorſtellen, welches alle Bedürfniſſe unter ein Geſetz bringt, ſie leitet und nach Regeln unter die untergebenen Organe vertheilt. Es war daher nothwendig, daß das Vieh oder ſo ein Aehnliches, was bis jetzt als Geld gebraucht wurde, vom Tauſchmittel zum Tauſch-Produkt herabſank. — Was trat an deſſen Stelle? —

---

*) Ich verſtehe unter Monarchie die Alleinherrſchaft einer Idee, und ſetze ſie der Polyarchie (Anarchie) entgegen. In dieſem Sinn ſind alle Staaten monarchiſch; denn während der vorübergehenden Perioden der Anarchie (Revolution) hört der Staat auf ein ſolcher zu ſein.

Ein Produkt der Art, welches ſo wenig Bedürfniß für das phyſiſche Leben des Menſchen wäre, daß er jederzeit ohne daſſelbe beſtehen kann, finden wir nur in dem unorganiſchen Reiche der Natur. Hier alſo muß auch das geſucht werden, was auf der Stufe der Cultur, worauf wir jetzt die Menſchen betrachten, ſich als Geld konſtituirt haben müſſe. Von der geſteigerten Bildung der Menſchheit war die Vermehrung der Bedürfniſſe nicht die einzige Folge, es mußte noch ein Anderes daraus entſtehen. Der Menſch mußte nämlich für ſeine mannigfaltigen Kräfte, die er bisher nur aus ihren Aeußerungen erkannte, für jede ihr eigenthümliches und das gemeinſchaftliche Geſetz auffinden, welches ſie alle in Bewegung ſetzt. Er mußte das Verhältniß kennen lernen, das ihn zugleich an die Natur feſſelt und ihn von ihr trennt; ſeine Rechte an und ſeine Pflichten gegen die Natur mußten ſich ihm offenbaren. Von nun an war es nicht blos das Bedürfniß des Augenblicks, deſſen Befriedigung ihn beſchäftigte — es waren auch die Bedürfniſſe der Zukunft, die ſeine Thätigkeit anſtrengten. Und da durch die Bande des Staats und der Familie, zugleich mit dem Gefühl der Liebe, das Bewußtſein der Unſterblichkeit in ihm erwachte; ſo ging ſeine Vorſicht auf eine unendliche Zeit, wie ſein Leben ſelber ſchrankenlos war. Es treten alſo jetzt Forderungen ein, die damals noch nicht an das Geld gemacht wurden, als es noch blos zum Tauſchmittel des augenblicklichen Bedürfniſſes diente, und nicht aufbewahrt zu werden brauchte. Es mußte folgende Eigenſchaften haben:

1) Die Erhaltung deſſelben durfte nicht ſo viel Kraftaufwand koſten, daß hierdurch der Werth der Kraft, die daraus bereitet werden ſollte, bedeutend verringert worden wäre.

2) Es durfte keiner ſolchen Veränderung ausgeſetzt ſein, die ſeinen Tauſchwerth vermindern könnte.

3) Die Kraft, die zu deſſen Aſſimilation erfordert wird, darf nicht ſo groß ſein, daß ſie den Werth der daraus zu bereitenden Produkte aufwiegt.

Wegen des erſten und zweiten Punktes konnte kein organiſches Produkt Geld werden, weil organiſche Produkte Nahrung bedürfen und ſich verändern. Wegen des letzten Punktes durfte das Geld keine große Ausdehnung haben, weil alsdann der erſchwerte Transport viel Kraftaufwand erfordern würde. *)

---

*) Dieſer letztern Forderung zu Folge mußte alſo der

Dieſe Forderungen alle finden wir nur bei den Metallen befriedigt.

Doch nicht allein ſeiner objektiven Beſchaffenheit wegen iſt das Metall zum Gelde tauglich befunden worden, ſondern auch, und zwar vorzüglich die Art, es zu gewinnen, war der Grund, der es vor allen andern Dingen zum Geld brauchbar machte. Denn da, wie gezeigt worden, das Geld jedesmal den Charakter der Cultur ausdrückt derjenigen Geſellſchaft, in welcher es geltend iſt, ſo folgt natürlich: daß das Geld einer ſpätern Zeit und von einer höhern Bedeutung, ſchon ſeiner künſtlichen Fabrikation wegen, bei einem früheren und geringeren Grade der Cultur unmöglich hatte dargeſtellt werden können. Die Behandlung der Bergwerke und alle die Operationen, welche erfordert werden, um das Metall in ſeiner Reinheit darzuſtellen, ſetzen ſo viele Wiſſenſchaft und Kunſt voraus, daß man hieraus ſieht, welch eine lange Zeit verſtrichen ſein müſſe, ehe man dahin kommen konnte, das Geld auf eine ſolche Art vorzuſtellen. Wäre das Metall von der Art, daß es ohne Kunſt und Mühe in ſeinen brauchbaren Zu-

---

eine Factor des werthbeſtimmenden Prinzips, nämlich die Größe des Produkts, immer mehr abnehmen, und der andre Factor, die Dauer, dafür einen Zuſatz erhalten.

ſtand gebracht werden könnte, ſo würde es ſeiner übrigen empfehlenden Eigenſchaften ungeachtet, und auch bei demjenigen Grade der Seltenheit, der ſeine Dauerhaftigkeit bewährte, dennoch zum Gelde nicht dienlich ſein.

Da das Geld das vorſtellende Zeichen der Kräfte iſt, ſo folgt: daß es von den Kräften auch ſeine Beſtimmung erhalten und ſeine Größe mit ihnen in einem gewiſſen Verhältniſſe ſtehen müſſe. Wäre es möglich, daß das Geld ſich unabhängig erzeugen und ſich nach eignen Regeln vermehren und vermindern könnte, ſo würde es hierdurch gänzlich ſeine Bedeutung verlieren. Dieſes würde aber der Fall ſein, wenn die Metalle ohne viele Arbeit erworben werden konnten. Aber die auf die zu Tag Beförderung der Metalle zu verwendende Arbeit iſt nichts anderes, als derjenige Theil der Kraft, der vom Gelde nothwendig verzehrt und verſchlungen werden muß, um ſelbſt ein vorſtellendes Zeichen der Kräfte abgeben zu können.

Lägen die Metalle rein und mit fremdartigen Beſtandtheilen unvermiſcht auf der Oberfläche der Erde, ſo würden ſie, wenn auch während einer beſtimmten Zeit nicht mehr davon aufgefunden werden könnte, als in einem gleichen Zeitraum jetzt aus den

Bergwerken gewonnen wird, dennoch nicht zum Gelde gebraucht werden können. Denn da die Kraft eines Einzelnen alsdann hinreichen würde, das Geld darzuſtellen, ſo würde das Geld nicht mehr vorſtellen, als eben nur die Kraft eines Einzelnen, und das ſämmtliche Geld einer ganzen Geſellſchaft könnte keinen größern Werth haben, als die Summen der Kräfte einiger Wenigen. Der Staat hätte es alsdann nicht in ſeiner Gewalt, den Umlauf des Geldes zu leiten. Denn da ihm ſowohl deſſen Menge als deſſen Aufenthaltsort unbekannt bliebe, ſo könnte er weder die Kraft beſtimmen, die erfordert würde, um Geld in Bewegung zu ſetzen, noch den Punkt, von welchem dieſes bewegende Prinzip ausgehen müſſe. Denn wenn es auch Privatleuten verboten wäre, ſich das Geld eigenmächtig zuzueignen, ſo würden doch, da deſſen Beſitzergreifung ſchnell und ohne Geräuſch von Statten ginge, die Uebertreter des Geſetzes ſelten entdeckt und beſtraft werden können. So wie ſich aber die Sache wirklich verhält, kann das Metall nur durch die vereinigten Kräfte Vieler zu Gelde gemacht werden. Eine Vereinigung, die ein Einzelner nicht zu Stande bringen, die er wenigſtens nicht unbemerkt vollbringen kann. Und ſo bleibt es der Regierung allein möglich, dem Gelde denjenigen

Charakter zu geben, den es als allgemeines Tauſchmittel haben muß*).

Wenn die Idee einer Monarchie dasjenige iſt, was die Vereinigung der Menſchen erſt zum Staate ſtempelt, ſo können die verſchiedenen Grade der Integrität, welche die Staaten zu verſchiedenen Zeiten beſaßen, nur darin ihren Grund haben, daß jene Idee mit mehrerer oder minderer Klarheit dargeſtellt und mit größerer oder geringerer Beſonnenheit erkannt wurde. Zu der Stufe der Vollkommenheit, auf welcher jetzt die Staaten ſich befinden, konnten ſie erſt alsdann gelangen, nachdem die Idee in die Gewalt eines Einzelnen gekommen war, nachdem die Staaten einen Monarchen erhielten**). In früherer

---

*) Wenn dieſe Bemerkung richtig iſt, ſo kann ſie auch keineswegs überflüſſig befunden werden. Denn in der That, man hat, ſo oft man vom Gelde ſprach, dieſen Umſtand nicht genug berückſichtigt. Man glaubte, die empfehlenden Eigenſchaften des Metall-Geldes blos in der Natur und Beſchaffenheit des Metalls allein zu finden. Jedoch, ob zwar dieſe Eigenſchaften wichtig genug ſind, daß ſie mit zu jenen Beſtimmungsgründen haben beitragen können, ſo iſt die Schwierigkeit, das Metall zu erlangen, dennoch das Hauptmotiv, warum es als allgemeines Tauſchmittel konſtituirt worden iſt.

**) Man kann hierauf einwenden, daß es ja zu allen Zeiten Republiken gab und daß wir noch jetzt Staats-Verfaſſungen finden, die der republikaniſchen Form ſich nähern, deren Re-

Zeit, wo jene Idee noch unſichtbar herrſchte, nahmen zwar alle Thätigkeiten der Nation nach ihr ihre Richtung. Da aber dieſer Punkt verborgen war, ſo hatte jeder Einzelne für ſeine Thätigkeit eine Bewegung, Jeder glaubte wenigſtens es in ſeiner Willkür zu haben, wohin er die Kraft lenken wollte. Nun wird zur Berechnung einer jeden Kraft erfordert, daß man die Zeit beſtimme, welche ſie auf ihrem Lauf zugebracht, und den Raum, den ſie durchgangen, das heißt: daß man den Punkt erforſche, von dem ſie ausgeht, und den, wo ſie ihre Bewegung endet. Dieſer letztere war in der bezeichneten Lage der Dinge unbekannt; eine ſolche Berechnung hat alſo damals nicht vorgenommen werden können. Nun fand aber zu jeder Zeit ein Tauſch Statt; getauſcht kann jedoch nicht werden, ohne daß das Werthverhältniß der verſchiedenen Kräfte beſtimmt werde. Es mußte alſo

---

gierung an Kraft und Würde der beſten Monarchie nicht nachſteht. Hierauf aber läßt ſich antworten, daß ſchon ſeit langer Zeit die europäiſche Menſchengeſellſchaft nicht anders als ein Staats-Verein anzuſehen iſt und daß man die einzelnen Staaten blos als Regierungs-Verwaltungen untergeordneter Provinzen betrachten muß. Wenn alſo eine Republik mit gleicher Kraft als eine Monarchie herrſcht, ſo kann ſie es darum, weil beide derjenigen Idee unterthänig ſind, welche auf dem Throne von Europa ſitzt.

dennoch eine ähnliche Berechnung unternommen werden; ſie ward auf folgende Weiſe zu Stande gebracht. Jeder Tauſchende ſetzt den End-Punkt der Bewegung in ſich ſelbſt und ihren Anfangs-Punkt entweder in die vertauſchende Perſon oder in den Moment, wo die Natur den erſten Keim zur Schaffung des Produkts gelegt hatte. Da nun ein ungetheilter Zweck nicht anders, als durch eine Einheit der Mittel erreicht werden kann, ſo erſieht man leicht, wie die verſchieden gerichteten Thätigkeiten der Vervollkommnung der Staaten im Wege ſtanden. Nachdem aber die unſichtbar herrſchende Idee in der Perſon des Monarchen formell gemacht war, nahmen alle Thätigkeiten nach dem Regenten ihren Lauf. Er ward das Ziel aller Bewegungen und ſchloß den Punkt in ſich ein, den man, nach dem Ausdruck eines geiſtreichen Schriftſtellers, den Schwerpunkt des Handels nennen kann. Hierdurch nun ward die Berechnung der Kräfte einfacher gemacht. Denn die Linie, die jede Bewegung von jedem einzelnen Staatsgliede aus bis zu der Perſon des Regenten durchlief, war der Maßſtab für den Werth des ſich in dieſer Linie bewegenden Produkts. Da aber der Regent nur darum die Kräfte der Nation in ſich vereinigt, um ſie nach einer allgemeinen Regel wieder jedem Einzelnen zurückfließen zu laſſen, ſo wird bei dieſer rückgängigen Bewegung der Schwerpunkt jedes Einzelnen zurückgeſetzt und der Regent ſtellt wieder den Anfangspunkt dar. Wie aber der Werth einer jeden Sache das Produkt iſt von der Anſicht des Gebens und des Nehmens, ſo ſteht es keineswegs in der Willkür des Regenten, den Dingen einen beliebigen Preis zu geben, ſondern er wird die Unterthanen dahin leiten müſſen, daß ſie ſowohl unter ſich, als mit dem Oberhaupt des Staats ſich freiwillig über den Werth der Tauſch Produkte vereinigen.

Geld iſt das vorſtellende Zeichen der Kräfte. Jeder Mangel der Bildung alſo, der in letztern aufgefunden wird, muß auch im erſtern nachgewieſen werden können. In der Epoche des Metall Geldes, welches wir zuletzt erwogen, waren die Kräfte in demjenigen Zuſtand, den wir vollkommen nannten. Doch waren ſie es nur in ſo fern, als ſie ruhend betrachtet wurden, oder doch in Beziehung gegen ihre Produkte. Sobald aber die Kräfte anfingen, ſich nach jenem monarchiſchen Prinzip hinzuwenden, ſo mußte, weil dieſe Bewegung nur bewußtlos geſchah, ſich eine Zweckwidrigkeit offenbaren, durch deren Beſeitigung allein die Beſtimmung des Staats vollkommen erreichbar ward. Worin jene Zweckwidrigkeit beſtand, haben wir zuletzt angegeben. Die Kräfte einer Menſchengeſellſchaft waren damals nur erſt Natio nal-Kräfte und das ſie vorſtellende Geld National-Geld. Durch die Objektivirung der Monarchie aber mußten die National-Kräfte ſich in Staats-Kräfte verwandeln. Wir wollen zeigen, wie ein drittes Prinzip — das Staats-Geld — welches ſich zum National-Geld verhält, wie dieſes zu den National-Kräften, ſich nothwendig konſtituirte und es endlich in der Münze dargeſtellt ward.

Da das Geld für Alle einen Werth und für Jeden einen gleichen haben ſollte, ſo durfte die Ergründung dieſes Werthes kein Erkenntnißvermögen erfordern, das nicht bei Allen überhaupt, und nicht bei Jedem in gleichem Grade vorausgeſetzt werden konnte. Wäre dieſes anders, würde zur Werthbeſtimmung des Geldes ein Talent erfordert, das Manchem ganz abginge und die Andern in ungleichem Grade beſäßen, ſo wäre die nothwendige Folge davon, daß das Geld ſeinen Werth verändern würde nach dem Verhältniſſe jenes Talents. Hierdurch aber erhielte es einen Charakter, der ſeiner Beſtimmung zuwider wäre, oder wenigſtens veranlaßte, daß dieſe Beſtimmung nicht vollſtändig erreicht werden könnte. In der That aber finden wir dieſe mißlichen Umſtände bei dem ungemünzten Metall Gelde. Da Gold und Silber gewöhnlich mit ungeltenden Metallen vermiſcht gefunden wird, dieſe Unlauterkeit alſo von dem Empfänger des Geldes in allen Fällen wenigſtens befürchtet werden muß; da überhaupt die Scheidekunſt damals noch nicht in dem vollkommenen Zuſtand geweſen ſein konnte, daß ſie es vermocht hätte, das Gold und Silber in ſeiner höchſten Reinheit darzuſtellen, ſo mußte bei jedem Tauſche die Aechtheit des Geldes unterſucht und der Grad ſeiner Unlauterkeit erforſcht werden. Dieſe Unterſuchung erfordert aber eine Geſchicklichkeit, die verſchieden ſein wird, je nach der Einſicht, die Jeder in die Natur dieſes Geſchäftes, und je nach der Uebung, die Einer hat, ſolche Operationen vorzunehmen. Je mit größerer oder geringerer Leichtigkeit, je in längerer oder kürzerer Zeit, je mit mehr oder minderer Vollkommenheit Jemand dieſe Operation zu Stande bringt, um ſo mehr oder weniger muß auch das Geld von ſeinem innern objektiven Werth verlieren. Und überhaupt wird hierdurch der Forderung entgegengewirkt, die oben an das Geld gemacht worden war: daß nämlich die Kraft, die auf deſſen Verfertigung verwendet wird, die Summe derjenigen nicht bedeutend vermindern dürfe, die aus demſelben bereitet werden ſoll. Hierdurch wird der Tauſch äußerſt beſchwerlich gemacht. Da die Unterſuchung des Geldes einige Zeit erfordert und der Tauſch nicht eher gültig iſt, als bis das Geld in Empfang genommen, ſo wird oft der Fall eintreten, daß während dem Akte der Unterſuchung, durch veränderte Umſtände bewogen, einer der beiden Contrahenten ſeinen Willen widerrufen wird, wodurch Streitigkeiten unvermeidlich herbeigeführt werden. Die Contrahenten werden ſich ferner darüber vereinigen müſſen, wer die Mühe des Geldunterſuchens über ſich nehmen ſoll, ob der Geber oder der Nehmer des Geldes, wodurch der Tauſch-Contract einen Zuſatz erhält, der nicht in dem urſprünglichen Beſtimmungsgrund der Contrahenten lag und wodurch ihr Zweck verrückt wird.

Sobald der Staat einen ſinnlichen Monarchen erhielt, konnte das Geld nicht mehr in dieſem Zuſtand verbleiben. Denn da der Regent die Kräfte der Nation in ſich vereinigt und ſie nach allen Seiten hin wieder zurückgibt, ſo kann er die Wirkung, welche die rückfließenden Kräfte auf jeden Einzelnen machen werden, nicht berechnen, ohne die Empfänglichkeit zu kennen, die Jeder zum Gelde hat*). Dieſe Empfänglichkeit aber war, wie wir geſehen, bei dem ungemünzten Gelde verſchieden. Doch durch das Prägen der Metalle ward man der Unterſuchung ihrer Feinheit überhoben, und dadurch erſt erhielt das Geld einen Charakter, welcher dem Zuſtand der jetzigen Cultur angemeſſen iſt.

---

*) Auf welche Weiſe der Regent die Kräfte der Nation in ſich vereinigt und wie er ſie zurückgebe, dieſes zu zeigen iſt hier nicht der Ort, es wird in der Finanz-Wiſſenſchaft gelehrt. Daß es aber auf jeden Fall Geld ſein müſſe, in welcher Geſtalt die Kräfte der Nation in den Regenten ein- und von ihm zurückfließen, dieſes bedarf keines Beweiſes, es folgt aus dieſer ganzen Unterſuchung. Ich will nur noch kürzlich auf

Ich breche dieſe Unterſuchung ab an einem Punkte, wo ſie anfängt, am allerintereſſanteſten zu werden. Ich hatte mir vorgeſetzt, die Entſtehung des Geldes darzuſtellen. Von der Natur und Wirkung des Geldes, als vollendetem Produkte, werde ich an einem andern Orte reden.

---

das hieraus fließende nothwendige Reſultat aufmerkſam machen: wie zweckwidrig nämlich Natural-Abgaben und Natural-Beſoldungen für die Staats-Verwaltung ſein müſſen.

XXXIX.

Ueber Freimaurerei.

(1811.)

So oft unſerer göttlichen Kunſt ein neuer Tempel erbaut wird, kann man ſich einer Betrachtung nicht erwehren, die das Herz betrübt und den Geiſt gefangen nimmt. Warum muß die Wahrheit hinter Mauern flüchten, wo des Lebens friſche Lüfte ſie nicht berühren, wo der Sonne Strahl ſie nicht beleuchtet, wo ſie beim Dämmerſchein der Kerzen hinſchmachtet und ihre Farbe der Geſundheit verbleicht? Wie lange noch wird die Göttin, der Beſchwörung des Eingeweihten allein folgend, dem Rufe des Profanen ungehorſam bleiben? Wie lange noch ſoll das himmliſche Licht, in die engen Schranken eines Dreiecks gebannt, der Menge unzugänglich ſein, die dürſtend nach der Quelle eilt? Iſt dieſes Weltall nicht geſchmückt genug, daß es uns zum Tempel dienen könne? Sind die Säulen des Rechts und der Liebe nicht ſtark genug, um das ewige Firmament der Wahrheit zu tragen, und lehrt die blühende Natur nicht jede Wiſſenſchaft ſchöner und lebendiger, als ſtumme Zeichen, auf todte Leinwand gemalt? Solche Zweifel hegend, kam ich zu einem frommen Prieſter der Maurerei und bat um Belehrung. Was er mich lehrte, will ich treu verkündigen.

Nachdem das heilige Wort entſendet, das der Welt ihr Daſein gab, ward das Chaos geboren. Dunkel war ſein Leben, doch liebevoll; öde, doch ohne Sehnſucht; einförmig, doch nicht allein, denn ihm ſtand nichts gegenüber. — Verſchwiſtert waren alle Kräfte und der Schöpfung einziger Sohn ſchlummerte in Träumen der Kindheit und der Unſchuld. Nun ward das Licht, und der Friede — ſtarb. Die Elemente begannen ihren fürchterlichen Kampf und aus dem Schooße der allumfaſſenden Mutter ſtiegen Geſchöpfe, feindlich geſinnt im Sein und im Werden. Das Licht, das Alles bindet und Alles löſt, zeugte zwei Söhne: das Leben und den Tod, den Tag und die Nacht. Die Morgenröthe ſpottete die Nacht des Trugs und des Wahns hinweg, und am Abend ſchwang der Himmel ſein blutiges Panier, und die verſcheuchte Finſterniß kehrte ſiegreich zurück. — Da ſein kämpfte gegen Daſein, Liebe gegen Haß, Treue gegen Verrätherei, und der Tod gegen Alles. Die Natur hatte ihre ganze Kraft verſchenkt, es gab kein herrenloſes Gut mehr. Was das Eine erwarb, mußte das Andere verlieren; jeder Athemzug war ein Diebſtahl, jeder Pulsſchlag war ein Mord. So ſproßte die Pflanze der Zwietracht, mit ihren Zweigen den Himmel berührend, und ihre Blüthe war — der Menſch.

Wie das Herrliche der Schöpfung in dem Menſchen ſich offenbaret, ſo auch das Verworfenſte; denn die höchſten Bäume ſind's, die am tiefſten wurzeln. Wenn die ſinnloſen Geſchöpfe der Natur in ihren Kämpfen ſich bewußtlos anfeindeten, wenn ihren Schmerz weder Erwartung noch Erinnerung begleitete, ſo war beim Menſchen nicht die *That* allein, auch der *Wille* war blutig; Reue folgte der Sünde nach und vor dem Uebel ging die Furcht drohend einher. Die Herrſchaft ward geboren und mit ihr die Sklaverei. Das Recht mußte der Stärke weichen, das Glück ward der Habſucht geopfert und die Unſchuld der Bosheit preisgegeben. Jeder Baum der Freude trug die vergiftete Frucht des Neides und unſchuldsvolle Geſchlechter mußten den Jammer ernten, den Andere geſäet. Der Wahnſinn hatte den Menſchen ergriffen; er vergaß, daß nur *ein*

Herz im Buſen der Menſchheit ſich bewege; mit ſelbſtmörderiſchem Beginnen zerriß er ſeine eignen Glieder, der Menſch erſchlug ſeinen Bruder.

So ward Jahrtauſende der Kampf fortgeführt; der Beſiegte verlor, doch der Sieger hatte Nichts gewonnen und nur Leichen behaupteten das Schlachtfeld. Das Gut, um welches man ſtritt, ward Keinem zu Theil, der karge Becher der Freude ward im Taumel umgeſchüttet und früher, als man es ſelbſt verlangte, gab man der ſchadefrohen Erde ihre Beute hin. Was war die Quelle dieſer ewigen Feindſchaft, und was war ihr Ziel? Es war nicht der Preis des Sieges, um den man kämpfte, man kämpfte um die Luſt des Kampfes, denn oft kehrten die Völker geſättigt vom Streite zurück, geſtillt war jede Sehnſucht und jeder Wunſch befriedigt. Todesſtille herrſchte über Leichenfelder, und die Morgenröthe des Friedens ging glänzend auf. Darob erſchracken die Böſen und hielten ihren ſündlichen Rath. „Soll unſer Reich zu Grunde gehen? Iſt nichts vorhanden, das die erloſchene Kampfbegierde wieder anfacht, und hat der Himmel keine Blitze, um die Welt des Friedens zu entzünden?“ Sie ſuchten ſolche Blitze und fanden ſie auch. Das Heiligſte, was die Erde und der Himmel trägt, das ſchönſte Gut, das der Menſch beſaß, ſtahlen ſie frech, warfen es hin auf den Kampfplatz, und die Flamme des Kriegs loderte von Neuem auf. — —

— Was war jenes Heilige, das dem Blödſinn zur Folie dienen mußte? Wie hieß das Göttliche, das der Menſch zum Wetzſtein ſeiner Bosheit herabwürdigte? Wie es hieß? Keiner frage mich darnach. Ich weiß es wohl, doch darf ich es nicht ſagen. Ich mag in dieſem Hauſe des Friedens und der Freude das Wort nicht ausſprechen, das wie ein böſer Zauber den Vorhang vor einer blutigen Vergangenheit hinwegzieht; ich mag das Wort nicht nennen, das in wenigen Sylben das Schrecklichſte bezeichnet: den Mord, den Mörder und den Gemordeten zugleich. —

Solches ſahen die Guten und die Beſten jeder Zeit, wie die Menſchheit in ihren eigenen Eingeweiden wühle; ſie ſahen es und trauerten. Sie trauerten, doch ſie verzweifelten nicht. Denn das Kraut des Heils ſproßte in ihrem Herzen, und die Hoffnung des Geneſens machte ſie geſunden. Sie beſchloſſen, die vertriebene Vernunft wieder in ihre Rechte einzuſetzen. Sie ſprachen zu dem Volke der Finſterniß, und Worte des Friedens und der Verſöhnung ſtrömten von ihren Lippen: „O, Könige der Natur, habt ihr das Leben auf eine Ewigkeit gepachtet, daß ihr Jahrhunderte, dem Haſſe vergendet, nicht für verloren haltet? Werdet ihr euern Kindern einen Balſam hinterlaſſen, um die Wunden zu heilen, die ihre Väter ſchlugen? Habt ihr ein Zauberwort, das die Geſchlechter wieder hervorrufe, die ihr getödtet; das die Ruhe wieder herſtellt, die ihr getrübt; das die Narben ausglättet, die die Schande eurer Ahnen der Nachwelt überbringen? O! kehrt zum Frieden zurück und liebt euch!"

So redeten die Guten in ihrer Frömmigkeit. Doch von der ehernen Bruſt der Böſen hallten ihre Worte nachſpottend zurück. Gehört hatte man ſie, aber nicht verſtanden, und Verfolgung war ihr Lohn. Doch keine Saat geht durchaus verloren, und nicht ganz fruchtlos war ihr Bemühen. Alle die, welche Gott im Herzen und die Wahrheit im Geiſte trugen, traten hervor und folgten dem Ruf. Sie reichten ſich die Hände und der Bund des Lichts war geſchloſſen. Keine Zeugen hatten ihn beurkundet, kein Unterpfand hatte ihn verſichert; das heilige Wort ging von Mund zu Mund und um den Altar des Rechts zog ſich der geheimnißvolle Kreis und wehrte den Zutritt. — Wie heißt das Bündniß, das die Edlen aneinander kettet, das den Geiſt dem Herzen vermählt, und dem guten Willen die That zuſichert? — Es heißt hier in dieſem heiligen Tempel, dem Herkommen gemäß, Maurerei. Anders nennt man es im Leben; doch nennt es wie Ihr wollt, es ſpricht ſich ſtets als das Würdigſte aus.

Ja, meine Brüder, die Maurerei iſt die heilige Quelle, wo die verblühte Schönheit ihre Huldigung, wo die getrübte Weisheit ihre Helle, wo die geſchwächte Kraft ihre Fülle wiederfand. Sie iſt das Aſyl der geängſtigten Treue, die Verſöhnerin der beleidigten Unſchuld, die Vergelterin der unbezahlten Liebe. Die verworrenen Rechte des Lebens ſoll ſie ordnen, das beſtochene Urtheil der Leidenſchaft ſoll ſie ſtrafen, die Handlungen des Herzens ſoll ſie richten. Was die plumpe Hand des Blödſinnes wild untereinander gemengt, das ſoll ſie ſondern und mit ihrem Geiſte beleben; was die Feuerkraft der Begierde zu heiß umarmt, das ſoll ſie mit ihrer Milde erquicken; und was die unkundige Menge zu ſtreng verdammt, das ſoll ſie mit ihrem Schilde ſchützen. — Sie ſtürzt die Scheidewand ein, die das Vorurtheil zwiſchen Menſchen und Menſchen aufgerichtet; ſie zieht das goldene Kleid hinweg, das einen ſeelenloſen Leib bedeckt; ſie ſtellt Herz gegen Herz, Geiſt gegen Geiſt, Kraft gegen Kraft, und gibt dem Würdigſten den Preis. Sie lehrt den Baum nach ſeinen Früchten ſchätzen, nicht nach dem Boden, der ihn trägt, nicht nach der Hand, die ihn gepflanzt.

Sie ſichert das Glück vor den Pfeilen des tückiſchen Zufalls, ſie ergreift das Ruder bei den Stürmen des Lebens, und führt das lecke Schiff in den ſichern Hafen ein.

So, meine Brüder, ſollte die Maurerei handeln, ſo ſollte ſie ſein. Doch ſo *war* ſie ſelten, ſo *iſt* ſie nicht. Nicht der *Göttin*, dem *Prieſter* opfert man. Man ward es müde, das *Kunſtwerk* anzubeten, man wollte den *Künſtler* verehren. Nun trat man keck hin vor die Göttliche und ſprach: Sag' uns doch, wo kommſt du her? Wohin gehſt du? Wer hat dich gemacht, und für wen biſt du verfertigt? Doch der Himmel verſchmäht es, der Erde Rechenſchaft zu geben, und keine Antwort erfolgte. Jetzt warf der Maurer das Senkblei ſeiner Wißbegierde aus, — grundlos war das Meer. Das wilde Herz pochte an die Schranke der Erkenntniß und forderte den Ausgang; doch die Schranken blieben ſtehen, und die Pforte öffnete ſich nicht. Zu den Sternen ſchaut er hinauf, wo die Wahrheit quillt

das *Leuchten* ſah er wohl, doch nicht das Licht. Jetzt wendet er rückwärts ſeinen Blick; die Vergangenheit ſoll ihm die Gegenwart löſen; doch die ernſte Sphinx im Oſten ſchaut ihn verſchloſſen an, und hinter dem Schleier der Iſis lauſcht der Tod. Nun irrt der betrogene Maurer in der Weite umher und kann die Heimath nicht mehr finden. Da ließ eine Stimme ſich hören aus dem Innerſten ſeines Herzens. Sie ſprach zu ihm: Bethörter Menſch, du haſt dein eignes Haus verlaſſen und ſuchſt Ruhe in der Fremde. Du biſt der Wahrheit treulos geworden und ſuchſt Heil bei der Lüge, du biſt der Quelle entflohen und ſuchſt Erquickung in der Wüſte. — Kehre ſchnell zurück! Menſch erkenne dich ſelbſt! — Der Maurer hörte wohl die Stimme ſeines Herzens, doch er gehorchte ihr nicht. Der Puls ſeiner Neugierde war fieberhaft geſpannt; er wollte der Maurerei Herz und Nieren prüfen. Da ergriff er im Wahnſinn das kritiſche Meſſer; er öffnete, er zerlegte ſie; er ging ihren Adern nach, er ſonderte ihre Nerven. Nun ja, jetzt lagen ihre innern Theile klar und zergliedert vor ſeinen Blicken; doch eine Leiche war ſie geworden, der Geiſt entfloh. Er hatte die Quelle der Maurerei entdeckt, doch nur vertrocknet fand er ſie; er war ihrem Bette nachgegangen, doch verſiegt war der Strom. — Anfänglich war man freilich etwas betrübt über ihren Tod; doch bald tröſtete man ſich, man ſetzte ſich hin und ſchrieb — Maureriſche Syſteme. — Syſteme! — Ja der Mörder glaubte ſeine That gebüßt zu haben, wenn er ſeinem Schlachtopfer eine Leichenpredigt hielt. Man ſpannte das Gemälde des gotterfüllten Künſtlers in einen langweiligen Rahmen ein, und einer bemalten, vielfarbigen Natur gleich blickt uns das göttliche Bild der Wahrheit lächerlich an und läßt weder die Anbetung in unſerm Herzen, noch die Bewunderung in unſerm Geiſte aufkommen.

Man hat innerhalb des Tempels der Maurerei Vorhänge aufgehängt, und wieder einen, und noch einen. Meine Brüder, kann denn das Heilige noch heiliger ſein? Hat die Wahrheit ihre Stufen, hat die Seligkeit ihre Grade, und kann die Sonne heller leuchten als helle? — Man will die Unwürdigen abhalten — o unnöthiges Bemühen! Die Sehkraft erfaßt die Dinge, das Licht bietet ſie nur an; Deſſen Auge trüb iſt, wird auch nur Trübes ſchauen; ſeid unbeſorgt. Jedem wird nur ſo viel Licht zu Theil, als ihm gebührt. Stürzt die Mauern ein, der Schwache wird doch Nichts erbeuten. Oeffnet die Pforte: die Sehnſucht bleibt doch ſtets das Maß der Befriedigung. —

Meine Brüder, wenn Lüge gegen Wahrheit, wenn Tugend gegen Laſter ſtreitet, dann bleibt das Herz des Zuſchauers nicht ganz ohne Troſt; denn wo Ungleiches mit Ungleichem kämpft, da muß eines unterliegen. Man weiß, wohin man ſeine Neigung zu wenden, und wenn auch das Verderben den Ge rechten trifft, ſo endet doch der Schmerz mit der That, die ihn hervorgebracht. Wenn aber Wahrheit mit Wahrheit, wenn Tugend mit Tugend ſich feindlich begegnen, woher ſoll man alsdann Beruhigung nehmen? Wem ſoll man den Sieg, wem den Untergang wünſchen? Iſt nicht die Freude des Einen die Trauer des Andern? — So iſt es in der Maurerwelt. Syſteme kämpfen gegen Syſteme; Logen gegen Logen; Brüder gegen Brüder. Ja, wunderbar iſt es zu ſehen: Alle wollen ſie die Wahrheit ſuchen, doch Jeder will allein ſie finden. Alle wollen die gefundene Wahrheit mit Allen theilen, doch Jeder will allein ſie ſuchen. Das Licht iſt in ſeine Beſtandtheile zerfallen und Farbe kämpfet gegen Farbe. Die Weisheit hat ſich mit der Standhaftigkeit verbunden und hält ſtandhaft die Einigkeit von ſich entfernt. Die Morgenröthe, die das Licht verkündigt, wird vom hohen Mittag verſpottet, — verachtet; denn das ſtolze Sonnenbild hat ſeine Wiege vergeſſen, und ſchämt ſich ſeiner Mutter.

Meine Brüder, wann wird der Tag erſcheinen, den alle Maurer mit einem Herzen begrüßen? Wann geht der Mittag auf, der uns zur gemeinſchaftlichen Arbeit führt, und wann bricht die Nacht heran, wo alle Brüder Arm in Arm entſchlummern? — Er wird kommen der Tag des Lichts! Mögen immer hin Pygmäengeſinnungen in einen Kampf ſich einlaſſen mit dem Rieſengeiſt der Wahrheit; wir lächeln und ſind des Sieges gewiß, doch, — auch die Wunde des Siegers ſchmerzt. Darum, meine Brüder, laßt uns mit lindernder Hand Balſam träufeln in die Wunde der ſiegenden Wahrheit, damit, wenn man das neunzehnte Jahrhundert noch einmal erröthen ſieht, man ſagen möge: „Die Farbe der Freude iſt's, die es verklärt, nicht die Farbe der Schaam!“

XL.

Was wir wollen.

(Juli 1814.)

Es frommt uns nicht von der Brücke, die Vergangenheit und Zukunft bindet, an der ſchützenden Bruſtwehr gelehnt, ſorglos hinabzuſchauen in die wilden Fluthen, die das Unerforſchte und das Unerforſchliche verbergen. Wir wollen, hier oder dort, ganz hinüber ſchreiten — Pfeiler können brechen.

Beneidenswerthes Geſchlecht, dem vergönnt iſt, das Seltene zu ſehen: Saat und Ernte, Frucht und Blüthe der Zeiten, was die Geſchichte in ihrer geheimnißvollen Grotte bereitet, und was vollendet des Meiſters Mühen umſchleiert. Beneidenswerthes Geſchlecht, dir leuchtet ein beglückender Stern. Nicht wie Römer in angeerbter Größe ſchwelgend, wir erfreuen uns der ſelbſterworbenen Kraft. Nicht wie ſie, des Lebens mannigfaltige Gefühle in einen Brennpunkt drängend, uns ward ein beſſeres Loos zu Theil. Was wir als Bürger gethan, hat auch den Menſchen belohnet; wir haben den übermüthigen Feind beſiegt und dürfen auch die Wunden heilen, die wir ihm geſchlagen. Die Freuden aller Jahreswechſel ſind uns vereint gegeben.

Aber laßt uns nicht, männernde Jünglinge, unſere Kraft vergeuden, ſondern die Luſt in keuſcher Ehe umarmen, damit ſie fruchtbar und unſterblich werde. Nicht das iſt unſere Größe: der Flitterglanz ſchillernder Empfindungen, oder die Vergänglichkeit großer Thaten, die im Rauſche, wenn auch in dem edelſten, begangen; denn auch faules Holz kann leuchten, und Wunder glaubt zu thun, wer die Grenzen des Natürlichen nicht kennt. Das brennende Gebäude hat uns angewärmt, der Wetterſtrahl hat unſere Nacht erleuchtet, aber nur da iſt Wahrheit und iſt Kraft, wo Licht und Wärme aus dem Innern kommen.

Großes kann nicht täglich geſchehen, aber Helden ſind es auch in ihren Häuſern, und überall, wo ſonſt die Gemeinheit den Weg alles Fleiſches wandelt. Zwar ziemet uns die Ruhe am Abend des heißen, geſchäftigen Tages; aber der Morgen wird kommen, der uns zu neuen Thaten ruft. Darum laßt uns, nachdem wir das Geſchehene berechnet, beſonnen überlegen, was ferner zu thun ſei; was zu thun ſei, damit über des Lebens Gaukelei nicht der heilige Ernſt, und über den Genuß der Freiheit, die Kraft, ſie zu behaupten, verderbe.

Wir wollen freie Deutſche ſein, frei in unſerem Haſſe, frei in unſerer Liebe. Mit dem Leibe nicht, nicht mit dem Herzen einem fremden Volke ergeben. Tyrannei verwundet und kann nur tödten; aber die Luſt, die ſchmeichelnde, vergiftet und verſiecht. Jene lähmt die Kraft, dieſe auch den Willen. Wir wollen frei ſein, nicht jenen Inſelbewohnern unterthan, die uns bereichern und entnerven. Wir dürfen wünſchen, ſie zu ſein, nicht es ihnen nachzuthun. Dort, wo der kühne Händler mit empörten Wellen kämpft, ſich ſeinen Handelsweg durch beſiegte Feinde bahnt, wo er, mit Gewürzen, auch den Boden erbeutet, der ſie trägt, und Könige, die den Boden beherrſchen: dort iſt es edel zu gewinnen — der wuchernde Ephen ſchlängelt ſich um die Eiche der Kraft. Wir aber ſind Waffenſöhne; in dem Eiſen iſt unſer Gold.

Wir wollen freie Deutſche ſein, und damit wir es bleiben, über ſclaviſche, willenloſe Völker auch nicht herrſchen. Mögen jene Knaben ſich mit den Scherben ihres zerbrochenen Ruhms ergötzen, wir wollen ihr Spiel nicht theilen und nicht ſtören, wir wollen es belächeln und verachten. Weil ſie ihre Freiheit und ihre Frühlingskraft einer Metze hingegeben, ſind ſie vor der Zeit gealtert und kindiſch geworden. Gefährlich iſt's, ihnen zu dienen, gefährlicher, ihnen zu gebieten.

Wir wollen das deutſche Herz nicht mit jenen Eisfeldern befreunden, wo die Empfindung gerinnt und Größe aus unumfaßlichen Koloſſen ſpricht. Nun, da der Friede geläutet, kehre das Rieſenſchwert in die Scheide zurück. Wir ſind uns ſelbſt genug; wo nicht, auch ſie nicht. Wir ſind, wohin ſie zielen. Sie haben Wälder auszurotten im Reiche der Natur und da, wo der Geiſt herrſcht; uns lacht ein freundliches Land. Wir wollen ſein, wie unſere Luft, fern von entnervender Schwüle und fern von erſtarrender Kälte, damit ſich Muth mit Liebe, und Kraft mit Schönheit paare.

Wir wollen Deutſche ſein, ernſten, ruhigen Sinnes, nicht in dumpfer Gefühlloſigkeit auf dem Bauche kriechen, nicht mit wächſernen Flügeln in das Reich der Sonne ſteigen. Wir wollen ſtark ſein, der Gebieter in ſeiner Macht, im Gehorchen der Bürger. Gleich; ſo daß Jedem gleich geſchützt, was ihm gebührt, nicht daß Jedem Gleiches gebühre. Wo Jeder Alles hat, geht Alles am leichteſten verloren. So geſchah's. Man hatte im Wahnſinn die Stufen abgebrochen, die von der friedlichen Werkſtätte zu dem Throne führen, und nun als das Gebäude brannte, war nirgends Hülfe — in Aſche ging der Scepter und der Wanderſtab. Man hatte alle Dämme eingeriſſen, und als das Ungemach fluthend eintrat, war nirgends Rettung. Darum haben Blitze, die Paläſte trafen, ſich hinab bis zu den niedrigſten Hütten geſchlängelt, und Meinungen zerlumpter Bettler haben Throne untergraben und umgeſtoßen. Es ziemt uns nicht, uns keck in den Rath der Fürſten einzudrängen; ſie ſind beſſer als wir. Wir haben das Schwert, ſie uns geführt; aber das Schwert kann nur tödten, der Wille ſiegt.

Mögen Andere mit plumper, ungeübter Hand in den Eingeweiden der bürgerlichen Geſellſchaft wühlen, das Herz in den Magen ſchieben, das Gehirn neben die Leber ſtellen, und den Lauf des Blutes nach eigner Weisheit lenken. Wir wollen es nimmermehr. Der Tag der Entſcheidung wird es lehren, daß Vieler Wille und Willenloſigkeit und Willkür zu gleichem Ziele führen. Wir wollen es voraus bedenken, und auch dieſes: daß Thränen ſpäter Reue in dem Himmel, und nicht auf Erden fruchten.

Wir wollen nicht ferner in lächerlichen Vogelſchlingen eitler Convenienzen zappeln, ſondern Männer auch im Frieden ſein, damit die Noth uns geharniſcht ſinde; Löwen ſein, keine Schmetterlinge, und auch nicht Bären, die Honig lecken. Werde der Preis der Schönheit immerhin den Jungen hingegeben, die eine gefallene Stricknadel am ſchnellſten wiederbringen, oder am lieblichſten mit ſäuſelndem Schmeichelwort die Glut der Eitelkeit fächeln — der tapfere Jüngling lerne ſolchen Preis verachten. Aber die Bürgerkrone werde nicht ferner ſchlauen Gaunern zu Theil, die in dem Dunkeln trippeln und das ſchlafende Geſetz beſtehlen. Sie werde am hellen Tage gewonnen und vergeben, dem Würdigſten, dem Beſten.

Ernſt ſei in den Spielen unſerer Kinder, damit ſie den Ernſt, froh und leicht, wie in dem Spiele üben. Sie ſollen nicht in martervollen Stunden lernen, wie man römiſche Worte und Thaten dumpf bewundere, ſondern in Luſt und Freiheit es ihnen nachzuthun. Sie ſollen tauchen lernen in die Fluthen der Ströme und in die Fluthen der Zeit, damit ſie des zerbrechlichen Fahrzeugs nicht bedürfen und ſich verlaſſen auf die eigene Kraft. Führt den Bürgerknaben zu jenem blutgeſogenen Volke, das frech mit Geſetzen ſpielte und zum Spotte geworden, weil es Alles mit ſeinem Spotte beſudelt; führt ihn hin, damit er gehorchen lerne. Führt den Fürſtenſohn auf jenes Inſelland, wo in den Bergen das zornige Eiſen wohnt und wo die gerechte Vergelterin ſich ihren Tempel erbaut; führet ihn hin, damit er herrſchen lerne, und dort die heilige Lehre vernehme Müller's und der Weltgeſchichte: Wer gewinnt, hat nur ſich ſelbſt zu fürchten; wer verliert, Keinen anzuklagen als ſich ſelbſt.

Auch ſollen unſere Frauen ſich dem eitlen Tand entwöhnen, thun, was ihnen ziemt, nicht Netze ſtricken. Penelope, die Mutter der Gracchen, und des Ritters züchtige Braut, ſaßen nicht am Spieltiſch moderner Damen. Sie ſollen weben und Wunden heilen, die das Schwert oder das Geſchick uns ſchlägt. Sie ſollen das heilige, ungetrübt Menſchliche bewahren, worin ſich Völker entfernter Zeiten und Regionen als Brüder erkennen; das Eine, worin die tauſendfachen Kräfte, in welche die Natur des Mannes zerſplittert, ſich wiederfinden und verſöhnen — die Liebe.

Denn wahrlich, das iſt's, was vor Allem Noth thut: daß ſich die Sitten mit den Zeiten verſchwiſtern; damit nicht etwa nach Jahren des Friedens, wir wie aus dem Schlummer erwachen, uns ſelbſt nicht mehr kennen, unſre eigene Thaten belächeln und hingehen, um in Aſſembleen die ſehr komiſchen Träume zu erzählen.

XLI.

Ernſthafte Betrachtungen über den Frankfurter Komödienzettel.

(1818.)

„Mit gnädigſter Erlaubniß.“

Vor meiner nachfolgenden Rede ſtehen dieſe Worte nicht ganz ſo übel, denn zu ihr bedarf ich vielleicht einer gnädigen Erlaubniß; aber an der Spitze des Frankfurter Komödienzettels ſind ſie gewiß nicht an ihrem Orte. Warum den Zuruf aus dem Tempel der freiſchaltenden Kunſt durch Mißlaute eines heiſeren Knechtſinnes übeltönend machen? Worin wäre die Gnade, wenn wir Künſtlern verſtatten, daß ſie unſer Gemüth und unſern Geiſt erfreuen? Die Art freilich, wie dieſes auf manchen Bühnen geſchieht, machte eine gnädige Erlaubniß nicht unnöthig; aber ſo boshaft wollte der geiſtreiche Verfaſſer des Komödienzettels vorſätzlich gewiß nicht ſein. In einer freien Stadt, wo die Bürger ſich ſelbſt regieren, ſollte das Wort Gnade nur in der Kirche und im Wörterbuche vorkommen. Man erwiedere mir ja nicht: nur grämliche Tadelſucht möge gegen ſo etwas eifern und über ein altherkömmliches Wort, das ohne Sinn und Bedeutung abſichtslos gebraucht werde, ſich breit und wichtig auslaſſen. Darin eben iſt die Gefahr, daß das Wort hohl iſt, es kann ſo mit mannigfaltigen übeln Dingen ausgefüllt werden. Nennt mir ein Gift, das zu ſeiner Miſcherei keiner Schale bedürfe; der Trank iſt der Tod, das Gefäß bringt ihn. Wo Ketten ſind, da findet ſich leicht ein Schließer. Ein witziger Piſiſtratus bedürfte nur eines ſolchen Komödienzettels, um freien Bürgern zu beweiſen, daß ſie leibeigen ſind und es immer waren.

Unterwürfige Redensarten, alter Hausrath ſolcher Art, der, wenn auch nicht gebraucht, doch dem neuen den Platz raubt; ſolche noch aufrechtſtehende Mauern und Trümmer von niedergeriſſenen Kerkern aus Zeiten einer knechtiſchen Unterthänigkeit finden wir im deutſchen Lande aller Orten und Wege. Trauriger Anblick! zu ernſt, um darüber zu lächeln. So lange nicht ihre letzte Spur vertilgt wird, denke man an keine wahre Freiheit der Deutſchen. Von allerunterthänigſten treugehorſamſten Ständen, von

Sprechern, die des Volkes Wünſche und Klagen Allerhöchſtihrer Huld und Gnade keuchend vorſchleppen, erwarte man nicht viel. Es iſt ein wunderbarer Zauber in den Worten, ſie rufen Geiſter hervor, und leichter noch bannen ſie den Geiſt. Welchem Manne mit einem freien und kühnen Herzen in der Bruſt müßte das Kettengeklirre gefeſſelter Zungen nicht unerträglich ſein, ſo daß er lieber alle ſeine Gefühle zurückdrängen, als ſie den peinlichen Bücklingen und Verzerrungen einer veralteten Feudalſprache unterwerfen würde? Ich bin doch wohl der Einzige nicht, der hundertmal in ſeinem Leben des Teufels hätte werden mögen, wenn er in eigenen Angelegenheiten oder in amtlichen Berichten geraden Weges auf das Herz und den Kopf des Regierenden zugehen wollte, und jeden Augenblick von einem Hochdieſelben, Hochderen, Allerhöchſtihrer, wie von läſtigen Bettlern angefallen und aufgehalten worden, ſo daß er nicht von der Stelle kam und die ſchönſten und nothwendigſten Gedanken, um ſich zu erleichtern, zurücklaſſen mußte?

Da wo uns dieſe Sprachſchlingen von Vorgeſetzten und hohen Händen angelegt werden, müſſen wir — es iſt nun einmal ſo — bis zum Tage der Erlöſung geduldig darin fortzappeln. Aber wir gemeinen Leute, warum werfen wir nicht wenigſtens im Umgange, mit unſeres Gleichen dieſe Hinderniſſe weg? Warum ſchreiben wir noch immerfort: Ew. Wohlgeboren, Ew. Hochedelgeboren, Ew. Hochwohlgeboren? Warum verabreden wir uns nicht gemeinſchaftlich dieſes zu unterlaſſen?

Ich habe neulich einen Brief von Göthe an einen Maler geleſen, worin über ein gewiſſes Kunſtwerk verſtändige und ſinnige Worte geſagt waren. In dem Schreiben kam Ew. Wohlgeboren vor. Es war wunderlich zu leſen, an einem ſolchen Orte und von einem ſolchen Manne. Wir geringen Leute, wir müſſen freilich Alles folgſam mitmachen und dürfen es nicht wagen, ſtörend in die Gebräuche der Menſchen einzugreifen. Aber wenn ich Göthe wäre, ich duldete es nicht und ließe mir eben ſo angelegen ſein, eine abgeſchmackte Sitte außer Gang zu bringen, als es mir wäre, irgend eine Kunſtanſicht geltend zu machen.

Ihr lieben ehrſamen Herren werdet mir nicht Alle Recht geben. An dich will ich mich wenden, du taumelnder unverſtändiger und unverſtandener Jüngling. Sind dir nicht Jean Paul's Schriften deine heiligen Bücher, in denen du Troſt, Hoffnung und das Ende aller Furcht, in denen du deine irdiſche Nahrung und dein Himmelsbrod findeſt? Hat er dir nicht tauſend Räthſel gelöſt, die dich verwirrten, und Räthſel aufgegeben, die dich ergötzten? War er nicht das treue Wörterbuch, das dir alle Gefühle deines Innern erklärte? Deckte er dir nicht alle Geheimniſſe auf, ſelbſt jene verborgenen, ſelten gefundenen, die auf der Oberfläche der Dinge liegen? Du ſuchteſt einen Leidensbruder, er gab dir ihn, welcher litt, duldete wie du und genas. Du ſuchteſt einen Ausweg für deine Wonnen und deine Schmerzen, er öffnete dir ihn: er entlockte deine Thränen und trocknete ſie. Es gibt eine Höhe der Empfindung, auf welcher der Menſch ſich verzehrt, weil er allzureinen Sauerſtoff athmet; es gibt eine Tiefe des Gefühls, in der, von irdiſchen Dünſten umwallt, das Herz unter matten Schlägen ſich hinſchleppt. Dann Jüngling, wenn du bald Beſänftigung, bald Stärkung ſuchteſt, wenn du von der Erhebung oder dem Falle des menſchlichen Geiſtes dich erholen wollteſt, laſeſt du die Bücher Jean Paul's. Denn an den Flügeln hochherziger Menſchen hängt er das erdwärts ziehende Gewicht des Alles ausgleichenden, mit dem Verwandtſchaftsſtempel der Vergänglichkeit bezeichnenden Spottes, damit ſie in ihrer Erhebung über Andere ſich nicht einſam und unglücklich fühlen. Da aber, wo die Menſchheit in ihren gemeinen Bedürfniſſen dich anekelt, erhebt er dich Niedergebeugten durch jene Liebe, die Alles veredelt, alle Flecken reinigt und alles Dunkele erhellt. Dein Dichter, das fühlſt du heraus, Jüngling, trägt nicht einen geſchloſſenen Tempel in ſich, den der Markt des gewöhnlichen Treibens umgibt, er iſt im Leben wie in ſeinen Schriften und „die Gemeinheit, die uns Alle bändigt" berührt ihn nicht. Ach, wie oft ſehnteſt du dich, dich an ſeine Bruſt zu lehnen, ſeine Hand mit Thränen des Dankes und der Liebe zu benetzen. Mit welchem freudigen Schrecken erfährſt du, daß er in deiner Nähe, in Frankfurt iſt und in der Buchgaſſe wohnt. Du würdeſt empfindungsvoll zu ihm eilen, aber auch dich ſchüchtert die tückiſche Macht eines ungereimten Lebens zurück. Zu ſchreiben hätteſt du wenigſtens den Muth. Nun ſetze dich hin, Kamerad, und beginne deinen Brief:

„Hochgeſchätzter Herr Doktor, inſonders hochzu verehrender Herr Legationsrath! — Ew. Wohlgeboren wollen gütigſt verzeihen......" Jetzt ergieße dich, wenn du kannſt oder fahre aus der Haut wie ich.

Aber du, armer Frankfurter Komödienzettel, der du mich auf dies Alles gebracht haſt, es thut mir leid um dich. Doch warum, Unglückſeliger, läßt du täglich hinter die gnädigſte Erlaubniß ein Ausrufungszeichen ſetzen? Das iſt Schuld an Allem. Es hat mich gewaltſam auf jenen Tadel geſtoßen, da dieſes Zeichen dir den Schein gibt, als machteſt du dich über dich ſelbſt luſtig und riefeſt einem Vorübergehenden zu: Kommt her, ihr Leute, und lacht; die gnädigſte Frau Erlaubniß aus.

Wenigſtens bleibe das Ausrufungszeichen in der Folge weg. Gibt es aber in Frankfurt nur einen einzigen Bewohner, der das Wohl ſeines Vaterlandes nicht ſo ſehr liebte, daß er an dem Tage, wo er den Komödienzettel zum erſtenmal ohne gnädigſte Erlaubniß erhält, nicht gleich mir, das aus zwei Meſſen und einem Neujahrstage gebildeten Dreieck des Zettelträgers gerne quadrire? Gewiß nicht Einer.

XLII.

Kleine Gedanken über ſtändiſche Verfaſſung.

(1818.)

Wer die Geheimniſſe der Pflanzenwelt zu erforſchen und zu begreifen weiß, wird ungeſchickt und unwillig den Pflug führen. Da habt ihr eine Formel, nach welcher die Entfernung der Sonne der Wahrheit von den Menſchen abgemeſſen werden muß, damit ſie leuchte, ohne zu zünden. Die allgemeine Verbreitung der Cultur macht eine Veränderung in den Ordnungen der bürgerlichen Geſellſchaften nöthig, da bei den jetzigen Verfaſſungen der Staaten die aus der geſteigerten Geiſtesbildung entſpringenden Anſprüche ſo vieler Menſchen nicht befriedigt werden können. Es gibt nur ein Rettungsmittel, das die Gefahren dieſes Uebels abzuwenden vermag — die Volksrepräſentation, indem dieſe der Geiſtesbildung abwechſelnd aller Bürger einen Spielraum gewährt, oder ihn doch hoffen läßt.

Das Leben des Staates iſt das Produkt einer doppelten Kraft, des Erhaltungs- und des Bildungstriebes. Jener ſtrebt nach der Erhaltung des Beſtehenden, dieſer nach dem Wechſel; jener vertritt die Vergangenheit und das Allgemeine, dieſer das Intereſſe der Gegenwart und des Beſondern. Jener bemüht ſich für das Recht und den Beſitz, dieſer für die Kraft und die Erwerbung; jener iſt thätig für den Staat und das Staatsgebiet, dieſer für den Bürger und die Häuslichkeit. Das Wohl der bürgerlichen Geſellſchaft entſpringt aus dem richtigen Verhältniſſe, in welchem beide Kräfte zu einander ſtehen. Wo der Erhaltungstrieb überwiegt, da werden die Forderungen des belebenden Geſchlechts und des Geiſtes der Zeit nicht berückſichtiget und der Staat, in Mißklang mit der Außenwelt und von derſelben angefeindet, muß widerſtrebenden Kräften, die ihn aufreiben, weil ſie nichts Entfremdetes dulden, endlich unterliegen. Wo der Bildungstrieb allein herrſcht, da verliert der Staat, in ewiger Bewegung, ſeinen Schwerpunkt und da er das Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft nicht blos auszubeſſern und zu ſchmücken ſich bemüht, ſondern auch an dem Grundſteine rüttelt, ſo ſtürzt das Haus rettungslos zuſammen. Der Zweck aller Bewegung iſt Ruhe, nicht umgekehrt. — In einer repräſentativen Verfaſſung wird der Erhaltungstrieb durch die Adelskammer, der Bildungstrieb durch die Volksdeputirten vertreten. Das bleibende Intereſſe des Staates, dem oft ein vorübergehendes aufgeopfert werden muß, vertheidigen die Pairs; das wandelbare Intereſſe, dem das Beſtändige aller Zeit ſich anſchmiegen ſoll, vertheidigen die Deputirten. Der Fürſt hält beide Kräfte im Gleichgewichte. Er ſorgt für die Zukunft, während der Adel in der Vergangenheit, das Volk in der Gegenwart lebt. Er verhindert die ſtarre Unbeweglichkeit ſo wie die allzugroße Wandelbarkeit der Geſetzgebung.

Wer ſoll die Volksrepräſentanten wählen? Natürlich nur Solche, die ſelbſt wahlfähig ſind. Die, welchen man die Fähigkeit und den guten Willen, die Anſprüche und Rechte des Volks auszumitteln und zu vertheidigen nicht zutraut, können unmöglich tauglich befunden werden, diejenigen herauszufinden, die jenes Zutrauen verdienen.

Wer und was ſoll vertreten werden? Der Regent, die Regierung, das Volk im Allgemeinen, die verſchiedenen Stände der bürgerlichen Geſellſchaft und deren verſchiedene Intereſſen und endlich die einzelnen Bürger.

Es iſt nicht immer das wichtigſte Intereſſe und die bedeutendſten Klaſſen der Staatsbürger ſind es nicht, welche am mächtigſten vertreten werden müſſen; ſondern das Gegentheil findet manchmal Statt. Reichthum und hoher Stand ſind mächtig genug, ſich ſelbſt geltend zu machen, aber die leiſe und furchtſam ſprechenden, die kaum vernehmlichen untern Stände müſſen am lauteſten von den Volksdeputirten vertheidigt werden. Es gibt ferner nicht blos unmündige Klaſſen der Geſellſchaft, ſondern auch unmündige Intereſſen die der Theilnahme am meiſten bedürfen, weil ſie deren am wenigſten erregen. Aus jenem Geſichtspunkte betrachtet iſt es ungerecht, wenn man die Juden nicht Theil an der Repräſentation nehmen läßt, und wenn ihre Untauglichkeit zur völligen Gleichſtellung mit den übrigen Staatsbürgern zugegeben würde, ja dann um ſo mehr ungerecht und dem Weſen der Repräſentation widerſprechend. Sind Juden untaugliche Staatsbürger, dann ſind ſie als politiſch Gebrechliche oder als Kinder anzuſehen und als ſolche bedürfen ſie am meiſten der Vormundſchaft. Aber wem anders dürfte dieſe anvertraut werden, als den Geſunden und Erwachſenen unter ihnen ſelbſt?

Da den unmündigen, unerwachſenen Bedürfniſſen eine Fürſprache am meiſten Noth thut, ſo ſollte die Anzahl der Deputirten vielleicht im umgekehrten Verhältniſſe mit der Wichtigkeit und Bedeutung der repräſentirten Körperſchaft ſtehen.

Man hat gefragt, wer tauglicher ſei, das Volk zu vertreten, der reiche oder der wiſſenſchaftliche Bürger; aber es bedarf kaum einer Unterſuchung, daß ſie beide dazu berufen werden müſſen. Der Gegenſtand der Ausmittelung iſt, in welchem Verhältniſſe ſie zu einander ſtehen ſollen und ob die Zahl der Begüterten oder die der Geiſtreichen unter den Volksvertretern überwiegend ſein müſſe. Für das Erſtere ſpricht die Natur der Sache unwiderleglich.

Das Volk hat zweierlei Rechte und Neigungen, die vertreten und befördert werden müſſen, dingliche und perſönliche. Zu den erſteren gehört ſein Vermögen und alle die Arten der Erwerbung, Benutzung und Erhaltung derſelben; zu den andern ſeine Freiheiten, ſeine ſittliche, politiſche und religiöſe Selbſtſtändigkeit. Die dinglichen Rechte ſollen von den begüterten Deputirten, die perſönlichen aber von den wiſſenſchaftlichen vertreten werden. Die erſteren ſind von mannigfaltiger, oft ſich feindlich gegenüber ſtehender Art. Der Beſitzer von Grundeigenthum, der Landmann, der Fabrikant, der Handwerker und der Kaufmann haben ſich wechſelſeitig widerſtrebende Intereſſen, die wieder jedes für ſich nach dem Wohnorte des Staatsbürgers verſchieden ſind. Die perſönlichen Rechte der Bürger aber ſind für Alle und aller Orten faſt die nämlichen. Geſetzgebende Gewalt, Preßfreiheit, Bürgerehre u. ſ. w. ſind Rechte und Anſprüche, die für Jeden die nämlichen ſind und nur der Unterſchied der Stände wird eine Schattirung dieſer Verhältniſſe bewirken, da die perſönlichen Rechte des Adels, des Gelehrten, des Bürgers zuweilen einander im Wege ſtehen. Daraus folgt, daß das Vermögen des Bürgers einer ſtärkeren Vertretung als deſſen Perſon bedürfe, daß daher unter den Ständegliedern die Zahl der Begüterten die der wiſſenſchaftlichen überſteigen müſſe. Ganz ausgeſchloſſen dürfen die Gelehrten von der Repräſentation nicht werden, weil ſie dann als Inhaber blos perſönlicher Rechte ohne Vertretung blieben, worunter nicht allein ſie ſelbſt, ſondern die Geſammtheit leiden müßte. Die Vertreter des Vermögens können nicht zugleich die des Perſonenrechts ſein, weil ſich oft beide Intereſſen einander widerſtreben.

Bei einer einzigen Kammer in den Ständeverſammlungen würde freilich das Volk mehr Freiheit haben, als es genießt, wenn ihm die Adels- oder Pairskammer wehrend gegenüberſteht; aber eben dieſes Uebermaß der Freiheit wäre dem Volke gefährlich und würde zum Monarchismus zurückführen. Die Reibungen zwiſchen Regierung und Volk ohne vermittelnden Körper wären zu ſtark und ſie könnten beide ihre Kräfte nicht entfalten, ohne ſich wechſelſeitig wehe zu thun. Der zwiſchen ihnen ſtehende Adel ſoll keineswegs eine trennende Scheidewand zwiſchen Regent und Unterthanen, ſondern nur die Abgrenzung bilden, über welche beide nicht treten dürfen. Die Ausdehnung der der Pairskammer ſelbſt zuſtehenden Gewalt wird durch den Raum, der zwiſchen Volk und Regent liegt, von ſelbſt beſtimmt.

Das wahre Intereſſe der Regierung iſt auch das des Volks, aber letzteres in ſeiner ausſchweifenden Freiheitsliebe verkennt oft dieſe Verbindung und ſetzt ſich und ſein Begehren dem Wollen der Regierung feindlich gegenüber. Daher muß ſelbſt um des Beſten des Volks willen unter den Ständen auch die Regierung ihre Fürſprecher haben, wozu die von ihr abhängenden Staatsbeamten am tauglichſten ſind. Es heißt alſo das Princip der Volksvertretung verkennen, wenn man behauptet, Staatsdiener ſollten zu Repräſentanten nicht gewählt werden dürfen. Daß aber die Regierung durch Einrichtung allzuvieler Staatsämter ſich nicht ein gefährliches Uebergewicht verſchaffe, kann das Volk, welches die Steuern, von welchen die Staatsdiener bezahlt werden, bewilliget, durch Beſchränkung derſelben leicht verhindern.

XLIII.

Geſchichten, Sagen und Meinungen.

(1818).

Spanien. — Die bisherigen Miniſter ſind abermals abgeſetzt worden und andere an deren Stelle gekommen. Es wurde hierbei, wie es ſchon öfters geſchehen, mit ſultaniſcher Eigenmacht verfahren, da man die verabſchiedeten aus Madrid verbannte, ſie innerhalb vier Stunden abzureiſen zwang und ihnen ihren Aufenthaltsort vorſchrieb. Man wechſelt die Aerzte und die Krankheit bleibt. Der ſpaniſche Hof wird ſo lange das Unmögliche verſuchen, bis es dahin kommt, daß ihm auch nicht einmal das Mögliche gelingt. Er ſucht alte Zwecke durch neue Mittel zu erreichen. Er will an der Spitze der Verwaltung Männer ſehen, welche den Geiſt der Zeit kennen, ohne ihn zu lieben, die Lehren der Gegenwart verſtehen und die der Vergangenheit befolgen, welche aufgeklärt ſind, ohne dieſe Klarheit weiter zu verbreiten, und den Thron der unumſchränkten Herrſchaft mit Waffen umgeben ſollen, die nur eine freiſinnige Staatsverfaſſung verſchaffen kann. Wo gibt es aber Männer, die ihr Herz ſo ängſtlich vor dem Einfluſſe ihres Geiſtes bewahren möchten oder auch nur könnten? Die vorigen Miniſter ſcheinen die Anſichten des Hofes über Südamerika nicht gebilligt zu haben, denn ſeitdem ſie entfernt worden, wird die neue Kriegsrüſtung dorthin mit größerem Eifer betrieben. Die verbündeten Fürſten ſollten es nicht dulden, daß Spanien die thörichten Verſuche zur Unterjochung ſeiner amerikaniſchen Länder fortſetze; nicht wegen der fruchtloſen Schlachtopfer — was iſt eine zertretene Menſchenſaat? das nächſte Jahr erſetzt ſie euch! — ſondern weil es ihnen allen gefährlich iſt, europäiſche Kinder (daß ſie es noch ſind, weſſen iſt die Schuld?) in die amerikaniſche Revolutions-Schule zu ſchicken. Eigenmächtige Fürſten dürfen ihre Krieger weder in einem Kampfe *für* noch *gegen* die Freiheit gebrauchen. Wer auch immer obſiege, ſie bringen in ihre Heimath Grundſätze zurück, die der Alleinherrſchaft verderblich ſind. Sieht ein Mann ernſten Sinnes der Muſterung des Heeres zu, ehe es von Cadix abſegelt, ſo fragt er ſich gewiß in ſeinem Innern: Wer von euch wird der Lafayette werden ſeines Vaterlandes? — Gleichzeitig mit jenem Miniſterialwechſel wurde auch ein neuer Groß-Inquiſitor ernannt; ein trauriger Beweis, daß in Spanien auch nicht einmal mehr die geiſtliche Macht ihren ruhigen, von der weltlichen Regierung unabhängigen Gang hat — traurig, weil dieſe allein dem ſchwankenden Hofe eine gewiſſe Haltung hätte zu geben vermocht.

Göttingen. — Es iſt dort auf ausdrücklichen Befehl des Prinzregenten eine Commiſſion zur Unterſuchung der ſogenannten Berufserklärung und ihrer Haupturheber und Beförderer niedergeſetzt worden. Es ſoll dieſer Hochſchule eine ganz neue Einrichtung bevorſtehen; man will dem akademiſchen Senate die Polizei und Gerichtsbarkeit über die Studirenden entziehen, und dieſe der ſtädtiſchen Obrigkeit unterwerfen. Es iſt von der Willfährigkeit fremder Regierungen, zu dem auf das ganze Univerſitätsweſen in Deutſchland bezüglichen Zwecke des Prinzregenten mitzuwirken, mit kecker Zuverſicht geſprochen worden. Erwägt man die großen und eilenden Schritte, welche die hannöverſche Regierung macht, um zu einer entſchiedenen Umgeſtaltung des deuſchen Univerſitätsweſens zu gelangen, und mit welcher Gegenwart nicht des Geiſtes, aber ihres Geiſtes dieſelbe nach den Göttinger Ver fällen zu Werke gegangen war, ſo ergibt ſich vielleicht, daß Alles vorbedacht und bereits angeordnet geweſen und man nur Ereigniſſe, die auf de[illegible]hen Akademien ſeit jeher häufig waren, abgewartet habe, um eine neue Macht, nach der man lüſtern war, ſich anzueignen. Wenn auch andere Regierungen von dem verborgenen Zwecke jenes argliſtigen Krieges nicht zum Voraus unterrichtet und damit einverſtanden waren, ſo werden ſie doch gewiß ihren Antheil an der Beute des Sieges nicht verſchmähen. Denn wem iſt es unbekannt, daß es Staatsmänner gibt, die ſeit dem achtzehnten Oktober des vorigen Jahres nicht ruhig ſchlafen können, weil ihnen das Wartburgfeſt wie ein Alp auf der Bruſt liegt und ſie beängſtigt, und die, wie ſie es gewohnt ſind, mit dem Geſpenſte ihrer Einbildungskraft auch die Fürſten von ihrer Ruhe aufſchrecken? Sie danken es Hannover herzlich, ihnen ein heilſames Mittel zugeführt und deſſen üblen Geſchmack für ſich allein behalten zu haben. Möchten ſie es nie bereuen und nie zu ſpät einſehen lernen, daß Hannover Deutſchlands Mund iſt, der nicht blos dazu dient, die bittern Arzneien zu verſchlucken, die das engliſche Miniſterium dem deutſchen Staatskörper einzugeben für gut findet, ſondern ſich auch mit der Zeit herausnehmen wird, für die übrigen Glieder das Wort zu führen. Doch mögen ſie thun, was ihnen beliebt, es geſchieht doch nur, was der Himmel für gut findet, und endlich wird es den Menſchen klar werden, daß die Vorſehung, ſo oft ſie große Zwecke erreichen will, den Beherrſchern der Völker die Augen verbindet, um ſie *leitſamer* zu machen, wie man Pferde blendet, die dazu gebraucht werden, durch Umdrehen im Kreiſe ein Triebwerk in Bewegung zu erhalten.

Großſtädtiſche Geſinnung. — Eine Berliner Zeitungsnachricht meldete vor Kurzem, was folgt: Eine Deputation der hieſigen Stadtverordneten machte dem neuen Gouverneur der Reſidenz, General Grafen von Gneiſenau, vor einigen Tagen ihre *Aufwartung*, und *empfahl* Sr. Excellenz das *Wohl der Berliner Bürgerſchaft*. Die Deputation genoß das *Glück* einer *langen Audienz*, in welcher ſich Se. Excellenz mit vieler *Güte* und *Herablaſſung* äußerte u. ſ. w.

So etwas in's Franzöſiſche überſetzt, müßte drollig zu leſen ſein. Faſt zweimalhunderttauſend Menſchen machen durch Stellvertreter einem einzigen Generale ihre Aufwartung, empfehlen ihm ihr Wohl und rechnen ſich's zum Glücke, daß ſie ſo lange vor ihm ſtehen durften, und der General läßt ſich herab, gütig mit ihnen zu ſprechen. Wahrhaftig, der brave Gneiſenau hat es nicht verdient, daß man ſo kriechend und balſamiſch von ihm rede. Aber wäre ich der Gouverneur geweſen, ich hätte die Deputation der Berliner Bürgerſchaft zur Thüre hinausgeworfen; denn ſie war gekommen, um ſich die Befreiung von Wachtdienſten zu erbetteln. Dieſe Hauptſtädter alle ſind die gefährlichſten Feinde der deutſchen Volksfreiheit; ſie ſchmieden die Ketten, mit welchen die Provinzen belaſtet werden. Die winzigen, engherzigen Menſchen! Um wöchentlich vielleicht eine Stunde länger ihrer Krämerei nachzugehen, geben ſie freiwillig die letzte Waffe aus den Händen und die Schwachkopfe wiſſen es nicht zu berechnen, daß ſie in den ſechzig Minuten, am Schilderhäuschen zugebracht, nicht den zehnten Theil ſo viel hätten erſchachern konnen, als es ihnen an Abgaben mehr koſtet, wenn ſie die Oberherrſchaft des Soldatenſtandes wieder aufkommen laſſen. Geht nur, ihr luſtigen Feuerwerker vom 18. Oktober, ihr ſeid Taugenichtſe, wie ihr immer waret. Das matte Lüftchen, das oberflächlich eure ſumpfige Empfindung kräuſelte, es iſt nicht mehr, und die Pfütze — ſchläft.

Otaheite, den 30. Okt. 1818. — Se. Excellenz, der Finanzminiſter Uhauga, haben ſich geſtern auf eine, noch von Keinem verſuchte Weiſe zu entleiben geruht, nämlich durch freiwilliges Selbſterſchrecken. Er ſaß, und anſcheinend ganz ruhig, bei einer Taſſe Thee, als er plötzlich und ehe man ihn daran verhindern konnte, die Worte ausſprach: die Preſſe iſt frei, der Teufel iſt los! Darauf fiel er zurück und todt war er. Dieſer Staatsmann wird allgemein bedauert und man begreift nicht, was ihn zu dieſem Schritte bewogen haben möchte. Man hatte nie irgend ein Zeichen von Geiſtesanweſenheit bei ihm bemerkt. Er hinterläßt eine zahlreiche Familie.

London. — Auf einer Maskerade, welche unter andern Hoffeſten bei Gelegenheit der Vermählung der Prinzeſſin Eliſabeth gehalten wurde, erſchien auch eine erhabene weibliche Geſtalt, die wegen der Schönheit ihres Schmuckes allgemeines Aufſehen erregte. Sie war als heilige Allianz gekleidet. Als der Parlamentsredner Brougham ſie erblickte, näherte er ſich ihr, ſchrieb ihr ein T in die Hand und ſprach: ich kenne dich, ſchöne Maske! Dieſe verließ darauf eiligſt den Saal und man hatte ſie nicht wieder geſehen. (Morning-Liar.)

Cap Henri, vom 1. Oktober. — Se. Maj. der König von Hayti, ſtets auf das Beſte ſeiner Unterthanen bedacht, haben einen Preis von zwei Millionen Franken auf die Entdeckung des politiſchen Perpetuum immobile, das ſeit Jahrtauſenden vergebens geſucht worden, auszuſetzen geruht. Der glückliche Entdecker erhält außer der genannten Geldbelohnung noch die Stelle eines erſten Miniſters als erbliche Würde in ſeiner Familie. Die betreffende Verordnung war ſchon am 25. Dezember 1816 vom Könige unterzeichnet worden.

XLIV.

Ein Gulden und etwas mehr.

(1818.)

Die Natur der Dinge und was ſchön ſei oder mißgeſtaltet, malt euch jeder Batzenſpiegel nicht minder treu zurück, als das hohe ſtolze Glas am Pfeiler eines fürſtlichen Gemaches. Die Weltgeſchichte pulſirt in Täglichkeiten. Darum, wer emſig iſt und frohen Muthes zu forſchen und zu betrachten, der durchblättert das Buch der Menſchheit in einer Taſchenausgabe, die ihn überall begleitet, oft und gern. Wer ſo geſinnt, den hat gewiß jener Gulden, zu dem der Eintrittspreis der Bühne freventlich geſteigert worden, nicht weniger als mich ſelbſt aufgeregt und warm gemacht. Für Dieſe brauche ich nicht zu reden; nur um der Andern willen, die blödere Sinne haben, thue ich es. Zu deren Frommen allein will ich den Gulden, als ſei er ein Floh oder ein Mücken flügel, unter das Mikroſkop ſetzen, damit ſein kunſtreicher, faſt wunderbarer Bau erkannt und angeſtaunt werde.

Als Voltaire ſagte: Der erſte König war ein glücklicher Soldat, da wußte dieſer Mann nicht, was er ſprach. Der erſte König war ein fieberkranker Bauer, der in ſeinem Irrſinne ausrief: „Ihr Leute ſeid meine Unterthanen und mir Gehorſam ſchuldig,“ und, da er geſundete und von dem Schmerzenslager ſich erhob, befremdet und ungläubig das ganze Dorf zu den Stollen ſeines Bettes niedergeſunken fand. Vergebens war alles gutmüthige Zureden des unſchuldigen Deſpoten; die Unterthänigkeit war ſchon ſo raſch im Gange, daß man der Zeiten ſich nicht mehr erinnerte, da man frei geweſen. Wer mag zweifeln, daß in uralten Tagen jede Herrſchaft ſo entſtanden ſei, da ja vor unſer Aller Augen dieſe Erſcheinung ſich erſt geſtern erneuert hat? Drei Menſchen ſagten zu Vierzigtauſenden: Ihr ſollt einen Gulden zahlen — und ſie thaten es. Sie thaten es? Nein, das iſt noch nichts. Sie thaten es ungern, ſie murrten und thaten es dennoch! Jetzt geht und ſchweigt; ſo war es immer geweſen. Gehorſam wurde weit öfter gefunden als geſucht, und Knechtſchaft war früher als Herrſchaft.

Ich ſehe es mit meinen Augen, ich höre es mit meinen Ohren, daß Alle, wie ſie im weißen Schwanen bei ihrem Schoppen ſitzen, ſagen: der Mann hat recht, es iſt unverzeihlich, was wir uns gefallen laſſen müſſen! und dennoch um 6 Uhr in's Schauſpielhaus gehen und mit möglichſter Freundlichkeit ihren Gulden hingeben. Nur Hunderte brauchten ſich zu verabreden, daß ſie es nicht eher wieder beſuchen wollten, bis die alten Preiſe hergeſtellt ſind, und es müßte eine Abänderung geſchehen. Aber nein, ſich befehlen laſſen iſt eine ſo ſüße Gewohnheit!

Man ſoll uns nicht zum Vorwurfe machen, wir wären den guten und ſtarken Gründen, welche die Direktion hatte, den Eintrittspreis zu erhöhen, feige und ſchwach ausgewichen; nein, wir wollen ihnen entgegen gehen und können es um ſo unverzagter, da, werden wir auch hier beſiegt, noch nicht Alles verloren iſt. Denn dann, dann erſt tritt die mächtige Frage aus dem Hinterhalte hervor: warum theiltet ihr eure Gründe nicht mit, warum entſchuldiget ihr euch nicht, warum batet ihr nicht um Nachſicht? Wie durftet ihr es wagen, das Volk, dem Ehrfurcht gebührt, weil von ihm allein alle Macht und jedes Recht kömmt, ſchlecht wie einen Pudel zu behandeln, dem man nur zuruft: Geh, bring her?

Sind die Preiſe der Lebensmittel geſtiegen, koſten

Brod, Bier, Holz, Oel, Talg und die übrigen Beſtandtheile der dramatiſchen Kunſt mehr als vormals? Nein. Hat ſich das Schauſpiel verbeſſert, iſt es um ein Fünftheil mehr werth als ſonſt? Nein, nein; es iſt koſtbarer, aber nicht köſtlicher geworden. Aus welcher andern Quelle könnte nun die Steigerung des Eintrittspreiſes entſprungen ſein, als aus dem majeſtätiſchen Belieben der Theaterdirektion? Es heißt, ihre Kaſſe wäre im Rückſtande; allein wer anders als ſie ſelbſt hat den Schaden zu tragen, den ſie durch eine unverſtändige Verwaltung und durch ihre unzeitigen Erſparungen ſich zugezogen hat? Stehen ihr ja beſſere Gründe zu Gebot, womit ſie ihr Verfahren rechtfertigen kann, ſo ſollten dieſe zu unſerer Kenntniß gebracht werden. Gewiß hätte ſich nicht ein Einziger der Rührung enthalten können, wenn ihm in einer auf gutem grauen Löſchpapiere gedruckten, wohl abgefaßten Darſtellung, wie etwa folgende, wäre mitgetheilt worden, was zur Ausſchmückung und Veredelung der Bühne ſeit langer Zeit mit vielem Geldaufwande geſchehen ſei.

An das verehrt: Publikum.

Wenn es nicht allgemein anerkannt iſt, wie ſehr wir ſtets bemüht geweſen, die uns anvertraute Bühne in einem dauernden Zuſtande der innern Würde und des äußern Glanzes zu erhalten, ſo liegt es an der Beſcheidenheit Derjenigen, welche ſie beſuchen, weil dieſe ſich nicht eingeſtehen mochten, daß ſo viel dazu nöthig war, ihre Forderungen, das heißt, die des feinſten und höchſten Kunſtſinnes, zu befriedigen. Aber länger dürfen wir nicht ſchweigen, ohne uns ſelbſt zu nahe zu treten und ohne die gute Meinung zu gefährden, welche Deutſchland von der attiſchen Bildung unſerer geliebten Mitbürger hegt. Wir wollen uns alles redneriſchen Glanzes, der mehr blendet als aufklärt, enthalten und mit einfachen Worten erzählen, was wir an der Bühne bisher im Stillen gebeſſert haben und noch ferner für ſie zu thun geſonnen ſind.

1) Andere und zwar die beſten Theaterdirektionen begnügen ſich damit, gute Schauſpieler und Sänger zu haben, mehr thun ſie nicht. Wir aber ſind immer viel weiter gegangen. Wir wußten aus der Erfahrung oder folgerten aus der Einrichtung der menſchlichen Seele, daß die Gewohnheit auch gegen das Schönſte und Beſte abſtumpfe, oft ganz gefühllos mache. Darum ließen wir es nicht dabei bewenden unſere Bühne mit guten Mitgliedern zu verſehen, ſondern waren auch immer auf eine hinreichende Zahl ſchlechter bedacht, damit es nie an Gegenſtänden der Vergleichung fehle und die Luſt an den beſſern

Schauſpielern nicht matt werde. Ja, damit nicht zufrieden, ließen wir, ſo oft ſie zu haben waren, die untauglichſten Subjekte, von denen wir vorher wußten, daß ſie würden ausgeziſcht werden, als Gaſtſpieler auftreten, aus genannter Urſache. Wir dürfen es ohne Ruhmredigkeit ſagen, daß wir jährlich mehr Geld für ſchlechte Gaſtſpieler, als andere Bühnen für ſtändige gute Mitglieder verwendet haben.

2) Haben wir in jenen Jahren, da die Brodfrucht, und mithin auch das, worauf ſie wächſt — das Stroh, ſo theuer war, nicht blos alle Bänke des Parterres damit auspolſtern, ſondern auch Fußdecken von dieſem koſtbaren Stoffe verfertigen laſſen.

3) Iſt mit ſehr vielen Koſten die Büſte des unſterblichen Lux, den Europa betrauert, aus der beſten Kreide verfertigt, hingepflanzt, und dieſer Künſtlerkopf zur Anfeuerung des noch lebenden Verdienſtes auf das umrollende Rad der Zeit gleichſam feſtgeflochten worden, wie ſich Jedermann überzeugen kann, der den Hals zurückbeugt und hinaufſieht.

4) Hat man ſeit einiger Zeit ſehr gutes Papier zu den Comödienzetteln angewendet.

5) Sind vor der Thüre zwei Oefen dicht neben einander geſetzt worden, woran auch im ſtrengſten Winter die Naheſtehenden ſich wärmen können und

wodurch dem Frieren zwiſchen den Akten auf immer und gründlich abgeholfen iſt.

6) Gedenken wir im nächſten Jahre noch andere Verbeſſerungen einzuführen, die alle aufzuzählen uns das Anſehen von Großſprecherei geben würde. Wir wollen nur einiger erwähnen: die eine Wand des Orcheſters, die ſeit langer Zeit nur noch durch Nagelbohrer aufrecht gehalten wird, ſoll vermittelſt ganz neuer Nägel feſt gemacht werden. — Man wird in Betrachtung ziehen, ob das rechte Eck der fünften Bank links im Parterre, vom Eingange an gerechnet, welches von allem Inhalte entblößt iſt, friſch mit Stroh auszufüllen ſei. — Iſt es ſehr leicht möglich, daß die Prieſterkutten in der Zauberflöte gewaſchen werden. — Bedarf der Vorhang eines neuen Loches, weil dieſes durch langen Gebrauch unbrauchbar oder vielmehr allzubrauchbar geworden iſt u. dgl. m.

Das verehrte Publikum wird daher unſere gute Abſicht nicht verkennen, wenn wir aus den angeführten Gründen eine Erhöhung des Eintrittspreiſes uns erlauben, und bitten wir ferner um geneigten Zuſpruch. — Frankfurt, den 1ſten September 1818.

Wer, auf dieſe Weiſe belehrt, hätte nicht mit Vergnügen ſeinen Gulden bezahlt? Aber ſo ohne Weiteres drucken zu laſſen: „In das Parquet

1 fl.“, das muß auch ein Lamm aufbringen, um wie viel mehr einen Frankfurter!

Nachſchrift.

Später als Obiges geſchrieben war, fand ich Gelegenheit, mich mit einem ſehr achtungswürdigen Manne zu beſprechen, welcher, aller Verhältniſſe unſerer Bühne kundig, die Erhöhung des Eintrittspreiſes glaubte rechtfertigen zu können. Ich wünſche herzlich, daß die angeführten Gründe, die hier wiederholt werden ſollen, das Publikum für die Theaterdirektion zu ſtimmen ſich fähig zeigten; aber meine eigene Anſicht widerſtand ihnen. Es wurde mir bemerkt: man beabſichtige eine umfaſſende Verbeſſerung der Bühne, man wolle die beſten Schauſpieler und Sänger zu gewinnen ſuchen. Hierzu reiche aber die bisherige Einnahme nicht hin, die daher vermehrt werden müßte. Uebrigens ſei der Theaterpreis im übrigen Deutſchland ſtets auf der Höhe geweſen, auf welche er erſt jetzt in Frankfurt gebracht worden ſei. Was den letzten Punkt betrifft, ſo habe ich ſelbſt die Bühnen in Darmſtadt, Mannheim, Stuttgart, München, Leipzig, Dresden, Wien und Berlin beſucht und jene Behauptung nicht beſtätigt gefunden. Nirgends an genannten Orten (wenigſtens zur Zeit meiner Reiſen) koſtete der Eintritt in's Parquet einen

Gulden. Was den erſteren Punkt betrifft, ſo hat er mich noch weniger überzeugt. Warum ſoll das Publikum die Verbeſſerung der großen Mängel unſerer Bühne erſt beſonders erkaufen müſſen? Warum ſoll die Vergütung dafür früher geleiſtet werden, als jene Verbeſſerungen wirklich eintreten? Wäre nicht das umgekehrte Verfahren billiger, ja klüger geweſen? Hätte die Direktion damit begonnen, unſer Theaterperſonal durch Anſtellung vorzüglicher Künſtler aufzufriſchen und zu verjüngen, dann wäre das Schauſpiel zahlreicher beſucht worden, die Kaſſe würde ſich ſchnell gefüllt und man nicht nöthig gehabt haben, um eines unbedeutenden, ja zweifelhaften Vortheils willen eine ſo große und ſtark ausgeſprochene Ungerechtigkeit zu begehen.

Aber wer weiß es nicht, welchen unfähigen Köpfen und unfertigen Händen die Verwaltung unſerer Bühne heimgegeben iſt? Was die Sinnloſigkeit beſchließt, wird vom Eigenſinne in den Gang gebracht und vom Schlendrian fortgeführt. Dürfte ich dieſe Behauptung wagen, wenn ich nicht wüßte, daß in der Gefahr des Angriffs ſich tauſend Stimmen zu ihrer Vertheidigung erheben würden? Wir kennen diejenigen Mitglieder der Direction, die ſich durch beſſere Einſicht und durch den Beſitz des an ihrem Platze erforderlichen Kunſtſinnes auszeichnen; dieſen kann kein anderer Vorwurf als der ihrer Schwäche gemacht werden. Warum ſind ſie nicht beharrlicher, das, was ſie für das Beſte erkannt, durchzuführen? Wann und wo ward je das Gute ohne Kampf geltend gemacht, und was iſt ein guter Wille, wenn er nicht auch ſtark iſt? — —

Seid verſichert, meine Landsleute, daß unſer Theater ſo lange in ſeinem gegenwärtigen ſchlechten Zuſtande bleiben wird, bis endlich die Regierung es unter ihre Oberaufſicht nimmt. Und warum ſollte ſie es nicht, da ja die größten Monarchen der Welt es nicht unter ihrer Würde halten, für das Frohleben ihrer Völker beſorgt zu ſein? Und warum würde ſie es nicht, da ſie ja aufgeklärt genug iſt, im Schönen das Wahre, Nützliche zu erkennen? Und warum dürfte ſie es nicht, da ja das Schauſpielhaus zum Grundvermögen der Stadt gehört? Möchte doch eine ſtärkere Stimme, als die meinige, dieſes zur Sprache bringen. Eben jetzt wäre die Zeit dazu. Denn der geſetzgebende Körper, der ſich bald neu verſammelt, iſt gewiß genügſamer als der vorige, und wird nur drei Tage in der Woche darauf ſinnen, wie er die armen Juden betrübe, die übrigen vier aber, wie er die Chriſten erfreue, durch beſſere und **wohlfeilere** Schauſpiele.

XLV.

Vollſtändiges Verzeichniß der Döring'ſchen wiſſenſchaftlichen Leihbibliothek

in der großen Sandgaſſe, der kleinen Sandgaſſe gegenüber.

Drittes Heft. Frankfurt am Main, 1820.

Dieſes Werk zeichnet ſich nicht blos durch ſeine Wohlfeilheit aus (es koſtet nicht mehr als 12 Kreuzer), ſondern auch durch eine gute Vorrede. Der Verfaſſer gibt darin die überzeugendſten Beweiſe, daß die zwiſchen einem Leihbibliothekar und ſeinen Leſern beſtehende Verbindung keine Löwengeſellſchaft ſei, blos zum Vortheile des einen Theiles gebildet, ſondern daß beide Theile dabei gewönnen, ob zwar mit Unterſchied. Das Leſen guter Bücher, ſagt der Vorredner ſehr treffend, bildet den Geiſt des Menſchen, veredelt ſein Daſein und macht ihn zum unumſchränkten Herrn ſeiner Sinnlichkeit und Leidenſchaften.

Aber, „durch dieſes allein gibt er zu erkennen, daß er kein Sohn des Staubes, ſondern ein Götterſohn iſt.“ Wahrlich, der muß ein ſehr armer Teufel ſein an Geld und Geiſt, der nun die herrliche Gelegenheit vorübergehen läßt, ſich ſeine Apotheoſe ſo wohlfeil zu erkaufen. Bei den Griechen konnte nur ein Mann, der zugleich groß und todt war, vergöttert werden, jetzt koſtet es nicht mehr als 36 Kreuzer monatlicher Leſegebühr, um in den Olymp zu kommen. Wer hätte nicht ſo viel zu erübrigen, zumal wenn er in Anſchlag bringt, was er hierbei an Ausgaben für ſeine Leidenſchaften und ſeine Sinnlichkeit erſpart, da ja, wie man weiß, alle fünf Species der Rechenkunſt nur dazu dienen, das Wirthſchaftsbuch der fünf Sinne in Ordnung zu halten?

Dieſe vortreffliche Schrift des Herrn Döring iſt aber insbeſondere für mich und einige Andere von ganz unſchätzbarem Werthe. Ihre vierzehn Kapitel ſind eben ſo viele Ordens-Kapitel, worin wir Männer von Verdienſte zu tapfern Rittern ernannt worden ſind. Unſere Werke haben zu ihrer Ehre und Auszeichnung den Stern der Ehren-Legion erhalten. Nämlich, die Bücher aus dem Mittelſtande werden gegen täglich 1 Kreuzer Leſegebühr ausgeliehen, für die unſrigen aber muß 2 Kreuzer bezahlt werden, und dieſe Vornehmen unter der Menge ſind mit einem Sternchen (*) bezeichnet. Man muß dem Ordensverleiher die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er nicht die Verdienſte, ſondern ohne Unterſchied das Verdienſt belohnt hat. Die „Wage“ wie „die Pferdeluſt zur Unterhaltung der Pferdeliebhaber,“ „Wolfs Geſchichte und Beſchreibung der Stadt Duderſtadt“ wie „Cäſars Spielalmanach,“ und „Franks Ueberſicht des Hypotheken-Weſens zu Frankfurt am Main“ haben den Stern der Ehren-Legion erhalten. Was dem Gnaden-Spender noch mehr Bewunderung zuzieht, iſt der Umſtand, daß er, obzwar ein Frankfurter, — die ſeit fünf Jahren nur die Bekenner der drei chriſtlichen Religionen als Menſchen anſehen — dennoch zwei türkiſche Werke zu Rittern ernannt hat, nämlich: „Caſtellans Sitten, Gebräuche und Trachten der Osmanen,“ und „das türkiſche Reich in allen ſeinen Beziehungen“ von Tornton. Aber ich wollte, ein Anderer machte die Bemerkung (von mir ſelber wäre ſie unbeſcheiden), daß unter allen Werken der Ehren-Legion die Wage beinahe das Einzige iſt, das keine Kupfer hat; denn Hoffmann's Kater Murr hat wenigſtens einen kupfernen Deckel.

Doch es iſt Zeit, daß ich zur Hauptſache übergehe. Ich habe eine wichtige Entdeckung gemacht, die, wie ich mir ſchmeichle, einen weltgeſchichtlichen

Einfluß haben wird. Ich habe nämlich für die ſchriftſtelleriſche Handelswelt einen Seeweg nach dem goldreichen Indien gefunden, wobei man das ſchöne Vorgebirge der guten Hoffnung umſchifft. Die beſchwerliche Landreiſe nach Leipzig und zurück wird künftig erſpart werden können. Es iſt eine eben ſo bekannte als befremdende Erſcheinung, daß die Schriftſteller nicht nach Verdienſt bezahlt werden. Ihr Ehrenſold beſteht mehr in Ehre als in Sold. Die Fuhrleute der Waare, die Buchhändler gewinnen mehr an der Fracht, als die Fabrikanten am Arbeitslohne. Ein wirkſames Mittel, dieſes unnatürliche Verhältniß auszugleichen, verdanken wir dem Herrn Döring. Wir lernen von ihm, daß wir unſere Werke verleihen müſſen, ſtatt ſie zu verkaufen. Ich will berechnen, was mir mein literariſcher Kleinhandel auf dieſe Weiſe abwerfen müßte. Ein Heft der Wage zu leſen koſtet, wenn ich Herrn Döring's billige Taxe annehme, täglich 2 Kreuzer, und da die auf ihren Schreibſtuben ſehr beſchäftigten Frankfurter zwei Tage über einem Hefte zubringen würden, ſo würden ſie 4 Kreuzer Leſegeld darauf verwenden. Nun iſt es gewiß keine unbeſcheidene Schätzung meiner ſelbſt, wenn ich annehme, daß in Frankfurt 15,000 Menſchen für 3 Bogen meiner Werke gern 4 Kreuzer bezahlen. Dieſes betrüge zuſammen 1000 Gulden Leſegeld, und für einen Band von 8 Heften 8000 Gulden. Rechne ich nun 30 Millionen Deutſche und, nach dem Verhältniß von Frankfurt, den dritten Theil der Nation zu meinen Leſern, ſo würde ein Band der Wage jährlich 2 Millionen, und da ich aus Eigennutz dann jährlich 4 Bände ſchreiben würde, dieſe zuſammen alle Jahre 8 Millionen Gulden Gewinnſt einbringen. Und wer wehrt es meinen Schreibgenoſſen, mir dieſes nachzuthun? Wahrlich mir wird ſchwindlicht, ich habe den Kopf verloren und mache Folgendes bekannt:

„Das dritte Heft der Wage iſt unter der Kelter und wird als guter 1820er in wenigen Tagen verſchenkt werden, oder ſo gut als verſchenkt. Man zahlt für das Heft nicht mehr als 1 Kreuzer, wofür man es zwei Tage behalten kann. Es wird den verehrten Abonnenten nach Ordnung der Unterſchrift zugeſchickt werden. Da in jeder Stadt Deutſchlands nur ein einziges Exemplar verliehen wird, und in Frankfurt bei 15,000 Leſern 30,000 Tage oder 82 Jahre, 2 Monate und 10 Tage erforderlich ſind, bis es durch alle Abonnenten gelaufen iſt, ſo bemerke ich ausdrücklich, daß die Abonnement Scheine auch für die Erben in abſteigender Linie Gültigkeit behalten. Ich hoffe, daß meine lieben Mitbürger mit dieſer Einrichtung um ſo zufriedener ſein werden, da viele die Erhöhung des Preiſes der Zeitſchrift nicht gebilligt haben; denn ich muß dieſes annehmen, da ich mir die Abnahme meiner hieſigen Abonnenten nicht anders erklären kann. Der Grund dieſer Verminderung kann nicht darin liegen, daß ich nicht mehr ſo offen und frei ſchreiben darf, wie ehemals; denn für meine verſtändigen Leſer, und die alle gut rechnen können, muß es gleich viel ſein, ob ich, wie ſonſt, gerade heraus ſage, ſechs, was ich nicht mehr darf, oder ob ich ſage zweimal drei, welches nicht verboten werden kann.“

XLVI.

Eine Kleinigkeit.

Im vorigen Hefte der Wage hatte ich eine Beurtheilung der ſatyriſch humoriſtiſchen Gedichte, von Döring, Lpz. 1820., in Ernſt Klein's literar. Comptoir, mit folgenden Worten angefangen: „Das kleine literariſche Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt.“ Hierauf bezieht ſich nachfolgende Erklärung, die ich in den öffentlichen Blättern abgedruckt fand.

„Herr Börne, der jezt wieder in dem von ihm ſo geſchmähten Frankfurt lebt, findet für gut, ſeinen Wiz jezt in ſeiner Wage an Schriftſtellern und Buchhändlern zu üben, und zwar an Schriftſtellern wie E. T. A. Hoffmann, und auf eine Art, die ſchon laute Mißbilligung erregt hat.“

„Auch Dr. Heinrich Döring hat er wegen: Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte, beſonders in Bezug auf neuere Zeitereigniſſe; dabei auch mich, den gewöhnlich neutralen Verleger, angegriffen. Herr Börne weiß wohl nicht, daß Witz auf Namen der ſchlechteſte iſt, und daß es ſcheint, als wenn das kleine Comptoir wenigſtens ſo groß ſei, daß es keine Börne'ſche Wage (die nirgends geſetzlich oder üblich eingeführt iſt) zu verlegen braucht. Sollte Herr Börne unwillig auf mich ſein, weil er aus einigen Verlagsartikeln etwa den Schluß zieht, ich ſei auch ein Judenfeind?“

„Herrn Börne's Schreck vom 20. September 1819 läßt ihn in Herrn Dr. Döring einen Septembermann erblicken. Sollte er darum meiner würdig ſein? Dann hat der geſcheute Herr Börne den Herrn Dr. Döring gar nicht verſtanden, und von meinem Wirken weiß er gar Nichts. Obgleich Dr. Döring einigen Unfug gerügt hat, ſo haben doch freimüthige Kritiker ſeinen Freimuth über die Gebrechen der Zeit gerühmt, und ich habe viel gegen Willkür zu kämpfen gehabt, ohne dieſem durch eine Reiſe nach Paris auszuweichen.“

Ernſt Klein,

Buch- und Kunſthändler in Leipzig und Merſeburg.

Ich weiß recht gut, daß Witz auf Namen der ſchlechteſte iſt, und daß die Minderrechte, die man mit dem Zufalle der Geburt verbindet, eben ſo grauſam, als die Vorrechte, welche die Geburt ſich anmaßt, lächerlich ſind. Daher war auch der Witz ein ſchlechter, den ich auf Herrn Klein angewendet. Er war gegen den guten Geſchmack, er wäre aber auch unſittlich geweſen, wenn ich den Zweck dabei gehabt hätte, Herrn Klein zu kränken, oder die Vermuthung hätte haben können, daß er eine Beleidigung darin finden würde. Ich kann meine Uebereilung damit rechtfertigen, daß der ſchlechte Witz anſteckend iſt, und ich nicht vorſichtig genug war, als ich die ſatyriſchen Gedichte des Herrn Döring beurtheilte. Es würde mir ſehr wehe thun, den Herrn Klein gereizt zu haben, wenn er nicht, indem er den Fehler, deſſen ich mich ſchuldig gemacht, ſelbſt, und weit ſtärker beging, mein Gewiſſen beſchwichtigt hätte. Herr Klein hat Recht, der Buchhändler iſt neutral; aber unter dem Vorwande einer bewaffneten Neutralität darf er an dem Krieg keinen größern Antheil nehmen, als die Vertheidigung ſeiner Grenzen erfordert. Waren die Ausfälle weit in mein Gebiet hinein gerecht, ſind die großen kriegeriſchen Zurüſtungen nothwendig geweſen? Herr Klein hat nicht blos den ganzen deutſchen Bund feindlich gegen mich geſtimmt, ſondern auch mit den Mächten Frankfurt und Hoffmann Separat-Bündniſſe gegen mich geſchloſſen. Nie habe ich Frankfurt geſchmäht; denn Unrecht und Irrthum haben ſo wenig ein Vaterland als Recht und Wahrheit; wenn ich für dieſe, wenn ich gegen jene ſtritt, ſo mußte es wohl auf irgend einem Schlachtfelde geſchehen, aber der Ort des Kampfes iſt nicht das Ziel des Kampfes. Habe ich an Hoffmann's Schriften meinen Witz geübt? Nun wahrlich, und hielt ich mich auch für den beſten Schützen, ich wüßte immer, daß die Armbruſt ſo hoch nicht trägt, und ich verſucht' es nicht. Ich habe Kater Murr und die Serapions-Brüder beſtritten, und da ich hierin Muth gezeigt, ſo geſchah es doch ehrenvoller, als wenn ich mich an einen ſchwachen Feind gewagt hätte. Hoffmann's Wiſſenſchaft, nicht ſeiner Kunſt bin ich entgegengetreten; beide achte ich, aber nur die letztere liebe ich, und ich wäre ſehr zufrieden, wenn mich dieſer geiſtreiche Schriftſteller nur um die Hälfte weniger ſchätzte, als er ſelbſt von mir geſchätzt wird. Wie konnte Herr Klein auf den Gedanken kommen, ich hätte den Umfang ſeines Buchhandels mit Geringſchätzung bezeichnen wollen? Wäre dieſer nicht von Bedeutung, dann freilich hätte Herr Klein Recht, der Verlag meiner Wage würde ihn nicht größer machen. Ich habe jedoch eine gute Meinung von ſeinen Geſchäften. Denn wenn ich die zwei Artikel erwäge, mit welchen Herr Klein in dem neueſten Leipziger Bücher-Verzeichniſſe ſteht, und die beide in neuen verbeſſerten Auflagen erſcheinen, nämlich: „Die Heirathsluſtigen, ein kurzweiliges Lottoſpiel mit Karikaturkarten für frohe Geſellſchaften“ und „Wer das Glück hat, führt die Braut heim. Ein neues Würfelſpiel für Jung und Alt“ — ſo ſchließe ich mit Recht, daß ſeine jungen wie ſeine alten Verlags-Werke neue Auflagen theils verdienen, theils erhalten haben.

Herr Klein fragt ferner: ob ich vielleicht darum unwillig auf ihn geworden, weil ich aus einigen ſeiner Verlagsartikel den Schluß gezogen, daß er ein Judenfeind ſei? Da ich ſo ſchuldlos bin wie ein Lamm, und weder die Schlupfwinkel des Argwohns, noch die Schleichwege der Liſt kenne, ſo verſtand ich dieſe Betonung gar nicht. Ein Anderer mußte ſie mir erſt aufſchließen. Man erzählte mir, eine Schrift gegen die Juden, von Hartwig von Hundt-Radowsky u. ſ. w. u. ſ. w. verfaßt, wäre im Verlage des Herrn Klein erſchienen, und da mich dieſer für einen Juden hielte, glaube er, ich ſei deswegen böſe auf ihn. Die bezeichnete Schrift kenne ich gar nicht; aber wenn ſie ſo ſchlecht iſt als eine andere des nämlichen Verfaſſers, als Truthähnchen, ſo iſt ſie unter allen ſchlechten Schriften gegen die Juden die ſchlechteſte. Iſt Herr Klein ſelbſt ein Judenfeind, ſo geſtehe ich es, daß ich ihn verachte, wenn die Feindſchaft aus ſeinem Herzen, und beklage, wenn ſie aus ſeinem Kopfe entſpringt. Dem deutſchen Volke verzeihe ich den Judenhaß, weil es noch ein Kinder-Volk iſt und darum, eben wie die Kinder, um einſt frei auf den Füßen ſtehen zu können, einer Lauf-Bank bedarf, damit es an der Schranke der Freiheit die Schranke entbehren lerne. Das deutſche Volk würde hundertmal im Tage umfallen, wenn es ohne Vorurtheile wäre. Aber dem einzelnen erwachſenen Menſchen kann ich den Judenhaß nicht vergeben. Doch woraus vermuthet Herr Klein, daß ich ſelbſt ein Jude ſei? Weil ich die Juden vertheidige? Alſo Herr Klein ſchließt, alle die Menſchen müſſen meine Freunde oder Blutsverwandte ſein, die ich nicht berauben und beſtehlen helfe? Denn iſt es etwas Anderes als der gewaltſamſte Raub, als der ſchnödeſte Diebſtahl, wenn man den Juden das heiligſte, das unantaſtbarſte, unerſetzlichſte Eigenthum, das, was ſie von der Natur ſelbſt erworben, betrügeriſch vorenthält? Gibt es etwas Ungerechteres, als die Minorate, die wir zu unſerem Vortheile geſtiftet, und etwas Lächerlicheres, als die Meinung, daß uns, weil wir die *jüngern* Söhne des Vaters ſind, das Erbe allein gebühre? Und muß man ein Jude ſein, um *chriſtliche* Geſinnungen zu hegen?

Herr *Klein* ſagt, die Beſchlüſſe des 20. *Septembers* hätten mich *erſchreckt*. Wäre ich der, für den mich Herr *Klein* gewiß nicht hält, aber für den er mich geltend machen möchte, dann wäre ich nicht erſchrocken, ich hätte mich *gefreut*. Er ſagt, ich hätte Herrn Döring nicht verſtanden, der Nichts gethan, als die Gebrechen der Zeit freimüthig gerüget. Ich habe Herrn Döring wohl verſtanden, und er hat nicht die Gebrechen der Zeit gerügt. Die *Gebrechlichen* der Zeit hat er verſpottet, ſtatt *die* zu tadeln, welche durch ihre Mißhandlungen jene dazu gemacht. Herr *Klein* ſagt, er ſelbſt habe gegen Willkür zu kämpfen gehabt — das geſteht er, und doch, und doch zürnt er mit mir, daß ich Lehren verdamme, die der Willkür ſchmeicheln! Auch hat er die Wahrheit nicht gehört, wenn er ſich erzählen ließ, ich ſei nach Paris *entflohen*. Ich kenne nur eine Furcht — ich fürchte das *Verdienen* der Strafe, nicht die Strafe.

XLVII.

Ueber die Beurtheilung des Manuſcripts aus Süd-Deutſchland,

in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 20. Nov. 1820.

Das beurtheilte Werk ſelbſt werde ich ſo wenig als möglich berühren. Nicht darum, weil ſein Inhalt bekannt, und bekannter als es ſelbſt verbreitet iſt, (denn was that es mehr, als die ſtille Geſinnung Aller zur Sprache bringen? — es that nur weniger) ſondern aus dem Grunde rede ich nicht davon, weil die Grundſätze des Beurtheilers verdammlich blieben, auch wenn es die des Manuſcripts nicht minder wären. Ich will das Buch nicht loben, ich will es nur tadeln — es war nicht aufrichtig genug. Es hat ſich geſcheut, die Schamtheile der Wahrheit zu entblöſen; aber wenn die Wahrheit krank iſt, da iſt nicht Zeit mehr zu ſittſamen Bedenklichkeiten. Der Beurtheiler iſt ein kühner Wundarzt, er ſtößt die Senknadel in die Wunden — der *Seinigen*, bis er die Knochen ſpürt. Freilich that er es unbedacht, nicht mit Vorſatz; denn an Wortgaukeleien ließ er es gewiß nicht fehlen. Er räucherte mit den ſtärkſten Gerüchen, um die Sinne zu betäuben, um die Luft zu verdüſtern, damit man an den Geiſterſpuk um ſo leichter glaube. Wenn ich einigen verlaufenen Reden des Beurtheilers entgegen trete — unſere Hauptanſichten ſelbſt ſtehen ſo weit auseinander, daß es zwiſchen ihnen gar nicht zum Handgemenge kommen kann — ſo geſchieht es nicht, um ſie zu widerlegen; denn man täuſcht über das Wahre und Rechte nicht einmal die gedankenloſe Menge, wo das wahre Rechte ihr auch irdiſchen Vortheil bringt; es geſchieht, um dem Beurtheiler zu zeigen, daß man ihn verſtanden. Der *alte Adam* ſpricht aus ihm, die Erbſünde der gewaltlüſternen Menſchen. Eines aber hat er uns verrathen, was erfreulich iſt — wo der Gewaltwille ſich zu *rechtfertigen* anfängt, da iſt ſeine Macht im Sinken. Redet nur immer was ihr wollt, aber *redet*. Die Wahrheit iſt ein Magnet, ſelbſt das Eiſen des Feindes fliegt ihr zu, wenn auch der feindliche Arm zurückbleibt. Was vermag er waffenlos?

Der Beurtheiler glaubt die jetzige Zeit erſt ſchildern zu müſſen, vergeſſend, daß ſie kenntlich genug bezeichnet iſt, wenn er erklärt, wie ſie ihm und den Seinigen mißfalle. Er ſpricht: die einſeitige Begriffscultur und die daraus hervorgehende vermeintliche Welterneuerung und Weltverbeſſerung dieſer Zeit hätten die Eigenthümlichkeit der Völker in eine gleichartige chaotiſche Maſſe aufgelöſt, in der nur noch die wandelbare Parteimeinung des Tags und der eben ſo wandelbare und unſichere Geldbeſitz trenne und unterſcheide. Was ſonſt Völker waren, wären jetzt Parteien, und der Parteimann in Deutſchland ſei ſeinem Geiſtesverwandten und Bundesbruder in Frankreich, Spanien und Italien näher und befreundeter, als ſeinem andersdenkenden Landsmanne. Er ſpricht von der zerſtörenden Wirkung der Verſtandesbildung, und von den gewöhnlichen politiſchen Tagsſchriftſtellern, deren ganze Schaar verderblichen Lehren huldige. Ich habe das Erhebliche herausgehoben. Haben die Völker darum ihre Eigenthümlichkeit verloren, weil ſie angefangen, übereinſtimmende Wünſche zu hegen? Man iſt eher Menſch als Bürger, und eher Bürger als Landsmann. Wir haben wohlgethan, die Wälder des Tacitus zu verlaſſen, aber kann die Freiheit nicht auch in Häuſern wohnen? Die alten Deutſchen hatten auch Könige. Wandelbarer Geldbeſitz! — ja wohl, dem fließen die Thränen des Beurtheilers. Geld iſt ein Strom, aus dem Jeder ſchöpfen kann, die Durſtigen aber ſind kraftlos wie man ſie wünſcht. Es wäre freilich beſſer, den Werth der Dinge mit leibeigenen Menſchen, Schaafen und Grundſtücken zu bezahlen. Leibeigene kann man binden, Schaafe in den Stall ſperren, und Grundſtücke mit einer Mauer umziehen — dann wandeln ſie nicht. Hundert Jahre ohne Geld, und welche herrliche Zukunft! Dann kommt aller Reichthum und alles Land in die frommen Hände der gottvertrauten Leviten; denn die ganze Erde iſt ihnen gelobt, und nur der Himmel. Wenn der Beurtheiler ſelbſt keine Bundesbrüder mehr in Spanien ſucht, iſt das Vaterlandsliebe, iſt das *ſein* Verdienſt? Es iſt das Verdienſt der Spanier, welche die Inquiſition abgeſchafft, Pfaffentrug entlarvt, die Oligarchie zertreten haben. *Verſtandesbildung*! Ja freilich; denn eben der Verſtand iſt der Geldhaushalt des Geiſtes, der *wandelbare*; der unwandelbare Glaube aber iſt beſſer, weil er der grundbeſitzenden Ariſtokratie Frohndienſte leiſtet. Guter Gott, wir haben lange genug geglaubt, und ſchöner Lohn iſt uns dafür geworden! Die Krankheit, die wir erduldet, und auch der Schmerz der Heilung, an dem wir gegenwärtig leiden — beides iſt *euer* Verbrechen. Daß die *Tagesſchriftſteller*, die jetzt für die gute Sache ſtreiten, eine Schaar; daß ſie gewöhnlich ſind, und nur wenige unter ihnen ſich zu feilen Soldlingen erniedrigen, das mag freilich dem Beurtheiler keinen Muth machen. So klein iſt Zahl der Soldlinge geworden, daß, wie ehemals die Herrſcher ein Triumvirat gebildet, jetzt die Knechte nur noch ein Triumvirat bilden.

Jenes „beſtändige im Munde Führen des öffentlichen Wohls, deſſen Name zu jedem Unrecht und jeder Gewaltthat mißbraucht wird,“ iſt dem Beurtheiler eine der Farben, woran er das Schreckbild erkennt, vor dem wir ſchon dreißig Jahre die Phantaſie furchtſamer oder ſchuldbewußter Menſchen haben zittern ſehen — des Jakobinismus. „Humanität, Aufklärung, Freiheit und Gleichheit, Menſchenrechte, Liberalität, Conſtitution u. dgl., wobei ſich eigentlich Niemand etwas Beſtimmtes und Klares denkt,“ nennt der Beurtheiler Stich- und Modeworte. Wenn der Deutſche das öffentliche Wohl nur im Munde führen darf, weſſen iſt die Schuld, und weſſen iſt die Schuld, daß er ſelbſt dieſes nicht mehr darf? Wenn, wie es wirklich geſchah, verwerfliche (nicht immer verworfene) Menſchen die Freiheit gemißbraucht, um in ihrem Namen Gewaltthätigkeit zu bereiten, hätte es geſchehen können, wenn die Völker Etwas zu verlieren gehabt und nicht in dem Wechſel ihrer Zwanggebieter eine willkommene, und eine um ſo willkommenere Erleichterung gefunden hätten, da Jugend, Leichtſinn und Unerfahrenheit der neuen Tyrannei ſich für ihre kurze Dauer verbürgen? Wenn die Menge von Freiheit, Menſchenrechten und Conſtitutionen ſpricht, ohne zu wiſſen, was ſie ſich klar und beſtimmt dabei zu denken habe — dieſe Einwendung, die der Beurtheiler macht, denkt er uns damit zu täuſchen? Er ſelbſt muß es wiſſen, wie ausgedehnt und kraftlos ſolche Redensarten ſind. Iſt der Menſch darum weniger krank, weil er den Sitz ſeines Uebels nicht kennt, fühlt er ſich weniger geſundet, weil er nicht weiß, wie er geheilt worden? Die Arzneikundigen kennen jenen und wiſſen dieſes. Wenn das Volk über den Druck der Abgaben klagt, iſt ſeine Klage darum ungerecht, weil es nicht einſieht, daß es die ſtehenden Heere und die tauſend Schmarotzer am Staats-Tiſche ſind, die ſich mit dem Schweiße ſeiner Arbeit tränken? Wenn Millionen Menſchen keinen Acker finden, auch für die Freuden des Lebens zu ſäen und zu ernten, dürfen ſie darum nicht murren, weil ſie nicht begreifen, daß ihnen die Wälder von Stammbäumen den Boden entziehen? Wenn ein ſchlichter Bürger ſeufzt, daß er eingekerkert worden ohne Schuld; gefangen gehalten ohne Unterſuchung; frei geſprochen ohne Rechtfertigung, verdienen ſeine Seufzer darum kein Gehör, weil er die Quelle ſeiner Noth nicht kennt, weil ihm unbekannt iſt, daß ſie daher entſprungen, daß es kein öffentliches Gericht und keine Geſchwornen im Lande gibt? Dazu ſind die Staatskundigen. Daß aber dem Beurtheiler ſelbſt Humanität, Aufklärung, Freiheit, Menſchenrechte, Liberalität, Worte ſind, unter denen er ſich nichts Beſtimmtes und Klares denken kann, würde man ihm glauben, auch wenn er es nicht durch alle ſeine Reden bewieſe. Aber was Conſtitution ſei, ſollte er doch wiſſen; England, Frankreich, Baiern, Würtemberg, Baden, hätten es ihn lehren können. Oder nennt er eine ſolche Conſtitution auch eine „Revolution von Oben“ wie ſich Fr. Schlegel in ſeiner Conkordia „trefflich“ ausdrückt?

Endlich ſteigt der Beurtheiler von ſeinen erhabenen Anſichten herab, nachdem er oben auf dem Berge, wie Moſes, für die Sache ſeines Volkes die Hände gefaltet — er ſteigt herab, um nachzuſehen, ob das Gebet den Sieg bewirkt, und ſchmäht nun den Feind, den er geſchlagen wähnt. Er wirft dem Verfaſſer des Manuſcripts vor: er habe verſucht die Regierungen zu entzweien, doch vergebens, die Kabinette ſeien nie einiger, das Band gegenſeitiger Achtung und befeſtigten Vertrauens ſei nie ſtärker geweſen, als jetzt. Er wirft ihm vor: jene verrufene Rechenmeiſter Politik, jene willkürlichen, weder Recht noch Geſchichte beachtenden Ländervertheilungen, jene Staatenmacherei, jene gewaltſame rückſichtsloſe Beglückung der Völker gegen ihren eigenen Wunſch und Willen. „In Deutſchland zerſchneidet man für das allgemeine Wohl Länder und Staaten, wie man in Frankreich deshalb Köpfe abſchnitt. Die Geſinnung des Manuſcripts ſei weniger die republikaniſche Art und Geſtalt, als die weit wirkſamere Napoleoniſch-Deſpotiſche“ … Wenn der Verfaſſer des beurtheilten Werks die Regierungen zu entzweien geſucht, dann hat er Unrecht gethan, und nicht blos im Sinne des Beurtheilers. Wo Schlimme und Gute ſich geſellen, da verderben oft jene dieſe, aber nicht ſelten auch beſſern dieſe jene; wir haben beide Erfahrungen. Wie man auch geſinnt ſei, man darf ſich der Einigkeit der Fürſten erfreuen, aber mehr noch darf man ihrer Einſicht und Tugend vertrauen, daß ihnen näher am Herzen liegen werde, mit ihren Völkern, als unter ſich eng verbunden zu ſein. Man rede uns doch nicht von Kabinetten, es gibt keine Kabinette mehr, ſeitdem die Fürſten ſelbſt das Hausrecht aller Staats-Bewohner anerkannt haben. Die Kabinette ſind nur noch — doch nein, ſie ſind mehr — ſie ſind die Thürwächter Zimmer, worin über alle Theile und über alle Bewohner des großen Hauſes gewacht wird.

Wahrlich eine ſchönere und edlere Beſtimmung, als die frühere war! Wenn der Beurtheiler gegen die Rechenmeiſter-Politik, gegen die weder Recht noch Geſchichte beachtenden Länderverteilungen eifert, ſo danken wir ihm dafür, das war brav geſprochen, und kann er es nicht auf Erden, ſo wird er es im Himmel verantworten. Auch dafür danken wir ihm, daß er deſpotiſche Art verdammt, und wir glauben gern, er habe nicht blos Napoleoniſche gemeint.

Endlich — endlich, nachdem es lange geſiedet, gebrauſt, gelärmt und geziſcht, erhebt ſich ſchwanenweiß der kühne Taucher aus der Flut, und winkt, und hoch in ſeiner Rechten hält er den Becher, den Kelch des Heils, den er im Abgrund fand. Die Preßfreiheit, die ſeit Jahr und Tag wie Unkraut in Deuſchland wuchernde Preßfreiheit hat allen den Jammer verſchuldet. Sie müſſe ausgerottet werden. Cenſur-Geſetze genügen nicht, man müſſe die Preßfrechen beſtrafen wie in — England. Ja, ihr könnt es leſen, England wurde zum Beiſpiel genommen! An Würtemberg läßt der Beurtheiler den Befehl ergehen, es ſolle über den Verfaſſer des Manuſcripts, wenn er ſich im Lande ſehen ließe, das Geeignete verfügen. O pfui! Iſt das die Waffe, welche die Wahrheit führt? Wenn ihr Häſcher ſein wollt, ſo redet nicht, ſchweigt und ſchleicht wie es die Diebe machen. Meiſter des Kerkers iſt der Beurtheiler, nicht Meiſter des Worts, und ſo raſſele er denn mit Ketten, nicht mit Reden, die ihm gegen die eigenen Glieder ſchlagen. Wenn er in ſeiner blumengeſtickten Sprache ausruft: „Wie einſt nach jener großen Flut Tauben ausgeſendet worden, bis eine den Oelzweig des Friedens zurückbrachte, ſo ſenden ſie ihre Zwietracht Raben aus, daß einer ihnen endlich den erſehnten Zweig des Unfriedens bringe“ — wenn der Beurtheiler an den Raben erinnern mochte, ſo vergaß er ſicher, daß er dadurch jene Fabel, ihm ſelbſt unwillkommen, aufwecke:

Maitre Corbeau sur un arbre perché
Tenoit dans son bec un fromage . . .

Der Rabe iſt der Gewaltwille, der Beurtheiler iſt der Fuchs, der Käſe iſt — der General Direktor des Buchhandels, welcher in Leipzig thronen ſoll. Stempeln (ihr erfahrt es jetzt) wollen ſie die Bücher laſſen! Nur immerhin. Die Zeit hat auch ihren Stempel, und wäret ihr von Erz und Stahl, flach wie ihr ſeid, ihr müßt ihn doch aufnehmen.

XLVIII.

Unvollſtändiges Verzeichniß der im vorigen Hefte der Wage befindlichen Druckfehler.

(1821.)

Wenn ich nicht die Feldſchützen fürchtete (denn auch die Witzjagd hat ihre Hägezeit), oder wenn ich ein belletriſtiſcher Grec wäre, der falſche Wortſpiele triebe, ſo würde ich ohne Umſtände ſagen: „Der geneigte Leſer wolle die im zweiten Hefte der Wage vorkommenden Druckfehler wegen der Entfernung des Verfaſſers vom Druckorte entſchuldigen; ſeine Entfernung vom Druckorte aber bedarf keiner Entſchuldigung, denn er wohnt im Druckorte.“ Aber ich mag dieſe ungeſchickte Volte nicht ſchlagen, ſondern ich will die Fehler ganz einfach tadeln und beſſern, und zwar dieſes und jenes — ungleich den Hofpredigern und Großen — nur die großen. Seitdem

Fauſt die Druckfehler erfunden hat, iſt dieſe ſchöne Kunſt ſehr vervollkommnet worden. In gleichem Verhaltniſſe als die Größe der Bücher abgenommen hat, iſt die Menge der Druckfehler angewachſen; man findet deren in Folianten weniger als in Almanachen. Die eigentlichen Sprachfehler ſind von keiner Bedeutung, ſie nützen vielmehr der Jugend als negative Belehrung. Die ſinnentſtellenden Fehler werden von den Schriftſtellern mehr gefürchtet als von den Leſern, welchen es auf eine Sinnloſigkeit mehr nicht ankömmt. Aber von großer und oft angenehmer Wichtigkeit ſind die ſinnverſtellenden Druckfehler, und auf dieſen typographiſchen Maskenballen begeben ſich die artigſten Verwechſelungen. Z. B. Kuchenfreund ſtatt Tugendfreund, Madchen ſtatt Mährchen und dergleichen andere, wie ſie Göthe in einer Abhandlung über „Hör-, Schreib- und Druckfehler" (Kunſt und Alterthum, 2ten Bandes 2tes Heft) herzählt. Dort ſagt Göthe: „. . . Iſt man nun beim Leſen wiſſenſchaftlicher Bücher nicht ſchon mit der Sache bekannt, ſo wird man von Zeit zu Zeit anſtoßen und ſich kaum zu helfen wiſſen, wenn man nicht eine divinatoriſche Gegenwart des Geiſtes lebendig erhält, ſich den Verfaſſer als einen verſtändigen Mann gegenüber denkt, der nichts Ungereimtes ſagen will, noch darf. Aber iſt man dem einer ſolchen Anſtrengung fähig? und wer iſt es immer? Da nun die werthe deutſche Nation, die ſich mancher Vorzüge zu rühmen hat, in dieſem Punkte leider allen übrigen nachſteht, die, ſowohl in ſchönem, prächtigen Druck, als, was noch mehr werth iſt, in einem fehlerfreien Ehre und Freude ſetzen, ſo wäre doch wohl der Mühe werth, daran zu denken, wie man einem ſolchen Uebel durch gemeinſame Bemühung der Schreib- und Druckluſtigen entgegen arbeitete. Ein bedeutender Schritt wäre ſchon gethan, wenn Perſonen, die ohnehin aus Pflicht oder Neigung von dem Ganzen der laufenden Literatur oder ihren Theilen ununterbrochene Kenntniß behalten, ſich die Mühe nehmen wollten, bei jedem Werke nach den Druckfehlern zu ſehen und zu bezeichnen: aus welchen Officinen die meiſten incorrecten Bücher hervorgegangen. Eine ſolche Rüge würde gewiß das Gefühl der Druckherren beleben; dieſe würden gegen ihre Correctoren ſtrenger ſein; die Correctoren hielten ſich wieder an die Verfaſſer, wegen undeutlicher Manuſcripte, und ſo käme eine Verantwortlichkeit nach der andern zur Sprache. *Wollten die neuerlich in Deutſchland angeſtellten Cenſoren, denen als literariſch gebildeten Männern ein ſolches Unweſen nothwendig auffallen muß, wenn ſie, wie das*

Geſetz erlaubt, Aushängebogen cenſiren, die Druckherren auch von ihrer Seite unabläſſig erinnern, ſo würde gewiß das Gute deſto ſchneller gefördert werden. Denn wirft man die Frage auf: warum in Zeitungen und andern Tageblättern, die doch eilig, ja oft übereilt gedruckt werden, weniger Druckfehler vorkommen, als in Werken, zu denen man ſich Zeit nehmen kann? ſo darf man wohl darauf erwiedern: eben deßhalb, weil zu tagtäglichen Arbeiten vigilante Männer angeſtellt werden, dagegen man bei langwierigen Arbeiten glaubt, der Unaufmerkſame habe immer noch Aufmerkſamkeit genug. Wie dem auch ſei, wenn das Uebel nur recht lebhaft zur Sprache kommt, ſo iſt deſſen Heilung vorbereitet. Mögen einſichtige Druckherrn über dieſe ſie ſo nahe angehende Angelegenheit in unſeren vielgeleſenen Zeitblättern ſich ſelbſt ausſprechen, und was zur Förderung der guten Sache wünſchenswerth ſei, ihrer nähern Einſicht gemäß, die wirkſamſten Aufſchlüſſe geben". Was ſich doch ein rechtlicher Mann wie Göthe alles erlauben darf! Wir andern verdächtigen Spitzbuben hätten nicht den Rath geben dürfen, die Cenſoren zu Staats-Correctoren zu machen, noch auch äußern dürfen, daß Cenſoren als ſolche, literariſch gebildete Männer wären; man hätte beides für

Satyre gehalten. Aber Göthe's Vorſchlag iſt gut, nur müßte er weiter ausgedehnt werden. Ohnedies kann man der Polizei nicht Beſchäftigung genug geben; denn Müſſiggang iſt aller Laſter Anfang. Die Cenſoren hätten nicht blos auf die Fehler der Druckerei, ſondern auch auf die grammatikaliſchen und ſtyliſtiſchen der Schriftſteller ein wachſames Auge zu haben. Gegen alle neologiſch grammatikaliſchen Umtriebe, wie die neuern, deren ſich Jean Paul ſchuldig gemacht hat, hätten ſie kräftig einzuſchreiten. Staats-Correctur-Häuſer wären zu errichten. In Mainz müßte eine typographiſche Zentral-Unterſuchungs-Commiſſion für ganz Deutſchland unaufſtehlich ſitzen — und zwar aus keinem andern Grunde in Mainz, als weil von dort die Buchdruckerkunſt ausgegangen iſt. Dieſe ſtereotype Commiſſion hätte alle fünfzig Jahre über ihre Arbeiten an die Akademie der Wiſſenſchaft in Wien oder Berlin zu berichten, was ſie zu berichten hat; hat ſie aber nichts zu berichten, nichts. Doch ich will mich eilen, die Druckfehler in der Wage zu verbeſſern, damit ich in kein Staats-Correctur-Haus abgeführt werde. Ich bitte um Aufmerkſamkeit.

Seite 2. Zeile 13. muß es heißen nie ſtatt mir. — S. 3. Z. 15. ſteht: tout le monde marchand ici; es ſollte aber ſtehen: tout le monde est marchand ici. Der Setzer konnte wahrſcheinlich nicht klug aus mir werden, ob ich ein guter oder ein ſchlechter Franzoſe ſei. An der bezeichneten Stelle hält er mich für einen ſchlechten, weiter unten aber S. 8. Z. 15. läßt er mich wie einen ächten Pariſer, Jck ſagen ſtatt Ich — S. 9. Z. 2. von unten, ſteht Flaplan ſtatt Flaſſan; ſo heißt der franzöſiſche Schriftſteller, welcher eine Geſchichte der franzöſiſchen Diplomatie geſchrieben hat. — S. 12. Z. 11. ſteht grune ſt. grunze, und eben dort Z. 12. maue ſt. miaue. Der Setzer ſollte die Sprache der Hausthiere beſſer kennen. — S. 20. Z. 8. ſteht Kreuzwägen ſt. Kreuzwegen. Poſtwägen kann man freilich Kreuzwägen nennen, weil das Kreuz ein Sinnbild des Leidens iſt; aber ich nahm es nicht in dieſem Verſtande. — S. 22. Z. 5. ſteht hatte für halte. — S. 23. Z. 4 muß es heißen jambon (Schinken) ſt. Jean bon. Der kennt die Qualen des Tantalus nicht, der den Schmerz nicht kennt, den ein Spaßvogel empfindet, wenn ihm ein grauſamer Setzer einen Spaß auszupft. Auf der nämlichen Seite Z. 15. ſteht Thüler Logen ſtatt Töchter Logen. — S. 25 und folgende, wurde ſtatt Grillparzer, immer Grillparzor geſetzt. Ich habe um ſo größern Verdacht, daß dieſe Vorliebe zum o eine ſpaniſch-italieniſche Tendenz, und irgend einen geheimen Tübinger Freiheitsvertrag zum Grunde habe, da auch S. 60. Z. 8. Meißoniſch ſteht ſt. Meißeniſch. — S. 28. Z. 16. von unten, ſteht umgrimter ſt. umgrünter. Umgrimmte Lorbeerhaine iſt zwar ſchön geſagt; mancher Dichter geht um den Lorbeerhain herum, und iſt grimmig, daß er nicht hinein darf. — S. 29. Z. 11. muß es heißen Weſſo ſt. Weß. — S. 30. Z. 11. ſteht verlogenen ſt. verlegenen; Lügen kann man in keinem Conjugations-Falle mit Theater-Direk tionen verbinden. — S. 31. Z. 17. v. unten ſteht brauche ſt. braucht. — S. 37. Z. 14. ſteht Ecken ſt. Erde. — S. 40. Z. 8. ſteht ein Fehler, über den ich heftig erſchrak. Die Worte: „Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun,“ ſtehen im Texte, und es ſieht aus, als hätte ich ſie geſagt. Aber ſolche gottloſe Reden ſind mir ein Gräuel. Es iſt ein Vers aus dem angezeigten Trauerſpiele, den der Dichter zu verantworten hat. Er hätte in der Buchdrucker-Sprache Petit geſetzt werden ſollen, wie die übrigen Verſe. Solche carbonariſchen Redensarten können nicht klein und unleſerlich genug gedruckt werden. — S. 47. Z. 12. von unten, muß es heißen Sittenprunk ſt. Ritterprunk, wie dort ſteht. — S. 54. Z. 13. ſteht Theater-Bären. Theater-Bär iſt gut geſagt, aber ich mag mich nicht mit fremden Federn ſchmücken; ich ſprach blos vom Theater-Lärm. — S. 60. letzte Zeile unten, ſteht Ofen ſt. Oſten. — — — Man hat Beiſpiele, daß eingefangene Diebe während dem Verhöre ihrem Richter den Beutel aus der Taſche gezogen haben, und daß unter der Predigt ſolche Verbrechen begangen worden ſind, gegen welche der Prediger eben eiferte. Vielleicht werden alſo auch in dieſer Druckfehlerreinigung neue Fehler zum Vorſchein kommen. Doch können wir zufrieden ſein, wenn die Arzenei nur ſo viel wirkt, daß ſich die Krankheit nach außen auf unedlere Theile des Körpers wirft.

XLIX.

Das Geſpenſt der Zeit.

(1821.)

Geht ein vornehmer Mann in's literariſche Wirthshaus und wird er in die Balgereien der Zechluſtigen mit hineingezogen, ſo hat er ſich das ſelbſt zuzuſchreiben, denn er hätte weg bleiben können. Drängt er ſich aber gar zu unſerem Tiſche und ſucht er Händel, dann freut ſich gewiß jeder billige und beſcheidene Mann, wenn es was abſetzt. Wir ſind die Kutſcher der Zeit; die großen Herren können es bequem haben, ſich in den Wagen ſetzen und ſich fahren laſſen. Zwar behaupten ſie, Kutſche, Pferde und Kutſcher, das gehöre alle ihnen eigen, und wir müßten fahren, wohin ſie wollten. Ob ſie das Recht haben, dieſes zu fordern oder nicht, das zu unterſuchen iſt jetzt zu ſpät; genug, wir haben die Zügel in den Händen, wir achten den Zuruf nicht, wir halten nicht ein, und das Herausſpringen aus dem Wagen iſt mit chirurgiſcher Gefahr verbunden. Was iſt der Zeitgeiſt? Dieſen Gegenſtand hat der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe in einer zu Bamberg gehaltenen Advent-Rede beſprochen. Wie er ihn beſprochen, das hat er vor Gott zu verantworten, daß er aber ſeine Rede auch hat drucken laſſen, hat er vor Menſchen zu verantworten. Dieſe kleine Schrift iſt zwar zu unbedeutend, ernſte Aufmerkſamkeit zu verdienen, und zu ſcheinlos, um täuſchen und verführen zu können; doch möge ſie als Anregung zu einer wichtigen Frage nicht ganz verworfen werden. Wie hat ſich der Religionslehrer in unſerer Zeit, wo die bürgerliche Geſellſchaft — ich werde mich, dem Leſer die freie Wahl überlaſſend, beider Sprachen bedienen — ſich verjüngt oder hinfällig wird, ſich erfriſcht oder abwelkt, aufbaut oder zerſtört, mündig oder geiſtesſchwach, geſund oder krank wird; wie hat er ſich da zu verhalten? Er muß über dieſes alles hinausſehen; denn er hat den Menſchen abzuziehen von der ſinnlichen, das heißt von derjenigen Welt, welche nicht die ewige, beſtändige, wahre, ſondern die vergängliche, wechſelnde, falſche Welt iſt, die, nur ein Spiegelbild der Sinne, im Ohre, im Auge, in jedem Menſchen, in jedem Orte, in jeder Zeit, bei jedem Wandel des Lichtes ſich anders abbildet, und wie Schillertaffet unaufhörlich die Farbe wechſelt. Der Geiſtliche ſoll lehren, daß nichts geſchieht ohne Wiſſen und Einwilligung des erhabenen Lenkers aller Dinge, und daß alles, was geſchieht, weiſe, gerecht und erſprießlich iſt. Mag Deſpotie die Glieder des Volks zuſammendrücken, mag Anarchie ſie auseinander zerren; mögen in Republiken tauſend Blutigel, mögen in Monarchieen nur wenige Raubthiere das Herzblut der Staaten trinken — das alles gehört in die Ordnung der Geſchichte, wie Stürme, Erdbeben und Blitze in die Ordnung der Natur gehören. Wer den Zeitgeiſt, wer die allgemeine Beſchaffenheit der jetzigen Welt läſtert, der hat Gott ſelbſt geläſtert; denn gottlos iſt Jeder, welcher meint, die Menſchen konnten handeln ohne Gott. Kommt die Macht der Fürſten vom Himmel, ſo kommt auch deren Beſchränkung vom Himmel. Es gibt nichts Verächtlicheres unter der Sonne, als einen Geiſtlichen, der in dem Staube kriecht vor den Großen der Erde, und die Religion zur ſchmutzigen Hauthierung einer gemeinen Polizei-Magd zwingt. Die Geiſtlichen ſollen Achtung lehren vor den beſtehenden Geſetzen, Gehorſam gegen die beſtehende Obrigkeit; nicht darum, weil jene Geſetze die weiſeſten ſind, weil dieſe Obrigkeit die gerechteſte iſt, ſondern ſelbſt dann, wenn ſie es auch nicht wären. Denn der Menſch ſteht unter der mütterlichen Sorgfalt der Vorſehung, und er ſoll nicht murren, wenn ihm der bittere Trank des Lebens von der Hand der Liebe dargeboten wird, daß er geſunde und erſtarke. Zu jeder Zeit hat die Religion auf die Verfaſſungs-Urkunden der Staaten ihr Siegel gedrückt, und die Prieſter waren immer die Siegelbewahrer. Wenn aber das Pergament von den Motten der Jahre zernagt, oder von irgend einer Gewalt zerriſſen worden — was nützt dann noch ein Siegel ohne Unterlage, und welche Beweiskraft kann es fordern? Es iſt fürder ohne Nutzen, und keinen Glauben kann es verlangen. Was hat die Religion zu thun, um ſich ſelbſt zu retten und durch ihr treues Zeugniß den Hader der Rechtsſtreitenden zu verhüten? *Sie hat ihr Siegel der neuen Urkunde des bürgerlichen Vertrags aufzudrücken.* Weil dieſes immer verſäumt worden, weil die Prieſter, ſie, die Lehrer der Unſterblichkeit, ſie, die Gläubigen der Zukunft, immer ängſtlicher die zerbrechliche Gegenwart umklammerten, als alle Sünder der Erde, hat mit jedem Wechſel der innern Natur der bürgerlichen Geſellſchaft auch die Religion gewechſelt. Zittert ihr Chriſtus-Lehrer, daß der Haß, den eure Widerſpenſtigkeit erregt, nicht auf eure Lehre zurückfalle! Wenn ihr predigt, die chriſtliche Religion könne nicht beſtehen mit der neuen Ordnung der Dinge, ſo habt ihr gepredigt, die neue Ordnung der Dinge könne nicht beſtehen mit der chriſtlichen Religion. Aber ſie kann es wohl, nur eure Herrſchſucht kann es nicht. Die Religion ſoll nicht Wurzel ſein der Staaten, die nur ſolche oder ſolche Früchte geduldig trägt, ſondern befruchtender Thau, der alle Pflanzen erquickt. Sie ſoll nicht eine Oellampe ſein, die dieſen oder jenen Winkel erhellt, ſondern die Sonne, die Alles beleuchtet. Herrſchbegierde und Freiheitsliebe werden ewig die menſchliche Seele bewegen, ſie ſind die zwei Seiten eines Triebes, welchen die Natur allen lebendigen Geſchöpfen eingeflößt hat. Leben, heißt frei ſein. Herrſchſucht iſt die Freiheitsliebe Einzelner, Freiheitsliebe iſt die Herrſchſucht Aller. Man will befehlen, um nicht gehorchen zu müſſen, man will nicht gehorchen, um befehlen zu können. Die Völker des Alterthums waren glücklicher; denn ſie waren freier als wir, und ſie waren freier, weil ſie von dem Grundvermögen ihrer Freiheit lebten und, keine zukünftigen Tage hoffend oder fürchtend, Alles der Gegenwart aufopferten. Der Chriſt iſt minder frei, weil er nur die Zinſen ſeiner Freiheit verzehrt. Die chriſtliche Religion lehrt frei ſein in der Freiheit, ſich glücklich fühlen in dem Glücke Anderer. Wenn je die Welt in das Heidenthum und in die Finſterniß zurückſinkt, wenn verdorrt der Baum der ewigen Erkenntniß, wenn die Sonne der Liebe untergeht, und wenn wir, an der Fortdauer des Lebens verzweifelnd, wieder wie tolle Verſchwender in den Tag hineinleben — dann werden es jene herrſchſüchtigen Prieſter verſchuldet haben, die der Gewalt ſchmeicheln, um ſie zu theilen, denen der Opferpfennig mehr iſt als Gebet und welche keck behaupten, alle Freiheit, die wir genößen, wäre nicht der ſchuldige Zins von dem Darlehen, das wir unſern Herrſchern gaben, ſondern nur das Almoſen ihrer Gnade, ſteigend und fallend wie dieſe.

Wer nicht wahr ſprechen und überzeugen kann, der ſollte wenigſtens ſchön ſprechen, um zu überreden, und wer beides nicht vermag, der ſollte ſchweigen können. Schweigen iſt eine große Kunſt; doch gewöhnlich beſitzen ſie nur ſolche, denen ſie nicht frommt, und die, welchen ſie frommt, haben ſie nicht. Was iſt der Zeitgeiſt? frägt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe, und dieſe Frage in zwei Hälften theilend, theilt er auch die Antwort, die er ſich ſelbſt gibt. Er fragt: 1) Worin beſteht der Geiſt unſerer Zeit? 2) Welcher Mittel müſſen wir uns gegen ihn bedienen, um uns vor demſelben rein zu erhalten? Und wie beginnt er ſeine Unterſuchung? — „Die Nacht iſt vergangen, der Tag aber iſt angebrochen, hinweg denn mit den Werken der Finſterniß und angethan die Rüſtung des Lichtes.“ (Brief Pauli an die Römer K. 13, V. 12.) Mit dieſem Spruche, ja wahrlich mit dieſem Spruche beginnt er ſeine Unterſuchung. Nur der frömmſte Prieſter kann ſich ſo kaſteien, — ſich ſelbſt ſo grauſam zu verſpotten, das verdunkelt den Ruhm aller Helden des Glaubens! Die Nacht iſt wirklich vergangen, der Tag iſt wirklich angebrochen, die Werke der Finſterniß werden beleuchtet und verſpottet werden, und vor der Rüſtung des Lichtes taumelt ihr ſchon jetzt geblendet zurück und überſtürzt euch ſelbſt. Der Geiſt der Zeit, vor dem ihr zittert, iſt nicht der Geiſt der lebenden Zeit, er iſt das Geſpenſt der verſtorbenen, der euerer erſchreckten Einbildungskraft erſcheint. Die fürchterliche Geſtalt dieſes Geiſtes beſchreibt der Herr Fürſt Alexander von Hohenlohe auf folgende Weiſe: „Er iſt ein gewaltig mächtig wirkender Geiſt. Wer mit dieſem Zeitſtrome nicht fortſchwimmen will, der ſtehe feſt (mitten im Waſſer, oder an den Ufern?) und ſei auf ſeiner Hut. (Wer denkt nicht hierbei an Horazens Bäuerlein?) Leicht erkennbar iſt derſelbe;

denn er miſcht ſich in Alles, bekrittelt Alles, (der Strom?) und trachtet, Alles unter ſeine Herrſchaft zu bringen. Auch ſind ſeine faulenden Früchte zu Tage gefördert, (alſo der Zeitſtrom trägt Früchte!) ſie heißen Ehrgeiz und Habſucht — Luxus und Sittenloſigkeit — Mangel an Gerechtigkeit im öffentlichen und Privat-Leben — willkürliche Aenderungen ſonſt unantaſtbarer Regierungsformen. Intriguen im Innern und von Außen — Untreue im Handel und Wandel — falſche Eidſchwüre — Familien-Zwiſte — gewaltſame Veränderungen durch falſche überſpannte Aufklärung — Grundſätze, die nichts taugen (wie naiv!) — Trennung, Druck und Mißbrauch der Religion und ihrer Diener" ... Was ſagt der heilige Hieronymus? Hieronymus ſagt: „Es gibt Viele, welche nur den Glauben heucheln, ohne ſich demſelben zu unterwerfen. Aufgeblaſen von eitlem Menſchendunſte ſind ſie, da ſie nur an dem, was ihnen gefällt, einen Geſchmack finden, und nicht an der Wahrheit." Hieronymus war ein braver und kluger Mann und durchſchaute die Heuchelei der Pfaffen. Warum richtet der Verfaſſer gegen uns dieſe Worte? Nicht uns treffen ſie.

Was iſt zu thun in ſolcher Betrübniß? Der Verfaſſer ſtimmt jetzt ſeinen Ton herab, und gibt in der Bußpredigerweiſe allerlei Lehren. Wie er aber auch in dieſem ihm zugehörigen Gebiete waltet, mag folgende eifertolle Rede zeigen: „Man ſpricht keck den Forderungen der Bekehrung Hohn, worauf denn doch Chriſtus ſo oft und ſo nachdrücklich hinweiſet und Viele bewaffnen ſich mit Scheingründen, da ſie ſprechen: „„Niemand wird verdammt; denn dies ſtünde im Widerſpruche mit der unendlichen Liebe des höchſten Weſens."" So alſo macht man den Sohn Gottes zum Lügner! Ihn, der für alle Zeiten die ewig denkwürdigen Worte geſprochen: „Weg von mir, ihr Verfluchten! Weg in's ewige Feuer! welches dem Teufel und ſeinen Engeln bereitet iſt." —

Und ihr nennt euch Streiter des Herrn? Iſt Gott nicht barmherziger als ihr, dann wehe euch ſelbſt!

L.

Ueber die Nachtheile der Schulverſäumniſſe.

Einladungsſchrift zu der öffentlichen Prüfung der
Muſterſchule,

von

Dr. **Seel,**
Director und Oberlehrer der Muſterſchule.

Frankfurt am Main, 1819.

Europa hätte nichts Ausführliches davon erfahren ohne mich. Eine kleine Schrift von nur vier und zwanzig Seiten, aber voll Inhalt. Ich habe ſie zweimal geleſen. Das erſte Mal lachte ich und, ich mache kein Geheimniß daraus, ich nahm mir vor, mich darüber luſtig zu machen; das andere Mal aber lachte ich nicht; denn ich ſah wieder eine Faſer von des Lebensbaumes kranker Wurzel. Ich will Scherz und Ernſt mit meinen Leſern redlich theilen.

Man kann nicht wiſſen, ob ſchon Adams Kinder in die Schule gegangen ſind; aber wenn ſie es thaten, ſo kann man wiſſen, daß ſie es ungern thaten. Wir oberflächliche Menſchen, welche ſeit Jahrtauſenden dieſe Erſcheinung wahrnahmen, begnügten uns mit der Erklärung: das läge in der Natur des Kindes und dagegen ſei keine Hülfe möglich. Ich ſelbſt habe erſt vor einigen Tagen die ſchmerzliche Entdeckung gemacht, daß die diesjährige Wohlfeilheit der Kirſchen der Frankfurter Jugend ſehr ſchade, indem ſie auf dem Wege zur Schule für ihre wenigen Kreuzer ſehr viel Obſt eſſen kann und hierüber auf der Straße koſtbare Zeit verliert. Ich wollte den Vorſchlag machen, von Polizeiwegen für die Schulkinder eine hohe Taxe der Kirſchen zu ſetzen, damit ſie ſolche mit ihrem kleinen Vermögen nicht erſtehen könnten.

Herr Doktor Seel behandelt den Gegenſtand von einer ganz neuen Seite, mit ungemeiner Gründlichkeit und Menſchenkenntniß. Im Allgemeinen, ſagt er, müſſe man ſich mehr darüber wundern, daß die Schulen noch ſo viel, als daß ſie ſo wenig wirken. Wir wollen dieſe Behauptung hingehen laſſen und durch keinen Widerſpruch der Beſcheidenheit des Verfaſſers, der ſelbſt Schullehrer iſt, zu nahe treten. Er theilt die Hinderniſſe, welche der Wirkſamkeit der Schule entgegen ſtehen, in zwei Regimenter ein, in das unvermeidliche, und das vermeidliche. Das unvermeidliche Regiment zerfällt in drei Bataillone, wovon das erſte in dem Kinde hauſt, das zweite bei dem Lehrer liegt, und das dritte in die elterliche Wohnung einquartiert iſt. Das Kinderbataillon beſteht aus folgenden Compagnieen Laſter: 1) Trägheit, nicht das wohlbekannte deutſche Uebel, ſondern eine lateiniſche Krankheit, vis inertiae genannt. (Die drei übrigen übergehe ich.) Die Laſter des Lehrer-Bataillons zählen: Beſchränktheit des Verſtandes (nicht die der Lehrer, ſondern des menſchlichen überhaupt), unvollkommene Einſicht (nicht die des Lehrers, ſondern aller menſchlichen). „Man denke nur, ſagt der Verfaſſer, der Lehrer iſt ein Menſch (nicht immer) und das Objekt ſeiner Lehrthätigkeit (Harmonikaklänge) ein Geiſt!“ — Und: „unſer Wiſſen iſt Stückwerk, und unſer Weiſſagen iſt Stückwerk!“ — Das elterliche Sündenbataillon iſt aus Mangel an Einklang mit der Schule (oft die einzige Rettung für das arme Kind) und aus vielen andern Unvollkommenheiten, welche bald von den Eltern, bald von den Geſchwiſtern, bald von den Knechten und Mägden ausgehen, zuſammengeſetzt. Dieſe Dinge alle vereinigt, ſagt der Verfaſſer, ſind die unvermeidlichen Uebel, welche das gute Werk der Schule zerſtören. Nun gibt es aber auch vermeidliche Hinderniſſe, an deren Spitze die Schulverſäumniſſe ſtehen.

Herr Dr. Seel bittet nun die Eltern der Muſterkinder, letztere zum fleißigeren Schulbeſuche anzuhalten. Er bittet ſie, „aber freilich mit dem Zuſatze, — ſagt der Verfaſſer — zu deſſen Anfügung ich von höherer Behorde beauftragt worden bin, daß, wenn dieſe Bitte den Erfolg nicht haben ſollte, den ich mir davon verſpreche, wir zu Anwendung von — den Eltern vielleicht unangenehmen und empfindlichen — Mitteln ſchreiten müſſen." Bei dieſer Stelle muß ich verweilen, da ſie etwas Gefährliches für die Rechte der perſönlichen Freiheit zu enthalten ſcheint.

Bei der jetzigen Ordnung der bürgerlichen Geſellſchaft, wo ſich der Staat um die Kinder-Erziehung nicht kümmert, (denn öffentliche Schulen ſind nicht mehr als Marktanſtalten, welche die Regierung mit Nahrungsmitteln für den Geiſt verſehen läßt, damit Jeder für ſein Geld, ſo viel er für die Seinigen bedarf, dort finden möge,) gibt es keine Zwangsmittel für Eltern, die dumm, leichtſinnig oder pflichtvergeſſen genug wären, den Unterricht ihrer Kinder zu vernachläſſigen. Was könnten alſo das für unangenehme und empfindliche Mittel ſein, auf welche Herr Direktor Seel anſpielt? Da er von Aufträgen einer höheren Behörde ſpricht, ſo iſt zwar nicht zu bezweifeln, daß ihm, um die Kinder von Schulverſäumniſſen und die Eltern von deren Verſtattung abzuhalten, nur ſolche Verwaltungsbefugniſſe eingeräumt worden ſind, die innerhalb der Schranken der Geſetze liegen. Aber warum nennt Herr Dr. Seel ſeine unangenehmen Mittel nicht und wie kann er je ſich zu deren Anwendung berechtigt fühlen, ſo lange er ſie nicht beſtimmt angedroht hat? Dem Herrn Dr. Seel ſollte es nicht unbekannt ſein, daß nach dem Geiſte der jetzigen Regierungskunſt kein Strafgeſetz Gültigkeit hat, wenn die darin auf ein Vergehen geſetzte Buße nicht in Größe und Beſchaffenheit beſtimmt ausgedrückt iſt. Der früher in manchen deutſchen Staaten beſtandene Mißbrauch, wo ſich die Regierungen zu ſagen erlaubten: dieſes und jenes zu thun, ſei verboten, und ſolle der Uebertreter „nach Befinden angemeſſen“ beſtraft werden, um ſich hierdurch die ſchöne breite Willkür vom Galgen bis zu dreißig Kreuzern hinab zu verwahren, findet nirgends mehr Statt. Ich fordere daher Herrn Dr. Seel auf, und die Eltern der Muſterkinder thun dieſes gewiß auch in ihrem Sinne, ſich gefällig darüber zu äußern, worin jene empfindlichen Mittel beſtehen.

Eine herrliche, ganz nach der Natur getroffene Schilderung gibt der Herr Verfaſſer (Seite 7 und 8) von den Tücken, welche die Kinderchen anwenden, um ihre Eltern zu bewegen, daß ſie ihnen den Beſuch der Schule erlaſſen. Es wird Keinen gereuen, dieſe maleriſche Stelle ſelbſt nachgeleſen zu haben.

Die Eltern, fährt der Herr Verfaſſer fort, bringen gewöhnlich nur den negativen Schaden (lucrum cessans in der gerichtlichen Sprache genannt) der Schulverſäumniſſe in Anſchlag; den poſitiven Schaden aber (damnum emergens) rechnen ſie nicht. Grade dieſer aber ſei die Hauptſache. Schulverſäumniſſe nämlich zerſtören bei dem Kinde die ſo nothwendige *Achtung* vor der Schule. Warum? Deswegen: „Man urtheile nur einmal ſelbſt: wenn die Schule zuweilen mit einem Spaziergange, mit einem Beſuche, einem häuslichen Vergnügen, mit der Theilnahme an einer Mahlzeit in Colliſion kömmt, und die Schule ohne Weiteres zum Zurückſtehen verurtheilt werde . . !“ Dieſe Achtung ſei das Nöthigſte. „Wir Menſchen alle, wir Großen ſowohl (es iſt von körperlicher Größe die Rede) als die Kleinen, bedürfen beſtändig, um uns immer mehr zu erheben (den Trieb ſich zu *erheben* zeigt der Verfaſſer ſtark), etwas, das wir hoch über uns erblicken, zu dem wir mit ehrfurchtsvoller Scheu und Achtung emporſehen.“ Die Kinder alſo ſollten die Schule *ſcheuen*; (aber das thun ſie ja auch!)

„Daher“ — es iſt wundervoll, wie der geiſtreiche Verfaſſer ohne Brücke zu dieſem Satze kommen konnte — „will es Gottes Wort und Gottes Geſetz, daß der Menſch alle Obrigkeit, Geſetz und weltliche Ordnung *ehren* ſoll... Und wenn wir es einmal dahin gebracht haben werden, daß jeder Zeitungsſchreiber und Tagblättler die Obrigkeit bekritteln, meiſtern und ſchmähen darf, ſo ſind wir eben ſo gut dran, als hätten wir *keine* Obrigkeit, denn ſie iſt ja alsdann nicht mehr *Obrigkeit*.“ Wenn ich des Herrn Schuldirektors grammatikaliſchen Witz richtig aufgefaßt habe, ſo heißt ihm *Obrigkeit* was *über* Alles iſt, alſo auch über das Urtheil. Er geſtatte mir, ihn hierüber zu belehren. Höher als die Obrigkeit ſteht das Geſetz. Ehrfurcht dem Geſetz, und Achtung den Vollſtreckern deſſelben! Wo aber das Geſetz aufhört und wo die Willkür beginnt, da hört auch, zwar nicht der jeder Obrigkeit ſchuldige Gehorſam, aber die von ihr geforderte Achtung auf, und man wird alsdann nicht blos berechtigt, ſondern ſogar verpflichtet, ihre Schritte zu beurtheilen. Wenn die Folgerung des Verfaſſers wahr wäre, dann müßten Frankreich, England, Baiern und Würtemberg ohne Obrigkeit ſein, da dort täglich geſchieht, was er Bekrittlen der Obrigkeit nennt.

Alſo wie die Obrigkeit, ſo ſolle man auch die Eltern und Gott ſcheuen und fürchten. Der Liebe iſt der Verfaſſer abhold, vielleicht ſie auch ihm. Furcht iſt ihm die Lenkerin der bürgerlichen Ordnung und jeder Pflicht, und da es ſich von dem Herrn Muſter-Schuldirektor, wie von jedem braven Manne, erwarten läßt, daß er die Regeln, die er gibt, ſelbſt befolgt, ſo darf man annehmen, daß er ſich gewaltig fürchtet.

Wenn Herr Dr. Seel durch dieſe Abhandlung hat zeigen wollen, warum die Kinder die Schule, deren Direktor er iſt, ſo gern und ſo oft verſäumen, ſo muß man ihm die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß er die Wurzel des Uebels völlig aufgedeckt hat; ſie iſt ganz handgreiflich geworden.

Aber ihr, armen geſchreckten Kinder, weinet nicht! Die Natur iſt ſtärker als die Unvernunft der Menſchen. Und was die Thoren und was die herrſchſüchtigen Knechte auch immer ſagen und thun mögen — euch bleibt ewig ein Mutterſchoos, wohin ihr vor ihren Schmähungen und ihren Mißhandlungen flüchtet.

LI.

Zwangs-Gottesdienſt.

(1819.)

Am ſieben und zwanzigſten des verfloſſenen Juni wurde in Frankfurt die Erinnerung an eine große Feuersbrunſt, die vor hundert Jahren an dieſem Tage viele Häuſer in Aſche gelegt, feierlich begangen. Der Senat, erwägend, „daß die Erinnerung an ein ſolches Verhängniß einen tiefen Eindruck in die Seele jedes Bürgers *und*[*]) Einwohners machen muß“, hatte dieſe Feier angeordnet. Es iſt ſchön, einem Staate anzugehören, deſſen Bewohner alle ein von Liebe geflochtenes Familienband vereint; die kein anderes Glück kennen, als das häusliche, keinen andern Schmerz, als den ein Blutsverwandter duldet; die verſchloſſen vor der ſtürmiſchen Außenwelt, nicht betrauern die mannigfaltigen Jammer, die ſeit dreißig Jahren Europa trafen, und nicht Theil nehmen an der vornehmen Luſt freigewordener Völker; denen eine hundertjährige Geſchichte keine dringendere Lehre bot als die: ſorglich umzugehen mit Feuer und Licht, und keine größere Mahnung, als ſchnell mit der Spritze herbei zu eilen, wenn es brennt, damit nicht durch Zögerung das große Verhängniß, das vor hundert Jahren über die Frankfurter Menſchheit hereinbrach, ſich erneuere. Glücklicher Staat! Wer fühlt wie ich, wird deine Hochherzigkeit zu würdigen verſtehen. Nicht hiervon, von etwas Anderem ſei die Rede.

---

[*]) Man ſieht, daß es in der freien Stadt Frankfurt verſchiedene Arten Seelen gibt, deren Beſchaffenheit von den ſtaatsrechtlichen Verhältniſſen der Leiber abhängt.

In der Verordnung, welche der Senat der freien Stadt Frankfurt wegen jener Secularfeier ergehen ließ, heißt es am Schluſſe: „Der Senat . . . . erwartet von dem rechtlichen Sinne löblicher Bürger und Einwohnerſchaft, daß ſolche durch ernſte Gottesverehrung den Dank gegen die Vorſehung . . . laut ausſprechen werde. Zu dem Ende wird Sonntags den 27. l. M. in allen chriſtlichen Kirchen feierlicher Gottesdienſt gehalten werden, ſo wie in der jüdiſchen Synagoge Gebete verordnet ſind.“

Der Senat hatte mit Recht zur kirchlichen Feier eines irdiſchen Ereigniſſes nur aufgemuntert, ſie aber nicht anbefohlen; denn dieſes wäre eine Verletzung der Gewiſſensfreiheit geweſen. Aber warum ließ man dieſe gebührende Achtung nur den chriſtlichen Bürgern widerfahren und verſagte ſie den jüdiſchen? Warum heißt es von jenen: es wird in allen chriſtlichen Kirchen Gottesdienſt gehalten werden; und von dieſen: man habe in der Synagoge Gebete verordnet? Warum ſpricht man dort von Gottesdienſt, hier von Gebeten? Geſteht man den Juden keinen Gottesdienſt zu? Dieſer Eingriff in die religiöſe Freiheit der Juden kann ſelbſt in der vorgeblichen Verſchiedenheit ihrer bürgerlichen Rechte in Frankfurt weder Erklärung noch Entſchuldigung finden. Verordnete Gebete! Erhöreſt du ſie, Vater des Lichtes? Wirſt du des Herzens warmes, inbrünſtiges Gebet von dem polizeibefohlenen nicht zu unterſcheiden wiſſen? Gewahrſt du nicht den bittern Fluch der Unterdrückten, den ſie aus Furcht vor ihren Unterdrückern mit Segen überzuckern? Oder wie? Ein Frankfurter Jude ſollte ſich liebend erinnern können der verwitternden Gebeine ſeiner Feinde, die vor hundert Jahren, da ſie noch lebten, ein Unglück betroffen? Er ſollte brüderlich der Menſchen gedenken, die ihn ſchmähten, mißhandelten, mit Füßen traten; einer Zeit, wo er keine Vaterſtadt hatte und ſein Geburtsort ihm fremder war, als jedes Ausland? Heißt es nicht in der Beſchreibung der damaligen Feuersbrunſt: „täglich mußten 100 Mann Handwerksburſche, Bauern, Soldaten und Juden auf den Brandſtätten arbeiten, räumen und den Grund wegſchaffen, und den Judenbaumeiſtern wurde ſcharf anbefohlen, ſo viel Juden, als nur immer möglich, zu ſolcher Arbeit herbei zu ſchaffen." Und das Andenken jener Zeit ſoll ihn mit Menſchenliebe erfüllen? Er ſoll das Unglück derjenigen beweinen, deren Urenkel ihn heute noch verfolgen und ihn, ſo viel als es nur geduldet wird, in ſchmählicher Erniedrigung halten? Seit jenem Tage, da zum erſten Male die Befreiung Deutſchlands in Frankfurt gefeiert worden, wurde ſtets in den obrigkeitlichen Feſtordnungen der ſondernde Ausdruck gebraucht: den Juden ſeien Gebete verordnet worden. O armes Vaterland, in dem ſolche Dinge geſchehen!

Denn, haßt oder liebt die Juden, drückt ſie nieder oder erhebt ſie, erzeigt ihnen Gutes oder verfolgt ſie: dies Alles ſei eurer Willkür überlaſſen. Aber Eins ſage ich euch: Seht zu, wie weit ihr kommt mit der Freiheit des deutſchen Landes, ſo lange die Freiheit nicht ſein ſoll für Alle.

LII.

Ueber Etwas, das mich betrifft.

Ich und der Cenſor der freien Stadt Frankfurt (nur des Wohllautes wegen nenne ich mich zuerſt), ſehen uns ganz verdutzt an und ſind erſtaunt, daß wir ſchon ſeit länger als ſechs Wochen Ruhm haben und parallel der Unſterblichkeit zulaufen. Die Zeitungen aller Länder erwähnen unſerer Namen. Es iſt ganz vergebens, wenn wir ſagen: wir ſind gar nicht werth, daß man von uns ſpreche; Europa glaubt's nicht, und meint: hier wäre die Beſcheidenheit doch wirklich ein wenig zu weit getrieben. Als Leuten von Ton bleibt uns nun nichts Anderes übrig, als die neueſte Thorheit der Welt mitzumachen und an unſerer eigenen Wichtigkeit ſo wenig als möglich zu zweifeln. Der Umſtand, daß wir Feinde haben, beweiſt klar genug, daß wir Verdienſte beſitzen. Wir hoffen aber Erſtere mit Letzteren zu ſchlagen. Der Herr Cenſor wird ſeinerſeits nicht ungerügt laſſen, daß ihn die Londoner Times vor einigen Tagen Master Savenas genannt, welches im Perſiſchen Weiberfeind heißt (S. Adelungs Mithridates), wahrſcheinlich in der boshaften Abſicht, durch dieſe Namens-Entſtellung die Geſchichtſchreiber der künftigen Jahrhunderte irre zu führen. Was aber mich betrifft, ſo habe ich kaum Zeit genug, meine eigenen Kriege durchzufechten, um ſo weniger die Anderer. Mein jüngſter Widerſacher iſt das Journal des Débats, welches am 4. Juli Folgendes von mir erzählte, welches ich gut deutſch wieder erzähle:

Frankfurt, den 28. Juni (Auszug eines Briefes).

„Die Rénommée hat ganz kürzlich ein vorgebliches Schreiben aus Frankfurt mitgetheilt, das von Irrthümern wimmelt. Hier folgt eine Auseinanderſetzung der Thatſachen, auf die Sie ſich verlaſſen können.

„Es iſt allerdings wahr, daß Herr v. Handel, der Miniſter-Reſident Oeſtreichs, bei unſerer freien Stadt, ſich gegen den Cenſor Herrn Severus bei dem Senate beſchwert hat, weil dieſer einen unſchicklichen Artikel, der ſich über die vorgeblichen Abſichten Oeſtreichs auf ein neues Königreich Rom, mit welchem man jetzt einen Erzherzog beſchenken möchte, verbreitete, in der Zeitung der freien Stadt hatte durchgehen laſſen. Der Cenſor hat ſich nicht entſchuldigt, wie es das erwähnte Blatt behauptete; er hat bewieſen, daß er den Artikel geſtrichen habe, daß ihn aber demungeachtet der Redacteur der Zeitung habe ſtehen laſſen. Er hatte dieſe Uebertretung nicht angezeigt, um ſich nicht der Unannehmlichkeit auszuſetzen, daß ihn der Redacteur von neuem zum Gegenſtande ſeiner Bemerkungen mache. Dieſer nämlich gibt noch ein anderes Blatt heraus, das der Cenſur nicht unterworfen iſt, und worin er die von der Cenſur geſtrichenen Artikel wieder zum Vorſchein bringt und ſie mit Anmerkungen begleitet, welche alle Jakobiniſchen Journale in Deutſchland wiederholen.

„Der Senat hat den Redacteur zu einer Gefängnißſtrafe, deren Dauer ich nicht kenne, verurtheilt; und in Erwägung der häufigen Unannehmlichkeiten, zu welchen er Anlaß gegeben, verlangt der Senat von denjenigen, welchen er das Zeitungsprivilegium ertheilt, daß ſie ihm, bei Verluſt ihres Privilegiums, einen andern Redacteur vorſchlagen. Der Redacteur hat von dieſem Urtheile appellirt.“

So weit das Journal des Débats. Wäre der Einſender vorſtehenden Artikels ein Fremder, ſo würde ich ihm ſagen, er ſei falſch unterrichtet von dem Hergange der Sache. Da er aber ſelbſt zu verſtehen gibt, daß er in Frankfurt wohnt, und er mir überdies namentlich bekannt iſt, ſo kann ich mich nicht anders ausdrücken, als daß er gelogen hat. Ich hoffe, daß er das Deutſche genug verſteht, um zu verſtehen, was ich mit dieſem Worte ſagen will.

Daß Herr v. Handel ſeine Beſchwerde gegen den Cenſor gerichtet habe, dieſes iſt mir erſt durch Hörenſagen bekannt geworden; denn bei der gegen mich geführten polizeilichen Unterſuchung hieß es immer, die Beſchwerde ſei gegen mich angebracht worden. Es iſt nicht wahr, daß der Cenſor den betreffenden Artikel geſtrichen hat; er hat dieſes nicht einmal behauptet, ſondern vorgegeben, er habe die Aufnahme deſſelben nur für den Fall bewilligt, wenn er aus einer deutſchen Zeitung entnommen wäre; ich aber hätte den Artikel ſtehen laſſen, ungeachtet er aus einem franzöſiſchen Blatte überſetzt geweſen. Es iſt nicht wahr, daß der Cenſor dieſe ſeine Behauptung bewieſen hat; den Beweis dafür, nämlich das Cenſurblatt, gab er vor, verloren zu haben, und mir wurde der Beweis der Schuldloſigkeit aufgelegt, und da ich dieſen nicht führen konnte, ſo verurtheilte man mich zu einer vierzehntägigen Arreſtſtrafe. (Die Leſer danken es mir gewiß, daß ich ihnen das von dem Frankfurter Polizeigerichte ergangene Erkenntniß unten nachfolgend mittheile.)

Der Frankfurter Correſpondent hat dem dortigen Cenſor keinen freundſchaftlichen Dienſt erwieſen, daß er von ihm erzählte, er habe die Uebertretung der Cenſurvorſchrift, deren ich mich angeblich ſchuldig gemacht, darum nicht angezeigt, weil es ihm unangenehm war, ſich deßwegen von mir in meinem cenſurfreien Journale (die Wage) zu Rede ſtellen zu laſſen. Das iſt ein gewiſſenloſer Beamter, der ſeine Pflicht nicht erfüllt, weil deren Erfüllung mit Unannehmlichkeiten verknüpft iſt!

Der Frankfurter Correſpondent ſagt ferner, daß die von mir in meinem cenſurfreien Blatte angeſtellten Betrachtungen von allen jakobiniſchen Journalen Deutſchlands wiederholt würden. Es fällt mir nicht auf, daß jener Frankfurter Briefſteller alle deutſchen Blätter jakobiniſch nennt, deren Herausgeber keine Orden tragen und nur von ihren Leſern gegen offene Quittung, halbjährlich, und nicht monatlich bezahlt werden. Die Keckheit gewiſſer feiler, ſchuldbewußter Menſchen iſt ganz unerklärlich. Sie ſollten doch froh ſein, wenn man ſie in Ruhe läßt und ſollten keinen Angriffskrieg führen wollen.

Aber wahr iſt's, daß ich außer der Gefängnißſtrafe auch noch zu zwanzig bis vier und zwanzig tauſend Gulden Geldſtrafe verurtheilt worden bin. Denn da die Eigenthümer der Zeitung der freien Stadt Frankfurt genöthigt worden ſind, mich von der Redaction zu entfernen, ſo habe ich hierdurch, das von ihnen bezogene Honorar als Zinſen eines Kapitals berechnet, jene Summe verloren. Auf dieſe Weiſe bin ich, ohne richterlichen Spruch, zu einer lebenslänglichen jährlichen Strafrente verurtheilt worden. Für dieſe Summe, denke ich, hätten tauſend der ſchönſten Spitzbübereien begangen werden können, und ich habe für mich und meine Kinder auf alle mögliche Polizeiübertretungen, die wir während unſeres ganzen Lebenslaufes begehen könnten, reichlich und auf die koſtbarſten prachtexemplariſchen Strafen pränumerirt.

Anhang.

„Erkenntniß des Polizeigerichts, wodurch der Herausgeber der Zeitung der freien Stadt Frankfurt wegen Verdachts einer Uebertretung der Cenſurvorſchriften, und weil er den ihm aufgelegten Beweis ſeiner Unſchuld nicht führen konnte, zu vierzehntägiger Einſperrung unter Gaunern, Bettlern und Dieben verurtheilt worden.“

In Unterſuchungsſache gegen Dr. Börne, Uebertretung der Cenſur-Weiſung betreffend, iſt der Beſcheid:

Nachdem

1) der in Nr. 107 der Zeitung der freien Stadt Frankfurt unter der Aufſchrift: Italien, Rom, 15. März enthaltene Artikel an ſich ſchon ſo geartet iſt, daß die Redaction ſolchem in keinem Fall eine Aufnahme hätte geſtatten ſollen.

2) Der Redacteur nicht mit Beſtimmtheit zu behaupten vermag, daß die Cenſur dieſen Artikel habe paſſiren laſſen, auch die Vorlegung des Cenſurblatts unter dem unſtatthaften Vorgeben, ſolches nicht mehr zu beſitzen, hartnäckig verweigert, nicht minder auf die wiederholt an ihn, mit umſtändlicher Erklärung des ihn treffenden Präjudizes, geſtellten Frage, ſich gar nicht eingelaſſen hat.

3) Die früher gegen den Redacteur der Zeitung der freien Stadt Frankfurt gepflogenen Unterſuchungen allerdings zu dem Verdacht berechtigten, daß er auch bei dieſem Artikel die Cenſurvorſchriften unbeachtet gelaſſen, welcher Verdacht durch die Verweigerung der Vorlegung des Cenſurblattes — als des Dokuments, womit jeder Redacteur bei vorkommenden Fällen ſich über die Befolgung der Cenſur Weiſungen legitimiren muß — zur Gewißheit erhoben wird. Als wird derſelbe wegen dieſer wiederholten Nichtbefolgung der Cenſur Vorſchriften bei einem Artikel, der ohnehin, ſeines höchſt anſtößigen Inhalts willen, nicht hätte in die Zeitung aufgenommen werden dürfen, in eine vierzehntägige Arreſtſtrafe auf der Polizei-Wache,

ſo wie zur Bezahlung der Unterſuchungskoſten verurtheilt, er wolle denn binnen 8 Tagen durch Vorlegung des Original Cenſur Blattes beweiſen, daß die Cenſur dieſen Artikel entweder pure, oder unter einer von ihm erfüllten Bedingung habe paſſiren laſſen, als worauf anderweite Verfügung ergehen ſoll.

Decretum Polizei-Gericht am 11. Juni 1819.

In fidem copiae.
Gravelius,
Actuar.

LIII.

Oken.

(1819.)

Der Teufel kann ſeinen Pferdefuß nicht verbergen, ſo freundlich er auch ſchmunzelt und ſo menſchlich er ſich auch geberdet, wenn er, Beute ſuchend, unter Menſchen wandelt. Es kömmt die Stunde der Verſuchung, wo ihn eine Lage überraſcht, auf die er nicht vorbereitet war: das umhüllende Gewand flattert auseinander und die hölliſche Natur ſpringt um ſo erbooter hervor, je ängſtlicher ſie ſich verborgen gehalten.

So wandelt der böſe Geiſt der Zwingherrſchaft unter dem deutſchen Volke, das fromm und gut, aber leichtgläubig und unerfahren, ſich ihm zutraulich anſchmiegt, weil er die lockende Maske der Freiheit trägt, bis es mit Schrecken erwacht und zu ſpät erkennt, daß es ſeine Seligkeit für gleißneriſche Worte, ſein höchſtes Gut für Kindertand hingegeben.

Mancher edle Fürſt iſt umringt von Dienern, in welchen jener hölliſche Geiſt niſtet und Verderben brütet. Sie, deren Macht ſich nicht vererbt, leben nur im Augenblicke; unbekümmert um die Zukunft, verzehren ſie mit der Frucht auch das Saatkorn und opfern ihrer Herrſchbegierde und ihrer Habſucht Fürſt wie Volk auf.

Der Großherzog von Weimar, der edelſten der deutſchen Fürſten einer, der auf der Bahn des Rechts allen übrigen vorangeeilt, der aus freiem Triebe ſeinem Volke die geraubte Menſchenwürde wieder gab, auf den alle Deutſche mit Stolz und Hoffnung ſahen, mußte von ſeinen treuloſen Dienern ſeinen Namen zu einer Handlung mißbrauchen laſſen, welche Deutſchland ſchändet. Die Ehrfurcht, die man ſo gern dieſem Fürſten zollt, macht es zur Pflicht, Jeden daran zu erinnern, daß er außer dem Lande war, während man gegen Oken jene beiſpielloſe Gewaltthätigkeit verübte. Mit Zuverſicht darf man erwarten, daß, wenn er zurückkehrt und das wahre Verhältniß der Sache ſelbſt unterſucht, er das mit Füßen getretene Recht wieder aufrichten und diejenigen, die ſich dabei verſchuldet, beſtrafen wird.

Die Univerſität zu Jena hat ſich mit Würde benommen — mit Würde, aber nicht mit Kraft. Mit dieſer handelnd, hätten ſie Alle ihr Amt niederlegen ſollen, ehe ſie es duldeten, daß ihrem Genoſſen das widerfahre, was Oken geſchah. Wie kann man ferner der Wahrheit ihrer Lehren vertrauen, wenn ſie ſich nicht ſchämen, ihre Worte von einer Zuchtruthe bewachen zu laſſen?

Daß Oken den Zwingherren mißfiel, wen ſollte das wundern? Seine Reden waren der anmaßlichen Gewalt gefährlicher, als ſie ihm ſich gezeigt. Aber ſollen die Schlechten ſagen dürfen: er war ein Narr, daß er ſich für dreißig Millionen Deutſche aufgeopfert? Oder ſollen wir ihnen zurufen dürfen: Seht! er hat es nicht für Undankbare gethan? Ich weiß nicht, ob Oken ohne Amt ſorgenfrei iſt; aber es wäre ſchön, wenn er es nicht wäre, damit wir doch endlich einmal beweiſen können, daß wir ſo ſchlaffe, ängſtliche und erbärmliche Menſchen nicht ſind, als Viele behaupten. Ich erbiete mich mit Freude und nicht ohne Hoffnung des Erfolgs, die Beweiſe guter deutſchen Geſinnung ſolcher Art, wie ſie hier erforderlich ſind, zu ſammeln, und dem, dem ſie gelten, mitzutheilen.

N. in Offenbach unterzeichnet . . 10 Gulden.

LIV.

Noch Etwas über Oken.

(1819.)

Der Großherzogliche Weimariſche Beamte für die Angelegenheiten der Univerſität Jena hat eine „Berichtigung der Anſichten über die Entlaſſung des Hofraths Oken zu Jena“ bekannt gemacht. Dieſe, der öffentlichen Meinung dargebrachte Huldigung, ſo wie ſie Diejenigen ehrt, die ſie gebracht, muß auch Jedem, dem es obliegt, oder der es freiwillig übernommen, die Stimme des allgemeinen Willens zu verbreiten und geltend zu machen, aufmuntern, in ſolchem preiswürdigen Beſtreben nicht zu ermüden, immer wieder zurückzukehren und durch keine Gefahr, und durch keine theilweiſe Niederlage ſich abſchrecken zu laſſen. Es wird immer dabei gewonnen und Vieles iſt erreicht, wenn man die Willkürherrſchaft dahin bringt, daß ſie ſich vertheidige; denn heller als die Anklage bringt oft die Rechtfertigung die Schuld zu Tage.

Oken, ſagt man, habe unter der Aegide der Preßfreiheit häufig die Geißel der Satyre geſchwungen und dadurch ein allgemeines und ärgerliches Aufſehen gemacht. Er habe ſich unanſtändiger Aeußerungen bedient, denen es häufig an wiſſenſchaftlicher Bedeutung und Wirkſamkeit fehlte, er habe ſich plumpen, Geſchmack und Sitte beleidigenden Ausfällen hingegeben, und darum mußte man ihn von ſeiner Stelle entfernen. Allein ſind dieſes Vergehen, welche das Geſetz bedrohte und daher beſtrafen darf? Wann und wo war es unterſagt, die Geißel der Satyre zu ſchwingen? Iſt Oken hierbei ohne Geſchmack und plump zu Werke gegangen, ſo kann ihm nur auf wiſſenſchaftlichem Wege zurechtweiſend begegnet werden, aber der Staatsgewalt ſteht es nicht zu, den Mangel an Witz zu beſtrafen, und es ſteht ihr nicht an, als Kunſtrichterin aufzutreten. Die Weiſe Okens hat Vielen mißfallen, aber die Gutgeſinnten verziehen ihm die äſthetiſchen Mängel ſeiner Schreibart, weil ſie wußten, daß auf Deutſche, mit ihrer dicken Elephantenhaut, kein leichter ſatyriſcher Kitzel wirke und daß man, um Eindruck zu machen, ſich zuweilen grober Kartätſchen bedienen müſſe.

Die Verabſchiedung Okens ſoll damit beſchönigt werden, daß ihm ja die Wahl freigeſtellt worden wäre, ſeine Stelle oder die Iſis aufzugeben. Allein grade hierin liegt die Gewaltthätigkeit jener Handlung. Oken würde, wenn er ſich gefügt hätte, ſich als ein ehrloſer Mann gezeigt haben, der ſeine Freimüthigkeit für Geld hingibt. Man hat ſeine Antwort grob gefunden, aber ſie war nur männlich. Sie war die Antwort eines Feſtungscommandanten, den man zur Uebergabe auffordert; hofliche Redensarten in ſolchen Fällen verrathen Furcht und Neigung zum Kapituliren und dienen nur, die Belagerer zuverſichtlich und muthig zu machen.

LV.

O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Gott weiß, welche Klapperoper das Liedlein in mein Gedächtniß abgeſetzt; aber es iſt etwas Vertrauliches, Umſchlingendes in dieſer Weiſe und ſie verläßt mich nicht mehr. Wenn ich ſehe der Menſchen ruchloſes Treiben, und will ihnen nicht fluchen; ihr tolles Beginnen, und möchte ſie nicht gewaltſam bändigen; ihren Weisheitsdünkel und ihr lächerliches Machtgepränge, und will ihrer nicht ſpotten; will ich die Menſchen tadeln, ohne ihnen wehe zu thun, ſie lieben, ohne ihnen zu ſchmeicheln, ſie kennen, und nicht an Gott verzweifeln; bedarf ich eines freimachenden Wortes, das klagt und tröſtet, ſchmerzt und heilt, mißbilligt und verſöhnt zugleich — dann rufe ich laut oder leiſe: O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Sittliche Freiheit, bürgerliche Sklaverei — Mutter und Tochter; im Schlafe empfangen, im Wachen geboren. Unſeliger Traum, fluchbringende Verblendung! Die ſchöne blanke Münze für Papiergeld hingegeben, das wohlverwahrte Vermögen für lockende Zinſen ausgeliefert. Und dieſer plumpe Betrug, faſt zwei tauſend Jahre dauernd, und Pfaffen und Gewaltherrſcher lachen noch immer fort. Als die Menſchen begannen, ſich frei zu dünken, da reichten ſie, wie zum Spiele, ihre Glieder den Feſſeln hin; da traten ſie lächelnd in die Kerker der Tyrannei, deren Mauern ſie nicht ſahen, weil das Licht des Glaubens ſie durchſichtig gemacht. Und da ſie ihre Freiheit erproben und ſich bewegen wollten, zerſtießen ſie wie Sperlinge ſich die ſchwachen Köpfe an den Fenſterſcheiben. Wie klein iſt nicht der menſchliche Korper, wie klein für euch, die ihr Sterne kennt und ihren Lauf berechnet! Nun erkrankt dieſer Leib. Millionenmale habt ihr das Uebel geſehen und ſeinen Ausgang. Tretet zum Kranken hin und ſprecht: Leidender, ſei vernünftig und faſele nicht! Schwitze und die Krankheit iſt vorüber; wir haben Erfahrung in ſolchen Dingen. Er hört euch nicht. Am ein und zwanzigſten Tage kömmt Schweiß und Heilung, oder der Tod erfolgt. Oder ihr ſeid des Kranken Anverwandte und liebe Freunde, und ſagt zum Arzte: Helfen Sie ſchnell!

Der kluge Arzt erwidert: die Natur hat ihre abgemeſſene Zeit, und ſie läßt ſich nicht einhalten, noch treiben in ihrem Gange. So ſpricht er, und doch wie klein iſt nicht der Leib eines Menſchen gegen einen Volkskörper gehalten! Deutſchland iſt ſiech und voller böſen Säfte; die Geſchichte (die Menſchen-Natur) will es durch ein Fieber heilen. Da ſagen die Staatsärzte zum Kranken: Habt nicht ſo viel Hitze, und ihr werdet geſunden. Die lieben Anverwandten ſagen zum Doktor: Geben Sie ihm gleich eine gute Konſtitution, wie ſie Frankreich hat. Warum ſollen wir erſt das Fieber der Revolution durchmachen? Weiſe Reden! Hat je eine Mutter ohne Wehen geboren, weil ſie tauſendmal Andere gebären ſah? Hat ſie den Schmerz vermeiden gelernt? O närriſche Leute, o komiſche Welt!

Sie brüſten ſich mit ihrer Freiheit; aber ſo oft ſie das Schlechte gethan, machen ſie ſich ſchuldlos, und ſagen, ſie wären Sklaven des Schickſals. Wie oft wurde zu Dieſen und Jenen geſagt: Ihr ſehet euer Unrecht ein, ihr begreift euren Irrthum. Warum macht ihr Jenes nicht gut, warum kehrt ihr nicht von Dieſem zurück, warum entſaget ihr nicht euren Vorurtheilen? Sie antworteten: das wird ſich mit der Zeit machen, das kömmt nach und nach. Aber warum nicht gleich? Dünkt ihr euch frei, ſo ſetzt euch nicht in den Wagen des Schickſals, um das Ziel der Reifheit zu erreichen. Die raſche Fahrt macht euch ſchwindeln, Millionen ſtürzen heraus, der Huf der Roſſe und die eiſernen Räder zermalmen ganze Menſchengeſchlechter. Darum geht bedächtig zu Fuße, und ihr erreicht mit Schonung Aller, ja ſchneller das Ziel. Denn das Schickſal hat auch in andern Welten zu thun, und wenn ihr zum Gehen zu träge ſeid, läßt es euch Jahrhunderte warten, bis es euch abholt. Seid ihr frei, ſo greifet der Zeit vor! Seid ihr es nicht, ſo murrt nicht! *O närriſche Leute, o komiſche Welt!*

Religion iſt Liebe und Verſöhnung; ſchon im Worte liegt es: ſie *verbindet wieder*, was getrennt war. Wären alle Menſchen gleich weiſe, gleich begabt, mit gleichen Neigungen erfüllt, dann bedürfte es keiner Religion. Sie iſt die Einheit des Mannigfaltigen, die Ewigkeit des Vergänglichen, die Schwerkraft des Unſtäten; ſie verzeiht die Schuld, und löſt die Sünde auf in das allgemeine Licht. Aber was haben die Menſchen daraus gemacht! Ein Blutſtrom fließt durch achtzehn Jahrhunderte, und an ſeinen Ufern wohnt das Chriſtenthum. Wie haben ſie das Heiligſte geſchändet! Religion war eine Waffe in räuberiſcher oder meuchelmörderiſcher Hand. Wie haben ſie den Gott der Liebe herabgewürdigt und ſeine Lehre zum Geſetze ihrer Herrſchſucht, zum Regulative ihres habgierigen Krämerrechts mißbraucht! Hat das Chriſtenthum je zu etwas Anderem gedient, als zum Werkzeuge der Verfolgung, wenn nicht zum letzten Troſte wehrloſer Schlachtopfer? Verſöhnt ſeine Sekten, und es wird ohnmächtig, vertilgt das Judenthum, und es ſtirbt. Vernichtet die Religionen, und ihr habt die Religion zerſtört. Oder iſt die Chriſtuslehre nur die zerreißende Pflugſchaar der Menſchheit? Wie mühſam und ſchmerzlich war dann der Bau des Landes, und bis der frohe Tag der Garben erſcheint, rufe ich leiſe und mit erſtickter Stimme: o närriſche Leute, o komiſche Welt!

LVI.

Für die Juden.

Ich bin nicht geſonnen, meine Betrachtungen über die Juden an die ſtrenge Ordnung eines Lehrbuchs zu feſſeln und, Grundſatz auf Grundſatz bauend, endlich das Werk mit einem fröhlichen Dache zu krönen. Es ſind denkende Köpfe, die dieſe Art lieben und fordern, aber ſolche bedürfen meiner Belehrung, und die, auf welche ich wirken möchte, denken nicht. Ihr Haß und ihre Verachtung der Juden, das iſt ein angeborner oder anerzogner Trieb, der nie zur Klarheit gekommen und von ſich ſelber Rechenſchaft gefordert. Dieſen aufzuwecken durch irgend einen Stoß oder Druck der Rede, darum allein iſt mir zu thun. Die Sache der Juden muß aus einem Gegenſtande der Empfindung zu einem Gegenſtande der Ueberlegung gemacht werden, und dann iſt das Gute gewonnen; denn wer über ſeine Träume nachzudenken vermag, der träumt nicht mehr. Ich werde daher, ohne Regel, bald dieſe bald jene Seite des Gegenſtandes beſprechen, hierin nur meinem Triebe oder auch äußern Anregungen gehorchend. Nachfolgend theile ich einige Stellen aus einer Schrift mit, welche ſchon vor drei Jahren gedruckt worden, aber nicht zur Oeffentlichkeit gekommen, weil ſie nicht dafür beſtimmt war. Vielleicht findet man die darin herrſchende Sprache — leidenſchaftlich, wie man es nennt. Ich habe mich auf dieſen Vorwurf nie verſtanden. Wenn Könige Krieg führen, auch gerechte, ſo liegt nicht in den Schwertern, nicht im Geſchütze, nicht in der Kampfbegierde der Soldaten der Grund ihres Rechtes; aber — damit erringen ſie es. Die Rede mag immer im Drange und Sturme wild und heiß werden, wenn nur der als Feldherr gebietende Geiſt die Ruhe und Klarheit nicht verliert.

„Die zur Befreiung Europa's verbündeten Fürſten und Heere waren bis an den Rhein gekommen. Da ſahen wir verlernte Wünſche geſchehen, und des Herzens dunkle Träume klar und erfüllt uns vor die Augen treten. Damals mochte die Bruſt jedes gut gearteten Menſchen wohl kein anderes Gefühl aufnehmen, als das einer zagenden, der Vollendung harrenden Freude, als das der ehrfurchtsvollen Anerkennung eines Alles lenkenden Schickſals, und das des Dankes gegen die edlen und weiſen Vollſtrecker deſſelben. Doch manchen Orts that ſich kund, was in Zeiten großer Dinge am meiſten überraſcht, und was mitten unter Wundern als das Wunderbarſte erſcheint — das Alltägliche und Gemeine.

„Die Erretter hatten auf ihrem Siegeswege auch aus Frankfurts Mauern den gewohnten Feind verjagt — aus Frankfurt, das mehr als irgend ein anderes Land oder Volk der köſtlichen Früchte glorreicher Kämpfe in Siegen ſich erfreut, die es nicht erringen half. Denn nicht allein ward ihm von dem geduldigen, gebeugten Nacken das fremde Joch mit ſanfter Hand abgenommen, ſondern auch eine durch die Gewohnheit vieler Jahrhunderte lieb gewordene Verfaſſung ward ihm zurückgegeben und ihm verſtattet, ſich als eigenes freies Glied dem deutſchen Staatenbunde anzuſchließen. Aber nicht Alle dort, die ſich in die Ehre dieſer Auszeichnung theilten, ſtellten ſich ſolcher würdig dar. In dieſer Stadt, die ſeit fünf und zwanzig Jahren den Frieden nicht geſehen, hatten ſo lange Stürme nicht vermocht, die Sümpfe ſtehender Geſinnungen zu heben und zu erfriſchen, und kaum war der Wind vorüber, ſo entquollen ihnen von Neuem verdunkelnde Düfte, die eben ſo giftig als unbehaglich waren.

„Die über Deutſchland aufgegangene Sonne der Freiheit beleuchtete tauſend noch nicht geſehene Wunder. Das felſenfeſteſte Herz mußte erweichen bei dem Anblicke all' des Jammers und all' der Verwüſtungen, die ſeit zwanzig Jahren über dieſes edle Volk und herrliche Land gekommen waren. Sollten die Deutſchen, nach überſtandener Gefahr, ſich nicht inniger vereinigen gegen jede künftige? Sollten ſie nicht brüderlich ſich tröſten über den Verluſt des Unerſetzlichen und zur Wiederherſtellung des Beſchädigten ſich wechſelſeitig behülflich ſein? Auch geſchah es. Ja, man darf es freudig bekennen, die Meiſten entſprachen der Erwartung, und man ſah deutſche Völker und Bürger in Eintracht das Glück der Gegenwart genießen, das der Zukunft begründen. Aber die Herzen einiger ſelbſtſüchtigen Krämer und Regierlinge verdorrten nur am Sonnenſtrahle deutſcher Freiheit, und darum ſah man zu Frankfurt geſchehen, was erzahlt werden ſoll.

„Nämlich das neue Verfaſſungswerk des wieder in's Leben gerufenen Freiſtaats ſoll begonnen werden. Da zeigten ſich mannigfaltige, ſich wechſelſeitig verſchlingende Begierden ſonderbarer Art, und Abnei-

gungen, die noch ſonderbarer waren. . . . .
Einige Derer, welche zu regieren gewohnt waren, meinten, es verſtünde ſich wohl von ſelbſt, daß die ſeit ſieben Jahren entbehrte Luſt ihnen als Rückſtand mit Zinſen vergütet werden müſſe, und ſie ſuchten, um ſich ſo zu bezahlen, hyperſtheniſche Herrſchaft einzuführen. Aber dieſer Kampf von Selbſtſucht gegen Selbſtſucht, als ein Streit ohne Kraft und Würde, war auch ohne Luſt für den ſinnigen Zuſchauer, der es widerlich finden mußte, an Spieltiſchen, wo man um Kronen und Völker würfelte, Pfennigsleidenſchaften zu begegnen.

„Unter den kämpfenden Staatselementen traten auch die Religionen auf; deren eine angreifend, ſich vertheidigend die übrigen. Die lutheriſche Religion wollte herrſchen — über die reformirte, die ſich herkömmlicher Unterthänigkeit geduldig hinzugeben gewohnt war, — über die katholiſche, weil ſie monarchiſche Regierungsform zu lieben ſchien, — über die jüdiſche, deren Bekenner man haßte aus angeerbter Geſpenſterſcheu und andern bekannten Gründen.

„Die Juden zu Frankfurt hatten, als eine Frucht unſeres Alles zeitigenden Jahrhunderts, die Bürgerrechte erlangt. Aber die vornehmen Diener der Zeit, die ihnen dieſes Gewinnſtes frohe Botſchaft brachten, forderten und erhielten einen ungeheuern Botenlohn.

Die Löſung ihrer ſchmachvollen, ſeit Jahrhunderten getragenen Ketten hat faſt eine halbe Million gekoſtet. — Doch von dem unabänderlich Geſchehenen ſei weiter keine Rede.

„Nun war das Geſchütz des fliehenden Feindes in Frankfurts Weichbild kaum verhallt, da vernahm man ſchon mehrere laute Stimmen, die mit wechſelſeitiger Ermunterung ſich zuriefen: Man müſſe vor allen Dingen darauf bedacht ſein, wie den unerhörten Anmaßungen der Juden Grenze geſetzt werde. Man ſagte ſich dieſe Sorgfalt zu und hielt Wort, und in jenes Lärmgeſchrei war nun verpufft alle der Zündſtoff aller der deutſchen Vaterlandsliebe, die kühle Selbſtlinge in ihr Herz hinein gedichtet hatten.

„Seitdem waren die ſo theuer erworbenen Bürgerrechte der Juden auf mannigfaltige Art gekränkt worden. In allen Verfaſſungsentwürfen ward es als Grundſatz angenommen, daß dieſe Religionsbekenner außer der Conſtitution geſetzt und nicht einmal gleiche bürgerliche Rechte mit den chriſtlichen Einwohnern haben ſollten. Mehr zu thun unterließ man gefliſſentlich, weil man ſich durch kein Geſetz die Hände binden, ſondern die Juden unter die wandelbare Herrſchaft der Willkür ſetzen wollte. Seitdem auch hatten die Juden, einzeln ſowohl als in Geſammtheit, des erlittenen Unrechts ſich laut beklagt. Daher ſahen die Machthaber in Frankfurt ſich von Zeit zu Zeit genöthigt, um ihre ſtereotypiſchen Grundſätze theils gegen den Spott der öffentlichen Meinung, theils gegen den Tadel Derer zu ſchützen, die auf Deutſchlands Geſetzgebung einflußreich wirkten, ihr rechtkränkendes Verfahren gegen die Juden zu beſchönigen. Dieſes geſchah ſtets mit derjenigen ängſtlichen Bemühung, die das Selbſtgefühl eines unedlen Strebens zu begleiten pflegt.

„Bei ſolchen Anläſſen waren ſo unglaubliche Dinge behauptet worden, daß es unglaublich wird, daß ſie behauptet worden ſind . . . . . So wurde in einer im November 1815 von dem Frankfurter Senat, zur Rechtfertigung ſeines Verfahrens gegen die Juden, einem der erſten deutſchen Staatsmänner überreichten officiellen Denkſchrift geſagt:

„„Die europäiſche Congreßacte ſpricht deutlich aus, daß die Stadt Frankfurt — alſo auch ihre Bürger — in den Stand von 1803 verſetzt ſein ſollen. Damalen hatten die chriſtlichen Bürger wohlerworbene Rechte,*) auf deren Wiedererſtehung ſie demnach den gegründetſten Anſpruch haben.““

„Der Art. 46. der Wiener Congreßacte, auf den ſich hier bezogen wird, heißt nach der betreffenden Stelle:

---

*) Nämlich zur Bedrückung der Juden.

„„La ville de Francfort avec son territoire, tel qu'il *) se trouvoit en 1803, est déclarée libre.““

„Nun wird mit einer bewunderungswürdigen Gewandtheit eine geographiſche Beſtimmung zum ſtaatsrechtlichen Princip erhoben und darauf klagend ausgerufen:

„„Die wohl erworbenen Rechte der hieſigen chriſtlichen Bürger, wie ſie Anno 1803 beſtanden, ſollten verſchwinden u. ſ. w.““

„Auch hat man argliſtig geſucht, die von der Judengemeinde geſchehene Erwerbung des Bürgerrechts, als in jene Jahre fallend, wo noch zu Frankfurt der Geiſt franzöſiſcher Geſetzgebung vorherrſchend war, durch Hinweiſung auf jene Gleichzeitigkeit als etwas Gehäſſiges darzuſtellen. In dieſem Sinne iſt bemerkt worden:

„„Daß die Gerechtigkeit der allerhöchſten verbündeten Mächte gleich nach der Beſitznahme des Großherzogthums Frankfurt ſich ruhmwürdig dadurch ausgeſprochen hat, daß alle franzöſiſche Juſtitute mit ihren Folgen abgeſchafft ſein ſollen. So mußte zur

---

*) Nämlich le territoire!

großen Dankverpflichtung der Einwohner dieſer freien Stadt das Enregiſtrement und der Code Napoleon verſchwinden; und dieſe an die Juden in Maſſe in Gefolge der franzöſiſchen Einrichtungen Statt gehabte Bürgerrechtsertheilung ſollte beſtehen können, die doch in ihren Folgen eben ſo verderblich, wo nicht verderblicher für die chriſtlichen Einwohner dieſer freien Stadt auf lange Zeit hinaus wirken wird?““ —

„Welche Anſichten werden uns hier kund gethan! wie wird man von Ueberraſchung zu Ueberraſchung fortgeführt! Alſo hätte wirklich die ſo lange unter tauſendfachen Wehen kreiſende Zeit eine lächerliche Maus geboren? Darum allein wären Millionen Menſchenleben hingeſchlachtet worden, damit nach dreißigjährigen Kämpfen ſich ergebe, was Jedermann ſchon gewußt — daß die Herrſchaft über ein gewiſſes Volk dem Kunz und nicht dem Hans gebühre! Es wäre nicht geſtritten worden für die Anerkennung der unveräußerlichen Rechte, die der Menſch auch als Bürger nicht verliert; nicht für die Gleichheit aller Bürger vor, und für die Stellung der Herrſcher unter dem Geſetze! Nicht für die Unverantwortlichkeit und den gleichförmigen Staatsſchutz aller religiöſen Geſinnungen! Wie? die Früchte einer ſo mühſamen und kummervollen Saat ſoll man tauſend deutſchen Bürgern darum, weil ſie

Juden ſind, rauben, und dieſe Erzeugniſſe wegwerfend franzöſiſche Inſtitute nennen dürfen? Man leſe nur die alte Frankfurter ſogenannte Judenſtättigkeit — man wird glauben, den Roman der Bosheit zu leſen — und die Befreiung von ſolchen albernen und abſcheulichen Geſetzen, daran man nur „hier und da etwas abzuändern“ gedenkt, wird eine verderbliche franzöſiſche Einrichtung genannt! Wo ſind ſie denn, die verderblichen Folgen dieſer ſeit fünf Jahren beſtehenden Einrichtung? Man zeige oder nenne doch nur einen chriſtlichen Kaufmann in Frankfurt, der durch die den Juden gewährte Handelsfreiheit verarmt oder von Bereicherung wäre abgehalten worden! Wem anders als chriſtlichen Kaufleuten ſind ſie zugehörig, die täglich ſich vermehrenden, glänzenden Kutſchen und Pferde, alle die Luſtgärten, die man neu anpflanzen, alle die Häuſer und Paläſte, die man in ganzen Straßen ſich erheben ſieht? . . . . . . Wenn es aber chriſtliche Kaufleute gibt, die ihre Zufriedenheit nur in dem Unglücke und dem Mißbehagen ihrer jüdiſchen Mitbürger finden, dann möge man ſie bedauern, belehren, wenn man will, doch nimmermehr darf man verſtatten, daß ein erbärmliches Krämerrecht die Anſprüche der Menſchlichkeit verdränge.

„Als nun die Fürſten und ihre Räthe ſich zu

Wien verſammelten, ſchickte auch die Judengemeinde zu Frankfurt, ſich verletzt fühlend und mehr noch von der Zukunft fürchtend ihre Deputirten dahin, um Gerechtigkeit und Schutz zu ſuchen. Dort ward dieſen eine dreifach beruhigende Zuſicherung gegeben. Erſtens, man werde bei der künftigen Bundesverſammlung die bürgerliche Verbeſſerung der deutſchen Juden im Allgemeinen ſich angelegen ſein laſſen, wodurch nothwendig jede vorgängige Verſchlimmerung derſelben als ein Rückſchritt, als etwas ganz Undenkbares ſich ergebe; dann ſei man ausdrücklich übereingekommen, daß kein Staat, bis zum Eintritt jener allgemeinen Beſtimmung, Etwas zum Nachtheil der Juden ſolle verfügen dürfen, und endlich habe ja die Iſraelitengemeinde zu Frankfurt auch ohnedies Nichts zu beſorgen, da genannter Stadt, und zwar ganz allein aus Veranlaſſung der bedrohten bürgerlichen Lage der Juden, nur unter der Bedingung, daß ſie die wohlerworbenen Rechte jeder Klaſſe von Unterthanen aufrecht erhalte, ihre Selbſtſtändigkeit zugeſtanden worden, und nicht zu erwarten ſei, daß ſie ihre politiſche Freiheit lieber werde aufgeben, als jene Bedingung erfüllen wollen.

„Dieſe dreifache Mauer konnte aber die Juden vor weiteren Anfällen nicht ſichern, und ihre Widerſacher ſchritten auf dem betretenen Wege fort. Was bisher hierin auf beiden Seiten theils angreifend, theils vertheidigend geſchehen war, erſieht man aus einer Denkſchrift, welche die Vorſteher der Judengemeinde herausgegeben haben. Sie haben darin gezeigt, wie ſehr das Recht auf ihrer Seite wäre; aber wahrhaftig, ſie haben es bis zum Erſchrecken gezeigt. Ihr friſches, warmes, jugendliches Recht mußten ſie, um es handgreiflich zu machen, bis in die letzte Faſer zergliedern, ſo daß es entſeelt geworden, und wie ein Leichnam uns angrinſt. Guter Gott! nachdem in dreißig Jahren ein Meer von Menſchenblut für Wahrheit und Recht gefloſſen iſt, ſoll es noch Noth thun, den rechtlichen Beſitz des heiligen Erbtheils der Menſchheit ſich erſt anzubeweiſen, als ſei von einem ſtreitigen Krautfelde die Rede!

„Wenn alle das Thun und Reden der Vorſteher der Judengemeinde Nichts gefruchtet, dann werde nicht geſagt, daß jener Männer leiſes, abwartendes und furchtſames Benehmen daran ſchuld ſei — wo die öffentliche Meinung ſich nicht liebend hingibt, da muß ſie erkämpft, ſie kann nie errechtet werden — aber genug, es hat Nichts gefruchtet. Dies haben ſie ganz vor kurzer Zeit ſchmerzlich genug erfahren.

„Bisher hatte man ſich mehr damit begnügt, die Juden in banger Erwartung der Zukunft und in dem Schrecken zu erhalten, ſich einem oligarchiſchen Regimente preisgegeben zu ſehen, das den Wunſch, ihre bürgerlichen Freiheiten aufzuheben, um ihren Wohlſtand zu zerſtören, laut und mit Frohlocken ausgeſprochen hat. Endlich aber wollte man ſie von der Furcht des Uebels durch Vollziehung des Uebels befreien. Bis jetzt war der Bürgerſtand der Juden nur in ſo viel beſchränkt worden, daß man widerrechtlicher Weiſe den ſich verheirathenden jungen Leuten die Ertheilung des Bürgerrechts zurückhielt, daß man das Ergreifen eines Handwerks nur unter dem abſchreckenden Vorbehalte zukünftiger Beſtimmungen verſtattete, und dergleichen mehr; die weitern Eingriffe hatte man der Zukunft vorbehalten. Nun aber, einen längern Aufſchub läſtig findend, hat man angefangen, Eingriffe in das perſönliche, ſchon früher erworbene und anerkannte Bürgerrecht der jüdiſchen Familienväter zu thun. Wie dieſes, wie tief verletzend und mit welcher Geringſchätzung, faſt möchte man ſagen, höhnenden Auslegung der Beſchlüſſe des Wiener Congreſſes es geſchehen, wird jeder rechtdenkende Mann mit Erſtaunen, jeder rechtfühlende mit dem innigſten Unwillen aus einer öffentlichen Bekanntmachung erſehen: ſie unterſagt den jüdiſchen Bürgern den Ankauf von Häuſern und ſonſtigen Grundſtücken, außer in denjenigen Quartieren, die ihnen unter der ehemaligen reichsſtädtiſchen Verfaſſung eingeräumt und unter der Fürſt-Primatiſchen Regierung in Etwas erweitert worden war.“

LVII.

Kuhſchnappel, den 20. Auguſt *)

(Eingeſandt.)

Der durch amerikaniſche, aſiatiſche, afrikaniſche, europäiſche und auſtraliſche, ſowohl unter Cenſur als cenſurfrei geſchriebene, miniſterielle, Oppoſitions- und intepedente Blätter rühmlichſt bekannte Augenarzt Sr. Maj. des Königs von Hayti, Eigenthümer und Direktor der Königl. Dispenſary zu Cap Henry, Herr Dr. Boaſter, iſt in hieſiger Stadt angelangt, und wird ſich, ehe er nach Karlsbad geht, wohin er ſich aus Menſchlichkeit begibt, einige Monate hier aufhalten. Die Ankunft deſſelben wird den vielen Augenkranken hieſiger Stadt und Umgegend zum großen Troſte gereichen. Die Fälle ſeiner gelungenen Kuren, ſelbſt bei ſolchen Perſonen, welche unheilbar waren, ſind zu häufig, als daß ſie ohne ungeheuere Inſeratgebühren hier alle angeführt werden könnten. Der Kaiſer von Marokko hat dem Herrn Boaſter wegen ſeiner unzähligen Kuren den Titel eines Kurfürſten

---

*) Zeitſchwingen, 21. Auguſt 1819.

ertheilt. Derſelbe heilt die hartnäckigſten Augenkrankheiten, indem er den Leidenden einen feinen, von ihm erfundenen Sand in die Augen ſtreut; auch wendet er mit vielem Glücke einen blauen Patentdunſt an. Er heilt die dazu geigneten Blinden durch den thieriſchen Magnetismus und macht ſie hellſehend; jedoch müſſen Perſonen, die auf ſolche Weiſe behandelt ſein wollen, zuvor all ihr Metall ausliefern, ſonſt hilft es nichts. Auch hat Herr Boaſter einen Zauberſpiegel, der Blindgebornen auf der Stelle das Geſicht wiedergibt, wenn ſie ſich darin ſehen. Viele Perſonen, die nach Sonnenuntergang Nichts deutlich unterſcheiden konnten, heilte er gründlich durch Anzündung eines elektriſchen Talglichtes. Junge Mädchen, die aus Schwäche der Augenlider und aus Congeſtionen nach dem Kopfe oft die Augen niederſchlagen, ſtellt er wieder her, ſo daß ſie Jedem ſtarr in's Angeſicht ſehen können. Junge Leute, denen ein ſchönes Mädchen in die Augen geſtochen, heilt er ſympathetiſch durch Ringewechſeln. Richter und Beamte, die unwillkürlich ein Auge zudrücken, eine gefährliche Krankheit, die aus zu häufigem Hinſehen auf glänzende Gegenſtände entſpringt, ſtellt er durch einfache diätetiſche Mittel wieder her, indem er ſie von augenanſtrengenden Amtsgeſchäften entfernt. Auch das bei dieſen Perſonen nicht ſelten vorkommende durch die Finger Sehen heilt er durch mehrmaliges Schlagen auf die Finger. Der Aufenthalt des Herrn Boaſter in hieſiger Stadt iſt zu kurz, als daß er allen Kranken vollendete Heilung zuſagen könnte, doch können die Blinden, die ſich ihm anvertrauen, verſichert ſein, daß ihnen bald nach ſeiner Abreiſe die Augen aufgehen werden. Herrn Boaſter iſt wegen ſeiner Verdienſte die Auszeichnung widerfahren, daß er in hieſiger Stadt praktiziren und ſeine topiſchen Mittel anwenden darf, ohngeachtet nach §. 55 und 62 der kuhſchnappel'ſchen Medicinalordnung, 1) kein Arzt Arzneien bereiten und Arcana verkaufen ſoll, und 2) auswärtige Aerzte, welche von dortigen Kranken conſultirt werden, durch einen dort recipirten Arzt, zur Verhütung aller Mißbräuche, die Recepte unterzeichnen laſſen müſſen. Herr Boaſter behandelt alle Armen ohne Nutzen. Auch verfertigt derſelbe verſchiedene Arten künſtlicher Augen, als: ſchmachtende für verliebte Mädchen, thränende für junge Wittwen, wachſame für Polizeibeamten, kurzſichtige Augen für Kuhſchnappler Schutzjuden, womit dieſelben, wo ſie auch wohnen mögen, nie in eine chriſtliche Bürgerſtraße ſehen können, und andere mehr.

Herr Boaſter wohnt in der Henkerſtraße Nr. 8.

LVIII.

Franzöſiſcher Kunſtfleiß.

Unter den Erzeugniſſen der franzöſiſchen Induſtrie, die gegenwärtig in Paris öffentlich ausgeſtellt ſind, ſieht man folgende merkwürdige Stücke:

1) Eine ſympathetiſche Druckerſchwärze, die nach einem Jahre wieder verſchwindet. Gut zu gebrauchen zum Drucke der Conſtitutionen, Proklamationen, Aufforderungen zu Befreiungskriegen u. dergl.

2) Eine Cenſur-Säure, die, wenn man die Zeitungen damit beſtreicht, alles Staatsgefährliche ausätzt.

3) Akuſtiſcher Apparat, wodurch man hören kann, was in allen Häuſern geſprochen wird. Der Erfinder iſt Herr Mouchard in Lyon.

4) Revolutions-Gewitterableiter, die den Blitz in eine große Sandbüchſe abführen.

5) Eine Spiel-Uhr, welche zu jeder beliebigen Stunde, auf welche man den Zeiger ſtellt, die Wachenden einſchläfert.

6) Ein Taſchen-Apparat für Freunde des Selbſtmordes, der Werkzeuge zu allen möglichen Todesarten enthält — Meſſer zum Halsabſchneiden — Piſtolen zum Erſchießen — wäſſerige Schriften zum Erſäufen — deutſche Protokolle zum Sterben durch Langeweile — ein Pulver, deſſen Genuß augenblicklich zum Diebe macht, für Liebhaber des Galgens — Automat einer Xantippe, zum Todtärgern — ein desgleichen, das ſeinem Eigenthümer auf öffentlicher Straße Schimpfreden nachruft, und ihn darauf im Duelle erſticht — ein künſtlicher Acciſe-Einnehmer, zum Hungertode — Verſchwörungsgeſchichten (gedruckte), zum Erſticken vor Lachen — eine ſinnreiche Chauſſée zum Halsbrechen — ein Schächtelchen voll Verläumdungs-Pillen zum Vergiften — ein ungeſchickter Arzt aus Stahl, und ein dergleichen Chirurgus, zu vermiſchten Todesarten — Ernennungen zu Geſandtſchaftsposten, um an diplomatiſchen Indigeſtionen zu ſterben. — Eine Büchſe voll Wahrheiten. Sobald man ſie öffnet, fällt man in Ungnade, und ſtirbt aus Verdruß. — Ein Blatt des Londoner Couriers, mit der Lüge, Buonaparte ſei entwiſcht, zum Selbſterſchrecken. — Falſche Briefe aus dem Haag, mit der

Nachricht vom Gewinnſte des großen Looſes, zum Sterben vor Freude. — Eine Marionetten-Truppe, die Schiller's Don Carlos aufführt, zum Sterben vor Ungeduld. — Das franzöſiſche Preßfreiheitsgeſetz, zum Sterben vor Neid. — Ein Regiment hölzerner preußiſcher Douaniers, zum Bewirken einer tödtlichen Auszehrung. — Ein Luftballon, durch Verſprechungen aufgeblaſen, der in einer gewiſſen Höhe platzt, und mit dem Aeronauten herabfällt.

7) Hölzerne Feudal-Stiefelknechte für hohe Herrſchaften, die den Fuß, der hart darauf tritt, ſanft bedienen.

8) Soldaten-Röcke neuer Art, die ſo knapp gemacht ſind, daß die Soldaten, die darin ſtecken, ſich auf Kugeln und Säbelhiebe freuen, um Luft zu bekommen, und daher unerſchrocken der Gefahr entgegen gehen.

9) Puder für unruhige Köpfe, um ſie weiſe, weiß, und ihnen was weis zu machen.

10) Modell eines langſam fahrenden diplomatiſchen Wagens, zur Herbeiführung der Inſtructionen, ſehr bequem eingerichtet.

11) Der kleine Orthograph, für Frauenzimmer; eine mechaniſche Figur, die auf den Schreibtiſch geſtellt, jedesmal die Hand aufhebt, wenn ein Wort unorthographiſch geſchrieben wird.

12) Eine Luftpumpe zur Ausleerung der Windbeutel. Das Otto Guerikiſche Experiment zeigt die Wirkſamkeit dieſer Maſchine auf's Schönſte. Der Künſtler ließ am Kopfe und den Füßen eines engliſchen Augenarztes zwölf Pferde ſpannen und dieſe nach entgegengeſetzter Richtung ziehen, ohne daß ſie vermochten, den leeren Windbeutel auseinander zu reißen.

13) Waſſerdichte Filzhüte, die Waſſer weder ein- noch auslaſſen.

14) Elektriſirmaſchine für freiwillige Landſtürmer. Sind aus Papier-mâché verfertigt und darum nur einmal zu gebrauchen.

15) Eau de Congrès. Ein Waſchwaſſer und augenſtärkendes Mittel. Das Kiſtchen mit 39 Gläſern koſtet vier Gulden.

LIX.

Taſchenbücher.

Manna in der Wüſte! Der Gott Iſraels verläßt ſeine Kinder nicht. Warum weint ihr um die Fleiſchtöpfe Aegyptens? Waren ſie mit ägyptiſcher Finſterniß nicht zu theuer erkauft? Die Nacht liegt hinter euch, und auch das rothe Meer, mit ſeinen ſtillen gleißneriſchen Blutwellen. Muth! Unſere Kameraden in Frankfurt haben wir ſchon ſeptembriſiren ſehen, und auch wir entgehen dem Schickſale nicht. Es thut nicht weh, ein leichter Sprung, und aus dem rauhen, dornigen Pfade der Staatsnarrheit ſtehen wir in den romantiſchen Blumengefilden der Almanache. Welche heitere Lüfte! Wie ſie ſäuſeln! Welche Blume duftet mir am ſüßeſten zu? Ich breche ſie zuerſt. Die garſtige Zeitungsraupe hat ſich eingepuppt, und ein tändelnder ſchönfarbiger Schmetterling gaukelt hervor und wiegt ſich und koſet und ſchlürft Nektar ein. Schon kann ich mich nicht faſſen vor Wonne und Liebe. Ach! . .

Komm her Erinnerung, kleines goldgelocktes Mädchen, ich will dich auf meinen Knieen ſchaukeln. Ja weit, recht weit reiſen wir. Wann geſchah es, Louiſe, daß auf deinen erglühenden Wangen die Morgenröthe meines Glücks aufflammte, und der volle Frühling mir plötzlich aus dem dunklen Boden hervorſprang, früher erreicht als erſehnt? Es war in einer feierlichen Sommernacht, da der Himmel ſeinen goldgeſtickten Königsmantel trug. „Dort oben wohnt Gott" — „Biſt du ihm gut?" — „„Ach der iſt ja gar zu fern von mir!"" . . . Jetzt ſtopfſt du Strümpfe, zahlſt keifend eine Küchenrechnung aus, und reichſt mit Blicken ohne Zärtlichkeit dem fünften Säugling deine Bruſt. Und ich ſitze hier mit ausgeleerter Bruſt und trocknen Augen, oder ſie thränten aus Zorn und ohnmächtiger Wuth. Meine Empfindung iſt matt und farblos, im Treibhauſe der Phantaſie kärglich auferzogen. Sehen wir uns wieder, ſo erkennen wir uns nicht; erkennen wir uns, ſo freuen wir uns nicht. Unſere Liebe liegt begraben, und tiefer noch, als ſie, unſere Trauer über die verlorne . . . Steig ab, Kleine, ich bin ſchon müde.

Ihr ſeht es, Leſer, ich bin zu ſchwach und zu weich und müßte vergehen unter Wonnen und Leiden, und Sehnen und Thränen, wollte ich alle die rührenden Almanache leſen, welche, wie ich hoffe, die Herren Verleger mir zum Koſten zuſchicken werden. (Bis jetzt habe ich erſt das geſellige Vergnügen von Herrn Gleditſch in Leipzig und von den Herrn Gebrüdern Wilmans in Frankfurt Liebe und Freundſchaft erhalten.) Darum habe ich eine Werkſtätte errichtet, in der ich von jungen Leuten und Mädchen alle erſcheinenden Taſchenbücher leſen und beurtheilen laſſe. Ich vertheile die Wolle unter ſie, und ſie bringen mir das Gewebe zurück. Auf dieſe Weiſe erſpare ich mir die Rührung und bleibe bei Kräften. Eine meiner Fabrikarbeiterinnen, Namens Guſte, aus dem Fuldiſchen gebürtig, hat in nachfolgendem Briefe das Taſchenbuch, der Liebe und Freundſchaft gewidmet, herausgegeben von Schütze, recenſirt. Das Mädchen iſt noch jung und bittet um Nachſicht.

„Meiſter und Brodherr!

„Ich verſtehe zwar nur die Hälfte des Titels, aber mein Bruder ſagt, das ſei genug, um ein Buch beurtheilen zu können. Schon der Name iſt ſchön, und darum möchte ich vor allen übrigen dieſes Taſchenbuch, was auch darin ſtehen möge, als Geſchenk geben, oder empfangen. Nun habe ich aber Vieles darin geleſen, das mich durch Luſt oder Trauer angezogen und feſtgehalten hat. Ludchens Heimkehr, von Schütze, erklärt angenehm die zwölf allerliebſten Zeichnungen, und die weißen Blätter dazwiſchen können mit den denkwürdigen Tagen der Bälle und Concerte, der Schlittenpartien und Sommerfahrten zweckmäßig ausgefüllt werden, ſo daß, wenn das Jahr verfloſſen iſt, man einen ſchönen Frauenkalender hat. Doch lieber noch hätte ich zwölf Liebhaber, die mir eben ſo viele zärtliche Gedichte darunter ſchrieben, die nirgends noch gedruckt worden. — Nach dieſem kommt das Fräulein von Scuderi, eine Erzählung von Hoffmann, dem Verfaſſer der Phantaſieſtücke. Dieſer Mann machte mir eben ſo große Freude, als Furcht. Ich war erſtaunt, am Ende der Erzählung zu finden, daß dieſes Ende ſo nahe war, und bewunderte die Kunſt, mit welcher ein kleiner Park, bald durch ſich verſchlingende Wege, bald durch bedeckende Geſträuche, zu großen und immer abwechſelnden Luſtgängen eingerichtet worden. — Hans Len, von Langbein, iſt ein ganzer tüchtiger Mann; ich möchte ſo einen wohl lebendig, nicht haben, aber ſehen. Eines ſchönen Mädchens Lächeln hat den Rieſen beſiegt. Ach, das waren noch herrliche Zeiten; jetzt werden wir Aermſten ja kaum mit

Zwergen fertig. — Das Nachtabenteuer, von Graf von Löben, habe ich zweimal geleſen, nicht blos weil die Geſchichte etwas verwickelt iſt, ſondern auch, weil ſie mir gut gefiel. — Dem Herrn Nänny bin ich ſehr freundlich, weil er einen harten Menſchen, der eine Roſe mit Füßen getreten, wie er es verdiente, ausſchalt. Aber ſo fluchen, wie er gethan, hätte er doch nicht ſollen; die Strafe iſt viel zu grauſam. Ihre Dienerin, Meiſter.“

LX.

Der Herausgeber an ſeine Leſer.

(9. Oktober 1819.)

Von heute an erſcheinen die Zeitſchwingen unter Cenſur. Wo die Freiheit Allen verloren ging, da gewährt die Gleichheit Troſt. Das haben wir ſchon unter Napoleon erfahren. Laßt uns die Weisheit der Vorſehung bewundern! Um unſre herumirrenden, ſich oft feindlich begegnenden Wünſche zur Ruhe und Eintracht zu bringen, gab ſie uns gemeinſchaftliche Trauer. —

Meine Leſer dürfen es mir glauben — einer Stimme, die oft genug gezeigt hat, daß ſie ſo weit von Schmeichelei als von Furcht abſtehe — wenn ich ſie verſichere, daß die, von der Großherzoglich Heſſiſchen Regierung, wegen der Cenſur der Zeitſchwingen erlaſſene Weiſung in den Ausdrücken der möglichſten Schonung abgefaßt iſt.

Die Worte, womit Schiller's Braut von Meſſina beginnt, könnten ihr zur Ueberſchrift dienen. Das Urtheil über inländiſche Angelegenheiten iſt mir freigegeben. In der Wahl zwiſchen Verurtheilung und Beurtheilung werden gewiß mehrere deutſche Staaten die letztere vorziehen.

Lebt wohl, Leſer, auf Wiederſehen!

LXI.

Bauholz zu einem Roman.

(1820.)

Der Glückliche hatte ſich in ſeinem Sinne ein ſchönes geräumiges Wohnhaus eingerichtet und es mit Behagen ausgeſchmückt. Gedachte er Enkel darin zu wiegen, und hat ihm der Tod den geliebten Sohn entriſſen? Oder wollte er das Weib ſeiner Seele hineinführen, und ward es ihm treulos vor den Stufen des Altars? Oder ſollte es ihm ſelbſt bequem werden, daß er ſich ſeines Beſitzes erfreue, und ſchlug ihn dann Armuth nieder? Wie es auch ſei — die Axt des Zimmermanns ruhte. Mannigfaltig iſt das Hoffen, getäuſchte Hoffnungen ſind ſich alle gleich. Das Bauholz lodert düſter im Kamine, und nicht Alles hat der Unglückliche verloren, wenn eine zweite nackte Bruſt, wenn ein zitterndes Herz ſich findet, das in rauhen Tagen die Wärme mit ihm theilt.

Sende mir die wildeſten Stürme des Himmels, ſende mir alle Qualen der Hölle, ich dulde ſie aus, nur laß mich nicht einſam ſein. Stelle den Mordbegierigſten gegen die unbewehrte Bruſt; er ſieht doch das Herz, indem er es zerfleiſcht. Ungekannt leben — athmen im Grabe, das iſt dein Bild. Wie viele Unglückliche werden wie Schiffbrüchige in dieſe Welt geworfen, und finden rings umher eine menſchenleere Wüſte. Vergebens ſtecken ſie am Strande ihre Zeichen auf, den Nothruf, mit ihrem Blute geſchrieben — kein Schiff geht vorüber. Monde, Jahre verfließen. Spät entdeckt das ausgetrocknete, ſtarre Auge ein Segel am Rande des Himmels. Aber es iſt zu fern. Sie hören ſein Geſchrei, ſie ſehen ſeine Zeichen nicht, und ſtreichen vorüber. Nur der Tod erlöſt den Einſamen. Nach vielen Jahren wirft der Sturm einen Andern auf die unbewohnte Inſel; dieſer findet die Leiche ſeines Vorgängers, und lieſt die Erzählung ſeiner Leiden, um zu verzweifeln wie er.

Wozu nur die Sprache nütze! Sie verſagt uns ihren Dienſt, wenn wir ſie am nöthigſten gebrauchen. Forderte ich Brod, wenn mich hungerte, Waſſer, wenn ich durſtete, wohl auch eine Salbe, wenn mich der Finger ſchmerzte; das reichte man mir. Aber wenn mein Herz in Seligkeit überquoll, und ich ein empfängliches Herz aufſuchte, meinen Ueberfluß zu faſſen, wenn der Schmerz mein Innerſtes zerriß, und ich ein Ohr ſuchte zum Wiederklange meiner Leiden, da verſtand mich Keiner, und ſie gingen ungerührter an mir vorüber, als an einem Baume, durch deſſen Zweige die Winde ſeufzen.

Einſam ſteht der Menſch auf den Bergeshöhen des Geiſtes, einſamer ſitzt er in den Tiefen des Herzens. Fandeſt du dich nicht auch manchmal einem rohen Zechgeſellen gegenüber, und ſpielteſt mit ihm das lächerlichſt-traurigſte Poſſenſpiel? Ihr tranket euch zu aus dem Becher der niedrigſten Luſt; ihr ſpottetet des Heiligſten; ihr tratet das Unſchuldigſte mit Füßen; ihr ſuchtet in den gemeinſten ſpießbürgerlichſten Redensarten Einer den Andern zu beſiegen, und taumeltet ſpät in der Nacht lärmend durch die Gaſſen und wecktet die Schläfer. Und doch hattet ihr euch Beide getäuſcht! Euch ſchlug ein weiches, edles Herz in der Bruſt, euch erhellte ein aufflammender Geiſt, und ihr kanntet, ihr trautet euch nur nicht, und Jeder vermummte ſeine gute Natur. Verſtandet ihr euch, ſo hättet ihr euch an's Herz gedrückt und hättet in einer ſeligen Umarmung eure Wonnen und eure Leiden vermählt. Heuchler nennt ihr die

Menſchen? So ſehr verbergen ſie nie ihre Laſter, als ſie ihre Tugend verbergen.

Die närriſchen guten Menſchen! ſie verwunden oft mit zitternder Hand, nur um ihre Härte darzuthun; ſie verſchließen aus Furcht vor räuberiſchen Ueberfällen dem darbenden Bettler ihre Thüre. Die edelſten Eingeweide, Kopf und Herz, hat die Natur mit Knochen umgeben, nur den Bauch nicht, und ſo iſt der Menſch nie blöde, ſeine roheſten Lüſte zu zeigen; aber was er Schönes begehrt, verſchweigt er, er verſchließt ſeine Leiden, und duldet lieber den Schmerz, als den Troſt. Da fuhr ich neulich im Poſtſchiffe am Rhein hinab. Was nur im deutſchen Reiche an Krämern, Juden und ſchlechten Dirnen Gemeines herumwandert, fand ſich da zuſammen. Einer der Reiſegefährten war mir mehr als alle andern in tiefer Seele zuwider. Der Kerl war jung und Feldmeſſer. Er trug weiße, blau geſtreifte leinene Beinkleider, Gamaſchen von gelbem Nankin, und ſeine ſchwarzſeidene Weſte hatte unausſtehlich farbige Blumen. An ſeiner Tabakspfeife hingen große gelbe und rothe Troddeln. Er drang der ganzen Geſellſchaft die mit ſich führende Wurſt auf, ſchnapſte mit jedem Poſtillon, konnte ſeine langen Beine nie zu erwünſchter Gemächlichkeit bringen, ließ kein vorübergehendes Bauernweib ungeneckt, und erſchöpfte alle Saufgelage an ſchlechten Redensarten. Nach dem Eſſen ſchlief der Kerl und ſchnarchte im Sonnenſcheine. Ein Buch fiel aus ſeiner Seitentaſche, das ich in die Hand nahm. Es war Jean Pauls Titan, und tauſend Anſtriche und Punkte, und alle Ränder vollgeſchrieben. Keine Ader hatte dieſer Herzensgliederer beſchrieben, die der Feldmeſſer nicht nachgezeichnet, keine Nerve aufgedeckt, die er nicht durchempfunden, kein Leid erzählt, deſſen Schilderung er nicht als treu bekräftigt. Manchen Pinſelſtrich des Malers hatten die Thränen des anbetend Niedergefallenen ausgelöſcht, und oft war der Schleier, mit dem der Dichter große Schmerzen umhing, von einer feſten, ſelbſtmörderiſchen Hand weggezogen. In dem frechen Geſellen war eine ſchöne Seele. Als er aufwachte und das Buch in meiner Hand ſah, ward er roth und zornig und rief: „Dummes Zeug, ich gebrauch's zu Fidibus,“ und riß wirklich ein Blatt heraus, um ſeine Pfeife damit anzuzünden. Und ſo iſt der Menſch!

Wer ſich der Einſamkeit ergibt,
Ach! der iſt bald allein,
Ein Jeder lebt, ein Jeder liebt,
Und läßt ihn ſeiner Pein.

Ja, den Harfner faſſen ſie deutlich; denn erſt wenn man wahnſinnig geworden iſt und ſich den

Bart wachſen läßt, kommen ſie herbei, und ſperren uns in's Tollhaus, nicht den Unglücklichen zu heilen, nein, zu ihrer eigenen Sicherheit. Mit welchem Fleiße haben ſie nicht den menſchlichen Körper durchſucht und jede Ader, jede Nerve, jede Muskel abgeſondert. Wie ſorgfältig haben ſie die Entwickelungen der verſchiedenen Alterſtufen, alle Verrichtungen der einzelnen Theile beobachtet. Wie viele Krankheiten haben ſie gefunden, von den Wehen der Mutter, vom Zahnen des Kindes an bis zur Hinfälligkeit des Greiſes, und für jede hundert Mittel. Wie zahlreich ſind die Aerzte, wie reich die Apotheken! Hat man aber nur einen einzigen Heilkünſtler für eine kranke Seele, und einen Saft, ihre Leiden zu ſtillen? Sind die Nerven erſchlafft oder überreizt, was wird nicht alle gerathen und gegeben, ſie zu ſtärken oder zu beſänftigen! Aber wenn die Saiten des Herzens nachlaſſen oder überſpannt ſind, wer bekümmert ſich darum? Man hat keine Linderung, ja keinen Blick dafür, und erſt wenn die Saiten zerriſſen ſind, erkennen ſie den Jammer, um ihn zu verſpotten, und ſagen: das ſei die Folge thörichter Ueberſpannung. Jahrhunderte hat es gedauert, bis man ſo weiſe geworden, den unglücklichen Selbſtmörder nicht vom Schinder wegführen und ihn wie einen Hund am Kreuzwege einſcharren zu laſſen.

Und doch, wie viel beſſer waren jene Zeiten, da noch Liebe und Glaube Alles verklärte und ſogar den Leib vergeiſtigte! Wurde damals ein Kranker von Muskelkrämpfen hin und her geworfen, da meinte man, er wäre vom Teufel beſeſſen, und die Prieſter ſprachen dem Herzen zu. Jetzt hat man die Seele verknöchert, und wenn ſie hundert Teufel ängſtigen, kommen die Aerzte und ſagen, das käme von Würmern im Leibe.

Die Menſchen ſind einſam mit ihrer Seele, nur mit dem Leibe hängen ſie zuſammen. Nur noch beim Schmauſen findet man Liebe und Verſtändniß, aber wenn das Herz genießt oder entbehrt, da findet man keinen Tiſchgenoſſen, und keinen Wirth, der den Hungrigen ſtille. O irrende Liebe, falſches Mitleid! Was liegt daran, daß man eine kurze Zeit am Fieber darnieder liege, um ſtärker und geſünder aufzuſtehen, oder im bewußtloſen Taumel dahin zu ſterben? Und doch, wie ſind dann die Freunde betrübt! Aber ein verwundetes Herz, das nie vernarbt und nie verblutet und uns durch das ganze Leben ſchmerzt, findet keine Sorgfalt.

Einſamkeit des Herzens, wie biſt du ſo fürchterlich in Luſt und Trauer!

Will ich mir eine Luſt machen, dann leſe ich ihre Erziehungsbücher; bin ich zu Trauerſpielen geneigt, dann ſehe ich mir ihre wohlerzogenen Menſchen an. Es wäre zum Tollwerden, wäre man nicht ſchon früher toll. Wahrlich, auch mit den leiſeſten Wehen der Mutter iſt das Leben eines Kindes ſchon viel zu theuer bezahlt. Die Mikropolitik jedes geiſteigenen Bürgers — und das ſind wir Alle — iſt ganz nach morgenländiſcher Deſpotie geformt. Da ſitzt irgend eine erblichherrſchende Idee, ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Gelehrter, ein Kaufmann, als Sultan auf dem Throne und verfährt mit allen übrigen Sinnen, Gedanken und Empfindungen der menſchlichen Natur, wie mit todter Maſſe, die keinen Willen habe, noch ſelbſtthätige Kraft. Erhebt ſich irgend eine Luſt, gleich wird ſie von den Janitſcharen-Säbeln der Geſetze niedergehauen. Will man einen vornehmen Trieb mit Achtung tödten, ſchickt man ihm die ſeidene Schnur der Moral, daß er ſich ſelbſt erwürge. Wie viele Kräfte im Menſchen gehen ungebraucht zu Grunde! Nein — gingen ſie zu Grunde, das wäre noch Heil; aber jede unbenützte Kraft verſauert, und verdirbt alles Blut des Lebens, wie ſchlecht verwahrter Wein zu Eſſig wird. Alle unſere Laſter ſind umgeſchlagene Tugenden. Wie viele ſind der Freuden unſerer Tage? Glücklich ſind die, welchen die Wiege gleich zum Sarge wird; weiter als zum Schoppen Wein täglich bringen es Wenige.

Die Kräfte des Menſchen müſſen demokratiſch gebildet werden, ſo daß abwechſelnd jede zur Sprache, zum Handeln und Genießen kömmt. Aber auch die glücklichſten Völker haben nur Stände: Kopf, Herz, Magen, und die tauſend mannigfaltigen Farbenſpiele, die dazwiſchen liegen, werden nicht gehört und beachtet. Ich weiß recht gut, woher der Jammer kömmt. Es iſt die uralte Gaunerei des Law, und unſere Altmutter Schlange, die gefräßige Habſucht. Sie legen ihr baares Geld auf eine gemalte Bank, und es fällt zu Boden, und rollt in's Weite. Miſſiſſippi Hoffnungen! Wo ſtrömt der Miſſiſſippi? Wo liegt das gelobte Louiſiana? Wenige wiſſen es, und dieſe lachen, und theilen mit dem Beutelſchneider.

Liebe iſt ſüßes Mondlicht, dem Wanderer in der Nacht ein treuer willkommener Führer; aber die Glücklichern verſchlafen das Dunkel.

Der eine Menſch iſt Stahl, der andere Stein, der dritte Zunder, träfen ſie aufeinander, dann entzündete ſich ein ſchönes Licht, ihnen und den Andern zur Freude. Aber es geſchieht nicht. Die Eigenliebe der Menſchen ſchlägt ſich ſelbſt die tiefſten Wunden. Jeder ſucht nur den Gleichgearteten, und ſo begegnen ſich nur immer Stein und Stein, Stahl und Stahl, und kein Funke entſpringt.

Die älteſten griechiſchen Künſtler bildeten die Gerechtigkeit ohne Kopf ab. Es war ein Deutſcher, der zuerſt dieſe Bemerkung machte — Winckelmann.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Dritter Band

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Dritter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Loening.)

1862.

A Ir
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

Seite

I. Franzöſiſche Sprache 3
II. Lebens-Eſſenz 22
III. Geld-Schwindſucht 24
IV. Das Gaſtmahl der Spieler 30
V. Stern und Steuermann 43
VI. Die Läden 45
VII. Der Grève-Platz 52
VIII. Talma 61
IX. Le roi des Aulnes (Élégie) 64
X. Die Leſekabinette 73
XI. Das engliſche Speiſehaus 80
XII. Der Garten der Tuilerien 86
XIII. Polichinel Vampire 101
XIV. Verſailles 106
XV. Die Eſtaminets 108
XVI. Das Ludwigs-Feſt 119

Seite
XVII. Gloire 122
XVIII. Gefrorenes 131
XIX. Die Schwefelbäder bei Montmorency . . . 135
XX. Die Vendome-Säule 156
XXI. Gretry's Herz 161
XXII. Die Anschlagzettel 171
XXIII. Septennalité 182
XXIV. Aristokratismus des Geistes 190
XXV. Die englische Schauspieler-Gesellschaft . . . 196
XXVI. Die Industrie-Ausstellung im Louvre . . . 207

Aus meinem Tagebuche 297

Schilderungen aus Paris.

(1822 und 1823.)

I.

Franzöſiſche Sprache.

Wir gemeinen deutſchen Bürgersleute, die wir in unſerer Jugend keine franzöſiſchen Gouvernanten gehabt, ob zwar Gouverneurs genug, benutzen gern den Aufenthalt in Frankreich, uns in der franzöſiſchen Sprache zu vervollkommnen. Wir erfahren aber bald, daß es damit ſchwer geht und ſehr langſam; was Hänschen nicht lernt, holt Hans nicht nach. Bleibt ein deutſcher Welt- oder Geſchäftsmann ein Jahr oder auch längere Zeit in Paris, dann lernt er zwar mehrere Variationen über ſein altes bon jour ſprechen, doch das iſt Alles. Hat aber ein Deutſcher das Unglück, von der gelehrten Klaſſe zu ſein, und die Eitelkeit, ſich als Mann von Verſtand zeigen zu wollen, dann geht es ihm noch ſchlimmer. Dieſe Eitelkeit aber wird in Paris leicht rege gemacht. Die Franzoſen haben vor einem deutſchen Gelehrten einen ungeheuern Reſpekt, einen größern, als ſie vor einer Encyklopädie in hundert Foliobänden haben, denn ſie ſchätzen ihn zweihundert Bände ſtark. Kommt es aber zur Anwendung, zum Reden, Schreiben, zur künſtleriſchen Darſtellung, zum Geſpräche, dann lachen ſie ihn aus, und wenn ſie dem Gelehrten nicht ſagen: Du biſt ein Vieh! ſo unterlaſſen ſie es blos aus Artigkeit, aber ſie denken es gewiß. Nun wird der deutſche Gelehrte hitzig, und er will zeigen, daß Etwas in ihm ſteckt. Aber was kann er in geſelligen Zweikämpfen gegen Franzoſen gewinnen? Der Witz der Franzoſen iſt ein Degen, der eine Spitze hat, aber keine Schneide; der Witz der Deutſchen iſt ein Schwert, das eine Schneide hat und keine Spitze, und der Stechende beſiegt den Hauenden immer. Jetzt wird der Gelehrte noch hitziger, er muſtert ſeine ſchönſten Gedanken und rüſtet ſich fürchterlich. Da gewahrt er aber mit Schrecken, daß das Beſte, was er weiß und fühlt, ſich im Franzöſiſchen gar nicht ſagen läßt, und er ſenkt ganz demüthig ſeine Flügel. Vergebens bereitet er ſich vor, vergebens durchblättert und zerknittert er das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie: er findet keinen Ausdruck für ſeine innere Regung. Seit 1819 ſteht in meinem Tagebuch ein Gedanke, auf den ich mir Etwas einbilde — wie nun jeder Menſch ſeine Schwachheiten hat. Es iſt der: „X. iſt der Leithammel der deutſchen Ariſtokratie.....“ Den will ich heute Abend anbringen, dachte ich. Wie gebe ich das franzöſiſch? Anfänglich wollte ich in meiner Unſchuld Leithammel durch mouton Directeur überſetzen, und ich hätte vielleicht wohl gethan, dieſer erſten Eingebung zu folgen. Aber um vorſichtig zu verfahren, ſuchte ich im Wörterbuche auf, wie Leithammel heißt, und da fand ich: Le mouton porte-clochette. Es ſieht wohl Jeder ein, wie lächerlich ich mich gemacht haben würde, wenn ich geſagt hätte: Mr. d'X. est le mouton porte-clochette de l'aristocratie.... Und darüber ſoll Einer nicht toll werden? In Frankreich kann ich den Gedanken, in Deutſchland darf ich ihn in den erſten hundert tauſend Jahren nicht ſagen, und ſoll er nicht ungenoſſen verderben, muß ich ihn fideikommiſſariſch auf meine ſpäteſte Nachkommenſchaft zu bringen ſuchen.

Nachdem ich eine Zeit lang in Paris geweſen, kam eine wahre Leidenſchaft über mich, das Theater und die Literatur der Franzoſen in ihren eigenen Blättern zu kritiſiren; aber gleich nach dem erſten Verſuche verging mir alle Luſt zu ſolchem Unternehmen. Einſt las ich in einem Blatte einen Artikel, überſchrieben: Bulletin musical, und unterzeichnet: Le vieux mélomane. Darin war unter Anderem von Webers Freiſchütz die Rede. Der alte Muſiknarr fing damit an, ſich zu entſchuldigen, daß er ſich etwas Weniges „de cette pauvre Allemagne“ beſchäftigen werde. Deutſchland in Beziehung auf Muſik arm zu nennen, fand ich nur unverſchämt, weil es kein gröberes Wort gibt, als unverſchämt. Dann hielt er Maria von Weber für ein Frauenzimmer, und das wollte ich nicht auf meine deutſchen Schweſtern kommen laſſen; denn eine Frau ſoll keinen Lärm machen, nicht einmal einen muſikaliſchen. Endlich erzählt er, der Freiſchütz habe bei den froids Allemands den lebhafteſten Enthuſiasmus erregt, und hierüber auch glaubte ich Einiges bemerken zu müſſen. Ich nahm mir alſo vor, einen Artikel dagegen zu ſchreiben. Ich verſah mich gehörig mit Wörterbüchern, Synonymiken und Sprachlehren, und fing zu laboriren an. Da ich mich gleich franzöſiſch zu denken bemühte, ſo verdroß das einige patriotiſche Gedanken, ſie blieben zurück und ließen mich im Stich. Für die Gedanken, die ich, ohne meinen Zweck zu verfehlen, nicht weglaſſen konnte, fand ich keine ganz entſprechenden franzöſiſchen Ausdrücke; kurz ich hatte meine erſchreckliche Noth. Endlich brachte ich mit ſaurer Mühe nachfolgendes Schreiben an die Herausgeber jenes Blattes zu Stande: „Permettez-moi, Messieurs, de rectifier une petite erreur statistique qui s'est glissée dans votre bulletin musical d'aujourd'hui. . . . . Vous parlez de l'opéra le Freyschutz de Maria de Weber, après avoir timidement demandé la permission à vos lecteurs, de vous occuper un peu de cette pauvre Allemagne. Ma patrie, grâce à la générosité française, n'est pas aussi pauvre, que le vieux mélomane parait le croire. Vos soldats ne nous ont pris que notre argent, perte que nous avons réparée depuis. . . . . Le vieux mélomane fait encore un plus grand tort à mes compatriotes, en soutenant, que l'opéra le Freyschutz a excité leur admiration. Nous aimons la musique de Weber, mais nous ne l'admirons pas, et nul Français n'ignore, qu'on peut être aimable sans être admirable. Le plaisir que Mr. de Weber nous a donné, quoiqu' étendu n'était pas profond pour cela, et ce n'est que la profondeur d'un sentiment agréable qui puisse éveiller l'enthousiasme. Le compositeur du Freyschutz est le premier Allemand qui ait créé une musique dramatique nationale, car Mozart, pareil à Shakespeare, Raphael et à Buonaparte, était trop grand pour être national, un vaste génie n'ayant jamais de limites géographiques pour bornes. L'aristocratie et la populace en Allemagne ont depuis longtemps des opéras conformes à leur intelligence, mais le Freyschutz est le premier, qui réponde au tiers-état musical.“ Unterzeichnet: Un pauvre Allemand.

Nachdem ich den Artikel geendigt und mich erholt hatte, brachte ich ihn einem Freunde, daß er die Fehler darin verbeſſere. Mein Freund iſt zwar ein Franzoſe, war aber lange in Deutſchland geweſen und verſteht die deutſche Sprache vollkommen. Bei dieſem fand ich deſſen Bruder, einen Gelehrten, und noch einen Dritten, mir unbekannten, dem es aber, wie keinem Franzoſen aus dem wohlhabenden Stande, an literariſcher Bildung fehlen konnte. Der Artikel wurde laut vorgeleſen. Im Vorbeigehen will ich bemerken, daß ich den drei Herren ihren Aerger darüber, daß ſich ein Ausländer herausnehmen wolle, ſich über Franzoſen luſtig zu machen, ſehr deutlich anſah. Jetzt fing mein Freund zu verbeſſern an. Zuerſt die grammatikaliſchen Fehler; das war recht. Dann bemerkte er mir bald von dieſer, bald von jener Phraſe, ſie ſei nicht im Geiſte der franzöſiſchen Sprache. Ich erwiederte: das wolle ich leicht glauben und er ſolle nur den Satz ändern und den Gedanken auf gut Franzöſiſch ausdrücken. Mein Freund drückte, ſein Bruder drückte, der Unbekannte drückte, aber ſie drückten Nichts aus, noch heraus. Ich ging voller Schadenfreude im Zimmer auf und ab und ließ ſie ſich die Köpfe zerbrechen. Endlich blieb es dabei: Das und Jenes könne man im Franzöſiſchen gar nicht ſagen. Nun bitte ich euch, was iſt das für eine Sprache, in der man gewiſſe Dinge gar nicht ſagen kann? Im Deutſchen kann man Alles ſagen. Kurz, die drei coaliſirten Franzoſen richteten mir meinen Artikel dergeſtalt zu, daß weder vom Ausdrucke noch vom Sinne das Mindeſte übrig blieb, und ſie verbeſſerten mich und dann ſich ſelbſt unter einander ſo ſehr, daß ich die corrigirte Handſchrift, die hier vor mir liegt, jetzt, nach einem Jahre, nicht mehr entziffern kann. So erinnere ich mich nur noch, daß ſie mir bemerkt: „une petite erreur statistique,“ wie ich mich im Anfange des Briefes ausgedrückt, könne man nicht ſagen. Ich fragte (weil ich ſelbſt darüber im Zweifel war), ob denn statistique nicht als Adjektiv gebraucht werden könne? Sie antworteten: das könne man allerdings, nur nicht in dieſem Sinne. Ich fragte: Warum nicht? Ob es gegen die Charte ſei, ob es die Polizei verboten, ob man in Paris nicht jedes beliebige Adjektiv mit jedem beliebigen Subſtantiv verbinden könne? Sie erwiederten: in dieſer Verbindung ſei es nicht gebräuchlich. Ich ſagte: es ſoll aber auch nicht gebräuchlich ſein, ein Schriftſteller dürfe nichts Gebrauchtes, ſondern müſſe immer Friſches ſchreiben; ich bat, ich flehte — Alles vergebens. Sie ſagten: es wäre gegen ihr Gewiſſen, und ſie könnten mir die erreur statistique nicht nachſehen. Nun zeigt ſich aber aus dieſem Beiſpiel ganz deutlich, daß ſolche Aengſtlichkeiten der franzöſiſchen Sprache in einer gewiſſen Beſchränktheit des franzöſiſchen Geiſtes ihren Grund haben. Ein Deutſcher, welcher lieſt: „ein kleiner ſtatiſtiſcher Irrthum,“ faßt ſchon inſtinktmäßig auf, wie der Schriftſteller zu dieſem Ausdruck gekommen. Er hat geleſen, daß der alte Muſiknarr la pauvre Allemagne geſagt; alſo hat er die deutſche Nation für arm erklärt; alſo iſt dieſes ein Gegenſtand der National-Oekonomie; alſo kann man von einem ſtatiſtiſchen Irrthum reden. Es ſcheint aber, der Franzoſe kann ſolche Geiſtesſprünge nicht machen, oder, was wahrſcheinlicher iſt, er hält ſie für unanſtändig. Eine Sprache iſt aber nur dann reich zu nennen, wenn ſie — wie die Mathematik in ihrer Art — fertige Formeln von bekannten und anerkannten Sätzen und Schlüſſen hat, die man nicht erſt nachzudenken braucht und die nur als Brücken dienen, über welche man zu neuen Schlüſſen gelangt.

Es iſt leicht zu erklären, wie die franzöſiſche Sprache die allgemeine Umgangsſprache der höheren Stände werden konnte. Sie kam dazu, weil ſie für den Mittelſtand des Geiſtes gerade ausreicht, und es der Mittelſtand des Geiſtes iſt, durch welchen die höheren Stände aller europäiſchen Völker verwandt ſind. Der franzöſiſche Sprachſchatz beſteht ganz in Silbermünze; ſie hat kein Kupfer wie die deutſche, und ein ſchlechter franzöſiſcher Schriftſteller ſchreibt nie ſo ſchlecht, als ein ſchlechter deutſcher ſchreibt. Dagegen mangelt es ihr aber auch am Golde der deutſchen Sprache. Daß aber die Vorzüge der letztern vor der erſtern im größern Reichthum des deutſchen Geiſtes ihren Grund haben, ergibt ſich daraus, daß die wenigen franzöſiſchen Schriftſteller, die deutſchen Geiſt haben, den beſten deutſchen Schriftſtellern gleichkommen. Rouſſeau, Frau von Staël und Benjamin Conſtant werden von keinem Deutſchen übertroffen; aber ſie ſind geborne Schweizer, alſo mehr Deutſche als Franzoſen, und die beiden Letztern waren lange in Deutſchland und haben aus deutſchen Büchern und im Umgang mit gebildeten Deutſchen deutſchen Geiſt geſchöpft. Die politiſchen Werke Benjamin Conſtant's zeichnen ſich vor denen der andern franzöſiſchen Schriftſteller vortheilhaft aus; man erkennt aber leicht, daß es der deutſche Geiſt in ihm iſt, der ihm den höhern Rang verſchafft. Es gibt viele liberale politiſche Schriftſteller in Paris, die mit Geiſt, mit Kraft ſogar, mit Witz gewiß, ſchreiben. Sie treffen haarſcharf; aber weil das Inſtrument, mit dem ſie treffen, auch haarſcharf iſt, fehlen ſie, ſo bald ſie nur um eine Linie zu weit rechts oder links abweichen. Ihre Kraft reicht nur für dieſe Stunde, für dieſen Anlaß aus, und ihr Witz gleicht dem Blitze: der Strahl zündet kein zweitesmal. Benjamin Conſtant aber, weil er breiter aufſchlägt, braucht nicht ſo haarſcharf zu zielen, er trifft doch den Nagel auf den Kopf. Seine Gründe ſind nicht blos für die Sache, die er eben vertheidigt, ſie ſind für jeden Rechtsſtreit zu gebrauchen, und ſein Witz iſt eine aushaltende Fackel.

Haben wir nun, ſo wie er gethan, die franzöſiſche Sprache beurtheilt, ſo kann man freilich ſagen: dieſem Urtheile iſt nicht blindlings zu trauen; denn natürlich wird Jeder ſeine Mutterſprache reicher als eine fremde finden, weil er jene beſſer zu benutzen weiß. Indeſſen iſt der Deutſche in wiſſenſchaftlichen Dingen unparteiiſch und wird auch dafür anerkannt, und er darf ſich alſo herausnehmen, die franzöſiſche Sprache, mit der deutſchen verglichen, bettelarm zu erklären.

Bedarf dieſe Armuth noch eines andern Zeugniſſes, ſo geben es die Franzoſen ſelbſt, indem ſie mit dem, was ſie beſitzen, ſo haushälteriſch thun. Die ſchönen Redensarten, die Kraft- und Witzworte, die glänzenden Stellen ihrer guten Schriftſteller werden nie vergeſſen, ſie erhalten ſich Jahrhunderte im Angedenken der ſich folgenden Geſchlechter, und jeder gebildete Franzoſe weiß jene Stellen auswendig. Ein Beweis, daß deren nicht viele ſind. In Corneille's Horace wird dem Vater der Horatier die Nachricht gebracht, zwei ſeiner Söhne wären gegen die Curiatier geblieben, und mit dem falſchen Zuſatze: der dritte habe die Flucht genommen. Der Greis jammert über die Schande ſeines Sohnes, und da fragt eine Julie, welche eine „Dame romaine et confidente de Camille“ iſt, welche Camille „amante de Curiace“ iſt, welcher Curiace „gentilhomme d'Albe“ iſt — ſie fragt ihn: „Que voulez-vous qu'il fît contre trois?“ . . . . . „Qu'il mourût!“ antwortet der alte Horaz. Die Bewunderung der Franzoſen über dieſes qu'il mourût hat ſich jetzt ſchon zwei Jahrhunderte von Vater zu Sohn fortgepflanzt. Allerdings wäre dieſes qu'il mourût ſchön, wenn es einſam ſtünde; aber Corneille hat die Abgeſchmacktheit begangen, es durch dreizehn nachfolgende Verſe zu paraphraſiren und zu verdünnen und auf den Donnerſchlag ein langes Kindergetrommel folgen zu laſſen. Doch ſei es ſo ſchön, wie man wolle — wie würde man fertig werden, wenn man ſich ſolche Schönheiten aus Göthe's und Schiller's Tragödien merken wollte, Shakſpeare's gar nicht zu gedenken? In einer Fabel ſtreiten ſich Menſch und Löwe, wer von ihnen ſtärker ſei. „Schau dort!“ ſagte der Menſch, und zeigte auf ein Marmorbild des Herkules hin, der einen Löwen zerriß. „Wohl ſehe ich,“ ſagte der Löwe; „aber wäre die That kein Wunder, hätte man ſie nicht verewigt.“ ... Ein neuerer Schriftſteller hat vor Jahren, ich weiß nicht bei welcher Gelegenheit, geſprochen von „des mots étonnés de se trouver ensemble.“ Dieſes iſt allerdings gut geſagt. Begegnet aber ſeitdem auch der originellſte Schriftſteller jenem Gedanken auf ſeinem Wege, kann er ihm nicht ausweichen; er ſagt auch: „des mots étonnés de se trouver ensemble,“ und wenn er ſich auf den Kopf ſtellte, kann er den Gedanken nicht anders ausdrücken. So haben ſie das unausſtehliche Wort: „brillant,“ das ſie ſo häufig anwenden, daß einem die Augen überlaufen. Alles, was ſie loben, iſt brillant; eine Geſellſchaft, eine Theater-Vorſtellung, Napoleons Regierung, eine Sitzung der Akademie, ein Gemälde, die Tapferkeit, die Schönheit, jede Tugend. Von ihrer Jugend ſagen ſie: »La brillante jeunesse,« ob zwar deren Vorzug und die Bürgſchaft, die ſie gibt, daß ſie beſſer werden wird als das vorige Geſchlecht, gerade darin beſteht, daß ſie nicht brillante iſt im Sinne des franzöſiſchen Wortes. Jouy, in einem ſeiner Werke, wo er empfindſam von ſeinen Jugendjahren ſpricht, erzählt von jenen ſchönen Tagen, wo er noch „brillant de santé et de jeunesse“ war. Die deutſche Sentimentalität ſeufzt aus einer andern Tonart. Und eine Sprache, die ihr ſeidenes Beutelchen ſo ängſtlich mit allen Fingern umklammert, wäre nicht arm zu nennen? Ich habe es dieſem und jenem Franzoſen oft ſelbſt geſagt: „Eure Sprache iſt eine wilde gegen die deutſche, die ihr barbariſch ſcheltet; ſie kann, wie die Peſcherähs, nur bis zu fünf zählen, und ich will euch das unwiderleglich beweiſen. Gebt mir ein Buch, welches ihr wollt, ich will es euch überſetzen, und ihr ſollt ſelbſt Richter ſein, ob der Ueberſetzung etwas fehle gegen das Original. Und vermag ich es nicht, ſo liegt es an der Beſchränktheit meines Talents, nicht an der deutſchen Sprache, und ein Beſſerer wird es beſſer zu Stande bringen. Dagegen will ich euch Werke genug geben, mit welchen eure erſten Schriftſteller nicht fertig werden ſollen.“ Sie nahmen dieſe Herausforderung nicht an, aber überzeugt waren ſie doch nicht. Freilich machen ſie ſich ſeit einigen Jahren in Paris ganz munter an die ſchwerſten Dinge. Sie überſetzen den Schiller, Goethe's Fauſt und Iphigenie, Werners, Müllners Tragödien — in Proſa, verſteht ſich — doch wie ſie damit zu Staude gekommen, mag der Himmel wiſſen. Ich habe nie vermocht, mehr als vier Seiten von einer ſolchen Ueberſetzung zu leſen. Der Ueberſetzer von Werners Luther kündete mir einen Beſuch an, mich über Manches bei ſeiner Arbeit um Rath zu fragen. Er kam und fragte mich, was im Luther der Karfunkel bedeute — weiter fragte er Nichts. Ich erwiederte ihm: Darüber ſolle er ſich von einem Juwelier Auskunft geben laſſen, bei mir käme er zu ſpät. Es wäre eine ſchöne Zeit geweſen, da hätte ich die Karfunkelpoeſie am Schnürchen gehabt; ich hätte aber Alles rein vergeſſen. »La poesie de l'escarboucle!« rief er voller Erſtaunen aus. Ich legte geheimnißvoll die Finger an den Mund. Sollte der Ueberſetzer des Buches etwas über Karfunkelpoeſie geſagt haben, ſo iſt es nicht meine Schuld, ich habe kein Wort verrathen.

Zum geſelligen Umgang dagegen iſt die franzöſiſche Sprache viel geeigneter als die deutſche. Und man halte dieſes nicht für einen geringen Vorzug; es wird ihr damit ein großer ſittlicher Werth zuerkannt.

Die deutſche Sprache, wie ſchon bemerkt, zahlt in Kupfer oder in Gold. Das eine verurſacht Gepäcke und wird läſtig, das andere iſt für die kleinen Bedürfniſſe der Unterredung nicht zu gebrauchen. Die Franzoſen aber kommen mit ihren Silberreden überall durch. In jeder Meinungsſtreitigkeit, die oft die beſte Würze der geſelligen Unterhaltung iſt, muß der Deutſche entweder ſeinen Gegner ſchonen, indem er nebenbei ſchlägt, und dann wird Nichts entſchieden, oder er muß ihn verwunden. Der Franzoſe aber hat an jedem ſpitzigen Worte einen ledernen Wulſt, er trägt den Degen in der Scheide und hat gar nicht nöthig, ſeinen Witz zu bezähmen, um ſeinem Gegner nicht wehe zu thun. Welche große Vortheile für die Geſelligkeit gewährt nicht ſchon das häufige **Monsieur** und **Madame**, das nach jedem dritten Worte gebraucht wird. Es werden in der Stadt Paris mehr Herren und Damen verconſumirt, als im ganzen deutſchen Lande. So ein **Monsieur** aber thut die Dienſte eines Gensd'armes; er verhütet Zänkereien. Hat man aber einmal **Monsieur** geſagt, koſtet es Mühe, hinzuzufügen: **vous êtes une bête**, oder eine andere Grobheit. Die Deutſchen ſind darin gewandter; ſie ſagen: Mein Herr, Sie ſind ein Flegel! Doch in ſolchen Fällen wird das: Mein Herr! ironiſch gebraucht. Um ihre reine Sprache nicht zu be ſchmutzen, ſind die Franzoſen ſo ſehr artig gegen einander. Je vornehmer Einer iſt, je höflicher behandelt er den Niedrigen. Ein franzöſiſcher Miniſter, ſelbſt wenn er in Amtsſachen einem Bürger ſchreibt, unterzeichnet: „Ich habe die Ehre, zu verbleiben.“ Der König ſelbſt, in ſeinen Ordonnanzen, nennt auch den letzten ſeiner Unterthanen Herr, ſelbſt wenn er ihn ſtraft. Er verordnet: „Dem Herrn N. wird wegen häufiger Preßvergehen das Patent als Buchhändler entzogen.“ Aber jeder Amts-Sekretär im kleinſten deutſchen Städtchen dekretirt: „Hat ſich der Johann Chriſtoph Peter unfehlbar morgen früh zehn Uhr auf der Amtsſtube einzufinden, um die ihm gnädigſt bewilligte Gratifikation, gegen Beſcheinigung, in Empfang zu nehmen.“ Der Deutſche iſt nur gegen Vornehmere höflich; wie eine Sphinx lächelt er freundlich nach oben und gebraucht nach unten die Krallen. Er führt über ſeine Courtoiſie italieniſche Buchhalterei, hat er eine Schmeichelei in's Soll geſetzt, ſchreibt er ſchnell eine Grobheit in's Haben. Jeder Regierungs-Kanzeliſt hält ſich für einen Statthalter Gottes auf Erden und iſt von Gottes Gnaden ein Grobian. Möchten ſich doch die deutſchen Autoritäten ihr barſches Weſen abgewöhnen! Möchten ſie doch bedenken, daß das Regiertwerden eine traurige Nothwendigkeit iſt, die man ſo viel als möglich zu verſüßen ſuchen ſoll! Möchten ſie bedenken, daß im Staate die Freiheit der guten Bürger nur um der ſchlechten willen beſchränkt werden muß! Möchten ſie beſonders auf ihren Paß-Büreau's bedenken, daß um eines einzigen Spitzbuben willen, der ſich zuweilen unter tauſend ehrlichen Reiſenden findet, neunhundert neun und neunzig Ehrliche beläſtigt, aufgehalten und gequält werden müſſen; möchten ſie ſie darum mit Freundlichkeit und Artigkeit behandeln, ſie ſitzen heißen und ihnen auch einen Stuhl dazu hergeben und ſie gleichſam um Entſchuldigung bitten, daß man ihnen ſo viele Mühe mache! Ja, wäre ich Herr im Lande, ich ließe in allen Paß-Büreau's meines Reiches den ganzen Tag Kaffee und Wein ſerviren und den Reiſenden angenehme Romane und Reiſebeſchreibungen in die Hände geben, damit ihnen die Zeit nicht lang werde, bis die Reihe an ſie kommt. Das hielte ich für meine Schuldigkeit!

Sich die franzöſiſche Umgangsſprache anzueignen, fällt manchem Deutſchen ſchwer: ſie wird, wie das Tanzen, am beſten in der Jugend erlernt. Auch mit der Ausſprache hat man ſeine Noth. Ich habe es in fünf Vierteljahren noch nicht dahin bringen können, „des huitres“ verſtändlich auszuſprechen. Franzoſen haben mich verſichert, ſie erkennten den Deutſchen, auch wenn er ſchon Jahre lang in Frankreich geweſen, an der Ausſprache des B und P, die er nicht gehörig zu unterſcheiden wiſſe. Wenn der Deutſche B ſagt, hört es der Franzoſe für ein P. Es iſt dies um ſo ſchwieriger, da der Deutſche ſein eigenes B und P nicht gehörig unterſcheidet, und er nicht ausfinden kann, worin der Zauber liegt. Ich kam einmal dadurch in eine kleine Verlegenheit. Mein Name fängt mit einem B an. Als ich das Erſtemal zu meinem Bankier kam, um Geld zu holen, fragte er mich, wie ich heiße? Ich nannte mich. Darauf ließ er ein ungeheuer großes Kredit-Regiſterbuch nachſchlagen, das alphabetiſch eingerichtet war. Der Commis ſuchte und fand mich nicht darin. Ich hatte aber bemerkt, daß er weit hinten im ABC geſucht, und ſagte: „Ich ſchreibe mich nicht mit einem P, ſondern mit einem B.“ Das war aber tauben Ohren predigen, man verſtand meine Diſtinktion nicht. Der Prinzipal zuckte die Achſeln und ſagte: es wäre Nichts für mich angewieſen. Nun war in dieſem Falle nicht zu ſpaßen, das Mißverſtändniß konnte lebensgefährlich werden. Ich trat alſo an das Pult, ſtreckte meine ruchloſe Hand nach dem heiligen Kreditbuch aus, blätterte das ABC zurück, bis ich an das B kam, ſchlug dann mit der Fauſt darauf und ſagte: „Hier iſt mein Platz!“

Principal und Commis warfen mir grimmige Blicke zu; aber richtig, man ſand mich dort.

Wenn ich, wie ich oben erzählte wie mir in Paris mein kritiſches Streben mißlungen, dabei nicht bemerkt habe, daß dieſes auch großen Theils an meiner unzureichenden Kenntniß der franzöſiſchen Sprache gelegen — ſo habe ich das nur darum unterlaſſen, weil ſich das von ſelbſt verſteht. Es wäre aber ſehr zu wünſchen, daß ein guter deutſcher Kritiker, der der franzöſiſchen Sprache vollkommen mächtig wäre, ſich nach Paris begäbe und dort ein kritiſches Blatt ſchriebe. Ich übertreibe nicht, wenn ich behaupte: er würde dadurch auf ganz Europa wirken. Zwar würde man ihn im erſten Jahre nicht ſehen und nicht hören und ſich um ſein Daſein gar nicht bekümmern. Im zweiten Jahre würde er Aufmerkſamkeit erregen, aber höchſt wahrſcheinlich im Verlaufe des Jahres todtgeſchlagen werden. Doch laſſe er ſich dadurch nicht abſchrecken. Hat er dieſe zwei Jahre mit Muth und Glück überſtanden, wird er ungeheuer wirken und der franzöſiſchen Literatur das werden, was Luther der deutſchen Kirche war. Die deutſche Reformation bedarf aber zu ihrer eigenen Vollendung — eines Luthers in Frankreich.

II.

Lebens-Eſſenz.

Nicht einem Strome, einem Waſſerfalle gleicht hier das Leben; es fließt nicht, es ſtürzt mit bedeutendem Geräuſch. Die Zeit wird nicht mit tauſend Liebkoſungen abgeſchmeichelt, und der Hunger iſt der einzige Zeiger, welcher die Zahl der verbrauchten Stunden ehrlich angibt. Wer lange leben will, der bleibe in Deutſchland, beſuche im Sommer die Bäder und leſe im Winter die Protokolle der Ständeverſammlungen. Wer aber Herz genug hat, die Breite des Lebens ſeiner Länge vorzuziehen, der komme nach Paris. Jeder Gedanke blühet hier ſchnell zur Empfindung hinauf, jede Empfindung reift ſchnell zum Genuſſe hinan; Geiſt, Herz und Sinn ſuchen und finden ſich — keine Mauer einer traurigen Pſychologie hält ſie getrennt. Wenn man in

Deutſchland das Leben deſtilliren muß, um zu etwas Feurigem, Erquicklichem zu kommen, muß man es hier mit Waſſer verdünnen, es für den täglichen Gebrauch trinkbar zu machen. Paris iſt der Telegraph der Vergangenheit, das Mikroſkop der Gegenwart und das Fernrohr der Zukunft. Es iſt ein Regiſter der Weltgeſchichte und man braucht blos die alphabetiſche Ordnung zu kennen, um Alles aufzufinden. Es iſt ſchwer hier, dumm zu bleiben, denn habe der Geiſt auch keine eigenen Flügel, er wird von andern emporgetragen. Doch verzweifle darum Keiner, der Beharrlichkeit gelingt Alles.

III.

Geld-Schwindſucht.

Paris iſt ein theures Pflaſter, und was dieſes Uebel noch größer macht, alle Landſtraßen, die zur Hauptſtadt führen, ſind vier Stunden im Umkreiſe auch gepflaſtert. Die liebe Natur, mit ihren Wieſen und Feldern, ihren ſäuſelnden Bäumen, ihrer erquickenden Luft, ihrer Milch, ihren Eiern, ihren Kirchweihfeſten, Weinleſen und ländlichen Tänzen, iſt eine ſo feine Spitzbübin, als ihre ſtädtiſche Schweſter, die Kunſt. Es iſt leicht in Paris, nicht blos ſein Brod, ſondern auch ſeinen Kuchen, ſeinen Wein, ſeine Auſtern zu verdienen, und was ſonſt noch der arme geplagte Menſch an Zubereitungen gebraucht, um einſt von den Würmern ſchmackhaft gefunden zu werden. Aber ſein Geld in der Taſche zu behalten, das iſt ſchwer — unmöglich, würde ich ſagen, wenn das nicht ein Wort wäre, das dreißigjährige Sprachreinigung in dem Wörterbuche der Franzoſen ausgeſtrichen hat. Sich gegen den Verbrauch von Hunderttauſenden zu ſchützen, dafür gibt es ein ſicheres Mittel — man braucht ſie nur nicht zu haben; wie hält man aber wenige Tauſende zuſammen? Vergebens ſchnürt ihr den Beutel mit hundert gordiſchen Knoten zu, durch zahlloſe Poren dünſtet er unmerklich aus; ſein hohes, blühendes Gold verwandelt ſich in bleiches Silber; das arme Geſchöpf ſchwindet dahin, es ſtirbt, wir trauern.

Haben wir in unſerer kleinen Heimath die fünf Pforten der Sinnlichkeit verſchloſſen, dann können wir uns unbeſorgt auf die Polſter der Tugend niederſtrecken; in Paris aber erſtürmen die Lüſte unſer Herz, oder ſie ſchleichen ſich verkleidet ein, oder ſie ſuchen ſich neue Wege. Man lernt dort wenigſtens etwas Pſychologie für ſein Geld, denn viele Zweige der Begehrlichkeit lernen wir erſt kennen, wenn ſich Vögel darauf ſetzen und ſie ſchütteln. In den Mauern kleiner Städte bewahren uns oft Trägheit und Ungeduld vor großen Ausgaben. Möchtet ihr ein neues Kleid haben, müßt ihr dort erſt zum Kaufmann gehen und um den Preis des Tuches ſtreiten, dann zum Schneider, der, nachdem er eine Viertelſtunde um euch herumgezappelt, um das Maß zu nehmen, euch vierzehn Tage auf den Rock warten läßt, und geht es auf Pfingſten, vier Wochen. Ihr bedenkt dieſe Weitläufigkeit und unterlaßt den Kauf. Ein theures Buch zieht euch an, glücklicherweiſe iſt es nicht gebunden, und der Buchbinder ſagt, wenn es planirt werden ſolle, müßte er trockenes Wetter abwarten und er könne nicht beſtimmen, bis wann er mit der Arbeit fertig würde. Ihr kauft das Buch lieber nicht. In Paris aber ſind Kleider und Stiefel fertig und zu beſtimmten Preiſen, und die Bücher in allen Straßen gebunden zu haben. Alles iſt gekocht, gebraten, vorgeſchnitten, ſogar die Nüſſe werden geſchält verkauft. Es hilft euch nichts, daß ihr die größere Hälfte des Tages im Zimmer bleibt, es wird euch Alles in's Haus gebracht, bis auf das warme Bad und die Wanne dazu. Jetzt geht ihr aus, einen weit abwohnenden Bekannten zu beſuchen. Den erſten Platz, wo Miethwagen ſtehen, ſeid ihr glücklich vorbeigekommen, auch den zweiten, aber die dritte Gelegenheit findet euch müde zu gehen und zu entſagen, ihr ſetzt euch ein und bedauert nur, es nicht früher gethan zu haben, denn der Preis für eine lange und kurze Fahrt iſt der nämliche. Beim Einſteigen iſt euch unaufgefordert ein dienſtwilliger Menſch behülflich; ihr müßt ihn bezahlen. Beim Ausſteigen öffnet euch ein anderer höflicher Menſch den Kutſchenſchlag, und den müßt ihr wieder bezahlen. Ihr ſeid in die Nähe der großen Oper gekommen: die Plätze ſind theuer, ihr verſagt euch dieſes Vergnügen, ſpaziert die Boulevards auf und ab, und ſtellt philoſophiſche Betrachtungen an, die Nichts koſten. Jetzt hält euch einer jener tauſend Betriebſamen ein Theaterbillet für die Hälfte des Preiſes unter die Augen. Den letzten Akt der Oper und das Ballet könnt ihr ſehen; ihr kauft es. Ihr kommt etwas weit hinten zu ſitzen und bedauert, eine neue ſchöne Tänzerin nicht näher betrachten zu können. In dem Zwiſchenakte werden Ferngläſer zum Verkaufe angeboten; gut, daß man fünfzehn Franken fordert, für weniger hättet ihr vielleicht eins gekauft. Aber da kommt ein Anderer, der Gläſer auf den Abend vermiethet; dieſer Ausgabe entgeht ihr nicht. Jetzt iſt das Schauſpiel geendigt, ihr geht nach Hauſe, euer Weg führt am Café de Paris vorüber. Die Erfriſchungen ſind theuer, aber ihr wollt die Abendzeitung leſen. Ihr ſeid begierig zu wiſſen, wie Bertons Urtheil ausgefallen; ihr tretet hinein, Mitternacht iſt da, und ihr ſeid glücklich, wenn das eure letzte Ausgabe war und ihr an dieſem Tage nichts als Geld verſchwendet.

Sparſam zu leben fällt hier Menſchen von jeder Gemüthsart darum ſo ſchwer, weil Seele und Leib zu gleicher Zeit verführt werden. Keine ſinnliche Luſt findet ſich ſo roh und niedrig, daß nicht ein Anhauch geiſtigen Lebens ſie veredelte, und kein geiſtiger Genuß iſt ſo rein abgezogen, daß nicht eine Beimiſchung körperlicher Reize ſeine Lockungen verſtärkte. Der ärgſte Lüſtling, der ſonſt nie daran gedacht, ſeinem Geiſte Nahrung anzubieten, wird hier ein Freund des Leſens, weil es Blumenwege ſind, die ihn zum Ernſte führen. Da iſt ein Werk tiefſinniger Unterſuchungen von Benjamin Conſtant, mit Bitterkeiten gegen die Machthaber überzuckert, wie ſie eines Jeden Gaumen ſchmeicheln! Da iſt ein neues Trauerſpiel, worin erſt geſtern Talma geſpielt! Da erſcheint ein Gedicht eines ſechszehnjährigen Mädchens, welches die Hingebung der barmherzigen Schweſtern während der Peſt von Barcelona beſingt! Da ein anderes Buch, worin man euch die Geheimniſſe der Carbonari verräth, deren es, wie die franzöſiſche Regierung neulich erklärte, ſechszigtauſend in Frankreich gibt, alle mit Dolchen bewaffnet, die in Deutſchland verfertigt werden! Und dann die zwanzig Blätter, die täglich erſcheinen und die nicht geleſen zu haben lächerlich iſt! . . . . Auf der anderen Seite werden Menſchen beſſerer Art mit geiſtiger Lockſpeiſe in den Schlingen der Sinne gefangen. So könntet ihr für weniges Geld euch recht gut ſatt eſſen, auch ſeid ihr genügſam; aber ihr kehrt dennoch bei den theuerſten Speiſewirthen ein, nicht um feinere Leckereien, aber um feinere Geſellſchaft zu finden. Man ergötzt ſich an dem Gemiſche aller europäiſchen Völker, Sitten und Sprachen. Dort die grämlichen Engländer, die ſo verdroſſen emſig die Kinnbacken bewegen, als würden ſie mit der Peitſche dazu genöthigt; hier die verlegenen Deutſchen, die das Herz nicht haben, ein lautes Wort zu ſprechen; hier die neuangekommenen Frauenzimmer, die mit Erſtaunen die Spiegel und das Silbergeſchirr betrachten; hier das drollige Lächeln der Kleinſtädter, die zum Erſtenmale Auſtern eſſen!

Es iſt angenehm, ſich in Paris Menſchenkenntniß einzuſammeln, aber es iſt koſtſpielig. Doch laſſe ſich darum Keiner von dieſer Reiſe abhalten. Wir Männer ſind ja darin ſo gut bedacht! Wo unſer Geld aufhört, beginnt unſere Philoſophie, und können wir in keinem Tilbury über die Straßen fliegen, gehen wir zu Fuße und ſind humoriſtiſch. Aber die Frauen — wer zum Herrſchen geboren, entbehrt ungeduldig! Wenn ihnen das Glück nicht auf's Freundlichſte lächelt, ſollen ſie die vaterländiſchen Freuden von Schwalbach und Kannſtadt genießen und ja nicht nach Paris kommen.

IV.

Das Gaſtmahl der Spieler.

Deutſche Handels- und ſonſtige Geſchäftsleute, die ſich weniger aus Büchern als aus Manuſcripten machen, glauben gewöhnlich, wir Stubengelehrten wären dumm in allen weltlichen ungedruckten Dingen; ſie halten uns für eine Art Nachtigallen, die nur im Stillen und Dunkeln munter ſind. Ich ſelbſt war lange dieſer Meinung und es war mir ein rechter Troſt, zu wiſſen, daß meine Gelehrſamkeit nicht übermäßig groß ſei. Ich bin aber von dieſer Anſicht zurückgekommen, beſonders ſeitdem ich in Paris lebe. Ich habe gefunden, daß wir General-Geographen mit Kompaß und Sternkunde leichter ſelbſt die Feldwege der großen Welt, als die Geſchäftsleute mit ihrer Specialkarte die Landſtraßen darin finden. Ausgerüſtet mit Hofbauer's empiriſcher Pſychologie und andern ſchönen philoſophiſchen Kenntniſſen, wußte ich, trotz meiner Jugend, mich in Paris vor jeder Prellerei zu ſchützen und verirrte mich nie auf den mäandriſchen Wegen der Liſt und Luſt. Mehrere deutſche Geſchäftsleute aber, die ich dort kennen gelernt, kamen ſchlimm weg und wurden in allen Artikeln, die ſie zu Hauſe nicht in ihrem Waarenladen führten, heillos betrogen. Ein Bremer Spediteur lobte mir ſeinen Lohnbedienten als die ehrlichſte Haut von der Welt. Ich kam, hörte, kannte ihn, und ſchloß aus transſcendentalen Gründen, daß der Kerl ein Spitzbube ſei. Er hatte als rüſtiger, junger Mann der Beſtürmung der Baſtille beigewohnt, war während der Revolution, die Kaiſerzeit eingerechnet, nach einander Kutſcher, Friſeur, Waſſerträger, Portier und Commiſſionär geweſen, nach der Reſtauration aber, wie viele Andere, Lohnbedienter geworden. Sechs und funfzig Jahre alt, war er noch voller Sentimentalität. Er ſagte, all ſein Streben ſei, ſo viel Geld zuſammen zu ſparen, in ſein friedliches Geburtsdörfchen, an den lieblichen Ufern der Loire, zurückkehren zu können, um dort, fern von dem verdorbenen Paris, ſeine Tage zu beſchließen. Er unterrichtete den Bremer von allen ihm noch unbekannten Wegen der Liederlichkeit, um ihn davor zu warnen. Er konnte ihm beſonders die

Spieler und Spielhäuſer nicht ſchwarz genug ſchildern und ſprach mit Wehmuth von den laſterhaften Mitteln, die angewendet würden, Fremde ins Verderben zu führen. Da wäre unter andern ein großes Spielhaus, wo jede Woche zweimal offene Tafel für Fremde gehalten würde, an der man königlich ſpeiſe. Der Bremer, der als reicher Mann wohl ſchon fürſtlich gegeſſen haben mochte, aber königlich noch nie, bezeigte große Luſt, einmal in dem Lockſpeiſehauſe zu eſſen. Der ehrliche Lohnbediente zuckte warnend die Achſeln, aber den folgenden Tag erhielt mein Freund eine höfliche Einladung von der Spiel-Direction für ſich und noch zwei andere Perſonen gültig. Er forderte mich auf, ihn zu begleiten. Um fünf Uhr Nachmittags gingen wir in das bezeichnete Hotel. Mit der Zuverſicht, die ſich ein tugendhafter Mann Spitzbuben gegenüber fühlt, trat ich in das palaſtähnliche Haus. Aber mein Gott, was iſt der Menſch für ein Narr, und wie ſchwach ſind ſeine Augen, daß er ſich von jeder erlogenen Majeſtät, ſelbſt der des ſchlechteſten Tombacks, blenden läßt! Es war im Spieltempel Alles ſo feierlich, ſo ernſt, abgemeſſen und anſtändig, daß das humoriſtiſche Behagen, mit dem ich gekommen war, ſchnell verſchwand, und ich einige Stunden lang in der größten Verlegenheit war. Ich glaubte am Hofe Philipp's II. zu ſein, und es bedurfte des Champagners und anderer edlen Weine, mein ſchwaches Herz wieder zu ſtärken.

Schon auf der Straße, vor dem Hotel, ward uns ſchlimm zu Muthe. Die glänzendſten Equipagen, Jäger hintenauf, kamen angefahren, und heraus ſtiegen nur Leute mit Ordensſternen und Bändern. Wir waren die einzigen Fußgänger, die ſich zeigten. Der Portier, als wir ſeiner Loge vorbeikamen, rief uns zu, wohin wir wollten? Wir antworteten, wir kamen, mit den Spielern zu eſſen! Der Portier lachte und ſagte, hier äße man nicht. Der Bremer zeigte ſeine Einladungskarte als Paß vor und wir durften weiter gehen. Wir traten in ein ebener Erde gelegenes Zimmer, wo ein Dutzend übermüthiger Lakaien ihr Weſen trieb. Der Bremer fragte: wo man äße? Erhielt zur Antwort: Hier nicht! — Wir gingen wieder hinaus, eine Treppe hinauf, wo wir den Speiſeſaal entdeckten. Der Bremer fragte die Bedienten, die noch mit Zubereitungen beſchäftigt waren: wann man äße. Die Schlingels gaben ihm keine Antwort. Wir ſtiegen wieder hinab, und gingen abermals in das Bedientenzimmer. Auf die Frage: was wir ſuchten? zeigte der Bremer zum Zweitenmale ſeine Einladungskarte vor, worauf man uns die Hüte abnahm und uns in die Geſellſchaftszimmer wies. Beim Eintreten bemerkte ich, daß mir mehrere

Herren ernſthaft auf die Füße ſahen, und ich gewahrte mit Schrecken, daß ich der Einzige war, der in Stiefeln erſchien. Ich ſetzte mich an einen Leſetiſch, um meine Füße zu verbergen und nur Kopf und Herz zu zeigen, und las einige Ultra-Blätter. Als ich wieder aufgeſtanden, kam ein großer, ſtattlicher Mann majeſtätiſcher Haltung, gleich Ludwigs XIV. ſeine, zu mir und fragte, wer ich wäre, und was ich wollte? Der Herr hatte das Kinn im Halstuche, was ein ſchlimmes Zeichen war; den Studioſen der Menſchenkenntniß muß ich die Lehre geben, daß man Leuten, die ihr Kinn im Halstuch tragen, zwar trauen ſoll, aber nicht viel. Ich überſah ſogleich das Mißliche meiner Lage, und hatte die Geiſtesgegenwart, mich anzuſtellen, als verſtünd' ich ihn nicht. Da ich ihm aber antworten mußte, beſchloß ich, eine Sprache mit ihm zu ſprechen, die er auch nicht verſtand. Aber welche? Das war die Frage. Zwar kennt in der Regel ein Franzoſe nur ſeine Mutterſprache; aber Spieler ſind Kosmopoliten und Polyglotten. Ich bereitete alſo in der Schnelle ein Zungenragout vom deutſchen Herr, dem italieniſchen Signore, und dem engliſchen Sir. Die Olla Potrida that ihre Wirkung. Es kam nämlich Alles darauf an, Zeit zu gewinnen, bis mein Bremer Freund, der ſich entfernt hatte, wieder herbei käme. Endlich erſchien dieſer, und ich gab pantomimiſch zu verſtehen, das ſei der Mann, der über mich die beſte Auskunft geben könnte. Der ſtattliche Herr (wie ich ſpäter erfuhr, ein Marquis, von der Spielgeſellſchaft angeſtellt, in dieſem Hauſe die Honneurs zu machen) fragte den Bremer, als ihm dieſer unter mehreren Kratzfüßen bemerkt, er habe mich mitgebracht, wer er ſei? Der Bremer nannte ſich. Der Marquis erwiederte, er habe nicht die Ehre, ihn zu kennen; da zeigte der Bremer zum Drittenmale ſeine Einladungskarte vor. Jetzt hieß uns der Marquis willkommen, und als er vernahm, wir wären Deutſche, bemerkte er, er ſei auch in Wien geweſen: die Franzoſen nämlich halten Wien für die Hauptſtadt Deutſchlands und wiſſen nichts von unſeren glücklichen kleinen Föderativ-Staaten.

Man ging zu Tiſche. Ich habe zwar ſchon mehrere deutſche Höfe ſpeiſen ſehen, aber nur aus der Vogelperſpektive, von der Gallerie herab. Es war das Erſtemal, daß ich an einer fürſtlichen Tafel thätigen Antheil genommen, als wirkliches Mitglied. Welche Pracht und Herrlichkeit! Zum Glück war ich an jenem Tage nicht ſentimental geſtimmt, ſonſt hätte ich keinen Biſſen eſſen können. Ich hätte mir vorgeſtellt, daß alle dieſe Speiſen in Blut und Thränen gekocht ſind, von den Selbſtmördern und Verzweiflungsvollen vergoſſen, welche täglich in den Pariſer Spielhäuſern ausgeplündert werden. Doch muß ich bemerken, daß es ſich ſämmtliche Gäſte ſehr ſchmecken ließen, welches ein erfreuliches Zeichen von noch übrig gebliebener Tugend war; denn vollendete Spieler und Gauner leben bekanntlich wie die Anachoreten und eſſen und trinken wenig. In der Mitte der eirunden Tafel ſaß der Marquis und Ceremonienmeiſter, über Alle hervorragend an Geſtalt und würdigem Betragen. Unaufhörlich, während der ganzen Mahlzeit, brachten ihm Adjutanten verſiegelte Depeſchen, in Duodez, klein Quart und groß Folio, deren Siegel von bedeutendem Umfange waren. Der Marquis erbrach ſie, las ſie, ohne eine Miene zu verziehen, und reichte ſie dann einem hinter ihm ſtehenden Lakaien. Es ging in ſeiner Nähe her wie in einem Hauptquartier. Ich fragte meine empiriſche Pſychologie, was dieſe häufige Correſpondenz zu bedeuten habe? Sie antwortete mir: es wären unſchuldige Liebesbriefe, welche die Polizei mit dem Marquis wechſele. Jene ſtünde nämlich mit der Spiel-Direktion in den freundſchaftlichſten Verhältniſſen, und beide theilten ſich wechſelſeitig ihre anthropologiſchen Erfahrungen mit. Uebrigens ging es bei Tiſche langweilig genug her, und ich vermochte mir die Zeit nur dadurch zu verkürzen, daß ich in meinem Sinne ſcherzhafte und zeitgemäße Geſpräche mit der Geſellſchaft pflog. So dachte ich, wie artig es wäre, wenn ich beim Deſert mich vom Stuhle erhübe und riefe: Meine Herren, wir ſind unter uns, laſſen Sie uns dieſes Glas auf das Wohl Napoleons II. leeren! — Oder wenn ich dem Marquis über die ganze Breite des Tiſches die Frage zuſchickte: ob er Schleiermachers Ueberſetzung des Plato kenne? — Oder wenn ich mit meinem Nachbar links über die Verderblichkeit der Hazardſpiele laut ſpräche, und meinen Nachbar rechts fragte: Franchement, Monsieur, que pensez-vous des fausses années de voyage de Guillaume Meister, par Monsieur Pustkuchen?

Nach dem Eſſen und eingenommenen Kaffee begann das Spiel. Mein Bremer Freund bemerkte mir, wir Beide zuſammen hätten wohl fünfzig Franken, im Wirthshaus-Preiſe berechnet, bei Tiſche verzehrt, und es wäre doch ſehr undelikat, wenn nicht Einer von uns ſpielen wollte. Ich erwiederte ihm, wenn er zart ſein wollte, hätte ich nichts dagegen; ich ſelbſt aber würde nicht ſpielen. Der Bremer ſpielte, und trieb die Delikateſſe ſo weit, daß er zwölfhundert Franken verlor. Ich wiederholte unterdeſſen einige Betrachtungen, die ich an Hazardſpieltiſchen ſchon oft angeſtellt. Erſtens die: daß die Ernſthaftigkeit, mit welcher die Bankhalter ihr nichtswürdiges Geſchäft treiben, ganz unerträglich ſei. Sie könnten immer etwas dabei ſcherzen; die giftigſten Schlangen hätten wenigſtens eine ſchöne Haut. Aber freilich iſt dieſe Ernſthaftigkeit eine der Todſünden der Menſchen; der ihnen eingeborne Hochmuthsteufel ſpricht ſich darin am deutlichſten aus. . Friedrich Schlegel mag thun und ſagen was er will, er wird nie das herrliche Wort vergeſſen machen, das er einſt ausgeſprochen: „Der Menſch iſt eine ernſthafte Beſtie.“ Ganz gewiß haben die alten römiſchen Senatoren, da die Gallier vor ihrer Stadt waren, kein wichtigeres Geſicht gemacht, als jeder Paß-Bureauiſt annimmt, wenn er uns ſignaliſirt. Am ärgerlichſten war mir dieſe Ernſthaftigkeit immer an Bankiers und andern Handelsleuten geweſen. Geld zählen und verdienen, und den Gewinn berechnen, iſt zwar ein ſehr heiteres Geſchäft, aber durchaus kein erhabenes, und es iſt gar nicht zu begreifen, warum jene Herren, wenn man auf ihr Comptoir kommt, eine ſo ehrfurchtgebietende Miene annehmen! — Die zweite Betrachtung, die ich an Hazard-Spieltiſchen anzuſtellen pflege, iſt folgende: Wenn man alle die Kraft und Leidenſchaft, die Seelenbewegungen und Anſtrengungen, die Aengſten und Hoffnungen, die Nachtwachen, Freuden und Schmerzen, die jährlich in Europa an Spieltiſchen vergeudet werden, wenn man dieſes Alles zuſammenſparte — würde es ausreichen, ein römiſches Volk und eine römiſche Geſchichte daraus zu bilden? Aber das iſt es eben! Weil jeder Menſch als Römer geboren wird, ſucht ihn die bürgerliche Geſellſchaft zu entrömern, und darum ſind Hazard- und Geſellſchaftsſpiele, Romane, italieniſche Opern und elegante Zeitungen, Caſino's, Theegeſellſchaften und Lotterien, Lehr- und Wanderjahre, Garniſons- und Wachtparadendienſte, Ceremonien und Aufwartungen, und die fünfzehn bis zwanzig anliegende Kleidungsſtücke, die man täglich mit heilſamem Zeitverluſt an- und auszuziehen hat — darum iſt dieſes Alles eingeführt, daß die überflüſſige Kraft unmerklich verdünſte! Noch glücklich, daß es dem Menſchen nicht mit der Natur gelingt, was ſie mit der Menſchheit zu Stande gebracht; ſie hätten das Weltmeer ſchon längſt in Springbrünnchen zertröpfelt, und Vulkane in chineſiſche Feuerwerke verpufft, daß Sturm und Lava ja kein Verderben drohe!

Wir gingen nach Hauſe; ich an Leib und Seele geſtärkt, der Bremer aber ſehr verſtimmt. Er erzählte ſeinem ehrlichen Lohnbedienten, wie ſchlimm es ihm ergangen. Bei dieſer Gelegenheit ſah ich abermals, was die Franzoſen für liebenswürdige Menſchen ſind. Ein pedantiſcher deutſcher Sittenprediger, der, wie der Lohnbediente es gethan, den

Bremer vor Spielern gewarnt, hätte dieſen, nachdem er ſeine Warnung nicht geachtet, und dadurch in Schaden gekommen, mit Vorwürfen überhäuft und geſagt: Es geſchieht Ihnen Recht, warum haben Sie mir nicht gefolgt! Unſer edler Lohnbediente aber betrug ſich ganz anders. Anfänglich, als der Bremer ſein Mißgeſchick erzählte, lächelte er und ſchwieg, und dividirte wahrſcheinlich im Stillen, wie viel er von der Spielergeſellſchaft an Courtage zu fordern habe. Dann aber ſagte er blos: Beruhigen Sie ſich, mein Herr, Sie werden ein andersmal glücklicher ſein! Um ihn völlig aufzuheitern, erzählte er ihm mehrere Spieler-Anekdoten. Unter andern: Oben erwähnter Marquis, ehemaliger Emigrant und reſtaurirter Lump, habe das Glück gehabt, eine reiche Heirath zu ſchließen. In einer Nacht, da er ſein ganzes Vermögen verſpielt, habe er zuletzt das Landgut ſeiner Gemahlin gegen einen Engländer geſetzt und es verloren. Der Engländer ſei gleich vom Spieltiſche weg nach Mitternacht auf das vier Stunden von Paris entfernte Gut gefahren, und habe früh Morgens als Hausherr heftig an der Thürſchelle gezogen. Die Hofhunde hätten gebellt, der Gärtner gefragt, was er ſo früh befehle? Der phlegmatiſche Engländer aber habe ſich um Bellen und Fragen nicht bekümmert, ſondern habe Alles mit Muße und Bequemlichkeit in Augenſchein genommen. Endlich ſei der Gärtner grob geworden, der Engländer habe ihn darauf bei der Bruſt gepackt und ihn mit den Worten: „Scher' er ſich zum Teufel, ich brauche ſeine Dienſte nicht mehr!“ zum Thore hinaus geworfen. Darüber ſei die Marquiſin aufgewacht, wäre im Nachtkleide ganz erſchrocken herabgekommen und habe den Engländer gefragt: was ihm gefällig wäre? Dieſer habe geantwortet: Nichts, er wolle in ſeinem Park ein wenig ſpazieren gehen, und habe der Marquiſin den Abtretungsſchein des Landgutes vorgezeigt. Die arme Frau wäre bald darauf vor Gram geſtorben. Die Pariſer Spielgeſellſchaft aber habe ſich gegen den Marquis, wie ſie es gegen ihre Schlachtopfer zuweilen zu thun pflege, ſehr großmüthig benommen, und ihn zum Honneurmachen in genanntem Hauſe angeſtellt, wofür er täglich hundert Franken Gehalt bekomme.

Dieſe artige Anekdote vermochte aber den verdrießlichen Bremer nicht aufzumuntern. Ich ſagte ihm: „Wären Sie ein gewöhnlicher Süddeutſcher, wie ich, hätten Sie freilich Ihr Geld nicht verloren; weil Sie aber als Norddeutſcher zartfühlend ſind, haben Sie geſpielt und ſind in Schaden gekommen. Ihr Verluſt entſpringt alſo aus einer edlen Quelle, und Sie ſollten ſich darum tröſten. Was liegt auch daran? Sie brauchen ja nur eine Kleinigkeit auf jedes Stück Callico zu ſchlagen, um ſich reichlich zu entſchädigen. Weil wir gerade von Callico's ſprechen, lieber Freund, folgen Sie meinem Rathe, Sie werden mir es einſt danken. Kaufen Sie ſo viele Callico's zuſammen, als in Mancheſter aufzutreiben ſind, und zahlen Sie, was man fordert. Ich ſage Ihnen, die Welt iſt rund; heute roth, morgen todt. Wir legen uns gut engliſch zu Bette und ſtehen continentalſyſtematiſch auf. Es iſt heute Johannistag; denken Sie an mich!" ... Das wirkte; der Bremer drückte mir freundſchaftlich die Hand, und wir wünſchten uns gute Nacht.

V.

Stern und Steuermann.

Schöne Namen für ein Luſtſpiel von Clauren, oder für eine Erzählung von Laun, und es iſt eine wahre Verſchwendung, daß ſie hier dazu dienen müſſen, einen verwachſenen diplomatiſchen Bericht zu zieren! Im Palais Royal, auf dem Boulevard des Italiens und an einigen andern Orten zieht jeden Abend der Schein zweier Laternen die Aufmerkſamkeit der Vorübergehenden an; denn ihr Licht fällt durch ausgeſchnittene Buchſtaben, die mit ölgetränktem, rothgefärbtem Papiere überzogen ſind. Die eine Laterne zeigt einen Stern (l'étoile), und darunter die Worte: Journal du Soir; die andere gibt zu leſen: le Pilote, Journal du Soir. Die Etoile iſt ein Ultra-, der Pilote ein liberales Blatt. Vier Wochen hindurch habe ich kaum einen

Abend verſäumt, mich in der Nähe der Laternen zu ſetzen und aufzupaſſen. Ich kann auf Ehre verſichern, daß gegen ein Exemplar der Etoile vierzig Exemplare des Pilote verkauft werden! Wenn man den Zeitungskrämern die Hand fordernd hinreicht, ohne ſich zu erklären, welches Blatt man verlangt, geben ſie Einem immer den Etoile. Ja mir, da ſie meine Ausländerei gemerkt, gaben ſie verſchiedenemale das Ultra-Blatt, ohngeachtet ich den Pilote gefordert. Beweis, daß ſie an erſterem mehr verdienen, weil man es ihnen wahrſcheinlich unentgeltlich gibt. Die andern Nutzanwendungen kann man ſich von ſelbſt machen — sapienti sat, ſagt der Lateiner . . . . Das geht die Leſerinnen nichts an.

VI.

Die Läden.

Alexander der Große gab ſich viele Mühe, die Welt zu erobern, nur damit die Athenienſer von ihm ſprächen. Das wäre eine ganze Welt zu viel, um die Pariſer einen Tag, um ſie ein Jahr lang von ſich reden zu machen, eine Welt zu wenig. Es dahin zu bringen, müßte man die eroberte Welt auch wieder verlieren. Sich in dieſer Rieſenſtadt hervorzuthun, ſich in dieſem Ocean als einzelne Welle bemerklich zu machen, erfordert große Uebung, die aber keinem Eingebornen mangelt. In Deutſchland iſt Charlatanerie die Krücke eines lahmen Verdienſtes; hier iſt ſie die nothwendige Einfaſſung, von der entblößt, auch der ächteſte Diamant keine Blicke anzieht. Man muß es den Pariſern zum Lobe nachſagen: ſie wiſſen jede ſchöne Gabe zu würdigen, die

Tugend ſogar, nur muß ſie lärmen; ſelbſt Beſcheidenheit findet ihren Beifall, wenn ſie zu reden verſteht, ohne die Lippen zu bewegen. Das Verdienſt, das hier zu Grunde geht, an dem geht nichts zu Grunde. Von allen den Kunſtgriffen, die von Jedem in ſeinem Kreiſe angewendet werden, ſeine Perſon und ſeinen Beſitz auf das Vortheilhafteſte geltend zu machen, könnte man ein großes Buch anfüllen. Ich will dieſesmal nur einige der ſinnlichen Mittel erwähnen, welche die Waarenhändler gebrauchen, die Kaufluſt zu erwecken, und die Kaufluſtigen anzuziehen. In denjenigen Theilen der Stadt, wo die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, die andern Sehenswürdigkeiten liegen, wo daher die meiſten Fremden wohnen und ſich umhertreiben, gibt es faſt kein Haus ohne Laden. Es kommt auf eine Minute, auf einen Schritt an, die Anziehungskräfte ſpielen zu laſſen; denn eine Minute ſpäter, einen Schritt weiter ſteht der Vorübergehende vor einem andern Laden, worin er auch die Waare findet, die er ſuchte. Die Augen werden Einem wie gewaltſam entführt, man muß hinausſehen und ſtehen bleiben, bis der Blick zurückkehrt. Der Name des Kaufmanns und ſeiner Waare ſteht zehnmal neben, unter einander auf den Thüren, über den Fenſtern auf Schildern geſchrieben, die Außenſeite des Gewölbes ſieht aus wie das Schreibbuch eines Schulknäbchens, das die wenigen Worte der Vorſchrift immerfort wiederholt. Die Zeuge werden nicht in Muſtern, ſondern in ganzen aufgerollten Stücken vor Thüre und Fenſter gehängt. Manchmal ſind ſie hoch am dritten Stocke befeſtigt, und reichen nach allerlei Verſchlingungen bis zum Pflaſter herab. Der Schuhmacher hat die Außenſeite ſeines ganzen Hauſes mit Schuhen aller Farben bemalt, welche bataillonsweiſe zuſammen ſtehen. Das Zeichen der Schloſſer iſt ein ſechs Fuß hoher vergoldeter Schlüſſel; die Rieſenpforten des Himmels brauchten keinen größern. An den Läden der Strumpfhändler ſind vier Ellen hohe, weiße Strümpfe gemalt, vor welchen man ſich im Dunkeln entſetzt, man glaubt, weiße Geſpenſter ſtrichen vorüber. So hat hier Jeder auch für die kleinſten Fiſche, die er fangen will, einen großen Haken. Auf eine edlere und anmuthigere Weiſe wird aber Fuß und Auge durch die Gemälde gefeſſelt, welche vor vielen Kaufläden ausgehängt ſind und gewöhnlich die Art des Verkehrs ſinnbildlich ausdrücken. Dieſe Gemälde ſind nicht ſelten wahre Kunſtwerke, und wenn ſie in der Gallerie des Louvre's hingen, würden Kenner, wenn auch nicht mit Bewunderung, doch mit Vergnügen vor ihnen ſtehen bleiben. Sie ſind zugleich treffende Sittenbilder aus dem Pariſer

Leben, und es iſt darum ſo lehrreich als unterhaltend, ſich mit ihnen zu beſchäftigen. Ich will einige, die mir aufgefallen ſind, beſchreiben. Den Laden eines Shawls-Händlers ziert ein Bild mit ſieben lebensgroßen Figuren; es führt die Ueberſchrift: au serment. Drei Männer überreichen dreien Frauen mehrere Shawls und machen dabei mit den Händen feierlich betheuernde Bewegungen. Sie ſchwören, daß dieſes ächte franzöſiſche Shawls wären, und mögen wohl hinzuſetzen, daß brave Franzoſen engliſche Waaren verabſcheuten, denn ein im Hintergrunde ſtehender Engländer wirft erboſte Blicke auf das merkantiliſch-patriotiſche Triumvirat herüber. Das iſt die offene Bedeutung des Bildes; es hatte aber früher noch eine verſteckte. Bis vor zwei Jahren nämlich waren die dargebotenen Shawls von weißer, rother und blauer Farbe, und die Kaufherren ſchwuren, daß dieſes die ächten, jedem Franzoſen theuern Farben wären; aber auf Gebot der hypochondriſchen Polizei, die jedes Lüftchen fürchtet, mußte eine der Farben ausgelöſcht werden. . . Unweit dem vorigen hängt am Hauſe eines Perrückenmachers ein Bild, das zwar ſchlecht gemalt iſt, aber eine drollige Vorſtellung enthält. Der Kronprinz Abſalon hängt mit den Haaren am Baume, und wird von einer feindlichen Lanze durchbohrt. Darunter die Verſe:

Contemplez d'Absalon le déplorable sort,
S'il eût porté perruque, il evitait la mort.

Ein anderes ſehr gut gemaltes Bild, ein Roſenmädchen vorſtellend, das knieend aus den Händen eines Ritters den Kranz empfängt, ſchmückt die Ladenthüre einer Putzmacherin. Das Mädchen ſieht ſo fromm und unſchuldig aus, daß junge Leute ohne Erfahrung, deren es aber in Paris keine gibt, daran irre würden, und vorübergingen, ihre Handſchuhe in einem andern Laden zu kaufen. . . Ein Vögelhändler zieht die Aufmerkſamkeit durch ein Gemälde an, welches die Arche Noah vorſtellt. Der ganze Prolog der Sündfluth iſt darauf gemalt. Die Arche liegt ganz gemächlich im Trocknen und wartet, bis die Fluth komme, ſie flott zu machen. Vater Noah ſpielt mit einem Affen und macht ein diplomatiſches Geſicht: er allein weiß, was vorgeht. In einer unabſehbaren Reihe kommen die vierfüßigen Thiere herbeigelaufen, ſich in die Arche zu retten. Sie gehen je zwei und zwei, aber ohne allen Geburtsrang, wie es in der Noth gewöhnlich iſt; der Löwe folgt dem Pferde, der Fuchs geht dem Eſel voraus, der Haaſe lauft dem Hunde nach. Es iſt ein herrliches Bild! Am anziehendſten wird aber Jeder, gleich mir, das Gemälde finden, das ein Profeſſor der deutſchen Sprache, und der ſeinem Namen nach ein geborner

Deutſcher iſt, vor ſeiner Wohnung im Palais Royal hängen hat. Ein Mann in den beſten Jahren und ohne Zweifel der Profeſſor ſelbſt, ſitzt mit einem Buche in der Hand in einem Lehnſeſſel, beſchäftigt, einem vor ihm ſtehenden Knaben ſeine Lection abzuhören. Etwas weiter zurück ſitzt ein wunderſchönes, junges Mädchen, und hinter ihm, über dem Stuhle gelehnt, ſteht ein rother Huſaren-Offizier, der nach aller mimiſchen Wahrſcheinlichkeit eine Liebes-Erklärung vorbringt. Das Mädchen zeigt mit dem Finger auf eine Stelle des Buchs, und der franzöſiſche Huſar, die Hand auf das Herz gelegt, ſcheint ihr nachzuſprechen: ick lie-be. Ich habe aus dieſem Bilde mit großem Vergnügen erſehen, daß deutſche Profeſſoren in Paris Welt bekommen. In unſerm Vaterlande wäre ein Sprachlehrer zu ſchüchtern, durch ein Aushänge-Schild bekannt zu machen, daß er Schule für den wechſelſeitigen Unterricht zwiſchen jungen Mädchen und rothen Huſaren-Offizieren halte.

Ich darf den neuen Bijouterie-Laden des Herrn Franchet in der Straße Vivienne nicht vergeſſen. Sechs Monate wurde an dieſem Laden gearbeitet, und die Glücklichen, welchen es gelang, einen Blick hinter die vorgehängten Tücher zu werfen, konnten nicht Wunder genug erzählen. Endlich vor drei

Wochen, am Geburtstage des Herzogs von Bordeaux, wurde die Bude geöffnet; Herr Franchet iſt nämlich der Juwelier der Herzogin von Berry. Dieſe Bude, ein kleines Zimmer von höchſtens zwanzig Fuß Länge, hat vierzigtauſend Franken gekoſtet, ſo prachtvoll iſt alles eingerichtet. Ueber dem Eingange nach der Straße zu ſind in zwei goldnen Kreiſen zwei ſorgfältig gemalte Wappen angebracht. Der eine Kreis umfaßt vereinigt das Wappen des franzöſiſchen und neapolitaniſchen Hauſes; der andere enthält ein etwas myſtiſches Wappen. Es ſind erſt die Kryſtalliſationspunkte zu künftigen Herrlichkeiten, Embryonen von Königreichen, Kronen in der Eierſchale — kurz, es ſteckt Etwas dahinter, und mag ſich alles auf den Herzog von Bordeaux beziehen. Hieſige bevollmächtigte Geſandten, die ihr Geſchäft verſtehen, werden gewiß nicht verſäumt haben, ihre Späher hinzuſchicken, um zu unterſuchen, ob nichts Erkleckliches heraus zu ziffern ſei.

VII.

Der Greve-Platz.

Ein aufgeſchlagenes Buch iſt Paris zu nennen, durch ſeine Straßen wandern heißt *leſen*. In dieſem lehrreichen und ergötzlichen Werke, mit naturtreuen Abbildungen ſo reichlich ausgeſtattet, blättre ich täglich einige Stunden lang. Es war zwei Uhr, da ich aus dem Hauſe trat. Unfehlbar um dieſe Zeit ſpielt der fleißige Tiſchler gegenüber ein Viertelſtündchen mit ſeinen Papageien; dann wird der Hobel von Neuem gerührt. Der deutſche Baron, mein Nachbar, war eben heimgekehrt und hüpfte, wie ein Spatz, aus ſeinem Tilbury. Ein leichtfüßiger Herr! Das Pferd, auf dem Wege zum Stalle, wird kaum fühlen, daß ſeine Laſt leichter geworden. Bald kam ich in die Straße Vivienne. Hier iſt das Paradies der weiblichen Welt, da findet ſich Alles, was die

Häßlichkeit braucht, ſich zu verbergen, und die Schönheit, ſich zu verrathen. Hüte, Blonden, Schleier, Geſchmeide von Gold und Edelſteinen, und Alles in ſo reichem und koſtbarem Vorrathe, daß ſelbſt eine Königin mit Bedenken wählen müßte. Vor einem Putzladen hielt eine glänzende Kutſche; der gemächlichen Dame öffnete ein Mohr den Schlag. Ich ſah mir das Wappen an — ein ganzes Stickmuſter von farbigen Feldern, nebſt Klauen- und Schnabelthieren aller Art. Fünf Minuten ſpäter warf ich den Blick durch die geöffnete Pforte des Tempels der Eitelkeit, und ſah für einen Hut einen Bankzettel hinlegen. Das waren, wenn nicht tauſend, wenigſtens fünfhundert Franken. Darauf wurden zwei Goldſtücke herausgegeben. Der Hut war ſchöner, als ihn eine männliche Feder beſchreiben kann: ein Paradiesvogel mit ſeinem ganzen Gefieder umſchimmerte den Kopf. Habe ſo etwas in meinem Leben noch nicht geſehen! Doch vielleicht hätte die edle Frau Rang und Reichthum gern für das hübſche Geſicht hingegeben, das neben mir lechzende Augen nach Hut und Bankzettel ſchickte. Ich ging weiter, ein kleiner Menſchenkreis zog mich an, ich drängte mich durch. Zwei Lumpenſammler waren in heftigen Wortwechſel gerathen. Ihr kümmerliches Gewerbe folgt dem des Bettlers. Der eine hatte einen handbreiten wollenen Lappen im Kuhmiſt ausgeſtöbert, der andere als gleichzeitiger Entdecker machte Anſprüche darauf, hob drohend ſeinen Stock mit eiſernen Haken in die Höhe und ſprach mit wüthenden Geberden: veux tu lâcher cela? Unweit davon zeichnete ein Mann ſtehenden Fußes Etwas in ſeine Schreibtafel ein, ſo ernſt, ſo andächtig dabei, als hätte ihm der liebe Gott ſeine zehn Gebote in die Feder geſagt. Ein ſchnarrendes Gare! weckte ihn aus ſeinen frommen Träumen. Er mochte wohl ein Wechſelmäkler ſein, denn er war von der Seite der Börſe hergekommen. Jetzt ging ich den Perron hinab in das Palais Royal. Dieſes Luſtlager iſt wohl Jedem bekannt. Alles findet ſich hier, ſelbſt menſchliches Elend — nur nicht deſſen Schein. Die Armuth iſt vergoldet, der Hunger ſcherzt, das Laſter lächelt.

So war ich zwei Stunden lang umhergewandert und hatte auf allen Straßen das regſte Leben gefunden. Es hüpfte, ſang und lachte zwar nicht immer dieſes Leben, es ſchlich, ſtöhnte und weinte wohl auch — doch es lebte. Und in dieſer nämlichen Stunde, in dieſer nämlichen Stadt, athmeten vier Jünglinge ohne zu leben, denn, wenn nicht Verzweiflung, war Verklärung über ſie gekommen, ſchon waren ſie keine Menſchen mehr. Die Soldaten, welche wegen Theilnahme an der Verſchwörung von

Rochelle zum Tode verurtheilt worden, ſollten um vier Uhr auf dem Greve-Platz hingerichtet werden. Das hatte ich erſt auf der Straße erfahren. Vielleicht eine halbe Million Menſchen erfuhr dieſe Hinrichtung erſt aus der Abendzeitung. So iſt Paris! Es war ſchon vier Uhr. Ich warf mich in ein Cabriolet, noch den fürchterlichen Schauplatz zu erreichen. Den Palaſt der Tuilerien vorüber, den Tell's Enkel bewachen; das Louvre vorbei, aus deſſen Fenſter Carl IX. in der Bartholomäus-Nacht auf die Herzen ſeiner Unterthanen gezielt; am Pont-Neuf vorüber, worauf das Standbild des guten Heinrichs, deſſen fromme Augen der Richtſtätte gerade zugewendet ſind; bis auf den Chatelet-Platz — weiter konnte ich nicht dringen, die Wachen hielten den Weg geſperrt. Eine Brücke, pont-au-change genannt, geht auf dieſen Platz aus. Ueber dieſe Brücke, jenſeits der Seine her, wo das Gefängniß iſt, mußten die Verurtheilten geführt werden, um zum Greve-Platz, der am dieſſeitigen Ufer liegt, zu gelangen. Ein großes, mit einem Balkon verſehenes Speiſehaus gab den beſten Standpunkt, den traurigen Zug, der kommen ſollte, zu überſehen. Dieſes Gebäude ſteht auf der Stelle, wo le grand châtelet war, eine Burg, die Julius Cäſar erbaute, und deren Grundmauern im Jahre 1802 niedergeriſſen worden. Ich ſtieg in den großen, herrlichen Saal, wo viele Menſchen guter Dinge waren. Ich ſah mitleidige Weiber mit bleichen Wangen und ſchwer gehobener Bruſt; aber ſie aßen und tranken doch. Der Dichter, welcher ſang: „Süß iſt's, vom ſichern Hafen aus Schiffbrüchige zu ſehen“ — der kannte das menſchliche Herz! Keiner wagte die Empfindungen, die er hatte, laut werden zu laſſen, nur die Spione ſprachen Empfindungen aus, die ſie nicht hatten. Für dieſe Würmer war heute gutes Wetter, denn die Fäulniß iſt ihre Wiege. Höher als ſonſt ſpitzten die Horcher ihre Ohren, denn in dieſem Saale konnten Wein und Mitleid auch ängſtlich verſchloſſene Lippen öffnen. Einer kam, auch mir den Puls zu betaſten. Einen Blick zum Fenſter hinaus auf die Volksmenge und die bewaffnete Macht werfend, ſprach er mit ſpöttiſcher Miene vor ſich hin: „il leur faut quatre mille hommes pour quatre!“ Ich ſchwieg. „Ces jeunes hommes ont bien merité un petit châtiment, ils ont voulu renverser le gouvernement, mais . . .“ Ich ſchwieg. »Paris dort!« ſagte der ſentimentale Spion. Ich ſchwieg, aber ich dachte: Paris ſchläft nicht, es wacht, kennt die Furcht, bedenkt, zaudert und läßt geſchehen. Denn ſchliefe dieſer tauſendarmige Rieſe, und reckte ſeine Glieder und wendete ſich um, wie man es im Schlafe bewußtlos thut, dann würden an dieſer gedankenloſen Bewegung die Bajonette dort zerknicken und vier Mütter weinten nicht um ihre Söhne.

Jetzt wälzte ſich ein breites Gemurmel vom jenſeitigen Ufer herüber. Wir ſprangen von unſern Tiſchen auf und eilten auf den Balkon. Der Zug kam näher, die Verurtheilten, in bürgerlicher Kleidung mit entblöſtem Haupte, ſaßen rückwärts, je zwei auf einem Karren. Jeder hatte einen Geiſtlichen zur Seite. Die Jünglinge ſchenkten ihnen aber keine Aufmerkſamkeit, ſondern wendeten ihr Geſicht der andern Seite, der verſammelten Menge, zu, dieſe immerfort freundlich grüßend. Sie ſchienen ruhig, ja heiter. Sie zogen vorüber. Noch eine halbe Stunde vor ihrer Hinrichtung war der Prokurator des Königs im Gefängniſſe bei ihnen. Das Geſtändniß der Wahrheit hätte die Hoffnungsloſen vielleicht, eine willkommene Lüge ſicher gerettet. Sie ſchwiegen und ſtarben. Bald kehrten die Karren mit vier Leichnamen zurück. Die bewaffnete Macht ging auseinander. Die klugen Stellungen, welche dieſe genommen, das Volk im Zaum zu halten, hatte ich mit Bewunderung angeſehen. Schaudernd verehrte ich die Macht des menſchlichen Geiſtes, die Werke ſeiner Waſſerbaukunſt, wie er das Meer bändigt und der kleinen Kraft die Herrſchaft über die größere ſichert. Da, zum erſtenmal in meinem Leben, fiel mir bei: Regierungen ſind wohl von Gott eingeſetzt — wie hielten ſich ſonſt manche!

Die Straße war frei geworden, ich ging nach dem Greve-Platz. Dort war man beſchäftigt, das Schaffot auseinander zu legen. Eimer mit Waſſer wurden über den blutgetränkten Boden ausgeſchüttet. Ich dachte an der Lady Macbeth Hand. Ich fragte Den und Jenen, wie die Jünglinge geſtorben. Sie waren feſten Schrittes die rothe Treppe hinaufgeſtiegen. Vive la liberté! waren ihre letzten Worte.

Die Nacht war angebrochen. Die Uhr des Stadthauſes wurde beleuchtet. Eine nachahmungswürdige Einrichtung! Der Greve-Platz iſt auf drei Seiten von Gebäuden umgeben. Die vierte Seite iſt offen und der Seine zugewendet. Das Hôtel de ville und alle Häuſer auf dem Platze ſind von alterthümlicher Bauart, wie auch in deutſchen Städten Märkte und Rathhäuſer beſchaffen ſind. Auf dem Greve-Platz findet ſich viel nachzuſinnen; was iſt hier nicht Alles geſchehen! Ich dachte: wenn Frankreich keine Humoriſten hat, ſie wohnen hier; wenn es keine Schelme hätte, ſie wären hier gewiß zu finden; wenn es die Empfindſamkeit nicht kennt, hier ſucht man ſie nicht vergebens. Denn Allen, die ſeit drei und dreißig Jahren auf dem Greve-Platz wohnen —

welche andere Wahl könnte ihnen bleiben, als über die Herren der Schöpfung zu lachen, Schelme zu werden, oder vor Wehmuth zu zerfließen? Ich hatte einen großen Gedanken: die Hauptſache iſt, daß man beim Leben bleibt! Die erſte Hinrichtung, die auf dieſem Platze geſchah, wurde im Jahre 1310 an Margarethe Porette, einer Ketzerin, vollzogen. Dieſe Unglückliche freilich hätte auch bei der größten Gunſt der Parzen ihr Leben nicht bis auf unſere Tage erſtrecken können. Aber die ſieben und dreißig Bürger, die bei einem Aufſtande am 24. Auguſt 1787, da das Volk noch nicht Herr war, von einer einzigen Gewehrladung der bewaffneten Macht ſielen? Aber alle die Schlachtopfer der Revolution, die hier gemordet wurden? Aber Arena und ſeine vier Genoſſen, und der Chef der Chouanen, Cadoudal, die, beſchuldigt, dem erſten Konſul Bonaparte nach dem Leben getrachtet zu haben, hier hingerichtet worden? Wie geehrt lebten ſie jetzt! .. Und was iſt in dieſem Rathhauſe nicht Alles geſchehen! Ein Tollhaus iſt es zu nennen. Am 2. November 1793 beſchloß die Stadtgemeinde, daß ferner den Zuckerbackern für ihre Näſchereien kein Zucker verabfolgt werden dürfe. Am 29. Pluvioſe des nämlichen Jahres: daß alle Perſonen für verdächtig zu erklären ſeien, die bei den Speiſewirthen nur die Kruſte vom Brode eſſen und die Krume liegen laſſen! Ein Mitglied des Gemeinderaths bringt einige Wochen ſpäter eine Anklage gegen Diejenigen vor, welche die Haare der Guillotinirten kauften, beſonders gegen die alten Weiber, die ſich Perrücken daraus machen ließen! Am nämlichen Tage ſendete die Polizei die Liſte der gefangenen Perſonen ein. Deren Zahl belief ſich auf 7090, beiderlei Geſchlechts. Am 21. Floreal des nämlichen Jahres befiehlt die Gemeinde, die mitgetheilte Nachricht, daß man 1684 Staatsverbrecher guillotinirt oder erſchoſſen habe, wäre im Protokolle mit Ehren zu erwähnen! Fünf Tage ſpäter wurde beſchloſſen, daß das franzöſiſche Volk ein höchſtes Weſen anerkenne. Im Jahre 1804 gab die gute Stadt Paris in ihrem Rathhauſe dem Kaiſer Napoleon zur Feier ſeiner Krönung ein prächtiges Feſt. Am 29. Auguſt 1814 gab genannte gute Stadt auch Ludwig XVIII. ein Feſt, ſeine Rückkehr zu feiern. Lobenswerthe Unparteilichkeit!

So iſt Paris, ſo iſt der Menſch, ſo iſt die Welt!

VIII.

Talma.

Es war das erſtemal, daß ich ihn ſah. Er trat auf, und nach einer Viertelſtunde ſeines Spieles war ich erſtaunt, nicht erſtaunt zu ſein. Vielleicht beherrſchte mich jene Sinnestäuſchung, die wir auf Schiffen erfahren, welche uns vorſpiegelt, wir ſtünden ſtille und die Ufer gingen. Fortgezogen auf dem Strome der Empfindung, glaubte ich nicht bewegt zu ſein. Ich hatte keinen Maaßſtab für Talma's Größe, denn er ſtand zu entfernt von allen Schauſpielern, die ich je geſehen, um ihn abzumeſſen. Die Andern überrumpeln unſer Herz und benutzen die Verwirrung, die ſie angeſtiftet, uns diebiſch zu rühren; Talma kömmt uns keinen Schritt entgegen, er klopft nicht an unſre Bruſt, er öffnet die ſeine und läßt uns eintreten. So lange er ſpielte, glaubte ich den

Ernſt auf der Bühne und die Mummerei unter den Zuſchauern zu ſehen. Er ſtellte den Regulus dar in dem Stücke gleiches Namens von dem jungen Arnault, und beſſer als die Geſchichtſchreiber lehrte er uns die Seele jener großen Römer kennen, die ſo ungleich waren den Helden unſerer Zeit, weil ſie keiner kleinen Welt bedurften, um groß, und nicht geſiegt zu haben brauchten, um als Sieger zu erſcheinen. Wem die Natur vergönnt hat, einen Blick zu werfen in das große Herz eines alten Römers, der weiß auch abweſend, wie Talma den Regulus geſpielt hat; wem jenes die Natur verſagt, der hätte auch anweſend Talma's Spiel nicht verſtanden. Darum wäre es überflüſſig oder fruchtlos, beſchreibend davon zu ſprechen. Aber von den Zuſchauern will ich reden — wenn es ſolche gab. Denn nur wir Fremden waren ſo zu nennen, die Franzoſen alle ſpielten mit und bildeten den Chor, ganz im Geiſte der alten griechiſchen Tragödie, wenn auch in einer andern Geſtalt. Unter Deutſchen, die hundert Geſchichten und keine Geſchichte haben, möchte ich kein dramatiſcher Dichter ſein; es iſt ſchwer, dem kühlen Urtheile zu gefallen. Doch während der Fremde in einem Bildniſſe nur den Maler ſucht, findet der liebende Jüngling die wahren Züge ſeiner Braut in ihm und vergißt die Kunſt. Den Franzoſen iſt der dramatiſche Dichter ein Zeiger ihrer Geſchichte. Gleichviel ob er von Gold oder von Eiſen iſt; er rückt von Erinnerung zu Erinnerung, und läßt er nur zur rechten Minute die Herzen ſchlagen, iſt er des Beifalls gewiß. Die armen Bühnencenſoren hier ſind ſehr zu beklagen. Sie löſchen in jedem neuen Stücke des Bedenklichen genug aus, da ſie aber das Gedächtniß der Zuſchauer nicht auslöſchen können, bleibt Alles bedenklich, was ihre Feder übrig gelaſſen. Die Begeiſterung, mit welcher jeder Vers beklatſcht wurde, der auf alte Großthaten, alte Helden, auf neue Unfälle und neue Hoffnungen anſpielte, vermag ich unmöglich zu beſchreiben. Man kann ſich des Mitleids nicht enthalten, wenn man ſieht, wie heißhungrig dieſe Menſchen an den Knochen ihres Ruhmes nagen. Ich aber, als das Schauſpiel beendigt war, wiederholte in meinem Sinne die Worte, die der Carthaginienſer Hamilkar geſprochen, als er in Rom Regulus, Senat und Volk erkannt:

De vertus, de fureurs, quel étrange assemblage,
Tout m'annonce aujourd'hui la chute — — de Carthage.

ſagen Hamilkar und Reim.

IX.

Le Roi des Aulnes.

Elégie.

Sollte der Setzer ein paar Buchſtaben in der Ueberſchrift glücklicher Weiſe vergeſſen haben, ſo wird der Herr Corrector dieſe Charade der klugen Nemeſis verſtehen und den Druckfehler gewiß nicht verbeſſern wollen .... „Das iſt eine kleinliche und heimtückiſche Kritik!" — denkt vielleicht der edelmüthige Leſer. Freilich iſt ſie das; aber in Geiſteskämpfen auch iſt die Art der Guerillas die wirkſamſte, wenn ſich ein Volk gegen ungerechte Angriffe zu vertheidigen hat. Deutſche, die ihr Vaterland mit Verſtand lieben, müſſen es wiſſen, daß weniger die Leipziger Schlacht als der Leipziger Meß-Katalog uns über die Franzoſen erhebt. Es iſt wahr: ſo ganz ſchlechte und ſo viele ſchlechte Bücher, wie in Deutſchland, werden in Frankreich nicht geſchrieben. Es iſt noch wahrer, daß die Franzoſen weit mehr große und viel größere Schriftſteller als die Deutſchen haben. Beneiden wir ſie aber nicht um ihre Vorzüge, ſie ſind zu theuer bezahlt. Wir Deutſche leben in einer literariſchen Republik: wir ſind geiſtesfreie Menſchen; bei uns darf Jeder ſchreiben, und ſo ſchreibt nun auch Jeder, wie ihm die Natur die Feder geſchnitten hat. Das iſt freilich Mißbrauch der Freiheit; aber wo Freiheit mißbraucht werden darf, da iſt auch ihr Gebrauch verſtattet. Die Franzoſen aber ſiechen in einer literariſchen Ariſtokratie; ſie ſind geiſteigene Menſchen; ſie kriechen vor allen Regeln, und als literariſche Höflinge denken, wollen und thun ſie nichts Anderes, als was die gnädigen großen Herren ihrer Literatur gedacht, gewollt und gethan. Die Deutſchen ſind Proteſtanten, die Franzoſen ſind Katholiken in Literatur und Kunſt. Da nun bürgerliche Freiheit mit einer alleinſeligmachenden Kunſt und Wiſſenſchaft nicht zu vereinen iſt, ſo muß die politiſche Revolution der Franzoſen auch eine literariſche zur Folge haben, und dieſe Veränderung fängt ſchon an ſich zu zeigen. Die literariſche franzöſiſche Welt theilt ſich in zwei Parteien, deren eine mit Wort und That für die klaſſiſche, deren andere für die romantiſche Literatur ſtreitet. Klaſſiſch nennen ſie die altherkömmliche, legitime, vertragsmäßige Literatur; romantiſch nennen ſie jeden Schriftſteller, der ſeinen eigenen Weg geht, ſich um Geſetz und Herkommen nicht viel bekümmert und zuweilen ein Wort anders gebraucht und lauter ausſpricht, als es im literariſchen Oeil-de-boeuf üblich war. Aber ſowohl die Anhänger als die Gegner der romantiſchen Literatur wiſſen eigentlich gar nicht, worin die Natur des Romantiſchen beſteht. Wie die Griechen alle Ausländer Barbaren nannten, ſo nennen die Franzoſen alle Literatur, die nicht franzöſiſch iſt, romantiſch, und da ſie Nichts, was nicht franzöſiſch iſt, verſtehen, ſo iſt ihnen Alles, was ſie nicht verſtehen, romantiſch. Es fehlt den Herzen und Köpfen der Franzoſen gewiß nicht an Geräumigkeit, aber ſie haben kein Hofthor, ſie haben nur eine Hausthüre, durch welche nichts Großes eintreten kann; was daher die Mannshöhe überragt, iſt ihnen romantiſch. Da ſie die Wolken für den Himmel anſehen, verſchmähen ſie oft den Himmel als Wolkendunſt; und weil ſie in jedem Brunnen mit Schaudern eine unendliche Tiefe erblicken, die zu den Antipoden führt, ſehen ſie jede Tiefe für einen Brunnen an, in den hinabzuſteigen höchſt lächerlich und gefährlich wäre und aus dem man ja viel bequemer, ſo oft man Durſt hat, einen Eimer heraufziehen kann. Ihr Herz ſchlägt nur bei der klaſſiſchen Witterung der Monate September und Mai behaglich; ſteht aber die Empfindung einige Grad zu weit von dem Gefrierpunkte ab, dann heizen ſie ein oder trinken Limonade und verwünſchen das romantiſche Wetter. Den Humor, dieſe wilde und launiſche Demokratie der Gedanken und Empfindungen — das in der Breite, was die Romantik in der Höhe und Tiefe iſt — kennen die Franzoſen ſo wenig, daß ſie ihren eigenen Rabelais nicht begreifen und ihn für einen Satyriker halten. Die Magnet-Nadel ihrer Empfindung geht haarſcharf nach Norden, und ſehen ſie ſie abweichen oder gar oſcilliren, erheben ſie ein Jammergeſchrei, als nahe der Untergang der Welt heran. Dieſe literariſche Ariſtokratie, da ſie, wie ſchon oben bemerkt, der Entwickelung der bürgerlichen Freiheit hinderlich iſt, mußte den Franzoſen endlich drückend werden, und manche ihrer jüngern Schriftſteller werfen die Feſſeln ab und ſuchen eine Freiſtätte im Lande der Romantik. Hierbei zeigt ſich aber auch wieder eine höchſt ſeltſame Erſcheinung. Die Ultras nämlich ſuchen die romantiſche Literatur aufzubringen und befördern hierdurch den Proteſtantismus der Wiſſenſchaft und Kunſt; die Liberalen hingegen ſuchen den alten blinden Glauben an die klaſſiſche Literatur in Achtung zu erhalten; denn beide politiſche Parteien kennen zwar ihr Ziel, aber nicht ihren Weg. Den Ultras gefällt die romantiſche Literatur, weil ſie glauben, die in romantiſchen Dichtungen zuweilen vorkommenden Nebel, Geſpenſter, Kreuze und Jammer wären das Weſentliche dabei und das Alles ſei dienlich, das Volk furchtſam, abergläubiſch, verliebt und dumm zu machen. Aus denſelben Gründen ſind die Liberalen der romantiſchen Literatur abgeneigt. Man erkennt hierin auch wieder, daß das Schickſal ein kluger Miniſter iſt und das Schaukelſyſtem ſo gut verſteht als Einer. Es weiß die Parteien in Frankreich auf Umwegen ſo zu leiten, daß jede Partei die Abſicht der feindlichen befördert, und dadurch die Ausſchweifung ihrer eigenen Leidenſchaftlichkeit wieder gut macht. Ein Deutſcher aber, der in Frankreich ſolches Treiben mit anſieht und wahrnimmt, wie ſo höchſt geiſtreiche Menſchen, als die Franzoſen, in ihrer Volksthümlichkeit ſo tief verſtrickt ſind, daß ſie nicht begreifen, was in Deutſchland jeder Schuljunge verſteht, — lernt endlich wählen und will lieber, wie deutſcher Geiſt, nackt und barfuß ſein, wenn auch zuweilen etwas frieren, als wie franzöſiſcher in engen Schuhen und Kleidern zuſammengedrückt ſein und glänzen. Freiheit iſt das Schönſte und Höchſte in Leben und Kunſt. Möge das deutſche Vaterland ſich dieſe Freiheit um jeden Preis bewahren! Möge es ſtolz auf die Ungerechtigkeit ſein, mit der es ſeinen Goethe zu behandeln beginnt; möge es ſich des Undanks rühmen, welcher den, der ihn erleidet, wie die, welche ihn begehen, auf gleiche Weiſe ehrt. Daß Freiheit in deutſcher Kunſt und Wiſſenſchaft ſich erhalte, mußte der literariſche Oſtracismus gegen Goethe endlich verhängt werden. Ihn tadeln, heißt ihn achten.

Das Kapitel von der franzöſiſchen Unromantik auszuführen, iſt eigentlich hier nicht der rechte Ort; es wird ſich bald eine ſchicklichere Gelegenheit dazu finden. Ich habe es nur für anſtändig gehalten, die Erlkönigliche Majeſtät mit einigem Gefolge zu umgeben. Nämlich le roi des Aulnes, auf deutſch der König der Erlen, ſoll ſo viel heißen als der Erlkönig, ob zwar zwiſchen einem König der Erlen und einem Erlkönig ein großer Unterſchied ſtattfindet. Und zwar ſoll es heißen: der Goetheſche Erlkönig. Den haben ſie in einer Pariſer periodiſchen Zeitſchrift neulich überſetzt und ſind dabei ſo ächt franzöſiſch verfahren, daß es den deutſchen Leſern gewiß Spaß machen wird, etwas Näheres davon zu erfahren. Der Ueberſetzer hat nämlich das Gedicht filtrirt, es von allen romantiſchen Schmutztheilchen befreit, ſo daß das reinſte klaſſiſche Waſſer übrig geblieben iſt. Uebrig geblieben iſt eigentlich der rechte Ausdruck nicht; denn trotz der Filtration hat ſich die Maſſe des Gedichtes vermehrt, ſo daß die Ueberſetzung noch einmal ſo groß als das Original iſt. Hören wir:

Qui passe donc si tard à travers la vallée?
C'est un vieux châtelain qui, sur un coursier noir,
Un enfant dans ses bras, suit la route isolée.
Il se plaint de la nuit qui voile son manoir;
Et l'enfant (ah! pourquoi troubler ces coeurs novices?)
Se rappelle en tremblant ces récits fabuleux
Qu'aux lueurs de la lampe, au vague effroi propices
Le soir, près des foyers, racontent les nourrices.

Il croit voir . . . . . il a vu, sous le bois nébuleux,
Un de ces vains esprits, de ces antiques gnômes,
Qui, railleurs et cruels, doux et flatteurs fantômes,
Se plaisent à troubler le songe des pasteurs:
Soit qu'ils poussent leur rire à de courts intervalles,
S'attachent aux longs crins des errantes cavalles,
Ou prêtent à la nuit des rayons imposteurs.

Voilant de tous ses pas les rians artifices
    Le monstre, au bord des précipices,
Marche, sans les courber, sur la cime des fleurs,
    Et de sa robe aux sept couleurs
    Il a deployé les caprices,
A l'enfant qu'il attire il ouvre un frais chemin.
Fait briller sa couronne et sourit; dans sa main
Flotte le blanc troëne et les nénuphars jaunes.
»Mon père, dit l'enfant, vois tu le roi des Aulnes?«

Jetzt folgt der eigentliche dramatiſche Theil des Gedichtes, wobei Goethe's Gediegenheit gehörig paraphraſirt und in ſchöner breiter Scheidemünze aufgezählt wird. Endlich liegt das Kind in den letzten Zügen und ſpricht:

»Mon père! . . . il m'a saisi, je souffre . . . ah! sauve-moi!«

Und nun der Hauptſpaß. Es heißt ferner und bis zum Ende wie folgt:

Le châtelain frissonne: et l'enfant, plein d'effroi,
Se serre sur son coeur et demeure immobile.

Mais le vieux châtelain, pressant son coursier noir,
(Et l'enfant dans ses bras,) regagne son manoir.
Voilà les hautes tours et la porte propice.
Le pont mouvant s'abaisse; il entre; et la nourrice
Apporte sur le seuil un vacillant flambeau.
Le père avec tendresse écarte son manteau.
»Soyez donc plus discrète, il m'a durant la route,
Isaure, entretenu des esprits qu'il redoute;
Il criait dans mes bras, mais maintenant il dort;
Reprenez votre enfant — Oh! dit-elle, il est mort!«

Das iſt ächt franzöſiſche angewandte Romantik, und Jupiter, der in einer Kotzebue'ſchen Poſſe ſich an ſeinen Blitzen die Tabacks-Pfeife anzündet, hat ſich nicht hausbackner gezeigt! . . . Am Schluſſe des

Gedichts ſteht die Bemerkung: „Ce beau poème élégiaque, très peu connu, est de Mr. H. Delatouche, un des hommes les plus spirituels, et un des poëtes les plus distingués de notre temps.“ Goethe mag ſich dafür bedanken, daß man ſeiner bei dieſer Gelegenheit nicht gedacht.

X.

Die Leſekabinette.

Im Jahre 1789 hatte Paris nur ein einziges Leſekabinet; jetzt gibt es kaum eine Straße von Bedeutung, in der man nicht wenigſtens eines fände. Gut, daß ſie in den freien Tagen dafür geſorgt, der Volksbildung Brunnen genug zu graben; denn bei dem Belagerungszuſtande, worin ſich dieſe jetzt befindet, wären ſie verloren, wenn es nur eine Quelle abzuleiten gäbe. Das Leſen überhaupt, beſonders das Leſen der politiſchen Zeitungen, hat in der Volksſitte tiefe Wurzeln geſchlagen und man müßte den franzöſiſchen Boden vom Grunde aufwühlen, wollte man die allgemeine Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten wieder ausrotten. Man muß es ihnen zum Ruhme nachſagen, daß es nicht blos eitle Neugierde iſt, die ſie zu den Zeitungen lockt; denn wenn es dieſes wäre, könnten ihnen die Blätter, die öfter Betrachtungen als Geſchichten enthalten, wenig Befriedigung geben. Alles lieſt, Jeder lieſt. Der Miethkutſcher auf ſeinem Bocke zieht ein Buch aus der Taſche, ſobald ſein Herr ausgeſtiegen iſt; die Obſthökerin läßt ſich von ihrer Nachbarin den Conſtitutionnel vorleſen, und der Portier lieſt alle Blätter, die im Hotel für die Fremden abgegeben werden. Der Abonnent mag ſich jeden Morgen die Arme müde klingeln, der Portier bringt ihm nicht eher ſein Blatt, als bis er es ſelbſt geleſen. Für einen Sittenmaler gibt es keinen reichern Anblick, als der Garten des Palais-Royal in den Vormittagsſtunden. Tauſend Menſchen halten Zeitungen in der Hand und zeigen ſich in den mannigfaltigſten Stellungen und Bewegungen. Der Eine ſitzt, der Andere ſteht, der Dritte geht, bald langſamern, bald ſchnellern Schrittes. Jetzt zieht eine Nachricht ſeine Aufmerkſamkeit ſtärker an, er vergißt den zweiten Fuß hinzuſtellen, und ſteht einige Sekunden lang wie ein Säulenheiliger, auf einem Beine. Andere ſtehen an Bäume gelehnt, Andere an den Geländern, welche die Blumenbeete einſchließen, Andere an den Pfeilern der Arkaden. Der Metzgerknecht wiſcht ſich die blutigen Hände ab, die Zeitung nicht zu röthen, und der ambulirende Paſtetenbäcker läßt ſeine Kuchen kalt werden über dem Leſen. Wenn einſt Paris auf gleiche Weiſe unterginge, wie Herkulanum und Pompeji untergegangen, und man deckte den Palais Royal und die Menſchen darin auf, und fände ſie in derſelben Stellung, worin ſie der Tod überraſcht — die Papierblätter in den Händen wären zerſtäubt — würden die Alterthumsforſcher ſich die Köpfe zerbrechen, was alle dieſe Menſchen eigentlich gemacht hatten, als die Lava über ſie kam. Kein Markt, kein Theater war da, das zeigt die Oertlichkeit. Kein ſonſtiges Schauſpiel hatte die Aufmerkſamkeit angezogen, denn die Köpfe ſind nach verſchiedenen Seiten gerichtet, und der Blick war zur Erde geſenkt. Was haben ſie denn gethan? wird man fragen, und keiner wird darauf antworten: ſie haben Zeitungen geleſen.

In den Leſekabinetten abonnirt man ſich monatlich, oder man bezahlt für jeden Beſuch oder auch für jede einzelne Zeitung. Man findet dort alle Pariſer, und in den beſſern auch alle ausländiſchen Blätter. In dem Kabinette, welches der Buchhändler Galignani hält, das meiſtens von Engländern beſucht wird, finden ſich nicht blos alle engliſchen, ſchottiſchen und irländiſchen Zeitungen, ſondern auch die aus den oſt- und weſtindiſchen Kolonien. Der lange Tiſch, worauf die engliſchen Zeitungen liegen, gleicht mit ſeinen Rieſenblättern einer aufgehobenen Speiſetafel, die mit hingeworfenen Servietten in Unordnung bedeckt iſt. An Größe übertreffen die engliſchen Zeitungen alle übrigen europäiſchen; nach ihnen kommen die ſpaniſchen, dann die franzöſiſchen, auf dieſe folgen die deutſchen, und die italieniſchen kommen zuletzt. Ich wollte ſchon den Satz aufſtellen, daß man an dem Format der politiſchen Blätter den Umfang der bürgerlichen Freiheit jedes Landes abmeſſen könne, als mich die Frankfurter Ober-Poſtamts-Zeitung, die in Folio erſcheint, von dieſer falſchen Theorie noch zeitig abhielt. In mehreren Leſe-Kabinetten fehlt es auch nicht an deutſchen Blättern; man nimmt aber Einiges daran wahr, was einen Deutſchen nicht wenig ſchmerzt. Die Allgemeine Zeitung etwa ausgenommen, werden keine deutſche Blätter in den Leſekabinetten eigens gehalten, ſondern ſie werden von den Pariſer Zeitungs-Redactoren, nachdem ſie ihren Gebrauch davon gemacht, den folgenden Tag dahin abgegeben. Alle andern ausländiſchen Zeitungen werden den franzöſiſchen gleich geachtet, jeden Morgen gefalzt, angenäht und gehörig aufgelegt. Die deutſchen aber werden als verſchmähte Aſchenbrödels behandelt und in einen dunkeln Winkel oder packweiſe in eine Mappe geſteckt. Dieſe ſo gutmüthigen, ſtillen und beſcheidenen Zeitungen, die ihr letztes Stückchen Brod Jedem hingeben, der es fordert und lieber verhungern, als verſagen — wird der Himmel gewiß noch einſt für ihre Demuth belohnen! Zieht man nun das deutſche Zeitungspack aus der Mappe hervor, ſo finden ſich die Blätter zerriſſen, zerknittert, die Nummern liegen nicht in Ordnung, viele fehlen, und die Zeitungen der verſchiedenen Staaten und Städte ſind neben und in einander in der größten Verwirrung gelegt. In der preußiſchen Staatszeitung findet man überraſcht eine Beilage der Wiener Hofzeitung, in der Allgemeinen Zeitung ſteckt ein Kunſtblatt, der Nürnberger Correſpondent ſchließt eine Bauernzeitung ein, der öſterreichiſche Beobachter hält die Neckarzeitung liebend umſchlungen, und will man ein verlornes Stück des literariſchen Wochenblattes leſen, muß man ein Morgenblatt herumdrehen, worin jenes, Kopf unten, ſteckt. Das Journal de Francfort iſt in ſeiner wahren und natürlichen Geſtalt ſelten zu ſehen. Es iſt gewöhnlich ausgezackt wie ein Friſirkamm, weil die Pariſer Zeitungs-Redaktoren, aus deren Büreau es kommt, die deutſchen Nachrichten abgeſchnitten in die Druckerei ſchicken, und ſich dadurch die Mühe des Ueberſetzens erſparen.

Es herrſcht in dieſen Leſekabinetten die feierlichſte Stille. Nicht das leiſeſte Wörtchen vernimmt man, ob zwar dort nicht, wie in muſterhaften deutſchen Leſegeſellſchaften, der Paragraph der Statuten, der das Sprechen verbietet, an die Wand genagelt iſt, noch eine Schelle auf dem Tiſche ſteht, die Störenden zu mahnen. Wenn Franzoſen ſchweigen, ſo iſt dieſes ein unwiderleglicher Beweis, daß ihre Aufmerkſamkeit eifrig und ernſt beſchäftigt iſt; denn bei den andern Gelegenheiten, wie an Speiſetiſchen, machen vier Franzoſen einen größern Lärm, als der ganze weiße Schwan in Frankfurt am Main während der zweiten Meßwoche mit allen ſeinen Gäſten. Die Zeitungs-Kabinette ſind gewöhnlich mit Bibliotheken verbunden, die von den Beſuchenden mit wahrhaft jugendlichem Schulfleiße benutzt werden. Es iſt dieſes für unbemittelte Studirende und Literaturfreunde, oder für Solche, denen es an Bequemlichkeit häuslicher Einrichtung fehlt, eine ſehr wohlthätige Anſtalt. Man bezahlt monatlich ſechs Franken, und für dieſe geringe Summe kann man den ganzen Tag in einem ſolchen Kabinet arbeiten, hat im Winter Feuerung und Licht unentgeldlich und alle nöthigen Bücher bei der Hand. Viele ſind dort einheimiſch und verlaſſen das Kabinet blos, wenn ſie zu Bette gehen. Auch ſieht man da manche ehrwürdige, narbenvolle Veteranen, die ernſt, ſtolz und wehmüthig auf die Erbärmlichkeit der Zeit herabſehen und, weil ihr Mund zu ſchmeicheln und ihr Arm zu drohen verſchmäht, die Waffen mit den Wiſſenſchaften vertauſchen und, ſei es um Brod oder um Beſchäftigung zu finden, den ganzen Tag emſig leſen, Auszüge machen und ſchreiben.

XI.

Das engliſche Speiſehaus.

In der Richelieu-Straße begegnete ich einem lieben deutſchen Freund. Es erquickt mich immer, wenn ich ihm begegne. Ein Rieſenjüngling, breite Bruſt, eine Stimme wie ein Bär. Schreitet er durch den Palais-Royal, zittern die zarten Kryſtallſcheiben der Läden und die Bänder der Hüte flattern wild durcheinander. Ich möchte dabei ſein, wenn er einem Mädchen ſagt: „Ich liebe dich!“ Sie hört ihn gewiß, und zwiſchen hören und erhören liegt in dieſem Falle nur eine kleine Pauſe. In ſeiner zierlichen franzöſiſchen Kleidung gleicht er dem Herkules am Spinnrocken der Omphale. Ein deutſcher Händedruck, und — „wohin, mein Freund?“ fragte ich. — „Zu Little Garravays!“ donnerte er. — „Iſt es ein der Little oder ein die Little? — „Es iſt ein der Little, ein engliſches Speiſehaus, wo man meiſterhaft ißt; kommen Sie mit!“ — „Gut, ich bin dabei.“

Wir traten in einen kleinen Saal. Rule Britannia, God save the King, und andere ſolche ſtolze engliſche Lieder kamen mir ſogleich in den Sinn. So biſt du, England! dachte ich. Bedarf es denn immer der Klaue, daß man den Löwen erkenne? Auch nur eine Flechte ſeiner Mähne iſt oft genug. Die Franzoſen eſſen am meiſten mit den Augen. In ihren Speiſehäuſern iſt das Erſte, wonach ſie ſich umſehen, Brod, das Zweite Spiegel. Die Tiſche dort, ob zwar auch nur für zwei oder vier Perſonen eingerichtet, ſtehen in gemeinſchaftlichen Zimmern nahe bei einander; man ſieht ſich und man wird geſehen. Hier bei den Engländern aber iſt Alles ganz anders eingerichtet. Die Tiſche ſind durch ſpaniſche Wände von einander geſchieden, ſo daß Einem kein Fremder in den Mund ſehen kann; der Saal iſt in zwei Reihen Kloſterzellen eingetheilt. So biſt du, Engländer! Du willſt allein ſein und laſſen, du mit deinen eigenen, Jeden mit ſeinen Launen; du biſt ein unausſtehlicher Menſch, du biſt ein Republikaner. Du biſt häuslich auch außer deinem Hauſe, du willſt Etwas für dich ſelbſt vorſtellen, nicht blos ein Mauerſtein am Staatsgebäude ſein, unter einer gemeinſchaftlichen Kalkdecke mit tauſend andern Steinen begraben. Recht ſo! ... Die Tiſche ſind zwar mit Tüchern bedeckt, aber Servietten bekommt man nicht. Doch iſt Jedem verſtattet, das Tiſchtuch nach Belieben zu verwenden. Alſo perſönliche Freiheit! Suppe wird nicht gereicht, man müßte ſie denn ausdrücklich fordern, und dann wird ſie beſonders bezahlt. Das Eſſen beginnt mit Roſtbeef, das ſanft blutet. Es kommt aber nicht, wie in franzöſiſchen Speiſehäuſern, in elenden dünnen Scheiben auf den Tiſch — ein Lurlei-Felſen wurde uns vorgeſetzt, ſo hoch und ſteil, daß ſelbſt die Rieſenhand des deutſchen Jünglings erſt hinanklettern mußte, um abzuſchneiden. Ein herkuliſcher Senf, der auch den verſtockteſten Augias-Kopf ſäubern könnte, begleitete das Roſtbeef. Dann folgte Gemüſe, woran, wie an hetruriſchen Vaſengemälden, nur die erſten naiven Regeln der Kunſt ſich ausſprachen. Es war nicht ſauer, nicht ſüß, nicht geſalzen, und drang Niemanden einen vielleicht unwillkommenen Geſchmack auf. Aber neben dem Salzfaſſe ſteht auf jedem Tiſche auch eine Zuckerbüchſe, ſo daß man ſich ſein Gemüſe nach Belieben zubereiten kann. Dann kommt eine Mehlſpeiſe, die mild, doch nicht ohne Kraft, wie ſie ſich für Männer ziemt. Den Schluß macht herrlicher Cheſter-Käſe, der aber nicht, wie in Paris üb lich, in Triangeln, Parabeln, Hyperbeln, Ellipſen oder andern winzigen Kreis- oder Kegelſchnitten, ſondern in ganzen Hemiſphären aufgetragen wird. Ein raſender Porter wüthet und ſchäumt in den Gläſern, und beſiegt auch den Stärkſten.

Der Habeas-Corpus-Akte erfreut man ſich nirgends ſo ſehr, als in dieſem engliſchen Speiſehauſe, und was dem Tiſche zur vollkommenen engliſchen Verfaſſung fehlt, iſt gerade das, was ihm am meiſten zur Empfehlung gereicht. Er hat nämlich keine magna Charta, wie die franzöſiſchen Reſtaurationen, wo die Charte payante unmäßig groß iſt. Der deutſche Jüngling glühte und zum Boxkampfe ballte ſich unwillkürlich ſeine Fauſt. „Freund!“ ſagte ich, „wir wollen uns heute nicht zanken, wie neulich beim Eſſen. Zwar bin ich ſelbſt voller Muth, denn ſo ein Roſtbeef iſt ein wahrer Radikal-Reformer einer fehlerhaften Conſtitution; Sie aber haben eine von der Natur octroirte, angeborne, alte Conſtitution, und das hat doch gleich ein anderes Anſehen. Alſo Friede!“ . .

Aber um uns herum war Kriegsgetöſe. Die Gäſte, wenige Engländer und viele Franzoſen, lärmten, ſchrieen, lachten, ſchlugen mit Meſſern und Gabeln auf den Tiſch und klirrten mit den Gläſern. Die Sache iſt auffallend und muß erklärt werden.

In den Pariſer Speiſehäuſern betragen ſich die Franzoſen ſo ruhig und beſcheiden, als wären ſie bei Privatperſonen zu Gaſte. Dieſe engliſche Reſtauration aber iſt neu, erſt ſeit Kurzem entſtanden, die Speiſeordnung weicht von der franzöſiſchen ganz ab, und da zeigte ſich denn wieder die franzöſiſche Nationalität. Nach Verhältniß des kleinern Schauplatzes betrugen ſie ſich eben ſo übermüthig, als im vorigen Jahre, da die engliſchen Schauſpieler in Paris auftraten. Sie machten ſich über Alles luſtig, ſie riefen: „Brott!“ womit ſie auf engliſch Brod ausdrücken wollten. An einem der Tiſche ſaß eine kleine wilde Schaar. Der Eine machte ſich ſein Gemüſe mit Zucker, der Andere mit Salz zurecht. Sie ſtritten, welches beſſer ſchmecke. Ein Dritter ſollte entſcheiden und wurde aufgefordert, dieſes mit Unparteilichkeit zu thun. „Seid ruhig,“ ſagte er — „je les mangerai avec impartialité.“ Großes Gelächter, ob zwar Jeder wußte, daß dieſes Witzwort aus einem franzöſiſchen Vaudeville genommen. Es iſt ein altes Stück, deſſen ganze Handlung darin beſteht, daß man um die Vorzüge zweier Hühner aus zwei verſchiedenen franzöſiſchen Provinzen ſich ſtreitet. Dort auch wird der Schiedsrichter zu ſtrengem Rechte ermahnt, worauf er ſagt: „Je les mangerai avec impartialité.“ Daß ſich die Franzoſen, wie erzählt, unartig betragen, muß man, bei dieſer wie bei jeder andern Gelegenheit, nicht ärger nehmen, als es iſt. Der Franzoſe iſt nicht blos zu höflich, ſondern auch zu gutmüthig, ſich zu äußern, wenn ihm an einer einzelnen Perſon etwas lächerlich erſcheint. Er iſt aber in ſeinen Nationalſitten ſo verwachſen, daß, wenn er fremden Sitten und Gebräuchen in Maſſe begegnet, er auf einer Maskerade zu ſein glaubt, und dann läßt er ſich verleiten, ſich Maskenſtreiche herauszunehmen.

Die Deutſchen, welche nach Paris kommen, werden gewiß das engliſche Speiſehaus beſuchen, es iſt der einzige Ort in Frankreich, wo man deutſche Gründlichkeit findet. Das Haus liegt in der Rue Colbert, nahe bei der königlichen Bibliothek.

XII.

Der Garten der Tuilerien.

Es iſt noch gar nicht lange (erſt fünf Minuten), daß ich die Urſache entdeckt, warum ich in Paris ſtärker, häufiger und lieber philoſophire, als ich in Deutſchland gethan. Es iſt damit ſo arg geworden, daß ich, um in die Tuilerien zu kommen, den Weg über die Kritik der reinen Vernunft nehme, welches der kürzeſte Weg nicht iſt, ſondern der längſte. Ich thue es blos aus einer hypochondriſchen Aengſtlichkeit für die Geſundheit meines Geiſtes, die mich in Paris befallen. Eine bekannte diätetiſche Klugheitsregel ſchreibt vor, man ſolle ſich im nüchternen Zuſtande keinem anſteckenden Kranken nähern, ſondern vorher etwas genießen; auch wird in dieſem Falle angerathen, ſich den Mund mit Weineſſig auszuſpülen. Das Philoſophiren iſt mein Weineſſig, der mich gegen die mancherlei Seelenkrankheiten ſchützt, von denen man in Paris angeſteckt werden kann. Man kann dort fangen: Habſucht, Unduldſamkeit, Gottloſigkeit, feinen Geſchmack, und des verſtorbenen Ritters von Zimmermann Perſonal- und Nationalſtolz. Dieſen Uebeln iſt man ausgeſetzt, ſobald man öffentliche Orte beſucht; ja das Zuhauſebleiben bewahrt nicht immer vor Anſteckung, denn die emſigen Zeitungen gehen mit Fiebern hauſiren. Beſucht man aber gar Salons und die Geſellſchaften darin, ſo kann man noch gefährlichere Uebel erwiſchen. Man wird da Liberaler, Ultra, Bauchredner, Mouchard, Corbonaro, Mitarbeiter oder Stoff des Reveil oder des Miroir. Darum rathe ich jedem Deutſchen, in Paris ohne Philoſophie nicht auszugehen, und ſo oft er Geſellſchaften beſucht, zuvor einige: Unſer Vaterland ſtill herzubeten. Ich kann die Deutſchen verſichern, daß ſie Nichts verloren, ſeitdem ich in Frankreich bin, vielmehr ſehr gewonnen. Ich liebe ſie jetzt, und mit der wahrſten, reinſten, uneigennützigſten Liebe — denn was könnten ſie einem gewinnſüchtigen Geiſte in Kunſt, in Wiſſenſchaft und im Leben mehr anbieten, als die Franzoſen? Aber ſie haben und gewähren Etwas, was den Franzoſen mangelt: die Freiheit im Denken und im Fühlen. Die Zerſtörung der Baſtille hat in Frankreich nur die Zungen frei gemacht, die Herzen und Geiſter ſind noch eingeſperrt wie früher. Wer aber dieſe meine Wahl nicht billigt, wer nicht gleich mir eine freie Wüſte, und wäre ſie von Löwen, Hyänen und Schlangen bevölkert, vorzieht einem geſchloſſenen Paradieſe, und wäre es voll Goldäpfel und würde von Cherubim bewacht — den tadle ich nicht, aber ich beweine ihn.

Aus jener heilſamen Neigung zu philoſophiren ſind nicht blos die bisherigen Betrachtungen gefloſſen, die gar nicht zur Sache gehören, ſondern entſpringt auch folgende Bemerkung, die nicht weniger überflüſſig iſt. Mit ſo großer Mühe lernt und lehrt der Menſch ſo Vieles und Mancherlei zu keinem andern Zweck, als um ſich und Andern tauſend Freuden zu verderben! Die Wiſſenſchaft gleicht einer Chauſſee, die ein ſchmales und langes Gefängniß iſt, das man nicht verlaſſen darf, und rechts und links liegen die ſchönſten Felder und Blumenwieſen. Jede Kunſtregel iſt eine Kette, jedes Buch ein Thor — auch im andern Sinne des Worts — das ſich hinter den Eingetretenen zuſchlägt. Glücklich, die Nichts wiſſen und Nichts leſen! Wäre mir Hirſchfeld's Theorie der ſchönen Gartenkunſt bekannt, würde mir der Tuilerien-Garten wahrſcheinlich abgeſchmackt erſcheinen; jetzt aber gefällt er mir, und ich werde ihn ſehr loben. Er iſt zweckmäßig eingerichtet, und die Zweckmäßigkeit zur Schönheitsregel zu erheben iſt ſo bequem und wirthſchaftlich, daß ſie gewiß in vielen Compendien der Aeſthetik als ſolche aufgeſtellt ſein wird. Engländern, die das Reiſen lieben und alſo auch gern das Bild des Geliebten vor Augen haben, iſt ein Garten ein Miniatur-Europa, in deſſen Zügen ſie einen kleinen Schaffhauſer Waſſerfall, ein kleines Chamouny-Thal, einen kleinen Golf von Neapel mit Wohlgefallen erblicken. Auch viele Andere ziehen engliſche Gärten vor: Verliebte, Deutſche, Philoſophen, glückliche, unglückliche Menſchen. Wäre aber der Garten der Tuilerien nicht, wie er iſt, im beſten franzöſiſchen Geſchmack, ſondern im engliſchen, ſo wäre das ſehr ſchlimm. Einen Trunkenbold, der täglich eine Flaſche Rum trank, heilte ſein Arzt — denn endlich hat man die Trunkenheit aus der Moral in die Medicin übergewieſen und hoffentlich wird man auf dieſem guten Wege fortſchreiten, bis man dahin gelangt, die Ropespierres Leiden nicht in der Geſchichte, ſondern in Hufelands Journal der praktiſchen Heilkunde zu beſchreiben — der kluge Arzt heilte ihn auf folgende Weiſe. Er ließ ihn täglich ſo viel Siegellack in die Flaſche tröpfeln, als erforderlich iſt, ein Petſchaft abzudrücken. Auf dieſe Weiſe ward die Flaſche täglich etwas weniges voller an Siegellack und leerer an Rum, und der Trunkenbold kam allmählig zu Verſtand und ohne Aufſehen zu erregen. War in dieſem Fall der Abgewöhnung von geiſtigem Getränk ſolche Vorſicht nöthig, wie viel nöthiger wäre ſie im Fall der Angewöhnung eines geiſtigen Genuſſes, und ein Sprung hierin wäre eben ſo gefährlich, als der Tuilerien-Garten, wenn er engliſch wäre. Das Herz eines ächten Pariſers würde krank werden durch Erkältung oder durch Erhitzung, wenn er aus dem Kunſtkabinet des Palais-Royal ſchon nach wenigen tauſend Schritten in das Naturgeſchichtliche eines engliſchen Gartens träte — wenn ſein Ohr, ohne Zwiſchen-Saiten, plötzlich vom Schlangengeziſch des Rouletts zum Gemurmel eines Springquells, von den giftigen Locktönen einer Königin der Nacht zu den unſchuldigen Liedern der Nachtigallen überſpränge — wenn ſich ſein Auge vom Pharao-Tiſche zu einem Boulingreen wendete — wenn ſein Gefühl aus der breiten Sonnenfläche, worauf die, gleich Grenadieren des großen Kurfürſten, neben einander geſteiften und gedrechſelten Bäume ſtehen, plötzlich in das ſchattige Gewimmel eines friſchen Wäldchens träte. So aber bleibt er geſund, denn er tritt aus dem Palais Royal nur in einen Jardin Royal. Ich will den letztern beſchreiben, wie ich ihn an einem der erſten Frühlingstage geſehen.

Der Frühling kündigte ſich im Garten nicht durch Blüthenſtaub an, ſondern durch irdiſchen. Die Bäume hatten die Augen noch geſchloſſen, denn als Städter ſtehen ſie ſpäter auf wie Landbäume. Verrückte Engländer fahren vorbei in großen Reiſewagen; das Kammermädchen im ſeidenen Spencer inwendig, die Herrſchaft unter bäuerlichem Strohhut auf dem Bocke. Sobald der Frühling kommt, verlaſſen die Engländer Paris, um nach der Schweiz, nach Italien oder nach England zu reiſen. Ihnen iſt die Reiſekaſſe eine Spar- und Amortiſationskaſſe. Wenn in Deutſchland ein unzahlfähiger Schuldner die Flucht nimmt, um ſich vor ſeinen Gläubigern zu retten, flüchtet ein Engländer, um ſeine Gläubiger zu befriedigen. Eine Guinee iſt ſchon in deutſchen Gulden nicht aufzureiben, in franzöſiſchen Franken noch weniger. Es iſt, als würde außer dem Metallwerthe auch noch die Façon daran bezahlt, wie an einem Goldringe. Das reiche, glückliche Volk! Ein armer Teufel von Dichter in London, der nicht Geld genug hat, im November ſein Steinkohlenfeuer zu bezahlen, ſchifft nach Frankreich, wärmt ſich dort an der Sonne, und trinkt wohlfeiler feurigen Wein, als in ſeiner Heimath kaltes Bier. Geht es dem Schelme gar zu arg, iſt er noch enger beſchränkt, dann muß er freilich nach Neapel wandern, dort für einen halben Paol ſein

Abendmahl halten, und dabei die Sonne untergehen ſehen im blauen Meere! ... Ich folge dem engliſchen Reiſewagen mit den Augen nach, die ganze Rivoli-Straße hinauf, bis an das Garde-Meuble, wo er umbiegt. Auf dieſem Palaſt ſpielt der Telegraph. Spielen? Ach ja, er ſpielt wie eine Schlange in der Sonne. Fürchterlich! fürchterlich! Die langarmige Tyrannei! Neulich reiſte ein engliſcher Schriftſteller von Paris nach London. Er war ſchon drei Tage fort, ſtand in Calais am Bord des Schiffes; die Segel wurden geruckt — da ſchoß ihm von Paris der Telegraph wie ein Blitz nach. Er wurde feſtgehalten, und mußte, wegen Verdachts aufrühreriſchen Briefwechſels, vier Wochen im Kerker ſchmachten. Er ward unſchuldig befunden. Ich habe mir vorgenommen, den Moniteur durchzuleſen, von 1789 bis jetzt, und ein Beiſpiel aufzuſuchen, daß je durch den Telegraphen eilende Wohlthat zugeſendet, daß je Thränen durch dieſen Sturmwind getrocknet, daß er je dem Verurtheilten raſche Begnadigung zugeſprochen. Und finde ich nur ein einziges Beiſpiel ſolcher Art, dann will ich mich mit dem Telegraphen ausſöhnen. Doch ich vergeſſe — werden nicht neunmal jeden Monat die gezogenen Lotto-Nummern von dem Telegraphen durch ganz Frankreich geſendet, welche Troſt bringen: der weinenden Mutter unter hungrigen Kindern den Troſt — ſie werde glücklicher ſein in der nächſten Ziehung!

An jedem der Gitterthore des Tuilerien-Gartens ſtehen zwei Schildwachen, ein Schweizer und ein Franzoſe, die ſich wechſelſeitig bewachen und an Treue mit einander wetteifern. Es machte mir das größte Vergnügen, zwiſchen beiden ſtehend, mein weißes Taſchentuch herauszuziehen und wehen zu laſſen, und ſo mit Hülfe des blauen Franzoſen und des rothen Schweizers ein aufrühreriſches Farben-Trio öffentlich zu ſpielen, ohne daß mir ein königlicher Prokurator etwas darum anhaben konnte. Dieſe armen Schildwachen ſind ſehr geplagt. Gewiß hatten ſie in den Schlachten von Marengo und Auſterlitz ihre Flinten nicht ſo viel hanthiert, als ſie es hier thun. Sie müſſen nämlich vor Jedem, der ein Ordensband trägt, das Gewehr präſentiren. Das endet nicht. Es iſt erquickend, zu ſehen, wie viele Verdienſte in die Tuilerien eintreten, und wie ſich der abgetriebene Bandwurm immer wieder erneuert. Ich ließ es mir angelegen ſein, eine Viertelſtunde lang alle die zu zählen, die Ordensbänder trugen. Ich zählte zehnmalhundert Vorübergehende, und unter jedem Hundert waren neunzehn bis zweiundzwanzig Bebänderte, alſo je der fünfte Mann war ein Wohlthäter ſeines Vaterlandes! Und dazu rechne man noch die Vielen, die ich im Gedränge überſehen, oder die beſcheiden ihren Ruhm unter dem Rocke trugen. Dann zählte ich aber auch die vielen jungen, noch blühenden Männer, auf welche der Schlachten-Tod ſchlecht gezielt, und die nur einen Arm oder ein Bein verloren. Wofür haben ſie gekämpft? Ich erſtaunte, daß der Menſch ſo ein Lamm ſei, und daß die Menge der Verſtümmelten ſich nicht auch fragt: Wofür haben wir geſtritten? — und nicht öfter, als es geſchieht, den Kopf an das verlorene Bein ſetzen.

Unter den Bäumen ſtehen eine unzählige Menge Strohſtühle neben einander gereiht; es ſind Lehn-Stühle, kaum ſitzt man darauf, kommt eine Frau, die Lehnspflicht einzufordern. Man zahlt zwei Sous; iſt man aber ein junger Menſch vom feinſten Ton, begeht man eine Felonie, ſagt keck, man habe ſchon gezahlt, legt zu den zwei erſparten Sous noch fünf Franken, und frühſtückt gut. Schriftſteller, die ſtatiſtiſche Notizen ſammeln, müſſen es ſich merken, daß man in Paris zum Sitzen an öffentlichen Orten zwei Stühle gebraucht (ſie können den Strohbedarf und den Ackerbau darnach berechnen); nämlich einen zum Sitzen, und den andern die Füße darauf zu ſtellen. Man erkennt Ausländer, die erſt in Paris angekommen, leicht daran, daß ſie mit herabhängenden Füßen ſitzen. Auch unterſcheiden ſich durch die

Art des Sitzens die Ehemänner von den Anbetern ihrer Weiber. Erſtere ſitzen neben den Frauen, und haben, wie dieſe, ihre Füße auf dem Fußſtuhle geſtellt. Die Anbeter hingegen ſitzen vor den Angebeteten, ihnen zu Füßen auf dem Fußſtuhle, unterhalten ſich mit ihnen franzöſiſch (in linguiſtiſcher und ſittlicher Bedeutung des Worts), und wenden der Allee und der Welt darin den Rücken zu. Frauenzimmer, deren Herz Ferien hat, bereiten ſich, wie brave Studenten, auf das kommende Sommer- oder Winter Semeſter gehörig vor, indem ſie die vorübergehenden Herren fleißig anſehen, und ſich die wichtigſten Paragraphen notiren. Dies iſt eine löbliche Sitte; denn die Schamhaftigkeit wird durch nichts mehr geſtärkt, als durch ihre Verletzung, nämlich durch Abhärtung derſelben. Man braucht im Garten der Tuilerien gar nicht eitel zu ſein, ſondern nur fremd, um ſich vorzuſchmeicheln, man habe die ſchönſten Eroberungen gemacht in der Weiberwelt. .... Eine bürgerliche Frau geht vorbei und fordert Kupfergeld ein; ſie trägt Etwas verſteckt und achtſam unter ihrer weißen Schürze. Bettelt ſie für einen Säugling, den ſie mütterlich gegen Wind und Sonne ſchützt? Nein; ſie trägt unter ihrer Schürze eine Art Gebackenes, das ſo leicht iſt, wie gebackene Luſt. Es heißt: Plaisirs des Dames. Das muß ſchnell und verhüllt herumgetragen werden, damit es nicht kalt werde. »Des plaisirs, mes Dames! Des plaisirs!« ruft ſie im Fluge, und wie im Traume ſchwebt ſie vorüber.

Wie der Tuilerien-Garten für die Mikropolitiker, für die Glücksritter und Glücksfußgänger ein Marktplatz iſt, auf dem ſie kaufen und verkaufen, ſo iſt er für die Makropolitiker ein ſchöner Paradeplatz, auf dem ſie exerciren und exerciren ſehen. Sechs Zeitungs-Buden liefern patriotiſchen Herzen täglich das nöthige Brennholz. Ihr tretet heran, nehmt, ohne ein Wort zu ſprechen, ein beliebiges Blatt, geht leſend ſpazieren, ſo lange es euch gefällt, bringt dann das Blatt zurück und bezahlt einen Sous dafür. Wartet ihr drei- bis viermal an der nämlichen Bude, verwundert ihr euch, noch immer denſelben wohlgekleideten Mann da zu finden, der ſchon vor zwei Stunden, im Leſen vertieft, dort geſtanden. Er iſt ein Lauerer, der ſich an der Quelle der Ueberraſchung lagert und daraus jeden Tag friſch die Meinung der Zeitungsleſer ſchöpft; denn wenige Franzoſen können mit dem Munde ſchweigen; mit den Blicken aber, mit den Mienen, Händen und Füßen, das vermag Keiner. Auf dieſe Weiſe wird in allen Pariſer Straßen der öffentliche Geiſt zuſammengekehrt, und nachdem die Beſen ſchönen wie häßlichen Auswurf, Blumen wie welke Krautſtengel, zu Koth zerſtampft, wird der Unrath in die Kloake der Polizei-Präfektur geworfen, die ihn gehörig abführt.

Der Garten wird auf beiden Seiten, ſeiner Länge nach, von zwei gemauerten Terraſſen begränzt. Die eine, längs der Seine, gewährt eine herrliche Ausſicht auf den Strom, auf die Brücken und den Palaſt der Volks-Deputirten, der, nach dem Schlage, der ihn neulich getroffen, auf der linken Seite gelähmt iſt. Die andere Terraſſe führt die Straße Rivoli entlang und heißt die Terrasse des feuillans, weil bis zur Revolution das Kloſter der Feuillans da geſtanden. In dieſem Kloſter hatte die National-Verſammlung ihre Sitzungen. Zu jener Zeit, vor der Hinrichtung des Königs, beliebte es dem Volksmuthwillen, jene Terraſſe mit einer dreifarbigen Schnur von dem übrigen Garten abzuſtecken und er nannte ſie le pays national, zum Unterſchiede des pays de Coblence. Wehe dem Bürger, der im pays de Coblence ſpazieren ging, er wurde für einen Ariſtokraten angeſehen und mißhandelt. Ein junger Mann, dem dieſe geographiſche Eintheilung noch unbekannt war, ſtieg in das Coblenzer Land hinab. Zuſammenlauf, wüthendes Geſchrei, Verderben drohende Geberden. Da merkte der Unwiſſende, was er begangen, kehrte zurück, zog ſeine Schuhe aus, und wiſchte den Staub von den Sohlen. Jubel, Beifallklatſchen, und der Jüngling wurde im Triumphe fortgeführt. Am Fuße dieſer Terraſſe, da wo ſie, ſich ſenkend, in Geſtalt eines Hufeiſens ausgeht, innerhalb des Kreisſchnittes, liegt ein Platz, mit Stühlen und Bänken verſehen, den nennt man: La petite Provence, weil die Mittagsſonne, deren Strahlen ſich frei und ungehindert an der Mauer brechen, dort eine Wärme verbreitet, die in Wintertagen in jene ſüdliche Provinz Frankreichs verſetzt. Da iſt der tägliche Sammelplatz vieler hundert Kinder mit ihren Müttern oder Wärterinnen. Man denkt gern nicht daran, daß dort auch viele Frauen mit Adoptiv-Kindern ſitzen und die empfindſame Mutterliebe ſpielen, um Adoptiv-Väter anzulocken — man vergißt das gern, um, des Pariſer Kunſtlebens voll und ſatt, ſich in der reinen Kinderwelt zu erfriſchen. Aber auch dieſe Erquickung iſt matt. Zu verderben war die Kindernatur nicht, aber ſie auch ſteckt in einem verzierten Etui, und man muß ſie herausziehen. Da haben ſie ein Spiel, la corde genannt. An einem Stricke ſind an beiden Enden hölzerne Handhaben befeſtigt, daran faßt man ihn, ſchlägt ihn unter die Füße durch und ſpringt ſo darüber. Es hieße die Romantik zu weit treiben, wenn man tadeln wollte, daß dieſe Stricke keine rohen Natur- und

Galgenſtricke ſind, ſondern feine Schnüre, wie ſie ſich ein türkiſcher Strangulat von Stande nur wünſchen mag. Aber das Folgende iſt ärgerlich. Nämlich außer jenen kleinen Schnüren zu Selbſtſprüngen haben ſie auch lange Geſellſchaftsſtricke, die an beiden Enden von zwei Kleinen feſtgehalten werden und worüber alle anweſenden Spring-Dilettanten, mit größerer oder kleinerer Fertigkeit, ſpringen, ſowohl vorwärts als rückwärts. Da bildet ſich nun ein Zuſchauerkreis von Erwachſenen, und man ſieht dann ſechsjährige Mädchen in der Koketterie debütiren und den Beifall der Umſtehenden, als ſpielten ſie bei Franconi, mit anmuthigem Lächeln fordern und einziehen.

Jetzt ſinkt hinter den elyſeiſchen Feldern die Sonne unter, auch hier herrlich! Denn die Königin der Erde geht in ruhiger Majeſtät vorüber, unbekümmert, was ſie mit ihren Blicken begegne, Paradieſe, Schlachtfelder, oder den Spielwaaren-Markt von Paris — ſie lächelt nicht minder, ſie zürnt nicht mehr. Es wird getrommelt, und die große Wache des Gartens tritt heraus. Sie laden ſcharf, mit Geräuſch und Gepränge, damit es Jeder erfahre, daß der wachende Mond am Thronhimmel die nächtlichen Schritte der Räuber beleuchte. Dann ſondern ſich etwa zwanzig Mann ab und ſtellen ſich zehn Schritte auseinander, eine Linie durch die ganze Breite des Gartens ziehend. Darauf ſchreiten ſie mit kleinen und langſamen Schritten vor, das Volk vor ſich her treibend. Zurück darf Keiner, und ſo wird in wenigen Minuten der Garten ausgekehrt. Dann werden die Thore geſchloſſen, und Todesſtille herrſcht um den Palaſt. Wehe dem Betrunkenen, dem Unachtſamen oder Unwiſſenden, der in der Nähe der Tuilerien während der Nacht der fernzurufenden Schildwache nicht gleich antwortet. Dieſes Verſäumen hat erſt vor wenigen Tagen einem Jüngling das Leben gekoſtet; die Kugel traf ihn in's Herz. O die unſelige Herrſchaft, die, einer exotiſchen Pflanze gleich, in fremden Schiffen hergebracht, von Hofwärme ausgebrütet, von der Gießkanne lohnſüchtiger Gärtner begoſſen, vor jeder Wolke, vor jedem Lüftchen zitternd, ein ängſtliches Treibhausleben führt! Wie beſſer iſt die andere, die, gleich einer deutſchen Eiche, in der Liebe des Volks wurzelt, von der Sonne geboren, vom Himmel ſelbſt befruchtet, die der naſchenden Axt freundlich wehrt und dem Sturme mit Macht widerſteht!

XIII.

Polichinel Vampire.

Steif ſein kann Jeder, aber es mit Grazie ſein, das iſt eine ſeltene Gabe. Wer dieſe ſchöne Kunſt würdigen und bewundern lernen will, der komme und ſehe den Pantomimen Mazürier in Paris. Die Zauberei, aus dem Menſchen eine Maſchine zu machen, iſt dieſem Manne vollſtändiger als irgend einem gelungen, und wenn er in einem niedrigen Range ſtirbt, ſo hat er es wahrſcheinlich nicht beſſer haben wollen. Die Natur hat ihre künſtliche Schloſſerarbeit ganz umſonſt an ſeinem Körper verſchwendet. Was ſie befeſtigt, macht er frei, was ſie beweglich gelaſſen, befeſtigt er; er öffnet, was ſie verſchloſſen, und was ſie offen ließ, ſchließt er zu. Er bewegt ſeine Glieder gegen alle Regeln der Bänder und Flechſen. Mazürier kann an allen menſchlichen Todes arten ſterben; aber den Hals brechen kann er nicht. Wie ſich Mithridates durch häufige Giftverſuche gegen Vergiftungen geſchützt, ſo härtet ſich Mazürier gegen äußere Verletzungen dadurch ab, daß er ſich jeden Abend übt, ſeine Glieder zu brechen, ohne daran zu ſterben. Seit zwei Monaten entzückt er die Pariſer, und in zwölf Tafeln der Mode-Geſetzgebung wurde eingegraben: »Une Dame ne pourra se montrer cet été, si elle ne prouve, qu'elle a assisté à une représentation de Polichinel dans une loge louée par elle.“ Vor einigen Tagen wohnte ich zum erſtenmale einer ſeiner Vorſtellungen bei; das Haus war übervoll. Das in Paris für ihn verfertigte Ballet heißt: Polichinel Vampire, und er macht den Polichinel darin. Nun ſpielt zwar die Handlung auf der Inſel der Stummen, in einem Klima alſo, wo die Blutſauger ungemein gedeihen; aber Polichinel iſt die beſte Seele von der Welt, und er heißt Vampir blos darum, weil ihn ſeine Feinde, um ihm Händel zuzuziehen, für einen ſolchen ausgeben. Er kommt in einem Luftballon auf der Inſel der Stummen an; der Luftballon zerreißt und Polichinel ſtürzt in's Meer. Jedermann weiß, wie ein Theatermeer aus Pappendeckel und andern feſten Dingen zuſammengeſetzt iſt; aber Polichinel ſchwimmt darin wie ein Fiſch im Waſſer, mit der anmuthigſten Beweglichkeit. Damit beginnt Mazürier ſeine künſtleriſche Laufbahn. Er wird halb todt an's Ufer geworfen, legt ſich zuſammen wie ein Taſchenmeſſer und läßt den Kopf hängen wie eine abgeſchlachtete Gans. Dann ermuntert er ſich, tanzt, ſpringt und macht, ſo zu ſagen, unmögliche Dinge. Zum Beiſpiel: er ſtellt ſich auf das linke Bein, legt das rechte vorwärts auf die Schulter, nimmt es in den Arm und präſentirt es wie ein Gewehr. Der geneigte Leſer wolle nicht zu ſchnell über dieſes Erzählte hinausgehen, ſondern ſich durch eigene Nachahmungsverſuche überzeugen, daß beſchriebenes Unternehmen höchſt wundervoll iſt. Polichinel, den auf ihn eindringenden Feinden zu entgehen, flüchtet ſich auf einen Baum und vertheidigt ſich auf's Artigſte. Ein andersmal wird er überfallen und kann nicht mehr entrinnen, die Bauern ſchlagen mit Knitteln auf ihn zu, und — ſein Kopf rollt zur Erde! Der Stumpf bewegt ſich ohne Kopf. Wahrhaftig, es iſt ſo! Polichinel ſitzt erſt und geht dann ſo vollſtändig ohne Kopf, daß er in dieſem Zuſtande an manchen wichtigen Berathſchlagungen mit Ruhm hätte Theil nehmen können. Freilich ſagt die Logik: „Wahrſcheinlich hält er den Kopf geſchickt zwiſchen den Schultern verſteckt, denn a. der Menſch kann ſich ohne Kopf nicht bewegen; b. Polichinel iſt ein Menſch und bewegt ſich; alſo c. hat Polichinel einen Kopf.“ Aber was vermag die Logik ohne die Sinne? Die Augen ſehen Polichinel ohne Kopf, und damit gut. In einer andern Scene weiß ſich Polichinel nicht anders zu retten, als daß er von dem Gipfel des Baumes, über die ganze Breite der Bühne, in das offene Fenſter eines Hauſes fliegt. Ein Draht mag ihm freilich dabei behülflich ſein, aber man ſieht den Draht nicht — ſüßer Schauer durchrieſelt den Buſen aller Frauen, und das mänrliche Entſetzen bricht in ein donnerndes Beifallklatſchen aus. Kurz, Mazürier iſt ein Wunder, und daß ihm, als einem Neapolitaner, Geläufigkeit der Füße angeboren, vermindert ſeinen Ruhm nicht; denn er ſpringt über ſeine Nationalität hoch hinaus. Deutſche Hof- und Volkstheater könnten ſich durch nichts mehr auf die Beine helfen, als wenn ſie den genialiſch hölzernen Mazürier zu Gaſtrollen einladeten, und er kommt gewiß, erfährt er nur erſt, wie ſehr er ſich dort in ſeiner Kunſt noch vervollkommnen könne.

Die Handlung des genannten Ballets, worin Mazürier auftritt, iſt, wie ſich erwarten läßt, die abgeſchmackteſte Geſchichte von der Welt. Sollte man nun wohl glauben, daß der Erfinder und Verfertiger des Ballets dem gedruckten Programme, das es erklärt, eine liberale Vorrede vorausgeſchickt hat, worin er wie ein Demoſthenes donnert? Als nämlich Polichinel Vampire zum Erſtenmale aufgeführt wurde, ließ man einen geſprochenen Prolog voranſchreiten, welcher Prolog aber ſchrecklich ausgepfiffen wurde. Der Dichter ſagt: ſein Prolog wäre urſprünglich himmliſch geweſen, aber die Cenſur habe ihn verdorben. Einen „prince ridicule“ habe er verwandeln müſſen in einen Mr. Pandolphe, und der Zauberer Merlin habe nicht auf einem „Dauphin“ reiten dürfen, ſondern nur auf einem Dragon. Dadurch ſei alles Salz verloren gegangen. Die Cenſur habe die ſchönſten Stellen geſtrichen „phrases ultra-innocentes que dans leur sollicitude prétendue monarchique les conseillers du St. Office littéraire ont condamnées impitoyablement et sans les avoir entendues“ . . . Es gibt nichts Komiſcheres, als zu ſehen, wie alle dramatiſchen Dichter in Paris, wenn ihre Stücke mißfallen, dieſes den Cenſoren zuſchreiben, die ſie für Genie-Räuber erklären. Wenn Cenſoren aus Büchern den Verſtand wegnehmen, muß ihnen ein unwiderſtehlicher Diebsſinn angeboren ſein; denn daß ſie aus Eigennutz ſtehlen, das werden ihnen ihre ärgſten Feinde nicht nachſagen.

XIV.

Verſailles.

„Dieſe beiden Paläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchöneren Tempel!“ — Das waren die Pferdeſtälle des Königs. — „Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?“ — Darin wurden die *jungen* Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwei Tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürſtliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf

Jahre dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — „Das auf der andern Seite?“ — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſein, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutſauger dreier Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakai den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden

XIV.

Verſailles.

„Dieſe beiden Paläſte rechts und links von ſo edler Bauart? Wahrlich, die Götter Roms hatten keine ſchöneren Tempel!“ — Das waren die Pferdeſtälle des Königs. — „Und dort?“ — Es gehörte den Hunden des Königs. — „Jenes auf der andern Seite?“ — Darin wurden die jungen Hunde gefüttert und erzogen, bis ſie ein Jahr alt und dienſttauglich geworden. — „Dort drüben, das unermeßliche Gebäude?“ — Es enthielt tauſend Zimmer, und zwei Tauſend königliche Diener wurden darin ernährt. Mit dem Verkaufe der Schüſſeln, die unverzehrt von den Tiſchen kamen, gewann der Ober-Beamte der Küche 150,000 Franken jährlich. — „Links, jenes fürſtliche Haus?“ — Es wurde von der Dubarry bewohnt, die, ſammt ihrer Familie, innerhalb fünf

Jahre dem Staate vier hundert Millionen gekoſtet! — „Das auf der andern Seite?“ — Das Ballhaus, worin Frankreich die Geduld verlor und die Freiheit fand.

Das königliche Schloß. Schon iſt das Gitter, welches den Hof umgibt, unter der gegenwärtigen Regierung neu vergoldet worden. Schon iſt man beſchäftigt, einen Theil der Zimmer bewohnbar zu machen. Man wird nach und nach weiter rücken. Dem ganzen Palaſte den alten Glanz zu geben, würde mehr als zehn Millionen koſten. Auch tritt man leiſe auf, um der öffentlichen Meinung unbemerkt in den Rücken zu fallen. Aber welch ein Tag der Siegeswonne wird es für die Höflinge ſein, an dem ſie ſich zum erſtenmale wieder im Oeil de boeuf verſammeln! Wer kennt dieſes berüchtigte Vorzimmer nicht, worin die Schmeichler dreier Könige ihre Zunge gewetzt, und die Blutſauger dreier Menſchengeſchlechter durſtig herumgekrochen? Als der erklärende Lakai den Namen des Zimmers nannte, war ein Geflüſter der Verwunderung in der ganzen Geſellſchaft zu hören, und auf manchem Geſichte ſah man ein Lächeln tugendhafter Schadenfreude. Wir gingen mit beſtäubten Stiefeln durch die Prachtgemächer Ludwigs XIV. Die Zerſtörungswuth der erſten Freiheitsmänner konnte den Marmorwänden nichts anhaben und die Deckengemälde von Lebrüns Meiſterhand nicht erreichen. Daß die großen Künſtler ſo kleine Menſchen ſind! Sie ſchmeicheln jeder Macht. Die ſogenannten Großthaten Ludwigs XIV. ſind auf allen Wänden mit knechtiſcher Verehrung dargeſtellt. Der König als Mars, als Apollo, als dieſer oder jener Gott, und auf dem unſterblichen Haupte die unvermeidliche Allongeperrücke.

Die Waſſer ſprangen heute, als Vorfeſt des nahen Ludwigstages. Wohl ſechszig Tauſend Menſchen waren von Paris herbeigeſtrömt, die Thränen ihrer Voreltern fließen zu ſehen, die zu Sturz-Bächen vereinigt die Waſſerkünſte bildeten. Mehr als tauſend Millionen hatte Ludwig XIV. allein, ungerechnet was ſeine Nachfolger gethan, auf Schloß und Garten von Verſailles gewendet. Auf dieſem kleinen Raume wurde das Mark des ganzen Reiches verzehrt. Ein einziges Feuerwerk, bei der Vermählung Ludwigs XVI. im Park abgebrannt, hatte ſechs Millionen gekoſtet. Die Aufführung jeder Oper im Theater des Schloſſes koſtete an Beleuchtung und anderen Zurüſtungen 100,000 Franken. . . . . . Und man ſpricht noch von den dummen Streichen, die das franzöſiſche Volk während der Flegeljahre ſeiner Freiheit begangen!

XV.

Die Eſtaminets.

Das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie ſagt: „Eſtaminet iſt ein Ort, wo man ſich verſammelt, um zu trinken und zu rauchen.“ Dürre Worte! Saftloſe Worte! Ihr müßt einen Deutſchen fragen, was ihm in Paris ein Eſtaminet iſt, Ihr müßt ein deutſches Herz aufſchlagen; darin findet Ihr die beſſere Erklärung, welche folgt.

Sie rauchen nicht, die ſchmucken Pariſer — ſie ſind aber auch darnach! Iſt es uns nicht möglich, wie die alten Griechen, Anmuth mit Kraft, wie der Münſter zu Straßburg, Feinheit mit Größe zu verbinden, zugleich hell und tief zu ſein, wie — wie — ja, wie wer? wie was? Ich habe noch nichts geſehen, das zugleich hell und tief war, als der Brunnen der Feſtung Königſtein in Sachſen, da man einen angezündeten Kronleuchter hinabließ, uns Neugierigen das Waſſer unten zu zeigen! Muß man ein Bengel oder ein Weib ſein, ein Deutſcher oder ein Franzoſe? Wo iſt die goldne Mitte, wo iſt das ſchöne Rheinthal, in dem Ernſt und Scherz als treue Brüder wohnen? Die zierlichen Franzoſen rauchen nicht, denn Rauchen iſt ein romantiſches Vergnügen, eine Oſſians-Luſt, und die Franzoſen lieben den Nebel nicht, dieſes Salz der ſchönen Natur; ſie mögen keinen grauen, ſie mögen nur blauen Dunſt. Der Deutſche raucht, denn er hat ein volles Herz und leere Stunden; der Franzoſe hat, weil kein volles Herz, auch keine leere Stunden, und darum raucht er nicht. Der Deutſche raucht, denn er liebt zu ſchwärmen im gedankenloſen Denken; der Franzoſe aber denkt nur Gedanken, und fragt ſeinen wandernden Kopf, wie ein Paß-Ausſteller: Wohin? Ueber welche Orte? Auf wie lange? In welchen Geſchäften? Ach, ich werde es nie vergeſſen, wie es mir erging, als ich, von Deutſchland kommend, im Gaſthauſe einer franzöſiſchen Gränzſtadt den kleinen Reſt holländiſchen Tabacks, den ich kühn und liſtig durch die Cerberus-Schaar der Zöllner geführt, aufzurauchen unternahm! Nun gedenke man der alten Erfahrung, daß jedes Volk an der Gränze ſeines Landes den ſtärkſten Patriotiſmus hat — den ſchönſten hat es in der Mitte. Ich war an deutſcher Gränze, und darum gröber und rauchſüchtiger als je. Die Wirthin des Gaſthauſes — oder war es die Tochter der Wirthin, ſie zählte kaum zwanzig Jahre — fühlte ſich auf franzöſiſcher Gränze und hatte gegen Taback den feinſten Pariſer Abſcheu. Sie war ſchön wie eine junge Roſe und hatte zärtliche Taubenaugen. Ich ſteckte die Röhre in den Mund, und die Taube — die Grazien mögen mir das rauhe Wort vergeben — die Taube fuhr wie ein Kettenhund auf mich los. Vor Entſetzen ließ ich die Pfeife fallen, die Tabacksaſche entflog dem Kopfe. „Monsieur!“ gurrte die Taube, und der Schmerz erſtickte ihre Stimme, ſie konnte nichts weiter ſprechen. Der Stall, die Küche, die ganze Hausdienerſchaft wurde herbeigeſchrieen; ſie kamen mit Schaufeln, mit Beſen, mit Tüchern, mit Sand, mit Waſſereimern; es wurde gekehrt, gerieben, gewaſchen; die unglückliche Wirthin kniete zur Erde nieder, um zu ſehen, ob der Schandfleck an dem Boden ausgelöſcht ſei. Dann wurden alle Fenſter geöffnet und tauſend Winde herbeigefleht. Ich aber war voll abergläubiger Furcht, weil am Rubikon des höflichen Landes mein Pferd geſtolpert.

Erſt nachdem ich ſchon mehrere Monate in Paris geweſen, entdeckte ich eine der Freiſtätten, wo das ſittenverbrecheriſche Rauchen Schutz findet gegen Spott und Gewalt. Einen ſolchen Ort nennt man eben Eſtaminet. Ich ſtieg hinauf — ach, wie ward mein Herz erquickt! Ich ſah Rauch, ich ſah Deutſchland wieder. Da war nicht die ſchwüle Stille, die man in andern Kaffeehäuſern findet; da wurde geſchwatzt, geſchrieen, da knallten die Stöpſel der Bierflaſchen, da ſchlugen die Billardkugeln, da klapperten die Domino- und Damenſteine. Da ſieht man nicht die augenkränkenden Taſchenausgaben von Stereotypen-Phyſiognomien, die man in Paris unter allen Dächern, auf allen Straßen findet; da gibt es leſerliche Folio-Geſichter, tüchtiges Volk, ehrliche Leute, aufrichtiges Lumpengeſindel, Zahnärzte, Spieler, Kaufleute, Kreolen, Amerikaner, Holländer und jüdiſche Lieferanten, die aus Deutſchland gekommen, in Spanien Thron und Altar retten zu helfen, nämlich Ochſen zu führen übernommen bis hinab zur Säule des Herkules. Die Kellerjungen — o die glücklichen Südländer, ſie ſind unreinlich und natürlich wie ihre Natur! — die Kellerjungen räumten die Pfeifenköpfe mit denſelben Korkziehern aus, mit welchen ſie die Flaſchen öffneten, und es war Keiner, den das verdroß. Doch glaube man ja nicht, daß Alles nordiſch und deutſch geweſen; durch den Schleier der Rauchwolken entdeckte man franzöſiſche Zierlichkeit genug; der Eſſig deutſcher Romantik war mit dem Oele franzöſiſcher Klaſſicität im gehörigen Maaße vermiſcht. Es waren glänzende Zimmer mit ſeidenen Vorhängen, mit Standuhren, mit Vaſen; ein ſchönes Mädchen am Zahltiſch; die ausgeſtellten holländiſchen Pfeifen waren in Fasces-Bündeln maleriſch geordnet; die Cigarren mit ihren Strohſpitzen ragten als Amorpfeile aus einem goldgefärbten Köcher hervor; und hohe Spiegel rings umher an den Wänden, denn dieſe kann der Franzoſe nicht miſſen und er zahlt gern doppelt für ſich und für ſein Bild im Spiegel, das mit ihm ißt und trinkt. Aber welch ein Dampf! Mir kam Schillers Romanze: Der Handſchuh, in den Sinn, welche anfängt:

Zu ſeinem Löwengarten,
Das Kampfſpiel zu erwarten,
Saß König Franz —

Würfe eine ſchnippiſche Pariſerin — dachte ich — ihren Handſchuh in ein Eſtaminet, in den dickſten Rauch, und ſpräche zu ihrem Anbeter: „Herr Ritter! Iſt euere Liebe ſo heiß, ſo holt mir den Handſchuh" — wahrlich, das duftende Ritterchen würde ſagen: „Den Dank, Dame, begehr' ich nicht!" ließ den Handſchuh liegen und verließe ſie zur ſelben Stunde. Sicher, die Pariſerinnen wiſſen nichts von der grauen Peſt, die in manchen Häuſern des Palais Royal wüthet; ihr liberaler Zorn fände Nahrung und ſpräche: „**Hier, da** iſt ein Cordon sanitaire zu ziehen; was kümmert uns das weit entfernte Barcelona!“

Lichtenberg ſagt, er habe noch kein Genie rauchen ſehen. Es wäre ſchlimm, wenn er Recht hätte! Nicht blos für mich, der ich den Taback liebe, ſondern auch für die ſechs Herren dort am Tiſche, die Deutſch ſprechen und alle rauchen. Ich will die Sache unterſuchen. Ich trat an den vaterländiſchen Tiſch — „Landsleute!“ rief ich und machte vergnügte Augen. Fünfe von den Sechſen ſahen mich verdutzt an — ſie waren Kaufleute ohne Zweifel, die haben kein Vaterland. Der ſechſte aber, ein junger Arzt, wie ich ſpäter erfuhr, rückte mir freundlich einen Stuhl herbei. Ich warf meine Cigarre mit geſpieltem Zorn auf die Erde. — „Nein, das ſchlechte franzöſiſche Zeug rauche ein Anderer, ich vermag es nicht!“ Auf dem Tiſche gewahrte ich ein Päckchen Taback, mit lieblich-ſchauerlichen holländiſchen Worten darauf. Wie ward mir der Mund ſo lüſtern! Ich ſtreckte meine Hand darnach aus. „Myn Heer!“ ſagte der Eigenthümer und wälzte ſeine Hand über die meinige: die Hand war ſaftig und ſchwer und machte dem holländiſchen Schlachtvieh Ehre. Der Hartherzige bot mir nichts an von ſeinem Ueberfluß, und gequetſcht und leer zogen ſich meine Finger zurück. Die fünf Handelsherren gingen fort, ich blieb mit dem Arzt allein. Er war ein gemüthlicher, verſtändiger Menſch; wir ſprachen über Allerlei. „Sehen Sie, ſagte er mir lächelnd, der dicke Herr, der dort an der Ecke ſaß, war ein Nordamerikaner; den hat die Freiheit nicht ſehr hold gemacht; er ſprach immer von Kaffee und Buenos Ayres Häuten, und gähnte, als ich mit Wärme von Manuel redete.“ — „Freund, erwiederte ich, thun Sie dieſem Manne und thun Sie der Freiheit nicht Unrecht. Sie gleicht der Geſundheit; die erworbene iſt ſchön, aber die angeborne iſt gut. Die Freiheit, für die man kämpft, iſt eine Geliebte, um die man ſich bewirbt; die Freiheit, die man hat, iſt eine Gattin, die uns unbeſtritten bleibt. Glauben Sie, daß ein braver Mann ſein Weib nicht liebt, weil ſein Herz ſtill und friedlich iſt? Laßt ſie ihm untreu ſcheinen, wie wird ſeine Bruſt pochen; laßt ſie krank werden, und wäre es tief im Winter der Ehe, Ihr werdet ſehen, daß der Greis noch Liebesthränen hat und dem geretteten alten Mütterchen weinend um den Hals fällt, wie in den ſchönen Tagen der heißen Bewerbung! Laßt den fetten Amerikaner Einen an ſeine Freiheit taſten, und Ihr werdet ſehen, wie er die Feder wegwirft und nach dem Schwerte greift, wie ein kataloniſcher Jüngling! Das Paradies ſelbſt iſt ja nur des

Glückes Gewohnheit. . . .“ „Alſo wäre die Hölle des Unglücks Gewohnheit? — ſprach der Arzt. Aber dieſen hölliſchen Taback, ich rauche ihn ſchon anderthalb Jahre, und ich habe mich noch nicht daran gewöhnt.“ — O, ſtill davon, erwiederte ich, denke ich daran, dreht ſich mir das Herz um und um. Schönes Frankreich, glückliches Land! Wie iſt dein Himmel ſo blau, wie iſt deine Erde ſo reich, wie iſt deine Luft ſo milde! Wie wohlſchmeckend iſt dein Brod, wie ſaftig dein Fleiſch, wie feurig ſind deine Weine! Deine Mandeln, deine Nüſſe, deine Feigen, deine Orangen, wie ſind ſie ſo ſüß! Und Alles, was der Menſch erfindet und verfertigt, die Stoffe, die Kunſtwerke, die Geſchmeide, wie ſchön, wie vollkommen, wie lockend und befriedigend iſt Alles! Und Alles mit geringem Aufwande zu genießen, und auch dem Halbbegabten nahe geſtellt! . . . Nur ein Naturerzeugniß gibt es, was Menſchenkunſt verdirbt, theuer und ungenießbar macht, und dieſes eine unter allen Erzeugniſſen, das verdorben, theuer und ungenießbar iſt, wird von der Regierung gepflanzt, verfertigt und verkauft — es iſt der Taback!“ — „Bedenken Sie aber, erwiederte der Arzt, daß die franzöſiſche Regierung jährlich ſechszig Millionen am Taback gewinnt, und daß dieſe Einkünfte zum Beſten des Landes verwendet werden.“

— „Nein, ſo iſt es nicht ganz. Das rohe Einkommen vom Taback beträgt ſechszig Millionen, der reine Gewinn etwa vierzig. Aber ſchon oft haben die Tabacksbauer, Tabacksfabrikanten und Händler der Regierung einen größern Gewinn angeboten, wenn ſie den Verkehr des Tabacks frei gäbe. Sie hat ſich aber deſſen immer geweigert, denn zwanzig Millionen wendet ſie von den Tabacksgefällen jährlich an die Unterhändler und Verwaltungs Beamte, und wenn das aufhörte, würde ſich die Zahl ihrer Anhänger vermindern, das ſitzende Heer ſchwächer werden. O die Stiefkönige!“

Der Arzt warf mir einen bedenklichen Blick zu. Ein Schleicher hatte ſich an unſern Tiſch gedrängt, und ſeinen Ohren konnte das letzte Wort nicht entgangen ſein. „Seien Sie unbeſorgt, rief ich lachend, und wenn er auch Deutſch verſtünde und ein Angeber wäre, der Polizeikommiſſär, dem er berichtet, verſteht kein Deutſch, und wie will er Stiefkönige überſetzen?“ — „Er kann das nennen: Les Rois beau „paternels“ — „O, dann hat es keine Gefahr. Die franzöſiſche Polizei, ob zwar kosmopolitiſch wie jede, iſt doch vor Allem franzöſiſch, ſogar vor ihrer Pflicht. Ueber etwas Lächerliches muß ſie lachen, und das entwaffnet ihren Zorn. Höchſtens kann mir geſchehen, daß ich, auf ein Gutachten der franzöſiſchen

Akademie, wegen meiner linguiſtiſchen Umtriebe in Charenton eingeſperrt werde. . . . Ach ja, Charenton! Sie ſind ein Arzt und gewiß ſind Sie ſchon dort geweſen. Sagen Sie mir, wie ſind die franzöſiſchen Wahnſinnigen? Die klugen Franzoſen gleichen ſich alle; iſt das mit den Verrückten auch ſo? Sind ſie klaſſiſche Narren nach den Regeln des guten Geſchmacks, oder ſind ſie romantiſch-toll, wie wir Deutſche? Ich bin ſehr begierig, mich darüber zu unterrichten.“ — „Uebermorgen Vormittag um zehn Uhr können Sie mich in Charenton finden; wenn Sie ſich umſehen wollen, werde ich Ihnen Alles zeigen.“ — „Es bleibt dabei; auf Wiederſehen in Charenton!“

XVI.

Das Ludwigs-Feſt.

Am Tage vor dem Feſte freie Schauſpiele, die um ein Uhr Nachmittag anfingen. Schon um ſechs Uhr Morgens war die große Oper umlagert: mehr Beine als Strümpfe harrten des Eintritts. Wer keine ſtarken Rippen und Ellenbogen hatte, durfte ſich nicht in das Gedränge wagen. Abends war ein Theil des Tuileriengartens beleuchtet, die Muſikbanden verſchiedener Regimenter ſpielten hier und dort. Auf dem Balkon des Schloſſes gaben die vereinigten Sänger der verſchiedenen Opern ein herrliches Konzert, hundertſtimmige Lieder zum Lobe des Königs ſchloſſen mit einem vive le Roi. **Schade**, daß ein Echo fehlte! Am Eingange des Gartens wunderkleine papierne Fähnchen mit der Inſchrift vive le Roi, vive le Duc de Bordeaux für einen

Sous zum Kaufe angeboten. Aber die liberalen Gaſſenbuben verſtanden den Wink nicht. Nur zwei Bürgerweiber ſah ich mit ſolchen Fähnchen in der Hand, ſie als Fächer gebrauchend; die Luft war heiß. Am folgenden Tage, am eigentlichen des Feſtes, verſchiedene Wachtparaden im Schloſſe der Tuilerien. Auch die Kriegszöglinge von St. Cyr wurden gemuſtert. Der kleine Herzog von Bordeaux, auf den Armen ſeiner Wärterinnen, lächelte den alten und jungen Kriegern freundlich zu, ſtreckte ſeine Händchen aus und rief, als die Muſik aufgehört: encore, encore! Nachmittags Einweihung der Reiter-Statue Ludwigs XIV. auf dem place des victoires. Schon früher ſtand eine auf dieſer Stelle länger als hundert Jahre, ſie wurde in der Revolution umgeworfen, und jetzt mußten ſie die Narren auf ihre eigenen Koſten wieder aufrichten laſſen. Der König in römiſcher Tracht, auf dem Kopfe die Allongeperrücke von Lorbeeren umkränzt, ſitzt auf einem wilden Pferde, das ſchnaubt und ſich bäumt. . . . „Mais Louis le grand n'est pas effrayé“ — ſagte die Quotidienne. Wirklich zeigt er auch ein ruhiges und ſelbſtgefälliges Geſicht, das zu ſagen ſcheint: Seht, ich fürchte mich nicht. Franconi könnte ſich kein ſchmeichelhafteres Denkmal wünſchen. Man hatte dem Künſtler vorgeworfen, er habe die Beine des

Königs zu fein und zu elegant gemacht. Genannte Quotidienne vertheidigt das und bemerkt: il est reconnu que Louis XIV. avait une jambe très remarquable. Nach Vollendung dieſer Feierlichkeit ging es in die Elyſeiſchen Felder. Dort wurden die Herzen des Volks mit Wein aufgewärmt, und Würſte und Brode ihnen an die Köpfe geworfen. Sie balgten ſich darum, weniger aus Heißhunger, wie mir ſchien, als aus Muthwillen. Unter hundert tauſend Menſchen begegnete ich nur drei Betrunkenen, und auch dieſe ſtammelten nicht einmal den ſchuldigen Dank für die Bewirthung. Ich könnte Manches erzählen, denn kein Polizei Spion in ganz Paris hat an dieſem Tage mehr herum gehorcht als ich; aber das gehört nicht hierher. Abends wurde ein Feuerwerk abgebrannt, über das man ſich in franzöſiſcher, engliſcher und deutſcher Sprache luſtig gemacht: denn es war gar zu winzig. Und ſo endigte das Ludwigsfeſt.... Mehrere öffentliche Blätter erzählten den andern Morgen Wunderdinge von der allgemeinen Begeiſterung des Pariſer Volks. Der Himmel weiß, wo ſie alle die ſchönen Lügen hergenommen!

XVII.

Gloire.

Die Franzoſen könnten mich mit ihrer „Gloire“ in einen Sumpf treiben, bliebe mir zu meiner Rettung ſonſt keine Zuflucht übrig. Der deutſche Ruhm iſt wenigſtens ein Mann, ob er zwar auch nicht viel taugt; die Gloire der Franzoſen aber iſt eine ſo widrige, abgeſchmackte und unverſchämte Kokette, daß ſie gar nicht zu ertragen iſt. Geht hin und ſeht den verbannten Marius mit ſeinem Rieſenherzen wehmüthig ſinnend auf den Trümmern Karthago's — ſchön und erhaben iſt der Anblick! Sieht man aber die Pariſer bei den Scherben ihrer Herrlichkeit greinen, möchte man ihnen das Sacktüchelchen aus der Weſte ziehen, um ihnen Wange und Naſe damit zu ſäubern. Menſchen, die von Morgen bis Abend von Freiheit

Univ. Bibl.
München

reden, wiſſen noch nicht einmal, daß jedes Volk in der Freiheit, die es andern Völkern geraubt, ſeine eigene verloren, und daß Ruhm der Honig an der Wagendeichſel iſt, womit Münchhauſen den Bären gefangen! Die römiſche Geſchichte wurde von den Franzoſen dramatiſirt, das Drama iſt unter dem Namen: Die Revolution bekannt. Das Gedicht hat glänzende Vorzüge und machte bei der Aufführung großen Eindruck; die beſten Schauſpieler traten darin auf; Muſik, Tanz, Dekorationen und die anderen Nebendinge waren auf das Schönſte angeordnet — aber es war Alles doch nur ein Schauſpiel. Was in Napoleon Größeres und Würdigeres geweſen, als in Talma, ging für die Erkenntniß der meiſten Franzoſen verloren. Komodianten ſind ſie, und Komödianten werden ſie noch lange bleiben. Wien, Berlin, Moskau erobert zu haben, gefiel ihnen freilich, weil ſolche kriegeriſche Einzüge noch weit prachtvoller waren, als die in der Veſtalin und im Titus. Jetzt, da der Vorhang gefallen, (nicht das Stück, nur ein Akt erſt iſt geendigt,) jammern ſie, denn die Zeit wird ihnen lange. Wären es die Feldherrn und Soldaten allein, welche trauerten und klagten, daß man ihnen die ganze Beute ihrer zahlloſen Siege wieder abgenommen — ihnen wäre zu verzeihen. Wenn aber Menſchen, die nie etwas geführt, als die Feder, und auch dieſe nur, ſeitdem keine Gefahr dabei iſt — denn unter Napoleons Herrſchaft waren ſie ſtumm, oder gebrauchten nur zum Schmeicheln ihre Zunge — wenn dieſe verlornen Nationalruhm beweinen, ſo iſt es lächerlich und abgeſchmackt. Daß ſie wenigſtens, was ſie ſich ſelbſt als Ruhm angerechnet, auch andern Völkern als Ruhm möchten angedeihen laſſen! Aber davon ſind ſie weit entfernt. Rußland, Oeſtreich, Preußen beſiegt zu haben, ſcheint ihnen glorreich; daß aber die Ruſſen, Oeſtreicher und Preußen als Sieger nach Frankreich gekommen, erklären ſie für gemein und niedrig, und ſie reden davon, als hätten ſich die verbündeten Heere bei Nacht und Nebel auf den Zehen nach Paris geſchlichen und hätten wie Diebe mit Nachtſchlüſſeln die Thore der Hauptſtadt geöffnet. Delavigne, ein junger dramatiſcher Dichter, der alles Lob verdient und der unter dem Titel: Messéniennes auch ziemlich gute Elegien und Oden herausgegeben, ſingt:

L'étranger, qui nous trompe, écrase impunément
La justice et la foi sous le glaive étouffées:
Il ternit pour jamais sa splendeur d'un moment,
Il triomphe en barbare et brise nos trophées:
  Que cet orgueil est misérable et vain!

Ein andersmal reimt er:

Et vous, peuples si fiers du trépas de nos braves,
  Vous, les témoins de notre deuil,
  Ne croyez pas, dans votre orgueil,
Que, pour être vaincus, les Français soient esclaves.
Gardez-vous d'irriter nos vengeurs à venir;
Peut-être que le ciel, lassé de nous punir,
  Seconderait notre courage;
  Et qu'un autre Germanicus
Irait demander compte aux Germains d'un autre âge
  De la défaite de Varus.

Kaiſer Auguſtus, als er die Hermanns-Schlacht erfuhr, ſtieß ſich den Kopf an die Wand; Horaz aber war nicht ſo gemein, um den Schmerz ſeines Gebieters zu beſchwichtigen, in einer Ode auf die Germanen zu ſchimpfen. Noch häßlicher tritt die National-Eitelkeit des Dichters da hervor, wo er von der „Verwüſtung des Muſeums“ ſingt. Daß man den Franzoſen die Kunſtwerke, die ſie ja ſelbſt als Sieger erbeutet, nachdem ſich der Sieg gewendet, wieder abgenommen — gibt es etwas Natürlicheres und Billigeres als das? Aber Delavigne findet dieſes um ſo ſchlechter und ſpitzbübiſcher, da die barbariſchen Italiener, Deutſche und Engländer Kunſt und Kunſtwerke nicht zu ſchätzen wiſſen. Er ſagt:

  Muses, penchez vos têtes abbattues:
Du siècle de Léon les chefs-d'oeuvre divins

Sous un ciel sans clarté suivront les *froids* Germains;
Les vaisseaux d'Albion attendent nos statues.
Des profanateurs inhumains
Vont-ils anéantir tant de veilles savantes?
Porteront-ils le fer sur les toiles vivantes,
Que Raphaël anima de ses mains?

Es iſt gar nicht zu zweifeln, daß die Muſen die Köpfe hängen ließen, als ihnen Delavigne's poetiſche Klage zu Ohren kam. Das „ciel sans clarté“ und „froids Germains“ iſt bemerkenswerth. Man frägt ſich: wie iſt es möglich, daß die Franzoſen ſo wenig von der Geographie Deutſchlands gelernt, da ſie doch dieſes Land fünf und zwanzig Jahre lang durchſtrichen? Es ſcheint, daß man ſie in ihren Schulen nur das Deutſchland des Tacitus kennen lehrt. Ein Franzoſe, dem Mozart's Figaro nicht übel gefallen und der, weiß der Himmel durch welchen Zufall, erfuhr, daß dieſer Tonkünſtler in Wien gelebt, konnte ſich nicht ſatt wundern, daß unter einem ſo rauhen Himmel ſo zarte Muſik hat gedichtet werden können! Ich erinnere mich, daß ich mit einem jungen Franzoſen aus Deutſchland nach Frankreich reiſte. Es war im Oktober, und das Wetter war rauh. Eine halbe Stunde vor Kehl fiel ein ſtarker Regen; der junge Mann, der keinen Mantel hatte, fror, und rief einmal über das andere:

aus: quel détestable pays! quel détestable pays! Als wir auf der Kehler Brücke bei der franzöſiſchen Schildwache angelangt, ſprach er jubelnd: ah, me voilà dans ma patrie! knöpfte ſich die Weſte auf und rieb ſich mit derjenigen Bewegung die Hände, mit der man es zu thun pflegt, wenn man im Winter aus dem Freien in ein geheiztes Zimmer tritt.

Delavigne iſt ſo erboſt über die Plünderung des Muſeums, daß er dem Apollo von Belvedere die größten Beleidigungen ſagt, weil er ſich auch, ohne ſich zu wehren, hat fortführen laſſen. Er ſpricht zu ihm:

Dieu du jour, Dieu des vers, ils brisent ton image
C'en est fait: la victoire et la divinité
    Ne couronnent plus ton visage
    D'une double immortalité.
C'en est fait: loin de toi jette un arc inutile,
Non, tu n'inspiras pas le vieux chantre d'Achille;
Non, tu n'es pas le Dieu qui vengea les neuf soeurs
    Des fureurs d'un monstre sauvage,
Toi qui n'as pas un trait pour venger ton outrage
    Et terrasser les ravisseurs.

Wenn Apollo reden könnte, hätte er wahrſcheinlich Folgendes geantwortet: „Was vermag ich armer Schelm? Ihr habt den großen Napoleon gehabt, ihr ſeid zu Hunderttauſenden geweſen, euere Sache war's, mich zu vertheidigen. Tröſtet euch, ſo gut ihr könnt, ich gehe nach Italien und es wird mir auch dort an Bewunderern nicht fehlen. Freilich werde ich ſo feine Schmeicheleien nicht mehr hören, als ich in Paris vernommen; Keiner wird mir ſagen, ich wäre la crême de la sculpture; aber ein ſtiller Seufzer iſt mir auch genug. Lebt wohl!"

Mit dieſer ihrer Gloire ſind ſie aber in der jüngſten Zeit gar ſehr in die Klemme gekommen. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß ich hier blos von den Liberalen ſpreche; denn was die Ultra's betrifft, ſo ſind dieſe guten Leute, in Frankreich wie überall, nur mit ihrem Hausweſen und ihren Familienangelegenheiten beſchäftigt, und um Gloire, Patrie, Liberté und andere ſolche Allotrien bekümmern ſie ſich gar nicht. Die Pariſer Liberalen alſo hatten, ſeit dem Sturze Napoleons, jede Anſpielung auf den alten franzöſiſchen Waffenruhm mit Heißhunger aufgefangen. In Büchern, in Zeitungen, in Gedichten, in Bildern, in Schauſpielen, auf dem Theater, in allen Winkeln gruben ſie nach italieniſchen, egyptiſchen, deutſchen, ſpaniſchen und ruſſiſchen Alterthümern. Das Herbarium vivum von ihren getrockneten Lorbeeren könnten hundert Packpferde nicht ſchleppen. Die arme Theater-Cenſur mattete ſich ab, daß es zum Erbarmen war. Sie ſtrich und ſtrich; aber wie wäre es möglich, einer ſo geiſtreichen und ſcharfſinnigen Nation, als die franzöſiſche iſt, und die ihren Geiſt überall in der Taſche mit herumträgt — wie wäre es möglich, ihr Alles wegzuſtreichen? Behielt die Gelegenheit nur ein einziges Haar, wurde ſie daran feſtgehalten. Die franzöſiſchen Komödien können ſo wenig, als die deutſchen, der Lieutenants entbehren, und ſo oft ſich auf der Bühne eine Uniform zeigte, brach das Gloire-Fieber aus und des Jauchzens war kein Ende. So war es. Jetzt aber kam der ſpaniſche Krieg, den die Liberalen nicht haben mochten, und das Blatt wendete ſich. Von Gloire wollten ſie nichts mehr hören, ſie wurden fromm wie die Lämmer und fanden nichts lieblicher, als daß ſich jedes Volk redlich im Lande ernähre und ſich um fremder Völker Thun und Laſſen nicht bekümmere. Es wurde alſo anbefohlen, ruhmvolle Anſpielungen fortan mit Kälte aufzunehmen und ſich von jeder Theater-Scene, die nach Pulver rieche, mit Abſcheu wegzuwenden. Aber das Pariſer Parterre läßt ſich nicht ſo ſchnell unter einen Hut bringen, und in den erſten Tagen der neuen Ordnung klatſchten die feurigen Patrioten, wie ſie es gewohnt waren, bei jedem großen Worte der großen Nation. War darauf in den liberalen Theater-Zeitungen ein ſchrecklicher Lärm, und ſie logen, daß man gar nicht begreift, wo ſie die Unverſchämtheit alle hergenommen.

Sie behaupteten ganz keck: von der Polizei angeſtellte Leute hätten Kriegsſcenen beklatſcht, die das Publikum mit Mißbilligung angehört. Die liebe Polizei hingegen, die Ober-Hofmeiſterin der Prinzeſſin Europa, hat ſeitdem ihre Rolle gegen die ehemalige der Liberalen vertauſcht. Zwar hat ſie durch den ſpaniſchen Krieg einige neue Aengſten bekommen. So mußte eine Mamſell Mina, die in einem Kotzebue'ſchen Stücke vorkommt, in Karoline umgetauft werden, und in einem andern Stück wurde das Wort paix, mit welchem man Stille gebot, in chut! verwandelt. Im Uebrigen aber hat die Cenſur jetzt beſſere Zeiten und kann ſich ausruhen. Von der Gloire, die ihr ſonſt ein Dorn in den Augen war, iſt ſie die beſte Freundin geworden. Die Pariſer Straßen ſehen jetzt ganz gloriös aus. Die Boulevards, die Quais, Alles behängt mit Bildern, verſteckt hinter Büchern, umſtellt von Ofenſchirmen, die Waffenthaten erzählen und abbilden; ruhmvolle Hunde, tapfere Schulbuben; und ſelbſt darauf wird nicht Rückſicht genommen, ob Napoleon oder Bayard der Held der Schlachten war. Ich habe ſogar bemerkt, daß kurz vor der Kriegserklärung gegen Spanien vier neue und ſchöne Reverbèren an den Winkeln der Vendomes-Säule aufgeſtellt wurden, — da wo ſonſt keine waren, — damit man den Ruhm auch im Dunkeln ſehe.

XVIII.

Gefrorenes.

Wie Schade, daß die heißen Tage vorüber ſind, vielleicht hätte meine kleine Beſchreibung von dem hieſigen künſtlichen Winter der Einbildungskraft der deutſchen Leſer einige Kühlung gegeben, was ihnen erwünſcht geweſen wäre. Denn wie man mir aus Deutſchland geſchrieben, hat es dort dieſen Sommer ſehr an Eis und Kälte gemangelt. In welchen Zeiten leben wir, was erlebt man nicht Alles! Aber den Engländern iſt es nicht beſſer gegangen; auch ſie hatten Mangel an Eis. Zwar hatten ſie Schiffsladungen davon aus Schottland herbeigeholt; während ſie ſich aber in den Hafen mit den Zöllnern herumgeſtritten, ob dieſe Waare zu verzollen ſei oder nicht, war der Gegenſtand des Rechtsſtreites zu Waſſer geworden — ein Umſtand, der bei Prozeſſen nicht ſelten eintritt. Noch größeres Mißgeſchick hatten andere brittiſche Handelsleute erfahren, welche Schiffe auf den Eisfang nach Island ausgeſchickt. Zwei der Schiffe gingen mit Mannſchaft und Ladung zu Grunde. Dieſe Gefahren hatte der deutſche antipiratiſche Verein wahrſcheinlich vorher berechnet, ſonſt hätte er ſicher bei dem ihm eignen Unternehmungsgeiſte, ſeine durch den Schrecken der Raubſtaaten müßig gewordenen Flotten benützt, dem deutſchen Bunde heilſame Abkühlung zu verſchaffen! .... Aber ich bin von meinem Wege abgekommen. In Paris hat man Eis im Ueberfluß; von wo man es herbekommt, mag der Himmel wiſſen. Das beſte Gefrorne findet man bei Tortoni auf dem Boulevard des Italiens. Man hat dort jeden Abend die ſüße Noth, zwiſchen dreizehn Sorten zu wählen. Ich will ſie nennen: Vanille, pistache, café blanc, fraise, groseille, framboise, citron, pèche, ananas, raisin, melon, pain d'Espagne, biscuit glacé à la fraise. Worin beſteht das Weſen eines biscuit glacé? Ich habe es nicht herausgebracht, es iſt eine Zuckerbäcker-Charade. Ein Chemiker müßte ich ſein, es nach ſeinen Beſtandtheilen, ein Dichter, es würdig, ein Stoiker, es mit Gleichmuth zu beſchreiben. Anfänglich dachte ich: das wird wohl wieder eine franzöſiſche Windbeutelei, dieſer ſogenannte Biscuit glacé wird nichts als gewöhnliches Eis, nur mit der Form und Farbe eines Biscuit ſein! Ich genoß, und ſchämte mich meiner Uebereilung. Es war wirklich Biskuit, aber ein durchfrorner. So mag Ambroſia munden. Aber Ambroſia iſt auch nur ein Wort — man komme und ſchmecke. Was kann ich von genannter Eis-Art Rühmlicheres erzählen als Folgendes? Ich habe mit meinen eigenen Augen geſehen, daß eine wunderſchöne junge Frau, die eifrig davon gegeſſen und ihr Glas ſchneller ausgeleert, als ihr väterlicher Gatte das ſeinige, in dieſes mit ihrem Löffel lächelnd Eingriffe gethan, ſo daß der des Entzückens ungewohnte Ehemann ſich triumphirend herumgeſehn und allen anweſenden jungen Leuten zu verſtehen gegeben, ſie ſollten daraus entnehmen, wie wenig für ſie zu hoffen ſei — ſo ſehr liebte die junge Frau gefrornen Biskuit. — Diejenigen meiner Leſerinnen, die je in Paris, und während dem ſchön, oder jung, oder reich geweſen (dem Reichthum verkauft man, der Schönheit bringt man, die Jugend nimmt ſich dort Alles), die lächelten gewiß voll ſeliger Erinnerung, da ich von Tortoni und den Boulevards des Italiens geſprochen. In ſchönen Sommernächten da ſitzen … ſäuſelnde Bäume … umgaukelnde Bewunderer … von tauſend Lichtern zauberiſch umfloſſen … eine herrliche Zither tönt herüber . . . drollige Savoyarden mit ihren tanzenden Affen betteln um ein Lächeln und einen Kupferpfennig . . . und dabei den ſüßen Schnee herabzuſchlürfen, wie das köſtlich iſt! Ach, es denkt Keiner daran, wie theuer ſich oft die Natur ihre Schmeicheleien der menſchlichen Lüſternheit bezahlen läßt!

XIX.

Die Schwefelbäder bei Montmorency.

Ach, wäre ich nur ſchon der Rührung frei, wie munter wollte ich herumhüpfen auf dem Papier! Aber Thränen umdämmern meine Augen — und ſie haben weit zu ſehen, über Frankreich weg, bis hinüber in das Vaterland; aber meine Hand zittert — und ſie ſoll doch Kranken einen Heilbrief ſchreiben. Tauſend friſche Zweige ſäuſeln mich vom dürren Pulte weg, tauſend Vögel zwitſchern mich hinaus; denn ſie ſäuſeln, denn ſie zwitſchern: Rouſſeau! Rouſſeau! Die Kaſtanienbäume dort, ernſte Greiſe jetzt, ſie haben in ſchönern Jahren Rouſſeau gekannt und mit Schatten bewirthet ſeine glühende Seele. Das Häuschen gegenüber — ich ſehe in die Fenſter — darin iſt Rouſſeau's Stübchen; aber er iſt nicht daheim. Dort iſt der kleine Tiſch, an dem er die

Heloiſe gedichtet; da ſteht das Bett, in dem er ausgeruht von ſeinem Wachen. O heiliges Thal von Montmorency! Kein Pfad, den er nicht gegangen, kein Hügel, den er nicht hinaufgeſtiegen, kein Gebüſch, das er nicht durchträumt! Der helle See, der dunkle Wald, die blauen Berge, die Felder, die Dörfchen, die Mühlen — ſie ſind ihm alle begegnet, und er hat ſie alle gegrüßt und geliebt! Hier der Schatten vor meinen Augen — ſo, ganz ſo hat ihn die Frühlingsſonne um dieſe Stunde auch ſeinen Blicken vorgezeichnet! Die Natur rings umher — die treuloſe, buhleriſche Natur! In Liebesthränen lag er zu ihren Füßen, und ſie ſah ihn lächelnd an, und jetzt, da er fern iſt, lächelt ſie an gleicher Stelle auch mir, und lächelt Jeden an, der ſeufzend vorübergeht! — — —

Drei Stunden von Paris, und eine halbe Stunde von Montmorency entfernt, liegt, zwiſchen den Dörfern Enghien und St. Gratien ein See, welchen die Franzoſen den Teich nennen, l'étang. Darüber mag man ſich billig wundern! Sie, die Alles vergrößern, die inländiſchen Tugenden und die ausländiſchen Fehler, müßten den See — ſollte man meinen — das ſtille Meer von Montmorency heißen, ſo groß und ſtattlich iſt er. Wahrlich, als ich ihn geſtern Vormittag ſah — das Wetter war etwas ſtürmiſch — ſchlug er hohe Shakeſpeares Wellen und war unklaſſiſch bis zur Frechheit. Ich brauchte, bei freiem Herzen, zwanzig Minuten, ihn zu umreiten; Liebende zu Fuß können ihn eine ganze ſchöne Stunde umſchleichen. Herrliche Baumgänge umſchatten ſein Ufer, zierliche Gondeln hüpfen über ſeine Wellen. Dieſem See nahe ſind die Badehäuſer angebaut, alle auf das Schönſte und Bequemſte eingerichtet. Die Beſtandtheile des Waſſers kenne ich nicht genau; die chemiſche Analyſe, die der berühmte Fourcroy davon gegeben, habe ich nicht geleſen; nur ſo viel weiß ich, daß Schwefel darin iſt — dieſes herrliche Mittel, das, in Schießpulver verwandelt, kranke Völker, zu Arzneipulver geſtoßen, kranke Menſchen heilt. Wahrſcheinlich hat das Badwaſſer von Montmorency die größte Aehnlichkeit mit dem von Wiesbaden, welches, nach dem Conversations-Lexikon — dieſem ſächſiſchen Reichs-Vikar nach Ableben des deutſchen Kaiſers, der den deutſchen Völkern geiſtige Einheit gibt und deſſen zehn Bande das Andenken der ehemaligen zehn Reichskreiſe mnemomiſch bewahren — kohlenſaure Kalkerde, Bittererde, ſalzſaures Natrum, ſalzſaure Kalkerde und Bittererde, ſchwefelſaures Natrum und ſchwefelſaure Kalkerde, Thonerde und etwas mit kohlenſaurem Natrum aufgelöstes Eiſen enthält. Aber Montmorency iſt ungleich wirkſamer als Wiesbaden und alle ſonſtigen Schwefelbäder Deutſchlands und der Schweiz. Die nothwendigſte Bedingung zur Heilung einer Krankheit durch Schwefelbäder iſt, wie die Erfahrung lehrt — die Krankheit; weßwegen auch gute Aerzte, da, wo ſie keine Krankheit vorfinden, ihr Heilverfahren damit beginnen, eine zu ſchaffen. Paris liegt aber ſo nahe bei Montmorency, daß die erforderliche Krankheit auf das Leichteſte zu haben iſt. Aus dieſer vortheilhaften Lokalität entſpringt für deutſche Kurgäſte noch ein anderer ganz unſchätzbarer Nutzen: daß ſie nämlich gar nicht nöthig haben, ſich auf der großen Reiſe von Deutſchland nach Paris mit einer Krankheit zu beſchleppen, welches beſonders bei Gichtübeln beſchwerlich iſt, ſondern daß ſie ſich geſund auf den Weg machen und ſich erſt in Paris mit den nöthigen Gebrechen verſehen, von wo aus ſie gemächlich in zwei Stunden nach Montmorency fahren, um dort Heilung zu ſuchen. Sollten ſie dieſe nicht finden, oder gar unglücklicher Weiſe in Paris ſterben — denn es verſteht ſich von ſelbſt, daß man dort alle ſeine Zeit zubringt und nur Sonntags zuweilen nach Montmorency fährt, um unter den Kaſtanienbäumen hinter der Eremitage die feine Welt tanzen zu ſehen, — ſo hat man die Reiſe doch nicht vergebens gemacht. Es gibt nichts Angenehmeres auf der

Welt, als in Paris zu ſterben; denn kann man dort ſterben, ohne auch dort gelebt zu haben?

Der Vorzüge, welche das Schwefelbad von Montmorency vor allen übrigen Schwefelbädern hat, ſind noch gar viele, und ich werde ein anderesmal darauf zurückkommen. Jetzt aber habe ich von etwas Wichtigerem zu ſprechen, nämlich von der zweimonatlichen Vorbereitungskur, welcher ſich, beſonders die deutſche weibliche Welt, zu unterwerfen hat, ehe ſie die Reiſe nach Montmorency antreten darf. Ich weiß freilich nicht, ob auch junge Frauenzimmer von Stand zuweilen die Gicht bekommen und ob ich nicht gegen die Pathologie und Courtoiſie verſtoße, wenn ich dieſes als möglich annehme. Sollte ich aber fehlen, ſo entſchuldigt mich meine gute Abſicht gewiß. Wäre ich nun ein halbes Dutzend Dinge, die ich nicht bin: jung, reich, ſchön, verheirathet, geſund und ein Frauenzimmer, würde ich, ſobald ich im Morgenblatte die Anpreiſung des Montmorency-Bades geleſen, wie folgt, verfahren. Ich nehme an, ich lebte ſeit fünf Jahren in kinderloſer, aber zufriedener Ehe. Mein Mann wäre ein Graf und reich. Er wäre nicht geizig, verwendete aber mehr auf ſeine landwirthſchaftlichen Baue, Parkanlagen und Merino-Schafe, als auf meine Launen und Luſtſchlöſſer. Er liebte die Jagd ſehr, mich aber nicht minder. An Wochen- und Werkeltagen thät' ich ihm in Allem ſeinen Willen, und nur an Feſttagen, die ich mir zu dieſem Zweck alle beweglich gemacht, behielte ich mir die Herrſchaft vor. Wir lebten zurückgezogen auf unſern Gütern. Mein Mann wäre Tage und Wochen auf ſeinen entfernten Meiereien, und wir hätten ſelten eheliche Zwiſte. Nun käme er eines Abends — — — aber, um es den Leſerinnen bequem zu machen, will ich in der dritten Perſon, wie Cäſar, und im Indikativ, wie die Weltgeſchichte, von mir erzählen.

„An einem ſchönen Mai-Abend — die Dorfglocke verhallte ſchlaftrunken, der Himmel löſte ſeine rothen Bänder auf, die Sterne wurden angezündet — kehrte Graf Opodeldoc von der Jagd zurück. In das Hofthor eingetreten, ſprach er zu ſeinem Oberjäger: „Lieber Herr Walter, ſein Sie ſo gut und laſſen Sie meiner Frau ſagen, daß ich da bin.“ Der Graf war gegen ſeine Jagddienerſchaft ein gar milder und lieber Herr. Im Gartenſaale legte er ſeine Taſche ab und zog die Ladung aus der Büchſe; die Jagd war ſehr unglücklich geweſen, nichts, keine Rabenfeder war ihm aufgeſtoßen. Sophie, das Kammermädchen der Gräfin, kam ſchüchtern herbei und ſprach mit ängſtlicher Stimme: „Erſchrecken Sie nicht, Herr Graf, es hat gar nichts zu bedeuten, bis morgen iſt es vorüber, Sie brauchen ſich gar nicht zu beunruhigen.“ Der Graf ſtieß zornig ſeine Büchſe auf den Boden. — „Elſter, Staarmatz, Gans, was ſchnattert Sie da? Was hat nichts zu bedeuten, worüber ſoll ich nicht erſchrecken?“ Das Kammermädchen erwiederte: „Sie können ganz ruhig ſein, die gnädige Gräfin befinden ſich etwas unwohl und haben ſich zu Bette gelegt.“ — „Schon gut, brummte der Graf, ſchick' Sie mir den Heinrich.“ — Heinrich kam, ſeinem Herrn die Stiefel auszuziehen. Wie gewöhnlich, benahm er ſich ungeſchickt dabei, und bekam einen leiſen Fußtritt; ſo ſanft hatte Heinrich den Herrn nie geſehen. Nachdem der Graf in Pantoffeln und Schlafrock war, ging er in das Zimmer ſeiner Frau. Die ſchöne Gräfin richtete ſich im Bette auf; ſie hatte den Kopf mit einem Tuche umbunden — Amor trug die Binde nur etwas tiefer. „Was fehlt dir, mein Kind?“ frug der Graf ſo zärtlich, als ihm möglich war. — „Nichts, lieber Mann; ich bin froh, daß du da biſt, jetzt iſt mir ſchon viel beſſer. Heftiges Kopfweh, Schmerz in allen Gliedern, große Uebelkeiten.“ Die Gräfin, obzwar eine geübte Schauſpielerin, die ſchon in bedeutenden Rollen aufgetreten, ſtotterte doch, als ſie dieſe Worte ſprach, und ward roſenroth im Geſichte. Der Graf — er beſaß große Allodialgüter und war ſeiner ganzen Collateral-Verwandtſchaft ſpinnefeind — als er ſeine Gemahlin erröthen ſah, faßte ein freudiges Mißverſtändniß, und drückte der Gräfin ſo feſt und zärtlich die Hand, als er es lange nicht gethan. Dieſe ſchrie ein langgedehntes Au! zog die Hand zurück, bewegte krampfhaft die Finger, und wiederholte im Sechsachtel-Takt: Au! au! au! Au iſt zwar ein unfeines Wort; aber der Schmerz hat keinen guten Styl, und einen ſchönen Mund kann auch ein Au nicht verunzieren. Der klugen Leſerin brauch' ich es wohl nicht zu ſagen, daß jenes Au nichts war, als die erſte Scene einer kleinen dramatiſchen Vorgicht. „Ich habe dich oft gewarnt, Abends nicht ſo ſpät in der Laube zu ſitzen; du haſt dich gewiß erkältet; das kommt dabei heraus!“ Nach dieſen Worten wünſchte der Graf ſeiner Gemahlin gute Nacht und ging brummend fort.

Am andern Morgen fand ſich die Gräfin beim Frühſtück ein und erklärte ſich für ganz wiederhergeſtellt. Der Graf fragte, wie gewöhnlich, nach dem Morgenblatte, das der Bote jeden Abend aus der Stadt brachte. Man ſuchte darnach, es fand ſich nicht. „Steht etwas Intereſſantes darin?“ fragte der Graf. Die Gräfin erwiederte, ſie habe es geſtern, weil ſie ſich zu Bette gelegt, nicht geleſen. Sie war ungemein hold und liebenswürdig, und ſchlürfte ein Löffelchen aus der Taſſe ihres Mannes, ehe ſie ihm dieſelbe hinreichte, um zu verſuchen, ob der Kaffee ſüß genug ſei — eine zarte Aufmerkſamkeit, die ſie für feierliche Gelegenheiten verſparte. Darauf brachte ſie ihre eigene Taſſe an den Mund, vermochte ſie aber nicht zur Hälfte zu leeren. Sie klagte über Appetitloſigkeit, und daß ihr der Mund ſo bitter wäre. „Meinſt du nicht, liebes Kind — ſagte der Graf — daß es gut ſei, den Arzt aus der Stadt holen zu laſſen?“ — „Ich halte es für nicht nöthig, erwiederte die Gräfin, es fehlt mir eigentlich nichts, indeſſen, wenn es dich beruhigt, thue es immerhin.“ Ein Reitknecht wurde abgefertigt, und nach zwei Stunden fuhr der Arzneiwagen in den Hof. Der Doktor fühlte den Puls, frug herüber, frug hinüber, ſchüttelte den Kopf; Frank, ſein Polarſtern, zog ſich hinter Gewölk, und vom menſchlichen Herzen, dieſem Kompaſſe auf dem Meere zweifelhafter Geſchichten, verſtand der gute Doktor nichts. Zu ſeiner Spezial Inquiſition erlaubte er ſich verbotene Suggeſtionen; die Gräfin verwickelte ſich in ihren Antworten, klagte über die widerſprechendſten Leiden, ſtotterte, ward wiederum roth. Der Graf lächelte abermals und ſprach: „Herr Doktor, ich will Sie mit meiner Frau allein laſſen.“

Als Graf Opodeldoc fort war, waren die Leiden der ſchönen Gräfin auch fort. Sie ließ ſich vom Doktor die jüngſten Stadtneuigkeiten erzählen, und fragte dieſen endlich: „Waren Sie ſchon draußen auf dem Freihof beim Baron Haberſack geweſen? Er iſt krank.“ — „Ich bin ſein Arzt nicht,“ erwiederte der Doktor ſeufzend. — „Ich weiß das, ſagte die Gräfin; aber ich habe vor einigen Tagen mit der Baroneſſe von Ihnen geſprochen, ſie wird Sie rufen laſſen.“ — Der Doktor machte einen Bückling der Erkenntlichkeit. — „Der Baron hat das Podagra, fuhr die Gräfin fort. Die Baroneſſe, die ihn zärtlich liebt, glaubt, daß nur ein Bad ihn herſtellen könne, aber der Baron iſt eben ſo geizig, als ſeine Gemahlin großmüthig iſt. Sie verläßt ſich auf Sie, daß Sie ihm eine Badereiſe als unerläßlich zu ſeiner Heilung vorſchreiben werden.“ — „Gnädige Gräfin, eine Badereiſe wäre Ihnen vielleicht auch anzurathen.“ — „Meinen Sie, Doktor? (Das ausgelaſſene Herr machte den Doktor völlig zum Sklaven der Gräfin.) Aber welchen Badeort würden Sie empfehlen?“ — „Sind Sie für Wiesbaden, gnädige Gräfin?“ — „Ich will nichts davon hören, man begegnet da nur verkrüppelten Männern, und möchte ſterben vor Langeweile.“ — „Was halten Sie von Ems?“ — „Man erkältet ſich dort Abends zu leicht.“ — „Lieben Sie Kannſtadt?„ — „Ich hatte mir dort ſehr gefallen;

ſchade nur, daß die Eſel fehlen, welche die Bäder in der Nähe von Frankfurt ſo luſtig machen.... Doktor, was denken Sie von Montmorency bei Paris? die dortigen Schwefelbäder werden ſehr angerühmt, und ſcheinen mir für meine Umſtände ganz zu paſſen.“ — „Ich kenne ſie; glauben Sie doch der franzöſiſchen Charlatanerie nicht. Einen Schwefelfaden in ein Glas Waſſer geworfen, und ſich damit gewaſchen, thut dieſelben Dienſte, wie das Bad von Montmorency.“ — „Aber, lieber Doktor, bedenken Sie die angenehme Reiſe, Paris, die Zerſtreuungen.“ — „Freilich, gnädige Gräfin, Sie haben recht, die milde Luft Frankreichs wäre Ihren Nerven gewiß ſehr heilſam.“ — „Doktor, reden Sie mit meinem Manne, ſeien Sie geſchickt, Sie werden Mühe haben.“ „Gnädigſte, ich führe eine Schlange in meinem Wappen“.

Während oben Kriegsrath gehalten wurde, ging Graf Opodeldoc im Garten auf und ab, und wartete auf den Doktor. Er machte große Schritte und rieb ſich vergnügt die Hände, denn er hoffte heute noch ſeinen nahbegüterten Collateral Verwandten eine ſchadenfrohe Botſchaft zu bringen. „Wartet nur, naſeweiſer Bruder — ſprach er lachend vor ſich hin — und Sie, hochmüthige Frau Schwägerin, wir wollen eine Suppe zuſammen eſſen, die geſalzen ſein ſoll.“ Endlich kam der Arzt, er ſtürzte ihm entgegen, faßte ihn an beiden Händen und ſprach: „Nun, lieber Herr Doktor, was macht meine gute Frau? Trinken wir eine Flaſche Madera?“ Der Doktor zuckte bedeutend die Achſeln. — „Man kann noch nichts ſagen, wertheſter Herr Graf. Man muß der Natur Zeit laſſen, ſich zu entwickeln. Ich habe eine Kleinigkeit verſchrieben, zum Verſuch blos.“ — „Aber was fehlt ihr denn eigentlich“ — „Es iſt eine unausgebildete Gicht, die man zu befördern ſuchen muß.“ — „Gicht! Doktor. Meine Frau iſt erſt drei und zwanzig Jahre alt, ſo jung und ſchon die Gicht! Ich habe ſie oft gewarnt, das kommt von den weiten Fußreiſen, von dem tagelangen Reiten.“ „Im Gegentheil, Herr Graf, mehrere und ſtärkere Bewegung wäre der gnädigen Gräfin zuträglich. Die frühzeitige Gicht findet ſich jetzt häufig bei jungen Damen von Stande; das kommt vom übermäßigen Zuckerwaſſer-Trinken.“ — Graf Opodeldoc ließ ſich das geſagt ſein; er war ein kenntnißvoller Pferdearzt, aber von der Menſchheit in ihrem geſunden und kranken Zuſtande wußte er nicht viel. Nachdem der Arzt fort war, ging der verdrießliche Ehemann in das Zimmer ſeiner Frau, ergriff beide dort ſtehende vollgefüllte Zuckerdoſen und ſchüttete ihren Inhalt zum Fenſter hinaus. Alles Hof-Geflügel kam herbei geflattert und ſchlich langſam und verdrießlich wieder fort, als ſich nichts zu picken vorfand.

Vier Wochen lang wechſelte die ſchöne Gräfin Opodeldoc zwiſchen Wohlbefinden und Uebelbefinden mit vieler Kunſt und Ueberlegung ab. Der Arzt kam, der Arzt ging, die Krankheit blieb. Endlich ſchien die Arznei anzuſchlagen — ſie mochte wohl ſympathetiſch gewirkt haben, denn Sophie, das Kammermädchen, pflegte ihre Privatnelken damit zu begießen. Schon ſeit acht Tagen war keine Klage gekommen aus dem Munde der Gräfin. Terpſichore hatte dieſe glückliche Verabredung mit Hygieia getroffen; denn am neunten Tage ſchickte die Baroneſſe Haberſack Einladung zu einem Balle, auf dem ſie vor ihrer Abreiſe in's Bad alle ihre Freunde vereinigt ſehen wollte. Die Gräfin ſchmückte ſich auf's Herrlichſte, ſie war ſchön wie ein Engel. (Warum iſt die chriſtliche Mythologie ſo arm an guten Bildern?) Sophie, das Kammermädchen, ſtand, wie Pygmalion vor ſeinem Marmorbilde, mit Liebesblicken vor dem Kunſtwerk ihrer Hände und flehte die Götter, ſie möchten die Gräfin beleben und in einen Mann verwandeln. Der Graf ſelbſt zeigte ſtarke Spuren inneren Wohlgefallens beim Anblicke ſeiner Gemahlin; denn die Hoffnung, daß ſeine hagere Schwägerin auf dem Balle etwas berſten würde vor

Neid, hatte ſein äſthetiſches Gefühl ungemein geſchärft. Er nannte die Gräfin einmal über das Andere: Mein Mäuschen! Endlich bot er ihr den Arm, ſie hinab an den Wagen zu führen. Auf der Mitte der Treppe — o unvergleichliche That menſchlicher Seelenſtärke, einzig in der Weltgeſchichte! o glorreichſte Heldin des weiblichen Plutarchs! — mitten auf der Treppe, von Roſen umduftet, von Seide umwallt, von Gold und Perlen umglänzt, von Kunſt und Natur bis zum Blenden umſchimmert, auf dem Wege zum Tanze, auf dem Wege zu tauſend ſüßen Triumphen ... ſtieß die Gräfin Opodeldoc einen durchdringenden Schrei aus und wollte zuſammenſinken. Der Graf ſtützte ſie und fragte: „Was haſt du, mein Mäuschen?“ Die Gräfin konnte vor Schmerz nicht antworten. Man mußte ſie die Treppe wieder hinauftragen. Sie legte ſich zu Bette. Sophie, ob ſie zwar als Kammermädchen hinter den Couliſſen ſtand, ward doch überraſcht von dem Staatsſtreiche ihrer Gebieterin, deſſen Geheimniß ſie nicht wußte, da die Gräfin, wie jede Frau, ein Allerheiligſtes hatte, in das auch die Prieſterin Sophie nicht treten durfte, ſondern nur ſie ſelbſt als hohe Prieſterin. Der kranke Fuß wurde bis zur Ankunft des Arztes ohne Erfolg mit Hausmitteln behandelt. Der Doktor kam und hatte mit der Gräfin eine lange geheime Unterredung. Vor dem Weggehen begab er ſich zum Grafen und ſagte mit feierlicher Stimme: „Herr Graf, ich halte es für meine Pflicht, Ihnen zu rathen, daß Sie einen andern Arzt kommen laſſen.“ — „Noch einen? rief der Graf. Ein Kongreß! Steht es ſo ſchlimm mit meiner Frau? Iſt eine gefährliche Revolution in ihr vorgegangen?“ — „Nein, wertheſter Herr Graf, ſo ſchlimm iſt es nicht; aber die gnädige Gräfin ſcheinen kein Zutrauen in mich zu ſetzen und wollen meinen Rath nicht befolgen. Ich habe Ihrer Gemahlin eine Badekur verordnet, aber ſie will nichts davon hören. Sie ſagt, das Geräuſch der Badeorte ſei ihr verhaßt, und ſie hat mir verboten, mit Ihnen, Herr Graf, davon zu ſprechen. Aber meine Pflicht . . .“ — „Herr Doktor, ich liebe die Badeorte auch nicht; können Sie meine Frau nicht auf anderm Wege heilen?“ — „Wertheſter Herr Graf, wir können nicht zaubern, wir Aerzte. Der Arzt und die kranke Natur ſind der Blinde und der Lahme; die Natur zeigt uns den Weg, den wir ſie tragen ſollen. Um einen Kranken zu heilen, müſſen wir in ihm den geſunden Punkt, den Punkt des Archimedes auffinden, wo wir den Hebel anſetzen. Die Gicht iſt eine Krankheit, die ſich auf's Hartnäckigſte vertheidigt, ſie iſt mit Gewalt gar nicht einzunehmen, weßwegen ſie auch im Converſations-Lexikon unmittelbar auf Gibraltar folgt. . . ."

Der Doktor ſprach noch länger als eine Viertelſtunde gelehrt und unverſtändlich, um der Gräfin Zeit zu laſſen, ihre Rolle zu rekapituliren. — „Sie werden meiner Frau Wiesbaden verordnet haben?" — „Nein, Herr Graf, das Waſſer iſt zu ſtark." — „Oder Ems? Nicht wahr, Doktor, Ems, das hilft." — „Trauen Sie ihm nicht, Herr Graf, das Waſſer allein thut's dort nicht; die Nachtluft — die Nachtluft iſt dort ſchädlich." — „Welches Bad rathen Sie denn?" — „Das zweckmäßigſte wäre Barrège in den Pyrenäen." — „Träumen Sie, Herr Doktor? Wollen Sie meine Frau der Armée de foi zu führen? Soll uns der Trappiſt attrapiren?" — „Freilich, Herr Graf, Barrège hat ſeine Bedenklichkeit. Das Waſſer von Montmorency bei Paris iſt ungefähr von gleicher Beſchaffenheit." — „Herr Doktor, wenn unſer Einer nach Paris reiſt, ſo koſtet das gleich ungeheures Geld. Muß es denn ſein? Thut es kein anderes Bad? Haben Sie Erfahrungen, ob es hilft?" — „Schon Hyppokrates, in ſeinem Buche von den Winden, rühmt das Bad von Montmorency. Aber, Herr Graf, ich fürchte, Ihre Frau Gemahlin iſt nicht zu bewegen." — „Das wird ſich finden; wenn ich will, muß ſie wollen; ich bin Herr, Herr Doktor."

Graf Opodeldoc brauchte länger als vierzehn Tage, ſeine Gemahlin für die Schwefelbäder von Montmorency zu gewinnen. Endlich willigte ſie ein. „Ich will deiner liebevollen Beſorgniß dies Opfer bringen,“ ſprach ſie mit matter Stimme. Sie ward täglich ſchwächer und verließ das Bett nicht mehr. „Liebes Kind — ſagte der Graf eines Morgens — ich reite in die Stadt, ich will dir die Putzmacherin herausſchicken, du wirſt für die Reiſe noch Allerlei bedürfen.“ — „Nein, guter Mann, erwiederte die Gräfin, das Nöthigſte habe ich, und ein Leichentuch finde ich überall. Ich fühle, wie ſich Alles in mir auflöſt, bald ſchließt mich der Tod in ſeine kalten Arme.“ — „Kinderpoſſen! Du wirſt in Paris wieder aufleben; dann brauchſt Du Flitter genug, und dort iſt Alles doppelt theuer.“ — „O mein Gatte, wozu noch Tand und Flitter? Laß mich den Blick abwenden von allem Irdiſchen, laß mich gegen den Himmel meine Gedanken richten!“ — „Wie du willſt!“ — brummte der Graf. — Die Vorbereitungen zur Reiſe waren getroffen, das Gold ward unter Seufzen eingerollt. — Der Graf liebte die Napoleons ſehr, doch, als guter Deutſcher, nur im Pluriel. Die Gräfin wurde in den Wagen gehoben. Schon am zweiten Tage fühlte ſie ſich geſtärkt, und in Straßburg vermochte ſie mit Leichtigkeit den Münſter hinaufzuſteigen. Oben auf der Platte-Form ſagte der Graf: „Mäuschen, Du blühſt ja wieder wie eine Roſe.“ Die Gräfin erſchrak, bedachte, wie wenig entfernt ſie noch von der Heimath wären, und blickte in die untergehende Sonne, um ihre Wangenröthe hinter dem Widerſchein der Abendgluth zu verſtecken. Als ſie an der Barrière St. Martin an das Thor gelangten, durch das man, von Deutſchland kommend, in Paris einfährt, wollte der Poſtillon, wie es ihm auf der Station geheißen, rechts ab gleich nach Montmorency fahren, wo das Quartier voraus beſtellt war. Aber die Gräfin befand ſich plötzlich ſo übel, daß man ſich entſchließen mußte, über Nacht in Paris zu bleiben. Der am andern Morgen herbeigeholte Arzt erklärte die Krankheit für une fièvre non maligne und gebot das Zimmer zu hüten. Der Graf ging aus, Adreſſen abzugeben, machte Beſuche, empfing Beſuche; nach einigen Tagen war die Gräfin hergeſtellt und ward von ihrem Manne in den Strudel von Paris hineingeführt. Die deutſche unlegitime Garderobe wurde in der Vivienne-Straße reſtaurirt. Der Graf ſelbſt fing an, ſich in Paris zu gefallen. Er hatte einen wackern Colonel auf halbem Solde kennen gelernt, der wie er ein leidenſchaftlicher Jäger war und der ihm Gelegenheit verſchaffte, ſeine Luſt zu befriedigen. Die Gräfin aber hatte vom erſten Augenblicke an eine unüberwindliche Abneigung gegen den Colonel gefaßt und da ſie ihren Widerwillen nicht verbarg, führte dieſes zu häufigen Zwiſtigkeiten mit ihrem Manne. „Er iſt ein wilder Menſch!“ ſagte die Gräfin oft. — „Wir gedienten Leute ſind nicht anders!“ erwiederte jedesmal der Graf. Wochen, Monate gingen vorüber, der Herbſt nahte heran, die Rückreiſe konnte nicht länger verſchoben werden. Der Wagen war angeſpannt, der Colonel umarmte ſeinen Freund. »Adieu, mon ange!“ ſagte er zu Sophie, ihr die Wangen ſtreichelnd; aber vergebens ſuchte er unter Scherzen ſeine Rührung zu verbergen, Thränen entſtürzten ſeinen Augen. Er faßte die Hand der Gräfin, ſie zu küſſen, dieſe zog ſie zurück und ließ ihren Schleier fallen. Als ſie im Wagen ſaßen, ſagte der Graf: „Du haſt dich aber auch gar zu unartig gegen den Colonel benommen! Er iſt ein herrlicher Mann, ein ächt deutſches Herz.“ ... Während auf der erſten Station hinter Paris die Pferde gewechſelt wurden, ſchlug ſich der Graf plötzlich vor die Stirn und rief: „Rein vergeſſen!“ Mit freudigem Schreck frug die Gräfin haſtig: „Deine Brieftaſche? Ich habe ſie auf dem Kamin geſehen. Laß uns ſchnell zurückfahren, ich fürchte, ich habe auch Manches dort vergeſſen; wenn wir nicht eilen, iſt Alles hin.“ — „Die Brieftaſche habe ich — erwiederte der Graf — ich meine, wir haben ja ganz vergeſſen, uns in Montmorency umzuſehen." — „Ueber's Jahr!" liſpelte die Gräfin mit einem leiſen Seufzer, und warf einen feuchten Blick auf den Dom der Invaliden zurück, deſſen goldene Kuppel in der Abendſonne leuchtete.

Graf Opodeldoc lebte wieder im alten Gleiſe auf ſeinen Gütern. Die Nachbarinnen waren der Reihe nach gekommen, die Pariſer Hüte zu bewundern, welche die Gräfin mitgebracht. Dieſe hatte ſich müde erzählt von den Wunderwerken der herrlichen Stadt — wenn es für Männer angenehm iſt, in Paris zu ſein, iſt es für Frauen noch angenehmer, dort geweſen zu ſein und davon zu berichten. Die Herbſtwinde raſchelten, die Blätter fielen. Es kam der erſte November, des Grafen fünfzigſter Geburtstag. Der Graf ſchlief an dieſem Tage, wie gewöhnlich, länger als gewöhnlich, um zu allen Vorbereitungen zu ſeiner Ueberraſchung Zeit zu laſſen. Er ging hinab in den Saal und wünſchte ſeiner Gemahlin mit erkünſtelter Gleichgültigkeit und Kälte einen ſchönen guten Morgen. Bei ſeinem Eintreten ſagte die Gräfin zu ihrem Kammermädchen: „Geh', Sophie!" indem ſie ihr einen ſanften Schlag gab. Sophie hatte eine ganze Spitzbubenherberge voll Schelmerei auf ihrem Geſichte und ſchlüpfte lachend hinaus. „Väterchen!“ ſprach die Gräſin mit entzückender Holdſeligkeit — der Graf kam näher — „Väterchen!“ — der Graf ſtand vor ihr — »Petit Papa!« — Sie ergriff ſeine Hand, drückte ſie feſt und zärtlich, er zog ſie zurück; ſie lächelte, er erröthete. —

— Das macht' ich ſo!

XX.

Die Vendome-Säule.

Man muß ſehr lachen, wenn man der drolligen Verlegenheit einiger franzöſiſcher Schriftſteller begegnet, welche Beſchreibungen von Paris zum Gebrauche der Fremden verfaßt haben. Viele Bauwerke, in neuerer Zeit entſtanden, erregen und verdienen die Bewunderung Aller; aber wie davon ſprechen? Napoleon hat ſie geſchaffen. Um dieſer ſtechenden Wahrheit auszuweichen, ſieht man jene armen Herren ſich wie Raupen krümmen. Sie reden in mancherlei Windungen und ſtellen für ſchreibende Höflinge die ſchönſten Styl-Muſter auf. Sie ſagen: alle Bauwerke der kaiſerlichen Regierung wären ſchon unter Ludwig XIV. beſchloſſen worden, Ludwig XV. habe wohl daran gedacht, die Entwürfe ſeines Vorgängers auszuführen, habe aber, um das dazu nöthige

Geld zu holen, die benachbarten Staaten nicht erobern *wollen*; **Ludwig XVI.** ſei auf Gleiches bedacht geweſen, habe es aber unterlaſſen, um ſeine Unterthanen nicht mit Abgaben zu beſchweren. Dann ſagen ſie: Napoleon habe nur aus Eitelkeit viel bauen laſſen. Dann, um die Schnelle, mit welcher unter ihm ſo viele und große Werke entſtanden, der Bewunderung zu entziehen, ſagen ſie: Buonaparte habe zu Pferde der Unſterblichkeit zueilen wollen. Ferner: er habe wohl begriffen, daß ihm jene Kunſtwerke größeren Nachruhm bringen würden, als ſeine verheerenden Schlachten. Ferner: es habe ihm geahnet, daß es mit ſeiner Herrlichkeit nicht lange dauern würde, und darum habe er ſich beeilt, ein gefälliges Andenken zurückzulaſſen. Endlich, weil ſie fürchten, noch nicht genug geſchmeichelt, Napoleon noch nicht genug geläſtert zu haben, ſagen ſie: er habe die Baukunſt *nicht* geſchätzt, die Baukünſtler *nicht* aufgemuntert, *nicht* belohnt, ſie vielmehr gehaßt, weil ihn, da er noch Lieutenant geweſen, ein Architekt wegen einer Schuld bei dem Friedensrichter verklagt hatte. Wenn dieſes wahr iſt, muß man ſich wundern, daß Napoleon nicht auch die Ammen und Kindermädchen verfolgt, weil ihm, als er noch Kind war, höchſt wahrſcheinlich eine dieſer Perſonen irgend ein Pätſchchen gegeben. Bei Gelegenheit der Vendome-

Säule ſagen jene immergrünen Schmeichler: Napoleon hat die Säule jener des Trajan zu Rom ſklaviſch nachbilden laſſen, weil er den Künſtlern nicht vergönnen mochte, eigenem Schöpfungsgeiſte zu folgen. Daß er ein Taugenichts war, wiſſen wir auswendig genug, aber mit der Vendome-Säule hat er Recht gehabt. Die Künſtler unſerer Tage haben nur gelernt, den Reichen und Mächtigen zu gefallen. Ein Bildchen, zwiſchen hölzernen Stäben eingeſperrt, in der warmen Stube aufgehängt, von Gardinen gegen die Sonne, von Schloß und Riegel gegen freie Unterſuchung geſchützt — das iſt ihr höchſtes Thun. Aber ein Bauwerk unter freiem Himmel, auf den Markt des freien Urtheils hinzuſtellen, Allen verſtändlich, Allen gefällig, und das groß in die großen Augen des Volks einzieht — das vermögen ſie nicht. Aber die alten Römer vermochten es, und darum war es wohl gethan, eines ihrer Werke nachzuahmen. Die Vendome-Säule iſt das ſchönſte unter allen Bauwerken Napoleon's; unter ſolchen nämlich, die eine *ſittliche Vorſtellung* ausdrücken. Denn was die Gebäude betrifft, die dem Vortheile des thieriſchen Menſchen gewidmet ſind: Märkte, Wein-, Getreide-Hallen, Schlachthäuſer, die der franzöſiſche Kaiſer aufführen ließ, ſo muß man geſtehen, daß die alte Welt nichts Aehnliches vorzuzeigen hatte.

Die Säule auf dem Platze Vendome ſoll, wie bekannt, die Siege der Franzoſen im Jahre 1805 verherrlichen. Sie iſt rundum bis zu ihrer Spitze mit Bildwerken halb erhabener Arbeiten bedeckt, wozu zwölfhundert eroberte Kanonen das Metall gegeben. Ein ſchönerer Bauſtoff, als den der türkiſche Kaiſer zu verwenden gedenkt, welcher, wie eine deutſche Zeitung ſchmunzelnd erzählt hat, bei ſeinem Barte geſchworen, in Griechenland eine Moſchee von Chriſtenſchädeln aufrichten zu laſſen! Die Spitze der Säule krönt eine Kuppel, auf welcher bis zur Rückkehr der Bourbonen die Statue Napoleons ſtand. Sie war, wie ihr Urbild, ſo feſt auf den Beinen, daß man ſie abſägen mußte. Aus dem Leibe des Helden wurde ſpäter das Pferd gegoſſen, worauf Heinrich IV. auf dem Pont Neuf ſitzt. Eine finſtere Treppe führt zur Gallerie, welche die Kuppel der Säule umgibt. Mit einer Laterne in der Hand ſteigt man den ängſtlichen Weg hinauf, der ſo eng iſt, daß man dem Herabkommenden zurufen muß, oben zu warten, denn zwei ſich Begegnende könnten ſich nicht ausweichen. So ſind die Wege des Ruhms! Von der Höhe der Säule hat ein Held der alten Garde ſich vor einigen Jahren herabgeſtürzt. Beargwohnt von der Schwäche, geneckt, verfolgt, ward ihm das Leben zur Laſt. In fünfzig Schlachten war er den Lanzen und Schwertern des Feindes kühn entgegengetreten — vor den Nadelſtichen der Polizei nahm er feig die Flucht. Von dieſer Säule des Ruhms ſchaut man auf das heutige Paris hinab — ein Anblick, der einem Deutſchen wohlthun würde, wenn es die Binſe größer und ſtärker machte, daß der Sturm die Eiche niederwarf. Auch haben ſie, um die Weltgeſchichte Höflichkeit zu lehren, die Inſchrift vertilgt, die am Fuße der Säule deren Beſtimmung ausdrückte. Die Inſchrift war in lateiniſcher Sprache, und die Wenigſten hatten ſie verſtanden: die leere Tafel kann jetzt jeder dumme Bauer leſen.

XXI.

Gretry's Herz.

Deutſche Advokaten — — — — Wenn man Gefühl hat, oder das erſte Kind in der Wiege liegt, gelingt es ſelten, den Faden einer vernünftigen Betrachtung ohne Riß abzuſpinnen; hat man aber beides zugleich, wird die Feder gar mitten im Satze aufgehalten, und das verdrießliche Punktum harrt ungeduldig auf die Zögernde. Wie das Bübchen ſchreit und weint und zappelt! Du plauderndes Räthſel, ich verſtehe dich doch nicht — wer ſagt mir dein Wort? Du ſüßer, gährender Moſt, welchen Wein wirſt du mir bringen? Wirſt du glücklich ſein und machen? Wird dein Herz unter warmem blauen Himmel herrlich blühen, bis es die raſche Hand des Schickſals bricht oder der Herbſt ſanft entblättert; oder wird es im kalten Norden erſtarren, daß der Tod nichts mehr zu tödten findet? Wird dein Geiſt auf dem ſtürmiſchen Meere der Wahrheit kühn nach unentdeckten Inſeln ſchiffen, oder auf dem Wochenmarkte des Lebens kaufen und verkaufen, bis der Sarg die Rechnung ſchließt? Wirſt du der zarten Bitte weich entgegen kommen, oder fliehen vor der bettelnden Verzweiflung und ein Böſewicht werden? Wirſt du das Schwert führen mit tapferer Hand, das Wort mit kühner Zunge? Oder wirſt du flink der Gewalt ausweichen, und ſchmeichelnd den Uebermuth entwaffnen? Wirſt du ein Lehrer der Weisheit werden, wirſt du Unglückliche tröſten durch Gottes Wort, oder Kranke heilen durch die Kräfte der Natur? Alles was der Himmel will! — nur daß er Eines nicht wolle! Wüßte ich, Junge, du würdeſt einſt Advokat; mit dieſen meinen Händen würde ich dich erwürgen, und deiner verzweifelnden Mutter keine Sylbe des Troſtes geben und ihr zu ſchreien: Schweig, thörichtes Weib, oder entferne dich mit deinem Jammer! Sparta, nur das Vaterland ſeiner Kinder, hat ſchon die getödtet, die mit verkrüppelten Körpern geboren, und ich, der leibliche Vater meines Sohnes, ſollte ſeine verkrüppelte Seele aufkommen laſſen? Soll ich dieſes blühende Leben hinabſteigen ſehen in die Bleibergwerke giftiger Hanthierung, und dem Grabe zuſchleichen mit ausge trockneten Adern, oder das Herz, aufgedunſen von geiler Geldliebe, einen breiten Sarg ausfüllen? Soll ſich unſer Sohn mäſten mit dem Schweiße der Noth, und ſeinen Durſt löſchen mit den Thränen der Wittwen und Waiſen? Soll er ein kalter Schachſpieler ſein, gleichgültig, ob er mit den weißen oder den ſchwarzen Steinen gewinne? Soll er das geſchriebene Recht des Wucherers in Schutz nehmen gegen das verwiſchte Nothrecht des Leichtgeſinnten? Soll er ein Kuppler ſein jeder lüſternen Habſucht und der Verführer ſchwacher Richter? Soll er im Dickicht verſtrüppter Geſetze auf ſorgloſe Wanderer lauern? Soll er, werde er auch der Beſten einer, wie ein Zergliederer unter Gebeinen und faulen Eingeweiden verweſter Rechte leben? Nein; lieber ziehe ich dieſe junge Wurzel aus der lockern Erde! . . Doch wie? Haſt du nicht noch eine lange Zukunft vor dir? Wird nicht die Zeit größer werden und mit dir das Vaterland wachſen? Ja, du ſollſt Advokat werden! . . . Der Schelm iſt eingeſchlafen unter meinen Reden. Ich glücklicher Vater! Er hat ſchon Geſchmack, und gibt mir Ruhe, meinen Satz zu endigen. —

Deutſche Advokaten, Notare, Gerichts-Präſidenten und Räthe, Gerichts-Sekretäre und Pedellen haben ſchon manche Verſieglung mit Vergnügen veranſtaltet;

aber die eines bürgerlichen todten Herzens iſt ihnen ſicher noch nicht vorgekommen. Sie überlaſſen mit Recht dergleichen romantiſche Streiche der Jugend und den deutſchen Calderonen. Ich aber habe eine ſolche Verſieglung mit angeſehen, und ſie hat mich gerührt. Die Eremitage in der Nähe von Paris, früher von Rouſſeau bewohnt (ihm war die ganze Welt eine), kam ſpäter in den Beſitz des berühmten Tondichters Gretry. Er lebte viele Jahre und ſtarb daſelbſt. Im Garten liegt ſein Herz unter einer geſtutzten Marmorſäule begraben, die ſeine Büſte trägt und die Inſchrift: Grétry! ton génie est partout, mais ton coeur n'est qu'ici. Das mais iſt ſehr ſchaſig; die Franzoſen können keine Grabſchrift machen, ſie verſtehen das Leben, aber nicht den Tod, und jenes nur, ſo viel man es ohne dieſen begreifen kann. Am 17. Mai kamen Abends drei Gerichtsperſonen aus Paris, mit ſchweren Akten unter den Armen, und traten mit amtlichen Schritten und Mienen in den Garten der Eremitage. Es dämmerte ſchon — und es war eine ſüße Mai-Dämmerung — aber weder dieſes, noch der Geſang der nahe niſtenden Philomele konnte die Prieſter der nachtwandelnden Themis irre machen. Sie zogen juriſtiſche Bänder aus der Taſche, umſchlangen damit Gretry's Grabſäule, knüpften ſie an das umherlaufende Geländer feſt, träufelten grünes Wachs auf die erforderlichen Stellen, und ſiegelten gehörig. Es war dieſes der letzte Akt eines romantiſchen Prozeß Dramas, von dem ich nur eine leichte Federzeichnung zu geben brauche; denn, erzähle ich juriſtiſchen Leſern, daß ſich die Prozeßkoſten auf zehntauſend Franken belaufen, ſo wird das ihrer Einbildungskraft Farben genug miſchen, daß ſie ſich meine Zeichnung ſelbſt werden ausmalen können.

Gretry ſtarb am 24. September 1813 in der Eremitage, und wurde, ſeiner teſtamentariſchen Verfügung gemäß, in Paris auf dem Kirchhofe des Père Lachaiſe begraben. Vor deſſen Beerdigung machte Herr Flammand, der Gemahl einer Nichte Gretry's, als Familienhaupt, Traueranführer und Mann von Gefühl, den Antrag, man ſolle das Herz des Verſtorbenen herausnehmen und einbalſamiren; aber einige Glieder der Familie widerſetzten ſich dem. Die Leiche wurde in ein vorläufiges Grab geſenkt, bis das Gewölbe, das ſie aufnehmen ſollte, vollendet ſein werde. Nach zwei Monaten, als dieſes Gewölbe fertig war, wurde Gretry's Leiche wieder ausgegraben. Dieſen Umſtand benutzte Herr Flammand und ließ das Herz im Geheim, damit es die übrigen Glieder der Familie nicht erführen, jedoch mit Bewilligung der Polizei, herausnehmen, einbalſamiren und in eine zinnene Büchſe legen, die er in Verwahrung nahm. Darauf ſchrieb er der Stadt Lüttich, Gretry habe bei ſeinem Leben den Wunſch geäußert, daß ſein Herz in ſeinem Geburtsorte ruhen möchte, und dieſes Wunſches gedenkend, ſei er bereit, das Herz auszuliefern. Der Maire jener Stadt ſchrieb zurück: Er nehme das Geſchenk an, und man ſolle es ihm durch den nächſten Poſtwagen ſchicken. Er ſoll auch hinzugefügt haben, er erwarte das Herz portofrei; indeſſen wird dieſes komiſchen ökonomiſchen Verhältniſſes in den Prozeßakten nicht gedacht. Der Lütticher Maire glich in dieſem Verfahren den edelſten der alten Römer, die dem Dienſte des Vaterlandes jede Empfindung aufopfern. Aber das heiße Gefühl des Herrn Flammand ziſchte auf und dampfte, als der kalte, proſaiſche, kanzleiſtyliſche Brief ſich darüber hergoß; er beantwortete ihn nicht, und behielt das Herz. Noch andere eingetretene Umſtände hatten ſeinen frühern Entſchluß abgeändert. Erſtens hatte er unterdeſſen die Eremitage an ſich gekauft, zu welcher Erwerbung früher keine Hoffnung war: das war alſo der angemeſſenſte Platz für Gretry's Herz. Zweitens war Lüttich von Frankreich abgeriſſen worden und an das Königreich der Niederlande gekommen. Herr Flammand dachte mit Recht, der Pariſer Friede ſei hart genug, und er wolle nicht la France auch noch des koſtbaren Ueberreſtes eines ſeiner großen Männer berauben. Er ließ alſo im Garten der Eremitage ein Denkmal ſetzen, worunter das Herz gelegt werden ſollte. Ehe dieſes ausgeführt werden konnte, kamen die verbündeten Heere zum Zweitenmale nach Paris und breiteten ſich in der Umgegend aus. Herr Flammand flüchtete ſich und ſein Herz vom flachen offnen Lande in die ſichere Stadt, wo der Palais Royal auch Baſchkiren zähmt. Da wurde ihm nach einiger Zeit gemeldet, die deutſchen Truppen, die in der Gegend von Montmorency lagerten, hätten die Eremitage aus Ehrfurcht vor dem Genius eines großen Mannes mit Schonung behandelt und gegen jede Zerſtörung bewacht und geſchützt. Er eilte froh mit ſeinem Herzen hinaus und traf zwei junge preußiſche Offiziere knieend vor Gretry's Grabmal liegen. So erzählt er; ich glaub' es aber nicht. Eher haben wohl jene edeln Jünglinge vor Rouſſeau's Denkmal gekniet, das ſich, von der Epinai eiteln Sorgfalt aufgeſtellt, im nämlichen Garten befindet. Endlich am 15. Juli 1816 wurde Gretry's Herz mit großen Feierlichkeiten in der Eremitage beigeſetzt.

Die Stadt Lüttich ſchien ihre alten Anſprüche aufgegeben zu haben und ließ ſich mehrere Jahre nicht weiter vernehmen. Erſt im Jahre 1820 brachte ſie die Sache wieder in Anregung und forderte von Herrn Flammand das Herz. Dieſer beantwortete den Brief nicht. Darauf ſchlug der Bürgermeiſter von Lüttich einen ſchlauern Weg ein. Er beauftragte nämlich eine Demoiſelle Keppenn, Modehändlerin, die in eigenen Geſchäften von Lüttich nach Paris reiſte, dem Herrn Flammand auf dieſe oder jene Art ſein Herz zu entreißen. Demoiſelle Keppenn, in ſolchen Eroberungen geübt, übernahm gern den Auftrag. Aber die zuverſichtliche Modehändlerin verkannte den Geiſt der Zeit, ob ſie zwar die Zeit, als ihre Waare, genau kennen ſollte. Sie bedachte nicht, daß Herr Flammand über die Jahre der Jugend hinaus ſei, und als ſie nun mit ihren Abſichten und Reizen vorrückte, wurde ſie zurückgeſchlagen. Da nahm ſie zu den alten beliebten Intriguen ihre Zuflucht und war dabei glücklicher. Es gelang ihr nämlich, die Gretry'ſche Familie zu entzweien, und ſie wußte ſich von einigen Gliedern dieſer Familie die ſchriftliche Erklärung zu verſchaffen, daß es ihr Wunſch und Wille ſei, daß Gretry's Herz nach Lüttich geſchickt werde. Darauf verklagte die Stadt Lüttich den Herrn Flammand bei den franzöſiſchen Gerichten und verlor den Prozeß in der erſten Inſtanz. Sie appellirte und gewann ihn definitiv. Zwar hat ſich jetzt Herr Flammand an das Caſſations-Gericht gewendet, doch iſt zu einem veränderten Urtheile keine Hoffnung. Die Form iſt gegen ihn, und die Seele des Rechtes folgt, wie jede, ihrem Körper nach — welches freilich traurig genug iſt.

Glücklich diejenigen, deren Herz erſt nach dem Tode beunruhigt wird, gleich dem des guten Gretry! Dieſes hatte vor zehn Jahren aufgehört zu ſchlagen; zwei Monate lag es in Paris begraben, in ſeinem Körper; dann wurde der Körper, und ihm das Herz herausgezogen; dann machte es einige Jahre oft den Weg von Paris nach Montmorency und zurück, und jetzt, nachdem es ſieben Jahre in der Eremitage gelegen, muß es ſeine Ruheſtätte verlaſſen, um nach den Niederlanden zu wandern. Was geſchieht aber mit der Grabſäule im Garten? Sie kann bleiben, und man hat nur die Worte: Ton coeur n'est qu'ici, in die; Ton coeur ne fut qu'ici, umzuwandeln. Es wäre dieſes nicht das erſte Beiſpiel einer conjugirten Grabſchrift, welche Art zu conjugiren etwas Angenehmes hat, weil ſie Leben in den Tod bringt. Auf Rouſſeau's Grabmal in Ermenonville ſtanden die Worte: Ici repose l'homme de la nature et de la vérité; nachdem aber während der franzöſiſchen Revolution Rouſſeau's Gebeine nach Paris gebracht worden, änderte man in jener Inſchrift das Wort repose in reposa.

Herr Flammand iſt übrigens Willens, Gretry's Grabſchrift in der zweiten Auflage nicht blos zu verbeſſern, ſondern auch zu vermehren, und dabei einige Ironie gegen die franzöſiſchen Richter anzuwenden, welche la France des Herzens beraubt haben. Gute deutſche Lapidar-Styliſten werden erſucht, mir darüber ihre äſthetiſchen Vorſchläge zu machen, da ich nicht ohne Einfluß auf die Sache bin.

XXII.

Die Anſchlagzettel.

Wenn man in Paris Langeweile hat und kein Geld, (doch trifft das Eine ſeltner ein, als das Andere,) kann man ſich die Langeweile auch ohne Geld vertreiben. Zu den vielen dazu dienenden öffentlichen Unterhaltungen gehören auch die Anſchlagzettel, die man ganz unentgeldlich zwar nicht benutzen, doch leſen kann. Paris hat, wie jede deutſche Stadt, ſeine Intelligenz Blätter, petites-affiches genannt; ich habe aber in einer großen Sammlung derſelben nichts Merkwürdiges weiter gefunden, als ein proteſtantiſches Dienſtmädchen, das als Köchin in ein Haus zu kommen ſucht, wo ſie „ihrer Religion obliegen könne.“ Es iſt leicht zu erklären, warum die feinern Spitzbübereien und Bedürfniſſe in dieſen petites affiches nicht angeboten werden. Erſtens, weil ſie von Fremden und höheren Ständen wenig geleſen werden, und zweitens, weil ſie den Anzeigenden nicht Platz genug gewähren, ſich gehörig auszuſprechen. Die Pariſer loben ihre Waaren und andere Kunſterzeugniſſe niemals im Lapidar Styl, und wenn ſie, weil ihnen etwas gelungen, ſich ſelbſt loben, ſagen ſie nicht wie Cäſar: „Ich kam, ſah, ſiegte!“ — ſie ſind zu beſcheiden — ſondern ſie gebrauchen viele und große Worte und erzählen ihre Feldzüge umſtändlich. Die Anſchlagzettel ſind ihre Kommentarien. Man findet dieſe an hundert Häuſern und Mauern, die ihnen als Sammelplätze dienen. Hier ſind es aber keine Narrenhände, welche die Wände beklebt, ſondern ſehr kluge Leute. Sie wiſſen nämlich, mit wem ſie es zu thun haben — mit Franzoſen, die mit ihren Augen nicht blos ſehen, ſondern auch hören, riechen, fühlen und ſchmecken. Darum ſind die Zettel von ungeheurer Größe. Man könnte auf manche derſelben ein ganzes Quartal des Berliner Freimüthigen abdrucken, man brauchte blos die Sperre der Original-Ausgabe aufzuheben. Auch bedienen ſie ſich ſeit einiger Zeit der großen engliſchen Buchſtaben von durchbrochener Arbeit, an welchen die weißen leeren Stellen in den ſchwarzen Balken als egyptiſche Hieroglyphen räthſelhaft erſcheinen. Ich will einige gute Muſter von dieſen Anſchlagzetteln zur Kenntniß des wißbegierigen Leſers bringen und dabei den Text mit den nöthigen moraliſchen Anmerkungen begleiten.

Die erſte Ankündigung, die ich las, fiel mir darum auf, weil ſie nur auf einem Folioblatte gedruckt war; ſie leuchtete durch ihre Beſcheidenheit hervor. Sie bietet Schreibluſtigen **Plumes sans fin** an, d. h. unendliche Federn, Federn, die unaufhörlich ſchreiben — eine in Deutſchland längſt bekannte Erfindung. Schriftſteller, die ſich ihrer bedienen, brauchen nur dafür zu ſorgen, daß ihnen die Gedanken zufließen; denn was die Dinte betrifft, ſo fließt dieſe aus einem kleinen hohlen Gefäße von Metall, das der Feder angeſchraubt wird, unaufhörlich von ſelbſt zu. So oft die Feder trocken geworden iſt, gibt ihr der Schreibfinger einen leichten Druck, und dann rollt ſich ein Tropfen Dinte in die Spalte hinab und erfriſcht ſie.

Neben dieſem Zettel breitet ſich ein anderer aus, der zwei Ellen feine Holländiſche Leinwand lang iſt. Die Buchſtaben wechſeln in allen Farben des Regenbogens ab, die ſchwarzen ungerechnet. Oben ſtehen die Worte, und zwar flammenfarbig, wie es ihr mordbrenneriſcher Sinn erfordert: **A bas les perruques!** In manchem Schweizer und deutſchen Ländchen wurde das als ein Aufruf zur Empörung gegen die Behörden angeſehen werden; hier aber durfte man ſo etwas ſogar unter Aufſicht der Polizei drucken laſſen! Doch ſcheint es, daß ſich die Pariſer Polizei auch ſpäter eines Beſſern beſonnen hat; denn in einer zweiten Auflage des nämlichen Zettels heißt es nicht mehr: A bas les perruques! ſondern, zwar ironiſcher, aber minder ſtaatsgefährlich: Adieu les perruques! Der Perrücken-Tödter macht bekannt: „Enfin malgré l'envie, l'eau merveilleuse de Mr. Brescon triomphe. Le plus incrédule est maintenant convaincu, que cette eau fait croitre les cheveux sur les têtes les plus chauves, les conserve et les empêche de blanchir.“ O du Haarkräusler, was haſt du gethan! Du haſt die weißen Haare zerſtört, die Schneedecke des Lebens weggezogen — woran ſoll man künftig Jünglinge von Greiſen unterſcheiden? Wo ſoll man Weisheit, wo Schönheit und Stärke ſuchen? Was ſoll Mädchen und Fürſten in ihrer Wahl leiten? Das hätteſt du Alles wohl bedenken ſollen, Haarkräusler! — Dieſem Zettel ſchließt ſich verwandtſchaftlich folgender an: »Madame Saint-Ginet et ses Demoiselles ont l'honneur de prévenir, qu'elles se chargent de teindre ou d'épiler les cheveux blancs, telle quantité qu'on en ait. Elles se transportent en ville, si les Dames le désirent.« Der gefühl volle Leſer wird ſchon von ſelbſt wiſſen, was er hierbei zu denken hat. — Nützlicher iſt die folgende Ankündigung von neuen Spar-Kochtöpfen, Caléfacteurs genannt. Es heißt von ihnen: „La cuisson commence par quelques centimes de combustible, continue sans feu et sans soins pendant six heures, au bout desquelles le liquide l'abord bouillant ne s'est éloigné de l'ébullition que de quelques dégrés.“ Eine ſchöne Erfindung! Jetzt kommt es nur noch darauf an, daß einer Etwas zu kochen habe. Der unglückliche arme Teufel aber, welchem es daran fehlt, kann ſich zwar vor wie nach erhängen, erſchießen, vergiften; aber erſäufen kann er ſich nicht mehr in Paris. Das lehrt ein Zettel mit der Ueberſchrift: On ne peut plus se noyer! Eine neuerfundene Schwimm-Maſchine verhindert dieſes. Dieſe Maſchine wird größer oder kleiner verfertigt, je nach der körperlichen Größe der Perſon, die ſich ihrer bedient, ſo daß ſie immer den fünf und zwanzigſten Theil des Körpergewichtes ſchwer iſt. Nach dieſem Verhältniſſe koſtet ſie 30 bis 180 Franken. Leichtes Volk erhält ſich alſo wohlfeil über dem Waſſer, wichtigen Leuten aber koſtet dieſes viel. Auf dem feſten Lande iſt es gerade ſo.

„Gallerie métallique de la fidélité.“

Was heißt das? Es wird zur Subſcription auf eine Medaillen-Sammlung eingeladen, in der alle fidelen Franzoſen abgemünzt werden ſollen. Da werden ſie viel zu thun haben; die fidélité métallique iſt gar groß in Frankreich. Der Proſpektus führt zum Motto: „Le premier devoir de l'homme est la fidélité à son roi!“ — wodurch auf eine feine Art zu verſtehen gegeben wird, daß die Schweizer, Amerikaner und Frankfurter keine Menſchen ſind. — Bücheranzeigen. „L'art de choisir une femme et d'être heureux avec elle“ — koſtet 30 Sous. Aber „L'art de se faire aimer de son mari, à l'usage des Demoiselles à marier“ — koſtet 3 Franken, alſo das Doppelte. Iſt das eheliche Glück der Männer weniger werth, als das der Weiber? Oder iſt die Kunſt, mit Männern glücklich zu ſein, eine ſchwerere Kunſt, die ſich der Lehrer theurer bezahlen läßt? Eines von Beiden muß wohl der Fall ſein. — Cravatiana ... Das Uebrige kann ich nicht leſen, der Zettel hängt zu hoch. Wahrſcheinlich ein Lehrbuch über die Kunſt, das Halstuch zu knüpfen. Eine der wichtigſten der freien ſchönen Künſte! Die Sibylliniſchen Bücher der Pariſer Moden erzählen: Im grauen Alterthume, unter Buonaparte's Konſulat, wäre einſt ein ſchöner Jüngling drei Stunden vor dem Spiegel geſtanden und habe verſucht, ſich das Halstuch maleriſch umzubinden; es ſei ihm aber nicht geglückt. Endlich habe er verzweiflungsvoll die Halsbinde umgeworfen und mit Thränen der Wuth die Schleife gezogen. Doch im Zufall ſei ein Gott geweſen. Nie früher habe die langſame Kunſt ſo Herrliches zu Stande gebracht, als hier der raſche Geiſt der Natur, und acht Sommertage lang wäre die Schleife des ſchönen Jünglings Regel geblieben. — Verlorne Sachen. Jemand hat zwei Dinge verloren. Erſtens, einen dunkelgrünen Papagei — wer ihn zurück bringt, erhält 50 Franken zur Belohnung. Zweitens, das Miniaturportrait einer Frau, auf Elfenbein gemalt — dem ehrlichen Finder werden 10 Franken angeboten. Man erſieht daraus, daß der Eigenthümer verheirathet, und daß das Elfenbein theuer iſt in Paris. . . . . Ein junger Menſch „au désespoir“ hat 8000 Franken verloren — wer ſie zurückbringt, erhält 2000 Franken zur Belohnung. Mit großen Buchſtaben ſteht auf dem Zettel gedruckt: Appel à la conscience! Man hat aber wenige Beiſpiele, daß dieſes Appellations-Gericht das Urtheil der erſten Inſtanz, welche entſchieden, der Finder ſolle das Geld behalten, reformirt habe. Gleich nebenbei iſt eine andere Bekanntmachung, die dem Finder von verlornen 1500 Franken (in Banknoten) ganz naiv bemerkt: er brauche davon nur 1000 Franken dem

Eigenthümer unter Couvert zuzuſchicken, die übrigen 500 Franken aber könne er für ſich behalten. Es muß alſo in Paris doch nicht ganz an Beiſpielen von ehrlichen Leuten fehlen, denn ſonſt würde man die Druckkoſten zu ſolchen Anſchlagzetteln nicht verſchwenden. Mit dem Gelde, das junge Commis oft verloren zu haben erklären, hat es aber manchmal die Bewandtniß, daß ſie das Geld verſpielt. Erſt kürzlich wurde ein wohlgeſitteter junger Menſch von ſeinem Prinzipal mit 50,000 Franken ausgeſchickt. Zufällig führt ihn ſein Weg durch das Palais Royal. Der böſe Geiſt kommt über ihn, er ſpielt, verliert das Geld und ſtürzt ſich in die Seine. Ueber eine Naivetät der franzöſiſchen Regierung konnte ich mich nicht genug wundern. Neulich erſchien die amtliche Statiſtik der Stadt Paris. Darin wird bemerkt: unter — ich weiß nicht mehr wie vielen hundert Selbſtmorden, die ſich im vorigen Jahre in Paris ereignet, wären 223 Folgen der Spielſucht geweſen. Und das erzählen ſie ſelbſt! Als wenn die Spielſucht wie die Schwindſucht wäre, deren Tödtlichkeit man nicht verhüten könne! Sie ſagen zwar: öffentliche Spielhäuſer wären nothwendige Uebel in Paris; denn ohne ſie würde heimlich geſpielt werden und dann könne die Polizei keine Aufſicht halten. Das ſind aber leere Ausflüchte! Die Polizei könnte eben ſo gut jedes geheime Spielhaus entdecken, als ſie Jeden, der ihr politiſch verdächtig geworden iſt, ausfindig macht, wenn ihr an dem einen ſo viel gelegen wäre als am andern. Die Sache liegt daran: erſtens zieht die Polizei jährlich fünf Millionen Spielpacht, welches Geld ſie auf ihre eigenthümliche edle Art verwendet. Zweitens werden die Spielhäuſer als die Kloaken angeſehen, wo alles ſchlechte Volk zuſammenfließt, die alſo die Reinhaltung der Stadt erleichtern. Und drittens dienen die Spielhäuſer der Polizei als Sklavenmärkte, wo ſie ihre geheimen Agenten anwirbt und zuſammenkauft.

Da finde ich unter den Windbeuteln den Namen eines ehrlichen Deutſchen. Was will der? Er bietet ſeinen Unterricht in der deutſchen, engliſchen und italieniſchen Sprache an; die Stunde zu 6 Franken. Den Schülern, welche nach Verlauf von einigen Monaten finden werden, daß ſie nichts bei ihm gelernt, will er ihr Geld zurückgeben. Deutſche Treue! — Madame Garnerin ſteigt den nächſten Sonntag in einem Luftballon auf. Man muß das Schauſpiel ſelbſt mit anſehen; am Zettel iſt nur das merkwürdig, daß die erſten Plätze 40 Franken die Perſon koſten. — Dort das Rieſenblatt mit einem großen Holzſchnitte am Kopfe? Es iſt ein Kapaun am Bratſpieß. . . . Nein, es iſt ein ungeheures Ochſenauge, von einem

Meſſer durchſtochen, welches eine Staarnadel vorſtellen ſoll. Ein médecin oculiste bietet ſeine Dienſte an. Gut, daß Blinde den Zettel nicht ſehen können; das Schwert im Auge würde ſie abſchrecken. Der Oculiſt bemerkt ſchlau: „Rien sans lui!“ Er führt mit Namen und Wohnungen eine Liſte der Perſonen an, die er operirt; aber der Kürze wegen erwähnt er nur die geheilten, die andern nicht. Er handelt auch mit allerlei kleinen optiſchen Waaren und gibt nicht blos die Gläſer, ſondern auch die Augen dazu her. Er hat eine „Collection considérable d'yeux artificiels humains, qui imitent parfaitement la nature.“ Wer ſie in Dutzenden kauft, erhält ſie wohlfeiler. Da der Oculiſt auch Thränenfiſteln heilt, ſo gehört ſeine Ankündigung in das Fach der romantiſchen Literatur. — Ein Zettel in engliſcher Sprache lautet wie folgt: „Should the following lines be seen by the young Gentleman, who was drinking his Café in the Palais-Royal on sunday the 20. July last, he is most earnestly requested, to come to the hôtel de Londres Nr. 15. Rue de l'Echiquier, where he will see that relation, who so much astonished him on passing by at that time. Paris, 4. Aug.“ Sehr räthſelhaft! Iſt es eine Männer- oder eine Weiberſtimme? Iſt es eine Herausforderung? Iſt es ein Sirenenlied?

Iſt ein Engländer unglücklicher Weiſe ſeiner Frau begegnet, die ihm von Douvres nachgeſchifft, und iſt er ſchnell und erſchrocken an ihr vorbeigeſchlüpft? Doch, was es auch ſei, konnte eine gefundene Stricknadel dem Kotzebue Stoff zu einem Schauſpiele in fünf Akten geben, ſo iſt dieſe Anzeige mehr als genug, einen Roman in drei Bänden daraus zu machen. — Auch an Zetteln in italieniſcher Sprache fehlt es nicht; aber deutſche Ankündigungen habe ich noch nicht geſehen. Die einzige öffentliche deutſche Inſchrift, die mir in Paris vorgekommen, ſteht in goldenen Buchſtaben an der Glasthüre eines Kaffeehauſes und lautet: Deutſches Frühſtück. Wahrſcheinlich iſt dieſes Frühſtück aus den ewig denkwürdigen Jahren 1814 und 1815 übrig geblieben. Worin es beſtehen mag, weiß ich nicht; vielleicht in Bierſuppe und im Allgemeinen Anzeiger.

XXIII.

Die Septennalité.

„Sie ſtirbt daran. . . Vielleicht beſſer ſo, daß ihre Leiden enden. . . Wir brauchten eine von Erz. . . Ihr werdet ſehen, es iſt ihr Salto mortale. . . Er liebt die Wüſten, wo man horcht der Stimme der Natur . . . der Silberſtimme der Natur . . . die Schande? Eine Flaſche Jordan-Waſſer wäſcht alle Flecken rein.“ — Die Reden wurden immer ſaurer, Adele's Blicke auf Alphons immer ſüßer. Die Gute hatte auch ihrem armen Vaterlande ein ſtilles Kämmerchen in ihrem Herzen eingeräumt und ſie klopfte manchmal an, zu hören wie es ihm ging. Auch jetzt horchte ſie und fragte ihre Mutter: Mama, was iſt denn die Septennalité? Doch Frau von Beauvais hätte zwanzig Zungen haben können, und ſie hätte Adelen nicht geantwortet. Sie für ſich allein glich an Emſigkeit einem Ameiſenhaufen. Zucker, Salz, Eſſig, ſpaniſchen Pfeffer und andere Mundgewürze, die ihr bald Dieſer bald Jener reichte, miſchte ſie zuſammen, eine ſchmackhafte Unterhaltung zu bereiten, damit es morgen heiße: der Abend geſtern war köſtlich! — „Mama!“ — Frau von Beauvais begnügte ſich, ihre linke Hand auszuſtrecken, doch ohne dieſer nachzuſehen, und ſprach: laß dir das von dem Herrn erklären, Adele. — Welchen Herrn hatte ſie gemeint? Der funkelnde Diamant am ausgeſtreckten Zeigefinger warf zwei Strahlen, einen auf mich, einen auf Alphons; doch Alphons war jung und geliebt, und da faßte Adele mich bei der Hand, zog mich in ein himmelblaues Stübchen, das, von einer Milchlampe erhellt, wie im Mondlichte ſchwamm, und legte die Thüre bei, damit das Waffengetöſe der ſtreitenden Zungen uns nicht ſtöre. — Ach die häßliche Zeit, wo ſchöne Kinder uns ohne Zittern die Hände drücken und ohne Furcht mit uns allein ſind im himmelblauen Stübchen! „Nun, mein Herr, was iſt die Septennalité?“ — Zum Glücke ſchlug die Pendule Mitternacht, und ich hatte zwölf Secunden Zeit, mich auf eine Lüge zu beſinnen. Der letzte Schlag war ſchon fünf Minuten ausgeklungen, und ich ſah immer noch auf die Uhr; denn die Uhr ſtand vor dem Spiegel, und vor dem Spiegel ſaß auch Adele in einer **Bergère**. Wer dieſes Mädchen einmal ſah, wünſchte ſie immer zu ſehen oder ſie nie geſehen zu haben. Maler würden ihre Pinſel und ihre Palette wegwerfen und Raphael einen Stümper ſchelten. Dichter wendeten den neun Bettlerinnen verächtlich den Rücken zu, und ein Kriminalrichter jammerte wohl über die Qual, auf dem Rade ihres großen Auges geflochten zu ſein! — „Nun, mein Herr? . . . Sie ſeufzen? . . . Sie ſind nicht wohl?“ Nein, Adele, es war die letzte Saite meines Herzens, die geſprungen. —

Es war einmal ein König, der hatte einen böſen Traum. . . . „Glauben Sie an Träume, mein Herr?“ — Werde ich dürfen, Adele? — „Was träumte der böſe König?“ — Sie müſſen mich beſſer hören, Adele; ich ſprach von keinem böſen König, ich ſprach von des Königs böſem Traum. . . . Er träumte, er ſtünde am Ufer eines großen Stromes, und aus dem Fluſſe ſtiegen ſieben Kühe, die waren fett. Dann kamen ſieben andere Kühe, die waren mager. . . . „Das waren vierzehn Kühe; ach, mein Herr, wie wäre ich da fortgelaufen!“ — Sie dürfen mir nicht in die Rede fallen, Adele. Sie bringen mich ganz in Verwirrung. Was habe ich ſagen wollen? Nein, das war es ja gar nicht!

Vor viertauſend Jahren lebte ein Jüngling, der

Jakob hieß. Zu dieſem ſprach eines Tages ſein elter Vater: — Haſt du nie geliebt? . . . „Nie, mein Herr. . . Nie, mein Vater,“ erwiederte Jakob. — Adele war purpurroth. Beneidenswerther Alphons, es war die Morgenröthe deines Glückes, welche flammte! — . . . So gehe hin, mein Sohn, und lerne lieben. Als der Morgen graûte, nahm Jakob ſeines Vaters Segen und den Stab, und wanderte, bald an durren Ufern heißer Ströme, bald durch Palmenwälder, bald über Cedernberge. Am Abend des dritten Tages, da er müde und durſtig war, hörte er eine Quelle murmeln und er folgte ihrer Stimme. Er ſah ein Mädchen, das ſich bückte, den Stein wegzuwälzen, mit welchem Hirten die Mündung der Quelle verſchloſſen. Jakob nahte ſich unbemerkt, dem Mädchen zu helfen. Die Hirtin richtete ſich auf, gewahrte Jakob, ein Himmelsſtrahl ſpaltete ſich, zündete in Beider Herzen, und ſie ſanken ſich lautlos in die Arme. Jakob erwachte zuerſt aus dem Entzücken, ſchaute dem Mädchen in das leuchtende Auge und ſprach: Wie nennſt du dich? — Ich bin Laban's Tochter, und Rahel nennt mich der Vater. Und du? — ich bin der Sohn Iſaak's und Rebecca's, und Jakob nennt mich die Mutter. — Jakob drückte Rahels Hände an ſeine Bruſt, und ſprach: Hier, hier, wo die Seele ſitzt, da war es mir wie gebunden; jetzt bin ich frei. Freiheit, ſüße Freiheit! Du, Rahel, reichteſt mir der himmliſchen Luſt unvermiſchten Trank. — Rahel ſprach zu Jakob: Hier, hier, wo es mir im Verborgenen ſchlägt, ach, da war es mir ſo bang und düſter! Jakob, mein Hort und Licht, ich zittere nicht mehr, es iſt mir nicht mehr dunkel. — Willſt du mein Weib ſein, Rahel? Das Mädchen erröthete nicht, und ſprach: fordere mich von meinem Vater. Dort hinter dem Hügel lagert er, unter ſeinen Knechten und Heerden, und das ganze Land ehrt und fürchtet den mächtigen Laban. Sie gingen den Hügel hinauf, hinter ihnen ſprangen die Lämmer. Sie gingen den Hügel hinab, und Rahel zeigte ihres Vaters Zelt, das im Lager hervorragte. Jakob, Rahel an der Hand, trat kühn und frank vor Laban und ſprach: Gottes Segen über Euch, Herr Fürſt! Ich heiße Jakob, gebt mir Eure Rahel zum Weibe! — Laban war ein mächtiger und ſchlimmer Herr, und der Zorn kochte in ſeinem Herzen über des Jünglings kühne Rede. Doch Laban war ein Schelm, und er lächelte nur. — Herr Jakob, ſprach er, Rahel kann ich Euch nicht gewähren; doch wollt Ihr dort meine Tochter Lea zum Weibe, ſo nehmt ſie, und mit ihr Knechte und Heerden, ſo viel Ihr begehrt. — Herr Fürſt! erwiederte Jakob, Eure Heerden begehre ich nicht, nach Rahel ſteht mein Sinn. — Guter Jakob, ſprach Laban ſanft und lächelte wieder, Ihr ſeid zu jung für meine Rahel. Wartet bis Ihr älter geworden. Dient mir ſieben Jahre, treu, wie es einem Knechte geziemt; dann führt Rahel in Euer Zelt. — Das will ich thun, Herr Fürſt! ſprach Jakob; und treu diente er ſeinem Herrn. Jakob und Rahel liebten ſich, ſie ſahen ſich, und ungezählt gingen ſieben Jahre vorüber. Aber die tückiſche Lea, tückiſcher, weil ſie verſchmäht war, kränkte oft ihre Schweſter, verläumdete Jakob bei ihrem Vater, und Rahel weinte im Stillen. Jakobs Dienſtzeit ging zu Ende, und der verheißene Tag ſeines Glücks kam. Die Flamme loderte auf dem Altare, die Braut, von einem dichten Schleier verhüllt, der ihr bis zu den Füßen wallte, ſtand davor; der Prieſter ſprach den Segen. Während dieſer murmelte, vernahm Jakob eine weinende Stimme. Es iſt Lea — dachte er. Sie hat Rahel oft betrübt; doch ſie iſt unglücklich; ich will ihr Freund ſein. — Der Segen war geſprochen; die Anvermählte hob ihren Schleier auf — Jakob trat blaß und erſchrocken zurück. Es war nicht Rahel, es war Lea, der Jakob angetraut, und die weinende Stimme, die er vernommen, war der getäuſchten Rahel ihre. Laban der Schelm, hatte ihn betrogen. — Ergrimmt nahm Jakob einen Feuerbrand vom

Altare und ſtürzte auf Laban zu; der wurde bleich. Doch Laban war alt und ſchwach, und dem Jüngling ſank der drohende Arm. Da lächelte Laban der Schelm, und ſprach: Seid nicht böſe, guter Jakob! Ihr ſeid zu alt für meine Rahel. Dient mir ſieben andere Jahre, bis Rahel mehr herangewachſen, dann ſei ſie Euer. — Jakob begegnete Rahels flehendem Blicke — und er willigte ein. Laban lächelte. Auch dieſe ſieben Jahre gingen vorüber; doch Laban verſchob von Morgen zu Morgen ſeiner Pflicht, Erfüllung. Da kam gerechter Zorn über Jakob, und er ſprach: Gewalt gegen Gewalt, Trug gegen Trug. In einer Nacht führte er Heerden weg, ſoviel ihm gebührte; wählte unter den Knechten, die ihm alle folgen wollten, denn ſie liebten ihn, eine auserleſene Schaar, und entfloh mit Rahel. Laban der Schelm ſetzte ihm nach. . . „O bitte, mein Herr, nur einen Augenblick! Mama hat mich gerufen.“

Der Augenblick ward zur Minute, der Minute folgten noch viele andere Minuten; aber Adele kam nicht zurück. Ich trat in den Saal. Man ſtritt noch immer; Frau von Beauvais wirthſchaftete ſo emſig wie zuvor; man lachte, ſcherzte, aß Gefrorenes und ſpielte Karten. Aber Adele ſaß am Fenſter neben

Alphons, und koſ'te die letzte Wolke der Eiferſucht von ſeiner Stirne weg. Sie hatte Laban, Rahel, mich und die Septennalité vergeſſen. Glücklicher Alphons! Liebe iſt noch ſchöner als Freiheit. Liebe, Alphons; und wenn du ſatt biſt — haſſe!

XXIV.

Ariſtokratismus des Geiſtes.

Der Franzoſe von heute (traue ein Anderer dieſem Schillertaſſet!) wird nicht müde, die Vorrechte oder Anmaßungen jeglicher politiſchen Ariſtokratie mit Haß zu bekämpfen, wo er ſie findet, mit Spott zu verfolgen, wo er ſie ſucht. Daß er aber in Verhältniſſen, die den **Menſchen** ſo viel näher angehen wie die bürgerlichen, als der Rock ihn enger umſchließt wie die Stadtmauer; daß er in ſeinem geiſtigen Leben einer Ariſtokratie unterworfen iſt, die ihn ganz unbarmherzig hudelt — davon hat unſer freiheitsliebender Franzoſe nicht die leiſeſte Ahnung. Im Reiche der franzöſiſchen Kunſt und Wiſſenſchaft herrſchen altes Herkommen, Geburtsrang, Gewohnheitsrecht, Etikette und ſchnurgrader Anſtand unbeſtritten und ungeneckt. Jeder Grundſatz wird nach ſeinem

Wappen, jede Kunſtregel nach ihrer Familie gefragt, ob ſie von Corneille, von Boileau, von Voltaire herſtammen, und haben ſie Nichts als ihren ſelbſteigener angebornen Werth, werden ſie mit Naſerümpfen abgewieſen. Man leſe ihre neueſten Tragödien — da iſt noch ganz der beſtäubte Kanzleiſtyl der Empfindungen, in dem vor zwei Jahrhunderten gedichtet worden. Vergebens haben ihre Bühnenhelden Titusköpfe, ſie bewegen das Haupt noch immer ſo muſterhaft und ſchwer als früher, da eine Alongeperrücke auf ihm laſtete. Vergebens ſchweben ihre verliebten Schönen im griechiſchen Gewande über die Bretter; das Schleppkleid, die Schnürbruſt, den Reifrock der Frau von Pompadour — man ſieht ſie nicht mehr, aber man hört ſie. Die Sprüche ihrer Weisheit, die Blitzworte ihrer Leidenſchaft — ſie ſind wie Schönheitspfläſterchen angebracht und geordnet. Der Geſchmack iſt ihr Deſpot, vor dem ſie kriechen. Man leſe ihre Werke über Gott und Menſchheit: euer Geiſt fordert Brod, und man gibt ihm gepeitſchte Sahne. Noch immer glauben ſie, es zieme einem Edelmanne, nur den Perlenſchaum der Philoſophie abzuſchlürfen, und es ſei kleinbürgerlich, den Becher bis auf den Boden zu leeren. Man betrachte die beſten ihrer neuen Bildwerke und Malereien — dieſe theatraliſchen Stellungen, dieſe Koketterie, dieſe Galafarben, dieſe geſchnörkelten Faltenwürfe, dieſe friſirten Haare — es iſt ganz der alte Hofpomp von Verſailles. Wer iſt der große junge Menſch auf dem Schlachtgemälde dort, der ſich für den Erſten hält, weil er vorn ſteht, der ſich ſpreizt wie ein Bühnenkönig und dem Tode gegenüber den Fechtboden nicht vergißt? Iſt es der Tambour-Major der alten franzöſiſchen Kaiſergarde? Nein, es iſt Romulus, und David hat ihn gemalt!

Das, was man an Künſtlern und ihren Werken als manierirt tadelt — die unverzeihlichſte aller Geiſtes-Sünden, weil das Verderben, das ſie anſtiftet, nicht wie bei Shakſpeare, Beethoven und den altdeutſchen Malern, ein Austreten des Genius, ſondern deſſen Dürre zum Grunde hat — dieſes manierirte Weſen durchfröſtelt die Franzoſen vom Scheitel bis zur Zehe. Sie mögen reden, dichten, malen, Muſik machen und dieſes mit aller ihnen möglichen Herzlichkeit — man wird Wärme ſpüren, aber es iſt keine Sonnenwärme, es iſt Ofenfeuer; man wird die Natur erkennen, aber eine verkünſtelte; man wird finden, was in ihren Gärten alter Art: die Häuſern gleichen ohne Dächer, deren Gebälke man in die Erde gewurzelt, und deren Wände man ſtatt mit Backſteinen mit Laub ausgefüllt, und ſtatt mit Mörtel mit Blumen verklebt hat. Es mußte ſo kommen! Seit Franz I. haben die franzöſiſchen Könige und ihre Hofleute die Wiſſenſchaften und Künſte begünſtigt, und dieſe ſuchten, wie alle Günſtlinge, ihre Gunſt durch dieſelben Mittel zu erhalten, wodurch ſie ſie erworben: durch Gefälligkeit gegen die Grundſätze, Neigungen, Leidenſchaften und Launen ihrer Beſchützer. Dieſes hat ſich durch die Revolution nicht geändert. Noch immer beherrſcht der Hof Frankreichs Geiſter, nur daß dieſer Hof größer geworden iſt, daß ihn, wie ſonſt die Gitter der Tuilerien, jetzt die Mauern von Paris umſchließen. Die Ariſtokratie der Hauptſtadt läßt in Frankreich keine Geiſtesfreiheit aufkommen. Wer Talent hat, kommt nach Paris, es dort zu Grund zu richten. Da hier das geiſtige Leben ſehr theuer iſt, muß man, um Alles zu genießen, ſein Kapital angreifen. Da der wohlverdienteſte Ruhm ſich nach acht Tagen verjährt, und Jeder vergeſſen iſt, von dem man eine Woche nicht geſprochen, muß der geiſtreiche Menſch ſeinen Schatz zu Goldſchlägerblättchen dünn ſchlagen, um die Oberfläche einer Lebenszeit damit bedecken zu können. Wie kann da Fortbildung ſtattfinden? Alle Werke der franzöſiſchen Wiſſenſchaft und Kunſt werden in dem einzigen Paris nicht allein hervorgebracht, ſondern auch beurtheilt, ſo daß ſich Richter und Partei in einer Perſönlichkeit vereinigen — wie kann da Belehrung ſtattfinden? Aber den unſeligſten Einfluß auf Kunſt und Wiſſenſchaft üben die politiſchen Parteien aus. Dieſe Parteien rekrutiren ſich, wie ſich ſonſt die Heere rekrutirten. Nach den Gaben, der Stärke und Sittlichkeit der Soldaten wird nicht gefragt, wer fähig iſt eine Flinte zu tragen und ſie gegen den Feind loszuknallen, wird angeworben. Daß jede Partei die Schriftſteller und Künſtler der ihr gegenüberſtehenden herabſetzt, das verſteht ſich von ſelbſt und ſchadet nicht viel; denn unverdienter Tadel iſt mehr geeignet, aufzumuntern, als niederzuſchlagen. Das Verderbliche iſt darin, daß jede Partei die Werke der Künſtler und Schriftſteller, die unter ihrer Fahne ſtreiten, unverdient lobt.

Was ſich die Ultras hierbei zu Schulden kommen laſſen, braucht nicht gerügt zu werden; denn dieſe Partei iſt ſo alt wie die Welt und ihre Fehler ſind zu tief gewurzelt, als daß ſie geheilt werden könnten. Aber der liberalen Partei, die noch jung iſt und deren Schwächen neu ſind, muß man dieſe vorhalten. Sie ſollte wiſſen, daß es ihr Zweck ſein muß, dem Geiſtigen die Herrſchaft über das Materielle, dem friſchen Leben die über das eingemachte, und dem Naturrechte die über das Geſetz alter Pergamente zu erkämpfen und daß daher der Sieg ſchon halb errungen iſt, wenn ſie den Feind dahingebracht, mit den Waffen des Geiſtes zu fechten. Warum alſo die Künſtler und Schriftſteller, die auf der Seite der Ultras ſtehen, herabſetzen? Da ſie mit dem Geiſte ſtreiten, ſtreiten ſie auch für den Geiſt, für die Wahrheit alſo, ſie mögen es wiſſen oder nicht, ſie mögen es wollen oder nicht — gleichviel. Der andere Fehler, den die Liberalen begehen, iſt der ſchon gerügte, daß ſie alle ihre ſtreitbaren Talente in der Hauptſtadt zuſammenhäufen, daß ſie, ſtatt gegen die Ariſtokraten einen Guerillas-Krieg zu führen, regelmäßige Schlachten wagen, die, wenn ſie ſie verlieren, dem Feinde ganz Frankreich öffnen.

Es iſt zu wiederholen: die Franzoſen ſind einſeitig, und dieſer Fehler tritt gegenwärtig um ſo ſtärker hervor, gerade weil ſie ſich bemühen, ſich davon frei zu machen. Die Sprache, dieſe Kleidung des Geiſtes, iſt ihnen zu frühe angemeſſen und gefertigt worden, und da ſie täglich wachſen und vollkommener werden, werden ſie bald kein Glied mehr bewegen können. Hätten ſie ſtatt Ludwig XVI. ihr Wörterbuch der Akademie entthront, ſo würden ſie zwar langſamere Fortſchritte, aber auch keine Rückſchritte in der Freiheit gemacht haben.

XXV.

Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft.

Der Einfall eines engliſchen Schauſpieler-Trupps in das Gebiet der franzöſiſchen Eitelkeit war ſeit vierzehn Tagen angekündigt. „Nous verrons," ſagte der Miroir. Das war kurz und deutlich; denn dieſes Blatt, eines der ſchlauen Kammermädchen der öffentlichen Meinung, weiß von allen Geheimniſſen ihrer Gebieterin. Zwar machte es ſpäter ein gar frommes Taubengeſicht und ſagte: Freilich müſſe jeder brave Franzoſe die Engländer haſſen, aber Künſtler hätten kein Vaterland, und eine Vergleichung zwiſchen den franzöſiſchen und engliſchen Schauſpielern müſſe ja Allen erwünſcht ſein, da nicht zu zweifeln wäre, wie ſie ausfallen würde; man möge alſo ſo gut ſein und ſich ruhig verhalten. Aber dieſer dünne Schleier der Heuchelei ließ Wunſch und Erwartung durchleuchten, man werde die engliſchen Schauſpieler mit Händen und Füßen zurückweiſen und ihnen die Schlacht von Waterloo mit dicker Kreide aufſchreiben. — Und es geſchah.

Die engliſchen Schauſpieler hatten mit dem Théatre de la Porte St. Martin einen Vertrag auf ſechs Vorſtellungen abgeſchloſſen. Die erſte Aufführung wurde am 31. Juli mit folgenden Worten angekündigt: »By his Britannic Majesty's most humble servants will be performed the tragedy of Othello in 5 acts by the most celebrated Shakespeare«. Dieſe marktſchreieriſchen Superlative thaten der Meinung von den guten Fähigkeiten der Schauſpieler gerade keinen Abbruch; denn nicht die Eiferſucht des Othello, die der Franzoſen zu ſehen war Jedermann geſpannt. Das Gedränge vor dem Hauſe war unbeſchreiblich, und das Heer von Gensdarmen zu Pferd und zu Fuß, das groß genug geweſen wäre, die Hinrichtung eines Cartouche zu decken, vermochte diesmal nicht die polizeiübliche Ordnung zu erhalten. Da fand ich Gelegenheit, die gute Laune und Liebenswürdigkeit der Franzoſen zu beobachten. Jeder ſtrengte ſich mit Händen und Worten an, ſich Luft zu machen durch das Gewühl, um an die Thüre zu kommen, aber die Rippenſtöße wurden mit Tänzergrazie empfangen und ausgetheilt, und die geſprochenen Grobheiten waren wie in Muſik geſetzt. Endlich ward auch ich in das Haus gefluthet und im Orcheſter hart neben dem Soufleur-Kaſten ausgeworfen. Die Vorſehung hatte mir dieſen Platz angewieſen, denn ich war von ihr beſtimmt, am heutigen Tage eine der erſten Rollen zu ſpielen.

Das Haus war kaum angefüllt, als ſogleich das Schauſpiel begann; nicht das Schauſpiel, welches die Schauſpieler, (der Vorhang war noch nicht aufgezogen) ſondern das, welches die Zuſchauer gaben. Man übte ſich im Schreien, im Pfeifen, im Quieken, im Pochen, im Singen und in allen übrigen akuſtiſchen Waffen, mit welchen man die Engländer zurückzuſchlagen gedachte. Ein frommes deutſches Ohr, wie das meinige, von der zarteſten Kindheit an gewohnt, vor dem Gebote jedes Polizeidieners erſchrocken zurückzufahren, war ganz erſtaunt zu hören, daß man ſich in Gegenwart der Gensdarmen ſo viel herauszunehmen wagte. Dieſe aber bewegten ſich nicht und ließen gewähren. Als der Lärm recht unbändig wurde, hörte man aus einer Loge des erſten Ranges mit lauter Stimme „la Canaille“ rufen. Da ward das wüthende Geſchrei noch allgemeiner und ſtärker. „A la porte, à la porte, Martainville!“ riefen mehr als tauſend Stimmen. Dieſer Söldling der

Ariſtokratie, der bekannte Herausgeber des Drapeau blanc war es, welcher jenes kecke Wort zu rufen wagte. Martainville wollte groß und ſtolz, wie ein alter Römer, das Pöbelgeſchrei verachten; er zog die Achſeln und blieb. Aber er war kein Römer, und Die, welche ſchrieen, gehörten nicht zum Pöbel. Das ganze Parterre, alle Logen vereinigten ſich, dieſe Gelegenheit einer verdienten Abzüchtigung nicht vorübergehen zu laſſen, und man beſtand auf der Entfernung des verachteten und gehaßten Mannes. Ein Handſchuh wurde ihm in's Geſicht geworfen; er mußte weichen. Jauchzen und Beifallsklatſchen im ganzen Hauſe. Jetzt erhob ſich der Vorhang, Jago trat auf. Kaum den Mund geöffnet, und allgemeines Nachſpotten der breiten und zahen engliſchen Worte und unaufhörliches Gelächter. In der Hölle, während dem Carneval, kann der Lärm nicht größer ſein. Auch ohne Bosheit lief es nicht ab, und Eier, Obſt, Sousſtücke flogen auf die Bühne und an die Köpfe der Schauſpieler. Dieſe aber zeigten eine unerſchütterliche Feſtigkeit und ſpielten fort, als herrſchte die aufmerkſamſte Stille. Man hörte nicht ein einziges Wort, Othello wurde als Pantomime geſpielt. Ich bemerkte nur ſehr wenige Zuſchauer, welche die Partei der Engländer nahmen. Denn wer auch an der Störung keinen thätigen Antheil nahm, erfreute ſich doch dieſes **bürgerlichen** Schauſpiels, das hier mit ſo vieler Natur aufgeführt wurde. Ein junger ſauberer Menſch, der neben mir ſaß, war einer der Wenigen, die an dem Unfuge ihren Aerger hatten. Er hatte den engliſchen Othello mitgebracht, wahrſcheinlich um ſich in der richtigen Ausſprache zu üben, denn er folgte den Schauſpielern im Buche nach. Er konnte aber über dem Geſchrei Nichts hören. So oft nun die Inſurgenten irgend ein losgelaſſenes Stichelwort gegen die Engländer mit Jauchzen aufnahmen, kam mein junger Menſch außer ſich und ſprach ironiſch: Ah, que cela est joli, ah, que cela est spirituel! „Was werden die Fremden, was die Deutſchen von der franzöſiſchen Urbanität denken!“ rief er aus. Ich, ganz entzückt, unvermuthet einem, wenn auch nur ſporadiſchen Reſpekt vor meinen Landsleuten zu begegnen, zeigte mich dankbar, indem ich ſein Klagelied mit ſang. C'est une horreur, c'est abominable, c'est affreux — ſagte ich, und noch mehrere andere zornige Adjektive, die mir im Gedächtniß waren.

So drängte ſich Othello bis zur Mitte des dritten Aktes mit Mühe und Gefahren durch. Da entſtand ein Wortwechſel zwiſchen zwei Zuſchauern. Ein Handgemenge droht auszubrechen, paniſcher Schrecken ergreift Alles, das halbe Parterre wälzte ſich zum Orcheſter hin, ſprang über die Schranke, zerbrach Geigen und Bäſſe, und ſchickte ſich an, die Bühne zu erklettern. Ich, um dieſem böſen Beiſpiele nicht zu folgen, ging ihm voran, und war der erſte, der auf die Bühne ſprang, die andern hinten drein. Jetzt ließ man den Vorhang fallen. Gensdarmen füllten die Scene, um das fernere Voranſtürmen der Zuſchauer zu verhüten. Auf der Inſel Cypern war ein tolles und luſtiges Leben. Soldaten, Polizeiagenten, ſchäkernde Schauſpielerinnen, halbohnmächtige Weiber; Othello, dem im Gedränge die Hälfte des Geſichtes abgeſchwärzt worden, zeigte eine rothe und eine afrikaniſche Wange; die ſanfte Desdemona ſchimpfte, auf ihrem Todesbette lag eine geflüchtete Baßgeige hingeſtreckt; Jago trug einen Frack über ſeiner Ritterkleidung und ſchien mir die beſte Seele von der Welt zu ſein. Aber das Stück wurde dennoch zu Ende geſpielt; nur daß die Hälfte des dritten Akts und der ganze vierte Akt ausgelaſſen wurden. Man begnügte ſich, Desdemona ohne weitere Umſtände erwürgen zu laſſen. Das Publikum war nicht minder beharrlich als die Schauſpieler, es ſchrie, pfiff und lärmte bis an's Ende. Von ſehr komiſcher Wirkung war es, daß in einem kleinen Luſtſpiele mit Geſang, welches auf Othello folgte, Gallerie und Parterre an allen Geſängen Theil nahmen und die Stimmen der unerſchrocknen Engländerinnen nachäfften.

Am folgenden Tage ließen die öffentlichen Blätter ihre Kriegstrompeten erſchallen. Die Liberalen entſchuldigten zwar den getriebenen Unfug nicht, empfahlen aber die Verirrungen der Jugend menſchenfreundlicher Nachſicht. Mit Unrecht. Der Jugend iſt wohl Verblendung zu verzeihen, weil ſie von zu ſtarkem Licht kommt, aber nicht Blindheit, die in Augenfehlern ihren Grund hat. „Des jeunes gens, nourris de l'horreur de tout ce qui n'est pas national,“ wären etwas zu weit gegangen — ſagten die Liberalen. Man muß bedauern, daß die Pariſer Jugend einen ſo ſchlechten Tiſch führt, jene Horreur iſt eine Speiſe, die der Almanac des Gourmands gewiß nicht empfehlen würde. Aber am meiſten erſtaunen muß man über die grauen, erfahrenen franzöſiſchen Freiheitsmänner, die doch ſonſt ſo argwöhniſch auf alle Schritte der Macht, und ſo ſcharfſichtig ſind, ihre Liſten zu entdecken — daß ſie ſich hierin ſo zum Beſten haben laſſen, nicht einſehen, daß jene Horreur de tout ce qui n'est pas national, eine der anerzogenen Schwächen iſt, genährt, die Völker feindlich auseinander zu halten, um ſie getrennt ſo leichter zu beherrſchen, und daß ſie vergeſſen, daß zu allen Zeiten die Herrſchſucht die Leidenſchaften der

Freiheit benutzte, um ihre eignen zu befriedigen. Die ariſtokratiſchen Blätter auf der andern Seite hielten es mit dem Neger von Venedig und nannten die jungen Menſchen, die ſich herausgenommen ihn auszupfeifen, Jacobins, régicides, Séides dune faction habituée à essayer tous les moyens de troubler l'état. Daß übrigens beide Parteien in ihrer literariſchen Kritik des Othello übereinſtimmend behaupteten: freilich könne man Shakſpeare nicht mit Corneille vergleichen, aber der engliſche Dichter ſei doch nicht ohne Gutes — das verſteht ſich von ſelbſt: wenigſtens das Erſtere.

Zwei Tage ſpäter wollten die Engländer noch einmal auftreten, in einem Luſtſpiele von Sheridan, welches in Deutſchland unter dem Namen die Läſterſchule bekannt iſt. Man hatte die Preiſe der Plätze erhöht und glaubte damit etwas ſehr Kluges gethan zu haben. Aber das Haus war nicht weniger angefüllt als das vorige Mal, und von der nämlichen Menſchenklaſſe. Ich war dieſes Mal ſo vorſichtig, das gefährliche Parterre zu meiden, nahm in einer Loge der zweiten Gallerie Platz und beſah das Schlachtfeld aus der Vogel-Perſpective. Noch heftigeres Toben als das vorige Mal. Martainville gab wieder Stoff zu einem Zwiſchenſpiele. Er ließ ſich ſehen, und à la porte Martainville, à a porte le vil Martain, donnerte das ganze Haus. Er wollte trotzen und blieb. Aber da ſchickte man ſich an, ſeine Loge zu erklettern, die vom Parterre aus erreichbar war. Er mußte die Flucht ergreifen. Jetzt erhob ſich der Vorhang; aber ſei es, daß die Engländer muthlos geworden, oder daß der Sturm zu mächtig war, um ihm zu widerſtehen — nicht die erſte Scene konnte ausgeſpielt werden, und der Vorhang mußte wieder fallen. Jetzt rief es: le Directeur! Man meinte nämlich den franzöſiſchen Schauſpiel-Direktor, der ſo unfranzöſiſch geweſen, Engländer auf ſeiner Bühne erſcheinen zu laſſen. Der Gerufene kam. Nüſſe, Talglichter, Handſchuhe flogen ihm in's Geſicht. Da rief eine der leitenden Stimmen: Silence, assis, attendez sa soumission, qu'il fasse ses excuses! Der zitternde Melodramen-Direktor ſprach Einiges, das ich nicht verſtand, dann rief er: Meine Herren, antworten Sie mir kurz, wollen Sie, daß die Engländer fortſpielen oder nicht? Und ein donnerndes „non“ erſchallte, mit einer Einſtimmigkeit, mit einer Gleichzeitigkeit, daß es ſich die beſteingeübten Chöre in der Braut von Meſſina hätten zum Muſter nehmen können. A bas les Anglais, point d'Etrangers en France, ſchrie es von allen Seiten. Der Direktor verſprach ein franzöſiſches Stück und trat ab. Der Zorn legte ſich und ein Luſtlärm begann. Das

Parterre ſtimmte ein Lied an, worin es heißt: La Victoire est à nous. Jetzt traten die franzöſiſchen Schauſpieler auf. Jeder wurde mit Jubelgeſchrei empfangen, jedes Wort wurde beklatſcht. Bravo, ce sont des Français, ce ne sont pas des beafsteeks, rief Einer von der Gallerie herab. Bis, bis, ſchrie das Parterre und der Witz mußte wiederholt werden. Das Stück ward zu Ende geſpielt, und die Ruhe war vollkommen wieder hergeſtellt. Man wartete auf das zweite Stück, denn drei bis vier werden jeden Abend aufgeführt. Man wartete eine halbe, eine ganze Stunde vergebens, der Vorhang blieb niedergelaſſen, der geforderte Direkteur erſchien nicht. Da brach das Ungewitter von Neuem los. Die Polizei mußte den nahenden Sturm vorhergeſehen haben, denn man hörte Waffengeräuſch hinter dem Vorhange, man ſah die Inſtrumente aus dem Orcheſter wegtragen. Jetzt ward vom Parterre aus ein Hut auf die Scene geworfen, wahrſcheinlich als Zeichen des Angriffs. Darauf erhob ſich das ganze Parterre, ſtürzte in's Orcheſter, ergriff die dort befindlichen Stühle und warf ſie dem Hute nach. Jetzt erhob ſich der Vorhang, das Schauſpiel begann, und mit ſolcher natürlichen Natur wurde noch nie geſpielt. Eine Kompagnie Gensdarmen ſtand in

Schlachtordnung auf der Bühne, vor ihnen ihre Offiziere mit gezogenen Schwertern.

Einige Minuten ſtand dieſe Streitmacht unbeweglich ſtille und verſuchte ihre Meduſenkraft. Aber dieſer Anblick machte die Wuth der Zuſchauer nur flüſſiger. Die Stühle flogen den Gensdarmen an die Köpfe, und als die Stühle erſchöpft waren, riß man die Bänke los und ſchleuderte ſie hinüber. Staubwolken und Angſtgeſchrei der Weiber erfüllten das Haus. Jetzt kommandirten die Offiziere zum Angriffe. Die Gensdarmen mit gefälltem Bajonette drangen vor, Bänke und Stühle wurden von der Gallerie auf ſie herabgeworfen, viele ſtürzten und wurden verwundet. Allgemeine Flucht. Nach dem Parterre wurden die Logen ausgeleert. Ich war der Letzte, der blieb, um das Schauſpiel bis an's Ende zu ſehen. Da ſtürzten drei Rieſen auf mich los und ſtießen mich mit ihren Flintenkolben hinaus. So unſchuldig ich auch war, murrte ich dennoch nicht über dieſe Behandlung; ich nahm das reuig hin für meine Gedankenſünden und verehrte in meinem Herzen die alles erforſchende Nemeſis.

XXVI.

Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre.

Die franzöſiſchen Blatter, welche mit ſympathetiſcher Dinte ſchreiben, nämlich im guten Geiſte — was wir ſo nennen — malten wohlgefällig, glanzend genug, doch freilich auf ihre Art, das Bild aus, wie in den Spielen der Völker ſich immer der Ernſt ihres Lebens verrathe. So bei den Griechen in den Olympiſchen, Iſthmiſchen und Nemäiſchen Spielen; ſo bei den Römern in ihren Gladiatorenkämpfen; ſo in den Ritterſpielen des Mittelalters; ſo in den Spaniſchen Ketzergerichten; ſo im Venetianiſchen Carnaval; ſo endlich in den Wettkämpfen des Gewerbfleißes, welche ſeit zwanzig Jahren in Frankreich eingeführt und deren Schauſpiele in dieſer letzten Zeit erneuert worden. Die Vergleichung iſt wichtig und erſprießlich; nur muß ſie das Urtheil bald zur gehörigen Gleichung, bald zur gehörigen Unterſcheidung führen — welches aber jenen Blättern nicht immer gelungen iſt. Die Spiele der Griechen waren nicht Blüthen, ſie waren Früchte ihres Ernſtes. Bei dieſem glücklichen Volke ſaß weder der Staat, noch die Religion, noch Kunſt, noch Wiſſenſchaft, noch ſinnlicher Genuß alleinherrſchend auf dem Throne des Lebens; ſie ſtrebten nach einer allgemeinen Ausbildung; das ganze Leben war der Zweck des ganzen Lebens, und ſie erfreuten ſich einer reinen Demokratie aller ſinnlichen und geiſtigen Kräfte, aller Neigungen und Begehrungen. Nicht nur die Völkerſchaften, Städte und Gemeinden: alle Glieder, Sinne und Organe des Körpers, alle Kräfte, Fähigkeiten und Empfänglichkeiten der Seele, ſchickten ihre Abgeſandten und Vorfechter nach Olymp. Es war ein Erntefeſt, wie wir ſeitdem kein zweites ſahen. Rom, von einer Wölfin geſäugt, war raubgierig bis zu ſeinem Untergange, und als das Lamm den Wolf verzehrt, ging das Blut des Wolfes in die Adern des Lammes über; die Raubſucht blieb, nur daß das liſtige Fiſchernetz an die Stelle des offendrohenden Gebiſſes kam. Im Kriege tauchte Rom ſein Schwert, im Frieden ſeine Blicke in Menſchenblut — das waren die Gladiatorenkämpfe. In den Ritterſpielen war das Spiegelbild nicht eines ſchönen, doch eines würdigen

Ernſtes. An die Stelle der jungfräulichen Grazien waren Religion, Liebe und Tapferkeit getreten und pflegten mütterlich das Leben — derer, die eines hatten. Das Volk lebte nicht. Doch war jene Zeit immer ſchöner, als eine ſpätere; denn es iſt beſſer, daß Viele vieles, als daß Alle nichts ſind. In den Luſtfeuerwerken der ſpaniſchen Inquiſition leuchtete der gräßliche Widerſchein eines gräßlichen Ernſtes. Das ſpaniſche Volk, wahnſinnig fromm, begoß mit Menſchenblut die himmliſche Palme. Und man wolle nicht ſagen, nicht das Volk habe das gethan, ſondern die geiſtliche Macht, die es niedergehalten — jede Tyrannei, die ein Volk duldet, übt es ſelbſt, und es hat ſie zu verantworten. Auf der hohen Leiter der Sünden ſteht Schwäche auf der erſten Sproſſe, Feigheit auf der zweiten, und über dieſe weg muß die Macht ſchreiten, will ſie zum Gipfel klettern, wo die Tyrannei ſitzt. Der venetianiſche Carnaval war, abgerechnet was chriſtlicher Cultus überall in dieſe Luſtbarkeit gebracht, eine Spielübung der Eiferſucht und der Untreue, der Herrſchbegierde und der Freiheitsliebe; Männer und Frauen, Herrſcher und Unterthanen vermummten ſich, jene, um zu lauern, dieſe, um der Lauer zu entgehen. Aber von allen jenen Abbildern des Volkslebens weit verſchieden, ſind die Wettkämpfe, welche die neuen Franzoſen auf dem Felde des Kunſtfleißes anſtellen. Dort war es immer ein ſittlicher Zweck, ein guter oder ein ſchlechter, ein ſchöner oder ein häßlicher, der ſpielend erſtrebt wurde; immer wurde die Kindlichkeit der Entſagung, oder der Wahnſinn der Selbſtverleugnung, oder der muthige Gebrauch der ausgebildeten Herrſcherkraft angefeuert und belohnt. Hier aber wird Nichts getrieben und vergolten, als der Verſtand des Eigennutzes. Zwar bemerken die Liberalen tückiſch und ſchadenfroh: im Flore des franzöſiſchen Kunſtfleißes zeige ſich die Frucht der Macht, die ſich ſeit der Revolution der Bürgerſtand angeeignet, wie auch die Saat der künftigen Macht, die er noch zu erwerben gedenke — und freilich iſt es ſo. Iſt das aber ein erquicklicher Zuſtand? Iſt das ein wohlthuendes Schauſpiel? Bei den Griechen war die Freiheit ein Geſchenk der Götter, das man nur verlor, wenn man es verſchmähete; jetzt iſt die Freiheit der Sold der Arbeit, den man oft nicht erlangt, auch wenn man ihn verdiente. Bei den Griechen war das Volk das Poſitive, die Regierung das Negative, der Wille war im Volke, die Widerſtrebung in der Regierung — wie es auch die urſprüngliche und einzige Beſtimmung jeder Regierung iſt, ſich dem Mißbrauche der Freiheit zu widerſetzen. Jetzt aber iſt die Regierung das Poſitive und das Volk das Negative, der Wille iſt in der Regierung und das Hinderniß im Volke, und wir Alle ſind ſo gut erzogen, daß ſelbſt die heftigſten Liberalen ihre Wünſche zu nichts Höherem hinaufſchwindeln, als nur eine recht ſtarke Oppoſition zu haben. Iſt dieſer Kriegszuſtand ein erfreulicher? Iſt es erquicklich, zu ſehen, daß ein Volk die Macht belagert und daß die Macht auf das Volk ausfällt? Gewiß nicht; und iſt das die Zufriedenheit, welche der Reichthum des franzöſiſchen Bürgerſtandes jenen Wortführern einflößt, dann ſind ſie ſehr genügſam, oder ſehr unverſtändig.

Will man genau ausmeſſen, wie weit die Wettkämpfe der Franzoſen von denen der genannten alten Völker an ſittlicher Bedeutung abſtehen, ſo vergleiche man die Preiſe, die hier und dort den Siegern ertheilt worden. Die Art des Kampfpreiſes iſt gleichgültig; Orden, Medaillen, oder Kränze von Olivenblättern — ſie waren alle ſinnbildlich. Aber wie verſchieden iſt die Wirkung, die ſie hier und die ſie dort bei den Siegern hervorgebracht! Diagoras von Rhodus, ein Mann, ausgezeichnet durch Tugenden und Geburt, führte zwei ſeiner Söhne zu den Olympiſchen Spielen und ſie gewannen beide den Preis. Kaum hatten ſie die Krone erlangt, als ſie ſie auf das Haupt des alten Vaters ſetzten, dieſen auf ihre Schultern hoben und ihn unter der zujauchzenden Menge herumtrugen. Das frohlockende Griechenland warf Blumen auf Vater und Kinder, und Einige riefen: „Stirb, Diagoras; du haſt Nichts mehr zu wünſchen!“ Und auf dieſes Gebot ſtarb der Greis, niedergedrückt von der Laſt ſeines Entzückens.... Ein Anderer hatte im Wettrennen geſiegt; aber die Richter verſagten ihm den verdienten Kranz, weil er ſeinem Mitbewerber ein Bein untergeſtellt, welches gegen die ſtrenge Ordnung war. Ueber dieſe getäuſchte Hoffnung verlor der Unglückliche den Verſtand, ſtürzte in Wahnſinn in eine Kinderſchule, warf die Säule um, die das Dach trug, und ſechzig arme Kinder wurden zerquetſcht! — Mehr als hundert franzöſiſche Fabrikanten haben Ehrenkreuze oder goldene Medaillen erhalten; aber gewiß hatte Keiner unter ihnen einen Vater, den aus Entzücken, daß ſein Sohn et Compagnie im Wollentücher-Wettkampf den Preis gewonnen, der Schlag gerührt. Tauſend andere Fabrikanten, die ſich um den Preis bewarben, haben ihn nicht erhalten, und man hat nicht gehört, daß einer von ihnen den Verſtand verloren und in ſeinem bedauernswürdigen Wahnſinne unter dem Fabrikpreiſe verkauft. Das iſt der Maßſtab für Sonſt und Jetzt.

Treffender iſt eine andere Vergleichung, welche jene Blätter angeſtellt: eine Vergleichung der jetzigen

Zeit, nicht mit der älteſten, ſondern nur mit einer ältern. Sie führen die Einbildungskraft des Leſers in die Mitte eines Ritter-Turniers am franzöſiſchen Hofe. Der König auf ſeinem Throne; die herrlich ſchönen Frauen; alle die lebensfrohen kräftigen Ritter! Seht die ſchimmernden Waffen, den Sammt, die Seide, das Gold, das reiche Pferdegeſchirr, den glänzenden Stahl, die ſtolzen Reiherfedern! Welches Leben! Welche Fülle des Lebens! Aber reißt die Schranken weg, die den Kampfplatz umgeben, und dahinter iſt ein bleiches Volk in Lumpen! Aber dieſe Waffen, dieſen Sammt, dieſes Gold, dieſes Pferdegeſchirr, dieſen Stahl, dieſe Reiherbüſche, dieſe koſtbare Seide, dieſes Leder ſogar — Syrien, Perſien, Italien, Venedig, Belgien, Mauritianien haben das alle herbeigeführt und verkauft; nichts davon wurde in Frankreich von Franzoſen verfertigt. Am Hofe war Laſter, Liſt und Reichthum; im Volke war Unwiſſenheit, Tölpelhaftigkeit und Armuth.

Faſt merkwürdiger, als das Schauſpiel, dünkte mir der Schauplatz der Induſtrie-Ausſtellung. Im Louvre fand ſie Statt; in dieſem Louvre, das Jahrhunderte die mächtigſten Könige der Welt bewohnten, das nie ein bürgerlicher Fuß betreten, er müßte denn gekommen ſein, dankend oder bettelnd hinzuknieen! Hundertauſende von Bürgern und Handwerkern gingen nun mit beſtäubten Füßen in den königlichen Sälen auf und ab; und die herrlichen ſo berühmten Säulenreihen waren ihrem Ergötzen und ihrem nahen Erſtaunen preißgegeben, und ſie ſahen von dort auf den Platz hinab, von welchem fünf Menſchengeſchlechter nur immer ehrfurchtsvoll hinaufgeſehen! Das franzöſiſche Volk hat ſich die Ehre des Louvre genommen — das iſt nicht Etwas, das iſt Viel.

Das ganze erſte Geſchoß des ein Viereck bildenden Louvres, deſſen vier Seiten den Hof einſchließen, war den Induſtrie-Erzeugniſſen eingeräumt. Sie füllten zwei und fünfzig größere und kleinere Säle aus. Die Anordnung, welche die Behörde ſowohl zur Bequemlichkeit und Sicherheit der Zuſchauer, als zur bequemen und gefahrloſen Aufſtellung der Waaren getroffen, war muſterhaft. Unter dem öſtlichen Thore des Palaſtes waren zwei gegen einander über befindliche Thüren für den Eingang, unter dem weſtlichen Thore, ebenſo, zwei für den Ausgang beſtimmt; ſo daß die Kommenden und Gehenden nicht auf einander ſtoßen und ſich hindern konnten. Ob zwar die Säle des ganzen Geſchoſſes alle in Verbindung ſtehen und man ihre Reihen durchwandern kann, ohne umzukehren, ſo war doch, um den Strom der ungeheuern Menſchenmenge zu theilen, die Einrichtung getroffen, daß man, in die Mitte der Zimmerreihe gelangt, wieder in den Hof hinabſteigen mußte, um von einer andern Seite wieder hinaufſteigend, die zweite Hälfte zu durchgehen. Die Produkte waren längs der Wände aufgeſtellt, und durch ſtarke hölzerne Geländer wurde das Gedränge von ihnen abgehalten. Ueber dem Eingang jedes Zimmers hing eine Tafel mit einer Nummer und Bezeichnung der Gattung von Waaren, die man hier zuſammengeſtellt. Jeder Fabrikant hatte auch ſeine eigene Nummer, und dieſe Nummern und Klaſſifikations-Tafeln korreſpondirten mit dem gedruckten ſyſtematiſch eingerichteten Catalog. Die Verzierung der Waarenbuden blieb den äſthetiſchen Grundſätzen jedes einzelnen Fabrikanten überlaſſen, und hier zeigte ſich überall die Gefallſucht und der gute Geſchmack, welche den Franzoſen ſo eigen ſind. Sie hatten ihre Buden, wie Tempelchen, wie Heiligenkapellen, wie Thronhimmel mit dem gehörigen Unterbau, ganz theatraliſch ausgeſchmückt. Kein Produkt war ſo ſchön, daß ſie es nicht durch eine ſchickliche Umgebung noch zu verſchönern wußten; keines war ſo unbedeutend, daß ſie nicht verſtanden, ihm durch eine gewiſſe Anordnung einen Glanz zu geben. Bis auf die Nähnadeln und eiſernen Feilen, die man zu großen ſtrahlenden Sonnen um einen Mittelpunkt vereinigt, war Alles eingerichtet, die Sinne zu beſtechen und das Urtheil zu gewinnen. Die Zeuge zur Bekleidung waren auf das Verführeriſchſte drapirt, und manche ſchöne unſchuldige Frau mochte die Qualen des Tantalus gefühlt haben.

Fünf Tage der Woche war die Induſtrie-Ausſtellung dem breiten, zwei Tage dem hohen Publikum geöffnet. An dieſem Tage nämlich konnte man nur vermittelſt einer Einlaßkarte in den Louvre kommen. Zwar war es Jedem leicht, ſich eine ſolche Karte zu verſchaffen, bis die Zahl erſchöpft war; indeſſen befleißigte ſich die vornehme Welt, ſich nur an dieſen Galatagen im Louvre zu zeigen. Dieſe Einrichtung, wie manche andere gleicher Art, war aber darum ſo getroffen, um den reconvalescirenden Pariſern nach und nach wieder Geſchmack für ariſtokratiſche Categorien beizubringen.

Eigentlich iſt die Induſtrie-Ausſtellung beſtimmt, Muſter von neuen, von vervollkommneten, oder ſolchen Waaren zu vereinigen, die bei gleicher Güte ſich durch wohlfeilen Preis auszeichnen. Eine Jury in jedem Departemente entſcheidet, was würdig ſei, zur Ausſtellung zu gelangen. Indeſſen ſoll ſich dieſesmal die Jury nicht ſehr anſpruchsvoll bezeigt haben, ſo daß Manches zur Preisbewerbung zugelaſſen wurde, was dieſe Ehre gar nicht verdiente.

Auch hatte die oberſte Verwaltungsbehörde den Präfecten ſehr angelegentlich aufgetragen, die Fabrikanten ihrer Departements zu vermögen, daß ſie ihre Erzeugniſſe nicht blos in eben zureichenden Muſtern, ſondern in ganzen Stücken und in Menge aufſtellten. Auf dieſe Weiſe hat die Induſtrie-Ausſtellung, die bei weitem nicht ſo glänzend war, als es die vorige im Jahre 1819 geweſen, dennoch einen doppelt großen Raum eingenommen, und ſie iſt zur wahren Meſſe geworden. Die liberalen Blätter ſagten, dieſes ſei geſchehen, um der Aufmerkſamkeit der Pariſer, die man von dem ſpaniſchen Kriege abziehen wollte, ein breiteres Schauſpiel zu geben, und auch um zu verbergen, welch einen nachtheiligen Einfluß der Krieg auf Handel und Gewerbe gehabt. Ob jene ewigen Zänker Recht haben oder nicht, daran iſt nichts gelegen. Iſt im proſaiſchen Klima unſres Welttheils Induſtrie die Wurzel der Freiheit, ſo iſt es gleichgültig, ob die Hofgärtner für das Intereſſe des Tags, oder für ein dauerndes, aus Eigennutz oder für das allgemeine Wohl das Obſtbäumchen pflegen. Es wird Früchte tragen; der Eingeweihte merkt auch hier die Liſt des Himmels, ſpottet der betrogenen Betrüger, und ſagt dem Vertrauten leiſe und lächelnd in's Ohr: die Vorſehung fiſcht wieder im Trüben!

Daß die franzöſiſchen Fabrikanten, welche an der

Induſtrie-Ausſtellung Theil genommen, an Gewinnſucht und Eitelkeit mit einander gewetteifert haben werden, das läßt ſich wohl denken. Auch iſt es ſo leicht zu erklären, als zu entſchuldigen. Iſt ein einzelner Menſch eitel, mag man es verzeihen, hat er Verdienſte; wer gibt ſich die Mühe, unſere Vorzüge zu verkündigen, wenn wir es nicht ſelbſt thun? Hat er keine Verdienſte, dann läßt uns das die Güte der Natur mit Dank erkennen. Dem Einen gibt ſie baare Vorzüge, dem Andern das Papiergeld der Einbildung, und ſo wird Jeder zufrieden geſtellt. Iſt aber ein Volk eitel, ſo iſt das abgeſchmackt und gar nicht zu entſchuldigen; denn jenes Surrogat's der guten Eigenſchaften bedarf es nicht, weil es kein Volk in Europa gibt, das nicht durch irgend einen Vorzug andere Völker überragte, und es braucht auch nicht der Herold ſeiner eigenen Verdienſte zu ſein, weil Neid und Eiferſucht nie vermögen, die glänzende Seite einer Nation in Schatten zu ſtellen. Darum ſind die Franzoſen mit ihrer Nationaleitelkeit ſo unerträglich; darum ſind ihre liberalen Schriftſteller, die dieſen National-Egoismus zu erhalten und zu verſtärken ſuchen, ſo ſehr zu verdammen. Auch in ihren Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung haben ſie bei jeder Gelegenheit auf die Geſchmackloſigkeit der Engländer einen hämiſchen, auf die niedere Bedeutung deutſchen Kunſtfleißes einen ſtolzen Blick geworfen. Man könnte ſie fragen: iſt dieſes Silbergeſchirr geſchmackvoller, weil es in London minder geſchmackvoll verfertigt wird? iſt dieſer Zeug beſſer, weil ihn die deutſchen Fabrikanten nicht ſo gut zu Stande bringen? Statt mit allen Völkern in Frieden zu leben — nicht im Waffenfrieden, den zu zerſtören oder zu erhalten ja nur den Regierungen obliegt; ſondern im geſelligen Frieden, wobei ſich die Völker gegenſeitig achten, ihre Vorzüge gegen einander austauſchen und ihre Mängel wechſelſeitig ergänzen — ſuchen die liberalen franzöſiſchen Schriftſteller ihr Volk im Hochmuthe zu iſoliren; und da ihnen hierbei kein böſer Wille zuzuſchreiben iſt, ſondern nur Unverſtand, ſo möchte man ſie lieber ſchon Vormittag, als erſt Nachmittag in ein Tollhaus ſperren. Aber ſie werden Frankreich noch unglücklich machen. Denn käme einſt in dieſem Lande eine Regierung auf, die nicht den mäßig guten Willen der jetzigen hätte, dann würde ſie die von den Freiheitsmännern genährte Eitelkeit der Franzoſen benutzen, ſie zu Eroberungen nach dem verhaßten England oder dem verachteten Deutſchland zu führen, und das leichtſinnige Volk eilte jubelnd zur Fahne, und würde erſt, nachdem es ſiegreich zurückgekommen, mit Schrecken gewahr werden, daß man unterdeſſen das Kartenhaus ihrer Konſtitution tückiſch umgeblaſen!

Ehe ich zu dem Einzelnen der Induſtrie-Ausſtellung übergehe, fühle ich mich verpflichtet, zu bemerken, daß mir zu einer gehörigen Darſtellung dieſes wichtigen Schauſpieles gar viele Kenntniſſe fehlen. Zu einer ſolchen gebührlichen Beſchreibung müßte man das Fabrik- und Maſchinenweſen verſtehen; man müßte die verarbeiteten Naturproducte kennen; mit dem innern Verbrauche und der Ausfuhr der Waaren bekannt ſein. Um der franzöſiſchen Induſtrie in ihrer jetzigen Beſchaffenheit den gehörigen Rang anzuweiſen, dürfte auch Einem die der übrigen Länder nicht fremd ſein. Und gar viele Einſichten würden noch erfordert, die mir mangeln. Indeſſen beruhigt mich der Gedanke, daß eine ſolche gründliche national-ökonomiſche Darſtellung zu einem Ernſte führen würde, welcher den Leſern, für welche dieſe Blätter beſtimmt ſind, nicht willkommen wäre. Ich werde von ſolchen Dingen ſprechen, die auch jedem Andern auffallen würden — weil ſie glänzen, weil ſie ſchön ſind, weil ſie zu täglichem Gebrauche beſtimmt, eine ungewöhnliche Form haben, oder weil ſie zu einem ungewöhnlichen Gebrauche beſtimmt ſind; von Dingen endlich, die man gern ſelbſt beſitzen, oder lieben Freunden und Freundinnen ſchenken möchte, wenn man Geld genug hätte ſie zu kaufen. Wer aber die Induſtrie-Ausſtellung geſehen und nicht im Stande war, ſich manches Gefällige anzueignen, der durfte doch zwei koſtbare Erfahrungen ganz unentgeltlich mitnehmen: wie Vieles der Menſch nicht entbehren, und wie Vieles er entbehren kann.

I. Ternaux.

Im Konzerte der Eitelkeit und der Gewinnſucht hat Ternaux ein Solo geſpielt, und es gebührt ihm daher eine beſondere Erwähnung. Da aber, was man nie vergeſſen darf, in Paris die Marktſchreierei ganz geſchwiſterlich mit dem wahren Verdienſte lebt, ſo ſoll zuvörderſt von Ternaux's wahren Verdienſten geſprochen werden. Er iſt der erſte Fabrikant in Frankreich und beſchäftigt zwölf Fabriken, zum Theile im Auslande, nämlich in Sedan, in Louviers, in Elboeuf, St. Ouen, Rheims, Aachen, Lüttich, Enſival und Paris. Ihm am meiſten verdankt Frankreich die Vervollkommnung des Fabrikweſens ſeit dreißig Jahren, und er war der erſte, der die hydrauliſchen Maſchinen der Engländer einführte. Er war zweimal in dieſem Lande, um deſſen Fabriken kennen zu lernen. Ternaux hat in St. Ouen eine Experimental-Werkſtätte (atelier d'épreuves), um neue Verfahrungsarten zu erproben, und er verſchwendet auf die Verſuche zu neuen Stoffen jährlich eine große Summe. In Paris, Livorno, Neapel und andern großen Städten hat er Handelshäuſer errichtet, die ſich nur mit dem Vertriebe ſeiner Produkte beſchäftigen, und es wird von ihm gerühmt, daß er das Glück vieler junger Leute begründe, welchen er ſeine Waaren auf Kredit gäbe. Auf ſeinen Ländereien unterhält er große Heerden von Merino-Schafen und von jenen Ziegen, deren Haar den Stoff zu den Cachemirs gibt und welche Ternaux zuerſt aus Perſien nach Frankreich gebracht. Ternaux's Cachemirs-Shawls werden ſogar im Orient begehrt und die Schönheiten des Serails in Conſtantinopel, die indiſchen Bajaderen und die Frauen in Perſien ſchmücken ſich damit. Um von Ternaux's ausgedehnter und verſtändiger Induſtrie eine Vorſtellung zu geben, wird erzählt, er habe in füherer Zeit eine neue Art von ihm erfundenen Tuches nach England geführt, wo ihm aber die Waare an der Douane confiscirt worden ſei. Denn nach dem damals geltenden Handelsvertrage zwiſchen Frankreich und England habe jeder Staat das Recht gehabt, diejenigen Waaren zu confisciren, die von dem Einführer zwölf Procent unter dem Preiſe angegeben würden. Ternaux habe aber bewieſen, daß der von ihm erklärte niedrige Preis der wahre Verkaufspreis ſei, und daß er noch dreißig Procent dabei gewinne. Dreimal habe Ternaux aus dieſem Grunde eine Conſiscation ſeiner Einfuhr erlitten und dreimal habe er den Proceß gewonnen. . . . Früher gab Ternaux zehntauſend Arbeitsleuten Unterhalt; jetzt aber, wegen der unruhigen Zeit und der Vervollkommnung der Maſchinen, beſchäftigt er nur noch ſechstauſend. Außer dem Erzählten hat er auch noch das Verdienſt links zu ſein. Es gibt nichts Angenehmeres auf der Welt, als in Paris liberal zu ſein und nebenbei ungeheuer reich. Man iſt dann im Beſitze einer ſehr romantiſch gelegenen Zwickmühle. Fallen die Renten, zieht man nach Barcelona und erquickt ſich an Mina's Tapferkeit; geht Cadix über, zieht man in ſeine Kaſſenſtube und tröſtet ſich mit ſeinen Millionen. Auch zeigen die Pariſer Handelsleute bei jedem kosmopolitiſchen Unglücke eine Seelenſtärke, die ſie den weiſeſten Männern Griechenlands gleichſtellt. Ich war ganz erfüllt von Bewunderung und durchdrungen von Ehrfurcht, als ich am Tage, da man erfuhr, Cadix habe ſich übergeben, einen liberalen Bankier beſuchte und ihn ſo ruhig und gefaßt gefunden, daß er mit feſter Hand gemeine Handelsbriefe unterzeichnen konnte.

Ternaux erhielt zur Ausſtellung ſeiner Fabrikate, gleich den übrigen Fabrikanten, ſeinen Platz im Louvre.

Ich muß unparteiiſch bemerken, daß der angewieſene Raum wirklich eng war und es mochte hierbei von Seiten der Behörde eine jener kleinlichen Neckereien Statt gefunden haben, die man ſich im vorigen Jahre, bei Gelegenheit der Gemälde-Ausſtellung, gegen Horace Vernet erlaubt hat. Dieſer nämlich, weil er mit der linken Hand malt, konnte auch für ſeine Werke nicht den erforderlichen Platz erhalten. Hier iſt alles Links oder Rechts und die Menſchen werden, wie beim jüngſten Gerichte, als Böcke oder Lämmer zu beiden Seiten geſtellt. Es lohnte ſich wohl der Mühe, ſich hinter einen ariſtokratiſchen und einen liberalen Kammerdiener zu ſtecken, um zu erfahren, ob ihre Herren, je nach ihrer politiſchen Geſinnung, auf der rechten oder auf der linken Seite im Bette liegen. Aber es iſt nicht weniger zu bedenken, daß wenn Ternaux auch einen zehnmal größern Raum bekommen hätte, dieſer doch für ſeine vielen und mannigfaltigen Fabrikate nicht ausgereicht haben würde. Es war alſo der Behörde nicht möglich, dem Mangel abzuhelfen. Aber Ternaux half ihm ſelbſt ab, indem er in ſeiner eigenen Wohnung eine Privat-Ausſtellung veranſtaltete und bei dieſer Gelegenheit auch ſeine Waaren im Detail und zum Fabrikpreiſe verkaufte. Die Ausſtellung wurde von ſeinen Gegnern, ohne alle Rückſicht auf das Wörterbuch der franzöſiſchen Akademie, eine Contre-Exposition genannt, dem Ausdrucke Contre-Revolution nachgebildet. Ternaux's Freunde erhoben deſſen Ausſtellung ſehr und widmeten ihr in den Journalen viele und lange Artikel. Sie lobten die Vortrefflichkeit, die Wohlfeilheit ſeiner Waaren. Unter andern bemerkten ſie: Ternaux verkaufe ſeine feinſten Wollentücher zu 45 Fr. die Elle; die Schneider aber (es iſt in Paris üblich, daß die Schneider zu den von ihnen verfertigten Kleidern auch das Tuch liefern) ließen ſich für die Elle 65 Fr. bezahlen, eine Prellerei, die ſelbſt für Schneider zu groß wäre. Als Ternaux die Lobrede ſeiner unverſtändigen Freunde geleſen, mochte er ſehr erſchrocken ſein; denn es mit den Schneidern zu verderben, dazu gehört ein Heldenmuth, für den ein tuchhändleriſches Herz nie groß genug iſt. Er übernahm alſo ſelbſt die Vertheidigung der Schneider; er ſagte: die Herren Schneider wären die ehrlichſten Leute von der Welt, und wenn ſie ſtatt 45 Fr. 65 Fr. forderten, ſo habe das die und die Urſachen. Ternaux gebrauchte aber in ſeiner Schutzrede ſo zweideutige, ſo ſophiſtiſche Wendungen, daß ſie ſchwer zu faſſen waren. Nur ſo viel ging deutlich hervor, daß er die den Schneidern abgenommene Schuld auf die Kaufleute wälzte. Jetzt zogen dieſe zu Felde, und zwar ſchaarenweiſe, je nach ihrer Waffenart: die Tuchhändler, die Leinenhändler, die Cachemirhändler und die übrigen Ellenritter, alle in beſondern Abtheilungen. Sie ſagten: Ternaux habe ſeine Privat-Expoſition aus Eigennutz veranſtaltet; denn er verkaufe im Detail und halte eine wahre Meſſe — ein Verfahren, das zu bezeichnen ſie ſich enthalten wollten. Ein heiliges Naturrecht, ſeit Anbeginn der Welt zwiſchen Fabrikanten und Kaufleuten geltend, unterſage jenen, ihre Waaren im Ausſchnitt zu verkaufen, und dieſes Naturgeſetz habe Ternaux ſchmählich verletzt. Ferner: wenn er ſeine beſten Tücher zu 45 Fr. verkaufe, ſo beweiſe das nur, daß er keine feinere zu höheren Preiſen verfertige; andere Fabrikanten aber könnten daher nicht der Uebertheurung beſchuldigt werden, wenn ſie feinere Tücher lieferten, die bis zu 90 Fr. werth wären. Die Herren Kaufleute mögen hierin ganz Recht haben. Sie ſagten weiter: Ternaux's Preiſe wären höher als die anderer Fabrikanten, und es ſei ja eine bekannte Sache, daß die franzöſiſchen Handelsleute ſich aus Ternaux's Fabriken gar nicht verſorgten und daß deren größter Abſatz in das Ausland ginge. Der Beweis dieſer Behauptung läge darin, daß Ternaux ſich im Stande geſehen, in ſeiner Ausſtellung für zwei Millionen Waaren zuſammenzuhäufen, was einem Fabrikanten, dem es nicht an Beſtellungen mangelte, unmöglich gefallen wäre. Auch hierin ſcheint das Recht auf der Seite der verbündeten Handelsmächte zu ſein. Ternaux erwiederte auf dieſe Beſchuldigungen: nicht aus Gewinnſucht, ſondern darum habe er ſeine Haus-Expoſition veranſtaltet, um die Jury zu überzeugen, daß er zu den angegebenen wohlfeilen Preiſen wirklich verkaufe. Die Jury nämlich nehme bei ihrer Ehrenpreisvertheilung auf die Wohlfeilheit der Fabrikate Rückſicht; wie könne ſie ſich aber überzeugen, daß die Fabrikanten zu den ihren Muſtern beigefügten Preiſen wirklich verkauften, wenn ſie es nicht machten, wie er es gemacht? Nur um die goldne Medaille ſei es ihm zu thun geweſen. Die gegneriſchen Handelsleute ſchlugen auch dieſe Entſchuldigung zurück, und ſo wurden einige grauſe Federſchlachten geliefert. Endlich thaten die Ternaux den entſcheidenden Schlag. Sie ſagten: und wenn wir auch wirklich aus Gewinnſucht unſere Expoſition veranſtaltet — iſt das nicht etwas Erlaubtes, kann uns das Jemand wehren? Das war ſehr vernünftig geſprochen, und es iſt hiergegen nichts zu bemerken, als daß ſie ſo wie ſie geendigt, hätten anfangen ſollen; der gerade Weg iſt überall der beſte.

Einiger der Fabrikate Ternaux's, die wegen ihrer Neuheit, ihrer Güte oder ihres niedrigen Preiſes

Aufmerkſamkeit erregt, ſoll am gehörigen Orte Erwähnung geſchehen.

2. Graphiſche Künſte.

Wie der Menſch das letzte Werk der bildenden Natur war, daß er alle in Steinen, Pflanzen und Thieren zerſtreuten Sinne und Kräfte in ſich vereinige und ſo über alles Erſchaffene herrſche; daß die räumliche Natur allgegenwärtig, die gebundene freibeweglich werde, und die ganze Natur dort ſei, wo ſich ein Menſch befindet — ſo wurde von den Menſchen die Buchdruckerkunſt, die ſpäteſte unter den Künſten, erfunden, damit ſie alle vertheilten Bildungen der Andern verſammle und für ſich allein darſtelle. Darum gebührt ihr, wie überall, ſo auch hier der erſte Platz. Sie iſt die Erblichkeit aller hinterlaſſenen Güter und die wahre Unſterblichkeit des menſchlichen Geiſtes. Sie iſt die treue Leibwache der Völker und die aufrichtige Rathgeberin der Fürſten. Sie iſt die Poſaune des Weltgerichts, welche verborgene Frevel und Tugenden bekannt macht und die Schlechten wie die Guten vorladet, Rechenſchaft zu geben oder ihren Lohn zu empfangen.

Vergleicht man alle Künſte je nach den ſchnellen oder langſamen Fortſchritten, die ſie ſeit ihrer Entſtehung gemacht, ſo findet man, daß diejenigen am langſamſten fortgeſchritten, die ein nothwendiges Bedürfniß des Lebens erfüllten. So die Landwirthſchaft und die Arzneikunſt. Es erklärt ſich dieſes leicht. Jede Kunſt, die einem unentbehrlichen und täglichen Bedürfniſſe abhilft, läßt Dem, der ſie ausübt, nicht die Zeit, auf ihre Vervollkommnung zu denken, und ſie gibt ihm auch nicht den Drang dazu; denn ein nothwendiges Bedürfniß ſchweigt, ſo bald es für den Augenblick befriedigt iſt. Diejenigen Künſte nur, welche die Menſchen zu ihrer Luſt erfunden, geben ihnen Muße und Trieb, auf deren Ausbildung zu denken, weil hier keine tägliche Anwendung zerſtreut und keine augenblickliche Befriedigung das Nachdenken einſchläfert; denn jede Luſt iſt unerſättlich. Auch die Buchdruckerkunſt hat ſeit ihrer Erfindung keine bedeutende Fortſchritte gemacht, und wenn wir neulich erfuhren, daß ein Engländer ein Druckklavier erfunden, das mit der Schnelle des Gedankens das Gedachte ſogleich abdruckt, ſo hat das erſt den Wunſch in uns erregt, was die Buchdruckerkunſt noch werden möchte. Bis jetzt war ſie nur eine Staatskunſt, das will ſagen eine ſolche, die nur in einer geſelligen Vereinigung der Menſchen ausgeübt werden konnte, weil ſie eine Verbindung mannigfacher Kräfte erforderte. Sie muß aber eine perſönliche Kunſt werden, eine, die jeder Menſch ohne fremde Hülfe, wie das Schreiben mit der Hand ausüben kann, und dann erſt, und wenn der Jugend wie das Schreiben, ſo auch das Drucken in den Schulen gelehrt würde, wäre dieſe Kunſt eine königliche zu nennen, weil ſie aus jedem Bürger einen König machte, der ſeine Gedanken ausſchickte, daß ſie in ſeinem Namen regieren mögen, nach Würde und Kraft und Recht.

Die franzöſiſche Typographie iſt anerkannt der deutſchen weit vorgeſchritten. Dieſe ihre Ueberlegenheit erklärt ſich, ſo viel das Techniſche der Kunſt betrifft, leicht dadurch, daß ſie, wie kein Handwerk und keine Kunſt in Frankreich, nicht am Gängelbande der alten Zunftweiber geführt wird, wie es im ägyptiſchen Deutſchland geſchieht, wo das Vorurtheil, das man nicht länger bei Leben erhalten konnte, nach ſeinem Abſterben wenigſtens einbalſamirt wird, damit es noch ſeine tauſend Jahre räumlich fortbeſtehe und den Lebenden den Platz wegnähme. Das ſchwächere Wachsthum der deutſchen Buchdruckerkunſt hat aber auch noch eine andere Urſache, die als eine ſittlich geſellige von größerer Bedeutung iſt. Es hängt nämlich mit der deutſchen Volksbildung zuſammen. Die wiſſenſchaftliche Bildung der deutſchen Gelehrten iſt unſtreitig größer und gründlicher, als die der franzöſiſchen. Wahrſcheinlich iſt mir auch, daß in

Deutſchland die wiſſenſchaftliche Bildung verbreiteter iſt als in Frankreich und daß ſie tiefer zu den untern Volksklaſſen hinabſteigt; doch kann wenigſtens ich darüber nicht entſcheiden, da ich die franzöſiſchen Provinzen nicht kenne. Eines aber iſt das Gewiſſeſte: daß die gebildeten Klaſſen in Frankreich, diejenigen nämlich, die in der Mitte zwiſchen Gelehrten und Volk ſtehen, die Beamten, Fabrikanten, Kaufleute, höhere Handwerker, gebildeter als in Deutſchland ſind. Sie leſen mehr, ſammeln ſich mehr Bücher, und dieſes muß auf Buchhandel und Buchdruckerkunſt natürlich einen vortheilhaften Einfluß haben. Buchhändler und Buchdrucker müſſen ſuchen dem Geſchmacke reicher Leute zu ſchmeicheln und ſich daher bemühen, ihr Gewerbe und ihre Kunſt zu vervollkommnen. Es fehlt mir gegenwärtig an Leipziger Bücher-Verzeichniſſen, ſonſt würde ich vergleichen, wie ſich die (Bände-) Zahl der jährlich in Frankreich erſcheinenden Bücher zu der in Deutſchland erſcheinenden verhalte. Das Journal de la librairie, welches jede Woche in Paris herauskommt und worin in fortlaufenden Nummern alle in Frankreich erſchienenen Werke verzeichnet ſtehen, ging den 15. November gegenwärtigen Jahrs bis zur Nummer 4990. Rechnet man hierzu die noch fehlende Zeit bis zur Vollendung des Jahrs und bringt man in Berechnung, daß von allen in

Paris erſcheinenden, aus mehreren Bänden beſtehenden Werken, wenigſtens zwei Theile zugleich herauskommen, die aber unter einer Nummer ſtehen; weiß man, daß im vorigen Jahre für drei und eine halbe Million Franken Bücher aus Paris ausgeführt worden, und rechnet man hiezu, was in Paris ſelbſt verbraucht worden und was in den Provinzen gedruckt wird — ſo hat man einen Maaßſtab, die franzöſiſche Literatur nach ihrem arithmetiſchen Umfange mit der deutſchen zu vergleichen. Aber die Zahl der koſtſpieligen Werke, deren Abſatz für die Bildung der reichen Volksklaſſen ein gutes Zeugniß ablegt, iſt in Frankreich ungleich größer als in Deutſchland. Gau's Reiſebeſchreibung von Nubien, welche in der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint, iſt, ſo viel mir bekannt, das einzige Werk bezeichneter Art, das ſeit einigen Jahren in Deutſchland herausgegeben worden. Solche Werke aber erſcheinen in Frankreich jede Woche. In einem und dem nämlichen gerade vor mir liegenden Proſpectus des Buchhändlers Maſſon in Paris ſind folgende fünf Werke angekündigt: 1) Eine „voyage pittoresque en Autriche." 3 Bände in Folio, mit 163 Kupfern. Die gewöhnliche Ausgabe kommt auf 360 Fr., die beſſere auf 900 Fr. 2) „Collection des vases grecs de Mr. le Comte de Lamberg." 1 Band in Folio. Die ordinäre Ausgabe 540, die feine

900 Fr. 3) Ein Büffon in 127 Bänden mit 1150 Kupfern. Gewöhnliche Ausgabe 444, die beſte 1905 Fr. 4) „Les monumens de la France.“ 4 Bände in Folio. Ordinäre Ausgabe 720, feinere 2000 Fr. 5) Die Biographie universelle, die nach ihrer Vollendung wenigſtens aus 50 Bänden beſtehen wird, koſtet in der beſten Auflage der Band 48 Fr., ſo daß das ganze Buch auf 2400 Fr. zu ſtehen kommen wird. Von dieſem nämlichen Werke hat der Verleger ein einziges Exemplar auf feinem Pergament (peau velin) abziehen laſſen, wovon der Band 600 Fr. koſtet, das ganze Werk alſo 30,000 Fr. koſten wird. Nimmt man nun auch an, daß der Verleger an dieſer Summe drei Viertheile rein gewönne, ſo bliebe die Summe ſeiner Auslagen doch immer noch bedeutend genug, daß ſich nicht denken ließe, er hätte dieſen Aufwand gewagt, wenn er nicht große Hoffnung hätte, das Exemplar an einen Käufer zu bringen. Hierbei iſt freilich auch zu bedenken, daß während die deutſchen Buchhändler blos auf ihr Vermögen und ihren perſönlichen Kredit beſchränkt ſind, die franzöſiſchen zu jeder koſtſpieligen Unternehmung Actionärs und Kapitalien genug finden. Dieſes iſt aber weniger eine Urſache als eine Wirkung des größern Flors des Buchhandels, denn da ein Kapitaliſt in Paris ſchon im gewöhnlichen Geld-

handel 8 bis 10 Prozent ganz ſicher aus ſeinen Kapitalien zieht, ſo muß der Gewinn in literariſchen Unternehmungen bei gleicher Sicherheit noch größer ſein, wenn man ſeine Kapitalien daran ſetzt.

Den Kunſtwerken der Typographie war im Louvre ein großer Saal eingeräumt. Daß ſich hier die Didots vortheilhaft auszeichneten, läßt ſich denken. Dieſer ganzen Familie iſt Kunſtgenie erblich angeboren. Die Mutter des Firmin Didot, eine Dame von 82 Jahren, hat Wachsblumen, den natürlichen auf das täuſchendſte nachgeahmt, zur Ausſtellung gebracht. Firmin Didot iſt zugleich Papier-Fabrikant, Schriftgießer, Drucker und Schriftſteller. Er brauchte ſeine Thätigkeit nur noch bis zum negativen Pole der Literatur auszuſtrecken, nämlich bis zur Cenſur, um nach einer Sündfluth, er ganz allein, die literariſche Welt wieder bevölkern zu können. Erſt vor einigen Wochen hat er eine von ihm ſelbſt gedichtete und gedruckte Tragödie auf das Theater Français gebracht. Auf dem Titelblatt einer Ueberſetzung von Virgils Hirtengedichte, die vor einigen Jahren erſchien, ſind die Worte zu leſen: „Les Bucoliques de Virgile, traduites en vers français, par Firmin Didot. Gravé, fondu et imprimé par le traducteur.“ Die Mitglieder der Familie Didot leben in Handwerksfeindſchaft unter einander und führen in öffentlichen Druckſchriften einen ſehr häßlichen Neidkrieg. Heinrich und Julius Didot machen ſich die Erfindung einer neuen Art kleiner Buchſtaben wechſelſeitig ſtreitig. Ein ſchöner Wetteifer, wer am meiſten dazu beigetragen, die Menſchen blind zu machen! Es iſt mit ſolchem kleinen Drucke, in Deutſchland wie in Frankreich, etwas ſehr troſtloſes, und die Polizei, die ſich doch ſonſt um Alles bekümmert, ſollte eines ihrer hundert Augen auf dieſen Gegenſtand richten. Wenn in deutſchen eleganten Blättern comme il faut die Korreſpondenz-Artikel klein gedruckt werden, ſo iſt hierbei nichts anders zu bedauern, als daß ſie nicht noch kleiner gedruckt ſind, damit es gar nicht möglich ſei, ſie zu leſen und darüber die Zeit zu verderben. Der deutſchen Leſewelt, welcher zu Gefallen ſich jene eleganten Zeitungen auf das fadeſte parfümiren, muß man es gerade herausſagen, daß es ihrem Geſchmacke zu keiner Ehre gereicht, wenn ſie den deutſchen Komödianten eine ſo lange und breite Aufmerkſamkeit ſchenkt. Ein armer Schelm von Schauſpieler, der nicht begabt oder nicht beliebt iſt, muß auf ſeinen Kunſtreiſen durch jene hundert Blätter Spießruthen laufen, und ganz zerfleiſcht kehrt er zu ſeiner Mutterbühne zurück. Beliebte Schauſpieler aber ziehen, von Königsberg bis nach Wien, alle Tage unter Papier-Triumphbögen ihre Heldenbahn, und es wird erzählt, wie ſie hier den Peter, dort den Hans geſpielt, und wie oft und wie ſtark ſie beklatſcht worden. Solche Klatſchberichte mögen immerfort klein gedruckt werden. Aber bei gemeinnützigen Werken, wie das Converſations-Lexicon, ſollte man kleinen Druck nicht verſtatten, und würden die Bücher viermal theurer; denn es iſt, nationalökonomiſch betrachtet, immer noch beſſer, ein Volk iſt geiſtig als körperlich blind. Man ſollte typometriſche Cenſoren anſtellen, die Alles, was ſie nicht verſtehen, nämlich nicht leſen können, ausſtreichen müßten.

Unter den Prachtwerken, welche Didot ausgeſtellt, bemerkte man auch Titelblatt und Vorrede des Boiſſere'ſchen Werkes über den Köllner Dom, das im Verlage der Cotta'ſchen Buchhandlung erſcheint und ſich ganz herrlich ausnimmt. Es iſt in deutſcher Sprache und mit deutſchen Buchſtaben gedruckt, und mit einem ganz eigenen Gefühle muß man ſich bei dieſem Anblicke geſtehen, daß in Frankreich ſchöner deutſch gedruckt wird, als in Deutſchland ſelbſt. Von den mancherlei typographiſchen Curioſitäten, die zu ſehen waren, will ich nur eines Teſtaments Ludwigs XVI. gedenken, das, auf einen ſehr großen Bogen und unter Glas und Rahmen zur Wandverzierung eingerichtet, mit „caractères funèbres“ gedruckt war. Worin die typographiſche Traurigkeit eigentlich liegt, läßt ſich nicht beſchreiben; es iſt aber wahr, der Druck hat einen wahren Leichengeruch. Unter den Schriftgießern zeichnete ſich Mole der jüngere aus. Außer den Schriften der modernen Sprachen und des Griechiſchen, die man ſich nicht ſchöner denken kann, hat er auch arabiſche und perſiſche Schriftproben geliefert, die er unter Anleitung des Orientaliſten Langles verfertigte. Die Buchſtaben ſind ſo beſtimmt, reinlich und heiter, daß ſie das Verwirrende, mit welchem die Schrift einer fremden Sprache uns gewöhnlich erſcheint, ganz verlieren und man ſich ſehr verwundert, daß man dieſe ſo deutliche Schrift dennoch nicht leſen könne. Didot hat die Modelle aller zur Papierfabrikation nöthigen Maſchinen ausgeſtellt, worunter auch die Maſchine zur Verfertigung des Papiers von unendlicher Länge ſich befand. Ich habe aber nicht gehört, daß die letztere hier ſchon im Gange wäre. Auch der vortrefflichen Landcharten, worunter auch auf Seide abgedruckte, iſt zu gedenken. Die von Didot mit beweglichen Typen kenne ich nur aus Andrer Beſchreibung; ich habe ſie überſehen. Sie werden ſehr gelobt, und es ſoll ihnen, um an Brauchbarkeit den geſtochenen Charten gleichzukommen, nur noch etwas an der Illumination fehlen.

Hier ſchließt ſich die Lithographie an, deren

Werke ſich in Paris mit unglaublicher Schnelligkeit vermehren. Das Neueſte davon, was zur Ausſtellung kam, iſt großen Theils ſchon im Stuttgarter Kunſtblatte angezeigt und beurtheilt worden. Lithographiſche Abdrücke in Oelfarben werden wohl in Deutſchland auch ſchon bekannt ſein. Honoré in Paris hat ein Verfahren entdeckt, die Lithographie zu Abdrücken auf Porzellan anzuwenden, und es wurde ihm darüber ein Erfindungspatent ertheilt. Alle mögliche techniſche Materialien zur Lithographie waren in großer Menge zu ſehen: Preſſen, Muſter von lithographiſchen Steinen aus allen Gegenden Frankreichs. Sennefelder zeigte ſeine bekannte tragbare Preſſe und ſein Steinpapier. Dieſes Erfinders der Lithographie wurde in den franzöſiſchen Berichten über die Induſtrie-Ausſtellung kaum gedacht. Er erhielt nur ein Winkellob, das in einem Poſtſcriptum nachhinkt und auch dieſes nur, um, wie jene Berichterſtatter ſelbſt ſagen, „ihre Unparteilichkeit zu zeigen.“ Das iſt eine ſchöne Gerechtigkeit, die ſich zum Verdienſte anrechnet, nicht alles Unrecht gethan zu haben, was ihr freigeſtanden.

Ein *kalligraphiſches* Werk fand großen Beifall, nämlich eine, auf einem Imperial Foliobogen geſchriebene franzöſiſche Charte. Die Schrift gleicht dem ſchönſten Drucke, iſt aber auch nicht ſchöner, ſo daß ſie vom Drucke ſchwer zu unterſcheiden iſt. Der

Verfertiger hat 101 Tag, täglich vier Stunden, auf das Werk verwendet und er bemerkt: der ganze Hof habe dieſe Charte (nämlich die kalligraphiſche) mit Wohlgefallen betrachtet.

Auch die Papierfabrikanten hatten ihre Fabrikate zur Schau gebracht. So viel mich meine eigene Erfahrung gelehrt, iſt das Papier, welches man gewöhnlich zu Briefen und zum Concipiren braucht, in Paris nicht beſſer und nicht wohlfeiler als in Deutſchland. Das zum Drucke beſtimmte Papier aber (Druckpapier darf es nicht genannt werden, weil ſolches, das man in Deutſchland ſo nennt, hier nur an den Volksbüchern von den niedrigſten Preiſen geſehen wird) iſt anerkannt in Deutſchland geringer und theurer als in Frankreich. Man möchte wohl wiſſen, woher das kömmt. An dem rohen Materiale zum Papiere fehlt es in Deutſchland gewiß nicht;*) welche andere Verhältniſſe ſind es alſo, die dort auf dieſen wichtigen Zweig der Induſtrie nachtheilig einwirken? Die deutſchen Fabriken ſind nicht einmal im Stande, den nöthigen Bedarf zu liefern, und ob zwar aus Frankreich und der

---

*) Später erfuhr ich, daß es doch wirklich ſo ſei und es in Deutſchland an feinen vornehmen Lumpen fehle — worüber ich mich ſehr wunderte.

Schweiz viel Papier eingeführt wird, hört man dennoch oft die deutſchen Buchhändler klagen, daß ſie beim Drucke ihrer Werke oft durch Mangel an Papier aufgehalten würden. Sollte dort wohl der ſtarke Kanzleiverbrauch am Papiermangel Schuld ſein? Dieſes iſt wohl möglich, ja es iſt wahrſcheinlich, wenn man bedenkt, daß ein verwickelter Kriminalprozeß, der in Frankreich innerhalb drei Monate geendigt wird, in Deutſchland erſt nach drei Jahren zur Entſcheidung kömmt, und daß dort Papier und Zeit, Schreiben und Leben ſynonyme Wörter ſind.... Unter den übrigen ausgeſtellten Schreibmaterialien bemerkte man eine Sammlung Siegellacke von allen möglichen Farben, weißes ſogar. Dieſe Produkte müſſen wohl ihren Werth haben und Aufmunterung verdienen, da deren Fabrikant bei der vorletzten Ausſtellung die Ehren-Medaille bekommen hat. Dann ſah man durchſichtiges Siegellack, das zur Verſiegelung von Flüſſigkeiten, die man gegen Verfälſchung ſichern will, empfohlen wurde, durchſichtige Oblaten, und Oblaten »à camées.« Nämlich auf länglicht runden Oblaten aller Farben ſind weiße erhabene Figuren cameenartig angebracht. Dieſe werden nicht unter, ſondern auf dem Papier geklebt. Eine ſchöne Erfindung! Bei der großen Mannigfaltigkeit von antiken Cameen, die zu Abgüſſen benutzt werden können, wird ſich für gemüthliche Briefe immer eine entſprechende Figur finden, das Herz des Empfängers auf den Inhalt vorzubereiten. Für 30 Sous kauft man eine Schachtel ſolcher Oblaten, die vom Sonntage bis zum Sonnabende der Liebe und überhaupt für alle ſchönen Verhältniſſe des Lebens ausreichen.

Endlich iſt hier der Buchbinder-Arbeiten mit dem größten Lobe zu gedenken. Was man nur fordern kann, Bequemlichkeit, Dauerhaftigkeit, Geſchmack und gelegentlich auch Pracht des Einbandes, findet ſich vereinigt. Thouvenin, der ausgezeichnetſte Buchbinder in Paris, hat in dieſer letzten, wie in der vorigen Expoſition, eine Medaille erhalten. Die Preiſe des Einbandes ſteigen von 30 Sous bis zu 20 Franken. Es würde viel dazu beitragen, die ſchwache Neigung für Bücher, die man in Deutſchland unter manchen Menſchenklaſſen findet, zu verſtärken, wenn die Buchbinderei, die ſich dort in einem ſehr ſchlechten Zuſtande befindet, verbeſſert würde. Es wäre aber ſehr leicht, eine ſolche Vervollkommnung herbeizuführen, indem man die deutſchen Buchbindergeſellen veranlaſſe, ihr Handwerk in Paris auszulernen. Ein hier wohnender deutſcher Buchhändler hat mir erzählt, daß er einen der letzten Theile des Converſations-Lexicons, deſſen frühere Theile er gebunden aus Deutſchland mitgebracht, hier gleich förmig habe wollen binden laſſen, aber nur mit der größten Mühe einen deutſchen Winkel-Buchbinder ausfindig gemacht habe,' der es verſtanden, jene ſchlechten Muſter treu nachzuahmen.

3. Mechaniſche Künſte.

Eine große Menge', theils ausgeführter, theils modellirter landwirthſchaftlicher Werkzeuge bringen Demjenigen, der in ſolchen Dingen keine nähere Kenntniß hat, wenigſtens den Gedanken bei, daß die nothwendigſten Ackerbau-Geräthſchaften wohl keiner Vervollkommnung fähig ſein mögen, da der Pflug aus den Zeiten Heſiods und Virgils dem heutigen faſt ganz gleich kam. Eine Handmühle, mit welcher eine Perſon in jeder Stunde zwanzig Litres Getreide mahlen kann, ſchien mir das Werk verbeſſerter Einrichtung zu ſein. Sie koſtet 200 Franken; und eine für zwei Perſonen, die ſtündlich 40 Litres mahlt, koſtet 300 Franken. Feuerſpritzen, ſonſtige Löſchgeräthſchaften, wie auch ſehr zweckmäßige Rettungsmaſchinen, waren in Menge zu ſehen; doch habe ich unter letzteren keine bemerkt, die nicht in Deutſchland auch ſchon bekannt, wenigſtens vom Hauptmann Neander in Berlin in Vorſchlag gebracht worden wären. Nur war hier deren Gebrauch anſchaulicher gemacht, da ſie mit dem Modell eines Hauſes in Verbindung geſetzt waren. . . . . Wer Schneiders griechiſches Lexicon beſitzt, kann ſich erklären, was „voiture ologyre“ heißt, wie man überhaupt ohne gründliche Kenntniß der griechiſchen Sprache ſehr viele ausgeſtellte Sachen gar nicht verſtehen konnte. Das Modell zu einem Transport-Wagen für Findelkinder machte einen rührenden Eindruck. In einem langen bedeckten, mit Windladen verſehenen Wagen waren zwei Reihen Hängematten von Packleinwand, denen in See-Schiffen gleich, angebracht, und zur Aufnahme der armen Würmchen beſtimmt. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß in Paris, wo Alles im Großen und fabrikmäßig getrieben wird, eigene Poſtwagen für Ammen und Findelkinder eingeführt ſind, die täglich zur beſtimmten Stunde abfahren, und welchen man auf den Landſtraßen oft begegnet.... Das Modell einer Normal-Küche war appetitlich anzuſehen. Nicht weniger als fünfzig Speiſen können darin gleichzeitig gekocht werden.... Ein anderes Modell zu einem Amphitheater für chirurgiſche Operationen war nach einer vortrefflichen Idee ausgeführt. Freilich kann man die Schauſpieler auf ſolchen Bühnen nicht völlig zufrieden ſtellen: aber für die Bequemlichkeit der Zuſchauer iſt auf das Beſte geſorgt. — Das neuerfundene „Instrument destiné à remplacer les sangsues“ kenne ich nur aus der gedruckten Anzeige.

Wenn es ſeine Beſtimmung erfüllt, iſt es von national-ökonomiſcher Wichtigkeit und kann, allgemein eingeführt, große Erſparniſſe in den Staats- und Privat-Haushaltungen bewirken.

Der rühmlichſt bekannte Mälzl aus Wien, K. K. Oeſterreichiſcher Hof-Mechaniker, der ſeit mehreren Jahren in Paris lebt und durch ſeine Metronomen mit deutſcher Beharrlichkeit dafür ſorgt, daß die Franzoſen im gehörigen Takte bleiben, hat nicht blos dieſe ſeine bekannten Taktmeſſer, ſondern auch weibliche Puppen zur Schau geſtellt, die jede unter einer Glasglocke, ſtill und beſcheiden auf kleinen Stühlchen ſitzen und in verſchiedenen Landestrachten gar herrlich geputzt ſind. Aber nicht blos in ihren ſchönen Geſichtern und Kleidern beſteht ihr Werth, ſondern darin, daß ſie ſprechen können. Sie können Ja und Nein ganz hörbar ſagen. Die Franzoſen machten ſich über dieſe Wortkargheit luſtig und wollen daraus auf eine gewiſſe Geiſtesarmuth ſchließen; aber die leichtſinnigen Spötter vergeſſen, daß ſelbſt den geiſtreichſten Staatsmännern, welche die größten Dinge zu Stande bringen, es ſelten gelingt, Ja oder Nein deutlich auszuſprechen. — Bedeutender als jene weiblichen Puppen iſt ein männliches Puppenſpiel, das einer der erſten Pariſer Mechaniker verfertigt hat: nämlich ein vollſtändiges Regiment franzöſiſcher Lan zenreiter, die mit Pferden und Waffen alle Bewegungen der menſchlichen Lanziers machen und deren Trompeter ganz gehörig dazu blaſen. Der kleine Herzog von Bordeaux hat dieſes Spiel am vorigen Weihnachtsfeſte von ſeinem königlichen Großonkel zum Geſchenke erhalten, und der Hof war ſo gefällig, es zum Vergnügen des Publikums in die Expoſition zu ſchicken. Unglücklicher Weiſe aber habe ich das Kunſtwerk nicht in Thätigkeit geſehen, denn es war immerfort von einer ſolchen Menſchenmenge umgeben, daß ich mich nicht durchdrängen konnte. Habe ich das große Wunder nicht erblickt, wie man aus Maſchinen Menſchen macht, ſo tröſte ich mich damit, daß ich ſchon ein größeres Wunder geſehen.

Von den vielen ausgeſtellten *Uhren* will ich nur zwei erwähnen. Das Werk der Einen war in einem von vergoldeter Bronze ſchön ſculptirten Blumenkorbe ganz verſteckt, und die jezeitige Stundenzahl zeigte ſich im Kelch einer halbgeöffneten Roſe. Deutſche Bonbons-Deviſen verſichern: „Zeit bringt Roſen;“ hier aber ſind es Roſen, welche die Zeit bringen. Das andere Uhrwerk iſt ſehr kunſtreich in einem zollangen Zeiger angebracht, ſo daß der Zeiger ſich ſelbſt treibt. Dieſer Uhr-Zeiger, oder dieſe Zeiger-Uhr, kann, ohne weitere Vorrichtung, an jeder Wandfläche, auf welcher man ein Zifferblatt malt, angebracht und davon wieder abgenommen werden. Schon im vorigen Winter ſah man dieſen Uhrzeiger an einer Spiegelfläche der franzöſiſchen Oper, auf welcher man den Stundenkreis gezogen, in Bewegung. Die Uhr zeigt ſowohl Stunden als Minuten und iſt von überraſchender Wirkung. — Wer in ſeinem Zimmer ganz gemächlich den Lauf der Welten beobachten will, der konnte ſich in der Expoſition Planetarien nach Belieben auswählen. Man ſah ſehr große von Holz, und auch kleine, zierlich von Metall verfertigte, die man unter einer gewöhnlichen Pendüle-Glocke bergen konnte. Mehrere aſtronomiſche Uhren verſprachen viel; wer nur die Geduld hätte, abzuwarten, ob ſie Wort halten! Sie wollen alle Veränderungen in der Zeitlichkeit anzeigen: Stunden, Minuten, Sekunden, den Wechſel der Jahreszeiten, den Lauf des Mondes, den täglichen Auf- und Untergang der Sonne, und ein Zeiger übernahm ſogar die verwegene Verpflichtung, alle vier Jahre den Schalttag in Erinnerung zu bringen.

Die ausgeſtellten Schloſſerarbeiten zeigen, daß dieſer Zweig der Induſtrie in Paris zu großer Vollkommenheit gebracht worden. Man ſieht die ſchönſten und zweckmäßigſten Werke, und das Eiſen iſt ſo vortrefflich polirt, daß man es mit Stahl verwechſeln könnte. An hundert Arten von Sicherheitsſchlöſſern hat der Argwohn allen ſeinen Witz verſchwendet. Schön und koſtbar verzierte Geldkoffer möchte man wieder in andere Koffer einſchließen, um ſie reinlich zu haben. Eiſerne Fingerringe gegen Migräne und zur Beförderung des Blutumlaufs, uns ehrlichen Deutſchen unter dem Namen Gichtringe längſt bekannt, wurden hier als eine neue Erfindung angeprieſen. Bratſpieße, die ſich „nach kosmiſchen Geſetzen“ bewegen, ſind ſo nährend als belehrend. In einem von koſtbarem Holze verfertigten Kaſten ſah man eine vollſtändige Sammlung aller für Schloſſer nöthigen Handwerkszeuge, auf das Zierlichſte gearbeitet. Auf einer meſſingenen Platte las man die Worte eingegraben: »offert au roi pour le duc de Bordeaux.« Wem fiele hierbei nicht der unglückliche Ludwig XVI. ein, der für Schloſſerarbeiten eine ſo leidenſchaftliche Liebhaberei hatte? Daher iſt es wahrſcheinlich, daß die Gabe nicht angenommen worden.

In den Zimmern, welche die mechaniſchen Werke ausfüllten, ſah man auch eine große Menge Zeichnungen und Grundriſſe zu Bauwerken, die theils wegen der Wunderlichkeit des Plans, theils darum einen komiſchen Eindruck machten, weil die unglücklichen Planmacher nie dazu kommen konnten, ihre Entwürfe auszuführen. Der Eine wollte ſchon unter

Ludwig XVI. eine Brücke bauen; da trat die Revolution dazwiſchen. Ein Anderer wollte während der Revolution einen Tempel bauen; da kam die Uſurpation und verhinderte. Ein Dritter wollte während der Uſurpation ein Theater aufführen; da ſprach die Reſtauration: Halt! — und ſo wurde den armen Schelmen, ſo oft ſie in den Tempel des Ruhms eintreten wollten, die Thüre vor der Naſe zugeſchlagen. Unter anderen war das Modell einer Säule zu ſehen, die ein Baukünſtler zum Denkmale an die Rückkehr Ludwigs XVIII. in Vorſchlag brachte. Die Säule war der auf dem Vendome Platze gleich; nur hatte der Künſtler die Neuerung angebracht, daß ſie von eben ſo vielen Fenſtern, als das Jahr Tage hat, nämlich von 365, durchbrochen werden ſollte. Ein guter Gedanke! Schade nur, daß dann kein Platz für die Mauerſteine übrig geblieben wäre. Dieſe Glasſäule wollte der Planmacher auf der Stelle errichtet ſehen, wo der unter Napoleon begonnene und unvollendet gelaſſene arc de Triomphe de l'étoile ſteht, den man, Platz zu gewinnen, niederreißen ſollte. Napoleon hatte dieſen Siegesbogen der aus Rußland zurückkehrenden Armee beſtimmt, und die jetzige Regierung ging immer mit dem Gedanken um, ihn abbrechen zu laſſen. Kaum hatte jener Baukünſtler ſein Modell aufgeſtellt, als im Moniteur eine königliche Verordnung erſchien, welche den arc de Triomphe de l'étoile auszubauen befahl. Es iſt nämlich nach Beendigung des ſpaniſchen Krieges beſchloſſen worden, das ſiegreiche franzöſiſche Heer zu belohnen, und zwar, was Feldherren und Ober-Offiziere betrifft, die wußten, was ſie thaten, klaſſiſch — mit Orden, Beförderungen, Dotationen und andern ſoliden Dingen; was aber die Gemeinen betrifft, die ohne Kritik der reinen Vernunft, blos körperlich in das Feuer gegangen, romantiſch — indem ihnen zugedacht worden, unter jener Triumph-Pforte in die Stadt Paris einzuziehen. Den armen Planmacher alſo hat das neckiſche Schickſal wiederum geprellt.

4. Kleidungsſtoffe, Kleidungsſtücke und Putzwaaren.

Bei den alten Spartanern waren Könige, Magiſtratsperſonen und die Bürger der niedrigſten Stände auf gleiche Art gekleidet. Sie trugen eine kurze Tunika von grober Wolle, darüber einen Mantel, Sandalen zur Fußbedeckung, und auf dem Kopfe eine Mütze, die unſern Nachtmützen glich; doch ſchläferig waren ſie nicht, jene Spartaner! Man hätte wohl gewünſcht, bei ſeinen Beſuchen im Louvre ein ſolcher ſpartaniſcher Menſch zu ſein, um ſich um ſo ſtärker verwundern zu können und alle die Herrlichkeiten mit ſo größerer Freude zu betrachten. Ganz gewiß wären die Könige Leonidas und Ageſilaus dort vor hundert Dingen überraſcht ſtehen geblieben, an welchen jetzt ſelbſt der ärmſte Schelm mit Gleichgültigkeit vorübergeht. Hier wäre der Ort, etwas gegen die Ueppigkeit in Kleidungen zu eifern; aber mich ſchreckt ein franzöſiſcher Schriftſteller, der neulich die Gegner des Luxus »les Jansénistes de la Fabrication« geſcholten. Einen guten Flötenſpieler hat man vor einigen Tagen „le Raçine de la Flûte“ genannt, und aus dieſen zwei Beiſpielen kann man ſehen, daß wir Deutſche auf unſere gefrorene Muſik gar nicht ſtolz zu ſein brauchen. Das, was unter Stoffen und Zeugen meinem ungebildeten Sinne merkwürdig geſchienen, will ich kurz erzählen. Die Zeuge wären eigentlich nach der Art ihrer Grundſtoffe einzutheilen; es herrſcht aber an ſehr vielen eine ſo verwegene Miſchung von Wolle, Baumwolle, Seide, Leinen und Ziegenhaaren, die Mesallianzen zwiſchen Kette und Einſchlag ſind ſo häufig, daß eine Abſonderung nach Geburt und Herkunft gar nicht möglich war. Es iſt bequemer, jene Zeuge am menſchlichen Körper ſelbſt zu betrachten — an dieſem Sammelplatze ihrer Beſtimmung, an dieſem Abgrunde aller erſchaffenen Dinge, an dieſem reißenden Thiere, das, ſchlimmer als der Wolf, das Schaaf mit der Wolle verzehrt. Gegen die logiſche und anatomiſche Eintheilung des Fabrikweſens in Kopf, Leib und Fuß wird Niemand etwas einzuwenden finden. Was die Shawls betrifft, ſollen dieſe in einem beſonderen Kapitel abgehandelt werden. Es geſchieht ſo, um das religiöſe Gefühl der Weiber zu ſchonen, welche die franzöſiſchen Shawls nicht zu den irdiſchen Dingen zählen, ſondern zu den himmliſchen.

Kleidungsſtoffe. — Die Franzoſen haben es noch nicht dahin gebracht, die franzöſiſche Wolle beſſer als die ſächſiſche zu finden. Das gereicht ihnen zur Ehre. Auffallend iſt nur, daß ſie, ohne alle Rückſicht auf den Rheinbund und auf den deutſchen Bund, die ſächſiſche Wolle immer noch „laine électorale“ nennen und daß ſie ſagen: „les laines des troupeaux de l'Electeur,“ als wären alle ſächſiſche Schafe Eigenthum des Landesfürſten... Feine deutſche Herren, welchen das Tuch in Deutſchland nicht theuer genug iſt, können ſich in Paris blaues Tuch zu 90 Fr. und ſchwarzen Caſemir zu 34 Fr. die (franzöſiſche) Elle kaufen. . . „Etoffes écossaises à carreaux, dont l'usage est excellent contre le froid et la pluie; elles sont d'ailleurs légéres et solides.“ Dieſen Zeug benutzen Schottländer und Schottländerinnen zu ihren Plaids. Freunde der Scott'ſchen Romane werden ihn zu ſchätzen wiſſen. . . „Drap mousseline,“ iſt wegen ſeiner Leichtigkeit zu Amazonenkleidern und Frauenmänteln dienlich. . . Spitzen-Garn aus phormium tenax, einer in Neu-Seeland einheimiſchen Leimpflanze bereitet, iſt ein neues Fabrikat. . . Ein Atlas-Zeug, auf der einen Seite weiß, auf der Kehrſeite roſenroth, hat mich frappirt. Da die Farben nicht durchſcheinen und ſich nicht wechſelſeitig nüanciren, muß dieſe Zweideutigkeit nur gemacht worden ſein, um den Launen des Windes zu ſchmeicheln. . . Gewebe von Eiderdunen, zur Fütterung und Garnirung für Frauenmäntel, ſind theurer als Pelz, alſo auch ſchöner. . . Köchlin aus Mühlhauſen, der erſte Kattunfabrikant in Frankreich, hat — nichts zur Ausſtellung gebracht. Der Chef des Hauſes ſitzt ſeit ſechs Monaten im Kerker, zur Strafe, daß er ein Fabrikgeheimniß der geheimen Polizei verrathen.

Kopfbedeckungen. — Die nothwendigſte, ſchönſte und wohlfeilſte Kopfbedeckung bilden die Haare. Wem die Natur dieſe Gabe verſagt, oder wer ſie verlebt oder verſcherzt, der muß zu Perrücken ſeine Zuflucht nehmen. Im Louvre waren ſie in Menge und Mannigfaltigkeit zu finden. Oberflächliche Beobachter, die nicht nachdenken, mußten ſich gewundert haben, dort eine ſo große Zahl Friſeurs zu ſehen, deren Erwerbszweig ja von gar keiner nationalökonomiſchen Wichtigkeit iſt und die mit ihrer breiten, marktſchreieriſchen und prunkenden Ausſtellung andern Fabrikanten Raum, Ohren und Augen wegnahmen. Wir Publiciſten aber wußten uns das zu erklären. Die Pariſer Haarkünſtler nämlich ſind nicht in der großen Welt, aber in der hohen ſehr beliebt wegen ihrer muſterhaften Geſinnung. Frau von Staël hat in ihrem vortrefflichen Werke über die franzöſiſche Revolution zu bemerken vergeſſen, daß bei der Beſtürmung der Baſtille ſich nicht ein einziger Friſeur befunden. Damals kamen mit den Brutus-Herzen auch die Brutus-Köpfe auf, welchen die Perrückenmacher nicht gewogen ſein konnten, und ſie ſind daher immer treue Anhänger des Zopf-Regimes geblieben. Die Pariſer Friſeurs ſind noch aus einem andern Grunde beliebt. Sie kommen in alle Häuſer und Familien, und zwar in den ächt kritiſchen Stunden: bei Männern des Morgens, bei Frauen zur Toilettenzeit, wo man bei dieſen und jenen Zunge und Herz im Negligé findet; ſie erfahren alſo viel; ſie wiſſen alſo viel zu erzählen; ſie ſind alſo angenehme Geſellſchafter; ſie wiſſen ſich alſo bei allen bedeutenden Männern einzuſchmeicheln, welchen, ihrer anſtrengenden Berufsgeſchäfte wegen, jede Zerſtreuung eine Wohlthat iſt; ſie wurden alſo von der Polizei, die in Frankreich wie überall die Regierung regiert, begünſtigt; ſie konnten ſich alſo im Louvre nach Wunſch anſiedeln und ihre Waaren breit auskramen. Darunter ſah man: Perruques pylogènes, für Profeſſoren der Philologie beſtimmt; perruques imperméables, für ſolche beſchäftigte Männer, die von läſtigen Wahrheiten nicht beunruhigt werden wollten. Des Haarkünſtlers Allix müſſen wir mit Auszeichnung gedenken. Dieſer würdige Mann ſchmückt die Köpfe nicht blos von außen, ſondern auch von innen; er iſt Philoſoph, Arzt und Naturforſcher. Es gibt nichts Belehrenderes, als den Proſpectus, den er austheilt. Nachdem er die Geſchichte der Perrücken mit philoſophiſchem Geiſte abgehandelt, ſagt er: „es gibt ſehr viele Männer, welchen Perrücken Noth thun, die aber dennoch lieber, als ſie ſolche trügen, ihren Kahlkopf dem Ungeſtüme der rauheſten Witterung preisgeben; denn die auf hergebrachte Weiſe verfertigten Perrücken machen ihnen Kopfweh, Schwindel, Beängſtigung. Ich habe hundert Verſuche gemacht, wie dieſe Reizbarkeit zu ſchonen ſei, ich habe nach dem Beiſpiele des berühmten Michalon Gipsköpfe gegoſſen und ihnen meine Perrücken angepaßt — doch alles vergebens! Da kam mir in den Sinn, die Anatomie des Kopfes gründlich zu ſtudiren. Ich muß geſtehen, daß die Vorſtellung des Zergliederns anfänglich alle meine Gefühle in Aufruhr brachte;

aber ich dachte an die leidende Menſchheit und überwand meinen Abſcheu. Die Schläfe iſt derjenige Theil des Kopfes, den ich mit der größten Sorgfalt unterſucht habe; ihre äußerſt große Empfindlichkeit machte mich ſtutzen.“ Herr Allix erzählt nun, wie ihn der Lauf der Schläfarterien und Venen belehrt habe, daß der Druck der Perrücken auf dieſe Stellen die Congeſtionen nach dem Kopfe verurſachten; er habe durch ein neues Verfahren dieſem Mißſtande abgeholfen. Hiermit noch nicht zufrieden, fährt der Haarkräusler fort: „Ich will jetzt eine Anatomie des Kopfes geben, die ich nach Sabatier ſtudirt.“ Dieſe folgt im Proſpectus in 6 Kapiteln: Description de la tête; du Crotophyte ou Temporal; de l'Occipito-Frontal; des artères et veines; artère temporale; de la veine temporale. . . . Wer durchaus in den Tartarus will, der thut wohl, ſich franzöſiſchen Spitzbuben anzuſchließen; ich kann mir nicht denken, daß dieſe viel zu leiden haben werden. Sie ſind ſo lieb in ihrer Schelmerei, daß Minos ſelbſt wird lachen müſſen.

Von andern Kopfbedeckungen ſind der Herrenhüte von Ziegenhaaren zu gedenken, der chapeaux imperméables en tissu de soie, und der türkiſchen Mützen. Letztere werden hier als etwas Neues angeprieſen; aber in Wien ſind ſie wie noch viele andere türkiſche

Artikel ſchon längſt Mode. Den Frauen gefiel eine neue Art Hutfedern von Fiſchbein, das Schönſte, was ſich in dieſer Art nur denken läßt. Blumen von Wachs und Gaze ſind bekannt. Von dieſen Blumen werden in Paris von zweitauſend Menſchen jährlich für mehrere Millionen Franken verfertigt, die man über ganz Europa und Amerika verbreitet. Frauenhüte mit Geierfedern ſchien mir ein allzuwilder Schmuck.

Leibbedeckungen. — Roben von „tissu circulaire“ waren eine auffallende Erſcheinung. Sie haben keine Naht und gehen aus den rauhen Händen des Webers ohne Aufenthalt in die zarten der Schönen über. Wehe den Frauenſchneidern! Nur noch zwei Schritte auf dieſem Wege, und ihre ganze Kunſt iſt entbehrlich geworden. . . Die Corſetts der Madame Meier gewannen ſich tauſend freundliche Blicke. Sie hätten ſo viel „Grace“, dieſe Corſetts, ſagten ſie; und dann lächelten ſie und ſchwiegen. . . Ternaux lieferte wollene Jüpons ohne Naht von „tricot circulaire.“ Sie koſten nur 2 Fr. 25 C. und dennoch ſprach man mit der größten Hochachtung von ihnen. Der Weberſtuhl webt in jeder Minute 10,920 Maſchen an dieſem Zeuge. . . Spitzen und Blonden ſah man, daß Einem die Augen übergingen. Blonden, viermal gewaſchen, erſchienen ſo jung und friſch wie Hebe, wenn ſie aus dem Bade ſteigt. Eine lebensgroße weibliche Wachsfigur in einem Glashauſe war ganz in Spitzen gekleidet. Sie ſaß auf einem Stuhle, rührte ſich nicht und ſprach kein kluges Wort; aber ihr Putz war zwanzigtauſend Franken werth, und ſie wurde beneidet. . . Stammler von Straßburg verfertigt Herrenweſten von Metallgeſpinnſt, aus Stahl oder Silberdraht. Die Maſchen ſind ſehr eng, und Amor muß ſich ſpitzere Pfeile ſchmieden laſſen, will er ein ſo umpanzertes Herz verwunden.

Fußbedeckungen. — Die unglücklichen Pariſer Frauen ſind verdammt, an den Feſttagen der Eitelkeit in Spitzen-Strümpfen zu erſcheinen, die nichts anderes ſind, als eine künſtliche Epidermis. In unſerm Vaterlande ſind Schnupfen und andere Erkältungen wohlfeiler zu haben. Herren tragen ſchwarzſeidene durchbrochene Strümpfe, daß man ſich ſchämt, ſolch einem ſeidnen Geſchlechte anzugehören. Loben wir dagegen die zarten weichen Socken, die man im Bette trägt. Die eiteln Pariſer bilden ſich ein, ſie wohnten unter einem ſüdlichen Himmel und ſie leben darnach. Die Zimmer, oft der vornehmſten Häuſer, ſind mit Stein gepflaſtert; in den Schlafzimmern ſelbſt vieler reichen Leute findet man keine Federdecken, und zarte junge Herren, die im Geheimen frieren, ſchlafen, wie Krieger im Feldlager, unter ihren Mänteln. Deutſche Reiſende in Paris, die jenen Ausweg noch nicht gefunden, leiden viel in den Hotels; wären auch die Flüſſe gefroren, man gibt ihnen nur ein leichtes Deckchen, als hätten ſie den Veſuv im Leibe. Die erwähnten Bettſocken, die ihre Wärme ſympathetiſch weiter verbreiten, ſind daher eine ſehr wohlthätige Erfindung. . . Strümpfe von Cachemir-Gewebe habe ich zu ſehen und zu betaſten verſäumt. . . . Bas jarretières, ſo genannt, „parceque ces bas ceignent la jambe jusqu'au dessus du mollet, où ils sont retenus par la seule force de l'élasticité de la maille," ſind geſunde Strümpfe. Gut iſt es aber doch, daß man dieſe Erfindung nicht einige Jahrhunderte früher gemacht. Kein Strumpfband wäre dann verloren gegangen; kein König hätte in ſeiner Machtvollkommenheit gerufen: Hony soit qui mal y pense! kein Knieband-Orden wäre entſtanden, und — hundert unbelohnte Tugenden gingen kümmerlich durch die Welt.

Die heuchleriſche Kunſt, den Fuß zugleich zu zeigen und zu verbergen, iſt in Paris zur höchſten Vollkommenheit gebracht. Ihr dürft es einem unparteiiſchen deutſchen Manne glauben: die deutſchen Schuhe, auch die beſten, können ſich ſelbſt mit den gewöhnlichen Pariſern nicht vergleichen. Die Letztern haben einen Schmelz, einen Anhauch, ein Etwas, ein Nichts — nur der Pinſel eines Malers könnte das anſchaulich machen. Frauenzimmer, wenn ſie über die ſchmutzige Straße gehen, ſchnallen unter die Schuhe „socques articulés“ an, auch „Sous-chaussures imperméables et flexibles“ genannt. Es iſt eine hölzerne, aus mehreren Theilen beſtehende Sohle, deren Glieder von zarten meſſingnen Bändern zuſammengehalten werden. Man muß aber behutſam damit auftreten, denn der kleinſte Fehltritt macht das Gleichgewicht verlieren. . . Bei naſſem Wetter trägt man souliers imperméables, die kein Waſſer durchlaſſen. Wären Sie, liebe Leſerin, eine Stunde nach der Sündfluth, vom Berge Ararat hinab in die Ebene ſpazieren gegangen, es wäre Ihnen dennoch kein Fuß naß geworden! Treten Sie an den Laden des Herrn Jabot. Sehen Sie das zierliche Becken mit Waſſer gefüllt? Schon drei Wochen ſchwimmt ein impermeabler Schuh wie ein Nachen darin herum, und, fühlen Sie ſelbſt, er iſt nicht im mindeſten feucht geworden! Ich hatte das ſüße Unglück, mit einer jungen Dame vor dem Laden des Herrn Jabot zu ſtehen. Fünfzig Minuten wurden die Schuhe bewundert, fünf Minuten kritiſch unterſucht, und fünf Minuten darum gefeilſcht.

Die Dame fragte nach dem Preiſe. Zehn Franken, ſagte Herr Jabot. „In einem andern Laden — erwiederte die Dame — wurden mir impermeable Schuhe für 6 Franken angeboten.“ . . . . Ihr habt noch nie eine Löwin geſehen, der man ihre Jungen geraubt; aber ihre Wuth habt ihr in tauſend Gedichten beſchrieben geleſen. So wie jene Löwin zeigte ſich Herr Jabot, als ihm geſagt worden, daß noch ein anderer Schuhmacher impermeable Schuhe verkaufe. „Comment? — rief er aus — Ceux qui vous disent que ce sont des souliers imperméables, sont des charlatans; il n'y a que moi dans l'Europe qui fait de ces souliers; c'est de mon invention, car il faut être chymiste, et vous savez que les cordonniers ne le sont guères.“ So ſprach der Schuhmacher Jabot!

5. Shawls. Cachemirs.

Im Saal voll Pracht und Herrlichkeit,
Schließt Augen euch; hier iſt nicht Zeit,
Sich ſtaunend zu ergötzen!

Nicht euch ruf' ich an, ihr Muſen; denn ihr erhört die Gebete nicht, die man erſt in der Bedrängniß an euch wendet. Aber mein harter Sinn blieb den Cachemirs immer verſchloſſen; immer ging ich mit trockenen Augen, trägem Blute und matten Athemzügen an ihnen vorüber, und darum iſt jetzt, da ich ſie preiſen möchte, mein Herz leerer als eine Ciſterne in heißen Tagen und meine Zunge iſt eine Bettlerin. Du aber, alte Zauberin Natur, kannſt du mir Jahre, Bart und Weisheit nehmen, kannſt du mir Jugend, Schönheit und Leichtſinn geben — ſo thue es! Doch du kannſt es nicht; dein Stab iſt gebrochen und du auch hinkſt an der Krücke des Geſetzes deinen Weg. So bleibt mir nichts übrig, als von den herrlichſten Weſen der Schöpfung ſtatiſtiſch zu ſprechen, und ſo trocken und dürre, als wäre von Völkerglück die Rede. Haſt du aber ein Herz, liebe Leſerin, nicht blos für deine eigene Luſt, ſondern auch für Anderer Noth, ſo wirſt du es nicht mit Gleichgültigkeit erfahren, daß der Cachemir, den du trägſt, das Auge mancher weinenden Mutter getrocknet. Die Göttin der Eitelkeit hat noch keinen Namen — nenne ſie Ceres; denn ſie iſt es, die den Hungrigen Brod gibt.

Erſt vor 21 Jahren fing man an, in Frankreich Cachemirs zu verfertigen, und in ſo kurzer Zeit hat man es dahin gebracht, dieſe Arbeiten an Güte den orientaliſchen gleich zu machen. Es wird behauptet, daß ſich die Cachemir-Ziegen in Frankreich vervollkommnet hätten. Der Fabrikant Hindenlang ſpinnt die Cachemir-Haare bis zu Nr. 210, nämlich zwanzigmal feiner als das aſiatiſche Geſpinnſt, das über Rußland nach Europa kommt. Schon bis Nr. 190 enthält das Pfund Geſpinnſt 109,250 Ellen. Iſot und Eck, andere Fabrikanten, verkaufen die Cachemir-Shawls um 30 Procent wohlfeiler als die aſiatiſchen, und ſie erbieten ſich, wenn man ihnen die Hälfte eines indiſchen Shawls gibt, die andere Hälfte hinzuzuweben, ohne daß man den Unterſchied merken ſolle. Ajac von Lyon verfertigt ſeit 1815 Shawls von Flockſeide, den Cachemirs mit großer Täuſchung nachgeahmt. Dieſer Fabrikant hat den neuen Erwerbszweig ſo ausgedehnt, daß er im Jahre 1822 für 300,000 Fr. Flockſeide kaufte; daß er gegenwärtig 310 Stühle verwendet, 730 Arbeitsleute beſchäftigt und jährlich für 1,200,000 Fr. Waaren verkauft, deren größter Theil in das Ausland geht. Die Fabrikation der flockſeidnen Shawls iſt in acht Jahren ſo ſchnell in Flor gekommen, daß die Stadt Lyon allein 4000 Arbeiter dazu beſchäftigt, die auf 1800 Stühlen jährlich für 5,400,000 Fr. Waaren liefern. — Vielleicht frägſt du mich, cachemir- und wißbegierige Leſerin, warum wir Deutſche nicht auch ſo ſchöne Sachen verfertigen können, wie die Franzoſen? Ich will dir erklären, woher das kommt. Dumme Leute haben das Glück, und die Franzoſen ſind dumm. Denk dir nur, liebes Kind, dieſes Volk iſt noch ſo ungebildet, daß es nicht einmal Zünfte und eine Cenſur hat; ſo roh, daß unter ihnen Leute ohne alle Herkunft Miniſter werden können; ſo dumm, daß ſie die wichtigſten Prozeſſe öffentlich verhandeln, eine Jury haben und ſogar — ich lüge nicht, Mädchen — Juden mit Bürgerrechten! Dieſes Volk iſt ſo einfältig und in den ernſthafteſten Dingen ſo leichtſinnig, daß es einen Louvel, einen Königsmörder, in weniger als vier Monaten aburtheilt, da doch die gelehrteſten Juriſten anderer Völker darin übereinſtimmen, daß man nur zur gründlichen Unterſuchung einer erſtochenen Fledermaus wenigſtens vier Jahre brauche. Aber die dummen Franzoſen haben das Glück und werden reich, während andere verſtändige und tugendhafte Völker es zu nichts bringen. Ja, was noch am wunderlichſten iſt: die Franzoſen haben ihre Cachemirs und tauſend andere ſchöne Sachen nur an ihren Feierabenden erfunden und verfertigt; denn von Tagesanbruch bis es dunkel ward, mußten dieſe geplagten Leute die Welt erobern! Aber was kümmert dich das? Sei froh, Mädchen, daß du kein Mann biſt und an nichts Anderes zu denken brauchſt, als wie du jeden Abend deinen Cachemir genau in die alten Falten zuſammenzulegen haſt.

Ternaux's ſcharlachrothe Cachemirs à la Sylla — (ſo genannt, weil Talma aus Sylla in der Tragödie gleiches Namens zum erſtenmale einen ſolchen trug) — ſind ſehr ſchön und viel beſſer als der Sylla Roms und Jouys. Ternaux hat einen Cachemir ausgehängt, der 5000 Fr. koſtet. Ich konnte ihn nicht zu ſehen bekommen, weil er ſechs Wochen lang, vom Morgen bis Abend, von andächtigen Zuſchauerinnen umſtellt war. Einen andern Cachemir des nämlichen Fabrikanten habe ich geſehen, der aber nur 1500 Fr. koſtet. Er iſt weiß, hat eine einfache Bordüre und iſt ſo wenig glänzend, daß ihn gewiß Keiner kaufen würde, wenn er wohlfeiler wäre; ſolchen Dingen gibt der Preis den Werth. Ein ſchönes Kind von vierzehn Jahren, das ich begleitete, nahm den Cachemir in die Hand, wog ihn und rief: „Wie leicht! ach wie leicht!“ — „Leicht? erwiederte ich. Nein, gutes Kind, er iſt nicht leicht, er iſt ſehr ſchwer. Verſuch' es, ſtell' dich auf den Markt der Eitelkeit, nimm eine Wage in die Hand, lege in die eine Schale dieſen Cachemir, in die andere Tugend, Schönheit, Treue, häusliches Glück, Mutterliebe und alle die andern Gewichte, die das Räderwerk des Menſchenlebens hemmen oder in Bewegung ſetzen — und du wirſt ſehen, wie ſchwer der Shawl iſt!“

Das liebe Kind verſtand mich nicht. Möchteſt du das nie verſtehen lernen, Amalie!

6. Möbel. Zimmerverzierungen.

Die ſchönſten Tiſchlerarbeiten hat, allgemein anerkannt, Werner geliefert, ein Deutſcher. Wie die Katzen ſind die franzöſiſchen Berichte um dieſen heißen Brei herumgegangen. Läugnen konnten ſie nicht, daß ein Ausländer die Franzoſen übertroffen; aber eingeſtanden haben ſie es auch nicht. Sie gebrauchten die Wendung: Werner wäre ſeit einigen Jahren in Paris etablirt, in dieſer allgemeinen Kunſtſchule Europa's, die Jeder beſuchen müſſe, der ſein Talent ausbilden wolle. So ſchwer fällt es dieſen Menſchen, einem ausländiſchen Verdienſte Gerechtigkeit widerfahren zu laſſen, und ſo leicht machen es die verrückten Liberalen Denen, welchen daran gelegen iſt, die profane Allianz zwiſchen Volk und Volk, vor der man zittert, zu verhindern! Werner verfertigt alle ſeine Möbel von franzöſiſchem Holze, von Eſche, Pappel, Ulme, Erle, Ahorn und Citronenholze aus der Provence. Dieſes macht ſie aber darum theuerer, als die von ausländiſchem Holze verfertigten, weil bei den letztern es hinreicht, gemeines Holz mit dünnen Platten des koſtbaren zu belegen, das franzöſiſche Holz aber ſich zu ſolcher Plattirung nicht eignet und man daher genöthigt iſt, die Möbel ganz von dieſem Holze zu machen. Werner muß wohl auch außer Frankreich vortheilhaft bekannt ſein, denn er arbeitet für den ruſſiſchen und den bayriſchen Hof.

Ein Pariſer Tiſchler ließ ſich beifallen, einen Lehnſtuhl im Geſchmacke des Mittelalters zu verfertigen. Deſſen Grundbau iſt von Acajou, Eben- und Citronenholz zuſammengeſetzt und an der Lehne ſind nicht weniger als 2587 Stücke Perlmutter in verſchiedenen launiſchen Bildungen eingelegt. Der Sitz iſt mit ſilbergeſticktem Sammt überzogen. Dieſer Seſſel iſt freilich ſehr geſchmacklos; aber die Kritik hat das Ihrige gethan, wenn ſie den verdienten Tadel ausgeſprochen. Doch die Pariſer Liberalen ſind über dieſen Feudalſtuhl vor Wuth außer ſich gekommen. Wie einſt Nicolai überall Jeſuiten roch, ſo riechen die Liberalen überall die Contre-Revolution. Sie ſahen mit prophetiſchem Geiſte in jenem Seſſel einen abſoluten König ſitzen. Das mit Lilien umkränzte geſtickte H. beſtärkte ſie in ihrer Furcht. Sie gingen dem Tiſchler hart zu Leibe und fragten den armen verblüfften Mann: „Was ſoll dieſer Stuhl? Für wen iſt dieſer Stuhl? Iſt er für den König Dagobert, oder für eine Zukunft, die jener Vergangenheit gleichen wird? Sprich, Menſch! Heraus mit der Sprache!“ . . . Lacht Freunde; aber lacht euch nicht arm! Verwahrt eures Spottes gute Hälfte für die weiſen Narren. Im verfloſſenen Winter vernahm man bei Nacht, in einem entfernten Viertel der Stadt, ein unterirdiſches Getöſe. Und alle Pulſe der Reinblütigen ſchlugen heftiger! Und die ganze Koppel der hohen Jagd war attent! Und alle Nachtwandler der Polizei waren aus den Betten! Man glaubte endlich, endlich, endlich die geheime Werkſtätte des Comité-Directeurs gefunden zu haben. Und was war es? Nichts als ein ehrlicher Paſtetenbäcker, der in ſeinem Keller nächtlicher Weile Talmouſes gebacken! Doch nein, ich irre mich; es waren Brioches. Sie ſind aber beide ſehr ſchmackhaft.

Schön war ein runder Eßtiſch mit verborgenem Flötenwerke, das während der Mahlzeit die angenehmſten Stücke ſpielt. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man ſolche Tiſche in allen deutſchen Gaſthöfen einführte, damit man die dort graſſirenden Tafel-Muſikanten los würde, die unbarmherzig, erſt nach ſieben jämmerlichen muſikaliſchen Gerichten, beim Deſert den armen Gäſten den Gnadenſtoß geben. .. An einem andern Tiſche hing ein Zettel mit den Worten: »Table en bronze, goût du siècle de Louis XIV., exécuté pour Mr. le duc de —« Der Gedankenſtrich ſollte die Lüge ergänzen, die man nicht auszuſchreiben wagte, mündlich aber nannte der Verfertiger den Herzog, der den Tiſch ſo beſtellt hatte. Offenbar hatte man ein altes Stück Möbel aufgeputzt; die Franzoſen aber ſtellten ſich dumm und als glaubten ſie, dieſer altmodiſche Tiſch ſei beſtellt worden, nur um Gelegenheit zu haben, ſich über den ſchlechten Geſchmack eines fremden Fürſten luſtig zu machen. . . Secretäre, Bettſtellen und andere Möbel von lackirtem Bleche waren häßlich; aber mit großem Lobe iſt einer Badewanne zu gedenken. Man könnte ſie eine amphibiſche nennen, denn ſie befriedigt alle Bedürfniſſe, die im Waſſer und auf dem feſten Lande entſtehen können. Der Apparat zur Erhitzung des Waſſers iſt an der Wanne angebracht und wird von dem Badenden ſelbſt in Thätigkeit geſetzt. Das Waſſer bleibt ſieben bis acht Stunden warm und kann, wenn kalt geworden, wieder warm gemacht werden. Die Wanne heizt zugleich das Zimmer, in dem ſie ſteht. Ein kleiner Ofen, in der Handreiche des Badenden, gibt ihm die Bequemlichkeit, ſich ſelbſt ſein Frühſtück zu bereiten — Kaffee, Thee, Chokolade, Cotteletts, oder wozu er ſonſt Luſt hat. Er hat ſogar ein Pult, woran er unter dem Baden, ohne das Buch naß zu machen, leſen kann; kurz man kann in dieſer Wanne leben und ſterben. Dabei braucht man zur

Wärmung dieſes Bades nicht mehr als für fünf Sous Brennmaterial. Der Tauſendkünſtler dieſes Badewerks war unglücklicher Weiſe abweſend, als ich es in Augenſchein nahm, und ich fand Keinen, der mir die Einrichtung erklärte. Wahrſcheinlich aber wird das Waſſer durch Dämpfe geheizt; denn ich habe lederne Schläuche bemerkt. . . Ein neues Billard wird, ich weiß nicht warum, „jeu de la mointoison“ genannt. Außer der gewöhnlichen Billard-Einrichtung bemerkt man daran labyrinthiſche bedeckte Gänge für den Lauf der Kugeln und Zahlenreihen, nach Art der Roulett-Teppiche. Das Spiel ſieht ſehr zeitvertreibend aus und kann Menſchen, welche die Zeit plagt, empfohlen werden.

Der Tiſchler Bonjour in Paris bereitet einen Stuck, den er stuc ligneux nennt, womit er alle Holze, wie auch Granit, Jaspis, Porphyr und ſonſtige Marmorarten täuſchend nachahmt. Dieſe Tünche, die der Reibung und den Eindrücken der Witterung widerſteht, wird zur Belegung der Möbel und zur Bekleidung der Wände gebraucht. Der Stuck zieht ſich ſo ſtark in das Holz hinein, daß er nicht mehr davon getrennt werden kann. ... Ein Anderer macht Stein-Pappe (carton pierre), die zu allen Arten architektoniſcher Verzierungen, Candelabren und zu Abgüſſen von plaſtiſchen Kunſtwerken gebraucht werden kann. Sie iſt wohlfeiler als Holz und ausdauernder als Gyps. Dieſe Erfindung iſt nicht neu, ſondern nur erneuert; denn man hat im Louvre Plafonds aufgefunden, die ſchon unter Heinrich II., alſo vor 180 Jahren, verfertigt worden und die mit Steinpappe, welche nicht die geringſte Beſchädigung erlitten, verziert waren.

Unter den **Möbelſtoffen** bemerkte man durchſichtigen Taffet (taffetas diaphane), zu Fenſtervorhängen beſtimmt. In der berühmten Fabrik des Herrn Oberkamp in Jouy wird ein durchſichtiger Leinenzeug zu Rollvorhängen verfertigt, die, nach Art der alten Kirchenfenſter gezeichnet und gemalt, bei durchfallendem Lichte von ſchöner Wirkung ſind.

Fußteppiche. — Neu waren: Zimmerteppiche von Ochſenhaaren und von Pelzwerk. Gefirnißte Teppiche von Wachsleinwand, von jeder beliebigen Größe, ohne Nath und in haltbaren Farben, koſten, ohne Unterſchied der mehr oder minder ſchönen Zeichnung, 15 Sous der Quadrat-Schuh. Dieſe Decken ſind in England ſehr gebräuchlich und wurden bis vor kurzem auch nur in dieſem Lande verfertigt. Jetzt führt ſie Frankreich ſogar nach Nord-Amerika aus. . . . Die Herzogin von Berry hat einen von ihr ſelbſt geſtickten Fußteppich zur Ausſtellung hergegeben. . . Die königliche Teppichfabrik Savon nerie lieferte für ein Zimmer der Herzogin von Angouleme einen Teppich von den ſchönſten Zeichnungen und Farben. Ich erinnere mich aber, in den Gebäuden jener Fabrik einen noch ſchönern geſehen zu haben, der für die Kaiſerin Maria Louiſe beſtimmt war. Der früher hier anweſende perſiſche Geſandte hat geſagt, daß in ſeinem Lande ſelbſt nichts ſo Schönes gemacht werde. Weil in den Zipfeln des Teppichs Adler angebracht ſind, wird er nicht gebraucht und er liegt in einer Kammer zuſammengerollt, um dort zu verfaulen. Vielleicht aber auch nicht; es kommt nur darauf an, wer ausdauernder iſt — Frankreich oder der Teppich.

7. Gasbeleuchtung. Lampen. Candelabren.

Wie das Weib dem Mann gegeben
Als die ſchönere Hälfte war:
So iſt die Nacht das halbe Leben,
Und die ſchönere Hälfte zwar.

Naturfreunde bemerken mit Vergnügen, wie in großen Städten das Nachtleben ſich immer kräftiger entwickelt. In Paris wird man ſchon auf zehn Uhr Abends zu Spielpartien eingeladen, und ſuperfeine Leute gehen erſt um Mitternacht, nach Beendigung der Oper, in Geſellſchaft. Schreitet dieſe ſchöne Sitte noch etwas vor, ſo muß es dahin kommen, daß man um vier Uhr Morgens in Geſellſchaften geht und ſich Abends um ſieben ſchlafen legt, und dann wird man leben wie die lieben Landleute. In ihren Mahlzeiten haben es die Pariſer ſchon zu dieſer ländlichen Natürlichkeit gebracht. Sie eſſen um elf Uhr Morgens zu Mittage, und ſpäteſtens um ſieben Uhr Abends nehmen ſie das Nachteſſen. Freilich nennen ſie ihr Mittageſſen Frühſtück, und ihr Abendeſſen Mittageſſen; aber Worte ändern die Sache nicht. Selbſt in den Speiſen fängt ſich die ungekünſtelte Natur zu zeigen an. Bei den feinſten Paſtetenbäckern findet man eine Art Schwarzbrod, das ganz ſo derb iſt, wie Pumpernikel. Als ich das erſtemal, überraſcht von dieſer Erſcheinung, den Küchenkünſtler fragte, was das wäre? antwortete er, dieſes Brod ſei ſehr rafraîchissant, und beliebt bei allen Gourmands. Die Pariſerinnen von höherm Stande haben im wörtlichſten Sinne des Ausdrucks im Winter gar keinen Tag; denn ſie kleiden ſich erſt aus, wenn man in Butzbach, Bingen, Treuenbritzen und andern Natur-Städten ſich ankleidet, und bis ſie nach dem Erwachen ſich die Augen gerieben und gefrühſtückt haben, iſt die Sonne wieder untergegangen. Die Frauenzimmer der gewerbtreibenden Klaſſen ahmen das vornehme Nachtleben wenigſtens ſymboliſch nach. Den ganzen Tag ſitzen ſie in ihren

Läden im Nachtgewande und mit gewickelten Haaren, und erſt wenn es dunkel geworden iſt, putzen ſie ſich und laſſen ſich friſiren. In den Kaffeehäuſern, wo überall Frauenzimmer die Honneurs machen, ſind ſie den Tag über, an ihren Büreaux ſitzend, ganz hausmütterlich mit Nähen beſchäftigt und reden kein Wort mit den Gäſten. Sobald aber die Lichter angezündet werden, ſchmücken ſie ſich auf's Herrlichſte und fangen an geiſtreich und liebenswürdig zu werden. Man kann ſich alſo denken, welch eine wichtige Sache in Paris die Nachtbeleuchtung iſt. Die durch Gas breitet ſich täglich mehr aus. Wenn es die Menſchen dahin gebracht haben werden, die atmoſphäriſche Luft von ihren Stickſtoff Theilen zu reinigen, dann werden ſie das Verderben vollendet haben, das ſie durch die Gasbeleuchtung angefangen. Das Gaslicht iſt zu rein für das menſchliche Auge und unſere Enkel werden blind werden. Merkwürdig iſt, daß trotz jener guten Eigenſchaft der Gasbeleuchtung die Ultras ihr dennoch feind ſind, wie ihnen wenigſtens die Liberalen vorwerfen. Daß dieſer Vorwurf ganz ohne Grund ſein ſollte, kann ich mir kaum denken; der alte Spaß mit Aufklärung wäre doch gar zu dumm und abgenutzt. Ob der Vorwurf gegründet iſt, weiß ich auch nicht; doch erinnere ich mich nicht, je in einem Ultra-Blatte etwas zum Lobe der Gasbeleuchtung geleſen zu haben. Dieſer Widerwille wäre in der That ein pſychologiſches Räthſel, an deſſen Auflöſung ſich ein Gelehrter üben könnte. Wie, um des Himmels willen, hängt die Ariſtokratie mit Waſſerſtoffgas zuſammen? Indeſſen gibt es noch mehrere ſolche phyſikaliſche Räthſel. Wie hängt die franzöſiſche Geiſtlichkeit mit den Kuhpocken zuſammen? Man hat neulich die fürchterliche Berechnung geleſen, wie die Zahl der an den natürlichen Blattern Geſtorbenen in Paris ſeit einigen Jahren geſtiegen; anfänglich etwa hundert jährlich, betragen jetzt die Sterbefälle über tauſend. In gleichem Verhältniſſe als ſich die Kuhpocken-Impfungen vermindern, vermehren ſich die Dotationen und Vermächtniſſe, welche die Geiſtlichkeit ſich zu verſchaffen weiß. Sie betragen jetzt ſchon viele Millionen. Wie hängt das Alles zuſammen? Ihr Antiquare, die ihr alte gute Kunſtwerke an ihrem edlen Roſte erkennt, ihr Winkelmänner — ſeid ſo gut und erklärt uns das! Woher kommt es, daß, ſeitdem die Pariſer Gaſſen mit Geiſtlichen wie beſät ſind, ſo viele Kinder an den natürlichen Blattern ſterben? Mercier erzählt, vor der Revolution habe Jemand beobachtet, daß über dem Pont-Neuf alle fünf Minuten ein Schimmel und ein Abbé gegangen. Ich habe das optiſche Experiment nachgemacht und gefunden, daß zwar an die Stelle der Schimmel jetzt die Gendarmen getreten; ſonſt aber noch Alles ſo iſt, wie es ehemals geweſen.

Geräthſchaften zur Beleuchtung, ſowohl durch Gas, als Oel und Wachs: Lüſtres, Lampen, Candelabren waren in der Ausſtellung von großer Mannigfaltigkeit und Schönheit zu ſehen. Was ſich nur von Antiken dazu eignete, war in Gold, Silber, Bronce, Kryſtall oder Holz nachgebildet. Von guter Wirkung waren ein Paar Gasleuchter, in Form von Karyatiden oder Atlanten, welche kryſtallene Weltkugeln trugen, auf deren einer die Erde mit ihren geographiſchen Eintheilungen, auf deren anderer die Sternbilder eingegraben waren. Ein Schuſter hat in ſeinem Laden zwei große Stiefel von Kryſtall, die mit Gas erleuchtet werden. Utzſchneider in Sargemünd verfertigt unter vielen andern Dingen auch Candelabren von künſtlichem Porphyr, von ſieben Fuß Höhe. Dieſer von Utzſchneider erfundene Porphyr iſt dem natürlichen ſo täuſchend nachgemacht, daß einer der berühmteſten franzöſiſchen Mineralogen, dem man ihn zur Unterſuchung gab, ihn für einen natürlichen gehalten und gefragt hat, in welchem Departement er gegraben werde. . . Herr Bordier-Marcet, Ingenieur in Paris, hat eine Laterne für Leuchtthürme verfertigt, die von ungemein großer

Wirkung iſt. Ihr Licht kommt an Stärke dem von zweitauſend gewöhnlichen Lampen gleich und verbreitet ſich acht Stunden weit. Wären alle Leuchtthürme mit ſolchen Laternen verſehen, ſo würden ſchon viele herzzerreißende Unglücksfälle und Tragödien verhütet worden ſein.

Auch die **Wachskerzen** hat man ſehr verbeſſert. Die von gereinigtem Wachſe verfertigten „bougies diaphanes," ſind durchſichtig und gleichen dem Alabaſter. Ein Kerzenfabrikant hatte das Bruſtbild des Königs, von ſolchem Wachſe durchſichtig gemodelt, in ſeinem Laden aufgeſtellt. Man ſah auch rothe, gelbe, blaue, grüne Wachskerzen. Daß ſie keine ſchwarze, zu Trauer-Bällen, verfertigen, hat mich gefreut, doch gewundert; denn allerdings haben ſie in der Rue de la paix einen Putzladen, „Grand Magazin de deuil" genannt, wo nur Putzwaaren und Zeuge zu Trauerkleidungen verkauft werden. Welch ein fürchterlicher Schnitthandel! Die Parze ſelbſt ſchneidet den Begehr! . . . Wer eine gelehrte Haushälterin hat, der man lateiniſche und griechiſche Aufträge geben kann, der ſchicke ſie hin, „bougies soléraphlites" zu kaufen. Das Pfund koſtet zwar nur 1 Fr., denn ſie ſind von gewöhnlichem Lichtertalge; ſie haben aber folgende gute Eigenſchaften: die Flecken, die ſie auf Kleidern und Möbeln machen, kann man durch Weingeiſt reinigen; die Stärke ihres Lichts verhält ſich zu dem der gewöhnlichen Lichter, genau berechnet, wie 11 zu 7; ſie brennen ein Drittheil länger, als die gewöhnlichen.

8. Metallurgiſche Arbeiten.

Attila, in Werner's Tragödie, liegt auf dem harten Boden ſeines Zeltes und ſpielt mit ſeinem Knaben Knabenſpiele. Da treten die Abgeſandten des byzantiniſchen Kaiſers herein und legen ſich und Gold zu den Füßen des Helden. Worauf Attila zu ſeinem Sohne ſpricht: „Siehſt du, Irnack, daß Eiſen beſſer iſt, als Gold? Mit Eiſen hol' ich's.“ Dieſer Attila war ein Hunne. Aber die Attila's in ſeidnen Strümpfen ſitzen auf Sammt und Gold, und wenn ſich ihnen unüberwindliche Feſtungen übergeben, ſagen ſie zu ihren Irnacks: „Sehen Sie, Prinz, daß Gold ſtärker iſt, als Eiſen? Mit Gold zähm' ich's.“ Wenn nun jene großen Handwerker, die ſich mit dem Eiſen nähren und wehren, ihren Wohlthäter ſo wenig achten — wie ſollten wir ihn ſchätzen, die ja gar nicht beſſer ſind, als Jene, ſondern nur kleiner; die ja auch nur geboren, die Früchte zu verzehren, nur minder köſtliche? Drum nichts von Pflügen, Eggen, Senſen, Schaufeln und andern ſolchen Dingen, die in Menge ausgeſtellt waren. Laſſen wir das

Eiſen naß werden vom Schweiße des bejahrten Landmanns, oder roſtig vom Herzblute ſeines jungen Sohnes, der es vergoſſen, einen gefangenen Tiger zu befreien — wir wollen nur betrachten, was davon zu unſern Spielzeugen verfertigt worden.

An der gefährlichen Grenze des Ernſtes liegen die damascirten Klingen, die man jetzt in Frankreich den ächten Damascenern gleich an Güte verfertigt. Indeſſen gebrauchen wir ſie doch zu Duellen, wenn die Parade-Ehre fordert, daß wir unſer Heldenblut für eine ſchöne Caſino-Sache verſprützen. Die Franzoſen hatten einſt in Aegypten große Furcht vor dieſen Damascenerklingen. Sie ſagten: ſo ein Mamlucken-Säbel ſpalte Einen entzwei wie einen Apfel. Aber Buonaparte lachte ſie aus, ſagte ihnen, die Dinger thäten nicht weh — und die Narren glaubten's ihm auch! Selbſt die Raſiermeſſer werden jetzt damascirt; große Zurüſtung gegen einen kleinen Feind! Ueberhaupt ſah man in der Induſtrie-Ausſtellung die Raſiermeſſer mit großer Ernſthaftigkeit behandelt. Man ſah deren von gegoſſenem Stahl; andere „à dos métalliques,“ erfunden, (wie der Fabrikant ſich ausdrückt) „pour lutter contre des envieux“. Wer alſo mit dem Neide zu kämpfen hat, bewaffne ſich mit ſolchen Raſiermeſſern. Eine dritte Art Raſiermeſſer, deren Klinge zwiſchen einer Scheide ſteckt und nur ſo viel mit der Schneide herausgeht, als gerade hinreicht, aber nicht weit genug, daß man ſich verwunden kann — iſt Solchen zu empfehlen, die während dem Raſieren an ihre Schulden, oder an die Auflöſung einer Charade zu denken gewohnt ſind.

Der Fabrikant Allard hat ein eiſernes Gewebe erfunden, das er moiré métallique, auch toile métallique nennt. Dieſes Metallgewebe iſt ſo fein, daß auf den Quadrat-Metre beinahe vierzehn Millionen Maſchen kommen. (Scheint etwas gelogen zu ſein!) Es werden Lichtſchirme daraus verfertigt; Halbkugeln über Aſtrallampen; Schüſſeldecken, welche die Luft durchlaſſen und die Fliegen abhalten; Hutfutterale; Strickkörbe. Dieſe letztern haben wegen ihrer Zierlichkeit und Wohlfeilheit ſo großen Beifall gefunden, daß der Fabrikant in vier Monaten ſechs und fünfzig tauſend Stück davon verkauft het. . . Bettſtellen von Röhren, aus Eiſen, Meſſing und Kupfer, ſind ſo leicht und ſo bequem eingerichtet, daß ſie in einen Mantelſack gepackt werden können. Man braucht nur zwei Minuten, ſie zuſammenzuſetzen oder auseinander zu nehmen. Der Fabrikant hat ganz Recht, wenn er von ihnen ſagt: „Ces lits peuvent être d'une grande utilité pour M. M. les officiers en campagne.“ Dieſe Feldbetten, oder Conſtitutions-Betten, oder Prokruſtes-Betten kommen nicht ſehr theuer zu ſtehen; der Schuh Röhre koſtet, je nach deren Diameter, 1½ bis 4½ Franken. . . Von gegoſſenem Eiſen werden allerlei niedliche Quincaillerie-Waaren verfertigt: Abgüſſe plaſtiſcher Kunſtwerke, Relief-Abgüſſe von berühmten Gemälden, Tabacksdoſen, ſo leicht wie die von Papier-Maché und andere ſolche Dinge... Das Eiſen, das aus einer Fabrik des Herzogs von Raguſa kam, wurde ſehr gelobt, wie auch das, das der Marquis von Louvais ausgeſtellt. Liberale bemerken mit Wohlgefallen, daß die heutigen Marquis ohne Furcht zu derogiren Handel treiben. Sie haben Recht, wenn ſie das baare Geld lieben; es iſt immer gut, ſich marſchfertig zu halten.

Von Gold und Silber habe ich keine ausgezeichneten Werke geſehen; doch war ein goldner Reliquienkoffer, in Form eines Sarkophags, von ſchöner Arbeit, und gothiſcher mit modernem Geſchmacke glücklich daran verbunden. Der Koffer iſt beſtimmt, die Sainte-Ampoule zu beherbergen. In meinem 1813 in Frankreich gedruckten deutſch-franzöſiſchen Wörterbuche ſteht Sainte-Ampoule überſetzt: „Das Oelfläſchchen zur Salbung der ehemaligen Könige Frankreichs.“ Eine Wörterbuch-Verſicherungsanſtalt wäre etwas ſehr Nützliches. . . An Kirchengeräth ſchaften von Gold, Silber, Meſſing, Kryſtall, an Altarleuchtern, Biſchofsſtäben, Kreuzen, Monſtranzen, geſtickten Fahnen, Biſchofsmützen, war ein großer Ueberfluß. Die darüber ärgerlichen Liberalen behaupten, daß alle dieſe Arbeiten geſchmacklos wären, und ſie geben den Rath, daß man den Kirchenzöglingen in den Seminarien Unterricht im Zeichnen geben ſolle. Denn — ſagen ſie — bei einem gebildeten Volke, wie das franzöſiſche, könnten die Apoſtel der Wahrheit nur Eindruck machen, wenn ſie — zeichnen könnten!

9. Parſümerie.

Die Natur ſelbſt braucht Wind, ihre Wohlgerüche zu verbreiten; wie ſollten ihn die Parfümeurs entbehren können? Auch ließen ſie ihn durch alle zwei und fünfzig Säle des Louvres wehen. Setzen wir uns zuerſt dem Luftſtrome der gelehrten Frau Delacour, dieſer zweiten Madame Dacier, aus. Sie ſagt in ihrer Auto-Biographie: „Outre l'eau de Cologne superfine des connaisseurs, et l'eau denti-dolorifuge, Madame Delacour, qui s'est addonée à l'étude de la chimie, de la botanique, et qui connait la valeur des termes grecs, a composé de la partie la plus pure, la plus volatilisée, la plus ethérée du suc des fleurs, un cosmétique qu'elle appelle axonge, au moyen duquel les dames peuvent, si elles le désirent, donner à leur teint le reflet du taffetas rose; elles l'obtiennent en se frottant légèrement la figure, le soir, avec le bout du doigt trempé dans l'axonge.“ Shakſpeare hat kühne Bilder in ſeinen Dichtungen; die Liebe hat noch kühnere; aber gewiß iſt noch von keinem ſchönen Mädchen gedruckt oder geſagt worden: ſie habe Lyoner roſentafftene Wangen! Madame Delacour hat die Bildergallerie der Schmeichelei bereichert. . . Fargon der jüngere nennt ſich „parfumeur du roi, de la cour de France, ainsi que des principaux Souverains d'Europe, d'Asie et de leurs cours.“ Er verkauft: Olysérial, libanotis de Chine, Axerasine, und Rouge-Vert d'Athènes. Dieſes letztere iſt eine grüne Schminke, die erſt auf den Wangen roth wird. . . . . Treten wir jetzt in den Bazar des Parfums des Herrn Mayer. Dort ſchimmert's wie in einem Feenmärchen; es iſt zum blind werden! Aber ach! Herr Mayer iſt nicht glücklich unter ſeinen Schätzen; er iſt, wie alle großen Männer, den Pfeilen des Neides und der Bosheit ausgeſetzt. Es wird ein „Imprimé calomnieux“ gegen ihn verbreitet, „dicté par l'Envie et la Jalousie.“ Aber Herr Mayer weiß ſeinem Gegner zu antworten und ſagt dem »auteur de mille mensonges, de mille et mille calomnies,« was ſich gehört. »Mais, non — ruft er aus — la passion aveugle toujours le sentiment de la jalousie!!! Darum wolle er mit den „Suffrages d'augustes personnages“ ſich begnügen, und er fordere Frankreich auf, in den Louvre zu kommen und ſeine Parfümerien mit denen ſeines „pâle imitateur“ zu vergleichen. Es wird Keinen gereuen, dieſer Einladung zu folgen. Junge Mädchen, die ſich nicht gern den Kopf anſtrengen, können im Bazar des Herrn Mayer in weniger als einer Viertelſtunde auf die angenehmſte Weiſe die Geographie erlernen. Sie finden dort: Huile de Macassar, poudre de Ceylon, Fluide de Java, Esprit de Portugal, Savon de Valence, Vinaigre de Malte, Huile de Cachemire, graisse d'Ours de Canade, Rouge de Chine, Sachet de Perse, Bol de Chypre, Poudre de Florence, Poudre de Palma, und noch viele andere Dinge aus Europa, Amerika und Aſien. Schade, daß Herr Mayer keine Produkte von den Südſee-Inſeln und von Afrika hat, keinen pâte de Botany-Baie, keinen Esprit de Maroc — an Abſatz würde es ihm nicht fehlen und ſeine geographiſche Belehrung würde hierdurch vollſtändiger werden. Dagegen findet ſich bei ihm „Parfum des

Salons, en grande réputation à la cour par son odeur incomparable, servant à parfumer les mouchoirs.“ Ferner: eine „Composition accélératric,“ welche grobe deutſche Poſtillone Wagenſchmier zu nennen pflegen. Die Wagenräder einmal damit ſchlüpfrig gemacht, fährt man 300 Stunden weit mit Blitzesſchnelle. Endlich hat er auch ein rothes Kölniſches Waſſer für blaſſe Leute. Ueberhaupt iſt Herr Mayer eine wahre Vice-Natur. Dieſe ſelbſt hat nur den Menſchen zu ſchaffen; für das Uebrige, was zwiſchen Wiege und Sarge zu thun iſt, ſorgt ihr alter ego. Er macht die Leute blaß und roth, mager oder dick, läßt die Haare wachſen oder ausfallen, wie man es verlangt; Herr Mayer hat gegen alle Ereigniſſe des Lebens: Salben, Pulver, Eſſige, Seifen, Oele und Waſſer.

Einen Gegenſtand der negativen Parfümerie will ich hier nur kurz erwähnen, ob er zwar mehr zur Civil-Baukunſt gehört. „Sièges inodores,“ waren in der Induſtrie-Ausſtellung von ſehr verbeſſerter Art zu ſehen. In Deutſchland fehlt es noch ſehr hierin. Wahrſcheinlich iſt man dort nicht gehörig belehrt, wie das „gaz hydrogène,“ eine „cause permanente de graves maladies“ ſei.

10. Chokolade und Zuckerbäckerwaaren.

Wer in Paris ein Buch ſchriebe: „über den Einfluß der Religion auf die Chokolade,“ der hätte keine Satyre geſchrieben, ſondern nur abgeſchrieben. Seit der Reſtauration der Heuchelei werden aus Chokolade: Kreuze, Roſenkränze, Kruzifixe und andere geheiligte Symbole des Gottesdienſtes verfertigt und verkauft, und man hört keine Miſſionäre gegen ſolche Entweihungen eifern! . . Doch laſſen wir den Pfaffen ihren einträglichen Galanterie Handel und betrachten wir, was aus Cacaobohnen Profanes bereitet wird. Man denke ſich einen Papierbogen von der Größe des Moniteurs, aber viel enger gedruckt; aber ganz angefüllt mit Wahrheiten; aber am Ende mit unwandelbaren Courſen, und am Anfange nach dem Titel mit einem Kupferſtiche verſehen, welcher ein großes Fabrikgebäude darſtellt — und man hat eine typographiſche Vorſtellung von dem Proſpektus, welchen der Chokoladenfabrikant Debauve im Louvre vertheilte. Herr Debauve iſt kein gewöhnlicher Chokolademacher; er bringt Alles in Chokolade, und Chokolade in Alles; er chokoladiſirt das ganze Pflanzenreich. Aus vielen mediciniſchen Büchern und Journalen zieht er Stellen an, worin ſeine Fabrikate angeprieſen worden. Dabei zeigt er ſich ſo dankbar, daß er alle Pariſer Aerzte, die ſeine Chokolade gelobt, gleichfalls rühmt, und ſie den Kranken als gute Praktiker empfiehlt. Er holt ſogar eine Beweisſtelle aus Kotzebue's „Erinnerungen aus Paris,“ der ſeiner Chokolade mit großem Lobe gedacht. Der Chocolat analeptique, préparé au salep de Perse, hat dem Fabrikanten ſelbſt vor ſiebzehn Jahren in einer gefährlichen Krankheit das Leben gerettet. Er iſt nicht blos analeptique, ſondern auch béchique und confortatif. „Il a rendu en peu de temps la fraîcheur, les forces et l'embonpoint à des personnes qui ne croyoient jamais les recouvrer; il est en quelque sorte devenu pour elles une véritable fontaine de Jouvence.“ Er wird von einem berühmten Pariſer Arzte den Gelehrten empfohlen, „qui veulent acquérir à peu de frais de l'embonpoint“ (die ehrlichen deutſchen Schriftſteller mögen ſich das merken). Endlich wird zum Ruhme der Salep-Chokolade das Beiſpiel des Herrn Dr. Butini in Genf angeführt, der ſein hohes Alter von 87 Jahren nur dadurch erreicht, daß er, ſeit einer Krankheit, die ihn vor drei Jahren befallen, täglich zwei Taſſen dieſer Chokolade getrunken. Ferner fabrizirt Herr Debauve: Chocolat gommeux, béchique et pectoral, préparé au tapioka des Indes;

Chocolat stomachique; Chocolat carminatif à l'angélique; Chocolat avec arôme de café, qui est très-gracieux; Chocolat antispasmodique à la fleur d'Orange; Chocolat adoucissant au lait d'amandes; Chocolat au soconusco; Chocolat à l'arrow-root; Chocolat au lichen d'Islande; Chocolat vermifuge, préparé au semen contra; Chocolat tonique et emmenagogues à limaille de fer et à la canelle. Auch verfertigt er: Coquilles, coeurs, castagnettes, marrons, pastilles, cylindres, vases et plusieurs autres objects de formes agréables — alles aus Chokolade. Endlich: „les portraits chéris du roi et de la famille Royale,“ mit und ohne Vanille das Pfund 10 Fr. 25 Cent. Herr Debauve handelt auch von den verſchiedenen Arten, die Chokolade zu kochen, und bringt in Erinnerung, wie ehemals in Frankreich die Nonnen damit verfahren. Da dieſe nämlich des Morgens lange mit Beten zu thun hatten, kochten ſie ſich vorſorglich ſchon den Abend zuvor ihre Chokolade, und wärmten ſie des andern Morgens wieder auf. Dieſe klöſterliche Chokolade nannte man Chocolat à la Religieuse.

Auch mehrere Zuckerbäcker hatten ihre ſüßen Kunſtwerke zur Ausſtellung gebracht, und Kunſtwerke ſind ſie allerdings zu nennen, da ſie mehr für das Auge als für den Gaumen beſtimmt ſind. Die Franzoſen ſind zu loben, daß ihnen die Optik die erſte aller Wiſſenſchaften iſt, und Akuſtik die zweite. Der Adel eines Menſchen zeigt ſich darin, daß er im Hauſe der Sinne die obern Stockwerke bewohne, daß er Alles in Farben und Töne auflöſe, feſte Nahrungen in flüſſige, flüſſige in ätheriſche, ätheriſche in geiſtige verwandele. Herr Bernaut, Hoherprieſter „au Temple de Pomone“… „qui après vingt ans d'utiles travaux, est parvenu à perfectionner les procédés de l'art du confiseur,“ hatte ſein Muſeum mit den herrlichſten Bonbons geziert. Kunſtfreunde bewunderten beſonders die pastilles d'Ambroisie, „qu'on a bien cherché à contrefaire, mais qu'on n'est point parvenu à imiter.“

II. Nachleſe.

Ich will noch von einigen Gegenſtänden ſprechen, die ich, in ihre Ordnung zu bringen, theils vergeſſen, theils nicht verſtanden habe. Gar mannigfaltig ſind die Bedürfniſſe und Neigungen der Menſchen. Nicht Alle haben ſich beſtimmte Organe zu feſter Wohnſtätte gewählt; ſondern viele ihrer halten ſich nach Landſtreicher-Art an den Sinnes-Gränzen auf. — Die Fächer, die ſchon längſt mit dem Erröthen abgekommen, ſind ſeit dem vorigen Sommer in Paris wieder Mode geworden. Die Mode zu erhalten, gab es ein unfehlbares Mittel; man machte die Fächer theuer. In der Ausſtellung ſah man deren von Schildkröte, die 700 Fr. koſteten. In heiſſen Sommertagen eine Reiſe nach Havre oder Dieppe, ſich an der Seeluft zu erfriſchen, käme viel wohlfeiler zu ſtehen. Polichinel-Vampyre ſah man oft auf Fächern abgemalt. Dieſer beliebte Hanswurſt wird auf alle mögliche Art bildlich dargeſtellt. Battiſt-Taſchentücher wurden verkauft, in deren Zipfel Polichinel geſtickt war. Andere Arten von Taſchentüchern wurden unter dem Namen Andrinoples und Aladins in die große Welt eingeführt. . . Von einer neuerfundenen Compoſition werden falſche Edelſteine (pierres adamantoïdes) verfertigt, die ſehr ſchön ſind. Man muß ein Kenner ſein und ſie in die Hand nehmen, um ſie von den ächten zu unterſcheiden. Sie werden nur darum nicht zu allgemeinem Gebrauche kommen, weil man im Pfandhauſe nicht damit erſcheinen darf — ein Verſammlungsort, den in Paris Frauen von den höchſten Ständen in ihrem reichſten Schmucke beſuchen . . . die guten Seelen, wie leicht ſie zu befriedigen ſind! Eine beliebte Bandſchleife, die eine Zauberhand im letzten Sommer geſchlungen, nennen ſie „parfait contentement.“ .... Poupart de Neuflige, ein Tuchfabrikant, hatte zwiſchen ſeinen Waaren ſechs Gemälde aufgeſtellt, die ſechs Fabrik-Gebäude nebſt ländlichen Umgebungen, welche er in verſchiedenen Departementen beſitzt, vorſtellten. Der König, dem dieſe Gemälde wohlgefielen, hat ſie von dem Eigenthümer zum Geſchenke angenommen. .. Eine Vorrichtung, Kranken in ihren Betten Dampfbäder zu machen, iſt ein nützliches Werk. ... Unter dem Namen „Caecographe,“ wurde eine Maſchine gezeigt, vermittelſt welcher Blinde in ganz geraden Linien ſchreiben können. Der einfache Apparat iſt ſehr zweckmäßig. ... Vermittelſt der Glactomètres und der Caséomètres kann man den Grad der Spitzbüberei der Milchmädchen und Kaffeeköchinnen auf das Genaueſte beſtimmen. Aber Frauen von Gemüth werden ſich wenigſtens der letztern nicht bedienen: denn die heilige Schrift ſagt: du ſollſt dem Ochſen das Maul nicht verbinden, wenn er driſcht. .. Allerlei Comeſtibilien, auf eine neue Art behandelt, waren von größerm oder geringerm Nutzen. 5 Pfund friſches Fleiſch durch Austrocknen auf 1 Pfund 8 Loth reducirt, ſo wie auch gekochtes Rindfleiſch in einer hermetiſch verſchloſſenen Flaſche aufbewahrt, ſoll ſich lange erhalten. Mehl von Kartoffeln, Erbſen, Bohnen, und Nudeln davon, wurden zu Sparſuppen empfohlen. . . . Die Fabrikation des Runkelrüben Zuckers hat mit Napoleons Herrſchaft in Frankreich nicht aufgehört. Beſonders wird der Zucker gelobt, der aus der Fabrik des Herzogs von Raguſa kommt, ſo daß der Sturz Napoleons dem Marſchall Marmont keinen Schaden gebracht. Das Geheimniß der berühmten Confitures de Bar, die man nirgends in Frankreich nachzuahmen weiß, ſoll nur darin beſtehen, daß dieſe Confitüren mit Runkelrübenſyrup bereitet werden. . . . Bäcker hatten neue Verſuche mit Brodarten zur Prüfung aufgeſtellt; man hat in Paris das beſte Brod, aber kein gutes. . . . Ein ſehr ſchönes Schmuckkäſtchen von natürlichen Zähnen, zur Nachtherberge für künſtliche beſtimmt, zeigte der Zahnarzt Deſirabode. Das iſt der kühne Humoriſt, der ſich im vorigen Jahre mit dem Galgen geneckt, indem er, um Aufmerkſamkeit zu erregen, Adreſſen, ganz in Form von Bankzetteln, vertheilte. Er hat bewieſen, daß ihm die Weisheitszähne fehlen, und das hat ihm heraus geholfen. . . . Von dem vor Kurzem entdeckten neuen Metalle, Palladium genannt, wie auch von Platina, waren ſchöne Medaillen zu ſehen. Auch in Kryſtall hat man Medaillen gegraben, die das Anſehen von Perlmutter haben. . . . Eine ſehr nützliche Erfindung ſind die Längemaße von ſeidenen Bändern, welche ſeit einiger

Zeit in Paris allgemein gebraucht werden. Auf der einen Seite des Bandes iſt das übliche metriſche Maß in ſeinen kleinſten Abtheilungen, auf der andern Seite ſind die verſchiedenen ausländiſchen Maße gezeichnet, ſo daß man beide auf das Bequemſte mit einander vergleichen kann. Nicht blos Schneider, Schuſter, Waarenhändler bedienen ſich dieſer Maße, ſondern auch Tiſchler, Zimmerleute, Maurer und andere Handwerker, die im Großen meſſen. Die Pariſer Schneider, wenn ſie das Maß zu einem Kleide nehmen, bedienen ſich alſo nicht der in Deutſchland üblichen kniſternden Papierſtreifen, in welche man mit der Scheere räthſelhafte Zeichen ſchneidet, ſondern gebrauchen dazu jene viel genaueren Bänder und tragen die gefundenen Größenverhältniſſe in ein eigen dazu beſtimmtes Buch unter dem Namen des Kunden ein. Dieſes Buch iſt ganz eingerichtet wie ein Paß-Regiſter. Es muß bei dieſer Gelegenheit erwähnt werden, daß die franzöſiſche Polizei, welcher das ſcharfe Augenmaß der Deutſchen abgeht, den Reiſenden, der einen Paß fordert, an eine Art Rekrutenmaß abmißt. An der Gränze, wo man ſeinen vaterländiſchen Paß gegen einen franzöſiſchen vertauſcht, wird das heimathliche Maß in das metriſche gebracht, und ich habe in Straßburg die unſchuldigſten deutſchen Frauenzimmer ſchamroth am metriſchen

Pranger ſtehen ſehen. Und der alte Vater Rhein (ſo hieß er, glaube ich, im Jahre 1814) ſchweigt zu ſolchem frevelhaften Thun! Aber was thut die Polizei nicht aller Orten! Gleich der pythagoräiſchen Schule bringt ſie alle Verhältniſſe in Größen und Zahlen. Perſonen und Völker werden mit ihren Tugenden und Mängeln, mit ihrem Werthe und ihrem Preiſe addirt, nummerirt, ſubtrahirt, dividirt, einregiſtrirt, protokollirt, inventirt — als wäre der Herr der Erde geſtorben, und die hinterlaſſene Menſchheit ſollte verſteigert werden!

Aus meinem Tagebuche.

I.

Frankfurt, den 29. April 1830.

Du närriſches weißes Buch, ich dachte nicht, dich je wieder zu ſehen. Da bin ich, und jetzt plaudere ich wieder mit dir von alten und von neuen Sachen, und du hörſt mich geduldig an und gibſt mir Recht wie immer.

Krank ſein, gefangen und gefeſſelt ſchmachten und Alles geduldig ertragen, bis der Tyrann müde geworden! Nein. Ein Mann von Ehre ſollte ſich ſchämen, krank zu ſein länger als vier Wochen. Ich war es länger als ein Jahr. Wie lieben wir das Leben, das uns doch ſo wenig liebt und das wie ein gezähmtes wildes Thier ſeinen Herrn vergißt und hinausſpringt in's Freie, ſobald es den Käfig offen findet.

Und was gewinnt man dabei? Späte Leiden erfriſchen die Seele nicht mehr. Es iſt kein Gewitter, das den Durſt der jugendglühenden Natur löſcht — es iſt der Herbſtwind, der herabjagt, was noch grün an den Bäumen war; alles raſchelt und ächzt wie die Bruſt eines Sterbenden, und die welke Erinnerung wird im Sturme zerſtreut.

Einſt in ſchönern Jahren . . . ich hatte mich einer Roſe genaht und mich tief verwundet an ihren Dornen — da rettete eine Krankheit meine Seele. Und als ich aufſtand, war auch die Natur geneſen. Weggeſchmolzen war der Schnee, mein Schmerz und der Zorn. Ich hatte Alles vergeben, Alles vergeſſen. Meine Bruſt war offen wie die Säulenhalle eines Tempels, und der Frühling luſtwandelte in mir, wie ich in ihm. Und jetzt! die Geneſung und der Frühling haben ſich wieder begegnet; aber es iſt ganz anders. Ich bin nur etwas munterer geworden, weil ich ein verdrießliches Geſchäft beendigt.

Sind das grüne Bäume? Iſt das Himmelsblau? Iſt das Abendroth? Ach ja, es iſt ganz artig gemalt und auch ſehr ähnlich; ich habe das Original gekannt.

Einſt war mir die Nachtigall die Roſe der Luft. Mir dufteten ihre Töne und blutlockende Dornen verwundeten das entzückte Ohr. Jetzt höre ich ſie nur noch und mit wahrem Vergnügen. Die Chriſtgeſchenke des Frühlings lagen hellerleuchtet vor mir und ich war unentſchloſſen wie ein Kind, was ich zuerſt genießen, zuerſt mir aneignen ſollte. Ich zögerte zu wünſchen. Dort das Wäldchen, hier das Thal, den Berg drüben, die Mühle, den Waſſerſturz? Jetzt kann ich bedenken und wählen.

Der Frühling, die Nachtigall, das Morgenroth, des Mädchens holder Blick — es iſt Nichts. Alles iſt die Jugend. Die Welt iſt ein Spiegel, was hineinſchaut, ſchaut heraus. Er gibt euch nur zurück, was ihr ihm geliehen, er dankt euch nicht mit einem Lichtſtrahle ärmlicher Zinſen. Ja wer ihn durchſchauen könnte, wer es vermöchte die Folie des Lichtes abzuſtreifen! Die Welt iſt hinter dem Leben; aber wo endet das Leben? Die Welt iſt Nichts.

Die Jugend — es iſt ein dunkles Wort. Wir alten klugen Leute ſprechen es aus und verſtehen es nicht. Ein Traum der vorigen Woche iſt uns heller. Und gut, daß es ſo iſt; gut, daß wir im Alter die Jugend vergeſſen, denn wäre es anders, es wäre ſchlimm, es gäbe Zweifel, die uns zu Tode quälten.

Für welches Lebensalter beſtimmt uns denn die Geburt? Für welches bilden wir uns heran? Für welches erziehen wir unſere Kinder? Habt ihr je darüber nachgedacht? Ich zweifle. Für alle! Ja, ſo ſollte es ſein, aber ſo iſt es nicht. Der Knabe wird dem Jünglinge, der Jüngling dem Manne, der Mann dem Greiſe aufgeopfert. Und will der Greis, nachdem ſeine Freiheit überreif geworden, ſie endlich genießen und leben für das Leben, kömmt die Religion und ſagt: nicht ſo, alter Junge, die Schule iſt noch nicht aus, das Leben kömmt erſt nach dem Tode, der Sarg iſt die Wiege deiner Freiheit. Die Religion? Nein, wir wollen nicht lügen und nicht heucheln. Die Kirche ſagt's, dieſe Abenteurerin, die unter hundert Namen und Geſtalten durch die Welt zieht und den Leichtgläubigen vorlügt ſie habe zwei Königreiche, eines da oben, die Freunde zu bezahlen, die ihr Geld geborgt, und eines da unten, die zu züchtigen, die ihr hart und mißtrauiſch kein Kredit gegeben.

Was berechtiget uns, das blanke Gold der Jugend dem blaſſen trügeriſchen Alter darzuleihen, das hohe Zinſen verſpricht, weil es aller Schuldſcheine lacht und ſich nicht ſcheut Bankerott zu machen?

Wir leben immer nur für die Zukunft, ewiges Stimmen und nie beginnt das Concert. Ein Wechſel wird mit dem andern bezahlt; es iſt eine Liederlichkeit ohne Gleichen. Die Zinſen blaſen das Kapital auf, und Thoren, welchen nie das baare Geld des Lebens lacht, halten ſich für reich, wenn der Luftballon ihrer Hoffnungen recht hoch ſteigt. Wo nur das hinaus will! Lieber Gott, du biſt doch ſonſt ſo gut, rede einmal, ſei nicht verſchwiegen wie ein Diplomat, ſage uns, wo das endlich hinaus will.

Ihr könnt es gedruckt leſen: von allen Menſchen, die geboren werden, ſtirbt faſt die Hälfte in der Kindheit; das Jünglingsalter erreichen weniger als die Hälfte, bis zu dem fünfzigſten Jahre, bis zu dem Alter, wo man für Arbeiten, Mühen, Entbehrungen zu ernten anfängt, gelangt weniger als ein Drittheil, und dem Wohle dieſes kleinen Drittheils werden zwei große Drittheile aufgeopfert! Den Jungen gehört die Welt und die Alten bewirthſchaften, benutzen und beherrſchen ſie. Eltern, die Schule, Erziehung, der Staat, Alle ſorgen nur für die Hochbejahrten, und die Jugend iſt verdammt, die Magd des Alters zu ſein!

Die alten klugen Leute ſprechen von der Leidenſchaft der Jugend und von ihrer eigenen herrlichen Erfahrung. Aber die Leidenſchaft, die jedem Alter angemeſſen, iſt ſeine Vernunft. In jedem Alter glauben wir vernünftig zu ſein und ſehen die Vernunft des verfloſſenen Alters als Leidenſchaft an. Und die Erfahrung macht unruhig, unglücklich, denn ſie lehrt uns nur die Ausnahme von der Regel.

Die Regel zu kennen, braucht man keine Erfahrung, die lehrt das Buch und das eigene Herz. Nur der Unerfahrene hat Recht, nur er iſt glücklich. Darum glaubet der Jugend; was die Jugend glaubt, iſt ewig, euer Wiſſen aber vergeht.

Und die Natur in ihren Menſchengeſetzen iſt nicht vernünftiger und gerechter, als der Menſch in ſeiner Freiheit. Nicht die unerfüllten Wünſche meiner armen Brüder ſchmerzen mich, mich betrübt, daß die Erfüllungen kommen, wenn der Wunſch, der ſie gerufen, ſchon längſt begraben iſt.

Das Kind möchte herumſpringen: es muß in der Schule bleiben und Lateiniſch lernen. Der Jüngling darf hinaus in's Freie: da ſitzt er in der Kammer beim Schattenriſſe der Liebſten und ſeufzt. So lange wir reiſeluſtig, haben wir kein Geld: wenn wir reich geworden, ſind wir alt und bequem, wir ſpielen Boſton und unſer Caſino lockt uns mehr als Rom und Neapel. Dann kommen die Freundinnen unſerer Nichten, herzen und küſſen den lieben Onkel, trippeln ihm unbarmherzig auf ſeine gichtiſchen Füße und ſtören ihn im Mittagsſchlafe. Satanskinder! warum ſeid ihr nicht dreißig Jahre früher gekommen, da der Onkel noch ein Neffe war, nach dem Eſſen nicht ſchlief, ſondern trank und das Podagra nicht hatte? Lacht nicht, lacht nicht! Ich habe Neffen, die werden mich rächen.

Als Knabe hatte ich einen Wunſch, ſo heiß, wie keinen ſeitdem. Es war ein Säbelchen zum Tabacksräumer dienend, das ich bei einem andern Knaben gewahrte. Ich hatte eine ſchlafloſe Nacht darüber. Jetzt könnte ich ſolcher Säbelchen in Dutzenden kaufen, aber ich mag ſie nicht. Sie könnten vor meinen Füßen liegen, ich würde ſie nicht aufheben. Dafür habe ich andere Gelüſte, und ich möchte raſend werden, denke ich daran, daß mir vielleicht ſpäter alle dieſe Sachen kommen, wenn ſie mir gleichgültig geworden.

Robert, oder der Mann, wie er ſein ſollte, verſchaffte mir von meinem Hofmeiſter eine Ohrfeige, die ich heute noch ſpüre. Dieſen Robert hatte ich mir zum Muſter genommen; ich wollte ein Arzt werden wie er, der unentgeldlich heilte, aber noch viel tugendhafter als er. Wegen Klara du Pleſſis und Klairant verſäumte ich meine Ueberſetzung im Döring und mußte die Bank hinunter rücken, und über die Leiden der Hardenbergiſchen Familie habe ich mehr geweint, als ſpäter über meine eigenen. Ach, ſeitdem hat kein Kummer, noch ſo groß, mein Brod benetzt, wie damals die Thränen den Apfel benetzten, an dem ich leſend aß und den mir die Ohrfeige aus der Hand warf! Und jetzt! bin ich ſo glücklich, daß mir Einer Ohrfeigen gibt, weil ich leſe und liebe? Wer ſtörte mich? doch ſtill — ich verſpreche es dir, guter Lafontaine, nie, nie will ich dich kritiſiren!

II.

Frankfurt, den 30. April.

Koſtbar iſt ein Brief, den Göthe auf einer Reiſe nach der Schweiz aus Frankfurt an Schiller geſchrieben. Wer ihn ohne Lachen leſen kann, den lache ich aus. Göthe, der an nichts Arges denkt und im Schooße des Friedens ruhig und guter Dinge lebt, entdeckt plötzlich in der Reſidenz ſeines Lebens deutliche Spuren von Sentimentalität. Erſchrocken und argwöhniſch, wie ein Polizeidirektor, ſieht er darin demagogiſche Umtriebe des Herzens — demagogiſche Umtriebe, die, als gar nicht real, ſondern nebuliſtiſcher Natur, ihm noch verhaßter ſein müſſen, als Knoblauch, Wanzen und Tabackrauch. Er leitet eine ſtrenge Unterſuchung ein. Aber — es war noch im achtzehnten Jahrhundert — nicht ohne alle Gerechtigkeit und bedenkend, daß ihm doch auf der ganzen Reiſe Nichts, gar Nichts „nur irgend eine Art von Empfindung gegeben hätte," findet er, daß, was er für Sentimentalität gehalten, nur eine unſchuldige wiſſenſchaftliche Bewegung geweſen ſei, die ein leichtes Kunſtfieber zur Folge hatte. Die Gegenſtände, welche das Blut aufgeregt, ſeien ſymboliſch geweſen. Für Zeichen dürfen ſich gute Bürger erhitzen, aber nicht für das Bezeichnete. Darauf wird das Herz in Freiheit geſetzt, verſteht ſich gegen Kaution, und es wird unter Polizei-Aufſicht geſtellt. Doch will Göthe die Sache nicht auf ſich allein nehmen; er berichtet an Schiller, als ſeinen Juſtizminiſter, darüber und bittet ihn gehorſamſt, das Phänomen zu erklären. Schiller lobt Göthe wegen ſeiner Achtſamkeit und ſeines Eifers, beruhigt ihn aber und ſagt, die Sache habe Nichts zu bedeuten.

Dieſer Criminalfall iſt wichtig und ich wünſchte, Jarke in Berlin behandelte ihn mit demſelben Geiſte, mit dem er in Hitzig's Journal Sands Mordthat beſprochen. —

Die Briefe ergötzen mich blos, weil ſie mir Langeweile machen. Etwas weniger langweilig, würden ſie mich entſetzlich langweilen. Wären ſie gefällig, was wär's? Schiller und Göthe! Aber daß unſere zwei größten Geiſter in ihrem Hauſe, dem Vaterlande des Genies, ſo Nichts ſind — nein, weniger als Nichts, ſo wenig — das iſt ein Wunder, und jedes Wunder erfreut, und wäre es auch eine Verwandlung des Goldes in Blei.

Waſſer in Liqueurgläschen! Ein Briefwechſel iſt wie ein Ehebund. Die Stille und die Einſamkeit erlaubt und verleitet viel zu ſagen, was man Andern verſchweigt, ja was man mittheilend erſt von ſich ſelbſt erfährt. Und was ſagen ſie ſich? Was Niemand erhorchen mag, was ſie ſich auf dem Markte hätten zuſchreien dürfen.

Anfänglich ſchreibt Schiller: „Hochwohlgeborner Herr, Hochzuverehrender Herr Geheimrath!“ Nun, dieſe Etikette hört freilich bald auf; aber es dauert noch lange, bis Schiller Göthe's Hochwohlgeburt vergißt, und nur einmal in zehn Jahren iſt er Mann genug, ihn mein Freund, mein theurer Freund zu nennen. Göthe aber vergißt nie ſeine Lehnsherrlichkeit über Schiller, man ſieht ihn oft lächeln über deſſen Zimmerlichkeit und ihn als einen blöden Buchdichter gnädig und herablaſſend behandeln. Er ſchreibt ihm: mein Wertheſter, mein Beſter.

Welch ein breites Gerede über Wilhelm Meiſter! Quel bruit pour une omelette! „Es ſieht zuweilen aus, als ſchrieben Sie für die Schauſpieler, da Sie doch nur von den Schauſpielern ſchreiben wollen" — tadelt Schiller. Auch findet er unzart, daß Wilhelm von der Gräfin ein Geldgeſchenk annimmt. Bei Göthe aber finden ſich immer nur Maitreſſen oder hommes entretenus; wahre Liebe kennt er, erkennt er nicht und läßt ſie nicht gelten. Der dumme Schiller! Iſt nicht Wilhelm Meiſter ein bloſer Bürger, der keine Ehre zu haben braucht? —

Mich ärgert von ſolchen Männern das pöbelhafte Dekliniren der Eigennamen. Sie ſagen: die Humboldtin, ſprechen von Körnern, Lodern, Lavatern, Badern. Auch bedienen ſie ſich, am meiſten aber Schiller, einer zahlloſen Menge von Fremdwörtern, und das ganz ohne Noth, wo das deutſche Wort viel näher lag. Stagnation, convenient, avancirt, incalculabel, Obſtakeln, embarraſſiren, retardiren, Desavantage, Arrangements, ſatisfacirt, Apercüs, Detreſſe, Tournüre, repondiren, incorrigibel. Und ſolche Männer, die in ihren Werken ſo reines Deutſch ſchreiben! Iſt das nicht ein Beweis, daß ihnen Leben und Kunſt getrennt war, daß ihr Geiſt weit von ihrem Herzen lag?

Göthe's Lieblingsworte ſind: heiter, artig, wunderlich. Er fürchtet ſogar ſich zu wundern; was ihn in Erſtaunen ſetzt, iſt wunderlich. Er gönnt dem armen Worte die kleine Ehre der Ueberraſchung nicht. Er ſcheut alle enthuſiaſtiſchen Adjektive; man kann ſich ſo leicht dabei echauffiren. —

Wie freue ich mich, daß der Conrector Weber, der in den kalten Berliner Jahrbüchern den neuen Göthe mit brühheißem Lobe übergoſſen, nicht mehr in Frankfurt iſt, ſondern in Bremen vergöttert. Er iſt ein ſtarker, kräftiger Mann, und wenn er mich todtſchlagen wollte, ich könnte es ihm nicht wehren.

— — Menſch, du elender Sclave deines Blutes, wie magſt du nur ſtolz ſein? Du armes Schifflein auf dieſem rothen Meere ſteigſt und ſinkſt, wie es den launiſchen Wellen beliebt, und jede Blutſtille ſpottet deiner Segel und deines Steuers! Der Puls iſt der Hammer des Schickſals, womit es Könige und Helden ſchmiedet, und Ketten für Völker, und das Schwert, ſie zu befreien, und große und kleine Gedanken und ſcharfe und ſtumpfe Empfindungen. Du König im Purpurkleide, wer kann dir widerſtehen? . . War ich doch geſtern weich wie Mutterliebe und heute ſpotte ich die deutſchen Götter weg und ſchnarche in ihren Tempeln!

III.

Frankfurt, den 1. Mai.

Ich leſe in der Zeitung: Prudhomme, der älteſte der franzöſiſchen Journaliſten, ſei geſtorben. Ich kannte dieſen Mann, ich habe ihn oft beſucht. Er ſprach viel; aber weniger achtſam hörte ich auf das, was er ſagte, als ich achtſam in ſeinem Geſichte las, das, kalt und grau wie ein Leichenſtein, die verwitterte Inſchrift trug: geſtorben 1794. Im Anfange der Revolution ſchrieb er das meiſtgeleſene, meiſtverbreitete Blatt, l'ami du peuple, das in eine gefährliche Octavform die ungeheuerſten Grundſätze zuſammendrängte. Wie er mir erzählte, wurden vierzigtauſend Exemplare davon verkauft. Wenn Prudhomme von jenen Tagen ſprach, wo die Freiheit jung und er ein Mann in ſeiner Stärke war, flackerte ſein niedergebranntes Auge hoch auf und ſeine zerbröckelte Stimme bekam wieder Fülle und Kraft. Redete er aber von ſpätern und von den neueſten Zeiten, dann ſprach er ſo müde, verdroſſen und ſchläfrig, daß es unbehaglich war, ihn anzuhören. Von Freiheit in einer conſtitutionellen Monarchie hatte er gar keine Vorſtellung, er war ein abſoluter Republikaner. Der republikaniſche Abſolutismus iſt noch verderblicher, als der monarchiſche; man kann dieſem durch Ruhe und Gehorſam ausweichen, jenem aber nicht; denn die Ruhe, eine Tugend des Unterthanen, iſt ein Verbrechen des freien Bürgers. Aber der Republikanismus iſt verzeihlicher als der Monarchismus; denn bei ihm iſt nur Wahn, was bei dem andern ſelbſtbewußte Schuld iſt. Die Franzoſen waren nach einer langen Wanderung durch heiße, dürre Jahrhunderte an das wilde Meer der Freiheit gekommen. Durſtig und verſchmachtend, ſtürzten ſie ſich mit glühenden Adern hinein, tranken, erkrankten und ertranken. Aber der Deſpotismus erhitzt ſich durch ſchnöde Luſt auch in der blühendſten Landſchaft, leidet an unauslöſchlichem Durſte, und trinkt und trinkt, bis er Blut trinkt.

Auf folgende Weiſe hatte ich die Bekanntſchaft des Prudhomme gemacht. Im Herbſte 1819 kam eines Tages ein Herr zu mir, der ſehr leicht und windig ausſah. Er freute ſich ungemein, einen publiciste distingué und spirituel gleich mir kennen zu lernen, und machte mir die Mittheilung, man wünſche ein neues Journal zu gründen, das ich redigiren ſolle, und fragte mich, ob ich dazu geneigt wäre? Der Herr ſchien mir ſehr wenig Bildung zu haben, ſeine politiſche Religion kam mir nicht aufrichtig vor und er war nicht arm, aber ärmlich gekleidet, was in Paris nicht ohne Bedeutung iſt. Unter dem langen Mantel des Liberalismus glaubte ich den Pferdefuß der Polizei zu ſehen. Das machte mir aber um ſo größern Spaß, mich mit ihm einzulaſſen. Ich ſagte: ſo Etwas würde ich mit Vergnügen übernehmen. Darauf erbot er ſich, mich zu einem berühmten Journaliſten zu führen, mit dem ich mich über die Sache näher beſprechen ſolle, und er brachte mich zu Prudhomme. Dieſer bohrte fünfzig, hundert Fuß tief in meine Bruſt hinab, als wollte er einen arteſiſchen Brunnen graben, und meine Geſinnung ſprang klar und hoch empor. Er fragte mich, in welchem Geiſte ich das Blatt zu ſchreiben gedächte? ich erwiederte: in liberalem. Da ſchüttelte er den Kopf und meinte, das ſei nicht beſtimmt genug. Man müſſe ſich genauer verſtändigen und die Grundſätze nett aufſtellen — nett, das war ſein Wort. Aber von dieſer Nettigkeit war ich ehrlicher Deutſcher kein Freund und in meinem Herzen gab ich das Unternehmen, womit es auch vielleicht nicht ernſt gemeint war, gleich auf. Der Mann hatte eigentlich Recht; ich verſtand aber damals die Sache noch nicht. Die deutſche Ehrlichkeit iſt groß, alt und unverwüſtlich wie eine Pyramide; aber ſie liegt in einer Wüſte und iſt die Wohnung des Todes. Der Deutſche denkt, auch im politiſchen Meinungsſtreite käme es darauf an, für die Wahrheit zu kämpfen und das zu ſagen, was man für recht und billig hält. Er vergißt ganz, daß es ein Krieg iſt wie ein anderer und daß nicht genug ſei für die gute Sache zu kämpfen, ſondern daß man auch für die Mitſtreiter ſorgen müſſe. Dieſe müſſen angeworben, verſammelt, ausgerüſtet, ermuntert und belohnt werden. Wir halten keine Partei. Der Franzoſe lobt und begünſtigt Jeden, der auf ſeiner Seite, und tadelt und beſchädigt Jeden, der ihm gegenüber ſteht. Hierdurch vermehrt und verſtärkt er nicht blos ſeine Partei, ſondern er zwingt auch Alle, die dieſer heimlich entgegen ſind, ihre Feindſchaft offen zu erklären und ſelbſt Partei zu bilden. Darum erreichen die Franzoſen Alles und wir bringen es zu Nichts. Eine Zeitung iſt uns nur ein kritiſches Blatt, für die politiſche Wiſſenſchaft beſtimmt. Eine politiſche Handlung, ein politiſches Ereigniß kritiſiren wir wie ein Buch, ein für alle Mal, und ſchweigen dann ſtill. Ueber die nämliche Sache täglich zu ſprechen, das kommt uns ſo langweilig und abgeſchmackt vor, als wollten wir das nämliche Buch alle Tage von neuem rezenſiren, und in unſerer thörichten Verblendung machen wir uns über die „stereotype Polemik“ der franzöſiſchen Journale luſtig. Wir vergeſſen ganz, daß ein politiſches Blatt eine Art Regierung übt, die nie ſtille ſtehen darf, wenn ſie nicht geſtürzt ſein will. In ſolchen Irrthümern befangen war ich noch, als ich mit Prudhomme unterhandelte. Ich ſagte: ich würde loben, was löblich, tadeln, was tadelnswerth iſt, und ich that mir auf meine germaniſche Tugend viel zu gut. Man verlangte aber von mir, daß ich unſere Freunde loben, unſere Feinde tadeln ſolle, ſie möchten thun, was ſie wollten — und man hatte Recht. Ich war damals noch ein blutjunger Deutſcher. Im Befreiungskriege mit tauſend Andern zu gleicher Stunde geboren, war ich Tauſendling erſt fünf Jahre alt. Ach, von allen den Tauſendlingen bin ich einer der Wenigen, die übrig geblieben und die ihre Zeit fortpflanzen werden! Es iſt recht betrübt.

Ob ich nun zwar den Zeitungsplan gleich, und Prudhomme mich bald aufgegeben hatte, verließ mich mein Journalmäkler und politiſcher Kuppler darum doch nicht. Er beſuchte mich ferner und führte mich mehrere Male zu einem Reſtaurateur, wo er für mich zahlte. Ich ließ mir das Alles ſehr gut gefallen und ſchmecken. Eines Tages lernte ich bei Tiſche einen Deutſchen kennen, mit dem ich mich unter andern auch von politiſchen Dingen unterhielt. Als dieſer weggegangen war, machte mir mein Gaſtfreund die zärtlichſten Vorwürfe, daß ich ſo unvorſichtig ſein könnte, an öffentlichen Orten, wo die Spione nie fehlten, über die Regierung zu ſprechen. Es dürfte mich keineswegs ſicher machen, wenn ich deutſch ſpräche, denn es gäbe auch Spione, die deutſch verſtänden. — Was! Spione unter den Deutſchen! Deutſche unter Spionen! Das iſt eine niederträchtige Verläumdung! — Ich hätte dem franzöſiſchen Kerl die Flaſche an den Kopf werfen mögen; aber gut, daß ich es nicht gethan und daß ich dieſen kleinen patriotiſchen Monolog blos leiſe in mich deklamirt. Denn als ich einige Jahre ſpäter ein anderes Mal nach Paris gekommen, lernte ich manchen deutſchen Spion kennen. Ein ſolcher, der mich oft beſuchte, kam eines Tages zu mir, ſetzte ſich vor dem Kamine nieder und wärmte ſich behaglich. Er hatte kein Holz im Hauſe, er brauchte keines, weil er im Palais-Royal Nr. 13, wo er ſpielte, Tag und Nacht freie Heizung hatte. Nachdem er ſich durchwärmt, machte er ein kaltes Geſicht und ſagte, er hätte etwas mit mir zu ſprechen. Ich fiel ihm augenblicklich in das Wort und fragte ihn, ob er mir nicht auf kurze Zeit vierhundert Franken leihen könne? Ich wollte ihm nämlich zuvorkommen, weil ich vermuthete, er habe die Abſicht, Geld von mir zu borgen, ein Antrag, den ich in Paris oft zu erdulden hatte, ob er mich zwar nie erſchütterte. Aber er erwiederte: Geld haben ſei bei ihm ein Verbum, das im Indikativ keinen Präſens habe, ſondern blos ein Perfectum und Futurum. Er komme, mir einen Vorſchlag zu machen. Die franzöſiſche Armee wäre gegenwärtig in Spanien beſchäftigt, und es ſei jetzt der günſtigſte Augenblick etwas auszuführen. Es lebten in Paris dreißigtauſend Deutſche, zumeiſt tüchtige Handwerksburſche — er vergrößerte die Zahl nach bekannter Art der Verſchwornen, um mich zu locken und mir Muth zu machen. Wir, er und ich, wollten jetzt, da uns Nichts hindern könne, an der Spitze der deutſchen Handwerksburſchen nach Deutſchland ziehen und Alles über den Haufen werfen, zuerſt Preußen. Als ich merkte, daß er kein Geld von mir verlangte, ſondern blos meinen Beiſtand, Preußen zu erobern, erheiterte ſich mein finſteres Geſicht, und ich antwortete ihm vergnügt: Der Einfall ſei herrlich, ich wäre dabei; an gutem Erfolge ſei nicht zu zweifeln, da unſere Handwerksburſche zu fechten gewohnt wären. Nur hätte ich jetzt unglücklicher Weiſe einen ſtarken

Schnupfen, er ſolle einſtweilen vorausziehen, ich würde mit der Mallepoſt nachkommen.

Stand dieſer Narr und Schuft im Solde der franzöſiſchen Polizei? Ich glaube es nicht; denn dieſe iſt nicht ſo albern. Wahrſcheinlich war er Spion einer deutſchen Macht, die damals in Paris den Demagogen, oder die ſie dafür hielt, ſehr aufpaßte und manches ſchöne Tauſend Thaler auf ſolche Erbarmlichkeiten wendete.

IV.

Frankfurt, den 3. Mai.

Wie ich im Jahre 1819 veranlaßt worden, nach Paris zu reiſen, welchen Eindruck dieſe ſchöne und merkwürdige Stadt damals auf mich gemacht, und wie ich dort aufgenommen worden, das will ich auch niederſchreiben, ehe es meiner Erinnerung entſchwindet. Sind doch meine Angelegenheiten nicht blos die meinigen; ſind doch meine Geſinnungen die von Millionen Andern, die froh ſind, wenn ſich ein Fürſprecher findet der ſie ausſpricht. Wie Fröſche, Spinnen, Hunde und die Thiere überhaupt der Natur näher ſtehen als der königliche Menſch auf ſeinem Throne, und darum das Wetter, ja die bedeutendſten Veränderungen und Krankheiten der Natur inniger fühlen und, ehe ſie noch eintreten, voraus empfinden und anzeigen: ſo gibt es auch Menſchen, die gerade, weil ſie niedrig ſtehen in der bürgerlichen Geſellſchaft, mit der Geſchichte inniger verbunden ſind und die Witterung der Zeit, die Völkerſtürme und Kriege von weiterer Ferne kommen ſehen und ſie früher fühlen, als es ſelbſt die Herrſcher, Vornehmen und Mächtigen vermögen, die in ihrem Egoismus gefangen, nicht eher erfahren was ſich draußen begibt, als bis die Welt an den Pforten ihrer Selbſtſucht pocht. Zu dieſen Menſchen gehöre ich auch. Was ſeit einer Reihe von Jahren mir geſchah, geſchah der Welt; was Staaten, Völkern, Fürſten begegnete, begegnete mir ſelbſt. Die Geſchichten betrafen mich nicht, ſie brachten mir keinen Vortheil und keinen Schaden, ſie erhoben mich nicht, warfen mich nicht um und rückten mich nicht vom Platze; aber ich ſpürte ſie in meinen Nerven. Dieſe Sympathie gibt mir in politiſchen Dingen eine große Keckheit der Anſicht und einen Prophetenſtolz, der mich lächerlich machen würde, wenn ihn die Leute kennten. Ich gehöre gerade nicht zu den Menſchen, die ſich auf ihren Verſtand viel einbilden, ich halte mich für gar nicht pfiffig und gebe gern zu, daß jeder Schnurrjude mich zwanzigmal im Tage überliſten kann. Kömmt mir aber ein Miniſter und ſagt, er wäre klüger als ich, ſo lache ich ihn aus. Seit fünfzehn Jahren iſt Nichts geſchehen, auch das Ueberraſchendſte nicht, das ich nicht vorhergewußt, das ich nicht vorhergeſagt habe. Hätte ich meine Prophezeihungen dürfen drucken laſſen, man würde mich angeſtaunt haben, ich wäre gewiß Hofprophet, vielleicht gar Simultanprophet der heiligen Allianz geworden, und dieſe hätte mich, um Alles beſſer überſehen zu können, ohne Zweifel recht hoch placirt. Den Tod der heiligen Allianz ſelbſt hatte ich der Wäſcherin eines Legationsrathes auf das Beſtimmteſte vorhergeſagt und mich dabei nur um ſo viele Jahre geirrt, als ſie früher geſtorben als ich erwartet hatte. Das habe ich gethan; die Staatsmänner aber haben Nichts vorhergewußt. Dieſes ſchließe ich nicht daraus, daß ſie nicht davon geſprochen, keineswegs; denn ſie verſchweigen nicht blos, was ſie nicht wiſſen, ſondern auch ſehr oft, was ſie wiſſen. Ich ſchließe es daraus: weil ſo manches unſern Miniſtern Verderbliche und Verhaßte, das eingetroffen, durch ihre thätigen Mittel und Rathſchläge gerade herbeigeführt worden.

Miniſter ſollten feine Canaillen ſein, die den Mantel nach dem Winde hängen; aber ſo ſind unſere nicht. Sie ſind vielmehr halsſtarrige Catone, die lieber das Dach über ſich zuſammenſtürzen laſſen, als daß ſie baufällige Grundſätze räumten. Sie machen ſich über die politiſchen Schwärmer und deren Buchprincipien luſtig und haben keine Ahnung davon, daß ſie ſelbſt ſolche Schwärmer und Ideologen ſind, nur darin verſchieden, daß ſich jene für neue, ſie ſelbſt aber ſich für alte Ideen begeiſtern. Welche Schwärmerei iſt aber die gefährlichſte, welche wird ſchlimmer getäuſcht? Zukunft und Vergangenheit ſind beide Nicht-Exiſtenzen; doch was nicht iſt, kann werden, was war, iſt für immer geweſen. Man kann einen Menſchen, der noch nicht lebt, machen; aber einen Menſchen, der gelebt hat, ruft keine Kunſt, ſchleppt keine Gewalt aus dem Grabe zurück.

Und wenn auch unſere Staatsmänner einmal erkennen, was die Zeit will und daß ſie darf und kann, was ſie will, ſo macht ſie das in ihrer Handlungsweiſe doch nicht klüger. Dem Unvermeidlichen ſuchen ſie ſo lange als möglich auszuweichen, denn ſie meinen: Zeit gewonnen, Alles gewonnen. Aber verliert denn der Feind die Zeit, die ihr gewinnt? Der junge Löwe wächſt im Käfig wie im Freien, und kömmt einmal der Tag, daß ihr ihm die Thüre öffnen müſſet, dann ſpringt er um ſo größer, um ſo ſtärker, um ſo grimmiger heraus und wird es euch wahrlich nicht danken, daß ihr die Wärter ſeiner Jugend waret.

Was iſt ſeit fünfzehn Jahren durch unſere weiſen Staatsmänner, dieſe Hochſchüler der franzöſiſchen Revolution, die beim Examen alle durchgefallen und keine Doktoren wurden, nicht alles Tolles geſchehen! Sie haben Napoleon geſtürzt — nicht im Rauſche des Sieges, unter dem Durſte der Rache, nicht von der günſtigen Gelegenheit überraſcht; nein, ſie hatten zwei Jahre Zeit, zur Beſonnenheit zurückzukehren, und ſie ließen ihn untergehen. Ich hatte ihnen alle mögliche Unklugheit zugetraut, aber das überflügelte meine Einbildungskraft; es iſt das Mährchen von der Dummheit. Napoleon war der letzte Monarch, mit ihm iſt die monarchiſche Regierungskunſt ausgegangen und jetzt herrſchen die Natur-Elemente der bürgerlichen Geſellſchaft ſo demokratiſch, als es ein Jakobiner nur wünſchen mag.

Griechenland iſt frei, ſeine Freiheit und Unabhängigkeit ſind anerkannt, und dieſes haben die Griechen am meiſten den Leidenſchaften ihrer Gegner zu verdanken. Diejenige Macht, welche Rußlands Vergrößerung und darum den Sturz des türkiſchen Reiches am meiſten fürchtet, hat am meiſten gethan, jene und dieſen herbeizuführen. Sie intriguirten, ſie zögerten, ſie haben Zeit gewonnen. Der ruſſiſch-türkiſche Krieg hat den irländiſchen Katholiken und engliſchen Juden die Emancipation und den Venetianern ihren Freihafen verſchafft, welches Letztere auch ſeine eigenen Folgen haben wird. Don Michel wurde belohnt und angetrieben, die Conſtitution des

Landes umzuſtoßen; ja, hätte ein Schneidergeſelle die portugieſiſche Krone geſtohlen — gegen das Verſprechen, keine Freiheit aufkommen zu laſſen, hätte man ſie ihm auch verbürgt. Wenn aber Don Michel, was Gott verſtatten möge, noch zwei Jahre regiert und wenn der geflickte König von Spanien ſeinen abſoluten Thron noch zwei Jahre von Straßenräubern bewachen läßt, dann wird der conſtitutionelle Geiſt in der Halbinſel größere Fortſchritte gemacht haben, als es in zehn Jahren unter der Herrſchaft des Kortes geſchehen wäre. Tyrannen ſind in unſern Tagen die gefährlichſten Freiheitsprediger. Und ſo findet ſich — wie wunderbar! daß gerade diejenige Macht, die ſeit vierzehn Jahren Alles, was die Farbe der Freiheit trägt, mit düſterem, glühenden Haſſe verfolgt, daß gerade ſie für deren Entwickelung und Befeſtigung am meiſten gethan. Wir wollen unſere Feinde lieben, unſere Freunde haben uns oft beſchädigt.

Wer Geſichte haben will, darf nicht ſehen; der äußere Sinn tödtet den innern. Die Staatsmänner wiſſen und ſehen Nichts voraus, weil ſie zu viel wiſſen, ſehen und hören. Sie bekümmern ſich zu viel um das Einzelne, beſonders um die Einzelnen. Das Trommeln und Schießen unſerer kriegeriſchen Zeit betäubt die Horchenden; der Harthörige hört unter Geräuſch am beſten. Hardenberg, der einzige liberale Staatsmann, den Deutſchland ſeid fünfzehn Jahren hatte, war taub. Das hat wahrhaftig ſeinen Zuſammenhang. Hardenberg war ein guter Staatsmann, weil er nicht zum Polizei-Miniſter taugte. Die Polizei! die Polizei!

V.

Frankfurt, den 4. Mai.

Schiller wünſcht die Chronologie von Göthe's Werken zu lernen, um daraus zu ſehen, wie ſich der Dichter entwickelt habe, welchen Weg ſein Geiſt gegangen ſei. Er ſpricht von deſſen analytiſcher Periode. Ihm wird die gebetene Belehrung, und darauf anatomirt er ſeinen hohen Gönner kalt wie ein Proſektor, aber bei lebendigem Leibe, und hält ihm, unter dem Schneiden, Vorleſungen über ſeinen wundervollen Bau. Göthe verzieht keine Miene dabei und erträgt das Alles, als ginge es ihn ſelbſt nichts an. Er ſchreibt ſeinem Zergliederer: „Zu meinem Geburtstage, der mir dieſe Woche erſcheint, hätte mir kein angenehmeres Geſchenk werden können als Ihr Brief, in welchem Sie mit freundſchaftlicher Hand die Summe meiner Exiſtenz ziehen.“ Und jetzt bittet er Schiller, ihn auch mit dem Gange ſeines Geiſtes bekannt zu machen. Das Alles iſt um aus der Haut zu fahren! Freilich hat das Genie ſeine Geheimniſſe, die wir Andern nicht kennen, noch ahnen. Aber ich hätte es nicht gedacht, daß es Art des Genies wäre, ſo ſich ſelbſt zu beobachten, ſo ſich ſelbſt nachzugehen auf allen Wegen, von der Laufbank bis zur Krücke. Ich meinte, das wahre Genie ſei ein Kind, das gar nicht wiſſe, was es thut, gar nicht wiſſe, wie reich und glücklich es iſt. Schiller und Göthe ſprechen ſo oft von dem Wie und Warum, daß ſie das Was darüber vergeſſen. Als Gott die Welt erſchuf, da wußte er ſicher nicht ſo deutlich das Wie und Warum, als es Göthe weiß von ſeinen eigenen Werken. Wer göttlichen Geiſtes voll, wer, hineingezogen in den Kreis himmliſcher Gedanken, ſich für Gott den Sohn hält — weicht auch die feſte Erde unter ſeinen Schritten — der mag immer geſund ſein, nur verzückt iſt er. Aber für Gott den Vater? Nein. Das iſt Hochmuth in ſeinem Falle, das iſt Blödſinn. Nichts iſt beleidigender für den Leſer, als eine gewiſſe Ruhe der ſchriftſtelleriſchen Darſtellung; denn ſie ſetzt entweder Gleichgültigkeit oder Gewißheit zu geſtalten voraus. So mit dürrem Ernſte von ſich ſelbſt zu reden, ohne Eigenliebe, ohne Wärme, ohne Kindlichkeit, das ſcheint mir — ich mag das rechte Wort nicht finden.

Wie ganz anders Voltaire. Seine Eitelkeit macht uns ihm gewogen. Wir freuen uns, daß ein Mann von ſo hohem Geiſte um unſer Urtheil zittert, uns ſchmeichelt, zu gewinnen ſucht.

Die Liebe hat die Briefpoſt erfunden, der Handel benutzt ſie. Schiller und Göthe benutzen ſich als Bücher; es iſt eine didaktiſche Freundſchaft, ein wechſelſeitiger Unterricht zwiſchen ihnen. Unſere beiden Dichter haben eigentlich ganz verſchiedene Mutterſprachen. Freilich verſteht jeder auch die des andern, ſo viel man ſie aus Buch und Umgang lernen kann; aber Göthe macht ſich's wie ein Franzoſe immer bequem und redet mit Schiller ſeine eigene Sprache, und Schiller, als gefälliger Deutſcher, ſpricht mit dem Ausländer ſeine ausländiſche. Von ihrer Freundſchaft halte ich nicht viel. Sie kommen mir vor wie der Fuchs und der Storch, die ſich bewirthen: der Gaſt geht hungrig vom Tiſche, der Wirth, überſatt, lacht im Stillen. Doch kommt Storch Schiller beſſer dabei weg, als Fuchs Göthe. Erſterer kann in Göthe's Schüſſel ſich wenigſtens ſeinen ſpitzen idealen Schnabel netzen; Göthe aber, mit ſeiner breiten realiſtiſchen Schnauze, kann gar Nichts aus Schillers Flaſche bringen.

Göthe ſchreibt: „ich bin jetzt weder zu Großem noch zu Kleinem nütze und leſe nur indeſſen, um mich im Guten zu erhalten, den Herodot und Thucydides, an denen ich zum erſtenmale eine ganz reine Freude habe, weil ich ſie nur ihrer Form und nicht ihres Inhalts wegen leſe.“ Bei den Göttern! Das iſt ein Egoiſt, wie nicht noch einer! Göthe ummauert nicht blos ſich, daß ihn die Welt nicht überlaufe; er zerſtückelt auch die Welt in lauter Ichheiten und ſperrt jede beſonders ein, daß ſie nicht heraus könne, ihn nicht berühre, ehe er es haben will. Hätte er die Welt geſchaffen, er hätte alle Steine in Schubfächer gelegt, ſie gehörig zu ſchematiſiren; hätte allen Thieren nur leere Felle gegeben, daß ſie Liebhaber ausſtopfen; hätte jede Landſchaft in einen Rahmen geſperrt, daß es ein Gemälde werde, und jede Blume in einen Topf geſetzt, ſie auf den Tiſch zu ſtellen. Was in der That wäre auch nebuliſtiſcher, als das unleidliche Durcheinanderſchwimmen auf einer Wieſe! Göthe's Hofleute bewundern das und nennen es Sachdenklichkeit; ich ſchlichter Bürger bemitleide das und nenne es Schwachdenklichkeit. Alle Empfindungen fürchtet er als wilde muthwillige Beſtien und ſperrt ſie, ihrer Meiſter zu bleiben, in den metriſchen Käfig ein. Er geſteht es ſelbſt in einem Kapitel der Wahrheit aus ſeinem Leben, daß ihn in der Jugend jedes Gefühl gequält habe, bis er ein Gedicht daraus gemacht und ſo es los geworden ſei. Bewahre der gute Gott mich und meine Freunde, daß wir nicht jeden Zug des Herzens als ungeſunde Zugluft ſcheuen! Lieber nicht leben, als ſolch einer hypochondriſch-ängſtlichen Seelendiät gehorchen! Tauſendmal lieber krank ſein!

Göthe *diktirt* ſeine Briefe auch aus Objektivſucht. Er fürchtet, wenn er ſelbſt ſchriebe, es möchte Etwas von ſeinem Subjekte am Objekte hängen bleiben und er fürchtet Sympathie wie ein Geſpenſt. Er lebt nur in den Augen: wo kein Licht, iſt ihm der Tod. Das Licht zu ſchützen, umſchattet er es. Was iſt Form? Der Tod der Ewigkeit, die Geſtalt Gottes . . . . Iſt Göthe glücklich zu nennen? Er iſt ſo arm und ſo allein! Ihm kommt jeder Wunſch erſt nach deſſen Erfüllung, er begehrt nur, was er ſchon beſitzt. Aber die Welt iſt groß und der Menſch iſt klein; er kann nicht Alles faſſen. Nur die Sehnſucht macht reich, nur die Religion, die, uns der Welt gebend, uns die Welt gibt, thut genug. Ich möchte nicht Göthe ſein; er glaubt Nichts, nicht einmal, was er weiß.

Ein Narr im *Geſellſchafter*, oder in einem andern Blatte dieſer Familie, ließ einmal mit großen Buchſtaben drucken: *Göthe hat ſich über die franzöſiſche Revolution ausgeſprochen.*

Es war ein Trompetenſchall, daß man meinte, ein König würde kommen, und es kam ein Hanswurſt. Und doch wäre Göthe, gerade wegen ſeiner falſchen Naturphiloſophie, der rechte Mann, die franzöſiſche Revolution gehörig aufzufaſſen und darzuſtellen. Aber er haßte die Freiheit ſo ſehr, daß ihn ſelbſt ſeine geliebte Nothwendigkeit erbittert, ſobald ſie ein freundliches Wort für die Freiheit ſpricht. Er ſchreibt an Schiller: „Ich bin über des Soulavie mémoires historiques et politiques du règne de Louis XVI. gerathen . . . Im Ganzen iſt es der ungeheure Anblick von Bächen und Strömen, die ſich nach Naturnothwendigkeit von vielen Höhen und vielen Thälern gegen einander ſtürzen und endlich das Ueberſteigen eines großen Fluſſes und eine Ueberſchwemmung veranlaſſen, in der zu Grunde geht, wer ſie vorher geſehen hat, ſo gut als der ſie nicht ahnete. Man ſieht in dieſer ungeheuren Empirie nichts als Natur und nichts von dem, was wir Philoſophen gern Freiheit nennen möchten.“ Göthe, als Künſtler Nothwendigkeit und keine Freiheit erkennend, zeigt hier eine ganz richtige Anſicht von der franzöſiſchen Revolution, und ohne daß er es will und weiß, erklärt er ſie nicht blos, ſondern vertheidigt ſie auch, die er doch ſonſt ſo haſſet. Er haſſet alles Werden, jede Bewegung, weil das Werdende und das Bewegte ſich zu keinem Kunſtwerke eignet, das er nach ſeiner Weiſe faſſen und bequem genießen kann. Für den wahren Kunſtphiloſophen aber gibt es nichts Werdendes noch Bewegtes; denn das Werdende in jedem Punkte der Zeit, das Bewegte in jedem Punkte des Raumes, den es durchläuft, iſt in dieſem Punkte, und der ſchnelle Blick, der ein ſo kurzes Daſein aufzufaſſen vermag, wird es als Kunſtwerk erkennen. Für den wahren Naturphiloſophen gibt es keine Geſchichte und keine Gährung; Alles iſt geſchehen, Alles feſt, Alles erſchaffen. Aber Göthe hat den Schwindel wie ein Anderer auch, nur weiß er es nicht, daß das Drehen und Schwanken in der Vorſtellung liegt und nicht in dem Vorgeſtellten.

VI.

Frankfurt, den 5. Mai.

Das Lumpengeſindel von Zeitungsſchreibern hat ſich durch unaufhörliches Sprechen von hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſo verwöhnt, daß ſie das Wort hoch ohne Unterſcheidung auch bei jeder andern Dimenſion anwenden. Es gibt für ſie keine Flächengröße, keine kubiſche, ſie kennen nur eine vertikale. Sie reden von hoher, ſtatt von großer Wichtigkeit; ſie ſagen hochwichtig ſtatt ſehr wichtig. Sie ſagen von einer Burg, ſie ſei tiefromantiſch gelegen. O, das iſt hochdumm! Sie ſagen auch tiefblau ſtatt dunkelblau. Ich glaube, Fouqué hat das erfunden. Gut für Fouqué: das iſt ſeine Feudomanie. Die Lehensherrlichkeit des Hellblau über Dunkelblau wird freilich hochſinnig dadurch bezeichnet. Aber was geht das die andern bürgerlichen Schriftſteller an? Warum ahmen ſie ihn nach?

Der Berliner Correſpondent der Allgemeinen Zeitung — lieſt man ſeine Berichte, iſt es gerade, als wollte man in's Waſſer beißen; es ſind zarte méringues à la crême, die man mehr trinkt als ißt — ſagte neulich einmal: man ſpricht in den höhern Cirkeln von einem höchſten Reiſeprojekt nach dem Norden. Das will ich alter Primaner in's Franzöſiſche überſetzen. Meidinger hilf!

Hoch, haut. — Höher, plus haut. — der Höchſte, le plus haut. — In höhern Cirkeln, dans les plus hauts cercles. Ich fürchte aber ſehr, das iſt falſch! So viel ich mich aus den Zeiten Robespierre's erinnere, wird, um im Franzöſiſchen den Superlativ zu bilden, der Artikel vor den Comparativ geſetzt; dans les plus hauts cercles hieße alſo nicht in den höhern, ſondern in den höchſten Cirkeln. Wie bringe ich aber das höher heraus? Ich weiß nicht. Zwar könnte ich mir helfen, wenn ich ſtatt hauts cercles, cercles élevés ſagte; das würde mir aber ſchöne Händel zuziehen. Denn wenn man meine franzöſiſche Ueberſetzung wieder zurücküberſetzte in's Deutſche — und es gibt oberflächliche Menſchen genug, welche niemals die Quellen ſtudiren — würde cercles élevés heißen: erhabene Cirkel. Bewahre mich Gott: das hieße ja ſoviel als Cirkel von fürſtlichen Perſonen! Es iſt eine kitzliche Sache. Still! Ich bin dabei, ich ſage: cercles qui sont plus que hauts. Bravo! . . . Spaßhaft bleibt es, daß hier im Deutſchen der Comperativ höher weniger ausdrückt, als der Poſitiv hoch; denn wenn der Berliner Allgemeine ſtatt in höhern Cirkeln, in hohen Cirkeln geſchrieben hätte, ſo würde das bedeuten: ein Cirkel von wenigſtens Miniſtern.

Nun weiter. Ein hohes Reiſeprojekt — un haut projet de voyage. Ein höchſtes Reiſeprojekt — un plus haut projet de voyage. Das hieße aber ein höheres Reiſeprojekt. Wie mache ich den Superlativ? Halt, ſo geht's. Ich ſage: un projet de voyage l'un des plus hauts. Alſo im Ganzen: On parle dans les cercles qui sont plus que hauts d'un projet de voyage l'un des plus hauts au nord.

Es iſt mir ſauer geworden, ich habe aber auch ein feines Stück Arbeit zu Stande gebracht. Wenn man ſich auch im Himmel zankt, was ich ſehr vermuthe, werden ſich die Manen meiner beiden Lehrer der franzöſiſchen Sprache um den Ruhm ihres irdiſchen Schülers ſtreiten. Der eine war ein hochbejahrter deutſcher Jude, Namens Wolf, den man, weil er in ſeiner Jugend einige Jahre Bambusröhre auf dem Pontneuf verkaufte, Wolf Pariſer nannte. Bald vierzig Jahre ſind darüber hingegangen, und noch erinnere ich mich wie von geſtern, welche Mühe ſich der alte Pariſer gegeben, mir die richtige Ausſprache des ille in canaille, bataille, oreille beizubringen. Endlich gelang es ihm. Ich ſprach oreille ganz genau aus wie er ſelbſt, nämlich orehgelje. Viele, viele Jahre ſagte ich nicht anders als orehgelje. Da ging ich einmal im Bade Ems drei Tage mit einem Diplomaten um, der, ſelbſt oreille vom Kopf bis zu den Füßen, mir die ächte Ausſprache dieſes intriguanten Wortes beibrachte. Nur drei Tage dauerte unſere Freundſchaft, die reiche Ernte aber entſchädigte mich für den kurzen Sommer. Ich trug damals, wie ich es noch trage, ein ſchwarzes grünbeſäumtes und mit einem goldenen Schnällchen geziertes Band, das, um Hals und Bruſt hängend, die Uhr in der Weſtentaſche feſthielt. War es Zufall, kränkliche Eitelkeit, oder geſunde Badepolitik, — das Band mit dem Schnällchen hatte einen ſolchen Wurf und Hang, daß, wenn der Rock das halbe Geheimniß verhüllte, es einem Ordensbande glich. Der Diplomat merkte es, ſuchte meine Bekanntſchaft mit großem Eifer, und machte ſie mit vielem Vergnügen. Drei Tage waren wir unzertrennlich und liebten uns ordensbrüderlich. Aber am dritten Tage knüpfte ich meinen Rock auf und zog die Uhr hervor, um zu ſehen, ob die Stunde ſei, an den Brunnen zu gehen. Da entdeckte der Diplomat, daß mein Ordensband nichts anderes ſei als ein ſeidener Galgenſtrick, woran meine goldene Zeit zappelte. Er verließ mich auf der Stelle, ſprach, ſah, hörte mich nicht mehr; doch, um nicht gar zu grob zu ſein, wich er mir ſo viel als möglich aus. Der Diplomat war ein Graf, dick und ich kann es nicht läugnen, er hatte nicht blos Leibeigene, ſondern auch ſchöne Kenntniſſe. Seine Dicke, die ihm das Gehen ſauer machte, gab mir Gelegenheit, mich an ihm zu rächen. Jeden Mittag nach dem Eſſen, wenn ſich die Kurgäſte zum Kaffee im Garten verſammelten, ſetzte ich mich an den Tiſch, der unter einer ſchattigen Linde, und auf welchem das Windlicht ſtand, das zum Anbrennen der Pfeifen beſtimmt war. Sobald nun der Graf in den Garten trat, gegen deſſen Eingang ich mit dem Rücken gekehrt ſaß, nahm er eine Cigarre zwiſchen Daumen und Zeigefinger und watſchelte dem Leuchtertiſche zu. Kaum aber erkannte er mich, kehrte er wieder um und machte, um Feuer in der Küche zu ſuchen, einen Weg von dreißig ſchattenloſen Schritten. Vierzehn Tage lang mußte er wegen der optiſchen Täuſchung mit dem Uhrbande ſchwer büßen. Ich lachte weniger, als er ſchwitzte, denn wahrhaftig er dauerte mich.

Mein zweiter franzöſiſcher Sprachlehrer hieß Marx und war ein emigrirter Geiſtlicher. Er bekümmerte ſich wenig darum, wie ich canaille ausſprach; aber Voltaire, Voltaire — dieſes Wort konnte ich richtig ſprechen lernen; denn es füllte faſt die ganze Lehrſtunde aus. Jeden Fluch, jede Schande, jedes Verderben häufte er auf dieſen Mann, und der gute alte Mann vergaß ganz in ſeinem Zorne, daß er mit einem achtjährigen Knaben ſprach, der damals von Voltaire noch gar nichts und von der franzöſiſchen Revolution nicht mehr wußte, als noch heute mancher graue Staatsmann weiß. Ich hatte von alten Kinderfrauen viel vom Kopfabhacken ſprechen hören und Revolution und Kopfabhacken war mir gleichbedeutend. Ich machte mir eine Guillotine aus Kartenblättern und köpfte als ein blutjunger Samſon manche ariſtokratiſche Fliege, die des Zuckernaſchens verdächtig war. Guter Marx, wie wirſt du erſtaunt und erſchrocken ſein, als du auch Voltaire im Paradieſe fandeſt! Mit welcher Geberde des Unmuths wirſt du gefragt haben: wo iſt denn die Hölle? . . . Da nahte ſich ein Engel des Lichts dem Throne Gottes und flehte: er iſt ſo eben erſt angekommen.

Wieder zu Ihnen, mein zarter Berliner. Wenn Sie mir gütigſt erlauben wollten, Sie einmal wacker durchzuprügeln, das würde mich ungemein erheitern. Hätten Sie mir nicht alle dieſe ſaure Mühe, all dieſes naſeweiſe Geſchwätz erſparen können, wenn Sie, ſtatt von *einem höchſten Reiſeproject nach dem Norden* zu reden, geſagt hätten: man ſpricht davon, *der Kronprinz werde nach Petersburg* reiſen? Glauben Sie denn, wir wüßten ſolche Zeitungsräthſel nicht zu löſen? O, wir Bürgerlichen haben auch Verſtand! Erſt kürzlich las ich im „*Ausland*" — eigentlich ſollte es das Inland heißen, denn das Ausland iſt das Inland der Deutſchen, nur dort haben ſie Bürgerrechte, in ihrem Vaterlande aber müſſen ſie ſich, wie es Fremden gebührt, beſcheiden nach den Geſetzen des Landes richten, müſſen ſehen, hören und ſchweigen — ich las: „*von dem Tode des Kaiſers P. von R.*" Was helfen aber die Punkte? Es dauerte keine acht Tage und ich hatte es herausgebracht, daß von dem Tode des Kaiſers *Paul von Rußland* die Rede ſei. In dem nämlichen Zeitungsberichte, o Allgemeiner! worin Sie von höhern Cirkeln und dem höchſten Reiſeprojekte ſprechen, erzählen Sie auch: das Berliner *Publikum* beſchäftige ſich viel mit den religiösmyſtiſchen Umtrieben in Halle. Hier ſagen Sie *Publikum*, denn Sie halten die Theologie für eine pöbelhafte Angelegenheit, die dem Publikum gehöre, ein höchſtes Reiſeproject aber, meinen Sie, ſei ein großes Eleuſiniſches Geheimniß, das nur in den höhern Cirkeln des Adels beſprochen werden dürfe.

Ich bin nur froh, daß nicht der König ſelbſt nach Petersburg zu reiſen gedenkt; denn alsdann hätten Sie von einem *allerhöchſten* Reiſeproject geſprochen, und damit hätte weder Meidinger noch Mozin, noch der Teufel ſelbſt fertig werden können. Als die franzöſiſche Sprache erfunden worden, da lebten die Franzoſen noch im rohen Zuſtande der Natur, ſie waren Wilde und Thieren ähnlicher als Menſchen. Damals gab es noch nichts in der Welt, was *allerhöchſt* geweſen, nicht einmal Gott war es, denn — ſagen die Druiden — Gott iſt der Höchſte; höher als das Höchſte aber iſt eine Unmöglichkeit. Nun iſt zwar ſeitdem auch in Frankreich Gott herabgeſunken und der Menſch geſtiegen, und der Thronhimmel wurde höher hinaufgeſchraubt als Gottes Himmel. Aber die allzu fertigen Franzoſen haben ihre Sprache zu ſchnell unter Dach gebracht, und jetzt haben die Unbeſonnenen kein Wort für *Allerhöchſt*. Wir Deutſche ſind vorſichtiger geweſen. Wir ließen, um zu keiner Zeit bei unſerm Hoch- und Höher-Bau gehindert zu ſein, lieber in unſere Sprache hineinregnen und ſchneien, ehe wir ſie bedeckten, und ſo blieben wir auf alle Ereigniſſe gefaßt. Sollte einmal ein König der Könige ſich erheben, ein zweiter Napoleon, aber ein legitimer, für den Allerhöchſt zu wenig wäre und dem wir Komplimenten-Prieſter ein Aller-Allerhöchſt verehren möchten — das würde uns nicht in die geringſte Verlegenheit ſetzen; wir wären mit unſerer Deklination des Aller-Allerhöchſten gleich bei der Hand.

Aller-Allerhöchſtdieſelben.

Singularis.

vacat.

Pluralis.

Nom.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Gen.	Aller-Allerhöchſtderſelben.
Dat.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.
Acc.	Aller-Allerhöchſtdieſelben.
Voc.	O Aller-Allerhöchſtdieſelben!
Abl.	Aller-Allerhöchſtdenſelben.

VII.

Soden, den 6. Mai.

Worte! — Und nur Worte? Gibt es denn Etwas, das furchtbarer, das kriegeriſcher wäre, als Worte? Die höchſten Wälle hat man erſtürmt, die ſtärkſten Mauern hat man umgeworfen, aber was ſich hinter dem Worte verſchanzt, das iſt ſicher und verhöhnt euer ohnmächtiges Toben: nur das Alles zerwitternde Jahrtauſend zerſtört dieſe Feſte. Das Wort iſt der Zauberharniſch, mit dem bedeckt, der Feige dem Tapfern trotzt; nie treffet ihr das Herz, ehe ihr nicht die eiſerne Bruſt zerſchlagen.

Geſtern die Theorie, heute die Praxis. O! diesmal werden mir auch die Philiſter Recht geben; denn wenn der Deutſche hungert, hat er Muth und ſpricht wie er es denkt.

Der Wagen ſtand vor der Thüre, um gepackt zu werden, und zum Tiſche war nichts vorbereitet.

Ich rechnete darauf bei einer Freundin zu eſſen, die in meiner Nachbarſchaft wohnt. Ich ſchickte meinen Bedienten hinüber und ließ mich melden; aber er brachte mir die Antwort zurück: Madame bedauere unendlich, nicht das Vergnügen haben zu können, ihr Mann ſei verreiſt. Zu jeder andern Zeit wäre mir dieſe Scheu, mit mir allein zu ſein, ſchmeichelhaft geweſen; aber ich hatte Hunger, brummte, zermalmte einen trockenen Zwieback und fuhr fort.

Den Abend kam eine gemeinſchaftliche Freundin heraus, die mir mein Faſten erklärte. Mein ſehr höflicher Bedienter hatte der Dame die ſchönſten Komplimente von ſeinem Herrn gebracht und ihr ausgerichtet: „ſie (mit dem kleinen ſ) möchten bei Ihnen (mit dem großen I) zu Mittage eſſen.“ Die Dame aber hatte gehört: „Sie (mit dem großen S) möchten bei ihnen (mit dem kleinen i) eſſen,“ und da ihr Mann abweſend war, konnte ſie natürlich die Einladung nicht annehmen.

O ihr, ihr! wenn ich nicht zornig wäre, wie wollte ich grob ſein — das kommt dabei heraus daß ihr Hochdiener und Plusmacher mit eurer verdammten Kriecherei und Unterthänigkeit aus einem Menſchen, der oft nicht einmal ein ganzer iſt, viele macht!

— Als ich hier angekommen, ſuchte ich gleich hinter den Häuſern den blühenden Frühling; aber ich fand ihn nicht mehr. Es iſt ein Wettlauf zwiſchen Blumen und Mädchen: wer iſt ſchneller? Als Knabe ſah ich Stunden lang nach dem Himmel, einen Stern fallen zu ſehen. Ich athmete — der Stern *war* gefallen; fallen ſah ich ihn nie.

VIII.

Soden, den 9. Mai.

Ich bin erſt drei Tage hier, und ſchon iſt mir die Zeit über den Kopf gewachſen. Lang, lang, lang! Ich war der erſte und bin noch der einzige Brunnengaſt; ich bin der Kurfürſt von Soden. In einigen Wochen nennt man mich den Reſtor unter den Kurgäſten. Doch was wird mir das nützen bei den künftigen Damen, flöſſe mir auch die Weisheit ſüß wie Honig von den Lippen? Man kann gleich Mahomed noch im vierzigſten Jahre ein Held werden und Länder erobern; aber nach der Anſicht aller weiblichen Hiſtoriker endet das heroiſche Zeitalter der Männer mit dem dreißigſten Jahre. Schlimm! Ich werde ein geiſtlicher Kurfürſt bleiben.

Aus meinem Fenſter überſehe ich den Hof und zwar genauer und beſſer als andere Fürſten den ihrigen, und ich erfahre Alles, was darin vorgeht, ganz der Wahrheit gemäß. Er hat einen großen Vorzug vor dem alten Hofe von Verſailles: dieſer hatte nur ein Oeil de boeuf, meiner aber hat viele. Er beſteht übrigens, wie gewöhnlich, aus wenigen Menſchen und zahlreichem Vieh. Unſer Hofleben iſt keineswegs ohne Abwechſelung; außer dem Alltäglichen geſchieht auch täglich etwas Neues. Ich paſſe ſehr auf und werde gleich St. Simon Memoiren ſchreiben.

Geſtern in der Nacht war der Hof ſehr unruhig. Das große Thor wurde auf- und zugeſchloſſen, es wurde geſchrieen und geflüſtert und viele Menſchen gingen mit Lichtern hin und her. Ich konnte erſt ſpät einſchlafen. Heute Morgen erfuhr der Hof und zwei Stunden nachher das Dorf die höchſt erfreuliche Nachricht, daß kurz vor Mitternacht die Kuh glücklich gekalbt habe. Die hohe Kalbbetterin befindet ſich ſo wohl, als es unter ſolchen Umſtänden möglich iſt. Es iſt keine Schmeichelei, wenn ich ſie die hohe nenne. Sie iſt eine Schweizerkuh und ſo hoch und ſtattlich als mir je eine vorgekommen; ſie iſt die Königin des Stalles. Ich wurde ihr geſtern nach dem Diner von der Viehmagd präſentirt. Ich begnügte mich ſie zu bewundern, ſprach aber nicht mit ihr, da ſie nicht mit mir zu reden anfing. Mir fiel zu rechter Zeit ein, was vor zwanzig Jahren an einem Hofe, der ſpäter im Brande von Moskau zerſtört worden iſt, einem ehrlichen Deutſchen von meinen Bekannten begegnet iſt. Er wurde der Königin präſentirt, machte die üblichen drei Bücklinge und begann ſeine wohleinſtudirte Rede mit ſanfter Stimme herzuſagen. Da trat der Ceremonienmeiſter hervor, fiel ihm in das Wort und ſagte zurechtweiſend: on ne parle pas à la reine! Daran dachte ich im Stalle. —

Heute früh fand ein Zweikampf zwiſchen einer Hofgans und einer aus dem Dorfe Statt, die, obzwar nicht hoffähig, ſich eingedrungen hatte. Die Hofgans packte die Zudringliche am Flügel, dieſe machte es eben ſo mit ihrer Gegnerin, ſo daß die beiden zuſammen ein Oval bildeten. Sie drehten ſich einander feſthaltend im Kreiſe herum und walzten auf dieſe Weiſe, Bruſt an Bruſt gelehnt, Haß athmend, mit einander. Der Staub wurde aufgewühlt, die Federn ſtoben. Der Kampf dauerte über eine Viertelſtunde lang. Endlich mußte die eitle Bauerngans, tüchtig gerupft, mit Schmach bedeckt und von Spott verfolgt, die Flucht ergreifen. Die übrigen Hofgänſe hatten natürlich die Partei ihrer Standesgenoſſin genommen. Es war ein Geſchnatter, ein Gepfeife und ein Flügelſchlagen, daß es gar nicht zu beſchreiben iſt. Beſonders zeichnete ſich eine alte Gans mit gelbem Halſe durch ihre Heftigkeit und Bosheit aus; ſie ſchnaufte vor Wuth und kam dem Erſticken nahe. Sie ſchnatterte dabei mit ſolchen ausdrucksvollen Geberden, daß ich, ob mir zwar die Gänſeſprache fremd iſt, jedes ihrer Worte verſtehen konnte. Sie ſagte: — verſteht ſich auf franzöſiſch, denn eine Hofgans wird ſich wohl hüten anders als franzöſiſch zu ſchnattern — „Ces petites Villageoises effrontées avec leur petite mine de grands écus se glissent partout. Bientôt nous autres gentiloies n'aurons guères de previlèges ici, et la haute basse-cour sera aussi sale qu'une borne de rue. Voilà les beaux fruits de la moderne philosophie! Voilà les funestes effets du libéralisme caressé par des pieds royaux! Notre gracieux maitre le taureau a toujours été sourd aux sages remontrances de ses vieilles et fidèles servantes. Il est cosmopolite et philozone et court après les jeunes idées. Il périra et entrainera dans sa chûte, le trône, l'autel et la vieille volaille! —“ Eine junge Gans, die hinter der alten ſtand, als dieſe ſich ſo ereiferte, machte einen ſpöttiſchen Schnabel und kicherte verſtohlen. Weil ſie jung war, fürchtete ſie jeunes idées nicht und ſie war darum weniger ariſtokratiſch. —

Was man ſich ſeit einigen Tagen zugeflüſtert, iſt endlich laut und kund geworden. Der Hofhund iſt in Ungnade gefallen und hat ſeine Stelle verloren. Seine Knochen bezieht er als Penſion fort und kann ſie verzehren, wo er will. Man begreift nicht, was er in ſeinem Amte verſchuldet haben kann. Er hatte nichts zu thun, als, ſo oft Einer kam und ging, zu bellen, und jeden Ein- und Austretenden einige Schritte zu begleiten. Er war gleichſam ein Ober-Ceremonienmeiſter. Einige behaupten, er habe ein Hühnchen gebiſſen; Andere ſagen, er ſei der Lieblingsgans der Wirthstochter auf verbotenen Wegen begegnet und habe nicht zu ſchweigen gewußt. Mehrere ſind der Meinung, er habe mit dem Reitpferde des Herrn einen Streit gehabt, und ſei durch deſſen Einfluß geſtürzt worden. Wieder Andere wollen wiſſen, er habe treuloſer Weiſe einem fremden Hofe Alles zugeſchleppt, was er in dem ſeinigen erwiſchen konnte. Wohlwollende ſagen dagegen, an dem Allen ſei kein wahres Wort; ſondern der neue Wirth habe ſeinem Lieblingshunde die Stelle des Hofhunds geben wollen und darum habe der alte Platz machen müſſen. —

Ein liberales Rind hat mit ſeinem Kopfe ein

Loch in die Mauer geſtoßen, ſo groß, daß es Stirn und Schnauze hindurch ſtecken kann. Jetzt brummt es den ganzen Tag in den Hof hinaus und genießt unbeſchränkte Brummfreiheit. Der Wirth, als ein kluger Mann, hat es wohl berechnet, daß dem liberalen Ochſen der Verſtand nicht hinreicht, ſich auch mit Leib und Füßen aus dem Stalle zu befreien, läßt darum das Loch unbeſorgt offen und bekümmert ſich gar nicht um das Brummen. —

Den ganzen Tag, von Morgen bis Abend, ſpaziert die Truthenne im Hofe herum und wirft, ungemein kokett, den Hals herüber und hinüber. Zwei Truthähne folgen ihr beſtändig und vor Eiferſucht und Aerger blähen ſie ſich auf und werden blau im Geſichte. Sie ſind ſo argwohniſch, daß keiner den andern nur einen Hühnerſchritt vorausgehen und der Gebieterin näher kommen läßt. Dieſe ſieht ſich nie nach ihnen um, und als wollte ſie ihre Liebe und Geduld auf die Probe ſtellen, geht ſie nie gerade, ſondern bewegt ſich in den launenhafteſten Quadrillen-Figuren. Aber ihre Anbeter treten unermüdlich in ihre Spur. Wie unmännlich, albern und verächtlich mir das Betragen dieſer Truthähne vorkommt, das kann ich gar nicht beſchreiben.

— Ach! Ach! Die Zeit wird mir erſchrecklich lange. Wie einſam iſt der Menſch unter Vieh!

Doch wollte ich gern allen menſchlichen Umgang entbehren, wäre nur wenigſtens Adel hier.

Was iſt ein Badort ohne Adel?
Was der Zwirn iſt ohne Nadel,
Was die Nähnadel ohne Zwirn,
Was ein Kopf iſt ohne Gehirn,
Was die Kartoffeln ohne Salz,
Was Baden iſt ohne die Pfalz.

IX.

Soden, den 16. Mai.

Im September 1819, an einem trüben deutſchen Bundestage, erwachte ich zu Frankfurt a. M. mit dem Katzenjammer. Ich hatte mich mit guten Kameraden in ſchlechter Hoffnung berauſcht, hatte zu viel getrunken von der verdammt geſchwefelten Freiheit und mußte das Alles wieder von mir geben. Wer den Katzenjammer nicht kennt, der kennt die Macht der ſtrafenden Götter nicht; es iſt die Reue des Magens. Mir war jämmerlich zu Muthe. Da beſchloß ich, dieſe Jammerſtätte zu verlaſſen und nach Frankreich zu gehen, wo klügere und muthigere Bürger ihre Rechte beſſer kennen und vertheidigen als wir, und wo ſchelmiſche Wirthe ihnen den blutrothen Wein nicht unbemerkt, nicht ungeſtraft verderben können.

Zu jener Zeit gab ich ein Journal heraus. Es wurde in Offenbach gedruckt, wo die herrlichen Pfeffernüſſe gemacht werden. Das Blatt war gut, ſo lange es frei war, und es mundete den Leſern. Da ſetzte man es unter Cenſur und ich gab es auf. Wenn Regierungen Furcht bekommen, ſind ſie furchtbar; ſie werden übermüthig aus Mangel an Muth.

In einem der letzten Blätter meines Journals ſtand ein Aufſatz, der mir aus dem nördlichen Deutſchland zugeſchickt worden. Ich erinnere mich nicht genau mehr ſeines Inhalts und beſitze das Blatt nicht mehr; ich erinnere mich nur noch, daß er mit Geiſt geſchrieben war und von den Mitteln ſprach, die man anwenden könne und ſolle, den Fürſten trotz den ſie umlagernden Höflingen und Miniſtern die Wahrheit und die Noth und die Wünſche des Volkes zuzuführen. Mein Verleger erzählte mir, ein Bundestag-Geſandter habe ſich von dem bezeichneten Aufſatze mehrere Exemplare holen laſſen. Das kümmerte mich wenig; ich rief blos, als hätte ich den Herrn nießen hören, zur Geſundheit!

Als ich auf die Polizei kam und einen Paß nach Paris verlangte, beſtellte man mich auf den andern Tag. Als ich den andern Tag wieder kam, beſtellte man mich auf morgen. Das dritte Mal wurde ich unter irgend einem Vorwande wieder abgewieſen.

Ich ſetzte das mit dem Blatte in Verbindung, welches diplomatiſche Wißbegierde unter ihr Mikroſcop gelegt hatte, und ich ward beſorgt. Ich bedachte, daß unſere gute Frankfurter Polizei ſich nicht eher um Politik bekümmert, als bis es ihr ein Miniſter oder Miniſterchen befiehlt; daß ſie dann aber nicht den Eulenſpiegel nachahmt, der als ein guter Chriſt nicht mehr thut als ihm befohlen iſt, ſondern daß ſie aus Furcht, zu wenig zu thun, mehr thut, als ihr befohlen worden. Auf die neun und dreißig Köpfe des deutſchen Cerberus blickt ſie mit unbeſchreiblichem Grauen. Von der heilſamen Angſt, welche eine gute Polizei den Spitzbuben einflößen ſoll, von dieſer Spitzbubenangſt hat die Frankfurter Polizei, als ihrem Kriegsmaterial, einen großen Vorrath. Ja, von der Furcht für Oeſterreich allein beſitzt ſie ein ganzes Zeughaus voll. Sobald dieſes befiehlt, vergeht ihr alles Hören und Sehen; ſie wirft ſich auf den Bauch, ruft Allah! Allah! gelobt ſei Gott und Mahomet ſein Prophet! — und gehorcht.

Ich beſchloß daher ohne Paß und ſo leiſe als möglich mich aus meiner guten freien Vaterſtadt zu ſchleichen, und ich that es. Der Paß wurde mir ſpäter nachgeſchickt; doch habe ich nie erfahren können, aus welchem Grunde er mir einige Tage lang vorenthalten worden. Ich glaube zwar nicht, daß dieſe

Zögerung ein diplomatiſches Belieben zur Urſache hatte; doch iſt meine damalige Aengſtlichkeit noch heute in meinen Augen gerechtfertigt, und ich würde im gleichen Falle auf gleiche Weiſe handeln. Vor der Revolution ſagte ein kluger Franzoſe: „wenn man mich beſchuldigte, die große Glocke von Notre-Dame geſtohlen und ſie an meine Uhrkette gehängt zu haben, ich würde vorläufig die Flucht ergreifen.“ So ſchlecht war damals die Criminaljuſtiz in Frankreich. Nun, mit dem Stehlen, Rauben und Morden iſt es in Deutſchland ſo gefährlich nicht und ich würde, wenn man mich eines ſolchen Verbrechens beſchuldigte, ruhig die Unterſuchung abwarten. Nicht aber ſo bei politiſchen Vergehen. Käme morgen beim Frühſtücke ein Freund zu mir und warnte mich: ich wäre in Verdacht gerathen, auf der Frankfurter Börſe dreihundert der tapferſten Juden angeworben zu haben, um an deren Spitze am nächſten Ultimo nach Mannheim zu ziehen, die Rheinpfalz zu erobern, eine Republik daraus zu bilden und ſo den monarchiſchen Streitigkeiten zwiſchen Baiern und Baden ein Ende zu machen — ich würde mir nicht die Zeit nehmen, meine Stiefeln anzuziehen, ſondern in Pantoffeln davon laufen. Ich möchte nicht ſagen, daß die deutſchen Juſtiz- und Verwaltungsbehörden minder einſichtsvoll und gerecht wären, als die engliſchen und franzöſiſchen; aber ſobald es ſich um ſogenannten Hochverrath handelt, verlieren ſie die Beſinnung, ſie wiſſen nicht was ſie ſehen, was ſie hören, noch was ſie thun; ſie haben dann ihren Gott im Auge und ſind unmenſchlich. Sie beherrſcht eine falſche oder eine überſpannte Vorſtellung von der Göttlichkeit und doch zugleich wieder von der Sterblichkeit, von der Unverletzlichkeit und zugleich wieder von der Verletzbarkeit einer Regierung. Ein politiſches Vergehen iſt ihnen auch eine Ketzerei, und die Glaubenswuth trübt dann ihre Vernunft. Ja, je ehrlicher die Richter, je mehr ſie gewohnt ſind, ihre Pflicht ſtreng zu erfüllen, um ſo gefährlicher werden ſie dem Unſchuldigen wie dem Schuldigen. Ich erinnere mich, daß ich vor mehreren Jahren mich gegen einen Diplomaten tadelnd ausgeſprochen über die Art, wie die preußiſche Regierung in der Angelegenheit der demagogiſchen Umtriebe verfahren, und wie mancher Unſchuldige, unſchuldig ſelbſt in dem engen Sinne wie es die Regierung nahm, durch eine hinſchleppende Unterſuchung und lange Gefangenſchaft ſo geängſtigt und gequält worden, daß dieſes ganz einer richterlichen Strafe gleich kam. Der Diplomat antwortete mir mit bewunderungswürdiger Naivetät: ja, das wären unglückliche Zufälle, die nicht anders anzuſehen, als wenn Ziegel vom Dache fielen und die Vorübergehenden verwundeten. Aber zum Teufel auch! Eine Regierung ſoll kein Dach ſein, und wenn ja ein Dach, eines uns zu ſchirmen, nicht uns zu verderben. Und ſie ſoll ihre Ziegel feſt machen, daß nicht jeder Windſtoß einer Begebenheit, daß nicht der Sturm jeder Leidenſchaft ſie herabſchleudere auf die unten gehenden Bürger. Es iſt doch gar zu traurig, wenn man ohne Kopfweh nicht vor einer Regierung vorbei gehen kann!

An einem heitern Oktober-Tage ging ich über die Sachſenhäuſer Brücke, um durch Straßburg nach Paris zu reiſen. Der Kriegsrath Reichard gibt es in zwei Sprachen deutlich zu verſtehen, einem jungen Menſchen, der mit Nutzen reiſen wolle, wären folgende Kenntniſſe und Uebungen ganz unentbehrlich. Nämlich: 1) Naturgeſchichte; 2) Mathematik; 3) Mechanik; 4) Geographie; 5) Landwirthſchaft; 6) Sprachen; 7) Zeichnen; 8) leſerlich und ſchnell ſchreiben; 9) Schwimmen; 10) einige mediciniſche Kenntniſſe; 11) ſchöne Künſte, beſonders Blas-Inſtrumente, die man auseinanderlegen und ſehr bequem in die Rocktaſche ſtecken kann. Außerdem müſſe ein reiſender Jüngling mehrere ſpirituöſe Dinge mit ſich führen, als 1) eine Flaſche Vierräuber-Eſſig; 2) eine Flaſche franzöſiſchen Branntwein; 3) eine Flaſche Schußwaſſer oder peruaniſchen Balſam; 4) ein Fläſchchen Ammoniac-Salz gegen Ohnmachten; 5) ein Fläſchchen Hofmann'ſche Tropfen. Von allen dieſen Kenntniſſen beſaß ich wenig, von den mediciniſchen und chirurgiſchen Flüſſigkeiten gar nichts; ſondern ich führte blos ein zweites Hemd bei mir, ſchon genannten Kriegsrath und eine kleine nette Ausgabe von den Dynaſtien des franzöſiſchen Kaiſerreichs: Napoleon I., Napoleon II., Napoleon III. bis Napoleon L. Als einſt Napoleon I. in Danzig, nachdem er den Tag über mit den Deutſchen geſpielt hatte, Abends mit ſeinen Generalen ſpielte, faßte er eine Hand voll Gold und fragte: n'est ce pas, Rapp, les Allemands aiment beaucoup ces petits Napoleons? — Oui, Sire, plus que le grand, antwortete Rapp. Das hat der Kaiſer einige Jahre ſpäter auch erfahren. Die Deutſchen haben den großen Napoleon auf die Erde geworfen und haben die kleinen Napoleons, ob ſie zwar der große alle geſchlagen hat, behalten. . . . . Dieſen Doppelgedanken hatte ich vor dem deutſchen Hauſe.

Bis zur Sachſenhäuſer Warte ſah ich oft nach Frankfurt zurück; ich fürchtete immer, der Polizei-Actuar Gravelius und der lange Gatzenmayer würden mich verfolgen. In meiner Angſt betrübte es mich beſonders, daß ich aus der ganzen Reiſe-Apotheke nicht wenigſtens das Ammoniac-Salz gegen

Ueblichkeiten mit mir führte. Doch nichts kam hinter mir als eine kleine Kutſche, worin ein vergnügter Lotterie-Collekteur ſaß, bei dem das große Loos herausgekommen war oder der es ſelbſt gewonnen hatte, und der mit ſeiner Gattin eine Luſtreiſe machte. Auf meine Bitte waren ſie ſo artig, mich in den Wagen zu nehmen, oder eigentlich auf den Bock, weil der Wagen für drei Perſonen zu eng war. Als ich die Frankfurter Gränze zurückgelegt hatte, ward ich ſehr heiter. Daß Deutſchland, welches doch im Grunde ein ungetheiltes Ganze ausmacht, immer in Brüchen gezählt wird und daß man, ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagt der deutſche Bund, nämlich $^{39}/_{39}$ — das hat mich zwar immer nicht weniger geärgert, als es den Armen-Advokat Siebenkäs verdroß, wenn ſeine Frau ſagte: es hat vier Viertel auf vier geſchlagen. Doch fiel mir in Langen bei, daß dieſe Verbal-Zerſtückelung des Landes auch für kleine Spitzbuben nützlich ſei; denn da eine Behörde oft ſchon für die zweite Meile Requiſitorialien braucht, ſo kann, bis dieſe concipirt und mundirt ſind, ein Spitzbube ſchon einen guten Vorſprung gewinnen. Es kamen uns mehrere Boten entgegen, die im raſchen Vorübergehen dem Collekteur die in der Darmſtädter Lotterie herausgekommenen Gewinnſte zuriefen. Fortuna auf der Chauſſee kam mir wunderlich vor;

aber der Collekteur ſchien zufrieden. Als wir uns Darmſtadt nahten, bat ich dringend, mich, bis wir die Stadt hinter uns hätten, in den Wagen zu nehmen. Dies ward mir zugeſtanden. Ich für meine Perſon bin zwar ziemlich hager; aber der dicke Paſſagier in meiner Rocktaſche incommodirte die ſchöne Collektrice ganz ungemein. Die guten Leute dachten gewiß, ich hätte Ehrgefühl und ich ſchämte mich, in einer Großherzoglichen Reſidenz mich auf einem Bocke zu zeigen. Das hatte aber einen ganz andern Grund. Ich wollte mich nämlich vor einem Geſandten verbergen, an deſſen Wohnung wir vorüberfahren mußten, und der, wie mir ahnete, meine geheime Geſinnung noch einmal dechiffriren würde. Auch iſt dieſe Ahnung einige Monate ſpäter eingetroffen, wie ich es in der Folge meinem neugierigen Tagebuch erzählen werde. Zwar iſt die Geſchichte alt und mein Gedächtniß ſchwach; doch in unſern Tagen braucht man kein Gedächtniß, um dumme Gewaltthätigkeiten nicht zu vergeſſen.

In Mannheim, wo ich meinen Paß fand, ſetzte ich mich in den Poſtwagen und fuhr nach Straßburg. Wie wohl war mir, als ich die franzöſiſche Gränze erreicht hatte! Ich fühlte mich frei. In dieſem Lande, dachte ich, wird wohl ein ehrlicher Mann auch gehudelt; iſt er aber nicht dumm oder feige, hudelt er die Hudeler wieder. Hier wird man auch geprügelt; aber man wehrt ſich. Hier wird man auch geſchimpft, aber es beſchimpft nicht, denn man ſchimpft zurück. Bei uns aber wird man geſcholten und muß ſchweigen wie ein Bedienter; man wird geſchlagen wie ein Hund und darf nicht heulen wie ein Hund! Bei Prügeleien kommt es gar nicht darauf an, wer mehr Prügel bekommt, wir oder unſere Gegner; es kommt nicht auf die größeren oder geringeren Schmerzen, nicht auf die größeren oder kleineren blauen Flecken an; ſondern darauf, daß wir unſere Ehre behaupten und uns zur Wehre ſetzen. Auch weiß es ein bedächtiger Mann immer ſo einzurichten, daß er die erſte Ohrfeige gibt.

Am Jahrestage der Leipziger Schlacht kam ich durch die Champagne. Der achtzehnte Oktober wird in Deutſchland nur noch von den freien Städten gefeiert. Es geſchieht dies, um die Londoner Kaufleute portofrei zu benachrichtigen, daß Alles noch gut für ſie ſtehe, und um die hohen vergeßlichen Alliirten jährlich einmal an ihr Verſprechen zu erinnern. Es war Weinleſe und die jungen Winzerinnen warfen Körbe mit Trauben in den vorübereilenden Poſtwagen, es wagend, ob man ihnen ein Stück Geld dafür zurückwerfen werde. Ich nahm und bezahlte einen großen Vorrath, und eſſend und vergeſſend kam ich an die Barrieren von Paris.

— Dieſen Morgen fand ich am Saume eines waldigen Hügels unter einer Eiche eine junge Vagabundin gelagert, die auf dem Rücken in einem Bettelſacke einen goldgelockten Knaben trug. Das Kind war ihr ganzes Gepäck. Der Bube war ſeit ſeiner Geburt nicht gewaſchen worden; aber durch die dunklen Wolken ſeines Geſichts blitzten feuerrothe Wangen. Die Sonne ſchien ſo warm auf ihn herab, als wäre ſie ſeine Mutter und er ein Königsſohn. Sie hat ihn ſelbſt geſäugt und er wird ſtark werden. Gras und Bäume verneigten ſich vor ihm; die Vögel des Waldes, flüſternde Höflinge, zwitſcherten um ihn und ein ſanfter Wind ſchmeichelte ſeinen launiſchen Locken. Wie glücklich iſt dieſes Kind! rief ich aus. Sorgenlos von der ſorgenloſen Mutter von Dorf zu Dorf, von Feld zu Feld, von Wald zu Wald getragen! Es hat nichts zu verlieren, das Leben iſt ihm ein Glücksſpiel ohne Nieten, und kömmt nur ſeine Nummer heraus, muß es gewinnen. Vielleicht wird der Bube einmal gehenkt; aber das bringt keine Sorgen, das ſchafft ſie weg. Wie langweilig und abgeſchmackt iſt es aber, ein Kind honetter Eltern zu ſein, und ſelbſt ein ehrlicher Menſch zu werden und ſein gutes Auskommen zu haben! Wir dummen

Eſel, ſtatt frei umherzugraſen, wo ſich eine Wieſe findet, beladen uns mit Säcken voll Getreide, das nicht uns gehört, und ſchleppen es dem reichen Müller Tod zu, der es für den gnädigen Herrn Wurm mahlt und ſiebt! Alles hat, wer nichts hat; wer viel, hat immer wenig. Hoch lebe die Lumperei! Und abermals hoch! und zum dritten Male hoch!

Aehnliche Gefühle, als mir heute die ſo glückliche unbeladene Vagabundin einflößte, hatte ich, als ich frei und ohne Gepäck, wie ſie, in Paris ankam. Hineingeworfen in dieſes von ewigen Winden bewegte, toſende Meer, ſchwamm ich keck darin herum, als wäre ich in dem Elemente geboren; denn ich wußte gewiß, daß ich ſpezifiſch leichter ſei. An den drei franzöſiſchen Mauthgrenzen, die mich mit Stolz erfüllten, weil ſie mich an den viel zolligeren Mauthfluß meines geliebten Vaterlandes erinnerten, wurden alle Koffer, Säcke und Bündel der begüterten Paſſagiere bei Regenwetter von dem Poſtwagen herab auf die Erde geworfen, geöffnet und unterſucht, und die armen reichen Leute mußten verdrüßlich alles ſelbſt wieder in Ordnung bringen und waren unendlich beſorgt, es möchte etwas herausfallen und verloren gehen, und waren geplagt wie die armen Teufel und jammerten, daß es ein Mitleid war. Ich aber ſah dieſes alles aus dem Fenſter des

Wirthshauſes ſchadenfroh mit an, rieb mir vor Vergnügen die Hände, und als abſoluter Monarch meiner Zeit benutzte ich ſie, theils nützlich, indem ich mich unter den Poſtillonen im Franzöſiſchen übte, theils angenehm, indem ich die Weine des Landes verſuchte, theils beides zugleich, indem ich meine Schlafbegierde ſtillte.

Im Pariſer Poſthauſe ſtieg mein Wohlbehagen und die Noth meiner Reiſegefährten erſt recht hoch. Dieſe waren Provinzialen oder Ausländer, wie ich zum erſten Male in Paris, und wußten ſich gar nicht zu helfen. Man ſchleppte ihr Gepäcke in die Mauthſtube, wo eine Verwirrung ohne Gleichen herrſchte. Nachdem die Koffer viſitirt waren, luden ſie Packträger auf den Rücken und trugen ſie, unbekümmert um das Schreien der nachkeuchenden Eigenthümer, die Straße hinauf oder hinab. Doch ich ging ruhig, kalt und eingewohnt wie ein alter Conducteur im Hofe herum und rief: es lebe die Demagogie! es lebe die Polizei! es lebe die Lumperei! Um zehn Uhr Morgens war ich angekommen und erſt Nachmittags vier Uhr ſah ich mich nach einer Wohnung um. Ich hatte keine Freunde, keine Bekannte, keine Adreſſe; aber Nichts kümmerte mich. Ich lief den ganzen Tag umher, aus dem Palais Royal in die Tuilerien, von den Tuilerien auf den Vendome Platz, von dieſem auf die Boulevards, von dort auf den Platz der Baſtille. Ich ſah gleich den erſten Tag die halbe Stadt. Nur Etwas machte mir Sorgen. Der Poſtwagen war von Straßburg an drei Tage und drei Nächte fortgeeilt und hatte zum Nöthigſten nicht die nöthige Zeit gelaſſen. Ich ward auf dem Wege leichter mein Geld los, als das, wofür ich es bezahlte. In Paris fand ich die nöthige Zeit, nicht aber die nöthige Gelegenheit, und ich wußte mir nicht zu helfen. Da trat ich in das erſte beſte Haus im Palais-Royal, ſtieg eine Treppe hinauf, gebrauchte meine Sinne und ſuchte. Ich öffnete eine Thüre, ſteckte den Kopf hinein, ſah ein menſchenleeres Reſtaurations-Zimmer, worin ganze Haufen von Silbergeräthe auf dem Tiſche lagen, und zog mich eilig und erſchrocken zurück. Ich ſtieg in den zweiten Stock, öffnete wieder eine Thüre, ſah in einem kleinen Zimmer einen alten Mann in Kupfer ſtechen, ſagte: pardonnez, Monsieur, und kehrte um. Im dritten Stocke öffnete ich gleichfalls mehrere falſche Thüren, hinter welchen bald ein Herr, bald eine Dame ſaß, ſagte abwechſelnd: pardonnez, Monsieur, pardonnez, Madame, und ſetzte meine Entdeckungsreiſe fort. Endlich im vierten Stocke gewahrte ich eine Thüre mit einem kleinen runden Glasfenſterchen; ich glaubte am Ziele zu ſein und öffnete raſch — da trat mir ein junges ſchönes Mädchen entgegen. Ich brachte wieder mein pardonnez, Madame hervor: die Notre Dame aber faßte mich am Arme, zog mich weiter vor und verriegelte die Thüre hinter mir. Reposez-vous, Monsieur, ſagte ſie mir artig. In meiner Eile war ich tugendhaft und legte, nur als Geſchenk, ein Fünffrankenſtück auf das Nachttiſchchen. Dafür machte mich das dankbare Mädchen mit der Topographie des Hauſes bekannt. Ich mußte noch eine Treppe höher ſteigen. So hatte ich bis unter das Dach ein fremdes Haus durchkrochen und war mit einem bangen verlegenen Geſichte in alle Zimmer eingedrungen. Hätte ich kein Geld in der Taſche gehabt, ich wäre wohl zehn Male feſtgehalten worden; denn ich ſchlich und lauſchte wie ein Dieb. Aber — es iſt ein Wunder! man ahnete den unſichtbaren Gott in mir, ſah mich für einen Heiligen an und ließ mich ungehindert auf- und abſteigen.

Vom langen Umherſtreichen hungrig und müde geworden, ging ich in ein Kaffeehaus, um zu frühſtücken, mich auszuruhen und dann meine Wanderung fortzuſetzen. Da der ſchwere Reichard in meiner Taſche mir etwas läſtig fiel, bat ich die ſchöne Dame, die am Comptoir ſaß, mir das Buch zu verwahren, ich würde es im Vorübergehen wieder abholen. Aber mit ganz unbeſchreiblicher Freundlichkeit ſchüttelte ſie ihre ſchwarzen Locken, wies das Buch zurück und ſagte Oh, Monsieur! Das verblüffte mich etwas. Ich legte das Buch auf den Tiſch und bezahlte auf deſſen Deckel meine Karte. Die Dame ſtrich das Geld ein und zog dann das Buch mit noch größerer Freundlichkeit, als ſie es früher abgewieſen, wieder zu ſich, legte es in eine Schublade und ſagte, es ſolle gut verwahrt werden. Erſt fünf Minuten nachher wußte ich, was ich von dem Betragen denken ſollte. Ganz gewiß glaubte die gute Franzöſin, ich hätte kein Geld, mein Frühſtück zu bezahlen und wollte darum das Buch als Unterpfand zurücklaſſen. Sie nahm es nicht an und ſtellte ſich, als merkte ſie meine Verlegenheit nicht. Dieſes machte einen ſehr freundlichen Eindruck auf mich und nichts iſt mir früher oder ſpäter in Paris begegnet, was dieſen erſten Eindruck wieder geſchwächt hätte. Ich habe die Franzoſen immer urban, immer menſchlich gefunden — menſchlich im ſchönſten Sinne des Wortes. Das iſt nicht allein Menſchlichkeit, daß man Jedem in ſeiner Noth, ſobald er klagt, zu Hülfe komme — wem reichte hierzu immer die Kraft und der gute Wille zu? — ſondern daß man menſchlich fühle und eines Jeden Noth errathe und verſtehe. Das vermögen die Franzoſen, denn ſie ſind Totalmenſchen; das vermögen aber die Deutſchen nicht, die nur Stückmenſchen ſind und, kleinſtädtiſch ſelbſt in großen Städten, nur das Glück und Unglück ihrer Standesgenoſſen verſtehen.

Die herannahende Dämmerung erinnerte mich, daß ich für die Nacht noch kein Dach und Bett hatte. Ich ſuchte mir ein Hotel heraus, das ſchön angeſtrichen war und viele Fenſter hatte, trat hinein und forderte ein Zimmer. Der Wirth fragte mich, ob er meine Sachen von der Meſſagerie ſolle abholen laſſen? Ich antwortete kurz, ich hätte keine Sachen, die würden ſpäter nachkommen. Das machte ihn etwas ſtutzig, und allerdings gab mir der ordinäre Interims-Mantel von Biber, den ich in Mannheim gekauft hatte und der mir nur bis an die Kniee reichte, ein etwas ärmliches Anſehen. Indeſſen bekam ich ein Zimmer, da man wohl dachte, eine Nacht könne man es mit mir verſuchen. Ich nahm mir vor, jeden Tag meine Rechnung zu bezahlen, um den Wirth von ſeiner verzeihlichen Aengſtlichkeit zu befreien. Als ich am andern Morgen nach ihm fragte, war er ſchon ausgegangen und ich konnte ihn den ganzen Tag über nicht ſprechen. Am zweiten Morgen trat der Hausherr in mein Zimmer, drückte mir die Hand und war die Freundlichkeit, ja die Herzlichkeit ſelbſt. Er hatte in den Zeitungen geleſen, ich wäre als politiſcher Flüchtling in Paris angekommen; er bot mir ſein ganzes Haus, ſeinen Tiſch, ja ſeinen Geldbeutel an — ich würde zur gelegenen Zeit meine kleine Schuld wohl abtragen, bemerkte er. Es dauerte vierzehn Tage, ehe ich meinen Koffer aus Deutſchland bekam, und ſo lange bat ich täglich vergebens um meine Rechnung. Erſt als meine Sachen angelangt waren und der Hausherr ſah, daß ich nicht ohne Mittel ſei, nahm er Bezahlung von mir an.

So betrug ſich ein Franzoſe, dem ich fremd war. Darauf ging ich zu einem Deutſchen, dem ich bekannt war, der in Paris wohnte und Handel trieb. Ich bat ihn um die Erlaubniß, meine Koffer an ihn adreſſiren laſſen zu dürfen, da ich nicht wiſſe, ob ich meine gegenwärtige Wohnung behalten würde und alſo keine ſichere Adreſſe nach Hauſe ſchreiben könne. Der Mann war ſchon in Verlegenheit als er mich ſah; da ich aber um die Benutzung ſeiner Adreſſe bat, erſchrack er und verwirrte ſich, daß es zum Erbarmen war. Er beſchwor mich bei Gott, ihn mit meinem Koffer zu verſchonen, denn er habe in den heutigen Blättern geleſen, daß ich in politiſchen Händeln verwickelt ſei und in dergleichen laſſe er ſich nicht gern ein. „Je suis père de famille,“ jammerte der Narr. Ich hatte ihm freilich zu viel zugemuthet; er war nicht blos ein Deutſcher, ſondern zugleich ein Jude, alſo ein Haſe mit acht Füßen. Ich ließ ihn laufen. Aber Miniſter können daraus lernen, daß, um mit ihren widerſpenſtigen Liberalen fertig zu werden, ſie nichts Klügeres thun könnten, als ſie alle beſchneiden zu laſſen und Juden aus ihnen zu machen. Dann würden ſie folgſam wie die Schafe werden und würden, indem ſie alle ihr Geld in Staatspapiere ſteckten, für ihre ewige Ruhe freiwillige Caution leiſten.

Vierzehn Tage lang ſprachen die Pariſer Blätter der verſchiedenen Parteien von meiner Ankunft. Sie brauchten mich natürlich blos als Farbmaterial und zerrieben mich ſervil mit dem Stößer, oder kochten mich liberal ſanft auf — aber man ſprach doch von mir. Ich wollte meinen Augen nicht trauen. Bin ich denn eine höchſte Perſon? Bin ich ein Courier? Bin ich eine Sängerin? Bin ich ein jubellirender Staatsdiener? Das alles nicht, und doch iſt in den Zeitungen von mir die Rede! Was iſt das für ein närriſches Volk! Insbeſondere erinnere ich mich eines langen Artikels im Journal des Debats, worin theils mythologiſch, theils biographiſch von mir erzählt wurde, ich wäre ein Jude, Jakobiner und Mann von Geiſt, und wäre von den deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden, um von dem Comité directeur das Mot d'ordre zu holen. Aber — endigte der Bericht — ich wäre »d'ailleurs un homme de bonne foi.« Da das Journal des Debats damals ein miniſterielles Blatt war, ſo dürfen loyale Deutſche darauf ſchwören wie auf den öſterreichiſchen Beobachter und die preußiſche Staatszeitung, und ſie dürfen, ohne zu unterſuchen, annehmen, daß ich wirklich ein homme de bonne foi bin. Sie werden mir daher glauben, wenn ich ſie verſichere: daß ich nicht von deutſchen Demagogen nach Paris geſchickt worden bin; daß ich Nichts von einem Comité directeur erfahren; daß es nie ein ſolches gab, und daß ich kein mot d'ordre geholt. Mot d'ordre, ich, der ich nur von mir ſelbſt und meinem Arzte mir etwas vorſchreiben laſſe! Guter Gott! Ich bin kein ſolcher Narr.

Schon am erſten Morgen nach meiner Ankunft, noch ehe die Zeitungen von mir ſprachen, wurde ich von mehreren Deutſchen beſucht, die ich alle nicht kannte, die mich aber verſicherten, ſie kennten mich recht gut — welches auch wahrſcheinlich war. Gott weiß, woher ſie meine Adreſſe wußten! Sie fütterten mich mit franzöſiſchen Liebkoſungen, zogen mich fort, nahmen mich in ihre Mitte, faßten mich unter den Armen, recht herzlich, recht Bruſt an Bruſt, recht nahe unter der Schulter, ſo daß unſere beiderſeitigen Achſelhöhlen Kapſeln bildeten, in welchen man Seifenkugeln hätte verwahren können. Sie fragten mich wie ſieht es im lieben Vaterlande aus? Ich erzählte wie ein Kind und ein Narr. Ich kann ſchweigen, wenn ich will; ich will aber nicht. Warum auch? Es kann ſich eine Furche finden, in welche ein ſtilles Samenkorn fällt, das Wurzel faßt. „Das arme Vaterland!“ — riefen ſie aus, und ſahen einander an und ſuchten Wechſeltroſt in treuen Freundes Blicken. Ich hätte die Spitzbuben erwürgen mögen! Das währte ſo einige Tage lang, bis mein Mundvorrath erſchöpft war; dann verſchwanden ſie und ich ſah ſie nicht wieder. Der Teufel ſoll ſie holen, wenn er ſie, gegen alle Wahrſcheinlichkeit, in dieſen zehn Jahren noch nicht geholt hat!

X.

Soden, den 18. Mai.

Ich war immer erſtaunt, daß unſern zwei größten Dichtern der Witz gänzlich mangelt; aber ich dachte: ſie haben Adelſtolz des Geiſtes und ſcheuen ſich, da wo ſie öffentlich erſcheinen, gegen den Witz, der plebejiſcher Geburt iſt, Vertraulichkeit zu zeigen. Im Hauſe, wenn ſie Keiner bemerkt, werden ſie wohl witzig ſein. Doch als ich ihren Briefwechſel geleſen, fand ich, daß ſie im Schlafrocke nicht mehr Witz haben, als wenn den Degen an der Seite. Einmal ſagt Schiller von Fichte: „Die Welt iſt ihm nur ein Ball, den das Ich geworfen hat, und den es bei der Reflexion wieder fängt.“ Man iſt erſtaunt, verwundert; aber dieſe witzige Laune kehrt in dem bändereichen Werke kein zweites Mal zurück.

Der Mangel an Witz tritt bei Göthe und Schiller da am häßlichſten hervor, wo ſie in ihren vertraulichen Mittheilungen Menſchen, Schriftſteller und

Bücher beurtheilen. Es geſchieht dieſes oft ſehr derb, oft ſehr grob; aber es geſchieht ohne Witz. Das Feuer brennt, aber es leuchtet auch; das Licht warnt vor dem Schmerz und bezahlt ihn. Tadel ohne Witz iſt Gluth ohne Licht. Das Lob braucht den Witz, verträgt ihn nicht; Wohlgefallen iſt nur, wo Einheit der Empfindung, und der Witz trennt, zerreißt. Der Tadel braucht ihn; der Witz macht ihn milder, erhebt den Aerger zu einem Kunſtwerke. Ohne ihn iſt Kritik gemein und boshaft.

Ich weiß nicht, wie hoch die Geſetzbücher der Aeſthetik den Witz ſtellen; aber ohne Witz, ſei man noch ſo großer Dichter, kann man nicht auf die Menſchheit wirken. Man wird nur Menſchen bewegen, Zeitgenoſſen, und ſterben mit ihnen. Ohne Witz hat man kein Herz, die Leiden ſeiner Brüder zu errathen, keinen Muth, für ſie zu ſtreiten. Er iſt der Arm, womit der Bettler den Reichen an ſeine Bruſt drückt, womit der Kleine den Großen beſiegt. Er iſt der Enterhaken, der feindliche Schiffe anzieht und feſthält. Er iſt der unerſchrockene Anwalt des Rechtes und der Glaube, der Gott ſieht, wo ihn noch kein Anderer ahnet. Der Witz iſt das demokratiſche Princip im Reiche des Geiſtes; der Volkstribun, der, ob auch ein König wolle, ſagt: ich will nicht!

Der Verſtand iſt Brod, das ſättigt; der Witz iſt Gewürz, das eßluſtig macht. Der Verſtand wird verbraucht durch den Gebrauch, der Witz erhält ſeine Kraft für alle Zeiten. Göthe's und Schiller's ſo verſtändige Lehren nützen nicht mehr; denn man hat ihre Lehren befolgt und neues Wiſſen braucht neue Regeln. Auch Leſſing und Voltaire haben gelehrt, die Kunſt und ihre Zeit haben von ihnen gelernt; aber ihre Lehren ſind für immer. Sie kämpften mit dem Witze, und der Witz iſt ein Schwert, das in jedem Kampfe zu gebrauchen. Die Geſchichte zählt große Menſchen, die ſind Regiſter der Vergangenheit: ſo Göthe und Schiller. Sie zählt wieder andere, die ſind Inhalts-Verzeichniß der Zukunft: ſo Voltaire und Leſſing.

Ihr, die ihr nicht Menſchen, nur Göttern glaubt: ſo hört doch einmal, was eure verehrten Orakel ſprechen! Schiller, wo er an Göthe von dem ſchlechten Abſatze der Propyläen berichtet, ſpricht von der „ganz unerhörten Erbärmlichkeit des Publikums“ ... Er ſchreibt: „Ich darf an dieſe Sache gar nicht denken, wenn ſie mein Blut nicht in Bewegung ſetzen ſoll, denn einen ſo niederträchtigen Begriff hat mir noch Nichts von dem deutſchen Publikum gegeben“ ... Er meint: „Den Deutſchen muß man die Wahrheit ſo derb ſagen als möglich.“

Ach! dieſe Wahrheit habe ich ſchon oft geſagt und derber als Schiller. Man muß nicht aufhören ſie zu ärgern; das allein kann helfen. Man ſoll ſie nicht einzeln ärgern — es wäre Unrecht, es ſind ſogar gute Leute, man muß ſie in Maſſe ärgern. Man muß ſie zum National-Aerger ſtacheln, kann man ſie nicht zur National-Freude begeiſtern, und vielleicht führt das Eine zum Andern. Man muß ihnen Tag und Nacht zurufen: Ihr ſeid keine Nation, ihr taugt nichts als Nation. Man darf nicht vernünftig, man muß unvernünftig, leidenſchaftlich mit ihnen ſprechen; denn nicht die Vernunft fehlt ihnen, ſondern die Unvernunft, die Leidenſchaft, ohne welche der Verſtand keine Füße hat. Sie iſt ganz Kopf — caput mortuum. Europa gährt, ſteigt, klärt ſich auf; Deutſchland trübt ſich, ſinkt und ſetzt ſich ganz unten nieder. Das nennen die Staats-Chemiker: die Ruhe, den Frieden, den trocknen Weg des Regierens.

Doch haben Göthe und Schiller das Recht, auf das Volk, dem ſie angehören, ſo ſtolz herabzuſehen? Sie weniger als Einer. Sie haben es nicht geliebt, ſie haben es verachtet, ſie haben für ihr Volk Nichts gethan. Aber ein Volk iſt wie ein Kind, man muß es belehren, man kann es ſchelten, ſtrafen; doch ſoll man nur ſtreng ſcheinen, nicht es ſein; man ſoll den Zorn auf den Lippen haben und Liebe im Herzen. Schiller und Göthe lebten nur unter ausgewählten Menſchen, und Schiller war noch ein ſchlimmerer Ariſtokrat als Göthe. Dieſer hielt es mit den Vornehmen, den Mächtigen, Reichen, mit dem bürgerlichen Adel. Der Troß iſt zahlreich genug; es kann wohl auch ein Unberechtigter ihrem Zuge folgen und ſich unentdeckt in ihre Reihen miſchen; und wird er entdeckt, man duldet ihn oft. Schiller aber zechte mit dem Adel der Menſchheit an einem kleinen Tiſchchen und den ungebetenen Gaſt warf er zornig hinaus. Und ſeine Ritter der Menſchheit wiſſen das Schwert nicht zu führen, ſie ſchwätzen blos und laſſen ſich todtſchlagen; es iſt ein declamirender Komödianten-Adel. Marquis Poſa ſpricht in der Höhle des Tigers wie ein Pfarrer vor ſeiner zahmen Gemeinde und vergißt, daß man mit Tyrannen kämpfen ſoll, nicht rechten. Der Vormund eines Volkes muß auch ſein Anführer ſein; einer Themis ohne Schwert wirft man die Wage an den Kopf.

Wenn Gottes Donner rollen und niederſchmettern das Gequicke der Menſchlein da unten: dann horcht ein edles Herz und jauchzet und betet an und wer angſtvoll iſt, hört und iſt ſtill und betet. Der Dämiſche aber verſtopft ſich die Ohren und hört nicht und betet nicht und betet nicht an. Schiller, während der heißen Tage der franzöſiſchen Revolution, ſchrieb in der Ankündigung der Horen: „Vorzüglich aber und unbedingt wird ſich die Zeitſchrift Alles verbieten, was ſich auf Staatsreligion und politiſche Verfaſſung bezieht." So ſpricht noch heute jeder Lump von Journaliſt, wenn er, um die Leſer lüſtern zu machen nach dem neuen Blatte, ſie verſichert, es werde das reine Gold der Novellen, der Theaterberichte mittheilen, ohne alle garſtige Legirung mit Glaube und Freiheit. Schiller war edel, aber nicht edler als ſein Volk. So ſprach und dachte auch Göthe. Sendet dazu der Himmel der durſtigen Menſchheit ſeine Dichter, daß ſie trinken, ſie mit den Königen, und daß wir, den Wein vor den Augen, den ſie nicht mit uns theilen, noch mehr verſchmachten? Und ſo denkend und ſo ſprechend, geziemt es ihnen zu klagen: „So weit iſt es noch nicht mit der Cultur der Deutſchen gekommen, daß ſich das, was den Beſten gefällt, in Jedermanns Händen finden ſollte?" Wie kann ſich in Jedermanns Händen finden, wornach nicht Jedermann greift, weil es, wie Religion und Bürgerthum, nicht Jedermann angeht? Soll etwa das deutſche Volk aufjauchzen und die Schnupftücher ſchwenken, wenn Göthe mit Myrons Kuh liebäugelt?

XI.

Soden, den 20. Mai.

Ich habe Göthe's und Schillers Briefe zu Ende geleſen; das hätte ich mir nicht zugetraut. Vielleicht nützt es meiner Geſundheit als Waſſerkur. Mich für meine beharrliche Diät zu belohnen, will ich mir die hochpreislichen Recenſionen zu verſchaffen ſuchen, die über dieſen Briefwechſel gewiß erſchienen ſein werden. Ich freue mich ſehr darauf. Was werden ſie über das Buch nicht Alles gefaſelt, was nicht Alles darin gefunden haben! Göthe hat viele Anhänger, er hat, als ächter Monarch, es immer mit dem literariſchen Pöbel gehalten, um die reichen und unabhängigen Schriftſteller in die Mitte zu nehmen und einzuengen. Er für ſich hat ſich immer vornehm gehalten, er hat nie ſelbſt von oben gedrückt; er iſt ſtehen geblieben und hat ſeinen Janhagel von unten drücken laſſen. Nichts iſt wunderlicher als die Art, wie man über Göthe ſpricht — ich ſage die Art; ich ſage nicht, es ſei wunderlich, daß man ihn hochpreiſt; das iſt erklärlich und verzeihlich. Man behandelt ihn ernſt und trocken als ein Corpus Juris. Man erzählt mit vieler Gelehrſamkeit die Geſchichte ſeiner Entſtehung und Bildung; man erklärt die dunkeln Stellen; man ſammelt die Parallelſtellen; man iſt ein Narr. Ein Bewunderer Göthe's ſagte mir einmal: um deſſen Dichtwerke zu verſtehen, müſſe man auch ſeine naturwiſſenſchaftlichen Werke kennen. Dieſe kenne ich freilich nicht; aber was iſt das für ein Kunſtwerk, das ſich nicht ſelbſt erklärt? Weiß ich denn ein Wort von Shakeſpeare's Bildungsgeſchichte und verſtehe ich den Hamlet darum weniger, ſo viel man etwas verſtehen kann, das uns entzückt? Muß man, den Macbeth zu verſtehen, auch den Othello geleſen haben? Aber Göthe hat durch ſein diplomatiſches Verfahren die Anſicht geltend gemacht, man müſſe alle ſeine Werke kennen, um jedes einzelne gehörig aufzufaſſen; er wollte in Bauſch und Bogen bewundert ſein. Ich bin aber gewiß, daß die erbende Zukunft Göthe's Hinterlaſſenſchaft nur cum beneficio inventarii antreten werde. Ein Göthe-Pfaffe, der ſo glücklich war, eine ganze Brieftaſche voll ungedruckter Zettelchen von ſeinem Gotte zu beſitzen, breitete einmal ſeine Reliquien vor meinen Augen aus, fuhr mit zarten, frommen Fingern darüber her und ſagte mit Waſſer im Munde: „jede Zeile iſt köſtlich!“ Mein guter Freund wird dieſen Briefwechſel, der fünfzigtauſend köſtliche Zeilen von Göthe enthält, als ein grünes Gewölbe anſtaunen: ich aber gebe lieber für das Dresdner meinen Dukaten Bewunderung hin.

Aber in dem letzten Bande der Briefſammlung iſt es geſchehen, daß Göthe einmal, ein einziges Mal in ſeinem langen Leben, ſich zur ſchönen Bruderliebe wandte, weil er ſich vergeſſen, ſich verwirrt und vom alten ausgetretenen Wege der Selbſtſucht abgekommen war. In der Zueignung des Buches an den edlen König von Baiern, worin er dieſem Fürſten für die von ihm empfangenen Beweiſe der Gnade dankt, gedenkt er Schiller's, des verſtorbenen Freundes und beweint, daß nicht auch er, da er noch lebte, ſich ſolcher fürſtlichen Huld zu erfreuen gehabt; ja ihn rührt der Gedanke, daß Schiller vielleicht noch lebte, wäre ihm ſolche Huld zu Theil geworden. Göthe ſagt: „Der Gedanke, wieviel auch er von Glück und Genuß verloren, drang ſich mir erſt lebhaft auf, ſeit ich Ew. Majeſtät höchſter Gunſt und Gnade, Theilnahme und Mittheilung, Auszeichnung und Bereicherung, wodurch ich friſche

Anmuth über meine hohen Jahre verbreitet ſah, mich zu erfreuen hatte. . . . . Nun ward ich zu dem Gedanken und der Vorſtellung geführt, daß auf Ew. Majeſtät ausgeſprochene Geſinnungen dieſes Alles dem Freunde in hohem Maße widerfahren wäre; um ſo erwünſchter und förderlicher, als er das Glück in friſchen, vermögſamen Jahren hätte genießen können. Durch allerhöchſte Gunſt wäre ſein Daſein durchaus erleichtert, häusliche Sorgen entfernt, ſeine Umgebung erweitert, derſelbe auch wohl in ein heilſameres beſſeres Klima verſetzt worden, ſeine Arbeiten hätte man dadurch belebt und beſchleunigt geſehen, dem höchſten Gönner ſelbſt zu fortwährender Freude, und der Welt zu dauernder Erbauung."

Dürfen wir unſern Augen trauen? Der Geheimerath von Göthe, der Karlsbader Dichter, wagt es, deutſche Fürſten zu ſchelten, daß ſie Schiller, den Stolz und die Zierde des Vaterlandes, verkümmern ließen? Er wagt es, ſo von höchſten und allerhöchſten Perſonen zu ſprechen? Iſt der Mann jung geworden in ſeinem hohen Alter? Ach nein, es iſt Alterſchwäche; es war keine freie Bewegung der Seele, es war ein Seelenkrampf geweſen. Aber das verdammt ihn, daß er nicht vierzig Jahre früher und auch bei jedem Anlaſſe ſo hervorgetreten — das verdammt ihn, weil wir jetzt ſahen und erkannten, wie er hätte wirken können, wenn er es gethan. Er hat durch die wenigen Worte ſeines leiſen Tadels ein Wunder bewirkt! Er hat die feſtverſchloſſene, uneindringliche Amtsbruſt eines deutſchen Staatsdieners wie durch Zauberei geöffnet! Er hat den fünf und zwanzigjährigen Froſt der ſtrengſten Verſchwiegenheit durch einen einzigen warmen Strahl ſeines Herzens aufgethaut! Kaum hatte Herr von Beyme, einſt preußiſcher Miniſter, Göthe's Anklage geleſen, als er bekannt machte: Um den Vorwurf, den Göthe den Fürſten Deutſchlands macht, daß Schiller keinen Beſchützer unter ihnen gefunden, wenigſtens von ſeinem Herrn abzuwenden, wage er, die amtlich nur ihm bekannte Thatſache zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, daß der König von Preußen Schillern, als dieſer den Wunſch geäußert, ſich in Berlin niederzulaſſen, aus freier Bewegung einen Gehalt von dreitauſend Thalern jährlich und noch andere Vortheile geſichert hatte. Warum hat Herr von Beyme dieſen ſchönen Zug ſeines Herrn ſo lange verſchwiegen? warum hat er gewartet bis eingetroffen, was kein Gott vorherſehen konnte, daß Göthe einmal menſchlich fühlte? Daß der König von Preußen ſtrenge Gerechtigkeit übt, das weiß und preiſt das deutſche Vaterland;

aber ſeinen Dienern ziemte es, auch deſſen ſchöne Handlungen, die ein edles Herz gern verbirgt, bekannt zu machen, damit ihnen die Huldigung werde, die ihnen gebührt, und damit ſie die Nachahmung erwecken, die unſern engherzigen Regierungen ſo große Noth thut.

In den europäiſchen Staaten, die unverjüngt geblieben, fürchten die Herrſcher jede Geiſteskraft, die ungebunden und frei nur ſich ſelbſt lebt, und ſuchen ſie durch verſtellte Geringſchätzung in wirklicher Geringſchätzung zu erhalten. Wo ſie dieſes nicht vermögen, wo ein Talent ſich durchgeſchlagen und ſich Hochachtung erbeutet, da ſchmieden ſie es an die Schulbank, um es feſtzuhalten, oder ſpannen es vor die Regierung, um es zu zügeln. Iſt die Regierung voll und kann Keiner mehr darin untergebracht werden, zieht man den Schriftſtellern wenigſtens die Staatslivree an und gibt ihnen Titel und Orden; oder man ſperrt ſie in den Adelshof, nur um ſie von der Volksſtadt zu trennen. Daher gibt es nirgends mehr Hofräthe als in Deutſchland, wo ſich doch die Höfe am wenigſten rathen laſſen. In Oeſtreich, wo die Juden ſeit jeher einen großen Theil der bürgerlichen und alle ſtaatsbürgerliche Rechte entbehren; in dieſem Lande, wo man an Gottes Wort nicht deutelt und Alles läßt, wie es zur Zeit der Schöpfung geweſen, adelt man doch die niedergehaltenen Juden und macht ſie zu Freiherren, ſobald ſie einen gewiſſen Reichthum erlangt. So ſehr iſt dort die Regierung beſorgt und bemüht, dem Bürgerſtande jede Kraft, ſelbſt den Reichthum und ſeinen Einfluß zu entziehen! Es iſt zum Lachen, wenn man lieſt, welchen Weg der Ehre Schiller gegangen. Als er in Darmſtadt dem Großherzoge von Weimar ſeine Räuber vorgeleſen, ernannte ihn dieſer zum Rath, der damalige Landgraf von Darmſtadt ernannte ihn auch zum Rath; Schiller war alſo zweimal Rath. Der Herzog von Meiningen ernannte ihn zum Hofrath; der deutſche Kaiſer adelte den Dichter des Wilhelm Tell. Dann ward er Profeſſor in Jena, er bekam Brod, er mußte aber arbeiten, und nur wenige Jahre lebte er frei und ſeiner Würde angemeſſen in Weimar von der Gunſt ſeines Fürſten. Kein Zweiter übernahm die irdiſchen Sorgen dieſes ätheriſchen Geiſtes, Gold hat ihm Keiner gegeben. Doch ja — ein Erbprinz und ein Graf haben ihre beiden Herzbeutel zuſammengeſchoſſen, und haben in Compagnie dem Dichter auf drei Jahre einen Gehalt von tauſend Thalern gegeben. Wen Gott empfiehlt, der iſt bei unſern regierenden Herren ſchlecht empfohlen. Und wäre es denn Großmuth, wenn deutſche Fürſten das Genie würdiger unterſtützen, da ſie doch die alleinigen und unbeſchränkten Verwalter des Nationalvermögens ſind?

Göthe hätte ein Herkules ſein können, ſein Vaterland von großem Unrathe zu befreien; aber er holte ſich blos die goldenen Aepfel der Hesperiden, die er für ſich behielt, und dann ſetzte er ſich zu den Füßen der Omphale und blieb da ſitzen. Wie ganz anders lebten und wirkten die großen Dichter und Redner Italiens, Frankreichs und Englands! Dante, Krieger, Staatsmann, ja Diplomat, von mächtigen Fürſten geliebt und gehaßt, beſchützt und verfolgt, blieb unbekümmert um Liebe und Haß, um Gunſt und Tücke, und ſang und kämpfte für das Recht. Er fand die alte Hölle zu abgenutzt und ſchuf eine neue, den Uebermuth der Großen zu bändigen und den Trug gleißneriſcher Prieſter zu beſtrafen. Alfieri war reich, ein Edelmann, adelſtolz, und doch keuchte er wie ein Laſtträger den Parnaß hinauf, um von ſeinem Gipfel herab die Freiheit zu predigen. Montesquieu war ein Staatsdiener und er ſchrieb ſeine perſiſchen Briefe, worin er den Hof verſpottete, und ſeinen Geiſt der Geſetze, worin er die Gebrechen Frankreichs richtete. Voltaire war ein Höfling; aber nur ſchöne Worte verehrte er den Großen und opferte ihnen nie ſeine Geſinnung auf. Er trug eine wohlbeſtellte Perrücke, feine Manſchetten, ſeidene Röcke und Strümpfe; aber er ging durch den Koth, ſobald ein Verfolgter um Hülfe ſchrie und holte mit ſeinen adeligen Händen ſchuldlos Gerichtete vom Galgen herab. Rouſſeau war ein kranker Bettler und hülfsbedürftig; aber nicht die zarte Pflege, nicht die Freundſchaft, ſelbſt der Vornehmen, verführte ihn, er blieb frei und ſtolz und ſtarb als Bettler. Milton vergaß über ſeine Verſe die Noth ſeiner Mitbürger nicht, und wirkte für Freiheit und Recht. So waren Swift, Byron, ſo iſt Thomas Moore. Wie war, wie iſt Göthe? Bürger einer freien Stadt, erinnert er ſich nur, daß er Enkel eines Schultheißen iſt, der bei der Kaiſerkrönung Kammerdienſte durfte thun. Ein Kind ehrbarer Eltern, entzückte es ihn, als ihn einſt als Knabe ein Gaſſenbube Baſtard ſchalt, und er ſchwärmte mit der Phantaſie des künftigen Dichters, weſſen Prinzen Sohn er wohl möchte ſein. So war er, ſo iſt er geblieben. Nie hat er ein armes Wörtchen für ſein Volk geſprochen, er, der früher auf der Höhe ſeines Ruhms unantaſtbar, ſpäter im hohen Alter unverletzlich, hätte ſagen dürfen, was kein Anderer wagen durfte. Noch vor wenigen Jahren bat er die „hohen und höchſten Regierungen" des deutſchen Bundes um Schutz ſeiner Schriften gegen den Nachdruck. Zugleich um gleichen Schutz für alle deutſchen Schriftſteller zu bitten, das fiel ihm nicht ein. Ich hätte mir lieber wie einem Schulbubchen mit dem Lineal auf die Finger klopfen laſſen, ehe ich ſie dazu gebraucht, um mein Recht zu betteln, und um mein Recht allein!

Göthe war glücklich auf dieſer Erde und er erkennt ſich ſelbſt dafür. Er wird hundert Jahre erreichen; aber auch ein Jahrhundert geht vorüber und ewig ſitzt die Nachwelt. Sie, die furchtloſe, unbeſtechliche Richterin, wird Göthe fragen: Dir ward ein hoher Geiſt, haſt du je die Niedrigkeit beſchämt? Der Himmel gab dir eine Feuerzunge, haſt du je das Recht vertheidigt? Du hatteſt ein gutes Schwert, aber du warſt nur immer dein eigner Wächter! Glücklich haſt du gelebt, aber du haſt gelebt.

XII.

Soden, den 22. Mai.

Ich fühlte mich wohl in Paris. Mir war, als würde ich aus der Tiefe des Meeres, wo eine Taucherglocke mir kärglichen Athem gab, wieder hinaufgehoben in die freie Luft. Das Licht der Sonne, die Menſchenſtimme, das Geräuſch des Lebens entzückte mich. Mich fröſtelte nicht mehr unter Fiſchen; ich war nicht mehr in Deutſchland.

Gute deutſche Freunde, die mein deutſches Herz beſſer kannten, als wortfreſſende Recenſenten, welche mich für einen Feind des Vaterlandes erklärten, waren doch auch verwundert, mich Frankreich anpreiſen zu hören. — Du und dieſes Land der Untreue, des Unglaubens und der Unwahrheit! — Nein, nicht ſo, meine Freunde. — Die großen Vorzüge, welche wir den Franzoſen gegenüber haben: der freie Sinn, der fromme Glaube, die Gerechtigkeit und allgemeine Menſchenliebe, ſind innere Güter, die jeder Deutſche mitbringen kann in jedes Land. Aeußere Güter verlaſſen wir nicht im Vaterlande, und dieſe alle, die uns alle fehlen, finden wir in Frankreich. Sein eignes deutſches Herz kann man nur in Frankreich froh genießen. Dort iſt es ein Ofen, der uns im kalten Lande wohlthätig wärmt; aber im dumpfen Vaterhauſe mit ſeinen feſtverſchloſſenen Fenſtern und Läden iſt uns des Ofens Hitze ſehr zur Laſt. Wozu die kindiſchen Abſchiedsthränen? Eine Obrigkeit, gebratene Aepfel und den Schnupfen findet man überall.

Ein alter griechiſcher Dichter, den Plutarch im Leben des Demoſthenes anführt, ſagte: „Das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen iſt, in einer berühmten Stadt geboren zu ſein.“ Da nun mehr iſt glücklich ſein als ſein Glück machen, was der griechiſche Dichter meinte, ſo iſt in unſern Tagen das Nothwendigſte zum Glücke eines Menſchen, in großen Städten leben, die das ſind, was in der alten Zeit die berühmten waren.

Wer kein Waſſer in den Adern hat, oder wem keine gütige Natur ein roſenrothes Blut gegeben, das wie ein Kind von Puls zu Puls durch das Leben hüpft: der wird in kleinen Städten leicht ein

Menſchenfeind, oder noch ſchlimmer, ein Läſterer Gottes und ein Empörer gegen ſeine weiſe Ordnung. Unter einer ſpärlichen Bevölkerung treten die Menſchen und ihre Schwächen zu einzeln hervor und erſcheinen verächtlich, wenn nicht haſſenswürdig. Große Verbrechen geſchehen ſo ſelten, daß wir ſie für freie Handlungen erklären und die Wenigen, die ſich ihrer ſchuldig machen, ſchonungslos verdammen. Ein großes Mißgeſchick kehrt erſt nach ſo langen Zeiträumen wieder, daß wir es für eine Regelloſigkeit, für eine Willkür der Vorſehung anſehen und wir murren über die böſe Kometenlaune des Himmels. Aber ganz anders iſt es in großen Städten, wie Paris. Die Schwächen der Menſchen erſcheinen dort als Schwächen der Menſchheit; Verbrechen und Mißgeſchicke als heilſame Krankheiten, welche die Uebel des ganzen Körpers, dieſen zu erhalten, auf einzelne Glieder werfen. Wir erkennen dort die Naturnothwendigkeit des Böſen, und die Nothwendigkeit iſt eine beſſere Tröſterin als die Freiheit. Wenn in kleinen Städen ein Selbſtmord vorfällt, wie lange wird nicht darüber geſprochen, wie viel wird nicht darüber vernünftelt! Man klagt die Gewinnſucht, die Habſucht, die Genußſucht an; man tadelt die Verführung der Spielbänke, verdammt die Grauſamkeit eigenſinniger Eltern, welche Liebende zum Sterben gebracht. Lieſt man aber in Paris die amtlichen Berichte über die geſchehenen Selbſtmorde, und wie in jedem Jahre die Zahl derſelben ſich faſt gleich bleibt; wie ſo viele aus Liebesnoth ſich tödten, ſo viele aus Armuth, ſo viele wegen unglücklichen Spiels, ſo viele aus Ehrgeiz — dann lernt man Selbſtmorde als Krankheiten anſehen, die, wie die Sterbefälle durch Schlagfluß oder Schwindſucht, in einem gleichbleibenden Verhältniſſe jährlich wiederkehren.

Das Kammermädchen einer deutſchen Dame in Paris zündete ſich aus Unvorſichtigkeit die Kleider an und verbrannte. Die Dame war in Verzweiflung über das unerhörte Unglück. Ich gab ihr die amtlichen Tabellen der Präfectur zu leſen, woraus ſie erſah, daß jährlich ſechzig oder achtzig in Paris durch Feuertod umkommen, und daß dieſe Zahl ſich faſt gleich bleibt. Das tröſtete ſie viel. Das Schickſal in Zahlen hat etwas ſehr Beruhigendes, den Gründen der Mathematik widerſteht Keiner, und eine Arithmetik und Statiſtik der menſchlichen Leiden würden viel dazu beitragen, dieſe zu vermindern.

Wer ein beſchauliches Leben führt, wer, die Schlafmütze auf dem Kopfe, die Pfeife im Munde, den Kaffee auf dem Tiſche, bequemer als ein Fürſt in der warmen Loge ſeines Bücherzimmers ſitzt, Könige vor ſich ſpielen läßt, ſie beklatſcht oder auszischt und über das Narren-Chor lacht, das ihnen gehorcht — dieſer Glückliche wähle Paris zu ſeinem Wohnorte. Dort iſt ein herrliches Schauſpiel, wo alles dargeſtellt wird, was in allen Gegenden der Welt geſchieht oder geſchehen kann. Man bleibt in Paris ſo ruhig. Auch die ſchnellſte Bewegung ſpüren wir nicht, weil alles, der Boden, auf dem wir ſtehen, und der Luftkreis, in dem wir leben, ſich bewegt. Ruhe iſt Glück. In dieſem Sinne iſt es ganz wahr, was Frau von Staël von Paris ſagte: C'est la seule ville du monde où l'on peut se passer du bonheur.

Ruhe iſt Glück — wenn ſie ein Ausruhen iſt, wenn wir ſie gewählt, wenn wir ſie gefunden, nachdem wir ſie geſucht; aber Ruhe iſt kein Glück, wenn, wie in unſerm Vaterlande, ſie unſere einzige Beſchäftigung iſt.

In Deutſchland gehe ich aus, Bewegung zu ſuchen und finde ſie nie; in Paris ging ich nach Hauſe, um Ruhe zu ſuchen und fand ſie immer. Dort iſt das Leben geſellig, die Wiſſenſchaft geſellig, und das Bürgerthum iſt es auch. Die Regierung iſt offen und bildet keine geheime Geſellſchaft, die mit dem Kinderſpuke der Freimaurerei alle Schrecken eines Glaubensgerichts verbände — Schrecken, wenn auch nur gemalte; ja dieſe beleidigen um ſo mehr, weil ſie uns für Kinder erklären, für welche das genug iſt.

Nur in der Jugend iſt man wahrer Weltbürger; die beſten unter den Alten ſind nur Erdenbürger. Auch ich war jung; aber ſeit ich das Land der Phantaſie verlaſſen, ſeit ich Deutſchland bewohne, habe ich die entſetzlichſte Langeweile. Die Stille hier macht mich krank, die Enge macht mich wund. Ich liebe kein Solo-Geräuſch. Auch wenn Paganini ſpielt, auch wenn Sie ſingt — ich halte es nicht lange aus. Ich will Symphonien von Beethoven oder ein Donnerwetter. Ich will keine Loge ſelbſt für mich, auch noch ſo breit; aber auch keine über mir. Ich will unten ſitzen, umgeben von meinem ganzen Volke.

Der Werth des Lebens wird in Deutſchland unter der Erde, in mitternächtlicher Stille, wie von Falſchmünzern ausgeprägt. Die, welche arbeiten, genießen nicht, und Die, welche genießen, Die, welche im Tageslichte das Werk dunkler Angſt in Umlauf ſetzen und geltend machen, ſie arbeiten nicht. In Frankreich lebt ein Lebensfroher das Leben eines Couriers, in Deutſchland das eines Poſtillons, der die nämliche Station immerfort hin und zurück macht und dem das Glück ein armſeliges Trinkgeld reicht. Freilich iſt uns auch jeder Stein auf unſern zwei Meilen bekannt, und wir könnten den Weg im Schlafe machen; wir haben ſo viel Genie als ein Pferd. Das nennen wir gründlich ſein.

Man nennt die Deutſchen fromm, beſcheiden, freiſinnig. Aber iſt man fromm, wenn man den Menſchen, Gottes ſchönſtes Werk, in Stücke zerſchlägt? Iſt man beſcheiden, wenn man hochmüthig iſt? Iſt man freiſinnig, wenn man dienſtſüchtig iſt? Man findet bei den Franzoſen wohl auch Hochmuth; aber er iſt perſönlich, ſeit dem alten Adam herabgeflucht, es iſt kein Gemeinde-Hochmuth, wie bei uns; er iſt nicht organiſirt. Es gibt keinen Beamtenſtolz, keinen Hofrathsſtolz, keinen Soldatenſtolz, keinen Adelſtolz, keinen Profeſſorſtolz, keinen Studentenſtolz, keinen Kaufmannsſtolz. In Paris, wie in der kleinſten deutſchen Stadt, zündet ſich jede Eitelkeit ihr Stümpfchen Licht an; aber der Lichtchen ſind ſo viele, daß eine prächtige Beleuchtung daraus wird. Der Umſchwung des Lebens iſt dort ſo raſch, daß die kleinſten Erſcheinungen, durch die kürzeſten Zeiten getrennt, ein erhabenes Ganze bilden. So leuchtet die matt glimmende Lunte als ſchönes Feuerrad, wenn man ſie im Kreiſe ſchwingt.

In Deutſchland gibt es keine große Stadt. Von Wien iſt gar nicht zu ſprechen, und von Berlin nicht auf das Beſte. Zwar iſt dort mehr Geiſt zuſammengehäuft, als vielleicht in irgend einem Orte der Welt; aber er wird nicht fabricirt, er kömmt nicht in den Kleinhandel, es iſt nur ein Produktenhandel. Es gibt in Berlin geiſtreiche Beamte, geiſtreiche Offiziere, geiſtreiche Gelehrte, geiſtreiche Kaufleute; aber es gibt kein geiſtreiches Geſammt-Volk. Das geſellige Leben iſt dort ein Victualien-Markt, wo alles gut, friſch, aber nur roh zu haben iſt: Aepfel, Kartoffeln, Brod, auch ſchöne Blumen; aber das Herz ſoll kein Markt ſein, durch die Adern der Geſellſchaft ſollen keine Kartoffeln rollen, ſondern Blut ſoll fließen, worin alles aufgelöſt iſt, und worin man Kartoffeln und Ananas, Bier und Champagner, Witz und Dummheit nicht mehr unterſcheiden kann. Der geſellige Umgang ſoll demokratiſch ſein, keine Empfindung, kein Gedanke ſoll vorherrſchen; ſondern alle Empfindungen und alle Gedanken ſollen an die Reihe kommen. Und in der geſellſchaftlichen Unterhaltung muß es einen Mittelpunkt geben, ein Etwas, von dem Alle ſprechen, weil es Allen wichtig iſt und das Allen wichtig zu ſein auch verdient. Der König iſt gut, die Prinzen ſind angenehm, das Theater iſt ſchön, Rebhühner ſind köſtlich; aber immer vom Könige ſprechen, immer von den Prinzen, immer vom Theater, toujours perdrix — man wird es überdrüſſig.

Wenn in Deutſchland ſelbſt die großen Stadte kleinſtädtiſch ſind, ſo muß man, den Geiſt der kleinen zu bezeichnen, erſt ein neues Wort erfinden. Wie in England die Theilung der Arbeiten, iſt bei uns die Theilung der Vergnügungen auf das Aeußerſte getrieben. Man amüſirt ſich homöopathiſch: in einen Kübel Langeweile kömmt ein Tröpſchen Zeitvertreib. Eigentlich beſitzt jede Stadt alles, was man braucht, eine angenehme Geſelligkeit, einen freundlichen Herd zu bilden, um den man ſich nach den Mühen des Tages verſammelt, dort, nachdem man ſich zu Hauſe die Hände gewaſchen, auch das Herz zu reinigen. Aber bei uns ſind die Erforderniſſe zu ſolcher Bildung getrennt und zerſtreut, und mit unglaublichem Eifer und bewunderungswürdiger Beharrlichkeit ſucht man die Trennungen zu unterhalten. Hier iſt der Stein, dort der Stahl; hier der Zunder, dort die feuerſchlagende Hand; hier das Brennholz, dort der Herd. Sie nennen das: Klubbs, Caſinos, Reſſourcen, Harmonieen, Collegien, Muſeen. Da geſellen ſich die Gleichgeſinnten, die Gleichbegüterten, die Gleichbeſchäftigten, die Standesgenoſſen. Da findet Jeder nur, was er ſo eben verlaſſen; da hört Jeder nur das Echo ſeiner eigenen Geſinnung; da erfahren ſie nichts Neues und vergeſſen ſie nichts Altes. Eine ſolche Unterhaltung iſt blos eine fortgeſetzte Tagesbeſchäftigung, nur mit dem Nachtheile, daß ſie nichts einbringt und die Zeit rein verloren geht. Zu dieſen Klubbs herrſcht die Stille eines Kirchhofes. Nichts hört man als das Beingeklapper der Billardkugeln, Würfel und Domino-Steine; nichts ſieht man als Rauchwolken, die wie Geiſter aus den Pfeifenköpfen ſteigen. Erſt wenn neue Beamte gewählt oder neue Mitglieder aufgenommen werden ſollen, beſonders wenn die Vorgeſchlagenen Gegner haben, kömmt Bewegung in den Tod; dann iſt ein Leben, wie es auf dem altrömiſchen Forum war. So beſteht jede deutſche Stadt aus fünfzig kleinen Feſtungen, deren Beſatzung auf nichts ſinnt, als ſich gegen Die draußen zu vertheidigen. Sie ſterben lieber aus Mangel an Unterhaltung, als daß ſie ihre Thore öffneten; denn ihr Zweck und ihr Vergnügen iſt nicht die Vereinigung, ſondern das Excommuniciren. Wenn Polizei-Miniſter, Diplomaten, Central-Unterſuchungs-Kommiſſäre auf Urlaub, mir verſprechen wollen, bei jeder künftigen Gelegenheit artig gegen mich zu ſein, ſo will ich ihnen etwas Wichtiges mittheilen, etwas Demagogiſches. Es gibt in Deutſchland einige Tauſend Caſinos, und eine Million Menſchen üben darin täglich ihr Wahl- und Stimmrecht. Zu welchem Zwecke? Die franzöſiſche Regierung kann ſchon mit ihren achtzig tauſend Wählern nicht fertig werden…

und ſo weiter. Ich habe es mit klugen Leuten zu thun, die ſchon wiſſen werden, was ich meine und was ſie zu thun haben. Aber artig ſein!

Wenn mechaniſche Kräfte von gleicher Größe mit gleicher Geſchwindigkeit auf einander ſtoßen, halten ſie ſich wechſelſeitig auf und bleiben ſtehen. Sind aber die Kräfte oder ihre Geſchwindigkeiten ungleich, treibt eine die andere fort und alle kommen in Bewegung. So iſt es auch mit Geiſteskräften. Das iſt das Geheimniß der Verdrüßlichkeit deutſcher und der Annehmlichkeit franzöſiſcher Geſellſchaften. Wo nur Standesgenoſſen zuſammenkommen, da wird immer die Langeweile präſidiren und die Dummheit das Protokoll führen. Kömmt man als Fremder in eine deutſche Stadt und möchte den Geiſt der Bevölkerung kennen lernen, ſo iſt das gar nicht zu erreichen. Man müßte erſt ein Jahr lang alle Klubbs, Caſinos und Geſellſchaften beſuchen und die Wahrnehmungen addiren, um zu einem Urtheile zu kommen. Und auch dann würde man ſich verrechnen; denn es iſt mit den geſelligen Stoffen wie mit den chemiſchen; vereinigt bilden ſie einen dritten neuen Stoff. Aber eben dieſes unbekannte Dritte fürchtet man in Deutſchland wie den Böſen und ſucht ſeine Entſtehung zu verhindern. Als ich in Hannover in das dortige Muſeum eingeführt worden, fragte ich den Sekretär, aus welchen Klaſſen von Bürgern die Geſellſchaft beſtünde? Daß die Geſellſchaft klaſſiſch ſein werde, wie überall, konnte ich mir denken. Der Sekretär antwortete mir mit triumphirender Miene: „Es ſind gar keine Bürger dabei, höchſtens ein paar, und wir haben zwei Miniſter.“ Das hannövriſche Muſeum zu beſuchen, hat ein Fremder nur drei Wochen das Recht. Ich kam aus Verſehen einen Tag länger, was doch verzeihlich war, da ſchwangere Weiber ſich in ihrer weit wichtigern Rechnung ſo oft irren. Man warf mich zwar nicht gleich zur Thüre hinaus; aber man gab mir brieflich zu verſtehen, man würde mich, wenn ich wieder käme, mit Schmerz zur Thüre hinaus werfen; die eingeführte Ordnung erfordere, daß man — grob ſei. Die Ordnung! Ach und Weh über die Nomomanie der Deutſchen! Man ſollte dieſe lebendigen Corpora juris alle in Schweinsleder kleiden.

Auf meiner Reiſe nach Hannover blieb ich einen Tag in Braunſchweig. Aus meinem Zimmer im Gaſthofe konnte ich durch das Fenſter eines kleinen Saales ſehen, der menſchenleer war und worin auf einem grünen Tiſche viele Zeitungen lagen. Ich ſchmachtete ſehr nach der Frankfurter Didaskalia und ſagte dem Kellner, er möchte mich in das Leſezimmer führen. Dieſer antwortete, das ginge nicht an, das

Zimmer wäre zugeſchloſſen, und es wäre eine geſchloſſene Geſellſchaft. Die Zeit wurde mir lange, es war ein ſchöner Tag und ich fragte, wohin die Leute ſpazieren gingen. Man wies mich in Bartels Garten. Ich ging in Bartels Garten. Bartels Garten gefiel mir. Rechts war ein großer Saal, deſſen Thür offen ſtand; ich trat hinein. Viele geputzte und ſchöne Damen waren da verſammelt und ein Tiſch war gedeckt für mehr als hundert Perſonen. Ich nahm ein Meſſer, ſpießte zum Zeichen der Beſitzergreifung des Gedeckes das darauf liegende Milchbrod lothrecht an und beſtellte proviſoriſch einen Schoppen Medoc beim Kellner. Einige alte Weiber warfen mir lange durchdringende Blicke zu. Ich lächelte, denn ich dachte, ſie wollten mich agaciren; aber ſie waren ganz unſchuldig. Der Kellner bemerkte mir mit nordiſcher Artigkeit, das wäre ein beſtelltes Eſſen und eine geſchloſſene Geſellſchaft. Ich warf mich zum Saale hinaus. Gegenüber links war eine Reihe anderer Zimmer, worin viele Herren Taback rauchten, Billard und Kegel ſpielten und andere deutſche Vergnügungen trieben. Ich wollte hineintreten, als ich an der Thüre einen Zettel bemerkte, worauf mit großen Buchſtaben vermiethet geſchrieben ſtand. Und das nennt man einen öffentlichen Garten. Ich ſetzte mich unter den Bäumen, wo noch ſechs bis acht Gäſte ſaßen, wahrſcheinlich excommunicirte wie ich. Bei dieſer Gelegenheit machte ich von meiner gewohnten Lebensart eine fromme und lobenswerthe Ausnahme. Sonſt pflege ich täglich nur Morgens und Abends zu beten: *Hole euch der Teufel alle mit einander!* Aber in Bartels Garten hielt ich dieſes Gebet auch Nachmittags zum zweiten und vorletzten Male, am nämlichen Tage. Ich zahlte meine Bier-Kaltſchale, ſagte: *hole euch der Teufel alle mit einander!* und eilte voller Zorn hinaus. Bäume ſehe ich auf der Landſtraße genug; ich war gekommen, Menſchen zu ſehen, und finde ſie alle geſchloſſen wie die Spitzbuben.

Auf dieſer nämlichen Reiſe übernachtete ich in *Eimbeck*, einem Städtchen zwiſchen Münden und Hannover. O ihr armen Eimbecker, wenn ihr wüßtet, welch eine gräuliche Miſſethat ich damals gegen euch verübt, ihr würdet jammern, daß ſich das Straßenpflaſter erbarmte! Am 15. September 1828 bin ich nicht blos in euerem Caſino geweſen, ohne Mitglied oder eingeführt zu ſein, ſondern ich habe auch darin geſchlafen und habe mit dem Allerheiligſten, was ſich in einem Caſino nur findet, einen ſträflichen Unfug getrieben. Ich kehrte in den *Kronprinz* ein. Der Kronprinz ſchien gut wie die meiſten Kronprinzen, doch hielt er was er verſprochen. Man ſchlug mein Bett in einem großen Saale auf. Das Mädchen erklärte mir auf meine Verwunderung: alle Zimmer wären beſetzt, dieſes wäre der Caſino-Saal und im Sommer verſammelten ſich die Herren vor der Stadt in einem Garten. Ich ging im Saale auf und ab und als Ehren-Mitglied des Caſinos hielt ich es für Pflicht, ſtark zu rauchen. Auf dem Tiſche ſtand ein Gehäuſe von grün lackirtem Blech, das ich anfänglich für einen Vogelbauer hielt, bei näherer Unterſuchung aber als das Stimm-Gehäuſe des Caſinos erkannte. Es war ſehr zierlich und hatte die Form eines Gartenhauſes. Auf dem Giebel des Daches ſtand ſtatt der Wetterfahne eine dicke goldne Flamme. Im obern Stocke war ein rundes Fenſter, ein Oeil de boeuf, ſo groß, daß man die Hand hineinſtecken konnte. Aus dieſem Loche führten zwei verſchiedene Gänge in zwei Schubladen, die im untern Geſchoſſe waren und die Hausthüre vorſtellten. Ueber der einen Schublade ſtand mit goldnen Buchſtaben Ja, über der andern Nein geſchrieben. Ich unterſuchte die Schubladen und — was fand ich? Die guten Eimbecker werden ſchändlich betrogen und ahnen es nicht. Beide Schubladen ſtehen hinten durch ein geheimes Loch in Verbindung, ſo daß der Stimmſammler, wenn er die Hand in die Schublade bringt, die Stimmkugeln herauszuziehen, unbemerkt jede Kugel aus Ja in Nein und aus Nein in Ja werfen kann. Hierdurch wird die Stimmfreiheit trügeriſch und der Caſino Präfect hat die Wahlen ganz in ſeiner Gewalt. Im Eimbecker Caſino wird aber nicht mit Kugeln geſtimmt, ſondern mit hölzernen Eicheln, vom Poſamentier mit grüner Seide überzogen. Ich ſtecke eine von den Eicheln ein, ſie mit auf Reiſen zu nehmen. Die Nacht ſchlief ich ſehr unruhig; ich fürchtete, der Geiſt des beleidigten Geſetzes würde vor mein Bett kommen und mich erwürgen. Die geſtohlene Eichel ließ ich in Hamburg auf eine grüne ſeidene Mütze nähen, welche Mütze ich ein Jahr ſpäter, da ſie alt geworden war, einem Kutſcher in Mainz ſchenkte. Wie ſchauerlich ſind die Wege des Schickſals! Eine Stimm-Eichel aus dem Caſino von Eimbeck auf der Nachtmütze eines Mainzer Lohnkutſchers! Und der Menſch jammert, daß er ſterblich iſt?

Giace l'alta Cartago, e a pena i segni
De l'alte sue ruine il lido serba,
Muoiono le città, muoiono i regni,
Copre i fasti e le pompe arena ed erba;
E l'uom d'esser mortal par che si sdegni?
O nostra mente cupida e superba!

XIII.

Soden, den 25. Mai.

Eine Anekdote darf nie zu Fuße gehen, ſie muß ſich zu Pferde ſetzen und im Galoppe davon eilen. Aber es gibt Menſchen, die brauchen längere Zeit, ein Geſchichtchen zu erzählen, als die Zeit Zeit braucht, es geſchehen zu laſſen. Das ſind die Generalpächter der Langeweile, die nicht dulden, daß ein Anderer, der nicht von ihrer Geſellſchaft iſt, auch nur das kleinſte Langeweilchen einführe.

— Der Bionom **Butte** gibt der Menſchheit eine Lebensdauer von zwanzig tauſend Jahren, welches nicht ſonderlich großmüthig iſt. Hätte es Herrn Butte etwas gekoſtet, ſie zwanzig tauſend Millionen Jahre leben zu laſſen? Was nützt es uns übrigens, die Lebensdauer der Menſchheit zu kennen, da wir darum doch nicht wiſſen, wie weit ſie noch vom Tode hat, weil wir ihre ſchon verlebten Jahre nicht gezählt haben? Die Frau Menſchheit iſt gewiß älter, als ſie geſteht, ob man zwar, da ſie eine ächte Schwäbin iſt, glauben ſollte, ſie wäre noch keine vierzig Jahre alt. Herr Gruithuiſen in München iſt doppelt ſo freigebig als Herr Butte. Nach ihm würde der Mond in dreißig und etlichen tauſend Jahren der Erde einen Beſuch machen; es muß alſo angenommen werden, daß alsdann die Menſchheit noch leben wird. Ließe ſich denken, daß der Mond ein ausgeſtorbenes Haus beſuchen, oder eine ſo weite Reiſe machen ſollte, blos um eine Thräne am Grabe der Menſchheit zu weinen? Nimmermehr. Dieſe etliche und dreißig tauſend künftigen Jahre mit den ſchon verlebten zuſammengerechnet, machten alſo vierzig tauſend. Wer hat nun Recht, Herr Butte oder Herr Gruithuiſen? Das iſt eine Sache, worüber wir vernünftigen Leute nicht urtheilen können; dieſe Frage gehört vor das Tollhaus.

— Bonifaciopolis nannte ein Kirchenrath Petri die Stadt Fuld in einem Liede, das er der abgereiſten Landesmutter bei einem „Natur- und Staatsfeſte“ nachgeſungen.

Landesmutter und Kirchenrath,
Bonifacius, Natur und Staat,
Geiſtlicher, betrunkene Gäſt —
Sprich! wie reimt man das am beſt'?

Bonifacius kam aus England;
Landesmutter iſt verbannt;
Kirchenräthe treiben Tand;
Dem Staate iſt zur linken Hand
Natur getraut in manchem Land;
Woher viel Uebel ſtammen. —
So reimt ſich das zuſammen.

— Das Leben **Carnot's** von Körte, das ich in dieſen Tagen geleſen, hat mir die alte Ueberzeugung verjüngt, daß bei der gegenwärtigen Einrichtung der bürgerlichen Geſellſchaft ein tugendhafter Mann dem Staate durchaus keinen Vortheil bringt. Carnot war ein edler Charakter, im reinſten antiken Stile gebildet; er war uneigennützig, jeder Regung ſeines Herzens, jeder eignen Meinung entſagend; er gehorchte immer den Geſetzen, er gehorchte ſelbſt jeder Obrigkeit, ſobald dieſe ſich der Macht bemächtigt und vom Volke anerkannt war; er hatte mehr das Vaterland im Auge. Und doch muß man ſich geſtehen, daß, wenn Carnot ſeinem Vaterlande gute Dienſte geleiſtet, er dieſes nicht durch ſeine Tugend, ſondern trotz ihr gethan, und daß jeder Schurke von Talent das Gleiche mit gleichem Nutzen für die öffentliche Sache hätte vollbringen können. Es iſt eigentlich ſelbſt in unſeren Tagen nicht das Weſen der Tugend, das man gering ſchätzt, ſondern nur ihr Schein, weil er mit allen Einrichtungen im Widerſpruche ſtehend, ſich lächerlich darſtellt. Auch der reinſte Ton klingt widerlich, wenn er ſich in eine Harmonie miſcht, die ihm fremd iſt. Wenn Carnot, da er einſt als Kriegsminiſter mit einer Lieferantengeſellſchaft einen Contract für den Staat abgeſchloſſen, wenn dieſer das in Frankreich bei ſolchen Anläſſen immer üblich geweſene Geſchenk nicht annimmt, einen Beutel mit dreitauſend Louisd'ors zurückgibt und man die Spitzbuben von Lieferanten in's Fäuſtchen lachen ſieht, — wenn er ein anderes Mal unter der räuberiſchen Directorial-Regierung von einer Summe, die ihm zu einer Amtsreiſe gegeben worden, nach ſeiner Rückkehr dasjenige Geld in den Staatsſchatz zurückſchickt, das ihm übrig geblieben — muß man denn nicht bei aller Bewunderung ſolcher Tugend etwas ſpötteln? Ein tugendhafter Bürger, der heute der öffentlichen Sache dienen will, bedarf einer größern Entſagung als im Alterthum, denn er muß ein Opfer bringen, das ſelbſt der Tugend zu ſchwer fällt; er muß ſeine Ehrlichkeit mit der Maske der Spitzbüberei bedecken. Den erhabenſten Charakter eines guten Bürgers, und wie ihn die alten Zeiten nicht hatten, hat uns Cooper in ſeinem Spion aufgeſtellt. Viele Andere haben für das allgemeine Wohl einen ſchmerzlichen Tod erduldet; aber Cooper's

Spion allein hat für ſein Vaterland ein ſchmerzvolles Leben geführt!

Wie verzweifelnd die Lage Napoleons nach ſeiner Rückkehr von Elba geweſen, zeigt ſich in Nichts mehr, als daß er Carnot zum öffentlichen Dienſte verwendete und ihn lieben und achten lernte. Aber ſolche Zeit der Noth kann für alle Fürſten eintreten und es wäre daher ſehr weiſe, wenn ſie in ihrem Schatze, unter ihren Kronjuwelen, auch einige Seltenheiten von ehrlichen Menſchen aufbewahrten und neben ihren geheimen Räthen auch geheime Widerräthe beſoldeten. Die Höfe haben ſo viele Sinecurſtellen — warum errichtet man nicht auch ein Miniſterium der tugendhaften Angelegenheiten?

— Das Herz kömmt jeden Morgen warm und mürbe aus dem Backofen des Bettes, und Abends iſt es kalt, hart und trocken, wie eine alte Semmel. Der Morgen, der Frühling des Tages, ſchmilzt die Bosheit des vorigen Abends weg. Ach! wenn der Schlaf nicht wäre, es wäre beſſer ein Krebs ſein, als Menſch und unter Menſchen leben!

— Eine Kutſche fährt in den Hof; darauf ein Thurm von Schachteln gebaut. Das iſt ja prächtig, es ſind Frauenzimmer! Ich lag mit meiner langen türkiſchen Pfeife am Fenſter des erſten Stockes und klopfte muthwillig mit dem Pfeifenkopfe auf einen

Hut-Sarg. Da war es mir, als flüſterte eine Geiſterſtimme zu mir hinauf: ich räche den Frevel! Eine kleine weiße Hand reichte eine Viertelſtunde lang bewegliches Gut aus dem Wagen. Es war zum Sterben vor Ungeduld. Man klopfte an meiner Thüre, ich wendete mich um und als ich wieder hinaus ſah, war der Wagen leer und der Nachzug eines grünen Schleiers ſchwebte in's Haus hinein. Wie heißt ſie? frug ich den Wirth. — Madame Molli. — Wer iſt ihr Mann? — Sie iſt Wittwe. — Wittwe! ſehr ſchön; aber eine Madame! Das iſt ſchlimm. Ich beſitze fünfzig Komödien von Scribe, die ein vollſtändiges Linnéiſches Syſtem von allen Wittwen-Gattungen in der Natur aufſtellen. Aber Scribe's Wittwen ſind alle von Adel: Frau von Coulanges, Gräfin von Rozieres, Marquiſe von Depre. Wer lehrt mich mit einer bürgerlichen Wittwe umgehen? Ich verſuche es. Bin ich doch jetzt der einzige Mann im Bade. Die Krankheit hat einige intereſſante melancholiſche Züge in meinem Geſichte zurückgelaſſen, und die Weiber tröſten gern. Ich werde ihr unter den Bäumen begegnen und trübſinnig mit verſchränkten Armen, ohne zu grüßen, an ihr vorüber gehen. Ich fülle meine Taſchen mit Kreuzern und vertheile ſie rechts und links an die Dorfarmuth. Ja, ich kann in einiger Entfernung von ihr meine Uhr unter dem Rocke hervorziehen, ſie küſſen und an mein Herz drücken. Das Gold blinkt in der Sonne und ſie wird es wohl für ein Medaillon anſehen. — Eine abweſende Geliebte? Oder iſt ſie todt? — O, das wirkt! Bei Weibern iſt die Liebe ſo oft eine Tochter als die Mutter der Eiferſucht. Und vor Allen du, mächtige Göttin, ſiegreiche Langeweile — du zauberſt ihr wohl etwas von meiner Jugend, meiner Schönheit, meiner Liebenswürdigkeit vor. Aber wer mag die Andere ſein? Ihre Tochter? Nicht möglich. Warum nicht möglich? Ich weiß ſchon nicht mehr, was ich ſpreche. Ihre Schweſter, ihre Couſine, ihre Freundin — gleich viel. Zwei, um ſo beſſer. Ich muß mich heute noch ſehen laſſen. Ihr Fenſter geht nach dem Garten. Ich ſitze in der Laube, leſe Pfiſters Geſchichte der Deutſchen und ſtreiche eine Thräne aus meinen Augen. Das Buch iſt hellblau gebunden und kann etwas Romantiſches vorſtellen. Sie bemerken mich gewiß. Heute ſprechen ſie von mir, morgen über mich, übermorgen mit mir, in drei Tagen zu mir. Schließ deine Rechnung mit dem Himmel, Wittwe; dein Herz iſt mein; kein Gott kann dich retten!

XIV.

Soden, den 27. Mai.

Wo Weiber einkehren, da ſolgt auch bald Vokal-Muſik. Schon frühe Morgens hörte ich zwei angenehme weibliche Stimmen Conrad, Conrad durch das Haus tönen. Die eine Stimme betonte die letzte Sylbe und rief Conrad, die andere die erſte und rief Conrad. Wie ungeduldig! Wenn das die Stimme der Wittwe iſt, wird ſie mir viel zu ſchaffen machen. Ich bin aber auch für mein Alter noch ziemlich dumm. Ein erfahrner Mann würde eine Wittwenſtimme von hundert andern Stimmen unterſcheiden; denn ſie hat gewiß etwas Eigenthümliches.

— Nein, Madame Molli iſt nicht die Heftige. Ich begegnete ihr im Gange. Eine edle ſchlanke Geſtalt mit etwas blaſſem Geſichte. Das iſt eine ſchöne Bläſſe! Das ſchüchterne Blut meidet die freien

Wangen; aber im häuslichen Herzen, da zeigt es ſich freudenroth und liebeswarm.

Sie hat eine Art ſich zu verneigen, die mir ungemein gut gefällt. Es iſt, als wenn ein Lüftchen ſie beugte, es iſt, als wenn uns eine Blume begrüßte.

— Während die Frauenzimmer ausgegangen waren, trat ich in das offen ſtehende Zimmer, worin das Mädchen ſäuberte. Dreizehn ausgeleerte Waſſerflaſchen ſtanden umher. Ich ſtellte ſie in Reihe und Glied vier Flaſchen hoch, und die dreizehnte als Lieutenantin voraus. Kämen ſie nur zurück und ſähen die Parade!

Sie haben auch Bücher. Die Stunden der Andacht. Was ſchadet's? Der Tag hat vier und zwanzig Stunden und Zeit für Alles. Heine's Reiſebilder. Oſſian. Volney's Ruinen, aus der Leihbibliothek. Iſt das Ernſt oder glaubten ſie, es ſei eine Räubergeſchichte? Abraham a Sancta Clara. Das wunderte mich etwas von Frauenzimmern, die dreizehn Flaſchen Waſſer verbrauchen: jeder Humor hat doch etwas Unreinliches. Laßt die Todten ruhen, von Raupach. Uhland's Gedichte. Der liebe Uhland! Er begleitet mich auf allen meinen Wegen. Ja, ſo laß ich mir es gefallen! Das iſt auch alte Zeit; aber ſie iſt kindlich, nicht kindiſch; ſie iſt heiter, keift nicht mit der Jugend, ſondern ſpielt mit ihr. Das iſt auch ſüße Minne; aber ſüß wie Zucker, nicht wie Syrup. Das ſind auch treue Bürger; aber demüthig ſind ſie nicht. Das ſind auch muthige Ritter; aber hochmüthig ſind ſie nicht. Das iſt auch Königsglanz; aber er blinkt nicht wie kalte Sterne, er ſtrahlt wie die Sonne herab und erwärmt die niedrigſte Hütte. Golden und warm iſt Uhland, wie die Krone in der Schäferin Hand.

— Habe Göthe's weſt-öſtlichen Divan geendigt. Ich mußte ihn mit Verſtand leſen; mit Herz habe ich es früher einmal verſucht, aber es gelang mir nicht. So mit keiner Schrift des Dichters, den Ante-Auliſchen Werther ausgenommen, den er geſchrieben, ſich mit der zudringlichen Jugend ein für alle Male abzufinden.

Welch ein beiſpielloſes Glück mußte ſich zu dem ſeltenen Talente dieſes Mannes geſellen, daß er ſechzig Jahre lang die Handſchrift des Genies nachmachen konnte und unentdeckt geblieben!

Nein, das ſind keine Weingeſänge, das ſind keine Liebeslieder! Das ſind keine loſen, das ſind feſte Gedichte. Wohl anmuthig ſäuſelt die Luft durch Zweige und Blätter und ſchüttelt ſie freundlich; aber den ſtarren Stamm bewegt ſie nicht. Was wurzelt, iſt halb der Nacht halb dem Lichte und hat nur halbes Leben. Warum, ein freier Mann, orientaliſch dichten? Gefangene ſind Jene, die durch das Gitter ihres dumpfen Kerkers hinausſingen in die kühle Luft. Das Lied iſt leicht, das Herz iſt ſchwer. Selbſt Salomon ſeufzte bei Wein und Kuß, und er war Herr; wie mochten erſt ſeine Sklaven lieben und trinken!

Von den Orientalen ſtammen alle Religionen. Gottes Schrecken und Milde, Zorn und Liebe, war in ihren deſpotiſchen Herrſchern ihnen näher geführt, als den freien Abendländern. Ihre Poeſie iſt kindlich, weil aufgewachſen unter dem Schutze und den Augen ihres Vaters; aber auch kindiſch aus Furcht.

Das zahme Dienen trotzigen Herrſchern hat ſich Göthe unter allen Koſtbarkeiten des orientaliſchen Bazars am begierigſten angeeignet. Alles andere fand er, dieſes ſuchte er; Göthe iſt der gereimte Knecht, wie Hegel der ungereimte.

Göthe's Styl iſt zart und reinlich: darum gefällt er. Er iſt vornehm: darum wird er geachtet — von Andern. Ich aber unterſuchte, ob die ſo glatte Haut Kraft und Geſundheit bedecke, und ich fand es nicht; fand keine Ader, die von der lilienweißen Hand den Weg zum Herzen zeige. Göthe hat etwas

Würdiges, aber dieſe Würde kommt nicht von ſeiner Herrlichkeit, ſondern von glücklicher Anmaßung, von Etikette. Wie ein König, hat er ſchlau und wohlbedacht Alles berechnet und angeordnet, ſtatt Ehrfurcht, dieſes urſprüngliche Gefühl, welches die gottentſprungene Macht erweckte, Ehre und Furcht zu erzwingen. Genug für Die, welchen ſolche Huldigung genug iſt; aber nicht genug für uns, die wir nur mit dem Herzen dienen. Blinzeln wir auch, wenn es uns um die Augen flittert, laſſen wir uns doch nicht verblenden; ſtutzen wir auch, wenn machtgewohnte Mienen und Worte uns entgegenkommen, kehren wir doch bald zurück und fragen: wo iſt das Recht?

Göthe ſpricht langſam, leiſe, ruhig und kalt. Die dumme, ſcheinbeherrſchte Menge preiſt das hoch. Der Langſame iſt ihr bedächtig, der Leiſe beſcheiden, der Ruhige gerecht und der Kalte vernünftig. Aber es iſt Alles anders. Der Muthige iſt laut, der Gerechte eifrig, der Mitleidige bewegt, der Entſchiedene ſchnell. Wer auf dem ſchwanken Seile der Lüge tanzt, braucht die Balancirſtange der Ueberlegung; doch wer auf dem feſten Boden der Wahrheit wandelt, mißt nicht ängſtlich ſeine Schritte ab und ſchweift mit ſeinen Gedanken nach Luſt umher. Seht euch vor mit Allen, die ſo ruhig und ſicher ſprechen!

Sie ſind ruhig aus Unruhe, ſcheinen ſicher, weil ſie ſich unſicher fühlen. Glaubet dem Zweifelnden, und zweifelt, wenn man Glauben gebietet. Göthe's Lehrſtyl beleidigt jeden freien Mann. Unter Allem, was er ſpricht, ſteht: tel est notre plaisir; Göthe iſt anmaßend oder ein Pedant, vielleicht Beides.

Göthe's Gedanken ſind alle ummauert und befeſtigt. Er ſelbſt will, ſein Leſer kann nicht mehr hinaus, ſobald er in ſie eingedrungen. Das Thor ſchließt ſich hinter ihm, er iſt gefangen. Göthe, weil er beſchränkt iſt, beſchränkt. Das Umflattern der Phantaſie, der eigenen wie der fremden, beläſtigt ihn; er ſtutzt ſie, und der flügellahme Leſer preiſt einen Dichter hoch, zu dem er ſich nicht zu erheben braucht, weil er ſo gütig iſt, auf gleichem Boden mit ihm zu ſtehen.

Göthe verbietet, ja ſelbſt dem Eigenwilligſten verhindert er das Selbſtdenken. Und ſage man nicht: es geſchieht, weil er den Gegenſtand bis auf den Grund ausſchöpft, weil er der Wahrheit höchſte Spitze erreicht. Der menſchenliebende, gottverwandte Dichter entführt uns der Schwerkraft der Erde, trägt uns auf ſeine feurigen Flügel hinauf bis in den Kreis des Himmels, dann ſenkt er ſich, auch ſeine andern Kinder zu heben; uns aber zieht die Sonne an. Sinken wir mit dem Dichter zurück, ſo iſt es, weil er den irdiſchen Dunſtkreis nicht verließ. Der wahre Dichter ſchafft ſeinen Leſer zum Gedichte, das ihn ſelbſt überflügelt. Wer nicht dieſes vermag, dem iſt Nichts gelungen. Ein Geſell zieht er Geſellen an; aber er iſt kein Meiſter und bildet keinen.

XV.

Soden, den 30. Mai.

Was mich in Paris am meiſten anſprach, war die Vermiſchung der Stände. Ich ſah in einem Glaſe alle Beſtandtheile der bürgerlichen Geſellſchaft vereinigt: das zog ſich an, ſtieß ſich ab, gährte, ziſchte, ſchäumte, und am Ende mußte Jeder von ſeiner Natur etwas ablaſſen und von der fremden etwas annehmen. Ich ſah das Leben einmal auf dem naſſen Wege, ich kannte früher nur das auf dem trockenen. Aber nicht blos dieſer chemiſche Prozeß machte mir Freude, ſondern auch ſo mancher unauflösliche Deutſche, der daran keine Freude fand. Von den Vielen unter uns, die Keinen neben ſich dulden können und die, wenn ſie keinen Herrn vor ſich und keinen Diener hinter ſich haben, ſich für verlorne Menſchen halten und wimmern — traf ich mehrere in den Pariſer Geſellſchaften. In ihrer

Angſt, die feindlichen Stoffe zu vermeiden und die freundlichen im Wirrwarre aufzufinden, wußten ſie gar nicht, wo ſie ſich hinwenden ſollten, und gleich einer vom Waſſerſtrudel ergriffenen Nußſchale drehten ſie ſich um ſich ſelbſt und kamen nicht von der Stelle. Dieſen gefiel es gar nicht in Paris und ſie waren recht froh, als ſie wieder nach Hauſe kamen, jeder in ſeine heimathliche Schublade, worin jeder trocken blieb und alles galt.

Es trat einmal ein deutſcher Freund noch ſpät Abends mit lautem Lachen in mein Zimmer und erzählte mir: er habe bei Lafitte zu Mittage gegeſſen und unter den Fremden wäre auch ein halbes Dutzend Frankfurter Bankiers geweſen, zur Hälfte chriſtlichen, zur Hälfte jüdiſchen Glaubens. Lafitte dachte ſeinen Frankfurter Gäſten keine größere Artigkeit erzeigen zu können, als wenn er ſie alle neben einander ſetzte, und ſo kam durch eine fürchterliche Erderſchütterung ein Frankfurter chriſtlicher Kaufmann neben einem jüdiſchen zu ſitzen. Die Chriſten verloren alle Haltung, rutſchten auf ihren Stühlen unruhig hin und her und bekamen Zuckungen in den Ellenbogen. Zuletzt aber brach die auf Lebenszeit eingeſperrte Artigkeit gegen Juden in der Verzweiflung durch und warf alles vor ſich nieder. Der eine Jude, ein neckiſcher Menſch, verſuchte mehrere

Male ſeinen chriſtlichen Nachbar zur Beſinnung zu bringen und ihn durch das einfache Mittel, daß er ihn um den Schinkenteller bat, gelind daran zu erinnern, wer ſie Beide eigentlich wären und was ſie unterſcheide. Aber es half Alles nichts, die Chriſten in ihrem Taumel blieben höflich den ganzen Abend. Ja nach dem Eſſen nahm jeder ſeinen jüdiſchen Landsmann unter dem Arm, ging mit ihm im Kaffeeſaale auf und ab und erkundigte ſich auf das freundſchaftlichſte nach dem Befinden der Kanzen und Reſtanten.

Ein anderes Begegniß hatte ich in Paris mit einem deutſchen Baron. Zwiſchen Edelleuten und Bürgerlichen alles gleich geſetzt: Herz, Geiſt, Bildung, Sitte, ziehe ich den Umgang des Edelmanns dem des Bürgerlichen vor, wie den Sonntag dem Wochentage. Beim Bürgerlichen iſt Alles Geſchäft, ſelbſt das Vergnügen; beim Edelmanne Alles Vergnügen, ſelbſt das Geſchäft. Ich haſſe daher keinen Edelmann, ich haſſe nur alle Edelleute, und nicht wegen ihrer Fehler, die wir Bürgerlichen ja auch haben, ſondern wegen ihrer ſchönen Eigenſchaften, die ſie ihren Vorrechten verdanken.

Jemand lieb' ich, das iſt nöthig;
Niemand haß' ich; ſoll ich haſſen,
Auch dazu bin ich erbötig,
Haſſe gleich in ganzen Maſſen.

Aber jenen Baron haſſe ich nicht blos maſſiv, ſondern auch in's Beſondere. Er war ein Prototyp von Hochmuth, und dem Hochmuthe gegenüber bin ich ein Prototyp von Ungeduld. Ich lernte ihn in den Bädern von Ems kennen, und er mich. Bei Tiſche häufte er einmal Knochen auf einen Teller, rief ſeinen Bedienten herbei und befahl ihm laut vor zweihundert Menſchen, er ſolle das dem Hunde bringen. Der junge Bauersſohn hatte mehr Ehre als der Edelmann und ward roth vor Schaam. Ich ward blaß vor Aerger, häufte auch von meinen Reſten einen Teller voll, reichte ihn dem Bedienten und ſagte: ich hoffe der Hund werde auch bürgerliche Knochen nicht verſchmähen. Der Baron ſchwieg ganz ſtill. „Il n'y a pas de réparation“ — hörte ich einmal im Concerte zu Frankfurt eine alte Gräfin zu einem jungen Geſandtſchafts Attaché ſagen, als er ihr mit Lachen erzählte, es habe ihn ſo eben Jemand einen Schlingel geheißen, weil er einen Stuhl habe wegziehen wollen, auf den ſich »a bourgeoise« gelehnt.

Zu gleicher Zeit befand ſich ein Hofrath in Ems, der die närriſche Leidenſchaft hatte, nach den Wappenſiegeln aller adeligen Familien zu jagen. Er drängte ſich an jeden Edelmann und kroch ſo lange an ihm herum und bettelte, bis ihm der gnädige Herr ſein

Petſchaft roth oder gelb abdruckte. Er nannte jeden Edelmann einen Baron, jeden Baron einen Grafen, zu jedem Grafen ſagte er Ew. Erlaucht, und zu jeder Erlaucht Ew. Durchlaucht. So kam er auch in meiner Gegenwart zum Baron, der von alter Familie war, fragte ihn nach den Verzweigungen ſeines Geſchlechts und bat gehorſamſt um ein Siegel. Der Baron ſagte es ihm mit Vergnügen zu, worüber ihm aber ſeine Cigarre verlöſchte. Der dankbare Groß-Siegelbewahrer flog nach dem Lichte und brachte einen brennenden Fidibus zurück. Bei dieſer Gelegenheit nahm ich mir die Freiheit, mich etwas über adelige Wappen luſtig zu machen und fragte unter anderem: woher es käme, daß meiſtens Vieh darauf vorkomme? Man ſollte glauben, meinte ich, die Stifter der edlen Familien ſeien alle Viehhändler, Jäger oder Menagerie-Wärter geweſen. Das wäre wohl leicht möglich — bemerkte ein anderer Plebejer, der noch naſeweiſer war als ich. Der Baron nahm uns das ſehr übel; aber ſprach kein Wörtchen. Was wollte er thun? Il n'y a pas de réparation zwiſchen einem Bürger und einem Edelmanne.

Der Baron war ſehr kränklich und für ſeine Geſundheit noch ängſtlicher beſorgt, als nöthig war. Er ſcheute die freie Luft, den Wind, die Sonne, die

Nähe des Fluſſes, war jeden Abend um ſieben Uhr ſchon in ſeinem Zimmer und ſchloß die Fenſter präciſe mit Sonnenuntergang. Er war beſonders auf ſeinen Kopf bedacht, den er ſelbſt bei Tiſche mit einem rothen ledernen Jakobiner Mützchen bedeckt hielt und mit deſſen ſchwarzer Troddel er etwas kokettirte. Nun geſchah es, daß der Herzog von Clarence, der damals in Ems war, zu Ehren einer jungen und ſchönen Prinzeſſin ein kleines Feſt im Freien gab. Alle Edelleute unter den Badegäſten waren dazu eingeladen. Meinen Baron hatte man vergeſſen, er war in Verzweiflung. Als endlich um zwei Uhr Mittags noch keine Einladung gekommen, ging er in den Garten zum Bade-Commiſſär, der die Einladungsliſte für den Herzog verfertigt hatte, und fragte ihn, warum er allein zurückgeblieben ſei? Der Commiſſär entſchuldigte ſich und als gerade ein Lakai des Herzogs die Straße herauf kam, ging er ihm entgegen, zog den Hut vor ihm ab und bat ihn höflichſt gegenwärtig vergeſſenen Baron nachträglich zu ſeiner Hoheit einzuladen. Der Lakai fragte nach ſeiner Wohnung, der Baron erwiederte, er ginge eben nach Hauſe, ging wirklich dahin und der Lakai folgte ihm. Als er unter der Thüre ſeiner Wohnung gekommen, blieb er ſtehen, drehte ſich um und ließ ſich einladen. Ich bewunderte die chineſiſche Geiſtesgegenwart ſowohl des Lakaien als des Barons.

Die Geſellſchaft des Herzogs wurde im Garten der vier Thürme gehalten, der zwiſchen der ſtaubigen Landſtraße und dem zugluftigen Fluſſe liegt. Ich unter vielen andern Maulaffen ſtand vor der Gartenmauer und ſah der Herrlichkeit zu. Es war lauter edler Pathos und keine einzige phthisis ignobilis dabei. Ich konnte mir gar nicht erklären, wie eine hochgeborne Bruſt die Schwindſucht bekommen könne, und der vorübergehende Brunnenarzt, deſſen Weisheit ich in Anſpruch nahm, ſah ſich erſchrocken um und fragte mich, ob ich des Teufels wäre? Der Herzog hatte den Hut auf, alle übrigen Herren, ſelbſt kleine regierende Fürſten waren unbedeckt, mit dem Hinterkopfe der ſengenden Juliſonne, mit dem Vorderkopfe der windigen Lahn blosgeſtellt. So ſtanden ſie zwei Stunden lang, regungslos wie die Hermen; ſie machten keinen Schritt. Die Prinzeſſin, eine liebenswürdige und lebhafte Dame, ging umher und wechſelte einige Worte mit den Gäſten; aber an unſeren Baron kam dieſe Ehre nicht. Ich war vor Erſtaunen außer mir, daß ein ſo kranker und ängſtlicher Menſch ſeine Geſundheit und Ruhe einer fruchtloſen Eitelkeit aufopfern und ſich in eine Geſellſchaft einbetteln mochte, in der er ſo wenig bemerkt wurde als ich, der ich außen ſtand. Aus Schadenfreude drückte ich den Hut recht feſt in den Kopf hinein und hielt das Schnupftuch vor dem Munde, um an die Gefahr des Staubes und des Windes zu erinnern. Der Baron ſtand hinter der Gartenmauer mir ganz nahe, bemerkte meine diätetiſchen Maßregeln und ſah mich mit neidiſchen und kummervollen Blicken an. Den andern Tag war er krank, ernſthaft oder in der Einbildung, und blieb im Bette.

Dieſen Baron fand ich in Paris in der Abendgeſellſchaft einer Herzogin. Als ich bei meiner Runde ihn bemerkte, ging ich artig, ja freundſchaftlich auf ihn zu, wie man ſich in der Fremde immer freut, auch dem gleichgültigſten Bekannten zu begegnen. Er aber, als wäre er in einem deutſchen Bade, wo ſich die Adeligen von den Bürgern abſondern, als hätten ſie die Krätze — ſie oder ſie — wendete ſich um und wollte mich nicht geſehen haben. Ich kam gerade aus den Variétés und war voll der ſchönſten Malicen. Ich machte eine halbe Tour um den Baron, bis ich ſeinem Geſichte gegenüber kam, reichte ihm die Hand und ſagte: mon cher Baron, ich bin ungemein erfreut, Sie hier zu finden. Dann moncherte ich ihn den ganzen Abend ſehr laut und wich ihm nicht von der Seite. Als die Parthieen arrangirt wurden, zwang ich ihn, Ecarté mit mir zu ſpielen. Die Herzogin kam auf einige Minuten an unſeren Tiſch. Ich ſtand auf, nahm den Baron bei der Hand und ſagte: ich empfehle dieſen Freund und Landsmann ihrer Güte; er iſt nach mir der liebenswürdigſte aller Deutſchen. „Sie ſind ſehr beſcheiden“ — erwiederte die Herzogin. Ich durfte mir aber ſchmeicheln, daß dieſer Fächerſchlag dem Barone gegolten und nicht mir. Der Baron war ſo entzückt und verwirrt, als die Herzogin mit ihm ſprach, ob zwar deren Adel zwanzig Jahre jünger war als ſie ſelbſt, daß er, ohne es zu bemerken, mit dem Arme eine ſeiner vier Marken wegſchob. Dadurch überholte ich ihn im nächſten Spiele und er verlor die Parthie, welches mir große Freude machte.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Vierter Band.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Vierter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg. **Frankfurt a. M.**
Hoffmann & Campe. Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt

Dramaturgische Blätter.

Seite
Vorrede 3
I. Die Leibeigenen. Trauerspiel von Raupach . . . 21
II. Der Lorbeerkranz. Schauspiel von Ziegler . . . 35
III. Saul. Tragödie von A. [illegible] 44
IV. Die Ahnfrau. Trauerspiel von Grillparzer . . . 50
V. Die Spieler. Schauspiel von Iffland 58
VI. Die Vestalin. Oper von Spontini 61
VII. Elise von Valberg. Schauspiel von Iffland . . . 64
VIII. Der Bergsturz. Oper von Weigl 68
IX. Der Schutzgeist. Dramatische Legende von Kotzebue 70
X. Don Carlos. Trauerspiel von Schiller 72
XI. Saul. Melodrama, Musik von Seyfried 78
XII. Die Feinde. Trauerspiel von E. v. Houwald . . 80
XIII. Die Hussiten vor Naumburg. Schauspiel von Kotzebue 93
XIV. Die gefährliche Nachbarschaft. Lustspiel von Kotzebue. 96

Seite
XV. Der Leuchtthurm. Drama von E. v. Houwald 98
XVI. Die beiden Gutsherren. Luſtſpiel von Jul. v. Voß 118
XVII. Der verbannte Amor. Luſtſpiel von Kotzebue 131
XVIII. Die Entdeckung. Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch 134
XIX. Der Jude. Schauſpiel von Cumberland 136
XX. Die Schweizer-Familie. Oper von Weigl 141
XXI. Correggio. Von Oehlenſchläger . . . 143
XXII. Agnes von der Lilie. Schauſpiel von Frau v. Weißenthurn 147
XXIII. Pierre de Portugal. Tragédie par Lucien Arnault 152
XXIV. Die Soldaten. Schauſpiel von Arreſto 160
XXV. Das Käthchen von Heilbronn. Von Heinrich v. Kleiſt 163
XXVI. Verlegenheit und Liſt. Luſtſpiel von Kotzebue 170
XXVII. Die Entführung. Luſtſpiel 172
XXVIII. Thomas Aniello. Trauerſpiel von Auguſt Freſenius 177
XXIX. Cardenio und Celinde. Trauerſpiel von Karl Immermann 181
XXX. Die eiferſüchtige Frau. Luſtſpiel von Kotzebue 184
XXXI. Marianne. Trauerſpiel von Gotter . . 186
XXXII. Beſchämte Eiferſucht. Luſtſpiel von Frau v. Weißenthurn 189

Seite
XXXIII. Die Entführung aus dem Serail. Oper von Mozart 206
XXXIV. L'école des Vieillards. Comédie par Casimir Delavigne 208
XXXV. Johann, Herzog von Finnland. Schauſpiel von Frau v. Weiſſenthurn . . . 213
XXXVI. Der Wollmarkt. Luſtſpiel von Clauren . 216
XXXVII. Das Trauerſpiel in Tyrol. Dramatiſches Gedicht von Immermann 229
XXXVIII. Die Familie Anglade. Schauſpiel von Freiherrn v. Thumb 261
XXXIX. Emilia Galotti, von Leſſing 263
XL. Das Taſchenbuch. Drama von Kotzebue 273
XLI. Der Tagsbefehl. Drama von Töpfer . 276
XLII. Die deutſche Hausfrau. Schauſpiel von Kotzebue 283
XLIII. Das Kind der Liebe. Schauſpiel von Kotzebue 285
XLIV. Lilla. Oper von Martin 289
XLV. Der Vorpoſten. Schauſpiel von Clauren 292
XLVI. Die Großmuth des Scipio. Heroiſche Oper von Romberg 294
XLVII. Nachtigall und Rabe. Ein Schäferſpiel. Muſik von Weigl 296
XLVIII. Die Heimkehr. Trauerſpiel von Houwald 299
XLIX. Das Nachtlager in Granada. Schauſpiel von Kind 309
L. Graf von Eſſex. Trauerſpiel nach Banks 312
LI. Der Findling. Luſtſpiel von Conteſſa . 314

Seite

LII. Ueber den Charakter des Wilhelm Tell in Schiller's Drama 316
LIII. Der Hausdoktor. Luſtſpiel von Ziegler . . 326
LIV. Le Corrupteur. Comédie par Lemercier. 331
LV. Maria Stuart. Trauerſpiel von Schiller . . 338
LVI. Unſer Verkehr. Poſſe 345
LVII. Tancred. Große heroiſche Oper von Roſſini . 355
LVIII. Der Sammtrock. Luſtſpiel von Kotzebue . . 357

Dramaturgiſche Blätter.

Vorrede.

Deutſchlands kritiſche Nacht war gekommen, die Wärter ſaßen kopfſchüttelnd am Bette, alte Baſen machten bedenkliche Runzeln und die Lichter wurden nicht mehr geputzt. Da richtete ſich der Kranke plötzlich auf, ſaß ganz gerade, blickte umher und fragte: „wo bin ich?“ — „In Ihrer alten Wohnung, bei den lieben Ihrigen“ — antwortete der Arzt, freundlich und vergnügt, und machte eine ſiegreiche Miene. Ein wohlthätiger Schweiß war ausgebrochen, die Fieberphantaſieen hatten aufgehört, der gute alte Puls war gleich wieder da, und die Geſundheit kehrte mit ſchnellern Schritten zurück, als ſie ſich entfernt hatte. Noch einige Tage blieb der Geneſende ſchwach; aber er lächelte ſelig, alles war ihm recht, er war alles zufrieden. Noch einige Tage, und Vetter Michel ſtand wieder auf den Beinen, ſchnitt ſich zwölf Dutzend neue Federn, und aß Abends ſeinen Kartoffelſalat. Noch einige Tage, und das Teſtament, in der Furcht des Todes geſchrieben, wurde hervorgeſucht und zerriſſen; es ſollte alles beim Alten bleiben. Noch einige Tage, und der Krankenwärter kam glückwünſchend und erinnerte an den neuen blauen Rock, den ihm der Kranke verſprochen hatte, wenn er wieder aufkäme. Der Geſunde lachte den guten Mann aus und ſagte: im Fieber mag ich wohl viel dummes Zeug geſprochen und verſprochen haben. . . . Ach! es war eine ſchöne Zeit. Zwar habe ich nicht mitgefochten im Befreiungskriege — mir fehlte das gehörige Maaß des Körpers und des Glaubens — aber ich habe den Franzoſen auch kleine Stöße gegeben. Von der Polizeiſtelle eines rheiniſchen Bundesſtaates war ich, ohne Stuhl und Styl zu wechſeln, zur Polizeiſtelle eines deutſchen Bundesſtaates gekommen. Früher hatte ich gehorſame, eilfertige Briefe nach allen Poſtwinden geſchrieben, um arme deutſche Jungen, die ſich verſteckt hatten, weil man ſie als widerſpenſtige Conſcribirte verfolgte, zu erſpähen, und den franzöſiſchen Metzgerknechten auszuliefern. Jetzt ſchrieb ich noch gehorſamere, noch eilfertigere Briefe, um alte Deutſche mit pedantiſchem Herzen, die immer noch Liebe und Bewunderung für Napoleon zeigten, als Verräther feſtzuhalten und deutſchen Metzgerhunden zur Bewachung zu übergeben. Einmal fing man einen ſolchen Spion, und ich mußte ihn auf Befehl meiner Vorgeſetzten zwingen, ſich bis auf das Hemd auszukleiden, um nachzuſehen, ob er ſich nicht die drei Farben tatowirt hätte. Ich fand nichts, ſah, daß Alles gut war, und Deutſchland wirklich frei. Darauf bekam ich meinen Abſchied und das war auch gut. Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine Zeitſchrift heraus: Die Wage. Ach Himmel! An Gewichten fehlte es mir nicht, aber ich hatte nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte that nichts und machte keine Geſchäfte, und das Völkchen in den höhern Räumen handelte mit Luft und Wind und andern imponderablen Stoffen. Ich war in ſehr großer Verlegenheit. Das Journal war angekündigt, der Druck hatte ſchon begonnen, die Abonnements-Gelder waren ſchon ein- und ausgezogen, und ich wußte noch nicht, wie ich mein Verſprechen erfüllen und das Verſprochene voll machen ſollte. Da rieth mir ein freiwilliger Jäger, der ſein Leben lieb gewonnen und, um es fortzuſetzen, Komödiant geworden war, ich ſolle über das Theater ſchreiben. Der Rath war gut und ich befolgte ihn. Ich ſetzte die wohlweiſe Perrücke auf und ſprach Recht in den wichtigſten und hitzigſten

Streithändeln der deutſchen Bürger — in Komödien-Sachen. Wie ein Geſchworener urtheilte ich nach Gefühl und Gewiſſen; um die Geſetze bekümmerte ich mich, ja ich kannte ſie gar nicht. Was Ariſtoteles, Leſſing, Schlegel, Tieck, Müllner und Andere der dramatiſchen Kunſt befohlen oder verboten, war mir ganz fremd. Ich war ein Natur-Kritiker, in dem Sinne, wie man einen Bauer vor zwanzig Jahren — ich glaube, er hieß Maus — der Gedichte machte, einen Natur-Dichter genannt hatte. Die Katze Kritik ging damals ſehr ſchonend um mit jener Maus, zog ihre Krallen ein und liebkoſte ſie. Eine gleiche Nachſicht fand ich auch, wahrſcheinlich aus gleichem Grunde: weil man eine gewiſſe bäuerliche Natürlichkeit an mir bemerkt. Die Menſchen ſind gar nicht ſo ſchlimm, als man gewöhnlich glaubt. Sie laſſen Jedem gern ſeine Meinung, häßlich oder ſchön, wenn er nur feſt darin ſteckt, wie in ſeiner Haut; verſteckt man ſich aber hinter einer Meinung, dann ziehen die Leute mißtrauiſch den Vorhang weg, um zu ſehen, wer dahinter iſt. Meine Kritiken fanden vielen Beifall, ſogar Kotzebue lobte mich. Wie wüthend war ich über Sand, als er mir meinen lieben guten Kotzebue umgebracht, der mich gelobt hatte. Es war Hamlet, der Polonius erſtach, Rattengiſt — dummes Volk!

So ſind dieſe dramaturgiſchen Blätter entſtanden, die ich jetzt, geſammelt und vermehrt, den Leſern vorlege. Möchten ſie größere Freude daran haben, als ich ſelbſt dabei gefunden. Ich beklage verlorne Zeit und fruchtloſe oder übel verwendete Mühe. Der Kritiker befördert ſo wenig die ſchöne Kunſt, als der Scharfrichter die Tugend befördert. Beide ſchrecken nur von Vergehungen ab, beide beſtrafen ſie nur. Ich fange an zu glauben, daß die armen Bühnendichter doch Recht haben mögen, wenn ſie ihre Recenſenten Freudeſtörer ſchelten. Wir ſind wirklich garſtige Raupen, die Blatt nach Blatt abfreſſen, bis vom Buche nichts mehr übrig bleibt, als der Deckel und die Rechnung des Buchhändlers. Ehe die Schlange Kritik mich verführte, war ich unſchuldig, wie der Menſch im Paradieſe; ich konnte über einen Iffland'ſchen Hofrath, wenn er tugendhaft war, weinen wie ein Bürgermädchen, und über Bären und närriſche Pudel gleich einem Wiener lachen. Da aß ich vom Baume der Erkenntniß, lernte Gutes vom Böſen unterſcheiden, und meine Zufriedenheit war hin. Da kam ich mit einem Vergrößerungsglaſe in das Schauſpielhaus und entdeckte häßliche Flecken und Unebenheiten, wo ich früher alles ſchön und glatt gefunden. Da fing ich die armen Leute zu plagen an, und mich am meiſten.

Ein Kerl, der kritiſirt,
Iſt wie ein Thier auf dürrer Heide,
Von einem böſen Geiſt im Kreis herum geführt,
Und rings umher liegt ſchöne grüne Weide.

Es iſt wahr, ich hatte [illegible] meinem dramaturgiſchen Beſtreben eine ſchön[illegible] und beſſere Abſicht, als die, einen armen Dichter zu kränken, den die Natur ſchon genug gekränkt hatte, und ſeine armen Bewunderer zu verſpotten. Aber ich blieb immer ein Thor, zu hoffen, das Feiertägliche werde wirken, wo das Wochentägliche nicht gewirkt, und zu vergeſſen, daß es Lehren gibt, die, wenn nöthig geworden, fruchtlos ſind. Ich ſah im Schauſpiele das Spiegelbild des Lebens, und wenn mir das Bild nicht gefiel, ſchlug ich, und wenn es mich anwiderte, zerſchlug ich den Spiegel. Kindiſcher Zorn! In den Scherben ſah ich das Bild hundertmal. Ich war bald dahinter gekommen, daß die Deutſchen kein Theater haben, und einen Tag ſpäter, daß ſie keines haben können. Das Erſtere war mir gleichgültig — man kann ein ſehr edles, ein ſehr glückliches Volk ſein, ohne gutes Schauſpiel — aber das Andere betrübte mich. Dieſer Schmerz gab meinen Beurtheilungen eine Leidenſchaftlichkeit, die man mir zum Vorwurfe gemacht, weil man ſie mißverſtanden. „Sie ſind zu ſcharf“ — ſagten mir oft Freunde, weil ſie dachten, ich hätte es auf einen Dichter, einen Schauſpieler abgeſehen. Guter Gott! Wäre der Dichter oder der Schauſpieler mein Sohn geweſen, ich hätte ganz ſo von ihm geſprochen, wie von dem Fremden, ſo wenig dachte ich daran, einem wehe zu thun. Es war oft komiſch, wenn junge Leute, die Reſpekt vor mir hatten, im Theater oder nach demſelben, auf meine Worte horchten, was ich urtheilte von dem neuen Stücke, ob ich es für gut oder ſchlecht erklärte. Wahrhaftig, ich hatte beim zweiten Akte den erſten, wenn der Vorhang fiel alles vergeſſen und ich erinnerte mich gar nicht, ob das Stück gut oder ſchlecht war. Aber am folgenden Tage kam immer etwas, das mich daran erinnerte: das Stück *mußte* ſchlecht geweſen ſein, und da ſetzte ich mich hin und beurtheilte es, und tadelte die Zeitung des Morgens im Komödienzettel des Abends, die Natur in der Kunſt. Ich ſchlug den Sack und meinte den Eſel. Das franzöſiſche Schauſpiel, das klaſſiſche zumal, iſt mir weit mehr zuwider, als das deutſche; aber nur, wenn ich es leſe, nicht, wenn ich im Lande es darſtellen ſehe. Dann gewahre ich bald, daß die Gebrechen des franzöſiſchen Dramas die der Franzoſen, die ihrer Nationalität ſind; die Gebrechen des deutſchen Dramas aber zeugen von der *Unnationalität* der Deutſchen, und das iſt zum Verzweifeln, das iſt keine bloſe Komödie. Ein Volk, das nur der Pferch zum Volke macht, das, außer demſelben, den Wolf fürchtet und den Hund verehrt, vnd wenn ein Gewitter kommt, die Köpfe zuſammenſteckt und geduldig über ſich herdonnern läßt; ein Volk, das beim Jahresſchluſſe der Geſchichte gar nicht mitgerechnet wird, ja, das ſich ſelbſt nicht zählt, wo es ſelbſt die Rechnung macht, — ein ſolches Volk mag recht gut, recht wollig, ganz brauchbar für das Haus ſein; aber es wird kein Drama haben, es wird in jedem fremden Drama nur der Chor ſein, der weiſe Betrachtungen anſtellt, es wird nie ſelbſt ein Held ſein.

Alle unſere dramatiſchen Dichter, die ſchlechten, die guten und die beſten, haben das Nationelle der Unnationalität, den Charakter der Charakterloſigkeit. Unſer ſtilles, beſcheidenes, verſchämtes Weſen, unſere Tugend hinter dem Ofen und unſere Scheinſchlechtigkeit im öffentlichen Leben, unſere bürgerliche Unmündigkeit und unſer großes Maul am Schreibtiſche — alles dieſes vereint, ſteht der Entwickelung der dramatiſchen Kunſt mächtig im Wege. Reden heißt uns handeln, und ſchweigen groß handeln. Die Sculptur kam in der chriſtlichen Zeit durch die Entwöhnung, nackte Geſtalten zu ſehen, herunter, und die Ungewohnheit, nackte Charakter zu ſehen, läßt die dramatiſche Kunſt in Deutſchland nicht aufkommen. Zwar verſetzt ſich der Deutſche leicht in jedes neue Verhältniß, in jede fremde Empfindung; aber dieſe Leichtigkeit wird durch die andere, ſich aus jeder Lage zu verſetzen, wieder zu nichte gemacht. Der Deutſche reflectirt über Alles, ſieht Alles aus der Vogelperſpective und iſt darum nie in der Mitte der Sache. So iſt er erhaben über den Scherz, handhabt ihn und iſt nie ſcherzhaft. Den Punkt, den ſich Archimedes wünſchte, hat er gefunden, und er ſollte wünſchen, daß er ihn verlöre. Und tritt der Deutſche in ein fremdes Verhältniß ein, dann geſchieht es als Gaſt, er iſt beſcheiden und verlegen und thut nicht wie zu Hauſe darin. Der Deutſche hat Alles und iſt Nichts, und die dramatiſchen Charaktere ſeiner Schauſpiele haben darum nur, was ſie ſein ſollten. Im Luſtſpiele, wenn ja einmal die Dummheit aufhört und der Witz erſcheint, ſehen wir den Geiſt, aber nicht den Charakter des Witzes; wir ſehen witzige Geiſter, aber keine witzige Charaktere. Die Perſonen haben Witz und ſind nicht witzig. Bezeichnend für dieſe Gattung der Fehlerhaftigkeit iſt Raupach, ein Mann von Geiſt, Geſchmack und ſchöner Darſtellung. Alle ſeine komiſchen Perſonen machen ſich über ſich ſelbſt luſtig, greifen dadurch in das Recht des Zuſchauers ein und rauben dieſem alle Luſt. Sein Eiferſüchtiger in „Laßt die Todten ruhen," ſein Shakeſpeare's-Narr in „Kritik und Antikritik," perſifliren ihren eigenen Charakter; der eine verſpottet die Eiferſucht, der andere die Shakeſpeare-Manie. Sie tragen die Maske ihres Charakters, verſtellen ihre Stimme, ſind aber nicht, was ſie ſcheinen. Ich habe, ſoviel ich mich erinnere, in den Kritiken dieſer Sammlung noch andere Bemerkungen über die Unbedeutendheit des deutſchen Luſtſpiels und die Schuld daran gemacht, und ich will hier darauf hinweiſen.

Hat das Luſtſpiel keine Luſt, iſt das Trauerſpiel dafür um ſo trauriger. Man braucht ein doppeltes Maß von Thränen, eines für die Leidenden im Gedichte, ein anderes für den leidenden Dichter ſelbſt. Der arme Tragödiſt, ein geplagter Schulmeiſter, auf deſſen Bänken naſeweiſe Könige und wilde Völker ſitzen und der die Ruthe gebrauchen ſoll für beide, bekommt ſie öfter, als er ſie austheilt. Er iſt furchtſam, verſteckt ſich hinter die Tugend, ſagt, nicht er gebiete, ſondern ſie, nicht er ſei ſtreng, ſondern ſie, und man möge ihm nichts übel deuten. Im Hauſe haben wir Muth, der Deutſche hält etwas auf ſein Hausrecht; da ſind wir im Stande, wie der Geiger Miller in Kabale und Liebe, ſogar einem Präſidenten mit dem Hinauswerfen zu drohen. Aber vor der

Thüre, wo die Polizei beginnt, wenn die Dekoration einen Palaſt, eine Straße, einen Markt vorſtellt, da ſind wir ängſtlich und blöde, ſehnen uns nach der warmen Stube, nach den gemüthlichen Pantoffeln zurück, und dichten wir Tragödien in dieſer weinerlichen Stimmung, wird ein lyriſches Gedudel, ein Papa Tell, ein empfindſamer Tyroler, ein operlicher Beliſar daraus. Im Leben und im Drama kommt es darauf an, Recht zu behalten; dem ehrlichen Deutſchen aber liegt daran, Recht zu haben, und darum haben ſeine Helden alle Recht und die Geſchlagenen immer Unrecht. Unſer Haus-Herz, unſere Provinzial-Empfindung verdirbt die Kunſt. Dem tragiſchen Dichter ergeht es, wie dem Schweizerſoldaten. Er ſteht mitten im tragiſchen Schrecken, der Sturm der Schlacht tobt wild, Waffen klirren, Wunden ächzen, das Leben ſteigt im Preiſe, der Tod wird wohlfeil, der Augenblick gebietet, der Muth über den Augenblick, die Flamme der Begeiſterung erwärmt ſelbſt den kalten Feigling, der Held kämpft wie ein Löwe — da, horch! — da ſummt einer den Kuhreigen; der Held ſteht ſtille, es wird ihm ſchwabbelig, ſeine Augen tröpfeln, er läßt den Arm ſinken, wirft das Schwert hin, deſertirt, vergißt Ehre, Pflicht, Ruhm, Alles, läuft in die Heimath zurück, ſetzt ſich hinter den Ofen und weint unaufhörlich.

Da ſitzt der Held, ſtatt zu ſtreiten, warm im Herzen des Dichters — warm, weil er ſich warm gelaufen; denn was iſt ein deutſches Herz? — eine gefrorene Schweiz, nichts mehr.

Den armen Reſt nimmt eine ſchamloſe Cenſur hinweg. War nicht Grillparzer's jungfräuliche Muſe ſchön und hold? Nun ſeht, ſeht! Man hat ſie der ehrloſeſten Mißhandlung preisgegeben, in der Wachtſtube der Polizei wurde ſie geſchmäht und geſchändet, und jetzt ſchleicht ſie bleich und mit verweinten Augen umher, daß einem das Herz vor Mitleid ſpringen möchte. Sagt nicht: ſo ſchlimm iſt es nicht überall; doch, doch, ſo ſchlimm iſt es überall. Nicht die Cenſur, die das Drucken verbietet, die andere iſt die verderblichſte, die uns am Schreiben hindert; und das thut ſie im ganzen Lande. Wir werden cenſirt geboren, unſere Ammenmilch iſt cenſirt. Ein Deutſcher könnte fünfzig Jahre Groß-Inquiſitor ſein, und er würde das freie Denken nicht verlernen; aber ſetzt ihn auf eine menſchenleere Inſel, wo er ſein eigener König iſt, und er ſchreibt nicht frei. Er würde immer fürchten, irgend ein Schwachkopf auf einer der Inſeln im ſtillen Ocean könnte ſich an eines ſeiner harten Worte ſtoßen und würde ſie darum alle mit weichem Wulſte umgeben. Wir ſind ſo ſehr gewöhnt, vorſichtig zu ſein, daß uns die Vorſicht zu thieriſchem Inſtinkte geworden und wir ſie gar nicht mehr brauchen. Dem Deutſchen iſt ganz unbekannt, wie viel der Menſch an Wahrheit, Grobheit und Satyre, ohne zu ſterben, ertragen kann. Er weiß noch weniger, daß der Menſch gar nicht daran ſtirbt, ſondern vielmehr ſtärker und geſünder davon wird. Selbſt verwöhnt und verzärtelt, verwöhnt und verzärtelt er auch die Kinder ſeines Geiſtes. Er windelt ſie gegen die Luft bis zum Halſe ein, und ſie liegen da, wie die ägyptiſchen Mumien, regungslos und bedeckt mit Hieroglyphen. Darum iſt auch kein Leben, darum herrſcht auch das Fratzige und Räthſelhafte in allen dramatiſchen Gedichten. Der Dichter will nicht gedeutet ſein, er nimmt ſeine Urbilder nicht aus der Wirklichkeit. Sie verſpotten die Thorheiten des vorigen Jahrhunderts, züchtigen die Verbrechen des vorigen Jahrtauſends, und wenn nicht ein Bräutigam aus Mexiko, oder ein Vetter aus Liſſabon kommt, wiſſen ſie nichts Neues aufzutreiben. Sie kennen die Natur und kennen den Menſchen nicht. Eine Laune machen ſie zur Leidenſchaft, den Rauſch der Leidenſchaft zur perennirenden Empfindung, Empfindungen zu Gedanken und unfruchtbare Gedanken laſſen ſie Handlungen gebären. Unmögliche, mißgeſtaltete Ungeheuer von Geſchichten laſſen ſie geſchehen, und ſie vergeſſen, daß, wenn im

Leben auch das Unwahrſcheinlichſte zuweilen wirklich wird, es doch auf der Bühne nie geſchehen darf. Und gelingt es ja einmal einem dramatiſchen Dichter, das wirkliche, gelebte Leben ſchön und wahr darzuſtellen, läugnet er es ab, opfert ſeinen Künſtlerruhm ſeiner Ruhe auf und ſagt:

> Bemüht euch nicht, im Buche der Geſchichte
> Der Quelle meines Liedes nachzuſpüren;
> Die Wirklichkeit taugt ſelten zum Gedichte.

Es ſei Alles erfunden, Alles gelogen, er habe an Nichts dabei gedacht, das Stoffloſe ſei der ächte Stoff für ein Drama, und an Nichts zu denken, das ſei die rechte Art, eine Tagödie zu ſchreiben! denn

> Was niemals war, das iſt zu allen Zeiten.

Mit dem franzöſiſchen Drama hat die Kritik freilich auch ihre große Noth und Langeweile; aber der Zuſchauer nie. Iſt es kein Trauerſpiel, iſt es kein Luſtſpiel, ſo iſt es doch wenigſtens eine Zeitung von den Ereigniſſen des Tages, an denen Jeder Theil nimmt. Man weint oder lacht, pfeift oder klatſcht, man macht Lärm und hat ſeine Freude daran. Wenn aber dem deutſchen Drama der Kunſtwerth mangelt, mangelt ihm Alles. Nur der einzige Kotzebue hat den Verſtand gehabt, ſeinen Schauſpielen, die ſich alle gleichen, wenigſtens den Kalendernamen des Tages zu geben und er hat damit gewirkt. Es iſt ganz zum verzweifeln, daß der Deutſche mit der Temperatur der Jahreszeiten nie im Einklange ſteht. Im Winter geht ſeine Seele nackt, im Sommer trägt ſie einen Pelz. Im Kriege iſt er politiſch und ſpricht nicht von Politik, während des Friedens theilt er die Welt aus. Er ſchreibt Bücher über den Haushalt der Athener; um den Haushalt der Oeſtreicher, welchen er ſein Geld anvertraut, bekümmert er ſich nicht. Eine Berliner Akademie hält am Geburtstage des großen Friedrich eine Vorleſung über die Infiniteſimalrechnung, und es wäre doch wahrhaftig zeitgemäßer, wohlthätiger und patriotiſcher, zur Feier eines ſolchen Tages eine Vorleſung über den deutſchen Fürſtenbund zu halten. Engländer und Franzoſen walzen mit der Zeit, der Deutſche tanzt einen Menuet mit ihr. Sie ſind ſich immer entgegen, der Chapeau ſteht oben, die Dame unten; ſie entfernen ſich von einander und ſehen ſich dabei ſchief an, und wenn ſie ſich begegnen, reichen ſie ſich die Hände, aber mehr zum Adieu, als zum Willkommen. Will ja einmal ein Deutſcher der Zeit die Hand küſſen, benimmt er ſich ſo ungeſchickt dabei, daß alle Welt lachen muß. Einer That die Farbe der Empfindung geben, das vermögen ſie nicht. Dem Zechbruder Leſſing errichten ſie ein Spital, und für den heiligen Bonifacius in Fuld werden ſie wahrſcheinlich ein Schauſpielhaus bauen. Luther zum Andenken — Luther und ein Andenken! es kommt noch dazu, daß ſie dem lieben Gott eines ſetzen — wollten ſie vor mehreren Jahren in Eisleben eine Art Findelhaus gründen, und Göthe ſollte in ſeiner Vaterſtadt einen Tempel der Veſta haben; er war ſchon in Kupfer geſtochen. Können die dramatiſchen Dichter beſſer ſein? Und wären ſie es und ſpielten ſie aus dem Tone der Zeit, es würde nichts helfen. In Tyrol iſt Immermanns Trauerſpiel von Tyrol, wie uns Heine erzählt, ſelbſt zum Leſen verboten. Iſt ganz recht; die Tyroler könnten das Jodeln darüber verlernen und die guten Wiener hätten ein Vergnügen weniger. Kein Schauſpieldirektor denkt daran, unter den Tauſenden von Stücken eines zu wählen, das für den Tag paßt. Doch ja, in den erſten Wintertagen ſpielen ſie überall den Graf Benjowsky, weil eine Schnee-Dekoration darin vorkommt. Das iſt aber auch die ganze Huldigung, die man dem Geiſte der Zeit bringt. Das Volk iſt nicht beſſer. Denkt denn Einer bei Raupachs Rafaele an die Griechen? Neulich war ich ein Narr. Ich ſah Leſſings Minna von Barnhelm aufführen.

Darin ſagt der Wachtmeiſter Werner: „Unſere Vorfahren zogen fleißig wider den Türken, und das ſollten wir noch thun, wenn wir ehrliche Kerls und gute Chriſten wären.“ Varna war gerade an die Ruſſen übergegangen, und ich dachte: Jetzt geht der Lärm los! . . O, mein Gott! kein Goldfingerchen hat ſich gerührt. Ja es war ſtiller als vorher; es ſchien, als hätte der Athem des ganzen Hauſes gefürchtet, irgend eine Theilnahme zu verrathen. Dieſes geſchah freilich in Hannover; aber Hannover iſt nur der Titel des Landes; ganz Deutſchland iſt hannövriſch. Der Teufel mag Comödien ſchreiben für ſolche Menſchen!

Ich wollte, daß ich auch ſagen könnte: wer mag vor ſolchen Menſchen *ſpielen*! Aber, warum nicht gut ſpielen? Das Drama ſei, wie es wolle, der Zuſchauer ſei, wie er wolle, gut ſpielen iſt immer möglich und wird immer empfunden und mit Dank aufgenommen. Vielleicht kann man den niederen Stand der deutſchen Schauſpielkunſt erklären, aber zu entſchuldigen iſt er gewiß nicht. Und wenn man die zwanzig guten Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die Deutſchland vielleicht hat, verſammelte und ſie auf einer Bühne, im nämlichen Stücke, auftreten ließe, es würde doch nicht gut geſpielt werden. Jeder bekümmert ſich nur um ſeine Rolle, Keiner um das

Ganze, Keiner um die Rolle des Mitſpielenden. Warum ſind die Orcheſter gewöhnlich gut, ob zwar deren Mitglieder gewiß nicht alle Künſtler ſind, die fühlen und verſtehen, was ſie vortragen? Es kommt daher, weil ſie in Ordnung gehalten werden, weil ſie aus einem Takte, einem Tone ſpielen. Könnte man die Schauſpieler nicht auf gleiche Weiſe leiten? Könnte man ihnen nicht Ton, Takt, Temperatur vorſchreiben? Könnte nicht der Regiſſeur hinter den Couliſſen mit einem Stäbchen kommandiren und das Zeichen geben, wenn geſchrieen oder geliſpelt, langſam oder geſchwind geſprochen, wenn der Kopf hängen oder ſich gerade halten, der rechte oder der linke Arm ſich bewegen ſoll? Die Schauſpieler verſtehen gewöhnlich das Stück und ihre Rolle nicht. Gebt ihnen Shakeſpeare's Hamlet, und ſie machen aus Hamlet einen Helden, aus dem Könige einen Schuft, aus Polonius einen Einfaltspinſel und Ophelia zur Schwärmerin. Man ſollte bei jedem Theater einen Dramaturgen anſtellen, der jedes neue Stück und die einzelnen Rollen darin den Schauſpielern kritiſch erläuterte. Die Beſſern unter ihnen würden dadurch belehrt und ausgebildet, und bei denen von minderer Faſſungskraft wenigſtens das gewonnen werden, daß ſie den Bau und Zuſammenhang des neuen Stücks, daß ſie es räumlich kennen lernten. Das wäre ſchon Vortheil genug. Man hat mir von Schauſpielern erzählt, die ſchon zwanzig Jahre in einem Stücke aufgetreten ſind, ohne deſſen Ausgang zu kennen, weil ſie lange vor demſelben abzutreten haben und ſie immer, die Zeit nicht zu verlieren, gleich in das Weinhaus gingen... Warum keine Theaterſchule?.. Doch das würde uns hier zu weit ablenken.

Ich habe auch einige Bemerkungen über ſchauſpieleriſche Darſtellungen — jedoch ohne Namen zu wiederholen — aus alten Blättern in dieſe Sammlung aufgenommen. Es geſchah der Buße wegen; denn wahrlich, wenn ich an meine ehemaligen Beurtheilungen der Schauſpieler mich erinnere, möchte ich Aſche auf mein Haupt ſtreuen und meine Kleider zerreißen. Ich habe jenen guten Menſchen ſehr wehe gethan. Die Beurtheilungen bezogen ſich alle auf die Bühne meines Wohnorts. Ich war damals noch fremd in der Theaterwelt, ſah, daß ſchlecht geſpielt wurde, und dachte, das wäre unſerer Bühne eigenthümlich. Das Repertoire fand ich erbärmlich, und ich wähnte, das ſei allein bei uns ſo. Als ich aber auch andere Bühnen kennen gelernt, erfuhr ich, daß es nirgends beſſer ſei, ja an vielen Orten noch ſchlechter, als bei uns. Ich bitte darum die Herren und Damen, welchen ich einſt zu nahe getreten, herzlich um Verzeihung. Mein Urtheil war eine Art Kriegsgericht, es war ein Decimiren; ſie bekamen die böſen Würfel, aber hundert andere waren ſchuldiger, als ſie.

Mit gutem Vorbedachte habe ich an die Spitze meiner geſammelten Schriften*) dieſe dramaturgiſchen Blätter geſtellt. Sie ſind ihre Fouriere, ſie ſollen ihnen Quartier machen. O! ich ſehe es ſchon im Geiſte: man wird an das Fenſter laufen, wenn ich vorüber gehe, man wird vielleicht an manchem Orte mir die Pferde ausſpannen. Was kann man Schöneres, was kann man Glorreicheres thun, als über Theater ſprechen und ſchreiben? Wenn der Knabe die Schule verläßt, ſpricht und ſchreibt er von den Leiſtungen unſerer Schauſpieler; dann bekommt er die Toga, und der deutſche Bürger iſt fertig. Der Meſſager des Chambres, das Blatt der franzöſiſchen Regierung, hat am Schluſſe dieſes Jahres in ſeiner Ueberſicht der europäiſchen Politik unſeres Vaterlandes nicht mit einem Worte erwähnt. In dieſem Jahre ſoll das anders werden. Man wird von uns berichten: „In Deutſchland ſind im verfloſſenen Jahre zwei neue Bände Theaterkritiken erſchienen, und viele

---

*) In der von dem Verfaſſer ſelbſt beſorgten Ausgabe vom Jahre 1829. Anmerk. d. Herausg.

Dienſtjubilate ſind gefeiert worden.“ Vorigen Sommer im Bade, als mich mein Barbier zum erſtenmale unter ſeinem Meſſer hatte, brachte mir der Kellner einen Brief; jener ſchielte nach der Adreſſe und gleich fühlte ich das Blut an meinem Geſichte herabrieſeln. „Gott, Gott! — ſprach der Menſch — Sie haben den ſchönen Aufſatz von der Sontag geſchrieben? Wir haben uns bald buckelig darüber gelacht.“ Vor Ueberraſchung und aus reiner Hochachtung hatte er mir einen Schnitt gegeben. Wäre ich gar der Vater der großen Sontag geweſen und die Adreſſe hätte es ihm entdeckt, ich lebte nicht mehr, er hätte mir aus Ehrfurcht den Hals abgeſchnitten. Geht nun, geht! Ergötzt die Barbierer und die Barbierten und macht mir Ruhm.

Hannover, im Januar 1829.

I.

Die Leibeigenen,

oder

Iſidor und Olga.

Trauerſpiel von Raupach.

Ein Trauerſpiel ohne Böſewicht, ja ohne Bosheit — ein liebenswürdiges Trauerſpiel. Es gefällt mir ungemein und ich würde es ſehr loben, wenn ich dürfte. Aber ein Kritiker iſt nur Richter, nicht Geſetzgeber; er darf nicht ſeiner Neigung folgen, nicht immer gut finden, was ihm gefällt, nicht loben, was er liebt. Die unerbittliche Dramaturgie fragt: wo iſt hier der Abſcheu, der Senf, der jede Tragödie würzen muß? Und es iſt wahr, in Iſidor und Olga findet man nicht eine abſcheuliche Seele. Der Dichter hat es gemacht, wie eine Mutter, die den böſen Tiſch ſchlägt, woran ſich ihr Kind geſtoßen. Aber der Tiſch iſt von Holz und unempfindlich, und der Staat iſt noch unempfindlicher als Holz. Der Held des Trauerſpiels iſt kein Weſen von Fleiſch und Blut, er iſt ein Geſpenſt, ein Prinzip, ein politiſches Prinzip. . . . . Nun, wenn auch, was liegt daran? Duldet ihr kein politiſches Drama, ſo nennt es eine dramatiſche Politik. Hätte Montesquieu ſeinen Geiſt der Geſetze, Macchiavelli ſeinen Fürſten dramatiſirt, hätten ſie geſucht, ihre Leſer zu ergötzen zugleich indem ſie ſie belehrten, wäre es dann nicht um ſo beſſer geweſen? Aber den Kunſtkennern, den Kunſtrichtern, dieſen gottloſen Chineſen, gilt nur die Form. Sie haben Geiſter und Körper in Stände und Kaſten gebracht, und der Kaſten gibt ſeinem Inhalte den Werth und bezeichnet ihn. Gott hat ſeine Schublade, und der Teufel hat ſeine Schublade, und iſt nur der Teufel ein rechter Teufel, dann iſt er ihnen ſo lieb als Gott. Der Himmel, den ſie nicht kennen, mag ihnen vergeben, denn ſie wiſſen nicht, was ſie thun. Ich aber habe dies Alles nur geſagt, um Gleichgeſinnten zu zeigen, daß ich Gutes von Böſem wohl zu unterſcheiden weiß und daß ich beſſer bin, als meine Kritik ſein wird.

Iſidor, ein Maler, war der natürliche Sohn eines Fürſten, ſeine Mutter eine Leibeigene. Er wurde von ſeinem Vater mit gleicher Sorgfalt wie der ſpäter geborene Sohn aus geſetzlicher Ehe erzogen. Den alten Fürſten hatte der Tod erreicht, ehe er das Kind ſeiner Liebe frei erklärt, und ſo blieb Iſidor Leibeigener vor dem Geſetze. Doch hatte ihn der Vater, ſterbend, ſeinem Sohne und Erben empfohlen. Deſſen bedurfte es kaum. Der junge Fürſt Walodimir war ſeinem Bruder mit zärtlicher Liebe zugethan und er hatte gelernt ihn als ſeinen ältern achten. Iſidor, als er den Tod ſeines Vaters erfuhr, kehrte aus Italien, wo er der Kunſt gelebt, in die Heimath zurück. Der junge Fürſt empfing ihn brüderlich, brachte mit frohem und freiem Willen die vergeſſene Schuld des Vaters in Erinnerung, und es wurde heiter beſprochen, wie der Erbe ſich eilen werde, dieſe Schuld zu bezahlen. An die Güter des Fürſten grenzten die der jungen und ſchönen Gräfin Olga, in deren Adern das Blut der Zaare floß. Der Fürſt liebte ſie mit glühender Leidenſchaft; doch fand ſeine Liebe nur Freundſchaft zur Erwiederung. Die Gräfin Olga war kurze Zeit vor Iſidor aus Italien in ihr Vaterland zurückgekehrt. Dort, unter blauem Himmel und in warmen Lüften, war ſie ſeine Kunſtſchülerin geweſen. Die Kunſt wohnt im Herzen. Wie nun glückliche Liebe ſo leicht errathen wird, als ſie ſich leicht verräth, entdeckte der junge Fürſt gleich in der erſten Unterredung, die er mit dem heimgekehrten Bruder hatte, daß dieſer ſein Nebenbuhler ſei. Der Funke der Zwietracht iſt entglommen; ein ſchadenfroher Wind — und er bricht in helle verderbliche Flammen aus. Der Wind kam, das Verderben folgte ihm.

Unter den unbeweglichen Gütern, die der alte Fürſt ſeinem Erben hinterlaſſen, war auch Oſſip, ein Leibeigener. Leibeigen war er, geiſteigen war er nicht. Ein Sclave iſt, dem die Freiheit abgehandelt, nicht der, dem ſie geraubt worden. Oſſip fühlte ſeine Niedrigkeit. Doch war er zu ſcharfſichtig, in ſeinem Verhältniſſe nur die Grauſamkeit bürgerlicher Einrichtungen zu erkennen; er ſah mehr, er erkannte deren Lächerlichkeit. Dieſes gab ihm den eiſernen Spott, womit er ſeinen Unmuth bewaffnete, den Unmuth, der nackt immer ſchwach und ſchwächend bleibt. Das Reich der freien Vernunft war ihm geſperrt, er ſuchte eine Freiſtätte im Reiche der freien Thorheit. Er ſpielte den Luſtigmacher. Er erzählte Geſchichten. An der Eiche der Macht rankte er ſich als Liſt hinauf, und ſie umſchlingend, ſog er ſie aus. So beherrſchte er ſeinen alten Gebieter, ſo wird er ſeinen neuen auch beherrſchen. Oſſip war ein achtungswerther Mann. Ihn adelte, was jeden

Menſchen erhebt, den Unglück und Zufall erniedrigt — ihn adelte der Schmerz der Erniedrigung. In den Jahren ſeiner Jugend liebte er Axinia, eine Leibeigene. Er forderte ſie von ſeinem Herrn zum Weibe, ſie ward ihm verſagt. Da vermählte er ſich mit ihr am Altare der Natur, hoffend, die Einwilligung des Menſchen werde ihm noch werden; doch ſie ward ihm nicht, ein Anderer bekam ſeine Geliebte zum Weibe. Darüber brach Axinia's Herz, ſie ſank in's Grab. Die Erinnerung dieſer gemordeten Liebe war die Fackel in Oſſips Leben, die es erhellte, erwärmte und verzehrte. Er rächte Axinia's Tod, indem er den alten Fürſten von jeder Gutthat abhielt, die ihm der Himmel als Buße hätte anrechnen können. Er verhinderte, daß Iſidor nicht frei erklärt wurde, was zu thun der Fürſt immer gewünſcht. So, indem er die Sünden der übermüthigen Macht vermehrte, beſtrafte er ſie.

Dieſen Oſſip wählte der Fürſt zum Vertrauten ſeiner Liebe und ſeiner Eiferſucht, und öffnete dem erbarmungsloſen Knechte zwei Thore, durch die er in das ſchwache, wehrloſe Herz ſeines Herrn eindringen konnte. Wie wird Oſſip dieſem Vertrauen entſprechen? Er rühmte ſich frohlockend im Stillen, daß es ihm noch immer gelungen, ſo oft der Todestag Axinia's zurückkehrte, ſeinem verſtorbenen Gebieter einen Becher mit Galle einzuſchenken. Auch jetzt murmelt er: „Es ſoll kein Glück einkehren in das Haus, wo ſie das Herz meines Weibes brachen.“ Ihm ward der Auftrag, in dem Hauſe der Gräfin zu erforſchen, welches Verhältniß ſei zwiſchen Iſidor und Olga. Dieſes zu erfahren war leicht. Oſſip hinterbrachte ſeinem Herren, daß Iſidor und Olga ſich liebten und daß die Liebe ſchon alt ſei und tiefe Wurzeln habe. Der Fürſt — wenn die Großen ſündigen, behalten ſie den Vortheil der Sünde für ſich allein, die Schuld aber wälzen ſie ihren Untergebenen zu, indem ſie ſich rathen laſſen, was ihnen zu thun gelüſtet — der Fürſt forderte Oſſips Rath. Dieſer bemerkte: Iſidor ſei ja Leibeigener, und wenn ihm der Freibrief verſagt würde, könne Olga nie die Seinige werden. Der Fürſt läßt ſeinen Bruder rufen, geſteht ihm ſeine Liebe und auch daß er um die ſeinige wiſſe, und bittet ihn, der Gräfin Olga zu entſagen. Iſidor weiſ't dieſe Forderung ruhig, doch entſchieden zurück, und als ihn der Fürſt tückiſch daran erinnerte, daß er Leibeigener ſei, traf ihn dieſer Donner zwar, doch er ſchreckte ihn nicht. Der hülfsbedürftige Fürſt, da er ſeinen Bruder unerſchütterlich fand, nahm abermals ſeine Zuflucht zu Oſſips Weisheit. Oſſip gab ihm den Rath, Iſidor als ſeinen Knecht zu behandeln, ihn in Livree zu kleiden und ſo, indem er ihn entehrte, die Scheidewand zwiſchen ihm und Olga unüberſteiglich zu machen. Der Fürſt folgte der Stimme ſeiner Leidenſchaft, die ihm aus Oſſips Munde rief. Er zwang ſeinen Bruder, ein Jägerkleid anzuziehen und bei einem Mahle, wozu er Olga geladen, aufzuwarten. Iſidor, von ſeiner Geliebten beſchwichtigt und berathen, ſuchte ſich zu faſſen und durch Lenken der Klippe auszuweichen. Aber der Sturm ſeines Innern war zu heftig, er ward zu ſehr gereizt. Er ſollte Wein einſchenken, Zorn und Schaam machten ihn ungeſchickt, er verſchüttete den Wein. Der Fürſt fiel über ihn her und mißhandelte ihn; Iſidor zog das Waidmeſſer gegen ſeinen Herrn und Bruder. Er wurde gefeſſelt und in den Kerker geworfen. Nichts kann ihn retten, denn — wie Oſſip ſagt: Gott iſt hoch und der Zaar iſt weit. Er war dem Geſetze heimgefallen, das ſolche That eines Leibeigenen mit Brandmarkung und Lebendigbegraben in den Bergwerken beſtrafte. Olga that fruchtloſe Schritte, ihren Freund zu retten. Nur eine Hülfe blieb ihr. Der Fürſt forderte ihre Hand am Altare, und um dieſen Preis verſprach er Iſidors Freiheit. Olga brachte dieſes Opfer, vermählte ſich mit dem Fürſten, und Iſidor ward befreit aus dem Kerker und von der Leibeigenſchaft. Als er aber das Opfer erfuhr, dem er ſeine Rettung verdankte, entfloh ihm die Freude und die Ruhe ſeines Lebens. Ihn dürſtete es nach Blut, und wäre es auch ſein eigenes. Er ging bewaffnet zum Fürſten und forderte ihn zum Zweikampfe. Der Fürſt ſtellte ſich, die Brüder zielten zu gleicher Zeit, trafen ſich tödtlich und ſanken beide. Oſſip war gegenwärtig, er weihte dieſes Opfer der Rachegöttin; der Tag, an dem die grauſenvolle That geſchehen, war wieder der Todestag Arinia's. Olga erhielt ſich aufrecht in ihrem Schmerze, und that, was einzig geſchehen konnte den Himmel über ſolche blutige Menſchenſchuld zu verſöhnen — ſie machte alle ihre Leibeigenen frei.

Die Gräfin Olga, indem ſie den Theil des Verbrechens gegen die Natur, der auf ihr gelaſtet, von ſich abgewälzt, indem ſie auf ihren Gütern die Leibeigenſchaft aufgehoben, hat gewußt, worauf es hier ankam, aber der Dichter hat es nicht verſtanden. Er hat die Forderungen nicht erfüllt, die man an eine Tragödie zu machen — ich will nicht ſagen berechtigt — aber gewohnt iſt. Das Drama iſt ein Schlachtfeld, wo Zufall oder Schickſal den Sieg entſcheiden: jener im Luſtſpiele, dieſes im Trauerſpiele. Wir ſind Zuſchauer dieſes Kampfes, wir ſehen hier das Recht, dort die Gewalt, wir ſchenken dem Sieger unſere Bewunderung, dem Beſiegten unſere Thränen. Doch unſer Gefühl, wie es auch aufgeregt worden, freudig oder traurig, es wird nicht aufgeregt, wenn es nicht ein Kampf zwiſchen Menſchen und Menſchen iſt. Der Himmel lenke die Schlacht, doch er theile ſie nicht; der Menſch iſt ſein Werkzeug, er kämpfe für ihn. Doch in Iſidor und Olga ſehen wir Menſchen auf der einen Seite, und den Feind auf der andern ſehen wir nicht. Der Fürſt, Iſidor, Olga und Oſſip ſtehen nicht feindlich gegen einander über, ſie ſind Kampfgenoſſen. Ihnen gegenüber ſteht eine Mauer, kalt und todt, und an dieſer Mauer werden weiche Menſchenſchädel zerquetſcht. Der Fürſt, ſo wie Iſidor, fällt als Opfer der Leibeigenſchaft. Es heißt von ihm: er ſei

Ein edler Menſch in guter Stunde,
Doch iſt er Unterthan dem heißen Blut —

aber dieſes heiße Blut iſt ſein Mißgeſchick, nicht ſein Verbrechen. Der Strom der Macht, der ihm die Adern überſchwellte, quoll nicht frei aus ſeinem Herzen, er ſtürzte unlenkſam von der Höhe ſeiner Ahnen zu ihm herab. Der Fürſt liebt Olga und macht ſie unglücklich; aber es iſt nicht die Schuld des Löwen, daß ſeine Freundlichkeit ſo verderblich iſt; die Natur gab ihm übermächtige Glieder, und er muß zerfleiſchen, wenn er liebkoſen will. Iſidor,

„von einem geiſtigen Muttermaal entſtellt“, war beſiegt ehe er den Kampf begann. Iſt Oſſip ein Verbrecher? Nein; ja wir bedenken uns nicht, die geweihte goldene Roſe des Mitleids ihm zu ſchenken. Oſſip iſt beweinenswerth, daß er geſiegt, beweinenswerther, daß er ſiegen mußte. Er konnte nicht untergehen, er iſt nur eine Sache, todtes Geſtein, er kann nicht ſterben, er kann nur verwittern. Alle fallen als Opfer der Leibeigenſchaft, aber dieſer Kampf mit der Rabuliſterei tückiſcher Geſetze iſt kein guter Stoff für dramatiſche Gebilde, ſo oft er auch dazu verwendet worden. Doch wollen wir dieſes nicht dem Dichter zum Vorwurfe machen, es iſt die Schwäche ſeiner Zeit. Das Drama iſt Abbild des Lebens, und iſt das Leben klein, iſt die Kunſt es auch. Man täuſche ſich nicht. Es geſchah, es geſchieht Großes in unſern Tagen, aber es iſt ein Kampf der Elemente, nicht ein Kampf geſchaffener, fertiger, freier Weſen. Die Menſchheit iſt groß und die Menſchen ſind klein. Unſer Leben iſt ein Schachſpiel. Der Schauplatz iſt von Holz, in abgemeſſene Felder eingetheilt, die weiß oder ſchwarz gefärbt. Die Figuren ſind auch von Holz, ſtehen, wie es herkömmlich iſt, rechts oder links, vorn oder hinten, auf dunklem oder hellem Felde. Sie gehen nicht, ſie werden gezogen, auch wie es vorgeſchrieben; der eine macht kleine, der andere macht große Schritte, dieſer geht gerade, jener krumm, und treffen ſie ſich, dann ſchlagen ſie ſich. Und wofür ſtreiten ſie? Für den König. Und alle, die geblieben, werden nicht gezählt, der Sieg iſt dort, wo der König übrig geblieben. Und was iſt der König? ein hölzern Ding, wie Alle. . . . Daraus läßt ſich nichts Vernünftiges machen; höchſtens ein Luſtſpiel.

II.

Der Lorbeerkranz.

Schauſpiel von Ziegler.

Das Ding da iſt gar zu arg, und nach der Glückſeligkeit, es nicht geſehen zu haben, gibt es keine größere, als es nicht geleſen zu haben. Wer auch an eine beſtändige Fortſchreitung der Menſchheit nicht glaubt, wird doch wenigſtens die im Abgeſchmackten eingeſtehen müſſen. Ich will Euch dieſe Weltgeſchichte etwas erzählen.

Ein junger, und, wie es ſich von ſelbſt verſteht, ſehr hoffnungsvoller Erbprinz findet die Tochter ſeines Oberſten ſchön. Mitten in einer Schlacht fällt dieſes unſerer Heldenſeele ein, und da erobert ſie eine feindliche Fahne, um ſich galant zu beweiſen. Einige Tage nach ſeiner Rückkehr in's Standquartier wird ihm, im Namen des Fräulein Oberſt, ein Lorbeerkranz verſtohlen und ſchaamhaft überbracht. Man iſt nicht wenig entzückt. Aber wehe! Der Geliebten Bräutigam, ein Herr Rittmeiſter, findet den verhängnißvollen Lorbeerkranz in des Prinzen Zimmer, wird eiferſüchtig und toll darüber, und ſteckt ihn ein, die Treuloſe damit zu überführen. Das arme Kind wußte gar nichts von dem botaniſch-erotiſch-martialiſchen Geſchenke, das ſie dem Prinzen zugeſchickt haben ſolle; es war ihre leibliche Couſine, die ihr, um ſie mit ihrem Verlobten, den ſie ſelbſt liebte, zu entzweien, dieſen Streich geſpielt hatte. Auf dieſe Weiſe wird der Lorbeerzweig zur Thränenweide, zur Spieß- und Wünſchelruthe. Einiges wird dabei geweint, Einiges damit ſoldatiſch gefuchtelt und Einiges von des fürſtlichen Gemüthes verborgenen Schätzen wird dadurch zu Tage gefördert. Aber am Ende geht Alles gut, und man heirathet.

Herr Ziegler, ein großer Menſchenkenner, iſt dabei der allerunterthänigſte Knecht, der ſich nur denken läßt. Manchmal kommt er ſo in die Klemme, wie er die junge Durchlaucht, ohne Verletzung der Allerhöchſten Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, die erforderlichen dummen Streiche machen laſſen ſolle, daß man ſich wahrhaft daran erquickt. Der Prinz vergeht ſich gegen ſeinen Oberſten, der ſich genöthigt ſieht, ihm, „mit erhabenem, warnenden Tone,“ den

Degen abzufordern und Arreſt aufzulegen. Der junge Menſch gehorcht. Darüber wird der Oberſt dermaßen gerührt, daß er ausruft: „O warum wird er nicht Herr der Welt!“ Wir bedanken uns dafür, Herr Oberſt. Es iſt uns zwar gleichgültig, wer uns regiert, wenn es nur ein legitimer Fürſt iſt; aber wir wollen keinen Univerſalmonarchen, wir wollen, wenn wir uns wund gelegen, es auf einer andern Seite verſuchen. — Das Stück endet mit den Worten: „So lernen Sie jetzt, daß — Damen und Lorbeerkränze von jeher alle Leiden über die Menſchen brachten, und damit abgethan.“ Für Euch, Verehrteſte, ſind die Leiden, welche dieſer Lorbeerkranz gebracht, mit dem Fallen des Vorhanges freilich abgethan, aber für einen geplagten Kritiker geht die Pein dann erſt recht an, denn der muß das Stück auch noch leſen. Was ich auf dieſer Wanderung durch die dürre Wüſte erduldet und entbehrt, und meine Schwermuth, will ich Keinem erzählen. Lieber mache ich eine lachende Beſchreibung von dem Palmwäldchen, das mich mitten im Sande überraſcht, wo ich mich ausruhte und es mir wohl ſein ließ. Mit dieſer Ergötzung hat es folgende Bewandtniß. Herr Ziegler, der ein Schauſpieler iſt, ſucht ſeinen Leidens- und Kunſtbrüdern ihr ſaures Leben ſoviel als möglich zu verzuckern. Daher befolgt er in allen ſeinen Stücken die ſchöne Weiſe, daß er genau bemerkt, mit welchem Affecte jedes Wort nicht allein geſagt werden müſſe, ſondern auch mit welchem es nicht geſagt werden müſſe. Z. B. ohne Heftigkeit, ohne Satyre, nicht verlegen. Zuweilen wird auch bemerkt, daß eine Perſon nichts zu ſprechen habe, dann ſteht in Klammern: (ſchweigt). Vermittelſt dieſer vortrefflichen Schreibart hört man das Gras der Gefühle und der Gedanken ſo deutlich wachſen, daß man erſtaunt. Die Temperatur der Affekte wechſelt aber ſo oft und ſchnell, daß ein Schauſpieler, der alles getreulich nachmachen wollte, unvermeidlich des Todes ſein müßte. Zwiſchen dem Aequator und dem Nordpole der Leidenſchaft liegt manchmal nur ein einziges ſchmales Wort. Ich möchte den mimiſchen Furioſo ſehen, der dieſe Seiltänzerſprünge der Empfindung ausführt, ohne daß ſein Herz den Hals bricht. Eine kleine Sammlung von Affectmuſtern, die im Lorbeerkranze nur allein der Prinz und Amalia auszukramen haben, iſt vielleicht willkommen zur beliebigen Auswahl.

Der Prinz, iſt, oder ſpricht, oder thut . . . höflich — kalt, 2mal; — warm — zärtlich — ernſt — zögernd — ohne Wichtigkeit — ſeufzt, 2mal;

— ſchwermüthig, 2mal; — mit Unwillen — freundlich — mit freudiger Wehmuth — zerſtreut — ableitend — feurig, doch mit gedämpfter Stimme — leicht — hoch, 2mal; — verlegen, 2mal; — ängſtlich — verloren — ſchnell aus Angſt — leichter, freundlich, freundſchaftlich (folgen nach einander, nur durch ein einziges Wort geſchieden) — erſchrickt — wie vernichtet — heftiger — ſtolz — heftig — 5mal (die Comparative und Superlative ungerechnet); — wichtig — drohend, 2mal; — triumphirend — ſtark — zerſtreut — wird ruhiger — unwillig — herabgeſtimmt — ruhiger — betäubt — wundernd — dringend — matt — ironiſch — ernſt — weich — ſchnell — geſpannt — ohne zu erſchrecken.

Amalia, iſt, oder ſpricht, oder thut . . . naiv — mit Theilnahme — geht ängſtlich umher — läuft ab — ohne Satyre — ſchweigt und arbeitet — abbrechend — etwas verlegen, 3mal; — herzlich — mit Grazie und Liebe — beklemmt — feierlich — ernſt — erſchrocken, 4mal; — frappirt — bedenklich — freudig — fröhlich — verneigt ſich — geht in Geſpräch und Beſorgniß ab — mit Rührung — warm — wärmer — ohne Koketterie — wankend — lacht, ernſt (nur ein einziges Wort ſteht als ſpaniſche Wand dazwiſchen) — ängſtlich — froh — unterdrückt ihren Schmerz — verlegen und ſchmerzlich — etwas erſchrocken — weinend, 3mal; — bittend — — —

Wer ſich mit einem heilſamen Ekel vor dem roth angeſtrichenen Soldatenſpiele der Menſchenkinder gern anfüllen möchte, der ſehe dieſen Lorbeerkranz. Alle männliche Perſonen darin ſind Soldaten; es geht zu wie in einer Wachtſtube. Da werden die abgeſchmackteſten Poſſen mit der größten Ernſthaftigkeit betrieben. Alle Augenblicke kommt ein anderer Menſch, legt die Hand an die Stirn, bildet ein Augenſchirmdach, und ſagt — daß er nichts zu ſagen habe. Der Oberſt ſtellt eine Schildwache vor ſeiner Tochter Zimmer, um deren Unſchuld gegen den ſturmlaufenden Prinzen zu vertheidigen. Martialiſche Bilder und Sprache überall. Am Ende will der Herzog einen Major wegen Dienſtvergehen in eine Feſtung ſperren laſſen; Alles iſt zum Tode erſchrocken. Aber es war nur gnädiger Spaß, unter Feſtung wird die Geliebte verſtanden, deren Arme, als die Balken der Zugbrücke, ſich wirklich in Bewegung ſetzen, um den Gefangenen einzulaſſen. Die große Lehre dieſer hohen Tragödie lautet wie folgt: „Subordination iſt ein großes Wort! Es achtet nicht Geburt und Stand, und ſprengt die ſtarken Bande der Natur wie dünne Fäden ab!“

Nur wer das Stück geleſen hat, kann wiſſen, daß es nicht blos heißt: der Lorbeerkranz, ſondern auch: oder die Macht der Geſetze. Sinn gibt Wort und Wort gibt Sinn. Sobald mir dieſer Name zu Geſichte kam, war es faſt unmöglich, daß nicht ein inneres Bedauern wieder in mir rege werden ſollte, das ich ſchon längſt gefühlt, darüber nämlich, daß die Macht der Geſetze ſich nur auf beſtrafen, aber nicht auf belohnen erſtrecke. Einige zufällige Gedanken, über die Langeweile in medizinisch polizeilicher Rückſicht, will ich auch ferner verſchweigen, bis auf einen, der bedeutend iſt. Es bleibt doch ſehr auffallend, daß in Caroli und Neuerer peinlichen Halsgerichtsordnungen alle, auch die ſanfteſten Lebensverkürzungen ſtreng beſtraft werden, aber keine einzige Geſetzgebung Lebensverlängerungen zu belohnen verſpricht. Die Einwendung, daß alles gemünzte Geld unzureichend wäre, den Schriftſtellern, die durch verurſachte Langeweile den Zeitmördern das Gleichgewicht halten, auch nur eine billige Vergütung zu verabreichen, iſt unvernünftig; denn jene Wohlthäter der Menſchheit ſtreben nur nach Ruhm. Man ehre den Makrobiotiker Ziegler etwa dadurch, daß man ihm lebenslänglich einige Stunden des Tages ſeine eigenen Schauſpiele vorleſe, ohne auf ſein beſcheidenes Ausweichen Rückſicht zu nehmen. —

Madame ***, Gräfin Joſepha, weinte aus dem Stegreiſe. Floſſen die Thränen den Zuſchauern, dann war ihr Schmerz gerecht, denn dieſe waren beweinenswerth; floſſen ſie aber ihr ſelbſt, ſo iſt ſie mehr wegen ihrer Troſtloſigkeit, als wegen ihres Ungemachs zu beklagen. Mad. ***, es iſt wahr, wird vom Publikum ſchonungsloſer als billig iſt behandelt. Allein ſo iſt die Welt nun einmal, in großen und in kleinen Dingen, daß ſie alle Gegenſtände ihres Haſſes oder ihrer Neigung gern auf den Kopf eines Menſchen häuft, damit ſie jene mit einer einzigen Umarmung liebkoſen, dieſe mit einem einzigen Dolchſtoße verwunden könne. Will man das Verruchte, Unheilbringende, was ſeit dreißig Jahren von unzähligen Menſchen begangen worden, ſchnell und bequem bezeichnen, ſo ſpricht man das Wort Bonaparte aus. Sollen unſere beſſeren Tage und die gegenwärtige glücklichere Lage der Dinge kurz angedeutet werden, ſo nennt man andere Namen. Weder hat jener allein alles Böſe, noch haben dieſe zuſammen alles Gute gethan. Sie waren die ſich ablöſenden Waiſenknaben, die das Lotterad der Zeit umgedreht, um Nieten oder Gewinnſte herauszuziehen. Ebenſo hat jede Bühne einen Sündenbock, der außer für ſeine eignen auch noch für die Fehler Anderer ausgeziſcht wird. Mad. *** iſt die Sündenziege der unſrigen. Sie ſei klug wie Cäſar und wolle lieber die erſte Schauſpielerin in Arheiligen, als die zweite in Frankfurt ſein. —

III.

Saul

Tragédie en cinq actes, par M. ALEXANDRE SOUMET.

Von einer franzöſiſchen Tragödie läßt ſich nicht viel Gutes ſagen; aber Schlechtes noch weniger. Erſtens bilden die dichten Reime eine Art von Palliſaden, welche die Unterſuchung abhalten, genau zu erforſchen, was eigentlich dahinter iſt. Dann geben dieſe Reime auch dem ernſthafteſten dramatiſchen Gedichte etwas Opernhaftes, und man denkt: für eine Oper iſt das gut genug. Endlich haben die Unglückſeligen ſo viel Geſchmack, und wer je nach friſch geſchnittenen Nägeln mit den Fingerſpitzen über geſchornen Sammet gefahren iſt, der weiß, was das iſt, der gute Geſchmack der Franzoſen! Einen Splitter, der uns etwas weniges die Finger blutig ritzte, nähmen wir als eine Erquickung an; aber ſie wird uns nicht, dieſe Erquickung. Wie könnte auch unter einem

Volke, das eigentlich ein Weibervolk iſt — denn die Franzoſen haben einige Tugenden und alle Fehler des weiblichen Geſchlechts — das weder Gott kennt, noch die geiſtige Natur der Dinge, das nichts weiß von der überirdiſchen und unterirdiſchen Welt, und nie mehr geſehen, als den ſandbeſtreuten Weg, auf dem es ſpazieren geht — wie könnte unter einem ſolchen Volke eine gute Tragödie zu Stande kommen! Man betrachte Racine, dieſen ächt klaſſiſchen, dieſen höchſt franzöſiſchen dramatiſchen Dichter der Franzoſen. In welcher kurzſichtigen Weltanſchauung iſt er feſtgeblendet! Er hat ſich Himmel und Erde ganz bequemlich in eine Nuß gebracht, deren grüne, bittere Schale ihm die Welt iſt, deren harte Holzſchale Paris, und deren eßbarer Kern Verſailles. Und gleichviel, ob ſeine Geſchichten vor oder nach der Sundfluth ſich ereignen, ob ſie in Rom, Karthago, Griechenland, Konſtantinopel oder Jeruſalem geſchehen — Verſailles iſt zu jeder Zeit und überall, und Racine's Halbgötter, im höchſten Rauſche ihrer Begeiſterung, wiſſen nichts Erhabeneres zu denken, als: La Cour, la Ville et l'Univers! Der arme Racine! Mußte er ſeinen gediegenen Geiſt in lächerliches Filigran ausſpinnen; in England, und in unſern Tagen überall, außer Frankreich, wäre er etwas Beſſeres geworden! In Frankreich auch noch heute nicht, denn da iſt es noch ſchlimmer als ſonſt. Racine betete wenigſtens Ludwig XIV. an, und daran iſt gelegen, daß man religiös ſei, gleichviel, welche Religion man habe, daß man nicht für ſeinen eigenen Leib, daß man für irgend ein Gedankenbild lebe und ſterbe, und wenn es auch nur für einen König wäre. Aber die neuen Franzoſen lieben nichts, als ſich allein. Die Royaliſten treiben mit dem bedrängten Hofe einen ſchändlichen Wucher, und die Liberalen grübeln über die Inſtitutionen und Pandekten ihres Freiheitsrechts, wie Profeſſoren — der Lehre willen, nicht, ſie anzuwenden.

Schwache dramatiſche Dichter thun wohl, ſich ſtarke hiſtoriſche Perſonen zum Gegenſtande zu wählen; der Leſer verwechſelt oft die Natur mit der Kunſt, die Geſchichte mit dem Drama, und letzteres müßte ſehr ſchwach ſein, wenn es nicht wenigſtens Galetti's Weltgeſchichte gleich käme. König Saul beſonders gibt einen guten Stoff; denn Könige, welche das Schickſal aus Setzlingen gezogen, eignen ſich beſſer zu dramatiſchen Dichtungen, als durch Saamen fortgepflanzte — die Legitimität iſt eine Göttin, aber keine von dem Geſchlechte der Muſen. Herr Soumet wußte aber nicht recht, was er mit ſeinem Saul machen ſollte, und daher weiß die Kritik auch eigentlich nicht recht, was ſie ihm vorhalten ſoll. Dieſer

Saul iſt verrückt, und weiß es, daß er's iſt; und nicht blos in ſeinen lichten Zwiſchenzeiten, ſondern während der Anfälle iſt er ſich ſeines Wahnſinnes bewußt. Da liefert er denn von jenen Autopſychographien, die oft in dramatiſchen Dichtungen, in der Wirklichkeit aber gar nicht vorkommen. Auch läſtert Saul auf Himmel und Gott, daß es ein Greuel iſt, es anzuhören. Wenn ſich ein liberaler Dichter herausgenommen hätte, einer ſeiner dramatiſchen Perſonen ſo gottloſe Reden in den Mund zu legen, als Herr Soumet gethan, hätte ihm der Prokurator des Königs einen guten Prozeß angehängt. Aber Herr Soumet iſt kein Liberaler, und darum berückſichtigt man ſeine tendance. Er iſt Privat-Bibliothekar des Königs, und wenn man das nicht aus dem Titelblatte erführe, würde man es der Tragödie anmerken, daß ihr Verfaſſer eine Hofſtelle hat. Es wird ganz zur Unzeit darin chriſtlich gefrömmelt. Der Hirtenjunge David ſtellt ſich ſelbſt als Aſcendent des Chriſt dar und wird bei jeder Gelegenheit als ſolcher geltend gemacht. Bei ſeinem erſten Auftreten ſagt er:

Betléem m'a vu naitre,
L'heureuse Betléem, d'un enfant glorieux
Dans l'avenir lointain berceau mysterieux.

Der Hoheprieſter Achimelech ſagt zu David, als er ihn zum Kampfe mit Goliath aufmuntert:

David, toi qu'Israel appelle à sa défense,
Toi dont le tabernacle a protégé l'enfance,
Par les mains du vieillard qui garde ses autels,
Dieu te bénit lui même entre tous les mortels;
Sa force est avec toi, sa gloire t'environne:
Il ne t'a point choisi sur les marches du trône,
Il t'a pris sous le chaume, humble, obscur, innocent,
Tout semblable à celui qui naitra de ton sang....

Saul will David umbringen laſſen. Jonathas und Achimelech bitten vergebens für ihn, Saul ſpricht:

Il mourra sur la croix, indigne de mon glaive.

Achimelech.

Pour le salut du monde une autre croix s'élève.

Saul.

Tout le sang de David au tien va se mêler.

Achimelech.

Le jour s'obscurcirait en le voyant couler.
Ce sang doit accomplir l'ineffable mystère.
Ce sang de rois en rois conservé sur la terre
Doit enfanter un jour le souvenir precieux
Par qui l'homme tombé s'ouvre de nouveaux cieux.

Auf dieſe Weiſe werden an noch mehreren Stellen dem kleinen David anachroniſtiſche Complimente gemacht. Nun hatten zwar Seher den Juden einen Meſſias geweiſſagt, dieſes geſchah aber ſpäter, als das Reich zerfiel, die Regierung ſchlecht, das Volk verderbt, ruchlos, ſiech und des Heilandes bedürftig geworden. Zur Zeit Sauls und Davids aber war das jüdiſche Volk in ſeiner Entwickelung, und viel zu religiös, als daß es ſeinen Glauben möchte feiern laſſen bis zur Erſcheinung des noch ungebornen Gottes.

Die Verſe des Herrn Soumet ſind übrigens kräftig genug, und zu Bonbons-Deviſen kaum mehr zu gebrauchen. Auch kömmt in der ganzen Tragödie: „la cour, Juda et l'univers“ nicht ein einziges Mal vor, ſo maleriſch das auch geweſen wäre — ein Vers, den Racine in jeder Scene angebracht hätte. Ein guter Anfang! Muth gefaßt! Wenn aber einſt die Franzoſen dahin gekommen ſein werden, ihren Racine abgeſchmackt zu finden, dann iſt es Zeit, eine Noahs-Arche zu bauen, die letzten Sproßlinge der lieben Vieh-Geſchlechter aus der demokratiſchen Sündfluth zu retten. Bis dieſes aber geſchieht, hat es keine Noth. Menſchen, welche Shakeſpeare und Calderon lieben und begreifen, das ſind gefährliche Demokraten, denn von jenen Meiſtern lernten ſie die Natur der göttlichen und menſchlichen Dinge klar durch und durch zu ſchauen und jedes Blendwerk zu erkennen. Die aber, welchen Racine gefällt, ſind geborne Diplomaten, und es läßt ſich mit ihnen unterhandeln.

IV.

Die Ahnfrau.

Trauerſpiel von Grillparzer.

O Dank, Dank dieſen freundlich grünen Bäumen,
Die meines Kerkers Mauern mir verſtecken!
Ich will mich frei und glücklich träumen.
Warum aus meinem ſüßen Wahn mich wecken?

Dieſe Worte der Königin Maria, könnte man ſie nicht dem Dichter zuwenden, der von den Mauern, zwiſchen welchen der menſchliche Wille gefangen ſitzt, alle Blüthen und Täuſchungen wegzieht, die ſie verhängen und dem erſchrocknen Blicke die ſteile kalte Nothwendigkeit zur Anſchauung gibt? Warum aus unſerm ſüßen Wahn uns wecken? — — So oft das Schickſal mit der zermalmenden Keule als Sieger die Bühne verläßt, ſo oft iſt auch die dramatiſche Kunſt von ihrer Beſtimmung abgewichen, und der

Tempel der Freude hat ſich in einen Tempel des Gottesdienſtes umgewandelt. Dort mag es frommen, daß der Menſch, der in ſeinem Uebermuthe ſich ungebunden wähnt, die ewige Weltordnung, die ihn unauflöslich kettet, verehren lerne. Dort mag es gut ſein, daß dem vom Gefühle der Vergänglichkeit gepreßten Herzen der allgemeine Blutlauf der Dinge, dem es folgen muß, aufgezeigt und ihm für den Verluſt ſeiner Freiheit die Unſterblichkeit geboten werde. Aber wo der Menſch ſich menſchlich freuen ſoll, da muß er wie ein Vogel hoch in den Lüften ſchweben, die unter ſeinen Füßen liegende ſchmutzige Nothwendigkeit aus den Augen verlieren und es zu vergeſſen ſuchen, daß ſie ihn endlich dennoch anziehen werde. Daß die Tragödiendichter der alten und der neuen Zeit dies ſo oft nicht beachtet und den Menſchen als Sclaven des Geſchickes dargeſtellt hatten, eben daraus wird kund, wie der gottesdienſtliche Urſprung der dramatiſchen Kunſt in ihren Werken ſich herabgeerbt habe, und dann, daß ſolche Schickſalstragödien dennoch eine Art ſchmerzlicher Luſt gewähren, zeigt uns, wie es gleichviel ſei, ob eine rauhe oder eine ſanfte Hand die Saiten des Herzens berühre — nur daß ſie bewegt werden und tönen. Wird nun zwar verſtattet, daß der Dichter den Menſchen der Macht des Schickſals unterwerfe, ſo darf dies doch nur in einem Kampfe der ſittlichen Freiheit gegen die ſittliche Nothwendigkeit, nicht in einem Widerſtreite jener gegen die Nothwendigkeit der Naturgeſetze dargeſtellt werden. Es mag die eigne Luſt in der allgemeinen Seligkeit untergehen, nie aber darf das beſondere Leben dem gemeinſchaftlichen Tode hingeopfert werden. Dieß iſt in der Ahnfrau geſchehen, und das iſt ihre Fehlerhaftigkeit.

Wenn ein Menſch, unzufrieden mit der Mitgift des Glückes, die ihm zu Theil geworden, ſich die Freuden Anderer räuberiſch anmaßt, und das waltende Geſchick endlich den Verbrecher zur Wiedererſtattung zwingt und ihn beſtraft, dann zeigt ſich hier die Regel der Weltordnung, nach welcher die ſittliche Freiheit des Einzelnen der ſittlichen Freiheit der Gemeinſchaft aufgeopfert wird. Wo aber der Enkel die Schulden ſeiner Voreltern bezahlen und für ihre Sünden büßen ſoll, wo die Nachkommen als leibeigne Glieder des Familienhauptes, deſſen Bewegung ſie folgen, angeſehen werden; wo das verbrecheriſche Blut der Ahnen durch die ganze Reihe der Geſchlechter fließt und ſie verſauert, bis endlich die Ader durchgefreſſen iſt und die Schuld, die Buße und das Leben in einem großen Morde ausſtrömen; — wenn dem Schickſalskampfe ein ſolcher

Ausgang gegeben wird, wie in der Ahnfrau es geſchehen, da hat der Dichter nicht die gerechte Vorſehung, ſondern die blinde Naturkraft ſiegen laſſen, und dieſer Streit zwiſchen ſittlicher Freiheit und maſſiver Nothwendigkeit, als zwiſchen ungleichen Waffen, iſt gemein und unkünſtleriſchen Stoffes.

Wenn zwiſchen Aufgang und Untergang, zwiſchen Quelle und Ausfluß, ſich eine lange Zeit oder ein breiter Strom gelagert und wir mit unſern ſchwachen Sinnen das feine Geſpinnſt, das Urſache und Wirkung an einander bindet, überſehen, dann ſchreckt uns endlich am Ziele die täglich aber leiſe waltende Regel, als Schickſal, mit Donnerworten auf. Die Griechen verehrten und fürchteten das Fatum als eine tückiſche und rächende Macht, welche die Freuden der Menſchen zerſtöre und ihre Schwäche ſchonungslos beſtrafe. Aber der Chriſt erkennt nur eine Allmacht voll Güte und verſöhnlicher Liebe. Nicht weil die chriſtliche Glaubenslehre die Verehrung eines blinden Geſchickes verbietet (es gibt keinen Zwang für das Gemüth), ſondern weil der Glaube der Chriſten in's Gefühl und Leben aufgenommen, kann das Fatum im Sinne der Alten nicht auf unſere Bühne gebracht werden. Wenn noch überdies, wie in der Ahnfrau, dieſes ſo geſchieht, daß eine abgeſchmackte Puppe die Triebfeder des Ganzen wird, dann iſt nicht allein das wahre Ziel der Tragödie, ſondern auch der Weg zum gewählten falſchen Ziele verfehlt.

Was Grillparzer in der Vorrede zu dieſem Trauerſpiele in der Abſicht ſagte, um ſich gegen empfangene Beſchuldigungen zu vertheidigen, klagt ihn nur noch lauter an. „Der verſtärkte Antrieb zum Böſen, der in dem angeerbten Blute liegen kann, hebt die Willensfreiheit und die moraliſche Zurechnung nicht auf.“ Allein wenn dieſes iſt, dann hätte die Tugend, nicht das böſe Geſchick, als ſiegreich dargeſtellt werden ſollen. Freiheit iſt nur vor einer That; ſobald ſie geſchehen, war ſie nothwendig. Eine verwirrende und trügeriſche Anſicht herrſcht im Leben wie in der Kunſt der Neuern. Die Bühne der Griechen war eine Schule der Weisheit: dort ward ihnen die Uebermacht des Geſchickes bekannt, ſie traten erſchüttert, aber nicht mit zerriſſenen Gefühlen, in's Leben zurück, und ſie lernten mit dem ihnen gewordenen Theile der Freiheit ſich begnügen. Die Bühne der Chriſten iſt eine Schule der Thorheit: die Tugend ſoll ſiegen und das Laſter ſiegt. Iſt der Wille frei und ſtark, warum unterliegt er? iſt er ſchwach, warum wird die Schwäche als Sünde angerechnet? . . . . Leidenſchaften? . . . . Ob wir dieſen, ob wir unſerem böſen Geſchicke unterlagen, es war der nämliche Kampf — das Schickſal hat uns beſigt. Sobald ein Menſch mit ſich ſelbſt zerfällt, ſobald es ihm an Kraft gebricht, eine Leidenſchaft zu bekämpfen oder zu befriedigen, iſt dieſer ſein feindlicher Theil zur Außenwelt übergetreten, hat ſich mit der großen Nothwendigkeit verbündet und führt ſo den Krieg gegen den ſchwachen Ueberreſt der Selbſtſtändigkeit.

Das Geſpenſt, welches Grillparzer auf die Bühne gebracht, welchen dramatiſchen Zweck wollte er damit erreichen? Sollte das übermächtige Einwirken irgend eines geiſtigen Daſeins hierdurch fühlbar gemacht werden, wozu dieſe ſinnliche Einkleidung, worüber Kinder erſchrecken und Erwachſene lachen? Sollte das Fieberbild einer erkrankten Einbildungskraft, vom Aberglauben vorgegaukelt, dargeſtellt werden, dann hätte eben, um den Urſprung ſolcher Erſcheinungen zu erklären, das Geſpenſt nicht den Blicken des kalten Zuſchauers ſichtbar gemacht, ſondern nur durch Worte und Geberden des geängſtigten Geiſterſehers verrathen werden dürfen, welche Erſcheinung ihm vorſchwebe. — —

Vorgehende, gegen die Tragödie gerichtete Bemerkungen ſollten nur andeuten, welche Verwirrung in der Anſicht der dramatiſchen Kunſt der Neuern herrſche, nicht den herrlichen und geiſtreichen Dichter ſollten ſie treffen. Gäbe es nur eine größere Zahl ſolcher dramatiſchen Dichtungen, daß wir endlich der jämmerlichen Familiengeſchichten ledig würden, die wie Wanzen ſich in alle Ritzen der Bühnenbretter eingeniſtet haben, gar nicht zu vertreiben ſind und uns zur Verzweiflung bringen!

Herr *** vom Leipziger Theater ſpielte als Gaſt den Jaromir, und gab uns einen ſeltenen, ja ſeltenen Genuß. Das iſt Kunſt! ruft die aus dem Schlafe geweckte Erwartung verwundernd aus. Es gehört ein ungemeiner Reichthum künſtleriſcher Hülfen dazu, und es wird eine nicht geringe Kraft erfordert, um in dieſer Rolle nicht unterzugehen. Dem Schauſpieler wird durch die ganze Handlung nicht ein Augenblick der Ruhe vergönnt, mit gleich ſtarker Leidenſchaftlichkeit betritt und verläßt er die Bühne und er findet keine Zeit, ſich für die entſcheidenden Momente zu ſammeln. Den Kampf auf Tod und Leben ſeiner Gefühle gab uns Herr *** mit ergreifender Wahrheit. Dieſes Feuer, dieſe unauslöſchliche Glut der Leidenſchaft mußte Jaromir fühlbar machen, um in dem Herzen des Zuhörers für ſeine Verbrechen Erbarmen zu finden. Der kalte, beſonnene Böſewicht bliebe ein Gegenſtand des Haſſes und Ekels. Herr *** zeigte im Vortrage der oft geſangartigen Verſe eine große Mannichfaltigkeit einſchmeichelnder und ſtets angemeſſener Modulationen der Stimme. Sein Geberdenſpiel war manchmal zu reich. Nur die großen Bewegungen des Herzens müſſen ſich kund thun, doch darf nicht jeder Pulsſchlag der Empfindung durch Zeichen ſich kenntlich machen wollen.

V.

Die Spieler.

Schauſpiel von Iffland.

Die Spielſucht auf die Bühne bringen? Man könnte eben ſo gut die Schwindſucht dramatiſiren, durch alle Stadien hin, von dem Augenblicke, daß der junge Menſch nach dem Walzer ein Glas kaltes Waſſer trinkt, bis er ſeinen Geiſt aufgibt. Sagt mir, ihr lieben Leute, wie ertragt ihr es nur, auf der Bühne allen den oberflächlichen Jammer und die kleinen bürgerlichen Verlegenheiten darſtellen zu ſehen, die ihr in eurem Hauſe ſo viel natürlicher habt? Kein Geld, Schulden, nichts zu frühſtücken, ein treues Weib, das jeden Mangel geduldig erträgt — ſind dieſes ſo ſeltene Erſcheinungen, daß man deren Anblick erſt erkaufen muß? Auf der Bühne ſoll der Menſch eine Stufe höher ſtehen, als im

Leben. Zur Heldenzeit der Griechen und Römer ſpielten Fabeln und Göttergeſchichten darauf; wir, die weniger ſind, haben nicht nöthig, ſo hoch zu ſteigen; wir brauchen nur die wirklichen Menſchen der alten Völker darzuſtellen. Wir Werkeltagsnaturen, die im ganzen Leben nichts Großes erfahren und denen das furchtbare Schickſal höchſtens unter der Geſtalt eines Polizeidieners oder Unteroffiziers erſcheint, wir dürfen nur in den Feierkleidern unſerer Leidenſchaften auf die Bühne kommen. Alſo doch Leidenſchaften? . . . . ja, aber Spielen iſt nur eine Schwäche. Was iſt der Menſchheit daran gelegen, ob ein Taugenichts bei Gelde ſei oder nicht? Was kann daraus Großes entſtehen? Oder meint ihr, die Bühne ſoll eine Sittenſchule ſein? Erwachſenen iſt nur die Welt eine. Hat man zur Badezeit nöthig in's Schauſpielhaus zu gehen, um zu lernen, in welchen Abgrund die Spielſucht ſtürze? — —

Herr *** ſpielte den Baron Wallenfeld und zeigte, wie man zu einem ſchönen Bildwerke nicht immer des edlen Marmors bedürfe, daß man auch aus ſchlechtem Sandſteine es formen könne. Es iſt nicht leicht, in dieſer Rolle die lüderliche Natur mit dem gehörigen Anſtande zu kleiden, ſo daß ſie weder zu eingehüllt noch in unverſchämter Nacktheit erſcheine. Gleich das erſte Auftreten des Herrn *** gab die Bürgſchaft eines verſtändigen und geübten Künſtlers. Auf dieſe und keine andere Weiſe kehrt man nach einer am Spieltiſch durchwachten Nacht, verſtimmt und ſchlaftrunken, nach Haus zurück. Eben ſo meiſterhaft wußte er die von Iffland flach behandelte Scene, worin Wallenfeld den Geburtstagswunſch ſeines Kindes anhört, durch ein herrliches Mienenſpiel zu veredeln. Wohl am gelungenſten erſchien ſein Spiel, da er, mit den Erſtlingen ſeines Sünderlohns bereichert, und weinluſtig zu den Seinigen kömmt. Hier war, wie es ſich gebührt, die häßliche Natur mit dem Schleier des Schicklichen überhängt. Den Rauſch wiſſen nur wenige Schauſpieler gehörig darzuſtellen, man ſollte gewöhnlich glauben, ſie wären in der That vom Weine voll.

VI.

Die Veſtalin.

Oper von Spontini.

Wie angemeſſen einer römiſchen Herrlichkeit iſt dieſe Muſik! Hoheit, Macht, Glanz und Reichthum. Daß nur die im Uebermaße neben einander gehäuften Schönheiten, die ſich wechſelſeitig überblenden, minder ſtörend wären! Ein ſo breiter Strom der Töne muß, weil ihn das Ohr nicht faßt, wie beim Drängen durch ein enges Felſenthal, ſeine Ruhe und Klarheit verlieren, ſchäumen, toſen und ſich wild überſtürzen. Daher das Verworrene und Ungeläuterte, welches dieſer Tondichtung Spontini's zum Vorwurfe gemacht wird. Die Inſtrumentirung iſt wahrhaft republikaniſch, es führen ſo Viele auf einmal das Wort, daß man nicht weiß, wer Recht hat, oder wem die Macht gebührt. Iſt es auch wahr, was Einſichtsvolle behaupten, daß die Fehler dieſer Muſik ſich dann erſt aufdecken, wenn, nach einem mehrmaligen Anhören derſelben, der Glanz und Reichthum der Töne ihr Verblendendes verloren haben, ſo bleiben ihr doch Einzelheiten, die kein Tadel berühren kann. — Wie ſo wohlthuend ſind die geſungenen Recitative, wie freut man ſich, des übeln Eindrucks geſprochener Reden, welche die dramatiſche Einheit in hundert Stücke zerſchneiden und den Zuhörer in einen Conzertſaal verſetzen, wenigſtens einmal überhoben zu ſein. — Der Hymnus der Veſtalinnen, womit der zweite Auftritt des erſten Akts beginnt, veranlaßt die Frage: ob ein Geſang beim Tempeldienſt der Römer, die ihre religioſen Gefühle nicht ahnungsſchwer dem leeren blauen Himmel, ſondern freudevoll der ſichtbaren Natur zugewendet, im Style der chriſtlichen Kirchenmuſik gedichtet werden dürfe, wie es hier geſchehen? — Ich hatte einen Kenner um ſeinen kunſtgerechten Ausſpruch über die Veſtalin erſucht, und er verſagte es darum öffentlich davon zu ſprechen, weil ſein Urtheil Viele empören würde. Das iſt eine ſchöne Huldigung der Natur vor der Kunſt, der Freiheit vor der Regel!

Die Tänze und Gefechte, welche dieſem Spiele eingeflochten ſind, machen unbeſonnen mit einem fremden Kunſtgenuſſe bekannt; denn ſie reizen die Begierde, ohne ſie zu befriedigen. Man ſollte ſich auf unſerer Bühne lieber gar nicht damit befaſſen. Daß ein einziges Madchen zwiſchen ſechzehn Kriegsleuten durchhüpft, iſt wohl nicht anſtändig, und ſie vermag auch nicht, für ſich allein, den Gegenſatz der Schönheit gegen die Kraft zu bilden. Ueberhaupt iſt das Aeußere dieſer Oper mit einer Armſeligkeit ausgeſtattet, die ungemein ſtört. Ein Cato müßte lachen, wenn er die Triumphſchachtel ſähe, worin Licinius herbeigeſchoben wird. Welch ein dünnes Kriegsvolk, welch eine wandernde Trödelbude, welche Scenerie, welch eine ſchäbige Buchbinderarbeit! Es iſt zum Erſtaunen, wie man ſich an Alles gewöhnen kann!

VII.

Eliſe von Valberg.

Schauſpiel von Iffland.

Da drucken ſie unten am Zettel ſpöttiſch und ſchadenfroh hin: „Das Ende gegen 9 Uhr.“ Dreiſtündige Leiden, als wär dies nichts bei der Kürze des menſchlichen Lebens! Himmel, und man ſoll nicht toll werden? Wozu uns ein ſolches Schauſpiel von der flachſten Flachheit, von dem fadeſten Geſchmacke? Iſt es nicht, als hätten darin Fürſt und Kammerdiener, Hofleute und Bürgersleute, Ehrlichkeit und Spitzbüberei, Naivetät und geziertes Weſen nach des Dichters Willen mit einander wetteifern ſollen, wer von ihnen ſich am abgeſchmackteſten zeigen könne! Welch’ ein Fürſt, der wie ein verliebter Perrückenmacher ſich geberdet! Nicht eine Ader, nicht ein Nerv’ fürſtlichen Gemüths in ihm, wodurch die Leidenſchaft veredelt werden könne. Eine geſtrenge Obrigkeit ſollte gar nicht dulden, daß allerhöchſte Perſonen auf der Bühne ſo lächerlich gemacht werden. Ueberhaupt welches ausgedroſchne Stroh in der Handlung dieſes Stückes. Maitreſſengeſchichten! Weg damit. Mit ſolchen Lumpereien geben wir uns nicht mehr ab; wir machen Conſtitutionen, rufen Stände zuſammen und ſchicken ſie nach Hauſe, und haben damit alle Hände voll zu thun. — Der liebe goldene Kotzebue iſt doch ſo übel nicht.

Herr *** ſpielte den Fürſten, und wenn es ſeine Abſicht war, ſich über einen albernen Prinzen luſtig zu machen, dann iſt ihm dieſes gelungen. Ein unerträgliches Geſchrei, polternde Beweglichkeit, die gemeinſte Leidenſchaftlichkeit in Stimme und Geberde konnten mit vereinigtem Bemühen das gewählte Ziel unmöglich verfehlen. Herr *** ſpielt nicht ſo ſtill weg, daß er nicht bemerkt würde, wie manche Andere; er macht Anſprüche rege und fordert die Beurtheilung mit ſtarker Stimme heraus. Höchſt tadelnswerth iſt es, daß er eine gewiſſe Bewegung mit der Hand nach der Stirne zu oft wiederholt, und dabei wie mit einer Fuhrmannspeitſche klatſcht, daß man zuſammenfährt vor Schrecken. Ein Menſch, der ſich nicht zu helfen weiß, der ſchlägt in ſeinem Unmuthe mit der Hand nach ſeinem eigenen Kopfe, mächtige Fürſten aber ſchlagen damit nach fremden Köpfen. Dieſe Unterſcheidung iſt wohl zu merken. — Frau *** ſpielte die Fürſtin mit dem edelſten Anſtande. Da ſeht ihr zarte Weiblichkeit mit Herrſcherwürde gepaart; da ſeht ihr ein gepreßtes Herz, das nicht ſeufzen darf, und lernet Fürſtengröße nicht beneiden; da erblickt ihr die traurige Einſamkeit der Höhe. — Madame ***, Oberhofmeiſterin. So, ſo. Da die Reifröcke an keinem Hofe jetzt mehr getragen werden, hätte auch Madame *** ſich nicht darin kleiden ſollen. In der dummen Erzählung von den geahndeten Forellen hatte ſi der Fürſtin faſt immer den Rücken zugekehrt; für eine Oberhofmeiſterin ein unverzeihliches Vergehen. — Herr *** ſpielte den Hauptmann Wütting. Dieſer Künſtler wendet ſehr viele Mühe auf maleriſche Stellungen. Etwas *wollen* iſt ſchon gut wer gleichgültig, ob er gefalle oder nicht, auf die Bühne tritt, iſt der ſchönen Beſtimmung, unſern täglichen Jammer einige Stunden wegzulügen, nicht werth. — Madame *** ſpielte Mamſell Seradin zu ſchwerfällig, zu tragiſch, erlaubte ſich eine zu vornehme Miene. Sie hätte ſchnippiſcher, leichter, tückiſcher ſein ſollen. „Ei, warum ſo ernſt heute, Mamſell Seradinchen?“ würde ihr jeder Kammerherr im Vorbeigehen zugerufen haben. — Herr *** machte den Leiblaquai Schmidt. Ich glaube, daß es nicht ſchicklich iſt, wenn ein Laquai ſich vor fürſtlichen Perſonen tief bückt und Kratzfüße macht, wie Herr *** es gethan. Einem ſo untergeordneten Diener kommt es zu, die Befehle ſeines Gebieters unbeweglich abzuwarten und zu empfangen. Doch ich bin hierin meiner Sache nicht gewiß. Ich kenne den Hof nicht.

VIII.

Der Bergſturz.

Oper von Weigl.

Parturiunt montes, nascitur ridiculus mus.

Alſo es bleibt dabei: in einem Singſpiele iſt nichts unerlaubt, die dramatiſche Kunſt hat da nichts zu fordern, jeder Unſinn, und alles was nur kracht auf der Welt, darf in Muſik gebracht werden? Schöne Grundſätze! das menſchliche Herz mit ſeinen kleinen Freuden, von einſtürzenden Bergen zerquetſchen zu laſſen, welch ein widerliches Lebensſpiel! So ein Nürnberger Erdbeben für erwachſene Kinder! Will man uns zum Beſten haben? Den ſchwachen Leib im Kampfe, mit der Rieſin Natur, wie abgeſchmackt! Hier iſt keine Hoheit, weder im Siege noch in der Niederlage. — Die Muſik iſt leidlich oder wenig mehr als das. Vergebens hofft man den Tondichter der Schweizerfamilie mit ſeinen alle Nerven der Empfindung durchzuckenden Melodien wieder zu finden. Er kommt einigemale nahe, entfernt ſich aber bald wieder.

Bei der Darſtellung hat Jeder das Seinige gethan. Das iſt das bequemſte, höflichſte und wahrſte aller Urtheile, und wobei Leſer, Kritiker und Schauſpieler vergnügt und geſund bleiben.

IX.

Der Schutzgeiſt.

Eine dramatiſche Legende von Kotzebue.

Der Schutzgeiſt der Bühne war es nicht, welcher dieſen Schutzgeiſt auf die Bühne gebracht. Voltaire hat Luſtſpiele geſchrieben und Kotzebue Trauerſpiele: ſie haben Beide nicht wohl daran gethan. Der Bewunderung und Dankbarkeit fällt es freilich nicht ſchwer, dieſen großen Männern ihre Schwächen nachzuſehen; aber dieſen Schwächen auch zuzuſehen, vier Stunden lang durch ſieben Akte, das iſt ſchon nicht ſo leicht. Wie abgeſchmackt, ohne Phantaſie erdacht und ohne ſinnbildliche Bedeutung, iſt dieſe Legende vom Schutzgeiſte, ſoweit ſie aus ihrer dramatiſchen Bearbeitung erkannt wird. — Ein Knabe wird auf der Chauſſee vom Blitze gerührt, und von ſeinen Eltern auf die Bahre gelegt. Nicht lange, ſo ſteht er vom Tode wieder auf, will aber mit ſeinen betrübten, ihn beweinenden Eltern nichts mehr zu thun haben, und ſagt, er habe wichtigere Geſchäfte, nämlich der Schutzgeiſt einer bedrängten Königswittwe zu ſein. Wie dieſer Junge zu der Ehre komme, als Himmelsbote gebraucht zu werden, iſt eben ſo wenig begreiflich, als wodurch die Königin Adelheid dieſe himmliſche Einmiſchung in ihr irdiſches Daſein verdient haben mag. Unglück allein gibt keine Anſprüche auf die Heiligkeit: wäre dies, ſo gäbe es viele Heilige. Königin Adelheid hat eine Krone und ihren Mann verloren, und trägt ihr Leiden keineswegs mit Ergebung. Auch läßt ſie ſich überreden, noch einmal zu heirathen, und iſt wahrſcheinlich im ſiebenten Akte, der nicht mehr auf der Bühne ſpielt, ſehr vergnügt. Ich möchte wiſſen, worin ihre Tugend beſtehe? Wie nur Kotzebue, mit der ihm eigenen Klarheit und Verſtandigkeit, einen ſolchen Stoff hat bearbeiten mögen!

X.

Don Karlos.

Trauerſpiel von Schiller.

Es könnte den Muth geben die Fehler eines der Meiſterſtücke deutſcher Dichtkunſt offen zu beſprechen, wenn man wahrnimmt, welcher Anſtrengung Schiller ſelbſt, in ſeinen Briefen über Don Karlos, bedurfte, um nur einem Theile der dieſem Werke gemachten Rügen ſich entgegenzuſetzen, und wie unentſchieden ſein Sieg geweſen ſei. Doch an dieſem bejahrten Denkmale der Kunſt, ſeit lange Allen ſichtbar und zugänglich, hat das Urtheil ſich wohl ſchon längſt erſchöpft, und nur erneuerte, keine neue Bemerkungen laſſen ſich erwarten. Darum mag nur ſo viel berührt werden, als nöthig iſt, um vor der Ungerechtigkeit zu ſchützen, daß wir die Schwächen der Dichtung der Darſtellung anrechnen.

Auch das herrlichſte Gemälde, vor unſere Augen hingeſtellt, würde von ſeinem Eindrucke verlieren, hätten wir den Pinſelſtrichen beigewohnt, aus welchen es ſich nach und nach zuſammen geſtaltet hat. Die Werke göttlicher Schöpfungskraft entſpringen leicht und froh aus dem Gedanken, und wo ein Kunſtwerk die himmliſche Natur, die es beſeelt, uns zuſpiegeln ſoll, da muß der irdiſche Fleiß, der es zu Stande gebracht, unſichtbar bleiben. Der Landmann verkauft gleichgültig die Frucht, die er hat wachſen ſehen, aber wir finden ſie ſüß, weil uns der lange Weg von der Wurzel bis zur Krone des Baumes nicht ermüdet hat.

Wie die Pinſelſtriche zum vollendeten Gemälde, wie die Wurzel zur Frucht, ſo ſteht die Geſinnung des Menſchen zu ſeiner That. Die Ueberlegung iſt Wurzel, die Empfindung iſt Blüthe, die Handlung iſt Frucht des menſchlichen Geiſtes. Nur letztere ſoll in der Tragödie zum Vorſchein kommen, geſchmückt wohl mit den Blumenkränzen der Gefühle, aber der dunkle Keim, aus dem beide entſproſſen, muß bedeckt bleiben. Die Luſt des Schauſpiels ſoll ein Erndtefeſt ſein, keine ermüdende Saatbeſchäftigung. Erfüllt Don Karlos dieſe Forderung? Nein, er hält uns nur dafür ſchadlos. Nichts geſchieht, wenig wird empfunden, am meiſten wird gedacht.

Es iſt ein ſchönes vergoldetes Lehrbuch über Seelenkunde und Staatskunſt, vom Schulſtaube gereinigt, uns in die Hände gegeben.

In dieſem Menſchengemälde iſt kein vorherrſchendes Bild. Drei Gruppen ſind in gleich ſtarkem Lichte in den Vordergrund geſtellt: Philipp mit ſeinen Trabanten, die Königin und Karlos, Poſa mit ſeinen Traumgeſtalten. Es iſt ein Dreiſpiel, welches die Einheit der Theilnahme zerreißt; der Infant bewirbt ſich um dieſe Theilnahme, der Marquis erhält ſie und nur der König hätte ſie verdient, denn er iſt der Einzige, welcher weiß was er will, und thut was er will, und deſſen ſchnell reifende Entſchlüſſe uns immer wach, von dem Schneckengange der Vorſätze nicht eingeſchläfert finden.

Die Schauſpieler ſind es nicht, welche die Schuld der Ermüdung zu tragen haben, die ein vierſtündiger Unterricht in Dingen der Weltweisheit, auf deutſche Art vorgetragen, den Lehrjahren entwachſenen Zuhörern verurſachen muß. Welcher Schalk hat noch überdies dieſen gegenwärtigen Don Karlos für unſere Bühne eingerichtet? An die Stelle des Domingo iſt ein Staats-Sekretär Perez geſetzt. Wie ein Meteorſtein iſt er aus den Wolken gefallen, man weiß nicht, wie er entſtand, woher ſeine Macht, ſein Einfluß, das Vertrauen, das ihm der König gibt?

Uebrigens ſind ihm viele Reden des Beichtvaters ganz ohne Sinn in den Mund gelegt. So ſagt ihm der König nach der fürchterlichen Entdeckung, die ſeinem Argwohne zugetragen ward:

— — — — Redet offen
Mit mir. Was ſoll ich glauben, was beſchließen?
Von *eurem Amte* fodr' ich Wahrheit.

Wahrhaftig, der ärmſte Schlucker von einem Kopiſten würde in Spanien nicht Staatsſekretär ſein wollen, wenn es ſein Amt erforderte, täglich, mit Gefahr ſeines Kopfes, einem Deſpoten die Wahrheit zu ſagen. Wozu geſchah die Umänderung eines Beichtvaters in einen Staatsſekretär? Hat man aus Schonung die düſtere, ſchleichende, tückiſche Pfaffheit, als gehäſſiges Bild, nicht wollen erſcheinen laſſen? So war ſie in Spanien nicht geweſen. Dort trat die *geiſtliche Macht* kühn und offen hervor und handelte mit klarer Willenskraft. Domingo iſt nicht blos der geſchäftige Wind, das fliegende Inſekt, welches den Blüthenſtaub von den männlichen zu den weiblichen Blumen trägt, und ſo die Handlung befruchtet; ſondern der kluge Diener der Inquiſition, welcher die Seele der ganzen Staatsliſt war, und ſich auch dafür bekannte. Der Großinquiſitor am Schluſſe weiß allein das Räthſel zu löſen, und außer ihm keiner. Es wäre zu unſerer Zeit ſehr wohlgethan, die Dichtung in ihrer alten Form wieder auf die Bühne zu bringen, damit, was man am Morgen vor den Geſchäften des Tages gedankenlos in der Zeitung lieſ't: daß in Madrid die Inquiſition ſich wieder ausbreite, wirkſamer am Abend im Schauſpielhauſe als Schreckbild in die Seele dränge, und ſie mit Abſcheu erfüllte. — —

Das Lob, das man dem Tacitus ertheilt: er ſei am tiefſten in die Seele eines Tyrannen eingedrungen, kann man Herrn *** in der Rolle des Philipp nicht verſagen. Ihr erkennt ergrimmt einen jener Könige, die an der Vorſehung zweifeln machen, und ihr fragt den Himmel: warum ein Menſch, der nicht verdiente die Sonne aufgehen zu ſehen, ſagen durfte, daß ſie in ſeinem Reiche nicht untergehe? Herr *** hatte ſein ganzes Spiel mit gleicher Mächtigkeit durchgeführt. Der böſe Geiſt der ſchlafloſen Nächte, an welchen ein Tyrann leidet und leiden macht, war er maleriſch getreu. Eines war mir in deſſen meiſterhafter Darſtellung aufgefallen; nämlich daß er ſich einen Fußſchemel unterſtellen ließ, ſo oft er ſich ſetzte. Den majeſtätiſchen Philipp mußte dieſes häusliche Bequemthun ſehr entſtellen, zumal wie es Herr *** zur Schau brachte, indem er gewöhnlich nur den einen Fuß auf den Schemel ſtellte, und den andern leicht hinab wiegen ließ. Darf ein Erdengott zeigen, daß er müde werden kann? —

Herr *** ſpielte den Alba lobenswerth. Dieſer Held iſt kein Mordbrenner, wie er dem jugendlich-ſchwärmeriſchen Karlos, und dem innern Auge menſchenfreundlicher Geſchichtsforſcher erſcheint, ſondern ein großer, ruhiger, beſonnener Mann, der aus Ehrgeiz, hätte es die Zeit und ſeine Pflicht erfordert, auch weich und tugendhaft geweſen wäre. So muß er geſpielt werden.

XI.

Saul.

Melodrama. Muſik von Kapellmeiſter v. Seyfried.

Solche plaſtiſche, lebenskräftige bibliſche Geſchichten, furchtbar und zerſtörend, wie die Natur, aber auch einfach und erhaben wie dieſe, wäre ich ein Bühnen-Dichter, ich zöge ſie vor, allen den verflachten, dahinkränkelnden, durch tauſendfältiges Durchſeifen und Waſchen ausgefaſerten, durch Sitten- und Polizei-Zwingherrſchaft verkrüppelten, durch Höllenfurcht und Himmelsſehnſucht entnervten Worten und Thaten der neuen Menſchen, die abgeſchmackt ſündigen, und noch abgeſchmackter edle Thaten begehen. Solche Stoffe wählte ich mir. Saul, mit unverholner, faltenloſer, durch keine diplomatiſche Grimaſſen entſtellter Herrſchſucht und Ruhmbegierde, ſüdlich glühenden Herzens, wegen ſeiner Blutſünden den unterirdiſchen Mächten heimgefallen; und ihm gegenüber David, ſiegend durch ſeine Kindlichkeit, Unſchuld und Gottesfurcht. Ich rede natürlich nur von dem edlen Marmor, nicht aber von dem Steinmetz, der ihn zurecht gehauen. Der Melodramatiker läßt jene Kraftmenſchen der Natur und der bürgerlichen Geſellſchaft das zierlichſte, liebwertheſte Stubendeutſch ſprechen. Dieſer Abner gar iſt der modernſte Spitzbube, ein Feldmarſchall mit dem Kammerherrnſchlüſſel in Hofgala, der ſeine Ränke ſchmiedet wie ein Anderer. Auch damals gab es Propheten mit Gaukeleien, herrſchſüchtige Prieſter und Leviten, welche mit großen Gabeln in den Fleiſchtopf ſtachen, und im Namen Gottes die fetteſten Stücke herausholten. Aber zu jener Zeit bedurften junge Völker noch der Ammenmilch, und ſie war ihnen heilſam. Man hat uns viele Jahrhunderte zu lange mit Brei gefüttert; aber endlich ſahen wir den Boden des Napſes, und jetzt verzehren wir fröhlich die letzte Scharre. —

Seyfried's Muſik hat herrliche, ergreifende Stellen. Sie iſt höchſt maleriſch und ausdrucksvoll, und der Handlung, wie deren Zeit und Gegend, angemeſſen.

XII.

Die Feinde.

Trauerſpiel in drei Aufzügen, von Ernſt v. Houwald.

Die Könige Malcolm und Grimus führten um Schottlands Krone blutigen Krieg. Grimus unterlag der Liſt und Tücke ſeines Feindes, ſein Haupt fiel unter Henkersbeil, und ſeinem Schwiegervater Malthos, Than von Leith, wurden die Augen geblendet. Grimus hinterließ eine Wittwe, Braſſolis, die Tochter des Malthos, und zwei Kinder in zartem Alter, Edgar und Alona. Malcolm raubte der königlichen Wittwe alle Ländereien und Beſitzungen ihres Gatten, und ließ ihr nichts, als eine verſteckte, verfallene Burg, die nämliche, in welcher die Miſſethat gegen Grimus und Malthos verübt worden. Dort lebte Braſſolis, mit ihren Kindern und ihrem blinden Vater, unbekannt, einſam, vergeſſen, aber nicht vergeſſend. Sie ſtreute den Saamen des Haſſes und der Kampfluſt in das Herz ihres Sohnes, daß er einſt den gemordeten Vater rächen, und die verlorne Krone ſich wieder gewinnen möge. Die Zeit der blutigen Ernte kam heran. Der Jüngling Edgar verließ die Burg, gab ſich zu erkennen, verſammelte die alten Getreuen um ſich her und zog gegen Malcolm in das Feld. Die feindlichen Heere ſind ſich nahe; aber Malcolm verzögert die Schlacht. Er fürchtet die Entſcheidung, weil er der Treue der Seinigen mißtraut, welchen er durch grauſame Herrſchaft verhaßt geworden. Er will die Schlacht nicht eher wagen, als bis ſein Sohn Donald, den er aus England, wo er erzogen worden, zurück erwartet, beim Heere angekommen ſei. Der Jüngling erfreute ſich der Liebe des Volkes und der Krieger, und unter der Fahne dieſer Liebe glaubte Malcolm ſicherer zu ſtreiten. Aber Edgar hatte erkundſchaftet, warum Malcolm mit der Schlacht zaudre, und er ſuchte Donalds Rückkehr zu verhindern, indem er alle Küſtenwege beſetzen ließ. Eines Abends entdeckten Edgar's Soldaten zwei Pilger, einen Mann und einen Jüngling, die ihnen verdächtig ſcheinen. Die Pilger ſuchen zu entfliehen, ſie werden verfolgt, aber nicht erreicht. Doch erreicht den jüngern Pilger ein Pfeil, der ihn leicht verwundet. Die Verfolgten ſchützt der Mantel der Nacht, und ſie flüchten ſich in eine alte Burg, wo ſie freundliche Aufnahme, Pflege und ein Nachtlager fanden. Es war die Burg, wo Braſſolis mit den Ihrigen wohnte.

Mit dem Tage, der auf dieſes Ereigniß folgte, beginnt das Trauerſpiel, welchem Braſſolis Burg zum Schauplatze gegeben. Der Morgen dämmert. Braſſolis tritt auf und ſpricht:

O, wär' ich deine Mutter, junger Tag,
Längſt hätt' ich dich geweckt, dich ausgeſendet
Nach der Entſcheidung unſers Schickſals! Auf,
Erwache! — *

Ständen nicht draußen im Felde die beiden feindlichen Heere, Malcolm und Edgar an ihrer Spitze, kampfgerüſtet einander gegenüber; wäre nicht der Tag ſo ernſter Entſcheidung — würden wir Braſſolis fragen: warum, da ſie, wie ſie freiwillig geſteht, nicht die Mutter iſt des jungen Tages, und ſich darum nicht für berechtigt hält, ihn zu wecken, warum ſie es dennoch gethan, und wenn ſie ihn geweckt, warum ſie es nicht früher gethan? Doch es iſt nicht Zeit zu ſolchem kleinen Wortſtreite! Braſſolis, nachdem ſie den jungen Tag aus dem Schlafe geweckt, löſcht mit den Worten:

ſtirb, du kleines Licht der Nacht!

die Nachtlampe aus. Tom, ein alter treuer Diener, erſcheint. Braſſolis theilt ihm ihre Furcht und ihre Hoffnung mit. Tom ſpricht von den Maßregeln zur Beſchirmung der Burg, die theils angeordnet, theils noch anzuordnen wären. Er macht ſeiner Gebieterin Vorwürfe, daß ſie den vorigen Abend die beiden Pilger ſo ſorglos aufgenommen; in dieſer Zeit und in dieſem Lande des Krieges müſſe man bedächtig ſein. Braſſolis erwiedert: von frommen Pilgern ſei nichts zu fürchten, und beide hätten ſo gutes Ausſehen. Tom warnt dringend zur Vorſicht

und der Alte hatte Recht. Die beiden Pilger, für Vater und Sohn gehalten, waren niemand anders als Donald, Malcolm's Sohn, und Katmin, ſein Mentor, der ihn aus England geholt, ihn dem Vater zuzuführen. Auf dieſe Weiſe bewahrt die Burg zwei Geheimniſſe. Braſſolis ahnt nicht, welchen wichtigen Gaſt ſie beherberge; und Donald weiß nicht, unter welch ein Verderben drohendes Dach er ſich geflüchtet. Aber dieſe Geheimniſſe bleiben nicht lange verborgen, wenigſtens nicht allen Burgbewohnern. Amor, in ſeinem unerforſchlichen Rathſchluſſe, hatte den Pfeil, der Donald getroffen, mit dem ſüßen Gifte der Liebe benetzt, und ihn, nachdem er den Jüngling geſtreift, in das Herz Alonas geführt. Der Königsſohn ſah kaum die blühende Schönheit, Alona ſah kaum den blutenden blaſſen Jüngling — und beide liebten ſich. Liebende können ſich nichts verſchweigen. Bald erfahren ſie — Donald, daß Alona Edgar's Schweſter — und Alona, daß der junge Pilger Donald Malcolm's Sohn ſei. Dieſes Geſtändniß erweckt in den Liebenden gleiche Gedanken. Donald beſchließt in ſeinem Sinne, die Geliebte und ihr Haus gegen ſeinen eignen Vater zu ſchützen, wenn dieſer ſiegen ſollte, und Alona beſchäftigt die Sorge, den Geliebten zu bewachen, gegen vorhandene und gegen drohende Gefahr. Unterdeſſen trifft ein Feldhauptmann Edgar's ein, und verlangt die Auslieferung der beiden Pilger, die ſich den vorigen Tag, von ihm verfolgt, in die Burg geflüchtet. Braſſolis weiſt die Forderung zurück. Der Hauptmann, dem es unbekannt, daß Braſſolis die Mutter ſeines Gebieters iſt, [illegible]ngt und droht; da gibt ſich ihm die Herrin der Burg zu erkennen, der blinde Malthos läßt ſeine Herrſcherſtimme hören, und der Hauptmann, nachgebend, zieht fort ohne die Pilger und eilt an der bevorſtehenden Schlacht Theil zu nehmen.

Die Schlacht wird geſchlagen, die Kunde davon bringt Edgar ſelbſt in die Burg, der beſiegte Edgar. Er berichtet der verzweiflungsvollen Mutter: Schon ſei ihm die Schlacht gewonnen geweſen, als plötzlich die Nachricht von Donald's Ankunft ſich im feindlichen Heere verbreitet. Der Königsſohn, ein hoher ſtattlicher Jüngling, habe ſich an die Spitze des Heeres geſetzt, und den flüchtigen Sieg zurückgeführt. Die beiden Pilger, bei Edgar's Erzählung gegenwärtig, hören mit gleichem Erſtaunen, aber mit verſchiedenen Empfindungen, die wunderbare Mähr. Der ſchlaue Katmin erkennt in dieſer Liſt Malcolm's, durch einen falſchen Donald das muthloſe Heer begeiſtern zu laſſen, den klugen Sinn ſeines Gebieters. Der argloſe und romantiſche Donald aber zürnt und trauert in ſeinem Herzen, daß ihm ein Betrüger das Glück, den Vater gerettet zu haben, und den Lorbeer des Sieges geraubt. Katmin, ob zwar ſein Zögling es ihm verſchwiegen, hatte es von ſelbſt, bald nach ſeinem Eintritte in die Burg, erhorcht, zwiſchen welchen gefährlichen Mauern er und Donald ſich befänden, und hatte dieſem zur Flucht gerathen. Aber der Königsſohn, Alona's und ihrer Mutter gedenkend, die ihn ſo freundlich aufgenommen, beharrte auf ſeinem Sinne, zu deren Schutze zurückzubleiben. Durch Edgar's Ankunft ſteigt die Gefahr für Donald, und Katmin's Sorge. Noch einmal aber vergebens, ſucht Katmin den jungen Fürſten zu bereden, daß er ſich heimlich aus der Burg entferne. Da heuchelt ihm der Mentor vor, er für ſich allein wolle zu Malcolm gehen, um ihn zur Schonung für Braſſolis und die Ihrigen zu bitten. Donald gibt dies zu, auch Braſſolis und Edgar finden es zweckmäßig, und Malthos geſellt dem Katmin noch den alten Tom bei, den er auch ſeiner Seits mit vermittelnden Vorſchlägen an Malcolm ſendet. Noch nicht lange war Katmin aus der Burg entfernt, als ein Hauptmann Edgar's, der mit einer kleinen Schaar noch im Felde gegen Malcolm Stand gehalten, den alten Tom blutend zurückführt. Tom erzählt, Katmin habe auf dem Wege ihm plötzlich einen Dolch in den Nacken geſtoßen. Katmin's Verrätherei ward jetzt klar. Braſſolis mit Vorwürfen, Edgar racheentbrannt ſtürzen auf Donald, den vermeintlichen Sohn des Mörders und Verräthers. Alona iſt angſtvoll, Donald bleibt ruhig. Jener Hauptmann Edgar's erzählt ferner, König Malcolm, von einem ſpäten Pfeile tödtlich getroffen, ſei geblieben. Edgar's Hoffnungen beleben ſich wieder, Donald muß den Schmerz über des Vaters Tod in ſeine Bruſt zurückbändigen. In dieſem Streite und Widerſtreite ſtürzt plötzlich eine Schaar Malcolm's, von Katmin angeführt, in den Saal. Die Burg iſt überfallen, Widerſtand fruchtlos und die Flucht benommen. Katmin hatte ſeinen Aufenthalt in der Burg benutzt, deren ſchwache, zugängliche Seiten zu erſpähen.

Katmin war kaum hereingeſtürmt, ſo ergriff Donald ein Schwert und ſtieß es ihm in die Bruſt, ihn für ſeine Verrätherei zu beſtrafen. Ein Schrei des Entſetzens rings umher, daß der Sohn den Vater morde: da gibt ſich Malcolms Sohn zu erkennen. Edgar fordert die Krone, Donald bemerkt ihm freundlich: Die Luſt der Krone wolle er mit ihm theilen, aber die Laſt und Noth der Herrſchaft wolle er allein tragen. Doch ſei er es zufrieden, daß ein Zweikampf Recht ſpreche zwiſchen ihnen. Nach mannigfaltigen Wortgefechten muß ſich Edgar in ſein Schickſal finden und ſich dem Sieger unterwerfen. Den Schmerz der Niederlage verſüßte Donald, indem er die geliebte Alona zur Gattin begehrte, und ſie zu Schottlands Königin erhob.

In der „Widmung,“ die dem Trauerſpiele vorausgeht, erzählt der Dichter:

> Aus Schottlands nebelgrauer Vorzeit ſtiegen
> Zu mir herauf Geſtalten rieſenhaft.
> Sie zeigten mir in faſt verloſchnen Zügen
> Den Sieg des Edlen über rohe Kraft;
> Und mahnten mich, ein Bild daraus zu fügen.

Es war wohlgethan, ſolcher Mahnung zu folgen, da es gefährlich iſt, rieſenhaften Geſtalten etwas abzuſchlagen. Wir wollen nun ſehen, wie das Gebot vollzogen, auf welche Weiſe das Bild zuſammengefügt worden, und wir wollen in unſerer Beurtheilung keinen andern Weg verfolgen, als deñ uns der Dichter ſelbſt vorgezeichnet. Wir wollen betrachten: ob die auftretenden Geſtalten rieſenhaft erſcheinen; ob deren verloſchene Züge wieder hergeſtellt, klar, ſcharf und kenntlich geworden; und ob es das Edle ſei, das geſiegt über rohe Kraft.

König Malcolm erſcheint nicht auf der Bühne, und iſt alſo dem Lobe wie dem Tadel entrückt, und da er auf dem Schlachtfelde ſtirbt, und an keiner dramatiſchen Krankheit, hat die Kritik keine Legalſection mit ihm vorzunehmen. — Dem jungen Edgar fehlt zum Rieſen mehr als die halbe Größe. Er ſpielt den Helden wie ein wandernder Comödiant. Er iſt nicht ſchlimm und nicht gut, nicht hart und nicht weich, er iſt ein halbgeſottener Ungeſtüm, und er weiß nicht was er will. Nach der verlornen Schlacht ſteht er voll Angſt vor ſeiner Mutter, wie ein Schulknabe, den die Kameraden blutig geſchlagen, oder der ſich ein Loch in den Kopf gefallen und die mütterliche Züchtigung fürchtet. Nur ausgeſcholten wird er von ihr und er greinet beinahe. Es iſt komiſch, aber ungerecht, daß er der Mutter vorwirft, ſie habe ihn wild erzogen; es iſt nichts Wildes an ihm, als die Ungenießbarkeit ſeiner Reden. Nachdem er den Anſprüchen auf die ſchottiſche Krone entſagt, beſchließt er, ſich in eine Einöde zurückzuziehen — er, ein achtzehnjähriger Junge, der ja unmuthig, weil er lebens*hungrig*, nicht weil er lebens*ſatt*! — *Braſſolis* iſt eine ganz gewöhnliche Dutzend-Frau. — Von dem blinden *Malthos* läßt ſich nichts Gutes und nichts Böſes ſagen. — *Alona* iſt ein Mädchen, wie alle Mädchen ſind, bis auf einen Punkt: ſie verliebt ſich und geſteht ihre Liebe zu ſchnell. Zwar iſt die Liebe eine Wechſelſchuld, welche die Gläubigerin Natur zur Verfallzeit ſtreng einfordert; aber ſie pflegt doch nicht auf Sicht bezahlt zu werden, und auch nach altſchottiſchem Rechte werden vor der Liebeserklärung einige Reſpect-Tage üblich geweſen ſein. Der junge Pilger kommt Abends in die Burg — die Nacht iſt ſchicklicher Weiſe gar nicht mitzurechnen — und ſchon am andern Tage iſt Alona in ihn verliebt und ſagt es ihm! — *Donald* erſcheint zu gut und zu weich, die Handlung fällt um das Jahr 1000; aber bei den rauhen Menſchen jener nordpolariſchen Zeit, auch wenn ſie edel ſind, iſt der Tag der Güte doch nur kurz, und was in ihnen ſchmilzt, iſt immer nur Schnee. *Katmin* iſt ein feiner Herr. Gleich bei ſeinem Auftreten ſieht er aus Artigkeit Mutter und Tochter als Schweſtern an, und zeigt ſich als Diplomat — indem er gelegentlich bemerkt:

Glück und Recht
Gehn ſelten Hand in Hand, das letztere ſteht
Zu feſt, das erſtere iſt zu flüchtig.

Auch Katmin iſt keine rieſenhafte Geſtalt. Zwar gab es wohl ſchon Spitzbüberei zu Schottlands nebelgrauer Vorzeit; doch eine ſo glatte Kunſt war ſie noch nicht geworden, wie ſie Katmin übt.

Die genannten Perſonen alle, bis auf Katmin, tragen den gefährlichen Keim des dramatiſchen Todes in der Bruſt. Sie athmen kurz und ſchwer, und leiden an fliegender Hitze. Katmin allein iſt geſund, er hat die größte Hoffnung, ein hohes Alter zu erreichen, weil er, als Diplomat, beſitzt, was die beſten Makrobiotiker als Unterpfand eines langen Lebens anſehen — wenig Herz. Und der geſunde Katmin ſtirbt und jene kränklichen Menſchen alle überleben ihn! Jetzt traue einer den Aerzten mit ihrer Semiotik! Zwar ſpielt der Tod immer blinde Kuh, und fängt, wer ihm zuerſt nahe kommt; aber der Dichter ſollte doch dieſen Mord, nicht einmal als Dichter, auf ſeine Seele laden. Was hat Katmin gethan? Nichts, als was die Dienſtpflicht gegen ſeinen Fürſten ihn geheißen. Der Königsſohn war ſeiner Verwahrung anvertraut, er mußte ihn ſchützen durch Rath und That; die Noth führte ſie unter das Dach des Erbfeindes, Katmin ſucht Donald mit Liſt aus ſeiner gefährlichen Lage zu befreien, und er führt Malcolm's Schaaren in die Burg. Es iſt wahr, er ſuchte Tom zu tödten; aber das war Kriegsrecht. Wo wäre da ein todeswürdiges Verbrechen? Und hätte Katmin gefehlt, kam es Donald zu, den Fehler zu beſtrafen? Durfte er ſeinen Freund, ſeinen Führer, ſeinen zweiten Vater morden, der für ihn gewacht und geſorgt? Nicht einmal die Noth, die Verblendung der Liebe nicht einmal, kann Donald's blutige Uebereilung entſchuldigen. Er war von den Seinigen umringt, die ihm gehorchen, ſobald er ſich als Malcolm's Sohn zu erkennen gab; er war Herr der Burg; Alona und die Ihrigen hatten von Katmin's Argliſt nichts mehr zu befürchten — und Donald ſtößt ſeinem Befreier das Schwert in die Bruſt, um nur eine empfindſame Floſkel anzubringen, und damit das Trauerſpiel endlich zum Trauerſpiele werde! Wo wäre hier der Sieg des Edlen über rohe Kraft? Donald's rohe Kräfte haben geſiegt über Edgars rohe Kräfte. Und wäre Donald geweſen, was er nicht war, ein edler Menſch, ſelbſt dann hätte nur der Edle, nicht das Edle geſiegt, was wohl zu unterſcheiden; das eine iſt Zufall, das andre iſt Sittlichkeit, und nur das andre kann erfreulich ſein.

Weil die Handlung ſich in Schottlands

nebelgrauer Vorzeit begeben, hätte man gerne wahrgenommen die düſtere Farbe eines rauhen Himmels; hätte man gerne geſpürt den ſtrengen Duft einer Nebellandſchaft. Doch über dem Trauerſpiele hängt ein blauer Bühnenhimmel, mit Gewitterwolken ſymmetriſch befranzt, und überall athmet man den Duft des ſüßen Lavendelwaſſers, womit die zierliche Melpomene unſrer Zeit ſich Hände und Geſicht benetzt.

XIII.

Die Huſſiten vor Naumburg.

Schauſpiel von Kotzebue.

Einer Kotzebue'ſchen Rührung werden nicht leicht etliche Thränen verſagt; die liebe Kleine bettelt gar zu angenehm. Aber ein vernünftiger Menſch trocknet ſich die Augen, und ſchämt ſich dabei ſeiner Mildherzigkeit. Lockeres Zeug, Luft, nichts als Luft! Schaum, nichts als Schaum! Bataillonsweiſe aufgeſtelltes Lumpengeſindel von allerlei hergelaufenen Redensarten, werden in den Kotzebue'ſchen Paradeſtücken Verſe genannt. —

Solche ekelhafte Schandreden und Lieder, als womit die Kriegsleute des Procopius den vierten Akt beginnen, ſind wohl nie in einem Lager gehalten und geſungen worden, und wenn auch — ſo dürfte die häßliche Natur nicht ſo getreu auf die Bühne gebracht werden.

Aber dieſes Stück bietet den Schauſpielern einen ſolchen Wechſel und Reichthum von Gefühlen und eine Mannigfaltigkeit der Stellungen an, daß der Glanz des Spiels die Fehler des Dichtwerks überblenden könnte. Dieſesmal war es nicht geſchehen. Einer ſo langweiligen, lauen, matten, ſchleppenden und auseinandergeriſſenen Darſtellung hat man wohl nur ſelten beigewohnt. Die Leere des Hauſes — es waren nicht weniger Menſchen auf der Bühne, als vor ihr — wird dies erklären, doch nicht entſchuldigen.

Herr ***, als Wolf, hatte einige Momente, in denen er, alles um ſich her vergeſſend, nur an ſich dachte, und dann bewährte er ſeine guten Gaben. Im Allgemeinen aber war ſein Spiel ganz ohne Licht und Schatten. Da beſonders, wo der Vater den Bürger überſchleicht, war er ſo ohne Zartheit und Biegſamkeit, daß es unbegreiflich iſt, warum bei einem ſo ausgezeichneten Künſtler nicht die ſich bewußte Fertigkeit einmal das mangelnde Bemühen erſetzen konnte. — Frau *** ſpielte die Bertha .... nein, dieſe Frau hat keine Kinder! — Das Eindringen der Kleinen in das Huſſitenlager lief ohne Thränen ab, weil es zweifelhaft ſchien, ob ſie wirklich nur durch Rührung den Feind beſiegt hatten. Denn die wenigen Kriegsleute, die aufgeſtellt waren, würden, trotz ihrer Picken, der Ueberzahl der Kinder haben unterliegen müſſen, wenn dieſe mit Vortheil angegriffen hätten.

XIV.

Die gefährliche Nachbarſchaft.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Welch ein tiefer, tiefer Brunnen voll klarer, friſcher, erquickender Laune iſt Kotzebue, welch ein wohlthätiges Geſchenk des Himmels! Bedenkt man, daß deſſen Luſtſpiele ſchon dreißig Jahre alle deutſchen Bühnen verſorgen, daß unter denen, die ihnen zugehört, Keiner iſt, den ſie nicht ergötzten; zählt man die fröhlichen Stunden zuſammen, die ſie jedem Einzelnen, ſowohl beim Leſen als beim Vorſtellen, gemacht, dann kommt die große Rechnung heraus, daß ein einzelner Mann der Schöpfer eines glücklichen Jahrhunderts war. Der Menſch iſt undankbar, aber der Deutſche iſt es am meiſten. Wie hätte das Alterthum, wie London und Paris einen ſolchen Mann verehrt! Wenige Jahre früher, da hier noch kein Fremdenblättchen erſchien, würde kein

Bürger erſahren haben, daß Kotzebue vor Kurzem in Frankfurt geweſen. Er iſt im Theater geſehen worden, und ich habe großen Verdacht, daß er den Eintrittspreis ſeiner Loge hat bezahlen müſſen. Es iſt ein Etwas, ein Etwas in uns Frankfurtern, ich habe keine Worte dafür, aber ein Taſchenbuch habe ich ſo gut wie Hamlet, und wer wehrt es mir, hineinzuſchreiben: *man kann reich ſein, ſehr reich ſein, und doch nichts ſein!* Großer Gedanke, eines beſſern Kopfes werth!

O Fips, du biſt glücklich; ſtirbſt du auch ruhmlos wie eine Maus, ſo fällt dir doch im Leben immer etwas ab. Unter Teutſchen lohnt ſich's der Mühe nicht, mehr zu ſein als ein Schneider. Niemals hohen, nur allerhöchſten Menſchen wird Ehrfurcht bezeigt, nur Geldkünſtler werden geliebt, und man ſchätzt keine andere Größe, als die arithmetiſche. —

Herr *** hat genannten Schneider mit ſehr vieler Laune geſpielt. Schmunzelnd oder knurrend, wild, fröhlich oder betrübt, er war immer köſtlich und ſeinen Gulden werth. — Demoiſelle *** hat als Lieschen den Erwartungen nicht widerſprochen, die ſie durch mehrere frühere Darſtellungen erweckt hat: es ſoll ihr Verdienſt nicht ſchmälern, wenn ich ſage, daß alle Mädchen geborne Lieschen ſind. —

XV.

Der Leuchtthurm.

Drama von Ernſt v. Houwald.

Der Kunſtrichter darf ſich nie mit der Stimme ſeines Herzens begnügen, die ihm ſagt, er habe, ohne Haß und Liebe, und nicht im Dämmerlichte lauer Unterſuchung, Recht geſprochen; er muß von der Gerechtigkeit ſeiner Ausſprüche auch Jeden zu überzeugen ſuchen. Darum ſollte der Beurtheilung eines Kunſtwerks immer eine Beſchreibung deſſelben vorausgehen, damit die Leſer erfahren, ob das beurtheilte Werk die geprieſenen Vorzüge oder die gerügten Mängel wirklich an ſich trage. Hierbei aber iſt ſchwer, das Angeſchaute von der Anſchauung ſo rein zu ſondern, daß jenes im farbenloſen Lichte, nirgends von dem Rückſtrahle des Auges beleuchtet, erſcheine. So wird es auch dem beſten Willen nicht vollkommen gelingen, die einem Schauſpiele zum Grunde liegende Handlung ſo ſachgemäß zu erzählen, daß die Anſicht des Erzählers nicht wenigſtens leiſe mitrede. Um dieſer Zudringlichkeit der eigenen Empfindung auszuweichen, will ich die Schickſalsfabel, welche dem Leuchtthurm zum Stoffe gedient hat, nicht mit meinen eigenen, ſondern mit den Worten des Herrn Böttiger erzählen, der in der Abendzeitung jenes Drama beſprochen hat. Um ſo willkommener iſt mir dieſe Darſtellung des Herrn Böttiger, da er die Tragödie Houwald's ſehr anpreiſt und alſo gewiß darauf bedacht war, den Gegenſtand der Beſchauung unter dem vortheilhafteſten Lichte erſcheinen zu laſſen.

„Ein Graf von Holm hat die einſt tugendhafte Gemahlin ſeines ihm brüderlich trauenden Freundes, Ulrich Hort, in deſſen Abweſenheit mit Liebe bethört und iſt mit ihr und ihrem einzigen Kinde, Horts dreijährigem Sohn, nach Amerika gegangen. Abſichtlich ausgeſtreute Gerüchte hatten ihn todt geſagt. Hort verliert über dieſe Treuloſigkeit den Verſtand. Nur am Meeresſtrande löſt ſich ſeine Verrücktheit in freundlicheren Wahnſinn auf. Dort ſingt er ſeiner ihm entflohenen Mathilde ſchon ſeit achtzehn Jahren auf ſeiner Harfe ſehnſuchtsvolle Wünſche bei Sturm und Sonnenſchein entgegen.

Den wahnſinnigen Harfner pflegt ſein einziger Bruder, Caſpar Hort, mit ſeiner einzigen Tochter Dorothea. In einem Leuchtthurm, auf deſſen Kuppel alle Nächte Signallampen angezündet werden, leben dieſe drei zuſammen. Die zartaufblühende Dorothea hat faſt mit niemand als mit ihrem ſie ſelbſt unterrichtenden Vater und dem gemüthkranken Oheim Umgang. Da ſtrandet ein Schiff am nahen Felſenriß. Ein einziger Jüngling, Walther mit Namen, wird von der ruderkundigen Jungfrau und ihrem Vater, dem Thurmwächter, geborgen. Sie lieben ſich, ohne ſich zu erklären, beim erſten Blick. Der Jüngling weilt im benachbarten Dorfe. Eine ſtürmiſche Nacht droht auf's neue Allen, die der Küſte ſich nahen, wofern nicht Signalfeuer brennen, den Untergang. Man hört Nothſchüſſe. Während Caſpar Hort vom Thurm herabeilt, um auch unten ein warnendes Feuer anzuzünden, kommt Walther, der Geliebten in dieſem Sturm der Elemente beizuſtehen, zum erſtenmal ſelbſt auf den Thurm. Dem Mädchen lag ob, die Lampen oben brennend zu erhalten. Indem jetzt die Liebenden ſich dem Entzücken des erſten gegenſeitigen Eingeſtändniſſes überlaſſen, hat der wahnſinnige Oheim die Lampen oben plötzlich ausgelöſcht. Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkür des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden. Er ruft nun, als die Aufgeſchreckten zum Vater hinunter an den Strand geſprungen ſind, frohlockend über ſeine That:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht ſoll es ſein. —

Damit ſchließt ſich der erſte Akt, der im runden Wohnzimmer ſpielt, auf deſſen Kuppeldach die Signale brennen. Das Schiff, welches Nothſchüſſe that, iſt, der Signalfeuer beraubt, mit Mann und Maus untergegangen. Nur ein Mann davon hat ſich auf eine Klippe gerettet.“

„Der zweite Akt zeigt uns unweit des Leuchtthurms einen Meeresſtrand mit vorſpringenden Felſenabſätzen, die in die See hinausſtarren. Der Morgen bricht an. Auf dem Vorſprunge ſitzt der Harfner und begleitet ſeine Morgenphantaſie mit einzelnen Accorden. Da treten unten Dorothea und der ihrer verliebten Nachläſſigkeit zürnende Vater hervor. Die Geängſtete zeigt die tiefſte Reue. Allein Ulrich ruft hinten hervor und klagt ſich ſelbſt der That an. Wo das Schickſal Gericht halte, dürfe der Menſch kein Licht anzünden.

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

Walther iſt indeß in einen Kahn geſprungen und bringt den einzig übrig Gebliebenen vom Riff auf's Land. Wir ſehen dieſe Rettung in der Beſchreibung des bangenden Mädchens, die ihm mit dem Vater vom Felſen herab zuſieht. Jetzt naht die Entwicklung. Walther iſt der mit der Mutter nach Amerika entführte Sohn, von dem Entführer treu erzogen. Die Eltern, von Reue gefoltert, haben ihn vorausgeſchickt, um den rechten Vater aufzuſuchen. Er iſt von ſeinem Oheim unbewußt gerettet worden; denn Dorotheens Mutter war die Schweſter ſeiner Mutter. Den er heute rettete, er iſt Graf Holm, ſein Pflegevater. Sein leiblicher Vater iſt der wahnſinnige Ulrich. Erſchütternde Erkennungsſcenen zwiſchen Holm und Hort, Dorotheens Vater, der dem zerknirſchten Verführer endlich die Folgen ſeiner Unthat, die im Wahnſinn des ſo Beraubten endeten, eröffnet. Mathilde ſelbſt, die reuig zurückkehrende Mutter Walther's, iſt beim Schiffbruch in dieſer Nacht vor Holms Augen ertrunken. Da Holm, mit Verzweiflung ringend, abſeits gegangen iſt, hat Ulrich den Leichnam Mathildens, am Strande ausgeſpült, aufgehoben, und bringt ihn nun auf die Scene getragen. Er liebkoſet der Wiedergeſchenkten mit unbeſchreiblicher Wehmuth, da er ſie nur für eine Tiefſchlummernde hält. Da tritt Graf Holm, der Verführer, hinzu. Ein herzzerſchneidendes Zuſammentreffen. Im halbaufdämmernden Bewußtſein fürchtet Ulrich, daß Holm ihm das wiedergefundene Weib aufwecken, davon führen wird. Er will ſich vor ihm mit ihr in's Heimathland flüchten. Ein neuer Arion ruft er die Delphinen. Sie ſollen ihn mit ſeiner Harfe und ſeinem Weibe über die Fluthen tragen. Da ergreift er die Todte, trägt ſie auf den oberſten Felsvorſprung, und ſtürzt ſich mit der Harfe und ihr hinab in's Meer. Die Herbeieilenden kommen zu ſpät. Holm's unausſprechliche Reue verdient Mitleid. Die Sühne iſt vollendet. In den zwei ſchuldlos Liebenden geht das Geſchlecht nicht unter, es blühet friſch fort.

> Thor, wer jener ew'gen Liebe
> Milde Fügung nicht erkennt:
> Sind nicht in den tiefſten Wogen
> Die gepreßten Herzen ſelig
> Zu der Heimath hingezogen?"

Ich will bekennen, ob ich zwar weiß, welche Gefahr mir ein ſolches Geſtändniß bringt, daß ich dieſes Trauerſpiel in meinem Sinne ſchon verurtheilt habe, als ich nur erſt ſeinen Namen erfuhr; denn ich überlegte, was folgt. Ob der Name eines Schauſpiels ſeinen Inhalt bezeichnen müſſe, oder ob er dieſes nicht zu thun habe, braucht hier nicht entſchieden zu werden — genug, es findet einer von beiden Fällen Statt. Wenn der erſtere, ſo muß die Bezeichnung gehörig ſein, indem entweder der Eigenname des Helden, wie Othello, Wallenſtein, oder irgend ein Verhältniß, wie die Räuber, oder eine Menſchenlehre, wie die Schuld, ausgedrückt wird. Nie aber darf die Bezeichnung etwas enthalten, was der Natur des Bezeichneten widerſpricht. Iſt der Name eines Schauſpiels aber gleichgültig, ſo muß er eben ein gleichgültiger Name ſein, und er darf weder abſichtslos noch mit Abſicht durch ein marktſchreieriſches Prunkwort die Aufmerkſamkeit anlocken und hierdurch zur ruhigen Betrachtung der Umgebungen die nöthige Beſonnenheit rauben. Das Wort Leuchtthurm aber verletzt die eine oder die andere jener Kunſtregeln. Wollte es den Bau und die Haltung der Trauergeſchichte bezeichnen, ſo geſchah dieſes nicht auf die erforderliche Weiſe. Etwas Todtes, dem Menſchen willenlos Dienendes wurde hierdurch zum Vollſtrecker der Schickſalsbefehle, zur Sehne der Handlung, zur Feder des Weltgetriebes erhoben. War aber das Wort willkürlich gewählt, nur um eines Namens willen, ſo widerſpricht es dem Bezeichneten. Es iſt eine Art Luſtſpielerei darin, es enthält eine Miſchung von Komiſchem; denn da man ſich denken kann, daß einer oder der andere der

Leidensgeſchwiſter im Thurme hauſe, fühlt man ſich gekitzelt zu ſpotten: wäre der Narr nicht hinaufgeſtiegen, wär' er nicht herabgefallen! Als ich nun in das Drama hineinkam, da begegnete mir ſchon unter der Thüre einer der Fehler, welche das Wort Leuchtthurm angekündigt hatte. Die Vorſehung, welche die Welt regiert, ſpielt hier eine niedrige Ortsbehörde und hat außer ihrem Gerichtsſprengel weder Macht noch Anſehen. Die dramatiſche Kunſt mußte bei der Baukunſt betteln: ohne Leuchthurm keine Tragödie. An dieſem Leuchtthurme ſcheitert Menſchenleben nicht blos nautiſch, ſondern auch ſinnbildlich — und das iſt der Frevel. Das rächende Schickſal ſoll dem Schuldigen keine Grube graben, die es heimtückiſch mit Laub bedeckt, noch eine Falle ſtellen, wohinein ein tragiſcher Speck den lüſternen Menſchen lockt; es ſoll offenes Gericht halten. Wie die Schuld des Geiſtes oder des Herzens Schuld iſt überall, auch weit entfernt von dem Orte der verbrecheriſchen That, ſo muß auch die Strafbarkeit überall ſein. Das Schickſal darf dem Wahne und dem Verbrechen weder eine Freiſtätte gewähren, wo ſie ſicher vor dem Schwerte der Gerechtigkeit wohnen dürfen, noch darf es einen Bannkreis ziehen, in deſſen Umfange allein die rächende Vergelterin ſie trifft. Der Leuchtthurm war ein ſolcher Bannkreis.

Wenn ich behaupte, der Wahnſinn des Ulrich Hort iſt nicht jener heilige Wahnſinn, der, als der lebende Tod, Schrecken und Mitleid einflößt; ſondern die Schwachköpfigkeit eines Narren, der zum Tollhauſe nur die geſetzliche Reiſe nicht hat — ſo wird franzöſiſcher Leichtſinn dieſes hurtig auffaſſen, deutſcher Tiefſinn aber die Behauptung zurückweiſen. Aber der Leichtſinn hat hier Recht wie er oft Recht hat. Der Leichtſinn dringt nicht in das innere Weſen, er haftet an der Oberfläche der Dinge, doch dieſe kennt er. Der grübelnde Tiefſinn aber verkehrt die Oberfläche, weil er den Boden umgräbt. Herr Ulrich Hort hatte eine „tugendhafte“ Gemahlin, mit der er ſchon im vierten Jahre verheirathet ſein mußte; denn es iſt von ſeinem dreijährigen Sohne die Rede. Da kommt ihm ein Eheteufel in's Haus, ein ſogenannter guter Freund, ein Graf, der gelernt hat, wie man Weibertreue entwurzelt, und ſchlägt ſein Nomadenzelt im fruchtbaren Herzen der tugendſamen Gattin auf. Herr Ulrich ſieht und hört nichts, und da er eine Reiſe zu machen hatte, empfiehlt er Weib und Kind der Obhut des Nomaden. Dieſer Beſchützer denkt, man lebe nirgends ſicherer als im ſchönen Lande der Freiheit, und ſchifft mit ſeinen Schutzbefohlenen nach Amerika. Was thut Herr Ulrich, als er zurückkommt? Schüttelt er den Kopf? Nein, er verliert ihn. Von allem dem, was er hätte thun ſollen oder dürfen, thut er nichts, ſondern nur das Eine, was er weder ſollte noch durfte. Er hätte toll werden und Tiſche, Stühle, Fenſter und Spiegel des ganzen Hauſes zerſchlagen können, denn ſeine Ehre war verletzt; er hätte dem Verführer nacheilen und ihm eine Kugel durch den Kopf, die Frau aber zum Teufel jagen ſollen; er hätte höchſtens in eine tiefe Schwermuth verfallen dürfen, weil ihm ſein einziges Kind geraubt worden. Aber nein, er verliert den Verſtand und findet ihn nach achtzehn Jahren noch nicht wieder. Das iſt lächerlich, das iſt gegen alle Erfahrung, gegen alle *ſchöne* Erfahrung wenigſtens, und dieſe allein darf der Künſtler nachbilden. Braucht man ein Pariſer zu ſein, um zu fragen: Hat Herr Ulrich den Verſtand verloren, weil er ſeine Frau ſo treu geliebt, oder hat er ſie ſo treu geliebt, *weil* er den Verſtand verloren? Ich ſagte, dieſer Wahnſinn aus Liebe iſt lächerlich. Die Liebe wird, wie eine Katze, blind geboren; aber die Ehe iſt eine Staarnadel in der geübteſten Hand. Der blinden Liebe verzeiht man die Verblendung, aber der ſehenden nicht. Die Geliebte hat einen Preis, die Frau nur einen Werth, und wer, ſtatt ſich zu freuen, ein liederliches Weib los geworden zu ſein, den Verſtand darüber verliert, der hatte keinen zu verlieren. Die Ehe gibt dem Manne ein bürgerliches Recht auf ſeine Frau, aber eben darum muß die Entführung einer Frau lächerlich erſcheinen. Eine entführte Frau iſt wie eine geſtohlene Sache, eine Sache aber ſollte der Eigenthümer unter Schloß und Riegel bringen. Hätte Graf Holm dem verrathenen Freunde nur das entwendet, was man bildlich das Herz der Gattin nennt, ſo wäre das ein anderer Fall; denn dieſes, als etwas Unkörperliches, läßt ſich nicht einſperren, nur die Treue kann es ſichern. Aber der Graf hat das Herz mit ſeiner Kapſel, den Wein mit dem Faſſe geſtohlen, und Gaunerſtreiche ſolcher Art werden mehr belacht als gehaßt und gehören darum in's Luſtſpiel; denn der Trauerſpieldichter darf nicht die langſame und ſchwache Wirkung der Sittenlehre, er darf bei ſeinen Zuhörern nur die raſche und feurige Leidenſchaft für Tugend in Berechnung bringen. Ulrich Hort bildet ſich nun ein, das Waſſer werde ihm ſein verlorenes Erdenglück zurückbringen, und ſein Bruder Caſpar, der Reil's Rapſodien nicht geleſen haben mag, denn er glaubt, eine wahnſinnige Vorſtellung werde geheilt, indem man ſie nährt, führt ihn an Meeresſtrand, um ſogleich bereit zu ſein, wenn die tugendhafte Mathilde landen ſollte. Um nur unter Dach zu kommen, wird Caſpar Leuchtthurm Wächter. Das Opfer der brüderlichen Liebe iſt, wenn auch unheilbringend, doch groß. Dieſe Brüder waren, wie es ſich aus allem, vorzüglich aus dem Umſtande ergibt, daß Ulrich einen deutſchen Grafen zum Hausfreunde gehabt, Leute von Stand und Vermögen, der Dienſt eines Leuchtthurm Wächters aber iſt der allerbeſchwerlichſte, zu dem ſich nur nothdürftige Menſchen verſtehen. Die Admiralität muß ſich gewundert haben, als ſich ein gebildeter Mann um dieſe Stelle bewarb. Jetzt ſitzt Ulrich Hort oben auf dem Thurme, oder unten am Strande des Meeres, bei Tag und bei Nacht, bei Sonnenſchein und Ungewittern, und ſpielt die Harfe; ſelbſt die Pauken des Sturmes ſtören ſein Saitenſpiel nicht. Das iſt nun freilich ein ſchönes Oſſianiſches Nebelbild, das iſt romantiſch! Aber die Romantik iſt tödtliche Sumpfluft für alle dramatiſchen Geſchöpfe. Wo der Himmel beginnt, endet die Kunſt. Der Leidensheld muß im Strome der Zeit untergehen mit Leib und Seele, und der Dichter darf ihn nicht nur den Körper wie ein Kleid abwerfen und die nackte Seele hinüberſchwimmen laſſen, um am Ufer der Ewigkeit wieder glücklich zu werden. Wozu unſer Mitleid, wozu unſere Thränen, wenn aller Jammer darauf hinausläuft, daß der Held ein bischen naß werde? Die Sonne des ewigen Lebens trocknet ihn augenblicklich wieder. Dann iſt der Schickſalstod nur ein glücklicher Sprung, kein bejammerungswürdiger Sturz; dann iſt die Trauer kindiſch und nur die Luſt iſt männlich, und dann — iſt es aus mit allem tragiſchen Schrecken.

Da ich ſchon bei einer früheren Gelegenheit in der Beurtheilung einer andern Tragödie des Herrn v. Houwald zu erläutern geſucht, warum mir ſcheine, daß eine Krankheit nicht Quelle des tragiſchen Geſchickes ſein dürfe, ſo brauche ich dieſe Gründe hier nicht zu wiederholen, ſondern nur zu bemerken, daß bei gleichem Falle auf gleiche Weiſe geurtheilt werden müſſe. Im Wahnſinne löſcht Hort die Lampen aus, im Wahnſinne ſtürzt er ſich in's Meer — das ſind aber krankhafte Erſcheinungen der körperlichen Natur, nicht beſonnene oder auch launige Anordnungen des regierenden Weltgeiſtes. Zwar iſt der Wahnſinn Horts eine Folge ſeiner verrathenen Liebe; allein auch den geführten Beweis nicht beachtet, daß jene Herleitung untragiſch iſt, ſo liegt dieſe Kindſchaft außer dem Drama; denn Hort kommt als fertiger Narr auf die Bühne. Herr Böttiger ſagt in ſeiner Beurtheilung: „Dieſe Idee, im Wahnſinn, alſo in der Willkür des Bewußtloſen, einen Lenker und Ordner der Dinge aufzuſtellen und dadurch der Vorſehung gleichſam nachzuſpielen, wird ſtets bewundert werden.“ Wie! Iſt der Lenker und Ordner der Dinge bewußtlos, und heißt es der Vorſehung nachſpielen, im Wahnſinne wahnſinnig zu handeln? Doch ja, es heißt, ihr — nachſpielen.

Herr Böttiger ſagt ferner: „Wo iſt (in unſern neuen Schickſalstragödien) die Reinigung der Leidenſchaften, wo die Sühne? Von dieſen geſpenſtigen Phantomen empört, entſchloß ſich der eben ſo tief als zart fühlende Dichter des Bildes in dieſem Leuchtthurme eine wahre, kein Gemüth unheilbar verwundende Schickſalsfabel aufzuſtellen. Es iſt ihm zur allgemeinen Zufriedenheit aller Gleichgeſinnten gelungen. . . . Unſere Bühne iſt reicher geworden.“ Unſere Bühne iſt nur reicher an Armuth geworden. Was ſie unter Schickſal verſtehen, habe ich nie verſtanden; ich habe nie verſtanden dieſe Miſchung von antiker und romantiſcher Denkweiſe, dieſes chriſtliche Heidenthum. Entweder iſt der Tod ein liebender Vater, der ſein Kind aus der Schule des Lebens abholt, und dann iſt er untragiſch; oder er iſt der menſchenfreſſende Kronos, der ſeine eigenen Kinder verſchlingt, und dann iſt er unchriſtlich. Euer Schickſal aber iſt ein Zwitter, unfähig zum Zeugen wie zum Gebären. Ich frage: wo iſt im Leuchtthurme die Reinigung der Leidenſchaften? Wo iſt die Sühne? Wo iſt die „kein Gemüth unheilbar verwundende“

Schickſalsfabel? Wenn von Leidenſchaften die Rede iſt, ſo iſt die des Schmerzes, die Ulrich Hort zum Wahnſinn und zum Selbſtmord führt, nicht weniger fleckenvoll, als die der Luſt, die Mathilde zur Verbrecherin und Holm zum Verräther machte. Wo werden dieſe Leidenſchaften gereinigt? Hort bringt ſich um — und freilich, das Kopfabhauen heilt die Zahnſchmerzen. Mathildens Reue kommt achtzehn Jahre zu ſpät, nicht gereinigt, geſättigt iſt ihre Leidenſchaft. Holm macht aus Buße eine große und gefährliche Reiſe, aber noch größer und gefährlicher für ſeine Tugend iſt der Verdacht, Mathilde habe mit ihrer Jugend und Schönheit ſeine Neigung verloren. Wo iſt die Sühne? Hort iſt ſchuldlos, ſchuldloſen Herzens wenigſtens — und ſein abgeſchiedener Geiſt muß achtzehn Jahre herumwandeln, bis er Ruhe im Grabe findet. Mathilde iſt ſchuldig, aber ſie wird nicht gerichtet von der ſtrafenden Vorſehung, der Stab wird nicht über ſie gebrochen, ſie ſtirbt von des Zufalls Mörderhand. Holm iſt am ſchuldigſten — und er darf ſich erfreuen an Walthers und Dorotheens Liebe, und wird im Kreiſe blühender Enkel noch viele frohe Tage leben. Wenn das keine Schickſalsfabel iſt, die das Gemüth unheilbar verwundet, dann müßt ihr es weit gebracht haben mit eurer dramatiſchen Chirurgie!

Wir wollen jetzt betrachten, wie der Dichter Schuld und Buße aneinander gekettet. So mühevoll iſt es geſchehen, ſo unhold im Schweiße der Muſen, daß man an die fluchbeladenen Adamiten und an den Sündenfall erinnert wird. Hort wird auf eine unvernünftige Weiſe verrückt — es ſei. Er bleibt es achtzehn Jahre — gut. Sein Bruder, aus mißverſtandener Liebe, wird Leuchtthurmwächter — bewilligt. Der nach Ruhe des Genuſſes lüſterne Entführer macht eine beſchwerliche Reiſe nach Amerika — immerhin. Nach achtzehn Jahren kommt die Reue — glaublich. Man ſchickt den Sohn nach Europa, um den Vater zu ſuchen, das Schiff geht unter, nur der Sohn wird gerettet, von ſeiner Muhme, künftigen Geliebten und Frau gerettet, ſo daß er landet an der entſcheidenden Stelle und ſich zur verabredeten Stunde zum Rendez-vous der Nemeſis einfindet — glückliche Zufälle. Aber jetzt kommen Vater und Mutter nachgeſchifft, das Schiff ſtrandet abermals und am nämlichen Orte, abermals ertrinken Alle, nur Holm wird erhalten und vom Pflegeſohn gerettet — nein, das iſt zu viel, das mache man einem andern weiß! Ich will nicht zankſüchtig ſcheinen, ich will nicht von der Logik reden, ich will keinen Wahrſcheinlichkeits-Rechenmeiſter machen; aber in dieſen bis zur Bergeshöhe aufgehäuften Wundern ſehe ich eine dramatiſche Todſünde, die keinen Ablaß findet. Die Bewegungen des Schickſals dürfen nicht unruhig, nicht leidenſchaftlich, ſeine Tritte müſſen, wenn auch hart und zermalmend, doch langſam und feierlich ſein. Die Vorſehung, ihrer Macht wie ihres Rechts bewußt, darf nicht geſchäftig zappeln, wie der ſchwankende, zaudernde Menſch. Sie darf den Verbrecher nicht liſtig auskundſchaften, dann fangen und ihm verfängliche Fragen vorlegen; ſie kennt ſeine Wohnung und ſeine Schuld. Die Vorſehung, der herrſchende Weltgeiſt — Gott, lenkt die Welt wie er ſie ſchuf, mit einem Gedanken: es werde! Es heißt aber die Macht der Vorſehung verächtlich machen, ſtatt ihr Ehrfurcht zu gewinnen, wenn man ſie, gleich ſchwachen ſterblichen Geſchöpfen, nur durch mühſames Ringen ihren Zweck erreichen, nur durch Ränke und Liſte Recht üben läßt. Dieſes geſchah im Leuchtthurm.

Wie dieſes dramatiſche Kunſtwerk in ſeinen einzelnen Theilen ausgebildet ſei, darüber kann ich nicht mit Sicherheit urtheilen; ich habe es bei einer einmaligen Darſtellung auf der Bühne nur flüchtig kennen gelernt. Herr Böttiger ſagt: „Um alles Einzelne zu würdigen, muß es oft geſehen werden... Das in ſehr harmoniſchen, meiſt gereimten Trochäen zart hinſchmelzende Drama iſt mit allen Reizen der bilderreichſten Phantaſie reich, aber nicht üppig ausgeſchmückt. Viel klare Bilder und Sprüche darf man nur einmal hören, um ſie auf immer zu behalten.“ Doch ich meine, das gereiche den Sprüchen nicht zum Lobe, daß man ſie behalten könne, ſondern daß man ſie behalten wolle, und ich zweifle, ob ſie dieſes Lob verdienen, wenn ich aus den einigen Verſen, welche die Abendzeitung mittheilt, auf die übrigen ſchließen darf. Ulrich Hort ruft, nachdem er das Feuer auf dem Leuchtthurme ausgelöſcht, über ſeine That frohlockend aus:

Was zündet der Menſch ſeine Lampen an?
Er wird das rollende Rad nicht wenden. —
Nacht ſoll es ſein. —

Dieſe Diction iſt fehlerhaft; denn freilich iſt eine Laterne weder Hand noch Hemmſchuh, man kann ein Rad weder damit ſperren noch zurückdrehen. Nach dem Sinne dieſer Worte ſollte man eigentlich nicht fragen, denn ein Wahnſinniger ſpricht; aber ſo bald ihn der Dichter vernünfteln ließ, mußte er ihn auch vernünftig reden laſſen. Er ſpricht aber unvernünftig; denn wenn, worin Hort freilich Recht hat, der Menſch mit ſeinen Lampen das Geſchick nicht abwenden kann, wozu die Lampen auslöſchen? Das Schiff wird untergehen, trotz des Leuchtfeuers. Gegen die weiteren Verſe aus dem Munde Ulrichs:

Quäle nicht das arme Kind,
Laß ihm ſeine Liebe immer!
Liebe thut dem Herzen wohl.

— läßt ſich freilich nichts einwenden; aber das ſind keine Neuigkeiten. Doch wenn am Schluſſe, ich weiß nicht wer, folgende Leichenrede hält:

Thor, wer jener ew'gen Liebe
Milde Fügung nicht erkennt:
Sind nicht in den tiefen Wogen
Die gepreßten Herzen ſelig
Zu der Heimath hingezogen?

— ſo nenne ich dieſes Alfanzereien, werde wild und kann nicht an mir halten. Ich ſage, wie ohngefähr Werner's Attila:

Ich lieb' das Sauerſüße nicht;
Ganz ſei die Luſt und auch die Trau'r!

Aber dieſer wonnigliche Schmerz und dieſes ſchmerzliche Wonnegefühl, dieſe Bigotterie oder Scheinheiligkeit, die Tartüſſe der Myſtik, dieſe Hyſterie der Muſen, ſind mir in der innerſten Seele zuwider. Ich weiß freilich recht gut, daß an dieſer dramatiſchen Nervenſchwäche die Schuld viel ſchuld iſt; aber die Schuld iſt eine ſchöne Sünderin, und — ein Richter bleibt immer ein Menſch. Iſt Sinn, ja auch nur Gemüth in den aufgeführten Verſen? „Jener ew'gen Liebe milde Fügung“ — der Himmel bewahre mich und meine Freunde vor einer ſolchen Milde! „Die gepreßten Herzen ſelig“ — wo ſteckt die Seligkeit? und muß ein Herz gepreßt ſein, um ſelig zu werden, kann es nicht auch ein glückliches? „Zu der Heimath hingezogen“ meinetwegen. Aber am Tode hat der Unglückliche nichts voraus, auch der Glückliche ſtirbt einmal. Fort! hinaus in's Freie! Geht ſpazieren; es fehlt euch wahrhaftig im Unterleibe!

O Shakeſpeare, du älteſter Sohn Melpomenens, reicher, kinderloſer Mann, wie läßt du ſo hart deine nachgeborenen Brüder darben? Bettler haſt du bereichert, Narren begabt, Könige größer, die Liebe ſelbſt ſeliger gemacht, und die Söhne deiner Mutter verhungern. O öffne deine Hand!

XVI.

Die beiden Gutsherren.

Luſtſpiel von Julius v. Voß.

Die zwei Dutzend, theils gutsherrlichen und patrimonial-richterlichen, theils haus-, vieh-, feld- und forſtwiſſenſchaftlichen Perſonen, die in dem Luſtſpiele auftreten, ſind zur Hälfte Klein-Rohrshofer, die alle prügeln oder geprügelt werden, und zur Hälfte Groß-Liebherrnthaler, die ſämmtlich Liebe geben oder empfangen. Der dramatiſch-publiziſtiſch-diplomatiſch kommerziale Zweck des Herrn v. Voß läßt ſich an den Namen, die er den beiden Gütern gab, ſchön etymologiſiren. Klein-Rohrshofer ſind ſolche Leute, die an — ich wollte ſagen auf einem Hofe leben, (denn es verſteht ſich, ich nehme das Wort im landwirthſchaftlichen Sinne), wo das Rohr regiert. Der Verfaſſer, als er das

Luſtſpiel ſchrieb, dachte wahrſcheinlich an ein ſpaniſches Rohr, jetzt wäre er genöthigt, ein anderes geographiſches Adjectiv zu wählen. Durch den feinen Nebenzug, daß er den Klein-Rohrshofer Gutsherrn einen geweſenen Hauptmann ſein läßt, wollte er zu verſtehen geben, daß er unter dem Stocke, deſſen Legitimität er vertheidige, nicht den Stock des Civil-Büttels, ſondern den Soldatenſtock des Profoſes verſtanden habe. Groß-Liebherrnthaler hingegen ſind Menſchen, deren Herr große Liebe hat, oder Menſchen, die einen großen Herrn ſeiner Thaler wegen lieben. Herr v. Voß hat das Wort wahrſcheinlich in dieſem und in jenem Sinne gebraucht. Er ſtellt alſo ein landwirthſchaftlich politiſch erotiſch ſpitzbübiſches Panorama auf, in deſſen einem Halbkreiſe ſtreng, in deſſen anderem milde regiert wird. Der ſtrenge Herr erlebt nichts als Freude und Segen an Kind und Rind; der nachſichtige nichts als Jammer und Elend. Die Nutz-Anwendung dieſer Lehre mußte, wie allgemein bekannt, Herr v. Voß ſehr handgreiflich finden; uns aber iſt ſie es gar nicht, und ich ſage ihm, um den Ernſt im Spaße kurz und trocken abzufertigen, nur folgende wenige Worte. Es iſt gar nicht die Frage, ob ſtreng oder milde, ſondern es iſt die Frage, ob nach Geſetzen oder eigenwillig regiert werden ſoll.

Das Volk, das zu ſeinem Glücke eines guten Fürſten bedarf, iſt immer unglücklich, ſo wie ſein Glück nur dann geſichert iſt, wenn es auch ein ſchlimmer Herr nicht ſtören kann. Wollte Herr v. Voß aber beweiſen, daß Alleinwille nur durch Strenge geltend gemacht werden kann, ſo hat er zwar Recht, aber die Lehre war überflüſſig, es kennt ſie Jeder. Man will dem Verfaſſer die größte Gerechtigkeit widerfahren laſſen, er iſt der treueſte Unterthan von der Welt und verdiente wegen ſeiner Bürger-Tugend alle ſeine Tage unter einem Klein-Rohrshofer Gebieter zu verleben. Aber welcher Teufel blies ihm ein, ſeine gute Geſinnungen zu dramatiſiren? Er hat dadurch die ehrwürdigſte Sache lächerlich gemacht. Die erſte Scene beginnt der Rohrshofer Verwalter mit den Worten: „wo bleibt der Schlingel?“ und hebt dabei den Stock auf. In der zweiten Scene wirft das Hof-Fräulein, Margarethe, der Viehmagd mit lakoniſcher Kürze den Schlüſſelbund an den Kopf. In der vierten führt der Vogt den alten Nachtwächter am Ohrzipfel herbei und verklagt ihn beim Herrn, weil er vergeſſen, um drei Uhr abzurufen. Vergebens bittet die Tochter, vergebens fleht der zitternde Greis, es ſei in zehn Jahren zum Erſtenmale geſchehen — keine Gnade. Der ſtrenge Regierungskünſtler befiehlt dem Vogt, dem Nachtwächter dreißig aufzuzählen, „aber aus dem ſpaniſchen Pfeffer“ (wieder ſpaniſch! Herr v. Voß muß jetzt in ein anderes Land gehen, wo der Pfeffer wächſt). „Auf den Abend, wenn die Arbeiter herein ſind; das ganze Dorf ſoll zuſehen, daß der Stock ſeine Schuldigkeit beſſer thut, als der Nachtwächter. So lange ins Hundeloch.“ In der fünften Scene bindet ſich die Tochter des Stockes, das Hof Fräulein Margarethe, eine weiße Schürze vor, und putzt gelbe Rüben; aber nicht etwa theatraliſch ſymboliſch, ſondern reell, einen ganzen Sack voll, ſo daß bei der Aufführung in Frankfurt das Rübenputzen länger als eine Viertelſtunde dauerte. (Es ſcheint faſt, Herr v. Voß habe foppen, und den Zuſchauern Rüben ſchaben wollen.) Auf dieſe Weiſe geht es fort bis an's Ende. Man ſieht, der politiſche Katechismus des Herrn v. Voß weicht von dem des Herrn v. Pradt bedeutend ab. Es iſt Schade, daß Herr v. Voß ſchon konfirmirt iſt. Doch ich kehre jetzt von dem dramatiſchen Schriftſteller zu dem didaktiſchen zurück — zurück ſage ich; denn ich wende mich zur Vorrede, welcher das gedruckte Luſtſpiel erſt nachfolgt.

Herr v. Voß macht es wie Räuber, die, ehe ſie einbrechen, die wachſamen Hunde vergiften: er ſuchte, bevor er mit ſeinem Luſtſpiele herbei ſchlich, die

Kritik bei Seite zu ſchaffen. Die Herren Kunſtrichter werden es mir nicht übel nehmen, daß ich ſie einem Gleichniſſe aufopfere, es geſchieht der Deutlichkeit wegen, und ich opfere mich ja ſelbſt mit. Die Vorrede iſt zwar ausgedehnt genug, aber ohne weiſe Benutzung des Raums hätte der Verfaſſer doch nicht die große Menge von Irrthümern darin aufſtellen können. Die Gedanken-Bevölkerung dieſer Vorrede iſt zu groß, die Leute können ſich unmöglich alle ernähren; auch ſehen die meiſten ſchmächtig und verhungert aus. Ich rede natürlich nur von denjenigen, die ich ſelbſt kennen gelernt; denn die vornehmern Gedanken, die den Leſer nicht in Perſon beſuchen, ſondern durch Viſitenkarten (Gedankenſtriche genannt), mögen ein beſſeres Ausſehen haben. Dieſer Viſitenkarten ſind eine bedeutende Zahl, man kann zwei Spiel Karten zu einer Whiſt-Partie und zu einer Partie Piquet daraus bilden. (Die Leſer belieben nachzuzählen, ſie werden in der Vorrede 84 = 52 + 32 Gedankenſtriche finden.) Welch' eine behende Sprache hat der Verfaſſer! Das Kunſtgericht kann ihr Steckbriefe auf Steckbriefe nachſenden, ſie wird nicht eingeholt. Das klappert wie eine Mühle. Herr v. Voß hat ganz gewiß einen Sekretär, der ihn in alle Geſellſchaften begleitet, und nachſchreibt, was er ſeinen Herrn ſprechen hört.

Univ. Bibl.
München

Man gewahrt es ganz deutlich, wenn der Prinzipal zwiſchen zwei Sätzen Thee geſchlürft hat, und fühlt es, wenn die Taſſe im Eifer der Rede übergeſchwabbelt. Es ſcheint, Herr v. Voß wolle nicht blos die öffentliche Kritik mit dem Mantel chriſtlicher Liebe bedecken, ſondern mit ſeinem, nach dem Winde hängenden Mantel jede öffentliche Meinung verhüllen. Wir wollen anhören, was er ſagt.

„Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, auch an ihrem Wohnort nicht leicht verſchwiegen bleiben, ſollte die lichtſcheue Anonymität der Rezenſenten auch nicht geſtattet ſein. Wer öffentlich meiſtern will, trete darum ſchon mit ſeinem Namen auf, daß man ſieht, ob er auch einen Namen hat. Dem Produzenten gilt allein die Stimme eines andern Produzenten für eine ihn zu belehren fähige . . . Wer nicht ſelbſt ſchaffen kann, hält oft Schweres leicht und Leichtes ſchwer, iſt darum ſchon mangelhaft in ſeinem Unterricht . . . Daß eine Kritik, wie unſere öffentliche, nicht fromme, beweiſt der Zuſtand hieſiger Bühne und dramatiſchen Literatur. Den Scheitelpunkt erreicht jene von 1797 bis 1801. Damals gab es wenig (öffentliche) Kritik, und viel Kunſt.“ Da habt ihr, was ich geſagt! Herr v. Voß eifert gegen die Laternen; denn da bei Nacht alles ſchwarz iſt, ſo iſt bei Nacht auch alles weiß. Weil die Verfaſſer von Schauſpielen ſich nennen, müßten es auch die Rezenſenten! Müſſen ſich denn die dramatiſchen Schriftſteller nennen? Warum ſollen die Kritiker nicht gleiche Freiheit genießen? Es liegt gar nichts daran, wer etwas ſagt; es kömmt darauf an, was geſagt wird. Es iſt freilich rühmlicher, wenn Rezenſenten ſich nennen; denn wer den Muth hat, einen Menſchen zu verwunden, der ſollte auch den Muth haben, ſich ſelbſt der Verwundung blos zu ſtellen. Indeſſen dieſes iſt eine Forderung der Sittlichkeit, keine der Wiſſenſchaft; die Kritiker würden dabei gewinnen, nicht die Kritik. Um öffentlich meiſtern zu dürfen, braucht man keinen Namen zu haben. Das Recht zu meiſtern iſt kein Meiſterrecht. Ob Göthe ein Werk beurtheilt, oder ein literariſcher Lehrjunge, das iſt alles eins, es kömmt darauf an, wie ſie beurtheilen. Wenn einem Produzenten nur die Stimme eines anderen Produzenten gelten ſoll, dann dürfte ich meinen Schneider, der mir mein Kleid verdirbt, nicht tadeln, er konnte mir erwidern: Machen Sie einen beſſern Rock. Die Kritik belehrt allerdings aber nur ſolche, die gelehrig ſind; wenn aber ein dramatiſcher Dichter kein angebornes Genie hat, dann mögen alle Meiſter aller Zeiten der poetiſchen Kunſt, von Ariſtoteles bis Müllner, ſeine Werke kritiſiren, der verlorene Sohn der Natur beſſert ſich darum nicht. Die Bühne und dramatiſche Literatur im Brandenburgiſchen ſollen am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts auf ihrer Sonnenhöhe geweſen ſein, weil es damals noch wenig öffentliche Kritik gab? Ei, ei, das iſt mir zu rund! Die Logik iſt zwar eine langweilige Geſellſchafterin, es iſt aber unſchicklich, einem Frauenzimmer ſo etwas in's Geſicht zu ſagen. Herr v. Voß iſt Trepp ab gegangen, und glaubte Trepp auf gegangen zu ſein. Die Berliner dramatiſche Welt mag damals eben ſo wenig getaugt haben, wie jetzt, weil aber die Kritik nicht öffentlich war, erfuhr man ihre Gebrechen nicht! Oder: weil ſie beſſer war als jetzt, fand die Kritik nichts zu tadeln und ſprach wenig; denn das Lob iſt ſchnell und geräuſchlos. Wenn der Vorredner Jeremias weiter klagt: „Ausländern gehen manche ſeichte Produkte hin, die man einem Berliner nie verzeihen würde. Hat das Fremde einiges Verdienſt, iſt des Ueberſchätzens nicht Maß und Ziel. Bringen Einheimiſche aber Gelungenes, wird es überſehen, höchſtens mit etlichen kühlen, oft zweideutigen Lobſprüchen abgefertigt.“ — Seine Klage iſt gerecht, wenn ſeine Behauptung wahr iſt. Aber beweiſt das gegen das Recht der Kritik? Es beweiſt nur Brodneid. Auf dem Berliner literariſchen Markte mag es lebhaft genug hergehen. Berlin iſt ein theures Pflaſter, die Concurrenz ſtark, die Zeiten ſind ſchlecht und ein Familienvater mag dort Noth haben, ſich und die Seinigen zu ernähren. Da heißt es: aus der Hand in den Mund. Es wäre wahrhaftig gut, man ließe die Büchermacher eine geſchloſſene Zunft bilden, und legte ihnen auf, ein Meiſterſtück zu verfertigen, bevor ſie Büchermeiſter werden wollen.

Herr v. Voß gibt nicht undeutlich zu verſtehen, er werde ſich todt ſchießen, wenn man grauſamer Weiſe ſein Luſtſpiel nicht vortrefflich findet. Es gibt zwei ſchreckende Beiſpiele von Selbſtmördern, des J***, der ſich entleibt, weil man ſeine Andromache ungünſtig aufgenommen, und des H. v. K., der es gethan, weil man ſeinem Stücke die Aufführung verſagte. So würde alſo Thalia zur zweiten, und Melpomene zur dritten Lotte, die zweite, dritte, zehnte, hundertſte von Werthern machen; denn die Muſe, dieſe ewig blühende Nina, wird noch gar vielen Männern unglückliche Liebe einflößen. Welche herrliche Saat zum ſchönſten Futter, um Romane zu mäſten! Pulver auf die Pfanne — Hahn geſpannt — losgedrückt! Ein Götheſcher Roman iſt ſein Menſchenleben werth.

Das Wiener Kaſperl-Theater zieht Herr v. Voß dem Berliner vor; während dort alles voranſchreite, humpeln ſie in Berlin lahm hinterdrein. Er hat es geſagt, er mag es verantworten. Er frägt ferner: „Iſts ſchwerer, ein Trauerſpiel oder ein Luſtſpiel zu dichten?“ und entſcheidet für das Letztere. Auch recht, und auch klug davon zu ſprechen; denn ſo bleibt uns die Hoffnung, daß Herr v. Voß doch vielleicht ein gutes Trauerſpiel dichten könne. Als ein Beiſpiel der Geſellſchaftsrechnung der Julianiſchen Begriffe mag folgende Stelle dienen, worin der Staatsmann, der Hofmann, der Vaterlandsfreund, der Feldherr und der Dichter die alte Melodie concertirend vortragen. „Sind wir noch vor lauter Zeitgeiſt Preußen, oder wollen es nach unſerm Staatsgeiſt erſt recht wieder ſein; dann iſt's auch ein trefflich Ding um eine auf Zeit, Oertlichkeit, Bedürfniß im Gemeinweſen achtende, moraliſche Komik. Sie thut's nicht allein, aber helfen kann ſie mit zum Guten, daß ermeldeter Staatsgeiſt in Staatsbürgerköpfen, in Staatsbürgerherzen feſt wohne, und es iſt doch ein holder Genius werth dort zu hauſen. Der zur Sonne fliegende Aar ſein Symbol, zum Licht auf, heißts: Die Preußen müſſen die Klügſten ſein, und ſich den Wahn nicht einſchwärzen laſſen, mögen Andere im Dunkel ſtehen. Und die Streitkraft richtet er ſo, daß man Angreifer wie Miltiades und Vertheidiger wie Pereira hat, die um Zahlen nicht frugen; da wir's auf die Länge in Maßen doch nicht aushielten, und die Väter wohl gezeigt haben, daß Einer ſich mit dem halben Europa ſchlagen kann. So ein Staatsgeiſt iſt doch werth, daß ihm alles helfe, mithin auch Thalia. Von jenem Weſen *draußen*, halb Apoll, halb ein geſpenſtiges Ungethüm, Zeitgeiſt vulgo, können wir nur das Gute nehmen wollen — was meiſtens bereits geſchehen — bringt er hingegen Maratiana, Poloniana, Pöſchliana, *Sandhäufleins*, Hep, Heps, erbärmliche Pedanterei, oder will er, von Einigung redend, Zwietracht ſtiften, uns Sekten und Partheiwuth aufhalſen mit tönendem Wortgeklingel benannt, da muß alles Abwehren helfen; und *Thalia* kann's." Wie gefällt euch dieſe Rede, Leſer? Ihr wart doch recht aufmerkſam geweſen? wo nicht, ſo leſet ſie noch einmal. Iſt euch das ſchöne Stück aus der Lichtenbergiſchen Raritätenverſteigerung: *Das Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt*, noch im Sinne? Dieſes Julianiſche Redeſtück iſt ein ſolches Meſſer. Der *Styl* fehlt, bis auf eine orthographiſche Kleinigkeit; die Klinge aber fehlt ganz, man kann damit weder ſchneiden noch ſtechen. Das iſt das leibhafte *Preußenthum*, jenes, nicht *mit*, ſondern *auf* — Witz endigenden Redners auf Blüchers Grabe. Herr

v. Voß tadelt ſeine Landsleute, ſie wären nicht komiſch genug, und erſcheint als Sittenprediger, wie ſie alle ſein ſollten; denn er geht mit gutem Beiſpiele voran und zeigt an ſich, wie man noch komiſcher werden könne. Er ſagt: Die Preußen müßten die Klügſten ſein; ſie ſind aber wohl jetzt ſchon klug genug, ihn auszulachen. Das Wort draußen, um das Land zu bezeichnen, das außerhalb der chineſiſchen Mauer Preußens liegt, iſt höchſt maleriſch. Draußen in der Mongolei, an den unwirthbaren Ufern des Mains, des Neckars, der Ilm, der Iſar mögen ſie ihr Weſen forttreiben, wir ſind munter und vergnügt, und bekümmern uns um nichts weiter. Den aus dem Gefängniſſe entwichenen Zeitgeiſt hat Herr v. Voß genau und viel kenntlicher ſignaliſirt, als ſelbſt Schlegel. Es iſt ein muſterhafter Steckbrief-Styl. Der Zeitgeiſt iſt halb Apoll, halb Geſpenſt — jetzt erkennt ihn jeder Gensd'armes beim erſten Blicke, und der Spitzbube mag zuſehen, wie er entkomme. Alſo iſt der Zeitgeiſt eine Sirene, nur mit einem geſpenſtigen ſtatt einem Hechtſchwanze. Und das iſt kein Fabelthier, wie man bis jetzt glaubte; denn ein kürzlich aus Sumatra in England angekommenes Schiff hat eine leibhaftige Sirene mitgebracht. Leſer, wie gefallen euch die Sandhäufleins? Sand iſt freilich nur

Sand, aber die Märkiſchen Rübchen des Herrn v. Voß gedeihen gut darin. Und **Thalia** zur Staatsräthin zu machen, iſt gewiß ein allerliebſter Einfall!

Das Kunſtgericht hat die tauſend Albernheiten und Frevel in dieſem Luſtſpiele und ſeiner Vorrede nur decimiren können. Die verſchonten Rebellen gegen Wahrheit, Recht und Königswürde des Menſchen, mögen ſchamroth ihr Verbrechen bereuen und Beſſerung geloben.

[illegible] giftig [illegible]

XVII.

Der verbannte Amor.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Eines der gelungenen Luſtſpiele dieſes Dichters, ob zwar Freunde der Menſchenbeobachtung vergebens darauf lauern, um zu erfahren, worin die Eiferſucht des Weibes von der des Mannes in ihrer Offenbarung verſchieden ſei. Der argwöhniſche Profeſſor und ſeine mißtrauiſche Schwägerin ſind ſich völlig gleich, und die Verdoppelung dieſes Charakters, in demſelben Luſtſpiele, wird dadurch zur unbehaglichen Einförmigkeit gemacht. Die Bühne ſoll ja keine Arche Noah ſein, die eine Leidenſchaft zweimal aufnimmt, damit ſie von jeder Art ein Männchen und ein Weibchen habe. Dies wäre unnöthige Vorſicht, denn es pflanzen ſich die Sünden in der wirklichen Welt ungeſtört fort, und keine Fluth vertilgt ſie

Wird in dem nämlichen Stücke eine Schwachheit zweimal dargeſtellt, ſo muß ihnen der Dichter etwas Eigenthümliches, das ſie von einander unterſcheidet, zu geben wiſſen. — Daß die Eiferſucht zwiſchen Gatten lächerlich gefunden und ſo oft verſpottet wird, die zwiſchen Liebenden aber nicht, iſt eine Satyre auf die Ehe, die dieſe nicht verſchuldet hat. Denn wenn man ſagen wollte, der blühenden Roſe verzeihe man ihre Dornen, der welken aber nicht, ſo wäre dieſes in der Anwendung mehr boshaft als wahr.

Herr *** ſpielte den Heinrich Erlenhof natürlich genug. Einem deutſchen Profeſſor, der die Kunſt zu lieben erſt von Ovid lernt, darf hierbei etwas Mangel an Natur nicht zu hoch angerechnet werden. — Frau v. Buſch als Bertha und Herr Otto als Guſtav Erlenhof, waren in ihrem Fache. Sie verfehlen ſolche Rollen nie, ſie müßten es denn ausdrücklich wollen. Frau *** als Adolfine that was ihr oblag. Dieſe vier Eheleute hatten beim Theetrinken im erſten Akte ihre Heimlichkeiten, worüber ſie lachten und wovon die Zuhörer nichts erfuhren. Es läßt ſich nichts dagegen ſagen, wenn die Schauſpieler zuweilen über ihre Rolle hinausſchweifen und von dem Ihrigen hinzuthun; in Luſtſpielen wäre dieſes ſogar ſehr wünſchenswerth und erfreulich.

Allein ſo mittheilend auch das Lachen für ſich iſt ſelbſt wenn man deſſen Grund nicht weiß, ſo hätte man doch das Publikum von deſſen erregenden Urſachen in Kenntniß ſetzen ſollen. Ich will Jedermann mit dem, was ich hierüber aus authentiſchen Quellen erfahren habe, bekannt machen und man wird es loben, wenn ich, dem Beiſpiele der erſten Zeitungsſchreiber folgend, dieſen wichtigen Originalartikel wegen ſeiner Verdienſte mit dem Sterne der Ehrenlegion ſchmücke.

† (**Durch außerordentliche Gelegenheit**). — Das im verbannten Amor beim Familienthee ſtattgefundene Lachen aus dem Stegreife hatte darin ſeinen Grund: der Thee war ſehr ſchwach, und Herr Otto goß ihn, um ſeine Verachtung zu bezeigen, in die Zuckerdoſe ſtatt in eine Taſſe. Das wirkte. . .

XVIII.

Die Entdeckung.

Luſtſpiel von A. v. Steigenteſch.

Den Luſtſpielen des Herrn v. Steigenteſch ſtehen keine zur Seite, wenige nahe. Dieſe Grazie der Luſt, die nur lächelt, nicht lacht; die nur lispelt, nicht aufſchreit; die verführt, nicht Gewalt braucht — dieſes Aufbrauſen der Empfindung, das Perlen eines Champagnerglaſes, nicht das Schäumen eines Bierkeſſels — dieſen zarten Spott, der nur neckt, nicht verletzt, nur droht, nicht trifft — dieſen ſchimmernden, dahin flatternden Witz, der wie ein Schmetterling den Honig der Blumen nur ſaugt, nicht zu klebendem Wachſe feſtknetet — dieſen feinen Weltton, der, wenn auch die Sprache, doch auch die Leiden des wahren Gefühls nicht kennt — wo findet man dieſes alles ſonſt noch bei den deutſchen Luſtſpieldichtern? Die Schminke, die der Schauſpieler gebraucht, um die Beleuchtung zu überleuchten, dieſe Schminke gebrauchten auch Kotzebue und die Andern, um den Theaterlärm zu überſchreien. Die natürliche Farbe eines Charakters genügte ihnen nicht; denn dieſe kann nicht bis zur Gallerie hinaufglänzen, und ſo ließen ſie von dem Zinnober der Uebertreibung die friſche Blutröthe erſt bedecken, dann verderben.

Ich glaube gern, daß die achtungswerthen Künſtler, die in dieſem Luſtſpiele auftraten (der Vorſtellung wohnte ich nicht bei), die Aufgabe zu löſen verſtanden; daß ſie nichts handgreiflich machten, ſondern alles nur erfaßlich, für den Geiſt weltkundiger Zuſchauer; daß ſie einſahen, die Miene müſſe mehr ſagen als das Wort, wie das Wort weniger als der Gedanke, und daß ihr Spiel ein Zifferblatt war, innere Bewegung anzeigend, aber nicht ein Uhrwerk, das dieſe Bewegung ſelbſt aufdeckte.

XIX.

Der Jude.

Schauſpiel von Cumberland.

Ihr beſucht ein anatomiſches Kabinet, und ſeht dort manches Herz, für die Anſchauung faßlich zubereitet, dargeſtellt in allen ſeinen Theilen, die feinſte Ader ausgeſpritzt, und den Lauf des Blutes, mit allen ſeinen Krümmungen. Aber das Blut ſtockt, und das Herz ſchlägt nicht mehr, es fühlt weder Luſt noch Pein, und bedarf und fordert keinen Troſt; ihr tretet zurück unter die wandelnden Menſchen, ſo lieblos und unbelehrt wie zuvor. Die aufgedeckte Bruſt, die uns der Dichter zeigt, wirkt ſie mehr, als jenes todte Präparat? Fällt der Vorhang, dann iſt alles vorüber. Der Weg führt vom Leben zur Bühne, aber nicht zurück.

Wie viele Tauſende jenes unglücklichen Volkes mußte Cumberland haben dulden ſehen, bis er den ungeheuern Judenſchmerz, einen reichen dunklen Schatz, von Geſchlecht zu Geſchlecht herabgeerbt, auch nur zu ahnen vermochte, bis er zu erlauſchen vermochte die Leiden, die nicht klagen, weil ſie kein Ohr zu finden gewohnt ſind? Wie viele Tauſende mußte er ſelbſt unſchuldig verdammt haben, bis er endlich Einen ſchuldlos fand, und ihn dem unfruchtbaren Mitleiden der Menge im Bilde darſtellte?

Armer Schewa, alter kranker Mann, wozu wurdeſt du geboren, als dich deines Todes zu freuen? Wie einſam warſt du auf dieſer Erde, wie ungekannt und ungeliebt; nicht einen allein durfteſt du lieben, nur alle Menſchen! In Spanien drohte ihm der Scheiterhaufen der Inquiſition, aber der Flammentod war ſelbſt nordiſchen chriſtlichen Nerven ein zu ſchauderhafter Anblick, und da fand er einen Retter unter ſeinen Feinden. Er kam nach Deutſchland; dort trafen ihn keine zerſtörenden und raſchen Uebel, aber die hinhaltenden, täglichen, ſchleichenden: ihm begegnete die Verachtung, der Tadel, der Hohn der Geſetze und der Bürger. Da zerſchmolz ſein Herz, und floß in ein Meer von Gutthätigkeit auseinander. Nicht nur die Menſchen verkannten ihn, er verkannte ſich ſelbſt. Es war ſeine einzige Schuld, daß ihm ſeine eigene Tugend fremd geblieben, und einige Geringſchätzung hatte er verdient, weil er ſie zu verdienen glaubte. Armer Schewa, dir war die verächtliche Behandlung deiner Mitmenſchen, die ſich Chriſten nennen, ſo nothwendig geworden, wie dem tief Eingekerkerten die Dunkelheit, daß du das Licht einer freundlichen Behandlung nicht mehr ertragen konnteſt. Wenn dein beſchämter Widerſacher dir ſeine Kränkung abbittet, wie macht dich dieſes taumeln: „Barmherziger Gott: O nein! das iſt zu viel! Ich bitte Sie, lieber Herr Geheimerath, ſagen Sie nichts weiter, Sie machen mich roth über und über, wenn Sie ſich ſo weit herablaſſen, um Verzeihung zu bitten einen armen Juden. . . . Genug, genug! Mehr als genug! — Ich bitte Sie, ſchonen Sie meiner! ich bin gar nicht gewöhnt an die Stimme des Lobes; das drückt mich zu Boden.“ Warſt du noch tiefer niederzudrücken?

Aber „Jud bleibt Jud,“ ſagt der Tempelherr. Schewa hing feſt an ſeinem Gelde, ſelbſt mitten im Himmelreiche der Tugend. Schien ihm nicht jede gute That, mit welcher er ſein ausgehungertes Herz bewirthete, mit Geld zu theuer bezahlt? und ſeufzte er nicht ſelbſt über ſeine Milde als über eine Schwäche, die ihn überwältigte? Aber wollt ihr einem Unglücklichen alles nehmen, ſelbſt die Hoffnung? Iſt Geld etwas anderes als die Hoffnung des Genuſſes, wie es die wohlthuende Erinnerung iſt der mühſamen Erwerbung; iſt es nicht Vergangenheit und Zukunft, und will man dem armen Juden, der keine Gegenwart hat, auch dieſe rauben? Iſt nicht Geld das Grab, das Allen gemein iſt und Könige wie Bettler, Glückliche und Unglückliche, Verfolger und Verfolgte aufnimmt? Iſt es nicht die gemeinſchaftliche Verweſung, die Chriſten und Juden unter einander mengt und ihre Unterſcheidungszeichen aufhebt? Wie ſollte Schewa das Geld nicht lieben, da Keiner an ihm liebt als das, da Keiner in ihm liebt was er iſt, ſondern nur was er hat!

Das ſüße Glück, ſeinen Freunden wohlzuthun, hat Schewa nie gefühlt; das harte Geſchick wollte ihm nur vergönnen, wohlthätig gegen ſeine Feinde zu ſein, um ſich die Bürde des ihn niederdrückenden Haſſes zu erleichtern. Es war eine edle Rache, die er an der Chriſtenwelt ausübte! aber es war doch eine Rache: Schewa hatte die Laſter eines tugendhaften Menſchen.

Gewiß eine ungemeime Kunſtfertigkeit hat Cumberland in der Darſtellung dieſes Schewa offenbart. Es iſt ein mühſames Werk, einem Manne ohne Heldenthaten im Haſſe oder in der Liebe, in der

Tugend oder im Laſter, auf der Bühne Theilnahme zu verſchaffen. Durch eines alten ſcheinloſen Juden ſtille Thaten, und noch ſtilleres Leiden, entlockt man nicht die alltäglichen Theaterthränen, aber wenn, wie hier, das Beſtreben des Dichters gelang, edlere als dieſe.

Herr Weidner hat den Schewa lobenswerth dargeſtellt; wo er gefehlt haben mochte, zeigte ſich wenigſtens, daß es ihm an Einſicht nicht gebrach; aber dieſe Rolle iſt ſo ſchwer zu ſpielen, als ſie zu dichten war. Ein immerwährendes Zurückſtoßen der ſich hervordrängenden Empfindung, doch ſo, daß dieſes nicht ganz gelinge und ſichtbar bleibe, und vorzüglich der Ausdruck in einer halb fremden Sprache, in welcher man weder zu denken noch zu empfinden gewohnt und deren Eindruck auf den Hörer ſchwer zu berechnen iſt, und endlich die Miſchung vom Komiſchen, welche das jüdiſche Kauderwelſch in die Rührung bringt, die Schewa's mildthätige Art einflößen ſoll — dieſes alles macht die Darſtellung des Juden, als eines abſtrakten Begriffsmenſchen nämlich, der ſo, wie man ſich ihn denkt, eigentlich gar nicht beſteht, ſondern nur die Schöpfung chriſtlicher Vorſtellung und Phantaſie iſt, äußerſt ſchwer. — Demoiſelle *** ſpielte das kecke Judenbürſchchen Hirſch gut genug; doch war ein kleiner Ueberſchuß von Keckheit in ihrem Spiele, der nicht zur jüdiſchen gehörte.

XX.

Die Schweizer-Familie.

Oper von Weigl.

Spartaniſche Regierungshäupter würden dieſe Muſik geduldet, ja gepflegt haben, während ſie gleichſtrebende Tondichtungen, die locker und ſchwammig das Mark der Tapferkeit einſaugen, weit von ſich weggebannt hatten. Auch hier wird dem Zuge des Herzens gefolgt, aber es iſt der Gang der Natur, einfach, edel und kräftig. Eines Gefühls verſchiedene Regungen, mit ihren leiſen Eigenthümlichkeiten zu bezeichnen, iſt dem Künſtler meiſterhaft gelungen. Die Liebe iſt's, welche durch die ganze Handlung geht, aber die ſehnſüchtige zur Heimath, die beſorgte der Eltern, die unterwürfige des Kindes, die Geſchlechtsliebe, trauernde und glückliche, die Dankbarkeit endlich; wie ſind ſie, wenn auch verwandt, doch ſo kenntlich auseinander gehalten! Man vergleiche damit das Bravourgeſchrei in dreißig Lärmopern — dort, das Gewinſel der verzweifelten, die ſüßen Arien der betrübten und gar die Ausbrüche der glücklichen Liebe, wo das Herz nach einem Walzer ſchlägt oder eine Ecoſſaiſe durchhüpſt — man vergleiche damit die Geſänge der Schweizer-Familie, und frage dann die Kenner, ob ſie, wie üblich, auch dieſer Muſik, darum weil ſie verſtändlich iſt, den Verſtand abſprechen mögen?

XXI.

Correggio.

Von Oehlenſchläger.

Konnte der Verfaſſer dieſer herrlichen Dichtung für ſein eignes Werk ſo wenig Liebe haben, daß deſſen Darſtellung auf der Bühne ſein Wunſch und ſeine Veranſtaltung ſollte geweſen ſein? Nein, unmöglich; es war dies ein Mißgriff ſinnlos waltender Menſchen. Correggio iſt ein didaktiſches Gedicht, und die Lehren, die es enthält, ſollten dadurch eindringlicher gemacht werden, daß diejenigen, welche ſie geben, nach ihren eigenen Vorſchriften ſich bewegend, vor unſern Augen erſcheinen. Es iſt nichts Aeußerliches hierbei, als das Wechſelwirken zwiſchen Kunſt und Künſtler, welches aber dennoch nur eine dem innern Auge ſichtbare Thätigkeit iſt und ganz außer dem Kreiſe ſinnlicher Handlung liegt. Gar viel Schönes und Wahres wird über Kunſt geſagt, und auch das Bekannte iſt uns in ſeiner neuen und gefälligen Form höchſt willkommen. Allein Alles, was hier der Dichter unſerem Herzen und Geiſte darbot, können wir nur leſend nachempfinden und überdenken, auf der Bühne aber muß das Genußgewährende hierbei verloren gehen. Das ſceniſche Geräuſch ſtört unbehaglich des Künſtlers Stillleben, und der Blüthenſtaub der Kunſt wird durch das täppiſche Erfaſſen der handfeſten Komödienfreunde leicht verwiſcht.

Iſt die Aufführung des Correggio in der Geſtalt, wie er urſprünglich gedichtet, ſchon ein gedankenloſes Unternehmen zu ſchelten, mit welchen Worten ſoll man es erſt tadeln, wenn, wie es auch auf unſerer Bühne geſchieht, das Gedicht, von irgend einem Theaterſchneider grauſam zugerichtet und ganz unkenntlich gemacht, zur Darſtellung gebracht wird? Antonio Allegri, der Kunſt, ſeiner Himmelsbraut verlobt, ſoll der Zeitlichkeit unterliegen, um geiſtig fortzuleben. Zu dieſem Ziele hat der Dichter alle Wege geleitet: Antonio's kindlichſcheues unbehülfliches Weſen, ſeine Kränklichkeit, Maria's trübe Ahnungen, ja die Geſchichte ſelbſt zeichnete dieſen Ausweg vor, da Correggio wirklich an der Folge der Erkrankung ſtarb, welche er auf der Heimkehr von Parma bei heißem Wetter, mit dem Geldſacke belaſtet, ſich zugezogen hatte. Iſt es nicht ein ſchöner rührender Zug, daß dem unbeglückten Menſchen ſelbſt ſein Glück, ganz im wörtlichen Sinne, zur Laſt wird, die ihn zu Boden drückt? Und dieſen Zug ſo verhunzen! Pfui. Seht, welche Wendung der Sache gegeben wird. Antonio iſt eben Willens, voller Trauer den Sack mit Kupfergeld aufzuladen, da erſcheint ein Bote des Herzogs von Mantua und bringt ihm Brief und Siegel über Ehre und Geld, und damit die Spießbürgerlichkeit vollkommen werde, wird die Bosheit beſchämt, und der Schuft Battiſta erhält den Sack mit Hellern zum Geſchenke. So endigt alles mit Juchhei, und man fragt ganz ergrimmt, wozu man uns eigentlich hergerufen habe und zu welchem Zwecke wir und die Schauſpieler warm geworden ſind? Auch der dürreſte Moraliſt kann aus der ſo erzählten Geſchichte nicht einmal eine Nutzanwendung deſtilliren. Dazu kommen noch die Spuren der Verwüſtung, die eine kindiſch ängſtliche Zenſur angerichtet: das überall zerſchnittene Schweſterband zwiſchen Kunſt und Religion — manche dadurch hervorgebrachte unfreundliche Leere — Maria, das ſüße in ſich ſelbſt verlorne Weib, künſtleriſches Vorbild einer Mutter

Gottes, je zuweilen Madame genannt, und .....
Genug.

Nicht viel weniger als bei einem ſo undramatiſchen Stoffe die darſtellende Kunſt zu leiſten vermag, iſt bei der heutigen Aufführung wirklich geleiſtet worden. Wo man zu keiner Erwartung berechtigt iſt, müſſen wir dankbar annehmen, was man uns auch gibt. Herr *** hat, trotz aller Hinderniſſe, die ihm bei Rollen gewiſſer Art ſeine kräftige und etwas rauhe Haltung und Sprache in den Weg ſtellen, den ſchwärmeriſch dahin ſterbenden Antonio dennoch überaus gut geſpielt. Sein redneriſcher Vortrag war richtig, in einigen Monologen meiſterhaft. Daß er das Bild der bußfertigen Magdalena, ehe er es dem Klausner gab, an ſeine Lippen drückte, war wohl nicht recht; durch einen Kuß wird die hohe edle Vaterliebe zu einem Kunſtwerke eigener Schöpfung zu gemein und ſinnlich dargethan. — Wenn die jungfräulich verſchloſſene Roſe endlich aufbricht, ſich verſchämt in ſich ſelber ſpiegelt, und überraſcht von ihrer eignen Schönheit freudig aufſchreit — wie man dieſe Empfindung darſtelle; wie man Correggio's Ausruf: Ich bin auch ein Maler, dem innern Sinne des Zuſchauers anſchaulich und faßlich mache, das (Herr *** muß es ſelbſt geſtehen) hat er uns nicht gezeigt.

XXII.

Agnes von der Lilie.

Schauſpiel von Frau v. Weißenthurn.

Frau von Weißenthurn gehört auch zu jenen Büchermanufacturiſten, die es unbegreiflich machen, warum nicht ein autokratiſcher Finanzminiſter, dem ruchloſe Volksvertreter noch nicht die wohlthätigen Hände binden, womit er die Wunden des Staates verbindet, eine literariſche Gewerbsſteuer aufbringt und alle neu geſchriebenen Bücher mit einer ziemlichen Abgabe belegt, damit ſie ſich entweder vermindern, oder, wo nicht, dem Staate etwas mehr und Beſſeres einbringen, als ſich ſelbſt. Welch einen kubiſchen Reichthum von Schauſpielen hat die Wiener Dichterin aufzuweiſen! Was einen aufbringt über alle das zudringliche Bettelvolk von deutſchen Komödien, das iſt nicht die Armſeligkeit der Schauſpieldichter, ſondern die der Zuhörer. Wie ausgehungert müſſen ſie ſein, wenn ihnen ſolche Speiſe mundet! Wären ſie reichern Geiſtes, ſie bückten ſich nicht, hingeworfene Pfennige vom Boden aufzuheben. Hätte man den Griechen ſo etwas bieten dürfen? Aber freilich, damals gab es noch Staatsfreuden, und das Volk war der Staat, und es gab noch keine Hoflogen, und man war ſtarker Eindrücke, weil man ſie geben konnte, auch empfänglich, und ein großer Schauſpieldichter war darum ein Freund ſeines Vaterlandes, und eine Bühne war keine Sparkaſſe; die Beförderer der Schauſpiele ſuchten dabei nichts zu gewinnen, als die Liebe des Volks. . .

Dürfte ein Recenſent etwas anders ſein als grob, etwa naiv, ſo würde ich fragen: Agnes, was willſt du? . . . . Wahrhaftig, der Stoff zu dieſem Schauſpiele war noch unglücklicher gewählt als bearbeitet. Alba und die Niederlande! Heißt das nicht an Schiller und Göthe, an Don Carlos und Egmont erinnern! Konnte Frau v. Weißenthurn ihr ſtilles ſcheinloſes Veilchen nirgends anders als auf einem Schlachtfelde pflücken? Einer Wiener Edeldame mangelt nicht blos die Gabe, ſondern auch Wille und Freiheit, Scenen aus einem, die Gewaltherrſchaft bekämpfenden Bürgerkriege, der Wahrheit, dem Rechte und den Sittengeſetzen entſprechend darzuſtellen. Man kann der Frau von Weißenthurn ihre ſchlechten Verſe, aber nicht ihre ſchlechten politiſchen Lehren verzeihen. Gegen den Teufel Alba duldet ſie einige milde Scheltworte, aber ſeine Teufelei läßt ſie in Ehren halten. Wenn ein mißvergnügter Bürger ſich über den Druck des Landes, und wahrlich höflich genug, beſchwert, wird ihm geantwortet:

Weit ſchwerer noch als Alba drückt das Land
Der aufgelöſte Glaube, denn er band
Den Bürger an den Nächſten, wie an Gott.

Klagt ein Anderer über verlorene Freiheit, ſo wird ihm für ſeine geraubte Conventionsmünze himmliſches Papiergeld angeboten und ihm gepredigt, der Gerechte ſei immer frei:

Die Freiheit, die in unſerm Herzen lebt,
Läßt bildlich ſich in keine Form geſtalten;
Sie bleibt dem Bürger, der nach Tugend ſtrebt,
Und trotzet ſo den irdiſchen Gewalten.
Sie liegt nicht ſterbend unter Alba's Tritte,
Sie lebt und wohnt in jedes Guten Hütte.

Dieſes alles iſt höchſt ungereimt, wenn es ſich auch reimt. . . . Auch beruft ſich Alba auf den Zeitgeiſt, der ſein Verfahren nothwendig mache:

Dem großen Ganzen muß das Einz'le weichen:
Wer Staaten retten will, geht über Leichen.

. . . .

Kein Vaterland habt ihr — nur einen König.

Alba führt dieſe Behauptung; Frau v. Weißenthurn läßt ihm aber die gebührende Antwort nicht darauf geben.

Um zu zeigen, daß das Gefäß nicht edler iſt als ſein Inhalt, wollen wir von den zahlreichen ſchlechten Verſen einige hervortreten und ausſchelten laſſen.

Pfui, daß ich — — — — —
In dieſem Pfuhl noch mit den Wellen ringe.

Das muß ein guter Schwimmer ſein, der ſich in einem Pfuhl oben erhält.

— — — Wer aus dem Fenſter
Den Kopf zu wenig ſteckt, gehen ſie vorüber,
Dem liegt er morgen auch ſchon vor den Füßen.

„Den Kopf vor die Füße legen“, iſt ein bürgerlicher Ausdruck, der in einer Geſellſchaft adeliger Jamben keinen Zutritt haben ſollte.

„Der muß noch mehr als ſterben.“

ſagt der Prinz von Oranien. Es gibt nur etwas, das mehr iſt als ſterben, nämlich vor Langeweile ſterben.

Die entkleidete Handlung des Stückes iſt folgende: Marie van der Lille, eine Wittwe in Antwerpen, hat einen jungen Sohn, faſt noch Knabe, den Freiheitsdrang und die Schmach ſeines Vaterlandes in das oraniſche Lager führten. Da kommt Alba mit ſeiner Blutliſte nach Antwerpen, und will die Mutter um des Sohnes willen tödten laſſen. Deren Tochter Agnes zieht Männerkleidung an, ſtellt ſich dem Henker als der zurückgekehrte Bruder dar, und rettet ſo der Mutter Leben. Alba nöthigt das Mädchen, in der Reihe der Spaniſchen bei der Schlacht des folgenden Tages mitzukämpfen. Sie zieht hinaus und bleibt verwundet auf dem Schlachtfelde zurück. Dort wird ſie von ihrem Bräutigam, der unter Oraniens Fahne ſtritt, aufgefunden und für ihren Bruder gehalten, für todt beweint, dann gepflegt, endlich erkannt. Rührung. Der Bruder bleibt der unſichtbare Held des Stückes, er kommt gar nicht zum Vorſchein. Man wäre auch in Verlegenheit geweſen, was man dem naſeweiſen kleinen Rebellen für Reden in den Mund legen ſollte.

Herr *** als Alba war freilich genöthigt, die Unnatur in ſeiner Rolle in ſein Spiel überzutragen. Der Alba der Frau v. Weißenthurn iſt ein Scharfrichter in der Hanswurſtjacke, ein höchſt lächerlicher Menſchenfreſſer. Herr *** als Vargas wußte ſich den Anſchein eines kleinen Mephiſtopheles zu geben; innerlich aber war er gut, und ſein Spiel ſchuldlos.

XXIII.

Pierre de Portugal.

Tragédie en cinq actes, par M. LUCIEN ARNAULT.

Ines von Caſtro, die Tochter eines armen alten Kriegers, der unweit Liſſabon in ſtiller Verborgenheit lebte, ſchenkte einem Jüngling, den der Zufall in ihre Einſamkeit geführt, Gegenliebe und ihre Hand. Dieſer Jüngling war Don Pedro, Kronerbe von Portugal. Doch ſeinen Rang verſchwieg er der Gattin, wie er ihn der Geliebten verſchwiegen, und er ſchwieg lange. Als das Schickſal und das Trauerſpiel auftraten, iſt Ines' und Don Pedro's Sohn ſieben Jahre alt. Da kommt die Zeit, wo ſich Don Pedro vermählen ſoll, mit einer kaſtiliſchen Fürſtin. Für dieſe wirbt der Abgeſandte Kaſtiliens bei König Alphons feierlich um ſeines Sohnes Hand. Der König und Vater ſagt zu; als aber die Reihe zu ſprechen an Don Pedro kam, ſagt dieſer ein feſtes Nein. Der dabei anweſende portugieſiſche Miniſter Pacheco, der für den alterſchwachen König den Scepter führt, hatte von Don Pedro's verirrtem Herzen ſchon früher einige Kunde. Er geht der Spur nach, und findet die Staatsverbrecherin in Ines von Caſtro. Eine Staatsverbrecherin war die Unglückliche freilich, denn ein altes Geſetz drohte jeder Frau den Tod, die ſich mit — mit der ſich der Kronerbe heimlich vermählte. Pacheco, das Wohl des Staats bedenkend, beſchließt das Strafgeſetz geltend zu machen. Ines wird vor Gericht geladen. Da ſie dem König Alphons Theilnahme eingeflößt, bittet dieſer die Angeklagte, ſie möchte um ihr Leben zu retten, ausſagen, ſie ſei nicht nach kirchlicher Form mit Don Pedro vermählt. Ines, ihrer Ehre willen, ſagt die Wahrheit; aber um ihrem Sohne ſeine Anſprüche auf die Krone zu erhalten, verſchmäht ſie eine andere Lüge nicht, und erklärt: ſie habe, als ſie Don Pedro ihre Hand gegeben, gewußt, daß er der Kronerbe ſei. Sie ſpricht vor den Richtern:

Je vis, j'aimai don Pèdre et j'acceptai sa main;
Mais à l'oeil d'une épouse il se cachait en vain;
Instruite, non par lui, du rang qui le décore,
J'ai bravé vos decrets et je les brave encore.

Epouse de l'infant, je réclame mes droits.
Je suis mère, et mon fils est le fils de vos rois.

Jnes wird zum Tode verurtheilt. Nachdem Don Pedro vergebens geſucht, ſeinen königlichen Vater und die Richter zu bewegen, wiegelt er das Volk von Liſſabon auf, ſeine Gattin zu retten. Jn dieſer Verwirrung geht der Miniſter Pacheco zu Jnes in den Kerker, überreicht ihr einen Becher Gift, und ſtellt ihr vor, wie ſie nur durch einen ſchnellen Tod den Bürgerkrieg verhindern könne. Jnes leert den Becher. Als ſie in den letzten Zügen lag, ſtürmt Don Pedro heran, Krone und Scepter tragend; denn der alte König war plötzlich geſtorben. Doch er kommt zu ſpät, und einer Leiche ſetzt er die Krone auf, und vor der entſeelten Königin werfen ſich die Großen des Reichs huldigend nieder.

Das Geſchichtliche, das dieſer dramatiſchen Handlung zum Grunde liegt, hat der Dichter umgemodelt, wie es ihm frei ſtand. Aber weil es ihm frei ſtand, es anders zu machen, hätte er es beſſer machen können. Daß Don Pedro den Abgrund, an welchem ſeine Gattin ſtand, ſieben Jahre mit Stillſchweigen bedeckte, iſt wohl glaublich, denn das Gefühl, ſich als Bürger von einer Bürgerin geliebt zu ſehen, war zu ſchmeichelnd, es freiwillig zu zerſtören. Doch wie ſollte man ſeine Liebe rührend finden, da ſie ſchwächer war als ſeine Eitelkeit? Mit Recht ſagte ihm Ines, als ſie das Geheimniß erfuhr:

… Vous m'aimiez don Pédro et vous avez pu feindre;
C'en est fait, mon bonheur vient de s'évanouir,
Et je dois pour jamais vous pleurer et vous fuir.

Soll man einer dramatiſchen Perſon kein Mitleid ſchenken, ſondern muß ſie es verdienen: ſo hat Ines dazu nicht genug gethan. Sie geht freiwillig dem Tod entgegen; aus Ehre, wie ſie ſagt. Aber eine Mutter ſoll keine Ehre haben; ſie ſoll auf kein anderes Geſchrei, als auf das ihres Kindes hören. Es iſt wie ein Kindermord, wenn die Mutter eines hülfloſen Kindes ihr Leben freiwillig hingibt; und opfert ſie ſich, wie es Ines that, aus Ehrgeiz auf, wagt ſie den Kopf ihres Kindes an die Hoffnung, eine Krone darauf zu ſetzen, ſo iſt dieſes ein wahnſinniges Verbrechen, und durchaus nicht mütterlich. Endlich, daß König Alphons eines ſchnellen pathologiſchen Todes ſtirbt, iſt gegen alle Regel der dramatiſchen Kunſt. Die gerügten Fehler zerſtören die Einheit der Empfindung, man ſpringt ängſtlich von Gefühl zu Gefühl, und der Zuſchauer auf der Bühne ſieht Stücke, aber kein Stück. Doch wird man Arnault's Drama nicht ohne Theilnahme leſen. Er und einige andere ſeiner jüngern Dichtergenoſſen ſind gute Zeichen, daß die dramatiſche Kunſt der Franzoſen auf dem Wege der Geneſung iſt. In Arnault's Sprache iſt Kraft, wenn auch nur erſt ſchüchterne; jeunes destins, jeune courage, jeune existence, sagesse aguerrie, honneur paternel, gloire octogénaire — ſolcher parfümirter Ausdrücke findet man nicht viele mehr. In ſeinen Verſen hört man nur noch leiſe den abgemeſſenen Ruderſchlag der Galeerenſclaven; ſeine Phantaſie ſeufzt ſtiller unter der ſtrengen herkömmlichen Disciplin; ſie fliegt freilich nur wie ein Papierdrache an einer Schnur feſtgehalten, aber ſie erhebt ſich doch. Politiſche Maximen, dieſe neue Unart der franzöſiſchen dramatiſchen Dichter, hat Arnault nur mäßig angewendet und ſie, wie es ſich gebührt, unter den poetiſchen Blumen verſteckt, ſie nicht auf die Blumen gelegt, wo ſie drücken und verderben. Einen guten Theil dieſer Früchte hat die Theater-Zenſur weggenommen; aber in dem gedruckten Stücke wurden ſie den Leſern wieder vorgeſetzt. Es iſt noch großmüthig, daß die Zenſur in Frankreich nur die Ohren zuſperrt, die Augen aber offen läßt. Man kann gerade nicht ſagen, daß die neuen Schauſpiele in Paris durch die Theater-Zenſur ſehr beſchädigt werden, denn die franzöſiſchen dramatiſchen Dichter haben es gelernt, das Koſtbarſte an ihren Werken ganz ſo anzubringen, wie Phidias an ſeinem olympiſchen Jupiter das Gold angebracht

— ſo nämlich, daß man es wegnehmen, es wiegen und wieder anſetzen kann, ohne die Bildung des Ganzen zu zerſtören. Wir wollen einige der Verſe, die das Scherbengericht der Zenſur verbannt hat, mittheilen. Das iſt wohl merkwürdig und ſeine Depeſche werth.

La naissance est beaucoup, la gloire est encore plus.

Le fier patriotisme enfante des Soldats.

Qui doit régir l'état doit savoir le défendre.

Un pouvoir sans limite est bientôt renversé.

Il faut gagner les coeurs, et non pas les contraindre.

Ah! Celui qui fidèle au toit qui l'a vu naitre,
Y trouve loin des cours son repos établi,
Obtient assez des rois, s'il garde leur oubli.

… Guerre éternelle à ceux dont l'insolence
Du Sceptre chaque jour faisant haïr les droits,
Du coeur de leurs sujets déshéritent les rois.

Rendez le peuple heureux afin qu'il obéisse.

Les peuples satisfaits font les rois invincibles.

La loi! toujours la loi, quand on verse du sang. —

Es mag an dieſen zehn Verboten genug ſein.

In einer Vorrede vertheidigt ſich Arnault vor dem Aſſiſen-Gerichte der Kritik ganz feierlich gegen die ihm gemachte Beſchuldigung: er habe die ariſtoteliſchen Einheiten umgebracht. Er vertheidigt ſich aber auf eine ganz eigene Art. Er läugnet das Verbrechen keineswegs mit Beſtimmtheit, ſondern er ſagt: an den Einheiten wäre nicht ſonderlich viel gelegen. Recht hat Inculpat, aber dieſe Jurisprudenz iſt neu in Frankreich. Arnault führt ſehr vermeſſene Redensarten. Er ſagt unter Anderm: die Einheit des Intereſſes, das wäre die Hauptſache. Eine dramatiſche Handlung dürfe allerdings in mehreren Gegenden ſpielen; denn es müſſe angenommen werden, daß die Schauſpieler die Zwiſchenakte (während die Zuſchauer im Foyer Limonade trinken) benutzen, um ihre nöthigen Reiſen hinter dem Vorhange zu machen. Doch dürfe freilich die Reiſe nicht größer werden, als eben der Weg iſt, den man in vier und zwanzig Stunden zurücklegen kann, und die dramatiſche Handlung müſſe am nämlichen Orte ſchließen, wo ſie angefangen. Wollte man, was die Einheit des Orts betrifft, ſich einer ausſchweifenden Phantaſie überlaſſend, gar keine Regel befolgen, dann könnte der Fall eintreten, daß eine dramatiſche Handlung in Paris begönne und in Orleans ende. Wenn Racine und Voltaire ſich ſtreng an die Einheit des Orts gehalten, ſo ſei das blos daher gekommen, weil zu ihrer Zeit die Bühne mit Zuſchauern angefüllt und die Theatermaſchinerien noch ſehr unvollkommen geweſen, ſo daß man die Verwandlung der Scene habe vermeiden müſſen. (Da hätte man alſo auch wieder aus der Noth eine Tugend gemacht!) Doch wurde die Dekoration in Racine's Eſther dreimal verwandelt. (Ein Genieſtreich ohne gleichen!)

XXIV.

Die Soldaten.

Schauſpiel von Arreſta.

Ich habe ein ſiegberauſchtes Heer geſehen, da es in die Hauptſtadt ſeiner Feinde einzog; der Anblick war ſchön, es kämpfte für den Ruhm und ſeinen Kaiſer. Ich ſah deutſche Heldenjünglinge den übermüthigen Zwingherrn von dem heimathlichen Boden jagen und ruhmbekränzt zurückkehren, und alle ihre Lorbeern an den unterſten Stufen des Thrones niederlegen und ſtill und fromm nichts fordern zum Lohne, als ein dankbares Lächeln und Schutz gegen die Verläumdung, und ſich am häuslichen Heerde ſetzen und die Waffen hingeben, mit welchen ſie die Fürſten vertheidigt; — der Anblick war ſchöner; ſie hatten geblutet für das Vaterland, für Freiheit und Recht. Zeigt uns dieſes oder jenes Schauſpiel, zeigt uns Brutus, der ſeine Söhne dem Vaterlande opfert, zeigt uns ein Schlachtfeld voll Blut und Grauſen, wo Menſchenleben und Menſchenliebe nichts gilt, wo engherziges Mitleiden ſich in dem großen allgemeinen Schmerze verliert, wo die Bande der Natur zerriſſen werden, um die des Staates zu befeſtigen — zeigt uns dieſes auf der Bühne; aber nicht die parodirte Vaterlandsliebe in Garniſonen, nicht die Wachtparaden-Alfanzereien, nicht den lächerlich prunkenden Dienſteifer eines ſteifen Korporals, nicht die Hofehre in Kaffeehäuſern und an Pharotiſchen, nicht einen alten benarbten Feldherrn, der die Hand auf das tapfere Herz legt und ſtolz ausruft: *ich trage den Rock des Monarchen*; und zeigt uns nicht jedes Gefühl der Menſchlichkeit allen jenen großen Erbärmlichkeiten untergeordnet; zeigt uns dieſes nicht. Nothwendig mögen ſolche Spielereien ſein, aber ſchön ſind ſie nicht und darum kein würdiger Stoff der dramatiſchen Kunſt. Der Staat wie die Natur hat ſeine Geheimniſſe, die er verſchämt umhüllt; man kehre die innern Verrichtungen ſeiner Eingeweide nicht heraus; wir wollen den gedeckten Tiſch ſehen, nicht die ſchmutzige Küche, worin Regierungen ihre Werke zubereiten.

Uebrigens, und die ſchlechte Wahl des Stoffes einmal verziehen, würde ich dieſes Soldaten-Schauſpiel wegen ſeiner Bearbeitung ziemlich loben, hätte nur deſſen Verfaſſer nicht folgende Vorrede dazu geſchrieben:

„Soldaten!

Der beſcheidene, belehrende Kritiker iſt gleich einem alten gedienten Offizier; ihm erzeiget diejenige Hochachtung, die ihm gebührt. Die gemeinen, hämiſchen Tadler ſind Banditen in Hohlwegen: dieſe — ſchießt todt, wo ihr ſie findet.“

Da nun in der Sprache der Bücherſchreiber ein beſcheidener, belehrender Kritiker ſo viel heißt als Einer, der lobt, und ein gemeiner, hämiſcher Tadler Einer, der nicht lobt, ſo darf ich, um nicht furchtſam zu erſcheinen, dem Herrn Arreſto kein Wort des Lobes ſagen.

XXV.

Das Käthchen von Heilbronn

Von Heinrich v. Kleiſt.

Fürwahr, es iſt Mark darin, und Geiſt und Schönheit. Von der dunkeln Tiefe des Gemüths bis hinauf zu jener heitern Höhe, auf welcher die Schöpfungskraft frei und beſonnen waltet, führt uns ein lockender Weg, mit abwechſelndem Reize, bald zwiſchen lieblichen Wieſen, blumigen Auen und beſonnten Feldern, bald zwiſchen ſtürzenden Wetterbächen, erhabenen Wildniſſen und Wäldern voll Sturm und Brauſen. Gleich anmuthig iſt Wanderung und Ziel. Warum haben die tückiſchen Parzen dieſes blühende Dichterhaupt ſo frühe in das Grab gebeugt?

Welch ein Unternehmen, ſo kühn als unbeſonnen, den Schleier der Iſis wegzuheben, hinter welchem der Tod lauſcht! Nur Prieſtern frommt ein ſolcher

Anblick, nicht der Menge, welcher mit der letzten Täuſchung auch das letzte Glück entſchwindet. Das wäre die ſo geprieſene Liebe, von Kindern angelallt, von Greiſen angeſtottert, und das wäre ihr Band? Hätten wir's nie erfahren!

Graf Wetter von Strahl, reich, im Lande angeſehen, edelſtolz, voll des Muthes und der Kraft ſeines jugendlichen Alters und jener alten Zeit, ein an Seele wie an Leib geharniſchter Ritter — und Käthchen, Tochter eines Bürgers von Heilbronn, ein ſüßes wunderſchönes Mädchen, werden, ſie, die ſich nie geſehen, von einer geheimnißvollen Macht einander im Traume angetraut. Dem todtkrank darniederliegenden Grafen erſcheint im Wahnſinne des Fiebers ein glänzender Cherub, führt ihn weit weg in die Kammer eines ſchönen Kindes, und zeigt es ihm als die für ihn beſtimmte Braut, ſagend, es ſei die Tochter des Kaiſers. Dieſelbe Nacht ſieht Käthchen im geſunden Traume (das geſunde Weib erhebt ſich zum kranken Manne, wie das wache zum ſchlafenden) einen ſchimmernden Ritter eintreten, der ſie als ſeine Braut begrüßt. So ſich angelobt, bringt ſpäter ein Zufall den Grafen in Käthchens Vaterhaus. Dieſe, ihn erblickend, erkennt alſogleich die Traumgeſtalt. Da ſtürzt plötzlich ihres Körpers und ihrer Seele Bau und ihre eigene Haltung zuſammen, ſie fliegt ihrem Pole zu und bleibt ohne Willen und Bewegung an ihm hangen. Vergebens wird ſie vom Ritter weggeriſſen, von dieſem ſelbſt mit Füßen zurückgeſtoßen, wie ein Thier, wie eine Sache behandelt, ſie iſt immer wieder da, und ſolget ihm auf allen ſeinen Zügen. Wohl lernt er das Bürgermädchen lieben, aber werther bleibt ihm ſein Ritteradel. Endlich bis in den Grund des Herzens gerührt, forſcht er Käthchens Inneres aus, da ſie einſt im magnetiſchen Schlummer ſich befand, wo die Seele, zwiſchen der Nacht der Erde und dem Tag des Himmels in der dämmernden Mitte ſchwebend, mit einem Blicke beide umfaßt, und da ward ihm kund, was er im Geräuſche eines thatenvollen Lebens nicht früher erhorchen konnte, daß ſie die Verheißene ſei, die ihm im Traume gezeigt worden. Später tritt auch der Kaiſer auf, gibt ſich als Käthchens natürlicher Vater zu erkennen und dieſe, nachdem er ſie zur Fürſtin erhoben, dem Grafen zum Weibe.

Dieſes Schauſpiel iſt ein Edelſtein, nicht unwerth an der Krone des britiſchen Dichterkönigs zu glänzen. Man braucht nur den herrlichen Monolog des Grafen, womit der zweite Akt beginnt, geleſen zu haben, um das Lob gerecht zu finden. Um ſo deutlicher fallen zwei Flecken in das Auge. Die wirkliche Erſcheinung des Cherubs beim Sinken des brennenden Schloſſes Thurneck konnte nicht unzeitiger geſchehen. Die Seele, die ſo tief geneigt war, ſich dem Anwehen einer verborgenen Geiſterwelt, die im Traume ſich offenbarte, gläubig hinzugeben, wird durch das ſinnliche Wunder, das ſich im Wachen ergibt, enttäuſcht und wendet ſich, nüchtern gemacht, vom Unbegreiflichen kalt hinweg. Zweitens, ſpielt das Fräulein Kunigunde, ohne Willen des Dichters, die Rolle der Närrin in dieſem ernſten Schauſpiele. Gibt es eine tollere Erfindung als dieſes Fräulein, welches durch Schönheit und Liebreiz allen Rittern des Landes den Kopf verrückt, und am Ende ſich als eine garſtige Hexe kund gibt, die mit falſchen Zähnen, aufgelegter Schminke und einem ſchlankmachenden Blechhemde die Göttin Venus vorzulügen verſtand?

Aber wie haben ſie dieſes Stück wieder zugerichtet, damit es in ihren Raum, ihre Zeit und ihre Umſtände ſich füge! Das iſt ein ganz eignes Kapitel des Jammers. Wie wehe gar muß es dem Künſtler ſelbſt thun, der die ſchönſten Theile ſeines Gemäldes wegſchneiden ſieht, damit es nur in den engen Rahmen paſſe. Zuvörderſt iſt in der Vehmgerichtsſcene vieles ganz unbedachtſam ausgelaſſen worden. Es iſt wahr, daß einige Reden darin etwas lang ſind, allein es durſte dennoch kein Wort fehlen, damit es klar und verſtändlich werde, wie durch einen arbeitſamen Trieb der Natur ſich Faden an Faden gereiht, um das ſympathetiſche Netz zu flechten, das zwei Herzen unzertrennlich machte. Zweitens hatte man unerklärt gelaſſen, auf welche Weiſe der Kaiſer Käthchens Vater geworden ſei. Das war wieder einmal aus jener entnervten Sittſamkeit geſchehen, welche der Verführung heuchleriſche, vermaledeite Kupplerin iſt.

Graf von Strahl, Herr ***. Beim Himmel, die Rolle iſt ſchwer und ich möchte den Schauſpieler ſehen, der ſie trägt, leicht aber doch ſo, daß die Kraft nicht die Laſt verſchlinge und man wahrnehme, wie viel er zu tragen habe. Vor dem Vehmgerichte: alle die mannichfaltigen Reden mit ihren Chamäleonsfarben, Erzählungston, — Nachahmung fremder Stimme, — unbändige Kraft an die Schranke des Geſetzes pochend, — Verſtellung der Wahrheit und Wahrheit der Verſtellung, — das Gefühl unter freiwilliges Joch gebeugt, — Trotz der Unſchuld, — Spott, — daſtehend mit recht feſt zuſammengeknäulter, nicht allſeitig hinausflatternder Kraft; nicht ſich brüſtend, den Körper leicht tragend mit der Seele, wie das Schwert in einer ſtarken Fauſt, — (es iſt ein Unverſtand vieler Schauſpieler, daß ſie wähnen, Helden müßten ſich ſpreizen, gerade ſie dürfen es am wenigſten; bei kräftigen Menſchen lehnt ſich der Körper leicht am Geiſte an, aber bei Schwächlingen findet die matte Seele am ſtärkern Körper ihre Stütze; nur ſolche Gewaltsmenſchen mögen ſich ſpreizen, die keine andere Macht haben, als die Meinung, die man hat von ihrer Macht, wie König Philipp in Don Carlos). — Der Dichter läßt den verliebten jungen Löwer Thränen vergießen; ich bitte, welcher Schauſpieler (der Unſrigen) verſteht es, als Held zu weinen, ohne ſich lächerlich zu machen? — Nun vor allen: die Beſchwörungsſcene, wo der Graf den Geiſt des ſchlummernden Käthchens aus dem Körper, ſeinem dunkeln Sarge, hervorruft und um das Geheimniß überirdiſcher Dinge befragt, (das vorgeſchriebene Auflegen der Arme um den Leib hätte ſtrenger beobachtet werden müſſen, hierin war die Macht des Zaubers). — — So ſeht wie viel als Graf von Strahl zu thun war! — — — Käthchen: Demoiſelle Lindner. Gewiß und wahrhaftig, das demüthige, gottgefällige, wunderſüße, heimgefallene Kind hätte wahrer, lieblicher und rührender nicht dargeſtellt werden können. Es war nur ihre Schuld, wenn man es vergaß, wie ſchwer die Schlafrednerin zu ſpielen ſei. Das Inſichhineinreden, wo der Mund zugleich Ohr und

Lippe iſt, der melodiſche Schmelz der Stimme in den Worten: „O Schelm." — „Nein, nein, nein." — „Bitte, bitte!" Man ſah den himmliſchen Wein der Liebe im goldenen Becher der Sinnlichkeit blinken. Wußte Dem. Lindner, was ſie that, dann zeigte ſie ſich als eine beſonnene Künſtlerin, handelte ſie nach dunkeln Trieben, auch gut, das Glück iſt eine ſchöne Gabe. — Herr *** ſpielte Käthchens Vater, den Waffenſchmied Friedeborn. Er war aber nicht der derbe begüterte Handwerksmann, der den Hammer von Eiſen zu führen gewöhnt iſt und wohl täglich ſeinen guten Humpen Wein trank; der keinen Teufel fürchtet und nur weich iſt an der Stelle, wo er ſein Goldkind liebt; er war — nichts oder was man will. — — Was iſt das wieder für ein toller Einfall mit der Puppe geweſen, die man aufhockte und ſtatt Kunigunden in die Köhlerhütte trug? Man hätte entweder die lebendige tragen, oder die ausgeſtopfte fortſpielen laſſen ſollen; Einheit muß ſein. —

XXVI.

Verlegenheit und Liſt.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Kotzebue iſt ein Wucherer, der ein kleines Kapital durch große Zinſen verhundertfacht; ein guter Wirthſchafter, der mit Wenigem ausreicht; ein geſchickter Frauenſchneider, der das nämliche Kleid nach jeder wechſelnden Mode umgeſtaltet. Er macht ſchneller ein Luſtſpiel, als die Welt den Stoff dazu. Er iſt leichter zu übertreffen, als zu erſetzen. Was Verlegenheit und Liſt darbietet, genießt man zum tauſendſten Male mit ungeſchwächter Luſt. Eine Gaſthausſtube mit zwei Flügelthüren — ein Onkel — das Schickſal der Chriſten: die Polizei — ein Kammerdiener und eine Kammerjungfer — viel Liebe und wenig Geld — eine Heirath. Zwei Dinge ſind mir in unſern Komödien unerklärlich. Erſtens, daß die Hauptgeſchichten in Wirthshäuſern vorfallen. Ich bin viel gereiſt, habe aber in der Heimath immer mehr Abenteuer als im Gaſthofe erlebt. Es iſt natürlich, der Wechſel in Gaſthäuſern iſt zu groß, als daß ſich zwei Fremde mehr als ſtreifen können. Wie gelangt man dort gar zu einer Frau? Zweitens fällt mir auf, daß die bedeutendſten Herzens- und Familiengeheimniſſe in Gegenwart der Bedienten beſprochen werden. Ich kenne die große Welt wenig, die von liebender Beſchaffenheit gar nicht; aber bei uns Bürgerlichen iſt es nicht Sitte, daß Liebender und Geliebte im Beiſein des Kammerdieners und der Kammerjungfer ihre Herzen in einander gießen, während jene, gleich den Bildern im Spiegel, die rührendſten Geberden nachäffen. Im gegenwärtigen Luſtſpiele geſchicht es; ja während der junge Baron ſeinem Onkel flehentlich zu Füßen liegt, und um Vergebung ſeiner Schuld und Schulden bittet, iſt die ganze Hausdienerſchaft Zeuge der Rührung. Haben vielleicht die vornehmen Leute weniger Stolz und mehr Menſchenliebe als die gemeinen, und behandeln ſie ihre Diener wie ihres Gleichen, oder ſehen ſie aus Hochmuth die Bedienten als Zimmermöbel, als Gypsfiguren an, die man nicht zu beachten brauche?

XXVII.

Die Entführung,

oder

der alte Bürger-Capitain.

Ein Frankfurter heroiſch-borjerlich Luſtſpiel.

Das gute Luſtſpiel ſollte immer örtlich ſein, um noch beſſer zu werden. In einer ausgedehnten Breite der menſchlichen Dinge, deren Anſchauung man gewinnt, wenn man von der Höhe herabſieht, gibt es keinen Widerſpruch und keinen Zufall, ſondern nur eine weiſe, nothwendige und zweckmäßige Folge von Urſachen und Wirkungen. Zu jener Luftſchichte hinauf dringen daher auch die Gegenſätze nicht, durch deren Vermählung das Lächerliche erzeugt wird. Aus dieſem Grunde können Sitten eines ganzen Volkes kein wählbarer Stoff zum Luſtſpiele ſein. Der Luſtſpieldichter muß ſich auf die

Ecken ſtellen und aus der Menſchenmenge einen Geſichtskreis voll abſondern. Es bleibt auch dieſes noch eine Selbſttäuſchung, aber wir geben uns ihr freiwillig hin, wir laſſen die umſichtige Ueberlegung ſchweigen, heften den Blick auf den nächſten Fleck und ergötzen uns. Schon die Herausſtellung eines einzelnen Standes in ſeinen Lächerlichkeiten, wie ſie in unſern Luſtſpielen üblich iſt, mag nicht ſo unverwerflich ſein, als man annimmt (ich betrachte aus dem Geſichtspunkte der Kunſt, nicht aus dem der Sittlichkeit). Kein Stand, als ein geſchloſſener angeſehen, hat eigentlich etwas Widerſprechendes, d. h. Lächerliches in ſich. Dieſes kommt erſt zum Vorſchein, wenn man die verſchiedenen Stände nebeneinander ſtellt. So ſind die Schwächen des Adelſtandes, die auf der Bühne ſo oft verſpottet werden, durchaus nicht lächerlich; denn in dieſen Schwächen liegt das Geheimniß ſeiner Stärke. Er hat keine andere Macht, als die ihm die öffentliche Meinung gibt; die öffentliche Meinung aber wird nicht durch Ketten, ſondern durch tauſend ſchwache Zwirnfäden feſtgehalten. Erſcheinen die Anmaßungen des Adels dem der Beſtimmung der Menſchheit eingedenken Bürgerſtande lächerlich, ſo muß die Unbeholfenheit der Bürger in Erreichung ihres perſönlichen Vortheils dem Adelſtande lächerlich erſcheinen. Da nun der Luſtſpieldichter auch nicht bis zur Perſönlichkeit hinabſteigen kann — denn die Satyre iſt kein dramatiſcher Stoff — ſo bleibt ihm kein andrer Schauplatz übrig, als die Oertlichkeit. Die Mauern einer Stadt ſind die wahren dramatiſchen Grenzen eines Luſtſpiels, das ſich weder über ein ganzes Land ausbreiten, noch in einer Häuslichkeit beſchränken darf.

Die Länge, Breite und Tiefe, welche das hier angezeigte Luſtſpiel ausfüllt, iſt, aus den angeführten Gründen, der naturgemäße Raum, den die Regel der dramatiſchen Kunſt abgeſteckt hat. Es reiht Scenen aus der Lebensart, der Geſinnung und der Denkweiſe des Frankfurters an einander — des Frankfurters, alſo, wie es ſich von ſelbſt verſteht, nicht der dortigen höhern Stände; denn dieſe haben dort, wie überall, kein geiſtiges Vaterland. Es folgt eben daraus, daß der Bürger-Capitain keine Handlung im gewöhnlichen Sinne der Bühnenſprache knüpft und löſt — denn nur Menſchen von eigenthümlichem Gepräge handeln, die ſtädtiſche Menge hat nur eine Handlungsweiſe — der heimliche Streich (die Intrigue) geht durch das Stück, wie der rothe Faden durch die engliſchen Schiffstaue, und wie der Nerve durch die Muskel, um die Ein heit und die Bewegung zu erhalten. Es iſt in der Frankfurter Mundart geſchrieben, wodurch ſeine komiſche Wirkung nicht blos geſteigert, ſondern überhaupt geſichert wird; denn wenn die Sprache das Gewand des Geiſtes iſt, wie könnte man letztern kenntlich machen, als an den Zeichen des erſteren. Orts- und örtlich geſinnte Bürger hochdeutſch ſprechen laſſen, das wäre eben ſo viel, als einen ſchlichten Handwerksmann in einem Hofkleide auf die Bühne bringen. Vielleicht hätte der Verfaſſer beſſer gethan, einige reinſprechende Perſonen in das Stück zu flechten, der Gegenſatz hätte die beabſichtigte Wirkung erhöht. Es iſt aber dieſe Verderbniß der Sprache in dem Munde des Volks eine gar räthſelhafte Erſcheinung! Woher entſteht ſie, wodurch erhält ſie ſich? Darf und muß man daraus ſchließen, daß die Sprache des Volkes von der der Gebildeten, die der Orts- von der der Welt-Bürger ſich eben ſo unterſcheidet, als die Geſinnung von jenen und dieſen? Man erſchrickt vor einer ſolchen Folgerung.

Die Tragödie idealiſirt, das Luſtſpiel muß portraitiren. In dieſer Beziehung iſt der Bürger Capitain ein wahres Meiſterſtück; die Naturtreue kann nicht weiter getrieben werden. Dieſes Vorzugs ermangeln unſere meiſten Luſtſpiele, und darum habe ich auch keinen Maaßſtab, dem ich das hier Beurtheilte anlegen könnte. Man muß es leſen, es kann nur mit ſich ſelber verglichen werden. Auch Solche wird es anziehen, die ſich ſonſt von Dichtwerken weniger angezogen fühlen. Sie werden es als ein wiſſenſchaftliches Werk aufnehmen, als eine Statiſtik des Frankfurter Volksgeiſtes.

XXVIII.

Thomas Aniello.

Trauerſpiel von Auguſt Freſenius.

Auch an einem ſiebenten des Junius, aber 173 Jahre früher und zu frühe, erkannte das Volk von Neapel, daß es ſtärker ſei als die königliche Gewalt, mißbraucht in den Händen habgieriger, unerſättlicher Stellvertreter, und des zum Drucke und Raube verbündeten Adels. Da ſchüttelte es ſich und warf ſie ab. Selbſt das menſchliche Recht ſtand ſeinem göttlichen und ſeiner Macht zur Seite. Denn hundert Jahre vorher hatte ihm Karl V. in einem Briefe neue Freiheiten gegeben, alte beſtätigt, und am Schluſſe jenes Freiheitsbriefes feſtgeſetzt: „Wenn einer Unſerer Nachfolger ſelbſt, oder ein Vicekönig, beſagte obige Artikel dieſes ewigen Privilegiums verletzen ſollte, ſo darf Unſer getreues Volk in Neapel, ohne Vorwurf des Aufruhrs, die Waffen ergreifen und behalten, bis zu ſeiner, dieſem Privilegium gemäßen, Zufriedenſtellung." Aber die Pächter und die Lohnknechte der Gewalt ließen den Bau der Freiheit verfallen, und traten Volk und Recht mit Füßen; denn:

„Das Volk iſt nur ein Pferd, dem man kein Fett darf an das Futter thun." Der Herzog von Arcos, der ſpaniſche Vicekönig in Neapel, und ſeine Höflinge ſetzten den Stolz hinzu. —

. . . . Der ſteife Stolz
Des hieſ'gen Adels, welcher vor dem Volk
Auf Stelzen geht, um nicht den gnäd'gen Fuß
Auf einen Stein zu ſetzen, wo vorher
Ein Bürger ſtand, — derſelbe Stolz, der doch
Mit ſeinem ſteifen Rück auf Händ' und Füß'
Im Kothe kriecht vor einem Vicekönig,
Und unterthänig um Erlaubniß bettelt,
Mit dem hochadeligen Maul das Volk
Ausſaugen ihm zu helfen.

So klagt Herzog von Makalona, ſelbſt ein Fürſt, doch ein Landesgeborner. Die Zöllner nahmen den armen Leuten den Biſſen vor dem Munde weg, und die Zolltabelle war ein unendliches Verzeichniß anbefohlener Entbehrungen. Einer aus der murrenden Menge las auf dem Markte die Zolltabelle mit lauter Stimme vor:

Es ekelt mich, euch auch noch das zu leſen,
Was die Tabelle ſagt, — die lechzende
Und lange Zung' des durſtigen Papieres,
Die jede Frucht beleckt, von der Olive
Bis zu der Maulbeer, und ein jed' Gemüs,
Vom Blumenkohl bis zur armſeligen
Wolfsbohn' herab. — Das Brod iſt uns ſchon längſt
Ein Leckerbiß; nun hat der Zollwurm gar
Auch noch das Obſt auf dieſes Jahr geſtochen,
Und frißt wie eine Raup' aus dem Gemüs
Das Herz heraus, daß wir uns freuen müſſen,
Wenn welkes Kraut und friſches Gras nur noch
Gleich wie dem Vieh, zur Sättigung uns bleibt.

Tommaſo Aniello that es, ein armer Fiſcher und Obſthändler. Er hatte den hohen Geiſt, den die wahre Liebe zur wahren Freiheit auch dem niedrigſten Bürger eingibt. Man folgte ihm, und mit dem Rufe: „Es lebe der König, aber zum Teufel mit der Regierung!“ begann der Aufruhr. Feuer und Plünderung zerſtörten die Paläſte des Adels. Aniello regierte an der Spitze des Volkes. Der Vicekönig verlor die Gewalt mit der Meinung von ihr, und mußte zur Liſt flüchten. Er ließ dem Aniello Gift in den Wein miſchen, wovon er den Verſtand und die Liebe und Ehrfurcht des Volkes verlor. In ſeinem Wahnſinne übte er blutige Grauſamkeiten, und wüthete auch gegen Freunde. Da ermordeten ſie ihn.

Dieſes iſt die Geſchichte, welcher auch der Dichter treu geblieben, bis auf die Todesart Aniello's, den er nicht umbringen, ſondern am Gifte ſterben läßt. Es herrſcht eine große, ob zwar noch wilde ungezähmte Kraft in dieſem Trauerſpiele, es waltet ein Shakeſpeare-Geiſt darin! Nur Käthchen von Heilbronn kann ihm zur Seite geſtellt werden. Den Dichter überraſchte der Tod, ehe er ſein Werk, das er als einundzwanzigjähriger Jüngling hervorgebracht, vollenden konnte. Darum ſind ſeine Bilder, wie die der jugendlichen Malerkunſt, monochromatiſch, nur wenige helle Farben herrſchen allein, die Zwiſchenlichter fehlen. Aber die Kraft des Ausdrucks, die Tiefe des Gefühls und die Höhe des ordnenden Verſtandes können nicht zu viel geprieſen werden. Freſenius war in Frankfurt geboren, und ſeine Mitbürger mögen trauern, daß er zu kurz lebte, um ihre Bewunderung ganz zu verdienen. Er, wie Körner und Kleiſt, ſtarben in der Blüthe, denn die Witterung unſerer Tage iſt den Dichtern nicht günſtig. Sie verderben an der rauhen Luſt der Wirklichkeit. Nur die unorganiſchen Dichter dauern aus wie Geſtein und ſetzen an; was Leben hat, verwelkt.

XXIX.

Cardenio und Celinde.

Trauerſpiel in fünf Aufzügen von Karl Immermann.

Wir ſind ſo ungewohnt, bei den dramatiſchen Dichtern unſerer Tage Fülle der Geſundheit und Kraft und Muth zu finden, daß die Freude über dieſe ſchönen Gaben, wo ſie ja einmal uns überraſcht, uns zur Nachſicht ſtimmt und wir der Fülle die Ungemeſſenheit, dem Muth den Uebermuth und der Kraft ihre Rauhheit gern verzeihen. Der Dichter dieſes Trauerſpiels hat ſich als ein ſolcher gezeigt, dem wenig mangelt, der aber vieles zu viel hat — ein erträglicher Fehler, da wir hoffen dürfen, daß die Erfahrung, die leichter nimmt als gibt, ihn verbeſſern werde. Beſonnenheit gibt die Zeit, Begeiſterung der Herr der Zeit; die eine iſt Lohn, die andere Geſchenk. Wem aber der Himmel ſich gnädig zeigte, dem ſoll auch der Menſch gewogen ſein, und er ſoll nicht murren, daß dem Schlafenden geworden, was dem Wachenden gehörte. Wenn wir die Mängel rügen, die, wie uns dünkt, Cardenio und Celinde in ſich ſchließt, ſo geſchieht es diesmal nur um zu zeigen, wie groß die Nachſicht ſei, die dem Dichter gebührt, und wie viele Schulden ſeine gütige Natur für ihn bezahlt.

Cardenio und Celinde.... Dieſes „und" iſt hier aber nicht, wie in Romeo und Julia, das Liebeband, das zwei Leben zu einem bindet, ſondern das arithmetiſche plus, das zwei ſich gleichgültige Größen mit einander verſchwägert, und die Familie weiter, aber nicht inniger macht. Die Einheit der dramatiſchen Handlung kann aber nicht durch Addition mehrerer Handlungen bewirkt werden. Herr Immermann hat, man begreift nicht aus welcher Laune, ſeinen Stoff, der zu einem guten Rocke hingereicht hätte, zu zwei Wämſern verarbeitet. Es iſt einmal geſchehen, und nachdem wir dieſes gerügt, bleibt uns zu betrachten übrig, ob die Jacken ſchön paßlich, und wie ſie ſtehen.

Cardenio, ein junger Spanier, Student in Bologna, liebt Olympien, Lyſander's, einer Magiſtratsperſon, neuvermählte Gattin. Er war ihrer Gegenliebe froh, ſie war ihm ſchon als Braut zugeſagt, als ſich plötzlich über den Morgen der Liebenden, wie ein giftiger Nebel, das Gerücht verbreitete, es ſei in Olympiens dunkler Kammer ein Mann überraſcht worden. Cardenio tappt umher, ſucht ängſtlich nach Licht, erwartet Erklärung; ſie wird ihm nicht, Olympia ſchweigt. Der Spanier tritt zurück entſagt der Geliebten. Da meldet ſich Lyſander, der ſich ſchon früher, aber unglücklich, um Olympien's Gunſt beworben, und bietet ihr ſeine Hand an. Dieſe, in der Lebensgefahr ihrer Ehre, ergreift den rettenden Arm und wird Lyſander's Gattin. Olympia war unſchuldig, ſie kannte ſelbſt den Mann nicht, der ſie im Dunkeln in ſeine Arme geſchloſſen. Sie dachte und hoffte, es ſei Cardenio geweſen; als dieſer aber ſchwieg, mußte ſie dulden. Nach der Hochzeit geſtand ihr Lyſander, er ſei es geweſen, der ſich, mit Hülfe einer beſtochenen Dienerin, zu ihr geſchlichen. Er habe durch dieſe Liſt bezweckt, was er durch ſie erreicht —

                    Meine Kühnheit
Trug mich zum Ziel der allerfernſten Wünſche
Und lehret, daß Verſtand die Welt beherrſcht.

Lyſander iſt übrigens ein leidlicher Mann, und Olympia konnte, ohne ſchweren Kampf, ihre alte Neigung ihrer neuen Pflicht aufopfern. Cardenio trägt einen verzeihlichen Groll in ſeinem Herzen —

nicht gegen Lyſander, deſſen redliche Bewerbung er nicht ſchelten kann, ſondern gegen den unbekannten Dieb ſeines Glückes. Er will Bologna, den Schauplatz einer ſo ſchmerzlichen Begegnung, verlaſſen, doch vorher noch verſuchen, ob er Olympien zu keiner Erklärung bewegen könne. Er denkt: müſſe er ſie ſchuldig finden, wolle er eine unedle Neigung aus ſeinem Herzen verbannen; rechtfertige ſie ſich, könne er von einer ſchönen Vergangenheit ein reines Bild mit in ſeine Heimath nehmen. Er bittet Olympien um eine Zuſammenkunft. Dieſe, ſchwach, gewährt ihm, was ſie ihm früher verſagt, und ſchwächer geſteht ſie dem ungeſtüm Fragenden, daß Lyſander, ihr Gatte, der Mann geweſen, der ſich in ihr Zimmer geſchlichen. Jetzt weiß Cardenio, wen er zu haſſen; doch Lyſanders Werth verkennt er noch immer nicht. Er ſagt von ihm:

Er iſt gerecht und edel, ſchädigt keinen,
Er iſt bereit, wo Waiſ' und Wittwe weinen,
Er liebt Olympien, und ſagt mit Fug,
Daß ſie der Freude hat bei ihm genug —
Und iſt ein Schurke doch mit Haut und Haar,
Ein Aff' und Schurke, wie kein Zweiter war.

So kämpft der Unglückliche mit ſeinem Haſſe, ihn bald überwältigend, ihm bald unterliegend —

Das Herz iſt nur ein Taubenſchlag, Gefühle
Zieh'n flatternd aus und ein —

ſagt Cardenio ein anderes Mal. Ja, wenn es nur Tauben wären! Aber der Geier kam auch, und der Teufel ſiegte. Cardenio überfällt den heimkehrenden Lyſander bei Nacht auf der Straße und tödtet den Unbewaffneten. Er thut es im Sinnesrauſche. Die That war um ſo weniger ſchlimm, als es der Rauſch mehr geweſen. Der Wein war mit ſinnverwirrenden, ſinnbetäubenden Dingen gemiſcht. Wer reichte ihm den unſeligen Becher? Ein langer, ein ſehr langer Arm! Ein breiter Strom trennte den Mundſchenken von dem Trinker; ein Eiſendraht war über den Strom gezogen und über dieſe ſchmale Brücke kam das umzauberte Schickſal hergeritten. Gehen wir jetzt an das andere Ufer; glauben wir nur, führt uns die gefährliche Brücke auch hinüber.

Celinde liebt Cardenio, der ihre Liebe nicht erwiedert. Celinde iſt ein leichtfertiges Mädchen, von ihrem Blute dem Laſter verkuppelt. Sie iſt gutmüthig, weil ſie ſchwach iſt, aber ſie hält ſich für gut, weil ſie ſchlecht iſt nach Grundſätzen. Den durchſichtigen Schleier ihrer Buhlerei verbrämen Floskeln genug. Mit heißer Leidenſchaft liebt ſie den jungen Spanier, ſie, die ſo viele verſchmäht, denn:

Er weiß zu quälen — das, das iſt der Punkt,
Wer uns zu quälen weiß, dem huld'gen wir,
Wir mögen nicht in Ruhe ſein.

„So ſind alle Weibsbilder; wenn man ſie nicht immer beängſtigt, ſo wird ihnen übel“ — hat der ungeſchlachte Falſtaff in ſeiner Sprache ſchon längſt geſagt. Celinde erfährt, daß ſich Cardenio zur Abreiſe vorbereite. In ſo enge Zeit eingeſchloſſen, ſchlägt ihre Leidenſchaft hoch in Flammen auf. Sie klagt, ſie weint. Sie läßt Tyche rufen, eine alte Dienerin, eine Haushexe. Sie ſagt ihr: da ſie umzugehen wiſſe mit Kräutern und Tränken, mit Karten und Sprüchen, möge ſie ihr doch rathen und helfen in ihrer Liebesnoth. Tyche murmelt: gegen ſolche Pein und Betrübniß gäbe es wohl Mittel genug, doch wären ſie für ſo junges ſüßes Blut zu ſcharf. Celinde iſt gierig, und glaubt nur neugierig zu ſein. Sie forſcht weiter, ſie läßt ſich erzählen von den Zaubermitteln. Tyche ſpricht:

Wenn wir das Herz von Jemand kriegen können:
Der Dich recht zärtlich liebt, und weihn's mit Sprüchen,
Und brennen's dann zu Aſche, und vermiſchen
Die Aſche mit 'nem Kuchen oder Wein,
Und bringen dieſen Kuchen oder Wein
Cardenio'n bei, wird er ein andrer Menſch,
Er folgt Dir, wie der Pudel ſeinem Herrn.
Laß peitſchen mich, wenn es nicht zutrifft, Kind.

Celinde lacht die Hexe mit ihren Tollheiten aus, und ſchickt ſie fort.

Im Haufen von Celinden's unerhörten Anbetern ſteht auch der Johanniter Ritter Marcellus. Celinde lebt von ſeinen Geſchenken, läßt ſich dankbar liebäugelnd Schreibfedern von ihm ſchneiden, und hält ihn am ſeidnen Faden ihrer Reize nah' und fern. Ein Türkenkrieg ruft den geiſtlichen Ritter von Bologna ab; er will auf den Abend Celinden zum letzten Male beſuchen. Vor ihm kommt Cardenio, auch um von Celinden, als einer Bekannten, Abſchied zu nehmen. Celinde weiß ihren Schmerz zu beherrſchen, ſie ſcheint ruhig und heiter, und ſcherzend empfängt und entläßt ſie den Freund, um, nachdem er fort war, lauter aufzujammern. Der Augenblick iſt gekommen, wo die Unglückliche wählen muß zwiſchen ihrer Seligkeit und ihrem Geliebten. Wie eine verlorne Mücke flattert ſie matt um das trübe Licht, das ſie endlich erhaſcht. Sie läßt Tyche rufen, läßt ſich von ihren Zaubertränken noch einmal erzählen; immer liebetrunkener horcht ſie auf. Da wird Marcellus gemeldet. Tyche führt ihn in ein Seitenzimmer, verbindet ihm die Augen, und heißt ihn ſchweigen und ſich ruhig halten. Auf des Ritters Verwunderung und Frage wird ihm geantwortet, ſo ſei es Celinden's Laune, und ſie werde bald kommen. Jetzt nimmt Tyche einen Dolch, bringt ihn Celinden und ſagt ihr, das Herz zum Liebestrank ſei gefunden, ſie ſolle Marcellus ermorden. Celinde tritt entſetzt zurück. Die Hexe, unbekümmert um die Rechtfertigung vor dem Himmel, denkt, ſie werde die That, wenn ſie einmal geſchehen, vor Celinden zu verantworten wiſſen. Sie ſelbſt ſtößt dem Ritter den Dolch in die Bruſt. Celinde im andern Zimmer, hört den Angſtſchrei des Getroffenen; Marcellus, der ſich aufgerafft, ſtellt ſich blutend unter die Thüre, und überhäuft Celinden mit den Verwünſchungen eines Sterbenden; dann ſinkt er nieder. Celinde fällt in Fieber und Wahnſinn; das Bild des blutigen Ritters ſteht gebannt vor ihren Blicken. Tyche ſucht ſie zu beſchwichtigen, ihr lügend, ſie habe die That nicht vollführt, der Ritter ſei nicht ermordet, ſondern fort, zu Schiffe gegangen. Celinde beruhigt ſich, Tyche nimmt des Ritters Herz und bereitet den Liebestrank. Sie ſucht dann Cardenio auf, erzählt ihm, ſie komme von Olympien, die, krank an ſüßen Vorwehen einer Mutter, nach ihr geſchickt, um ſie zu ſtreicheln, denn es ſei bekannt, ſie habe „einen guten Strich“. Die Alte malt es mit brennenden Farben, wie reizend Olympia „im puren Hemdchen“ da geſeſſen; ſie peitſcht Cardenio's Blut, daß es hoch aufſteigt, und ihm die vollen Adern den Hals einſchnüren. Ihm wird wehe, er fordert einen Trunk, Tyche reicht ihm den Becher mit dem Liebestranke. Cardenio findet den Wein „trüb' und wolkig;“ doch er trinkt ihn, er trinkt und leert den Becher. Plötzlich, wie aus einer langen Vergeſſenheit erwachend, frägt er: Was macht die liebliche Celinde?“ Der Zauber hat gewirkt. Cardenio geht zu Celinden, ergibt ſich ihr. In dieſem Taumel der Sinne, von Wein und Blut und Liebe vergiftet und berauſcht, lauert er dem klugen Lyſander auf, und tödtet ihn, wie wir erzählt.

Die That geſchieht vor Lyſander's Wohnung. Darauf ſtößt Cardenio das blutige Racheſchwert, als Zeichen heiliger Vehm, in die Hausthüre und eilt fort. Sein Freund Pamphilio, der umhergegangen ihn aufzuſuchen, kommt an die Stätte des Verbrechens, ſieht die Leiche, ſieht das Schwert, nimmt es in die Hand und wird ſo von Lyſanders Dienern, die aus dem Hauſe gekommen, übereilt und für den Mörder gehalten. Einer derſelben ſchlägt ihn nieder. Doch die Wahrheit wird bald kund. Unterdeſſen hatte Marcellus' geängſtigter Diener, der ſeinen Herrn nirgends finden konnte, ſich an die Gerichte gewendet. Es wird ausgeforſcht, daß der Ritter in Celinden's Wohnung geweſen, man findet dort ſeine Leiche, man findet ſein Kreuz unter Tyche's Gepäcke, die Hexe wird feſt genommen, ſie bekennt den Mord. Celinde und Cardenio, durch Liebe und Verbrechen an einander gekettet, wollen entfliehen. Es iſt Morgen. Cardenio geht die Straße hinab, zu ſehen, ob ſie noch unbeſetzt von Wächtern ſei. Lyſander's Geiſt verſperrt ihm den Ausweg, er flieht entſetzt zurück. Celinde ſucht ſeine kranken Einbildungen zu geſchwichtigen, ſie auch geht an das Ende der Straße; da erſcheint ihr Marcellus' zürnender Geiſt, ſie ſtürzt zu Boden und ſtirbt am Schrecken. Cardenio fällt in die Hände des Gerichts, und um dem Blutgerüſte zu entgehen, ſtürzt er ſich in ſein eignes Schwert. Tyche wird zum Scheiterhaufen geführt. —

Die menſchlichen Schickſale, welche die Kunſt des Tragöden nachbildet, müſſen, und wären ſie noch ſo ungeheuer, doch immer menſchliche Geſtaltung haben. Aber in Cardenio und Celinde wird kein Bild der ſittlichen, es wird nur eines der ſinnlichen Natur des Menſchen aufgeſtellt. So darf es nicht ſein. Das Ebenbild Gottes ſoll nie unkenntlich werden; auch irrende, ſelbſt verworfene Menſchen ſind nur gefallene Engel; doch in dieſem Trauerſpiele ſind alle Menſchen nur emporgehobene Thiere. Der Dichter hat ſie fehlerhaft in zwei Gruppen geordnet.

welche Ohr und Auge, und Betrachtung und Empfindung theilen. Doch wäre es nur das allein; es iſt aber noch ſchlimmer! Cardenio gehört zu beiden Gruppen; als der Diener zweier Herren iſt er bald hier, bald dort, man weiß nicht, wo man ihn zu ſuchen, und die Aufmerkſamkeit geht oft vergebene Wege. Die Empfindung, die wir nicht ganz dem Ganzen geben können, können wir auch nicht unter das Einzelne vertheilen. Es iſt nichts, das Liebe, nichts, das Abſcheu einflößt. Das Schickſal ſchneidet Geſichter, und wir lachen nur darum nicht, weil ſie von Krämpfen herkommen. Fünf Menſchen ſterben, den ſechſten ſehen wir zum Tode führen — und wir bleiben kalt. Fünf Menſchen lieben ſieben Mal, und keine dieſer Liebesarten rührt uns. Cardenio's Liebe zu Olympien geht früher unter, als der Vorhang aufgeht, und wir ſehen nur noch ihren blutrothen Abendſchein. Seine Liebe zu Celinden iſt ein Fieberwahn. Olympien's Liebe zu Cardenio iſt eine erkaltete, ihre zu Lyſander eine vernünftige; Marcellus' Liebe iſt eine unwürdige. Lyſander liebt wie ein Ehemann, und Celinde wie eine Buhlerin. Tyche iſt ein gemeines, aberwitziges, altes Weib. Es ſchimmert ein Lichtſchein, der ſie hätte verklären können, aber er iſt zu weit entfernt. Tyche war einſt von Celinden's Vater verführt worden, und es war ihr davon „ein blöder Junge“ übrig geblieben. Der Dichter hat dieſes Verhältniß nicht benutzt; auch wäre wohl nur etwas Pſychologie dabei herausgekommen. Der Schickſalstrank, hier die chemiſche Flüſſigkeit, die löſt und bindet, iſt „trüb und wolkig“. Wir wiſſen wohl, daß es Zauber und Wunder gibt, doch nur für die, welche daran glauben. Aber Cardenio weiß nicht, was er trinkt, und es wirkt doch — das iſt nicht Sympathie, das iſt nüchterne Phyſik, und wir fragen proſaiſch die Toxicologie, ob ſolche Wirkung möglich ſei?

Doch bei allen ihren Mängeln hat dieſe Tragödie etwas, das wohl gefällt. Der Dichter kränkelt nicht ohne Ende und Hoffnung; er hat von jenen tüchtigen Uebeln, aus welchen der Kranke, geneſ't er nur, kräftiger hervorgeht. Die Sprache iſt friſch, die Bilder quellen hervor, ſie brauchen nicht gepumpt zu werden. Wir freuen uns des guten Stoffes, können wir auch nicht ſeine Geſtaltung loben; wir freuen uns des edlen Marmors, denn jenes matten Biscuits und ſchalen Alabaſters ſind wir ſatt und überſatt. Der Kraft fehlt die Anmuth, wohl nicht auf immer, denn ſie fehlt der Kraft. Das Leben eines Dichters iſt ein Gaſtmahl, zu dem ſich die Götter alle, wenn ſie ihm gnädig ſind, verſammeln. Die Grazien aber kommen erſt ſpät zum ſüßen

Nachtiſche. Ehe ſie erſcheinen, vernehmen wir ungemeſſene Reden, hören wir Männerſpäße erſchallen, die, ob ſie zwar den Wein loben, ſich nicht geziemen. Doch die Anmuth erſcheint, und der Uebermuth verſchwindet.

XXX.

Die eiferſüchtige Frau.

Luſtſpiel von Kotzebue.

„Nach dem Engliſchen" wird angezeigt. Aber es iſt auch nach der Natur, die keine Geſchichte, kein Staatsrecht und keine Luftbeſchaffenheit jemals ändert. Die uralte Schwachheit hat der Dichter mit den neueſten Moden, mit Turnweſen, Wunderdoktorei und dergleichen Stoffen mehr, die an der Tags- oder Nachtordnung ſind, nett aufgeputzt, und das Stück iſt ganz allerliebſt geworden. Die eiferſüchtige Frau ſchämt ſich ihrer Geſpenſterfurcht: freilich nur ſo lang es helle iſt, und mit der Nacht wird ſie wohl wieder zu zittern anfangen. Indeſſen — das geſchieht hinter dem Vorhange.

Aber ein Luſtſpiel? Die ſchrecklichſte aller Folterqualen dem Scherze hingegeben? Was im

Othello uns mit Grauſen erfüllt, uns erſchüttert, niederwirft, wäre es der blutige Ausgang allein, den dort die Leidenſchaft herbeiführt? Nein, es iſt dieſe Leidenſchaft ſelbſt, die Shakeſpeare ſo naturtreu dargeſtellt, ſo durchſichtig gemacht hat, daß wir alle Wendungen des Labyrinths erkennen, in das die Liebe hineinführt, nur ohne rettenden Faden. Woher geſchicht's, daß dieſer höchſt tragiſche Stoff gewöhnlich zu Luſtſpielen vertändelt wird? Was iſt doch der Menſch für ein beſonderes Geſchöpf! Aber gut, daß er ſo iſt, daß er den Verzerrungen des Schmerzes eine poſſierliche Grimaſſe, der furchtbarſten Leidenſchaft ihre Lächerlichkeit abzugewinnen verſteht. Dieſes iſt die Kühlung, womit das nahe Meer ein heißes dürres Land erfriſcht.

XXXI.

Marianne.

Bürgerliches Trauerſpiel von Gotter.

Es iſt, wie bekannt, dem Franzöſiſchen des La Harpe nachgebildet und wurde ſchon vor länger als vierzig Jahren auf die deutſche Bühne gebracht. Dieſes Trauerſpiel, ob es zwar den guten zugezählt werden muß — die Sprache darin iſt edel, einfach und kräftig, die Charaktere richtig gezeichnet, die Lichter ſehr treffend — hat jetzt doch zwanzig Jahre zu lange gelebt. Weder deſſen Stoff, noch die Behandlung des Stoffes kann uns gegenwärtig anſprechen. Das Kloſterweſen iſt uns fremd, zur Fabel geworden, dieſe Quelle der menſchlichen Leiden iſt verſchüttet und ein böſes Geſchick, das unſeren eigenen Lebenskreis nicht mehr gefährden kann, kann uns auch nicht mehr rühren, wenn es einen andern trifft. Wir werden zwar auch jetzt noch in der Vorſtellung den Kloſterzwang abſcheulich finden: aber ein hartherziger Vater, der ſeine Tochter aufopfert auf dieſe Weiſe, wird uns nicht ſowohl grauſam, als närriſch erſcheinen und kann daher auf der Bühne keine rein tragiſche Wirkung hervorbringen. Auch der franzöſiſche Ritterprunk, den alle Perſonen, die in dem Trauerſpiele auftreten, in Gang und Worten zeigen, die höfliche Art, wie Mann und Frau, Eltern und Kinder zuſammen ſprechen, die Regelmäßigkeit ihres Zorns, der Anſtand ihrer Heftigkeit — das Alles muß uns Deutſchen ſehr abgeſchmackt vorkommen. Wenn der Baron zu ſeiner Mutter ſagt: „Sie ſpotten meiner, gnädige Frau,“ und dieſe ihm erwiedert: „keine Schmeicheleien, mein Sohn!“ oder wenn Marianne im höchſten Grade der Verzweiflung ihrer Mutter zuſchreit: „Laſſen Sie mich, Madame!“ — lache da Einer nicht.

Eine Betrachtung: — der brave Geiſtliche ſagt zum Präſidenten: „Unſere ſclaviſchen Gelübde ſollten aufgehoben, unſere Klöſter zu Spitälern, zu Freiſtätten für Unglückliche, für Lebensmüde, für Verlaſſene gemacht werden.“ Nun ſeht, zwanzig Jahre ſpäter, als er dieſes geſprochen, hat ſich der Wunſch erfüllt. Bedenkt man dieſes, ſo weiß man nicht, ſoll man ſich dem Troſte oder der Verzweiflung ergeben. Soll man ſich tröſten, daß ein ſo lange dauernder Wahnſinn endlich aufgehört, oder verzweifeln, daß er ſo lange gedauert und ihm ſo viele Schlachtopfer unwiderbringlich dargebracht worden? Wie viele, gleich grauſame, gleich thörichte Einrichtungen beſtehen jetzt noch! Welche? Auch wenn mir die Wahl frei ſtünde, ich wüßte ſie nicht zu treffen. Und Keiner bedenkt: in wenigen Jahren vielleicht werde ich als Tollheit betrachten, was mir jetzt zur Weltordnung zu gehören ſcheint; warum ſoll ich der Zeit nicht gleich gewähren, was ich ihr endlich ſelbſt gutwillig werde geben? Warum nicht, da mein Starrſinn die Leiden der Menſchheit vermehrt, ohne meine eigne Luſt zu vermehren?

XXXII.

Beſchämte Eiferſucht.

Luſtſpiel von Frau v. Weißenthurn.

Nur allein in den letzten acht Tagen iſt ſie auf unſerer Bühne ſchon zwei bis drei Male beſchämt worden, aber umſonſt, ſie hat ſich nicht gebeſſert — nämlich die Eiferſucht. Das Uebel haftet zu tief und kann nicht mehr ausgerottet werden. Wäre es mit unſerer Geduld doch der nämliche Fall, hätte ſie doch gleich tiefe Wurzeln! Aber es iſt zu arg, es iſt gar zu arg. Man verſuche es, und laſſe unſer Schauſpiel-Repertoir gefrieren, und zähle dann die Löffel Wein, die flüſſig bleiben; wahrhaftig, die Arithmetik der Peſcherähs reichte vollkommen hin zu dieſer Zählung! Iſt denn wirklich die Frankfurter Menge ein ewiges Kind, das nie des ſüßen Breies entwöhnt wird? Hat es keine Zähne für Fleiſch und Brod, iſt ſein Kopf für Wein noch nicht ſtark genug? Gibt es keinen Othello, keinen Lear, keinen Julius Cäſar, keinen Macbeth, keinen Romeo und Julie, keinen Wallenſtein, keinen Egmont, keinen Götz von Berlichingen, keinen Ingurd, keine Donna Diana, keine Minna von Barnhelm? Soll die Bühne nichts Höheres darſtellen, als unſer erbärmliches Alltagsleben, darf ſie nichts Würdigeres nachahmen, als unſere Thee-Abende, wo mit faden Tändeleien, mit ungeſalzenem Spotte, mit ungelenkſamen pedantiſchen Witzen der Geiſt gefüttert wird; mit mancherlei ſüßen Getränken, die ſie Erfriſchungen nennen, der Leib durchgeweicht wird? Erfriſchungen! Wir mit unſerem Schneckenblute, daß wir noch glauben, Erfriſchungen nöthig zu haben! Ich möchte einen athenienſiſchen Schuhflicker auf unſerer Gallerie ſehen, ich glaube, er würde toll werden in der erſten Stunde, und hinab auf's Parterre ſpringen. Seid ja nicht etwa beſcheiden und ſagt: die Griechen waren gebildeter als wir. Es gäbe nichts Falſcheres, als dieſe Behauptung. Wir verdanken der Buchdruckerkunſt eine Ausbreitung der Wiſſenſchaftlichkeit über alle Stände der bürgerlichen Geſellſchaft, von welcher die alten Völker keine Vorſtellung hatten. Man kann jetzt für ein paar Kreuzer und in Zeit von einer Stunde in jeder Leihbibliothek mehr Weisheit ſchöpfen, als Pythagoras durch vieljähriges Reiſen in fremde Länder, und nach langem Harren und feierlich ſchleppenden Einweihungen ſich aus den mündlichen Lehren der Prieſter erwarb. Alſo nicht darum, weil der athenienſiſche Schuhflicker einen gebildeteren Geiſt hatte, als wir, ſondern weil er einen größeren Charakter hatte, als alle unſere wohlgebornen Honoratioren, würden ihn unſere einfältigen Schauſpiele anekeln. Er würde uns beweinen und verlachen. Beweinen, wenn er das Bild unſeres düſteren, mühſamen Lebens aus ſeinem dramatiſchen Abbilde erkennt, verlachen, wenn er wahrnimmt, mit welchem Ernſte, mit welcher Ehrfurcht wir alle unſere Poſſen behandeln, und mit welcher eiteln Selbſtgefälligkeit wir jeden Abend vor dem Spiegel der Bühne Toilette machen und unſere häßlichen Figuren belächeln. Nun, wen kümmert's auch? Da ihr es nicht anders haben wollt, ſo laſſe euch der Himmel noch lange euren zierlichen Kotzebue, euren allerliebſten Ziegler, eure artige Frau von Weißenthurn, und möge euch kein ungeſchliffener Shakeſpeare oder Calderon je aus eurer Gemüthsruhe ſtören!

Ach, die liebe gute Frau von Weißenthurn, wenn wir die nicht hätten! Möge ſie nun, da Kotzebue todt iſt, unſere Bühnenmutter ſein, und viele Jahre den dramatiſchen Scepter führen. Wie treffend ſind alle ihre Schilderungen aus dem Menſchenleben, wie naturtreu! Es iſt wahr, man könnte über das Stück, von welchem hier die Rede iſt, manche Fragen und Zweifel anbringen.

Iſt es wahrſcheinlich, daß zwei geſittete Frauenzimmer von Stande einem fremden jungen Offizier, gleich in den erſten Minuten ihrer Bekanntſchaft, die Eiferſucht, die eine ihres Gemahls, die andere ihres Bräutigams anvertrauen und über deren lächerliche Schwäche mit dem fremden Manne ſpotten werden? Iſt es glaublich, daß irgend ein Baron Sturz, ein Chevalier, ein Politicus, ein bejahrter Hofmann, eben jenen jungen Offizier, den er zum erſtenmale in ſeinem Leben ſieht, gleich zum Vertrauten ſeiner Intriguen zu machen und ihn ſogar einladen werde ihm beizuſtehen, in die Familie, die ihn, den Fremden, ſo eben gaſtfreundlich aufgenommen, Zwietracht und Haß zu bringen? Iſt es möglich, daß zwei heftige, leidenſchaftliche junge Männer, wie Graf Solm und Baron Walling, beide Edelleute, ſich von einem Fant von Lieutenant ſo mißhandeln und verſpotten laſſen ſollten, als es hier im Gartenhauſe geſchah, ohne dem naſeweiſen Burſchen auf der Stelle den Hals zu brechen? Iſt es denkbar, daß eine ſittſame und für ihren Ruf beſorgte junge Frau, welche die heftige Eiferſucht ihres Mannes kennt, wenn ſie aus irgend einem Grunde ſich dazu entſchließt, mit einem jungen Offizier in einem abgelegenen Gartenſaale eine Zuſammenkunft zu halten? Iſt es denkbar, daß, ihr unbemerkt, zwei Menſchen in der heftigſten Stimmung durch den Saal ſtürzen können, wird ſie nicht vielmehr ſo ängſtlich lauſchen, daß ihr kein Zirpen eines Heimchens entgeht? Auch der Offizier ſchleicht ſich unbemerkt zur Gräfin Julie, ſtellt ſich hinter ihren Stuhl, und hört ihrem Selbſtgeſpräche zu. Dieſe Unſichtbarkeit handgreiflicher Offiziere und anderer erwachſener Menſchen kommt freilich in ſehr vielen Komödien vor. Ohne ſolche Zaubereien können unſere armſeligen Poeten nicht fertig werden. Aber es iſt eine Unnatur, die nicht zu ertragen. Ich habe ſo viele meiner Freunde und Freundinnen, bis ich eine tauſendjährige Erfahrung zuſammengebracht — ich habe ſie gefragt, ob es ihnen in ihrem tauſendjährigen Leben begegnet ſei, daß ſich Jemand in ihre Stube geſchlichen, während ſie darin geweſen, ohne daß ſie es gemerkt? Sie antworteten: nicht ein einziges Mal.

Mit welchem Rechte heißt das Stück: Beſchämte Eiferſucht? Die beiden Eiferſüchtigen haben ſich diesmal nicht zu ſchämen. Hat man ihnen etwa gezeigt, wie ſie in der Donquichotterie ihres Herzens eine Windmühle für einen Rieſen gehalten? Keineswegs. Der Eine findet ſeine Frau in einem einſamen Gartenſaale mit einem jungen Offizier und hört den letztern von Liebe reden; der Andere findet ſeine Braut in den Armen eben dieſes Offiziers. Sollten ſie da nicht argwöhniſch ſein? Hätten ſie auch ohne die Verblendung der Leidenſchaft wahrgenommen, daß der Offizier der Bruder der Frauenzimmer ſei? Woran? Sie kannten ihn nicht. Baron Walling ſtürzt in's Zimmer, in dem Augenblicke, da ſeine Braut den Offizier umarmt und küßt. Er ſieht die anmuthige Gruppirung, ſchreit: „Tod und Teufel!“ und ſtürzt ab. Julie: Da war er. Der Offizier: Der iſt noch nicht kurirt. Julie: Das glaub' ich: „er weiß ja nicht, daß Du mein Bruder biſt, da muß es ihm auffallen.“ Ei, Gräfin Julie, Sie reden da ſehr vernünftig, warum ſagten Sie das nicht der Frau von Weißenthurn?

Herr ***, als Graf Solm, und Frau ***, als ſeine Gemahlin, waren bei übler Laune. Sie ſpielten kalt, verdroſſen, ungelenk, und letztere beſonders mit ſpärlicher Mimik. Herr ***, Baron Walling war rein toll. Es ſei ihm verziehen, denn ſo eine Braut, wie Demoiſelle Lindner, ſo reizend, ſo anmuthig, mit ſo vieler Grazie in Scherz und

Ernſt, verliert man nicht, ohne auch den Verſtand zu verlieren. Herr **Weidner** als Baron Sturz zeigte ein höchſt gelungenes Spiel, und Kunſt und Natur in ſchöner inniger Verbindung. Warum er, auf dem Lande befindlich, in Hofkleidung, den Degen an der Seite, auftrat, darf man wohl nicht fragen. Dieſer Mißgriff iſt üblich. Das Stück iſt alt. Vordem mag wohl eine gräfliche Perſon ihre gräfliche Natur auch auf dem Lande nicht abgelegt haben. Aber da ſich die Sitten jetzt geändert, ſollte man im Coſtüm auch die nöthige Aenderung treffen. Wenn ein Charakter, wenn eine dramatiſche Handlung nicht mit einer gewiſſen Zeit, nicht mit einer beſtimmten Geſtalt nothwendig verknüpft iſt, ſo ſollte auf der Bühne alles die Farbe des Tages annehmen, damit die Täuſchung nicht geſtört werde. Moliere's Geizige iſt älter als 150 Jahre; würde es aber nicht einen ſtörenden Eindruck machen, wenn die darin auftretenden Perſonen in der Kleidung aus der Jugendzeit Ludwigs XIV. erſchienen? Herr ***, des Lieutenants Bedienter, ſollte ſeinen Herrn bitten, ihm eine neue Livree machen zu laſſen. Sie iſt gar zu abgetragen. Ich kenne dieſen Rock ſchon zwanzig Jahre.

XXXIII.

Die Entführung aus dem Serail.

Oper von Mozart.

Gibt es ein überſinnliches Land, wo man in Tönen ſpricht — die Meiſter der Kunſt führen euch hinauf, indem ſie euch erheben; nur Mozart allein zeigt uns den Himmel, zu dem Andere emportragen müſſen, in unſerer irdiſchen Bruſt. Das iſt's, was ihn nicht allein zum Größten macht aller Tondichter, ſondern zum Einzigen unter ihnen. Um Mozartſcher Muſik froh zu werden, bedarf es keiner Erhebung, keiner Spannung des Gemüths, ſie ſtrahlt Jedem, wie ein Spiegel, ſeine eigene und gegenwärtige Empfindung zurück, nur mit edleren Zügen; es erkennt Jeder in ihr die Poeſie ſeines Daſeins. Sie iſt ſo erhaben und doch ſo herablaſſend, ſo ſtolz und doch Jedem zugänglich, ſo tiefſinnig und verſtändlich zugleich, ehrwürdig und kindlich, ſtark und milde, in ihrer Bewegung ſo ruhig und in ihrer Ruhe ſo lebensvoll. Muſik, wenn ſie als heimathliche Sprache der Liebe und Religion ſich austönt, wird ſo himmliſch, als bei Mozart, bei Keinem vernommen. Aber bewunderungswürdiger als in jener Höhe, wo das Wort ſchon im Sinne ſeine Verherrlichung findet, iſt Mozart in der Tiefe, wo er, das gemeine Treiben adelnd, die Poeſie der Proſa, den Farbenſchmelz des Schmutzes und den Wohlklang des Gepolters kund macht. Die Singſtücke der Conſtanze, der Donna Anna und das furchtbare Auftreten des ſteinernen Gaſtes ſind vielleicht minder unnachahmlich als Osmins Geſänge. So ein meiſterhafter Geſelle, ſo ein verklärter Brummbär und hündiſcher Frauenwächter, wie er ergrimmt ſich an dem verriegelten Gitter abmartert, durch welches er täglich den Honig ſieht, den er nicht lecken darf, ſo ein erboſter Kerl, der alle Welt haßt, weil er nicht lieben kann, wird ſobald nicht wieder in Muſik geſetzt.

XXXIV.

L'école des Vieillards.

Comédie en cinq actes et en vers, par M. CASIMIR DELAVIGNE.

In der Schule der Alten muß man die Zeit gut benutzen, denn ſie iſt kurz. Glücklich daher, wenn ein Lehrer verſteht, den grauen Schülern das Lernen angenehm zu machen, und ihre Launen zu ſchonen, ohne ihren Schwächen nachzugeben. Das hat Delavigne verſtanden. Er führt ſeinen Alten, fein und unmerklich, den rechten Weg, und ſtraft den Unachtſamen nicht allzuſtreng. **Danville**, ein Seemann von ſechzig Jahren, heirathet unerſchrocken eine junge Frau, und liebt ſie dann furchtſam. **Hortenſe** iſt leichten Sinnes, denn ſie iſt jung; liebt die offene Welt, denn ſie iſt ſchön; bleibt ihrem Manne treu, denn ſie iſt gut. Aber zu jung, ihre

Schritte zu berechnen, zu ſchön, die unberechneten Schritte Anderer auf der Stelle zu berichtigen, und zu gut, den übeln Schein zu meiden, geräth ſie in Verwicklungen, die ihr und ihrem Seemanne vielen Kummer machen. Noch frühe genug gleicht ſich alles aus, und die junge Gattin bittet den alten Gatten, mit ihr Paris zu verlaſſen, wo man ungeſtraft weder jung noch alt ſein dürfe. Das iſt der Hergang der Sache. Ein alter Schiffsrheder, der die Gicht hat, gute Laune und eine junge Frau; ſein alter Freund, der ein Hageſtolz iſt, und den man genau kennt, ſobald man von ihm hört:

> qu'il vit en patriarche,
> Qu'il dine encore a l'heure ou l'on dinait dans l'arche;

ein alter Bedienter, der ehemals Matroſe geweſen; ein junger Hausfreund, der für Sturm ſorgt; eine Schwiegermama, eine Königin Mutter, die ihrer Tochter das Regieren erleichtert — das ſind alle deutſche Erinnerungen, und den Deutſchen, der in Paris ſolche Kuhreigen hört, überfällt ein ſüßes Heimweh, und er möchte augenblicklich deſertiren, wieder einmal ein liebes Kotzebue'ſches Stück zu ſehen. An dem Luſtſpiele Delavigne's iſt nur die gefällige Verſification und die anmuthige Umgangsſprache der feinen Pariſer Welt nicht deutſch. Aber dieſer Vorzug des franzöſiſchen Dichters iſt nicht das Eigenthum des Dichters, ſondern das des Franzoſen. Wo ſollte ein deutſcher Luſtſpieldichter die Sprache der vornehmen Welt kennen lernen? Ein Grieche kam leichter nach Corinth, als ſich ein deutſcher Schriftſteller mit einem Herzoge zuſammen findet. In Paris aber iſt dies anders, dort iſt Jeder ohne Ausnahme Düc-fähig und berechtigt, ſich in öffentlichen Concerten auf einen der vordern adeligen Stühle zu ſetzen, und Herr Delavigne hatte wahrſcheinlich oft Gelegenheit zu ſehen, wie ſich ein Düc d'Elmar anſtellt, wenn er der jungen Frau eines alten Seemanns den Hof macht.

Delavigne iſt ein junger Dichter von großen Vorzügen. Er hätte faſt Genie, wenn er kein Franzoſe wäre, oder wenigſtens nicht in Paris lebte, wo man jetzt dem Volke den Hof machen muß, wie man ihn ehemals den Fürſten machte. Das iſt aber auch eine Gefangenſchaft des Geiſtes, wenn auch in einem größern Gefängniſſe. L'école des Vieillards wurde im Theater Français aufgeführt und hatte ſowohl bei der Darſtellung, als auch ſpäter, da ſie im Drucke erſchien, ungemeinen Beifall gefunden. Sie verdiente ihn auch. Zwar fehlt es dem Luſtſpiele an Lebhaftigkeit der Intrigue. Dieſer Mangel des Gedichts aber iſt ein Verdienſt des Dichters. Delavigne verſchmähte das herkömmliche Intriguiren.

und gleicht hierin allen Künſtlern, die, wenn ſie eine neue Bahn betreten, damit anfangen, die alten Hülfsmittel zu verſchmähen, und damit endigen, ſich neue zu ſchaffen — ſowie jedes Volk, das eine neue Bahn betritt, eher niederreißt, als aufbaut. Es iſt merkwürdig, wie das bürgerliche Schauſpiel, deſſen man in Deutſchland ſatt iſt, in Frankreich immer mehr und ſtärker den Appetit reizt. Täglich werden, ſtillſchweigend oder eingeſtanden, deutſche weinerliche Schauſpiele überſetzt bearbeitet, und auf die Pariſer Bühne gebracht. Ihr Entzücken iſt Menſchenhaß und Reue, ein Stück, deſſen Name ſchon (misanthropie et repentir) — ſollte man meinen — ein Franzoſe lächerlich finden mußte. Aber Talma, der in einem altpreußiſchen gepuderten Grenadierzopfe den Menſchenhaſſer ſpielte, rührt ſie und ſie laſſen ſich rühren, als wären ſie gute Leipziger. Daran iſt Türgot Schuld, oder Necker, oder Calonne, oder Maurepas, oder Voltaire, oder der Himmel weiß, wer ſonſt an der franzöſiſchen Revolution Schuld iſt. Vor der Revolution hatten die Franzoſen keinen Bürgerſtand, alſo kein häusliches Leben, alſo kein bürgerliches Schauſpiel. Als im achtzehnten Jahrhundert der Adel dem Andringen des Bürgerſtandes nicht länger widerſtehen konnte, war er ſo klug, das kleinſte Uebel zu wählen, und nahm alle Bürger gebornen, die Geiſt und Geld hatten, lieber in ſeine Reihen auf, als er die Bildung eines dritten Standes geduldet hätte. Es blieb daher noch lange beim Alten. Nur ein Vornehmer hatte die Ehre, unglücklich oder ein Verbrecher zu werden und es zur Baſtille und zum Blutgerüſte zu bringen. Ein Bürger hatte kein Schickſal, und höchſtens wurde er gehängt — eine Todesart, die nicht dramatiſch iſt. Mit der Revolution hatte ſich dieſes geändert. Ein häusliches Leben hat ſich gebildet, Haustugenden und Hauslaſter ſind entſtanden, häusliches Glück und häuslicher Jammer haben ſich eingefunden, und das bürgerliche Schauſpiel mußte als Schatten der Wirklichkeit folgen. Auch die Sittlichkeit hat in Frankreich eine Conſtitutions-Charte erhalten. Das iſt nicht mehr wie ſonſt. Das Laſter wird auch auf der Bühne nicht mehr liebenswürdig dargeſtellt. Die Tugend tritt ohne Schüchternheit, das Recht ohne Unterthänigkeit, der Leichtſinn ohne Keckheit auf. Der Untreue einer Frau wird nicht mehr zugelächelt, die Eiferſucht eines Mannes wird nicht mehr ausgelacht. Die Zeiten der Abbés, der Marquis und der Schönpfläſterchen von kleinen Sünden ſind nicht mehr.

XXXV.

Johann, Herzog von Finnland.

Schauſpiel von Johanna Weißenthurn.

Ein Schauſpiel, das heißt: ein ſtumpfer dramatiſcher Kegel, breit unten und breit oben.... Kaltblütige Amphibien, bald trocken, bald naß... Das Schickſal in Civilkleidung, den Orden unter dem Ueberrock verſteckt — doch das iſt unſere Sorge nicht, aber gelungen in ihrer Art iſt dieſe Dichtung der Frau von Weißenthurn wohl zu nennen. Die Charaktere ſind gut gehalten, die Sprache rein und fließend, die Bilder angemeſſen („leidenſchaftliches Inſekt“ und „blutige Reue“ etwa ausgenommen). Dabei fehlen ihr alle Fehler der meiſten Lärmſtücke: der Stelzengang der Betrachtung, die türkiſche Muſik der Leidenſchaften, die zahlreichen Ach und O! und andere Erbkrankheiten dieſer Art.

Herr *** war als Johann nicht an ſeinem Orte. Es ſoll nicht getadelt werden, was er unterließ, ſondern nur, was er zu viel gethan. Seine körperlichen Stellungen waren zu kunſtreich angeordnet, wie ſie nur einem Opertänzer ziemen. Und wenn er uns alle Bildwerke der Villa Borghese vormeißelt, das macht ſein Spiel nicht ausdrucksvoller. Der Herzog ſchmachtet im Kerker mit Weib und Kind, und ſiehe! er bewegt ſich voller Grazie. Gibt es etwas, das verfehlter und unbehaglicher ſei? Da, wo die Seele plötzlich in Bewegung geſetzt wird, bei einer von außen angeregten und nach außen zurückwirkenden Leidenſchaft, bei Zorn, Schrecken, freudiger Ueberraſchung, aufwallender Liebe, da wird der Körper mit fortgezogen, und beide folgen einer Richtung. Hier mag der Schauſpieler eine ſchnell vorübergehende innere Stimmung durch angemeſſene Geberdungen verſtändlicher und eindrucksvoller zu machen ſuchen. Aber bei einer dauernden Lage des Gemüths, bei einem anhaltenden Schmerze, lebt die Seele wie körperlos, und die Glieder des Leibes müſſen, ſich ſelbſt überlaſſen, mehr ihren eigenen Verhältniſſen und ihrer Schwerkraft folgen. — Herr ***, ein neu angeſchaffter Künſtler — denn unſere gewiſſenhafte Direktion, als Pächterin der Bühne, ſucht das eiſerne Vieh derſelben ſtets vollſtändig zu erhalten — ſpielte den Graf Richers. Da vernahm man den regelmäßigen Dreſchertakt auf- und niederſteigender Wallungen, klipp, klapp, klipp, klapp! Schwarz oder weiß, ja keine andere Farbe. Die Arme erhoben und ſenkten ſich, und wenn es unglücklich ging, ward gerade vom Abgrunde der Hölle geſprochen, während die Hände himmelwärts gerichtet waren. Es iſt zum Erbarmen.

XXXVI.

Der Wollmarkt,

oder

das Hotel de Wibourg.

Luſtſpiel von Clauren.

Ein alter, reicher und gutmüthiger Landwirth, ſeit vierzig Jahren gewohnt, ſo oft ihn ſeine Geſchäfte in die Reſidenz führten, dort in den ſchwarzen Eſel einzukehren, weil das Haus helle und luftige Ställe hat und man da zu zwei Groſchen die Perſon ſpeiſt — ließ ſich von einem naſeweiſen Fähndrich aufbinden: im Hotel de Wibourg werde man gleich wohlfeil und ungleich beſſer bewirthet. Das Hotel de Wibourg aber war ein fürſtlicher Palaſt. Als nun der Amtsrath Harbert — ſo hieß der Gefoppte — in ſeiner ſchweren Kutſche, mit Gepäck und Töchtern, im Hofe des Hotels angefahren kam und fragte, ob man da logiren könne? ging der junge frohe Fürſt ſogleich in das Mißverſtändniß ein, ſpielte den Wirth, ließ ſeine Gemahlin die Wirthin, und ſo weiter das ganze Haus Wirthshaus ſpielen. Der gute Amtsrath ließ ſich den Schinken, in Burgunder gekocht, die Trüffelpaſtete, die „ſechſerlei“ Weine, und alle andern fürſtlichen Leckerbiſſen vortrefflich ſchmecken. Da gibt es denn mehrere Späße, endlich Erkennungen, endlich eine Heirath. Der Einfall iſt artig, und wenn ihn Herr Clauren zum erſten Male hatte, gereicht das ſeiner guten Laune zur beſten Ehre. Aber das iſt nicht genug. Ein Einfall iſt Glück, Lotterie-Gewinnſt; man muß auch zeigen, daß man ſein Glück zu benutzen, den Gewinnſt zu verwenden und zu genießen weiß. Der Gedanke muß gehörig verarbeitet werden. Aber im Wollmarkt iſt es ſehr ungehörig geſchehen. Es fehlt an der komiſchen Kraft, und wo die Kraft nicht fehlt, da fehlt die Ruhe, und wo die Ruhe nicht fehlt, da fehlt die Grazie. Ach, und welche Sprache! was die bequem, ja faul iſt! Wir Südländer ſind oft ſo gutmüthig und ſchämen uns, daß wir ſo natürlich ſprechen; man höre aber erſt, wie Herr Clauren ſeine Nord-Reſidenzer reden läßt. Das ſitzt auf einem Lehnſtuhle mit Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, und die Wäſche iſt etwas ſchmutzig, und das ſitzt und bleibt ſitzen und erhebt ſich nicht, mögen auch die gebildetſten, vornehmſten Perſonen eintreten. Ich will wohl glauben, daß ein Offizier, auch wenn er noch ſo jung iſt, daß er keinen Bart hat, durch das böſe Beiſpiel in der Garniſon verführt, Schulden macht, die Bürgersleute hudelt, viel Schnaps trinkt und auf das Wohlleben der himmliſchen Goldkinder in der Reſidenz ein Gläschen Breslauer Kümmel leert; aber daß der Sohn eines Generals, wie der Fähndrich von Schrot, dem es doch an guter Erziehung nicht fehlen kann, ſpricht wie ein Dragoner auf der Kirmis, und abwechſelnd Mordelement und Mohrenelement flucht — das glaube ich in meinem Leben nicht. Auch kann ich nicht glauben, daß ein Oekonomie-Rath Korn, ein junger artiger Mann, der noch überdies romantiſch iſt, ſagt: „mein kleines Minchen war accurat ſo.“ Noch weniger aber glaube ich, daß ein Fürſt, und wäre er auch kein regierender, ſondern nur ein appanagirter, wie der Fürſt von Wibourg, zu ſeiner Gemahlin ſpricht: „J, du biſt ja ein ganz allerliebſtes Frauchen.“ O, ſagte er vielleicht, aber J, gewiß nicht. Kurz, der Wollmarkt mißfällt mir im hohen Grade und auf allen Seiten. Herr Clauren hat dagegen ausgerechnet, daß ſein Wollmarkt auf verſchiedenen deutſchen Bühnen vier und achtzig tauſend Zuſchauer ergötzt habe. Was beweiſt dieſes aber? Nichts, als daß dieſe vier und achtzig tauſend Zuſchauer Deutſche waren. Ich habe es immer gedacht und oft geſagt, daß kein Schauſpieldichter ſich über ſein Volk und ſeine Zeit erheben könne. Ein Philoſoph, ein Religionslehrer, ein Staatsmann, ein Naturkundiger können ihren Zeitgenoſſen vorauseilen; aber ein dramatiſcher Dichter vermag es nicht. Sokrates wurde hingerichtet, Columbus verlacht, aber Shakeſpeare wurde ſchon von ſeinen Zeitgenoſſen erkannt und geehrt. Wie ein Volk, ſo ſeine Schauſpiele. Doch bilden die vier und achtzig tauſend Freunde des Herrn Clauren ein ſtattliches Heer, und ich würde mich ſehr bedenken, mit ihnen zu ſtreiten, ſtände mir nicht auch eine große Macht zu Gebote, die ich dem Herrn Clauren entgegenſetzen kann. Ich bringe dieſe Macht leicht zuſammen, wenn ich den deutſchen Schauſpielern und Theaterdirectoren verrathe, daß Herr Clauren geſagt hat, ſie wären alle dumm — aber wie dumm! Wenn er in der Vorrede zum gedruckten Wollmarkte eine verehrliche Regie ganz ergebenſt bittet, das Stück nicht eher ſpielen zu laſſen, bis jeder Schauſpieler ſeine Rolle gelernt habe — was wäre dann an einer Regie, der man ſo etwas erſt ſagen muß, Verehrliches? Wäre ſie vielleicht nicht eine ſehr dumme Regie? Wenn Herr Clauren ferner zu einer Stelle, wo von Breslauer Kümmel die Rede iſt, die Anmerkung macht: „wo dieſer feine Liqueur nicht bekannt iſt, kann eine andere am Orte gewöhnliche Sorte genannt werden“ — und da, wo von den blauen Augen des Amtsraths Korn geſprochen wird, bemerkt: ſollte der Schauſpieler, der dieſe Perſon vorſtellt, ſchwarze Augen haben, da muß blau in ſchwarz verwandelt werden — wollte er damit nicht zu verſtehen geben, daß alle deutſche Schauſpieler räthſelhaft dumm wären? Hatte Herr Clauren eine beſſere Abſicht, als die genannte, wenn er Folgendes bemerkt? „Das Zeichen ( ) bedeutet, daß das darin Enthaltene geſprochen worden wäre, wenn der darauf Folgende Dem, der das Eingeklammerte zu ſagen hatte, nicht in das Wort gefallen wäre. Das zwiſchen dem Zeichen ( ) Befindliche wird alſo nie ausgeſprochen, es ſteht nur da, um dem Schauſpieler anzudeuten, wie er die vor dem Eingeſchloſſenen befindliche Phraſe zu nehmen habe.“ Ach, und mit welcher grauſamen mörderiſchen Art läßt Herr Clauren ſeine Perſonen ſich einander in das Wort fallen! So will einer ſagen Pommeranzen; der Gegner haut ihm aber die Pommeranze mitten entzwei, ſo daß er nur ſagen kann: Pomme. Es iſt unglaublich; ich möchte den Mauldieb ſehen, der mir aus meinem eigenen Munde eine halbe Pommeranze ſtiehlt; aber Herr Clauren denkt, dummen Schauſpielern, wie den deutſchen, könne man alles aufbinden. Wäre ich ein Schauſpieler, das ließe ich mir nicht gefallen; das ſind Beleidigungen, die nur in Blut abgewaſchen werden können. Doch das mogen die, welche es angeht, mit Herrn Clauren ausmachen; was mich betrifft, ſo habe ich in eigenen Angelegenheiten mit ihm zu rechten.

O Zeiten, o Sitten! die Unſchuld wird verfolgt, die Tugend verlacht und alles Heilige wird verſpottet. Das Gift der Aufklärung, von Voltaire gemiſcht, iſt bis in den reinen deutſchen Magen gekommen und was die guten Menſchen aller Orten mit frommer Scheu verehren, das läſtert der deutſche Clauren. Er läſtert die Theater-Kritiker, dieſe letzten Deutſchen, die das Kohlenfeuer der Vaterlandsliebe Tag und Nacht unermüdet anblaſen; ſie, die den feſten dornigen Rückgrat bilden, welcher die hundert Knochen und Knöchelchen des deutſchen Staatskörpers zuſammenhält; ſie, die uns alle Tage mit treuer Einfalt erzählen, wie alle die Müller, alle die Bäcker, alle die Wolf, alle die Schmidt, alle die Franz, wie alle Schauſpieler aller deutſchen Bühnen, ſowohl in Trier als in Berlin, ſowohl in

München als in Wisbaden, ſowohl in Wien als in Mannheim, wie ſie geſpielt haben oder hätten ſpielen ſollen, ſowohl den Ferdinand als den Poſa, ſowohl den Otto von Wittelsbach als den Schneider Fips, ſowohl den Juſtizrath als den Fridolin, und wie ſie geſpielt haben, ſowohl geſtern als vorgeſtern und vor ſechs Monaten; ſie, die alle Lumpen in Werth bringen, alles Papier aufkaufen und alles Papier allein verbrauchen, daß ja kein gemeines niedriges Wort, nichts von Gott, nichts von der Natur, von Geſchichte, nichts von der Freiheit und Recht gedruckt werde, ſondern nur unter das Volk komme, was ihm zu wiſſen Noth thut, nämlich: wie Herr Der in Danzig den Mortimer geſpielt habe am zweiten Februar des verfloſſenen Jahrs — dieſe Weſen höherer Art, die vom Menſchen nichts haben als die Geſtalt und den Hunger, dieſe läſtert Herr Clauren auf's Allerſchmählichſte! Zwar nennt er ſie nicht Blattläuſe, aber er ſagt ſonſt alles Mögliche von ihnen, was der Reichthum der deutſchen Sprache ihm nur an Scheltwörtern darbot. Er ſpricht von der unverträglichen Dummdreiſtigkeit, die dieſem literariſchen Ungeziefer angeboren iſt . . . . er ſagt, ſie ſchreien ihr ungewaſchenes Wiſchiwaſchi in die Welt hinaus . . . er nennt ſie literariſche Accoucheurs und Corre ſpondenzler .... er nennt ſie Jammerbilder .... er ſpricht von ihrer Plumpheit und von ihren Scorpion-Stacheln .... er nennt ſie literariſche Henkersknechte, eigenſüchtige und hämiſche Blutrichter .... er ſpricht von ihrem galligen Eifer, und nachdem er ſich matt geſchimpft, ſagt er, die Kritiker wären ein Hemmſchuh für die Luſt zu den dramatiſchen Arbeiten, und endlich wird er aus Erſchöpfung weich und mild, und er nennt ſie liebe Rezenſenten. Und warum ſchilt der deutſche Clauren die deutſchen Theater-Kritiker? Eines böſen Traumes wegen. Er hat geträumt, ſie, die Kritiker, wären Schuld an dem Verfalle der deutſchen Bühnen, an dem Verderben der dramatiſchen Kunſt. Durch ihr ſtrenges und ungerechtes Urtheil wären ſchon hunderte von jungen Dichtern entmuthigt worden, hätten es bei ihrem erſten Verſuche bewenden laſſen, das Zutrauen zu ſich ſelbſt verloren und die Feder auf immer niedergelegt. „Vielleicht war unter dieſen hunderten ein künftiger Schiller, ein künftiger Kotzebue, ein künftiger Leſſing.“ Heißt das nicht geträumt? Es nenne uns doch Herr Clauren nur einen von den hundert Dichtern, die gleich bei dem erſten feindlichen Zuſammentreffen mit der Kritik kapitulirt, die Feder geſtreckt und dann nie mehr gedient hätten! Ja, es gibt vielmehr nicht einen dramatiſchen Dichter in Deutſchland, der es bei einem einzigen Drama hätte bewenden laſſen. Herr Clauren ſelbſt, ſo viel er auch ſchon getadelt worden, ſchreibt doch fort und fort Comödien; welches alles klar beweiſt, daß die Kritik zwar manchmal verwundet, aber noch nie einen todt geſchlagen. Herr Clauren ſagt ferner, die Kritiker verekelten dem Publikum den Theaterbeſuch, beſtöhlen die Theater-Kaſſe, indem ſie ihr die Einnahme ſchmälerten und raubten „dem armen Schauſpieler die heiligſten Heiligthümer des menſchlichen Lebens, Ehre und Brod.“ Panis et Honores! Dieſer St. Panis iſt ein ganz neuer Heiliger, der Schutzpatron des Herrn Clauren kommt etwas ſpät und wird Mühe haben, im chriſtlichen Kalender noch ein Unterkommen zu finden. Endlich ſagt Herr Clauren — und dahin wollte er kommen — „Verbannten alle Journale den unſeligen Titel: Theater-Nachrichten, nur auf einen Zeitraum von zehn Jahren; würde über Stück und Spiel in dieſer Friſt gar nichts geſchrieben, ſo würde man ſehen, mit welcher friſchen Kraft das Bühnenweſen überall wieder aufblühen werde. Das Publikum würde mit unverſalzener Luſt in die Häuſer ſtrömen, nicht um mit den Journaliſten zu kritiſiren, ſondern um ſich, wie vor zwanzig, dreißig Jahren es der Fall war, einen fröhlichen herzerquicklichen Abend zu verſchaffen, die Theater-Kaſſen würden ſich wohlbefinden; die Schauſpieler würden, frei vom jetzigen täglichen Pranger, Halseiſen und Staupenſchlag, die ſie gegenwärtig oft ganz unſchuldig von den literariſchen Henkersknechten zu erleiden haben, Muth und Selbſtvertrauen gewinnen; die Dichter würden, aus den immer gefüllten Theater-Kaſſen anſtändig honorirt, Luſt bekommen, ihre Zeit und ihre Talente mehr als bisher auf dramatiſche Arbeiten zu verwenden . . . . . und ſo würde hoffentlich die ſchöne Blüthenzeit des deutſchen Schauſpielweſens wiederkehren." Wahrlich, Herr Clauren ſpricht wie ein kleiner Berliner Moniteur, er iſt officiell vom Scheitel bis zu den Zehen, er kann alle Tage Miniſter werden.

Die dramaturgiſchen Idioſynkraſien des Herrn Clauren, ſo wunderbar und unerhört ſie mir auch geſchienen — ich habe ſie mit leichtem Herzen beſprochen; denn was läge daran, wer von uns beiden Recht behielte? Man kann in ſolchen Dingen irren und doch ein ehrlicher Mann ſein. Jetzt aber, da ich auch die ſtaatsbürgerlichen Grundſätze des Herrn Clauren zu beſtreiten und ſeinen Civismus verdächtig zu machen gedenke, wird mir das Herz gar zu ſchwer.

Das Gewiſſen ſagt mir, es ſei ſchändlich ein Angeber zu ſein; aber die weiſeſten und tugendhafteſten Männer ſagen, es ſei die Pflicht jedes treuen Unterthanen, alles, was er von ſtaatsgefährlichen Geſinnungen bei einem ſeiner Mitbürger entdeckt, am gehörigen Orte anzuzeigen, und wäre der Schuldige ein Freund, ein Bruder, ein Vater, und könnte es den Freund, den Bruder, den Vater auf das Blutgerüſte bringen — der Verrath bliebe dennoch eine heilige Pflicht. Darum kann ich nicht verſchweigen, daß Herr Clauren demagogiſche Umtriebe treibt, oder es gibt keine demagogiſchen Umtriebe. Er eifert darüber, daß das Eigenthumsrecht der dramatiſchen Dichter in Deutſchland nicht geſchützt wäre, daß jeder Dieb von Abſchreiber die Handſchrift eines Schauſpiels nach Belieben vervielfältigen dürfe und jede Spitzbubenbühne ein Stück aufführen könne, ohne den Dichter zu entſchädigen, und daß dieſes in Frankreich anders wäre und man ſolle ſich ſchämen. Aber wer kennt nicht die geheimen Bewegungsgründe dieſes liberalen Geſchwätzes? wer weiß es nicht, warum die Unruheſtifter ſo ſehr gegen den Nachdruck eifern? Welche Folgen würde es haben, wenn die dramatiſchen Dichter, wenn die Schriftſteller überhaupt in ihrem ſogenannten Eigenthume rechtlich geſchützt wären? Reich würden ſie werden, wie in Frankreich, die armen Genies würden reiche Genies werden; man würde ihnen ihren Verſtand ihres Geldes willen verzeihen; ſie würden zu Anſehen und Macht kommen; ihre verbrecheriſchen Geſinnungen, durch köſtliche Mittagseſſen empfohlen, würden ſich verbreiten — ein dramatiſcher Dichter, von der Menge bereichert, würde aus Dankbarkeit in ſeinen Stücken die Laune und Anſichten der Menge liebkoſen und nicht mehr, wie jetzt, nur den Launen und Grundſätzen der Vornehmen und Mächtigen ſchmeicheln — ein Mann von Geiſt würde, um nicht Hungers zu ſterben, nicht mehr nöthig haben, um Staatsdienſte zu betteln, oder ſich in den Zwinger einer Akademie einſperren zu laſſen, ſondern er würde dem allgemeinen Wohle dienen, er würde kein Hofrath, ſondern ein Volksrath werden — man würde keine officiellen Lügner mehr finden, da die Wahrheit mehr eintrüge, als die Lüge — kurz, die ſo heilſam beſtehende Ordnung der Dinge würde um und um gekehrt werden. Aber unſere weiſen Staatsmänner durchſchauen das liſtige Gewebe der Unruheſtifter, ſie laſſen ſich nicht täuſchen, ſie ſuchen das bewährte Alte aufrecht zu erhalten, und bedenken immer, daß das künftige Leben lang genug und das Paradies herrlich genug ſei, um deutſche Schriftſteller von wahren Verdienſten für ihre Leiden und Entbehrungen in dieſem irdiſchen Jammerthale reichlich zu entſchädigen. O nein, ſie laſſen ſich nicht zum Beſten haben!

XXXVII.

Das Trauerſpiel in Tyrol.

Ein dramatiſches Gedicht von Immermann.

Als ich das Buch aufblätterte, hineinſah und den Vicekönig von Italien gewahrte, den Herzog von Danzig, den Andreas Hofer, den Speckbacher, den Pater Haspinger, den Prieſter Donay — gute alte Bekannte — da dachte ich gleich: nie endet das glücklich, es müßte denn ein Wunder geſchehen. Wenn Geſchichten, die wir gelebt, und Menſchen, die wir gekannt, auf der Bühne dargeſtellt werden, fordern wir Treue von den Schilderungen, Aehnlichkeit von den Bildniſſen, und finden wir ſie nicht, werden wir mit dem Dichter unzufrieden ſein. Gibt er ſie uns aber, was haben wir dann? Der Aufſtand in Tyrol, der Herzog von Danzig, Andreas Hofer — was ſind ſie? Verſe, halbe Reime, aus dem großen

Drama unſrer Zeit herausgeriſſen, ohne Sinn, unverſtändlich und gar nicht zu deuten, wenn man nicht kennt und beachtet, was vor, was mit geht und was folgt. Ein Drama aber muß ein ganzes, abgeſchloſſenes, lebendiges Weſen ſein, das vor unſern Augen geboren wird und ſtirbt; das ſein eigenes Herz hat, ſeine eigenen Glieder, das ſich bewegt nach eigenem Geſetze, ſeinen eigenen Dunſtkreis hat und die Welt nur berührt, ſie als Nahrung zu erfaſſen. Nein, das kann nicht gut werden, dieſes Trauerſpiel wird nur eine Trauerſpielerei ſein; wenn viel, ein Schlachtgemälde.

Ich hatte noch andere Sorgen. Wohl gibt es nichts, das erhabener und ſchöner wäre, als der Kampf eines Volkes für ſein Vaterland. Aber der Kampf, daß er ſchön ſei, muß einer ſein für Land und Freiheit. In den Tagen Griechenlands und Roms war er immer ein ſolcher; denn wie in jenen Zeiten die bürgerliche Lage eines Volkes auch geweſen, ob es ſich ſelbſt beherrſchte oder einem Fürſten gehorchte, ob dieſer mild und gerecht regierte, oder ſtreng und wie es ihm beliebte — das Volk verlor immer, wenn es beſiegt wurde. Es verlor ſein Geburtsland, die Wiege ſeiner Kinder, die Gräber ſeiner Voreltern, und ſeine Freiheit. Es wurde weggeführt und in Sklaverei geworfen. In unſern Tagen iſt es aber anders. Ein beſiegtes Volk wird nicht mehr verjagt, es wird nicht mehr ſeiner Güter und Freiheit beraubt; es wechſelt nur ſeine Geſetze. Ob dieſes ein Unglück ſei, das mit fühlend zu beweinen, müſſen wir erſt bedenken; wir müſſen unterſuchen, ſtudiren, ob die alten oder neuen Geſetze beſſer ſind; wir müſſen berechnen, ob beſſer ſei zu leben unter Oeſterreichs oder unter Bayerns Herrſchaft. Hat man aber Zeit zu rechnen, wenn man vor den Lampen ſitzt? Schlimm, wenn man ſie hat. . . . Doch die Liebe für den angeſtammten Fürſten? Der Kampf für dieſen, iſt er nicht auch ein ſchöner? Es iſt ein würdiger Kampf, es iſt ein Glaube, wie ein andrer, und heilig, wie jeder. Aber . . . . das Herz hat ſeinen Hunger, wie der Magen ſeinen. In einer wüſten, kahlen, menſchenleeren Zeit greift das Herz nach jeder Nahrung, daß es ſich nur fülle, daß es nur fortbeſtehe. Da kämpft der Bauer für den Ritter, der Ritter für den Lehnsherrn, der Lehnsherr für den Kaiſer. Iſt aber der ſchöne Sommer gekommen, grünen und blühen die Felder, hängen ſüße Früchte an den Bäumen, ſtehen die Halme voll und dem Herzen genügt noch immer ungeſunde unerquickliche Nahrung — dann iſt es die Noth nicht mehr, die ſolche traurige Gelüſte erklärt; nur die Armuth thut's, die Armuth des Herzens. Das iſt kein Künſtler-Ziel. Im Leben weinen wir mit jedem Schmerze, auf der Bühne nur mit dem ſchönen.

Noch nie ging ein Volk unter, das für ſeine Freiheit kämpfte; noch keines ſtarb eines gewaltſamen Todes, ſie ſtarben nur immer den gemachen Tod aller lebenden Geſchöpfe. Völker ſchwimmen gut und lang, und ſtürzen die Wellen über ihnen zuſammen, glauben wir ſie geſunken. Doch gleichviel, wir ſehen und leben kurz, und das Volk, das unſeren Augen untergegangen, iſt uns geſtorben und wir beweinen es. Aber nur in der Geſchichte, dort wo unſre Einbildungskraft den feindlichen Widerſtand ſo lange vergrößern darf, bis die Niederlage der Freiheit aufhört ſchändlich zu ſein. Aber anders iſt es auf der Bühne. Da ſehen und zählen wir den Feind, da ſehen wir auch das unzählige Volk, und es wird lächerlich, wenn es unterliegt. Nur der Sieg kann das Drama retten. Die Tyroler unterwerfen ſich den Franzoſen. Wie? Warum? Was iſt geſchehen? Ein Held wird getödtet oder gefangen, und dann iſt es aus mit ſeiner Kraft. Aber ein Volk! Sind die Tyroler alle auf dem Schlachtfelde geblieben? Hat man ſie alle in Ketten geworfen? Nein. Die wenigen Gefallenen vermißt man nicht, und wenn der Vorhang ſinkt, ſehen wir des Volkes noch ſo viel, als wir geſehen, da der Vorhang aufging. Warum weichen ſie? Vielleicht fragt Einer: warum ſo feilſchen mit dem Herzen? Die Tyroler fielen, weil ſie den Muth verloren, weil ſie ſchwach waren. Iſt Schwäche nicht auch ein böſes Geſchick? Wir wollen um ſie weinen. . . . Gut, es ſei. Die Tyroler waren ſchwach und darum ſanken ſie. Aber nein, ſie ſanken nicht blos, man ließ ſie ſinken. Die Geretteten ließen die edlen Schwimmer ſinken, die ſich in die Fluth geſtürzt ſie zu retten. Die Tyroler waren nicht blos ſchwach, ſie waren auch dumm. Schwach und dumm zugleich. — Das iſt zu viel! Ueber ſolche Menſchen kann man nur die Achſeln zucken, um ſie weinen kann man nicht. Die Tyroler gehören in Venturini's Chronik des neunzehnten Jahrhunderts, nicht in die Chronik des menſchlichen Herzens — ſie gehören in keine Tragödie.

Ohne Führer kann ein Volk nicht ſiegen, ohne ſolchen darf man es nicht beſiegen laſſen — das hatte ich nur zeigen wollen. Wo ſind aber die Führer der Tyroler? Warum hat ſie der Dichter nicht hervorgeſtellt? Sind die Tyroler von ſelbſt gegangen, haben ſie frei geſchlagen? Nein, ſie wurden aufgezogen, und da gingen ſie einen Tag und blieben am Abende ſtehen, weil man ſie nicht von neuem aufgezogen. Wir möchten gern den Uhrſchlüſſel und die Hand ſehen, die das gethan. Hofer hat es doch nicht vollbracht? Der war nur der Leithammel, nicht einmal der Hund, der Schäfer gewiß nicht. Oder war es ein Glaube, der die Tyroler geführt? Welcher? Für welchen haben ſie gekämpft? Sie ſollen es uns ſagen, wir wollen ſie reden laſſen, wir wollen ſie anhören.

Als Hofer, vor der Schlacht am Berge Iſel, mit etwas geſalbter feierlicher Luſtigkeit, nach Art des Königs David, Wein trinkt aus einem ſilbernen Pokale, auf deſſen Deckel das alte Schloß Tyrol eingegraben war, bewegt [illegible] dieſer Anblick, denn — ſagt er — das er[illegible] an

Die Freiheiten, die Recht' und Privilegien
Der ſeel'gen, gnäd'gen Frau Margarethe.

Wir ſind froh, die Quelle der Anhänglichkeit der Tyroler für ihren alten Landesherrn endlich gefunden zu haben, ob ſie zwar publiciſtiſch iſt und trübe. Ein ſchlichter Landmann braucht es freilich nicht zu wiſſen, daß Freiheit beſſer ſei als Freiheiten, Gerechtigkeit beſſer als Rechte, und beſſer Gleichheit als Privilegien. Es muß wohl etwas Räthſelhaftes in jener Liebe ſein, denn der Vicekönig von Italien, der als kluger Feldherr ſich doch gewiß bemüht hatte, die Verfaſſung des Landes, das er bekriegen ſollte, und die Stimmung ſeiner Bewohner und deren Grund zu begreifen, weiß ſich nicht herauszufinden. Er ſagt zum Grafen Barraguay, einem von ſeinem Gefolge:

Faſſen Sie die Treue,
Womit das Volk am Hauſe Habsburg hängt?
Den Eigenſinn, das Beſſ're, was von außen
Zu ſeinem Heil ihm zukommt, abzulehnen?
Ich mind'ſtens faſſe die Geſinnung nicht; —

worauf Barraguay antwortet:

Sie ſind denn doch nur Deutſche, wie die Andern. —

Wir wollen uns mit dieſem naſeweiſen Franzoſen nicht aufhalten, er iſt ein viel zu gemeiner Menſch, um deutſche Herrlichkeit zu faſſen; wir wollen Hofer hören. Nach dem Friedensſchluſſe erſcheint er vor dem Vicekönig, bringt ihm die Unterwerfung Tyrols, empfiehlt das Land ſeiner Milde und ſpricht:

Bedaure das unglückliche Tyrol!
Laß unſern Sinn von Deinen Spöttern nicht
Zur Fratze Dir verſpotten! Lobt man doch
Den Hund am meiſten, der von ſeinem Herrn,
Und keinem Andern, ſeine Speiſe nimmt.
Ihr habt zum Grabe Oeſterreich gemacht!
Ich ſage Dir: Der arme, treue Hund
Wird auf dem Grabe ſich zu Tode heulen!

Mag dieſe hündiſche Liebe loben und lieben wer da will, aber der Dichter wende ſein heiliges Auge von ihr ab, nicht die darf er ſingen! Der Vicekönig, noch immer unbelehrt, fragt:

Warum liebt Ihr Oeſtreich?
Denk mal' darüber nach, und ſag' die Gründe,
Die Euch ſo heiß nach Wien und Schönbrunn wenden.
Wir woll'n dann mit einander prüfen, ob
Der neue Landesherr nicht Alles that,
Nicht Alles thun kann, um den Preis zu zahlen
Für dieſe Liebe. Warum liebt Ihr Oeſtreich?

Hofer.

Mein Herr, die Frage legt' ich ſelber mir
Und Keiner, glaub' ich, in Tyrol ſich jemals vor.
Ich kann Dir keine Antwort darauf geben.

Vicekönig.

Beſinne Dich nur, ich laß' Dir Zeit, Du ſollſt,
Es iſt mein Wille, Dich ganz frei erklären.

Hofer.

So helf' mir Gott, ich weiß Dir nicht zu ſagen,
Warum den Kaiſer wir zu Wien verehren.
Ich ſchüttle mein Gedächtniß ſuchend durch. —
Wir ziehen nur in Krieg, wenn wir gefährdet;
Wir zahlen Steuern nur, die wir bewilligt;
Wir haben gleiche Rechte mit den Rittern,
Wir ſtimmen auf dem Landtag, ſo wie ſie;
Und freundlich immer war der Kaiſer uns.
Und doch erſpäh ich in dem Allen nicht
Den Winkel, der den Grund der Liebe birgt.

Das Alles iſt es nicht, was uns macht hüpfen,
Und jauchzen, und das Herz vor Freuden zittern,
Wenn wir die ſchwarz und gelben Fahnen ſeh'n.
Der neue Herr könnt' alles das gewähren,
Und dennoch glaub' ich — frei ſoll ich ja reden, —
Die alte Liebe bliebe, wie ein Kind,
Dem man die Hand gebunden, uns im Herzen.

Vicekönig.

Es ſcheint mithin, daß grundlos dieſe Liebe.

Hofer.

Ich glaube ſelbſt, die Lieb' hat keinen Grund.

— — — — — — — — — — —

Ich bin ein Bauer
Und kann nicht, was ich meine, deutlich ſagen,
Allein es dünkt mich faſt, wenn ich's bedenke,
Als käm' die Liebe von der Erde nicht;
Vielmehr ſie ſei ein Strahl, den Gott der Herr
Vom Himmel in das Herz der Menſchen ſendet,
Daß ſie d'rin ſcheinen ſolle, gleich dem Lichtlein,
So aus der Hütte Fenſtern freundlich blinkt.

Das iſt alles recht gut, alles recht ſchön, nur zu gut und zu ſchön für einen Bauer. Hofer denkt und ſpricht von der Liebe wie ein Philoſoph, ja beſſer, denn Hofer weiß, daß er nichts weiß, und das wiſſen die Philoſophen ſelten. Der Bauer hat nicht ſein Herz, der Dichter hat ſeinen Helden erklärt. Doch es ſei. Die Liebe iſt ohne Grund,

und dieſe Liebe ohne Grund war der Grund des Ausſtandes der Tyroler. Wir wollen alles vergeſſen, woran wir nicht denken können, ohne uns zu verwirren — könnten wir nur auch vergeſſen, daß Hofer einige Minuten früher, an demſelben Orte, in der nämlichen Unterredung zum Vicekönige geſagt:

> Ich bin nicht aufgeſtanden freventlich,
> Nicht wie ein Ritter aus dem Stegereif!
> Vielmehr, ich habe höchſte Mahnung und
> Des Kaiſers Willensmeinung abgewartet,
> Und eher nicht den Stutz zur Hand genommen.
> Ich kann wahrhaftig meine Zweifel, ob
> Ich ihn ablegen ſolle, kann ſie nicht
> Aus meiner Seele in die Lüfte ſchicken,
> Eh' ich nicht Kaiſers Hand und Siegel, nicht
> Den Friedensbrief von meinem Kaiſer ſehe.

Alſo war es doch nicht die Liebe ohne Grund, die ihn getrieben! Alſo hat er doch nicht aus dem Stegereif geliebt? Sein Herr befahl ihm, das zu thun, und er that es. Er befahl ihm, das nicht mehr zu thun, und er that es nicht mehr. Iſt die Liebe eine Verſchreibung, eine Wechſelſchuld? Wenn der Liebegläubiger Dir ſagt: Du biſt mir nichts mehr ſchuldig, ſieh, ich zerreiße die Verſchreibung — biſt Du dann frei? Auch Ferdinand hieß ſein Volk die Waffen niederlegen, und es hat es nicht gethan. Tyrol hätte ein anderes Spanien werden können; aber freilich war das Herz der Spanier ein Springbrunnen, keine Pumpe — es war kein deutſches Herz.

So ſuchen wir noch immer vergebens, was die Tyroler beſeelt, und waren ſie nicht beſeelt, was ſie getrieben; die Führer ſuchen wir. Warum iſt nicht Hormayr da? Wie artig, wie prächtig wäre es geweſen, dieſen Mann zu ſehen und ſprechen zu hören, der ſich ſo heiß bemüht für Oeſtreich gegen — Baiern. Aber Hormayr lebt! Wie! lebt denn der Vicekönig nicht auch? Was liegt daran, daß wir ihn ſeit einigen Jahren nicht geſehen, weil er unter der Erde wohnt? Wer ihn nicht kennt, wer keinen Zutritt zu ihm hat, wer nicht in München wohnt, kann der nicht denken, er lebe noch? muß er die Zeitung geleſen haben?

Speckbacher, der zweite Anführer der Tyroler, ſpricht von den Franzoſen:

> Ich haſſe ſie, und weiß nicht recht warum.
> Doch haſſ' ich ſie, und bis ich dieſen Haß
> In ihrer Leiber rothem Born gelöſcht,
> Soll mir von Fried' und Freundſchaft Niemand ſprechen.

Beim Himmel! .... Doch ſtill, da reden noch Andere; hören wir, was die ſagen. Der Prieſter Donay, Hofers Eigenthümer, der ſeine große Puppe mit dem langen Barte ſtreckt und richtet, und ſetzt und ſtellt und legt wie es ihm beliebt, will ſein Spielzeug den Tyrolern als Oberhaupt empfehlen und ſpricht:

Wählt ihn zum Haupte, den die Heil'gen lieben
(Und der den frommen Dienern unſrer Kirche
Gern Alles gönnet, was ihr Herz begehrt).

Dieſe letzten Worte flüſtert er dem Kapuziner Haspinger zu, ihn gleich zu ſtimmen, und dieſer ſagt:

Ich will mein Haupt nicht ſcheeren und den Staub
Von meinen Füßen nicht zur Erde ſchütten,
Bis ich die Feinde unſrer heil'gen Kirche
Vom Boden weggetilgt, wie ſie's verdienen.

Iſt das vielleicht der Schlüſſel zu den Bewegungen der Tyroler? Kurz — er iſt's. Wie in Spanien war es auch in Tyrol Pfaffentrug, der das Volk aufgerührt, und der Herzog von Danzig ruft daher mit Recht ſeinen Soldaten zu:

Denkt Eures Ruhmes, ihr beherzten Braven,
Folgt mir zum Angriff auf die Pfaffenſclaven!

Aber der Dichter hätte dieſen Schlüſſel größer machen ſollen, er iſt zu klein. Ein Kritiker, der gräbt und ſchaufelt und umherſieht, konnte ihn wohl finden; aber der flüchtige Leſer, oder der Zuſchauer, den die Lichter blenden, bemerkt ihn gewiß nicht. Die angeführten Reden der beiden Prieſter ſind die einzigen, die das Geheimniß verrathen — zu wenige

Worte, zu leiſe ausgeſprochen und nur den Naheſtehenden vernehmlich, wenn ſie gut aufhorchen.

Doch Glaube oder Unglaube, freie Liebe oder Folgſamkeit, edler Stolz oder Knechtſinn — der Dichter will uns zum Mitleiden, zum Abſcheu, zu freudiger Ueberraſchung oder zum Schrecken führen, und erreicht er ſein Ziel, hat er es immer gut erreicht. Aber gelangte unſer Dichter wohin er wollte? Nein. Wir ſollen um die Tyroler weinen, und wir bemitleiden die Franzoſen, wir ſollen über das ſchlimme Ende einer guten Sache erſchrecken, und wir erſchrecken nicht, denn der Ausgang überraſcht uns nicht, wir haben ihn vorhergeſehen, es kam, wie es kommen mußte. Wenn nicht das böſe Geſchick, ſondern der Unverſtand entſcheidet, warum da geduldig ſitzen bis zum letzten Blatte oder bis der Vorhang ſinkt? Es gibt keinen Deutſchen, der nicht die Wege des Unverſtandes kennte. Ich ſage, wir bemitleiden die Franzoſen, und ich wette, das geſchähe, wenn das Trauerſpiel von der Treue der Tyroler durch die Aufführung uns recht lebendig vor die Augen träte. Die Fanzoſen ſtreiten mit ihrer gewohnten Tapferkeit, die Tyroler von ihren unerreichbaren Bergen herab, hinter undurchdringlichen Felſen hervor. Wir ſind keine ritterliche Narren, die Ehre haben und fordern — behüte uns

Gott! Die Tyroler in der Geſchichte brauchen keine Tapferkeit, die Franzoſen mit Ruhm zu beſiegen; aber die Tyroler auf der Bühne hätten Tapferkeit gebraucht, unſere Herzen zu beſiegen. Sie zeigten keine, die Steine behielten Recht, und es zwingt uns darum mit dem Vicekönig zu empfinden, wenn er ſpricht:

Ich klage nicht, wenn Menſchen fallen, leider
Will's unſre Zeit, will's unſer Schickſal ſo,
Doch wenn ſie in dem Kampf mit Felſen, mit
Der blinden, wüthenden Natur verderben,
Unnütz verderben, dann empört ſich mein Gemüth.

Wie ſchön hat der Dichter — ſchöner als gut war — den Kampf geſchildert, den Kampf der Berge, die zornig werden und ein Herz bekommen, gegen Menſchen, die der Schreck entherzt!

Wir klimmten in der Felſenſäulen Mitte,
Da grade, wo ſie ob der Brücke hangen,
Die ſchmal und ſpärlich überbaut den Fluß,
Und löſten alle Lärchen aus den Wurzeln,
Und hoben Felſenblöck' aus ihren Betten,
Und rammten in das Erdreich ſchwache Pfeiler,
Und legten erſt die Lärchen auf die Pfeiler,
Und ſchoben dann die Blöcke auf die Lärchen.
Jetzt luden unſre guten Büchſen wir
Und hingen ſtill wie Gemſen an den Zacken.

Nicht lange d'rauf, da kamen hergezogen
Die hüpfenden Franzoſen in der Tiefe,
Sie trippelten in Haſten über's Brücklein,
Und ſahen aus von oben klein wie Mäuſe.
Und als die rechte Zeit gekommen war,
Gab ich das Zeichen mit der Jägerpfeife,
Und unſre Buben löſeten die Stützen.

Da hob der Berg zu dröhnen und zu wandern an
Und ging, als wie ein rollend Weltgericht,
Hinunter in die Tiefe! — Alſobald
Klang ein erſchrecklich Wimmern aus dem Schlunde,
Geſchrei und Heulen, wie dicht bei uns, tönte,
D'rauf ſtieg ein Dampf empor, und rollte qualmend,
Die Schlucht bedeckend, bis zu unſern Füßen.
Wir alle ſchoſſen durch den Dampf hinab,
Daß, wer noch lebt', empfing' vom Blei ſein Grab!

Wie nun der Staub verzogen war, ſo ſtiegen
Wir von dem Grat, und gingen zu den Feinden.
Da ſah'n wir nichts als Stein gethürmt auf Stein,
Gebroch'ne Augen, rauchendes Gehirn!
Die Brücke lag in Trümmern; und die Eiſack,
Von wild verſchränkten Todtengliedern ſtarrend,
Sprang, wie ein raſend Unthier, über's Schlachtfeld.

Der Dichter hätte eben ſo gut, ja beſſer, die Franzoſen durch ein Erdbeben können vernichten laſſen; dann hätte uns doch das Mitleid nicht beunruhigt, das wir jetzt für übermüthige Feinde nur mit Bedenken haben.

Ständen unſern deutſchen Landsleuten nur wahre Franzoſen, im ſchlimmen Sinne des Wortes, entgegen; hätte der Dichter, den braven Tyrolern gegenüber, die nicht wanken, nicht deuteln und nicht klüger ſein wollen als ſie ſind, Franzoſen erſcheinen laſſen, wie wir ſie kannten — ſummende Witzkäfer des achtzehnten Jahrhunderts, oder Phraſenmacher aus der Freiheitsfabrik, oder übermüthige Knechte aus der Kaiſerzeit, daß wir, wenn auch von jenen nicht angezogen, doch wenigſtens von dieſen abgeſtoßen würden! Aber er that es nicht. Alle Franzoſen, welche auftreten, ſind brave Leute, die thun, was ſie müſſen, aber denken, wie ſie ſollen, und ſagen, was ſie denken. Nur der kleine Page des Vicekönigs, der ſich über den langen Bart Hofers luſtig macht und meint, er könne den Jakob in „Joſeph von Aegypten" ſpielen — nur dieſer erinnert mit wenigen Worten an Paris. Der Herzog von Danzig iſt ein Biedermann, ein tapferer Soldat, in der ſchönſten Bedeutung dieſes Ausdrucks. Der Vicekönig hat gar etwas deutſches Romantiſches, er blickt nicht blos weit, ſondern auch tief, er hat etwas Ueberfranzöſiſches, er iſt ſinnig. Wie ſinnig er iſt, zeigt ſich in folgender Rede, die er dem Grafen Barraguay hält, als dieſer nicht begreifen kann, warum die Niederlage, die der Herzog von

Danzig von den Tyrolern erlitten, ſeinen gnädigen Herrn ſo betrübe? Der Vicekönig erwiedert: nicht das wechſelnde Kriegsglück habe ihn überraſcht, beſtürzt gemacht, ihn beunruhige etwas Anderes:

Wodurch denn ſind wir groß geworden, Graf,
Als daß wir gingen mit dem Sturm des Volkes?
Der wehte uns den lichten Sternen zu,
Und gab uns Kräfte, unſern goldnen Tempel
Inmitten dieſer mürben Welt zu bauen.
Uns regte an ein mächtiges Bewegen,
Ein zeugender, ein friſcher Lebensgeiſt,
Und gegenüber war nur todter Stoff,
Nur Zahlen, Uniformen, Kabinette,
Die Fürſten ohne Völker, und die Völker
Hinwieder ohne Fürſten. —
Hier aber tritt uns ja daſſelb' entgegen,
Was uns getrieben. Dieſes arme Volk,
In ſeiner Einfalt, unter ſeinen Pfaffen,
Iſt zu derſelben Mündigkeit gelangt,
Wie wir mit unſerm glänzenden Verſtande,
Es will auf ſich ſteh'n, einen Willen haben.
Wer ſchauderte wohl nicht, wenn ſich die Geiſter,
Die ſelbſt wir rieſen, gegen uns ſich wenden!
Dies deutet eine böſe Spaltung an,
Der ſchwangern Zeit unheimliche Geburten!

Ja, überſinnig iſt der Vicekönig, er hört das Gras wachſen. Als Graf Barraguay, ihn zu tröſten, ſagt: „Deutſchland wird uns nie gefährlich werden“ — erwiedert er:

Das gebe Gott! Denn würd' es uns gefährlich,
So endet die Gefahr in unſerm Sturze.
In dieſem Lande voll Geheimniſſe
Reift Alles heimlich, unſichtbar heran,
Und ſeine Schrecken ſind unüberwindlich.
Wir würden uns noch voll Geſundheit wähnen,
Wenn uns der Wurm ſchon nah am Herzen ſäße.

Der gute Vicekönig denkt zu gut von uns. Wäre Rußland nicht geweſen, das den kalten Ofen eingeheizt — nie wäre das Strohfeuer der Einen mit der knorrigen eichenen Geduld der Andern zuſammengekommen, und der Rauch der Freiheit wäre nie empor geſtiegen.

Das Schauſpiel hat keinen Kern, die Schaale wickelt ſich um nichts. Das Gemälde hat keinen Rahmen, was iſt hier, was iſt dort? Wo iſt die Länge, die Breite, wo der Boden, wo die Luft? Es iſt eine Seite aus der Weltgeſchichte, die mitten im Satze beginnt und mitten im Satze aufhört. Vielleicht daß uns die Bilder entſchädigen für das, was ihrer Zuſammenſtellung, was dem Gemälde mangelt — betrachten wir ſie.

Hofer iſt der Papa ſeines Volkes, ein guter Mann, aber ſchwach und abergläubiſch. Er iſt ein Teig für Pfaffen, und die haben ihn ganz weich geknetet. Er hat Träume, und läßt ſie ſich von einem Pater auslegen. Wenn er ſchlagen ſoll, betet er, und wenn er geſchlagen, weint er, ſtatt den Sieg zu verfolgen. Als man ihm verkündet, er ſei zum Oberhaupte gewählt worden, faßt er die Thorheit gar nicht, bis ihm ein Pater ſagt:

Begreifſt Du's nicht, ſo nimm es für ein Wunder:
Ein König wird nur durch ein Wunder König.

— und Speckbacher (es iſt faſt Spott):

Brauch unſern Rath, wir brauchen dein Gemüth.

Da faßt er die Wahl und das große Ritterſchwert, das man ihm in die Hände gibt. Nun will man von ihm wiſſen, welchen Plan er zur bevorſtehenden Schlacht entworfen, und er antwortet: er habe keinen, das werde ſich ſchon finden zu ſeiner Zeit. Zwar iſt er kein pragmatiſcher Kopf, der viel über die Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte nachgedacht; doch hört man ihn einmal ſagen:

— — — — mit den neuen Büchern
Und neuen Moden ſtürzte das Verderben
Ueber unſre Buben, über unſre Mädchen.

Alſo die Bücher haben es gethan, auch in Tyrol haben ſie das Volk verdorben! Wie gut öſterreichiſch der Mann geſinnt iſt! Iſt es aber wahr, ſo hat der Speckbacher etwas geprahlt mit der patriotiſchen Einfältigkeit ſeiner Landsleute, als er dem Herzog von Danzig ſagte:

Wir leſen nichts als den Kalender, Herr.

Hofer, da er vor dem Vicekönige ſteht, iſt ſo demüthig, ſo unleidlich demüthig! Etwas edler Trotz hätte ihn beſſer gekleidet. Aber der Backofen der Majeſtät macht ihn ganz mürbe, gleich in der erſten Minute. Das iſt wohl ſehr deutſch, aber gar nicht ſchön. Der Vicekönig will von ihm wiſſen, warum er die Franzoſen haſſe und bekriege, und ſtatt ihm kurz und gebührlich zu antworten: *ungebetene Gäſte wirft man zur Thür hinaus* — hält er eine lange gründliche Rede von der Liebe, die keinen Grund hat. Nachdem der Kaiſer ſeinen Frieden geſchloſſen, geht Hofer traurig in die Berge, wirft ſein Schwert in eine Felſenſpalte, und ſchläft ermüdet ein. Da erſcheint ihm ein Engel. Was? Ein Engel erſcheint ihm? Nun ja, er träumt davon, und daß wir wachend ſehen, was er im Traume, muß der Engel wohl erſcheinen. Es ſei gut. Aber der Engel erſcheint nicht blos, er ſpricht auch eine ganze Zeile, er ſagt:

Du ſollſt das Schwert, das Du geführt, behalten —

und legt das weggeworfene Schwert neben dem Schlafenden nieder und verſchwindet. Nein, das iſt zu viel. Der Engel ſpricht deutſch und trägt das lange Ritterſchwert der alten Grafen zu Görtz in ſeiner luftigen Hand! Ein *engliſches* Schwert, das könnte wohl ſein — die engliſchen Waffen waren damals in Tyrol, wie überall und immer zu finden, wo Feinde der Franzoſen — aber das Schwert eines Engels! das iſt zu ſchwer zu tragen und zu glauben. Als Hofer erwacht und ſich der Traumes-Mahnung erinnert und das Schwert findet, ſagt er, er wäre betrogen mit dem Frieden, und beginnt den Aufruhr von neuem. Endlich iſt er überzeugt, legt die Waffen nieder und irrt verzweiflungsvoll in den Bergen umher. Er iſt dem Kriegsrechte verfallen, ſeine Freunde wollen ihn retten, ihn aus dem Lande führen, doch er will nicht flüchten, er will als Märtyrer endigen, aber er zeigt ſich nicht begeiſtert, hochſinnig, ſondern entſeelt und ſtumpfſinnig, ſo daß wir die Schwäche des Unglücklichen beweinen, nicht ſein Geſchick. Er geht unter. . . . Ja geſchähe das nur, ginge er unter; der Tod verſöhnt, wie die Schuld, ſo die Thorheit. Aber er ſtirbt nicht, er wird nur gefangen, und wir erfahren, er ſolle nach Mantua geführt und dort vor das Kriegsgericht geſtellt werden. So bleiben wir nach Endigung der Tragödie noch ungewiß über das Schickſal unſers Helden. Wird er verurtheilt, frei geſprochen werden? Wird man ihn begnadigen? Wird nicht das dankbare Oeſterreich ſich für ihn verwenden? Es koſtete nur ein freundliches Wort, ganz gewiß geſchieht's. Wir zweifeln — das iſt nicht gut. Der dramatiſche Dichter muß ſeine Rechnung mit unſerer Einbildungskraft abſchließen, ehe der Vorhang ſinkt, er darf uns nicht als Schuldner verlaſſen.

Speckbacher iſt der Mann ſeines, jedes Volkes. Er iſt kühn, diebesſchlau, wie es ſich gebühret der Uebermacht entgegen. Als er im Wirthshauſe, am Berge Iſel, mit dem Herzoge von Danzig zuſammentrifft, verliert er, obzwar erkannt als früheres Parteihaupt, ſeine kecke Faſſung nicht. Ja er verhöhnt den Herzog, indem er, in ſeiner Gegenwart, eben rückkehrende Boten, unter Anſpielungen eines Pferdehandels, über die Fortſchritte des Aufſtandes ausfragt und ſich von einem den Feinden gelieferten Treffen berichten läßt. Das war wohl toll, übermuthig frech; wer aber in ſolcher Zeit der Noth muthig bleiben will, der muß ſich in Keckheit betrinken. Speckbacher kennt und braucht die Pfaffen, er iſt nicht ihr Knecht. Daß er nicht gewußt, warum er die Franzoſen befeinde, haben wir ſchon gehört. Es iſt bei ihm, wie bei den Seinigen, eine Art Sinnlichkeit, Jagdluſt, Freude am Stutz, vielleicht auch dankbare Erinnerung an die landesherrlichen Preisdukaten, die er an Schützenfeſten ſich wohl gewonnen. Als nach dem Frieden Alles verloren, rettet er ſich für beſſere Tage. Er will nicht romantiſch untergehen wie Hofer. Romantik iſt die Auszehrung der Freiheit, die ihr fieberrothe Wangen gibt und darunter den bleichen Tod. Speckbacher iſt der Thatenheld des Dramas; Hofer iſt nur der Leidensheld eines Romans.

Der Prieſter Donay, ein Judas bis auf die Reue, liefert den frommen Hofer zu gewiſſem Tode aus. Er iſt ein arithmetiſcher Schurke, eine hölzerne, lebloſe Rechenmaſchine des Eigennutzes. Solche Menſchen gibt es zwar im Leben, aber wir erkennen ſie nicht, ſie ſind zu fein. Auf der Bühne aber, durch das Vergrößerungsglas der Kunſt geſehen, machen ſie uns Ekel und Grauen. Dort muß ein Böſewicht kalt ſein oder heiß, das Fieber der Leidenſchaft muß ihn beherrſchen. Eine geſunde ſchlechte Natur können wir nicht haſſen, ſie iſt von unſerm Herzen gar zu weit. Dieſer Prieſter, da er dem Grafen Barraguay den verſteckten Hofer herbeizuſchaffen verſpricht, bedingt ſich ſeinen Lohn ſo gemein, wie ein Taglöhner, er fordert ſein Trinkgeld. Er iſt ein ſchlechter Geſelle, kein Meiſter-Schurke. Ihm gegenüber ſteht der Kapuziner Haspinger, ein braver Mann, ſo viel man mit einer Standesvorliebe brav ſein kann. Die Kirche iſt ihm Alles. Zwar kämpft er wacker mit, während Donay ſeine Haut ſchont, aber von Treue und Vaterlandsliebe iſt auch bei ihm kein Wort. Den Bruder Donay kann er nicht ausſtehen. Das iſt gewiß kein Handelsneid; aber es ſcheint oft ſo. Dieſe beiden geiſtlichen Herren bilden den Dampf der Maſchine, der ſie treibt. Man ſieht ihn nicht, man ſpürt ihn nur. Nun iſt zwar die Inſurrektion der Tyroler eine Dampfmaſchine geweſen; aber auf der Bühne ſoll es für die Zuſchauer keine Geheimniſſe geben. Der Dichter hätte uns den Keſſel, den Ofen, die Räder, den Maſchinenmeiſter zeigen ſollen. Der Keſſel platzt, alle Spur geht verloren, und wir wiſſen nicht, wo das Leben war und woher der Tod gekommen.

Was iſt der Nepomuk von Kolb für ein Mann? Der Dichter nennt ihn im Perſonen-Verzeichniſſe einen Abenteurer. Aber iſt er das? Ein Abenteurer iſt ein kleiner bürgerlicher Held, der ſeine kleine Kraft und ſeinen kleinen Muth zu üben, kleine bürgerliche Gefahren ſucht und es mit ihnen aufnimmt. Er wagt falſche Würfel, Stockſchläge, Zweikämpfe, das Gefängniß, die Polizei, und tritt ganz nahe zum Pranger heran. Er iſt ein angenehmer Schwätzer, macht Glück bei den Weibern, gibt ſich für einen Edelmann aus, iſt Proteſtant und Jeſuit, Demagog und Spion, verliert ſich oft im Staatsgefängniſſe, rettet ſich wunderbar, ſchreibt Memoiren und lügt ſehr. Kolb thut nichts von dem Allen. Vielmehr wagt er den Pulverkrieg, führt eine Schaar an und kämpft gegen die Franzoſen. Iſt er ein Betrüger oder ein Dummkopf? Eher das Erſte, wie das Andere; ich halte ihn nicht für ſo dumm, als der feine Donay meint. Im Lande gilt er für einen Schwärmer; man nennt ihn den Fluch der guten Sache, den ausgelaſſenen Nepomuk von Kolb. Aber Kolb beträgt ſich nicht wie ein Schwärmer, ſondern wie Einer, der ſich über Schwärmer luſtig macht, er karikirt ihre Sprache. Denkt ein wahrer Schwärmer an Geld? Aber Kolb ſpricht zweimal davon. Er ſagt einmal zu Donay:

Wo ſah'ſt du Witz bei leerem Beutel blüh'n?
Donay! ich bin erſchrecklich im Verfall.
Kein Engel ſpricht und alle Gläubiger ſchrei'n.

— und ein andermal ſagt er zu ſeiner Schaar:

Kommt, meine Kerle, keines Groſchens mächtig,
Doch all' von Muth und tapfern Thaten trächtig!

Kolb iſt ein Volksnarr, der Harlekin der Inſurrection, aber weder ein Schwärmer noch ein Abenteurer.

Jetzt zu dir, arme Elſi. Ach! es ging dir ſehr ſchlimm im Leben und im Gedichte. Elſi iſt Wildmanns Frau, des Wirthes am Iſel. Bei dieſem kamen oft die Tyroler Eidgenoſſen zuſammen. Dort kehrte auch der Oberſtlieutenant Lacoſte, im Gefolge des Herzogs von Danzig, ein. Der Franzoſe verführte das junge Weib. Hat er das wirklich gethan? Es wäre ſehr gut, wenn man das glaubte, der Elſi und der Tragödie willen; aber ich glaube es nicht. Hat Elſi ein Boudoir? Trinkt ſie Thee? Schläft ſie bis an den hellen Tag? Trägt ſie Marabout-Federn? Das Alles nicht. Nein, Elſi wurde nicht verführt, ſie verließ ohne Sträuben den rechten Weg. Das merke man ſich, es hat Einfluß. „Alter mürriſcher Wildmann“ — ſagt einmal Hofer. Das iſt's. Wildmann entdeckte das Verſtändniß. „Seit geſtern weiß ich's“ — ſagt er zu ſeiner Frau. Er verſtößt ſie, er jagt ſie aus dem Hauſe. Sie weint und fleht vergebens. Der Mann ſagt: die Untreue könnte er ihr verzeihen;

> Doch daß Du Deine Ehre haſt vergeudet
> An meinen Feind, an unſers Landes Feind,
> Das iſt's, was Milde aus dem Buſen weiſ't,
> Barmherzigkeit zur Sünde macht, und Mitleid
> Zur feigen Schwäche.

Der Kampf zwiſchen Erbarmen und Gerechtigkeit in Wildmanns Bruſt, in Wildmanns Munde, iſt ſehr ſchön geſchildert; aber ich weiß nicht, warum das Gefühl, das der Dichter ſo geſchickt in uns weckte, nicht recht gedeihen will. Die Empfindung kann nicht zur Ruhe und nicht zur Unruhe kommen. Sollen wir das treuloſe Weib verdammen? Aber die Verrätherin am Vaterlande verachten wir, und was wir verachten, mögen wir beſchämt, doch nicht beſtraft ſehen — der Schmerz brennt die Schande weg. Sollen wir die Bürgerin verdammen? Aber die Liebe, ſelbſt die entartete noch, jammert uns.... Die verſtoßene Elſi verläßt das Haus und läuft dem Oberſtlieutenant Lacoſte nach. Sie läuft? Ja, ſie muß laufen, der Weg iſt weit. Sie geht bis nach Villach in das Hauptquartier des Vicekönigs, wo ſich Lacoſte aufhält. Sie läßt ſich bei ihrem Freunde melden. Der Bediente ſagt: eine junge Frau, ſie heiße Elſi, wolle ihn ſprechen. Der Franzoſe antwortete barſch, er kenne das Weib nicht, er kenne keine Elſi. Das iſt hart; aber der Krieg iſt auch hart. Hat der Franzoſe nicht recht, wenn er ſagt:

> Das wär' zu harte Strafe unſrer Sünden,
> Wenn ſich die Schönen, die die Langeweile
> Von ein paar müß'gen Stunden uns vertrieben,
> Gleich Furien an unſere Ferſen hingen —?

Das arme Weib, ſo ſchnöde abgewieſen, fällt in Verzweiflung und Wahnſinn, taumelt fort und ſchleicht von Elend zu Elend. Ueberall verhöhnt und weggeſtoßen, geräth ſie in ein wildes Felſenthal, wo ſie mit dem unglücklichen flüchtigen Hofer zuſammentrifft. Die Scene dieſer Begegnung iſt ſchön, ſehr ſchön. Der gute Hofer macht keinen Unterſchied zwiſchen ſeinem eigenen unverſchuldeten Mißgeſchicke, und dem verſchuldeten des gefallenen Weibes; er ſieht nur einen gemeinſchaftlichen Schmerz. Aber Elſi iſt ſo ruhig, ſo fürchterlich ruhig. Sie fühlt keine Schmerzen mehr, der Brand iſt ſchon in ihrem Herzen. Hofer ſucht ſie zu tröſten. Wildmann, erzählt er ihr, habe ihm zugeſagt, ſie wieder aufzunehmen. Es ſei zu ſpät, antwortet Elſi. Sie bekennt, daß ſie ein blutiges Vorhaben pflege, und Hofer kann ihren Sinn nicht ändern. Sie kehrt, da es dunkel iſt, in das Haus ihres Mannes, den der Krieg entfernt, zurück. Ihr Kind und das Geſinde ſchickt ſie unter einem Vorwande fort. Lacoſte kehrt ein. Der Weg im Dienſte führte ihn vorbei, er iſt müde und will da übernachten. Als Lacoſte ſchläft, legt Elſi Feuer an, und verbrennt das Haus und den alten Freund. Dann ſtürzt ſie ſich in einen Abgrund .... Das iſt ein niederträchtiger Mord! Glaube Elſi ja nicht, uns mit ihren ſchönen Reden zu täuſchen, wenn ſie ſpricht:

> Ein tyroliſch Weib
> Kann ſich vergeſſen, aber aufgeſchreckt
> Vom eitlen Rauſch, bedeckt ſie ihre Schande

Und ihren Schänder mit dem tiefſten Dunkel;
Was aber iſt wohl dunkler, als das Grab?

Nicht der Rauſch, der Durſt hat ſie zur Beſinnung geführt; nicht die Reue über ihr Verbrechen, der Verdruß, das Verbrechen nicht fortgeſetzt zu haben, brachte ſie zur Buße. Sie bringe ſich um; aber was hat ihr Lacoſte gethan, daß ſie ihn meuchelmordet? Er hat ſie ſchnöde fortgeſchickt — aber ſie ließ ihm ja nicht ſagen, daß ſie ihr Mann verſtoßen habe, daß ſie eine Zuflucht bei ihrem Freunde ſuche! Sie ließ ſich melden zum Beſuche, Lacoſte dachte, ſie käme zum Zeitvertreibe, und ihr die Zeit zu vertreiben, ließ ihm im Hauptquartier ſeine Pflicht keine Zeit. Nein, dieſe Rache war nicht tyroliſch und ſie verunziert die ſchöne Bewegung des Landes, die, als ſolche vorzuſtellen, ſich doch der Dichter ſo ſehr bemüht hat. Das, was Elſi gethan, war kein gerechter Aufſtand gegen die Franzoſen, das war freche Empörung gegen die Natur.

Etwas ſehr Wahres, Schönes, aber zugleich Bedenkliches, hat der Dichter in ſeiner Vorrede bemerkt. Er hat eine Saite berührt, die er lauter hätte ſollen tönen laſſen, die aber freilich, zu ſtark angeſchlagen, gar leicht ſpringt. Er ſagt: „Eine beſondere Schwierigkeit, dem deutſchen Theater, wie es gegenwärtig iſt, gemäß zu dichten, liegt darin, daß das Publikum vorzugsweiſe nur von dem Declamatoriſchen und Rhetoriſchen, nicht aber von dem Poetiſchen und Charakteriſtiſchen angeſprochen wird. Der abgeſonderte und einſame Zuſtand, worin die meiſten Deutſchen leben, begünſtigt die Neigung, ſich gewiſſe prächtige Geſinnungen und Gedanken vorzuſagen und dem einförmigen Strome einer einſeitig angeregten Empfindung bis in's Wunderliche zu folgen. Alles, was ihnen in ſolcher Form und von ſolchem Gehalte von Andern geboten wird, iſt ihnen gemäß. Ein ſocialer und öffentlicher Zuſtand dagegen fordert nothwendig zur Geſtalt auf und bildet den Sinn für Geſtalt aus .... Das Declamatoriſche und Rhetoriſche führt, conſequent ausgebildet, zur Zerſtörung des eigentlich Dramatiſchen. Es bewirkt, daß den Perſonen Sentenzen und Schilderungen in den Mund gelegt werden, die weder aus dem Charakter, noch aus der Situation hervorgehen." — Aber wie iſt das zu ändern? Der Bühnen-Dichter kann ſich ſein Volk nicht umgeſtalten, das Volk erzieht ſich ſeine Bühne. Schauſpiele ſind für die Menge, und was der Menge nicht gefällt, berührt ſie gar nicht. Der Deutſche liebt Reden, die Rede iſt ihm die geliebte Suppe; der Dichter mag etwas Handlung hineinbrocken, aber nicht zu viel, ſie muß Platz zum Schwimmen haben. Wir denken gut und reden ſchlecht, reden viel und thun wenig, thun Manches und vollbringen nichts. Aber unſere Gleichgültigkeit gegen Handlungen entſpringt nicht aus unſerer Vorliebe für Worte, ſondern umgekehrt, unſere Vorliebe für Worte entſpringt aus Scheu vor Handlungen. Die keuſchen Deutſchen wenden ihre Augen weg vor jeder nackten That. Es geſchieht etwas ohne Umſtände — pfui, wie abſcheulich! Wir gleichen den verſchämten Söhnen Noah's die über ihren entblößten betrunkenen Vater, rückwärts ſchreitend, ihre Kleider warfen. Aber Worte ſind die Kleider der Thaten. Bei uns machen nicht blos Kleider, auch Worte machen Leute. Dieſe Thatenſcheu hat ihren Grund in der Geheimnißſucht, die uns angeboren, die wir geerbt. Wir thun gern nichts, denn das nicht Geſchehene bleibt am leichteſten verſchwiegen. Das Geheimniß iſt unſer Gott, Verſchwiegenheit unſere Religion. Wir lieben die Stille und das Grauen. Bei uns hat Jeder ſeine Geheimniſſe oder ſucht ſie, der Bettler wie der König. Der Miniſter möchte gern jede Bombe im Kriege mit Baumwolle umwickeln, daß man ſie nicht fallen höre, und der Polizei-Direktor meint, der Staat würde zu Grunde gehen, wenn der Bürger erführe, daß ſich ſein guter Nachbar am Morgen erhenkt hat. Wer von uns den jüngſten Tag erlebt, wird viel zu lachen bekommen. Was Gott unter zwanzig Bogen ſpricht, wird cenſirt werden, und wenn die Welt brennt und das Fett ſchmilzt von den Ständern herab, wird die Polizei bekannt machen: „Unruheſtifter haben das Gerücht verbreitet, es ſei heiß in der Welt; aber das iſt eine hämiſche Lüge, das Wetter war nie kühler und ſchöner geweſen. Man warnt Jedermann vor unvorſichtigen Reden und müßigem Umherſchweifen auf der Straße. Eltern ſollen ihre Kinder, Lehrer ihre Schüler, Meiſter ihre Geſellen im Hauſe behalten. Man bleibe ruhig. Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht.“ .... Und dann wird die Welt untergehen und ruhig werden, und dann wird die ganze Welt deutſch ſein. Handlung — Geſtaltung — woher? Ich wollte lieber verdammt ſein, alle Hochzeitgedichte für alle Philiſterbräute in Deutſchland zu machen, als Schauſpiele für ihre Väter, Männer und Brüder. Worte, Worte, Worte. Es gibt nur ein einziges Drama, das dem Deutſchen gefällt, ihm angemeſſen, und doch dabei ſchön iſt, muſterhaft und höchſt vollendet — Hamlet. Aber ein Shakeſpeare müßte kommen, es zu dichten, ein Zauberer, der Alles kann.

XXXVIII.

Die Familie Anglade,

oder

Der Schmuck.

Schauſpiel von Freiherrn v. Thumb.

Ich kenne nichts Abgeſchmackteres, als den Schickſalskampf der Menſchen mit den bürgerlichen Geſetzen unſerer Tage als den Stoff eines poetiſchen Kunſtwerks zu bearbeiten. Es iſt das widerliche Gemälde einer ſchwachen Raupe, die ſich gegen die tückiſche Nadel bäumt. Das Verderben und der Untergang, den mannigfaltige Geſetzgebungen argloſen Bürgern bringen, ſind politiſche Krankheiten und Todesarten, mit denen, gleich mit den leiblichen, die menſchliche Freiheit, wie ſie im Drama hervortreten ſoll, in keine Berührung kommen kann. Da Brutus die Stimme der Natur vor der des Geſetzes ſchweigen und ſeinen Sohn hinrichten ließ; da jener großherzige Römer ſich ſelbſt das Schwert in die Bruſt geſtoßen, weil er es an einem verbotenen Orte entblößt und ſein eigenes Geſetz übertreten hatte — da geſchah es um des Vaterlandes willen. Hier iſt ein geiſtiges, veredelndes und verſchönendes Prinzip. Wer aber jetzt am Bürger ſtirbt oder in die Klemme kömmt, der unterliegt einem heimtückiſchen Hof- oder Wechſelrechte, und lieber bringe man einen Kampf mit dem Lindwurm auf die Bühne, als dieſen. Wenn, wie in der Familie Anglade, der Polizei-Kommiſſär einen unſchuldigen Mann, den er auch dafür hält, unter das Henkerbeil zu bringen geſonnen iſt, blos um einer albernen Gerichtsordnung zu huldigen, und der Menſch dabei noch hochherzige Geſinnungen auskramt und ſein Pflicht- und Ehrgefühl hervorthut: dann möchte man ſolchen Kerl durchprügeln und lieber unter wilden Thieren wohnen, als in einer geſitteten Geſellſchaft, wo man aus Amtstugend ſeine beſten Freunde hängen läßt. Darum hat ſich der Dichter bei der Wahl ſeines dramatiſchen Stoffes vergriffen. Die hier zu Grunde liegende wahre Geſchichte, wie ſie in den Causes célèbres enthalten iſt, gewährt eine beſſere Unterhaltung.

XXXIX.

Emilia Galotti,

von Leſſing.

Wenn am Ziele der Wanderung eine ſchöne Landſchaft für den rauhen, ſteilen und mühſamen Weg belohnt, ſo mag nicht minder ein reizender Weg für ein unerfreuliches Ziel Erſatz geben. Solches geſchieht mit Emilia Galotti. Bei Virginius, dem Vorbilde Odoardo's, ſtand der Vater im Solde des Bürgers, und man ſieht nur mit freudiger Rührung ein frommes Lamm auf dem Altare der Freiheit bluten. Aber wenn die ſchreckliche, unnatürliche That, wie hier, vergebens geſchieht, wenn der Vater ſeine Tochter ermordet, nicht für die Götter oder das Vaterland, nicht um ihre Herzensreinheit zu bewahren, die er keiner Verderbniß fähig hält, ſondern nur um ihre anatomiſche Unſchuld zu retten, ſo wendet man ſich mit Abſcheu vor einem ſolchen Anblicke zurück. Auch die Sittenlehre aus dem Munde des Prinzen befriedigt die gerechte Forderung des Zuhörers nicht. Die Wahrheit wäre mit einem ſolchen Opfer zu theuer bezahlt, die Lüge iſt es um ſo gewiſſer. „Iſt es zum Unglücke ſo Mancher nicht genug, daß Fürſten Menſchen ſind: müſſen ſich auch noch Teufel in ihren Freund verſtellen?“ Nein, mein Prinz, die Verantwortlichkeit der Miniſter gilt nur in Staatsſachen; wo Fürſten beginnen Menſchen, und wo ſie aufhören menſchlich zu ſein, da treten ſie unter das Geſetz der Sitten. Gute Fürſten haben auch immer gute Rathgeber gefunden.

Aber wie reizend ſind die Irrgänge des Dichters, und ſelbſt der Unnatur der bürgerlichen Schauſpiele, deren Vater Leſſing war, ſieht man gern nach, wenn ſie ſo voll hohen Adels ſind, wie bei ihm. Wie wahr ſind die Charaktere aufgefaßt, wie naturtreu und ſcharf, und doch kühn und geiſtreich ſind ſie umſchrieben, und wie fein ſchattirt. Es wird dem Leſer oder Zuhörer kein Spielraum zum Irren gegeben; er muß die Perſonen ganz ſo anſehen, wie ſie ihm erſcheinen ſollten. Wie faßlich und willkommen ſind die Kunſtlehren und Kunſt-Liebegeſtändniſſe in der Malerſcene. Welche männlich kräftige und zugleich anmuthige Sprache überhaupt. Man bedauert, daß Leſſing unter den Deutſchen nur ſich ſelbſt zum Vorbilde nehmen konnte und die ſchönſten Erfindungen ſeines Geiſtes an unterirdiſche Grundſätze, worauf die nachgeborenen Dichter in's Freie bauten, verwenden mußte. Dreißig Jahre ſpäter wäre er genußbringender und unſterblich geworden.

Die kunſtfertige ſceniſche Darſtellung ſolcher Dramen findet Hinderniſſe, die nicht blos in dem darſtellenden Künſtler liegen, ſondern auch in der gegenwärtigen Zeit und ihren Schauſpieldichtern. Jene hat die ſcharfe Sonderung der Stände im bürgerlichen Leben, die noch zu Leſſing's Tagen obwaltete, abgeſtumpft. Die Großen ſind herab-, die Niedrigen hinaufgeſtiegen; dieſe und jene ſind durch ſo viele Hände und Schickſale gegangen, daß ſie ihr Gepräge verloren haben und ſich nur noch durch den Metallwerth unterſcheiden. Das Zunftweſen und die Hauslichkeit ſind aufgehoben, und Keiner iſt mehr Herr in ſeiner Werkſtätte, noch fremd in eines Fremden Hauſe. Man hindert ſich wechſelſeitig und es geſchieht nichts. Daher viel Kraft und wenig Thaten, viel Geiſt und wenig Gedanken, viel Empfindung und wenig Theilnahme, viel Licht und wenig Farben. Wo ſollen unſere Schauſpieldichter die Vorbilder zu bürgerlichen Charakteren hernehmen? Sie können ihr Talent nicht üben und müſſen es aus Mangel an Uebung endlich verlieren. Alle ihre Perſonen ſind daher humoriſtiſch, und der ganze Theatereffekt beruht darauf, daß ſie im letzten Akte aus dem Charakter ſtürzen. Der unverſchämte Betrüger wird beſchämt, die Spröde zuvorkommend, der unerbittliche Vater gerührt, die Eiferſucht geheilt, der Böſewicht gebeſſert, der Wildfang geſetzt. Den Schauſpielern iſt hierdurch eine köſtliche Zwickmühle aufgethan. Geht es nicht auf dieſe Weiſe, ſo geht es auf die andere. Da ſie, wie die Perſonen, die ſie darzuſtellen haben, nicht wiſſen, was ſie wollen, und ihr Spiel, gleich den geſpielten Charakteren, ohne beſtimmte Richtung hin und her ſchwankt, ſo wäre es ein ſeltener unglücklicher Zufall, wenn ſie nicht in einem Abende einmal zuſammentreffen und glückliche Momente haben ſollten. In einem Kotzebueſchen Stücke kann auch ein gewöhnlicher Schauſpieler nicht durchaus ſchlecht ſpielen; aber in den Dramen Leſſings, wo die plaſtiſchen Dimenſionen kein Zurückbleiben und keine Ueberſchreitung dulden, kann er dieſes allerdings. Aus den angeführten Gründen darf in gegenwärtiger Zeit nur was jetzt möglich iſt gefordert werden, und von dieſem Möglichen iſt bei der Darſtellung der Emilia Galotti Manches geleiſtet worden.

Durch Vortrauer, Schmerz und Klage geht Emilia zum Tode. Sie erſcheint zuerſt unter dem Nonnenſchleier des Grabes, dann als geſchmücktes Schlachtopfer. Ihre heitere Vergangenheit liegt hinter der Bühne. Keine Kraftäußerung, keine Helle; ihr Spiel ſei leiſe und düſter, gleich einer ſinkenden Lampe, und das augenblickliche Aufflackern der Heiterkeit, während ſie mit Appiani vom Hochzeitkleide redet, mache das Nachtſtück nur noch ſchauerlicher. Sind dieſes die Forderungen an die Rolle der Emilia, ſo ließ Demoiſelle *** nichts zu wünſchen übrig. — Herr ***, als Odoardo, bewährte ſeine ausgezeichnete Gabe, mit dem Anſtande des Weltmannes die Biederherzigkeit eines ſchlichten Bürgers und die Gemüthlichkeit eines Hausvaters zu vereinigen. In Bezug auf Nachfolgendes wird bemerkt, daß er einer der Wenigen von den Mitgliedern unſerer Bühne iſt, die das Gebieteriſche der Vornehmen als ein angebornes Recht unbefangen auszuüben verſtehen und nicht, gleich Emporkommlingen, Eilfertigkeit aus Furcht, Arroganz aus Mißtrauen und barſches Weſen aus Schwäche damit verbinden. Manche Andere wiſſen nicht einmal, wie man dem Kutſcher befiehlt anzuſpannen. — Herr *** ſpielte den Prinzen. Von dem Fürſten hatte er nur das Staatsrechtliche, von dem Hofmanne nur die Charakterloſigkeit, von dem Liebenden nur das Lächerliche. Er war hart, wo er feſt, morſch, wo er weich, ſchwach, wo er nur nicht gebieteriſch ſein ſollte. Iſt es denn ſo ſchwer, ſich in einen Fürſten hinein zu denken, da doch Jeder ein Fürſt in ſeinem Hauſe iſt und wenigſtens im Bedienten einen Unterthan zählt! *Hoheit* iſt nicht ungemeſſene *Breite*; die Hochgeſtellten ſehen ihren Untergebenen aus der Vogelperſpektive, und ſie haben nicht nöthig, den Gehorchenden Platz und Rede wegzunehmen, um ſich auszudehnen. Man hörte es Herrn *** an, daß er erſt ſeit 6 Uhr auf dem Throne ſitzt. Wenn er als Herr ſprach, imponirte er, als müßte er ſorglich dem Widerſpruche zuvorkommen, und gebrauchte die ganze Artillerie der Macht, um einen furchtſamen Hofmann zu ſchrecken, der ſchon vor dem Schalle des leiſeſten Wortes zurückfährt. Dann beging er den Fehler, die Perſonen nicht anzuſehen, mit denen er ſprach, und weit von ihnen entfernt zu bleiben. Das gehört nicht zur Fürſtengrazie. Es iſt ſehr unbequem, mit Einem zu reden, der hinter dem Rücken ſteht, aber Fürſten machen ſich's bequem; und was den räumlichen Abſtand betrifft, ſo mag wohl der Untergeordnete ehrerbietig zurücktreten, aber der Vornehme muß ihm immer wieder auf den Leib rücken. Den Regierungsgrundſatz, die Unterthanen in der Entfernung zu halten, dehnte Herr *** ſogar auf lebloſe Sachen aus, denn als er das Bildniß der Orſina betrachtete, das nur zwei Fuß hoch war, blieb er faſt die ganze Zimmerweite davon abſtehen, als wäre es ein Frescogemälde, und dennoch wird von den Augen und dem Munde der Gräfin geſprochen, die man doch in ſolcher Entfernung unmöglich genau ſehen konnte. Die Scene mit dem Maler mißlang ihm im höchſten Grade. Die feinen Bemerkungen, die der Dichter dem Prinzen in den Mund legt, wurden mit gar keiner Feinheit, und als wären ſie nicht verſtanden worden, vorgetragen. Auch gegen den Maler war Herr *** zu vornehm zurückhaltend. Der Prinz liebte die Kunſt und die Künſtler und mußte alſo herablaſſender und freundlicher gegen Conti ſein, als es Herr *** war. Um von den vielen Beiſpielen falſcher Declamation nur eines herauszuheben, hatte Herr *** die Worte, mit welchen er den Maler verabſchiedete: „Laſſen Sie ſich für beide Portraite bezahlen, was Sie wollen, ſo viel Sie wollen, Conti," mit dem hochſten Pathos geſagt und mit den prachtigſten Geberden begleitet (wie die Schauſpieler es oft thun, wenn ſie eine Rede ſchließen, weil ſie glauben, dieſe müſſe immer wie eine Rakete, ehe ſie verliſcht, knallen und platzen): dieſe Betonung war hochſt unzeitig. Es horte ſich an, als brächte der Prinz mit Anſtrengung ein Opfer. Viel Geld mag dem Künſtler ein wichtiges Wort ſein, aber einem Fürſten, der nur zu ſeinem Schatzmeiſter ſchickt, iſt es keines; der Prinz wollte nur ſeine Zufriedenheit ausdrücken, und dieſes mußte mit Ruhe geſchehen, wenn auch mit Nachdruck. — Man könnte dem Marinelli, dieſem Großvater aller theatraliſchen Hofſchurken, gram werden wegen der unleidlichen Brut von Söhnen und Enkeln, die er in die Welt geſetzt und mit welchen er ſeit fünfzig Jahren unſere Bühnen übervölkert hat. Es iſt nicht die Schuld des Ahnherrn, wenn ſeine Nachkommenſchaft ausgeartet iſt; er hat ihnen die beſten Grundſätze hinterlaſſen, und er ſelbſt ſteht vollendet da als Schmeichler, Sünder und Verführer. Wie unverſchämt entblößt er ſich gleich bei ſeinem erſten Auftritte, wo er, dem Prinzen gegenüber, die Gräfin giftig verläſtert, vor der er einige Wochen früher noch im Staube lag. Herr *** iſt ſonſt Meiſter in ſolchen Rollen und bewährte ſich auch heute als ſolcher, indem er die Grundzüge dieſes Charakters richtig auffaßte und darſtellte. Aber nur die Grundzüge, im Colorit war Einiges verfehlt. Er war etwas zu ſteif und unrührig. Der Prinz iſt jung und liebt, und mochte wohl einem Solchen ſein Vertrauen ſchenken, der ſich ihm herzlich hingab, nicht aber feſt, ſchroff und dürre wie ein Felſen im Meere, ſelbſt in ſeiner Unterthänigkeit eine imponirende Selbſtbeherrſchung zeigte und durch ſein Lauern und ſeine Ruhe, der Leidenſchaft gegenüber, beſchämend und unbehaglich ſein mußte. Auch zeigte Herr *** überall zu viel Hohn. Das liegt nicht in der Rolle. Böſewichter ſolcher Art thun keine Schandthat aus Liebhaberei, ſondern nur, weil ſie ihnen Vortheil bringt, und daher ohne die Grimaſſe der Sünde, ſo wie ſie ohne die Verklärung der Tugend auch etwas Gutes thun, wenn es ihnen nützlich iſt. Nur die beſſern Menſchen begehen eine Uebelthat mit Leidenſchaft, weil ſie ſie nur in Leidenſchaft begehen. — Die Rolle der Gräfin Orſina iſt ungemein ſchwierig. Der Verſtand, einen Charakter ſo aufzufaſſen, wie ihn ſich der Dichter gedacht hat, und die Kunſtfertigkeit, ihn getreu nachzubilden, reichen hier nicht hin. Denn der wahre Charakter der Gräfin erſcheint nicht auf der Scene. Ihr Geſchick hatte ſie mürbe gemacht, ſie ſo, wie der Maler Conti ihr Bildniß, umgeſtaltet, worüber der Prinz ſich äußerte: „Stolz haben Sie in Würde, Hohn in Lächeln, Anſatz zu trübſinniger Schwärmerei in ſanfte Schwermuth verwandelt.“ Die Stolze erſcheint gedemüthigt, die Spötterin verſpottet, die giftige Eiferſüchtige ſich mit Recht gekränkt fühlend. Da ihre Strafe größer iſt als ihre Schuld, ſo kann man der Unglücklichen das Mitleid nicht verſagen.

Frau ***, eine vorzügliche Künſtlerin im tragiſchen Fache, und die immer bedenkt, was ſie thut, hat ihr Spiel meiſterhaft durchgeführt. — Nicht ſo Herr *** als Maler Conti. Er hatte ſich das Anſehen eines fünfzigjährigen Mannes gegeben, war altväteriſch gekleidet, ſah aus wie ein Prokurator und betrug ſich auch darnach. Was auch der Koſtümſchlendrian gefordert haben mag, ein Maler hätte ſich wohl etwas maleriſcher kleiden dürfen. Die ſteife Unterthänigkeit war einem ſich fühlenden Künſtler nicht angemeſſen, hier am wenigſten, wo der Prinz herablaſſende Freundlichkeit zeigte. All das Feine, Gedankenreiche und Empfindungsvolle, was Conti zu ſagen hatte, ging durchaus verloren, da es im dürren Profeſſortone hergeſagt wurde.

XL.

Das Taſchenbuch.

Drama von Kotzebue.

Fouquet, Ludwigs des Vierzehnten Finanzminiſter, einer jener großen Schwämme, die den Schweiß des Volkes abtrocknen, um ihn einzuſaugen, mißfiel ſeinem Gebieter, weil er, der Diener, ſeinen Herrn überglänzen wollte und in einer Neigung des Herzens ihm zu begegnen wagte. Da erinnerte man ſich, daß ſeine Verwaltung ſchon längſt untreu geweſen und ſtellte ihn vor Gericht. Peliſſon-Fontanier, ein gelehrter Mann, Fouquet's Vertrauter und erſter Schreiber, wußte ſeinem bewachten Herrn die Nachricht von der Vernichtung gewiſſer ihn anklagender Papiere nicht anders mitzutheilen, als indem er den Schein annahm, er wolle gegen ihn zeugen. Als Fouquet durch die

Schurkenmaske ſeines Vertrauten endlich deſſen Edelmuth erkannte, entſtürzten Thränen ſeinen Augen. — Das iſt die Begebenheit, welche dieſem Drama den Stoff gab. Kotzebue hat ihn gewandt genug behandelt. Liebe und Schurkerei, Unterthanentreue, Freundſchaft und Soldatenehre ſind nicht ungeſchickt mit einander verbunden. Soldatenehre! ja die hätte aus dem Spiele bleiben ſollen, es iſt ein unbequemer Stoff für einen Bühnendichter. Welche Stellung einem Manne geben, der der Ehre, nicht dem Vaterlande dient und welcher nichts Tadelnswerthes darin findet, einen Widerſacher ſeines Fürſten ungeahndet entwiſchen zu laſſen, wenn er nur dabei den Schein der Pflichterfüllung ſich zu bewahren wußte?

Herr *** ſpielte den Feſtungscommandanten ganz gut. In mehreren Scenen, die auf dem Zimmer vorgehen, behielt er den Generalshut auf dem Kopfe, ſogar in Gegenwart eines Frauenzimmers. Warum? Iſt dies Gebrauch in einer belagerten Feſtung? — Demoiſelle Lindner, eine der vorzüglichſten Künſtlerinnen unſerer Bühne, trat nach einer langen Abweſenheit heute zum Erſtenmale wieder auf. Man hätte ihr Gelegenheit geben ſollen, in einer glänzenderen Rolle, als die der Amalie, ſich für die Beifallsäußerungen, mit welchen ſie empfangen worden, dankbar zu bezeigen. Frauen vom höchſten Zartgefühle haben es gerügt, daß Amalie, in der Wärme ihres Geſprächs, nicht blos ihrem Vetter Eduard (welches verzeihlich ſei, da ſie ihn liebe), ſondern auch dem Baron Schwarzenthal (dem ja eine Abweiſung zu Theil geworden) ihre Hand ſo freigebig hingereicht habe. Sie meinten: dieſe Außenwerke des weiblichen Herzens dürfe man nur dann überliefern, wenn man zu Mehrerem geneigt ſei; wo aber keine Herzlichkeit ſtattfinde, da ſei Zurückhaltung mit ſolchen wichtigen Gunſtbezeugungen Pflicht und Klugheit. Ich ſchreibe dieſen Tadel nieder, wie er mir aufgedrungen worden; ich ſelbſt habe weder Einſicht noch Erfahrung in ſolchen Händeln.

XLI.

Der Tagsbefehl.

Drama von Töpfer.

Der Herzog und Feldherr hatte den Tagsbefehl, oder eigentlich den Nachtbefehl gegeben: kein Brief ſolle mehr geſchrieben werden und kein Licht im Lager brennen, bei Todesſtrafe. Doch wenn Jeder vor Mars zittert, der kleine Amor fürchtet ſich nicht und thut was er will. Rittmeiſter Hellwitz hatte den Abend vor der Schlacht gute Nachrichten von ſeiner Geliebten erhalten. Sie läßt ihn wiſſen, daß ſie ihm Herz und Hand ſchenke, und daß die Mutter Alles zufrieden ſei. Der Glückliche befindet ſich allein in ſeinem Zelte, und iſt, ſo viel man in der Dunkelheit ſehen kann, ſehr entzückt. Er ſagt: ich möchte dem Engel noch heute meine Dankbarkeit bezeigen und meinem Herzen Luſt machen, ehe vielleicht morgen in der Schlacht eine Kugel es thut. Zwar iſt das Schreiben bei Todesſtrafe verboten, aber wer wird es ſehen? Er nimmt Feuerſtein, Zunder und Stahl, ſchlägt Licht, zündet eine Oellampe an, ſetzt ſich hin und ſchreibt. Da tritt unvermuthet der Herzog mit Begleitung in's Zelt. „Was ſchreibt Er da?" — Der erſchrockene Rittmeiſter: An meine Braut — „Was hat Er verdient?" — Den Tod. — „So ſchreibe Er noch darunter: ich ſterbe durch das Kriegsgericht." — Fußfall, Flehen um Gnade. Hilft nichts, muß ſterben, wird abgeführt. Im zweiten Akte nimmt der Herzog in dem Hauſe des Majors von Blankendorf ſein Hauptquartier. Dieſer iſt der Vater des Fräuleins, welches den Rittmeiſter zum Licht anzünden verleitet hatte. Schon vorher war der Staabsprofoß angelangt und hatte die Frau Majorin um die Einräumung eines feſten Weinkellers gebeten, worin er die unter ſeiner Verwahrung ſtehenden Gefangenen einſperren könne. Darauf erzählt er die unglückliche Geſchichte des Rittmeiſters. Da ſieht das Fräulein dieſen ſelbſt geſchloſſen herbeiführen; alles kommt an den Tag. Ohnmacht. Der Feldherr, der unterdeſſen hereintritt, wird um Gnade gebeten, läßt ſich aber nicht erweichen. Aber im Herzen beſchließt er, den Offizier zu retten; nur den Schein der Kriegsſtrenge will er bewahren. Er läßt den Staabsprofoß rufen, und leitet das Geſpräch auf Hellwitz. Auch Jener legt ein Fürwort ein. Hilft aber alles Nichts. „Morgen früh wird er erſchoſſen, mach' Er's ihm heute noch leicht, nehm' Er ihm die Ketten ab. Geb' Er aber ja auf ihn Acht. Läßt Er ihn entwiſchen, ſo muß Er vier und zwanzig Stunden bei Waſſer und Brod ſitzen. Hat Er mich verſtanden?“ Der Profoß hat ihn verſtanden, und läßt den Rittmeiſter entwiſchen. Dieſer aber ſuchte nur ſeine Ehre, nicht das Leben zu retten. Er läuft ohne Hut aus dem Gefängniſſe in's Feld, als eben die Schlacht im Gange war, ergreift eine Fahne, erſtürmt eine feindliche Batterie, und entſcheidet hierdurch den glücklichen Ausgang des Treffens; alles ohne Hut. Der Herzog hört von der heldenmüthigen That, läßt ſich den Offizier vorführen, erkennt ihn, ſagt, er wolle nicht wiſſen, wer er geweſen, jetzt heiße er Freiherr von Stürmer, legt die Hände der Liebenden in einander, und ſagt: Adieu.

Dieſes iſt die Groß-Handlung des Stückes; die Ausſchnitt-Handlung wirft folgenden Gewinn ab. Hauptmann Graf v. Bannewitz iſt der Buſenfreund des ſubordinationswidrigen Rittmeiſters; aber von ſeiner Liebe weiß er nichts. Er liebt ſelbſt das

Fräulein Blankendorf und geht in ſeiner Unſchuld hin, es der Mutter zu geſtehen. Dieſe hat nichts dagegen, aber das Fräulein bekennt ihre frühere Neigung. Anfänglich iſt der Hauptmann in Verzweiflung, doch fällt ihm ein, daß er ſeinem Freunde vor mehreren Jahren eine Braut abwendig gemacht habe, und jetzt könne er ihn dafür ſchadlos halten. Er entſagt alſo, und führt bei Mutter und Tochter für den Freund das Wort. Doch des Lebens ſatt, ladet er die unter ihm ſtehenden Grenadiere ein, mit ihm für's Vaterland zu ſterben, ſtürmt in die oben erwähnte Batterie und läßt ſich erſchießen.

Ein anderer Nebentreffer des Dramas beſteht darin, daß der Herzog Friedrich den Großen vorſtellen ſoll, und von dem Schauſpieler in Gang, Haltung und Allem nachgeahmt wird. Ein wahres Ereigniß ſoll hierbei zu Grunde liegen, ob zwar Herr Töpfer das Jahr 1750 ausdrücklich als die Zeit der Handlung beſtimmt, und Friedrich II. zwiſchen 1745 und 1756 keinen Krieg geführt hat. Auch wird in dem Stücke anachroniſtiſch viel gedeutſcht. Deutſcher Mann, deutſche Frau, deutſches Mädchen, deutſches Vaterland, deutſche charpiezupfende barmherzige Schweſtern ꝛc.

Man ſieht, daß der Thon zu dieſer Töpferwaare nicht von der vorzüglichſten Beſchaffenheit iſt.

Ein Küraſſier-Rittmeiſter und ein Grenadier-Hauptmann, beide Männer in den Jahren, die zwar die beſten genannt werden, die es aber nicht zum Behufe der Liebe ſind; beide Männer, die nicht blos durch das Kriegsfeuer, ſondern auch durch das Feuer der Liebe gegangen, denn ſie lieben zum zweiten Male, geberden ſich ſo thöricht, wie man es ſelbſt einem Jünglinge nur einmal im Leben verzeiht. Mitten im Lager, am Abende vor der Schlacht, ſind ſie nur mit ihrer Liebſchaft beſchäftigt. Der eine handelt gegen den Kriegsbefehl und zündet ſich ein Licht an, der andere liſcht ſich das Lebenslicht aus und nimmt ſeine Grenadiere, die nichts lieben als Branntwein, mit in das Grab. Solche ſchwache Menſchen können unmöglich Theilnahme einflößen. Die Nachgeſtaltung des großen Friedrich iſt eine Abgeſchmacktheit, und ruft das Bild des Helden eben ſo widrig zurück, als es eine Wachsfigur thut. Herr Töpfer hatte vorgeſchrieben, Friedrich müſſe als alter Mann dargeſtellt werden, vielleicht, weil die Nachwelt ſich erſt das Bild des bejahrten Königs eingeprägt hat. Da aber in dem Drama ſo genau auf Chronologie geſehen wird, ſo hätte der Dichter wiſſen ſollen, daß Friedrich der Große 1750 erſt 38 Jahre alt war. Aber von Allem das Abſtoßendſte und das Tadelnswertheſte iſt das vorgeſchriebene Koſtüm von Anno

1750, das auch bei der Aufführung genau befolgt wurde, und trotz der Traurigkeit und ſtolzen Verſe ſehr lachen machte. Ein Ereigniß, das alle Tage geſchehen kann, muß auch in die Sitte und das Gewand des Tages gekleidet, und ſelbſt die älteren Schauſpiele müſſen zu dieſem Zwecke abgeändert werden. Wenn man den Werther, ſelbſt auf's Herrlichſte dramatiſirt, gepudert und in gelben Beinkleidern heute auf die Bühne bringen wollte, würde dieſes nicht den ganzen Eindruck zerſtoren? Die Frauenzimmer erſcheinen in Reifröcken von gewichtigem reichgeſticktem Seidenſtoffe und in gepuderter Friſur, und als das Fräulein (eine junge Schauſpielerin) mit aller Zierlichkeit einer Vaporiſtin des neunzehnten Jahrhunderts in Ohnmacht fiel, machte das einen ſehr untragiſchen Eindruck. Die Weiberkleidung der erſten Hälfte des vorigen Jahrhunderts kann nur noch mit den lächerlichen Sitten der damaligen Zeit vereint, alſo nur im Luſtſpiele dargeſtellt werden; nicht blos weil ſie jetzt aus der Mode, ſondern weil ſie geſchmacklos iſt; denn ſie bildete den Uebergang von der alten Sittſamkeit zur neuen Flatterhaftigkeit und hat weder das Ehrwürdige jener, noch das Anmuthige dieſer, iſt daher lächerlich. Bei den Männern war die militäriſche Pedanterie eben ſo abgeſchmackt, ja noch ſtörender.

Der Hauptmann von Bannewitz erſchien in einer Grenadiermütze von der alten Form eines Zuckerhutes. Der Degen ſtak ſo an der Seite, daß ihm nur wenige Grade an der Rechtwinklichkeit fehlten, und dem Träger von hinten Jeder eine Elle weit vom Leibe bleiben mußte. Wäre er auch von vorne ſo geſchützt geweſen, hätte ihm Amor nie beikommen können. Jetzt denke man ſich nur die vorgeſchriebene militäriſche Haltung aus dem ſchleſiſchen Kriege. Der Hauptmann ſtand vor der Geliebten und Schwiegermutter wie ein Corporal, der rapportirt. Wenn er mit dem Kopf ſich bewegte, glänzte bald die Blechſeite, bald blendete die hintere rothe Seite der Mütze. Er war ein vollkommener Hanswurſt. Mitten in der Liebeserklärung trommelte ſtörend der Generalmarſch. An dem verliebten Kopfe des ununtergeordneten Rittmeiſters flatterten zwei gepuderte Taubenflügel, und da er ſagte: „ich bin ein Mann und trage einen Orden," konnte man ihm nur die Hälfte glauben, nämlich die letztere. Man mache uns doch nicht toll mit ſolchem Unſinne! —

XLII.

Die deutſche Hausfrau.

Schauſpiel von Kotzebue.

Ein Schauſpiel ohne Gehalt und ohne Gepräge. Tugend gibt keinen Charakter; ſittliche Handlungen, nicht ſittliche Geſinnungen können Stoffe des Dramas ſein. Amalie hat nur die Gattungszeichen, nicht die Perſönlichkeit edler Menſchen. Und warum deutſche Hausfrau? Die Bühne und die Tugend kennen kein Vaterland. Und was iſt das wieder für eine jämmerliche Abfinderei mit der Ehre, die ſich der General von Zabern erlaubt? Er hat eine Verrätherei entdeckt und fühlt, daß es ſeine Pflicht ſei, ſie zu beſtrafen; aber aus Freundſchaft will er nachſehen. Gut, ſo mag er ein Opfer bringen und ſich infam kaſſiren laſſen. Aber das will er auch nicht. Er hat nicht den Muth ſeine Pflicht zu verletzen, noch ſie zu erfüllen, und ſo läßt er geſchehen, daß ihm die Frau des Verbrechers den beweiſenden Brief ſanft aus den Händen nimmt, und ihn verbrennt. Jetzt iſt er beruhigt. Darum laßt, um der Muſen willen, die Hofſoldaten aus euren dramatiſchen Spielen. Was kann dieſen Marionetten begegnen? Sie gehen ja nicht; nur treffen kann ſie etwas, wie der Blitz den Baum. Aber ſolche Schickſals-Hölzer können wir nicht brauchen.

XLIII.

Das Kind der Liebe.

Schauſpiel von Kotzebue.

Schon die Expoſition iſt prächtig! Wilhelmine, die Thränenweide, ſteht auf der Landſtraße, und zum Behufe der Rührung werden alle mögliche Menſchen, Soldaten, Bauern, Bäuerinnen, Jäger, Wirthe, Pächter, Juden an ihr vorbeigeführt. Dieſe armen Leute müſſen reiſen, um uns zu rühren und ſelbſt gerührt zu werden, oder um nicht gerührt zu werden und uns hierdurch um ſo mehr zu rühren. Welch erſchrecklichen Hunger und Durſt hat die arme Frau! Wie rührend iſt es, wenn der brave Sohn die Mutter mit Brod und Wein ätzet! Welche Natürlichkeit! Ja wohl; doch um die Hälfte des Eintrittspreiſes könnet ihr im nächſtgelegenen Gäßchen noch viel natürlicheren Jammer ſehen, und auch ſtillen zugleich. Wie ſpitalmäßig die kranke Wilhelmine aus einer Ohnmacht in die andere fällt! wie herzbrechend! Ach, ja wohl, der große Kotzebue! Warum er nun bei ſeiner hohen Dichtergabe, der nichts zu hoch war, nicht auch eine Kindbetterinſtube dramatiſirt hat, vor, während und nach der Geburt, zum Nutzen der Hebammen? Warum er nicht ein Schauſpiel geſchrieben hat, genannt: das hitzige Fieber, wo im fünften kritiſchen Akte der Schweiß ausbricht? So ein dramatiſches Clinicum hätte tüchtige Mediciner gebildet. . . . Die kranke Wilhelmine, was ſie ſchwätzen kann, trotz ihrer Schwäche, es iſt zum Erſtaunen! Die geſündeſte Männer-Lunge thät es ihr nicht nach. Fräulein Amalie iſt ein Gänschen ohne Gleichen. Dem Vater, der ſie fragt, ob ſie Grillen habe, antwortet ſie: „wenn man die Grillen vertreiben will, ſo muß man Erbſen mit ein wenig Queckſilber kochen laſſen, davon ſterben ſie.“ Dem Pfarrer ſagt ſie: „heirathen Sie mich — Sie will ich heirathen.“ Aber, würde ein Mädchen im Bauche der Erde erzogen, ſo weiß es doch, daß ſich ſolche Reden nicht ſchicken. Und die Tochter eines reichen Edelmanns, welche die Bälle in der Reſidenz beſucht! — — Und der Pfarrer mit ſeinen langweiligen Predigten, und der Graf von der Mulde! Iſt das Natur, daß ein Deutſcher von Erziehung und ſei er noch ſo ſehr franzöſiſcher Affe und gebrauche er noch ſo häufig franzöſiſche Redensarten, ſich vornehmen ſolle, ſeine Mutterſprache wie ein Franzoſe auszuſprechen, und wird er nicht unwillkürlich richtig ſprechen müſſen? — „Aber es ſoll ja auch Caricatur ſein.“ — Wenn auch. Die Caricatur darf quantitativ ſteigen, aber nicht qualitativ. Shakeſpeare läßt den Lügner Falſtaff prahlen, er habe vierzehn Räuber in die Flucht gejagt; er läßt ihn aber nicht aufſchneiden, er ſei einer Taube in der Luft nachgeflogen, und habe ſie beim Flügel erwiſcht.

Wenn Kotzebue noch ziemlich rüſtig erſcheint, ſo lange er auf der Ebene des gemeinen Lebens vorſchreitet, ſo wird er doch gleich engbrüſtig und verliert den Athem, ſobald er nur zwei Schritte zu ſteigen hat. Schnitzen und drechſeln kann er etwas, aber malen nicht im geringſten. Man überdenke nur einmal nachfolgende Stellen aus der ſechsten Scene des zweiten Aktes. Der Oberſt läßt den Pfarrer rufen. „Oberſt: Ohne Umſtände, verzeihen Sie, wenn meine Botſchaft vielleicht ungelegen kam. Ich will Ihnen mit drei Worten ſagen, wovon die Rede iſt. — Man hat mir geſtern Abend eine erbärmliche Ueberſetzung aus dem Franzöſiſchen zugeſchickt, die vor ungefähr zwanzig Jahren die Preſſe verlaſſen. Ich ſelbſt beſitze ein recht niedliches deutſches Original, wovon ich, ohne Ruhm zu melden, der Verfaſſer bin, und da verlangt man, ich ſoll meinen Namen ausſtreichen und es mit jener ſchalen Ueberſetzung zuſammen binden laſſen. Nun wollt' ich Sie, Herr Paſtor, als Corrector meines Buchs einmal fragen, was Sie dazu meinen? — Pfarrer: Wirklich, Herr Oberſt, die Allegorie verſteh' ich nicht. Oberſt: Nicht? Hm! hm! das thut mir leid! Ich dachte Wunder, wie klug ich's eingefädelt hätte! alſo kurz und gut, Herr Paſtor, der junge Graf von der Mulde iſt hier, und will meine Tochter heirathen." Nun, um aller Muſen willen, wer hätte auch eine ſolche Allegorie verſtehen können! Wenn ein Buchdrucker, ein Corrector, ein Buchbinder, ein Original-Schriftſteller und ein Ueberſetzer beiſammen im Tollhauſe wohnen, und in der Sprache ihrer Gewerbe faſeln, können ſie keine verrücktere Allegorie zu Stande bringen.

XLIV.

Lilla.

Oper von Martin.

Eine Muſik aus der guten alten Zeit, die wir kaum genug mehr kennen, um ſie zu beweinen. Wie wohlthuend iſt ſie! Die Empfindung fließt zwiſchen blumigen Wieſen heiter fort, tief und bewegt genug, das Herz zu tragen, nicht ſo ſtürmiſch, um es unterzuſenken. Welche einfache Nahrung! Doch einem geſunden Bedürfniſſe erquickend genug. Welches ſüße Still-Leben! Welche Ruhe in Luſt und Trauer, welche freundliche, beſchwichtigende Melodien! Ländliche Leidenſchaftlichkeit, ländliche Liebe, ländlicher Haß, ländlicher Zorn und ländlicher Spott! Ueberall iſt es nur ein Frühlingswehen, das die Gefühle aufregt; des gewittervollen Sommers und des bluterſtarrenden Winters bedurfte es nicht. Aber wir armen Hörer der neuen Revolutionsopern, wie wird unſer Ohr und Herz zwiſchen fabelhaften Schmerzen und unternatürlichen Freuden, zwiſchen Hunger und Schlemmerei, zwiſchen dem Gebrülle einer Löwin und dem Entgirren einer geſchlachteten Taube hin und her geſchleudert. Bald ſingt eine ſtolze Semiramis wie die abgeſchmackteſte Louiſe, bald ein verliebtes Bauernmädchen, mit hinreichenden rothen Backen, um dabei zu beſtehen, prächtig wie Kleopatra, da ſie die Schlange an ihren Buſen legt, um durch tödtliches Gift das tödtlichere im Herzen zu heilen. In Lilla's Muſik iſt ein Frieden und eine Heiterkeit, die wir jetzt, auch außer der Muſik, nicht mehr kennen. Faſt möchte man ein Thor ſein und zurückwünſchen jene ſchuldloſen Zeiten, wo wir ungeneckt geblieben, weil wir als fromme Schäfer geduldig in eingeſchloſſenen Thälern wohnten, und die Mächtigern am Abhange und die Mächtigſten auf den Gipfeln der Berge als höhere Weſen fromm und kindiſch verehrten. Ach ja, die Schäfertage ſind vorüber. . . . Lilla! bis auf deinen Namen iſt Alles uns fremd.

Doch haben die Sänger und Sängerinnen das Ihrige gethan, die willkommene Täuſchung zu befeſtigen. Demoiſelle Friedel war die Königin unter Bäuerinnen, mit vieler Natur, mit erforderlicher Hingebung und einem verzeihlichen Grade von Hoheit. Ihr Geſang war ſchön und des empfangenen Beifalls ganz würdig. — Madame Hoffmann war die liebliche Lilla, mehr noch als im Geſange, in ihrem Spiele. — Eine neue unveränderte Auflage meiner vergriffenen Jeremiaden will ich durch Folgendes nur ankündigen. Der Jäger waren zu wenige, und ſie ſahen in ihrer Aermlichkeit darbenden Wilddieben gleich. . . Eine Königin, und zumal eine ſpaniſche, und zumal eine Iſabella (ſchon der Name iſt prächtig) kann in einem ſo kärglich verſehenen Zimmer gar nicht gedacht werden — der alte rothe Trödelſtuhl war ehrwürdiger, als nöthig war. . . Die Mutter Königin ſah jünger aus als ihr Sohn, der Infant: der Mangel der Wahrheit wird durch Schönheit nicht erſetzt. . . . Ich kann nicht mit Gewißheit behaupten, ob die Kopfkleidung der Bäuerinnen der Sitte und Tracht des Landes angemeſſen war; aber es ſchien mir, als hätten ſie darin wie die Kammermädchen ausgeſehen.

XLV.

Der Vorpoſten.

Schauſpiel von Clauren.

Denkt man ſich die Zeit des deutſchen Freiheitskampfes (es macht Kopfweh) und den Heerd, auf dem er ſich entzündet — Preußen (jetzt hat er ausgeraucht): damals und dort mochte dieſes Stück, vor Zuhörern geſpielt, deren viele ſelbſt am Kriege Theil genommen, von großem Eindrucke geweſen ſein. Jenes alles wieder hinweggedacht, bleibt doch noch manches übrig, was dem Schauſpiele Werth gibt. Freilich, mein eignes Gefühl laſſe ich diesmal nicht Richter ſein. Es wäre mir ſehr unbehaglich zu Muthe, wenn ich mein Mädchen im Huſarenkleide wiederfände, auch wenn es aus Liebe zu mir den martialiſchen Schritt gethan hätte . . . . es bleibt doch ſo eine Sache! Der Helden-Tod, nicht das Helden-Leben eines Weibes iſt ſchön. Ich würde die auf dem Schlachtfelde Gefallene beweinen, aber die gerettet Heimgekehrte mit Unwillen zurückſtoßen; doch Jeder nach ſeinem Triebe. —

Das Feldlager war zu ärmlich angeordnet. Ein Feuerchen, einige Huſaren, zwei bis drei Pferde. So viel Lärm und mehr hat Jeder vor ſeinem Hauſe in der Stadt. Das reicht nicht hin, die Unerſchrockenheit eines Weibes auch dem Auge vorzutäuſchen. Man hätte das Heldenmädchen mit mehr Kriegsgetümmel umgeben ſollen.

XLVI.

Die Großmuth des Scipio.

Heroiſche Oper von Romberg.

Anfänglich wunderte ich mich darüber, daß ſo häusliche Geſchichten unter freiem Himmel in der Gaſſe eines Lagers ſich ereignen durften, und nicht, wie es ſich gebührte, innerhalb des Zeltes; ich erſtaunte, daß Scipio ſich nicht ſchämte, ſeine Liebe und Schwäche in Gegenwart graubärtiger Krieger auszuſeufzen. Aber es fiel mir bei, daß es nöthig war, Scipio als einen gewaltigen Herrn und mächtigen Befehlshaber darzuſtellen, um es als Großmuth erſcheinen zu laſſen, was bei einem Bürgersmann Schuldigkeit geweſen wäre: die Zurückſtellung eines Mädchens, das ihn nichts anging, an ſeinen rechtmäßigen Inhaber. Das nämlich iſt die ganze Handlung dieſer heroiſchen Oper. Sie in einen

Akt zu zwängen, war wohl die Aufgabe des Tondichters, der ſich keine ausgedehntere Fähigkeit zur dramatiſchen Muſik zutrauen mochte, und mit Recht; denn ſie ſchien ſelbſt zu kurz, auch nur dieſen engen Raum auszufüllen. Die Muſik hat keinen verſtändlichen Ausdruck; ohne den verdolmetſchenden Text würde man nicht ahnen, welche Seelenbewegungen offenbar werden ſollen. Zwar etwas mehr als ein Conzertſtück iſt dieſe Oper, aber ſie bleibt doch nur ein muſikaliſches Declamatorium, worin mehrere Dichtungen, die unter ſich keinen Zuſammenhang haben, vorgetragen werden. — Der Text zeichnet ſich vortheilhaft aus. Es iſt ein reiner Styl darin, die Verſe ſind fließend, ja einige ſchöne kommen darunter vor.

XLVII.

Nachtigall und Rabe.

Ein Schäferſpiel. Muſik von Weigl.

Seit Geßner hat die Liebe zu den Schäfereien aufgehört, ſie niſtet nur noch in den Herzen der Wollhändler. Wie zart und ſüß müßte auch die Dichtung und das Spiel ſolchen Landlebens ſein, um die Schwielen, welche zwanzigjährige Einquartirung um unſere Bruſt gebildet, ſchmeichelnd abzulöſen! Die Täuſchungskunſt des Schauſpielers geht nie weiter als das Empfindungsvermögen des Zuhörers; was dieſem nicht Ernſt ſein kann, vermag jener nicht zu ſcheinen. Darum kein Wort des Tadels über das nicht gelungene Spiel des Damon und der Phillis. —

Die Muſik? nun ja, dem Herzen war ſie wohlgefällig, und der Verſtand kommt, wie gewöhnlich, zu ſpät hinten drein. Es iſt ſchwer, den Schmeicheleien Weigls zu widerſtehen, wenn man auch weiß, daß ſie nichts weiter ſind, als das. Die Nachahmung von verſchiedenen Vögelgeſängen, wie ſie in dieſem Schäferſpiel vorkommt, ſcheint mir kein würdiger Gegenſtand der Tonkunſt zu ſein. Der muſikaliſche Ausdruck hörbarer Dinge gleicht einer Ueberſetzung aus einer Sprache in die andere; wenn ſie treu iſt, hört ſie auf, ſchön zu ſein, und wenn ſie ſchön iſt, wird ſie ungetreu. Die Tonkunſt ſoll nichts Sinnliches nachahmen, weder etwas Sichtbares, noch etwas Hörbares; thut ſie es, ſo folgt ſie als Schatten der Wirklichkeit nach und erniedrigt ſich. Sie darf ihre Stoffe nur aus einer Welt nehmen, die außer oder über den Sinnen liegt, um ſie für die menſchlichen Sinne zuzubereiten. Das Gebiet der Empfindung und Leidenſchaften gehört ihr an. Will ſie ja Dinge der außermenſchlichen Natur darſtellen, ſo müſſen ſie Gebilde der Phantaſie, dürfen aber nicht aus der Erfahrung genommen ſein, damit die Vergleichung mit dem Urbilde vermieden bleibe. Eine Schöpfung, ein jüngſtes Gericht, aber kein Sonnenaufgang, kein Donnerwetter ſoll muſikaliſch ausgedrückt werden. In einer Oper mögen Engel ſingen, aber keine Nachtigallen. Man erinnere ſich der Melodie zum Geſangſtücke Nr. 8 der hier beſprochenen Oper:

Mit hundert Stimmen ruft der Chor
Des Federvolks von Buſch und Zweigen.

Es iſt gewiß Natur darin, aber es iſt die gemeine Natur und die Darſtellung ſteht ſo weit unter dem Vorgeſtellten, daß man, ohne Text, glauben würde, nicht die gefiederten Sänger des Waldes, ſondern Federvieh lärmen zu hören. Ich wenigſtens dachte im Hühnerhof zu ſein und ſah den Miſt. Ferner:

„Der Kukuk ſelber wagt zwei Töne.“

Ganz natürlich wie ein Nürnberger Kukukchen mit einem Blasbälgchen unter den Füßen, und, wenn ich nicht irre, mußte ſich ſogar das ernſte Fagot zu dieſer Spielerei hergeben. Vielleicht hätte Mozart ſelbſt ſolche Landſchaftsmalereien nicht beſſer auszuführen verſtanden, aber dann wird er ſie gar nicht unternommen haben. Daß übrigens, der erwähnten akuſtiſchen Naturbeſchreibungen ungeachtet, dieſe Oper vorzügliche Muſikſtücke enthält, kann in einem Werke des ſo berühmten Tonkünſtlers nichts Unerwartetes ſein.

XLVIII.

Die Heimkehr.

Trauerſpiel von Houwald.

Nachdem ſich der Vorhang aufgerollt, ſieht man die Stube einer Förſterswohnung. Alles ländlich, einfach, faſt ärmlich. Runde Fenſterſcheiben, verſchabter Großvaterſtuhl, an der Wand eine ſchwarzwälder hölzerne Uhr, ein gedrucktes, wahrſcheinlich von Forſtfreveln handelndes Plakat, und eine Karte von Europa, von den älteſten Homannſchen, mit glänzenden Lackfarben. An dem Tiſche, auf welchem Blumen liegen, ſteht ein ſchönes junges Mädchen, beſchäftigt, einen Kranz zu flechten, und plaudert dabei mit ihrem achtjährigen Brüderchen. Der Kranz iſt für den Vater, wenn er von der Jagd heimkehrt, denn ſein Geburtstag iſt heute. Das iſt nun freilich für eine Förſterstochter ſchon ſehr viel Poeſie; ein proſaiſcher Blumenſtrauß wäre natürlicher geweſen. Man wundert ſich noch mehr über die zierliche Kleidung der Waldbewohnerin: im feinſten weißen Mouſſelin, weiße Roſen an der Bruſt und in den Haaren; ſie hätte damit auf den Caſino-Ball gehen können. Und wie ſie ſpricht! Wie zart, wie empfindſam, wie ſauber! Sie erklärt dem Brüderchen den Sinn und die Bedeutung jeder Blume, die ſie in den Kranz einflicht; Thekla in Wallenſtein hätte nicht beſſer reden können, und das Brüderchen ruft ihr beifällig zu: „O herrlich, Schweſter! Wahrlich du biſt klug!" Zuletzt kommt die Reihe an den Ritterſporn. Der Ritterſporn, ſagt die Blumen-Sprachlehrerin:

> Der Ritterſporn zeigt einen Ritter an,
> Er iſt hinausgeſprengt mit Roß und Schwert,
> Doch nimmer iſt er wieder heimgekehrt.

Dieſes wiederholt ſie in der Folge, und alſobald rührt ſich in dem Zuhörer die trübe Ahnung, was die Sache für ein Ende nehmen werde, auf gleiche Weiſe aufgeregt wie im Jugurd, durch das unermüdliche Refrain der träumenden Asla:

> Der Ritter lag — der Ritter lag erſchlagen,
> Zerſchmettert! Und weit von ihm lag ſein Schild.

Der trübe Ausgang eilt auch ſchnell genug herbei. Denn kaum hat das Mädchen ſeine Blumenlehre mit folgenden Worten geendigt:

Doch nun zum Kranz, daß er vollendet werde!
Sonſt überraſcht mich noch der Vater hier.
Heut bin ich ſein Hof-Juwelier. —

und man kaum Zeit hat, ſich zu wundern, wie ein Waidmann mit einem Juwelier zuſammengerathe, da tritt — das Schickſal in die Stube, als Armenier gekleidet, in grünem pelzverbrämtem Rocke und mit einem langen Barte. Der Bart iſt ſchwarz, der Mann iſt ſtark und rüſtig, und geberdet ſich wild. Aber die Kinder erſchrecken gar nicht, welches doch in einem abgelegenen Förſtershauſe ſo natürlich geweſen wäre, da dort oft Räuber und gefährliches Diebsgeſindel einkehren. Sie ſehen ihn für einen alten ſchwachen Mann an und geben ihm Wein. Der Armenier ſpricht unſinniges Zeug, ſchließt das Mädchen in ſeine Arme; und da das kluge, unausſtehlich fein thuende Knäbchen ſich mit ihm ſchön unterhält, ruft er ganz toll aus:

„Fort aus dem Neſt, verruchte Kukuks-Brut!"

Da iſt der Thränenquell. Die Geſchichte verhält ſich nämlich, wie folgt: Heinrich Dorner, ein Soldat, ſchließt das Mädchen ſeiner Liebe und das ihm mit gleichem Herzen zugethan, als Gattin in ſeine Arme. Er verſprach ihr, den Dienſt zu verlaſſen. Aber nach der Hochzeit vergißt er ſein gegebenes Wort, läuft hinaus auf's Feld, ſtreicht den ganzen Tag umher, und läßt ſein junges Weibchen allein zu Hauſe. Selbſt ein ſüßes Pfand der Gattenliebe bändigt den Wilden, feſſelt den Unſtäten nicht. Endlich geht er ſogar in den Krieg; nicht etwa in einen Befreiungskrieg, welches der Uneigennützigkeit wegen erhaben geweſen wäre, nicht etwa gewaltſam angeworben, nicht etwa, weil er ſeiner Frau überdrüſſig geworden, ſondern nur aus heftigem Thatendrange. Dreizehn Jahre bleibt er weg, und in den letzten neun Jahren, ohne ſeiner Frau ein Wort zu ſchreiben. Zwar ſagt er, er habe jenſeits des Meeres dienen müſſen; aber im Verlaufe eines Jahres gelangt ein Schiff auch von dem entfernteſten Ende der Welt nach Europa; er hätte alſo ſchreiben können, wenn ihm an ſeiner Frau nur im Mindeſten gelegen geweſen wäre. Des Soldatenlebens müde, fällt ihm ein, zurückzukehren, um zu ſehen, was Weib und Kind machen. Verkleidet kommt er in ſein Haus, als Armenier vermummt, und findet, wie wir oben geſehen, ein erwachſenes Mädchen, in dem er ſeine eigene Tochter erfährt, und einen Knaben, des Förſters Sohn. Er gibt ſich ſeiner Tochter nicht zu erkennen, und dieſe erzählt ihm auf Befragen: der Förſter ſei ihr Stiefvater, das heißt ihrer Mutter zweiter Mann. Er tobt gewaltig. Wie? ſagt er, wie? deine Mutter hat auf's Neu gefreit? „Ja wohl," antwortet die Tochter. Jetzt tritt die Förſterin in's Zimmer, einen Geburtstagskuchen, auf dem ein Wachskerzchen ſteckt, in den Händen tragend. Sie ſieht den Fremden nicht eher, bis ihn ihr die Kinder zeigen. Dann ſagt ſie ihm: wir führen zwar keine Wirthſchaft, aber Ihr ſeid uns doch willkommen, labt Euch. Das Geſpräch ſpinnt ſich fort. Er, leidenſchaftlich, aufbrauſend, in mühſam zurückgehaltenem Grimme; ſie, nichts merkend, ihn nicht erkennend, den immer noch Heißgeliebten, wie ſie mehrere Mal geſteht. Er iſt noch jung, verändert kann er ſich nicht viel haben. Ein Spötter müßte denken: ſie kennt ihn recht gut, aber ſie iſt pfiffig, ſie will nichts wiſſen. Der Armenier erzählt, ihr todter Mann laſſe ſie grüßen. Dann macht er ihr Vorwürfe, daß ſie zum zweiten Male geheirathet. Sie erwiedert darauf:

Ach mir war vor der zweiten Ehe bange!

aber ihr Vater habe ihr lange zugeredet, den Förſter, der ſie ſchon lange geliebt, nicht auszuſchlagen, damit ſie verſorgt werde. Endlich, und da ſie in der Zeitung geleſen, ihr Heinrich ſei geblieben, habe ſie ſich bereden laſſen. Auch ſei ſie jetzt mit ihrem zweiten Manne ganz zufrieden.

Nun kommt der Förſter von der Jagd zurück. Umarmungen, Glückwünſche zum Geburtstage. Der

Armenier muß alle dieſe Zärtlichkeiten mit anſehen und möchte berſten. Der Förſter fragt: was meint ihr wohl, Kinder, was ich heute geſchoſſen habe? Sie rathen hin und her und treffen's nicht. „Einen ſchwarzen Schwan habe ich geſchoſſen.“ Verwunderung. Er erzählt: im Schilfe hätte ein Schwanenweibchen geſeſſen, um deren Beſitz hätten ſich zwei Schwanenmännchen blutig geſtritten. An der ängſtlichen Theilnahme, welche das Weibchen für den einen der Kämpfenden gezeigt, habe er, der Förſter, ſogleich erkannt, daß dieſer der legitime Eheſchwan ſei, und um dem Streit ein Ende zu machen, habe er dem uſurpatoriſchen eine Kugel durch den Leib geſchoſſen und bringe ihn in ſeinem Ranzen mit. Dem aufhorchenden Armenier gießt dieſe Waidgeſchichte Oel in die Wunde. Das iſt ja gerade mein Fall, denkt er, du Förſter biſt der uſurpatoriſche ſchwarze Schwan, den ich aus der Welt ſchaffen muß. Während die Familie auf einen Augenblick das Zimmer verläßt, greift er wüthend nach der Büchſe — ſie iſt nicht geladen. Da fällt ihm ein, daß er Gift zu ſeinem eigenen Gebrauche bei ſich führe. Er ſchüttet es in den angefüllten Becher, der für den Förſter beſtimmt iſt. Dieſer mit der Familie tritt wieder in das Zimmer. Er ſetzt den Becher an den Mund, ſtellt ihn aber wieder weg, um noch etwas zu ſprechen.

Dann reicht er ihn ſeiner Frau. Dieſe will trinken auf das Andenken ihres todten Heinrich. Der Armenier fällt ihr in die Arme und ſagt: thut das nicht. Dann fragt er ſie, was ſie thun würde, wenn der todtgeglaubte Dorner zurückkehre. Die Förſterin antwortet: ſie würde ihm freundſchaftlich bemerken: für dieſes Leben wolle ſie ihrem zweiten Manne bleiben, aber im künftigen Leben kehre ſie zu ihrem Heinrich zurück; und nachdem ſie ſolche Reden geführt, ſchmiegt ſie ſich dem Förſter an. Darauf fragt er die Tochter das Gleiche, ſie gibt die nämliche Antwort und ſchmiegt ſich ihrem Stiefvater auf die andere Seite an. Endlich fragt er das Söhnchen. Das Bübchen, das überall mitſpricht, antwortet wie die Vorigen und umklammert den Vater gleichfalls. Der Armenier, nachdem er dieſe mißtönende dreiſtimmige Fuge mit angehört, denkt: wie ich ſehe, iſt hier nichts für mich zu thun. Als man ihm daher den Becher zuerſt kredenzte, trank er ihn mit Einem Zuge aus. Bald wird ihm übel. Mutter und Kinder laufen fort, nach einem Arzt zu ſchicken. Der Förſter bleibt allein zurück, und dieſem gibt ſich der Sterbende als Heinrich Dorner zu erkennen, läßt ihn aber ſchwören, nie ſeiner Frau etwas davon zu ſagen.

Das Schickſal, auf ſeiner Menſchenjagd, kehrt wohl auch einmal in eine ſtille Förſterswohnung ein, aber dann hat es ſich verirrt, es bückt ſich, um durch die Thüre zu kommen, und findet keinen Platz, ſeinen Hofprunk auszukramen. Der Dichter der Heimkehr hat alle Wände eingeſchlagen, um dem königlichen Fatum Gemächlichkeit zu verſchaffen. Welche Kriecherei! Welche Verſchwendung! Kam es je einſiedleriſchen Landbewohnern in den Sinn, einen vornehmen böſen Gaſt mit ſolcher Pracht zu bewirthen? Welche koſtbare Reden! Welche hohe Pfeilerſpiegel, worin die Empfindungen ſich belächeln! Wie viele feingeſpitzte Betrachtungen für einen Förſter, eine Pfarrerstochter, ein im Walde erzogenes Mädchen und einen achtjährigen Knaben! In einer der erſten Scenen, wo Mutter und Tochter ſich liebkoſen, und erſtere zur zweiten ſagt: ihr Buſen ſei die warme Erde, aus der ſie, Tochter, als Roſe entſproſſen, antwortet die Roſe, ſich an der Mutter Bruſt werfend:

„O dürft' ich auch, ſo wie die Roſ' es kann,
Hier, wo ich aufgeblüht bin, einſt vergeh'n."

Warum will ſie vergehen? Warum früher ſterben als die Mutter? Woher dieſe nervenſchwache Stimmung einer Waldnymphe? Nur eine einzige natürliche Rede kommt im ganzen Stücke vor. Die Mutter hält ſie:

Wie ſchön
Der Kuchen diesmal mir gerathen iſt!

Sonſt überall iſt der unleidliche Stelzentritt der Empfindung. Ueber das ganze Stück der thränenfeuchte Himmel; gleich nach aufgehobenem Vorhange in allen Worten und Geberden das düſtere Grabgeläute, den traurigen Ausgang verrathend. Die Familie will des Vaters Geburtstag feiern und iſt alſo froh geſtimmt. Der zerſchmetternde Blitz ſollte aus heiterem Himmel kommen. Aber auf den Geſichtern aller Auftretenden zeigen ſich voreilig die Gewitterwolken.

Die Handlung — welche Unnatur! Iſt es glaublich, daß ein Mann von ſo heftiger Liebe dreizehn Jahre lang freiwillig von Weib und Kind wegbleibt, daß er nicht ſchreiben will, oder daß er keine Gelegenheit findet zu ſchreiben? Iſt es glaublich, daß er, trotz ſeines Bartes, von ſeiner Frau, mit der er fünf Jahre verheirathet war, nicht ſollte erkannt worden ſein? Iſt es in der Natur, daß ein kriegsluſtiger, kühner, und daher gewiß von aller Falſchheit fremder Mann auch nur auf den Gedanken kommen konnte, ſeinen Nebenbuhler meuchelmörderiſch und feige mit Gift von der Welt zu ſchaffen?

Und die Entwicklung! — Die Frau erfährt

nicht, daß der Armenier ihr voriger Mann ſei; er will ihr den Schmerz erſparen. Das iſt ſehr hübſch, ſehr edelmüthig, aber poetiſch, aber dramatiſch iſt es nicht! Wo bleibt das Schickſal? Ach wäre es nur immer weggeblieben. Mit Schmerz denkt ein Liberaler daran, daß in Deutſchland nie Geſchwornengerichte werden eingeführt werden dürfen. Welches Unheil würde daraus entſtehen, wenn man einer in der neuen äſthetiſchen Schule gebildeten Jury die Strafgerechtigkeit in die Hände geben wollte? Schlägt ein Vater ſeinen Sohn todt, um ihm ſein Geld zu ſtehlen, denkt eine poetiſche Jury: es war ein vierundzwanzigſter Februar, und ſpricht: Nicht ſchuldig. Erſchlägt ein Kain ſeinen Bruder, wird es einer Zigeunerin zugeſchoben und der Mörder losgeſprochen. Verſucht ein Mann ſeinen Nebenbuhler zu vergiften, erwägt die pſychologiſche Jury, daß eine Geſchichte von einem ſchwarzen Schwan unglücklicherweiſe in die Quere gekommen, und vergibt .... Es iſt zum Erbarmen!

XLIX.

Das Nachtlager in Granada.

Schauſpiel von Kind.

Ein dramatiſches Landſchaftsgemälde, das ſehr gefällig und mit guter Kunſt ſtaffirt iſt. Aber die Schauſpieler hatten das Hiſtoriſche der Figuren zu ſehr herausgeſchoben und die ruhende Natur in ihnen zurückgedrängt. Hierdurch ging das Idylliſche des Gedichts verloren. Dem. * * *, als Gabriele, war gleich anfänglich zu tragiſch. Ihre Trauer und Klage über das entriſſene Täubchen war nicht naiv genug, aber nur die heiterſte Kindlichkeit kann den Schmerz über einen ſolchen Verluſt vor dem Lächerlichen bewahren. Hätte der Geier ihren geliebten Gomez ſelbſt geholt, ſie würde ſich nicht betrübter haben geberden können. Der Prinz Regent war von Herrn * * * im Ganzen lobenswerth dargeſtellt nur war ſeine Gemüthlichkeit nicht heiter genug; wenn er es nicht geſtanden hätte: „es iſt ein Abenteuer, das mir, je länger, auch je mehr gefällt,“ würde man es kaum errathen haben. Auch wallten ſeine deutſchen blonden Locken zu romantiſch herab. Graf Otto wurde von Herrn *** übernatürlich dargeſtellt. Er deklamirte falſch und zu viel. Der Erzählung, die er vorzutragen hatte, fehlte es an epiſcher Ruhe. Die Erzählung iſt der Kupferſtich des Ereigniſſes; Umriſſe, Charakter, Schatten und Licht müſſen beibehalten werden; trägt man aber auch die Farben des Originals auf, ſo verwechſelt man es mit demſelben, wenn dies Abbild dem Urbilde gleich iſt, und dann wird die epiſche Rezitation dramatiſch, oder die Kopie bleibt hinter dem Originale zurück, und wird verglichen und verworfen. An der treuherzigen Kraft deutſcher Ritter ſcheitern alle unſere Schauſpieler. Es gelingt ihnen keine kräftige Natur; einen chriſtlichen nordiſchen Helden wiſſen ſie nicht darzuſtellen. Keine natürliche Fülle: man fürchtet für den darſtellenden Künſtler das Schickſal des Froſches in der Fabel. Herr *** hat überhaupt ſeine kleine Rolle zu wichtig gemacht. Dieſes iſt ſein und vieler Andern unheilbares Gebrechen. Sie wähnen, die Bedeutung einer untergeordneten Rolle ſei ſchon vom Dichter durch die kleinere Zahl von Auftritten und Reden gehörig eingeſchränkt, und ſie dürften das ihnen Zugemeſſene nach Herzensluſt gebrauchen. Keiner will Schatten ſein. Das ſind die übeln Folgen, wenn theatraliſche Vorſtellungen nicht monarchiſch geleitet werden. Schauſpieler, die leuchten wollen, wo es nicht ſein darf, muß man gewaltſam unter den Scheffel ſtellen.

L.

Graf von Eſſex.

Trauerſpiel, nach dem Engliſchen des Banks.

Hier ſind nicht Charakter*gemälde*, wo ein glänzendes Farbenſpiel das Auge blendet und reiche Drapperien die falſchen Umriſſe bedecken, ſondern Charakter*bildwerke*, treu und vollendet der Natur nachgeahmt. Dieſe Gediegenheit findet ſich oft ſelbſt in den untergeordneten dramatiſchen Werken der Engländer. Das haben ſie von dem öffentlichen Leben ihrer geſchichtlichen Menſchen. Je unfreier ein Volk iſt, je romantiſcher wird ſeine Poeſie. Manche Erleichterung und Zierde, welche letztere auf der Bühne dem darſtellenden Künſtler gewährt, entbehrt derſelbe, wenn er in jener andern auftritt. —

Frau v. *** gab uns eine ſehr gelungene Darſtellung der Königin Eliſabeth. Sie zeigte die natürliche, bequem anſtehende Hoheit, nicht jene angenommene theatraliſche, die keinen Augenblick der Täuſchung zuläßt. Mit mehr Majeſtät als Empfindung wußte ſie in dem Kampfe zwiſchen Zorn und Liebe den Sieg des einen beſſer zu ſpielen, als den der andern. Ihre Geberden der Ereiferung ſchienen manchmal zu ausdrucksvoll. Der Zorn der Mächtigen zeigt ſich äußerlich ſehr verſchieden von dem der Schwachen. Letzterer iſt zappelnder Art; denn er ſucht ſich Luft zu machen durch Worte und Zeichen. Die Seelenbewegung der Großen iſt mehr nach innen gerichtet. Warum ſollte eine Königin ſelbſt die Fauſt ballen, da tauſend fremde Fäuſte zum Dienſte ihrer Rache bereit ſind? — Herr *** zeigte als Eſſex weder die Beſonnenheit des Spiels, die man ihm zutrauen durfte, noch das Feuer, das in früheren Vorſtellungen an ihm zu loben war. Dieſer Eſſex hätte die Liebe einer Königin weder zu erwerben verſtanden, noch zu verſcherzen ſich erkühnt.

LI.

Der Findling,

oder:

Die moderne Kunſtapotheoſe.

Luſtſpiel von Conteſſa.

Die Erfindung iſt etwas keck. Ein ſo ſcharf geſchliffenes Werkzeug, als der Ehebruch, iſt zu gefährlich, um damit zu ſpielen. Der Irrthum, des Luſtſpiels Sohn, ſoll mit Dingen tändeln, die minder ehrwürdig ſind. Dann — das nach ſeinem Elemente Schnappen des auf's trockne Alltagsleben geworfenen und in den Maſchen häuslicher Sorgen zappelnden Künſtlers iſt ein durch den ſtarken Gebrauch ſeither ganz zerfaſerter Stoff. Auch hat unſer Dichter ihn nicht ſonderlich neu aufgeputzt. Mann und Frau *mahlen* beide, jener Bilder, dieſe Kaffee: das iſt der herzzerreißende Gegenſatz zwiſchen

Kunſt und Küche. Die Frau Künſtlerin, welche ihr Mann idealiſch drapirt und bekränzt hatte, um einem Gemälde als Vorbild zu dienen, entläuft, ſo angethan, dem Pinſel, weil ihr gemeldet wird, die Milch ſei übergelaufen: das iſt die proſaiſche Feuerſpritze, die ein poetiſches Gemüth auslöſcht. Dann — die Verwechslung der beiden Medaillons, die der Kammerdiener wagt, iſt zwar eine ſchöne Argliſt, die aber nicht gutwillig dem Genius des Dichters gefolgt iſt, ſie muß *gewaltſam* entführt werden. Dann — die Sprache, worin das Luſtſpiel geſchrieben, iſt die jetzt wegen ihrer Wohlfeilheit ſo beliebte gereimte Proſa: das heißt derbes Pumpernickel zu zierlich geformten Pfeffernüſſen verbacken.

LII.

Ueber den Charakter des Wilhelm Tell

in Schillers Drama.

Aus Schillers liebevollem, weltumfluthenden Herzen entſprang Tells beſchränktes, häusliches Gemüth und ſeine kleine enge That; die Fehler des Gedichtes ſind die Tugenden des Dichters. Wäre es mir auch immer gleichgültig, nur dieſesmal möchte ich nicht mißdeutet ſein — ich vermiſſe, doch ich beklage nicht. Der reiche Schatz der Kunſt kann eine Koſtbarkeit entbehren, das Seltenſte iſt ein edler Geiſt. Dem liebenswürdigen Schiller ſtehen ſeine Mängel beſſer, als beſſeren Dichtern ihre Vorzüge an. Ihm zittert das Herz, ihm zittert die Hand, welche formen ſoll, und formlos ſchwanken die Geſtalten. Der Froſt bildet glänzende Kryſtalle, bildet ſchöne Blumen an den Fenſterſcheiben, der Frühling ſchmilzt ſie weg; das Glas wird leer, doch durchſichtig, und zeigt den warmen blauen Himmel; das Auge ſtaunt nicht mehr an, aber es weint.

Es thut mir leid um den guten Tell, aber er iſt ein großer Philiſter. Er wiegt all ſein Thun und Reden nach Drachmen ab, als ſtünde Tod und Leben auf mehr oder weniger. Dieſes abgemeſſene Betragen im Angeſichte grenzenloſen Elends und unermeßlicher Berge iſt etwas abgeſchmackt. Man muß lächeln über die wunderliche Laune des Schickſals, das einen ſo geringen Mann bei einer fürſtlichen That Gevatter ſtehen, und durch deſſen linkiſches Benehmen die ernſte Feier lächerlich werden ließ. Tell hat mehr von einem Kleinbürger als von einem ſchlichten Landmann. Ohne aus ſeinem Verhältniſſe zu treten, ſieht er aus ſeinem Dachfenſter über daſſelbe hinaus; das macht ihn klug, das macht ihn ängſtlich. Als braver Mann hat er ſich zwar den Kreis ſeiner Pflichten nicht zu eng gezogen; doch thut er nur ſeine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger. Er hat eine Art Lebensphiloſophie und iſt mit Ueberlegung, was ſeine Landsleute und Standesgenoſſen aus bewußtloſem Naturtriebe ſind. Er iſt ein guter Bürger, ein guter Vater, ein guter Gatte. Es iſt ſehr komiſch, daß er ſeinen geſunden Bergesknaben, ſtarken Kindern einer rauhen Zeit, eine Art Erziehung gibt, wie ſie Salzmann in Schnepfenthal den ſeidnen Püppchen des achtzehnten Jahrhunderts gab. Er härtet ſie ab, ſie ſollen ausgerüſtet werden gegen das Ungemach des Lebens, ja er bemüht ſich ſogar, ihren Verſtand aufzuklären und die abergläubiſche Wirkung der Ammenmährchen zu zerſtören. Tell hat den Muth des Temperaments, den das Bewußtſein körperlicher Kraft gibt; doch nicht den ſchönen Muth des Herzens, der, ſelbſt unermeßlich, die Gefahr gar nicht berechnet. Er iſt muthig mit dem Arm, aber furchtſam mit der Zunge; er hat eine ſchnelle Hand und einen langſamen Kopf, und ſo bringt ihn endlich ſeine gutmüthige Bedenklichkeit dahin, ſich hinter den Buſch zu ſtellen und einen ſchnöden Meuchelmord zu begehen, ſtatt mit edlem Trotze eine ſchöne That zu thun.

Tells Charakter iſt die Unterthänigkeit. Der Platz, den ihm die Natur, die bürgerliche Geſellſchaft und der Zufall angewieſen, den füllt er aus und weiß ihn zu behaupten; das Ganze überblickt er nicht und er bekümmert ſich nicht darum. Wie ein ſchlechter Arzt, ſieht er in den Uebeln des Landes und ſeinen eigenen nur die Symptome, und nur dieſe ſucht er zu heilen. Geſchickt und bereit, den einzelnen Bedrängten und ſich ſelbſt zu helfen in der Noth, iſt er unfähig und unluſtig, für das Allgemeine zu wirken. Als der flüchtige Baumgarten ſeine Landsleute um Beiſtand anfleht, denken dieſe mehr an die Verfolgung, als an den Verfolgten, laſſen ſich erzählen, klagen um das Land und zaudern mit der Hülfe. Tell erſcheint, ſieht nicht auf die Verfolgung, ſondern nur auf den Verfolgten und rettet ihn. Ein ſolcher Mann kann in einem Schiffbruche, als guter Schwimmer, vielen Verunglückten Hülfe leiſten; doch unfähig das Steuer zu führen, wird er den Schiffbruch nicht verhüten können. Wenn er nun in einem Sturme den Geängſtigten zuruft: fürchtet euch nicht, ich kann ſchwimmen, ich ziehe euch aus dem Waſſer — wird er, wie überall, wo der Charakter mit den Verhältniſſen in Widerſpruch ſteht, komiſch erſcheinen und eine Wirkung hervorbringen, die der ernſten Würde der Tragödie ſchädlich iſt.

Auf dem Rütli, wo die Beſten des Landes zuſammenkommen, fehlte Tells Schwur; er hatte nicht den Muth, ſich zu verſchwören. Wenn er ſagt:

Der Starke iſt am mächtigſten allein —

ſo iſt das nur die Philoſophie der Schwäche. Wer freilich nur ſo viel Kraft hat, grade mit ſich ſelbſt ſertig zu werden, der iſt am ſtärkſten allein; wem aber nach der Selbſtbeherrſchung noch ein Ueberſchuß davon bleibt, der wird auch Andere beherrſchen und mächtiger werden durch die Verbindung. Tell verſagt dem Hute auf der Stange ſeinen Gruß; doch man ärgert ſich darüber. Es iſt nicht der edle Trotz der Freiheit dem ſchnöden Trotze der Gewalt entgegengeſetzt: es iſt nur Philiſterſtolz, der nicht Stich hält. Tell hat Ehre im Leibe, er hat aber auch Furcht im Leibe. Um die Ehre mit der Furcht zu vereinigen, geht er mit niedergeſchlagenen Augen an der Stange vorüber, damit er ſagen könne, er habe den Hut nicht geſehen, das Gebot nicht übertreten. Als ihn Geßler wegen ſeines Ungehorſams zur Rede ſtellt, iſt er demüthig, ſo demüthig, daß man ſich ſeiner ſchämt. Er ſagt, aus Unachtſamkeit habe er es unterlaſſen, es ſolle nicht mehr geſchehen — und wahrlich, hier iſt Tell der Mann, Wort zu halten.

Der Apfelſchuß war mir immer ein Räthſel, ja mehr — ein Wunder. Es ſoll geſchehen ſein, man glaubt daran, gleichviel. Die Natur iſt oft unnatürlich, ſie ſchafft Mißgeſtalten, und die Geſchichte iſt oft undramatiſch; aber man muß das liegen laſſen. Ein Vater kann alles wagen um das Leben ſeines Kindes, doch nicht dieſes Leben ſelbſt. Tell hätte nicht ſchießen dürfen, und wäre darüber aus der ganzen ſchweizeriſchen Freiheit nichts geworden. Man frage nur die Zeugen der That, man höre, was ſie ſagen, beobachte die Schweigenden — ſie alle haben ſie verdammt. Ja die gelungene That iſt noch ganz ſo häßlich, als es die gewagte war; das Entſetzen bleibt, und die Furcht, der Vater hätte ſein Kind treffen können, iſt größer, als die frühere war, er könnte es treffen. War Geßler's Gebot ſo ungeheuer, daß es einen Vater ganz aus der Natur werfen konnte und er nicht mehr bedachte, was er that: ſo hätte auch Tell, ohne Bedacht, dem Befehle nicht gehorchen, oder den Tyrannen erlegen ſollen. Aber er war doch beſonnen genug, wie ein Weib zu bitten, und ſein lieber Herr, lieber Herr zu ſagen, wofür der bange Mann Ohrfeigen verdient hätte. Daß er dem Landvogt tollkühn eingeſtand, was er mit dem zweiten Pfeile im Sinne geführt, das war auch wieder Philiſterei; die ehrliche Haut kann nicht lügen. Dieſes ängſtliche Weſen, dieſe Unbeholfenheit des guten Tell entſprang aber nicht aus Scheu des Unterthanen vor ſeinem Herrn — dieſes Gefühl, wie er ſpäter gezeigt, konnte er überwinden — nein es war die Scheu des Bürgers, dem Edelmanne gegenüber. Ganz anders betrug ſich der Ritter

Rudenz. Das iſt es aber eben, und das hätte der Dichter bedenken ſollen. Man muß das Bürgervolk nur immer in Maſſe kämpfen laſſen; man darf keinen Helden aus ſeiner Mitte an ſeine Spitze ſtellen. Der ſchönſte Kampf kommt in Gefahr dadurch lächerlich zu werden.

Es iſt traurig — ja ſchlimmer: es iſt verdrüßlich, daß Tell in die Lage kommt, um der guten Sache willen ſchlechte Streiche machen zu müſſen. Verrath kann wohl nothwendig werden, aber ſittlich wird er nie, auch nicht, wenn an Feinden begangen. Und iſt es nicht Verrath, iſt es nicht ein ſchlechter Streich, wenn Tell, als der Landvogt ſich auf dem See ſeiner Hülfe anvertraut — der Feind dem Feinde — dem Schiffe entſpringt, es in die Wellen zurückſtößt und wieder dem Sturme preisgibt? Tell zeigt ſich hier auch wieder als Pedant, als Schulmoraliſt und buchſtäblicher Worthalter. Er glaubte nicht den Landvogt getäuſcht zu haben: er verſprach ihn aus der gegenwärtigen, zehn Schuhe breiten Gefahr zu retten, und dies hat er gethan. Dem Schiffer, dem Tell nach ſeiner Befreiung das Ereigniß erzählte, ſagt er:

Ich aber ſprach: Ja, Herr, mit Gottes Hülfe
Getrau' ich mir's, und helf uns wohl hindannen.
So ward ich meiner Bande los und ſtand
Am Steuerruder und fuhr redlich hin; —

Das nennt er redlich hinfahren! Wie iſt nur der ſchlichte Mann zu dieſer feinen jeſuitiſchen Sinnesdeutung gerathen? . . . . Jetzt kommt Geßler's Mord. Ich begreife nicht, wie man dieſe That je ſittlich, je ſchön finden konnte. Tell verſteckt ſich, und tödtet ohne Gefahr ſeinen Feind, der ſich ohne Gefahr glaubte. Die Natur mag dieſe That rechtfertigen, ſo gut es ihr möglich iſt, aber die Kunſt vermag es nie. Als Tell ſpäter mit Johann von Schwaben zuſammentrifft, und dieſer mit dem Mordgeſellen Brüderſchaft machen will, ſtößt ihn Jener mit Abſcheu zurück und ſpricht:

> Unglücklicher!
> Darfſt du der Ehrſucht blut'ge Schuld vermengen
> Mit der gerechten Nothwehr eines Vaters?

Doch Tell irrt. Aus Ehrſucht hat er freilich den Landvogt nicht getödet, doch mit Nothwehr — ſollte dieſe ja gegen eine rechtliche Obrigkeit je rechtlich ſtattfinden können — kann er ſich nicht entſchuldigen. Damals, wenn er, um den Schuß von ſeinem Kinde abzuwenden, den Bogen nach Geßler's Bruſt gerichtet hätte, wäre es Nothwehr geweſen, ſpäter war es nur Rache, wohl auch Feigheit — er hatte nicht den Muth, eine Gefahr, die er ſchon mit Zittern kennen gelernt, zum zweiten Male abzuwarten.

Sollte ich aber jetzt auf die Frage Antwort geben: wie es denn Schiller anders und beſſer hätte machen können? — wäre ich in großer Verlegenheit. Der dramatiſche Dichter, der einen geſchichtlichen Stoff behandelt, kann eine *wahre* Geſchichte nach ſeinem Gebrauche ummodeln; denn es ſchadet der Geſchichte nicht, man kennt ſie, und ſie bleibt doch geſchehen wie ſie geſchah. Eine geiſtige *Ueberlieferung* aber darf er niemals ändern. Dieſe beſteht nur durch den Glauben, und wird zerſtört, wenn der Glaube umgeworfen oder anders gerichtet wird. Eine ſolche Ueberlieferung iſt das Ereigniß mit Tell. Aus dieſem Zwange aber entſprangen Verhältniſſe, mit welchen die Kunſt nicht fertig werden konnte. Schiller führt uns mit Bedacht und Geſchicklichkeit die Leiden der Schweizer vor Augen; wir ſehen, was Baumgarten, Melchthal, Bertha und die Uebrigen dulden und fürchten. Dieſe Leiden fließen endlich in ein Meer der Noth zuſammen, das Alles bedeckt; dieſe Klagen bilden endlich eine Vereinigung, die das Land rettet. Tell aber ragt im Thun und Leiden zu monarchiſch vor, gehört nicht zu dem topographiſchen Schickſale der Schweiz, und iſt übrigens der Mann nicht, eine monarchiſche Rolle zu ſpielen. Er iſt zu ängſtlich, bedenkt zu viel und duckt ſich gern. Den Mann mit breiten Schultern füllt nicht ganz ſeine Seele aus. Warum ihn aber Schiller ſo behandelt, iſt ſchwer zu erklären. Er hätte ihn können alles thun, alles ertragen laſſen, was er gethan und ertragen, und ihn dabei trotziger, hochſinniger, gebietender machen können.

Wilhelm Tell bleibt aber doch eines der beſten Schauſpiele, das die Deutſchen haben. Es iſt mit Kunſtwerken wie mit Menſchen: ſie können bei den größten Fehlern liebenswürdig ſein. Was heißt aber ein liebenswürdiges Schauſpiel? Ein liebenswürdiges Schauſpiel iſt ein Schauſpiel, das liebenswürdig iſt; die Kritik weiß hierüber nicht mehr, als jedes andere Frauenzimmer.

LIII.

Der Hausdoktor.

Luſtſpiel von Ziegler.

Das Stück iſt 24 Jahre alt. Ich weiß dieſes nicht hiſtoriſch, ſondern ſchließe darauf durch Interpretation folgender zwei Stellen. *Erſtens* ſagt der *Major*: „Iſt das nicht ein wahres Unglück für mich? Anno 1796 iſt ein Mädchen 26 Jahre alt und hat keine Amour!“ *Zweitens* ſteht auf dem Titelblatt des *nachgedruckten* Buches die Jahreszahl 1804, damals aber waren die Nachdrucker noch ſo ehrlich, daß ſie wenigſtens 8 Jahre brauchten, um Spitzbuben zu werden. Alſo iſt das Original 1796 erſchienen. Unſere kranke Bühne hat lange gezaudert, bis ſie zum Hausdoktor ſchickte, jetzt aber liegt ſie in den letzten Zügen, und weder Galenus noch Hippocrates können ihr aufhelfen.

Dieſes Luſtſpiel iſt gut, angenehm, unterhaltend, es hat artige Streiche; doch nur mit Widerwillen laſſe ich ihm Gerechtigkeit widerfahren, weil Aeußerungen gegen Recht und Sittlichkeit darin vorkommen, die nicht zu verzeihen ſind. Man pflegt zwar zu ſagen, es ſei dem dramatiſchen Dichter und ſeiner eigenen Geſinnung nicht anzurechnen, wenn er eine dramatiſche Perſon nach ihrer böſen Natur reden und handeln läßt. Das iſt freilich wahr; aber es iſt doch dem dramatiſchen Dichter anzurechnen, wenn er verſäumt, einer ſolchen übeldenkenden und übelwollenden Perſon eine beſſergeartete gegenüber zu ſtellen, die ſchlechtes Reden und Handeln rügt und ſtraft. Da iſt ein alter Graf Sonnenſchild, von dem ſie ſagen, er habe ein gutes Herz, weil er vier Millionen Allodial-Vermögen beſitzt, ungerechnet große Fideicommiß-Güter; ſein Herz iſt aber nicht beſſer, als es ſein muß, wenn man dick werden will. Dieſer fette Herr Graf erlaubt ſich mit ſeinen untergebenen Hausgenoſſen hochadelige gnädige Späße, die alle ſchlecht ſind, ohne daß ſie Jemand übel nimmt. Dieſes gelaſſene Dulden der Beleidigungen iſt ein Verbrechen des dramatiſchen Dichters. Nicht etwa darum, weil zu fürchten wäre, die Vornehmen möchten daraus lernen, auf die Geringeren mit Verachtung herabzuſehen (ſie haben eine größere Schule als die

Bühne, worin ſie im Hochmuthe unterrichtet werden), ſondern darum, weil ſich das Volk dabei gewöhnt, ſich ſelbſt gering zu ſchätzen und zu glauben, es ſei geboren, bald das Jagdwild bald das Hausthier der Großen zu ſein. Ich erzähle einige von den gräflichen Späßen. Der Herr Graf fahren Abends ſpazieren und, der Himmel mag wiſſen ob durch eine Indigeſtion oder eine Congeſtion weich gemacht, es kommt Ihnen in den Sinn, die Pracht und Majeſtät der untergehenden Sonne zu bewundern. Der dicke Kutſcher aber, dem die Natur ſelbſt befohlen, die ganze Breite des Bockes auszufüllen, konnte dem hochgräflichen Auge nicht Platz machen und verdunkelte die Majeſtät der Sonne. Zur Strafe mußte der alte Mann auf einem dürren Klepper ſechs Meilen Kourier reiten, ſo daß er halb todt nach Hauſe kam. Einen andern Spaß laſſe ich eben dieſen Kutſcher Hannibal ſelbſt erzählen. „Vorigen Sommer fiel ihm (dem Grafen) auf einmal ein, ich hätte große Anlage zu einem Seiltänzer. Ich hielt das auch für einen gnädigen Spaß und ſpaßte mit. Aber ehe ich mir es verſah, war ein Seil geſpannt und ich mußte hinauf. Er gab mir einen großen Baum in die Hand, und mit dem Baum ſollte ich mich in der Luft erhalten. Ich fiel aber herab und ſchlug mit der Fauſt Seine Excellenz auf die Naſe, und da wurde ich einen ganzen Tag eingeſperrt und bekam nichts als Häringsköpfe zu eſſen und keinen Tropfen zu trinken.“ Man ſieht wohl, der Kutſcher Hannibal war kein Sohn des Hamilkar, ſonſt hätte er mit dem Balancir-Baume die Rechte der Menſchen beſſer im Gleichgewicht erhalten! Der Schloßinſpector des Grafen hatte den gräflichen Kakadu zu füttern vergeſſen. Was thut der gnädige Herr, um den Tod des Lieblings zu rächen? Er jagt mit dem Degen in der Hand ſo lange hinter dem alten Inſpector her, bis dieſem keine andere Zuflucht bleibt, als den Hühnerſteig hinauf zu klettern. Darauf läßt er Stroh und Hobelſpäne unter das Hühnerhaus legen und ſie anzünden. Um dem Feuertode zu entrinnen, muß der Geängſtigte wieder herabkommen. Der Graf wirft ihm vor, er habe das Schloß anzünden wollen und haut ihn mit ſeinem Hirſchfänger. Nach dieſes Spaßes Vollendung läßt der gnädige Herr abermals den Kutſcher Hannibal kommen und ſagt ihm, er müſſe von Moskau nach Liſſabon Kourier reiten. Dieſer erſchrickt, worauf der Graf zu ſeiner Umgebung mit Lachen die Worte ſpricht: „Jetzt iſt der wieder in Todesangſt. Das iſt ſo meine Unterhaltung, koſtet mir aber viel

Geld.“ Herr Ziegler, ſchreiben Sie ja keine vaterländiſchen Schauſpiele mehr; lieber verſetzen Sie die Handlung nach Nord-Amerika, wo man keinen andern Adel kennt und achtet, als den die Natur verlieh!

LIV.

Le Corrupteur,

Comédie en cinq actes et en vers;

précédée de

Dame Censure,

Tragi-Comédie en un acte et en prose; par LEMERCIER, de l'Académie française. Paris, 1823.

1. Dame Censure.

Es wird mir ganz unerklärlich, wie die Freunde der Preßfreiheit ſo dumm ſein mögen, gegen die Cenſoren zu eiſern. Was können ſie dabei gewinnen? Nichts, als daß endlich kein Mann von Geiſt und Herz wird Cenſor ſein wollen, und daß man genöthigt ſein wird, die Cenſur den Nachtwächtern anzuvertrauen. Ein Schriftſteller von Verſtand hat nie einen Cenſor von Verſtand zu fürchten, denn auch die ſtrengſten Richter ſind geneigt, ihre Anverwandten freizuſprechen, und unter Cenſoren zumal begegnet man ſelten einem Brutus. Noch einen andern ſtrategiſchen Fehler begehen die Vertheidiger der Preßfreiheit. Sie glauben es recht ſchlau zu machen, wenn ſie allen Leuten erzählen, wie durch Cenſur die liebe Aufklärung verfinſtert, wie Kunſt und Wiſſenſchaft, Geiſt, Gemüth, jede Bürgertugend dadurch gehemmt werde. Wenn dieſes wahr wäre, und es iſt nicht wahr — müßte man es zu verheimlichen ſuchen; man muß, ſtatt von der Wirkſamkeit, von der Unwirkſamkeit der Cenſur ſprechen und zeigen, daß die öffentliche Meinung elaſtiſch iſt und, niedergedrückt, eine weit größere Kraft äußert, als ſie freigelaſſen geoffenbart hätte. ... Nicht blos aus den ausgeſprochenen Gründen, ſondern auch wegen der ſtümperhaften Bearbeitung des Stoffes iſt die Tragi-Komödie des Herrn Lemercier ein verwerfliches poetiſches Werk zu nennen. Ob es ihm an Fähigkeit gemangelt, mag noch unentſchieden, bleiben, bis wir zum andern Stücke kommen; ſo lange mag das Talent des Verfaſſers die Ausflucht des *Alibi* für ſich geltend machen. Aber auch *mit* Talent hätte dem Dichter ſein Werk mißlingen müſſen, weil er nicht für die Wahrheit, ſondern für ſeinen Vortheil ſtritt, und es der Fluch des Eigennutzes iſt, ſelbſt das Recht in Unrecht umzuwandeln. Tapferkeit nur für Andere iſt eine Tugend; nicht mit Obſt, mit unfruchtbaren Lorbeern bezahlt man den Heldenmuth. Es ſoll nicht geſagt ſein, daß man nicht behaupten dürfe, zwei mal zwei iſt vier, wenn man bei dieſer Rechnung zufällig ſeinen Vortheil findet; aber dieſer Vortheil darf nur ein zufälliger Fund und nicht, wie bei Herrn Lemercier, das Ziel ſein, wonach man ausgeht. Der Verfaſſer war nämlich ſo unglücklich, daß die Theatercenſur ſeine zahlreichen Tragödien und Komödien theils gar nicht, theils nur verſtümmelt zur Aufführung kommen ließ. Um ſich dafür zu rächen, ſchrieb er ſeine Dame Cenſur; die Rachegöttin iſt aber eine einfältige Muſe, und mit Säure im Herzen dichtet man ſchlecht, wie man mit Säure im Magen ſchlecht verdaut. Als handelnde Perſonen treten auf: Dame Cenſur, Tochter des Argwohns und der Furcht; die Parzen, Geſellſchaftsdamen der Cenſur; der Stolz, der Eigennutz, die Heuchelei, die Unwiſſenheit, der Parteigeiſt, die Muſen, noch allerlei himmliſche und hölliſche Perſonen — kurz, die Götter des Olymps vereinigen ſich mit den Göttern der Unterwelt, auf gemeinſchaftliche Koſten langweilig zu ſein. Die Komödie endigt mit einer Hinrichtung. Jupiter nämlich erhört das Flehen der Tugenden, und ſchickt den Merkur mit dem Befehle an Atropos, daß ſie der Cenſur den Kopf abſchneiden ſolle. Die Scharfrichterin nimmt ihre Scheere, thut was ihr befohlen und ſpricht: „Oui, crac! .... c'est fait. Voilà Dame Censure évanouie pour toujours.“

Der Leſer könnte glauben, daß wenn ich, nur ein deutſcher Recenſent, ſchon die Dame Cenſur abgeſchmackt gefunden habe, die Franzoſen gar, dieſe heilloſen Götzendiener des Geſchmacks, ſich mit Abſcheu davon weggewendet haben müſſen — aber mit nichten! der Parteigeiſt in Paris findet die Aſſa fötida wohlſchmeckend und die Roſe wird ihm ein Gegenſtand des Ekels. Ein liberales Blatt, das mit vielem Geiſte geſchrieben iſt, hat von dem beſprochenen Luſtſpiele geurtheilt: „Chacun de ceux qui ont déjà lu cette singulière production du plus fécond de nos auteurs dramatiques, et de l'un de nos litérateurs les plus éminens, ne nous démentira sans doute pas quand nous affirmerons que c'est un chef-d'oeuvre de malice, de causticité, de finesse et d'enjouement.“ An dieſem Lobe iſt keine Sylbe wahr, und man wundert ſich, daß jener Baum der Nicht-Erkenntniß, den man nur ſanft zu ſchütteln braucht, daß die ſchönſten Früchte herabfallen, den man nur leicht anzuritzen braucht, daß der vollſte Saft herausfließe, dem Verfaſſer keinen Kern von Verſtand und keinen Tropfen Geiſt gegeben hat.

2. Le Corrupteur.

Auch dem muthwilligſten Spötter gelingt es nicht, ſeinen Freund, wie ſelbſt dem unmuthigſten nicht, ſeinen Feind lächerlich zu machen. Der Liebe erſcheint Alles im Lichte, dem Haſſe Alles im Schatten; das Lächerliche aber entſpringt aus dem Kampfe des Hellen mit dem Dunkeln, und ſich dieſen Streit klar anzuſchauen, muß man ein unbefangener Richter ſein. Darin liegt es wohl, daß die heutigen Franzoſen ſelten mehr eine gute Komödie ſchreiben. Die verſchiedenen Stände, nicht wie ehemals nur durch Geburt, Rang, Reichthum, Macht und Gewerbe, ſondern feindlicher durch die Geſinnung getrennt, haſſen ſich zu ſehr, um ſich über einander luſtig zu machen, und dringen, ſtatt mit dem Rappiere des Scherzes, mit dem Schwerte der Erbitterung gegen einander ein. Die neuern Tragödien und Komödien der Franzoſen ſind nichts als dramatiſirte Kammer-Sitzungen, und es gibt nichts Langweiligeres, als dieſe Wachparaden des Royalismus oder Liberalismus. Die Trauerſpieldichter legen das gigantiſche Schickſal gewindelt in eine epigrammatiſche Wiege, und die Luſtſpieldichter ſetzen den neugeborenen Scherz auf ein Schlachtroß, und — große wie kleine Geſchichten, was an den Lauernden vorübergeht, alles wird in das Prokruſtes-Bett der Politik gemartert. Dem Geſagten zufolge wird das Luſtſpiel des Herrn Lemercier, von welchem hier die Rede iſt, höchſt wahrſcheinlich nicht viel taugen. Der Verfaſſer iſt ein griesgrämlicher Liberaler, der es nicht verſteht, in einen ſauern Apfel zu beißen und dabei zu lächeln. Ein junger Graf, ein höchſt pedantiſcher Schuft und langweiliger Lovelace, entführt die Nichte eines guten Hauſes. Der Onkel des Mädchens, ein Gerichtspräſident, deſſen Frau, die Ehepräſidentin, der Bruder, noch eine alte Tante, ein Hausfreund, ein Abbé, die Kammerfrau, der Jäger, der Portier, kurz alles Volk, was zwiſchen Dach und Keller wohnt, ſämmtlich ehrliche Leute, ſind wüthend gegen den Entführer und wollen von deſſen Friedensanträgen nichts hören. Aber unſer Windbeutel von Graf kommt in das beleidigte Haus hineinzuſauſen und ſagt, er junger Menſch kenne die Schwächen der Herren der Schöpfung und er wolle ſchon Alles ins Gleiche bringen. Und wahrhaftig, es gelingt ihm! Vom Portier bis hinauf zum Gerichtspräſidenten beſticht er alle ſeine Widerſacher, und zwar alle höchſt unromantiſch mit Baarſchaft, die er Jedem, nur auf eine andere Weiſe, beibringt. Er hätte auch wirklich das entführte Mädchen, das ihn nicht leiden mag, erheirathet, wenn nicht glücklicher Weiſe ein junger Menſch dazwiſchen gekommen wäre, der, ein Gran Ehrlichkeit, die Unze Spitzbüberei neutraliſirt und der Tugend das Uebergewicht gibt. . . . Das ſind aber ſchlechte Späße! Nicht was weſentlich der menſchlichen Natur entſpricht, ſondern was ihr ſcheinbar widerſpricht, gehört in das Luſtſpiel. Wer das Herz der Menſchen kennt, weiß, daß deren Tugend oft nur an einem Haare hängt; aber wenn auch — das Haar hält. Ueberdies hat unſer Dichter die in ſeinem Luſtſpiele vorkommenden Standesperſonen: den Grafen, den Gerichtspräſidenten, den Abbé, zu einem Teige zuſammengeknetet und Oppoſitions-Pillen daraus geformt, die gar nicht gut ſchmecken. Es iſt ein untrügliches Zeichen, daß ein dramatiſches Gedicht, oder ein epiſches, oder ein Roman, oder ein hiſtoriſches Werk, mißlungen, wenn man daraus die politiſchen Anſichten des Verfaſſers erkennt. Shakeſpeare und Walter Scott haben in ihren Dichtungen mit keinem Worte verrathen, ob ſie mehr die Freiheit oder mehr die Herrſchaft liebten. — Herr Lemercier hat nur ſich gedichtet, und ſich nur.

LV.

Maria Stuart.

Trauerſpiel von Schiller.

Ob die dichteriſche Vortrefflichkeit eines Schauſpieles für deſſen ſchlechte theatraliſche Darſtellung Erſatz gebe, oder das durch letztere erregte Mißbehagen nur noch größer mache, darüber gelangt man nicht ſogleich zur klaren Anſicht. Ich habe mich endlich für das letztere, nämlich dafür beſtimmt, daß das ſchlechte Spiel in einem guten Stücke am meiſten unerträglich ſei. Doch gibt es hier wieder einen Höhepunkt, bei dem ſich die Sache umwandelt. Es können Schauſpieler unter aller Beurtheilung ihr Spiel zur Parodie eines dramatiſchen Meiſterwerks machen und hierdurch ohne ihr Verdienſt höchſt ergötzlich werden. Dieſe Art der Unterhaltung würde die heutige Vorſtellung gewährt haben, hätten alle unſere Mimen ſo geſpielt wie Einige. Aber leider geſchah es nicht, und ich vermochte darum nur die drei erſten Akte auszudauern, auf welche auch allein die nachfolgenden Bemerkungen ſich beziehen. Die ſchlechtern Schauſpieler waren es nicht, ſondern die beſſern, die mich diesmal fortgetrieben.

Frau *** darf ſich in der Darſtellung der Eliſabeth in die Reihe der vorderen tragiſchen Künſtlerinnen ſetzen, und ihr allein verdanken wir, daß Schiller's Maria Stuart wenigſtens ein Monodrama blieb. Gelang ihr auch minder das, was die heuchleriſche Königin *ſcheinen* wollte, darzuſtellen, als das, was ſie *iſt*, ſo war doch ſelbſt dieſer Theil ihres Spiels nicht ſowohl die Schattenſeite, als eine ſchwächer beleuchtete Gegend in einem ſchönen Landſchaftsgemälde. Einige Bemerkungen, ſollten auch rügende darunter vorkommen, können der Künſtlerin beweiſen, daß ſie die Aufmerkſamkeit an jede ihrer Reden und Bewegungen zu feſſeln verſtand. Bei den Worten, welche ſie gegen den bewerbenden franzöſiſchen Geſandten richtet:

> Die Könige ſind Sclaven ihres Standes,
> Dem eignen *Herzen* dürfen ſie nicht folgen —

legte ſie die Hand auf's Herz. War dies recht gethan? Ich glaube nicht. Auch davon abgeſehen, daß dieſe Bewegung zu *ſpielen* ſelbſt die aufmerkſamſte Heuchelei ſo ſelten bedächtig genug iſt (aus phyſiſchen und phyſiologiſchen Gründen, die hier nicht erörtert werden können), ſo wäre ſie hier, wo Eliſabeth als Königin erſcheinen ſollte, auch bei wahrem Gefühle, als etwas zu Bürgerliches und Häusliches, nicht an ihrem Orte geweſen. Ueberhaupt iſt dieſes Fingerdeuten auf den Sitz der Gefühle, das die Bewohner der Bretterwelt ſo häufig gebrauchen, etwas Tadelnswerthes. Nur höchſtens in der Oper, beim Singen, iſt es zu dulden, als ein trauriger, aber nothwendiger Entrechat der tanzenden Hände, ohne welchen dieſe nicht zum Gleichgewicht und Stehen gebracht werden können. Im Schauſpiele aber iſt das Hand auf die Bruſt legen (ein wahres Commandowort) etwas Unedles und Unnatürliches, das oft eine komiſche Wirkung hervorbringt. Es wird hierdurch die Liebe zu einer bloſen Wallung des Geblüts herabgezogen, und ihr Schmerz als ein Muskelkrampf erklärt. — In der nämlichen Scene, da Eliſabeth dem Grafen Leiceſter das Ordensband abnimmt und es dem franzöſiſchen Geſandten umhängt, warf Frau ***, als ſie den bekannten Wahlſpruch des Hoſenbandordens: Hony soit qui mal y pense ausſprach, einen ſtrengen zurechtweiſenden Blick auf Leiceſter, der mißmuthig über die franzöſiſche Brautbewerbung hätte daſtehen ſollen. Es war dies ein feiner Zug der Künſtlerin, die ſich dagegen beim Schluſſe dieſer Scene ſehr vergaß, indem ſie, ſtatt ſich gegen die franzöſiſchen Herren zu verneigen, ſie mit der Hand fortweiſend verabſchiedete. Als vorzüglich in der Darſtellung gelungen verdienen einige Stellen in dem Spiele der Frau *** herausgehoben zu werden. Erſtens, der Schluß der Unterredung mit Mortimer, wo ſie den unerfahrnen und anſcheinend argloſen Jüngling, wie auf den Zehen nachſchleichend, mit ihrem buhleriſchen Netze zu umgarnen ſucht:

Das Schweigen iſt der Gott
Der Glücklichen. — Die engſten Bande ſind's,
Die zärteſten, die das Geheimniß ſtiftet!

In den Ausdruck dieſer Worte und in die ſie begleitenden Geberden hatte Frau *** alles gelegt, was ein Weib und eine Fürſtin nur Lockendes und Verführeriſches zu bieten vermag. Die Stacheln ihres Blickes waren reich mit Roſen überhängt. Nicht die Tugend (das fühlt man ſchmerzlich), nur eine andere Leidenſchaft, die früher vom Herzen Beſitz genommen, vermag einer ſolchen Verſuchung ohne Kampf zu widerſtehen. Auch bei der Zuſammenkunft mit Marie zeigte ſich Frau ***, wenigſtens in mehreren Stellen, als ſinnreiche Künſtlerin. Eliſabeth, der es ſchwül wird unter der Maske der

Gelaſſenheit und des Gleichmuthes, welche ihr Mariens unterwürfiges Betragen aufzwingt, ſucht endlich einen Anlaß zum Lüften der Maske gewaltſam herbeizuführen. Da beginnt ſie:

Bekennt Ihr endlich Euch für überwunden?
Iſt's aus mit Euren Ränken? u. ſ. w.

und nachdem es ihr ſo gelungen, Marien aufzureizen, endet ſie, unter höhniſchem Lachen, mit den Worten, die auf ſie ſelbſt zurückfallen:

Jetzt zeigt Ihr Euer wahres
Geſicht, bis jetzt war's nur die Larve.

In dieſe ganze Rede, ſo reichlich verſehen mit Allem, was Eiferſucht, Haß, Neid, Heimtücke und Schadenfreude nur Giftiges aufzutreiben vermochten, und worin Königin, Weib und Teufel ſo innig verſchmolzen erſcheint, hatte Frau *** Alles hineingelegt, ſo wie auch Alles wieder aus ihr herausgenommen, was nur immer der Dichter beſtrebt haben mochte. Dieſes war um ſo ſchwieriger und daher der dankbaren Anerkennung um ſo würdiger, da Eliſabeth nur zu der Luft ſprach; denn mehr noch als im Leben ſtand ihr die Marie dieſes Abends im Spiele als Widerſacherin gegenüber. Vor Tadel ſchützt ſie unſere Abhärtung, wir ſind nicht mehr ſo reizbar als ſonſt. Der Hunger iſt auch in Kunſtgenüſſen ein guter Koch, und die Zeit wird nicht entbleiben, daß wir die ſpartaniſchen Suppen unſerer Bühne wohlſchmeckend finden werden. Wer nur geſehen hat, wie die ſchottiſche Königin in der eben beſprochenen Scene ſich abgemattet hat, um ſich einen Schwung zu geben, und wie ihre Seele, gleich einer Henne mit beſchnittenen Flügeln, auf der Bühne herumhüpfte und nicht vermochte, nur über die Mauer des Parks aufzufliegen, der hat ihr ſein Mitleid gewiß nicht verſagt. Wenn unſere Theaterdirektion die Gelegenheit, die ſich ihr darbietet, das ſchöne Dutzend voll zu machen, verſchläft und dieſe Königin Maria anzuwerben verſäumt, dann dürfen wir uns glücklich ſchätzen. — Herr *** hat den Grafen von Leiceſter geſpielt, und mit welcher Natur, mit welcher Täuſchung! Nicht der leiſeſte Schatten, nicht der unmerklichſte Farbenpunkt dieſes ſo ſchwierigen Charakters war dem Künſtler entgangen. Wo Thaten ſprechen, wie hier, bedarf es der Worte nicht. — Herr ***, als Mortimer, befriedigte nur mäßig, obſchon Rollen dieſer Art ſonſt recht im Mittelpunkt ſeines Kunſtkreiſes liegen. Durchaus verfehlt ſchien mir ſein Spiel da, wo Mortimers Liebe gegen Maria bis zur wahnſinnigen Vergeſſenheit der äußern Welt hinaufſteigt und er die Schmerzensreiche an ſeine Bruſt drückt. Herr *** war ausſchlagende Flamme, und demgemäß ſchreiend in ſeinen Reden und voller Heftigkeit in ſeinen Geberden. Stille, düſtre, zuſammengedrängte, eingeſchloſſene Gluth möchte wohl erforderlicher geweſen ſein. Die leidenſchaftliche Umarmung der Königin durfte nur als eine ſinnloſe Handlung des Körpers erſcheinen, welcher, der Aufſicht der verirrten Seele entzogen, nach eignem Triebe verfuhr. —

LVI.

Unſer Verkehr.

Poſſe.

Das Erſcheinen des Schauſpielers Wurm auf der Frankfurter Bühne hat, an *dieſem* Orte und in *dieſe* Tage fallend, eine eigne Bedeutſamkeit, die, wenn auch nicht von Allen theilnehmend empfunden, doch ſicher, auch von jedem Gleichgültigen, aufgefaßt wird. Dieſer Künſtler hat in einer Flugſchrift, die er verbreiten ließ, ſelbſt die Gegend bezeichnet, in welche er geſtellt, und den Standpunkt, von welchem aus er betrachtet und gewürdigt werden möchte. Er muß darum mit ſo größerer Ergebung das Geſchick ertragen, dem ausgezeichnete Menſchen in jeglicher Art, ſelbſt da, wo ſie anſpruchslos geweſen, ſtets unterworfen waren: daß, indem ſie richtungsloſen Leidenſchaften und ſchwankenden Begierden zum Anziehungspunkte dienten, um welchen ſich jene befeſtigten und geſtalteten, ſie zugleich die Widerſtrebungspunkte der feindlich gegenüberſtehenden Regungen geworden ſind.

Das Jüdeln, in der erwähnten Schrift „jüdiſches Declamiren“ genannt, iſt von Herrn Wurm als diejenige Kunſtfertigkeit angegeben worden, welche ihm auf der einen Seite ſo großen Beifall, auf der andern die traurigſte Verfolgung zugezogen habe. Die Unterſuchung, ob der eine verdient, ob die andere gerecht geweſen ſei, kann, mit welchem Ergebniß ſie auch endigen werde, immer nur zu einer Würdigung der Sache führen, dem Künſtler aber weder zur Ehre, noch zum Unglimpfe gereichen.

„Unſer Verkehr„ iſt mehr als irgend einer der Verkehr des Herrn Wurm, und die Bühne, die dieſes Spiel darſtellte, der Markt geweſen, auf welchem derſelbe ſeine Geſchicklichkeiten an die Liebhaber brachte. Die Aufführung dieſer Poſſe zu Berlin fiel in jene Zeit, wo einige Hauptſtädter, die ſich für das deutſche Volk hielten, alles von ſich abſtießen, was nicht deutſch war oder ſie gleich den Juden für undeutſch erklären wollten. Wie es entnervten Menſchen eigen iſt, daß ſie in den Geberdungen des Zorns und des Haſſes ſich gefallen, weil ſie ſolche Aeußerungen als Zeichen des Kraftgefühls und eines ſelbſtſtändigen Daſeins geltend machen möchten, ſo haben auch jene Schwächlinge, um Volksthümlichkeit und Vaterlandsliebe zu offenbaren, einen Haß gegen Juden, der oft ihrem eigenen Herzen fremd war, den Beſſern aufzudringen geſucht. Daher ward „Unſer Verkehr“ das Feldgeſchrei einer albernen Verbrüderung, die keinen ernſten Zweck hatte, ja wobei nicht einmal immer Bosheit mit eintrat. Die Theilnehmer jenes Trutzbundes gegen die Juden thaten nicht mehr, als was man zuweilen unartige Schulknaben thun ſieht. So wie dieſe manchmal das Räuberhandwerk ſpielen, ohne Gefahr für ſich und andere, ſo haben jene, mit gleicher Bedeutungsloſigkeit, das wilde menſchenfreſſende Volk geſpielt, und ſind dabei mit allerlei theatraliſchen Grimaſſen, fürchterlichem Spuk, Beſchwörungsformeln und ſonſtigen erhabenen Floskeln zu Werke gegangen.

Aus keiner andern als dieſer Quelle iſt der Strom des Beifalls entſprungen, der ſo weit und reich der Poſſe „Unſer Verkehr“ zugefloſſen iſt. Dieſes Spiel vermag auch nicht die niedrigſte Forderung der dramatiſchen Kunſt zu befriedigen und kann, wo nicht der Zuſchauer eine eigne krankhafte Lüſternheit mitbringt, unmöglich Luſt erregen. Es ſoll die Komödie die Lächerlichkeit der Geſinnungen oder Gemüthsarten im Menſchen, und die der geſchichtlichen oder natürlichen Erſcheinungen in der Außenwelt darſtellen. Das Lächerliche aber iſt nur vorhanden, wo das ſich Widerſprechende, verbunden oder an einander gereiht, der Vergleichung ſich ausſetzt. Eine mißlungene Bemühung, ein Streben ohne die geeignete Mächtigkeit, ein Doppelweſen in einem und demſelben Menſchen, das der natürlichen Eigenliebe zuwider ganz unerklärlich ſich ſelbſt gering ſchätzt, ſich verfolgt und wegzudrängen ſucht — dieſes ſind Bearbeitungspoſſen für den Komödiendichter. Aber ein Menſch, der ſeiner eigenen Natur treu, der Leitung ſeines Geiſtes folgſam bleibt und in ſeinen geſelligen Handlungen den Kreis nicht verläßt, den die bürgerliche Ordnung ihm angewieſen hat, wird, ſo ſehr er ſich auch von Andern unterſcheidet, auf die Bühne gebracht, nie Luſt und Lachen erregen.

So mag — um das Allgemeine zum Theil auf einen gegebenen Fall anzuwenden — eine in einer ungewöhnlichen oder verdorbenen Mundart redende, unter Andern reinſprechenden auftretende Perſon dem Zuhörer wohlgefällig, und dieſes oft um ſo mehr ſein, je unverſtändlicher ihm die gebrauchte Sprache iſt. Wenn aber, wie es ſich der Verfaſſer der Poſſe

„Unſer Verkehr“ zur Aufgabe gemacht hat, ein ganzes Stück in einem widerlichen Kauderwelſch geſprochen wird, ſo kann dies nur Ueberdruß und Langeweile verurſachen; denn mit dem Gegenſatze fällt auch die Luſt weg. Diejenigen Zuhörer, denen die jüdelnde Mundart geläufig iſt, überraſcht ſie nicht, und kann daher auch nicht ergötzen; denen, welchen ſie es nicht iſt, iſt ſie unverſtändlich. Nur die Jüdin Lydie mit ihren chriſtelnden Manieren hätte einen nachgiebigen Stoff zu einer gefälligen dramatiſchen Behandlung dargeboten; allein deſſen Bearbeitung iſt durchaus mißlungen, weil eine ſolche Gemüthsart, karikirt, auch in einer Poſſe die beabſichtigte Wirkung verfehlt. Da wo, wie in jenem Falle, alles auf eine feine Schattirung ankommt, wird auch durch Auftragung greller Farben alles verdorben. Die Jüdin hätte durchſchimmern, nicht durchleuchten dürfen. Dieſe Lydie ſpricht und geberdet ſich, nicht wie die Tochter eines reichen Mannes, bei der vorauszuſetzen iſt, daß ſie das Materielle der weiblichen Modebildung ſich angeeignet habe und nur im Gebrauche und Vorzeigen der Stoffe ſich ungeſchickt benehme, ſondern wie etwa eine Berliner Judenköchin, die mit einem chriſtlichen Friſeur Aeſthetik treibt.

Ueber die Rolle des Jakob können ſich deſſen theilnehmende Glaubensgenoſſen mit Recht gar nicht beklagen. Dieſer Judenburſche iſt ja die beſte Seele von der Welt! Er theilt mit ſeinem hartherzigen Vater das ihm zugefallene Glück — er nimmt, ein reichgewordener Mann, Lydien mit offenen Armen auf, ob er zwar kurz vorher von ihr verſchmäht und mißhandelt worden war — er ſtellt auf eine zarte Weiſe dem Iſidorus Morgenländer als edle Rache für die empfangenen Prügel fünfzehn Thaler zu — und wenn er auch dem Poſtillon nur falſche Groſchen ſchenkt, ſo ſpricht ſich doch ſeine Gutmüthigkeit darin aus, daß er ihn lieber durch eine Täuſchung erfreuen, als ganz mit leeren Händen abfertigen wollte. In dieſer Rolle ſoll nun Herr Wurm vorzüglich geglänzt und den iſraelitiſchen Burſchen „recht was man con amore“ nennt, geſpielt haben. Dieſes iſt ſehr löblich, und es ließ ſich nicht anders von jenem Künſtler erwarten, der, wie man weiß, auch die ungewöhnlichſten Gegenſtände mit Liebe zu umfaſſen und zu behandeln verſteht. Wenn aber Herr Wurm hierbei, ſowie es in ſeiner Schutzſchrift heißt, „noch mehr that, als ſeine Rolle vorzeichnete,“ und ſich dadurch, wie behauptet wird, den Haß und die Verfolgung der Juden zugezogen hat, ſo iſt noch zu bezweifeln, ob ihm ſo ganz Unrecht geſchehen ſei; vorausgeſetzt nämlich, daß unter jenem „mehr“ nicht blos eine quantitative Ausbreitung der Rolle, ſondern eine qualitative Steigerung derſelben verſtanden werden ſolle.

Es zeigt ſich hier der nothwendige Zuſammenhang, daß eben die zeitlichen und örtlichen Verhältniſſe, welche zu Berlin, in einer Stadt, wo ein ausgebildetes Gefühl für das Schöne und Schickliche durch alle Klaſſen der Geſellſchaft herrſcht, der abgeſchmackten Poſſe „Unſer Verkehr“ eine günſtige Aufnahme verſchafften, auch zugleich den Widerwillen der dortigen Juden gegen dieſes Stück hervorrufen mußten. Vielleicht würden letztere verſtändiger gehandelt haben, wenn ſie ihre Empfindlichkeit nicht geoffenbart hätten; allein daß dieſe aufgeregt worden, kann etwa als eine Aeußerung einer allzureizbaren Selbſtſucht weder getadelt, noch belächelt werden. Es iſt ſchon geſagt worden, daß damals der Judenhaß Sitte war, oder wenigſtens zur Sitte hat gemacht werden ſollen. Vielleicht war dieſe, einem männlichen und verſtandesreifen Zeitalter ſo unangemeſſene Ausſchweifung mehr als ein Kinderſpiel. Vielleicht haben die Unruhigen, um ein von ihnen aufgeregtes Volk bis zur Zeit des vorbedachten Gebrauchs in Uebung zu erhalten, jene feindliche Stimmung künſtlich hervorgebracht. Vielleicht auch haben ſelbſt die Freunde der Ordnung, um eine junge Bürgerwelt austoben zu laſſen und zahnenden Kindern etwas in den Mund zu geben, worauf ſie ihre Grimaſſen verbeißen können, jenes ränkevolle Treiben nicht ungerne geſehen. So viel aber iſt gewiß, daß die Juden als zur Zielſcheibe irgend eines politiſchen Witzes hingeſtellt oder als Schlachtopfer einer Staatsliſt auserleſen ſich anſehen mußten. Daher war ihre Widerſetzlichkeit gegen die Aufführung der Poſſe „Unſer Verkehr“ in Erwägung der Beſtimmungsgründe ihrer Feinde, dieſe Darſtellung ſo eifrig herbeizuführen, nur als eine gerechte Selbſtvertheidigung zu betrachten. Die Empfindlichkeit der Juden wäre ſelbſt dann zu billigen geweſen, wenn auch das Stück ſelbſt Nichts enthielte, was einen unverdienten Spott oder Groll gegen ſie aufzuwecken geeignet wäre — welches aber, wie gezeigt werden ſoll, nicht minder der Fall iſt.

Man pflegt einzuwenden: es werde ſo oft auf der Bühne dieſer oder jener Stand der Geſellſchaft mit Spott behandelt. Der Adel, die Advokaten, Aerzte, ja ſelbſt der katholiſche Kultus wären in manchen dramatiſchen Darſtellungen verunglimpft worden; dieſes habe in Frankfurt ſogar mit Bürgermeiſtern geſchehen dürfen, ob ſolche gleich daſelbſt die höchſte Würde der Regierung ausdrückten. Warum ſollten alſo die Juden ſich dies nicht auch gefallen laſſen wollen! Jedoch ſind die Fälle, die man hier zur Vergleichung neben einander ſtellt, durchaus verſchieden. Dort werden nicht die Stände, ſondern die den Gliedern dieſer Stände zuweilen anhängenden Schwächen und Fehler — es wird der Adelſtolz, die Rabuliſterei, das pfäffiſche Weſen belacht, und es iſt weder von dem Schriftſteller gemeint, jene Klaſſen der Geſellſchaft herabzuwürdigen, noch auch tritt die Gefahr ein, daß eine ſolche Meinung bei den Zuhörern veranlaßt werde. Wenn aber Judenmanieren auf die Bühne gebracht werden und dieſe, wie in „Unſer Verkehr“ das ganze Spiel ausfüllen, ſo müſſen ſolche Darſtellungen den jüdiſchen Glaubensgenoſſen mit Recht verwünſchenswerth ſein. Zu dem Falle auch (was ſchon ſelten vorausgeſetzt werden kann) der dramatiſche Schriftſteller und der Schauſpieler unbefangen genug wären, hierbei nach nichts Weiterem, als nach Beluſtigung zu ſtreben, ſo ſind doch wenige Zuſchauer ſo arglos, ſich hiermit zu begnügen. Sie werden vielmehr die bei ſolchen Anläſſen empfangenen Eindrücke mit ſich aus dem Schauſpielhauſe tragen und die auf der Bühne mit Treue oder Ueberladung vorgeſpiegelten Gebrechen der Juden üblicher Weiſe allen dieſen Glaubensbekennern anrechnen. Wer weiß es nicht, wem braucht man es erſt zu erzählen, wie dieſes beklagenswerthe Volk auch darin ſtets mit Ungerechtigkeit behandelt worden iſt, daß man alle in Zeit und Raum zerſtreute Schlechtigkeiten, ſolche, welche Juden verſchiedener Gegenden und verſchiedener Zeiten eigen oder angedichtet waren, geſammelt, und ſtets auf den einzelnen Kopf jedes nächſt daſtehenden Juden als eine Tontine gehäuft hat! — —

LVII.

Tancred.

Große heroiſche Oper von Roſſini.

Groß iſt ſie, wenn dieſes ſo viel heißt, als lang, aber Heroiſches hat ſie durchaus nichts. Man könnte ihr den liebevollſten Roman von Auguſt Lafontaine zur Unterlage geben, ohne einen Widerſpruch zu erfahren. Es iſt unbegreiflich, wie ein Tondichter von nur einigem Sinne eine zur dramatiſchen Handlung ſo unangemeſſene Muſik hat verfertigen können. Wie konnte es geſchehen, daß dieſer Tancred ſo ſehr geprieſen wurde? Schon als ich ihn das Erſtemal hörte, ward mir das Ohr ſo verſchlemmt, wie es der Magen wird, wenn man eine Mahlzeit von nichts als Confect gehalten hat. Kinder und Weiber mag eine ſolche Muſik anlocken, aber für Männer kann ſie höchſtens in geringer Menge zum Nachtiſche genoſſen nicht ganz unerfreulich ſein. Die ganze Oper, wie ohne Haltung, wie ſchleppend; wie empfindelnd, wie angefüllt von muſikaliſchen Sprichwörtern und Gemeinplätzen iſt ſie! Wenn der Sänger nur drei Töne angegeben hat, weiß man ſchon, was darauf folgen wird. Welche unendliche Liebelei, welches widerliche Weſen des fadeſten Liebeſchmachtens! Die Muſik gibt ihre dahlende, tändelnde Weiſe nicht einmal in den Kriegsmärſchen auf. Ihr ſeht einen Schmetterling über einem Schlachtfelde fliegen.

Um die Ungläubigen, welche die Wunder des alten Teſtaments bezweifeln, zu belehren, ging ein ſyrakuſiſcher Soldat trocknen Fußes durch das mittelländiſche Meer, dem doch an Näſſe und Gefährlichkeit das rothe gewiß nicht beikam.

LVIII.

Der Sammtrock.

Luſtſpiel von Kotzebue.

Ich gebe euch den freundſchaftlichen Rath, dieſes Luſtſpiel zu leſen, ehe ihr deſſen Darſtellung beiwohnt, damit ihr nicht ängſtlich werdet, wenn, wie es darin geſchieht, ein junger Graf bei dem Beſuche einer verheiratheten Frau, die nach ihres Mannes eigner Erklärung „appetitlich“ iſt, die Thür hinter ſich verſchließt, um ſich ungeſtört ſeiner Zärtlichkeit zu uberlaſſen. Es iſt beruhigend, vorherzuwiſſen, daß die Sache glücklich abläuft. Aber ihre Launen haben die Weiber, das iſt gewiß. Mir wenigſtens könnte dieſer Graf Lunger, von Herrn *** dargeſtellt, durchaus, und ſchon ſeiner altväteriſchen Kleidung wegen, nicht gefallen. Kurze Beinkleider und Strümpfe unter einem Oberrocke bezeichnen einen ſoliden, langweiligen Mann. Ueberdies ſcheint es mir, daß, wenn in einem Stücke das Klima und die Jahreszeit nicht beſtimmt angegeben ſind, der Schauſpieler ſich nach der Witterung, die in der wirklichen Welt herrſcht, kleiden müſſe. Aber am 7. Juli 1818 ging wohl kein junger leichtfertiger Zierling, ſo wie Herr ***, gekleidet, auf Eroberungen aus. — Herrn *** Spiel, als Magiſter Kranz, war zu loben; das Gutmüthige, Trockne und Leidenſchaftsloſe, das in der Art dieſes Künſtlers liegt, iſt der Rolle eines Stubengelehrten nicht unangemeſſen. — Frau *** war als Sibylle zu eintönig. Durch die ganze erſte Scene blieb ſie mitten im Zimmer, den Strickſtrumpf in den Händen, unbeweglich auf einem Flecke ſtehen. Das iſt nicht nach der Natur.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Fünfter Band.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Fünfter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

AD
BIBL. UNIV
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Dramaturgiſche Blätter.

(Fortſetzung).

Seite

LIX. Sappho. Trauerſpiel von Grillparzer . . 3

LX. Henriette Sonntag in Frankfurt 17

LXI. Der Taubſtumme, oder der Abbé de l'Epée. 33

LXII. Die Waiſe und der Mörder. Drama von Caſtelli. Muſik von v. Seyfried 35

LXIII. Das Bild. Trauerſpiel von Freiherrn v. Houwald 38

LXIV. Nachtrag zu vorſtehender Kritik 67

LXV. Abällino, der große Bandit. Trauerſpiel von Zſchokke 87

LXVI. Die Braut. Luſtſpiel von Körner. . . . 89

LXVII. Hamlet, von Shakeſpeare. 90

Nachträge zu den dramaturgiſchen Blättern. (1818) 117

Kritiken.

Seite
I. La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy 213
II. Ariſtokratismus 223
III. De la peine de mort en matière politique. Par F. Guizot 231
IV. Coopers Romane 235
V. Nouvelles lettres Provinciales 243
VI. Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w. Von Sigismund Stille. 263
VII. Zeitgenoſſen 268
VIII. Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf 276
IX. Die gute Sache, von Henrich Steffens . . 280
X. Lettres sur la Suisse, écrites en 1820. Par Raoul-Rochette 290
XI. Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. 301
XII. Les Loisirs d'un Banni. Par M. A. V. Arnault 304
XIII. De l'Education. Par Madame Campan 307
XIV. Der Mord Auguſt's von Kotzebue. Von Friedrich Baron de la Motte Fouqué . . 313
XV. Humoral-Pathologie 319
XVI. Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert. Von G. A. Freih. v. Maltitz 328
XVII. Geſchichte des ewigen Juden, von ihm ſelbſt geſchrieben 342
XVIII. Irländiſche Erzählungen 346

Seite

XIX. 1. Résumé de l'histoire d'Espagne, depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe. — 2. Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours par J. F. Simonot 350
XX. Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg . . . 362
XXI. Histoire de la Révolution Helvétique. Par M. Raoul-Rochette 364
XXII. Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels 373
XXIII. Iſlaor, der chriſtliche Barde. Novelle von N. A. v. Salvandy 375
XXIV. L'exalté. Par. L. B. Picard 378
XXV. Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824. Von F. C. H. L. Pouqueville 384

Dramaturgiſche Blätter.

(Fortſetzung.)

LIX.

Sappho.

Trauerſpiel von Grillparzer.

Vor etwa zwei Jahren wurde uns dieſe Tragödie mit dem Spiele der Frau Schröder, als Sappho, gleichzeitig bekannt. So empfingen wir eine köſtliche Frucht in goldener Schale mit Dank und Freude aus den Händen der großen Künſtlerin. Später wurde ſie uns wiederholt, aber auf flacher Hand, und heute auf irdenem Teller dargereicht. Der Reiz zum Genuſſe der Frucht ward ſchwächer, wenn auch nicht das Gefühl der Annehmlichkeit, indem man ſie genoß. Nicht etwa, als hätte das Spiel jener Künſtlerin Mängel des Dichtwerks verſteckt oder erſetzt, die nun, ihrer Hülle oder Entſchädung verluſtig, nackt und unverzeihlich erſchienen — ſo nicht. Aber oft geſchieht, daß uns eine Wirklichkeit anzieht, die uns als ein Gedachtes abſtößt, daß wir an der Gegenwart preiſen, was wir als ein Entferntes tadeln, und an der Wahrheit, was uns an der Dichtung nicht erfreut. Die Sinne und das Herz prüfen nicht; die Sinne neigen ſich zum Schönen, das Herz liebt und haßt. Aber der Geiſt urtheilt und unterſcheidet, was liebenswürdig und was haſſenswürdig ſei. Die Strafe des Verbrechens, der verſchuldete Schmerz, die thörichte Klage, können unſer Mitleid nicht erregen; aber um den Verbrecher auf dem Blutgerüſte, um den Duldenden aus Leichtſinn, um den verzweiflungsvollen Thoren weinen wir gewiß; die Schwachheit tadeln, den Schwachen bemitleiden wir. Und ſo würde behauptet, das wir der Sappho der Dichtung nicht ganz bewilligen können, was wir der Sappho der Bühne zugeſtanden.

Ich mache mit den Philologen nicht gemeinſchaftliche Sache, deren Einer, da er zu Berlin die Sappho darſtellen ſah, ausrief: „das iſt dummes Zeug!“ Ich rede keinem Conrector nach, den es verdrießt, daß ſeine Sappho, von der man „leider“ nur noch einige Fragmente hat, ſo verkleinert worden, indem ſie der Dichter ſich mit Lappalien beſchäftigen ließ. Ich kenne die lesbiſche Sappho gar nicht; ich weiß nichts von der grauſamen Geliebten des Alcäus, nichts von der Ehefrau des Kerkolas; ich kenne nur die gekrönte Dichterin und das liebende Weib, und will betrachten, wie der Dichter Liebe und Ruhm feindlich ſich gegenübergeſtellt, und wie traurig der Kampf geendet, da der Sieg ohne Entſcheidung geblieben und ein gemeinſchaftliches Grab beide Kämpfende verſchlang. Freilich ſpottet die Natur der Befehle, wie der Verweiſe eines Dramaturgen: aber darf auch die Kunſt nichts darſtellen, als wozu ihr die Natur ein Vorbild reicht, ſo darf ſie doch nicht jede Erſcheinung der Natur zum Vorbilde nehmen. Die Natur ſchafft, indem ſie zerſtört, und ſie zerſtört das Einzelne, um die Geſammtheit zu erhalten. Doch die Kunſt ſtellt nur das Einzelne dar, und zernichtet ſie ein Beſonderes, um nur ein anderes Beſondere zu erhalten, erkauft ſie das Leben des Einen mit dem Tode des Andern, ſo iſt dieſes eine frevelhafte launiſche Wahl, durch keinen Zweck entſchädigt, durch keine Weisheit geleitet. —

Erhabene, heil'ge Götter!
Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt!
In meine Hand gabt ihr des Sanges Bogen,
Der Dichtung vollen Köcher gabt ihr mir,
Ein Herz zu fühlen, einen Geiſt zu denken
Und Kraft zu bilden, was ich mir gedacht.

Ihr habt mit reichem Segen mich geſchmückt,
Ich dank' euch!

Ihr habt mit Sieg dies ſchwache Haupt gekrönt,
Und ausgeſät in weitentfernte Lande
Der Dichterin Ruhm, Saat für die Ewigkeit!
Es tönt mein gold'nes Lied von fremden Zungen
Und mit der Erde nur wird Sappho untergeh'n.
Ich dank euch!

So ſpricht Sappho,

Die Könige zu ihren Füßen ſah
Und, ſpielend mit der dargebotnen Krone,
Die Stolzen ſah und hörte, und — entließ.

Und dieſes Weib, ſo hoch geſtellt von Menſchen und von Göttern, ſo in der Fülle des Werthes und dieſes Werthes froh und ſich bewußt: ſie kehrt zurück, aus der Mitte der verſammelten Griechen, die Herrlichſte unter den Herrlichen, die Geprieſenſte unter den Geprieſenen, die Glücklichſte unter den Glücklichen, ſiegestrunken, lobberauſcht; auf ihrem Haupte den friſcheſten jüngſten Lorbeer; ſie kehrt zurück, mit Jauchzen entlaſſen, mit Jauchzen empfangen; ſie kehrt zurück und — ſteht dem Sclaven, der ihren Siegeswagen ſollte ziehen, als Sclavin zur Seite! Das iſt nicht Sinken mehr der Größe, das iſt ſchon ihr Fall. Das Grab iſt geöffnet, der Sarg iſt aufgeſchlagen, die Würmer nagen an der

Leiche. Wozu unſer Bangen, da die Gefahr ſchon erreicht, wozu unſere Thränen, da die Verweſung ſchon eingetreten, was fürchten, da nichts mehr zu hoffen iſt? Sie kehrt zurück, und noch ehe ſie herannaht iſt ſie ſchon verurtheilt, durch einen niedrigen Diener verurtheilt, durch Rhamnes, der mit den Worten:

> Der Mann mag das Geliebte laut begrüßen,
> Geſchäftig für ſein Wohl liebt ſtill das Weib!

die der Herrin entgegenjubelnden Mädchen in das Haus zurückweiſt. Aber Sappho verkündigt dem verſammelten Volke laut und gebieteriſch ihre Liebe und ihre Schande. Als ruhmvolle Herrin dürfte ſie nicht lieben, als liebendes Weib ihre Liebe nicht verkündigen. Wir wiſſen nicht, was wir empfinden ſollen, und die Einheit der Empfindung, die in dramatiſchen Dichtungen nicht minder ſorgfältig als die Einheit der Handlung gehütet werden muß, wird getrennt. Wir müſſen der Sappho vergeſſen, ſollen wir dem Weibe ſeine Liebe verzeihen, aber wenn wir der Sappho vergeſſen, welche Theilnahme kann noch ferner eine alltägliche Schwäche bei uns finden? Eine Königin im Krankenbette mit der Krone auf dem Haupte; oder eine Königin auf dem Throne von Fieberſchauern gerüttelt — ſo oder ſo erſcheint uns Sappho, und durch dieſe Nachbarſchaft von

Größe und Schwäche wird Ehrfurcht wie Mitleid von uns abgewehrt.

Wenn die Liebe Geiſt und Arm des Mannes unterwirſt und als Gebieterin des Ruhmes erſcheint, dann mögen wir ſeinen Fall beweinen, oder auch verzeihen, denn nur einfach iſt die Schwäche und die Schuld. Doch wenn das Weib, das ſein ſtilles Haus verließ, von ſeiner Höhe herabſtürzt, wird es nur Schadenfreude finden; denn zwiefach iſt die Schuld — daß es geſunken und daß es geſtiegen. Die Flügel des weiblichen Geiſtes ſind immer aus Wachs, doch nur den Fall, nicht den Ruhm der kühnen That theilen ſie mit Ikarus.

Wenn behauptet wird, die Liebe Sappho's müſſe mit Spott und Unwillen erfüllen, iſt es etwa die Verſtimmung unſres Gemüths, iſt es etwa mein irrender Murrſinn, der dieſes ungerechte Urtheil fällt? Iſt es nicht Sappho ſelbſt, die ihre eigene Liebe geringſchätzt und faſt verhöhnt — ja geringſchätzt, ſo ſehr ſie ſich auch abmüdet, ſich vor ſich ſelber zu verſtecken? Sie denkt über ihre Liebe, und die wahre Liebe denkt nicht. Sie will auf ihrem Herzen ſpielen, wie auf ihrer Leier; aber bei der wahren Liebe iſt eins, Finger und Saite. Sie lauſcht dem Urtheile der Welt, um es zu verſchmähen; aber die wahre Liebe vergißt die Welt und hört nicht, was ſie ſpricht. Ihre Liebe iſt ihr nur das Höchſte, aber die wahre Liebe hat auch nichts unter ſich, noch zur Seite, ſie iſt Alles und füllt alle Räume aus.

Sappho kehrt von den olympiſchen Spielen in den Kreis einer ſie anbetenden Menge zurück. Sie ſteigt mit Phaon von ihrem Siegeswagen und ihrem Ruhme herab. Die Ihrigen jauchzen. Da fühlt ſie alſobald, daß ſie dieſen ehrfurchtsvollen Empfang nicht mehr verdiene. Sie ſucht die Vorwürfe ihres Innern zu beſchwichtigen, und da ſie es nicht vermag, trotzt ſie ihnen mit Ingrimm, ſchuldbewußt:

Mögt ihr's immer wiſſen!
Ich liebe ihn!

ruft ſie dem verſammelten Volke zu. Kann die wahre Liebe fürchten, daß man ihre Wahl nicht achten werde? Sie duldet zwar nicht, daß man verletze, was ihr heilig; aber ehe man das Heilige verletzt, ahnet ſie nicht, daß man wagen könne, es zu verletzen. Aber Sappho zittert der Mißbilligung entgegen. Darum lauert ſie auf jede Miene, horcht auf jedes Wort der ſie Umgebenden, und wiegt ängſtlich und empfindlich jeden Laut ab. Sie ſtellt ihren Sclaven den Geliebten mit den Worten vor: „Hier ſehet euern Herrn!“ **Rhamnes** (verwundert, halblaut): „Herrn?“ **Sappho**: „Wer ſpricht hier? (geſpannt) was willſt du ſagen?“ **Rhamnes** (zurücktretend): „Nichts!“ **Sappho**: „So ſprich auch nicht!“

Doch wie! Darf ein Weib, weil es den Lorbeer ſich gewonnen, nicht auch die Myrthe durch ihre Locken flechten? Darf es nicht bewundern, weil es bewundert, nicht lieben, weil es angebetet wird? Sappho — ihre Eltern ſanken früh in's Grab — ward am Mutterherzen der Muſen gewartet. Des Geſanges und der Dichtung Gaben ſchnell entfaltend, ſie fortgetragen durch heitere blaue Lüfte, von dem offenen Ohr der Griechen bald vernommen, bald angeſtaunt, ihr Ruhm von Tempel zu Tempel eilend — ſo im raſchen Fluge bis hinauf zum Sitze der Götter, erreichte ſie den Gipfel ihres Ruhms glücklich und geſättigt. Da fiel das blitzende Auge Phaons in ihr Herz und erhellte ſeine Leere. Sappho kannte die Liebe nicht, und . . . . doch nein, ihr war Liebe nicht fremd:

> Der Freundſchaft und der — Liebe Täuſchungen
> Hab' ich in dieſem Buſen ſchon empfunden!

ſie bekennt es und damit ihre Schuld. Nicht überraſcht, nicht überwältigt wurde die Unerfahrne von der Leidenſchaft. Sie gab ſich ihr willig, unbedacht hin, und wäre Phaons Treue nur um einen Tag älter geworden, dann hätte Sappho ſelbſt von dem Felſen am Meere in die Wellen hinabgejammert und ihren Verrath zu ſpät bereut — wir dürfen es denken.

Aber tritt die Kraft nicht am herrlichſten hervor, wenn Schwäche ſie umſchattet? Macht nicht das Thal den Berg? Göttlich iſt der große Menſch, aber ohne Fehl wäre er Gott, und unſrer Liebe wie unſrer Bewunderung entrückt. Steht Sappho nicht größer da als zuvor, nachdem ſie ſich aufgerafft und ihre Liebe, als ein Spielwerk, mit dem ſie zu ernſt geſpielt, weit von ſich werfend, ihrer Luſt der Erde entflieht, um zu den Sternen emporzuſteigen? Da ſie ſpricht:

> Ich will mit Sappho's Schwäche euch verſöhnen,
> Gebeugt erſt zeigt der Bogen ſeine Kraft.

Hat ſie nicht den ſchönſten der Siegeskämpfe ſich erkämpft? . . . . Nein, das that ſie nicht. Kleiner noch als im Leben zeigt ſich Sappho ſterbend. Sie verſöhnt mit ihrer Schwäche nicht, ſie entzieht ſie nur dem Vorwurfe. Der Bogen zeigt nicht ſeine Kraft; er bricht und zeigt ſeine Gebrechlichkeit. Sie liebt und haßt, und ohnmächtig ihr Herz zu entleeren der Liebe und des Haſſes, zerſchlägt ſie das Gefäß, damit die Empfindung von ſelbſt entſtröme. Ihr Tod war nicht das Werk freier Entſchließung. Er ward im Wahnſinn beſchloſſen und im Wahnſinn vollführt, und nur das Meer, nicht die Reue bedeckte ihre Schuld.

Doch ſchon zu lange habe ich in dieſe Sonne geſehen, um ihre Flecken zu ergründen; geblendet ſenke ich den Blick, mich ferner nur ihrer Wärme und ihres Lichtes zu erfreuen. Sappho's Ruhm und Tag ſahen wir traurig, blutroth untergehen; aber um ſo ſüßer und freundlicher ſteigt ihre Nacht herauf, mit dem milden Mondlichte der Weiblichkeit und den Liebestönen der klagenden Nachtigall. Welche tiefe, doch nicht einſchneidende, verwundende, nur vordringende Blicke hat der Dichter in das weibliche Herz geworfen! Von dem Dornenritze jener Roſe, der Sappho's Herz blutig anſtreifte, bis zum Dolchſtoße der Entführung Melitten's, der es durchbohrte — wie wahr, ſchön und naturtreu iſt das alles vorgebildet! Vergebens ſucht die männerkundige Sappho die Gefahr, die ihrer Liebe droht, herabzudeuteln, vergebens bittet ſie ihren Ruhm um Entſchädigung für ihren Schmerz, ihren Stolz um Beiſtand gegen ihn, ſie entrinnt dem Verderben nicht. Wie das Vöglein, wenn es der Blick der Klapperſchlange traf, von ihrem giftigen Anhauche umnebelt, feſt gehalten, nicht zu entfliehen vermag und immer weiter gezogen endlich in den offenen

Rachen ſtürzt — ſo auch Sappho, da die Eiferſucht ihr Schlangenhaupt gegen ſie reckt; gelähmt ſind die Flügel ihres Geiſtes und beſinnungslos ſucht ſie ſelbſt den Untergang. Wenn mir auch das Gebot der Dramaturgen, eine dramatiſche Handlung dürfe eine gewiſſe Bühnenlänge nicht überſchreiten, ſonderbar erſcheint, da ich erwäge, daß doch dem Maler verſtattet iſt, eine meilenweite Landſchaft in einen fußengen Rahmen zu ſperren, wenn nur Licht und Schatten, Größenverhältniß und Fernſicht beobachtet ſind — ſo bleibt doch rühmlich, daß der Dichter Sappho's jene Forderung ſo völlig zu gewähren verſtand. Innerhalb eines Tages und einer Nacht ſieht man den Keim, das Wachſen, die Blüthe, die Frucht, das Hinwelken der Liebe; die Natur ſelbſt hätte keine längere Zeit bedurft.

Phaon, wie klein und niedrig erſcheint er neben Sappho, wie er ſelbſt dunkel, Schatten werfend in ihren Glanz! Wir ſtimmen ihm bei, wenn er ausruft:

Wer glaubte auch, daß Hellas erſte Frau
Auf Hellas letzten Jüngling würde ſchauen!

— und ſo ſehr bei, daß wenig ſein beſcheidener Sinn uns rühret. Sappho ſucht ihn aufzurichten, nicht um ihn, um ſich ſelbſt zu erheben:

Dem Schickſal thuſt du Unrecht und dir ſelbſt!
Verachte nicht der Götter gold'ne Gaben!

So ſpricht ſie und rechnet dieſe Gaben vor. Allein,

Der kühne Muth, der Weltgebieter Stärke —

iſt er Phaon eigen, glaubt ihn Sappho in deſſen Beſitz? Warum ſo ängſtlich beſorgt, wie eine Mutter um ihr krankes Kind beſorgt, zeigt ſie ſich um ihn? Wie ſie der Weltgebieter Einen, den Sclaven ihres Hauſes, vorſtellt!

Ihr ſeht hier euern Herrn. Was er begehrt
Iſt euch Befehl, nicht minder als mein eig'ner.
Weh' dem, der ungehorſam ſich erzeigt,
Den eine Wolke nur auf dieſer Stirn'
Als Uebertreter des Gebots verklagt!
Vergehen gegen mich kann ich vergeſſen,
Wer ihn beleidigt, wecket meinen Zorn.
Und nun, mein Freund, vertrau dich ihrer Sorgfalt....

Wie undankbar, wie verächtlich erſcheint Phaon! Daß er Sappho, die er hoch verehrte, nicht zu lieben vermochte, das iſt nicht ſein Vergehen; er vermochte es nicht, weil er ſie hoch verehrte. Daß er aber, den Muth gewann, ſich gegen ihre Größe aufzulehnen, zeigt ſein kleines Gemüth; er hätte jenen Muth nicht gefunden, hätte er ihre Größe zu umfaſſen verſtanden.

Doch eben in der Bildung eines ſolchen Phaons hat der Dichter ſeine Meiſterſchaft gezeigt. Ein Geringerer als er, hätte den Geliebten Sappho's mit allen Gaben des Geiſtes und Gemüths ausgeſtattet, um ihn der Anbetung einer ſolchen Liebenden würdig zu machen. Wie verſäumt wäre alsdann geworden, was am meiſten Noth thut! Denn wo anders könnte Sappho Nachſicht finden für ihre Verblendung, als in der Größe dieſer Verblendung? Wo anders Mitleid für ihre Niederlage, als in der Unſcheinbarkeit des Feindes, der ſie beſiegte, weil er ungefürchtet nahe kommen durfte? Wann zeigt ſich die Liebe allmächtiger, als indem ſie Alles gibt und Nichts dafür nimmt? Wäre Phaon Sappho's würdiger geweſen, dann erſt hätte man ihr vorrechnen können, wie thöricht ſie getäuſcht und wie ſie, wenn ſie auch viel empfing, doch für das, was ſie hingegeben, nicht genug empfangen. Die wahre Liebe würdigt ihren Gegenſtand, aber das iſt die wahre Liebe nicht, die nur das Würdige liebt.

In Melitta ſehen wir den Sieg der Weiblichkeit über mannartigen Hochſinn, den Sieg des Herzens über Geiſteskraft und den der Anmuth über Schönheit. Verſchwiegen, verſchloſſen, träumend wie eine Blume, erwartend die liebende Hand, die ſie brechen wird, ſich ihr nicht entgegenſtreckend, fromm ergeben, ſtill gehorchend — ſo ſteht ſie dem Undanke und der Rauheit Phaons, wie der Nachſicht und Heftigkeit Sappho's gegenüber, und ſo überlebt die beſcheidene Lampe der Sclavin die verzehrende Sonne der Gebieterin.

Soll ich noch ſprechen von dem holden Zauber in allen Reden unſeres Dichters? Von dieſer bald milden, bald glühenden Farbenpracht, von der Schönheit und Wahrheit ſeiner Bilder, von der Tiefe und Wärme ſeiner Empfindungen? Dieſer wundervolle paradieſiſche Garten iſt genug geprieſen, wenn ich ihm den Fruchtmarkt anderer neuen Dichter gegenüberſtelle. Dort findet ſich des Willkommnen gar viel für Küche und Magen, nur nichts für Herz und Phantaſie. Zierliche Weltweiſen ſind ſie mit Lob zu nennen, welche Bücherſchränke voll guten Verſtandes mit Blumenguirlanden umhängen, oder wohl auch einer ſaftigen Frucht ein abgeriſſenes grünes Blatt unterlegen, oder eßliche Kuchen mit Dragée beſtecken — aber Dichter ſind ſie nicht. Grillparzer iſt ein Dichter.

LX.

Henriette Sonntag in Frankfurt.

Seit die holde Muſe des Geſangs, Henriette Sonntag, vor einem Jahre in Weimar erſchienen, und die frommen deutſchen Sternprieſter, unter Zither- und Zimbelklang, dieſe Conſtellation zweier Größen auf eine ſo ſeltſamliche, ſpaniſch mauriſche, hyacinthenduftige, ſüß dämmerliche Weiſe gefeiert und ſie geſungen haben: „der Dichterkönig hat das Wunderkind gepflegt mit Speiſe und Trank,“ ſtatt zu berichten: Fräulein Sonntag hat bei Herrn v. Göthe zu Nacht gegeſſen — ſeitdem bin ich ganz toll geworden über das toll gewordene Volk, das über Nacht umgeſprungen und, gewohnt wie es war, an der Flamme des Prometheus nur ſeine Kartoffeln zu kochen, plötzlich Feuer ſchluckte und, gewohnt wie es war, ſeine mäßige Genießbarkeit unter bittere und harte Schalen zu verbergen, auf einmal anfing ſüß zu werden und zu ſchwabbeln und zu gleißen und zu liebäugeln wie Gelée. Ich hatte die aufgebrachteſten Dinge im Sinne, die ich alle wollte drucken laſſen; aber wohl mir, daß ich mich bedacht und es nicht gethan. Wie hätte man des unbeugſamen Rhadamanthus geſpottet, der endlich der Feder-Vaſall eines ſchönen Mädchens geworden! Wahrlich ſeit ich die Zauberin ſelbſt gehört und geſehen, hat ſie mich bezaubert wie die Andern auch, und ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche. Nur im Dämmerlichte, wie eines Traumes, erinnere ich mich, daß ich vor meiner Seelenwanderung der Meinung geweſen: es ſei doch nicht recht, daß wir Deutſche, die wir uns ſo ſchwer begeiſtern, die wir erſt zu trinken anfangen, wenn Andere ſchon Kopfſchmerzen haben — daß wir unſer jungfräuliches Herz, das noch nie geliebt, gleich der erſten lockenden Erſcheinung hingeben, die, wenn auch ſchön, doch nicht unverwelklich, wenn auch wohlthuend, doch nicht wohlthätig iſt. Es ſei eine unbeſonnene Verſchwendung, erinnere ich mich gedacht zu haben. Jetzt aber denke ich anders, und ich ſage: es iſt ſchön, laßt uns des Augenblicks genießen, wozu für unſere Enkel ſparen? Wer weiß, wie lange es dauert, bis man uns wieder einmal erlaubt, unſere Bewunderung laut auszuſprechen und einer Gottheit zu huldigen, die wir gewählt, der wir nicht zugefallen. Nun möchte ich dieſe Zauberin, die ein ſolches Volk umgeſtaltet, loben, aber wer gibt mir Worte? Selbſt die ungeheure Maſſe von Papierworten, die wir hier in Frankfurt geſchaffen, ſeit uns der baare Sinn ausgegangen, ſelbſt dieſe iſt erſchöpft. Man könnte einen Preis von hundert Tukaten auf die Erfindung eines neuen Adjektives ſetzen, das für die Sonntag nicht verwendet worden wäre, und Keiner gewönne den Preis. Man hat ſie genannt: die Namenloſe, die Himmliſche, die Hochgeprieſene, die Unvergleichliche, die Hochgefeierte, die himmliſche Jungfrau, die zarte Perle, die jungfräuliche Sängerin, die theure Henriette, liebliche Maid, holdes Mägdelein, die Heldin des Geſanges, Götterkind, den theuern Sangeshort, deutſches Mädchen, die Perle der deutſchen Oper. Ich ſage zu allen dieſen Beiwörtern ja, aus vollem Herzen. Selbſt nüchterne Kunſtrichter haben geurtheilt: ihre reizende Erſcheinung, ihr Spiel, ihr Geſang, könnte auch jedes für ſich verglichen werden, ſo habe man doch die Vereinigung aller dieſer Gaben der Kunſt und der Natur noch bei keiner andern Sängerin gefunden. Auch dieſem ſtimme ich bei, ob mich zwar die Seltenheit dieſer Vereinigung nicht beſtechen konnte; denn mit der größten Anſtrengung war es mir nicht gelungen, ſie zugleich zu ſehen und zu hören, und ich mußte ihre einzelnen Vorzüge zuſammenrechnen, um die Summe ihres Werthes ganz zu haben. Daran halte ich mich: was eine wochentägliche deutſche Stadt in ſo feſtliche Bewegung bringen konnte, ohne daß es der Kalender oder die Polizei befohlen, das mußte etwas Würdiges, etwas Schönes ſein. Unſere Sängerin zu preiſen, will ich von dem Taumel reden, den ſie hier hervorgebracht; denn ein ſo allgemeiner Rauſch, lobt er auch die Trinker nicht, ſo lobt er doch den Wein.

Henriette Sonntag könnte mit einer kleinen Veränderung wie Cäſar ſagen: ich kam, man ſah, ich ſiegte. Der Sieg ging vor ihr her und ihr Kampf war nur ein Spiel zur Feier des Sieges. Die erſte Huldigung, die ſie in dem überwundenen Frankfurt gefunden — die erſte, aber zugleich die wichtigſte Huldigung, weil ſie guten deutſchen treuen Sinn und hohe, innigſte Verehrung bezeichnete — war ihr von dem hieſigen Fremdenblättchen dargebracht, welches ihre Ankunft mit den Worten verkündigte: „Fräulein Sonntag, königlich preußiſche Kammerſängerin, mit Gefolge und Dienerſchaft.“ Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer täglich erſcheinendes Fremdenblättchen den Werth und die Würde der Reiſenden auf eine höchſt ſinnreiche, genaue und ſtreng ſtaatsrechtliche Weiſe bezeichnet. Iſt ein Fremder reich, dann hat er einen *Bedienten*, iſt er ſehr reich, hat er *Bedienung*; iſt er zugleich vornehm, hat er *Dienerſchaft*; und iſt er ſehr vornehm, hat er *Gefolge und Dienerſchaft*. Statt *Gefolge* wird zuweilen *Suite* gebraucht; was aber dieſe zarte Feudal Schattirung ausdrücken ſolle, darüber ſind die Frankfurter Lehnrechtslehrer nicht einig. Fürſtliche Perſonen reiſen *mit hohem Gefolge und Dienerſchaft*. Indem man alſo der Fräulein Sonntag *Gefolge und Dienerſchaft* zuerkannte, hat man ſie bis an die Stufen des Thrones geführt, und ohne Rebellion konnte ihr mehr Ehre gar nicht erzeigt werden. An dieſe erſte Huldigung reihet ſich am ſchicklichſten die letzte an, die ſie hier gefunden. Nämlich der Wirth des Gaſthauſes, in welchem Fräulein Sonntag vierzehn Tage gewohnt, ſchlug bei ihrer Abreiſe jede Bezahlung aus, und veredelte und verjüngte dadurch den alten *römiſchen Kaiſer* zu einem Prytaneum, in welchem ruhmvolle Deutſche im Namen des Vaterlandes bewirthet werden. Zwiſchen dieſen beiden Huldigungen breiteten ſich die andern in unzähliger Menge aus. Fräulein Sonntag war hier in einer Zeit erſchienen, wo die allgemeine Aufmerkſamkeit zu beſchäftigen viel ſchwerer war als ſie zu verdienen. Die Nachricht von der Schlacht bei Navarin und dem kriegeriſchen Trotze der Englänbigen war kurz vor der Sängerin hier angelangt, und dennoch ſprach man von der letzteren auch, obgleich jeder kleine Funke von Zwietracht zwiſchen den Mächten das ſtaatspapierne Frankfurt gleich in helle lichte Flammen ſetzt. Die wilde türkiſche Muſik, durchtönt von einer ſüßen Nachtigall, war gar wunderlich zu hören. Der Sultan und die Sonntag, Codrington und Othello, der Divan und der Barbier, das wurde alles untereinander gemiſcht. Sogar die Juden bekamen einen leichten Schwindel, und wenn man ſie auf der Börſe von Achteln und Quarten ſprechen hörte, wußte man nicht, ob ſie Takte oder Procente meinten. Die Eingangspreiſe in das Schauſpielhaus wurden verdoppelt, und das ſagt viel! denn uns Frankfurtern, ſo reich wir auch ſind an Geld, iſt jede ungewöhnliche Ausgabe eine unerträgliche. Die Zuſchauer ſtrömten in großen Schaaren herbei, und nicht blos die hieſigen Einwohner, nicht blos die Bewohner der nahe gelegenen Städte, gar weit her, von Cöln und Hannover kamen die Fremden. Es war wie bei den olympiſchen Spielen. Ein Engländer, der keinen Logenplatz mehr bekommen konnte, wollte das ganze Parterre für ſich allein miethen, und zeigte ſich, als man ihm bemerkte, daß dieſes ſchicklicher Weiſe nicht auszuführen ſei, ſehr erſtaunt über die wunderliche Continental-Prüderie. Ein junger

Menſch machte den Weg von dem acht Stunden entfernten Wiesbaden zu Fuße, langte gerade hier an, als das Haus geöffnet wurde, erſtürmte ſich einen Sitz, war ſo gutmüthig, dieſen einer matten Dame abzutreten, ſtellte ſich, ward dann ohnmächtig ehe die Vorſtellung begann, wurde, weil in Ohnmacht zu fallen kein Platz da war, ſtehend und leblos von Hand zu Hand zur Thüre hinaus geſchoben, erholte ſich erſt wieder als der Vorhang ſchon gefallen war, und kehrte noch in der nämlichen Nacht zu Fuße nach Wiesbaden zurück. Einen hieſigen Einwohner hatte die Enge und die Schwüle ſo erſchöpft, daß er nach Hauſe gehen mußte und noch denſelben Abend ſtarb. Von einigen Verletzungen und Erkrankungen, von Solchen, die mehrere Tage das Bette hüten mußten, hat man ſich erzählt. In dieſen Tagen war das Intelligenzblatt wie beſät mit verlornen Ketten, Ringen, Armbändern, Schleiern und andern Dingen, welche Weiber im Gedränge verlieren können. Als ich am Tage des erſten Auftretens der Sonntag zum Optiker kam, um mein zur Ausbeſſerung dahin gegebenes Perſpektiv zu holen, mußte es unter andern fünfzig Ferngläſern, die alle in gleicher Abſicht dort verſammelt waren, hervorgeſucht werden. Es war eine allgemeine Augenrüſtung der ganzen waffenfähigen Mannſchaft in Frankfurt, und die vielen hundert im

Glanze des neuen Kronleuchters ſchimmernden Fernröhren, die alle auf ein ſchwaches Mädchen gerichtet waren, boten einen furchtbaren, kriegeriſchen Anblick dar. Doch nie war eine Artillerie ſchlechter bedient worden, denn der Feind wurde gar nicht, nur die ungeſchickten Artilleriſten wurden beſchädigt.

Das Schauſpielhaus wurde zwei Stunden früher als gewöhnlich geöffnet, und ſchon lange vorher war der große Platz vor demſelben mit Menſchen bedeckt. Die Hälfte der Menge war gekommen, in das Haus zu dringen, die andere Hälfte hinter der Fronte dem Kampfe zuzuſehen. Ein hieſiger Theater-Kritiker hat das Gedränge ſehr treffend mit den Worten geſchildert: „Man hätte glauben ſollen, dem erſten eintretenden Fuße wäre ein Paar goldene Stiefel zugedacht.“ Nun denke man ja nicht, es ſei etwas Kleines, es ſei ein bloßes Luſtgefecht, in das hieſige Theater zu ſtürmen. Das Haus iſt gar nicht gebaut, den Eingang zu erleichtern, ſondern vielmehr ihn zu erſchweren; es iſt wie eine Feſtung gebaut, der ſich Vauban nicht zu ſchämen hätte. Eine ſchmale und ſteile Treppe von etwa zwölf Stufen führt unmittelbar von der Straße das Haus hinauf, und dieſe Treppe wird von der engen Eingangsthür in zwei Hälften geſchieden, ohne daß außer- und innerhalb der Thüre ein Abſatz iſt. Dieſes Pförtchen öffnet ſich nach außen, und wird, im dramatiſchen Style, plötzlich, raſch und unerwartet, wie ein Theatercoup, und zwar von innen aufgeſtoßen, ſo daß die auf der Treppe ſtehende Menge mit Leichtigkeit herabgeſtürzt werden kann. Wenn man noch nie gehört, daß bei ſolchen Gelegenheiten Frankfurter den Hals gebrochen, ſo haben ſie dieſes blos ihrer vortrefflichen gymnaſtiſchen Erziehung zu verdanken, die ſie von Kindheit an in dieſen gefährlichen Stürmen geübt hat. Hat man nun die erſte Thür und die zweite Treppenhälfte zurückgelegt, dann gelangt man an eine andere Thüre, die halb offen ſteht. Hinter ihr aber ſteht ein Rieſe mit breiter Bruſt und ausgebreiteten Armen und wehrt den Eindringenden. Wer etwas klein iſt, ſchlüpft dem Rieſen unter den Armen durch, die Großen aber müſſen warten, bis die Schlagbäume ſich aufthun.

Eine ſo hochgeſpannte Erwartung zu befriedigen, habe ich, ehe ich die Wirklichkeit erfahren, nicht für möglich gehalten. Aber alle Zuſchauer geſtanden, daß Fräulein Sonntag jede Erwartung übertroffen habe. Und hier, wo der Schein zum Weſen gehört, was könnte verführt, was geblendet haben? Eine bezaubernde, unbeſchreibliche Anmuth begleitet alle Bewegungen dieſer Sängerin, und man weiß nicht, ob man ihr Spiel oder ihren Geſang als den ſchönen

Putz einer vollkommenen Schönheit anſehen ſoll. In ſcherzhaften Rollen bewahrt ſie immer jene weibliche Schicklichkeit, die auf den Brettern ſo leicht zu verletzen, und in ernſthaften eine Hoheit, die zugleich gebietend und rührend iſt. Madame Catalani ſoll von ihr geurtheilt haben: Elle est unique dans son genre, mais son genre est petit; wer ſie aber als Desdemona in Roſſini's Othello gehört hat, wird dieſes Urtheil ſehr ungerecht finden. Man vergaß ganz den abgeſchmackten Text des Roſſiniſchen Othello, man ſah und hörte Shakeſpeare's Desdemona. Sie iſt eben ſo bewunderungswürdig im einfachen Geſange, der zu dem Herzen ſpricht, als im verzierten, der nur mit dem Ohre plaudert. Man ſah alte Männer weinen — eine ſolche Wirkung bringt eine bloße Künſtelei, ſei ſie noch ſo unvergleichlich und unerhört, nie hervor. Ihre kleinen Töne, ihre wundervollen Verſchlingungen, Triller, Läufe und Cadenzen gleichen den anmuthigen kindlichen Verzierungen an einem gothiſchen Gebäude, die dazu dienen, den ſtrengen Ernſt erhabener Bogen und Pfeiler zu mildern und die Luſt des Himmels mit der Luſt der Erde zu verknüpfen, nicht aber jenen Ernſt zu entadeln und herabzuſetzen. Die Begeiſterung, welche Henriette Sonntag als Desdemona entzündet, glich einem griechiſchen Feuer, das gar nicht zu löſchen war, und . . . . Doch jetzt klammere ich mich an den Felſen der Beſonnenheit, der ſich einzig mir zur Rettung darbietet. Vielleicht war es auch der Strudel, der mich fortgeriſſen, vielleicht war es nicht blos eine Art zu reden, wenn ich früher ſagte: „ich weiß nicht mehr, was ich ſpreche.“ Sollte ſo etwas geſchehen, ſollte mir etwas Menſchliches begegnet ſein — dann will ich mich nicht allein dem ſpottenden Mitleide preisſtellen, ſondern mich unter meine ſchiffbrüchigen Leidensgenoſſen miſchen, und will darum Einiges von dem erzählen, was einige Theater-Kritiker und Dichter hier und in Darmſtadt von der Sonntag geſagt, geſungen und gewüthet haben. So verbunden ſpotten wir der Spötter.

Mir ſchwindelt! Ich habe trunkene Deutſche geſehen — aber nicht betrunken von Wein, ſondern trunken von Begeiſterung! Die Zeit iſt im Gebären, das Jahrhundert wird Vater werden und große Dinge werden geſchehen. Was iſt gedichtet, was gefabelt worden! Es war ein Landſturmsaufgebot im Olymp; ſelbſt die Weiber, Kinder, Greiſe und Veteranen der Mythologie mußten die Waffen ergreifen. Kritiſche alte Weiber haben der Sängerin Liebeserklärungen gemacht, und düſtere Recenſenten haben mit ihr gekoſ't. Schwere Philologen haben leichte Gedichte gemacht, und tändelnde

Anakreons haben mit dem ſchönen Mädchen von Tod und Unſterblichkeit geſprochen, von dem Jammer der Erde und von der Seligkeit des Himmels, und haben ſie ſehr gebeten, ihre bisherige Unſchuld zu bewahren. Ein „Klausner“ ſang:

Liebling! komm, den Schleier mir zu heben!
Komm, enträthſ'le meinen hohen Sinn.

Aber ach! der Liebling iſt nach Paris gereiſt und hat den hohen Sinn des Verſchleierten nicht enträthſelt! „Eine Geiſterſtimme an Henriette Sonntag“ ließ ſich vernehmen, aber es war kein düſtrer Ton aus dunkler Gruft, ſondern das ſüße Saitengeflüſter in einer ſpaniſchen Nacht, und der Geiſt war ſehr vollblütig. Das Jahrhundert von Volta war ſchon überaus ſelig, wenn es die Freude einmal electriſirte, aber das genügt nicht mehr — unſere Sängerin durchzückte ihre kritiſchen Fröſche mit „galvaniſcher Freude.“ Ein Sterngucker ſprach von der „Milchſtraße,“ die dem Auge des Glücklichen immer neue Welten entdeckt.“ Ein Anderer ſagte: „Es gab keine Meinungen, keine Spaltungen mehr, die Palme der Zufriedenheit begeiſterte alle Gemüther, jede Zwietracht war verſchwunden.“ Ach, warum ſchickt man die Sängerin nicht nach Konſtantinopel, daß ſie den Divan beſchwichtige? In deutſchen Novembertagen war die Sängerin von

„heſperiſchen Lüften“ umgaukelt. Ein Anderer ſagte ſtolz, er werde mit Stolz einſt ſeinen Enkeln erzählen: „Auch ich lebte in dem großen Zeitalter.“ Ein Dichter ſang prophetiſch und aufrichtig:

Mich verläßt in Deinem Kreiſe
Hauch, Bewegung, Geiſt und Leben.

Ein Anderer:

Wie war es nur ein kleines Wort,
Was Sie mir ſagte!
Wie war es nur ein Silberblick,
Den Sie mir ſagte!
Und ſelig leb' ich lange Zeiten
Schon von dem Worte nur, dem Blick.

Wenn dieſer nüchterne Poet ſo mäßig fortlebt, kann er Cornaro's hohes Alter erreichen. Ein Kritiker wünſchte ſich „eines Argus Augen, um allen Reiz der holden Erſcheinung einzufangen,“ und reimte ohne es zu wollen. Ein anderer Proſaiſt hatte ſehr maleriſche und phyſikaliſche „Gedankenflocken“ — wegen der Wintertage, die Waſſer in Schnee verwandeln. Ein Anderer ließ ſich vernehmen: „O zarte Perle im Strahl eines gefühlvollen Blickes! Du rolleſt über die jugendliche Wange, damit ein Seraph mehr als Aeon die Seele aller Tugendhaften beſchütze!" Ein bejahrter Dichter ſang aus eigener Erfahrung:

> In alle Glieder dringet Mark

und der willkommene Schluß eines Sonettes lautet, wie folgt:

> So klang vielleicht die Harmonie der Sphären
> Am erſten Sonntag nach dem Wort: Es werde,
> Den Ewigen zu preiſen und zu ehren.
> Uns jenes Sonntags Wohllaut zu gewähren,
> Verlieh er eine Sonntag jetzt der Erde,
> Und Ohren uns, die Einzige zu hören.

Dieſer theologiſche Sonettiſt behauptet alſo geradezu, die Menſchheit habe erſt jetzt, im ſechstauſendſten Jahre ihres Alters, Ohren bekommen. Ach, er mag Recht haben! Die Geſchichte ſprach ſchon ſechstauſend Jahre, und wir hörten ſie nicht. Der Schöpfer wird es uns wohl nicht übel nehmen, wenn wir künftig, ſo oft die Sonntag nicht ſingt, unſere Ohren zu etwas Anderm gebrauchen.

Nicht blos die Menſchen am Main und Rhein, ſondern auch die ſogenannte lebloſe Natur hat Henriette Sonntag beſeelt, erfreut und betrübt. Wir haben geleſen: „Die Natur hat den Einzug der Sonntag in Frankfurt durch ein beſonderes Zeichen gefeiert; denn in dem Augenblicke ihres Eintreffens in unſern Mauern wurde ein leuchtendes Meteor am Horizonte ſichtbar, das ſich mit Kanonendonner endigte.“ Freilich hatte hiergegen ein Anderer bemerkt, daß die Feuerkugel, von welcher hier die Rede iſt, dreißig Stunden ſpäter als die Sonntag erſchienen, und hat dieſes aus den Berichten der hieſigen phyſikaliſchen Geſellſchaft zu beweiſen geſucht. Aber was ein ungläubiger Gibbon ſpricht, verdient keine Beachtung, und ſoll uns unſere Seligkeit nicht rauben. Wir haben ferner geleſen: „Kaum hatte die Heldin des Geſanges unſere Mauern verlaſſen, ſo fing ſelbſt der Himmel an zu weinen.“ Dieſes Wunder kann ich beſchwören; ich habe ſelbſt geſehen, daß es zu regnen anfing, ſo bald die Heldin des Geſanges die Thore hinter ſich hatte.

Man muß unſern „Schneeumſtöberten“ Pindaren die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ſie in ihren „Luſteinluſthindurchaufſchwimmenden“ Sonntags-Päanen ſich von jeder irdiſchen Feſſel frei zu erhalten gewußt und ſich von keiner erdſtaubigen Regel befehlen ließen;

Denn in Dithyramben, Alles was da glänzen will,
Muß luſtig ſein, und dunkel, und ſchwarzglimmerig,
Und flügelſchwungreich.

Doch immer gelang es ihnen nicht. So konnten ſie von dem gemeinen Gedanken nicht loskommen, daß der Name der Sängerin zugleich der eines

Wochentages, und daß in Sonntag zugleich Sonne und Tag enthalten ſei. Sie machten die unglaublichſten Anſtrengungen, ſich von dieſem Gedanken frei zu machen; aber, wenn ſie des Teufels hätten werden mögen — es ging nicht! Daher ein ewiges Vergleichen zwiſchen dem wöchentlichen und der ſäkulariſchen Sonntag, und ein unaufhörliches Beſingen der Sonne und des Tages. Ich wüßte nicht, was ich darum gegeben, hätte die Sängerin, ſtatt Sonntag, Freitag geheißen. Dann hätte noch ein deutſcher Zeitungsſchreiber die Freiheit beſingen dürfen, und man würde den Druck der Freiheit einmal auf eine andere Art geſehen haben; denn der mitberauſchte Cenſor hätte wahrſcheinlich aller nüchternen Reclamationen geſpottet. . . . . . Ich könnte noch Manches erzählen von dem, was die „flügelſchwungreichen Dithyrambenmeiſter vom Stamm der Schwänzler,“ und auch erzählen von dem Brekekex koax koax, das „des Sumpfs Quellgeſchlecht unter Schaumaufboppelung“ geſungen und wieder geſungen; aber es ſoll genug ſein. Ich muß endigen, ehe mir Jemand zurufe:

Es ſind nicht Alle frei, die ihrer Ketten ſpotten!

LXI.

Der Taubſtumme,

oder

Der Abbé de l'Epée.

Alle Glieder dieſes Schauſpiels, den Abbé de l'Epée ſelbſt mit eingeſchloſſen, ſind kalte, glatte und regelmäßige Schönheiten; der einzige bewegliche und bewegende Zug unter ihnen iſt der taubſtumme Theodor. Es gehört nicht wenig Feinheit und Fertigkeit dazu, um nicht unter dem franzöſiſchen geſtickten Kleide entweder gegen die Wärme oder gegen den Anſtand des Spiels ſich zu vergehen. Die Empfindung wallt beſonnen einen Menuet auf und ab, und erbittet höflich die Erlaubniß zu einem liebevollen Händedruck. — Herr *** zeigte als Abbé de l'Epée eine wahre Meiſterhaftigkeit. Die Kunſt in ſeinem Spiele iſt nicht ſichtbar, ſie wird nur begriffen. Er war wirklich der edle, ſeſte und gute Mann, dem die Tugend ein Geſchäft, nicht bloß eine Luſt iſt. Seine Menſchenfreundlichkeit iſt nicht eine laut toſende, hoch aufſteigende Woge, die nach vollbrachter That zurückſinkt, ſondern ein ununterbrochener ruhiger Strom, der langſam, aber anhaltend, die Menſchheit befruchtet, an deren Ufer er vorüberfließt. Den Anſtand des Gebildeten, die ſichre Haltung des Erfahrenen, die ruhige Wärme des bejahrten Mannes, den feinen Unterhaltungston eines geſellſchaftskundigen Franzoſen, dieſes Alles zeigte Herr *** in ſeltner Vereinigung.

LXII.

Die Waiſe und der Mörder.

Drama von Caſtelli. Mit Muſik von v. Seyfried.

Ein höchſt anziehender Stoff und mannigfaltig maleriſche Verhältniſſe unterhalten die Erwartung des Zuſchauers. Obzwar die Handlung nicht verwickelt iſt und man ihren Ausgang gleich anfänglich erräth, ſo bleibt die Theilnahme doch gefeſſelt. Der Beifall, welchen dieſes Stück findet, hat wohl in dem uns fremden Reize ſeinen Grund, den die Vereinigung von Deklamation, Muſik und Pantomime den Zuſchauern gewährt. Auch das gelungenſte dramatiſche Gedicht wird oft ermüdend, ja manchmal peinigend einwirken, wenn es nur durch ſeine eigenen Vorzüge und mit keiner andern Kunſt zuſammengeſtellt, uns berührt. Die Theilnahme, welche die dramatiſchen Hauptperſonen durch ihr

Leiden oder Handeln erwecken, hat etwas Schmerzliches, weil ſie durch die Erwartung, wie ſich deren Schickſal enden und entwickeln werde, gefeſſelt iſt. Um die Luſt, welche Schauſpiele uns gewähren, von jeder trübenden Beimiſchung zu befreien, käme es darauf an, die aufgeregten Empfindungen, welche die Quellen jener Luſt ſind, von den Perſonen, die ſie uns eingeflößt haben, abzuſondern und als etwas Freies, Geiſtiges, vor jeder, gleichſam körperlichen Einwirkung ſicher zu ſtellen. Es käme darauf an, unſer Mitleid, das wir etwa dem unglücklich Liebenden gönnten, der unglücklichen Liebe — den Abſcheu, welchen ein Verbrecher uns einflößt, dem Verbrechen zuzuwenden. Auf dieſe Weiſe gewönne die Empfindung einen Schwerpunkt, in dem wir ruhiger abwarten könnten, wie der Knoten der Geſchichte ſich löſen werde. In der antiken Tragödie war es der Chor, welcher, die Empfindung und die Betrachtung des Zuhörers, ſie von ihrem der Veränderlichkeit unterworfenen, erregenden Gegenſtande abziehend, als ein freies Kunſtwerk hinſtellte und von den Launen des Künſtlers und den Verletzungen ſeines Meißels unabhängig machte. Bei uns, wo der Gebrauch des Chors in der Tragödie vorzüglich darum wirkungslos bleiben würde, weil wir bei unſerer monarchiſchen öffentlichen Erziehung in Schauer gerathen und die Kramläden ſchließen, wenn auch nur drei Menſchen aus dem Volke den nämlichen Willen und dieſelbe Meinung haben und ſie unter freiem Himmel auszuſprechen ſich erkühnen — bei uns kann nur die Muſik die Stelle des Chors vertreten, und die in uns erregten Eindrücke, von allem Individuellen reinigend, zur Idee der Gattung erheben, und ſo zum unſtörbaren Genuſſe als dauerndes Kunſtwerk hinſtellen.

Die durch das Drama geflochtene Muſik, welche beſonders das ſtumme Spiel Victorins begleitet, iſt ſinnig, geiſtvoll und höchſt maleriſch. Sie füllt auch die Zwiſchenakte aus, wodurch die Handlung fortgeführt und jene Unterbrechung des Gefühls vermieden wird, die in den auf die übliche Weiſe angeordneten Schauſpielen ſo wehe thut. Sobald der Vorhang fällt, wird man gewöhnlich haſtig und grob aus dem Kreiſe der Täuſchung in die Wirklichkeit geſtoßen, und ganz verdutzt tritt man mit dem zweiten Akt wieder hinein und hat Mühe, die verlorene Stimmung von neuem aufzuſuchen. Die Abtheilungen der Schauſpiele ſollten immer mit einer angemeſſenen, das Vergangene nachſpielenden und das Kommende der Handlung vorbereitenden Muſik verbunden werden.

LXIII.

Das Bild.

Trauerſpiel von Freiherrn v. Houwald.

„Bei der größten Wahrheitsliebe kommt derjenige, der vom Abſurden Rechenſchaft geben ſoll, immer in's Gedränge: er will einen Begriff davon überliefern und ſo macht er es ſchon zu Etwas, da es eigentlich ein Nichts iſt, welches für Etwas gehalten ſein will. Und ſo muß ich noch eine andere allgemeine Reflexion vorausſchicken, daß weder das Abgeſchmackteſte, noch das Vortrefflichſte ganz unmittelbar aus einem Menſchen, aus einer Zeit hervorſpringe, daß man vielmehr mit einiger Aufmerkſamkeit eine Stammtafel der Herkunft nachweiſen könne.“ Mit dieſen Worten beginnt Göthe in ſeiner italieniſchen Reiſe die Beſchreibung der tollen Land-, Garten-, Haus- und Kunſtwirthſchaft, die der Prinz

Pallagonia auf ſeinen Beſitzungen bei Palermo treibt. Durch die Anführung dieſer Rede ſichere ich den einen oder den andern Vortheil. Meinen eignen — ſollte es mir nicht gelingen, den Tadel, den ich gegen das *Bild* auszuſprechen gedenke, feſt zu begründen, den des Dichters — ſollte es mir gelingen.

Was iſt der Zweck der dramatiſchen Kunſt? Nur zur Frage, nicht zur Antwort iſt hier Raum. Auch iſt genug, deß flüchtig zu gedenken, daß die Kunſt eine Nachahmung der Natur in dem Sinne ſei, daß ſie das *Schaffen*, nicht die *Geſchöpfe* der Natur nachahmt, daß ſie ſchafft *wie*, nicht *was* die Natur. Die bildende Kunſt thut es der äußern, die dramatiſche der menſchlichen Natur, das heißt: der *Geſchichte* nach. Sie ſtellt die Kraft und die Reizbarkeit, das Handeln und das Leiden des Menſchen dar. Wie nun aber jede Kraft durch ihre Begränzung, durch den Stoff, auf den ſie einwirkt, beſtimmt, und wie jedes Leiden durch eine äußere Kraft erregt wird, ſo iſt der dramatiſche Künſtler zugleich ein bildender; er hat in ſeinen Werken nicht blos die wahre Beſchaffenheit der menſchlichen, ſondern auch die der großen Natur, die *Verhältniſſe* rein aufzufaſſen und treu darzuſtellen. Und wie er dieſe Forderung erfüllt, das wäre der erſte Verſuch, der über den Gehalt eines dramatiſchen Werkes anzuſtellen ſei. Wir wollen dieſen Maßſtab an eine Geſchichte, die wir wie folgt erſinnen, anlegen:

Einer der Großen des Landes will die beſtehende Regierung ſtürzen. Die Verſchwörung wird entdeckt, er muß flüchtig werden, mit ihm fliehen ſeine Angehörigen. Man zieht ſeine Güter ein, er wird zum Tode verdammt und die Strafe des Geſetzes wird am Bildniſſe des Schuldigen vollzogen. Darauf kehrt der Flüchtige verkleidet zurück, ſein Unternehmen noch einmal zu verſuchen. Er wird erkannt, eingekerkert, entgeht aber dem Henkertode, da er früher im Kerker ſtirbt. Welche Empfindungen wird dieſer Tod bei den Hinterlaſſenen erwecken, zu welcher Handlung wird er ſie anreizen? Gewiß, ſie werden um den verlornen Gatten, Vater und Bruder trauern, ſie werden ſeinen Tod beweinen — aber auch rächen? Nein. Nicht eine blutige That, die Triebfeder einer blutigen That kann die Angehörigen eines Geopferten zur Rache auffordern. Und war die Triebfeder zur Verurtheilung und Einkerkerung des Grafen eine gehäſſige, zu beſtrafende? Der Graf hatte ſich wirklich verſchworen, das Geſetz hat ihn gerichtet. Wen ſollte die Rache treffen? Den Fürſten des Landes, der, was ſeine Pflicht war, den Staat vor Aufrührern geſchützt? Die Richter, die das Urtheil geſprochen? Tritt ja die

Rache auf, ſo kann ſie es nicht als eine That der Zärtlichkeit und Liebe, nur als eine That der Politik kann ſie erſcheinen. Die ſie zu vollführen übernommen, müſſen, gleichgeſinnt mit dem Verſtorbenen, die mißlungene Verſchwörung von neuem anzetteln, und der Trieb, den Tod eines geliebten Freundes zu rächen, mag ſie dann zu ihrem Unternehmen noch mehr aufeuern. Aber alleiniger Zweck kann, unter ſolchen Verhältniſſen, die Rache nicht werden. Wenn nun die Regierung, welcher das Opfer fiel, durch Eroberung einer andern Macht vertrieben wird, wenn dieſer neuen Regierung die Familie des Geſtorbenen ergeben iſt, wenn daher die Trauer um den Todten an dem Ehrgeize keinen Unterſtützer findet, dann wird ſie verſtummen und nicht mehr auf Rache ſinnen. Gegen wen ſollte dieſe ferner gerichtet ſein? Gegen die Polizeidiener, die den flüchtigen und zurückgekehrten Grafen erkannt und in's Gefängniß geführt, oder etwa gegen einen armen ſchlechten Teufel von Auflaurer, der um eine Hand voll Geld den Geächteten verrieth? Oder gegen wen ſonſt? Nun, wahrlich, es errathet's Keiner, wenn ich es ihm nicht ſage .... Doch laßt uns zum Bilde zurückkehren; denn die hier erzählte Geſchichte iſt der Inhalt dieſer Tragödie — erzählt, ſo weit die Geſchichte möglich iſt; wo das Unglaubliche beginnt, laſſe ich den Dichter ſelbſt reden.

Ein Graf Nord hatte die ſpaniſche Herrſchaft in Neapel zu ſtürzen geſucht. Flüchtig, nach entdeckter Verſchwörung, ward ſein Bild an den Galgen geſchlagen. Als Mönch verkleidet, kehrt der Graf zurück, wird erkannt, verhaftet, und ſtirbt im Gefängniſſe. Dieſes ereignete ſich wenigſtens zehn Jahre vor der Handlung, die in der Tragödie ſich vor unſern Augen abſpielt. Der Schauplatz iſt auf dem Schloſſe des Grafen Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, in der Schweiz. Außer dieſem befinden ſich noch daſelbſt und treten als Hauptperſonen auf: Camilla, die verwittwete Gräfin Nord; ihr Sohn Leonhard, ein Jüngling von achtzehn Jahren; ihr Vater Marcheſe di Sorrento; ein Maler Spinaroſa, und der Schloßkaſtellan. Die Familie hatte ſich aus dem politiſchen Sturme hierher gerettet. Aber ſeitdem hat ſich ihr Schickſal aufgeheitert. Die öſterreichiſche Regierung hatte ſich Neapels bemächtigt, und die neue Regierung die eingezogenen Güter des verſtorbenen Grafen und ſeiner Angehörigen letztern zurückgeſtellt. Der alte Marcheſe erwartet einen Boten aus Italien, mit der Beſtätigung ſeines Glücks.

Da er flüchtig und verarmt eine Freiſtätte ſuchte, ließ er ſeinen Enkel Leonhard, noch Kind, in Italien zurück. Unbekannt mit ſeiner Herkunft, als verlaſſene Waiſe, kam der Knabe in eines Malers Hände, der deſſen Naturanlage zur Kunſt ſorgfältig entwickelte. Meiſter Spinaroſa, durch einen geheimen Zug des Gemüths an den Knaben gekettet, ward ſein Lehrer, Freund, Vater, und da der Zögling heimgeholt wurde, um ferner in dem erneuerten Glanze des Großvaters zu leben, begleitete ihn Spinaroſa, gedenkend, ſich nie mehr von ihm zu trennen. Sie waren einen Tag früher, ehe die Handlung des Dramas beginnt, auf den Gütern des Grafen Nord angekommen. Da lernt nun Leonhard den Marcheſe als ſeinen Großvater, Camilla als ſeine Mutter, den Grafen Nord als ſeinen Oheim kennen. Er erfährt von dem Marcheſe ſeines Vaters Schickſal, wie dieſer eine Verſchwörung angezettelt, wie er [illegible] flüchtete, wie ſein treues Bild am Galgen aufgehängt wurde, wie er darauf zum zweitenmale ſich verkleidet nach Neapel gewagt, wie er erkannt wurde, denn:

— — — — — — — — — — — Das Bild
Am Galgen, von verruchter Hand gemalt,
Es war zu treu und wurde ſein Verräther.

Worauf Leonhard erwiedert:

O pfui! Wer hat die Kunſt ſo tief entweiht!

Das iſt nun die Schraube, um welche ſich die Handlung dreht, und geſchraubter findet ſich wohl auch keine in der ganzen dramatiſchen Welt. Man möchte Leonhard's Worte des Unwillens, die wir ſo eben ausſprechen gehört, wiederholen, denn nie haben poſſierlichere Stelzen den Dienſt des Kothurns vertreten. Viele Jahre ſind ſeit dem Tode des Grafen vorüber, und noch iſt alles Sinnen und Trachten des Marcheſe und des alten Caſtellans darauf gerichtet, wie ſie den Maler entdecken, der das Bild verfertigt, das man an den Galgen hing; denn dieſes Bild, reden ſie ſich ein, *weil es ſo treu geweſen*, habe den Grafen verrathen. Und nicht allein dieſe, ſondern ſelbſt ein Cardinal in Neapel, der Oheim des Marcheſe hat ſich jene Narrheit in den Kopf geſetzt, denn der von ihm an den Marcheſe geſchickte Bote erzählt:

Auch Seine Eminenz ſind tief empört
Und wollen Ihre ganze Macht gebrauchen,
Den Maler zu erforſchen; denn ſolch ein Bild
Mit dieſem Fleiß und dieſer Sicherheit
Zu malen, *meinen* Sie, ſei nur das Werk
Der ſchändlichſten Verrätherei — —

Meinen Sie! Alle Ehrfurcht vor der Meinung einer Eminenz; aber ich kann mich nicht darin finden. Kenner der ausübenden Henkerkunſt werden es beſſer wiſſen als ich, was es mit der Hinrichtung im Bildniſſe eigentlich für eine Bewandtniß hat. Wird nicht, wie es mir wahrſcheinlich dünkt, nur irgend ein Bild ſymboliſch an den Galgen geſchlagen, mit der Abſicht, es ſolle den flüchtigen Verbrecher vorſtellen, oder wird wirklich das Konterfei des Verurtheilten, und in der Abſicht dazu gebraucht, daß er erkannt und ausgeliefert werde? Angenommen, daß dieſes ſich ſo verhalte, und daß der Graf wirklich daher erkannt und eingekerkert worden ſei, weil ſein treues Bildniß ihn verrathen; wie kann aber auch der witzigſte Argwohn auf den Gedanken kommen, daß ein Maler aus Bosheit, in der Abſicht, den Grafen den Henkern zu überliefern, das Bild gemalt habe? Er müßte es denn aus der Erinnerung gemalt haben, denn hätte der geächtete Graf ſeinem Pinſel geſeſſen, dann braucht' er ihn ja blos beim Kragen zu faſſen und der Gerechtigkeit einzuhändigen. Alſo ein Maler wäre zur Polizei oder zum Criminalgericht gekommen, und hätte geſagt: ich bin ein Feind des flüchtigen Verbrechers, da habe ich euch aus Rache ſein Bild gemalt; ich ſtehe euch dafür, es gleicht ihm wie ein Ei dem andern, ſchlagt es an den Galgen, es wird ſeine Dienſte thun! Aber wäre es nicht möglich, ja wahrſcheinlich, daß das Bild des Grafen früher und keineswegs zu dieſem ſchrecklichen Vorhaben gemalt worden wäre, und daß man es unter den Möbeln des Geächteten, die man mit den Paläſten, in denen ſie waren, wie erzählt, confiszirt hatte, gefunden und zu peinlichen Zwecken benutzt habe? Ja die Familie, der Marcheſe, mußte ja daran denken, daß ſich der Graf einmal habe malen laſſen, da dieſer Umſtand, wegen eines gewiſſen Vorfalles, der ſich dabei ereignet hatte, der Gräfin Camilla unvergeßlich bleiben mußte. Indeſſen, genug der Bedenklichkeiten und Einwendungen, es gibt unerklärliche Idioſynkraſieen des Gemüths, und der Haß gegen einen unbekannten, vermuthlich ruchloſen Maler, mag eine ſolche ſein. Ja, es muß eine Idioſynkraſie hier Statt finden, denn man glaube nicht etwa, daß die Anverwandten, von heftiger Liebe und Zärtlichkeit für den ſchon vor Jahren verſtorbenen Grafen immer noch beſeelt, zu ſolchen Rachephantaſien ſich verblenden ließen. Sie haben ihn alle nicht ſonderlich geliebt. Er war ein roher, harter Menſch. Der Marcheſe klagt, ſein Schwiegerſohn habe ihm nur Unglück in die Familie gebracht. Camilla, ſein Weib, hatte eine frühere Neigung durch ihre ganze Ehe ſtets ungeſchwächt bewahrt. Der Graf Gotthard von Nord konnte dem verſtorbenen

Bruder auch nicht gut ſein, da er ihm genannte Camilla, die früher ihm ſelbſt als geliebte Braut beſtimmt geweſen, weggeſchnappt hatte. Der junge Leonhard kannte ſeinen Vater kaum. Nur der alte Caſtellan bedauert ſeinen jungen Gebieter, den er als Knaben auf den Armen getragen, aufrichtig, die Uebrigen aber tragen ihn nur in effigie im Herzen und lieben ihn in contumaciam — ſie haben es nur mit ſeinem Bilde zu thun.

Wie geſagt — Schwiegervater, Sohn, Bruder, Caſtellan, alle ſinnen darauf, wie ſie den verrätheriſchen Maler finden und züchtigen könnten. Da ſpricht der Caſtellan:

Ich habe drüber Jahre lang gebrütet,
Wie ich ihn kennen will.

Der gute Mann hat das folgendermaßen angefangen. Zuerſt hat er ſich nach Neapel geſchlichen, das aufgehängte Bild nächtlicher Weile vom Galgen abgenommen, und dafür ein anderes hingehängt; ſodann iſt er durch vieles Ueberlegen und Suchen dahinter gekommen, daß in der Ecke des Gemäldes der Künſtler ein Zeichen hingemacht (ſein Monogramm). Jetzt war der Weg zur Rache gefunden. Sie wollen ſich ſämmtlich auf die Wanderung begeben, den Mordmaler aufzuſuchen, übertragen jedoch, wie billig, dem jungen Leonhard die Rache. Dieſer wird feierlich mit einem Schwerte umgürtet, zum Ritter geſchlagen und ihm der Eid abgenommen, des Vaters Tod zu rächen! Während ſie ſich aber auf ſolche Weiſe rüſten und berathen, hat ihnen der böſe Geiſt das Opfer ſchon zugeführt, denn der Maler, der das Galgenbild gemalt, iſt kein anderer als Spinaroſa. Wie er in das Haus ſeiner Feinde gekommen, iſt oben ſchon geſagt, jetzt muß erzählt werden, auf welche Weiſe er dazu kam, den Grafen Nord zu malen. Zwar ſcheint dieſes ſo natürlich, aber der gerade Weg taugt in keinen Tragödien; um gehörig ſpät zum fünften Akte zu gelangen, müſſen krumme Wege eingeſchlagen werden.

Gräfin Camilla brachte ihre Kinderjahre in einem Kloſter zu. Da ereignete ſich, daß daſelbſt mehrere Bilder reſtaurirt werden ſollten. Der berühmte Meiſter, deſſen Kunſt man in Anſpruch nahm, hatte keine Zeit und ſchickte einen ſeiner Schüler, einen Deutſchen, Namens Lenz. Wie dieſer nach und nach die beſchädigten Madonnen ausbeſſerte, bekamen ſie alle das Geſicht der ſchönen Camilla. C'est l'Amour qui a fait ça! Die kleine Camilla erwiderte die Liebe des jungen Malers. Da ward ſie aus dem Kloſter gezogen und dem Grafen Nord angetraut. Dieſer hat von der Liebſchaft gehört, und will dem Maler, der ſeine Braut, wenn ſie es auch damals noch nicht geweſen, zu lieben wagte, einen Streich ſpielen. Er läßt ihn rufen, um ſich malen zu laſſen. Lenz kömmt, ohne zu wiſſen, daß er den Mann ſeiner Geliebten vor ſich habe, und malt den Grafen. Als das Bild fertig war, ruft der Graf Camilla herbei, hunzt den armen Lenz in ihrer Gegenwart herab, und ſagt: das Bild tauge nichts. Nachdem er die Abſicht, den Jüngling in Gegenwart der Geliebten zu beſchämen und zu ärgern, erreicht, läßt er ihm den bedungenen Lohn auszahlen. Dieſer aber wirft ihm das Geld vor die Füße, ſtürzt fort, ändert ſeinen Namen und irrt in der Welt umher. Auf dieſe Weiſe ward das verhängnißvolle Bild geboren, das den Grafen das Leben koſtete. So ſinnreich beſtrafen Dichter die Bosheit!

Jetzt iſt Lenz, unter dem Namen Spinaroſa, in der Nähe ſeiner Geliebten. Die Flamme ſeines Herzens hat er durch alle Wege ſeines Lebens treu gewartet, und auch ſie hat die Neigung für ihren Jugendfreund ungeſchwächt erhalten. Noch hat er ſie, ſie ihn nicht geſehen. Wie rührend wird die Erkennung ſein! Welch ein freudiger Schrecken wird Beide überfallen! . . . . Ach nein, daraus wird leider nichts, denn Camilla iſt blind, trägt eine Binde vor den Augen, und hat ſich ſo verändert, daß ſie unkenntlich geworden iſt. Wie, blind iſt ſie? Das iſt nicht möglich. Alſo darum muß der unſchuldige, unglückliche Maler mit einem Degen todtgeſtochen werden, weil die Dame blind iſt? Hätte ſie geſehen, und ihn erkannt, dann wären alle Mißverſtändniſſe und der daraus entſprungene Jammer verhütet worden. Darf ein dramatiſcher Künſtler ſich ſo etwas erlauben? Darf er die Bühne zum Lazarethe machen? Wenn das habſüchtige, räuberiſche Schickſal diebiſch oder gewaltſam in das ſchwache, unbewahrte Menſchenherz einbricht, wenn dann die Angſt unſere Schritte beflügelt, das Entſetzen uns unbeweglich macht, das Mitleid unſere Empfindung in Thränen auflöſt — Angſt, weil das drohende Geſchick ſo übermächtig — Entſetzen, weil es zu flüchtig, ihm zu enteilen — Thränen, weil der Liebende ein Menſch iſt wie wir, dem wir in jedem Nerven, in jedem Gliede den Schmerz nachempfinden: — kann alles dieſes auch dann in uns eindringen, wenn das duldende Schlachtopfer des Geſchickes nicht menſchlich geſtaltet iſt wie wir? Wenn es einen Schmerz fühlt, für den wir keinen Nerven haben, wenn das Unglück bei ihm durch eine offene Pforte eindringt, die bei uns verſchloſſen iſt und bewehrt? Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird! Wir haben unſere guten Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen. Was kann einem Blinden nicht alles Trauriges begegnen, ohne daß es der Tücke des Fatums bedürfe! Er kann von einer Höhe ſtürzen und den Hals brechen; er kann mit einem Stocke einen bellenden Hund treffen wollen und ſeinen Vater erſchlagen; er kann ſeinem eignen Kinde ſtatt Zucker Rattengift in die Milch miſchen. Die Gerichte können ihn darauf des Mordes beſchuldigen und zum Tode verurtheilen. Seine Frau ſtürzt ſich aus Verzweiflung in's Waſſer. Das iſt gewiß Jammer genug; aber es iſt ein pathologiſcher, kein dramatiſcher. Auch Shakeſpeare hat kranke, geiſteszerrüttete, blinde Menſchen auf die Bühne gebracht. Allein bei ihm erſcheint der Wahnſinn nicht als Quelle, ſondern als Ausfluß des dramatiſchen Geſchickes, und ſeine Blinden ſind nur als Theile der Scenerie hingeſtellt, wie man Blitz, Donner und Seeſtürme auf die Bühne bringt, um einem ſchauerlichen Gemälde einen entſprechenden Rahmen zu geben. Aber im „Bild" iſt die Blindheit der Gräfin die Wurzel aller Leiden, die Urſache aller Verwirrung, und man kann ohne ſchadenfrohen Kitzel nicht daran denken, daß der Hofrath Himly aus Göttingen, wenn er zufälliger Weiſe einige Monate früher, als Spinaroſa, nach der Schweiz gekommen, und die blinde Gräfin durch ihn geheilt worden wäre, dem Schickſale und dem Herrn von Houwald einen rechten Poſſen geſpielt, und jenes um ſeine Beute, dieſen um ſeine Tragödie geprellt hätte.

Aber an welchem Augenübel leidet denn eigentlich die ſchöne Gräfin, und wie kam ſie dazu? Hat ſie den grauen oder ſchwarzen Staar? Hat ſie ein Fell oder Flecken im Auge? Iſt ſie blind geboren? Iſt das Uebel nach einem Nervenfieber oder nach einer Entzündung übrig geblieben? Ach nein, das Alles nicht. Sie hat ſich um ihren verſtorbenen Gatten blind geweint. Wahrhaftig das iſt romantiſch; welch eine Treue, welch eine Liebe, welche Zärtlichkeit! Liebe? Zärtlichkeit? Ei, bewahre der Himmel! Sie hat ihren Mann nie geliebt, ſie war der Neigung ihrer Jugend ſtets treu geblieben, der junge deutſche Maler lebte verborgen in ihrem Herzen. Und doch hat ſie ſich um ihren Gatten blind geweint? Das iſt unglaublich! Ei, es muß wohl wahr ſein; ſie ſelbſt und ihr Vater erzählen es. Der Marcheſe ſagt ſeinem Enkel Leonhard, da er ihm das traurige Ende, das ſein Vater in Neapel genommen, mittheilt:

Durch unſre Freunde ward mir bald die Kunde.
Ich ſucht' es Deiner Mutter zu verbergen;
Denn ſie lag damals mit Dir an den Blattern

Darnieder; aber ſie erfuhr es doch;
Und ob die frohen Stunden ihrer Ehe
Ihr gleich nur ſpärlich zugemeſſen waren,
Doch war ſie tief und auf den Tod betrübt,
Und in dem ſcharfgeſalz'nen Thränenquell
Des Grams verloſchen ihre ſchönen Augen.

Und die Gräfin ſagt von ihrem verſtorbenen Manne:

Ich hab' ihn lang beweint, doch meine Thränen
Sie löſchten wohl der Augen ſchwaches Licht,
Doch nimmer die geheime mächt'ge Flamme
Der erſten Liebe.

Sie, Marquis, haben Ihre Sache gut gemacht; Sie wußten Ihrem Märchen einige Wahrſcheinlichkeit zu geben. Indem Sie erzählten, die ſcharfgeſalzenen Thränen des Grams hätten die ſchönen Augen Ihrer Tochter ausgelöſcht, ungeachtet ſie eine unglückliche Ehe gehabt, da fühlten Sie ſelbſt, wie unglaublich das ſei, und da haben Sie, anſcheinend ganz abſichtslos, die Bemerkung eingeflochten, daß die Gräfin zur ſelben Zeit an den Blattern krank gelegen. Es war dieſes ein feiner ophthalmologiſcher Zug. Die Spötter, die an der aufrichtigen Betrübniß Ihrer Tochter zweifeln mochten, können in Ihrem Sinne annehmen, ſie ſei von den Blattern, aber nicht aus Trauer blind geworden. Aber Sie, ſchöne Gräfin, haben ſich gewaltig verſchnappt. Wie! Sie wollen uns weiß machen, daß die nämlichen Thränen, die nicht ſtark genug geweſen waren, die geheime, mächtige Flamme Ihrer erſten Liebe zu dämpfen, dennoch vermochten, das Licht Ihrer Augen auszulöſchen, und Sie ſagen uns das in vier aufeinander folgenden Zeilen, damit der Widerſpruch recht handgreiflich werde? Gehen Sie uns, Sie ſind ſehr ſchlimm, Sie haben ſo etwas von einer Wittwe zu Epheſus! Ihre Blindheit war nichts als eine Folge der Blattern, aber um ſich das Anſehen einer zärtlichen betrübten Wittwe zu geben, haben Sie den Leuten aufgebunden, Sie hätten ſich um Ihren Mann blind geweint.

Nun zurück zur Geſchichte. Maler Spinaroſa wird von dem Marcheſe aufgefordert, ſeine blinde Tochter zu malen, doch ohne daß ſie davon wiſſe, denn ſie habe ſich immer geſträubt, einem Pinſel zu ſitzen. Spinaroſa wird in das Zimmer ſeiner Geliebten geführt. Er erkennt ſie zwar nicht, und ſie weiß nichts von ſeiner Gegenwart. Aber das in unſern neuern Tragödien ſo beliebte Dehnen und Sehnen, die magnetiſche Sympathie, das ſchwermüthige Weſen, die ſauerſüße Empfindung, wobei Einem ganz jämmerlich zu Muthe wird, läßt ſich alsbald verſpüren. Er wird ahndungs- und andachtsvoll, ihr wird heiß und ſchwül, ſie bekommt das Aſthma und muß in's Freie. Da kniet er mitten im Zimmer nieder, die Abendglocken läuten dazwiſchen. Um den langen ungewiſſen Zuſtand zu verkürzen, ſage ich gleich, daß er endlich von Camilla's Geſellſchafterin erfährt, wen er gemalt habe, daß er der Vertrauten ſeine Hoffnung mittheilt, jetzt, die Geliebte heirathen zu können, daß dieſe ihm ſagt: daraus werde wohl nichts werden, denn der Marcheſe ſei ein ſtolzer Mann.

Jetzt zu einem Andern. Wenn ich Sprünge mache und außer Zuſammenhang die Geſchichte erzähle, ſo iſt das nicht meine Schuld. Die Handlung hat mehrere Epiſoden, die ihr an Bedeutung nicht nachſtehen. Sie könnten Stoff geben zu vier bis ſechs Tragödien. Die Perſonen laufen verwirrt durch einander, zerſtoßen ſich die Köpfe und verſperren ſich wechſelſeitig den Weg. Keiner weiß, wohin er gewollt, und Alle verfehlen das Ziel. Der Graf Gotthard von Nord, Bruder des Verſtorbenen, liebte Camilla. Sein Vater hatte ſie ihm ehemals als Braut zugedacht, ſeine zweite Mutter aber, aus Liebe zu ihrem eigenen Sohne, dieſem Camilla zugewendet. Der Graf hatte darauf das Maltheſerkreuz genommen. Da jetzt Camilla Wittwe, denkt er ſich mit ihr zu vermählen, das Kreuz mit einer Frau zu vertauſchen, und nachdem er ſich vom

Pabſte die nöthige Dispenſation verſchafft, entdeckt er dem Marcheſe ſeine alte Neigung zu Camilla und bittet um ihre Hand. Dieſer willigt mit Freuden ein, unterrichtet aber den Grafen von der früheren Neigung, die ſeine Tochter für einen deutſchen Maler hegte. Der Graf will Camilla ausholen, er ſpricht mit ihr von Herzensangelegenheiten und erhält das Geſtändniß, daß ſie ihren Lenz nie vergeſſen werde. Der Graf erfährt von Spinaroſa, daß Lenz lebe, und daß dieſer ſein Freund ſei. Der Graf iſt hochherzig, er ladet Spinaroſa ein, ihn nach Deutſchland zu begleiten, um Lenz aufzuſuchen. Er will ſeinen beglückten Nebenbuhler Camillen in die Arme führen.

Camilla hatte auch erfahren, daß Lenz noch lebe, und ſeitdem ſpricht ſie wachend und träumend von ihm. Ihr Vater, der Marcheſe, der darin ein Hinderniß zu ihrer Verbindung mit dem Grafen findet, bittet Spinaroſa, er ſolle vorgeben, ſein Freund Lenz wäre kürzlich geſtorben, wie er ſo eben aus einem Briefe erfahren. Dieſer jammert, in Dialogen und Monologen, ob ſo grauſamer Zumuthung; endlich verſpricht er's zu thun, und nimmt ſich vor in nächſter Nacht heimlich das Schloß zu verlaſſen, um ſeiner Qual und dem Schmerze Camilla's zu entgehen. Er bittet den

Caſtellan, ihm Nachts verſtohlen die Pforte zu öffnen, ihn aber vorher in die Ahnenbildergallerie des Schloſſes zu führen, weil er ſeine Augen noch einmal an dem von ihm gemalten und dort aufgehängten Bilde Camilla's weiden wolle. Der Caſtellan verſpricht es zu thun. Nun erinnere man ſich, daß dieſer alte treue Diener ſich ſeit vielen Jahren in den Kopf geſetzt, durch das Monogramm des Galgenbildes den verrätheriſchen Maler ausfindig zu machen. Darauf entdeckt er auf dem neugemalten Bilde Camilla's das nämliche Monogramm, und ſchließt daraus, daß Spinaroſa das Galgenbild verfertigt habe. Der Umſtand, daß dieſer ſich heimlich aus dem Hauſe ſtehlen wolle, beſtätigt ihn in ſeinem Argwohne. Natürlich will der Mörder entfliehen, weil er ſich entdeckt glaubt. Dem Marcheſe wird die Sache mitgetheilt, und Beide nehmen ſich vor, den Maler in der Bildergallerie zu belauſchen, zu überfallen und zur Rede zu ſtellen. Um Mitternacht wird Spinaroſa von dem Caſtellan in die Gallerie gelaſſen. Dort ſpricht er eine Zeit lang mit dem Bilde Camilla's. Darauf gewahrt er ein verhängtes Bild. Er zieht den Vorhang weg. Hölle und Teufel! Wuth. Er zieht den Degen und ſtößt damit das Bild, es durchbohrend, von der Wand herab. Es war das Conterfei des von ihm gemalten Grafen Nord, der ihm ſeine Geliebte entzogen und ihn ſo ſchnöde behandelt. Sollte ihn dieſer Anblick nicht in Wuth ſetzen? In dem nämlichen Augenblicke ſtürzt der Marcheſe und der Caſtellan herein. Das an den Galgen geſchlagene, von dem Kaſtellan dem Galgen abgeſtohlene und in die Gallerie gehängte Bild des Grafen wird von Spinaroſa herabgeworfen. Das iſt lautes Bekenntniß ſeiner That. Der Marcheſe zieht den Degen, und da ſich der Maler ihm nicht entgegenſetzen will, durchſtößt er ihn.

Dies geſchah um Mitternacht. Wie ſchafft man ſogleich Camilla herbei? Dieſe hatte ihrer Geſellſchafterin geſagt, ſie wolle dieſe Nacht etwas lange aufbleiben in der Nähe der Gallerie, weil dann Geiſter dort herumwandeln ſollen, und ſie wolle hören, was Wahres daran ſei. Auf den Mordlärm eilt ſie herbei. Sie ſieht den blutenden Geliebten. Sie *ſieht* ihn, denn in dieſem Augenblick erhält ſie das Geſicht wieder, der Wahnwitz überfällt ſie, und ſie ſinkt todt hin. Der Maler ſtirbt auch, und der Marcheſe bedauert ſeine Uebereilung. Man hätte wahrhaftig den Maler wohlfeiler ſterben laſſen können!

Und käme nun der Dichter dieſer Tragödie und ſpräche: „Herr Recenſent, Sie wollen ſchlau ſein, aber wie haben Sie ſich ertappen laſſen! Sie konnten glauben, daß es mir damit Ernſt geweſen? Es konnte Ihnen entgehen, daß ich mich durch mein Bild über die dramatiſche Charlatanerie und Kinderpoſſenreißereien der deutſchen Poeten habe luſtig machen wollen?" — Wahrhaftig, ich würde roth werden und mich ſchämen. Man hat die Sprache in dieſer Tragödie gelobt, ſie ſoll blühend, bilderreich ſein; aber gar Manches wird gemalt und gar manche Kräuter blühen. Ich kann die Bearbeitung ſo wenig loben, als die Wahl des Stoffes, und will, meinen Tadel zu begründen, einige Stellen ausziehen.

Der Caſtellan beginnt das Stück mit folgenden Worten:

> Lauft! lauft! und reißt die Thüren auf und zu,
> Als ſei das wilde Heer hier eingezogen! —
> Wie mir ob dem Spektakel faſt der Mund
> Erſtaunend offen ſteht, ſo ſperrt die Burg
> Auch ihre längſt verſchloſſ'nen Thore auf.

Die Thüren zureißen iſt falſch. Reißen heißt gewaltſam trennen; wenn aber die Thüre heftig zugeſchlagen wird, ſo wird ſie gewaltſam mit dem Thürpfoſten verbunden. Will der Caſtellan ein Maul haben wie ein Thor, ſo habe ich nichts dagegen; aber wenn ihm der Mund faſt offen ſteht, das heißt nur halb, ſo kann er es mit dem zum

Empfange der einziehenden Gäſte ganz geöffneten Thore nicht wohl vergleichen. Nun laßt uns weiter gehen; wenn der Caſtellan ſchlecht ſpricht, ſo beweiſ't das noch nichts gegen die Uebrigen; auch in einem prächtigen Palaſte iſt die Bedientenſtube ſchlechter tapeziert und möblirt, als die Zimmer der Herrſchaft. Freilich ſpricht der Caſtellan ſo pretiös, ſo ſententiös, daß man ihn mit ſeiner Herrſchaft verwechſeln könnte. . . . Der junge Leonhard in der Unterredung mit dem Caſtellan ſagt:

> Was du die Welt nennſt, liegt mir noch verborgen;
> Doch hat die Kunſt mir eine aufgethan;
> Da ſteht der Glaub' und die Erfahrungen
> Der alten Meiſter ſeit Jahrhunderten
> Geſammelt — —

Einem Knaben, wie Leonhard, iſt allerdings die Welt verborgen, allein er iſt ſich deſſen nicht bewußt. Der muß die Welt ſchon viel kennen, der es weiß, daß er ſie nicht genug kennt. Ueber den Unſinn dieſer Rede will ich mich nicht weiter verbreiten; daß es der junge Menſch, als Maler, an eitlem Kunſtgeſchwätz nicht wird fehlen laſſen, das läßt ſich denken, ſo wie auch, daß er ganz unausſtehlich altklug ſpricht. In unſern neuen Tragödien geberden ſich die Helden wie die Kinder, und die Kinder wie Erwachſene. Der kleine Otto in der „Schuld“ iſt hierin mit ſeinem Beiſpiele vorausgegangen. Der ſanfte Raphael, wenn er den Kunſtſchüler Leonhard, nach Art des Novalis und des Kloſterbruders, hätte ſprechen hören, würde freilich nur gelächelt haben; aber der kräftige Michel Angelo hätte mit ſeiner derben Fauſt dem Jungen gewiß einige Ohrfeigen gegeben, und ihm zugedonnert: Arbeite, Burſche, und raiſonnire nicht! . . . Der Marcheſe, in der Erzählung, die er ſeinem Enkel von der mißlungenen Unternehmung des Vaters gegen die Regierung von, Neapel macht, ſagt:

> Und weil dein Vater, der Verſchwörung Haupt,
> Zum Tod verurtheilt worden war, ſo hing
> Man wenigſtens von ihm ein treues Bild
> In contumaciam am Galgen auf.

„Verurtheilt worden war,“ — überhaupt alle dieſe Verſe ſind doch etwas zu bürgerlich und herablaſſend. „Wenigſtens,“ hat etwas Drolliges. In den beiden letzten Verſen herrſcht Unſinn. Der Verbrecher wird in contumaciam, d. h. als der Vorladung nicht Gehorchender, als Ausbleibender gehängt, aber nicht das Bild, das wird in Perſon gehängt. Um ein Bild in contumaciam, in effigie aufzuhängen, müßte man ſeine Copie an den Galgen ſchlagen. So hängt in manchen Bildergallerien ein Raphael, ein Titian in contumaciam, das heißt nicht das Original, welches nicht zu haben war, ſondern die Copie. Der Ausdruck: „in contumaciam,“ ſteif, hölzern, übeltönend wie er iſt, gehört in ein Lehrbuch des peinlichen Prozeſſes, aber in kein Dichterwerk. Das hängt ſich centnerſchwer an den Flügel des Pegaſus. Das gemeine Wort Galgen, welches der gemüthliche Dichter „der Vergeltung Säule“ nennt, kommt in dem „Bild“ ſo häufig vor, und macht auf ſelbſt ehrliche Ohren einen ſo unangenehmen Eindruck, daß in der Handſchrift dieſes Drama’s, deſſen ſich die hieſige Bühne bedient, mit Recht das viel erhabnere, poetiſchere Hochgericht dafür geſetzt wurde.

In der erſten Scene des dritten Akts ſpricht der Caſtellan mit dem Grafen Nord von ſeinem Racheplan gegen den Mordmaler, wenn er ihn fände. Der Graf ſucht ihn zu beſänftigen, und ſagt:

— Blinde Rach’ iſt eine gier’ge Wölfin,
Die ihrer eignen Mutter Leib zerfleiſcht,
Indeß ſie ſelbſt mit Reue ſchwanger geht.

Alſo die Rache iſt eine Wölfin. — Das läßt ſich hören. Die ihrer Mutter Leib zerfleiſcht — mag hingehen, ob zwar die Naturgeſchichte nichts davon ſagt; denn wie iſt es denkbar, daß ſich die alte ſtarke Wölfin von ihrer ſchwächern Tochter ſollte beißen laſſen? Aber freilich, dieſe Tochter iſt ſo ſchwach und jung nicht mehr, denn ſie iſt ſchwanger, ſo daß, indem ſie von der Mutter frißt und das abgeriſſene Fleiſch durch die Verdauung in ihr Blut übergeht, ihre Leibesfrucht damit ernährt, und der Enkel mit der Großmutter gefüttert wird. Aber womit iſt die Wölfin ſchwanger? Mit — Reue. Hat man je gehört, daß eine Wölfin mit Reue trächtig geht? Oder bezieht ſich die Reue auf Rache, die Rache geht mit Reue ſchwanger, ſo iſt dieſe ganze Bildnerei und Vergleichungsart durchaus fehlerhaft in ſtyliſtiſcher Beziehung. Will man einen Begriff durch Verſinnlichung, oder etwas Körperliches durch Vergleichung mit einem andern Körperlichen anſchaulicher machen, ſo muß man bei der Natur des Vergleichenden ſtehen bleiben und darf nicht zum Verglichenen zurückkehren. Man darf in kein Landſchaftsgemälde natürliche Blätter und Blumen anbringen. Ich will ein Beiſpiel anführen, wie man einen ſolchen Fehler macht und vermeidet. Ihr möchtet einem ſchönen Mädchen über ihre großen leuchtenden Augen und ſeidenen Augenwimpern etwas Schmeichelhaftes ſchriftlich oder mündlich ſagen. „Deine Augen gleichen zwei Sonnen,“ das mag hingehen, ob es zwar auch nicht ganz recht iſt; denn man ſieht nie am Himmel zwei Sonnen neben einander. Nun weiter: „Deine Augen ſind zwei glänzende Sonnen, über welche, das blendende

Licht zu mildern, zwei ſeidene mit Franzen gerändete Vorhänge herabhängen.“ Das wäre falſch, denn über der Sonne befinden ſich keine Vorhänge. Wenn Ihr aber ſagt: „Deine Augen ſind zwei kriſtallne Fenſter, über welchen Vorhänge mit ſchwarz ſeidenen Franzen hängen,“ ſo iſt das ein ganz vortreffliches Bild, was auch ein Tapezierer dagegen einwenden möchte.

Julie, der Camilla Freundin, entdeckt, daß Spinaroſa kein anderer als Maler Lenz ſei. Sie will Gewißheit haben und ihn ausholen. Sie fragt ihn nach ſeinem wahren Namen. Spinaroſa ſagt:

Gibt Euch mein Name
Von unſerm Leben nicht ein treues Bild?

worauf Julie erwiedert:

Auch dornenloſe Blumen trägt der Lenz.
Sagt, habt Ihr nie den Maler Lenz gekannt?

Abgeſehen von der Gemeinheit dieſes Wortſpiels, ſo liegt auch ein widriger Pleonasmus darin. „Dornenloſe Blumen trägt der Lenz.“ Sie legt einen Nachdruck auf das Wort Lenz. Gut, ſie will ihn ſticheln. Allein wozu das Sticheln, wenn ſie gleich darauf mit den Worten: „Habt Ihr den Maler Lenz gekannt?“ ihn unter die Rippen ſtößt? —

Es iſt von dem ſchändlichen Mordmaler die Rede. Der Marcheſe ſagt:

O ſchändlicher Verrath! Den Böſewicht,
Der hier aus Gift und Rache Farben miſchte,
Kennt' ich ihn nur, ich tauchte dieſen Pinſel
(an den Degen faſſend)
In ſeines Herzens rothen Farbentopf,
Bleich wie die Wand ſein Angeſicht zu malen!

„Aus Gift und Rache Farben miſcht." Dieſe Miſchung taugt nichts: Gift iſt eine Subſtanz und Rache ein Begriff. Es iſt gerade ſo, als wollte man Mehl und Unſchuld unter einander miſchen. Das Schwert einen „Pinſel" zu nennen, iſt nur einem betrunkenen Huſaren im Wirthshauſe erlaubt, keinem Marquis. Das Herz einen „rothen Farbentopf" zu heißen, mag der Dichter verantworten. Wie aber will er es anfangen, aus einem Topfe mit rother Farbe weiß zu malen? Das iſt ein Taſchenſpielerſtreich!

Nennt der Marcheſe das Schwert einen Pinſel, ſo macht dagegen Leonhard den Pinſel zum Schwerte:

Wer konnte wohl die Kunſt ſo tief entweihen
Und ſeinen Pinſel zu dem Richtſchwert machen?

Bei eben dieſer Gelegenheit läßt ſich der Caſtellan wie folgt vernehmen:

Der Meuchelmord
Iſt nicht ſo ſchändlich; 's iſt ein einziger Stoß
In Haſt und Wuth geführt . . . .
Allein der Maler ſaß, und malt', und traf!

Beſonnen brütet' er die Schandthat aus
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luſtigen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß. . . .

Die Schandthat iſt ein junges Huhn; gut. Es kommt in des Henkers Pflege — nicht gut. Es gibt ſich kein Henker mit der Hühnerzucht ab, außer zu ſeinem häuslichen Bedarf; er nimmt keine Hühner in Koſt gegen Bezahlung. Das Huhn gedeiht im luſtigen Käfig. Es iſt wahr, zweckmäßig iſt, ſie hoch zu ſtellen, damit ſie der Marder nicht holt; aber wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Noch mehr, das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, ſtatt mit Gerſte. Das iſt unerhört. Oder iſt es die Schandthat, die Ehre und Leben frißt? Aber dann muß ich meine Bemerkung, die ich oben bei der mit Reue trächtigen Wölfin gemacht, hier herabziehen. Iſt die Schandthat einmal zum Küchlein geworden, ſo muß ſie als Huhn leben und ſterben und darf nie mehr wieder Schandthat werden.

Aber dieſe Kritik hat ſich ſehr ausgedehnt, daß ich die Leſer bitten muß, zu ihren Anfangsworten noch einmal zurückzukehren.

LXIV.

Nachtrag zu vorſtehender Kritik,

veranlaßt durch das Tübinger Literaturblatt, herausgegeben von Müllner.

Das erſte Heft des zweiten Bandes meiner lieben Zeitſchrift, der Wage, wird in der genannten Beilage zum Morgenblatte (12. Dezbr. 1820, Nr. 104) viel gelobt und wenig getadelt. Mit dem Erſtern bin ich vollkommen einverſtanden, mit dem Andern aber nicht, und ich will die Gründe ſagen, warum ich es nicht bin. Der Buchrichter*) hat ſich geäußert: bei mir *überwiege* der Witz die Urtheilskraft; und an einer andern Stelle: ich hätte *mehr* Witz als Urtheil. Eigentlich wäre dieſes kein Tadel; denn da es nicht zwei Dinge in der Welt gibt, die gleich groß oder gleich ſchwer ſind, ſo muß auch nothwendig vor verſchiedenen Geiſtesgaben, die ein Menſch vereinigt, die eine ſchwerer oder größer ſein als die andere. Ich dürfte mich alſo des erhaltenen Lobes freuen und dem freundlichen Spender dafür danken. Es iſt aber eine eigene Erſcheinung, daß, wenn einem hochſtehenden bedeutenden Manne ein Wörtchen entfällt wie eine Schneeflocke ſo leicht, es oft als Lawine auf die Köpfe der Menge ſtürzt und dort manche Stellung verrückt oder gar umwirft. Freunde und Nicht-Freunde hatten früher mein Urtheil immer richtig gefunden, ſobald ſie aber das Literatur-Blatt geleſen, erzählten ſie, es ſtünde darin, ich hätte *durchaus* kein Urtheil, und dies ſei wahr. Ja, ein Bekannter kam zu mir und fragte: haben Sie das Morgenblatt geleſen? und als ich mit Ja geantwortet, rief er: *o weh!* und ging fort. Da nun kein Richter abgeſetzt werden kann, außer im Falle

---

*) Rezenſent iſt ein helles und heiteres Wort, das ſeinen nächtlichen Sinn falſch bezeichnet; es dringt luſtig in's Ohr, wie Schalmeien-Klänge aus dem ſonnigen Thale herauf. Buchrichter aber iſt grauenvoll und maleriſch, es tönt faſt wie Blutrichter. Als Verſuch will ich in dieſer meiner kunſtgerichtlichen Einrede ſehen und zeigen, wie es ſich aus-

---

nimmt. Uns arme Sprachreiniger aber verlache man ja nicht — das iſt *unſere* Beute aus dem Befreiungskriege der Deutſchen!

eines überwieſenen Verbrechens, alſo auch kein Kunſtrichter, ſo muß mir viel daran gelegen ſein, meine Unſchuld darzuthun, damit ich mein Kunſtrichteramt nicht verliere. Ich werde alſo beweiſen, daß das Literatur Blatt unmöglich habe behaupten wollen, es mangle mir durchaus an Urtheilskraft, da man wohl Urtheilskraft ohne Witz, aber nie dieſen ohne jene haben kann. Freilich werden es die Leſer unſchicklich genug finden, daß ich wie ein Tolpel von meinem eigenen Witze und von meiner eigenen Urtheilskraft rede; denn wie bekannt, darf jeder Menſch ſeinen guten Magen, ſein gutes Herz, ſein gutes Gedächtniß und ſeine Geliebte öffentlich loben; ſeinen Geiſt, ſeinen Witz und ſeine Frau aber nur im Stillen. Aber ich verletze auch dieſe Anſtandsregel nicht. Ich behaupte blos, daß wenn ich Witz habe, wie er mir im Literatur Blatte zugeſprochen, ich auch Urtheilskraft beſitzen müſſe.

Die Monarchen U und W des Converſations-Lexicons haben mir zum Kriege gegen die Rebellen, welche die Verfaſſung meines Kopfes umgeſtoßen, indem ſie ihm die geſetzgebende, richterliche und ausübende Gewalt entzogen und nur den Hofprunk des Witzes gelaſſen ihren Beiſtand angeboten. Aber das Hülfsheer meiner Verbündeten verſtärkt mich wenig. Meiſtens ausgediente Soldaten, noch von der Kantiſchen Kriegsſchule, mit langen gepuderten Zöpfen und mit ſo großem Gepäck beladen, daß ſie nicht von der Stelle können. König U ſchickte mir: „Urtheilskraft (judicium) iſt die zweite Handlungsweiſe des Verſtandes im weitern Sinne, oder des Denkvermögens (welches Begreifen — Verſtand im engern Sinne — Urtheilen und Schließen umfaßt), nämlich die Fähigkeit des Geiſtes, das Verhältniß der Dinge durch Anwendung des Allgemeinen auf das Beſondere und Unterordnung des Beſondern unter das Allgemeine zu beſtimmen.“ Dieſe ſchweren Reiter werden wenig ausrichten, ſie fangen mir noch keinen einzigen Kohlenbrenner in den Schluchten der Abruzzen. Ferner: „Die Urtheilskraft iſt das Spezifiſche des Mutterwitzes.“ Ungeübtes Fußvolk — ſchade! es kämpft mit Wärme für meine Sache. Aber Mutterwitz iſt nur Lottoglück: die ihn haben, treffen die Gewinnſte auf Zahlen, die ſie blind gezogen. Endlich: „Ein großer Mangel der Urtheilskraft iſt eigentlich das, was man Dummheit nennt, und einem ſolchen Gebrechen iſt gar nicht abzuhelfen.“ Dieſe unglückſelige Artillerie weiß nicht, wo der Feind ſteht, und richtet ihr Geſchütz gegen meine eigenen Glieder. Wenn ich jetzt nicht alles aufbiete, noch den Sieg zu erringen, ſo bin ich ganz verloren, ich bleibe dumm und komme nie wieder auf die Beine.

Das Hülfsheer des Königs W fand ich nach der Muſterung etwas brauchbarer, doch traute ich ihm nicht ganz und ſtellte es in den Hinterhalt; denn ſeine Aeußerung: „Witz iſt eine ſpielende Urtheilskraft,“ ſchien mir ein Einverſtändniß mit dem Feinde zu verrathen.

Ich beginne die Schlacht. Urtheilen heißt: eine wirkliche Sache oder deren Spiegelbild (den Begriff) ur—theilen, ſie in ihre Ur Theile zerlegen, ihre Grundſtoffe auseinander ſondern, um ihr inneres Weſen, ihre Beſchaffenheit kennen zu lernen. Es gibt Dinge, die den körperlichen Sinnen, oder wenn ſie ſich an den Pforten des Geiſtes melden, äußerlich an Geſtalt, Größe und Farbe ganz gleich erſcheinen, ob zwar ihre innere Natur von einander abweicht; es gibt wieder andere Dinge, die bei äußerer Ungleichheit dem innern Weſen nach übereinſtimmen. Das Urtheil iſt daher entweder trennend oder bindend; jenes ſtraft die äußere Uebereinſtimmung, dieſes die äußere Uneinigkeit Lüge. Man hat das Eine Scharfſinn, das Andere Witz genannt, und hat nicht gut daran gethan, wenn man nicht etwa dadurch blos einen doppelten Ausfluß, ſondern auch eine doppelte Quelle des Urtheils bezeichnen wollte; denn es gibt nur eine Urtheilskraft, die nur in ihrer Thätigkeit verſchieden iſt. Aber nicht einmal darin verſchieden iſt der Witz, welcher blos ein ſchnelles Urtheil iſt. Wie die Voltaiſche Säule mit der Schnelle eines Augenblicks Alkalien und Erden zerſetzt, während die gemeine Chemie ſich auf trocknem und naſſem Wege erſt abmatten muß, ſo entdeckt der Witz bald und leicht die Grundſtoffe einer Sache, die das Urtheil nur langſam und mit Mühe ausfindig macht. Der witzige Kopf unterſcheidet ſich von dem blos urtheilskräftigen wie der Reiſende in einem Wagen von dem Fußgänger: jener erreicht früher das Ziel. Die Andersdenkenden werden freilich behend hierauf erwiedern: „Das eben iſt es! an dem vornehmen Reiſenden gehen Landſchaften, Städte, Dörfer und Menſchen eilig vorüber, er kann die Gegenſtände weder kennen lernen, noch genießen; der beſcheidene Fußwanderer aber hat Zeit, Alles genau zu unterſuchen.“ Wohl wahr; doch es kömmt hier darauf an, ob der Weg Zweck des Reiſens war oder das Ziel? Beim Urtheilen aber iſt der Schluß das Ziel, nicht das Urtheilen; die Theilung, nicht die Art des Theilens. Der Witz hebt eine große Kraft mit einem Hebel, das Urtheil braucht viele Menſchenhände dazu. Der Witz iſt nicht ſo belehrend als das Urtheil, aber er will auch nicht belehren, er ſpricht nur für Ausgelernte und erinnert ſie an das, was ſie ſchon wiſſen. Jede Sache, jedes Verhältniß hat eigene Geſichtszüge, alle Dinge haben äußere Kennzeichen, die ihrer inneren Natur entſprechen; der Witz kennt dieſe Zeichen, das Urtheil will das Bezeichnete ſelbſt ſehen; jener errathet, wozu dieſer erſt die Beweiſe ſucht. Ein Fremdling in der Naturkunde will die Art eines Baumes kennen lernen; er gräbt die Wurzel aus, er ſchält die Rinde ab, er ſpaltet das Holz, er ſteckt die Frucht in den Mund. Da kömmt ein Pflanzenkundiger, dem das Sexual-Syſtem bekannt iſt, er wirft einen Blick auf die Blüthe und ein einziger Staubfaden führt ihn glücklich durch das Labyrinth. Dieſer iſt Witz, jener Urtheil. Die Ausſprüche des Witzes verdienen ſo ſtarkes Vertrauen, als die des Urtheils, aber ſie erhalten es nicht; denn der letztere beweiſt und jener fordert Glaube. Das Urtheil, wie jedes gerichtliche ſollte, gibt Gründe an, der Witz aber verdammt oder ſpricht frei, ohne ſich zu erklären. Man ſpricht von der Oberflächlichkeit des Witzes; es gibt allerdings eine ſolche, aber ſie liegt nicht in ſeiner Natur, ſondern in ſeinem Grade, wie es auch ein oberflächliches Urtheil gibt. Ich glaube alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Witz nichts anders als das geflügelte Urtheil iſt; man kann aber keine Flügel haben ohne einen Körper, an dem ſie hängen. Habe ich das Schlachtfeld behauptet, ſo verdanke ich den

Sieg ganz allein meinen eigenen Kriegsvölkern; denn weder die Königlich Uhuſchen, noch die Königlich Weheſchen Truppen ſind ein einziges Mal zum Schuſſe gekommen.

Das Literatur-Blatt ſagt von mir: (ich erzähle es mit ſichtbarem aber ungeſehenem Erröthen allen Nicht-Leſern des Morgenblattes) „Hr. B. ſcheint uns ein offener, gewandter, ungemein witziger Kopf zu ſein; ganz geeignet, unterhaltende Recenſionen zu ſchreiben... was aber die ächte Kritik betrifft, ſo dürfte ihm — vielleicht der Umſtand im Wege ſein, daß der Witz die Urtheilskraft überwiegt. Dieſe Vermuthung beruht hauptſächlich auf der vor uns liegenden Theaterkritik, die er von Houwalds Trauerſpiel, das Bild, geliefert hat. Er hat ſcharfſichtig alle Gebrechen der Vorfabel und der Handlung ausgefunden und mit anziehender Leichtigkeit anſchaulich gemacht. Aber wenn Houwald von dem Maler, der aus Bosheit das an den Galgen geſchlagene Bild eines Verfolgten täuſchend ähnlich gemalt und dadurch dieſen in's Verderben geſtürzt haben ſoll, in folgenden Bildern ſpricht:

Beſonnen brütet' er die Schandthat aus,
Und gab das Küchlein in des Henkers Pflege,
Daß es im luſt'gen Käfig dort gedeihe,
Wo es von fremder Ehr' und Leben fraß —

ſo iſt darinnen mehr Witz — tragiſcher nämlich, Witz des Pathos — als in den gemachten Einwendungen: „Wer hat je einen Hühnerkorb unter dem Galgen aufgehängt? Und das Küchlein wird mit fremder Ehr' und Leben gefüttert, ſtatt mit *Gerſte*!" Hr. B. hat hier offenbar überſehen, daß die poetiſche Diction nicht füglich nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden kann." Dieſes ganze richterliche Verfahren enthält eine *Nichtigkeit* im Sinne der Rechtslehre, wie der Herausgeber des Literatur-Blattes, der ein gutes Buch über *die richterliche Entſcheidungskunde* geſchrieben hat, ſelbſt bekennen muß. Die Anklage lautet auf Mangel an *Urtheil*; die Ausſage des Zeugen aber auf Mangel an *Witz*. Die Behauptung des letztern mag wahr ſein, indeſſen bin ich nicht *darüber* vorgeladen worden. Auch iſt der geführte Beweis falſch. *Ueberſehen* habe ich nicht, daß die poetiſche Diction nicht nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden könne. Wenn ich das Gegentheil irrig behauptet, ſo war es ein Fehler der Ueberlegung, keiner der Sinne; denn ich behaupte es *noch*. Der Dichter ſpricht in *Bildern* — was heißt das? Das heißt: er will etwas Unſichtbares (eine Empfindung, einen Gedanken) durch etwas Sichtbares anſchaulich machen; er will ein unbekanntes Größenverhältniß durch ein bekanntes finden laſſen. Dann muß aber, ſoll der Zweck der poetiſchen Diction erreicht werden, das vorgeſtellte Bild wirklich in der ſinnlichen Welt vorhanden, die als bekannt angenommene Größe wirklich bekannt ſein. In der bemerkten Stelle wollte Houwald ſeine Empfindung, wie ſich Saat, Wachsthum, Frucht und Aerndte einer Uebelthat zuſammengeſellten, bis endlich das beſtimmte Opfer vergiftet hinſtürzt, den Leſern durch ein Bild verſinnlichen. Was thut er? Er läßt einen Menſchen ſich niederkauern, ein Ei legen, wie eine Henne gackern, und endlich das Ei, welches unter der ſchweren Laſt unbegreiflicher Weiſe ganz bleibt, ausbrüten. Dieſes iſt weder dem Ohre noch dem Auge faßlich. Man ſagt zwar bildlich: der Menſch brütet über eine Schandthat, aber die Sache ſelbſt, das Original darf man ihn nicht verrichten laſſen. Nun iſt das Küchlein auf der Welt, es ſoll leben, aber all' ſein Thun und Leiden darf allerdings nur nach den Grundſätzen der Hühnerzucht beurtheilt werden, man darf nichts mit ihm vornehmen, was dem entgegen iſt, was Naturgeſchichte oder Landwirthſchaft rückſichtlich des Federviehs verfügt haben. Das Küchlein darf alſo weder in die Pflege eines Henkers gegeben, noch darf es an den Galgen gehängt, noch mit Ehr' und Leben, am wenigſten aber mit fremder Ehr' und Leben gefüttert werden; denn für einen Henker, der Diebe beſtraft, würde es ſich gar nicht ſchicken, ſelbſt zum Diebe zu werden. Bei der Sprachmalerei fällt man aus Zerſtreuung leicht und oft in ſolche falſche Bilder. Nun kann wohl der Dichter mit der Wärme ſeiner Empfindung den Mangel an Aufmerkſamkeit entſchuldigen, aber der kalte Beurtheiler nicht, und dieſem kömmt daher zu, die entdeckten Fehler zu rügen. So mochte wohl Houwald in der beſprochenen Stelle, da er vom Freſſen der Ehr' ſprach, ganz das Küchlein vergeſſen und ſich nur der Schandthat erinnert haben. Daraus entſtand die fehlerhafte Miſchung von Kunſt und Natur; man darf, wie ich in der Wage ohngefähr geſagt habe, einen gemalten Baumſtamm nicht mit natürlichen Blättern und Blüthen krönen, etwa aus Mangel an Farben. Es wäre dieſes, als wie wenn ein Ueberſetzer, wo ihm die verdolmetſchenden Worte mangeln, die Worte der Urſprache einmiſchen wollte. Hätten übrigens die vier beſprochenen Verſe auch nicht gegen die poetiſche Diction gefehlt, ſo hätten ſie ſich doch immer gegen die poetiſche Kunſt vergangen. Der Witz des Pathos mag allerdings in der wirklichen Welt ſeinen Quintilian vergeſſen und in tolle Redensarten ausbrechen; die wahre Verzweiflung macht allerdings garſtige Geſichter — aber auf der Bühne darf ſie es nicht; dort müſſen ſelbſt die Krämpfe der Seele ſich in den Wellen-Linien der Schönheit bewegen.

Das Literatur-Blatt urtheilt ferner: „Endlich, wenn er (der Er bin ich) den Gebrauch der Blindheit an einer Hauptperſon in der Tragödie u. a. aus dieſem Grund tadelt: „Was kümmert uns ein Jammer, der durch Blindheit veranlaßt wird? Wir haben unſere gute Augen, wir ſehen umher, uns kann ſo etwas nicht erreichen“ u.ſ.w., ſo hat er nicht nur den Oedip in Kolonos vergeſſen, ſondern auch den Umſtand überſehen, daß bei jedem Zuſchauer wenigſtens ſoviel Phantaſie vorausgeſetzt werden muß, als nöthig iſt, um ſich mit ſehenden Augen in den Zuſtand eines Blinden zu verſetzen. Wird wohl irgend Einer am Schluſſe des Wallenſtein das Mitleid mit der Terzky durch den Einfall von ſich ſcheuchen: Was kümmert mich die Gräfin, ich habe kein Gift im Leibe?“ Der Grund freilich iſt nicht feſt genug, ob zwar auch nicht ganz ſo locker, als behauptet wird. Man kann wohl mit ſehenden Augen ſich in den Zuſtand des Blinden verſetzen, aber nicht in alle Folgen dieſes Zuſtandes, nicht in jeden Kummer jeder einzelnen Entbehrung. Das Geſicht des Schmerzes, welches die unglückliche Liebe zeigt, wird uns rühren, doch haben wir für jede der tauſend Sorgen, die heimlich an dem Herzen des Unglücklichen nagen, keine beſondere Thräne. Wir ſchenken ihm eine runde Summe des Mitleids und haben uns dann abgefunden. Gegen dieſen Grund, warum tragiſche Perſonen nicht blind erſcheinen dürfen, läßt ſich, wie auch geſchehen iſt, Einwendung machen; ich habe aber beſſere Gründe theils dargereicht, theils angeboten. Ich ſagte, es dürfe kein tragiſches Geſchick in einer Krankheit des Leidenshelden ſeine Quelle haben. Die Urſache liegt ganz oben. Der Zweikampf zwiſchen der Freiheit und der Nothwendigkeit, oder wahrer und chriſtlicher geſprochen: Der Kampf der Freiheit des Einzelnen gegen die Freiheit der Welt iſt es, was in der Tragödie uns bewegt. Dann muß es aber eben die Freiheit ſein, welche ſtritt und unterlag, nicht die gefeſſelte Sclaverei. Der kranke Menſch jedoch iſt ein Leibeigener, dem, weil er nicht ebenbürtig mit der freien Welt, kein ritterlicher Kampf gebührt. Er fiel — denken wir Geſunden — weil er die Waffen nicht zu führen verſtand, wir aber werden uns zu vertheidigen wiſſen. Kann der tragiſche Dichter dieſe Hoffnung des Siegs aufkommen laſſen, wenn er dem unbezwingbaren Geſchicke die gebührende Ehrfurcht erhalten will? Ich hatte freilich, als ich die Blindheit der Gräfin Camilla getadelt, nicht an Oedip in Kolonos gedacht, aber jetzt, da ich daran erinnert worden, finde ich dort eine Stütze mehr für meine Behauptung. Hätte Oedip ſeinen Vater erſchlagen und ſeine Mutter geheirathet, weil er, als Blinder, ſie als ſolche nicht erkannte, dann hätte Sophokles den Fehler Houwalds begangen. Aber Oedips Blindheit war nicht die Quelle, ſie war die Folge ſeiner That und ſeines Mißgeſchickes. Nicht ſeine Blindheit, ſeine Selbſt-Blendung rührt uns, und ſie macht die höchſte tragiſche Wirkung. Wir lernen darin, daß man dem Verhängniſſe nicht entgehe, indem man die Werkzeuge ſeiner Rache meidet; denn weichen wir dieſen aus, ſo muß unſere eigene Hand die Strafe des Geſchickes an uns ſelbſt vollſtrecken. Bei Oedip erſchüttert uns der boshafte Witz, das grauſame Vorſpiel des neckenden Schickſals: Er ſah, ſo lange er blind war, und ward blind, ſo bald er ſah. Daß es nicht das Blind-ſein, ſondern das Blind-werden iſt, was für Oedip aufregt, kann man leicht verſuchen, wenn man beide Tragödien dieſes Namens von einander trennt. Oedip der König weggedacht, macht Oedip in Kolonos durchaus keine Wirkung; ja es iſt — ich kann kein anderes Wort finden — es iſt ekelhaft, den alten augenloſen Bettler zu begleiten, zu ſehen, wie unbehülflich er iſt, wie ihm ſeine Tochter beiſtehen muß, wenn er ſich ſetzt oder aufſteht, wie er alles greifen muß, um es zu erkennen! Das blutende Schlachtopfer kann rühren, aber nicht das abgeſchlachtete — dem Leichnam wenden wir den Rücken. — Auch das Beiſpiel der Terzky am Schluſſe des Wallenſtein iſt nicht anwendbar gegen mich. Haben wir auch kein Gift im Leibe, ſo haben wir doch Gefäße im Leibe, die des Giftes empfänglich ſind. Auch iſt es nicht das Gift, die Vergiftung iſt es, die tragiſch auf uns einwirkt. Es entſteht nicht der Wunſch in unſerm Herzen: möchte doch eiligſt ein Arzt herbeigeholt werden und möchte, bis er kömmt, die Gräfin einſtweilen Oel oder Seifenwaſſer trinken! Nein, ſie mag ſterben; wir beklagen nur den Untergang ihres Hauſes. So ſehen wir bewegt die Blätter vom Baume fallen, — an den Blättern verlieren wir nichts, nur der Winter macht uns traurig, der ſie herabſchüttelt.

Es iſt mir zum Vorwurfe gemacht worden, daß ich einen Sprachfehler gerügt, der doch nur auf Rechnung des Abſchreibers oder des Schauſpielers zu ſetzen geweſen wäre. Ich muß dieſen Vorwurf hinnehmen. Wie ich zu jener unſchicklichen Rüge gekommen, begreife ich ſelbſt nicht; doch war es nur

Vergeſſenheit, nicht Mangel an Wohlwollen, wie gemeint wird. Ich kenne ſo wenig den Dichter als ich die Dichtkunſt übe, und ſo oft ich auch geirrt haben mag, ich irrte nie aus Leidenſchaft. Zwar äußert ſich das Literatur-Blatt: ich möchte wohl bei der Beurtheilung des Bilds „durch bekannte Lobhudeleien" ein wenig gereizt worden ſein; allein dieſes ſollte gewiß nicht heißen, empfindlich gemacht, ſondern veranlaßt, und ich muß geſtehen, daß es ſich wirklich ſo verhält. Jede Kritik ſollte nur auf eine ſolche Veranlaſſung geſchrieben werden. Wenn ein Dichtwerk, oder ſonſt ein anderes, nicht gelobt wird, wenn es keinen Beifall findet, iſt es dann nicht eine abſcheuliche zweckloſe Grauſamkeit, es öffentlich herabzuſetzen und einen Schriftſteller, der, ſei er noch ſo beſcheiden, für ſeine Erzeugniſſe immer Vaterliebe hat, zu kränken? Aber ſobald es unverdientes und allgemeines Lob erlangt, muß die Kritik ihre Härte üben. Ich glaube nicht, daß eine ſchlechte dramatiſche Dichtung den Geſchmack des Leſers oder Hörers verdirbt, ich glaube aber, daß ſie, indem ſie dem verdorbenen Geſchmacke huldigt, dieſem geſetzliche Herrſchaft und Erblichkeit gibt, und daß man ſolchem verderblichen Einfluſſe begegnen müſſe. Ich habe Houwald's „Bild" von Keinem tadeln, von Vielen preiſen hören. Auch Böttiger in der Abendzeitung hat es hoch erhoben. Ein ſo kenntnißreicher Beurtheiler! was ſoll ich denken? Es wäre doch traurig, wenn mir keine andere Wahl bliebe, als zwiſchen der Erklärung: ich habe den Verſtand verloren, oder: Böttiger hat ihn verloren; ich müßte das Erſtere wählen. War es Wohlwollen? Das wäre ſehr zu tadeln! Ich bin ſo glücklich, keine Freunde zu haben, die ſchlechte Bücher ſchreiben; aber hätte ich ſolche — nun freilich, ich würde ſie auch nicht tadeln, ich *ſchwiege*. Weiter darf ſich die Nachſicht nicht erſtrecken; man kann ſich ſelbſt, aber man darf nicht fremde Rechte dem Freunde opfern, und auf *Wahrheit* hat die ganze Welt heiligen Anſpruch.

Einige *Bild-Verehrer* haben mich als einen *Ikonoklaſten* feindlich behandelt und den Bilder-Sturm abzuſchlagen geſucht. Die in Frankfurt erſcheinende Iris ſagte in Bezug auf mich: man habe Houwald's Tragödie, „*mißverſtehend den tiefen Sinn der Dichtung, ſtreng getadelt; aber der reine Geiſt, der darin waltet, iſt unverwundbar.*“ Von der Enkelin des Oceanus wundert es mich ſehr, daß ſie mir hierin entgegen war. Meine Landsmännin hätte wiſſen ſollen, daß Karl der Große ſelbſt ſchon vor länger als tauſend Jahren gegen die Bildverehrung geſchrieben, und daß eine damals in unſerer Vaterſtadt gehaltene Kirchenverſammlung ihm feierlich Recht gegeben hat. Wollte die Iris anderer Meinung ſein, ſo hätte ſie wenigſtens Karl dem Großen und mir ihre Gründe angeben und die von mir gegebenen Gründe der Verwerfung widerlegen ſollen. — Die der Ikonolatrie warm ergebene Abendzeitung kam mit großer Macht zu Waſſer und zu Lande (in Proſa und Verſen) mir entgegen gezogen. Ein Frankfurter Briefwechsler (ſogenannt, weil ſie Briefe gegen Geld wechſeln,) ſchrieb noch nach Dresden: „Houwald's ſchöne Dichtung hat in Hrn. Börne, der in zwei neuen Heften ſeiner Zeitſchrift (die Wage) der Welt zeigt, daß er noch in ihr iſt, einen ereiferten Gegner gefunden. Nach ſeinem Ausſpruche taugt der Plan nichts, die Sprache iſt unpoetiſch, und es findet ſich ſogar — man höre! — ein Verſtoß gegen die Jurisprudenz. Mit dem genialen A. E. Hoffmann und dem Edelmanne Hrn. A. v. Schaden, geht Hr. Börne nicht beſſer um. Da entſtand denn in einem Kreiſe billiger Kunſtfreunde, welche Hrn. Börne's Ausſprüche nicht billigen konnten, folgendes Diſtichon:

„Adolph von Schaden zu tadeln? Mag ſein! Dahin reichet dein Maßſtab;
Aber von Hoffmann laß ab, Lieber, der ſteht dir zu hoch!

Nimmſt du gar Houwald's ſo treffliches Bild auf die
richtloſe Wage,
Ja, dann hängt es fürwahr in contumaciam da. —“

Die billigen Kunſtfreunde mögen wohl damals billigen Wein getrunken haben, als das Diſtichon in ihrem Kreiſe entſtand. Es iſt mir nicht klar geworden, ob der Dichter mein Freund oder Feind ſei, ob er mich loben oder tadeln wollte. Zwar duzt er mich, und nennt mich Lieber, doch vielleicht iſt er mir nur aus metriſchen Gründen zugethan. Den Schwung, das Maleriſche des Diſtichons habe ich lebhaft aufgefaßt. Das: „von Hoffmann laß ab!“ iſt wahrhaft plaſtiſch; ich fühlte die Hand des Polizei-Dieners, der mich beim Arme packte, um mich aus dem Prügelgemenge zu ziehen. Aber über den Sinn des letzten Zeilenpaars bin ich zweifelhaft. Heißt es: meine Wage wäre ein Galgen? Das bin ich zufrieden; denn an den Galgen wird Keiner unverdient gehängt. Oder wollte der Dichter ſagen: ich ſei ein Galgenſtrick? Ich wollte ihm nicht rathen, dieſes gemeint zu haben. Das wäre ſchlecht von ihm, ich bin ein ehrlicher Mann und bin kein Galgenſtrick, und hat er mich wirklich einen Galgenſtrick genannt, und ich bringe heraus, wie er heißt, dann verklage ich ihn bei der Dresdner Polizei.

Mit dem Proſaiſten aber bin ich nicht zufrieden, das iſt ein grober Menſch. Warum beleidigt er mich? Wozu ſagt er von mir, ich hätte durch zwei Hefte der Wage der Welt zeigen wollen, daß ich noch in ihr ſei? Mich ärgert das ſehr. Solche Grobheiten beluſtigen weder, noch belehren ſie die Welt. Der Herausgeber der Abendzeitung hätte dieſe Kränkung nicht aufnehmen ſollen. Das Blatt iſt ſonſt immer fein, immer wohlriechend; wahrſcheinlich hat der Lampenbub vorn, ohne daß es der Hausherr wußte, dieſes brenzliche Oel in die Lampe gegoſſen.

LXV.

Abällino, der große Bandit.

Trauerſpiel von Zſchokke.

Wir haben den Geſchmack, ſelbſt an großen Spitzbuben, durch Ueberſättigung verloren, und es iſt nicht leicht, ihn wieder anzureizen. Herr ***, als Abällino, hat die Koſt etwas zu würzen verſtanden. Ein Schauſpieler von Einſicht wird auch nie durch ein feuriges Spiel die Erbärmlichkeiten eines ſo abgeſchmackten und lächerlichen Stückes zu ſehr herausheben wollen. Als Anbeter der Roſamunde war Herr *** weicher, als ein ſo tapferer Jüngling ſein dürfte; ein gewiſſes ſchmachtendes Seitwärtsneigen des Kopfes ſteht zu unmännlich an. — Frau ***, als Roſamunde, hat die Hingebung einer Liebenden mit der Schüchternheit des Mädchens und dem Anſtande einer Nichte des Dogen zu verbinden geſucht. — Herr *** ſpielte den Dogen. Die Gefahr des Banditenmordes, welcher ſeine Nichte ausgeſetzt war, das Erſcheinen des ſchrecklichen Abällino im Garten, der Tod ſeiner beiden Freunde, die Ueberraſchung Roſamundens in Flodoardo's Armen, die Enthüllung des furchtbaren Räthſels — nichts von allen dieſen Eindrücken konnte den durchlauchtigen Mann außer Faſſung bringen. — Der Saal, worin das reiche fürſtliche Oberhaupt des glänzenden Venedigs den Vornehmſten der Stadt ein Feſt gab, war mit großer Einſicht nur matt beleuchtet, wodurch das Schauerliche der Erſcheinung Abällino's ungemein erhöht wurde. —

LXVI.

Die Braut.

Luſtſpiel von Körner.

Vater und Sohn als Nebenbuhler. So oft auch dieſer Stoff in Luſtſpielen behandelt wird, ſo mag doch wohl nicht Jeder Gefallen daran finden. Iſt ein ſolches Verhältniß nicht zu betrübt und widerlich, daß man darüber lachen ſollte? Man denke ſich nur die Sache von der Seite: daß der Zufall (das Schickſal im Luſtſpiele) darum würfele, ob ein Mädchen Mutter oder Gattin eines Menſchen werden ſolle, und das Freche und Unbehagliche in dieſem Wettſtreite wird dem Gefühle nicht entgehen. Leicht fließende melodiſche Verſe zeichnen übrigens auch dieſes Scherzſpiel Körners vortheilhaft aus.

LXVII.

Hamlet,

von Shakeſpeare.

Unter den Schauſpielen des britiſchen Dichters, die ſich nicht in der Geſchichte oder Fabel Englands bewegen, iſt Hamlet das einzige, das nordiſchen Boden und nordiſchen Himmel hat. Der naturkundige Shakeſpeare verſtand es gut und achtete wohl darauf, welche Luft am gedeihlichſten ſei für jede ſeiner Menſchenarten. Dem bunten Scherze, der flatternden Freude, der entſchiedenen Leidenſchaft, der hellen, ſcharf umgrenzten That gab er den blauen ſonnigen Süden, wo die Nacht nur ein ſchlafender Tag iſt; den wehmüthigen, brütenden, träumeriſchen Hamlet verſetzte er in ein Land des Nebels und der langen Nächte, unter einen düſtern Himmel, wo der Tag nur eine ſchlafloſe Nacht iſt. Gleich dem Nord, dem feuchten Kerker der Natur, hält uns dieſes Trauerſpiel gefangen, und es erquickt uns wie der Sonnenſtrahl, der durch einen Ritz der Mauer in das Dunkel dringt, wenn, wie es einmal geſchieht, wir das warme Wort Rom, und das helle Frankreich darin vernehmen.

Die genaueſten Schätzer, wie die wärmſten Freunde des Dichters haben Hamlet als ſein Meiſterwerk erklärt. Wir müſſen die Grenzen dieſer Meinung ſuchen. Hamlet iſt nicht das bewunderungswürdigſte Werk Shakeſpeare's; aber Shakeſpeare iſt am bewunderungswürdigſten im Hamlet. Nämlich: erſtaunen wir über eine ungewöhnliche Kraft, geſchieht es nicht, wo ihre Wirkſamkeit beginnt, ſondern wo dieſe aufhört; denn nur die Ausdauer einer Kraft zeugt von deren Größe. So hier. Durchwandern wir die glänzende Bahn des Dichters und kehrt am Ziel unſere Bewunderung ermüdet um, finden wir Hamlet auf dem Rückwege, den wir nicht erwartet. Shakeſpeare mußte ſich verdoppeln, mußte aus ſich heraustreten, ihn zu ſchaffen, er hat darin ſich ſelbſt überholt. Aber dieſes iſt nicht geſagt in der redneriſchen Sprache der Lobpreiſung, ſondern in der nüchternen der Berechnung. Hamlet iſt eine Colonie von Shakeſpeare's Geiſte, die unter einer andern Zone liegt, eine andere Natur hat und von ganz anderen Geſetzen regiert wird, als das Mutterland.

Shakeſpeare iſt ein Naturgläubiger, ein Naturweiſer. Sein Gott iſt ein offenbarter Gott, die Abſpiegelung der Welt im menſchlichen Geiſte iſt ſeine Weisheit. Was er uns zeige, Himmel und Erde, Hölle und Paradies, Leben und Tod, er läßt es erſcheinen als freundlichmenſchliches Geſicht. Alles athmet, Alles lebt, und der Tod iſt nur das Hauptbuch über Einnahmen und Ausgaben des Lebens. Ganz anders Hamlet; da iſt alles myſtiſch. Ueberall ſonſt tritt der Heroismus hervor, bei Hamlet ſteht die blöde Genialität im Hintergrunde. Da iſt die Nachtſeite, die weibliche Natur des Lebens, das Empfangende, Gebärende, da hören wir die Wehen der Schöpfung. Sonſt überall bei Shakeſpeare erſcheint die Philoſophie und geſtaltet ſich als Erfahrung; im Hamlet verſchwindet die Erfahrung und ſteigt als Dunſt der Philoſophie zum Wolkenhimmel auf. Alle andern Charaktere des Dichters ſind convex und bilden Brennpunkte; Hamlet iſt der einzige concave Charakter, deſſen Strahlen divergiren. Alles ſonſt, auch das Furchtbarſte, das Gräßlichſte erſcheint im Sonnenlichte; bei Hamlet erſchreckt ſelbſt der Scherz, denn ihn bleicht der Mondſchein. Nicht der Geiſt des ermordeten Königs iſt das ſchlimmſte

Grauen; er zeigt ſich in der Nacht, in dieſer dunkeln Wohnung der Geiſter, wo wir nur ſchüchterne Gäſte ſind. Der Geiſt bei Tage in unſerm eigenen Hauſe — Hamlet's Geiſt iſt viel entſetzlicher.

Shakeſpeare iſt König, nicht unterthan der Regel. Wäre er, wie ein Anderer, dürfte man ſagen: Hamlet iſt ein lyriſcher Charakter, der aller dramatiſchen Geſtaltung widerſtrebt; Hamlet iſt das Un-Ding, ſchlimmer als der Tod, das Ungeborene. Doch es iſt Shakeſpeare! — wir müſſen gehorchen und ſchweigen.

Ueber dem Gemälde hängt ein Flor. Wir möchten ihn wegziehen, das Gemälde genauer zu betrachten; aber der Flor iſt ſelbſt gemalt. Die Nähe des Auges muß die Schwäche des Lichtes erſetzen. Werfen wir zuerſt einen Blick auf die Umgebungen unſeres Leidenshelden. Hamlet iſt nicht der Mittelpunkt, wir müſſen ihn dazu machen; wir wollen erſt ſeinen Kreis bilden und ihn dann hineinſtellen. Doch vor Allem rüſten wir uns männlich gegen den Irrthum, der uns im Leben, wie auf der Bühne, ſo oft beſiegt. Im Leben beurtheilen wir die Menſchen nach ihrem Rufe; auf der Bühne glauben wir von den dargeſtellten, ohne zu unterſuchen, Alles, was die Tugendhaften im Schauſpiele von ihnen ſagen und denken. Das iſt nicht die rechte Art; wir müſſen ſie ſelbſt beobachten und prüfen. Hamlet iſt gar nicht ſo edel und liebenswürdig, wie er ſeinem Mädchen erſcheint; der König iſt lange nicht ſo nichtswürdig, wie ihn Hamlet läſtert. Ja, wir müſſen uns ſehr vorſehen, daß wir den böſen Oheim nicht lieber gewinnen, als den guten Neffen.

Der Schauplatz iſt ein nordiſcher Hof, halb gekleidet im wilden Eiſen der alten Zeit, halb im Tuche unſerer Tageshelden, die, hinter der Fronte, mit ihrem Schwerte Federn ſchneiden. Der Roſt der Politik fing ſchon an, den kriegeriſchen Stahl fleckig zu machen. Gradſinn und krumme Wege ziehen neben einander her, Grobheit und Schmeichelei begegnen ſich. Die Hofleute haben ſchon die Witterung des achtzehnten Jahrhunderts, und wiſſen, wo der Haſe im Pfeffer liegt. Verſtand gewahren wir genug; aber nicht Geiſt, nicht Witz, noch Bildung. Die beiden Studenten, Hamlet und Horatio, ſind Orakel, und ihre Gelehrſamkeit wird angeſtaunt. Der Scherz iſt etwas plump und unzüchtig; die Sylbenſtecherei gehört zu den Turnierübungen der ſchönen Geiſter jener Zeit. Das Volk iſt ſtörrig — „Ihr falſchen Dänenhunde,“ ſagt die Königin.

Der König hat ſeinen Bruder ermordet, deſſen Wittwe geheirathet und ſich die Krone aufgeſetzt.

Er iſt verſchloſſen, wir können ihm nicht in die Bruſt ſehen; aber es ſcheint, er iſt der Königin ernſtlich zugethan und wir dürfen glauben, daß ſeine Liebe älter ſei, als ſein Ehrgeiz und ſein Verbrechen. Er hat es begangen, er hat ſich den unterirdiſchen Mächten verkauft; doch ſeine Rechnung iſt ihm klar, er weiß, was er ausgegeben und auch, was er eingenommen. Der König gleicht allen Böſewichtern Shakeſpeare's, die, es in guter hausbackenen Meinung zu ſagen, der Sittlichkeit gar nicht heilſam ſind. Man kann Shakeſpeare's Böſewichtern nicht recht gram werden; ſie ſind nicht ſchlimm für eigene Rechnung allein, ſie bilden Gattung, ſie tragen das Kainszeichen auf ihrer Stirne, das Titelblatt von dem Sündenbuche der Menſchheit, das nicht verantwortlich iſt für den Inhalt, den es anzeigt. Der König, nach ſeiner großen Schuld, thut nicht mehr Böſes, als nöthig iſt zu ihrer Benutzung und ſeiner Sicherheit, und er thut es nicht eher, als bis der Gebrauch und ſeine Gefahr ganz nahe gekommen. Selbſt arg, quält ihn doch der Argwohn nicht. Er iſt ſehr nachſichtig, ſehr langmüthig gegen Hamlet, deſſen wahre Stimmung er, und er allein, durchſchaut, ſobald er ihn nur einmal unbemerkt beobachtet. Er iſt ein vornehmer Geiſt, dem ſein untergebenes Gewiſſen nur in der ſtillen Zurückgezogenheit vertraulich nahen darf. Einmal, da es ihn überraſcht, und er ſeine ſtarken Kniee vor Gott beugt, ſind wir bewegt und es ſchmerzt uns, daß ihm das Beten nicht gelingt, und daß ihm die Schuld leichter fiel, als die Buße. Er iſt ein ſtattlicher Herr, Ehrfurcht gebietend und dabei ſtaatsklug, beredtſam und freundlich. Er behandelt den alten, unbrauchbar gewordenen Polonius mit ſchonender Achtung, Laertes und die übrigen Hofleute mit einſchmeichelnder Aufmerkſamkeit. Er iſt zechluſtig, wie ſein Land; er iſt es aus Neigung und zeigt es aus Politik. Er hat eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart, die er nie verliert. Wenn er Hamlet's Schauſpiel plötzlich verließ, geſchah es nicht, weil er ſeine innere Bewegung nicht bemeiſtern konnte; denn wäre das, wäre er gleich nach der Pantomime aufgebrochen, die doch als der erſte Eindruck ihn am meiſten überraſchen mußte. Er entfernt ſich nur, ſich zu retten, denn er fürchtet das Spiel konne ernſthaft endigen und auf Hamlet's peinliches Gericht möchte gleich die Hinrichtung folgen. Darin verkannte er Hamlet; er bedachte nicht, daß ein ſtarker Mann der einmal feſt beſchloſſenen That nie eine Drohung vorausſchickt. Die ruhige Haltung und königliche Würde verläßt ihn nicht, als Laertes an der Spitze einer empörten Rotte in den Palaſt dringt; nicht, als Hamlet unerwartet von ſeiner Seereiſe zurückkehrt und den Plan vereitelt; nicht, als die Königin vergiftet niederſinkt, deren Ohnmacht er für Nervenſcheu vor Blut erklärt; ſelbſt nicht, als er ſelbſt unheilbar hinfällt — er verbirgt die Gefahr und ſendet nach Hülfe. In dieſem letzten, fürchterlichen Augenblicke, am Rande des Todes, verläßt der König den Menſchen nicht, dankbar für die von ihm erhaltenen Opfer. Er begleitet ihn hinüber in die andere Welt, hinauf zu jenem ewigen Richter, ihn dort zu vertheidigen. Wir dürfen hoffen, der gnädige Gott werde dem Menſchen verzeihen, was der König begangen; war es ein Verbrechen, König zu ſein, war es nicht ſeines, ſondern das ſeines Volks.

Die Königin iſt ſchwach, ſie iſt Hamlet's Mutter. Ihr Theil an dem Verbrechen bleibt zweifelhaft; ſie iſt Hehlerin, kauft wohlfeil geſtohlenes Gut und fragt nicht, ob ein Diebſtahl geſchehen. Des Königs männliche Art hat ſie überwältigt; ihres Sohnes Gewiſſens-Lampe, erſt um Mitternacht angezündet, brennt nicht bis zum Morgen und ſie erwacht mit den Sünden des vorigen Tages.

Fortinbras und Laertes, Hamlet's Altersgenoſſen, hat der Dichter mit bedächtiger Kunſt dem Königsſohne zur Seite geſtellt, daß ſie Licht werfen auf ſeine Schatten. Fortinbras ſtreckt mit ſchöner Keckheit ſeine Hand aus nach Hamlet's künftigem Erbgut, und als er ertappt wird, wendet er ſich ruhig zu eines Andern Taſche. Er trommelt, wie zum Spotte, in Hamlet's ſtillen Schlaf, und als dieſer ausgeträumt und ſtirbt, iſt er auf der Stelle wieder da, bei hellem Tage den Thron zu beſteigen, zu dem er früher im Dunkeln hat hinaufſchleichen wollen. Laertes, der leichtgeſinnte Jüngling, verläßt im Fluge das liederliche Paris, den Tod ſeines Vaters zu rächen, und iſt ſehr bereit, ſich die Zinſen ſeiner Ungeduld mit einer Krone bezahlt zu machen, — und der ernſte, tugendhafte Hamlet, dem man auch einen Vater gemordet, kommt, ganz entkönigt, geſchlichen von dem keuſchen Wittenberg her und ſchleicht fort, und träumt und beſinnt ſich, und vollbringt nichts. Mit Laertes' lauter Trauer um Ophelia ſucht er zu wetteifern; ſeinen ſtillen Schmerz um ſie theilt er nicht.

Horatio hat auch in Wittenberg ſtudirt und kam mit ſtarkem Geiſte und ſchwachem Fleiſche von dort zurück. Er iſt ein ganzer Lateiner geworden und weiß zu erzählen von Rom und dem großen Cäſar. Die jungen Hofleute werden ſich wohl im Stillen über ihn luſtig gemacht haben. Da Hamlet umkommt, ſagt Horatio: er wäre kein Däne, ſondern ein alter Römer, und er wolle ſeinem Herrn und Freunde in den Tod nachfolgen; aber er läßt es ſchön bleiben. Hamlet brauchte ſeinen Vertrauten nicht zu wählen, die Natur ſelbſt hat ihm Horatio angetraut.

Polonius war in ſeiner Jugend ein kluger Kopf. Dem alten Manne iſt ſein Verſtand zu ſchwer geworden und er kann ihn nicht mehr aus der Scheide bringen. Er trägt ihn gern zur Schau, als könnte er ihn noch führen, und er freut ſich der oft geprüften Waffe. Nur unzeitiger Spott kann den Greis lächerlich finden. Auf Liebe, Wahnſinn und Schwärmerei verſteht er ſich zwar nicht viel; denn dieſe Krankheitsfälle ſind ihm in ſeiner Hofpraxis noch nicht vorgekommen. Doch verſteht er ſich auch nicht auf geheime Tücke und er ließe ſich für die Biederkeit ſeines Königs todt ſchlagen. Die ſchöne Erfahrung, die das Alter verſchafft, beſitzt er im hohen Grade. Er giebt ſeinem Sohne ganz vortreffliche Reiſeregeln; er iſt ein liebender Vater und gar nicht grämlich, wie es alte Leute ſind. Seiner Tochter macht er zwar ernſte, doch zugleich milde und freundliche Vorſtellungen über ihren Umgang mit Hamlet, und der Ehrgeiz verleitet ihn nicht, ein Verhältniß zu unterhalten, das ſeiner Staatsdienerpflicht als unſchicklich erſcheint. Und doch wäre dieſes Verhältniß nicht ohne Hoffnung geweſen; denn wie man von der Königin erfährt, hatte ſie eine Verbindung zwiſchen Hamlet und Ophelia in ihren Gedanken. Polonius iſt ein treuer Diener ſeines Herrn, ein Biedermann und kein gemeiner Höfling. Wenn er Hamlet's launiſcher Meteorologie ſchmeichelt, ſo geſchieht es nicht aus alberner Kriecherei, ſondern weil er den Spötter für toll hält. Wir freuen uns, daß der gute alte Mann ſtirbt, und daß er den Untergang des Königshauſes und ſeines eigenen nicht ſieht.

Ophelia iſt gut und auch beſchränkt wie ein Bürgermädchen; der Hof hat ſie nicht verdorben und nicht verfeinert. Hamlet verführte ſie und bemerkte nicht eher, was ſie verloren, bis ſie mit dem Mörder ihres Vaters es unerſetzlich verloren. Zum Glück für ihre Tugend kam die Etikette der Pietät, die Politik der Moral zur Hülfe. Sie verliert die Vernunft und das Leben und weiß nicht worüber. Die Kleine ſtand gerade in einem Fußtritte des weit dahinſchreitenden Schickſals; die Eiche, die der Sturm brach, fiel um und legte das Veilchen nieder.

Iſt der Geiſt wirklich ſo erhaben, als er ſchon oft geſchildert worden? Er tritt geharniſcht auf; aber, wie mir ſcheint, iſt nur ſeine Hülle umpanzert, ſeine innere Seele aber iſt weich und bloß. Die

Familienähnlichkeit zwiſchen ihm und ſeinem Sohne Hamlet iſt gar nicht zu verkennen. Er iſt ein ſchwacher, philoſophiſcher, geflügelter Geiſt, der in der Luft zu Hauſe iſt. Weſen ſolcher Art ſingen wie die Vögel, deren Ton kein Wort zum Körper hat. Hamlet's Vater ſpricht gern, viel und kunſtredneriſch; man könnte glauben, einen verklärten Schauſpieler zu hören. Die Zeit, die ihm zum Herumwandern verſtattet, iſt ſo ſehr kurz, und er verliert ſie faſt unbenutzt. Statt mit dem Wichtigſten, mit den Thatſachen, mit ſeiner Ermordung anzufangen, erzählt er zuerſt von ſeinen Höllenqualen und zeigt die größte Luſt, eine große dichteriſche Schilderung davon zu machen. Er will einen regelmäßigen Klimax beobachten und mit dem Fürchterlichſten, mit dem Brudermorde endigen; das iſt aber hier ein Fehler. Das Schauerlichſte an einem Geiſte iſt, daß er erſcheint und ſpricht; was er thut und ſagt, und wäre es das Schrecklichſte, iſt nach dem Andern Kinderei. Auch ſcheint der Geiſt in jener Welt ſeine Menſchenkenntniß nicht verbeſſert zu haben, ſonſt hätte er jeden Andern eher als Hamlet zum Vollſtrecker der Rache gewählt. Vielleicht war das auch gar nicht die Abſicht ſeiner Erſcheinung. Er wanderte auf gut Glück umher, ſich einen Rächer zu ſuchen; unglücklicher Weiſe aber war am ganzen Hofe Hamlet das einzige Sonntagskind. Der Geiſt iſt ſo beſorgt, Horatio und die andern Zeugen ſchwören zu laſſen, daß ſie nicht reden wollten von dem, was ſie geſehen, verſäumt aber, was viel nöthiger war, ſeinem Sohn Verſchwiegenheit zu empfehlen. Dieſer plaudert und verplaudert Alles und vereitelt dadurch den Wunſch ſeines Vaters und ſein eigenes Vorhaben. Der König kommt zwar endlich um, doch wird er nicht gerichtet als der Mörder ſeines Bruders, ſondern als der Mörder ſeines Neffen. Der alte Maulwurf war blind.

In dieſes Land, an dieſen Hof, unter dieſe Menſchen kommt Hamlet ganz warm von Wittenberg zurück, erkältet ſich augenblicklich und gewinnt den Schnupfen, an dem zarte Seelen ſo ſehr oft leiden. Aus dem Treibhauſe der Schule wird er in die freie Welt geſetzt und verkümmert. Ein Königsſohn, zu Krieg und Jagd erzogen, übte er ſich in Wittenberg, wilde Theſes zu beſtreiten und haſenfüßige Sophismen aufzutreiben. Zwar wird die ſchwere deutſche Philoſophie zur Grazie in dem geiſtreichen Fürſtenſohne; aber deſto ſchlimmer — die geſchmeidige dringt in die feinſten Adern des Lebens und hemmt den Lauf des fröhlichen Blutes, während die plumpe nur die großen Wege verſperrt. Das

Einzige, was er von der hohen Schule Brauchbares für das niedere Leben mitgebracht, ſeine Fechtkunſt, auf die er ſo eitel iſt, gereicht ihm zum Verderben. Er iſt weitſichtig, ſieht ganz deutlich die Gefahr, die ihm im fernen England droht; aber er ſieht nicht die ſcharf geſchliffene Degenſpitze, die nur einen Finger weit von ſeinen Augen blinkt. Hamlet iſt ein Feiertags-Menſch, ganz unverträglich mit dieſer Werkeltags-Erde. Er verſpottet das eitle Treiben der Menſchen und dieſe tadeln ſeinen eiteln Müßiggang. Ein Nachtwächter, beobachtet und verkündet er die Zeit, wenn Andere ſchlafen und Nichts von ihr wiſſen wollen, und ſchläft, während Andere wachen und geſchäftig ſind. Wie ein Fichtianer, denkt er nichts, als ich bin ich, und thut nichts, als ſein Ich ſetzen. Er lebt in Worten und führt als Hiſtoriograph ſeines Lebens ein Schreibbuch in der Taſche. Ganz Empfindung, verbrennt ihn das Herz, das ihn erwärmen ſollte. Er kennt die Menſchheit, die Menſchen ſind ihm fremd. Er iſt zu ſehr Philoſoph, um zu lieben und zu haſſen. Die Menſchen kann er nicht lieben, den Menſchen kann er nicht haſſen; darum iſt er ohne Theilnahme für ſeine Freunde und ohne Widerſtand gegen ſeine Feinde. Muth, dieſer Bürge der Unſterblichkeit — wer hätte Muth, wenn er ſich nicht unſterblich glaubte? — er hat ihn nicht, der Königsſohn. Weil er in jedem Menſchen das übergewaltige Menſchenvolk erkennt, iſt er furchtſam, was Andere nicht ſind, die mit ihren kleinen Augen im Einzelnen nur den Einzelnen ſehen. In der Schuld ſeiner Mutter ſieht er die Gebrechlichkeit des Weibes, in dem Verbrechen ſeines Oheims die lächelnde Schurkerei der Welt. Soll er ihn wagen, dieſen tollkühnen Streit? Er zittert. Ihm fehlt nicht der Muth des Geiſtes, den ein tapferes Heer von Gedanken umgibt; ihm fehlt der Muth des Herzens, für das nur das eigene Blut kämpft. Darum iſt er kühn in Entwürfen und feige, ſie auszuführen. Zum Uebermaße des Verderbens kennt ſich Hamlet ſehr gut und zu ſeiner unſeligen Schwäche geſellt ſich das Bewußtſein derſelben, das ihn noch mehr entmuthigt.

Hamlet iſt ein Todesphiloſoph, ein Nachtgelehrter. Sind die Nächte dunkel, ſteht er unentſchloſſen, unbeweglich da; ſind ſie hell, iſt es immer nur eine Monduhr, die ihm den Schatten der Stunde zeigt, er handelt ungelegen und geht irre im trügeriſchen Lichte. Das Leben iſt ihm ein Grab, die Welt ein Kirchhof. Darum iſt der Kirchhof ſeine Welt, da iſt ſein Reich, da iſt er Herr. Wie liebenswürdig erſcheint er dort! Ueberall betrübt, da iſt er heiter;

überall dunkel, da iſt er klar; überall verſtört, da iſt er ruhig. Wie treffend, geiſtreich und witzig zeigt er ſich dort. Sonſt betrübend durch ſeine Todesgedanken, wird er uns tröſtlich zwiſchen Gräbern. Indem er das Leben als einen Traum verſpottet, ſpottet er den Tod auch zu nichts. Da iſt er nicht ſchwach — wer iſt ſtark im Angeſichte des Todes? Da endigt alle Kraft, aller Werth, da hört alle Berechnung, alle Schätzung, alle Verachtung, jede Vergleichung auf. Da darf Hamlet ungeſcholten den Befehl ſeines Vaters vergeſſen, da braucht er deſſen Tod nicht zu rächen. Soll er einen Verbrecher, der in den letzten Zügen einer Krankheit liegt, auf das Blutgerüſt ſchleppen? Wie grauſam! Umbringen im Angeſichte des Todes — wie lächerlich, welch' eine kindiſche Ungeduld! Es iſt, als ginge eine Schnecke dem kommenden Winde entgegen.

In dieſer ſchnöden Welt muß die Tugend Gewalt haben, um Macht zu haben, anmaßend ſein, der Anmaßung zu begegnen, und mit den Waffen der Hölle für den Himmel kämpfen. Hamlet's Tugend hat keine Tüchtigkeit. Ein ſo zarter Jüngling mit ſeinem ewig jungen Herzen kann in keinem Königshauſe gedeihen, wo man alt geboren wird. Hamlet hat den Adelſtolz der hochgebornen Seelen und er kann ſich zu keiner niedrigen Natur herablaſſen. Geiſtreich und feingeſittet, wird es ihm nicht behagen in einem betrunkenen Lande. Zeigt er ſich trüb geſtimmt und ſchwärmeriſch, wird er verachtet und verſpottet werden; wenn heiter, wird er ſelbſt ein Spötter ſein, was Keiner ungeſtraft iſt, an einem Fürſten aber, dem gleiche Waffe ſich nicht offen entgegenſetzen darf, ſich im Verborgenen am gefährlichſten rächt. Hamlet tadelt die Zechluſtigkeit des Hofes, macht Polonius' geſchäftige Dienertreue lächerlich und verhöhnt die elende Kriecherei der Höflinge. Sein Oheim iſt ihm unleidlich und er würde ihn haſſen, auch wenn er nicht der Mörder ſeines Vaters wäre. Der Geiſt ohne Charakter ſteht dem Charakter ohne Geiſt und jener dieſem immer feindlich gegenüber. Hamlet fühlt ſich überwältigt von der ſtillen, ruhigen, machtgebietenden Art des Königs. Er weiß recht gut, daß es nur eitle Fechterkünſte ſind, die ihn abhalten; aber er kann ihnen nicht begegnen, er ſelbſt hat dieſe Künſte nicht geübt und dieſes gibt ihm jenen heftigen Groll, der ſelbſtbewußte Schwäche immer begleitet. Dem Könige gegenüber iſt er blöde und verlegen und aus dem ganzen Heere von Hohn und Haß, das ſich um ſein Herz gelagert, tritt ſelten eines jener großen Worte hervor, deren Hamlet ſo viele zählt, den friedlichen König herauszufordern. Wie froh wird Hamlet ſein, wenn er erfährt, daß ſein Oheim ein Böſewicht iſt; wie wird er ſich erleichtert fühlen, wenn ſein Haß einen Grund bekommen, wenn ſeine Abneigung ihm zur Pflicht geworden! Der Mord des Vaters iſt nicht Hamlet's Schmerz, er iſt nur das Gefäß ſeiner Leiden; jetzt faßt er, was ihn quält. Unglücklich wäre er immer geweſen.

Der Tod des Vaters ruft Hamlet zurück. Die Heirath der Mutter bekommt er drein in ſeine Trauer. Hamlet weiß beſſer als Einer, beſſer als Etwas, daß Menſchen ſterblich ſind. Aber daß auch Empfindungen ſterblich ſind, die der Jüngling für ewig hielt, daß eine Liebe endigen, man zweimal lieben und von einer edlen Liebe zu einer gemeinen herabſteigen könne — das überraſcht ihn ſchmerzlich, das verwirrt ihn, für dieſe neue Erfahrung iſt ſelbſt ſein weiter Kreis der Troſtloſigkeit zu eng. Hamlet's Einbildungskraft iſt kühn, ſie wirft alles vor ſich nieder. Sein Oheim hat eine Krone empfangen aus den Händen ſeiner Mutter — er hat Vortheil gezogen von dem Tode ſeines Vaters — er hat dieſen todt gewünſcht — er hat ſeinen Bruder ermordet. Das ahnete Hamlet, ehe es ihm der Geiſt entdeckt. Dieſer erſcheint, ſagt laut, was ſich der Sohn leiſe geſagt, und fordert ihn zur Rache auf.

Hamlet entſetzt ſich — nicht über den Mord; er entſetzt ſich, daß er ihn rächen ſoll. Nur auf freies Denken und Fühlen angewieſen, ſoll er nachdenken und handeln; die Natur hat ihn durchſichtig geſchaffen und er ſoll auf Liſte ſinnen und ſie verdecken; er iſt zum Dulden geboren und man erwartet Thaten von ihm. So geklemmt zwiſchen dem heiligen Gebote ſeines Vaters und den ſtrengen Verboten ſeiner Natur, wird er bald hier fort, bald dort zurückgeſtoßen, verliert alle freie Bewegung, und ſo ſehen wir ihn hingeſchleppt von Entwürfen, die ſeiner Ohnmacht ſpotten, von Verſuchen, die ihm mißlingen, von großen Worten, die ihn lächerlich, und kleinen Handlungen, die ihn verächtlich machen — und ſo ſehen wir ihn endlich in einem gemeinen Handgemenge ſchimpflich umkommen und Alle, die ihn umgeben, nicht den Schlägen, nein, einer Schlägerei des Schickſals unterliegen.

Die fürchterliche Stunde iſt da, wo Hamlet den Geiſt ſeines Vaters ſehen ſoll. Und hätte er tauſend Seelen, ſie dürften ſich nicht bewegen; und hätte er tauſend Herzen, ſie müßten ſtill ſtehen und horchen. Aber in dieſer Bangigkeit, wo wir ſelbſt, gleichgültige Hörer eines Mährchens, taubes Ohr, blindes Auge ſind — was thut Hamlet? Er füllt die Erwartung mit unnützem Werg aus. Er hält eine anthropologiſche Vorleſung, ſpricht, wie ein Prediger, von häßlichen Gewohnheiten, welche die ſauberſten Tugenden beſchmutzen, und ſtellt nüchterne Betrachtungen über das zu viele Trinken an. Der Geiſt ſchreckt ihn auf, er hatte ihn ſchon ganz vergeſſen. Der Geiſt ſpricht Feuerworte. Hamlet brennt — es iſt Zunder. Eine Minute, und es iſt verglommen und die Aſche ſeiner Begeiſterung fliegt in den Wind. Er will raſch ſein zur ſchönen That, er möchte fliegen, der Rückweg zum Palaſte iſt ihm um eine Welt zu lang. Aber, noch hat er keinen Schritt gethan, und er hat ſchon Mittel gefunden, die Rache mit ſeiner Bedächtigkeit, die Pflicht mit ſeiner Schwäche zu vereinigen. Er will mit Witz anfangen, was nur der Verſtand unternehmen, nur der Muth vollführen kann. Er will es fein machen, will politiſch ſein, ſich toll ſtellen. Was denkt er ſich dabei? Soll ihm die Tollheit den Zutritt zum Könige erleichtern? Sie wird ihn nur erſchweren. Soll ſie den König einſchläfern? Sie wird ihn nur wachſamer machen. Will er ſeine Schwermuth vermummen? Er ſoll ſie heilen, er ſoll ſie rächen. Stellt ſich Hamlet toll? Er iſt es. Es gibt Wahnſinnige, die lichte Zeiten, es gibt Andere, die lichte Räume haben, in welche ſie zu jeder Zeit ſich ſtellen, und von dort aus ihren eigenen Wahnſinn beobachten können. Zu den letztern gehört Hamlet. Er glaubt mit ſeinem Wahnſinne zu ſpielen, und dieſer ſpielt mit ihm.

Hamlet beginnt ſein tolles Spiel und prüft deſſen Wirkſamkeit zuerſt an der Unſchuldigſten in ſeinem Kreiſe, an der liebend-gläubigen Ophelia. Es iſt eine unbeſchreibliche Häßlichkeit in dieſem Betragen. Er hätte das gute Mädchen eher zur Vertrauten, als zur Hülle ſeines Geheimniſſes machen ſollen. Hamlets Verwirrtheit wird bemerkt, der aufmerkſame König ſchickt Roſenkranz und Güldenſtern, des Prinzen Jugendfreunde, hinter ihn, den Grund ſeines Trübſinnes zu erſpähen. Hamlet iſt eitel; er verſtellt ſich, will aber zugleich ſeinen klugen Kopf zeigen und merken laſſen, daß er ſich verſtellt. Er läßt ſich nicht ausforſchen, bekennt aber, daß er ein Geheimniß habe. Die Spione müſſen zwar unverrichteter Sache abziehen, aber nur, weil ſie Höflinge ſind, die ſich auf Schwärmereien nicht verſtehen. Hamlet beharrt in ſeiner ſchmählichen Unthätigkeit; ſtatt anzugreifen, verſchanzt er ſich gegen Angriffe. Wenn auch Menſch und Sohn, durfte er darüber den Fürſten nicht vergeſſen; er mußte in dem Mörder ſeines Vaters auch den Mörder ſeiner Krone beſtrafen. Nicht meuchelmörderiſch ſoll er den König tödten, er ſoll das Verbrechen laut verkündigen und ſich an die Spitze des Volks ſtellen, das ja, wie Laertes' Beiſpiel gezeigt, dem Könige ſo ungewogen und ſo leicht zu lenken iſt. Aber Hamlet geht umher, wie Hans der Träumer. Da werden ihm die Schauſpieler gemeldet, er wacht auf, er lebt wieder. Auf die Kunſt verſteht er ſich, er liebt ſie. Einer der Komödianten trägt etwas vor von Hekuba; er redet ſich in das Zeug hinein und wird blaß und weint. Hamlet fühlt ſich beſchämt, überhäuft ſich mit Scheltreden und betrinkt ſich in Worten, um Muth zu bekommen. Es dauert nicht lange und er redet ſich wieder in Zweifel, um die That verſchieben zu dürfen. Vielleicht hat ihn ein tückiſcher Geiſt betrogen, vielleicht iſt ſein Oheim unſchuldig. Er will ihn prüfen durch pſychologiſche Mittel, er will einen chemiſchen Verſuch anſtellen, die Schauſpieler ſollen des Königs ächte Farbe darthun. Er gibt ihnen ein Stück auf, worin ein Mord dargeſtellt wird, er macht ſelbſt Verſe dazu, und mehr als für ſeinen Vater zeigt er ſich beſorgt, daß ihm die Schauſpieler durch ſchlechten Vortrag ſeine ſchönen Verſe verunzieren möchten. Er unterrichtet ſie mit einer Ruhe, mit ſolchem Bedachte und mit ſolcher Umſtändlichkeit, als habe er ſein gutes Auskommen und ſonſt keine Sorgen auf der Welt. Der König wird gefangen, Hamlet iſt ganz vergnügt, daß ihm ſeine Liſt gelungen; die gewonnene Erfahrung zu benutzen, daran denkt er nicht. Seine Mutter läßt ihn rufen, er geht und hält ſich lange im Vorzimmer auf; dort philoſophirt er. Er hält den ſchönen Monolog, der aber in dem Munde eines Fürſten ſich ſo häßlich ausnimmt. Das Leben iſt ihm verhaßt; aber nicht wegen der Leiden, nein, wegen der Handlungen, die es auflegt. Kein anderes Mittel, ſich vor den Plagen der Welt zu ſchützen, als Flucht, Selbſtmord; der Tod ſoll die Todesfurcht heilen. Er trifft den König unbewacht, jetzt könnte er ihn tödten; aber er betet, Hamlet will grauſam ſein, er will ihn betrunken zur Hölle ſchicken. Jetzt ſpricht er mit ſeiner Mutter; da iſt ihm wohl und behaglich, da vertragen ſich Pflicht und Neigung. Der Geiſt ſelbſt hat ihm Schonung aufgelegt, nur reden darf er, Dolche keine brauchen. Es rührt ſich etwas hinter dem Vorhange, Hamlet hat Muth, er ſieht den Gegner nicht; er verwundet den weichen, wahrloſen Teppich und trifft Polonius, den guten alten Mann.

Hamlet's Wahnſinn ſteigt; die Maske der Verſtellung, halb fällt ſie, halb läßt er ſie ſinken. Der König wird zum Aeußerſten gebracht, er muß ſelbſt zu Grunde gehen, oder Hamlet verderben. Da beſchließt er, ihn nach England zu ſchicken, zu ſeinem

Untergange. Er gibt ihm ganz freundliche Rechenſchaft von der Nothwendigkeit ſeiner Entfernung. Hamlet iſt es gleich zufrieden, das Wörtchen nein ſteht nicht in ſeinem Wörterbuche, er ſagt gut und läßt ſich ſchicken. Er denkt an nichts, er entfernt ſich von Allem. Auf dem Schiffe übt er ein Bubenſtück, begeht eine ſchimpfliche feige That gegen ſeine Begleiter Güldenſtern und Roſenkranz. Dieſe jungen Leute wollten ihr Glück machen, ſie zeigten ſich dem Könige gefällig; aber ſie durchſchauen ſeine Tücke nicht und wiſſen nichts von der Botſchaft, die ſie nach England bringen. Hamlet ſchreibt wie ein Gauner falſche Briefe, ſchiebt ſie den ächten unter und bringt ſeine Begleiter und Jugendfreunde in die Falle, die ihm ſelbſt geſtellt. Er thut es nicht aus Bosheit, nicht aus Rachſucht, er thut es nur aus Eitelkeit. Noch nie iſt ihm eine That gelungen, er will ſich einmal etwas zu Gute thun, er will ſich mit einem klugen Streiche bewirthen. Der Zufall wirft ihn nach Dänemark zurück. Ob er jetzt auf Etwas ſinne, läßt er nicht errathen. Er wird zum Fechten mit Laertes eingeladen. Kaum hat er es zugeſagt, wird es ihm übel um's Herz; nur die Ahnung einer That macht ihn ſchon krank. Er wird handeln, er wird ſterben. Vorher verſöhnt er ſich mit Laertes auf eine würdige, rührende Art; noch einmal taucht der edle Schwan herauf und zeigt ſich rein von dem Schmutze dieſer Erde. Hamlet ficht, wird tödtlich verwundet und da, als er nichts mehr zu verlieren hat, als er keinen Muth mehr braucht, bringt er den König um. Es iſt die Keckheit eines Diebes, der ſchon unter dem Galgen ſteht und Gott, die Welt und ſeinen Richter läſtert. So endet ein edler Menſch, ein Königsſohn! Er, der Wehe über ſich gerufen, daß er geboren ward, die Welt aus ihren Fugen wieder einzurichten, tritt wie ein blindes Pferd das Rad des Schickſals, bis er hinfällt und, ein armes Vieh, den Peitſchenhieben ſeiner Treiber unterliegt!

Das iſt das Loos des Schönen auf der Erde!

Man hat viel von Shakeſpeare's Ironie geſprochen. Vielleicht habe ich nicht recht verſtanden, was man darunter verſtanden; aber ich habe Ironie überall vergebens geſucht. Ironie iſt Beſchränktheit, — oder Beſchränkung. Für letztere war Shakeſpeare zu königlich, für erſtere hatte er eine zu klare Weltanſchauung; er ſieht keinen Widerſpruch zwiſchen Sein und Schein, er ſieht keinen Irrthum. Oft zeigt er uns lächelnd des Lebens verſtellten, doch nie ſpottend des Lebens lächerlichen Ernſt. Doch im Hamlet finde ich Ironie, und keine erquickliche. Der

Dichter, der uns immer ſo freundlich belehrt, uns alle unſere Zweifel löſt, verläßt uns hier in ſchweren Bedenklichkeiten und bangen Beſorgniſſen. Nicht die Gerechten, nicht die Tugendhaften gehen unter, nein ſchlimmer, die Tugend und die Gerechtigkeit. Die Natur empört ſich gegen ihren Schöpfer und ſiegt; der Augenblick iſt Herr, und nach ihm der andere Augenblick; die Unendlichkeit iſt dem Raume, die Ewigkeit iſt der Zeit unterthan. Vergebens warnt uns das eigene Herz, das Böſe ja nicht zu achten, weil es ſtark, das Gute nicht zu verſchmähen, weil es ſchwach iſt; wir glauben unſern Augen mehr. Wir ſehen, daß wer viel geduldet, hat wenig gelebt, und wir wanken. Hamlet iſt ein chriſtliches Trauerſpiel.

Die Welt ſtaunt Shakeſpeare's Wunderwerke an. Warum? Iſt es denn ſo viel? Man braucht nur Genie zu haben, das andere iſt leicht. Shakeſpeare wählt den Samen der Art, wirft ihn hin, er keimt, ſproßt, wächſt empor, bringt Blätter und Blüthen und wenn die Früchte kommen, kommt der Dichter wieder und bricht ſie. Er hat ſich um nichts bekümmert, Luft und Sonne ſeines Geiſtes haben Alles gethan, und die Art iſt ſich treu geblieben. Aber den Hamlet ſtaune ich an, Hamlet hat keinen Weg, keine Richtung, keine Art. Man kann ihm nicht nachſehen, ihn nicht zurechtweiſen, nicht prüfen. Sich da nie zu vergeſſen! Immer daran zu denken, daß man an nichts zu denken habe! Ihn Nichts und Alles ſein zu laſſen! Ihn immer handeln und nichts thun, immer ſich bewegen und nie fortkommen zu laſſen! Ihn immer ſich als Kreiſel drehen laſſen, ohne daß er ausweiche! Das war ſchwer. Und Shakeſpeare iſt ein Britte! Hätte ein Deutſcher den Hamlet gemacht, würde ich mich gar nicht darüber wundern. Ein Deutſcher brauchte nur eine ſchöne, leſerliche Hand dazu. Er ſchreibt ſich ab, und Hamlet iſt fertig.

Nachträge

zu den

dramaturgiſchen Blättern.

(1818.)

1. Am 28. Juni. **Der Vorſatz**, eine ländliche Scene von F. v. Holbein.

Dichtungen, die ſo anſpruchlos hervortreten, erhalten oft mehr als ſie erwarten mochten. Anmuthige Sprache und eine natürliche Verwickelung, die ſich eben ſo ungezwungen auflöſt, geben dieſer Kleinigkeit einen Vorzug vor manchen dramatiſchen Künſteleien, die mit Geräuſch auf die Bühne gebracht werden. — Frau *** ſpielte das Gretchen unübertrefflich gut, zeigte die Künſtlerin und machte ſie vergeſſen. Sie wußte die Naivetät eines Landmädchens von ſtädtiſcher Ziererei und bäuriſcher

Derbheit frei zu halten. Ihr Liebſter, der Soldat Hans, von Herrn *** dargeſtellt, ſchien ſich auf den Drang ſeiner Gefühle verlaſſen und daher auf das, was er ſagen wollte, ſich gar nicht vorbereitet zu haben. Hatten ehrenvolle Wunden, die er verſchwieg, ihm nicht blos den Arm ſteif gemacht? Wahrſcheinlich.

2. **Raphael**, ein hiſtoriſches Luſtſpiel von Caſtelli, in einem Aufzuge.

Verwiſchte Zeichnung, ſchmutzige Farbe, eine bald kränkelnde und blaſſe, bald häßliche Sprache, ein ermüdendes Necken zwiſchen Laune und Empfindung: das ſind — nicht die *Eigenthümlichkeiten* dieſer Dichterarbeit, denn man findet ſie nur gar zu häufig. Der Schauſpieler kann mit aller Kunſt und Anſtrengung ſolche Fehler nicht bedecken. — Nur eine kleine Probe von der Zartheit, die in dieſem *hiſtoriſchen Luſtſpiele* herrſcht:

Fürſt.

„Ihr malt ſo gerne Jungfrauen.“

Raphael.

„*Weil ſie was Seltenes ſind*, gemalten darf man trauen.“

Hoffentlich iſt dieſe *Rede* nur unverſtändlich.

Eine andere:

Cäcilie.

„Auf's Krankenlager ſank mein armer Vater hin,
Bald ſchwang der Senſenmann die Hippe über ihn.“

Ein ſo komiſches Bild des Sterbens könnte einen Kranken noch auf ſeinem Todtenbette aufheitern.

Herr *** als Raphael that, was möglich war. Die Bedächtigkeit im Vortrage und in dem Mienenſpiele dieſes jungen Künſtlers ſollte Andern als Muſter dienen. Frau *** ſpielte die Cäcilie ..... aber ſie war auch gar zu ſchön! in der 8. Scene wendet ſie ſich mit der Rede:

„Ihr Männer, merkt es euch, wenn ihr um Liebe buhlt,
So ſucht bei Mädchen nicht durch Wiſſenſchaft zu glänzen u. ſ. w.“

an das Publikum. Hier ſcheint freilich der Dichter ſelbſt Cäciliens Spiel dieſe falſche Richtung gegeben zu haben; aber es iſt das unheilbare Gebrechen auch der beſſern Schauſpieler, daß ſie mit den Zuhörern liebäugeln und ſie zum Mitſpielen zwingen. Ein Schauſpieler ſoll kein bas-relief ſein, das blos auf der einen, der Betrachtung zugewendeten, Seite ausgebildet iſt, ſondern ein rundum geſtaltetes Werk. Er mag wohl ſeinen Standpunkt ſo wählen, daß er vortheilhaft geſehen werden könne, er darf aber nie die Augen gegen das Publikum aufſchlagen. — Herr *** gab den Fürſten mit ſeiner gewöhnlichen kalten Würde. Den leidenſchaftlichen Freund der Kunſt und Cäciliens hätte Keiner in ihm errathen.

3. Toni, Drama von Körner.

Glänzende Farben, doch weder Zeichnung, noch Licht und Schatten. Vielleicht hätte der dramatiſche Geiſt dieſem Gemälde einiges Leben eingehaucht, wenn der Dichter im Oberſten Strömly den Verführer der Babekan und Toni's Vater hätte entdecken laſſen.

Demoiſelle W.... gab als Gaſt die Rolle der Toni. Sie iſt der Bühne fremd — unſerer, und es ſoll ſelbſt der Schein vermieden werden, als habe die Vorliebe für eine einheimiſche Künſtlerin das Urtheil befangen gemacht. — Herr *** wußte als Guſtav von der Ried ſeine ausgezeichneten Anlagen zu gebrauchen. Rollen ſolcher Art (Liebhaberrollen, wie man ſie nennt) ſind nicht immer dankbar. Das mißglückte Spiel wird der verfehlten Kunſt, das gelungene der guten Natur zugeſchrieben. — Warum Herr *** bei ſeinem Eintritte in den Hof des Negerhauſes den Hut auf die Erde wirft, und den nackten Kopf dem Sturmregen preisgibt, bedarf einer Erklärung. — Frau *** in der Rolle der Meſtize war mit Sinn gekleidet; ihr Vortrag und ihr Mienenſpiel waren ſehr richtig. — Herr W.... machte den Negerhauptmann. Selbſt in dieſer kurzen

Rolle fand er Zeit, den ſinnvollen Künſtler zu entwickeln. Das ſüdliche Blut, die kochende Rachſucht, das verzehrende Weſen eines Schwarzen, den Uebermuth des freigewordenen Sklaven, wußte er treu der Natur nachzuahmen.

4. Am 29. Juni. Lodoiska, Oper von Cherubini.

Dieſe ſtrenge und rauhe Muſik, der kein Lächeln abzugewinnen iſt, wurde bei ihrer Darſtellung auch durch Nichts willkommener gemacht. Nur Demoiſelle P... verdiente wegen ihres ſchönen und volltönenden Geſanges den Beifall, den ſie ungetheilt erhielt. Ihr Bemühen war um ſo ehrenvoller, da ſie bei leerem Hauſe ſpielte und die Geſinnung kund that, daß man dem Publikum, auch wenn es in geringer Zahl verſammelt iſt, die gebührende Achtung nicht verſagen dürfe.

5. Künſtlers Erdenwallen, Luſtſpiel von Julius von Voß.

Ach, der Kunſtfreund findet auf ſeinem Erdenwallen nicht weniger Leiden als der Künſtler; freilich ſind ſie anderer Art — jenem wird oft für ſeine Kunſt kein Geld, und dieſem für ſein Geld keine Kunſt zu Theil. In dieſem Originalluſtſpiele werden beide Arten auf die Bühne gebracht; der Dichter der Luiſe hat es nicht geſchrieben, das merkt man einigermaßen. Welch ein buntes Harlekinsgewand von hundert zuſammengeflickten Lappen der verbrauchteſten Hiſtörchen! Als wenn es nöthig wäre, die Langeweile von ſo vielen Seiten her mit Mühe herbeizuſchleppen! Beim Himmel, man verläßt manchen Abend ganz vergnügt das Schauſpielhaus, und denkt: nun ärger könne es doch nicht kommen; aber am andern Tage findet man ſich betrogen. —

Herr *** ſpielte den Magiſter Lämmermaier, manchmal ſeiner ſelbſt, manchmal der Poſſe würdig. Man ſagt, daß er in dieſer Rolle Iffland kopiere; ſo hätte alſo das Vorbild ſeine Fehler oder das Abbild wäre nicht getreu. Herr *** ſtellt den Magiſter zuweilen als einen eingebildeten Menſchen dar, der ſtolz auf ſein umfaſſendes Wiſſen ſei; aber Lämmermaier iſt nicht ſo. Er dünkt ſich keinesweges was Großes, ſondern die poetiſche Kunſt ſcheint ihm nur was Kleines zu ſein, mit dem man leichte Arbeit habe. Es iſt alſo ein Mißgriff, wenn ſich der Schauſpieler in die Bruſt wirft und ſich hochtrabend und tragiſch geberdet. — Herr *** gab den Eduard Ihlen als ein wohlgeſitteter junger Menſch, der nie die Achtung aus den Augen verliert, die man einer großen Verſammlung ſchuldig iſt. Ein Anderer, der es mit den feinen Sitten nicht ſo genau nähme, würde beim Nachhauſekommen aus dem Konzerte,

Univ. Bibl.
München

in welchem er zur Thüre hinausgeworfen worden war, ein klein wenig Verzweiflung geäußert haben. Er aber warf einen Blick auf's Parterre, unterdrückte ſeinen Schmerz, und betrug ſich, als wäre Nichts vorgefallen. Zu artig! — Herr *** zeigte als Vormund Willmann, daß er auf der Bühne wie zu Hauſe ſei. Es iſt recht angenehm, wenn man an warmen Sommerabenden ſo bequeme Rollen hat. — Frau *** ſpielte die Virtuoſin Tempioni in einer Scene meiſterhaft, in der nämlichen, wo ſie ſich vom Magiſter Lämmermaier das von ihm gegen ihre Nebenbuhlerin verfaßte Sinngedicht vorleſen läßt. Auch Herr *** war in dieſer Scene vortrefflich.

6. Am 5. Juli. Hadrian Barbaroſſa, Oper von Fränzl.

Die Lärmſchüſſe in der Ouvertüre haben nicht unnöthig Angſt gemacht; ſo wurde man wenigſtens vorbereitet auf das, was man zu erwarten hatte. Wenn unter einem Portrait geſchrieben iſt: das ſoll Herr N. ſein, dann mag man, ohne das Gemälde zu ſehen, ſeinen Unwerth beurtheilen. Dieſe Oper iſt eine muſikaliſche Herberge, die gaſtlich viele Fußgänger und mehrere Paſſagiere aus dem Mittelſtande aufnahm, und wohin ſich einige vornehme Reiſende verirrten. —

Madame H... als Donna Julia, und Herr S... als Don Ramiro, haben die Koſten der Unterhaltung dieſen Abend allein getragen, wofür ihnen Dank gebührt. — Eine rühmliche Erwähnung verdienen die Quadrillen und ſonſtige Tänze, welche die Soldaten-Chöre *gehend* ausgeführt hatten. Sie entwickelten ſich auf die künſtlichſte und anmuthigſte Weiſe. Bald ſtellten ſie einen Fächer vor, bald einen Cirkel, bald ein Lineal, bald ein Schneckenhäuschen, bald eine Windmühle. Wehe dem Feinde, der zwiſchen die Flügel dieſer Letztern geräth; er mag ſehen, wie er ſich heraushelfe!

7. *Das verlorne Kind*, Schauſpiel von Kotzebue.

Sehr rührend, wie gewöhnlich. Ein Lord will ſich im Walde todtſchießen, muß aber ſeinem ihm nachgeſchlichenen treuen Diener die Piſtolen abliefern. Jetzt wird er ſatyriſch und ſagt: das Beſte am Leben ſei, daß man es wegwerfen könne. Darauf geht er an's Meer, welches bei der Hand iſt, und will ſich hineinſtürzen. Aber es wird wieder Nichts daraus. Ein am Ufer ſchlafendes Kind, das ſich verlaufen hatte, verhindert zum zweiten Male den Selbſtmord. Des Kindes Eltern finden ſich wehklagend ein. Deſſen Vater iſt des Lords eigner verſtoßner Sohn. Verſöhnung. Der Vorhang fällt unter vielen Thränen.

Herr *** machte den verwirrten Lord, der nach des Dichters Vorſchrift „mit unheimlicher Wildheit“ auftreten ſoll, ſehr natürlich. — Frau *** ließ in ihrem Geberdenſpiel nichts zu wünſchen übrig. — *** (das Kind Toni) war gut einſtudirt; aber auch ihr war der Fehler, ſich den Zuſchauern zu viel en face zu zeigen, ſchon frühzeitig beigebracht worden.

8. Toni, Drama von Körner.

Demoiſelle S... ſpielte die Toni als Gaſt, und zeigte ſo viel künſtleriſche Fähigkeit, als nur dieſe Rolle zu entwickeln verſtattet. Ein warmes und ſeelenvolles, aber dennoch beſonnenes, die Ueberlegung der Künſtlerin frei zeigendes Spiel — eine wohlklingende Sprache, das gehörige, bei andern ſo oft vermißte Anſchwellen und Sinkenlaſſen der Töne — gemäßigte Lebhaftigkeit im Ausdrucke und Geberdenſpiele (Toni's Hinneigung zu Guſtav iſt nur erſt eine Tugend, noch keine Leidenſchaft) — dieſe Vorzüge ſind es, welche uns den weitern Darſtellungen der Dem. S... mit angenehmer Erwartung entgegen ſehen laſſen.

Wer Kant's oder eines Andern phyſiſche Geographie beſitzt, den bitte ich dringend darin nachzuleſen, ob es wirklich auf St. Domingo zugleich Tag und Nacht ſei — die Sache wäre äußerſt merkwürdig. Wenigſtens war es im Schlafzimmer des Guſtav von Ried der Fall geweſen; dort fiel durch das eine Fenſter grauſe, finſtere Nacht und durch das andere der hellſte, freundlichſte Sonnenſchein. Die Handlung ſpielt eigentlich im Dunkeln, und die Zudringlichkeit war auf der Seite des Lichtes.

9. Das Geheimniß, Oper von Solié.

Die franzöſiſche Converſations-Muſik will mit einer eignen leichten Art ausgeführt werden. Ein gutes deutſches Orcheſter, wie das unſrige, iſt faſt zu gediegen, um mit der gehörigen Oberflächlichkeit über ſolche Sachen wegzurauſchen. Sein Spiel wird zu ausgeſprochen ſein; und ſo war es auch. Die Sänger in einer ſolchen Oper können eines gewandten Spiels noch weniger entbehren. — Das angenehme Lied: Femmes, voulez-vous éprouver, das ganz Frankreich trillert, fand hier durchaus keine Theilnahme.

10. Am 11. Juli. — Kaiſer Hadrian, Oper von Weigl.

Selbſt der Ernſt dieſes Tondichters iſt einſchmeichelnder Art, wenn auch mit Gefahr, hierdurch von ſeiner Würde zu verlieren. Das Talent iſt merkbar genug, doch hat ſeine eigentliche Kraft Weigl in der

Schweizerfamilie verbraucht. — Hr. *** hat in der Rolle des Osreos ſich ſelbſt übertroffen. Es wird ihm nicht entgangen ſein, daß er ſich den ungewöhnlichen Beifall, der ihm diesmal zu Theil ward, nur dadurch erwarb, daß er con sordino ſang und ſeinen blutdürſtigen Ultrabaß nicht gebrauchte. — Es haben noch mehrere Leute mitgeſungen. — Die Chöre machten die gute Leitung bemerklich, der ſie jetzt unterworfen ſind.

11. Am 12. Juli. — Kabale und Liebe, von Schiller.

Ich war verhindert, dieſer Vorſtellung beizuwohnen, und ich verſuchte vergebens die geſammelten Stimmen einiger Freunde in Einklang zu bringen; es hatte jede ihre eigne Tonart. Es werde mir dafür verſtattet, einen kurzen Bericht über die Aufführung einer Oper auf der Großherzoglichen Bühne zu Darmſtadt, welcher ich an dieſem Tage beigewohnt hatte, meinen Leſern mitzutheilen. Man gab Trajan in Dazien, von Nicolini. Eine liebliche Muſik, und nicht ohne Geiſt und Würde. Wenigſtens lernt man einſehen, daß man den Italienern Unrecht thut, wenn man ſie nach ihrem Roſſini beurtheilt. Herr Wild, dieſer herrliche Sänger, den Frankfurt kennt und bewundert — hätten wir doch ihn ſo zu feſſeln gewußt als er uns — machte den Trajan. Des

Lobes bedarf er nicht. Vielleicht hatte er ſeinen Theil zu reich ausgeſtattet; der koſtbare Stoff eines Gewandes ſoll mit zierenden Blumen nicht ganz überdeckt werden. — Mad. ***, Altſtimme, ſang als Decebalus, König von Dazien, vortrefflich, doch in einer faſt eigenthümlichen tönenden Weiſe. Sie hat das große, ſeltene Verdienſt der Deutlichkeit, es geht keines ihrer Worte verloren. (Dahin iſt es mit der Bühne gekommen, daß dieſes als Verdienſt angerechnet werden muß!) Ihr Anſtand und ihr Benehmen als Mann verdienen eine ausgezeichnete Erwähnung. Mad. K . . . als Colmira, des Königs Gattin, entzückte mehr als einen Sinn. Dieſe in voller Jugendblüthe prangende Geſtalt, mit unnennbarer Anmuth ausgeſtattet, dieſer ſeelenvolle Blick, dieſes reizende Lächeln ſollten einer ſchlechten Sängerin zu Theil geworden ſein, damit das Auge das Ohr beſteche. Und nun ihr zauberiſcher Geſang, wo Kraft-Gewandtheit und Lieblichkeit der Stimme einen unentſchiedenen Wettkampf führen! — Herr D . . . hatte in der Rolle des Zamusko zwar nicht Gelegenheit, ſich mit Glanz zu zeigen, doch erkannte man, daß er ſich den Uebrigen zuzählen dürfe. Auch die Frankfurter Bühnenfreunde hatten dieſem braven Baßſänger bei ſeinem Gaſtſpiele den verdienten Beifall nicht verſagt. — Von der großen Ordnung und

Pünktlichkeit, die auch in den unbedeutendſten Scenen beobachtet wird, von den herrlichen Chören, von der reichen Garderobe, von den ganz unvergleichlichen Dekorationen, von der geiſtvollen und ſtrengen Leitung, die in dieſem Allem ſichtbar wird und wodurch ſich die Darmſtädter Bühne auszeichnet, ſoll ein andermal ausführlicher geſprochen und die Vergleichung, zu welcher dieſes Anlaß geben könnte, gewiß nicht unterdrückt werden.

12. Am 14. Juli. — Camilla, Oper von Paer.

Paer's Camilla hat einen guten unantaſtbaren Ruf, darum gelang es ihnen nicht, ſie zu verläumden, ſo fein es auch angelegt war, ſo ſchlau ſich auch alle Mitſingenden dazu verabredet hatten. — Herr ***, Mitglied des königl. Ständ. Theaters zu Prag, ſtellte den Herzog vor. Wenn die böhmiſchen Stände keine beſſern Redner als Sänger haben, dann ſteht es ſchlecht um ihre Volksvertretung. — Madame *** ſang die Camilla. Welch ein grauſames Vergnügen, dieſe Parforcejagd nach aufgeſchreckten und entfliehenden Tönen! Das arme Wild! Camilla iſt wie eine Büßende, nicht wie eine unſchuldig Leidende gekleidet. Nach Vorſchrift? — Demoiſelle W . . ., als die Gärtnersbraut Ghitta, war recht loſe, ſchnippiſch, allerliebſt, ſehr allerliebſt. Ihr Bräutigam hieß Antonio.

13: Am 18. Juli. — Don Juan.

Die Nacht vor dieſer Aufführung begaben ſich wunderbare Dinge. Mozarts Geiſt ſchritt polternd durch das Komödienhaus — die dickſte Saite des Contrabaſſes zerſprang — die große Trommel ſeufzte — eine Clarinette lachte laut auf. Ich habe dieſes Alles von einem Manne erfahren, der bei der Vorſtellung von Eliſe v. Valberg eingeſchlafen war und im Schauſpielhauſe übernachten mußte. — Herr *** ſang den Juan. Ein herzensguter Mann, dem wahrhaftig Unrecht geſchehen; er verdiente es nicht, daß ihn der Teufel holte.

14. Am 27. Juli. — Die Jungfrau von Orleans, von Schiller. Offenherzig zu geſtehen: nichts von dem, was ich über die heutige Aufführung zu ſagen mich erkühnen möchte, verdient auch nur die geringſte Berückſichtigung. Gleich nach den erſten Scenen mißmuthig gemacht, empfand ich die größte Langeweile, trippelte ungeduldig mit den Füßen und gerieth in eine ſolche Stimmung, daß ich ganz die Geiſtesfreiheit verlor, die zur Beurtheilung einer theatraliſchen Vorſtellung erforderlich iſt. Höchſt wahrſcheinlich haben ſie Alle vortrefflich geſpielt und ich Betrübter habe es nicht gemerkt. In meiner üblen Laune erſchien mir Alles ſo ſchleppend und ſeelenlos, daß ich gar nicht begreifen konnte, wo die

lieben Zuſchauer ihre Geduld hergenommen haben, die die meinige, welche ſogar bis zum vierten Akte reichte, noch um ein Fünftheil übertraf. Ich erinnere mich noch dunkel, daß Herr ***, der den Feldherrn Talbot machte, auf eine ſehr komiſche Weiſe den Geiſt aufgab. Eine ganze Loge voll ſchöner Damen in meiner Nähe belachte dieſe Sterbeſcene. Ernſt zu ſprechen, es kam daher, weil Herr *** nicht ſtarb, ſondern ſich hinrichtete. — Der Krönungszug war ungemein prächtig; es wurde dabei faſt nur mit einer Stimme Vivat gerufen, wahrſcheinlich um akuſtiſch darzuthun, wie einſtimmig das Volk in ſeiner Freude ſei.

15. Am 28. Juli. — Der Unſichtbare, Oper von Eule.

Würde eine Oper der „Unhörbare" zur Vorſtellung gebracht, dann wäre ſchwer zu unterſcheiden, wer die Hauptrolle verdiene denn gar Viele hätten Anſprüche darauf zu machen. Doch haben Herr O... und Herr H... recht ſchnurrig geſpielt. Ging es nur immer luſtig zu auf unſerer Bühne, da wäre man noch am beſten daran, dann wüßte man wenigſtens, wo alles hinaus wolle.

16. Die Roſen des Herrn v. Malesherbes, von Kotzebue.

Dem. Lindner, Suſette; Herr ***, Malesherbes: Herr ***, Peter. — Keine Roſe ohne Dornen! Dem. Lindner war die Roſe.

17. Am 30. Juli. — Hedwig, Drama von Körner.

Wer begegnet nicht froh dem deutſchen Helden-Jüngling, den im Leben wie im Gedichte das theure Vaterland begeiſtert, und der die Liebe zu ſeiner Schönen an eine heiligere knüpft? Edler Körner, du heller Morgenſtrahl, auf den ein trüber Tag gefolgt, du ſüßes Kinderlallen der Freiheit, das in der Wiege ſtarb und nicht zur Männerſtimme hinanwuchs, wie könnte ich über den Werth deiner Hedwig mit dir feilſchen, wie ſollte ich mit dir rechten, daß die Handlung zu krampfhaft zuſammengezogen, daß Alle aus der nämlichen Tonart reden, oder worüber es ſonſt ſei? Dein Geiſt, dein Herz iſt darin; deine Dichtungen ſind Heiligthümer einer verſtorbenen geliebten Zeit, die wir verehren ſollen, nicht beurtheilen! . . . Aber, warum mußte ich mich auch ſo hoch hinauf ſchwindeln; jetzt habe ich einen gefährlichen Sprung zu machen. Nämlich Herr *** ſpielte den Julius. Theure Freunde und Freundinnen! es thut mir in der Seele weh, daß ich an unſerer Bühne ſo oft nur zu tadeln finde, ich lobte lieber, aber es iſt mir unmöglich, gegen mein Gefühl und meine innere Meinung zu reden. Vielleicht verſtehe ich Nichts von der Sache, es mag ſein; vielleicht mache ich Forderungen an die Kunſt, die der in Raum und Zeit eingeengte Künſtler nicht zu gewähren vermag. Iſt es ſo, dann bitte ich um Belehrung und fordere Jeden auf, den mein Tadel treffen wird, mich ſchriftlich zurechtzuweiſen (mit mündlichen Erörterungen wünſche ich verſchont zu bleiben, ſie rühren mich zu ſehr). Widerlegungen ſolcher Art, und ſollte auch jede Waffe darin benutzt ſein, die man außer Gründen noch gebrauchen kann, den Gegner zu beſtreiten, und ſollte auch mein Mangel an Einſicht in Beurtheilung ſchauſpieleriſcher Darſtellungen noch ſo fühlbar gemacht worden ſein — wird niemals, ich verſpreche es feierlich, die Aufnahme in dieſe Zeitſchrift verſagt werden. Aber dafür verſtatte man mir auch freimüthig auszuſprechen, was ich denke, und ich denke, daß Der kein Schauſpieler zu nennen iſt, der uns gebrochene Kniee, immer die nämlichen eckigen Stellungen zu ſehen, der uns das langweilige melancholiſche Geläute der verliebten Tonart ohne Abwechslung, ohne Schmelz der Stimme zu hören gibt; der in leidenſchaftlichen Lagen eine mädchenhafte Weinerlichkeit zeigt und die Manneskraft nicht auch in ihrer Niederlage geltend zu machen weiß. Vergleicht damit den Herrn ***, welcher den Rudolf ſpielte. Hier iſt Grazie ſelbſt im wilden Ungeſtüme und männliche Haltung auch neben der Schwäche der Leidenſchaft. Vergleicht damit, ſage ich; denn übrigens war Herrn *** Spiel gar nicht vorzüglich.

18. Der Sie, Luſtſpiel von Caſtelli.

Eine dumme Geſchichte! Denkt euch nur, es kömmt dahin, daß ein Vater den eignen Sohn, den er für ein Frauenzimmer hält, heirathen will. Das heißt doch den Scherz etwas zu weit getrieben! Und daß der Milchbart gemeinſchaftlich mit ſeinem Diener ſeinen alten Vater verlacht und verſpottet, mag doch auch nicht jedem Gefühle behaglich ſein. — Herr *** ſpielte den Der Sie ohne alle Laune und mit der möglichſten Schwerfälligkeit. Er verſtand ja kaum ſelbſt zu lachen, wie wollte er ſolches erregen? — Herr W... als Herr von Anker wußte die komiſche Wirkung hervorzubringen, welche mit dieſer Rolle beabſichtigt wird. — Frau *** ſpielte die Frau v. Lahn recht fein, gewandt und muthwillig. — Demoiſelle A... war als Brigitte auf die herkömmliche Art naiv. — Herr O... machte des jungen Laffen Diener Spitz mit der ihm eignen Regſamkeit und Laune. Dieſer Künſtler weiß ſich immer zu beſchäftigen, auch da, wo ihm der Souffleur keine Arbeit gibt. —

19. Am 2. Auguſt. — Titus, Oper von Mozart.

Demoiſelle *** trat als Sextus auf. Die Schüchternheit, mit welcher ſie begann, verrieth, daß ſie beſcheiden genug iſt, den Werth ihres Geſanges nicht zu überſchätzen. Demoiſelle *** ſand auch unfreundliches Wetter. Einige Sonnenſtrahlen des Beifalls konnten den Wolkenhimmel der Unzufriedenheit nicht durchbrechen. Das heißt in einer guten deutſchen Ueberſetzung: ſie mißfiel ſehr.

Ich bin beauftragt, die Herren von der Bühne, denen es obliegt, freundlich zu erſuchen, daß ſie doch den Text der heutigen Oper, der vergriffen iſt, von neuem möchten drucken laſſen. Bei mehrern andern Opern iſt derſelbe Mangel eingetreten. Wäre es nicht ſehr zweckmäßig, wenn nicht blos die Geſänge, ſondern auch die geſprochenen Worte und die ganze ſceniſche Anordnung des Singſtücks zugleich mit abgedruckt würden? Meinen Sie nicht?

20. Am 27. Auguſt. — Die Indianer in England,*) Luſtſpiel von Kotzebue.

---

*) Die Handſchrift, welche die Berichte über die ſchauſpieleriſchen Darſtellungen enthielt, habe ich bei einem Gange über die Straße aus der Taſche verloren und nur Einiges nach der Erinnerung wieder herzuſtellen vermocht. Daher die Unvollſtändigkeit dieſes Artikels. Ich bitte nicht den ehrlichen

Mit „Auweh“ beginnt dieſes Luſtſpiel, wenn das nicht herzbrechend wird, ſo iſt's ein glückliches Wunder! Nun, es fehlt nicht daran. Toujours perdrix, toujours Gurli. Hundert drei und dreißig Male (bedachtſam gezählt) wird der Name Gurli im Stücke ausgeſprochen, es gurlt einem um's Ohr herum, daß man vor Angſt und Wehmuth vergehen möchte. Närriſcher Samuel, hat je eine abgeſchmacktere Unnatur die Bühne betreten? Antwort: Nein. Es wird gewiß keine beſorgte Mutter ihre Tochter zum zweitenmale in dieſes Schauſpiel führen. — Laßt uns zuweilen kleine ſtyliſtiſche Bemerkungen zur Uebung unſeres Geſchmackes machen. In der 4ten Scene des 2ten Akts ſagt Liddy: „Pfui! keine romantiſchen Thorheiten! Kaberdar iſt ein braver Mann. Ihn um eines Jünglings willen verſchmähen, deſſen Herz ich blos aus ſeinen Augen kenne, das hieße auf der Lebensreiſe den Compaß gegen einen Schmetterling vertauſchen.“ Eine ſchöne Zuſammenſtellung; man hätte eben ſo gut eine Baßgeige mit einem Kümmelwecke paaren können! — Ein andermal heißt es: „unglückſchwangere

---

Finder des Verlornen, es mir zurückzugeben, denn dieſer thut es wohl von ſelbſt, ſondern den unehrlichen, und es ſei ihm hiermit eine größere Belohnung, als der Fund werth iſt, dafür zugeſagt.

Blitze." Sehr falſch. Der Blitz kann nicht ſchwanger werden; ſchon deſſen langgeſtreckte Taille vermag das Bild der guten Hoffnung nicht einzufaſſen. Uebrigens iſt der Blitz das Geborne, nicht das Gebärende: wenn die unglückſchwangeren Wolken in die Wochen kommen, dann ſind die Blitze die Unglückskinder.

Die Aufführung war im Ganzen gut. Herr *** machte den Sir John. Sir John hat das Podagra, aber Podagriſten haben gewöhnlich keine kranke Körper und Seelenſtimmung. Sie leiden nur an den Füßen, aber das Herz, wie man zu ſagen pflegt, iſt geſund. Sie ſind heiter, ſie haben Appetit und Laune. Darum war es vielleicht eine unnöthige Störung, daß Herr *** mit kläglicher Stimme, matt und entathmet geſprochen. — Frau *** als Miſtriß Smith hat ihre Rolle ſehr richtig aufgefaßt und durchgeführt. Beſonders erfreulich war ihre deutliche Ausſprache. Man wird ſehr unverſtändlich, wenn man die Wörter und Sylben zu viel ſchleiſt, ſie müſſen, wie Frau *** es gethan, geſtoßen werden. — Aſchgrau, dürr, ſenkrecht, von ſeinem Regenſchirme unzertrennlich: ſo ſtellte Herr L . . . den trocknen, vorſichtigen, ſich ſelbſt controllirenden Zollinſpector ſehr lobenswerth dar und ließ Nichts zu wünſchen übrig. — Herr ***, welcher den Schiffskapitain Robert machte, ließ ſeine rothe Unterweſte eine Handbreit tiefer reichen als die weiße Oberweſte; das nahm ſich nicht gut aus. — Dem Spiele des Herrn *** als Nabob kann man nicht beikommen, denn er ſpielte gar nicht. — Herr *** war als Zollviſitator voller Laune und Regſamkeit. Eine Rüge ſei verſtattet. In der ſiebenten Scene des erſten Akts, wo er ganz entathmet zu ſeinem Vorgeſetzten, dem Zollinſpektor, kommt, um ihm zu berichten, was er erlauert, ſprach Herr *** ſchnell, mit einander überſtürzenden Worten. Das war recht; denn er ſollte, kriechend und allzeitfertig wie er iſt, hierdurch ſeinen raſchen Dienſteifer zur Schau geben. Allein eben um darzuthun ſeine Heuchelei und nur angenommene Wärme, hätte er, ſobald ihn der Zollinſpektor verließ, plötzlich zur Ruhe überſpringen und den gleich darauf folgenden Monolog der achten Scene langſam und kühl ſprechen, nicht aber, wie er es gethan, mit gleicher Hurtigkeit fortfahren müſſen. — Herr H . . . als Bootsknecht ſprach recht wacker ſeemänniſch. — Herr U . . . und Herr K . . . waren als beide Notarien ſehr ergötzlich. Einer von ihnen hätte ſich, um das Poſſierliche des Fauſtkampfs zu erhöhen, einen Dickbauch machen ſollen. — Aber wo bleibt die ſchöne Gurli-***? Gurli ſoll lachen, Gurli ſoll weinen, Gurli ſoll hüpfen, Gurli ſoll lieb haben, Gurli ſoll küſſen, Gurli ſoll ihr Kätzchen ſtreicheln, Gurli ſoll ihren Papagei füttern, Gurli ſoll heirathen, heirathen, heirathen — — aber Komödie ſpielen ſoll Gurli nicht, weder auf der Bühne, noch mit uns. — Madame ***, Liddy; darüber iſt nicht viel zu ſagen, das iſt nicht Fleiſch und nicht Fiſch. —

21. Die Proberollen, Poſſe von Breitenſtein. Dem. Lindner machte die Schauſpielerin Schnell. Aber wie ſchön hat ſie geſpielt! Das iſt ja über allen Ausdruck! Als Landfräulein — dieſe Selbſtgefälligkeit, wie natürlich! welch artiges Hand- und Fingerſpiel mit dem Strickbeutel! Als Gouvernante — der Putz, die Brille, die ganze körperliche Haltung, die ſehr gute Ausſprache des Franzöſiſchen. Als Kadet — jugendlicher Sprudelkopf, welche liebenswürdige Keckheit, raſch wie eine Wetterfahne. Als Bäuerin — das eingelegte Deklamirſtück. Als Jüdin — die Ruhe, die Zuverſicht, die ausgeſpreizten Finger. Wenn ich Nichts weiter zu ſagen weiß, ſo iſt es die Schuld Derjenigen, die mich die Ausdrücke des Lobes haben verlernen laſſen. Aber man hätte Dem. Lindner mehr ehren und ſie dieſen Abend nicht herausrufen ſollen — der ſchönen Gurli war es auch widerfahren.

22. Am 15. Sept. — Der Vorſatz, ländliche Scene von Holbein.

Wiederholung des Stückes, des Spiels und der Beurtheilung. Den Vorſatz, gelenker zu ſein, hatte Herr ***, wie es ſich zeigte, nicht einmal gehabt, viel weniger ausgeführt.

23. Der Verräther, Luſtſpiel.

Herr Otto und Dem. Lindner, jener als Berger, dieſe als Klärchen, hatten ſo angenehm und mit ſo reicher Laune geſpielt, daß ſie ſich gewiß nicht weigern werden, von dem großen Beifall, den ſie verdient, dem armen Jakob einen Almoſen abzugeben. Es war dieſen Abend das zweite Bauernmädchen, das Herrn *** zum Schatz hatte. Ich denke: die Liebe wird ihn doch endlich geläufig machen.

24. Nachtigall und Rabe. (Zum erſtenmale wiederholt.)

Wenn auf unſerm Zettel ſteht: zum Erſtenmale wiederholt, ſo heißt das in der Bilderſprache eines lockenden Wirthshausſchildes: „Kommt herein, ihr Herren, heute iſt der zweite Feiertag, macht euch noch einmal luſtig, morgen geht's wieder an die Arbeit.“ Die Sache iſt gutgemeint und darum löblich. —

Ich hätte ſchon früher des Herrn Schwind gedenken ſollen, der ſo kunſtreich und bedachtſam ſeine Nachtigallen-Flöte, bald ſüß bald kräftig, tändeln oder ſchmettern ließ. Die Flöte iſt ja hier Alles, die wahrhafte Schickſalsgöttin dieſer Schäferei; darum gebührt ihr die Krone.

25. Am 27. Sept. — Rochus Pumpernickel.

Nicht überall, aber hier gewiß, heiligt der Zweck die Mittel. Ein Poſſenſpiel, das unter zehen Menſchen auch nur einen froh gemacht, verſchmäht es nicht. Legt eure Kleinodien und allen möglichen Plunder in die Schale der Luſt und des Lachens, die der Thränen wiegt ihr doch nicht auf.

Herr *** war ein lieber Herr Rochus Pumpernickel, ſaß drollig zu Pferde, ergötzte ſehr, da er ſeine Bretzel in Sophiens Liebeserklärung eintunkte und mit aller Gemüthsruhe zu Ende aß, war überall, was er ſein ſollte, ein Genie von Dummheit. — Herr *** als Vorthal verſtand ſeine Rolle, doch merkte man ihm an, daß ihm jene paſſive Komik, wie ſie dem kränklichen, ängſtlichen, jede Gemüthsbewegung fürchtenden Manne vorgeſchrieben iſt, zur Laſt fiel. Er iſt beſſer an ſeinem Platze, wo er ſeiner gährenden Laune Luſt machen kann. Madame H. hat gut geſpielt, Madame H. auch, Herr D. auch, Herr H. auch, Herr K. und Herr B. auch auch, Herr H. auch, Herr J. auch, Demoiſelle U. und Madame S. auch auch, Demoiſelle W. auch, Herr U. auch, Herr H. auch. Es iſt doch Niemand vergeſſen? Auch die Straßenjungen haben gut geſchrieen und ſind im gehörigen Takte eingefallen. Sie müſſen ſich mit dieſem Regimentslobe begnügen, wer kann wiſſen, wie ſie alle heißen!

26. Stille Waſſer ſind tief.

Ein herrliches Luſtſpiel alter guter Art, wo ernſter Sinn und Grazie, Laune und Gediegenheit, in der innigſten Verſchwiſterung ſich zeigen. Alles gehörig ſchattirt, nichts von jenen Farbenſprüngen, die dem Auge wehe thun. Wir haben nicht viele ſolcher.

Herr *** hat die Rolle des Baron Wiburg ſehr durchdacht und glücklich ausgeführt. Der Uebergang von Tölpelhaftigkeit durch blödes Fragen und beſcheidene Zuverſicht zum anmaßenden herriſchen Weſen gelang ihm überaus gut. Die Sprache der Empfindung nach abgeworfener Maske wußte er mit kluger Mäßigung zu führen, ohne daß er es ihr an Nachdruck hätte mangeln ſollen laſſen. Dieſe Rolle hat Klippen, die nicht Jeder zu vermeiden verſteht. — Frau *** die Frau von Holmbach. Junge, reiche Wittwen, die heirathen wollen und nicht wollen, und nicht wiſſen, was ſie wollen, in dieſen und in Rollen ähnlicher Art hat Frau *** um keinen Beifall erſt zu werben, er iſt ihr ein- für allemal zuerkannt. Herr Otto, Lieutenant Wallen. Das heißt ſich als Schauſpieler zeigen! Mit ſo vieler Liebe, Laune und neckendem Uebermuthe auftretend, kann einem Künſtler, der ſo reich iſt, wie dieſer an aufgeſpartem guten Willen, eine allgemeine Verbreitung der Luſt nicht mißlingen. — Herr *** als Kammerjunker von Dornhelm, war flach, ſchlau und lauernd, wie es ſich gebührt; Herr H . . ., braver Hauptmann; aber Herr *** (Herr v. Rehberg) glich in Kleidung und Geberden nicht einem Zierling, der eine ſchöne Frau, ſondern einem linkiſchen jungen Kandidaten der Theologie, der eine Pfarre umflattert. — Demoiſelle Lindner, in der Rolle der Gärtnerstochter Antoinette, ſo gut ſie auch ſonſt ſpielte, möchte doch für ihren Stand etwas zu fein, anſtändig und edel aufgetreten ſein.

27. Am 1. Oktober. — Die Sängerinnen auf dem Lande, Oper von Fioravanti.

Eine Muſik, die nur bis ins Ohr, dieſes Vorzimmer des Herzens, gelangt, und wie Alles, was ſich in Antichambren aufhält, zwar geſchmeidig iſt und angenehm, aber auch flach, ohne Leben und ohne Liebe.

Herr O . . . war als Kapellmeiſter das Ergötzen des Hauſes, beſonders in dem Sextett, worin er den Contrabaß mit der Stimme nachzumachen hat, ſpielte er mit unübertrefflicher Laune. — Hr. K . . . den Marco, gut; aber iſt nicht der muſikaliſche Spaß zu weit getrieben, wenn der Tonſetzer einen gichtiſchen Geſang auf die Bühne bringt? Ob im Scherze oder ohne Vorſatz ſchlecht geſungen werde, es thut beides dem Ohre gleich weh. — Herr *** hatte den Carlin zu ſpielen. Bei ſeinem erſten Auftreten, im Terzett mit Marco und Bucephalus, ſingen beide letztere: „O weh! er ſcheint von Sinnen.“ — „Was macht er für Grimaſſen? Mir graut ihn anzuſehen. Er faſelt.“ Aber von dem Allen konnte man Herrn *** nichts abmerken; er betrug ſich wie der vernünftigſte Menſch und war ſo gelaſſen als ein Lamm.

28. Am 7. Oktober. — Don Juan.

Oben auf dem Comödienzettel ſtand gedruckt: Auf vieles Begehren; aber eine ſolche Aufführung hätte wohl weder einer Entſchuldigung noch einer Erklärung bedurft. Aber ich wünſchte die Zeit zu erleben, wo es nach Don Juan nicht mehr heißt: „Eine heroiſch-komiſche Oper in zwei Aufzügen, aus dem Italieniſchen. Die Muſik iſt von Mozart,“ welches Jedermann auswendig weiß; ſondern: „Der Ertrag der Einnahme iſt für das Denkmal beſtimmt, welches dem göttlichen Mozart in Wien errichtet wird," wovon Niemand Etwas weiß.

Madame *** ſang die Donna Anna. Nur in ihren eigenen Tönen könnte man ſie würdig preiſen. — Man iſt gewohnt, von Herrn Hill die Rolle des Don Juan vortrefflich darſtellen zu ſehen und entrichtet ihm jedesmal dafür den gerechteſten Beifall. Er vereinigt in ſeinem Spiele Laune, Feuer, Anſtand und Behendigkeit, und läßt es auch an dem Sonſtigen nicht fehlen. — Hörte man mit den Augen, ſo wäre Madame *** die wohlgefälligſte, artigſte Zerline, die ſich nur denken läßt, befunden worden. — Herr *** gab als Leporello die erwartete Befriedigung nicht ganz. — — — Don Juan, wie auf dem Comödienzettel ſteht, iſt ein Druckfehler, es muß heißen, Dom Juan. — —

Es iſt verdienſtlich für jeden Sänger, in dem Glanze unſeres Orcheſters nicht ſcheinlos unterzugehen. Wem dieſes noch unbekannt war, der mußte es heute erfahren. Daß ein Verein von ſolchen Künſtlern, deren die meiſten ausgeſtattet ſind mit eigener ſelbſtſtändiger Kraft, ſich ſo willig zeigt, nur in dem Ganzen zu leben und zu wirken, ſo daß man ein einziges Inſtrument und einen einzigen Spieler zu vernehmen glaubt, iſt um ſo bewunderungswürdiger, je ſeltener ſonſt Verläugnung des

Ichs mit dem Genius ſich paart. Geiſt und Bedächtigkeit, Feuer und Mäßigung, Freiheit und Gehorſam, finden ſich ſo verbunden vielleicht bei keinem Orcheſter irgend einer deutſchen Bühne. Das hieſige Publikum, welches in ſeiner Geſammtheit ſtets gerecht iſt, verſäumt auch nie, demſelben ſeinen Dank und ſeine Huldigung zu bezeigen, wenn dieſes, wie nach einer Ouverture, ohne Zweideutigkeit geſchehen kann.

29. Am 8. Oktober. — Der todte Mann, Luſtſpiel in einem Aufzuge von Thienemann.

Die drei Perſonen, welche in dieſem Stücke vorkommen, haben ſchlecht geſpielt für ſechs. Wer dieſes Räthſel nicht zu löſen weiß, mag froh ſein; ſein Leben zählt eine langweilige halbe Stunde weniger als das meinige.

30. Das Intermezzo, Luſtſpiel von Kotzebue, in fünf Aufzügen.

(Aufführung der drei erſten Akte.) Herr B . . . machte den Junker Hans, und richtiger kann man dieſe Rolle nicht auffaſſen und wiedergeben, als er es that: das wohlgetroffenſte Bild der herzlichſten Biederkeit, in dem Rahmen ländlicher Einfalt und Unſchuld. Wo dieſer Charakter den Zuhörer mehr als lächeln macht, da iſt das Spiel ſchon verfehlt. Das Schnipp Schnapp Schnurr muß Herr B . . . fertiger auszuſprechen lernen; er ſprach es zu langſam. Auch an dem Lirum Larum ſchien mir etwas zu mangeln. Für ſo ein Leibwort pflegt man eine eigene Livree zu haben, eine ſtehende Melodie, die nicht modulirt werden darf; es muß einmal wie das andermal geſagt werden. — Herr O . . . war ein guter allerliebſter Matz. — Herr W . . ., als Baron Volta, machte den Spieler von Welt mit Welt. — Herr ***, als Galanteriekrämer, hat ſeine Scene ſehr gewandt und mit vieler Wahrheit dargeſtellt. — Herr *** (Kaufmannsdiener) hätte beim Präſentiren des Wechſels ſich nicht ſo ſehr ärgern ſollen, als er gethan. Bei ſolchen Vorfällen einer verweigerten Zahlung bleibt man kalt, und weiß was man zu thun hat, oder man erſchrickt eher, und verliert die Sprache. Heftigwerden kömmt den Perſonen, durch welche Kaufleute ihre Wechſelzahlungen pflegen einkaſſiren zu laſſen, überhaupt nicht zu. — Die drei Bettelbuben hatten für ihre traurigen Verhältniſſe viel zu ſaubere und hübſche Geſichter. —

31. Der Geizige, von Molière.

Herr K . . . ſpielte als Gaſt den Geizigen und leiſtete, erwägt man die Schwierigkeit dieſer Rolle, viel mehr als das Gewöhnliche. Die Beſorgniß war auf ſeinem Geſichte ſehr kenntlich und treu gemalt. Er hatte im Spiele eine wohlberechnete

Ruhe, etwas Altfranzöſiſches im Anſtande, vorzüglich in der Stellung der Beine, das gefiel oder hätte gefallen ſollen. Er künſtelte nicht zur Unzeit mit kleinlichen Schnörkeleien knauſeriger Einfälle, welche den großen treffenden Zügen der Menſchennatur wie ſie Molière entworfen, doch nichts hinzuzufügen vermögen. Die Haupt-Scene: die ausbrechende Verzweiflung über den erlittenen Diebſtahl, gelang gut, und am Schluſſe bildete Herr K . . ., vor ſeiner Kaſſete ſich hinwerfend, eine ſchöne maleriſche Stellung.

32. Am 11. Oktober. — Das Geſtändniß, Luſtſpiel von Kotzebue.

Urſprünglich heißt dieſes Stück die Beichte; aber die Menſchen ſind in der Gottloſigkeit ſo weit gekommen, daß ſie ſich ſogar nicht ſcheuen, gegen die Religion und deren Umgebungen höflich zu ſein. Wir erleben es noch, daß die Polizei verbietet, Lauben auf der Bühne vorzuſtellen, damit die Juden nicht argwöhnen, man wolle ihr Lauberhüttenfeſt verſpotten.

Schöne Frau Baronin, ich hätte gar Vieles gegen Ihre Sittenlehre einzuwenden. Sie irren, Gnädige, wenn Sie die Untreue der Männer mit der Treue der Weiber zu beſchämen glauben; das ſind zwei ganz verſchiedene Dinge. Auch könnte ich Ihnen beweiſen, daß, wenn Sie Ihren Mann nur etwas Weniges geliebt hätten, Sie die Zeche ſeiner übeln Wirthſchaft wenigſtens nicht ſo freundlich lächelnd auf Ihre eigne Rechnung hätten ſetzen laſſen . . . Aber wer möchte mit Ihnen ſtreiten, Liebenswürdigſte?

33. Der Dichter und der Tonſetzer, Oper von d'Alayrac.

Die Handlung iſt munter, die Verwicklung kunſtvoll, die Auflöſung witzig, die Muſik leicht, ſehr leicht, gefällig, unterhaltend genug. Der Geſang der Mitſpielenden war, wie wir ihn an Jedem und Jeder kennen. Uebrigens weiß man, daß die Handwerksgrenzſtreitigkeiten zwiſchen Schauſpielern und Sängern in dem zunftſüchtigen Frankfurt noch immer nicht geſchlichtet ſind. Jene wollen Dieſen das Spielen nicht erlauben, das, wie ſie meinen, ihnen allein zukäme. Die Sänger aber behaupten, ſie wären allerdings auch zum Spielen berechtigt. Um indeſſen den Klageführenden nicht zu ſehr vor den Kopf zu ſtoßen, wird in der Oper ſo ſelten und verſtohlen als nur möglich geſpielt.

34. Am 17. Oktober. — Die Zauberflöte.

Ob ſie wohl Löcher hatte und eine Klappe? Meine Augen haben ſie nicht geſehen, aber wenn auch, ſie war doch häßlich genug. Eine Zauberflöte müßte eigentlich noch viel ſchöner ſein als eine natürliche. Und wie gefiel euch das Glockenſpiel? Die ſonſt ſo freigebigen Feen ſind, wie es ſcheint, auch knauſerig geworden. Ich will es dem Herrn Papageno ***, damit es nicht vergeſſen werde, gleich vorhalten, daß er, meinem Gefühle nach, unzeitig ſpaßt, wenn er mit ſeinen Trommelſchlägern ſo ſtark in das alte Futteral hinein klopft, daß man das Holz hört. Papageno will ja vorſtellen, als ſpiele er ſelbſt die Glocken, die hinter den Couliſſen bewegt werden, wie darf er alſo Lärm machen? — — Dieſer nämliche Schalk that auch nicht wohl daran, ſein Papageno-Weibchen auf den Armen fortzutragen — noch haben wir keine Kreuzer-Komödie. — Aller Zauber verſagte gewaltig dieſen Abend; das Gravitations-Syſtem und das ganze Compendium der Phyſik ſtand feſt wie eine Mauer. Bei Verwandlung der alten Frau in das junge befiederte Mädchen blieb die Kutte auf der Erde liegen, und wollte nicht verſchwinden. Pamina's Dolch that desgleichen, und behauptete den Platz. Die Königin der Nacht gedachte einmal unterzuſinken, aber die lichten Götter waren der Dem. Friedel zu hold, um ſie der Gewalt der unterirdiſchen preiszugeben. Da nahm ſie einen Seitenweg. Alle unſere Opern ſind komiſche Opern, es mag auf dem Zettel ſtehen oder nicht.

Herr *** ſpielte den Saraſtro. Dieſer ſein erſter theatraliſcher Verſuch gelang ihm gut und empfahl ihn. Die Forderungen an den Baßgeſang werden nach einem andern Maaßſtabe gemacht und ſie ſind darum ſchwerer zu erfüllen, als die Leiſtungen des Tenors und Soprans. Letztere Stimmen, mit den Inſtrumenten befreundeter, werden von denſelben zahlreicher begleitet, emporgehalten und mit fortgezogen, was bei dem Baße nicht ſtattfindet; dieſer ſteht einſamer da. Auch iſt ihm, bei ſeiner ernſtern Art, nicht ſo viel als jenen verſtattet, ſeine Fehler hinter Verzierungen und Tändeleien zu verſtecken.

35. Am 20. Oktober. — Wilhelm Tell, von Schiller.

Ein vaterſtädtiſches Herz ſchlägt viel, wenn in Zeiten der Gefahr auf dem Komödienzettel das Landſturmsaufgebot verkündigt wird, und darauf Männer und Weiber, Alte und Kinder, Hohe und Niedere wohlgemuth herbeiſtrömen, zweihundert Quadratſchuhe bretternen Schweizerbodens vom Tyrannenjoche zu befreien. Aber ein deutſches Auge weint auch, wenn es ſieht, wie, nach geſchehener Rettung, das benarbte Volk wieder hinabſteigen muß in den dunkeln Schacht der Vergeſſenheit, und einige Großen, mit ungeritzter Haut, des Sieges Ehre und Beute für ſich allein behalten. O Juſt, o Hilde, o Rühr, o Badjera, du Aelterer, und ihr Braven alle aus Uri und Unterwalden, wer kennt euch noch nach zehn Uhr Abends, wer lohnt euch, während die Weidner, die Heigel, die Schmidt, die Haas, ſich täglich dafür lobpreiſen laſſen, daß ihr Quadrupel-Spiel und Rütli-Vertrag das Land frei gemacht? .... Hätte ich meine Zeit während dieſer Vorſtellung beſſer verwenden können, als zu ſolchen patriotiſchen Phantaſien? Auch habe ich es redlich gethan. Beim Himmel, das iſt kein braver Mann, der über nichtswürdige Poſſen, und ob dieſer oder jener Schauſpieler die gehörige Fratze gemacht, ſich breit und wichtig ausſprechen, aber an des Lebens heiligem Ernſte unbekümmert und dämiſch wie ein graſendes Hornvieh vorüberſchreiten mag! Denkt ihr, daß dieſe Theaterkritiken, woran ihr ſo gut ſeid, eure Freude finden zu wollen, auch mich ſelbſt beluſtigen? Denkt es nicht. Die Bühne, ich mache kein Geheimniß daraus, muß mir zur Verſilberung der Pillen dienen, die man euch, während ihr den Mund zum Lachen öffnet, geſchickt beizubringen weiß. Panis et Circenses! war ſtets das ſchlaue Loſungswort, womit man uns kirre machte, und während wir Maulaffen den Kinderpoſſen zugafften, leerten uns geſchickte Beutelſchneider die Taſchen aus. Laſſe ſich, wer da wolle, zum Beſten haben; aber glaubt mir's, ich thäte keinen Schritt in's Parterre, wo es einen Gulden koſtet, fände ich nicht meine Freude daran, ſchreckhaften Menſchen zuweilen eine Knallerbſe unter die Beine zu werfen.

Iſt Frankfurt eine Vorſtadt Wiens, daß wir es ihnen nachthun in der Cenſur der Theaterſtücke? Mögen ſie an der Donau ängſtlich ſein hierin, was kümmert das uns? Soll man in der freien Stadt Frankfurt nicht ſagen dürfen, daß vor fünfhundert Jahren ein öſtreichiſcher Statthalter in der Schweiz ſchlecht hausgehalten, und daß die Gebirgsbewohner uralter Freiheit endlich ſolcher Herrſchaft ſatt geworden? Warum hat man durch den ganzen Wilhelm Tell das Wort Oeſtreich mit allen daraus gebildeten Adjectiven ohne Schonung des Versmaßes ausgemerzt, ſo daß Keiner, der des Dramas oder der Geſchichte unkundig iſt, wiſſen kann, wenn er von den „Fremdlingen" reden hört, (welches Wort zuweilen ſtatt Oeſtreicher geſetzt iſt), ob Chriſten oder Hottentotten darunter gemeint ſind? . . . Da ſeht ihr ſelbſt, welche üble Folgen es hat, wenn eure Circenses ſo ſchlecht ſind, und man aus Langeweile genöthigt iſt, maßgebliche Meinungen zu haben. Nicht immer iſt man ſo glücklich, zu ſeiner Zerſtreuung luſtige Einfälle zu erjagen, Folgendem gleich. Während der ganzen

Verſchwörungsſcene auf dem Rütli dachte ich an weiter nichts als daran: wie! wenn jetzt der Vollmond herabfiele durch eine Nachläſſigkeit des Maſchiniſten, das wäre ein köſtlicher Biſſen für ein Leckermaul von Theaterkritiker! Aber leider blieb er hängen. —

Das heutige Stück iſt folgender Weiſe ſolfeggirt worden. Doch zuerſt von Denen, die mehr gethan, als das. Am beſten unter allen hat Ida Weidner, als Tells Knabe, geſpielt. Dieſes Kind hat gute Anlagen, und, man nimmt es wahr, einen noch beſſern Lehrmeiſter. Etwas fand ich zu tadeln. Bei den Worten

„Gibt's Länder, Vater, wo nicht Berge ſind?“

verſchränkte es die Aermchen, um ſich eine nachſinnende Stellung zu geben; dieſe Bewegung iſt aber Kindern nicht natürlich. — Herr *** ſtellte ſeine ſchwierige Rolle als Freiherr von Attinghauſen mit großer Kunſt und Einſicht dar. Die Sterbeſcene gelang ihm ſehr gut. Doch glaube ich, daß der Lehnſtuhl weiter vorwärts ſtehen, oder daß Attinghauſen erſt todt zuſammenſinken ſollte, wenn er mehr vor den Stuhl getreten iſt. Herr *** ſtarb aber ganz vorn am Rande der Bühne, ließ ſich als Leichnam durch das ganze Zimmer ſchleppen und dann auf den Seſſel niederſetzen; dies nahm ſich nicht gut aus. — Herr *** ſpielte den Tell mit der edelſten Nonchalance, ganz auf die beliebte Art, wie er den Baron in der Beichte ſpielt. Melpomene mag ſich freilich geärgert haben, ſich mit ihrer Feindin Thalia in einer Geſellſchaft zu finden. Aber der Schelm von Wirth hatte ſeine Luſt daran gehabt, ſie beide zugleich einzuladen. Doch ... ich will mich nicht bezwingen, ich will grob ſein. Gibt es keine Theatergeſetze, die einen Schauſpieler mit Strafe bedrohen, wenn er, obgleich wie Herr *** im Beſitze ungemeiner Fähigkeit, dennoch ſo oft, mit Geringſchätzung der Zuhörer und ſeiner Pflicht, ſchlecht und mit der unverzeihlichſten Nachläſſigkeit ſeine Rolle abwickelt? und ermangelt unſere Bühne ſolcher Geſetze, warum übt das Publikum nicht ſelbſt Gerechtigkeit aus, durch merkliche Zeichen des Mißfallens, und läßt es geſchehen, daß man ſeine Langmuth täglich mehr und mehr mißbrauche? Herr *** machte den Geßler. Es fällt auf, in unſern Tagen keinen Tyrannen ſpielen zu können. Mit dem rauhen und barſchen Tone, deſſen ſich Herr *** befleißigte, wird Nichts ausgerichtet. Dieſer iſt eher der warme Zobelpelz der Gutmüthigkeit, dagegen ſchlüpft die Tücke mit einer leiſen und glatten Sprache, aus ihrer Schlangenhaut, vor's Ohr vorbei. Boshafte Menſchen liſpeln gewöhnlich, ſie haben den Katzentritt der Zunge. Ueberhaupt hat Herr *** diesmal die rechte Tonart in ſeinem Spiele und Vortrage verfehlt. Mit demſelben Ausdrucke, mit dem er ſagte:

Doch will ich rathen, ziele gut, daß du
Den Apfel treffeſt auf den erſten Schuß

hätte er auch ſagen können: „Hier, mein Söhnchen, haſt du einen gebratenen Apfel; aber nimm dich in Acht, daß du dich nicht verbrennſt“ .... Auch ſein Herunterfallen vom Pferde, da ihn der Pfeil traf, war ungeſchickt. Herr ***, als Rudolph der Harras, war es in dieſer Scene nicht minder, denn er ließ ſich ſeine Vorbereitung, den ſinkenden Geßler in ſeine Arme aufzufaſſen, zu frühe abmerken. — Herr *** machte den Arnold von Melchthal, und las wieder das ganze Wörterbuch ſchauſpieleriſcher Mißgriffe und Fehler in unalphabetiſcher Ordnung durch. Dieſer Künſtler hat mehr als einmal gezeigt, daß das Urtheil für ihn nicht ganz verloren iſt, und je ſichtbarer es ward, wie ſchwer ihm die Enthaltung von gewiſſen Unarten fiel, je größer war auch der Dank für ſein Beſtreben. Herr *** fühlt, was er ſpricht, aber der Schauſpieler ſoll nur denken, was er zu fühlen ſcheinen ſoll. Der warme wird den Zuhörer nie erwärmen. Herr *** iſt ſo unglücklich, niemals den Schwerpunkt ſeines Geiſtes, noch den ſeines Körpers zu finden; darum bedarf er der Balancierſtange einer hyperpathetiſchen Declamation; daher ſein Herüberneigen des Oberkörpers, ſein öfteres ſich Erheben auf den Fußzehen, und alle die übrigen unnatürlichen Stellungen. Ein gewiſſer Beifall mag ihn wohl manchmal irre führen und in ſeinen Fehlern beſtärken. Man kann mit ſeiner Stimme ſteigen und ſteigen, und erklettert wohl endlich das Jauchzen der Gallerie, wenn man das Lächeln der Verſtändigen für Nichts achtet. Herr *** nimmt mit ſeinem Munde ſtets einen zu ſtarken Anlauf, ſo daß er, wenn ihn Jemand im Zweigeſpräche ablöſt, wie von einem Stoße zurückprallt und das Gleichgewicht verliert. Dem Zuhörer ergeht es dann, wie bei den Vexirwalzern, die plötzlich aufhören, und wo man ohne Muſik fortanzt; man glaubt, Herr *** müſſe noch Etwas zu ſagen haben, und iſt über ſein Schweigen ganz verduzt. Jede Rede pflegt er, gleichſam um einen Trumpf darauf zu ſetzen, mit einer ſchleudernden Bewegung der Fauſt zu endigen. Es iſt dieſes ein mimiſcher Schnörkelzug, dem kalligraphiſchen gleich, ohne welchen viele Menſchen ihren Namen nicht ſchreiben können. — — Ich will mit einer Anmerkung über Stauffachers Wohnhaus, das in der zweiten Scene des erſten Akts vorgeſtellt wird, den Beſchluß machen. Von dieſem Hauſe heißt es, an verſchiedenen Stellen:

— Da ſteht dein Haus, reich, wie ein Edelſitz;
. . . .
Von vielen Fenſtern glänzt es wohnlich, hell.
. . . .
Vor dieſem Hauſe hielt er wundernd an; (der Vogt.)

Geßler mag ſich allerdings gewundert haben, aber gewiß über nichts Anderes, als daß ein reicher Mann wie Stauffacher in einer ſo ärmlichen Hütte, die nur ein einziges Fenſter hatte, wohnen mochte. Warum hat der ſonſt ſo umſichtliche Streicher des Wilhelm Tell nicht alle die Stellen unterſchlagen, die eine Satyre auf die Dekorationen unſerer Bühne enthalten?

36. Am 23. Oktober. — Fanchon, Oper von Himmel.

In Fanchon's liebenswürdigem Geſellſchaftskreiſe wäre es wohl leicht zu erlernen geweſen, wie man Sängern und Sängerinnen von ſonſt guten Gaben ihr linkiſches, holperiges und kleinſtädtiſches Benehmen mit Schonung und darüber wegſcherzend vorhalte; aber eines deutſchen Tadlers höchſte Feinheit iſt das Verſchweigen. Doch haben Herr H... als Saintval, und Herr K... als Abbé es an der nöthigen Gewandtheit nicht fehlen laſſen. — Herr *** ſpielte als Gaſt den Tapezier Martin ohne Laune und Liebe. Es iſt hierbei billig zu berückſichtigen, daß die Vorſtellung zu ſeinem Beſten und das Haus leer war. — Herr *** zeigte als Fanchon's Bruder einige Natur, beſonders da er den Tapezier auf's Sopha warf und durchprügelte. — Herr *** ſpielte den Gewürzkrämer poſſierlich. — Hr. ***, Fanchon's Haushofmeiſter, glaubte beim Kommen und Abgehen immer trippeln zu müſſen. Ob hierdurch Altersſchwäche, oder was ſonſt bezeichnet werden ſollte, weiß ich nicht.

Da ich ſo eben des Herrn *** erwähnte, ſo will ich es meinen Leſern erzählen, daß dieſer Schauſpieler vor ſeiner Abreiſe zweimal in meinem Hauſe war, mit mir zu ſprechen, mich aber beide Male verfehlt hatte. Die Meinungen ſind getheilt. Die Andern behaupten, er wäre nur gekommen, mich zu bitten, daß ich ſeiner Frau ſchonungsvoller gedenken möchte, als ich in der Maria Stuart gethan. Was nun auch ſeine Abſicht geweſen ſein mag, ſo würde ich ſeinen Drohungen zu begegnen und ſeinen Liebkoſungen zu widerſtehen gewußt haben. Ich rede hier darum öffentlich von der Sache, weil es mir vielleicht hierdurch gelingt, künftig fremde Schauſpieler abzuhalten, daß ſie in der Abſicht, meinem Urtheile über ihre Darſtellungen eine gewiſſe Richtung zu geben, mich zu beſuchen kommen. Sie mögen ſich hierin das Betragen ihrer hieſigen Kunſtgenoſſen zur Richtſchnur nehmen. Dieſe, obzwar mir ſo nahe geſtellt, haben es noch nie verſucht, durch mündliche Unterredungen auf meine Anſicht Einfluß zu erlangen, und ſie werden gewiß immer ſo beſcheiden und ſchonend ſein, mir die traurige Wahl zu erſparen, entweder durch heuchleriſche Verſprechungen, die ich nicht zu erfüllen gedenke, ſie ſelbſt, oder aus abgeſchmackter Weichherzigkeit meine Leſer zu betrügen.

37. Am 26. Oktober. — Sargin, Oper von Paer.

Madame Seidler-Wranizky von Berlin trat als Sophie auf. Eine Sängerin von ſeltenen Gaben, wie ſie der Ruf ohne Uebertreibung ſchon verkündigt hat. Stimme, Spiel und körperliche Reize vereinigen ſich, den angenehmſten Eindruck zu erregen und zu unterhalten. Hier wird kein tapferer Geſang durch eine ſchmächtige, zarte Geſtalt Lügen geſtraft, noch eine girrende Liebesarie durch Alter und Korpulenz des Täubchens lächerlich gemacht; es zeigt ſich Einklang überall. Madame S. hat eine ſehr liebliche Stimme, einen beſcheidenen, ächt weiblichen Vortrag und ein Spiel voller Grazie.

38. Am 27. Oktober. — Die Kreuzfahrer, Schauſpiel von Kotzebue.

Türkenthränen ſind auch zu gebrauchen, ſie machen naß, ſo gut wie die andern. Aber der chriſtliche Theil der Rührung zeigte diesmal Fehler gegen die Regeln der Kunſt, wovon bei der nächſten Aufführung der Kreuzfahrer geredet werden ſoll. —

Madame *** ſpielte die Emma von Falkenſtein. Da, wie oben erzählt, ihr Mann mich hat erſuchen wollen, über ſie ſchonend zu urtheilen, ſo thue ich es hiermit. —

39. Am 31. Oktober. — Hedwig, die Banditenbraut, Drama von Körner. (Manuſcript.)

Tauſendmal um Vergebung, meine Herren, das Stück iſt wenigſtens ſchon vier Jahre lang gedruckt, und alſo kein Manuſcript mehr. Mich ärgert die Sache etwas viel. Denn entweder iſt darunter eine Charlatanerie verborgen: es ſollen nämlich die Schauluſtigen ſtärker angelockt werden, indem ihnen ein Stück dargeboten wird, das man durch's Leſen nicht kennen lernen kann; oder: es iſt dieſes abermals obzwar ein kleiner Beweis von gedankenloſer Bühnenleitung. Urſprünglich ſtand auf dem Zettel: Manuſcript, und es muß daher für alle Zeiten unverändert ſo ſtehen bleiben. Desgleichen lieſt man ſehr oft auf dem Komödienzettel: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben" und frägt man darnach, ſo iſt er nicht zu haben. Götter! ſendet mir eine Ariadne, die mich aus dem Labyrinthe meines kritiſchen Aergers befreit, damit ich nicht noch einmal von irgend einem Minotaur geſpeiſt werde. — Liebe Leſer, da alſo Hedwig gedruckt iſt, ſo leſet lieber das Stück, als daß ihr es vorſtellen ſehet; jenes bekommt euch beſſer. — Madame *** ſpielte die Hedwig. Ich ſchone ſie noch einmal. — Frau *** als Gräfin war kalt, und Herr *** als Julius, lau. — Herr *** machte den Rudolph. Anfänglich ſpitzte ich die Ohren ſehr; denn zum Erſtenmale auf unſerer Bühne hörte ich diminuendo und piano ſprechen. Halt, dachte ich, der Mann verſteht's, da gibt's Schatten und Licht! Aber es dauerte nicht lange und die Natur forderte ihre Rechte zurück; beim Schatten blieb's. Herr *** konnte unter ſo Manchem, was er nicht konnte, auch kein böſes Geſicht machen; er lächelte auch in den betrübteſten Lagen, und dies gar nicht verſtohlen, ſondern offen und ehrlich. Er war gewiß nicht minder froh als wir, da die Sache ein Ende nahm. — — Findet ſich ein Räuber von Ehre, der ſich mit ſolchem unbehülflichen, verlegenen, abgeſchmackten Lumpengeſindel, als wir es im Walde ſahen, abgeben mag, ſo muß das Handwerk ſehr geſunken ſein.

40. Das Strandrecht, von Kotzebue.

Herr Weidner, als Herr v. Hayfiſch, entfaltete die üppigſte Laune, der man nicht widerſtehen konnte. — Demoiſelle Lindner als Indianer, war, wie in allen ihren Männerrollen, voller Natur und Anmuth. — Ihr Hund war etwas blöde, vielleicht ein Anfänger. —

41. Am 2. November. — Die Räuber, von Schiller.

Viele Gedanken, in mir erregt durch den Anblick der heutigen Zuhörerſchaft, welche größtentheils aus Handwerksburſchen und andern Paradiesvögeln, ſo wie aus Knaben beſtand, verſchweige ich, weil ich muß, und ich muß, weil es leichter iſt, über gewiſſe Gegenſtände ein Buch zu ſchreiben, als eine Blattſeite. Nur zwei Worte. In Deutſchland am meiſten finden rohe und kräftige Menſchen, oder Kinder, die noch keine Geſetzesfurcht kennen, ihre Luſt an Räuber- und Mordgeſchichten. Was, bei unſern gothiſchen Staatsverfaſſungen, bliebe Männern, die Thatkraft fühlen, auch Anderes übrig, als Spitzbuben oder toll zu werden? Aber genug; führe ich meinen politiſchen Thespis-Karren nur noch einen Schritt weiter in den Hohlweg dieſer Betrachtung, ſo kann ich nicht mehr umkehren. —

Weil heute aufgehobenes Abonnement war, ſo wollte ich für meinen Extra-Gulden auch Etwas genießen; und — ſah nur zwei Akte. — Herr *** (Karl Moor) war ſchon gleich anfänglich auf dem Cimboraſſo der Unerträglichkeit; er konnte nicht höher ſteigen. — Herr ***: Franz, mittelmäßiges Fabrikſpiel; — Madame ***, Amalia, eben ſo. —

42. Am 14. Nov. — Welches iſt die Braut? Luſtſpiel, von Johanna v. Weiſſenthurn.

Das iſt eine von den Verwicklungen, die ſich auf eine vorherzubeſtimmende Weiſe auflöſen. Ich vermochte durch Hülfe des Komödienzettels mir die ganze Geſchichte ſo zuſammenzufügen, als ich ſie nachher bei der Vorſtellung wirklich fand. — Herr ***, als Herr v. Blümlein, war ganz in ſeinem Fache, aber das Fach war auch heute ganz in ihm. — Wenn Fräulein Grünberg und Frau v. Dorn wieder einmal in einem Theezirkel deklamiren, ſo ſollen ſie nicht dabei der ganzen Geſellſchaft den Rücken zukehren, ſondern im Gegentheil. Wollen ſie dennoch ihr liebes Parterre im Auge behalten, ſo brauchen ſie ja nur etwas mehr in den Hintergrund der Bühne zurückzutreten.

43. Am 17. Nov. — Tancred, Oper von Roſſini.

Arſir ging mit unbedecktem Haupte, ſogar unter dem freien Himmel. — Das Chor der Krieger ſingt gleich anfänglich mit allem Schmelze Roſſiniſcher Muſik:

> In den Armen treuer Liebe
> Blüht des Lebens Glück allein.

Wäre es nicht gut, wenn kein Fürſt gefährlichere Soldaten hätte, als ſolche Minneſänger? Demoiſelle ***, als Tancred, erwarb ſich nicht allein den Beifall Aller, ſondern ſie hatte auch ein artiges Schnurrbärtchen. Sie wurde hervorgerufen, und dankte mit folgenden Worten: „Nicht blos in Tancred, ſondern auch bei jedem Schritte meines Lebens, werde ich mich ihres Beifalls werth zu machen ſuchen. Gute Nacht!“ Ich weiß nicht, warum die Leute lachten. Solch ein höflicher Dank hätte wohl eine freundlichere Erwiederung verdient. Die Stimmhämmer im Parterre waren vielleicht mit dem angelobten guten Lebenswandel nicht ganz zufrieden.

44. Am 24. Nov. — Der Wirrwarr, Poſſe von Kotzebue.

Auf unſerer Bühne erſcheinen ſolche Spiele wie ein muthwilliges, feuriges Füllen, einem Leichenwagen vorgeſpannt; nur muß das Gleichniß umgekehrt werden. Die armen Leute ſind nicht rührig genug. „Lachen ſie doch, Marinelli!“ — Des Herrn von Langſalm Schläfrigkeit war heute auf alle Mitſpielenden übergegangen; wenn nicht auch auf die Zuhörer, ſo lag dies nur an der unwiderſtehlichen Ermunterung des Dichters. — Herr ***, als Herr v. Langſalm, war matt, er wußte ſeinem Spiele nicht Friſche und Colorit genug zu geben. Das Schleppende und Gedehnte des Vortrags, das allerdings in der Natur dieſer Rolle liegt, muß den Zuhörer bald ermüden, wenn nicht die leeren Zwiſchenräume von Wort zu Wort und Rede zu Rede durch ein reiches Mienenſpiel ausgefüllt und ſo die Zeit der Abwartung verkürzt wird. — Madame ***, Frau v. Langſalm, war in Sprache, Geberde und Kleidung viel zu altmütterlich. Sie glich, rechnet man den Sinn der Reden ab, die ſie zu ſprechen hatte, im Uebrigen ganz ihrem ſchlafluſtigen Gemahl, ſtatt daß ſie überall deſſen Gegenſatz hätte bilden ſollen. Herrſchſüchtig, heftig, jungſüchtig, putzſüchtig, nicht korpulent, nicht ſo ehrbar gekleidet, nicht jenen gutmüthigen Ausdruck der Rede — das war ihr Beruf. — Demoiſelle Lindner, Doris. Daß dieſe Künſtlerin die Gabe, ſchlecht zu ſpielen, durchaus nicht hat, konnte man heute wahrnehmen. — Fritz Hurlebuſch, Herr ***, Presto, Presto! Aber das immerwährende Springen durch's Zimmer thut's noch nicht. Herr ***, als Selicour, hat auch gehüpft und dabei Beine gemacht wie eine Spinne. Auf der Bühne gibt es eine Menge herkömmlicher

Manieren, die ohne Sinn gebraucht werden. Iſt Einer ein junger Sauſewind, ſo geht er nie, er läuft beſtändig. Man ſoll aber die Natur ſtudiren. Meine Herren, beobachten Sie den luſtigſten jungen Menſchen Ihrer Bekanntſchaft, wenn er auch erſt 18 Jahre alt wäre, und ſehen Sie, ob er wie ein Knabe ſpringe. Er thut es gewiß nicht. Die Lebhaftigkeit hat ganz andere Zeichen. — Herr *** machte den Major Langſalm. Es muß ihm zum Verdienſte gerechnet werden, daß von der Scene an, wo er auftrat, alle Uebrigen viel beſſer ſpielten, als vorher. — Demoiſelle *** als Babet, war nicht natürlich genug und deklamirte manchmal an unpaſſenden Stellen. Sie möge ſich ja hüten, aus jedem Worte das Herz reden zu laſſen, dies iſt das unfehlbarſte Mittel, vom Zuhörer die Rührung abzuhalten. Ungeſchicklichkeit war's, daß ſie die Kaffeetaſſe ſo regelmäßig auf die Erde fallen ließ, daß dieſe ganz bleiben mußte. Aber Herr *** trat mit bewunderungswürdiger Geiſtesgegenwart tapfer mit dem Fuße darauf, und zerbrach ſie in zwanzig Stücke. —

45. Am 28. März 1819. — Der Haupttreffer in der Güter-Lotterie, von Frau v. Weiſſenthurn, Luſtſpiel in vier Abtheilungen.

Dieſes Luſtſpiel der ſehr befliſſenen Frau v.

Weiſſenthurn als ein Zug, den wir in der Güter-Lotterie gethan, iſt zwar nicht völlig eine Niete, aber ein ſo kleiner Treffer, daß er dem Einſatze von zwei Stunden Zeit und von immer noch einem Gulden nicht zur Hälfte gleichkömmt. Da iſt weder ein Handeln noch eine Handlung, weder eine That noch eine Thätigkeit; nicht Sitte, nicht Menſchengeiſt, nicht Menſchenherz, nicht Witz, nicht Laune — Nichts. Ein Stubengemälde in der Stadt, und ein Stubengemälde auf dem Lande, von einem Weißbinder aufgetragen. Das gute, lebendige und zuſammenhaltende Spiel faſt aller Schauſpieler und Schauſpielerinnen, die in dem Stücke auftraten, machte einen beſſern Stoff, an dem er ſich übe, nur noch wünſchenswerther.

46. Das Fiſchermädchen, lyriſches Drama in einem Akt von Körner, Muſik von Schmidt.

Nur ein Akt! Der bietet weder Raum noch Zeit genug dar, weil ausgeſponnene Verhältniſſe und große Gemüthsbewegungen aufzunehmen und unverletzt wiederzugeben. Daher überſtürzt ſich Alles in dieſem kleinen Drama, wegen ſeiner Haſt, und was genießbar geweſen wäre, läuft über und geht verloren. Aber recht warm iſt die Sprache und jugendlich friſch. Die Muſik iſt etwas chaotiſch. Kenner ſagen, es ſeien Elemente fremder Meiſter darin; mag ſein! aber ſie ſind nur gemengt unter einander, nicht wahlverwandtſchaftlich gemiſcht. Ich glaube, die Aufführung war gut.

47. Am 4. April. — Zemire und Azor, Oper in zwei Abtheilungen, von Herrn Kapellmeiſter Spohr (zum Erſtenmale).

Wer weiß es nicht, welche hohe Gabe Spohr beſitzt, in ſeinen Tondichtungen Anmuth mit Würde, Freundlichkeit mit Ernſt zu paaren? Dieſe reizende Lieblichkeit in allen ſeinen Geſängen thut wegen ihrer gehaltvollen Art den unerbittlichen Forderungen ſtrenger Kunſtrichter nicht weniger genug, als ſie das Ohr des lüſternen Freundes des Schönen lockt und liebkoſt. Nur in der Tonkunſt iſt man dem Geiſte und Gemüthe eines Jeden um ſo erreichbarer, je höher man ſteht; in andern Künſten verdient man nicht den Beſten zu gefallen, wenn man Vielen gefällt.

Zemire und Azor, ein Kunſtwerk, das in allen ſeinen Theilen ſeines Bildners werth iſt, enthält hervorragende Einzelnheiten, die dem Gefühle der Freunde der Tonkunſt und der Verſtandesfaſſung der Kenner ſich gleich lebhaft aufgedrungen haben. Der unſichtbare Chor, der ſich nach Erhebung des Vorhangs vernehmen läßt, iſt ſo groß und herrlich gedacht als ausgeſprochen. Die kühne und erfindungsſchöne Art, mit welcher darin der Donner des Himmels in die Saitentöne und Menſchenſtimmen geflochten worden, überraſchte ſo ſtark als wunderbar und angenehm. Die Terzette Nr. 4 und 5, die Arie Azor's Nr. 6: „Nein, ich will nicht klagen;“ Zemirens Arie Nr. 8: „Roſe, wie biſt du reizend und mild,“ und ſo viele andere herrliche Tonſtücke machen dieſe Oper zu einer der reichbegabteſten, die wir je gehört. Das kunſtliebende Frankfurter Volk wurde zur Dankbarkeit gewaltſam fortgezogen, es konnte nicht widerſtehen, und bezeugte durch Hervorrufen des Herrn Kapellmeiſters Spohr, daß es auch ſeine ſchwachen Minuten habe, wo es ſich dem Guten willig hingäbe, und es nur darauf ankäme, daß man ſeine Chladniſchen Klangnoten ausfindig mache und es an dieſen Stellen tüchtig treffe.

Der beſcheidene Spohr wird gewiß ſelbſt der erſte ſein, der es anerkennt, daß er die freundliche Aufnahme, welche Zemire und Azor gefunden, auch wohl der Pracht und Herrlichkeit zu verdanken habe, mit welcher die ungemeine Bühnenverwaltung ſeine Oper ausgeſtattet hat. Der wunderſchöne Feenpallaſt, in welchem der reiſende Kaufmann und ſeine Diener Milchbrei aßen, war ein Meiſterſtück von überirdiſcher Baukunſt. Und gar die zaubervollen Gärten! Man kann die ganze Lüneburger Haide durchreiſen und findet keinen ähnlichen. Und die Spukgeiſter von Genien, worunter eine tanzende, und als dieſe erſt in den Lüften mit den Beinen von der Saaldecke herabhingen wie Quinquets! Es iſt recht ſchön geweſen von der Theaterdirektion, daß ſie, um den Künſtler zu ehren, der ſich um unſere Bühne, wenn auch ohne ſeine Schuld vergebens, ſo ſehr bemüht hat, an dem äußern Glanze ſeiner neuen Oper Nichts hatte fehlen laſſen. Indeſſen war dieſer Beweis von Achtung überflüſſig. Daß Spohr ein großer Künſtler iſt, erkennen wir vor aller Welt an, indem wir ihn entlaſſen. Im Herbſte geht er weg von Frankfurt. Daß wir ihn verlieren, iſt das Schlimmſte nicht, das Schlimmſte iſt, daß er Nichts an uns verliert. Es liegt ein Fluch auf dem Boden unſerer Heimath, daß er nichts Großes, Edles und Schönes tragen kann. Wir machen uns lächerlich beim Auslande, daß wir einen Künſtler, wie Spohr, der gern bei uns geblieben wäre, gehen laſſen. Er hatte ſehr billige Bedingungen gemacht, aber eine ſtändige, geſicherte Anſtellung verlangt, damit er (ſo ſagt er ſeinen Freunden), damit er mit größerem Nachdruck verfahren dürfe und ſich von den Launen und dem Kleinigkeitsgeiſte einer einſichtsloſen Direction nicht brauche gängeln zu laſſen. Dieſe aber wollte den Künſtler, wie einen ihrer Ladenbedienten, nur auf Jahreslohn verpflichten. Woher kömmt es, daß die Frankfurter ſich eine ſo erbärmliche Bühnenverwaltung gefallen laſſen, da man doch ſonſt ein Volk, wenn auch über ſeinen wahren Vortheil zuweilen, aber nie über ſein Vergnügen täuſchen kann? Es kömmt daher, weil die Direktoren, als hieſige Kaufleute, durch ihre Familien, durch ihre Handelsfreunde, ihre Schreiber und Schützlinge die Ausbrüche der Unzufriedenheit niederzuhalten wiſſen. Da iſt auch wieder ein bejammernswürdiges Erzeugniß ariſtokratiſcher Herrſchaft, die uns bis auf die Bühne verfolgt.

Demoiſelle F... ſang als Zemire ausgezeichnet ſchön und hat für Einen, den ſie vom Zauber befreite, hundert Andere bezaubert. — Herr Schelble, als Azor, zeigte uns wieder den kunſtgewandten geiſtvollen Sänger, der, ſo oft wir ihn hören, uns über andere Mängel der Oper zur größeren Billigkeit ſtimmt. Seelenvoll und anmuthig war er beſonders im Vortrage des Recitativs: „Sanft tragen ihn die leichten Lüfte“ und der darauf folgenden Arie. Aller der Reiz, welchen der Tondichter in dieſe Geſänge zu legen wußte, ward von Herrn Schelble uns vermehrt dargeboten. — Auch Herr K..., als Sander, und die beiden Demoiſellen *** erhielten den verdienten Beifall. Letztere beide verlaſſen unſere Bühne.

Wahrſcheinlich wird man an ihrer Stelle wieder einige rumfordiſche Sparſängerinnen verſchreiben, und bis dieſe ankommen, die Gemeinen der Opern zu Hauptleuten befördern.

48. Am 6. April. — Fridolin, Schauſpiel von Franz v. Holbein.

Nach Schiller's Ballade frei bearbeitet, wie es heißt; aber wahrhaftig die Freiheit, die ſich der Verfaſſer genommen, iſt etwas zu groß. Es ſollte billig Jedem ſelbſt überlaſſen bleiben, wie viel Waſſer er ſich zu ſeinem Weine gießen wolle. Der Schiller'ſche Geiſt iſt hier durch fünf Akte ſo verdünnt (als umgekehrte Quinteſſenz), daß von dem herrlichen Getränke Nichts übrig blieb, als der Name, um damit zu locken und zu betrügen. Welche unerträgliche, vornehmthuende rhythmiſche Proſa — die Menuetſchritte eines Betrunkenen! Gleich am Anfange der Monolog des Grafen, wie verrenkt, welche Buckel, welche Auswüchſe, welche aufgeblaſene Redensarten. „Der Hunde ungeduldiges Geheul übertönt das Plätſchern des Brunnens“ (dazu gehört kein großer Lärmen)... „O Gewißheit, breite deine eiſernen Fittige über mich, und gib meinem Wanken Feſtigkeit“ (wie erhaben geſagt!). — Wie konnte ein Robert nur ſo dumm ſein, der Gräfin ſeine ruchloſen Abſichten offenherzig mitzutheilen? Zu ſolchen albernen Streichen braucht man keine rothe Haare. — Die Shakeſpearirende Unterredung der beiden Eiſenhammerknechte iſt ja die leibhafte Atropos der Geduld, das heißt: (um dieſe unſerm Schauſpieldichter abgelernte Bombaſt-Sprache in's Deutſche zu überſetzen) — ſie iſt nicht zum Aushalten.

Herr *** machte den Grafen von Savern. In der Scene, wo ihm die Unſchuld Fridolins klar wird und er in die Verzweiflung fruchtloſer Reue ausbricht, war ſein Spiel ſehr gut. Es iſt's immer bei dieſem Schauſpieler in ſolchen Lagen, wo die Ausbrüche der Natur ſo heftig und ſo furchtbar ſind, daß keine falſche Kunſt ſie überbieten kann. Im Uebrigen wären nur die ſo oft ausgeſprochenen und bekannten Vorwürfe zu wiederholen. Da Herr *** immer nur er ſelbſt iſt, und ſeinen Fehlern keine andere Abwechſelung als die des Grades gibt, ſo muß auch die Beurtheilung ſtets die nämliche bleiben. Beſonders auffallend war mir heute der rhythmiſche Gang des Herrn ***, er ging immer in Verſen, wie der griechiſche Chor. Es iſt dieſes ein eigenes Taktſchlagen zum Spiele der innern Empfindungen, welches Schülermittels kein geübter Künſtler bedarf. Herr *** als Fridolin, und noch mehr Herr *** als Robert verdienen großes Lob. — Luitgarde: Demoiſelle ***. Einen leiſen Tadel möge ſie ſich für ihren manchmal etwas weinerlichen Vortrag gefallen laſſen. Thränen, ja ſelbſt erſtickte, ſind ein Luxus der Empfindung, welche nur ſelten bei großen Feſtlichkeiten des Herzens zu genehmigen ſind. Aber ihr Fortrennen nach dem Eiſenhammer, als ſie Fridolins blutige Sendung erfuhr, war meiſterhaft, und, obzwar mit dem Rücken dem Zuſchauer zugewendet, konnte man doch ihren innern Kampf wahrnehmen. — Herr *** machte den Grafen Felseck — ganz vortrefflich, ſo lange ſein Spiel die Weinlaune forderte, aber in den Jammerſcenen mit unbegreiflicher und unverzeihlicher Kälte. — —

Der Waſſerkrug, den Luitgarde zum Begießen der Blumen herbeitrug, war den Händen einer Köchin, aber nicht den niedlichen eines Burgfräuleins angemeſſen.... Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß unter ein ſo ſchmales, keinen Schatten werfendes Bäumchen, als im zweiten und fünften Aufzuge auf der Bühne aus Pappendeckel erſchien, eine Ruhebank angebracht worden ſei; man pflegt dazu breitäſtige Bäume zu gebrauchen . . . Die Gartenmauer, die ſich in der dritten Scene des erſten Akts durch eine Thüre des Burghofes zeigt, iſt durchaus nicht gothiſch gebaut. Es iſt dieſelbe, in deren Umfange man alle modernen Liebeleien und häuslichen Leiden und Freuden ſpielen ſieht. Hat man das Stück geleſen und geſehen, und nicht die kleinſte Luſt dabei empfunden, ſo bleibt doch Etwas, das am Ende Freude macht; der Gedanke nämlich: daß die Zeiten nicht mehr ſind, wo es einem eiferſüchtigen Grafen einfallen dürfte, einen ſeiner Unterthanen braten zu laſſen. Es liegt etwas Angenehmes in dieſer Vorſtellung.

49. Am 18. April. — **Pauline**, Oper in zwei Abtheilungen, Muſik vom K. Hannövr. Muſikdirektor Sutor (zum Erſtenmale).

Carl von Perio, „ein Gefangener auf einer nahen Burg,“ ſitzt darum gefangen, weil er, wie ich glaube, auf einen Miniſter ein Pasquill geſchrieben hatte; aber ſchon nach einigen Jahren wird er wieder frei gegeben und erhält ſein anheimgefallenes Vermögen zurück. Man ſieht, es iſt eine Feen-Oper. Seine liebende Gattin **Pauline** hat ſich als Milchmädchen bei einem Pächter in der Nähe der Zwingburg eingeniſtet. Ein Fiſcher und ein Gefängnißwärter, ihre Anbeter, werden von ihr zum Beſten gehalten, und ſingen eiferſüchtige Arien. Ein Unbekannter kommt, der verwandelt ſich in einen Prinzen, und der Edle macht des Gefangenen und der Zuhörer Leiden ein Ende. —

50. Am 14. März. — **Das Vogelſchießen.** Luſtſpiel von Clauren.

Nicht ungefällig. Die Handlung abwechſelnd und raſch; und das iſt gut, denn um ſo ſchneller ſchlüpfen die dem Dichter eigenen plaſtiſchen Schlüpfrigkeiten dem Ohre vorbei, ohne daß man Zeit hatte, ihnen nachzuhören. An Scherz und Luſt fehlt es nicht, und wie bei den Freudengelagen der alten Aegypter Särge aufgeſtellt waren, ſo wird hier zur Erhöhung des Vergnügens die deutſche Landwehr verſpottet. Im fünften Akte werden Scenen aus Göthe's Jahrmarkt zu Plundersweilern entlehnt. Auch gut gethan, da ſie nicht zu übertreffen waren.

Es wurde allgemein mit Liebe, Gewandtheit und erforderlich raſch geſpielt. Dem. Lindner als Lottchen Wollank, wegen ihrer unnachahmlichen Naivität, Herr Becker als Selting, wegen ſeines Feuers und Anſtandes, Herr Obermayer als Schützenlieutenant Salat, wegen ſeiner Komik, die um ſo wirkſamer war, weil ſie paſſiv blieb, verdienen eine beſondere Erwähnung. Herr Otto machte den Fürſten. Seine Rolle iſt zwar klein; aber das Stillleben der Großen und Vornehmen mit ſolcher Leichtigkeit zu ſpielen, ſcheint leicht und iſt ſchwer. — Der Schauplatz mit ſeinen Buden, Schenken, Gauklern und Luſtſpielern, war ſo gut als möglich angeordnet. Unſere Bühne iſt zu eng für ſolches Leben und Treiben.

51. Die Verwandlungen, Oper in einem Akt, von Fiſcher.

Muſik ohne Bedeutung. Weder deutſches Gewicht noch franzöſiſche Leichtigkeit. Madame H . . ., als die junge Wittwe, ſang beifällig und ſpielte mit Anmuth ihre verwandelnden Rollen. Schauſpieler ſpielen am beſten, wenn ſie ſich ſelbſt kopiren, weil ſie dann nicht unnatürlich werden können.

52. Der Quartierzettel, Luſtſpiel in drei Abtheilungen, von Reinbeck.

Ein junger Menſch, der ſich nach Herzensluſt in den Dukaten ſeines gutmüthigen Onkels ſonnen darf, will heirathen. Aber über zwei Berge führt der Weg zur Geliebten. Der Onkel iſt ſo ſehr gegen das Heirathen eingenommen, daß er, ſo oft davon die Rede iſt, „pfui Teufel“ ruft und dabei ausſpuckt. (Das iſt gewiß zu arg; iſt die Ehe auch kein Nektar, ſo iſt ſie doch wenigſtens kein Vomitiv!) Dann befindet ſich das Mädchen in Verwahrung ihres alten Vormundes, der ſich von ſeiner Mündel und ihrem Golde nicht trennen mag und daher beide erheirathen will. Es kömmt darauf an, den Onkel zu bereden, den Vormund zu überliſten. Der Zufall leiſtet hülfreiche Hand. Ein franzöſiſcher Soldat zeigt auf der Straße dem jungen Menſchen ſein Einquartierungsbillet und bittet um Zurechtweiſung. Siehe da! es iſt die Nummer des Hauſes, worin die Geliebte wohnt. Der junge Menſch führt den Franzoſen in ein Weinhaus, ſchleicht ſich mit dem Zettel davon, verkleidet ſich gehörig, und tritt als Soldat unter das Dach des Mädchens, das ihm nach der Erkennung eine zärtliche Ohrfeige giebt. Der Onkel ſucht voller Angſt den Neffen überall auf und kann ihn nicht finden. Ein guter Freund des Letztern, der mit unter der Decke ſpielt, verräth endlich des Neffen Aufenthalt. Der Onkel hin. Der Neffe ſagt: aus Liebe habe er ſich bei den Franzoſen anwerben laſſen, (nämlich aus Liebe zu ſeinem Mädchen) jedoch unter der Bedingung, daß er wieder frei würde, wenn er die Bewilligung zur Heirath erlange. Der liebende Onkel läßt ſich auch aufbinden, daß die Franzoſen unter ſolchen erotiſchen Bedingungen Rekruten anwerben, und gibt ſeine Einwilligung. Der Vormund muß nach den Regeln des Luſtſpiels mit ſaurem Geſichte endlich beiſtimmen.

53. Am 8. Juni 1820. — Die Schachmaſchine, Luſtſpiel nach dem Engliſchen, von Beck.

Die Komik des Herrn ***, der den jungen Ruff ſpielte, war eine ganze Octave zu tief genommen. Worin der Mißgriff beſtand, das läßt ſich, ſo viel die allzu poſſenhafte Kleidung betrifft, nach Weite, Breite, Schnitt und Farbe, deutlich zeigne; ſchwerer aber iſt, die Vergehen im Spiele ſelbſt nachzuweiſen. Das muß gefühlt werden. Die Tollheit der Jugend hat ihre Grazie, wie die Weisheit des Alters; ohne dieſe Grazie iſt die Weisheit langweilig und die Tollheit abgeſchmackt. Daß ein junger Menſch, um die ſteifen Philiſter aus dem Sattel zu heben und ihre Reitbahnkünſte zu Schanden zu machen ſich wild geberdet, mag hingehen, mag ergötzlich ſein. Aber den Koller darf er nicht haben, das iſt eine Krankheit.

54. Am 14. Juni. Die Zauberflöte.

Seitdem unſere Bühne beſteht, iſt von allen Singſpielen Mozart's Zauberflöte am häufigſten vorgeſtellt worden. Im Jahre 1793, wo ſie zum Erſtenmale erſchien, wurde ſie ſiebenzehn Male, in dem darauf folgenden Jahre ſechs und zwanzig, 1795 zwölf, 96 zehn, 97 acht Male, ſpäter ſeltener, doch jedes Jahr — mit der einzigen Ausnahme von 1812 — gegeben. Bis jetzt (das gegenwärtige Jahr ungerechnet) iſt die Oper 137 Male geſpielt worden. Wie ein Kirchenlied, wie ein Gebet, iſt dieſe Muſik in Aller Ohren, in Aller Herzen einheimiſch. Unſer vortreffliches Orcheſter könnte ſie wohl auswendig ſpielen. Wenn eine Muſik ſo lange ihre Herrſchaft behauptet und ſo dauernd die Liebe feſſelt, ſo beweiſt dieſes nicht blos ihren Werth, ſondern auch die Anerkennung ihres Werthes. Schon als Deutſche können wir dem großen Mozart nie genug huldigen. Nicht darum blos, weil er ein Deutſcher, ſondern auch, weil ſeine Kunſt die einzige iſt, worin, durch ihn, die Deutſchen ſich vor allen Völkern Europas des größten Meiſters erfreuen. Deutſchland beſitzt für alle Wiſſenſchaften und Künſte eine große, für einige, verglichen mit andern Ländern, die größte Zahl ausgezeichneter Männer. Aber der ausgezeichnetſten dürfen ſich jene Andern rühmen. Eine Ausnahme bildet, in der Wiſſenſchaft, die Philoſophie, worin die größten Geiſter Deutſche ſind, und in den Künſten die Muſik. (Es iſt bezeichnend für deutſche Art, daß Muſik eine metaphyſiſche Kunſt iſt). Bedenkt man nun, wie oft die Zauberflöte das Entzücken und die Bewunderung der Kenner erregt, wie oft die Menge erfreut und wie vieles Geld daher in die Theater-Kaſſe gebracht hat, ſo dürfte man mit Recht fordern, daß dieſe Oper auch äußerlich mit dem erforderlichen Anſtande und Glanze geſchmückt erſcheine, was aber auf unſerer Bühne nicht geſchieht. Möget ihr immer den göttlichen Mozart nur als Diener eurer Theater-Kaſſe betrachten, aber auch einem Bedienten läßt man von Zeit zu Zeit eine neue Livree machen. Verwiſchte, verſchabte, alte Dekorationen: die nämlichen, die ſchon vor 27 Jahren gebraucht. In ſo viel Zeit wird ſelbſt ein maſſives Bauwerk ſchadhaft und der Ausbeſſerung bedürftig, geſchweige ein gemaltes. Eine Soldatenpfeife, eine alte Bandſchachtel, woraus das Glockenſpiel, von zwei hölzernen Trommelſchlägeln angeſchlagen, erklingt. Feen koſten ihre Geſchenke keinen Heller, darum ſind ſie auch immer prächtig; welche Pracht ſich durch etwas Farbe, Papier und Glas leicht vortäuſchen läßt. Mag die alte Schlange immerhin noch tauſend Jahre den Tamino ſchrecken und noch millionenmal todtgeſtochen werden: — ſo eine Schlange hat ein zähes Leben; — aber der Papageno-Rock taugt nichts. Der arme Vogelſänger ſieht darin aus wie ein Hanswurſt. Das Kleid mag buntbefiedert ſein, ſo bunt wie ein Kolibri, Papagei, Pfau; aber welcher Vogel hat ſo abgezirkelte, ſymmetriſche Farbenfelder auf dem Leibe? Früher war das Kleid mit natürlichen Federn beſetzt, die durch Alter und Gebrauch nach und nach ausfielen. Dem verſtorbenen, wenn auch nicht unerſetzlichen, doch unerſetzten Lux (möchte unſer fiat lux! erhört werden), begegnete es als Papageno, daß er ſich unter dem Spiele mauſte. Er extemporirte einigen Spott, und das half; es wurde ein neues Kleid angeſchafft, welches aber jetzt, obzwar keine natürliche, ſondern von Seide oder Wolle nachgebildete Federn darauf ſitzen, wieder verdorben iſt. Auch wäre zu wünſchen, daß in den großen Vogelkäfig noch einiges Geflügel geſperrt werde; es ſind nicht mehr als zwei ausgeſtopfte magere Hinkel darin. Würden dieſe Verbeſſerungen eingeführt, dann bliebe Nichts mehr zu wünſchen übrig, da die Prieſterkutten vor zwei Jahren gewaſchen worden ſind. Die Zeitgenoſſen ſind immer undankbar gegen lebende große Männer, die ſich um die Menſchheit verdient gemacht haben; aber die ſpäte Nachwelt wird es dankend und verehrend anerkennen, daß ich es war, der, durch eine Rüge in der Wage, jene Reinigung der Prieſterkutten veranlaßt hatte.

55. Der neue Gutsherr. Oper von Bojeldieu.

Der Amtsſchulze ward von Herrn Obermayer ſehr brav und ſehr fein in italieniſcher Manier dargeſtellt. Er brachte mehrere ſinnreiche und witzige Einfälle aus dem Stegreife an. Eigentlich dürfte dieſes Extemporiſiren in jedem Luſtſpiele gefordert werden, das immer etwas Schwerfälliges behält, wenn nur dem Soufleur nachgeſprochen wird. Madame Hofmann, als Bärbchen, ſang mit ſilberreiner Stimme ſo leicht und fertig, als ausdrucksvoll und kräftig, und ſpielte mit der ihr eigenen Anmuth. Herr Leißring erquickte ungemein durch ſein komiſches Spiel, das nie die Gränze des Anſtands überſchreitet und ſich nie in ungemeſſener Breite umhertreibt.

Das Orcheſter ſchien die Grazie dieſer Muſik Bojeldieu's heute Abend nicht recht herauszufühlen, es ſchien mir etwas ſchläfrig, ſchleppend. Es ſchien mir, ſage ich zum dritten Male; denn eigentlich verſtehe ich Nichts hiervon, und urtheile nur nach dunkeln Gefühlen, wobei Täuſchung leicht möglich iſt. „Wovon Sie nichts verſtehen, ſollten Sie auch nicht ſprechen,“ könnte man mir erwiedern. Freilich, und darauf könnte ich Nichts antworten als, daß einen Journaliſten, der jetzt ſo ſclaviſch behandelt wird, wohl auch einmal die Luſt anwandeln dürfe, den Herrn, den Sieger zu ſpielen, der, ein anderer Brennus, um das Recht unbekümmert, ſein gefiedertes Schwert in die Wagſchale wirft.

56. Am 20. Juni. — Pagenſtreiche. Luſtſpiel von Kotzebue.

Semper luſtig, nunquam traurig, ſingen die Herren Studenten. Wir auch. Und will ſich einmal ein verrückter König Lear verſtohlen über unſere Bühne ſchleichen, machen wir ein ſpöttiſches Geſicht, und fragen, den Hofrath Schiller parodirend: „Was kann denn dieſer Miſere Luſtiges begegnen?“ Kotzebue ſelbſt hat die Pagenſtreiche eine Poſſe benannt; wir aber hegen eine zu große Ehrfurcht vor ſolchen erhabenen Dingen, und nennen ſie darum ein Luſtſpiel. In einigen Tagen gibt man uns wieder ein neues Luſtſpiel von Herrn Töpfer, dem genialen Dichter des Tagsbefehls. Wir freuen uns ſehr darauf.

57. Am 22. Juni. — Soliman der Zweite, Oper, nach dem Franzöſiſchen bearbeitet von Huber. Muſik von Süßmayer.

Wer das Leben des großen Soliman auch nur aus der kurzen Darſtellung kennen lernt, die das Converſations-Lexikon davon gibt, mag ſich wundern, daß ein ſo hochherziger, thatenreicher Mann zum Spielzeuge einer kleinen Kokette herabſinken und ſich ſo armſelig geberden konnte. Er fragt: iſt denn die Geſchichte wahr, hatte wirklich der Sultan eine europäiſche Sclavin geheirathet und ſeinen Thron mit ihr getheilt? So wird wenigſtens allgemein behauptet. Roxelane nennt ſie die Geſchichte und Marmontel, der ſeine bekannte Erzählung daraus gebildet. Sein Solimann gleicht ſeinen Lindors, ſeinen Floricourts, er hat den Helden zu einem bonbon de Sultan gemacht, wie ſie für die polygamiſchen Pariſer in der Straße St. Honoré bereitet und verkauft werden. Roxelane ſoll eine Italienerin geweſen ſein; doch Marmontel hat ſie in eine Franzöſin umgewandelt, „ohne Zweifel (wie

Leſſing in ſeiner Dramaturgie ſagt) weil er es ganz unwahrſcheinlich gefunden, daß irgend eine andere Schöne, als eine franzöſiſche, einen ſo ſeltenen Sieg über einen Großtürken erhalten könne.“ Wenn aber Marmontel's franzöſiſche Eitelkeit grade in dieſem Falle zu entſchuldigen iſt, weil allerdings eine queckſilberne Pariſerin geeigneter erſcheint, ſich in der Barometer-Röhre des Glückes bis zur Sultanin hinaufzuſchmiegen, als eine ſtarre, ſtolze Römerin; ſo verdient doch Huber getadelt zu werden, daß er in ſeiner Oper jene ſiegreiche Sklavin zur Deutſchen gemacht hat. Marianne nennt er ſie; aber habe ſie einen noch ſo ſchmeichelnden, ſchmelzenden Namen, eine Deutſche bleibt immer eine brave, ſchwere Gertrude, die Noth hat, an einen Mann zu kommen, geſchweige an einen Kaiſer. Was nur das für einen deutſchen Gelehrten ein ſonderbarer Ehrgeiz iſt, für ſeine tugendhaften Landsmänninnen um das höchſte Verdienſt in der Koketterie zu ſtreiten! Ja, wenn es die Erfindung der Buchdruckerei, des Schießpulvers, die Abwickelung der Herkulaniſchen Rollen beträfe — aber ſo Etwas!

Ich habe Leſſing's und ſeiner Dramaturgie erwähnt. Das war von einem Theaterkritiker gewiß ſehr ungeſchickt, ſich einer ſolchen Vergleichung preiszugeben. Indeſſen es iſt einmal geſchehen, und weil es geſchehen iſt, will ich einige Stellen aus der ungemein geiſtreichen und ſcharfſinnigen Beurtheilung, die Leſſing von jener Erzählung Marmontel's bei Gelegenheit eines franzöſiſchen Luſtſpieles gibt, zu der, wie zur beſprochenen Oper, die Erzählung den Stoff geliefert, hier aufnehmen: „Ein Sultan, der in dem Schooße der Wollüſte gähnet, dem ſie der alltägliche und durch Nichts erſchwerte Genuß unſchmackhaft und ekel gemacht hat, der ſeine ſchlaffe Nerven durch etwas ganz Neues, ganz Beſonderes wieder geſpannt und gereizt wiſſen will, um den ſich die feinſte Sinnlichkeit, die raffinirteſte Zärtlichkeit umſonſt bewirbt, vergebens erſchöpft: dieſer kranke Wollüſtling iſt der leidende Held in der Erzählung. Ich ſage, der leidende: der Lecker hat ſich mit zu vielen Süßigkeiten den Magen verdorben; Nichts will ihm mehr ſchmecken; bis er endlich auf Etwas verfällt, was jedem geſunden Magen Abſcheu erwecken würde, auf faule Eier, auf Rattenſchwänze und Raupenpaſteten; die ſchmecken ihm. Die edelſte, beſcheidenſte Schönheit, mit dem ſchmachtendſten Auge, groß und blau, mit der unſchuldigſten, empfindlichſten Seele, beherrſcht den Sultan, — bis ſie gewonnen iſt. Eine andere, majeſtätiſcher in ihrer Form, blendender von Kolorit, blühende Suada auf ihren Lippen, und in ihrer

Stimme das ganze liebe Spiel bezaubernder Töne, eine wahre Muſe, nur verführeriſcher, wird — genoſſen, und vergeſſen. Endlich erſcheinet ein weibliches Ding, flüchtig, unbedachtſam, wild, witzig bis zur Unverſchämtheit, luſtig bis zum Tollen, viel Phyſiognomie, wenig Schönheit, niedlicher als wohlgeſtaltet, Taille, aber keine Figur; dieſes Ding, als es den Sultan erblickt, fällt mit der plumpeſten Schmeichelei wie mit der Thüre ins Haus: Grâces au ciel, voici une figure humaine! — Und ſo wie dieſes Eingangskompliment, ſo das Uebrige. — Vous êtes beaucoup mieux, qu'il n'appartient à un Turc: vous avez même quelque chose d'un François. — En vérité, ces Turcs sont plaisans; — je me charge d'apprendre à vivre à ce Turc. — Je ne désespére pas d'en faire quelque jour un François. — Dennoch gelingt es dem Dinge! Es lacht und ſchilt, es droht und ſpottet, es liebäugelt und mault, bis der Sultan, nicht genug, ihm zu gefallen, dem Seraglio eine neue Geſtalt gegeben zu haben, auch Reichsgeſetze abändern, und Geiſtlichkeit und Pöbel wider ſich aufzubringen Gefahr laufen muß, will er anders mit ihr eben ſo glücklich ſein, als ſchon Der und Jener, wie ſie ihm ſelbſt bekennet, in ihrem Vaterlande mit ihr geweſen. Das verlohnt ſich wohl der Mühe!“

„. . . . Ein Türk und Deſpot muß, auch wenn er verliebt iſt, noch Türk und Deſpot ſein. Dem Türken, der nur die ſinnliche Liebe kennt, müſſen keine von den Raffinements beifallen, die eine verwöhnte europäiſche Einbildungskraft damit verbindet. „Ich bin dieſer liebkoſenden Maſchinen ſatt; ihre weiche Gelehrigkeit hat nichts Anzügliches, nichts Schmeichelhaftes; ich will Schwierigkeiten zu überwinden haben, und wenn ich ſie überwunden habe, durch neue Schwierigkeiten in Athem erhalten ſein:“ ſo kann ein König von Frankreich denken, aber kein Sultan. Es iſt wahr, wenn man einem Sultan dieſe Denkungsart einmal gibt, ſo kömmt der Deſpot nicht mehr in Betrachtung; er entäußert ſich ſeines Deſpotismus ſelbſt, um einer freiern Liebe zu genießen; aber wird er deswegen der zahme Affe ſein, den eine dreiſte Gauklerin kann tanzen laſſen, wie ſie will? Marmontel ſagt: Soliman war ein zu großer Mann, als daß er die kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio auf den Fuß wichtiger Staatsgeſchäfte hätte treiben ſollen. Sehr wohl; aber ſo hätte er auch am Ende wichtige Staatsgeſchäfte nicht auf den Fuß der kleinen Angelegenheiten ſeines Seraglio treiben müſſen. Denn zu einem großen Manne gehört beides: Kleinigkeiten als Kleinigkeiten und wichtige Dinge als wichtige Dinge zu behandeln. Er ſuchte, wie ihn Marmontel ſelbſt ſagen läßt, freie Herzen, die ſich aus bloßer Liebe zu ſeiner Perſon die Sklaverei gefallen ließen; er hätte ein ſolches Herz an der Elmire gefunden; aber weiß er, was er will? Die zärtliche Elmire wird von einer wollüſtigen Delila verdrängt, bis ihm eine Unbeſonnene den Strick über die Hörner wirft, der er ſich ſelbſt zum Sklaven machen muß, ehe er die zweideutige Luſt genießet, die bisher immer der Tod ſeiner Begierden geweſen. Wird ſie es nicht auch hier ſein? Ich muß lachen über den guten Sultan, und er verdiente doch mein herzliches Mitleid. Wenn Elmire und Delila nach dem Genuſſe auf einmal Alles verlieren, was ihn vorher entzückte: was wird denn Roxelane nach dieſem kritiſchen Augenblicke für ihn noch behalten? Wird er es acht Tage nach ihrer Krönung noch der Mühe werth halten, ihr dieſes Opfer gebracht zu haben? Ich fürchte ſehr, daß er ſchon den erſten Morgen, ſobald er ſich den Schlaf aus den Augen gewiſcht, in ſeiner verehelichten Sultane weiter nichts ſieht, als ihre zuverſichtliche Frechheit und ihre aufgeſtülpte Naſe. Mich dünkt, ich höre ihn ausrufen: beim Mahomet, wo habe ich meine Augen gehabt?“

So urtheilte Leſſing von Marmontel's Erzählung, der er jedoch im Allgemeinen großes Lob gewährt, ſie vortrefflich, allerliebſt nennt. Was würde er nun erſt geſagt haben, wenn er geſehen hätte, wie Soliman in Huber's Oper bis zu einem bleichſüchtigen Mädchen herabkränkelt worden, wenn er ſeine Reden geleſen hätte: „die Grauſame! ſie flieht vor mir. Iſt das der heißen Liebe, des treuen Herzens Lohn? Sie ſpottet meiner Triebe, verachtet meinen Thron. Mußt ich aus ihren Augen, zu meiner Qual und Pein, das ſüße Gift einſaugen, daß ſie kann fühllos ſein?“ Oder: „Amors ſanfte Zaubertriebe machen ſelig und vergnügt, wird das Hinderniß der Liebe ſtufenweiſe nur beſiegt. ..“ Oder: „In des Mondes Strahlen klaget einſam jedes Herz, Niemand theilet meine Qualen, weihet Zähren meinem Schmerz.“ (Dieſer Schäfer hatte Wien belagert, und in zwanzig Tagen zwanzigmal die Stadt beſtürmt!)

Die Ouvertüre dieſer Oper erinnert an die der Entführung und des Califen von Bagdad, nicht zu ihrem eigenen Vortheile. Doch bemerkte ich, wie gleich beim erſten Paukenſchlage und Schellenklange ſich viele Parterre-Geſichter aufheiterten und Beifall zeigten. — Herr *** als Soliman ſpielte richtig im Sinne der Dichtung. Statt Sinnlichkeit ließ er

Empfindſamkeit vorherrſchen: er war Ferdinand in Kabale und Liebe. — Die drei Sultaninnen ſangen brav, wetteifernd; aber die erſtere als Marianne war in ihrem Spiele ganz die deutſche Gertrude. Sie wollte losgebunden ſcheinen, ſie hüpfte, drehte ſich im Kreiſel, aber zehnmal fürchtete ich, ſie würde mit ihrer hohen ſtolzen Geſtalt den Sultan umrennen. — Herr *** als Osmin zeigte von der Stimme eines zuverläſſigen Frauenwächters nur die Weiblichkeit, nicht die Schönheit. Er trug eine Peitſche in der Hand. Werden die Weiber des Serails wie Hunde zuſammengepeitſcht? Das iſt nicht glaublich. Lady Montague, die einzige unter Europäern, welche die innere Einrichtung des Serails genau, und genauer kennen gelernt, als ſie zu wünſchen ſich wenigſtens anſtellen mochte, erzählt Nichts hiervon. — Im erſten Akte, gleich in der erſten Scene, zeigen ſich nach aufgezogenem Vorhange die verſammelten Sklavinnen, die wechſelſeitig neidiſch und eiferſüchtig wegen der bevorſtehenden Wahl des Sultans mit der Zunge gegen einander fechten. Ihr Wächter Osmin wird ungeduldig und ſchreit: „Ha! was ſoll denn dieſes Schwärmen? Weiber höret auf zu lärmen.“ Aber hat Einer ſchwärmen geſehen und lärmen gehört? Die Mädchen ſtanden ruhig im Halbkreiſe und bewegten weder Hand noch Fuß.

Dann war im ganzen Saale kein Polſter noch ſonſtiges Geräth. Glaubt man, daß die armen Kinder ſo ſchlecht behandelt werden? Und der Sultan, der ſo oft hierher kömmt, wird er niemals müde und wünſcht ſich zu ſetzen? —

58. Das Landhaus an der Heerſtraße, Luſtſpiel von Kotzebue.

Eine der witzigſten, launigſten aller Poſſen Kotzebue's. Aber ein Drittheil Schläfrigkeit mit zwei Drittheil Munterkeit, eine Miſchung, wie ſie das Spiel erfordert — ſie wird manchmal verfehlt.

59. Am 2. Juli. — Die Beſtürmung von Smolenſk, Schauſpiel von Johanna von Weiſſenthurn.

Ein ſchönes Schlachtſtück, das man mit Wohlgefallen *ſehen* mag. Aber die hochtrabenden Redensarten hier und da! Wozu nur dieſe Trompeten der Empfindung? Man hört ſie ja doch nicht vor dem Donner des Geſchützes.

60. Der Schatzgräber, Oper von Mehül.

Da hatte ich nun wieder einmal meinen periodiſchen Aerger! Auf dem Zettel ſtand: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben.“ Als ich ihn aber bei der Kaſſe kaufen wollte, war er nicht zu haben. Es macht mir wahrlich kein Vergnügen, den Text zu leſen, aber es gebührt ſich doch.

Wenn der Text nicht zu haben iſt, warum wird gedruckt, daß er zu haben ſei? So vieles Ueberflüſſige wird gedruckt! rufe ich hier in der menſchenfreundlichen Abſicht aus, damit ſich Einer oder der Andere meiner Leſer das Vergnügen machen könne zu ſeufzen: Ja wohl!

61. Am 22. Juli. — Der todte Mann, Luſtſpiel von Thienemann.

Ein trockner und invalider Spaß. Die Langeweile muß elaſtiſch ſein, da ſo viel davon in den engen Raum eines einzigen Akts zuſammengepreßt werden kann. Die drei darin Spielenden vermummten ſich vergebens; wir erkannten ſie ſogleich, wie ſie nun ſind, ſo oder ſo.

62. Zwei Worte, Oper von d'Alayrac.

In dieſer als Handlung und Muſik gleich anziehenden Oper, in ihrer Art der beſten eine, verdiente das Spiel der Madame H . . ., als Roſe, ausgezeichneter Erwähnung. Man kann nicht mehr Grazie wünſchen. — Habe ich recht geſehen, ſo drohten zwei Balken an der Decke der Schenkſtube gefährlichen Einſturz. — Auf dem Zettel ſtand gedruckt: „Der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben“; aber kurios! als ich darnach fragte, war er nicht zu haben. An dem Hauſe mag wohl ein verborgener Eingang ſein, den ich noch nicht kenne.

„Schillers Gedichte" — „Mit Hoch-Obrigkeitlicher Erlaubniß" — „Heute roth, morgen todt" — „Diejenigen Perſonen, welche den freien Eingang genießen, können nicht früher als um ſechs Uhr eingelaſſen werden." — Alles das kann ſtereotyp gedruckt werden, denn es gilt für ewige Zeiten. Aber „der Text der Geſänge iſt am Eingange für 3 Batzen zu haben," darf nicht ſtereotyp gedruckt werden, da es Zeiten gibt, wo er nicht zu haben iſt. Delenda est Carthago!

63. Am 23. Juli. — (Zum Erſtenmale) Das letzte Mittel. Luſtſpiel in vier Abtheilungen, von Johanna v. Weiſſenthurn.

Ein Graf, ein Baron, zwei Baronin (wie heißt es in der Mehrzahl?), ein Fräulein Tochter, eine ſimple Frau von, eine Kammerjungfer und vier Bedienten — das wären die hohen Herrſchaften nebſt ſtandesmäßiger Bedienung in gehöriger Anzahl. Mehr als dieſes, was mir der Komödienzettel beigebracht, weiß ich nicht von dem Manuſcripten-Luſtſpiele; ich habe der Aufführung zu meiner großen Betrübniß nicht beiwohnen können — zu meiner Betrübniß ſage ich; denn das Stück ſoll nicht gefallen haben, und ich freue mich immer, wenn meine Landsleute Geſchmack zeigen. Da erſcheint kein neues Schauſpiel des Herrn

Ziegler noch der Frau v. Weiſſenthurn, das nicht alſobald, 160 Stunden weit, von Wien herbei geſchafft würde. Weiſſenfels iſt viel näher, warum gab man den Yngurd noch nicht, warum die Albaneſerin nicht? Vom Yngurd ſagten ſie: der ſei zu polydramatiſch, der Teufel könne das viele Volk auftreiben; und von der Albaneſerin ſagten ſie: ſie hätten hier und da geleſen, ſie ſei hier und da getadelt worden. Ueber dieſe Vorſicht! Ueber dieſe ſtrenge Kritik! Ich meine, wenn man es mit Zieglers zwei Tableaux für Eins verſucht, könne man es auch mit Müllner's Albaneſerin wagen. Man hat die Handlung, man hat die Haltung der Charaktere in dieſer Tragödie getadelt; das ſoll alles gegründet ſein; aber ich wette doch, daß wenn auch Müllner ſeine Albaneſerin in einem hitzigen Fieber gedichtet hat, das Drama dennoch reine Vernunft iſt gegen Houwald's Bild, das die Florentiner an der Elbe (wie ſie ſich nennen), und die Athenienſer am Main überaus entzückt, und einen jener Florentiner zu folgendem Nachrufe an Houwald (in der Abendzeitung) begeiſtert hat:

Wolleſt nach der Heimkehr noch manch Bild uns malen,
Auf dem der Himmel zu der Erde ſinkt.
Dem, deſſen Leuchtthurm nach der Freiſtatt winkt,
Verleiht ſchon hier der Himmel ſeine Strahlen!

Ich habe die Verpflichtung übernommen, Theater-Kritiken zu ſchreiben; aber daß die Erfüllung jeder Pflicht ſüß ſei, das ſchwätzt auch nur der Opern-Text ſo in den Tag hinein. Manche Schauſpieler haben ſich beklagt, daß ich ſie quäle mit meinem unfreundlichen Urtheile; wenn ſie rachſüchtig ſind, mögen ſie zufrieden ſein, denn ſie quälen mich mehr als ich ſie. Ich muß deutlicher reden, um nicht ungerecht zu ſcheinen — nicht durch ihr Spiel, ſondern durch das, was ſie ſpielen, quälen ſie mich, woran ſie freilich ſchuldlos ſind. Ich rede vom Repertoire. Wenn eine herumziehende Truppe im Reichs-Marktflecken Kuhſchnappel ſpielt, ſo wird ſie doch wenigſtens, um vor dem Schulrath Stiefel zu ſtolziren, zuweilen mit Wallenſtein, mit Egmont oder Macbeth auftreten. Aber wir! Wir thun nicht ſtolz, wir zeigen uns, wie wir ſind. Man überſehe nur das Verzeichniß der ſeit einigen Wochen aufgeführten Stücke: Der verbannte Amor; zwei Tableaux für Eins; die Beſtürmung von Smolenſk; das verlorne Kind; der Rehbock; die deutſche Hausfrau; die eiferſüchtige Ehefrau; Fridolin; das Kind der Liebe; die beiden kleinen Auvergnaten; der Mann im Feuer; der Spieler; das letzte Mittel; der Freimaurer; der Quartierzettel; noch einmal die eiferſüchtige Frau; und zwiſchen dieſen allen nur Gotters alte aber gute

Marianne und Körners Hedwig, die wenigſtens als Reliquie zu verehren iſt! Nichts, woran man ſich erquicken, woran man ſich erholen kann; nichts, wobei man empfinden, wobei man denken kann. Alle Tage derſelbe abgeſchmackte Jammer, derſelbe abgeſchmacktere Spaß. Es iſt nicht Heuchelei, nicht Spott, nicht Ziererei, es iſt Ernſt und Wahrheit, wenn ich meine Leſer verſichere, daß mich die Vorſtellungen auf unſerer Bühne oft krank machen, daß mir der Kopf brennt, das Herz zittert, die Bruſt beklommen iſt, wenn ich an den Theater-Abenden dieſe fürchterliche Pein der Langeweile zu ertragen habe. Man hat mir geſagt, das Haus bliebe leer, ſo oft ein Stück angekündigt würde, das weder zum Gerben des Zwergfells, noch zum Ausleeren der Thränenſäcke dienlich ſei. Gut, das iſt ein ernſtes Wort, das iſt eine fürchterliche Beſchuldigung, davon wollen wir im nächſten Hefte der Wage in einer eigenen Abhandlung ſprechen. Das Verzeichniß der im ganzen vorigen Jahre aufgeführten Schauſpiele ſoll mit dem der übrigen deutſchen Bühnen verglichen und der große Abſtand gezeigt werden. Dann wollen wir fragen, was glaublicher ſei: daß es einem oder wenigen Menſchen, oder daß es vierzigtauſenden an allem Sinne, allem Urtheile, allem Gefühle für's Schöne, Gute, Große und Schickliche fehle?

64. Am 25. Juli. — Carlo Fioras. Oper. Nach dem Franzöſiſchen von Vogel. Muſik von Fränzl.

Es läßt ſich ſo wenig zum Vortheile als zum Nachtheile dieſer Oper ſagen, ſie gehört zu den gleichgültigen, die nach Gefallen kommen oder ausbleiben mögen. Sie iſt arm an dramatiſcher Handlung, doch die Redensarten ſind etwas weniger einfältig, als ſie ſonſt in Opern zu ſein pflegen. Den Noten-Raub des Komponiſten verzeihen wir; wir ſind die Richter nicht und haben unſeren Theil an der Beute. — Herr ***, der den Carlo Fioras machte, hatte die klägliche, nicht die rührende Geſtalt eines Unglücklichen. Er verrieth das Darben der Sinne, den Schmerz der Seele verrieth er nicht. Man mochte wohl etwas thun für einen ſo Jammervollen, um ſeinen Anblick los zu werden, aber nichts fühlen, mit dem Wunſche es erheitert zu ſehen. Sein Mienenſpiel war richtig umzeichnet, aber an Licht und Schatten mangelte es ihm ſehr, an Färbung ganz; Stumme aber reden mehr als Sprechende, nur nicht mit Worten. — Herr *** als Don Manuel war wie immer vorzüglich. Er vergütete uns ſeine Abweſenheit während einer langen Krankheit heute zum zweiten Male; aber ein Anderer als er ſelbſt kann uns dieſe nicht vergüten. — Herr P*** ſpielte den

Barbaſtro. Es iſt zu wetten, daß wir ihn bald verlieren. — Demoiſelle Bamberger: Iſabella. Schöne Stimme, gute Schule und einnehmende Geſtalt laſſen nichts mehr zu wünſchen übrig, als daß dieſe junge Künſtlerin bei längerer Uebung auch die Befangenheit ihres Spiels verlernen möge, doch ohne die Aengſtlichkeit oder Beſcheidenheit, aus denen ſie fließt; das iſt gebührlich vor einer verſammelten Menge.

65. Am 26. Juli. — Der Freimaurer, die eiferſüchtige Frau, und der Quartierzettel.

Alſo Neugierde, Liebe und Eiferſucht, dieſe drei Parzen des weiblichen Lebens. Mit der Neugierde werden die Weiber geboren, ſie leben nicht länger als ſie lieben, und an der Eiferſucht ſterben ſie. Frau v. Uhlen: die letzte Seite Ihres Dreieckes haben Sie in der Eile etwas ſchief gezogen; es iſt noch keine Frau an der Eiferſucht geſtorben. Der Freund: Haben Sie die Faſtenpredigt in der Wage geleſen? Frau v. Uhlen: Ach ja! Ich fand ſie höchſt langweilig, und nur weil ſie ruchlos iſt, iſt ſie nicht abgeſchmackt; wäre ſie nicht bitter, wäre ſie fade. Der Freund: Es ſcheint mir eine gewiſſe Ironie durch jene Kanzelrede zu gehen, die das Gegentheil von dem *ſagt*, was ſie *denkt*; doch iſt dieſe

Ironie zu unerfreulich, daß man ſie ſuche, und zu tief verſteckt, daß man ſie finde. Die armen Spötter werden oft auf ſolche Weiſe beſtraft. Es trifft ſie das Loos jener Vertrauten eines türkiſchen Kaiſers und Heerführers, deſſen Namen ich nicht weiß. Dieſer wollte, um ſeine Soldaten vor einer Schlacht anzufeuern, die Todten aus den Gräbern ſprechen laſſen. Einige Höflinge fanden ſich bereit den Betrug zu ſpielen. Der Kaiſer aber, um ſeines Geheimniſſes ſicher zu ſein, ließ die Erde über den Lebendigbegrabenen nicht mehr aufdecken. Frau v. Uhlen: Ich verſtehe die Anwendung nicht. Der Freund: Sie verſtehen die Kunſt liebenswürdig zu ſein, und dieſe Wiſſenſchaft umfaßt alle übrigen. Frau v. Uhlen: Ihre Schmeichelei drängt mein Vertrauen zurück; ich war ſchon auf dem Wege, Ihnen zu geſtehen, daß der Faſtenprediger nicht in Allem Unrecht hat, was er von meinem Geſchlechte Böſes ſagt; nur die Schadenfreude, mit der er es ſagt, bringt mich auf. Der Freund: Und doch ſollte eben dieſe Schadenfreude Ihren Vorwurf mildern. Die Weiberverachtung des Faſtenpredigers ſcheint mehr Grundſatz als Empfindung zu ſein. Ich glaube, das entſpringt aus ſeinen politiſchen Begriffen. Wer Bürger-Freiheit liebt, muß die Weiber haſſen. Frau v. Uhlen: Iſt es unſere Schwäche, wenn das

Herz der Männer zu eng iſt, zugleich das Vaterland und uns zu lieben? Der Freund: Die Vaterlandsliebe braucht keinen Raum, aber Zeit. Frau v. Uhlen: Dann verzeihen Sie der Staatsverbrecherin, daß ſie Ihren höheren Pflichten ſo lange im Wege ſtand. Der Freund (allein): So ſind ſie alle, ſie werfen wie die Parther fliehend ihre Pfeile ab.

— — „Aber die Kritik? Wie hat Herr B***, wie Herr H***, wie Frau *** geſpielt? Was halten Sie von der Freimaurerei?“ — Ich glaube, daß ihr eine große Gefahr bevorſteht. Der Frau ***? — Nein, der Freimaurerei.

66. Am 18. Dezember. — Abraham, Melodrama in vier Abtheilungen. Muſik von Kapellmeiſter v. Seyfried. (Zum Erſtenmale.)

Die gewöhnlichen Singſpiele in Verſen ſind doch wenigſtens ſchmal, und laſſen rechts und links einen breiten Papierweg übrig, den tollen Redensarten auszuweichen. Wenn aber die Worte das ganze Blatt einnehmen, wohin ſoll man ſich flüchten aus dem lärmenden Gedränge, um nicht taub und gliederlahm zu werden? Dieſer Abraham könnte der Erzvater ſein des ganzen Geſchlechts ſinnloſer Schauſpiele. Das geiſtliche Gericht ſollte die Gottloſigkeit zum Vorwande nehmen, an dem Verfaſſer die Geſchmackloſigkeit zu ſtrafen. Die einfache und glaubhafte Erzählung der Bibel hat er in einen Hexen-Spuk umgewandelt. Flammende Inſchriften am Himmel — Turteltauben, die mit göttlichen Briefen aus den Wolken kommen — Hagar in der Wüſte ſieht ihren Ismael verſchmachten und verſchreibt ſich dem Teufel; da fliegt ein Drache herbei und bringt ihr Waſſer! Nach Schwefel geſtunken hat der Drache durch das ganze Haus mit der möglichſten Naturtreue. Möchte doch bei jeder Aufführung ſolch ein feuriger Drache erſcheinen und etwas über unſern Köpfen verweilen, damit er uns warm mache; denn wir frieren ſehr in dieſen Wintermonaten. Wie gefährlich aber das Einſchlafen in der Kälte ſei, iſt Jedermann bekannt, es koſtet oft das Leben. Zwar haben wir vier Oefen mit glühenden Steinkohlen, aber da ſie vor der Thüre ſtehen und nicht im Hauſe, ſo heitzen ſie ohne Vorliebe ganz Europa und es kömmt wenig Wärme auf uns Frankfurter.

Möchte mir doch Einer erklären, warum die dramatiſchen Dichter den Verſtand verlieren, ſobald ſie mit Tondichtern zuſammentreffen. Oder wählen ſich die Letztern, um gefährliche Nachbarſchaft zu meiden, gefliſſentlich Solche, die den Verſtand ſchon verloren? Dann verrechnen ſich aber die Herren ſtark. Für die meiſten Menſchen iſt der Opern-Text das unentbehrliche Geländer, woran ſie ſich lehnen, um in die Muſik hinabzuhören. Iſt dieſes Geländer nicht haltbar, dann bekommen ſie den Schwindel, das Ohr dreht ſich mit ihnen im Kreiſe, und ſie hören und verſtehen nicht das Spiel der Muſik. Die zu Abraham iſt gut. Seyfried hat die rechte Art, altteſtamentariſche Geſchichten zu betonen; die rabenſchwarze Trauer der ägyptiſchen Völkerſchaften und ihre vierſchrötige Luſtigkeit mag man ſich ohngefähr ſo vorſtellen.

67. Am 19. December. — 1) Die eiferſüchtige Frau, Luſtſpiel in zwei Abtheilungen; 2) die Verwandtſchaften, Luſtſpiel in fünf Abtheilungen, beide von Kotzebue; 3) der Zänker, Schauſpiel in einem Aufzuge, nach Bruis und Palaprat, frei bearbeitet, von Vielen.

Sieben Akte hinter einander werden ſehr ſelten auf unſerer Bühne gegeben, acht aber wurden es noch niemals; dieſes geſchah geſtern zum Erſtenmale. Die eiferſüchtige Frau und die Verwandtſchaften ſind alte bekannte Stücke, beſonders das erſtere wiſſen wir beſſer als das Ein mal Eins auswendig. Es iſt wie Sauerkraut, das in unſerer bürgerlichen Haushaltung jede Woche wenigſtens Einmal auf den Tiſch kömmt. Ich brauche daher blos von dem letzten Stücke zu reden, welches neu iſt.

Es iſt dieſes ohnedem meine Pflicht; denn das Schauſpiel iſt mein Pathchen, es kam ohne Namen auf die Bühne, und erhielt ihn erſt von mir. Meine einheimiſchen Leſer müſſen mir aber erlauben, daß ich zuvörderſt über den Inhalt des Stückes, der ihnen ſelbſt ſchon bekannt iſt, wegen der fremden Leſer ſpreche. Wenn ich dieſen den nöthigen Elementar-Unterricht gegeben und ihnen das Wort der Geſchichte beigebracht haben werde, gedenke ich über den Werth des Stückes einige Worte zu ſagen. Es iſt geſagt worden, es ſei nach Bruis und Palaprat bearbeitet, nicht etwa, als wäre der Zänker eine Ueberſetzung des Grondeur jener beiden Dichter; das deutſche Schauſpiel iſt ganz Original (wenn zwar auch darin gezankt wird) und hat von dem franzöſiſchen nichts entlehnt, als die Lehre der Freundſchaft, um ſie weiter und ſchöner auszubilden. Wenn dort ſich zwei Freunde vereinigt hatten, gemeinſchaftlich ein Schauſpiel zu ſchreiben, ſo haben ſich hier einige hundert Freunde verbunden, mit vereinten Kräften ein dramatiſches Kunſtwerk darzuſtellen. Die Handlung iſt folgende.

Eine Schauſpielerin, und eine gute, ſo beliebt in der Welt als auf der Bühne, war ſeit zehn Jahren mit einem Manne verheirathet, der ihr als Jüngling ſein Vermögen, ſeinen Stand und ſeine Glückshoffnungen aufgeopfert hatte. Einer vornehmen Familie zugehörend, die nach den herrſchenden Sitten die Verbindung mit einer Schauſpielerin für keine ehrenvolle anſah, ließ er ſich enterben und entſagte dem Range, der ihm offen ſtand, um ſeiner Neigung zu folgen. Seine Frau mochte die Künſte der Gefallſucht ſchätzen lernen, wodurch ſie eine ſo heftige, alle Schranken durchbrechende Leidenſchaft zu bewirken verſtanden, und die Waffen-Uebung fortſetzen, die ihr den Sieg verſchaffte. So — ſagt man — habe ihr Betragen, das liebloſer gegen ihren Mann als gegen die Welt geweſen, jenen nach und nach in die tiefe Schwermuth geſtürzt, woran er ſeit mehreren Jahren leidet und die endlich, da vor einigen Wochen ſeine Frau eine Scheidungsklage gegen ihn anbrachte, in einen Verſuch der Verzweiflung ausbrach. Man fand und ſchalt es undankbar, daß ein Weib ſeinen Gatten, der ihm alles, ſeinen Wohlſtand, die Zuneigung ſeiner Anverwandten, ſeine Ruhe, ſeine Kraft und ſelbſt ſeine Liebenswürdigkeit aufgeopfert, verlaſſen wolle, nachdem es ihn hülflos gemacht. Man meinte: die Rechte der Kunſt zu achten, das vergüte nicht die Beleidigung der Rechte der Natur — und man murrte. Aber die handelnde Jugend, die ſich mit Worten und ſtillem Tadel ſelten begnügt, nahm ſich vor, über die angeſchuldigte Schauſpielerin ein öffentliches Sittengericht zu halten, ſobald ſie wieder auftreten würde. Die Theater-Direction erfuhr die Verabredung; aber der Sporteln froh, welche die Gerichts-Handlung einzubringen verſprach, (es ließ ſich erwarten, das Haus würde voll werden) ließ ſie es geſchehen, daß jene Schauſpielerin ſpielte, und war ſogar unbedacht genug, die Wahl eines Stückes (die eiferſüchtige Frau) nicht zu verhindern, welches auf die Lage der Dinge viele Anſpielung gab und die Erbitterung vermehren mußte. Sobald daher die Schauſpielerin auftrat, erhob ſich ein Lärmen, ein Pfeifen, Ziſchen, Pochen und Schreien, wie es hier noch nie erhört worden. Die Mißhandelte redete die Zuſchauer an und berief ſich mit einer Ruhe, die der höchſten Schuld und der höchſten Unſchuld gleich eigen iſt, auf die Reinheit ihres Gewiſſens. Endlich gelang es einigen Gegen-Schreiern, welchen die Ruhe jeden Preis werth war, den Aufruhr zu beſchwichtigen, und das Stück wurde zu Ende geſpielt. Die gewarnte Polizei hatte ihre Aufſeher zahlreich im Hauſe vertheilt; man muß aber diesmal ihre Klugheit und ihr ſchickliches Gefühl loben. Sie wollte durch ihre Gegenwart wahrſcheinlich nur thätliche Aeußerungen verhüten, den mündlichen Aeußerungen des Unwillens aber ließ ſie ungeſtörten Gang. Am andern Tage machte die

Theater-Direction bekannt, die gerichtete Schauſpielerin würde nicht wieder auftreten, da ſie „durch die geſtrigen Vorfälle im Schauſpielhauſe ſich überzeugt zu haben glaubt, daß man ihren Leiſtungen auf der hieſigen Bühne die frühere Theilnahme verſagt.“

In Bezug auf den erzählten Vorfall, der, wie alles Geſchehene, unabänderlich bleibt, wäre es eigentlich ohne anwendbaren Nutzen, über die Ziemlichkeit oder Unziemlichkeit jenes öffentlichen Sittengerichtes abzuurtheilen. Aber die Menge hat ihre Macht kennen gelernt, und ſie könnte wohl geneigt ſein, bei einem künftigen ähnlichen Falle auf eine ähnliche Art zu verfahren, und darum iſt es nöthig, zu unterſuchen, ob die befolgte Handlungsweiſe zu loben oder zu tadeln ſei. Es ehrt gewiß die Jugend, daß ſie die Vertheidigung der Sittlichkeit übernahm, aber heißt es die Macht der Sittlichkeit ehren, wenn man zu ihrem Schutze eine ſolche Vertheidigung für nöthig hält? War jene ſittenrichterliche Handlung nicht etwa bloßer Muthwille, ſondern Ausbruch eines wahren Gefühls, dann darf man freilich nicht fragen, ob recht gehandelt worden, denn das Gefühl hat immer Recht; aber es muß gefragt werden, ob das Gefühl ein Recht hat, ſich da zu äußern, wo nur der Ueberlegung das Wort gebührt. Man hätte bedenken ſollen, daß, da jedes angeſchuldigte Weib auch ſchuldig iſt, weil es den Schein der Tugend ſo ſehr zu hüten hat, als die Tugend ſelbſt, darum Schuld mit Anſchuldigung leicht verwechſelt werden könne. Man hätte bedenken ſollen, daß, da die verderbte leichtſinnige Welt übereingekommen iſt, an dem Vergehen, welches man jener Schauſpielerin vorwarf, nicht die Art, ſondern die Größe des Vergehens zu beſtrafen, es leicht ſein könne, daß nicht die Angeklagte, ſondern das alles vergrößernde Gerücht das Maaß der Bewilligung überſchritten habe. Man hätte bedenken ſollen, daß, wenn jene Schauſpielerin viele Freunde gehabt hätte, ſtatt wenige, es jenen gelungen wäre, das Mißfallen mit ihrem Beifalle zu übertäuben, und daß man ſie ſo dafür beſtrafte, daß ſie nicht ſchuldig genug war, um ihre Unſchuld darzuthun. Freilich kann man auch erwiedern: es gibt Vergehen, welche die öffentliche Meinung rächen muß, weil ſie das Geſetz nicht erreichen kann — wo der Schutz der Staatsmacht endet, beginnt die Selbſt Vertheidigung — wo das Leben eines Künſtlers anfängt, öffentlich zu werden, da fällt es mit ſeiner Kunſt zuſammen und wird, wie dieſe, Gegenſtand des Urtheils — es iſt eine Kränkung der ganzen Genoſſenſchaft der Schauſpieler, wenn man ihren Mitgliedern das Vorrecht gewährte, die Sitten ungeſtraft zu beleidigen und dergleichen mehr. Verlangt man aber, ich ſolle kurz und bündig ſagen, was ich von der Sache denke, ſo erwiedere ich Folgendes. Wenn jene Schauſpielerin alles das begangen, deſſen man ſie beſchuldigt, ſo iſt ihr recht geſchehen, und die Verſeher des Sittenrichter-Amtes ſind nicht zu tadeln; ich aber — möchte kein Scharfrichter auch an Miſſethätern werden, die ihre Strafe voll verdient hätten.

Kritiken.

I.

La Morale appliquée à la Politique. Par E. Jouy. Deux Volumes. Paris, 1822.

Miniſter, geheime Legations-Räthe, Geſandtſchafts-Secretäre, diplomatiſche Perſonen überhaupt, welche alle, wie bekannt, große Menſchenkenntniß haben, aber nicht die größte — wären im Stande und lobten immer noch dieſes Buch, auch nachdem ſie ſchon den ganzen Titel geleſen hätten; ſo ſehr gefiele ihnen das Geſicht des Verfaſſers, welches aus dem beigefügten Kupferſtiche zu erſehen iſt! Dieſe feinen feſtgeſchloſſenen Lippen, welche die Zunge ſo klug bewachen; dieſe ſpitzbübiſche Naſe, welche durch zwanzig Thüren die heutige Laune des gnädigſten Herrn wittert; dieſe ſchelmiſchen Augen, welche der ganzen bebänderten Gevatterſchaft zuwinken: meine Reden haben euch wohl nicht irre gemacht, wir verſtehen uns; dieſe heitere und leere Stirne, auf welcher keinen Tag vor dem Lever etwas geſchrieben ſteht; dieſe zierlich gekrauſten Haare, dieſe Halsbinde, deren Schleife in weniger als zwanzig Minuten unmöglich geknüpft werden kann — kurz das ganze Geſicht könnte, ohne Lavater zu beſchämen, einem Hofmarſchalle angehören, der als Kunſtkenner und weil er als Knabe den Telemach durchblättert, zwar über Moral verſtändig urtheilt, ſie aber niemals, gleich einem bürgerlichen Pinſel, ſelbſt ausübt. Wenn aber jene Herren ſich verlocken ließen, das Buch wirklich zu leſen, wie wären ſie geprellt! Herr Jouy theilt die tüchtigſten Ohrfeigen in ſeidenen Handſchuhen aus und iſt ſo grob, als ein Mann von Welt in franzöſiſcher Sprache nur ſein kann. Wenn man ein früheres Werk des nämlichen Verfaſſers kennt, l'Hermite de la Chaussée d'Antin, worin er mit vieler Grazie die Pariſer Sitten beſchrieb und faſt zu ſanft über die Schwächen der Menſchen hinſtreichelte, iſt man angenehm verwundert, daß dieſer Mann ſo warm werden konnte und, nicht wie ein chineſiſches Feuerwerk, ſondern wie eine Fackel, wie ein Leuchtthurm, oft wie ein mächtiger Blitz, ſeinen Gegenſtand erhellte.

Die Höfe, mit welchen man zuweilen die leuchtenden Himmelskörper umgeben ſieht, beſtehen, wie bekannt, aus gefrorenen Dünſten, und ſo lange ſie dauern, ſcheinen Sonne und Mond mit matterem Glanze. Die Höfe der Fürſten ſind gleicher Beſtandtheile, und ſo umgeben, werden dieſe nie in reinem Lichte glänzen. Jene Dünſte zu zerſtreuen, gibt es kein beſſeres Mittel, als die Moral hinein zu jagen. Das war wohl die Abſicht des Herrn Jouy, und er öffnete darum die Thüren des ganzen Staatsgebäudes und ließ die Moral durch alle Regierungskammern ſtreichen. Von Friedrich dem Großen, der als Kronprinz gegen den Machiavelli geſchrieben und als König manchmal nach deſſen Vorſchriften gehandelt, ſagte Voltaire: er ſpucke in die Schüſſel, um Andern die Eßluſt zu vertreiben. Schöner und maleriſcher kann dieſe Wahrheit nicht ausgedrückt werden; aber wohl anders. Die Großen machen es, wie jener Bacchusverehrer mit ſeinem beſten Weine: er ſchrieb Gift auf die Flaſchen, um die Lüſternen abzuſchrecken, er ſelbſt aber trank und lachte. Die Schwerkraft der ſittlichen Welt, nicht blos der bürgerlichen Erde, ſondern auch der Sterne am Thronhimmel, ſoll noch ein anderer Newton geltend machen. Es iſt höchſt wunderſam! Als gäbe es eine andere Arithmetik für große wie für kleine Zahlen; als würden Millionen nicht eben ſo addirt, ſubtrahirt und dividirt, wie Hunderte! Als gäbe es eine andere Geometrie für große wie für kleine Flächen; als würden Staaten nicht ausgemeſſen, wie Ackerſtücke!

Es iſt wahr, Herr Jouy iſt ein drolliger Kauz, und man muß lachen, auch wenn man nur die Ueberſchriften ſeiner Kapitel lieſt. Von der Moral der Staatsbeamten; von der miniſteriellen Moral; von der Moral [illegible] den diplomatiſchen Verhältniſſen; von der Moral in dem Finanzweſen — und manchmal noch närriſcher iſt das Inhaltsverzeichniß des Werkes. In ſolchen Dingen war freilich nicht viel Neues zu ſagen; aber was früher gedacht worden iſt, wird gegenwärtig gefühlt, und was heute gefühlt wird, kann morgen zur Ausführung kommen, und darauf kommt es an. Auch wo uns Herr Jouy ſchon bekannte Dinge vorſetzt, hat er wenigſtens ein ſchmackhaftes Ragout daraus bereitet. Er hat eine elegante Politik geſchrieben, einen Montesquieu für Frauenzimmer, und das war ſehr erſprießlich. Denn ſo lange der Liberalismus nicht in die Strickbeutel fährt, und in Nürnberger Spielwaaren ſinnbildlich dargeſtellt wird, iſt für die gute Sache kein entſcheidender Sieg zu hoffen.

Daß ein Werk, wie das angezeigte, in dieſen Tagen ungeneckt erſcheinen durfte, darüber mag man ſich billig wundern. Aber die Gedankenwächter ſind in Frankreich wie bei uns. Was täglich als Morgenthau nicht herabhauchen darf, mag wöchentlich immerhin als Platzregen niederſchauern. Ich habe in meinem Leben nicht klug daraus werden können; die Herren haben ganz ihren eigenen Verſtand.

Um die Leſer mit dem Geiſte und den Formen des Herrn Jouy bekannt zu machen, will ich einige Stellen aus ſeinem Werke mittheilen. In dem Kapitel *von der Moral in den diplomatiſchen Verhandlungen* iſt auch von den *Griechen* die Rede. Der Verfaſſer drückt ſich wie folgt aus: „Religion und Menſchlichkeit rufen den Fürſten Europa's zu: *Herbei, eilt den Griechen zu Hülfe; nicht blos die, welche ſich vertheidigen, werden erwürgt, auch die wehrloſeſten Geſchöpfe, Greiſe, Weiber, Kinder, fallen unter dem würgenden Schwerte, oder werden von den einſtürzenden Dächern ihrer Häuſer zermalmt*...... Sachte, ſachte, *hätten ehemals* barbariſche Diplomaten geantwortet; wenn wir jene Provinzen', nachdem wir ſie erobert, auch behalten wollen, müſſen wir alle Keime des Widerſtandes ausrotten laſſen. Ehe wir zugeben, daß Griechenland aus ſeiner Aſche erſtehe, muß erſt dieſer neue politiſche Korper ſo erſchopft ſein, daß er niemals in der Folge der Ausführung der großen Pläne unſers Ehrgeizes irgend ein Hinderniß in den Weg ſtellen könne..... Aber unterdeſſen werden die Städte von dem Blute ihrer Bewohner überſchwemmt; das Feuer verzehrt die Hütten. Selbſt Höhlen und Wälder, die Zuflucht der Thiere, gewähren den Chriſten des Orients keinen Schutz mehr; eilt herbei, o Ihr, die Ihr ſie retten könntet!... Sachte, ſachte, hätten andere Diplomaten geſagt, es muß erſt ausgemacht ſein, welch ein Maaß wir von der Aſche der Provinzen haben werden, die man verbrennt.... Geduld, Geduld, hätten die Krämer von den Ufern der Themſe geſagt. Dieſe Griechen haben einigen Handel getrieben: laßt ihre Schiffe verbrennen; die Flagge der Hellenen verſchwinde, denn im Aegeiſchen wie im Joniſchen Meere ſollen nur brittiſche Segel wehen..... Die Griechen ſind arm, die Türken haben noch etwas Geld; für Mahomet gegen Chriſtus kämpfen, iſt baarer Gewinn." — Herr Jouy meint es gut, man mag ihm ſeine Schwärmerei hingehen laſſen. Er hat nie einen diplomatiſchen Poſten bekleidet und kann daher keine Vorſtellung davon haben, wie verwickelt die griechiſche Sache iſt, und mit wie vieler Delikateſſe ſie behandelt werden muß.

In dem Kapitel von Verſprechungen und Schwüren iſt Folgendes offenbar in Bezug auf Spanien zu leſen. Ich wüßte nicht, auf welches Land es ſich ſonſt beziehen könnte. „Sobald in einem Lande die Freiheit gegründet iſt, ſind deren wohlthätige Folgen ſo groß, daß ſie unter den Völkern, welche ſie genießen, die leidenſchaftlichſten Ausbrüche der Liebe erregen. Die andern Völker rufen ſie mit aller Macht ihrer geheimen Wünſche herbei und begrüßen ſie mit Jauchzen. Die Fürſten ſelbſt ehren und fürchten ſie. Wenn die Hand der erzürnten Götter ſchwer auf ihnen liegt, wenn ihre Sicherheit von außen durch einen fremden Eroberer, von innen durch die Großen und Edelleute bedroht wird, rufen ſie das Volk zu Hülfe. Da ſie Alles von ihm empfangen, haben ſie ihm Nichts zu geben, was ihm nicht ſchon gehörte; aber von ſo vielen Rechten und Gütern, die ihm geraubt wurden, iſt die Freiheit das Einzige, welches es bedauert; auch iſt es immer die Freiheit, welche die Fürſten dem Volke zurückzugeben verſprechen, ſobald ſie in der Gefahr um ſeinen Beiſtand flehen. Aber iſt die Gefahr vorüber, dann richten die Miniſter der Könige Verordnungen und Proſcriptionstafeln gegen die Freiheit der Völker. Wie viele Lügen und Ausflüchte werden anfänglich gebraucht, um die Erfüllung ſo heiliger und ſo neuer Verſprechungen, die man noch nicht abzuläugnen oder zu verkennen wagt, nur weiter hinauszuſchieben! Bald erfordert die Wichtigkeit eines ſo großen Unternehmens, daß ſeine Ausführung nur Männern von gründlichen Kenntniſſen, von großer Erfahrung und einer erprobten Weisheit anvertraut werde, und man kann nicht vorſichtig, nicht bedächtig genug zu Werke gehen, um ſich in der Wahl ſolcher Männer nicht zu betrügen. Heute werden Einige ernannt, und morgen ſcheinen Andere größeres Vertrauen zu verdienen; bald ſind es die Staatsbedürfniſſe, bald eingetretene Verhinderungen und der nothwendige tägliche Gang der Verwaltung, welche zu dringendern Geſchäften nöthigen. Unterdeſſen vergehen Monate, vergehen Jahre, und ſtatt der ſo feierlich verſprochenen Freiheit, haben die Schmiede des Deſpotismus zu der Kette, welche die Völker feſſelt, noch einige Ringe mehr gefügt. Die Verſprechungen, welche man anfänglich nur zu verdrehen ſuchte, werden endlich ohne Scheu und Scham zurückgenommen. Diejenigen, welche in den erſten Tagen die Erfüllung des gegebenen Wortes forderten, ſahen ſich anfänglich ſanft abgewieſen; dann ſagten ihnen ſtille Winke, daß ein neuer Verſuch läſtig fallen würde; dann folgten Drohungen den Winken; das beſchworene Wort in Anſpruch zu nehmen, ward eine

That der Empörung. Die unumſchränkte Gewalt ging unterdeſſen ihren gewohnten Gang, und die Völker, von Neuem zwiſchen Sklaverei und Aufruhr geſetzt, müſſen entweder die alten Ketten der Dienſtbarkeit noch einige Jahrhunderte länger ſchleppen, oder, ſie ſelbſt zerbrechend, ſich unverdient Aufrührer ſchelten laſſen.“

Auf einen der Fußwege der jetzigen franzöſiſchen Regierung wirft folgende Stelle, aus dem Kapitel von der Bettelei gezogen, ein helles Licht. „Wir ſahen früher in allen Theilen Frankreichs öffentliche Anſtalten entſtehen, welche die gänzliche Ausrottung der Bettelei zur unfehlbaren Folge gehabt hätten. Wer ſollte es glauben? Faſt alle jene Induſtrie-Schulen, faſt alle jene Beſſerungshäuſer, worin die Bettler zu thätigen Arbeitsleuten umgewandelt wurden, ſind geſchloſſen worden, oder haben ihre Beſtimmung verändert. Dachte man vielleicht, die Bettler wären auch eine der Korporationen jener guten alten Zeit, die nothwendig wieder hergeſtellt werden müſſen, um das Werk der gothiſchen Wiedergeburt, an welchem man ſeit einigen Jahren ſo eifrig arbeitet, zu vollenden? Die in den Beſſerungshäuſern aufgenommenen Bettler waren die Armen des Staats, und unſere barmherzigen Damen wollen ihre eigenen haben. Das iſt eine der Koketterien unſerer heutigen Frömmlinge und ihrer Miſſionäre, die von Stadt zu Stadt wandern, gegen Freiheit, Philoſophie und Bibel einen neuen Kreuzzug zu predigen. Man muß aber nicht glauben, daß es hinreiche, bedürftig zu ſein, um auf das Mitleid jener Scheinheiligen Anſprüche machen zu können; die Lumperei hat auch ihren Adel. Um mit Erfolg zu betteln, muß man erſt beweiſen, daß man gut denkt, und an den Kirchthüren ſind die gutdenkenden Armen an ihren ſchriftlichen Zeugniſſen unpatriotiſcher Geſinnungen (incivisme) zu erkennen, mit welchen ſie, der Forderung gewiſſer Frömmlinge gemäß, verſehen ſein müſſen. Trug und Lug ſind die Rechtserforderniſſe der Bettelei geworden; Höflinge der niedrigſten, aber nicht der ſchlechteſten Art, tragen die privilegirten Bettler Zeichen der Gebrechlichkeit zur Schau, die ſie gewöhnlich gar nicht haben. Sie brüſten ſich in der Livree des Elends und treiben mit der berechneten Wohlthätigkeit, die ſie beſoldet, einen Tauſchhandel mit frommem Geplärre, Maulpredigten und nach der Taxe bezahlten Kniebeugungen.“

II.

Ariſtokratismus.

(Artikel im Converſationslexikon.)

Wir Deutſche (ich rede nur von uns Plebejern) ſind keine Staatsmänner vom Leder, ſondern von der Feder. Aber das iſt auch etwas: die Gänſe des neunzehnten Jahrhunderts werden im zwanzigſten höher geprieſen werden, als die des alten Roms. Jene — wird man ſingen — haben das Capitol vertheidigt, dieſe aber es erobert. Darum ſollten die politiſchen Schriftſteller ſtets darauf bedacht ſein, ſich ihrer hohen epiſchen Beſtimmung würdig zu zeigen, ſie ſollten gute Waffen, und dieſe gut führen. Zwar thut uns kein Achilles Noth, denn die Trojaner haben keinen Hektor, aber Troja hat Mauern und kann eines Hektors entbehren, und unſer Lager iſt offen; Paris liebkoſt die ſchöne Helena und hat keine

Langeweile, wir aber ſitzen am Ufer der ſtürmiſchen See und frieren, und unſere Penelope wird alt darüber.

Auf dieſe kleinen, zufälligen und unmaßgeblichen Gedanken hat mich ein junger Freund gebracht, der Handlungsbefliſſener und ſeit Jahren gewohnt iſt, jeden Tag, wenn er ſeine Poſt gemacht hat, das Converſationslexicon, und zwar als ein wohlgebildeter junger Menſch in alphabetiſcher Ordnung zu leſen. Vor zwei Monaten hatte er die erſte Lieferung des neuen Converſationslexicon angefangen und war, nachdem er bei dem Artikel Abracadabra über das darin befindliche Hebräiſche, Griechiſche und Lateiniſche ärgerlich den Kopf geſchüttelt, — als Inhaber zweier Rothſchilder-Looſe ſich über den Artikel Abruzzen gefreut — und bei dem Artikel Adelskette ſich gewundert, daß deſſen Verfaſſer Bedenken getragen, deren Fortdauer zu geſtehen, da doch Jeder, der nicht taub iſt, ſie alltäglich könne raſſeln hören — endlich zum Artikel Ariſtokratismus gekommen, hatte ihn aber unglücklicher Weiſe nicht verſtanden. Er bat mich daher, als ſeinen gelehrten Freund, ihm denſelben zu erklären. Ich war im Weggehen begriffen und hatte ſchon den Hut in der Hand, dachte aber als geübter Leſer, ſtehenden Fußes damit fertig zu werden. Ich las den Artikel, verſtand ihn aber auch nicht. Ich legte meinen Hut ab, las den Artikel zum zweiten Male, und verſtand ihn wieder nicht. Da ſetzte ich mich nieder, las den Artikel zum dritten Male, und endlich verſtand ich ihn; hatte aber ſtarke Kopfſchmerzen davon bekommen. Herr Nr. 37, Verfaſſer des genannten Artikels, wird es mir nicht übel nehmen, daß ich behaupte: es iſt immer die Schuld eines Buches, wenn deſſen Leſer Kopfſchmerzen bekommen. Man kann nicht ſagen, dieſes läge an dem Unverſtande des Leſers, denn, wer keinen Kopf hat, den kann er nicht ſchmerzen. Aus Furcht, mißverſtanden zu werden, ſind die deutſchen politiſchen Schriftſteller oft unverſtändlich; nicht an Geiſt fehlt es ihnen, aber an Muth. Sie fechten eigentlich nicht, ſie rappiren blos, und die Spitze ihres Eiſens iſt auf's Vorſichtigſte mit einem ledernen Wulſt umgeben. Schlimm! Wo keine Wärme, da iſt kein Licht. In der bürgerlichen Welt ſtreitet man ſich jetzt Tag und Nacht um die Herrſchaft, und da kommen friedliebende Vermittler und ſagen: vergleicht euch und laßt Dämmerung ſein! Der Verfaſſer erwähnten Artikels meint es gewiß gut, und er bemüht ſich unparteiiſch zu urtheilen, aber das iſt die Unparteilichkeit des Königs Salomo, der den ſtreitigen Gegenſtand wollte durchſpalten laſſen, damit jede Partei eine Hälfte bekomme. Ariſtokratie, keine Ariſtokratie — dieſe Streitſache läßt ſich auch theilen, aber dann geht ihr die Seele aus. Der Verfaſſer erklärt ſich mit Beſtimmtheit gegen die Adels-Ariſtokratie, vertheidigt mit Wärme die Geiſtes-Ariſtokratie, und mit Hitze die Beamten-Ariſtokratie. Dreifach iſt ſeine Schuld. Die Geburts-Ariſtokraten ſind keineswegs gefährliche Feinde der freien Staatsverfaſſungen, welche jetzt die Völker fordern, im Gegentheile ſie befördern dieſelben Denn in ihrer großen Noth begehen ſie täglich den Fehler, ſich mit Geiſtes-Ariſtokraten aus dem Bürgerſtande zu verbinden. Dieſe aber, wohl einſehend, daß man ſie, wenn die Gefahr vorüber iſt, wieder zum Teufel jagen wird, ſuchen dieſe Gefahr zu verlängern. Daher findet man, daß diejenigen Regierungen, die ſich bei ihrer oberſten Staatsleitung bürgerlicher Talente bedienen, die meiſten Fehler begehen, und daß alle ihre Maßregeln, ſtatt die Unruhe ihres Volkes zu beſchwichtigen, ſie nur noch wilder machen. Eine Herrſchaft der Geiſtes-Ariſtokratie, welcher der Verfaſſer das Wort redet, wäre, wenn ausführbar, die verderblichſte von allen. Die landesüblichen Tyrannen verbieten uns doch nur, Verſtand zu zeigen, ein Zwang, der etwa tauſend Menſchen unangenehm, aber Millionen ſehr willkommen iſt. Doch die Geiſtes-Ariſtokraten, wenn ſie zur Herrſchaft kämen, würden uns zwingen, klug zu ſein, und auf ihre Art klug zu ſein — wäre das zum Aushalten? Der Himmel bewahre uns vor Philoſophen auf dem Throne! Die Menſchheit bedarf zu ihrer Fortdauer einer Miſchung von Dummheit, wie die Luft eines Beiſatzes von Stickgas bedarf, um athembar zu bleiben. Mit aller Theologen gütiger Erlaubniß, die Menſchheit iſt um der Menſchen willen da. Den Individualitäten die möglichſt größte Freiheit der Entwicklung zu verſchaffen, ohne daß ſie ſich wechſelſeitig hindern — das iſt die Beſtimmung der bürgerlichen Geſellſchaft. Ich bin die Welt, kann jeder Menſch, und mit größerem Rechte ſagen, als Ludwig XIV. ſein l'Etat c'est moi geſagt. Durch alle Staaten geht jetzt nur eine einzige Landſtraße, man muß Feldwege öffnen. Beſtaubt, geſtoßen, gequetſcht, ſteigen wir arme Fußgänger alle in's Grab; es war Platz genug auf beiden Seiten einander auszuweichen, aber wir haben den Weg nicht verlaſſen dürfen, den uns die Regierungen anempfohlen. Es wird zu viel regiert — hier iſt das Uebel. Der Verfaſſer des Artikels Ariſtokratismus ſah dieſes ſo wenig ein, daß er die Krankheit, woran jetzt die bürgerliche Geſellſchaft leidet, aus einer Aſthenie der Regierungen erklärte, da ſie doch offenbar in einer Hyperſthenie derſelben ihren

Grund hat. Die Form der Regierung macht hier keinen Unterſchied; Monarchien, Ariſtokratien und Demokratien, leiden alle an der Krankheit des zu viel Regierens. Der Verfaſſer ſagt: „Wenn man mit Recht für den Zweck einer jeden Staatsregierung erkennen muß, daß dem Geiſtigen die Herrſchaft über dem Materiellen verſchafft werde, ſo muß auch eine jede ihrem innerſten Weſen nach ariſtokratiſch ſein“. Erſtens hat die Menſchheit keine andere Beſtimmung, als ſich ihres Daſeins zu erfreuen. Zweitens ſoll das Geiſtige nicht herrſchen über das Materielle, ſondern ſich mit ihm verſchwiſtern. Was heißt Geiſt, was Materie? Das ſind lauter fixe Ideen. Drittens, die Beſtimmung der Menſchheit ſei, welche ſie wolle, es iſt nicht die Obliegenheit der Regierung, die Menſchheit ihrer Beſtimmung zuzuführen. Die Regierung iſt nur etwas Negatives, ſie hat dem Volke nicht den rechten Weg zu zeigen, ſondern daſſelbe nur vom falſchen abzulenken, es vor Abgründen zu warnen. Jede Regierung iſt alſo ihrem Weſen nach demokratiſch. Ferner heißt es: „Es iſt einer der größten und gefährlichſten Irrthümer unſerer Zeit, daß die Staatsregierung dienend ſei und den Geſammtwillen des Volkes bei ihrem Wirken zur Richtſchnur nehmen müſſe, wie ſelbſt Zachariä behauptet.“ Zachariä hat Recht und der Verfaſſer hat Unrecht. Der Geſammtwille des Volkes iſt der Fürſt von Rechtswegen, jede andere Regierung iſt nur eine factiſche. Und wenn Sokraten und Platone den Scepter führten, ſie hätten kein Recht, zu fordern, daß alle Bürger ſo denken und handeln ſollen, wie ſie, denn verſchieden ſind die angebornen Neigungen und Gaben der Menſchen, und dieſe Verſchiedenheiten aufheben wollen, das iſt Tyrannei, der ſich Lykurg wie Philipp II., Robespierre wie Ludwig XIV., ſchuldig gemacht. Leben und leben laſſen — in dieſem Grundſatze können Moral, Politik und Egoismus ſehr friedlich neben einander beſtehen. Uebrigens ſoll man nicht von Irrthümern der Zeit ſprechen; die Zeit irrt nie, und ſie weiß immer am beſten, was ihr gut iſt. Nur muß man gehörig erforſchen, ob es auch wirklich die Zeit iſt, welche wünſcht und begehrt, nämlich die Mehrzahl der gleichzeitig lebenden Menſchen in einem Staate. Das iſt der lächerliche Eigendünkel der Geiſtesariſtokraten, daß ſie glauben, das Volk ſei dumm und müſſe wie das Vieh geleitet werden. Das Volk hat auch Verſtand, nur beſteht ſein Geiſtesreichthum nicht wie der unſere in geprägter Münze, ſondern im Grundbeſitze, der jenem vorzuziehen iſt, denn er iſt dauerhafter und in der Haushaltung zu gebrauchen. Der Wahn aller Regierenden, vom

Miniſter bis zum Pedell herab, iſt, daß das Regieren ein großes Geheimniß ſei, welches dem Volke zu ſeinem Beſten verſchwiegen werden müſſe. Thorheit! Die Lehre des alleinigen Gottes iſt jetzt durch alle Klaſſen verbreitet, und die bürgerliche Geſellſchaft hat an Ruhe, Dauerhaftigkeit und Wohlbefinden dabei gewonnen. Nun, Jahrtauſende lang haben ägyptiſche, indiſche, griechiſche und römiſche Prieſter gemeint, die Ruhe und das Glück der Menſchheit erfordere, das Geheimniß der Gottheit nicht bekannt werden zu laſſen. Die Herrſchſucht verkleidet ſich in tauſend Geſtalten, es ſind aber immer die nämlichen Augen, die durch verſchiedene Masken ſehen. Es iſt hohe Zeit, daß die Faſtnacht endige und daß wir zur Beſinnung kommen.

III.

De la peine de mort en matière politique.

Par F. Guizot. Paris, 1822.

Mord-Politik — hatte ich große Luſt zu überſchreiben, aber ein ſolcher Ausdruck darf erſt nach ſeiner Rechtfertigung gebraucht werden. Als Napoleon in Moskau war, verſchwor ſich General Mallet gegen ihn, und zwar zum Vortheile der Bourbonen. Man jagte dem Mallet von Rechtswegen zwölf Kugeln durch Kopf und Bruſt. Auf dem Wege zum Richtplatze ſagte er zum Volke, welches, es lebe der Kaiſer, ſchrie: „ja, laßt nur euern Kaiſer leben, nach meinem Tode werdet Ihr mir Denkbilder ſetzen. Keine zwei Jahre mehr regiert Buonaparte.“ Nach weniger als zwei Jahren war Buonaparte auf Elba. Der Seher hatte es auf ein Haar getroffen. Warum hat der Narr nicht noch zwei Jahre gewartet mit ſeiner Verſchwörung? In Spanien wurden Porlier, Lasey, und wie die Andern alle hießen, auch von Rechtswegen erſchoſſen. Ihr Tod war nicht des Schuſſes Pulver werth. Zwölf Monate ſpäter wurden ihre Gebeine ausgegraben und unter Jubelgeſängen herumgetragen; — moutarde après diner! Die Verſchwörer Riego und Quiroga werden in Spanien vergöttert, ſie ſitzen höher, weicher gewiß, als der König. Nach acht Wochen wird ihnen vielleicht mit dem cordon sanitaire der Hals zugeſchnürt von Rechtswegen. Deren gute Freunde haben ſich die Rache vorausgenommen und die Offiziere der königlichen Leibwache, die ſich am 7. Juni gegen die Cortes verſchworen, von Rechtswegen erſchießen laſſen. Jetzt ſammeln gute Royaliſten in Paris Geld für jene Schlachtopfer der Treue. . . . Vielleicht findet man, daß ich zu ſcherzhaft von ſolchen fürchterlichen Dingen ſpreche; aber unſere jetzige Welt iſt zu erhaben, um nicht lächerlich zu ſein. Und dann fordere ich Jeden, ſogar jeden Deutſchen auf, nach Paris zu kommen, und hinge ihm die Methaphyſik wie Blei an den Füßen, er wird hier (ich ſchreibe in Paris) in den erſten drei Tagen pragmatiſch, ja ſogar ein Windbeutel, wenn er nicht vorſichtig iſt. . . Seit dreißig Jahren mußten ſo viele tauſend Gerichtete den Kopf verlieren, weil ihn die Richter verloren! Mich ärgern nur die ernſthaften Grimaſſen, mit denen man dabei zu Werke geht. Iſt der Raubmord ein Verbrechen? Fragt zwiſchen Nova-Zembla und Liſſabon von Hütte zu Hütte, von Palaſt zu Palaſt; jeder Bettler, jeder Fürſt wird euch ſagen: ja, der Raubmord iſt ein Verbrechen. Fragt ihr aber, ob das ein Verbrechen ſei, was Brutus gegen die Tarquinier, was Octavius gegen Rom, was Hugo Capet gegen die Carolinger, Frankreich gegen die Bourbonen, Buonaparte gegen Frankreich, Spanien gegen Ferdinand begangen — ſo werden euch Jahrhunderte, Neigungen und Menſchen verſchiedene Antworten geben. Man hat Recht zu zweifeln, ob das ein Verbrechen ſei, was, vollendet, mit einer Lorbeerkrone, verſucht, mit einer Dornenkrone vergolten wird. Aber das iſt außer Zweifel, daß gegen den Tod kein Kraut gewachſen iſt. Geſtern haben ſie abermals vier Jünglinge zum Tode verurtheilt, die an der Verſchwörung von Rochelle Theil genommen. Ihre Ungeduld war ihr ganzes Verbrechen. Sie werden fallen und Spanien wird ſie rächen; denn was dieſſeits der Pyrenäen Laſter, wird jenſeits Tugend genannt. Hier wie dort rufen die ſchnöden Söldlinge der Macht: traurige Nothwendigkeit! und die elenden Heuchler leſen den Schlachtopfern ihrer Selbſtſucht oder ihrer Dummheit das Todesurtheil mit gerührter Stimme vor.

Traurige Nothwendigkeit! ſeufzen die ſpaniſchen Conſtitutionellen, und nach wenigen Wochen kann ſich zeigen, daß die Nothwendigkeit ſo nothwendig nicht geweſen. Traurige Nothwendigkeit — rufen die franzöſiſchen Royaliſten. Dieſe letztern haben gewiß Recht. Dieſe beſcheidenen Menſchen verlangen kein Morgen-, ſie wollen nur die Ueberreſte des Mittageſſens am Abend verzehren, und dann ſich ſchlafen legen. So durchmordet denn die Welt, bis von der ganzen Menſchheit nur noch Einer übrig bleibt, dann habt ihr beide euren Willen: die abſoluteſte Monarchie und die reinſte Republik — einen König ohne Geſetze, und einen Bürger ohne König.

Guizot hat in dem angezeigten Werke den berührten Gegenſtand gründlich beſprochen. Ich habe das Buch zergliedern wollen, aber wie hätt' ich es vermocht? Ich hatte nicht das Herz, Kopf zu haben — man kann nicht denken, wenn man weinen möchte.

Mord-Politik — jetzt darf ich das Wort wohl gebrauchen.

IV.

Coopers Romane.

Es ſind jetzt dreißig Jahre, daß der Kaufmannsſohn Wilhelm Meiſter mit einigen Edelleuten auf vertrautem Fuße gelebt, ja es erreicht, eine Gräfin und ihre Brillanten an ſein bürgerliches Herz zu drücken. Wie waren wir damals ſo hoffnungsfroh, die Deutſchen würden ihr Glück machen und es weit bringen im Leben und in Romanen. Aber was ſind unſere Hoffnungen, was iſt aus all der Herrlichkeit geworden? Der Lehrbrief, den der junge Meiſter aus den Lilienhänden der ſchönen Erfahrung empfing, war auf Seidenpapier geſchrieben, verduftete und verwelkte wie eine Blume und ließ nichts zurück, als dürre Blätter, die unter den Fingern zerſtäuben. Wenn Göthe's Grundſatz wahr iſt: der Held eines Romanes müſſe ſich ſehr leidend verhalten, müſſe ſich Alles gefallen laſſen und dürfe nicht muckſen — warum haben wir keine guten Romane, da wir doch alle geborne Romanhelden ſind? Wir haben keine, weil der Grundſatz wahr iſt. Um etwas zu erfahren, muß man etwas thun; wir müſſen gehen, daß uns etwas begegne. Wir einregiſtrirten Menſchen aber, wir Hochgeborne, Hochwohlgeborne, Wohlgeborne, Edelgeborne und dienſtgeborne Menſchen, welchen das Herz klopft, ſo oft wir an eine fremde Thüre klopfen; wir in unſerem Gefach-Leben, verlaſſen nie den Stand und die Zunft, in welchen die Wiege unſerer Eltern geſtanden, und Stände und Zünfte ſind zwar größere Familien, aber auch lauere, unerquicklichere, und ſie ſind unkünſtleriſchen Stoffes. Weil wir unſeren Lebenskreis nicht überſchreiten, erfahren wir auch nicht, was ſich innerhalb des Kreiſes begibt; denn man muß Andere kennen lernen, ſich ſelbſt zu kennen. Die Eilwagen, auf welchen doch manchmal ein armer Schelm von Dichter mit reichen und vornehmen Herren zuſammentrifft, werden auf die Romanen-Literatur vortheilhaften Einfluß haben; aber ſie ſind noch zu neu, dieſe Poſtmuſen ſind noch zu jung, und immer noch iſt zu fürchten, daß die Botanibaier Spitzbuben früher gute Romane ſchreiben werden, als die ehrlichen Deutſchen. Wir haben keine Geſchichte, kein Klima, keine Volksgeſelligkeit, keinen Markt des Lebens, keinen Heerd des Vaterlandes, keinen Großhandel, keine Seefahrt, und wir haben — keine Freiheit zu ſagen, was wir noch mehr nicht haben. Woher Romane? Uns Kleinen begegnet nichts Großes, und was den Großen begegnet, und ſei es noch ſo klein, bringen wir in die Weltgeſchichte. Daher Demuth im Leben und Wehmuth in Romanen.

Kaiſer Auguſtus der Schelm ſagte, als er einſt bei Tiſche zwiſchen dem triefäugigen Horaz und dem engbrüſtigen Virgil geſeſſen: da ſitze ich zwiſchen Thränen und Seufzern. Ganz ſo kaiſerlich ſpeiſen wir auch, ſo oft wir deutſche Romane leſen. Rothe Augen, kurzer Athem und unheilbare Herz-Polypen. Alle die herumziehenden Schmerzen rheumatiſcher Seelen! Der Tod ſo weinerlich, und das Leben ohne Lachen. Heimweh nach dem Himmel, weil fremd auf der Erde; Liebe zu Gott, aus Furcht vor Menſchen. Ernſthaftigkeit ohne Ernſt, und Spaß ohne Spaßhaftigkeit. Und die Fauſt-Wehen, die Künſtler-Wehen, und alle die Berg-Wehen und lächerlichen Geburten! Welche Anſtalten, welche Zurüſtungen, es herauszuſtellen, daß ein ſchlapper Wilhelm nicht bei Troſte geweſen! Und eine Männerwelt ſitzt kindiſch auf niedriger Schulbank, und buchſtabirt jedes Wort ihres Meiſters plärrend nach. Und gar die Liebes-Wehen! Ein deutſcher Jüngling weint zehnmal mehr über baare, handſchriftliche und gedruckte Leiden, als ein junger Franzoſe oder Engländer. Wie ſollte er nicht? Er, ein Kreidling des Bürgerlichkeit, enterbter Sohn einer reichen Geſchichte, was hätte er zu thun, ehe er Referendär wird, und iſt er es geworden, was hat er zu denken? Er iſt unglücklich zum Zeitvertreibe. Nichts iſt ihm geblieben, als die Jugend, die man ihm nicht rauben konnte; aber die Jugend iſt ein Verbrechen und das Alter ein Verdienſt. Kein anderer Jubel als Dienſtjubel. Sind ſie recht alt, mager und zähe geworden, dann ſpickt man ſie mit Nadeln für das Nachteſſen der Würmer und umflechtet ſie mit der Peterſilie deutſch-vaterländiſchen Ruhms. Adelige Dichter ſind herablaſſend und dichten Lieder auf bürgerliche Rentmeiſter; die Glocken läuten, die Thürmer blaſen, die Gaſſenbuben jubeln, im Deckelglaſe grinſt ſaurer Wein, die Aemter ſind gerührt, und der Jubelgreis, den Henkelthaler auf der Bruſt, weint Freudenthränen und ſtirbt am Wonne-Schlag. Pfui! lieber eine alte Maus ſein, als ſolch ein Jubelgreis, und — woher, woher Romane? Eine Million für einen Roman! Bemüht euch, zappelt, rennt — Ihr bringt ſo wenig einen Roman zu Stande, als ich die Million herbeiſchaffe. Doch was liegt daran? Es gibt nichts Lächerlicheres als volksthümliche Gefühle, es iſt Nichts kindiſcher als Vaterlandsliebe. Die ganze Menſchheit iſt ein Volk, die ganze Erde iſt ein Land; Gaben, Mühen und Genüſſe ſind vertheilt — die Engländer ſchreiben Romane, und wir leſen ſie.

Ja wenn es blos die Engländer wären! man kann viel weniger ſein als die, und immer noch viel. Daß aber ſelbſt die Amerikaner es uns zuvorgethan, ſo ein junges Volk, das kaum die ſchwäbiſche Reife erlangt, das beſchämt, das entmuthigt. Waſhington Irwing, Cooper und noch Andere! Wäre Cooper ein ausgezeichneter Künſtler, wie Walter Scott es iſt, das möchte uns beruhigen. Denn der große Genius bedarf keines Wachsthums, keiner Entwicklung, er ſpringt reif und vollendet hervor. Er bedarf keiner Gunſt des Himmels noch der Menſchen, er braucht keine Sonne, keine Aufmunterung. Er häuft nicht verdienten auf verdienten Lohn; die volle Bewunderung wird ihm auf einmal ausbezahlt. Solch ein Genius aber iſt Cooper nicht. Manche Deutſche kommen ihm gleich an Kunſtfertigkeit; er hat nur vor ihnen voraus, daß er ein Amerikaner iſt — verſteht Ihr? daß er ein Amerikaner iſt. Das haben auch die deutſchen Ueberſetzer ſeiner Romane gefühlt, und ſie haben darum auf dem Titelblatte dem Namen Cooper das Beiwort Amerikaner vorgeſetzt. Es iſt ein Titel wie ein anderer, wie Doktor, wie Hofrath. Ja hätten ſie geſchrieben: „Seine Excellenz, der Herr Amerikaner Freiherr von Cooper" — man hätte es gern geleſen, und haßte man auch noch ſo ſehr die Titel. Ein Freiherr iſt er gewiß, und die Excellenz gebührt ihm wohl. Cooper und Walter Scott — der Erſtere ſteht ſo weit über dem Andern in ſittlicher Beziehung, als er in künſtleriſcher unter ihm ſteht. Scott iſt ein Tory, und wäre er das nicht, wäre er der große Dichter nicht. Die wahren Dichter, wie alle großen Künſtler, lieben das Gewordene, das Seiende, das Nothwendige, das Unbewegliche, das dem Meiſel ſtill hält; ſie lieben daher den Zwang, als den Erhalter des Beſtehenden. Darum haſſen ſie das Werdende, das Bewegliche, das Schwankende, das Strebende und das Widerſtrebende, denn ſie haſſen den Kampf; darum haſſen ſie die Freiheit. Man ſage nicht, Walter Scott wäre unparteiiſch. Er iſt es freilich, ſobald er einmal den Gegenſtand der Darſtellung gewählt; ihm liebe Verhältniſſe und Menſchen verſchönt er nicht ungebührlich, ihm widrige verhäßlicht er nicht. Aber er iſt parteiiſch in der Wahl der Gegenſtände, und wo er der Freiheit huldigt, da verehrt er nur den Sieg und die Gewalt, nicht den Kampf und das Recht der Freiheit, Cooper aber — iſt ein Amerikaner.

In Coopers Romanen handeln friſche, jungfräuliche Menſchen, friſch und jungfräulich wie ihre Natur es iſt. Sie haben ihre Schwächen und Laſter, wie wir auch; aber die Krankheiten der Seelenleidenden ſind kenntlichen Ausdrucks und geregelten Ganges, nicht wie bei uns getrübt und verworren durch einfließende Nervenſchwäche und Romantik. Ihre Lebensverhältniſſe ſind klar und heiter, nicht als athmeten ſie im Roſenſchimmer unvergänglicher Freuden; ſie kennen den Schmerz wie wir; aber Luſt und Trauer, Licht und Finſterniß ſind geſchieden, und Tag und Nacht liegen nicht immer im Streite, Tohu Wabohu wie in unſern Romanen. Darum werden dem Leſer geſunde Rührungen, die aus reinem Herzen quillen, die nicht aus morſchen Thränenfiſteln ſickern. Dort ſind die Bürger ihrer Rechte klar, ihrer Pflichten ſich froh bewußt; denn ihre Pflichten ſind auch ihre Rechte. Das Geſetz des Bürgers und des Staates iſt dort blank, ſtark geprägt und ſcharf gerändert, wie es aus der Münze der Natur gekommen; nicht beſchmutzt von den Händen beſtochener Richter, nicht vergriffen und beſchnitten von den tauſend Fingern der hundert

Schreiber, Advokaten und Mäkler des Rechts. Doch das wird der verſtändige Leſer ſchon alles von ſelbſt herausfinden, und iſt er ein Freund — guter Bücher, wird er nicht ermangeln, die Romane Coopers nach Möglichkeit zu empfehlen.

V.

Nouvelles lettres Provinciales, ou lettres écrites par un provincial à un de ses amis, sur les affaires du temps. Paris, 1825.

Stellte man einen Unkundigen unbelehrt auf eine Anhöhe, daß er von dort herab das Treiben und die Bewegungen eines Waffenkrieges beobachte und davon Rechenſchaft gebe, und man fragt ihn dann, was er wahrgenommen, was der Zweck des Kampfes ſei? — würde er berichten was ihm ſeine Augen erzählt. Er würde ſagen, die feindlichen Heere ſuchten ſich wechſelſeitig aufzureiben, oder ſich einzuſchließen und gefangen zu nehmen; ihr Zweck ſei, jenen Hügel zu erſtürmen, dieſes Thal zu vertheidigen, jene Brücke zu beſetzen, dieſe Feſtung zur Uebergabe zu nöthigen. Der Beobachter hätte dann nur erzählt, was er geſehen, hätte Nichts falſch geſehen und dennoch die Wahrheit nicht berühret; denn er hätte die Bewegung mit dem Wege, den Weg mit dem Ziele, das Ziel mit dem Endziele verwechſelt. In einer ähnlichen, doch in einer weit ſchlimmern Lage befindet ſich Derjenige, der die Meinungskämpfe unſerer Zeit betrachtet. Hier vereinigt ſich Alles, ihn zu täuſchen und irre zu führen. Die Leidenſchaftlichen in ihrer Haſt wiſſen nicht zu überlegen, die Vernünftigen in ihrer Ruhe wiſſen nicht zu handeln. Die Einen täuſchen ſich über das, was ſie wollen, die Andern ſich über das, was ſie können. Die, welche die Macht beſitzen, rechten, und Die, welche das Recht beſitzen, kämpfen; es iſt als ſtritte Jeder für den Sieg des Andern. Die Einen werden für ſchwach gehalten, weil ſie ihre Kraft nicht gebrauchen, die Andern für mächtig, weil ſie ihre Kraft verbrauchen und man nicht wahrnimmt, daß ſie das Kapital ihrer Kräfte verzehren und mit ihrem Glanze ihre Armuth, mit ihrer Anſtrengung ihre Schwäche ſteigt. Das Frohlocken der Sieger lautet oft wie das Aechzen der Verwundeten, und der Jammer der Geſchlagenen tönt wie Siegesgeſchrei. Nach jeder gewonnenen Schlacht fährt der Beſiegte in einem Triumphwagen her, den der Sieger zieht. So iſt Alles verwirrt und verwirrend und erſt der Friede wird uns belehren über das was der Krieg gewollt.

Aus welchem Samen der Familienzwiſt auch entſproſſen ſein mag, der die bürgerliche Geſellſchaft des europäiſchen Feſtlandes theilt: es ſei Tugend oder Verderbniß, Vernunft oder Leidenſchaft — es muß eine höchſte Leidenſchaft geben, welcher alle untergeordnete Begierden dienen und eine höchſte Vernunft, in der alle guten Geſinnungen ſich vereinigen. Auf welcher Seite aber die Vernunft ſei, darüber findet man bei der Vergangenheit keine Belehrung, es iſt eine Aufgabe, die die Gegenwart der Zukunft gibt. Was für vernünftig zu halten, wird erſt unterſucht, nachdem es übertreten. Keiner denkt an ſein Recht, ſo lange er in friedlichem Genuſſe, wie Keiner an ſeine Geſundheit, ſo lange ſie ungeſtört iſt. Der Spruch des Richters folgt dem Widerſpruche der Parteien und das Unrecht geht dem Rechte voraus.

Man hört die Einen ſagen: es werde geſtritten für oder gegen die Unbeſchränktheit der Herrſchaft. Aber wenn es dieſes wäre, müßte man Angriff wie Vertheidigung für gleich ungeſchickt erklären. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß Regierungen mit der Ariſtokratie und der Geiſtlichkeit, mit Körperſchaften gemeinſchaftliche

Sache machen, die, jede für ſich, die Alleinherrſchaft an ſich zu ziehen, und wo ſie dieſes nicht vermögen, ſie wenigſtens zu theilen ſuchen. Wenn es dieſes wäre, würde man nicht ſehen, daß die Feinde unbeſchränkter Regierungen gegen Ariſtokratie und Geiſtlichkeit eifern, die ihnen doch dazu dienen, den gemeinſchaftlichen Feind, den Miniſterialismus ſchwächen zu helfen. Man hört die Andern ſagen, es ſtreite ſich um die *Form der Regierung*. Aber die Regierungsform gewährt weder der Herrſchſucht noch der Freiheitsliebe Bürgſchaft. Frankreich unter ſeiner jetzigen monarchiſchen Verfaſſung genießt größere Freiheit, als es unter der Republik genoſſen, und die Regierenden in einigen ſchweizeriſchen Freiſtaaten haben größere Gewalt, als ein König von England ſie hat. Kann nun die Herrſchaft in Freiſtaaten, die Freiheit in Monarchien ihre Rechnung finden, ſo kann es die Regierungsform nicht ſein, die der Gegenſtand des Kampfes iſt. Dann wird behauptet: Die Völker forderten *Gleichheit* und ſie werde ihnen verweigert. Aber Gleichheit kann ohne Freiheit beſtehen, und nur dieſe beglückt. Die Franzoſen genoſſen Gleichheit unter Napoleon, und Napoleon war Herr genug. Ferner war es das große Wort der franzöſiſchen Revolution, das jetzt noch forttönt: Die *Herrſchaft der Menſchen* ſolle aufhören, die Herrſchaft der Geſetze ſolle ſein. Aber wo gäbe es einen Staat in Europa, wo nicht die Geſetze, wo die Menſchen herrſchten? Nicht einmal früher war eine ſolche Klage mit Recht zu führen. Die Lettres de Cachet waren geſetzlich von Dem eingeführt, von dem damals alle Geſetze ausgingen. In Spanien werden die Freimaurer geſetzlich gehangen. Was gewinnen ſie dabei? Iſt es oft nicht wünſchenswerther, der Willkür eines Tyrannen preisgegeben zu ſein, der doch als Menſch zu erweichen iſt, als in die Gewalt unerbittlicher Geſetze zu fallen? Endlich iſt es die Volksſouveränität, von der man ſagt, ſie ſei, hier behauptet, dort beſtritten, der Gegenſtand des bürgerlichen Zwiſtes. Doch Diejenigen, die für die Souveränität des Volkes kämpfen, welches wünſchenswerthe Gut erwarten ſie von dem Siege? Soll Herrſchaft ſein, iſt es beſſer, ſie iſt in den Händen eines Einzigen, als in den Händen Vieler, beſſer, ſie iſt unwandelbar, als daß ſie wechſele. Nähme das ganze Volk an der Regierung Theil, Mann für Mann, Seele für Seele: dadurch würde die Freiheit nicht geſichert. Es kann das Volk ſein eigener Tyrann ſein und es iſt es oft geweſen.

Von allen den genannten edlen und unedlen Trieben kann keiner als der Stamm betrachtet werden, aus dem alle Leidenſchaften und alle guten Wünſche entſproſſen, die ſich ſeit vierzig Jahren auf dem Felde des bürgerlichen Lebens blutig bekämpften. Es muß eine andere Quelle ſein, woraus das Verderben, eine andere, woraus das Heil entſpringt. Wir wollen dieſe aufſuchen und ihre Lage bezeichnen. Sie iſt nicht zu entdecken, ſie iſt nur wieder zu finden; ſchon Montesquieu hat ſie entdeckt. Doch konnte ihm eine Quelle, die in ſeiner Zeit noch nicht wie in ſpäterer zum breiten, Alles verheerenden Strome fortgewachſen, nicht von gleicher Bedeutung erſcheinen, als ſie uns erſcheint, und eine Wahrheit, welche erſt durch die Reibungen unſerer Zeit durchſichtig geworden, mußten Montesquieu's Blicke nur trüb erkennen. Daher hatte er eine große Lehre, wie ſchüchtern gedacht, ſo nur leiſe ausgeſprochen, in dem kurzen Satze: il ne faut pas trop régner. Aber dieſe ſechs Worte löſen alle Räthſel der Zeit; in ihnen liegt alles Heil und alles Verderben, alle Noth und alle Hülfe.

Es wird nicht gefragt: ob die Regierung unbeſchränkt oder beſchränkt ſein müſſe; ob ſie den Händen eines Einzigen oder Vieler anvertraut werde, ob ſie beharren oder wechſeln ſolle, nicht, ob die Geſetzgebung von dem Fürſten oder von dem Volke oder von deſſen Stellvertretern ausgehe; nicht, ob die freie Willkür der Herrſcher oder das Geſetz ſolle walten; nicht, ob Gleichheit oder Vorrecht ſolle ſein; nicht, ob die Quelle aller Macht in der Regierung oder im Volke zu ſuchen — ſondern das iſt die Frage: iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Urſprüngliche, iſt die Herrſchaft oder die Freiheit als das Bedingende anzuſehen? Iſt der Menſch frei geboren und die bürgerliche Geſellſchaft nur eingeführt worden, daß ſie die Freiheit wahre und ſchütze, wie der Becher den Wein: oder iſt der Menſch zur Dienſtbarkeit geboren und darf ihm nur ſo viel Freiheit verſtattet werden, als er bedarf, ſeine Kräfte für den Dienſt der Geſellſchaft auszubilden und zu verwenden? Kurz, es iſt die Frage: iſt der Staat Zweck oder der Menſch in ihm?

Als Ludwig XIV ſagte: L'état c'est moi! war nicht ſein größter und gefährlichſter Wahn, daß er ſich für den Staat angeſehen — es war ſein größter und gefährlichſter, daß er den Staat für das Höchſte angeſehen. Aber dieſen Wahn theilte der König mit ſeinen Unterthanen, ſeine Zeit theilte ihn mit einer langen Vergangenheit, ſie theilte ihn mit dem kommenden Jahrhunderte und die Meiſten unſerer Zeitgenoſſen theilen ihn noch. Der Staat iſt das Bett des Prokruſtes, worin man den Menſchen ausreckt oder verſtümmelt, bis er hinein paßt. Der Staat, die Wiege der Menſchlichkeit, iſt ihr Sarg geworden. Der Staat iſt zugleich Gott und Prieſter, und für den Gott werden ſcheinheilig alle Opfer gefordert, nach welchen dem Prieſter gelüſtet. Dieſer Aberglaube erbt ſich fort und fort. Was wird noch heute der Jugend in der Schule frei gelehrt? Sparta bewundern, die ſpartaniſche Verfaſſung lieben. Doch würde den Beſſerwiſſenden freie Wahl gegeben, in einem Staate zu leben, wie das hochgeprieſene Sparta geweſen, oder unter der vermaledeiten Herrſchaft des alten Venedigs — ſie bedächten ſich gar nicht. In Venedig war wenigſtens der halbe Menſch, die Sinnlichkeit war frei gegeben, ja, ſie wurde von der Regierung kuppleriſch begünſtigt. Die Spartaner aber aßen und tranken für ihren Staat, wie ſie nur für ihn dachten, fühlten und handelten. Die Spartaner hatten einen gemeinſchaftlichen Magen, wie ſie Herz und Geiſt gemeinſchaftlich beſaßen. Wenn Sparta hungerte, aßen alle Spartaner, wenn der Staat ſchlief, ſchnarchten alle Bürger. Und das preiſt man? War Lykurg beſſer als Robespierre? Er war ſchlimmer. Robespierre opferte die Menſchen, Lykurg die Menſchlichkeit. Robespierre *opferte* ſie, er *ſchlachtete* ſie nicht. Er war kein Menſchenmetzger, wie alte Weiber und kindiſche Männer glauben: er war ein *guter Bürger* im Sinne der reinſten Glaubenslehre. Der Staat war ſein Gott, ſein Staat, der Republikaniſche — gleichviel. Er war ein Abſolutiſt wie Einer. Der Jakobiner hat gar nicht nöthig, ſich zu bekehren, um ein guter Royaliſt zu werden; der Royaliſt braucht ſeinen Glauben nicht zu verändern, um zu thun, was Beſſières gethan. Beide kämpfen für die Macht, in welcher Hand ſie ſich auch befinde; beide ſtreiten gegen die Freiheit, wer dieſe auch geltend zu machen ſtrebe, ſei es das Volk, ſei es der Fürſt.

Es braucht nicht unterſucht zu werden, was die Menſchen gewollt, als ſie in bürgerliche Geſellſchaften zuſammentraten: ſie haben es nicht gewollt, ſie haben es ohne Bedacht gethan, ſie waren dem Triebe ihrer Natur gefolgt. Auch in den Schöpfungen der ſittlichen Welt gehen Wärme und Liebe, welche binden, dem Lichte und dem Gedanken voraus, welche unterſcheiden: die Ueberzeugung folgt erſt auf die That. Es iſt zu unterſuchen, was die Natur gewollt, als ſie die Menſchen dahin führte, bürgerliche Vereine zu bilden. War ihr die Vereinigung oder blieben ihr die Vereinten Zweck? Sollte die Geſellſchaft ihren Theilnehmern oder ſollten dieſe jener dienen? Sollten die Glieder den Körper oder ſollte der Körper die Glieder tragen? Man iſt hier im Wahne, wie man ſich immer getäuſcht, indem man glaubte, die Natur ſorge nur für die Gattung, die Einzelweſen dem Triebe ihrer Selbſterhaltung überlaſſend. Die Sorge der Natur für die Gattung iſt nur die Summe ihrer Sorgen für die Einzelnen. Die Gattung iſt die unendliche Reihe der endlichen Weſen; die Menſchheit iſt die Unſterblichkeit der ſterblichen Menſchen. Es iſt der Zweck der Natur, daß alle Kräfte, die in jedem Menſchen keimen, zur Entwicklung gebracht werden, daß ſie alle Blüthen und Früchte tragen, und daß der Erzeuger ſich aller erfreue und alle genieße. Aber des Menſchen Thaten überdauern ſeine Thätigkeit; der Menſch ſtirbt, ehe alle ſeine Früchte gereift und ehe er alle ſeine Erzeugniſſe genoſſen. Daß die Hinterlaſſenſchaft nicht ungebraucht verderbe, beerbt der Ueberlebende den Todten. Er ſpinnt den Faden fort, der dem Geſtorbenen entfallen, und vollendet, was Jener begonnen. Ein Wunſch ging als Same in der Vergangenheit unter, die Gegenwart pflegt die Saat und hofft, die Zukunft bricht die Frucht der Erfüllung. Dieſes fortdauernde Stellvertreten, dieſe Erblichkeit aller menſchlichen Kräfte und Erzeugniſſe iſt es, was wir Menſchheit nennen. Aber wie im Raume nur das Beſtehende, in der Zeit nur der Augenblick Herr iſt, ſo bleibt der Menſch, welcher iſt, alleiniger Zweck der Natur, und die Menſchheit, welche nur war oder wird, iſt ihr blos Mittel. Daß ferner alle Kräfte aller Menſchen zur Entwicklung kommen, daß keine Kraft durch verſchwenderiſchen Gebrauch ſich ſelbſt verzehre, keine die andere verſchlinge, daß kein Menſch den andern verdränge: mußte die Thätigkeit jedes einzelnen Menſchen beſchränkt werden durch Maß, Zeit und Ort, und die Wechſelverhältniſſe der Menſchen unter ſich mußten geordnet werden. Dieſes wurde erreicht durch bürgerliche Geſetze und dieſen geſetzlichen Zuſtand nennt man den Staat. Auf welche Weiſe der Staat jede einzelne menſchliche Natur beſchränkt, iſt bekannt genug, und wäre es nicht bekannt, brauchte es doch nicht erörtert zu werden. Das Recht der Herrſchaft iſt man gewohnt auf Treu und Glauben anzunehmen; nur von dem Rechte der Freiheit fordert man Beweiſe durch ächte Urkunden und gültige Zeugen.

Die Geſetze ſind es alſo, welcher ſich der Genius der Menſchen bedient, ſeine Schützlinge zur höchſten Vollkommenheit zu bringen; denn die Freiheit wird nur beſchränkt, daß ſich ihre Lebenskraft durch alle Glieder der Menſchheit je nach Bedarf verbreite. Aber nur ein ſolches Mittel kann als brauchbar geachtet werden, das für ſeine einſtige Entbehrlichkeit Bürgſchaft leiſtet. Ein Mittel von unaufhörlichem

Gebrauche würde für ſeine Unbrauchbarkeit oder für die Unerreichbarkeit des Zweckes zeugen. Die Geſetze müſſen fähig ſein, ſich überflüſſig zu machen oder ſie ſind es immer geweſen und werden es immer bleiben. Doch auf welche Weiſe können die Geſetze überflüſſig werden, da ja die Freiheit immer wird beſchränkt ſein müſſen? Dieſes wird dadurch möglich, daß die Geſetze den Bürger zur Geſetzlichkeit erziehen; daß ſie ihm ſchöpferiſch einbilden, was ſie ihm früher nur künſtlich angebildet; daß ſie ihn lehren, ſeiner eigenen Stimme zu gehorchen, wie früher der fremden, und ſeinen Willen zu beſchränken, wie er vorher nur ſeine That beſchränkt. Je näher die Bürger dieſem Ziele kommen, je weiter muß der Ort der Scheidung zurücktreten: die Geſetze müſſen an Macht verlieren, was die Geſetzlichkeit an Macht gewinnt. Die Regierung . . . . . . doch wir vernehmen Waffengetöſe! Wir ſind auf dem Schlachtfelde unſerer Zeit angekommen. Hier betäubt das Geſchrei der Kämpfenden, gegen das ſtille Wort friedlicher Unterſuchung. Hier begegnet uns der Hochmuth mit ſeinem düſtern Blicke, der Blödſinn mit ſeinen verbundenen Augen, die Herrſchſucht mit ihren Banden und die Eitelkeit mit ihren Bändern. Hier, von Gefahren rings umgeben, müſſen wir leiſen Ganges gehen, müſſen ausweichen, über Abgründe ſpringen; müſſen, es uns leicht zu machen, die Schnüre der Logik losbinden und das Gepäck guter Gründe zurücklaſſen, damit wir nur ſo ſchnell als möglich dem gefährlichen Felde den Rücken kehren — und hier müſſen wir nur froh ſein, wenn einige Verſtändige unſere Unverſtändlichkeit verſtehen.

— — Die Völker könnten Doktoren ſein und ſie ſitzen noch immer in der Klaſſe der Quartaner. Doch iſt es thöricht und ungerecht, die Fortführung der Vormundſchaft, nachdem dieſe rechtlich abgelaufen, dem Zwange der Regierungen allein zuzuſchreiben. Die Völker dulden ſie gerne, ja, ſie haben ſie oft gefordert. Es ergeht den Völkern wie den einzelnen Menſchen. Wir haben Alle eine Zeit der übermüthigen Jugend; dann zerreißen wir ungeduldig die Bande elterlicher Zucht, ſtürzen in die Welt hinaus und lieben mehr die Unruhe und die Gefahr der Fremde, als die ruhige und ſichere Häuslichkeit. Aber ſind wir älter, dickbäuchig und träge geworden, iſt die Liebe zur Blüthe, welche Allen duftet, der Liebe zur Frucht gewichen, die nur Einem mundet und die die Selbſtſucht aufrührt. Dann ließen wir es uns gar wohl gefallen, daß uns eine Wärterin auf ihren Armen durch den Koth des Lebens trage, daß uns eine Mutter ankleide und ein Vater für uns zahle. So ſind die Völker auch! Nachdem ſie die Bande ſtrengen Gehorſams abgeworfen, nachdem ſie das freie Leben verſucht, nachdem ſie in die Breite gewachſen, ſind ſie üppig, ſchlaff und faul geworden, und ſind früher in die Haft zurückgekehrt als ſie ſie einſt verließen. Doch ſo ſoll es nicht ſein! Der Menſch ſoll lernen, ſeine Kraft gebrauchen, er ſoll nicht fürchten, die Gefahr der Freiheit. Der Schutz der Geſetze hat uns alle Stärke und allen Muth benommen. Weil die Regierung für uns wacht, wenn wir ſchlafen, ſchlafen wir immer. Die Polizei hat die guten Bürger mehr als die Miſſethäter eingeſchüchtert. Zum Stehlen findet ſich noch Muth genug; doch haben die ehrlichen Leute faſt verlernt, den Mund zu öffnen, das beleidigende Wort eines Läſterers zurückzuweiſen oder den Arm aufzuheben, um eine lüſterne Katze von ihrer Schüſſel wegzujagen. Selbſthülfe iſt verboten — ſie klagen.

Gleich thöricht und ungerecht iſt der Vorwurf über zurückgehaltene Freiheit. Wo denn und von wem wurde noch *Freiheit* gefordert? Nur *Freiheiten* wurden verlangt und nur dieſe wurden bewilligt oder verſagt. Kein Volk in Europa iſt frei. Selbſt in der engliſchen Staatsverfaſſung wird nicht, wie es ſollte ſein, die Freiheit von der Herrſchaft, ſondern die Herrſchaft wird von der Freiheit beſchränkt; der Herrſchaft wird die Primogenitur zuerkannt und die Freiheit wird reichlich appanagirt. Auch das britiſche Volk hat nur Freiheiten, aber keine Freiheit. Freiheiten aber ſind die gültigſten Beweiſe für die Herrſchaft. Darum hört man auch überall die Macht nur von Freiheiten ſprechen und ſieht ſie das Wort Freiheit ängſtlich meiden. Sie ſpricht von freien Inſtitutionen: die Freiheit wird eine *Einrichtung* genannt und doch iſt nur die Herrſchaft eine!

— Am traurigſten iſt, daß die Freunde des Neuen die Gegenwart nur immer zur Beſchimpfung der Vergangenheit, und daß die Freunde des Alten die Vergangenheit nur immer zum Schimpfe der Gegenwart preiſen. Man könnte recht gut der Freund aller Zeiten ſein, jede Zeit war gut, Alles war gut zu ſeiner Zeit; kein Uebel war urſprünglich ein ſolches, es iſt nur immer eins geworden. Die verſchiedenen Neigungen wären leicht zu verſchmelzen, möchte man nur auf der einen Seite den Anſpruch, den das Mögliche macht, und auf der andern Seite die Schonung beachten, die dem Wirklichen gebührt. Die bürgerlichen Geſellſchaften ſind entſtanden, wie wir noch täglich in ihnen kleine Geſellſchaften ſich bilden ſehen. Sie haben das alle mit einander gemein, daß ſie ſich kämpfend gebildet, daß ſie alle bei ihrer Entſtehung Hinderniſſe zu beſiegen fanden, welche ihnen die Verhältniſſe oder die Menſchen entgegengeſtellt. Die Zünfte und Innungen haben ſich im Widerſtreite der Landbeſitzer gebildet; der Adel, als urſprünglich der Beſitzer des Geiſtes, der Tugend, des Reichthums, bildete ſich im Kampfe gegen den Unverſtand, gegen niedrige Geſinnung und gegen die Unbegüterten. Die chriſtliche Kirche, als Gemeinde, bildete ſich im Kampfe gegen das Heidenthum, und die Regierung endlich, als die Beſchützerin des Rechts, war im Widerſtreite der Gewaltthätigkeit, der Habſucht und der andern Leidenſchaften der Menſchen entſtanden. Aber die bürgerlichen Gewerbe werden nicht mehr angefochten und die Zünfte dauern fort! Aber Geiſt, Tugend und Reichthum ſind durch alle Stände verbreitet und die Ariſtokratie dauert fort! Aber das Heidenthum iſt beſiegt und die Geiſtlichkeit beſteht noch immer als geſchloſſene Körperſchaft! Aber die Menſchen ſind rechtlicher Geſinnung, ſie ſind zur Geſetzlichkeit erzogen und das ſtrenge Regieren hat noch immer nicht aufgehört! Die europäiſchen Regierungen ſind in ihrem alten Kriegszuſtande geblieben und handeln, als belagerten ſie oder als wären ſie belagert. Will man es ſich anſchaulich machen, wie die Staaten in Europa beſchaffen, ſo betrachte man die Städte, die älter als hundert Jahre ſind. Die Häuſer ſind regellos untereinander geſtellt. Das eine Haus iſt ungebührlich hoch, das andere ungebührlich niedrig; das eine ſteht zu weit vor, das andere zu weit zurück. Die Straßen ſind krumm, winklig, ſo eng, daß man ſich nicht ausweichen, oder ſo breit, daß man ſich nicht begegnen kann; ſie haben manchmal keinen Ausgang, oft keine Verbindung unter ſich; ſie ſind ohne Luft und ohne Licht. Kirchen, wo das Volk hinſtrömt, ſtehen in Winkeln, Märkte werden in ſchmalen Gaſſen gehalten und was verſteckt ſein ſollte, ſteht auf freien Plätzen zur Schau. Kein Feind droht von außen und ſchwere Thore verunzieren die Stadt, hohe Mauern verfinſtern, faule Waſſergräben verpeſten ſie. Es war die Noth des Augenblicks, es war Zufall, Laune, Unverſtand, was ſonſt Häuſer und Städte baute. Das Bedürfniß einer zweckmäßigen und ſchönen Bauart wird jetzt allgemein gefühlt; aber wie iſt den alten Uebeln abzuhelfen? Soll man Häuſer und Städte niederreißen? Ja, man thue es, wenn die Gemeinde Vermögen genug beſitzt, die Hauseigenthümer zu entſchädigen, wenn es ihr nicht an Mitteln fehlt, die Bürger unter Dach zu bringen, bis die neue Stadt gebaut. Aber die Schadloshaltung darf nicht verweigert werden, — das Wohl des Einzelnen iſt höchſtes Geſetz. In dieſer Beziehung iſt die Entſchädigung der Emigranten in Frankreich, wie ſie auch immer von den Liberalen beſtritten worden iſt, aus welchen unedeln Gründen auch ſie von den Ariſtokraten mag gefordert worden ſein — ſie iſt immer ein großer und herrlicher Fortſchritt, den die Menſchheit und die Staatskunſt gemacht. Kann aber die Verbeſſerung nicht auf einmal geſchehen, ſo führe man ſie nach und nach ein. Iſt ein Haus eingefallen, iſt es abgebrannt oder will der Eigenthümer es freiwillig niederreißen, ſo befolge man bei dem Wiederaufbau die neue beſſere Ordnung. So werden endlich die Straßen, ſo werden endlich die Städte verſchönert. Doch wie, wenn Brandſtifter aus wahnſinniger Neuerungsſucht, oder Verbeſſerungen nur zum Vorwand nehmend, um Verwirrung zu erregen und zu plündern, die Häuſer angezündet — ſoll man dann auch die neue Bauordnung befolgen? Warum nicht? Man beſtrafe die Brandſtifter und thue, was ſie gewollt. Thut man es aber nicht, weil ſie es gewollt, dann hat man nicht die Verbrecher, man hat die Unſchuldigen beſtraft. Jede Regierung, die keinen Schritt vorwärts thut, iſt nur mit der größten Ueberlegung zu beurtheilen; aber eine Regierung, die Rückſchritte macht, iſt immer ohne Nachſicht zu verdammen.

Wenden wir die ausgeſprochenen Grundſätze auf das Werk an, das unſere Betrachtungen hervorgerufen, ſo müſſen wir das Urtheil fällen, daß deſſen Verfaſſer weder den Urſprung des Uebels, noch den wahren Weg der Heilung bezeichnet. Vielleicht wollte er nur nicht ſo weit zurückgehen, und darüber dürfen wir mit keinem Franzoſen rechten. Als ſolcher ſteht er mitten im Gewühle der Schlacht und hat ſein Recht zu vertheidigen, nicht zu beweiſen. Er ſagt: „La société est en contradiction ouverte avec son gouvernement: ce qu'il proscrit et regrette, elle l'accueille et l'estime; ce qu'elle dédaigne et repousse, il l'emploie et l'honore.“ Das iſt wahr, und ſchrecklich, daß es wahr iſt. Der Verfaſſer läßt ferner einen Liberalen ſagen: „. . . tout est à nous, hors le pouvoir. Mais ce pouvoir qu'une faute nous a ôté, une autre faute peut nous le rendre.“ Das iſt ſehr naiv! Freilich wäre es nur ein anderer Fehler, der den Liberalen die Macht zuführte. Frankreichs Uebel würden dadurch auch nicht geheilt werden. Wenn man annehmen darf, daß die meiſten Franzoſen liberaler Geſinnung ſind, würde es wohl etwas beſſer werden, wenn Männer dieſes Glaubens regierten: denn alsdann wäre es nur die Minderzahl, die unzufrieden wäre. Aber immer würde ein großer Theil des Volkes klagen, immer wäre eine große Anzahl Bürger, die alle zur Freiheit geboren, geſtört in ihrem Glauben.

Nicht darauf kommt es an, daß die Macht in dieſer oder jener Hand ſich befinde: die Macht ſelbſt muß vermindert werden, in welcher Hand ſie ſich auch befinde. Aber noch kein Herrſcher hat ſich die Macht, die er beſaß, und wenn er ſie auch noch ſo edel gebrauchte, freiwillig ſchwächen laſſen. Die Herrſchaft kann nur beſchränkt werden, wenn ſie *herrenlos* — Freiheit geht nur aus Anarchie hervor. Von dieſer Nothwendigkeit der Revolutionen dürfen wir das Geſicht nicht abwenden, weil ſie ſo traurig iſt. Wir müſſen als Männer der Gefahr feſt in das Auge blicken und dürfen nicht zittern vor dem Meſſer des Wundarztes. *Freiheit geht nur aus Anarchie hervor* — das iſt unſere Meinung, ſo haben wir die Lehren der Geſchichte verſtanden. Möge jeder Andere ſeine andere Meinung ſagen. Doch wir Alle, ſo gut wir auch geſinnt, ſo klar auch unſer Blick ſein möge: wir müſſen immer der Möglichkeit eignen Irrens eingedenk bleiben und müſſen uns die Empfänglichkeit für jede beſſere Belehrung bewahren, dieſe mag von Menſchen oder von der Geſchichte kommen. Mit einer guten Geſinnung erhebt man ſich leicht über den Schmutz der Erde; doch über die täuſchende Atmoſphäre, die alles irdiſche Daſein umgibt — auch mit der beſten nicht.

VI.

Die Fahrt nach dem Ugley über Hamburg, Kiel, Ploen u. ſ. w.

von

Sigismund Stille.

Hamburg, 1820. Bei Perthes und Beſſer.

Unſere Landsleute wandern jetzt viel: ein Beweis mehr, daß ſie die Lehrjahre überſchritten haben. Und verſchmäht ja nicht einen Beweis mehr; denn für die Ränkevollen, die euch das beſte Recht abſtreiten, könnt ihr der Urkunden nicht zu viele beibringen. Die lieben deutſchen Geſellen gehen fröhlich ihren Weg, mit beſſerer Kundſchaft als Baarſchaft verſehen. Doch haben ſie immer Ehre im Leibe: ſie fechten nie, vielmehr werden ſie angefochten von jeder kritiſchen Polizei, der ſie ihre Wanderbücher vorlegen. „Eure Wanderbücher," ſagt die kritiſche Ober-Vormünderin, „enthalten eure Perſonal-Beſchreibungen ſehr genau, und ſie können als Steckbriefe dienen, wenn es euch gelüſten ſollte, einen Herbergsvater um die Zeche zu prellen. Auch ſteht darin, wo und wie lange ihr gearbeitet habt, das heißt: gegeſſen, getrunken, geſchlafen. Aber von den Ländern, die ihr durchreiſet, iſt wenig zu leſen. Man vergleiche damit die Reiſen der Engländer und Franzoſen.“ Die kritiſche Polizei hat Unrecht, wenn es nicht zu kühn iſt, anderer Meinung zu ſein, als eine durchlauchtige Princesse du sang. Die Engländer, ehe ſie in's bürgerliche Leben treten, examiniren die Welt und ihre Narren, ſtatt gleich uns ſich examiniren zu laſſen, ob ſie zu irgend einem Frohndienſte auch Narren genug wären. Von der Schulbank weg ſpringen ſie nach Italien und Griechenland hinüber, und haben oft ſchon vor dem dreißigſten Jahre Calcutta geſehen. Da lernen ſie nun wohl unterſcheiden, was die verſchiedenen Länder und Städte Gemeinſchaftliches, und was ſie Ausgezeichnetes haben. Ihre Reiſebeſchreibungen enthalten daher nur wahre Merkwürdigkeiten. Wir armen geplagten Schelme aber reiſen erſt, wenn wir unſer Schäfchen ins Trockne gebracht haben, in den erſten Jahren nach unſern beſten, von blühenden Töchtern und der verblühten Gattin begleitet, nach Schwalbach, wenn es weit geht, nach den Rheingegenden. Da wir nun in unſerer Jugend nie weiter waren als bis Eppſtein und Wilhelmsbad, ſind wir eine halbe Stunde drüber hinaus ſchon ſehr erſtaunt, ſtehen vor jedem neu angeſtrichenen Thore, den Kühen gleich, ganz verblüfft ſtill, und erkennen das Vaterland nicht mehr, und fordert man uns gar, als wären wir verdächtige Baſchkiren mit Pfeil und Bogen, unſere Päſſe ab, rufen wir gerührt aus: wie groß und herrlich iſt doch Gottes Welt, wie mannigfaltig ſind die Sitten und Gebräuche der Menſchen, und bei uns zu Hauſe in den deutſchen Bundesſtaaten iſt doch Alles anders! Sind wir nach zehn Tagen heimgekehrt und die reiſetrunkene Gattin iſt mit Kopfſchmerzen aus ihrem Rauſche erwacht, packt ſie den Koffer aus, überzählt die zuſammengekommenen Stücke ſchwarze Wäſche und das daraus entſpringende Waſchgeld, und fordert für laufende Woche eine Zulage zur Wirthſchaftsſumme. Was bleibt uns dann übrig, als unſere Reiſe zu beſchreiben zu 11 Fl. den Bogen, und was bleibt uns übrig zu beſchreiben, als unſere Verwunderung, d. h. uns ſelbſt?

Aber dieſe Rechtfertigung bedarf die hier angezeigte Reiſe nicht. Das iſt ein gutes Buch, um ſo beſſer, da es klein, oder wahrer: um ſo kleiner, da es gut iſt. Der Verfaſſer iſt ein Schulrector, oder will dafür gehalten ſein — gleichviel: er iſt ein gemüthlicher und verſtändiger Mann. Seine Gefühle ſind ſchön, ſeine Gedanken kräftig und ſeine Schreibart beides zugleich. Er reiſt, um ſich von ſeiner Hypochondrie zu befreien. Hypochondriſten haben als Reiſebeſchreiber ihre Vorzüge. Sie genießen fünfzig Mal im Jahre ein Glück, deſſen ſich andere Menſchen oft nicht ein einziges Mal in ihrem ganzen Leben erfreuen: das Wonnegefühl der Wiedergeneſung. Da nun ihre Reiſen ſtets mit einer ſolchen glücklichen Zeit zuſammen fallen (denn ſie führen ſie herbei), ſo ſind ſie, wie alle Wiedergeneſenen offenen Geiſtes und Herzens, empfänglich für alles Schöne und Gute, und ſie trinken, was ihnen Natur, Kunſt und Menſch darbieten, mit vollen Zügen hinab. Der gute Rector Stille ſcheint ein Fünfziger zu ſein, und hätte ſich wohl früher gern eine Bewegung gemacht. Aber der Satan hielt ihn ſo lange Jahre an ſeinem Schreibtiſche umkrallt, weil der Arme kein Geld hatte, ſich loszukaufen. Endlich war eine alte Tante ſo aufmerkſam, zu ſterben und dem Neffen ein Legat zu vermachen. Der Schulrector will ſich Bücher dafür kaufen, aber auf Anrathen des Arztes verreiſt er das Legat. Es iſt doch gar zu kläglich! In Deutſchland gibt es wenigſtens zehntauſend hypochondriſche Beamte und Gelehrte, die krank geworden ſind, weil ſie zu viele Arbeit und zu wenig Geld haben. In England dagegen gibt es wenigſtens eben ſo viele, die den Spleen haben aus Mangel an Arbeit und Ueberfluß an Gelde. Wenn dieſe Leute Geld und Arbeit mit einander theilten, ſo gäbe das zwanzigtauſend glückliche Menſchen. Aber es geſchieht nicht, die Welt iſt gar zu erbärmlich eingerichtet.

VII.

Zeitgenoſſen.

Heft X. Leipzig, bei Brockhaus. 1818.

Viele Werke von ſolcher Gediegenheit hat das deutſche Bücherweſen nicht vorzuweiſen. Zwar weicht die Ausführung oft von dem Entwurfe des Unternehmens ab, aber was an Regelmäßigkeit dadurch verloren geht, wird an Friſche gewonnen. Wenn der Umfang, welcher den Lebensbeſchreibungen gegeben wird, nicht immer im Verhältniſſe zu der Bedeutung der dargeſtellten Männer ſteht, ſo daß die minderwichtigen oft eine größere Ausdehnung erhalten, als die andern, ſie an Werthe übertreffenden; wenn in den Gemälden der Zeitgenoſſen die Einheit der Haltung und das Auffaſſen des rein geſchichtlichen von der Betrachtung unbefangenen Geſichtspunktes, welche den Theilnehmern an dieſer Schrift von deren Herausgeber ſelbſt vorgeſchrieben iſt, nicht ſelten vermißt wird — wären dieſes Fehler zu nennen? In den Handlungen bedeutender Menſchen ſpricht ſich nur ihr körperliches Leben aus, ihr geiſtiges ſpiegelt ſich allein in der Geſinnung ab, welche ſie von ſich und ihren Thaten den Zeitgenoſſen oder Nachkommen eingeflößt hatten. Jede Lebensbeſchreibung iſt ein doppeltes Gemälde: das des Malers und des Bildes. Bei Zeitgenoſſen zumal, deren Geſchichte in das Daſein der Mitlebenden eingreift, iſt ein reines Auffaſſen ihrer Natur, das von dem Einfluſſe der Betrachtung und von dem Standpunkte des Erzählers unabhängig wäre, faſt unmöglich. Diejenigen, welchen die früheren Hefte dieſer Schrift bekannt ſind, werden es einſehen, denn ſie müſſen wahrgenommen haben, wie in den Lebensbeſchreibungen mancher vieldeutigen Zeitgenoſſen bald durch kühle, berechnete Kunſt, bald mit unbewußter leidenſchaftlicher Wärme der Anſicht des Leſers eine beſtimmte Richtung hat gegeben werden ſollen. Dieſes wird beſonders ſichtbar, wenn, wie es in den vorhergehenden Theilen geſchah, das Leben eines Zeitgenoſſen von verſchiedenen Erzählern wiederholt dargeſtellt wird, denn da kann die Abweichung in den Ergebniſſen der Anſichten uns lehren, daß die Natur eines bedeutenden Menſchen nicht blos durch ſein äußeres geſchichtliches Wirken, ſondern auch durch die Anſchauung des Beobachters ſeinen Umriß erhalte.

Das gegenwärtige Heft iſt eines der vorzüglichſten unter den bisher erſchienenen, und die Darſtellungen bleiben hinter der Würde ihrer Gegenſtände nie zurück. Die ſchöne Reihe der Zeitgenoſſen beginnt:

Freiherr von Albini. — Thätig in Geſchäften, muthig in Gefahren, betriebſam in Unternehmungen, im Ausführen ſchnell, bedächtig im Rathe — ſo war Albini, eines Deutſchen, jedes großen Mannes Vorbild. Den Gedanken der Volksbewaffnung hatte er zuerſt gefaßt und ausgeführt. Als, nicht viele Jahre ſpäter, Deutſchland ſeine Rettung dadurch fand, hatte ein undankbares Geſchlecht, wie ſchon jetzt die Einrichtung ſelbſt, ſo damals deren Urheber vergeſſen. Durch ſechs und zwanzig Jahre hatte Albini hohe Staatsämter ruhmvoll und glücklich verwaltet, und war in allen Stürmen der Zeit aufrecht geblieben. Endlich erkrankte der kräftige Staatsmann am Menſchen, und der Menſch ſtarb am Höfling. Wie bedauerungswürdig, daß ſelbſt ein ſolcher Mann die Geringſchätzung vorübergehender Leute nicht mit Geringſchätzung ertragen mochte! Die Behandlung, die er, als das Großherzogthum Frankfurt aus einander ging, erfahren mußte, die Entziehung ſeines Gehaltes, die Geſchäftsloſigkeit, der man ihn hingab, untergrub ſeine Geſundheit und tödtete ihn. Er war nur Einer der Vielen, die, ſo oft eine bürgerliche Geſellſchaft ſich umgeſtaltet, als Opfer ſchwachſinniger und von kindiſchen Trieben beherrſchter Kleinbürger fallen, weil ſie, muthige und ſtarke Männer, die auch in einer ſchlechten Zeit ihr Gedeihen fanden, als die Urheber der Noth der Zeit angeſehen und gehaßt werden. Ausdauernde Menſchen ſolcher Art werden zum Uebergange aus einer ſchlechten Vergangenheit in eine beſſere Zukunft als Brücken gebraucht und, wie dieſe, dabei mit Füßen getreten. Das Bild iſt hart, aber das Vorbild iſt noch härter. Wir kennen es Alle.

Graf Gneiſenau. „Bis zum ſechs und vierzigſten Jahre ſeines Alters war Gneiſenau Hauptmann in der preußiſchen Armee.“ So beginnt dieſe Lebensbeſchreibung; man könnte die neue Geſchichte der Deutſchen damit beginnen; in dieſen Worten läge ihre Quelle.

In der Darſtellung des genannten Helden liegt eine ſeltene Gediegenheit und Würde der Schreibart. Die Rede iſt raſch, ſcharf und treffend, faſt wie ein Schwert. Ueber den dunklen Ernſt iſt manchmal ein leichter Spott gehaucht, der wohlthut.

Charlotte, Prinzeſſin von Wales. — Mit dem kunſtgewandten Pinſel des Malers wird hier das Glück einer liebenden und geliebten Gattin, und der Zauberreiz des häuslichen Lebens dargeſtellt. Keiner wird ohne bald freudige bald ſchmerzliche Rührung das Erzählte leſen. Wenn Charlotte, als ſie noch lebte, über das Weib die Fürſtin vergeſſen machte, ſo muß ihr ſchneller Tod um ſo trüber und ſtärker die Erinnerung wecken, wie viel England an ſeiner künftigen Königin verloren. Denn ſie allein, eine andere Eliſabeth, hätte vermocht, das Reich von ſeinem unvermeidlichen Untergange zu retten, indem ſie die Verehrung und Liebe des Volkes, welche jetzt nur noch der kalten Verfaſſung zugewendet ſind, ſich ſelbſt angeeignet hätte.

Leopold, Herzog von Coburg. — Ein ritterlicher, deutſcher Jüngling, dem das ſeltene Glück zu Theil ward, um die Liebe einer Fürſtin wie um die eines Bürgermädchens zu werben, und das ſeltene Unglück, mit einer Krone auch ein Herz zu verlieren.

Frau von Krüdener. — „Es gehört zu den übrigen Sonderbarkeiten unſerer Zeit, den Anfang überall, die Conſequenz nirgends zu wollen. Wenn der Monarch erobern oder ſich vertheidigen will, gibt es ein freies Volk und in allen Proclamationen die

Freiheit deſſelben zu retten; fordert aber das Volk etwas von dem, was ihm heilig gelobt worden, gibt es nur unruhige Köpfe, Revolutionärs, Jakobiner. In Poeſie und Proſa rühmt man Menſchenliebe, Gleichheit der Rechte u. ſ. w., aber ſchicke den Bettler vor dieſes Apoſtels Thüre, er — weiſet ihn an die Polizei; ſtelle dich, wenn du im Staatskalender (dem großen Buche der Menſchenwürde) um einen Grad tiefer ſtehſt, als er, an ſeine Seite, und er — nennt es gemeine Anmaßung oder wendet ſich von dir. Singe in Sonetten von der heiligen Jungfrau, ſpiele in Schauſpielen mit der Weihe und den heiligen Geheimniſſen der Religion, ſprich in Romanen von beſchaulichem Leben und Gebet, — man iſt entzückt, man preiſet und bewundert dich, aber ſpotte mit einem Leben voll niedriger Ausſchweifungen aller Tugend und aller Heiligkeit des Herzens, denn ſonſt — ſpottet man deiner. — Als der Myſtizismus, der in Werners Gemüthe lag, ſich erſt durch Wort und Schrift ausſprach, war Jedermann entzückt und des Bewunderns kein Ende; als aber die Seele, nachdem der Körper durch wüſtes Treiben matt und kraftlos geworden war, den Sieg gewann, und ſich auch im äußern Leben zu erbauen ſuchte, was ihr in ſtillen Träumen vorgeſchwebt, da —

war man überraſcht, und alle Welt ſchrie Wunder oder Betrug. So auch bei der Frau von Krüdener.“

Wirkſamer als die Inbrunſt, von welcher der Verfaſſer dieſer Lebensbeſchreibung voll iſt, wird die angeführte nüchterne und kalte Bemerkung ſein, um noch Viele, ſo wie ſie es bei mir gethan, aus der gemächlichen Anſicht zu wecken, nach welcher wir die Frau von Krüdener zu deuten uns erlaubten. Ihrer Hoheit mag man gerne huldigen, ohne die Meinung zu theilen, daß die Intelligenz „ein leeres taubes Gebäude“ und die geſunde Vernunft „ein ohnmächtiges Ding“ ſei. Dieſe Frau iſt eine erhabene Naturerſcheinung, die mit Entſetzen, nicht eine freie ſittliche, die mit Seligkeit erfüllt. Die Liebe, die ſie lehrt, das iſt die Fäulniß. Nur wer krank iſt an Geiſt und Leib, vermag das Nervgewebe zu wittern, welches die Dinge mit ihrem Urſprung einet. Der ſelbſtſtändige Menſch gibt ſich nicht der Allgemeinheit hin, er nimmt die Welt in ſich auf. Daß die Lehren der Frau von Krüdener Eingang finden, iſt ein ſchlimmes Zeichen, daß ſie Noth thun, ein noch ſchlimmeres von dem Siechthume der europäiſchen Welt. Für eine glückliche Zukunft gab es nie Propheten. Es thut wohl, in ihr weder eine Betrügerin noch eine Betrogene zu finden, die irgend einer liſtigen Polizei als Werkzeug diente; doch als auch ich, der ſtets in meinem Sinne mit Spott dieſer Nomadenheiligen nachgezogen war, des tiefen Eindrucks ſelbſt nur ihres geſchriebenen Wortes mich nicht erwehren konnte — da ward es mir klar, wie furchtbar es ſein müſſe, wenn die Macht des Glaubens ſich mit der Macht des Schwertes verbände, und wie es für die Menſchheit wünſchenswerther wäre, daß in jenem heiligen Bündniſſe nur Lüge und Falſchheit möchte ſein, als Wahrheit, Treue und ernſter Wille.

VIII.

Vom Turnen, mit Bezug auf den Zweikampf.

Frankfurt a. M. Andreä'ſche Buchhandlung. 1819.

Alle Regierungskunſt bis auf unſere Zeit beſtand darin, daß man jedem einzelnen Bürger weiß machte, er ſei ſehr ſchwach und krank und könne kaum auf den Beinen ſtehen, und wenn er glaube, ſeine Nachbarn würden ihm helfen, ſo irre er ſich, denn dieſe wären auch alleſammt blind und lahm. Er ſähe nun ſelbſt ein, wie er keinen Schritt ohne Führer thun dürfe, und zu dieſem Zwecke habe man mild und weiſe eine gehörige Zahl Beamten angenommen, die er, wie billig, da ſie blos zu ſeinem Beiſtande da wären, bezahlen müſſe. Den armen Bürgern ging es wie jenem kranken Narren, der gläſerne Beine zu haben glaubte und aus Furcht, ſie zu zerbrechen, nicht zu gehen wagte. Da kam die Noth und peitſchte das deutſche Volk; es lief, ſah mit Verwunderung, daß ſeine Füße ganz geblieben, und ward geheilt. Aber den gut bezahlten, gut gefütterten Krankenwärtern iſt dieſe Heilung, die ſie außer Dienſt ſetzt, nicht willkommen, und darum bemühen ſie ſich, dem Volke wieder ſeine alte Hypochondrie anzuheften und einzuflüſtern. Das Turnen, welches keine neue Kraft gibt, aber den Beſitzern der Kraft den Schatz verräth, der verborgen in ihnen liegt, ward jenen Unter-Herren darum ſehr verhaßt und ſie eiferten dagegen. Die ſcheinheiligen Einwürfe gegen die Turnkunſt werden in der angezeigten Schrift unwiderleglich widerlegt, mit vielem Scharfſinn und mit einer Menſchenliebe, die Regierung und Regierte gleich warm umfaßt. Es wird dargethan, wie das Turnen dem Geiſte jene Muskelkraft gebe, ohne welche nicht gehandelt werden kann, und wie hierdurch die Seele zur feſten Burg des Leibes gemacht werde. Kann die durch Uebung der Kraft gewonnene Ausbildung derſelben der Regierung gefährlich werden? Nimmermehr. „Die Schwäche revolutionirt, nicht die Kraft.“ . . „Der Furchtloſe weigert ſich weit ſeltener des Gehorſams, als der Argwöhniſche, der immer den Kürzeren zu ziehen beſorgt.“

„In unſern Tagen wittert die Politik hinter jedem Buſch einen Revolutionsſüchtigen.“ . . . „Nicht der

Uebermuth der Jugend, nicht der Volksdeſpotismus, der Gelddeſpotismus iſt den Thronen gefährlich.... Durch eine übertriebene Schätzung des Handels haben die Staaten ſich zu erheben geſucht — durch den Handel, wenn er ſich zu einem Verein geſtaltet, werden ſie untergehen.“ Widerlegt das, wenn ihr könnt!

Der zweite Theil der Schrift handelt vom Zweikampfe. Ein Ehrengericht ſoll entſcheiden, ob der Zweikampf zuläſſig ſei, und dieſer dann öffentlich gehalten werden. Das Uebel ſcheint mir nur einer Heilung, aber keiner Milderung fähig, und jene kann nur die Zeit bewirken. In unſern ſtrengen Monarchien, die das Alterthum weder kannte noch ahnte, haben die Bürger, gleich Münzen, einen Nennwerth, durch das Wort und Bild des Fürſten bezeichnet. Das iſt die Ehre. Wer dieſer beraubt wird, wem jenes Gepräge mangelt, der hat nur einen innern Werth und muß ſich jeden Augenblick von Neuem ſchätzen, wiegen und prüfen laſſen. Darum iſt das Gepräge der Ehre im geſelligen Umgang von ſo großem Werthe, weil wir auf Treue und Glauben, ohne beſchwerliche vorgängige Unterſuchung, nach Maß unſers innern Gehaltes angenommen und geſchätzt werden. Die Verletzung dieſer Ehre iſt daher ein wirkliches, keineswegs nur in Vorurtheilen gegründetes Uebel, und wenn es nur durch den Zweikampf geheilt werden kann, ſo wäre es grauſam, das Heilmittel zu unterſagen, ſo lange man nicht verſteht, die Krankheit zu verhüten. In den Staaten des Alterthums war dieſes anders. Da legte jeder einzelne Bürger alle ſeine Kraft und Tugend in den allgemeinen Schatz nieder; er bedurfte darum keines eigenen Gepräges; dort war Vaterlandsliebe — wir kennen nur Hof- und Standes-Ehre.

Nachfolgendes iſt vielleicht manchem Leſer unbekannt, ſo wie es mir war. „Wer in Amerika einen Andern fordert, oder eine Forderung annimmt, wird für toll erklärt, ſeine Güter fallen dem Staate anheim; iſt er verehelicht, muß er ſich ſcheiden laſſen, hat er Kinder, ſo bekommen ſie Vormünder, ſteht er einem Amte vor, iſt er gehalten, es niederzulegen. Aller Gerechtſame, die ihm bisher in Anſpruch zu nehmen vergönnt war, iſt er für verluſtig erklärt.“ Dieſes Geſetz mag wohl ſelten in ſeiner Strenge zur Ausführung kommen, da die Zweikämpfe in Amerika ſehr häufig ſein ſollen.

IX.

Die gute Sache,

von

Henrich Steffens.

Eine Aufforderung, zu ſagen, was ſie ſei, an Alle, die es zu wiſſen meinen, veranlaßt durch des Verfaſſers letzte Begegniſſe in Berlin. Leipzig, 1819.

An Alle, die es zu wiſſen meinen! Es ſcheint in dieſen Worten etwas boshaft Neckendes zu liegen, aber es ſcheint auch nur. Die warme, liebevolle Sprache, die in der Schrift ſelbſt geführt wird, hat nicht den leiſeſten Anflug von Tücke oder verwundendem Spotte. Die Begegniſſe in Berlin, auf welche Steffens hindeutet, gehören auch wieder zur großen Zahl weinerlich-lächerlicher Beweiſe der alten unzerſtörbaren deutſchen Pedanterie. Es hängt dieſen armen Menſchen Blei an den Füßen. Die Schlechten ſind ſklaviſch geſinnt und wollen nicht von der Stelle; die Beſſern ahnen, was Freiheit ſei und ſind lüſtern darnach, aber plump und ſchwerfällig, erheben ſie ſich nicht höher über den Boden, als Jene. Immer dieſelben! Mögen ſie bei Hofe an einem Galatage, oder um einen Freiheitsbaum tanzen: es iſt der ewige, rechtwinkelige, ungelenke Schritt. Wie ſie an todten Formeln, an mathematiſchen Sätzen, an Axiomen hängen! Wie es für ſie zu einem gemeinſchaftlichen Ziele auch nur einen Weg giebt! Wie ſie um die Mittel den hohen Zweck vergeſſen! Sie haben unter den Vertheidigern der guten Sache eine ſoldatiſche Zucht eingeführt und üben ſtrenges Kriegsrecht aus. Begegnen ſie auf ihrer Runde einem Kämpfer, der ihr Feldgeſchrei nicht kennt, ſo ſtoßen ſie ihn ſogleich als einen Feind unbarmherzig nieder. Konnte er was anderes geweſen ſein, als ein Spion? Und wäre dem auch ſo; wer beſonnen iſt und gerüſtet, fürchtet keinen Verrath, und unterliegt ihm nicht.

Steffens hatte mit Wort und That für die gute Sache gekämpft. Darauf legte er die Waffen nieder, und betete für die Streiter. Iſt er darum der Fahne untreu geworden? Er glaubt, Ihr handelt; ſein Reich iſt im Himmel, das Eure auf Erden. Jedem, was er will, ſo lange er den

Willen Anderer ehrt — das iſt die Freiheit. Warum läſtert Ihr ihn, warum ſcheltet Ihr ihn einen Abtrünnigen? Er kann irren (und er that es ſtark); aber was Irrthum ſcheint dem befangenen Blicke, das iſt Wahrheit dem Weltgeiſte; die Leidenſchaften der Menſchen bilden die Vernunft der Menſchheit. Wie die Natur Stürme und Sonnenſchein zur Befruchtung der Erde gebraucht: ſo dienen der Geſchichte, wenn ſie einen großen Zweck erreichen will, Wahn und Laſter nicht weniger, als Verſtand und Tugend. Für Alles, was Steffens Falſches in ſeiner Schrift geſagt haben mag, verdient er ſchon Verzeihung wegen folgender Wahrheit: „Was wir für die gute Sache zu thun vermögen, iſt ſelten ſo fördernd, als dasjenige, was Uebelwollende dagegen zu thun ſtreben.“ Darum muthigen Kampf den Uebelwollenden, aber keine Verwünſchung; nur die Schwäche gebraucht ſie.

Was iſt die gute Sache? Ein Jeder hält die ſeinige dafür. Das iſt verzeihlich, ſo lange man auch Andere gewähren läßt. Was die Berliner ihre gute Sache nannten, das war früher nur eine deutſche, wohl gar nur eine preußiſche; und dazu gehörte, daß die Franzoſen ihre Heloten ſollten ſein. Von dieſer Thorheit ſind ſie wohl zurück gekommen, und es iſt ihnen jetzt klar geworden, daß die gute Sache nichts anders ſei, als die Freiheit aller Völker und deren Vertheidigung gegen jede anmaßliche Gewalt. Steffens eifert aus unerreichbaren Wolken herab gegen das Streben der Zeit und gegen die Richtung der preußiſchen Vaterlandsfreunde, die er die „Fichtiſche“ (nämlich die Richtung) nennt. Sind Euch die franzöſiſche Revolutionsgeſchichte und der deutſche Befreiungskrieg demnach nichts anderes, als mißrathene Kompendien der Philoſophie, ſo fertigt ſie in der Literaturzeitung ab und miſcht Euch nicht in die Händel der Welt. Selbſt die Ultras in Paris lachen Euch aus und können Euch nicht brauchen, denn ſie wiſſen beſſer als Ihr, was ſie zu tadeln und zu ändern haben an dieſer Zeit.

Steffens ſagt, er habe „das Verwirrende des Jahrhunderts ſchon lange erkannt“ und gleich anfänglich dagegen gekämpft. Um dieſes zu beweiſen, führt er eine Stelle aus ſeiner Schrift über die Idee der Univerſitäten an, worin er der Jugend unter Anderem ſagt: „Nicht in der Uebereinſtimmung mit der äußern Welt, ſondern in der Uebereinſtimmung mit Euch ſelbſt, die Euch Keiner rauben kann, liegt die Wahrheit Eures Daſeins und mit dieſer die Freiheit.“ Man muß geſtehen, daß in der Schule des Verfaſſers herrliche Volksvertreter und die den Miniſtern Stand halten können, gebildet werden müſſen! Wer ſich um die äußere Welt nicht bekümmert, der iſt allerdings frei, aber es iſt die Freiheit der Todten.

„Was mir, dem Gelehrten (ſagt der Verfaſſer), der über das Weſen des Staates Unterſuchungen anſtellt, Sorge macht, iſt . . . . . jenes irdiſche Streben, das Heiligſte durch äußere Mittel zu erlangen.“ Ein akademiſcher Lehrer, dem jedes irdiſche Streben Sorge macht, ſollte über das Weſen der Staaten keine Unterſuchungen anſtellen, ſondern Profeſſor der Theologie ſein. Die bürgerliche Geſellſchaft iſt eine irdiſche Anſtalt, und hat mit dem Heiligen nichts gemein. Kann ſich Jemand einen Himmel denken, in dem es Adelige, Polizeidiener und Soldaten gibt?

Der Verfaſſer bemüht ſich, in kurzen Sätzen darzuſtellen, was ihm die gute Sache ſei. Denn (ſagt er mit Recht) es „dünkt uns nichts nothwendiger und wichtiger, als jenes ſchwankende Gefühl für eine allgemeine gute Sache zum klaren und deutlichen Erkennen zu ſteigern.“ Aber das, was Dieſe und Jene die gute Sache nennen, ſei nichtiger Art. „Diejenigen, die Zucht, Ordnung und Gehorſam in Gefahr glauben, und von der Bildung der Völker zur Freiheit eine Auflöſung aller geſelligen Bande befürchten, nennen das, was ſie erhalten wollen, die gute Sache, wie ſie es an und für ſich allerdings iſt.“ (Wirklich? Alſo Zucht, welche eine aus Furcht vor Züchtigung befolgte ſittliche Lebensweiſe iſt, die Erhaltung dieſer gehörte auch zur guten Sache?) „Diejenigen, die für die Freiheit leben, nennen dieſe die gute Sache. . . . Aber beide ſehen nur ihre gute Sache, ſie ſehen ſie nicht als eine offene, göttliche, nur aus der Wahrheit und völligen Rückſichtsloſigkeit entſpringende, nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu rettende und zu befeſtigende, vielmehr als eine ſolche, die der irdiſchen, kümmerlichen Sorge unterliegt und furchtſam herumſpähen und horchen muß.“

Ich will nicht darauf ſinnen, wie ich dieſe ſchwindelnde, in Wolken zerfließende Erklärung, die der Verfaſſer von unſerer handfeſten guten Sache gibt, beſtreiten ſoll, dieſes würde mich zu weit vorwärts und zu weit rückwärts führen. Das Gefährliche, Siechmachende und Ertödtende in jenen theologiſchen Anſichten des Bürgerlebens iſt nicht ſowohl das darin enthaltene Falſche, als daß das anerkannte Wahre in erhabenen räthſelhaften Worten verkündigt, hierdurch der ſchlichte Menſchenverſtand irre geführt und beſorgt gemacht wird, daß er nicht auf dem rechten Wege ſei. Wenn das die gute Sache nicht iſt, welche der irdiſchen kümmerlichen Sorge unterliegt, und furchtſam herum ſpäht und horcht, ſondern jene, welche nur durch feſten Glauben und Vertrauen auf Gott zu retten und zu befeſtigen iſt: warum bemühen ſich die Gläubigen, die Ungläubigen zu beſtreiten? Iſt dieſes Beſtreben nicht auch eine irdiſche kümmerliche Sorge?

Von den Sätzen des Verfaſſers, worin er ſeine Anſicht der guten Sache ausſpricht, will ich einige mittheilen, ſie theils beſtreitend, theils dem Urtheile der Leſer überlaſſend.

„Der Grundirrthum aller herrſchenden Anſichten vom Weſen des Staates iſt der, daß die Menſchen urſprünglich ein gleiches Recht auf die irdiſchen Güter haben.“ Mir ſcheint dieſe Anſicht, richtig aufgefaßt, vielmehr die Grundwahrheit zu ſein. Gleich vertheilt waren niemals die Güter der Erde, und ſie können es nicht werden: denn die Natur ſelbſt ſtattet die Menſchen bei ihrer Geburt mit Kräften des Geiſtes und des Körpers ungleich aus; die Größe ihres Gütererwerbs wird alſo hierdurch bedingt. Aber die Gleichheit der Rechte beſteht darin, daß Jeder ſeine Kräfte ſoll gebrauchen dürfen, um ſeinen Beſitz zu erweitern. Darum keine bevorrechteten Stände, welche die Zeit oder den Raum der niedriger Geſtellten beengen.

„Ohne Zünfte keinen Bürgerſtand, ohne unveränderlichen, perſönlichen Beſitz keinen Adel.“ Wahr; aber eben darum keine Zünfte und keinen perſönlichen Beſitz, weil es keinen Bürgerſtand und keinen Adel geben ſoll. Alle Staatsbewohner müſſen gleich ſein. Man durchwandere die ganze Weltgeſchichte und ſehe, ob die Zwingherrſchaft, welche bald von den Fürſten, bald von dem Volke geübt ward, je in etwas Anderem ihren Grund und ihre Ausführbarkeit gefunden, als in einer Verſchiedenheit der Stände, welche der Staat anordnet und beachtet.

„Zenſur iſt Leibeigenſchaft des Erkennens, Beſchränkung des heiligſten Eigenthums, abſolute Hemmung der freien Entwicklung des Staates.“ In Kuhſchnappel lacht man über ſolche Reden.

„Ein jeder nicht konſtitutionelle Staat iſt ein interimiſtiſcher.“ Es iſt ungemein erfreulich, daß es der Verfaſſer durch ſolche Sätze mit Denen verdirbt, welche geneigt ſein könnten, einige ſeiner Lehren zu mißbrauchen, und ihn zu den Ihrigen zu zählen.

„Der Staat iſt ein religiöſes Individuum, ſeine Freiheit nur durch Erlöſung, durch Anerkennen der geheimen Schuld, durch Reue und Buße zu erringen.“

„Der Heiland iſt die innere Quelle aller bürgerlichen Freiheit, die Offenbarung der Liebe, die jede eigenthümliche Natur in ihrer Art beſtätigt und befreit, Kirche und Staat ſind eins, und *jede freie Verfaſſung chriſtliche Theokratie.*“

„Worauf alle Zeichen der Zeit deuten, und alle Verwirrung der irdiſchen Verhältniſſe, iſt *Einheit des Proteſtantismus und Katholicismus.*“ (*Ganz* wahr, aber nicht die *ganze* Wahrheit!)

„Die Neigung zum Deſpotismus erſtirbt nie, und ſtets bewaffnet muß in jedem erſcheinenden Staate der wahre Bürger über ſeine Freiheit wachen, denn jede Erſchlaffung erzeugt Unterdrückung.“

„. . . . . nachdem *ein* verblendetes Volk verſucht hat, aus *irdiſcher Weisheit* das Räthſel des geſelligen Daſeins zu löſen, und in dem *thörichten Verſuche* ſeine eigene *Vernichtung* fand, will in Deutſchland die tiefer ſinnende Betrachtung die wahre Stätte ſuchen, und wird ſie finden.“ *Sie wird ſie nicht finden*; auf dem Wege, der in dieſer Schrift vorgezeichnet iſt, wahrlich nicht! Von welchem Volke redet der Verfaſſer, das in thörichten Verſuchen ſeine Vernichtung gefunden? Doch nicht etwa von dem franzöſiſchen? Der Himmel ſchenke dem deutſchen Volke ſolche irdiſche Weisheit, verleite es zu ſolchen thörichten Verſuchen und führe es zu einer Vernichtung, wie ſie Frankreich gefunden!

X.

Lettres sur la Suisse, écrites en 1820.

Par Raoul-Rochette. Paris, 1822.

Ich leſe Schweizerreiſen über Alles gern. Für uns mageres, gerupftes Volk, das ſich ſeine fünfzig Jahre um den Bratſpieß der Gewohnheit dreht und langſam ſchmort, bis es gar geworden für die Würmer, iſt es eine himmliſche Erquickung, die heiße Bruſt an dieſen Gletſchern zu kühlen, das ſchläferige Ohr am Getöſe dieſer Sturzbäche zu ermuntern, das trübe Auge in dieſen hellen und reinen Seen zu waſchen, — iſt es die ſüßeſte Schadenfreude, dieſe Berge, Lawinen und Waſſerfälle zu ſehen, die ſo unzünftig hauſen, die ſich das Meiſterrecht nicht erkauft, welchen es die Natur geſchenkt, die Alles dürfen, was ſie wollen, Alles wollen, was ſie können und Alles können. Glücklich wer in Chamouny Thal geboren, oder auf Sicilien, oder in Kamtſchatka, oder in den Raubſtaaten, oder in Pennſylvanien; glücklich wer ein Prinz iſt, oder ein Bettler, oder ein Zigeuner, oder ein Millionär, oder verrückt, oder ein Engländer, oder ein Schwede, oder ein Spanier, oder ein Spieler, oder ein Jude — aber ein Deutſcher zu ſein, und ein Bürgersmann, der ſein Auskommen hat, und ein geſcheuter Menſch und ein guter Chriſt zugleich, das iſt des Langweiligen viel zu viel! Es müſſen daher unſere ſehr argen Feinde ſein, die uns eine gedruckte Schweizerreiſe mißgönnten. Die des Herrn Raoul Rochette iſt auf das beſte zu empfehlen. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß die meiſten übrigen Reiſende durch die Schweiz immerfort ſchmachteten, als ſäßen ſie in der Jasmin-Laube eines arkadiſchen Gärtchens, und ſelbſt auf den Bergen des ewigen Schnees zu Butter zerfließen, aus der das Augennetz des Leſers mit Noth etwas Solides fiſcht! Das Herz eines ächten Mannes iſt nie ohne Knochen. Herr Raoul Rochette zeichnet die kräftigen Landſchaften der Schweiz, wie es ſich gebührt, mit männlichen Zügen. Noch andere Vorzüge heben ſein Werk heraus. Er läßt den Staatsbürger, den Papa und den Verſtand nicht daheim, um ohne Gepäck, ganz leicht nach Empfindungen zu jagen; er behandelt die Schweiz nicht blos als einen Gegenſtand der Landſchafte malerei; auch die bürgerlichen und religiöſen Verfaſſungen des Landes, auch die Geſchichten, das häusliche Leben und die Geiſtesbildung der Schweizer weiß er aufzufaſſen und darzuſtellen. Daß er dieſes Alles darſtellt, iſt ein Verdienſt, welches die Art, wie er es darſtellt, nicht völlig aufhebt. Wie ſollte es der ſchwache Menſch ändern! Er reiſe nach Canada, nach Otaheite oder nach Paris, er wird überall nur ſich ſelbſt finden; das ſüße Ich ſtreut ſich auf allen ſeinen Wegen aus, und der letzte Kleinbürger reiſt ganz wie ein König, nur mit dem Unterſchiede, daß er allein und ſich ſelbſt Vivat ruft. Doch Aufrichtigkeit findet immer das Lächeln der Nachſicht. Welch ein ängſtlicher Anblick iſt es aber, wenn man ſieht, daß ein Mann von friſchem Geiſte, weil er ſich vorſetzlich aus ſeinem Elemente geworfen, wie ein Fiſch auf dem Sande nach Luft ſchnappt! Herr Raoul-Rochette erregt dieſes Mitleiden. Er hat klaren Sinn und ein empfängliches Herz; er erkennt das Wahre, das Gute, das Schöne, er liebt die Treue, das Recht, die Freiheit und liebkoſt ſie, wo er ſie findet; aber ſo oft er es thut, ſieht er ſich ängſtlich um, daß ihn Keiner darüber ertappe, wie er ſein Mädchen küßt. Er iſt ein Ultra — noch ſchlimmer, er will Einer ſcheinen. In Deutſchland erlaubt es das Naturrecht der Selbſtvertheidigung, die Wahrheit zu verletzen. Ein armer Schriftſteller dort, der keine andere Freuden hat als häusliche, der oft Jahre lang von einer Gans nichts als die Federn auf ſeinem Tiſche ſieht und von einem Haſen nichts hat als das Herz, dem, wenn er nach vierzehn Wochen glaubt ſich endlich einen neuen Rock erſchrieben zu haben, die unbarmherzige Zenſur einen ganzen Aermel wegſchneidet — was will er machen, wenn eine hohe Polizei mit ihm zürnt und ihm Amt und Brod raubt? Er muß lügen oder ſterben; aber zur Wahrheit kann man zurückkehren, zum Leben nicht. In Frankreich aber iſt es anders. Hier theilt die öffentliche Meinung nicht blos Lorbeerkränze aus, ſondern auch Reichthümer, und einem liberalen Schelme, der nur flinke Beine hat zu laufen, wird es auf ſein Wort geglaubt, daß ihn die Macht verfolge, und ſein Glück iſt fertig.

Die Heuchelei, welche Herrn Raoul-Rochette vorgeworfen worden, gibt aber ſeinem Werke ein Verdienſt mehr. Wer die ſchwachen Seiten Derjenigen kennen lernen will, welche gegenwärtig in Frankreich die Macht beſitzen, der braucht nur dieſe Reiſebeſchreibung zu leſen. Denn ſonderbar genug, werden verheimlichte Schwächen oft dadurch verrathen, daß ihnen öffentlich geſchmeichelt wird. Ich will einige Beiſpiele aus dem Buche anführen, um zu zeigen, wie lächerlich es ausſieht, wenn ein Mann von Geiſt in den Netzen kleinlicher Gevatterſchaft zappelt. Von der Stadt St. Maurice in Wallis ſchreibt er: „Dieſe Stadt iſt klein, aber alt, und hat zu verſchiedenen Zeiten des Mittelalters einige Berühmtheit genoſſen. Die Legenden von der thebaiſchen Legion, die Gaben und Reliquien, welche die verſchwenderiſche Frömmigkeit der Fürſten in der dortigen Abtei aufgehäuft hatte, zogen ehemals Schaaren von Pilgern hin; jetzt, da dieſe frommen Schätze im Lande ſelbſt viel von ihrem Werthe verloren, kommen nur noch Neugierige und Handelsleute nach St. Maurice. Viele Menſchen werden darin eine Folge der ſo geprieſenen Fortſchritte der Aufklärung finden; was mich betrifft, ſo ſehe ich darin nur eine neue Art von Speculation und Irrung, die gar nicht ſo intereſſant iſt, als die erſtere. . . Mag man immerhin über mich lachen, ich finde es viel unvernünftiger von mir, nach St. Maurice gekommen zu ſein, um Felſen unt Waſſerfälle zu bewundern, als ich es fände, wenn ich dahin gereiſt wäre, einen Reliquienkaſten zu verehren oder ein Heiligen-Gebein zu küſſen.“ — — Die demokratiſche Verfaſſung des Katons Zug zu tadeln, dazu war der Verfaſſer nicht unverſtändlich und nicht falſch genug. Er lobt ſie, ſpringt aber wie über heiße Kohlen durch ſein Lob, ſo daß er nur immer auf einem Fuße ſteht. „Man kann ſich denken, daß bei einem ſolchen Volke die alte Staatsverfaſſung wenig Veränderungen erlitten hat; auch hat die Aufklärung wenige Fortſchritte unter ihnen gemacht. Indeſſen haben dieſe braven Leute dennoch dem Geiſte unſerer Zeit, die an die Wirklichkeit einer Conſtitution nicht glaubt, wenn ſie nicht gebührlich aufgeſchrieben iſt, (unſer ehrlicher Verfaſſer kann nicht begreifen, wozu die Wechſelbriefe nöthig ſind!) und ſich wenig aus öffentlichen Freiheiten macht, die nicht gedruckt ſind, auch ihren Tribut bezahlt. Der Freiſtaat Zug hat alſo, wie wir, ſeit 1814 eine Charte; aber man bedenke wohl, daß die Hauptverfügungen dieſer Charte aus dem vierzehnten Jahrhunderte herſtammen.“ (Dieſe Herren lieben keinen neuen Wein; möchten ſie uns nur ein Mittel angeben, wie man ihn gleich alt keltere!) — — Von Zürich ſagt er: „Die Regierung dieſes Kantons war lange, und iſt noch heute, eine der meiſt ariſtokratiſchen der Schweiz, ob ſie zwar urſprünglich gegen die Ariſtokratie ſelbſt gerichtet war; ſo ſehr iſt es dem Menſchen angeboren, in der bürgerlichen Ordnung eine Stütze gegen ſeine eigenen Lidenſchaften zu ſuchen.“ (Das iſt ſehr naiv. Das will ſagen: die Kleinbürger haben alle Gegenſtände, die ihren Ehrgeiz oder ihren Eigennutz erwecken und befriedigen könnten, freiwillig an die Ariſtokratie abgetreten, und dieſe war ſo großmüthig, allen Lebenswein des Landes für ſich allein zu trinken, damit die liebe Bürgerſchaft ja nie in Gefahr komme, ſich zu übernehmen und ihrer Geſundheit zu ſchaden! Man kann für die Nothwendigkeit einer Ariſtokratie unmöglich beſſere Gründe geben.) — — „Die Walliſer, ehemals in Ober- und Unter-Walliſer getheilt, nämlich in Sieger und Beſiegte, bilden jetzt nur einen einzigen Staat, von den nämlichen Geſetzen und auf den Fuß völliger Gleichheit regiert. Nieder-Wallis, zur Theilnahme an der Souveränität gelaſſen, zeigt ſich dieſer Verbeſſerung würdig durch die Fortſchritte, die es in ſittlicher Bildung gemacht, durch die Thätigkeit, den Eifer und ſelbſt durch die körperliche Veredlung ſeiner Bewohner. Es iſt bemerkenswerth, daß die Zahl der Kretinen in den Zehnten Sanct-Maurice, Monthey und Martigny ſich vermindert hat, ſeit dem Augenblicke, daß dieſe Zehnten frei geworden. Daraus kann man ſchließen, daß die Freiheit, welche hier die Menſchen geſünder und beſſer macht, nicht die nämliche iſt, welche ſie andern Orts zu Raſenden und Dummköpfen umſchafft. (Wie geſchickt ſich der feine Herr zwiſchen zwei Stühle ſetzt! Was müſſen das aber für Menſchen ſein, die ſich mit ſolchen zweideutigen Komplimenten abfinden laſſen!)

Jetzt haben wir ein anderes Wort mit dem Herrn Raoul-Rochette zu ſprechen. Dieſer junge Mann, der wahrſcheinlich nicht mehr von der deutſchen Sprache weiß, als die meiſten ſeiner Landsleute, nämlich weniger als jeder deutſche Setzerlehrling von der franzöſiſchen; er, dem es nur darum gelungen, in ſeinem Werke viel Gutes und Schönes zu ſagen, weil er einen kleinen Schatz deutſchen Geiſtes beſitzt; er, vergeſſend, daß der geiſtreichſte und beredſamſte aller franzöſiſchen Schriftſteller, Rouſſeau, nur mit der Sprache den Franzoſen angehörte — er ſpricht von uns ſo leicht hin, als ſpräche er über ein neues Vaudeville von geſtern Abend. Ja großmüthig iſt er ſogar, er will den Deutſchen nicht Alles nehmen; ausgeartet nennt er ſie. Ueber die kindiſchen Begriffe, welche die Franzoſen von Deutſchland und von allen andern Dingen haben, die einen Fuß tiefer oder einen Fuß hoher liegen als ihr Standpunkt, dürfte man lachen, wenn nicht die Fehler eines Volkes etwas Ehrwürdiges hätten. Man braucht ihnen keine Nachſicht zu ſchenken, ſie nehmen ſie ſich. Eine Pflanze mit tauſendjährigen Wurzeln kann wohl ungenießbare oder giftige Früchte tragen, aber Unkraut iſt eine ſolche Pflanze nicht zu nennen. Auch muß man es den Franzoſen zum Lobe nachſagen, daß ſie ſich täglich ſtärker deſtilliren. Die ganze Oberfläche des menſchlichen Wiſſens haben ſie nach allen Richtungen durchgangen, und jetzt fangen ſie an, in die Tiefe zu arbeiten. Sie thun dies freilich noch blind, wie die Maulwürfe; aber ſie thun es. Schon buchſtabiren ſie den lieben Gott, und haben eine Ahnung von der himmliſchen Natur der Dinge. Mit langſamen und verſchämten Schritten, wie in der erſten Liebe, nähern ſie ſich der Romantik in Wiſſenſchaft und Kunſt. Sie haben es ſchon dahin gebracht, Mozart links neben Roſſini zu ſtellen. Einer ihrer geiſtreichen Schriftſteller hat kürzlich in einer gedruckten Strafpredigt, die er der Pariſer italieniſchen Oper gehalten, geſagt: „Was iſt das für eine Aufführung! warum ſo ſchlechtes Zeug jeden Abend? Warum haben wir ſo lange die Gazza Ladra und Don Giovanni nicht geſehen? Pfui!"

Doch hören wir, wie Herr Raoul-Rochette von uns Deutſchen ſpricht. Da hat er ein Kapitel über Johannes von Müller; und es iſt wahr, er hat dieſen herrlichen Mann ganz zu würdigen verſtanden. Zwar ſcheint er von allen deſſen Schriften nur die Briefe an Bonſtetten zu kennen, die in franzöſiſcher Sprache geſchrieben; aber gleichviel, wenn dieſe hingereicht haben, ihm den Geiſt und das Herz des großen Geſchichtſchreibers aufzuſchließen. Müller iſt noch nie ſchöner und treffender gerühmt worden, als es vom Verfaſſer geſchehen. Doch als ihm beifiel, daß Müller kein Franzoſe war, ſagte er Folgendes: „So oft ich ihn las, erſtaunte ich über die Achtung, die er den Deutſchen einzuflößen wußte, und das beweiſt, daß man an der menſchlichen Vernunft nie verzweifeln muß. Wie konnte ein Geſchichtſchreiber von ſo gründlichem Geiſte und ſo geſundem Urtheile, der ſeinen Meinungen nur die Erfahrung zur Grundlage und ſeinem Style nur die Vernunft zum Schmucke gibt; der weder in den Thatſachen, noch im Ausdrucke der Einbildungskraft etwas zu Gefallen thut; der über Alles laut ſeine Anhänglichkeit für die alten Grundſätze der Regierungen und ſeine Ehrfurcht vor religiöſen Inſtitutionen bekennt; den nur eine einzige Leidenſchaft beſeelt, die für Wahrheit und Recht — wie konnte ein ſolcher Schriftſteller Leſer bei dieſer deutſchen Nation finden, die heute Neuerungen jeder Art ſo thöricht ergeben iſt, die ſich mit ihren Philoſophen in die Regionen der abſtrakteſten Metaphyſik verſteigt; die unter noch weniger achtungswerthen Führern zum Umſturze jedes poſitiven Glaubens hinrennt und ihre Urtheilskraft ſo kläglich mißbraucht, daß man ſie neulich in den hochherzigſten Geſinnungen die Mittel finden ſah, den Aufruhr zum Rechtsgrundſatze und den Meuchelmord zum Heiligen-Verdienſte umzuſchaffen?“ .. Bei einer andern Gelegenheit, da ihm deutſche Studenten in den Alpen begegneten, ſagt er von dieſen: „wir ſahen ſie die Höhen hinanklimmen, über welchen noch der Donner grollte, und wie in ihren Schulen nach Wolken laufen, die der launiſche Wind bald hier bald dorthin führte.“ — — Gäbe es zwiſchen Metz und Bayonne nur zehn Franzoſen, welchen dieſes, was ich da ſchreibe, zu Geſichte käme, und unter dieſen zehn wären nur drei, die deutſch, und unter dieſen dreien wäre nur einer, der Deutſches verſtünde — würde ich mir die Mühe geben, dem Herrn Raoul-Rochette auf ſeine Reden zu antworten.

XI.

Les Cabinets et les peuples, depuis 1715 jusqu'à la fin de 1822. Par M. Bignon. Paris 1822.

Die Verrichtungen der menſchlichen Seele ſind alle dem Bewußtſein und der Willkür unterworfen. Schlimm, daß es ſo iſt! Wenn es anders wäre, wenn der Geiſt gleich dem Körper Organe hätte, die ohne Willen und Wiſſen des Menſchen thätig wären, dann könnte man die Wahrheit in Pillen beibringen, die, an den Ort ihrer Wirkſamkeit gelangt, die Krankheit heilten, ohne den Kranken durch ihren üblen Geſchmack beleidigt und aufgebracht zu haben. Da wir nun die Ordnung der Natur nicht ändern können, ſo bleibt uns nichts übrig, als erſt zu reden, dann zu ſchweigen, dann die Achſeln zu zucken, dann die Kranken ſterben zu ſehen, und endlich, wie es wahren Chriſten geziemt, von den Todten nichts als Gutes zu ſprechen. Es muß daher gewiſſen Perſonen ſehr angenehm ſein, Böſes von ſich reden zu hören, weil ihnen dieſes beweiſt, daß man ſie noch unter den Lebenden zählt.

Ueber Miniſter im Allgemeinen habe ich zwei Gedanken. Den erſten darf ich nicht ſagen; den andern aber, als jenes Gegenſatz, wird man mit Wohlgefallen vernehmen: — man ſollte nie einen Miniſter abſetzen. Ambulante Legitimität = ſtationäre Revolution. Alle die guten Leute, welche ſeit dreißig Jahren Miniſter waren, es nicht mehr ſind und wieder werden wollen, ſind ſehr gefährliche Menſchen; ſie ſchwatzen aus der Schule. Sie ſagen uns freilich Nichts, was wir nicht ſchon früher gewußt; aber darin liegt es eben, wir können frohlockend ausrufen: ſeht, wir haben nichts Neues erfahren! Früher, wann wir kleinen Leute vor der Thüre, wie es Lakaien zu thun pflegen, uns von den Angelegenheiten unſerer gnädigen Herrſchaft unterhielten, rief man uns von innen zu: „Ihr draußen haltet das Maul! Ihr verſteht Nichts von ſolchen Dingen, das will ſchon im Mutterleibe gelernt ſein, und wer nicht in der Wiege ein Staatskind geweſen, kann niemals ein Staatsmann werden!" Nun aber kommen Leute aus dem geheimen Kabinette, die das Allerheiligſte geſehen, und reden gerade ſo, wie wir geſprochen. Iſt das nicht ſchlimm? Da iſt Herr Bignon, der lange Miniſter geweſen und die Höfe kennt, die deutſchen zumal. Er ſpricht in ſeinem Werke nicht anders als die Plebejer auch, nur daß er ſeine Worte etwas feiner zu ſtellen weiß. Sein Buch iſt eine diplomatiſche Note an die Völker, die Revolution im Kanzlei-Style. Er lehrt aber nicht, wie die andern, Meta-Politik, ſondern Experimental-Politik, und mit den Augen iſt ſchwer zu ſtreiten. Ob das ſchlimm iſt!

Herr Bignon beginnt mit der heiligen Allianz und endigt mit dem Kongreſſe von Verona. Endigen wir auch damit. Alſo wieder ein Kongreß und wieder ein Buch! Gegen das Buch darf ich ſprechen. Was nützt alles Schreiben? Göthe lehrt:

— — — — Lieſt doch nur Jeder
Aus dem Buch ſich heraus, und iſt er gewaltig, ſo lieſt er
In das Buch ſich hinein, amalgamirt ſich das Fremde.
Ganz vergebens ſtrebſt Du daher durch Schriften des Menſchen
Schon entſchiedenen Hang und ſeine Neigung zu wenden;
Aber beſtärken kannſt Du ihn wohl in ſeiner Geſinnung,
Oder wär' er noch neu, in Dieſes ihn tauchen und Jenes.

XII.

Les Loisirs d'un Banni, par M. A. V. Arnault, ancien membre de l'institut. Pièces recueillies en Belgique, publiées avec des notes, par M. Auguste Imbert. Deux volumes. Paris, 1823.

Arnault war Einer jener Acht und dreißig, die, beſchuldigt, Napoleons Rückkehr von Elba begünſtigt zu haben, im Jahre 1815 aus Frankreich verbannt worden ſind. Solche Strafen ſind nach Revolutionen ganz in der Ordnung; denn da der liebe Gott, der eigentlich Schuld an Allem iſt, ſich nicht fangen läßt, ſo bleibt nichts Anderes übrig, als ihn in effigie zu richten — und der Menſch iſt ſein Ebenbild. Aber es iſt gar nicht in der Ordnung, ſich in ſeinem Mißgeſchicke ſo wild und untröſtlich zu geberden, als es Arnault gethan. Geht man in eine Menagerie, dann ſieht man dort alle eingeſperrten Thiere ſich heftiger oder gelaſſener gegen ihre Gefangenſchaft ſträuben; der Bär brummt, die Hyäne rennt hin und her, das Eichhörnchen klettert auf und ab, der Affe zeigt die Zähne, iſt boshaft und wird ausgelacht. Nur ein Thier bleibt ſtill, zürnt nicht, murrt nicht, verachtet nicht einmal ſeine Wächter; aber es iſt der Löwe! Die Pariſer ſind gar zu verwohnte Menſchen. Einige Jahre in der ſchönen Stadt Brüſſel wohnen zu müſſen, das nennen ſie unglücklich ſein! Würde einem Deutſchen die Miethe aufgeſagt, er aus ſeinem Vaterlande verbannt, dann ginge er nach Straßburg, nach Baſel, nach Aarau, oder nach einem andern Orte, und lebte dort ganz vergnügt, wenn ihm ſonſt Nichts fehlte. Ja Mancher wäre ſogar im Stande und ſpräche wie jener verbannte Grieche: „Und ich habe ſie verdammt dort zu bleiben.“

Während Arnault in Brüſſel lebte, ſchrieb er Artikel für den Vrai libéral. Dieſe geſammelten Artikel ſind es, welche die zwei Bände der „loisirs d'un banni“ ausfüllen. Der Vice-Kanzler Strube tändelte in ſeinen Nebenſtunden mit der Gelehrſamkeit, die ihm Abends eine Braut war, nachdem ſie ihm den ganzen Tag eine Frau geweſen. Aber ſolcher Art ſind die Erholungsſpiele Arnault's nicht. — Leichte Quincaillerie-Waaren, oft artig, ſelten von Werth. Aufſätze wie folgende: vom Stocke, vom

Teufel, von den Hörnern; die Perrücken, das Fluchen, das Schlittſchuhlaufen; von der Geiſtlichkeit, von den Jeſuiten. Da Arnault als Franzoſe recht gut die Klugheitslehre kennen wird: il ne faut pas éveiller le chat qui dort — muß wohl die Katze wieder aufgewacht ſein, weil er ſo unbändig hinter den Jeſuiten her iſt und ſie mit Schwefelſäure begießt. Doch vielleicht iſt es nicht ſo ſchlimm; Arnault voltairiſirt gern und heuchelt Gottloſigkeit, ſo oft er kann. Ein komiſcher Herr iſt auch Herr Imbert, der Herausgeber dieſer Sammlung. Er hat ſie, anfänglich ohne Wiſſen, ſpäter gegen den ausdrücklichen Willen Arnault's veranſtaltet, und iſt noch dabei ſo naiv, die Proteſtation, die Arnault durch einen Notar ausſtellen ließ, dem Buche vorzudrucken. Eine andere Naivetät des Herrn Imbert iſt das Motto, das er dem Werke gegeben:

Ton écorce n'a plus d'odeur,
Ta feuille, hélas! paraît flétrie;
Bel arbre, d'où vient ta langueur? . .
— Je ne suis plus dans ma patrie.

War denn Ovid unter den wilden Geten in einem Treibhauſe, daß er dort nicht minder ſchön gedichtet, als früher in Rom? Die Muſe ſucht den Leidenden, folgt ihm; wen der Schmerz nicht zum Dichter macht, wird es nie.

XIII.

De l'Education, par Madame Campan, surintendante de la maison d'Ecouen. Suivi des conseils aux jeunes filles, d'un Théatre pour les jeunes personnes et de quelques essais de morale. Deux Volumes. Paris, 1824.

Ein ſehr gutes Buch, deſſen innerer Werth den Mangel äußern Glanzes reichlich erſetzt. Madame Campan wollte nur nützlich ſein, und ſie verſchmähte zu glänzen, was der Vielerfahrenen leichter als mancher Andern geweſen wäre. Alte Erziehungsregeln, die ſie gibt, ſind ſo einfach, verſtändlich und naturgemäß, daß der Leſer nie merkt, daß er etwas Neues erfährt. Unter den Vorſchriften, wie man Kinder behandeln ſoll, iſt keine, die zu befolgen der Mutterliebe ſchwer fiele; es müßte denn einer Mutter ſchwer fallen, auf ſich ſelbſt zu achten; denn die Lehren, welche die Verfaſſerin ertheilt, ſind ſolcher Art, daß ſie, in beharrliche Ausübung gebracht, die Selbſterziehung junger Mütter vollenden. Vielleicht ſind einige unter ihren Grundſätzen, welche man nicht annehmen möchte. Doch ſelbſt dieſe würde man in ihrer Anwendung höchſtens fruchtlos, nie aber ſchädlich finden.

Gibt es eine Lehre, in der ſich ihr Lehrer abſpiegelt, ſo iſt es die Wiſſenſchaft der Erziehung. Rouſſeau mußte ſein Herz haben, um ſeinen Geiſt zu haben. Man verſteht die Kinder nicht, iſt man nicht ſelbſt kindlichen Herzens; man weiß ſie nicht zu behandeln, wenn man ſie nicht liebt, und man liebt ſie nicht, wenn man nicht liebenswürdig iſt. Madame Campan, in ihrem Erziehungsbuche, bewährt ſich, wie wir ſie aus ihren Denkwürdigkeiten von Marie-Antoinette kennen gelernt. Sie erſcheint als eine ſehr achtungswürdige Frau, als ein weibliches Weib, das, männlich nur in Leiden, beſſer als viele Männer verſtand, in eine wilde Zeit von dem Ufer der Beſonnenheit hinauszuſchauen; das gelernt und vergeſſen, und wohl wußte, was des Weibes höchſte Würde iſt. Denn nur darum iſt es ihr gelungen, die Königin Marie-Antoinette zu rechtfertigen, weil ſie für das Weib in ihr zu gewinnen wußte. Madame Campan handelt in ihrem Werke nur von der weiblichen Erziehung. Nur dieſe allein iſt freier Leitung hingegeben und Fehler in ihr ſind, weil leichter zu vermeiden, ſchwerer zu entſchuldigen. Schon auf den Knaben wirkt die Welt, und ſelbſt die ſtrengſte und ſorgfältigſte Erziehung vermag nicht die äußern Einflüſſe von ihm abzuhalten. Auch ſoll ſie es nicht. Werde der Knabe, wie es üblich iſt, für die Welt erzogen, daß er ſich ihr ſchmiege werde er, wie es Pflicht wäre, gegen die Welt erzogen, daß er ihr widerſtehen und ſie beherrſchen lerne: — immer wirkt die Zeit auf die Erziehung des Knaben und ſie ändert ſich mit ihr. Das Mädchen aber wird für die Häuslichkeit gebildet, und dieſe wechſelt nicht. Zwar treten auch Frauen oft genug in die Welt hinaus; aber wo ſie aufhören häuslich zu ſein, hören ſie auf Frauen zu ſein. Dann mögen ſie zuſehen, wie ſie ſich zurecht finden in einem fremden Gebiete; dann verdienen ſie keine Führung auf ihren verbotenen Wegen, keine Hülfe, wenn ſie ſtraucheln, kein Mitleid, wenn ſie fallen. Und ſie fallen immer, härter oder weicher. Die beleidigte Natur hat Schrecken genug ſich zu rächen; ſie hat böſe Zaubermacht genug, ein liebvergeſſenes Weib aus Mißgeſtalt in Mißgeſtalt bis zur Kupplerin umzuwandeln, die die Laſterwirthſchaft einer Spionen-Herberge führt.

Der erſte Band des Werkes enthält die eigentliche Erziehungslehre. Zuvörderſt wird die häusliche Erziehung, dann die öffentliche abgehandelt. Die häusliche Erziehung nennt Madame Campan die mütterliche, weil ſie von der Mutter ausgeht und nur von dieſer allein zweckmäßig geleitet werden kann. Unter öffentlicher Erziehung wird diejenige verſtanden, welche junge Frauenzimmer in öffentlichen Inſtituten erhalten, und wobei ganz andere Grundſätze als bei der häuslichen zu befolgen ſind. Was in der phyſiſchen, moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Bildung des weiblichen Geſchlechts zu beobachten iſt, wird von der Verfaſſerin mit vollſtändiger Ordnung entwickelt. Doch ſo einfach auch die Darſtellung iſt, fehlt es darum nicht an feinern Wahrnehmungen aus dem menſchlichen Herzen, dazu dienend, alte Regeln mit neuen Gründen zu vertheidigen. Die „Conseils aux jeunes filles“ bilden, als ein Anhang zum vorigen, ein eigenes Werkchen, beſtimmt, jungen Mädchen aus den niedrigen Ständen alles das zu lehren, was in ihren Lebensverhältniſſen Religion, Sittlichkeit und Klugheit von ihnen fordern. Madame Campan, mit derjenigen prunkloſen, wohlthätigen Geſinnung, die keinen andern Beifall erwartet und erhält, als das Lob des eignen Herzens, gefiel ſich, junge Mädchen, die zum Dienen beſtimmt ſind, mit dem bekannt zu machen, was ſie als Köchinnen, als Haushälterinnen, als Kammer- oder Kindermädchen zu thun und zu unterlaſſen haben. Sie hat in ihre Moral Erzählungen aus dem wirklichen Leben eingeflochten, Beiſpiele von Dienſtmädchen liefernd, die durch Treue, Sittlichkeit und kluges Betragen Wohlſtand, häusliches Glück, angeſehene Männer und bürgerliche Achtung erlangt haben. Das Werkchen, obzwar in zuſammenhängendem Vortrage, iſt doch in kleine Abtheilungen getrennt, weil es beſtimmt iſt, in untern Schulen den jungen Schülerinnen ſtückweiſe in die Feder diktirt zu werden. Es wäre ſehr zu wünſchen, daß man dieſen Theil des Werkes der Madame Campan beſonders in das Deutſche überſetzen und das Büchelchen zu ſeiner angegebenen Beſtimmung verwenden möge. Was die Erziehungslehre ſelbſt betrifft, iſt vielleicht beſſer, ſie deutſchen Müttern im Original in die Hände zu geben. Eine deutſche Ueberſetzung, verbunden mit dem oft ſo unfreundlichen Drucke, würde dem Buche ein abſchreckendes doktorales Anſehen geben. Auch würde die größere Aufmerkſamkeit, mit der man immer ein Werk in einer fremden Sprache lieſt, hier dazu dienen, daß ſich Mütter das Geleſene tiefer einprägen. Der zweite Band des Buches enthält, außer einigen moraliſchen Verſuchen und einer anziehenden Novelle, ſieben Kinder-Komödien, die ſehr gut ſind in ihrer Art, wie es hierin der franzöſiſchen Literatur auch an ältern Muſtern nicht fehlt. Sie ſind zum Theil von den Schülerinnen der Madame Campan in ihrer ehemaligen Anſtalt von St. Germain aufgeführt worden, und da zweckmäßig keine männliche Rollen darin vorkommen, wären ſie auch an deutſchen Mädchen-Inſtituten zur Uebung in der franzöſiſchen Sprache nützlich zu verwenden. Die Moral aller dieſer Komödien iſt ganz ſo wie ſie ſein muß, um Kindern faßlich zu werden, nämlich ſolcher Art, daß ſie lehrt: die Tugend ſei tüchtig; nur ſolche Leiden müſſe man ohne Murren tragen, die Gott ſchickt, nicht die, die von gottloſen Menſchen kommen; die wahre Tugend beſtehe nicht in Dulden, ſondern in Handeln, und die rechte Sittlichkeit, die heitere, beharrliche, unerſchrockene, erwerbe früh oder ſpät, aber unausbleiblich, irdiſchen Vortheil und irdiſches Glück.

XIV.

Der Mord Auguſt's von Kotzebue.

Freundes Ruf an Deutſchlands Jugend,

von

Friedrich Baron de la Motte Fouqué.

Die Muſen reden auch koſackiſch; ich wußte es noch nicht. Vielleicht iſt dieſes die Sprache des Olympiſchen Hofes, deren er ſich nur mit Adeligen bedient. Herr Baron Fouqué erzählt in ſeinem Vorworte, das kurz, im Style des Tacitus, geſchrieben iſt: er habe ſeinen Freund Z—e, der ihm „diesmal ſo herrlich vorausgeritten in den Kampf,“ „Hurrah!“ rufen hören, und ſogleich ſeien „die Thränen der Thatenluſt“ in ihm aufgeſtiegen, und er wäre nachgeritten. Er ſei freilich etwas ſpät gekommen, welches aber nicht ſeine Schuld geweſen.

Er macht kein großes Geheimniß daraus, wie er zu ſeiner jüngſten Begeiſterung gekommen:

— — Der ſangeskräft'ge Geiſt
Regt ſich mir auf, ſchwingt ſeinen Fittig kühn,

und aus dem ewigen Liede, bekannt unter dem Namen „Lieb' und Glaube“:

— — ſegnend quoll
Ein Tropfen d'raus hernieder auf dies Blatt,
Es weihend mit dem Siegel ew'ger Kraft.

Mit den ewigen Kräften haben wir Alle ſeit dreißig Jahren vertrauten Umgang gehabt und wir wiſſen, welcher Natur ſolche Ewigkeiten ſind. Unſer Dichter wendet ſich mit ſeinem Freundesrufe an die „theure Jugend Deutſchlands,“ welche er ein „Blumenbeet“ nennt, das „gediehen aus der Wahlſtatt blut'gem Grund,“ reich und fröhlich, wie auch himmelan blüht. Er habe ein Recht, mit ihnen zu reden, wegen früherer Bekanntſchaft, ob er zwar ſchon im Befreiungskriege 36 Jahre alt geweſen, und er jetzt bereits mehrere graue Haare habe. Sein Herz ſei aber noch jugendlich friſch,

— — ob oft auch überwebt
Von tiefer Wemuthſchleier Nebelgrau! —

Er geht weiter und ſagt der deutſchen Jugend, er wolle mit ihr gemeinſchaftlich den Erbfeind bekämpfen. Dieſe fragt, wo ſich der Erbfeind aufhalte, und wer er ſei? Sie muß rathen. Der Türk? Nein!

Der ſtarrt, gelähmten Fittigs, dumpf und fern.

Die Franzoſen? Auch nicht; die ſind unſchädlich gemacht.

Doch der Buonapartiſten freche Schaar?

Ja, das iſt der Feind, aber nicht der Erbfeind. Aber wo ſteckt denn ſonſt der Erbfeind? — Der Königlich Preußiſche Herr Major von Fouqué kommandirt jetzt:

— — „Hand auf's Herz!“ —

Die deutſche Jugend, welche ein zartes, ſchüchternes Blumenbeet iſt, wird ganz verblüfft über dieſen unerwarteten Ausgang der Sache, und fragt ängſtlich:

„Wie? Erbfeind in der deutſchen Jünglingsbruſt?“ —

Nicht anders, Kinder! Da ſteckt er.

— Unſer Erbfeind, der aus Frankreich kam,
Das iſt der irdiſch liſt'ge, gierige Geiſt,
Entſprungen aus dem glaubenloſen Hirn
Erdſücht'ger Menſchen, er am Boden feſt,
In ſchlechter Liebe klebend, maulwurfsblind,
Für des erhab'nen Jenſeit ſel'ges Licht.

Und ſo geht es weiter. Der Herr Baron macht ein ſchreckliches Gemälde vom Erbfeinde; ich möchte es nicht in der Geiſterſtunde leſen, wahrſcheinlich iſt es auch nicht in derſelben gedichtet worden. Nach mehreren Verwandlungen erſcheint der Erbfeind in Geſtalt eines Geſpenſtes, das franzöſiſch ſpricht, weil die deutſche Sprache keine Worte hat für ſolche Gräuel. Das Geſpenſt „krächzt:“ Egalité! — Unité ... — Das iſt aber immer noch der ärgſte Erbfeind nicht; denn

— tiefer lauert ein Schlimm'rer noch:
Des Uebels Wurzel, ſchädlicher Alraun,
Mit Nachtgeheul verwirrend der Menſchen Sinn.
Er hieß Voltaire, als er auf Erden ſtand!

Ich will offenherzig geſtehen, daß dieſes Alräunchen, oder Heckenmännchen Voltaire, welches bei Nacht heult, auch mir den Sinn verwirrt hat, ſo daß ich ihm mit ungemeiner Liebe ergeben bin und herzlich wünſche, er lebe noch, um alle unſere beklagenswerthen Myſtiker aus ihrem Somnambulismus zu wecken und von ihrer Narrheit zu heilen.

Endlich — etwas ſpät — kommt die Ermordung Kotzebue's zur Sprache. Der ſelbſtbiographiſche Dichter ſingt:

— — Als ich zuerſt
In meiner Zither Saiten prüfend griff,
Dem Meiſter, der mich lehrte, ſöhnlich treu,
Da war der Todte meines Meiſters Feind, —
— — — — —
— — treulich war auch ich ihm Feind!
Als ſpäterhin mir die gereifte Kraft

Anwies ſelbſteigenen Platz im Sängerkreis,
Da blieb der Todte gegenüber mir,
Mein ganzes Thun und Ringen ſeinem fremd.

Jetzt aber, da er todt ſei, liebe er ihn ſehr, und es wäre ihm herzlich leid, daß er umgebracht worden. Der Dichter tritt zu der Leiche und ruft, erſt Weh! und dann Heil! aus verſchiedenen Gründen.

Herr v. Fouqué gibt ſich prophetiſchen Troſt, wenn etwa ſeine Fieberfaſeleien ſollten lächerlich gefunden werden:

Ja, ſpritzte ſolch ein kleiner Voltaire Gift
Auf meinen Dichterkranz, den mir mein Volk
Geflochten hat, und ſeine Stolbergs mir,
Sein Göthe mir beſtät'gend feſtgedrückt
Auf meine Stirn. . . . .

ſo . . . wolle er auch ſeinen Kranz, ſein Liebſtes, auf dem Altare des Vaterlandes opfern.

Herr Baron Fouqué hat, wie er ſagt, am erſten Oſtertage dieſen ſeinen „Sangesſpruch,“ an die liebe deutſche Jugend, welche ein Blumenbeet iſt, erlaſſen. Die Leute, die an dieſem Feiertage ſpazieren gegangen ſind, haben etwas Klügeres gethan. Der deutſche Satan hat einen Zug des Spottes in ſeinem Geſichte, welcher eine ſehr wohlthätige Erfindung iſt, weil Jenes Schrecklichkeit dadurch gemildert wird. An der komiſchen Miene, und nicht an dem Pferde fuße des Teufels habe ich mich gehalten, als ich dieſen Freundesruf Fouqué's beurtheilte. Hätte ich die Teufelei darin zergliedern wollen, dann wäre euch Angſt geworden, Leſer. Ein Wort nur. Gegen die Ermordung Kotzebue's wollte der Dichter eifern? O Thorheit! Gebt dem Teufel auf vier warme Sommermonate fünfzig ſolche Prediger, wie Fouqué, und heißt unterdeſſen die andern Redner ſchweigen — und in dieſer Zeit ſinken tauſend blutige Opfer, und tauſend von Glaubenswuth berauſchte Mörder fallen der Hölle und ihrem Hohngelächter zu.

XV.

Humoral-Pathologie.

Die Katze gehört zum edlen Geſchlechte des Löwen; aber nur der Abſchaum königlichen Blutes fließt in ihren Adern. Sie iſt ohne Muth, und darum ohne Großmuth; ohne Kraft, und darum falſch; ohne Freundlichkeit, und darum ſchmeichelnd. Der Tag blendet ſie, am ſchärfſten ſieht ſie im Dunkeln. Sie liebt die Höhen nicht, ſie liebt nur das Steigen: ſie hat einen Kletterſinn, und klettert hinauf, um wieder herabzuklettern. Minder widerlich iſt ſelbſt ihr tückiſches Knurren, als ihr zärtliches Miauen. Nicht dem Menſchen, der ſie wartet, nur dem Hauſe, worin ſie gefüttert worden, bleibt ſie treu. Eine entartete Mutter, frißt ſie ihre eigenen Jungen. So iſt die Katze! So iſt auch der Katzen-Humor, der in Hoffmann's Kater Murr ſpinnt. Ich geſtehe es offen, daß dieſes Werk mir in der innerſten Seele zuwider iſt, mag man es auch eben ſo kindiſch finden, ein Buch zu haſſen, das Einem Wehe that, als es kindiſch iſt, einen Tiſch zu ſchlagen, woran man ſich geſtoßen. Aber nicht über die genannte Schrift insbeſondere, ſondern über die darin fortgeſpielte mißtönende Weiſe, die auch in allen übrigen Werken des Verfaſſers uns beleidigend entgegenklingt, über die beſtändig darüber herziehende, naßkalte, nebelgraue, düſtere und anſchauernde Witterung will ich einige Worte ſagen. Die Ueberſchrift, welche dieſe Betrachtung führt, ein Wort, deſſen Bedeutung die neuere Arzneikunſt verwirft, wurde darum gewählt, weil gezeigt werden ſoll, daß der Humor in den Schriften des Verfaſſers der Phantaſieſtücke ein kranker iſt. Der geſunde und lebensfriſche Humor athmet frei, und ſtöhnt nicht mit enger Bruſt. Er kennt die Trauer, aber nur über fremde Schmerzen, nicht über eigene. Er berührt die Wunde nicht, die er nicht heilen kann, und reizt ſie nie vergebens. Er ſieht von der Höhe auf alle Menſchen herab, nicht aus Hochmuth, ſondern um alle ſeine Kinder mit einem Blicke zu überſehen. Was ſich liebt, trennt er, um die Neigung zu verſtärken; was ſich haßt, vereinigt er, nicht um den Hader, um die Verſöhnung herbeizuführen. Er entlarvt den Heuchler, und verzeiht die Heuchelei; denn auch die Maske hat ein Menſchen-Antlitz, und in der häßlichen Puppe iſt ein ſchönerer Schmetterling verborgen. Er findet Nichts verächtlich als die Verachtung, und achtet Nichts, weil er Nichts verachtet. Nichts iſt ihm heilig, weil ihm Alles heilig erſcheint; die ganze Welt iſt ihm ein Gotteshaus, jedes Menſchenwort ein Gebet, jede Kinderluſt ein Opfer auf dem Altare der Natur. Er zieht den Himmel erdwärts, nicht um ihn zu beſchmutzen, ſondern um die Erde zu verklären. Er kennt nichts Häßliches, doch verſchönt er es, um es gefälliger zu machen. Er liebt das Gute und beklagt die Schlechten; denn das Laſter iſt ihm auch eine Krankheit, und der Tod durch des Henkers Schwert nur eine andere Art zu ſterben. Er zürnt mit ſeinem eignen Zorne, denn nur das Ueberraſchende entrüſtet, und nur der Schlafende wird überraſcht. Er verſpottet ſeine eigene Empfindung, denn jeder Regung geht Gleichgültigkeit vorher, und jede Vorliebe iſt eine Ungerechtigkeit. Er erhebt das Niedrige und erniedrigt das Hohe, nicht aus Trotz, oder um zu demüthigen, ſondern um beides gleich zu ſetzen, weil nur Liebe iſt, wo Gleichheit. Er tröſtet nicht, er unterdrückt das Bedürfniß des Troſtes. Stets rettend, lindernd, heilend, verletzt er ſich ſelbſt mit ſcharfem Dolche, um dem Verwundeten mit Lächeln zu zeigen, daß ſolche Verletzungen nicht tödtlich ſeien. Seine Sorgfalt endet nicht, wenn die Wunde ſich geſchloſſen; Narben ſind auch Wunden, die Erinnerung iſt auch ein Schmerz; er glättet jene und vernichtet dieſe. Der Geiſt der Liebe haucht fort und fort aus ihm, Alles befördernd; er treibt das Schiff, wenn es die Gefahren des Meeres, und führt es zurück, wenn es den Hafen ſucht — er rechtet nicht mit den Begehrungen der Menſchen, denn Suchen beglückt mehr als Finden.

Der gute Geiſt der Liebe, der verſöhnt und bindet und die im Prisma des Lebens entzweiten Farben in den Schooß der Mutter-Sonne zurück führt, jener Geiſt — er kommt nie ungerufen — beſeelt die Werke des Verfaſſers der Phantaſieſtücke nicht mit dem leiſeſten Hauche. Das neckende Geſpenſt des Widerſpruchs, das jede Freude verdirbt, und jeden Schmerz verhöhnt, ſteigt dort, von grauſer Mitternacht umgeben, aus dem Grabe aller Empfindungen herauf. Er führt uns auf die höchſten Gipfel, um uns tiefer herabzuſtürzen, und ſelbſt ſein Himmel iſt ein unterirdiſcher. Er dringt in die Tiefe aller Dinge, um ihren geheimnißvollen Wechſelhaß, nicht um ihre verſchwiegene Liebe zu verrathen. Kreisler iſt der Unglücklichſte aller Verdammten, er iſt ein geſtürzter Engel. Die Brücke, welche der gute Humor über alle Spalten und Spaltungen des Lebens führt, reißt der entartete nieder; die Harrenden auf beiden Seiten ſtrecken ſich ſehnſuchtsvoll die Arme entgegen, und verzweifeln um ſo mehr, je näher die Ufer ſind. Selbſt die Muſik, dieſe Himmelskönigin, die er liebend verehrt, ſteht in unerreichbarer Ferne von ihm; ſie hört ſeine Gebete nicht, und nie gab es eine mißtönendere Seele, als die jenes Kreisler, der raſtlos den Wohllaut ſucht, und niemals findet, weil der Widerklang im eignen Herzen fehlt.

Empfindſamkeit und Spott ſind die beiden Pole, jene der anziehende, dieſer der abſtoßende des Humors. Aber nur in der Mitte iſt der Indifferenzpunkt der Liebe. Wo ſie verſöhnt zuſammentreffen, da ſchmilzt die eine den Froſt des andern, oder der Spott kühlt ſäuſelnd die Sonnengluth der Empfindung ab. Wenn ſie aber auseinander ſtehen, iſt die Empfindſamkeit nur eine gefährliche Abneigung, eine launiſche Wahlverwandtſchaft, die uns mit einem Stoffe verbindet und von tauſenden trennt, — und der Spott wird zum Haſſe. So in ſeine Beſtandtheile geſpalten, erſcheint der Humor in den genannten Werken, und ganz ſo, wie er dem Meiſter Abraham tadelnd zugeſchrieben wird, nicht „als jene ſeltene wunderbare Stimmung des Gemüths, die aus der tiefern Anſchauung des Lebens in all' ſeinen Bedingniſſen, aus dem Kampfe der feindlichſten Prinzipe ſich erzeugt, ſondern nur durch das entſchiedene Gefühl des Ungehörigen, gepaart mit dem Talent, es in's Leben zu ſchaffen, und der Nothwendigkeit der eignen bizarren Erſcheinung. Dieſes war die Grundlage des verhöhnenden Spottes, den Liscov überall ausſtrömen ließ, der Schadenfreude, mit der er Alles als ungehörig erkannte, raſtlos verfolgte, bis in die geheimſten Winkel." Kreisler hat ſich ſelbſt das Urtheil geſprochen: nicht anders iſt ſein eigner Humor. Ein zerriſſenes Gemüth, ein Alles zerreißender Spott. Seine Gefühle ſind nur Verzerrungen, nicht rührender als das Zucken des Froſchſchenkels an der galvaniſchen Säule, und der Friede ſeines Gemüths zeigt nur die Ruhe einer Maske. Was die Natur am innigſten verwebte, zieht er in die Fäden der Kette und des Einſchlags auseinander, um hohnlächelnd ihre feindlichen Richtungen zu zeigen. Daher auch ſeine harten Schmähungen, mit welchen er Diejenigen verfolgt, die an muſikaliſchen Spielen ihre Luſt finden und welchen die Kraft oder Neigung fehlt, die Kunſt als heiligen Ernſt zu faſſen und auszuüben. Kreisler fordert unduldſam, ſeine Göttin ſolle, gleich dem grauſamen Gotte der Juden, dem auserwählten kleinen Volke der Künſtler ausſchließlich zugehören. Noch nie haben Prieſter den Tempel, den ſie bewahren, Gläubigen verſchließen wollen! Muſik iſt Gebet; ob nun das Kind es herſtammele, ob der rohe Menſch in roher Sprache es halte, ob der Gebildete in ſinnigen geiſtvollen Worten — der Himmel hört ſie mit gleicher Liebe an und gibt Jedem den Widerklang ſeiner Empfindung als Troſt zurück. Das Gaſſenlied, das den rohen Geſellen hinauftreibt, iſt ſo ehrwürdig als die erhabenſte Dichtung Mozarts, die ein empfängliches Ohr begeiſtert. Und welche Muſik iſt beglückender, die berauſchende des wahnſinnigen Kapellmeiſters, die als Bacchantin und Furie das Herz durch alle Wonnen, durch alle Qualen peitſcht, oder die ſanft erwärmende, die ſtill erfreut und täglich und häuslich genoſſen werden kann? Darf man eine Freude zerſtören, weil man ſie verwirft und nicht theilen mag? Warum gegen die muſikaliſchen Tändeleien eifern, da durch ſie allein die ernſte Kunſt fortgepflanzt wird, weil jede Größe in Kunſt und Wiſſenſchaft nur die zuſammengezogene Zahl vorhergehender kleinerer Zahlen iſt, und da kein Gut an die Stelle des Genuſſes käme, wenn nicht ſeines Werthes unkundige Fuhrleute, ſich mit dem Ertrage des Gewichts begnügend, es weiter brächten?

Kater Murr und die ihm vorhergegangenen

Werke ſeines Verfaſſers ſind Nachtſtücke, nie von ſanftem Mondſcheine, nur von Irrwiſchen, fallenden Sternen und Feuersbrünſten beleuchtet. Alle ſeine Menſchen ſtehen auf der faulen wankenden Brücke, die von dem Glauben zum Wiſſen führt; unter ihnen droht der Abgrund, und die erſchrockenen Wanderer wagen weder vorwärts zu ſchreiten noch zurück, und harren unentſchloſſen, bis die Pfeiler einſtürzen. Das iſt ſeine Stärke, ſeine Wiſſenſchaft und ſeine Kunſt, — die Geiſterwelt aufzuſchließen, zu verrathen das Leben der lebloſen Dinge, an den Tag zu bringen die verborgenen Fäden, womit der Menſch, und der glückliche, ahnungslos gegängelt wird; jede Blume als ein lauerndes Geſpenſterauge, jeden freundlich ſich herüber neigenden Zweig als den ausgeſtreckten Arm einer zerſtörenden dunkeln Macht erſcheinen zu laſſen. Es iſt der dramatiſirte Magnetismus, und wenn das Converſations-Lexicon von jenem Schriftſteller bemerkt: daß er durch die grellſten Diſſonanzen zur harmoniſchen Auflöſung durchdringe, ſo iſt ja eben in dieſer Auflöſung das Anſchauernde, Unheimliche, Verletzende. Eine unerklärliche ſchreckliche Erſcheinung wird dem Erzähler nicht geglaubt und mag als Werk der Einbildungskraft erheitern; aber ſobald er ſie natürlich erklärt und ſo den Glauben erzwingt, weckt er den Menſchen aus ſeiner fröhlichen

Sorgloſigkeit, zieht ihn von den freundlich lichten Höhen in den dunklen Abgrund hinab, wo die zerſtörende Natur unter Scherben und Leichen ſitzt. Ein Streben, das keinen Dank verdient.

Es freue ſich,
Wer da athmet im roſigen Licht;
Da unten aber iſt's fürchterlich!
Und der Menſch verſuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu ſchauen,
Was ſie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

Nur allein die Liebe, die ihm mangelt, kann dem Verfaſſer des Kater Murr Verzeihung gewähren ſelbſt für dieſen Mangel, und wir endigen beſänftigt und beſänftigend mit den Worten, die Fauſt ſeiner den Unhold ahnenden Margaretha ſagt:

Es muß auch ſolche Känze geben.

XVI.

Gelaſius, der graue Wanderer im neunzehnten Jahrhundert.

Ein Spiegelbild unſerer Zeit.

Von

G. A. Freih. v. Maltitz.

Erſtes Bändchen. Leipzig, Induſtrie-Comptoir. 1826.

Der Federzeichnung vor dem Buche, die den grauen Wanderer darſtellt, gebühren einige Worte antetitulariſcher Kritik. Sehen wir zuerſt nach den Füßen, als nach den wichtigſten Theilen eines grauen Wanderers. Sie ſind im Gehen begriffen, machen große Schritte und tragen Schuhe mit hohen Abſätzen. Eine große Unbequemlichkeit für Fußwanderer! Vielleicht wollte der ſinnige Künſtler damit andeuten, daß Einer, der wie Gelaſius ethiſirend durch die Welt geht, einen ſchwankenden unſichern

Gang habe und daß ihn der Kothurn nicht ohne Gefahr über die Menge erhebe. Der lange hagere Gelaſius trägt einen Stab, der ſo lang iſt, als er ſelbſt. Es iſt ein roher Baumſtamm, nach oben wie eine Gabel ausgezackt und zugeſpitzt. Dieſer Stab würde, als Waffe gebraucht, Den, der ihn führt, ſchwerer verwunden, als Den, den er träfe. Das Geſicht des grauen Wanderers hat etwas von einem Juden und etwas von einem Engländer, und zwiſchen beiden Etwas liegt viel Schwermuth und einige Gutmüthigkeit; den Kopf bedeckt ein niedriger Hut mit breiten Krämpen, welche auf Nichtachtung ſchlimmen Wetters hinzeigen. Der lange herabſchlotternde Mantel gehört in ſeinem Hintertheile, ſeinem Kragen zumal, der neuen Zeit, dem Carbonarismus an; mit ſeinem Vordertheile aber, beſonders mit ſeinem Knopfſyſteme, der alten Zeit und Mode. Die Vergangenheit *vor* die Gegenwart zu ſtellen, war ein Fehler, wenn es keine Satyre war. Aber unbedenklichen Tadel verdient ein anderer gezeichneter Umſtand. Nämlich aus der Richtung der flatternden Haare und des wallenden Mantels erſieht man, daß Gelaſius den Wind im Rücken hat; er geht alſo *mit* dem Winde. Im Buche aber geht er gegen den Wind; Haare und Mantel ſollten alſo zurückflattern. Die Gegend, in welcher ſich Gelaſius befindet, iſt flach, es iſt eine brandenburgiſche Landſchaft, und die ſchöne Natur reicht dem Wanderer kaum bis an die Knöchel. Unter den Schuhen, die vermittelſt ihrer hohen Abſätze Brückenbogen bilden, ſieht man den Sand *fließen*. Möchte dieſes, auch als unbezeichnende Zeichnung, getadelt werden dürfen!

Nach der Zeichnung folgt der Titel, nach dieſem kommt *ein Vorwort an mein deutſches Vaterland*, in ungereimten Verſen abgefaßt. Der Dichter ſagt darin: Deutſchland ſei ein Eichenwald, aber das Krüppelholz laſſe die Eichen nicht aufkommen und der Jugend zarten Keim unterdrücke der Gewohnheit alter Schleim. Das niedrige Geſtrippe . . . . . doch das Summiren fällt mir gar zu ſchwer, ich will lieber die Verſe ſelber herſetzen — ich habe nie recht lernen können, Brüche zu addiren.

Vorwort an mein deutſches Vaterland.

Wenn im wild verhau'nen Forſte,
Wo des Bodens urgedieg'ne Kraft
Stolz, den eig'nen Werth erkennend,
Nur die kräft'ge Eiche fordert;
Wenn nun da durch falſch geführten Hau,
Durch des Sturmes rauhes Wüthen,
Jener einſt ſo mächt'ge Eichenrain

Jetzt von wild verwachſenem Geſtrippe
Schlechten Holzes rings umzogen liegt,
Und den Aufſchlag junger Eichen
Rings das Krüppelholz verhindert, —
Iſt es einem kräft'gen Förſter da,
Deſſen Luſt der Stolz des Waldes iſt,
Zu verargen, wenn er zornentbrannt,
Selbſt in einem fremden Forſte — —
Länger nicht den Frevel ſehen kann
Und mit hochgeſchwung'ner Axt
Auf das Krüppelholz, ſo groß, wie klein,
Seine raſchen Hiebe führet,
Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen,
Und, was lange unterdrückt geſtanden,
Friſch zu ſehen mit friſchen Trieben prangen?

So ergeht's, mein deutſches Vaterland,
Mir, erblick' ich in dem matten Spiegel
Dieſer abgedorrten Zeit,
Deiner einſt'gen Größe Eichenhaine,
Jenes feſten Sinnes feſten Stamm,
Rings umgeben von dem Krüppelholz
Flacher Alltagsformeln unſ'rer Tage,
Unterdrückt vom niedrigſten Geſtrippe
Einer faden Schlechtigkeit.
Einſam ſteh'n im wüſtverhau'nen Forſte
Deiner einſt vereinten Landespracht
Wenig ſtolze Eichenhäupter
Eines wahren vaterländiſchen Sinnes, *

Wenig noch und trauernd da,
Und der raſchen Jugend zarte Pflanze
Wird, emporgeſchoſſen kaum,
Von dem rings umzog'nen Strauche,
Der Gewohnheit altem Schleim,
Unterdrückt im erſten Keim.
Seh' ich dieſes, ha! entbrennt mein Zorn;
Und ſo mög'ſt du, theures Vaterland,
Mir's in dieſem Büchlein nicht verargen,
Wenn ich kühn, in wilden Satyrhieben
Jene Axt des zorn'gen Förſters ſchwing'
Auf der Zeit verkrüppeltes Geſtrüppe;
Denn vielleicht erſchafft mein wilder Hieb
Manchen ſchwachen Pflänzchen ſtärk'res Leben,
Welches ſich zu freierem Wuchſe ſpornt;
Und fürwahr vermöcht von Tauſenden
Dieſes ich von einem nur zu ſagen,
Will ich muthig immer vorwärts ſchlagen.

Herr von Maltitz meint es gut, ich meine es auch gut, und wir gehen doch nicht mit einander. Das iſt ſehr verdrießlich! Der Dichter hat zwar, als zornentbrannter Förſter, kräftig geſprochen; aber der Deutſche ſoll kein Förſter ſein, ſondern ein Menſch. Das iſt der Jammer! Unter einer Million Deutſche gibt es nur zehn Menſchen. Die übrigen ſind Schneider, Kaufleute, Soldaten, Juſtizräthe, Aſtronomen, Diplomaten, Geiſtliche, Gelehrte, Polizeidirectoren, Förſter — und was man ſonſt noch ſein kann, wenn man nichts iſt. Der Schneider ſieht die Welt für einen Kleiderſchrank an, der Kaufmann für eine Börſe, der Soldat für eine Kaſerne, der Juſtizrath für eine Kanzleiſtube, der Aſtronom für eine Sternwarte, der Diplomat für ein Staatsgeheimniß, der Geiſtliche für eine Kirche, der Gelehrte für eine Bibliothek, der Polizeidirector für eine Diebsherberge, und der Förſter, wie wir eben geleſen, für einen Wald. Der Menſch aber ſieht die Welt für das Alles zugleich an. Warum ſoll Deutſchland ein Eichenwald ſein? Im Walde ſchrecken Räuber und Hexen, Sümpfe und Irrlichter, wildes Heer und Köhlerglaube. Die Freiheit, die in den Wäldern wohnt, iſt nur die Freiheit des Wildes, das flüchten kann vor dem Jäger; aber ſein Tag kommt doch, früher oder ſpäter. Ich lobe mir häusliches Wohlleben. Warum ſollen die Deutſchen Eichen ſein? Was iſt Schönes an der Eiche? Sie trägt keine Blüthe, die erfreut, keine Früchte, die erquicken, ſie gibt nur Holz und Schatten. Das Holz freilich können wir Froſtigen brauchen; aber wozu Schatten? Iſt uns zu heiß? Iſt nicht Deutſchland der Eiskeller Europa's? Wird nicht jedem phantaſirenden Volke das deutſche, als kalter Umſchlag, um den Kopf gelegt? Haben nicht Paris, Mailand, Rom, Neapel, Palermo, Madrid und Rio Janeiro ihre deutſchen Krankenwärter? Und eine Eiche, was ſie ja Gutes bringt, ſie bringt es ſo ſpät! Eine Eiche iſt wie eine Darmſtädter Anleihe: erſt nach unzähligen Jahren zahlt ſie die Zinſen für längſt begrabene Mühe und Sorge. Iſt das kluge Wirthſchaft? Der unverſtändige Ahn, der ſich und ſeine Kinder ſpäten Enkeln aufopfert, hat die Enkel mit geopfert. Doch weil dem Herrn von Maltitz gar zu viel daran gelegen, ſo mögen die Eichen leben. Aber das Krüppelholz will auch leben. Das Krüppelholz zu vernichten, ſei es mit hochgeſchwungener Axt, ſei es mit wilden Satyrhieben,

Um der jungen Eichenkraft
Einen lichten Stand zu ſchaffen —

— das iſt ſpartaniſch, aber gar nicht chriſtlich. Alles ſoll leben, Jedes ſoll leben. Jedes ſoll auch ſeinen Lebenskreis erweitern dürfen — nicht, indem es von außen anmaßlich und rechtſtörend ſich vergrößere, ſondern indem es ſich von innen nach außen erweitere, ſo viel es mag und kann. Platzt Eines darüber, deſto ſchlimmer für den Froſch; doch auch zu platzen muß Jedem erlaubt ſein. Was wollte der Dichter mit der einſt vereinten Landespracht? Ich kenne keine ſolche. Zwar will ich aufrichtig geſtehen, daß ich mehr deutſche Geſchichte gelebt, als geleſen, und daß ich in meinen ſchönen Secunda-Jahren über das deutſche Mittelalter zum letzten Male eingeſchlafen war. Es wäre mir aber doch in der Erinnerung geblieben, hätte ich je etwas bemerkt von Landespracht. Doch nicht ſo ein myſtiſches Vaterland etwa? Das mag Träumern genug ſein; der Wachende hat die Abgötterei des deutſchen Kaiſerdienſtes immer als Aberglauben verlacht. Ich möchte wiſſen, wo die wenig ſtolzen Eichenhäupter, die noch trauernd da ſtehen, zu finden? Im tauſendjährigen deutſchen Walde ſah ich nur zwei erhabene Bäume: die Eiche Luther und die Palme Mozart; das Uebrige iſt Krüppelholz. . . Friedrich? . . . Nun ja, wer nur ſeinem Augenmaaße trauen dürfte! Weil Könige hoch ſtehen, weiß man nie gewiß, wie groß ſie ſind; man weiß nur, welche größer. Und jene ſtolzen Eichenhäupter, die noch vorhanden, ſtehen trauernd da! Stolz und trauern! Aber ſo iſt es. Die Deutſchen haben immer mehr geklagt, als gerichtet, und jedes andere wackere Volk dürfte den Deutſchen ſpottend zurufen, was einſt Cid ſeinem feigherzigen Feinde Vermuz ins Ohr gedonnert:

Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Nach dem Vorworte folgt eine Zueignung ſeiner vierfüßigen Majeſtät an den Setzkaſten dieſes Buches. Darin leſen wir erſtens: das „Sünden-Setzregiſter Sr. hochpreßbenglichen Gnaden," nämlich, das Verzeichniß der Druckfehler. Zweitens erfahren wir: es würden dem erſten Bändchen vielleicht noch zwei andere folgen, die „allerlei von Kunſt, Wiſſenſchaft, häuslichem Leben und dergleichen angenehmen Zeitdingen" erzählen werden. Drittens ſagt der Teufel: „Was übrigens das Ganze eigentlich iſt, weiß der Teufel ſelbſt nicht." Deſto beſſer für den Rezenſenten, dann kann er aus dem Buche machen, was er will! Endlich klagt der Dichter: „Ganze Stellen" des Buches, „die beſſern" . . . „beſonders in der Leidensgeſchichte meines Volks," hat die Zenſur geſtrichen. Warum macht es der Verfaſſer nicht wie ſein Rezenſent? Dieſer, wenn er nicht ſagen darf, was er denkt, ſagt das Gegentheil, und Lügen werden nie geſtrichen. Herr von Maltitz wird ſich davon überzeugen, wenn er nächſtens zu ſeinem Erſtaunen leſen wird: „Es war immer ein Glück, ein Deutſcher zu ſein, aber jetzt iſt es eine Ehre geworden." Wir müſſen bei den Schmugglern in die Schule gehen. Haben doch dieſe erſonnen, Brabanter Spitzen in dem Bauche eines Kaninchens einzuſchwärzen — warum ſollten wir auch nicht lernen, unſere Spitzen zu verſtecken? Iſt doch kein Leſer ſo dumm, daß er nicht wüßte: wo eine Scheide, da iſt ein Schwert.

Der Zueignung folgt die Einleitung nach. Das Buch iſt ſehr in einander geſchachtelt, und jeder Inhalt iſt wieder Deckel. Wir treffen mit dem grauen Wanderer endlich zuſammen. Gelaſius iſt eine Hypothek, auf welche die heilige Polizei den erſten Inſatz hat und der Teufel den zweiten. Die Priorität kann nie ſtreitig werden. Nämlich zur Zeit Karls des Großen war Gelaſius, als ſogenannter Rebell, auf dem Blutgerüſte geſtorben. In dem Augenblicke, da der Henker mit dem Schwerte ausholen wollte, trat der Teufel zum Delinquenten und flüſterte ihm ins Ohr: wenn er ſich ihm verſchreiben wolle, werde er ihn nach dem Tode wieder beleben. Gelaſius hatte keine Zeit zu überlegen und ſagte ja. Hätte er ſich beſinnen können, würde er ſicher den Teufel gefragt haben: ob es ihm nicht leichter fiele, einen Lebenden beim Leben zu erhalten, als einen Toden wieder aufzuwecken? Der Kopf fällt und Gelaſius lebt weiter. Es geht ihm aber, wie jedem Amputirten: er fühlt Schmerzen an einem Gliede, das er gar nicht mehr hat. Gegenwärtig, nach tauſend Jahren, lebt Gelaſius unter dem Namen Gelaſius Grabe, als Stadtſekretär, im norddeutſchen Landſtädtchen Kreuzburg. Er hat es in den tauſend Jahren nicht weit gebracht. Eine Menſchen-Seele muß doch wenig mehr ſein, oder der Teufel iſt knickrig geworden! Der Stadtſekretär erſcheint den Kreuzburgern als ein ſiebenzigjähriger Mann; er iſt blaß, ein Hageſtolz, ißt und trinkt wenig und läßt ſich im ſtrengſten Winter das Zimmer nicht heizen. . . Es iſt Nacht. Der Nachtwächter ſingt vor Gelaſius' Hauſe ein myſtiſch-kabaliſtiſch-humoriſtiſches Lied. Das Lied hat den Refrain:

Unſ're Glock hat zehn geſchlagen —
Null iſt nichts und Eins iſt wenig.

Der Nachtwächter weiß nicht, was er ſingt; aber es iſt Verſtand im Liede. Null iſt nichts und Eins iſt wenig — weil das monarchiſche Eins ſich die übrigen Neun als Rundbauch angefüttert und ſie zur Null gemacht. Ständen alle Zehn ſelbſtſtändig neben einander, dann wäre Eins viel und die Zehn bildeten mehr, als tauſend Millionen. . . Wir treten in Gelaſius' Studierſtube. Er philoſophirt, ſpricht allerlei von Wahrheit und Klarheit, von Teufel und Zweifel, kurz — er Fauſtirt. Da ſchlägt es Mitternacht und der Teufel erſcheint; denn der tauſendjährige Vertrag iſt gerade abgelaufen. Als aber der Teufel ſeine Waare ſieht, denkt er vermuthlich, ſie ſei der Fracht nicht werth, gibt Gelaſius frei und ſagt ihm freundſchaftlich: es ſei gar nicht nöthig, daß er geholt werde, er werde noch einſt freiwillig zur Hölle fahren. Gelaſius beginnt eine neue Laufbahn und ſo hätten wir eigentlich der Großmuth des Teufels gegenwärtiges Buch zu verdanken. Es enthält, nach Abſtreifung aller Häute: Des Herrn Sekretär Gelaſius Grabe Leben und Schickſale, in ſechs Kapiteln. Die Schickſale werden aber nicht erzählt, ſie erzählen ſich ſelbſt, ſie treten dramatiſch auf.

Erſtes Kapitel. Darin ſagt Gelaſius unter Anderem:

> Der Same, den ich einſt für's deutſche Wohl
> An jenes Karls allmächt'gem Throne ſä'te,
> Er muß erwachſen, muß erblühet ſein
> Ich bin's gewiß; auch ſelbſt dem fernſten Norden,
> Ihm iſt ein läng'rer Tag zu Theil geworden.

Selig ſind, die da glauben! Mit dem Norden hat es ſeine Richtigkeit . . . ſo ein langer Tag, wie ihn die Juden haben. Zweites Kapitel. Die Axt wird über mancherlei Krüppelholz geſchwungen; es fallen wilde Satyrhiebe: auf ſchlechte Chauſſeen, ſchlechtes Forſtweſen, Mauthen, Unreinlichkeit der Straßen, Bauweſen, auf die Köpfe aller Deutſchen. Drittes Kapitel. Scene auf dem Brocken. Walpurgisnacht. Der Teufel ſitzt auf dem Felſenthrone und ruft die böſen Geiſter herbei, ſich um den Preis für die höchſte Schandthat zu bewerben. Es erſcheinen: Krieg, Wolluſt, Eitelkeit Aberglaube und Prieſtertrug. Letztere zwei erhalten den Preis. Die Sieger können ſich glücklich ſchätzen, daß größere Künſtler als ſie zu ſtolz geweſen, an den Olympiſchen Kinderſpielen auf dem Brocken Theil zu nehmen. Viertes Kapitel. Gegen das Schulweſen und Mehreres. Ein Lohnlakai ſpricht:

Ja, tränk' der Deutſche ſtatt des Bieres Wein,
Da könnt's vielleicht um Etwas beſſer ſein!
Doch der Kartoffelſtoff, die Hopfengährung
Erzeugen nie des freien Geiſt's Gebärung.

Wie? die Engländer trinken Bier, die Holländer eſſen Kartoffeln und die Italiener trinken herrlichen Wein und eſſen keine Kartoffeln, ſondern Macaroni vom feinſten Mehle! . . . Fünftes Kapitel. Tollhaus. Sechſtes Kapitel. Gelaſius im Gefängniſſe der Stadt Judaea nova. Es hätte eben ſo gut heißen können: ſitzt gefangen in Europa. Mehr geographiſche Genauigkeit wäre zu wünſchen.

Dieſes Buch kann manchen Hunger ſtillen; doch laben, doch erquicken wird es Keinen. Der Verfaſſer war zu ängſtlich. Den deutſchen Schriftſtellern ergeht es jetzt oft, wie jenem jungen Offizier in ſeiner erſten Schlacht, der ſich tödtete aus Todesfurcht — ſie zenſiren ſich ſelbſt aus Furcht vor der Zenſur. Es iſt eine unſelige Schwäche! Fremde Beſchränkung feſſelt den Geiſt, die eigne lähmt ihn. Es betrübt uns, daß der Dichter ſo betrübt iſt. Er kämpft nicht ſiegesfroh, wie Einer der das Recht beſitzt, er verzweifelt, weil er zweifelt. So waren jene Helden nicht, die für ihren Glauben lebten und ſtarben. Noch auf dem Scheiterhaufen ſangen ſie Siegeslieder, die Flamme, die ihre Gebeine verzehrt, verzehrte ihre Hoffnung nicht, und wie ein Phönix ſtieg die Wahrheit aus der Aſche empor und flog mit glänzendem Gefieder dem kommenden Geſchlecht entgegen. Du aber, grauer Gelaſius, was ſoll ich dir ſagen? Du biſt ſo alt und noch ſo unerfahren, haſt tauſend Jahre gelebt und klagſt noch? Jede Zeit hat ihre Kruſte; jede Zeit, ſo lange ſie friſch, hat ihre Krume. Aber alt geworden, iſt ſie hart und trocken durch und durch, und eſſen müſſen wir ſie, ſie erweichend mit unſern Thränen, oder uns die Zähne daran brechend. Die Vorſehung iſt eine ſparſame Wirthin, ſie ſchafft keine friſche Zeit herbei, ſo lange von der altbackenen noch ein Stückchen übrig.

XVII.

Geſchichte des ewigen Juden,

von ihm ſelbſt geſchrieben.

Enthaltend einen kurzen und wahrhaften Abriß ſeiner bewundernswürdigen Reiſen ſeit ungefähr achtzehnhundert Jahren. Aus dem Franzöſiſchen. Gotha bei Ettinger. 1821.

Es hat mir immer läſterlich geſchienen, zu glauben, daß der Heiland, der Gott der Liebe, des Erbarmens und der Verſöhnlichkeit, eine kurze Kränkung, die ihm auf dem Wege zum ewigen Leben widerfahren, ſo furchtbar habe rächen können, daß er den Beleidiger zu endloſem Jammer verflucht. Der jüdiſche Schuhmacher Ahasverus war, wie alle Juden und ſitzenden Handwerker, furchtſamen Herzens, und vielleicht nur um bei dem Statthalter Pilatus nicht in den Verdacht demagogiſcher Umtriebe zu kommen, hatte er ſein Mitleid verſchloſſen und gegen das erhabene Schlachtopfer der Gewaltherrſchaft gehandelt, wie er gethan. So dachte ich und darum freute es mich eben ſo ſehr als es mich wenig wunderte, da ich las, was der ewige Jude, der Herr Verfaſſer dieſes Buches, von ſeinem eigenen Leben erzählt. Man erfährt, daß er gar nicht ſo unglücklich iſt, als man gewöhnlich glaubt, etwa die Leiden abgerechnet, die es einem Manne von großem Verſtande und ziemlicher Billigkeit verurſachen muß, die Narrheiten und Bosheiten aller Völker und Zeiten mit anſehen zu müſſen, ohne jene heilen und dieſe beſtrafen zu können. „Ich bin ein Iſraelit — ſagt der Herr ewige Jude im Anfange ſeiner Beſchreibung — aus dem Stamme Zabulon. Im Jahre drei und dreißig der jetzigen Zeitrechnung habe ich Jeruſalem verlaſſen und bin ſeitdem unaufhörlich gereiſt und muß noch bis zum Ende der Welt reiſen. Das iſt mein Loos; *das* der unwiderrufliche Beſchluß, welcher mir durch eine Stimme vom Himmel kund ward, an dem Tage, wo ich Jeruſalem verließ. Ich zählte damals fünf und vierzig Jahre und bin ſeitdem nicht älter geworden. Tod und Krankheiten haben keine Gewalt über mich; ich bin unverbrennbar und unverwundbar; ich eſſe und trinke nur zu meinem Vergnügen und nicht aus Bedürfniß; ich ſchlafe nie:

ich bin nicht müde; ich verſtehe und rede alle Sprachen.“ Da hört man es! Iſt der Mann unglücklich zu nennen, den die beſten Jahre nie verlaſſen, der nie Hunger und immer Eßluſt hat, der nie Arzt und Apotheke braucht, der keine lachende Wittwe hinterläßt; der ſich nie die Finger verbrennt; den Amor's Pfeile nicht verwunden; den kein Buch bis zum Einſchläfern langweilen kann; der, da er alle Sprachen verſteht, ſich keiner ſchlechten Ueberſetzungen zu bedienen braucht, und der endlich Schulden machen kann ſo viel er will, da man ihn nicht einſperren kann, weil er nur drei Tage am nämlichen Orte bleiben darf? Ein ſolcher Menſch iſt glücklich zu nennen und gar Mancher würde mit ihm tauſchen. Auch merkt man dem Herrn ewigen Juden ſeine Wohlbehaglichkeit an, er ärgert ſich nie, Andere ſelten. Sein Werk iſt ſehr zu empfehlen, beſonders dem weiblichen Geſchlechte, das bei Männern und Geſchichten am meiſten angezogen wird von dem, was äußerlich erſcheint und in die Sinne fällt — von Geſtalt, Geſichtsbildung, Farbe, Blick, kurz von allem demjenigen, was von der Perſonalbeſchreibung eines Zeitgeiſtes in den Paß geſetzt würde, wenn ſich der Geiſt der Zeit je um die Polizei bekümmerte. Das Schmackhafteſte aus der Geſchichte ſeiner Zeit, das heißt der letzten achtzehn Jahrhunderte, hat der Herr Ahasverus zuſammengeleſen, ſo daß ſein Werk eine Bonbonnière voll hiſtoriſcher Bonbons zu nennen iſt, oder um mit Mozin und Heyſe reines Deutſch zu ſprechen: eine Gutchenbüchſe, angefüllt mit geſchichtlichen Süßbrödchen. Das artige Buch wird ſich ſchon ſelbſt empfehlen.

XVIII.

Irländiſche Erzählungen.

Zur Kenntniß der Sitten, der Gebräuche und des Volkslebens in Irland. Aus dem Engliſchen. Zwei Bändchen. Breslau bei Max. 1826.

Stille und anſpruchsloſe Erzählungen, die ihren Leſer ohne Eigennutz auf dem kürzeſten Wege zum Ziele führen und mehr zu nützen als zu gefallen ſuchen. Die Dichtung hat ſie nicht geſchmückt, ſie tragen alle die geſunde Farbe der Wahrheit. Sie machen uns mit Irlands Lage auf eine angenehme und faßliche Weiſe bekannt. Sie zeigen uns die große Noth des Landes, in Scheidemünze unter ſeinen Bewohnern verbreitet, die Leiden des Volkes in dem Kleinleben der Familien; denn die Sonne ſpiegelt ſich in einem Glaſe Waſſer, wie im Ocean. Wir finden die hohe Politik unter den niedrigſten

Strohdächern und harte Staatsmaximen in die Suppe armer Häusler gebrockt. Irland, das unglückliche Stiefkind der engliſchen Regierung, leidet nicht blos durch die Freiheit, die man ihm geraubt, ſondern auch durch die, welche man ihm gelaſſen. Die frevelhaften Neigungen des gereizten Volkes finden keine wohlthätigen Schranken, die erſte Uebertretung führt ohne Hinderniß zur letzten, leiſes Murren ſpringt zur Empörung über; denn die Mauer, welche die Geſetze umſchließt, iſt hinter dem Blutgerüſte aufgeführt. Kann auch eine Erſcheinung, an die wir ſo ſehr gewöhnt, uns nicht mehr erſchrecken, ſo wird doch keine Gewohnheit die Trauer ſtumpf machen, mit der wir wahrnehmen: daß eine Regierung, die einſt den Muth hatte, vier Millionen ihrer Unterthanen ihres Glaubens willen der Freiheit zu berauben, und dieſes plötzlich, unvorbereitet mit einem Schlage — daß dieſe Regierung den Muth nicht hat, ihre Ungerechtigkeit eben ſo ſchnell wieder gut zu machen, ſondern dabei mit einer Bedächtigkeit verfährt, die einſt, als ſie die Ungerechtigkeit beging, löblicher geweſen wäre. Dazu geſellt ſich die ungleiche Vertheilung der Güter, die in Irland auf das äußerſte getrieben. Dieſes alte Geſchwür alter Staaten ſucht man jetzt in dem neuen und geſunden Frankreich durch Reizmittel künſtlich hervorzubringen, um die Franzoſen monarchiſch zu machen. Auch daß die großen irländiſchen Gutsbeſitzer in den Hauptſtädten wohnen und dort das Mark des Landes verzehren, trägt zum Unglücke des Volkes bei. Mit ſolchen beweinenswerthen Uebeln macht uns die Erzählung bekannt, und ihre Belehrung entſchädigt uns für den Kunſtwerth, der ihr mangelt. Doch auch die Gaſtfreundlichkeit und andere geſellige Tugenden der Irländer lernen wir kennen und lieben. Der Erzähler drückt ſich über dieſe Lichtſeite ſeiner Gemälde wie folgt aus: „So ſeltſam es auch immer klingen mag, ſo iſt es deshalb doch vollkommen wahr, daß eine unumſchränkte Herrſchergewalt unter den Menſchen ein Glück der Geſelligkeit hervorzubringen vermag, welches Diejenigen niemals kennen, die unter einer freien Verfaſſung leben. Das Volk in Irland iſt durch den äußern Druck an Entbehrungen jeder Art gewöhnt worden, und ſah ſich daher genöthigt, im gegenſeitigen Umgange einen Erſatz für alle die Lebensgenüſſe zu ſuchen, die ihnen durch das Geſetz verſagt worden. Sie kommen daher häufiger zuſammen und pflegen Geſelligkeit, um unter geſellſchaftlichen Aufheiterungen den Druck der Verhältniſſe zu vergeſſen und jeden Kummer zu verſcheuchen; und daher entſteht bei ihnen jene Heiterkeit mitten im traurigſten Mangel und jene gute Laune ſelbſt noch beim Anblicke des Todes.“ Der Erzähler hätte ſich kürzer ausdrücken können: Der Deſpotismus hat ſeine Winterfreuden.

XIX.

1. **Résumé de l'histoire d'Espagne,** depuis la conquête des Romains jusqu'à la révolution de l'île de Léon, par Alph. Rabbe, avec une introduction par M. Felix Bodin. Paris, 1823.
2. **Résumé de l'histoire d'Espagne jusqu'à nos jours.** Par J. F. Simonot, ancien aide-de-camp. Paris, 1823.

Es iſt gar nicht leicht, eine Geſchichte Spaniens gut zu ſchreiben. Dazu wird erfordert, daß man ein gründlicher Gelehrter und zugleich ein geſchickter Künſtler ſei. Einiger Mangel an Gelehrſamkeit wäre dabei vielleicht nachzuſehen (was läge etwa daran, daß ſich ein Schriftſteller in der Chronologie der gothiſchen Könige verwirrte?), aber Mangel an Kunſttalent würde eine ſpaniſche Geſchichte ſehr mangelhaft machen.

Dieſe beſteht aus ſo mannigfaltigen Gruppen, daß mit Verſtand zu überlegen iſt, wie ſie zu ordnen, welche hervorzuſtellen und welche in den Hintergrund zu bringen ſind. Licht und Schatten ſind wohl berechnet zu vertheilen, und man muß dem Geſchichtsgemälde Spaniens die Einheit dramatiſch geben, die man ihm epiſch nicht geben kann. Spanien iſt ein hiſtoriſches Gebirgsland, das man von dem horizontalen Geſichtspunkte aus gar nicht überſehen kann. Man muß es aus der Vogelperſpektive betrachten und ſich ſo hoch ſtellen, daß man auch die übrige Welt im Auge behalte. Die Geſchichte Spaniens eignet ſich durchaus nicht zu einer iſolirten Darſtellung und der Schriftſteller, der ſie ſo behandelte, hätte unverſtändig ein unverſtändliches Werk gemacht. Das iſt aber Vielen geſchehen und darum entſetzten ſie ſich, ſo oft ſie der Inquiſition begegneten, und waren ſie vorher noch ſo ruhig und klar, überfiel ſie dann der Schwindel, das Auge dunkelte ihnen und ſie wußten nicht mehr, was ſie ſahen, noch was ſie ſprachen. Aber ein Geſchichtſchreiber darf nicht erſchrecken, er darf nicht furchtſam ſein; er darf auch nicht, ſo wenig als ein Anatom, Ekel haben. Die Inquiſition zu verwünſchen in hausbackener Entrüſtung, muß wohl jedem Familienvater erlaubt ſein; aber ein Geſchichtſchreiber ſoll kein Familienvater ſein, er ſoll keine häuslichen, keine geographiſchen Gefühle, er darf nur kosmopolitiſche und religiöſe haben. Die europäiſche Menſchheit wird einſt Spanien Vieles zu verdanken haben, und käme zu der alten Schuld auch Nichts hinzu, und hätte ſie ihm auch Nichts zu verdanken, als das Wort liberal, das 1812 in den Cortes aufgekommen: ein Wort, das den Geiſt der Zeit verkörpert hat. Wie aber Europa Vieles an Spanien, ſo hat Spanien Alles ſeiner Inquiſition zu verdanken. Ein Volk lebt nur, ſo lange es von einem herrſchenden Gefühle beſeelt wird, und ein Volk iſt nur ſcheintodt, ſo lange ihm das Herz noch ſchlägt, und ſchlüge es noch ſo leiſe. Die ſo gering geachteten Juden, ob ſie zwar zerſtreut ſind, leben dennoch viel mehr, als manche zuſammengebundenen chriſtlichen Völker, welche hohe und niedere Gerichtsbarkeit üben, Steuern ausſchreiben, und Polizei-Jagdtreiben Leben nennen. Das ſpaniſche Volk wurde immer von einer Idee beſeelt; es lebte immer, verwundet oft, doch kränklich nie. Gegen Phönizier, gegen Carthago und Rom ſtritt es für ſeine Freiheit. Dann wurde es unterjocht und lebte unter römiſchen Kaiſern, glücklich, wie man es nennt, blühte, wie man zu ſagen pflegt. Doch ehe der heilſame Schmerz der Unterjochung ſich ganz vertheilt, kamen zum Glücke die

Mauren, und Spanien kämpfte acht Jahrhunderte für ſeinen Glauben. Dieſe wurden verjagt und der Spanier heißer Glauben wurde kühler. Sie wären damals auch in Nervenſchwäche und Diplonaſie gefallen; aber da erſchien die Inquiſition und füllte mit ihren Schrecken die leeren Herzen aus. Auch dieſe ward alterſchwach, und nach dem Pyrenäiſchen Frieden wollte ſtatiſtiſches Behagen Spanien überſchleichen. Doch war zur völligen Entnervung der guten Natur die Zeit zu kurz, denn nach hundert Jahren ſchon kam Napoleon. Er kam und ging — die Inquiſition hat ihn geſchlagen.

Nur drei Völker in Europa haben in Mitte allgemeiner Erſchlaffung die Spannkraft ihres Geiſtes nicht verloren. Das ſind die ſchon genannten Juden, die Türken und die Spanier. Daß ſie ſie aber nicht verloren, das haben ſie nur dem Deſpotismus zu verdanken, der ſie wach gehalten. Der ſchrecklichſte Deſpotismus iſt der gefährlichſte nicht — das gefährlichſte Gift iſt die Aqua Toffana, die ohne Geruch und Geſchmack iſt. Die Katze Deſpotie iſt gefährlich, denn ſie ſchmeichelt und man traut ihr; die Löwin Deſpotie iſt es nicht, denn ſie droht und man weicht ihr aus. Wer ſtündlich ſeinen Kopf verlieren kann, verliert höchſtens den Kopf, aber das Herz behält er; wer aber ſeines Kopfes ſicher iſt, verliert das Herz. Unter den Mauriſchen Königen war Spanien ein blühender Garten, unter Philipp II. freilich war es ein Kirchhof; aber es hätte noch etwas Schlimmeres ſein können — ein Spital. Nichts liegt dem Deſpotismus näher als Freiheit, und Nichts liegt von der wahren Freiheit entfernter als die falſche, die halbe. Die Griechen hätten ſich nie ermannt, hätten ſie ſtatt unter einer rohen, unter einer eleganten Deſpotie gelebt, unter einer Regierung, wie die — wie die Ludwigs XIV.

Zwei große Dinge ſind jetzt im Werke: die Griechen werden Europa mit Aſien, die Spanier werden es mit Afrika verbinden. Jene werfen eine Brücke über den Hellespont, dieſe über die Meerenge von Gibraltar. Die Fluth wird die Brücke noch einmal wegreißen, aber endlich wird ſie fertig werden. Dann wird Europa nur die Wahl behalten, entweder nach Aſien oder Afrika überzugehen, oder die Türken und Mauren herüber kommen zu laſſen. Solche dichteriſche Aengſte hat freilich die Diplomatie nicht, und dieſe lacht wohl jetzt über den Berg, der eine Maus hervorgebracht. Aber wahrlich eine andere Zeit wird kommen, wo Andere über die Maus lachen werden, die einen Berg geboren — und ſie iſt ſehr nahe dieſe Zeit, nahe wenigſtens für Solche, welche die Lebensdauer der Völker nicht nach Septennalitäten berechnen, und nicht wie die Pompadour ſagen: après moi le déluge!

Reden wir jetzt von unſern Verfaſſern, die die ſpaniſche Geſchichte mit dem Storchſchnabel aufgenommen. Beider Werke haben keinen wiſſenſchaftlichen Werth; aber daran liegt Nichts. Was dem Schriftſteller zum Ruhme gereicht, gereicht dem Leſer nicht immer zum Vortheile. Doch eine ſittliche Bedeutung haben ſie; ich ſage Bedeutung, ich ſage nicht, daß ſie einen ſittlichen Werth haben. Es iſt nämlich höchſt wichtig zu betrachten, wie man jetzt in Frankreich die Geſchichte ſchreibt. Es iſt, als fiele es den Menſchen wie Schuppen von den Augen, und als erführen ſie erſt jetzt Geſchichten, die ſchon vor tauſend Jahren geſchahen und ſchon viele tauſend Male erzählt worden ſind. Sie vertreiben die Jeſuiten und ihre Lehren aus der Geſchichte, ſie demokratiſiren, liberaliſiren ſie, und haben es ſchon dahin gebracht (was für Franzoſen, welchen theatraliſcher Pomp über Alles geht, viel iſt), die Römer in ihren glänzendſten Zeiten nicht zu lieben. Kann nun ein ſolches Beginnen nicht getadelt werden, denn nur zu lange war die Menſchheit ein Regal geweſen, ſo iſt doch zu rügen, daß ſie hierin zu weit gehen. Sie revolutioniren die Vergangenheit auf eine ſolche Art, daß ſie ganz gut Diejenigen parodiren, welche die Zukunft contre-revolutioniren wollen. Dem Werke des Herrn Rabbe hat Herr Bodin eine Einleitung vorausgeſchickt, Anſichten über Spanien enthaltend. Herr Bodin iſt ein junger Schriftſteller von großem Verdienſte. Obzwar die warme Anhänglichkeit für die neuen Lehren mit der franzöſiſchen Jugend theilend, wahrt er doch immer diejenige Mäßigung, welche der Herrſchaft, die jene Lehren ſich errungen, ſicherſte Bürgſchaft iſt. Den Kampf, der in Spanien ausgefochten — worden, werden Die ſagen, die ſprechen und nicht denken; wird, werden Die denken, die nicht reden dürfen — bezeichnet Bodin kurz und gut: „la grande lutte entre l'autorité et l'examen, entre les croyances et les idées, les priviléges et l'utilité générale.“ Von Herrn Rabbe iſt nichts Böſes und wenig Gutes zu ſagen. Er ſchreibt klar, deutlich, auf herkömmlich franzöſiſche Art. Er hat einige Zeit in Spanien gelebt: aber — „Du gleichſt dem Geiſt, den du begreifſt, nicht mir,“ kann ihm Spanien ſagen. Die Geſchichte Aragoniens in ihrem wichtigſten Zeitraume beſchreibt er, ſeiner denkwürdigen Stände wegen, ethnographiſch, und daran that er wohl. Es iſt immer gut, die Freunde der Majorate und Primogenituren daran zu erinnern, daß die Freiheit, wie in ganz Europa, ſo auch in Spanien älter iſt, als

Deſpotie, und die repräſentative Verfaſſung älter, als die Herrſchaft der Beichtväter. Nun iſt es freilich wahr, daß repräſentative Verfaſſungen, wie ein geiſtreicher Staatsmann ſich ausgedrückt, nichts Anderes ſind, als maskirte Republiken; aber was ſoll man thun, wenn Nichts übrig bleibt, als die Wahl zwiſchen maskirten und unmaskirten Republiken? Man wählt die erſtere und lernt eine Maske tragen — was ja ſo ſchwer nicht ſein ſoll. Mit den Aragoniſchen Ständen aber verhält es ſich, wie folgt. Sie bildeten ſich aus vier verſchiedenen Klaſſen. 1) Der hohe Adel. 2) Der Ritterſtand und der niedere Adel. 3) Die Stellvertreter der Städte und Flecken. 4) Die niedere Geiſtlichkeit. Kein Geſetz konnte in dieſer Verſammlung durchgehen, ohne die Einwilligung Derer, welche Stimmrecht hatten. Man konnte ohne Erlaubniß der Stände keine Steuern auflegen, nicht Krieg erklären, noch Frieden ſchließen, noch Münzen ſchlagen oder ſie verändern. Sie hatten das Recht, über alle Zweige der Verwaltung zu wachen und alle Mißbräuche abzuſchaffen. Die, welche ſich beeinträchtigt oder unterdrückt hielten, wendeten ſich an die Stände, um Recht zu fordern: dieſes aber nicht als Bittende, ſondern im Tone freier Männer, welche die Bürgſchaft der Geſetze in Anſpruch nehmen. In den Cortes hatte ein Groß-

Oberrichter (justiza) den Vorſitz, und deſſen unermeßliche Macht war den Königen furchtbar. Dieſer Groß-Oberrichter, auf einem Throne ſitzend, von den Notablen des Volks (riccos hombros), den Deputirten der Geiſtlichkeit und der Städte umgeben, ſah den König mit entblößtem Haupte ſich zu ſeinen Füßen werfen, um den ihm vorgeſchriebenen, ſo berühmten Eid auszuſprechen. Während dieſer Ceremonie hielt der Juſtiza dem Könige einen Degen auf die Bruſt und ſagte ihm dann: Wir, die wir ſo viel gelten, als Ihr, und mehr vermögen, wir machen Euch zu unſerm Könige, unter der Bedingung, daß Ihr unſere Privilegien und Freiheiten achtet; wo nicht, nicht. Der Juſtiza (deſſen Name, wie man ſieht, eine Art Perſonification der Gerechtigkeit ausdrückt) war der höchſte Ausleger der Geſetze. Nicht blos die untern Richter, ſondern die Monarchen ſelbſt, waren in allen zweifelhaften Fällen genöthigt, ihn um Rath zu fragen und ſich ſeiner Entſcheidung zu unterwerfen. Man appellirte an ihn von den königlichen Richtern, wie von denen, welche die Barone in ihren Beſitzungen ernannten. Er konnte ohne Widerſpruch jede Streitſache vor ſich ziehen, den gewöhnlichen Richtern verbieten, die Inſtruction fortzuſetzen und jeden Angeklagten in ein Staatsgefängniß führen, wo Keiner ohne ſeine Bewilligung das Recht hatte, ihn zu ſprechen. Er hatte eine gleich unbeſchränkte Macht über alle Verwaltungs- und Juſtizgegenſtände. Er übte ſogar Aufſicht über das Betragen des Königs, hatte das Recht, ſeine Proklamationen und Ordonnanzen zu unterſuchen, zu erklären, ob ſie den Geſetzen gemäß und auszuführen ſeien. Er konnte aus eigener Machtvollkommenheit die Miniſter des Königs zur Rechenſchaft ziehen und ſie verabſchieden. Endlich hatte er die Gewalt, den König ſelbſt vor die Stände-Verſammlung zu laden und ihn abſetzen zu laſſen, wenn er ſeinen Eid gebrochen. Der Juſtiza ſelbſt, unabhängig von der königlichen Gewalt, war nur der Ständeverſammlung Rechenſchaft von ſeinen Handlungen ſchuldig. (Dieſe mißgeſtaltete repräſentative Verfaſſung, die dem Juſtiza eine größere Gewalt gab, als ſelbſt die römiſchen Volkstribunen hatten, und ihn zu einem wahren Gegenkönige machte, konnte nur in einer Zeit entſtehen, wo man mehr die Kraft als den Verſtand der Freiheit hatte. Aber doch ſo viel geht daraus hervor, daß die Spanier nicht erſt vor drei Jahren von dem verbotenen Apfel gegeſſen.)

Das Werk des Herrn Simonot unterſcheidet ſich durchaus von dem des Herrn Rabbe. Dieſer ſchrieb mehr für die ſogenannte gebildete Klaſſe;

jener ſchreibt für die — petite propriété, pflegen höflich die Franzoſen ſtatt arme Teufel zu ſagen: hier aber wird die petite propriété des Geiſtes verſtanden. Wollte man in einer Bauernſchenke mit Beifall die Geſchichte Spaniens vortragen, müßte man erzählen, wie Herr Simonot gethan. Geſunder Menſchenverſtand herrſcht allerdings im Buche; aber es iſt eine ländliche Geſundheit, die ſich in ſonnenbraunen Wangen, einer ſtarken Bruſt und in derben Fäuſten zeigt. Der Verfaſſer, als ehemaliger Soldat, geht etwas martialiſch zu Werke und verurtheilt die Helden der Geſchichte ohne viele Umſtände nach Kriegsrecht. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann zu ſagen wagt, und noch merkwürdiger, daß er in Paris Nichts dabei wagt. Man erſieht doch daraus, daß ſelbſt die Macht der Ultra ihr nec plus ultra hat. Dieſes Werk, wie auch das andere, erſchienen, als der franzöſiſche Krieg gegen Spanien eben begonnen, und da ſagen denn beide Verfaſſer, ſie wollten über die neueſten Vorfälle ein kluges Stillſchweigen beobachten. Auch ſchweigen ſie wirklich, ſo viel Franzoſen ſchweigen können — ſie kichern ſtark. Jetzt werden Andere kichern, und die Verfaſſer müſſen ſich mit dem Spruche Göthe's tröſten: „Was man in der Jugend wünſcht, erreicht man im Alter in Fülle.“

— Spanien aber hat von ſeiner früheſten Jugend an für Freiheit gekämpft.

Keines der beiden angezeigten Werke verdiente wohl in das Deutſche überſetzt zu werden; doch könnte ihre Art zum Vorbilde dienen, wie man auch in Deutſchland die Geſchichten bearbeiten ſollte. In der Fabrikation guter und wohlſeiler Bücher ſind uns die Franzoſen weit überlegen. Wenn Talent das Gefäß des Geiſtes iſt, thut es den Franzoſen Noth, ihren Geiſt zu vermehren, daß ihr Talent voll werde; den Deutſchen aber thut Noth, ihr Talent größer zu machen, damit ihr Geiſt nicht überfließe.

XX.

Fortgeſetzte Reiſe nach Hammelburg

oder

Meine harten Schickſale im Kauzen-Lande.

München, 1818. Bei Hans Fürchtegott und Drucknichtnach.

Dank dem Himmel, hier giebt man uns einen deutſchen kräftigen und haltbaren Spaß, und haben wir nur den erſt, dann iſt der Ernſt auch nicht mehr fern. Mit allen den Wäſſerigkeiten und Zierlichkeiten brachten wir es nicht weit. Die feingeſchliffenen Xenien unſerer Spötter zerbrachen faſt ſchon beim Federſchneiden, um wie viel weniger waren ſie zu Brodmeſſern oder gar Schlachtſchwertern zu gebrauchen. Deutſche und Unglückliche können auch witzig ſein, aber ſpaßhaft ſind nur frohe, freie und ſatte Menſchen. Dieſer liebe Reiſende nach Hammelburg hat den Muth ich zu ſagen, und das verſpricht ſchon etwas; denn was ließe ſich von jenen furchtſamen Menſchen erwarten, die, regierenden Herren gleich, nur mit Geſellſchaft reden, weil ſie ſich nicht erkühnen, die Verantwortung des Geſagten auf ſich allein zu nehmen? Er kitzelt unſere Zeit an ihren ſchwachen Seiten und macht ſie lachen. Wahrlich ſehr wohl gethan! Dieſe vortreffliche Art, vornehmen und verzärtelten Mägen die bittere Wahrheit beizubringen, muß man lobpreiſen, damit ſie aufkomme und zur Sitte werde. Es iſt ohnedies nicht der üble Geſchmack, der eine Arznei heilſam macht, ihre Wirkſamkeit beginnt ja erſt hinter dem Gaumen.

Was der Verfaſſer über Stände geſagt, das möge ihm Gott wegen ſeines übrigen guten Lebenswandels verzeihen. Immer noch beſſer Feudalſtände, als gar keine! Um unſere Freiheit einzukeltern ſind uns zuvörderſt leere Fäſſer nöthig, und dazu wenigſtens bleiben doch die alten Stände dienlich.

XXI.

Histoire de la Révolution Helvétique, de 1797 à 1803; par M. Raoul-Rochette. Paris, 1823.

Eine erhabene Natur, im Kampfe gegen den erhabenen Trotz der Menſchen, und von dieſem beſiegt; Krieg in Abgründen, wo Sturzbäche wüthen, und Krieg in den Wolken, wo der Adler wohnt; einfacher Hirten kindlicher Sinn, umſtrickt von den Ränken abgefeimter Diplomatie, das Netz bald zerreißend, ſich bald in ihm fangend; ariſtokratiſcher Uebermuth dem Volke, und ariſtokratiſche Feigheit dem Feinde gegenüber; Republikaner, heilloſe Götzendiener eines Fratzenbildes ihrer Phantaſie, des Volkes Freiheit verrathend, und altehrwürdige Patrizier, Machtgewohnt, die Freiheit des Volkes vertheidigend; Alles was die neuere Kriegskunſt Ausgebildetes hat, in

Verbindung mit dem, was die ältere Rohes hatte; und endlich die Freiheit der Schweiz, ſtark gerüttelt, ſich durch ihre eigene Schwerkraft erhaltend — das iſt der Stoff, der ſich einem Geſchichtſchreiber der ſchweizeriſchen Revolution darbietet. Herr Raoul-Rochette hat ihn merkwürdig ſchön und gut behandelt. Den Schauplatz der Ereigniſſe lernte er durch Reiſen genau kennen, und er ſchilderte ihn in einer Sprache, die nordiſche Kraft mit ſüdlicher Anmuth verbindet. Die Begebenheiten ſelbſt ſchöpfte er aus Zſchokke's Werken, aus Planta, Poſſelts Annalen und andern guten Quellen; auch hatte er ſich mündlicher Aufſchlüſſe des Generals Deſolles, Moreau's Adjutanten, zu erfreuen. Iſt es eine große Aufgabe jedes Geſchichtſchreibers, ohne Haß und ohne Liebe zu ſchreiben, ſo hat Herr Raoul-Rochette noch eine größere gelöſt: er hat gehaßt, was haſſenswürdig, geliebt, was liebenswürdig war, und hat immer mit dem Gegenſtande ſeine Neigung geändert. Er iſt zugleich warm und klar; die Gerechtigkeit läßt ihn nicht hart, das Gefühl nicht ungerecht werden. Oft verläßt er mitten im Kampfe die Reihen, für die er ſtritt, weil ſie das Recht verließ, und geht mit dieſem zum Feinde über. Er bleibt ſich gleich in ſeiner Unbefangenheit von Anfang bis zu Ende, und verkennt ſogar nicht, was in Buonapartes Mediations-Akte, die der Schweiz den Frieden wieder gab, Billiges und Verſtändiges geweſen. Faſt mit Leid ſieht der Leſer dieſen Frieden und das Ende des blutigen Kampfes ſich nahen, weil mit ihm auch das Buch endet. Wir können das Werk des Herrn Raoul-Rochette nicht genug loben. Könnte es aber eine Schadenfreude geben, die nicht ſündlich wäre, ſo wäre es die, mit der wir dieſes Lob ausſprechen. Es iſt eine wunderliche Zeit, in der wir leben, und gar wunderliche Menſchen leben in ihr! Wie man ſonſt Tugend heuchelte, heuchelt man jetzt Laſter; wie man ſonſt die Schlechten zu entlarven hatte, hat man jetzt die Guten zu entlarven. Welche Heuchelei aber die ſchlimmere ſei, die welche den Schein des Guten, oder die welche den Schein des Schlechten annimmt — hat Herr Raoul-Rochette entſchieden. Die Grundſätze der Servilität, die er *heuchelt*, beleidigen den rechtlichen Leſer weit ſtärker, als die, welche die *wahren* Knechte unter dem Scheine guter Geſinnungen verbergen. Darin iſt eben die Schadenfreude, mit der wir ſein Werk loben, und der Sekte, welcher er Anhänglichkeit vorlügt, zurufen: traut ihm nicht, er meint es *gut*! Herr Raoul-Rochette aber ſpricht: mißdeutet mein Werk nicht, liebe Brüder, ich meine es ſo gut nicht, als es ſcheint. Die Schweizer, ein freies, tapfres, verſtändiges, biederes und glückliches

Volk hat ſeine Freiheit, ſeinen muthigen Sinn, ſeine Aufklärung, ſeine Bürgertugend und ſein Glück einer Revolution zu verdanken, und einer ſolchen, die nicht wie die franzöſiſche, in Greuel endlich ausartete, ſondern mit einem Meuchelmorde begann. Und dieſes Volk und ſeine Geſchichte preiſt Herr Raoul-Rochette, und er thut dies mit einer ſolchen Begeiſterung, daß kein Zweifel übrig bleibt, daß ſein Herz einverſtanden iſt mit ſeiner Zunge. Da blättert er aber in der Liturgie ſeiner Sekte, findet mit Schrecken, daß er ſich ketzeriſchen Verirrungen hingegeben, und da geht er hin, und bittet in der Vorrede alle die Sünden ab, die er im Buche begangen und ſpricht wie folgt:

„... Doch muß ich erklären, und meine Leſer werden es leicht wahrnehmen, daß immer die nämliche Vorſtellung dieſes Werk mächtig beherrſcht: es iſt der Haß gegen Revolutionen. Ueberzeugt wie ich bin, daß Revolutionen den Charakter der Völker, die ſie erleiden, herabwürdigen, welchen Gewinnſt für Gewerbfleiß und politiſche Aufklärung ſie auch ſpäter daraus ziehen mögen, habe ich mich nicht enthalten können, dieſe Idee überall einzumiſchen, doch ohne ſie je deutlich auszuſprechen. ...“ Wenn Herr Raoul-Rochette die Revolutionen haßt, ſo theilt er nur die Abneigung aller redlichen Menſchen, es iſt ſeine Idioſynkraſie, die ihm zum Ruhme gereicht. Wer liebt Revolutionen, wer das Fieber? Aber ſich des Arztes freuen, das heißt nicht die Krankheit lieben. Herr Raoul-Rochette iſt zu beſcheiden, wenn er nur auf Leſer rechnet, die gleich Kindern, alten Weibern und Spießbürgern in Revolutionen nichts ſehen, als betäubenden Straßentumult, koſtſpieliges Fenſtereinſchlagen und gefährliches Kopfabhacken. Wenn ausgetretene Waſſer die Felder und Saaten des Landmanns überſchwemmen, wenn ſtürzende Lawinen ſein Weib und Kind erſchlagen: ſo iſt das die Schuld des Frühlings nicht, es iſt die Schuld des Winters, der die Ströme in ihrem Laufe gehemmt und Eis auf Eis gehäuft hat. Iſt darum ein ewiger Winter mit ſeiner Stabilität und dem ſtillen Gange der Dinge über die hohe weiche Schneedecke dem Frühling vorzuziehen? Die erſten Verbrechen der Freiheit waren überall die letzten der Tyrannei. Herr Raoul-Rochette ſagt: Revolutionen entarteten den Charakter der Völker! Und das wagt er als Franzoſe zu ſagen! Er wagt zu verkennen, daß ſeit der Revolution das ſittliche Leben der Franzoſen in Hütten und in Paläſten ſich veredelt hat! Er wagt zu verkennen, daß die Regierung und der Hof Ludwigs XVIII. ſittlicher iſt, als die aller frühern Könige war! Oder wäre der Charakter der Niederländer, der Britten und der Nordamerikaner ſeit ihrer Revolution ſchlimmer geworden? Es gab Revolutionen, worin der Charakter der Völker, die ſie erlitten, entartete, das waren aber ſolche, die von der Freiheit zur Tyrannei übergingen. Nicht nach dem ältern Brutus, nach dem jüngern war das römiſche Volk ſchlecht geworden. Spanien erlitt in den letzten drei Jahren zwei Revolutionen, und Herr Raoul-Rochette ſelbſt ſoll entſcheiden, wann das ſpaniſche Volk kanibaliſcher gemordet, ob im Frühling 1821, oder im Herbſte 1823!

Herr Raoul-Rochette möchte gern ſelig werden; mit dem Teufel aber möchte er es auch nicht verderben. Man muß oft lächeln über die Naivetät, mit welcher er Wahrheit und Lüge zu amalgamiren ſucht. So hat er, wie er ſelbſt erklärt, Zſchokkes Werke viel benutzt und nicht blos von den Thatſachen, die ihm dieſer freiſinnige Schriftſteller geliefert, hat er Gebrauch gemacht, ſondern er iſt auch, wie man auf hundert Seiten ſeines Buches wahrnimmt, den Anſichten und dem Geiſte Zſchokke's gefolgt. In der Luſtral-Vorrede aber ſagt er: „Ich muß erklären, daß die Anſichten des Herrn Zſchokke von den meinigen ſehr abweichen.“ Doch etwas Anderes als ein Lächeln erregt der Verfaſſer, wenn er, um den niedrigen Leidenſchaften ſeiner Partei zu ſchmeicheln, den edlen Lafayette auf die gemeinſte Art herabwürdiget. Er vergleicht ihn mit dem Berner Oberſten Weiß, der im Anfange der ſchweizeriſchen Revolution eine Rolle ſpielte, und ſagt: „Der Oberſt von Weiß, den die verdiente Verachtung aller Parteien traf, weil er die Erwartung keiner befriedigte ... kriegeriſcher Schriftſteller und friedlicher General, und ganz ſo an die Spitze der ſchweizeriſchen Revolution geſtellt, wie der General Lafayette an der Spitze der franzöſiſchen ſtand, damit in beiden Ereigniſſen Alles gleich ſei.“ Den Glaubensbrüdern des Herrn Raoul-Rochette wäre es freilich lieber, Lafayette wäre ein friedlicher Schriftſteller und er ſchwiege in den Kammern, aber ein kriegeriſcher General — wie Berton einer war. Die kugelfeſten Geiſter der Revolution ſind ihnen ſehr verhaßt.

Wie Herr Raoul-Rochette aus Furcht vor den Nachtwächtern Manches ſagt, was er nicht denkt, und auf die Frage: Wer da? immer antwortet: guter Freund! ob er es zwar nicht iſt — ſo verſchweigt er auch Manches, was er denkt, aus gleicher Furcht. Mit einer Blendlaterne in der Hand geht er durch das ganze Werk, Licht verbreitend, den rechten Weg ſuchend; hört er aber den Tritt eines jener Nachtwächter, ſogleich verbirgt er das Licht und geht im Dunkeln weiter. So ſagt er gegen das Ende ſeiner

Geſchichte: „Der letzte Akt dieſes denkwürdigen Drama's, den wir noch zu ſchildern haben, wird uns mehr als eine wichtige Lehre geben. Wir werden ſehen, daß durch eine jener ſonderbaren Verwickelungen, worin ſich der menſchliche Verſtand verliert, die ſonſt aller Orten beſiegte und unterdrückte Partei der Ariſtokratie im Schooße der älteſten Demokratien Europa's friſche Kräfte gewinnt, und daß die Sache der Privilegien, ſich mit der Freiheit verbindend, in der Schweiz faſt einen vollkommenen Sieg erlangt.“ Es iſt offenbare Ironie, wenn ſich der Herr Verfaſſer verwundert anſtellt, daß die Schweizer-Ariſtokratie an dem republikaniſchen Frankreich eine Stütze gefunden. Um ihm nun zu zeigen, daß wir ſeine Ironie verſtanden, wollen wir ihm ſagen, was er dabei gedacht. Die Ariſtokratie iſt überall und zu jeder Zeit die nämliche. Sie hat kein Vaterland, ſie hat nur Unterthanen. Jedes Volk, das von einer Ariſtokratie beherrſcht wird (ſei es auch unter dem Namen eines Fürſten), wird in jedem Vertheidigungskriege beſiegt werden. Denn da ſtehende Heere ein Land nicht zu ſchützen vermögen, ſondern dieſes nur das Volk in Maſſe vermag, opfert die herrſchende Ariſtokratie lieber das Land auf, als daß ſie einen Widerſtand des Volkes in Anſpruch nähme, der nach dem Frieden ihrer Macht gefährlich werden könnte. Weil aber der Feind, der ein Land erobert und es durch Waffen oder Diplomatie unter dem Joche erhalten will, keine beſſere Herrſchergehülfen finden kann, als in der einheimiſchen Ariſtokratie, wird dieſe an Macht immer ſo viel gewinnen, als das Volk an Freiheit verliert. Darum hatte ſich Bern gegen die andringenden Franzoſen ſo unentſchloſſen und feige benommen, und darum hatte es, trotz ſeiner Schwäche, in dem Untergange der ſchweizeriſchen Freiheit einen Zuwachs ſeiner Macht gefunden.

Herr Raoul-Rochette ſagt noch ferner in der Vorrede: er hoffe, der Scandal der Theilung Polens werde ſich in der Schweiz nicht wiederholen. Er hofft? Alſo wäre zu fürchten? In ſolcher Gefahr müſſe die Schweiz einig bleiben und es mit Frankreich halten. „Que la Suisse sache donc respecter elle même son indépendance, et je lui garantis qu'elle sera respectée," iſt in großen Buchſtaben zu leſen. Dieſes quos ego! möge man ja nicht verſchmähen! Herr Raoul-Rochette mag gute Bekanntſchaften haben; er mag wiſſen, was er ſagt.

XXII.

Etwas aus den Papieren des deutſchen Michels.

Aus dem Franzöſiſchen. Germanien, 1819.

Schon die breite Quartform dieſer Blätter ſtellt maleriſch den vierſchrötigen deutſchen Michel, und das „aus dem Franzöſiſchen,“ und das „Germanien,“ ſeine Vorſicht und Preßfreiheit dar. Es iſt närriſch, daß, wenn es heißt, „gedruckt in Germanien,“ Niemand weiß, wo eine Schrift gedruckt iſt; ſo ſehr iſt Germanien ein fabelhaftes Land. Das Büchlein iſt gar nicht teleologiſch, es hat keinen andern Zweck, als ſich ſelbſt, und iſt ſo wenig rezenſir- als hoffähig: Erſch hätte es nicht unterzubringen gewußt, und die Leipziger Literatur-Zeitung müßte es aus Verlegenheit unter die vermiſchten Schriften miſchen. Der deutſche Michel brummt darin nicht nach Noten, aber ſehr angenehm und treuherzig. Der Idee Maſſenbachs, einen National-Palaſt aufzuführen, worin alle deutſchen Prinzen der Hof-Erziehung entzogen würden, wird die freie Stadt Frankfurt, dieſe lederne Wetterſcheide Nord- und Süd-Deutſchlands, dieſes ſtille Land voll unbewaffneter Neutralität, dieſer Kaſtrat mit der ſchönſten Fiſtelſtimme in den vierſtimmigen Geſangſtücken der Bundesverſammlung, zum Bauplatze angewieſen. Alle Lehrer, die an dieſer Fürſtenſchule angeſtellt werden, müßten ſich als Anhänger der Legitimität legitimiren; doch werden die „liberalen Huſaren,“ die ſich in Göttingen ſo erſprießlich gezeigt, nicht zurückgewieſen. Ich endige, wie das Büchlein, plötzlich und ohne Urſache.

XXIII.

Isloar, oder der chriſtliche Barde.

Galliſche Novelle

von

N. A. v. Salvandy.

Verdeutſcht von Fr. K. Freiherrn von Erlach. Heidelberg,
bei Groos. 1825.

Im Orient, wo Wahrheiten wie Frauen nicht öffentlich erſcheinen dürfen, oder nur verſchleiert bis zur Unerkenntlichkeit, hat der Witz der Sittenlehrer Wege gefunden, auf welchen ſie dem Verbote und zugleich der Strafe für deſſen Uebertretung entgehen. Daher jene tauſend Mährchen, womit dort die Dichter dem Ohre der Fürſten ſchmeicheln, um ihr Herz zu gewinnen und ihren Geiſt zu belehren. Dem Occident bringt gleiche Noth gleiche Hülfe, und wir werden unſere tauſend und eine Nacht bald vollzählig haben.

Das muß man wiſſen, um manches Dichterwerk der neuern Zeit gehörig zu verſtehen, und daran muß man denken, um auch das angezeigte Werk Salvandy's und den Verfaſſer ſelbſt nicht zu mißdeuten. Dieſer achtungswerthe Zögling des edlen Chateaubriand wollte den ſchrecklichen und lächerlichen Kampf einer alten mit einer neuen Zeit, einer untergehenden mit einer aufgehenden Religion ſchildern, und er wählte das Zeitalter Julians, jenes römiſchen Kaiſers, den vierzehn Jahrhunderte des Aberglaubens den Abtrünnigen geſcholten, bis ein Jahrhundert des Unglaubens, das achtzehnte, ihn ungebührlich geprieſen. Salvandy wußte ſich von dem böſen Willen Voltaire's frei zu erhalten, aber nicht von dem Irrthum der Jahrhunderte. Julian, Friedrich dem Großen zu vergleichen, wenn ſo weit abſtehende Zeiten eine Vergleichung zulaſſen, verband römiſche Kraft mit griechiſcher Anmuth, er war ein Held und ein Weiſer: aber er regierte und ſtarb als Jüngling. Als Krieger, als Denker und als Jüngling mochte er den alten Glauben, welcher die Kraft des Handelns hochſtellte, dem neuen vorziehen, der die Kraft des Duldens als die erſte aller Tugenden pries. Julian verkannte das Chriſtenthum, weil er ſeine Zeit und die Menſchheit nicht verſtanden, an deren Spitze er war. Das Chriſtenthum war als das Heil einer kranken Welt erſchienen, und Julian, die Hülfe, welche dem Uebel nachfolgte, für die Quelle des Uebels anſehend, glaubte die Krankheit zu entfernen, wenn er die Arznei wegwarf. Darin hat er ſich vergangen; aber was nur ein Verbrechen ſeines Geiſtes war, hat Salvandy als ein Verbrechen ſeines Herzens gerichtet. Das Unrecht des Verfaſſers zu mildern, denken wir, er habe es gefliſſentlich begangen. Salvandy hatte nur die Wahl, entweder zu reden und ungerecht gegen einen Todten, oder zu ſchweigen und empfindungslos gegen alle Lebenden zu ſein: er wählte das erſtere und tadelte einen Fürſten, vor deſſen Rache er ſicher war.

Zu jener Zeit, als Julian das Chriſtenthum verſpottete, ſeine Diener aber, wie ſolches immer geſchieht, der unfreundlichen Laune des Gebieters ſchmeichelnd und ſie vergiftend, die Chriſten grauſam und blutig verfolgten, lebten in Gallien an der Küſte der Normandie Isloar, ein Krieger, und Armina, ſeine Geliebte. Beide dem Chriſtenthume gewonnen, lebten und duldeten, kämpften und ſtarben ſie für ihren Glauben. Von ihren Kämpfen, ihren Leiden und ihrem Märtyrertode erzählt das gegenwärtige Buch.

XXIV.

L'exalté, ou histoire de Gabriel Désodry, sous l'ancien régime, pendant la révolution, et sous l'empire; par L. B. Picard, de l'académie française. 4 Volumes. Paris, 1824.

In der Vorrede bittet Herr Picard tauſend und tauſend Mal um Entſchuldigung, daß er ſich die ſehr große Freiheit genommen, das Wort exalté als Subſtantiv zu gebrauchen, ob es zwar ſeit dem Entſtehen der franzöſiſchen Monarchie, von Clovis an bis zu Ludwig XVIII. immer nur als Adjectiv angewendet worden. Er ſieht ſeinen Fehler ein; ſagt aber, man habe dieſen Fehler ſchon öfter begangen. So hätte man sot und andere Adjective ſubſtantivirt, ohne daß dieſes beſtraft worden wäre. Wir Deutſchen verzeihen dieſe kleine Sünde dem guten, reuigen Herrn Picard; hätte er ſich nur ſonſt brav aufgeführt! Aber, Himmel, was franzöſiſche Akademiker ſpaßhaft ſein können! Was ſie Allotria treiben! Deutſche ſind Elephanten dagegen; immer klug, immer bedächtig, nie ihre Würde vergeſſend, ſich nie zu Vertraulichkeiten mit ihrem Herzen herablaſſend. Und ſtünden ſie am erſten Mai auf der Terraſſe von Iſola Madre, und ſprächen ſie öffentlich zum Volke am Geburtstage des großen Friedrich: ſie ſprächen immer von der Analyſis des Unendlichen, von Babyloniſchen Keilſchriften oder andern offiziellen Dingen. Romane ſchreiben ſie nie. Warum aber ſollte ein Akademiker keinen Roman ſchreiben dürfen? Nur muß er gut ſein und darf er dem des Herrn Picard gar nicht gleichen. Wollte ein Pflegvater deutſcher Leihbibliotheken ihn überſetzen, dann würde er die Leſer, ſeinen Verleger und ſich ſelbſt betrügen. Daß ein Mann, wie Herr Picard, ein beliebter dramatiſcher Dichter, ein Mann von ſechzig Jahren, ein geborner Pariſer, und der der ganzen Revolution mit beigewohnt — daß ein ſolcher Mann eine Biographie aus jenen Zeiten nicht beſſer zu behandeln verſtand, iſt ein wahres Wunder. Man ſollte glauben, er hätte nur das Dintenfaß umzuwerfen brauchen, um mit Hülfe des Zufalls einen unterhaltenden Roman zu ſchreiben. Wie viel feiner und angenehmer waren die Memoiren, Biographien und Romane, welche die Neuerer (wozu Herr Picard auch gehört) vor der Revolution geſchrieben! Dieſer Verfall des Geiſtes iſt natürlich. Damals war die Freiheit ihre Geliebte, jetzt iſt ſie ihre Frau, und noch kein Dichter hat die ſchönen Augen ſeiner eigenen Frau ſchön beſungen. Wer ſich auf Menſchen und Dinge nur etwas verſteht, wird es dem Buche ſchon an der Stirne anſehen, daß ſein Inneres nicht gut iſt. Der Titel iſt das Kainszeichen. Es kann wohl ein Menſch in verſchiedenen Verhältniſſen verſchiedener Zeiten den Schwärmer ſpielen; aber es ernſtlich ſein, das kann er nicht. Es iſt nicht möglich, daß Einer zugleich für Ludwig XVI, für die Revolution und für Napoleon ſich exaltiren konnte, um ſo weniger, da die Schwärmerei, die etwa aus jugendlicher Unerfahrenheit entſprungen, in reiferem Alter ſich verlieren mußte. Herr Gabriel Deſodry iſt weiter nichts, als langweilig, vor und nach der Revolution. Er widmete ſich dem geiſtlichen Stande und als er eben die Weihe bekommen ſollte, läßt er den fungirenden Biſchof in der Kirche ſtehen und tritt in die Welt zurück, um ſein Liebchen zu heirathen. Darauf wird er Jakobiner, darauf Emigrant und darauf ein kaiſerlicher Höfling.

Endlich ſtirbt Herr Gabriel Deſodry eines langweiligen proſaiſchen Todes. Bei einem Hof-Feſte nämlich, das Kaiſer Napoleon im Parke von St. Cloud gab, hört Baron Deſodry unter andern Höflingen, mit entblößtem Haupte und in ſeidenen Strümpfen, einer komiſchen Oper zu. Da kommt ein Platzregen; der Baron erkältet ſich, fährt nach Paris, bekommt eine Lungenentzündung und ſtirbt nach der Fieberordnung am vierzehnten Tage. Ein ſo exaltirter Menſch hätte ſich um keine kritiſche Tage bekümmern und hätte überhaupt nicht im Bette ſterben ſollen, ſondern beim Rückzuge über die Berezina, wo ſeine Schwärmerei gewiß abgekühlt worden wäre.

Sogar für die Kantiſche Philoſphie hatte ſich Deſodry exaltirt. Das muß erzählt werden. Als Emigrant kommt er nach München und lernt dort an einer Wirthstafel den Buchhändler Rothberg kennen. Der Buchhändler Rothberg, der durch den Verlag philoſophiſcher Werke viel Geld verdient hat, war ein eifriger Anhänger der Kantiſchen Philoſophie, und machte unter dem Eſſen den Gabriel Deſodry mit den Geheimniſſen des Abſoluten bekannt: „Bientôt il se passionna pour l'Absolu.“ Deſodry, ſich weiter zu unterrichten, geht auf eine deutſche Univerſität. Herr Picard malt die deutſche

Univerſität nach der Natur. Eine Univerſität iſt nämlich ein großes viereckiges Gebäude, worin zweihundert Studenten und zehn Profeſſoren wohnen. Der Hof des Gebäudes iſt mit Bäumen bepflanzt, unter welchen die Studenten Kegel ſpielen. Deſodry geht zum Rector Müller. Dieſen findet er mit ſeiner Tabackspfeife und Bier trinkend. Der Rector Magnificus berauſcht ſich in Bier und nöthigt den Fuchs Deſodry mit ihm zu trinken. Unter Profeſſor Tilmans Leitung ſtudiert der Franzos die Kantiſche Philoſophie. Eines Tages findet er auf einem Hügel ein ſchönes Frauenzimmer unter Blumen und Lämmern romantiſch hingelagert. Es war die Romantiſche eine junge Pfarrerswittwe. Sie hatte Werthers Leiden in der Hand. Deſodry macht ihre Bekanntſchaft, ſentimentaliſirt, philoſophirt mit ihr, verliebt ſich in ſie, findet Gegenliebe und iſt nahe daran ſie zu heirathen. Da entdeckt er, daß Profeſſor Tilman ſein glücklicher Nebenbuhler iſt, und der Betrogene ruft aus: „Quelle horreur! Est-ce là que nous conduisent le romantique et l'absolu?“ Allzuſtrenger Herr Picard! Führte das Abſolute zu nichts Schlimmerem, als zu einer ſchönen Pfarrerswittwe, die noch den Vorzug hat, ihren Anbeter nicht zu heirathen: dann wäre das

Abſolute gar eine ſo ſchlimme Sache nicht. Aber das Abſolute führt ehrliche Leute in Verbannung, Kerker und Tod, und darum mag man ausrufen: Quelle horreur! Est-ce là que nous conduit l'absolu?

XXV.

Geſchichte der Wiedergeburt Griechenlands. 1740 bis 1824.

Von

F. C. H. L. Pouqueville,

ehemaligem Generalconſul von Frankreich bei Ali Paſcha von Janina.

Deutſch herausgegeben von Dr. J. P. Hornthal, ordentlichem Profeſſor der Rechte. 4 Bände mit Karten und Abbildungen. Heidelberg, bei Winter. 1824.

Wir Andern, welchen das Gleichgewicht von Europa keine ſchlafloſe Stunde macht — denn wir vertrauen feſt auf Gott, Newton und das Gravitationsſyſtem, daß ſie die europäiſche Menſchheit, die allein uns Europa heißt, nicht werden fallen laſſen — wir wünſchen den Griechen Sieg und Heil und den Türken ſchmähligen Untergang und es rührt uns gar nicht, daß Herr von Hammer in

Wien, in ſeinem in Wien erſchienenen Werke: „Des osmaniſchen Reichs Staatsverfaſſung und Staatsverwaltung,“ dieſe Staaatsverfaſſung und dieſe Staatsverwaltung hochgeprieſen hat. Iſt Freiheit das unerſetzliche Nahrungsmittel der Völker, welches Volk hat mehr daran gehungert, als das griechiſche? Brauchte Freiheit erſt verdient zu werden, wer hätte ſie mehr verdient als die Griechen? So herrliche glänzende Thaten ſind von ihnen geſchehen, daß die ihrer Vorfahren mit all dem Schmucke, den ihnen die Einbildungskraft verleiht, dagegen erblaſſen und unanſehnlich werden. Sie haben es durchgefochten, denn Gott ſtand an ihrer Spitze, der unbeſtechliche Gott, der nicht mit der Gewalt, nicht mit der Liſt, nicht mit der Schmeichelei ſich abfindet. Wie ſie mit den mahometaniſchen Türken fertig geworden, werden ſie es auch mit den Andern werden. Und würden ſie es nicht, ginge der letzte Grieche darüber zu Grunde, dann auch mögen wir nicht verzweifeln. Irgend ein anderes Volk würde die blutige Saat ernten; ſie ginge nicht verloren. Für die Habſucht und Herrſchbegierde Einzelner wurden Ströme Bluts oft genug fruchtlos vergoſſen — für die Freiheit nie ein Tropfen. Ein Vogel, der Wind, trägt ein verlornes

Samenkorn in weit entfernte wüſte Länder und befruchtet ſie — ſo die Freiheit.

Pouqueville verdient der Geſchichtſchreiber der Griechen zu ſein. Durchdrungen vom Geiſte der alten Zeit, und angeekelt von der Seelenloſigkeit der neuen, weiß er Vergangenheit und Gegenwart zu würdigen. Er verſteht ſich auf die Freiheit, denn er war in der beſten Schule der Tyrannei; er verlebte zehn Jahre als franzöſiſcher General-Conſul in der Nähe Ali Paſcha's von Janina. So verbindet er zwei Vorzüge: daß er *Staatsmann* war, und daß er es *geweſen*. Pouqueville hat aber den Ali Paſcha zu ſehr mit europäiſchen Augen angeſehen. Dieſer war ein Naturtyrann, mit dem ſich nicht rechten, mit dem ſich nur kämpfen ließe. Seine Tyrannei war eine Löwin, keine Katze. Der Mann hatte auch ſeine guten Seiten. Es iſt wahr, er würgte nach Belieben, aber er gab ſein Würgen auch nur für Belieben aus, und er entweihte das Geſetz nicht. Er mordete nie mit Floskeln, ſprach nie von Staatswohl, Religion, Moral, Legitimität und nahm alle Verantwortlichkeit auf ſich allein. Er betrog nur die Menſchen, aber den Himmel ſuchte er nicht zu betrügen. Er übte öffentliche Gerichtsbarkeit und ließ ſeine beſtimmten Schlachtopfer, ehe er ſie abthat, nicht Jahre lang von Polizei wegen proviſoriſch ſchmachten, bis aus andern Welttheilen alle exotiſchen Beweiſe der Schuld herbeigekommen. Er hatte keine geheime Polizei, ſeine Tyrannei überſchritt nicht die Gränze ſeines Landes. Wo ſeine Grauſamkeit, ſeine Habſucht und Herrſchbegierde endigten, da hörten auch ſeine Uebelthaten auf; aus Dummheit und Pedanterie hat er Keinem wehegethan. Er gab ſeinen Söhnen eine gute chriſtlich-europäiſche Erziehung. Aus einer Aeußerung eines ſeiner Söhne, **Muktars**, ergibt ſich dieſes deutlich genug. Als man ihm einſt bei einer gewiſſen Veranlaſſung das **Journal de l'Empire** überſetzen mußte, wo er, wie ſeine Familie, etwas ſtark mitgenommen war, brach er in Verwünſchungen gegen die Erfindung der Buchdruckerkunſt aus, die er Voltaire zuſchrieb. „Nur wir Paſcha's, rief er, ſollten leſen und ſchreiben lernen; hätte ich einen Voltaire in meinen Staaten, ich würde ihn aufknüpfen laſſen und fände ich Jemand, der mehr wüßte als ich, ſo müßte er ebenfalls ſterben." Verwünſchen wir den Vater eines ſolchen Sohnes ſchon aus Höflichkeit nicht; und da die Griechen dem Ali Paſcha ihre Freiheit verdanken, möge ſeine Aſche in Frieden ruhen.

Pouqueville macht uns auch mit **Ipſilanti** bekannt, dem lebendig Begrabenen, dem betrogenen

Betrüger, der es wie ein Narr gewagt, der Vertraute der Hinterliſt zu werden und dem das Werk mißlungen, weil er das Kreuz nur auf, nicht in der Bruſt getragen. Dann lernen wir die Hetäriſten kennen, deren Seiden, die heilige Schaar genannt, nur zu ſterben, aber nicht zu ſiegen vergönnt war. Von ihnen mögen wir abermals erfahren, daß nie eine Verſchwörung zur Freiheit geführt. Wo Wünſche und Kräfte der Mehrzahl eines Volkes für die Freiheit reif ſind, da bedarf es keiner Verſchwörung, wo dieſes nicht iſt, nützt ſie nicht. Denn gelingt es ihr auch, die alte Tyrannei zu ſtürzen, dann wird ſie nur eine neue an dieſe Stelle ſetzen, weil jeder geheimen Verbindung ariſtokratiſche Verderbniß inwohnt. Die wahre Freiheit eines Volkes beſteht nur in der perſönlichen Freiheit der Bürger; darum muß man gegen die Tyrannei nur den individuellen, den kleinen Krieg führen. Jeder wirke in ſeinem Lebenskreiſe und überlaſſe das Uebrige dem Himmel und der Zeit. Die Griechen und wir mögen die Vorſehung dafür preiſen, daß Griechenland weder dem Mäkler Ypſilanti noch der Brüderſchaft der Hetäriſten ſeine Befreiung zu verdanken hat.

Herr von Hornthal hat Pouqueville's Werk mit einer herrlich kräftigen Vorrede geziert; nur müſſen wir das, was er verſchwiegen, ſo zu leſen wiſſen, wie das, was er geſagt. In dieſer Zeit des Druckes ſind Worte Wegweiſer zu Gedanken, die der Verſtändige zu finden weiß. Da wo der Vorredner von der Griechen gutem Rechte ſpricht, ſagt er unter Anderem: „Aber jene im Finſtern thätige und gewaltige Gegenmacht, welche unabläſſig mit aller Kraft und jeglichem Mittel jede ſittliche Erhebung, jeden edlern Aufſchwung, jede Feſtigung des Rechtes, jede Förderung der Freiheit, und ſomit jede Hervorbringung des wahrhaften Chriſtenthums zu vernichten ſtrebt, weil ihre Genoſſen ſelbſt keines ſittlichen, freien, großartigen Gedankens, keines ächt chriſtlichen Glaubens an eine höhere Bedeutung und edlere Güter des Lebens, keiner ächtmenſchlichen Begeiſterung für deren Erwerb und Bewahrung, keines Begriffes von einer dafür ſich freudig aufopfernden Volkserhebung fähig ſind und daher mit vollem Rechte in allem dieſem den gefährlichſten, unbezwinglichſten Feind ihrer eigenen Nichtswürdigkeit und Verworfenheit erblicken — dieſe Gegenmacht blieb auch hier nicht unthätig.“ So iſt es und ſchlimm, daß es ſo iſt! Die Führer der Menſchheit legen ihr Hemmketten an, ſo oft ſie bergauf geht; niederwärts aber überlaſſen ſie ſie ungehindert der reißenden Fahrt, mögen auch nur Trümmer zum Ziele gelangen — Griechenland und Spanien! Gerechter Gott! wie vergnügt ſind ſie mit Spanien. Sie ſagen: es ſei freilich ein Schlachthaus, worin es nicht gut rieche; aber ſie hätten doch wenigſtens „das Prinzip gerettet". Man braucht Pouqueville's Werk nicht erſt zu empfehlen, man braucht die Freiheit nicht zu empfehlen; die Liebe zu ihr iſt Jedem angeboren. Europa wird das Buch mit Begierde leſen, die Deutſchen zumal werden es verſchlingen; denn dieſe haben mehr Zeit als Engländer und Franzoſen, ſich um die Freiheit fremder Völker zu bekümmern.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Sechster Band.

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Sechster Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

AD
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Kritiken.

(Fortſetzung)

		Seite
XXVI.	Der ewige Jude	3
XXVII.	Les Pyrénées et le midi de la France. Par A. Thiers	69
XXVIII.	L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers	72
XXIX.	Ueber Etwas, das der Heilkunſt Noth thut. Von C. J. H. Windiſchmann	74
XXX.	Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme. Elise Voïart	86
XXXI.	Die Serapions-Brüder. Von E. T. A. Hoffmann	97
XXXII.	Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin	108
XXXIII.	Voyages des frères Bacheville	112
XXXIV.	Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft, von Dr S. Stiebel	116

Seite
XXXV. Histoire de la Revolution Française. Par Thiers 120
XXXVI. Les dîners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis 129
XXXVII. Truthähnchen. Ein ſatyriſch-komiſcher Roman von Hartwig von Hundt-Radowsky . 142
XXXVIII. Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte. Von Heinrich Döring 147
XXXIX. Die Staats-National-Bildung. Von Julius Graf von Soden 152
XL. Ueber Herrn von Villele und deſſen politiſche Stellung. Paris 1822. Mit Anmerkungen von Börne 182
XLI. Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde . . 200

Briefe aus Frankfurt 233

Menzel der Franzoſenfreſſer 289

Kritiken.

(Fortſetzung.)

XXVI.

Der ewige Jude.

Deutſche wie Affen wenden hundertmal eine Nuß in der Hand herum, ehe ſie zuknacken. Sie ſpielen ſo lange damit, daß ihnen die Nuß oft entfällt, aber ſie verlieren lieber die Frucht als die Geduld. Indeſſen haben ſie gute ehrliche Zähne, und endlich kommen ſie auf den Kern. Dieſer Kern iſt das *Leben*, und die Schale das *Buch*. Man iſt den Deutſchen nicht willkommen, wenn man ihnen eine *geſchälte* Nuß giebt, ſie lieben das Krachen. Iſt die Holzſchale auch gar noch mit der grünen umgeben, dann ſind ſie doppelt vergnügt, und nach einem Buche über ein Buch ſind ſie am meiſten lüſtern; ſie finden dann den Weg von dem Worte bis zur That ſchön lang und freuen ſich auf ein hundertjähriges Schlenkern. Wer ſie zum Guten hinziehen will, der *thue* ja nichts, ſondern *ſchreibe*, und wer ſeines Erfolgs gewiſſer ſein will, der *recenſire*. Aus dieſem Grunde habe ich einige Anſichten über die verwetterte *Judenſache* in Form einer Recenſion eingekleidet, dieſe aber darum *der ewige Jude* überſchrieben, weil ich tauſendmal in meinem Leben zu dieſem Ausrufe bewegt worden bin. In Frankfurt, wo ich wohne, iſt das Wort *Jude* der unzertrennliche Schatten aller Begebenheiten, aller Verhältniſſe, aller Geſpräche, jeder Luſt und jeder Verdrießlichkeit. Stellt ein jüdiſcher Handelsmann ſeine Zahlungen ein, ſo machen die Gerichte bekannt: *Die jüdiſche Handlung* N. N. habe ihre Zahlungen eingeſtellt. Iſt ein Jude Arzt oder Advokat, dann wird er im Staatskalender bezeichnet: *Arzt jüdiſcher Nation*, *Advokat jüdiſcher Nation*. Stiehlt ein Jude und man fragt nach dem Diebe, ſo heißt es: *ein Jude* war's. Zeichnet ſich ein Jude durch Art und Bildung aus, dann ſagen die Spötter: *er bleibt doch ein Jude*, und die Gutgeſinnten ſprechen: er mache *ſeiner Nation* große Ehre. Geht ein Jude zu einem Schneider und beſtellt ſich einen Rock, ſo bemerkt ihm der Schneider ohnfehlbar, irgend ein Jakob oder Iſaak habe ſich ein ähnliches Kleid machen laſſen. Kauft eine Jüdin Blumen ein, ſo erzählt ihr der Gärtner, Frau Eſther habe ihm vor einigen Tagen einen Roſenſtock abgekauft. Stirbt ein Jude, wird er geboren oder getraut, dann hat das Frankfurter Wochenblättchen eigne gedruckte Judengaſſen für jene Aus- und Einziehenden, und ſchwarze, dicke Mauern von Dinte trennen die jüdiſchen Wiegen, Särge und Hochzeitbetten von den chriſtlichen. Kommt man nach Stuttgart, München, Wien, oder nach einem andern Orte, wo die Leute gebildet und ohne Vorurtheile ſind und gar nicht an Juden denken, ſetzt man ſich dort an eine Wirthstafel und ein Reiſender aus Frankfurt ſitzt unter den Gäſten, ſo kann man wetten, daß, noch ehe das Rindfleiſch kommt, der Frankfurter ein lebhaftes Geſpräch über die Juden eingeleitet haben wird. Wer nun, gleich mir, dieſe Narrheit ſchon zwanzig Jahre beobachtet hätte, der würde ſich auch daran gewöhnt haben, zürnend oder lächelnd, tadelnd oder bemittelnd, wie ich, auszurufen: der ewige Jude!

Das Buch, hinter das ich mich ſtecke, heißt wie folgt:

Judenthum in allen deſſen Theilen, aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte betrachtet. Von Dr. Ludolf Holſt. Mainz, 1821. Bei Florian Kupferberg. (459 Seiten.)

Der Verfaſſer ſagt in dem Vorworte: er hoffe der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk geliefert zu haben. Dieſes uneigennützige Geſtändniß gereicht ihm zur großen Ehre. Denn wohl mußte er daran gedacht haben, daß, nach einer ſolchen Aeußerung, das Bureau der deutſchen Klaſſiker in Carlsruhe nicht ſäumen werde, ſein Buch nachzudrucken. Herr Kupferberg dankt es mir gewiß, wenn ich die Welt verſichere, daß die Schrift ſeines Verlages durchaus nicht klaſſiſch ſei und gar nicht verdiene, daß man daran zum Schelme werde. Jeder Vertheidiger der unterdrückten Schwäche müßte wünſchen, jenes gegen die Juden feindlich geſinnte Werk wäre in der Form eines ſaubern, mit Kupfern gezierten Taſchenbuches Gegenliebe und Freundſchaft auf das Jahr 1821 erſchienen, damit es chriſtlichen Frauen in die Hände gekommen wäre; denn dieſe hätten dann die Juden wegen der Langweiligkeit ihrer Feinde lieb gewonnen, und ihre eignen geſetzgebenden Männer günſtiger zu ſtimmen geſucht. Wer da glaubt, nur Derjenige zeige ſich heldenmüthig, der für die gute Sache blute, der kennt die Bücherwelt nicht. Ich fordere alle Judenfreunde wie alle Judenfeinde auf, für die Sache, welche ſie hier und dort die gute nennen, die Schrift des Herrn Dr. Holſt zu leſen, aber ſo, daß ſie es mir nachthun und das ganze Feld abmähen, nicht etwa blos ſpielend die Gänſeblümchen darauf pflücken. Der Verfaſſer hat ſein ſtaatswiſſenſchaftliches Bauholz eigentlich zu ganz anderm Gebrauche, zu einer Kirche, einer Börſenhalle, zu einem Handelsſchiffe, einem philoſophiſchen Lehrgebäude behauen, und die Judendinge, wiewohl zahlreich genug, fielen nur als die Späne ab, womit er ſich und ſeinen Freunden ein Luſtfeuer bereitet. Er führt mit ungeordneten Paragraphen einen Guerillas-Krieg, wobei alle die Verwirrung herrſcht, die wir früher am Landſturme, da er ſich erſt verſuchte, geſehen haben. Der Vordermann ſtößt dem Hintermanne in's Geſicht, der Hintermann ſchießt den Vordermann todt. Es iſt dieſes im wörtlichſten Sinne wahr; ein Paragraph ſtößt dem andern an den Kopf und überrennt ihn. Die Gedanken, welche der Uebervölkerung wegen im Texte keinen Raum finden, wandern aus und bilden Noten-Colonien, haben aber ſo ausgedehnte Beſitzungen, daß das Mutterland die Zügel der Regierung verliert. So oft der Verfaſſer ſich aus dem freien Felde zurückzieht, begiebt er ſich hinter die Schanze ſeiner Unverſtändlichkeit und iſt gedeckt. Man kann die Feſtung nicht mit Sturm nehmen, denn ein breiter Waſſergraben umgiebt das Werk; man kann ſie nicht aushungern, denn ſie hat ſich mit dem ganzen Talmud verproviantirt. Der Verfaſſer iſt ein rechtgläubiger Kameraliſt aus der baufälligen Schule des v. Juſti; die ewige Wage der Gerechtigkeit kennt er nicht, er kennt nur eine ſchwankende Handels-Bilanz. Die Ketten-Regel, wodurch er berechnet, daß die Juden Sklaven der Chriſten ſein müßten, iſt ihm die höchſte Staatsweisheit. Wenn Geiſtloſigkeit aus Liebloſigkeit entſpringt, dann verzeihe ſie wer da wolle; meine Milde reicht nicht ſo weit.

Der Judenhaß iſt einer der pontiniſchen Sümpfe, welche das ſchöne Frühlingsland unſrer Freiheit verpeſten. Man ſieht die hoffnungsvollſten Freunde des Vaterlandes mit bleichen Geſichtern krank umherwandeln. Der deutſche Geiſt wohnt auf Alpenhöhen, aber das deutſche Gemüth keucht in feuchten Marſchländern. In unſerem Herzen iſt holländiſche Schleimblütigkeit, reine Bergluft behagt ihm nicht. Traurig, daß es ſo iſt; denn nicht der Geiſt, das Herz macht frei. Jener Haß gegen Juden iſt auch der Wetzſtein, an dem jeder ſtumpfe Sinn ſich ſcharf zu ſchleifen, und jeder ſcharfe ſich abzuziehen geſucht; aber der Stein iſt zu hart, die ſcharfen Geiſter haben Scharten davon bekommen, und die Schartenvollen ſie nicht auszuwetzen vermocht. In dieſem Streite der Meinungen wird, wie immer, die Zeit ſiegen —

und die Liebe behält immer Recht, denn ſie allein iſt unſterblich.

Die Schrift des Herrn Dr. Holſt iſt eine Sammlung alter Anſichten mit kaum noch ſichtbarem Gepräge, welchen alle der Schmutz anklebt, den die tauſend Hände, durch welche ſie gegangen, abgeſetzt haben. Man findet nicht eine einzige neue Münze darunter, nicht einen glänzenden Heller. Es wäre unbegreiflich, wie ein Mann, ohne den mächtigen Trieb, mit welchem ſelbſtgeſchaffne Vorſtellungen uns drängen, die Ausdauer haben könne, ein dickes Buch zu ſchreiben, wenn man nicht wüßte, daß das Herz den Kopf regiert. Des Letztern darf man ſich freuen; es iſt gut, daß endlich die deutſche Wiſſenſchaft ſich ſo eng mit dem Leben verbunden, daß man nicht mehr geiſtlos ſein kann, ohne zugleich ſittenlos zu ſein. Eigentlich verſtehe ich die Sprache gar nicht mehr, mit welcher man der ante-diluvianiſchen Philoſophie des Verfaſſers zu begegnen hat. Alle ſeine Reden ſind kantirt — ich meine nicht candirt (überzuckert), ſondern in Art und Weiſe des Kant, wobei die reine Vernunft ſo lange kritiſirt wird, bis ihr kein weißer Faden mehr bleibt. Daher, wenn ich auch wollte, vermöchte ich nicht, den Herrn Dr. Holſt im Zuſammenhange zu widerlegen. Ich kann mich in ſeinem Hauſe gar nicht zurecht finden, und werde darum nur bald an dieſe bald an jene Thüre klopfen; und wenn er mir, ſollte ihm meine Beurtheilung bekannt werden, vorwerfen will, ich hätte ihn nicht verſtanden, ſo verſpreche ich gleich jetzt, ihm darin nicht zu widerſprechen.

Sein Buch iſt eigentlich kein praktiſches, ſondern ein metaphyſiſches Hep Hep; denn die Deutſchen pflanzen ihre Grundſätze lieber durch Samen als durch Setzlinge fort. Die Schrift iſt eine Schlange, die ſich ſelbſt in den Schwanz beißt; keinen Andern verwundet der Verfaſſer als ſich allein. Er theilt die Welt in zwei Theile, und nennt den einen Judenthum, den andern Nicht-Judenthum. Das Nicht-Judenthum iſt ihm das feſte Land, woraus Blumen und Kräuter ſprießen, Vögel ſingen, Quellen murmeln und harmloſe Schäfer ſchuldloſe Tage leben. Das Judenthum aber erſcheint ſeinem ſchwindelnden Blicke als ein wildes Meer, wo Hayfiſche rauben und heuchleriſche Krokodille betrügen. Es iſt ihm eine Kloake voll ſtinkenden Unraths, und darin hat er vielleicht mehr Recht, als ſeiner Sache gut iſt; denn der unterirdiſche Kanal hat die Unreinlichkeiten, die er ableitet, nicht geſchaffen, ſie wurden ihm zugeführt. Der Verfaſſer ſpricht wie alle ſeine Vorgänger im Verfolgungsamte. Er ſagt: Haß, Neid, Geiz, Habſucht, Bosheit, Betrug, Rohheit, Gottloſigkeit und alle übrigen Laſter wohnen den Juden bei. Freilich gäbe es auch edle Menſchen unter ihnen, allein dieſe wären nicht als Juden anzuſehen, ſondern gleichſam als Chriſten. Auch ſei nicht zu läugnen, daß alle jene Gebrechen und Krankheiten des menſchlichen Geiſtes und Herzens auch unter den Chriſten anzutreffen wären, aber ſolche verworfene Menſchen waren keine Chriſten, ſie wären als Juden zu betrachten. Könnten die Juden nicht auch ſo ſprechen? Sie könnten ſagen: „Habſucht, Neid, Dummheit, Eitelkeit, Bosheit, Unduldſamkeit und die andern ungenannten Laſter haften auf den Chriſten. Es giebt wohl Einige, die davon frei ſind, das ſind aber edle jüdiſche Seelen, und nicht als Chriſten anzuſehen. Auch unter uns giebt es Taugenichtſe, allein ſolche Ruchloſe verdienen den Namen Juden gar nicht, ſie ſind Chriſten.“ Nun, wenn das nicht toll iſt, ſo ſperrt eure Narrenhäuſer weit auf und laßt ihre Bewohner heraustreten, daß ſie Lehrer, Prediger, Richter und Schriftſteller werden. Wenn es euch Freude macht, ſo theilt immerhin die Menſchen in Schafe und Böcke ein, und ſtellt die einen rechts, die andern links; wenn ihr aber erklärt: Alle, die rechts ſtehen, ſind Schafe, und die links ſtehen, Böcke — ſo iſt das ja entſetzlich gottlos, und ihr verdient gar nicht, daß man wie mit vernünftigen Menſchen mit euch rede.

In der Einleitung der Schrift wird unterſucht: „Woher die immer größer werdenden Ideenverwirrungen überhaupt, und in beſonderer Beziehung auf Judenthum.“ Man muß dem Verfaſſer die Gerechtigkeit widerfahren laſſen, daß ihm gelungen iſt, die Ideenverwirrung, die in den Köpfen herrſcht, ſehr anſchaulich zu machen. Seine Gedanken ſpielen blinde Kuh; hat auch einmal einer die Wahrheit erhaſcht, ſo werden ſogleich dieſer die Augen verbunden, und ſie tappt eben ſo unwiſſend und blind umher als ihr Vorgänger. Man bekommt den Schwindel vom Zuſehen. Mein ſchwacher Kopf hat von der Einleitung nur folgendes Wenige auffaſſen können. Vormals durften ſich die Juden keiner Pferde zum Reiten bedienen; wollten ſie einen Degen tragen, ſo mußte es an der rechten Seite geſchehen; wollte ein reicher Jude mit Vieren fahren, ſo ſollten die Pferde hinter einander geſpannt werden; bei Krankheiten mußten ſie in den Lazarethen die von Chriſten zubereiteten Speiſen genießen, ſo groß auch ihr Gräuel vor denſelben ſein mochte; bei Lebzeiten des Vaters durfte nicht der Sohn, noch weniger der Enkel heirathen; am Sonntag mußte eine Zahl Juden in die chriſtlichen Kirchen gehen, um dort die

Predigt anzuhören, wobei es unter ſchwerer Strafe verboten war, während der Predigt einzuſchlafen. (Dieſes vortreffliche Mittel, in den Kirchen die ſchädliche Wirkung des Paſtoral-Opiums zu verhindern, ſollte die mediziniſche Polizei auch gegen Chriſten anwenden!) Führte ein Verbrecher wider einen Juden eine Ausſage, deſſen Namen und Wohnort er nicht wußte, ſo mußten alle Juden des Orts demſelben im Gefängniß vorgeführt werden; Karl der Große hatte verordnet: daß der Vornehmſte in jeder Judengemeinde dreimal im Jahr an den Kirchenthüren eine Maulſchelle erhalten mußte. Ferner mußten die Juden einen beſondern Leichen-Zoll erlegen: — (den Griechen nachgeahmte Sitte: auch Charon erhielt ein Fährgeld; doch mit dem Unterſchiede, daß bei den Griechen das Geld den Todten, bei den Chriſten aber den lebendigen Schatzmeiſtern in den Mund geſteckt wurde!) — getaufte Juden konnten eines vorher begangenen Verbrechens wegen nicht gerichtlich belangt werden; ausgeübte Gewalt von einem Juden an einem Getauften wurde mit dem Feuertode beſtraft. Ferner: Juden mußten den Betrag eines Wechſels in das Haus eines Chriſten liefern, dagegen mußte der Jude, wenn der Chriſt Acceptant war, ſolchen holen; die Gültigkeit eines Injurien-Prozeſſes fand ſchon dann ſtatt, wenn ein Chriſt einen andern einen Juden hieß (unter ſolchen Umſtänden war wenigſtens dieſes Geſetz weiſe). Der edle Verfaſſer weiſt mit gerührter Stimme auf dieſe guten alten Sitten zurück. Ich aber habe froh alle jene Tollheiten erzählt, damit Chriſten und Juden daraus Troſt ſchöpfen und entnehmen mögen, wie der Geiſt des Menſchen vorſchreite, trotz der Verhaue der Dummheit, und wie ſein Herz ſich immer mehr veredle, trotz des Beiſpiels der Verdorbenen. Es wird eine Zeit kommen, wo man in Hamburg es eben ſo lächerlich finden wird, daß vormals ein Jude ſeines Glaubens wegen nicht Bürgermeiſter werden konnte, als man es jetzt lächerlich findet, daß er noch unter Friedrich dem Großen ſeinen Degen rechts anhängen mußte. Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt (ob er zwar den Satz auf ſeine Art anwendet): „es ſteht von unſerm ſogenannten (ja wohl!) aufgeklärten Zeitalter zu befürchten, daß, wenn nach einigen tauſend Jahren auf daſſelbe zurückgeſehen wird, es ebenfalls heißen mag: wie gar weit war man damals in viel und manchen Dingen zurück, wie äußerſt finſter ſah es noch in den mehrſten Köpfen damals aus.“ Nach einigen tauſend Jahren? Herr Dr. Holſt hat große Geduld! Was mich betrifft, ſo hoffe ich es noch zu erleben, daß man ſelbſt in keiner deutſch-engliſchen Colonial

Stadt ein aufrühreriſches oder albernes Buch gegen die Juden wird ſchreiben dürfen, ohne in's Zuchthaus oder in's Tollhaus zu kommen.

Der Verfaſſer, ob er zwar Judenthum für ein ziemlich vollſtändiges Converſations-Lexikon aller gangbaren Spitzbübereien anſieht, begnügt ſich damit nicht und ſpricht von neuentdeckten Betrügereien, welche die Juden ausüben *können*, wenn ſie *wollten*. Was, fragt er, würde daraus entſtanden ſein, wenn man die Juden mit den Chriſten völlig gleichgeſtellt hatte? Großer geometriſcher Jammer, antwortet er. „Ein jüdiſcher Bauer z. B. würde zu ſeinem chriſtlichen Nachbarn geſagt haben: mein Acker liegt dir, und der deinige mir bequemer. An Güte ſind ſie ſich beweislich völlig gleich. Dein Acker enthält 750 Ruthen lang und 600 breit, der meinige enthält in der Breite 25 Fuß weniger = 575, dagegen aber in der Länge 25 Fuß = 775 mehr, mithin auch *hierin* völlig gleich. Und der Nachbar wird mit 4375 Quadratfuß betrogen.“ Der Verfaſſer, wie man ſieht, iſt ein guter Feldmeſſer und wäre bei Verfertigungen von Kataſtern und bei Friedensſchlüſſen gut zu gebrauchen; er verſteht ſich auf Länge und Breite der Dinge beſſer, als auf ihre Tiefe.

Der *erſte Abſchnitt* enthält eine „allgemeine

Ueberſicht der in den letztverfloſſenen Zeiten ſo zahlreich erſchienenen Schriften für's Judenthum, beſonders in Hinſicht derer, die von jüdiſchen Autoren abgefaßt worden." Herr Dr. Holſt kommt niemals in Verlegenheit. Wenn Chriſten für Juden geſchrieben, ſo ſagt er, es wären unſtreitig verkappte Juden geweſen; ſind aber die Schriftſteller Juden, dann ſagt er, ſie gehörten zur roheſten Klaſſe von Menſchen, und ſpricht von ihrer zügelloſen Kühnheit und beiſpielloſen Frechheit. Man muß geſtehen, daß es närriſche Käuze in der Welt giebt. Herr Dr. Holſt will die Juden todt ſchlagen, und wenn ſie ſich zur Wehre ſetzen, wendet er ſich zum Kreiſe ſeiner Zuſchauer und ſpricht: Da ſehen Sie, meine Herren, wie Recht ich habe, wenn ich die Juden beiſpiellos frech nenne; ſie wollen nicht dulden, daß man ihnen noch ſo wenig den Kopf abſchlage, und mukſen! Die Einwendungen, welche der Verfaſſer gegen die erwähnten Judenſchriften macht, kann ich nicht beurtheilen, denn ich habe nur wenige der ſowohl für als gegen Juden erſchienenen Schriften geleſen. Ich habe ſie nicht geleſen, weil ich es eben ſo lächerlich fand, den Beweis, daß zweimal zwei vier iſt, dickbäuchig führen, als das Gegentheil beweiſen zu wollen — Beides machte mir Langeweile. Es geſchieht auch meiner Abhandlung „**für die Juden**“, die in den **Zeitſchwingen** ſteht, Erwähnung. Ich beſitze zwar in dieſem Augenblicke das angezogene Blatt nicht, kann aber verſichern, daß die mitgetheilten Auszüge entſtellt ſind. Ich ſoll geſagt haben: „Der Streit gegen die **Juden** und der Streit gegen den **Adel** gehe aus einer und derſelben Quelle hervor, nämlich: eine vermeinte Ariſtokratie zu bekämpfen, die in Geldvorzügen und Geburtsvorzügen liegen ſoll.“ Und an einer andern Stelle: „Da die producirende Kraft überall mit der verzehrenden im Streit liegt, ſo mußte auch eine Verfolgung die Juden treffen.“ In beiden Sätzen iſt weder der Sinn noch Ausdruck der meinige. Ich kann unmöglich von einer verzehrenden **Kraft** geſprochen haben; denn zum **Verzehren** gehört keine andere Kraft als die der Zähne, welche in das Gebiet der Phyſiologie, aber nicht in das der National-Oekonomie gehören. Habe ich vielleicht von einer verzehrenden **Klaſſe** geſprochen, ſo konnte ich doch die Juden nicht darunter zählen, da ſie ja in einem ſo hohen Grade thätig ſind, daß man ihnen dieſe Rührigkeit ſogar zum Vorwurfe macht. Nennt man aber nur ſolche Arbeiten **productiv**, bei deren Verrichtung man **ſchwitzt**, ſo will ich, was ich leicht könnte, dieſe poröſe Anſicht jetzt nicht beſtreiten; ſondern ich bemerke, daß die

Juden allerdings ſtark tranſpiriren, theils weil ſie den ganzen Tag umherlaufen, theils durch den pſychiſchen Einfluß der Furcht und Freude beim Staatspapier-Handel, und viele Juden dürfen ſich rühmen, im kritiſchen Dezember vorigen Jahres mehr geſchwitzt zu haben, als die meiſten Chriſten ſelbſt in den Hundstagen. Noch weniger kann ich von einer vermeinten Ariſtokratie geſprochen haben. Die Handels-Ariſtokratie der Juden iſt ſo wenig vermeint, als die Geburts-Ariſtokratie des Adels, ſie ſind beide wirklich vorhanden. Jene aber iſt kein Vorrecht der Juden, ſondern ein Zwang, da man ſie gewaltſam abhält, andere Gewerbszweige zu ergreifen. Die Ariſtokratie des Adels aber iſt fühlbar genug. Ich rede aus gleichem Grunde für Juden und gegen Adel; denn dieſer verhält ſich zum Bürgerſtande, wie die chriſtliche Welt zur jüdiſchen. Beide gründen Vorrechte auf den Zufall der Geburt, beide wollen, wie Studenten, den breiten Stein des Lebens allein behaupten und uns Philiſter im Kothe zu gehen nöthigen — eine Anmaßung, die nur etwas weniger abgeſchmackt iſt, als es iſt: ſie gelaſſen dulden.

Es iſt komiſch genug zu ſehen, wie Schriftſteller, welche gegen Juden eifern, nachdem ſie ſich ſchwindelnd hoch verſtiegen und zu beweiſen geſucht, daß

Sonne, Mond und Sterne bei der großen Judenſache betheiligt wären — bald darauf von ihrer Höhe herabpurzeln und in einem ſchmutzigen Sackgäßchen der Erde, in einem Zuckerfaſſe, einem Wechſel-Comptoir, einem Waarengewölbe niederfallen. Nachdem ſie von Tod und Unſterblichkeit, von Beſtimmung des Menſchen, von Theokratie, von Sittlichkeit geſprochen; nachdem ſie gezeigt, daß Judenthum ein atmoſphäriſches Gift ſei, welches die ganze Erde umhülle, kommen ſie dahin zu bemerken, die Luft ſei doch an jedem Orte verſchieden, und ſie ſuchen nicht blos für jede Stadt, ſondern auch in der nämlichen Stadt, für jede beſondere Straße darin, ein eigenes anti-jüdiſches Intereſſe zu vertheidigen. In dieſer Straße ſollen Juden wohnen dürfen, in der andern nicht; in dieſer Straße ſollen ſie rechts wohnen dürfen, aber nicht links; auf dieſer rechten Seite ſollen ſie Häuſer haben durfen, aber keine Eckhäuſer; in den mit doppelten Ausgängen verſehenen Häuſern ſollen ſie an der einen Thür handeln dürfen, aber nicht an der andern; an dieſer Thüre ſollen ſie mit dieſer Waare handeln dürfen, aber nicht mit jener — und ſo wird der dicke Klotz des Unverſtandes in tauſend Schwefelhölzer zerſpalten. Die Theorie des Herrn Dr. Holſt iſt etwas beſſer, als dieſe meine erzählten Erfahrun *gen* — etwas, aber nicht viel. Nachdem er mit der Kritik der reinen Vernunft angefangen, endigt er mit deren negativem Pole, mit den Hanſeſtädten. Er meint, dieſe hätten ihre eigene Natur, und es ſei Unſinn zu denken, daß *in den Bundesſtaaten* über die künftige Stellung der Juden eine *allgemeine Norm* werde angenommen werden. Herr Dr. Holſt kann vor der Hand noch ruhig bleiben. Die hohe Bundesverſammlung iſt gewohnt Alles reiflich zu überlegen, und was ſie auch wegen der Juden beſchließen möge, ſie wird ſich nicht übereilen und hanſeatiſcher Weisheit die Zeit laſſen, ihr die nöthigen Aufklärungen zu geben.

Manches Buch wird wohl in der beſcheidenen Vermuthung geſchrieben, daß es Keiner leſen werde; denn, wenn das nicht wäre, wie konnte der Verfaſſer ſich ſelbſt ſo nahe treten, das Folgende zu äußern. Es iſt nämlich die Rede von der grauſamen Wuth, mit welcher man *ehemals* gegen die Juden verfuhr, und er tadelt *jene* Grauſamkeiten. (Iſt nur allein der Körper verwundbar und haben die Seelenleiden der Juden aufgehört?) Aber, fragt er, wer war Schuld an jenen Verfolgungen? Niemand als die Juden ſelbſt; *denn aus dem Judenthume iſt ja das alte blutige Chriſtenthum entſprungen.* Ich will ſeine eigenen

Worte anführen: „In der Zukunft wird redend und auf eine unwiderlegliche Weiſe dargethan werden, daß alle jene Gräuel einzig und allein daraus entſtanden ſind, daß, dem Sinn und Geiſt des Stifters der chriſtlichen Religion ganz entgegen, ein Pfropfreiß vom Judenthum genommen und unglücklicher Weiſe, in jener finſtern Zeit, auf Chriſtenthum eingeimpft worden; ſo daß alle jene Gräuel urſprünglich dem Judenthum einzig und allein zur Laſt fallen.“ Das iſt ein wichtiges Geſtändniß, wir wollen es zu Protokoll nehmen. Doch zu groß iſt dieſes Kapitel, um es hier zu endigen, und zu bedeutend, um es blos anzufangen; es darf nicht zerriſſen werden. Der Verfaſſer weiß ſelbſt nicht, welch ein herrliches Wort er geſprochen; wie ein Kind findet er an der Muſchelſchale Wohlgefallen und die Perle darin wirft er weg!

Der zweite Abſchnitt betrachtet das Judenthum in religiöſer Hinſicht. Auch in dem zum Theil anerkannt Wahren, was der Verfaſſer hierüber ſagt, redet er gegen ſeine eigenen Zwecke. Denn indem er von der moſaiſchen Theokratie und von den rabbiniſchen Dogmen ſpricht, zeigt er, daß die Juden, ſo wie ſie ſind, haben werden müſſen, und daß bei nun verſiegter Quelle nur noch ein ſtehendes Waſſer läſtig ſei, das man austrocknen könne. Was Ihr zu thun habt, fragt Ihr mich? Eine alte Kinder-Sittenlehre antworte darauf: es iſt die Fabel von der Sonne, dem Sturmwinde und dem Wandrer. Der Sturmwind und die Sonne ſtritten, wer mächtiger ſei. Da verſuchte der Sturmwind einem Wandrer den Mantel zu entreißen — vergebens; je heftiger er wüthete, je feſter hüllte ſich der Wandrer ein. Nun kam die Sonne mit ihrem Lichte und ihrer Milde — und der Wandrer zog den Mantel aus. Die Juden ſind ſolche Wandrer, der Rabbinismus iſt ihr Mantel, der Sturmwind ſeid Ihr, und die Sonne — hat jetzt in Amerika zu leuchten.

Im dritten Abſchnitte wird das „Judenthum in moraliſcher Hinſicht ſowohl in als außer deſſen Heimath“ betrachtet. Der Verfaſſer behauptet, die Juden wären ſchon im Lande Canaan Spitzbuben geweſen. Haben ſie etwa die dort fließende Milch gewäſſert, den dort fließenden Honig nach falſchem Maße verkauft? Nein, der Verfaſſer beweiſt nichts; er zeigt blos, auf welche Weiſe die Juden im gelobten Lande haben Betrüger ſein können, wie ſie die dortigen Landesgeſetze haben umgehen können, und geht dabei eben ſo ſinnreich zu Werke, wie früher bei der Erdichtung des betrüglichen Ackerverkaufs und der Quadratur ſeines logiſchen Zirkels. Er bezieht alle Laſterhaftigkeit nicht auf den Wandel, ſondern auf den Handel des Menſchen; die Börſenhalle iſt ihm ein erhabener Tempel der Tugend. Darum ſpricht er auch nur vom Hauſiren, vom Wucher der Juden. Ich begreife nicht, warum das Hauſiren ein Laſter ſein ſoll, den Chriſten pflegt man ja die Häuslichkeit als eine Tugend anzurechnen; da aber viele arme Juden keine eigenen Häuſer beſitzen, und an manchen Orten gar nicht beſitzen dürfen, ſo bleibt ihnen nichts Anderes übrig, als in fremden Häuſern häuslich zu ſein. Was aber den Wucher und die andern Uebervortheilungen im Handel betrifft, ſo glaube ich nicht, daß die chriſtlichen Kaufleute beſſer ſind als die jüdiſchen. Auch ſie ſind Egoiſten; man muß ſie nur nicht nach ihrem Epiſtolar- und Avis-Style beurtheilen. Sie ſchreiben zwar: „Ew. Edelgeboren Geehrtes vom 13. *habe* empfangen" — „Sehr ſchönen gerauchten Lachs und friſche Auſtern *habe* erhalten," und laſſen dabei das *Ich* weg; aber Kenner der Sprache und des menſchlichen Herzens wiſſen recht gut, daß der Egoismus in dem aller Zeiten Zeitwort *haben* verſteckt iſt. Der Verfaſſer zeigt ſich als liebender Vater, indem er dafür ſorgt, daß nach ſeinem Tode kein einziger Jude dem Erbhaſſe ſeiner Kinder entzogen werde. Darum beſchließt er teſtamentariſch, daß ein Jude, ſelbſt wenn er Chriſt wird, immer noch ein Spitzbube bleibe, ja daß er dann ein doppelter Spitzbube werde. Das iſt gewiß eine naive Erklärung! Er verordnet: jüdiſches Blut bedürfe zu ſeiner Reinigung einer dreifachen Filtration, und erſt dem Enkel eines getauften Juden, und auch nur in dem Falle, wenn er ſich mit einer chriſtlichen Familie vermählt, wären Staatsbürgerrechte einzuräumen. Wie der Verfaſſer ſchon als Kind ein Judenfeind geworden, wird von ihm, wie folgt, erzählt. In ſein väterliches Haus ſei einſt ein Jude mit den Worten getreten: „Komme ich recht? Ja, bei Gott, ich komme recht! — Hören Sie mich an, ich bitte Sie, bei Gott, ich bitte Sie, hören Sie mich an," darauf habe der Jude einen Lotteriezettel aus der Taſche gezogen, und geſchworen: das Haus ſei ihm im Traume genau bezeichnet worden, dem er Heil und Segen bringen ſolle. Das war nun freilich eine unmenſchliche Grauſamkeit, zumal wenn auf das Loos kein großer Gewinnſt gefallen; aber der wahre und gute Chriſt kennt die Rache nicht, und verzeiht ſeinen Feinden.

In dem vierten Abſchnitte, welcher das Judenthum in intellectueller Hinſicht, in Rückſicht auf Künſte und Wiſſenſchaften behandelt, behauptet der Verfaſſer, die Juden hätten in keiner

Kunſt und Wiſſenſchaft einen einzigen großen Mann aufzuzeigen. Das mag ſein oder nicht ſein, es gehört nicht hierher. Wenn die Juden ſchlechte Bücher ſchreiben, dann mögen die Recenſenten hep hep rufen, aber der Staat darf ſich nicht hineinmiſchen. Soll man darum ihren Handel beſchränken, wie der Verfaſſer wünſcht? Man ſoll gerade das Gegentheil thun. Wenn ich mich je entſchließen könnte, irgend einem Vorrechte das Wort zu reden, ſo würde ich rathen, allen Schreibgeſellen in Deutſchland den Alleinhandel des Papiers zu überlaſſen, damit ſie mehr dabei gewönnen, das Papier zu verkaufen als voll zu drucken. Er behauptet ferner: „Selbſt Mendelsſohn wäre nicht der vortreffliche Schriftſteller geworden, er hätte ſeinen Namen nicht auf die Nachwelt gebracht, wenn ſein vertrauter Umgang mit chriſtlichen Gelehrten nicht in ihm als Schriftſteller Judenthum und Chriſtenthum verſchmolzen hätte. Wenige mögen hierüber ſo urtheilen können, als meine Individualität (meine Individualität!). Der vor vielen Jahren gepflogene wiſſenſchaftliche Umgang mit Reimarus ließ mich oft und viel ſehen, wie weit der Ideen-Umtauſch zwiſchen dieſen beiden Männern ſtattfand; wie zutraulich Mendelsſohn unſerm Reimarus Aufſätze zur Prüfung vorlegte und mit welchen Anmerkungen ſie von dieſem

Manne begleitet worden ſind.“ Da hört Ihr es mit Euren eigenen Ohren, was ich früher erzählt habe: ſo oft der Verfaſſer einen Juden trifft, von dem er geſtehen muß, daß er ein ziemlich ordentlicher Menſch ſei, wirft er ihn in den Schmelztiegel des Chriſtenthums, ſcheidet das Gold aus, und wirft dem Judenthume die Schlacken hin. Wenn Mendelsſohn aus dem Umgange mit chriſtlichen Gelehrten gewonnen, ſchmälert das ſeinen Werth? Die Weisheit wird nicht angeboren, ſie wird erworben. Vielleicht iſt Herr Dr. Holſt reich genug, um nichts von den Alten entlehnen zu müſſen; wir andern armen Teufel aber ſind oft genöthigt, von Griechen und Römern zu borgen. Daß Reimarus die Aufſätze Mendelsſohns verbeſſert habe, glaube ich nicht; denn es heißt nicht verbeſſern, wenn Jener, um ſeine abweichenden Anſichten darzuſtellen, etwa Anmerkungen gemacht. Kann ein denkender Kopf ſeine Denkweiſe von einem andern regeln laſſen, muß er nicht mit ſeinen eigenen Gedanken denken? Daß Herr Dr. Holſt mit Reimarus vertrauten Umgang gehabt, iſt wohl zu glauben. Reimarus benutzte die Erfahrung überall; er hat ein gutes Buch über die Triebe der Thiere, und noch viele andere gute Werke geſchrieben. Aber von dieſem Manne konnte er ſeinen Judenhaß nicht gelernt haben. Reimarus war der unverſöhnlichſte Todfeind aller Bedrückungen. Das Converſations-Lexicon ſagt von ihm: „Er war ein Feind jeder Zwangsordnung; wo irgend nur die Freiheit, die innere oder äußere, beſchränkt wurde, da nahm er ſich ihrer an. Daher ſchrieb er gegen Getreideſperre, gegen öffentliche Kornmagazine, gegen Fleiſchtaxen, gegen Zunft- und Handwerkszwang, gegen den Zwang des Verlagsrechts (er billigte unter gewiſſen Bedingungen den Nachdruck), gegen mediziniſche Zwangsordnung, gegen Handwerksverbote, gegen das Poſitive in den Vorſchriften, nach welchen der Jugendunterricht von Staatswegen geleitet werden ſollte. Obwohl ein wohlbegründeter Gottesverehrer, ließ er ſich keinen dogmatiſchen Zwang in der Religion gefallen; die Vernunft mit ihrer Einſtimmung und ihrem Widerſpruch war ihm Richterin in der Religion. Die Einſtimmung der Weltordnung war ſeine Religionslehre.“ Ein ſolcher Mann konnte unmöglich eine Krämerſeele haben, welche Menſchenrechte auf die Butterwage legt, und mit einem ſolchen Manne ſollte man nicht vergebens umgegangen ſein!

Den fünften Abſchnitt überſchreibt der Verfaſſer: „Judenthum im Geſchäftsleben (in bürgerlicher Hinſicht) betrachtet, wo auf die ſo ergiebige Quelle hinzuſehen iſt, woraus Judenthum ſich einen immer höhern Vermögensſtand, ſelbſt Reichthümer zu verſchaffen im Stande iſt, und dadurch die Verhältniſſe der Geſammttheile mehr und mehr zerrüttet.“ Schon an den Pulsſchlägen dieſer pochenden Ueberſchrift fühlt man, in welcher heftigen Gemüthsbewegung der Verfaſſer über dieſe Gegenſtände ſprach. Judenthum iſt ihm überall der Knecht Ruprecht, womit er ſchreckt und droht. Ergiebige Quelle — immer höherer Vermögensſtand — ſelbſt Reichthümer! — und warum nicht ſo gut als wir? Er ſagt: „man ſagt nicht zuviel, wenn man den geſammten in den Händen der Juden befindlichen Handel als Wucher betrachtet,“ und geht dann mehrere Geſchäftszweige durch und zeigt, wie ſie wucherhaft betrieben werden können — ja, können. Aber werden es die chriſtlichen Handelsleute beſſer machen? Der Verfaſſer ſelbſt bemerkt: „keine menſchliche Weisheit iſt je vermögend, je im Stande, Maßregeln zu erſinnen, ſie mögen noch ſo durchdacht und geprüft ſein, wie ſie wollen, die dem Unfug des Wuchers je Einhalt thun könnten, er geſchehe mit Waaren oder mit Geld; noch weniger, wenn es bedeutende Unternehmungen ſind, weil Juden dann die ſchlaue Politik ausüben, chriſtliche Häuſer darin mit zu verwickeln, um von dieſer Seite Schutz finden zu können; denn, die

Wahrheit zu geſtehen, es fehlt nicht an Blutſaugern höherer Klaſſen, die gerne ihre Hände zum Wucher hergeben.“ An einer andern Stelle äußert er: „Da, wo ein chriſtlicher Wucherer ſtattfindet, der die moraliſchen Grundſätze verläßt, in welchen er zum Unterſchied des Judenthums erzogen worden . . tritt ein ſolcher nie ſelbſt auf, ſondern läßt einen Juden als Haupttheilnehmer das Geſchäft allein betreiben.“ Aus dieſen wichtigen Geſtändniſſen folgt: 1) daß es auch chriſtliche Blutſauger gibt, die Wucher treiben; 2) daß der Wucher der Chriſten nicht beſtraft wird, denn die Juden glauben ſich geſchützt, wenn ſie mit ihnen gemeinſchaftliche Sache machen; 3) daß Chriſten die Juden zur Theilnahme an Wuchergeſchäften verleiten, weil ſie ſich nicht ſelbſt herausſtellen wollen; 4) und aus allem Vorigen zuſammengenommen, ergibt ſich, daß man nicht unterſcheiden könne, ob der Wucher der Juden auf eigene oder gemeinſchaftliche Rechnung mit Chriſten getrieben werde, daß man daher gar nicht beurtheilen könne, ob es mehr Wucherer unter den Juden oder unter den Chriſten gibt. Herr Dr. Holſt hat dieſes Alles ſo unwiderleglich bewieſen, daß ich begierig bin, wie er ſich bei ſeinen Prinzipalen verantworten werde. Ich habe die Handelswelt nicht zu vertheidigen, deren Judenthümlichkeit — dieſe Sichtbarwerdung des Geld-Dämons, dieſe heraufgeſtiegene Furie der Habſucht, dieſer leibliche Goldteufel — mir in der tiefſten Seele verhaßt iſt, ſie mag in der Geſtalt eines Hebräers, eines Muſelmannes oder eines Chriſten mir entgegentreten. Aber iſt dieſe Judenthümlichkeit nur allein der Juden Schimpf und Schuld? Iſt ſie nicht die Stickluft, welche die ganze Handelswelt umdünſtet, erhaltend zwar das Leben, weil ſie das Leben zurückhält, aber tödtlich, wo ſie abgeſondert erſcheint? Ihr murrt und ſprecht, die Juden wären die Prieſter Merkurs, und ſteckten die Opferpfennige ein. Nun, wenn auch, dann ſind ſie ſchlauer als Ihr, aber nicht verderbter. Nicht der Prieſter, die Anbetung ſchafft den Götzen. Werft Euern Abgott um, zerſtört ſeine Tempel — und die Fleiſchgabel entfällt den Euch verhaßten Leviten. Bei den Griechen und Römern war der Handel den Sklaven eigen, Ihr aber ſeid Sklaven des Handels, und Nichts verdient Ihr als Geld und Verachtung. Ihr ſagt: wir haben Welttheile verbunden, Völker befreundet, Sitten verſchwiſtert, Verborgenes entdeckt, das Entdeckte herbeigeführt. Gut! Wollt Ihr Euch begnügen, die Fuhrleute der Weisheit zu ſein und von allen Gütern des Lebens nur die Fracht einzu ſtreichen, ſo iſt Eure Beſcheidenheit zu loben. Aber brüſtet Euch nicht mit erhabenen Geſinnungen, prahlt nicht mit Tugend und Gottesfurcht, wo Euch nichts bewegt als niedrige Habſucht und gemeine Sinnesluſt. Mögen die Juden haſſenswürdig ſein, aber Euch kommt es nicht zu, ſie zu haſſen. Eure Sache iſt noch lange nicht ſo ſchlecht, als ſie vertheidigt wird; denn es iſt der verdiente Fluch leidenſchaftlicher Verblendung, daß ſie in das Schwert des Gegners rennt. Hört, wie Eure Sachwalter ſprechen! Sie ſagen nicht, man ſolle die Juden aus dem Lande ſtoßen, ſie ſagen es nicht; denn ſie heucheln, ſie wollen nur, daß man ihren Handel beſchränke. Aber indem ſie auf dieſe Weiſe an der Wohlfahrt vieler tauſend Menſchen die Zweige abſchneiden, nachdem ſie die Früchte geſchüttelt, wollen ſie auch den Stamm umhauen und die Wurzel ausgraben. Auch die untern Gewerbe, auch Handwerke und Ackerbau, ſollen Juden nicht mit völliger Freiheit treiben dürfen. Ihr zündet das Wohngebäude ihres Glückes an und verſchließt die Hausthüre, daß ſie ſich nicht retten — Ihr jagt ſie in die Schlacht und pflanzt Kanonen hinter ihrem Rücken auf, daß ſie nicht umwenden können. Iſt das menſchlich? Man hat verlernt von Euch zu fordern, daß Ihr Chriſten ſeiet, aber es iſt doch wahrlich zum Lachen, wenn Ihr chriſtliche

Geſinnungen, die Ihr ſelbſt nicht habt, von Juden fordert.

Als ich in der geräuſchvollen Mitte dieſes Buches im Hauptquartier des Judenhaſſes angekommen war, gedachte ich zu ſpotten und dem Verfaſſer zu ſagen: er möchte, ſo ſehr auch ſein Herz dabei bluten würde, einen Juden lebendig aufſchlitzen und ſich überzeugen, daß Lunge und Leber, Herz und Nieren, Gehirn und Magen ganz ſo gebildet und geordnet ſeien, wie bei Chriſten, und dann ſolle er mir erklären, wo die Anweiſung der Natur wäre, die Juden nicht wie Menſchen zu behandeln. Aber meine Ironie fand nichts zu ſpitzen, die Wahrheit iſt ſchon ſpitz genug. Der Verfaſſer hat dafür geſorgt, daß ſeine Grundſätze nicht karikirt werden können. Er geht mit den jüdiſchen Leibern nicht beſſer um, als mit den jüdiſchen Seelen. Der ſechste Abſchnitt ſeines Buches betrachtet: „Judenthum in phyſiſcher Hinſicht.“ Eine ſchöne freiwillige Beiſteuer zu Frank's mediziniſcher Polizei! Er erſchrickt gewaltig vor dem Anwachſe jüdiſcher Bevölkerung und ſchreibt ſie dem häufigen Zwiebeleſſen der Juden zu. Er ſagt: ſie wären unreinlich; denn ob ihnen zwar Reinlichkeit Religionsgebot wäre, ſo berührten ſie doch „das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen“, und dieſes nennten ſie ganz lächerlich „ſich gewaſchen haben." Nach ſeiner Meinung wäre wohl nöthig, man führte Staatswäſchereien ein und legte Judenbleichen an! Bemerkt er ein Blätterchen auf der Lippe eines naſchhaften Judenmädchens, ſo macht er, wie zierliche Redner ſagen, aus der Mücke einen Elephanten und behauptet, das ſaubere Mädchen habe die **Elephantiaſis**. Läuft ihm eine Laus über die Leber, was oft geſchieht, behauptet er, es ſei eine jüdiſche geweſen, und die Juden hätten alle die garſtige Krankheit, woran unter andern gekrönten Häuptern auch Herodes und Philipp II. und der römiſche Dictator Sulla geſtorben ſind. Aus dieſem Allem aber folgert er, man müſſe die Juden von den Straßen der Städte mit einem neuen Beſen wegkehren und ſie hinaus führen. Von Nimrod bis auf die Pygmäen Ultras unſerer Zeit hat Ariſtokratenſucht ſtark gefiebert, aber ſo heftig als der Verfaſſer hat noch Keiner geraſt. Er meint, eine Judenhaut käme ſchon als fertiges Trommelfell auf die Welt, und man brauche nur die Schlägel zu rühren.

Der **ſiebente Abſchnitt** betrachtet „Judenthum in **hiſtoriſcher** Hinſicht" und ſpricht von den Quellen der ältern und neuern jüdiſchen Geſchichte. Dieſes Kapitel gibt weder Stoff noch Luſt zu Bemerkungen. Wo der Verfaſſer aufhört, ſich ſelbſt zu parodiren, und die natürliche Art ſeines

Geiſtes und Herzens hervortritt, wird er meilenlangweilig. Man muß wahrlich die Juden glühend haſſen, oder eben ſo glühend die bürgerliche Freiheit lieben, um über die ganze Breite dieſes Buches zu ſchwimmen, ohne die Kraft zu verlieren. Der Verfaſſer ſagt, ſeine Literatur-Sammlung von Judenſchriften gehe ſchon jetzt über die Zahl von mehreren Hunderten hinaus. Das mag eine ſchöne Blumenleſe von getrockneten Giftkräutern ſein!

Der achte Abſchnitt betrachtet: (dieſes häufige betrachtet iſt nicht mein Wort, der Verfaſſer gebraucht es, und mit Recht; denn er beweist nichts, er zeigt nur die Dinge, wie er ſie — eben betrachtet) „Judenthum, in Anleitung aller vorhergehenden Unterſuchung, zugleich in politiſcher Hinſicht aus einem ſtaatswiſſenſchaftlichen Standpunkte." Der Verfaſſer muſtert darin ſeine martialiſchen Grundſätze, um zu ſehen, ob keiner deſertirt ſei, und läßt ſie dann mehrere Schwenkungen und Schwänke machen. Er behauptet, die Juden hätten nichts Geringeres im Sinne, als ſich zu Herren der Welt aufzuwerfen, und zeichnet eine ſchöne Landcharte von allen den Wegen, auf welchen ſie, zwar zu Fuße und daher langſam, aber ſicher die Weltherrſchaft zu erreichen ſuchen. Er ſagt, die Juden hätten ſchon jetzt eine große Menge Tagereiſen zurückgelegt. Sie ſprächen: „Wir Juden ſind nicht mehr das, was wir vormals waren. In dem dermaligen Frankreich bekleiden wir öffentliche Aemter. In verſchiedenen Staaten ſind wir zu Reichswürden und Ehrentiteln gelangt, warum ſollten wir denn auch nicht Sitz und Stimme im Senat freier Städte haben können?“ Der Verfaſſer fährt fort: „Werden ſchon gegenwärtig weithinausſehende Aeußerungen gemacht, ſo wird es, bei höher ſteigendem Ehrgeiz, der mit den Mitteln gleiche Schritte halten kann, in der Folge unfehlbar noch weiter heißen: warum ſollten denn uns Juden die Pforten der Fürſtenhäuſer ſo ganz geſchloſſen ſein? Was könnte wenigſtens hindern, daß z. B. ein Beſitzer vieler angeſehenen, nach und nach arrondirten Ländereien nicht den Titel Fürſt annähme, damit dereinſt ein Herzog, ein Erzherzog ꝛc. daraus werde?“ Die Wahrheit iſt mir heiliger als Alles, und man wird meine Unbefangenheit loben, wenn ich dem Verfaſſer in dem hier Geſagten beiſtimme. Worin er Recht hat, behalte er Recht. Allerdings ſind unſere Juden Fürſten ſchon ſehr nahe und kommen ihnen täglich näher. Ich ſelbſt kenne einen reichen Juden, der nur allein in den letzten ſieben Jahren ſeinen Garten mit vier angränzenden Morgen Feld arrondirt und hierdurch deutlich genug verrathen hat, daß er gedenke, ſeinen Kindern den Garten als Erzherzogthum zu hinterlaſſen. Aber der Verfaſſer hätte Nichts übertreiben und ſich von ſeinem Haſſe ſo ſehr verblenden laſſen ſollen, daß er behauptet, die Juden gingen mit dem Gedanken um, Senatoren freier Städte zu werden. Auch Wahnſinn und Ruchloſigkeit haben ihre Gränzen. Es gibt angeborne Gefühle des menſchlichen Herzens, die auch der verworfenſte Böſewicht nicht zu unterdrücken vermag. Die Juden ſind ſchon Erz-Böſewichter genug, daß ſie Erz-Herzoge werden wollen; aber Senatoren! Nein, das iſt unglaublich, ſo tief kann der Menſch nicht ſinken!

Der Verfaſſer beſchreibt ferner die verſchiedenen Diebsſchlüſſel, mit deren Hülfe das ſpitzbübiſche Judenthum die Pforten der Fürſtenhäuſer aufzuſchließen gedenkt. Zuerſt erwähnt er der Tempel-Vereine. Hierunter verſteht er den Verein derjenigen jüdiſchen Glaubensgenoſſen, welche in Hamburg, Karlsruhe und andern Orten den von rabbiniſchen Alfanzereien entweihten Synagogen-Dienſt verlaſſen haben und in den neuen Tempeln ihre Andacht verrichten. Er ſagt: der Tempel-Verein ſchreite mit Umſicht, mit Beſonnenheit, mit aller Ueberlegung vorwärts, beſeitige in der Folge blos das rein Formelle, fremden Himmelsſtrichen nicht eigen und überflüſſig; ſo gibt es für das Judenthum mehr Proſelyten in einem Jahr, als es durch alle Zeiten hindurch für's Chriſtenthum nicht gegeben hat." Ich habe hierüber Nichts weiter zu bemerken, als daß ſich die Juden dieſes ſollten geſagt ſein laſſen; man muß von ſeinen Feinden Nutzen ziehen. Die ferneren Stufen zum Erzherzoglichen Throne werden von dem Verfaſſer wie folgt bezeichnet. Die Juden ſuchten ſich die Redaktion ſehr vieler periodiſchen Blätter und Zeitſchriften zu verſchaffen; ſie ſuchten ſich Eingang bei Staatszeitungen zu eröffnen; ſie ſuchten Zenſoren zu gewinnen; Männer, die ohne alle Kunde des Judenthums ſind, zu Schutzſchriften zu verleiten; ſie bemühten ſich, durch Neu-Chriſten die Direktion der Schauſpiele in die Hände zu bekommen, um nur was Nicht-Judenthum angehört, der Perſiflage preiszugeben. (Zu dieſem Zwecke hätten ſie ſich beſſer an den Verfaſſer gewendet.) Endlich hätten ſie auch in unſern Tagen den Verſuch gemacht, ſich in den Buchhandel „hineinzuſetzen", um eine völlige Herrſchaft über die Ideenwelt zu erringen, wobei „Jeden ein Schauder ergreifen" müßte, wenn er an die Folgen denkt. Auch hätten Schriftſteller unter den Juden ſich ſchon ſo weit geäußert: „daß jüdiſche Conſiſtorien in den verſchiedenen Diſtrikten Deutſchlands zu errichten ſind; daß alle Conſiſtorien ein

Central-Conſiſtorium, ein Concilium zu bilden haben; daß ſodann das Nämliche in allen übrigen Ländern geſchehen könne; und daß — fügen wir hinzu, etwa ein Erz-Patriarch (ein Fürſt der Gefangenſchaft wie ehemals) über alle Concilien ſodann geſetzt werde! . . . Ob nun hieraus je ſo ein Weſen als jüdiſcher Hoheprieſter (Pontifex maximus) dereinſt daraus hervorgehen könne, der erſt Bibel und Schwert mit einem Verbündeten, dann Schwert und Rauchfaß in der Hand haltend, weltlicher und geiſtlicher Herr werde und ſei; ſtelle ich der Betrachtung Anderer hin." Man wird den Rücken wenden und die Furcht des Verfaſſers ſtehen laſſen. Er iſt, wie Jeder ſieht, etwas hypochondriſch und ſieht Alles durch einen ſchwarzen Schleier. Mit der geiſtlichen und weltlichen Herrſchaft des Judenthums hat es in den erſten zwanzig Jahren noch keine Noth. So lange es Staatspapiere gibt, mag der Hoheprieſter ſein Schwert in der Scheide laſſen, die Juden haben mit gefährlichen Säbeln nicht gerne zu ſchaffen; und was das Rauchfaß betrifft, ſo kann der Hoheprieſter räuchern, ſo lange er Luſt hat, die Juden laſſen ſich keinen blauen Dunſt vormachen.

Der Verfaſſer zeigt ſich ſehr ungeſchickt, wenn er die Juden mit den Jeſuiten vergleicht und dabei in den gegen Letztere gerichteten Vorwurf einſtimmt, welcher heißt: „Alle Beſtrebungen der Jeſuiten ſind ihren eigenen Vortheilen und der Verbreitung ihrer Macht angepaßt, und ihr Gewiſſen findet bei jeder widerſetzlichen Handlung eine bequeme Rechtfertigung in ihren Ordens-Statuten.“ Was geht aus dieſer Zuſammenſtellung nothwendig hervor? Es geht daraus hervor, daß die Verworfenheit der Juden, ſei ſie auch ſo groß als behauptet wird, nicht aus dem Judenthume hergeleitet werden dürfe; denn wenn es verſtattet iſt, von den Bekennern auf die Würde einer Religion zu ſchließen, dann wäre die chriſtliche Religion die verwerflichſte unter allen, weil alle Völker der Erde zuſammengerechnet, von der Wiege des menſchlichen Geſchlechts an, nicht die Hälfte der grauſamen und wahnſinnigen Thaten verübt haben, als im Namen des Chriſtenthums verübt worden ſind. Die Juden haben zu ihren verworfenen Handlungen doch wenigſtens ihre Religion nicht zum Vorwande, ihre Feinde nur haben dieſe Religion zum Vorwande genommen, ihren eigenen Haß zu beſchönigen. Die Jeſuiten aber haben im Namen der chriſtlichen Religion, im Namen des Gottes der Liebe und der Barmherzigkeit die Völker mit tückiſchen Schlangenbiſſen zernagt und vergiftet. Sie haben Könige gemordet und ihre ganze Weisheit angeſtrengt, die Welt in Blödſinn zu erhalten. Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft, alle Blätter der Geſchichte haben ſie wie falſche Spieler gemiſcht, damit die Karten nach ihrem Wunſche fallen. Nur den Betrüger haben ſie nicht betrogen, nur den Unterdrücker nicht unterdrückt, ſondern Gewalt und Betrug unterſtützt, wo ſie ihnen entgegen traten. Hat ihnen das Chriſtenthum den Auftrag zu ihren Handlungen gegeben? Nein, ſie haben eine falſche Vollmacht vorgezeigt. Jetzt durchleſe man das große, fünfhundert Seiten lange Regiſter jüdiſcher Sünden, welches der Verfaſſer verfertigt, und ſehe, welche Verbrechen er den Juden vorwirft. Sind ſie ſchlechte Väter, verdorbene Söhne, verbuhlte Mütter, verrätheriſche Freunde; morden, rauben, ſtehlen ſie; kennen ſie den Ehebruch, die Trunkenheit, die Schwelgerei, die Spielſucht; ſind ſie unhäuslich, träge, vertaumeln ſie ihr Leben in Sinnesluſt? Wenn ſie das wären und thäten, dann hätte es der Verfaſſer ſicher geſagt. Aber nein, ſie berühren das Waſſer kaum mit den Fingerſpitzen, ſie nehmen 20 Prozente, ſie meſſen knapp, wie Herr Dr. Holſt behauptet, ſie gewinnen auf 10 Ellen Waaren ⅛ Elle, welches, wie der Verfaſſer nach Adam Rieß ganz richtig berechnet, bei einem jährlichen Abſatze von 10 Millionen Ellenwaaren einen betrügeriſchen Gewinnſt von 100,000 Ellen machen — würde! (Man ſieht, der Verfaſſer iſt immer noch ein Anhänger der Conjunktive). Und das iſt Alles! Verworfene Juden ſind nicht ſchlechtern Herzens als verworfene Chriſten, und ſie haben einen Vorzug, ſie ſind beſſern Geiſtes. Sie erkennen klarer die Natur der Dinge und der Menſchen; ſie durchſchauen die Heuchelei und üben ſie darum nicht. Sie wandeln im Lichte, ſie ſtehlen bei Tage, und die Nachtdiebe ſind gefährlicher. Sie thun das Böſe, wenn es ihnen Vortheil bringt, aber nie aus Blödſinn oder Ungeſchicklichkeit. Sie ſind Erdenbürger, nicht Beiſaſſen eines ſchmutzigen Winkelgäßchens, die wie Steine auf der Spanne Raum liegen bleiben, wohin ſie der Zufall geworfen. Sie haben Leidenſchaften, aber nur große; ſie kränkeln nicht an jenen lumpigen, bettelhaften Lüſten, wobei man nicht lebt und nicht ſtirbt. Sie haben Blut oder ſind blutleer, aber ſie haben nicht jenen wäſſerichten Milchſaft, der in Schneckenſeelen kriecht. Kurz: ſie ſind Fleiſch oder Fiſch; kürzer: ſie ſind keine Philiſter. O wehe über die Philiſter! Ein Einziger unter ihnen hat mehr Jammer verbreitet, als hundert Ruchloſe. Sie morden nicht das Leben allein, ſie morden die Freuden des Lebens. Das iſt kein tüchtiger Dolchſtoß, womit die Rache ihren Durſt abfindet, das iſt der Rüſſel der Mücke, die auf Stirne, Wange und Naſe das Blut ausſchlürft und den gelaſſenſten Menſchen zur Verzweiflung bringt. Das iſt kein ſtarkes Fieber, das geſund oder todt macht, das iſt ein langweiliger Schnupfen, wobei man den Arzt weder entbehren noch brauchen kann. Das iſt nicht Winterfroſt, nicht Sommergluth, nicht Sturm, nicht Zephyr, das iſt das abgeſchmackte naßkalte Herbſtwetter, das verdrießlich an den Fenſtern plätſchert, und — friert man oder nicht, ſoll man einheitzen oder nicht? man weiß es ſelbſt nicht, und keift und ſchmollt mit dem Himmel wie ein dürres altes Weib. So ſind die Philiſter, ſo ſeid Ihr Judenhaſſer. Ich bitte Euch, werdet liebenswürdig. Selbſt Eure Tugend iſt ungefällig, ſie iſt ſchön gewachſen, hat aber Sommerflecken. Selbſt Euer Recht iſt ärgerlich; denn Ihr vertheidigt es nicht wie Leute von Ehre, ſondern mit gemeinen Prügeln. Enthaltet Euch der Langweiligkeit; denn ſie iſt die einzige Sünde, die keine Vergebung findet. Aber alles Reden iſt fruchtlos, Ihr ſeid nur mit eines Eſels Kinnbacken zu ſchlagen, man muß ſelbſt ein Philiſter ſein, um mit Euch fertig zu werden.

Profeſſor Lips in Erlangen hat ein Werk für die Juden geſchrieben (ich kenne es nicht). Herr Dr. Holſt erwähnt dieſes Buches und bemerkt hierbei: „Es würde dem Verfaſſer der vorliegenden Schrift, der das Studium des Naturrechts, der Völkerrechte, des Staatsrechts ſeit mehreren Decennien unter Augen gehabt hat, ein Leichtes ſein, ſich weitläufig gegen die Herrn Lips und alle Diejenigen zu äußern, welche Menſchenrechte und Civilrechte durchaus nicht unterſchieden, welche zwiſchen religiöſer und politiſcher Toleranz nicht den geringſten Unterſchied machen. Dabei würden aber unnütze Worte verſchwendet werden.“ Daß Herr Dr. Holſt die Rechte der Natur, der Völker und des Staates unter Augen gehabt, glaube ich ihm, ob ich es zwar nirgends wahrnehme; im Herzen hat er ſie gewiß nicht gehabt. Daß es ihm ein Leichtes ſei, ſich weitläufig gegen die Herren Lips zu äußern, iſt gar nicht zu bezweifeln; denn er hat es hinlänglich gezeigt, wie leicht ihm die Weitläufigkeit falle. Daß ſich aber Menſchenrecht von Civilrecht, religiöſe von politiſcher Duldung ſo unterſcheiden ſolle, daß man Anſprüche auf das eine haben könne, ohne auf das andere, dem widerſpreche ich. Ihr glaubt ſelbſt nicht an dieſen Grundſatz, Ihr wißt nur nicht anders fertig zu werden. Ihr habt die Juden immer verfolgt, aber Euer Kopf iſt beſſer geworden, Ihr ſucht jetzt, was Ihr früher nicht gethan, Eure Verfolgung zu rechtfertigen. Ihr haßt die Juden nicht, weil ſie es verdienen; Ihr haßt ſie und ſucht ſo gut Ihr's könnt zu beweiſen, *daß* ſie es verdienen und Ihr haßt ſie, weil ſie — *verdienen*. Euer Herz konnte Eurem Geiſte nicht nachfolgen und dieſer kehrt zu jenem zurück, um mit ihm gleichen Schritt zu halten. Was Ihr *Menſchenrechte* nennt, das ſind nur *Thierrechte*: das Recht, ſeine Nahrung aufzuſuchen, zu eſſen, zu verdauen, zu ſchlafen, ſich fortzupflanzen. Dieſe Rechte genießt auch das Wild auf dem Felde — bis Ihr es erlegt, und dieſe wollt Ihr auch den Juden laſſen. Die *Bürgerrechte*, dieſe allein ſind Menſchenrechte: denn der Menſch wird erſt in der bürgerlichen Geſellſchaft zum Menſchen. Er wird darin geboren, er wird alſo als Bürger geboren. Dieſes iſt der Grundſatz Englands, Frankreichs und jedes freien Staates. Die Ausübung jener Rechte kann durch Nichts bedingt ſein, als durch die völlige Entwicklung der Geiſteskraft und dieſe muß als vorhanden angenommen werden, ſobald die körperlichen Kräfte reif erſcheinen. Alſo iſt jeder Menſch Bürger, ſobald er mündig iſt. Ihr ſagt, die Juden würden nicht mündig, die Natur habe ihre Seelen und ihre Leiber zu ewiger Kindheit verdammt — gut, auch unter Chriſten gibt es viele verlorne Söhne der Natur; ſo laßt ſie auch nicht Bürger werden, ſo macht Klaſſen. Ihr macht ja ſo gern Klaſſen und jauchzet, nur eine Stufe höher zu ſtehen, als ein Niedrigerer, ſolltet Ihr auch hundert Stufen niedriger ſtehen als ein Höherer. Weil Ihr ſelbſt Sclaven ſeid, könnt Ihr Sclaven nicht entbehren. Eure Bürgerrechte freilich ſind keine Menſchenrechte, denn ſie ſind unmenſchliche Rechte. Die Schneidernadel, die Schuſterpfrieme, die Krämerelle, dieſe machen bei Euch den Bürger; das Leichentuch iſt Eure Toga, erſt im Grabe bekommt Ihr Gemeinweſen; aber Eure Bürger ſind auch darnach. Dreißig Millionen ihrer hat Napoleon mit einer halben Million Männer unterjocht. Den verroſteten Hochmuth Eures Stadt-Philiſterthums, dieſen ehemals glänzenden Schild, Euch in die Hände gegeben, um Bürgerſtolz gegen Adelſtolz zu bewaffnen — werft ihn weg. Er iſt brüchig, er iſt Euch auch zu ſchwer geworden, denn Ihr ſeid die ſtarken, biedern Leute von ehemals nicht mehr. Religiöſe Duldung wollt Ihr gegen Juden üben und ſeit wann führt Ihr dieſe Sprache? Seitdem Euch jede Religion gleichgültig geworden, ſeitdem Euch gleichgültig geworden iſt, ob der Jude einen falſchen oder wahren Gott anbete, ſeitdem Euch nur am Herzen liegt, daß jüdiſcher Schacher den chriſtlichen nicht verkümmere. Eure Vorfahren waren beſſer als Ihr. Sie haben Juden und Ketzer gebraten, aber ſie thaten es um Gottes willen, freilich um „des Gottes willen, den ſie in ihrem Wahnwitze ſich erdichtet; aber ſo ſchamlos waren ſie doch nicht wie Ihr, daß ſie öffentlich dem heidniſchen Götzen der Diebe und der Kaufleute geopfert und gelehrt hätten, man müſſe die Juden ſchlachten, damit ſie den Markt nicht verderben.

Der Verfaſſer ſpricht ein „Schlußwort, an das Judenthum ſelbſt gerichtet.“ Er ſagt darin: „Meiner Geſinnungen bewußt, mag es mir völlig gleich ſein, wie die vorliegende Schrift von Juden beurtheilt wird; ob ſie deren Verfaſſer ebenfalls, höchſt ungerechter Weiſe, zu der Zahl der Judenfeinde rechnen, ſeine Abſicht ſo ganz und gar verkennend. Er haßt und kann keine Juden haſſen, ſie gehören der geſammten Menſchheit an. Auch unter ihnen gibt es, wie unter allen Glaubensbekennern, gute und achtungswerthe Menſchen. Dagegen aber ſteht das Rabbiniſche Judenthum, auf moſaiſche Theokratie ſich lehnend, nach ſorgfältigſt vorangegangener Prüfung in aller nur denkbaren Gehäſſigkeit vor ſeinen Augen.“ Es iſt brav, daß der Verfaſſer die Verkennung ſeiner Abſichten nicht ſcheut; wer für Wahrheit ſtreitet, darf die Gefahren des Kampfes nicht fürchten. Er hat nicht Unrecht, zu denken, die Juden würden ihn für einen Judenhaſſer anſehen; denn das iſt wirklich ſo ihre verwerfliche

Art, doch nicht ihre allein, es iſt deutſche Art, Alles aus der Selbſtſucht herzuleiten. Weil die Deutſchen kein öffentliches Leben haben, wird jede öffentliche That und Rede als etwas Häusliches beurtheilt; weil ſie beſtändig hinter dem Ofen hocken, macht ihnen das kleinſte Zuglüftchen freier Berührung einen ſteifen Hals und jeder Wind iſt ihnen ein Böſewicht; und endlich, weil ſie aus Erfahrung wiſſen, daß bei ihren Landsleuten alles Reden nichts hilft, meinen ſie, das müſſe jeder verſtändige Mann auch wiſſen, und wenn er alſo dennoch redet, müſſe er ſeine eigennützigen Zwecke haben. Daß der Verfaſſer die Juden nicht haßt, ſondern nur das Rabbiniſche Judenthum, mag ihm geglaubt werden. Aber warum ſondert er das Rabbiniſche Judenthum nicht von dem körperlichen Juden ab? Das Rabbiniſche Judenthum hat kein Auge, zu weinen, kein Herz, das gekränkt, kein Fleiſch, das verwundet, keine Ehre, die verletzt werden kann; Ihr möget es verfolgen, ſo viel Ihr Luſt habt. Aber der wirkliche lebende Jude hate Auge, Herz, Fleiſch und Ehre, welche Menſchlichkeit zu ſchonen gebietet. Ihr ſagt, der Talmud ſei ein harter unverdaulicher Stein, der im Magen der Juden läge und man müſſe ſie todt machen, um der Stein herauszuholen. Was gehen Euch die jüdiſchen

Magenbeſchwerden an? Führt der Rabbinismus ſeine Anhänger zu Verbrechen, die kein Strafgeſetz verhindern oder erreichen kann? Daß ich nicht wüßte; jene Albernheiten ſind nicht ſo gefährlich. Auch nehmt Ihr alle Erfahrungen aus dem Eiſenmenger und von Euren Ammen, Ihr kennt die heutige Judenwelt gar nicht. Die ganze jetzt lebende jüdiſche Jugend weiß gar nichts mehr vom Talmud, oder lebt doch nicht darnach, und in dreißig Jahren werden die Juden ſich nur des Talmuds erinnern, um darüber zu lachen. Herr Dr. Holſt geſteht, es gäbe auch unter Juden gute und achtungswerthe Menſchen; er hat aber nicht geſagt, wie man dieſen guten und achtungswerthen Menſchen begegnen ſoll. Soll man ſie etwa lieben und ſchätzen? Meint er das, dann hätte er ſich auch damit begnügen ſollen, die ſchlechten und verächtlichen Juden dem Haſſe und der Verachtung, und ſich nicht erlauben dürfen, ſie auch dem Drucke der Staatsgeſetze preiszugeben. Hat er für die guten und achtungswerthen Juden eine Befreiung von der rechtlichen Gefangenſchaft, worin man die übrigen halten ſoll, gefordert? Man nenne mir ein Geſetz, das zum Vortheile der Beſſern unter den Juden eine Ausnahme macht, man zeige mir auch nur einen Vorſchlag zu einem ſolchen Geſetze! Sagt Ihr: *Mit gefangen, mit gehangen!* — nun gut, ich könnte auch in paſſenden Sprüchwörtern reden, doch ich mag nichts gemein mit Euch haben. In Frankfurt am Main ſpricht man ſo gut wie in Hamburg von der Verderblichkeit der Juden; aber läßt man es dabei bewenden, ihren Handel zu beſchränken? Man hindert ſogar ihre geiſtige Thätigkeit, ſtatt ſie zu befördern. Nicht mehr als *vier* jüdiſche Aerzte dürfen ihre Kunſt ausüben; und da gegenwärtig mehr als vier in Frankfurt ſind, läßt man die Ueberzähligen, einem weiſen Polizei-Geſetze zuwider, lieber *ohne Prüfung und rechtliche Anerkennung* Kranke behandeln, als daß man ſich entſchlöſſe, ein thörichtes Geſetz aufzuheben. Advociren dürfen die Juden in Frankfurt gar nicht und einige jüdiſche Advokaten, die jetzt dort ſind, dürfen keine Rechtshändel führen und ſollten ſie darüber verhungern. Dieſe Ungerechtigkeit iſt um ſo größer, da jene Advokaten ſich ihrem Stande zur Zeit der großherzoglichen Regierung gewidmet haben und alſo damals nicht vorherwiſſen konnten, daß man in alte Barbarei zurückfallen werde. Ihr Herren von Hamburg, Frankfurt, Lübeck und Bremen, antwortet mir: Ihr klagt, die Juden ergeben ſich alle dem Schacher, und dennoch verhindert Ihr die geiſtige Entwicklung derer, die ſich vom

Schacher losmachen? Ich laſſe mich nicht abweiſen, ich will Antwort darauf haben. Ihr Herren von Frankfurt, ſagt mir, warum ſollen nur vier jüdiſche Aerzte, warum ſollen gar keine Juden Advokaten ſein dürfen? Seid ſo gut und antwortet mir. Schreiben die jüdiſchen Aerzte ihre Rezepte etwa in hebräiſcher Sprache? Heilen ſie die Hautkrankheiten nach den Regeln des alten Teſtaments? Stellen ſie wucherhafte Rechnungen für Arztlohn? Haben die jüdiſchen Advokaten die Inſtitutionen und Pandekten nicht im Kopfe, rechten ſie etwa nach dem Talmud? Ihr Herren von dem Frankfurter Gelehrten-Verein, antwortet mir: warum kann kein jüdiſcher Gelehrter Mitglied dieſes Vereins werden? Ihr Herren des Frankfurter Muſeums für Kunſt und Wiſſenſchaft, antwortet mir: warum nehmet Ihr keinen jüdiſchen Freund der Kunſt und Wiſſenſchaft, keinen jüdiſchen Gelehrten oder Künſtler auf? Ihr Herren der Frankfurter Leſegeſellſchaft, antwortet mir: warum darf kein Jude unter Euch ſitzen und den allgemeinen Anzeiger leſen? Ihr Herren von der Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte, antwortet mir: warum darf kein Jude die nützlichen Künſte befördern helfen? Ihr Herren vom Frankfurter

Caſino, Euch frage ich nicht, warum Ihr keinen Juden unter Euch duldet, denn Ihr ſeid Handelsleute. Aber Jene frage ich wiederholt und noch einmal ſei es geſagt, ich laſſe mich nicht abweiſen und will Antwort haben. Wie! die Körperſchaft der Advokaten, die der Aerzte, der Gelehrten Verein, das Muſeum, die Leſegeſellſchaft, die Beförderer nützlicher Künſte, dieſe zuſammen bilden vielleicht tauſend Menſchen, welche Alle die Feder zu führen geübt ſind, und nicht Einer ſollte aufſtehen unter ihnen, der mich öffentlich Lügen ſtraft, oder der beweiſt, daß ich für die Juden das Unziemliche gefordert, oder daß kein einziger Jude in Frankfurt eine Auszeichnung verdiene? Wenn Ihr Recht habt, ſo tretet hervor und vertheidigt Euer Recht!

Der Verfaſſer ſagt: „Die Wohlfahrt Einzelner kann und darf . . . nie von der Wohlfahrt der Geſammttheile getrennt werden.“ Dieſes iſt ſehr wahr; aber wenn dieſes wahr iſt, ſo darf auch die Wohlfahrt der Geſammttheile nicht von der Wohlfahrt der Einzelnen getrennt werden. Man darf nicht tauſend Menſchen aufopfern, um Zehntauſenden das Leben erträglicher zu machen, oder vielmehr, um ihnen die Arbeit zu erleichtern, wodurch Jeder des Lebens Annehmlichkeiten erwerben kann. Es muß Euch ſehr leicht fallen, zu beweiſen, daß der Handel der chriſtlichen Kaufleute dabei gewinnt, wenn der Handel der jüdiſchen eingeſchränkt wird; aber was habt Ihr dadurch bewieſen? — Euren Vortheil, nicht Euer Recht. Fiat justitia, pereat mundus — ſagt Ihr ja ſelbſt, ſo oft es Euch bequem iſt; aber wenn es Euch nicht bequem iſt, ſagt Ihr: Vivat mundus, pereat justitia! Noch vor zwanzig Jahren habt Ihr in Euern freien Städten eben ſo gegen Katholiken gewüthet, als Ihr jetzt gegen Juden wüthet; nun, die Zeit hat Euch zur Menſchlichkeit genöthigt und Ihr murrt nicht einmal mehr über den Zwang; denn Wahrheit und Recht haben ſo viel Reizendes, daß man ihnen nur nahe zu treten braucht, um ſie lieb zu gewinnen. Glaubt Ihr nicht, daß ein Tag kommen wird, der Euch befiehlt, auch die Juden als Eure Gleichberechtigten anzuſehen? Aber Ihr wollt gezwungen ſein. Der Deutſche iſt taub, der Wagenführer der Zeit mag ſchreien ſo laut er will, daß man ihm ausweiche, er wird nicht gehört; Ihr beginnt erſt zu fühlen, wenn das rollende Rad Eure Glieder ſchon zermalmt hat. Freiwillig folgt Ihr nicht, das Verhängniß muß Euch bei der Bruſt packen und Euch hier und dorthin ſchleppen. Zu der Franzoſenzeit genoſſen die Juden in Hamburg und Frankfurt volle Bürgerrechte und — ich habe es geſehen — Ihr habt friedlich mit ihnen gelebt und manche Aepfelwein Brüderſchaft mit ihnen getrunken. Noch einige Jahre länger der Gleichheit und Ihr hättet Eure Schwäche ganz überwunden. Aber da änderten ſich die Zeiten; da ging die Katze aus dem Hauſe und die Mäuſe ſprangen auf dem Tiſche; da wurdet Ihr befreit; da holtet Ihr Eure wie alte Semmel zuſammengeſchrumpften Grundſätze wieder hervor; da weichtet Ihr ſie ein, um ihnen ein friſches Anſehen zu geben; aber ſie ſind locker und unſchmackhaft geworden und nur wer ein Bettler iſt am Geiſt, mag ſie genießen. Schämt Euch!

Herr Dr. Holſt hat ein Schlußwort an das Judenthum ſelbſt gerichtet; aber damit endigt ſein Buch noch nicht. Es folgt auch ein Anhang. Dem Verfaſſer fiel es wahrſcheinlich bei, man dürfe den Juden das letzte Wort nicht geben und darum ließ er hinter dem Kerne ſeines Buches noch einen Kometenſchweif freundlich wedeln. Seine dankbare Anhänglichkeit für dieſen Anhang muß groß ſein; denn es iſt darin von den alten tiefen Schriften die Rede, aus welchen er ſeine jüdiſche Weisheit heraufgeeimert hat. Ich werde, um mich Liebhabern des

Judenhaſſes gefällig zu beweiſen, den Namen jener beiden Werke mit allen ihren Titeln und Würden hierherſetzen, damit man ſich daran erquicke. Man laſſe ſich von ihrer ſchweinsledernen Außenſeite und ihrer Dicke (jedes derſelben bildet einen halben Fuß großen Würfel) ja nicht abſchrecken. Sie leſen ſich ſo angenehm als Walter Scott's Romane. Das erſte Buch, welches Herr Dr. Holſt „ein rühmliches Werk“ nennt, heißt: „Tractatus de Juribus Judaeorum: vom Recht der Juden, worinnen von denen Geſetzen, denen ſie unterworfen, deren Heirathen, Contracten, Wucher, Teſtamenten, Succeſſionen oder Erbfolgen, Verbrechen und deren Beſtrafungen, Privilegien und Rechtswohlthaten, Oneribus und Beſchwerden, inſonderheit der Kronen-Steuer und guldenen Opfer-Pfenning, wie auch Gerichten und gerichtlichen Handlungen und andern mehr, gründlich und deutlich gehandelt wird. Aus denen göttlichen und allgemeinen Reichs- und andern Special-Rechten und Gewohnheiten zuſammengetragen und mit Praejudiciis, Decisionibus und Responsis überall beſtärkt. Denen Richtern, Amtleuten und ſonſten jedermänniglich zum Beſten, mit einem hierzu dienlichen Regiſter verſehen, herausgegeben von Joh. Jodoco Beck. J. U. D. Hochgrävl.-Hohenloh-Neuenſtiniſch und Hochgrävl.

Griechiſchen Rath, bei Löbl. Univerſität Altdorf Pandectarum Professore Publico et Facultatis Juridicae Assessori Ordinario. Nürnberg 1741. 4.“ Der Hochgräfliche Rath Beck iſt todt, die Univerſität Altdorf iſt todt, das Hohenloh-Neuenſtiniſche und das Griechiſche Reich ſind beide todt und ich weiß nicht einmal, wo die zwei letzteren begraben liegen; aber die Grundſätze des Buches ſind noch immer nicht verfault. Man muß es den Deutſchen nachrühmen, daß ſie die Kunſt, Leichname einzubalſamiren, in hohem Grade verſtehen. Die meiſten ihrer Geſetzbücher ſind Mumien, mit unverſtändlichen Hieroglyphen bemalt — und von ſolchen Kabinetsſtücken werden wir regiert! Das andere Buch hat den Namen: „Johann Andreä Eiſenmengers, Profeſſors der orientaliſchen Sprachen bei der Univerſität Heidelberg, Entdecktes Judenthum, oder: Gründlicher und wahrhafter Bericht, welchergeſtalt die verſtockten Juden die Hochheilige Dreieinigkeit Gott Vater, Sohn und heil. Geiſt erſchrecklicherweiſe läſtern und verunehren, die heil. Mutter Chriſti verſchmähen, das Neue Teſtament, die Evangeliſten und Apoſteln, die chriſtliche Religion ſpöttiſch durchziehen und die ganze Chriſtenheit auf das Aeußerſte verachten und verfluchen; dabei noch viel andere, bishero unter den Chriſten entweder gar nicht, oder nur zum

Theil bekannt geweſene Dinge und große Irrthümer der jüdiſchen Religion und Theologie, wie auch viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen. Alles aus ihren eigenen, und zwar ſehr vielen mit großer Mühe und unverdroſſenem Fleiß durchleſenen Büchern mit Ausziehung der hebräiſchen Worte und derer treuen Ueberſetzung in die teutſche Sprach, kräftiglich erwieſen und in zweien Theilen verfaſſet, deren jeder ſeine behörigen allemal von einer gewiſſen Materie ausführlichhandelnde Kapitel enthält. Allen Chriſten zur treuherzigen Nachricht verfertigt und mit vollkommenen Regiſtern verſehen. Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen, allergnädigſten Special Privilegio. Gedruckt zu Königsberg in Preußen, im Jahr nach Chriſti Geburt 1711. 2 Theile.“ Der erſte Theil enthält 1016, der zweite Theil 1111, beide Theile zuſammen alſo 2127 Seiten in Quart. Der Jahrgang des Morgenblatts hat mehr als achttauſend Seiten und Ihr leſet ſie mit Vergnügen, warum ſolltet Ihr vor dem Eiſenmenger zurückſchaudern? von vielen, ſowohl in artiſtiſcher als in national-ökonomiſcher Hinſicht, ſehr nützlichen Gedanken, die ich über obigen Bücher-Titel gefaßt, will ich nur einige mittheilen. Wie bedaurungswürdig, daß der ſchöne gothiſche Bauſtyl der deutſchen Sprache ganz verloren gegangen iſt! Man vergleiche das ehrwürdige, hohe und geräumige Portal des Eiſenmengeriſchen Judentempels mit dem winzigen Titel des Herrn Dr. Holſt: „Judenthum in allen deſſen Theilen;“ das iſt ſo zerbrechlich als die Glasthüre eines Zuckerbäckerladens! Jene Miſchung von lateiniſcher und deutſcher Sprache, wie vortheilhaft iſt ſie allen Leſern! Iſt das Deutſche unverſtändlich, wird es vom Lateiniſchen erklärt; wer erklärt uns aber, was wir im Buche des Herrn Dr. Holſt nicht verſtehen, das rein deutſch geſchrieben iſt? Dürfte ein neuer Schriftſteller von ſich ſelbſt ſagen, was Eiſenmenger geſtand: daß er gründliche und wahrhafte Berichte gegeben, daß er bisher unbekannt geweſene Dinge mitgetheilt, daß er mit vieler und großer Mühe und unverdroſſenem Fleiße gearbeitet und daß er treu überſetzt? Keiner würde es ihm glauben. Könnte ein neuerer Schriftſteller auf ſein Buch drucken laſſen: Mit Seiner königl. Majeſtät in Preußen allergnädigſtem Special-Privilegio? Was würde es ihm nützen? Das Buch wird doch nachgedruckt. Dürfte er humoriſtiſch ſein und ſagen: daß in ſeinem Werke viel lächerliche und kurzweilige Fabeln und andere ungereimte Sachen an den Tag kommen? Jeder Leſer würde es für Ernſt halten. Sonſt brauchte man nur den Titel eines Buches zu leſen und man wußte ſchon Alles, was im Buche ſtand; jetzt aber muß man das ganze Buch leſen, um den Titel zu verſtehen. Kann etwa Jemand den Titel folgenden Buches verſtehen: „Der Typhus contagiosus und die Dysenteria in kosmiſchen Beziehungen, von Dr. Bührens, Arzt in Barmen?“ Gewiß nicht, ohne das Buch geleſen zu haben, ſelbſt dann nicht, wenn er die Ankündigung und darin geleſen, daß der Verfaſſer zeige: „wie die großen kosmiſchen Epochen und Ereigniſſe, welche das Schickſal ganzer Länder und Völker entſcheiden, auch im organiſchen Ausdruck ſich wiederholen und offenbaren . . . und wie von hier aus die dunkelſte Lehre der Pathologie zu verſtehen und zu erklären iſt.“ Hat Einer eine Vorſtellung, wie der Planet Jupiter mit dem Fleckfieber, der Krieg in Neapel mit Bauchgrimmen in Verbindung ſtehe? Wird er ſich nicht darüber wundern, daß Zach und Bode die Ruhr beſſer ſollen heilen können als Boerhave und Reil, und daß Dr. Olbers in Bremen, der zugleich Arzt und Aſtronom iſt, die von ihm entdeckte Pallas als ein ſtärkendes Mittel verſchreibe? Ein Eiſenmengeriſcher Titel hätte keinen Zweifel aufkommen laſſen und über Alles befriedigende Erklärung gegeben. Wären die Büchertitel noch ſo umſtändlich als vormals, welch ein großer Vortheil wäre dieſes für Literatoren und Literatur? Man bedenke nur, wie groß der Ehrenſold heutiger Schriftſteller iſt und daß ſie nur noch zwei Drittheile weniger gewinnen, als die Verleger ſelbſt. Ein Eiſenmengeriſcher Titel könnte allein ſchon das Mittagseſſen einer literariſchen Familie bezahlen und wie viel ſolcher Titel kann man nicht in einem Tage oder gar in einem Jahre ſchreiben! Die Bücher ſelbſt brauchten dann gar nicht verfaßt, alſo auch nicht geleſen, alſo auch nicht gekauft zu werden und man hätte nur jede Meſſe die zehn Bände des Leipziger Verzeichniſſes zu bezahlen.

Ich kehre zum Profeſſor Eiſenmenger und zum Herrn Dr. Holſt zurück. Letzterer erzählt weiter was ihm Erſterer erzählt hat; nämlich: verſchiedene Albernheiten des Talmuds und der Rabbiner. Es ſcheint, Herr Dr. Holſt beneidet die Juden, daß ſie faſt noch größere Narren gehabt, als mehrere Kirchenlehrer waren. Aber die Juden ſind nur darum zu beneiden, weil ihre Narren nicht ſo unheilbringend geweſen ſind, als die der Chriſten. Jene trugen eine hölzerne Pritſche in der Hand, ſtatt eines blutbefleckten Schwertes und wenn ſie ja ſich boshaft zeigten, ſetzten ſie den Geſoppten ihre eigene Schellenkappe auf, nie aber ſpaniſche Autos Da Fé-

Mützen. Der Verfaſſer hat Recht, ſich über die Tollheiten der Rabbiner luſtig zu machen, er ſollte aber dabei nicht malicios ſein. Ich bin überzeugt, daß er ſo viele Rabbiniſche Gelehrſamkeit beſitzt, als ich, der ich gar keine beſitze und daß er daher ſo gut als ich den erhabenen oder tiefen Sinn mancher Rabbiniſchen Lehre verſtanden und nur mit Vorſatz ihre lächerliche Seite herausgewendet hat. Ich will verſuchen, ſeinen unzeitigen Spaß aus mehreren wichtigen Stellungen zu vertreiben. Herr Dr. Holſt macht ſich luſtig über folgende Talmudiſche Fragen und Räthſel.

1. „Ob des Engels Schwert am Eingange des Paradieſes wirklich von Stahl geweſen?“ — Ich ſehe nicht ein, was hierüber zu lachen iſt. Dieſe Unterſuchung hat einen technologiſchen Zweck und verdient es, daß ſich die Frankfurter Geſellſchaft zur Beförderung nützlicher Künſte und Gewerbe damit beſchäftige, wenn ſie auch ſonſt nichts Jüdiſches zuläßt. Es kommt hier darauf an zu entſcheiden, ob man zu Adam's Zeiten ſchon Stahl verfertigt hat, ob es damals ſchon Damascener Klingen gegeben und wenn Eiſen und Stahl damals noch nicht bekannt geweſen, wie ſich Adam Feuer geſchlagen habe?

2. „Wie viel Adam von dem Apfel ſeiner Gattin bekommen haben möge?“ — Ich ſehe in

dieſem Zweifel von Seiten der Herren Rabbiner nichts, als zugleich eine Artigkeit und eine Satyre. Wäre es nicht höchſt grob geweſen, wenn ſie geradezu gefragt hätten: Ob das Weib oder der Mann verdorbener ſei? Mit der Größe des Apfelbiſſes ſteht ja bekanntlich die Sündhaftigkeit in Verbindung. Sie frugen alſo verblümt. Ich gebe folgende gerechte Entſcheidung. Adam hat zwar die größere Hälfte bekommen, da aber Eva den Apfel etwas dick geſchält und die Schale nebſt den Körnern, die ſie aus zarter Aufmerkſamkeit herausgenommen, allein gegeſſen hat, ſo kommt es auf Eins heraus.

3. „Ob das Ei, welches die Henne am Feſttage legt, genoſſen werden dürfe?“ — Herr Dr. Holſt behauptet, über dieſe Unterſuchung ſei ein ganzer Foliant geſchrieben worden. Dieſesmal hat er Recht, ſich luſtig zu machen; denn hier heißt es eigentlich: Die Herren Rabbiner haben ſich um ungelegte Eier bekümmert. Aber man muß nicht voreilig ſein. Vielleicht waren damals die Hühner der Juden ſo bigott als ihre Herren, und gackerten am Sabbath nicht. Wenn es eins aber doch that, dann war das Ei ein Werk der Sünde und man konnte vernünftige Zweifel haben, ob man es eſſen dürfe, oder nicht.

4. „Ob bei der Auferſtehung der Todten alle

Juden, oder nur ein Theil derſelben, beſonders die Gelehrten aufſtehen werden?“ — Ich glaube, daß alle Juden aufſtehen werden, doch nicht alle zugleich; denn ſonſt würden ſie ein ſolches Geſchrei machen, daß die Beiſitzer des jüngſten Gerichts taub davon werden müßten. Da auch an jenem großen Tage kein Sünder ohne Vertheidigung wird verurtheilt werden dürfen, ſo werden natürlich die Gelehrten die Sachwalter machen und werden daher früh aufgeweckt werden müſſen. Wenn man ſie nicht brauchte, ließe man ſie gewiß liegen, zur Strafe ihrer Narrheiten.

5. „Ob Adam und die Erzväter mit oder ohne ihre Weiber und auch früher auferſtehen werden?“ — Dieſes wird davon abhängen, ob die Männer gerecht befunden werden vor dem Herrn oder nicht. In jedem Falle werden ſie ſpäter aufſtehen als ihre Weiber; denn wenn es früher geſchehe, würden ſie nicht zugeben, daß man die Theuern aus dem Schlafe wecke.

6. „Ob dann Könige und Fürſten wiederum unter den Menſchen ſein werden?“ — Nein; denn es iſt bewieſen, daß Fürſten die Stellvertreter Gottes ſind auf Erden, am Tage des Herrn endet alſo ihre Sendung.

7. „An welchem Orte die Auferſtehung vor ſich gehen werde?“ Die Rabbiner entſcheiden für Judäa, namentlich beim Oelberge und ſagen, daß Diejenigen, die außer Judäa gelebt haben, ſich unter der Erde durch Höhlen, wie Säcke fortwälzen müſſen, um an Ort und Stelle der Auferſtehung zu gelangen. Herr Dr. Holſt nennt dieſe Lehre ruchlos und wahnſinnig und fragt: „wie es denn Diejenigen mit dem Fortwälzen unter der Erde machen, die jenſeits der Meere, Inſeln zu geſchweigen, gelebt haben?“ Es iſt ganz offenbar, daß der Verfaſſer nur Händel ſucht. Was geht das ihn als Europäer an? Er kann ja von Hamburg, unter Rußland und Perſien weg, zu Lande nach dem Oelberge kriechen und der gottesfürchtige Chateaubriand wird ſich gewiß ein Vergnügen daraus machen, einen Itinéraire souterrain de Hamburg à Jerusalem zu ſchreiben. Napoleon auf St. Helena mag zuſehen, wie er am jüngſten Tage fertig werde. Uebrigens, was hindert das Meer zur Auferſtehung? Hat das Meer nicht einen feſten Grund, auf dem es ruht? Können die Todten nicht unter der See fortkriechen?

8. „In welcher Stunde, Minute und Sekunde, nach jüdiſcher Tagesrechnung, reducirt auf alle übrigen Länder, das jüdiſche Volk ſeine Selbſtſtändigkeit

verloren habe?“ — Darüber kann ich Beſcheid geben. Das jüdiſche Volk hat ganz genau in der Sekunde ſeine Selbſtſtändigkeit verloren, wo es aufgehört hat, ſie zu verdienen.

Der Verfaſſer hatte an einer frühern Stelle ſeines Buches geſagt: „ich bleibe bei dem Worte Juden überall ſtehen. Ich kenne keine Israeliten, oder nach der Ethymologie des Worts: Männer über Gott! Schon als Chriſt habe ich die ſchuldige Achtung für die Gottheit, eine Blasphemie der Art nicht zu begehen. Wie es aber hat möglich ſein können, daß Juden ſich noch jetzt eines ſolchen Ehrennamens haben anmaßen wollen, verſteh' ich nicht.“ Der Verfaſſer hätte immer ſo aufrichtig ſein ſollen, zu ſagen: ich verſtehe nicht; dann wären die Irrthümer ſeines Urtheils doch nur die ſeinigen geblieben. Die Juden thaten Recht, die Welt und ſich ſelbſt dieſes ihres Namens zu entwöhnen; denn die Vorſtellung von Sklaverei und Unehre war mit dieſem Namen unzertrennlich verbunden, und Worte, dieſe furchtbaren geheimen Oberen der Welt, regieren im Verborgenen. Der Name Israeliten iſt keine Gotteslästerung; er bedeutet nicht Männer über Gott, ſondern Männer, die gottähnlichen Weſen gleich ſind. Die Bibel giebt darüber die nöthige Auskunft. Der Erz-Vater

Jakob reiſte einſt bei Nacht und da begegnete ihm ein Mann, mit dem er ſich herumbalgte. Und als der Morgen anbrach, ſprach der Mann zu Jakob: jetzt laß mich gehen; denn ich muß fort, und da haſt du was zum Andenken; und er verrenkte ihm die Hüfte. Und da frug Jakob: Menſch, wie heißeſt du? Und der Menſch antwortete: das brauchſt du nicht zu wiſſen, du aber ſollſt nicht mehr Jakob, ſondern Israel heißen; „denn du haſt um den Vorzug geſtritten mit göttlichen Weſen und mit Menſchen, und biſt ihnen beikommen.“ Ein göttliches Weſen heißt aber hier nichts Anderes, als ein ſtarker Mann, ein Held, und Jakob ſollte ja nicht blos darum, ſondern auch, weil er mit Menſchen gekämpft, Israel heißen. Es iſt ganz klar, daß Jakob mit einem Räuber zu thun gehabt hatte; denn der Mann machte ſich aus dem Staube als der Tag kam, um der arabiſchen Polizei nicht in die Hände zu fallen, und er wollte ſeinen Namen nicht ſagen, um nicht verrathen zu werden. Jakob hinkte ſeitdem, und war alſo ein von Gott gezeichneter Menſch, wie man noch heute zu ſagen pflegt. Um ihres Ahnherrn Hüfte zu ehren, eſſen die Juden noch jetzt von keinem Hinterviertel irgend eines Schlachtviehes. Dieſe Aufmerkſamkeit ſcheint zwar nicht ſehr ſchmeichelhaft zu ſein, indeſſen bedenke man, daß in der zwiſchen einem Menſchen und einem Ochſen gezogenen Parallele eigentlich gar nichts Beleidigendes liegt; denn, wie aus der Mathematik bekannt iſt, können *Parallellinien* nie zuſammenſtoßen, ſie bleiben immer auseinander ſtehen. So glaube ich alſo hinlänglich bewieſen zu haben, daß der Verfaſſer die hohe Weisheit der Rabbiner gar nicht verſtanden hat, oder nicht verſtehen wollte, um ſie lächerlich zu machen; daß vielmehr die Rabbiner und ihre Anhänger weiſe Männer ſind, die man, ohne ihnen zu ſchmeicheln, nach meiner mathematiſchen Theorie mit verrückten Menſchen in Parallele ſetzen kann. Dem Verfaſſer habe ich jetzt nur noch ein beruhigendes Wort zu ſagen. Er äußert in ſeiner Vorrede: wie weit es ihm gelungen ſein mag, der deutſchen Literatur ein klaſſiſches Werk geliefert zu haben „ſolches hängt weniger von dem Urtheil der Zeitgenoſſen ab, mehr von der Entſcheidung *der ſtreng richtenden Nachwelt*.“ Ich darf ihn verſichern, daß er von dem Urtheile der Nachwelt nichts zu fürchten hat.

An Euch wende ich mich jetzt, die Ihr gegen Juden nicht feindlich redet, ſondern nur ſo handelt. Und wahrlich, unverſtändig thun, iſt verſtändiger, als unverſtändig reden; denn Thaten widerlegt man nicht. Ich liebe nicht den Juden, nicht den Chriſten, weil Jude oder Chriſt; ich liebe ſie nur, weil ſie Menſchen ſind und zur Freiheit geboren. Freiheit ſei die Seele meiner Feder, bis ſie ſtumpf geworden iſt, oder meine Hand gelähmt. Leben iſt Lieben, Ihr aber ſeid Sclaven Eures Haſſes. Ihr ſeid Leibeigene der Gewohnheit, und die Gewohnheit iſt eine harte Gebieterin. Frei ſein wollen, heißt frei ſein. Das Herz iſt zu eng, um die volle Liebe auch nur für einen Einzigen zu bergen, nur in der Bruſt kann Raum ſein, um Tauſende zu haſſen. Ihr ſteht am ſichern Strande, hinausſchauend in das ſturmbewegte Meer; Ihr ſeht Schiffe mit den Wellen, Menſchen mit dem Tode ringen — und Ihr habt Erinnerung für die kleinlichſten Zwiſte aus der alten Zeit des übermüthigen Friedens? Ihr ſeht reiche Ladung an der drohenden Klippe des Abgrunds, und Ihr könnt Euch um Bettelpfennige ſtreiten? Der Schaum der zürnenden See benetzt Euch den Fuß, Ihr müßt vor Euch blicken, um Euch zu wahren, und Ihr ſchaut zurück Jahrtauſende weit? Die Zeit iſt reif an großen Dingen. Glücklich Ihr, daß Ihr nicht zu ſein braucht von den ſchweißtriefenden Schnittern, ſondern nur munter zur fröhlichen Ernte, wenn der ſchöne Tag der Garben kommt. Liebt Euch und vereinigt Euch. Doch müßt Ihr haſſen, iſt der Haß der Sauerteig Eures Lebens, der allein ihm Würze giebt, ſo haßt, was haſſenswürdig iſt: die Falſchheit, die Gewalt, die Selbſtſucht. Seid was Ihr wollt, gut oder ſchlimm, fromm oder ruchlos, weiſe oder wahnſinnig, doch ſeid nur etwas! Seid Glühwein oder brunnenkühles Waſſer, nur nicht abgeſtandenes Naß, das Jeden anekelt — ſeid keine Philiſter!

Die neue Verfolgung, welche die Juden im ungelehrigen Deutſchland erduldet, iſt keine friſch aufgelebte; ſie hat ſich nur aufgerafft im letzten Kampfe des Todes. Die Flamme des Haſſes loderte noch einmal hell, um auf ewig zu verlöſchen. Das tröſte die Leidenden. Shakeſpeare und ſeine Schweſter Erfahrung ſprechen:

Vor der Geneſung einer heft'gen Krankheit,
Im Augenblick der Kraft und Beſſ'rung, iſt
Am heftigſten der Anfall; jedes Uebel,
Das Abſchied nimmt, erſcheint am übelſten.

XXVII.

Les Pyrénées et le midi de la France,

pendent les mois de Novembre et Décembre 1822. Par A. *Thiers*. Paris, 1823.

Was der Berg Sinai mit den Pyrenäen Aehnliches hat, liegt zu offen, als daß nöthig wäre, davon zu ſprechen; aber darauf, was ſie unterſcheidet, muß etwas hingedeutet werden. Dem auserwählten Volke Gottes (auserwählt zu Staatspapiergeſchäften und zu Marketendern der Ariſtokratie) wurde vom Berge Sinai herab ein einziger *Geſetzgeber* zugeſendet; den Spaniern aber werden von der Höhe der Pyrenäen hunderttauſend *Geſetznehmer* zugeſchickt. Es iſt höchſt wunderbar! Der himmliſche Vater, der doch ſo beredſam iſt, daß er durch zwei einzige Worte die Welt erſchuf, brauchte zehn längere oder kürzere Gebote, um den Hebräern nur die Grundzüge ihrer Verfaſſung vorzuzeichnen; denn er begriff in ſeiner Weisheit, daß eine Welt leichter geſchaffen, als glücklich gemacht ſei. Die irdiſchen Väter aber ſind viel mächtiger lakoniſch; ſie geben den Spaniern nur ein einziges Gebot: *Ihr ſollt keine Verfaſſung haben* — woraus die übrigen Gebote ſich auf das Schönſte ableiten laſſen. Wer ſich in dieſen Dingen, worüber die Gelehrten noch gar nicht einig ſind, etwas unterrichten will, der leſe das angezeigte Werk. Der Verfaſſer hat die Pyrenäen erſt in den letzten Monaten des verfloſſenen Jahres bereiſt, das will ſagen: durchkrochen und überklettert. Er erzählt Manches, was zu wiſſen gut iſt; aber zu beachten noch beſſer wäre. Er ſpricht von den ausgewanderten ſpaniſchen Mönchen, die gehörig beleibt ſind, und, wie ſie es in Spanien mit den Ihrigen pflegen, auch alle Franzoſen, die ſie auf den Landſtraßen treffen, ſegnen wollen, worüber ſolche Franzoſen lachen. Er ſpricht von der Glaubens-Armee, die Glauben weder hat, noch einflößt; von den Guerillas und ihren langen Meſſern, vor denen ſich ſogar Napoleon in eigener Perſon gefürchtet haben ſoll, er, der ſonſt Nichts gefürchtet; von der Regentſchaft von Urgel und deren Gliedern, Mata-Florida, Baron Eroles; von Trappiſten; von dem franzöſiſchen Heere, das ganz und gar von milchbärtiger Beſchaffenheit — und von noch andern nützlichen Dingen. Der Verfaſſer hat eine ſchöne, maleriſche Darſtellung; aber was helfen Farben? Die, welchen eine bildliche Belehrung Noth thut, verſtehen ſich nicht auf die Perſpektive, und eine Wahrheit, die nicht wenigſtens in Haut-Relief dargeſtellt iſt, faſſen ſie nimmer und nimmer.

XXVIII.

L'art de faire des dettes et de promener ses créanciers; par un homme comme il faut. Paris, 1822.

Schulden machen darf auch in Deutſchland Jeder; nur das Recht, ſie nicht zu bezahlen (nämlich die Schulden und die Deutſchen), iſt dort ein Regal. Daß man in Frankreich dieſes Recht auch für die Unterthanen in Anſpruch nimmt, darüber braucht man ſich nicht zu wundern; es iſt dieſes eine der letzten Kohlen des verglimmenden Freiheitsbrandes der Franzoſen. ... Das iſt aber auch ſchon Alles, was ich über das angezeigte Werk ſagen kann. Denn das Buch gehörig zergliedern, wie es von jedem rechtſchaffenen Recenſenten zu erwarten iſt, das wäre im gegenwärtigen Falle theils überflüſſig, theils ſchädlich. Ueberflüſſig — weil diejenigen deutſchen

Leſer, welche Schulden zu machen pflegen, gewöhnlich das beſte Franzöſiſch ſprechen und alſo das Original verſtehen; ſchädlich — weil denjenigen Deutſchen, die kein Franzöſiſch ſprechen, nämlich gemeinen Bürgersleuten, es gar nicht zukommt, Schulden zu machen. Der Verfaſſer ſelbſt iſt keineswegs der Meinung, daß Jeder ohne Unterſchied berechtigt ſei, Schulden zu machen; er fordert gewiſſe körperliche und geiſtige Eigenſchaften dazu, und nur die damit Ausgeſtatteten bilden ſeinem Syſteme nach den legalen Lehn-Adel, den Wechſelbrief-Adel, die Schulden-Ariſtokratie.

Nicht blos ſeines Inhalts wegen, ſondern auch darum iſt dieſes Buch merkwürdig, weil zwei deutſche Worte von bedeutendem Umfange, zuſammen vier Sylben zählend — die Worte: Der Entlehner, ohne einen einzigen orthographiſchen Fehler darin abgedruckt ſtehen. Das war eine ſchnelle Veränderung! Noch ganz kürzlich ſchrieben ſie in Paris: Sauberflut und Kopstick, welches heißen ſollte: Zauberflöte und Klopſtock. Wenn die Franzoſen mit ſolchen Rieſenſchritten fortgehen in der Philologie, werden ſie bald ſagen können (vielleicht ſagen ſie es ſchon zur Zeit, wenn dieſes gedruckt erſcheint): Il n'y a plus de Rhin! — Dixi...

XXIX.

Ueber Etwas, das der Heilkunſt Noth thut.

Ein Verſuch zur Vereinigung dieſer Kunſt mit der chriſtlichen Philoſophie,

von

C. J. H. Windiſchmann,
Profeſſor der Philoſophie und Medicin zu Bonn.

Leipzig, 1824.

Eine Beurtheilung dieſer Schrift in der Halliſchen Literatur-Zeitung beginnt mit den Worten: „Mit Wehmuth haben wir das Werk aus den Händen gelegt.“ Dieſes leſend, ward ich ſehr begierig, ein Buch kennen zu lernen, das man mit Wehmuth aus den Händen legt. Schon viele Bücher habe ich auf mancherlei Weiſe weggeſchoben: mit Ueberdruß, mit Bedauern, mit Aerger, mit Zorn ſogar; aber mit Wehmuth noch niemals. Auch iſt es mir dieſesmal nicht begegnet. Zwar las ich das Buch nicht ohne naſſe Augen; aber es waren keine Schmerzensthränen, es waren nur diaphragmatiſche geweſen. Ich, ein Nicht-Arzt, muß es ſehr allen Nicht-Aerzten empfehlen; denn keineswegs lernt man daraus, was der Heilkunſt Noth thut — was wir etwa nicht verſtünden — ſondern man erfährt, was dem Herrn Windiſchmann Noth thut, und an der Noth eines ſterblichen Menſchen wird gefühlvollen Leſern mehr gelegen ſein, als an der einer unſterblichen Wiſſenſchaft.

Was uns gegen die Myſtiker ſo erboſt macht, iſt nicht das Falſche in ihrer Lehre, ſondern das Wahre darin. Nämlich das Wahre, Tüchtige darin, welches ſie aus Eitelkeit überflittern; die ſonnenklare Wahrheit, die ſie aus Nervenſchwäche mit Mondſcheinlicht verdämmern; die faßliche Wahrheit, die ſie aus Zahnloſigkeit verdünnen, daß ſie uns durch die Finger läuft; die friſche, trinkbare Wahrheit, die ſie an ihrer Herzensbrunſt verdünſten, damit der Dunſt aufſteige und Wolken bilde, und ſie dann die Wolken für den Himmel ausgeben und ſagen können: auf Erden ſei keine Wahrheit und der Himmel Wenigen erreichbar. Was uns gegen die Myſtiker aufbringt, iſt ihre lächerliche Geheimnißkrämerei, aus der ſie, was Allen ſo verſtändlich wäre, in einem kauderwelſchen Kanzlei-Style vortragen; iſt ihr unerträglicher Hochmuth, mit dem ſie prahlen, wir Andern lebten nur von gemeinem Kornbrode, ihnen aber laſſe der Himmel ſein Manna herabregnen; iſt ihre grenzenloſe Herrſchſucht, die ſie eine ſo enge Oligarchie der Seligen anerkennen läßt, daß ein Puppengärtchen, Kindern zum Chriſtgeſchenk gegeben, groß genug zum Paradieſe wäre; iſt die Einbildung, die ſie glauben macht, ſie, ſie Wenige, ſtänden erhaben über alle Menſchen ihrer Zeit, ja erhaben über die Zeit ſelbſt — über die Zeitgenoſſen, die ſie „moderne Schwätzer, faule Knechte und geſchäftige Müßiggänger“ ſchelten; über das Jahrhundert, das ſie als ein „Zeitalter voll der Zerſtreuung, Eitelkeit, Neugierde und Vermeſſenheit, ausgezeichnet vor vielen andern durch Flachheit der Einſicht und Mattigkeit der Geſinnung“ ſchildern; iſt endlich die Unduldſamkeit, mit der ſie Alle haſſen und verdammen, die nicht reden ihre Sprache, nicht anbeten ihre Götzenbilder, und nicht zittern vor den Schreckgeſtalten, die ihrer eigenen kranken Phantaſie erſcheinen.

Von etwas Unvernünftigem eine vernünftige, von etwas Verworrenem eine geordnete, von etwas Dunkelm eine klare Darſtellung zu geben, iſt durchaus nicht möglich. Dem Unglücklichen, der die Schrift des Herrn Windiſchmann herablieſt, folgt der ſich immer dicker und dicker zuſammenknäuelnde Unſinn auf dem Fuße nach; jagt den Geängſtigten immer raſcher und raſcher, bis dieſer, betäubt und athemlos unten angelangt, ſchnell die Flucht ergreift, ſich des Geleſenen wenig erinnert und nur dem Himmel dankt, daß er ſeinen Verſtand aus der Gefahr gerettet. So ſind auch mir aus dem Buche nur wenige lichte Erinnerungen geblieben, die ich den Leſern mittheilen will. Der Verfaſſer verſichert: nicht „aus irgend einem ſchriftſtelleriſchen Kitzel“ ſei ſein Werk hervorgegangen, ſondern durch eine „entſcheidende Verfügung“ ſei er hiezu veranlaßt worden. Fügung! da habt Ihr ſchon Gottes Finger und den Duft der Heiligkeit! Aber nicht von Fügung, von Fügungen hätte er reden ſollen, denn es waren deren zwei, die das Buch hervorgerufen. Die erſte Fügung war: eine „freundſchaftliche Aufforderung“ die übernatürlichen und Wunder Heilungen in Unterſuchung zu nehmen; und die zweite Fügung war: das durch ein Wunder geheilte Geſicht des Verfaſſers. Er ſagt in Beziehung auf Letzteres: „Die wichtige, durch Unberufene öffentlich ſo vielfach entſtellte, aber bisher, Gottlob, noch immer mehr bekräftigte Erfahrung, die er ſelbſt an ſeinen, viele Jahre hindurch ſchmerzlich leidenden, durch Stoß und Würfe zerrütteten Augen, zur Bewahrung der unerſchöpflichen Heilkräfte, gemacht," habe ihn veranlaßt, über das, was der Heilkunſt Noth thut, ernſtlicher nachzudenken. Ein ſchöner Dank für geheilte Augen, die Leute blind zu machen! Oder wollte der Verfaſſer ſeine Leſer blind machen, um die unerſchöpflichen Heilkräfte der katholiſchen Kirche auf eine recht ſchwere Probe zu ſetzen?

Mit Verwunderung gewahrt man, daß Herr Windiſchmann, ſo heilig er iſt, dennoch nicht verſchmäht, ſeine ſchriftſtelleriſche Eitelkeit gegen jeden möglichen Angriff zu verrammeln, ganz ſo wie es die irdiſchen Schriftſteller auch thun; wie dieſe nämlich in ihren Vorreden zu ſagen pflegen: gründliche Belehrung würden ſie mit Dank annehmen, ſchmähſüchtiger Kritik aber mit Verachtung begegnen — womit ſie ſagen wollen: Jedes Lob würden ſie mit Vergnügen anhören, allem Tadel aber gebührlich das Ohr verſchließen — ſo ſpricht Herr Windiſchmann auch; nur geht er hierbei noch mit einiger Tücke und Schlauheit zu Werke. Er ſagt nämlich: „gründliche Bemerkungen ſchätze er, jedoch auf Bemerkungen, die aus Abneigung, Spott, Hohn und Ingrimm gegen das Princip ſelbſt," auf welches er die Kunſt zurückzuführen ſuche, entſpringen, würde er keine

Rückſicht nehmen. Das Princip aber, auf welches Herr Windiſchmann die Arzneikunſt zurückzuführen ſucht, iſt das Chriſtenthum. Mit der Unfehlbarkeit des Chriſtenthums wollte er ſeine eigene Fehlbarkeit decken! Wie weltlich ſchlau! Man kann aber dieſes Princip ſehr hoch ehren, und dennoch die Folgerungen wahnſinnig finden, die der Verfaſſer daraus abzuleiten ſucht. Ja jeden ächten Chriſten muß es, weil er ein ächter iſt, um ſo mehr empören, Chriſtus zum Doctor und ſeine Kirche zur Apotheke herabgewürdigt zu ſehen.

In der Einleitung zu ſeinem Werke giebt der Verfaſſer eine Erklärung über den Begriff der chriſtlichen Philoſophie. Ich habe die Bemerkung gemacht, daß die neueren myſtiſchen Schriftſteller alle in ihren Darſtellungen ſelten einen Abſatz machen, ſondern ohne Ruhe und Raſt bogenweit fort reden, ſo daß der Leſer oft zu ſeinem Glücke eher den Athem als den Verſtand verliert. Auch Herr Windiſchmann ſchrieb die erſten dreißig Seiten ſeiner Vorerinnerung ohne Abſatz. Es iſt dieſes eine ganz feine Taktik, um Recht zu behalten, indem man den Leſern keinen Ruhepunkt gönnt, über das Geleſene nachzudenken, und es einer Prüfung zu unterwerfen. In dieſem philoſophiſchen Glaubensbekenntniſſe des Verfaſſers iſt ſo oft und ſo viel von Fleiſch die Rede, daß es gute Katholiken während der Faſtenzeit gar nicht werden leſen dürfen. Wer ſich übrigens damit bekannt machen will, der ſetze, bevor er das Werk unternimmt, ſeine Standhaftigkeit in folgendem Satze auf die Probe: „Die Philoſophie iſt weſentlich nichts Anderes, als das ſtreng in einem Zuſammenhange fortſchreitende Zuſichſelbſtkommen, ſo wie nicht minder das auf eben dieſe Weiſe verfahrende Zuſichſelbſtbringen und dann das Beiſichſelbſtbeharren der im blos ſinnlichen und fleiſchlichen Leben außerſichſeienden und — wie es ſich am Ziele findet — außerſichgekommenen und zu jedem Abgrunde des Lebens herabgeſunkenen Vernunft.“ ... Was doch manche Menſchen ein tiefes Leben haben!

Nachdem der Verfaſſer das, was er chriſtliche Philoſophie nennt, auseinander geſetzt, unternimmt er, von der Arzneikunſt in ihrer gegenwärtigen Beſchaffenheit eine Schilderung zu geben, und kommt endlich dahin zu ſagen: „der bisher verſuchten Charakteriſtik gemäß, können wir alſo mit dem Zuſtande, zu dem die Kunſt herabgeſunken iſt, uns wohl nicht mehr länger befriedigen; wir müſſen eine vollſtändige Neuerung und Wiedergeburt derſelben wünſchen und verlangen.“ Um dieſe Neuerung einzuführen und geltend zu machen, geht er von folgenden Sätzen aus. „Die Entzweiung des Geiſtes und der Natur iſt der zureichende Grund alles Leidens und aller Krankheit ... der Sitz aller Krankheit iſt in einer *Entzündung der Seele*. ... Es giebt eine erſte, eine *Erbkrankheit*, wie es eine *Erbſünde* giebt.“ — Aber unter dieſen vornehmen Redensarten liegt Nichts verſteckt, als eine gemeine bürgerliche Werkeltags-Wahrheit, und die Zeit iſt nicht mehr, wo eine philoſophiſche Grandezza uns zu verblüffen vermochte. Die Entzweiung des Geiſtes mit der Natur, das *Leben* nämlich, iſt die Urſache aller Krankheit, was Jedermann weiß. Der *Tod* iſt der große Arzt, der alle Krankheiten heilt, ſelbſt die unheilbaren; der examinirte, promovirte und recipirte Menſchen-Arzt jedoch ſoll kein Famulus des Todes ſein, ſondern deſſen Widerſacher. ... Will man das egoiſtiſch hervortretende beſondere Leben einen *entzündeten* Theil des allgemeinen Lebens nennen, ſo iſt weiter nichts dagegen einzuwenden, als daß ſolche dichteriſche Ausdrücke in pathologiſchen Vorleſungen übel angebracht ſind. ... Der Menſch, wie jedes organiſche Weſen, wird mit der Empfänglichkeit krank zu werden *geboren*; dieſe Empfänglichkeit nennt Herr Windiſchmann die *Erbkrankheit*. Was wird aber mit dieſem neuen Worte für eine alte Sache gewonnen? Kann man den alten Adam heilen?

Was gewonnen wird? Das wird ſich finden. Herr Windiſchmann weiß recht gut, was er will. Damit wir das „Unglück des Bewußtſeins“ verlieren, müſſen wir von ſchmetternden Worten betäubt werden; wir könnten ſonſt Langeweile haben — der Weg nach Rom iſt weit.

Es läßt ſich denken, daß der Verfaſſer den thieriſchen Magnetismus nicht verſchmäht. Zwar iſt das noch nicht die liebe dunkle Nacht ſelbſt; aber immer eine Dämmerung, und als ſolche die erſte Stufe des Heils. Wir haben der magnetiſchen Beluſtigungen ſchon ſo viele und ſo würzige genoſſen, daß es ſelbſt Herrn Windiſchmann nicht möglich war, uns hierin etwas Neues zu geben; es müßte denn folgende Bemerkung als eine Neuigkeit angenommen werden. Von der magnetiſchen Heilwirkung durch Auge, Mund und Hand redend, ſagt er: „Schon das Faſſen bei den Schultern, wenn man einen Freund oder Bekannten recht ernſt und eindringlich ergreifen, überzeugen, ſtimmen, bewegen will, deutet auf den magiſchen Einfluß der Hand hin.“ Jetzt kann man ſich auch das Räthſel erklären, warum der ertappte Gauner, ſtatt fortzulaufen, ſich ſo geduldig von einem Polizeidiener ins Gefängniß ſchleppen läßt. Es iſt der magiſche Einfluß der polizeilichen Hand, auf Schulter und Kragen ausgeſtrömt, welchem der arme Teufel ſich unterwerfen muß.

Haben wir den thieriſchen Magnetiſmus erreicht, dann erſteigen wir die zweite Stufe des Heils, nämlich: „*Die Heilung durch den Glauben und das Gebet*.“ Hier aber iſt es ſchwer, den ſchlauen Plan des Verfaſſers völlig zu vereiteln. Er hält das Lächerliche hinter dem Erhabenen, das Verächtliche hinter dem Ehrwürdigen, das Gemeine hinter dem Heiligen ſo ſorgfältig verſteckt, daß nicht möglich iſt, den Schuldigen zu treffen, ohne den Unſchuldigen zu verletzen. Nur folgender Behauptung, weil ſie keck hervortrat, war beizukommen. Herr Windiſchmann ſagt: „Wir wiſſen mit vollkommener Gewißheit und ohne alle Selbſttäuſchung, daß es Umſtände giebt, unter denen ſelig entzückte Menſchen, nicht etwa in wilden Phantaſien, ſondern Andern ſichtbar und leibhaftig und wie im Fluge erhoben worden, nicht etwa nur einige Zoll über die Erde, wie dies häufig genug geſchehen, ſondern bis zu anſehnlichen Höhen, wie dies aus den gewiſſenhafteſten Unterſuchungen erwieſen werden kann.“ Gegen den Comparativ der *anſehnlichen Höhen* würde Niemand etwas einzuwenden finden, wäre nur erſt der Poſitiv *einige Zoll* in Richtigkeit gebracht — il n'y a que le premier pas qui coûte; aber eben mit dieſen kleinen Zollen hat es große Schwierigkeiten. Die böſe Welt wird darüber lachen, denn leider fehlt den meiſten Menſchen jener „kindliche Glaube", welcher „die Gewißheit der Möglichkeit zur Wahrheit der Wirklichkeit erhebt." (Schade, daß Molière dieſe Redensart nicht gekannt! Sie wäre eine Zierde ſeiner Femmes savantes geworden.)

Aber, — möchte wohl mancher Leſer fragen — wäre es denn möglich, daß einem Profeſſor zugleich der Philoſophie und der Medicin, daß es Herrn Windiſchmann mit den von ihm ausgeſprochenen Anſichten und Behauptungen Ernſt ſein ſollte? Mit Recht fragſt du das. Es iſt ihm auch nicht Ernſt damit, und er lacht im Stillen wohl ſo ſehr darüber, als wir es laut thun. Um die Menſchen klug zu machen, muß man klug ſein; ſie dumm zu machen, muß man dumm ſcheinen. Herr Windiſchmann hat ſeine eigene Anſichten. Sein Zweck aber iſt, in klaren und wenigen Worten auszuſprechen, folgender. Der Papſt ſoll der Kranken Aesculap ſein, und in bedenklichen Fällen ſoll man ſtatt ärztlicher Conſultationen Concilien halten; denn nur aus dem Heilſchatze der Kirche iſt Geſundheit und Geneſung zu holen. Die Sakramente und die Sakramentalien bilden die wahre Materia medica. Man ſoll heilen durch das Abendmahl, durch den ſo ſüßen Namen Jeſus, durch den Exorcismus. Da aber ſolche Arzneien nur geben kann wer die Weihe empfangen, müſſe es werden, wie es einſt geweſen, nämlich die Prieſter ſollen zugleich Aerzte ſein. Bis dieſe edle Schmelzung zu Stande gebracht, ſollen einſtweilen die Aerzte mit den Prieſtern ſich verſtehen und am Krankenbette gemeinſchaftlich mit ihnen wirken. . . . Der gnädige Gott wird verhüten, daß es nicht ſo komme, und wir tröſten uns mit des Verfaſſers eigenen Worten: „Die durch den giftigen Nebel annoch blutig hindurchſchimmernde Morgenröthe verkündigt uns durch manche Zeichen, daß die Sonne der Wahrheit die epidemiſchen Dünſte bezwingen, den heitern Himmel einer unvergleichlich großartigen Wiſſenſchaft und Kunſt bewirken und das Leben in jeder Art ſeines Berufs verjüngen wird.“

XXX.

Lettres sur la toilette des Dames. Par Mme Elise Voïart. Paris, 1822.

Nicht wegen, ſondern ungeachtet ihrer vornehmen Verwandtſchaft ſind die Kabinetsgeheimniſſe der Weiber zu achten. Werden auch im geheimen Putzrathe Aphroditens Eroberungen beſchloſſen, ſo ſind es doch friedliche, keine andere Verfaſſungen werden bedroht, als die der Männerherzen, und wird geraubt, geſengt, gebrandſchatzt, gemordet, ſo geſchieht es nur mit ſüßer Grauſamkeit und die Beſiegten ſind ſo glücklich als die Sieger. Freilich iſt es zu tadeln, daß die Weiber auch, weil ſie die wahre Quelle ihrer Macht nicht kennen, ungebührlich mehr Sorgfalt auf ihre äußern als auf ihre innern Angelegenheiten wenden, und daß ſie Liebe öfter erzwingen, als verdienen. Eine Frau von innerer

Güte iſt immer liebenswürdig befunden worden, und eine, die noch nach drei Tagen häßlich gefunden wird, iſt gewiß nicht liebenswürdig. Wohl iſt die Liebenswürdigkeit eine geſchenkte Gabe der Natur, die man nicht erwerben kann, und Geiſt und Herz können herrliche Früchte tragen, ungeſchmückt von ſchimmernden Blüthen; — weiß es aber eine Frau von Geiſt und Herz und ohne Schönheit, daß ſie nicht liebenswürdig ſei, dann wird dieſes Bewußtſein die Anmuth der Entſagung über ihre Natur verbreiten und das Gefühl des Mangels den Mangel faſt erſetzen. Es giebt keine Kunſt, zu gefallen! . . . Die Kammermädchen von ganz Europa werden entſetzlich ſchreien, wenn ihnen dieſe Lehren zu Ohren kommen, welche bezwecken, ihr Amt überflüſſig zu machen. Sie werden ſagen: das wären aufrühriſche Geſinnungen, und ich gehörte auch zu den vielen Millionen Menſchen, welche das kleine Häuflein ehrgeiziger Unruhſtifter bilden, die alles Beſtehende über den Haufen werfen wollen. Aber was ich geſagt habe, habe ich geſagt; ich fürchte die Central-Unterſuchung der Kammermädchen nicht — es giebt keine Kunſt zu gefallen! Doch mögen ſich die Kammermädchen tröſten, wir haben und ſie behalten Recht. Ihre Gebieterinnen werden fortfahren, ſich zu ſchminken, ob ſie zwar Keinen damit täuſchen, als ſich allein, und ſie werden, um damit zu zermalmen, ſich ferner falſche Zähne einſetzen, die ihnen nicht anhänglich ſind und bei jedem ernſten Gebrauche abfallen. Da ſich die Dinge ſo verhalten, werden Schriften über die Toilette immer geſucht und benutzt werden. Aber das angezeigte Werk iſt zu ſehr zu empfehlen, als daß man erwarten dürfe, daß es ſich empfehlen werde. Die würdige Verfaſſerin ſchrieb keinen Machiavelli, ſondern einen Telemach der weiblichen Regierungskunſt. Alle Lehren, die ſie giebt, ſind weiſe und gut. Seelenreinheit, Mäßigkeit, Reinlichkeit, Bewegung, Luft und Waſſer werden als die beſten Mittel geprieſen, die Schönheit zu erhalten und zu erhöhen. Zwar theilt ſie auch Vorſchriften mit, wie die weiblichen Reize gegen Wind und Wetter, gegen Nebel, Kälte und Hitze und gegen den unüberwindlichen macedoniſchen Phalanx, den man Zeit nennt, ſich künſtlich vertheidigen können; aber die geprieſenen Mittel ſind wenigſtens unſchädlich und der ſchädlichen geſchieht nur Erwähnung, um davor zu warnen.

Ein Werk über einen ſo wichtigen Gegenſtand, als der Putz der Weiber iſt, verdient etwas umſtändlich beſprochen zu werden. Das Buch iſt angenehmer Weiſe in Briefe eingekleidet, welche eine alte Gräfin einer jungen Baronin ſchreibt. Die

Lehrmeiſterin, um das Zutrauen ihrer Schülerin zu erlangen, beginnt damit, zu erzählen, auf welche Weiſe ſie eine große Toiletten-Kunſtkennerin geworden. Im Jahre 1744 ſei ſie in die Dienſte der Prinzeſſin W. getreten. Dieſe habe ſchon gealtert und noch den Putz geliebt. Durch ihr Amt berufen, den Zubereitungen der fürſtlichen Reize beizuwohnen, habe ſie erſtaunliche Dinge erfahren. Eignes Nachdenken und Lektüre hätten ihr endlich die verborgenſten Myſterien der Toilette aufgedeckt. Nach dem Tode der alten Fürſtin habe ſie das Putz-Miniſterium auch bei deren Nachfolgerin bekleidet, und während ihrer Amtsführung ſich neue Kenntniſſe geſammelt. Dieſe herrliche Fürſtin wäre aber frühzeitig geſtorben. Darauf habe die junge Gemahlin des Kronprinzen, die glänzende Karoline, ſich an den Erb-Toiletten-Tiſch geſetzt. „Ihre Schönheit konnte der nachhelfenden Kunſt entbehren; weiſe Rathſchläge wären ihr indeſſen nicht ohne Nutzen geweſen. . . . Neue Moden ſchwärmeriſch liebend, nahm ſie ohne Unterſcheidung auch ſolche an, die ihrer ſchönen Geſtalt ſchaden konnten. Ich wagte einige Ermahnungen, aber die Fürſtin verſchmähte meine veralteten Lehren, lachte über meine Kunſt, hielt ihre Jugend für ewig und ließ ſich die Möglichkeit nicht träumen, daß man je vierzig Jahre alt werden könnte.“ ... Da konnte es die gekränkte Dame nicht länger aushalten. „Betäubt von dem Getöſe eines Hofes, wo man mich als überzählig unter den Lebenden rechnete, kehrte ich in mein Vaterland zurück. Auf meinen ſtillen Gütern genieße ich endlich der Süßigkeit eines friedlichen Lebens. Ich rufe mir meine gemachten Erfahrungen zurück, denke nach über das, was ich in der Welt geſehen habe, vergeſſe ihre Irrthümer, ihre Nichtswürdigkeiten, ihre Launen, ihre Falſchheiten, um mich nur an das zu erinnern, was ich Gutes und Nützliches bemerkt.“ ... Jetzt 79 Jahre alt und dem Grabe nahe, wolle die Vielerfahrene die wenigen Tage, die ihr noch bleiben, benutzen, ihrer theuern Emma die wichtigen Lehren der Toilettenkunſt beizubringen.

Der Unterricht beginnt mit der Geſchichte der Kunſt. Sie ſteigt bis vor der Sündfluth hinauf. Der Engel Azaliel lehrte die Töchter der Menſchen ihr Geſicht zu ſchminken. Seine Herren Brüder, die Engel, fanden die Jungfrauen ſchön, verliebten ſich in ſie, und aus dieſer Verbindung des Genius mit der Schönheit entſprang ein herrliches Menſchengeſchlecht, welches die heilige Schrift die Starken, die Gewaltigen nannte. ... So wird die Geſchichte der Kosmetik bis auf neuere Zeiten herabgeführt, wobei viele gute Gelehrſamkeit aus den

Schriften Winkelmanns, Böttigers und Herders verſchwendet wird. Darauf geht die Verfaſſerin alle Glieder des weiblichen Körpers mit den daran befindlichen Reizen durch, wobei ſie mit dem Kopfe anfängt und mit den Füßen endigt. Es iſt ein ſeltenes Verdienſt, wenn eine Schriftſtellerin Etwas mit Kopf anfängt! ... Im Kapitel von der Haut-Kultur geſchieht der berühmten Poppea, der Gattin Nero's, Erwähnung. Dieſe hatte ein merkwürdiges Schönheitsmittel erfunden, das ihren Namen führte. Es beſteht aus Weizenmehl, Honig und Eſelsmilch zu einem Brei gekocht, mit dem man des Nachts das Geſicht überſtrich. Morgens wurde dieſe Teigmaske abgenommen. Plinius erzählt von genannter Kaiſerin, daß ſie fünfhundert Eſelinnen in ihren Ställen hatte, in deren Milch ſie ſich badete, und daß ihr auf allen ihren Reiſen dieſe fünfhundert Eſelinnen nachgeführt wurden. ... Das Kapitel von den Runzeln iſt ſchauerlich. Sie werden genannt: „verrätheriſche Zeichen, welche die Hand der Zeit ſchonungslos den Stirnen der Schönen aufdrückt, und welche der Himmel in ſeiner gerechten Strenge geſchaffen zu haben ſcheint, die vernünftigen Weiber dadurch zu mahnen, die Koketten damit zu quälen, die Liebesgötter damit zu verſcheuchen. Dieſe Feindinnen der Schönheit ſchleichen ſich, anfänglich ſchwach und furchtſam, eine nach der andern, in die Winkel der Augen. Die erſte Runzel iſt ohne Bedeutung, auf die zweite wird nicht geachtet; ſind ſie aber bis zur Zahl drei geſtiegen, dann erhebt die Schönheit ein Lärmgeſchrei; und wirklich kündigt dieſes furchtbare Trio das endloſe Gefolge aller der Runzeln an, die ſich nach und nach auf der Stirne, unter den Augen, um den Mund, um den Hals, kurz überall anſiedeln. Ich erinnere mich noch des ſchrecklichen Eindrucks, welchen die Erſcheinungen der Runzeln auf die Prinzeſſin Amalie machten. Ein Entſetzen bemächtigte ſich ihrer, demjenigen gleich, welches die düſtern Mahnungen des heimlichen Gerichts zu bewirken pflegten, als in jener Zeit der Verwirrung ſich die deutſchen Bürger das Schwert der Gerechtigkeit angemaßt.“ Die armen Weiber! Warum wiſſen ſie nicht, daß die Mütterlichkeit unvergängliche Schönheit giebt, daß die verblühte Jungfrau zur jungen Mutter, die gealterte Mutter zur jungen Großmutter wird, und die gealterte Großmutter als junge Urgroßmutter unter das Grab verſchwindet? Warum lernen ſie nicht in der ihren Töchtern und Enkelinnen abgetretenen Schönheit die Auferſtehung ihrer eigenen finden? Sie werden dann mit Entſetzen leſen, daß die engliſchen Damen, um ſich jung und ſchön zu erhalten, Wein trinken, worin man Nattern lebendig erſtickt hat! ... Unter den empfohlenen Schminken iſt eine, der man die Tugend der Sentimentalität nicht abſprechen kann; nämlich das rothe Band der Ehrenlegion. Man taucht es in eine geiſtige Flüſſigkeit und reibt ſich die Wangen damit. Es iſt gewiß höchſt romantiſch, wenn junge franzöſiſche Offiziere Heldenthaten verrichten und in Schlachten ihr Blut vergießen, um ihren blaſſen Weibern eine Schminke mit nach Hauſe zu bringen! ... Bei Gelegenheit des Schminkens wird erzählt, die alten römiſchen Triumphatoren hätten ſich geſchminkt, wenn ſie als Sieger eingezogen in die ewige Stadt. Daraus mögen Leſerinnen erfahren, wie ſehr die Triumphatoren unſerer Tage an Seelenſtärke und Hochherzigkeit die alten übertreffen. Die Letztern nämlich vermochten blos in der Schlacht nicht blaß zu werden, ſobald ſie aber, nachdem ſie unerſchrocken mit afrikaniſchen Löwen, mit ägyptiſchen Krokodillen, mit deutſchen Bären und Wölfen gekämpft, in Rom einzogen und römiſche Schuſter und Schneider ſie mit Freudengeſchrei empfingen, erblaßten ſie ob der göttlichen Ehre, die ſie — Menſchen — genoſſen, und um dieſe Bewegung zu verbergen, ſchminkten ſie ſich. Unſere Triumphatoren aber, welchen jedes Stadtthor eine Triumphpforte iſt, wenn ihnen die verſammelte Menge Vivat ruft, die Häuſer illuminirt, Feuerwerke abgebrannt werden, die Glocken läuten, die Kanonen donnern, werden weder blaß noch roth, ſondern nicken blos etwas weniges mit dem Kopfe, womit ſie ſagen wollen: Gut, gut, Ihr habt Eure Schuldigkeit gethan — ſo unerſchrocken ſind ſie.... In dem Kapitel von den Haaren wird Folgendes erzählt: „Mehr als einmal gebrauchte die Kirche in Frankreich ihr Anſehen, dieſe oder jene Art des Kopfputzes anzubefehlen oder zu verbieten, bald waren es die kurzen, bald die langen Haare, die den Zorn der Fürſten der Kirche erregten. Man kennt die verderblichen Folgen, welche die mißverſtandene Frömmigkeit Ludwigs VII. hatte, der ſich in ſeinem Gewiſſen für verpflichtet achtete, das Beiſpiel der Unterwerfung gegen die wiederholten Gebote der Biſchöfe zu geben, und ſich Kopf und Bart abſcheeren ließ. Seine junge Gattin, Eleonore von Guyenne, ſpottete ſeiner wegen dieſer Nachgiebigkeit, und ein ſo geringfügiger Umſtand war die Urſache ihrer Eheſcheidung. Leonore gab ihre Hand und großen Beſitzungen an Heinrich von Normandie, der kurze Zeit darauf den engliſchen Thron beſtieg, und unſere ſchönſten Provinzen fielen dem Ausland zu. Daher, ſagt Saint-Foix, jene grauſamen Kriege, welche Frankreich drei Jahrhunderte verwüſteten; mehr als drei Millionen Franzoſen kamen um, weil ein Erzbiſchof ſich gegen die langen Haare ereifert, weil ein König die ſeinigen abſchneiden ließ, und weil ſeine Frau ihn mit ſeinen kurzen Haaren und ſeinem glatten Kinn lächerlich gefunden.“ . . . Noch ein anderes Beiſpiel von dem wechſelſeitigen Einfluſſe der Politik und Kosmetik wird da mitgetheilt, wo von der Wartung des Mundes die Rede iſt. Es wird nämlich vor der übeln Gewohnheit gewarnt, ſich in die Lippen zu beißen. Frau von Pompadour war dieſer Unart ergeben. „Ehrgeizig und gefallſüchtig, wie ſie war, ließ ſie die Miniſter und Generäle zu ihrer Toilette kommen und zeichnete mit Schminke und Schönpflaſterchen die Plane zu den Feldzügen vor. Oft erfuhr ſie Widerſprüche von Denjenigen, die ſich ihrer Entſcheidung nicht unterwerfen wollten, dann biß ſie ſich vor Zorn bis aufs Blut in die Lippen. Dieſe wiederholten Biſſe entzündeten die Haut, das feine Gewebe der Lippen zerfaſerte ſich, und eine hartnäckige Krankheit gab ihnen eine ſcheußliche Geſtalt. So verlor Frau von Pompadour mit ihrer Schönheit die Gunſt ihres königlichen Anbeters.“

Aus den angeführten Stellen erſieht man, daß ſich in dieſem Werke über die Toilette die Leſerinnen auch etwas über die Geſchichte unterrichten können.

Darum auch iſt das Buch zu empfehlen, und ob es zwar nicht nöthig iſt, daß es Mütter ihren Töchtern in die Hände geben, braucht ſie es doch nicht zu beunruhigen, wenn ſie es darin finden ſollten.

XXXI.

Die Serapions-Brüder,

geſammelte Erzählungen und Mährchen.

Herausgegeben

von

E. T. A. Hoffmann.

Erſter und zweiter Band. Berlin, 1819.

Aus dem Meere der deutſchen Leihbibliotheken (nur das Salz und die Tiefe unterſcheidet jenes von dieſen) ragen die Schriften Hoffmanns als tröſtende, liebliche Eilande hervor. Jauchzend ſpringen wir ans Ufer, küſſen den grünenden Boden, umarmen Baum und Strauch und ſind beglückt, uns aus der Waſſernoth gerettet zu ſehen. Aber wie die Gefahr des Lebens zurückgetreten, ſtellen ſich ſeine Bedürfniſſe ein: der Hunger und der Durſt; doch da rieſelt keine Quelle, und ſo ſchöne Früchte uns auch locken, ſie ſind uns fremd, wir wagen die giftdrohenden nicht zu berühren. Wir dringen tiefer ins Land, da kommen von allen Seiten mit gräßlichem Geheule die wilden Bewohner, mit Pfeilen und Wurfſpießen bewaffnet, auf uns zu. Ueberreſte verzehrter Menſchenopfer erfüllen uns mit Schauer. Wir fliehen entſetzt an den Strand zurück, und vertrauen uns der gräulichen Waſſerwüſte von neuem an.

Unſere Furcht vor dem naſſen Tode wird wohl verziehen, denn ſie wird getheilt, und unſere Freude an dem grünen Lande daher mitempfunden. Aber daß wir dieſes ſo ſchnell verließen, daß wir vor den ungewöhnlichen Tönen der Wilden, die uns vielleicht freundſchaftlich begrüßten, erbebten, daß wir die ſchönen Früchte nicht zu pflücken wagten, die vielleicht wohlſchmeckend und nahrhaft waren, daß die Knochenreſte, wahrſcheinlich natürlich verſtorbener Menſchen, uns entſetzten — das bedarf einer Rechtfertigung. Sie iſt ſchwer, verdrießlich. Denn, wie es unbequem iſt, Menſchen, die man nicht liebt, achten zu müſſen, und ſchmerzlich, ſie nicht lieben zu können, wenn man ſie achtet — ſo iſt es auch mit ihren Werken. Aber, wer iſt Preisrichter über dieſe Werke? Das Herz oder der Kopf? Der Geiſt erkennt den Preis, das Herz überreicht ihn, oder — hält ihn auch zurück, wenn es mit dem Ausſpruche nicht zufrieden iſt.

Mag der richtende Verſtand dieſe geſammelten Erzählungen für preiswürdig erklären, die Empfindung ſchweigt gewiß, wenn ſie nicht gar murrt gegen den Ausſpruch.

Aus verſchiedenen Zeiten und Orten, wo die Erzählungen und Mährchen zerſtreut und einzeln erſchienen, hat ſie der Verfaſſer geſammelt und vereinigt. Daher wird es zum Gegenſtande der Beurtheilung, nicht blos wie, ſondern auch, daß ſie zuſammengeſtellt worden. Denn oft geſchieht, daß wir von der flüchtigen Stunde ertragen, was uns unerträglich wird, wenn Stunde an Stunde ſich zum Tage reiht; daß ein kindiſches oder verwegenes Spiel, eine trübe oder leidenſchaftliche Laune uns reizt und ergötzt, dagegen uns ſchmerzlich berührt, wenn jenes Spiel, durch häufige Wiederholung, ſich als Ernſt, und jene Laune, durch ihre Dauer, ſich als Gemüthsart darſtellt.

Einige Freunde verabreden ſich, an beſtimmten Tagen zuſammenzukommen, um ſich die Schöpfungen ihres Geiſtes und wechſelſeitig ihr Urtheil darüber mitzutheilen. Sie nennen ſich Serapions Brüder, nicht darum blos, weil ſie am Kalendertage des Märtyrers Serapion ſich zum Erſtenmale vereinigt hatten, ſondern auch, weil ſie im Geiſte jenes Heiligen dichten und trachten wollten. Der heilige Serapion hatte, wie die Legende lehrt, unter dem Kaiſer Decius den grauſamſten Märtyrertod erlitten. Man trennte die Juncturen der Glieder, und ſtürzte ihn dann vom hohen Felſen herab. Das iſt aber keineswegs das hohe Ziel, das ſich die Berliner Serapions-Brüder vorgeſetzt; ſie ſitzen vielmehr bei Sala Tarone unter den Linden und trinken italieniſche Weine, auch wohl kalten Punſch, leben alſo gar nicht wie die Anachoreten. Sie haben nur in dem Sinne jenen Heiligen zum Schutzpatron ihres Clubs und ſeine Regel zu der ihrigen gemacht, als ſie ihre poetiſche Dichtungen in dem Geiſte eines gewiſſen verrückten Grafen ſchaffen wollten, der ſich für den Märtyrer Serapion hielt und einſiedleriſch lebte. Mit der Geſchichte dieſes Wahnſinnigen beginnt das Buch. Einer der Freunde erzählt ſie. Auf ſeinen Reiſen habe er von dem Grafen gehört, und ihn in dem Walde, wo er ſich angeſiedelt, aufgeſucht. Darauf habe er ſich in ein Geſpräch mit ihm eingelaſſen und ihn nach den Grundſätzen Pinels und Reils von ſeiner fixen Idee heilen wollen; ſei aber ganz beſchämt abgeführt worden. Denn der Graf habe ihm bewieſen, wie er, der pſychologiſche Experimentator, eigentlich verrückt ſei, indem er nicht begreifen wolle, daß ſie ſich in der thebaiſchen Wüſte befänden. Darauf habe ihm der Graf mit hoher Begeiſterung einige Geſichte mitgetheilt, die in Erſtaunen ſetzten wegen der plaſtiſchen Rundung und des glühenden Lebens, mit der ſie dargeſtellt wurden.

Nachdem dieſe Erzählung geendet, läßt ſich einer der verſammelten Serapions-Brüder wie folgt vernehmen: „Ich verehre Serapions Wahnſinn deshalb, weil nur der Geiſt des vortrefflichſten oder vielmehr des wahren Dichters von ihm ergriffen werden kann. Woher kommt es, daß ſo manches Dichterwerk wirkungslos bleibt, als daher, daß der Dichter nicht das wirklich ſchaute, wovon er ſpricht? Vergebens iſt das Mühen des Dichters, uns dahin zu bringen, daß wir daran glauben ſollen, woran er ſelbſt nicht glaubt, nicht glauben kann, weil er es nicht erſchaute. Der Einſiedler war ein wahrhafter Dichter, er hatte das wirklich geſchaut, was er verkündete, und deshalb ergriff ſeine Rede Herz und Gemüth.“ „Deſſen wollen wir eingedenk ſein, ſo oft wir bei unſern Zuſammenkünften Einer dem Andern nach alter Weiſe manches poetiſche Produktlein, das wir unter dem Herzen getragen, mittheilen werden. Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geſchaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden. Der Einſiedler Serapion ſei unſer Schutzpatron, er laſſe ſeine Sehergabe über uns walten, ſeiner Regel wollen wir folgen als getreue Serapions-Brüder.“

So durch und durch, ſo ganz, nicht blos nach Innen, ſondern auch an ſeinen Oberflächen werthlos, ſo ohne die geringſte Beimiſchung von Wahrheit, iſt jener Lehrſatz, der von der Natur des Dichters gegeben wird, daß Täuſchung und Verwechslung unmöglich iſt und es nur weniger Worte bedarf, um zu zeigen, worin die Falſchheit beſtehe. Wie die Anbetung den Gott, ſo ſchafft erſt die Bewunderung das Kunſtwerk, es ſei ein Gedicht, eine Bildnerei oder ein Anderes. Iſt es in jedem Kunſtwerk die Vollkommenheit irgend eines Weſens, was jene Bewunderung erregt, ſo muß, daß dieſe erregt werden könne, jenes Weſen faßlich ſein — faßlich für den Verſtand, für den Glauben oder die Phantaſie. Wie aber kann ein Kunſtwerk faßlich werden, wenn es der Künſtler nicht freigiebt, wie kann es in unſere Sinne, in unſeren Geiſt einziehen, wenn es die Werkſtätte des Künſtlers nicht verläßt? Will der Dichter mit den Blumen ſeiner Wartung, die er in den Boden unſerer Phantaſie verpflanzt, auch die Blumenerde verſetzen, aus der jene hervorgeſproſſen, will er durch ſeine eigene Phantaſie die des Leſers verdrängen, dann weiſen wir ſeine Gaben zurück, weil wir nur für das Geſchenk, nicht aber für den Geber Raum haben. Nie wird der Dichter glaublich machen, was er ſelbſt glaubt, nie anſchaulich, wenn er das, was er uns zeigt, ſelbſt geſehen. Dann wird die Dichtung zur Wahrheit, das Mährchen zur Geſchichte, die den Verſtand befriedigt, ſättigt, und alle Luſt der Einbildungskraft zerſtört. Dann wird das Bild zum Conterfei, mit aller Beſchränkung, worin jede Wirklichkeit gefangen iſt; dann wird das Kunſtwerk zum Spiegelbilde des Künſtlers, ein Schatten, wenn wir es vorwärts, ein nüchternes Daſein aus Fleiſch und Bein, wenn wir es rückwärts ſchauen. Es iſt falſch, daß der wahre Dichter ein Seher ſei. Ein Seher iſt ein verzückter oder ein verrückter Geiſt, ein Gott, zu dem wir nicht hinaufreichen, oder ein kranker Menſch, zu dem wir nicht hinabſteigen können. Der Dichter aber muß menſchlich fühlen, um Menſchen zu bewegen.

Daß er dieſes muß, daß er nicht glauben dürfe, was er glauben, nicht ſehen, was er anſchaulich machen möchte, das hat der Verfaſſer der Serapions-Brüder unwiderleglicher, als ein Anderer vermöchte, an ſeinem Werke ſelbſt gezeigt. Er hat geglaubt, er hat geſehen, darum ſind es aber auch keine Dichtungen, die er uns giebt; ſie ſind nicht etwa mehr, nicht etwa weniger, ſie ſind ein Anderes. Er giebt uns eine werdende, noch im Gähren begriffene, oder eine untergehende Welt. Sonne, Mond und Sterne, Tag und Nacht, Waſſer, Feuer, Erde, und alle Elemente, die Thiere des Waldes und die Fiſche des Meeres und die Vögel in den Lüften, Alles bewegt ſich in tollem Taumel und ſtreitet um die Herrſchaft; nur der Menſch iſt abweſend. Aber es iſt nicht etwa der heitere Muthwille, der mit Freiheit und Ergötzen Alles untereinander wirft, es iſt der vom Hexentrank berauſchte Blocksberg-Reiter, der treibt, weil er wird getrieben, und ſo findet der Leſer an der Beſonnenheit des Dichters keine Bruſtwehr, die ihn vor dem Herabſtürzen ſichert, wenn ihn beim Anblicken der tollen Welt unter ſeinen Füßen der Schwindel überfällt.

In allen dieſen geſammelten Erzählungen und Mährchen herrſcht eine abwärts gekehrte Romantik, eine Sehnſucht nach einem tieferen, nach einem unterirdiſchen Leben, die den Leſer anfröſtelt und verdrießlich macht. Es iſt Phantaſie darin, aber ohne den regelnden Verſtand. Es iſt Phantaſie darin, aber nicht die hellaufflammende, ſchaffende, ſondern eine rothglühende, zerſetzende Phantaſie. Wer auf Marionettenbühnen jene tanzenden Figuren geſehen hat, die Hände und Arme, dann Füße und Schenkel, endlich den Kopf wegſchleudern, bis ſie zuletzt als gräuliche Rumpfe umherſpringen, der hat die Geſtalten der Hoffmann'ſchen Erzählungen geſehen, nur daß dieſe von allen Gliedern den Kopf zuerſt verlieren. Man hört nicht die Ausſprüche eines verzückten, begeiſterten, man vernimmt nur die erzwungenen Geſtändniſſe eines auf die Folter geſpannten Gemüths. Es iſt kein Tagesſtrahl in den Gemälden, alles Licht kommt nur von Irrwiſchen, Blitzen und Feuersbrünſten. Man hört in dieſer öden, herbſtlichen, welken Natur keinen Ton eines friſchen geſunden lebenskräftigen Weſens, man hört nur das Gewinſel der Kranken und Sterbenden und das Geſchrei der Eulen, die um Aeſer ſchwirren. Selbſt die Muſik, die in allen Werken des Verfaſſers widerklingt, ſie dient nicht dazu, den Himmel, deſſen Tolmetſcherin ſie iſt, auf die Erde herabzuziehen und ihr verſtändlich zu machen, ſie wird nur gebraucht, um höhnend den unermeßlichen Abſtand zwiſchen Himmel und Erde zu beweiſen, zu zeigen, daß jene Höhe von ſehnſuchtsvollen Menſchen nie erreicht werden könne, und ihnen „das Mißverhältniß des innern Gemüths mit dem äußern Leben“ genau vorzurechnen, damit ſie ja nicht der Verzweiflung entgehen.

In den Worten, die der Verfaſſer einen der

Serapions-Brüder ſagen läßt: „ich tadle, o Cyprian, deinen närriſchen Hang zur Narrheit, deine wahnſinnige Luſt am Wahnſinn. Es liegt etwas Ueberſpanntes darin, das dir ſelbſt mit der Zeit wohl läſtig werden wird,“ hat der Verfaſſer das Urtheil gegen ſich ſelbſt geſprochen, und noch ein ſchonendes, denn beharrlich hat er durch alle ſeine Werke gezeigt, daß ihm jener Hang noch immer nicht läſtig geworden iſt. Eine Reihe heiterer Gemälde mag hier und dort, von einem ſchauerlichen Nachtſtücke unterbrochen, noch genußbringender werden. Nur dürfen nicht alle Wände damit behängt ſein, nur muß ein Sternenſchein die Nacht ſichtbar machen, daß ſie nicht zum unergründlichen dunkeln Nichts werde. Der Schrecken muß in der getäuſchten Einbildungskraft, nicht in der Sache ſelbſt ſein, und Maaß überall. Die Aegypter würzten ihre Freudengelage durch den Anblick des Todes; der Anblick des Sterbens hätte alle Luſt zernichtet.

Ich ſagte früher: die Erzählungen, die uns der Verfaſſer giebt, ſind keine Dichtungen, ſie ſind ein Anderes, und hier iſt das kurze freundliche Abendroth des langen mürriſchen Urtheils. Es wird gefragt, welchen Zweck hatten dieſe Erzählungen? Dieſes iſt zwar eine ſehr philiſtermäßige Frage, wie die Serapions-Brüder mit Recht ſpotten können.

Denn ein Buch will Nichts, es zeigt ſich, es iſt da. Aber fordert auch ein Buch Nichts, ſo gewährt ihm doch der Leſer Etwas, und er gewährt ihm, was er glaubt, das ihm gebühre. Den Werth eines poetiſchen Werkes habe ich gewagt ihm abzuſprechen, aber den eines wiſſenſchaftlichen gebe ich ihm willig. Es iſt ein Lehrbuch mit den ſchönſten Bildniſſen geziert, es iſt der elegante Pinel, es iſt die Epopee des Wahnſinns. Ein lobenswerthes Unternehmen, wenn es lobenswerth iſt, den menſchlichen Geiſt, der nachtwandelnd an allen Gefahren unbeſchädigt vorübergeht, aufzuwecken, um ihn vor dem Abgrunde zu warnen, der zu ſeinen Füßen droht.

XXXII.

Résumé de l'Histoire de France, jusqu'à nos jours. Par Felix Bodin. Troisième Edition. Paris, 1822.

„Das Feld der Geſchichte!“ — Es gab noch keinen hiſtoriſchen Profeſſor, der nicht in der erſten Stunde ſeiner Vorleſungen dieſen Ausdruck gebraucht hätte. Aber er bezeichnet ſeinen Gegenſtand falſch, wie mich dünkt. Iſt die Geſchichte offen, hell, genau umgränzt und eingetheilt, iſt ſie ſchnurrecht und überſichtig wie ein Feld? Nein. Sie iſt ummauert, oft verſchloſſen, beſchattet und ſie verſteckt ihre Gränzen. Sie gleicht einem engliſchen Garten. Sie liebt die engen, dunkeln Schneckenpfade, die nicht zum Ziele führen, ſondern ſich gefallen, von ihm abzulenken; denn nicht das Ziel, der Weg iſt ihr Zweck. Die Beſtimmung der Menſchheit iſt, zu wandern, nicht in der Heimath zu leben: die Tagereiſen ſind lang, die Nachtlager ſind kurz. Die Welt iſt eine Wohnung, die mehr Treppen, als Zimmer hat. Hätte die Vorſehung ihre Abſichten, wie fromme Leute ſagen, dann könnte ſie dieſelben durch Dampfmaſchinen ſchneller erreichen. Aber nicht an der Arbeit, an den Arbeitern; daran iſt ihr gelegen, viele Hände und Seelen zu beſchäftigen und ihnen Brod zu geben. Das Meiſte, was ſeit der Schöpfung geſchehen iſt, hätte ungeſchehen bleiben können, es führte zu nichts . . .

Ein Gänschen flog über den Rhein
Und kam als Gans wieder heim.

Daher könnte man vielleicht die Geſchichte der ganzen Welt recht gut in ein Taſchenbuch bringen; die einzelne von Frankreich gewiß. Das letztere hat Herr Bodin gethan. Andere Geſchichtſchreiber hatten von allen Städten unſerer Erde nur die Thürme geſehen und von allen Büchern der Menſchheit nur die Titel geleſen. Aber Herr Bodin hat eine volksthümliche Geſchichte geſchrieben. (Martens, wenn er noch lebte, würde ſehr darüber lachen.) Der Verſtand, die Ruhe, die Klarheit und die Wärme des Verfaſſers ſind nicht genug zu loben. Am Schluſſe jeder Zeit, auf jedem Ruhepunkte fragt er: Was iſt jetzt und damals, was hier und dort, für das Glück und für die Freiheit der Völker geſchehen? Er erkennt jede Tyrannei, ſie mag als Fuchs, Schlange oder Löwe erſcheinen. Nichts blendet ihn. Ludwig XIV., der glänzte, wie ein bononiſcher Stein glänzt; Heinrich IV, den nicht zu lieben, Napoleon, den nicht zu bewundern ſo ſchwer iſt — ſie täuſchen ihn nicht. Was dem Erſten und Dritten vorzuhalten, wiſſen wir. Aber auch den guten Heinrich tadelt er. „Er war herzlich gut und wußte Liebe einzuflößen. Aber er regierte als unumſchränkter Fürſt. Er hielt Alles nieder, auch den heilſamen Widerſtand der Parlamente hob er auf. Wie mochte ein Fürſt, der allen Bauern ſeines Reiches ſein ſonntägliches Huhn in den Topf verſchaffen wollte, die abſcheuliche Verordnung unterzeichnen, die ſie wegen Tödtung eines Kaninchens zu Galeerenſtrafe verurtheilt? Man muß es ſagen, ſo ſchmerzlich es auch iſt: Richelieu's und Ludwigs des XIV. Zwingherrſchaft ſteigt zu Heinrich IV. hinauf. Nach dieſem mag man ſich des Vorwurfs enthalten, daß er dem Spiele zu ſehr ergeben war und die Weiber ſeiner Unterthanen verführt hatte. Doch war er geliebt und lebt noch heute im Andenken des Volks.“ Iſt das ein Lob für Heinrich? Man erinnert ſich dann eines Wohlthäters am lebhafteſten, wenn man ſeine Wohlthaten nicht mehr genießt. Hätte Heinrich nicht verſäumt, durch weiſe Staatsgeſetze das Glück Frankreichs auch für die Zukunft zu ſichern, würde man ſeiner weniger gedenken; jetzt iſt die Aſche dieſes Phönix ſchon zweihundert Jahre alt. Die Thränen, welche an dem Grabe eines guten Königs fließen, ſind wie für den Nachfolger auch ein Vorwurf für den Verſtorbenen; kein lange bedauerter Fürſt verdiente lange bedauert zu werden.

Von dieſem vortrefflichen Werke des Herrn Bodin ſind in kurzer Zeit drei Auflagen erſchienen und in England wie in Spanien hat man es überſetzt. „Wenn es nicht in Italien eingedrungen — ſagen die Verleger — iſt es weder Italiens noch unſere Schuld.“ Wie ſie behaupten, würde das Original auch in Deutſchland viel geleſen. Möchte man es dort überſetzen! Wenn es wahr iſt, daß die Welt an der franzöſiſchen Revolution krank darniederliegt, ſo kann man nichts Heilſameres thun, als der Jugend dieſe Krankheit zu inokuliren und es gibt keinen Arzt, der dieſes beſſer verſtünde, als Herr Bodin. Man verſäume das nicht. Zwar iſt die Freiheit ſchön trotz ihrer Pockennarben, aber die Pockennarben ſind es nicht, worin ihre Schönheit beſteht.

XXXIII.

Voyages des frèrés Bacheville, capitaines de l'ex-garde, en Europe et en Asie. Paris, 1822.

Das Reiſen wäre die angenehmſte Sache von der Welt, wenn nicht zuweilen das Heimweh unſer Vergnügen ſtörte. Dieſem Uebel auszuweichen, gibt es kein beſſeres Mittel, als vor der Abreiſe aus ſeiner Vaterſtadt ſich dort zum Tode verurtheilen zu laſſen. Wie jubelt man da höher, wenn man draußen iſt, wie wenig denkt man dann an die Rückkehr! So hatten es die Brüder Bacheville gemacht. Sie dienten als Hauptleute in der franzöſiſchen Kaiſergarde und nach der Schlacht von Waterloo wollte ſie ein Prevotal-Gerichtshof erſchießen laſſen. Warum? Das wußte der Himmel gewiß, der zu Allem, was er geſchehen läßt, ſeine

Gründe hat. Aber die Richter konnten es nicht gewußt haben, denn als drei Jahre ſpäter ein anderes Gericht die nämliche Sache vornahm, wurde Bacheville mit der Erklärung freigeſprochen, daß gar kein Grund zur Anklage vorhanden ſei. Freilich konnten Böſewichter, welche in Verdacht gekommen, mit ſtammelnder Zunge es lebe Napoleon gerufen zu haben, nicht gleiche Anſprüche auf vorſichtige Unterſuchung wie gewöhnliche Verbrecher machen, die weiter Nichts gethan als geraubt und gemordet. Die großen Herren lieben ſehr die Bequemlichkeit und ſind gegen die Störer derſelben ſelten ſo nachſichtig, wie der Onkel Tobias im Triſtram Shandy. Dieſem war nämlich während dem Eſſen eine Mücke lange auf der Naſe herumgeflogen; endlich fing er die Carbonara. Die Mücke, welcher wohl bekannt, was die Menſchen unter Majeſtäts-Verbrechen verſtehen, nämlich die Ruchloſigkeit, ſie etwas weniges im Schlafe oder beim Eſſen zu ſtören, gab ſich verloren. Doch was that der gute Onkel Tobias? Er trat ans Fenſter, öffnete daſſelbe und ſprach: Flieg' hin armes Thierchen, die Welt iſt groß genug für uns Beide! Erwähntes Prevotalgericht war aber der Meinung, die Welt wäre nicht groß genug für die Bourbonen und die Bacheville, und Einer müßte Platz machen, und darauf hatten Letztere den geiſtreichen Gedanken fortzulaufen. Doch hörte ihre Lebensgefahr an der franzöſiſchen Gränze keineswegs auf, denn die Polizei verfolgte ſie auch im Auslande auf allen ihren Schritten, wie die Schlange in der Zauberflöte den Prinzen Tamino verfolgt. Man hatte damals eine unbeſiegbare Furcht vor Napoleoniſchen Offizieren, die, Bononiſchen Steinen gleich, die Majeſtät ihres Gebieters eingeſogen hatten und noch im Dunkeln fortleuchteten. So lange die Brüder Bacheville in den Ländern reiſten, wo deutſch geſprochen wurde (im eigentlichen Deutſchland und in der deutſchen Schweiz) hatte die Pariſer Polizei gehorſame Helfershelfer gefunden, die Flüchtlinge zu beunruhigen; erſt als ſie nach Polen gelangten, hörte die Jagd aus Mangel an Hunden auf. „Enfin nous voilà en Pologne. Ouf! je respire“ — ſchreibt Bacheville in ſein Tagebuch. Aus dieſem unromantiſchen Ouf! erkennt man deutlich, daß gegenwärtige Reiſebeſchreibung keine ſentimentale iſt. Der Verfaſſer, in Schlachten erzogen, bekennt offenherzig, daß ihm gute Freunde die Grammatik ſeines Buches in Ordnung gebracht. Man wird es nicht ohne Vergnügen leſen. Es hat freilich manchmal den Anſchein, als ob der Reiſebeſchreiber etwas lüge; aber einem Offizier, der unter Napoleon gedient hat, iſt es gar nicht zu verargen, wenn er zu unterſcheiden verlernt, was wahr oder nicht wahr, was wahrſcheinlich oder unwahrſcheinlich iſt.

Drei Jahre lang reiſten die Brüder Bacheville in Europa und Aſien. Der ältere Bruder kehrte nach Frankreich zurück, nachdem er die gefährlichere Tyrannei glücklich überſtanden; der jüngere Bruder unterlag der minder gefährlichen und ſtarb in Aſien an der bloſen Peſt.

XXXIV.

Kleine Beiträge zur Heilwiſſenſchaft

von

Dr. S. Stiebel.

Frankfurt a. M. Hermannſche Buchhandlung, 1823.

Es ſterben viel weniger Menſchen an der Schwindſucht, Waſſerſucht und Trommelſucht — es iſt hier nicht von der abdominalen, welche ſelten, ſondern von der martialen Trommelſucht die Rede, die immer tödtlich iſt, — als an der Syſtemſucht der Aerzte. Das iſt gewiß die traurigſte aller Todesarten, wenn man an einer Krankheit ſtirbt, die ein Anderer hat! Viele Aerzte haben den Wahlſpruch der Juriſten ſich angeeignet: fiat justitia, pereat mundus! — und unter Gerechtigkeit verſtehen ſie das, was ſie für Recht halten. Der Arzt muß aber ſein wie ein Hofmann: er darf keine

Grundſätze haben und nichts Anderes zur Regel nehmen, als die Wünſche und Befehle ſeiner Gebieterin, der Natur, die, zugleich Weib und Königin, ungemein herrſchſüchtig iſt. Deren Winke verſtehen lernen (denn ſie ſpricht nicht immer); deren Gebote erſt vollſtrecken und dann in Erwägung ziehen — dieſen Weg geht der ächte Heilkünſtler. Als einen ſolchen zeigt ſich der Verfaſſer der „kleinen Beiträge.“ Seine mitgetheilten Erfahrungen, ihren ſachlichen Werth ungerechnet, gehören zu den ſchönſten Muſterbildern für die Kunſt, zu beobachten. Der Verfaſſer ſucht und findet, und unterſcheidet ſich hierin von vielen Andern, die erſt finden und dann ſuchen. Wer ſich nur Etwas auf die Sprache der Aufrichtigkeit verſteht, dem wird ſchon die Schreibart des Verfaſſers das vollkommenſte Zutrauen einflößen. Es herrſcht darin ſo viel Ehrlichkeit, Ruhe und Klarheit, daß man die Ergebniſſe der gemachten Erfahrungen ohne Bedenken unterſchreibt, als hätte man mit eigenen Augen geſehen. Unter den erzählten verſchiedenen Krankheitsfällen ſind mehrere, die auch Nicht Aerzten zum Leſen und Beachten empfohlen ſein mögen. Darunter gehören die Krankheitsgeſchichten zweier jungen Frauenzimmer, welche unglückliche Liebe niederwarf, deren eine, nachdem ſie in ihrem Verlaufe merkwürdige pathologiſche Erſcheinungen gezeigt, mit Geneſung, deren andere mit dem Tode endigt. Eltern und Erziehern zur Warnung möge auch die Krankheitsgeſchichte eines Jünglings dienen, der — nicht an den phyſiſchen Folgen einer gewiſſen ſinnlichen Ausſchweifung, ſondern an der ſchrecklichen Vorſtellung ſtirbt, welche ihm das bekannte Buch von Salzmann von jenen Folgen aufgedrungen hatte. Moraliſch-mediciniſche Werke, wie die von Salzmann und Tiſſot, haben noch Keinen von jener Ausſchweifung abgehalten, aber viele Derer, die ſie nicht abgehalten, in Tod oder Wahnſinn geſtürzt.

Höchſt anziehend und lehrreich ſind die Geſchichten zweier magnetiſchen Behandlungen. Der Verfaſſer gehört in ſeiner Anſicht vom thieriſchen Magnetismus weder zu den Gläubigen noch zu den Ungläubigen; die Einen ſahen Alles, was ſie zu ſehen wünſchten, die Andern überſahen Alles, was, wie ſie fürchteten, ſie in ihrer altherkömmlichen Naturwiſſenſchaft nur irre machen würde. Herr Dr. Stiebel, als ein gewiſſenhafter und verſtändiger Arzt, verläßt ſich weder auf die Wunderthätigkeit des Magnetismus, noch verſäumt er deſſen Anwendung in Fällen, wo er ſich nach vielen Erfahrungen aushelfend gezeigt. Eine Frau von vierzig Jahren, die dreizehn Jahre lang an den heftigſten Nervenübeln gelitten, wird nach einer magnetiſchen Behandlung gründlich geheilt. Ob auch durch dieſelbe, wollte der Verfaſſer nicht mit Gewißheit behaupten; die gleichzeitig angewendeten pharmazeutiſchen Mittel mochten das Ihrige gethan haben Ein magnetiſirtes Dienſtmädchen bringt es bis zur Hellſeherei. Sogar politiſche Ereigniſſe ſagt ſie auf mehrere Jahre voraus, welche aber der Verfaſſer, um Papierſpekulanten nicht irre zu führen, klüglicher Weiſe verſchweigt. Die Somnambüle wandert, wie üblich, viel in den Elyſäiſchen Feldern herum und ſpricht mit Gott und ſeinen Engeln. Am Ende findet ſich, daß ſie eine Spitzbübin geweſen, die ihren Arzt und die andern Zuſchauer zum Beſten gehabt. Man kann die Seelenſtärke des Verfaſſers nicht genug bewundern, mit welcher er zur Belehrung der Leichtgläubigen die lächerliche Rolle erzählt, die ihn die Betrügerin in ihrer Komodie hat ſpielen laſſen. Möchten ſich doch unter den ſeelenfrommen, magnetiſirenden Aerzten noch mehrere finden, die ſo umſtändlich, als ſie es mit ihren Täuſchungen gethan, auch ihre Enttäuſchungen mittheilten! Was der Glaube verliert, gewinnt die Wiſſenſchaft.

XXXV.

Histoire de la Revolution Française, par Thiers.

(Die erſten zwei Bände.)

Es iſt wahr, die Pariſer verſtehen ihr Gewerbe, und da ihnen das Leben auch eins iſt, verſtehen ſie zu leben. Sie ſind im Stande und loben oder tadeln die entgegengeſetzteſten Dinge im nämlichen Satze, ſobald zwiſchen zwei Punkten ihr Vortheil umſpringt. Der Tiſchler preiſt eines ſeiner Möbel an, weil es vom feinſten ausländiſchen Holze verfertigt und ein anderes, weil nur vaterländiſches Holz dazu gebraucht iſt. Der Parfumeur lobt eine Seife wegen ihres angenehmen Geruches und eine andere wegen ihrer Geruchloſigkeit. In der Pariſer Schriftſtellerei geſchicht das Nämliche. Erſcheint eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, rühmen von ihr die Freunde des Verfaſſers, daß dieſer ein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, allen Ereigniſſen beigewohnt, auch wohl handelnd in dieſelben eingegriffen habe. Erſcheint wieder eine andere Revolutionsgeſchichte, wird von ihr geprieſen, daß deren Verfaſſer kein Zeitgenoſſe der Revolution geweſen, alſo der rechte Mann ſei, in gehöriger Form die Erſcheinungen zu betrachten und ſie unbefangen zu ſchildern. Dieſe letztere gute Eigenſchaft ſucht auch Herr Thiers geltend zu machen. Er ſagt: als die Revolution ausgebrochen, wäre er noch nicht auf der Welt geweſen, er ſei ein Nachgeborner und hinge mit jener Vergangenheit nur durch das „commun intérêt de la justice et de la liberté“ zuſammen. Hierauf iſt aber erſtens zu erwidern: das iſt ſchon die rechte Unparteilichkeit nicht mehr, die ſich ihrer ſelbſt bewußt iſt — Tugenden und Mädchen ſind am ſchönſten, ehe ſie wiſſen, daß ſie ſchön ſind. Zweitens: welche Parteilichkeit iſt der Wahrheit am gefährlichſten, die aus Selbſtſucht oder die aus Geſinnung entſpringende? Wer aus Eigennutz eine Partei ergreift, der verblendet ſich ſelbſt nicht, er verblendet nur Andere; wer ihr aber aus Geſinnung beitritt, der iſt zwar aufrichtig gegen Andere, doch ſich ſelbſt kann er täuſchen und in ſeiner Verblendung oft dahin geführt werden, eine ſchlechte Sache, oder eine gute ſchlecht zu vertheidigen. Man frage nur die Parteigänger auf beiden Seiten, welche ihrer Gegner ſie am meiſten haſſen, die Feinde ihres Vortheils, oder die ihrer Geſinnung? Nur die letzteren haſſen ſie, die erſtern nicht; denn ſie wiſſen recht gut, daß mit dieſen man ſich abfinden könne, weil es ihnen gleichgültig iſt, ob ſie ihren Sold aus dem Schatze des Volks, aus dem des Adels oder aus dem des Fürſten erhalten. Der wahre Ariſtokrat haßt nicht den Demokraten, der die Freiheit will, um ſich auf einen ihm beliebigen Platz zu ſtellen, ſondern den, der dieſe Freiheit für Andere will. Der wahre Demokrat haßt nicht den Ariſtokraten, der ſein Vorrecht vertheidigt, weil es ihm Vortheil bringt, ſondern den, der an ſeine eigene göttliche Natur glaubt und zweifelnde Bürger als himmelſtürmende Titanen niederkeult. Lafayette, der edelſte und reinſte unter den Wenigen, die in der Revolution edel und rein geblieben, der Nichts geſucht, als das Glück ſeines Vaterlandes, hat Nichts gefunden, als den unauslöſchlichen Haß, der ihm noch heute auflauert, wie er es vor dreißig Jahren gethan. Zweimal wollte er damals mit Gefahr ſeines Lebens den König aus Paris führen und ihn retten, und zweimal zog Marie Antoinette den Untergang einer Rettung vor aus ſolcher Hand. Das that und

Univ. Bibl.
München

duldete Lafayette. Die Andern aber, die das Blutgeld, das ſie in der Revolution erworben, vermehrt haben und noch jetzt genießen, werden noch jetzt, wie früher, geſtreichelt und man verzeiht ihnen Alles, ſogar daß ſie liberal ſind. Iſt es ſo — wie kann Thiers erwarten, man werde ihm trauen, weil er keine andere Partei als die für Wahrheit und Recht ergreift? Eben dieſe Parteilichkeit wird am meiſten verabſcheut. Seine Jugend wird ihm alſo zu nichts anderm nutzen, als daß man ihn einen jungen Doktor der Revolution ſchelten wird. Freilich ſcheuen franzöſiſche Schriftſteller dieſen Vorwurf nicht und ſie unterſcheiden ſich hierin (gewiß ſehr zu ihrem Nachtheile) von den Deutſchen, die überlegen, was ſie ſchreiben. Ein deutſcher Profeſſor der Geſchichte, der ſich in Paris aufgehalten, um Materialien zu einer Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte zu ſammeln, hat ſich vorgenommen und erklärt, dieſe Geſchichte erſt nach ſeinem Tode erſcheinen zu laſſen. Der hiſtoriſche Profeſſor iſt aber noch nicht vierzig Jahre alt. Heil unſern Enkeln! ſie werden ſchöne Dinge zu leſen bekommen. Wer weiß, ob nicht der kühne Profeſſor Ludwig dem Vierzehnten wegen ſeines ärgerlichen Umgangs mit der La Vallière zwar ehrfurchtsvolle, doch eindringliche Vorwürfe zu machen gedenkt! Wer kann wiſſen, ob er nicht gar wagen wird, einige Worte von der Pompadour fallen zu laſſen! Warum ſollte er es nicht wagen? Der Gerechte zittert nicht, nicht im Leben, nicht im Tode, und lebend oder todt, er ſpricht wie Joab in der Athalie:

Je crains Dieu, cher Abner, et n'ai point d'autre crainte.

Wenn Franzoſen die Geſchichte ihrer Revolution erzählen, ſind ſie dabei weniger als Deutſche der Gefahr ausgeſetzt, mit Leda's Eiern zu beginnen. Dieſen Fehler zu begehen, fehlt es ihnen glücklicher Weiſe an Religion und Philoſophie. Steigen ſie bis zu Ludwig dem Fünfzehnten hinauf, dann ſind ſie hoch geſtiegen und ſind müde. Gewöhnlich aber fangen ſie weiter unten an und da die Finanzen (in Monarchien nämlich) allerdings die Pulſe der Staaten ſind, woran ihr Uebelbefinden ſich äußert, verwechſeln ſie oft die Zeichen mit den Urſachen des Uebels, und da der Doktor die wichtigſte Erſcheinung jeder Krankheit iſt, geben ſie dem Doktor die Krankheit Schuld. Alſo muß der arme Turgot herhalten, der mit der einen Seite im Feuer des Lobes bratet und mit der andern im Froſte des Tadels friert. Auch im Werke des Herrn Thiers ſteht Turgot als Vignette der Revolution vorn an. Der Verfaſſer bemüht ſich, wie er es verſprochen, unparteiiſch zu ſein; aber der

Menſch bleibt Menſch. Eine brave Mutter gibt ihrem Stiefkinde ein gleich großes Stück Kuchen, als ihrem eigenen Kinde, aber ſie gibt es auf eine andere Art. Der Verfaſſer iſt nie ungerecht im juriſtiſchen Sinne; doch merkt man auf jeder Seite ſeines Buches, daß er die Revolution als ſeine Tochter und die Contre-Revolution als ſeine Stieftochter betrachtet. Herr Thiers erzählt lebhaft, gut, zu gut manchmal; denn er malt zu viel, wodurch die Scene zur Schauſpielerin erhoben wird und die handelnden Menſchen zur Staffage herabgeſetzt werden. Die Pariſer Oertlichkeiten verleiten zu ſolchen Fehlern. Die Schauplätze der Revolution, das Marsfeld, der Platz Ludwigs XV., der Garten der Tuilerien, ſind ſo pittoresk, daß ſich der Pinſel eines Landſchaftsmalers gern an ihnen übt. Doch ſind dem Verfaſſer die Gemälde der Perſonen keineswegs mißlungen. Die Schilderung Dumouriez's iſt vortrefflich und die Marat's wäre ein Meiſterſtück zu nennen, hätte der Verfaſſer dieſen Schrecklichen nicht zu ſehr in's Kleinliche ausgemalt, ſondern mehr die Natur um Rath gefragt, welche ihre Helden immer in's Große drapirt und die kleinlichen Faltenwürfe der Seele als Werke der Convenienz und des Zufälligen verſchmäht. Der Lieblingsheld des Verfaſſers iſt Mirabeau, ſich hierin als einen ächten Pariſer zeigend, der Schauſpiele jeder Art leidenſchaftlich liebt. Freilich war Mirabeau der Talma der Revolution, der einen antiken Charakter gut zu ſpielen verſtand. Doch Mirabeau als Menſch und Bürger war ſchlechter, als Robespierre. Dieſen verleitete der Fanatismus der Tugend zu Uebelthaten; Jener ließ ſich von der kalten Berechnung des Eigennutzes zum Guten bewegen. Robespierre war unbeſtechlich und würgte, Mirabeau hat Geld genommen und ſchonte. Wer ſich zu einer Miſſethat beſtechen läßt, der geſellt nur Unreines zum Unreinen; wer ſich aber zum Guten beſtechen läßt, der beſudelt das Reine. Mirabeau nahm Gold vom Hofe, die Revolution zu mäßigen: das war ein Fehler ſeines Herzens; er glaubte die Revolution leiten zu können: das war eine Schwäche ſeines Kopfes. Was bliebe nun noch an ihm zu loben übrig? Nichts, als daß er ein großer Künſtler war und zu reden verſtand; die Natur in ihm war ſchlecht.

Es verſteht ſich von ſelbſt, daß dem Verfaſſer die deutſche kirchliche Reformation gar nicht eingefallen iſt und daß er dieſer Mutter der franzöſiſchen politiſchen Revolution nicht die mindeſte Hochachtung bezeugt. Daher ließ er ſich auch zu dem falſchen Urtheile verleiten, das ſchon tauſend Andere, die über die franzöſiſche Revolution geſchrieben oder in ihr gehandelt haben, früher ausgeſprochen, zu dem Urtheile nämlich: wäre Dieſes und Jenes geſchehen, ſo wäre die Revolution vermieden worden. Es gab nur einen Menſchen auf der Welt, der die Revolution hätte verhindern können — Adam nämlich, wenn er ſich vor ſeiner Hochzeit in das Waſſer geſtürzt hätte. Doch führt den Verfaſſer ſein guter Inſtinkt manchmal wieder auf den rechten Weg. So ſagt er dort, wo von dem mißlungenen Beſtreben einiger Mitglieder der Nationalverſammlung, die engliſche Conſtitution einzuführen, die Rede iſt: „Cette forme du gouvernement est une transaction entre les trois intéréts, qui divisent les états modernes, la démocratie, l'aristocratie et la monarchie. Or, cette transaction n'est possible qu'après l'épuisement des forces, c'est à dire, après le combat, c'est à dire encore après la révolution. Vouloir opérer la transaction avant le combat, c'est vouloir la paix avant la guerre. Cette vérité est triste, mais elle est incontestable; les hommes ne traitent que quand ils ont épuisé leur forces. Dieu n'a donné la justice aux hommes qu'au prix des combats.“ So iſt es auch! Der alte Brennus lebt immer noch — vae victis! Schlimm iſt nur, daß man jetzt nicht blos im, ſondern auch noch nach dem Kampſe um den Sieg ſtreitet; daß nämlich Jeder behauptet, er habe geſiegt. — Die Ausſchweifungen der Revolution nicht zu entſchuldigen, ſondern zu erklären, ſagt der Verfaſſer: „le peuple ne recouvre pas ses droits avec la même modération qu'on met à les lui rendre, et ceux qui ont profité pour l'opprimer de son défaut de raison, doivent souffrir de ce même défaut quand il se soulève.“

Nur die Familiengeſchichten der Fürſten haben Geheimniſſe, die Geſchichten der Völker haben keine. Wer alſo in einem Werke, wie das hier angezeigte, neue Aufſchlüſſe ſucht und keine findet, der hat nur ſich anzuklagen, nicht den Verfaſſer des Buches. Doch ſind darum neue Werke über die franzöſiſche Revolution keineswegs ohne Nutzen; denn werfen ſie auch kein neues Licht auf altes Dunkel, ſo werfen ſie doch altes Licht auf neues Dunkel und lehren uns, wie wir Erfahrungen aus der Revolution vernünftig anzuwenden haben.

XXXVI.

Les diners du Baron d'Holbach. Par Mme. la comtesse de Genlis. Paris, 1822.

Diderot ſagt: „Wer von den Frauen geziemend reden will, der muß ſeine Feder in den Regenbogen tauchen und den Farbenſtaub eines Schmetterlings-Flügels über die Linien ſtreuen.“ Dieſe Vorſchrift iſt ungemein artig erdacht und ſehr zierlich ausgedrückt; es iſt aber nicht immer leicht, ſie zu befolgen. So wäre es mit den größten Schwierigkeiten verknüpft, der Verfaſſerin des angezeigten Werkes durchaus keine Grobheiten zu machen — ihr, die ein Weib iſt und auf die Menſchen ihrer Abneigung einhaut wie ein Huſar; ihr, die eine Gräfin iſt und ſo marktſchreieriſch ſchimpft, daß ſie das eitelſte Häringsweib mit Beſchämung anhören würde; ihr, die eine gute Chriſtin ſein will und alle Blitze des Himmels auf die Widerſacher ihrer Geſinnung herabflucht und die Ewigkeit noch ewiger machen möchte, um die Höllenſtrafen der Philoſophen zu verlängern; ihr, die hoch in den Jahren ſteht und verbuhlter als ein junges Mädchen mit den Mode-Sündern dieſer Mittagstafeln liebäugelt! Und wäre mein Dintenfaß mit Regenbogenſaft bis zum Rande voll, und meine Sandbüchſe ganz angefüllt mit Schmetterlingsflügel-Staub; ich würde kein Thränchen einer verliebten Mücke, keinen Atom davon gebrauchen.

Die Freunde der ſocialen Alterthümer unterſcheiden ſich darin vortheilhaft von den Freunden der artiſtiſchen, daß die letztern für alte Steine ihr neues Gold hingeben, die andern aber ihr altes Gold den neuen Steinen vorziehen. Das iſt aber auch die einzige gute Eigenſchaft, die ſie haben. Im Uebrigen ſind ſie gottloſe Menſchen und ſo arge Heiden, als es je welche gab. Die Griechen und Römer ſchrieben die Meeresſtürme dem Neptun zu, die Landwinde dem Aeolus, die Gewitter dem Jupiter, die Peſt den Pfeilen des Apollo, Leben und Tod der Menſchen den Parzen. Auf gleiche Weiſe perſonifiziren die Geiſtlichen, die Frömmler, die Ariſtokraten, die Miniſter, alle wohlthätigen und verderblichen Erſcheinungen der Geſchichte. Sie erkennen keine Gottheit und keine Natur, keine himmliſchen und keine irdiſchen

Kräfte. Sie fragen nicht was, ſie fragen wer hat unſere Zeit herbeigeführt! Voltaire hat das Chriſtenthum in Verfall gebracht, Rouſſeau hat die Peſt der Freiheitsſucht hervorgerufen, Mirabeau hat das Königthum geſtürzt, und Merkur Lafitte den Liberalismus aus der Unterwelt heraufgeholt. Solcher heidniſchen Natur iſt auch Frau von Genlis, und ſie hat immer Abgötterei getrieben, nur daß ſie nach der Jahreszeit und Witterung mit den Göttern gewechſelt hat. In ihrer Jugend war ſie dem Herzog von Orleans, gegen den Marat ein Engel war, mit Leib und Seele zugethan; ſpäter war ſie den Republikanern zugethan; dann lag ſie vor Napoleon im Staube, und jetzt betet ſie im Vorhofe der Bourbone. Das Beten mag ihr hingehen — in jedem weiblichen Herzen ſteht hinter dem Gotte der Liebe der liebe Gott als Reſerve Liebhaber — aber fluchen ſollte ſie nicht. Ein Weib, das einem Manne Recht gibt, iſt ſchon eine Unbeſcheidene zu nennen, ein Weib, das Männern Unrecht gibt, zeigt ſich ſehr anmaßend, eine Frau aber, die ſelbſt im Streite der Männer mitkämpft, iſt eine häßliche Spielart der Natur, die man in Weingeiſt aufbewahre und in einem Schranke wohl verſchloſſen halte. Ich will Weiber lieber Taback rauchen ſehen, als politiſiren hören. Es iſt nicht blos lächerlich, wenn ſie ſich in die Politik miſchen, es iſt mehr als das, es iſt fürchterlich, es iſt troſtlos. Nichts iſt beſtändig in dieſer irdiſchen Zeit, nichts iſt dauerhaft auf der Wohnſtätte der Menſchen. Die Jahrhunderte, die Sitten, die Staatsverfaſſungen, die zurückkehrenden Jahreszeiten, die Geſchichte, die Himmelsſtriche, Kriege und Naturereigniſſe — alle Winde vereinigen ſich, die Wellen der Menſchheit in raſtloſer Bewegung zu erhalten, und da der Himmel unerreichbar, die Seligkeit nur in der Wallfahrt iſt, und mit den Religionen die Wege ſich ändern, die zum Himmel führen, iſt ſelbſt die Ewigkeit der Zeit unterthan und auch Gott dem Wechſel unterworfen. Wie traurig wäre das Leben, wenn dieſes Meer kein Ufer hätte, wie unglücklich wäre der gejagte flüchtige Menſch, wenn ihm keine Nacht des Friedens, kein Hafen der Ruhe gegeben wäre; doch Eins iſt, was dauert im Wechſel und nicht wankt in der Bewegung — die Liebe. Sie iſt die Wurzel der Menſchheit, die der Sturm nicht bewegt, welcher die Zweige bricht, und der Blitz nicht verſengt, der den Stamm zerſpaltet — und dieſer Liebe Wort und Offenbarung iſt das Weib. Abraham, Agamemnon, Brutus haben ihre Kinder gemordet; wanken ſolche Felſen, worauf könnte man noch bauen, wenn das Mutterherz nicht wäre? Und dieſes Mutterherz iſt ſtets das nämliche, zu allen Zeiten, bei allen Völkern, unter jedem Himmel geweſen. Die hochherzige Spartanerin und die platte Wienerin, die freie Britin und das aufgefütterte Weib im Serail des Sultans, die fromme deutſche Hausfrau und die kokette Franzöſin im Garten der Tuilerien, die Königin wie die Taglöhnerin — ſie lieben auf gleiche Weiſe ihre Kinder. Daher bilden die Frauen, wie leiblich ſo geiſtig, das Fortpflanzende, das Beſtändige, Erhaltende, ſie bilden die Pairskammer der Menſchheit. Weiblichkeit iſt die Achſe der Erde und die Milchſtraße am Himmel. Es iſt die Beſtimmung der Frauen, die getrennten Zeiten, die zerfallenen Völker, die ſich bekriegenden Bürger zu vereinigen, zu verſöhnen, und wo ſie es nicht vermögen, jedem Verfolgten eine Freiſtätte in ihrem Herzen, jedem Verwundeten eine hülfreiche Hand zu leihen. Dieſer Beſtimmung ſind die Frauen auch ſtets treu geblieben, denn die Natur weiß ſich immer Gehorſam zu verſchaffen. Gibt es aber ſelten ein entartetes Weib, das den Streit der Männer anfacht, ſtatt ihn zu löſchen, ſo wollen wir es haſſen, wenn ihm das Unternehmen gelang, oder es verachten und verſpotten, wenn es, wie Frau von Genlis, ſich ohnmächtig dabei gezeigt.

Wir wollen ihr Werk betrachten. Das Haus des deutſchen Baron Holbach war, wie bekannt, einer der Verſammlungsörter für die philoſophiſchen Schriftſteller, die in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in Paris lebten und wirkten. Man hat jenen Philoſophen den Ruhm angedichtet, die franzöſiſche Revolution herbeigeführt zu haben. Es iſt als ſagte man: der Sonntag ſei die Urſache des Montags. Doch nichts mehr hierüber! Die Narrheit in der Welt reicht weiter, als die Geduld, ſich mit ihr zu verſtändigen. So oft neue Wahrheiten unter den Menſchen erſcheinen, werden ſie zuerſt an den hervorragenden Geiſtern ſichtbar, wie die aufgehende Sonne zuerſt die Gipfel der Berge beleuchtet. Nun meinen die Feinde des Lichts, hätte es keine Berge gegeben, wäre kein Tag geworden. Man iſt den Philoſophen nur noch Dank ſchuldig, denn an ihnen iſt das Licht allmälig in das Thal hinab gegleitet, wo die leicht geblendete Menge wohnt; ohne ſie wären die Kämpfe unſerer Zeit noch blutiger geworden als ſie waren. Deutſchland hat ſeinen innern Frieden ſeinen Philoſophen zu verdanken, die das Volk, Stufe nach Stufe, in den Tempel der Wahrheit führten. Seit Luther ſteigen wir und härten uns gegen franzöſiſchen Schwindel gehörig ab. Auch bei uns haben ſeit dreißig Jahren viele unſchuldige Leute den Kopf verloren, aber unter keiner Guillotine. Die Glaubensfreiheit und die Lehrfreiheit der Univerſitäten haben in Deutſchland der Revolution die Thore geöffnet, welche in Frankreich, Spanien und Italien gewaltſam erbrochen werden mußten, wobei es, wie bei jeder Gewalt, ohne Blut nicht ausgehen konnte. Weil nun die Philoſophen die Thürſteher der Wahrheit ſind (das Haus gehört dem Volke), darum haßt ſie Frau von Genlis. Seit 46 Jahren, bemerkt ſie, habe ſie die Philoſophen bekämpft, und ſie werde es thun bis zu ihrem Tode. Und neulich ſei ſie ſehr krank und dem Grabe nahe geweſen, und in den ſchleichenden Tagen einer mühſamen Wiedergeneſung habe ſie ihr gegenwärtiges Buch verfertigt. Man ſieht dem Buche die Krankheit der Verfaſſerin, aber nicht ihre Geneſung an. Sie geht ſehr unverſtändig und ſehr unredlich zu Werke. Aus den mündlichen Aeußerungen, Schriften und Briefen der ſogenannten Encyclopädiſten reißt ſie unzuſammenhängende Stellen, bringt ſie in Geſprächform und legt dieſe Geſpräche der Tiſchgeſellſchaft des Barons Holbach in den Mund. Da treten Helvetius, Duclos, Raynal, Diderot, d'Alembert, Morellet und andere berühmte Männer jener Zeit auf und halten ſo gottloſe, abgeſchmackte Reden, wie man ſie nie von dummen verwilderten Schulbuben gehört hat. Dieſe Herren kommen zuſammen und überlegen ganz ernſthaft und gelaſſen, wie ſie alle Sittlichkeit, alles Recht, alle

Treue zerſtören, wie ſie Gott abſetzen wollen, und gehen dabei ſo trocken und diplomatiſch zu Werke, als ſei der himmliſche Vater ein König Stanislaus und ſein Reich ein Königreich Polen. Um den Giftmiſchereien genannter Philoſophen entgegen zu wirken, führte Frau von Genlis einen Engel als Gaſt in die hölliſche Tiſchgeſellſchaft ein — einen Mann, welcher Sittlichkeit, Religion, Treue, Recht, Keuſchheit, jede Tugend in Schutz nimmt und warm vertheidigt. Wer iſt dieſer himmliſche Menſch? Es iſt ein Marquis! Dagegen ließe ſich nichts ſagen, die Tugend iſt keines Standes Eigenthum, auch ein Marquis kann tugendhaft ſein; — aber nein: Frau von Genlis, indem ſie die hölliſchen Geiſter alle namentlich aufgeführt, verfuhr nicht auf gleiche Weiſe mit ihrem himmliſchen Marquis. Es iſt kein namhafter hiſtoriſcher Marquis, den ſie reden läßt, es iſt ein Marquis ohne Namen, ein Marquis mit drei Sternen, es iſt die reine Marquis-Natur, die ſie als Inbegriff alles Schönen und Guten der Verehrung entgegenführt. Darüber lache Einer nicht, der das Jahrhundert der tugendhaften Marquis kennt! Daß dieſer herrliche Marquis ſeine Philoſophen immer ſchlägt, das war leicht zu machen. Es iſt wie in den Schachbüchern, worin Spielmuſter aufgeſtellt werden; die weißen Steine gewinnen immer, oder vielmehr zur Partie, welche verlieren ſoll, pflegt man die Schwarzen zu nehmen. Daß in den Geſprächs-Spielen der Frau von Genlis der König der Schwarzen — Voltaire, grauſam verfolgt und endlich eingeſchloſſen wird, verſteht ſich von ſelbſt. Dieſer Mann iſt der geiſtige Vater Napoleons, er war der Majorats-Stifter und Napoleon der Majorats-Erbe der Revolution. Der ungerathene Sohn hat ſein Erbe verſchwendet zum Schaden ſeiner Familie und zum Vortheile der Welt — er hat das Geld unter die Leute gebracht. Fouqué hat Voltaire einen Satan genannt, den Erbfeind der Menſchheit. Fouqué iſt ein verdienſtvoller Mann, ob er zwar die Schwachheit hat zu glauben, er habe die Quadratur des Zirkels gefunden, und ſeitdem habe das runde Univerſum vier gerade Seiten, nämlich eine königliche, eine ritterliche, eine bürgerliche und eine bäuerliche. Aber Fouqué hat den Voltaire keinen Dummkopf geſcholten, wie Frau von Genlis thut. Sie nennt ihn einfältig, abgeſchmackt, unwiſſend. Sie ſagt, ſeine Schriften wären ohne Werth, kaum zu leſen, und das wenige Gute, was darin enthalten, habe er von andern Schriftſtellern geſtohlen. Um dieſes zu beweiſen, führt ſie Verſe an, die er dem Apoſtel Paulus abgeſchrieben. . . Der Himmel in ſeinem Zorne läßt nicht mehr, wie ehemals auf Sodom und Gomorah, brennenden Schwefel herabregnen — er ſchickt uns kritiſche Weiber!

Nachdem Frau von Genlis auf ſolche Weiſe die Abgänge der Holbach'ſchen Mahlzeiten chemiſch unterſucht und, in der Abſicht zu verläumden, aus den geſündeſten geiſtigen Flüſſigkeiten einen freſſenden Branntwein deſtillirt hat, führt ſie des Gegenſatzes wegen mehrere Standesperſonen zuſammen und läßt ſie ein gottesfürchtiges Eſſen halten. In dieſer Geſellſchaft befinden ſich: der Marſchall von Richelieu, der Marſchall von Biron, der Chevalier de Boufflers und andere Männer und Frauen, die, wie aus den franzöſiſchen Memoiren hinlänglich bekannt iſt, Muſter der Tugend für alle Zeiten waren. Sie reden wie Heilige, ſowohl von irdiſchen als überirdiſchen Dingen. Sie decken die Laſter der gemeinen Bürgersleute auf, und entſchleiern die verſchämte Sittlichkeit des hohen Adels. Einer ſagt: „man muß es dem Adel zum Lobe nachſagen, daß in dieſem Stande Impertinenz ſich ſeltner findet, als in den untern Ständen." Wohl geſprochen! ſagen die Andern. . . Eine Herzogin ſagt: „Die ſchon ſehr ſichtbare Veränderung in den Sitten der Bürger und Handwerker hat mich in Nachdenken verſetzt; die Weiber der Kaufleute fangen an, Federn und Blumen zu tragen, und nach meinen politiſchen Einſichten iſt dies ein ſehr böſes

Zeichen. . . .“ „**Der Chevalier**: Was ſagen Sie, Madame, zu einer Oper-Tänzerin, die ſich einen Kammerdiener angenommen, der anders gekleidet iſt, wie ihre übrigen Bedienten und der bei ihr die Beſuche meldet? **Madame du Deffant**: Eine Oper-Tänzerin! **Der Chevalier**: Ja, Madame, es iſt Mademoiſelle Dervieux. **Die Frau Marſchall**: Ganz gewiß, das ſind ſehr ſchlimme Vorbedeutungen. . . .“ Da die Rede auf die Bartholomäus-Nacht fällt, wird bemerkt: „Karl der IX., aufgereizt durch die Grauſamkeit und Gottesläſterlichkeit der Calviniſten, war ſo *ſchwach*, das Gemetzel der Bartholomäus-Nacht zuzugeben. Aber von Charakter war er nicht grauſam! . . . Der andere Monarch, unwürdig über ein hochherziges Volk zu herrſchen, Ludwig der IX., hat einen verabſcheuten Namen hinterlaſſen. Er hatte nichts Franzöſiſches; er war ein populärer König, wenn man einen Schmeichler des Volks ſo nennen kann; er ſuchte einen Ruhm darin, den Luxus, die Repräſentation zu verſchmähen und den Adel zu verachten; er kehrte oft ohne alles Gefolge in den Häuſern gemeiner Handwerker ein und unterhielt ſich vertraut mit ihnen: er ließ oft Handelsleute, ja ſogar Krämer an ſeiner Tafel eſſen.“ („Ludwig IX. war ein liberaler König nach der heutigen Bedeutung des Wortes" — ſetzt Frau von Genlis hinzu.)

Das Völkerrecht heiligt die Abgeſandten der Fürſten, auch wenn ſie beleidigende Botſchaft bringen. Mit den Abgeſandten Gottes wird nicht ſo gütig verfahren. Schickt der Himmel in ſeiner Liebe oder in ſeinem Zorne einen Chriſtus, einen Attila, einen Voltaire, einen Napoleon, ſo wird er von Denen gemißhandelt, welchen er geſendet iſt. Frau von Genlis gibt uns in ihrem Buche einen getreuen Abdruck von der Erbärmlichkeit gewiſſer Menſchen unſerer Tage. Sie frömmelt bis zum Wahnwitze, und die Religion iſt ihr nur eine himmliſche Gensdarmerie, welche das Volk im Gehorſam hält. Sie findet die hebräiſche Sprache die ſchönſte unter allen, und erklärt die alten Hebräer für das liebenswürdigſte aller Völker auf der Erde — wahrſcheinlich weil eilf Zwölftheile des Volkes ſo dumm geweſen, für die privilegirten Leviten zu arbeiten. Sie findet die Sitten unſerer Zeit verderbt; behauptet, es gäbe keine Tugend, keine Freundſchaft, keine Eltern- und Kindesliebe mehr. Heute zu Tage endige eine Tochter den Brief an ihre Mutter mit den Worten: „adieu mon amie, je t'embrasse." Sonſt ſei dieſes anders geweſen. Der Sohn der Frau von Sevigné habe von der Armee, wo er ſich ſehr brillant gezeigt, ſeiner Mutter geſchrieben: „quel sera mon bonheur de me jeter à vos pieds, de baiser votre main et d'oser aspirer à votre joue." Dieſe nobeln Geſinnungen, ſo delikat ausgedrückt, ſeien höchſt rührend. Wir Andern, denke ich, finden dieſe Scala der Pietät, die von den Füßen über die Hände bis zu den Wangen ſteigt, höchſt mißtönend und abgeſchmackt.

Das iſt die Weiſe der Frau von Genlis! Daß ſie geirrt, mag ihr verziehen ſein, ein Weib braucht nichts zu verſtehen von ſolchen Dingen — ihre Häuslichkeit iſt ihre Weltgeſchichte. Dieſe überſchritten zu haben, darin allein iſt ihr Vergehen, und um ſich die Unerſchrockenheit zu erklären, mit welcher ſie gleich einem alten Feuerwerker das grobe Geſchütz der Polemik bedient, muß man ſich erinnern, daß ſie unter Napoleons Regierung eine freie Wohnung im Pariſer Arſenal gehabt.

XXXVII.

Truthähnchen.

Ein ſatyriſch-komiſcher Roman
von
Hartwig von Hundt-Radowsky.

Merſeburg, 1820. Mit einem ſchönen Titelkupfer und einer ſauber illuminirten Vignette.

Als am 11. Oktober 1492 Colombo, ſtill begeiſtert, und ſeine Fahrtgenoſſen mit Jauchzen das Land der neuen Welt erblickten, da dachte wohl Keiner in ſeiner Freude daran, daß in dem nämlichen Augenblicke das literariſche Schickſal die Geburt eines ſchlechten Buches in den Büchertaufkatalog für 1820 eingetragen habe. Der Truthahn nämlich kam aus Amerika nach Europa, und ohne dieſe Vögelwanderung wäre beſagter ſatyriſch-komiſcher Roman nicht geſchrieben worden. Das heißt nun freilich zu einer Kritik etwas weit ausholen, aber wenn ein Recenſent nicht theologiſch geſinnt iſt und ſteif und feſt an eine beſte Welt glaubt, ſo lernt er an Gott verzweifeln ob der unzähligen Uebelthaten, die ohne Ahndung und anſcheinend ohne Nutzen ſich im Reiche der Wiſſenſchaft begeben. Wer dieſes Büchelchen kennt, wird es unverzeihlich oder unbegreiflich finden, daß ich der Mühe werth geachtet, davon zu ſprechen. Doch wollte ich einen Beweis, wie hinfällig oder kindiſch unſere ſchöne Literatur iſt, der ſich mir ungeſucht in die Hände lieferte, nicht ungebraucht von mir weiſen. Alſo nicht einmal Geiſt haben wir? was haben wir denn? etwa Charakter? Alſo nicht einmal Witz haben wir? was haben wir denn? etwa Verſtand? Keine Literatur haben wir; nicht wahr, die Staatsgeſchäfte rauben uns die Zeit! Und daß wir keinen einzigen ſatyriſchen Bildhauer zählen, der erträglich wäre, da doch die herrlichſten Kunſtſchätze in hundert Paläſten der Großen gar vortreffliche Studien darbieten und der ſchönſte Marmor auf allen Wegen liegt, das beweiſt doch gewiß, wie unvermögend und armſelig wir ſind. Als die Sonne der römiſchen Freiheit unterging, da wenigſtens ſchmückten Horaz und Virgil, Properz, Ovid und Andere den Himmel mit goldblumigem Abendrothe, und leiſe, freundlich und ſchonend ward die düſtere Nacht herbeigeführt.

Herr Hartwig von Hundt-Radowsky nennt ſeinen Roman ſatyriſch-komiſch; er iſt aber in der That komiſch-ſatyriſch. Die „ſauber illuminirte Vignette“ ſtellt einen Truthahn vor, der mit geſchwollenem Kamme erboſt ſein Kuller Kuller Kuller ſchreit. Er führt die Unterſchrift: Der ſtarke Geiſt. Das ſollte nun das Bildniß von dem Widerſacher des Satyrikers ſein, eigentlich aber ſtellt es den Maler ſelbſt vor. Wir wollen ſehen, was das für ein rother Lappen war, der den komiſch-ſatyriſchen Herrn Hartwig von Hundt-Radowsky ſo ſehr in Zorn gejagt.

Er war Mitarbeiter am Freimüthigen, entzweite ſich mit dem Herausgeber deſſelben und wurde dann öffentlich aus der Liſte der Mitarbeiter geſtrichen, „worüber Jener (Herr v. Hundt) freilich ſich ganz grimmig anſtellte, und ſogar klagte, im Herzen aber ſich gar ſehr freute, weil ihm, bei Lichte beſehen, die größte Ehre widerfahren war. Uebrigens mußte der Herr Freimüthige ihn nochmals förmlich bei ſeinen Leſern introduciren, und vor dem ganzen deutſchen Publikum, ein: Pater peccavi anſtimmen, wofür Hundt-Radowsky den Reuevollen wiederum öffentlich mit einem Truthahn traktirt hat.“ Die Leſer werden nach der Urſache des Streichens fragen — ich ſelbſt als Journaliſt frage ſo etwas nie mehr, ich bin abgehärtet dagegen; — da iſt ſie. Der Herausgeber des Freimüthigen hatte es in ſeiner Art, manchen ſeiner Mitarbeiter unter zwanzig verſchiedenen Namen auftreten zu laſſen. So lieferte ein gewiſſer Herr Friedrichſen, unter dem Namen Wilhelm, Solly, Reiſſendrich, Wattmann, Naloſt ꝛc. ſeine Beiträge. Das nennt man in der Handwerksſprache der Journaliſten: Ableger machen. „Das Publikum bildet ſich dann ein, daß eine ganze Hetze großer Männer an dem Werke mitarbeitet, und um ſo begieriger wird es darauf.“ . . . „Blos ein gewiſſer Hartwig von Hundt-Radowsky war ſo albern, keine Ableger aus ſich machen laſſen zu wollen“ — und daher das Ausſtreichen, und daher Truthähnchen. Truthähnchen iſt nichts Anderes als der Dr. Auguſt Kuhn, Herausgeber des Freimüthigen. Gegen dieſen und den Buchhändler Schleſinger, Verleger des Blattes, iſt die Satyre gerichtet. Beide ſind Juden, und wie hungrig und emſig daher auf dieſem Stoppelfelde des deutſchen Witzes geleſen wird, das kann ſich Jeder vorſtellen, der die Armuth des Verfaſſers kennt. Den Herrn Schleſinger redet er an: „herrlicher vortrefflicher Aaron, Marcus Schleswicher, du Zwiebel in Israel, du Knoblauch im Stamme Juda, du einäugiger, weichſelzöpfiger Stolz der Hebräer!“ Auf dieſe Weiſe wird das Buch, das anfänglich leidlich unſauber iſt, zuletzt ein wahrer Schweineſtall.

Am 25. des ungeſunden Monats, in dem ſchon ſo manches hoffnungsvolle Leben zu Grabe gebracht wurde, am 25. des Septembers nämlich, ſtarb Truthähnchens Papa an Schlägen, die er von der turnluſtigen Dorfjugend zu Kuckuksau erhielt. Damit beginnt der Roman, Truthähnchens Wanderung, und der Ueberdruß des Leſers. Nachdem auf einigen Seiten nicht ganz ohne Witz über das Turnweſen — über, nicht gegen, ſondern gegen das Gegen — geſprochen und geſpottet worden, nehmen die Albernheiten und ſchmutzigen Geſchichten ihren Anfang, und dauern durch das ganze Buch, welches mit den Worten ſchließt:

O du lieber Auguſtin
Alles iſt hin.

Alles wohl nicht, obzwar Herr v. Hundt-Radowsky für uns hin iſt; denn wie man in der Zeitung geleſen, hat er ſich nach Straßburg zurückgezogen. Möge das feine Frankreich auf ſeinen Geſchmack, und das vorurtheilsfreie auf ſeine Geſinnung nicht ohne Einfluß bleiben.

XXXVIII.

Satyriſch-humoriſtiſche Gedichte.

Vorzüglich in Bezug auf neuere Zeitereigniſſe.
Von
Heinrich Döring.
Leipzig 1820. In Ernſt Kleins literar. Comptoir.

Das kleine literariſche Comptoir hat an Herrn Döring einen Commis, der ihm an Größe gleichkommt. Vom Humor haben dieſe Gedichte nichts als die Wäſſrigkeit. Wie ſie getrunken ſein wollen, ſagt die Vorrede. „Eben derſelbe Charakter, der ſich neuerlich in den Werken der Kunſt, und namentlich der Poeſie, ausſpricht — man mag an die ſchuld- und verhängnißvollen Tragödien, an die tobenden Kriegslieder, an die klingenden Sonette denken — eben dieſer Charakter tritt auch im öffentlichen wie im Privatleben auf's deutlichſte hervor. Es iſt eine gewiſſe phantaſtiſche Schwärmerei, ein falſches Streben nach Genialität, das in dem einen Fall ſich muthwillig über die gegebenen Regeln der Kunſt hinwegſetzt, in dem andern, in Gedanken verſteht ſich, Staaten umſtürzt und neue gründet. Das ekelhafte Hin- und Wiederreden, Schreiben und Beweiſen: wer denn ſo eigentlich ein Deutſcher ſei oder nicht, das ſich ſehr verſtändig mit der Nothwendigkeit einer deutſchen Tracht anfing, was hat es geholfen, was konnte es helfen?" Das wäre alſo der Standpunkt, aus dem die Gedichte zu betrachten ſind. „Sie ſchildern den Conflict eines unbefangenen Gemüths mit den Erſcheinungen einer auf vielfache Weiſe bewegten Zeit." Daß des Verfaſſers Gemüth nicht befangen iſt, kann ihm geglaubt werden, er beſitzt keines. Er fuchsſchwänzelt auf ſeinem poetiſchen Harzkuchen aus Leibeskräften, nicht um das deutſche Volk zu elektriſiren, ſondern um es ſeiner Elektrizität zu entladen. Er temporiſirt, doch ſieht er wenig auf eilf Zwölf-Theile der Zeit, er hält es mit der Minorität, er — ſeptembriſirt. Ich will den Leſern einige Stengel dieſes ſatyriſch-humoriſtiſchen Unkrautes in die Hände geben, ſie würden ſich doch nicht darnach bücken.

Deutſcher Freiheitsgeſang.

Fort! hinweg mit dieſem Alten!
Neu muß ſich die Welt geſtalten,
Throne müſſen wanken, ſchüttern,
Fürſten wie die Lämmer zittern —
Das verlangt, voll Sitt' und Tugend,
Deutſchlands kühne Heldenjugend.

Muſenſöhne, nie bezwungen,
Eine Schaar von Handwerksjungen,
Ladendiener, Gymnaſiaſten,
Können nimmer ruh'n noch raſten,
Bis das Größte iſt geſchehen,
Was die Welt annoch geſehen.

Einen ſcharfen Dolch in Ehren
Kann uns Niemand wohl verwehren,
Um ſo mehr, da wir in Röcken
Sehr geſchicklich ihn verſtecken,
Nur im Nothfall dazu brauchen,
Ihn in Schurkenblut zu tauchen.

Darum muthig, lieben Brüder!
Wer euch hindert, den — ſtoßt nieder!
Ihr bleibt rein und unbetheiligt,
Da der Zweck die Mittel heiligt;
Ging's auch über tauſend Leichen,
Gleichviel, wenn wir ihn erreichen.

Blickt auf unſer Vorbild! reiner
War im deutſchen Volk wohl Keiner!

Strebt wie er — wollt ihr mit Kränzen
In der fernſten Nachwelt glänzen —
Nach Gemeinſinn und — Gemeinheit,
Und erkämpfet Deutſchlands Einheit.

In einem Gedichte, genannt: Apologie der deutſchen Jugend, kömmt Folgendes vor:

— — — Doch welch ein dreifach jammernd Weh
Vernimmt mein Ohr? Es ſchallt vom Uferrand der Spree!
Ihr edle Turner ſeid's! was iſt geſchehen, redet! —
„O fragt uns nicht! ihr ſeht's, der Turnplatz ſteht verödet,
Wo ſonſt das Leben ach! ſo friſch und fröhlich war!“ —
So jammert tief betrübt die kindlich fromme Schaar. —
Welch neuer Unglücksſchlag! Nein, das muß Steine rühren,
Den theuren Meiſter gar nach Spandau abzuführen?
Du großer, edler, nie genug geprieſ'ner Mann,
Wer hat ſo viel, wie du, für's Vaterland gethan!
„Gethan? ich bitt' euch, was?“ — So fragt ein Einfaltspinſel!
Der Korſe ſäß' fürwahr, anſtatt auf ſeiner Inſel,
Noch jetzt auf Frankreichs Thron — doch mächtig fachte Jahn
Den letzten Funken faſt erloſch'ner Deutſchheit an!
Wer das nicht fühlen will, — doch gönnt mir abzubrechen,
Es läßt mich mein empört Gefühl nicht weiter ſprechen.

Es iſt ſchändlich, eines gefangenen unglücklichen Mannes ſo zu ſpotten — unglücklich, wenn er ſchuldlos, unglücklicher, wenn er ſchuldig iſt. Das hätte

Hr. Döring dem freien Jahn nicht geſagt; aber es iſt die Art feiger Nachzügler, daß ſie die Todten auf dem Schlachtfelde ausplündern. So ferner befleckt der Dichter mit ſeiner ſatyriſch-humoriſtiſchen Feder die Frauen-Vereine und Mehreres. Man ſieht es ſeinem Eifer an, daß er ein Recrut iſt. Er droht mit einem ſtärkeren Bändchen humoriſtiſcher Gedichte. Er ſollte ſie in Friedrich Schlegel's Concordia einrücken laſſen; man würde ihn gewiß damit nicht abweiſen, auch wenn er Proteſtant wäre.

XXXIX.

Die Staats-National-Bildung.

Verſuch über die Geſetze zur ſittlichen und geiſtigen
Vervollkommnung des Volks. Nach den Grundſätzen
der National-Oekonomie

von

Julius Graf von Soden.

Aarau, 1821. Sauerländer. VI und 244 S. in 8.

Wenn ein Buch in Paragraphen geſchrieben iſt und ſeine Sätze in Schlacht-Ordnung anrücken, dann mag dieſes oft als Zeichen gelten, daß der Verfaſſer mehr von der kriegeriſchen Unterordnung, als von der männiglichen Einſicht und Tapferkeit ſeiner Gedanken den Sieg erwartete. Auch ſchwache Gründe können, in Reihe und Glied geſtellt, langen und guten Widerſtand leiſten. Ich ſage, dieſes kann oft ein Zeichen ſein, aber nicht immer; wie es auch bei dem vortrefflichen Werke, das hier beſprochen werden ſoll, keines iſt. Wenn ſelbſtkräftige, erfinderiſche Meinungen das freie Plänkeln lieben und unwillig ein geſchloſſenes logiſches Regiment bilden, ſo bringt ihnen das zwar Ruhm, aber auch Gefahr; einzeln wie ſie ſind, können ſie von einer Zahl Uebermacht umzingelt, oder ſelbſt von ſchwachen Feinden umgangen und rücklings niedergeſchlagen werden. Darum hat die Schrift des Grafen von Soden einen Vorzug mehr, weil ſie edle, kampfluſtige Grundſätze in eine Ordnung brachte, wie die Regeln der Denkkunſt ſie vorſchreiben. Bei der Form eines Lehrbuches für Anfänger, iſt ſie unterrichtend für weit vorgeſchrittene Denker. Sie lehnt ſich ſieben früheren Bänden des Verfaſſers: über die National-Oekonomie, als deren Fortſetzung an. Die Widerſacher können nicht ſagen: das ſind Schwärmereien, das ſind Träume, das ſind die kranken Gelüſte der Neuerungsſucht! nein — was der Verfaſſer behauptet, beweiſt er, und was er beweiſt, das war ſchon bewieſen in einem früheren Satze, und ſo immer höher hinauf. Seine Grundſätze haben keinen erworbenen, ſie haben einen Geſchlechts-Adel, und können der Ahnen-Probe genug thun. Alle ſeine Reden, ſeine Wünſche, ſeine Beſorgniſſe, ſind die eines Menſchenfreundes, nicht eines bequemen Freundes des, ſondern eines arbeitſamen Freundes der Menſchen. In den Lehren des Verfaſſers ſpricht nicht blos ein wiſſenſchaftlicher Trieb, der nichts fordert, als daß man ihm nachrede, ſondern ein frommer Trieb des Herzens, welcher verlangt, daß man ihm nachthue. Er iſt der Freiheit aus ganzer Seele zugethan und vertheidigt ſie, wie mit feſter Beſonnenheit, ſo mit liebenswürdiger Begeiſterung. Nicht zu viel kann das Buch gelobt werden, denn es iſt ein Markt des Ueberfluſſes, wo Jeder, reich oder arm, finden kann, was der Hausbedarf und was die Prachtliebe wünſcht.

Das Werk zerfällt in vier Bücher. In dem erſten Buche wird das Recht und die Pflicht der Regierung, die Staats-National-Bildung zu leiten, dargethan, und die Volks-Erziehung in ihre Beſtandtheile geſondert. Das zweite Buch handelt von der körperlichen, das dritte von der ſittlichen, und das vierte von der intellektuellen Bildung. Der Verfaſſer geht in der Einleitung von einem Standpunkte aus, den wohl nicht Jeder gewählt hätte, nicht weil er falſch wäre und irre führte, ſondern weil er ſteil und gefährlich iſt und nur über Felſen und Tiefen in das Thal hinableitet, wo der gebahnte Weg beginnt. Der Grundſatz des Britten Goodwin: „die einzige richtige Tendenz der Regierung ſei und müſſe ſein: Sich entbehrlich zu machen" wird angenommen und den Leſern dargereicht. Es wird geſagt: der Menſch, deſſen ſittliche Gefühle und intellektuelle Kräfte vollſtändig ausgebildet ſind, bedarf kaum mehr einer Regierung. Kaum mehr — alſo doch etwas, nur vielleicht keiner ſtrengen. Man kann alſo nur behaupten, eine gewiſſe Regierungs-Form müſſe ſuchen, ſich entbehrlich zu machen, aber nicht die Regierung im Allgemeinen, denn ſie iſt: wirkend — das Band, welches die Glieder des Staats zu einem Körper vereinigt, und leidend — das Gemein-Gefühl, das Gefühl der Einheit dieſes Körpers. Auch wenn alle Bürger im höchſten Grade ſittlich und geiſtig ausgebildet wären, würde doch eine Regierung nicht entbehrlich werden, denn in der bürgerlichen Geſellſchaft kann es kein unbeſchränktes Recht ſelbſt auf Tugend geben, und die Freiheit im Gebrauche der Geiſteskräfte wird nicht weniger, als die im Gebrauche der Körperkräfte, einer geſetzlichen Grenze bedürfen. Nimmt man aber an (und wer kann es abſchlagen?) was der Verfaſſer ferner ſagt: die Weiſeren der Menſchheit, die auf der höchſten Stufe der Bildung ſtehenden Individuen, wären die von der Natur gekrönten Herrſcher der Uebrigen, dann braucht eine Regierung, die auf einer andern

Ariſtokratie als der des Geiſtes ruht, nicht erſt entbehrlich zu werden, ſie war es immer geweſen.

Von jener alten, ſchönen Zeit, „wo der Staat nicht einzig aus Bürgern, ſondern auch in jedem Bürger beſtand; wo das Ganze im Einzelnen, und das Einzelne im Ganzen lebte; wo alſo die vollſtändige Erziehung und Bildung öffentlich war“ — von jener Zeit ſagt der Verfaſſer: ſie ſei verwelkt und werde nie wieder erblühen. Man kann dieſe Troſtloſigkeit nicht theilen, aber um ſo mehr eine andere Klage: daß es an jenem allgemeinen Unterricht fehle, welchen der Staat doch jedem Staatsbürger ſchuldig iſt; nämlich dem Unterrichte in der Verfaſſung des Staats und den Geſetzen. „Indeß die Lehrer aller Religionen die Jugend in den abſtrakteſten religiöſen Dogmen unterrichten, hat man nirgends an einen gemeinfaßlichen Katechismus über die rechtlichen Verhältniſſe des Bürgers in der Geſellſchaft gedacht.“ (Hier, wie auch an andern Stellen, hätte man ſich von dem Verfaſſer gern erklären laſſen, wie fehlerhafte Staats-Einrichtungen nothwendig zuſammenhängen; denn auch das Schlechte hat ſeine Regeln.) Mit Recht wird die Heiligkeit des Stiftungs-Vermögens, das für Schulen und öffentliche Erziehung beſtimmt iſt, in Schutz genommen und der Grundſatz verworfen, daß Stiftungs-Vermögen Staats-Vermögen ſei. Wenn aber der Verfaſſer ſeinen Tadel auch auf die Einziehung der geiſtlichen Güter ausdehnt, ſo kann man ihm nur in ſo fern beiſtimmen, als dieſe Güter großen Theiles „zu den Planen der Ehrſucht und Eitelkeit“ verwendet wurden, denn im Uebrigen kömmt es keiner geiſtlichen Körperſchaft zu, ein ſelbſtſtändiges, vom Staate unabhängiges Vermögen zu haben. Es iſt nicht nöthig, hier an die Erfahrungen des Mißbrauches zu erinnern, der damit zu allen Zeiten geſchah, denn der Verfaſſer verlangt, daß die Regierung, um ſolchen Mißbräuchen vorzubeugen, eine Art Ober-Aufſicht führe. Aber die Religion kann erſt dann ein Gegenſtand der Geld-Wirthſchaft ſein, wo ſie als Gottesdienſt anfängt, äußerlich zu werden; doch wo ſie anfängt, äußerlich zu werden, da gehört ſie in das Gebiet der weltlichen Herrſchaft. Die Einziehung der geiſtlichen Güter in Spanien kann daher noch beſſer, als damit entſchuldigt werden: daß dort die Freiheit zu jung iſt, um ohne Leidenſchaft zu ſein.

Im Anfange des zweiten Buches, welches von der körperlichen Bildung handelt, wirft der Verfaſſer einen wehmüthigen Blick auf die Vorzeit und auf die Grundſätze zurück, welche die alten Völker in dieſen Dingen befolgt haben. Doch iſt die Erinnerung, die ich oben gegeben, zu wichtig, als daß ich ſie nicht wiederholen ſollte. Die fehlerhaften Einrichtungen eines Staates ſtehen alle in einer nothwendigen Verbindung, und ein gegebner Staat kann ohne gewiſſe Gebrechen gar nicht fortdauern. So kann ich mir eine vollkommene körperliche Ausbildung der Bürger, mit Monarchieen, in der Art, wie ſie jetzt beſtehen, durchaus nicht vereinigt denken. Die Waffenloſigkeit der Bürger iſt dort die Verfaſſung ſchützendes Geſetz, aber nicht das Eiſen iſt die Waffe, ſondern der geübte Mannes-Arm, der das Eiſen zu führen und zu entbehren gelernt hat. Man hat uns ſchlau und mit Erfolg weiß gemacht, körperliche Ausbildung ſchade der geiſtigen; und da freilich der Geiſt der ſchönere und beſſere Theil des Menſchen iſt, haben wir eine Wahl getroffen, und unſere leibliche Erziehung vernachläſſigt. So iſt es dahin gekommen, daß körperliche Stärke und Gewandtheit eine Kunſt geworden iſt, die nur Wenige üben, und daß wir neugierig hingehen, einen ſtarken Mann, einen guten Springer oder Fechter zu ſehen, als wären ſie nicht auch Menſchen wie wir, ſondern Thiere aus einer fremden Zone. Daher jene Gemüths-Schwäche, die aus Männern Kreiſel macht, die ſich drehen, ſobald eine kindiſche Polizei ſie peitſcht; Binſen macht, die ſich neigen vor dem Lüftchen eines Mundes, und Haſen, die nur in ihren Beinen Schutz gegen Hunde finden. Daher der Mangel jener Muskelkraft des Geiſtes, ohne welche der Geiſt iſt, was ein Maler ohne Hand, was ein Pinſel ohne Farbe. Daher die Zerſtörung der Brücke, die von dem Körper zu dem Geiſte führt, und daher der abergläubiſche Magnetismus, und die Myſtik, dieſe alberne Buhlerei, wo Seele und Leib, an getrennten Ufern ſtehend, ſich verliebte Kußhändchen zuwerfen und gar ſehr jammern, daß ſie beide nicht ſchwimmen können. Die Turn-Kunſt iſt an der Schulfuchſerei ihrer Lehrer geſcheitert, denn es iſt der noch ungetilgte Fluch der Deutſchen, daß ſie, wagen ſie ſich ja einmal hinaus in ein freies Feld des Lebens, ſie das Feld ſogleich mit einer Mauer umgeben und es zum Schul-Garten beſtimmen, wenn ſie nicht gar ein Dach darauf ſetzen und es zum Schul-Gebäude machen. „Auch iſt jener Soldatismus (ſagt Graf von Soden), den man mit der Turnanſtalt verknüpft hat, nachtheilig, wenn er nicht unter einer weiſen Leitung ſteht.“ Sehr wahr! Sie haben die Vaterlandsliebe zünftig machen wollen! Vortrefflich iſt, was der Verfaſſer über die Nothwendigkeit eines Inſtitutes zur Bildung der Kinderwärterinnen und über deren Einfluß in der moraliſchen und phyſiſchen Bildung der Kinder ſagt. Ich bitte das Morgenblatt, die Abend-Zeitung, die elegante Zeitung, den Freimüthigen, den Geſellſchafter, und wie ſonſt die literariſchen Zuckerbäcker alle heißen mögen, das erwähnte Kapitel über Kinderwärterinnen ihren Leſerinnen mitzutheilen, ſtatt daß ſie dieſelben belehren, wie am 1. October Herr Hans in Prag, wie am 2. October Herr Kunz in Dresden den Hamlet geſpielt, und wie am 3. October Frau Urſula in Braunſchweig die Königin der Nacht geſungen hat.

Das dritte Buch, welches von der ſittlichen Bildung handelt, beginnt der Verfaſſer mit Betrachtungen über den Einfluß, welchen die Geſetze auf die Sitten üben, und über die unglücklichen Folgen des Mangels beſtimmter Geſetze. Die erſte Folge iſt, „daß die Richter ihre wahre Weſenheit verloren, nämlich aufgehört haben, Ausſprecher der Anpaſſung des Geſetzes auf den einzelnen Fall zu ſein, alſo willkürliche Dispenſatoren des bürgerlichen Eigenthums geworden ſind.“ Die zweite unglückliche Folge iſt, daß der allergrößte Theil der Staatsbürger, mit den Rechten unbekannt, ſich in die Arme der Advokaten werfen müſſe. „Unverkennbar herrſcht alſo in Abſicht des Eigenthums und deſſen Sicherheit, alſo in Abſicht des erſten, ja Hauptzwecks der bürgerlichen Geſellſchaft, auch bei dem größeren Theile der gebildeten Völkerſchaften zur Zeit reine Deſpotie. Die Richter und Advokaten ſind die eigentlichen Gewaltigen des National-Eigenthums, und was aus dieſer Gewalt gerettet wird, wird von der Finanz in Anſpruch genommen.“ Es giebt nur ein Mittel, jene Uebel zu heilen, nämlich das Leben des Rechtes muß im Volke allgemein gemacht werden. Dazu ſind zwei Wege. Erſtens: die Deutlichkeit, Beſtimmtheit, Ausführlichkeit und Umſtändlichkeit der bürgerlichen Geſetzbücher, und zweitens: die Oeffentlichkeit der Juſtizpflege. Man hat das preußiſche Landrecht ſeiner Umſtändlichkeit wegen getadelt, aber gerade hierin beſteht ſein Vorzug. „Man hat nicht erwogen, daß dieſem Geſetzbuche nur ein Urfehler anklebt, nämlich derjenige der Art ſeiner Verfaſſung. Von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern, von Gelehrten geprüft, hat Friedrich der Große nicht die Nation darüber zu Rathe gezogen, nicht die Volksſtimme darüber gehört, und das iſt es, was die Geſetzgebung unerläßlich bedarf.“ Nur durch die Oeffentlichkeit der Juſtiz kann dem ſonſt unvermeidlichen Deſpotismus der Richter und Advokaten Grenze geſetzt werden. Der Verfaſſer vertheidigt ſie mit der Wärme eines Mannes, der an ſich und Andern erfahren haben mag, wie Ungerechtigkeit ſchmerze. Ueber die Heimlichkeit der peinlichen Proceßform wird bemerkt: die ſpaniſche Inquiſition iſt der Gegenſtand des Abſcheues aller Nationen (geweſen), und in dem bei weitem größern Theile des gebildeten Europa wird über Leben, Ehre, Freiheit und Vermögen des Staatsbürgers beinahe ganz nach den Formen dieſer nämlichen Inquiſition geurtheilt. Der Staatsbürger wird verhaftet, ohne daß ſein Mitbürger davon oder von dem Grunde ſeiner Verhaftung Kenntniß erhalte. Er wird eines angeſchuldigten Verbrechens wegen in Verhaft behalten, in Unterſuchung genommen; ſeine Mitbürger erfahren nichts davon, als durch das Kamäleon des Gerüchts. . . . Es iſt ein erſtaunenswürdiger Beweis der Verirrung der menſchlichen Vernunft, daß Regierende ſich ſolch deſpotiſcher Gewalt über die Nationen bemächtigen konnten; es iſt ein eben ſo erſtaunenswürdiger Beweis der gemüthlichen Beſchränktheit der Nationen, daß ſie eine ſolche deſpotiſche Behandlung in Abſicht der wichtigſten und theuerſten Güter der Menſchheit, des Lebens, der Ehre und der Freiheit, ſeit Jahrhunderten ſich gefallen ließen."

Von dem verderblichen Einfluſſe der Leih-Bibliotheken auf die Sitten des Volkes, die des weiblichen Geſchlechtes zumal, wie ſie den Leichtſinn ausbilden, wie alle Zucht und Häuslichkeit darüber zu Grunde geht, wie ſie die Jünglinge entnerven und ausfaſern, davon entwirft der Verfaſſer ein treues Bild in kräftigen Zügen. Er wundert ſich und zürnt, daß man es geſchehen laſſe. Der Herr Verfaſſer war wohl zu ängſtlich oder beſcheiden, daran zu erinnern, daß jene Leih-Bibliotheken zur Leibwache der Gewalt gehören, daß ſie die Jugend, indem ſie ihr das Mark aus den Knochen ſaugen, zum Widerſtande gegen feindliches Wollen, woher es auch komme, unfähig machen. Wenn der Verfaſſer verlangt, die Polizei ſolle den Unternehmern der Leih-Bibliotheken vorſchreiben, welche Bücher ſie halten *müſſen*, und ihnen das Anſchaffen der ſchädlichen Bücher *verbieten*, ſo hat er diesmal nur ſein Herz zu Rathe gezogen. Keine Zwingherrſchaft im Reiche des Geiſtes! Auch ſollen wir die Gefälligkeit unſerer lieben Freundin Polizei nicht mißbrauchen. Schon gar zu viele Sorgen hat ſie freiwillig für uns übernommen, ſie muß auch Zeit zum Schlafen haben. Es giebt noch andere Mittel, das ſchändliche Gewerbe der Romanenmiſcher zu Grunde zu richten. Man mache ihre Werke lächerlich, wenn ſie nur abgeſchmackt, man züchtige ſie, wenn ſie zugleich verführeriſch und ſittenverderblich ſind. Einſichtsvolle und wohlwollende Männer mögen in jedem Orte, wo es Leihbibliotheken giebt, eine Geſellſchaft bilden, die das mühſame aber edle Geſchäft übernehme, ſich mit allen in den Catalogen der Leih-Bibliothekare enthaltenen Büchern nach und nach bekannt zu machen und die guten öffentlich zu empfehlen, die ſchlechten aber zu widerrathen. Wenn jene Männer von Zeit zu Zeit in den Nachrichtsblättern ihrer Wohnorte ein Verzeichniß der ſitten- oder geiſtverderblichen Bücher mit Bezeichnung der Nummer, die ſie in den Catalogen der Leih-Bibliothekare einnehmen, abdrucken ließen und etwa dabei bemerkten: „kein ſittſames Mädchen kann eines der genannten Bücher ohne zu erröthen auch nur in die Hände nehmen;“ oder: „kein verſtändiger Jüngling, und der einſt ein Mann werden will, nicht blos dem Alter nach, wird ſeine geſunde Seele durch ſolche Leſereien verkrüppeln laſſen;“ dann läßt ſich erwarten, daß die Nachfrage nach ſchlechten Romanen ſich vermindern wird. Aber ja kein Zwanggebot! Ohne Freiheit verliert ſelbſt die Tugend ihren Werth. Daher war ich ſehr überraſcht, daß der würdige Verfaſſer, der für Freiheit und Recht überall mit ſo großer Herzenswärme ſpricht, von der Geſetzgebung „Kleider-Ordnungen zu Bezeichnung der Stände“ fordert. Es iſt dieſes um ſo überraſchender, da er eine Zwangsbeſchränkung des Luxus überhaupt mit Recht verdammt. Er ſagt, die Sitten können unmöglich bewahrt werden, „ſo lange es den untern Klaſſen frei ſteht, ſich den höheren im Aeußerlichen gleich zu ſtellen.“ Aber, guter Gott, hat denn ein Stand, weil er ſeine beſonderen Sitten hat, auch ſeine beſondere Sittlichkeit; iſt nicht dieſe eine gemeinſchaftliche für alle Stände? dürfen die höhern Stände die Folgen ihrer Sittenverderbniß auf die niedern wälzen? Wenn ſich die untern Klaſſen den höhern äußerlich gleichſtellen, dann iſt eine innere durch Entgegenkommen von oben bewirkte Gleichſtellung vorhergegangen, und mit der Frucht des Uebels vertilgt man ſeine Wurzel nicht. Zu Kleiderordnungen iſt daher weder Noth noch Recht, noch guter Grund vorhanden. Keine Noth — denn der Kleideraufwand der dienenden Klaſſe iſt nicht Urſache, ſondern Folge der Sittenverderbniß, und nicht die ihrer eignen, ſondern die der allgemeinen. Kein Recht — denn unſere Diener ſind nicht unſere Sklaven, und wenn ſie mündig ſind, muß ihnen verſtattet bleiben, das Erworbene nach Neigung zu verwenden. Kein guter Grund — denn es iſt beſſer, daß unſer Dienſtvolk die Zeichen ſeines übeln Lebenswandels oder ſeines Betrugs offen an ſich trage, als verſteckt, und wenn man ihnen die koſtbaren Kleider verbietet, wird ihre Eitelkeit ſich auf eine mehr verborgene Weiſe, die den Geſetzen unerreichbar iſt, befriedigen. Wozu noch weitere Einreden! Kann ich etwas Beſſeres ſagen als; *Wie der Herr, ſo der Diener?*

Ueber *Schauſpiele* und deren Einfluß auf die öffentliche Sitten macht der Verfaſſer vortreffliche, zum Theil neue Bemerkungen. Man leſe ſie und verſuche es anderer Meinung zu ſein. Er tadelt mit verzeihlicher Heftigkeit, daß die Regierungen die Buhne überall ſich ſelbſt überließen. „Sie gewöhnten ſich ſie als eine geſellſchaftliche Unterhaltung zu betrachten, deren Geiſt ſie dem Geſchmacke hingeben könnten. Sie bewachten ſie zwar ängſtlich in *politiſcher* Hinſicht, damit nichts dem Geiſte der Regierung Abholdes, die bürgerliche Freiheit oder Beſchränkung der Willkür Betreffendes öffentlich dort verkündet werde; ... aber die *ſittliche*, ſo wie die *intellektuelle* Tendenz blieb ihnen allergrößtentheils fremd. Mag nur der Grund *darin* liegen, daß die Machthaber bei der, als einer Erbkrankheit der Macht, ſteigenden Tendenz zur *unbeſchränkten Herrſchaft* und *Allgewalt*, den Völkern hierdurch Freiheit des Spielraums, den Trank der Vergeſſenheit ihrer Leiden reichen wollten, oder daß die Organe der Macht allmählig ſelbſt vom Sittenverderbniß ergriffen wurden — der ſittliche und intellektuelle Zweck der Bühne blieb allergrößtentheils ohne Aufſicht; und dies nannte man dann — liberale Geſinnungen.“ Die Abnahme des Geſchmackes für *Trauerſpiele*, die man in neuern Zeiten bemerkt, ſchreibt der Verfaſſer der Sittenverderbniß zu, welche das Herz ſchlaff gemacht und die Empfänglichkeit für große Tugenden abgeſtumpft habe. „Bei dem *weiblichen* Theile des höhern Publikums hat dieſe Abneigung gegen die *Tragödie* ihren Grund in der verkehrten Erziehung und Bildung. . . . Ermattet wie ſie ſind, alſo unempfänglich für die Wohlthätigkeit eines durch moraliſche *Veredlung lohnenden* Schmerzes, wollen ſie nur *glückliche Liebende* ſehen, da ihr ganzes Leben nur ein Roman der Liebe iſt.“ Auch den neuern tragiſchen Dichtern wird die Schuld jener Abneigung gegen Trauerſpiele zugeſchrieben. Sie haben den wahren Geiſt der Tragödie verlaſſen. Ihre Helden und Heldinnen ſind oft nicht mit dem Schickſale ringende Menſchen, ſondern Schwächlinge, Opfer ungeregelter Leidenſchaften, die als Opfer derſelben muthlos untergehen, oder Verbrecher, die ſich ihren verdienten Untergang bereiten. So haben die Dichter, ihres hohen und heiligen Berufes uneingedenk, indem ſie der Verweichlichung der Menſchheit fröhnten, zu ihrer Verſchlechterung beigetragen. Statt Ehrfurcht für Tugend und Seelengröße, haben ſie Nachſicht für das Laſter durch Theilnahme an verſchuldetem Unglücke gepredigt, für eine Maria Stuart, die Gattenmörderin, für einen Hugo, den Ehebrecher und Meuchler ſeines Freundes, Intereſſe aufgeregt. — Den Harlekin wünſcht der Verfaſſer mit Unrecht zurück; auf unſeren Bühnen iſt der Ernſt abgeſchmackt, wie unerträglich wäre erſt der Spaß.

Alles, was über Religion und Gottesverehrung geſagt wird, zeigt eben ſo große Helle des Kopfes als Wärme des Herzens. Man nehme es darum mit Herz und Kopf dankbar auf, denn hierin am meiſten bedarf die irrende Welt Zurechtweiſung, da in Dingen der Religion, wo der Irrthum der Uebelwollenden aufhört, der Irrthum der Gutmeinenden beginnt, Wahnſinn aber auf beiden Seiten herrſcht. „Wie weit mußte die menſchliche Vernunft nicht verkrüppelt ſein, um ſich bis zu den Begriffen einer herrſchenden Religion, einer herrſchenden Kirche zu verirren! Wie war es möglich, mit den Anſprüchen der Vernunft die Idee zu vereinigen: daß die Empfindungen oder Anſichten eines Theils der Staatsbürger über die Art der Verehrung des höchſten, unſichtbaren Weſens, dieſen berechtigten, die phyſiſche Uebermacht zu gebrauchen, um den andern Theil einzig um der Verſchiedenheit der Anſichten von der Art dieſer Verehrung willen zu verfolgen, zu unterdrücken, oder mindeſtens Vorzüge vor ihm zu behaupten? Selbſt das Wort Toleranz iſt ein Vergehen gegen die menſchliche Vernunft. Wie? indeß der Allvater jede Art ſeiner Verehrung ruhig annimmt, will ein Theil ſeiner Kinder ſich's zum Verdienſt rechnen, wenn er dem andern erlaubt, ihn nach ſeiner Weiſe zu verehren? ... Die Religionskriege haben unter allen das Ungeheure der entarteten menſchlichen Natur in ſeiner größten Scheußlichkeit dargeſtellt.“ (Und um wie viel iſt es jetzt etwa beſſer geworden? die Religionskriege dauern fort, nur ſchlachtet man die Gefangenen nicht mehr und bratet ſie nicht zur Ehre Gottes auf einem Scheiterhaufen; man begnügt ſich, ſie verwundet zu haben, und macht ſie zu Sklaven. Die verlorne Kunſt des Alterthums beweint man, aber um die verlorne Weisheit der alten Welt, die von der Raſerei des Religionshaſſes ſtets frei geblieben, um dieſe weint man nicht. Für Einen, den das Chriſtenthum ſeit je getröſtet, haben die Chriſten Tauſende troſtlos gemacht!) —

Die **Bibelgeſellſchaften** habe ich immer als einen Beweis mehr angeſehen, daß die waltende Vorſehung, um ihre Zwecke zu erreichen, ſich ſolcher Mittel bedient, die dem Menſchen mit der Erfüllung ſeiner Wünſche ſchmeicheln. Wie wäre ſonſt die Verblendung der proteſtantiſchen Eiferer zu erklären, die durch die Verbreitung der Bibel, durch dieſes unfehlbare Mittel, die Demokratie im Religionsſtaate herbeizuführen, eine allgemeine Monarchie des Glaubens zu erreichen hoffen? Auch der Verfaſſer bezweifelt, daß die Verbreitung der Bibel (der ganzen ohne Auswahl) geeignet wäre, das reine Chriſtenthum, die wahre Sittlichkeit, zu befördern.

Die Juden. Der Verfaſſer hat, indem er, abweichend von der Form ſeines Buches, dieſer Unterſuchung eine eigene Ueberſchrift gab, die Wichtigkeit bezeichnen wollen, welche die Welt und er ſelbſt dem Gegenſtande giebt. Aber es iſt ein ſchlimmes Zeichen, wenn man eine Sache wichtig findet, die, weil ſie einen unendlichen Werth hat, zu ihrer Preisbeſtimmung gar nicht gewogen zu werden brauchte. Es giebt Grundwahrheiten, die zum Wahnſinne führen, wenn man ſie zum Gegenſtande der Unterſuchung macht; denn ſie ſind der Boden des Verſtandes, und wenn dieſer wankt, wankt auch alles Uebrige. Aber die Menſchen ſind unbedacht; ſie wollen das Sehen ſehen und reißen das Auge aus ſeiner Höhle, es bequem in die Hand zu nehmen. So lange die Juden ein Gegenſtand des Haſſes, des Abſcheues, der Verfolgung waren, und wo ſie es noch ſind, da möchten oder mögen die Beſſerdenkenden für jene Unglücklichen handeln, aber für ſie zu ſprechen wäre Thorheit; denn die Leidenſchaft hat keine Regel und kann daher nicht irren, und die Empfindung verrechnet ſich nicht, weil ſie gar nicht rechnet. Wo man aber über die Juden ruhig und wiſſenſchaftlich ſpricht, da iſt es Zeit, dem Irrthume zu begegnen. Ich will es offen bekennen, daß, den Zorn abgeſehen, den jede Ungerechtigkeit in meiner Bruſt erregt, ſie mag treffen wen, ſie mag verübt werden von wem ſie wolle, alles das, was ich je gegen oder auch nur über die Juden geleſen habe, mich immer lachen gemacht hat. Die Herren überlegten, ob die Juden in das Staatsbürgerverhältniß paßten, und die Wohlwollenden meinten, ſie wären tauglich dazu oder könnten es gemacht werden. Aber die Hauptſache vergeſſend, haben ſie ſich eine unnöthige Mühe gegeben. Das Staatsbürgerrecht braucht nicht erſt erworben zu werden, man wird damit geboren, man iſt ſchon Bürger in der Wiege. Wenn Keiner, der räumlich im Staate geboren wird, das Recht hat, an der bürgerlichen Geſellſchaft nicht Theil zu nehmen, wie kann dieſe das Recht haben, einen in ihr Gebornen auszuſchließen, als nur im Falle eines Verbrechens zur Strafe? Soll das Bürgerrecht ein Lohn der Tugend ſein, und darf es dem Verdienſtloſen verweigert werden, dann müßte man auch die Chriſten in die Klaſſen der Guten und Schlechten eintheilen; denn wären die Juden auch noch laſterhafter, als man je behauptet, ſo ſind doch ihre Laſter menſchlicher Natur, von welchen nothwendig auch viele Chriſten behaftet ſein müſſen. Ich glaube an Alles eher, als an die Bosheit der Menſchen; ich glaube alſo nicht, daß ſie die Quelle der Verfolgung ſei, welche die deutſchen Schriftſteller gegen die Juden üben. Es iſt nichts, als ein garſtiges Muttermaal, welches die Deutſchen nicht abwaſchen, nichts, als eine Schulfuchſerei, die ſie nicht los werden können. Man muß Geduld mit ihnen haben, es wird ſchon beſſer werden; freilich große Geduld. Denn es iſt zu wetten, daß die Spanier, wenn ſie nicht durch äußere Gewalt verhindert werden, ihre Freiheit vollkommen auszubilden, in Zeit von acht Jahren — ich ſage acht Jahre und bewillige keinen Tag länger — ſelbſt den Juden das Staatsbürgerrecht geben werden. Es wird ſich dann 1828 drollig genug ausnehmen, wenn im Lande der Inquiſition Juden Mitglieder der Cortes ſind, während man im Lande Luther's noch angſtvoll überlegt, ob wohl ein Jude Schneidermeiſter oder Advokat werden könne, ohne daß die Achſe der Welt breche.

Auch der Verfaſſer geht in ſeinen Betrachtungen von einem Standpunkt aus, den ich nicht gewählt hätte, obzwar die übrigen Anſichten, die er aufſtellt, höchſt weiſe, und die Mittel, die er zur Vervollkommnung des bürgerlichen Zuſtandes der Juden anrathet, eben ſo zweckmäßig als menſchenfreundlich ſind. Er ſagt: die ganze Geſetzgebung chriſtlicher Staaten wäre offenbar auf die Lehren des Chriſtenthums gegründet, man könne alſo die Glieder eines Volks, deſſen Religions-Grundſätze jenen Lehren entgegenſtehen, mit ſolchen Staaten nicht amalgamiren. Aber erſtens, bekennt der Verfaſſer ſpäter ſelbſt, daß die wahren, nicht erlogenen Grundſätze des Judenthums mit den wahren, nicht erlogenen Grundſätzen des Chriſtenthums ganz zuſammentreffen; und zweitens, iſt die Anſicht von der Grundlage der Staaten, worin die chriſtliche Religion herrſcht (der Ausdruck: chriſtliche Staaten ſetzt ſchon als bewieſen voraus, was erſt bewieſen werden ſoll) nur bedingt wahr. Die europäiſchen Staaten, ausgenommen die Türkei, ruhen allerdings auf dem Chriſtenthume, aber doch nur factiſch und zufällig, nicht rechtlich und nothwendig. Sie ruhen auf dem Chriſtenthume wie ein Haus auf ſeinem geometriſch eingeſchränkten Grunde, wobei es aber auf die mineraliſche Beſchaffenheit des Bodens nicht ankömmt; das Gebäude hätte auch an einer andern Stelle errichtet werden können. Von hier an weiter begleitet man den edlen Verfaſſer gern auf ſeinem ganzen Wege. Er ſagt: „Jeſus als Jſraelit geboren, von ſeiner Kindheit an den iſraelitiſchen Religionsgebräuchen unterworfen, und im ſpätern Alter ſich ihnen freiwillig unterwerfend, ſtarb als Jſraelit. Nirgend verwarf er die moſaiſchen Geſetze; er ſelbſt verwies das Volk auf Moſes und die Propheten. Nirgend kündete er ſich als den Stifter einer neuen Religion an; und ſo wie wir unmittelbar von ihm durchaus nichts beſitzen, ſo haben uns auch ſelbſt ſeine Biographen, die Evangeliſten, nichts aufbehalten, das eine Abſicht verkündete, Stifter eines neuen Glaubens zu werden. ... Die Eitelkeit der Menſchen, der Haß und die Verachtung gegen ein ausgeartetes und unterdrücktes Volk waren es, welche, des reinen Glanzes der göttlichen und urſprünglichen Chriſtus-Lehre ſich bemächtigend, aus ihr eine neue, und zwar, gerade jenes Haſſes wegen, der moſaiſchen, alſo altjüdiſchen Religion entgegengeſetzte Religionsparthei — — geſchaffen hat. ... Wenn alſo der Chriſt die moſaiſche Geſetzgebung, mit Ausſchluß der lokalen und temporellen politiſchen Anordnungen, verehrt, ſo zeigt ſich, daß beide Religionen, die chriſtliche und die jüdiſche, an ſich zuſammentreffen.... Zieht man von der Chriſtus-Religion das Geheimnißvolle und Wunderbare ab, an deſſen Unfehlbarkeit um deswillen doch andern Religionsverwandten zu zweifeln erlaubt ſein mag, weil die chriſtlichen Religionspartheien unter ſich darüber nicht einig ſind, ſo wird eine göttliche Religion übrig bleiben, gegen deren erhabene Lehrſätze ſich auch jetzt noch die Vernunft des nur etwas aufgeklärten Juden unmöglich ſträuben kann.“ Zu dieſer alleinſeligmachenden, göttlichen, oder wie der Verfaſſer ſie nennt, altmoſaiſchen Religion, ſolle man die Juden zurücknöthigen, nicht durch die Gewalt der Strafe, ſondern die des Lohns. Keinem werde verwehrt, den Talmudiſchen Vorſchriften ferner anzuhängen, diejenigen Juden aber, welche den Menſchen-Satzungen entſagten, die in der jüdiſchen, wie in jeder andern Religion albern ſind, wo ſie nicht ruchlos ſind, ſolle man zu Staatsbürgern machen, ſie den Chriſten völlig gleich achten, und dann auch die Ehen zwiſchen beiden ſich ſo verſchwiſterten Religionspartheien nicht länger verhindern. Wer könnte die edle Friedenſtiftung, die der Verfaſſer verſucht, verdammen? O! gar Viele werden es; denn der Verfolgungstrieb liegt in dem Hochmuthe aller Menſchen, die, weil ſie keinen innern Werth haben, nach den Zeichen eines Werthes geizen. Wer nicht von Adel ſein kann, um auf Bürger herabzuſehen, will wenigſtens ein Chriſt ſein, um die Juden unter ſich zu haben. „Mögen dieſe Wahrheiten noch ſo lange unbeachtet bleiben: es erſcheint eine Zeit, wo die Vernunft ihre Rechte reklamiren wird.“ Mit dieſen Worten ſchließt der Verfaſſer ſeine Betrachtung über die Juden. Ja gewiß, dieſe Zeit wird kommen; da wird der Menſch aus ſeinem Fiebertraume erwachen und gerührt den Bruder erkennen, der weinend an ſeinem Bette ſitzt.

Auch das vierte Buch: von der intellektuellen Bildung, iſt reich an ſcharfſinnigen Bemerkungen und Ergießungen eines menſchenfreundlichen Herzens. Die Vorzüge des öffentlichen Unterrichts, gegen den Privat-Unterricht, werden auseinander geſetzt. Nur auf öffentlichen Schulen würde eine Verſchmelzung unter den Ständen und Volksklaſſen möglich über die Begriffe des Wahren, des Rechten und Schicklichen, welche alle Selbſtſucht, allen Kaſtengeiſt ausſchließt. „Nur in öffentlichen Unterrichts-Anſtalten kann jener Staatsbürgerſinn ſich bilden, der für alle Staaten ſo wichtig iſt, weil mit dem Fortſchritte der Ausbildung der menſchlichen Vernunft alle Staatsverfaſſungen republikaniſch im reinen Sinne dieſes Wortes werden müſſen.“ —

Ueber den erſten Religions-Unterricht bemerkt der Verfaſſer: für die Kindheit gehöre eigentlich nur der reine *Deismus*, aber keine *Dogmenlehre*. Das Herz müſſe zur Religion gebildet werden. Man ſolle den Kindern (wie die verderbliche Uebung herrſcht) keine Mythen des *Glaubens* vortragen „für die ſie keinen Sinn haben, noch haben können, da ſelbſt die *Bezwingung* der Vernunft dieſen Glauben erſt zu erpreſſen vermag. Man verfinſtert die erſten Keime dieſer Vernunft durch das *Memoriren* der Katechismuslehren.“ Beim erſten *Sprachunterricht* ſolle auf die Reinheit der allgemeinen Nationalſprache und auf Vertilgung der Provinzialität gewirkt werden. (Zwar iſt Sprache das Gefäß des Geiſtes; der Reichere an Geiſt wird daher immer eine ſchönere Sprache haben, als der Aermere; aber die irdene Schüſſel kann ſo *rein* gehalten werden als die goldne Schaale, und *darauf* kömmt es an). — Es wird als wichtig anempfohlen, daß die Kinder *leſerlich* ſchreiben lernen, weil man ja nur ſchreibe, um geleſen zu werden. (Dieſes würde wenig helfen; denn im 25. Jahre haben ſehr viele Menſchen das Schreiben wieder verlernt, und es wäre ſehr nöthig, eine hohe Schreibſchule für Erwachſene zu errichten. Die meiſten Männer von wiſſenſchaftlicher Bildung, Gelehrte und Beamten, ſchreiben ſo erbärmlich, daß man den Herren auf die Finger klopfen möchte; man weiß oft ſo wenig, was ſie mit ihrem Geſchriebenen, als was ſie mit ihrem Gedruckten haben ſagen wollen. Die Gewerbsleute haben einen andern Fehler, ſie ſchreiben zu deutlich, ſo daß man ein Verkleinerungsglas brauchen könnte, um ſie zu leſen. Wozu, um des Himmels Willen, alle die langen Schnörkel, Striche, Züge, Spieße und Zweige, die über und unter der Linie heraustreten und nur zu verwirren dienen? Buchſtaben und Zeilen verſtricken ſich und ſind gar nicht mehr von einander zu bringen, ſo daß jede Blattſeite eine dichte Hecke bildet, durch welche das weiße Tageslicht nur mühſam fällt).

Dem primären Unterrichte reiht ſich der ſekundäre an. Jener iſt Lebensbedürfniß für alle, dieſer nur für gewiſſe Stände des Volkes, oder für alle Klaſſen, aber nur in gewiſſen Verhältniſſen. Im Allgemeinen giebt die Natur jedem einzelnen Menſchen mit der Fähigkeit zur höheren Ausbildung ſeines Geiſtes auch das Gebot dazu. Aber der Verfaſſer nimmt außerdem für gewiſſe bürgerliche Verhältniſſe auch einen Zwang der Geſetze zu jener höhern Ausbildung an. Dieſer Zwang trete unter andern Fällen auch beim Erbadel ein. Ueber dieſen Gegenſtand wäre, theils zur Ergänzung, theils zur Widerlegung der Ausſprüche des Verfaſſers mehr zu ſagen, als der Raum hier aufnähme. Zwar geſchieht die Aeußerung: „Ob nach nationalökonomiſtiſchen Grundſätzen der Erbadel in Monarchieen als Staatsmaſchine nothwendig ſei, iſt eine dieſem Werke fremde Unterſuchung;“ doch ergibt ſich klar genug, daß der Verfaſſer die Frage bejahend beantworten würde. Ich meine aber, daß man nicht fragen ſollte, ob der Adel in Monarchien unentbehrlich iſt, ſondern ob der Menſchheit Monarchien ſolcher Art unentbehrlich ſind, die des Adels nicht entbehren können. Jetzt freilich iſt der Adel eine Stütze der Monarchie, aber man vergeſſe nicht, daß jede Stütze eine Höhlung, einen leeren Raum bildet, den die Körper zu ihrem Falle brauchen. Wo die Regierung Eins iſt mit der Maſſe des Volks, nicht durch ein räumliches Band, ſondern chemiſch verbunden, da bedarf ſie keiner Stütze. Monarchien bedürfen des Adels nicht, der Adel bedarf der Monarchien. Da wo der Adel beſteht (fährt der Verfaſſer fort), iſt er „als eine zur höhern geiſtigen Ausbildung verpflichtete Volks Klaſſe zu betrachten,“ und der Staat ſolle, ehe er den adelgebornen Söhnen den Genuß der Vorzüge ihrer Geburt einräumte, ſie über ihre geiſtige Ausbildung prüfen laſſen. Allein dieſer geſetzliche Zwang wäre nicht eine Gewalt gegen den Adel, ſondern eine Gewalt gegen den Bürgerſtand ausgeübt. Denn während die im letztern Gebornen rückſichtlich ihrer geiſtigen Ausbildung ganz allein der Willkür und oft der Kurzſichtigkeit, dem Unverſtande, den Leidenſchaften oder der Laune ihrer Eltern und Erzieher preisgegeben ſind, würde das unwandelbare und ſtets als weiſe anzuſehende Geſetz für die gute Erziehung der adeligen Jugend vormundſchaftlich Sorge tragen. Wäre dieſes nicht eine große Ungerechtigkeit gegen die übrigen Volksklaſſen? Auch eine verdiente möchte ich ſagen. Denn die Bürgerſtände waren oft blödſinnig genug, über den Mangel an perſönlichen Verdienſten des Adels zu ſpotten, vergeſſend, daß gerade durch dieſen Mangel ihre Verderblichkeit vermindert werde, und daß es troſtlos wäre, wenn der Adel zu den Vorzügen der Geburt auch noch die des Geiſtes geſellte.

Ueber Akademien, über die Verbindung der Zucht mit Freiheit bei den Studirenden, über die Methode des akademiſchen Unterrichts, beſonders über die Sinnloſigkeit, mit welcher das Studium der Theologie betrieben wird, über den Buchhandel, Nachdruck, und mehrere hierher gehörige Gegenſtände macht der Verfaſſer viele treffliche Bemerkungen. Es iſt Etwas in allen ſeinen Ausſprüchen, das ſie gegen jede Beleidigung übelwollender Menſchen ſchützt — ſie ſind ganz freimüthig; und offen wie ſie ſind von allen Seiten, kann weder der Unverſtand fürchten, noch die Bosheit zu fürchten ſich anſtellen, als lauere hinter jenen Grundſätzen etwas Gefährliches. Darin unterſcheidet ſich der Verfaſſer von manchen andern freiſinnigen Schriftſtellern, daß er die Gefahr nicht flieht, und nicht mit dem Ruhme, den der Muth der kühnen Rede erwirbt, auch die Sicherheit verbinden will, welche die feige Rede in ihrem Schlupfwinkel genießt.

XL.

Ueber Herrn von Villele und deſſen politiſche Stellung. Paris 1822.

Aus dem Franzöſiſchen.

Mit Anmerkungen von Börne. *)

1) Die Journale einer gewiſſen Partei haben Herrn v. Villele wegen einer Privat-Correſpondenz angegriffen, die ſie ihm zuzuſchreiben für gut ge-

---

*) „Politiſche Annalen“ 8r Band, ergänzt aus der Handſchrift des Verfaſſers.

1) Frankreich iſt das Zifferblatt Europas; hier ſieht man, welche Zeit es iſt, in andern Ländern muß man die Uhr erſt ſchlagen hören, um die Stunde zu erfahren, — man verhört ſich aber leichter, als man ſich verſieht. Ich habe mir daher vorgenommen, meinen Aufenthalt in Paris zu benutzen, um das Weſen unſerer Zeit aus ihren Zeichen zu erforſchen und meine Beobachtungen in den allgemeinen politiſchen Annalen niederzulegen. Die kleine Schrift über

ſunden. Ohne zu unterſuchen, ob jene Privat-Correſpondenz wirklich von dieſem Miniſter herrühre, was wir nicht glauben, oder von irgend einem,

---

Herrn v. Villele kam mir ſehr willkommen in den Weg, meine Betrachtungen daran zu knüpfen; denn wenn es in Waffenkriegen oft bedenklich iſt, auf dem Schlachtfelde zu kämpfen, das der Feind anbietet, iſt es in Meinungsſtreitigkeiten immer räthlich, ſich auf den Standpunkt zu ſtellen, den ſich der Gegner gewählt. Die Leſer der genannten Schrift, von welcher Partei ſie auch ſein mögen, Ariſtokraten oder Demokraten, werden über die Naivität lächeln, mit welcher man darin gewiſſe Grundſätze, Anſichten und Zwecke öffentlich bekennt und über Mittel und Wege unverholen ſpricht. Des Königs geſchieht zwei- oder dreimalige Erwähnung, der Ariſtokratie wird oft gedacht, unaufhörlich aber iſt davon die Rede, was Herr v. Villele oder jeder andere Miniſter jetzt nothwendig thun muß, um *ſeine Stelle zu behalten*. Von den Forderungen der Franzoſen aber, von den Bedürfniſſen und dem Wohle Frankreichs wird auch nicht das kleinſte Wörtchen geſprochen. Eine jener Ungeſchicklichkeiten, die unvermeidlich zum Vorſchein kommen, ſobald die Gewalt — *ſpricht!* Die Freiheit kann reden, denn ihr iſt das Wort zugleich Waffe und Beute; die Macht aber iſt verloren, ſobald ſie anfängt, ſich zu rechtfertigen. Noch eine andere Wahrheit wird aus nachfolgenden Blättern hervorgehen: die heutigen franzöſiſchen Miniſter ſind viel zu klug, als daß ſie hoffen dürften, ihre Abſichten durchzuſetzen. Zu gewiſſen Handlungen reicht nicht hin, kein Herz, man muß auch keinen Kopf haben. Es iſt nicht jeder dumm, der will. Gibt es eine Eigenſchaft vielleicht unbeſonnenen Freunde, dünkt es uns erſprießlich, uns mit den Anſichten zu beſchäftigen, welche die Feinde des Herrn v. Villele als die Grundlage jener Correſpondenz betrachten und die wir, für den Augenblick, als diejenigen des genannten Miniſters annehmen wollen. [2])

---

der menſchlichen Natur, die man nicht erwerben kann, die angeboren ſein muß, ſo iſt es die Dummheit. Es gibt für jeden franzöſiſchen Miniſter nur ein Mittel, ſich durch die Gefahren zu ſchlagen, welchen er begegnet, wenn er den Staat nach den Wünſchen der Ariſtokratie beherrſchen will — er darf dieſe Gefahren nicht ſehen. Ueber enge, felſige Wege, an tiefen Abgründen vorüber, ohne Schwindel und Sturz zu ſchreiten, das vermag nur ein Packeſel.

[2]) Die Privat-Correſpondenz, auf welche hier angeſpielt wird, hat ſich den engliſchen miniſteriellen Courier zur Schaubühne gewählt. Ich ſage Schaubühne, denn der Urſprung, wie der Zweck jener Correſpondenz iſt das Geheimniß der Komödie. Herr Decazes hatte zur Zeit ſeiner Herrſchaft auch ſeine maskirte Correſpondenz; er iſt aber doch vorübergegangen. Möchten ſich die Herren Miniſter doch endlich einmal des Diplomatiſirens und Intriguirens entwöhnen! Aber der Markt iſt ihnen nur ein größeres Antichambre, das Volk nur ein zahlreicherer Hof und die öffentliche Meinung das alte Violin-Solo, nur ohne Sordine geſpielt. Sie ziſchen hier wie dort, ſind ſchlau jetzt wie damals und ſchlagen immerfort den herkömmlichen Takt. Sie meinen, wenn ſie nur immerfort einheizten, damit könnten ſie den Frühling abhalten.

Dieſe Grundſätze ſind: daß, um die Monarchie mit durch den Einfluß der ſocialen Suprematien (Suprématies sociales), die in gegenwärtigem Augenblicke ſehr bedroht ſind, zu befeſtigen, es wenigſtens eben ſo vieler Mäßigung als Energie bedarf.[3]) Bei dieſem Worte Mäßigung haben ſich die Feinde des Herrn v. Villele ſehr ereifert. Sie haben ſehr redneriſch von der Nothwendigkeit geſprochen, den Eifer, die Ergebenheit, die Treue zu belohnen; und gewiß verlangt Herr v. Villele nichts mehr, als alle dieſe Dinge zu vergelten. In dieſer Beziehung könnte er ſelbſt ſeinen Theil vom Lohne fordern.

---

[3]) Unter Mäßigung wird hier verſtanden: die Einen wollen Tag, die Andern wollen Nacht, der Miniſter aber will Mondſchein, um beide Parteien zu befriedigen. Er betrachtet ſich als die Zunge der Wage, die nur ſo lange aufrecht ſteht, als gleiches Gewicht in beiden Schalen liegt. Das iſt das alte Schaukelſyſtem, gegen welches die Liberalen wie die Ariſtokraten mit gleichem Rechte eifern. Der Miniſter bleibe entweder auf dem feſten Lande, oder ſuche die offene See; nahe am Ufer hinzufahren iſt das Gefährlichſte. Und was heißt Energie? Dem Wortverſtande nach iſt Energie diejenige Beharrlichkeit, mit welcher eine Kraft immer nach gleicher Richtung wirkt. Wie kann man aber ein Verfahren als energiſch bezeichnen, wobei man nach dem unſichern Augenmaße ab- oder zugibt, und ſich mit ſeinem Gewichte bald herüber, bald hinüber neigt? Das iſt gerade das Gegentheil von Energie, das iſt Wankelmüthigkeit. Der Sinn des Ausdruckes suprématies sociales wurde hier wohl vorſätzlich im Zwielichte gezeigt. Die Ultras haben allen Grund zu denken, daß man damit die Erb-Ariſtokratie habe bezeichnen wollen, die Liberalen aber können mit gleichem Rechte annehmen, daß man auch die Macht der liberalen Ideen unter die suprématies sociales gerechnet habe.

Allein mit den Worten Treue, Ergebenheit, Eifer, iſt noch nicht Alles geſagt; dieſe Worte, ſo achtungswerth ſie auch ſind, gewähren keinen Talisman, der die, während einer fünf und zwanzigjährigen Revolution entſtandenen Intereſſen und aufgekommenen, feierlich anerkannten, Meinungen plötzlich verſchwinden mache. 4) Herr von Villele, wie

---

4) „plötzlich verſchwinden machen“ — alſo mit dem Verſchwindenmachen wäre man einverſtanden, nur daß es allmählig geſchehe und man hierbei mit Frankreich verfahre, wie jener gutherzige Lakai mit dem Pudel ſeines Herrn gethan, dem er die Ohren abſchneiden ſollte, ihm aber nur ein Endchen davon abgeſchnitten, um dem armen Thiere nicht auf einmal ſo wehe zu thun. Die Anſicht, daß die plebejiſchen Intereſſen in der franzöſiſchen Revolution entſtanden wären, verdient keine Widerlegung, da ſie nicht einmal ernſtlich gemeint iſt. Sie wird nur zum Scheine aufgeſtellt, um jene Intereſſen revolutionär ſchelten zu können. Die Revolution hat die Volks-Intereſſen, die ewig beſtanden und ſeit Jahrhunderten gefühlt wurden, nur geltend gemacht, ſie hat zum

kein Mann von Geiſt, kann ſich über den Boden, auf dem er wandelt und über die Luft, die ihn umgibt, Etwas vortäuſchen. Es iſt ſein Fehler nicht, wenn ſo höchſt achtungswerthe Diener der Monarchie unglücklicher Weiſe in zu kleiner Zahl in ein Land zurückgekommen, deſſen Lage und Sitten ſie ſeit dreißig Jahren nicht kennen — ſich nicht auch einmal über jene Lage und jene Sitten hinreichend belehrt finden, um für ſich Frankreich zu regieren. 5)

Rechte die Macht gefügt. Sie war gegen die Ariſtokratie gerichtet. Der Glaube des Volks hatte dem Adel ſeine Macht gegeben, der Unglaube des Volks nahm ſie ihm. Dem Gott Jupiter iſt es nicht beſſer ergangen und kein Wunder könnte ihm ſein altes Anſehen wieder verſchaffen.

5) Dieſes Compliment iſt nicht ſehr fein gedrechſelt, aber deſto beſſer; das Geſtändniß gewinnt ſo viel an Umfang, als ihm an Zierlichkeit abgeht. Herr v. Villele geſteht, daß die achtungswerthen Diener der Monarchie in kleiner Anzahl nach Frankreich zurückgekehrt ſind, woraus alſo folgt, daß man ſie dort nur noch in kleiner Anzahl findet. Die Ausdrücke treue Diener der Monarchie ſollten wohl hier in ihrem reinen Wortverſtande gebraucht werden; denn nach dem Wörterbuche der Ariſtokratie bedeutet ein treuer Diener des Fürſten eigentlich ein treuer Diener ſeiner ſelbſt. Wenn die rückgekehrten Emigranten Frankreich regieren wollen, ohne deſſen Lage und Sitten zu kennen, ſo verdienen ſie nur die

So lange Herr v. Villele nur das Haupt einer Partei war, die er durch ſeine Einſichten und ſeine Erfahrungen leitete, konnte und durfte er dieſer Partei Vieles nachgeben; jetzt aber, da er für das Wohl der Monarchie verantwortlich geworden; jetzt, nachdem er es nicht ohne Anſtrengung dahin gebracht, die Monarchie vor den Gefahren zu ſchützen, mit welchen ihre öffentlichen und geheimen Feinde ſie umgeben halten, wäre es weder einem treuen Unterthanen, noch einem rechtlichen, noch einem verſtändigen Manne angemeſſen, auf gehäſſige Erinnerungen oder bloſe Parteifeindſchaften Rückſicht zu nehmen.[6]

Hälfte des Vorwurfes, den ſich Herr v. Villele ganz zugezogen. Dieſer kennt den Boden, auf dem er wandelt und die Luft die ihn umgibt und dennoch glaubt er Frankreich in die alte Lage zurückregieren zu können, woraus es ſich durch die Revolution geriſſen. Er verfolgt das nämliche Ziel wie die Ultras, und auf dem nämlichen Wege; nur will er langſamer gehen. Das iſt dieſelbe Barmherzigkeit, die man gegen einen Verurtheilten ausübte, wenn man ihn mit kleinen Schritten zum Schaffot führte.

[6] Dieſer krummen Rede gerader Sinn: So lange Herr v. Villele die Ultra-Partei gebraucht hat, ſchmeichelte er ihren Leidenſchaften unbedingt; jetzt da er erſter Miniſter geworden, wendet er, wie üblich, der Leiter den Rücken zu. Er thut, was jeder ſeiner Collegen im Miniſterium auch thun würde,

Die Royaliſten, welche Herrn v. Villele bis jetzt unterſtützt und die ihm den Weg zum Miniſterium gebahnt haben, ſollten die Lehren nicht vergeſſen, die ihnen das Beiſpiel des Herrn Decazes in einem andern Sinne gibt. Was war Herr Decazes? Ein ganz in den plebejiſchen Intereſſen befangener Mann und dem es gelungen war, der Regierung eine jenen plebejiſchen Intereſſen angemeſſene, das heißt eine mehr oder minder revolutionäre Richtung zu geben, ohne das Wort „revolutionär“ in der gehäſſigen Bedeutung zu nehmen, die man gewöhnlich damit verbindet. Es iſt alſo klar, daß die Anhänger der Grundſätze und Intereſſen der Revolution, ſo wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen,[7] das Mini-

---

ſobald er Premier-Miniſter geworden wäre. Als ſolcher würde es ſelbſt Herr v. Peyronet nicht beſſer, das heißt hier, nicht ſchlimmer machen als Herr v. Villele. Denn einmal auf den Gipfel der Verwaltung gekommen, von wo man alle Verhältniſſe überſchaut, einmal diejenige Macht und dasjenige Anſehen erlangt, welche den höchſten Ehrgeiz befriedigen — lernte jeder franzöſiſche Staatsmann einſehen, daß Frankreich im rein ariſtokratiſchen oder, in der Kanzlei-Sprache der Heuchelei zu reden, im rein royaliſtiſchen Sinne nicht mehr regiert werden könne und daß, würde es verſucht, nicht blos Frankreich, welches eine Nebenſache iſt, ſondern auch der Waghals, der es verſuchte, darüber zu Grunde gehen müſſe.

[7] „ſo wie ſie die Charte geſetzlich aufgenommen“ —

ſterium und den Einfluß des Herrn Decazes als etwas Vortheilhaftes für ſich betrachten mußten. Hätten ſie, ſtatt leere Händel mit ihm zu ſuchen, ihm beigeſtanden, nach und nach zu erlangen, was das plebejiſche oder demokratiſche Prinzip begünſtigen könnte, ſo würden ſie die Charte auf eine ſolche Art demokratiſirt haben, daß die Hoffnungen Derjenigen, die ſie ariſtokratiſcher wünſchen, wenn nicht gänzlich aufgelöſt, doch auf lange hinaus vertagt worden wären.

Eine entgegengeſetzte Strömung als die, welche Herrn Decazes getrieben, hat Herrn v. Villele zur Macht geführt; es iſt alſo offenbar ſein Intereſſe,[8]

---

dieſe Ausdrücke wollen wir zu Protokoll nehmen. Es wird hier von der unliberalen Partei eingeſtanden, daß die Charte die Grundſätze und Intereſſen der Revolution geſetzlich angenommen habe, woraus alſo folgt, daß Diejenigen, welche gegen jene Grundſätze und Intereſſen kämpfen, nothwendig darauf denken müſſen, die Charte zu vernichten.

[8] Es kann Frankreich, wie ganz Europa, ſehr gleichgültig ſein, was Herr von Villele für ſein Intereſſe anſieht. Ueber das kindiſche Weſen der großen Leute, welche feſt daran glauben, der liebe Gott habe um des beliebten Kaviars willen den Ocean geſchaffen, wird ſich ein vernünftiger Menſch nimmer und nimmer ſatt lachen. Wir haben hier von viel nöthigern Dingen zu ſprechen als von dem Intereſſe des

die ariſtokratiſchen Prinzipien der Charte zu begünſtigen, in ſo weit als dieſe Prinzipien mit den herrſchenden Meinungen und den Bedürfniſſen der Zeit

---

Herrn v. Villele und dem Kaviar der großen Leute. Die Weltgeſchichte hat ſeit einigen Wochen Rieſenſchritte gemacht. Diplomatiſche Gedächtniſſe würden ſich vergebens beſinnen, was ſich denn eigentlich in der jüngſten Zeit Großes ereignet habe; nicht in den Kabinetten, in den Sälen der Menſchheit iſt Vieles geſchehen. Das Tohuwabohu der Politik hat aufgehört, der Tag hat ſich rein und ſcharf von der Nacht geſondert. Das haben wir dem königlichen Prokurator Herrn v. Marchangy zu verdanken. Berton und ſeine Mitſchuldigen haben ausgeſagt: nicht gegen den König, gegen die Ariſtokratie hatten ſie ſich verſchworen. Herr v. Marchangy hat dieſes Wort nicht fallen laſſen, wie es das Intereſſe ſeiner Klienten erfordert hätte, er hat es hoch empor gehalten und die ariſtokratiſchen Blätter von ganz Europa haben es überall herumgezeigt. Wundert ſich Einer über dieſe Ungeſchicklichkeit? Die Geſchicklichkeit der Vorſehung beſteht in der Ungeſchicklichkeit der Menſchen. Die berühmte Klageſchrift des Herrn v. Marchangy wird große Folgen haben, ſie wird den Fürſten und den Völkern die Augen öffnen. Die Ariſtokratie, auf die Macht trotzend, welche ihr ihre Einigkeit gibt, lüftet die Maske immer mehr. Sie behauptet nicht länger, daß ſie für den Thron, ſie ſagt frei heraus, daß ſie für ſich ſelbſt ſtreite. Sie ſpricht noch offener, ſie ſagt: und wenn alle Thronen darüber einſtürzten, würden ſie dennoch auf Leben und Tod mit der Demokratie kämpfen — ſie ſagt dieſes freilich nur erſt in ihrer ſchwer abzuſtreifenden Hofſprache. Man leſe und über-

— um mich der üblichen Ausdrücke zu bedienen — vereinbar ſind. Allein, ſo wie die Liberalen Herrn Decazes geſtürzt haben, indem ſie von ihm verlangten,

---

denke folgende Worte, die ein franzöſiſches Ultra-Blatt kürzlich enthielt: »quand tous les rois de la terre abandonneraient leur propre cause; quand même, déséperant tous de Dieu, de leur droit et de leur épée, ils seraient tour-à-tour frappés d'une terreur, à laquelle toute âme royale doit rester inaccessible; quand ils désavoueraient leur défenseurs, quand ils renieraient la royauté, quand il n'y aurait plus de Rois enfin, nous combatterons pour la royauté . . . . . . ils sont (die Liberalen) loin de compte, s'ils croient nous en imposer par la chûte d'un trône.« Offenherziger kann man nicht reden, ohne allen Anſtand aufzugeben — und möchten ſie ihre Verblendung nie verlieren, möchten ſie nie einſehen lernen, daß nicht die Preßfreiheit der liberalen Schriftſteller, ſondern die, welche die Ultras in Frankreich genießen, die Sache der Ariſtokratie ohne Rettung zu Grunde richtet! . . . Wie Geſtändniſſe jener Art dazu dienen, den Fürſten die Augen zu öffnen, ſo ſind ſie auch geeignet, die Völker aufzuklären. Es gibt viele tauſend redliche Menſchen, welche die Freiheit lieben und auch den Muth hätten, für ſie zu ſtreiten, aber ſie wiſſen nicht, wo ſie ſie zu ſuchen haben, oder kennen keinen unſchuldigen Weg, zu ihr zu gelangen. Man ſagt ihnen, die Liberalen gingen damit um, alle Throne zu ſtürzen; das Bedürfniß monarchiſcher Verfaſſungen für die europäiſchen Staaten iſt aber ſo tief gewurzelt, daß es zum religiöſen Gefühle geworden iſt. Auch haben ſie geſehen, daß was er nicht thun konnte; ſo könnte es dahin kommen, daß die Royaliſten, indem ſie von Herrn v. Villele das Unmögliche fordern, ihn außer Stand ſetzen, das Gute zu vollbringen, was wirklich von ihm abhängt.*) Was haben die Liberalen unter Herrn Decazes gethan? Sie haben ihm keinen Dank gewußt, weder für ein

---

die franzöſiſche Revolution wirklich einen König gemordet, eine Handlung, die nicht blos ein Verbrechen, die auch eine Dummheit war. Das macht ſie mit Recht ſchüchtern. Jetzt aber kömmt die Ariſtokratie und ſagt: nicht gegen die Fürſten, gegen uns ſind die Waffen der Liberalen gerichtet. Das ändert die Sache. Alle jene Tauſende, welche früher gezaudert, werden jetzt mit freudigen Herzen der Demokratie zufallen und wie dieſer Kampf zwiſchen den Plebejern und Patriziern enden werde, iſt eben ſo unzweifelhaft, als es unbeſtimmbar iſt, wann er enden wird. Aber die Inſel des Friedens wird ſich aus einem Meere von Blut erheben — das iſt am Gewiſſeſten.

*) Das will ſagen: es konnte dahin kommen, daß durch die Unnachgiebigkeit der Royaliſten Herr v. Villele geſtürzt würde, wie früher Herr Decazes durch die Unnachgiebigkeit der Liberalen geſtürzt worden. Allerdings iſt ſo Etwas ſehr möglich, ja wahrſcheinlich. Denn es läßt ſich während der nächſten Kammerſitzung erwarten, daß die linke Seite zum zweitenmale den Muth haben werde, ſich mit der rechten zu verbinden, um einen Procruſtes bei Seite zu ſchaffen, der bald die Demokratie verſtümmelt, bald die Ariſtokratie ausdehnt, um dieſe und jene in das miniſterielle Bett zu zwängen.

populäres Wahlgeſetz, deſſen Verluſt ſie nachher bitter bereuten, noch für ein Rekrutirungsgeſetz, das gleichfalls in ihrem Intereſſe war, noch für viele andere theilweiſe Bewilligungen und allmählige Dienſtentſetzungen, welche nach und nach die Macht ganz in ihre Hände gebracht hätten. Sie wollten, daß er vom Könige Dinge erlange, welche das königliche Zartgefühl nothwendig beleidigen mußten; ſie wollten Abſetzungen in Maſſe; kurz eine vollſtändige und unverholene Veränderung des Syſtems. Herr Decazes gab ſchrittweiſe nach, ſo lange er konnte, fand ſich aber endlich an den Grenzen der Möglichkeiten und da er ſich, durch ſeine Rückſichten für die Liberalen, die Feindſchaft der entgegengeſetzten Partei zugezogen hatte, und die Liberalen ſelbſt, von den Hinderniſſen, die ihm entgegen ſtanden, Nichts hören mochten, mußte er nothwendig fallen.[10]

Herr v. Villele befindet ſich in einer gewiſſen

---

[10] Die demokratiſche wie die ariſtokratiſche Partei haben beide gleich recht, daß ſie Nichts von Vergleichen hören wollen. Soll es eine unbewegliche oder eine bewegliche Ariſtokratie geben — das iſt die Frage; es gibt kein Drittes. Die engliſche Adelsverfaſſung ſcheint zwar einen Mittelweg anzubieten, aber iſt man auch gewiß, daß die engliſche Revolution vollendet ſei? In dieſem Zweifel thut Frankreich klug, die Sache mit einem Male abzumachen.

Beziehung in gleicher Lage. Hinter ihm ſtehen alle jene Edelleute aus der Provinz, die ihm mit ihren Stimmen geholfen haben und die nun glauben, daß er aus Erkenntlichkeit für ihre Dienſte aus Frankreich ein Monopol für ſie und ihre Familie machen müſſe. Sie ſehen nicht ein, daß, ſo wie das Herz des Königs ſich gekränkt fühlen mußte, da man die Rückberufung derjenigen Menſchen von ihm verlangte, die ſeinen Bruder verurtheilt hatten, eben ſo der Geiſt des Königs ſich verletzt fühlen mußte, ſo oft man aus Frankreich ein nutzbares Gut für eine beſondere Klaſſe machen wollte.

Unbekannt, wie wir ſind und unter dem Schleier der Anonymität verborgen, die uns erlaubt, jeden Verdacht der Schmeichelei abzuweiſen, werden wir ſagen, daß dem Charakter des Königs ein feiner Takt inwohnt, der ihm genau anzeigt, was auf der einen oder der andern Seite die Grenze überſchreitet. Er hatte Herrn Decazes Alles bewilligt, was die königliche Würde nicht gefährdete; er hielt inne, als eine ſein Herz kränkende Wahl ihm offenbarte, daß die Abſicht perſönlicher Beleidigung dabei im Spiele ſei.[11])

---

[11]) Ich weiß nicht, wie man die gefälligen Redensarten dieſes ſogenannten Anonymen aufnehmen wird. Dem Ueber

Er gewährt Herrn v. Villele Alles, was die Sicherheit ſeines Thrones und die Ruhe ſeines Volkes nicht gefährdet. Sollte es aber eine leidenſchaftliche Partei geben (und es gibt leidenſchaftliche Menſchen in allen Parteien), welche die Revolution vom 29. Juni 1820 für ſich allein benutzen wollte (denn das Geſetz, welches der drohenden Demokratie einen Damm entgegengeſtellt, ſehen wir als eine Revolution an), wie es leidenſchaftliche Menſchen gab, welche die Revolution vom 5. September 1817 für ihren aus-

---

Hier aber iſt es gewiß verſtattet, die Perſönlichkeit des Königs von Frankreich zu loben, ohne in den Verdacht der Schmeichelei zu fallen. Ludwig XVIII. verdient Bewunderung für alle Fehler, die er nicht begeht und vollkommene Entſchuldigung für alle, die er geſchehen läßt. Ein König iſt auch ein Menſch, nur ein ſchwächerer, weil er tauſend Täuſchungen und Verführungen mehr ausgeſetzt iſt, als ein Bürger. Doch, um dieſe weiſe Predigt fahren zu laſſen — ich will nur auf Eins aufmerkſam machen. Wenn Ludwig XVIII. rein liberal regierte, würde er von den übrigen europäiſchen Mächten als viel gefährlicher angeſehen werden, als Napoleon ſelbſt war, der nur Länder, aber keine Völker zu erobern verſtand. Der König muß, um Frankreichs Unabhängigkeit zu erhalten, eine Neigung, die er oft genug an den Tag gelegt, zum Opfer bringen. Er ſieht die Ultra-Partei als eine Occupations-Armee an, die wenigſtens wohlfeiler iſt, als eine aus Ruſſen, Preußen und Oeſtreichern zuſammengeſetzte.

ſchließlichen Vortheil zu verwenden gedachten; ſo iſt nicht zu zweifeln, daß die Weisheit des Königs, welche den Folgen der Verordnung vom 5. September, da ſie anfingen verderblich zu werden, Einhalt gethan, gleichfalls die entgegengeſetzten Folgen des Syſtems von 1820 wird aufzuhalten wiſſen.

Wir glauben, daß Herr von Villele, wie er es verdient, das Vertrauen ſeiner Majeſtät beſitzt; aber wir ſind gleichfalls überzeugt, daß, wenn, was wir für unmöglich halten, Herr v. Villele die Intereſſen des Thrones und Frankreichs den perſönlichen Anſichten irgend einer Partei aufopferte, er das Schickſal des Herrn Decazes erfahren würde. Indem wir uns ſo ausdrücken, glauben wir keineswegs etwas vorherzuſagen, was wirklich eintreffen könnte.

Ueber das kindiſche Bedürfniß, von einem Kränzchen guter Freunde gelobt zu werden, iſt Herr v. Villele weit erhaben; und ſollte er ſich ſelbſt die Mißbilligung einer gewiſſen Anzahl Menſchen zuziehen, die nur fähig ſind, die Monarchie in Gefahr zu bringen, ſo wird er dennoch, wir ſind es überzeugt, ſeinem Syſtem der Mäßigung treu bleiben. Wir haben aber dieſes Alles nur bemerken wollen, um zu beweiſen, daß, wenn ſich der Miniſter von der Mäßigung entfernte, ihn der König ſelbſt dahin zurückführen würde. Es iſt daher eben ſo ungerecht, ihn zu tadeln, daß er nur thut, was er für erſprießlich hält, als es abgeſchmackt iſt, ihm vorzuwerfen, daß er nicht thut, was gar nicht in ſeiner Macht ſteht zu vollbringen.

Herr Decazes hatte mit weniger Einſichten und daher mit geringerem Erfolge, die Demokratie mit dem Königthume zu vereinigen geſucht. Wenn dieſe Vereinigung nicht zu Stande kam, ſo lag dieſes weniger an Mangel von Talenten des Herrn Decazes, die freilich ſehr mittelmäßig waren, als an den übertriebenen Forderungen der Demokratie ſelbſt. Herr v. Villele verſucht ſeinerſeits, eine vernünftige Ariſtokratie mit dem Königthum zu verſchmelzen und wenn es ihm nicht gelingt, wird es an dem Eigenſinne jener Ariſtokratie liegen. Man darf ſich nicht verhehlen, daß das Unternehmen des Herrn v. Villele ſchwieriger iſt, als das des Herrn Decazes; denn, wie der beredſamſte unſerer Schriftſteller geſagt hat: die öffentliche Meinung iſt republikaniſch (les idées du siècle sont republicaines).[12] Es bedarf alſo Geiſt und Klugheit, dieſer Neigung die Wage zu halten und wenn, während der Steuermann gegen Wind und Strömung kämpft, ein Theil der Mannſchaft mit ihm zerfiele, ſo dürfte man den Steuermann nicht anklagen, wenn das Schiff auf der Ueberfahrt ſcheitern ſollte.[13]

---

[12] Es läßt ſich denken, daß der Wortführer des Herrn v. Villele nicht in den Reihen der Liberalen den beredſamſten franzöſiſchen Schriftſteller gefunden haben wird; alſo war hier Herr v. Chateaubriand gemeint. Nun wohl, dieſer heftigſte aller Ariſtokraten ſagt es ſelbſt, die öffentliche Meinung wäre

Uebrigens befürchten wir einen ſolchen Ausgang nicht. Man kann ein ſehr treuer Unterthan, ein ſehr ergebener Royaliſt ſein, ja ſogar auch für die Monarchie etliche Feldzüge gemacht haben und dennoch von Verhandlungen Nichts verſtehen, die nothwendig gütlich betrieben werden müſſen. Vielleicht macht ſogar eine lange, freilich durch die edel-

---

demokratiſch. Ihr ſtimmt dieſer Anſicht bei und dennoch glaubt Ihr, die Welt ändern zu können? Man bekömmt den Schwindel, wenn man ſieht, zu welchen Höhen menſchlicher Hochmuth hinauf zu klettern wagt. Die öffentliche Meinung iſt die See und man behandelt ſie wie eine Suppe; Herr Decazes hat ſie zu ſehr geſalzen; Herr v. Villele will ſie milder kochen. — Kinder werden darüber lachen!

[13] Der Irrthum des Herrn v. Villele und vieler andern politiſchen Steuerleute unſerer Zeit iſt, daß ſie die Demokratie für die Klippe und die Ariſtokratie für den Hafen anſehen, da doch umgekehrt die Ariſtokratie die Klippe und die Demokratie der Hafen iſt. Weſſen Schuld iſt es nun, wenn das Schiff an der Klippe oder auch am Ufer ſcheitert, weil es dahin geworfen wurde? Es iſt die Schuld Derer, die es nicht dahin gelenkt.

ſten Triebfedern verurſachte und von der Gerechtigkeit der Regierung zu belohnende Abweſenheit weniger fähig, die Geſchäfte des Landes zu verwalten, das man nicht kennt.[14]) Fern ſei von uns der Gedanke, die Leitung dieſer Geſchäfte, ſelbſt nur in den geringſten Einzelnheiten, in wenig ſichere Hände zu geben; aber immerhin darf man ſie nur geübten Händen anvertrauen. Das iſt, wie uns ſcheint, der Grundſatz des Herrn v. Villele, ein Grundſatz, den ihm die Menſchen, die ihn angreifen, ſchon vorgeworfen haben. Aber ſie werden ihn nicht davon abbringen; denn wenn man es dahin gebracht hat, ſein Land aus einer großen Gefahr zu retten, wenn man ſich das Zeugniß geben darf, zur Bewahrung der Monarchie vor einem nahen Verderben[15]) etwas beigetragen zu haben, läßt man ſich durch Salon-Gemurmel und die Mißbilligung einer kleinen Minorität nicht irre machen — einer Minorität, die niemals zufrieden iſt und die, wenn ſie es ja wäre, die Monarchie dieſen vorübergehenden Triumph theuer bezahlen ließe.

---

[14]) „Zu belohnende Abweſenheit!“ Man will den Emigranten mit Hoffnungen den Mund ſtopfen. Es heißt, die ehemaligen Eigenthümer der Nationalgüter ſollten entſchädigt werden und das Miniſterium wolle in der nächſten Sitzung der Kammern ein desfallſiges Geſetz vorlegen, um die heißen Royaliſten etwas abzukühlen.

[15]) Aus welcher Gefahr, von welchem nahen Verderben Herr von Villele die franzöſiſche Monarchie glaubt gerettet zu haben, das wäre ſchwer zu errathen, wenn man nicht wüßte, was die Ariſtokratie unter einer verdorbenen Monarchie verſteht. Alle Früchte, die nicht in ihren eigenen Mund fallen, ſehen ſie an, als wären ſie am Baume verfault und zu Grunde gegangen.

Und man muß nicht glauben, daß Herr v. Villele nicht Mittel genug fände, jener Minorität zu widerſtehen, wenn ſie ihn nöthigte, mit ihr zu brechen, ſo geneigt auch die Kammer ſcheint, die Liberalen und ihre Grundſätze überall und zu jeder Zeit zu bekämpfen. Mehrere Abtheilungen der Kammer erſchrecken ſchon im Stillen vor den Ausſchweifungen, zu welchen man ſie treiben möchte. Wir reden nicht von der äußerſten Linken, die in der Unbedingtheit ihrer Anſprüche und der Strenge ihrer Theorien unverbeſſerlich iſt; aber die große Maſſe der linken Seite, dem Herrn v. Villele ſo lange abgeneigt, als er es mit der äußerſten Rechten zu halten ſcheint, würde jedem Miniſterium zufallen, das ſie der Macht ihrer erklärten Feinde entzöge. 16)

16) Das iſt eine leere Drohung, welche die rechte Seite nicht ſchrecken wird. Weder für dieſe noch für die linke iſt eine Kapitulation möglich. Es handelt ſich zwiſchen beiden nicht um materielle Intereſſen, nicht um eine gewiſſe Summe, von der man abnimmt oder zu der man hinzufügt, bis ſich

Die Menſchen werden durch ihre eigenen Fehler klüger. Der beſonnene Theil der linken Seite ſieht den Fehler ein, den ſie begangen, als ſie ein Miniſterium ſtürzen halfen, das ſich den Ausſchweifungen der rechten Seite entgegengeſetzt hatte. Dieſer Umſturz hat ihnen nur die Wahl zwiſchen einer ungeſetzlichen Revolution, oder einer geduldigen Unterwerfung unter ein Syſtem gelaſſen, das die Unterwerfung ſelbſt nicht entwaffnet.[17] Ferner, abgeſehen davon, daß verſtändige und gewiſſenhafte Menſchen gewaltſamen Mitteln nicht geneigt ſind, hat auch die Erfahrung eine große Wahrheit verkündigt: die Revolutionen ſelbſt gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt.[18] Der 14. Juli hat

---

beide Parteien verglichen haben; es handelt ſich um moraliſche, nämlich um ſolche Intereſſen, aus welchen die materiellen fließen — es handelt ſich um Grundſätze. Frankreich begnügt ſich nicht mit der Nutznießung der Freiheit, es fordert ſie als ſein Eigenthum.

[17] Es gibt noch ein Drittes, das zu wählen iſt — eine geſetzliche Revolution, welches das franzöſiſche oder jedes andere Volk, mit Einverſtändniß und Hülfe ſeines Fürſten, zu Stande bringt.

[18] Man braucht dieſe Herren nur ungeſtört reden zu laſſen, ſie fangen ſich früher oder ſpäter in ihren eigenen Wortſchlingen. Es iſt nichts wahrer, als was hier behauptet

ſtattgefunden, weil Necker Miniſter geweſen, der 10. Auguſt, weil ihn das Girondiſtiſche Miniſterium vorbereitet hatte; der 9. Thermidor, weil das Comité des öffentlichen Wohls getheilt war; der 18. Fructidor, weil ſich drei Mitglieder des Direktoriums gegen zwei verſchworen; der 18. Brümaire, weil ſich zwei Mitglieder der nämlichen Verwaltung mit Buo-

---

wird. Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt. Aber Leute, die ſelbſt Theile der Regierung ſind, ſollten derlei Wahrheiten ſein für ſich behalten. Zu welchen Betrachtungen führen ſolche Plaudereien? Zu folgenden: die ewigen Deklamationen gegen die Demokraten ſind höchſt lächerlich, denn nicht wer eine Revolution wünſcht, ſondern wer ſie zu Stande bringt, iſt der eigentliche Revolutionär. Ferner: Revolutionen entſtehen nur, wenn eine Regierung mit ſich ſelbſt zerfallen iſt. . . . . Ich wollte nur zeigen, wie das unvorſichtige Wort unſers Schriftſtellers gegen ihn gewendet werden könnte. Da es aber hier an der Wahrheit und nicht daran gelegen iſt, einen Widerſacher zu verwirren, ſo bemerke ich, daß ſich der Vertheidiger des Herrn von Villele falſch ausgedrückt hat. Er hätte nicht ſagen ſollen: Revolutionen gelingen nur, wenn ein Theil der Regierung ſie begünſtigt, ſondern: es iſt ein untrügliches Zeichen, daß eine Revolution gelungen, ſobald ein Theil der Regierung ſich ihr anſchließt. Denn wenn ſich die Beamten, Ariſtokraten und Hofleute auf die Seite der Demokratie ſchlagen, ſo kann man ſich darauf verlaſſen, daß auf dieſer Seite der Vortheil und die Macht iſt.

naparte gegen die drei Uebrigen verbunden; der 31. März, weil ſich Herr v. Talleyrand und der Senat für die Thronentſetzung erklärt hatten; der 5. September, weil die Herren Decazes und Lainé ihn hervorgerufen; der 29. Juni, ein 5. September im umgekehrten Sinne, weil ihn das Miniſterium gewollt hat. Alſo in dem, was am volksthümlichſten, wie in dem, was es am wenigſten war, bedurfte es eines Stützpunktes im Kreiſe der Macht; ohne dieſen Stützpunkt geſchieht Nichts, und die Menſchen, welche glauben, daß ſie, ohne in der Regierung Verbündete und Gehülfen zu haben, blos indem ſie die Volksmenge in Aufruhr brächten, irgend ein Ergebniß herbeiführen können, ſind unruhige Köpfe oder geprellte Narren. Indeſſen hat ſeit dem Sturze des letzten Miniſteriums Herr v. Villele noch nicht das gehörige Uebergewicht erlangt, um das ganze jetzige Miniſterium an der Befolgung eines Syſtems zu verhindern, das einige Perſonen ängſtlich zu machen ſcheint. Auf der linken Seite ſelbſt gibt es viele Männer, die ihre Lage und die gegenwärtige Unmöglichkeit irgend eines verſtändigen Vergleichs zur Heftigkeit zwingt und die nach einem geordneterem Syſteme ſchmachten und ſich mit dem ganzen Gewicht ihrer Popularität und ihres Talents jeder Verwaltung anſchließen würden, die ſie aus ihrer peinlichen Lage befreite. Von dem linken Centrum, das weſentlich die Ruhe liebt, wäre dieſes noch mehr zu erwarten, wenn man ihm einen verhältnißmäßigen Antheil der Macht und des Einfluſſes im Hintergrunde zeigte. Herr Ternaux ſteht jedem Miniſter, der nur nicht Contre-Revolutionär iſt, viel näher, als er dem General Demarçay ſteht: und Herr Royer-Collard würde ſich beſſer mit einem Manne von Geiſt, der halbconſtitutionell wäre, verſtehen, als mit Herrn Tarayre.[19] Es ſoll nicht geſagt ſein, daß nicht alle genannten Mitglieder der Oppoſition reine Abſichten hätten; aber es iſt offenbar, daß, wegen der Art ihres Geiſtes, wegen der Reden, die ſie führen und der Wirkung, die dieſe hervorbringen, das linke Centrum ſich nicht mit ihnen befreunden kann.

---

[19] Namen, nichts als Namen! Das iſt die ewige Verblendung der Ariſtokratie. Sie verſtehen ſich nur auf Menſchen, nicht auf die Menſchheit und verwechſeln die Uhr mit der Zeit. Alle Ereigniſſe, meinen ſie, entſprängen aus kleinen Quellen, die man nur zu verſtopfen brauchte, um den Geſchichten ein Ende zu machen. Von den Schleuſen des Himmels haben ſie keine Ahnung und käme zum zweiten Male eine Sündfluth, würden ſie ſagen: das iſt eine Intrigue und hingehen, ihrer Quelle nachzuſpüren. Ich glaube, wenn das gelbe Fieber über Paris käme und Benjamin Conſtant, Foy, Lafitte, Ternaux und die übrigen Häupter der liberalen Partei ſtürben daran — die Ariſtokraten würden ſich die Augen reiben und ſagen: Gott ſei Dank, es war Alles nur ein Traum; heute iſt Hirſchjagd im Walde von St. Germain!

Die Abneigung, welche das linke Centrum vor den Ausſchweifungen einer Partei hat, mit welcher es zu ſtimmen genöthigt iſt, dieſelbe Abneigung hegt das rechte Centrum gegen die äußerſte Rechte. Herr Lainé iſt eben ſo betrübt über die Deklamationen des Herrn Dupleſſis Granedan, Herr Maine de Biran ſeufzt eben ſo laut über die ausſchweifenden Reden des Herrn Dudon, als Herr Benjamin-Deleſſert über die bittern und unüberlegten Ausdrücke gewiſſer Glieder der linken Seite. Allein ſo wie die Gemäßigten des linken Centrums, ſeitdem die Kammer in zwei entgegengeſetzte Hälften getheilt iſt, geneigt ſind, mit Allen, die zu ihrer Partei gehören, gemeinſchaftliche Sache zu machen, weil ſie zur Rechten die Contre-Revolution ſehen, ſo ſchließt ſich das rechte Centrum Männern an, deren Heftigkeit es keineswegs billigt, weil es die Revolution und die Anarchie[20]) zur Linken ſieht. Ein Miniſter, welcher die verſtändigen Parteien von dieſen zwei Geſpenſtern befreite, würde von der Mehrzahl der Kammer als ein Erretter angeſehen werden. Das iſt die Rolle, die Herr v. Villele ſpielen kann. Die Kammer iſt müde, ſich für Hirngeſpinnſte zu bewegen, und da das Wahre ſich nur in der Mäßigung findet, ſo braucht die Mäßigung nur zu erſcheinen und alle Welt ſchließt ſich ihr an. Herr v. Villele iſt tauſendmal ſtärker, als es ſich Diejenigen einbilden, die, weil ſie ihm das Miniſterium geſchafft, glauben, er müſſe es zu ihrem ausſchließlichen Nutzen bewirthſchaften. Wenn ein Mann nur durch eine Fraktion gehoben wird, muß er ſich von dieſer Fraktion leiten laſſen und heftiger ſein als ſie ſelbſt; mit einem Manne aber, der durch einen gegründeten Ruf von Weisheit und Kenntniſſen zur Macht gelangt, iſt es etwas Anderes.[21] Hätte der König bei der Bildung des gegenwärtigen Miniſteriums nur der ausgeſprochenen royaliſtiſchen Meinung einen Triumph verſchaffen wollen, ſo würde er auf der nämlichen Bank, aber

---

[20] Nicht die Revolution, die Contre-Revolution führt die Anarchie herbei; das ſah man ehemals in Frankreich, das ſieht man gegenwärtig in Spanien. Uebrigens iſt die grammatiſche Liſt, Revolution und Mordbrennerei als gleichbedeutend darzuſtellen, von keiner Wirkſamkeit mehr. „Unſere glorreiche Revolution,“ ſagen die redlichſten Engländer; es wird eine Zeit

---

kommen, wo die Franzoſen die gleiche Sprache werden führen dürfen.

[21] Dieſen Satz zu widerlegen iſt die Sache des Herrn v. Peyronnet.

gerade an dem dem Sitze des Herrn v. Villele entgegengeſetzten Ende eine Wahl haben treffen können, die jener Meinung einen vollkommenen Sieg verſchafft hätte. Er hat es nicht gethan und hiermit war die Linie gezeichnet, welche die königliche Weisheit nicht überſchreiten wird.

XLI.

Göthe's Briefwechſel mit einem Kinde.*)

Ich dich ehren? wofür?
Haſt du die Schmerzen gelindert
Je des Beladenen?
Haſt du die Thränen geſtillet
Je des Geängſtigten?
Göthe's Prometheus

Die mißtrauiſche Stimmung, mit der ich das Buch in die Hand nahm, ging ſogleich in eine freundliche über, als ich auf der zweiten Seite der Vorrede das Geſtändniß der Verfaſſerin las, daß ſie an orthographiſchen Fehlern leide und mit Komma und Punkt nicht umzugehen wiſſe. Bei einer gebildeten Frau iſt die Unorthographie die Blüthe weiblicher Liebenswürdigkeit.

Auch in jeder andern Sprache geſchrieben, ſelbſt in der gebildeten, feinen und vornehmen Literatur der Engländer und Franzoſen würden dieſe Briefe eines Kindes die höchſte Auszeichnung verdienen und erhalten; aber als ein deutſches Werk ſind ſie von noch größerer Bedeutung. Iſt es doch das erſtemal, daß wir deutſchen Geiſt, ein Schiff mit reicher Ladung, auf offner See bei günſtigem Winde mit geſchwellten Segeln ſtolz dahin fahren ſehen. Soll uns das nicht freudig überraſchen, uns, die wir die deutſchen Schiffe nur immer im Hafen ſahen, einladend oder ausladend, aber bewegungslos?

---

*) Geſchrieben in Auteuil bei Paris im Sommer 1835.

Und Göthe iſt der Anker dieſes Schiffes! Bettina würde ſagen: er iſt mein Polarſtern, mein Magnet und mein Steuermann. Geſchwätz eines Kindes, worauf wir nicht achten. Göthe iſt der Anker, und wie freuen wir uns darüber, wenn das kalte, harte, ſchwere und träge Eiſen, ſo oft das Schiff ausgeſchlafen, hinaufgezogen und mit fortgeführt wird, hin in das Ungewiſſe, getragen von dem Schwankenden, unter ſich den Abgrund, hinter ſich die Launen des Windes; und Alles ohne Rahmen, ohne Farbe, ohne Geſtaltung!

Betet dieſes Kind an, denn der Himmel iſt in ihm, und erkennt, daß es einen Gott gibt und eine gerechte Vergeltung! Bettina iſt nicht Göthe's Engel, ſie iſt ſeine Rachefurie.

Einſt vor vielen Jahren ſchmolz wieder einmal der Schnee in unſerem rauhen Lande, und die Herzen wurden wieder warm und Gedanken keimten wieder. Da ragte unter allen ſproſſenden Geiſtern einer hervor, mit tauſend Knospen prangend, er allein ein ganzer Frühling. Die Götter ſprachen: dieſen Dichter wollen wir ehren durch unſere Gunſt, denn er wird uns verherrlichen, uns und ſein Vaterland, und ſein armes Volk wird durch ihn erfahren, daß wir noch ſeiner gedenken in unſerer Höhe. Sie ſendeten dem Dichter einen ihrer vertrauteſten Geiſter herab, ein holdes, zauberiſches Weſen, das ſich in irdiſcher Geſtalt ihm näherte. Die ſchönſten Blumen, die ſüßeſten Früchte brachte ſie ihm dar. Sie war ihm Tochter, Freundin, Geliebte, und ſang ihm vor mit Harfenſtimme von ihrem Heimathlande, wohin ſie ihn zu führen verſprach. Göthe fühlte ſich gerührt und immer tiefer und tiefer, und da, aus Furcht zu lieben, haßte er; denn Göthe haßte die Liebe, die ihm Tod, Fäulniß war, und er fürchtete den Tod; den Haß aber liebte er, denn er liebte das Leben, und im trennenden Haſſe erkannte er allein das Leben.

Göthe ſchlug Mignon todt mit ſeiner Leyer und begrub ſie tief, und verherrlichte ihr Andenken mit den ſchönſten Liedern. Die Todte verſprach er ſich zu lieben, behaglich, nach Bequemlichkeit, nach Zeit und Umſtänden, und ſo oft ihn die Optik, Karlsbad und ſeine gnädigſte Herrſchaft nicht in Anſpruch nehmen.

Aber Mignon war keine Sterbliche. Noch einmal weinte ſie, dann ließ ſie ihre Hülle ſinken und entſchwebte. Oben aus einer Gewitterwolke rief ſie herab: Wehe dem Undankbaren, der die Gunſt der Götter verſchmäht! Du haſt mich nicht geliebt als Jüngling, ſo ſollſt du mich lieben als Greis; du haſt mich nicht umarmt in den Tagen deiner Kraft, ſo ſollſt du mich umarmen in den Jahren deiner Ohnmacht; du haſt mich von dir geſtoßen, da ich deine Luſt wollte ſein, du ſollſt mich an deine Bruſt drücken, wenn ich deine Qual werde ſein. Lebe nur fort in Hochmuth und Todesfurcht, einſt erſcheine ich dir wieder.

Und wie ſie gedroht, vollſtreckte ſie. Nach vierzig Jahren kam ſie wieder und nannte ſich Bettina. Sie liebte ihn und er glaubte, ſie ſpotte ſeiner; er liebte ſie und ſie heuchelte, es nicht zu glauben, und er hatte doppelten Schmerz und war ſehr unglücklich.

Es fehlte der Frau von Arnim nur an einer größern Schaubühne der Beobachtung, einer ſolchen, wie ſie in Deutſchland Keiner findet; dort, wo für jede Loge ein eigenes Stück aufgeführt wird — nur daran fehlte es ihr, ſonſt wären ihre Briefe den intereſſanteſten franzöſiſchen Memoiren zu vergleichen, und wir hätten eine deutſche Sevigné, nur verſchönert und veredelt durch jene Liebe und jene Tiefe des Gemüths, welche die deutſche Nation über die franzöſiſche erheben. Die Verfaſſerin hat ein merkwürdiges Talent zu porträtiren, ſowohl Zeiten als Menſchen, welches ſich mit ihrem nationellen Talente, zu idealiſiren, gar wohl verträgt. Es wäre gut, ſie gründete eine Unterrichts-Anſtalt für die hiſtoriſchen Profeſſoren der deutſchen Univerſitäten, welche die Kunſt beſitzen, ſehr gute Geſchichtsbücher zu ſchreiben, aber nicht die Kunſt, ſie leſen zu machen. Es wäre eine Kochſchule, in der man lernte, wie aus den vortrefflichen Victualien der deutſchen Literatur alles Zähe, alle Säure und fixe Luft zu vertreiben ſei, damit ſie zur wohlſchmeckenden und geſunden Nahrung werde.

Wer Frankfurt kennt, den Geburtsort der Verfaſſerin, und ihrem Buche die Bewunderung zuwendet, die es verdient, der wird nicht begreifen können, wie ſie Freiheit des Geiſtes und des Herzens gewinnen konnte. Die Auflöſung des Räthſels liegt darin: Frau von Arnim war eine Katholikin, ſie gehörte zu den unterdrückten Volksklaſſen, ſie war alſo Weltbürgerin, und dieſes bewahrte ſie vor der Engherzigkeit und der Philiſterei, von der ſich der Proteſtant

Göthe, deſſen Familie zur herrſchenden Partei gehörte, nie losmachen konnte. Was machte Göthe, den größten Dichter, zum kleinſten Menſchen? Was ſchlang Hopfen und Peterſilie durch ſeine Lorbeerkrone? Was ſetzte die Schlafmütze auf ſeine erhabene Stirne? Was machte ihn zum Knechte der Verhältniſſe, zum feigen Philiſter, zum Kleinſtädter? Er war Proteſtant und ſeine Familie war rathsfähig. Er war ſchon ſechzig Jahre alt, ſtand auf dem höchſten Gipfel ſeines Ruhms, und Weihrauchwolken unter ſeinen Füßen wollten ihn trennend ſchützen vor den niedern Leidenſchaften der Thalbewohner; — da ärgerte er ſich, als er erfuhr, die Frankfurter Juden forderten Bürgerrechte, und er geiferte gegen die „Humanitätsſalbader“, die den Juden das Wort ſprächen. Ja, der Gott ärgerte ſich und geiferte, und das Kind Bettina mußte ihm weiche Umſchläge auf ſein gichtiſches Herz legen und ihn beſchwichtigen, wie einen leidenden, mürriſchen Onkel!

Bettina liebte Göthe, wie einſt Petrarca ſeine Laura; ſie liebten beide nur die Liebe. Bettina kniete nicht vor Göthe, ſie kniete in ihm; er war ihr Tempel, nicht ihr Gott.

Göthe war König, nicht der gemeinen noch der vornehmen Geiſter, ſondern ein König bürgerlicher Seelen. Ehrfurcht und Liebe umgaben ihn nicht, aber Bettelei und Dankbarkeit. Er war der Gönner der literariſchen Gewürzkrämer, die Nationalgarde der Egoiſten; verſchmähend Alles, was Allen, haſſend das, was den Beſten gefiel. Er beſchützte die Mittelmäßigkeit der Literatur und ließ ſich von ihr bewachen.

Er ſchrieb dem Kinde: „dein Malen des Erlebten ſammt aller innern Empfindung von Zärtlichkeit und dem, was dir dein witziger Dämon eingibt, ſind wahre Original-Skizzen, die auch neben den ernſteren Beſchäftigungen ihr hohes Intereſſe nicht verläugnen; nimm es daher als eine herzliche Wahrheit auf, wenn ich dir danke.“ Wenn Göthe für *Original-Skizzen* dankt, kann Niemand an der Aufrichtigkeit ſeines Dankes zweifeln. Wären dieſe Briefe nicht Original-Skizzen geweſen, ſondern an Alle geſchrieben, gedruckt, dann hätte ſie Göthe unleidlich gefunden. Daß er ſie, ſelbſt in ihrer ausſchließlichen Beziehung zu ihm, zu würdigen verſtanden, mußte er in ſeinem Geiſt, wir zweifeln nicht daran, ſie als *orientaliſche Poeſie* angeſehen haben. War ihm ja der ganze Jean Paul nur unter dieſer Vorſtellung begreiflich und verzeihlich. Dieſe Weiſe der Anſchauung und des Urtheils war begründet in Göthe's innerſter Natur. Feuer, das nichts verzehrte, Licht, das nichts beleuchtete, Wärme, die nichts erwärmte, waren ihm grauenvoll. In der Kohle, in der Farbe, in der

Kälte, die ſondern und ſperren, ſah er allein das Leben. Stoffloſes Feuer, farbenloſes Licht waren ſeinem Herzen unverſtändlich, und ſeinem Verſtande, ſeiner Wißbegierde nur als eine Seltſamkeit werth, die aus dem Morgenlande kam.

Frau von Sevigné, als einſt Ludwig XIV. einen Menuet mit ihr getanzt, rief begeiſtert aus: es iſt doch wahr, wir haben einen großen König! So haben gar viele Perſonen Göthe groß gefunden und bewundert, nur weil er ſo gnädig war, ihnen zu ſchreiben, weil er ein Brief-Menuet mit ihnen getanzt. Aber zu dieſen eiteln Enthuſiaſten gehörte Bettina nicht; ſie hatte ein zu großes Herz, um eitel zu ſein. Aber wie konnte ſie Göthe lieben und bewundern? Es iſt das Geheimniß der Apokalypſe, man kann hundert Auslegungen verſuchen und des Unerklärlichen bleibt noch viel zurück.

Bettina hatte einen bewunderungswürdigen Höheſinn und eine unſtillbare Kletterluſt. Sie kletterte an Göthen hinauf wie an Thürmen, Mauern und Bäumen, und oben, wenn ihr warm geworden war von der Bewegung, glaubte ſie, ſie hätte oben die Wärme gefunden, und die ſchöne Ausſicht, die ſie auf der Höhe gewann, ſie glaubte, die Höhe hätte ſie geſchaffen.

Da ihr Herz heller aufloderte, ſo oft Göthe es berührte, wähnte ſie, von ihm käme ſeine Gluth. Und doch war es nichts Anderes, als daß er Waſſer in ihre Flamme ſpritzte. Wenn aber der Kälte zu viel kam, die Gluth dämpfend, ſtatt anzufachen, dann kam Bettina zur Beſinnung und ſie erkannte Göthe, und ſie pochte mit ihrer Kinderhand zornig an ſeine eiſerne Bruſt.

Wem hätte Göthe nicht wehe gethan, wer hätte nichts an ihm zu rächen? Darum wird es viele Tauſende erquicken, wenn ſie Folgendes leſen, was Bettina, überwältigt von ihrer ſich nicht bewußten Sendung, von Zeit zu Zeit an Göthe ſchrieb. Kinder ſagen die Wahrheit und Narren verbreiten ſie. Aber wer wäre nicht gern ein Kind mit dieſem Kinde, ein Narr mit dieſer Närrin.

„Ich habe von der Mutter viel gehört, was ich nicht vergeſſen werde, die Art, wie ſie mir ihren Tod anzeigte, habe ich aufgeſchrieben für dich. Die Leute ſagen, du wendeſt dich von dem Traurigen, was nicht abzuändern iſt, gerne ab; wende dich in dieſem Sinne nicht von der Mutter ihrem Hinſcheiden ab, lerne ſie kennen, wie weiſe und liebend ſie gerade im letzten Augenblicke war, und wie gewaltig das Poetiſche in ihr.“

„Bei der Hand möchte ich dich nehmen und weit wegführen, daß du dich beſinnen ſollteſt über mich, daß ich dir in einem Gedanken aufginge, als etwas Merkwürdiges, dem du nachſpüreſt, z. B. einem Intermaxiliarknochen, über den du dein Recht in ſo eifriger Correſpondenz gegen Sömmering behaupteſt; ſag mir aufrichtig, werde ich dir ſo wichtig ſein als ein ſolcher todter Knochen?"

„Ich möchte zum Wilhelm Meiſter ſagen: Komm, flüchte dich mit mir jenſeits der Alpen zu den Tyrolern, dort wollen wir unſer Schwert wetzen und das Lumpenpack von Komödianten vergeſſen, und alle deine Liebſten müßten dann mit ihren Prätenſionen und höheren Gefühlen eine Weile darben; wenn wir wieder kommen, ſo wird die Schminke auf ihren Wangen verbleicht ſein, und die flornen Gewande und die feinen Empfindungen werden vor deinem ſonnenverbrannten Marsantlitze ſchaudern."

„Ja ich glaub's, daß ich dir lieb bin, trotz deinem kalten Briefe; aber wenn deine ſchöne Mäßigung plötzlich zum Teufel ging, und du bliebſt ohne Kunſt und ohne feines Taktgefühl, ſo ganz wie dich Gott geſchaffen hat, in deinem Herzen, ich würde mich nicht vor dir fürchten wie jetzt, wenn ein ſo kühler Brief ankommt, wo ich mich beſinnen muß, was ich denn gethan habe."

„Ach du haſt einen eignen Geſchmack an Frauen, Werthers Lotte hat mich nie erbaut, ſo geht mir's auch mit Wilhelm Meiſter; da ſind mir alle Frauen zuwider, ich möchte ſie alle zum Tempel hinaus jagen."

„Ach, Göthe, laß dir keine Liedchen vorlallen und glaube nicht, du müßteſt ſie verſtehen und würdigen; ergib dich auf Gnade und Ungnade, leide in Gottes Namen Schiffbruch mit deinem Begriff. Was willſt du alles Göttliche ordnen und verſtehen, wo's her kommt und hin will."

„Ja, das hat Chriſtian Schloſſer geſagt: du verſtündeſt keine Muſik, du fürchteteſt dich vor dem Tod und habeſt keine Religion." Und in einem langen herrlichen Briefe über Muſik erzählt Bettina, ſo oft ſie ſpiele oder ſinge, kämen in ihrem Zimmer eine Maus und eine Spinne aus ihrer Verborgenheit vor und äußerten bei den Tönen das lebhafteſte, freudendurchdrungenſte Mitgefühl. Dann ſpricht ſie fortfahrend zu Göthe: „Dieſe beiden kleinen Thierchen haben ſich der Muſik hingegeben; es war ihr Tempel, in dem ſie ihre Exiſtenz erhöht, vom Göttlichen berührt fühlten, und du, der ſich bewegt fühlt durch die ewigen Wellen des Göttlichen in dir, du habeſt keine Religion? Du, deſſen Werke, deſſen Gedanken immer an die Muſe gerichtet ſind, du lebteſt nicht im Element der Erhöhung, der Vermittlung mit Gott?"

„Du biſt ein koketter zierlicher Schreiber, aber du biſt ein harter Mann; die ganze ſchöne Natur, die herrliche Gegend, die warmen Sommertage der Erinnerung — das alles rührt dich nicht, ſo freundlich du biſt, ſo kalt biſt du auch."

Einmal ſchickte Bettina Liebes-Aepfel an Göthe. Darauf ſchrieb er ihr: er habe ſie nach deren Empfange an eine Schnur gereiht, an's Fenſter in die Sonne gehängt und Farbenbeobachtungen dabei angeſtellt. Nicht einmal die Dankbarkeit konnte dieſen kalten Mann erwärmen, ihn, der doch ſo gern Geſchenke nahm. Man muß es ihm verzeihen, daß er ſo gern Geſchenke nahm, ja oft erbettelte; Göthe war der ärmſte Mann ſeines Landes und ſeiner Zeit. Er konnte nur genießen, was er beſaß, und er beſaß nur, was unter ſeinen Augen ſtand, was er mit den Händen faſſen konnte. Sein Gaumen hatte keine Phantaſie. Für ihn gab es keine Erinnerung, keine Hoffnung, keine Sehnſucht, keine Gläubigkeit.

Kein erhabner Menſch, kein großer Fürſt, kein Gott hat je eine ſeelenvollere, glühendere, herzinnigere Anbetung gefunden, als ſie Göthe von Bettinen empfing. Ihre Briefe ſind Gebete des Geſchöpfes an ſeinen Schöpfer, jedes Wort zu ſeiner Verherrlichung. Ein Gott ſelbſt hätte ſolche Lobpreiſungen nur mit Rührung und Demuth aufgenommen und geſagt: ich will werden, was ich ſcheine. Wie aber nahm ſie Göthe auf? Bettinens Gefühle fand er oft zu natürlich, ihre Gedanken zu roh, und dann ſchickte er ſie ihr gekocht zurück. Die Proſa ihrer Briefe putzte er in Poeſie, machte Sonette daraus, und beſang und verherrlichte ſich ſelbſt mit der erſtaunenswürdigſten Sachdenklichkeit. Bachus, obzwar Herr des Weins, wird doch oft ſein Diener und berauſcht ſich ſelbſt; aber Göthe hat einen ſtarken, felſenfeſten Kopf; er kann Fäſſer ſeines Lobes austrinken und es ſchwindelt ihn nicht und er wankt nicht.

Göthe hatte weder Sinn noch Geiſt für edle Liebe, er verſtand ihre Sprache nicht, noch ihr ſtummes Leiden. Die Liebe, die er begriff, die ihn ergriff, das war die gemeine, jenes Herzklopfen, das aus dem Unterleibe kömmt; und ſelbſt in dieſer galt ihm nur geliebt werden, lieben galt ihm nichts. Abends, wenn Göthe müde war vom Stolze, ward er eitel, ſich auszuruhen. Man muſtere die liebenden Paare, die durch ſeine Dichtungen ſtreichen, loſes Geſindel, das in allen Reichsſtädten dem Konſiſtorium zugefallen wäre. Die glückliche Liebe iſt ein Verbrechen, die unglückliche ein verbrecheriſcher Wunſch. Sinnlichkeit, Eitelkeit, Heuchelei mit Stickereien von blumigen Redensarten als Schleier darüber. Seine geliebten Frauen ſind Maitreſſen, ſeine geliebten Männer Günſtlinge und bezahlt. Die Liebeswirthſchaft in Wilhelm Meiſter hätte die Polizei keinen Tag geduldet, wären nicht Barone und Gräfinnen dabei im Spiele geweſen.

Göthe fürchtete ſich vor der Liebe, denn Alles, was er nicht mit Händen greifen konnte, war ihm Geſpenſt. Er ſchlug ſie todt auf ſeine gewohnte Weiſe. Die Liebe war ihm Chemie des Herzens, Sympathie nannte er Wahlverwandtſchaft. Er ſtellte die Liebe in gutverſtöpſelten Gläſern in ſein Laboratorium und da war ihm wohl.

Bettina erzählt Göthen von ſeinen Kinderjahren, was ſie von ſeiner Mutter gehört: „Einmal ſtand Jemand am Fenſter bei deiner Mutter, da du eben über die Straße herkamſt mit mehreren andern Knaben; ſie bemerkten, daß du ſehr gravitätiſch einherſchritteſt und hielten dir vor, daß du dich mit deinem Geradehalten ſehr ſonderbar von den andern Knaben auszeichneteſt. Mit dieſem mache ich den Anfang, ſagteſt du, und ſpäter werde ich mich noch mit Allerlei auszeichnen.“

Knaben, die ſich gerade halten, werden Männer, die ſich bücken, und darin hat ſich Göthe ausgezeichnet, er hat ſich tief gebückt vor Allen, die ſich noch gerader gehalten als er.

Seine Mutter erzählt weiter: „In ſeiner Kleidung war er nun ganz entſetzlich eigen; ich mußte ihm täglich drei Toiletten beſorgen. Auf einen Stuhl hing ich einen Ueberrock, lange Beinkleider, ordinäre Weſte, ſtellte ein Paar Stiefel dazu. Auf den zweiten einen Frack, ſeidne Strümpfe, die er ſchon angehabt hatte, Schuhe u. ſ. w. Auf den dritten kam alles vom feinſten, nebſt Degen und Haarbeutel. Das erſte zog er im Hauſe an, das zweite, wenn er zu täglichen Bekannten ging, das dritte zur Gala.“

Göthe war ſtolz und hochmüthig, aber alle ſeine großen Gaben berechtigten ihn zu keinem Stolze; denn die Gaben, die allein dazu berechtigen, fehlten ihm: Muth und Seelengröße. Und iſt man ein Dichter ohne Muth? Wahrheit und Schönheit ſind verzauberte Prinzeſſinnen. Gar manchen Rieſen und Drachen mußte man erlegen, durch Feuer und Waſſer gehen, über einen Draht reiten, um ſie zu erlöſen. Aber Göthe iſt auch kein Dichter; die Muſe war ihm nie vermählt, ſie war ſeine Dirne, die ſich ihm hingab für Geld und Putz, und Baſtarde ſind die Kinder ſeines Geiſtes.

Ja, wahrlich, Göthe mußte, um ſeine Freundin erträglich, um ſie nur begreiflich, und in ſeinem

Naturalien-Kabinet ein Schubfach für ſie zu finden, ſie als ſeine Hofnärrin betrachten.

Wenn Bettina ihre ſchöne Begeiſterung für die Treue, den Heldenmuth der Tyroler, und ihren Schmerz und Zorn bei Hofers Tod Göthen anvertraut und von ihm Verſtändniß, Erwiderung ihrer Gefühle erwartet, muß man da nicht laut auflachen über das närriſche Kind, das ſeiner Puppe ſeine Leiden vorweint? Und möchte man nicht laut aufweinen, wenn man gewahrt, wie ein ſo bedeutender Mann als Göthe vor jeder Empfindung bleich wird und zittert, weil er die hypochondriſche Einbildung hat, das Herz wäre von Glas und müſſe brechen von einer heftigen Berührung? Ja wahrlich, Göthe hatte eine fixe Idee, ſo traurig als man nur je eine im Irrenhauſe fand. Die Natur verwahrt alle ihre Kleinodien in Futteralen, wie der Menſch, aber für Göthe galten die Futterale ſelbſt als Kleinodien; innen die Koſtbarkeiten gewahrte er gar nicht, und wenn ja, betrachtete er ſie als eingeſchloſſene Diebe, die ſeinen Schatz bedrohten. Göthe hatte eine lächerliche Schachtelwuth; er nannte das Kunſtliebe, ſeine Verehrer nannten es Kunſtkennerſchaft, Sachdenklichkeit. Aber es war eine betrübte Kunſtliebe, eine lächerliche Kunſtkennerſchaft und eine wahnſinnige Sachdenklichkeit. Jedes Kunſtwerk iſt der ſterbliche

Leib eines unſterblichen Gedankens, die Verſinnlichung des Ueberſinnlichen. Aber für Göthe war ein Kunſtwerk der Sarg einer Idee, und hörte er etwas ſich darin rühren, floh er entſetzt davon, ihm ſchauderte vor den lebendig Begrabenen.

Es gibt keine Staatsgeheimniſſe mehr. Göthe's ehemalige Miniſter und Günſtlinge werden freilich die Verwirrungen ihres Gebieters auch nach deſſen Tode nicht verrathen; aber mögen ſie ſchweigen ſo tief ſie wollen, wer erräth es nicht, daß Bettina Göthe's Quälgeiſt war und daß ſie ihn mit ihren Briefen, mit ihren Beſuchen oft zur Verzweiflung gebracht haben mußte? Mit ihrer Begeiſterung, ihrer Schwärmerei, ihrer ſchattenloſen Mittagsglut, ihren Gedanken, Sternſchnuppen gleich, dem Kometenwandel ihrer Phantaſie konnte Göthe's Sachdenklichkeit nicht fertig werden. Nicht in ſeiner Gemälde-Gallerie, nicht in ſeinem Naturalien-Kabinette wollte ſie ſtill halten, ja aus dem feſteſten unterirdiſchen Gedichte wußte ſie zu entſpringen. Das eine, was ihm mit ihr gelang und ihn vor Troſtloſigkeit auf kurze Zeit ſchützte, war, daß er ſie wie Sand auf eine Glastafel ſtreute und ſie zu Chladniſchen Klangfiguren formte. Aber wie lang hilft das, und wie wenig! Hatte ſie anſchwindelnd getanzt bis zur willkommenen Geſtaltung — ein Lüftchen, und ſie ſtäubte wieder auseinander.

Nach einer langen Reihe von Briefen, worin ſie mit Göthe von Muſik, von Liebe, von der ſchöpferiſchen Natur, von Freiheit, von Vaterland, von Andreas Hofers Tode geſprochen, ſchrieb ihr der betrübte Freund zurück: „Indem ich nun deinen letzten Brief zu den andern lege, ſo finde ich abermals mit dieſem eine intereſſante Epoche abgeſchloſſen. Durch einen lieblichen Irrgarten zwiſchen philoſophiſchen, hiſtoriſchen und muſikaliſchen Anſichten haſt du mich zu dem Tempel des Mars geleitet.“ Um den Lichtwechſel und den launiſchen Gang der Liebe zu begreifen, mußte er ſich das Herz als einen engliſchen Garten vorſtellen, und um aus Andreas Hofer etwas zu machen, ließ er ihn als einen Prieſter des Marstempels gelten. Der unglückliche Mann, der nur in einem Kerker ruhig ſchlafen konnte!

Göthe hat nur das Räumliche und das Zeitliche verſtanden, das Unendliche und die Ewigkeit verſtand er nicht; aber unſterblich iſt nur, wer die Unſterblichkeit begreift. Lächerlicheres gibt es nichts auf der Welt, als Gott und Teufel, wie ſie Göthe in ſeinem viel geprieſenen Fauſt dargeſtellt; Göthe hat Gott und Teufel nach ſeinem Ebenbilde geſchaffen. Dort iſt Gottes Weisheit, fünf gerade ſein laſſen; und des Teufels Klugheit, es mit Gott nicht zu verderben, weil er doch ein vornehmer Herr iſt.

Hätte Bettina die ſchöne Muſik ihres Herzens vor rohen Ohren hören laſſen, vor einem Philiſter ihrer Vaterſtadt, vor einem Sachſenhäuſer, der aus dem Aepfelwein ſeine Begeiſterung ſchöpft — es hätte uns gewundert, aber nicht verdroſſen. Wir hätten gedacht: ſie iſt ein Sonntagskind, die einen edlen Geiſt da erkennt, wo wir Wochenmenſchen nur die rohe Hülle ſehen. Aber daß ſie ſich Göthen zugewendet, der ſeinen ganzen Schatz an den Koffer verwendet, der bei andern großen Geiſtern den Schatz einſchließt; den jeder Alltagsmenſch begreift, nach ſeinem vollen Werthe ſchätzt, weil er nichts zu errathen übrig läßt, weil er ſein eigener Hintergrund iſt — das betrübt uns.

Göthe hat nur verſtanden was todt war, und darum tödtete er jedes Leben, um es zu verſtehen. Nicht die Natur, nicht den Menſchen faßte er. Er zerſtückelte das Leben in ſeine Glieder, in ſeine einzelnen Organe und zeichnete ſie ſehr richtig, wie in den beſten anatomiſchen Kupfertafeln. Freilich findet ihr Alles in ſeinen Schriften, Hand und Fuß, Rumpf und Schädel, Herz und Nieren; aber ſetzt ſie nur zuſammen, macht einen lebendigen Menſchen daraus, wenn ihr könnt. Ihr findet freilich Sterne und

Götter in ſeinen Dichtungen, aber geriſſen aus ihrer Liebesbahn, ihr macht nie einen Himmel daraus. Göthe lebt nur in ſeinen Liedern, da allein iſt er ganz und vollſtändig; denn das Lied iſt die Scheidemünze der Poeſie, die ſich nicht mehr theilen läßt, die nicht mehr gewechſelt werden kann.

Bettina iſt ein reichbegabtes, gottgeſegnetes Kind, das wir lieben und verehren müſſen. Sie iſt glückliche Geſpielin der Blumen, Vertraute der Nachtigall; ſie verſtand die Sprache der Stille, der Göthe taub war, und wußte das Mienenſpiel der ſtummen Natur zu deuten. Ihr waren die Sterne näher, ſie leuchteten ihr, wie uns Mond und Sonne. Ihr Buch iſt ein Gedicht und ihr Leben ein holdes Mährchen. Göthe's Nachwelt iſt auch die ihre, ſie richtet beide. Wird Göthe verurtheilt, iſt Bettina freigeſprochen, wird Göthe freigeſprochen, iſt Bettina ſchuldig. Göthe nannte ſie eine Närrin, und er mußte wohl; denn Bettina ſelbſt ſagt es: „Narrheit iſt die rechte Scheidewand zwiſchen dem ewig Unſterblichen und dem zeitlich Vergänglichen.“

Göthe wagte ſich nicht zu berauſchen im Weine der Begeiſterung. Er hätte Waſſer in den Nektar ſelbſt gemiſcht und ihn wie Arznei getrunken, in Maaß und Zeit.

Bettina beſiegte Göthen, aber nicht wie die Liebe beſiegt; er floh vor ihr, und ſo eilig und angſtvoll, daß er nicht einmal ſeinen Körper mitnahm.

Die Biene erquickt uns nicht blos mit Honig, ſie ſpendet uns auch das Licht der Nacht. So ſoll auch der Dichter ſein: ſüß dem Freudedurſtigen, leuchtend in der Dunkelheit der Trauer. Göthe war nur das Erſtere, der Dichter der Glücklichen, er war nicht der Dichter der Menge. Keiner weint an ſeinem Grabe, denn nur die Unglücklichen haben Thränen.

Göthe hat nur immer der Selbſtſucht, der Liebloſigkeit geſchmeichelt; darum lieben ihn die Liebloſen. Er hat die gebildeten Leute gelehrt, wie man gebildet ſein könne, freiſinnig und ohne Vorurtheile und doch ein Selbſtling; wie man alle Laſter haben könne ohne ihre Rohheit, alle Schwächen ohne ihre Lächerlichkeit; wie man den Geiſt rein erhalte von dem Schmutze des Herzens, mit Anſtand ſündige und den Stoff jeder Nichtswürdigkeit durch eine ſchöne Kunſtform veredele. Und weil er ſie das gelehrt, verehren ihn die gebildeten Leute.

Göthe hat ſich mit wenigen Worten treffender und wahrer geſchildert, als es irgend ein Anderer vermöchte. Er ſagt in ſeinem Leben: „Es liegt nun einmal in meiner Natur, ich will lieber eine Ungerechtigkeit begehen, als eine

Unordnung ertragen.“ So war Göthe immer und überall, ſo hat er ſich gezeigt in allen ſeinen Worten und Handlungen. Wenn edle Menſchen ſich gegen ihre böſe, tyranniſche Natur empören, ſich von ihr frei zu machen ſuchen, war es Göthe's Weisheit, ſich ihr zu unterwerfen mit Lakaien-Demuth. Die Liebe, die alle Trennung aufhebt, die kunſttödtende, galt ihm für Unordnung. Für Unordnung galt ihm, wenn die Macht wechſelte, wie Alles wechſelt, und von dem Starken zu dem Schwachen, von den Unterdrückern zu den Unterdrückten überging. Goethe war ein Stabilitäts-Narr, und die Bequemlichkeit war ſeine Religion. Er hätte gern die Zeit an den Raum feſtgenagelt. Das gelang ihm nicht, aber es gelang ihm, ſein Volk aufzuhalten, da er lebte und noch nach ſeinem Tode; denn über ſeine Leiche muß es ſchreiten, will es zu ſeinem Ruhme und ſeinem Glücke kommen.

Blind iſt jede Liebe, aber blinder hat ſie ſich noch nie gezeigt, als bei Bettina. Ihr Buch, bekannt gemacht zur Verherrlichung Göthe's, hat ſeine Blöße gezeigt, hat ſeine geheimſten Gebrechen aufgedeckt. Die arme Bettina rieb ſich die Hände wund, ihren Gott zu reinigen, es gelang ihr nicht; ſie hat ihm manchmal den Kopf gewaſchen, aber das Herz konnte ſie ihm nicht waſchen. Wäre die Liebe nicht blind, hätte ſie ſtatt zu Göthe für ihn gebetet, gebetet mit ſeinen eigenen ſchönen Worten:

Iſt auf deinem Pſalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohre vernehmlich,
So erquicke ſein Herz!
Oeffne den umwölkten Blick
Ueber die tauſend Quellen
Neben dem Durſtenden
In der Wüſte.

Briefe aus Frankfurt.

I.

Frankfurt am Main, den 1. Oktober 1820.

Unſere Meſſe iſt jetzt verſchieden; ſie ſoll ein ſeliges Ende genommen haben, und man lobt ſie ſehr wegen ihrer guten Eigenſchaften. Worin dieſe aber beſtanden, das zu erzählen muß ich andern Biographen überlaſſen. Uns Glückliche, die wir nur zum Eſſen geboren ſind (fruges consumere nati), berührt der Großhandel gar nicht, und es iſt uns ſehr gleichgültig, ob die Seidenzeuge flau gingen, ob die Baumwollenwaaren überführt waren, ob das Sohlleder ſtark gezogen, oder ob von allen dem das Gegentheil ſtattgefunden. Eine ſeidene Weſte, Battiſt zu Halstüchern, ein paar Stiefel, das behalt ſeinen unabänderlichen Preis, der Handel mag gut oder ſchlecht gehen, ſo wie auch der Schoppen Wein in den hieſigen Gaſthäuſern nie wohlfeiler wird und wenn hundert weinreiche Jahre auf einander folgten. Wichtiger als etwas Kosmologiſches iſt der Staatspapierhandel, wobei von gedankenloſen Vätern der Wohlſtand der Enkel auf dem Halme verſchachert wird. Der Cours ſchwankte ſeit acht Tagen wie ein Schiff auf ſtürmiſchem Meere, und dennoch wagt es die tollkühne Habſucht, ſelbſt mitten im Sturme aus dem Haſen zu laufen. Der Handel mit Staatspapieren iſt hier vorzüglich in den Händen der Juden, und bei der ſüdlichen Beweglichkeit dieſes Volkes und der Oeffentlichkeit ihrer Empfindungen und Gedanken kann Jeder, der ſich nur etwas auf die Chiromantie verſteht, an den Fingern der von der Börſe zurückkehrenden Aſiaten abzählen, ob eine feindliche Einmiſchung in die Sache Neapels erwartet werde oder nicht, und was man von Troppau hoffe oder fürchte.

Die beſten Meßgeſchäfte hat unſere Bühne gemacht, und zwar in Colonialwaaren, denn der Indianiſche Gaukler gehört unſtreitig darunter. Das war ein Leckerbiſſen! Ein wahres indianiſches Vogelneſt! Bei neun Vorſtellungen war das Haus jedesmal übervoll; die Dividende unſerer Oſtindiſchen Compagnie kann nie ſo hoch geſtanden haben. Es iſt wahr, der Equilibriſt hat das Mögliche gethan, und es wäre zu wünſchen, man ſtellte ihm Europa auf die Naſe, damit es im Gleichgewichte erhalten werde, was jetzt Noth thut. Sein Spiel mit den

Meſſern und Kugeln war ſo meiſterhaft, wie ſelten ein Spiel auf dieſen Brettern ſich zeigt, und wenn er das lange Schwert verſchlang, ſo hätten Aerzte ſchon das Zuſehen als Vomitiv verſchreiben können. Unſer vortreffliches Orcheſter — das ganze vollſtändige von vierzig Mitgliedern, nicht, wie bei gewöhnlichen Schauſpielen von Schiller, Müllner, nur ein Theil deſſelben — hatte die Ehre, dem Indianer zu ſeinen Schwebekünſten Walzer, Menuets und Hopsangloiſen vorzuſpielen, wozu Jener ſein Gigidi Gagidi halb ſang, halb ſprach, welches der Muſik etwas Erhabenes verlieh. Die dramatiſchen Stücke, welche den Darſtellungen des Gauklers jedesmal vorausgingen, waren gut gewählt, nämlich die allerſchlechteſten; denn die Oſtindiſche Compagnie dachte mit Recht, ſie müſſe dieſe Gelegenheit benutzen, den alten Babel des Repertoirs an den Mann zu bringen. — Weniger glücklich war die Theaterdirection mit den neuen Stücken, die ſie zur Schau gab. Es waren deren vier an der Zahl; drei derſelben wurden mehr oder weniger ausgepfiffen, und das vierte hätte verdient ausgepfiffen zu werden. Den Anfang machte die Oper Emma von Meierbeer. Es ſoll dieſem jungen Tondichter nicht aller Werth abgeſprochen werden; nachſichtige Kenner ſagten, in der Inſtrumentirung ſei er nicht ohne alles Talent; vielleicht hat auch Herr Meierbeer ſeitdem Beſſeres geliefert. Aber in der Oper Emma zeigte er ſich als einen Petit maitre, der Italieniſchen Weiberchen den Hof macht. So parfümirt, ſo überzuckert iſt dieſe Muſik, daß ſelbſt die Roſſiniſche Pfeffer und Salz dagegen iſt. Dann kamen die **beiden Gutsherren** von Voß. Wir Frankfurter ſind ſonſt ſehr genügſam, und verzehren die dramatiſchen ſchwarzen Suppen, die man uns vorſetzt, gleich den beſten Spartanern, mit der größten Eßluſt; aber dieſesmal war es gar zu arg, und wir konnten uns des Pfeifens nicht enthalten. Seitdem die liebe Sonne durch die Dachfenſter der Poeten fällt, iſt ſo etwas Abgeſchmacktes nicht verfertigt worden. Das dritte ausgeziſchte Stück war **das luſtige Beilager**, ein komiſches Singſpiel von **Wenzel Müller**, dem berühmten Componiſten des Sonntagskindes. Ich thue dem Herrn Wenzel Müller ein klein wenig Unrecht, wenn ich ſage, er hat die **beiden Gutsherren** in Muſik geſetzt. Das vierte neue Stück, welches den Leuten gefallen mußte, weil es nicht ganz ſo ſchlecht war als die vorhergehenden, war **Zieglers** 24jähriger **Hausdoktor**, der ſich ſo lange unſern Kennerblicken beſcheiden zu entziehen wußte. Indeſſen das wahre Verdienſt dringt endlich durch. — Dem. **Fiſcher** vom Braunſchweiger Theater hat einige Gaſtrollen gegeben; eine vortreffliche Sängerin, wie wir ſeit lange keine gehört haben. — Man hat den Verſtand gehabt, den Herrn **Malo**, einen Mann, der Kunſtliebe mit derjenigen Gabe verbindet, welche die Regel in's Leben einzuführen verſteht, bei der Theaterverwaltung anzuſtellen. Wenn man auch den Verſtand hätte, ſeinen Rath zu befolgen, dann ließe ſich für die Wiederherſtellung unſerer kränkelnden Bühne noch Hoffnung ſchöpfen. —

Wir haben uns der willkommenen Beſuche fremder Tonkünſtler zu erfreuen gehabt. **Canonya**, ein Portugieſe, ließ uns ſein Spiel auf der Clarinette bewundern; und der Flötenſpieler **Drouet** aus Paris erwarb ſich das einſtimmige Urtheil der Kenner und Kunſtfreunde, daß er Alle, die je hier auf dieſem Inſtrumente gehört worden ſind, weit hinter ſich zurückläßt. Ein eigentliches **Conzert** konnten dieſe beiden Tonkünſtler nicht geben, da ihnen ſämmtliche Mitglieder des Theater-Orcheſters ihre Begleitung verſagten, obzwar an jenen Abenden keine Oper war. Dieſe Herren hatten von der Theaterdirektion die Weiſung erhalten, während der Meſſe an keinem Conzerte fremder Tonkünſtler Theil zu nehmen, damit Letztere ſich abſchrecken ließen und die Leute genöthigt würden, aus Mangel anderer Unterhaltung in's Theater zu gehen. Ich überlaſſe es der Empfindung und der Sprachkenntniß der Leſer, für dieſe ſchimpfliche Schacherei mit der Kunſt ſich einen Ausdruck zu ſchaffen. Dahin wird es der hier ſo verderblich herrſchende Zunftgeiſt noch bringen, daß man Frankfurter Bürger wird ſein müſſen, um einheimiſche Ohren mit einem Flöten-Adagio entzücken zu dürfen.

Auch an Schauſpielen anderer Art fehlte es uns nicht, und ein hoher Adel und das verehrungswürdige Publikum (ſo lautete die Einladung) hatten kaum Zeit genug, Alles zu ſehen. Herr Lion aus Wien zeigte „eine große akademiſche Kunſtgallerie, beſtehend aus mehr als 130 Statuen in natürlicher Lebensgröße". Daß aber dieſe Statuen aus Wachs waren, davon meldete der Anſchlagzettel nichts. Die übrigen Künſtler übergehe ich, um von Herrn Rovère zu ſprechen: Monsieur Jules Rovère, prestidigitateur, wie er ſich nannte, gab jeden Abend „Spectacle des délassements à la mode." Die Athenienſer hätten ſeine Ankündigung beſſer verſtanden als wir. Scènes mimo-pyrotechniques, rabdomancie, pseudoplepsie, dactyliomancie, cartomancie, necromancie, phantasmagorie, waren unſern deutſchen Ohren fremde Wörter. Die Augen mußten die Dolmetſcher machen. Herr Rovère, ein ſchöner, artiger, junger Mann, machte beſonders bei der weiblichen Welt ſein Glück, auch beſchäftigte er ſich immer mit derſelben. Schlau war der Franzoſe. So oft er mit einem Kaſten einen Taſchenſpielerſtreich machen wollte, gab er ihn ſchönen Mädchen in die Hände, um unterſuchen zu laſſen, qu'il n'y a pas de double fond. Aber die Innenſeite des Deckels war mit einem Kryſtall Spiegel bekleidet, und die Schönen hatten die flüchtige Minute beſſer zu benutzen als zur Erforſchung des double fond. Die Eine und die Andere ward in Verlegenheit geſetzt, indem ſie in das Spiel des Gauklers mit eingeflochten wurde. Ein hoher Adel war hier ſchon mehr auf ſeinem Platze, aber das verehrungswürdige Publikum kam nicht ſelten in große Noth, wegen des Franzöſiſchſprechens. Ein junges, ſchönes Mädchen ließ mich über drei Sitzreihen weg durch einen Knaben fragen, wie Kreuz ſieben heiße? (Dieſe Karte hätte ſie ſich in den Sinn genommen, und ſie müſſe dieſes öffentlich erklären.) Da ich in Paris war, konnte ich guten Beſcheid geben. Ein ehrlicher Bürger in meiner Nähe war voreilig und reichte, als der Prestidigitateur ein Stück Geld forderte, einen Thaler hin mit den Worten: la-voisi! Der gute Mann hatte das noch von der Einquartirung der alten Garde übrig behalten. Aber der Satan von

Franzoſe hielt ihn jetzt feſt und hielt ganze meidingeriſche Geſpräche mit ihm, daß man Mitleiden haben mußte. Herr Rovère hat wirklich geleiſtet, was von ſeiner Kunſt gefordert werden darf. Aber mit dem zweiten Theile ſeiner Schauſpiele hatte er ſich ſehr verrechnet. Nämlich nach Beendigung der magiſchen Vorſtellungen im Saale wurden die Zuſchauer in einen daran ſtoßenden Garten geführt. Grande illumination en verres de couleurs représentant l'empire de Circé, parades, scènes mimiques, chant français et italien, danses, fanfares, scènes mimopyrotechniques, alles das ließ man ſich einige Male gefallen. Herr Rovère aber hatte ſich nicht ſowohl Wirkung von der glänzenden Beleuchtung verſprochen, als von der Beleuchtung, da wo ſie aufhörte glänzend zu ſein. In abgelegenen Lauben und Baumgängen ſollten ſpärliche Lampen die Dunkelheit verrathen, und die Rückkehr der Beſuchenden ſichern. Wir ſoliden Frankfurter aber gingen mit Weib und Kind um 9 Uhr nach Hauſe, und der Franzoſe war ganz verblüfft, daß wir von der großen Armee ſo wenig Lebensart gelernt hatten.

Der ſtille Fleiß unſerer hieſigen Literatoren hat einige wichtige Erzeugniſſe an den Tag gebracht. Herr Senator von Meyer, einer der erſten

Gottesgelehrten Deutſchlands, hat ein Sendſchreiben an den Profeſſor Marheinecke zu Berlin drucken laſſen, worin er auf Verlangen Auskunft giebt, wie er als Rechtsgelehter dazu gekommen, ſich mit dem Bibelſtudium zu beſchäftigen. Der Verfaſſer kehrt zu den Jahren ſeiner Jugend zurück, da er die Akademie verließ und ins bürgerliche Leben eintrat. Er ſagt: „Körperliches Mißbehagen ſtumpfte meine muntere Thatkraft ab, und die ernſthaften Schickungen der Zeit verwickelten mich endlich in ihre eiſernen Netze. Ohne jemals an den politiſchen Weltveränderungen thätigen Theil zu nehmen, wurde ich von ihnen allen ein geſchlagenes, obwohl dennoch geſchontes Opfer. Die glänzendſten Ausſichten auf mein weiteres Leben gingen mit dem vielfachen Umſturz der Dinge unter; der Beſitz und die Anwartſchaft von wichtigen deutſchen Staatsämtern wurden mir durch Ländertauſch und Aufhebung der Behörden zernichtet; ich wandelte zwiſchen den Schrecken des Kriegs und auf den Trümmern geweſener Herrlichkeit. ... Das Nachtſtück der Zeit und meine verjährten Leiden, da ich ſchon Hausvater war, brachten mich allmählich zu ernſterer und hellerer Beſinnung.“ Da durchfurchte die Gnade des Herrn den Acker ſeines Herzens, und der Gedanke keimte hervor, „Vater, mache mich zu einem deiner Taglöhner!“

Auf dieſe Weiſe wurde Herr von Meyer zum Bibelſtudium geleitet, und die Vorſehung war ihm hierbei ſo behülflich, daß ſie ihm alle philologiſchen Hülfsmittel zufließen ließ, deren er bedurfte. „Die beſten ältern und neueren Bibelüberſetzungen, lateiniſche Commentarien und Scholien ... wurden mir wie durch unverkennbare Schickung in Verſteigerungen und ſonſten zugeführt.“ — Von demſelben Verfaſſer ſind erſchienen: „Blätter der höheren Wahrheit, mit beſonderer Beziehung auf Magnetismus.“ Zweite Sammlung. — Der Sänger des Luther, Herr Dr. Friedrich, hat herausgegeben: „Heliodor, des Jünglings Lehrjahre.“ Die Ober-Poſtamts-Zeitung von 20. September hat zur würdigen Feier dieſes Tages einen Auszug mitgetheilt, worin der Verfaſſer die Jünglinge belehrt, wie ſie ſich als Staatsbürger zu betragen hätten. — Von Profeſſor Hufnagel iſt erſchienen: „Das Leben Jeſu von Nazareth. Für kindliches Herz, Bedürfniß und Leben.“ Zwei Theile. Das Werk wird ſehr gelobt wegen Gehalt und Form.

II.

Frankfurt am Main, den 3. November 1820.

Der Kanzlei-Styl der Begeiſterung hat ſich an dieſem 18. Oktober nicht geübt, und das erſte Stufenjahr der deutſchen Freiheit wurde ohne Floskeln und um ſo ſchöner in unſern Mauern gefeiert.

Man legte unter gut geordneten Feſtlichkeiten den Grundſtein zu einem großen Gebäude, worin die öffentlichen Bücherſammlungen der Stadt aufgeſtellt werden ſollen. Rüſtkammern ſolcher Art verbürgen (wenn nur die Waffenübung nicht fehlt) dem Vaterlande den Sieg über Barbarei und feindliches Wollen mit größerer Sicherheit, als Schwerter und Mauern es vermögen. Daß endlich doch die Hand an dieſes wohlthätige Werk gelegt worden — an ein Werk, das ein großes Bedürfniß nicht blos befriedigen, ſondern bei Vielen auch erregen ſoll — macht zweifelhaft, ob mehr zu loben ſei die deutſche Beharrlichkeit, die einen guten Gedanken, einmal gefaßt, nicht wieder aufgiebt, oder mehr zu tadeln ſei die deutſche Langſamkeit, die ſo langer Zeit bedarf, den guten Willen zur That zu geſtalten. Schon im Jahre 1782 wurde von dem Frankfurter Senate die Erbauung einer Bibliothek beſchloſſen; bald vierzig Jahre ſind ſeitdem vorübergegangen, und wenn nicht das Vermächtniß eines guten Bürgers, des verſtorbenen Buchhändlers Brönner, der 25,000 Gulden dazu beſtimmte, der Sache einen Antrieb gegeben hätte, ſo wäre ſie wohl jetzt noch nicht zur Ausführung gekommen. Das Gebäude wird nahe an zweimalhunderttauſend Gulden koſten, und es ſoll in vier Jahren vollendet ſein. Deſſen Leitung iſt dem einſichtsvollen Baukünſtler Heß übertragen, und da ſeine Geiſtesfreiheit hier keine Schranken fand und alle ſeine Entwürfe genehmigt worden ſind, ſo läßt ſich erwarten, daß das Gebäude nicht blos ein Denkmal des Bürgerſinnes und der wohlthätigen Fürſorge der Regierung, ſondern auch ein Denkmal der Kunſt werde. Es giebt vielleicht keine Stadt in Deutſchland, wo nach Verhältniß ihrer Größe ſo viel gebaut wird als hier. Seit dreißig Jahren ſieht man jährlich zehn bis zwanzig neue Häuſer entſtehen. Aber ſo ſchön und prächtig auch die dem Reichthume der Beſitzer angemeſſene Ausſchmückung, ſo zweckmäßig auch die architektoniſche Einrichtung im Innern dieſer Wohnungen ſein mag, ſo wenig befriedigt doch deren Außen-Seite die Forderung der ſchönen Kunſt. Ganz neue Straßen bilden einen einzigen rechtwinkeligen, nur mit Luft- und Licht-Oeffnungen verſehenen Steinhaufen, und man würde glauben Kaſernen zu ſehen, wenn nicht die ſeidenen Vorhänge an den Fenſtern die Art der Bewohner verriethen. Der Sinn für das Oeffentliche, was zugleich ſchön iſt (und ſchön iſt nur das, was nützlich iſt für Alle), mangelt hier gänzlich. Das Leben hier iſt keine Kunſt, es iſt ein Handwerk, und Frankfurt iſt gewiß einer der engſten, ſpitzeſten Krähwinkel, die es in Deutſchland geben mag. Nur für das Gute, das gleich in der erſten Folge nützt, herrſcht Empfänglichkeit; aber nur die Frucht, nicht die Blüthe des Glückes, wird gewartet. Für Kranke und Nothleidende, für die Erziehung der Jugend iſt gut und reichlich geſorgt, wer aber zu etwas Höherem Luſt trägt, als zu Arznei und Speiſe, zu Schulwiſſenſchaft und Schulkunſt, der kann ſein Sehnen nicht befriedigen. Die düſtern Thore und ängſtlichen Zugbrücken, die Waſſergräben und hohen Wälle und Mauern ſind endlich verſchwunden, und ein freundlicher Garten umkränzt die erheiterte Stadt. Aber die Thore, Zugbrücken, Gräben, Wälle und Mauern, die in Geſetz und Sitte, in Ordnung und Gewohnheit herrſchen und die, herüber gekommen aus den Zeiten des Fauſtkampfes, das Bedürfniß jetzt ſchon Jahrhunderte überdauern — dieſe verfinſtern und verengen das Leben noch immer. Alles hier iſt zünftig, ſogar die Freude iſt es. Die Arbeiten ſind getheilt, die Genüſſe ſind es auch, und wie die Grenzen benachbarter Handwerke ſo ängſtlich gezogen ſind, daß eine fußbreite Uebertretung Rechtsſtreit und Richterſpruch bewirkt, ſo iſt auch Luſt von Luſt geſchieden und ungeneckt mag Keiner herüber oder hinüber ſchreiten. Die Aufnahme in das Caſino iſt mit ſo vielen Förmlichkeiten verknüpft, als es vormals die Aufnahme in ein Domkapitel war, und caſinofähig ſein oder nicht ſein, hat hier eine wichtige geſellſchaftsrechtliche Bedeutung. Man iſt hier kein Weltbürger, kein Europäer, kein Deutſcher, nicht einmal ein Frankfurter; man iſt Kaufmann, Handwerker, Krämer, Doktor, Candidat, man iſt Bürger, Beiſaß, Permiſſioniſt, man iſt Chriſt oder Jude. Gemeinweſen herrſcht nur in Finanz und Polizei, nicht im geſelligen Leben; Jeder ſteht einzeln; die Stufen bilden keine Treppe und die Bäume keinen Wald. Daher der Mangel jener Weltanſchauung, die uns über Raum und Zeit erhebt und die nur gewonnen wird, wenn die Beſten aller Stände ſich vermengen; daher jene Geiſteigenſchaft, die an das Pflaſter des Geburtsortes bindet; daher die Unerquicklichkeit des hieſigen geſelligen Treibens. Es mangelt nicht an Genüſſen, aber am Vollgenuſſe des Lebens. In den Mittelſtänden herrſcht eine Treue und Biederherzigkeit, die Vieles gut macht, und in den untern eine gewiſſe Genialität, die nur irrt, weil die Menge ewig jugendlich bleibt und nur foppend Unrecht thut. Die höhern Stände ſind ſchlimm. Es gibt hier ſo viele verſtändige und gutmeinende, ja geiſtvolle und edle Menſchen. Nun wohl, ihr ſprecht mit ihnen; ihr luſtwandelt mit ihnen durch die Blumen- und Fruchtwege der Wiſſenſchaft, der Kunſt, des ſittlichen Lebens; Frage und Antwort, Rede und Gegenrede befreunden ſich; ihr verſteht euch und ſeid zufrieden. Plötzlich bleibt euer Begleiter ſtehen und iſt nicht von der Stelle zu bringen. Erſtaunt und fragend erhebt ihr den Blick und ſeht einen der vier Wartthürme, die das Weichbild dieſer Stadt begrenzen. Euer Mann iſt nicht fortzutreiben; ſein Wunſch, Wille und Kraft, ſein Geiſt und Herz, ſein Auge und Ohr enden hier. Innerhalb jener Wartthürme iſt er vollkommen. Jene Beſchränktheit theilen die Frauen nicht. Geiſt und Gemüth, Witz, Anmuth, Lebendigkeit beſitzen viele, und oft geſellen ſie zu der Liebenswürdigkeit, die ihr eigenes Erbtheil iſt, auch den Theil davon, der ihren Männern gebührt. Um ſo ängſtlicher aber bemerkt man eine Gefahr, die allen jenen herrlichen Eigenſchaften droht. Es iſt die Schwärmerei, die Myſtik, die ſich als düſterer ungeſunder Nebel um den Blick der Frauen gelegt hat, und der im frömmelnden Wahne für den Himmel gehalten wird. Was Männern nur den Geiſt verwirrt, verwirrt bei Frauen auch das Herz. Die Frauen Frankfurts ſind hierüber mehr zu beklagen als anzuklagen. — Wo es dem Geiſte und dem Herzen an jenem Luftzuge fehlt, der die innern Flammen in das Freie führt, da muß die Flamme in ſich ſelbſt zurückſchlagen, und jener Rauch und Qualm entſteht, der alle Umriſſe und Farbe der Dinge verwirrt und verbleicht. Dieſen freien Luftzug aber gewährt nur das öffentliche, geſellige Leben, deſſen Verhältniſſe von Männern geordnet und erhalten worden. Die Frauenvereine, welche zur Zeit des Befreiungskrieges hier wie im ganzen Vaterlande ſich bildeten, haben jene myſtiſche Neigung ausgebrütet. Es iſt für liebevolle Herzen ſo ſüß, Wunden zu heilen, daß ſie Wunden lieben lernen um der Heilung willen, und wenn ſie alle vernarbt, die Krieg und Noth geſchlagen, wird das leidſüchtige Gemüth zu jener großen Wunde hingeführt, woran die Menſchheit ewig blutet — an den klaffenden Abgrund, der Sein von Nicht-Sein, Zeit von Ewigkeit, die Sinne vom Ueberſinnlichen trennt. Das magnetiſche Treiben einiger hieſigen Aerzte und öffentliche Vorleſungen über den thieriſchen Magnetismus haben mitgeholfen, den Einklang des weiblichen Herzens zu zerſtören. Man dürfte wünſchen, jene gefährliche Lehre möchte nur naturkundigen Männern zugänglich gemacht werden, wenn nicht noch gefährlicher wäre, irgend eine äußere Gewalt zur Einmiſchung in das freie Schalten des Geiſtes aufzufordern. Wie ſehr man ſich bemüht, jene, wenn auch aus reiner Quelle gefloſſene, aber in ihrem Laufe trüb gewordene Neigung der hieſigen Frauen zu benutzen, zeigt eine neuere Anregung. Die in London beſtehende Geſellſchaft zur Bekehrung der Juden hat einen Miſſionär hierhergeſendet, und es hat ſich als Folge deſſen auch hier eine ſolche Geſellſchaft gebildet. Seitdem ſind in den hieſigen Blättern Aufforderungen zu leſen an Jedermann, Theil zu nehmen an dieſem Werke des Heils, Aufforderungen, in einer Sprache abgefaßt, die von der königlichen Natur nichts hat, nicht Kraft, nicht Hoheit, nicht Würde, nichts hat als die Salbung. In dieſen Tagen hat „eine deutſche Jungfrau in Frankfurt am Main“ eine engliſche Flugſchrift überſetzt, benannt: Einer engliſchen Predigerin „Worte Debohra's,“ oder Zuſchrift an Frauen für die Londongeſellſchaft zur Verbreitung des Chriſtenthums unter den Juden. Die Frankfurter Frauen werden darin eingeladen den engliſchen nachzuthun und für die Bekehrung der Juden zu wirken, vorzüglich durch Gebete und Groſchengeſellſchaften. In London hätten mehrere Frauen wöchentlich eine eigene Stunde beſtimmt, um ganz beſonders zu beten „für die Nachkommen des glaubensvollen Abraham". Wer wöchentlich einen Groſchen bezahlt, werde Mitglied der Geſellſchaft und ausſchußfähig. Das ſolle man hier nachahmen. Aber unſere guten und verſtändigen Frauen werden ſich nicht verwirren laſſen, fühlend, daß es die wahre Heiligkeit nicht ſein könne, die man ſo wohlfeil erkauft; begreifend, daß ſie Beſſeres zu thun haben als zu beten, und wenn ja beten, daß ſie zu beten haben für ſich oder für Alle; und bedenkend endlich, daß ihnen keine andere Bekehrung zukomme, als die ihrer Männer von dem Haſſe zur Liebe, von dem Dunkel zum Lichte, von der Verwirrung zur Beſonnenheit. Das Haus ſei ihre Kirche, und Gatte und Kinder ihre Gemeinde.

Es iſt kein Sprung, wenn ich von der Myſtik und Judenbekehrung zur Komödie übergehe. Unſere Bühnenverwaltung wandelt ſtolz und ruhig ihre

Straße fort, unbekümmert um das „Hundegebell der Dramaturgen.“ Damit uns die Gewohnheit zahm mache, wird fremden Künſtlern, ſobald ſie die Mittelmäßigkeit überſchreiten, kein Gaſtſpiel verſtattet. So durften Herr und Frau Weixelbaum aus Karlsruhe, die der Ruf zu den beſten deutſchen Sängern zählt, hier nicht auftreten. Dieſer Oktober gab uns zwei dramatiſche Neuigkeiten, die als Erzeugniſſe des Weinmonats etwas von der Natur des Rebenſaftes haben: Houwald's Leuchtthurm, den Rauſch, den unmäßiger Genuß des Weines gibt, und Dr. Blumenhagen's Simſon, die wehe Nüchternheit, die auf einen ſolchen Rauſch folgt. Wenn die wahre Regel der dramatiſchen Dichtkunſt einen Aequator bildet, ſo iſt Houwald zum Südpole und Blumenhagen bis zum Nordpole der Kunſt verſchlagen worden. Alle dramatiſche Handlungen des Erſteren ſind fabelhafter Art; das Unnatürliche geſchieht, das Undenkbare wird gedacht, das Unausſprechliche zu ſagen verſucht. In einem ältern Drama, im „Bild“ hat jener Dichter ſeinen Stoff vom Galgen herabgeholt, im genannten Stücke wohnt der Held hoch in einem Leuchtthurme. Das Steigen einer ſolchen luftſchiffenden Phantaſie muß mit dem Manne im Monde endigen. Was Simſon betrifft, ſo muß Jeder, der ſich nur etwas hinein fühlen kann in jene einfache Kraftmenſchen einer vergangnen Zeit, wenigſtens lächeln, wenn er ſieht, wie ſie von neuen Dichtern abgehobelt und gebohnt werden. Dieſer Simſon da war nicht der kühne Lümmel des alten Teſtaments, das war ein zierlicher Theaterheld, der ſentimentaliſirte, reflectirte und manierirte wie unſer Einer. Was haben jene glücklichen Menſchen von unſerer erbärmlichen Nerven-Philoſophie gewußt? Auf der Bühne erſchien Simſon gekleidet mit weiten Gewändern, Turban und Zubehör, ohngefähr wie der Kalif von Bagdad in der Oper dieſes Namens. Ueber ſein Kleid eines Operntänzers trug er eine nachgeahmte Löwenhaut. Wie gekleidet, iſt er gedichtet. — Die Familie Kobler gab dieſen Monat über und giebt noch ferner Ballete. Gute Solo-Tänzer ſind ſie allerdings; aber an Pantomime, an dramatiſcher Tanzkunſt fehlt es ihnen. Doch muß es zu ihrem Vortheile bemerkt werden, daß ſie bei unſerer Bühne die nothwendigen Gehülfen vermiſſen, denn wir haben kein tanzendes Chor. — Der Flötenſpieler Drouet gab ein zweites Conzert. Ich ſage der Kürze wegen: ſeine Flöte iſt eine löwenzüngige Nachtigall — obzwar die gute Schreibart ſolche aufgeblaſene Redensarten verbietet. — Auch des berühmten Moſcheles aus Wien hatten wir uns zu erfreuen. Gleichrauſchender Beifall, als ein früheres Mal und wie er hier ſelten gegeben wird, wurde ihm gezollt. In einem Doppelt-Conzert, das er mit unſerm Aloys Schmitt ſpielte, war es ſo erfreulich als anziehend zu beachten, wie dieſe großen Künſtler von verſchiedenen Wegen her am Ziele der Meiſterſchaft zuſammentrafen.

III.

Frankfurt am Main, den 6. Dezember 1829.

Wenn auch das Morgenblatt, ſeiner Beſtimmung nach, der Verhandlung politiſcher Dinge nicht allen Platz verweigern müßte, ſo könnte es doch nicht Platz genug einräumen, um die „Geſchichte des preußiſchen Staates“, die ohne Namen des Verfaſſers hier im Verlage der Hermann'ſchen Buchhandlung (der dritte und letzte Band im vorigen Monate) erſchienen iſt, nach der Fülle ihres Werthes zu loben! Aber dieſes Werk hat eine Kunſtſeite, die mit einigen Worten berührt werden mag. Es iſt ſo leicht zu erklären, warum die Deutſchen keinen Styl haben können, daß es verzeihlich wird, daß ſie keinen haben. Der rohe Ausdruck des Gedankens verhält ſich zum künſtleriſchen, wie ungemünztes Metall zum Gelde. Was das Gepräge an der Münze, das iſt an der Rede der Styl. Es giebt einen National-Styl und einen Perſonal-Styl; jenen haben die Franzoſen, dieſen die Engländer. In Frankreich iſt die Geiſtesbildung monarchiſch, darum unterſcheiden ſich dort die guten von den mittelmäßigen Schriftſtellern nur im Gedanken-Reichthume, nicht durch ihren Styl, der bei allen faſt gleich iſt. In England iſt die Geiſtesbildung republikaniſch. Aber in Deutſchland leben die Männer der Kunſt und Wiſſenſchaft, ob ſie zwar figürlich von einer Gelehrten-Republik ſprechen, den Wilden gleich, noch in keiner geſelligen Verbindung; darum haben die Schöpfungen ihres Geiſtes einen Werth, aber keinen Preis — ſie haben keinen Styl. Wir ermangeln ſowohl einer Hauptſtadt, die für alle Strahlen einen Brennpunkt, für alle Erzeugniſſe des Geiſtes einen Markt bilde, als auch einer Volks-Repräſentation, wobei die Beſten aus der Menge dieſe vertretend, rathen und beſchließen. Die kritiſchen Blätter könnten ſolche Kammern bilden, aber die meiſten ſind nur Wohnhäuſer, worin die Familienväter Redakteurs nach Belieben ſchalten und walten. Es geht nie eine öffentliche Meinung daraus hervor; denn, wenn auch das eine kritiſche Blatt tadelt, was das andere lobt, ſo treffen doch dieſe feindlichen Anſichten nie auf einem Schlachtfelde zuſammen, ſie umgehen ſich, und kein Werk der Wiſſenſchaft erfährt einen entſcheidenden Sieg oder eine entſcheidende Niederlage.

Das Beſte findet ſeinen Tadler, und das Schlechteſte ſeinen Lobredner. So können es die Deutſchen zu keinem Style bringen, weil ſie einzeln ſtehen. Wohl bliebe es Jedem frei, die Eigenthümlichkeit *ſeines* Geiſtes auszuprägen mit dem Stempel *ſeines* Styls, aber die Deutſchen ſind zu furchtſam, ſie *wagen* es nicht, einen Styl zu haben, ſie halten dieſes für eine ſtrafbare Falſchmünzerei. Ihre Aengſtlichkeit verräth ſich gleich darin, daß ſie in der didaktiſchen Rede, *Wir* ſagen, ſtatt Ich. Die Wenigen, die ſich durch ihren Muth auszeichnen, haben nun freilich einen Styl, obzwar keinen muſterhaften (claſſiſchen). Dieſes Wort in dem einen und dem andern Sinne genommen, als Ausdruck des *Werthes* und als den des *Preiſes* der Gedanken, kann man ſagen, daß es Schriftſteller giebt, die einen guten Styl haben, aber keinen Styl (wie Göthe), und andere, die einen Styl haben, aber keinen guten (wie Jean Paul). Johannes v. Müller hätte beides gehabt, hätte er ſich dazu verſtehen können, von der Gediegenheit ſeiner Gedanken Einiges aufzuopfern. Denn wie keine Münze haltbar wird ohne Beimiſchung unedler Metalle, ſo kann man auch keinem Style Haltbarkeit geben, wenn man nicht mehr Worte verwendet, als der Sinn erfordert. Alles bisher Geſagte gilt nur von der frühern Zeit, denn in der neuen ſind Zeichen genug vorhanden, daß die deutſchen Schriftſteller bald einen Styl bekommen werden. Den Anfang hierin macht das erwähnte Werk über die Geſchichte des preußiſchen Staates. Ich ſage, es macht den Anfang, die erſten Schritte — in der Zeit, nicht im Raume; denn es hat das Ziel der Vollkommenheit ſchon erreicht. Kein zweites deutſche Buch hat eine ſo herrliche Schreibart, die ſo viele Stärke mit ſo viel Anmuth, ſo viel Gediegenheit mit ſo großer Behendigkeit, und das Seelenvolle eines Gemäldes mit dem Muskel-Ausdrucke eines plaſtiſchen Bildwerkes vereinigt. Man ſollte das Buch, abgeſehen von ſeinem übrigen Werthe, zu rhetoriſchen Zwecken in Schulen einführen, damit die deutſche Jugend lerne, wie man Gedanken nicht blos habe, ſondern auch wecke, was nur die ſchöne Redekunſt vermag. —

Aber unſere Bühne rechnet noch immer nach dem Kalender alten Styls, ſo wenig ſie auch übrigens dem griechiſchen Cultus anhängt. Doch fordert die Gerechtigkeit, daß ich ein Verhältniß nicht verſchweige, welches ihre üble Lage ſehr entſchuldigt. Sie iſt vielleicht die einzige in Deutſchland, die von dem Staate nicht die kleinſte Unterſtützung genießt, ja dieſer zieht noch Vortheil von ihr; denn das Schauſpielhaus, ein ſtädtiſches Eigenthum, iſt der Direktion verpachtet, und es heißt ſogar, man wolle jetzt den Pachtzins erhöhen. Unſer Freiſtaat hat es noch nicht zu der Einſicht gebracht, daß weniger die Befriedigung der thieriſchen, als die der geiſtigen Bedürfniſſe der Menſchen dieſe genöthigt hat, in eine geſellſchaftliche Verbindung zu treten. Auch der einzeln ſtehende Menſch hat Verſtand genug, zu begreifen, was ſeine Sinnlichkeit fordert, und Kraft genug, ihr zu gewähren. Der Selbſterhaltungstrieb überredet oder zwingt ihn. Aber der faſtende Geiſt hungert nicht, und er ſtirbt dahin, ohne ſich ſeines Lebens bewußt zu werden, wenn nicht mütterliche Sorgfalt ihn ſpeiſt und tränkt. Die Regierungen haben dieſe Mutterpflicht zu üben. Braucht es aber wiederholt zu werden, daß die Bühne zugleich Schule und Sonntagsfeier der Erwachſenen iſt, die ihnen nicht blos Unterricht, ſondern auch Erholung giebt von den langweiligen Lehrſtunden des wahren Lebens? Man erwiedere nicht: der Staat hat dringendere Ausgaben für das Wohl ſeiner Bürger zu beſtreiten, eine Schaubühne aber iſt entbehrlich. Was heißt entbehrlich? Der Wein, die Muſik iſt es auch. Die Luft iſt unentbehrlich, und wer genießt ſie? Nicht daß der Menſch athme, daß er froh athme, darauf kömmt es an. Wo die Nothwendigkeit aufhört, fängt erſt die Freiheit an, wo die rohe Sinnlichkeit endet, beginnt erſt die menſchliche Luſt. Auch iſt die hieſige Bürgerſchaft reich genug, um jährlich eine hinreichende Ausgabe für ihre Bühne machen zu können, ohne eine andere nothwendigere darum beſchränken zu müſſen. Daß ſie es nicht thut, iſt um ſo unerklärlicher, da ſie ſich ſelbſt beſteuert, indem Frankfurt einen Freiſtaat bildet und die alleinherrſchende Anſicht einer Finanzkammer dort nicht hindernd in den Weg treten kann. So wird nun die Bühnen-Verwaltung auf ihre eigenen Quellen, oder vielmehr auf ihre Ciſternen angewieſen, denn das Waſſer quillt nicht von ſelbſt, es wird von Tage zu Tage geſammelt. Sind ſie nun ausgeſchöpft und wir verſchmachten, dann mag die Verwaltung ſich freilich etwas rechtfertigen können. Sich ganz losſprechen, das vermag ſie nimmer, denn ſie ſelbſt hat ſich in einen verderblichen Zirkel gebannt. Unzeitige Erſparniſſe haben das Einkommen vermindert und eine Fehlſumme herbeigeführt, und dieſe zu decken, werden ferner unzeitige Erſparniſſe gemacht, die den Verluſt nur vergrößern. Man kann der Theater-Verwaltung keineswegs eine übermäßige Gewinnſucht zum Vorwurfe machen, ſie beſteht aus reichen Kaufleuten, die von ihrem dargeliehenen Gelde nur den Ertrag der landesüblichen Zinſen fordern. Mangelnde Einſicht hat zu fehlerhaften Schritten verleitet. Man ſucht die Schauſpielluſtigen zu reizen, man bemüht ſich aber nicht, ſie zu feſſeln, denn das Neue reizt, und nur das Gute feſſelt. Es geht kein Monat vorüber, ohne daß man uns neue Stücke giebt, aber ſie ſind, wie ſie heut zu Tage ſind. Die vielen guten ältern aber läßt man von den Mäuſen zernagen. Ich habe das Opern-Verzeichniß der hieſigen Bühne vor Augen liegen, es iſt ſo reich, als man es nur wünſchen kann. Wird es wohl Einer glauben, daß neben den vielen Meiſterwerken von Paeſiello, Cimaroſa, Gretry, Simon Meyer, Zingarelli, Gluck, die man ſeit vielen Jahren nicht mehr giebt, ſogar zwei Opern von Mozart ſich befinden, die das ganze jetzige Geſchlecht faſt vergeſſen hat? Daß Idomeneo ſeit dreizehn Jahren nur drei, Cosi fan tutte ſeit vier und zwanzig Jahren nur acht Male aufgeführt worden iſt? Daß Spohr's Fauſt und Zemire und Azor, beide vortreffliche Opern, die er, als er hier Kapellmeiſter war, für unſere Bühne componirt hat, ſeit ſeiner Entfernung gar nicht mehr zum Vorſcheine kommen?

Die zwei neuen Stücke, die uns der Monat November gegeben, ſind: Die Truhe von Fr. Kind, und Klara von Montalban, nach einem Roman der Frau v. Genlis, bearbeitet von Eliſe

Bürger. Die Truhe nennt der Dichter eine „dramatiſche Kleinigkeit“. Vor ſo einer höflichen Bitte kann die Kritik freilich nur eine ſtumme Verbeugung machen; aber ſie denkt bei ſich: ein Drama iſt keine Kleinigkeit, man ſoll daher keine dramatiſche Kleinigkeit ſchreiben. In dieſer Kleinigkeit iſt mir nur eine Kleinigkeit aufgefallen — ein Reim. Auf Geiz'gen (Geizigen) wird gereimt Reizgen (das Verkleinerungswort von Reiz). Ich meine aber, das heißt nicht die Sprache bereichern, wenn man ihre Gold und Silbermünzen gegen Kupfergeld auswechſelt, damit die Zahl der Stücke ſich vermehre. Das Schauſpiel der Frau Bürger habe ich weder geſehen noch geleſen, ich kann aber doch mit Verſtand darüber urtheilen. Ein hieſiges Theaterblatt hat das Stück ſehr getadelt, die Verfaſſerin ſelbſt aber iſt öffentlich aufgetreten und hat es ſehr gelobt. Die Mitte zwiſchen ſehr ſchlecht und ſehr gut iſt mittelmäßig gut, und dabei bleibe ich ſtehen. Man darf es der Verfaſſerin nicht zum Vorwurfe machen, daß ſie ſich ſelbſt Recht verſchafft, ſie iſt dazu genöthigt worden. Sie ſagt: „da die Direktion mir noch ein Schauſpiel in Jamben abgekauft hat, und geben wird, ſo war ich es derſelben ſchuldig, wenn ich auch um meinetwillen gern geſchwiegen hätte.“ Wir erwarten die Jamben und ſchweigen.

Doch darf ich nicht zu erwähnen vergeſſen, daß Frau Bürger auch ein Declamatorium gegeben hat. Eines Urtheiles darüber enthalte ich mich, da ich meiner Unbefangenheit hierin nicht traue; denn das Declamiren liebe ich ſchon darum nicht, weil man kein deutſches Wort dafür hat. Es hilft mich Nichts, in Heyſe's Verdeutſchungs-Wörterbuche nachzuſchlagen. Dort heißt es: „Declamiren, 1) kunſtgemäß leſen oder reden, mit Empfindung vortragen; 2) im redneriſchen Tone von unwichtigen Dingen reden, ein Prunkgerede machen, ſich in Schmuckrederei verlieren; 3) ſchreien, eifern, poltern, losziehen (z. B. gegen einen Fehler).“ Frau Bürger iſt weder gegen einen Fehler losgezogen, noch paſſen die übrigen Verdeutſchungen auf ihre Vorträge. — Auch Spohr hat uns auf ſeiner Durchreiſe nach Frankreich und England mit einem Concerte erfreut. Man braucht nur dieſen Namen zu nennen, das Uebrige verſteht ſich von ſelbſt.

IV.

Frankfurt am Main, den 1. Januar 1821.

Zur gemeinſchaftlichen Uebung und Ausübung des Geſanges bildete ſich hier vor drei Jahren, unter dem Namen Cäcilien-Verein, eine Geſellſchaft von Männern und Frauen, deren Art und Weiſe jede Aufmunterung verdient, und ſchon entbehren kann. Der Geſang iſt die Urſprache des Herzens, die Inſtrumental-Muſik nur eine Ueberſetzung dieſer Sprache, und ſo verehren die Frauen den Herrſcher ihrer eigenen Natur, wenn ſie der Muſe des Geſanges huldigen. Daß jener Verein den Sinn und das Ziel ſeiner Beſtimmung ſo wahr auffaßte und ſo ſchnell erreichte, verdankt er der Leitung des Herrn Schelble, ehemaligen Sängers bei unſerer Bühne, eines Mannes, der mit der Fertigkeit eines öffentlichen Künſtlers den Geiſt verbindet, welchen die Fertigen oft verlieren, und die Liebe, welche die häusliche Kunſt beſeelt. Der Cäcilien-Verein, bedenkend, daß das Allen Zugängliche etwas von ſeiner Würde verliere, beſchränkt die Zuhörer bei ſeinen Darſtellungen auf ſeinen eigenen an Uebung, Luſt und Zahl immerfort wachſenden Kreis. Nur ſelten giebt er von ſeiner ſchönen Ausbildung öffentliche und überraſchende Beweiſe. Dieſes geſchah auch am 5. Dezember bei einer Aufforderung, welche verſtanden zu haben, das beſte Lob verdient. Es war der Sterbetag des großen Mannes, der die Muſik erſchaffen hätte, hätte ſie der Himmel nicht ſelbſt geſchaffen — Mozart's, und man wollte durch die Ausführung ſeines herrlichen Werks, des Requiems, dieſer ſchönſten Verklärung des Grabes, den Tod des Künſtlers zugleich betrauern und erheitern. Der Saal war ſchwarz behangen, und auch alles Uebrige ſinnvoll und maleriſch angeordnet. Die Zuhörer und Zuhörerinnen erſchienen in Trauerkleidern, und nie war die innere Uebereinſtimmung der Gefühle auch äußerlich ſo ſichtbar als hier. Die muſikaliſche Ausführung geſchah mit derjenigen Vollkommenheit, die nur erreicht wird, wenn Bekannte der Kunſt zugleich ihre Freunde ſind. Ging auch durch den Mangel der Inſtrumental-Begleitung, die zufällig an jenem Tage nicht zu haben war, Einiges verloren, ſo ward dieſes reichlich erſetzt, indem man den Geſang, den die immer herrſchſüchtigen Inſtrumente nicht unterdrückten, ſtärker vernahm und genoß.

Noch ein Anderes erhöhte die Bedeutung dieſer Feier: die Anweſenheit des jungen Mozart, der als Sohn und Künſtler ſich der Verehrung ſeines Vaters und der Kunſt erfreuen durfte. Er ſelbſt gab kurze Zeit darauf ein Clavier-Conzert, das ſo zahlreich beſucht wurde, als nie ein früheres. Auch hierbei zeigte der Cäcilien-Verein durch Aufführung einer Cantate warme und achtungswerthe Theilnahme. Die Leiſtungen des Herrn Mozart, ſeine Tondichtungen ſowohl als ſein Spiel befriedigten im hohen Grade, und gewohnt wie man iſt, die Natur nach der Schaffung eines großen Vaters erſchöpft zu ſehen, war man überraſcht, noch im Sohne ſo viel Kraft zu finden. Der Herbſt der Tonkünſtler — der Winter, brachte uns im vorigen Monate noch zwei andere Concerte. Das eine gab Herr de Groot, Mitglied des hieſigen Orcheſters, ein ſo kunſtfertiger als gefälliger Clarinettſpieler; das andere ward von dem vereinigten Orcheſter zum Vortheil des Theater-Penſionsfonds gegeben. Am letzteren tadelte man die unüberlegte Auswahl der Muſikſtücke. Hier gerade wäre des wohlthätigen Zweckes wegen erlaubt geweſen, durch das Neue zu reizen, und man hätte dieſe Erlaubniß um ſo eher benutzen ſollen, da man die Würde der Kunſt dem Geld-Vortheile nicht aufzuopfern brauchte, denn gar manche herrliche Muſik iſt uns noch neu. Die zwar ehrenwerthen, aber ausgedienten Muſikſachen, welche man ſpielte, brachten den ausgedienten Schauſpielern kleinen Gewinnſt.

Einige Privat-Bühnen wollten den Winter durch die Kunſt und die Zeit befördern, aber gleich nach den erſten Vorſtellungen ließ die Polizei den Vorhang fallen. Ob darum, weil jene als Liebhaber-Theater zu ſehr Wort gehalten, oder weil ſie ſonſt auf andere Art zu natürlich geweſen, vergeſſend, daß die Bühne das Leben fernſchaulich malen, aber nicht handgreiflich darſtellen dürfe; oder weil die große Mutter-Bühne Zunftrechte geltend gemacht — das habe ich nicht erfahren. Aber unſere Großmutter-Bühne ſelbſt hat von einigen hunderten, nicht blos unbezahlten, ſondern auch bezahlenden Liebhabern ein großes Lärmſtück aufführen laſſen. Eine hieſige Schauſpielerin, an der man ſtrafbar fand, daß ſie die Gunſt der Menge im gleichen Grade erwiederte als beſaß, und deren häusliches Leben, da es öffentlich geworden war, man zu unterſuchen ſich berechtigt fühlte, ſollte, weil die Geſetze ſie nicht erreichten, von einem Sittengerichte verurtheilt werden. Als ſie daher auf der Bühne hervortrat, wurde ſie mit einem Donner des Mißfallens empfangen. Die Getroffene blieb aber unzerſchmettert und berief ſich kalt und ruhig auf ihr ſchuldloſes Leben. Ob die Gewohnheit der Tugend, oder die Tugend der Gewohnheit ſie aufrecht erhalten, entſcheide ich nicht; die Meinungen waren getheilt, aber die Mehrheit der Stimmen behielt und übte Recht. Spät, nachdem alle akuſtiſche Zeichen des Tadels erſchöpft waren, kehrte die Ruhe zurück, und das Stück wurde zu Ende geſpielt. Aber die gerichtete Schauſpielerin unterlag doch dem Andrange; ſie wird unſere Bühne nicht mehr betreten und Frankfurt verlaſſen. Die Liebe, auch nur zur Kunſt, verliert viel an ihr, und ſie wird ſchwer zu erſetzen ſein. Die Theater Direction hätte die angeſchuldigte Schauſpielerin nicht ſollen auftreten laſſen, ſobald nicht; denn, von der Verabredung unterrichtet und gewarnt vor dem herannahenden Ungewitter, wäre es menſchlich geweſen, von einem wehrloſen Weibe die öffentliche Kränkung abzuwenden. Aber finanzſchlau wie ſie iſt, ſah ſie an der Gewitterſtange nur die vergoldete Spitze — ihr Herz war leer, und das Haus ward voll . . . Außer dem erwähnten Stücke hatten wir noch zwei andere neue. Erſtens: Abraham, Melodrama mit Muſik von Seyfried. Der Wein der Muſik reichte nicht hin, die große Waſſertonne des Dramas zu veredeln. Es iſt doch eine ſtrafbare Entweihung der bibliſchen Geſchichten, wenn man den darin herrſchenden guten Geiſt zu einem bald gräulichen, bald lächerlichen Geſpenſte umwandelt. Wenigſtens das Kunſtgericht darf hierzu nicht ſchweigen. Das zweite neue Stück war: Voltaires Zayre, nach der Ueberſetzung von Peuzer. Es hat ſeinen bekannten Werth; aber wenn man endlich einmal die Hand nach dem Guten ausſtreckt, warum nicht das beſſere Vaterländiſche ergreifen? So lange unſere Dichtkunſt einen Sommer hat, warum ſich an den Treibhaus-Gewächſen der Ueberſetzungen erfreuen? Frankfurt, das muß man rühmen, verzärtelt ſeine Kinder nicht. Unſeres Göthe Egmont und Götz ſind nie über unſere Bühne gegangen — nie! und ſind uns ſo fremd, als es die Sakontala des Kalidas war, ehe Forſter ſie in's Vaterland verpflanzt.

Das ſogenannte neue Jahr giebt mir Veranlaſſung, von den hieſigen Zeitſchriften zu ſprechen, dieſen Kalendern der Wiſſenſchaft. Unſer Baum des Erkenntniſſes iſt blätterreich genug und wirft breiten Schatten. Ueber die vier politiſchen Zeitungen wüßte ich wenig zu ſagen, auch wenn mich das Morgenblatt geduldig anhören wollte. Sie treiben bloſen Tranſito-Handel, und da ſie Nichts wagen, ſind ſie ſichere Kaufleute, denen man vertrauen darf. Nur jedesmal am erſten Januar trinken ſie etwas viel, und dann ſprechen ſie in Verſen ſowohl gereimte als ungereimte Dinge. Dieſe Neujahrs-Gedichte ſind von großem humoriſtiſchen Werthe, ſie ſind ſatyriſche Paraphraſirungen des Proſt Neujahr, welches um Mitternacht die Buben auf der Gaſſe ſchreien. Es iſt ſchon an ſich ſelbſt drollig, eine ehrenfeſte, politiſche Zeitung mit ſehnſuchtvollen Gedichten an Sonne, Mond und Sterne zu beginnen, und die europäiſchen Staatsmänner durch Glaube, Liebe und Hoffnung zu rühren; es iſt, als ſähe man Soldaten in ſeidenen Strümpfen Schildwache ſtehen. Auch eine große Dichterin (ich nenne ſie ſo, weil in Deutſchland die Frau eines Geheimraths Geheimräthin genannt wird) hat eine unſerer Zeitungen mit einem Neujahrs-Gedichte bräutlich ausgeſchmückt, wie ſie auch ſchon früher unſere Gaſtfreundſchaft mit Verſen erwiederte. Doch haben wir auch eine ſchöne Literatur (ſo genannt, wie das weibliche Geſchlecht das ſchöne heißt, weil es manchmal ſchön iſt). Zuerſt die Iris, eine ſonntägliche Beilage zur „Zeitung der freien Stadt Frankfurt", vorzüglich zu Theater-Kritiken beſtimmt, wobei ſie zwiſchen der Lobſucht der Schauſpieler und der Tadelſucht der Zuſchauer (der Scylla Gebell und der Charybdis Geheul) mit vieler Geſchicklichkeit durchſchifft. Dann eine andere ſonntägliche Beilage zum „Frankfurter Journal" unter dem Namen: Wöchentliche Unterhaltungen für Stadt und Land. Trotz dieſes bäuerlichen Namens enthält dieſes Blatt viele gute Erzählungen und Gedichte — ob eigene oder angeeignete, weiß ich nicht; denn die gefiederten Sänger des deutſchen Apollo-Hauſes fliegen von Blatt zu Blatt, und man erfährt nicht, wo ſie ihr Neſt haben. Etwas Schönes haben dieſe wöchentlichen Unterhaltungen, was ſie vor allen ähnlichen Blättern auszeichnet. Sie machen nämlich öffentlich die Namen Derjenigen bekannt, welche die von ihnen gegebenen Charaden und Räthſel zuerſt errathen haben. Auch theilen ſie zuweilen den glücklichen Sphinx-Tödtern anſehnliche Preiſe aus. Von zehn Meilen weit in der Runde ſchicken kluge Oedipe ihre Auflöſungen und Namen ein, um ſich gedruckt zu ſehen. Man glaubt es nicht, wie ungemein durch dieſe Anſtalt der Scharfſinn im ganzen Maingaue gewetzt wird. Auch enthält das deutſche Journal ſelbſt in der Mitte ſeines Textes eine regelmäßige Kritik des Mainzer Theaters, die nicht ohne Vorzüge iſt. Endlich iſt die Wage zu erwähnen, eine Zeitſchrift in zwangloſen Heften, die aber das Recht der Zwangsloſigkeit in jedem Sinne mißbraucht; denn ſie erſcheint ſo ſelten, als ein Lob in ihr. Wir huldigen alſo ſehr der ſchönen Kunſt; doch dieſe, unſerer Bewerbungen müde, hat uns jetzt Allen einen Korb gegeben —

einen Blumenkorb nur. Mit dieſen Namen hat ſich auf das beginnende Jahr eine neue Wochenſchrift gemeldet, ein vaterländiſches Volks- und Bürgerblatt. Sie ſagt in ihrer Bekanntmachung: ſie wolle es nicht den Andern nachthun, die viel verſprechen und wenig halten, ſondern ſie verſpreche gar Nichts, verſpreche aber zu halten, was ſie nicht verſpreche und das in Folgendem beſtehe u. ſ. w. Unſer geſetzgebender Körper iſt angeregt worden, ſich über zwei der ſtädtiſchen Einrichtungen zu berathen, deren Abänderung wohlthätig wäre. Beides ſind Gegenſtände, die Alle berühren, da ſie Tod und Leben, Geſundheit und die Heiterkeit des Lebens betreffen. Es iſt von der Verlegung der Kirchhöfe außer der Stadt und von der Aufhebung der Thorſperre die Rede. Wenn das Erſtere, wie es wahrſcheinlich iſt, zur Ausführung kömmt, wird man es dem warmen Eifer des Herrn Dr. Hofmann, ausübenden Arztes und Mitglieds des geſetzgebenden Körpers, zu verdanken haben. Durch mehrere Flugſchriften, in einer Sprache geſchrieben, die zugleich überzeugt und überredet, iſt er der beabſichtigten Wirkung nahe gekommen. Mit der Thorſperre verhält es ſich wie folgt. An den kürzeſten Tagen um 5 Uhr, an den längſten um 9 Uhr Abends, und in der Mitte früher oder ſpäter, je nach der

Jahreszeit, wird an allen Thoren der Stadt fürchterlich getrommelt. Das Trommelſtück hat wie jedes andere Conzert drei Abtheilungen und zwei Pauſen. Die letztern werden dort zur Bewegung der Hände, hier zur Bewegung der Füße benutzt. Zuerſt das beſonnene, doch darum nicht minder kräftige Allegro; dann ein ruhiges Andante; endlich ein wüthendes auf Sturmes Flügeln hineilendes Rondo, auch General-Marſch genannt. Sobald der letztere anfängt, ſieht man an ſchönen Sommerabenden, wenn die Nachtigall zu ſchlagen, wenn die Blumen zu duften, wenn die Kühlung zu wehen beginnt, die Landſtraßen, die Fußwege heran, von den Dörfern herüber, unter den Bäumen, hinter den Hecken hervor, aus Feldern und Gärten Alt und Jung, Mann und Weib, Arm und Reich herbeieilen, die Menſchenmenge treibt ſich, drängt ſich, und die geduldige Schaafheerde wird in den ſtädtiſchen Pferch — nein, Stall getrommelt. Mit dem letzten Wirbel ſchließt ſich das dröhnende Eiſenthor. Der Schreiber mit gebogenem Rücken, der Handwerker, der erſt vor einer Stunde ſeine Werkſtätte verließ, die mondſcheindurſtigen Verliebten, ſie müſſen ohne Erbarmen herein. Da kömmt ein freudenarmer Taglöhner von ſeinem Sonntagsbier zurück; er lauft, er keucht, er iſt noch wenige Schritte vom Thore entfernt, er könnte es mit Händen greifen — aber die Trommel hat ausgewirbelt, und will er nicht im Freien die Morgenröthe erwarten, muß er vier Kreuzer bezahlen. Freilich hat dieſe Abgabe eine heilige Beſtimmung, ſie iſt der Armuth gewidmet, und ſo beträchtlich, daß ſie im vorigen Jahre fünfzehn Tauſend Gulden eingetragen hat. Aber ließe ſie ſich nicht durch eine andere Steuer erſetzen? Man kann nicht einwenden, der Vermögendere könne leicht dieſe kleine Abgabe entrichten, dann bleibt ſie um ſo verwerflicher, wenn ſie den Armen allein beläſtigt. Doch auch dem Vermögenden iſt die Freiheit hierin nicht minder beſchränkt; erſtens: weil auch die Reicheren aus einem erklärlichen und verzeihlichen Murrſinne ſich nicht die Luſt wollen beſteuern laſſen, und zweitens: weil man ungern einſam im Freien wandelt, und die Meiſten, Einer dem Andern folgend, in die Stadt zurückkehren. Es iſt mehr zu wünſchen als zu hoffen, daß der gemachte Vorſchlag zur Ausführung komme.

V.

Frankfurt am Main, den 6. Februar 1821.

Entweder iſt es erlogen, daß die Bühne jedes Ortes dieſes Ortes Leben konterfeie, oder Mnemoſynens Töchter ſind boshafte Malerinnen, deren Pinſel froher verzerrt als ſchmeichelt. Auch die mäßigſte Eigenliebe würde uns zwingen, das Eine oder das Andere zu glauben. Wenn es nicht ſo, wenn es wahr wäre, was behauptet wird, daß die Gemeinde einer Stadt ihrer Bühne gleiche (wie dieſe *geleitet* oder *geduldet* wird), dann ſtünde es ſchlimm mit uns. Ein Ueberblick der *erlittenen* Darſtellungen im verfloſſenen Jahre müßte zu dem Urtheile führen, daß uns Geiſt wie Herz, und aller Sinn mangle für das Schöne und Erhabene. Man dürfte folgern, daß wir kein feines Ohr hätten für das zarte Saitenſpiel der Luſt, ſondern nur ein barſches für jede krachende Fröhlichkeit; daß wir kein geſundes Auge hätten für die erhabene Pracht der aufgehenden oder untergehenden Sonne, ſondern nur ein Blinzen für den Flitterglanz der Kunſtfeuerwerke; und daß wir keine Mitempfindung hätten für einen großen Schmerz, ſondern nur kindiſche Thränen für den Beinbruch einer Puppe. Aber ſolche Folgerungen ſind falſch, und wir ſchieben jeden Vorwurf auf die Schuldigen zurück. Die Bühne ſuchte und fand unſern Beifall nie. Im verfloſſenen Jahre wurden 324 größere und kleinere Stücke aufgeführt. Darunter waren: Trauerſpiele 44 (meiſtentheils nur traurige Spiele). Schauſpiele (Fiſch- und Mehlſpeiſen) 50, Luſtſpiele 107 und Opern 123. Alſo oben ſpitz und unten breit — eine ägyptiſche Pyramide, worin die Herrſchergebeine unſeres Geſchmackes begraben liegen. Wie ſich aus Folgendem ergibt, zeigt der Nilmeſſer unſerer dramatiſchen Kunſt auf großes Waſſer und befruchtenden Schlamm. Unter den Schauſpielen in der allgemeinen Bedeutung (recitirende Schauſpiele, wie man hinter den Couliſſen ſagt) waren, um nur der Demagogen des dramatiſchen Volks zu erwähnen: von Iffland 5, von Ziegler 11, von Frau von Weiſſenthurn 15, und von Kotzebue 59. Dagegen erſcheinen: Schiller mit 8, Voltaire mit 2, Moreto, Shakeſpeare, Leſſing, Müllner und Grillparzer jeder mit 1. Aus der Ueberſchwemmungwelche im vorigen Jahre die ausgetretene Hippokrene verurſacht hat, ragen nicht mehr als 8 Schauſpiele höherer Art, wie Bäume hervor. Nämlich: die Braut von Meſſina, Maria Stuart, die Jungfrau von Orleans, Donna Diana, Emilie Galloti, Hamlet, (zwar nur Schröders vierſchrötiger,) Zayre, Graf Eſſex, Sappho und die Schuld. Am häufigſten wurden wiederholt, und zwar von Opern: Titus und Tancred, jede 7mal, und Joſeph, der Kalif von Bagdad und das lebendige Weinfaß, jede 6mal. Von Schauſpielen: Die eiferſüchtige Ehefrau und Verlegenheit und Liſt, Luſtſpiele von Kotzebue, 7mal, und Houwald's Bild und Reinbeck's Quartierzettel 6mal. Vergleicht man dieſe Ueberſicht mit dem neueſten Schauſpiel-Verzeichniſſe der uns nahen Darmſtädter Bühne (in Lambert's Taſchenbuch für Schauſpieler auf das Jahr 1821 mitgetheilt), ſo muß man den Kopf ſchütteln und ſich verwundern. Dort werden wöchentlich nur zweimal recitirende Schauſpiele gegeben, und Hof und Stadt wenden, wie bekannt, ihre Neigung und Sorgfalt mehr der Oper zu. Und dennoch bringen ſie, außer den wenigen guten Stücken, die wir mit ihnen gemein haben: Mahomet, Merope, Götz von Berlichingen, Torquato Taſſo, Phädra, die Wallenſtein, das Leben ein Traum, Minna von Barnhelm und

Julius Cäſar zur Aufführung. Dabei merkte der Berichterſtatter aus Darmſtadt an: daß in jenem Verzeichniſſe nur die größern Stücke aufgezählt worden wären, „denn die meiſten kleinen Stücke gehören ohnedies nur zum Verderben der deutſchen Schaubühne, und werden hier nur im äußerſten Nothfall gegeben.“ *Weil* die kleinen Stücke nur zum Verderben der deutſchen Schaubühne gehören, läßt ſich ſchon denken, daß wir hier ganz damit überſtreut werden. Die Stücke von nur 2 Akten nicht zu rechnen, die doch eigentlich auch zu den kleinen Stücken gehören, ſind im verfloſſenen Jahre 48 Stücke von *einem* Akte, theils Singſpiele, theils Schauſpiele gegeben worden. Dieſe kleinen abgetröpfelten Gaben beweiſen, daß man uns entweder für Kinder hält, welchen man ihren Milchbrei, oder für Kranke, welchen man ihre Tropfen in Zuckerlöffelchen reicht. Woher die Kränklichkeit unſerer Bühne komme, iſt ſchwer zu ergründen. Sie kann nicht daher rühren, daß wir zu viel *handeln* und die kommerzielle Contemplation unſern Blick von gemeinen irdiſchen Dingen abwendet; denn in Leipzig handeln ſie noch mehr, ſie haben 3 Meſſen, und wir nur 2, und dennoch läßt die dortige Bühne Romeo und Julie, Mackbeth, König Lear von Shakeſpeare, u. dergl. m. ſpielen. Das Mainwaſſer kann nicht Schuld am

Uebel ſein, denn auch die Bühne zu Mainz, wo der Main als an ſeinem Ausfluſſe am breiteſten iſt, läßt Stücke jener Art aufführen, wie ſie ſich für Männer und für Geiſtesmündige ziemen. Auch ſind wir nicht etwa zu gute Proſaiker, um das Papiergeld würdiger poetiſcher Freuden zu achten; denn wir verſifiziren unſer tägliches Leben täglich mehr und mehr, ſo daß es faſt dithyrambiſch geworden iſt. Noch vor zwei Jahren wußten wir eine Wohnung, die wir zu Miethe anboten, nicht beſſer zu empfehlen, als daß wir ſagten: ſie habe die beſte Meßlage, jetzt aber rühmen wir von ihr, ſie habe eine romantiſche Ausſicht. Es bleibt nichts Anderes übrig, als daß ſich unſer Theater magnetiſiren laſſe, um im ſomnambülen Zuſtande den Sitz ſeines Uebels und das Kraut zu verrathen, das gegen den Tod gewachſen iſt.

Das war der Geiſt des verſtorbenen Jahres! Jetzt entſchwindet er meinen Blicken, denn er witterte Morgenluſt und hörte den Hahn ſchreien. Dieſer Hahn iſt der geſpornte Prolog, der jedesmal am erſten Januar auf der Bühne erſcheint und das ſchönſte theatraliſche Wetter verſpricht. Er rief dieſesmal unter Andern:

Wenn wir hinfort auf lichtumglänzter Bahn
Dem Ideale der Vollkommenheit uns nah'n,

Wenn hier bei deutſchem Witz, bei deutſchen Melodien
Aus deutſcher Bruſt des Tages Sorgen fliehen,
Wenn aller Mißmuth, aller Tadel ſchweigt,
Dann erſt iſt unſrer Wünſche Ziel erreicht!

Unter lichtumglänzter Bahn iſt hier nicht das gemeine irdiſche Licht zu verſtehen, das von zahlreichen Oellampen ausſtrömt; denn in dieſem Sinne iſt unſer Schauſpielhaus höchſtens lichtumglänzt, in der Mitte aber dunkel. Der Hahn deutet auf jenes himmliſche Licht hin, das die Nerven-Heiligen in der magnetiſchen Extaſe ſehen. Deutſche Melodien ſind uns immer willkommen, aber deutſcher Witz muß ſich ſelten machen, um gefällig zu bleiben. Die deutſche Bruſt haben wir aus dem Befreiungskriege übrig behalten, denn wir Frankfurter tragen noch immer die Landſturmsuniform. Aber der Geſpornte war hier zur Unzeit volksthümlich, das Herz und die Kunſt haben kein Vaterland. Die Kikiriki (oder wie man ſonſt den Hahnenruf akuſtiſch bezeichnen mag) am Schluſſe ſind zweideutig. Glaubt der Hahn ſeiner Wünſche Ziel erreicht, wenn aller Tadel ſchweigt, oder wenn der Tadel nichts mehr zu verſchweigen findet? Wir ſehen in dieſem Theaterjahre nur ſchlechter Witterung entgegen, und mögen uns zeitig mit Regenſchirmen verſorgen. Zu den bisherigen

Mängeln unſeres Schauſpiels haben ſich noch neue geſellt. Unſere erſte Kokette haben wir verloren, und unſern einzigen komiſchen Sänger werden wir verlieren, ſo daß wir nur Koketten des zweiten und dritten Ranges, und Sänger übrig behalten, die komiſch ſingen. Der Oper ſteht jedoch eine andere Verbeſſerung bevor. Herr Kapellmeiſter Guhr, bisher in Kaſſel, wird ſie künftig leiten. Unſer jetziger Muſikdirector iſt zwar ein vortrefflicher Geiger und ſehr einſichtsvoller Mann; aber es fehlt ihm an jener Thatkraft, die nicht blos für ſich ſelbſt genug iſt, ſondern auch noch einen Ueberſchuß hat, um für die Trägheit Anderer einzuſtehen. Herr Guhr ſoll ein feuriger Mann ſein. Sein Feuer können wir brauchen, um uns daran von dem kalten Bade zu trocknen, in das die reizende Nymphe der Donau uns mitten im rauhen Januar ſchon zweimal gelockt hat. Nur die guten Opern werden bei uns geſchont, die ſchlechten werden wie Mähren todtgeritten. An neuen Stücken gab man im vorigen Monate: Die Reiſe zur Hochzeit, Luſtſpiel nach dem Franzöſiſchen von Lambert — zwar etwas germaniſirter Anſtand, aber doch luſtig und gut. Zweitens: der Tauſch, komiſches Singſpiel nach dem Franzöſiſchen von Caſtelli, Muſik von Herold. Die Muſik dieſes ſonſt gerühmten Tondichters hat keine

Aufmerkſamkeit erregt, die Handlung aber Tadel gefunden. Zwei Ehemänner, die beide mit ihren Weibern unzufrieden, dieſe und mit deren Einwilligung gegen einander austauſchen — mit Anmuth behandelt, mag dieſer Stoff zu einem Luſtſpiele nicht verwerflich ſein. Aber zu jenen Handelsmännern Bauern zu nehmen, wie es hier geſchah, iſt wenigſtens lächerlich. Auf dem Lande findet ſich die Sittenverderbniß nicht ſo fein gedrechſelt, und das Laſter läßt ſich nicht idylliſiren. — Am 15. Januar gaben Herr Pillwitz, ein vortrefflicher Baß-Sänger, und Herr Reinhart, ein eben ſo vorzüglicher Klarinett-Spieler, beide Mitglieder unſerer Bühne, gemeinſchaftlich ein Conzert, bei faſt leerem Hauſe. Zwar hatten die Conzertgeber nicht, etwa aus unziemlichem Künſtler-Stolz, das Zeitliche verſäumt, ſondern im Gegentheile eine Ouvertüre von Meyer Beer aufſpielen laſſen, um die Judenſchaft zu locken. Aber die Judenſchaft kam nicht. Es iſt auch unter dieſen Leuten keine Volksthümlichkeit mehr, und die chriſtliche Ouvertüre des Figaro gefällt ihnen beſſer als die jüdiſche der Emma von Roxbourgh. Wie traurig, daß alle Vorurtheile aufhören, und man Tadel oder Lob verdienen muß, um ſie zu erlangen!

Zwei Schriften, kürzlich von hieſigen Gelehrten herausgegeben, verdienen großes Lob. Die eine, ohne

Namen des Verfaſſers erſchienen, iſt religiöſen Inhalts, und heißt: Lebensanſichten, ein Buch für Jünglinge (Frankfurt, in der Andräiſchen Buchhandlung). Lebensanſichten ſind zwar nicht darin, denn über das Sein in der Ewigkeit kann keine Erfahrung belehren. Gott, und was ſonſt zu den unvergänglichen Dingen gehört, wird mit Geiſt und tiefem Ernſte beſprochen. Nicht für Jünglinge iſt das Buch, aber für Männer mit Jünglingsherzen, die noch nicht verdorrt ſind von der Gluth ihrer Tage und über die Lorbeerkränze irdiſchen Gelingens nicht die Palme verſchmähen, die der innere Seelenfriede reicht. Die andere Schrift enthält: Unterſuchungen über den Lebensmagnetismus und das Hellſehen, von Dr. Johann Karl Paſſavant (Frankfurt, bei Brönner). Ein lehrreiches, man darf ſagen, ein unentbehrliches Buch für Alle, welche die Forſchung der Menſchennatur anzieht; und wen ſollte ſie nicht anziehen, da ja der Menſch, wie er auch ſeine Wiſſenſchaften nenne, doch nur ſich ſelbſt weiß! Man mag den Magnetismus begreifen, oder nur an ihn glauben, oder man mag weder das Eine noch das Andere, ſo iſt es nöthig, ſich über eine anerkannte Wahrheit, und noch nöthiger, ſich über einen herrſchenden Wahn zu unterrichten; denn dieſer wirkt ſchneller und allgemeiner als jene. Der Verfaſſer hat mit dem redlichſten Willen, und ſo beſonnen und klar, als man nur bleiben kann wenn man in den tollen Kreis der nächtlichen Erſcheinungen der Seele eintritt, alle Erfahrungen und Meinungen der alten und neuen Zeit über den Magnetismus zuſammengeſtellt, und ſeine eigenen Anſichten ſind manchmal — um mich gelinde auszudrücken — gelinder als die der Andern. Zwar vergaß auch er nicht ſelten, daß nur die Verwunderung die Wunder mache, und ließ ſich verlocken an dem herkuliſchen Scheidewege, wo Gemüth und Geiſt, Kopf und Herz auseinander gehen. Aber nicht ohne Kampf unterliegt er; ſein Verſtand kapitulirt auf eine würdige Weiſe und zieht mit Gepäcke und Kriegsehren ab, Eines aber hat er ſo wenig bedacht, als die ihm Gleichgeſinnten — es heißt Gott läſtern, zu zeigen, wo er anfängt, und es heißt den Menſchen läſtern, ihm Gott erſt im Wahnſinn erſcheinen zu laſſen. Wahnſinn iſt Krankheit, er mag als Begeiſterung des Sehers, oder als Bluthitze des Betrunkenen erſcheinen. Alles iſt Geiſt und alles iſt Körper, und wer dieſes nicht weiß, ſieht eine Welt ohne Geſtalt, oder eine Welt ohne Seele. So ſind die Magnetiſten! — Zu den neuen und angehörigen Schriften können auch die „Allgemeine politiſche

Annalen“, herausgegeben von Friedrich Murhard, gerechnet werden, denn ob ſie zwar in der Cotta'ſchen Buchhandlung zu Stuttgart erſcheinen, ſo werden ſie doch von hier aus geleitet. Allgemeiner Beifall kann ihnen nicht entgehen, da der Herausgeber die Gabe beſitzt, alles zu ſagen, ohne ſich zu verplaudern. — —

Frankfurt hat einen ſeiner beſten Bürger, Wahrheit und Recht einen glühenden Vertheidiger, und die Wiſſenſchaft einen Freund verloren, der ihr zwar ſtille aber reiche Opfer brachte. Senator Schmid, der am 31. Januar ſtarb, war zu Schorndorf im Königreiche Würtemberg geboren, eine kurze Zeit Profeſſor in Tübingen und darauf bis an ſeinen Tod Syndikus der Stadt Frankfurt. In den vergangenen ſtürmiſchen Jahren des Krieges, der Angſt und der Noth, hatte er für die Erhaltung und den Vortheil ſeiner Mitbürger ruhig, feſt, beſonnen — in unſern Tagen des nüchternen Friedens und ſtehender Geſinnungen ohne Abfluß, aufregend, treibend und erfriſchend gewirkt. Schon zu den reifſten Jahren des männlichen Alters gelangt, war ihm ein jugendliches Herz für Alles, was ſchön, wahr und gerecht iſt, ungeſchwächt geblieben. Wer auch nicht den Muth hatte, ſo zu reden, und nicht die Tugend, ſo zu handeln wie er, huldigte doch den Grundſätzen des Verstorbenen, und eine große Zahl Trauernder schloß sich seinem Leichenzuge an. Würtemberg, das Vaterland des Heimgegangenen, hat viele solcher Männer zu verlieren; wir — haben jetzt einen weniger.

Menzel der Franzoſenfreſſer.

J'aime mieux ma famille que moi, ma patrie que ma famille, et l'univers que ma patrie. FÉNELON.

Qui ne se subordonne pas à sa patrie, sa patrie au genre humain, et le genre humain à Dieu, n'a pas plus connu les lois de la politique, que celui qui, se faisant une physique pour lui seul, et séparant ses relations personnelles d'avec les éléments, la terre et le soleil, n'aurait connu les lois de la nature.

BERNARDIN DE SAINT-PIERRE.

Freunde und Gleichgeſinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich ſo wenig ſchreibe, für das taubſtumme Vaterland ſo ſelten das Wort ergreife. Ach! ſie glauben ich ſchriebe wie die Andern, mit Dinte und Worten; aber ich ſchreibe nicht wie die Andern, ich ſchreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir ſelbſt Qual anzuthun und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.

Und doch wäre wohlgethan, ihnen wieder einmal um die Ohren zu ſummen. Wie feſt ſie ſchlafen und wie ſie lächeln! So ſchlief Herkules nach ſeiner letzten großen That, ſo lächelt im Reiche der Träume, wer dort König iſt.

Aber was hilft es? Die Sinne kann man wecken, doch wo der Muth ſchläft, da iſt es ein Todesſchlaf. Den Geiſt kann man wecken, daß er denke, aber nicht das ſtille Herz, daß es ſchlage; wo es zu ſchlagen aufgehört, da hat es zu leben aufgehört.

Jene Freunde ſagten mir: Es thäte ihnen Allen ſo leid, daß ich dem Lügenweber Menzel nicht in ſein Zeug gefahren, und daß ich dieſen Franzoſenfreſſer ungeſtört hätte verdauen laſſen. Ich erwiederte ihnen: Menzel iſt gerichtet; noch iſt er frei, er iſt Kontumaz, aber ſein Schickſal erwiſcht ihn endlich. Soll ich ſein Häſcher ſein, die Leiter ſeines Glücks? Zu ſo edler Rache iſt man nicht alle Tage geſtimmt.

Und was könnte ich ihm auch anthun! Wie kann man mit Menſchen ſiegreich rechten, die nie aus ihren Monologen heraustreten, die auf unſere Fragen keine Antwort geben, in die Luft antworten auf Fragen, die ſie nicht gehört, und auf ihre eigenen Fragen keine Antwort annehmen? Wie ſollte ich Menzel einholen, der, während ich hart auftretend mit langſamen Schritten auf dem Eiſe der deutſchen Angelegenheiten umhergehe, ſelbſt mit Schlittſchuhen darüber hinfährt, angſtvoll zitternd, er möchte fallen und einbrechen, und wenn er nach Hauſe gekommen, mit erſtarrten rothen Fingern ſeine ſchwankende Feder führt? Hat denn je Menzel die Rechtlichkeit gehabt, das aus meinen Schriften anzuführen, was er, ſei es aus Ueberzeugung, ſei es aus Dienſtpflicht, widerlegen und verdammen wollte? Er durfte mich nicht reden laſſen, ich weiß es; aber warum ſprach er dann von mir? Die Tyrannei hat Mittel, das Schweigen zu erzwingen, aber das Reden nicht. Auch ein edler Mann kann ein Sklave der Verhältniſſe werden; wer aber ein Knecht der Verhältniſſe wird, das iſt kein edler Mann. Menzel iſt ein Kothſaſſe der Allgemeinen Zeitung, ein Prokurator der deutſchen Bundesregierung. Er hat ſich ihr geſchenkt, nicht verkauft — es ſei. Aber iſt Geldbeſtechung die einzige, die entehrt? Iſt das ein braver Mann, der ſeine Geſinnung gegen ein Oeſterreichiſch Lächeln, eine Preußiſche Schmeichelei, ein Baieriſches Achſelklopfen und ein Jeſuitiſches Lob vertauſcht? Der Tyrannei zu ſchmeicheln, um ſeiner Behaglichkeit, ſeiner ſchnöden Ruhe wegen, um das ungeſtört zu genießen, was man hat — iſt das minder ſchlecht als ihr zu ſchmeicheln, um zu erlangen was man nicht hat und haben möchte?

Doch warum wieder die Großen in den Streit der Kleinen miſchen? Weil die Großen ſo klein ſind.

Einer meiner Beurtheiler, ich glaube Gutzkow, hat mir vorgeworfen, daß ich alles zur Sache der Könige machte; aber wenn, wie in unſerem Vaterlande, die Staatsgewalt überall einſchreitet, alles betaſtet, alles wägt, alles ſchätzt, alles ordnet, iſt dann nicht alles Sache des Fürſten? Die Freiheit iſt überall oder nirgends, ſie braucht kein Aſyl oder findet keines. Vergebens ſucht Ihr in Deutſchland ein Lebensverhältniß, eine Wiſſenſchaft, eine Kunſt, ein Gewerbe, in welchem Ihr zugleich Ruhe und der Ruhe Zuverſicht genießet. Ihr müßt immer nicht bloß vor jeder neuen Täuſchung, ſondern auch vor jeder neuen Einſicht der Tyrannei zittern. Giebt es noch enge Kreiſe des Lebens, in welchen Ihr unumſchränkte Herren geblieben, ſo iſt es blos weil Eure Gebieter den Berührungspunkt jener Kreiſe mit ihren eignen noch nicht wahrgenommen. Laßt nur einmal den Zufall es an den Tag bringen, daß ſich unter den ſpaniſchen Jakobinern ein Mathematiker befinde, und ſogleich wird Euch der Bundestag die Logarithmen unterſagen. Wer hätte vor einigen Wochen noch daran gedacht, daß deutſchen Bürgern verboten werden könnte, ihre Kinder Ferdinand, Wilhelm oder Franz zu nennen? Jetzt iſt es in Preußen geſchehen. Gab es nicht eine Zeit, wo auch Sonne, Mond und Sterne zenſirt wurden? Kann nicht wieder einmal ein alter, geiſtesſchwacher und frömmelnder Fürſt kommen, der im Namen der heiligen Schrift der Erde zu ſtehen befiehlt und Diejenigen als Verbrecher in den Kerker wirft, die ſie gehen heißen? In Preußen wurde die Wiſſenſchaft, ſo lange ſie gefroren war, geprieſen und begünſtigt: kaum fing ſie aufzuthauen und zu fließen an, verfolgte man ſie mit Haß und Spott. Man entdeckte, daß ein guter Styl, was er auch behandle, revolutionär ſei, und man ſetzte den Styl unter Polizeiaufſicht. Wie lange wird es dauern bis man findet, daß jede Philoſophie aufrühreriſch iſt und die Hegelſche am meiſten, denn ſie ſpricht das Recht des Beſtehenden, das heißt der Stärke heilig, und dann wird man Förſter und Gans, und alle andern Apoſtel unſeres Herrn Jeſu Hegels in Köpenik einſperren. Gutzkow und ſeine Freunde waren klüger als ich; ſie haben weislich die Sache der Könige von ihren eignen geſondert; ſie haben nicht von Politik geſprochen, ſondern nur von Philoſophie, Religion, Moral und andern unfürſtlichen Dingen. Aber was haben ſie dabei gewonnen? Was hat es ſie genützt in den Lebensjahren, wo Schwärmerei ſo ſchön, der Irrthum ſo liebenswürdig iſt, ſchon ſo altklug geweſen zu ſein? Hat man nicht ſehr bald die blonden Locken unter ihrer grauen Perrücke, den friſchen Blick hinter ihrer Brille entdeckt? Hat es Gutzkow nicht auch erfahren, daß alles Sache der Könige iſt? Man hat ihn ins Gefängniß geworfen, ſeine Freunde im Lande umhergejagt, und Allen nicht bloß dieſen und jenen Gedanken, ſondern das Denken verboten. Hat Gutzkow geahndet, daß auch das Denken Sache der Könige ſei?

Menzel, weil er meinen guten Willen weder zu bezweifeln noch in Zweifel zu ſetzen vermag, ſucht meine Geſinnungen aus meiner Leber zu erklären, läßt drucken, ich hätte den Spleen und ſehe den herrlich deutſchen Roſengarten mit ſchmutzig-gelben Augen an. Für eine andere Art Leſer, welche eine ſo ſtandhafte Logik des Unterleibes für unmöglich halten, hat Menzel eine andere Art, das Räthſel meiner Leidenſchaft zu löſen. Er macht einen jüdiſchen Hannibal aus mir, der ſchon als Knabe den Eid geſchworen, einſt an den Feinden Jeruſalems blutige Rache zu nehmen. Glaube doch ja Keiner den Lügen und Verläumdungen der Stuttgarter Literatur-Polizei. Ich bin keiner von denen, die das Herz im Bauche tragen und deren Philoſophie von der Verdauung abhängt. Ich bin nur krank an meinem Vaterlande; es werde frei und ich geſunde. Ich bin kein dunkler Heraklit, der heitere Anakreon iſt mir viel näher verwandt. Wie oft habe ich nicht hier in Paris zuſammen mit meinem alten Freunde

Heine bei Punſch und Wein das hohe Lied Salomonis durchgejubelt! Iſt das ein grämlicher Menſch, der bei Very im Palais-Royal den lüderlichen Schir Haſchirim ſingt? Solcher wäre eher ein liebenswürdiger Taugenichts zu nennen. Was iſt denn ſo wunderlich an mir, das einer kunſtreichen Enträthſelung bedarf? Ich bin ſtandhaft geblieben, während Andere umgewandelt. Mich haben die Zeiten gegerbt, ich bin rauh aber feſt, während Andere, früher gleichgeſinnt mit mir, der Eſſig des deutſchen Liberalismus, in dem ſie eine Weile gelegen, ſo mürbe gebeizt hat, daß ſie an dem gelinden Feuer gnädiger Augen in wenigen Minuten gar geworden. Nach einem guten Frühſtücke ſich auf das Sopha hinſtrecken, einige auserleſene moraliſche Kapitel in Paul de Kocks Romanen leſen, dann einſchlafen und träumen; Mittags mit fröhlichen Geſellen ſchmauſen; Abends mit angenehmen Frauenzimmern plaudern und mit Bankiers und Wechſelagenten gegen die Republikaner losziehen, die uns unſer Geld wegnehmen und uns den Hals abſchneiden wollen — das wäre auch meine Luſt, hörte ich nicht auf die Stimme des beſſern Genius in mir. Es komme ein wackerer Mann, der mich ablöſe und für unſer elendes Vaterland das Wort führe; ich werde ihn als meinen Erretter, als meinen Wohlthäter begrüßen. Ich bin müde wie ein Jagdhund, und möchte Florentiniſche Nächte ſchreiben.

Herr Menzel iſt ein grimmiger Franzoſenfeind; aber das vierzehn-karatige Deutſch mit zehn Karaten franzöſiſcher Legirung, welches der bekannte verſtorbene Schriftſteller ſchreibt, findet er ungemein liebenswürdig. Was doch ein Zuſatz von Gold nicht thut; ſelbſt das ſchlechte Franzoſenthum kann es veredlen! Meinem groben Fanatismus und demokratiſchen Cynismus ſtellt Herr Menzel die ariſtokratiſche Grazie des Fürſten Pückler gegenüber, den er den thümmelhafteſten Schriftſteller und geiſtreichſten Spötter unſerer Zeit nennt. An den Thorheiten, Leiden oder kranken Einbildungen des deutſchen Volks ſeinen Witz zu ſchärfen, iſt freilich ſehr edelmänniſch; mir aber iſt mein Vaterland zu werth, um es als Schleifſtein zu gebrauchen, und ich will lieber ohne Grazie, als ohne Herz befunden werden.

Ich will dem Herrn Fürſten Pückler ſeine Grazie gar nicht ſtreitig machen, ich erkenne ſie mit dem größten Vergnügen an; es iſt mir nur daran gelegen zu zeigen, wie lächerlich es iſt, daß der Plebejer Menzel die Grazie zur gnädigen Frau macht, der er demüthig den Rock küßt, als könne eine bürgerliche Seele nicht auch Grazie haben. Um nicht von Heine zu ſprechen, der in jeder Zeile ſeiner Reiſebilder mehr

Grazie hat, als der Fürſt Pückler in ſeinen ſämmtlichen Werken; um nur von mir zu reden, findet ſich in meiner Perſon und meinen Schriften nicht eben ſo viel Grazie, als in denen des Fürſten Pückler, wenn man ſo billig iſt, wie dieſem ſo auch mir den Reiſeapparat als Grazie anzurechnen? Ich ſollte es meinen, wenn ich mich mit den Auszügen zuſammenſtellte, die Menzel von den Reiſebeſchreibungen des Verſtorbenen mittheilt, den er ſo liebreizend und küßlich findet. Semilaſſo's Reiſewagen iſt ſchwarz lackirt und mit himmelblauer Seide ausgeſchlagen; der meinige iſt grün lackirt und ausgeſchlagen wie ein öſterreichiſcher Soldat. Aber grüner Lack und weißes Tuch ſind eben ſo graziös und dabei viel dauerhafter und achtungswürdiger, als ſchwarzer Lack und blauer Taffet. Semilaſſo reiſt mit einer grünen Perrüche; ich freilich führe nur ein fuchsrothes Eichhörnchen mit mir: wenn ich aber in meiner künftigen Reiſebeſchreibung das Eichhörnchen nicht Eichhörnchen, ſondern Ecureuil nenne, wird es nicht an Grazie mit der grünen Perrüche wetteifern können? Auf Semilaſſo's Bock ſitzt ein blondgelockter junger Jäger; mein Conrad iſt nun zwar weder blond noch jung; indeſſen brauchte ich ihn nur mit einem Federhute zu verſehen und der Jäger wäre fertig, und mit ihm der Edelmann, und mit dieſem die Grazie. Semilaſſo erzählt in ſeiner Autophyſiologie, daß er reichlich bei der Hälfte ſeines Lebens angelangt; das bin ich auch. Daß ſeine wohlgeformte Geſtalt mehr Zartheit als Stärke, mehr Lebhaftigkeit als Feſtigkeit verrathe; ganz wie bei mir. Daß bei ihm das Cerebralſyſtem beſſer als das Ganglienſyſtem ausgebildet ſei. Leider auch hierin mir ähnlich; leider, denn was hilft mir mein gebildetes Cerebralſyſtem? Das Ganglienſyſtem, dieſe Canaille des menſchlichen Körpers, hat ſich alle Herrſchaft angemaßt, und mein allerhöchſter Kopf muß ſich von den Cortes des Unterleibes gänglen laſſen. O, mit Recht heißen ſie Ganglien! Semilaſſo erzählt, daß ihm jeder Menſchenkenner augenblicklich anſehe, daß er im vornehmen Stande geboren; auch ich habe dieſes Schickſal. Jeder, der nur einmal Schulden gemacht und einen Wechſel unterſchrieben, ſieht es mir an daß ich jenem vornehmſten Stande angehöre, deſſen Adel älter iſt als der aller chriſtlichen Fürſtenhäuſer, ſogar des Fürſten Pückleriſchen Hauſes. Semilaſſo's Züge ſind fein und geiſtreich, die meinigen auch; wenigſtens hat mich das einmal eine Schauſpielerin in Lauchſtädt verſichert, als ich ihr eine goldene Kette geſchenkt. In Semilaſſo's Natur herrſcht das weibliche Element vor, in der meinigen auch, und zwar ſo ſtark, daß mir ſelbſt der hyſteriſche Nagel nicht fremd iſt. Das ſollte ich freilich in Gegenwart Menzels nicht eingeſtehen, denn jetzt kann er ſagen: ſeht Ihr's, wie recht ich habe? Er hat den hyſteriſchen Nagel und kann darum nicht begreifen, wie vortrefflich Deutſchland regiert wird!

Semilaſſo ſitzt auf dem Bocke graziös zurückgelegt; hierin muß ich freilich nachſtehen, denn ich habe in dieſem Punkte ſehr weislich die Grazie der Bequemlichkeit aufgeopfert. Ich liege in meinem Wagen in aller Länge ausgeſtreckt, denn es iſt ein Wiener Schlafwagen, demjenigen ähnlich, in dem einſt Göthe nach der Champagne gereiſt, und der ihm ſo werth war und von dem er ſo viel erzählte, daß er ganz die franzöſiſche Revolution darüber vergaß. Der Glückliche!

Ich lege kein Gewicht darauf, daß ich gleich dem Fürſten Pückler auf der Reiſe eine rothe Mütze trage; denn man könnte mir einwenden, daß ſie kein loyaler tuneſiſcher Fez, ſondern eine Jakobinermütze ſei. Ich gehe auf eine wichtigere Vergleichung über.

Menzel lobt beſonders an dem Verſtorbenen, daß ihm die Conforts ſo unentbehrlich wären, und daß er nie verfehle ihrer zu gedenken, wo er ſie vermiſſe, und Winke zu geben, wie man ſie ſich verſchaffen könne. Zur Unterſtützung dieſes Lobes theilt er ein Kaffee-Rezept mit, das Semilaſſo bekannt zu machen die Gewogenheit hatte. Nun iſt es zwar ſehr löblich, wenn deutſche Edelleute für die materiellen Intereſſen des deutſchen Pöbels Sorge tragen und durch Verbreitung guter Kochbücher die Zungen der raiſonnirenden Canaille unſchädlich zu beſchäftigen ſuchen. Indeſſen iſt ein Kaffee-Rezept ein Werk der Tugend, nicht der Grazie, und ein bürgerlicher Schriftſteller kann, ob zwar nicht hoffähig, dennoch rezeptfähig ſein. Sollte aber ein Kaffee-Rezept wirklich ein Werk der Grazie ſein, ſo könnte ich mich auch hierin dem Fürſten Pückler nicht blos gleich, ſondern triumphirend gegenüberſtellen. Das Kaffee-Rezept, welches der Fürſt Pückler mittheilt, iſt alt und bekannt, und es iſt zum Erſtaunen, daß der gelehrte Menzel nichts davon wußte. In hundert orientaliſchen Reiſebeſchreibungen iſt es zu leſen, und ich habe es zuletzt noch in Trelawneys adventures of a younger son gefunden. Ich aber kann ein Rezept mittheilen, das ich nicht abgeſchrieben, ſondern ſelbſt erfunden habe, ein Chokolade-Rezept. Ich würde meinen ſchönen Leſerinnen das Chokolade-Rezept gern mittheilen, damit es dieſer gelehrten und plebejiſchen Schrift nicht an ariſtokratiſcher Grazie fehle. Doch nach reiflicher Ueberlegung fand ich beſſer, es für meine künftige Reiſebeſchreibung aufzuſparen, deren Zierde es werden ſoll. Ich will nur erzählen, wie ich zu der wichtigen Entdeckung gekommen, da die Kochkunſt ſonſt mein Fach nicht iſt.

Vor drei Jahren geſchah es zum erſtenmal, daß es mir ſehr leid that, mit der diplomatiſchen Welt in ſo ſchlechtem Vernehmen zu ſtehen. Es war an dem Tage, da ich in den Memoiren der Herzogin von Abrantes las, daß bei einem Frühſtücke, welches der öſterreichiſche Geſandte gab, man eine Chokolade ſervirt habe, die ſo ſchaumig und zart geweſen, daß man eine Viertelſtunde vor dem Mittageſſen achtzehn Taſſen davon habe trinken können, ohne ſich im mindeſten den Appetit zu verkleinern. Ich ſchmachtete ſehr nach der Schaumchokolade; da es mir aber leichter ſchien, hinter das Geheimniß ihrer Verfertigung zu kommen, als die Freundſchaft der nordiſchen Mächte zu erlangen, ſo nahm ich mir vor, über erſteres nachzudenken. Nach wenigen Tagen wußte ich die herrlichſte Schaumchokolade zu bereiten. Das genügte mir aber nicht, ich ſtrebte höher. Ich erfand ein Chokoladengas, welches die Grazie ſelbſt iſt, und wovon man hundert Taſſen trinken kann, ohne im mindeſten davon beläſtigt zu werden.

Herr Menzel hat ſich gehütet, aus den Schriften des Herrn Fürſten Pückler allzuviel Geiſt zu ziehen; denn er fürchtete mit Recht, die ungewohnten Leſer des Literatur-Blattes möchten davon berauſcht werden.

Doch da jetzt neun Monate verfloſſen ſind, ſeit Herr Menzel ſeinen Leſern zu trinken gegeben, darf ich wagen, ihnen von dem Geiſte des Herrn Fürſten von neuem einzuſchenken.

„In meiner üblen Laune blieb ich faſt den ganzen Tag im Bette liegen und las Zeitungen nebſt den Paroles d'un Croyant vom Abbe Lamenais. Ueber dieſes Buch ärgerte ich mich noch mehr. Nie iſt wohl ein heterogeneres Ragout von Philoſophie und Myſticismus, von revolutionärem und monarchiſchem Unſinn, von St. Simonismus und Obſcurantismus — alles in eine Sauce prophetiſcher Inſolenz getunkt, und mit einigen Brocken unſeres Herrn Chriſtus aſſaiſonnirt zuſammengekocht worden. Daß ein ſo albernes Machwerk ſechs Editionen hat erleben können, iſt ein wahrhaft trauriges Ereigniß. Arme Zeit! die an einem ſolchen Strohhalm ſich vom Ertrinken zu retten hofft.“

Wir bedauern ungemein, daß es dem deutſchen Apoſtel der Conforts nicht gefallen hat, uns bürgerlichen Leſern das Rezept zur Inſolenz-Sauce mitzutheilen. Er hätte dadurch zu unſerer Civiliſation viel mehr beigetragen, als einſt der heilige Bonifacius, der auch aus England kam, aber uns nichts mitgebracht als das Chriſtenthum.

— Als der Herr Fürſt in einem Schlachthauſe einen Ochſen ſchlachten und gleich darauf einen zweiten herbeiführen ſah zur nämlichen Beſtimmung, rief er aus: le boeuf est mort, vive le boeuf! Es iſt freilich unendlich viel Geiſt und Grazie in dieſen Worten, doch habe ich den ſchönen Gedanken ſchon vor vier Jahren gehabt, mich aber gefürchtet ihn drucken zu laſſen. Da die Abendzeitung, ob ich zwar nie in jener Art geſchrieben, von mir geſagt hat, ich ſtände auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht, ſo hätte ſie, wenn ich ausgerufen: der Ochs iſt todt, es lebe der Ochs! mich gewiß zum Könige der Crocodille erklärt.

— Wozu man Fürſt iſt, wenn man die Furchtſamkeit eines deutſchen Unterthanen hat, das begreife ich nicht. Der Herr Fürſt von Pückler Muskau wagte nicht einmal die Liebenswürdigkeit des Dichters Beranger, mit dem er ſich bei Tiſche fand, zu loben, ohne hinzuzuſetzen, daß er deſſen Meinungen nicht theile; es hätte Niemand daran gezweifelt — ſo wenig als deſſen Liebenswürdigkeit.

— Der Herr Fürſt hat ein ſeltenes Glück auf ſeinen Reiſen. Alle liebenswürdige Perſonen, mit denen er zuſammentrifft, ſind entweder Fürſten oder Günſtlinge derſelben, oder Prinzeſſinnen, oder Hofdamen, oder reich an Einfluß oder an Gelde. Letzteres ſogar ohne mittelalterliche Vorurtheile; es heiße Einer Ferdinand oder Salomon, ſobald er liebenswürdig iſt, iſt er auch reich. Nur dann verläßt den Herrn Fürſten ſein gewohntes Glück, wenn er mit

Liberalen und Schuſtergeſellen zuſammentrifft. Die ſind immer arme Teufel und ſehr unliebenswürdig. Der Herr Fürſt weiß aber in ſolchen Fällen ſein böſes Geſchick mit edler Seelengröße zu ertragen, und es mit dem Geiſte und der Grazie zu ſchildern, die wir an ihm bewundern. So begegnete er eines Tages auf einer Fußwanderung in Franken zweien Schuſtergeſellen; er redete ſie an und ſprach:

Ich ſei, gewährt mir die Bitte,
In Eurem Bunde der Dritte.

Das bewilligten ihm die Schuſtergeſellen mit plebejiſcher Höflichkeit. Der eine Geſell war lang und der andere war kurz, und das Geſpräch, das ſie mit ihrem edlen Begleiter führten, hatte etwas vom Langen und etwas vom Kurzen, es war zugleich langweilig und kurzweilig, und es nahm folgenden Ausgang:

„Nun heute iſt's dafür deſto wärmer, lieben Freunde,“ ſagte der Lange, denn ein glühender Wind ging eben über ſie her wie heißes Waſſer.

„Der kömmt von Oeſtreich!“ meinte der Jüngſte.

„Ja 's iſt ein verdammt arſtokratſcher Wind,“ fiel der Andre ein.

„Was Teufel wollt Ihr damit ſagen?“

„Nun, weil er uns den letzten Schweißtropfen auspreßt.“

„Ihr Narren, habt Ihr nie das Sprüchwort gehört: Schuſter bleib bei deinem Leiſten? Tolles Weſen heut zu

Tage mit ſolcher leidigen Halbaufklärung! habt keinen Kreuzer in der Taſche und könnt doch 's Raiſonniren und Politiſiren nicht laſſen. Wundert Ihr Euch noch, daß man Euch in jedem Dorfe den Paß abfragt und auch auf den Geringſten von Euch ein wachſames Auge hat? Glaubt mir, der ſchlimmſte Wind für Euch iſt der liberale, denn er verdrehet Euch den ſchwachen Kopf."

Der Geſelle lachte höhniſch. „Es iſt noch nicht aller Tag Abend, lieber Herr, und wer es erlebt, wird ſehen, daß es anders in der Welt werden muß. So hundsföttiſch, wie's jetzt iſt, kanns nicht lange mehr gehen."

Die leidige Halbaufklärung, das iſt eben ſo neu als rührend, und der liberale Wind iſt höchſt dichteriſch. Aber warum wundert ſich der Herr Fürſt, wie Einer, der keinen Kreuzer Geld in der Taſche hat, raiſonniren mag? Wer ſoll denn raiſonniren? Wer Geld hat braucht keinen Verſtand. Auch wollten wir ihm nicht rathen, in dieſem Tone mit den deutſchen Handwerkern in Paris zu ſprechen; denn bei dieſen iſt die leidige Halbaufklärung in die noch leidigere Vollaufklärung übergegangen, und ſie wären im Stande, wenn man ſie Narren nennte, es nicht beim Raiſonniren bewenden zu laſſen.

— Aus Böhmen theilt uns der Herr Fürſt eine Reihe böhmiſcher Bemerkungen mit, die köſtlich ſind: wären ſie nicht ungeſchliffen, könnte man ſie als Granatenkette gebrauchen.

„Böhmen kömmt mir dem Aeußern nach weniger civiliſirt als unſer Vaterland vor (ich meine das Königreich Preußen); Armuth, Schmutz, Bettelei ſind hier häufiger. Dagegen findet man was man bei uns vermißt, eine gewiſſe treuherzige Höflichkeit aller Klaſſen, und eine keineswegs ſklaviſche, aber ſich an ihrem Platz ſtellende déférence der niederen und mittleren Stände für die Vornehmeren. Das Gegentheil bleibt in Monarchien eine gefährliche und folglich unverſtändige Anomalie. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten! Dann hören die Vornehmen, wie Krieg und Peſt von ſelbſt auf! So lang Ihr aber dazu weder den Muth noch den Willen habt, ſo lange fügt Euch den Vorurtheilen, und vorzugsweiſe denen, die Euch am wenigſten ſchaden, die am wenigſten unſinnig ſind. So würd' ich den Liberalen zurufen, wenn ich ein conſtitutioneller Miniſter wäre; als legitimer würde ich es gar nicht ſo weit kommen laſſen.“

Wie geſchickt es der Herr Fürſt an den Tag zu bringen weiß, daß er eben ſo brauchbar zu einem conſtitutionellen als zu einem legitimen Miniſter ſei! So kann es ihm in keinem Falle fehlen. Und wie Recht hat Herr Azais! Alles compenſirt ſich in der Welt. In dem einen Lande herrſcht allgemeiner Wohlſtand, dagegen fehlt die déférence der niedern Stände für die Vornehmen; in dem andern Lande herrſchen Armuth, Schmutz und Bettelei, dagegen findet ſich dort jene ſchöne déférence. Es kömmt auf Eines heraus. Doch daß wir ächte Chriſten werden müßten, um den Adel loszuwerden, davon [illegible] Nothwendigkeit nicht ein. In der fran[illegible]onalverſammlung war nicht ein einziger [illegible] nd doch wußten ſie ſich vom Adel zu heilen, [illegible] und ohne Weihwaſſer. Der Herr Fürſt ſtellt den [illegible] der Gleichheit ſehr hoch, um uns von deren Ankauf abzuſchrecken; aber es iſt hier gar nicht von kaufen die Rede. Die Freiheit iſt Gemeingut, wie die friſche Himmelsluſt, und wir brauchen nur aus unſerm dumpfen Zimmer herauszutreten, um ſie unentgeltlich einzuathmen. Es giebt freilich Vorurtheile die noch unſinniger ſind als das, ſich dem Adel zu unterwerfen; nehmlich das Vorurtheil dieſe Unterwerfung zu verlangen. Werdet Menſchen im edlern Sinne, werdet ächte Chriſten, Ihr Edelleute! Dann werdet Ihr Eure Narrheiten ſelbſt verlachen.

Die guten Oeſterreicher, wie ich hier erfahre, ſind noch ganz ſo wie ſie vor dreißig Jahren waren. Mit Entzücken erinnere ich mich, daß ich in meiner Jugend mit meinem Vater eine Reiſe nach Wien gemacht. Mein Vater war gewohnt gute Trinkgelder zu geben und alle Poſtillone unter der Ens nannten ihn Ew. Gnaden, und mich einige Mal den Junker. Der Lohnbediente im Ochſen zu Wien nannte mich in der dritten Perſon nie anders als den jungen gnädigen Herrn (ich gab ihm oft Pa pierſcheine gegen Conventionsmünze einzuwechſeln) und die vornehmen und reichen Leute in den Geſellſchaften erhoben mich förmlich, jedoch taxfrei, in den Adelſtand und nannten mich Herr von Baruch. Ich ſchmunzelte damals eben ſo ſehr über meinen vornehmen Stand als der Herr Fürſt von Pückler-Muskau über den ſeinigen; denn ich war noch jung und dumm. Als ich aber älter und klüger geworden war, lernte ich ein Land bedauern, wo Einer der nicht von Adel iſt, ſo gar nichts iſt, daß jeder gebildete Mann, wenn er mit einem Nichtadeligen in Berührung kömmt, aus Höflichkeit und aus Achtung gegen ſich ſelbſt, ihn für einen Edelmann zu halten ſich anſtellen muß.

— Es war dem Herrn Fürſten von Plebejern als eine eitle Vornehmthuerei vorgeworfen worden, daß er in ſein Deutſch ſo viele franzöſiſche Redensarten menge und bei jedem dritten Worte wie den Paß vorzeige, um ſeinen hohen Stand zu beweiſen. Der Herr Fürſt ſucht ſich gegen dieſen Vorwurf zu vertheidigen. Sobald ſich Einer vor dem Volke zu rechtfertigen ſucht, ſind wir ſehr geneigt ihn unſchuldig zu finden und wenn wir ihn doch für ſchuldig erklären, müſſen wir unſere guten Gründe haben. Hören wir was der Herr Fürſt ſagt.

„Es iſt mir ſo oft vorgeworfen worden, meinen Styl durch franzöſiſche und andere fremde Phraſen zu verunſtalten, daß ich ein Wort darauf erwiedern muß. Es thut mir nur leid, nicht mehr Kenntniß fremder Sprachen zu beſitzen, ſonſt würde [illegible] gerügten Fehler abſichtlich noch viel öfter verfallen. [illegible] Briefe ſchreibe oder auch für das Publikum, ſo iſt [illegible] keineswegs, deutſche Stylübungen zu drechſeln, [illegible] was ich fühle und denke. Wenn dies [illegible] fremden Idioms in mir entwickelt, ſo [illegible] Grazie, ſeinen Duft ſo zu ſagen, wenn er überſetzt wird. In ſolchem Fall laß ich ihn in ſeiner urſprünglichen Form.“

Das iſt es eben; man ſoll nicht in die Noth kommen, Stylübungen drechſeln zu müſſen. Die wahren Gefühle brauchen keinen künſtlichen Schmuck, und die guten Gedanken ſpringen, der Minerva gleich, ſchon gerüſtet aus dem Kopfe ihres Vaters. Wenn der Herr Fürſt, um das was er fühlt und denkt auszuſprechen, ſich eines fremden Idioms bedienen muß, ſo beweiſt das, daß ſeine Gedanken und Gefühle auf einem fremden Boden gewachſen ſind, und nicht in ſeinem eigenen Geiſte und ſeinem eigenen Herzen. Daß er den Grazien opfert, iſt ſehr ſchön von ihm; wenn die Grazien nur von dem Opferduft der Deutſchen leben müßten, wären ſie ſchon längſt Hunger geſtorben. Wir glauben aber, daß deutſches Silbergeſchirr, beſonders wenn es ſchwer iſt, eben ſo viel Grazie hat, als franzöſiſche Vaiſſelle, und wir ſind überzeugt, daß wenn der Herr Fürſt ſtatt zu ſagen: „Die Elsler eclipſirt die Taglioni," geſagt hätte: „Die Elsler verdunkelt die Taglioni," weder die Taglioni noch die Elsler im mindeſten von ihrem Dufte und ihrer Grazie dadurch verloren hätten. Wir bleiben alſo dabei, es iſt nichts als Vornehmthuerei und die eitle Sucht, ſich unter den deutſchen Schriftſtellern als einen hoffähigen Mann auszuzeichnen.

Ende
der ariſtokratiſchen Grazie.

Grazie gegen Grazie gehalten, was hätte nun der Fürſt Pückler vor meinem demokratiſchen Cynismus voraus? Er iſt gereiſt und hat erzählt; wenn ich reiſen werde, werde ich auch erzählen können. Mit dem Lord Brougham Senf eſſen, an dem Tiſche eines Königs die glänzende und funkelnde Vaiſſelle und die Profuſion der Speiſen bewundern — Vaiſſelle — Profuſion — die Journaliſten der Volkspartei tolle Hunde nennen, das iſt weder ſo ſchwer noch ſo graziös wie Herr Menzel meint, und der dritte Stand iſt vollkommen im Stande, ſolche wichtige Dinge zu erleben und zu berichten. Der dritte Stand in Deutſchland iſt noch mehr zu thun im Stande: er iſt fähig das was folgt zu ſchreiben und drucken zu laſſen ohne roth zu werden, und es zu leſen ohne aus der Haut zu fahren. Der dritte Stand hat viel edelmänniſches an ſich.

„Der Fürſt von Pückler-Muskau" — ſagt der Franzoſenfreſſer Menzel — „vereint mit angeborner Eleganz zugleich die feinſte Berückſichtigung aller Tendenzen der Zeit, die [illegible] aus einem dunkeln ariſtokratiſchen Daſein zu einer glän[illegible] und doch im ſtrengſten Sinne nur bürgerlichen Rolle [illegible]ugt haben, und er weiß der Neuheit dieſer Si[illegible] Reiz abzugewinnen. Er hat von ſeinem Stande [illegible] den feinen Epikuräismus, die ſchönen Sin[illegible] wenn er auch einmal ſeiner „Wappenvögel" gedenkt, ſo iſt doch unpaſſend ihm daraus ein Vorwurf zu machen, denn ſeine ganze literariſche Erſcheinung iſt weit eher eine Conceſſion, welche die hohe Ariſtokratie dem Zeitgeiſt macht, als eine Reklamation. Es iſt eine Erſcheinung, die ohne die Revolutionen des Jahrhunderts und insbeſondere ohne die ſocialen Umwälzungen in Frankreich unmöglich wäre. Es iſt ein Schlaglicht, aus Frankreich nach Deutſchland herübergeworfen, und der Fürſt Pückler verhält ſich zu dem bürgerlich gewordenen neuen Frankreich, wie Friedrich der Große zum philoſophiſch gewordenen alten ſich verhielt."

Schlaglicht iſt ein gutes Wort; das Licht, das die hohe deutſche Ariſtokratie aus Frankreich aufgefangen, iſt eine Folge der Schläge, die ſie zwanzig

Jahre hintereinander von den Franzoſen bekommen. Nimmer hätte ich gedacht, daß Herr Menzel ſo muthwillig ſein könne. Herr Menzel erklärt, die ungeheure Umwälzung in Frankreich und alle ihre Töchter-Revolutionen wären erforderlich geweſen, um die hohe deutſche Ariſtokratie in den Stand zu ſetzen, einen Schriftſteller hervorzubringen, der leſerlich ſchreiben kann. Es iſt die Sache der hohen deutſchen Ariſtokratie, ſich für dieſes Compliment zu bedanken. Es iſt wahrlich noch Niemand ſo tief in das Weſen und die Bedeutung der franzöſiſchen Revolution eingedrungen, als Herr Menzel, und das heutige bürgerliche Frankreich wird mit Erſtaunen erfahren, in welchem Verhältniſſe es zum Fürſten Pückler ſtehe, daß die Tutti frutti des hohen deutſchen Adels von dem Baume der franzöſiſchen Revolution gepflückt worden, und der Berg des Convents eine ſo lächerliche Maus geboren. Das deutſche Volk aber und der Zeitgeiſt müßten ſehr unverſchämt ſein, wenn ſie an die hohe deutſche Ariſtokratie noch weitere Forderungen machen wollten, nachdem ihnen dieſe freiwillig die große Conceſſion gemacht, eines ihrer Mitglieder auf die Leipziger Büchermeſſe abzuordnen, um dort zum Beſten des dritten Standes ein Kaffee-Rezept zu votiren.

Nachdem Herr Menzel die Verdienſte des Fürſten

Pückler mit Luft aufgetrieben, und die Seifenblaſen ſeines Lobes an der Sonne hat glänzen laſſen, ſpricht er:

„Dieſem heitern Fürſten ſteht ein finſterer Republikaner gegenüber, in dem der Geiſt der franzöſiſchen Revolution fortlebt, deſſen Cynismus von der Eleganz jenes Fürſten himmelweit verſchieden, und gleichwohl deſſelben franzöſiſchen Urſprungs iſt.“

Wäre Herr Menzel kein Stümper in der Weltklugheit, hätte er meinen Cynismus, um ſeiner ſchönen Schweſter willen, ſchonender behandelt. Wer [illegible] vorherſehen wie es endet? Unſere Mutter, die [illegible]on, lebt noch und wer weiß wie ſie ihr [illegible] macht, wer weiß ob die Ausſtattung der [illegible] nicht einſt ganz allein von der Großmuth [illegible] [illegible]ers Cynismus abhängen wird? Wird die Treue des Herrn Menzel dieſe Prüfung überſtehen? Wird er einer Bettlerin den Hof machen?

So oft ſich meine Gegner in der Gefahr ſehen, am **Börne** zu ſcheitern und mit ihrem Verſtande Schiffbruch zu leiden, werfen ſie ihren Nothanker **Baruch** aus. Herr Menzel iſt noch vorſichtiger als die Andern; er fängt nicht eher gegen mich zu manövriren an, als bis er ſich in meinem Judenthume feſt geankert. In der Verzweiflung, mich mit

Gründen der Wahrheit und des Rechts zu widerlegen, macht er mich intereſſant und weiß mich ſo romantiſch zu ſchildern, daß man eine Novelle aus mir machen könnte.

„In Frankfurt am Main, wo der große Göthe als Patricier-Kind aufgehätſchelt wurde, kam ein kleines kränkliches Kind zur Welt, der Jude Baruch. Schon den Knaben verſpotteten die Chriſtenkinder. Täglich ſah er an der Sachſenhäuſer Brücke das ſchändliche Steinbild, das Juden vorſtellt, auf das anſtößigſte gruppirt mit einer Sau. Der Fluch ſeines Volks laſtete ſchwer auf ihm. Als er auf Reiſen ging, ſetzte man ihm höhniſch in den Paß: Juif de Francfort. Bin ich nicht ein Menſch wie Ihr Andre? rief er aus. Hat Gott nicht meinen Geiſt ausgeſtattet mit jeder Kraft, und Ihr ſolltet mich verachten dürfen? Ich will mich auf die edelſte Weiſe rächen, ich will Euch kämpfen helfen für Eure Freiheit.“

Das wäre Alles ſehr ſchön, wenn es nur wahr wäre; ja es würde mich freuen, wenn es wahr wäre; aber ſo iſt es nicht. Nie glomm auch nur ein Funke des Haſſes gegen die chriſtliche Welt in meiner Bruſt; denn ob ich zwar die Verfolgung der Juden lange ſchmerzlich an mir ſelbſt gefühlt und immer mit Erbitterung verdammt, ſo erkannte ich doch gleich darin nur eine Form des Ariſtokratismus, nur eine Aeußerung des angebornen menſchlichen Hochmuths, von den Geſetzen, ſtatt gebändigt, frevelhaft begünſtigt; ich ſtieg dann wie gewohnt zu der Quelle des

Verderbens hinauf, mich um einen ſeiner Ausflüſſe nicht bekümmernd. Nie habe ich mich für erlittene Schmach, nicht einmal auf eine edle Art zu rächen gedacht. Und wie hätte ich es auch vermocht ſeit den Jahren, da ich durch die Schrift zu wirken geſucht? Hätte ich tauſend Dolche, und tauſend Gifte, und tauſend Flüche, und das Herz eines Teufels, ſie alle zu gebrauchen — was könnte ich meinen alten Feinden denn noch anthun? Sind ſie jetzt nicht meine Glaubensgenoſſen und Leidensbrüder? Iſt nicht Deutſchland der Ghetto Europa's? Tragen nicht alle Deutſche einen gelben Lappen am Hute? Könnte ich zumal gegen meine Vaterſtadt noch den kleinſten Groll haben? Sind jetzt nicht alle Frankfurter, meine ehemaligen Herren, den Juden von früher gleich? Sind nicht die Oeſterreicher und Preußen ihre Chriſten? Und der Schimpf, den ſie dort einſt, Gering und Vornehm, Jung und Alt, bei Tag und bei Nacht, jedem Juden zugerufen: *Mach' Mores Jud!* müſſen ſie ihn jetzt nicht ſelbſt anhören? Der hohe Senat und die löblich regierende Bürgerſchaft und die geſtrengen Herren Bürgermeiſter, und die Herren Actuare und die reichen Seidenhändler — klingt es ihnen nicht in die Ohren, ſo im Rathe wie auf dem Markte, ſo in der Weinſchenke wie zwiſchen ihren Hauswänden, klingt es nicht höhniſch und grell: Macht Mores! Wahrlich und ſie machen Mores und ziehen den Hut ab vor Oeſterreich und Preußen, ſo ſchnell und ſo demüthig als es nie früher ein Jude vor ihnen gethan. Hätte mein Herz auch brennend nach Rache gedürſtet, es wäre jetzt betrunken! Aber es iſt nüchtern an Luſt, es fühlt nur den Schmerz des Vaterlandes: und wenn es ihn allein fühlt und für Alle, ſo iſt es das Verbrechen der Empfindungsloſen, nicht das meinige.

Nicht durch Geduld, durch Ungeduld werden die Völker frei. Iſt es etwa anders, ſo mögen der Schleſiſche Herr Menzel, der Würtembergiſche Herr Menzel und der Preußiſche Herr von Raumer, die für den Nothfall zuſammen einen Hiſtoriker vorſtellen können, ihre Loyalität und ihren Scharfſinn vereinen, um uns unſere aufrühreriſche Thorheit zu beweiſen. Sie mögen in den Büchern der Weltgeſchichte uns einen einzigen Fall aufzeigen, wo ein Volk dadurch die Freiheit erlangt, daß es geduldig die Knechtſchaft ertragen und gewartet, bis entweder durch ein Wunder ihm die Ketten abgefallen, oder durch ein größeres Wunder ſie ihm von ſeinen Tyrannen abgenommen worden. Sie würden aber vergebens darnach ſuchen. Erſt vor einigen Tagen ſprach Hume in einem Meeting: „Ja wenn das Volk ſicher ſein will, die

Abhülfe ſeiner Beſchwerden zu erlangen, ſo muß es ſeine Angelegenheiten ſelbſt beſorgen. Während meiner langen politiſchen Laufbahn habe ich auch nicht einen Fall erlebt, wo es dem Volke gelungen wäre, die Aufhebung eines Mißbrauchs zu bewirken oder ſich von einer drückenden Laſt zu befreien, wenn es nicht, nach dem Ausdrucke Benthams, ſein Betragen ſo eingerichtet, daß es den Schlaf ſeiner Beherrſcher zu ſtören wußte.“ Iſt dieſes in England, wie vielmehr in Deutſchland. Jene genannte deutſche Herren und ſo Viele die ihnen gleichen, wie ſie auch ſein mögen, wiſſen das ſo gut als wir; ſie wiſſen aber noch beſſer als wir, daß zwiſchen der Lüge und der Wahrheit ſich die Mauern der Zenſur hinziehen, und ein undurchdringlicher Wald von Bajonetten ſtarrt, und daß ſie von den Widerſprüchen der Beſſergeſinnten oder Beſſerwiſſenden nichts zu fürchten haben. So geſchützt lügen ſie furchlos im Angeſichte des ganzen Landes, ſo geſchützt trat auch Herr Menzel in Stuttgart gegen mich hervor.

Welch einen großen Vorrath von ſchönen Adjectiven und Bildern, die man zu den koſtbarſten Romanzen und Liedern hätte verwenden können, hat nicht Herr Menzel verbraucht, um die Unbeweglichkeit und Unempfindlichkeit des deutſchen Volks, als etwas gutes, gedeihliches, herrliches und beneidenswerthes darzuſtellen. Er nennt das einen geſunden Schlaf, einen Pflanzenſchlaf, ein ſtilles gedeihliches Wachsthum, ein Zeichen innerlicher Fruchtbarkeit, das Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter, eine beträchtliche muſikaliſche Pauſe. Für Pauſe — es ſei; doch wäre es nur wenigſtens eine Pauſe von beſtimmter Dauer, die man abzählen könnte! Aber nein, es iſt keine Pauſe von beſtimmter Dauer, es iſt eine Fermate, während welcher die Herrn Benefizconcertgeber ihre Cadenzen nach Willkür ausdehnen, und Ihr könnt Jahrhunderte warten, bis ſie Euch durch einen huldvollen Triller das Zeichen zum Einfallen geben. Sich gedulden bis die Herrn Soloſpieler der Alleinherrſchaft müde geworden? Das abwarten? O Blödſinn! Unterdeſſen könnte das ganze Orcheſter nach Hauſe gehen, zu Nacht eſſen, ſich ſchlafen legen, heirathen, Töchter ausſtatten, Enkel ſchaukeln, dann ſterben, dann wieder von vorn erben und ſterben, und ſo immer fort und fort, die Pauſe endet niemals gutwillig. Am hellen Tage faullenzen und ſchlafen; aber ſchlafen wie eine Blume ohne zu ſchnarchen; die Augen träumend nach den Wolken ſchlagen, die Hände auf den hoffnungsvollen Mutterleib legen und warten was dabei herauskömmt; beträchtlich pauſiren, bis man ihnen zuruft:

Jetzt wacht auf, jetzt ſind wir wieder in Noth, jetzt helft uns! — das Männern anrathen — einem Volke von dreißig Millionen — o! Herkules, dieſes anzuhören und gelaſſen zu bleiben, und deine Keule nicht zu ſchwingen — dieſe dreizehnte Arbeit hätteſt du nicht vollbracht!

Aber ich will Herrn Menzel mit ſeinen eigenen Worten reden laſſen; ich will nicht mit ihm verfahren, wie er mir gegenüber verfahren iſt: daß er ſich nämlich um meine Gedanken und Reden gar nicht bekümmerte, ſondern aus meinen Anſichten, die er unterſchlug, eine Summe zog, wie er ſie brauchen konnte. Nimmermehr! Herr Menzel ſoll ſelbſt ſeine Rechnung machen. Seine Geſinnungen ſollen von Gänſefüßchen eskortirt werden und gegen jeden Andrang gedeckt, ungeſtört ihren Marſch fortſetzen.

„Die jetzige Stille iſt der deutſchen Art vollkommen angemeſſen, die Deutſchen befinden ſich wohl dabei. Nennt es Börne ein Schlaf, nun ſo iſt es ein geſunder Schlaf, und wohl Dem, der ruhig ſchläft. Ich möchte es einen Pflanzenſchlaf nennen, ein ſtilles gedeihliches Wachsthum. Dies gilt von unſerem phyſiſchen, wie vom geiſtigen Zuſtand. Im Ganzen hat der äußere Wohlſtand zugenommen, und eine unüberſichtliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit iſt abgeſchafft. Auch die Literatur beweiſt, daß wir geiſtig fortſchreiten, und das letzte Jahrzehnt, ſo unſcheinbar es ſich gegen das vorletzte ausnimmt, iſt innerlich viel reicher an Keimen der

Kraft und Entwickelung geweſen. Am höchſten Maßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen; unter allen Tyranneien verträgt der Menſch die der Vernunft vielleicht am wenigſten. Man verlangte zu viel auf einmal, jetzt wuchern wir mit dem Wenigen was wir wirklich haben; und das iſt der einzige ſolide Weg, ſich zu verbeſſern. Daß wir, bei unſerer gegenwärtigen anſpruchloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit, das „Sich unglücklich fühlen“ der alten Enthuſiaſten nicht mehr recht begreifen und leiden können, iſt ein recht gutes Zeichen, ſollten wir auch deshalb einer noch verſtockteren Helotengeduld bezüchtigt werden. Börne hat bei all ſeinem Haß gegen das Alte zu wenig Liebe für das Junge; ſeine Imagination vertieft ſich zu ſehr in die Verweſung des Vergangenen und er ſieht unter der morſchen und zu Mehl aufgeweichten Rinde der alten Weidenſtümpfe zu wenig die jungen grünen Keimſproſſen hervorblicken.“ —

„Vergleichen wir unſern gegenwärtigen Zuſtand mit dem vor Auflöſung des Reichs, ſo müſſen wir auch einſehen, daß wir in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan haben. Man darf nur vergleichen, um billig zu ſein. Ich will die gewerblichen, wiſſenſchaftlichen, und auch politiſchen Vortheile, deren wir uns jetzt erfreuen, nicht einzeln aufzählen. Es genüge, darauf hinzuweiſen, daß wir den unſchätzbaren Vortheil des vorgerückten Alters genießen, eine Menge von Thorheiten durchgemacht zu haben und durch die Zeit ſelbſt klüger geworden zu ſein. Dieſes Klügerwerden der Deutſchen in Maſſe läßt ſich trotz der vielen alten Dummheiten einzelner Schulen und Parteien nicht abſtreiten. Ich glaube nun, auch die Klugheit kommt nicht gleich, wenn man die Dummheit eingeſehen, ſie kommt erſt wenn man ſie verſchmerzt hat, es gehört eine beträchtliche Pauſe, eine Zeit der Vernarbung dazu. So lange man ſich noch ärgert nicht klüger geweſen zu ſein, ſo lange iſt man noch nicht klug. Schon deswegen glaube ich, daß wir in zehen Jahren klüger oder erſt klug geworden ſind, während wir vor zehen Jahren nur voreilig glaubten, es ſchon zu ſein. Wir befinden uns jetzt in jener beträchtlichen Pauſe, ja wohl, wir pauſiren, aber dieſe Pauſe gilt etwas in der Muſik: der Komponiſt der Weltgeſchichte muß hier das Pauſenzeichen machen. Gewiß iſt die Stille, in welcher das deutſche Leben ſich jetzt in ſich ſelbſt verſenkt hat, ein Zeichen ſeiner innerlichen Fruchtbarkeit, und ich finde ſie mehr dem ruhigen Wohlbehagen einer hoffnungsvollen Mutter zu vergleichen, als dem thieriſchen Winterſchlaf eines Bären, wie ſie uns Börne darſtellt. Es iſt nicht die Zeit unmuthig und grollend in Lethargie zu verſinken; anſpruchsloſe Thätigkeit in allen Zweigen des praktiſchen und wiſſenſchaftlichen Lebens darf ſich ihrer ungeſtörten und gedeihlichen Wirkſamkeit freuen!"

Dieſe der deutſchen Literaturgeſchichte des Herrn Menzel ausgezogene Stelle, eine wahre Klatſchroſenpredigt und ein Polizei Eija Popeija, haben ſo viel Angähnendes, Einſchläferndes, Nachtmützenartiges und Eintölpelndes, daß man, ſchon ſchlaftrunken, nach der erſten beſten Frohnvogtei hintaumeln möchte und dort ehrerbietig ſtammeln: „Wir pauſiren zwar beträchtlich, ſind nur im Stillen fruchtbar, warten geduldig auf unſere Niederkunft und ſchlafen unſern guten deutſchen Pflanzenſchlaf; doch könnte es geſchehen, daß wir einmal im Schlafe ungebührlich mit den Blättern flüſtern; darum ſperrt uns ein, lieber Herr Vogt, um uns gegen unſere eigene Exaltation ſicher zu ſtellen. Thut das, lieber Herr!“

Wäre Herr Menzel ein Demoſthenes, dann müßte ich ein Aeſchines ſein, um mich ſeiner Rede pro corona entgegenzuſtellen; aber glücklicherweiſe iſt er es nicht und wir reichen gerade für einander aus. Ja ich habe noch den großen Vortheil über ihn, daß ich nicht zu fürchten brauche, mir den Mund zu verbrennen; denn in Frankreich iſt die Politik jetzt eine kühle Schüſſel. Wer hieß aber auch Herrn Menzel die lächerliche Rolle eines Kätzchens zu übernehmen, das lüſtern und furchtſam um den heißen Brei ſchleicht? Warum hielt er ſich nicht an der kalten Küche der deutſchen Philoſophie? Hier aber muß ich ausdrücklich bemerken, daß ich es als etwas Unedles, ja Gemeines, weit von mir abweiſen würde, meine vortheilhafte freie Stellung dem Herrn Menzel gegenüber zu benutzen, wenn es ſich bei ihm und bei mir nur um etwas Perſönliches handelte. Mir iſt recht gut bekannt, daß man in Deutſchland den Teufel nicht beim Namen nennen darf, ſelbſt nicht um ihn zu bannen, und daß man ihn, wenn man ihn austreiben will, nicht anders heißen darf, als den Gott ſei bei uns. Ich weiß, daß Herr Menzel nicht die Freiheit hat, die ich genieße, Grundſätze und

Meinungen, die er bekämpfen möchte, ſich in ihrer ganzen Breite ausdehnen zu laſſen. Aber es handelt ſich hier um nichts Perſönliches, es betrifft die große Angelegenheit eines ganzen Volks, und da wäre großmüthige Zurückhaltung unzeitig, ja frevelhaft.

„Die Exaltation, die unſer deutſches Phlegma einſt in Begeiſterung und Witz elektriſch verſetzt, iſt niedergeſchlagen." Niedergeſchlagen — ſehr gut. Ich erfahre zwar mit Ueberraſchung zum erſtn Male, daß das Phlegma aus Begeiſterung und Witz zuſammengeſetzt ſei; wenn es indeſſen der Experimentalphyſik des Herrn Menzel gelang, den phlegmatiſchen Stoff in ſolche Beſtandtheile zu zerſetzen, ſo bewundere ich und glaube. Da aber wenig daran gelegen iſt, von Profeſſoren und Diplomaten verſtanden zu werden, ſondern alles daran liegt, daß uns das Volk verſtehe, will ich hinter dem gelehrten Sinnbilde des Herrn Menzel den gemeinen Sinn hervorholen. Die deutſchen Fürſten, welche, wenn es darauf ankömmt, den Uebermuth jedes Mächtigeren als ſie geduldig zu ertragen, eben ſo phlegmatiſch ſind als ihre Völker, wurden von den Franzoſen ſo lange gerieben, daß ſie ohne es zu wollen, zu wahren Elektriſirmaſchinen wurden. Als ſie dieſe neue Kraft in ſich ſpürten, ſuchten ſie ihre

Völker damit anzuſtecken, und es gelang ihnen ſo gut, daß die hellen Funken ſtoben. Den Völkern ſagten ſie, Napoleon ſei ihr einziger Tyrann, und ſein Untergang wäre der Aufgang ihrer Freiheit. Die deutſchen Völker glaubten das, und in ihrem elektriſchen Zuſtande beſiegten ſie den Kaiſer der Franzoſen. Darauf kamen ſie mit großen Schnappſäcken herbei, um von den Schlachtfeldern die erbeutete Freiheit nach Hauſe zu tragen; aber die Fürſten, die ſie ſchon früher eingeſackt, lachten das dumme Volk aus, und als es raiſonnirte, prügelten ſie ſeine vorlaute Begeiſterung durch, oder, um mich mit Herrn Menzel chemiſch auszudrücken: ſie ſchlugen ſie nieder. Der geſchlagene Enthuſiasmus flüchtete aus dem Herzen in die Dachkammer des Kopfes, und hielt ſich dort unter dem Namen Witz verſteckt. Aber welcher Art war dieſer Witz? Kein ſolcher der gegen den Beleidiger, ſondern einer, der gegen ſich ſelbſt ſtach. Das deutſche Volk ſpottete ſeiner eignen Begeiſterung, ſeiner Ungeſchicklichkeit und Uebertölpelung. Es nannte ſich den *deutſchen Michel* und gab ſich Ohrfeigen, und das bekannte Buch *Welt und Zeit*, das Herr Menzel noch heute bewundert und anpreiſt, war eines der ſchmachvollen Zeichen der ſchmachvollſten Selbſterniedrigung. Herr Menzel denkt: das ſei alles mit ſehr natürlichen

Dingen zugegangen, denn keine Ueberſpannung könne lange dauern, die Abſpannung müſſe ihr bald nachfolgen. Das denke ich auch; das iſt aber eben der Jammer. Haben denn die Deutſchen, Titanen gleich, den Himmel zu ſtürmen geſucht? Haben ſie mehr als das Irdiſche und Menſchliche gewollt? Ich ſage das iſt die Schmach, daß das deutſche Volk ſeine Kräfte überſpannen mußte, um nur zwei Jahre das zu wollen, was die Franzoſen ſchon ein halbes, die Spanier ſchon ein viertel Jahrhundert gekonnt, ohne ſich niederſchlagen zu laſſen und ohne Erſchöpfung zu verrathen. Das iſt der beweinenswerthe Jammer, daß, wie Herr Menzel ſagt, die jetzige Stille der deutſchen Art vollkommen angemeſſen iſt, und daß ſich die Deutſchen dabei wohlbefinden. Herr Menzel und Alle die ihm gleichen werden freilich bei ihrer „gegenwärtigen anſpruchsloſen und tüchtigen Arbeitſamkeit,“ dieſe alte Geſchichte, die ihnen ein alter Enthuſiaſt erzählt, nicht mehr recht begreifen können. Aber die alte Geſchichte kann ſich einmal verjüngen, man kann zum zweiten Male das deutſche Phlegma zu elektriſiren ſuchen, und dann iſt es gut, daß die Vergangenheit der Zukunft zur Warnung diene. Und Herr Menzel ſelbſt thäte wohl daran, dieſe Warnung zu benutzen. Er iſt alt genug, um ſich zu erinnern, auf welche Weiſe Jahn, Arndt, Görres, und die andern Ober-Hof-Franzoſenfeinde für ihren Patriotismus belohnt worden; und jung genug um noch einſt ein gleiches Schickſal erfahren zu können.

Herr Menzel ſagt: „am höchſten Maßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen.“ O Himmel! Für die Teutſchen, für das gebildetſte, geiſtreichſte, tüchtigſte und tugendhafteſte Volk der Welt das fordern, was Portugal und Spanien, Frankreich und England, Belgien, Holland und die Schweiz, was das kleine, ſchwache, von tauſend Banden der europäiſchen Diplomatie umſtrickte Griechenland durch ſeinen Muth und edlen Trotz, ſelbſt gegen den Sohn des Königs von Baiern zu behaupten wußte; was ſelbſt die Negercolonien in Sierra Leone und Liberia — Neger, von vielen Naturforſchern vollkommener menſchlicher Bildung ganz unfähig erklärt — was ſelbſt dieſe beſitzen: Preßfreiheit, öffentliche Gerichte, Geſchwornen, und alle die andern Inſtitutionen, die mündigen Völkern zukommen, und deren Entbehrung ein Volk zu verächtlichen Sklaven und lächerlichen Schulbuben herabwürdigt — dieſes für unſer Vaterland verlangen, das nennt Herr Menzel den höchſten Maßſtab des Ideals anlegen! Herr Menzel iſt kein Freund von Idealen, er verehrt nur Subſtanzen und ſpricht wie Fichte und der Egoismus: ich bin ich, und was außer mir, iſt nur Lebensmittel. Es iſt darin keine Eigenthümlichkeit; denn wie Herr Menzel, denken und handeln die meiſten deutſchen Gelehrten, die, ſobald ſie einmal ihr Ich geſetzt, meinen, jetzt ſei alles in Ordnung.

Herr Menzel behauptet: eine unüberſehliche Menge von Mißbräuchen der alten Zeit wäre in Deutſchland abgeſchafft worden, und wenn man den gegenwärtigen Zuſtand des Landes mit dem vor Auflöſung des Reichs vergleiche, müſſe man geſtehen, daß man in kurzer Zeit einen großen Schritt vorwärts gethan habe. Welch ein albernes Wiegenlied! Nein, in langer Zeit wurde nur ein kurzer Schritt vorwärts gethan. Und dieſer kleine Schritt, haben ihn die Fürſten freiwillig gemacht, oder hat etwa das deutſche Volk durch ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit ihn zu erzwingen gewußt? Nicht das eine, nicht das andere. Es war Frankreich, welches das deutſche Reich aufgelöſt, das aus Mangel an Luft und Wärme nicht verfaulen konnte. Es war Frankreich, das einen Theil der zahlloſen Mißbräuche, an welchen wir krank lagen, zerſtört hat. Es war Frankreich, welches das deutſche feudale Staatsgebäude ſo erſchüttert, daß alle Stützen der Angſt und der Vorſicht es nicht vor dem Einſturze bewahren werden. Es war Frankreich, das die deutſch-lutheriſche politiſche Moral ſo lächerlich gemacht, daß ſie ſich nie mehr wird davon erholen können. Wenn die Franzoſen nicht wären und ihre Thaten; wenn ſie nicht unbeweglich in ihrer drohenden Stellung blieben; wenn ſie nicht die Leibwache der Völker Europa's bildeten, wie die Koſacken die Leibwache der europäiſchen Fürſten bilden: dann würden in Deutſchland, wie überall, ſchnell alle alten Mißbräuche zurückkehren, aber mit verjüngter Kraft und vermehrter Bösartigkeit. Darum iſt ein Verräther an ſeinem Vaterlande, welches auch ſein Vaterland möge ſein; darum iſt ein Feind Gottes, der Menſchheit, des Rechts, der Freiheit und der Liebe, wer Frankreich haßt, oder es läſtert aus ſchnöder Dienſtgefälligkeit.

Herr Menzel ſagt von mir:

> „Nur darin hat er es immer verfehlt, daß er die Irrthümer gleich ſehr verhöhnte wie die Laſter und dem langſamen Entwickelungsgange nie eine Conceſſion machen wollte. Er beleidigte dadurch nicht ſelten die redlichſten Männer und ſchadete jener allmähligen Entwickelung. Ein Terrorismus der Worte ohne den Nachdruck der That, eine Fauſt im Sacke, ein ungeduldiges Ereifern auf einem hölzernen Gaul, der doch einmal nicht fort will, macht zuletzt eine ganz entgegengeſetzte Wirkung."

Was meine Fauſt betrifft, ſo dächt ich doch, daß ich ſie immer offen genug gezeigt, und wenn meine Worte keine Thaten hervorgebracht, iſt das meine Schuld? Soll ich Deutſchland befreien? Auch iſt Keiner im Lande, der es lächerlicher findet als ich ſelbſt es finde, daß ich mich ungeduldig auf einem hölzernen Gaul ereifere, der doch einmal nicht fort will; aber kam es Herrn Menzel zu darüber zu ſpotten? Ihm, der doch dieſen hölzernen Gaul immerfort als ein edles Roß geſchildert? Ich hätte die Irrthümer gleich ſehr verhöhnt wie die Laſter! Aber das Laſter haßt man, man verhöhnt es nicht; der Spott gebührt den Irrenden. Wenn Kinder fallen, hebt man ſie mitleidig auf; aber wenn Männer fallen und mit einer Beule aufſtehen, und dabei wie Kinder greinen, lacht ein Jeder und wäre er noch ſo gutmüthig.

Ich hätte dem langſamen Entwickelungsgange nie Conceſſionen machen wollen! Aber was hat ſich denn in Deutſchland mit ſelbſtthätiger, ſelbſtbeſtimmender Kraft von innen heraus entwickelt? wurde nicht alles am Rade der Zeit durch Fußtritte abgeſponnen, und hörte nicht jede Bewegung auf, ſobald die Werkmeiſter mit ihren Händen und Füßen ſtille hielten? Haben die Deutſchen ihre Abgaben, die auch ſie dem Geiſte der Zeit entrichten mußten, je anders abgetragen, als wie man jede Abgabe bezahlt, verdroſſen, zögernd, feilſchend; mußten ſie nicht zu jeder Steuer gezwungen, mußten ſie nicht an jedem Zahlungstermine von ihrem Schickſale ausgepfändet werden? Heißt das langſam vorwärts ſchreiten, wenn man immerfort zurückgehet? Welche Fortſchritte hat denn Deutſchland ſeit zwanzig Jahren gemacht? Herr Menzel ſpricht von Kunſt und Literatur, von Handel und Gewerben; er ſagt die Deutſchen wären in Maſſe klüger geworden, denn ſie hätten ſchon ſo viele Thorheiten durchgemacht, daß ihnen wenig mehr zu machen übrig blieben. Aber es iſt hier weder von der Thorheit noch der Klugheit der Deutſchen, weder von Handel und Gewerben noch von Kunſt und Literatur die Rede. Es iſt davon die Rede, was Herr Menzel ſo gut begreift als wir, was er aber in ſeiner Schlauheit oder Furchtſamkeit gar nicht zu merken ſich anſtellt: von der Freiheit und der Herrſchaft, von dem Ruhme und der Schande, von der Ehre und der Beſchimpfung des deutſchen Volkes, davon iſt hier die Rede. Haben die Deutſchen an Freiheit, Ruhm und Ehre gewonnen, ſeitdem ſie das Joch der Franzoſen abgeſchüttelt? War es nicht ein jämmerliches Feilſchen und Schachern und Betteln um jeden einzelnen Faden der Unterthänigkeit, von dem ſie erlöſt ſein wollten, und mußte nicht jedesmal das Schickſal, um dem Markten ein Ende zu machen, mit eiſerner Scheere den Faden zerſchneiden? Sprangen nicht die deutſchen Fürſten, ſo oft die Katze Revolution nicht zu Hauſe war, wie Mäuſe auf dem Tiſche herum, alles zernagend, was ſie erreichen konnten? Thaten ſie je für ihre Völker mehr als ſie mußten und früher als ſie es mußten? Aber wehe den Fürſten wie den Völkern, die der Zeit gehorchen, ſtatt ihr zu gebieten! Die Zeit wird ſie verſchlingen. Die Zeit war es nicht, die Frankreich gemacht, Frankreich war es, das ſeine Zeit gemacht.

Ich hätte durch meine Schriften und mein Betragen nicht ſelten die redlichſten Männer beleidigt, und jener allmählichen Entwickelung der deutſchen Herrlichkeiten ſehr dadurch geſchadet — meint Herr Menzel. Wer hätte ſich je träumen laſſen, daß ich der Mann bin, der die deutſche Bundesverſammlung leitet! Wahrlich, unſere politiſchen Nimrods haben es ſeit zwanzig Jahren in ihrer Freiheits-Vogeljagd nicht viel weiter gebracht, und das muß ein rechter Gimpel ſein, der ſich von ihren Polizei-Pfiffen in das Garn locken läßt. Durch lautes Fordern einer Freiheit deren ſtille Gewährung verhindern — durch Mißbrauch der Preſſe der guten Sache ſchaden — o! wir kennen dieſen Ton. Und es trocken herauszuſagen: ein Deutſcher kann die Preſſe gar nicht mißbrauchen. Da wo Zenſur herrſcht, hat Jeder, der ſich von ihr frei zu machen wußte, in ſeinen öffentlichen Aeußerungen nur das Sittengeſetz und die Stimme ſeines Gewiſſens zu berathen, aber kein bürgerliches Recht, kein Staatsgeſetz, keine geſellige Schicklichkeit. Jede Tyrannei ruft das Unrecht der Natur hervor, und Gewalt tritt gegen Gewalt.

Wenn es wahr iſt, daß ich redliche Männer beleidigt, ſo thut mir das von Herzen leid; doch möge Herr Menzel unter den Männern, die ſich von mir beleidigt fühlten, umherblicken, und da wird er finden, daß jene Männer, ſo edel ſie auch ſein mögen, doch nur für ihr Wiſſen leben und ſtreiten und nicht für ihren Glauben. Aber das Wiſſen iſt eitel und der Glaube iſt ſtolz. Ich, der ich glaube, habe mich nie von einem meiner Gegner beleidigt gefunden, ja noch nie war mir in den Sinn gekommen, daß mich einer ihrer hät beleidigen wollen. Und wurde nicht das härteſte gegen mich hervorgebracht? Und habe ich es nicht immer ſelbſt verbreitet? Habe ich nicht allen Geiſt und allen Witz, den Preußen und Sachſen gegen mich ausgeſchickt, in meinen eignen Schriften beherbergt? Und woher kam mir denn die ſtolze Zuverſicht, mit den erhabenſten Geiſtern Berlins und Leipzigs fertig zu werden? Sie kam mir aus meinem Glauben, aus dem Bewußtſein meines reinen Willens. Wir allein glauben, die Andern glauben nicht. Unſere Gegner denken nur anders als wir, wenn ſie aufrichtig ſind; oder wenn ſie heucheln, reden ſie nur anders als wir; aber ſie haben keinen Glauben dem unſrigen entgegenzuſetzen. Und darum werden wir ſiegen, und unſere Feinde werden zu Schanden werden.

Wie glücklich wäre ich, wenn ich die Wahrheit, oder das was ich dafür halte, verbreiten könnte, ohne einem Menſchen dadurch wehe zu thun. Aber wie vermöchte ich das? Ich vergeſſe mich immer, ich denke nie daran, daß es viele Menſchen giebt, die mir nicht gleichen, die für ihren Schriftſteller-Ruhm, für ihre Künſtlerehre, für ihre philoſophiſche Würde beſorgt ſind. Mir ſind ſolche Sorgen fremd. Ich ſtrebte nie nach dem Ruhme eines guten Schriftſtellers, ich wollte nie für einen Schreibkünſtler gelten. Meine Natur hat mir ein heiliges Amt aufgetragen, das ich verrichte ſo gut ich kann. Gedanken, Worte ſind meine Werkzeuge, die ich nur ſchätze, ſo lange ich ſie brauche, und wegwerfe, ſobald ich ſie gebraucht. Nie hat es meine Eigenliebe weder erfreut noch betrübt, wenn Einer meine Werkzeuge gelobt oder getadelt; nur mein Werk wollt' ich anerkannt ſehen. Wenn es nicht ſo, wenn ich wäre wie die Andern, wie hätte ich dann vermocht gegen Herrn Menzel nur ein einziges unfreundliches Wort hervorzubringen, gegen einen Mann, der mich als Schriftſteller immer mit der größten Nachſicht, ja mit Vorliebe und Gunſt beurtheilt hat? Mancher, vielleicht er ſelbſt, wird mich darum undankbar ſchelten. Ich muß das ertragen wie vieles. Herr Menzel ſtehet bei dem Feinde, ich kann ihn nicht ſchonen. Der Soldat im Gefechte darf ſeine Kugel nicht zurückhalten, aus Bedenken, in den Reihen gegen die er zielt, ſteht ein edler Mann, ſein Freund, ſtehen ſo Viele, die den Krieg gar nicht verſchuldet. Die Kugeln dieſer treffen auch. Das iſt das traurige Recht und das harte Gebot des Kriegs: nur den Beſiegten darf man lieben, nur ihm darf man verzeihen.

Alle bisherigen Meinungen und Urtheile des Herrn Menzel über mich, die ich zu beleuchten geſucht, ſind aus deſſen deutſcher Literatur genommen, und mußten für ihren Theil dazu dienen, dieſem nützlichen und allgemein faßlichen Buche die ungehinderte Verbreitung in Oeſterreich und Preußen zu ſichern. Da aber dort die Beurtheilung meiner Geſinnung und Denkungsart ſich auf meine deutſchen Schriften gründete, die in vieler Leſer Hände ſind, ſo war Herr Menzel nicht ganz frei mit meinen

Worten und Gedanken nach Willkür zu ſchalten. Er konnte zwar unterdrücken, verſtümmeln, deuteln, mußte ſich aber auf etwas ſtützen; das ich wirklich geſagt. Doch jetzt will ich mich zu demjenigen Urtheile des Herrn Menzel wenden, wozu er den Stoff aus einigen franzöſiſchen Artikeln, die ich in Paris bekannt gemacht, und die in Deutſchland nur von ſehr Wenigen geleſen worden, zu nehmen vorgab. Hier hatte er völlige Freiheit, mich ſagen zu laſſen, was er wollte, und der öffentlichen Meinung auf meine Koſten eine Lection zu geben. Es iſt die Kritik meiner Perſon und Meinungen, die im Literatur Blatte unter dem Titel „Herr Börne und der deutſche Patriotismus," ſteht. Die allgemeine Zeitung hatte den liebenswürdigen Eifer, mit den beſten Biſſen jenes Artikels die deutſche Diplomatie zu bewirthen; doch dieſer mache ich keine Vorwürfe darüber. Man muß Beharrlichkeit in jeglicher Geſinnung achten, auch wenn ſie nicht die unſrige wäre. Es iſt aber hinlänglich bekannt, wie die allgemeine Zeitung, ſeit bald vierzig Jahren, ihrer glühenden Liebe für das deutſche Vaterland und ihrem unauslöſchlichen Haſſe gegen Frankreich immer treu geblieben. Der Franzoſenhaß des Herrn Menzel aber iſt noch jung, und man kann hoffen ihn zu beſſern.

Wenn Herr Menzel meine in franzöſiſcher Sprache geſchriebenen Artikel nur aus den Ueberſetzungen und Bruchſtücken der deutſchen Blätter beurtheilt, ſo hat er leichtſinnig, albern oder gewiſſenlos gehandelt, ſich darauf zu ſtützen; denn er konnte recht gut wiſſen, daß kein deutſches Blatt die Freiheit hatte, meine Meinungen über Deutſchland und Frankreich unverfälſcht und unverſtümmelt mitzutheilen. Wenn er ſie aber in der franzöſiſchen Urſprache geleſen, ſo war alles, worauf er meine Verdammung gegründet, gelogen.

Herr Menzel ſagt: ich hätte den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, aber den franzöſiſchen Patriotismus gelten laſſen. Ich zöge gegen die Deutſchen im Intereſſe der Franzoſen zu Felde und wollte unter der Maske der Freiheit nur das Franzoſenthum ausbreiten. Ich verhöhnte die Geiſter der deutſchen Helden, die für ihr Vaterland geblutet. Ich hätte mich von der deutſchen Nation losgeſagt, ohne mich vorher umzuſehen, was ich durch den Uebertritt zu einer andern Nation gewinnen könnte. Die Demoraliſation in Frankreich hätte ich getadelt, aber die in Deutſchland hätte ich gelobt. Ich ſuchte den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche aber wünſchenswerth zu machen, und den Franzoſen alle Mittel und Wege zu zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können. Und mehr dergleichen Dinge ſagte Herr Menzel. Ich werde ſpater Herrn Menzels Vorwürfe ausführlich und wörtlich anführen, vorher aber meine Aeußerungen, die ich in der Balance über Frankreichs und Deutſchlands wechſelſeitiger Stellung gemacht, ſo weit es hierher gehört, überſetzen. So wird der Leſer ſelbſt vergleichen und urtheilen können.

Ich ſagte in der Einleitung der Balance:

„In den Werkſtätten der Menſchheit finden wir zwei Völker, welchen die Vorſehung die Aufgabe gemacht zu haben ſcheint, die Arbeiten aller andern Völker zu überſehen und zu leiten, ihnen ihr Tagewerk anzuweiſen und ihren Sold auszuzahlen: es ſind die Franzoſen und die Deutſchen. Den erſteren wurde die Leitung der praktiſchen Arbeiten, der Künſte und Handverrichtungen, den andern die Leitung der theoretiſchen Arbeiten, der Wiſſenſchaften und Speculation anvertraut".

„Die Theorie iſt furchtſam und zaudernd, die Ausübung iſt unbedacht und vorſchnell: daher die Entzweiung zwiſchen ihnen: daher die Unverträglichkeit des deutſchen Geiſtes und deutſchen Gemüthes mit dem Geiſte und dem Gemüthe der Franzoſen; daher ſind beide Völker, ob ſie zwar mit den Grenzen ſich berühren, doch durch einen unermeßlichen moraliſchen Raum geſchieden."

„Es iſt die Aufgabe der Franzoſen, das alte baufällige Gebäude der bürgerlichen Geſellſchaft zu zerſtören und abzutragen; es iſt die Aufgabe der Deutſchen, das neue Gebäude zu gründen und aufzuführen. In den Freiheitskriegen wird

Frankreich immer an der Spitze der Völker ſtehen; aber auf dem künftigen Friedenscongreſſe, wo ſich alle Völker Europa's verſammeln werden, wird Deutſchland den Vorſitz führen.“

„Die Geſchichte Frankreichs und Deutſchlands iſt ſeit Jahrhunderten nur ein beſtändiges Bemühen, ſich zu nähern, ſich zu begreifen, ſich zu vereinigen, ſich in einander zu ſchmelzen; die Gleichgültigkeit war ihnen immer unmöglich, ſie müſſen ſich haſſen oder lieben, ſich verbrüdern oder ſich bekriegen. Das Schickſal weder Frankreichs noch Deutſchlands wird nie einzeln feſtgeſetzt und geſichert werden können.“ — — —

„Die Alterreifen Männer beider Länder ſollten ſich bemühen, die junge Generation Frankreichs mit der jungen Generation Deutſchlands durch eine wechſelſeitige Freundſchaft und Achtung zu verbinden. Wie ſchön wird der Tag ſein, wo die Franzoſen und die Deutſchen auf den Schlachtfeldern, wo einſt ihre Väter ſich unter einander gewürgt, vereinigt niederknien und ſich umarmend, auf den gemeinſchaftlichen Gräbern ihre Gebete halten werden!“

„Die unwandelbare Freundſchaft und der ewige Friede zwiſchen allen Völkern, ſind es denn Träume? Nein, der Haß und der Krieg ſind Träume, aus denen man einſt erwachen wird. Welchen Jammer hat nicht die Liebe des Vaterlandes ſchon der Menſchheit verurſacht! Wie viel hat dieſe lügneriſche Tugend nicht an wilder Wuth alle anerkannten Laſter übertroffen! Iſt der Egoismus eines Landes weniger ein Laſter als der eines Menſchen? Hört die Gerechtigkeit auf eine Tugend zu ſein, ſobald man ſie gegen ein fremdes Volk ausübt? Eine ſchöne Ehre, die uns verbietet, uns gegen unſer Vaterland zu erklären, wenn die Gerechtigkeit ihm nicht zur Seite ſteht!“

„Ich liebe Deutſchland mehr als Frankreich, weil es unglücklich iſt, und Frankreich nicht; im Uebrigen bin ich ſo viel Franzoſe als Deutſcher. Was mich betrifft, ſo war ich, Gott ſei Dank, nie ein Tölpel des Patriotismus; dieſer Köder des Ehrgeizes, ſei es der Könige, ſei es der Patrizier oder der Völker, hat mich nie gefangen.“

„Das geſellige und geiſtige Leben der Deutſchen leidet an Uebeln und wird von Bekümmerniſſen geſtört, welche die Franzoſen nie gefühlt noch begriffen, oder die ſie nicht mehr fühlen und vergeſſen haben. Dieſer Umſtand könnte unſere Bemühungen zuweilen aufhalten und unſere Lage ſehr peinlich machen. Die Nationen ſind nicht weniger Egoiſten als die Individuen; ſie achten gewöhnlich nicht viel auf die Leiden anderer Völker und langweilen ſich bald bei ihren Klagen. Sie ſind aller Zeit bereit, ihre eigne glückliche Lage ihrem Muthe, ihrer Beharrlichkeit, ihrer Geſchicklichkeit zuzuſchreiben; und das Mißgeſchick der anderen Völker deren Schwäche, Unbeſtändigkeit oder Tölpelei. Vielleicht würde man in Frankreich jetzt veraltet finden, gegen den Adel zu eifern oder ſeiner zu ſpotten; man könnte vielleicht die Klagen der Deutſchen über ihre geheime Kriminaljuſtiz, ihre dumme Zenſur und über die unverſchämten Beleidigungen, welchen ihre perſönliche Freiheit jeden Augenblick blosgeſtellt iſt, ſehr verdrüßlich finden. Sollte mir das begegnen, ſollte mir unglücklicherweiſe nicht gelingen, die Sympathie der Franzoſen für mein Vaterland zu gewinnen, dann würde ich mich an ihren Egoismus und an ihren Vortheil wenden, indem ich ihnen zeigte, daß ihre Freiheit und ihr Glück nur unſicher ſind, ſo lange nicht auch die Freiheit und das Glück Deutſchlands feſtgeſtellt ſind, und daß die Säule der franzöſiſchen Freiheit nicht auf dem Platze der Baſtille, ſondern an den Ufern der Elbe einen feſten Grund finden wird.“

„Deutſchland bildet die Gebirgskette, welche die Civiliſation von der Barbarei, die Franzoſen von den Koſaken trennt. Frankreich liebt die Republik nicht, man ſagt es; aber gewiß liebt es noch weniger die Koſaken, und es hat zu viel Ehrgefühl, um nicht ſelbſt die blutige Beredſamkeit eines Danton der unverſchämten Rhetorik eines gekrönten Hettmanns vorzuziehen. Nun wohl! Deutſchland allein kann Frankreich von der traurigen Wahl zwiſchen dem populären und monarchiſchen Deſpotismus retten; aber unglücklicher Weiſe wurde dieſe Lage der Dinge, von den Franzoſen jeder Meinung und jeder Partei ſeit faſt fünfzig Jahren verkannt. — — —“

„Frankreich und Deutſchland vereinigt, können alles vollbringen und alles verhindern. Ein Krieg zwiſchen Rußland und England könnte niemals ernſtlich den Frieden Europa's ſtören, ſo lange Frankreich und Deutſchland neutral bleiben, und weder England noch Rußland könnten für Frankreich gefährlich werden, wenn ihnen nicht Deutſchland Beiſtand leiſtete. Von der Einigkeit Frankreichs und Deutſchlands hängt alſo nicht bloß ihr eigenes Wohl, ſondern auch das Schickſal ganz Europa's ab.“

„Frankreich, welches ſich ſeit bald fünfzig Jahren beluſtigt, die Welt wie einen Kreiſel umherzupeitſchen, hat wohl das Recht jedes Volk, das ihm ſein Bündniß anbietet, zu fragen: Was habt Ihr zu Stande gebracht? Wozu könnt Ihr uns nützen? Welche Hülfe bringt Ihr? Welche Bürgſchaft leiſtet Ihr uns? In Wahrheit zu reden, Deutſchland hat ſeit drei Jahrhunderten nichts gethan, und es hat alles geduldig ertragen, was ihm Andere haben anthun wollen.

Aber eben darum haben Arbeiten, Leidenſchaften und Genüſſe die jungfräulichen Herzen und die keuſchen Geiſter Deutſchlands noch nicht erſchöpft; ſie bildet die Reſerve der Freiheit und wird ihren Sieg entſcheiden. Sein Tag wird kommen, und um ihn zu wecken, braucht es nur ſehr wenig: ein Moment guter Laune, ein Lächeln des Zufalls, etwas Himmelsthau, einen Eisbruch, einen Narren mehr oder einen Narren weniger, ein Nichts; das Glöckchen eines Maulthieres iſt genug, die Lavine fallen zu machen. Alsdann wird Frankreich, welches ſich über nichts mehr verwundert, dieſes Frankreich, welches in drei Tagen das mühſame Werk eines Jahrhunderts aus dem Stegreife vollbracht, und aufgehört hat ſich über ſich ſelbſt zu erſtaunen — es wird ſich über das deutſche Volk erſtaunen, und dieſes Erſtaunen wird nicht blos Ueberraſchung ſein, ſondern Bewunderung.“

„Frankreich ſollte endlich Deutſchland, dieſe Quelle ſeiner Zukunft, kennen lernen; es ſollte ſich endlich überzeugen, daß es ſich nicht ſelbſt genug und nicht alleiniger Herr ſeines Schickſals iſt. Für die Freiheit kämpfen, das heißt noch nicht frei ſein, das heißt nur zeigen, daß man der Freiheit würdig ſei. Ein Volk, das Tag und Nacht ſeine Freiheit bewachen muß, iſt nicht frei, wie ein Menſch, der auf ſeine Geſundheit Acht haben muß, nicht geſund iſt. Frankreich hat in weniger als funfzig Jahren das Leben von fünf Jahrhunderten verbraucht; es iſt groß und bewunderungswürdig, aber ſein Ruhm hat keine Früchte getragen.“

„Frankreich hat Deutſchland immer falſch beurtheilt, und was ſchlimmer iſt, es hat es gar nicht beurtheilt, es hat ſich nicht darum bekümmert. Deutſchland hingegen hatte immer die Augen auf Frankreich gerichtet, ohne es darum beſſer zu begreifen. Anfänglich war es die Bewunderung, dann der Haß, und in der letzten Zeit eine Art höchſt lächerlicher Geringſchätzung, die ſein Urtheil blind gemacht. Die Deutſchen, welche niemals vorwärts gehen, kommen nie in die Lage, umkehren zu müſſen, und jetzt werfen ſie den Franzoſen vor, daß ſie ſo oft Rückſchritte machten! — — —“

„Für jeden redlichen Mann iſt es eine Qual, durch die Wahrheit gezwungen zu werden, von ſeinem Vaterlande übel zu ſprechen; die Landsleute, die Fremden ſelbſt ſehen darin nur eine ſtrafbare Verrätherei. Allein hören Freimüthigkeit und Unpartheilichkeit auf Tugenden zu ſein, ſobald man ſie auf einen Gegenſtand ſeiner Liebe wendet? Die Deutſchen haben, ſeit ſie Frankreich mit Erfolg bekämpft, eine Nationaleitelkeit bekommen, von der ſie früher frei waren. Der National-Empfindlichkeit der Franzoſen ging wenigſtens der Ruhm voraus; ohne Zweifel wird der Ruhm auch einſt den Deutſchen nicht fehlen: aber bis heute haben ſie noch nicht genug gethan, um ſich der Zuverſicht hinzugeben, daß man nicht ihr ſtolzes Selbſtgefühl für Einbildung nehmen werde. Indem es Frankreich beſiegte, hat Deutſchland nur ein Joch von ausländiſchem Holze gegen ein Joch von inländiſchem Holze vertauſcht und den glänzenden Deſpotismus Napoleons gegen die Scheidemünze ſeiner armſeligen Zwergtyrannen gewechſelt. Und dann, iſt nicht in jeder National-Eitelkeit etwas Kindiſches, ja ſelbſt Unſinniges? Ein einzelner Menſch kann entſchuldigt werden, wenn er gegen das, was man von ihm denkt und ſpricht, ſich empfindlich zeigt; denn der Einzelne gilt nur ſo viel er geſchätzt wird; da aber der Preis einer Nation immer ihrem wirklichen Werthe gleich kömmt, ſo iſt die Eitelkeit von ihrer Seite ganz nutzlos und nichts als Einfältigkeit. Uebrigens wäre es leicht zu beweiſen, daß oft, was die verſchiedenen Völker Großes gethan, nur durch ihre Fehler zu Stande gekommen, und was andere Völker erduldet, ſie nur wegen ihrer Tugenden erlitten. Es iſt alſo in jedem Lobe eines Volkes Etwas ſeine Zufriedenheit zu mäßigen, und in jedem Tadel Etwas die Beſchämung zu verſüßen. — — —“

„Indem wir Deutſchland und Frankreich zu vergleichen gedenken, haben wir keineswegs die Abſicht, die überlegenen oder untergeordneten Eigenſchaften des einen oder des andern darzuthun, denn das führte zu nichts. Man hat die Gewohnheit, Menſchen und Völkern Moral zu predigen, als wäre ihnen möglich, ihren Charakter zu ändern; aber in Wahrheit iſt das unmöglich. Weder die Individuen noch die Nationen können alle Tugenden vereinigen; es giebt Tugenden, die unvereinbar, es giebt gewiſſe gute Eigenſchaften, die nothwendig mit gewiſſen Fehlern verbunden ſind. Das aber iſt die wahre nützliche Aufklärung, die man den Völkern geben kann: ihnen zu zeigen, wie ſie in außerordentlichen Fällen, wo ſie zum Handeln oder zum Widerſtehen gute oder ſchlimme Eigenſchaften, die ihnen ſelbſt fehlen, nöthig hätten, dieſelben bei fremden Völkern ſuchen und zum Beſten gebrauchen ſollen.“

„Frankreich und Deutſchland müſſen, um mächtig und unabhängig zu ſein, einander ihre Kräfte leihen und eines von dem andern abhängen. Die Dienſte, welche ſie ſich wechſelſeitig zu leiſten haben, ſind leicht feſtzuſetzen. Im Allgemeinen herrſcht bei den Franzoſen der Verſtand (le caractère), bei den Deutſchen der Geiſt vor; es kömmt alſo letztern zu, zu unterſcheiden, was man zu thun, den andern, wie man es zu vollbringen habe. — — —“

— Ein Artikel über Uhland und Beranger enthielt unter andern folgendes:

„Die Deutſchen üben eine edle Gerechtigkeit gegen alles, was groß und ſchön iſt, in jeder Gattung, in jedem Lande, und zu jeder Zeit, und ſie theilen ihre Liebe und ihre Bewunderung zwiſchen alle Verdienſte mit einer ſtrengen und bewunderungswürdigen Unpartheilichkeit. — — —“

„Wären die Menſchen immer glücklich, dann würde Beranger ihr Apoſtel ſein, und deſſen Lieder ihnen zum Evangelium dienen. Wären die Menſchen immer unglücklich, dann wäre Uhland ihr Prophet, und deſſen poetiſche Moral ihre heilige Schrift. Da aber das Leben aus Luſt und Schmerz gemiſcht iſt, muß man Beranger und Uhland zugleich verehren, ſich abwechſelnd an ihren Schriften erbauen, bald Franzoſe, bald Deutſcher ſein, Gott und Liſette lieben. Im Frühlinge des Lebens und in den ſchönen Tagen der erſten Liebe erſtickt man faſt, ein Deutſcher zu ſein; aber wenn die Witterung kalt iſt, gewähren Euch Eure Kamine und Eure feuchten Gefühle nur eine Wärme für das Auge. Wie wohlthuend würdet Ihr alsdann einen deutſchen Ofen und ein deutſches Herz finden! — — —“

„Beranger iſt liebenswürdig und Uhland iſt achtungswürdig: ſie ſind von ihrem Lande; die Franzoſen ſind frei und glücklich, und die Deutſchen verdienen es zu ſein. Wenn eines Tages die Deutſchen, irre geführt von den Lügen und Ränken ihrer Fürſten, dem kindiſchen Weſen ihrer Poeten und der Unwiſſenheit ihrer Gelehrten, zum zweiten Male ſich mit einem ſelbſtmörderiſchen Haſſe gegen Frankreich begeiſterten, dann würden die Lieder Berangers ihren Zorn verſtändigen und entwaffnen. Wenn die Franzoſen ſich von ihrer National eitelkeit oder von dem Ehrgeize eines kriegeriſchen Oberhaupts von neuem gegen Deutſchland treiben ließen, dann mögen ſie Uhlands Lieder leſen, um zu erfahren, daß ein Volk, das ſeinen Ruhm in der Gerechtigkeit ſetzt und dem das Recht als Schild dient, nie unterjocht werden kann, und daß ſeine Freundſchaft vortheilhafter iſt, als der Sieg ſelbſt. — — —“

— In einem franzöſiſchen Artikel über Menzels Franzoſenfreſſerei ſagte ich:

„Wie! Ihr ſeid ein Volk von drei und dreißig Millionen Menſchen und Ihr beklagt Euch, von Napoleon beſchimpft und verachtet worden zu ſein? Hat Napoleon etwa auch die Engländer und Spanier verachtet, die ſeine Feinde waren? Hat er etwa die Polen verachtet, die ſeine Verbündeten waren? Aber beruhigt Euch, Ihr unglückſeligen Eunuche der Nationalehre, die nicht Euch gehört und die Ihr nur für den Gebrauch Eurer Sultane bewacht; nicht Euch das deutſche Volk, die deutſchen Fürſten hat Napoleon verachtet, jene Fürſten des Rheinbundes, die vor ihm gekrochen, die in ſeinem Vorzimmer wie Bediente Wache gehalten; die um den Titel eines Königs, eines Großherzogs, eines Herzogs, die um die Erlaubniß, ſich der armſeligen Reſte von Freiheit zu bemächtigen, die ihren Unterthanen von ihrem ganzen Erbe noch übrig geblieben, und um die Nachſicht, in ihren Präfekturen die Deſpoten ſpielen zu dürfen, ihm ihre Völker verkauften und ihm halfen ihre Landsleute zu unterdrücken, und Preußen zu vernichten, das ſie gegen Oeſterreich geſchützt, und Oeſterreich, deſſen Vaſallen ſie waren. Dieſe Fürſten waren es, welche Napoleon mit Recht, aber zu ſeinem Verderben nicht genug verachtet, denn er hat ſich von ihnen betrügen laſſen. — — —“

„Ergreift die Waffen, Ihr hochherzigen Vertheidiger der Nationalehre, erobert das Elſaß wieder; aber eilt Euch, die Sache iſt dringend, bald werden die Feſtungen Spielberg, Olmütz, Spandau, Magdeburg, Ehrenbreitenſtein, Hohenasperg, für die väterlichen Bedürfniſſe Eurer Regierungen nicht mehr ausreichen; nehmt Straßburg mit Sturm ein, damit es eine Citadelle mehr gäbe, um Eurem Patriotismus als Prytaneum zu dienen. Allein bevor Ihr Euch den Gefahren des Ruhms ausſetzt, fragt die Elſaſſer, ob ſie einwilligen, wieder Deutſche zu werden, ob ſie ſich glücklich ſchätzen würden, ihren König gegen einen der deutſchen Bundesfürſten, ihre Deputirten-Kammer gegen die Frankfurter Bundesverſammlung, die Freiheit der Preſſe gegen die ſchändliche Zenſur, die Nationalgarde gegen die Gendarmerie, die Oeffentlichkeit der gerichtlichen Verhandlungen gegen geheime Tribunale, die Jury gegen abhängige Richter, und die Gleichheit der Stände gegen den Hochmuth und die Unverſchämtheit des Adels und der Satrapen zu vertauſchen. Fragt ſie das und ſie werden Euch antworten: wir ſind die glühendſten und treueſten Patrioten unter allen Franzoſen, gerade weil wir an der deutſchen Grenze liegen. — — —“

„Geht doch, Ihr ſtümpernden Liebhaber der Nationalehre! Es iſt ein Unglück, aber keine Schande, von einem fremden Volke beſiegt worden zu ſein, das iſt allen Völkern und den tapferſten begegnet; aber es iſt eine Schande in ſeinem Vaterlande Sklave zu ſein. Der fremde Sieger macht uns wenigſtens das Recht nicht ſtreitig, ihn zu haſſen und uns an ihm zu rächen; indem er uns unterjocht und niederdrückt, verlangt er nicht zugleich unſere Liebe und unſere Achtung; aber die inländiſchen Tyrannen zwingen uns die Hand zu küſſen, die uns züchtigt. Die Ehre eines Volkes iſt, daß es wiſſe frei zu ſein, ein Bedientenvolk hat keine Anſprüche auf Achtung zu machen. Was habt Ihr nöthig zwei Jahrhunderte zurückzugehen, um im Elſaß Eure Nationalſchande zu ſuchen? Sie liegt Euch unter den Händen, ſie iſt von geſtern. In Spanien, dem Vaterlande der Inquiſition, beſteht Preßfreiheit, und in Deutſchland, dem Vaterlande Luthers, herrſcht die Zenſur! Ihr hungert nach Nationalehre, Ihr füttert Euch mit dem Siege, den vor achtzehn hundert Jahren Arminius über die Römer gewonnen, Ihr ernährt Euch armſelig mit der Aſche Eures Ruhms, und die Varus von Frankfurt beſchimpfen und bedrohen Euch alle Tage! Wiſſet daß dort die Schande iſt und daß auch dort die Ehre könnte ſein. — —“

Ein Artikel über Heine enthielt Folgendes:

„Das deutſche Leben gleicht einer hohen Alpengegend; es iſt groß, königlich, die Krone der Erde, die mit ihren ewigen Gletſchern ſchimmert. Deutſchland ward das reinſte Sonnenlicht, den andern Ländern die Wärme der Sonne. Seine unfruchtbaren Höhen haben die Welt zu ihren Füßen befruchtet. Dort ſind die Quellen der großen Ströme der Geſchichte, der großen Nationen und der großen Gedanken. Den Deutſchen das Genie, den Franzoſen das Talent; den einen die ſchöpferiſche, den andern die anwendende Kraft. Aus dem deutſchen Boden ſind alle jene große Ideen hervorgegangen, die von geſchickteren, unternehmenderen oder glücklicheren Völkern ins Werk geſetzt und benutzt worden ſind. Deutſchland iſt die Quelle aller europäiſchen Revolutionen, die Mutter jener Entdeckungen, welche die Geſtalt der Welt geändert haben. Das Schießpulver, die Buchdruckerei, die religiöſe Reform ſind aus ihrem Schoße hervorgegangen — undankbare und vermaledeite Töchter, die Prinzen geheirathet und ihre plebeiſche Mutter verhöhnt haben. — — —“

„Die Franzoſen klagen oft und ſpotten zuweilen über den Nebel, der den Geiſt der Deutſchen umhüllt. Aber dieſe Wolken, welche den Franzoſen das Sehen verhindert, ſind nur zu den Füßen der Deutſchen gelagert; ſie ſelbſt ragen mit ihrer ganzen Größe über die Wolken hinaus und athmen unter einem blauen Himmel eine reine und ſtrahlende Luft. — — —“

Das iſt es was ich den Franzoſen von Deutſchland, was ich den Deutſchen von Frankreich geſagt. Und jetzt betrachte man die Lügenſtickerei, mit welcher Herr Menzel meinen guten und reinen Stoff zu bedecken ſuchte.

„Herr Börne giebt in Paris ein in franzöſiſcher Sprache geſchriebenes Journal: la Balance, heraus. Im erſten Heft deſſelben erklärt er den Patriotismus für eine Narrheit und dankt Gott, daß er jederzeit davon frei geweſen ſei. Er ſagt aber kein Wort gegen den franzöſiſchen Patriotismus. Dieſen läßt er gelten. Nur gegen den deutſchen zieht er, ſelbſt ein Deutſcher, zu Felde, und in welchem andern Intereſſe als in dem der Franzoſen?“

Wo findet ſich denn in meinen Worten oder auch nur in meinen Gedanken, daß ich den deutſchen Patriotismus für eine Narrheit erklärt, den franzöſiſchen aber für Weisheit? Wo ſteht das? Mir braucht Herr Menzel nicht zu ſagen wo es ſteht, ich weiß es — es ſteht in ſeiner Inſtruktion. Er hat ſich darum nicht mit mir zu verſtändigen, ſondern nur mit jenen unſchuldigen und gutmüthigen Leſern, deren es in Deutſchland ſo viele giebt, die zwar als Knaben ſchon den Livius und den Tacitus geleſen, aber nur lateiniſche Vokabeln und Wendungen, nicht aber die uralten Ränke der Ariſtokratie, und die ewigen Tücken des Deſpotismus daraus gelernt. Gegen jene unwiſſenden Leſer hat ſich Herr Menzel zu rechtfertigen, die von dem Maſchinenweſen der öffentlichen Meinungsfabrik nicht die geringſte Kenntniß haben und von der Bauchrednerei der politiſchen Gaukler und Taſchenſpieler gar nichts ahnden. Dieſen, nicht mir, zeige er die Stelle, wo ſich das findet was er mir zum Vorwurfe macht. Ich habe nicht den deutſchen Patriotismus allein, ich habe auch den franzöſiſchen und jeden andern verdammt, und ich habe ihn nicht für eine Narrheit erklärt, ſondern für mehr, für eine Sünde. Will Herr Menzel darüber mit mir ſtreiten, ob der Patriotismus eine Tugend ſei oder nicht, ſo bin ich gern dazu bereit.

„Doch es ſcheint, wir müſſen bei Herrn Börne voraus ſetzen, er betrachte den Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit, er halte den Patriotismus nicht für etwas Angebornes, Natürliches und Heiliges, ſondern für eine Erfindung, für etwas, das den Völkern aufgeſchwatzt worden ſei, um ſie an einander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken.“

„Wollten wir auch dies Prinzip zugeben, was wir nicht thun, ſo würde doch daraus folgen, daß Herr Börne nicht blos dem deutſchen, ſondern auch dem franzöſiſchen Patriotismus den Krieg ankündigen müßte, wenn er dem Verdacht entgehen will, er wolle nur den Franzoſen und ihren Intereſſen auf Koſten der Deutſchen ſchmeicheln, und ſtatt der Freiheit oder unter ihrer Maske nur das Franzoſenthum ausbreiten.“

„Iſt denn aber das Prinzip überhaupt richtig? Kann man ſo in aller Geſchwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten? und es iſt wahr, daß der Patriotismus der Freiheit verderblich ſei? Im Gegentheil. Es giebt gar keine Freiheit ohne Patriotismus. Was Herr Börne lehrt, iſt genau dieſelbe Lehre, die gerade die Feinde der Freiheit von jeher gepredigt haben, die Lehre der Welteroberer, der Stifter großer Welt Monarchien, der Hierarchien. Nur dieſe waren es von jeher, welche die Nationalunterſchiede auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen trachteten, weil ſie wohl wußten, daß ſie die Freiheit auf keine andere Weiſe unterdrücken könnten, als indem ſie die Nationalität unterdrückten. Aus demſelben Grunde war es auch immer nur der Patriotismus, das heilige Gefühl der Nationalehre, welche die Freiheit rettete oder wieder eroberte. Nur deutſcher Patriotismus war es, der einſt den Römern ſagte: bis hierher und nicht weiter! und dadurch die allgemeine Demoraliſation der Sklaverei, die außerdem unausbleibliche Folge der römiſchen Kaiſer-Deſpotie, aufhielt. Nur deutſcher Patriotismus war es, der den Päpſten zurief: bis hierher und nicht weiter! und den ganzen Norden losriß von unerträglichem Joch. Nur deutſcher Patriotismus war es, der auch dem weltſtürmenden Corſen zurief: bis hierher und nicht weiter!

und dadurch erſt jene neue Baſis ſchuf, auf der ſo viel gebaut wird. Herr Börne ſelbſt müßte vielleicht jetzt als franzöſiſcher Polizeipräfect in ſeiner Vaterſtadt figuriren und Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben, wenn nicht eine halbe Million ehrlicher Deutſcher ihr Blut auf den Schlachtfeldern vergoſſen hätten, um ihm die Sicherheit zu erobern, in der er jetzt in Paris ſitzt und ſchreibt und die Geiſter der Helden verhöhnt.“

Ich betrachte keineswegs, wie Herr Menzel vorausſetzt, den *Unterſchied der Nationen als ein Hinderniß der allgemeinen Freiheit*, wenigſtens giebt es größere Hinderniſſe, die meine Aufmerkſamkeit viel ſtärker in Anſpruch nehmen. Doch was heißt *Unterſchied der Nationen*? Herr Menzel gebraucht oft Worte, welchen ſich zu widerſetzen eben ſo unmöglich iſt als die Luft durchzuhauen. Ich halte den Patriotismus, ganz wie Herr Menzel, für etwas *Angebornes*, *Natürliches* und *Heiliges*. Er iſt ein angeborner Trieb, und darum natürlich, und darum heilig, wie alles was von der Natur kommt. Aber welches Heilige wurde nicht ſchon mißbraucht, ja mehr mißbraucht als alle gemeinen Dinge, weil eine ehrfurchtsvolle Scheu jede genaue Unterſuchung zurückſchreckte und den Schändern des Heiligthums freien Spielraum gab? Was iſt heiliger als Gott, und was wurde mehr mißbraucht? Ich halte den Patriotismus nicht für eine Erfindung der Machthaber, denn dieſe haben nie etwas Gutes erfunden. Aber die Fürſten haben auch das Pulver nicht erfunden, und dennoch gebrauchen ſie es blos zu ihrem alleinigen Vortheil und oft zum Verderben ihrer eignen und der fremden Völker. Das Pulver haben die Machthaber den Völkern abgeſchwatzt, und von Patriotismus, von Vaterland haben ſie ihnen eine ganz falſche Bedeutung aufgeſchwatzt, um ſie aneinander zu hetzen und ſich wechſelſeitig zu unterdrücken. Das iſt es freilich was ich meine.

Die Neigung, ſtete Bereitwilligkeit und der unerſchütterliche Muth, für das Glück, die Ehre, den Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit ſeines Landes thätig zu ſein, und dabei kein Opfer, keine Anſtrengung zu ſcheuen, ſich von keiner Gefahr abſchrecken zu laſſen: das iſt es was wir Liebe des Vaterlandes nennen. Das Glück, der Ruhm, die Freiheit und die Sicherheit eines Landes können von zwei Seiten bedrohet werden, von außen und von innen. Die Uebel die von außen kommen, ſind ſeltener, es ſind gewaltſame Verletzungen und ſie gleichen den Verwundungen des menſchlichen Körpers. Sie ſind ſchmerzlich, aber nicht bösartig, und können den ſtärkſten und geſundeſten Staat treffen. Die Uebel die von innen kommen, gleichen den Krankheiten;

ſie ſind häufiger und bösartiger, denn ſie ſetzen verdorbene Säfte, eine fehlerhafte Conſtitution, oder ungeregelte Lebensordnung voraus. Nun haben aber die Machthaber, welche die öffentliche Meinung, Moral und Erziehung nur zu ihrem eigenen Vortheile lenken, die Liebe zum Vaterland, die ſich gegen die innern Feinde hülfreich zeigt, nie als eine Tugend geltend zu machen geſucht, ſondern vielmehr als das größte aller Laſter verdammt und unter dem Namen Landesverrätherei und Majeſtätsverbrechen, durch ihre Geſetze mit den härteſten Strafen bedroht. Diejenigen Bürger haben ſie für die beſten Patrioten erklärt, die ihren unheilbringenden Geſetzen am meiſten Ehrfurcht und Achtung bezeigten, indem ſie nur für ſich und ihre Familie Sorge trugen, ſich aber um die Kränkungen, welche ihre Mitbürger und ihr Vaterland erlitten, nie bekümmerten. Nur denjenigen Patriotismus, der ſich äußern Feinden des Vaterlandes entgegenſetzt, haben ſie als eine Tugend angeprieſen und belohnt, weil er ihnen nützte, weil er ihre Herrſchaft ſicherte, und ſie in den Stand ſetzte, jeden fremden Fürſten oder jedes fremde Volk, die ſie befeinden wollten, als Feinde ihres Volkes darzuſtellen.

Die Liebe des Vaterlandes, ſie mag ſich nach außen oder nach innen offenbaren, iſt eine Tugend ſo lange ſie in ihren Schranken bleibt; darüber hinaus wird ſie ein Laſter. Wenn Herr Menzel ſagt, *für das Vaterland handelt man immer ſchön*, ſo iſt das eine alberne Floskel, albern und läſterlich zugleich. Nein, man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn man das Gerechte will; man handelt nur ſchön für das Vaterland, wenn es das *Vaterland* iſt, für das man ſich bemüht, nicht aber ein einzelner Menſch, ein Stand oder ein Intereſſe, die durch Ränke und Gewalt ſich für das Vaterland geltend zu machen wußten. Die Vaterlandsliebe iſt für den Bürger, was die Familienliebe für den Hausvater iſt. Wenn nun Religion und Sittlichkeit den Hausvater lehren: du ſollſt deinen Nebenmenſchen lieben wie dich ſelbſt, du ſollſt ihn nicht haſſen, nicht kränken; wenn das Staatsgeſetz gebietet: du ſollſt deinen Mit-Bürger nicht beſtehlen, nicht berauben, ihn nicht in ſeiner Ehre, ſeinem Rechte, ſeinem Eigenthum kränken; und wenn auch dein Weib und Kind vor deinen Augen verhungerten, ſo darfſt du doch deinem reichen Nachbar kein einziges Brot entwenden — wollten ſie damit lehren oder verbieten, daß man ſein Weib und Kind nicht lieben, daß man ſeine Familie verrathen ſollte? Aber was man nicht thun darf für ſeine Familie, darf man auch nicht thun für ſein Vaterland. Das

Recht iſt ein unentbehrlicheres Lebensmittel als das Brot, und Tugend iſt ſchöner als Ruhm.

Herr Menzel fragt: ob man ſo in aller Geſchwindigkeit den Patriotismus in der Welt ausrotten könne? Es iſt aber nicht die Rede von dem was man kann, ſondern von dem was man ſoll. Vom Ausrotten des Patriotismus iſt gar nicht die Rede, ſondern nur von der Vertilgung aller Schändlichkeiten, die der Egoismus der Fürſten und der Völker mit dem Namen Patriotismus umſchleierte. Von aller Geſchwindigkeit iſt am wenigſten die Rede. Wir gewähren noch ein halbes Jahrhundert bis die Völker Europa's, bis beſonders die Franzoſen und die Deutſchen zur Einſicht gelangen, daß von ihrer Einigkeit ihr Glück und ihre Freiheit abhängen. Ehe das geſchicht, werden noch manches Jahr die Koſakenpferde in der Rhone trinken, und mancher deutſcher Dom wird von den Türken unter ruſſiſcher Kriegsführung zum Stalle entweiht werden, und wird ein Meer von Blut das Glück und das Leben von Millionen Menſchen des Feſtlandes begraben.

Die Fürſten ſind einig; aber weil ſie wiſſen, daß die Einigkeit ihrer Völker ihre eigne fruchtlos machen würde, ſuchen ſie dieſe zu verhindern. Kein Fürſt ereifert ſich darüber, wenn ein fremdes Volk ſein eignes anfeindet. Herr Menzel, der in dem ſchulbübiſch zenſirten Deutſchland alle mögliche Freiheit genießt die Franzoſen zu verläſtern, ſie bei den Deutſchen zu verläumden und dieſe gegen ſie aufzuwiegeln — er verſuche es einmal gegen Louis Philipp, der doch auch ein Franzoſe iſt, ein feindliches Wort zu äußern! Aber ich bin gewiß, daß es Herr Menzel nicht verſuchen wird; denn er weiß die feinſten Tendenzen ſeiner Zeit eben ſo gut als der Fürſt von Pückler zu berückſichtigen, der auch von dem Könige der Franzoſen alles mögliche, von deſſen Volke aber gar wenig Gutes zu ſagen wußte.

Was Herr Menzel am angeführten Orte weiter ſagt, fand ich ſo ermüdend dumm, daß ich mich erſt etwas erholen muß, ehe ich darauf eingehe. „Er iſt nicht eitel,“ rühmt mich Herr Menzel; aber ich muß zu meiner Beſchämung geſtehen, daß ich es manchmal doch bin. So oft ich mich gezwungen ſehe zu ſpießbürgerlichen Erörterungen hinabzuſteigen, regt ſich mein Stolz in mir und ich erröthe, keinen ebenbürtigen Gegner zu haben. Herr Menzel darf es mir glauben, daß er nicht halb ſo viel von Politik verſtehet als meine franzöſiſche Köchin, ob ſie zwar Eulalia heißt und dieſer Name voll Menſchenhaß und Reue, voll Melancholie, Empfindſamkeit, Mondlichtszitterſchein und andern Deutſchthümlichkeiten, die allergrößte Unbekanntſchaft mit Politik, Diplomatik und übrigen Spitzbübereien zu verathen ſcheint.

Herr Menzel ſagt: was ich lehrte, hätten zu jeder Zeit die Welteroberer gelehrt; dieſe hätten immer, um die Freiheit zu unterdrücken, alle Nationalität auszurotten und die ganze Menſchheit in eine Uniform zu zwingen getrachtet. O Geduld! oder hätte ich nur einen einzigen Zoll von einem Welteroberer, daß ich die Geduld entbehren könnte! Wie hätte denn je ein Eroberer entſtehen, wie hätte je der Fürſt eines Landes ſein Volk ſo dumm bereitwillig finden können, mit Blut und Leben ſeiner Raubſucht und ſeinem Ehrgeize zu dienen, wenn er ihm nicht vorher eine falſche Bedeutung des Patriotismus aufzuſchwatzen verſtanden, wenn er ihm nicht vorgelogen hätte, das Ausland haſſen, heiße ſein Vaterland lieben? Und wenn die Eroberer auch wirklich darin ihren Vortheil fanden, den Nationalegoismus der von ihnen unterjochten Völker zu unterdrücken, was könnte man damit beweiſen? Die Ehrgeizigen gebrauchen alle Mittel, auch edle; der Zweck heiligt ſelbſt dieſe in ihren Augen. Die Eroberer, die Unterdrücker haben die Nationaleigenthümlichkeiten der von ihnen unterjochten Völker zu zerſtören geſucht, ſo lange ſie glaubten, daß dieſes ihre Herrſchaft erleichtere und ſichere; ſobald ſie aber zu beſſerer Einſicht gekommen, ſobald ſie begreifen gelernt, daß man verſchiedene Völker am ſicherſten regiere, wenn man ſie in wechſelſeitiger Eiferſucht, wenn man ihren Patriotismus erhalte, und ſo eines von dem andern bewachen laſſe, haben ſie mit dem größten Eifer alle Nationalverſchiedenheiten zu unterhalten geſucht. In dem öſterreichiſchen Staate giebt es, genau gezählt, neun verſchiedene Patriotismen. Die Fürſten Oeſterreichs haben die Nationalverſchiedenheiten und Charakterzüge aller von ihnen beherrſchten Völker immer mit ſolcher ängſtlichen Sorgfalt unterhalten, daß ſie ſich ſogar geſcheut, die noch hier und da ſich findenden Grabſteine längſt verſtorbener, längſt verfaulter Freiheiten zu zerſtören, ſie, welchen doch immer ſelbſt vor jedem Zeichen der Freiheit ſchauderte! Thaten ſie ſo zum Vortheile der Freiheit oder zum Vortheile des Despotismus? Iſt Oeſterreich ein freier Staat? Möchte Herr Menzel in Wien ſchreiben? Doch wer weiß, vielleicht möchte er es.

Was hat man nicht ſchon den Menſchen als Patriotismus aufgebunden! Die Oeſterreicher ſind ſo treuherzige und gutmüthige Menſchen, daß man unter ihnen findet, was ſonſt nirgends in der ganzen Welt zu finden iſt; nämlich Polizei-Spione unter den ehrlichſten Leuten. Wenn ein ſolcher ehrlicher Spion ſeinen Nachbarn, ſeinen Freund, ſeinen Bruder verräth, ſchwört er darauf, er ſei ein guter Patriot, und ſtirbt ſo ſelig wie der heilige Antonius.

Ich könnte dem Herrn Menzel ein großes Geheimniß anvertrauen; ich könnte ihm zeigen, daß die Deutſchen für den Patriotismus gar nicht gemacht ſind, daß ſie darum keinen haben, daß es ihre ſchöne Beſtimmung iſt keinen zu haben, und es daher gut ſei, daß ſie nicht frei ſind, und wie ſich dieſes einſt zum Glücke der europäiſchen Menſchheit wenden werde. Doch um das alle klar zu machen, müßte ich mich mit Herrn Menzel auf einen hohen Standpunkt ſtellen, und ich fürchte da gäbe er mir Recht, hielte mich feſt, und ließe mich nicht wieder herunter. Man weiß es ja, wie himmliſch wohl es allen deutſchen Gelehrten auf ſehr hohen Standpunkten iſt; denn dort oben in den Wolken giebt es keine Polizei. Darum bleibe ich lieber unten und fahre in meinen ebenen Betrachtungen fort.

Wenn vielleicht Herr Menzel mir den Arminius, den Luther und den Napoleon an den Kopf geworfen, um mit meiner ſchwachen Faſſungskraft zu ſcherzen, die es mir immer unmöglich machte, die Herrlichkeit des deutſchen Patriotismus, ja auch nur ſein Daſein aufzufinden, ſo laſſe ich mir es gefallen; denn ich kenne und liebe den Scherz. Herr Menzel wollte mich dann nur necken, weil er wußte, daß ich jedesmal toll werde, wenn ich von der Teutoburger Schlacht, und wenn ich jene gar zu jämmerlichen und ungeſchickten Schmeichler höre, die um das deutſche Volk zu loben, das wie jedes Volk des Lobes nie bedarf, ihm nur zwei große Thaten auf achtzehn Jahrhunderte vorzuſchmeicheln wiſſen, und eines neunzehnten Jahrhunderts bedurften, um die dritte That hinzuzufügen. War es aber Herrn Menzel Ernſt mit dem Teutoburger Walde, der Reformation und dem korſiſchen Tyrannen; waren es nicht blos die alten Poſſen aus der Befreiungs-Komödie, wollte er vielmehr wie viele Andere, und wie befohlen, die Deutſchen damit einſchläfern und ihnen rathen ſich auszuruhen von den drei großen Werken, die ſie in neunzehn hundert Jahren vollbracht — ſo muß ich es wohl als Ernſt annehmen und ein Wort darüber ſprechen.

Herr Menzel hat ſelbſt eine Geſchichte der Deutſchen geſchrieben, und zwar mit einem ſo feurigen anachroniſtiſchen Turner-Patriotismus, daß Arminius und Blücher ſich wie zwei Brüder ähnlich ſehen. Ich bitte ihn daher in ſeinem eigenen Werke die Kriege der Germanen mit den Römern nachzuleſen, und mir dort eine Spur von Patriotismus aufzuzeigen. Die deutſchen Völkerſchaften kämpften damals weder für ihren Boden, noch für ihre Stammgenoſſen, noch für ihren Nationalruhm, noch für ihre Freiheit. Sie kämpften nur für ihre Führer, und fochten mit gleicher Luſt und Tapferkeit in der Reihe der Römer gegen ihre Landesleute, wie in der Reihe ihrer Landesleute gegen die Römer. Die deutſchen Häuptlinge und Fürſten ſtritten für ihren Ehrgeiz und ihren Vortheil, und je nachdem dieſe wechſelten, wechſelten ſie mit ihren Verbündeten und ihren Feinden. Bald bekämpften ſie die Römer, bald die Deutſchen. Zwiſchen den deutſchen Fürſten und Völkerſchaften war ſelbſt im eigenen Lande ein unaufhörlicher Krieg. Der Bruder des Arminius kämpfte in den Reihen der Römer, und Arminius ſelbſt wurde, nachdem er Varus beſiegt, von andern deutſchen Fürſten, worunter ſeine eigene Verwandte waren, heimlich todtgeſchlagen. Herr Menzel ſieht, daß ſchon in uralter Zeit der deutſche Patriotismus einen ſo ſchlechten Lohn fand als in unſern Tagen. Wäre der brave Blücher älter geworden, hätte er vielleicht auf der Citadelle von Magdeburg ſich mit dem Schickſale des Arminius tröſten müſſen, das doch noch trauriger geweſen als ſeines; denn nie hätte er, ob er zwar ſelbſt Huſar war, die jetzige Huſaren-Regierung Preußens gut geheißen.

Die Deutſchen kämpften Jahrhunderte lang die Einen für, die Andern gegen die Macht der Rö miſchen Kaiſer, und nicht eher ſahen ſie in den Römern einen gemeinſchaftlichen Feind und verbanden ſich gegen ſie, bis nordiſche Völker kamen und ſie auf die Römer warfen, ganz ſo wie ſie achtzehn hundert Jahre ſpäter von den Ruſſen gegen die Franzoſen gedrängt worden.

Stand deutſcher Patriotismus auch nur in der entfernteſten geiſtigen oder Blutsverwandtſchaft, nur in der loſeſten geſchichtlichen Verbindung mit der Reformation? Nein, der Patriotismus war weder Urſache noch Wirkung, weder Vater noch Kind, weder Vorhergegangenes noch Nachfolgendes der Reformation. Im Gegentheil, die Reformation vernichtete allen deutſchen Patriotismus, ſelbſt jenen ſchlechten, den Herr Menzel preiſt und den wir verdammen. Die Reformation war die Schwindſucht, an der die deutſche Freiheit ſtarb und Luther war ihr Todtengräber. Pfaffentrug hatte den alten guten Glauben mit Aberglauben verfälſcht, ſo daß er geſunden Herzen nicht mehr munden konnte. Da kam Luther, der ſich wie alle deutſche Gelehrte auf einen reinen Wein verſtand, ließ das Faß auslaufen, und bot dem Volke für den verdorbenen Wein des Glaubens das reine Waſſer der Philoſophie an. Was wurde dabei gewonnen? Der Weſtphäliſche Friede iſt da mit ſeiner Rechnung über Einnahme und Ausgabe der Reformation. Einige Tauſend Denker erwarben ſich Gedankenfreiheit, und das ganze Land verlor ſeine Lebensfreiheit. An einem Wahne wurde das Volk ärmer und an tauſend Narrheiten, welche die deutſchen Theologen und Philoſophen erſonnen, wurde das Land reicher. Das Papſtthum, dieſer böſe neckiſche Geiſt, doch ohne Körper, der nur Abergläubiſche ſchreckte und von allen Verſtändigen verlacht wurde, das wurden ſie los; dafür aber bekamen ſie zwei handgreifliche ſchwerbewaffnete Völker in das Land, den Franzoſen und den Schweden. Ein Jahrhundert lang erwürgten ſich die Deutſchen unter einander, und um ungeſtört ihre Wunden verbinden, ihre Todten begraben zu können, mußten ſie endlich einen Theil ihres Landes fremden Königen abtreten. Zwanzig Univerſitäten wurden errichtet, um die Gelehrten für ihre Volksverrätherei, für ihre Fürſtendienſte zu belohnen, und tauſend Städte und Dörfer lagen in Trümmern und Aſche und die Gebeine von zehn Millionen Deutſchen bedeckten das verwüſtete Land. Nie haben die deutſchen Fürſten ihren Völkern, nie haben dieſe ſich ſelbſt, nie wurde ihnen vom Auslande mehr Schimpf und Schande angethan als während der Reformation; und das nennt Herr Menzel Patriotismus! Ich habe mich in einem franzöſiſchen Journale über die Urſachen und Folgen der Reformation umſtändlicher ausgeſprochen, und ich will einige hierher gehörige Stellen daraus anführen.

„Die Reformation hat nur den Fürſten und den Gelehrten Nutzen gebracht, das Volk hat durch ſie nichts an ſeinem ſinnlichen Glücke gewonnen, und viel von ſeinem geiſtigen Wohle verloren. Alles betrachtet, war die prieſterliche Macht doch nur eine moraliſche. Die Völker verarmten um die Kirche zu bereichern, wie man ſich um ſeine Geliebte zu Grunde richtet, wenn man zu ſchwach oder zu voller Leidenſchaft iſt, ihrem Schmollen und ihrem Liebkoſen zu widerſtehen. Als aber nach der Reformation die Fürſten ſich der Güter und Einkünfte der Geiſtlichkeit bemächtigt hatten, traten die Steuern an die Stelle der freiwilligen Abgaben, und die Strafgeſetze der Schatzkammer an die Stelle des Fegfeuers. Luther nahm dem Volke das Paradies und ließ ihm die Hölle, nahm ihm die Hoffnung und ließ ihm die Furcht. Er ſchrieb die Reue vor, um von Sünden losgebunden zu werden, aber die Reue gebietet ſich nicht. Er verlangte gute Werke ſtatt äußern Gottesdienſtes, aber die guten Werke wurden ſeit dieſer Lehre nicht häufiger.“

„Die Sitten wurden ſtrenger, nach außen war alles rein und fleckenlos; aber es waren nur zurückgetretene Laſter, welche die verborgenen Theile des Staatskörpers verwüſteten. Ränke und Spitzbübereien erſetzten die Gewaltthätigkeiten und Verbrechen. Die religiöſen Feſte wurden vermindert, die Werktage und hierdurch die Mühen des Volks wurden vermehrt; der Gottesdienſt, während des Katholizismus der Troſt und zugleich die Oper und Erholung der Unglücklichen, wurde in eine Schule der Moral umgewandelt, wo die Gläubigen ſich langweilten und einſchliefen. Die Theologie, früher eine göttliche Kunſt, wurde eine Wiſſenſchaft, die der Faſſungskraft des Volkes unzugänglich blieb. Das öffentliche Leben hörte ganz auf. Es gab keine Maler, keine Dichter, keine Feſte mehr für das Volk: man führte keine öffentliche Gebäude mehr auf; der Provinzial und Haus-Egoismus trat an die Stelle des Nationalgeiſtes: das deutſche Volk, ehemals ſo fröhlich, ſo geiſtreich, ſo kindlich, wurde durch die Reformation in ein trauriges, plumpes und langweiliges Volk verwandelt. Das deutſche Leben iſt ein Faſtenleben, das ſchon ſeit drei Jahrhunderte dauert, und das deutſche Volk iſt noch weit von ſeinen Oſtern."

„Luther war ein großer Mann, aber vor allem war er Menſch, und beſaß alle Gebrechen und Schwachheiten dieſer unglückſeligen Gattung. Emporgekommener Plebejer, haßte und verachtete er den Stand, aus dem er hervorgegangen, und wollte lieber der Schützling der Fürſten als der Beſchützer ſeines Gleichen ſein. Die Fürſten ſchmeichelten ihm, weil ſie ihn fürchteten. Luther war ſo gerührt von ihrer Furcht und ſo betäubt von ihren Liebkoſungen, daß er gar nicht gewahr wurde, daß die Fürſten nur aus Ehrgeiz und Habſucht ſeine Lehre angenommen, und daß ſie ſich in ihrem Innern über ſeinen religiöſen und philoſophiſchen Enthuſiasmus luſtig machten. Luther hat ſeinem Vaterlande viel Böſes angethan. Vor ihm fand man bei den Deutſchen nur Dienſtbarkeit, Luther begabte ſie noch mit Dienſtbefliſſenheit. Die ſüdlichen Völker, die katholiſch geblieben, fürchten ihre Gebieter, doch ſie lieben und verehren ſie nicht; ſie bewahren ihre Liebe und ihre Verehrung für Gott und ſeinen Statthalter."

„Darum haben alle katholiſchen Völker, ſobald ſie ſich gegen ihre Tyrannen ſtark genug gefühlt, ihr Joch abgeſchüttelt, oder wenigſtens mit gutem oder ſchlechtem Erfolge ihre Befreiung verſucht. Aber bei den reformirten Völkern, wo die Fürſten auf den Rath und mit Einwilligung der Reformatoren die moraliſche Macht der Kirche an ſich gezogen und mit ihrer materiellen Macht vereinigt hatten, mußten die Unterthanen die Liebe und die Verehrung, die ſie früher der Kirche geſchenkt, ihren weltlichen Herren als pflichtſchuldige Steuer darbringen. Nur bei den nordiſchen Völkern findet man jene dumme und blinde Liebe und jene abergläubiſche Verehrung für die Fürſten, die den Menſchen ſo ſehr entwürdigen und jene unglücklichen Völker an ihre Sklavenketten ſchmieden. Sie wagen ſie nicht zu brechen, ſie wagen es nicht zu wollen; das vermeintliche ſociale Verbrechen würde ſie nicht zurückſchrecken, aber ſie entſetzen ſich vor der Verletzung des Heiligen. Die katholiſchen Prieſter haben nie den leidenden Gehorſam gepredigt, gleich den reformirten Geiſtlichen, und das angebliche göttliche Recht der Fürſten, ob zwar ſchon früher von ihnen in Anſpruch genommen, wurde doch erſt ſeit der Reformation von den Völkern anerkannt.“ — — —

„Luther war das Muſterbild eines deutſchen Philoſophen, mit allen Tugenden und Fehlern ſeiner Nationalität. Von hohem Verſtande, ausgebreiteter Gelehrſamkeit, geiſtreich, mi Adleraugen die Finſterniß ſeiner Zeit durchdringend, ſtandhaft, tugendhaft, unbeſtechlich, den Gunſtbezeugungen der Großen beſſer als ihren Liebkoſungen widerſtehend, wagte Luther, ein armer und unbekannter Mönch, die koloſſale Macht des Papſtes herauszufordern. Aber er war kein politiſcher Kopf; er kannte die wirkliche Welt nicht, er verſtand weder die Ränke, die Leidenſchaften und die Halsſtarrigkeit der höhern Stände, der bürgerlichen Geſellſchaft, noch den richtigen Sinn, die Tugenden und die Intereſſen der untern Stände. Er verachtete im höchſten Grade das Volk, das allein gut und tugendhaft, immer ſeine Meinungen in Geſinnungen und ſeine Geſinnungen in Handlungen zu verwandeln ſucht.“

„Luthers Unternehmen war mehr ein Werk des Wiſſens, als des Gewiſſens. Vergeſſend daß Gott ſelbſt, trotz ſeiner Allmacht, eine ſinnliche Welt erſchaffen mußte, um ſeine Göttlichkeit zu offenbaren; vergeſſend daß alle Ideen an einander hängen, daß die moraliſchen und materiellen Intereſſen ſich vermengen, und daß man die einen nicht bewegen könne ohne die andern mit zu treiben, verwünſchte Luther das Volk, weil es die neuen Ideen verkörpern wollte. Der Teufel beſuchte ihn eines Tages in ſeiner Einſamkeit, um ihn zu gewinnen oder zu ſchrecken; Luther warf ihm das Dintenfaß an den Kopf und der Teufel flüchtete ſich durchs Fenſter. Weil ihm dieſe Art den Krieg zu führen einmal gegen einen armen Teufel geglückt war, glaubte Luther, die Dinte wäre das beſte Wurfgeſchütz gegen die Gewaltthätigkeit, den Deſpotismus, den Ehrgeiz und die Raubſucht der Mächtigen der Erde. Dieſe Lutheriſche Artillerie iſt ſeitdem nicht vervollkommnet worden und die deutſchen Philoſophen, Moraliſten und Doktoren der Politik begnügen ſich noch jetzt, gegen die Tyrannen zu ſchreiben, welche ſich über ſie und ihre Dintenfäſſer mit Recht luſtig machen.“

Soll ich jetzt der Verlockung des Herrn Menzel folgen, und mit ihm das alte Lied vom weltſtürmenden Korſen in Duett abſingen? Ach nein, es iſt gar zu langweilig. Nur zu oft habt Ihr es gehört, nur zu oft wurde es Euch vorgeſungen. Doch will ich den weltſtürmenden Korſen dazu benutzen, um Herrn Menzel zu zeigen, was der falſche und was der wahre Patriotismus iſt, und wie ſich der Patriotismus der Deutſchen von dem der andern Völker unterſcheidet. Woher kam es denn, daß das ſchwache Spanien dem weltſtürmenden Korſen gleich am erſten Tage ſeines Einfalls zurufen durfte: bis hierher und nicht weiter? Wie gelang es den Spaniern, die Franzoſen in ihrer Siegesbahn aufzuhalten, während das weit mächtigere deutſche Volk ſich zwanzig Jahre lang von ihnen ſchlagen ließ? Es kam daher, weil die Spanier nicht blos für ihren König und ihre äußere Unabhängigkeit, ſondern zugleich für ſich ſelbſt und ihre innere Freiheit die Waffen ergriffen. Es kam daher, weil ſie nicht blos gegen die Tyrannei Napoleons, ſondern auch gegen die ihrer eigenen Fürſten kämpften; darum gelang es ihnen. Und als ſie ihren König zurückgeführt, und dieſer ſie betrog wie üblich, da ließen ſie ſich weder täuſchen noch ſchrecken, da verloren ſie nicht den Muth, ergaben ſich keiner ſchnöden Ruhe, ſondern ſie kämpften fort und fort für ihre Freiheit, und wenn überwältigt, kehrten ſie immer von neuem zum Kampfe zurück und heute haben ſie geſiegt für immer. Das iſt der wahre Patriotismus. Und damals fand ſich kein Schriftſteller unter den Spaniern, der ihnen zugerufen: jetzt habt Ihr Euren König, jetzt könnt Ihr zufrieden ſein; verlangt nicht zuviel, am höchſten Maaßſtab des Ideals darf man nie einen menſchlichen Zuſtand meſſen; ſchlaft einen geſunden Pflanzenſchlaf, gedeiht im Stillen, pauſirt gehörig, und legt Euch in's Kindbett! Es fand ſich kein ſolcher. Und hätte ſich ein ſolcher Thor gefunden, hätten ihn die ſtolzen Spanier verhöhnt und ihn gefragt: Lengua sin manos, cuemo osas fablar?

Und darum, weil wir der Gedanken ohne Zunge, der Zunge ohne Hände ſpotten, darum weil wir ein Volk bald beweinenswerth bald lächerlich finden, das ſich noch dümmer fangen läßt als die Fliegen, die man wenigſtens mit Zucker lockt; das ſich fangen läßt mit Schmerzen und Bitterkeiten — darum verhöhnten wir jene tapfern Deutſchen, die für ihr Vaterland geblutet, die Geiſter jener Helden, die für ihr Vaterland geſtorben! Wir nicht. Ihr verhöhnt ſie, ihr beſtochenen Sachwalter, die ihr durch eure Verfälſchungen, eure Verdrehungen, eure Ränke das deutſche Volk um das Erbe betrügt, das ihnen jene gefallenen Helden hinterließen; Ihr verhöhnt ſie, nichtswürdiges Geſchlecht! Nicht wir verhöhnen die

Geiſter jener Helden, wir die wir im Kerker ſchmachten, die wir landesflüchtig werden mußten, weil wir der Freiheit treu geblieben, für die jene Helden geblutet; weil wir die Geſinnungen kund gethan, durch die ſie einſt unſere Fürſten vom Joch Napoleons befreit, und ſie aus Knechten, die ſie waren, wieder zu Herren erhoben. Wir beweinen das edle fruchtlos vergoſſene Blut jener Helden. Wären ſie ſo weiſe als tapfer geweſen, ſo bedenklich als ſie vertrauensvoll waren, hätten ſie die Waffen nicht niedergelegt, bis ſie dem Volke die Freiheit geſichert: dann lebten wir im Vaterlande, glücklich und geehrt, und ihr ſchnöden Helfershelfer der Tyrannei müßtet in der Welt umherirren, bis ihr einen Winkel findet, dunkel genug eure Schande zu verbergen.

Wie! Jene tapfern Deutſchen, die ihr Blut auf dem Schlachtfelde vergoſſen, hätten mir die Sicherheit erobert, mit der ich in Paris ſitze und ſchreibe und die Geiſter der gefallenen Helden verhöhne! Die Sicherheit erobert? Nöthig gemacht, hätte Herr Menzel ſagen ſollen. Hätten jene Helden für die Freiheit unſeres Vaterlandes gekämpft und nicht blos für die Freiheit unſerer Fürſten, dann brauchten wir keine Sicherheit in einem fremden Lande zu ſuchen. Und hätten die Franzoſen ſolche bange Sklavenherzen wie die Deutſchen, und wäre ihr König ſo niedrig geſinnt wie die deutſchen Könige, dann gewährten ſie uns keine Freiſtätte in ihrem Lande, ſondern ſie würden uns mit Ketten belaſtet der Rache unſerer Feinde ausliefern.

Freilich würde ich mich ſehr unglücklich fühlen, müßte ich noch in meiner Vaterſtadt als Polizeibeamter Programme zu kaiſerlichen Namensfeſten ſchreiben; aber weil zu kaiſerlichen. Ob der Kaiſer Napoleon hieße, oder Ferdinand, oder Nikolas, das wäre mir alle gleich. Und dennoch wollte ich lieber ſo ſchmähliche Programme ſchreiben, als meine Hände beſudeln, wie jetzt alle deutſchen Polizei-Präfecten es mit Luſt und Liebe thun: mit Entwürfen zu Inſtruktionen für reiſende Kundſchafter, mit Zuſammenſtellen der Berichte hauſirender Spione, mit Steckbriefen hinter allen Freunden des Vaterlandes, mit Protokollführung über die den gefangenen Patrioten abgemarterten Geſtändniſſe, mit der doppelten Buchhalterei über alles, was in den Wirthshäuſern getrunken und geſprochen wird. O tauſendmal lieber! Nie war während der franzöſiſchen Herrſchaft die deutſche Polizei ſo tief in Koth verſunken als jetzt; nie wurde ihr ſo Unmenſchliches zugemuthet; nie wurde das härteſte Verlangen mit ſolcher freudigen Bereitwilligkeit gewährt; nie wäh rend der zehnjährigen Herrſchaft der Franzoſen wurde bei der Polizei mit ſolcher ſchadenfrohen Tücke, mit ſolcher Unmenſchlichkeit, und wo die Tücke aufhört, mit ſolcher ledernen, thränendichten Schulfuchſerei der Amtspflicht verfahren, als gleich während dem erſten Jahre der deutſchen Herrſchaft. Ich muß das wiſſen, Herr Menzel, ich war auch dabei. Und ſeitdem iſt das ganze deutſche Volk von ſeiner Ober-Regierung in zwei Klaſſen abgetheilt worden; in die der Spione und die der Spionirten. Außer ihnen nicht Einer mehr. Sei Einer brav oder ſchlecht, Menſch oder Teufel, das kümmert ſie nicht; man iſt Polizei-Hund oder Polizei-Wild, Hammer oder Amboß.

> „Herr Börne iſt kein Freund der deutſchen Schulphiloſophie und doch verfährt er ganz wie ſie. Er beginnt damit, ſein Object anders haben zu wollen, als es iſt, und da dies nicht gehen will, negirt er es ſchlecht weg. Aber ſo wenig wie die Welt anders wird, wenn die Philoſophen ſie anders machen wollen oder gar negiren, eben ſo wenig ändert ſich das deutſche Volk, mag es Herr Börne in der Wirklichkeit anders machen wollen oder gar in der Idee negiren."

Herr Menzel hofft, es werde mir nie gelingen das deutſche Volk zu ändern. Aber was berechtigt ihn mir ſo ein thörichtes Vorhaben anzudichten? Noch Keiner hat verſucht ein Volk zu ändern, und nie wäre der Verſuch gelungen. Wir wollen das deutſche Volk nicht ändern, wir wollen es aufwecken, denn es ſchläft. Wir ſind ſeine Fliegen, die ihm um die Ohren ſummen und im Geſichte herum kitzeln; ich wenigſtens glaubte nie mehr zu ſein. Zwar ſchläft das deutſche Volk einen ſehr feſten Schlaf — wie wäre ihm auch möglich geweſen ſeinen Gelehrten zu widerſtehen, die mit ihren Büchern ſelbſt einen öſterreichiſchen Vorpoſten einſchläfern könnten; zwar ſchläft es einen idealen Schlaf, wie ihn Herr Menzel ſo lyriſch ſchön beſungen, es ſchläft wie ein Veilchen um Mitternacht, wie ein Kind im Schooße der Mutter; aber wir ſind auch unermüdliche Fliegen. Und weckt es unſer Stachel nicht auf, ſo weckt es einſt der Donner, und thut es der Donner nicht, ſo thut es ein Erdbeben. Aufwachen, aber nicht ſich ändern. Das verhüte Gott, daß je das edle deutſche Volk ſich ändere!

„Herr Börne will uns die Freiheit aus Frankreich bringen. Was für eine Freiheit? Er ſagt es uns nicht. Die Republik ohne Zweifel? Aber was für eine Republik? Die Tugend-Republik des ſeligen Maximilian Robespierre? Herr Börne beobachtet zu viele Schicklichkeit gegen ſein eigenes Genie, um ſich als Schwärmer für das Tugendmaximum Blößen zu geben. Er iſt den Fünfzigen näher als den Zwanzigen. Die Laſterrepublik des neuetablirten jüdiſchen Hauſes Heine und Compagnie? Herr Börne hat ſie noch vor wenigen Monaten im Réformateur entrüſtet angegriffen, und wenn er ſie auch im zweiten Heft der Balance wieder in Schutz nimmt, ſo thut er es nicht aus Sympathie für die Laſter, ſondern nur aus Malice gegen Deutſchland. In Frankreich tadelt er die Demoraliſation, in Deutſchland lobt er ſie, nicht weil ſie die Sitten, ſondern weil ſie den Staat untergräbt. Alles iſt ihm recht, was als ein zerſtörendes Element in Deutſchland um ſich frißt.“

„Was iſt nun aber in allen ſeinen Negationen das Poſitive? Was will er für eine Freiheit, wenn er weder die Tugend-Republik noch die Laſter-Republik, und auch nicht die conſtitutionelle Monarchie will, die er mit ſo viel Unrecht auf jede mögliche Weiſe beſchimpft, gegen deren Freunde er die unſäglichſte Verachtung blicken läßt?“

„Er ſagt uns nicht, was er gründen will, wenn er alles zerſtört haben wird. Er denkt, die Franzoſen werden ſchon dafür ſorgen. Man muß nur dieſe Bahn brechen in Deutſchland, den Deutſchen ſelbſt alles Deutſche gehäſſig, verächtlich, lächerlich, alles Franzöſiſche wünſchenswerth machen und den Franzoſen alle Mittel und Wege zeigen, wie ſie über die Deutſchen Meiſter werden können, erſt durch ein ſchmeichelhaftes Fraterniſiren und dann, wenn gehörig vorgearbeitet iſt, durch die Invaſion.“

Es gab noch keinen diplomatiſchen Lehrjungen, es gibt keinen einzigen Krautjunker in ganz Deutſchland, der nicht einmal über die Tugend-Republik des ſeligen Herrn v. Robespierre geſcherzt hätte. Herr Menzel gehe mit ſeinem ſeligen Herrn v. Robespierre ins Bad Doberan und laſſe ſich präſentiren, oder nach München in den Bocksbierkeller.

Dort wird er ohne Zweifel Lachen erregen mit der Tugend-Republik des ſeligen Herrn v. Robespierre; aber mich verſchone er damit. Er wird mich nie demüthig genug finden mit fürſtlichen Lakaien über die Tugend und Seligkeit Robespierres zu ſtreiten; das faßt kein Bedientenherz.

Herr Menzel meint, ich könne in meinem ſo reifen Alter doch unmöglich mehr für die Tugend-Republik ſchwärmen. Die Republik als eine Herrſchaft der Tugend geltend zu machen, um ſie den Menſchen zu verleiden, das iſt der alte wohlbekannte Polizeipfiff. Aber die Republik hat nie das Verſprechen gewagt, das Laſter zu zerſtören; ſie verſprach nur deſſen geſetzliche Organiſation aufzulöſen, ihm ſeine Erblichkeit, ſeine angebornen Vorrechte zu entreißen und die geſchloſſenen Körperſchaften zu trennen, die dem Laſter eine unbeſiegbare Uebermacht über die Tugend geben. Die Staatsverfaſſung keiner Art vermag mehr als das; der Menſch iſt älter als der Bürger, der Menſch muß ſich beſſern, dann folgt ihm der Bürger nach. Und das iſt ein anderer Polizeipfiff, die Liebe zur republikaniſchen Freiheit als eine jugendliche Schwärmerei darzuſtellen. Die Liebe der Freiheit wohnt im Herzen, und das Herz altert nicht. Ich kannte achtzigjährige Republikaner, und ich ſelbſt war bis in mein fünf und vierzigſtes Jahr der konſtitutionellen Monarchie zugethan.

Aber wie kömmt die Republik hierher? Habe ich von den Vorzügen der monarchiſchen oder republikaniſchen Regierungsform geſprochen, daß Herr Menzel Anlaß fand, darüber mit mir zu rechten? Es iſt nichts als die gewohnte bange Vorſicht des Herrn Menzel. Er fürchtet ſo ſehr die Ueberzeugungskraft meiner Anſicht über die Lage Deutſchlands, daß er ſich ſcheut, ihr nahe zu kommen. Er führt das Volk ſeiner Leſer auf ein Feld, von dem ich weit entfernt bin, und ruft ihm zu: dort ſteht er, ſchlagt drauf. Und ſie ſchlagen zu und haben die Luft und das Gebüſch getroffen, mich aber nicht, und Herr Menzel zieht als ſiegender Feldherr in die Herzen aller Krautjunker ein. Sind Frankreich, England und Belgien Republiken? Sind ſie nicht konſtitutionelle Monarchien? Heißt das die Republik fordern, wenn wir diejenige Ordnung der Dinge, die in jenen Ländern herrſcht, auch für Deutſchland wünſchen? Gibt es aber in Deutſchland konſtitutionelle Monarchien? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, daß die Volksvertreter das Budget anerkennen müſſen, daß ſie nicht ſprechen dürfen, worüber ſie wollen, daß ſie ihre Reden nicht bekannt machen, die Protokolle ihrer Sitzungen nicht drucken laſſen dürfen? Gehört die Zenſur zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, jungen Schriftſtellern von Geiſt und Talent das Schreiben zu verbieten, blos weil ſie einen guten Styl haben, und man fürchtet, das Volk möchte künftig leſen, was früher nur die Gelehrten verſtanden? Gehören die heimlichen Gerichte zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie? Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß die von den Fürſten bezahlten Richter allein über Freiheit und Leben Derjenigen entſcheiden, die der Beleidigung jener Fürſten angeklagt worden? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, daß man die Angeſchuldigten vier, fünf Jahre im Kerker ſchmachten läßt, bis man ſie verurtheilt oder frei ſpricht? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, die Jugend als ein Verbrechen zu beſtrafen, und als ein Vergehen, jung geweſen zu ſein? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, viele hundert Jünglinge während der Blüthezeit ihres Lebens im Kerker ſchmachten zu laſſen, weil ſie die Freiheit länger geliebt, als ihre Fürſten ſie gebraucht? Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man weder die Namen der Eingekerkerten, noch die der Angeſchuldigten, noch das Verbrechen der Verurtheilten bekannt macht?

Daß man über die vielen Hunderte, die man zur Zuchtſtrafe verurtheilt, Rechnung ablegt wie über ein Schlachthaus? So viel Ochſen ſind geſchlachtet worden, ſo viel Kühe, ſo viel Hämmel, ſo viel Schweine — das Schlachtvieh hat keinen Namen — ſo viel Theologen ſind verurtheilt worden, ſo viel Juriſten, ſo viel Pfarrer, ſo viel Mediziner, ſo viel Offiziere — ſie haben keine Namen, die Schlachtopfer des Deſpotismus! Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man eine Mutter beſtraft, weil ſie ihren Sohn, eine Schweſter, weil ſie ihren Bruder aus dem Kerker zu befreien ſuchte? Gehört es zum Weſen einer konſtitutionellen Monarchie, daß man eine Frau mit Steckbriefen verfolgt wegen geäußerter „Theilnahme an dem Schickſale ihres Mannes“, der gefangen ſitzt? Daß man eine Mutter zwingen will, die Briefe der Polizei auszuliefern, die ſie von ihrem geflüchteten Sohne erhält? Daß man ein vierjähriges Kind vor Gerichte ladet, um ſeiner Unſchuld und Unwiſſenheit ein Zeugniß gegen ſeine eigene Mutter abzulocken? Gehört es zum Weſen der konſtitutionellen Monarchie, wenn die verſchiedenen Fürſten eines Landes ſich zum Voraus über das Eigenthum und die Nutznießung der geflüchteten Patrioten zanken, die man wieder erwiſchen könnte; daß ſie ſtreiten, wer von ihnen das

Recht haben ſolle, ſie zuerſt zu martern; daß ſie einen Vertrag ſchließen, derjenige von ihnen ſolle das Vorrecht haben, der ſich zuerſt gemeldet; daß ſie dann ſich eilen, ſich auf die Flüchtlinge zu abonniren, ſich einſchreiben zu laſſen, wie zur Vorſtellung einer Oper? Welch ein jämmerlich ungeſchickter Vertheidiger der in Deutſchland beſtehenden Ordnung der Dinge iſt Herr Menzel, wenn er behauptet, zwiſchen dieſer Ordnung der Dinge und einer Republik läge nichts in der Mitte! Um ſo ſchlimmer, wenn nichts in der Mitte liegt; um ſo ſchlimmer, wenn keine andere Wahl iſt, als jene Ordnung der Dinge geduldig fort zu ertragen, oder ſich durch die Republik zu retten.

Herr Menzel behauptet, ich hätte die Demoraliſation in Frankreich entrüſtet angegriffen und getadelt, die in Deutſchland aber gelobt und in Schutz genommen, und er ruft das zweite Heft der Balance, wo ich von Gutzkows Wally geſprochen, als Zeugniß auf. Was gab dem Herrn Menzel die Dreiſtigkeit zu ſolcher Lüge, da ſich doch in der Balance gerade das Gegentheil findet? Die Zuverſicht umpanzert ihn; er weiß, daß er meine Gegenwehr verlachen kann, weil ihm ſeine Polizei-Taktik den Sieg verſichert. Er weiß, daß die Balance nur von ſehr Wenigen geleſen worden, daß ſelbſt dieſe Wenigen nur mit Zittern weiter erzählen durften, was ſie darin angeſprochen, und daß ihre ſchwachen Stimmen von dem Geſchrei des Literaturblattes, der allgemeinen Zeitung und der hundert andern deutſchen angſtkeuchenden, bettelnden oder bezahlten Blätter betäubt und verſchlungen wurden. Aber freilich, mein Tadel der Wally hatte einen ganz andern Grund, als der des Herrn Menzel. Ich vertheidigte Religion und Sittlichkeit, weil ich in ihnen eine Stütze der Freiheit finde; Herr Menzel aber, weil er in ihnen eine Stütze der Herrſchaft ſieht, der Gunſtſpendenden. Nicht daß ich die Wally gelobt, ſondern daß ich das lächerlich deſpotiſche Verfahren getadelt, welches die deutſchen Regierungen gegen Gutzkow ſich erlaubt, das war es, was den Eifer des Herrn Menzel erregte. Aber ganz Deutſchland denkt hierin wie ich. Ueber das was recht und ſittlich ſei, hat die öffentliche Meinung zu entſcheiden, nicht die Frankfurter Staatsinquiſition, in deren verpeſtetem Luftkreiſe weder Recht noch Sittlichkeit beſtehen können. Und wenn die Moral meine eigne Tochter wäre, ich wollte ſie eben ſo gern in einem Bordell erziehen laſſen, als daß ich ſie der Aufſicht der Polizei anvertraute.

Als Herr Menzel, einſt ein Phariſäer des Liberalismus, da zu heucheln noch Vortheil brachte, das junge Deutſchland vor das Gericht des alten zog und es anklagte: an dieſem Tage hatte er ſeine Seele mit blutiger Unterſchrift dem Böſen zugeſagt, und von einem ſolchen Handel kauft man ſich nicht wieder los, mit aller Reue nicht. Da Chriſtus von Judas verrathen wurde, war er ſchon reif zu ſeiner Herrlichkeit und ſtand als Gott auf, nachdem er als Menſch geſtorben. Wer aber einen Keim des Guten und Schönen erſtickt, iſt ein einfacher Judas. Herr Menzel zerriß ſich die Kleider, ſtreute Aſche auf ſein Haupt und flüſterte den Machthabern ins Ohr und heulte auf allen Gaſſen, es werde dem Lande ein Voltaire, ein [illegible] geboren werden, ein Meſſias, der das Volk von ſeiner Gedankenfreiheit befreien würde. Da erſchracken die Herodes Deutſchlands, und ſie ſchickten ihre Häſcher aus, die junge gefahrdrohende Brut zu zerſtören. Die Verfolgung des jungen Deutſchlands war ein wahrer bethlehemitiſcher Kindermord. Die unſchuldigen Kindlein! Voltaire war nicht unter ihnen. Die dummen Herodes! Wenn dem deutſchen Volke ein Voltaire kommen ſoll, wird er kommen; noch nie wurde ein großer Mann in der Wiege erwürgt.

Ich hätte gegen die Freunde der konſtitutionellen Monarchie in Deutſchland immer die unſäglichſte Verachtung blicken laſſen, ſagt Herr Menzel. Verachtung! nein; denn ſie haben es gut gemeint. Aber angeſtaunt, bedauert habe ich jene Männer, welche die Geſchichte lehren, und doch ſelbſt nichts von ihr gelernt; welche die letzten funfzig Jahre durchgelebt und doch nicht um eine Täuſchung ärmer, nicht um eine Enttäuſchung reicher geworden ſind; welchen die Taſchenſpielerei der Macht ſo fremd wie unſchuldigen Kindern war, ſo daß ſie gar nicht begreifen konnten, wo denn auf einmal die Muſcatnuß, wo die Preßfreiheit, wo die drei Eide hingekommen. Dieſe wenigen, zwar unverſtändigen, aber treuen Freunde der konſtitutionellen Monarchie ſchmachten jetzt im Kerker, oder leben in der Verbannung, oder darben zum Lohne ihrer Vaterlandsliebe, oder zittern unter dem Schwerte der Rache, das an einem Faden über ihrem Haupte hängt; denn in Deutſchland athmet man jetzt nur ab instantia frei. Wo ſind aber die übrigen tauſend Freunde der konſtitutionellen Monarchie hingekommen? Wohin haben ſie ſich verkrochen? Als die konſtitutionelle Monarchie noch Macht und Einfluß hatte, als zum Volksvertreter gewählt zu werden noch Vortheil brachte, weil es die Gelegenheit verſchaffte, der Regierung ihre Gunſt abzutrotzen; als die konſtitutionelle Monarchie noch Feſte gab, da ſetzten ſich viele Freunde an ihren Tiſch und tranken und ſchwatzten, und ſchwangen den Becher wie ein Schwert, und blitzten und donnerten mit Reden, die doch nur die warme Luft abkühlten, aber niemals einſchlugen. Sobald aber die konſtitutionelle Monarchie ihr Anſehen verloren, da ſchlichen ſich ihre Freunde fort, und wenn ſie der armen zerlumpten Konſtitution auf der Straße begegneten, wendeten ſie das Geſicht von ihr und wurden bleich und roth. Herr Menzel wird uns ſagen, die guten Freunde der konſtitutionellen Monarchie hätten die Erlaubniß nicht mehr, frei zu reden; aber wann hatte die Freiheit je die Erlaubniß bekommen, frei zu ſein? Man nimmt die Freiheit, man empfängt ſie nicht; und wer ſie genommen und dann ohne Kampf zurückgab, der war ein gemeiner Taſchendieb, kein Eroberer, und man hängt ihn mit Recht.

Herr Menzel wird uns ſagen, es wären hier und da in Deutſchland noch koſtbare Reſte von konſtitutioneller Freiheit zu finden. Freilich, gerade ſo viel als Oeſterreich und Preußen brauchen, die Fürſten jener Länder in Furcht von ihren Ständen, und dadurch von ſich ſelbſt in Abhängigkeit zu erhalten. Jene Trümmer der konſtitutionellen Freiheit ſind es, welche die feſteſten Stützen des Deſpotismus bilden.

Wenn man ſich einen Augenblick des Ernſtes und der Trauer erwehren könnte, würde man die deutſche Geſchichte der letzten vierzig Jahre als eine Faſtnachtsposſe betrachten, von einem komiſchen Engel zur Beluſtigung des himmliſchen Hofes gedichtet. Zwanzig

Jahre lang bekriegten die Deutſchen die franzöſiſche Freiheit; zwanzig Jahre lang wurden ſie von den Franzoſen geſchlagen, geplündert und gedrückt, und als ſich nach zwanzig Jahren der Sieg auf ihre Seite gewendet und ſie die Hauptſtadt ihrer Feinde erobert — was thaten ſie, wie rächten ſie ſich? Sie brachten den Franzoſen eine Freiheit, wie ſie ſie nie gehabt, einen Wohlſtand, den ſie früher nie genoſſen, und die guten Deutſchen kehrten ſieggekrönt in ihre alte Sklaverei und ihre alte Armuth zurück! Was war's aber? War es Großmuth, welche die deſpotiſchen Fürſten des Nordens bewog, dem beſiegten Frankreich eine freie Verfaſſung zu gewähren? War es Großmuth, daß Ludwig XVIII., der mit allen Vorurtheilen der alten Zeit und mit einem Haſſe, den zwanzigjährige Verbannung unterhalten, nach Frankreich zurückgekehrt, den Franzoſen die Freiheit ſchenkte? Nein, es war keine Großmuth; es war die Ehrfurcht, die ein muthiges und beharrliches Volk den Siegern abgedrungen, es war die Furcht, die ihnen ein trotziges und drohendes Volk aufgedrungen. So gewannen die Franzoſen durch ihre Niederlage, was die Deutſchen ſich nicht durch ihren Sieg gewinnen konnten.

Iſt das die ſchöne Beſtimmung der edeln Deutſchen, die Polizei von ganz Europa zu machen und aller Orte die Büttel der Freiheit zu ſein? Noch heute iſt es deutſcher Einfluß, der in allen Ländern die Gewaltherrſchaft beſchützt, oder die Freiheit immerfort bedroht und ſtört und ſie nicht zu ruhigem Genuſſe kommen läßt. Dieſer deutſche Einfluß waltet in England, in Frankreich, in Spanien und Portugal, in der Schweiz und in Griechenland. Ein deutſcher Fürſtenknabe, der Sohn eines öſterreichiſchen Vaſallen, wurde nach Liſſabon geſchickt, um dort dem Königekinde zu zeigen, wie man mit Eiden und mit Völkern ſpiele. Mit deutſch proteſtantiſchem Gelde wird Don Karlos unterſtützt, daß er in Spanien die Ketzergerichte wieder einführe. An der Spitze aller geheimen Verbindungen gegen die Freiheit des britiſchen Volkes ſteht der Herzog von Cumberland, der in Berlin ſeine Studien gemacht und dem dort die Augen aufgegangen. Als der Sultan Mahmud mit gutem Willen ſeine Völker auf den Weg der Civiliſation führen wollte und bei ſeinen chriſtlichen Freunden Rath und Belehrung ſuchte, ſchickte man ihm von Wien Polizeiverſtändige, um in Conſtantinopel eine geheime Polizei zu organiſiren, als die Elementarſchule der chriſtlichen Civiliſation. Und als der naive Sultan einen Schritt weiter ging und eine türkiſche Zeitung anordnete, machte ihm das öſterreichiſche Cabinet über das Verderbliche einer ſolchen Neuerung die dringendſten Vorſtellungen und bemerkte: Zeitungen wären noch gefährlicher als Janitſcharen, und vertrügen ſich mit der geheimen Polizei wie Alkalien mit Säuren. In ganz Europa wenden alle Feinde der Freiheit ihre hoffnungsvollen Blicke nach Deutſchland hin. Das deutſche Volk iſt der liebe gute Onkel, der noch immer die Schulden ſeiner Völker-Neffen bezahlt. Doch genug! Herr Menzel bittet uns, nicht ſo laut zu ſprechen, denn Deutſchland, das arme gute Ding, läge in Kindesnöthen und ſeine Wehen wären gar zu ſüß.

Was in allen meinen Negationen das Poſitive ſei; was ich gründen wolle, wenn ich alles zerſtört haben werde; was für eine Freiheit ich denn wolle? frägt Herr Menzel, und antwortet ſich darauf: dafür werden ſchon die Franzoſen ſorgen. Fangt Gimpel, Ihr Finkler der öffentlichen Meinung, daß es euch nicht an Geſellſchaft fehle; aber redet mit menſchlichen Geſchöpfen nicht von Freiheit, die Ihr nicht verſtehet und nicht fühlet. Die Freiheit iſt gar nichts Poſitives, ſie iſt nur etwas Negatives: die Abweſenheit der Unfreiheit. Die Freiheit kann und will nichts gründen als ſich ſelbſt, ſie kann und will nichts zerſtören als die Gewaltherrſchaft. Die Freiheit kann ein Volk nicht umwandeln, ſie kann ihm nicht die Tugenden und Vorzüge verſchaffen, die ihm ſeine

Natur verſagt; ſie kann ihm die Fehler nicht nehmen, die ihm angeboren, die ſein Klima, ſeine Erziehung, ſeine Geſchichte oder ſein unglückliches Geſtirn verſchuldet; die Freiheit iſt Nichts und dennoch Alles, denn ſie iſt die Geſundheit der Völker. Wenn der Arzt einen Kranken zu heilen ſucht, kommt Ihr dann, um ihn zu fragen: warum heilt Ihr dieſen Mann, ehe Ihr reiflich überlegt, was Ihr nach der Heilung aus ihm machen wollt? Er iſt ein ſchwacher Greis, wollt Ihr einen kräftigen Jüngling aus ihm machen? Er iſt ein Bettler, wollt Ihr ihn zum reichen Manne machen? Er iſt ein Böſewicht, wollt Ihr ihn zum tugendhaften Menſchen machen? Er iſt ein Dummkopf, könnt Ihr ihm Geiſt verſchaffen? Er wohnt in der öden Lüneburger Haide, wollt Ihr ihn nach Neapel bringen? Der Arzt antwortet euch: ich will ihn heilen; wie er dann ſeine Geſundheit benutzen könne, benutzen wolle, das iſt ſeine Sache, das wird ſeine Beſtimmung entſcheiden. So auch ſpricht die Freiheit: ich gebe den Völkern ihre Geſundheit wieder; doch wie ſie die Freiheit benutzen wollen, benutzen können, das muß ich ihrem Willen und ihrem Schickſale überlaſſen. Wie ein geſunder Bettler, der an ſeiner ſteinernen Brotrinde kauet, glücklicher iſt als der kranke reiche Mann, der an einem üppigen Tiſche ſchwelgt: ſo iſt ein freies Volk, und wohnte es am eiſigen Norden, ohne Kunſt, ohne Wiſſenſchaft, ohne Glauben, ohne alle Freuden des Lebens, und mit den Bären um ſeine Nahrung kämpfend — ſo iſt es dennoch glücklicher als ein Volk, das unter einem paradieſiſchen Himmel mit tauſend Blumen und Früchten ſchwelgt, die ihm der Boden, die Kunſt und die Wiſſenſchaft reichen, aber dabei der Freiheit entbehrt. Nur die Freiheit vermag alle Kräfte eines Volkes zu entwickeln, daß es das Ziel erreiche, welches ihm auf der Bahn der Menſchheit vorgeſteckt worden. Nur ſie kann die verborgenen keimenden Tugenden eines Volkes an den Tag bringen, offenbaren, welche ſeiner Gebrechen der Entartung, welche der Natur zuzuſchreiben, und ſeine geſunden Vorzüge von denjenigen trennen, die unter dem Scheine der Kraft nur eine Schwäche bedecken, die nichts als krankhafte Kongeſtionen, geſetzwidrige Anmaßungen eines Organs über das andere ſind — ſo etwa wie die Häuslichkeit und der Transcendentalismus der Deutſchen.

Ein Volk, das nicht frei iſt, das noch in ſeiner Regierung ,wie ein Fötus im Mutterſchooße ruhet, iſt gar kein ſelbſtſtändiges Volk; es iſt eine Hoffnung, aber keine Wirklichkeit. Und die Freiheit iſt auch die Ehre der Völker. Selbſt wenn alle Herrſcher das wären, was ſie nicht ſind, die Väter ihrer Unterthanen, wenn ſie für nichts beſorgt wären als für deren Glück, für deren Zufriedenheit, ſelbſt dann auch wären jene Völker ohne Freiheit und ohne Ehre bedaurungswürdig. Sie müſſen, was ihnen als Recht gebührt, als Geſchenk annehmen, zittern bei jeder üblen Laune, bei jeder Leidenſchaft, jeder Trunkenheit ihrer Gebieter; ſie ſind keine Menſchen, ſie ſind nur Sachen, geliebte Kleinodien ihres Beſitzers, ſie ſind keine ſelbſtſtändige Weſen.

Alle Feinde der Freiheit reden die nämliche Sprache, denn ſie gehören zu Einem Volk und der Eigennutz iſt ihr gemeinſchaftliches Vaterland. So oft ſie in einem Lande, das eine freie Verfaſſung hat, Mängel ſehen, ſchreiben ſie dieſe Mängel der freien Verfaſſung zu. So oft ſie in einem andern Lande, das unbeſchränkte Herrſcher hat, Vorzüge erblicken, ſagen ſie, dieſe Vorzüge wären die wohlthätigen Folgen der unbeſchränkten Regierung. Als Herr Menzel in des Fürſten Pückler franzöſiſcher Reiſe las, daß ein Theil der Provinzen Frankreichs ſo öde, ſo leblos, ſo armſelig wäre, was freilich wahr iſt, da jubelte er und rief: ſeht Ihr's, ſeht Ihr's, Freunde des Franzoſenthums! Was ſollen wir ſehen? Wir wollen Ihren Gedanken ergänzen. Seht Ihr's, das iſt die Folge einer repräſentativen Verfaſſung, das iſt die Folge der Preßfreiheit, das iſt die Folge der

Geſchwornengerichte, das iſt die Folge der Oeffentlichkeit, das iſt die Folge der Gleichheit, das kommt dabei heraus, wenn man Staatsverbrecher gleich in den erſten ſechs Monaten richtet und ſie nicht vier Jahre lang im Kerker ſchmachten läßt, das kömmt dabei heraus — enfin, c'est la faute de Rousseau, c'est la faute de Voltaire. Aber, mein guter Herr Menzel, wenn die Franzoſen keine Freiheit und keine Geſchwornengerichte hätten, wären dann die Felder beſſer bebauet? Sind perennirende proviſoriſche Gefängniſſe etwa Treibhäuſer, die alle edlen Früchte zur Reife bringen? Iſt die Zenſur ein Dünger, der das Land befruchtet? Und ſo oft Sie von den Vorzügen des Geiſtes und des Herzens ſprechen, die das deutſche Volk über das franzöſiſche erheben, möchten Sie dieſe Vorzüge des deutſchen Volkes ſeinen Regierungen zuſchreiben. Aber würden dieſe Vorzüge der Deutſchen, die Keiner beſtreitet, ſich vermindern oder zu Grunde gehen, wenn Deutſchland eine freie, ſittliche und chriſtliche Staatsverfaſſung hätte? Würden ſie nicht vielmehr dabei gewinnen, wenn ſie aus der Stille des Gedankens und der Dunkelheit des Gefühls in das freie helle Leben der Thaten übergingen?

So oft Einer ſeinen Blick nach Amerika wendet, kommen gleich alle Feinde der Freiheit herbei und ſchneiden ſpöttiſche Geſichter und ſagen: eine ſchöne Republik, eine ſchöne Freiheit, wo die Sklaverei herrſcht! Als wäre die amerikaniſche Sklaverei Folge der Freiheit, als wäre ſie nicht ſchon vor der Republik geweſen! Aber, ſagen Jene, die Freiheit ſollte die alte Sklaverei aufheben wollen und können, und thut ſie es nicht, ſo will ſie oder vermag es nicht. In ihrem Haſſe gegen die Freiheit ergreifen ſie das wunderlichſte Mittel, ſie zu verläumden: ſie dichten ihr nämlich eine Vortrefflichkeit und eine Schönheit an, die ſie nie gehabt und nie verſprochen, damit ihr Ideal die Wirklichkeit beſchäme. Die Freiheit ſoll die Menſchen zu Engeln machen, alle Laſter, alle Schwächen ausrotten, einen ſchlechten Boden fruchtbar, einen rauhen Himmel milde machen; ſie ſoll Hagel, Ueberſchwemmungen, Krankheiten beſeitigen, wohl gar den Menſchen unſterblich machen! Es iſt zum Erbarmen, was ſie in ihrer Verzweiflung nicht alles reden. Und mit ſolchem erbärmlichen Lumpengeſindel muß man ſich herumſtreiten!

Alſo dieſe eure goldene Freiheit — ſpricht Herr Menzel — ſollen uns die Franzoſen bringen? Wer ſagte das je? Ich? Ein Anderer? Herr Menzel nenne uns den Thoren, der behauptet, ein Volk könne frei werden indem es ſich erobern laſſe, da doch, wie die Weltgeſchichte lehrt, ſelbſt jedes erobernde Volk durch die Eroberung ſeine Freiheit verloren. Nein, nicht bringen ſollen uns die Franzoſen unſere Freiheit, wir ſollen ſie bei ihnen holen. Wir ſollen von ihnen lernen, wie man ſich frei mache, wie es Einem endlich damit gelinge, wenn man immer das Nämliche wolle; wenn man nie den Muth verliert und hundert Mal beſiegt hundert Mal von neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir ſollen von den Franzoſen die Formen der Freiheit holen, ihre Inſtitutionen. Es ſind nicht etwa franzöſiſche Erfindungen, die ſich für unſer Vaterland nicht paſſen, es ſind deutſche Erfindungen, welche einſt von Deutſchen nach Frankreich und England gebracht worden. Das ſagt Herr Menzel ſelbſt in einem ſeiner dicken Bücher, die das Volk nicht lieſt und die darum von der Polizei weniger ſtreng bewacht werden. Dort ſagt Herr Menzel alles, was wir auch ſagen, und ich wollte aus ſeinen dicken Büchern eine magere Chreſtomathie zuſammenſetzen, ſo daß, wenn Herr Menzel flüchtig genug iſt, den Gendarmen zu entgehen, ich bald das Vergnügen hätte, ihn in Paris zu begrüßen. Herr Menzel, in des Buches Einſamkeit, ſagt ſelbſt, was er mir zum Vorwurfe gemacht, es geſagt zu haben: man müſſe zerſtören ehe man baue. Er eifert auch auf lobenswerthe Art gegen die vermaledeite baieriſche Strafgeſetzgebung. Er ſpricht von römiſchen Majeſtätsgeſetzen, von Feuerbach, von Swammerdam, von den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe. Aber was weiß das Volk von Feuerbach und Swammerdam, was verſteht es von römiſchen Majeſtätsgeſetzen und den zwölfhundert Nerven der Weidenraupe? Hätte Herr Menzel ſchlicht und einfach erzählt: wenn in Baiern ein tugendhafter Bürger von dem Volke zu einem ſeiner Stellvertreter ernannt worden, und nun als ſolcher, ſeiner natürlichen und ſeiner übertragenen Pflicht gemäß, für das Wohl des Volkes beſorgt iſt, wird er auf zwanzig Jahre ins Zuchthaus geſperrt, muß aber zuvor vor dem Bilde des Königs niederknieen, es göttlich verehren, und ihm abbitten, daß er ſich um das Glück ſeiner Mitbürger bekümmert; und ſo iſt es dem braven Bürgermeiſter Behr in Würzburg ergangen — das hätte das deutſche Volk verſtanden. Aber Herr Menzel iſt ein deutſcher Gelehrter!

Der deutſche Gelehrte hat eine gar wohlfeile und bequeme Moral, und der kunſtverſtändigſte Cartouche fände weder gegen deren Preis noch gegen deren Brauchbarkeit etwas einzuwenden. Auch hat das ruſſiſche Kabinet ſeine ſchmeichelhafte Hochachtung für den deutſchen Gelehrtenſtand in offiziellen Aktenſtücken mehr als ein Mal ausgeſprochen. Der deutſche Gelehrte iſt freiſinnig, tugendhaft, gerecht, menſchenfreundlich, billig; aber was die Freiheit, die Gerechtigkeit, die Tugend und die Menſchenliebe fordern können, dem allem glaubt er genug gethan zu haben, ſobald er es einmal geſagt, was gut, gerecht und billig ſei; dann glaubt er zu dem ſeligſten Tode ſich chriſtlich vorbereitet zu haben und ſpricht: dixi et salvavi animam meam. Aber was gut und recht ſei alle Tage und tauſendmal zu ſagen, bis man es hört; aber es nicht blos in einem ſtillen dunkeln Buche ſondern unter freiem Himmel zu ſagen; aber es in der Sprache des Volks zu ſagen und es nicht blos an der Leiche der Theorie, ſondern auch in ſeiner lebenden Anwendung zu zeigen — das kommt dem deutſchen Gelehrten nie in den Sinn. Er ſagt: dixi. Hofft ihr Thoren, Gott zu betrügen mit euren lateiniſchen Heucheleien? Er wird euch richten am Tage des deutſchen Gerichts, und wehe euch!

Und wie ſie ſich unter einander kennen, ſich verſtehen, einander loben; wie Jeder ſeiner eignen Schwäche und Erbärmlichkeit in der des Andern fröhnt! Lobt doch Herr Menzel den Herrn von Raumer, dieſen Menſchen mit der Seele eines Herings — dieſen Narren der rechten Mitte, der, wenn Zwei ſich ſtritten, ob Berlin unter dem Wendekreiſe des Steinbocks oder dem des Krebſes läge, augenblicklich entſcheiden würde, es läge unter dem Aequator — der, ſobald er dem Reſtaurateur Haller eine Ohrfeige gegeben, dem edlen Bentham auch eine giebt — der die Preßfreiheit einen ſchwerbeladenen Giftwagen, und zur Entſchädigung die Zenſur ein Heupferd, einen Schröpfkopf, und deſſen rothe Dinte kaltes Fiſchblut nennt — der, wenn er in die eine Schale ſeines Witzes die „radikalen Rübchen" geworfen, in die andere die „konſervativen Rohrſtengel" legt, und mit ſolcher einfältigen Gemüſeweiberpolitik zwei dicke Bände ausfüllt — dieſen lobt Herr Menzel! Es war freilich die beſcheidenſte Art ſich ſelbſt zu loben.

Was uns Herr v. Raumer in ſeinem Buche über England Lehrreiches berichtet, haben wir mit Dank angenommen. Wir erkennen ſein Verdienſt, er hat hinlänglich bewieſen, daß er engliſch verſtehet, und wir würden ihn jedem Buchhändler zum Ueberſetzen aus dem Engliſchen ins Deutſche empfehlen. Nur davon wollen wir ſprechen, wie ſich Herr von Raumer in England als Deutſcher gezeigt; davon, daß alles Waſſer der großen Themſe ſeine ſchmutzigen Sklavenfinger nicht zu reinigen vermochte, und ſeine preußiſche Staatsdienerſeele aus der reinen und ſtolzen Luft Englands noch matter heimgekehrt als ſie hingekommen war. Im Allgemeinen geht Herr v. Raumer bei ſeinen Urtheilen über die brittiſchen

Staatsverhältniſſe mit ſeiner beliebten Vermittelungsweiſe zu Werke, wodurch er ſich bei Herrn v. Ancillon, dem preußiſchen Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, geltend machen muß, da dieſer einſt als Pfarrer auch die Extreme zu vermitteln geſucht. Er wendet auf die Whigs und die Torys den pythagoräiſchen Lehrſatz an; er betrachtet ſie als die beiden Katheten eines rechtwinklichen Dreiecks, verbindet ſie dann durch die Hypotenuſe ſeiner eignen Meinung, und ſchwört darauf, das Quadrat ſeiner eignen Meinung ſei für ſich allein ſo groß, als die Quadrate der beiden entgegengeſetzten Meinungen zuſammen genommen. Ich drücke mich hier zum Scherze gelehrt und dumm aus, um den deutſchen Gelehrten zu zeigen, daß ich etwas Tüchtiges gelernt habe, und daß wenn ich gewöhnlich klar und vernünftig ſpreche, es nur in der menſchenfreundlichen Abſicht geſchieht, daß mich Jedermann verſtehe.

Herr von Raumer lobt die Torys aus Staatsdienerpflicht und die Whigs lobt er auch aus Staatsdienerpflicht; denn, wenn er ſich den Whigs feindlich gezeigt, hätte er keine Gelegenheit gefunden, das Lager der Feinde ſeiner Regierung auszuſpähen. Nachdem aber Herr von Raumer die Whigs gelobt, wird ihm dennoch bange; er zittert, man möchte in Berlin argwöhnen, er habe die Whigs nicht blos aus Staatsdienerpflicht gelobt, ſondern von Herzen und aus Uebereinſtimmung mit ihren Grundſätzen. Er ſucht alſo dieſem Argwohn durch die feierlichſten Verſicherungen ſeiner Rechtgläubigkeit vorzubeugen. So oft er die engliſche Freiheit lobt, fügt er hinzu: Die Freiheit in England ſei alt und aus hiſtoriſchem Boden hervorgewachſen; in Deutſchland aber ſei das Verhältniß ganz anders. Das iſt freilich ſehr wahr und natürlich, denn in Deutſchland konnte die Freiheit nie alt und zur Geſchichte werden, weil man ſie immer ſchon als Keim und im Entſtehen ausrottete. So oft Herr von Raumer von engliſchen Reformen Gutes ſpricht, eilt er ſich, zu bemerken, daß Preußen dieſe Reformen ſchon längſt beſäße, und trinkt auf die Geſundheit des erſten Reformators Europa's, nämlich des Königs von Preußen. Und da einſt ein Engländer, dem grober und freimüthiger Porter in den Adern floß, den König von Preußen einen Deſpoten genannt hatte, ſtieg es dem Herrn von Raumer, wie ſpaniſcher Pfeffer in die Naſe. Wie ſchade, daß von dieſem ſpaniſchen Pfeffer nicht ein Körnchen in die Briefe des Herrn von Raumer heruntergefallen iſt! Vielleicht wären die radikalen Rübchen und die konſervativen Rohrſtengel etwas ſchmackhafter dadurch geworden.

Herr von Raumer beſuchte O'Connel, den großen

Agitator, wie ihn alle Welt ſo ſehr artig nennt, weil er das Glück gehabt, nicht ſchon als kleiner Agitator gehängt zu werden. Herr von Raumer ſchreibt ſeinen Freunden, denen er dieſes berichtet: Wie! werdet ihr aufſchreien, du warſt bei O'Connel, du?[*] Nun ja, ich war bei O'Connel und ich lebe noch; denn der Mann war ſo billig, mich nicht aufzufreſſen. Bald aber fällt dem Herrn von Raumer ein, man könnte es ihm in Berlin übel deuten, daß er von O'Connel mit heiler Haut davon gekommen und keinen Menſchenfreſſer in ihm gefunden. Was thut er? Er ſpottet der kleinen Demagogen, die in Köpenick und anderen peußiſchen Feſtungen eingeſperrt ſind, und ſagt, die wären nur Knirpſe und jämmerliche Wichte mit dem großen Agitator verglichen. Als ließe man in Preußen einen Vertheidiger des Volks zum O'Connel heran wachſen! Als würde, ſtiege durch ein Wunder ein O'Connel vollendet aus der Erde empor, man ihn nicht an den Hörnern des Mondes aufknüpfen! Ja, Herr von Raumer, der große Aequator, verhöhnt die unglücklichen deutſchen Jünglinge, welche die ſchönſten Jahre ihres Lebens im Kerker verſchmachten müſſen, weil ſie das Wort Freiheit ausgeſprochen oder niedergeſchrieben! Er verhöhnt ſie, daß ſie keine O'Connels geworden! Wie ſoll ich eine ſolche Niederträchtigkeit bezeichnen?

Ich könnte ſie eine preußiſche nennen, aber das wäre noch lange nicht genug.

Folgende Stelle wird am beſten den Geiſt des Herrn von Raumer darthun, und den des Herrn Menzel, der ihn begreift.

„Das iſt edel und löblich, daß vertriebene Spanier, Franzoſen, Polen, ſo ſtreng ſie auch über ihre Gegner urtheilen mögen, doch immerdar ihr Vaterland über Alles lieben; daß die Flamme ihrer Begeiſterung ſich in Blicken, Bewegungen, Worten kund gibt, ſobald Spanien, Frankreich, Polen nur genannt wird. Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche, welche meiſt nur ihre eigne Thorheit aus der Heimath hinwegtrieb, daß dieſe unter andern Völkern umhergehen, und es ſich zur Ehre rechnen, ihr Vaterland lieblos und gemüthlos anzuklagen. Nicht die Liebe treibt ihre Klagen und ihre Beredſamkeit hervor, ſondern lediglich Haß, Eitelkeit und Hochmuth. Anſtatt mit ſorgſamer Hand zu leiten, anſtatt mit Aufopferung (zunächſt der eignen Afterweisheit), zur Heilung des erkrankten Vaterlandes beizutragen, freuen ſie ſich jedes neu hervorbrechenden Uebels und wühlen, den Geiern des Prometheus vergleichbar, in den Eingeweiden Deſſen, der ihnen das Leben gab. — Doch, dieſe ſchlechteſte Klaſſe aller Ultraliberalen iſt ſehr ſelten dem deutſchen Boden entſproſſen; ſie gehören meiſt einem Volke an, was einſt im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward, und welches oft die Verhältniſſe der Familie, der Obrigkeit, der Unterthanen u. ſ. w. lediglich auf der Wage des kalten Verſtandes abwägt, mit anatomiſchen Meſſern zerlegt und mit chemiſchen Säuren auflöſt.“

Die deutſchen Flüchtlinge ſind brave und tüchtige Männer und ſo hoch geſtellt durch die Ehre ihres Betragens, daß die Verläumdungen niedriger Regierungsknechte ſie nicht erreichen können. Sie ertragen die Verbannung aus ihrem Vaterlande und die härteſten Entbehrungen mit tugendhafter Stärke und friſten ihr Leben durch die Arbeiten ihres Geiſtes, oder was noch edler iſt, durch ihrer Hände Arbeit. Sie haben ſelbſt in ihrer größten Noth niemals die Unterſtützung in Anſpruch genommen, welche die Großmuth und Menſchenliebe des franzöſiſchen Volks ſeit ſechs Jahren den Verbannten aller Länder dargereicht. Nach den amtlichen Berichten der franzöſiſchen Regierung, worin ſie von der Verwendung der Millionen, die ihr für die Unterſtützung der Flüchtlinge bewilligt worden, Rechenſchaft gibt, haben etwa ſieben tauſend Polen, Spanier und Italiener Unterſtützung genoſſen, und unter dieſen ſieben Tauſend war nur ein Deutſcher. Und dieſen kennen wir, er iſt einer der bravſten von allen, und nur der Wunſch, ſeine Studien zu vollenden, bewogen ihn, die Menſchenliebe der franzöſiſchen Regierung nicht zurückzuweiſen.

Es iſt gewiß, daß es unter den deutſchen Flüchtlingen auch beſoldete Schurken gibt; aber dieſe ſind nicht vom Auslande, nicht von der franzöſiſchen Regierung, ſondern von den deutſchen Regierungen beſoldet. Das ſind Jene, welche die deutſche Polizei unter der Maske geflüchteter Patrioten, alle Tage nach Paris, nach London und die Schweiz ſchickt, um die wahren Patrioten zu bewachen und auszuſpähen und zugleich, durch vorſätzliches Lüften ihrer eignen Maske, auf die wahren Patrioten den Verdacht zu werfen, als wären ſie der Polizei verkauft. Dieſe deutſchen Spione ſind es, die am lauteſten ihr Vaterland verläſtern, und die man am häufigſten in den Büreaus der Pariſer Oppoſitionsblätter findet, wo ſie, um Zutrauen zu erwerben, täglich die ſchmähendſten Artikel gegen die deutſchen Regierungen einliefern.

Ganz mit Recht ruft Herr von Raumer aus: Ueber Deutſchland allein iſt die Schmach gekommen, daß Deutſche ihr Vaterland anklagen! Um ſo ſchlimmer. Die vertriebenen Spanier, Franzoſen und Polen haben nicht zu klagen gegen ihr Vaterland, ſondern nur über ihre Gegner (wie ſich Herr von Raumer vorſichtig ausdrückt), das heißt gegen ihre Regierungen. Das Volk hielt zuſammen, das ganze Volk kämpfte für ſeine Freiheit, und es konnte nur beſiegt werden, weil ſeine Tyrannen ſich mit fremden Tyrannen verbunden, es zu unterjochen. Aber wie Viele waren es, die in Deutſchland durch Wort und That für die Freiheit des

Vaterlandes gekämpft? Wurden ſie nicht verlaſſen von ihrem Volke? Standen nicht alle die Tauſende, ob ſie zwar die Unterdrückung mitfühlten, ſeitwärts, auf den Ausgang wartend, immer bereit die Beute des Sieges, aber nie bereit die Gefahren des Kampfes zu theilen? Nicht von ihren Gegnern wurden die deutſchen Patrioten beſiegt, ſondern von der Feigheit ihrer Freunde. Und wenn ſie ſich *jedes neu hervorbrechenden Uebels* ihres Vaterlandes freuen — hoffend, daß es ihre milchherzigen Mitbürger endlich zur Gährung bringen werde — wenn ſie ſich freuen, daß jene Schwachköpfe, welche nur immer jede Begeiſterung zu mäßigen geſucht, welche die heiße Liebe des Vaterlandes in eine kühle wiſſenſchaftliche Liebe zu verwandeln geſucht, — daß dieſe für ihren mäßigen Freiheitsſinn ganz ſo hart beſtraft wurden, als ſie ſelbſt für ihren ungeſtümen; ganz ſo hart für ihre Geduld, als ſie ſelbſt für ihre Ungeduld; ganz ſo grauſam gezüchtigt worden für ihre feuerlöſchenden Reden und Schriften, als ſie ſelbſt, welche die Waffen ergriffen — ſo iſt dieſe Schadenfreude den armen deutſchen Flüchtlingen wohl zu gönnen.

Herr von Raumer und Herr Menzel ſtehen unter einer Fahne, und daher iſt ihr Loſungswort das nämliche. Herr Menzel hatte die Parole, jeden deutſchen Schriftſteller, der Anhänglichkeit für Frankreich zeigte oder die deutſchen Regierungen nicht ausgezeichnet liebenswürdig fand, für einen Juden zu erklären, und er ging im Eifer ſeines patriotiſchen Vorpoſtendienſtes ſo weit, daß er das ganze junge Deutſchland, unter dem doch nicht ein einziger Jude war, in Maſſe beſchnitt, und zahlreiche arme Seelen der ewigen Verdammniß übergab. Doch Herr von Raumer treibt es noch weiter als Herr Menzel. Er trommelt aus: der größte Theil der deutſchen Flüchtlinge wäre dem deutſchen Boden nicht entſproſſen, ſondern gehöre einem Volke an, was einſt im flachen Kosmopolitismus hineingezwungen ward; das heißt aus dem Kauderwälſch des Verfaſſers der radikalen Rübchen in's Deutſche überſetzt: die meiſten politiſchen Flüchtlinge wären Juden. Und es iſt doch nicht ein Jude unter ihnen, nicht ein einziger! Und mit ſolchen unverſchämten Lügen hoffen ſie die öffentliche Meinung irre zu führen! Aber Herr von Raumer ſollte doch nicht ſo erboßt gegen jenen flachen Kosmopolitismus ſein, der die Juden in den deutſchen Boden hineingezwungen, da er ſelbſt von eben jenem flachen Kosmopolitismus in die Häuſer aller der Berliner jüdiſchen Bankiers hineingezwungen wurde, bei denen er durch ſein ganzes Leben ſchmarotzt hat.

Wären die Hunderte von politiſchen Gefangenen nicht ganz vom Leben abgeſchieden, könnten ſie ein Wort der Klage laut werden laſſen, dann würde man, in der Hoffnung, die Theilnahme ihrer Mitbürger mit ihrem unglücklichen Schickſale zu ſchwächen, auch von ihnen die Lüge verbreiten, ſie wären Juden. O die Elenden!

Zu jener Stelle aus Raumers Briefen, welche Herr Menzel in ſeinem Literaturblatte mittheilt, bemerkt derſelbe: „So iſt das Treiben jener Menſchen, die im Sold des Auslandes ihr heiliges Vaterland höhnen, längſt von allen Ehrenmännern in Deutſchland angeſehen worden.“ Wenn Herr Menzel ſich und den Herrn v. Raumer zu den Ehrenmännern zählt, dann dürfen die deutſchen Flüchtlinge dazu lächeln, daß er ſie vom Auslande gedungene Schurken nennt.

Wenn ich bemerkt, daß ſich unter den deutſchen Flüchtlingen keine Juden befinden, ſo geſchah es gewiß nicht, die Juden darum zu loben; das Gegentheil wäre beſſer. Aber entſchuldigen muß ich ſie. Der Jude kann einmal dumm ſein, aber zweimal iſt er es ſelten. Es hatten eine große Menge Juden gegen Napoleon die Waffen ergriffen und für die Freiheit ihres deutſchen Vaterlandes gekämpft. Doch als ſie unter den Siegern zurückgekehrt, wurden ſie gleich wieder unter die Heloten geſteckt, trotz der gerühmten deutſchen Treue und Rechtlichkeit. Ja man wartete nicht einmal überall bis ſie zurückgekehrt. Es geſchah in Frankfurt, daß während die jüdiſchen Freiwilligen im Felde waren, man ihren Vätern zu Hauſe die bürgerlichen und politiſchen Rechte wieder entzog, die ſie unter dem Einfluſſe der franzöſiſchen Geſetzgebung genoſſen hatten. Damals, da ich noch jung war und eine größere Lebenszeit zum Hoffen vor mir hatte, kam mir die Sache komiſch vor. Mein eigener Bruder war unter den Frankfurter Freiwilligen nach Frankreich gezogen, und während meine Mutter in Angſt und Kümmerniß war, ihr geliebter Philipp — ſo heißt er, ich bitte Seine Majeſtät den König von Preußen ganz unterthänigſt um Entſchuldigung — möchte für die deutſche Freiheit todt geſchoſſen werden, entſetzte man mich meines Amtes, weil ich ein Jude war. Darum haben die leicht gewitzigten Juden an den Freiheitsbewegungen, welche nach der Juli-Revolution in Deutſchland ſtattgefunden, nur geringen Antheil genommen und durch dieſe ihre Vorſicht hinlänglich gezeigt, daß ihnen die blonde und ächt chriſtlich deutſche Geſinnung nicht ſo fremd iſt als Herr Paulus glaubt. Sie dachten, wir wollen abwarten, was die Sache für ein Ende nimmt; wenn die Freiheit ſiegt, haben wir immer noch Zeit uns als Patrioten zu melden.

Wir wollen jetzt von dem Meiſter wieder zu unſerm Lehrjungen des Preußenthums zurückkehren. Herr Menzel läßt uns ſagen, wir wollten uns die Tugendrepublik des ſeligen Herrn v. Ropespierre von den Franzoſen in das Land bringen laſſen, zuerſt durch ſchmeichelhaftes Fraterniſiren, dann durch grobes Invaſiren. Wir verrechneten uns aber, die Zeiten hätten ſich ſehr geändert; Frankreich wäre im Sinken und Deutſchland im Steigen. Dieſe Anſicht der Dinge überraſcht mich gar nicht von einem ſo wohlerzogenen deutſchen Unterthanen als Herr Menzel iſt. Deutſche Unterthanen ſehen nie, weder auf die Wagſchale, noch auf das Gewicht, noch auf das Gewogene, ſondern immer nur auf die Zunge der Wage; in allen monarchiſchen Staaten eine ſehr ungetreue Dolmetſcherin. Die Zunge kann ſich auf die eine Seite neigen, und das Uebergewicht dennoch auf der entgegengeſetzten Seite ſein.

„Wer immer noch in dem alten Traume der franzöſiſchen Revolution lebt, überſieht ganz, daß die Reproduktion der Zeit den Ort wie die Form gewechſelt hat. Das erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweiſt, wie ſehr dort die Schöpferkraft des Neuen erloſchen iſt, während ſie beinahe in allen Ländern Europa's mächtig ſich regt.“

„In dem ruhigen Entwickelungsgange der materiellen und geiſtigen Intereſſen in Deutſchland bereitet ſich eine weltgeſchichtliche Epoche vor, von deren Höhe man dereinſt nur mit Lächeln auf die Leute herabſehen wird, die ſich mit rückwärts gedrehten Hälſen von der Illuſion des Franzoſenthums nicht loszureißen gewußt haben. Daß dieſe Entwicklung vor ſich geht in der monarchiſchen Form und nicht in der republikaniſchen, in einer langſamen Evolution und nicht in einer vom Zaun gebrochenen Revolution, das macht, daß die Fanatiker ſie gar nicht begreifen. Aber die Franzoſen ſelbſt ſind nicht ſo fanatiſch, als die deutſchen Franzoſenfreunde. Sie ſehen beſſer, beurtheilen uns richtiger und hüten ſich nur, das gefährliche Wort auszuſprechen. Es iſt gewiß, daß die einſichtsvollen Köpfe und beſten Patrioten in Frankreich ihrer eignen Zukunft mißtrauen und dagegen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk blicken, von dem ſie wohl wiſſen, daß die nächſten Jahrhunderte ihm gehören werden.“

Die nächſten Jahrhunderte werden weder den Deutſchen noch den Franzoſen, noch ſonſt einem andern Volke oder einem Fürſten gehören; ſondern der Menſchheit. Eine traurige Zeit, wo man durch Schmeicheln nichts mehr wird gewinnen, und durch periodiſches Deſertiren nicht mehr ſein Handgeld wird vervielfachen können! Aber welcher Schelm von reiſendem Spion hat dem Herrn Menzel all das närriſche Zeug über Frankreich vorgelogen? Was die Franzoſen vierzig Jahre lang gekäut und wiederkäut, das haben ſie ſeit ſechs Jahren verdaut, und jetzt gehört es ihnen auf immer. Woran ſie heute kauen, das iſt eine ganz neue Speiſe, wovon Herr Menzel gar nichts zu wiſſen ſcheint. Und dieſes erbärmliche Wiederkäuen der alten Dinge in Frankreich beweiſt — daß die Franzoſen keine Deutſche ſind; daß ſie keine Kinder ſind, die ſich von den Knecht-Ruprechts und den Schornſteinfegern der Polizei hinter den Ofen jagen laſſen, daß ſie Männer ſind, die was ſie einmal gewollt, einmal verlangt, alle Tage wollen und verlangen; daß ſie immerfort für das Nämliche kämpfen und ſich durch keine abſchlägige Antwort zurückſchrecken, durch keine Niederlage entmuthigen laſſen. Doch ein deutſcher Gelehrter begreift dieſes Käuen und Wiederkäuen nicht. Ihm iſt die Freiheit, er mag ſie lieben oder ihr abhold ſein, nur ein Syſtem der politiſchen Wiſſenſchaft, und er findet daher einen lächerlichen Pleonasmus darin, wenn man, was man geſtern geſagt und hat drucken laſſen, heute ſchon wieder ſagt und drucken läßt, ehe noch die erſte Auflage vergriffen iſt.

Was wäre denn das für ein gefährliches Wort, das die Franzoſen nicht auszuſprechen wagten? Das gefährlichſte Wort für die Franzoſen des neunzehnten Jahrhunderts iſt Menzel, und dennoch wollte ich es in allen Städten und Dörfern, auf allen Gaſſen ausſchreien, und es fände ſich in ganz

Frankreich kein altes Weib, das Weib und alt genug wäre, bei dem Worte zu erſchrecken. Wie! die Franzoſen ſähen ahnungsvoll und bange auf das deutſche Volk? Die franzöſiſchen Patrioten und die Beſten? Vielleicht ſieht der König der Franzoſen mit Furcht auf die deutſchen Fürſten, die einſt unter Rußlands Trommel ihn überfallen möchten. Und er hätte Recht ſich zu fürchten, denn da er jenen vereinten Fürſten nur ſeine eigne Fürſtlichkeit, und nur dieſe entgegenzuſetzen hat, ſo könnte er in einem ſo ungleichen Kampfe unterliegen. Aber die Franzoſen? Mit nichten. Das franzöſiſche Volk hat das deutſche, oder braucht es nicht zu fürchten. Werden die Deutſchen frei, dann ſind ſie die beſten Freunde und treueſten Verbündeten der Franzoſen; und bleiben ſie in ihrer gegenwärtigen Erniedrigung, dann werden ſie in jedem Kriege wie holländiſche Thonpfeifen zerbrochen werden.

Was aber die vom Zaun gebrochene Revolution betrifft, ſo iſt das eben eine Redensart, die man hinter allen Zäunen findet. Herr Menzel bewirthe damit ſeinen Freund Raumer, ich will nichts damit zu thun haben.

„Je ſchwärzer Herr Börne die deutſchen Zuſtände malt, um ſo einleuchtender wird die Wahrheit, daß es mit einem Volk, das trotz der Zenſur eine Geiſteskraft und Geiſtesfreiheit entwickelt hat, wie kein anderes Volk ohne Zenſur, eine ganz beſondere Bewandniß haben, daß es unter ganz beſonders glücklichen Sternen geboren ſein muß. Ein unparteiiſcher Fremder, der alles lieſt, was Herr Börne von der Erbärmlichkeit der Deutſchen mit der ſchwärzeſten Dinte geſchrieben hat, und der dann uns ſelber kennen lernt und ein wackeres, in Wohlſtand blühendes, ſittenreines, in ſeiner Nationalbewaffnung furchtbares, doch gemäßigtes, in ſeiner conſtitutionellen Bildung langſam aber ſicher reifendes Volk, und endlich die unermeßlich reiche und freie Entfaltung unſerer Geiſter in der Literatur findet, der muß wiederholen, was einſt vor anderthalb Jahrtauſenden ein Römer von uns ſagte: „Es iſt ein Wunder, wie die Deutſchen alles ſchon von Natur haben, wozu wir kaum durch die mühſeligſte Staatskunſt gelangen können“.

Es iſt nicht davon die Rede, wie die Deutſchen vor fünfzehn hundert Jahren waren, ſondern wie ſie heute ſind. Große Ahnen ſprechen die Nachkommen nicht frei von ihrer Schuld, ſie klagen ſie ihrer Erniedrigung um ſo lauter an. Was uns die Natur gegeben, iſt Glück und kein Verdienſt; Verdienſt iſt nur der weiſe Gebrauch des Glückes. Wer unter einem glücklichen Geſtirn geboren und durch ſeine Verbrechen oder Thorheiten die treuen und feſten Sterne ſelbſt zum Lügen und zum Wanken brachte, ſo daß ſie ihre Liebe in Haß umgewandelt: der rühme ſich ſeiner Sterne nicht, er ſchweige, damit man ſie vergeſſe. Mit einem Volke, das trotz ſeiner Geiſteskraft und ſeiner Geiſtesfreiheit ſich von einer aller Kraft ſpottenden, alle Freiheit zernichtenden Zenſur nicht zu befreien wußte; das ſich Denjenigen unterwirft, die ſchwach ſind an Geiſt, Denjenigen gehorcht, deren Geiſt in Feſſeln liegt; mit einem Volke, das trotz ſeines blühenden Wohlſtandes, der aller gemeinen Sorgen des Lebens überhebt; das trotz ſeiner Tüchtigkeit und ſeiner Sittenreinheit nie das erreichen konnte, was andere Völker ohne Geiſteskraft, ohne Geiſtesfreiheit, ohne Tugend und ohne Wohlſtand zu erreichen wußten; das ſich der ſchmachvollſten Unmündigkeit nicht zu entreißen weiß, wie ein Schwachkopf vor Geſpenſtern zittert, oder wie ein Kind vor der Ruthe — mit einem ſolchen Volke muß es eine ganz beſondere Bewandniß haben. Wahrlich Herr Menzel führt die Waffe mit ausgezeichneter Ungeſchicklichkeit; er faßt die Klinge mit der Hand und bietet ſeinem Widerſacher den Griff dar. Nichts iſt leichter, als alle ſeine Entgegnungen auf ihn ſelbſt zurückzuwenden.

Gerechter Gott! was iſt das für eine Geiſteskraft, die ſich geltend zu machen fürchtet und ſich vor jedem Polizeijungen gleich wie ein Taſchenmeſſer zuſammenlegt und die Schneide in den hornenen Stiel verſteckt! Und was iſt gar an der Geiſtesfreiheit zu rühmen? Wer iſt nicht geiſtesfrei? Man iſt es zu jeder Zeit und überall; man iſt es im Kerker, auf dem Scheiterhaufen, in der Wüſte, im Gedränge der Narren und noch am Tiſche eines argwöhniſchen, blutdürſtigen und betrunkenen Tyrannen. Herr Menzel iſt es ſelbſt, und ſeine Gedanken können ſeiner Worte ſpotten.

Mit der *unermeßlich reichen* deutſchen Literatur mag Herr Menzel noch ein Jahrhundert lang ganz nach Belieben ſchalten; wir haben jetzt auf wichtigere Dinge zu denken, nach hundert Jahren wollen wir darüber rechten. Haben die Franzoſen und Engländer nicht auch eine reiche Literatur, und hat ſie die abgehalten, ſich frei zu machen? Jeder Pariſer Handwerker würde den gelehrten Narren verhöhnen, der ſpräche: wir haben Montaigne, Rabelais, Corneille, Racine, Molière, Descartes, Montesquieu, Voltaire, Rouſſeau, Diderot, Chateaubriand; wir haben eine königliche Bibliothek von einer halben Million Bänden und achtzigtauſend Manuſcripten; wozu braucht Ihr Preßfreiheit? Wenn ein unverſchämter Buchknecht in England ſpräche: wir haben Bacon, Shakeſpeare, Newton, Pope, Milton, Byron, Hume, Gibbon; wozu wollt Ihr noch Parlamentsreformen? würde ihn jeder Londoner Laſtträger an der Bruſt packen, ihn ſchütteln und ihm erwiedern: *Ihr* ſeid Ihr, und *wir* ſind wir, und wir ſind mehr als Ihr.

Herr Menzel ſagt, die Deutſchen ſchritten *langſam* und ſicher in ihrer conſtitutionellen Bildung fort. Was die Sicherheit betrifft, ſo wollte ich Keinem rathen, auf irgend eine deutſche Conſtitution eine Hypothek zu nehmen, denn die deutſchen Conſtitutionen gehören alle zu den Mobilien. Was aber die Langſamkeit betrifft, ſo kömmt es darauf an, wie es Herr Menzel verſteht. Ein Büßender, der nach Rom wallfahrte, ging nach je zwei Schritten einen zurück, das war langſam, er kam aber endlich dennoch hin. Die Deutſchen aber machen in ihrer conſtitutionellen Bildung nach jedem Schritte zwei Schritte zurück. Heißt das auch langſam und ſicher? Doch vielleicht denkt Herr Menzel, man könne auch von der entgegengeſetzten Seite zur Freiheit kommen, weil die Welt rund iſt, und ſo will ich es gelten laſſen. Doch was er von der *furchtbaren Nationalbewaffnung* des deutſchen Volkes ſpricht, kann ich nicht gelten laſſen, weder den Nominativ noch den Adjectiv. War es dem Herrn Menzel Ernſt damit, oder wollte er ſpotten? Kann ich das wiſſen? Kann ich die Schelmereien errathen, die ſeine *Gedankenfreiheit* im Stillen übt?

Iſt es denn eine Bewaffnung der *Nation*? Es iſt eine Bewaffnung *gegen* die Nation. Glaubt Herr Menzel, die großen Kriegsrüſtungen, welche die deutſchen Fürſten ſeit ſechs Jahren gemacht, wären gegen Frankreich gerichtet geweſen? Nein, an einen Krieg mit den Franzoſen wagt man bis jetzt noch nicht zu denken. Man wollte nur den geſunden Schlaf, die Pauſen und die Mutterwehen des wackern, in Wohlſtand blühenden, ſittenreinen und an Büchern unermeßlich reichen deutſchen Volks bewachen; dazu waren die Rüſtungen beſtimmt. Und die Furchtbarkeit dieſer Bewaffnung liegt nur in den Pappkaſten der Frankfurter Militärkommiſſion und wird ſonſt nirgends zu finden ſein. Vereinte Kräfte wirken nur wo Einigkeit herrſcht, und die Einigkeit der deutſchen Fürſten hat ſich bis jetzt nur in den Steckbriefen gegen die geflüchteten Patrioten gezeigt. Oeſterreich und Preußen feinden ſich heimlich an und mißtrauen ſich; beide mißtrauen den kleinen deutſchen Fürſten, dieſe mißtrauen einander ſelbſt und alle vereint mißtrauen ihren Völkern und werden gewiß keinen Krieg mit Frankreich anfangen, ehe die Ruſſen an der Oder ſtehen und auf die Mäuſe acht geben, während die Katze nicht zu Hauſe iſt. Und das nennt Herr Menzel eine furchtbare Nationalbewaffnung!

„In Deutſchland wachſen im Schatten mehr Früchte als in Frankreich beim hellſten Licht. Wir lernen daraus nur erkennen, was für ein guter Boden in unſerm Volk iſt, und wenn nur der Boden gut iſt, an der Sonne wird es, obgleich

> ſie wechſelt, niemals fehlen. Ich ſehe den ſchwarzen Schatten auch, ich gehöre nicht zu Denen, die Schlechtes für gut halten und Gutes ſchon für das Beſte, aber eben deshalb kann ich auch nicht blind ſein für das wirklich Gute und Große in der deutſchen Natur.“
>
> „Erſcheinungen, die bei andern Völkern auf die tiefſte Verſunkenheit der Nation ſchließen laſſen würden, laſſen bei uns keineswegs darauf ſchließen. Die Oberfläche unſeres Daſeins verträgt viel, ohne daß der Kern angegriffen wird. Unſer großes Volk iſt gar ſehr auf die Dauer gemacht. Es ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden. Es achtet, gleich dem ruhenden Löwen, mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen. Es meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen, den der Donnergott mit dem Hammer ſchlug, es ſei nur ein Blatt vom Baum auf ſeine Naſe gefallen.“

Wahrhaftig es gibt Einfältigkeiten, die Einen ganz aus der Faſſung bringen können. Ich ſtehe verdutzt wie ein Narr mit offenem Munde da und weiß gar nicht was ich ſagen ſoll. Ich, der ich nicht die ſchärfſten Gründe fürchte, ſobald das Recht mich deckt, fürchte mich vor den Schneeballen, die mir Herr Menzel an den Kopf wirft! So ſah ich einmal ein Volk im Aufruhr den Kugeln trotzen und vor einer Feuerſpritze erſchrocken davon laufen.

Wo nur Herr Menzel alle die Citronen und Zuckerhüte her nimmt! Er iſt ein ſtiller Ozean von Limonade, womit man den franzöſiſchen National-convent zu einem böhmiſchen Landtage hätte abkühlen können. Wie dithyrambiſch er iſt, wenn er die Geduld des deutſchen Volkes verherrlicht! Ein Pindar der Geſchlagenen, ein Homer der Therſiten! Wenn die Torys wüßten, welcher einſchläfernde Schwung in den Dichtungen des Herrn Menzel herrſcht, ſie würden ihn eiligſt nach England berufen, um, als ein Tyrtäus neuer Art, das engliſche Volk zur Feigheit zu begeiſtern. Gewiß haben die Alexanders unter den deutſchen Hofräthen das Literaturblatt des Herrn Menzel unter ihrem Kopfkiſſen liegen. Ich aber — oder wollte ſich Herr Menzel vielleicht über mich luſtig machen? Nun, dann umarme ich ihn mit Entzücken, denn es iſt ihm herrlich gelungen; er hat mich ganz raſend gemacht.

„Wir haben Zeit die Hülle und die Fülle.“ Iſt das nicht ein Sturzbad, womit man ganz Bedlam heilen könnte? Iſt das nicht ein prächtig Paar Siebenmeilenſtiefel für ein fliehendes Volk von Haſen? Iſt das nicht ein Spruch, ganz würdig der ſieben Weiſen der Polizei, die in Frankfurt philoſophiren? Doch was helfen alle Gleichniſſe? Herr Menzel iſt unvergleichlich.

Das deutſche Volk „ſpürt manche Wunde nicht, an der andere Völker verbluten würden.“ Alſo weil es ein zähes Leben hat, ſoll es jede Wunde ungerochen annehmen. „Es achtet gleich dem ruhenden Löwen mancherlei Beleidigungen nicht, die andere Thiere zur Wuth reizen.“ Der Löwe verachtet die Maus, die in ſeiner Mähne ſpielt, und die Fliege die ihn kitzelt; aber duldet er es ſo lange er lebt, daß ihn ein Eſel mit Füßen tritt, daß ein Tiger ſeinen ſcharfen Zahn in ſein Fleiſch bohrt? Werden die Deutſchen etwa nur von Mäuſen und Fliegen beleidigt? „Er meint, gleich dem ſchlafenden Rieſen, den der Donnergott mit ſeinem Hammer ſchlug, es ſei nur ein Blatt vom Baume auf ſeine Naſe gefallen.“ Ich kenne den Rieſen nicht, von dem hier Herr Menzel ſpricht, aber ich halte nicht viel von ihm. Was wäre denn das für ein Held, der, wenn ihm ſein Feind einen Fauſtſchlag ins Geſicht gibt, dazu lächelte und ſpräche: Ich habe es für einen Naſenſtüber gehalten! Wenn es ein Naſenſtüber geweſen, dann war der Schimpf um ſo größer, und um ſo blutiger hätte er gerochen werden müſſen. Die Ehre ſitzt nicht in der Haut, ſie ſitzt im Herzen. Aber der Rieſe ſchlief und der Donnergott wachte! Es ſei. Ich weiß recht gut aus Hufelands Makrobiotik, daß der Menſch wenigſtens ſechs Stunden; ich weiß aber auch aus der nämlichen Makrobiotik, daß er höchſtens acht Stunden täglich ſchlafen ſoll. Doch das Rieſenvolk der Deutſchen ſchläft Tag und Nacht, und alle Tage, und das ganze Jahr, und ſchon drei Jahrhundert lang! Das iſt ungeſund, Herr Menzel. Des deutſchen Rieſenvolks Donnergott iſt der Bundestag, der ihm mit dem Hammer ſeiner Ordonnanzen auf den Kopf geſchlagen, und das deutſche Volk gähnte und lächelte dazu, und ſagte: es habe das für ein Blatt — Papier gehalten! Das heißt ſeinen Löwen- und Rieſenſtolz zu weit treiben, und das alles iſt zwar ſehr dithyrambiſch, aber auch ſehr einfältig.

„Herr Börne fühlt es ſehr wohl, daß die Langmuth, mit welcher wir ſeine Beleidigungen hinnehmen, ſeine härteſte Strafe iſt. Er iſt nicht eitel, aber welchem ſterblichen Geiſt würde nicht dennoch der Gedanke ſchmeicheln, ſich einzeln einer ganzen Nation gegenüber im Kriege zu befinden? Aus ſeinem ſichern Verſteck in Paris wirft er alles, was ſein Genie von Beſchimpfungen erfinden kann, in unſer Land herüber, und doch vermag er es nicht einmal dahin zu bringen, daß wir ihm ernſtlich zürnen. Wir ſehen ein, er **hat** in vielen Dingen Recht, und die vielen andern Dinge, worin er Unrecht hat, können ihm wohl verziehen werden, denn er iſt krank, hat den Spleen im höchſten Grade, quält am Ende ſich mit ſeinen Grillen mehr als Andere, und es würde ſehr ungerecht ſein, wenn die große deutſche Nation dem kleinen kranken Manne in Paris ihr Mitleid verſagen wollte.“

Glaubt es Herr Menzel ſelbſt oder will er es glauben machen, daß ich mit meinen Geſinnungen dem deutſchen Volke allein gegenüberſtehe? Doch wie es auch ſei, er bitte ſeine Gönner, nur auf vier Wochen Preßfreiheit zu bewilligen, und es wird ſich zeigen, daß vielmehr Herr Menzel und ſeine Gönner es ſind, die dem deutſchen Volke allein feindlich gegenüberſtehen. Er ſpricht von meinem ſichern Verſteck in Paris und gibt ſich eine überflüſſige Mühe, ſich lächerlich zu machen. Soll ich etwa in Frankfurt ſchreiben? Ich wäre dort verſteckter, als ich es in Paris bin, und wenn Herr Menzel mich zu ſprechen wünſcht, wird ihm eine Reiſe nach Paris weit weniger koſten, als es ihm koſten würde, meinen Gefangenwärter zu beſtechen. Dieſe Menſchen ſprechen von Verſteck! Ihr ſprecht aus eurem ſichern Verſteck hervor. Nie würdet Ihr wagen die deutſchen Flüchtlinge anzukläffen, wenn Ihr nicht wüßtet, daß die Kette der Zenſur, an der Ihr ſelber liegt, und das Gitter der Polizei, das euch einſchließt, euch gegen die verdiente Züchtigung ſchützt.

Herr Menzel ſagt, ich hätte in vielen Dingen Recht, in vielen Unrecht; aber er ſagt nicht worin ich Recht, er wagt nicht einmal zu ſagen worin ich Unrecht habe. Er umhüllt alles mit einem blauen Dunſt, verſichert die Welt, dahinter wäre ich verborgen, und ſucht ihr zu erklären woher mir der Dunſt gekommen. Er erklärt meine traurige Phantaſmen aus den Fehlern meiner Leber und aus noch tiefern Fehlern. Keiner wundere ſich darüber, hier Verdauung und Religion zuſammengeſtellt zu ſehen; es gibt Menſchen genug welchen ihre Verdauung die einzige Religion iſt, und deren Vorbereitung der heiligſte Gottesdienſt.

Herr Menzel nennt mich einen Ueberläufer und er wagt dieſes Wort auszuſprechen! Wenn er Zenſor wäre, ſollte er es in allen neuen Wörterbüchern durchſtreichen. Ich erinnere mich noch der Zeit, da Herr Menzel mich ſehr geprieſen, da er ſchrieb, Deutſchland wäre meine Braut, und wenn ich es hart anfahre, wäre das nur das Schmollen eines Liebenden. Ich erinnere mich auch daß er geſchrieben, mich zu tadeln käme ihm vor wie von der Polizei zu ſein. Habe ich mich ſeitdem geändert? Nein, die Zeiten haben ſich geändert, die Winde, die Aengſte und die Hoffnungen. Damals war Herr Menzel noch nicht in die würtembergiſche Kammer gewählt, und da diente ihm die Maske der Freiſinnigkeit, ſich neben freiſinnigen Männern einen Platz zu gewinnen. Sobald der Freiheits-Carneval vorüber war, zeigte Herr Menzel ſein wahres Geſicht. Ich nenne ihn keinen Ueberläufer, ſondern einen Ueberſchleicher. Doch er mag ſich noch ſo langſam und vorſichtig umgeſtalten, mich täuſcht er nicht, wie vielleicht viele Andere. Wie er auch ſchlich, ich ging ihm wie ein Minutenzeiger nach, ich weiß wohin er ſchleicht, kenne ſein Ziel und auch die Stunde, in der er es erreichen wird.

Hier aber muß ich die Meinung, die ich von Herrn Menzel habe, ganz ſagen; denn die ſtrengſte Pflicht verbietet mir, der Gefahr, eines leichtſinnigen Widerſpruchs beſchuldigt zu werden, auszuweichen. Wenn ich früher von der Inſtruktion des Herrn Menzel geſprochen; wenn ich ihn einen Kothſaſſen der allgemeinen Zeitung, einen Prokurator der deutſchen Bundesverſammlung genannt, ſo bitte ich ihn und bitte jeden meiner Leſer, dieſes ja nicht zu mißdeuten. Ich will nicht damit ſagen, daß ſich Herr Menzel verkauft hat, ich ſage nicht damit, daß Herr Menzel ſeiner wahren Meinung entſagt und falſche heuchelt, um der Macht zu ſchmeicheln; ich ſage es nicht, denn ich denke es nicht. Ich klage nur die Eitelkeit ſeines Herzens, die Schwäche ſeines Gemüths, und ſeinen Unverſtand in politiſchen Dingen an. Menzel iſt der Erſte nicht, der aus einem Freunde der Freiheit ihr Feind geworden, nicht weil er ſeine Geſinnung gewechſelt, ſondern weil er die Macht nicht mehr hatte der Freiheit nützlich zu ſein, oder den Muth verloren ſich öffentlich ihren Freund zu nennen. Es gab ſchon viele ſolcher Menſchen, die aus der Noth eine Tugend gemacht, die es aber nicht dabei bewenden ließen, was noch verzeihlich geblieben wäre, ſondern die jene erzwungene Tugend ſich ſelbſt als freie Tugendhaftigkeit, die Noth Derer aber, die ihre Noth treu fortgefühlt, dieſen Andern als Halsſtarrigkeit, Blödſinn oder Ruchloſigkeit angerechnet. Was war es denn ſonſt was in früherer Zeit Görres, Schlegel, Steffens, Zacharias Werner und noch ſo manchen andern edlen Deutſchen aus dem Reiche des Sonnenlichtes und der Wahrheit in Nacht und Wahn geſtürzt; was ſie aus Adlern zu Eulen, aus Denkern zu Myſtikern gemacht? Die Verzweiflung war es, an ſich, dem Vaterlande und der Welt. Ohnmächtig ſich die Freiheit des Lebens zu gewinnen, flüchteten ſie in die Freiheit des Todes. Um nicht länger Gefangene zu bleiben, wurden ſie Gefängnißwärter und klirrten dann ſo ſtolz mit den Schlüſſeln in ihren Händen, als hätten ſie damit die Wahrheit aufgeſchloſſen und nicht eingeſchloſſen, und dann kamen alle Heuchler und Dummköpfe herbei und küßten die Schlüſſel der Wahrheit und verehrten die heiligen Schlüſſelträger *).

---

*) Wie gut dieſe frommen Leckermäuler es verſtanden haben, ſich eine zugleich heilige und nahrhafte Suppe zu be-

Was will denn aber eigentlich Herr Menzel, könnten mich die Leſer fragen, und woher kömmt ihm ſeine wunderliche Idioſynkraſie gegen die Franzoſen? Dieſe Frage kurz zu beantworten: Herr Menzel iſt

---

reiten, indem ſie irdiſches Brod in den himmliſchen Glauben brockten, davon möge folgendes Beiſpiel zeugen. Adam Müller, Preuße, Proteſtant und ſonſt nichts, wurde katholiſch und öſterreichiſcher Staatsbeamter. Als General Conſul in Leipzig ſchrieb er der Frau von Varnhagen: „Ich bin kein Knecht der Mächtigen, aber auch kein independenter ſogenannter Staatsbeamter, ſondern ganz einfach der Diener meines Kaiſers, nächſt Gott, im Leben und Tod; außerdem glühend für das, was von den Beſten aller Jahrhunderte Freiheit genannt worden iſt, für eine galante Freiheit, für eine ſolche, die ſich nur im Dienſt und in der Hingebung an einen irdiſchen Herrn zeigen kann, deren Lebenselement das Opfer iſt, die alſo nur an dem Opfer aller Opfer ihre Flamme entzünden kann.“ Aber Adam Müller war kein Heuchler. Er hatte ſich in den Glauben hineingeglaubt, und ſich an dem Opfer aller Opfer entzündend, ſein Amt und den damit verbundenen Gehalt, als ein ihm auferlegtes Kreuz mit chriſtlicher Ergebung ertragen. Er gehörte zu jenen klugen Amphibien, die ſich vor jeder irdiſchen Noth in den Himmel, und vor jeder himmliſchen Noth ſich auf die Erde flüchten. Sie werden auch ſelig werden, denn der liebe Gott iſt ein gar guter Herr und nimmt es nicht ſo genau; uns aber ſollten dieſe Herren mit ihrer galanten Freiheit nicht zum Beſten haben wollen.

der Peter von Stuttgart. Es ſchmerzt ihn, das heilige Grab des Abſolutismus in den Händen der Ungläubigen zu ſehen, und er beſchwört die frommen Deutſchen, Frankreich zu erobern und in Paris ihr Kreuz aufzupflanzen, und für dieſes gottgefällige Werk verſpricht er ihnen Ablaß von allen ihren Sünden und Schwächen. Ich will es euch ſagen was Diejenigen wollen, für deren Vortheil Herr Menzel und noch viele Andere ſich öffentlich oder heimlich bemühen. Aber ich will es nicht mit meinen eigenen Worten ſagen; denn da käme Herr Menzel wieder und ſpräche: er hat den Spleen, glaubt ihm nicht! Nein, ich will es mit den Worten Derjenigen ſagen, die den Spleen nicht kennen, die, ob ſie zwar ungeheuer viel eſſen, doch nie an Verdauungsſchwäche leiden, weil ſie die Grundbedingung eines guten Magens haben: ein ſchlechtes Herz. Ich will es mit den Worten der Staatsmänner, Diplomaten und Fürſten, dieſer hohen, höchſten und allerhöchſten Perſonen ſagen. Suche ſich der deutſche Leſer die von Kombſt herausgegebenen Aktenſtücke des deutſchen Bundes und das in London erſcheinende Portfolio zu verſchaffen *). Dort wird er

---

*) 1. Authentiſche Aktenſtücke aus den Archiven des deutſchen Bundes, zur Aufklärung über die hochverrätheriſchen Umtriebe der deutſchen Fürſten. Straßburg 1835.

die Anſichten, Befürchtungen, Hoffnungen und Pläne, welche Rußland, Oeſterreich und Preußen rückſichtlich des deutſchen Volkes haben, klar ausgeſprochen finden. Da mir aber die ungemeine Geiſtesfreiheit, die in Deutſchland herrſcht, hinlänglich bekannt iſt und ich fürchte, genannte Schriften möchten dort ſchwer zu haben ſein, will ich deren Reſultate ſo kurz als möglich ausziehen.

2. Der deutſche Bundestag gegen Ende des Jahres 1832. Straßburg 1836.

3. Le Portfolio, ou Collection de documens politiques, etc. Traduit de l'anglais. Tome I, No. 2. Mémoire sur l'état et l'avenir de l'Allemagne, écrit sous la direction d'un ministre à St. Pétersbourg, et communiqué confidentiellement à plusieurs gouvernemens germaniques. Paris 1836.

I.

Preußiſche Stimmen.

Die Denkſchrift eines ungenannten preuſſiſchen Diplomaten über die Politik Preußens in Bezug auf Deutſchland, enthält unter andern Folgendes:

Preußen muß ſuchen: „Einmal gemeinſchaftlich mit Oeſterreich dahin zu arbeiten, daß die nächſte europäiſche Kriſe Deutſchland ſo viel als möglich einig und bewaffnet finde.“

„Ferner dabei, doch allmählig und unter der Hand, den unmittelbaren Einfluß Preußens in Deutſchland wieder herzuſtellen, zu begründen, zu erweitern.“

„Das Syſtem Preußens am Bundestage, während der Dauer der öſterreichiſchen Allianz, dürfte folgende Zwecke vorzüglich zu befolgen haben:“

A. „(Bundes-Militär-Verfaſſung).“

B. „Gemeinſchaftlich mit Oeſterreich über die Erhaltung der Ruhe in Deutſchland zu wachen, zugleich das repräſentativ-demokratiſche Syſtem zu bekämpfen.“

C. „(Abwehrung des Einfluſſes fremder europäiſcher Mächte.)“

D. „Dabei aber doch möglichſt alles ſo vorzubereiten, daß wenn einſt eine Trennung Preußens von Oeſterreich erfolgen und demzufolge eine Spaltung Deutſchlands ſtattfinden ſollte, der überwiegende Theil der Bundesſtaaten ſich für erſteres erklärte.“

„Wenn die Erreichung der Zwecke ad A, B und C ein kräftiges und gleichförmiges Wirken mit Oeſterreich erheiſchte, ſo ſchiene die Rückſicht ad D durch nichts mehr befördert zu werden, als wenn man Oeſterreich bei jenem Wirken die von demſelben ſyſtematiſch geſuchte Ausübung der Initiative in ſeinem eignen Namen und die damit verbundene formelle Geſchäftsführung bereitwillig überließe, und nur hinſichtlich der weſentlichen Punkte eine frühere geheime Einverſtändigung zwiſchen Berlin und Wien in Anſpruch nehme. Nach der unveränderlichen Politik der mittleren und kleineren deutſchen Staaten wird ſtets ihre Souveränitäts-Eiferſucht gegen die, die Suprematie in Anſpruch nehmende Macht gerichtet werden, und bei den eben auseinandergeſetzten Verhältniſſen dürfte es vielleicht das einzige Mittel, den preußiſchen Einfluß wieder in Deutſchland herzuſtellen, ſein, jener Souveränitäts-Eiferſucht einen andern Gegenſtand als Preußen zu geben.“

„Mag Preußen dabei eine paſſive Rolle ſpielen, und in manchen Punkten nur der öſterreichiſchen Politik zu folgen ſcheinen; je mehr es jenen Schein zu gewinnen glückt — deſto ſicherer wird ihm einſt die Mehrheit der Bundesſtaaten zufallen, wenn das Aufhören der preußiſch-öſterreichiſchen Allianz auch den Druck, den ihr vereintes und umfaſſendes Gewicht ausübte, aufhören läßt.“

— „Aus allem Obigen ſchiene, als Recapitulation, folgende .... Stellung Preußens am Bundestag hervorzugehen. — In den allgemeinen politiſchen Bundesbeziehungen, Ausgleichung der etwaigen Differenzen, direkt zwiſchen Berlin und Wien, aber zu Frankfurt, enges, in der Regel milderndes Anſchließen an Oeſterreich, wobei zuweilen, aber nicht zu oft, in populären Gegenſtänden ein berechneter oſtenſibler und eklatanter Akt von Selbſtſtändigkeit zu zeigen.... Ein anſcheinend reger Eifer für die Befeſtigung und Entwickelung der Reformen, die unter der Hand aber, mit Ausnahme derjenigen, welche auf die Militär-Verfaſſung und die Stellung des Bundes gegen das Ausland Bezug haben, ſo loſe als möglich zu erhalten wären. —“

„Die Natur der einzigen Regierungsform, die allein Preußens Größe und Einfluß ſichern kann, ſchließt ſchon, ohne andere Verhältniſſe zu berühren, unwiderruflich die Begünſtigung der demokratiſch-repräſentativen Ideen aus, welche jetzt noch ſo vielen Einfluß in Deutſchland ausüben. —“

„Es ſchiene wünſchenswerth, und ſelbſt beim Feſthalten an der öſterreichiſchen Allianz nicht unerreichbar, daß, wie es vor dem Beginnen der franzöſiſchen Revolution der Fall war, Preußen als der deutſche Muſterſtaat angeſehen, und ſeine Schriftſteller wieder die tonangebenden in Deutſchland würden, und dies Reſultat dürfte unvermeidlich ſein, ſobald, wie ſchon erwähnt, das demokratiſch-revolutionäre Treiben und die ſüddeutſche Schein Conſtitutionalität depopulariſirt worden wäre. Es verdiente dabei eine reifliche Prüfung, ob, da jene Partei nun doch einmal an der Entwickelung und Geltendmachung ihrer Theorie vor dem Publikum nicht gehindert werden mag, es nicht rathſam wäre, ſie gleichfalls nach dem Beiſpiel der engliſchen und franzöſiſchen Regierungen, in ihren Grundſätzen, in ihren Leitern und ihren Organen einer indirekten, aber kräftigen öffentlichen

Discuſſion zu unterwerfen, als es nicht allzuſchwer ſein dürfte, gegen jene Grundſätze und Einrichtungen bei den beſonnenen und richtig urtheilenden Deutſchen die *National-Eitelkeit und Ehre ins Spiel zu bringen, indem man dieſelbe, von einer nebenbuhleriſchen Nation ausgehend, durch Bildung von Parteien im Sinne des Auslandes wirkend darſtellte.*"

— *Graf von der Golz*, ehemaliger preußiſcher Bundestagsgeſandter, macht in einer Denkſchrift an das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten folgende Aeußerung:

„Die Elemente, die ihr (der Bundesverfaſſung) zu Grunde gelegt wurden, mußten von *gemeinnützigen und liberalen Ideen* ausgehen, weil die Völker, die nur durch den höchſten Grad patriotiſcher Exaltation zu den Opfern vermocht worden waren, durch welche die allgemeine Anſtrengung zur beabſichtigten Befreiung Deutſchlands und Europa's möglich wurde, zu großen Erwartungen im Sinne des ihnen vorſchwebenden übertriebenen Begriffs von Freiheit berechtigt waren; man genügte dieſem Erforderniß des Augenblicks, weil es unerläßlich war".

— Einer Denkſchrift des preußiſchen Miniſters der auswärtigen Angelegenheiten, *Grafen Bernſtorfs, über die Mittel, die Ruhe im In-*

nern Deutſchlands, im Fall eines Krieges mit dem Auslande, aufrecht zu erhalten, entworfen, auf Befehl des Königs im Jahre 1831, ſind nachfolgende Aeußerungen entnommen.

„Wie gegründet indeſſen auch jene Beſorgniſſe ſein mögen, ſo rechtfertigen ſie doch keinen Zweifel an dem Vorhandenſein und der Wirkſamkeit von Mitteln, dem drohenden Uebel vorzubeugen oder ſeine ferneren Ausbrüche mit Erfolg zu bekämpfen, ſelbſt im Falle eines unvermeidlichen Krieges, unter den Deutſchen eine zuſtimmende Begeiſterung zu entzünden, welche zur Erleichterung der ihnen anzuſinnenden Opfer mitwirke.“

„Je leichter der natürliche Verſtand einſieht, wie ſehr das Gemeinwohl dabei intereſſirt iſt, daß die Grenze des Staates gegen Angriffe eines auswärtigen Feindes vertheidigt.... werde; um ſo wichtiger für ganz Deutſchland ſcheint mir zunächſt die Annahme oder Behauptung einer Politik, welche für den Fall, wenn ein Krieg unvermeidlich ſein ſollte, ſicher dahin führt, daß der Uebergang aus dem jetzigen Zuſtande in den Kriegszuſtand unter Umſtänden geſchehe, die eine unbedingte Nothwendigkeit des letztern als evidente Thatſache den Unterthanen aller deutſchen Staaten unabweislich vor die Augen rücken; was nach dem herrſchenden Geiſte unſerer Zeiten nicht etwa bei einem Kriege um Prinzipien, worüber im Innern von Deutſchland ſelbſt Parteien ſich ſtreiten, ſondern nur alsdann ſtatt finden wird, und ſicher erwartet werden darf, wenn ein Angriff von Seiten des Feindes alle Zweifel über jene Nothwendigkeit des Krieges zerſtreut und alle weitern deßfallſigen Rechtsdeductionen als überflüſſig erſcheinen läßt, deren Unentbehrlichkeit zur Ausführung der Motive des Krieges überhaupt nichts Wünſchenswerthes wäre. —“

„Zur Aufrechthaltung, tieferer Begründung des Sinnes für Recht und Ordnung kann ohne Zweifel auch die Preſſe weſentlich beitragen. Es iſt desfalls gewiß ſehr zu bedauern, daß ſich jetzt zu wenige tüchtige Männer erheben, um jene gute Sache des Rechts und der Ordnung gegen die Angriffe, denen ſie beſonders in ausländiſchen Blättern ausgeſetzt iſt, mit Ernſt und Einſicht zu vertreten. Damit die Herausgabe von Zeitungen oder periodiſchen Blättern, welche ſich dieſem Zwecke widmen, nach Möglichkeit gefördert werde, möchte es ſchon jetzt an der Zeit ſein, hierzu Schriftſteller von Talent und guter Geſinnung zu gewinnen, bei denen die letztere ſich in der Neigung offenbaren, durch ihre Feder die Löſung der ſchwierigen den Regierungen obliegenden Aufgabe zu erleichtern. Immerhin könnte man ihnen dabei — ſofern ihre Perſönlichkeit hinreichende Garantie gewährt — *freieren Spielraum geſtatten, ohne jedoch im Allgemeinen eine weſentliche Veränderung der geſetzlichen Beſtimmungen über die Zenſur eintreten zu laſſen*; denn dieſe wird auch im Falle eines Krieges nicht entbehrt werden können, ſo wenig man übrigens der Begeiſterung, welche mit Wort und Schrift die Sache des Vaterlandes gegen den auswärtigen Feind vertheidigen will, Einhalt zu thun haben dürfte. — —“

„Aufgeſtellt in den bezeichneten Gegenden, und nach Umſtänden zu mobilen Colonnen organiſirt, würde dieſe Reſerve (die des Bundesheeres) dem deutſchen Bunde, während ſeine Heere dem auswärtigen Feinde gegenüberſtehen, für die Erhaltung der Ruhe in ſeinem Innern die wirkſamſten Dienſte zu leiſten geeignet ſein. — “

„Unter ehrfurchtsvoller Bezugnahme auf jene Vorſchläge, glaube ich namentlich in tiefſter Unterwürfigkeit empfehlen zu müſſen:

„Daß E. K. M. allerhöchſte Regierung bei einer Politik beharre, welche den Frieden auf alle mit Preußens Ehre und andern weſentlichen Intereſſen vereinbare Weiſe zu erhalten ſucht, und zugleich —

wenn ein Krieg demnach unvermeidlich werden ſollte — den auswärtigen Feind in den Fall ſetzt, ihn durch einen Angriff von ſeiner Seite zu eröffnen. Unternimmt alsdann der Feind einen Angriff, ſo wird E. K. M. landesväterliche Anſprache an das Volk, wie ſie im Jahr 1813 ſtatt fand, gewiß ähnliche Wirkungen hervorbringen und mächtig dazu beitragen, daß der treue Wille Allerhöchſt Ihrer Unterthanen, ſich ihres Königs würdig zu bezeigen, allenthalben in That übergehe. — —“

Auf vorſtehenden ausgezogenen Bericht des preußiſchen Miniſters antwortete der König:

„Was die anderweitigen, Ihrer Darſtellung hinzugefügten Vorſchläge betrifft, ſo iſt zwar rathſam, für die Sache des Rechts und der Ordnung einſichtsvolle Schriftſteller zu gewinnen; bei der anerkannten Schwierigkeit aber, ſolche Schriftſteller zu ermitteln, die mit den erforderlichen Kenntniſſen und Talenten auch erprobte treue Geſinnungen und den erforderlichen Takt für das Angemeſſene verbinden, wird die Benutzung der Preſſe für den Fall des Krieges vorzubehalten ſein. — —“

Der preußiſche General von Borſtell, in einem Briefe an den General-Adjudanten des Königs, geſchrieben 1832, worin er Vorſchläge macht, wie mit den deutſchen Ständekammern und den deutſchen Revolutionärs zu verfahren ſei, äußerte:

„Staatsſicherheit, nach moraliſchen Grundſätzen feſtgeſtellt, iſt die wichtigſte der Regierungspflichten, ſie wird durch repräſentative Formen oder Volksvertretungen nirgends geſichert, vielmehr durchwegs, wo wir hinblicken, gemißbraucht und gefährdet.“

II.

Oeſterreichiſche Stimmen.

Ein öſterreichiſches an das preußiſche Kabinet gerichtetes Promemoria, über die Publicirung der Bundestags-Protokolle, enthält unter andern folgende Aeußerung:

„Man darf jedoch nicht aus der Acht laſſen, wie es überhaupt mit dem Intereſſe ſteht, welches die deutſche Nation an dem deutſchen Bunde nimmt.“

„Wäre die Bundesverſammlung — wie es in den erſten Jahren ihrer Exiſtenz von der liberalen Partei geglaubt und gewünſcht wurde — eine Art National-Repräſentation, beſtimmt, alle Rechte zu ſchützen und in alle das gemeinſame Intereſſe der deutſchen Unterthanen betreffende innere Angelegenheiten kräftig und wirkſam einzugreifen, ſo würde ihr allerdings das allgemeine Intereſſe nicht entgehen, beſonders wenn auch noch die Inſtruktionen der Bundestags-Geſandten in den Ständeverſammlungen berathen würden, wie dies ſchon früherhin und jetzt neuerlich vielfach als unumgänglich nothwendig behauptet und angeprieſen worden iſt. Die Kompetenz der Bundesverſammlung iſt aber, ſeit dem Jahre 1820, definitiv und auf eine Art geregelt, welche ihr eine andere Stellung gegeben hat, als die ohnehin nur chimäriſche einer Volksrepräſentation, und es iſt ſehr zweifelhaft, ob ſie unter Denen, welche im Volke das große Wort führen, an Popularität und Anſehen durch die Bekanntmachung ihrer Berathungen ſehr gewinnen werde. Nicht durch die Geheimhaltung ihrer Protokolle iſt das Anſehen der Bundes-Verſammlung geſunken. Ehe noch dieſe Geheimhaltung eingeführt war, fingen die Demagogen an, die Bundes-Verſammlung zu verſchreien, ſobald ſie ſahen, daß dieſe ihnen nicht als Werkzeug dienen wollte, ſondern ſich vielmehr ihren verbrecheriſchen Abſichten als ein Damm entgegenſtellte; und auch der nicht demagogiſche, ſondern beſonnene Theil des Publikums verlor nach und nach das früher gehegte Intereſſe am Bunde, ſobald man ſich überzeugte, daß es nicht in der Aufgabe der Bundesverſammlung liege, in den wichtigſten innern Angelegenheiten, namentlich in den Handels- und ſtändiſchen Angelegenheiten, einen entſchiedenen Einfluß zu äußern. Jene anti-demagogiſche Tendenz und dieſe beſchränkte Kompetenz der Bundes-Verſammlung dürften wohl allein als die wahren Urſachen des verminderten Intereſſes an den Verhandlungen deſſelben zu betrachten ſein, und ſo lange dieſe wohlbegründeten Urſachen beſtehen, wird auch die Bekanntmachung ihrer Protokolle nicht das Mittel ſein, ihr Anſehen zu heben. Niemand wird übrigens glauben, daß die Bundes-Verſammlung darum, weil ihre öffentlichen Protokolle nur weniger bedeutende Gegenſtände betreffen, ſich in ihren geheimen Sitzungen nicht mit wichtigen beſchäftige. Es iſt zwar nicht in Abrede zu ſtellen, daß es wünſchenswerth wäre, wenn die Mehrzahl der denkenden Menſchen in Deutſchland auf den Fortbeſtand des Bundes einen Werth legte; aber die Hauptbürgſchaft ſeiner Dauer wird wohl der deutſche Bund in der Meinung der Regierungen und nicht in der Meinung des Publikums zu ſuchen und zu finden haben. So lange die Regierungen den Fortbeſtand des Bundes aufrichtig wünſchen und wollen, wird derſelbe auch fortbeſtehen, und das Urtheil der Unterthanen wird ihnen hierin kein weſentliches Hinderniß in den Weg legen. — —“

In einem Schreiben des Fürſten von Metternich an den öſtererichiſchen Geſandten in Berlin, worin die Anſichten des öſterreichiſchen Kabinets über die neue badiſche Geſetzgebung ausgeſprochen wird, heißt es:

„Da vielmehr alles, was aus deutſcher Preſſe hervorgeht, ſich ſofort über alle deutſchen Länder verbreitet und Deutſchland heute einen auf Erhaltung gemeinſamer Ruhe und Sicherheit gegründeten Staatskörper bildet, ſo darf es einzelnen Gliedern dieſes Staats nicht freiſtehen, die große Mehrzahl der andern Staaten mit einem Vorrathe ſchlechter oder gar nicht zenſurirter Schriften zu überſchwemmen.“

„Wir ſehen aber dieſe Frage als eine Lebensfrage für den Bund an, und erſuchen daher den Herrn Grafen von Bernſtorff angelegentlichſt, in dieſer wichtigen Angelegenheit den Ausſpruch beider Höfe vollkommen gleich an den Bundestag treten laſſen zu wollen. —“

Kurze Zeit nach dem Hambacher Feſte ſchrieb der Fürſt von Metternich an den preußiſchen Bundestags-Geſandten von Nagler in Frankfurt:

„Das Hambacher Feſt, wenn es gut benutzt wird, kann das Feſt der Guten werden.“

In einer Inſtruktion des Fürſten von Metternich an den öſterreichiſchen Bundestags-Geſandten in Frankfurt, über die Frankfurter Ereigniſſe des 3. Aprils 1833, heißt es:

„Für Deutſchland ginge vielleicht in einem mangelhaften Ausgange dieſer Unterſuchung eine nie wiederkehrende Gelegenheit verloren, auf den eigentlichen Grund des Uebels, welches ſeit Jahren feindſelig auf den Fürſten wie auf den Völkern laſtet, zu kommen.“

III.

Ruſſiſche Stimmen.

(1834.)

„Gleich von 1789 an fanden die Lehren der franzöſiſchen Revolution bei vielen deutſchen Denkern eine günſtige Aufnahme; aber die Maſſe des Volks blieb ihnen um ſo fremder, als ſeine pedantiſch-religiöſe Erziehung (éducation pédantesquement religieuse) es von jeder eigentlich politiſchen Idee entfernt hielt.“

— „Zwar wußte Napoleon mit ſeinem eiſernen Zepter alle Aeußerungen feindlicher Geſinnungen gegen die Macht niederzuhalten; doch konnte er nicht verhindern, daß die von der franzöſiſchen Revolution in Umlauf gebrachten Ideen ſich in Deutſchland ausbreiteten und ſich beſonders in den Univerſitäten und Schulen feſtſetzten. Erſt nach dem Sturze des großen

Mannes gewahrte man, welche tiefe Wurzeln jene Ideen ſchon gefaßt hatten. Ihre erſten Früchte waren ſchön und herrlich, denn der Befreiungskrieg gab Gelegenheit die edelſten und reinſten Geſinnungen zu entfalten. Die Begeiſterung des Volks war eben ſo bewunderungswürdig durch ihr erhabenes Ziel, als durch die Mäßigung, worin ſie ſich anfänglich zu erhalten wußte; unglücklicher Weiſe zeigten die folgenden Jahre, daß die Fürſten und Miniſter ſich ſchwer getäuſcht hatten, als ſie den Kampf Deutſchlands unter dieſem einzigen Geſichtspunkt betrachtet. Nach dem Kriege zeigten politiſche Anſprüche, die ſich in den meiſten Staaten kund gaben, augenſcheinlich genug, daß, als die Deutſchen die Waffen ergriffen, ſie nicht blos Napoleon, ſondern auch ihre eignen Regierungen treffen wollten.“

— „Da die wahre Religiöſität einer der Grundzüge des deutſchen National-Charakters iſt, mußte der Befreiungskrieg hierdurch natürlich eine Art religiöſe Weihe bekommen. Mehrere Staatsmänner ſuchten den öffentlichen Geiſt in dieſer Richtung zu erhalten, und unter andern war der Fürſt

Metternich in dieſem Sinne thätig. Indeſſen, ob zwar die Mehrzahl des deutſchen Volkes zu *dem alten öffentlichen Rechte, das ſich auf theologiſche Prinzipien gründet*, ſich hinzuneigen ſchien, ſo erklärte ſich doch auf mehreren Univerſitäten eine ſtarke Oppoſition gegen jene Anſicht.“

— „Preußen allein machte ſich, nach einer doppelten bittern Erfahrung, keine Täuſchung mehr über die Richtung des öffentlichen Geiſtes. Es erkannte mit vielem Scharfſinne, daß die Deutſchen die Polen weniger wegen ihrer ſelbſt, als wegen ihrer Revolution liebten. Deutſchland verdankte 1832 ſein Heil nur dem ernſten und würdevollen Syſtem, welches Preußen in ſeinem friedlichen Betragen gegen die polniſche Revolution leitete.“

— „Alle deutſche Bundesſtaaten, mit Ausnahme Oeſterreichs und Preußens, ſind konſtitutionelle Staaten, und der freie Austauſch der Ideen durch die Preſſe hat dort beſonders ſeinen Einfluß auf die geſetzgebenden Verſammlungen geübt. So wie einſt in Frankreich von 1789 bis 1792 die Erörterung *allgemeiner Prinzipien*, indem ſie die Gemüther von den *örtlichen und perſönlichen Intereſſen* abzog, überall die Keime der Anarchie von 1793 legte, ſo kann man in den letzten Sitzungen der deutſchen Kammern, beſonders denen der kleinen Staaten, eine ähnliche Richtung erkennen."

„Hätte nicht die deutſche Bundesverſammlung durch ihre Ordonnanzen vom Juni jener Freiheit der Diskuſſion eine Grenze geſetzt, würde das Uebel, das aus einer ſolchen Quelle kam, die organiſchen Elemente verſchiedener deutſchen Staaten bald erreicht und zerſtört haben. In der That ließ man ſich dort angelegen ſein, jede liberale Oppoſition durch eine noch liberalere auszuſtechen; man ging dort eiteln Phantomen mit dem einfältigſten Eifer (niaise ardeur) nach, und gefiel ſich in der dümmſten Oppoſition (l'opposition la plus sotte) gegen die Regierung, ſo daß man die Franzoſen hierin noch übertraf. Daher ſind auch aus der deutſchen Preſſe, der man doch die tiefſinnigſten und ausgezeichnetſten philoſophiſchen Werke der neuern Zeit verdankt, die wunderlichſten und unvernünftigſten Erzeugniſſe hervorgegangen, die nur je aus verrückten Köpfen (cerveaux atteints de folie) gekommen. Man muß hoffen, daß man in der Folge jenen Abſcheulichkeiten (monstruosités) ein Ende machen wird; man muß hoffen, daß man von nun an darauf ſehe, daß in Deutſchland die wahren Gelehrten und die tiefen Denker nicht blos allein das Wort führen, ſondern ſich auch Gehör verſchaffen können.“

— „Schon 1819 hatte Oeſterreich den Plan, unter ſeinem Protektorat für alle in Deutſchland erſcheinenden politiſchen Werke, Journale und Bücher eine Bundes-Zenſur zu errichten; doch dieſer Verſuch ſcheiterte an der Oppoſition der baieriſchen und ſächſiſchen Regierung. Später ließ Oeſterreich, in Leipzig und Frankfurt, periodiſche Schriften erſcheinen, die im Geiſte der Doktrinen, die es geltend machen wollte, geſchrieben waren; allein ſie hatten keinen großen Erfolg, ob ſie zwar von Leuten von Geiſt redigirt worden und beträchtliche Koſten verurſacht hatten.“

„Das Syſtem auf dem ſich die öſterreichiſche Stabilität gründet, iſt ſehr alt. Man hat nicht vergeſſen, daß ehemals die Ferdinande, zufolge dieſes nämlichen Syſtems, Deutſchland zu unterjochen geſucht. Die ſchönen Maximen haben dem Hauſe Habsburg nie gemangelt; aber wenn ſeine Thätigkeit immer groß war, waren ſeine Thaten dagegen ſelten.“

„Die Souveraine der kleinen konſtitutionellen Staaten, durch die Herrſch-Begierde ihrer Kammern aufs äußerſte gebracht, ſo wie einſt Ludwig XVI. durch den National-Convent, erinnern ſich dieſes großen und merkwürdigen Beiſpiels; ſie ſehen ſelbſt ein, daß wenn ſie die Ausgelaſſenheit jener anmaßlichen geſetzgebenden Körper (la licence de ces législatures usurpatrices) ſich länger gefallen ließen, ſie in ihrer Exiſtenz ſelbſt bedroht wären. Man ſieht ſie alſo jetzt Preußen in allen Maßregeln unterſtützen, die dahin zielen die Rechte der geſetzgebenden Verſammlungen einzuſchränken; man ſieht daß ſie ſich gutwillig allen allgemeinen Beſchlüſſen des Frankfurter Bundestages unterwerfen."

— „Die ächten deutſchen Grundſätze, was den Austauſch der Ideen betrifft, müſſen immer dahin zielen, vor allem die Lokal-Intereſſen, dann die Provinzial Intereſſen und zuletzt die eigentlichen National-Intereſſen zu bewahren und zu unterſtützen. Damit das in der angegebenen Reihefolge Statt finde, müßten die Regierungen mit der größten Strenge darauf wachen, daß man gegenwärtig nur die Lokal- und Provinzial-Intereſſen öffentlich verhandle. Es kömmt zuerſt darauf an, jeder Familie, jeder Gemeinde, jeder Provinz, ihre Freiheiten und Rechte zu ſichern; daraus folgt, daß es nicht jedem Profeſſor des öffentlichen Rechts erlaubt ſein dürfe, jene Specialfreiheiten den chimäriſchen Ideen von allgemeiner Freiheit und dem Traume der ſogenannten Volksſouverainetät aufzuopfern. Preußen hat ſeines Theils dieſen Geiſt der alten deutſchen Geſetze ſehr gut aufgefaßt, indem es die Reviſion der Stadt- und Dorf-Verfaſſungen anbefohlen; auch hat dieſer Samen gute Früchte getragen.“

— „Man kann jedoch nicht in Abrede ſtellen, daß dieſe Art zu verfahren, indem man den Familiengeiſt benutzt um nach und nach den Nationalgeiſt zu bilden, nur dann ohne Gefahr angewendet werden kann, wenn der Geiſt und die Liebe der Häuslichkeit (l'esprit, l'amour du foyer), von welcher hier die Rede iſt, tiefe Wurzeln in den Herzen der Bürger geſchlagen hat. Nun aber iſt dieſe Tugend den Sitten und dem Charakter der Deutſchen ſo anklebend, daß nur eine ununterbrochene Folge von Plagen und Mißgeſchick deren Wurzeln untergraben konnte. Anders iſt es bei den ſlaviſchen Völkern; ſie kennen weniger jene innige Sympathie, die den Menſchen an ſeinen Geburtsort, an das Dach, das ihn beherbergt, an die Möbel, die ihm gedient haben, binden. Der Nationalgeiſt des Slaven richtet ſich weniger nach den Sitten des Hauſes und nach der Meinung ſeiner nächſten Nachbarn, als nach der Einwirkung der lebenskräftigen und beweglichen Volksklaſſen, zu denen er gehört, Maſſen die ſeine Sprache reden und ſeine Leidenſchaften theilen. —"

— „Ein Krieg Deutſchlands gegen Frankreich und England hat in unſerer Zeit einen doppelten Charakter. ... Es handelt ſich auf der einen Seite die Bajonette und die Kugeln, und auf der andern Seite die Ideen zu bekämpfen; was den materiellen Kampf zwiſchen den Armeen betrifft, ſo iſt er den Wechſelfällen des Krieges unterworfen. ... Nehmen wir den Fall an, wo Deutſchland unterliegen ſollte. ... So beklagenswerth auch ein ſolches Ereigniß für Deutſchland wäre, kann man es doch nicht mit den traurigen Folgen vergleichen, welche der Triumph der Engliſch-Franzöſiſchen konſtitutionellen Prinzipien für den deutſchen Bund und für jeden Staat insbeſondere hätte. ... Auch müßte Deutſchland, im Falle eines Bruchs mit Frankreich und England, ſeine Hauptaufmerkſamkeit auf den Kampf wenden, den es gegen die Prinzipien ſeiner Feinde zu beſtehen haben wird. Alle Regierungen ſehen heute vollkommen ein, daß die größten Gefahren, die ſie bedrohen, in der That von jener Seite kommen."

— „Die Fürſten und die Großen im Allgemeinen ... müſſen vor allen Dingen ſich ſelbſt und ihren Intereſſen (à ce qui leur est le plus cher) treu bleiben. Ihre heiligſte Pflicht iſt, ihre Rechte nicht beſchränken zu laſſen.“

— „Das wiſſenſchaftliche Deutſchland hat ſelbſt während der traurigen Tage der fremden Herrſchaft ſeine Würde zu behaupten gewußt. Auch hat in den Gemüthern der deutſchen Jugend keine Anhänglichkeit für Frankreich Wurzel faſſen können, ob zwar die Ideen des Liberalismus ſie zu ſolchen Gefühlen hätte geneigt machen ſollen. Im Gegentheil, ſie bewahrte immer eine tiefe Antipathie gegen jenen feindlichen Nachbarn, und dies trat nie ſtärker hervor als beim Hambacher Feſte. Dort, ohngeachtet des Schwindels der Alle ergriffen, hat man es Börne, der gegenwärtig war und den doch die Demagogen ſo achten, nicht verziehen, um die Gunſt der franzöſiſchen Liberalen niederträchtig gebettelt (bassement mendié) und hierdurch Deutſchland vor ihnen beſchimpft zu haben.“

Das deutſche Volk möge dieſen Koſaken-Katechismus gut auswendig lernen, damit es an dem Tage, wo es nach dem Rituale der ruſſiſchen Kirche durch Ohrfeigen ſeine Firmung erhalten wird, vor dem heiligen Czar ehrenvoll beſtehe.

Was der Bericht des ruſſiſchen Staatsmannes von der feindſeligen Stimmung ſagt, die ſich in

Hambach gegen Frankreich laut ausgeſprochen, und was er bei dieſer Gelegenheit von mir erzählt, iſt alles falſch oder gelogen. Eine ſtarke Sympathie für die Franzoſen ſprach ſich dort überall aus; freilich eine Sympathie wie wir ſie verſtehen, nicht diejenige welche die Schriftſteller der Polizei als ſolche darſtellen, um ſie als etwas Gehäſſiges erſcheinen zu laſſen. Ich erinnere mich, daß einer der Hambacher Pilger, der mir von früher als ein preußiſcher Spion bekannt war, in meiner Gegenwart und unter vielen jungen Leuten, mit frommer Begeiſterung von dem Glücke ſprach, das die Rheinprovinzen unter der franzöſiſchen Herrſchaft genoſſen, und wie es zum Heile von ganz Deutſchland führen müſſe, wenn die freien Inſtitutionen Frankreichs wieder bis zum Rheine vorrücken könnten. Aber ſelbſt die unerfahrnen jungen Leute hörten den heiligen Mann mit Kälte an, denn er trug das Kainszeichen auf ſeiner Stirne. Ich ſelbſt hatte in Hambach keinen einzigen Franzoſen geſprochen noch geſehen, ich konnte alſo nicht um die Freundſchaft Frankreichs betteln. Der muthige, edle und geiſtreiche Wirth war in Hambach der Einzige, der ganz ohne Veranlaſſung über, und mehr aus einem Geiſte des Widerſpruchs, als aus innerer Ueberzeugung gegen die Franzoſen öffentlich ſprach.

Dieſes erregte allgemeines Mißfallen und lauten Tadel. Zum Lohne für ſeinen Franzoſenhaß, den Herr Menzel deutſchen Patriotismus nennen würde, wurde der gute Wirth ins Zuchthaus geſperrt und mußte drei Jahre lang die Uniform der Diebe tragen und Strümpfe ſtricken. Dort in dem Kerker, ſtatt ſeinen Haß der Tyrannei zur heiligen Wuth entflammen zu laſſen, dort aus ſeinem ſichern Verſteck hervor, ſchrieb Wirth über Sonne, Mond und Sterne und andere Ewigkeiten, ließ ſich wie ein wahres deutſches Schaf in den Pferch der Wiſſenſchaften zurücktreiben und düngte mit ſeinen philoſophiſchen Erzeugniſſen die Felder der Erbpächter des deutſchen Landes. Und wo Jean Paul lange die Freiheit lehrte, wohnt jetzt der edle Wirth als Mündel der Baieriſchen Polizei, und muß ihr von jedem Schritte den er thut, und von jedem Gedanken, den er ausgiebt Rechenſchaft geben!

Jeder dem bekannt iſt, daß die ruſſiſche Regierung in Deutſchland ſo viele Spione hat, daß ſie mit ihnen das Herzogthum Naſſau und das Großherzogthum Heſſen, trotz der tapferſten Vertheidigung erobern könnte, wird ſich wundern, daß ſie von dem Geiſte, der in Hambach herrſchte, ſo falſch unterrichtet worden. Dieſes hatte aber ſeine eigene Urſache. Die Hambacher Spione waren in einer bedenklichen Lage und ermangelten jener heitern Gemüthsſtimmung, welche ein Spion zur Ausübung ſeiner ſchönen Kunſt nach den Regeln der Optik und Akuſtik nöthig hat. Nämlich gleich in der erſten öffentlichen Verſammlung, die in Hambach in einem Wirthshauſe ſtatt fand, und wo mehr geſprochen als gedacht, mehr geſungen als geſprochen, mehr getrunken als geſungen, und mehr ſpionirt als getrunken wurde — war ein Spion ſo naiv, über alles was er gern wiſſen wollte, ſeine Nachbarn rechts und links laut auszufragen. Wie heißt der Herr der jetzt ſpricht? Wie der welcher dort ſingt? Wie jener der dort trinkt? Und ſobald er den gewünſchten Beſcheid erhalten, ſchrieb er es ſehr kindlich vor aller Augen in ſein Taſchenbuch ein. Man bemerkte es, fiel über ihn her und wollte ihn prügeln, und die Behörde war genöthigt den ehrlichen Mann zu ſeiner Sicherheit ins Gefängniß zu ſetzen, oder ihn im Stillen aus der Stadt zu führen. Hierdurch wurden aber die übrigen Spione ängſtlich gemacht, ſo daß ſie nicht mehr wagten, über das was ſie ſahen und hörten gleich Buch zu führen, und die nöthigen Erläuterungen einzuziehen. Aus dieſem Grunde mochten wohl viele Berichte mangelhaft und falſch geworden ſein.

Um dem Herrn Menzel eine kleine Freude zu machen, will ich ihm noch erzählen, daß mir damals in Hambach von einem radikalen Barbiergeſellen meine Uhr geſtohlen worden. Ich lief auf der Stelle zur geeigneten Behörde, und forderte deutſchen ſummariſchen Prozeß und daß man ſogleich den wahrſcheinlichen Dieb arretire. Aber die Gerichte lachten mich aus, ob ich zwar einer der Fürſten von Hambach war, und ſagten mir: ja, bei euch geht das an, aber bei uns, nach franzöſiſchen Geſetzen, iſt man nicht ſo ſchnell mit dem Arretiren. Damals verwünſchte ich alle franzöſiſche Inſtitutionen und fand es ſehr lächerlich, daß ein Mann wie ich, der eine goldne Uhr trug, nicht jeden armen Teufel, auf den er Verdacht geworfen, ſollte arretiren laſſen können. Ja, der Geiſt iſt ſtark, aber das Fleiſch iſt ſchwach!

Die mitgetheilten Aktenſtücke ſprechen verſtändlich genug für ſich, und weitere Bemerkungen darüber wären ganz überflüſſig. Doch, da es viele kindiſche Menſchen giebt, die der Erfahrung und eines klaren Blicks ermangeln, würde ich dennoch ad usum delphini noch einiges darüber ſagen, wenn ich nicht fürchtete, durch kleine Nutzanwendungen und Puppen-Moralitäten meine vernünftigen Leſer zu ermüden. Aus jenen offiziellen Aktenſtücken geht das im Allgemeinen hervor, daß die deutſchen Regierungen das deutſche Volk ganz ſo beurtheilen, wie ich es gethan, und daß ſie ſich ſelbſt in dem nämlichen Lichte darſtellen, in welchem ich ſie darzuſtellen geſucht; es geht alſo daraus hervor — daß ich nicht den Spleen habe und kein Bauchredner bin. Es möge daher Herr Menzel künftig mehr auf meinen Kopf und meine Bruſt als auf meinen Unterleib ſehen, und ſeine abdomenale Zärtlichkeit einem ſchönern Gegenſtande zuwenden. Was er an mir für den Spleen erkennt oder vielmehr dafür geltend machen möchte, iſt die splendida, mascula bilis, die zu jeder Zeit den Mann geziert, in der unſern aber noch mehr thut als das; die ihn beſchützt, ihn, ſeine Ehre und ſeine Seligkeit. Wer in dieſer ſchnöden peſtbeherrſchten Welt ſich vor Anſteckung ſichern und geſund bleiben will, muß ſich in Eſſig baden, um alle bleiſüßen Herzen und verbuhlten Lavendelſeelen von ſich entfernt zu halten. Es giebt darum noch brave Leute genug, welche auch die ſauere Han eines ehrlichen Mannes drücken, und dieſe verſtehe mich und lächeln mir.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Siebenter Band

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Siebenter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Loening.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trommer & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt

Seite
Fragmente und Aphorismen 1—308 . . 1

Franzöſiſche Aufſätze.

(Fragments politiques et littéraires.)

Vorwort von Cormenin 217
I. La guerre des paysans en Allemagne, au temps de la Réforme; par Wachsmuth . 221
II. De l'Allemagne; par Henri Heine . . . 248
III. Scènes de mœurs et de caractères au XVIIIe et au XIXe siècles; par Mme Augustin Thierry 280
IV. Introduction 284
V. Béranger et Uhland 314
VI. Gallophobie de M. Menzel 363
VII. Les chants du Crépuscule; par Vict. Hugo 378
VIII. Wally la sceptique; Roman par C. Gutzkow 392

Fragmente und Aphorismen.

1.

Miniſter fallen wie Butterbrode: gewöhnlich auf die gute Seite.

2.

Eitelkeit iſt Oekonomie; man ſollte ſie nicht tadeln, ſie iſt eine Tugend. Der Eitle legt täglich einige kleine Befriedigungen ſeiner Eigenliebe zurück und bringt ſo endlich einen kleinen Schatz zuſammen. Auch hat man Unrecht, zu behaupten, daß ſich nie wahre Verdienſte zur Eitelkeit geſellten; man kann ſehr reich ſein und geizig zugleich. Von zwei Menſchen mit gleich großen Verdienſten, von welchen der eine eitel iſt und der andere was man beſcheiden nennt, iſt im Grunde der eitle beſcheidener als der beſcheidene. Der letztere weiß, daß er reich iſt, und denkt, es könne ihm an Ruhm nicht mangeln, ſo oft er ihn brauche; der andere iſt vorſichtig, traut ſeinen

Verdienſten nicht und ſpart. Wenn Ruhmbegierde eine Tugend iſt, iſt es Eitelkeit auch; denn ſie iſt die Scheidemünze der Ruhmbegierde. Daß wir mit eiteln Menſchen ungern umgehen, beweiſt nichts für ihren Fehler, ſondern für unſern. Wir meiden ſie aus gleichem Grunde, als wir die Armen meiden; wir fürchten immer, ſie möchten etwas von uns verlangen.

3.

Ich las von einem berühmten Philoſophen, es ſei einer der Hauptgrundſätze ſeiner Lehre: Alles was iſt, iſt gut. Ob es wahr iſt — nicht der Satz, ſondern daß er ſo aufgeſtellt worden — weiß ich nicht. Ich kenne die Schriften jenes Philoſophen nicht, ich leſe nie philoſophiſche Bücher, mein Kopf iſt zu ſchwach, er verträgt ſie nicht. Ein deutſches philoſophiſches Syſtem kommt mir vor wie ein Getreidefeld, zu dem man uns hinführt und uns freundlich einladet, uns ſatt zu eſſen. Ganz gewiß iſt in der deutſchen Philoſophie die beſte, geſundeſte und unentbehrlichſte Nahrung des menſchlichen Geiſtes; doch wäre es artiger von unſern Wirthen, wenn ſie uns gebackenes Brod vorſetzten. Wenn wir vor jeder Mahlzeit erſt die Schnitter, die Dreſcher, die Müller, die Bäcker machen ſollten, dann kämen wir gar zu ſpät an den Tiſch. Doch das gehört nicht hierher. Ich hörte ferner erzählen, daß es Staatsmänner gäbe, die jenen Philoſophen wegen ſeiner Lehre und dieſe ſelbſt ſehr begünſtigten, weil ſie glaubten, ſie ſei für die Regierungen vortheilhaft, indem ſie den Regierten Grund und Recht zu klagen nehme, ſondern ſie vielmehr anweiſe, mit allem Beſtehenden zufrieden zu ſein, weil *Alles was iſt, gut iſt.* Ob es ſich mit der philoſophiſchen Praxis jener Staatsmänner, wie mir erzählt worden, wirklich ſo verhalte, weiß ich nicht. Eines aber *weiß ich gewiß*: daß, *wenn* jener Grundſatz wie bezeichnet ausgeſprochen, und *wenn* er wie berichtet angewendet oder zum nöthigen Gebrauche zurückgelegt worden — jene Staatsmänner nicht wiſſen, was ſie wollen, da es keine Lehre gibt, die für die Ruhe der Staaten und für die Sicherheit der Regierungen gefährlicher, keine, die revolutionärer wäre, als die Lehre: *Alles was iſt, iſt gut.* Man denke ſich, jener Philoſoph würde Regierungspräſident oder gar Miniſter; ſeine Verwaltungsgehörigen hätten Klagen oder glaubten ſie zu haben, wären gedrückt oder glaubten ſich gedrückt; ſie gingen zum Philoſophen Miniſter, machten ihm Vorſtellungen und bäten um Abhülfe. Dieſer, obzwar Miniſter, würde ſich bei der überraſchenden Veranlaſſung ohne ſeinen Willen erinnern, daß er früher Philoſoph geweſen — die Katze läßt das Mauſen nicht, auch wenn ſie eine ſchöne Prinzeſſin geworden — und würde den Abgeordneten der Bürgerſchaft ſagen: Ihr guten Leute wißt nicht, was ihr ſprecht; geht eures Weges, Alles was iſt, iſt gut. . . Schön, Minette, man muß ſeiner Natur treu bleiben! . . . Wenn aber jetzt die Abgewieſenen zu murren anfingen, ſich zuſammenrotteten, dem Miniſter-Philoſophen die Fenſter einſchlügen, die Kaſſen, die Magazine plünderten, raubten, mordeten und andere Verbrechen begingen, die eine Empörung zu begleiten pflegen — was thäte dann der Miniſter-Philoſoph? Er würde die Empörer zu beſänftigen ſuchen, ihnen ihre Geſetzwidrigkeit, ihr Verbrechen, die unglücklichen Folgen ihrer Ausſchweifungen vorhalten. Wenn dieſe aber ſprächen: Herr Miniſter, Sie wiſſen nicht, was Sie reden, gehen Sie Ihres Weges, Alles was iſt, iſt gut; ein Iſt iſt wie das andere Iſt; iſt eine Regierung, ſo iſt ein Volk; iſt Ordnung, ſo iſt Anarchie; iſt Geſetzmäßigkeit, ſo iſt Revolution; iſt die Macht, die iſt, zu ehren, ſo iſt unſere Macht auch eine, die iſt — was würde der Philoſoph darauf antworten? .. Der Philoſoph gar nichts; aber der Miniſter ließe die Anführer der Empörung aufhängen und die minder Schuldigen einkerkern; und das iſt auch das Klügſte, was er in einem ſolchen unphiloſophiſchen Falle thun könnte. Aber, nach Hauſe gekommen, ließe er ſich heimlich von ſeiner Frau ſeine alten Collegienhefte holen, ſie abſtäuben, und dann — wenn er die Stelle noch finden kann — nähme er eine Schwanfeder und machte durch den Satz: Alles was iſt, iſt gut, einen dicken Strich. Mich dauern nur die armen Gehängten; der Strich, einige Tage früher gezogen, hätte ihnen das Leben erhalten.

4.

Diplomaten ſehen mit den Ohren; die Luft iſt ihr Element, nicht das Licht. Darum lieben ſie Stille und Dunkelheit.

5.

Das Schickſal macht nie einen König matt, ehe es ihm Schach geboten.

6.

Sinnliche Ausſchweifung iſt viel öfter die Folge, als die Urſache einer zerrütteten Geſundheit.

7.

Es gibt Menſchen, die geizen mit ihrem Verſtande, wie andere mit ihrem Gelde.

8.

Es iſt ſchwer zu entſcheiden, welches ein verdrießlicheres Geſchäft ſei: die Lichter putzen, oder Weiber durch Gründe belehren. Alle zwei Minuten muß die Arbeit wiederholt werden, und wird man ungeduldig, löſcht man das kleine Licht gar aus.

9.

Der Eigenſinn einer Frau iſt auf eine ganz wunderliche Art befeſtigt. Der Graben iſt hinter dem Walle, und hat man die ſteilſten Einwendungen erſtiegen und glaubt, jetzt wäre Alles geſchehen, entdeckt man erſt, daß das Schwerſte noch zu thun ſei.

10.

Das größte häusliche Unglück, das einem Manne begegnen kann, iſt, wenn ſeine Frau einmal gegen ihn Recht hat, nachdem er es ihr abgeſtritten. Dieſes einzige kleine Recht dient ihr wie ein Fläſchchen Roſenöl; damit macht ſie zwanzig Jahre all' ihr Geräthe und Gerede wohlriechend.

11.

Eine Geliebte iſt Milch, eine Braut Butter, eine Frau Käſe.

12.

Reichthum macht das Herz ſchneller hart, als kochendes Waſſer ein Ei.

13.

Ein conſtitutioneller Thron iſt ein Armſeſſel, ein abſoluter ein Stuhl ohne Lehne. Fürſten ſind ihrer Natur und ihrem hohen Standpunkte nach dem Schwindel unterworfen, und eine Staatsverfaſſung ſorgt nicht weniger für ihre eigene Sicherheit, als für die der Regierten. Hätte Napoleon Frankreich die Verfaſſung bewilligt, die ihm Ludwig XVIII. gab, er wäre, als ihn der Schwindel befiel, nicht vom Throne gefallen, er wäre noch heute Kaiſer der Franzoſen.

14.

Hätte die Weltgeſchichte ein Sachregiſter, wie ſie ein Namenregiſter hat, könnte man ſie beſſer benutzen.

15.

Die öffentliche Meinung iſt ein See und man behandelt ſie wie eine Suppe. Verrückte Köche ſtehen vor ihr — der eine wirft Salz hinein, der andere Zucker; ein dritter kommt mit dem Schaumlöffel, die Blaſen abzuheben; ein vierter bläſt, daß ihm die Backen ſchmerzen; ein fünfter will ſie aufeſſen; ein ſechſter ſie dem Haushunde vorſetzen; ein ſiebenter ſie in das Spülfaß ſchütten. Wahrhaftig, die Kinder auf der Gaſſe werden euch noch auslachen!

16.

Im alten Frankreich machte der Witz auch Bürgerliche hoffähig, und ward dadurch zur Nadel, durch die man den geiſtigen Faden zog, welcher den dritten Stand mit dem Adel verknüpfte. Auf dieſe Weiſe wurde die Revolution herbeigeführt. Die Regierungen unſeres Landes können alſo ruhig bleiben; denn unſere grobe Packnadel zerriſſe nur die fein gewebte Seele der Weltleute — wir werden uns nie vereinigen und befreunden. Aber welch ein großer Mißverſtand iſt es, politiſchen Schriftſtellern Grobheiten zu unterſagen und Feinheiten zu verſtatten! Man ſollte gerade das Gegentheil thun.

17.

Feuerbach, in ſeinem Werke über die Mündlichkeit und Oeffentlichkeit der Rechtspflege, erklärt ſich für beide, kann ſich aber dennoch nicht enthalten, gegen diejenigen Schriftſteller zu eifern, die derſelben Lehre anhängen. Er bezeichnet ſie als ſolche, „die davon gewöhnlich nicht mehr wiſſen, als daß man den Mund und die Thüren dabei aufzumachen habe.“ Das iſt zwar witzig, aber der Spott ſcheint gar nicht am gehörigen Orte zu ſein. Von jeder Staatseinrichtung, welche das Wohl der Bürger zum Zwecke hat, iſt derjenige Theil, der von der Menge begriffen wird, immer der wichtigſte. Die ächte Regierung hat keine Kunſtgeheimniſſe. Spitzfindige Gelehrſamkeit mag in der Unterſuchung über das öffentliche und mündliche Gerichtsverfahren noch mancherlei Verborgenes aufzudecken finden; Feuerbach mag das franzöſiſche Verfahren hierbei mit Recht getadelt haben. Aber das Wichtigſte bleibt allerdings, daß Mund und Thüre dabei geöffnet werden. Feuerbach war empfindlich, weil ihm vorgeworfen worden, daß er ſeine Meinung, die früher gegen die Oeffentlichkeit und Mündlichkeit gerichtet war, umgeändert habe. Aber das hätte ihn von ſeinen Landsleuten nicht überraſchen ſollen. Es iſt ja auch eine von den unſeligen Pedanterien, daß es für eine Unredlichkeit und für eine Schwäche erklärt wird, wenn man ſeine Meinung ändert. Als wäre der Menſch unfehlbar! Daß er es nicht iſt, iſt gerade ſchön; denn einen Wahn verlieren macht weiſer, als eine Wahrheit finden.

18.

Aus einer Rede, die der Abgeordnete Girardin in der franzöſiſchen Kammer gehalten, erfährt man, daß unter der alten königlichen Regierung die Briefe auf der Poſt eröffnet wurden, daß dieſes unter Napoleon auch geſchah, und daß es jetzt noch immer geſchehe. So oft man mit manchen Staatsmännern von dergleichen Gegenſtänden ſpricht, lächeln ſie, und das iſt auch wirklich das Beſte, was ſie thun können, denn wie ließe ſich ein Lächeln widerlegen? Es iſt ein Alphabet, worin die Beſtandtheile aller möglichen Meinungen enthalten ſind. Was antworten ſie aber darauf, wenn man ſie fragt: haben jene Eingriffe in das Eigenthum Ludwig XVI. gerettet, haben ſie Napoleon vor dem Untergange bewahrt? Wenn man ſie fragt: haben tauſend abgeſchmackte Polizeikünſte, deren Anwendung man ſich immer noch nicht ſchämt, haben ſie die ſpaniſche, die portugieſiſche und andere Revolutionen, haben ſie den Abfall der ſüdamerikaniſchen Staaten verhindert? — was werden ſie darauf erwiedern können? Werdet Ihr nie begreifen, daß Ihr es nicht mit *Perſonen* zu thun habt, ſondern daß Euch *Sachen* feindlich gegenüber ſtehen, und daß eine Sache, wie die Luft, unverwundbar iſt? Ihr jubelt, wenn es Euch gelang, einen kleinen Raum luftleer zu machen, und Ihr vergeſſet, daß es dann um ſo gefährlicher iſt für Euch, weil in luftleeren Räumen fallende Körper um ſo ſchneller fallen. Freilich ſind ſolche Reden vergebens und man wird damit ausgelacht; aber es iſt beſſer den Athem, als den Verſtand verlieren.

19.

Herr Wilhelm von Schütz, ein Kampfgenoſſe des Offenbacher Staatsmannes, hat „Blicke in die amerikaniſchen Reiche“ geworfen. Wenn er Nichts deutlich geſehen, ſo iſt das durchaus nicht ſeine Schuld; denn Amerika iſt eine dunkle Unterwelt geworden, ſeit es unſere ſuperben Tarquinier zur Cloaca maxima gewölbt und es beſtimmt haben, den europäiſchen Unrath abzuführen — die Liberalen nämlich. Auch iſt Herr von Schütz ſo ehrlich, über das, was er dunkel geſehen, dunkel zu berichten. Wir mögen alſo nicht mit ihm ſtreiten. Auch vermöchten wir es nicht. Denn hoch erhaben über den Wolken des Trugs thront Herr von Schütz in ewiger ſeliger Ruhe, und lächelt des ſterblichen Menſchengeſchlechts. Er redet die Sprache Göthe's, der Diplomaten und der olympiſchen Götter. Läßt er die herrlichen Worte vernehmen: detachirt, Intentionen, ſuppliren, Independenz, Intervention, Perfektion, Revolten; ſagt er, die Freigebung Südamerika's berührend: „kaum iſt wegen des Reichthums an verborgenen Rückſichten hierüber ein durchgreifendes Wort zu ſagen möglich“ — hören und ſchweigen wir mit heiliger Scheu, ſo ſehr uns auch die Finger jucken, hinabzugreifen, um den Schatz verborgener Rückſichten zu heben. Aber mit Herrn Pfeilſchifter, der zu jener Abhandlung einen „Nachtrag“ geſchrieben, wollen wir ein Wort ſprechen. Herr Pfeilſchifter iſt der Sterblichen einer; er kennt den Haß, den Zorn, die Liebe; er kann grob ſein, er fühlt menſchlich — mit ihm wollen wir rechten. Er ſagt in ſeinem Nachtrage: „Gegen eine Faction, welche ihren Sieg nur auf Betrug und Täuſchung, den Betrug auf den allgemeinen Mangel an gründlichen Kenntniſſen und das Schweigen ihrer Gegner gründet, gibt es keine beſſere Taktik, als ihren Lügen die Wahrheit, ihren Declamationen die Thatſachen, ihren Verkündigungen die Wirkungen ihrer Siege entgegen zu ſetzen. Aus dieſem Grunde haben wir nachſtehende Notizen über den Zuſtand von Neuſpanien, wie er durch die revolutionären Unternehmungen geworden iſt, zuſammengeſtellt, um zu beweiſen, wie nachtheilig und verderblich ſogar in materieller Rückſicht die Verſuche der ſogenannten Emancipation für Südamerika ſelbſt geworden ſind.“ Und nun ſtellt Herr Pfeilſchifter ſeine Berechnungen an. Wir wollen dem Manne von gründlichen Kenntniſſen an ſeinem Facit der ehemaligen Glückſeligkeiten und gegenwärtigen Leiden der ſüdamerikaniſchen Provinzen keinen Deut und kein Seelchen abziehen. Es ſoll ſich Alles ſo verhalten, wie er geſagt; jene Länder ſollen durch den Verſuch ihrer ſogenannten Emancipation den fünften Theil ihrer Bevölkerung verloren haben, und ihr Handel, Landbau und Gewerbthätigkeit ſollen wirklich darüber zu Grunde gegangen ſein. Was beweiſt dieſes aber? Wenn die Gegner der Freiheit deren Vertheidiger im offenen Kampfe bekriegen, oder ſie durch hölliſche Polizeikünſte zu Bürgerkriegen bethören — wer hat das vergoſſene Blut, wer die Verwüſtungen zu verantworten? Wen hat Herr Pfeilſchifter durch ſeine Gaukelrechnerei zu täuſchen den Auftrag erhalten? Das iſt das ewige Rathſel. Der Pöbel, der nicht denkt, lieſt auch nicht, und die, welche leſen, denken, und laſſen ſich durch alte abgeſchmackte Lügen nicht irre führen. Herr Pfeilſchifter, der ja ſelbſt geſagt, daß wir Andern unſern Betrug auf das Schweigen unſerer Gegner gründen, wird, uns dieſes Fundament zu entziehen, ſich ohne Zweifel rütteln und auf die hier gemachte Bemerkung die gebührliche Antwort geben.

20.

In einer Sitzung, welche die Akademie der Wiſſenſchaften in München zur Feier des Geburtstages des Königs hielt, las Profeſſor Oken eine Rede über das Zahlengeſetz in den Wirbeln des Menſchen vor. Er ſuchte darin zu zeigen, daß fünf die herrſchende Zahl in dieſem Theile des menſchlichen Leibes ſei und ſchließt dann mit den Worten: „Dieſe Geſetzmäßigkeit in unſerm Leibe, ja in einem einzigen Syſteme desſelben, wen ſollte ſie nicht ergreifen, wen nicht begeiſtern zur Freude über jene Geſetzmäßigkeit, welche er auch in der Geſchichte und im Leben, dem Ebenbilde der Natur und des menſchlichen Lebens, erkennt! Wen ſollte ſie nicht hinweiſen auf das Land, in welchem Geſetz und Ordnung herrſcht, in welchem Anſtalten beſtehen und werden, durch die es der Wiſſenſchaft möglich wird, dieſe Geſetze zu erkennen, und der Kunſt, dieſe Harmonie darzuſtellen: in welchem den Gelehrten und Künſtlern Muße gegeben iſt, in dieſem fruchtbaren Felde zu arbeiten, und Luſt dem zu danken, durch den dieſes alles hervorgebracht, erhalten und befördert wird, dem Könige der Gelehrten und Künſtler!“ So ein deutſcher Profeſſor hat den Teufel im Leibe! Er iſt zugleich Oſteolog und Hofmann, er kann Alles! Fünf Knochen zu einem Geburtstage, welch’ ein Angebinde! In welchen ſchönen Pentametern wird das Lob des bairiſchen Königs beſungen! Das bairiſche Recht, feſt, wie eine Wirbelſäule! Was werden mißhandelte und gedrückte Völker ſagen, wenn ſie erfahren, daß ihr Rücken, weit entfernt, die Beſtimmung zu haben, ſchwere Laſten zu tragen und geprügelt zu werden, vielmehr ihr Recht auf eine freie Verfaſſung beurkundet? Prinz Michel hat in Wien Alles gelernt, aber leider die Oſteologie nicht. Er weiß nichts von fünf Wirbeln, er weiß nichts von Konſtitutionen. Selbſt die Rücken reden von Freiheit, ſelbſt die Wirbel werden revolutionär! Man muß die aufrühreriſchen Wirbel mit ihrem ganzen Anhange von verſchworenen Gliedern einſperren. Geſchwind die Anatomie zenſirt, wenigſtens auf fünf Jahre, mit Vorbehalt weiterer Verlängerung! Geſchwind aus fünf drei gemacht, wie Billete. Geſchwind die Zahl fünf ganz ausgeſtrichen aus der Reihe der Zahlen!

21.

Es hüte ſich der junge Dichter, an ſeinen Werken jene ſteinerne Ruhe herauszuarbeiten, von welcher Göthe ſo verlockende Beiſpiele gab. Bei den Alten warf die Anbetung den warmen Purpurmantel um die kalten, nackten Marmorgötter. Aber wir mit unſern Winterherzen laſſen nackt, was wir nackt gefunden. Ruhe, Friede und Klarheit muß im ſchöpferiſchen Geiſte wohnen; dann wird ſie den Schöpfungen nicht ermangeln. Die Ruhe der Gleichgültigkeit ſchafft nur Werke, die gleichgültig laſſen. Shakeſpeare und Calderon wurzelten tief, der in der Natur, der im Glauben, und weil ſie ſo feſt geſtanden, gaben ſie ihre Zweige dem Sturme, ihre Blätter koſenden Lüftchen hin, und zitterten nicht vor der rohen Gewalt des Windes, und fürchteten nicht, nahende Vertraulichkeit möchte der Ehrfurcht ſchaden. Der Bewegungsloſe wird nie bewogen, und nur der bewegte Dichter kann dem bewegten Herzen Ruhe geben.

22.

Mit Cicero begann jene bis auf unſere Tage herabgehende Zeit, wo ſich das Licht von der Wärme, die Einſicht von der Kraft, das Wollen von dem Können, der Geiſt vom Charakter trennte. Er führt die Reihe jener großen Männer an, die, weil ſie nur den einen oder nur den andern beſaßen, entweder ohnmächtig das Gute wollten, oder einſichtslos die Kraft zum Böſen hatten und übten. Cicero, ein gelehrter, geiſtreicher Staatsmann, wenn er ſprach oder ſchrieb, war unwiſſend und verblendet, wenn er handeln ſollte. Er hatte den Muth des Geiſtes, aber nicht den Muth des Charakters, und er verſtand nicht, daß zur Heilung einer ſchlechten Zeit, wo ſie je möglich iſt, man zu guten Zwecken ſich ſchlechter Mittel bedienen müſſe. Octavius war der Mann ſeiner Zeit. Unter ihm begann das moderne Regieren, begann die Polizei-Spitzbüberei, der Miniſterialismus. Er zuerſt übte die Kunſt, die Freiheit des Volkes, ſtatt wie es früher wohl geſchah, zu morden, zu rauben oder zu ſtehlen, zu übervortheilen, und durch jüdiſche Schlauheit ſich anzueignen. Als Octavius, lange nach dem Tode Cicero's, einſt einen ſeiner Neffen beſuchte, traf er ihn in einem Buche Cicero's leſend, das er beim Eintreten des Cäſar ſchnell zu verbergen ſuchte. Auguſtus merkte es, nahm das Buch, las einen großen Theil im Stehen, und ſagte zu ſeinem Neffen, indem er es zurückgab: „das war ein gelehrter Mann, mein Sohn, ein gelehrter Mann und der ſein Vaterland ſehr liebte.“ Das iſt ganz der ſtolzgutmüthige Ton eines modernen Staatsmannes, der einem unbeholfenen Gelehrten, der ihm nicht ſchaden kann, nach ſeiner Art Gerechtigkeit widerfahren läßt.

23.

Im Kampfe zwiſchen Adel und Bürgerſchaft hat der Adel, er mag angreifen oder ſich vertheidigen, den Vortheil, daß er von der Höhe herab gegen einen Feind ſtreitet, der in der Ebene ſteht.

24.

Was die Beſten und nur die Beſten unter den Zeitgenoſſen wünſchen, das geſchieht zwar auch, aber ſpät; denn da die Beſten ihrer Zeit vorauseilen, ſo werden ihre Wünſche und Bedürfniſſe erſt die der Nachwelt. Doch was die Menge wünſcht, das geſchieht bald.

25.

Die Vorſehung iſt auch weltklug, und heult mit den Wölfen, wie der ſchlaueſte Menſch. Sobald aber ihr Wille reif geworden, wirft ſie die Maske ab.

26.

Manche Menſchen haben blos *männliche*, andere blos *weibliche* Gedanken. Daher gibt es ſo viele Köpfe, die unfähig ſind, Ideen hervorzubringen, weil man die Gedanken beider Geſchlechter vereint beſitzen muß, wenn eine idealiſche Geburt zu Stande kommen ſoll.

27.

Die deutſchen Blätter, die politiſchen ſowohl als die nichtpolitiſchen, ſind, wenige ausgenommen, ganz unbeſchreiblich abgeſchmackt. Die Armuth hat doch ſonſt etwas Romantiſches, die Bettelei hat etwas Rührendes; aber die deutſchen Blätter haben von der Armuth nur das Widrige, und von der Bettelei nur das Unausſtehliche. Alle Zeitungen ſind alle Tage und aller Orten mit Berichten über Schauſpieler und Sänger angefüllt, und die Ausländer, die unſere Blätter leſen, müſſen denken, daß dreißig Millionen ehrwürdige Germanen Nichts thäten als ſpielen und ſingen, und für Nichts Sinn hätten, als für Spiel und Geſang. Mag immerhin jedes Blatt das Schauſpiel und die Oper ſeines Orts beſprechen; geſchieht es nur mit Kenntniß und Feinheit, hat das auch ſein Gutes und Ergötzliches. Aber was kann einem Dresdener daran gelegen ſein, wie Herr der in München den Franz geſpielt, wie Frau die in Wien die Agathe geſungen? Was nützt es dem Frankfurter, am 4. October zu erfahren, daß am 29. September Demoiſelle Sonntag in Berlin die Donna Anna ſingen werde? Kann er die fünf Tage, die beide Zeiten trennen, zurückleben, ungerechnet die drei, die er zu einer Reiſe nach Berlin brauchte, um der Vorſtellung des Don Juan beizuwohnen? O! es iſt eine Schmach! Man glaubt ſich in die Zeiten des römiſchen Kaiſerreichs zurückverſetzt, wo entartete Fürſten und entartete Völker, vom Schlamme der

Lüſte über und über bedeckt, mit heißdurſtigen Blicken einem Wagenführer in der Rennbahn nachſahen, und überhörten, daß die Barbaren ſchon die Thore ſtürmten!

28.

Ehe eine Zeit aufbricht und weiterzieht, ſchickt ſie immer fähige und vertraute Menſchen voraus, ihr das neue Lager abzuſtecken. Ließe man dieſe Boten ihren Weg gehen, folgte man ihnen und beobachtete ſie, erführe man bald, wo die Zeit hinaus will. Aber das thut man nicht. Man nennt Jene Vorläufer, Unruhſtifter, Verführer, Schwärmer, und hält ſie mit Gewalt zurück. Aber die Zeit rückt doch weiter mit ihrem ganzen Troſſe, und weil ſie Nichts beſtellt und angeordnet findet, wohnt ſie ſich ein, wo es ihr beliebt, und nimmt und zerſtört mehr, als ſie gebraucht und verlangt.

29.

Daß die Diplomatik ſich verrechnet, iſt etwas ſehr Gewöhnliches, auch etwas ſehr Natürliches; man verlernt leicht das Rechnen, wenn die Folgen der Rechnungsfehler auf Andere fallen. Daß aber auch Jene ſich verrechnen, die, entfernt vom Gedränge der Thaten, ungeſtört in ihrem einſamen

Zimmer nachdenken können und Zeit genug haben, hundert Male die Probe zu machen — darüber muß man erſtaunen. Wenn die deutſchen wiſſenſchaftlichen Männer den Verſtand auch noch verlieren, was bleibt ihnen übrig? Thatkraft, Reichthum, Macht und Anſehen haben ſie nie gehabt.

30.

Die deutſche Geſchichte gleicht einem ungebundenen Buche; ſo beſchwerlich und verdrießlich iſt ſie zu leſen. Man muß oft die Bogen umwenden, verliert den Zuſammenhang darüber, und Titel und Regiſter liegen nicht ſelten in der Mitte verſteckt.

31.

Im Weinmonat 1828 enthielt der Hesperus einen Aufſatz: „das Wichtigſte der Reſultate und Verhandlungen des großherzoglich heſſiſchen Landtags von 1826 bis 1827." Alſo ein Jahr, anderhalb Jahre nachher. Ein wenig ſpät, ein wenig ſpät — ſchadet aber nichts. In Deutſchland kömmt Nichts zu ſpät; die deutſche Zeit, ungleich den Poſtwagen, wartet auf jeden Paſſagier. Der Aufſatz erſcheint in den acht Blättern des Hesperus, die vor mir liegen, nur als Fortſetzung und hat weder Anfang noch Ende. Ein wenig lang, ein wenig lang — ſchadet aber auch nichts. In Deutſchland iſt Nichts zu lang; je länger, je lieber. Die Einſender langer Abhandlungen kommen unter die Mitarbeiter von der Garde, ihre Artikel bilden die Garde-Literatur der Zeitſchriften, und ſie erhalten größern Lohn. Aber etwas Anderes ſchadet, und davon will ich ſprechen. Der Titel des Aufſatzes iſt nicht zweckmäßig gewählt. Ein eleganter Leſer weiſt die ſchönſte Abhandlung zurück, die ſich ihm unter einem ſo übellautenden Namen meldet. Man muß ihn täuſchen, man muß ihn locken. Wer das Wichtigſte, alſo den Geiſt einer deutſchen Stände-Verſammlung mittheilt, der iſt ein Deſtillateur, er macht Branntwein; er ſollte alſo ſeinen Berichten einen wohlſchmeckenden Liqueur-Namen geben. Der Darmſtädter Deſtillateur im Hesperus hätte ſeinen Aufſatz nennen ſollen: Extrait d'Ennui, doppelte Langeweile, Darmſtädter Waſſer, Eau de Hesse, double patience, Esprit de Mirabeau, oder mit ſonſt einem Namen, der die Zungennerven reizt.

In dieſem Landtags-Berichte iſt unter Anderem von der Wohnungs-Steuer die Rede, und bei dieſer Gelegenheit leſen wir Folgendes: „Sei nun z. B. das reine Einkommen des X aus ſeinem Grundvermögen = A, und verdanke er ſeiner ſogenannten rein perſönlichen Thätigkeit ein weiteres Einkommen = a; ſei ferner der rein perſönliche Erwerb des Y, der kein Grundvermögen beſitzt und kein ſteuerbares Gewerbe treibt, = 2a, und werde angenommen, daß überhaupt $\frac{1}{b}$ des Geſammt-Einkommens auf die Wohnung verwendet werde: ſo verwendet X: $\frac{A + a}{b}$ und Y: $\frac{2a}{b}$. Nehme nun endlich der Staat $\frac{1}{c}$ des Aufwandes für die Wohnung als Steuer in Anſpruch, ſo muß X bezahlen: $\frac{A + a}{bc}$, und Y: $\frac{2a}{bc}$. X verſteuert alſo hier das reine Einkommen aus ſeinem Grundvermögen noch einmal, und kein Menſch wird behaupten können, daß ſich der rein perſönliche Erwerb Beider, oder a : 2a, wie ihre Wohnungſteuer oder wie $\frac{A + a}{bc} : \frac{2a}{bc}$ verhalten müſſe." — Mein lieber Herr, ich glaube, Sie wollen uns zum Beſten haben. Spricht man ſo mit den Leſern des Heſperus? Iſt das die Art, politiſche Aufklärung in Deutſchland zu verbreiten? Iſt das die Art, die Odenwälder Bürger und Bauern mit den Angelegenheiten ihres Landes bekannt zu machen? Kann man denn ohne X und Y, Plus und Minus, dieſes Alles nicht eben ſo deutlich machen? Wie viele unter den Schoppengäſten, die ſich jeden Abend bei Herrn Wiener, in der Poſt und in der Traube in Darmſtadt verſammeln, gibt es denn, die das verſtehen? Wie viele im deutſchen Volke überhaupt? Ich habe den Verſuch gemacht. Nord-Deutſchland iſt bekanntlich viel gebildeter als Süd-Deutſchland, und Hannover beſitzt ohne Widerſpruch die größte politiſche Aufklärung unter allen deutſchen Staaten. Nun, ich, der ich gegenwärtig in Hannover ſitze und ſchreibe, habe vier Kopiſten abwechſelnd zu meinem Gebrauche. Es ſind die gebildetſten Kopiſten, die mir je vorgekommen ſind, wie es auch nicht anders ſein kann; denn der eine iſt im Kriegsminiſterium angeſtellt, der zweite in der Stände-Verſammlung (die man hier *Landſchreiberei* nennt), der dritte bei einem Juſtizrathe und der vierte in einer Thorſtube. Es iſt wahr, ſie haben beim Abſchreiben ihre Eigenheiten. Sie ſchreiben *gewöhniglich* ſtatt *gewöhnlich*; ſetzen den Punkt nicht über das i, ſondern fünf bis acht Buchſtaben weiter rechts; geben jeder Königin ein doppeltes n; haben einen unbeſiegbaren Eigenſinn, y für i zu ſetzen, c für z und ck ſtatt k. Uebrigens aber ſind ſie muſterhaft und ſo genau und treu, daß ſie aus jedem Dintenklekſe, der ſich im Manuſcripte befindet, einen Gedankenſtrich machen, wodurch mancher meiner Sätze ein tiefſinniges Anſehen bekam, das er urſprünglich gar nicht hatte. Dieſen vier Kopiſten gab ich, einem nach dem andern, gegenwärtigen algebraiſchen Artikel zum Abſchreiben; aber keiner konnte damit fertig werden, keiner ſchrieb ihn ſo, daß er in der Druckerei verſtändlich geweſen wäre, und ich war darum genöthigt, ihn ſelbſt zu kopiren. Wenn nun ſogar vier hannövriſche Kopiſten keine Algebra verſtehen, was läßt ſich erſt von ſüddeutſchen Bürgern erwarten? Sprechen und ſchreiben denn die Franzoſen in ihren Kammerſitzungen, wenn vom Finanzweſen die Rede iſt, auf ſolche algebraiſche Weiſe? Warum gehen wir bei ihnen nicht in die Schule, um reden und ſchreiben zu lernen? Wozu denn hielten wir zwei Male Paris beſetzt?

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

32.

Der Hofnarr des Kaiſers Claudius ſagte: man könne die Namen aller guten Fürſten auf einen einzigen Ring ſchreiben. Der lateiniſche Geſchichtſchreiber, der dieſes erzählt, ſpricht dann weiter: „Fragſt du, woher ſolche böſe Fürſten kommen, ſo antworte ich, mein Beſter, daß zuvörderſt die Ungebundenheit, dann der Ueberfluß, außerdem ruchloſe Miniſter, verabſcheuungswürdige Geſellſchafter, habſüchtige Verſchnittene, dumme und nichtswürdige Höflinge, und was nicht zu leugnen iſt, die völlige Unwiſſenheit in den Staatsgeſchäften die Urſachen davon ſind. Der Kaiſer Diocletian, da er bereits in den Privatſtand zurückgetreten war, ſagte, wie mir mein Vater erzählt hat: es ſei Nichts ſchwerer, als löblich zu regieren. Vier oder fünf Perſonen vereinigen ſich, machen einen Plan, den Regenten zu betrügen, und ſchreiben ihm ſein Verhalten vor. Der in ſeinem Palaſte verſchloſſene Kaiſer iſt von der Wahrheit nicht unterrichtet, erfährt Nichts weiter, als was ihm dieſe Leute vorreden, beſetzt alle Stellen mit Perſonen, die man entfernen ſollte, und entfernt diejenigen, die man hätte beibehalten ſollen. Kurz, der beſte, vorſichtigſte und vortrefflichſte Regent wird, wie Diocletian ſagt, verrathen und verkauft.“

33.

Es iſt ſo etwas Kleines, groß zu ſein in unſern Tagen, daß man daran erkennt, wie es mehr der Kampf als die Beute iſt, woran ſich der Ehrgeiz entzündet. Der Ruhm liegt auf allen Wegen, und keiner der Berechtigten greift darnach.

34.

Vor der Revolution war es am franzöſiſchen Hofe Sitte, daß gemeinſchaftlich mit den königlichen Prinzen ein bürgerliches Kind erzogen wurde, das, ſo oft der junge Prinz ſich verging, ſtatt ſeiner gezüchtigt wurde. Eine ähnliche bürgerliche Beſtimmung hat das deutſche Volk. Wenn die Franzoſen, wenn die Spanier und Portugieſen, wenn die Neapolitaner und Piemonteſen, wenn die Ruſſen ſich unartig betragen, bekommen die armen deutſchen Kinder Ohrfeigen. Es iſt gar zu betrübt: wir müſſen machen, daß wir groß werden.

35.

Ein redlicher Mann will zwar nur Recht *behalten*, wenn er Recht *hat*; doch das Recht haben ſoll er mit ſeinem Gewiſſen und vor Gott ausmachen, aber mit Menſchen ſoll er um das Recht behalten ſtreiten. Diejenigen plebejiſchen Sachwalter erſcheinen mir daher ſehr abgeſchmackt, die, ſtatt von der Macht, von dem Rechte ihrer Klienten ſprechen.

36.

Die Staatsbaumeiſter glauben, um dem Rauchen ein Ende zu machen, brauche man blos die Schornſteine zu vermauern. Sie thun es, treiben den Rauch zurück, vermehren ihn, werden ärgerlich darüber, und ahnen gar nicht, daß ihre Unwiſſenheit das Uebel vergrößert.

37.

Herr von Hornthal hat in der bairiſchen Kammer der Abgeordneten den Antrag gemacht, daß man die beſtehenden ſtrengen Verordnungen über die pflichtmäßige Verſchwiegenheit der Beamten, als unvereinbar mit einer konſtitutionellen Regierung, aufheben oder lindern möchte. Das iſt ein Wort zu ſeiner Zeit, aber freilich nur ein Wort, und zu einer langen Rede wäre Stoff genug vorhanden. Wenn irgend eine Regierung geheimnißvoll verfährt, ſo iſt dies das Traurigſte nicht — das Traurigſte wäre, wenn ſie das Bedürfniß fühlte, ſo zu verfahren. Wenn beſtehende und bekannte Geſetze in gegebenen Fällen nach voraus beſtimmten Regeln angewendet werden, wozu thäte dann Verſchwiegenheit der Beamten Noth? Sollte man nicht vielmehr jede Gelegenheit benutzen, den Bürgern, die ſich ſelten auf den theoretiſchen Werth der Geſetze verſtehen, bei deren Ausübung zu zeigen, wie nützlich ſie ſind? Wozu jener Hokuspokus und aller ſonſtiger Schnickſchnack, dem man in dem Treiben der Beamten ſo oft begegnet? Ernſt ſoll der Geſetzgeber, ſtreng der

Richter, aber der Verwaltungs-Beamte kann nicht heiter, nicht freundlich, nicht zutraulich, nicht offen genug ſein. Man muß denjenigen Theil der Regierung, der heilkünſtleriſch verfährt und die Schärfe des wundärztlichen Meſſers wie die Bitterkeit der Arzneien nicht erlaſſen kann, von demjenigen unterſcheiden, der die Lebensordnung der Bürger regelt und ſich nur der Hausmittel bedient. Aber in einer deutſchen Amtsſtube riecht Alles nach der Apotheke. Tritt man hinein, ſo geſchieht von zweien Dingen Eins. Entweder man iſt unerfahren, und dann fühlt man ſich das Herz wie zugeſchnürt über dieſe ängſtliche Stille, dieſe Grämlichkeit der Beamten und ihr geiſterartig hohles und gefühlloſes Reden. Oder man kennt die Welt, und dann lächelt man nur allzuviel, weil man nur allzugut weiß, daß dieſe finſtern Götter ſo unerbittlich nicht ſind. In dem einen Falle geht die Liebe, in dem andern die Achtung verloren.

38.

Man ſollte denken, wer ſich vor keiner Kanonenkugel fürchtet, fürchtet Nichts auf der Welt; aber man gewahrt das Gegentheil. Vielen Menſchen, Vornehmen wie Geringen, iſt ein ſolcher Aberglauben anerzogen, daß ſie zittern vor dem Rauſchen eines

Blattes, ob ſie zwar mit freudigem Muthe in die Schlacht gehen. In der politiſchen Welt hat dieſe Schwäche üble Folgen. Nicht an tapfern Feldherrn fehlt es manchen Fürſten, aber an diplomatiſchen Helden, die — nicht zittern vor dem Rauſchen eines Blattes.

39.

Es wird keineswegs behauptet, daß in Staaten mit repräſentativen Verfaſſungen ein ewiger Frühling herrſche. Aber ſie haben den Vorzug, daß jedes Jahr der Schnee in ihnen ſchmilzt, während er ſich in unbeſchränkten Monarchien zu Gletſchern und Lawinen anhäuft, die das unten wohnende Volk immer bedrohen, oft zermalmen.

40.

Leidenſchaften der Regierungen zeugen von Schwäche, Leidenſchaften des Volkes aber zeugen von Stärke.

41.

In der guten alten Zeit, da das ganze große Frankreich nur die Schleppe von Verſailles war, und bei der Toilette einer Buhlerin erſt über die neue Form der Hauben, dann über das Schickſal von fünf und zwanzig Millionen Menſchen entſchieden wurde, erhielt der General von R. aus den Händen der Frau Pompadour den Plan zum bevorſtehenden Feldzuge, der auf einer Landcharte mit Schönpfläſterchen und Schminke bezeichnet war. Die gute alte Zeit!

42.

Regierungen ſind Segel, das Volk iſt Wind, der Staat iſt Schiff, die Zeit iſt See.

43.

Denkt euch: ein Arzt unterſagt ſeinem Kranken jede anhaltende Bewegung; ſie könnte ihm tödtlich werden, erklärte er. Der Kranke wäre unfolgſam und ginge eine Meile weit. Was würdet ihr von jenem Arzte ſagen, der, um den Fehler wieder gut zu machen, den Kranken ſeinen gegangenen Weg wieder zurücklegen ließe? Jetzt denkt euch: ein Volk ſei krank, man verbiete ihm die Bewegung; aber es hat ſich doch bewegt. Wenn nun, um den Schaden zu verbeſſern, die Staats-Aerzte daſſelbe zu dem Punkte, von dem es ausgegangen, wieder zurückführten, was würdet ihr davon denken? . . . Iſt Bewegung ſchädlich, ſo iſt es jede, ſie richte ſich vorwärts oder rückwärts, und es bleibt nichts übrig, als das Volk an dem Orte, wo man es eingeholt, ins Bett zu legen, und die Kriſe abzuwarten.

44.

Die Macht, als ſie ſelbſt noch hausmütterlich, die Zeit aber wohlfeil war, lebte von den Zinſen ihres Vermögens, und war glänzend genug. Jetzt aber, weil alle Bedürfniſſe der Menſchheit ſo koſtſpielig geworden, hat die Macht ihr Vermögen auf Leibrenten geſtellt. Daher ſcheint es, als hätten ihre Mittel ſich vermehrt. Das die erſte Hälfte des Geheimniſſes! Die andere Hälfte iſt: früher wurde durch Hebel regiert, jetzt geſchieht es durch Menſchenkraft, und ſo weiter. Der Leſer wird gebeten, den Spuren dieſes Gedankens nachzugehen.

45.

Was den Uebergang der alten Zeit in die neue ſo blutig macht, iſt die Enge des Weges, der von jener zu dieſer führt. Zwiſchen Vergangenheit und Zukunft fließt ein breiter Strom, die Gegenwart iſt die Brücke darüber. Die Angreifenden und Die, welche ſich vertheidigen, die Vordringenden und die Fliehenden treiben, drängen und hindern ſich darauf. Tauſend Schlachtopfer fallen fruchtlos, ohne den Sieg zu beſchleunigen, noch die Niederlage zu verzögern. Aber der Menſch muß auch gerecht gegen ſich ſelbſt ſein, das iſt nicht ſeine Schuld, das Schickſal hat es zu verantworten.

46.

Ein Schüler der Diplomatik hat bekanntlich drei Dinge zu lernen: erſtens, franzöſiſch ſprechen, zweitens Nichts ſprechen, und drittens die Unwahrheit ſprechen. Dieſen Künſten verdanken Monarchien ihre Haltung von außen. Man muß daher erſtaunen, daß die hohe Pforte ſtets in gutem Vernehmen mit ſämmtlichen Mächten geblieben iſt, ob ſie zwar von jenen Künſten nichts verſteht. Die türkiſchen Miniſter reden arabiſch, lügen nie und ſagen Alles, was ſie denken. Es iſt ſo wenig Zartheit in ihrem Benehmen, daß man glauben ſollte, ſie wohnten tauſend Meilen von Pera entfernt. Als einſt ein europäiſcher Geſandter dem Großvezier bekannt machte, daß ſein Fürſt über einen andern einen entſcheidenden Sieg erfochten hätte, antwortete dieſer: „was liegt daran, ob der Hund das Schwein, oder das Schwein den Hund frißt, wenn nur die Angelegenheiten meines Herrn gut ſtehen.“ Quelle horreur!

47.

Jede Gegenwart iſt eine Notherbin der Vergan genheit. Sie kann die Erbſchaft weder ausſchlagen, noch sub beneficio inventarii antreten! Sie muß ſie und zwar ganz übernehmen, mit ihren Schulden und mit ihrer Schuld.

48.

Es wäre nichts leichter, als die alte Zeit wieder herzuſtellen, man brauchte nur die öffentliche Meinung zu unterdrücken — und Kindern ſagt man: Schwalben wären leicht gefangen, man brauche ihnen nur Salz auf den Schwanz zu ſtreuen.

49.

Wer glaubt, er könne die öffentliche Meinung benützen, ohne ihr wieder zu nützen, der betrügt nicht, der wird betrogen. Dieſe Wirthin läßt den reichen und luſtigen Studenten auf Borg zehren und fort zechen — am Ende kommt die Rechnung.

50.

Die Geheimniſſe der Politik und die Brabanter Spitzen werden unter der Erde geklöppelt: denn die freie Luft zerriſſe das überfeine Geſpinnſt. Und das Erzeugniß ſo vieler Tage, ſo vieler Hände, ſo vielen Geldes? — Ein Schleier. Und der Gebrauch? — Die Schönheit verliert, was die Häßlichkeit gewinnt. Und der Nutzen? — Ein Windſtoß hebt den Schleier auf, und eine einzige Minute zerſtört die Täuſchung einer langen Woche. Und die Lehre? — Verwebt euren Flachs zu Leinwand für das Volk; die hält Wind und Wetter aus, und kleidet den Bürger wie den König.

51.

Die Mauern Jerichos ſind freilich von den Trompeten der Juden eingeſtürzt; aber es geſchehen in unſern Tagen keine Wunder mehr, und ein vernünftiger Menſch ſollte ſich ſchämen zu glauben, das Geſchrei der Zeitungen könne das gelobte Land der Freiheit eröffnen.

52.

Welche Staats-Verfaſſung iſt die beſte? „Diejenige, die am beſten verwaltet wird.“ Dieſe Antwort hat die Schlauheit erfunden, um über die Nutznießung der Freiheit deren Beſitz, und über deren zeitigen Beſitz das ewige Recht daran vergeſſen zu machen. Man könnte eben ſo gut, nämlich eben ſo falſch, auf die Frage: Welches Geſchöpf iſt das vollkommenſte in der Reihe der lebendigen Weſen? erwiedern: das geſündeſte — woraus folgen würde, daß ein geſunder Pudel höher ſtände, als ein kranker Menſch. Dieſes iſt aber in dem Grade unwahr, daß ſogar ein kranker Weiſe mehr als ein geſunder Narr iſt; denn der Weiſe kann geſund, der Narr kann aber nie weiſe werden.

53.

Als Karl der XII. in Bender war, legte ihm ſein Günſtling und Schatzmeiſter Gruithuſen eine Rechnung von 50,000 Rthlr. vor, die in zwei Linien und folgenden Worten abgefaßt war, „10,000 Rthlr. auf Befehl Sr. Majeſtät den Schweden und Janitſcharen gegeben, und den Reſt von mir durchgebracht.“ Das iſt aufrichtig, ſagte der König, und ſo liebe ich, daß mir meine Freunde ihre Rechnungen ablegen. ... Unſere heutigen Finanz-Miniſter, die ihre erſchreckliche Noth haben, bis ſie das Budget durch die Kammern bringen, werden dieſe Anekdote nicht ohne Seufzen leſen können, und ohne mit naſſen Augen auszurufen: ach, die ſchöne alte Zeit!

54.

Aufmerkſamen Leſern der franzöſiſchen politiſchen Blätter wird es nicht entgangen ſein, daß die Ariſtokraten, ſowohl auf der Redner-Bühne, als in ihren ſchriftſtelleriſchen Mittheilungen, immer nur von Freiheiten ſprechen, und nie das Wort Freiheit gebrauchen. Hier iſt Mehr Weniger. Der Unterſchied zwiſchen Freiheit und Freiheiten iſt ſo groß, als zwiſchen Gott und Göttern. Wie die wahre kirchliche Religion beſteht in der Erkennung eines einigen Gottes, ſo beſteht die wahre politiſche Religion in der Erkennung einer einigen Freiheit. Ein Volk kann Freiheit haben ohne Freiheiten, und Freiheiten ohne Freiheit. Das franzöſiſche Volk iſt in dem erſtern Falle, es beſitzt rechtlich den Boden, aus welchem die Freiheiten entſprießen — die Charte; aber es genießt deren Früchte nicht, wenn ſie ihm durch Exceptionsgeſetze und andere Staatsſtreiche entzogen werden. Beiſpiele von Freiheiten ohne Freiheit finden ſich in ſolchen europäiſchen Ländern, die autokratiſch regiert werden und keine Verfaſſung haben. Wenn zu wählen iſt, iſt Freiheit ohne Freiheiten beſſer, als umgekehrt. Im Beſitze des Bodens iſt es leichter, ſich gegen den Raub der Früchte zu vertheidigen, als bei der Nutznießung der Früchte den Boden wieder zu erobern. Die Ariſtokraten möchten durch Bewilligung von Freiheiten das franzöſiſche Volk einſchläfern, und es würde ihnen auch gelingen, wenn nur ihr Opium auf fünfzig Jahre ausreichte. Es wäre hier daſſelbe Verhältniß wie mit Staatsgläubigern, die, ſo lange ihnen die Zinſen richtig ausbezahlt werden, nicht an ihr Recht auf das Kapital denken.

Auf der andern Seite ſuchen die liberalen Redner und Schriftſteller das Wort Legitimität zu umgehen, und gebrauchen dafür Legalität. Auch zwiſchen dieſen beiden Worten iſt der Unterſchied ſehr groß. Legitimität bezeichnet die Herrſchermacht, welche über die Geſetze erhaben iſt, Legalität das Herrſcherrecht, welches den Geſetzen unterliegt.

55.

Bei jeder Miniſterialherrſchaft (in der Kanzleiſprache abſolute Monarchie genannt), iſt es Grundſatz und muß es Grundſatz ſein, die Mißbräuche der Verwaltungsbeamten mit weniger Strenge zu unterſuchen und zu beſtrafen. Eine Regierung ſolcher Art ſteht dem Volke ſtets kriegeriſch gegenüber, und wie ein General im Feldlager den Ausſchweifungen der Soldaten, wenn ſie nicht den Dienſt betreffen, nachſieht, um ihnen Liebe für ihr Handwerk einzuflößen, ſo finden die Beamten aus gleichem Grunde Gelindigkeit für ihr Vergehen. Nur die Inſubordination der Beamten wird beſtraft. Man nehme jeden beliebigen Staat, wo keine Volksrepräſentation ſtattfindet, und gehe einen Zeitraum durch, ſo lange als man will, und dann berechne man wie viele Staatsdiener wegen Mißbrauch der Gewalt beſtraft worden ſind, und ob ſie nicht immer, wenn ſie ja

Abſetzung oder eine Strafe betroffen, ſich dieſe wegen Subordinations-Vergehen zugezogen hatten.

56.

Lange Zeit haben ſie ſich für mächtige Zauberer gehalten, die Wind und Wetter machen können nach Belieben. Nun, da das finſtere Ungewitter heraufgeſtiegen wider ihren Willen, haben ſie zwar ihre Freudigkeit, aber nicht ihre Zuverſicht verloren. Sie nehmen ſich vor, den Sturm eine Roſſiniſche Arie ſingen, die Blitze ſymmetriſch als chineſiſche Feuerwerke leuchten, und den Donner im Takte rollen zu laſſen. Auch der verſchlagenſte Dieb kann aus ſeiner Verborgenheit gezogen werden, er halte ſich verſteckt in dichten Wäldern, in unterirdiſchen Höhlen, oder in dem finſtern Winkel eines Hauſes. Aber den Hochmuth aus den Schlupfwinkeln eines menſchlichen Herzens zu vertreiben, dazu iſt ſelbſt die himmliſche Polizei nicht ſchlau genug.

57.

Die Menſchen würden nach jeder neuen Erfahrung, die ihnen die Geſchichte darbietet, weiſer werden, wenn ſie ſie unentgeldlich benutzen könnten. Weil ſie aber dafür zahlen müſſen, benutzen ſie ſie nicht; denn das Schickſal warnt wie die Buchhändler:

„beſchmutzte und aufgeſchnittene Exemplare werden nicht zurückgenommen.“

58.

Wenn, wie es in Deutſchland oft geſchieht, Geſetze in der Sprache von Befehlen abgefaßt werden, gewöhnt man die Bürger daran, Geſetze als bloſe Befehle anzuſehen, denen man folgt, nicht weil man ſie ehrt, ſondern weil man ſie fürchtet.

59.

Nie wurde die Wiſſenſchaft in Deutſchland von den Großen ſo ſehr verehrt, als jetzt. Ich rede ernſt, wenn ich das ſage; aber es iſt ein Jammer mit den Deutſchen, daß ſie, weil keinen Spaß, auch keinen Ernſt verſtehen. Es war eine Zeit, da hätte man jeden, ſelbſt eines Majeſtätsverbrechens überwieſenen akademiſchen Lehrer (ſo lange nur criminaliſtiſche Förmlichkeiten nicht hinderten) ruhig fortlehren laſſen, bis zur Stunde der Hinrichtung. So ſehr war das Leben getrennt von der Wiſſenſchaft, daß man die öffentliche Rede auch eines Verbrechers nicht fürchtete. Fällt aber jetzt nur der leiſeſte Verdacht auf die polizeigemäße Denkungsart eines Profeſſors, ſo werden gleich ſeine Vorleſungen eingeſtellt. Iſt das nicht Ehrfurcht vor der Wiſſenſchaft? Das iſt Furcht vielleicht, aber ſie führt zur Ehrfurcht. Die Beſſern unter den Großen liebten vormals die Wiſſenſchaft, aber ſie liebten ſie, wie man ein Spiel, ein Kind, ein Mädchen liebt, ſie achteten ſie nicht. Jetzt iſt es beſſer. Man ſoll zittern vor ihr; denn der Geiſt ſei König der Welt, und das Recht ſein Schwert.

60.

Konſtitutionen, wenn ſie dauerhaft ſein ſollen, müſſen fresco gemalt werden. Andere ſagen das Gegentheil. Wir wollen ſehen, wer Recht behält.

61.

Der ächte Deutſche wird verlegen, wenn man ihn über einem witzigen Einfall ertappt; keuſchen Geiſtes erröthet er bei den buhleriſchen Küſſen der Phantaſie.

62.

Frau von Staël ſagt: „Es gibt Zeiten, wo das Schickſal der Menſchheit von einem einzigen Manne abhängt, und das ſind unglückliche Zeiten; denn nichts iſt dauerhaft, als was durch die Mitwirkung Aller geſchieht." Das mögen Jene ſich merken, die das Heil der Welt von einem politiſchen

Meſſias erwarten. Völker ſterben nicht, ſie haben Zeit übrig, krank zu ſein, und darum iſt es beſſer, ſie leiden etwas länger, als daß ſie ihre Heilung einem Einzelnen verdanken. Das iſt der gefährlichſte Tyrann, der ſich auch die Herzen unterwirft. Hätte Auguſt wie Tiber regiert, wäre die römiſche Freiheit nicht untergegangen. Fürſten, die größer waren als ihre Zeitgenoſſen, haben noch immer der Nachwelt Jammer vorbereitet; Friedrich der Große hat die Schlacht von Jena verloren. Auch haben in Demokratien die Völker immer eingeſehen, daß ſie eine Wohlthat, die ſie einem großen Mitbürger verdankten, ſich nur durch Undank gegen den Wohlthäter ſichern konnten. Die Riegos aller Zeiten ſind noch immer geopfert worden.

63.

Die Staatsmänner ſchreiben ihre Erfahrungen mit Bleiſtift auf Pergament-Tafeln, und iſt das Blatt voll, löſchen ſie die Bemerkungen wieder aus, um für neue Platz zu gewinnen. Daher ſind ſie oft klüger, als geſtern, aber niemals klüger, als vorgeſtern.

64.

Philidor konnte ſechs Schachpartheien zugleich ſpielen, und er gewann ſie alle. Doch das waren hölzerne Figuren, die ſtill ſtehen, bis man ſie bewegt. Wer aber mit Menſchen ſpielt, verliert gewiß, wenn er mehrere Spiele gleichzeitig verfolgt.

65.

„Wann wird Ihre Frau entbunden?“ fragte Ludwig XIV. einen Hofmann. „Quand il plaira à votre majesté,“ antwortete dieſer mit tiefer Verbeugung. . . So ſchmeichelt man noch heute den Fürſten, ſie könnten die Stunde beſtimmen, in welcher die Zeit ins Kindbett kommen ſoll.

66.

Es könnte eine zweite Sündfluth über die Erde kommen, was würde ſie nützen? Die Thoren und die Böſen würden untergehen, aber Thorheit und Bosheit würden bleiben. Die Vorſehung iſt barmherzig, ſie ſorgt für eine rettende Noahs Arche, und läßt keine Gattung auch des niedrigen Gewürms verderben.

67.

Der ſüße Brei iſt aufgegeſſen . . . jetzt balgen ſie ſich um die Schärre . . . darüber zerbrechen ſie den Topf . . . dann gibt es keinen Brei und keine

Schärre mehr . . . dann ſchlagen ſie ſich auch nicht mehr.

68.

Die Fürſten hätten ſich und ihren Völkern viel Unglück erſparen können, wenn ſie die Hofnarren nicht abgeſchafft hätten. Seit die Wahrheit nicht mehr ſprechen darf, handelt ſie.

69.

Häringe oder Sardellen — das iſt der ganze Unterſchied zwiſchen Sonſt und Jetzt. Geſalzen ſind ſie immer noch, und werden es immer bleiben.

70.

Sie wollen keine Preßfreiheit, weil ſie glauben, der Wind drehe ſich nach der Wetterfahne.

71.

Man kann nie genug bewundern, mit welcher Schlauheit das Schickſal die Schwächen, Eitelkeiten und Leidenſchaften der Menſchen benutzt, um ſeine Zwecke zu erreichen. Dieſes iſt ſo klar geworden, daß man ſich freuen muß, wenn der Unverſtand oder der böſe Wille einflußreicher Menſchen hervortritt; denn das iſt ein untrügliches Zeichen, daß das Wünſchenswerthe ſich ſeiner Erfüllung naht.

72.

Auf der Weltbühne iſt das Schickſal der Souffleur, der das Stück ruhig und leiſe ablieſt, ohne Geberden, ohne Declamation, und ganz unbekümmert, ob es ein Luſtſpiel oder ein Trauerſpiel iſt. Das Zappeln, das Schreien und Uebriges thun die Menſchen hinzu.

73.

Wenn es wahr iſt, daß der Bandwurm ſich erneuert, ſo lange der Kopf beſteht, dann bleibt den Völkern nur die traurige Wahl zwiſchen Verbrechen und Krankheit. Darum bedenkt euren Vortheil, die Tugend des Volkes und die Ruhe der Welt — ſeid nicht länger der Kopf des Bandwurms.

74.

Gewiſſe Leute leben, als wüßten ſie, daß ſie am andern Morgen gehängt werden. Auch ſind ſie wirklich verurtheilt; nur daß die Tage des Schickſals keine Sonntage ſind. Darum wollen wir ihrer letzten Mahlzeit, ſo theuer ſie uns auch zu ſtehen kommt, mit Vergnügen zuſehen, ihr Appetit ſei unſer Troſt.

75.

Die Schreiber-Regenten. — Es geht drunter und drüber in unſern Staaten her, weil die

Beamten nicht verſtehen, auf das Volk zu wirken. Sie ſchlagen darauf los, und das nennen ſie verwalten. Verſtimmen iſt leicht, aber ſtimmen kann nicht Jeder. Und wie ſollte es anders ſein? Schuſter, Schneider, Schloſſer, müſſen in Deutſchland einen großen Theil ihres Lebens in der Lehre ſtehen und wandern, bis ihnen verſtattet wird, ihr Handwerk auszuüben; Bierbrauer und Faßbinder lernen, der Himmel weiß wie viele Jahre, an einer einzigen Suppe kochen, an einem einzigen Gefäße ſchnitzen, und das Regieren, denkt man, ſei eine angeborne Fähigkeit. Oder etwa das Studiren auf der Univerſität bilde den Beamten? Regieren iſt eine Kunſt, keine Wiſſenſchaft, und ein Schneiderjunge, der leſen und ſchreiben gelernt hat, verſteht darum noch keinen Rock zu machen. Das Regieren von ehemals ſteht von dem gegenwärtigen ſo weit ab, wie die Schifffahrt auf Strömen von der auf dem Meere. Unſere Beamten ſind Ruderknechte, ſie verſtehen die Segel, den Kompaß, das Steuerruder nicht zu gebrauchen, und die Vornehmen in der Cajüte verſtehen es auch nicht. Sie wiſſen nichts von Sandbänken und Klippen und Meeresſtille. Sie haben ein paar Bretzeln, die hinreichen, nach Offenbach oder Niederrad, aber nicht Mundvorrath genug für große Seereiſen. Der öffentlichen Meinung zu gefallen, und ſie zu leiten, das iſt freilich ſchwerer, als dem S. T. Herrn Vorgeſetzten einen unerträglichen Bückling zu machen, und ihn bei ſeinen Launen zu führen. Das lernt ſich nur aus der Erfahrung, aus der großen Welt- und Völkergeſchichte, nicht aus dem albernen Knigge und dem eiteln Cheſterfield. Man beſuche nur ein Collegium oder ein Büreau; wie das höflich iſt, wie das einander kennt, wie das pfiffig ausſieht, wie ſich das wechſelſeitig forthilft, wie das dekretirt, tabellirt, kontrolirt und kabalirt! Der Direktor iſt ihnen Fürſt, Staat, Volk, Himmel und Erde, Engel oder Teufel. Das geht in ſeidnen Strümpfen auf ſchön gebahntem Wege, von einem Protokolle zum andern, von einem Decrete zum andern, von einer Weiſung, von einer Rechnung zur andern. Steckbriefe ſchreiben, die Schatzung einnehmen, eine Schildgerechtigkeit ertheilen oder abſchlagen, einen bettelnden Handwerksburſchen ins Loch ſtecken, einen Wirth beſtrafen, der Abends nach zehn Uhr noch einem Bürger den Durſt gelöſcht, eine Hure auspeitſchen, das ſind freilich leichte Sachen. Aber jetzt ſind Staatsverbrecher zu verfolgen, Schuldentilgungen von tauſend Millionen anzuordnen, die Rechte der Völker zu beſtimmen, Millionen Bettler zu befriedigen, berauſchte Länder in Achtung zu erhalten, und zu dieſem Allen iſt euer Concept und Stempelpapier viel zu klein.

Geht nach Paris, das iſt eure Univerſität; leſet den alten Moniteur, das iſt euer Corpus Juris; hört die Deputirten-Kammer, das iſt euer Praktikum: und dann laßt euch den Doktorhut geben, kehrt zurück, heirathet und regiert.

76.

Karamſins Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. — Könnte man ein Buch, das ganz aus Titelblättern beſteht, anders leſen, als mit Unwillen oder Ueberdruß? Aber Könige ſind nur die Titelblätter der Geſchichtsbücher ihrer Völker. Darum durchwandert man gleichgültig die dürren Haiden der neuen europäiſchen Geſchichten, wo weder Schatten noch Obdach, noch labende Herberge den müden Forſcher ſtärkt. Sie ſind nichts als Flurbücher, worin die Staaten mit dem Maaßſtabe der Beſteuerung nach Länge und Breite abgemeſſen, und Völker wie Grundſtücke nach jedem Kaufe, Tauſche und Todesfalle neu ab- und zugeſchrieben werden. Wer flüchtete nicht froh in eine andere Weltgegend, wo nicht ein ſchwacher Stab als ſchlauer Hebel der Stärke gebietet, ſondern der ſchwächere Geiſt dem mächtigeren gehorcht? Wer ſtiege nicht gern hinauf zu einer älteren Zeit, da noch die Menſchengeſchichte friſch aus der Quelle der Natur floß, da die Völker ſtrömungen ſich ihr ſelbſtgewähltes Bett gruben und unbekümmert um Herkommen und Federſatzungen ihren angetretenen Weg fortſetzten? ..... Das alles finden wir in der *ruſſiſchen Geſchichte*.

Dieſes und das Weitere könnte in klaren verſtändlichen Worten dargethan werden; aber wir Sünder werden genöthigt, uns die heilige Sprache der Propheten anzumaßen, und wie Ezechiel in Bildern zu reden. Das ruſſiſche Reich, ein Mann, wenn man es mit ſeinen Geſpielen vergleicht, aber da die Dauer des Wachsthums die Dauer der Kindheit beſtimmt, noch ein Kind — hat, wie Herkules ſchon in der Wiege, die Europa umſchnürende Rieſenſchlange zerdrückt. Was es auch noch werden möge, genug, es iſt im *Werden* und in Europa das einzige aufſteigende Licht. Wie man auch geſinnt ſei, geneigt oder abgewendet, hoffend oder fürchtend, nur gleichgültig ſollte man nicht ſein, man ſollte ſtets, ſelbſt mit Verluſte des nöthigen Schlafes, die Augen offen halten, und ſich nicht einlullen laſſen von Denen, die ungleich den Anwohnern des Veſuvs ruhig ſind, weil der Berg *nicht* raucht. Wenn die Peſt im Lande, freut man ſich des rettenden Winters, und bezahlt gern das Leben mit der Freundlichkeit des Lebens. Es hat der Menſchheit nie an einem Ich renden Herkules gefehlt, ſo oft ihre Augias-Ställe überfüllt waren.

Schon das iſt ein Zeichen von der Größe eines Volkes, wenn es in ſeiner Mitte einen großen Geſchichtſchreiber findet; denn jeder Künſtler, auch wenn er verſchönt, kann doch nur an einer ſchönen Wirklichkeit ſich begeiſtern. Karamſins Geſchichte des ruſſiſchen Reichs iſt ein Meiſterwerk, das ſeines Gegenſtandes würdig iſt. Die Anordnung iſt zweckmäßig, klar und verſtändlich. Die verwickelten Maſſen von Gebieten und Völkern, aus denen ſich das ungeheure Reich nach und nach zuſammengebildet, ſind mit vieler Kunſt geſondert und je nach ihrer Bedeutung mehr oder weniger beleuchtet. Der Styl iſt edel, kräftig, und wo es geſchehen durfte, maleriſch. An herrlichen Betrachtungen fehlt es nicht, aber ſie folgen alle den Ereigniſſen wie freiwillig nach, und werden nicht von dem Verfaſſer als pomphafte Begleitung mitgegeben. Ohne Religion und Vaterlandsliebe, wo es die Wahrheit gilt, hat Karamſin die Verbrechen und Niederlagen ſeines Volkes, zwar minder froh, aber nicht minder aufrichtig erzählt, als deſſen Siege und Tugenden. Angenehm überraſchend iſt die Offenheit, mit welcher er warm und beifällig gewiſſe Grundſätze ausſprach — und alſo ausſprechen durfte — von deren Aufnahme ins Leben Rußland noch ſo weit entfernt iſt, weniger weil es der Regierung an Freiſinnigkeit, als weil es dem Volke an Sinn für Freiheit mangelt. Es wird überall gezeigt, wie ſich die Herrſchaft der Sterblichen irdiſch gebildet habe, und nicht, wie man zu glauben befiehlt, als Unſterbliche von dem Himmel herabgeſtiegen ſei. „Der ruſſiſchen Geſchichte Beginn ſtellt uns ein bewundernswürdiges, in den Annalen vielleicht *beiſpielloſes* Ereigniß dar. Die Slaven vernichten freiwillig ihre alte Volksregierung und verlangen Herren von den Warägern, ihren Feinden. *Ueberall führte das Schwert der Starken oder die Verſchlagenheit der Ehrgeizigen die Herrſchermacht ein (denn die Völker wollten Geſetze, fürchteten aber den Verluſt der Freiheit)*: in Rußland wurde dieſe mit der allgemeinen *Zuſammenſtimmung* der Bürger gegründet. . . . .“

77.

Deutſche Demuth. — Als der König von Preußen in Paris war, hatte die Gazette de France von ihm erzählt, *er habe die Ehre gehabt*, mit dem Könige von Frankreich zu Mittag zu eſſen. Eine deutſche Zeitung keifte etwas über ſolche leichtfertige unumſtändliche Rede. „So ſpricht eine Zeitung der civiliſirteſten Nation in Europa von ihren Gäſten!“ rief ſie aus. Daß das kleine Herz zum Zorne ſich bewegte, war ſchön, nur verfehlte es das rechte Ziel. Mit den Deutſchen laßt uns ſchmollen, daß ſie nicht zu ſein wagen, wie Jene. Wenn auch ja einmal das Maaß der Ehrfurcht, das ein freies unabhängiges Volk einem fremden Fürſten ſchuldig iſt, nicht gehörig beachtet worden, was iſt tadelnswerther, die Verkürzung oder Ueberſchreitung jenes Maaßes? Liegt nicht etwas Großes darin, daß Frankreich einen König, deſſen ſiegreiche Fahnen noch innerhalb des Landes wehen, zu liebkoſen verſchmäht? Hätte, als Napoleon zu den Zeiten ſeines Glanzes die Staaten ſeiner Bundesfreunde durchreiſte, der Zeitungsſchreiber irgend einer Reſidenz zu ſagen gewagt: der Kaiſer von Frankreich habe die Ehre gehabt mit dem Könige zu ſpeiſen, beim Himmel! alle deutſchen Höfe wären blaß geworden, und man hätte, um Gott zu verſöhnen, einen allgemeinen Bet- und Bußtag im Lande ausgeſchrieben. Alſo die Preußen, die wären eine „civiliſirte Nation,“ weil ſie 1806 am Abende des Einzugs Napoleons in Berlin die Stadt auf's Prächtigſte beleuchtet hatten? (Die Nachwelt wird dieſes als ein Ammenmährchen belächeln!) Alſo die Deutſchen wären „civiliſirter“ als die Franzoſen, weil ſie, wenn es dem Könige von Frankreich gelüſtete, von Paris nach Petersburg zu reiſen, mit der Superlativität der Unterthänigkeit von ihm ſprechen, und weil ihre Tagesblätter ein genaues Regiſter darüber führen würden, wo Allerhöchſtdieſelben jede Nacht zu ſchlafen, um wie viel Uhr ins Bett zu ſteigen geruht haben, und wie viel Pferde auf jeder Station von der Seine bis an die Newa zu Allerhöchſtderen Dienſte gebraucht worden wären? Ein Volk, das fremden Herrſchern nicht geringere Ehrfurcht als ſeinen eigenen bezeigt, verräth hierdurch, daß es in ſeinem Fürſten nicht den Vater des Vaterlandes liebe, ſondern nur die Fürſtlichkeit in ihm abergläubiſch fürchte. Es gibt deutſche Blätter, die nie von dem Vielen, was in engliſchen Hochherziges und Herrliches enthalten iſt, auch nur ein einziges Wort mittheilen, aber von den Schmerzen und Erleichterungen der jetzt verſtorbenen Königin von England uns Monate lang täglich die genaueſten Berichte lieferten. Es gibt deutſche Blätter, die vierzehn hinter einander folgende Tage von einer todten Prinzeſſin und von den Lichtern ſprechen, die bei ihrer Bahre gebrannt und wie viel Ellen ſchwarzes Tuch zum Trauerbehänge verbraucht worden; aber von den leuchtenden großen Gedanken, die durch die franzöſiſche Deputirtenkammer blitzen und gewittergleich ganz Frankreich erfriſchen, mäuschenſtille ſchweigen. Es gibt deutſche Blätter, die von jeder Feuersbrunſt in Konſtantinopel ſo genaue Nachrichten haben, als hätten deren Herausgeber dabei die Spritzen geleitet, aber den Rauch in ihrem eignen Vaterlande niemals wahrnehmen. Das deutſche Volk ſchmieget und windet ſich, als wäre es der Hofmarſchall Kalb bei allen Fürſten Europa's. Es iſt ein gemeines Weſen unter uns, aber kein Gemeinweſen.

78.

Der heilige Bund. — Der Fürſt von Leyen hat zu Aachen eine Denkſchrift eingereicht, in welcher er eine Entſchädigung für ſeine verlornen landesherrlichen Einkünfte anſpricht. Er ruft darin die Monarchen als Stifter und Beförderer des heiligen Bundes auf, welcher wolle, daß der Glaube an Recht und Gerechtigkeit die Herzen der ganzen Chriſtenheit belebe, daß der rohen Gewalt Mißbrauch gegen Schwächere aufhöre und die Gerechtigkeit allein herrſche. Man kann vor der Tiefe des heiligen Bundes voller Ehrfurcht und Bewunderung ſinnend ſtehen; aber ein menſchenfreundliches beſorgtes Herz läßt ſich dennoch von der Furcht überſchleichen, wie leicht ein einziger Fehltritt, eine ſchmale fußbreite Abweichung von der wahren Deutung der Uebereinkunft, Staaten und Völker in einen jammervollen

Abgrund ſtürzen könne. Bliebe die Auslegung des Vertrages immer den Fürſten, die ihn geſchloſſen, allein überlaſſen, dann wäre nichts zu fürchten, als deren Sterblichkeit. Aber den ungetreuen Dolmetſchern ihres Willens hat man endlich mißtrauen gelernt. Die Zukunft wird es lehren, welche Dinge nicht alle, im Namen des heiligen Bündniſſes, gefordert, bewilligt, oder verſagt werden. Keiner, auch noch ſo voll des billigen Argwohns gegen die Verſprechungen irdiſcher Machthaber, verkennt das ſchöne Feuer, das in dem Gemüthe Alexanders lodert und das die Menſchheit läutern würde, wäre dieſer Fürſt nicht einige Jahrhunderte zu früh geboren. Warum ließ er geſchehen, daß die ſtille reine Quelle ſeines frommen Herzens zu einem Strome fortgeriſſen worden, der nun alle europäiſche Höfe durchfließt, wo auch das klarſte Waſſer getrübt werden muß, weil es dort nicht zur Stillung des Durſtes gebraucht, ſondern nur als eine ſchnellere Straße, die zu ſelbſtſüchtigem Ziele führt, befahren wird? Warum wurden ſo viele Regierungen zum Beitritte des heiligen Bundes zugelaſſen? Alexanders einſames Beiſpiel hätte der Welt mehr gefruchtet, als der lärmende Troß ſeiner Glaubensheuchler.

Bedarf die Tugend eines Bundes? Sie verträgt ihn nicht einmal. Worin aber beſtehen die Grundſätze, von welchen der Fürſt v. Leyen Erſatz für ſeine verlorne jährliche Rente erwartet? Welche Gerechtigkeit iſt es, wozu die Theilnehmer des heiligen Bündniſſes ſich verpflichteten? Die himmliſche kann es nicht ſein, denn die Verwaltung dieſer wird kein ſchwacher Menſch zu übernehmen ſich erkühnen. Die göttliche Gerechtigkeit iſt es nicht, denn dieſe, die ausgleichende, zerſtört um zu ſchaffen, nimmt um zu geben, raubt um zu bezahlen. Die menſchliche, welche nichts vermag, als den Beſitz zu heiligen und das Beſtehende zu ſchonen, iſt's, die man anzugeloben den Willen gehabt haben konnte. Aber dieſe Gerechtigkeit, wenn ſie weiter als über die Verhältniſſe der Einzelnen, wenn ſie über die der Völker und Staaten ſich erſtreckt, iſt unheilbringender, als die ſchnödeſte Willkür. Sie hält die Staaten in ihrer Entwickelung auf, ſie zertritt die jungen Keime der bürgerlichen Freiheit und ſchmiedet das Schickſal unſterblicher Völker an vergängliche Fürſtengeſchlechter feſt. — Der heilige Bund iſt ein goldener Becher, der gemeinſchaftliches Eigenthum aller europäiſchen Regierungen iſt, und den jeder Berechtigte, ſo bald ihn durſtet, mit dem Getränke, nach welchem ihm gelüſtet, anfüllen wird. Es bedarf der vielen Worte nicht, das Urtheil iſt ihm längſt geſprochen: die zwei einzigen freien Staaten der Welt, England und Nord-Amerika, ſind ihm nicht beigetreten.

79.

Ein ehrlicher Mann, der in ſogenannten Welthändeln verwickelt iſt, verfällt oft in Gewiſſens-Zweifel, ob er denn wirklich ehrlich verfahre oder nicht. Denn da man ſein Geſicht für eine Maske hält, wird er an ſich ſelbſt irre, und weiß endlich nicht mehr, ob er die Leute, oder ob die Leute ſich nur in ihm betrogen.

80.

Die heutigen Menſchen, in der kleinen wie in der großen Welt, ſind über ihren eigenen und wechſelſeitigen Vortheil ſo aufgeklärt, daß ſie ſich einander nicht mehr täuſchen können. Wenn es daher nicht aus alter Gewohnheit geſchieht, iſt es ganz unerklärlich, warum man noch lügt, oder ſich verſtellt. Die einzige Art zu betrügen, die zuweilen noch Erfolg hat, iſt — offenherzig zu ſein.

81.

Es gibt immer noch wohlthätige Menſchen, und wer einmal ſo glücklich iſt, unglücklich zu werden, dem wird geholfen. Früher freilich nicht!

82.

Vernunft verhält ſich zum Verſtande, wie ein Kochbuch zu einer Paſtete.

83.

„Alles für, nichts durch das Volk" — ſagen die Schlauen. Das heißt in's Aufrichtige überſetzt: nicht an Geld und Gute iſt uns gelegen, ſondern nur daran, daß wir herrſchen. Wer aber iſt der gefährlichſte Feind der bürgerlichen Freiheit? Nicht der niedrige Menſch, der nur nach Reichthum und ſinnlichen Genüſſen ſtrebt; denn dieſer läßt ſich abfinden, und hat die Macht ſich zum Volke gewendet, bettelt er auf dem Markte, wie er früher in den Paläſten gebettelt. Der gefährlichſte Feind der Freiheit iſt der herrſchſüchtige; denn ſelbſt das Gute thut er nur mit Willkür. Nicht Mirabeau, ein Lüſtling und ein beſtechlicher Menſch, ſondern Robespierre, der den Reichthum verachtete, ward der Tyrann ſeines Vaterlandes.

84.

Schon manches dunkle Räthſel der Geſchichte haben Zeit und Forſchung gelöſt; aber die Geduld, die Langmuth der Völker wird ewig unbegreiflich bleiben. Unter Ludwig XV. ward ein Montmorency des Mordes überführt und zur Strafe durch eine Lettre de Cachet auf einige Zeit in die Baſtille geſetzt. Sein Bedienter aber, als Mitſchuldiger verdächtig, ward auf's Rad geflochten. Und zwiſchen dieſer ſchrecklichen Willkür und der Revolution verfloſſen noch mehr als fünfzig Jahre!

85.

Vor der Revolution gab es in Frankreich nach der Berechnung eines der zuverläſſigſten Schriftſteller, und um ſeine eigenen Ausdrücke zu gebrauchen: „ſieben Millionen Menſchen, die Almoſen verlangten und zwölf Millionen Menſchen, die nicht im Stande waren, Almoſen zu geben.“ Jetzt iſt der Wohlſtand über das ganze Land verbreitet, durch alle Stände des Volks vertheilt; es gibt keine Bettler mehr .... Man nenne uns den Staat, wo eine ſo glückliche Verwandlung oktroyirt worden iſt.

86.

Wenn man das Treiben der franzöſiſchen Ultras ſieht, glaubt man an das Wunder: daß der heilige Dionyſius, nachdem er enthauptet worden, ſeinen Kopf unter den Arm genommen, und damit ſpazieren gegangen ſei.

87.

Bei dem Einmarſche der königlich ſpaniſchen Truppen in Valencia im Jahre 1812, unter General Wittingham, wurde aller Orten angeheftet und ausgetrommelt: die von Süchet eingeführte Polizei höre gänzlich auf. Das Volk war außer ſich vor Freude, wobei es immer rief: „Nun ſind wir wieder, wie vor dieſem, ſicher auf der Straße und in unſern Häuſern; es gibt keine Polizei mehr.“

88.

Seitdem das Wunderbare vor unſern Augen ſich erfüllt hat, haben wir alle Berechnung für das Natürliche verloren.

89.

Man heilt Leidenſchaften nicht durch Verſtand, ſondern nur durch andere Leidenſchaften.

90.

Die Weiber haben Launen, weil ſie zu gut ſind, das Böſe nach Grundſätzen, und zu ſchwach, das Gute mit Dauer zu üben.

91.

Eitelkeit iſt die ſicherſte Wächterin der öffentlichen Ruhe. Sie iſt die Omphale des Ehrgeizes, und legt ihm Roſenketten an. Wer am Schimmer des Goldes ſeine Freude findet, wird das Eiſen nicht achten, und im Tanzſchritte iſt noch Keiner auf den Thron geſtiegen.

92.

Die wahre feine Lebensart, welche mehr thut, als mit Blitzesſchnelle eine gefallene Stricknadel aufheben, entſpringt entweder aus der Tiefe des Geiſtes, oder aus der Fülle des Herzens, und weder der Tanzmeiſter lehrt ſie, noch Cheſterfield.

93.

Beſchränkten Menſchen iſt es eigen, daß ſie die wenigen Ideen, die in dem engen Kreiſe ihrer Faſſungskraft liegen, mit einer Klarheit ergreifen, die uns in der Schätzung ihres Geiſtes oft irre macht. Sie ſind wie Bettler, die das Gepräge und die Jahreszahl jedes ihrer Kreuzer kennen.

94.

Die Fürſten ſehen immer noch nicht ein, daß die Polizei ihre gefährlichſte Feindin, ja die einzige revolutionäre Macht iſt, die ſie zu fürchten haben. Sind wirklich Uebel vorhanden, ſo werden ſie von der plumpen und abgeſchmackten Quackſalberei jener Staatsgewalt nur verſchlimmert. Iſt das Volk krank, ſo gebt ihm friſche Luft und freie Bewegung, vertraut es aber nicht den ungeſchickten Händen eitler, thörichter und pflichtvergeſſener Pfuſcher an.

95.

Carneades hielt zu Rom öffentlich zwei Reden, die eine für, die andere wider die Gerechtigkeit, und — ward 90 Jahre alt. Hufeland hat es in ſeiner Makrobiotik zu bemerken vergeſſen, daß man, um alt zu werden, keine Grundſätze haben dürfe.

96.

Juden in der freien Stadt Frankfurt. — Europa und Amerika müſſen ganz den Verſtand verloren haben, daß ſie ſich ſeit Jahren mit den ſpaniſchen Kolonien, den Cortes, der franzöſiſchen Deputirtenkammer, den engliſchen Radikalen und anderen dergleichen elenden, geſetzter Männer unwürdigen Klatſchereien beſchäftigen, und die wichtigſte Sache der Menſchheit, nämlich die Frankfurter Judenſchaft, darüber aus dem Sinne verlieren. Die Schwachköpfe beider Welttheile bilden ſich ein, der Brand von Moskau, die Leipziger Schlacht, der Sturz Napoleons und die Million Menſchen, welche der

Befreiungskrieg hingerafft — alle dieſe ſchrecklichen Dinge wären zu ihrer Unterhaltung geſchehen, und den großen Zweck, welchen die Vorſehung dabei hatte, nämlich die Vertreibung beſagter Judenſchaft von der Schnurgaſſe zu Frankfurt, davon ahnen ſie nichts. Stein in ſeiner ſehr genauen Geographie ſagt, es wohnten 10,000 Juden in Frankfurt, ob zwar keine 4000 dort wohnen. Allein er ſagt dieſes metaphoriſch, da ſie ſo viel Lärm verurſachen, als 10,000. Ehemals wohnten ſie in einer eigenen Gaſſe, und dieſer Fleck war beſtimmt der bevölkertſte auf der ganzen Erde, Malta nicht ausgenommen. Sie erfreuten ſich der zärtlichſten Sorgfalt ihrer Regierung. Sonntags durften ſie ihre Gaſſe nicht verlaſſen, damit ſie von Betrunkenen keine Schläge bekämen. Vor dem 25. Jahre durften ſie nicht heirathen, damit ihre Kinder ſtark und geſund würden. An Feiertagen durften ſie erſt um 6 Uhr Abends zum Thore hinausgehen, daß die allzugroße Sonnenhitze ihnen nicht ſchade. Die öffentlichen Spaziergänge außerhalb der Stadt waren ihnen unterſagt, man nöthigte ſie, ins Feld zu wandern, um ihren Sinn für Landwirthſchaft zu erwecken. Ging ein Jude über die Straße, und ein Chriſt rief ihm zu: Mach Mores Jud, ſo mußte er ſeinen Hut abziehen; durch dieſe höfliche Aufmerkſamkeit ſollte die Liebe zwiſchen beiden Religionsparteien befeſtigt werden. Mehrere Straßen der Stadt, die ein ſchlechtes unbequemes Pflaſter hatten, durften ſie niemals betreten. Der Handel mit Materialwaaren war ihnen verboten. Bedienten durften ſie nicht halten, denn dieſes iſt ein Verbrechen gegen die Grammatik, ſondern nur Knechte, und als einſt ein Actuar im Taumel des Sonntags einem Juden das Wort Bedienter in den Reiſepaß geſetzt hatte, und dieſer bereits abgereiſt war, ſchickte ihm der regierende Bürgermeiſter einen Huſaren nach, der ihn zurück holen mußte, worauf im Paſſe das Wort Bedienter ausgeſtrichen, und dafür Knecht geſchrieben wurde. Noch viele andere Vorrechte genoſſen die Frankfurter Juden und üben ſie heute noch aus. Mehrere wichtige Plätze der Stadt, wie die Poſt, die neuen Kräme, die Börſe halten ſie militäriſch beſetzt, und es darf kein Chriſt ohne ihre Erlaubniß durchgehen. Es iſt ihnen verſtattet, jeden Fremden oder Einheimiſchen, der an ihren Waarenläden vorübergeht, ſo lange an den Kleidern feſtzuhalten, bis er ihnen etwas Beträchtliches abkauft. Sie dürfen ihre Todten in den erſten 24 Stunden beerdigen, die Chriſten müſſen drei Tage damit warten. Letztere werden in das wöchentlich erſcheinende Geburts- und Sterberegiſter nur dann hinein geſetzt, wenn ſie wirklich geboren werden oder ſterben, die Juden hingegen ſogar auch dann, wenn dieſes nicht geſchieht; denn es wird im Intelligenz-Blatte ausdrücklich bemerkt, von der iſraelitiſchen Gemeinde ſei in dieſer Woche Niemand geſtorben, Niemand geboren worden, damit ſich Jedermann erfreue, nämlich an Erſterem.

Mit allen dieſen Auszeichnungen noch nicht zufrieden, hatten die Juden vor zehn Jahren den Revolutionsſchwindel, der ſich von Frankreich her nach Deutſchland verbreitet hatte, benutzt und ſich unter der Großherzoglichen Regierung die ſogenannten angebornen Rechte für ein Spottgeld, für eine halbe Million, gekauft. Darauf maßten ſie ſich an, Doktoren, Schuhmacher und Schneider zu werden; ſie trieben Wiſſenſchaften und die ganze Technologie, ſprachen deutſch wie Adelung, und aßen mehrere Sorten Wurſt. Beſonders in Spedition und Kommiſſion haben ſie der Menſchheit ungeheuern Schaden zugefügt, und hierdurch Europa in die Barbarei des Mittelalters zurückgeworfen. Aber der Tag der Erlöſung nahte herbei; nach der Schlacht bei Hanau erwachte die freie Stadt Frankfurt aus ihrem Siebenſchlafe, und mit der neuen Ordnung der Dinge kehrten die Juden in die alte zurück; dieſe wollten aber nicht von der Stelle und klagten beim hohen Bundestage. Hierauf ſollten die Chriſten und Juden ſich gütlich vergleichen. Der Senat und der geſetzgebende Körper, beide von „übergroßer Freiſinnigkeit“ erfüllt, machten billige Vorſchläge.

97.

Die Ermordung Kotzebue's. — Man kömmt nie zu ſpät und zu weit her, ſich dieſe Begebenheit zu beſchauen; ſie iſt der Kryſtalliſationspunkt, um den die neue Geſchichte der Deutſchen ſich anſetzt. Nicht die nachgeborenen Folgen, erſt die Enkel der furchtbaren That werden unter dem Fluche des Schickſals erliegen. Es gibt keine Betrachtung, die ſich hier nicht anreihen ließe, und darum darf auch Nichts, was in dieſem Kreiſe liegt, unbetrachtet bleiben. Profeſſor **Lehmann** hat eine „Beleuchtung einiger Urtheile über Kotzebue's Ermordung“ herausgegeben. Das Werkchen iſt zu Bartenſtein in Oſtpreußen (nahe bei der ruſſiſchen Grenze) erſchienen. Es iſt nicht lang, aber breit, und in einem ſtammelnden Style geſchrieben, ſo daß, der Natur dieſes Sprachfehlers gemäß, bald ein Sinn fehlt, bald ein anderer ſechsmal wiederholt wird. Der Verfaſſer nimmt ſich die unnöthige Mühe, zu beweiſen, daß Kotzebue kein Spion geweſen ſei, und gibt über dieſe Würde eine gelehrte Erläuterung, deren Gründlichkeit wir auf

Glauben annehmen müſſen, da wir von der Sache gar nichts verſtehen. Dann wird eifrig der Vorwurf widerlegt, als habe Kotzebue geſucht, die deutſche Freiheit zu untergraben. Etwa, weil er gegen das Turnweſen und den heißen Verfaſſungstrieb geredet? Unſere gelehrten Vorfahren haben von allem dieſem Zeuge nichts gewußt (ſagt Herr Lehmann). „Wenn es wahr iſt, daß der wiſſenſchaftliche Geiſt unter Deutſchen ſehr lau und ſtille wird, weil der Geiſt unter ihnen ſich mit ſeinem Wiſſen und Prüfen auf die bürgerliche Seite legt (der Verfaſſer ſcheint ſich auf die adelige zu legen); auf Verfaſſungen, Abgaben, Maſchinen, Reformen, Berechnungen (alſo ſelbſt die Mechanik und Arithmetik käme uns nicht zu?); der in einen Myſtizismus verfällt, dagegen unſere Aeltern mit ihrem Denken rein wiſſenſchaftlich werden konnten, indem ihre Bürgerlichkeit in Ruhe und Beſtand lebte (d. h. ſchlief), ohne ſie ſo anzuſchlagen in lauter Veränderungen und Raffinerien, wie ſolche wir erfahren, ſo ſind eben die Anſtalten und das Treiben der Zeit, gegen welche K. ſich empörte, von der Art, daß man ſagen muß, ſie allein führen uns mit der wahrhaft wiſſenſchaftlichen Aufklärung in Finſterniß und Barbarei, und K. hatte, indem er gegen ein ſolches bürgerliches Treiben ſich verbreitete, wohl gar noch das Verdienſt (wohl gar noch!), eben der Barbarei, welche uns drohet, entgegen zu wirken, und die wahre Aufklärung unter uns zu fördern. Es iſt alſo ein gar irriger Gedanke in dem Schluſſe: wer das bürgerliche Licht in Deutſchland auslöſchen will, geht auf eine totale Finſterniß aus, indem vielmehr das bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt, und ſelbſt erlöſchen muß, wenn eine freie Wiſſenſchaftlichkeit gedeihen ſoll. Indem unſere Philoſophen ſich in Kriegswiſſenſchaften werfen, in Staatswiſſenſchaften und auf der bürgerlichen Oberfläche der äußern Freiheit umtreiben, vernachläſſigen ſie die reinwiſſenſchaftliche Tiefe des freien Geiſtes, und ſo ſind eben ſie es, die eine Barbarei des Geiſtes über uns bringen; wer ſie nun in dieſem bürgerlichen Felde angreift, um ſolche Freiheiten ihnen zu beſchneiden, iſt dagegen eben Der, welcher die eigentliche Barbarei begraben, und die wahre Freiheit des Geiſtes erhalten will." Wenn Herr Lehmann durch die Lehre oder Heuchelei ſolcher Grundſätze ſich auf die ſchwere Seite zu werfen gedachte, ſo kann man ihm das leicht verzeihen, da er ſie durch ſein Gewicht wahrlich nicht ſchwerer gemacht hat; aber die angeführten Reden führen zu Folgerungen, die er nicht beabſichtigt haben konnte. Denn wenn es wahr iſt, daß das bürgerliche Licht den wiſſenſchaftlichen Geiſt ganz ausbrennt, ſo würde ja daraus folgen, daß alle Diejenigen, welche mit bürgerlichen Dingen beſchäftigt ſind: ſämmtliche Miniſter und Staatsbeamten, unwiſſende Menſchen und niedergebrannte Geiſter wären, die man auf ein Profitchen ſtecken müßte — eine Behauptung, die wenigſtens Herr Lehmann nicht wagen wird. Die ſo häufig ausgeſprochene Unverträglichkeit des wiſſenſchaftlichen Forſchens mit der Theilnahme an bürgerlichen Angelegenheiten iſt eine ſo plumpe Lüge, daß ſich auch der ſchwachſinnigſte Menſch nicht dadurch täuſchen läßt. Cicero war trotz ſeiner Gelehrſamkeit ein ſo großer Bürgermeiſter, als irgend einer unſerer Zeit, der dieſen Fehler nicht hat. Cäſar ſchrieb trotz ſeiner Heldenthaten ſo gut, als ein Profeſſor in Breslau, und man hört nicht klagen, daß ſo viele berühmte, gelehrte Mitglieder der deutſchen Bundesverſammlungen durch ihren wiſſenſchaftlichen Geiſt in ihren Staatsgeſchäften je wären aufgehalten worden.

Ueber Kotzebue's Ermordung ſagt Herr Lehmann ſehr naiv, er werde der Meinung ſein, welche die Regierungen davon haben werden. Bei der Frage alſo, ob dieſer Mord ein gemeiner ſei oder nicht, muß in Beziehung auf K. die Antwort noch warten, bis man ſieht, was die Regierungen aus ihm machen werden (das ſind ächte gehorſame Anſichten). Daß ſich unſere Jugend ſo viel herausnehme, daran wären Umſtände Schuld, „wohin ich (ſagt der Verfaſſer) außer dem Turnweſen, welches die Körper und Geiſter wählig macht, auch das noch rechne, daß unſere Schulen die Köpfe der Kinder ſo anfüllen, daß dieſelben leicht die Köpfe der Eltern überwiegen, wodurch denn der Sohn über den Vater, der Jüngling über den Alten eine Bedeutung bekommt, als dürfe er ſich nur immerhin zum Herrſchen anſchicken; zumal die Zeit mit ihrer wilden Noth die Alten ſo mürbe geſchlagen hat, daß ſie überall an Kraftloſigkeit und Schwächen leiden.“ Koſtbare Geſtändniſſe, die Herr Lehmann aus Unachtſamkeit verloren hat! Wenn unſere Alten zu wenig gelernt haben und unſere Jugend zu viel lernt, ſo widerſpricht ja das der frühern Behauptung, daß die Wiſſenſchaftlichkeit der Vorfahren in dem bürgerlichen Treiben des jetzigen Geſchlechts zu Grunde gegangen ſei. Mürbe — ja, das iſt das rechte Wort, aber nicht die Noth der Zeit hat die Alten mürbe geſchlagen, ſie hat ſie ſo gefunden; wären ſie nicht mürbe geweſen, hätte die Noth der Zeit nicht entſtehen können. . . . Um dem herrſchenden Myſticismus entgegen zu wirken, ſchlägt der Verfaſſer das Studium der Logik als einen ſichern Damm vor. Wir haben die Logik immer höchſt langweilig gefunden; aber wenn es ihr gelingt, die Myſtik, dieſe ſchändliche Gelegenheitsmacherin des Deſpotismus, zu vertreiben, ſo wollen wir ihre beſten Freunde werden und täglich beim Frühſtücke eine Viertelſtunde in des Profeſſors Maas Compendium leſen.

98.

Biographie. — Die ſtille Zeit, da große Menſchen und Schickſale uns nur im Abbilde erſchienen und Jeder in ſeinem Hauſe das Kunſtwerk ruhig und bequem anſtaunte, iſt nicht mehr; unſere Väter waren die Letzten, die ſie geſehen. Gab es auch ungewöhnliche Menſchen unter den Zeitgenoſſen, ſo berührten ſie doch den Lebenskreis des Volkes nicht, denn nur mit der Höhe ragten ſie über der Menge empor, aber ihre Grundfläche breitete ſich nie über das eingeführte Maß aus. Waren es Böſewichter, ſo tobten ſie wie wilde Thiere hinter eiſernen Stäben, und konnten nur die Hand verletzen, die ſich ihnen entgegenſtreckte. Waren ſie hoch und gut begabt, ſo betrachtete man ſie als Schauſpieler, deren Wirken auf die enge Bühne beſchränkt und in einigen Stunden eingeſchloſſen blieb, nach deren Verlaufe der fallende Vorhang ſie auf immer von den Zuſchauern und dem Leben trennte. Aber die Begebenheiten unſerer Zeit mit den Menſchen, aus denen ſie hervorgegangen oder in die ſie zurückgekehrt, ſind uns als willkommene oder ſchlimme Gäſte ſelbſt in das Haus gekommen, und nachdem uns ſo die großen Urbilder mit Schrecken oder Ehrfurcht erfüllt, können uns die ſchwachen Gemälde kleinerer Dinge nicht mehr genügen. Der Vorhang des Parrhaſius täuſcht uns nicht mehr, wir wiſſen, daß Nichts dahinter iſt. Die ſogenannten denkwürdigen Perſonen der drei letzten Jahrhunderte (nur Luther nicht), dünken uns flach und deren Lebensbeſchreibungen langweilig. Geſtürzte Miniſter; Bauernſöhne, die es bis zum Geheimerathe gebracht; geliebte Weiber, die das Land regiert; Günſtlinge, die mit dem Herzen der Fürſten ihren eigenen Kopf verloren; Hofkriege, wo man ſieben Jahre lang mit blutigem Schwerte an der Schreibfeder geſchnitten, die beim Friedensſchluſſe einige Meilen Landes diplomatiſch eroberte; Helden, die das Vaterland gerettet, und am Ende ihrer Tage tauſend Thaler Zulage erhielten — das ſind die wichtigſten Kapitel der Geſchichtsbücher jener Zeit. Sie haben den Reiz verloren, und ſchon darum allein könnten Samuel Baur's (Pfarrers im Württembergiſchen) intereſſante Lebensgemälde der denkwürdigſten Perſonen des achtzehnten Jahrhunderts, deren erſter Band in einer neuen

Auflage vor uns liegt, uns keinen Beifall abgewinnen, ſelbſt wenn der Ausdruck „intereſſante Lebensgemälde“ nur einen Sprachfehler und nicht einen falſchen Sinn enthielte. Wir haben das Buch von 648 arabiſchen und 12 römiſchen Seiten mit großer Geduld durchleſen; doch ſo oft das Urtheil ſtreng werden wollte, mußte es am Ende wieder erweichen; denn es iſt viel Rührendes darin, wie einem glücklichen Landgeiſtlichen die Menſchen und die Dinge erſcheinen. Die Wände der ſtillen Pfarrwohnung ſind mit Kupferſtichen behängt. Schlachtſtücke und Schäfereien, untergehende Schiffe und Häfen, Bildniſſe von Böſewichtern, Gelehrten, Narren und Helden, ſie zeigen alle, von einförmigen Rahmen aus Nußbaumholze eingeſperrt, die ruhige und farbenloſe Fläche einer Zeichnung. Der Einbildungskraft wird zwar eine Perſpective dargeboten, aber die Sinne können Nichts ergreifen. So ſind die Lebensgemälde. Sie gleichen dem Wachsfiguren-Cabinette, das ſich vor einigen Jahren in Prag zuſammengebildet, wo lebende Menſchen die Bewegung zurückhielten und ſich für Abbilder geltend machten. Der Styl geht wie ein reiſender Handwerksgeſelle ruhig und zufrieden ſeinen Weg, unbekümmert, ob er durch die Lüneburger Haide oder im ſüdlichen Frankreich, auf dem Leinpfade der Spree oder an den reizenden Ufern des

Rheins wandere; er ſicht ſich durch und ſucht die Herberge. Nur wenn es dunkel wird und die Geſchichte ſich zu Ende neigt, verdoppeln beide ihre Schritte. Doch hat die Sprache zuweilen eine Naivetät, die wohlgefällt. Z. B. der 41jährige Ziethen, der in dieſem Alter nur erſt einige Scharmützel glücklich beſtanden, wird der junge Held genannt — von einer Schlacht im ſiebenjährigen Kriege wird erzählt, das Kanonenfeuer dabei ſei unerträglich geweſen — einige geſchmackvolle Männer in den Alpenthälern hätten zur Zeit Geßners die deutſche Sprache vervollkommnet — von Maria, einem Romane der engliſchen Schriftſtellerin Golwin, heißt es: „Die Gefühle, die darin herrſchen, ſind von der ächteſten und feinſten Art; Alles iſt darin mit jener Phantaſie geſchmückt, die zur Fahne des Zartgefühls und ächten Empfindſamkeit geſchworen hat.“ — Von Leſſing wird geſagt: „Ein großer Mann im Felde der Wiſſenſchaften.“

An Anekdoten, dieſen Henkeln der großen Seelen, wodurch ſie faßlich werden für den Hausgebrauch, hat das Buch Ueberfluß, ſo daß zwanzig Eſſer der verſchiedenſten Fähigkeit die Helden zugleich an den Mund führen können. Doch haben die Klaſſen, worin der Inhalt die denkwürdigſten Menſchen zerfällt, manches Sonderbare. Nach den Generalen kommen die berühmten Satyriker — nach dieſen die herrſchſüchtigen Weiber — Schwärmer und Narren wohnen unter einem Dache — Richardſon und Geßner werden als gelehrte Buchhändler bezeichnet; aber wenn Buchhändler gelehrt ſind, werden ſie treffender als Gelehrte geſchildert, die auch denn Buchhandel betreiben. — Mordſüchtige Rebellen, worunter Pugatſchew der Koſack und der Kopfabhacker Jourdan gerechnet werden, iſt doppelt falſch. Mordſucht iſt kein Charakter, ſondern eine Krankheit der Seele oder des Blutes, und Jourdan war kein Rebell, denn er hat ſeine Unmenſchlichkeit im Namen der damaligen Regierung ausgeübt.

Doch leſet immer das Buch und wäre es auch nur, um die hölliſche Hinrichtung des wahnſinnigen Damiens zu erfahren und den gerechten Himmel lobpreiſen zu lernen, der mit dem Blute der Revolution ſolche Flecken der Menſchheit ausgewaſchen hat. Und wen dieſe Geſchichte nicht genug ſchaudern gemacht, der leſe die des gelehrten Wunderkindes Heinrich Heineke aus Lübeck, der in ſeinem vierten Jahre von Sprachen, bibliſcher Weisheit, Hiſtorie, Jurisprudenz mehr wußte, als alle deutſche Studenten zuſammen gerechnet, und dabei ſanft und fromm war.

99.

Der abbrevirte Teufel. — In einen Aufſatz, der neulich im Morgenblatte erſchienen, hatte ſich der Teufel gemiſcht — was einem ſchwachen menſchlichen Werke leicht nachzuſehen iſt, da ſich ſelbſt in Gottes Werke der Teufel gemiſcht. Das Morgenblatt aber hat den Teufel verkürzt, hat ihm nur das große T. gelaſſen und ihm für die übrigen fünf Buchſtaben drei Sterne gegeben. Drei Sterne für fünf Buchſtaben — das darf man wohl geprellt nennen! Nun habe ich mehrere Tage darüber nachgedacht, warum das Morgenblatt ſo verfahren, habe es aber nicht herausgebracht. Ich bitte daher die Leſer dieſes Blattes, die ſich darauf verſtehen, mich darüber zu belehren. Es iſt zwar üblich, daß man die ſogenannten unanſtändigen Wörter im Schreiben und Drucken abbrevirt, aber der Teufel gehört nicht zu den unanſtändigen Wörtern; und was die wirklichen unanſtändigen Ausdrücke betrifft, ſo ſollte man ſie entweder gar nicht gebrauchen, oder wenn gebraucht, nicht vermummen. Was gewinnt man dabei? Nichts, als daß die Phantaſie des Unreinen ſich die häßliche Sache noch häßlicher ausmalt. Ich beſaß eine Sammlung von ſolchen Wörtern, die in verſchiedenen Zeitſchriften bald die Verfaſſer, bald die Redaktoren, bald die Zenſoren abbrevirt haben. Es iſt ſchade, daß ich ſie verloren. Nichts iſt bezeichnender als das. Wir Deutſchen ſind zimperlicher als vierzehnjährige Mädchen, und ich dächte, wir wären doch alt genug.

100.

Wie einzelne Menſchen, ſo treten auch Staaten jede neue Lebens- und Bildungsſtufe ohne Erfahrung an. Die Lehren der Vergangenheit ſind auf die Gegenwart nicht mehr anwendbar, das konſtitutionelle Frankreich wird weder in dem alten königlichen, noch in dem republikaniſchen, noch in dem kaiſerlichen Frankreich unterrichtende Beiſpiele finden — es wird die Erfahrungen, die ihm nützen, erſt kaufen und bezahlen müſſen.

101.

Man ſollte die Miniſterſtellen erblich machen, damit Diejenigen, welche ſie verwalten, an dem Wohle des Staates ein Familienintereſſe fänden und nicht blos auf ihren leiblichen Vortheil ſähen. Schlimme Fürſten haben, an die Zukunft denkend, manche böſe That unterlaſſen; einen eigenſüchtigen Miniſter hält Nichts zurück. Zu wiſſen aber iſt, daß die politiſchen Trennungen und inneren Kämpfe, die jetzt ſtattfinden, nichts Anderes ſind, als ein Streit zwiſchen Volksfreiheit und Miniſterialgewalt.

102.

In der bürgerlichen Geſellſchaft gibt das Volk ſeine natürliche Freiheit der Regierung als ein Darlehen gegen bedungene Zinſen hin. Werden ihm letztere vorenthalten oder geſchmälert, dann zieht es ſein Kapital mit Recht zurück und ſucht ſich einen ſicherern Schuldner.

103.

Man kann verhindern, daß Völker *lernen*, aber *verlernen* machen kann man ſie Nichts.

104.

Gute Fürſten müſſen wie fruchtbare Jahre angeſehen werden. Man ſoll ihre Regierung dazu benutzen, Nothmagazine von Volksfreiheiten und Gerechtſamen aufzuſpeichern für die möglichen Hungerjahre eigenmächtiger Erbfolger. Vorſicht hierin iſt nie überflüſſig, Pharao's magere Kühe entbleiben nicht.

105.

Wenn der Fürſt glaubt, das Volk ſei ein Kutſchpferd, das, mit Gebiß und Scheuleder verſehen, der Staatskaroſſe, in welcher nur er ſitzt, vorgeſpannt werden müſſe — und wenn das Volk den Staat für einen Familienwagen hält, den der Regent allein fortzuziehen habe; dann irren Beide. Aber was iſt der Staat ſonſt? Es iſt ſchwer, hierauf zu antworten. Der politiſche Zirkel kann nie vollkommen zur Quadratur einer Definition gebracht werden.

106.

Freilich wäre der Staat berechtigt, die Herzen und Köpfe als Herde und Rauchfänge der menſchlichen Seele bei ſeinen Bürgern von Zeit zu Zeit unterſuchen zu laſſen, um zu erfahren, ob Alles brandfeſt gebaut, ob nicht viele feuerfängliche Materialien darin aufgehäuft ſind, und ob mit dem Lichte vorſichtig verfahren werde. Eine ſolche Seelenſchau, verbunden mit den Löſchanſtalten der Zenſur, würde eine vollſtändige Genie Feuerordnung bilden, und das Gemeinweſen vor großen Unglücksfällen bewahren.

107.

Es gibt politiſche Karyatiden, die ſich mit tragiſchen oder komiſchen Fratzen geberden, als trügen ſie die Laſt des ganzen Staatsgebäudes auf ihren Schultern, und welche nichts weiter ſind, als die *untern* Theile des Hauſes.

108.

Es iſt wahr: die *Weltgeſchichte* iſt das

Weltgericht; aber es kommt für uns gemeine Bürgersleute nicht viel Troſt dabei heraus. Wird ja einmal ein großer Verbrecher geſtraft, oder ein Schuldner der Menſchheit eingeſteckt, dann werden zuvörderſt die Prozeßkoſten, Defenſionsgebühren und Sporteln aus dem Vermögen des Delinquenten bezahlt, ſo daß zur Privat-Entſchädigung gewöhnlich Nichts mehr übrig bleibt.

109.

Bei epileptiſchen Menſchen hat man zuweilen bemerkt, daß, wenn ſie aus ihrer Ohnmacht wieder erwachten, ſie da in ihrer Rede fortfuhren, wo ſie ſtehen geblieben waren, als ihr Niederfall ſie unterbrochen hatte, mochte auch immer unterdeſſen die Rede ihre Bedeutung verloren haben. Man will bei einigen fallſüchtigen Staaten dieſe nämliche Erſcheinung wahrgenommen haben.

110.

Jene ſchöne Zeit, da noch — wenn ſelten ein ſchadenfroher Geiſt über Völker und Länder zog — Nichts bebte als die Erde, und man Menſchen weniger fürchtete als Gott, jene Friedenstage kehren in Europa nie zurück. Denn die Triebfeder ſeines Lebens iſt geſprungen, und was man trüglich für er höhte Kraft annimmt, iſt nichts als das Schnarren und die Uebereile der zerbrochenen Kette, die, in unangemeſſener Thätigkeit ſich abhaſpelnd, dem Stillſtande und dem Tode zuläuft.

111.

Was iſt die ſogenannte Freiheit der Preſſe? — Die Erlaubniß, außerhalb der Feſtungsmauern ſpazieren zu gehen, einem Staatsgefangenen auf ſein Ehrenwort ertheilt.

112.

Die politiſchen Nachtwächter, welche die Zeit ausrufen und ihre Warnung, das Haus vor Feuer und Licht zu bewahren, ſtündlich wiederholen, wecken freilich Völker und Fürſten aus dem Schlafe; aber ſie ſollen auch nicht ſchlafen, es ſoll Tag ſein, und dann hören die Schreier von ſelbſt auf.

113.

Den Füchſen hat man die Freiheit in engen Flaſchen, den Störchen in flachen Schüſſeln vorgeſetzt. Die ſchlauen Füchſe werden ſich zu helfen wiſſen, ſie werden der Flaſche den Hals brechen; aber welche Hoffnung bleibt den dummen Störchen? Sie ließen ſich wohl gar weiß machen, es käme nur darauf an, ſich den Schnabel putzen zu laſſen! . . Aufgabe zur Uebung des Verſtandes: Wo ſind die Füchſe, und wo ſind die Störche?

114.

Ihr möget immerhin in Hübner's ſynchroniſtiſchen Tabellen der Weltgeſchichte nach einem Volke blättern, das dämiſcher ſei als das deutſche, unbeholfener, furchtſamer und trübſinniger — Ihr werdet keines finden. Die Langeweile iſt ſeine Ehehälfte, und hat die Fabellehre noch keinen Gott des Gähnens, ſo nenne man ihn Teut. So ehrliche, gute Haute als wir hat die Welt nicht mehr. Das wiſſen auch die Gerber überall, und ſeit Jahrhunderten haben wir Europa mit Pergament, Trommelfellen und Sohlleder verſorgt, und ſeit Jahrhunderten hat unſere Haut zu allen Verträgen und zu allen Kriegen gedient.

Iſt die Erde eine hohe Schule, dann ſitzt der Deutſche auf dem Lehrſtuhle der Logik; er ſchleicht von Satz zu Satze und kommt nicht zum Schluſſe, und ſchließt er, ſo beſchließt er Nichts, und hat er beſchloſſen, und es wäre reif zum Handeln, ſo kehrt er um, denn das halbe Jahr iſt vorüber, neue Füchſe ſuchen urſprüngliche Belehrung, das Heft wird zurück geblättert und das alte Lied wiederum abgeplärrt.

Mit ſolchem fröhlichen Muthe übernehmen ſie die Mühen des Siſyphus, daß ſie zu beneiden ſind ſtatt zu beweinen; man möchte ſein wie ſie. Als die franzöſiſche Revolution ihre logiſche Kette zerriß, da wurden ſie ganz verdutzt und breiteten ſich, was damals noch zu entſchuldigen war, mit tiefer Gründlichkeit über den großen Text aus. Sie räuſperten ſich und ſprachen: „Im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde.“ Noch waren Sonne, Mond und Sterne nicht geſchaffen, da trat Spanien ein. Sie legten die Vergangenheit in Salz und griffen zur friſchen Gegenwart. Abermals räuſperten ſie ſich und ſprachen: „Im Anfange erſchuf Gott Himmel und Erde.“ Portugal, Neapel, Piemont, Griechenland fielen in's Wort; immer von Neuem angefangen, und ſo wird die Welt untergehen, ehe ſie zum ſiebenten Tag der Schöpfung kommen. Ich drücke mich zu mehrerer Undeutlichkeit deutſch aus, ich rede, was hoffentlich nicht Jeder verſtehen wird, von den Zuſammenkünften. Wirft der Wind einen Ziegel vom Dache, ſo läuft Alles erſchrocken auf's Feld hinaus, denn ſie meinen, die Erde bebte; da doch Nichts gebebt als ihr ſchwaches, ſchuldbewußtes Herz. Hatte aber wirklich ein Erdbeben das Haus erſchüttert, daß die Fenſter ſprangen — ſchickten ſie zum Glaſer und ließen neue Scheiben fertigen.

115.

In Meinungskämpfen ſei man dann am vorſichtigſten, wenn die Gegner ſich uns nähern und uns beiſtimmen. Die Wahrheit dient oft nur als Leiter zur Lüge, der man verächtlich den Rücken wendet, ſobald die Höhe erreicht iſt.

116.

Im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, dieſem genauen Regiſter des langweiligſten aller Bücher, ſtreiten zwei Pfarrer über die Abſchaffung der Feiertage. Der eine Gegner, welcher für deren Beibehaltung ſpricht, ſagt: nur ein fauler Geiſtlicher, der lieber gar nicht predigte, könne für die Abſchaffung der Feſte reden. Er ſchreibt aber nicht fauler, ſondern ſ.... — Nun komme noch Einer und fordere Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens! Für wen? Für Menſchen, die in allen ihren freiwilligen Handlungen, in ihrem ganzen außergerichtlichen Verfahren ſo heimlich thun, daß ſie Küſſe und Ohrfeigen nur hinter ſieben Schlöſſern geben? Für Menſchen, die ihre Empfindungen, ihre Bedrängniſſe, die Alles abbreviren, nur nicht ihre Titel und niederträchtigen Schmeicheleien? Still davon — jedem Volke, was ihm gebührt.

117.

Geſellſchaften, die ſogenannten moraliſchen Perſonen, ſind gewöhnlich ſehr unmoraliſch.

118.

Die alte Kunſt verkörperte das Geiſtige, die neue vergeiſtigt das Körperliche. Sie iſt hier und dort, was hier und dort die Religion. Die Kunſt des Heidenthums war verſinnlichte Kraft, Gegenwart, Genuß, die des Chriſtenthums iſt überſinnliche Entſagung, Zukunft, Hoffnung. Weil Kunſt die Geburt des Könnens, das Geſchöpf des ſchöpferiſchen Menſchen iſt, die chriſtliche Kunſt aber Duldung und Ohnmacht darſtellt, ſo iſt ſie keine. Das Gebilde dem Stoffe, dieſen dem Urſtoffe, den Urſtoff dem leeren Raume, die Farben dem Lichte, die Zeit der Ewigkeit, die Gedanken dem Denken aufopfernd, iſt die chriſtliche Kunſt ein Rückwärtsgebären des menſchlichen Daſeins, wo der Sohn zum Erzeuger des Vaters wird — ſie iſt keine Kunſt, denn ſie bildet nicht, ſie zerſetzt. So wenig Calderon's Poeſie wahre dramatiſche Dichtkunſt, ſo wenig iſt chriſtliche Malerei wahre bildende Kunſt. Daher iſt bei den Alten Sculptur, bei den Neueren Malerei vorherrſchend. Dort Umriſſe und Anſchauung, hier Perſpective und Berechnung. Nicht in dem was iſt, in dem was dahinter iſt ſpricht ſich die Bedeutung eines Gemäldes aus. Daher Republiken, Freiheit des Glaubens (Götter der Wahl, Vielgötterei), Proteſtantismus, Männer, Verſtand — die Sculptur; Monarchien, alleinherrſchende Religion (Katholicismus), Weiber und Gefühl aber die Malerei mehr befördern und lieben. Das mehr Plaſtiſche in der altdeutſchen Malerſchule, nach ihr in der niederländiſchen, weniger vorhanden in der franzöſiſchen, gänzlich mangelnd in der italieniſchen, zeigt in dieſem ſinkenden Grade die Stärke des proteſtantiſchen Prinzips jener Völker im Staate und Einzeln-Leben an. Ich erfahre: Dannecker arbeite jetzt an einem Chriſtus, und nach Verſicherung der Kunſtkenner ſei dies Gebild das Höchſte, was die neuere Kunſt hervorgebracht habe. Ob dieſer große deutſche Künſtler die räthſelhafte Aufgabe befriedigend werde löſen können, mag Jeder mit billigem Unglauben abwarten. Wie ein Chriſtus plaſtiſch dargeſtellt werden könne, begreift ſich ſchwer. Entweder die Kunſt des Bildes oder die Göttlichkeit des Urbildes muß untergehen. Die Götter-Bilder der Griechen waren vermenſchlichte Götter, und das himmliſche Licht ward von der irdiſchen Maſſe eingeſogen; der Gott-Menſch der Chriſten aber iſt ein göttlicher Menſch, das Licht muß über die Maſſe ſiegen — ein Sieg, den nur die Malerei erringen kann.

119.

Warum iſt die Heimath des Herzens die Fremde des Kopfes, oder umgekehrt, und warum darf Niemand ohne Abzug und Nachſteuer aus einem Lande in das andere ziehen? Die Bundesakte, welche eine ſolche Freizügigkeit bewilligte, wäre die gemeinſchaftliche heilige Schrift für die geſammte Menſchheit.

120.

Haben und Sein ſind die Hülfszeitwörter in der Sprachlehre ſowohl eines glücklichen als eines elenden Lebens; denn aus Habſucht und Selbſtſucht, den Thränendrüſen der leidenden Menſchheit, quellen die Thränen der Freude ſowohl als die der Schmerzen.

121.

Der Leichtſinn iſt ein Schwimmgürtel für den Strom des Lebens.

122.

Kanonen- und Flintenkugeln ſind oft Fleckkugeln zum Reinigen der beſchmutzten Welt.

123.

Der wahre Muth iſt nicht blos ein Luftball der Erhöhung, ſondern auch ein Fallſchirm des Herabſinkens.

124.

Napoleon. — Ich werde etwas ſchauerlich ſein in dieſer Betrachtung, aber fürchtet Euch nicht, es iſt Alles nur Spaß. Der Kanzlei-Styl nennt ihn jetzt Bonaparte, aber warum wollen wir dieſen ruchloſen, fluchbeladenen Mann nicht mit dem Namen, unter welchem er ſich gegen die Menſchheit vergangen, auf die Nachwelt bringen? Bonaparte war groß, edelmüthig, hochherzig, er hatte für Freiheit und Recht gekämpft; aber Napoleon war herrſchſüchtig, eigenmächtig, ſchlecht und trugvoll. Darum führe er ſeinen Fürſtennamen fort und alle Zwingherren ſollen ſo genannt werden, damit die kommenden Geſchlechter erfahren, daß wir nicht blos den Tyrannen, ſondern auch die Tyrannei verabſcheut haben. Sie ſagten neulich, der Gefangene auf St. Helena habe ſich befreien wollen — dieſer ſein Wunſch iſt natürlich. Sie haben ihn feſtgehalten — das war Pflicht. Sie werden ihn ſtrenger bewachen — man thut Recht daran. Aber ſie fürchten ſeine Entweichung, und das iſt lächerlich; aber ſie zittern vor ihm, und das iſt abgeſchmackt. Iſt dieſe Eiche Europa ſo ausgewurzelt, daß das bloße Lüftchen einer Sage ſie ſchon wanken macht? Wer kann nur glauben, daß Napoleon nach Europa feindlich zurückkehren möchte, auch wenn es ihm frei ſtände! Was dürfte er hier zu gewinnen hoffen? Wäre er auch geweſen, was er nicht war, ein wahrhaft großer, freigeſinnter, edelmüthiger Mann, ſelbſt dann hätte er zum Wohle der europäiſchen Menſchheit Nichts zu thun vermocht. Seine Schöpfungskraft war zu groß und feurig, als daß er auf unſern phlegmatiſchen, dickbäuchigen, alternden Welttheil anders als zerſtörend hätte einwirken können. Was ſollte ihn zur Rückkehr antreiben, wer würde ihm beitreten? Frankreich nicht; denn die Franzoſen ſind frei und glücklich bei ihrer jetzigen Verfaſſung, und dieſes Volk findet in dem Beſtreben nach Erweiterung und Befeſtigung ſeiner Freiheit Nahrung für ſeine Regſamkeit auf Jahrhunderte, ſo daß es gewiß keinem eroberungsſüchtigen Fürſten mehr gelingen würde, es durch Waffenglanz und Ruhm zu ködern. Wo aber ſonſt in Europa dürfte Napoleon auf Anhang zählen? Wie iſt es alſo möglich, daß der bloße Schall eines Namens, der ſo weit über's Meer herüber tönt, einen ganzen Welttheil wach halten kann?

Der Geſangene auf Helena hat durch Las Caſes und Andere viele Klagen über die üble Behandlung, die er von Sir Hudſon Lowe zu erdulden habe, in Europa verbreiten laſſen. Weichherzige auch edelmüthige Menſchen ſind hierdurch gerührt worden. Allein, wären auch alle die Klagen gegründet, welche andere Sicherheit gegen die Entweichung dieſes furchtbaren Mannes gäbe es, als die rohe Henkersſeele ſeines Wächters? Ich möchte ihn nicht zu bewachen, ich möchte die Weltgeſchichte nicht im Käfig haben. Der Menſch hat ſchwache Stunden, er hat Träume, in welchen das gnädige, belohnende Lächeln eines Bathurſt und die Ehre des Hoſenbandordens ihn minder lockt, als die Stimme der Nachwelt, und es könnte ihn einmal gelüſten, ſeinen Ruf an einen unſterblichen Namen knüpfen zu wollen — dann ein leiſer Ruck der Finger, und Europa bebte von Oſt nach Weſt. Denke ja Keiner, es gehöre ein verruchtes Herz dazu, durch eine ſolche That die Welt in Aufruhr zu bringen. Man kann ſich blenden laſſen, man kann ſich überreden, die Welt — außer Frankreich allein — habe bis jetzt durch den Sturz Napoleons nichts Weiteres gewonnen, als daß die Zentner Laſt der Noth in die hundert Pfunde mannigfaltiger Nöthen zerſchlagen worden iſt. Und Frankreich ſelbſt, um durch den Sturz Napoleons zu gewinnen, mußte es nicht einen ſolchen zu ſtürzen haben? Er war der Blutigel dieſes fiebernden, vollblütigen Körpers, und nachdem er ſich angeſogen, fühlte ſich der Leib geſund und frei. Er war von vier franzöſiſchen Königs-Dynaſtien und allen Revolutionsherrſchern der letzte Kopf, dem die zuſammengehäufte Tyrannei als eine Tontine allein zugefallen. Mit ihm verloſch die Leibrente der Knechtſchaft.

Es gibt große Gedanken, die in der Bruſt eines Höflings nicht Raum genug finden; die Freigebung Napoleons iſt ein ſolcher. Wollt Ihr Europa alles demokratiſchen Stoffes entleeren, wollt Ihr los werden ſämmtliche Schreier nach Verfaſſung, Freiheit, Gleichheit, Volksrepräſentation und wie ſonſt noch die krankhaften Gelüſte heißen mögen, und froh und friedlich im Familienkreiſe Eurer Generalſtäbe, Hofmarſchälle, Kammerjunker und Ceremonienmeiſter leben: ſo — laßt Bonaparte nach Amerika ziehen. Alle tolle Köpfe fliegen dann dieſem Pole zu; Ihr umgebt Europa mit einer chineſiſchen Mauer und könnt ruhig ſchlafen. Wollt Ihr nicht, daß ſich das republikaniſche Syſtem auch in Südamerika ausdehne, und alsdann dieſer ganze antimonarchiſche Welttheil mit der ungeheuren Kraft ſeines Beiſpiels auf die Eierſchalen der europäiſchen Fürſtenthümer drücke, ſo ſendet den Gefangenen von Helena nach Mexico, daß er dort der Stifter von Königreichen und ſo Euer Retter werde.

125.

So leicht es iſt, Kindern eine Fabel als Wahrheit erzählen, ſo ſchwer iſt es, Männern die Wahrheit als Fabel darzuſtellen. Man hat uns Alle zu den Griechen und Römern in die Schule geſchickt, und nun, da wir in das Leben treten und das Erlernte auszuüben gedenken, verſpotten ſie uns und ſagen: Alles, was wir gehört, ſei nur Mährchen geweſen. Aber es iſt zu ſpät. O glückliche Verblendung der Blendwerkmacher! Sie meinten es recht klug zu machen, indem ſie, um ſich in die Gegenwart allein zu theilen, uns in die entfernteſte Vergangenheit ſchickten, und ſie vergaßen, daß die Geſchichte rund iſt wie die Erde, und daß man fort und fort ſchiffend wieder zur Heimath gelangt.

126.

Es gibt Menſchen, die wohnen auf dem Cimboraſſo der Gemeinheit. Es iſt unmöglich, ihnen beizukommen — ſie behalten immer Recht. Der Witz, der ſie aufſucht, ſinkt ſchon am Fuße des Berges entathmet nieder und bekennt mit Scham, daß ein Prügel beſſer ſei als eine Lanze.

127.

Ariſtokratie oder Demokratie? — Das iſt der Rechsſtreit unſerer Tage. Nur nehme man dieſe Worte nicht in der gellenden Bedeutung, wie ſie die Leidenſchaft und das Feldgeſchrei der Kämpfenden ausdrückt, ſondern in dem reinen und gemäßigten Sinne, den ihnen die Wiſſenſchaft gibt. Liſt und Bosheit haben auch die Fürſtlichkeit in Beſchlag genommen, ſich anſtellend, als werde ihr Recht ſtreitig gemacht; aber die redlichen und verſtändigen Anhänger der Demokratie haben nie gefragt: ſoll es Fürſten geben? ſondern: ſoll der Fürſt der Fürſt der Ariſtokratie oder der Fürſt des Volkes ſein? Nicht ſo leicht als wohl Viele glauben, iſt es, dieſen Zweifel zu löſen. Soll man die Erfahrung zu Rathe ziehen? Die Erfahrung iſt auch eine Schmeichlerin und ſpricht zu Jedem, wie er es gern hört. Die Ariſtokraten können ihre Anſicht mit folgenden Gründen vertheidigen. „Die edelſten, kraftigſten, geiſtreichſten und tugendhafteſten Menſchen haben zu jeder Zeit eine Demokratie gewünſcht; das iſt der ſtärkſte Grund — ihrer Verwerflichkeit. Die edlen Menſchen ſind nur immer in geringer Zahl, und was für ſie gut iſt, kann daher für die Menge nichts taugen. Daß begabte Menſchen, welches auch der Vorzug ſei, der ſie über Andere erhebt — Genie, Talent, Kunſtfertigkeit, Muth, Seelenſtärke, Rednergabe, Gewandtheit, Beharrlichkeit, wiſſenſchaftliche Erkenntniß — die Demokratie wünſchen, iſt ſo verzeihlich als natürlich; denn nur bei einer ſolchen Ordnung der Dinge erlangt Jeder den Platz, den ihm die Natur angewieſen, wo er ſeine Kräfte nach innen und außen mit der größten Freiheit entwickeln, und ſeinen Platz in der bürgerlichen Geſellſchaft bis zu ſeinem Werthe ſteigern kann. Was ſoll aber alsdann mit den Mittelmäßigen und Schwachen geſchehen, die zu jeder Zeit und in jedem Volke die Mehrzahl bilden? Soll man ſie der Minderzahl aufopfern? Soll man die Unbemittelten an Geiſt und Kraft, wie es in den demokratiſchen Staaten des Alterthums geſchah, zu Heloten herabwürdigen oder als verächtlichen Klienten-Troß den Geiſtes-Ariſtokraten nachziehen laſſen? Iſt die Ariſtokratie des Adels verwerflich, ſo iſt es die Ariſtokratie des Talentes noch mehr. Der Adelsſtand iſt nie ſo geſchloſſen, daß die Niedergebornen nicht hinein kommen konnten; Glück, Verdienſte, die Gunſt des Fürſten, können auch den Niedrigſten erheben. Aber die Geiſtes-Ariſtokratie iſt durchaus unzugänglich, in ihr herrſcht der blinde Zufall der Geburt, die Gunſt der Natur kann weder verdient noch erbettelt werden. Bei ariſtokratiſchen Verfaſſungen, wie ſie noch in den meiſten Staaten Europa's gefunden werden, wo die bürgerliche Geſellſchaft in Stände zerfällt, werden die ſchwachen oder unbehülflichen Bürger jeder von dem Stande, dem er angehört, getragen, beſchützt, befördert. Den verdienſtloſen Hofmann ſchützt der Hof, den armen Edelmann der Adel, den geiſtloſen Gelehrten die Fakultät, den unfertigen Handwerker die Zunft, und ſo jede Körperſchaft ihre Mitglieder. Auf dieſe Weiſe beſtehen Alle, Keiner geht zu Grunde, und ſelbſt die Geiſtes-Ariſtokraten beſtehen; denn iſt es ihnen auch nicht verſtattet, die Vorrechte auszuüben, mit welchen ſie die Natur belehnte, ſo haben ſie doch mit den Uebrigen gleiche Rechte, und iſt auch der Ruhmbegierde nicht jeder hohe Preis hingegeben, ſo ſteht es ihr doch frei, in den ihr angewieſenen Grenzen nach dem Höchſten zu ſtreben. Jeder Edelmann kann die höchſte Ehrenſtelle, jeder Beamte das wichtigſte Amt erlangen; jeder Kaufmann kann ſich zum reichſten, jeder Handwerker zum geſuchteſten, jeder Gelehrte zum geachtetſten, jeder Soldat zum Feldherrn hinaufſchwingen. Iſt dieſe Ordnung der Dinge, wo nur Wenige wenig gehindert werden, um Keinen ohne Wirkungskreis zu laſſen, nicht jener andern vorzuziehen, wo die Mehrzahl von der Minderzahl verdrängt wird? In demokratiſchen Verfaſſungen, wo das Volk in

Individuen zerfällt, hat Jeder, wohin er auch ſeine Kräfte richte, mit dem ganzen Volke zu kämpfen; wenn aber die Staatsgeſellſchaft in Stände geſchieden iſt, hat man nur die Mitbewerbung der Standesgenoſſen zu ertragen. Soll man nun, um einiger Seiltänzer willen, die gewohnt ſind, ohne Schwindel über ſchmale Höhen zu gehen, alle Bruſtlehnen abbrechen, welche den Taumelnden vor dem Abgrunde ſchützen? Soll man um einiger Schwimmer willen keine Brücken bauen? Soll man um einiger Starken und Muthigen willen, die ſich bei Schlägereien durchzuprügeln, die ſich gegen Räuber und Diebe zu ſchützen wiſſen, die Polizei abſchaffen, und Thore und Mauern der Städte, welche die Wehrloſen ſchützen, niederreißen? .... Und bis jetzt haben wir blos von den Individuen geſprochen, welche einen Staatsverein bilden; betrachtet man aber den Staatsverein als ein Geſammtweſen, als einen ſelbſtſtändigen Körper, ſo ergeben ſich die Vorzüge, welche eine ariſtokratiſche Verfaſſung über eine demokratiſche hat, noch viel deutlicher. Ruhe, Sicherheit und lange Dauer der Selbſtſtändigkeit genießen nur ariſtokratiſche Staaten; Ehrgeiz, Habſucht oder Zerſtörungstrieb können ſich da nie über einen gewiſſen Kreis erſtrecken. Gewaltthätigkeiten der Fürſten gegen Volk und Adel, Verſchwörungen des Adels gegen Fürſt oder Volk, Volksbewegungen, Meutereien der Soldaten, Aufſtände unter Zunftgenoſſen, Aufruhr der Studenten, waren in der alten Zeit eigentlich häufiger als jetzt; da aber ſolche Unruhen immer nur ein Standes-Intereſſe zum Grunde hatten, mochten ſie, und da ſie die übrigen vereinigten Stände gegen ſich hatten, konnten ſie ſich nie über den ganzen Staat verbreiten. Aber in unſern Tagen muß jede Soldaten-Meuterei, jeder Studenten-Auflauf die Regierungen erſchrecken. Nicht etwa, als ſei anzunehmen, daß ſolche Empörungen häufiger als ſonſt in ſtaatsverbrecheriſchen Abſichten unternommen würden — deren Urſprung mag noch eben ſo örtlich und deren Zweck eben ſo beſchränkt ſein, als damals. Aber die gegenwärtige Lage der Dinge macht ſolche Unternehmungen verderblicher; weil nämlich die Stände nicht mehr iſolirt genug ſind, muß der elektriſche Funke, der durch keine Nichtleiter aufgehalten wird, den ganzen Staat durchdringen und mehr oder minder erſchüttern.“ .... Die Demokraten können dieſe und alle übrigen Gründe, welche die Ariſtokraten noch im Hinterhalte haben, mit wenigen Worten widerlegen: „Es iſt gar nicht die Frage, ob es eine Ariſtokratie geben ſolle oder nicht; die Natur ſelbſt hat bejahend entſchieden. Die Frage aber iſt, ob die Ariſtokratie eine *unbewegliche* oder eine *bewegliche* ſein ſoll.“

128.

Der Verſtand, als Blitzableiter des Unglücks, kann es an dem Herzen der Menſchen unſchädlich herabführen, vermag aber nicht, es abzuwenden.

129.

Es gibt Fußpfade, die zu dem Geiſte und Herzen der Menſchen ſchneller und anmuthiger führen, als jene ſtaubigen Heerſtraßen einer feindlichen und grämlichen Lehre, auf welchen die Hartnäckigkeit den Angriff erwartet, ſich vertheidigend in den Weg ſtellt, oder uns mit ihren Ausfällen zuvorkommt.

130.

Man fand im Alterthum geld- und geiſtreichere Menſchen als jetzt, aber der Wohlſtand war weniger verbreitet; es gab keine Bemittelte.

131.

Was nützen uns oft die wärmſten Freunde? Sie lieben uns höchſtens *wie ſich ſelbſt* — aber wie lieben ſie ſich ſelbſt!

132.

Die Weiber verlangen das Größte und das Kleinſte zugleich; ſie fordern Liebe, und auch, daß man artig gegen ſie ſei — eine Million in Scheidemünze.

133.

Das Volk hat nur da die Freiheit mißbraucht, wo es ſie ſich genommen, nicht da, wo man ſie ihm gegeben. So wird der lange Zeit Gefangene, der durch eigene Kraft ſeinen finſtern Kerker erbricht, von dem plötzlich eindringenden Sonnenlichte geblendet, er taumelt und weiß nicht, was er thut; dem ſich aber das Gefängniß freiwillig und gemach aufthut, der verläßt es dankerfüllt und gehet froh und beſonnen nach Hauſe.

134.

Welch einen trüben Anblick gewähren uns jene Menſchenſchaaren, die, Europa's Winter ahnend, wie Zugvögel in ein wärmeres Land überziehen, wo ſie Nahrung im Freien finden und nicht angſtvoll abzuwarten haben, daß ihnen übermüthige Fürſtendiener kümmerliche Broſamen darreichen. Wir wollen den Blick abwenden von den engen Fußpfaden, den Bächlein, den dürren Gebüſchen unſerer Heimath, und uns mit jenen Rieſenſtrömen, jenen unermeßlichen Wäldern voll Blüthen und Düften, die uns aus Amerika zulocken, befreunden. Lernt genau das Land kennen, wo noch Eurer viele nach langen Leiden das altergraue Haupt zum Ausruhen und Sterben hinlegen, und wo Eure Söhne ungeneckt Eure Enkel wiegen werden. Wohl verläßt Keiner fröhlichen Muthes das Land, das ihn geboren, und Niemand vermag ohne Schmerzen ſich von der mütterlichen Erde loszureißen, worin das Herz mit tauſend Wurzeln faſert. Aber ermannet Euch, fliehet, ehe der Sturm kommt und die Erde unter Euren Füßen wankt. Europa verdient den Adel nicht mehr, den es von ſeinen Vorfahren ererbt, die ihn erworben. Es trete in die Gleichheit mit den übrigen Welttheilen zurück, und wenn es ſeine Herrſchaft über Amerika nicht aufgeben will, wird es ihm noch dienen müſſen. Vielleicht iſt die Menſchheit beſtimmt, die vier Jahreszeiten ihres Daſeins in den verſchiedenen Welttheilen auszuleben. Aſien war die Wiege des menſchlichen Geſchlechts; Europa ſah die Luſt, die Kraft, den Uebermuth ſeiner Jugend. In Amerika entwickelt ſich die Fülle und Weisheit des männlichen Alters, und nach Jahrtauſenden erwärmt die greiſe Menſchheit ihre kalten, zitternden Glieder in Afrika's Sonne, und ſinkt endlich lebensſatt als Staub in Staub dahin.

135.

Man bauet ſelten ſeine Meinung auf feſtem Grunde, man bauet ſie in die Luft, gibt dem Zimmerwerke ſchwache Stützen, und erſt wenn man mit dem Dache fertig iſt, unterwölbt man das Gebäude. Auch vor dem gerechten Urtheile geht oft ein Vorurtheil her.

136.

Napoleon war der hohe Prieſter der Revolution, und als er ſo dumm war, die Göttin um ihre Anbetung zu bringen, brachte er ſich um ſeine Prieſterwürde und ſeine Macht ging unter.

137.

Ja, Luther hatte es verſtanden, als er dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen! Nur vor Dinte fürchtet ſich der Teufel, damit allein verjagt man ihn.

138.

Gott hat ſeine Höflinge, die ihm ſchmeicheln, als wenn er ein Fürſt wäre.

139.

Wie habe ich mich auf meinen Reiſen bemüht, Etwas zu finden, das lächerlicher wäre als die deutſche Zenſur! Aber ich habe vergebens geſucht. Wenn wir durchaus nicht reden wollten, ſollten uns die deutſchen Staatsmänner auf die Folter ſpannen, uns zum Reden zu zwingen. Jede freie Zeitung würde Preußen ein Regiment erſparen. Auch wiſſen ſie das ſehr wohl, nur meinen ſie, es hätte Zeit bis zum Kriege. Sie füllen den Geiſt in kleine Riechfläſchchen und verſtopfen dieſe gut, und wandelt ſie eine Ohnmacht an, greifen ſie nach dem Spiritus. Es iſt gar nicht zu ſagen, welchen Hochmuth die deutſchen Staatsmänner gegen die Schriftſteller zeigen, ſobald dieſe von etwas Gegenwärtigem, Lebendigem, Baarem reden. Die Wahrheit dürfen wir beſitzen, aber das Münzrecht derſelben behalten ſie ſich vor. Ich will nicht behaupten, daß ſie uns ſo ſehr verachten, uns nicht für hängenswerth zu halten; aber ſie verachten uns ziemlich, beſchauen uns von hinten und vorn, lachen über unſer düſteres, ledernes, fremdartiges Anſehen, wünſchen ſpöttiſch ihr Glück auf! und zählen heimlich die Thaler, die wir aus dem dunkeln Schacht geholt. Das freie Wort beläſtigt ſie wie eine Mücke. Die Unglückſeligen! Darum zählen ſie auch die Bajonette, nicht die Herzen, und zittern, wenn der Feind ſo viel Bajonette mehr zählt, als die vaterländiſche Macht. Es wird ihnen ſo bange, wenn ein anderer Staat fett und dick wird; ſie wiſſen nicht, daß Fett keine Nerven hat, daß den Dicken der Schlag droht. Sie wiſſen nicht, daß es in unſern Tagen nur das Herz iſt, welches ſiegt, welches erobert.

140.

Keine größere Tücke kann das Schickſal gegen große Menſchen üben, als wenn es ſie am Schluſſe einer alten Zeit erſcheinen läßt. Sie ſind dann nur die Leichenſteine begrabener Geſchlechter, und ihr Ruhm wird mit Füßen getreten. Welche aber das Geſchick begünſtigt, die läßt es am Anfange einer neuen Zeit auftreten. Sie wachſen dann in das zarte Jahrhundert hinein, mit ihm gegen den Himmel, und werden unſterblich. Göthe und Napoleon gehören zu den Einen; Voltaire, Rouſſeau, Waſhington, Lafayette zu den Andern.

141.

Es iſt mit der Herrſchbegierde, wie mit der Eßluſt. Bei ſchwachen Gemüthern iſt jene oft am ſtärkſten, wie dieſe oft am größten iſt bei Menſchen von ſchwacher Verdauung.

142.

Es iſt Nichts angenehmer, als aus einem Uebel, das uns begegnet, Vortheil ziehen — und man kann das immer. Dieſes iſt in einem andern als dem gewöhnlichen, aber in einem ſchönern Sinne eine Schadenfreude. Man kann den Teufel nicht feiner prellen.

143.

So oft ich in eine Univerſitäts-Bibliothek kam, fühlte ich Luſt, den im Saale Herumgehenden zuzuflüſtern: weckt die guten Bücher nicht, tretet leiſe auf, unterhaltet euch lieber mit den wachenden — mit den Profeſſoren.

144.

Vor allen Kindern, die uns begegnen, ſollten wir uns tief und ehrfurchtsvoll verneigen; ſie ſind unſere Herren, für ſie arbeiten wir. Ein Kind in der Hütte iſt mehr als ein Greis auf dem Throne. Schon darum muß man ſuchen, Vater zu werden, um Kinder ohne Neid betrachten zu können.

145.

Ein Zuckerbäcker in Spanien hat neulich erfunden, warmes Eis zu bereiten. Der Erfinder hat wahrſcheinlich an Höfen gedient.

146.

Die Haushaltungsbücher der Erfahrung ſind darum ſo ſchwer zu benutzen, weil die Geſchichte nur die einzelnen Poſten bemerkt, aber nie Summe und Transport zieht.

147.

Liegt ein Vornehmer krank auf ſeinem Lager, dann eilt die bezahlte oder die bettelnde Sorgfalt, Stroh auszubreiten über das Pflaſter der nah gelegenen Gaſſen, damit nicht der ſchwere Fuß des Laſtträgers, noch der Trott der Pferde, noch die raſſelnden Räder den Leidenden aus ſeinem Fieberſchlummer ſtören. Dieſer iſt froh, daß die Welt ſo ſtille ſei; aber die geſchäftige Menge treibt ſich umher wie immer, Jeder wandelt ſeinen Weg der Luſt oder Noth, die Wagen rollen nicht minder ſchnell, Keiner verliert, und nur der Dieb gewinnt, daß er, wenn die Nacht herannaht, zögernden Schleichens überhoben, ſeiner Beute raſcher entgegenſtürzen darf ... So auch gehen Gedanken und Reden wie früher ihren gewohnten Weg, nur leiſern Trittes, über die weiche Decke hin, mit der man, empfindliche Köpfe zu ſchonen, die Straßen der öffentlichen Meinung belegt hat.

148.

Würde einſt das Menſchengeſchlecht ſo entartet, daß es den Teufel als göttliches Weſen verehrte, dann fände ſich das Teſtament, welches die Offenbarungen dieſer hölliſchen Religion enthielte, ſchon vorlängſt fertig und gedruckt — in Llorente's Geſchichte der ſpaniſchen Inquiſition. Menſchen morden iſt etwas; ſie foltern iſt viel; aber ein ganzes Volk, ein hochherziges, geiſtreiches, tapferes und lebenskräftiges Volk, wie das ſpaniſche immer war, dreihundert Jahre auf der Folter zu halten — nicht nur auf jener Folter, die Glied von Glied abreißt, ſondern auf jener ſchrecklichern, welche den ganzen Bau der menſchlichen Natur auseinander zieht, welche Sohn von Vater, Bruder von Bruder, Gattin von Gatten trennt, daß ſie ſich verrathen; welche die Bande der allerſtärkſten Liebe, die der Selbſtliebe ſprengt, ſo daß der Geängſtigte ſein eigener Verräther wird — wie man das nenne? es gibt kein Wort, und will man das Entſetzliche der Inquiſition beſchreiben, hat man nur immer das Wort Inquiſition dafür. Sollte es auch gelingen (und es wird gelingen), die Fackel der Zwietracht unter die Spanier zu werfen, und ſie zum Bürgerkriege aufzureizen, müßte dann Spanien wie Frankreich dreißig Jahre mit äußern und innern Feinden kämpfen, bis es zur Ruhe gelangt: auch dann noch wäre die Befreiung von der Inquiſition wohlfeil erkauft. Was ſind Septembertage gegen Autodafé's, was Füſilladen gegen Scheiterhaufen, was iſt die wandernde Guillotine gegen das ſchleichende Gift der geheimen Gefängniſſe, der geheimen Zeugenausſagen, welcher ſich das heilige Officium bediente? Treten einſt Robespierre und Marat vor den Richterſtuhl des Herrn, dann werden ſie freigeſprochen, wenn ihnen ein General-Inquiſitor nahe ſteht. Wer dieſes Werk Llorente's kennt, und ein Herz im Buſen trägt, das der Liebe und des Erbarmens fähig iſt, wird das Buch zu verbreiten ſuchen, daß es bis in die niedere Hütte des Landmanns dringe. Wenn unter jeder Million Menſchen es nur tauſend leſen, wenn unter dieſen Tauſenden es nur hundert ergreift, dann iſt die Freiheit der Völker geſichert, dann iſt keine Tyrannei alt genug, ſich zu erhalten, und keine neue liſtig genug, ſich einzuſchleichen.

149.

Revolution heißt eine Umgeſtaltung der öffentlichen Meinung, ſo lange dieſe Umgeſtaltung noch im Werden, noch nicht vollendet iſt. In dieſem Sinne iſt Deutſchland auch im Revolutionszuſtande, und die von der Bundesakte zugeſagten ſtändiſchen Verfaſſungen ſind nicht minder Folgen der Revolution, als die Charte es iſt, die Ludwig XVIII. bewilligte — ſie wurden nicht gegeben, ſondern nachgegeben.

150.

„Den Böſen ſind ſie los, die Böſen ſind geblieben.“ Wer etwa eine Geſchichte unſerer Zeit im Werke hat, dem wird gerathen, dieſe Worte des Mephiſtopheles in Göthe's Fauſt als Motto zu gebrauchen.

151.

So gewaltige Dinge auch geſchehen ſind ſeit dreißig Jahren, ſo war der Schauplatz dieſer Geſchichten doch nur erſt ein Fechtboden, nur Rappierſtreiche ſind bis jetzt gefallen; der Ernſtkampf ſoll noch folgen.

152.

Ein mißverſtandenes Chriſtenthum hat uns Alle verwirrt, hat uns den Genuß gegen die Hoffnung abgeliſtet, es hat uns gelehrt: die Menſchheit ſei blos eine Puppe, nur um des einſtigen Schmetterlings willen geſchaffen; der Menſch werde nie geboren, um zu leben, ſondern um zu ſterben, und er lebe nicht, um ſich zu freuen, ſondern um zu leiden. Einen glücklichen Menſchen beweinen wir, und wer ſeinen irdiſchen Vortheil ſucht, den verdammen wir. Ferner wurde uns gelehrt die Freiheit des menſchlichen Willens, und wir machten uns und Andere verantwortlich für Alles, was in der Welt geſchah, und zu den Leiden, die uns achtzehn Jahrhunderte aufgebürdet, kamen noch die Vorwürfe unſeres Gewiſſens und das peinigende Gefühl, dieſe Leiden verſchuldet zu haben. Die feudaliſtiſchen Regierungs-Verfaſſungen, beſtehend in einer Art, wovon die Alten nicht einmal eine Vorſtellung hatten, vermehrten die Verwirrung. Gewohnt zu ſehen, daß Alles durch Einzelne geſchieht, glaubten wir auch, Alles geſchähe für Einzelne, und in dieſem Glauben wurden die Völker- und Staaten-Geſchichten geſchrieben. Die ſogenannte „Geſchichte der drei letzten Jahrhunderte,“ wie ſie uns in unſerer Jugend von gläubigen Profeſſoren gelehrt ward, iſt die Chronik eines Tollhauſes, von einem ſeiner Bewohner verfaßt. Die geiſtreichſten Gelehrten waren ſo gutmüthig zu bekennen, daß viel beſſer als ſie ſelbſt, jeder Kammerdiener, der ſo glücklich geweſen, Ludwig XIV. die Nachtmütze zu reichen, im Stande geweſen wäre, die Geſchichte Europa's zu ſchreiben. Und jetzt leſe man die Werke ſolcher Kammerdiener-Seelen! An dem Fuße jedes Weidenbaumes, der am Ufer ſtand, ſuchten ſie die Quelle des Stromes, der an dem Ufer vorbeifloß, und fragte man ſie, woher die Wellen kämen, dann zeigten ſie mit wichtiger Miene in die Tiefe und ſagten: das thäten die Kieſelſteinchen am Grunde. So haben ſie die Geheimniſſe des Menſchenlebens zwiſchen den Falten eines Weiberrocks hervorgeſucht, und gab es ja einmal Beſſerkundige, die das weiſe Beginnen der Vorſehung erkannten, ſpotteten ſie und zeigten, wie bald eine fürſtliche Liebſchaft, bald eine Hartleibigkeit, bald ein ſchiefes Fenſter, bald ein paar Handſchuhe, alle die großen Veränderungen in Europa hervorgebracht hätten. Wäre das Hof-Leben der Tarquinier ſo geheim geweſen, als das von Ludwig XV., und wäre Livius ſo albern geweſen, als die neuern Geſchichtſchreiber, dann hätte auch er mit dem Stolze eines hiſtoriſchen Columbus aufgefunden, daß nicht die hohe Beſtimmung Roms, daß nicht Brutus und die ihm Gleichgeſinnten dem Volke die Freiheit gegeben, ſondern daß ohne die Entehrung der Lucretia Rom nie eine Republik geworden wäre. In unſern jetzigen Repräſentativ-Staaten ſind zwar die Kabinette weniger verſchloſſen als ſonſt; aber die Köpfe der Geſchichtslehrer ſind es noch ſo ſehr als jemals.

Man durchwandele die Milchſtraße der deutſchen Zeitungen, man leſe darin die Mittheilungen der Pariſer Privat-Correſpondenzen, welchen wie den Weiſen aus dem Morgenlande Sterne vorausgehen, und man lache nicht! Eine große Nation wird als Marionette geſchildert, welche Parteien und Parteimänner nach Laune lenken. Alles, was geſchieht oder unterbleibt, wird dieſen zugeſchrieben. Von dem Genius der Menſchheit, der auch über Frankreich wacht, von der innern Lebenskraft des Landes, die wie das thieriſche Leben der Triebe, ſo der Leidenſchaften ſich zu ſeiner Erhaltung bedient — davon wiſſen jene Sternſeher nichts. Ein ſolcher Staatsmann in den allgemeinen politiſchen Annalen ſagt mit großer Ernſthaftigkeit da, wo er von Benjamin Conſtant und ſeinen Freunden ſpricht: „Es bleibt ein großer Mißgriff, und wofür Frankreich ſchwer gebüßt hat, daß das Miniſterium dieſen Männern eine Bedeutſamkeit zutraute und beſtimmte Zwecke zuſchrieb, wovon ſie weit entfernt waren...... Hätte man Benjamin Conſtant im Staatsrathe gelaſſen, dem Marquis Chauvelin ſeinen Platz als Oberceremonienmeiſter wieder gegeben, ſo ſähe man ſie jetzt als eifrige Anhänger der Bourbons." Kann man ſo Etwas ſchreiben und auf Beiſtimmung hoffen, kann man ſo Etwas leſen und gelaſſen bleiben? Ich will nicht mit dem Verfaſſer rechten, daß er Männer verläſtert, die ſich zu jeder Zeit als unerſchütterliche Freunde der Freiheit gezeigt haben; aber das kann ihm nicht zugegeben werden, daß das Schickſal des franzöſiſchen Volks von dieſen oder andern Männern abhänge, und daß der Ceremonienmeiſter-Stab in Chauvelins Händen ein Zauberſtab geworden wäre, der Frankreich umgeſchaffen hätte. Wurden nicht gerechte Schlachten auch durch Söldlinge gewonnen? Jene Parteimänner mögen immer für ihren eigenen Vortheil ſtreiten, es bleibt doch die gute Sache, deren Sieg ſie erkämpfen helfen. Die Ananas wächſt unter dem Miſte hervor, ein langer ſchmutziger Weg führt aus dem Goldſchacht bis zum Gewölbe der Kleinodienhändler; aber die Frucht ſchmeckt doch ſüß, das Geſchmeide glänzt nicht minder — und Frankreich wird frei und glücklich werden, trotz der Selbſtſucht ſeiner Führer, wie trotz den Gaukeleien ſeiner Irrlichter.

153.

Derſelbe Politiker ſagt am bezeichneten Orte: „Wenn wir mit unbefangenem Blicke den Zuſtand des heutigen Europa's überſchauen, ſo finden wir eine große Aehnlichkeit zwiſchen den heutigen europäiſchen Staaten und dem römiſchen Reiche vor deſſen Untergange durch neue Lehrer und feindlichen Andrang. Wie damals das Chriſtenthum im Gegenſatz zum Heidenthum mehr negativ als poſitiv, mehr zerſtörend als ſchaffend auftrat, ſo jetzt die ſogenannten liberalen Ideen. Denn leider erkennen unſere heutigen Reformatoren keine andere Religion, als die ihrer Chimären-Politik ....!" Unſer ſtaatsweiſer Mann hat zu ſcharf geladen, die Büchſe iſt ihm in der Hand geplatzt und hat ihn ſelbſt verwundet! Ja freilich iſt es ſo; gleich wie jetzt die Lehren des Liberalismus verſpottet und deren Anhänger verfolgt werden, ſo wurde damals die Chriſtuslehre verſpottet und verfolgt — aber auf welcher Seite iſt der Sieg geblieben, bei den Unterdrückern oder Unterdrückten? Rom iſt nicht mehr, und das Chriſtenthum beſteht noch in ſeiner Kraft. Das römiſche Reich iſt nicht durch feindlichen Andrang und durch die neue Lehre untergegangen. So lange Rom männlich und ſtark war, beſiegte es ſeine Feinde; ſo lange die römiſche Menſchheit frei und glücklich war, blieb ſie den Göttern des Lebens treu. Als aber Rom alterte und hinfällig ward, unterlag es dem Schwerte der Barbaren, und als die Römer in Sclaverei und Elend verfielen, da ward ihnen von der ſchützenden Vorſehung der Gott des Todes geſendet, als ein Tröſter der Leidenden, als ein Krankenwärter der ſiechen Menſchheit; da ward der Blick von einer Erde voll Nacht, Haß und Trauer, zu einem Himmel voll Liebe, Licht und Seligkeit hinaufgeleitet. Die „ſogenannten liberalen Ideen“ unſerer Zeit wirken freilich, wie das Chriſtenthum bei ſeiner Entſtehung, negativ und zerſtörend; aber wie kann das anders ſein? Wandelt nicht jede Gegenwart über den Gräbern der Vergangenheit, und könnten die Lebenden Platz finden, wenn man nicht die Todten unter die Erde brächte? Kann man die Freiheit in die Luft bauen, oder ſoll man neue Gebäude auf die Dächer der alten ſetzen? Der Boden iſt eingenommen von den Inſtitutionen der Mittelwelt und dem Schutte der Feudalität. Dieſe müſſen weggeräumt werden, um der neuen bürgerlichen Ordnung Platz zu machen; das heißt aber nicht zerſtören, das heißt nur verweſte Körper einſcharren.

154.

Die Herrſcher glauben, um zu regieren, müſſen ſie außer dem Volke ſtehen, weil dieſes der Punkt des Archimedes ſei. Dieſes iſt wahr, ſo lange die Völker nur feſte Körper bilden. Sind ſie aber einmal flüſſig geworden, dann nutzt der Hebel nicht mehr, da kann man nur chemiſch auf ſie einwirken und man muß ſich mit ihnen vermiſchen.

155.

Die franzöſiſche Revolution wird nach und nach in alle europäiſchen Sprachen überſetzt werden, und es iſt nicht rathſam, dieſes zu verhindern. Man nöthigte hierdurch alle Welt, franzöſiſch zu lernen, um das Original zu verſtehen. Die Fehler des Originals aber könnten in der Ueberſetzung verbeſſert werden.

156.

Beim Beginnen einer Unternehmung und unweit des Zieles iſt die Gefahr des Mißlingens am größten. Wenn Schiffe ſcheitern, ſo geſchieht es nahe am Ufer.

157.

Schädliche Ideen werden oft nur durch Mittheilung unſchädlich gemacht. Mancher Gedanke und manches Gefühl, in der Hirnſchale und der engen dunkeln Bruſt eines Menſchen ſich entzündend, haben Zerſtörung um ſich her verbreitet, und würden, hätten ſie bei Tage und frei ſich entladen dürfen, gefahrlos und lächerlich verpufft ſein.

158.

Mündliche Verläumdung iſt das Geſchoß aus einer Windbüchſe: man ſieht das Schlachtopfer fallen, doch der Thäter der geräuſchloſen That bleibt unentdeckt. *Gedruckte* Uebelrede iſt die Kugel eines Pulvergewehrs, wobei Knall und Licht den Mörder verrathen und der Strafe überliefern.

159.

Ihr Lehrer der Wahrheit, laßt euch nicht abſchrecken, wenn die Zenſur, nach den Grundſätzen einer pharaoniſchen Polizei, die neugebornen Kinder eures ihr allzufruchtbar dünkenden Geiſtes umbringen läßt. Einſt wird doch einmal irgend ein fürſtliches Herz ſich eines ausgeſetzten Moſes-Gedankens erbarmen, ihn aufnehmen, erziehen, bilden — und dieſer wird der Befreier ſeines Volkes.

160.

Die Freiheiten, die man zu Zeiten dem Volke geſtattete, ſollten nichts als eine Probe ſein, ob wohl die Ketten noch gut anliegen. So geſchieht es, daß man eine ſchon verſchloſſene Thür wieder öffnet, um zu ſehen, ob ſie recht verſchloſſen war.

161.

Man betrachte die Geſchichte der Vergangenheit nicht als ein düſteres memento mori, ſondern als ein freundliches Vergißmeinnicht, deſſen Lehre man ſich mit Liebe erinnern ſoll.

162.

Die Zufälle, als ſinnentſtellende Druckfehler im Geſchichtsbuche der Menſchheit, werden zwar wie in den andern Büchern hinter dem Werke verzeichnet; aber ſie können nicht wie in jenen auch verbeſſert werden.

163.

Bei der Verſammlung der Notabeln, die zu Paris im Jahre 1613 während der Minderjährigkeit Ludwigs XIII. und der Regentſchaft der Maria von Medicis gehalten worden, hatten ſich die Deputirten durch ein dreitägiges Faſten zu ihren Arbeiten vorbereitet. Herrliche Sitte, die wieder eingeführt zu werden verdiente! Ich mache alle Miniſter darauf achtſam, es wäre ein unfehlbares Mittel, die Murrköpfe von ihrer Ständeſucht zu heilen.

164.

Es gibt politiſche Schriftſteller in Deutſchland, denen es weder an Freimüthigkeit, noch an Einſicht, noch an Kraft der Rede gebricht, und dennoch bewirken ſie nicht, was ſie ſich vorbedacht und was zu wünſchen wäre. Sie erreichen es darum nicht, weil ſie, ängſtlich, mißverſtanden zu werden, unverſtändlich ſind. Denn ſie ahnen es nicht, wie ausgebreitet unter dem deutſchen Volke der klare Sinn der rechtlichen Freiheit ſei. Jene Schriftſteller machen es wie gemeine Leute, wenn ſie mit Franzoſen ſprechen, die ihre eigene Mutterſprache ausländiſch radebrechen, weil ſie glauben, ſich ſo deutlicher zu machen.

165.

Wenn eine Schrift ausgezeichnete neue Ideen enthält, deren Verbreitung aber bei den obwaltenden Verhältniſſen bedenklich gefunden würde, ſo möge der Druck derſelben zwar von der Zenſur verboten werden, aber die Regierung ſollte das Werk gegen eine Belohnung des Verfaſſers an ſich bringen, um entweder die darin enthaltenen Lehren ſogleich im Stillen zu benutzen, oder um die Schrift aufzubewahren bis die Zeit kommt, wo die Bekanntmachung derſelben zum allgemeinen Beſten erſprießlich wird. Hierdurch würde die gefährlichſte Folge des Preßdruckes, nämlich die Beſchränkung des menſchlichen Geiſtes und der Kindermord der Ideen vermieden werden. Von ſolchen dem Umlaufe entzogenen Werken bilde ſich der Staat ein Ideenmagazin, das in Zeiten einer geiſtigen Hungersnoth Rettung bringe.

166.

Es iſt eine lächerliche Unbeſonnenheit, daß die Anwalte der Ariſtokratie es bei jeder Gelegenheit mit Geräuſch bemerklich machen: der Friede in Europa würde der verbrecheriſchen Hoffnung der Liberalen zum Trotze erhalten werden; die verbündeten Mächte wüßten recht gut, daß nur ihre Einigkeit die Revolutionäre niederhalten könne. Alſo hätte doch die drohende Stellung der Völker den großen Nutzen, der Welt den Frieden zu ſichern. Aber ſind ſolche Geſtändniſſe nicht deutliche Winke, jene drohende Stellung ja nicht aufzugeben?

167.

Die Vertheidiger der Ariſtokratie ſagen: die Natur ſelbſt begünſtige die Ungleichheit unter den Menſchen. Das iſt wahr; aber *weil* die Natur ſie begünſtigt, muß die Kunſt ihr entgegen arbeiten. Weil das Glück, der Geiſt, der Muth, die Klugheit einen Menſchen über den andern erhebt, muß das Geſetz die Gleichheit wieder herzuſtellen ſuchen, muß es dafür ſorgen, daß die Bewegung mit dem Stoße aufhöre, daß der Lohn mit dem Verdienſte endige. Die Laune der Natur darf nicht zum Geſetze, ihre freie Wahl darf nicht zur Nothwendigkeit werden; das Glück ſoll nicht *erblich* ſein.

168.

Caligula hatte ſeine Geſetze hoch aufhängen laſſen, damit ſie die Bürger nicht leſen können, damit ſie ſie übertreten und ſo in Strafe verfallen. Hätte Caligula hier und dort in Deutſchland regiert, wäre dieſe ſeine Tücke ganz unnöthig geweſen. Denn manche Verordnungen, im üblichen Kanzlei-Style abgefaßt, ſind nicht allein unverſtändlich, ſondern oft auch unleſerlich, weil auf dem langen holprigen Wege die Augen den Athem verlieren, ehe ſie zu einem Punktum kommen, und nachdem ſie ſich etwas ausgeruht, ſeufzend wieder umkehren. — Ein luſtiges Beiſpiel, das hierher gehört: ein gewiſſer Beamter eines gewiſſen Staats, in einem gewiſſen Lande, das in einem gewiſſen Welttheile liegt, (ſo lernt man endlich Beſcheidenheit!) hatte vor einigen Jahren eine Verfügung erlaſſen, mit dem ſchnackiſchen Anfange: Da die den das (nämlich: Da die den das ſechszigſte Lebensjahr erreicht habenden Rath N. N. betroffen habende Augenkrankheit ſich verſchlimmert hat). Dieſe Sprachverſchönerung erregte damals die Bewunderung des ganzen Landes. Es war vorauszuſehen, daß mancher Geſchäftsmann ſich im Stillen nach einem ſolchen Muſter zu bilden verſuchen würde und die Erwartung ward nicht getäuſcht. Vor wenigen Wochen kam wirklich ein Amtsbericht ein, mit

Univ. Bibl. München

den Anfangsworten: die des dem (nämlich: die des dem Bärenwirth zugefügten Diebſtahls verdächtigen Juden ſind nunmehr in Polizei-Arreſt). Die Behörde aber, an die der Bericht eingeſendet war, nahm das Ding übel auf, und bedeutete dem Berichterſtatter: es ſei eben ſo ungeeignet, dergleichen Muſter nachzuahmen, als ſie zu verſpotten. Dieſem blieb zu ſeiner Entſchuldigung nichts Anderes übrig, als der Wahrheit gemäß zu erklären: er habe gar nicht die Abſicht gehabt, ironiſch zu ſein, ſondern es ſei ihm mit dem die des dem völliger Ernſt geweſen.

169.

Unglücklicher Weiſe hat die ſittliche Blindheit viel Aehnlichkeit mit der körperlichen. Eine angehende wird ſchwer gehoben, man muß den Staar erſt reif werden laſſen. Aber darüber vergehet ein großer Theil des Lebens, und der endlich Geheilte findet eine neue, ihm unverſtändliche Welt. Was er früher begriffen hätte, ſah er nicht, und was er jetzt ſieht, begreift er nicht.

170.

Iſt es nicht möglich, zu tadeln, ohne zu ſpotten, und zu ſpotten, ohne zu verwunden? Müſſen Aufklärer den Lichtſcheeren gleich ſein, die nur hell machen, indem ſie ſchneiden? Verdrießliche Nothwendigkeit!

171.

Nicht allen Revolutionen gehen Zeichen und Warnungen vorher; es gibt auch eine politiſche Apoplexie.

172.

Eingekerkerte in Strafgefängniſſen haben oft die wunderlichſten Dinge verrichtet, nur um ihrem Geiſte Nahrung zu verſchaffen. Sie haben ſich mit Ratten und Spinnen befreundet, ſie haben die Ziegel der Dächer, die Buchſtaben der Bibel gezählt. Und doch ſind ſolche Beſchäftigungen erhaben zu nennen gegen jene andern, welchen ſich Jahrhunderte lang die wiſſenſchaftlichen Männer aller Völker ergaben, um ihren gefangenen Geiſt nur etwas in Bewegung zu ſetzen. Sie haben ein ganzes Leben voll Luſt und Kraft auf die Abfaſſung von Büchern verwendet, welche der Menſchheit keinen Trunk Waſſer eingebracht. Ganze Bibliotheken geben Zeugniß, daß man ſonſt Regieren nannte, wenn man den Geiſt des Volkes todtete, um den Körper zu beherrſchen. Da liegt ein ſchwerer Buch-Kubus vor mir, angefüllt mit juriſtiſchen Schnörkeln, Arabesken und anderen feinen

Zierrathen, die man mit bloſen Augen kaum erkennen kann. Unter vielen Hunderten von Aufgaben, Räthſeln und Unterſuchungen iſt folgende noch eine der wichtigſten für die Völker der Erde: „Quaestio: Ob der, ſo in einem fürſtlichen Rescripto oder anderen Diplomate Doctor aut Licenciatus genannt wird, ſofort für einen Doctor zu halten ſei? Negatur, denn vielmals ex errore Secretarii das Wort Licenciatus oder Doctor eingerückt wird. E. g. Suplicant unterſchreibt ſich Johann Adam L. scilic. Lipsiens. Der Secretarius aber nimmt das L. auf als Licenciat, und meldet in Rescripto, Licenciat Johann Adam, welches dem keinen Titul gibt. Denn obgleich vox Principis einige honorem dadurch mittheilt, dennoch rei veritatem bloſe Denominatio nicht verändert. . .“ Um es im Vorübergehen zu bemerken, hat der ſeine Juriſt diesmal Unrecht. Vox Principis gibt nicht blos einige honorem, ſondern ändert auch oft rei veritatem. E. gr. Als einſt Napoleon auf der Parade ſein ſchönes Pferd nicht bändigen konnte, ſprang ein Lieutenant hervor, und war ihm behülflich: „Danke, Hauptmann!“ ſagte der Kaiſer. „Bei welchem Regimente?“ fragte der Lieutenant. „Bei der Garde,“ antwortete der Schnelle dem Schnellen.

173.

Die Erfahrung bereitet uns vorſorglich harte und trockene Lehren, welche als Schiffszwieback für das menſchliche Herz ausdauern zur langen Seefahrt des Lebens. Wir müſſen uns daran ſättigen oder verhungern. Friſche Nahrung genießt der Menſch nur zweimal: auf der ſeligen Inſel der Kindheit, und einſt wohl in dem Hafen der Ruhe.

174.

Göttingen, Leipzig, Halle und Heidelberg loben ſich ſehr und ſagen: „bei ihnen wäre Alles ruhig, und von geheimen Umtrieben und Verſchwörungen wüßten ſie kein Wort; man möge die Leute nur zu ihnen ſchicken.“ Es gäbe ein Mittel, auch die übrigen deutſchen Univerſitäten dieſes Glücks theilhaftig zu machen; es iſt ganz einfach. Alle unſere Miniſter, Staatsräthe, Feldmarſchälle, Finanzdirectoren, Juſtizbeamten, Kriminalrichter, geheime Referendäre, Gens-d'armerie-Oberſten, Polizei-Kommiſſäre, Actuare und Pedelle ſollten ſich aus Patriotismus anſtellen, als wüßten ſie nichts, und noch einmal ſtudiren gehen. Wenn ſich alle dieſe gutgeſinnten, ihrem Fürſten und Vaterlande treu ergebenen Männer über ſämmtliche deutſche Univerſitäten verbreiteten, dort die Vorleſungen fleißig beſuchten, um den Geiſt der Zeit und Jugend kennen zu lernen und dieſer ihre Grundſätze einzuflößen, dann würde gewiß Alles beſſer werden und der Friede wiederkehren. Wenigſtens kann man wetten, daß, ſo lange ſie auf der Univerſität bleiben, weder dort, noch anderswo Unruhen vorfallen werden. Während ihrer Abweſenheit könnten die Fürſten ſelbſt regieren und bei dieſer Gelegenheit erfahren, wie viel ſie ihren treuen Dienern zu verdanken haben.

175.

Lots Frau, weil ſie ſtehen blieb und rückwärts ſah, wurde in eine Salzſäule verwandelt. Das Salz, welches erhält, iſt ein treffendes und warnendes Bild für die Conſervatoren der alten Zeiten, die auch ſtehen bleiben und zurückſehen.

176.

Auf welcher niedrigen Stufe der ſittlichen Bildung die Türken ſtehen, erſieht man aus der wenigen Kenntniß, die ſie von den ſittlichen Fortſchritten anderer Völker haben; und dieſe ihre Unwiſſenheit verräth ſich in den Spitznamen, die ſie den Völkern geben, mit welchen ſie in Berührung kommen, und die noch heute lauten wie vor Jahrhunderten, ob ſie zwar gar nicht mehr paſſen. So nennen ſie die Deutſchen wüſte Flucher (Deſchurer Kiaſir), ob uns zwar kein rauhes Wort mehr aus dem Munde kommt, wir ſo glatt ſind wie geſchorener Sammet, ſelbſt Ohrfeigen nur in ſeidenen Handſchuhen austheilen, und die Stecknadeln zu unſeren Sticheleien ſo lange abbreviren, bis nichts übrig bleibt als das ſtumpfe Köpfchen, der Art, daß ſelbſt im grimmigſten Spotte über eine vornehm thuende Sängerin wir noch gelaſſen bleiben und nicht ſagen: eine aufgeblaſene Catalani, ſondern (wie im Allgem. Anzeiger vom 9. Febr.) „eine aufgeblaſene C . . . .," welches dreideutig genug iſt, da das C auch Circe oder Calypſo heißen kann. Die Engländer nennen ſie Tuchkrämer, ob es zwar die Franzoſen und Niederländer jetzt mehr ſind. Die Griechen, welche jetzt kämpfen wie die Löwen, nennen ſie immer noch Haſen. Für die Italiener haben ſie den Spitznamen Tauſendfarbige (Reſſar, Renki), da ſie ſich doch in ihrem letzten Kriege alle blaß gezeigt. Die Juden ſchelten ſie immer noch Hunde, ob zwar dieſe jetzt faſt mehr ſind als Menſchen und zum Adel der Nation gehören. Die Raguſaner heißen ſie Spione, denn es iſt ihnen unbekannt geblieben, daß eine weiſe National-Oeconomie auch dieſes Monopol ſchon längſt abgeſchafft hat. Die Spanier, die ſich gegenwärtig mehr ſputen als zu loben iſt, nennen ſie Faulenzer. Am meiſten

Furcht und Achtung ſcheinen die Türken vor den Ruſſen zu haben, denn ſie heißen ſie verruchte Ruſſen (Ruszi menkjus). Ob die Spitznamen, die ſie den übrigen Nationen geben, angemeſſen ſind, können wir nicht beurtheilen. Sie nennen die Araber Unſinnige; die Armenier Dreckfreſſer (Boktſchi); die Bosnier Landſtreicher; die Bulgaren Straßenräuber; die Georgianer Läuſefreſſer; die Indier Bettler; die Mainotten Tollköpfe; die Moldauer dumme Bauern (Bogdaninaden) und hornloſe Böcke (Bojenſſis Gtojne); die Polen ungläubige Prahler (Tuſſul Giaur); die Tartaren Aalfreſſer (Laxh Jejidſchi); die Wallachen Fiedler. Von den Böhmen und Kurden ſagen ſie: Tſchingene tſchalar Kord vinar, ein Böhme geigt und ein Kurde tanzt ... Es würde der lieben deutſchen Jugend gar nichts ſchaden, wenn ſie einſtweilen obige türkiſche Vokabeln auswendig lernte.

177.

Ein feiner Kopf hat den klugen Gedanken — nicht blos gehabt, ſondern auch niedergeſchrieben, nicht blos niedergeſchrieben, ſondern auch drucken laſſen: man ſolle fürder alle politiſchen Werke in lateiniſcher Sprache ſchreiben, daß möglicher Schade verhütet werde. Aber das Uebel hat zu tief gewurzelt, ſolche Hausmittel helfen nicht mehr, man muß ſich wirkſamerer Arzneien bedienen. Die Leute würden ſich dazu bequemen, lateiniſch zu lernen, und es bliebe Alles beim Alten. Würden aber alle politiſchen Werke in der Sprache des Herrn Görres geſchrieben, ließe man lieber fünf gerade ſein, als daß man ſie verſtehen lernte. Denn dazu reichte nicht hin, lateiniſch zu wiſſen, man dürfte auch im Griechiſchen, Hebräiſchen, in der Phyſik, Metaphyſik, Chemie, Aſtronomie, Geographie, Nautik, Mineralogie, Mythologie, Geometrie, Statik, Medicin, Algebra, Chirurgie und in der Apothekerkunſt nicht fremd ſein. Im beliebten Converſations-Lexikon findet man bei weitem nicht Alles, was man nöthig hat, um ſich nur folgende Ausdrücke zu erklären, die auf wenigen Seiten der Schrift „Europa und die Revolution" geſammelt worden ſind. Nämlich: Hermesſchluſſes, Metaſtaſe, latent, Wurflinien, auſtrophiſche Furchen, Goldſchlich, Oblonge, Differenzial, Integration, Heliocentriſch, Liberationen, Perturbationen, Aberrationen, Seculargleichungen, epicykliſch, Othin, Mimer, Simurche, Mardichore, die böſen Dews, Maia, Miasmen, die Wendilſen, Iran und Turan, Muſcon, Syſtole und Dyaſtole, Alkaheſt, Lebermeer, floride Schwindſucht, Belustempel, Berſerkerwuth, cerauniſche Berge, Senkel, Tyoſen, Rosrädbücher.

178.

Die Deutſchen ſind ſo angeborner knechtiſcher Natur, daß, wenn ſie frei wären, ſich ihrer eigenen Freiheit zu begeben, wenn die Regierungen nicht edler dächten als ſie ſelbſt, ſie all ihr Thun und Laſſen, ihr Denken und Reden, ihr Gehen und Stehen, ihr Eſſen und Trinken, ihr Lachen und Weinen, Alles bis auf ihre Träume, dem Maße, Gewichte und Takte der Geſetze, Richter und Verwalter unterwerfen würden. Solche niederträchtige Menſchen verdienen gar nicht, gute Fürſten zu haben, man ſollte ſie nach Marokko ſchicken. Und nicht blos Männer von dieſer oder jener Partei, ſondern Männer aus allen Parteien haben ſolche niedrige Geſinnungen oft an den Tag gelegt. Zu dieſen Freunden der Dienſtbarkeit gehört auch jener Ungenannte, der kürzlich im Allgemeinen Anzeiger eine Abhandlung über das anonyme Recenſentenweſen geſchrieben hat. Er nennt dieſes „einen das Zeitalter ſchändenden Unfug." Dieſes heißt nun freilich etwas zu pausbäckig geſprochen, die Ehre unſers Zeitalters iſt ſo ſchwächlich nicht, daß ſie an ſolchen Kleinigkeiten ſtürbe; aber allerdings das anonyme Recenſiren iſt ſehr zu tadeln. Wer bei der Beurtheilung eines Werkes nur die Wahrheit, wenigſtens das, was er dafür hält, im Auge hat, und wer den Muth beſitzt, die Wahrheit gegen alle Angriffe zu vertheidigen, der nennt oder bezeichnet ſich unter ſeinen Recenſionen. Aber das iſt ein Werk der Freiheit, das hat Jeder mit ſeinem Gewiſſen abzumachen, die Staatsgeſetze haben ſich nicht hineinzumiſchen. Unſer edler Freund der Unterthänigkeit will aber, daß „von Obrigkeits- und Rechtswegen," das anonyme Recenſiren abgeſchafft werde. Er nennt anonyme Recenſion einen literariſchen Meuchelmord, (das iſt doch gar zu ſchauerlich!) die Literaturzeitungen geheime Geſellſchaften, Vehmgerichte, und den Redakteur einer ſolchen Zeitung Oberhaupt des geheimen Bundes. Solche literariſche Carbonari, meint er, müßten mit Stumpf und Stiel ausgerottet werden. Nicht zu vergeſſen ... die anonymen Recenſenten nennt er auch Zigeuner, eine Banditen-, Strolch- und Jaunergeſellſchaft. Der edle Mann donnert ſo heftig gegen das anonyme Kritiſiren, daß er in ſeinem Feuereifer vergaß — ſeinen Namen unter ſeine eigene Abhandlung zu ſetzen!

179.

In Republiken wird das Gefühl der Freiheit erſt in ihrem Mißbrauche zum Genuß, ja die geſetzliche Freiheit ſelbſt kann ſich oft nur durch ihre Ausſchweifungen erhalten.

180.

Karoline von Braunſchweig, die verſtorbene Königin von England, war ſchon als Kind ſehr lebhaft, und ihre rechtwinkligen deutſchen Lehrer hatten große Noth mit ihr. In der Muſik wurde ſie von einem gewiſſen Fleiſcher unterrichtet. Einſt hatte er die Fürſtin wiederholt zurechtgewieſen, wie ſie eine gewiſſe Klavier-Note mit einem beſtimmten Finger greifen müſſe. Kaum hatte der Lehrer darauf aufmerkſam gemacht, ſo veranlaßte der Gebrauch des unrechten Fingers Wiederholung derſelben Erinnerung; da verlor der alte Mann die Geduld: „So bleiben Sie doch mit dem unrichtigen verfluchten — — durchlauchtigen Finger weg!“ rief er im Ausbruche ſeines Zorns. . . . Man ſieht, der Deutſche kann wohl ſtraucheln in der hohen Perſonen ſchuldigen Ehrfurcht, aber fallen kann er nie.

181.

Eine unbeſchränkte Herrſchaft gleicht einem Garten ohne Zaun. Der Beſitzer kann freilich überall hinaustreten, aber der Fremde kann von allen Seiten hereinkommen.

182.

Was für den Körper der Schwindel iſt, das iſt Verlegenheit für den Geiſt.

183.

Es gibt Dreiviertels-Menſchen, die in der Welt mehr gelten, als ſie werth ſind. Das kommt daher, weil die unkundige Menge die Zähler und Nenner jener Bruchſeelen für ganze Zahlen hält und ſie addirt.

184.

Moral iſt die Grammatik der Religion; es iſt leichter gerecht als ſchön zu handeln.

185.

Es iſt leicht den Haß, ſchwer die Liebe, am ſchwerſten Gleichgültigkeit zu verbergen.

186.

Ein verroſtet Schild flehte zur Sonne: Sonne, erleuchte mich! Da ſprach die Sonne zum Schilde: Schild, reinige dich!

187.

Nicht lächeln ſoll das Bild des Todes; aber auch nicht fratzenhaft ſein. Freund Hein hat mehr, als man denkt, dazu beigetragen, uns ſpießbürgerlich, gemein und kraftlos zu machen.

188.

Um Kindern Moral in Beiſpielen zu lehren, dazu gebraucht man die Geſchichte. Das heißt, ihnen Schwert und Lanze als Meſſer und Gabel in die Hände geben.

189.

Der Menſch iſt wie eine Spieluhr. Ein unmerklicher Ruck — und er gibt eine andere Melodie an.

190.

Warum Shakeſpeare auf deutſchen Bühnen kein Glück macht? Weil man nicht gewohnt iſt, mit Vorlegelöffeln zu eſſen.

191.

Jede Stunde, dem Haſſe vergeudet, iſt eine Ewigkeit, der Liebe entzogen.

192.

Einen Dieb zum Nachtwächter und einen Jeſuiten zum Zeitungsſchreiber beſtellen, das iſt einerlei.

193.

Wenn ſie eine kleine Zeitung unter ihre Fauſt gebracht, frohlocken ſie, daß ſie den Strom der Zeit aufgehalten! Sie gleichen jenem dummen Teufel, der die Quelle in Donaueſchingen mit ſeiner Hand bedeckte und dabei lachend ausrief: wie werden ſie ſich in Wien wundern, wenn auf einmal die Donau ausbleibt!

194.

Eine ſchwache Regierung zu ſtärken, muß man ihre Macht vermindern. Die Staatspfuſcher begreifen das nicht.

195.

Man kann die Gedanken wie die Naturkörper ordnen; ſie ſtehen auf niederer oder höherer Stufe, gleich Steinen, Pflanzen, Thieren. Es gibt mineraliſche, vegetabiliſche und thieriſche Ideen. Den deutſchen Ideen, ſo koſtbar ſie auch ſind, fehlt es an Leben. Ein Demant iſt mehr werth, als ein Ochs; aber ein Ochs lebt.

196.

Die Deutſchen laſſen ſich leicht unter eine Hut bringen; aber unter einen ſchwer. Sie ſind nur einig, wo es etwas zu leiden gibt, wo zu thun, niemals.

197.

Frau von Sevigné hat in mehreren hundert Briefen immer mit einer andern Wendung ausgedrückt, wie ſehr ſie ihre Tochter liebe. Man ſollte nicht glauben, daß das Herz ſo viel Geiſt hat.

198.

Die Geſchichte lehrt uns Tugend; aber die Natur predigt unaufhörlich das Laſter.

199.

Das Unglück iſt der Ballaſt, der uns auf dem Ozean des Lebens im Gleichgewichte erhält, wenn wir keine Glücksgüter mehr zu tragen haben.

200.

Ein Mann von Geiſt wird nicht allein nie etwas Dummes ſagen, er wird auch nie etwas Dummes hören.

201.

Das Philoſophiren iſt eine angeerbte Krankheit des menſchlichen Geiſtes, der Fluch des mit Schmerzen Gebärens.

202.

Nichts bereuen, iſt aller Weisheit Anfang.

203.

Schmerz iſt der Vater und Liebe die Mutter der Weisheit.

204.

Auf der ganzen großen Erde gibt es keine glücklichern Geſchöpfe als die Alterthümler. Die gütige Natur ſchenkte ihnen eine Einbildungskraft, ſo heiß, ſo raſch, ſo kühn, ſo erfinderiſch, daß man dieſen hochbegabten Menſchen allein die Unterſuchung aller demagogiſchen Umtriebe anvertrauen ſollte. Da wurde bei Eitzum, unweit Scheppenſtedt, am Elenwalde (gute Geographen wiſſen, wo dieſe Orte liegen) ein eiſerner Radnagel gefunden. Er lag in einem Steinbruche, 8 Fuß unter der Erde. Von dieſem „merkwürdigen Funde“ wird im allgemeinen Anzeiger der Deutſchen, auf ſieben Spalten, vorläufige Nachricht gegeben. Es wird nicht unterſucht, wie der Radnagel unter die Erde, ſondern wie die Erde über den Nagel gekommen, und Moſes mit den Propheten, Sonne, Mond und Sterne und die uralte Nacht, die Mutter aller Dinge, die geweſen und ſind, werden darüber zu Rathe gezogen. Dieſer Radnagel „aus der Vorwelt“ zeichnet ſich merklich von ſeines Gleichen „in der neuern Welt“ aus. „Er iſt im Ganzen genommen kleiner als die jetzigen, aber weit zierlicher gearbeitet. Der Kopf iſt nicht viereckig, ſondern rund und dicker wie jetzt. Er gleicht einer Blume mit vier Blättern, die nicht wie ein Kelch in die Höhe ſtehen, ſondern herabhängen und etwas gekrümmt ſind. Im Uebrigen gleicht er ganz den unſrigen, iſt etwa 3 Zoll lang und viereckig, auch nach Verhältniß breit; aber etwas ſchwach.“ Wie und wann haben ſich nun die Steine und Erdſchichten über dieſen Radnagel zuſammen gelegt? Da liegt der Haſe im Pfeffer. Daß eine große Revolution der Erde oder eine Fluth den blumigen Radnagel lebendig begraben, verſteht ſich von ſelbſt; aber welche hat dieſes gethan? „Die ſogenannte Sündfluth kann dieſes nicht bewirkt haben; denn ſie war wahrſcheinlich nur partial und dauerte zu Folge der Nachrichten darüber nur 120 Tage, konnte alſo keine beträchtliche neue Oberfläche zu Erde verſchaffen ... Vermuthlich erſtreckte ſie ſich auch gar nicht einmal bis hierher (nach Scheppenſtedt und Citzum), ſondern betraf blos Mittelaſien. Eher könnte man auf die große cimbriſche Fluth, welche einige hundert Jahre vor Chriſti Geburt fällt, und welche den Norden von Europa betraf, ſchließen. Allein dieſe war gleichfalls nur vorübergehend und konnte alſo keine neue Erdrinde bilden. Wir müſſen alſo (um den Nagel unter die Erde zu bringen), auf frühere Zeiten und auf Fluthen zurückgehen, die größer und allgemeiner waren, oder länger anhielten. Oder wir müſſen annehmen, daß das Meer in der Urwelt mehr zertheilt war als jetzt u. ſ. w.“ Das heißt, den Nagel auf den Kopf getroffen! Der Alterthümler fährt fort: „Ich halte alſo die hier gefundenen eiſernen Kunſtſachen (es wurde nämlich außer dem blumigen Nagel mit hängenden Blättern auch noch eine eiſerne Radfelge gefunden, ehrwürdiges Ueberbleibſel eines Ur-Wagens, welche Radfelge aber ein dummer Bauer „ſo wenig geachtet hat,“ daß er ſie an einen Schmied gegen ein paar Nägel vertauſchte) für Ueberreſte einer frühern Welt, als die unſere iſt.... Waren die Verfertiger dieſer Kunſtſachen, die Ureinwohner von Deutſchland, auch keine Zeitgenoſſen der Mammuts, ſo muß man ihnen doch wenigſtens eine Zeit einräumen, die zwiſchen beiden, der jetzigen Welt und der Urwelt, mitten inne lag, und wo die Erde auch ſchon Menſchen zu Bewohnern hatte... Iſt es nicht zu bedauern, daß eine ſo gebildete Welt untergegangen und in den Fluthen ihr Grab finden mußte? Wie viele Kunſtſachen und Koſtbarkeiten mögen mit ihr zugleich zu Grunde gegangen ſein. Aber wird es uns einmal beſſer ergehen? Werden nicht auch unſere Werke und Kunſtſchätze wieder zur Grundlage dienen, worauf eine neue Welt gegründet wird? stat sua cuique dies!" —— Das iſt das Lied vom eiſernen Radnagel aus der Urwelt, der bei Eitzum in Deutſchland, ohnweit Scheppenſtedt, am Elenwalde, acht Fuß unter der Erde gefunden worden iſt!

205.

Der Deutſche iſt keuſch und fordert von Jedem, der ſich mit einer Idee vermählt, eheliche Treue. Darum tadelt er auch ſo bitter jene Zeitungen, die, als ſchlaue Kammerzofen der Zeit, allen zärtlichen Launen ihrer Gebieterin ſchmeicheln und forthelfen. Aber das iſt eine falſche Tugend. Seiner Handlungsweiſe muß man ergeben bleiben; dem Denker aber iſt ein Harem erlaubt, damit er dem Zuge der Schönheit folge, nicht dem Zwange des Syſtems.

206.

Jede Revolution endet, wie ſie angefangen; wer daher nur verſteht, die weſentlichen Erſcheinungen einer Revolution von den zufälligen zu unterſcheiden, kann ſicher vorher ſagen, wie ſich die Geſchichte dieſes oder jenes Staates entwickeln wird. Wo wird Frankreich ſtille ſtehen? An der Stelle, von der es 1789 ausgegangen. Damals wollten die Franzoſen eine conſtitutionelle Monarchie — und ſie wird ihnen werden. Weder die Republikaner, welche das Königthum umſtürzen, noch die Ultras, welche die Conſtitution vernichten wollen, erreichen ihren Zweck.

207.

Ein franzöſiſcher Arzt hat kürzlich eine Abhandlung über das Schreien und Weinen kleiner Kinder geſchrieben und dargethan, daß die Kinder davon dumm würden. Jetzt wiſſen wir auch, warum man das Schreien verbreitet.

208.

Gleich den Hunden auf der Straße, die hinter den Wagenrädern herlaufen und ſie anbellen, rennt man ſchreiend und die Zähne fletſchend hinter den Freigeſinnten her, die doch nur die Räder ſind der rollenden Zeit. Den lenkenden Geiſt aber, der ſicher und bequem in der Kutſche ſitzt, erreichen ſie, ja ſie gewahren ihn nicht!

209.

„Das Vaterland und die Menſchheit verlieren an ihm viel" — ſagte die Trauerrede. An wem? An Voltaire, Friedrich dem Großen, Waſhington, Franklin, an Napoleon etwa? Keineswegs; es iſt von irgend einem Polizeidirector die Rede, der in irgend einer kleinen Stadt vor Kurzem geſtorben iſt ... Der Verſtorbene war gewiß ein guter Vater, ein guter Sohn, ein guter Gatte, ein treuer Unterthan, ein redlicher Beamter — aber das Vaterland, aber die Menſchheit! Solche aufgeblaſene Redensarten finden ſich in jedem Wochenblättchen. Von einem jungen Mädchen, das geſtorben, heißt es: es ſei im 18. Jahre ſeines thätigen Lebens aus der Welt geſchieden! Des Kanzlei-Styls eurer dumpfen Begeiſterung, des Commis-Styls eurer unſchmackhaften Schmeichelei, könnt ihr euch ſeiner nie entwöhnen? Iſt es nicht möglich, iſt es gar nicht möglich, daß ihr beſſer und geſünder werdet?

210.

Deutſchlands Hemmſchuh, man wiſſe ihn zu achten; Thorheit, ihn zu ſchmähen, weil er aufhält! Die zahmſten Pferde, die beſonnenſten Wagenführer machen ihn nicht überflüſſig. Die Zwingburgen lagen ſo hoch, der Weg iſt gar zu ſteil.

211.

Wie wird es enden?.. Man hat eine Geſchichte von einem jungen Offizier, der in ſeiner erſten Schlacht, bleich und zitternd, gedrängt zwiſchen der Liebe zum Leben und der Liebe zur Ehre, zu ſchwach, dem Triebe der Natur zu widerſtehen, zu ſtark, ihm zu weichen, ſich ſelbſt tödtete, und ſtarb aus Furcht zu ſterben ... So wird es enden — nur war es dort nicht der Feldherr, welcher zitterte.

212.

Wir werden erzogen, als ſollten wir Könige werden. Was wir nicht Alles lernen! — als ſei Gehorchen ſo eine ſchwere Wiſſenſchaft!

213.

Einer jener Kreuzfahrer, die es dem Thronhimmel gelobt, das heilige Grab der Freiheit wieder zu erobern, tadelt den guten Willen Ludwig XVIII., daß er den Franzoſen die Charte gegeben. Er ſagt: „...... Der Uebergang von der Deſpotie, wo das Volk nichts, zu der repräſentativen Monarchie, wo es ſo viel iſt ... war zu ſtark und zu ſchnell. Frankreich war noch nicht reif für eine Repräſentativ-Verfaſſung; es iſt ein Unſinn, dieſelbe auf einer tabula rasa erbauen zu wollen, nur auf das Fundament freier Munizipal-Verfaſſungen kann dieſelbe ſich ſtützen." Rührender iſt doch wahrlich Nichts, als die zärtliche Beſorgniß, daß nicht das liebe Volk durch einen zu ſchnellen Uebertritt aus der dumpfen Stube der Deſpotie in die freie Luft der repräſentativen Verfaſſung ſich einen Schnupfen hole! Haben Frankreichs letzte dreißig Jahre die Franzoſen noch immer zur Freiheit nicht genug abgehärtet? War das Volk *nichts* ſeit dem Tode ſeines letzten Königs? Es war viel. Die Feudal-Deſpotie hatte gedroht, die uſurpirte der Revolution geſchmeichelt; jene hatte Gewalt, dieſe Liſt angewendet. Geſchah wenig *für*, ſo geſchah doch Alles *durch* das Volk. Die *ſinnliche* Freiheit wurde verletzt, aber die *ſittliche* wurde hoch geachtet. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihrem Drucke und es iſt noch ein erträglicher Zuſtand, wenn ein Laſtträger ſeine Bürde bald auf die rechte, bald auf die linke Schulter, bald auf dieſen, bald auf jenen Arm nehmen und dem ermüdeten Gliede Erholung geben kann. Die Feudal-Deſpoten aber ſaßen dem Volke immer auf dem Nacken. Die Deſpoten der Revolution wechſelten in ihren Perſonen, und wer heute unterdrückt war, ward morgen Unterdrücker; bei der Feudal-Deſpotie aber bleibt, wer einmal Herr oder Sklave iſt, ewig Herr und ewig Sklave. War das franzöſiſche Volk *nichts* mit ſeiner *Gleichheit*, dieſer Kapſel der Freiheit, die, ſei ſie auch verſchloſſen, doch die Freiheit bewahrt, die früher oder ſpäter einmal herausgeholt wird?

Nicht reif genug zur Freiheit! Wer ſoll dieſe Reife beſtimmen, die Freiheitsleſe, wer verordnet ſie? Haben je Vormünder der Völker ſich gutwillig ihrer Vormundſchaft begeben, und wer richtet die Uebelwollenden? Ein Mündel iſt immer reif zur Selbſtſtändigkeit, wenn er, ſein Erbtheil zurückzufordern, Verſtand und Kraft genug hat. Wo Völker und Früchte abfallen, da ſind ſie überreif geworden und man hat zu lange gezögert. Zu behaupten, eine Repräſentativ-Verfaſſung ſei unhaltbar, ſo lange ſie nicht freie Munizipal-Verfaſſungen zur Stütze habe, iſt eben ſo unſinnig, als wenn man ein neugebornes Kind für lebensunfähig erklärt, weil es noch nicht auf den Beinen ſtehen kann. Die Beine werden ſtark werden, zugleich mit dem Kopfe und den andern Gliedern. Hätte Frankreich, wie England, Munizipalfreiheiten gehabt, ſo hätte nie die Revolution Platz gefunden; die hatte es eben ſeiner „Tabula rasa“ zu verdanken. Die Hochſtraße der Freiheit, die durch das ganze Land geht, muß gegründet ſein, ehe man an die Feldwege denken darf, die zu den Gemeinden führen.

214.

Ein Geck hatte zwei Wintermonate in Paris zugebracht. Als er nun in die Heimath zurückgekehrt, zierte er ſich immerfort franzöſiſch zu reden. Da fragte ihn ein Spötter: Lieber Freund, wiſſen Sie auch, wie Gewitter auf franzöſiſch heißt? .. Man könnte dieſe Frage den Diplomatikern machen. Sie haben das Land der Menſchheit im Winter bereiſt und glauben es zu kennen. Wiſſen Ew. Excellenz, was ein Gewitter iſt?

215.

Es gibt zwei Arten, Früchte vor Fäulniß zu bewahren und ſie eßbar zu erhalten: durch Eſſig und durch Zucker. Die Conſervatoren der alten Zeit haben den Eſſig gewählt. Warum den Eſſig, da er Vielen widerſteht, warum nicht lieber den Zucker, womit man Weiber, Kinder, Fliegen und die Menge lockt? . . . Aber deſto beſſer; ſauer oder ſüß, die alte Zeit iſt eine ungeſunde Lebensnahrung.

216.

„Der Menſch denkt's, Gott lenkt's" . . . Das iſt nun wieder nicht wahr. Wenn Gott lenken will, macht er, daß die Menſchen nicht denken, er läßt ſie den Kopf verlieren.

217.

Es wird noch dahin kommen, daß man in politiſchen Schriften ſich nur der Vocale wird bedienen dürfen. A, e, i, o, u — nichts Allgemeineres als das. Diphthonge haben ſchon viel Unbeſcheidenes, und man wird ſie blos in den ſeltenen Fällen verſtatten, wo es Noth thut, das Volk zu begeiſtern — ſo etwa in Befreiungskriegen.

218.

Es iſt eine ſchöne Erfindung unſerer Zeit, den Gelddurſt der Gegenwart mit den Weinleſen der Zukunft zu ſtillen und auf die bequemſte Art von der Welt luſtig in den Tag hinein zu zechen. Unſere Enkel werden auch ſo klug ſein als wir und auf ihre Nachkommenſchaft Wechſel ausſtellen. Dieſe treibt es dann ſo fort. Endlich am jüngſten Tage wird es auf der ganzen Erde nur ein einziges Lumpenvolk geben, mit dem ſich der Teufel ſelbſt nicht wird befaſſen wollen. Dann kommen die Armen in den Himmel, und die Chriſtenheit wird es mit Beſchämung erfahren, daß ſie der Judenſchaft ihre ewige Seligkeit zu verdanken hat.

219.

Es iſt erſtaunlich, wie ſehr die Journaliſten an Feinheit, Gewandtheit, Zweideutigkeit, Unerforſchlichkeit und an allen übrigen diplomatiſchen Tugenden täglich zunehmen und nach einigen Jahren, wenn die Zenſur ſo lange fortdauert, wird man die Geſandtſchaftsſtellen nur mit Zeitungsſchreibern beſetzen. Statt zu ſagen Rußland, ſagen ſie: „eine große nordiſche Macht;“ ſtatt zu ſagen Oeſterreich, ſagen ſie: „eine große ſüddeutſche Macht.“ Die Hälfte der Conjugationen der Zeitwörter geräth ganz in Vergeſſenheit, denn man gebraucht keine Indicative mehr, ſondern nur noch Conjunctive. Man ſchreibt nicht: „Tunis iſt ein Raubſtaat,“ ſondern: „wenn es einen Staat gäbe, der mitten im Frieden Handelsſchiffe anderer Nationen wegnähme, ſo könnte ein ſolcher Staat allerdings ein Raubſtaat genannt werden.“ Welch ein Heimlichthun! Das iſt wie auf Maskenbällen, wo man ſchon für maskirt gilt, wenn man die Maske an den Hut ſteckt.

220.

Wenn man jenen hausbackenen Philiſtern zuhört, jenen Menſchen mit kurzem Geſichte und langen Ohren, wie ſie ſich herausnehmen, Fürſten zu hofmeiſtern, ſie, die von Morgen bis Abend ſich von ihren Weibern, ihren Kindern, ihren Dienern, ihrer Pfeife, ihren Dampfnudeln, ihren Vettern und Baſen beherrſchen laſſen und nicht ſo viel Kraft des Willens haben, einen halben Schoppen weniger zu trinken, als den Abend vorher — dann muß man die Freiheit ſehr treu und ſtandhaft lieben, um für ſolche Therſiten, und in ihrer Reihe, ihre Sachen zu verfechten. Es gäbe ein ſicheres Mittel, wie Fürſten mit Unrecht murrende Unterthanen könnten zum Schweigen bringen; aber das Mittel iſt zu romantiſch für unſere abendländiſche Zeit. Sie brauchten nur einen Tag herabzuſteigen von ihren Thronen, und einen jener Philiſter hinaufſteigen zu laſſen, damit er den andern Morgen ſeiner Sippſchaft erzähle, wie viel angenehmer es ſei, ſogar ſchrankenlos zu gehorchen, als ſelbſt unbeſchränkt zu herrſchen.

221.

Lord Londonderry, der ſich auf dem Feſtlande ſeinen Doktorhut geholt, ſagte neulich, da er dem Parlamente die Gewaltsbill gegen das aufrühriſche Irland vorlegte (wie man nun immer bereit iſt, Zahnſchmerzen durch Ausreißen der Zähne zu ſtillen): „Uebrigens kann ich die Kammer verſichern, daß die Unruhen in Irland mit jenen theoretiſchen Grundſätzen der Empörung, welche gegenwärtig die Welt verpeſten, in gar keiner Verbindung ſtehen. Man darf die Unzufriedenheit, die aus Leiden entſpringt, wären dieſe auch eingebildet, mit jenen ſchlechten Lehren nicht verwechſeln, die zu Allem führen, nur zur Freiheit nicht.“ .... Das heißt: als Beklagter wegen einer Schuld und deren Zinſen die Schuld der Zinſen eingeſtehen, und die des Kapitals abläugnen! *Woher* die Zinſen?

222.

Wenn Uhrmacher den Zeiger auf eine frühere Stunde ſetzen wollen, dann drehen ſie ihn nicht zurück, ſondern ſie laſſen ihn vorwärts den ganzen Kreis durchlaufen, bis er auf die gehörige Stunde kommt. Nun iſt zwar die Menſchheit keine Uhr; da es aber Leute gibt, die ſie dafür anſehen, ſo ſollten ſie auch nach den Regeln der Mechanik verfahren.

223.

Wer ſich nicht ſcheut, im Auskehricht der Literatur herum zu ſtöbern, der findet da manchmal noch ganz gute und brauchbare Dinge. So entdeckte ich in einem Winkel des Freimüthigen ein „*afrikaniſches Luſtſpielchen*“ von Julius v. Voß, genannt: „*Viele Köche verderben den Brei.*“ Viel Witz kann von dieſem ſchwarzen Luſtſpielchen nicht gefordert werden, denn es füllt nur drei Seiten an, die, wie die Buchdrucker ſagen, *ſplendid* gedruckt ſind. Es iſt aber doch von keiner geringen Bedeutung. Herr v. Voß nämlich, der auch das

Luſtſpiel: „die beiden Gutsherren" geſchrieben hat, ſchwimmt, wie der Korkſtöpſel in der Angel, zwiſchen Fiſcher und Fiſch die Mitte haltend, auf der Oberfläche der Politik herum; oder, um mich deutlicher und kürzer im Franzöſiſchen auszudrücken: Herr Voß iſt au niveau de la politique du jour. Jetzt vernehme man den Inhalt des afrikaniſchen Luſtſpielchens. „Der neue ſchwarze Sultan," der den Titel führt „Büffel aller Büffel," läßt nach ſeiner Thronbeſteigung die verſchiedenen Ober-Beamten vor ſich kriechen, und ſagt ihnen: ſie könnten thun, was ſie wollten, — Abgaben erheben oder erlaſſen, das Volk drücken, Krieg führen oder Frieden ſchließen, ſtehlen oder hängen laſſen, Gerechtigkeit üben oder nicht; wenn ſich aber einer von ihnen unterſtände, je dem Büffel aller Büffel Bericht zu erſtatten, und ihn mit dem Selbſtregieren zu beläſtigen, ſo würde er unfehlbar gehängt, gerädert, geſpießt oder gebraten, nach beliebiger Auswahl ſeines Herrn. Die Ober-Beamten kriechen ganz vergnügt zum Zimmer hinaus, und ſagen: das ſei ihnen ſchon recht, ſie könnten es nicht beſſer wünſchen. Darauf läßt ſich der Büffel aller Büffel ſeinen Pilau bringen, das heißt in der Sprache der aſiatiſchen Kochkunſt, einen Brei. Er findet ihn aber ganz ungenießbar und iſt um ſo erboſter darüber, da er zur Bereitung des Breis ſechs Köche angeſtellt hatte. Jetzt naht ſich der Narr der Oberdenker und ſagt: Büffel aller Büffel, viele Köche verderben den Brei! Der Büffel aller Büffel wird nachdenkend, läßt die Ober-Beamten zurückrufen und ſagt ihnen, wenn ſie ihn nicht von Allem in Kenntniß ſetzten, und ſich unterſtänden, eigenmächtig zu regieren, ließ er ſie hängen, rädern, ſpießen oder braten. Die Herren Ober-Beamten kriechen ganz betrübt zum Zimmer hinaus und ſeufzen ſehr. — Nun, ſind das nicht liberale Geſinnungen? Das iſt noch wenig; aber beſſer ein Sperling in der Hand, als eine Taube auf dem Dache.

224.

Die Deutſchen erreichen ſpäter als andere Völker ein Ziel, es ſei in Kunſt, Wiſſenſchaft oder im bürgerlichen Leben. Nicht etwa, daß ſie den kürzeſten Weg nicht kennten oder zu träge fortwanderten — ſie haben nur darum einen längern Weg zum Ziele, weil ſie weiter herkommen. Sie gehen überall von Grundſätzen aus, und iſt ein Fettflecken vom Rockärmel wegzubringen, ſtudiren ſie die Chemie vorher, und ſtudiren ſo lange und ſo gründlich, bis der Rock darüber in Lumpen zerfällt. Aber das gerade iſt ihnen Recht, aus Lumpen machen ſie Schreibpapier. Sie machen aus Allem Papier.

225.

„Keine Gewalt auf Erden kann den Fluch löſen, der bis jetzt auf dem Ankauf der Emigranten-Güter haftet: kein wohldenkender Sohn oder Enkel der erſten Käufer kann mit ruhigem Gewiſſen ſterben, wenn er nicht durch Erſtattung des ungerechten Beſitzthumes die Seele des Erwerbers von der Strafe befreit, die ſie in jener Welt leidet.“ Ueber die erbärmlichen Menſchen! Jetzt machen ſie gar die Ewigkeit zu einer Deputirtenkammer und ſetzen den lieben Gott auf die rechte Seite. Aber wer hat jene Worte geſagt? Etwa Herr v. Marcellus, oder ein Miſſionär im ſüdlichen Frankreich? Mit nichten — ein deutſches Blatt hat dieſe Rede geführt, in einem Lande, wo ſie ſonſt vor lauter Proteſtantismus froren, daß ihnen die Zähne klapperten. Jetzt kommt es noch dahin, daß ſie dort den verſtorbenen Nicolai, der in jedem Veilchen einen Jeſuiten roch, ausgraben, um ihn als Ketzer zu verbrennen! Möchten ſich doch gewiſſe Leute nicht mit gewiſſen Dingen abgeben! Das ſieht aus wie ein wilder Schweinskopf, dem man Blumen in das Maul geſteckt.

226.

Am Hofe Franz I. glaubte man wahrzunehmen, daß das Anſehen des Kanzlers Duprat zu fallen beginne. Die Höflinge, ſtets auf die kleinſten Umſtände lauernd, die den Sturz eines Günſtlings zu verkündigen ſcheinen, bemerkten, daß der König zufriedene und wohlgefällige Blicke auf einen Mann ſtattlichen Anſehens, den beſonders ein ſehr ſchöner Bart auszeichnete, geworfen und dabei mit lauter Stimme geſagt hatte: *Das iſt ganz der Mann, wie ich ihn brauche.* Gar nicht zu zweifeln, jener Unbekannte muß der neue Kanzler ſein. Schon drängen ſich die Höflinge an ihn, ſchon ſchmeicheln ſie ihm; ſie haben es aber mit einem geiſtreichen Manne zu thun, der ſich über ſie luſtig macht, ohne zu dulden, daß man ihn zum Beſten habe. Dieſer Kanzler durch die ſchöpferiſche Einbildungskraft der Höflinge war der Hiſtoriograph Bouchet. Der König, angezogen durch ſeine herrliche Geſtalt und die Fülle ſeines herabwallenden Bartes, hatte gedacht, daß er ein gutes Modell zu der Neptuns-Statue vorſtellen könnte, mit deren Verfertigung er gerade einen Künſtler beauftragt hatte. Die Höflinge lachten etwas gezwungen über das Mißverſtändniß.

Dies iſt der Inhalt eines neuen Luſtſpiels, das unter dem Namen „die Höflinge, oder der Bart des Neptun," in Paris aufgeführt wird. Von den darin ſpielenden geſchichtlichen Perſonen ſind nur erſt

Franz I., der Kanzler Duprat und der Hiſtoriograph Bouchet geſtorben.

227.

Die Zeiten ſind nicht mehr, wo die Philadelphia's und Pinetti's auch die aufgeklärteſten Menſchen in Erſtaunen ſetzten; zwar ergötzen wir uns noch bei ihren Taſchenſpielerſtreichen, aber wir verwundern uns nicht mehr darüber. Nur die Männer der hohen Polizei, dieſe politiſchen Schwarzkünſtler haben nichts von ihrer Zuverſicht verloren, und ſie behandeln uns noch immer wie dummes Volk. Sie beſchwören Geiſter, verwandeln Könige in Buben, escamotiren Brieftaſchen — und damit glauben ſie uns Furcht und Ehrfurcht einzuflößen. Wir Andern haben das auch gelernt, wir wiſſen einen Hohlſpiegel zu gebrauchen, können die Volte ſchlagen und haben unſere Gevattersleute ſo gut wie ſie. In der dunkeln Kammer der hohen Polizei wird jetzt manchmal luſtige Wirthſchaft getrieben. Einſt hatten ſich drei Schelme zuſammengethan, einen Freund zu necken und zu ängſtigen. Sie umgaben ſich mit weißen Tüchern, traten in ſein Schlafzimmer und hielten da einen ſchauerlichen Geſpenſtertanz. Aber der Freund war noch ſchelmiſcher als ſie. Er wickelte ſich unbemerkt in ſein Bett-Tuch, ſprang leiſe aus dem Bette und miſchte ſich in den Tanz der Geiſter, ſo daß dieſe mit entſetzlichem Geheule davon liefen. Die Herren Schwarzkünſtler ſind zwar ſehr verſchwiegen, man hat es aber doch erfahren, daß ihnen in verſchiedenen Ländern auch ſolche Streiche begegnet ſind.

228.

Eines jener ſomnambülen deutſchen Blätter, die im Traume Alles wiſſen und daher niemals unwiſſend ſind, lobt die alte konſtitutionelle Monarchie England, und wirft der franzöſiſchen konſtitutionellen Monarchie ihre Jugend vor. Möchte es uns doch in ſeiner nächſten Extaſe darüber belehren, wie man alt werden könne, ohne durch die Jugend zu gehen! Es ſagt: „Es müſſen Generationen verſchwinden (wenn anders die franzöſiſche Verfaſſung ſo lange die Probe aushält, und die öffentliche Stimme nicht früher den Wunſch laut werden läßt, zur rein monarchiſchen Form zurückzukehren), bis die franzöſiſchen Abgeordneten das Weſen einer Volks-Repräſentation recht begreifen, und durch ihre Stellung die Mängel einer ſolchen Regierungs-Weiſe weniger ſchädlich machen werden.“ Es ſagt ferner: das franzöſiſche Volk ſei ganz verwildert ſeit dreißig Jahren. Es ſagt weiter: man wäre in Frankreich der Verhandlungen der Kammer herzlich müde, und der Tag, an welchem die Sitzung geſchloſſen werde, wäre jedesmal erwünſcht... Was ſoll durch ſolche Berichte bezweckt werden? Das iſt das Geheimniß. Doch man muß nicht gleich das Schlimmſte denken. Sterbenden zieht man das Kiſſen unter dem Kopfe weg, man tröpfelt ihnen Wein ein, man thut gar manches Menſchenfreundliche, um eine Euthanaſie zu befördern.

229.

Ja, keuſch, kalt und blaß wie der Mond iſt das deutſche Volk; keuſch, weil kalt, kalt, weil blaß, und blaß, weil blutleer. Doktor Howard in Amerika hat entdeckt, daß die Strahlen des Monds Wärme haben; doch nur durch ein Brennglas gelang es ihm, auf das Thermometer einzuwirken. Wo gibt es aber ein Brennglas, groß genug, ſich über die Köpfe von dreißig Millionen Menſchen auszubreiten? Der Befreiungskrieg war ein ſolches. Napoleon ſagte damals, die Deutſchen hätten das Fieber, und wir ſpotteten des Spötters; jetzt fällt der Spott auf uns zurück. Man fühle der öffentlichen Meinung den Puls, man leſe die deutſchen Zeitblätter! Waſſer, Eſſig oder eine fade Tiſane überall. Wer Geiſt hat, gibt ihn; doch kann man den ganzen Tag über den Zeitungen ſitzen, man iſt am Abend ſo dumm, als man am frühen Morgen war. Welche Leere oder welche wulſtige Fülle, es müßte denn einmal das Schickſal ſelbſt mitarbeiten und etwas Knallendes geſchehen laſſen, oder es müßte ein geiſtreiches Wort aus Frankreich herübergeſchrieben werden. Die armen Zeitungsſchreiber! Wird ihnen einmal ein offizieller Knochen vorgeworfen, wie ſie darüber herfallen und ihn zernagen! Was in der offenen Staatskanzlei des Himmels geſchieht, das ſehen und hören ſie nicht. Sie ſchiffen ohne Kompaß auf dem Weltmeere der Geſchichte, und ſelbſt die Beſten unter ihnen, wie Görres, verſtehen nur nach den Sternen ihren Lauf zu richten und wiſſen ſich bei umwölktem Himmel nicht zurechtzufinden. Man weiß nicht, ſoll man mehr über die Engherzigkeit der Gedanken, oder über die Weitſchweifigkeit der Reden trauern. So las man in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung vom 14. Dezember einen Artikel aus Frankfurt, deſſen Inhalt ich in folgenden wenigen Zeilen vollſtändig auszudrücken unternehme. „Dem Antrage, die auf den 2. Nov. beſtimmte Eröffnung des Bundestages bis zum 7. Dez. zu vertagen, wurde in der am 21. Nov. gehaltenen Sitzung der Bundesverſammlung durch Abſtimmung beigetreten.“ Dieſer kurze Bericht wird am genannten Orte zu hundert drei und fünfzig eng gedruckten Zeilen ausgedehnt!

Ich habe aus ſtyliſtiſchem Farſchungstriebe dreimal den Artikel geleſen und konnte das Geheimniß ſeiner Abfaſſung nicht entdecken. . . . . O die armen Zeitungsſchreiber! Was ihnen die Türken für Noth machen; Krieg, Friede — ſie können dieſe Wörtchen nicht ausſchreiben, mitten in der Sylbe kommt ein Widerruf, und ſie werden wie die Bälle hin- und hergeworfen. Es iſt das wahre griechiſche Feuer, das ſie beſeelt, denn es brennt im Waſſer fort. Sagt ihr etwa: die Zenſur hindert uns? Aber die Zenſur hindert doch Keinen für die Fürſtlichkeit zu ſprechen, und geſchieht das mit mehr Sinn und Geiſt? Man vergleiche gewiſſe Zeitungen mit dem Journal des Debats. Oder ſagt ihr, die franzöſiſchen Schriftſteller hat die Revolution zur Redekunſt gebildet? Iſt denn die Revolution für euch nicht da geweſen? Muß man in den Septembertagen einen Bruder verloren haben, muß man im Bicètre geſeſſen oder ausgewandert geweſen ſein, um von der Revolution Bildung zu gewinnen? Das rechte Gemüth mangelt euch, das iſt es; denn der Kopf iſt nur der Arm des Herzens. Uns von der Politik abzuwenden — ſeht, mit welcher Begeiſterung ganz Frankreich von jenen würdigen Männern ſpricht, die ſich in Barcelona eingeſchloſſen, und ihr Leben dem allgemeinen Wohle, vielleicht auch nur ihrer Wißbegierde, vielleicht auch nur ihrem Ehrgeize zum Opfer dargeboten haben. Doch was ſie auch getrieben, ſie haben der Menſchheit genützt und werden als Sieger in ihr Vaterland zurückkehren. Ganz Paris ſtreckt ſeine Arme nach ihnen aus, und feſtlicher Empfang wird ihnen bereitet. Noch ihre Söhne werden ſich des Ruhmes und des Lohnes erfreuen, den ſich die Väter durch ihre Tugend erwarben. Selbſt die Akademie, dieſe ängſtliche Schnürbruſt des franzöſiſchen Geiſtes, hat zu ihrem Dichterpreiſe die Hochherzigkeit jener Aerzte gewählt. Was wäre in einem ſolchen Falle in Deutſchland geſchehen? Man hätte im Lande herum gebettelt und ſo viel geſammelt, den hinterlaſſenen Waiſen der Aerzte einige Bretzeln zu kaufen. — In die ſtille Seele einiger Frankfurter war der Blitz eingeſchlagen und zündete, und da beſchloſſen ſie, ihrem Mitbürger Göthe ein Denkmal zu ſetzen. Sie bettelten um Geldbeiträge im ganzen deutſchen Bunde, ja bis nach Moskau, bis an die Säulen des Herkules gedachten ſie ihre Bettelbriefe zu ſchicken. Ich weiß nicht, ob es geſchehen iſt, aber das weiß ich: Göthe wird kein Denkmal erhalten, es müßte denn die Nachwelt ſich der Jämmerlichkeit ihrer Väter ſchämen und erröthend nachholen, was noch gut zu machen iſt. Geht, ihr mußt anders werden. So taugt ihr nichts.

230.

Will der Spott nur Regiſtrator ſein im Archive der Lächerlichkeiten, um ſie uns aufzubewahren, dann übernimmt er ein ſchädliches Amt, welchem der ſtärkſte Tadel zukommt. Eine begangene Lächerlichkeit iſt ein Verbrechen des Geiſtes, das zur Abſchreckung Anderer zwar beſtraft werden muß, aber auch Mitleiden verdient und Belehrung erheiſcht. Beweinenswerther iſt ja wohl niemand als der Menſch, dem das Loos zugetheilt ward, lächerlich zu ſein.

231.

Viele große Männer haben gewirkt durch ihre Tugenden, Voltaire auch durch ſeine Schwächen. Was er geſündigt, hat er für euch geſündigt, ihr dürft ſeine ſchuldvollen Lehren ſchuldlos befolgen. Wie man Gewalt, Blödſinn, Aberwitz beſiege, hat er gelehrt; denn man beſiegt ſie nur, indem man ſie verlacht. Nicht die Sonne war er des neuen Tages, aber das Brennglas dieſer Sonne, das die getrennten Strahlen verbündete und den Funken in jedes empfängliche Herz warf. Er war nicht das Saatkorn, welches verfault, noch die Ernte, die verzehrt wird, er war die eiſerne Pflugſchar der Wahrheit, die nicht verwittert und, altes Unkraut zerſtörend, für jeden Samen empfänglich macht. Laßt euch von jenen ſchwerfälligen Predigern nicht verwirren, die keinen andern Maaßſtab kennen für Menſchenwerth, als den die regierende Sittenlehre gereicht hat. Sie ſagen, Voltaire ſei gottlos geweſen, weil ſie ſelbſt nicht die Erhabenheit Gottes, ſondern nur das Dämmerlicht in ſeinen Tempeln mit heiligem Schauer erfüllt; ſie können nicht beten, wo es hell iſt, nicht lieben, ſo lange ſie denken. Sie ſagen, Voltaire ſei nicht gründlich geweſen, und die Paragraphen ſeiner Wiſſenſchaftslehre folgten in keiner logiſchen Ordnung. Der Amtsbote, der zwiſchen Dorf und Dorf hin und her hinkt, der freilich kennt jeden Baum am Wege. Aber ein Götterbote, der eine Kunde bringt von Pol zu Pol, der eilt mit flüchtiger Zehe, und findet nicht Zeit mit breiter Sohle aufzutreten. Das war Voltaire's Oberflächlichkeit. Sie ſagen, Voltaire ſei herzlos geweſen; als könne, wer die Menſchheit liebt und tröſtet, bei jedem weinenden Kinde, dem der Finger ſchmerzt, verweilen. Erſt nach vielen Jahrhunderten, wenn ein Menſchenalter zur fernen unſichtbaren Minute geworden iſt, wird Voltaire vergeſſen werden.

232.

Die meiſten ſogenannten edeln Menſchen haben nur Krämertugenden; ihr Herz iſt ein Gewürzladen und freilich alles Lobes werth. Sie wiegen ihre Gutthaten in Lothen und Quentchen kleiner Gefälligkeiten zu, und indem ſie die dringenden Bedürfniſſe des Augenblicks befriedigen, werden ſie der Armuth und der bettelhaften Eitelkeit ganz unentbehrlich. Die Tugend hoher Menſchen aber iſt ungemünztes Gold, das im Verkehre des alltäglichen Lebens nicht zu gebrauchen iſt. Solche Menſchen beglücken leichter Völker, als einzelne Menſchen; ſie geben lieber Saatkorn als Brod. Ihre Seele iſt keine Gießkanne, die eine geliebte Nelke erfriſcht, ſondern eine Gewitterfluth, die weite Felder und hohe Eichbäume tränkt. Die zerknickte Blume im ſtillen Gärtchen mag den donnernden Jupiter ſchelten — ſie hat doch geduftet und den Menſchen erfreut. Darf aber Unkraut, das noch Keinen erquickt, den Sturm läſtern, der es geſchüttelt? Soll die Luft ſtille ſtehen und faulen, damit es ewig fortwuchere? Nein wahrlich, der Löwe, welcher ſtarb und auch nur einen Eſel ſchonend übrig ließ, der ſeine Leiche mit Füßen tritt — das war kein grauſamer Löwe!

233.

Bei den Pferde-Wettrennen in England gewährt die Regierung Demjenigen, deſſen Pferd alle andern übertrifft, noch eine Prämie. Die Preiſe werden durch eine Jury zugeſprochen, welche aus Pferdebeſitzern gebildet und von der Regierung ganz unabhängig iſt. Man ſieht, daß es in England die Pferde beſſer haben, als in Deutſchland die Menſchen.

234.

Löwen und Deſpoten ſehen ſchärfer in der Dunkelheit, als bei Tage.

235.

Das europäiſche Gleichgewicht wird von der Judenſchaft erhalten. Sie gibt heute dieſer Macht Geld, morgen der andern, der Reihe nach allen, und ſo ſorgt ſie liebevoll für den allgemeinen Frieden. Don Quixote ſah eine Windmühle für einen Rieſen an und ſtreckte ihr ſeine Lanze entgegen; aber die Juden ſehen den Rieſengeiſt der Zeit für eine Papier-Windmühle an und fürchten ſich gar nicht. Die Herrſchaft der Welt wurde ihnen verheißen, der Himmel hat ihnen Wort gehalten. Doch ſie ſind ſchlau und laſſen ſich das nicht merken. Sie ſtellen ſich wie die Feigen in der Schlacht todt an, daß man ſie nicht tödte. Sie wiſſen recht gut, daß ſie, gleich dem Raſen, um ſo friſcher grünen, je mehr ſie getreten und geſchlagen werden.

236.

Die Einen wähnen, wenn ſie nur Fenſter hätten, dann ginge die Sonne nie unter; und die Andern wähnen, würden die Fenſter nur zugemauert, dann ginge nie die Sonne auf.

237.

„Die wohlthätige Beſchränkung der höchſten Autorität, die ehedem ſtattfand, beruhete weſentlich auf dem Lehnweſen; die Könige ſelbſt haben es allerwärts möglichſt erſchüttert, geſtürzt hat es die neue Philoſophie, ſobald ſie zur Regierung kam;“ — und in dieſem Trotte weiter bewegt ſich ein Recenſent in den Ergänzungsblättern der Jenaiſchen Literatur-Zeitung. Wem war jene Beſchränkung wohlthätig? Doch nicht etwa dem Volke? Freilich hörte man damals weniger klagen gegen die höchſte Autorität, als ſpäter nach Zerſtörung des Feudalweſens, aber eben das beweiſt die tiefe Erniedrigung, worin der Bürger lebte. Wer Stuben-Arreſt hat, kann ſich nicht beſchweren, daß er auch Stadt-Arreſt habe, denn er muß erſt frei werden, um zu erfahren, daß er es nicht genug iſt. Die häufigen Klagen über Regierungen, die man jetzt vernimmt, gereichen dieſen zum Ruhme, und ſie würden es ſelbſt dann noch, wenn die Klagen gegründet wären. Sie beweiſen, daß die

Bürger in Freiheit, Wohlſtand und Sorgenloſigkeit leben. Wären ſie nicht frei, dürften ſie nicht klagen; wären ſie nicht reich, würden ſie nicht immerfort ſo ängſtlich Bürgſchaften für ihre Rechte und Beſitzungen fordern; und wären ſie nicht ſorgenlos, würden ſie über das wirkliche Heute nicht an das mögliche Uebermorgen denken. Kinder fürchten ſich, allein ohne Wärterin zu ſein, Bettler fordern keine Polizei, Sklaven keine Konſtitution. . . Der Recenſent ſagt: die Philoſophie habe jenes herrliche Feudalweſen geſtürzt, ſobald ſie zur *Regierung gekommen*. Wo regiert die Philoſophie? Der Recenſent nenne uns das Land. Wo hat die Philoſophie einen Thron? Uebt die Philoſophie irgend ein Majeſtätsrecht aus? Schickt und empfängt ſie Geſandtſchaften? Hat man auf den Kongreſſen zu Aachen, Karlsbad und Laibach Bevollmächtigte der Philoſophie geſehen? Hat die Philoſophie auf dem Bundestage Sitz und Stimme? Das kann gewiß kein vernünftiger Menſch behaupten.

238.

Der Teufel hat noch keinen ſeiner alten Anhänger verloren, ob zwar ſeine Vermögensumſtände nicht glänzend mehr ſind. Das kommt daher, weil er für einen Schelm bekannt iſt, und Jedermann glaubt er ſtelle ſich nur, als ginge es ihm ſchlecht, um ſeine Freunde zu prüfen.

239.

Iſt es ihr Verbrechen, daß ſie Durſt haben? Hatten ſie die geſalzenen Speiſen verlangt, die ihr ihnen vorgeſetzt? Ihr wolltet eine Schadenfreude genießen — das iſt es; aber nur der Schaden wird euch werden, keine Freuden.

240.

Nicht die Jahre, die Erfahrungen machen alt; darum wäre der Menſch das unglücklichſte aller Geſchöpfe, wenn er ein fleißiger Schüler der Erfahrung wäre. Daß jedes neue Geſchlecht und jede neue Zeit von der Wiege ausgehe — das iſt es, was die Menſchheit in ewiger Jugend erhält.

241.

Die Deutſchen können das Befehlen und das Gehorchen nicht laſſen, und es iſt ſchwer zu beſtimmen, woran ſie am meiſten Vergnügen finden. Auch iſt es ein höchſt deutſcher Dichter, welcher ſingt:

Du mußt herrſchen oder dienen,
Amboß oder Hammer ſein.

Treffender Spruch, ob er ſchon eine große Unwahrheit und eine abſcheuliche Verläumdung der menſchlichen Natur enthält. Herrſchen oder dienen, das heißt Sklave ſein auf dieſe oder jene Weiſe; dort umſchließen goldne, hier eiſerne Stäbe den Käfig. Die Kette, welche bindet, iſt ſo gebunden, als das, was ſie bindet. Aber der Menſch iſt zur Freiheit geboren, und nur ſo viel als die Lebensluft der Beimiſchung des Stickgaſes bedarf, um athembar zu ſein, ſo viel muß die Freiheit beſchränkt werden, um genießbar zu bleiben. Wer aber dieſes zu viel Regieren den Regierungen als Schuld beimißt, der würde, wenigſtens in Deutſchland, eine große Ungerechtigkeit begehen. Es iſt die Schuld und Schwäche der Unterthanen. Man verſuche es und hebe die hundert überflüſſigen Geſetze auf, die verbieten, was nicht verboten werden ſollte, oder erlauben, was keiner Erlaubniß bedurfte, und man wird ſehen, wie ſich die Bürger bei jedem Schritt gehindert fühlen, und wie viel ſie klagen würden, daß es ihnen an einer Vorſchrift mangle. Das kommt daher, weil es ihnen an Tugend fehlt, die ohne Zwang Jedem ſein Recht zuſpricht; und an Tugend fehlt es ihnen, weil ihnen Kraft fehlt, die das eigene Recht zu vertheidigen weiß; und an Kraft fehlt es ihnen, weil ihnen der Geiſt fehlt, welcher der Hebel des Willens iſt; und an Geiſt fehlt es ihnen, weil ſie Deutſche ſind.

242.

In einer gewiſſen Beziehung kann man freilich mit Grund ſagen, daß die Gelehrten und Philoſophen die franzöſiſche Revolution befördert haben, ſo betrachtet nämlich, daß jeder Revolution eine Umwandlung der öffentlichen Meinung vorhergegangen ſein muß, und daß die Schriftſteller allein es ſind, (wo nämlich keine Volksvertretung ſtattfindet), durch welche die öffentliche Meinung ſich ausſpricht. Doch den Philoſophen darum einen verbrecheriſchen Theil an den Uebelthaten der Staatsumwälzung in Frankreich zuſchreiben zu wollen, iſt eben ſo ungerecht als lächerlich. Sie ſind es nicht, welche die öffentliche Meinung leiten, ſie ſind ihr vielmehr ſelbſt unterworfen und verhalten ſich zu ihr, wie die Sprache zum Gedanken; aber verdammlich kann nie der Ausdruck, ſondern nur der Sinn ſein. Die Philoſophen, welche die Geſinnung des Volkes ausſprachen und verriethen, noch ehe ſich dieſe in Thaten offenbarte, waren vielmehr heilſam und haben den Jammer der Zeit ſehr gemildert. Wenn einmal die alten Dämme im Staate unhaltbar geworden und durchbrochen ſind, breitet ſich die öffentliche Meinung von ſelbſt aus, die Schriftſteller und Redner aber führen ſie durch Kanäle unſchädlicher ab. Man irrt ſich, wenn man den Rednern geſchehenes Unheil vorwirft, indem man behauptet, ſie hätten Leidenſchaften aufgeregt; ſie haben ſie vielmehr unſchädlicher gemacht, indem ſie ihnen einen Ausweg bahnten. Der Blitz, deſſen begleiten den Donner wir vernehmen, iſt ſchon unbeſchädigend an uns vorübergegangen. In Revolutionen ſind die Schweigenden gefährlicher, als die Redenden. Auch die Aufklärung hat in Frankreich die Uebel nicht verſchuldet, ſondern nur die verſteckten an den Tag gebracht. Die Sonne, welche über einem Schlachtfelde aufgeht, hat die Todten auf demſelben nicht geſchlagen, ſondern nur gezeigt. Sie lehrt uns den Verluſt berechnen — und das iſt beſſer.

243.

Nadelſtiche ſind ſchwerer zu pariren, als Schwerthiebe — das haben ſie endlich gelernt, die Verfechter der alten Zeit.

244.

Die Freiheit der Preſſe hat für die Regierenden manche Unbequemlichkeit; aber wenn ſie dieſer ausweichen, ſtürzen ſie ſich in Verderben. So hat ſchon tauſendmal der Blitz Diejenigen erſchlagen, die bei einem Gewitter, nur um nicht durchnäßt zu werden, Schutz unter Bäumen ſuchten.

245.

Der Redeſtrom eines Landgeiſtlichen im Allgemeinen Anzeiger der Deutſchen bildet einen merkwürdigen logiſchen Waſſerfall in mehreren kühnen Abſätzen. Er ſagt: Die Pfarrer würden ſchlecht bezahlt — daher verlören ſie immer mehr an Achtung — daher würde der chriſtliche Glaube immer ſchwächer — daher müſſe „*nach einer kurzen Reihe von Jahrhunderten*“ die Menſchheit „*merklich*“ rückwärts gehen — daher würde endlich das „ſo tief verſunkene Volk *einem Apis und andern unvernünftigen Thieren wieder Tempel bauen*.“ Man ſieht es, dieſer gute Mann iſt zu ehrlich, um klug zu ſein, er kennt ſeine Pflicht beſſer, als ſeine Zeit. Alle Menſchen, vornehme wie geringe, leben gegenwärtig nur vom Tagelohne des Schickſals. Wer ſie warnen und ſchrecken will, darf nicht von *einer Reihe von Jahrhunderten* und von *merklichen* Gefahren ſprechen. Er muß am Morgen ſagen: „wenn nicht die Beſoldung der Pfarrer noch Vormittag erhöht wird, werden bis Abend ſämmtliche Chriſten den Götzen Apis anbeten.“ Er muß um halb zwölf Uhr ſagen:

„wenn nicht der gränzenloſen Frechheit der liberalen Schriftſteller ſogleich Einhalt geſchieht, wird bis Mittag die ganze Welt in Blut und Thränen ſchwimmen.“ So wirkt man in unſern Tagen.

246.

Das Volk kann, einem Kinde gleich, nur weinen oder lachen. Daß es Schmerz hat oder Freude, erkennt man wohl; aber woran es leidet, und weſſen es froh ſei, iſt oft ſchwer zu erforſchen.

247.

Die Natur führt uns auf dem Wege der Zuckerbäcker-Jungen zur Weisheit: ſie überſättigt uns mit den Genüſſen, die wir meiden ſollen.

248.

Unſere Vornehmen haben den Kitzel verloren, und das Volk hat eine harte Haut; ihr verlangt aber dennoch, wir ſollten blos durch gute Gründe zu wirken ſuchen!

249.

Die gemeinen Türken glauben, daß auf allen Stückchen Papier, die ſie zufällig finden, der Name Gottes unſichtbar geſchrieben ſteht. Daher verſäumen ſie nie, ſolche aufzuheben und zu verſchlucken, überzeugt, daß ihnen dieſe Frömmigkeit in jener Welt hoch werde angerechnet werden. Die vornehmen Chriſten haben eine andere Art von Aberglauben: ſie wähnen, auf jedem Stückchen Papier ſtände der Name des Teufels unſichtbar gedruckt, und darum laſſen ſie, um ſich bei ihm einzuſchmeicheln, alle vermeintlichen Teufelspapiere von dazu beſtellten Dienern verſchlingen. Dieſe armen Menſchen ſind ſehr zu bedauern, ſie haben unaufhörlich den Teufel im Leibe.

250.

Erſt vor wenigen Jahren hat die römiſche Kirche die Galiläiſche Weltordnung anerkannt. Was mögen nun jene politiſchen Ptolemäer noch von ihren verroſteten Schwertern erwarten, da ſie ſehen, daß ſelbſt der blankeſte Muth ſich endlich der Wahrheit unterwirft? Denn der Kampf unſerer Tage über die bürgerliche Ordnung iſt ganz der alte Streit zwiſchen dem Ptolemäiſchen und Copernicaniſchen Planetenſyſteme. Es fragt ſich, ob die Erde ſtehe und um ihre Kleinheit ſich die Sonne bewege, oder ob die Sonne Gebieterin ſei? Liſt, Drohung, Gewalt, Beſtechung, Schmeichelei — Alles vergebens. Man kann hier und dort die eingeſchüchterte Wahrheit zwingen, der Lüge knieend Abbitte zu thun; aber im Aufſtehen wird ſie ſich ermuthigen, und wie Galiläi ausrufen: *Und doch bewegt ſie ſich!*

251.

Ehrfurcht iſt die Leibwache der Könige geweſen, *Furcht* war es, *Gewohnheit* iſt es, *Liebe* wird es ſein.

252.

Man glaubt, daß der *Offenbacher Staatsmann* für Deutſchland die ausſchließliche Nutznießung der literariſchen Angeberei habe, man irrt aber, ſo iſt es nicht. Es gibt unter den periodiſchen Schriftſtellern noch andere arme Waiſenkinder, die, ſo oft ſie ihr periodiſcher Hunger befällt, ſich ſchreiend an ihre Pflegemutter Polizei wenden und um Brod betteln. Dieſe Herren, in ihren Beurtheilungen politiſcher, hiſtoriſcher, ethiſcher und religiöſer Werke, begnügen ſich nicht, die Bücher zu tadeln und ihre eigene Anſichten auszuſprechen; ſondern ſie erröthen nicht, die Achtſamkeit der Polizei auf ſolche Bücher zu wenden und ſie zum Gebrauche ihrer Macht aufzufordern. Solche Schelme dürfen ſich nicht beklagen, wenn ſie den Verdacht erregen, daß ihre gedruckten Angebereien ſchon als *Handſchrift* ihre Beſtimmung gefunden, und daß ſie ſie nur haben drucken laſſen, um ihre Aufſätze um einige Zeilen und ihr Honorar um einige Batzen zu vermehren. Der Pranger dieſen Schändlichkeiten! Unſere Freiheit wird genug beſteuert, es iſt genug an den Zehnten, die man auf jedes Gefühl, auf jeden Gedanken legt; noch mit freiwilligen Gaben ſich zuzudringen, iſt eine lächerliche und verderbliche Großmuth. Nur ſolche Schriftſteller können der Zenſur, dieſer türkiſchen Kopf-Steuer, hold ſein, welche dieſe Steuer nie treffen kann. So wird in der Jenaer Literatur-Zeitung (September 1824) das Werk Bignon's »Les Cabinets et le peuples,« in deſſen deutſcher Ueberſetzung beurtheilt. Der Kritiker iſt anderer Meinung als Herr Bignon — das muß ihm erlaubt ſein. Er ſpricht ſeine Meinung mit dem anmaßenden Geſchrei Derjenigen aus, die darauf trotzen, daß ihr Glauben unter dem Schutze der Artillerie und der Gensdarmerie ſteht — auch das mag ihm verziehen werden; es iſt die Beſtimmung der Hof-Hunde, zu bellen, dafür werden ſie gefüttert. Aber am Schluſſe ſeiner Kritik ſagte er: „Der Band enthält übrigens Manches, welches einer ängſtlichen Bücher-Polizei wohl ſo bedenklich ſcheinen könnte, daß ſie ihn lieber ganz verbieten möchte.“ — Das darf ihm nicht frei hingehen. Die Conjunctive könnte und möchte machen uns nicht irre; das iſt diplomatiſcher Styl, und in die Sprache des gemeinen Lebens, nämlich der Aufrichtigkeit, überſetzt, ſind ſolche Conjunctive reine Optative. Die Redaktion der Jenaer Literatur Zeitung entehrt ſich, wenn ſie ſolche kritiſche Angebereien nicht blos aus Unachtſamkeit anſtimmt.

253.

»Les corps (constitués) n'ont point d'ame« — ſagt Lord Coke, und das Echo der Erfahrung ruft dieſes Wort hundertfach zurück. So oft die Feinde in das Land kamen, wer war es, der den Siegern am weiteſten entgegen ging, ſie am ehrerbietigſten empfing, ſie am freundlichſten begleitete, ihnen am niederträchtigſten ſchmeichelte, ihnen den blutigen Weg der Schlachten am ſorgfältigſten ſäuberte, ihnen den warmen Ofen, das weiche Bett, den gedeckten Tiſch, den vollen Becher vorbereitete, und ſo dem Vaterlande und dem angeſtammten Fürſten zuerſt und am offenſten die ſchuldige Treue brach? Wer that dieſes? Das thaten die Staatskörperſchaften, die Regierungsbehörden, die fürſtlichen Statthalter, die Bürgermeiſter, und wenn Einer aus dem Volke ein Wort des Unmuths auch nur zwiſchen den Zähnen murmelte, donnerte man ihm zu: Ruhe iſt die erſte

Bürgerpflicht. Als Napoleon Italien, Holland, die Hanſeſtädte, nicht durch das Recht friedlicher Verträge, ſondern gewaltthätig mit Frankreich vereinigte, wer unterwarf ſich ihm zuerſt, wer pries am lauteſten das Glück der neuen Herrſchaft? Das thaten die geſetzgebenden Körper, die Senate, die Landesſtellen, und alle jene einzelnen Gewalthaber, die im Glücke ſich die Freunde der Fürſten und bei trockenem Wetter ſich die Dämme nennen, welche den Thron gegen die Wogen der Demokratie ſchützen. Man klagt — und nicht ohne Grund — in unſern Tagen werde die Heiligkeit der Legitimität von Manchen verkannt, das göttliche Recht der Fürſten in Zweifel gezogen, beſtritten, verletzt. Aber, wenn dieſes geſchieht, wer anders hat das Uebel verſchuldet, als die ſelbſt, welche klagen? Die Nothwendigkeit einer erblichen Herrſchergewalt iſt das Erzeugniß einer tiefen Berechnung, die nur der denkende Menſch, nicht die gedankenloſe Menge anzuſtellen fähig iſt. Nur allein jener begreift es, daß es eine politiſche Religion, daß es ein höchſtes, ſchaffendes, erhaltendes und richtendes Weſen im Staate geben müſſe; aber das Volk hält ſich am baaren Vortheil des Augenblicks. Wer ihm ſein Leben, ſein Eigenthum, ſeine Gewerbe, ſeine Vergnügungen ſchützt, der iſt ſein Fürſt. Aber bei der heutigen Art, das Land gegen die Feinde zu vertheidigen, werden auch die beſiegten Bürger in ihren Vortheilen und Genüſſen nicht geſtört; wie kann da die Liebe zum angeſtammten Fürſten in ihrer Stärke bleiben? Soll die Ehrwürdigkeit der Legitimität ungeſchwächt erhalten werden, müſſen die Regierungen in ihren vom Feinde überzogenen Staaten alle Bande der bürgerlichen Geſellſchaft auflöſen, damit das Volk in ſeinem Fürſten Alles verliere und nur durch ſeine Rückkehr wieder Alles gewinne.

254.

Napoleon war ein Gewitter, welches die ſchwülen Südländer erfriſchte; aber der *herbſtliche* Theil der Welt bedarf eines *Winters*, um zu erſtarken. Wir begriffen das wohl, wären wir nicht ſo hausbackne, wirthſchaftliche und nutzſüchtige Menſchen, daß wir um wenige Tage des Kelterns willen einen ewigen Herbſt ertrügen, mit ſeinem Nebel, ſeiner Naßkalte, ſeinen unfahrbaren Wegen, ſeinen unerquicklichen Winden, ſeinen Drohungen, und aller ſeiner Zweideutigkeit. Um Wintertage flehet, das ſind eure Meſſiaden. Denn nur nicht *einen* Meſſias! So oft noch ein Erlöſer die Welt befreite, war das Löſegeld zu hoch für den Dienſt, weil die Zeit den freien Zins der Dankbarkeit immer in einen ewigen Tribut der Furcht verwandelt.

255.

„Wohl kein Menſch, der dieſes Namens würdig iſt, wird den Lobredner der Sklaverei machen wollen; jeder wird wünſchen, daß ſie von der Erde verſchwinde. Aber dieſes iſt das Werk der Zeit. Die Zeit vollbringt gelinde, was ein ungeduldiger und fanatiſcher Liberalismus mit Gewalt verrichtet.“ Daß man nicht einmal ſo vorſichtig iſt, dem altväteriſchen Adam ein modiſches Kleid zu machen! Es iſt wahr: ſie haben Nichts gelernt und Nichts vergeſſen — ſie reden noch immer mit uns, wie ſie früher geredet, und verſchweigen noch jetzt, was ſie immer verſchwiegen. Sie wollen uns zu Horaziſchen Bauern machen, die geduldig am Ufer auf und abgehen und darauf warten, daß der Strom ablaufen werde. Sie wollen der Freiheit den Gang eines Stundenzeigers geben, über welchem, ehe er ſein Ziel erkriecht, der Sekundenzeiger des Deſpotismus viele Tauſendmale herfährt. Wir ſollen die reifen Früchte nicht brechen, ſondern warten, bis ſie verfault von den Bäumen fallen. Die Zeit macht das Korn reif, aber ſie pflügt nicht; die Zeit hat uns immer betrogen, wir borgen Nichts mehr auf ihre Wechſelbriefe; die Zeit. . . . Doch man wird es müde, für die lebendigen Meinungen, die nicht hervortreten dürfen, nur immer ihre lebloſen Bilder zu zeigen.

256.

Die Regierungen, welche Verſchwörungen anzetteln, um ſolche kund zu machen und ihren Argwohn zu rechtfertigen, ahmen hierin dem berühmten italieniſchen Arzte Cardano nach. Dieſer hatte ſich abergläubiſch das Horoſcop ſeines Lebens geſtellt, und ſtarb in ſeinem 75. Jahre eines freiwilligen Hungertodes, um ſein vorhergeſagtes Sterbejahr nicht zu überleben.

257.

Einſt hatte Rom Schauſpieler eingeführt, um die Götter zu verſöhnen, daß ſie der Peſt Einhalt thun. Hätten wir keine Quarantaine, dann ſtände es ſchlimm um unſer Leben; denn wir könnten mit allen unſern ſtehenden und wandernden Bühnen keinen Schnupfen heilen.

258.

Als Pythagoras ſeinen bekannten Lehrſatz entdeckte, brachte er den Göttern eine Hekatombe dar. Seitdem zittern die Ochſen, ſo oft eine neue Wahrheit an das Licht kommt.

259.

Herr von Eckſtein, einer der tapferſten Feder-Condottieri unſerer Zeit, hat über „Lafayette und die Amerikomanie“ eine Abhandlung geſchrieben. Der Offenbacher Staatsmann theilt ſie uns mit. Dieſe Abhandlung kann nicht anders als belehrend ſein; denn wie bekannt, verſteht ſich Herr von Eckſtein auf Tollheiten aller Art. Schade, daß ihm die Kenntniß noch einer einzigen Manie fehlt, derjenigen, woran er ſelbſt leidet, der Biomanie — ein Uebel, aus dem alle die andern Uebel entſpringen, auf deren Heilung er ſo unermüdlich bedacht iſt. Aber was verſteht Herr von Eckſtein unter Amerikomanie? Dieſes zu erklären, müſſen wir einen Umweg machen: der andere kürzere Weg iſt ſteil und hat ſeine Schwierigkeiten. Wenn der Herr Dey von Algier, bei Meth und Reiskuchen guter Dinge geworden, zum Nachtiſch einige ſeiner getreuen Unterthanen holen ließe und ihnen die Köpfe abſchlüge, dann würde wohl ſchwerlich einer der Gäſte es wagen, über dieſes algieriſche Vergnügen die Achſel zu zucken. Wagte es aber dennoch einer und ſpräche: in Europa würde es anders gehalten, dort pflegte man blos die Miſſethäter hinzurichten — dann würde der Herr Dey ohne Zweifel dem Unzufriedenen auch den Kopf abſchlagen und zu den Umſtehenden ſagen: „Das mag euch zur Warnung dienen, ihr Hunde! der war von der Europamanie angeſteckt. Aber, beim Propheten! ich werde ſie nicht aufkommen laſſen. Wem es in Algier nicht gefällt, der mag nach Europa überſchiffen; er ſoll gegen die Gebühr einen Paß erhalten. Wenn man in Europa unſchuldige Leute nicht köpft, ſo mag das nach den dortigen Lokalitäten ganz gut ſein; ländlich, ſittlich. Sie mögen es in Europa halten, wie ſie wollen; aber bei meinem Barte, Afrika ſoll Afrika bleiben!" Das iſt die Amerikomanie des Herrn von Eckſtein.... Wer hat dieſe Peſt über Frankreich gebracht? „Die gefütterte Pelzmütze des Doktor Franklin." Alſo eine Pelzmütze iſt Schuld an der franzöſiſchen Revolution! Nicht anders. Und Heil den Füchſen, daß Herr von Eckſtein dieſe Entdeckung gemacht; man wird ſie von nun an ſchonen... Und Lafayette? Wie! Herr von Eckſtein zieht Lafayette vor ſeinen Richterſtuhl? Es iſt auch komiſch genug. Ihr habt wohl ſchon einmal einer Katze zugeſehen, wie ſie eine Kugel zu fangen und feſtzuhalten ſucht; aber vergebens; dem armen Thierchen rollt die Kugel immer wieder unter der Pfote weg. Ganz ſo geberdet ſich Herr von Eckſtein, indem er von Lafayette ſpricht. Ein ehrlicher Mann! Das iſt dem Herrn von Eckſtein zu rund, das kann er nicht faſſen. Er ſucht alſo Ecken und Haken an Lafayette's Ehrlichkeit. Die letzten fünfzig Jahre, die Alles umgeworfen oder erſchüttert, haben nur Eins nicht erſchüttert — Lafayette's Tugend. Aber Herr von Eckſtein nennt das „den bannalen Wunſch, Gutes zu thun.“ Lafayette's beharrliche Geſinnung erklärt er aus deſſen Hartnäckigkeit. Er ſpricht von der Zähigkeit ſeines Charakters, von der Frivolität, von der Seichtigkeit ſeines Geiſtes. Er beſchuldigt ihn der gröbſten Unwiſſenheit. „Ein Mann, wahrhaft würdig, Mann von Charakter genannt zu werden, muß viele Stufen durchwandert ſein, ehe er zur Reiſe gediehen, den alten Adam zum öftern abgeſtreift haben, um ſich durch ſeinen Ideengang zu verjüngen.“ Goldene Lehren! Alſo nach Herrn von Eckſtein wäre Der ein Mann von Charakter, der den alten Adam zum öftern auszieht, um einen neuen Adam anzuziehen, und der ſeinen Ideengang nach den Umſtänden verjüngt! Aecht polizeicommiſſariſche Weltanſicht! Aber findet Herr von Eckſtein an Lafayette gar nichts zu loben? Nein, ſo verblendet iſt Herr von Eckſtein nicht. Wer wäre auch ſchlecht genug, an Lafayette gar nichts Löbliches zu finden! Herr von Eckſtein findet an Lafayette zu preiſen, daß er einſt, während der franzöſiſchen Revolution „den zuſammengerotteten Pöbel von Paris durch Artillerie zur Vernunft bringen ließ.“ Wie man ſieht, iſt der Beifall des Herrn von Eckſtein ſchwer zu erobern: es gehören Kanonen dazu. Es iſt brav von Herrn von Eckſtein, daß er an Lafayette lobt, was gut an ihm iſt. Nur ſind wir begierig, wie er ſich bei ſeinen Prinzipalen entſchuldigen werde, daß er verſäumt, Lafayette auch das letzte gute Haar auszureißen. Und wären ſie ihm noch ſo huldvoll ergeben, ſie werden ihm dieſe Verſäumniß wenigſtens als eine „hochverrätheriſche Nachläſſigkeit“ anrechnen.

260.

Die Hoffnungen guter Menſchen ſind Prophezeihungen, die Beſorgniſſe ſchlechter ſind es auch.

261.

Für die, welche an keine Unſterblichkeit glauben, gibt es auch keine.

262.

So Noth thut es den lebensſüchtigen Menſchen, ſich eine Ewigkeit zu denken, daß ſie, wenn ihnen die Brücke der Hoffnung verwehrt iſt, auf der Brücke der Furcht hinüber gehen.

263.

Soll man die Menſchheit beweinen, oder über die Menſchen lachen? Jeder, wie er will: es iſt

Eines wie das Andere. Ob wir ſpotten oder ernſt ſind, kriechen oder hüpfen, zaudern oder fortſtürmen, hoffen oder fürchten, glauben oder zweifeln — am Grabe begegnen wir uns Alle. Doch Eins iſt, was nützt: die Klarheit. Eins iſt, was beſteht: das Recht. Eins iſt, was beſänftigt: die Liebe.

264.

Die Weiber ſind am gefälligſten, wenn ſie Furcht haben; darum fürchten ſie ſich auch ſo leicht.

265.

Höflichkeit iſt Staatspapier des Herzens, das oft um ſo größere Zinſen trägt, je unſicherer das Kapital iſt.

266.

Ein Deutſcher kann ſeines Lebens nur froh werden, ſo lange er reiſt. Jeder Deutſche iſt in ſeinem Vaterländchen, hier oder dort, wie in einem warmen Bade, das keinen Geſunden erquickt, und worin man nicht ein wenig mit dem Finger plätſchern kann, ohne Alles naß und verdrießlich zu machen. Der Wandernde aber badet ſich im freien Strome; Luft, Waſſer, Feld und Himmel genießt er zugleich, die friſche Welle ſtärkt ihn, und der Strom tritt nicht über das Ufer, wenn er ihn mit ſeinen Armen ſchlägt. Die ſauberſten Philiſter laſſen ihn gewähren.

267.

Auch Herz und Geiſt haben eine kubiſche Größe, eine Fleiſch- und Knochenfülle, die das Weſen weder der Schönheit, noch der Stärke ausmacht.

268.

Eis oder Waſſer — dieſes allein unterſcheidet den böſen von dem guten Menſchen. Darum kann ich den einen nicht haſſen und den andern nicht lieben. Die zackigſte, härteſte Selbſtſucht iſt nichts als gefrorenes Mitleid, und die zärtlichſte Theilnahme nur aufgelöſte Eigenliebe. Daß in einem Herzen der Sommer oder der Winter wohne, daß es am Nordpole oder unter einem warmen Himmel geboren, iſt weder Schuld noch Verdienſt. Nur große Herzen, dem Weltmeere gleich, gefrieren nie; dafür ſtürmen ſie, und ihre Liebe iſt gefahrvoller als der Haß der Kleinen.

269.

Leichter iſt eine Zeit zu ſchaffen als umzuſchaffen, leichter ſie umzuſchaffen, als eine alternde zu verjüngen. Iſt es etwas Erfreuliches, durch mühſame

Heilkunſt und läſtige Lebensordnung ein hinfälliges Daſein zu friſten? Der denkende Baumeiſter hilft einem baufälligen Gebäude zu ſchneller Zerſtörung, nur daß er es während dem Niederreißen ſtützt, damit herabfallende Balken nicht beſchädigen.

270.

Nur die Glücklichen kommen ins Paradies. Die Unglücklichen ſind verdammt, in jenem wie in dieſem Leben.

271.

Das Licht, das ſogenannte officielle Mittheilungen verbreitet, iſt oft nichts als ein Irrwiſch, der uns in Sümpfe führt.

272.

Der Geiſt des Mannes iſt ſonnenlichter Tag, der Geiſt des Weibes gleicht mondheller Nacht — und der trübſte Tag iſt heller, als die hellſte Nacht. Aber der Tag verdunkelt die Sterne und macht alles Leben irdiſch, und die Nacht ruft alle Welten hervor und macht das Leben himmliſch. Der Tag bringt Glut und Dürre und Haß; Alles uns trocknend, beleuchtend, entzweit er die verwandteſten Dinge, bis ſelbſt auf ihre Schatten; die Nacht bringt Milde und Thau und Liebe, und alle Grenzen verwiſchend, verſchwiſtert ſie, was ſich feind oder fremd war. Der Geiſt des Mannes ſteht überall im Mittelpunkte der Betrachtung, von welchem er die ganze Welt überſieht. Er denkt hinaus und fühlt herein; ſein Wiſſen iſt ganz, ſeine Empfindungen ſind Brüche. Frauen ſtehen mit ihrem Geiſte nur auf dieſem oder jenem Punkte der Kreislinie. Nicht überſchauen und umſchauen können ſie die Welt, ſie umſchiffend, und ſind ſie am Ziele, ſo ſtehen ſie doch wieder am Anfange der Reiſe; ſie fühlen hinaus und denken herein; ihre Empfindung iſt vollſtändig, ihr Wiſſen ein Bruchſtück. So wäre Verluſt und Erſatz dem Manne und dem Weibe in gleichem Maße zugetheilt.

273.

Menſchen, die mit Leichtigkeit fremde Sprachen erlernen, haben gewöhnlich einen ſtarken Charakter.

274.

Um zu gefallen, muß man eitel ſein; man lernt der Eitelkeit Anderer nur an ſich ſelbſt ſchmeicheln.

275.

Alle Narrheit erſchöpfen — ſo gelangt man zum Boden der Weisheit.

276.

Klugheit iſt oft läſtig, wie ein Nachtlicht im Schlafzimmer.

277.

Glücklich zu ſein iſt auch eine Tugend.

278.

Nach Steinen und Kräutern ſoll man forſchen, die ſtille halten, wenn man ſie berührt, nicht nach lebendigen Dingen, die auf den unterſuchenden Finger zuſchnappen. Dort gibt die Befriedigung der Wißbegierde Ruhe und Luſt, hier nur Furcht und Schmerz. Die todte Natur zerſtört, um zu ſchaffen, die lebende gebärt, um zu tödten. Wie beneidenswerth ſind jene Glücklichen, die friedlich leben in der wildbewegten Zeit, am Rande des ſtürmenden Meeres ſich der Muſcheln erfreuen, die nur Käfer murren hören, und auf Schlachtfeldern nach Schmetterlingen jagen!

279.

Rouſſeau hatte ein deutſches Herz und einen britiſchen Geiſt; franzöſiſch war nichts an ihm, als die Sprache.

280.

Der Hund heult, wenn er geſchlagen wird, und der Menſch ſoll es nicht dürfen? Aber es gibt Menſchen, die hündiſcher ſind als Hunde — und nicht heulen, wenn ſie geſchlagen werden.

281.

Die Regierungen thun öfter Böſes aus Feigheit, als aus Uebermuth.

282.

Wer Tyrannei ſtürzen will, muß ihr dienen.

283.

Soll die bürgerliche Geſellſchaft eine Maſchine ſein, nun wohl, ſo behandle man ſie wenigſtens mit der Schonung, mit der man eine Maſchine zu behandeln pflegt. Iſt die Uhr einmal aufgezogen, zeigt ſie richtig die Stunde, läßt man ſie gehen, bis ſie abgelaufen iſt, oder ganz regellos geworden. Die Regierungen aber legen den Schlüſſel nie aus der Hand, ſie rücken immerfort am Zeiger, ſie regieren unaufhörlich.

284.

Man muß den Staat als eine Aſſekuranzgeſellſchaft betrachten, worin jeder Theilnehmer einen gewiſſen Theil ſeiner Freiheit als Aſſekuranzprämie entrichtet, um das Kapital zu ſichern. Aber die Prämie muß im Verhältniſſe zum Kapital, ſie muß auch im Verhältniſſe zu den Gefahren ſtehen, welchen das Kapital ausgeſetzt iſt. Verſchlingt die Prämie faſt das ganze Kapital, dann bleibt ja dem Bürger Nichts übrig, das ihm verſichert wird. Iſt die Prämie zu groß für die Unwahrſcheinlichkeit der Gefahr, dann wagte es der Bürger beſſer, ohne Verſicherung zu leben, er gewönne dabei, in den Zuſtand der Natur zurückzutreten. Dieſe beiden Mißverhältniſſe finden aber in den europäiſchen Staaten Statt. Die Freiheit des Bürgers iſt ſo ſehr beſchränkt, daß ihm wenige mehr übrig bleibt, zu deren Sicherung jene Beſchränkung eigentlich eingeführt worden. Als die bürgerlichen Geſellſchaften ſich bildeten, waren ihre Gefahren groß. Die wilden natürlichen Triebe der Menſchen herrſchten noch vor, die Leidenſchaften ruhten nicht; die Freiheit mußte ſehr beſchränkt werden. Aber die Zeiten der Gefahr ſind vorüber, die Bürger ſind zur Geſetzlichkeit erzogen, und der Verſicherungszins iſt durch die Gewinnſucht der Regierungen ſo groß geblieben, als er urſprünglich geweſen.

285.

Eine Staatsverfaſſung darf nichts enthalten, als die Beſchränkung der Freiheit, denn die Freiheit ſelbſt iſt ein angeborenes Recht, und braucht nicht bewilligt zu werden, da ſie nicht verſagt werden kann. Daher iſt eine freie Conſtitution ein thörichtes Wort, das einen thörichten Gedanken ausdrückt.

286.

Manche Regierung des Feſtlandes, die nicht zu den vorherrſchenden gehört, iſt in der bedauernswürdigen Lage, daß ſie das Böſe willig, das Gute gezwungen zu thun ſcheint, ob es zwar umgekehrt iſt.

287.

Der Adel ſieht ſich als einen Obelisken an, deſſen Spitze der Fürſt, und deſſen Poſtament das Volk bildet.

288.

Man ſpricht von den Rechten der Regierungen, der Fürſten, der Krone; ja die Liberalen ſelbſt ſprechen davon, nur ſagen ſie, das Volk habe auch Rechte. Aber wie kann eine Regierung Rechte haben? Was heißt ein Recht? Recht heißt die ausſchließliche Befugniß, die Einem auf eine Sache oder Handlung zu ſeinem Vortheile zuſtehet. Aber die ausſchließlichen Befugniſſe, die einer Regierung zuſtehen, hat ſie ſie denn zu ihrem Vortheile? Uebt ſie ſie nicht vielmehr zum Vortheile des Volkes aus? Die Macht aber, die eine Regierung zum Vortheile des Volkes übt, iſt eine Pflicht, kein Recht. Sie kann ſich dieſes ſogenannten Rechtes nicht entäußern, alſo iſt es kein Recht. Die ſchlimmſten Schmeichler der Fürſten, die wärmſten Vertheidiger der Legitimität, die ſtrengſten, abſoluteſten, können doch immer nur behaupten, zum Glücke eines Volkes ſei es nöthig, daß es monarchiſch regiert werde, daß der Fürſt unbeſchränkte Gewalt habe; iſt dieſes aber, dann hat der Fürſt nur Pflichten, er hat keine Rechte. Nur das Volk hat Rechte. Weil die Herrſchſucht der Kleinen in der Herrſchaft der Großen etwas Wünſchenswerthes fand, haben ſie den Beſitz der Herrſchaft ein Recht genannt. Den beſten edelſten Fürſten war das Regieren nur immer als eine ſchwere Pflicht erſchienen.

289.

Die bürgerliche Geſellſchaft iſt in Gährung, ſie ſtrebt ſich in ihre Elemente aufzulöſen. Derer ſind zwei: Herrſchaft und Freiheit. Alle Maſſen, alle Stoffe ziehen ſich nach dieſer oder jener Seite. Der Kampf wäre bald entſchieden, könnten nur die Kämpfer im freien Felde auf einander treffen. Aber der Miniſterialismus ſucht die Miſchungen zu erhalten.

290.

Die Hanſe-Städte, dieſe Parzen, welche den Lebensfaden des deutſchen Handels von engliſcher Wolle ſpinnen, können noch einmal Deutſchlands Furien in der Hölle der Armuth werden.

291.

Wenn politiſche Schriftſteller in den Einrichtungen und in der Verwaltung der Staaten oft nur Tadelnswerthes finden, ſo thut man ihnen Unrecht, wenn man dieſes einer ſtörriſchen unerträglichen Denkungsart, oder einer eiteln Verbeſſerungsſucht zuſchreibt. Es liegt dies vielmehr in der Natur der Sache. Der Tadel iſt ſo mannigfaltig als die Fehler, die er trifft, das Lob aber einfach wie das Lobenswerthe und darum unberedt. Es gibt tauſend Krankheiten, aber nur eine Geſundheit.

292.

Hätte Rußland Cäſars hochherzigen Stolz, lieber der erſte in einem Dorfe als der zweite in Rom ſein zu wollen, dann würde es ſeinen Trieb, ſich weſtlich auszudehnen, unterdrücken, und den Blick nach Aſien wenden. Rußland wird Europa nie beherrſchen, oder dieſes müßte früher des Wunſches unwerth geworden, ſeine Cultur zerſtört, die Krone der Bildung ihm entriſſen ſein. Peter der Große hatte den Sitz des jugendlichen Reiches von der Grenze Aſiens nach Europa verlegt, um dort zu lernen was Noth thut; aber nun, nachdem Rußland ein Jahrhundert die Schule europäiſcher Bildung beſucht hat, möge es nach Aſien zurückkehren, wie Peter der Große ſelbſt nach vollendeten Lehrjahren in ſeine Heimath zurückgekehrt war. In Aſien kann es Lehrer werden, in Europa aber wird es immer nur ein gering geachteter Schüler bleiben. Aber die herrſchaftliebenden europäiſchen Fürſten, den verjährten Vorurtheilen des Adelſtolzes noch immer anhängend, wollen ſich nur mit ahnenreichen europäiſchen Ländern vermählen, auch wenn ſie arm und häßlich wären, und achten die viel reichern und ſchönern Staaten der übrigen Welttheile darum nicht, weil ſie neuern Urſprungs und gleichſam bürgerlicher Abkunft ſind. Rußlands Unterthanen werden als aſiatiſche Bürger ſich frei und glücklich fühlen und ihren Beherrſcher lieben, als europäiſche aber ſich mit den liberaler beherrſchten Deutſchen, Franzoſen und Engländern vergleichen, und das Joch der Regierung drückend finden.

293.

Die Heilung eingewurzelter Staatsübel muß mit vieler Vorſicht unternommen werden. Oft werden politiſche Hautkrankheiten zurückgetrieben, und hierdurch innere weit gefährlichere Uebel erzeugt.

294.

Oft gleichen Fürſten den ängſtlichen oder ungeſchickten Reitern, die ein allzuraſches Pferd, um es einzuhalten, ſtark anziehen, den Zügel kurz nehmen, ihm den Sporn in den Leib drücken, und hierdurch ſeinen Lauf nur noch toller machen. Nämlich das Volk iſt hier das Pferd.

295.

So ſchnell bilden ſich die Lawinen unſerer Zeit und rollen herab, daß wir jede Schneeflocke achtſam mit dem Auge begleiten ſollen, wohin ſie falle; denn ehe ein Tag vorübergeht, hat ſich Kleines und Kleines zu einem furchtbaren Berge auf einander gehäuft, und die Sorgloſen liegen zermalmt unter dem verhöhnten weichen Flaume. — Die Pindarees in Oſtindien, ein berittenes Heer von den Eingebornen des Landes, das nahe an Hunderttauſende grenzt, kann den Britten noch einmal den Untergang bringen. Ein Räubervolk werden ſie von der legitimen brittiſchoſtindiſchen Kaufmannſchaft genannt; aber ſie werden, mit Rauben beginnend, damit endigen, durch unvergleichliche Taſchenſpielerkünſte die Silber- und Goldbarren aus der Londoner Bank über das weite Meer herüber in ihre Aermel zu locken.

296.

Man will durch Wiederherſtellung des Alten der Neuerungsſucht entgegenwirken und vergißt, daß man eben hierdurch der Neuerungsſucht fröhne, denn das Alte iſt neu geworden. Denkt euch: es wolle ein Arzt den Fehler ſeines Kranken, der ſich der Vorſchrift entgegen zu weit bewegt hätte, dadurch wieder gut machen, daß er ihn den gegangenen Weg wieder zurücklegen ließ — würdet ihr nicht ſagen: der Herr Doktor iſt ein Narr? Um des Himmelswillen ſeid höflich und ſagt es nicht; denn es geſchieht täglich vor unſern Augen. Auf die nämliche Weiſe glaubt man die Bewegungen der Völker rückgängig und ungeſchehen machen zu können.

297.

Jean Paul, dieſes Harzgebirge und Potoſi voll der edelſten Metalle, würde verarbeitet die Bijouterieläden aller deutſchen Belletriſten verſehen, und zu Goldſchlägerplatten ausgedehnt, die halbe Erde bedecken können. Warum gebrauchen ihn unſere literariſchen Zinngießer und Kupferſchmiede nicht öfter zum Vergolden ihrer Gefäße? Dieſer große Dichter (ein um ſo größerer, da er das Muſenpferd ohne den Steigbügel des Reims zu beſteigen, und ohne metriſchen Zügel zu lenken verſteht) weiß aus dem Heu und den Futterkräutern der Gelehrſamkeit friſche, liebliche Blumenſträuße zu winden, ſtatt daß Andere ſelbſt ihre Roſen und Lilien in ein Gemüſe zerkochen. Ihm fehlt nichts, als daß ihm nichts fehlt, niemals. Er erſchwert nämlich durch gleichzeitiges Darbieten verſchiedenartiger Genüſſe die Wahl unter denſelben, und ſchmälert den erwählten Genuß durch die damit verbundene Aufopferung. Die Natur ſelbſt gibt hierin eine weiſe Lehre: die dem Auge wohlgefälligſten Blumen ſind es nicht, die am ſüßeſten duften, und bei der Frucht ſind Farbe und Geruch dem Geſchmacke untergeordnet. — Wie hätte Voltaire über Jean Paul geurtheilt? wie er über Shakeſpeare gethan. Er würde an dieſem Mammuthsknochen einer ihm unbekannten Rieſengeiſterart die zierliche Taille eines franzöſiſchen Marquis abgemeſſen, und das Uebermaß des Erſteren lächerlich und unnatürlich gefunden haben.

298.

Der muſikaliſchen Welt iſt es vielleicht nicht hinlänglich bekannt, daß ein gewiſſer Henkel „Wiener Congreß-Walzer“ componirt hat. Bei Simrock in Bonn ſind ſie zu haben. Ehemals war ein Congreß ein Menuet, wo alles ehrbar und feierlich herging; man bewegte ſich mit langſamen ſtolzen Schritten, und verlor ſich nie aus dem Auge, doch ſo, daß man ſich immer nur von der Seite anſah. In Wien ging es raſcher her, man walzte bald mit Dieſem, bald mit Jenem, und Keiner blieb vom Tanze ausgeſchloſſen. Gegenwärtig zu Aachen, da nur vier Herren an der Luſtbarkeit Theil nehmen, wird eine Quadrille getanzt. Der nächſtfolgende Congreß gibt ein Pas de deux. Unſere Enkel ſehen Solo tanzen. Endlich kömmt der Teufel und ſpielt den Kehraus, wobei wieder Alles durcheinander läuft. Dann hat der politiſche Carneval für dieſe Jahreszeit ein Ende, bis eine neue Maskerade beginnt — und ſo geht's immer fort. Der Menſch iſt zur Dienſtbarkeit geboren.

299.

Man mag die Wiederaufnahme der Jeſuiten in einigen Cantonen der Schweiz läſtern, aber es wäre dumm, darüber zu erſtaunen. Es iſt nur zu verwundern, daß es nicht allgemeiner geſchieht. Die Ariſtokraten aller Orten können nichts Klügeres thun, als ſich mit der Geiſtlichkeit zu verbinden. Zum Glücke der Welt werden die Herren darin zu ſpät betrauern, daß ſie die ſtärkſte Säule ihrer Throne ſo leichtſinnig umgeworfen haben. Römer und Griechen regierten und konnten der Prieſter nicht entbehren, wie wollen es die Fürſten der Gegenwart, die nur zu herrſchen verſtehen? In dem endloſen Kampfe der menſchlichen Herrſchbegierde gegen die Freiheitsliebe werden von Zeit zu Zeit die Waffen und das Schlachtfeld gewechſelt, aber der Preis des Sieges bleibt unveränderlich. Zuerſt verbanden ſich die Fürſten mit ihren Unterthanen, um die Macht des Adels zu ſchwächen, dann gebrauchten ſie letzteren als Schutzwehr gegen die andringende Volksmenge. Für ſich ſelbſt, doch näher der Thronſeite, kämpfte die Geiſtlichkeit. Die Fürſten behielten die Oberhand, ſo lange ſie die dem Volke abgewonnene irdiſche Beute des Sieges mit den himmliſchen Schaaren, ihren Bundesgenoſſen, willig theilten. Nun haben ſie aber zu unſerer Zeit, nicht dem Wohle ihrer Völker etwa, ſondern ihrer eignen ausſchweifenden Liebe zur Unabhängigkeit auch die Diener der Religion geopfert, und darauf wurden ſie ſelbſt überwältigt. Diejenigen, die ſich aus dem

Sturme gerettet, verſtehen noch heute das Geheimniß ihrer Schwäche nicht. Sie vergeſſen, daß nicht die Religion, ſondern die Lehrer der Religion ſie gegen das Volk geſchützt. Sie wollen jetzt mit dem Himmel unmittelbare Verträge abſchließen, und nicht durch Geſandte; ſie wollen die Gottheit ohne Prieſter fürchten machen, und — ſie gehen zu Grunde, beharren ſie darauf.

300.

Man kann nicht oft genug davon ſprechen, daß die Jeſuiten ſich auch in Freiburg wieder angeſiedelt haben; ein Wunder wird nicht gleich bei der erſten Erzählung geglaubt. Dem ſchuldloſen kindlichen Volke dort, das wie überall, wo die Furcht es nicht abhält ſeine Furcht zu äußern, bald auswittert, ob ihm Schaden bevorſtehe, ward unheimlich vor dem Böſen, und es bewegte ſich. Darauf verordnete die Regierung: Ruhe, und daß, um den Spöttereien ein Ende zu machen — Keiner Abends nach 10 Uhr ohne Laterne und Licht über die Straße gehen dürfe. Man ſieht, die Herren ſind nicht ſo ſchlimm, als man denken ſollte. Bei der Finſterniß, welche ihre Jeſuiten hereingebracht, ſorgen ſie doch für einige Beleuchtung.

301.

Aus Neuchatel will man die Juden vertreiben. Sonderbar. Dort werden jährlich 130,000 Stück Uhren verfertigt, und dennoch wiſſen die Herren des Landes nicht, welche Zeit es iſt!

302.

In der Rede, welche der Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz bei der Beerdigung Blücher's gehalten hat, iſt ein ungemein ſchöner Witz. Denn nur dieſes ſchönwiſſenſchaftlichen Vorzuges will ich gedenken; der Geiſt, die Wahrheit, die Tugend, die Rechtlichkeit in jener Rede verſtehen ſich von ſelbſt. Welche pfeilſchnelle Fortſchritte hat die deutſche Sprache gemacht! Da noch die Franzoſen herrſchten, war das Wort gefangen; ein geſunder, ſtarker, ſchön gebauter Körper war unſere Sprache, aber man ſah ihr die Kerkerluft an, ſie war bleich und konnte ſich kaum auf den Beinen halten. Und jetzt! Seit jener Schlacht, die Europa, die Preußen rettete, ſind erſt acht Jahre vorüber, und man höre, welch eine Sprache ſie führen! So nachgiebiger Gemüthsart auch unſere deutſchen Staatsmänner ſind, ſo wenig geben ſie doch den engliſchen in der Redekunſt nach. Durch das einzige Wort Preußenthum, deſſen ſich Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz ſo glücklich bediente, iſt die

Sprache mit hundert neuen Wörtern bereichert worden, und der kühne Marſchall **Vorwärts**, der jene Erfindung veranlaßte, hat auch die Sprache vorwärts gebracht. Gibt es ein Preußenthum, ſo gibt es auch ein Fezthum, ein Marokkothum. Gibt es ein Preußenthum, ſo gibt es auch — die Ausländer bei Seite geſchoben — ein Oeſtreichthum, ein Baiernthum, ein Sachſenthum, ein Hannoverthum, ein Badenthum, ein Naſſauthum, ein Heſſenthum, ein Reußthum, ein Brementhum, ein Frankfurtthum, und die ganze Bundestonleiter auf und ab. Ja, wer nur ein wenig publiziſtiſches Ehrgefühl hat, der wird auch den mediatiſirten Staaten das ſchöne Thumrecht nicht verſagen wollen. Dann würde Adelungs Wörterbuch durch Leiningenthum, Fuldathum, Salmthum, Erbachthum, Wied-Runkelthum und noch viele andere Thüme vermehrt werden. Das hätten wir der ſchönen Rede zu verdanken, die Freiherr von Lüttwitz zu Kriblowitz am Grabe Blücher's gehalten hat. Nur müßte man ſich vorſehen, das herrliche Wort immer gut Meißeniſch auszuſprechen, damit es durch den häufigen Gebrauch nicht ſein eigenthümliches Gepräge, ſeine zarte Ausſprache verliere.

303.

Man hat ſchon oft die Bemerkung gemacht, daß das Wort Bediente, im Sinne des üblichen Gebrauchs, falſch ſei, indem es nach der Sprachableitung eigentlich einen ſolchen bezeichnet, der bedient wird. So werden in einer königlich hannöveriſchen Verordnung vom 31. Oktober, die von den Dienſtvergehungen der Staatsbeamten handelt, dieſe Beamten Bediente genannt. Es heißt: „durch grobe Nachläſſigkeit ſich auszeichnende Bediente,“ „ſolche leichtſinnig nachläſſige, pflichtvergeſſene Bediente.“ Ein Staats-Bediente aber iſt nicht ein Mann, der dem Staate, ſondern Einer, dem der Staat dient. Dieſe Zweideutigkeit iſt zu bedenklich, als daß man nicht ſuchen ſollte ſie zu vermeiden.

304.

Die Frevel der gottloſen Menſchen, die, einen höchſten Verſeher des Rechts und der Liebe verläugnend oder verkennend, im Sinnesrauſche dahintaumeln und ihr Eintagsleben mit der unvergänglichen Seligkeit bezahlen — dieſe Frevel ſind lilienweiß gegen die Frevel jener Gottesheuchler, die alle irdiſche Gewalt vom Himmel ableiten, um ohne Schaam ihr ſchmeicheln zu können, die ihr ſchmeicheln, um an dem Bediententiſche der Mächtigen koſtenfrei zu zechen, und die keck behaupten, Gottes Hand ſelbſt habe mit Sternenſchrift in das himmliſche Budget geſchrieben, ſie, ſeine Verehrer, ſollten jährlich ſo und ſo viele tauſend Gulden W. W. Wartegeld bekommen, bis ſie einſt im Paradieſe ihren vollen Gehalt empfangen. Wollt ihr wiſſen, was in der Wiener Concordia auf jedem Blatte geſagt wird? Es wird darin geſagt, in einer mephitiſchen, dunkeln, zähe dahinſchleichenden, unerquicklichen Sprache, was der Jude Itzig Herſchmann in Caſſel mit wenigen Worten auf's Verſtändlichſte und Anmuthigſte ausgeſprochen hat. Dieſer Jude ließ vor einigen Tagen folgende Dankſagung in die Zeitungen ſetzen: „Der Gott meiner Väter ſegne den Herrn Pfarrer Wahler tauſend- und aber tauſendmal und bis in's dritte und vierte Glied! denn ſeine vortreffliche Froſtſalbe hat meine ganz aufgebrochene Füße von Grund aus geheilt, ſo daß ich nunmehr meine Geſchäfte wieder verrichten kann."

305.

Deutſcher Muth und eiſerner Sinn. — Wenn dem Volke von Neapel, das ſo ſchwach an Zahl und angeborner Kraft der Ausdauer, wenn ihm dennoch gelänge, ſeinen Willen und ſeine Freiheit gegen die mächtigſten Fürſten Europa's zu behaupten — dann dürfte es ſich wohl verſtatten, von Neapolitaniſchem Muthe und eiſernem Sinne zu ſprechen. Wir aber, wir! . . . doch halte ein, Leſer, lege die Hand auf das Blatt und ſuche zu errathen, ehe ich es enträthſele, bei welcher Gelegenheit ein deutſcher Mann von deutſchem Muthe und eiſernem Sinne geprahlt hat. . . .

. . . Der Buchhändler Gerhard Fleiſcher in Leipzig hat es gethan. Er ſagt in einer Ankündigung: „Mit allen dieſen und manchen andern Schwierigkeiten hat es dennoch teutſcher Muth und eiſerner Sinn aufgenommen, und" — — und? — — wir erhalten mit nächſtem den erſten Theil (einer neuen Auflage) von Naumanns Naturgeſchichte der Vögel Teutſchlands, mit 48 colorirten und 2 ſchwarzen Kupfern! — O daß man nicht zuſchlagen darf, daß man ein erbärmlicher Menſch iſt, der nichts zu führen verſteht, als die Feder einer Gans, und daß man dieſe nicht einmal mit Schwung führen darf! Wir hätten Muth und eiſernen Sinn? Wo, wie, wann haben wir das gezeigt? Muth haben wir, den Uebermuth Anderer geduldig zu ertragen, und eiſern mag wohl unſer Sinn genannt werden, weil er folgſam dem Magnete jeder Gewalt zuſpringt. Ich habe mich nie mit Vögeln beſchäftigt und kann alſo die Schriften, die davon handeln, nicht beurtheilen. Aber mir iſt bekannt, daß Herr Fleiſcher den Namen eines guten Buchhändlers hat, und ich bin daher überzeugt, daß das Kupferwerk, welches er ankündigt, im Verhältniſſe ſeines Preiſes vortrefflich iſt. Doch wollte ich wetten, daß es von einem Nürnberger Bilderbogen nicht weiter abſticht, als es von den Kunſtwerken, welche die Engländer und Franzoſen in dieſem Fache haben, entfernt bleiben wird. Die Buchhändler-Familie *Pankoucke* in Paris, Vater, Sohn und Enkel, haben mehr Werke großer Unternehmung verlegt, als alle deutſche Buchhändler zuſammengenommen! Hat man aber je geleſen, daß ſie in einer Ankündigung von heroïsme français, von tête de fer geſprochen? Was würden die Deutſchen erſt prahlen, wenn ſie ein Werk wie das franzöſiſche über Aegypten zu Stande gebracht hätten! Und die Franzoſen haben jenes Land nicht blos beſchrieben, ſondern auch erobert! Wir leben in einer gar ſonderbaren Verblendung. Wir loben uns unaufhörlich auf's Allerunbefangenſte; wir werfen uns vor, wir wären zu beſcheiden, erkennten unſere eigenen Vorzüge nicht und überſchätzten das Gute des Auslandes. Aber iſt es nicht nur eine andere, ja die lächerlichſte Eitelkeit, zu ſagen, daß man zu beſcheiden wäre? Graben wir nach Wurzeln und überlaſſen Andern die Früchte, ſo nennen wir das *Gründlichkeit*; ſind wir feige, Unrecht abzuwehren, ſo nennen wir das Ausdauer; und ſind wir langſamer als die Schnecken, ſo nennen wir das Beharrlichkeit. Die Encyclopädie von Krünitz begann im Jahre 1773. Der Herausgeber ſtarb, als er eben mit dem Artikel Leiche beſchäftigt war; zwei andere Herausgeber ſind ſeitdem zu Leichen geworden; die 125 Bände, die bis zum Jahre 1818 erſchienen waren, koſteten ſchon über 400 Rthlr. und jetzt, ſoviel mir bekannt iſt, ſteht das Buch (48 Jahre nach Erſcheinung des erſten Bandes) im Buchſtaben R. Alſo das wäre deutſcher Muth, eiſerner Sinn! Die neue Encyclopädie von Gruber und Erſch zeigt ſchon als Kind dieſen deutſchen eiſernen Sinn. Iſt ſie in 40 Jahren vollendet, ſo will ich dann, wenn ich noch unter den Lebendigen wandle, ein halbblinder Greis, verurtheilt werden, alle Buchſtaben des Werks zu zählen und mir bei jedem Buchſtaben eine Ohrfeige geben zu laſſen. Und wenn ſie endlich fertig iſt, wozu wird ſie zu brauchen ſein? Der Artikel Adel iſt geliefert; aber bis die Zeit und das Buch zur Vernunft kommen, gibt es vielleicht keinen Adel mehr. Jener Büßende, der auf ſeiner Wallfahrt nach Rom immer nach zwei Schritten vorwärts einen zurückthat, iſt ein Blitz gegen uns; wir machen einen Schritt vorwärts und zwei Schritte zurück. Darum werden wir nie

Männer werden, ſondern immer kleiner und jünger, bis wir endlich in die Wiege zurückkriechen, und uns von unſern Ammen in den Schlaf lullen laſſen. Wohl bekomm' es!

306.

Die über München ſcheinende Eos verkündigt folgenden Tag: „Der Präſident von Feuerbach arbeitet gegenwärtig an einem Werke über die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens. Wir ſind überzeugt, daß das, was dieſer rühmlichſt bekannte Schriftſteller und Staatsdiener über dieſen Gegenſtand, es ſei dafür oder dagegen, ſagen wird, Werth haben und gediegener ſein werde, als die zuſammengetragenen Ideen manches berühmten Schreiers unſerer Zeit.“ Das iſt der vierte Wind, den Hyperions Tochter dem Titanen Aſträus gebiert. Wie ſich aber der Titan Aſträus in unſern Tagen nennt, das weiß ich wohl, doch darf ich es nicht ſagen. Dieſe bairiſche Eos mag wohl Helenen zur Schweſter haben, aber Helios iſt gewiß nicht ihr Bruder. Wer hätte nicht die größte Hochachtung vor Feuerbach? Doch wenn dieſe zu ſteigern wäre, ſo würde ſein Werk über die Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, wie es auch beſchaffen ſein wird, nichts dazu beitragen. Spricht er für die Oeffentlichkeit, ſo bleibt auch ihm nichts Anderes übrig, als Ideen zuſammenzutragen; denn in dieſem Gebiete der Staatswiſſenſchaft iſt Alles erſchöpft, und wo die Erfahrung ſchon in Blüthe ſteht, da iſt es überflüſſig, ja oft verderblich, den Grund, auf dem die Pflanze wächſt, von neuem aufzulockern. Spricht er aber gegen die Oeffentlichkeit, ſo kann er nur etwas Falſches, oder etwas Gewöhnliches, Bekanntes ſagen. Falſch wird ſeine Lehre ſein, wenn er die Oeffentlichkeit des Rechtsverfahrens unbedingt für jede Staatsverfaſſung verwirft. Alle Ausſprüche und Vollſtreckungen einer geheimen Juſtiz ſind heimliche Hinrichtungen, mit welchen bürgerliche Freiheit gar nicht zu vereinen iſt. Ob eine ſtreitige Sache dem Hans oder dem Kunz verbleibe, ob ein einzelner Miſſethäter beſtraft werde oder nicht, dieſes iſt dem Gemeinweſen ſehr gleichgültig. Aber die Zuverſicht, daß Recht geübt werde, iſt Lebensbedürfniß in der bürgerlichen Geſellſchaft, und dieſe Zuverſicht verſagt die heimliche Juſtiz. Kein Fürſt, kein Richter, kein Verwalter darf Glauben fordern an ſeine Gerechtigkeit; nur an Gott glaubt man, den Menſchen aber will man ſehen, hören, betaſten, ausrechnen. Gedenkt aber der Präſident von Feuerbach darzuthun, daß in dieſem oder jenem Staate Oeffentlichkeit der Juſtiz unerſprießlich ſei, ſo iſt dieſes etwas ſehr Bekanntes, Gewöhnliches. Es verſteht ſich von ſelbſt, daß kein Hauptgebrechen eines gegebenen Staates geheilt werden könne, ohne die Eigenthümlichkeit dieſes Staates zu verletzen. In ſtrengen Monarchieen iſt geheime Juſtiz eben ſo wohlthätig, als es barmherzig iſt, einem zum Tode Verurtheilten bei der Hinrichtung die Augen zu verbinden. Allein was ſoll hierdurch bewieſen werden? Wenn wir Oeffentlichkeit der Juſtiz, oder Geſchwornengerichte, oder Preßfreiheit fordern, ſo haben wir natürlich dabei noch andere Dinge im Sinne. Gebt uns nur die Finger, die Hand nehmen wir. Wenn die dintenfingerige Eos von berühmten Schreiern ſpricht, ſo iſt ihr Wahn ſo groß als ihre Grobheit. Wer als Schriftſteller berühmt iſt, der verdient es auch zu ſein. Die wiſſenſchaftliche Erkenntniß gleicht nicht der Weisheit der Staats-Myſtagogen, hinter deren klugen Larve der Blödſinn ſchwitzt — ſie zeigt immer nur ihr wahres Angeſicht. Es kann wohl Schriftſteller geben, die als Schreier berüchtigt ſind, aber berühmte Schreier hat es nie gegeben.

307.

In einer Anzeige, die Zeitſchrift Flora betreffend, wird geſagt: „Sie kömmt wöchentlich viermal nebſt einer Beilage heraus, ſchließt alles Politiſche aus und beſchäftigt ſich blos mit Gegenſtänden, die den Verſtand und das Gemüth anſprechen." Alſo die Politik iſt ein Gegenſtand, der weder den Verſtand, noch das Gemüth anſpricht! Und was ſpricht ſie denn an? den Magen oder welches Eingeweide ſonſt? Die Zeitſchrift Flora erſcheint in Wien — — nein, ich habe mich geirrt, ſie erſcheint in München.

308.

Dieſe abgeriſſenen Sätze ſtehen in geheimer Verbindung und ſind aus der Gehirnloge als Brüder hervorgetreten. Ich hätte ſie und die Leſer eben ſo leicht an eine gemeinſchaftliche Galeerenkette der Langeweile ſchmieden können. Aber lange Aufſätze werden als zu zeitkoſtſpielig in dieſer aphoriſtiſchen Zeit, wo jede Begebenheit eine Sentenz, und ſelbſt jeder Zufall zum Sprichworte des Schickſals wird, ſeltener geleſen, als verfertigt. Man fordert, daß die Reden ſein ſollen wie die Thaten der Gegenwart: compakt und, gleich Bouillontafeln, für ſich nicht genießbar. Der Leſer will das Vergnügen haben, ſein eignes kochendes Waſſer darüber herzugießen, um ſich ſelbſt daraus eine Fleiſchbrühe zu bereiten.

Franzöſiſche Aufſätze.

(Fragments politiques et litéraires.)

Mit einem Vorworte von Cormenin.

Note.

Bœrne est l'un de ces rares esprits qui prospèrent, en quelque lieu que leurs pensées poussent et se répandent; pareil à ces belles fleurs exotiques qui, transportées dans nos doux climats, y brillent presque du même éclat, y exhalent presque le même parfum que nos roses naturelles.

Le génie de Bœrne, quoique allemand par la profondeur et l'universalité de la pensée, ressemblait néanmoins, par la forme, à celui de Voltaire: vif, léger, fin, original, il ne se perdait pas dans ces abstractions métaphysiques, dans ces définitions nébuleuses où les philosophes de l'Allemagne se jettent, soit par habitude, soit par une sorte de courbure de leur esprit, soit pour se dérober à eux-mêmes la vue des misères politiques qui les affligent.

Bœrne, impétueux, ardent, véridique, intrépide, ne composait pas avec les préjugés. Il abattait sous le tranchant de sa plume acérée, les institutions féodales, les courtisans, les flatteurs et les abus.

Il y a, même en politique, un côté poétique, comme en tout le reste. C'est ce côté poétique, ce côté fleuri que saisissent plus volontiers les Allemands; mais la fleur du pommier, la fleur de la vigne, la fleur du blé, tombent au premier souffle du vent. C'est le raisin seul qui donne le vin, l'épi seul qui donne le blé, le noyau seul qui donne le fruit; de même, pour bien connaître les choses, en toutes choses, il faut al'er au fond des choses. C'est là ce que savent faire admirablement les Français. Avec leur esprit positif, exact, méthodique, pénétrant, arrangeur, ils ont bien vite réduit chaque matière à sa plus simple expression; et il ne faut pas croire, parce qu'ils dansent et qu'ils chantent à ravir, que ce soit un peuple qui danse et qui chante toujours. Ce sont, au contraire, les Allemands qui, en politique, chantent toujours. Je ne les en blâme point. Ils font comme fit jadis Hésiode, comme firent les bardes écossais, les enfans d'Odin, et les Druides nos aïeux.

Avant d'éclairer les esprits, il faut toucher les cœurs, et il n'y a que les poètes qui sachent bien toucher les cœurs. Il faut parler à l'imagination des peuples par des figures, et il n'y a que les poètes qui sachent bien attaquer, ébranler, séduire l'imagination. Bœrne a donc suivi la marche naturelle des choses; il s'avance par bonds comme les poètes lyriques; il sème, il prodigue toutes les fleurs de son brillant esprit; il a de soudaines aspirations vers un avenir meilleur; il s'afflige, il se console, il croit, il doute, il espère, et l'on sent que son ame déborde et que ses entrailles remuent. Il se berce dans ses pensées, il cesse d'être Français, il redevient Allemand, il va, revient, flotte et suit dans ses calmes, ses agitations, ses progrès et ses retours, le flot ondulé de juillet.

Sa manière est un mélange d'ode, d'élégie et de satyre; l'homme de lettres domine, et le publiciste est quelquefois absent.

Or, ce qu'il faut à l'Allemagne, ce sont des logiciens et des publicistes plutôt que des poètes et des philosophes. Celui qui lui donnerait la liberté de la presse, de la tribune et du jury, ferait plus pour sa gloire et pour son bonheur, que tous ces rapsodes de ballades romantiques, ou ces rêveurs d'utopies qui s'enferment dans leurs cabinets, à la poursuite d'une âme. Eh! sublimes penseurs, ce ne sont pas les âmes qui songent, mais les âmes qui souffrent qu'il faut soulager!

Bœrne était aussi grand par le sentiment que distingué par l'esprit. Il aimait la France comme sa seconde patrie: il l'aimait dans l'intérêt de l'Allemagne.

Il avait raison. L'Allemagne a besoin du secours de la France, non pas de la France militaire, mais de la France intellectuelle, pour secouer le joug féodal de ses aristocraties et et de ses monarchies. Depuis longtemps, et sans qu'on y prenne garde, au milieu de tous les bruits du siècle, il se fait, dans le sein de l'Allemagne, comme un travail lent mais continu de décomposition, et la loi du progrès s'y accomplira. Mais comment? Est-ce un volcan de liberté qui fera sauter en l'air les aristocraties et les trônes? Sont-ce les rois eux-mêmes qui, mieux pénétrés de leurs devoirs, plus amis de l'humanité, plus prévoyans de l'avenir, libéraliseront à la fois leurs institutions et leurs peuples? La révolution, puisqu'il faut l'appeler par son nom, sera-t-elle subite ou progressive, violente ou pacifique? La Providence a ses voies qu'elle seule connaît, et nous aurions, avec Bœrne, préféré toujours les plus douces.

Bœrne est mort dans cette sainte espérance, et les Allemands régénérés le béniront un jour comme l'un des précurseurs de leur émancipation.

Cormenin.

I.

(Der Deutſche Bauernkrieg ꝛc.)

La Guerre des Paysans en Allemagne,

au temps de la Réforme.

PAR WACHSMUTH. *)

Vers la fin du moyen âge l'état des paysans fut beaucoup plus misérable en Allemagne que dans les pays méridionaux de l'Europe. Là ils n'étaient tourmentés que par leurs maîtres immédiats, mais en Allemagne le pays étant partagé entre d'innombrables petits et grands dominateurs, et le souverain et le seigneur se trouvant par là souvent réunis en une même personne, les paysans étaient doublement chargés et vexés, d'abord comme serfs,

---

*) Article publié dans le *Réformateur* du 29 avril 1835.

et ensuite comme sujets; il leur fallait contenter à la fois et la cupidité du propriétaire et l'orgueil du souverain. Les villages étaient collés aux murs des châteaux comme des nids d'hirondelles, et perpétuellement menacés par les aires de vautours placées au-dessus de leurs têtes. L'Allemagne était en arrière d'un siècle de la civilisation de la France, comme celle-ci était en arrière de la civilisation de l'Italie. Les arts et les sciences n'y avaient pas encore pénétré, et la corruption des moeurs, qui, en dégradant l'homme, adoucit par compensation sa férocité naturelle, avait encore eu peu d'accès auprès des princes et seigneurs allemands. C'étaient des ivrognes à têtes lourdes, qui passaient leur vie à guerroyer, à chasser, à boire et à jouer. Leurs plaisirs les endurcissaient autant que leurs occupations, ce qui les rendit sauvages, cruels et inaccessibles à la pitié.

Plusieurs changemens survenus vers la fin du quinzième siècle dans l'état politique et moral de l'Allemagne, ajoutaient encore à la misère des campagnards. L'empereur Maximilien Ier réussit enfin à ce que ces prédécesseurs avaient vainement tenté; à abolir les guerres particulières des petits souverains et seigneurs dont le pays fourmillait, et à les contraindre d'assujettir leurs querelles aux tribunaux nouvellement établis dans ce but. Par ces sages mesures, la famille nobiliaire de l'Allemagne fut pacifiée. Mais à l'égard des valets de la maison, des paysans, l'empereur ne s'inquiétait pas plus que ses ancêtres de les protéger contre la vexation, la rapine et les violences de leurs seigneurs territoriaux. On ne leur accorda pas le droit d'avoir recours aux tribunaux contre la force brutale. Donc les seigneurs, forcés de se soumettre aux lois de l'empire, et de renoncer à l'ancien droit du plus fort, dirigeaient leur rage oisive et leur cupidité affamée, dès lors sans partage, contre leurs serfs.

Les légistes de ce temps furent ce qu'ils sont en tout temps, les prêtres de l'injustice, auxquels on doit cette vénération stupide envers des lois injustes, qui, plus que les armes, a rendu les despotes si puissans. Les docteurs du droit romain qui, après la renaissance, fut introduit des universités de l'Italie dans celles de l'Allemagne, n'ont pas peu contribué à empirer la situation déjà si malheureuse des campagnards. Ils tâchaient, avec tout le fanatisme d'une nouvelle doctrine, d'appliquer les maximes de l'esclavage de l'antiquité à l'état de servitude des paysans, de manière que ce qui n'était qu'une suite de la féodalité, c'est-à-dire da la guerre, de la conquête, de la force brutale, fut dèslors regardé comme sanctionné par d'anciennes lois, et ennobli par des mœurs antiques. Le droit romain et son enseignement exercent encore de nos jours l'influence la plus funeste sur l'Allemagne. Les professeurs de ce droit, dans les universités, sont les adversaires les plus prononcés de toute réforme politique, et ils communiquent leurs opinions à leurs disciples, parmi lesquels se recrute la classe des avocats, des juges, des administrateurs, enfin de cette foule de gens qu'en Allemagne on appelle *serviteurs de l'état*, quoique en réalité ils en soient les maitres. Dans ce malheureux pays on n'a pas encore appris à enterrer les mœurs, les lois, les institutions mortes. Tout le passé se putréfie en plein air, et fait plus de ravage après avoir cessé d'exister, qu'il n'en fit dans la vigueur de son existence.

En même temps que ces causes et plusieurs autres non mentionnées aggravaient la situation des paysans, certains rapports politiques, suite d'événements récens, réveillaient leur sensibilité et aiguisaient le sentiment de leur misère. Au nord de l'Allemagne, de simples paysans sans discipline et sans chefs militaires, mais soutenus par l'amour de la patrie et guidés par leur bravoure, avaient repoussé l'invasion du roi de Danemarck et défait son armée bien disciplinée et formidable. Au midi, les pâtres de la Suisse continuaient avec le plus heureux succès d'étendre et d'affermir leur liberté, et ils vainquirent les plus puissans souverains de leur temps. Tout cela devait faire sortir les paysans allemands de leur léthargie séculaire, et les remplir de tristesse et d'envie.

Mais l'espérance leur vint en même temps. Les savans et les fous qui vivaient alors aux cours des rois, avaient démontré à leurs maîtres qu'un cheval était un animal récalcitrant, que l'homme était d'une espèce plus docile et plus propre à l'obéissance passive, cette âme de la guerre et de la domination: ils leur avaient donc conseillé de mettre une portion du peuple en uniforme, pour l'opposer d'un côté au peuple en haillons, de l'autre à l'aristocratie centaure. Cette doctrine sourit aux princes, et pour s'affranchir des services impérieux que leurs vassaux leur prêtaient dans leurs guerres, ils introduisirent de l'infanterie dans leurs armées, sous le nom de *lansquenets*. Cette institution des *lansquenets*, qu'on recrutait parmi les paysans, éveilla dans cette malheureuse classe de nouvelles idées et de nouveaux sentimens; ils commencèrent à se croire des hommes, à comprendre que la force était de leur côté, qu'ils n'étaient pas créés seulement pour être volés et assassinés, mais qu'ils avaient autant que les plus grands seigneurs tous les talens requis pour être voleurs et assassins à leur tour; enfin ils sentirent qu'ils valaient quelque chose, et cela releva leur courage, abattu par de longs siècles d'esclavage et de misère.

Survint la réforme de Luther. On sait que la révolution religieuse du seizième siècle fut occasionée, comme la révolution française, par un déficit de finances. Le pape Léon X manquait d'argent pour achever le temple de Saint-Pierre et pour subventionner la toilette et les galanteries d'une sœur aimée. Pour remplir son trésor, il vida le purgatoire et peupla le paradis. C'était un trafic fort innocent, qui ne faisait tort à personne. Le souverain pontife envoya des commissionnaires dans tous les pays de la chrétienté, et surtout chez les bons et crédules Allemands; ils offraient des indulgences pour les pécheurs vivans et des lettres de grâce ou des commutations de peines pour les pécheurs morts et condamnés. Ces commis-voyageurs étaient d'habiles charlatans, ils vantaient leurs marchandises avec une éloquence irrésistible, et toutes les bourses se déliaient. Ils tiraient des sommes énormes de l'Allemagne, surtout de la Saxe, la patrie de Luther. Ces gaillards fréquentaient les cabarets et jouaient aux dés, contre un verre de brandevin, les âmes des défunts qui furent réclamées par leurs parens. Aux fidèles pauvres, ils vendaient à crédit. Tout le monde fut content. Mais Jupiter Luther fronça les sourcils, et le monde trembla, et les peuples s'entr'égorgèrent dans des guerres prétendues religieuses, et un déluge de sang couvrit le monde pendant cent cinquante ans, et les rois ricanèrent.

La réforme n'a profité qu'aux princes et aux savans. Le peuple n'y a rien gagné en son bien-être matériel, et y a beaucoup perdu en son bien-être moral. Après tout, la puissance sacerdotale n'était qu'une puissance morale. Les peuples s'appauvrirent pour enrichir l'Église, comme on se ruine pour sa maîtresse, quand on est trop faible ou trop passionné pour résister à ses bouderies et à ses caresses. Mais, après la réforme, les princes s'étant emparés des biens et des revenus de l'Église, l'impôt remplaça les dons gratuits, et le code pénal du fisc le purgatoire. Luther ôta au peuple le paradis et lui laissa l'enfer, il lui ôta l'espérance et lui laissa la crainte. Il prescrivit le repentir pour être absous de ses péchés, mais le repentir ne se commande pas. Il exigea de bonnes œuvres au lieu du culte extérieur, mais le bonnes œuvres ne devinrent pas plus fréquentes depuis cette doctrine.

Les mœurs devinrent austères : au dehors, tout fut propre et sans tache; mais ce n'était que des vices rentrés qui ravageaient les parties cachées de ce corps social ; les ruses et les friponneries remplaçaient les violences et les crimes; les fêtes religieuses furent diminuées, les jours ouvrables, et par là les peines du peuple furent augmentées. Le service divin, sous le catholicisme, la consolation et en même temps l'opéra et le délassement des malheureux, fut converti en une école de morale, où les fidèles s'ennuyaient et s'endormaient; la théologie, autrefois un art divin, devint une science inaccessible à l'intelligence du peuple; la vie publique cessa tout-à-fait. Il n'y avait plus de peintres, de poètes, de fêtes pour le peuple; on ne bâtit plus d'édifices publics; l'égoïsme provincial et domestique remplaça l'esprit national; le peuple allemand, autrefois si jovial, si spirituel, si ingénu, fut changé par la réforme en un peuple triste, lourd et ennuyeux. En Allemagne, c'est une véritable vie de carême qui dure depuis trois siècles, et ce bon peuple germanique est encore loin de ses pâques.

Luther était un grand homme, mais avant tout il était homme, et partageait tous le vices et toutes les faiblesses de cette malheureuse espèce. Plébéien parvenu, il haïssait et méprisait l'état d'où il était sorti, et préférait être le protégé des princes que le protecteur de ses semblables. Ces princes le flattaient parce qu'ils le craignaient. Luther fut touché de leur crainte, et tant étourdi de leurs caresses, qu'il n'aperçut pas que les princes n'avaient embrassé sa doctrine que par ambition et par cupidité, et qu'ils se moquaient de son enthousiasme religieux et philosophique. Luther a fait beaucoup de mal à son pays. Avant lui, on ne trouvait chez les Allemands que la servitude, Luther les dota encore de la servilité. Les peuples du Midi, restés catholiques, craignent leurs maîtres, mais ils ne les aiment ni ne les vénèrent; ils réservent leur amour et leur vénération pour Dieu et son vicaire.

C'est pourquoi, dès que les peuples catholiques commencèrent à se sentir en force contre leurs tyrans, ils s'affranchirent de leur joug, ou du moins tentèrent leur émancipation avec plus ou moins de succès. Mais chez les peuples de la réforme, où, avec le consentement et le conseil des réformateurs, les princes s'étaient emparés du pouvoir moral de l'Église et l'avaient réuni au pouvoir matériel, leurs sujets leur portaient comme impôt l'amour et la vénération qu'ils donnaient autrefois à l'Église. Ce n'est que chez les peuples du nord que l'on trouve cet amour stupide et aveugle, et cette vénération superstitieuse pour les princes, qui dégrade tant la dignité de l'homme et qui retient ces malheureux peuples dans les fers. Ils n'osent pas les briser, ils n'osent pas le vouloir; ils ne s'effaroucheraient pas du prétendu crime social, mais ils s'effarouchent du sacrilége. Les prêtres catholiques n'ont jamais prêché l'obéissance passive, comme les ministres réformés; et le prétendu droit divin des princes, bien qu'antérieurement réclamé par eux, n'a été sanctionné par les peuples que depuis la réforme.

Luther aurait pu épargner aux peuples de l'Europe trois siècles de souffrances et un siècle de combats sanglans pour leur liberté; s'il eût voulu, s'il eût seulement laissé faire, l'Europe serait républiquo depuis le seizième siècle; mais il ne l'a pas voulu: il préférait la renommée de philosophe, de savant et d'auteur à la gloire d'avoir sauvé le monde.

Luther était le prototype d'un philosophe allemand, avec toutes les vertus et tous les défauts de sa nationalité. D'un esprit profond, d'une vaste érudition, spirituel, perçant d'un regard d'aigle les ténèbres de son temps, persévérant, vertueux, incorruptible, sachant résister aux faveurs plus qu'aux caresses des grands, il osa défier, pauvre et obscur moine qu'il était, la puissance colossale des pontifes romains. Mais il n'était pas homme politique; il n'avait aucune connaissance du monde réel: il ne comprit ni les ruses, les passions et l'entêtement des classes supérieures de la société, ni le bon sens, les vertus et les intérêts des classes inférieures. Il méprisait souverainement le peuple, qui, seul, bon et vertueux, tâche toujours de convertir ses opinions en sentimens, et ses sentimens en actions.

La vocation de Luther était plus une œuvre de science que de conscience. Oubliant que Dieu lui-même, avec sa toute-puissance, devait créer un monde réel pour révéler sa divinité; oubliant que toutes les idées s'enchaînent, que les intérêts moraux et matériels se confondent, et qu'on ne peut pas remuer les uns sans mouvoir les autres, Luther maudit le peuple qui voulait matérialiser les nouvelles idées. Le diable le visita un jour dans sa solitude pour le tenter ou l'effrayer; Luther lui jeta son encrier à la tête, et le diable se sauva par la fenêtre. Parce que cette manière de faire la guerre lui avait réussi contre un pauvre diable, il croyait que l'encre était le meilleur projectile contre la violence, le despotisme, l'ambition et la rapine des puissans de la terre. Cette artillerie luthérienne n'a pas été perfectionnée depuis, et les philosophes, les moralistes et docteurs en politique allemands se contentent encore aujourd'hui d'écrire contre les tyrans, qui, comme de raison, se moquent d'eux et de leurs encriers.

Les payans, dans les prisons obscures desquels l'émancipation intellectuelle effectuée par la réforme religieuse avait fait entrer le jour sans en ouvrir les portes, se sentaient plus malheureux depuis qu'ils voyaient clair. Ils firent des remontrances à leurs oppresseurs, et exposèrent leurs griefs avec une modération remarquable. Ce n'est pas qu'ils méconnussent la plénitude de leurs droits; ils savaient très-bien que selon la liberté chrétienne, expression par laquelle on désignait alors les droits de l'homme, ils étaient les égaux des riches et des puissans. Mais, par modestie, ils ne voulaient pas importuner leurs maîtres par la demande d'une réparation complète. Le peuple allemand est fait comme cela. Bon, généreux, magnanime, oubliant facilement les offenses, il est toujours embarrassé pour réclamer auprès de ses tyrans, et quand, poussé à bout, il prend les armes pour se faire justice lui-même, il est presque honteux d'une victoire remportée sur ses maîtres, et en leur rendant volontairement la moitié des droits conquis, il se démet du pouvoir nécessaire pour défendre l'autre moitié, qu'il désirait garder.

Les princes se moquaient des remontrances des paysans. Alors ces derniers se soulevèrent, se rassemblèrent en troupes, et commencèrent la guerre; mais inexpérimentés, indisciplinés, sans centre d'opérations, et délaissés ou trahis par les chevaliers et seigneurs qui s'étaient offerts à eux comme chefs, et qui, ne combattant que pour leurs propres intérêts, stipulaient leur paix particulière avec les princes, ils furent bientôt vaincus.

Les vainqueurs exerçaient des cruautés et des vengeances horribles contre eux. Des corps entiers, qui s'étaient rendus avec la réserve d'avoir la vie sauve, furent, après avoir déposé les armes, impitoyablement massacrés. Le prince, évêque de Wurtzbourg, fit crever les yeux à quatre-vingt-cinq de ses sujets, qui, dans une bouderie d'enfans, lui avaient fait dire qu'ils ne voulaient plus le regarder. A d'autres, traités moins sévèrement, il fit couper les doigts de la main droite. Plusieurs des chefs d'insurgés furent brûlés vifs. On les attachait par de longues chaînes à un arbre, autour duquel on entassait, dans un vaste cercle, du bois qu'on allumait, de sorte que ces malheureux étaient lentement rôtis. Et ce furent des généraux, des seigneurs, des princes souverains qui apportèrent eux-mêmes sur leurs épaules le bois qui servit à cette infernale exécution! Les cruautés commises antérieurement par les paysans n'approchaient pas, de beaucoup, de la férocité de leurs princes. D'ailleurs dans cette chaîne de vengeances mutuelles entre les opprimés et les oppresseurs, ce sont toujours les derniers qui ont forgé le premier anneau.

Un siècle plus tard, les arrière-petits-fils de ces mêmes paysans révoltés reprirent l'œuvre de leurs ancêtres. Sous le prétexte de la religion, ils ravageaient le pays d'un bout à l'autre; ils pillaient, incendiaient, et égorgeaient tant de monde qu'à la fin de la guerre il ne restait que quatre millions de toute la population de l'empire germanique. Mais comme alors les paysans ne combattaient pas pour leurs propres intérêts, mais par ordre, et pour le compte de leurs maîtres dont ils portaient la livrée, on ne les appelait pas des brigands, mais des soldats; et pour leurs chefs qui portaient épaulettes, panaches ou couronnes, on ne les appelait pas chefs de voleurs, mais des héros. C'étaient les Mansfeld, les Braunschweig, les Tilly, les Wallenstein, les Gustav-Adolphe. Et cette guerre du dix-septième siècle, on ne la nomma pas avec dédain une guerre de paysans, mais on lui donna le nom respectable de guerre de Trente Ans.

L'esprit dans lequel M. Wachsmuth a composé son ouvrage, si esprit il y a, est cet esprit blême et décharné d'un érudit casanier, qui sait bien lire dans les livres, mais qui ne sait pas lire dans les âmes; qui n'aperçoit que ce qu'il voit, ne voit que ce qui passe sous ses fenêtres, mais qui ne sait jamais rien deviner. M. Wachsmuth comprend parfaitement bien les intérêts et les peines de sa caste, de la classe aisée, lettrée, fainéante et philosophe: mais son cœur ne lui trahit jamais les joies et les douleurs du peuple. Il sent tout le malheur d'un homme contraint de courber son âme, sa croyance et son intelligence sous la doctrine despotique d'un pape, de croire et de faire croire, d'appendre et d'enseigner ce qu'il sait être faux ou absurde; mais il ne sympathise pas avec un malheureux paysan, que le mépris couvre comme une lèpre, avec la douleur et la cuisante envie d'une mère qui voit marcher ses enfans exténués, pieds nus dans la neige, au moment où les marmots du seigneur de village passent en bottines fourrés devant eux et leur jettent à la tête des cornets de bonbons vidés et des écorces d'orange.

Quand, après des siècles de souffrances, poussés enfin à ce terme de misère où l'homme n'a plus la force de souffrir, et devient fort par faiblesse, courageux par découragement, les paysans allemands prennent les armes pour demander justice et réparation de leur oppresseurs, M. Wachsmuth épuise contre eux tout le vocabulaire de la haine et du mépris. Il les appelle des coquins, des voleurs, des brigands, des fous, des assassins, des incendiaires; il parle de *l'aspect sauvage de la révolte, de la rage de destruction, de la furie de la rébellion;* enfin, il nous fait entendre ses paroles bouillantes et écumantes qui sont si familières aux ennemis de la liberté. Surtout, M. Wachsmuth ne peut pardonner aux insurgés d'avoir vidé les caves des moines et de s'être servi des in-folios qu'ils trouvaient dans les bibliothèques des monastères pour en paver des chemins impraticables. Il compte même la perte de nombre de livres et de manuscrits, probablement précieux, parmi les suites les plus funestes de la guerre des paysans. M. Wachsmuth ne paraît avoir écrit son histoire que dans le dessein d'inspirer la haine et l'horreur du peuple aux gouvernemens, aux nobles, aux riches et aux savans de son pays.

L'auteur, en parlant des prestations féodales sans nombre auxquelles les paysans étaient assujettis, fait la remarque qu'en ceci l'essentiel n'était pas dans la grande variété de ces prestations onéreuses, tant personnelles que réelles, ni dans la nature *réputée* avilissante et honteuse de certaines prestations personnelles, comme l'obligation de battre les étangs durant la nuit, pour empêcher les grenouilles de troubler le sommeil du seigneur du château, comme l'octroi que les seigneurs avaient établi à la porte de toute chambre nuptiale, mais que l'inconvenance était dans la tension trop forte des cordes. . . Voilà un échantillon du langage circonspect d'un professeur de Leipzig, qui, sans danger, ne pourrait oublier qu'en Saxe une grande partie de ces abus du moyen âge existent encore aujourd'hui dans toute leur vigueur!

Cependant on ne doit pas croire que M. Wachsmuth taise les injustices et les cruautés dont les princes allemands s'étaient rendus coupables envers leurs sujets; nullement: mais quand il en fait mention, ce n'est que par vanité d'auteur. Il aurait honte de se rendre suspect d'ignorance; il craint ces reproches d'une critique rigoureuse ou malveillante, de n'avoir pas connu tous les faits et documens de l'histoire du seizième siècle, et de n'être qu'un historien élégant et superficiel, qui n'a pas puisé dans les sources. Ainsi l'auteur parle encore des excès des princes commis envers les paysans, mais il en parle comme d'un événement qui est dans l'ordre des choses; il ne les blâme pas ou ne les blâme que poliment. En un mot, il raconte les méfaits des grands avec le sang-froid et l'impartialité d'un histoiren postérieur de trois siècles aux événemens; tandis qu'il raconte les méfaits des paysans avec toute la chaleur et la partialité d'un adversaire contemporain. Aussi M. Wachsmuth est trop avisé pour ne pas comprendre que l'histoire de la guerrre des paysans est une histoire toute contemporaine, et qu'un professeur royal saxon doit discerner ce qui est bon à dire de ce qui est bon à taire.

M. Wachsmuth, tout luthérien qu'il est, grâce à la civilisation moderne, qui a tout poli et adouci, et même sucré les injures, n'a su égaler son maître dans sa véhémence contre les paysans insurgés. C'est une horreur de lire les persécutions que Luther exerçait et les féroces imprécations qu'il vomissait contre eux. S'il s'était contenté d'apaiser leur emportement, de leur faire des remontrances, de leur prêcher la soumisson aux autorités quand même, de leur démontrer que par la révolte, ils empiraient leur situation, qu'ils étaient trop faibles, trop désunis vis-à-vis des princes à la tête de tous les égoïsmes du pays; alors, du moins, on aurait pu pardonner à sa bonne volonté, son manque de courage, de sagesse et de prévoyance. Mais non, Luther ne fit rien de cela.

Il exhortait les princes à la vengeance, il disait qu'il n'y avait plus de démons dans l'enfer, qu'ils étaient tous entrés dans les corps des paysans, qu'on devait assommer comme des chiens enragés; que ce n'était pas la longanimité, la pitié, la grâce, mais bien la colère, l'épée et la vengeance qui convenaient aux princes; qu'ils pouvaient plus facilement gagner le paradis en versant du sang, que par des prières. Lorsque quelques seigneurs bien intentionnés demandaient l'avis de Luther, si les corvées et autres obligations et services dont leurs paysans étaient chargés, n'étaient pas contraires aux principes de l'évangile, et si par conséquent ils ne devaient pas les abolir, il leur répondait que les paysans deviendraient insolens dès qu'ils ne seraient plus courbés sous les charges; que les ânes exigeaient des coups, et que le peuple voulait être gouverné avec violence et dureté. Luther était fils de paysan et avait endossé l'uniforme des parvenus, c'est tout dire.

Les historiens allemands ont la maxime raisonnable de ne pas confondre les siècles, en appliquant des institutions et des mœurs modernes aux temps anciens; ils évitent avec grand soin d'émettre des sentimens et des opinions anachronistiques. Mais M. Wachsmuth s'oublie quelquefois dans son ouvrage et enfreint cette règle. En racontant que Luther, à l'arbitrage duquel les bourgeois de la ville d'Erfurt, d'accord avec leur magistrat, avaient soumis un projet de constitution municipale, où les droits des citoyens étaient garantis contre l'envahissement des autorités, s'était moqué de cette constitution représentative, par laquelle l'autorité consentait à se laisser surveiller, guider et gronder comme un enfant, et à rendre compte de ses actions à ses sujets, M. Wachsmuth fait la remarque que cette opinion politique de Luther serait applicable aux circonstances analogues de nos jours. Une autre fois, en parlant de Thomas Munzer, l'un des chefs des insurgés, il dit que ce monstre avait uni les sentimens d'un Robespierre au langage d'un Marat. M. Wachsmuth sacrifie sa gloire littéraire à sa tranquillité. Les écrivains allemands, d'ailleurs si honnêtes, si sincères, si consciencieux, tâchent maintenant l'impossible: d'accorder l'amour de la vérité avec l'amour de leur repos, et la crainte de Dieu avec la crainte de la police. Ils tremblent devant le comité du salut public, qui s'est formé depuis deux ans dans le sein de la diète de Francfort, quoiqu'en vérité les membres dont il est composé, ne soient vis-à-vis de Marat, de Danton et de Robespierre, que des Croque-Mitaines à faire peur aux enfans. Mais ces savans sédentaires et hypocondriaques sont très-accessibles à la crainte, et de nos jours ils ne se mettent jamais à la fenêtre que coiffés d'un bonnet blanc, en manifestation publique de leur haine contre le bonnet rouge des jacobins et de leur amour pour la monarchie blanche et pure.

Les érudits allemands n'aiment pas à être troublés dans leur douces et paisibles études, et à être rappelés de la Perse lointaine et du beau siècle d'Alexandre-le-Grand, pour retourner au dix-neuvième siècle et rentrer en Saxe, leur patrie. Par ce motif, ils haïssent très-cordialement les révolutions populaires. Ce n'est pas que, méconnaissant les droits des peuples et les devoirs des gouvernemens, ils en condamnent le but, mais ils condamnent les moyens. Ils prétendent que la raison ne devrait jamais sortir de la logique et se fâcher, et que le droit ne devrait jamais jeter sa plume pour prendre l'épée. Ils exigent, avec une naïveté vraiment admirable, qu'on commence toute révolution par une constitution, c'est-à-dire qu'on ne commence la guerre qu'après le traité de paix. Ils oublient qu'un peuple n'a jamais fait la guerre à son gouvernement qu'après l'avoir déclarée; qu'il ne l'a jamais déclarée qu'après des négociations infructueuses qui ont duré des siècles.

Le livre de M. Wachsmuth, considéré comme œuvre d'art d'écrire, est détestable, c'est-à-dire il ressemble à toutes les œuvres historiques des Allemands. C'est la chose la plus curieuse du monde que la manière d'écrire l'histoire en Allemagne. Si vous demandiez à un tailleur un habit bleu ou noir, et que celui-ci, au lieu d'un habit bleu ou noir, vous offrit un mouton blanc, en vous disant: voilà votre affaire: sans doute vous penseriez que cet homme est fou ou qu'il veut se moquer de vous. Eh bien! c'est précisément ce qui pourrait vous arriver auprès d'un historien allemand. Demandez-lui une belle et bonne histoire de la Grèce, de la révolution française, de la réforme, de la guerre des paysans, alors il vous conduit dans son vaste magasin littéraire, où se trouvent entassés des documens, des procès-verbaux, des chartes diplomatiques, des lois, des ordonnances, des chroniques, des traités, des manifestes, des chansons populaires, des fragmens de monumens d'architecture, des inscriptions, des monnaies, des médailles, et puis il vous dit: Prenez votre histoire, la voilà! Gardez-vous bien de vous fâcher et de lui répondre: Mais, monsieur, je n'ai que faire de ces matériaux bruts, je demande une histoire toute confectionnée.

Alors il vous dit des injures, il vous appelle un homme superficiel qui ne sait pas puiser dans les sources. *Puiser dans les sources*, c'est l'expression technique et banale des historiens allemands. Dans tous leurs ouvrages, la partie des notes est le mets, et le texte est le plat dans lequel on le sert. Peu d'ouvrages historiques font exception à cette règle, et alors que cela arrive, c'est un événement dont on parle dans tout le pays. Il y a quarante ans que Schiller composa son histoire de la guerre de Trente Ans. Elle était écrite avec clarté, avec élégance, avec vivacité, enfin c'était un véritable tableau historique. Toute la nation était émerveillée de ce phénomène, et les naturalistes ne savaient qu'en penser. Schiller lui-même, tout poète qu'il était, eut un peu honte d'offrir un livre lisible comme une œuvre d'érudition et de conscience, et par modestie, il le fit imprimer en un humble format portatif, et le publia sous ce titre:

Almanach des dames pour l'an 1791. A cette époque, on trouva l'histoire de la guerre de trente ans, lecture peu galante, reliée en satin rose et dorée sur tranche, dans les boudoirs de toutes les petites maîtresses du saint empire germanique.

M. Wachsmuth nous promet une série d'esquisses historiques du siècle de la réforme, et ensuite une autre série à laquelle les événemens de la révolution française fourniront des sujets. Mais nous craignons fort que si l'auteur se trouble déjà en regardant de loin le tumulte du seizième siècle, il ne perde entièrement la tête quand il se trouvera sur le champ de bataille même, des révolutions de son temps, et que ses tableaux historiques ne se ressentent de son effroi et de sa pâleur.

II.

De l'Allemagne,

PAR HENRI HEINE *).

Tous les écrits de M. Heine sont précédés de magnifiques et éblouissantes préfaces. Cette fois l'auteur fait son entrée suivi des empereurs Othon et Charlemagne, de deux évêques et d'un comte, cortége respectable, mais qui a l'inconvénient de trop éveiller l'attention et la curiosité. On ne croirait pas combien une belle préface peut nuire au livre qui la suit; il fallait tout le génie de Rossini pour faire réussir un opéra tel que la *Gazza Ladra,* dont l'ouverture commence par un roulement de tambours.

---

*) *Réformateur* du 30. mai 1835.

Par des raisons graves, je n'entrerai pas dans les détails de l'ouvrage de M. Heine; je me bornerai à en examiner l'esprit, c'est-à-dire l'esprit de l'auteur en général. D'abord, mes connaissances de la philosophie et de la littérature allemandes, dans leur ensemble et dans leur développement historique, sont très superficielles, et quoiqu'en cela je ne diffère de M. Heine que par la franchise de mon aveu, l'honnêteté m'oblige à me déclarer incompétent à juger de telles affaires. Ensuite le cœur me manque de m'opposer trop ouvertement à la Providence qui a chargé M. Heine, comme M. Heine nous l'assure, de faire connaître l'Allemagne à la France. Ce serait une entreprise par trop hasardeuse, surtout depuis que la Providence de M. Heine s'est mise sous la sauve-garde d'un ministre influent. Je ne veux pas me brouiller avec elle.

Quand M. Heine parle de la mission que la Providence lui a donnée, c'est, bien entendu, qu'il s'agit d'une mission auprès de Paris; car, pour une mission auprès de la France, M. Heine aurait eu honte de l'accepter. Il s'explique nettement là-dessus: „Par la France, „dit-il, j'entends Paris et non pas la province;

„car ce que pense la province importe aussi „peu que ce que nos jambes pensent. „C'est la tête qui est le siége de nos „pensées.“ Nul doute que M. Heine n'ait noté ces mots superbes, lorsque après une soirée passée chez un bourgeois gentilhomme, il venait de rentrer chez lui et n'avait pas encore ôté ses gants glacés. Sa phrase a la senteur incomparable de cette eau de mille impertinences dont les salons du juste-milieu sont seuls parfumés. Mais, vraiment, cela passe la plaisanterie. Les grandes choses que la France a faites depuis cinquante ans, est-ce qu'elles ont été imaginées et exécutées par des Parisiens? Est-ce que Necker, Mirabeau, Sièyes, Barnave, Camille Desmoulins, Pétion, Roland, Robespierre ont été des Parisiens? Carnot, Dumouriez, Hoche, Kléber, Moreau, Desaix, Masséna, Ney, Napoléon enfin, n'ont-ils pas été des provinciaux? Non, Paris n'est pas la tête de la France, il n'en est que le chapeau, et si la province venait jamais à avoir trop chaud, elle ne balancerait pas longtemps à mettre chapeau bas.

Serait-il possible que cette phrase glacée de M. Heine soit l'expression fidèle des sentimens des Parisiens? Alors, malheur à eux! Un jour, il pourrait entrer dans l'esprit de tous les Français que Paris est la Bastille de la France, et ce jour serait horriblement chaud. Les Parisiens ne devraient pas toucher cette corde. S'ils sont parvenus à remplacer Versailles et l'ancienne cour et à transformer la Bourse en œil de bœuf, ils devraient en silence jouir de leur suprématie et ne pas hautement s'en vanter. Est-ce qu'ils ne frémissent pas à l'idée qu'un jour on pourrait voir planté sur le terrain de la Chaussée-d'Antin une verge portant l'écriteau: *Ici l'on pleure!*

M. Heine, dans ses écrits publiés en langue française, fait l'agréable auprès de la France, et la flatte d'une manière vraiment peu flatteuse. Il la traite en coquette et lui conte des douceurs, mais des douceurs à faire envie à la rue des Lombards. Il dit aux Français, c'est-à-dire aux Parisiens, que, quoiqu'ils ne soient plus des païens, ils n'en continuent pas moins d'adorer la belle déesse Venus et de sacrifier aux Grâces. Il vante leur gentillesse et leur sagesse; il leur sourit gracieusement; il les applaudit de leur insouciance à l'égard de Dieu et du Diable, et de n'avoir plus que des souvenirs obscurs de ces *deux personnages* qui vivent encore dans les croyances populaires de l'Allemagne. Je sais fort bien qu'un diplomate doit être insinuant; mais il faut qu'il le soit toujours avec dignité; mais de telles flagorneries ne sont pas dignes d'un missionnaire de la Providence; elles sont encore moins dignes de la nation à qui elles sont adressées, et qui a assez de vertu pour savoir se passer de flatteries. Pour tout homme d'honneur, il n'y a qu'une seule manière de reconnaître l'hospitalité qu'une nation étrangère lui accorde, c'est de s'en montrer digne. Du reste, il doit quelquefois avoir le courage de ne pas plaire à ses hôtes, et de mieux aimer mériter leurs suffrages que de les obtenir.

C'était vraiment chose très-facile à nous autres écrivains patriotes de rester fidèles à nos principes, lorsque nous étions encore en Allemagne. Dans notre patrie, nous n'avions aucunes séductions à combattre, ni les séductions du beau monde, qui n'y est pas encore crée, ni celles du grand monde, qui là, nous dédaigne, ne nous laisse jamais entrer dans sa sphère céleste, ne nous tient aucun compte de notre envie de lui plaire, et qui, ne s'inquiétant pas le moins du monde de nos opinions, ne cherche pas à nous gagner par des cajoleries ou par des moyens plus substantiels. En Allemagne, ils n'ont pas besoin de ces médicamens constitutionnels: ils ont la censure pour prévenir et les cachots pour réprimer nos indiscrétions. Paris a son *Marché des Innocens;* Vienne, Berlin, Munich savent s'en passer; là-bas, on n'achète pas l'innocence; on la saisit, la pauvre bête, et on la met en fourrière.

Mais, en France, notre situation change, et devient à la fois plus douce et plus dangereuse. Dans ce pays, les hommes de lettres comptent pour quelque chose, et il ne leur faut pas de beaucoup tout l'esprit de M. Heine pour obtenir les attentions d'une société, même en présence d'un diplomate allemand. Dans ce pays, les pouvoirs matériels n'ont aucune force sans l'alliance des pouvoirs moraux, et le vice lui-même doit rechercher la protection de la vertu. C'est ici que nous pouvons montrer la constance de nos opinions et notre courage à les défendre; c'est ici que nous pouvons prouver que ce ne fut pas dans des intérêts personnels que nous avions combattu pour la liberté. Jetés, innocens et sans expérience dans le tourbillon de Paris, de cette ville aimable et impie, le paradis des diables et l'enfer des anges, où l'on est parvenu à rendre inodore toute corruption, jusqu'à la pourriture même, c'est ici que nous devons aspirer à la gloire que notre patrie mette la perte de notre appui au nombre de ses malheurs.

Exilés en pays étranger, notre langue maternelle qui nous y a accompagnés est regardée elle-même en exilée, en réfugiée, et mise comme nos personnes sous la surveillance de toutes les polices du continent. A nous défense d'agir, à elle défense de parler, même de loin, contre les despotes de l'Allemagne. Or, abandonnés à la discrétion de la langue française, cette langue façonnée et corrompue depuis deux siècles par les rois, les diplomates et les aristocrates de toute l'Europe; à cette dangereuse langue qui est polyglotte pour le mensonge et bègue pour la vérité, nous devons veiller à ce que la facilité de tromper ne nous donne jamais l'envie de tromper.

Au service de la vérité, il ne suffit pas de montrer de l'esprit, il faut encore montrer du cœur. Ce n'est pas assez que de jeter quelques phrases malicieuses à la tête de la diète de Francfort, et de présenter de temps en temps un bouquet avec un beau compliment à la liberté de l'Allemagne; ce ne sont que de ces petites réjouissances dont la vanité rhétorique d'un écrivain se régale, mais qui ne réjouissent pas nos malheureux compatriotes gémissant sous les toits de plomb de l'inquisition tudesque, et ne peuvent servir à leur cause. Encore dans l'exil, nous pouvons combattre pour notre patrie, en combattant le principe du mal, qui est le même par tout le monde, bien que plus ou moins développé selon les obstacles que les mœurs et les institutions publiques lui opposent. Ce mauvais principe, c'est l'aristocratie, c'est la coalition des égoïsmes. Nous ne devons pas nous accommoder avec ces aristocraties, nous ne devons pas caresser en France ce que nous avons repoussé en Allemagne. Ma foi, il ne valait pas la peine de nous avoir fait bannir de notre patrie par la hardiesse de nos opinions et la rudesse de notre libéralisme, pour ensuite nous apprivoiser en pays étranger, faire là le complaisant envers le beau monde, et échanger notre peau d'ours contre une peau de renard. Cela ne valait pas les frais de voyage, cela ne valait pas la peine qu'il nous coûte de cultiver nos pensées et sentimens indigènes dans la serre chaude d'une langue étrangère; cela ne valait pas notre embarras de voir sourire de nos naïfs germanismes les dames de comptoir des cabinets de lecture, et les charmantes habituées du passage des Panoramas.

La critique la plus agile, la plus rusée, la plus chatte ne réussira pourtant jamais à attrapper M. Heine, qui est encore plus souris que la critique n'est chatte. Il s'est ménagé des trous dans tous les coins du monde moral, intellectuel, religieux et social, et tous ces trous ont des communications souterraines entre eux. Vous voyez sortir M. Heine d'une de ses petites opinions, vous le pourchassez, il y rentre: vous l'assiégez; attrappé vous-même, voilà qu'il s'échappe d'une opinion tout opposée. Résignez-vous, vous perdez vos peines et vos ruses. Vous lisez telle page de M. Heine, où vous trouvez une assertion fausse, absurde, ridicule; ne vous pressez pas à la réfuter, tournez la feuille, M. Heine a tourné et il se réfute lui-même. Si vous ne savez pas apprécier de tels esprits chatoyans, tant pis pour vous, vous n'êtes pas à la hauteur de la cuisine rhétorique; il n'y a rien de plus délicieux que ces macédoines d'opinions.

Je l'ai déjà dit, je n'ose pas lutter contre le grand savoir philosophique de M. Heine, rendu encore plus formidable par le soutien de la Providence. Par cette raison, je n'examinerai pas si l'exposition des différens systèmes de la philosophie allemande que M. Heine a fait à l'usage du foyer de l'Opéra est vraie ou fausse; mais je ne peux me défendre de critiquer la manière leste et agréable avec laquelle M. Heine traite les sujets les plus graves. Cet aimable écrivain parle de l'amour à propos de Kant, de chemises de femme à propos du christianisme, et de lui-même à propos de tout. Quant à moi, elles ne me plaisent guère, ces guirlandes de roses et de violettes dont M. Heine a la coquetterie d'orner les plats solides et nourrissans de la science allemande. Cette purée de littérature, cette crème de philosophie, ces beafteeks à la vanille ne sont pas de mon goût.

Les Français ne doivent pas savoir bon gré à cet homme de lettres des efforts qu'il fait en leur faveur pour aplanir les difficultés qui précèdent l'intelligence de la littérature allemande. En écartant les embarras du chemin, il écarte le but, car ce n'est que dans la peine elle-même que se trouve la récompense de la peine. On n'entre pas dans cette vie allemande à peu de frais. Les Allemands eux-mêmes, les Allemands nés, n'accomplissent qu'avec beaucoup de fatigues la destination de leur nationalité, et n'arrivent qu'après de grandes souffrances à cette profondeur de l'âme qui donne aux sentimens la paix et la sécurité du tombeau, et à cette béatitude de l'esprit qui les console de leur malheureux état social. La vie allemande ressemble à une contrée des Hautes-Alpes; elle est grandiose, majestueuse, la couronne de la terre qui étincelle de ses éternels glaciers! A l'Allemagne, la lumière la plus pure, aux autres pays, la chaleur du soleil. Ces hauteurs stériles ont fécondé le monde à leurs pieds. C'est là que se trouvent les sources, et des grands fleuves de l'histoire, et des grandes nations et des grandes pensées. Aux Allemands le génie, aux Français le talent: aux uns la force productive, aux autres la force industrielle de l'esprit. C'est du sol germanique que sont sorties toutes ces grandes idées qui ont été mises en œuvre et utilisées par des nations, ou plus habiles, ou plus entreprenantes, ou plus heureuses. L'Allemagne est la source de toutes les révolutions de l'Europe; elle est la mère de ces découvertes qui ont changé la face du monde. La poudre, l'imprimerie, la réforme religieuse, sont sorties de son sein, filles ingrates et maudites, qui ont épousé des princes, et ont bafoué leur mère plébéienne.

Pour gagner ce point de vue élevé de la vie allemande, vous ne devez pas vous faire porter en litière douce et bien fermée, car alors ce ne serait que votre chambre à coucher mise en mouvement, et vous ne sortirez jamais de votre région de vie. On ne doit pas craindre les fatigues, on ne doit pas se lasser, on doit s'endurcir contre le froid, le chaud et le vertige. Il faut savoir monter, grimper, sauter, se frayer un chemin à travers les neiges. Mais soyez sûrs que la récompense ne manquera pas à vos peines, car là-haut se trouve la vie intellectuelle des Allemands.

Les Français se plaignent souvent et se

moquent quelquefois de ce brouillard qui enveloppe les intelligences germaniques. Mais ces nuages qui interceptent la vue aux Français ne sont qu'aux pieds des Allemands, qui s'en élèvent de toute leur grandeur, et respirent sous un ciel bleu et dans un air pur et rayonnant. Mais le jour avance, encore quelques heures historiques, et ces brouillards qui séparent deux nations se dissipent. Alors nous nous reconnaîtrons; les Français montent, les Allemands descendent, pour se donner les mains tachées d'encre, et alors ils mettront leurs plumes aux mains rouges de leurs rois, pour s'en servir à écrire, sur les bords du Missouri, le dernier chapitre de leur règne.

La religion sert d'escarpolette à M. Heine, et le christianisme de cheval-balançoire. Il le caresse, il le gronde, il le fouette, il le pousse de ses talons; il est vrai qu'il n'avance jamais; mais est-ce que M. Heine veut jamais avancer? Il ne veut que se balancer et se donner du mouvement. N'offensez pas M. Heine en le croyant capable d'une tendance sérieuse, d'une croyance, d'une conviction; M. Heine sait aussi bien que qui que se soit, que ne rien craindre, ne rien espérer, ne rien aimer, ne rien vénérer et n'avoir aucun principe, sont les traits constitutifs d'un grand caractère.

Mais par malheur pour l'imperturbabilité de l'âme de M. Heine, voilà que le directeur de ce théâtre des folies dramatiques, que nous appelons le monde, l'a destiné à tous les premiers rôles, sans même lui donner un double. Le répertoire de M. Heine est immense; une centaine de comédiens ordinaires du roi n'y suffirait pas. Il joue l'Anti-Christ, tandis que Voltaire, ce grand auteur, n'a joué que saint Jean-Baptiste, le précurseur de l'Anti-Christ. „Voltaire, dit M. Heine, n'a fait que blesser le corps du christianisme.“ Mais à lui-même, pauvre homme, est tombé en partage la besogne pénible d'anéantir l'essence intérieure du christianisme. „L'idée fondamentale du christianisme, dit encore M. Heine, est l'anéantissement de la vie sensuelle.“ Mais pour lui, il a reçu de la Providence la mission de revendiquer les droits de la chair. Rendons grâce à la Providence qu'elle ait créé, et tout exprès en faveur de M. Heine, une nouvelle chaire de droits, pour l'enseignement des droits de la chair!

Mais ce ne sont pas seulement les droits de la chair que M. Heine revendique, il plaide encore pour la réhabilitation de toute la matière. Voilà un morceau de son plaidoyer superbe :

„Kant a enlevé le ciel d'assaut et passé toute la garnison au fil de l'épée. Vous voyez étendus sans vie les gardes du corps de Dieu ; lui-même nage dans son sang ; il n'est plus désormais de miséricorde divine, de bonté paternelle, de récompenses futures pour les privations actuelles ; l'immortalité de l'âme est à l'agonie, on n'entend que râle et gémissemens.“

„L'humanité soupire après des mets plus solides que le sang et la chair du Christ. L'humanité sourit de pitié sur les rêves de sa jeunesse…, et elle devient virilement pratique. L'humanité sacrifie aujourd'hui au système d'utilité terrestre…, et puis, il faudra offrir encore à la matière de grands sacrifices expiatoires pour qu'elle pardonne les vieilles offenses. Il ne serait pas même mal qu'on instituât des fêtes sensualistes, et qu'on indemnisât la matière pour ses souffrances passées, car le christianisme, incapable de l'anéantir, l'a flétrie en toute occasion. Il a rabaissé les plus nobles jouissances, les sens furent réduits à l'hypocrisie, il y eut partout mensonge et péché. Il faut revêtir nos femmes de chemises neuves, et passer toutes nos pensées à la fumée des parfums, comme après les ravages d'une peste.“

Ainsi soit-il, et que les lingères et les parfumeurs s'en réjouissent! Voilà donc M. Heine nommé par la Providence procureur de la matière, tuteur de la matière mineure. Mais qu'il prenne garde à sa pupille! La nuit porte conseil aux filles, et passé les trente-cinq ans, il vaut mieux être spiritualiste que gardien de la matière.

A un homme de conscience qui ne se serait égaré qu'en cherchant la vérité, je dirais: Non, le christianisme n'a pas rendu malheureux les hommes, il les a trouvés tels lors de son apparition, et il les a consolés et aidés dans leur misère. Le christianisme a été le médecin du monde romain, tombé malade par ses passions effrénées et ses débauches brutales. Maîtres et esclaves furent alors également coupables, les uns nageaient dans le sang, les autres croupissaient dans la fange de la servilité; le christianisme purifiait les uns et relevait les autres. Il prescrivait à tous un régime salutaire de l'âme et du corps, et ce régime sévère a sauvé la vie au monde et l'a guéri. Le christianisme n'a pas aboli les droits de la chair, il n'a jamais demandé le sacrifice des jouissances sensuelles, il les a seulement assujetties à la tutelle de l'âme pour les rendre plus pures et plus durables. Aucune religion n'eut jamais tant d'indulgence pour les faiblesses humaines que n'en avait la religion chrétienne.

Le catholicisme, loin d'avoir énervé les peuples, leur a rendu la force et l'énergie qu'ils avaient perdues sous la domination romaine, et que les peuples modernes, qui se sont séparés du catholicisme, ont perdues pour la seconde fois. Le seul peuple du nord qui, depuis trois siècles, n'a cessé un seul jour de se remuer pour la liberté, c'est le peuple polonais, qui est resté catholique. Le catholicisme n'est pas un culte „sombre et décoloré,“ comme dit M. Heine; c'est la religion la plus sereine et la plus joyeuse qui ait jamais existé. Non, les sens n'ont pas été réduits à l'hypocrisie par le christianisme, cette religion ne demande qu'un voile pour les réjouissances des sens, elle n'exige que la pudeur.

La pudeur est la seule divinité que même les hommes les plus corrompus n'osent jamais dénier, et c'est de son culte que M. Heine se moque comme d'une superstition et qu'il appelle l'hypocrisie des sens. Je sais bien que ce n'est pas sa pensée intime et sérieuse, mais voilà où un homme honnête et délicat, comme M. Heine, qui se vante de n'avoir jamais fumé, ni jamais mangé de la choucroute, et qui met dans ces qualités ses plus beaux titres à l'estime de la France: voilà où il peut être conduit par une malheureuse phraséomanie. M. Heine a mille fois célébré l'amour; il l'a chanté en vers, il l'a crié en prose; il doit savoir mieux que personne que le mystère est le dieu de l'amour, et que la pudeur est sa religion.

Est-ce donc chose si difficile que d'être chrétien? Au moins ce n'est pas aussi coûteux que M. Heine le pense. Quiconque aime est chrétien. Et tout homme, même par amour-propre, doit aimer et adorer quelque chose qui n'est pas lui-même. C'est un égoïsme bien entendu que de déposer une partie de sa fortune dans le tout qui ne peut pas être volé, et de confier son âme à l'éternité qui est toujours solvable. Tel homme adore l'honneur, tel autre la gloire, tel autre la vertu, ou la bravoure, ou la fidélité, ou la liberté, ou la vérité, ou l'amour ou l'amitié. Eh bien! le christianisme est le Panthéon de toutes ces divinités. Entrez au temple, agenouillez-vous devant l'honneur ou devant la liberté, vous adorez le même Dieu, vous êtes chrétien.

On n'est jamais heureux sans croyance, on vit de sa journée et l'on s'inquiète du lendemain. Le croyant est nourri pas les soins maternels de la Providence; l'incroyant est un mendiant qui vit des aumônes de la Fortune. La foi est la racine de la science; séparé d'elle, le savoir n'est qu'un morceau de bois, qui ne porte ni fleurs ni fruits. Sans foi, on n'a pas de cœur; et les grandes pensées, les pensées vivifiantes viennent du cœur. On peut bien, sans cœur, avoir des talens, mais ce ne sont que des fruits confits qui n'apaisent pas la soif. On peut bien avoir de l'esprit sans cœur, mais ce n'est que de l'esprit plaqué, qui ne résiste pas aux injures du temps, et qui rougit au moindre frottement de la critique.

Le protestantisme, dit M. Heine, fut pour moi plus qu'une religion, ce fut une mission; et depuis quatorze ans, c'est pour ses intérêts que je combats contre les machinations des jésuites allemands. Quatorze ans, c'est deux fois la guerre de Sept-Ans, qui a immortalisé un grand roi. M. Heine doit être fatigué de sa gloire, qu'il fasse sa paix de Huberstbourg avec les jésuites. Voilà donc une nouvelle mission sur les épaules de M. Heine; vraiment c'est une rude corvée que d'être le favori de la Providence, et un autre n'y saurait tenir. M. Heine est depuis sa naissance à la tête de tous les mouvemens de l'Allemagne; il est le tambour-major du libéralisme, le parrain des nouvelles écoles littéraires auxquelles il donne son nom, le protecteur du protestantisme, la terreur des républicains, des aristocrates et des jésuites. Il a tout prévu, tout prédit, tout dirigé; telle chose il a dite, telle autre il a faite, lui, le premier entre tous les Allemands. M. Heine demanderait volontiers un brevet d'invention du monde, si malheureusement la Sainte-Ecriture n'était pas là, avec des preuves incontestables, que le monde a été créé avant la naissance de M. Heine.

Mais qu'est-ce qui donne cette suffisance à M. Heine? Il nous l'explique lui-même. „Oser! dit-il, est le secret de la victoire en littérature comme en amour.“ En amour c'est malheureusement vrai, et des femmes innocentes et inexpérimentées sont souvent les dupes d'une noble assurance. Il est bien vrai qu'elles n'en sont dupes qu'une seule fois, mais cela ne corrige pas les oseurs, qui, se reposant sur la discrétion féminine des offensées, changent de maitresses et osent toujours de nouveau; mais comment, en littérature, la hardiesse peut-elle suppléer à la vigueur? cela se conçoit difficilement.

M. Heine met de l'amour en tout, en science, en littérature, en politique, en philosophie, en théologie, en amitié. Il n'y aurait rien à redire, si cela se faisait avec modération, mais M. Heine ne garde pas de mesure. Nous lui rappelons ce sage précepte, qu'un cuisinier célèbre a donné à ses élèves: „Surtout, mes amis, ne portez jamais le poivre jusqu'au fanatisme.“

De même qu'en politique, M. Heine est en désertion continuelle entre les opinions opposées, courant çà et là sur le champ de bataille qui les sépare, s'approchant tantôt de l'une, tantôt de l'autre; de même en matière de religion, il est en continuelle désertion entre le déisme et l'athéisme. C'est que M. Heine n'est qu'un fournisseur de phrases, qui en offre à tout le monde avec l'impartialité la plus mercantile. Il ne s'inquiète jamais du droit, de la justice d'une cause; il ne se soucie que de son commerce de paroles, et à peine l'espérance de gagner l'a-t-elle attiré vers un parti, que la crainte de perdre le repousse aussitôt vers l'autre parti. Tantôt il déprécie, tantôt il exalte le christianisme; c'est suivant que l'un ou l'autre lui offre une occasion favorable de placer avantageusement ses phrases brodées; car le ciel et la terre ne servent à M. Heine que de canevas pour y figurer ses jolis petits ouvrages à l'aiguille, qui plaisent beaucoup regardés pardevant, mais qui perdent leur beauté et leur valeur dès qu'on les retourne.

M. Heine rirait de bon cœur si je m'avisais de lui reprocher son incrédulité; mais il prêtera la plus sérieuse attention à mes pieuses exhortations, quand je lui ferai observer que l'impiété est une mode surannée, qu'il n'y a plus de mérite à combattre la superstition religieuse, depuis qu'on n'est plus décrété de prise de corps pour de telles hardiesses, et qu'on ne brûle plus les livres impies; que les d'Holbach et les Lamettrie du dix-neuvième siècle ne sont que les don Quichotte de l'athéisme; que les Parisiens, comme il faut, ne se servent plus de l'ancienne devise de Voltaire: *Ecrasez l'infâme*, mais qu'ils ont adopté la nouvelle devise: *Ecrasez la canaille;* qu'enfin, toutes ces diatribes contre le christianisme sont furieusement *rococo.*

M. Heine prétend que „le dix-huitième siècle a si complètement écrasé le catholicisme en France, qu'il l'a presque laissé sans signe de vie.“ C'est une erreur que cet écrivain partage avec bien d'autres. Quant à nous, nous pensons, au contraire, que le dix-huitième siècle, loin d'avoir écrasé le catholicisme, l'a préservé de sa ruine. Voltaire et ses disciples ont échenillé la religion. D'ailleurs, peu importe à quoi ces philosophes ont visé; il faut voir ce qu'ils ont atteint par leurs efforts. Quand la Providence (M. Heine me pardonnera ce plagiat) a quelque dessein, elle se sert toujours des hommes qui sont les adversaires de ses desseins; c'est le plus court chemin pour arriver au but. Ce sont les rois qui fondent les républiques; ce sont les incrédules qui rétablissent la religion. De même que la révolution française n'avait point de tendance à bouleverser la société politique et à faire cesser le règne de la loi, comme ses adversaires le prétendent, mais qu'elle n'avait d'autre but que de donner une meilleure constitution à l'Etat; de même, le mouvement en apparence anti-religieux du dix-huitième siècle n'a tenté que de changer la constitution de l'Eglise, de monarchique qu'elle est en une constitution populaire. Dès qu'il n'y aura plus de pape, ni d'évêques mangeurs de budgets, ni d'armées permanentes de moines, ni de gendarmerie noire; dès que le peuple élira lui-même ses administrateurs spirituels, et que l'Eglise sera gouvernée pour et par le peuple, le catholicisme recouvrera sa splendeur et sa force primitive.

Les tendances politiques et religieuses du siècle marchent de front, et ce n'est qu'ensemble et en même temps qu'elles atteindront leur but. Les peuples, pour être libres, doivent être religieux; les peuples les plus libres, les

Suisses, les Anglais, les Américains du Nord, sont les peuples les plus religieux. Leur religiosité n'a pas suivi, mais elle a précédé leur liberté; il faut craindre Dieu pour ne pas craindre les hommes.

A entendre M. Heine se lamenter pitoyablement des jésuites de l'Allemagne, on croirait qu'ils dominent le pays; mais il n'en est rien. Il est bien vrai qu'en Allemagne comme partout où il y a une guerre entre le despotisme et la liberté, les jésuites affluent à chaque combat, comme les corbeaux, qui ont le vent des corps morts, volent au-dessus des champs de bataille: mais ces corbeaux qui mangent les cadavres des deux armées avec impartialité ne décident pas de la victoire. Les jésuites monarchiques ne nous feront plus aucun mal, ils sont trop fins pour ne pas s'apercevoir de la prochaine fin des rois: c'est des jésuites populaires qu'il faut nous garder maintenant. J'accorderai volontiers à la frayeur de M. Heine que les jésuites ont beaucoup d'influence à Munich; mais ce n'est que parce que le roi de Bavière est jésuite lui-même, et que ses serviteurs et ses flatteurs, comme cela se fait toujours, portent la livrée de leur maître.

On ne doit pas en trop vouloir à ce bon roi de s'être fait jésuite; il ne s'est jeté dans les bras des moines et des saints que depuis que les dieux de l'Olympe l'ont trahi et raillé de la manière la plus cruelle. D'abord, Apollon inspira au bon roi de Bavière des vers tellement détestables, qu'on ne peut les débiter publiquement sans faire aboyer tous les chiens à deux lieues à la ronde; puis Vénus, puis Mercure; bref, c'étaient des tours à faire enrager l'homme le plus doux. Aussi le bon roi de Bavière en a perdu la tête, sans compter les autres pertes; et depuis ce temps, il ne sait plus ce qu'il fait, ni ce qu'il veut, ni ce qu'il peut Dans ce malheureux état de son âme et de son corps, il a fait emprisonner les plus honnêtes gens de son royaume et les tient depuis deux ou trois ans dans des cachots affreux, sans accusation publique et sans jugement. Ce bon roi a institué jusqu'à cinquante monastères dans son petit royaume, et il les augmente encore tous les jours. Le gouvernement bavarois est un des chefs-d'œuvre de la politique de M. de Metternich. Cet habile homme d'état a persuadé au roi de Bavière de faire élever sur son propre territoire, et à ses propres frais, une muraille chinoise flanquée de couvens, et gardée par des capucins, pour défendre les frontières de l'Autriche contre l'invasion des lumières du côté du midi de l'Allemagne.

C'est ce même roi de Bavière que M. Heine a appelé „l'un des plus excellens et des plus spirituels princes qui aient jamais orné un trône," et puis, pour se reposer de ses efforts pindariques, il se laisse tomber de tout son poids sur les jésuites inférieurs et leur fait des contusions considérables. Mais est-ce que tout cela nous regarde? C'est une affaire toute personnelle entre M. Heine et les jésuites, avec laquelle le salut du peuple allemand n'a rien à démêler; qu'ils vident leur différend comme ils peuvent. M. Heine se plaint de ce que les jésuites l'ont persécuté à Munich, et l'ont poursuivi jusqu'à Paris; que là ils sifflent autour de lui comme des serpens, et que l'un de ces serpens jésuites l'a mordu au talon, lorsqu'il se promenait au boulevard Montmartre. M. Heine ne dit pas précisément cela; il n'en parle qu'en général, il dit qu'on pourrait se promener joyeusement au boulevard Montmartre, et inopinément sentir au talon la morsure d'un jésuite. Mais comme les appréhensions de M. Heine sont toujours historiques, c'est indubitablement lui-même qui a été mordu par un jésuite.

Que M. Heine prenne courage, et quoique je ne haïsse plus les jésuites, depuis que leur ambition a tant dépéri qu'ils se contentent de persécuter un innocent homme de lettres, je me réjouirais pourtant si M. Heine sortait victorieux encore de ce dernier combat. Il n'y a pas encore deux ans qu'il s'est lamenté des cruelles persécutions qu'il eut à essuyer de la part des aristocrates et des républicains coalisés contre lui. Dans son dernier ouvrage, M. Heine ne parle plus ni des aristocrates, ni des républicains, preuve certaine qu'il les a anéantis. Eh bien! il écrasera aussi les jésuites, et peut-être le jour n'est pas loin où M. Heine pourra se promener en toute paix et sécurité au boulevard Montmartre, sans avoir à craindre la morsure d'un petit Loyola bavarois.

Nous ne sommes jamais plus contens de M. Heine que quand il se trouve dans l'erreur, mais malheureusement ce cas est très-rare. M. Heine est rarement dans l'erreur, parce qu'il cherche rarement la vérité. Il est aussi insouciant de s'en écarter que de s'en approcher, de la trouver que de la manquer. M. Heine ne cherche que l'expression la plus belle possible; la chose à exprimer lui est indifférente. Mais qu'il l'avoue franchement, qu'il le déclare une fois pour toutes, c'est qu'en écrivant il n'a jamais d'autre but que de publier un dictionnaire de beaux et bons mots, en livraisons de deux volumes, et alors nous n'aurons plus rien à lui reprocher. Nous trouverons tout simple que M. Heine mette le *oui* dans la lettre O et le *non* dans la lettre N, et que *Dieu* soit placé plus bas que le *diable;* enfin, nous accorderions volontiers à M. Heine, que la belle plume fait le bel oiseau.

Encore quelques passages extraits de l'ouvrage de M. Heine, pour rendre palpable pour tout le monde de quelle manière cet écrivain se joue, non pas des mots qui lui sont sacrés, mais des choses. Il est souvent si impatient et pressé de se contredire lui-même, et d'annuller sa pensée primitive, qu'il ne se donne pas le temps de l'achever, et se coupant la parole à lui-même, amène de suite l'opinion opposée.

„Les Benthamistes, dit M. Heine, les prédicans de l'utilité, sont des esprits puissans qui ont saisi le véritable levier avec lequel se peut remuer John Bull. John Bull est né matérialiste; son spiritualisme est en grande partie une hypocrisie de tradition, ou même seulement une résignation stupide; sa chair se résigne, parce que l'esprit ne lui vient pas en aide. „Que l'esprit de M. Heine vienne à l'aide de la chair de John Bull; qu'il se hâte, pour lui former le cœur et l'esprit, d'ouvrir son cours des droits de la chair; mais qu'il n'impute pas à John Bull des défauts contradictoires: l'alibi est là pour le disculper de l'un ou de l'autre crime. Si John Bull est matérialiste, il ne peut être en même temps spiritualiste, et s'il est spiritualiste par hypocrisie, il ne l'est pas par stupidité. Si M. Heine veut faire du galimathias, que du moins il le mette en ordre alphabétique, comme nous venons de dire plus haut.

Et voyez le méchant aristocratisme de M. Heine; voyez un peu comme il méprise l'honnête John Bull. Lui, premier amant, adorateur, tuteur, protecteur et professeur de la matière, s'en dégoûte dès qu'il aperçoit que le peuple se mêle aussi de matérialisme. Quel affreux bouleversement de l'ordre public! Jacques Bonhomme veut être électeur et matérialiste! On n'y saurait tenir, c'est par trop fort! Vraiment, de nos jours, on doit s'attendre à tout; nous verrons encore les temps où la canaille allait décrotter ses souliers sur les tapis rouges des couloirs du théâtre italien; et le lendemain d'une représentation demander tout bonnement sa part des fonds secrets de la Providence! O temps! ô mœurs!

En un autre endroit, M. Heine dit: „De même qu'à Vittemberg on protestait en prose latine, à Rome on protestait en pierre, en couleurs et en octaves rimées. Les énergiques images de maître Michael Angelo, les riantes figures de Giulio Romano, et l'ivresse voluptueuse, la joie de vivre qui règne dans les vers de messire Ludovico Ariosto, n'est-ce pas là une opposition protestante au vieux, sombre et décoloré catholicisme?“ Voilà un raisonnement à faire pâlir les sophistes les plus endurcis et les plus intrépides. Par de pareilles raisons, on peut appeler le blanc noir, en faisant envisager sa blancheur comme une protestation contre sa noirceur; on peut appeler un honnête homme un fripon, en désignant son honnêteté comme une protestation contre sa malhonnêteté! Et voulez-vous savoir le secret de ces contradictions? M. Heine avait quelques mots sonores au bout de sa plume, et ne pouvait se résigner à les réserver pour une meilleure occasion.

Si M. Heine, à son rare talent de la parole, osait encore ajouter le talent de faire respecter son indépendance, d'avoir des opinions, des sentimens, des pensées à lui; d'avoir une conviction quelconque, mais une conviction ferme et inébranlable, qui résistât aux caprices impérieux des vents, comme aux folâtreries plus dangereuses des zéphirs; si M. Heine voulait ne s'inquiéter que du suffrage des gens honnêtes et éclairés et de l'assentiment de sa propre conscience et ne pas rôder jour et nuit autour de tous les marchands de réputation, il serait alors un écrivain parfait.

III.

Scènes de mœurs et de caractères

au XVIIIe et au XIXe siècles;

PAR Mme AUGUSTIN THIERRY. *)

Avec peu de fils et quelques couleurs simples, l'auteur de ce volume a su faire des tissus de grand prix et admirablement gracieux. Il est beaucoup à regretter que les contes de madame Thierry ne puissent servir de modèles qu'aux ouvrages dans ce genre qui n'ont pas encore paru. Ils se distinguent par une noble simplicité de récit, par la pureté, on dirait la chasteté du style, et par des caractères correctement dessinés et qui ne se démentent jamais. Les paroles et les actions

---

*) *Réformateur.*

des personnages ont une clarté et une transparence qui laissent apercevoir les moindres mouvemens de leur cœur. L'auteur n'a jamais recours à ces ornemens oiseux et à ces couleurs éblouissantes qui servent si souvent à cacher ce qui est laid et difforme dans un ouvrage d'art. Ce sont des passions prononcées, simples, sans cette complication qui déroute l'observateur le plus exercé, et qui ont leurs symptômes clairs et non équivoques. Rien de ces vapeurs de l'âme, rien de ces douleurs hyprocrites qui lassent la patience de l'homme le plus indulgent et le plus compatissant. Rien de ce pouls nerveux et capricieux à l'état duquel le médecin du cœur le plus habile ne sait juger la maladie.

Il y a cependent quelque chose dans le premier conte qui me fait trembler pour l'auteur: ce sont trois sœurs, jeunes, belles et bien élevées qui ont l'habitude de s'agenouiller et de faire leur prière du soir, avant de se coucher. C'est une hardie innovation par le temps qui court. Mais j'espère que les lecteurs effarouchés se réconcilieront avec Mme Thierry, quand ils apprendront à la fin que les trois sœurs succombent à leurs passions malgré leur piété.

On aime à trouver encore dans les ouvrages d'art et d'esprit des femmes, les sentimens paisibles, les joies calmes et les douleurs tempérées qui conviennent à leur sexe. Aux hommes appartiennent les passions orageuses et la peinture de ces passions. A eux cet élément dangereux où le cœur fait naufrage en cherchant le bonheur. De cette mer salée et amère, la nature n'a accordé aux femmes que des gouttes, ce sont les larmes; qu'elles s'en contentent. Les mouvemens violens, tant de l'âme que du corps, déparent les femmes. L'équitation, les tragédies, la peinture d'histoire, les poèmes épiques, la colère, la gloire, les satires, la politique appartiennent aux hommes. Les femmes n'y réussiront jamais: et quand elles y réussissent, c'est tant pis pour elles; nous les recommandons pour épouses à tout le monde, excepté à nos amis.

O femmes! ne faites, n'écrivez et ne lisez pas des romans convulsifs, épileptiques, déchirans, suffocans, ensanglantés. Fuyez le genre terrible; ne vous tourmentez pas à deviner les énigmes de la vie, bornez-vous à en donner à vos époux et à vos amans, sphinx que vous êtes. Ne cherchez pas les dangers;

nous avons assez à trembler et à combattre pour nous-mêmes, n'augmentez pas nos soucis et agréez qu'on vous mette en sûreté.

Dans l'intérêt des dames légitimistes, qui depuis cinq ans boudent Paris et habitent la campagne, je finirai par deux moralités que j'ai tirées de l'ouvrage de madame Thierry. Premièrement: on ne doit jamais élever ses filles loin du commerce des hommes aux qualités matrimoniales; secondement: quand une telle éducation champêtre est une nécessité en France, où les éruptions populaires et les tremblemens de rois sont si fréquens, on ne doit jamais amener à ses trois filles, dans leur solitude, un seul cousin; mais toujours trois cousins à la fois. Mères légitimistes, lisez le conte des trois sœurs, et tremblez d'être fidèles et de n'avoir qu'un seul cousin à votre disposition.

IV.

Introduction.*)

La diversité des langues est une funeste suite de la malédiction de la tour de Babel; ce que personne ne peut plus ignorer aujourd'hui, depuis qu'on porte la sainte écriture, imprimée sur papier satiné, à domicile, périodiquement et en feuilles, tout comme le *Charivari* et le *Corsaire*. Dieu qui n'aime pas les centralisations, les systèmes et doctrines exclusifs, les règnes monarchiques dans les actions vitales de l'humanité, a confondu la langue des hommes, pour empêcher leur union et leur uniformité, et pour les conduire

---

*) Ce morceau forme l'introduction à la *Balance*, revue allemande et française publiée par L. Bœrne. Paris, 1836.

à se disperser sur toute la surface de la terre, à la parcourir dans toutes les directions et à y chercher leur fortune par des voies différentes. Mais, dès que les desseins de la Providence seront accomplis, quand l'œuvre de Dieu sera achevée, alors les instrumens de travaux seront brisés, et il n'y aura plus qu'une seule langue dans le monde, au plus grand déplaisir des interprètes assermentés et de la noblesse allemande, qui sera honteuse de parler la langue des bourgeois et de savoir l'orthographe plébéienne.

La division des travaux, ce grand principe de l'économie politique, a été appliquée à l'homme dès sa création. Les travaux de l'humanité ont été distribués entre les différens peuples et les différens pays. Mais il serait trop fastidieux de développer ici au long cette thèse; nous n'en voulons pas faire le siége régulier, nous la prendrons d'assaut.

Dans les ateliers de l'humanité, il y a deux peuples auxquels la Providence semble avoir donné la tâche de surveiller et de diriger les travaux de tous les autres peuples, de leur assigner leurs journées et de leur payer leur salaire; ce sont le peuple français et le peuple allemand. Au premier fut confiée la direction des travaux pratiques, des arts et des manœuvres, à l'autre la direction des travaux théoriques, des sciences et des spéculations.

La théorie est craintive et temporisante, la pratique est irréfléchie et précipitée; de là le désaccord entre elles, de là l'incompatibilité d'humeurs et d'esprits entre la nation allemande et la nation française, qui malgré qu'elles se touchent par les frontières, sont séparées par un espace moral immense.

C'est la tâche des Français de détruire, de démolir le vieil édifice social délabré, de déblayer et de niveler le terrain; c'est la tâche des Allemands de fonder, d'élever le nouvel édifice social. Dans les guerres de la liberté, la France sera toujours à la tête des autres pays; mais au congrès futur de paix, où tous les peuples de l'Europe se rassembleront, ce sera l'Allemagne qui aura la présidence.

L'histoire de la France et de l'Allemagne n'est depuis des siècles qu'un continuel effort de se rapprocher, de se comprendre, de s'unir, de se fondre l'une dans l'autre. L'indifférence leur a toujours été impossible, il fallait s'entre-haïr ou s'entre-aimer, s'allier ou se faire la guerre. Ni le sort de la France ni celui de l'Allemagne ne pourront jamais être fixés et assurés isolément.

Il importe de rendre clair cet instinct obscur des deux nations, il importe de trouver un principe à des faits et à des opinions en apparence contradictoires.

L'Allemagne et la France se trouvent partout entremêlées, sans jamais se confondre. Celui-là serait un habile diplomate qui réussirait à négocier la paix entre les deux nations, en les conduisant à ne former qu'un nouveau composé homogène, sans sacrifier leurs qualités constituantes.

Les hommes âgés des deux pays devraient avoir soin de lier, par une amitié et une estime réciproques, la nouvelle génération de la France à la nouvelle génération de l'Allemagne. Qu'il sera beau le jour où les Français et les Allemands s'agenouilleront ensemble sur les champs de bataille où jadis leurs pères s'étaient entre-égorgés, et prieront en s'embrassant sur leurs tombeaux communs.

L'amitié inaltérable et la paix éternelle entre toutes les nations, sont-ce donc des rêves? Non, la haine et la guerre sont des rêves dont on s'éveillera un jour. Que de malheurs l'amour de la patrie n'a-t-il pas déjà causés à l'humanité! Combien cette vertu mensongère n'a-t-elle pas surpassé en sauvage férocité tous les vices avoués! Est-ce que l'égoïsme d'un pays est moins un vice que celui d'un homme? Est-ce que la justice cesse d'être une vertu, dès qu'on l'exerce envers un peuple étranger? Quel honneur que celui-là qui nous défend de nous déclarer contre notre patrie, quand la justice est contre elle!

J'aime l'Allemagne plus que la France, parce qu'elle est malheureuse et que la France ne l'est pas; du reste je suis autant Francais qu'Allemand. Quant à moi, Dieu merci, je n'ai jamais été dupe du patriotisme, je ne me suis jamais laissé prendre à ce leurre de l'ambition, ou des rois, ou des patriciens, ou des peuples.

La vie sociale et intellectuelle des Allemands est affectée de maux et troublée par des chagrins, que les Français n'ont jamais sentis ni compris, ou qu'ils ne sentent plus et qu'ils ont oubliés. Cette circonstance pourrait quelquefois entraver nos efforts, et rendre notre situation très-pénible. Les nations ne sont pas moins égoistes que les individus; elles font ordinairement bon marché des maux des autres nations, et elles s'ennuient facilement de leurs doléances. Elles sont toujours prêtes à attribuer leur propre bien-être à leur courage, à leur persévérance, à leur adresse; et la mauvaise fortune des autres peuples, à leur faiblesse, leur inconstance ou leur balourdise. Peut-être qu'en France on ne trouverait plus de bon ton de fronder la noblesse, ou de se moquer d'elle; on trouverait peut-être fastidieuses les plaintes des Allemands, sur leur justice criminelle secrète, leur stupide censure, et les offenses insolentes auxquelles leur liberté individuelle est à tout moment exposée. Si cela m'arrivait, si malheureusement je ne réussissais pas à gagner la sympathie des Français pour ma patrie, alors je m'adresserais à leur égoisme et à leur intérêt, en leur prouvant que leur liberté et leur prospérité ne sont que précaires, tant que celles de l'Allemagne ne seront pas établies, et que ce n'est pas sur la place de la Bastille, mais bien au bord de l'Elbe, que la colonne de la liberté française trouvera un solide fondement.

L'Allemagne forme la chaîne de montagnes qui sépare la civilisation de la barbarie, les Français des Cosaques. La France n'aime pas la république, on le dit; mais assurément elle aime encore moins les Cosaques, et elle a trop de sentimens d'honneur pour ne pas préférer l'éloquence sanguinaire d'un Danton à la rhétorique insolente d'un hetmann couronné. Eh bien! ce n'est que l'Allemagne qui peut sauver la France du triste choix entre le despotisme populaire et le despotisme monarchique; mais malheureusement cet état de choses a été méconnu par les Français de toutes les opinions et de tous les partis, depuis près de cinquante ans.

L'Allemagne a combattu la révolution française dès son origine et entravé la liberté de la France, d'abord par des menaces, ensuite par la guerre ouverte. L'Allemagne a porté la tête d'un roi bienveillant sur l'échafaud; c'est elle qui a contraint les Français à des crimes et qui a été ou le prétexte ou l'excuse de la terreur. Napoléon a succombé et a entraîné la France dans sa chute, parce qu'il jugeait mal l'Allemagne, parce qu'il prenait la fièvre de domination et l'attachement mercenaire de ses princes pour de l'enthousiasme envers sa personne, et qu'il ne voyait plus tard, dans l'enthousiasme du peuple allemand pour l'indépendance de son pays, qu'une fièvre d'insubordination. Il ignorait que les princes de l'Allemagne ne règnent pas par eux-mêmes, qu'ils ne sont que le jouet de l'aristocratie, et, aveuglé par cette erreur, il se laissa bercer dans une funeste sécurité par l'alliance de l'Autriche, comptant s'être attaché le souverain, en s'attachant le père de son épouse.

La Restauration a toujours été sous la tutelle de l'Allemagne, et l'histoire racontera un jour à nos neveux combien les menaces, les promesses et les intrigues des cabinets allemands ont eu de part à l'allure contre-révolutionnaire de Charles X. Jamais assurément ce malheureux roi n'eût osé les ordonnances de juillet, s'il n'eût compté sur l'assentiment et l'assistance des princes allemands.

L'Allemagne monarchique est l'avant-garde de la Russie contre la France, et l'Allemagne populaire est l'avant-garde de la France contre la Russie. Les princes allemands n'ont réellement aucune sympathie personnelle pour le czar moscovite; car ils n'ont pas l'humeur tyrannique, ils sont trop éclairés et trop humains pour cela. Il n'y a rien à leur reprocher que ce despotisme paternel qui ne va plus ni à leur vieillesse, ni à l'âge viril de leurs peuples. Mais cette omnipotence domestique, cette vieille habitude de jouir d'une domination non contrariée, et de rencontrer toujours une obéissance aveugle, c'est le côté faible des princes allemands par lequel l'aristocratie nobiliaire les prend et les dirige. C'est elle, c'est cette aristocratie insolente et ignorante, qui voudrait venger sur le peuple allemand les affronts et les pertes que ses camarades et amis ont essuyés dans la révolution française; c'est elle qui entraînera toujours les princes allemands à l'alliance avec la Russie, aussi longtemps que le peuple allemand sera trop faible et trop peu encouragé pour contrebalancer son influence sur les gouvernemens.

La France et l'Allemagne unies peuvent tout faire et tout empêcher. Une guerre entre la Russie et l'Angleterre ne pourrait sérieusement troubler la paix de l'Europe, tant que la France et l'Allemagne resteraient neutres, et ni l'Angleterre ni la Russie ne seraient dangereuses pour la France, si l'Allemagne ne leur prêtait son appui. De l'union de la France et de l'Allemagne, ne dépend donc pas seulement leur propre fortune, mais encore le sort de toute l'Europe.

Mais tous les efforts de la France et de son gouvernement, tous les égards et toutes les prévenances possibles envers l'Allemagne seraient inutiles: la France ne gagnera jamais l'amitié sincère de l'Allemagne officielle, de l'Allemagne gouvernée par l'aristocratie nobiliaire, qui adore dans l'autocrate de la Russie le prophète de Dieu, et qui, sept fois par jour, tourne la vue vers la Mekka du Nord. Le prix impudent que cette Allemagne officielle met à son alliance, non pas seulement à l'égard de la France, mais encore à l'égard de tout autre pays, savoir: le sacrifice de la liberté et de l'honneur du peuple, au nom duquel on traite avec lui, effaroucherait tout gouvernement, quel qu'il fût, et lasserait la complaisance la plus infatigable.

C'est l'Allemagne nationale dont la France devrait rechercher l'alliance, celle-là seule lui est avantageuse, et, pour l'obtenir, elle n'a pas à sacrifier son honneur, elle n'a qu'à abandonner quelques préjugés.

La nationalité allemande, où réside-t-elle? où la trouver? Par quelle expression fait-elle connaître sa pensée et sa volonté? Où est son unité d'action? Quels sont ses organes et ses représentans? Qui est-ce qui traite en son nom? En vérité, tout Allemand doit être un peu embarrassé à répondre à ces questions. Si les réponses n'étaient pas satisfaisantes, elles pourraient bien prêter au ridicule, et pour être satisfaisantes elles exigent de si longues discussions et de si grands développemens, qu'à force d'être complètes elles cessent d'être précises. Cependant nous espérons acquitter les dettes que nous contractons; qu'on nous accorde seulement des facilités pour payer, le crédit nous est indispensable.

La France, qui s'amuse depuis près de cinquante ans à faire aller le monde comme une toupie, a bien le droit de demander à tout peuple qui lui offre son alliance: qu'avez-vous fait? A quoi pouvez-vous nous servir? Quels secours nous portez-vous, quelle garantie nous donnez-vous? Pour dire la vérité, l'Allemagne n'a rien fait depuis trois siècles, et elle a patiemment enduré tout ce que d'autres ont voulu lui faire. Mais, par cette raison même, les travaux, les passions et les jouissances n'ont pas encore usé les cœurs vierges et les chastes intelligences de l'Allemagne; elle est la réserve de la liberté qui décidera de la victoire. Son jour viendra, et, pour l'éveiller, il ne faut que bien peu, un moment de bonne humeur, un sourire du hasard, une rosée du ciel, une débâcle, un fou de plus ou un fou de moins, un rien; la clochette d'un mulet suffit pour faire tomber l'avalanche. Alors, la France qui ne s'étonne plus de rien, cette France qui, en trois jours, a improvisé l'œuvre laborieuse d'un siècle et qui a cessé de s'étonner d'elle-même, elle s'étonnera du peuple allemand, et cet étonnement ne sera pas seulement de la surprise, ce sera de l'admiration.

La France devrait enfin apprendre à connaître l'Allemagne, cette source de son avenir; elle devrait enfin se persuader qu'elle ne se suffit pas et qu'elle n'est pas seule maîtresse de son sort. Combattre pour la liberté, ce n'est pas être libre, ce n'est que montrer qu'on est digne de l'être. Un peuple qui est obligé de surveiller jour et nuit sa liberté, n'en jouit pas, comme un homme qui est obligé de surveiller sa santé, n'est pas en bonne santé. La

France a usé en moins de cinquante ans la vie de cinq siècles; elle est grande et admirable, mais sa gloire est restée stérile.

La France a toujours mal jugé l'Allemagne; et qui pis est elle ne l'a pas jugée du tout, elle ne s'en est pas inquiétée. L'Allemagne, au contraire, a toujours eu les yeux tournés vers la France, sans pour cela l'avoir mieux comprise. D'abord ce fut l'admiration, ensuite la haine, et en dernier lieu un certain dédain bien ridicule, qui aveuglait son jugement. Les Allemands, qui n'avancent pas, ne sont jamais dans le cas de reculer, et voilà qu'ils reprochent aux Français de rétrograder si souvent!

Quand les Français jugent mal les Allemands, c'est par la stabilité de leur savoir, par l'ignorance des faits nouveaux; quand les Allemands jugent mal les Français, c'est par la stabilité de leurs sentimens, dont ils n'aiment pas à se débarrasser pour faire place à de nouvelles impressions.

Pour un honnête homme, c'est un tourment que d'être obligé, par la vérité, de mal parler de sa patrie; les compatriotes, les étrangers eux-mêmes, n'y voient qu'une coupable trahison. Mais est-ce que la franchise et l'impartialité cessent d'être des vertus, quand on les exerce envers les objets de son amour? Les Allemands, depuis qu'ils ont combattu avec succès la France, ont gagné une vanité nationale, dont ils étaient exempts antérieurement. La susceptibilité nationale des Français a du moins été précédée par la gloire; sans doute la gloire ne manquera pas un jour aux Allemands, mais jusqu'à ce jour ils n'ont pas encore assez fait pour être sûrs que leur fierté ne sera pas prise pour de la vanterie. En vainquant la France, l'Allemagne n'a fait que remplacer un joug de bois étranger par un joug de bois indigène, et changer le brillant despotisme de Napoléon contre la petite monnaie de ses chétifs tyranneaux. Puis n'y a-t-il pas quelque chose de puéril et même d'insensé dans toute vanité nationale? Un individu peut s'excuser d'être susceptible sur ce qu'on pense et dit de lui, car l'individu ne vaut que ce qu'il est estimé; mais le prix d'une nation étant toujours égal à sa valeur réelle, la vanité de sa part est gratuite, et n'est que de la pusillanimité. Du reste, il serait très-facile de démontrer, que souvent ce que les différens peuples ont fait de grand, ils ne l'ont fait que par leurs défauts, et ce que d'autres peuples ont souffert, ils ne l'ont souffert que pour leurs vertus; il y a donc dans tout éloge d'un peuple, quelque chose pour modérer sa satisfaction, et dans tout blâme, quelque chose pour adoucir la honte.

La franchise n'est pas seulement un droit, elle est encore un devoir; mais quand même elle ne serait qu'un droit, aucune délicatesse ne nous empêcherait d'en largement user. Les hommes qui craignent de dire leurs pensées secrètes sont ordinairement ceux qui, infatués de leur importance et de la supériorité de leur esprit, se croient les seuls dépositaires de certaines vérités. Mais des hommes, qui sont plus modestes ou mieux avisés, comprennent qu'ils n'ont pas exclusivement la science du vrai, que bien d'autres en sont inspirés; ils ont donc le courage de la franchise, sachant que leurs opinions sont partagées par beaucoup de personnes et qu'ils ne manqueront pas d'assistance dans la lutte contre les opinions opposées.

En comparant l'Allemagne et la France, ce n'est aucunement notre dessein de constater les qualités supérieures ou inférieures de l'une ou de l'autre, car cela ne servirait à rien. On a l'habitude de sermonner les hommes et les peuples, comme s'il leur était possible de changer de caractère, mais en vérité cela n'est pas. Ni les individus, ni les nations ne peuvent réunir toutes les vertus; il y en a qui sont incompatibles, et il y a certaines bonnes qualités qui sont nécessairement accompagnées de certains défauts. L'enseignement vraiment utile à donner aux peuples ce serait de leur montrer comment, dans les cas extraordinaires, ou pour agir ou pour résister, il leur faudrait de bonnes ou de mauvaises qualités qui leur manquent, ils devraient les aller chercher chez d'autres peuples et s'en servir pour leur salut.

La France et l'Allemagne, pour être fortes et indépendantes, doivent se renforcer l'une par l'autre et dépendre l'une de l'autre. Les services qu'elles doivent se rendre mutuellement sont faciles à formuler. En général, le caractère prédomine chez les Français et l'esprit chez les Allemands; il appartient donc à ceux-ci de décider ce qu'on doit faire, et à ceux-là de statuer sur la manière dont on doit agir.

L'expression la plus fidèle et la plus complète de l'état social, moral et intellectuel de toute nation civilisée, est dans sa littérature, qui est le sang de son âme et plus expressive que son histoire même, car celle-ci ne nous fait connaître que ce qu'une nation a été, elle ne raconte que le passé et l'accompli, tandis que la littérature, à la fois racine et fruit, nous enseigne ce qu'une nation a été et encore ce qu'elle peut devenir. La littérature est le résumé le plus complet de toutes les différences par lesquelles les peuples se distinguent entre eux. Elle est la mer, qui en même temps sépare et unit les pays. L'histoire politique d'un peuple est la biographie de son égoïsme, mais sa littérature est l'histoire de sa vie humanitaire. Elle ne s'arrête ni devant les bornes légales, ni devant les frontières géologiques, elle saute par-dessus les lois, les traités, les douanes, les antipathies et les préjugés.

Rapprocher l'Allemagne de la France, tel est notre but; et la comparaison de la littérature française avec la littérature allemande est notre point de départ. Le choix de ce point de vue est volontaire par rapport à la France; mais, par rapport à l'Allemagne, il est forcé. Les Français sont un peuple actif; sa littérature est le fruit de sa vie d'action, et ce fruit renferme la graine qui perpétue l'activité nationale. Pour caractériser la France, on est donc libre de monter de la racine aux fruits, ou de descendre des effets aux causes. Mais les Allemands sont un peuple passif; sa littérature est un arbre qui portera un jour des actions, mais ses fruits ne sont pas encore mûrs. Pour faire connaître l'Allemagne, il n'y a donc d'autre moyen que de s'élever de la cause aux effets, c'est-à-dire de caractériser sa littérature. Mais cette inertie des Allemands est en elle même un fait matériel, important, qui a la plus grande influence, non pas seulement sur la stituation de l'Allemagne, mais encore sur celle de la France et de toute l'Europe.

En Allemagne, la littérature a toujours servi de soupirail à la politique; les architectes de Francfort ont maintenant le dessein de boucher encore cette unique ouverture, afin de rendre au pays toute respiration impossible. Nous verrons alors jusqu'où va l'impassibilité des Allemands, et s'ils aiment mieux mourir dans l'angoisse de la suffocation ou d'un coup de feu expéditif.

Les Allemands ne forment une nation que par leur littérature qui, depuis trois cents ans, est la seul expression de leur vie sociale, et toute leur action de vie est dans la critique. Tout homme est né juge. Juger c'est se placer hors de soi-même, c'est penser avec les pensées, vivre avec la vie des autres. Juger et être jugé, c'est la destination de l'homme. Mais que voulez-vous que les Allemands jugent, sinon les livres et leurs auteurs, les artistes et leurs œuvres, les comédies et le jeu des acteurs? La discussion des affaires publiques leur est interdite. Ils paient des impôts, ils sacrifient le sang de leurs fils sur l'autel de la patrie, comme chantent les poètes, mais cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On les emprisonne, eux, leurs pères, leurs fils, leurs frères, pour de prétendus crimes d'état; on tourmente leur âme et leur corps par des injures et des privations, jusqu'à ce qu'ils en perdent l'esprit ou la vie; on refuse cruellement aux prisonniers malades la consolation de voir leurs parens avant d'expirer; ils rendent l'âme dans le désespoir, et on les fait enterrer avant le lever du soleil par des sbires et des geôliers. On les interroge et on les juge en secret, on ne les juge pas du tout, on les condamne à une instruction à vie; mais tout cela ne les regarde pas, c'est de la politique. On vole leurs pensées, on assassine leurs sentimens, on engraisse avec la sueur de leurs mains des espions affamés, qu'on envoie en France et en Suisse, à la trace de leurs compatriotes exilés; mais cela ne les regarde pas du tout, c'est de la politique. Combien de fois les hommes de lettres allemands n'ont-ils pas déchiré un innocent livre et son auteur plus innocent encore, seulement pour se soulager du dégoût que leur inspiraient leurs stupides maîtres, seulement pour exhaler leur colère! Otez la critique aux Allemands, et vous leur ôtez la vie.

Les Allemands sont les grands maîtres de la critique; ils servent à tout ce qui s'imprime par tout le monde, ou d'avocats, ou de juges; leurs ouvrages originaux mêmes ne sont souvent que des plaidoyers ou des actes judiciaires. Comme ils ont inventé l'imprimerie, ils croient avoir le droit de surveiller l'usage qu'on en fait. Ils sont des jurisconsultes qui connaissent à fond les lois et coutumes qui régissent les sciences et les arts dans tous les pays, et les changemens que ces lois et coutumes ont essuyés dans le cours des siècles. Ils portent dans leur critique beaucoup de sévérité, mais en même temps une grande loyauté. Quand leur arrive de mal juger, c'est plutôt par entêtement que par ignorance ou partialité. Mais cependant il faut convenir que la sévérité que les Allemands mettent dans leur jugement littéraire est quelquefois farouche, que les œuvres de la critique sont trop souvent des hautes-œuvres et leurs auteurs des bourreaux. Si des Français lisaient par hasard un de ces articles véhémens et impitoyables, ils seraient effrayés; ils prendraient l'auteur pour un homme altéré de sang, pour un exécrable tyran, un véritable Raoul Barbe-Bleue. Mais il n'en est rien, c'est l'homme le plus doux, le plus modeste, le plus poli, le plus timide même. Faites sa connaissance, entrez dans sa famille, informez-vous auprès de son épouse sur les humeurs de son mari, et elle vous racontera en souriant certaines particularités qui vous feront sourire vous-même, et vous ne sortirez pas de chez lui sans avoir serré la main au brave homme.

Il faut que les Français n'ignorent pas

cela, pour apprécier à leur juste valeur les jugemens que les hommes de lettres allemands portent de temps en temps sur leur propre littérature comme sur la littérature et les affaires publiques de la France. Si le blâme n'est pas toujours libre d'expressions inconvenantes, s'il y a une certaine rigidité choquante, ce n'est jamais la suite d'un manque d'égards ou le signe de sentimens haineux, ce n'est que la froide impassibilité d'un magistrat qui parle du haut de sa chaire curule.

En France, un homme d'esprit a l'esprit de tous les hommes d'esprit, et un fou a la folie de tous les fous. Quand on lit quelque ouvrage français, quel qu'il soit, on croit l'avoir déjà lu. C'est qu'en France l'esprit est constitué, il forme un corps social qui a ses lois, son administration, sa justice; les folies sont des délits, et les écarts de l'imagination des contraventions aux lois du bon goût. En Allemagne, c'est tout différent. Là règne, dans la littérature comme dans la vie parlée, une démocratie absolue, et les ennemis de cette forme de gouvernement auront autant de raison que jamais de l'appeler anarchie. Chacun y est spirituel ou fou d'après sa manière particulière. Les Allemands s'impatientent facilement des royautés littéraires, ils se moquent des courtisans du bon goût, et ne cèdent jamais le pas à l'aristocratie intellectuelle. Ce n'est pas que les grands écrivains, les philosophes, les poètes et les artistes du premier ordre, ne jouissent pas de toute l'estime qui est due à leur mérite, et qu'ils soient sans influence dans la société intellectuelle, aucunement; mais le respect qu'on leur porte n'est que volontaire et individuel, et l'on ne se soumet jamais à leur suprématie que conditionnellement et temporairement. On ne leur reconnaît aucun droit, aucun pouvoir légitime. Quand Goëthe a écrit de mauvais livres, on les a critiqués sans hésitation et sans le moindre scrupule. Les ouvrages des grands écrivains ne jouissent pas d'une faveur héréditaire et obligatoire; chaque ouvrage est examiné et apprécié séparément, et le nom célèbre d'un auteur ne décide jamais du sort de ses productions.

En France, où l'état intellectuel a toujours eu une constitution aristocratique, on aura peine à se faire une juste idée d'une société intellectuelle, telle qu'elle existe en Allemagne.

Figurez-vous une démocratie, mais comme il n'en a jamais existé une, ni dans les siècles de l'antiquité, ni dans les siècles modernes, une démocratie, où non-seulement la souveraineté, mais encore le pouvoir législatif et judiciaire réside dans le peuple, et non pas seulement dans le peuple collectif, mais dans les individus, sans distinction de fortune, d'éducation, d'âge et de sexe; enfin où il n'y a pas de lois, où chacun fait, dit et écrit ce qu'il veut et comme il l'entend: voilà l'état de la littérature en Allemagne. Pour la bien apprécier, il ne suffit pas de connaître les auteurs célèbres et les ouvrages distingués, il faut encore se familiariser avec la littérature commune, il faut fréquenter les marchés littéraires et se mêler dans la foule des auteurs du dernier ordre. C'est seulement là où l'on trouve le caractère national de la littérature allemande et cette originalité, cette fierté et cette indépendance qui la distinguent de toutes les autres littératures du monde.

L'Allemagne ne manque pas de grands écrivains justement célèbres, mais elle n'en a pas en aussi grand nombre que plusieurs autres pays. Le mérite et la gloire de

Schiller et de Goëthe n'égalent pas ceux de Shakespeare, de Calderon, de Dante, de Voltaire et de Rousseau. Il est même impossible qu'il s'élève jamais en Allemagne des écrivains de cette considération universelle et séculaire. Voltaire et les autres écrivains nommés, étaient comme les foyers où se concentraient toutes les lumières de leur siècle; ils n'étaient pas seulement riches de leur propre esprit, mais encore de l'esprit de leur pays; ils étaient des rois qui représentaient la communauté intellectuelle. Mais en Allemagne où, il y a trois cents ans, la réforme religieuse a émancipé toutes les intelligences, nivelé le terrain de la science et morcelé les biens intellectuels, les sommités littéraires ne peuvent plus s'élever à une hauteur considérable, et les grandes fortunes de l'esprit ne peuvent pas facilement s'accumuler, et ne se soutiennent pas longtemps. On ne tient compte aux grands écrivains que du mérite qui leur est propre, on ne leur accorde pas une gloire représentative des autres gloires, et lors même qu'ils ont ouvert de nouvelles routes aux sciences et aux arts, on oublie leur mérite, dès que ces nouvelles routes ont été rendues praticables pour tout le monde.

L'esprit n'a pas de résidence en Allemagne, il n'y a pas de capitale intellectuelle comme la France en a une pour son malheur. Tous les établissemens scientifiques, les académies, les universités, les librairies, les journaux, les tribunaux littéraires sont répandus par tout le pays. La plupart des hommes de lettres et des savans du premier ordre habitent de petites villes. Pour l'ordinaire ils ne se connaissent pas entre eux, ce qui sans doute n'empêche pas toute jalousie de métier, mais ce qui du moins en écarte les influences personnelles, et ces égards réciproques des auteurs qui, par politesse ou bienveillance envers une seule personne, trompent tout le monde et offensent la vérité.

Ces mille foyers intellectuels, ce manque de centralisation donnent, à la littérature allemande, un mouvement plein de vie, et la préservent de cette monotonie et de cette uniformité qui sont l'inévitable suite de tout règne monarchique. La mauvaise littérature même n'est ni sans intérêt ni sans importance, comme rien n'est indifférent de ce qui résulte de la liberté et de ce qui l'entretient. En Allemagne, les mauvais écrivains surveillent les bons et les empêchent d'abuser de leur influence et d'usurper un pouvoir despotique. D'ailleurs, tous les hommes sensés savent apprécier les mauvais livres, car ils n'ignorent pas combien on y peut trouver d'amusement et combien les écarts de l'esprit sont instructifs.

On s'ennuie aux mauvais ouvrages français, il arrive même qu'on s'ennuie aux bons: qui est-ce qui n'a pas d'esprit en France? mais la raison des hommes d'esprit est toujours si normale, si droite si bien faite, qu'on lui souhaiterait quelquefois une déviation de la taille qui, pourvu qu'elle soit légère et qu'elle ne tombe pas dans le domaine de l'orthopédie, n'est pas sans charmes, ni pour les corps ni pour les âmes. En France, les mauvais livres naissent et meurent dans l'obscrurité, et sont ensevelis dans une fosse commune. Il y a à Paris des faubourgs littéraires, où toute une population d'auteurs-ouvriers végète misérablement. En Allemagne, tout petit écrivain a sa petite ville dont il est le Voltaire, et ni la considération ni la nourriture ne lui manquent. Il marche la tête haute, et il a une heureuse confiance en lui-même, car il se sent l'égal de Goëthe et de Schiller, non pas de fait, mais de droit; il est juré et juge les plus grands auteurs.

Les fous originaux qu'on ne rencontre en France que dans les petites maisons, on les rencontre en Allemagne dans les petites villes. La folie y est souvent femme de chambre de la philosophie, et elle connaît tous les défauts cachés et tous les secrets de toilette de sa noble maîtresse. Quand on est fatigué de la haute dame, on se délasse en causant avec sa jolie suivante. Que cela est confortant et rafraichissant! Combien de fois depuis que j'habite Paris, le dégoût pour le bon goût ne m'a-t-il pas ôté tout appétit de la lecture et de la conversation! Combien de fois alors n'ai-je pas langui après une fraiche et savoureuse sottise allemande! Je me rappelle, qu'à une de ces soirées les plus amusantes du monde, où l'on se meurt de plaisir, de soif, de chaleur et de politique, je me jetai pâle et défait dans un fauteuil, et essayai de me remettre en suçant le sucre d'orge que j'avais apporté et en repassant dans mon souvenir la lecture récente d'un ouvrage d'un certain professeur à l'université de Halle, où le savant déplore les suites désastreuses d'une population toujours croissante, et propose comme remède à ce malheur public, certains moyens à la fois simples et ingénieux. J'éclatai de rire, au beau milieu d'une contredanse, et j'eus la force d'âme de refuser, à la plus jolie femme de la société, le secret de ma grande statisfaction.

Dans l'article que nous allons finir, nous n'avons voulu qu'esquisser quelques principes qui, dans une série de considérations sur les principaux ouvrages de la littérature allemande et française, se développeront d'eux-mêmes. Mais tout ne dépend pas de nous; il est quelquefois plus difficile de faire sentir certains besoins que de les contenter. Il vaut mieux semer les vérités qu'on croit utiles, que de les implanter avec leurs racines; il vaut mieux faire naître des idées que de les offrir en leur croissance. Il faut commencer par éprouver si le terroir est propre ou non à telle culture. Un journal n'est pas un monologue, c'est une conversation, un enseignement mutuel; c'est à l'auteur à faire le premier pas, mais c'est aux lecteurs à aller à sa rencontre; quand il ne les voit pas s'approcher de lui, il doit s'arrêter.

La sympathie se rend, on ne la prend pas. En publiant la *Balance*, nous n'avons d'abord voulu qu'annoncer sa publication, ses premières livraisons serviront de prospectus. Nous espérons être encouragés à continuer de la part des Français comme de la part de nos compatriotes; mais si, contre notre attente, cet encouragement nous allait manquer, ce ne sera pas notre amour-propre qui se serait trompé dans son calcul, mais notre amour de la patrie, confondu avec notre amour de la France, et nous penserions alors que l'opinion vraie ou fausse, que la gloire et la prospérité des deux pays sont intimement liées ensemble, n'est qu'une conviction à nous, qui n'est partagée ni par les Français ni par les Allemands.

V.

Béranger et Uhland.*)

On a dit, et souvent répété, que la littérature est l'expression de l'esprit public; mais c'est une question à débattre. Selon nous, la littérature est l'expression du temps passé, ou du temps futur, c'est-à-dire de l'opinion publique d'autrefois, ou de celle de l'avenir, mais elle n'exprime jamais l'esprit public contemporain. Et voici par quelle raison. L'esprit public, formé par les opinions et les sentimens de la majorité d'une nation, est en guerre continuelle avec l'esprit privé, formé par les opinions et les sentimens de la minorité. Du côté de l'un est la force, du côté de l'autre est le pouvoir. La minorité sentant sa fai-

---

*) La *Balance*, janvier, 1836. .

blesse, y supplée par l'association, l'organisation et la discipline; elle a sa langue convenue, ses mots d'ordre, ses signes de reconnaissance, ses points de ralliement; elle est armée. Tout cela manque et manquera toujours à la majorité. Celle-là ne pourrait jamais s'associer et se discipliner, parce qu'elle manque d'un lien solide et durable. La minorité a un intérêt matériel assez fort pour étouffer en elle le cri de la conscience qui appelle tout homme à l'amour de l'humanité: l'intérêt de dominer la majorité, c'est-à-dire de vivre et de jouir à ses dépens. Mais la majorité ne peut pas avoir cet intérêt, car les dépouilles de la minorité partagées entre des millions d'hommes donneraient une part trop minime à chacun d'eux Par conséquent, la majorité, jusqu'aux temps éloignés où elle deviendra unanimité, où toutes les exigences de l'humanité seront accomplies, aura toujours à lutter contre la minorité.

Or, les écrivains du parti de la majorité n'ont ni le loisir ni le calme d'esprit nécessaires pour cultiver avec succès la littérature et les arts; car, défenseurs et interprètes de l'opinion publique, ils doivent faire la guerre contre l'ennemi commun et comme chefs et comme combattans. Par cette raison, les écrivains et les artistes du premier ordre se sont trouvés dans tous les temps parmi les membres de la minorité, parmi les partisans du pouvoir, qui, jouissant des loisirs de la paix, n'étaient pas troublés dans l'exercice de leurs talens, par des mouvemens, des affaires et des passions étrangères à leurs études.

Mais bien que la littérature n'appartienne jamais à l'opinion publique vivante, il y a cependant toujours eu pour le bonheur et la consolation du genre humain, des écrivains isolés qui étaient les miroirs de leurs contemporains, et réfléchissaient fidèlement leurs besoins, leurs joies et leurs douleurs. Quand ces écrivains unissent un noble caractère à un beau talent, alors ils sont des demi-dieux, les héros et les sauveurs de leur pays; ils sont les grands-prêtres d'un temple, où tout un peuple se presse pour offrir au ciel ses craintes et ses espérances, et où les opprimés respirent avec ravissement l'air de la liberté et mêlent de joyeuses chansons au cliquetis de leurs chaînes.

Parmi ces heureux mortels, Béranger est

placé au plus haut sommet de la fortune, et on ne sait pas si l'on doit plus envier son sort, ou celui de la France qui compte un tel homme parmi ses enfans. Non, la liberté ne périra jamais en France; Béranger est l'arc-en-ciel que Dieu, après le déluge de la restauration, a mis dans les nuées, en signe de son éternelle alliance.

Le noble et excellent poète Uhland étant aussi populaire en Allemagne que Béranger l'est en France, la comparaison de ces poètes nationaux devra faire ressortir la différence entre l'esprit public, le caractère et l'état social de la nation allemande, et celui de la nation française. Mais, en comparant la popularité d'Uhland à celle de Béranger, il se présente dès ce premier rapprochement une différence notable entre les deux pays. La popularité en Allemagne est tout autre qu'en France; elle est moins étendue et moins profonde. Les Allemands exercent une noble justice envers tout ce qui est grand et beau, dans tous les genres, dans tous les pays et dans tous les temps, et ils partagent leur amour et leur admiration entre tous les mérites, avec une sévère et admirable impartialité. Par ces raisons, la popularité de qui que ce soit doit toujours être restreinte. Les Français, au contraire, aiment à accumuler leurs sentimens sur une seule personne, et vraiment on les soupçonnerait d'avoir le cœur et l'esprit très-monarchiques. Ensuite, ce qu'on appelle *peuple*, a, en France, tout un autre sens qu'un Allemagne. Le peuple, en France, en attendant qu'un autre Sièyes le déclare pour nation, est le *quatrième état*; il compte le dernier, mais enfin il compte; on ne respecte pas sa volonté, mais on s'en informe et on s'en inquiète. Mais dans cette signification il n'y a pas encore de peuple en Allemagne. Là, le peuple c'est le tiers-état, qui ne descend pas même jusqu'aux petits industriels, qui forment en France le mur de clôture de la bourgoisie.

Uhland a moins de lecteurs que Béranger, quoique l'instruction soit aussi répandue et descende plus bas en Allemagne qu'en France. Mais là on n'écrit pas encore pour le peuple. Les écrivains, les poètes, n'ont ni la bonne volonté ni le talent d'instruire ou de divertir les classes inférieures; ils ne tâchent que d'instruire les classes instruites et d'amuser ce grand monde qui a déjà abondance de distractions.

Les chansons d'Uhland sont composées pour les yeux, celles de Béranger pour les oreilles.

> Vos orateurs parlent a qui sait lire,
> Toi, conspirant tout haut contre les rois,
> Tu marias, pour ameuter les voix,
> Des airs de vielle aux accens de ta lyre.

Le poète français devra donc avoir plus d'auditeurs que le poète allemand n'a de lecteurs. L'esprit des gens instruits est dans leurs yeux, l'esprit des gens du peuple est dans leurs oreilles. Les premiers jugent par la vue ce qu'ils ont entendu, les autres ne voient bien que ce qu'ils entendent; ils ne s'effraient que du tonnerre, ils ignorent que c'est l'éclair qui frappe.

Dans les poésies d'Uhland et de Béranger se trouve le plus haut perfectionnement des deux langues. Le poète français ne s'est pas laissé entraver par ce langage conventionnel et cette étiquette de mots qui, souvent, en France, repoussent les plus nobles pensées et les plus riches sentimens, quand ils ne sont pas habillés à la mode du jour. L'habillement que Béranger donne à ses inspirations est large, adapté à la température des sentimens, et gracieux de cette grâce toujours fraîche, qui ne dépend pas des caprices d'une modiste et qu'on ne trouve pas au Longchamps des poètes.

Les Français, qui se familiarisent avec les poésies d'Uhland, apprendront à aimer une langue pour laquelle jusqu'alors ils n'ont eu peut-être qu'une estime de curiosité. Depuis le balbutiement d'un enfant jusqu'à l'éloquence d'un orateur, depuis les simples accens d'une jeune villageoise jusqu'aux cris passionnés d'une reine en colère, depuis les refrains vermeils du moyen âge jusqu'aux dictons ridés des temps modernes, Uhland a rassemblé tout ce que la langue allemande a eu dans tous les siècles de beau, de riche et de grand. Grâce, flexibilité, douceur, force, sublimité, profondeur, unies à une liberté sans borne, vous trouverez tout cela dans la langue qui obéit à Uhland. Ni Goëthe, ni Schiller ne suffisent pour faire connaître aux étrangers le goût et la richesse de la langue allemande. Le style de Goëthe est froid, lapidaire, il n'est pas pittoresque. Goëthe n'aime pas que vous soyez trop familiers avec lui: il vous défend de l'approcher en ce joyeux tumulte du cœur, qui est toujours excité par la véritable poésie. Il est ordonné de par le roi des poètes d'entrer dans son palais, comme les Parisiens entrent aux spectacles; la foule de vos sentimens est parquetée dans d'étroites galeries, formées de lourdes poutres; ils sont placés deux de front, des gendarmes les surveillent, et puis ils entrent les uns après les autres. *Calme et ordre poétique*, c'est la devise de Goëthe: aussi la garde nationale de la littérature bourgeoise l'a nommé son commandant. Le style de Schiller a le défaut contraire; il est trop philosophique, trop fondu, ses dessins manquent souvent de correction. Goëthe et Schiller sont des poètes d'un plus vaste génie que Uhland; mais dans son genre, Uhland est plus grand que l'un et l'autre.

Béranger plait au peuple quoiqu'il soit sublime. Je ne m'exprime ainsi que pour être compris de tout le monde. Si cela n'était pas, je dirais: Béranger plait au peuple, parce qu'il est sublime. Uhland n'a pas cette élévation d'âme qui, comme le ciel, entoure tout ce qui est au-dessus de nos têtes, en même temps que tout ce qui est au-dessous de nos pieds.

Ses pensées et ses images sont plus brillantes et plus nobles que celles du poète français; mais dans cet éclat, il y a quelque chose de faux diamans, et dans cette noblesse il y a beaucoup d'une noblesse de naissance. En Allemagne, certaines idées et certains sentimens ont un pouvoir héréditaire; ils nous imposent, ils nous entraînent, nous les respectons, et leur obéissons par habitude. Mais quand nous scrutons leurs droits et leur force réelle, nous avons un peu honte de notre faiblesse, de notre timidité et de notre superstition. Dans les chansons d'Uhland, il y a beaucoup de douleurs et de joies factices, il y a des sentimens trop raffinés et un luxe de cœur qui appauvrit l'âme. Tout cela est doux, soyeux, mais a l'air maladif. Toutes les images du poète ont quelque chose d'angélique, qui nous remplit d'un saint frissonnement, mais qui nous fait peur, et nous sommes à notre aise si un chien aboie ou si notre voisin passe et nous dit: bon soir.

Béranger chante comme une alouette qui, en saluant les premiers rayons du soleil, éveille les hommes par ses cris d'allégresse, et les appelle aux travaux, aux combats et aux plaisirs. Uhland chante comme un rossignol dans l'ombre des bosquets, qui nous invite au repos et aux rêveries: une douce léthargie frappe nos sens, et nous voudrions dormir, éternellement dormir. Les chansons de Béranger vivifient, celles d'Uhland assoupissent.

Dans les chansons de Béranger, la douleur est pleine de vie, car elle est pleine d'espérance; même à la plus profonde mélancolie, se mêle encore un peu de gaieté. Béranger est un poète païen, Uhland est un poète chrétien; chez le dernier, les plaisirs mêmes ont l'air abattu; ce sont les joies d'une mère qui est dans les douleurs de l'enfantement. La céleste musique de Mozart vous a souvent enchantés; dans ses airs les plus joyeux, ce n'est pas une joie terrestre qui résonne, ce sont les plaisirs et les folâtreries d'un ange. Quand don Giovanni, ivre de vin, d'amour et d'allégresse, chante des airs frivoles, est-ce que nous ne sentons pas sur le cœur une oppression que nous désirerions soulager par des larmes? La musique de Rossini vous ravit également; quand on entend ses chants plaintifs de l'amour malheureux, ou ses chants héroïques de combats et de carnage, est-ce qu'ils vous remplissent de tristesse ou de terreur? Non; notre cœur ne palpite pas, il danse; nous ne pouvons pleurer, nous rions de plaisir.

Quand Béranger pleure, il ressemble à Rossini; quand Uhland sourit, il ressemble à Mozart.

Les hommes de Béranger sont pleins d'allégresse et d'espérance, ce sont des Titans qui escaladent le ciel en poussant des cris de joie. Les hommes d'Uhland sont pleins de tristesse et de désespoir, ce sont des anges tombés qui pleurent le paradis perdu. Le poète allemand nourrit son peuple affamé d'aïeux, avec les souvenirs du moyen âge. Le moyen âge était la jeunesse des Allemands, comme de toutes les nations modernes; mais les peuples sont maintenant tous dans un âge avancé, et, il y a vingt ans, lorsqu'on vit les Allemands, après leur délivrance de la domination française, se cramponner au moyen âge, on était souvent tenté de railler ce ci-devant jeune peuple, comme on raille le ci-devant jeune homme sur la scène française.

Aux yeux des Français et de leur poète, tout est terrestre: le bon Dieu lui-même est notre voisin, et ses anges sont nos camarades de plaisir. Aux yeux des Allemands et de leur poète, tout est céleste, tout est saint. Uhland chante la sainteté de la jeunesse, du printemps, du vin, de l'amour et des femmes. Pour les Français, l'amour est un amusement; pour les Allemands, c'est un culte, et les baisers sont des prières. La divinité d'Uhland est la fidélité, la sainte fidélité; la divinité de Béranger est l'infidélité.

Si les hommes étaient toujours heureux, Béranger serait leur apôtre, et ses chansons leur serviraient d'évangile. Si les hommes étaient toujours malheureux, Uhland serait leur prophète, et sa morale poétique leur servirait de sainte écriture. Mais comme la vie est mêlée de plaisirs et de douleurs, il faut vénérer et Béranger et Uhland, s'édifier alternativement par la lecture de leurs ouvrages, tantôt être Français, tantôt Allemand, aimer Dieu et Lisette. Au printemps de la vie et aux beaux jours du premier amour, on suffoque d'être Allemand; mais quand le temps est froid, vos cheminées et vos sentimens humides ne vous donnent qu'une chaleur optique.

Qu'alors vous trouveriez bienfaisant un poêle et un cœur allemand!

La jeunesse allemande devrait lire les chansons de Béranger, et la vieillesse française les chansons d'Uhland.

Béranger est aimable, et Uhland est respectable: ils sont de leurs pays; les Français sont libres et heureux, et les Allemands méritent de l'être. Il serait à désirer que les Français fussent quelquefois moins aimables, et que les Allemands fussent un peu moins respectables. Si, un jour, les Allemands, trompés par les mensonges et les ruses de leurs princes, la puérilité de leurs poètes et l'ignorance de leurs savans, s'animaient une seconde fois d'une haine suicide contre la France, la lecture des chansons de Béranger éclaircirait et désarmerait leur colère. Si les Français étaient poussés de nouveau par leur vanité nationale ou par l'ambition d'un chef belliqueux contre l'Allemagne, qu'ils lisent alors les chansons d'Uhland, pour apprendre qu'une nation qui met sa gloire dans la justice, et à laquelle le droit sert de bouclier, ne peut jamais être subjuguée, et que son amitié est plus avantageuse que la victoire même.

Le vin allemand est grave, froid et âpre; il ne sourit pas; mais sous son air grondeur, il cache une âme de feu. Ce n'est pas un plaisir que de boire du vin allemand, mais on est heureux après l'avoir bu. Le vin de France est babillard, aimable, caressant; mais sans vérité et sans persévérance. Boire, c'est pour les Allemands une affaire, une étude, un service divin; pour les Français, boire est un plaisir, un amusement. Le Français sait nager dans le vin, l'Allemand n'a pas ce talent, et quand la bouteille est profonde, il s'y noie facilement. L'Allemand ivre perd la tête, le Français ivre perd le sentiment. L'ivresse qui rend les Allemands sincères et intraitables, rend les Français doux et condescendans. Quand l'Allemand a bien bu, il a une patrie, il a des sentimens publics; les anciens Germains tenaient leurs assemblées nationales dans l'ivresse. Si tous les Allemands étaient ivres trois jours de suite, ils seraient libres pour toujours; si tous les Français l'étaient trois jours seulement, ils perdraient leur liberté pour longtemps. Dans l'ivresse, les Allemands oublient leur amour pour leurs dominateurs, et les Français leur haine contre eux.

Les chansons à boire des deux nations diffèrent entre elles comme leurs vins. Dans celles des Allemands, c'est l'homme déjà ivre, dans celles des Français, c'est l'homme buvant qui chante. Quand un Allemand chante: versez-moi à boire! il a déjà trop bu. L'Olympe de Béranger est un caveau, l'air même y est ivre; mais les Dieux, accoutumés à cette atmosphère, ne chancèlent jamais et sont toujours polis. La *Bacchante* de Béranger elle-même n'est pas ivre, elle feint seulement de l'être pour avoir un prétexte et une excuse à ses exigences et à ses facilités amoureuses.

Les poésies d'Uhland n'ont que deux chansons à boire. L'une est âpre comme le vin qui l'a inspirée, l'autre est pleine de feu, mais sauvage. Patrie, liberté, honneur, combats, tempêtes sur mer, le plaisir bruyant de la chasse, le dernier jugement, la résurrection, et une confusion de vertus et de voluptés, tant mâles que chrétiennes, y résonnent et font un tintamarre épouvantable. Mais on ne doit pas boire pour se sentir homme, on doit boire pour oublier qu'on est homme.

De l'amour du vin à l'amour de Dieu, le pas n'est pas aussi immense qu'on le penserait.

Le vin dégage le corps de l'homme de sa gravitation, il brise les chaines de la personnalité; la religion ouvre à l'âme de l'homme le cachot de son individualité, et la rend à l'air et à la lumière de l'immensité.

Si Béranger est le miroir fidèle de l'esprit public de sa patrie, il faut convenir qu'il n'y a presque plus de religion en France. L'école philosophique de Voltaire, dans laquelle les hautes classes de son temps puisaient la science anti-religieuse, est descendue par degrés, jusqu'à ce qu'elle soit devenue une école primaire, où s'instruit le peuple du dix-neuvième siècle. Tout ami de la France doit s'attrister de cette observation. Le bonheur domestique est le fondement du bonheur public; mais sans religion, il n'y a pas de bonheur domestique. Le même lien qui attache l'homme au ciel, l'attache à sa famille. Mais en pleurant ce malheur public de la France, il y a une compensation qui nous console. La religion, chez un peuple aussi peu instruit que le peuple français, ne serait que superstition, qui fournirait de dangereux instrumens aux despotismes sacrés et profanes. Il vaut mieux encore être sans religion que sans liberté.

La nation allemande est éminemment religieuse, et vous trouvez dans Uhland cette douce et aimable piété qui est l'amie du plaisir et la confidente de l'amour. De même que les lois sont le plus respectées dans les états où la justice n'est pas représentée par des hommes, de même la religion est le plus respectée dans les pays où Dieu n'est pas représenté par des hommes. Chez tous les peuples de l'Europe, le zèle pour la religion est en rapport avec les distances des différens pays à Rome.

Béranger était petit-fils et élève d'un tailleur, il est sorti du peuple, et il aime à se rappeler sa noble origine avec une juste fierté. Dans la patrie et dans la jeunesse du poète, le peuple était roi et faisait trembler le peuple des rois. Comme Franklin, Béranger se destina à la typographie, et apprit à manier ce plomb mortel aux tyrans et à leurs ruses. Uhland est né dans l'aisance; fils d'un savant, il se destina au barreau et devint avocat. Dans la patrie du poète allemand, les grands sont tout, le peuple n'est rien, et les bourgeois sont quelque chose. Mais comme le peu est plus près du tout que du rien, la classe moyenne, en Allemagne, sympathise plus avec ses supérieurs qu'avec ses inférieurs, et elle a autant de froideur et de dédain pour les derniers, qu'elle a d'amour et de vénération pour les premiers. Uhland, quoique grand poète, a des sentimens parfois très-prosaïques. Le peuple est la source inépuisable de toute poésie, car il représente la nature pure dans l'état social factice, il est d'une éternelle jeunesse, tandis que celui-là grandit et vieillit. Quand on ne comprend et qu'on n'aime pas le peuple, on peut être un poète estimable et estimé de ses contemporains, mais on ne sera jamais un poète immortel.

Dans les poésies de Béranger et d'Uhland, retentissent les chansons dont a bercé leur enfance. Le fils du tailleur chante au seuil des chaumières :

Ma muse et moi nous portons pour devise :
Je suis du peuple ainsi que mes amours.

Il chante pour les pauvres, pour les petits, pour les mendians, il pleure et rit avec eux. Il les console, les caresse, les égaie :

Au toit du pauvre il répand l'allégresse.

Il flatte leur misère et même leurs vices.

Est-ce que les vices du peuple ne font pas partie de sa misère? Est-ce que ses crimes ne sont pas les œuvres des riches? Les vols, les brigandages, les meurtres, ne sont-ils pas exécutés par les bras décharnés des malheureux affamés? Et le sang versé sur les échafauds ne se mêlera-t-il pas au sang versé dans l'ombre de la nuit et des forêts, pour demander vengeance à la justice éternelle contre la justice des hommes. Le noble Béranger est l'ami du braconnier, du contrebandier, il pleure avec la veuve du pauvre Jaques; mais il ne verse pas seulement des larmes de pitié, il verse aussi des larmes de colère sur l'insensibilité des riches et des puissans.

Uhland, le fils du savant, chante le soleil, les rois et les héros; tout roi est un soleil sans tache, et tout héros un roi sans couronne. Il ne se lasse pas d'admirer les actions héroïques des princes et des nobles chevaliers, il chante leurs plaisirs, leurs amours, et leur prête les plus heureux mots, les plus fines railleries. Malheureusement, Uhland n'est pas toujours l'Homère des Achille, des Hector, et des Agamemnon; quelquefois il ressemble à un poète de cour, et nous montre l'exaltation sincère, mais servile, d'un courtisan favori à l'égard de son maitre. Tous ces princes sont si humains, si excellens, si majestueux, qu'on se jetterait par terre pour baiser le chemin où un roi a passé. Les tyrans mêmes sont sublimes. Les princesses ressemblent aux perles, et répandent une douce clarté de lune; les princes ressemblent aux rubis, et leur lumière est effrayante comme celle de l'aurore boréale.

Tous les personnages du poète allemand qui ne sont pas princes ou nobles, sont d'un bas commun et ridicule; ils sont vilains et très-vilains; et quand ils sont malheureux, il y a en eux une lassitude de vivre, un assoupissement, un lâche désespoir, qui fait mal au cœur et repousse la piété. Comparez *la chanson d'un Pauvre* d'Uhland, avec le *Jacques* de Béranger. Le pauvre français maudit la voracité du fisc, l'impôt sur le vin, sur la viande, sur le sel, qui l'ont plongé dans la misère. Le pauvre allemand ne sent pas moins son malheur, et le pleure amèrement: mais il essuie ses larmes et rend grâce à Dieu de tous les biens qu'il a voulu lui accorder; savoir: l'église qui appartient au pauvre comme au riche; le soleil, la lune et les étoiles qui luisent pour le mendiant comme pour le roi; le tombeau, cette chambre à coucher commune; et enfin le paradis. Et ce bon pauvre allemand est si bon, qu'il ne ferme pas même le paradis aux riches, qui cependant leur a été défendu par notre Seigneur miséricordieux. Cette stupide résignation suce comme un vampire le sang et le courage des Allemands, pendant qu'ils dorment et rêvent. L'imbécille mendiant est si heureux avec son église, ses étoiles, son tombeau et son paradis, qu'on hésite à lui donner l'aumône, de peur de troubler sa félicité.

Uhland qui a puisé ses inspirations dans les histoires et les mœurs du moyen âge, et qui a fait broder sur sa bannière en lettres d'or et de perles: *féodalité et fidélité*, ne peut s'imaginer rien de beau et de grand, qui ne soit associé à un prince ou à un héros. Vraiment, quand on est plébéien et qu'on se sent du peuple, on ne peut voir sans envie et sans dépit, le roi régnant des poètes verser toutes ses faveurs et toutes les richesses de sa brillante imagination sur les nobles et leurs alentours. Pas une goutte, pas une seule pauvre goutte, ne nous est réservée pour rafraichir notre vanité bourgeoise. Est ce que le peuple allemand du moyen âge, est-ce que nul plébéien n'a jamais rien fait de grand, qui méritât d'être chanté et célébré?

Dans les poésies d'Uhland, il y a beaucoup d'amours et de mariages, mais les cœurs sont toujours bien assortis; jamais une mésalliance pour rompre la triste monotonie de l'étiquette. Une seule fois, nous espérons nous être tompés sur l'inflexible aristocratisme du poëte, et nous sommes prêts à lui demander pardon de nos jaloux soupçons. C'est dans la chanson *le Jeune Roi et la Bergère*, dans cette délicieuse chanson qui exhale l'haleine la plus suave de l'amour, et que nous voudrions presser contre nos lèvres. Tout y est *wonne* et *seligkeit*. Mais hélas! mes joyeux Français, vous n'avez ni ces mots dans votre langue, ni ces sentimens dans vos cœurs. Que Dieu vous bénisse et vous donne bientôt les uns et les autres!

— Voilà que dans la saison des fraises et des rossignols, sir Goldmar, un beau jeune roi, passait à travers une riante vallée. Un manteau de soie rouge lui tombait des épaules, et il portait une couronne d'or sur la tête.

Le prince descendit de cheval, l'attacha à un tilleul, et fit prendre le devant à sa brillante suite. Il y avait là dans un frais buisson une limpide fontaine; là les oiseaux chantaient à ravir, là les fleurs brillaient de tout leur éclat. Pourquoi chantaient-ils aussi clair? Pourquoi brillaient-elles avec tant de splendeur? C'est qu'auprès de la fraîche source était assise la plus belle des bergères.

Sir Goldmar perce les haies, les feuilles frémissent, les agneaux s'effarouchent et fuient vers la bergère. — Bon jour, ma belle enfant, est-ce que tu as peur? Vraiment, cela me ferait de la peine. Oh que non! je n'ai pas pâli, je te le jure, je pensais que c'était un léger oiseau qui passait à travers le buisson. — Veux-tu bien me rafraîchir dans ta cruche, je t'en remercierais comme de la plus grande faveur?

La bergère se baisse et donne à boire au roi, qui, vaincu par l'amour, lui dit: Que tu es belle, on dirait que tu viens d'éclore avec les autres fleurs! — Il met son manteau de soie autour de ses blanches épaules, il met sa couronne d'or dans ses cheveux châtains. — Et lorsqu'elle lui rend en riant ses ornemens royaux, il jette la couronne au fond de la source. — Je te confie ma couronne en gage de mon cordial amour, jusqu'à ce que je te retrouve après bien des peines. Un roi est enchaîné depuis seize longues années, son pays a été envahi par ses ennemis. Je vais sauver son pays avec le secours de mes fidèles chevaliers; je vais briser ses chaînes, afin qu'il revoie le printemps. J'aurai de chaudes journées. Parle, voudras-tu me récréer après la victoire dans cette fraîche fontaine? — Je puiserai pour toi tant que la source suffira, et tu recevras ta couronne aussi luisante qu'elle est aujourd'hui.

Voilà donc un roi qui est homme, qui s'incline devant la majesté de l'innocence, et qui n'est pas effronté avec une fille du peuple! Voilà donc une bergère qui ne se trouble pas à la vue et aux paroles d'un prince, et qui se joue avec sa couronne! Merci, bon et aimable poëte!

— Sir Goldmar était le premier des héros auprès des femmes comme sur le champ de bataille. Il escalada le château, y arbora sa bannière victorieuse, et le vieux roi quitta son sombre cachot souterrain.

On célébra la victoire. Le royal vieillard dit à Goldmar: Je donne un tournoi, et le vainqueur recevra ma couronne des mains de la plus belle des reines. — Sir Goldmar renversa tous les vaillans combattans. — Le vieux roi leva le voile de sa fille. Sir Goldmar ne voulait pas même la regarder; il baissa les yeux et dit: Aucune reine, aucune couronne rayonnante ne me tentera jamais; je soupire après la bergère du vallon. J'y retourne, que Dieu vous garde!

Enfin voilà un roi fidèle! voilà une bergère remportant la victoire sur une reine! Merci, bon et aimable poète!

— Mais quelle douce voix résonne à l'oreille de l'amoureux prince? Il croit entendre chanter les oiseaux auprès de la fontaine, il croit voir briller les fleurs de la vallée. Hélas! le ciel a voulu récompenser son dévouement en ne l'acceptant pas. Sir Goldmar leva les yeux, sa bien-aimée bergère, ornée de riches joyaux, et la brillante couronne dans ses mains, était devant lui.

„Sois le bien-venu dans la maison de mon père, très-méchant que tu es, parle: est-ce que tu veux encore descendre dans la verte vallée?

Reprends donc d'abord la couronne que tu m'as laissée en gage; je te récompense avec usure, elle règne maintenant sur deux pays.“

Quel désappointement! quelle mortification! Que Dieu vous pardonne, noble poète!

La muse d'Uhland a une seule fois dérogé en mariant un noble chevalier à une fille bourgeoise, mais le poète a réparé de son mieux ce grand malheur. Voyons.

Un gentil chevalier entre dans la boutique d'un orfèvre. — Mon cher orfèvre, faites-moi une jolie petite couronne pour ma douce fiancée. — Lorsque la couronne fut achevée, Hélène, la jolie fille de l'orfèvre, étant seule, la suspendit à ses bras, et dit tristement: Heureuse la fiancée qui portera cette couronne! Que je serais pleine de joie, si mon bien-aimé me donnait seulement une couronne de roses! — Le chevalier revint une autre fois. — Mon cher orfèvre, faites-moi une petite bague d'or, garnie de diamans, pour ma douce fiancée. — La bague faite, Hélène la mit à son doigt, et dit avec tristesse: Bienheureuse la fiancée qui portera cette bague; si mon bien-aimé ne me donnait qu'une boucle de ses cheveux, je serais trop heureuse!

Peu après, le noble chevalier rentra dans la boutique. Il dit: Je suis content de vos ouvrages, mon cher orfèvre; mais afin que je sache comment cela va à ma douce amie, approche, belle Hélène, que j'essaie sur toi les ornemens de ma fiancée, tu es aussi jolie qu'elle. — C'était un dimanche matin: Hélène avait mis sa plus belle parure pour aller à l'église. Rougissante de pudeur, elle se plaça devant le chevalier, qui lui mit la couronne d'or sur la tête, et la bague au doigt, et dit: Assez plaisanté, c'est toi qui es ma douce fiancée; tu as grandi entre l'or, les perles et les diamans; c'est ce qui te devait servir de présage que tu entrerais dans les grands honneurs avec moi.

Fleur de la chevalerie! très-noble et très-plaisant seigneur! la Lisette de Béranger vous aurait ri au nez, et se serait moqué de l'*honneur grand* que vous lui faites en voulant l'épouser.

Les Français ont la patrie dans leurs maisons; leurs sentimens domestiques se confondent avec leurs sentimens patriotiques, et les mêmes chansons les animent à table et sur les champs de bataille. La patrie des Allemands est dans la rue; le patriotisme est pour eux une affaire; et rentré dans sa maison, l'Allemand n'est plus citoyen, il est père de famille. Le père, le mari, l'amant n'étant jamais avec le citoyen, les hymnes patriotiques des Allemands sont froids et secs, c'est la partie officielle d'une gazette d'État mise en musique par le maitre de la chapelle du prince, et chantée par des conseillers de la cour.

Gloire, patrie, liberté, ces austères et sombres déesses, qui demandent à ceux qui prient devant leurs autels de sanglans sacrifices, l'enchanteur Béranger ne les a-t-il pas changées en de souriantes grâces, qui n'exigent d'autres offrandes de leurs adorateurs, que des chants, des danses et des fleurs? Oui, certainement, l'aimable poète a flatté la France; mais il ne l'a flattée que dans l'infortune. Il n'a pas célébré la France victorieuse et dominatrice, ni la liberté sanguinaire, ni la patrie frivole et égoïste; il a chanté le courage malheureux, la liberté en deuil et la patrie humiliée.

Dans les poésies d'Uhland, la gloire, la patrie et la liberté sont des déesses sévères, chagrines, aux sourcils froncés. On se prosternerait à leurs pieds pour baiser le bord de leurs robes grises; mais jamais on n'aurait ni l'envie, ni le cœur de leur sauter au cou. La liberté, c'est une charte vermoulue, *le vieux bon droit;* la gloire, c'est la justice, la légalité, la soumission muette aux lois aveugles; la patrie. . . Mais qu'est-ce que la patrie du poète allemand? Tantôt c'est le petit royaume de Wurtemberg, qui n'a pas deux millions d'habitans, tantôt c'est l'empire de Charlemagne, tantôt, et par capitulation, c'est l'ancien empire germanique, dont l'Alsace, la Lorraine et la Bourgogne faisaient partie. Il faut connaître à fond l'histoire et la géographie du moyen-âge pour être un bon patriote allemand, d'après Uhland.

En France, la gloire est roturière, c'est le beau et fier refrain de toutes les chansons de Béranger. Napoléon ne fut que le premier, entre un peuple de héros, avec lequel il partagea en butin l'honneur de la victoire. En Allemagne, la gloire est un droit régalien, religieusement respecté par Uhland. Quand le peuple allemand a vaillamment combattu la France, c'était pour venger les affronts de ses princes. On ne lui défend pas d'assister aux réjouissances de la victoire, et de s'amuser en silence aux spectacles royaux, dont il a payé l'entrée avec son sang, mais jamais il ne paraît en acteur sur la scène triomphale.

La vanité nationale des Français, c'est d'avoir la puissance; la vanité nationale des Allemands, c'est d'avoir la justice de leur côté. Quand Béranger, dans ses touchantes élégies, pleure la défaite des Français lors de la chute de l'empire, il est trop fier pour faire valoir les forces supérieures des ennemis, l'alliance de tous les princes de l'Europe contre la France, comme la cause du malheureux succès de ses armes. Il préfère s'en prendre à la colère du ciel, à la trahison, à l'or de l'Angleterre:

L'or que pour vaincre ont mendié les rois.

Les Allemands, au contraire, quand ils se vantent de leurs victoires remportées sur les Français, aiment à parler de la justice de leur guerre, et se complaisent à faire l'énumération de tous les peuples qui, convaincus de cette justice, avaient embrassé leur cause, et les avaient assistés contre Napoléon. Ils ne songent pas, qu'en comptant le grand nombre de leurs alliés, ils rabaissent leur propre gloire. Juste jusqu'à l'injustice, c'est la devise de ces honnêtes Allemands. Et quand tous leurs princes eurent trahis la France, en rompant leur alliance pendant la guerre et quand plusieurs d'entre eux eurent déserté le drapeau français sur le champ de bataille même, ils n'y trouvèrent jamais rien à redire.

Dans le poème *Vorwaerts!* (en avant), l'un de ces chants dits patriotiques, où une piété filiale envers les puissances de la terre, plus encore que les ciseaux de la censure, avait coupé les ailes à l'imagination du poète, Uhland avait varié ce refrain guerrier, ce cri d'alarme et de combat, que tous les peuples de l'Europe, l'un après l'autre, avaient élevé contre la domination française. L'avalanche qui s'était détachée de la région glaciale de la Russie, roula de pays en pays, jusqu'à ce qu'en tombant elle écrasa l'empire. Le cri en avant résonna de peuple à peuple, fut traduit de langue en langue, Uhland, quoique Allemand, accorde à la Russie la glorieuse initiative. Ce n'est que justice, car, en vérité, la Russie fut après l'Espagne, le premier pays qui donna l'exemple d'une résistance populaire à une agression monarchique. Mais Uhland ne devait pas rappeler à l'Allemagne qu'elle ne s'était pas suffi à elle-même. Il est beau d'être juste, mais la justice ne sied bien qu'à un peuple fort, libre et indépendant, qui aurait le pouvoir d'être injuste.

Uhland chante:

> En avant! et sans repos!
> La Russie dit ce fier mot:
> En avant!
>
> En avant! résonne l'écho,
> La Prusse entend le joyeux mot:
> En avant!

de cette manière le poète envoie ce mot de peuple à peuple, jusqu'à ce qu'il arrive enfin aux Espagnols et aux Anglais.

> En avant l'Espagne, l'Angleterre,
> Donnez la main à vos frères,
> En avant!

Et remarquez que le poète ne s'adresse pas aux Allemands formant un corps de nation, mais seulement aux peuples divers qui composent la nation; et qu'il ne s'adresse pas même à ces peuples, mais seulement à leurs provinces. Il ne dit pas: Prussiens, Autrichiens, Saxons, Bavarois, mais il dit: la

Prusse, l'Autriche, la Saxe, la Bavière. C'est qu'à ses yeux les peuples n'ont de valeur que par leur existence individuelle monarchique.

Uhland envoie ce cri de guerre *en avant!* même à l'Alsace, à la Lorraine et à la Bourgogne. C'était, il y a vingt ans, la folie des Allemands, alors antiquaires passionnés. Le peuple s'est depuis guéri de cette folie; mais dans les chambres obscures de la puérile diplomatie, les ombres de ces folles chimères amusent encore aujourd'hui la haine des princes du Nord contre la France, et leur envie de sa liberté et de sa prospérité.

Dans une autre chanson patriotique: *le Dix-huit octobre*, Uhland a voulu célébrer l'anniversaire de la bataille de Leipsick. Cette journée de Leipsick fut regardée alors par les Allemands comme leur 14 juillet, comme leur prise de la Bastille. A cette époque, tout le monde rêvait liberté. Les hommes studieux et observateurs, qui ont l'habitude de se lever de bon matin, furent éveillés de leurs songes, aussitôt après minuit par le chant du coq; les dormeurs furent éveillés un peu plus tard, par le chant des alouettes. Aujourd'hui personne ne rêve plus en Allemagne. La chanson du

Dix-huit octobre commence par la strophe qui suit: et dont une pâle traduction ne pourrait iamais rendre fidèlement la vigueur.

„Si aujourd'hui descendait un esprit, à la fois poète et héros, un de ceux qui sont tombés dans la sainte guerre sur le champ de la victoire, il chanterait sur le sol germanique un chant tranchant comme un glaive, non pas tel que moi je le chanterais, non, mais fort d'une force céleste, pareille à la foudre!“

Eh bien! le poète qui se sentait inspiré d'une si céleste inspiration, n'avait pas le courage d'accomplir sa mission divine et de manifester toutes ses pensées. Il baisse ses ailes, et dit d'une voix larmoyante, comme du haut d'une chaire, aux princes allemands: „Est-ce que vous avez oublié cette journée où vous tombâtes à genoux pour offrir vos hommages à la suprême puissance? quand les peuples ont vengé votre honte, quand vous avez éprouvé leur fidélité, il ne vous sied pas de leur donner des espérances; il faut accomplir vos promesses. „Mais ce n'est pas de cette manière-là qu'on doit parler aux puissans quand ils sont injustes; alors on ne doit pas leur parler du tout, il faut leur imposer et les effrayer, car la crainte est leur seule justice, et la peur est toute leur morale.

Et puis, après avoir réprimandé ainsi les princes qui avaient manqué à leur parole, Uhland se met à dire aussi au peuple ses vérités. C'est le jeu de bascule favori du plus grand nombre des écrivains libéraux de l'Allemagne. Ils tiennent d'une main tremblante la balance de l'impartialité entre le pouvoir et le peuple; mais ce n'est que la crainte de faire tort au premier, qui les fait trembler. Par cette raison, dès qu'ils ont jeté une poignée de vérités dans le bassin des souverains, ils en jettent aussitôt une poignée dans le bassin des sujets. Ces bonnes gens oublient, que le poids n'étant pas égal originairement entre les deux, l'équilibre ne pourrait jamais être rétabli, par une égale répartition des reproches et des réprimandes.

Les Français n'ont pas souvent haï leurs rois, mais en tous temps ils se sont moqués d'eux, de ceux même qu'ils aimaient. Cet esprit de raillerie est une précieuse garantie, autant pour le pouvoir que pour le pays. Quand le pouvoir est juste, la moquerie le fortifie, comme les injures de l'air rendent les corps sains plus robustes encore; quand il est injuste, la moquerie le rend circonspect et le fait réfléchir. Les Allemands ne se moquent jamais de leurs maitres, même quand ils les haïssent; car, aux yeux des Allemands, toute autorité est une émanation de Dieu, chose sainte, et même la haine contre l'autorité a quelque chose de religieux, qui défend toute plaisanterie. Uhland chante:

> L'Allemand vénère plein de foi
> De ses princes le saint emploi.

Dans la langue allemande, c'est beau, mais en français c'est ridicule, et cela serait digne de servir à une devise de bonbons.

Cette disette de bonnes plaisanteries dans les manifestations politiques du peuple allemand, peut un jour rendre la situation de ses princes très-périlleuse. Comme il n'y a pas de transition apparente entre la défaveur et la haine, comme on ne trouve ridicule l'autorité qu'après l'avoir trouvée haïssable, le pouvoir sera un jour surpris par un mécontentement général et irrésistible, qu'aucun signe n'aura présagé.

Les Allemands aiment cependant la plaisanterie passive; ils ne se moquent pas de leurs oppresseurs, mais ils aiment à se moquer d'eux-mêmes et de leurs infortunes. Ils ne sont jamais plus gais, que quand, après une étourderie, ils ont été bien fustigés par leurs maîtres. Mais qu'on se garde bien d'y voir un signe de pusillanimité; c'est au contraire l'un des traits les plus touchans et les plus nobles du caractère allemand. Les Allemands sont si pieux et si humbles de cœur, que dans l'adversité ils aiment mieux accuser leur maladresse que l'injustice du ciel.

Les Allemands, quand ils sont irrités par l'arbitraire et la violence de leurs maîtres, ont plus de courage à agir qu'à parler contre eux. L'exaspération leur délie plus facilement les bras que la langue. N'est-ce pas chose très-remarquable, que les Allemands, aussi vaillans sur le champ de bataille que le plus vaillant peuple du monde, et qui pourraient appeler les plus braves en témoins de leur bravoure, soient si timides devant les grands, et si embarrassés pour s'expliquer en hommes de cœur avec leurs supérieurs?

Tous les pays conquis autrefois par les anciens peuples germaniques, l'Angleterre, la

France, l'Espagne ont brisé peu à peu leurs fers, effacé les honteuses traces de la servitude, et recouvré enfin leur liberté. Mais les peuples conquérans eux-mêmes, les peuples germaniques, sont restés jusqu'à ce jour sous une domination absolue. L'Italie a, de notre temps, du moins essayé sa délivrance, et l'on peut prédire qu'elle sera libre avant l'Allemagne. D'où vient donc, que le peuple qui a renversé la domination romaine et subjugué le monde alors connu, n'a pas su renverser la tyrannie qui le domine lui-même et s'est laissé subjuguer dans sa patrie?

Montesquieu a dit que la liberté était sortie des forêts de la Germanie, c'est vrai, mais elle n'y est pas rentrée depuis. Un ancien chroniqueur, cité par M. Thierry dans son excellente histoire de la conquête d'Angleterre, fait une remarque curieuse qui se rapporte à notre sujet. „Tous les Gaulois, sans exception, dit cet historien, même dans les rangs les plus bas, ont reçu de la nature une grande volubilité de langue, et une extrême assurance à répondre devant les princes et les grands; les Italiens et les Français paraissent avoir la même faculté, mais on ne la trouve ni chez les Anglais de race, ni chez les Saxons de la Germanie, ni chez les Allemands. On alléguera sans doute pour cause de manque de hardiesse chez les Anglais, leur servitude actuelle, mais telle n'est point la vraie raison de ces différences, car les Saxons du continent sont libres, et l'on remarque en eux le même défaut.“

Nous croyons qu'on peut résoudre de la manière suivante ce problème, qui, comme nous venons de voir, a déjà occupé l'intelligence d'un observateur du moyen âge. Les peuples des pays conquis doivent naturellement haïr leurs oppresseurs. Or, la haine est éloquente, et d'autant plus que le pouvoir d'agir et de se venger lui manque. Mais cette éloquence d'un peuple opprimé, forme un assemblage et une association formidable de toutes les pensées, de toutes les douleurs et de toutes les plaintes individuelles, qui, avec le temps, doit se changer en agression matérielle. Puis, quand la résistance d'un peuple opprimé à tout-à-fait cessé, quand la paix est rétablie dans les pays conquis, quand la spoliation est consommée, la violence, la rapacité et l'esprit de domination des conquérans, manquant d'autres objets d'action, s'exercent contre les conquérans mêmes. Le roi opprimera les hauts barons, les barons opprimeront leurs vassaux, et tout inférieur sera vexé par son supérieur. Alors, les faibles, les opprimés d'entre le peuple conquérant, feront cause commune avec les opprimés d'entre le peuple conquis, et ils s'associeront avec les anciens habitans du pays, pour s'opposer à la tyrannie. C'est ce qui est arrivé en Angleterre, où les barons, c'est-à-dire les anciens conquérans, se sont alliés avec les communes, c'est-à-dire avec les descendans du peuple subjugué, pour restreindre le pouvoir royal.

Mais chez les peuples conquérans dans leur propre pays, le seul lien qui attache l'un à l'autre, les inférieurs aux supérieurs et ceux-ci à leur chef de guerre, c'est la discipline. Or, la discipline est muette. Dans un tel pays le despotisme peut tout oser, car les opprimés, façonnés à une obéissance passive, ont appris à regarder la plainte seule comme une rébellion. Là, on appelle la discipline fidélité. Quand même le mécontentement serait universel, il ne pourrait pas éclater, car les citoyens ne parlant et ne se plaignant jamais publiquement, chacun croit être le seul mécontent, et il ignorera toujours que ses opinions personnelles sont celles de tout le monde. En outre, les mécontens ne trouvent pas, comme les conquérans dans les pays conquis, des alliés parmi les opprimés originaires, de sorte que manquant de courage et manquant d'encouragement, ils ne sauront pas secouer leur joug.

C'est précisément le cas des Allemands modernes. Ce sont d'anciens soldats, licenciés, il est vrai, mais qui n'ont pas encore perdu l'habitude de la discipline. Quand un vieux soldat, quoique rentré dans la vie bourgeoise, voit passer un officier, il se tient droit et le salue à la façon militaire, même sans y penser. Tout Allemand voit dans son supérieur un officier. Il pourrait le tuer dans la colère; mais il ne se permettra jamais une raillerie familière avec lui.

Uhland lui-même est sujet à cette funeste illusion des cœurs allemands. Il ignore qu'en chantant ce qu'il appelle fidélité, il ne chante que les devoirs violemment imposés, accablans et peu poétiques de la discipline militaire.

Combien les chansons de Béranger ne doivent-elles pas avoir rafraîchi les exilés français, altérés de leur patrie! Combien ceux-ci, aux lointains rivages, ne doivent-ils pas s'être réjouis, en voyant leurs méchans et stupides ennemis exposés aux persifflages de tout un peuple, depuis le grave législateur jusqu'aux gamins de Paris! Mais le sort disgracieux n'a pas voulu accorder de tels adoucissemens aux peines des Allemands expatriés. Leurs compatriotes, conscrits réfractaires de la liberté, en aimant cependant le butin de sa victoire, se sauvent dans l'Amérique du Nord, ou soupirent après la lune, où ils espèrent, après leur mort, goûter la plus grande félicité politique, et jouir des douceurs de la liberté de la presse avec accompagnement. Ils manquent ou de courage, ou de loisir, pour consoler des hommes de cœur dans leur adversité, et qui ne souffrent que pour leur amour de leurs ingrats concitoyens.

Béranger chante les malheureux et les vaincus, et quand il chante les victoires, ce sont des victoires remportées par la liberté; Uhland chante les héros et les vainqueurs, et il ne chante que les victoires des rois. Mais ne croyez pas que cela soit par manque de généreux sentimens, dont personne au monde n'est plus riche que Uhland, ou que cela soit par une basse flatterie et un vil intérêt, aucunement. En Allemagne, le génie est chaste et vertueux, et l'on n'y réussit à corrompre que les écrivains qui ne valent pas le prix de la séduction. Mais Uhland, et, comme lui, la plupart des esprits du premier ordre en Allemagne, ne trouvent grand et admirable que ce qui a été grand depuis des siècles, et ce qui a été admiré par une suite de générations. Tout ce qui est moderne, ils le dédaignent comme éphémère; et s'ils eussent assisté à la création du monde, ils se seraient moqués de l'œuvre de Dieu, comme d'une innovation, d'une mode du jour. Ils ne vénèrent que la grandeur et la gloire anciennes, héréditaires, et même la liberté qui n'est pas traditionnelle, n'a aucune valeur à leurs yeux. On a beau leur représenter que les grandeurs de leur prédilection sont des chênes effeuillés, ébranchés, mutilés par les siècles et les orages, morts enfin, ils secouent la tête en nous montrant leurs racines profondes et étendues, en nous vantant la patrie souterraine encore solide d'un édifice en ruines.

Ces poètes et ces écrivains que nous venons de désigner, ont une déplorable influence sur l'esprit public du peuple allemand. Ils ne comprennent pas leur sainte mission de travailler à l'éducation du peuple et de le préparer à sa vie d'avenir Ils prennent part à ses jeux d'enfance, ils rient et ils pleurent avec lui; mais il rient d'une joie folle et puérile, et ils pleurent comme des femmes. De braves gens ne doivent pas jouer en ce sérieux siècle, ne doivent pas rire dans un temps aussi triste; ils ne doivent pleurer que de colère, et ne point verser de douces larmes d'attendrissement poétique.

Les temps d'ailleurs dont Béranger et Uhland ont, dans leurs poésies, représenté l'opinion publique, sont passés. Les Français, faute de satisfaction actuelle, jouissent encore des espérances que Béranger leur a données; les Allemands, faute d'espérances se plaisent encore aux souvenirs que Uhland leur a offerts. Mais en Allemagne on n'aime plus le moyen âge, et en France on ne hait plus les jésuites et les mirmidons; l'amour là, la haine ici, ont changé d'objet.

Dans ses ballades et romances, Uhland n'est surpassé par aucun autre poète de l'Allemagne, et il n'y est égalé que par Goëthe, et pas même toujours. Les paroles sont si harmonieuses, les stances si mélodieuses, qu'en les lisant, on est presque contraint de les chanter. Les cordes de la lyre d'où résonnent ces incomparables stances, ressemblent aux rayons dorés et ardens d'un soleil de juillet. Quand la littérature allemande n'aurait d'autre fortune que les seules poésies d'Uhland, même alors, la peine d'étudier une langue qui a pu suffire à la plus brillante des imaginations et aux largesses du plus généreux des cœurs, serait encore richement récompensée. Nous traduirons une de ses admirables ballades, non assurément avec l'espérance d'en donner une fidèle silhouette, mais seulement en signe de traité, pour arrhes, qui doivent engager les Français à les lire dans la langue originale.

La Malédiction du Troubadour.

On voyait aux vieux temps un château élevé et superbe, qui luisait au loin sur tous les pays, jusqu'à la mer bleue; et tout autour, une couronne de jardins odorans, où jaillissaient de fraîches fontaines en couleurs de l'arc-en-ciel.

Là résidait un roi fier, riche en terres et en victoires. Il était assis sur son trône, sombre et pâle, car ce qu'il médite est terreur, et son regard lance la fureur, et ses paroles sont des fléaux, et ce qu'il écrit est du sang.

Un jour, deux nobles troubadours s'acheminèrent vers ce château; l'un aux boucles dorées, l'autre aux cheveux blancs; le vieillard, avec sa harpe, montait un gentil destrier, son beau et jeune compagnon marchait à ses côtés.

Le vieillard dit au jeune homme: Maintenant, sois prêt, mon fils! médite nos airs les plus graves, choisis les accens les plus sonores, rassemble toutes tes forces, tes joies et tes douleurs! Il nous importe aujourd'hui de toucher le cœur de roche du roi.

Les deux troubadours sont debout entre les colonnes de la salle voûtée, et sur le trône était assis le roi avec sa compagne; le roi terrible et magnifique comme le rouge sanguin de l'aurore boréale, la reine douce et bénigne comme le sourire de la pleine-lune.

Le vieillard toucha les cordes, il les toucha merveilleusement, les sons s'enflaient et montaient de plus en plus vers l'oreille. Puis, s'éleva comme une source jaillissante la voix céleste et claire du jouvenceau; le chant du vieillard s'y maria comme la voix sourde d'un chœur souterrain.

Ils chantent le printemps, l'amour, les jouissances de l'âge d'or, liberté, vertu, fidélité et sainteté. Ils chantent tout ce qui est doux et ce qui agite le sein de l'homme, ils chantent tout ce qui est grand et tout ce qui élève le cœur des mortels.

La foule des courtisans à l'entour oublie toute raillerie, les guerriers hautains du roi s'inclinent devant Dieu; la reine, pénétrée de douleur et de joie, détache la rose de son sein, et la jette aux pieds des troubadours.

„Vous avez séduit mes gens, et vous séduisez encore mon épouse?“ s'écria le roi en fureur; il tremble de tout son corps, il lance son épée flamboyante, qui perce le sein du jouvenceau, d'où jaillit, au lieu des chants d'or, un rayon élevé de sang.

Et comme dispersée par l'orage est la foule, l'adolescent expire entre les bras de son maître; celui-ci jette autour de lui son manteau, et le met sur le cheval; il l'y attache debout, ferme, et quitte avec lui le château.

Mais devant la tour élevée, là s'arrête le vieux troubadour, là il saisit la harpe, la gloire de toutes les harpes, il la fracasse contre une colonne de marbre, puis il s'écrie d'une voix qui retentit effroyablement à travers le château et les jardins:

„Malheur à vous, portiques superbes! que jamais doux sons ne retentissent dans vos espaces, ni cordes, ni chants, non! rien que des soupirs et des gémissemens et de craintifs pas d'esclaves, jusqu'à ce que le génie de la vengeance vous brise et vous réduise en boue et en poussière.

„Malheur à vous, jardins odorans, colorés par les doux rayons de mai! Je vous montre les traits défigurés de ce mort, que sa vue vous dessèche, que toute source tarisse, qu'aux jours futurs vous soyez incultes et déserts.

„Malheur à toi, atroce assassin! exécration des chantres et des poètes! que tu aspires en vain aux couronnes d'une gloire ensanglantée, que ton nom soit oublié, plongé dans une éternelle nuit, qu'il expire comme un dernier râlement dans l'air vide.“

Le vieillard a maudit, le ciel l'a entendu, les murs sont renversés, les portiques en ruines, une seule colonne élevée atteste la splendeur disparue, celle-là même, déjà crevassée, peut tomber d'ici à demain.

Et tout autour, au lieu de jardins odorans, s'étend une déserte bruyère, nul arbre ne répand l'ombre, nulle source ne perce le sable, aucune chanson, aucune tradition héroïque ne rappelle le nom du roi; disparu et oublié! c'est la malédiction du troubadour.

— Ceux des lecteurs d'Uhland, qui sont peut-être fatigués de la muse immaculée du poète, peuvent se délasser en lisant la romance: *le comte d'Eberstein.* Après l'avoir lue ils diront: mais cependant il est des nôtres!

VI.

Gallophobie de M. Menzel. *)

M. Menzel, de Stuttgart, est l'un des littérateurs les plus distingués de l'Allemagne. Sans compter quelques œuvres d'imagination justement estimées, cet auteur s'est fait une réputation méritée par la publication d'une *Histoire des Allemands* et d'une *Histoire de la littérature allemande.* Dans la première, l'auteur a montré qu'il savait maitriser un sujet récalcitrant, et donner une unité épique à des événemens éparpillés et à des époques incohérentes. En même temps il a eu l'art d'orner par une narration pure, chaleureuse et souvent brillante, le résultat de ces recherches labo-

---

*) *La Balance*, janvier 1836.

rieuses, minutieuses et arides qu'on exige en Allemagne avec tant de rigueur, de tout historien. Aussi son ouvrage est les plus populaire et le plus répandu de toutes les histoires de l'Allemagne. Par son *Histoire de la littérature allemande*, M. Menzel a répondu à un besoin généralement senti, mais avec tant de succès, qu'il n'aurait pas eu à craindre la rivalité qui lui a manqué. Tous les autres ouvrages dans ce genre sont, ou incomplets en ne traitant que quelques époques ou quelques branches de la littérature, ou ne sont que des aperçus chronologiques, sans âme et sans vie. M. Menzel a été le premier et est resté jusqu'à ce jour le seul, qui ait tracé un tableau animé de la littérature de sa patrie, représentant fidèlement l'image de la nationalité germanique. Tout étranger qui s'applique à la littérature allemande, doit lire et étudier l'excellent ouvrage de M. Menzel, dont une nouvelle édition a paru il y a peu de temps.

Le même écrivain rédige depuis plusieurs années une *feuille littéraire*, qui exerce une grande influence sur l'opinion publique, et qui décide souvent du sort des auteurs et de leurs œuvres. La critique en Allemagne est depuis trente ans, ou dans les mains de la populace plumassière, qui se met au gage des libraires, et qui sans instruction, sans goût et sans conscience, accueille les nouvelles productions par des injures ou par de folles acclamations, et les juge au gré de ses caprices ou de ses passions; ou bien elle est dans les mains des hauts barons de la littérature, qui avec leur impassibilité officielle et leur froideur diplomatique, ne se soucient pas de répandre les connaissances, mais seulement de les accumuler dans leur classe et de les concentrer dans l'étroite sphère des savans. Cette critique aristocratique consiste à écrire sur de grands livres inintelligibles, de petits livres plus inintelligibles encore; loin de servir à diriger le jugement des lecteurs, elle ne sert qu'à le confondre; elle dégoûte des études les classes illettrées, et n'ajoute absolument rien à la richesse intellectuelle du pays. Ces grands juges de la littérature ne déposent jamais leur morgue doctorale, et ne daignent parler même d'un roman que dans un style de chancellerie.

Par sa *feuille littéraire,* M. Menzel a changé la face de la critique en Allemagne. Voilant son érudition sous le bon goût d'un homme du monde et le langage d'un poète, il a servi de modèle à un grand nombre d'imitateurs plus ou moins heureux. Depuis lors, la connaissance de ces lois du beau et du vrai qui ont toujours servi de règles aux jugemens littéraires, mais qu'un style de barreau avait rendues énigmatiques pour la plupart des lecteurs, est devenue accessible à tout le monde. En même temps, M. Menzel a donné l'exemple d'une rare impartialité. Il n'a jamais abusé de sa position et de son influence, il n'a jamais ménagé ses amis, ni accablé ses adversaires; la justice, ou ce qui lui a paru tel, l'a toujours guidé dans ses jugemens.

En parlent du mérite de M. Menzel, nous n'avons voulu, quant à présent, que faire sentir combien les opinions d'un tel savant doivent avoir d'influence sur ses compatriotes, et constater, que nous nous comptons parmi ses appréciateurs, et qu'il doit nous en coûter beaucoup de lui reprocher des défauts, qui sans doute n'annulent pas ses bonnes qualités, mais qui en absorbent une grande partie. Nous parlons de sa haine aveugle contre la France, de cette funeste passion qui enveloppe son brillant esprit d'une *légère* vapeur de niaiserie. On ne trouve qu'en Allemagne de ces hommes qui sont en même temps spirituels et imbéciles.

Si cette passion haineuse de M. Menzel n'était qu'une passion politique, alors il n'y aurait pas nécessité, du moins il n'y aurait pas urgence à la combattre. Tout le monde a appris depuis quarante ans à calculer l'effet que l'esprit de parti exerce sur les opinions même des plus honnêtes gens. Mais cette haine de M. Menzel est une passion scientifique, philosophique, religieuse et même mystique, d'autant plus dangereuse, que celui qui en est animé a la conscience pure et qu'il ne soupçonnerait jamais qu'on voulût exploiter sa doctrine, pour faire réussir des desseins funestes à sa patrie.

M. Menzel, quand il juge la France, est en arrière de vingt ans par rapport à l'état social de ce pays, et en arrière d'un demi-siècle en ce qui regarde son état moral. Il ne connaît d'autre France politique que celle de l'empire, et d'autre France intellectuelle que celle de Voltaire. Nous aimons à croire que c'est cette ignorance qui trompe sa religion. Mais son aveuglement est tel, que peut-être il ne s'est pas aperçu lui-même que c'était sa haine contre la France qui l'avait guidé dans sa polémique violente, injuste et insensée contre la *Jeune Allemagne*. Cette affaire de la *Jeune Allemagne* est l'un des événemens les plus importans et les plus significatifs, qui se sont passés en Allemagne depuis vingt ans. Dès que çette sottise politique aura atteint une certaine maturité, nous en parlerons au long dans une de nos livraisons. Les journaux français s'en sont occupés, et, à cette occasion, notre étonnement a été grand de voir que même les journaux, ordinairement si méfians envers le pouvoir, et qui devaient avoir appris à comprendre l'argot de police de tous les pays, s'étaient contentés de répéter les journaux censurés de l'Allemagne, en racontant à leurs lecteurs que la *Jeune Allemagne* était une association secrète. Il n'en est absolument rien. En Allemagne, toutes les fois que trois personnes émettent les mêmes opinions, la terreur s'empare aussitôt des trente-quatre princes et des quatre-vingt-dix ministres, dont Dieu a gratifié ce pays, ils rêvent association, conspiration, révolution et subversion, et ils s'arment de tout leur pouvoir pour dissoudre la trinité dangereuse. M. Menzel n'a pas à se glorifier de sa victoire remportée sur la *Jeune Allemagne*, la dénonciation du plus insignifiant de tous les agens de police aurait suffi pour éveiller les soupçons de ces malheureux trembleurs, que la conscience de leur trahison et de leur parjure ne laisse jamais dormir en repos.

Nous donnerons quelques petits échantillons des principes de M. Menzel, et de sa manière d'envisager les rapports sociaux entre l'Allemagne et la France. Nous les tirons de la *feuille littéraire* rédigée par lui. Mais il faut observer d'abord, que nous sommes en doute si M. Menzel est l'auteur des articles en question. Le cachet de son talent ne s'y trouve pas; mais comme ils portent l'empreinte de ses opinions, et que M. Menzel est responsable de ses collaborateurs, il est indifférent qu'il ait écrit ou non ces articles.

Il s'agit de deux œuvres poétiques, l'une par le Baron *Gaudy*, allemand, l'autre par M. *Dietz*, français alsacien, mais également écrite en langue allemande. Le premier chante les exploits de Napoléon, l'autre la gloire de la France. Nous n'avons pas lu ces ouvrages, et les critiques de la *feuille littéraire* ne nous les font pas connaître. Ils n'ont dû servir à M. Menzel, ou à un de ses disciples que de prétexte, pour émettre les plus étranges opinions sur l'honneur national des Allemands et sur leur devoir religieux et politique de haïr la France.

Voici de quelle manière on annonce l'ouvrage de M. de *Gaudy*.

„Un baron allemand qui chante Napoléon! „Cela est-il honnête? Si c'est un malheur „pour nous de ne pas compter parmi les nôtres „un grand homme tel que Napoléon, eh bien! „envions les Français; mais du moins, ne nous „prêtons pas à augmenter encore leur triomphe „par de honteuses acclamations. Ce Napoléon „nous a déshonorés; mais des peuples qui sont „en jubilation quand on les déshonore sont „des prostitués *(feile Hetaeren)*. N'y a-t-il „donc dans ce peuple allemand, n'y a-t-il parmi „nos poètes, aucun sentiment virginal qui ré„pugne à une telle ovation? Celui qui s'amou„rache de l'aimable Napoléon, n'a qu'à le „suivre à Paris, comme l'a fait Heine; mais la „malédiction du tyran au cœur de bronze est „tracée en lettres de sang sur le sol germanique,

„et malheur au poëte allemand qui déshonore „son luth et n'a pas honte de chanter le tyran „qui nous a outragés, et qui ne fut pas seulement notre plus grand ennemi, mais encore „celui qui nous méprisait le plus.“

Comment! vous êtes un peuple de trente-trois millions, et vous vous plaignez d'avoir été outragés et méprisés par Napoléon? Mais vraiment vous êtes trop modestes. Est-ce que Napoléon avait aussi méprisé les Anglais et les Espagnols qui étaient ses ennemis? Est-ce qu'il avait méprisé les Polonais qui étaient ses alliés? Mais apaisez-vous, malheureux eunuques de l'honneur national, qui ne vous appartient pas, et que vous ne gardez que pour l'usage de vos sultans; ce n'était pas vous, le peuple allemand, ce n'était que les princes allemands que Napoléon a méprisés, ces princes de la confédération du Rhin qui rampaient devant lui, qui veillaient dans son anti-chambre, comme des valets, qui, pour des titres de rois, de grands-ducs, de ducs, qui, pour la permission de s'emparer des pauvres débris de liberté qui restaient encore à leurs sujets de tout leur héritage et pour celle de jouer les despotes dans leurs préfectures, lui vendaient leurs peuples, afin de l'aider à subjuguer leurs compatriotes, à renverser la Prusse qui les avait protégés contre l'Autriche, et l'Autriche dont ils étaient les vassaux. C'étaient ces princes que Napoléon avait justement, mais pour son malheur, trop méprisés, car il s'est laissé tromper par eux.

— Voici maintenant le tour de M. Dietz:

„Ces poésies sont originairement écrites en „langue allemande, elles ne sont pas traduites „du français; et cependant la patrie, sur l'autel „de laquelle M. Dietz fait brûler son encens, „n'est pas le pays de sa langue maternelle, „mais la France. Un poète allemand chante „en vers allemands sa patrie, et cette patrie „n'est pas l'Allemagne! Que faut-il de plus „pour exciter notre plus profond mépris? „Nous avons dû souvent supporter le dédain „des Français; au moins, ce sont des Français, „nos ennemis héréditaires; ils ont le droit de „se réjouir, quand ils peuvent nous opprimer, „nous ne nous en étonnons pas. Mais ce qui „est chose horrible, c'est que les Allemands, „soumis par la violence et les plus infames „ruses, à la domination française, n'ont aucun „scrupule de se faire passer pour Français, et

„qui pis est, de se regarder comme tels et de „célébrer en langue allemande une patrie „étrangère. Une telle lâcheté est inouie dans „l'histoire des peuples; jamais aucune nation „n'est tombée si bas dans l'estime de soi-même. „Le poète alsacien a perdu tout sentiment de „honte; il ne lui vient pas même en pensée „de quelle épouvantable ignominie il charge „le nom allemand, en célébrant en langue „allemande sa patrie française. Un grand „nombre d'Alsaciens se sont acquis de la gloire, „au service de la république française et de „Napoléon. En vérité, cette gloire est une „honte, car ils combattaient, quoique Allemands „d'origine, contre l'Allemagne; mais du moins „ils désavouaient leur nationalité, ils avaient „la délicatesse de ne parler que français, de „ne vouloir être que Français et de vivre „comme tels. On peut leur pardonner leur „crime contre leur patrie, puisqu'ils observaient assez les convenances pour ne commettre ce crime que sous le nom de Français. Mais ce poète alsacien a l'audace de „parler en langue allemande de sa patrie, et „cette patrie est la France! Une telle stupidité est inouie, jamais elle ne s'est rencontrée,

„et nous nous contenterions volontiers de ne „la trouver que ridicule, si elle ne devait pas „nous irriter comme un suicide de l'honneur „national. Qu'un véritable Français doit rire „en voyant la rampante servilité de semblables „Allemands, qui ont une si grande envie de „s'attacher à lui comme des parens. Mais précisément parce que le Français en pourrait „rire, nous devrions en pleurer, ou plutôt, car „pleurer serait d'une femme, nous devrions en „être courroucés!"

C'est fort bien! ne pleurez pas, car pleurer est d'une femme, mais décharger sa colère en injures n'est pas moins d'une femme. Emportez-vous comme des hommes, comme des braves. Armez-vous, nobles défenseurs de l'honneur national, reconquérez l'Alsace sur la France; mais hâtez-vous, l'affaire est pressante. Bientôt les forteresses de Spielberg, d'Olmutz, de Spandau, de Magdebourg, d'Ehrenbreitenstein, de Hohenasperg ne suffiront plus aux besoins paternels de vos gouvernemens, allez prendre Strasbourg d'assaut, et il y aura alors une citadelle de plus pour servir de prytanée à votre patriotisme. Mais avant de vous exposer aux dangers de la gloire, demandez d'abord aux

Alsaciens s'ils consentent à redevenir Allemands, s'ils seraient heureux d'échanger leur roi contre un des princes de la confédération germanique, leur chambre des députés contre la diète de Francfort, la liberté de la presse contre l'infâme censure, la garde nationale contre la gendarmerie, la publicité des débats judiciaires contre des tribunaux secrets, le jury contre des juges dépendant du pouvoir, et l'égalité des conditions contre la morgue et l'insolence de la noblesse et des satrapes. Adressez-leur un peu ces questions et ils vous répondront: nous sommes les plus chauds et les plus fidèles patriotes d'entre tous les Français, précisément parce que nous sommes limitrophes de l'Allemagne.

Le poète alsacien Dietz, ou un de ses aïeux, est-il responsable de la paix de Westphalie? L'un d'eux a-t-il assisté comme plénipotentiaire au congrès de Munster? Tenez-vous en aux ancêtres de vos princes, qui, pour de vils intérêts particuliers, ont consenti au démembrement de l'empire germanique, en ont cédé une partie à la France, une autre partie à la Suède, et qui, pour être les maîtres absolus de leurs sujets, n'ont jamais refusé à devenir les sujets de maîtres étrangers. Était-ce une bassesse de la part de la France, d'avoir accepté l'Alsace? Est-ce qu'on vole des peuples et des provinces honteusement comme un mouchoir? S'il y a déshonneur à être vendu et troqué comme des troupeaux, la honte n'en tombe pas sur ceux qui les achètent, mais sur ceux qui les vendent, et plus encore sur les peuples moutonniers qui se laissent vendre. Allez donc, maladroits dilettanti de l'honneur national! C'est un malheur, mais ce n'est pas une honte d'avoir été vaincu par des peuples étrangers; cela est arrivé à tous les peuples et aux plus braves, mais c'est une honte d'être esclave dans son intérieur. Le vainqueur étranger nous reconnaît du moins le droit de le haïr et de nous venger de lui, en nous subjuguant et nous accablant, il ne nous demande pas notre amour et notre respect, mais les tyrans domestiques nous forcent à baiser la main qui nous fustige. L'honneur d'une nation est de savoir être libre, un peuple laquais n'a aucun droit au respect. Qu'avez-vous besoin de reculer de deux siècles pour aller chercher en Alsace votre déshonneur national? Il est sous vos mains, il est d'hier. La liberté de la presse est établie en Espagne, dans la patrie de l'inquisition, et la censure règne en Allemagne, dans la patrie de Luther! Vous êtes affamés d'honneur national, vous vous repaissez de la victoire d'Arminius remportée sur les Romains il y a dix-huit siècles, vous vous nourrissez misérablement de la cendre de votre gloire, et les Varus de Francfort vous outragent et vous menacent journellement! Sachez que là est la honte, et que là serait l'honneur.

VII.

Les Chants du Crépuscule,

PAR V. HUGO.*)

> Ce qu'ils appellent l'esprit des temps, c'est le propre esprit de ces Messieurs, dans lequel les temps se mirent.
>
> FAUST.

Si la poésie est l'histoire universelle du cœur de l'homme, la poésie lyrique en est la chronique et le journal. Elle n'embrasse pas les saisons et les grands mouvemens de l'âme, elle ne calcule pas les révolutions planétaires des destinées humaines; mais elle observe la température variable des sentimens; elle chante l'espérance du matin, la lassitude du midi et les illusions du soir; elle compte les battemens du cœur, et ces piqûres d'épingles et

---

*) *La Balance*, mars 1836.

ces minutes célestes, qui souvent entre deux aspirations changent la vie, d'un paradis en un enfer, ou d'un enfer en un paradis. On ne demande pas au poète lyrique une majestueuse inflexibilité, un œil toujours serein, des doctrines inexorables, de la constance dans les opinions ou des points de vue fixes. Non, qu'il soit le camarade de toutes les folies, qu'il entre dans toutes les faiblesses, les douleurs et les plaisirs de l'homme enfant; qu'il s'égare avec les égarés, qu'il pleure avec les affligés, qu'il partage leurs craintes et leurs espérances. Mais en tendant la main à ceux qui trébuchent, il ne doit jamais perdre lui-même l'équilibre, ni abdiquer sa liberté, en se mêlant avec ceux qui sont les esclaves de leurs passions. Qu'il se fasse petit, comme une mère qui se prépare à recevoir son enfant lorsqu'il court se jeter dans ses bras, puis se relève et porte l'enfant sur son sein; mais il ne doit pas s'accroupir et demeurer dans cette attitude pour se mettre à la taille de nain des circonstances. Le vrai poète, celui qui n'est pas seulement un homme poétique, n'est jamais affecté des maux qu'il veut guérir, ni des douleurs de l'âme qu'il veut consoler. Plus vieux que le passé et plus jeune que le jour, où nous vivons, l'image de Dieu et le cadran de l'éternité, il ne s'impatiente et ne se désespère jamais. S'il succombe lui-même aux faiblesses dont il doit relever les autres, il essaiera alors en vain d'expliquer et d'excuser les siennes; rois et poètes qui s'excusent et s'expliquent, abdiquent leur dignité, et soumettent leurs couronnes et leurs lauriers à la juridiction capricieuse de la multitude.

Mais vraiment nous sommes tout honteux d'oser parler ainsi en présence du plus beau génie de la France, que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. Est-ce à nous, pauvres gens de la prose, à réveiller l'imagination engourdie d'un grand poète, qui se ressent du lendemain d'un jour d'ivresse? Non, sans doute. Mais il ne s'agit ici ni du poète, ni de nous: il s'agit de toute autre chose. Ce Chants du Crépuscule sont des enfans de la dernière révolution, et ils ont tous les traits de leur mère: la réalité a été plus forte que l'imagination, le poète a succombé à l'homme, et l'homme à son époque. M. Victor Hugo a jugé son temps, nous jugeons son jugement: voilà ce dont il s'agit.

Que voyons-nous dans cette nouvelle production de M. Victor Hugo? Le feu du génie souvent obscurci par la fumée du chagrin; une hâte inquiète, comme si la fin prochaine du monde menaçait de couper la strophe entre deux rimes; le poète indécis ignorant où il va, d'où il vient, ce qu'il veut enfin, et, faute de pensée unique, n'ayant pas pu donner de titres à beaucoup de chants, qui, ainsi sans nom, ressemblent à des enfans trouvés; une imagination fatiguée, bâillant d'ennui, qui chancelle entre la veille et le sommeil, entre la poésie et la prose; des mots, des idées, qui, habitués à la discipline poétique, se rangent d'eux-mêmes en lignes métriques, faute de commandement; une malédiction farouche jetée sur un malheureux suicide avec une sombre colère, qui nous a plus émus que le cadavre hideux sur lequel elle se déchaîne. Ceux qui ne savent pas pardonner aux morts, sauront-ils jamais pardonner aux vivans?

Le poète, en ses chants où l'amertume abonde,
Reflétait, écho triste et calme cependant,
Tout ce que l'âme rêve et tout ce que le monde
Chante, bégaie ou dit dans l'ombre en attendant!

Mais si le poète avait la bouche amère, s'il était malade? Si en se guérissant lui-même il guérissait le monde? Rempli d'une sombre tristesse sur cet étrange état crépusculaire de l'âme et de la société dans le siècle où nous vivons, il déclare ignorer si c'est un jour qui finit ou un jour qui commence. Mais dans l'empire de la poésie, le soleil ne se couche jamais; le monde de la poésie est de cristal, transparent, et le poète n'a pas besoin d'en faire le tour pour arriver à l'autre hémisphère, pour vivre dans l'avenir. L'homme vulgaire épouse l'espérance, la mère du désespoir; mais la certitude est la compagne du poète et du prophète.

Nous devons renvoyer le poète au précepte qu'il nous a donné, mais dont il n'a pas profité lui-même:

Marchons les yeux toujours tournés vers le soleil,
Nous ne verrons pas l'ombre!

Nous lui adressons ces vers, bien qu'il les ait tout autrement appliqués:

Ils tombent comme nous, malgré leur fol orgueil
Et leur vaine amertume;
Les flots les plus hautains, dès qu'il vient un écueil,
S'écroulent en écume.

Jadis, prisonniers de l'école classique, aujourd'hui, geôliers de l'école romantique, vous avez considérablement perdu en insouciance et peu gagné en liberté. Si la poésie était une maladie de l'âme, les souffrances classiques seraient de beaucoup préférables aux souffrances romantiques. Celles-là sont simples, peu compliquées, faciles à reconnaître, et faciles à guérir. L'amour, la haine, la jalousie, l'ambition et le fanatisme, voilà la pathologie presque complète d'un hôpital classique. Mais quel remède porter à un mal qui, à chaque quart d'heure, fait le tour du compas? Comment vous consoler, quand vous ignorez vous mêmes ce que vous avez, de quoi vous vous plaignez? Mais non, la poésie est la santé de l'âme: vous croyez être malades, vous ne l'êtes pas: vous êtes hypochondres. Parlons un peu de cela; nous autres Allemands, nous en savons quelque chose.

L'exercice vous manque, vous ne donnez pas assez de mouvement à vos âmes. Vous sortez de la Chaussée d'Antin pour traverser le Palais-Royal et aller aux Tuileries, et puis vous quittez les Tuileries pour retourner, par le même chemin, à la Chaussée d'Antin. Et puis, dans votre intérieur, vous êtes prisonniers de votre jolie petite langue, qui vous prend en riant dans un filet de soie, où vous voltigez de maille en maille, en vous moquant du reste du monde, qui est si dur, si raboteux, tout de bois et de pierre. Osez vous rendre libres, tâchez d'oublier le Dictionnaire de l'Académie française et d'apprendre les langues étrangères. Quittez Paris, voyagez, mais ne voyagez pas comme vous avez l'habitude de le faire, à reculons, ayant toujours la vue tournée vers Paris. Si vous allez puiser des inspirations dans la Méditerranée, seulement pour en arroser les planches de la Porte-Saint-Martin; si, au sommet de la montagne des Olives et sur le bord du cratère de l'Etna, vous n'osez avoir que des pensées à la Renduel, alors autant vaudrait rester chez vous.

Nous, qui sommes avancés en âge, et qui cependant aimons et respectons l'humanité, nous devons être étonnés de ces jeunes poètes, romanciers et philosophes, qui, à trente ans, ont déjà l'hiver dans le cœur, et qui s'enveloppent de leur mépris des hommes comme d'une fourrure. Non, ces trois arrondissemens de Paris, qui constituent votre univers, ne sont pas Paris, et Paris n'est pas la France, et la France n'est pas le monde. Nous, qui ne sommes pas attachés à la glèbe de tel ou tel quartier; nous, qui ne sommes inféodés à aucune revue, à aucun feuilleton, nous savons qu'il y a encore des vertus parmi les hommes, des mœurs, du désintéressement, de la sincérité, de la franchise, de la foi, des convictions, de l'amitié et du bonheur. Nous aussi nous doutons souvent, mais le doute à nous ne nous paraît pas une *lie affreuse* que la conviction dépose dans tous les cœurs: nous le regardons comme un nuage qui obscurcit quelque temps la lumière, et puis tombe en pluie pour arroser et féconder le sol de la vérité. Vous vous désespérez en ce temps calme où nous vivons, que ferez-vous donc quand l'orage éclatera? Si vous ne savez pas supporter votre bonheur, comment supporterez-vous le malheur? C'est la vie sociale qui envenime votre vie domestique; mais qu'est-ce que la vie sociale? qu'est-ce que la cité? Les pères de familles forment la communauté, les maisons forment la rue, et vous l'avez dit vous-même:

Il est plus difficile, et c'est d'un plus grand poids,
De relever les mœurs que d'abattre les rois.

Si vous n'êtes pas contens de l'héritage que vous ont laissé vos pères, vous êtes bien ingrats. Cet héritage qui vous est venu en dormant, est cependant assez riche; s'il ne vous suffit pas, travaillez comme ont fait vos pères, et puis, si le ciel vous refuse votre salaire, alors, mais seulement alors, vous aurez le droit de gronder contre lui.

Quand, dans la solitude de vos pensées, vous vous demandez: Pourquoi n'avons-nous pas réussi? pourquoi de si grands efforts ont-ils été inutiles? pourquoi tant d'espérances ont-elles été trompées? alors cette voix de la conscience, que le bruit du monde peut longtemps étouffer et faire taire, mais qui ne ment jamais quand elle parle, vous répondra: Vous avez tort de vous plaindre. Non, toutes les promesses ont été accomplies, vous n'avez été frustrés d'aucunes des vos espérances, vous avez atteint le but que vous vous étiez proposé en partant; mais, si au milieu du chemin, vous avez changé de dessein sans changer de route, et si vous l'avez manqué, ce n'est pas votre mauvais sort, mais vous-mêmes que vous devez accuser. Désirer seulement, ce n'est pas vouloir: vouloir, c'est pouvoir. Tout homme, et à plus forte raison tout peuple, peut ce qu'il veut. La fortune rebute les mendians, mais elle accorde toujours ce qu'on lui demande impérieusement.

Le dix-huitième siècle n'a pas menti au dix-neuvième, il a accompli tous ses engagemens: vous n'avez rien de plus à lui demander. Son gigantesque programme a été solennellement déroulé sous vos yeux jusqu'au dernier tableau. La littérature d'alors a fait son effet; ce qu'elle a semé, vous l'avez recueilli; si vous désirez d'autres fruits, il vous faut d'autres semences et de nouveaux labeurs. La philosophie de Voltaire, cette source de l'histoire contemporaine, est épuisée, elle est à sec. Les disciples de l'auteur de la Pucelle ont vaincu, les actionnaires de l'Encyclopédie ont fait leurs affaires: de quoi se plaindre? S'il y a des désappointemens qui ne sont pas seulement de nos jours, qui sont anciens, c'est qu'il y a des illusions qui sont anciennes. Il est bien vrai que certains besoins sociaux qui attendent encore aujourd'hui leur satisfaction, ont déjà été sentis dans les premiers temps de la révolution; mais alors comme aujourd'hui, ce n'était que l'exaltation d'esprits clairvoyans et prophétiques, le bouillonnement de cœurs généreux, ce n'était que de l'écume, c'étaient des bulles creuses. Le véritable enthousiasme qui renverse tous les obstacles, est le débordement de la conviction de tout le monde; mais il faut une longue croissance avant que les opinions des individus deviennent celles d'une nation, avant que ces opinions se changent en convictions, et que celles-ci surmontent leurs digues.

Les opinions qui devancent l'état de choses existant, combien comptent-elles d'adhérens? Très-peu; et si elles en comptaient beaucoup, ce serait tant pis, car alors il serait facile de prouver que les partisans des idées avancées ignorent eux-mêmes le nombre et la force de leur parti, parce qu'ils ne sont pas d'accord, et qu'ils ne se sont pas comptés. S'ils étaient d'accord et s'ils se sentaient en force, pourquoi seraient-ils aussi découragés? Nous acceptons avec peine cette explication de certaines circonstances de nos jours.

L'état des littérateurs était autrefois un sacerdoce; aujourd'hui, c'est un métier. Les hommes de lettres du dix-huitième siècle ne couraient pas après la fortune, c'était la fortune qui venait les chercher. Lorsque les tuteurs de l'humanité demeuraient encore au galetas, les rois montaient pour les voir; depuis qu'ils occupent des appartemens à la petite maîtresse, ce ne sont plus que des laquais qui viennent chez eux, pour leur remettre des invitations lithographiées pour tout le monde, et remplies selon le caprice de tel ou tel nom. Les hommes de lettres, en descendant les étages, ont descendu de leur gloire. Lorsqu'ils étaient encore pauvres, les rois mendiaient leurs suffrages, et ne les achetaient pas. Autrefois, quand un homme de lettres distingué entrait dans une société du grand monde, c'était un événement qui faisait changer le cours de la conversation et des amusemens; aujourd'hui, une femme ne tourne pas même la tête quand on annonce le nom d'un poète célèbre, et personne ne laisse fondre sa cuillerée de glace pour écouter les oracles du premier philosophe de son pays.

Au dix-huitième siècle, les hommes de lettres avaient une place si élevée dans l'estime de leurs contemporains, qu'ils n'avaient qu'à laisser tomber leurs opinions, et tout le monde accourait à l'envi pour les ramasser. Aujourd'hui qu'ils se sont mis au niveau de tout le monde, leurs opinions se colportent lentement de maison en maison, et ne montent qu'avec peine jusqu'aux classes élevées, qui, par leur situation, ne leur doivent pas être favorables, et qui, ordinairement, les renvoient avec dédain. Autrefois l'on s'arrachait des mains toutes les nouvelles productions d'un auteur distingué, aujourd'hui il faut des primes de soixante-quinze mille francs pour encourager le monde à lire des chefs-d'œuvre. Être mis en loterie, c'est une humiliation et un châtiment significatifs pour des hommes qui courent après la roue de la fortune.

Les hommes de lettres devraient songer à recouvrer leur ancien pouvoir en recouvrant leur ancienne indépendance; quand on est régenté par ses propres passions, c'est une ridicule hypocrisie que de régenter les rois. Abandonnez le champ de la politique au mauvais vouloir des ennemis des progrès; leur force vient de leur union, et leur union vient de votre opposition. Depuis vingt ans votre attitude menaçante vis-à-vis des exploiteurs de l'humanité, les a contrains à vivre en paix ensemble, à se ménager les uns les autres, et à montrer, pour leurs prétentions réciproques, une condescendance qui est sans exemple dans l'histoire. Retirez-vous pour les mettre aux prises entre eux-mêmes, et alors la victoire reviendra sans combats du côté de la bonne cause. Rajeunissez vos cœurs de fraiches espérances, retrempez vos âmes amollies par des études sérieuses et consciencieuses. L'esprit peut se former dans le commerce du monde, mais l'âme ne se forme que dans la solitude; les Philippiques des Démosthènes modernes ne sentent plus la lampe, mais aussi elles restent sans effet.

Croyez, travaillez et espérez! et si vous êtes impatiens de l'avenir, et si vous ne savez pas croire, aimez en attendant.

Heureux qui peut aimer, et qui, dans la nuit noire,
Tout en cherchant la foi, peut rencontrer l'amour!
Il a du moins la lampe en attendant le jour.
Heureux ce cœur! Aimer, c'est la moitié de croire.

VIII.

(Wally, die Zweiflerin.)

Wally la sceptique.

ROMAN PAR C. GUTZKOW. *)

Par une belle matinée d'été, une superbe amazone souabe se promenait à cheval, suivie d'un nombreux cortége d'adorateurs, dans le bois de Boulogne d'une des petites résidences de l'Allemagne. Un jeune homme, qui était venu à pied pour respirer l'air frais de la forêt romantique, vit passer la cavalcade en soupirant d'envie. Au moment où ses yeux rencontrèrent le regard de l'amazone, celle-ci donna un petit coup de cravache à sa haquenée, et laissa tomber en même temps quelque

---

*) *La Balance*, mars 1836.

chose de brillant dans l'herbe. Le jeune piéton se baissa pour le ramasser. Un, deux, trois, quatre, cinq: c'étaient cinq anneaux d'or, ni plus, ni moins. La dame sarrêta, attendant qu'on lui remît ses anneaux; mais le jeune monsieur, qui n'avait pas plus de conscience qu'une pie voleuse, les mit dans sa poche et s'en alla. L'excellent jeune homme était prédestiné par son nom à voler sans être pendu, c'est-à-dire à être un conquérant. Il s'appelait César, la dame se nommait Wally.

Wally imposait à chacun de ses amans, à tour de rôle, le tribut mensuel d'un anneau d'or, et elle avait l'habitude d'enfiler ces anneaux de redevance dans sa cravache. Elle était athée, aimable créature d'ailleurs, et passablement bête. Elle jouait au pharaon, et n'avait point d'enthousiasme pour la nature, point de sentiment pour les fleurs, qu'elle mâchait sans pitié quand il en tombait dans ses mains. Elle disait: „Religion, immortalité, „sottise que tout cela! une robe rouge ou une „robe bleue? Une coiffure à la Madeleine ou „à la Chinoise? Danser, ou jouer des proverbes? voilà la question“

César, selon l'expression pittoresque de M.

Gutzkow, venait d'entrer dans *le second tiers de ses vingtaines*, ce qui veut dire en termes d'arithmétique vulgaire, qu'il était âgé de 24 ans, ou à peu près. Mais malgré sa jeunesse, César était un homme accompli. Son front était sillonné de rides où l'expérience et la sagesse avaient jeté leurs semences. Sa vie passée était un cimetière peuplé d'illusions mortes. Il n'espérait et ne craignait plus rien, il n'aimait que lui-même, et ne haïssait que Dieu.

César et Wally ne tardèrent pas à lier connaissance ensemble, mais de la façon qui convenait a des sages comme eux. Ils se moquaient des six lendemains que Voltaire dans sa Pucelle avait eu l'indulgence d'accorder à l'agonie d'une vertu de femme: ils commencèrent leur semaine d'amour par le samedi. A quoi bon, disaient-ils, toutes ces façons, toutes ces ridicules hésitations? Ne sommes-nous pas l'un et l'autre des êtres humains, nés pour le bonheur? ne suis-je pas ton frère, n'es-tu pas ma sœur? La nature ne nous a-t-elle pas accordé les droits sacrés de la chair? Allons donc! mort à la pudeur, et vive le roi des ribauds!

Mais, hélas! que les femmes les plus courageuses sont encore craintives! combien les esprits forts parmi elles sont encore faibles! Wally elle-même, avec toutes ses excellentes qualités, Wally qui jouait au Pharaon, qui ne croyait ni en Dieu, ni à la vertu, qui se moquait de la pudeur, l'honneur des femmes, était quelquefois obligée de donner des coups de cravache à sa conscience rétive, et sans le secours de César, peut-être n'aurait-elle pas toujours réussi à la faire avancer. Qu'une femme est heureuse, dans une telle situation, d'avoir auprès d'elle un habile écuyer comme César, qui lui enseigne les subtilités du manége et l'art de mettre au grand galop la vertu la plus quinteuse. Nous donnerons un petit échantillon de l'habileté et du savoir-faire du Lovelace allemand.

Wally étant sur le point de partir pour un long voyage, César, à la dernière entrevue qu'il eut avec elle, lui demanda un petit souvenir en signe d'estime et d'amitié. Il existe, dit-il, un charmant poème allemand du moyen âge, le *Titurel*, dans lequel on raconte une ravissante tradition de *Tschiotulander* et de *Sigune*, deux jeunes personnes de différens sexes, qui s'aiment et qui s'adorent réciproquement. Tschiotulander, un certain jour, avant d'aller en guerre, pria Sigune de se déshabiller devant lui, pour le rendre invulnérable. La douce Sigune consentit avec plaisir à servir de Styx à l'Achille sicambre, et Tschiotulander se plongea dans ses charmes, et partit invulnérable. Lui, César, ne trouvant rien de plus délicieux que d'être invulnérable, parce que cela dispense d'être un héros, et étant précisément dans la situation de Tschiotulander, parce qu'il avait le dessein d'aller aux eaux de Schwalbach, où le danger d'être blessé au cœur est imminent, il osa prier mademoiselle de Wally de se mettre toute nue devant lui, pour réjouir ses yeux et approvisionner son imagination pour tout le temps de la longue séparation.

„Wally regarda fixement César pendant „un moment; puis elle se leva fièrement, et „quitta la chambre sans dire un mot.

„La contenance de César manifesta une „expression de douleur. En demandant une „chose révoltante avec la belle naïveté et l'in„nocence touchante d'un enfant, il avait révélé „toute la sublimité dont son âme était capable; „mais la honte qui l'enflamma d'abord s'éclip-

„sa devant sa fierté, tant César paraissait noble „et pur à ses propres yeux.“

„Elle est sans poésie, elle est niaise, je la „hais! s'écria-t-il avec violence, en trépignant „de colère. Ce n'est pas moi, c'est la poésie „qu'elle a offensée: elle me donne du dégoût. „Et il fit le serment de ne jamais remettre le „pied dans sa maison.“

Nous voudrions pouvoir féliciter mademoiselle de Wally d'avoir su échapper à la poésie *descamisada* du naïf, innocent et sublime César; mais, hélas! elle fut bientôt vaincue. „A peine „s'était-elle éloignée, qu'elle jugea avoir été „bien bête avec sa vertu. Elle sentait que la „véritable poésie est irrésistible, et qu'elle a „sa place au-dessus de toutes les lois de la morale et de la convention. Elle sentait combien on est petit quand on résiste à la poésie. „L'idée d'être inférieure à la poésie, et au „fond moins innocente qu'elle, l'accablait. Elle „paraissait méprisable à sa propre conscience, „depuis qu'elle devait s'avouer qu'elle n'était „pas faite pour la poésie transcendante.

„Combien de fois elle avait rencontré César! „Lui, il avait le regard fier! il avait une morale supérieure à celle de Wally. Lui, il pou-

„vait lever ses yeux, que l'idéal ennoblissait! „Wally n'avait pas le droit d'être fière, c'était „son tour d'éprouver de la honte: elle craignait César. Toute sa vertu lui paraissait „mesquine, depuis qu'elle avait déclaré que la „vertu ne pouvait subsister qu'habillée, qu'elle „ne pouvait pas être nue. Elle avait perdu „aux yeux de César ses charmes poétiques."

Wally mue par un touchant repentir et par une vraie et sincère contrition, résolut de réparer sa faute, de demander pardon de son offense envers la poésie, et de se débarrasser de sa chemise prosaïque. Elle écrivit donc à César le charmant billet que voici:

„Je vous ai offensé, César. Demain soir à „dix heures, venez à l'hôtel de l'ambassadeur „de Sardaigne. Vous serez conduit par ma „femme de chambre à un lieu que vous ne „devrez pas quitter. Jurez-moi de ne pas „vous avancer au-delà du rideau que vous „aurez la bonté de tirer à dix heures dix minutes! César, jurez-le-moi. Je suis honteuse „d'avoir eu de la honte."

César ne manqua pas au rendez-vous. Le jour des noces de l'ambassadeur de Sardaigne, il se rendit à l'hôtel du diplomate, et à dix heures dix minutes précises, il tira le rideau et eut le bonheur de voir la vertu de Wally sans vilain accoutrement. Le moderne Tschiotulander s'en retourna tout chancelant d'ivresse. Survint alors l'ambassadeur de Sardaigne qui embrassa sa jeune femme sans lui chiffonner le moindre petit ruban: le bonhomme qui n'avait jamais entendu parler du *Titurel*, ne soupçonna rien du tout. Le secret fut gardé.

Wally après avoir vécu selon la loi de la chair, et assommé d'ennui ses lecteurs, se rend justice à elle-même, en terminant sa vie par un suicide. Ce serait un très-grand bonheur, si le vice n'était jamais plus aimable, ni l'incrédulité jamais plus spirituelle qu'ils ne se manifestent dans les paroles et les opinions de Wally et de César. Cet ennuyeux roman aurait suffi pour changer Voltaire en dévot, et toutes les femmes galantes de l'ancien régime en prudes. A l'exception des critiques qui, comme les vautours et les corbeaux, s'attachent à la charogne, la lecture de Wally dégoûtera tout le monde.

Nous aurions honte d'entrer avec César dans une sérieuse discussion sur ses opinions morales et religieuses. Il est incrédule par forfanterie, et vicieux pour singer les mœurs du grand monde; des miettes tombées de la nappe de Voltaire, il s'est composé une petite doctrine du plus mauvais goût; il croit être philosophe, il n'est que ridicule.

Et voilà ce fameux roman qui a servi d'*attentat Fieschi* à la diète de Francfort, qui lui a fourni un prétexte pour faire exécuter contre la presse des mesures préparées de longue main! Mais ne croyez pas qu'on se soit contenté de singer les lois d'intimidation: la sérénissime diète rougirait de honte, si elle se voyait contester l'originalité en matière de despotisme brutal! Elle s'est moquée de ces lois d'intimidation françaises, qu'elle regarde d'un air de pitié comme des lois d'encouragement; elle n'a pas voulu les imiter, mais les rendre ridicules, en montrant combien leurs auteurs ont eu l'esprit pauvre et étroit, et combien ils sont inférieurs aux législateurs de Francfort, qui seuls vis-à-vis du peuple ont cette audace et cette insolence qui caractérisent tout véritable homme d'état.

En France où la prise de la Bastille et la Marseillaise ont rendu un peu lourde l'intelligence de tout le monde sur de pareilles matières, on aura peine à comprendre à quelles nouvelles presécutions la presse pourrait être exposée dans un pays comme l'Allemagne, où la censure a toujours frappé aussi bien la littérature que la politique, les livres que les journaux. Vous ne sauriez jamais concilier la responsabilité d'un auteur avec la censure préalable de son ouvrage. Ne vous creusez pas le cerveau pour pénétrer cette subtilité de la jurisprudence teutonique: le quartier latin en masse y perdrait son latin. Je me rappelle que moi-même, il y a déjà bien des années, j'ai été condamné à une amende pour un article de journal qui avait été censuré, et qu'on ne s'était avisé de trouver repréhensible que six semaines après sa publication. Comme, eu égard à ces circonstances, je déclinais ma responsabilité, on me dit que j'étais doublement coupable: d'acord, pour l'inconvenance de l'article incriminé, ensuite pour avoir induit en tentation l'innocent censeur. Ce mot n'est-il pas joli?

Le cas de l'auteur de Wally était précisément le même. L'ouvrage avait paru avec autorisation de la censure, et il était publié depuis plusieurs mois, lorsque, sur un cri de détresse poussé par M. Menzel, qui vit dans ce roman un terrible remorqueur, capable de faire avancer la révolution française contre vent et marée vers la forêt noire, le gouvernement du roi de Bavière, ce duc de Modène de l'Allemagne, prit l'alarme et s'adressa à la sagesse et à la vigueur de la diète de Francfort. Celle-ci démasqua aussitôt une de ses batteries législatives de réserve, et fit jouer le gros canon pour tuer la pauvre petite Wally et son amant, le naïf Tschiotulander. M. Gutzkow, après avoir été arrêté provisoirement, fut condamné à un emprisonnement de trois mois, et son roman fut saisi. Mais la diète ne se contenta pas de cette justice vulgaire. Tous les autres ouvrages de l'auteur de Wally, tant ceux déjà publiés que ceux qu'il pourrait avoir le dessein de publier un jour, ses œuvres posthumes probablement sous-entendues, ont été défendus pour l'éternité. Ces mêmes mesures ont été appliquées à quatre ou cinq autres écrivains, auxquels antérieurement on n'avait jamais pensé à reprocher quelque chose, et dont tous les ouvrages, publiés depuis plusieurs années, avaient paru avec autorisation de la censure. De cette manière, la diète de

Francfort a fait de la condition d'écrivain un droit civil et politique, et enrichi le code pénal de la décapitation littéraire. Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là!

En vérité, tout étranger, à quelque opinion politique qu'il soit attaché, doit être étonné de cette affaire. Personne ne comprendra comment, aux dix-neuvième siècle, un despotisme aussi ridicule que sauvage ait osé se présenter avec tant d'effronterie en face de la France, de l'Angleterre, de la Suisse et de la Belgique. On se demandera si la diète de Frankfort, en refusant aux Allemands la liberté de la presse, même la plus modérée, a voulu leur rappeler par là que ces peuples n'ont pu jouir de la liberté de la presse qu'après avoir fait une révolution et chassé leurs rois. On se demandera si la sérénissime diète a perdu la raison. A cela nous répondrons que la passion n'a pas de raison, et qu'entre toutes les passions la peur est la plus déraisonnable. Les héroïques princes de la confédération Germanique ont tremblé pendant trois ans de la frayeur que leur avait inspirée la colère du peuple français, laquelle cependant n'a duré que trois jours. Depuis que la France ne gronde plus, ils se sont remis de leur frayeur et ont pris leur revanche. Les lâches sont toujours les plus cruels à se venger. Après la révolution de 1830, il y avait telle cour en Allemagne où l'on s'attendait à toute heure à une insurrection populaire, et où l'on avait fait tous les préparatifs nécessaires pour une émigration éventuelle. Les effets précieux furent emballés pour être transportés hors du pays; les équipages de voyage étaient prêts; d'augustes personnages s'étaient munis à tout événement de passeports sous des noms empruntés: on était jour et nuit sur le qui vive. S'il arrivait en ce temps que des ivrognes fissent un bruit nocturne dans la rue, le souverain et ses conseillers pâlissaient, son épouse et les chambellans tombaient en défaillance, et les princesses se mettaient à pleurer. Ils croyaient que la révolution venait d'éclater, et que les piques et les bonnets rouges ne tarderaient pas à se montrer. Ce n'est qu'après la chute de la Pologne que la terreur de ces cours s'apaisa, et depuis lors la diète de Francfort s'épuise en galanteries législatives et pénales, punissant les malencontreux bourgeois de n'avoir fait qu'effrayer les belles princesses et leurs beaux chambellans.

Le reproche qu'on a fait à M. Gutzkow et aux autres écrivains compris sous le nom de la *jeune Allemagne*, de miner la foi chrétienne et de corrompre les mœurs, n'est qu'un prétexte et une hypocrisie. Les hommes d'état influens de la confédération Germanique sont juifs de cœur; ils n'ont d'autre Dieu que l'or et d'autre maître que le roi Salomon: ils se moquent du christianisme. Ils seraient trop heureux de voir les mœurs de la jeunesse se relâcher; la corruption des mœurs serait un gage précieux en faveur de cette servilité qu'on s'efforce de conserver et de perpétuer dans le peuple; elle contribuerait efficacement à propager et établir la religion d'état de l'Autriche, la police secrète, parmi ce grand nombre d'Allemands qui, jusqu'à ce jour, sont encore païens et ne croient pas à la sainteté des révélations. Mais il ne s'agit ici ni de religion, ni de morale; si ce n'était que cela, la censure eût suffi pour supprimer des doctrines dangereuses ou prétendues dangereuses. Les persécutions exercées contre les écrivains de la *jeune Allemagne* a un tout autre motif.

Il importe à la diète de Francfort de frapper ce qu'aucun censeur du monde n'a jamais pu atteindre: l'esprit. Les auteurs mis en interdit ont de l'esprit, et surtout ils ont un beau style: voilà tout leur crime. Cette explication doit paraître bien ridicule aux étrangers; mais pour les Allemands qui connaissent l'allure de leurs gouvernemens, le ridicule de cette explication est une raison de plus pour l'accepter. Voyons ce que c'est.

Au seizième siècle, Luther avait fait pour les princes allemands ce qu'un siècle plus tard le cardinal Richelieu fit pour les rois de France. L'un et l'autre ont été dans leur pays les fondateurs du pouvoir monarchique, en détruisant le contrepoids que le clergé en Allemagne, la noblesse en France, avaient opposé à l'absolutisme des souverains. Richelieu vainquit la noblesse par les supplices et les cachots; Luther vainquit le clergé par la science et la philosophie. Depuis ce temps, l'instruction en Allemagne a été un puissant instrument de gouvernement, et elle a rendu beaucoup plus de services aux princes protestans, que l'ignorance n'en rendait aux princes catholiques. Il n'y a rien de plus curieux que la véritable rivalité d'artiste qui a toujours existé entre l'Autriche et la Prusse, sur la supériorité de leurs moyens de gouvernement respectif. La Prusse, à la tête du protestantisme, défendait l'excellence de l'instruction; l'Autriche, à la tête du catholicisme, celle de l'ignorance; mais l'une et l'autre avaient le même but: le despotisme. Dans les pays protestans, la science était la seconde force armée: on la mettait en garnison dans les places fortes, appelées universités. Les professeurs étaient les officiers, les étudians les soldats. L'instruction n'avait d'autre but que de former des *serviteurs d'états*, comme en Allemagne on appelle par politesse les serviteurs des princes.

Antérieurement à Luther, tous les livres étaient écrits en latin; depuis lui, les auteurs commencèrent à se servir de la langue vulgaire, ce qui favorisait grandement les desseins despotiques des princes, en rétrécissant de plus en plus la science et la littérature dans la classe des savans, et en empêchant ainsi leur propagation. Si les auteurs eussent continué d'écrire en latin, il se serait rencontré avec les temps des amis du peuple, qui auraient traduit à son usage les livres latins; mais les professeurs écrivant en allemand, c'est à-dire en un allemand officiel et détestable, aussi inintelligible que l'hébreu, et que personne ne s'avisait jamais de traduire de l'allemand en allemand, la lecture et l'instruction demeurèrent toujours éloignées du peuple, et les gouvernemens n'eurent plus aucune inquiétude sur la durée de leur omnipotence, garantie par le désarmement général de l'intelligence populaire.

Nous arrivons. De nos jours enfin, des écrivains d'esprit et de cœur, ceux de la *jeune Allemagne*, s'avisèrent de répandre la science, la philosophie, la morale, la politique, en les traduisant de l'allemand des savans dans l'allemand de tout le monde. Les gouvernemens protestans s'en sont épouvantés; à mesure que l'instruction se propage, ils perdent leur plus puissant instrument de despotisme et en même temps leur prédominence sur les états catholiques, et ils sentent qu'il est trop tard alors de remplacer l'instruction par l'ignorance. La Prusse n'a plus de contre-poids à opposer à la puissance de l'Autriche, que l'ignorance de ses peuples rend formidale, et celle-ci triomphe.

La persécution qu'on exerce envers les auteurs de la *jeune Allemagne*, a encore un autre motif. Jusqu'aux derniers temps, la littérature périodique, en Allemagne, a été, à peu d'exceptions près, dans les mains des écrivains du dernier ordre. Les auteurs distingués, les véritables savans, dédaignaient de prendre part à la littérature périodique, comme autrefois la noblesse croyait déroger en embrassant l'industrie. Les écrivains de la *jeune Allemagne* avaient fondé quelques journaux littéraires estimés, et ils avaient le dessein d'en former encore d'autres. Plusieurs professeurs distingués de la Prusse s'étaient laissé séduire par l'esprit de ces jeunes écrivains, au point de s'attacher comme collaborateurs à leurs journaux. Le gournement prussien s'est effrayé de cette nouveauté, comme d'un commencement de morcellement des bien-fonds de la science. Voilà pour quelle raison M. Gutzkow et ses complices en beau style, ont été punis de la mort littéraire; je devrais dire, voilà justement ce qui fait que votre fille est muette; car, en vérité, je désespère d'avoir clairement expliqué aux Français le galimatias politique et littéraire de la sérénissime diète de Francfort.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Achter Band

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Achter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt
(Rütten & Löning.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Briefe aus Paris.
(1830—1833.)

Seite
Erſter Brief 3
Zweiter Brief 6
Dritter Brief 10
Vierter Brief 16
Fünfter Brief 31
Sechſter Brief 37
Siebenter Brief 48
Achter Brief 55
Neunter Brief 61
Zehnter Brief 66
Eilfter Brief 74
Zwölfter Brief 82
Dreizehnter Brief 91
Vierzehnter Brief 99
Fünfzehnter Brief 111
Sechszehnter Brief 117

Seite
Siebzehnter Brief 125
Achtzehnter Brief 130
Neunzehnter Brief 138
Zwanzigſter Brief 146
Ein und zwanzigſter Brief 154
Zwei und zwanzigſter Brief 162
Drei und zwanzigſter Brief 167
Vier und zwanzigſter Brief 171
Fünf und zwanzigſter Brief 180
Sechs und zwanzigſter Brief 193
Sieben und zwanzigſter Brief 204
Acht und zwanzigſter Brief 215
Neun und zwanzigſter Brief 223
Dreißigſter Brief 232
Ein und dreißigſter Brief 241
Zwei und dreißigſter Brief 254
Drei und dreißigſter Brief 263
Vier und dreißigſter Brief 271
Fünf und dreißigſter Brief 285

Briefe aus Paris.

1830—1833.

Notiz.

Börne's „Briefe aus Paris“ erſchienen nach einander in drei Sammlungen; die erſte, 48 Briefe umfaſſend, im Jahre 1832; die zweite, 31 Briefe umfaſſend, im Jahre 1833; die dritte, 36 Briefe umfaſſend, im Jahre 1834. Dieſe drei Sammlungen ſind in unſerer Geſammtausgabe der Börne'ſchen Schriften zu einer einzigen vereinigt, mit durchgehends fortſchreitender Zahlenbezeichnung aller in den drei Sammlungen enthaltenen 115 Briefe.

Die Herausgeber.

Erſter Brief.

Karlsruhe, Sonntag den 5. September 1830.

Ich fange an den guten Reiſegeiſt zu ſpüren, und einige von der Legion Teufel, die ich im Leibe habe, ſind ſchon ausgezogen.

Aber je näher ich der franzöſiſchen Grenze komme, je toller werde ich. Weiß ich doch jetzt ſchon, was ich thun werde auf der Kehler Brücke, ſobald ich der letzten badiſchen Schildwache den Rücken zukehre. Doch darf ich das keinem Frauenzimmer verrathen.

Geſtern Abend war ich bei S. Die hatten einmal eine Freude, mich zu ſehen! Sie wußten gar nicht, was ſie mir alles Liebes erzeigen ſollten, ſie hätten mir gern die ganze Univerſität gebraten vorgeſetzt. Mir Aermſten mit meinem romantiſchen Magen! Nicht der Vogel Rock verdaute das. Die W. hat einen prächtigen Jungen. Ich ſah eine ſchönere Zeit in roſenrother Knoſpe. Wenn die einmal aufbricht! Wie gern hätte ich ihn der Mutter geſtohlen, und ihn mit mir über den Rhein geführt, ihn dort zu erziehen mit Schlägen und Küſſen, mit Hunger und Roſinen, daß er lerne frei ſein und dann zurückkehre, frei zu machen.

In Heidelberg ſah ich die erſten Franzoſen mit dreifarbigen Bändern. Anfänglich ſah ich es für Orden an, und mein Ordens-Gelübde legte mir die Pflicht auf, mich bei ſolchem Anblicke inbrünſtig zu ärgern. Aber ein Knabe, der auch ſein Band trug, brachte mich auf die rechte Spur.

Ich mußte lachen als ich nach Darmſtadt kam und mich erinnerte, daß da vor wenigen Tagen eine fürchterliche Revolution geweſen ſein ſoll, wie man in Frankfurt erzählte. Es iſt eine Stille auf den Straßen, gleich der bei uns in der Nacht, und die wenigen Menſchen, die vorübergehen, treten nicht lauter auf als die Schnecken. Erzählte man ſich ſogar bei uns, das Schloß brenne, und einer meiner Freunde ſtieg den hohen Pfarr-Thurm hinauf, den Brand zu ſehen! Es war Alles gelogen. Die Bürger ſind unzufrieden, aber nicht mit der Regierung, ſondern mit den Liberalen in der Kammer, die dem Großherzoge ſeine Schulden nicht bezahlen wollen. Das iſt deutſches Volks-Murren, das laß ich mir gefallen; darin iſt Roſſiniſche Melodie.

Wenn Sie mir es nicht glauben werden, daß ich geſtern drei Stunden im Theater geſeſſen und mit himmliſcher Geduld Minna von Barnhelm bis zu Ende geſehen — bin ich gar nicht böſe darüber. Aber das Unwahrſcheinlichſte iſt manchmal wahr. Auf der Reiſe kann ich alles vertragen.

Die Theaterwache in Darmſtadt war gewiß fünfzig Mann ſtark. Ich glaube auf je zwei Zuſchauer war ein Soldat gerechnet. Noch viel zu wenig in ſolcher tollen Zeit. Und dieſen Morgen um ſechs Uhr zogen einige Schwadronen Reiter an meinem Fenſter vorüber und trompeteten mich, und alle Kinder, und alle Greiſe, und alle Kranken, und alle ſüßträumenden Mädchen aus dem Schlafe. Das geſchieht wohl jeden Tag. Dieſe kleinen deutſchen Fürſten in ihren Nußſchal-Reſidenzen ſind gerüſtet und geſtachelt wie die wilden Kaſtanien. Wie froh bin ich, daß ich aus dem Lande gehe.

Adieu, Adieu. Und ſchreiben Sie mir es nur auf der Stelle, ſo oft bei uns eine ſchöne Dummheit vorfällt.

Zweiter Brief.

Strasburg, den 7. September.

Die erſte franzöſiſche Kokarde ſah ich an dem Hute eines Bauers, der von Straßburg kommend in Kehl an mir vorüberging. Mich entzückte der Anblick. Es erſchien mir wie ein kleiner Regenbogen nach der Sündfluth unſerer Tage, als das Friedenszeichen des verſöhnten Gottes. Ach! und als mir die dreifarbige Fahne entgegenfunkelte — ganz unbeſchreiblich hat mich das aufgeregt. Das Herz pochte mir bis zum Uebelbefinden und nur Thränen konnten meine gepreßte Bruſt erleichtern. Es war ein unentſchiedenes Gemiſch von Liebe und Haß, von Freude und Trauer, von Hoffnung und Furcht. Der Muth konnte die Wehmuth, die Wehmuth in meiner Bruſt den Muth nicht beſiegen. Es war ein Streit ohne Ende und ohne Friede. Die Fahne ſtand mitten auf der Brücke, mit der Stange in Frankreichs Erde wurzelnd, aber ein Theil des Tuches flatterte in deutſcher Luft. Fragen Sie doch den erſten beſten Legations-Sekretär, ob das nicht gegen das Völkerrecht ſei? Es war nur der rothe Farbenſtreif der Fahne, der in unſer Mutterland hineinflatterte. Das wird auch die einzige Farbe ſein, die uns zu Theil wird werden von Frankreichs Freiheit. Roth, Blut, Blut — ach! und nicht Blut auf dem Schlachtfelde.

Gott! könnte ich doch auch einmal unter dieſer Fahne ſtreiten, nur einen einzigen Tag mit rother Tinte ſchreiben, wie gern wollte ich meine geſammelten Schriften verbrennen, und ſelbſt den unſchuldigen achten Theil von ihnen, der noch im Mutterſchooſe meiner Phantaſie ruht! Schmach, Schmach über unſer Andenken! Einſt werden die ſiegesfrohen, ſiegesübermüthigen Enkel ſpottend einen Gansflügel auf unſeren Grabeshügel ſtecken, während glücklichere Todte unter dem Schatten der Lorbeeren ruhen. Ich begreiſe, wie man gegenwärtige Uebel geduldig erträgt — es gibt kein gegenwärtiges Uebel, es wird nach jeder Minute zur Vergangenheit — aber wie erträgt man zukünftige Leiden? das faſſe ich nicht.

Dieſen Mittag war ein junger Menſch bei Tiſche, der in Paris mit gefochten. Es war mir gerade, als brennten ihm die Haare, und unwillkürlich rückte ich von ihm weg, ob zwar ich deutſches naſſes

Holz ihn eher ausgelöſcht hätte, als er mich angezündet. Wir waren unſerer neun, worunter drei alte Weiber, mich mitgerechnet, und ich habe in einer einzigen Stunde mehr ſprechen hören, als im Engliſchen Hofe während der zwei Monate, daß ich dort zu Tiſche ging.

Ich wollte hier einen Platz im Coupé nehmen, aber ſchon auf acht Tage voraus war das Cabriolet in Beſchlag genommen, und ſo lange habe ich keine Geduld zu warten. Mich in den innern Wagen zu ſetzen, dazu kann ich mich nicht entſchließen. Uebrigens ſind auch hier die Plätze ſchon auf mehrere Tage beſetzt. Dieſe Frequenz kommt von den unzähligen Soliciteurs, die täglich nach Paris eilen, den jungen Freiheitsbaum zu ſchütteln.

Donnerstag, den 8. September.

Um zehen Uhr reiſe ich weiter. Ich habe mir einen Miethwagen bis Chalons genommen. Das iſt zwei Dritt-Theile des Weges. Mit dem nämlichen Kutſcher und dem nämlichen Wagen iſt vor Kurzem Potter nach Paris gefahren. Ich wohnte hier in dem nämlichen Zimmer, das er bewohnte. Was das Zimmer betrifft, iſt mir nicht bange; eine Nacht, das kann mir nicht ſchaden. Aber acht

Tage in Potters Wagen? Ich werde ihn durchräuchern laſſen.

Eben zog die National-Garde vorüber. Ich erſtaunte über ihr geſundes und friſches Ausſehen, da ſie doch einige Jahre ſcheintodt im Grabe gelegen. Aber die Freiheit lebt auch im Grabe fort und wächſt, bis ſie den Sarg ſprengt. Das ſollten ſich die Todtengräber merken.

Dritter Brief.

Lüneville, den 9. September.

Guten Morgen oder guten Abend? Ich weiß nicht, um welche Tageszeit Sie meine Briefe erhalten? Hier übernachte ich, morgen Mittag komme ich nach Nancy. Ich befinde mich ſehr wohl und reiſe bequem. Es iſt freilich eine Schneckenfahrt, doch hat das auch ſeine Vortheile. Während die Räder ſich langſam drehen, hat man Zeit, manches zu bemerken und die Phyſiognomie des Landes zu beobachten. Aber nein, ſo ein leeres Geſicht iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Lebloſeres, langweiligeres, verdrüßlicheres gibt es gar nicht als dieſer ganze Weg von der deutſchen Grenze bis nach Paris. Es iſt jetzt das dritte Mal, daß ich ihn zurücklege. Mir kommt er vor wie ein langer ſtiller Gang, nur gebaut, in das wohnliche Paris zu führen, und die mir begegnenden Menſchen erſcheinen mir als die

Diener des Hauſes, die hin und her eilen, die Befehle ihres Herrn zu vollziehen und ihm aufzuwarten. Die Bevölkerung in den Provinzen hat eine wahre Lakaien Art, ſie ſpricht von nichts als von ihrem gnädigen Herrn Paris. Die Städte, die Dörfer ſind Miſthaufen, beſtimmt Paris zu düngen. Wenn auch die andern Provinzen Frankreichs denen gleichen, die ich kenne, ſo möchte ich außerhalb Paris kein Franzoſe ſein, weder König noch Bürger.

Vitry-ſur-Marne, den 12. September.

— Das menſchliche Leben iſt voller Rechnungsfehler und ich weiß wahrhaftig nicht, wozu uns das Einmal Eins nützt. Der Teufel iſt Controlleur und hat ſeine Freude am Widerſpruch, um jeden Abend den ehrlichen Buchhalter zu verwirren. Am zwölften September des vorigen Jahres war ich, wie ich aus meinem Tagebuche erſahe, in Soden, der letzte Gaſt im Bade, der einzige Städter im Dorfe, ſaß gefangen auf meinem Zimmer, von dem ſchlechteſten Wetter bewacht, ward gefoltert von den boshafteſten Nerven. Es war Abends acht Uhr, ich lag auf dem Sopha, das ungeputzte Licht brannte düſter, Wind und Regen klopften leiſe an das Fenſter, es war mir, als wenn die Elemente riefen: komm zurück, wir erwarten dich! Es war mir unendlich wehe.

Ich fühlte mich wie fortgeſchleppt von den gewaltigen Armen der Natur, und kein Freund kam zu meiner Hülfe . . . . Wer mir damals geſagt hätte, heute über's Jahr biſt du um dieſe Stunde in Vitry-ſur-Marne, froh und geſund und wirſt dort ſchlafen und nicht unter der Erde — ich hätte ihn ausgelacht inmitten meiner Schmerzen. Und wer am nämlichen Tage dem Könige von Frankreich geſagt hätte: heute über's Jahr biſt du nicht König mehr und ſchläfſt in England? .. Es iſt doch ſchön, kein König ſein! Daran will ich künftig denken, ſo oft ich leide. Armer Karl! Unglücklicher Greis! Die Menſchen — nein, unbarmherzig ſind ſie nicht, aber ſie ſind unwiſſende Thoren. Sie begreifen gar nicht, was das heißt: König ſein; ſie begreifen nicht, was das heißt, auf ſchwachen menſchlichen Schultern den Zorn und die Rache eines Gottes tragen; ſie begreifen nicht, was es heißt, einem einzigen Herzen, einer einzigen Seele die Sünden eines ganzes Volkes aufladen! Denn warum haben die Menſchen Könige, als weil ſie Sünder ſind? Iſt das Fürſtenthum etwas anderes als ein künſtliches Geſchwür, welches die heilbedächtige Vorſehung den Völkern zuzieht, daß ſie nicht verderben an ihren böſen Säften, daß ihre giftigen Leidenſchaften alle nach außen fliehen und ſich im Geſchwür ſammeln? Und wenn es aufſpringt endlich — wer hat es ſtrotzend gemacht? Nicht ſchonen ſoll man verbrecheriſche Könige, aber weinen ſoll man, daß man ſie nicht ſchonen dürfe. Doch erzählen Sie das ja Keinem wieder. Denn die Thoren anderer Art möchten ſagen: da iſt nun ein Freiheitsliebender Mann, der doch noch ſagt, es ſei dem Könige von Frankreich Unrecht geſchehen! Was? Recht! Unrecht! leere, tolle Worte! Verklagt den Sturm, verklagt den Blitz, verklagt das Erdbeben, verklagt das Fieber, verklagt die ſpitzbübiſche Nacht, die euch um den hellen Tag geprellt — und wenn ihr den Proceß gewonnen, dann kommt ihr geſchickten Advokaten und verklagt das Volk, es habe ſeinem Könige Unrecht gethan!

— Ich habe ſchon viel in Frankreich geſchlafen: in Strasburg, in Pfalzburg, Lüneville, Nancy, Toul, Bar-le-Duc, und heute ſchlafe ich hier. Es iſt eine ſchöne Erfindung, wie Sancho Panſa ſagt; und wo man ſchläft, man ſchläft immer zu Hauſe, und wo man träumt, man hat überall vaterländiſche Träume. Aber was geht das mich an? Ich bin auch wachend nirgends fremd.

In den Niederlanden ſcheint es arg herzugehen. Was aber die Leute dort wollen und nicht wollen, begreife ich nicht recht. Ihr hättet mich nicht abhalten ſollen über Brüſſel zu reiſen. Es iſt freilich kein Vergnügen, todtgeſchoſſen zu werden und nicht zu wiſſen wofür. Aber wenn man im Bette ſtirbt, wie die Meiſten, weiß man dann beſſer, wofür es geſchieht? Die Unannehmlichkeit dauert einige Minuten; das Vergnügen aber, nicht todtgeſchoſſen worden, der Gefahr entgangen zu ſein, reicht für das ganze Leben hin. Man muß rechnen, zählen, wiegen. Auf mehr oder weniger, ſchwerer oder leichter kommt alles an. Die Qualitäten ſind nicht ſehr verſchieden.

Ach! ich ſpüre es ſchon, es ergeht mir dieſesmal in Frankreich, wie die beiden vorigenmale. Die feuchte Philoſophie ſchlägt an mir heraus, wie, wenn warme Witterung eintritt, die Stein-Wände naß werden. Es iſt mir recht, dieſe Haut-Krankheit der Seele iſt meiner betrübten Konſtitution ſehr heilſam.

So eben las ich in einem Pariſer Blatte die aus einer engliſchen Zeitung entlehnte Nachricht: in Hamburg wären Unruhen geweſen, man hätte die Juden aus den Kaffeehäuſern verjagt. Und in Hannover hätten ſie geſchrieen: à bas la noblesse! Ich kann mir gar nicht denken, wie das im Deutſchen gelautet haben mag; denn unſere guten Leute kennen keinen andern Zorn-Ruf als das lateiniſche Pereat! Was nun den Adel betrifft, ſo habe ich, bei aller Menſchenfreundlichkeit, nichts dagegen. Mit guten Fallſchirmen verſehen, wird er herunter kommen ohne ſich ſehr wehe zu thun. Aber die Juden! Die Franzoſen hatten ihre Julitage, wollen die Deutſchen ihren Auguſt-, ihre Hunds-Tage haben? Fängt man ſo die Freiheit an? O, wie dumm! O, wie lächerlich! O, wie unäſthetiſch! Von der Niederträchtigkeit will ich gar nicht ſprechen; die verſteht ſich von ſelbſt. Iſt es aber wahr?

— Die Kellnerin kam herauf und ſagte mir: ſie hätte meinem Bedienten ein ganz gutes Zimmer angewieſen, er verlange aber ein Appartement. Ich ließ ihn rufen, und fragte, was das ſein ſollte? Da fand ſich denn, daß er die beſcheidenſte Forderung gemacht, und eine unſchuldige Neugierde zu befriedigen geſucht, der kein Menſch, von welchem Stande er auch ſei, lange widerſtehen kann. Als feiner Nordländer war er gewohnt, das unartige Ding Appartement zu nennen.

Vierter Brief.

Dormans, den 15. September.

Der Ort liegt 28 Stunden von Paris entfernt, hat 2300 Einwohner und 2 Seelen, die meinige mitgerechnet. Denn das weiß ich nun aus achttägiger Erfahrung, daß alle Franzoſen eine gemeinſchaftliche Seele haben, und die in einer Provinz gar nur eine Mondſeele, ein Licht aus zweiter Hand; Paris iſt die Sonne.

Napoleon, Rothſchild, ſchlimme Nachrichten und andere berühmten Couriere haben den Weg von Frankfurt bis Paris ſchon in 48 Stunden zurückgelegt. Aber wer vor mir könnte ſich rühmen, dieſen Weg in dreizehn Tagen gemacht zu haben, wenn es vielleicht eintrifft, daß ich morgen nach Paris komme, was noch gar nicht entſchieden iſt? Bin ich ein Narr? Ach wie gern wollte ich einer ſein, fände ich wenigſtens ein Echo, das es mir bejahte.

Aber nicht einmal eine menſchliche Seele, die mich auslacht! Allein zu ſein mit ſeiner Weisheit, das iſt man gewöhnt, das hat man ertragen gelernt; aber allein mit ſeiner Thorheit, das iſt unerhörter Jammer, dem unterliegt der Stärkſte! O, theures Vaterland, wie einfältig verkannte ich deinen Werth! Dort fand ich in jedem Nachtquartier eine kleine Reſidenz, oder den Sitz einer hohen Regierung, oder eine Garniſon, oder eine Univerſität, und in jedem Gaſthofe eine Weinſtube mit ſcharf geprägten Gäſten, die mir gefielen oder nicht gefielen, die meinem Herzen oder meinem Geiſte Stoff gaben, der ausreichte bis zum Einſchlafen. Aber hier in dieſem vermaledeiten Rath loſen Lande! Seit acht Tagen ſaß ich jeden Abend allein auf meinem Zimmer und verſchmachtete. Glauben Sie mir, man ſtirbt nicht vor Langeweile; das iſt nur eine dichteriſche Redensart. Aber wie gern hätte ich für jeden Lieutenant einen Schoppen Wein bezahlt, für jeden Hofrath eine Flaſche, für jeden Profeſſor zwei Flaſchen, für einen Studenten drei; und hätte ich gar einen ſchönen Geiſt, einen Theaterkritiker an mein Herz drücken können, nicht der ganze Keller wäre mir zu koſtſpielig geweſen. Hofräthe, Hofräthe! wenn ich je wieder euerer ſpotte, dann ſchlagt mir auf den Mund und erinnert mich an Dormans.

Dormans — wie das lieblich lautet! Wie Wiegen Eyapopeya. Und doch ſteckt der Teufel in jedem Buchſtaben. Aber leſen Sie nur erſt das Stück dormantiſche Poeſie, das Gebet an die Geduld, das ich dieſen Vormittag in der Verzweiflung meiner Ungeduld niedergeſchrieben, und dann ſollen Sie meine Leiden erfahren.

Geduld, ſanfte Tochter des grauſamſten Vaters; ſchmerzerzeugte, milchherzige, weichliſpelnde Göttin; Beherrſcherin der Deutſchen und der Schildkröten; Pflegerin meines armen kranken Vaterlands, die du es warteſt und lehreſt warten.

Die du höreſt mit hundert Ohren, und ſieheſt mit hundert Augen, und bluteſt an hundert Wunden und nicht klageſt.

Die du Felſen kochſt und Waſſer in Steine verwandelſt.

Schmachbelaſtete, ſegenſpendende Geduld; holdes mondlächelndes Angeſicht; heiligſte Mutter aller Heiligen, erhöre mich!

Sieh! mich plagt die böſe Ungeduld, deine Nebenbuhlerin; befreie mich von ihr, zeige, daß du mächtiger biſt als ſie. Sieh! mir zucken die Lippen;

ich zapple mit den Füßen, wie ein Windelkind, das gewaſchen wird; ich renne toll wie ein Sekundenzeiger um die ſchleichende Stunde; ich peitſche und ſporne vergebens die ſtättige Zeit: die hartmäulige Mähre geht zurück und ſpottet meiner. Ich verzweifle, ich verzweifle, o rette mich!

Löſche mein brennendes Auge mit dem Waſſerſtrahle deines Blickes; berühre mit kühlen Fingern meine heiße Bruſt. Hänge Blei an meine Hoffnungen, tauche meine Wünſche in den tiefſten Sumpf, daß ſie aufziſchen und dann ewig ſchweigen. Deutſche mich, gute Göttin, von der Ferſe bis zur Spitze meiner Haare und laſſe mich dann friedlich ruhen in einem Naturalien Cabinet unter den ſeltenſten Verſteinerungen.

Ich will dir von jetzt an auch treuer dienen und gehorſamer ſein in Allem. Ich will dir tägliche Opfer bringen, welchen du am freundlichſten lächelſt. Die Didaskalia will ich leſen und das Dresdner Abendblatt und alle Theaterkritiken, und den Hegel, bis ich ihn verſtehe. Ich will bei jedem Regenwetter ohne Schirm vor dem Palaſte der deutſchen Bundes-Verſammlung ſtehen und da warten bis ſie herauskommen und die Preßfreiheit verkündigen. Ich will in den Ländern das Treiben des Adels beobachten und nicht des Teufels werden, und nicht eher komme

Wein über meine Lippen, bis dich die guten Deutſchen aus dem Tempel jagen und dein Reich endiget.

Vorgeſtern gegen Mittag kam ich nach Chalons. Ich wollte meinen Strasburger Wagen, den ich einſtweilen nur bis dahin gedingt hatte, nun weiter bis Paris miethen. Aber der Kutſcher hatte keine Luſt dazu, die Wege wären zu ſchlecht, oder was ihn ſonſt abhielt. Ich ſchickte nach einem andern Miethkutſcher. Jetzt denken Sie ſich die gräuliche Statiſtik: In Chalons, einer Stadt von 12,000 Einwohnern, giebt es nur eine einzige Miethkutſche, und für dieſe wurde für die Reiſe nach Paris, das nur zwanzig Meilen entfernt iſt, 200 Franken gefordert! Da dieſes viel mehr als die Reiſe mit Poſtpferden beträgt, entſchloß ich mich zu Letzterem. Da hatte ich mich wieder verrechnet. In Deutſchland findet der Reiſende auf jeder Poſt Kutſchen, die ihn von Station zu Station führen. Hier aber hat die Poſt zu dieſem Gebrauche nur zweiräderige bedeckte Wagen, die nicht in Federn hängen, uns leicht die Seele aus dem Körper ſchleudern, und nicht einmal Platz haben, einen Koffer aufzupacken. So blieb mir nichts anderes übrig, als mit der Diligence zu reiſen, die eine halbe Stunde vor meiner Ankunft in Chalons abgegangen war, und die erſt den andern Mittag wiederkehrte. Vier und zwanzig Stunden ſollte ich warten! Ich war an dieſem Tage ganz gewiß der verdrießlichſte Menſch in ganz Europa, und war ſchwach genug zu überlegen, was beſſer ſei, Preßfreiheit ohne Retourwagen, wie in Frankreich, oder Retourwagen ohne Preßfreiheit wie in Deutſchland.

Ich machte einige Gänge durch die Stadt, aber in den Straßen war es ſo öde und ſtille, die Menſchen erſchienen mir ſo langweilig und gelangweilt, und ſelbſt im Kaffehauſe, ſonſt dem Pochwerke jeder franzöſiſchen Stadt, hatte Alles ſo ein ſchläfriges Anſehen, daß ich bald wieder nach Hauſe eilte. Dort zog ich Pantoffeln und Schlafrock an, um wenigſtens mit Bequemlichkeit zu verzweifeln. Da erinnerte mich ein zufälliger Blick in den Kalender, daß es wieder Zeit ſei, den guten Blutigeln, die zur Erhaltung meiner Liebenswürdigkeit ſo vieles beitragen, ihr kleines monatliches Feſt zu geben. Es war mir eine willkommene Zerſtreuung, und ich ſchickte nach einem Chirurgen. Statt deſſen kam aber eine Frau von ſechzig Jahren, die ſich mir als Hebamme vorſtellte, und mich artig verſicherte, der von mir verlangte Dienſt ſei eigentlich ihr Geſchäft. Ich muß geſtehen, daß die Franzöſin die Operation mit einer Leichtigkeit, Sicherheit, Schnelligkeit und ich möchte ſagen mit einer Grazie ausführte, die ich bei dem geſchickteſten deutſchen Chirurgus nie gefunden hatte. Sie zeigte ſo viel Anſtand in ihrem Betragen, war ſo abgemeſſen in allen ihren Bewegungen, ſprach ſo fein, ſo bedächtig und umſichtig, daß ich mich nicht enthalten konnte, ſie mit der Ober-Hofmeiſterin einer gewiſſen deutſchen Prinzeſſin zu vergleichen, die ich vor vielen Jahren zu hören und zu beobachten Gelegenheit hatte. Vor meinem Bette ſitzend unterhielt ſie mich auf das angenehmſte und lehrreichſte. Von der letzten Revolution ſprach ſie kein Wort, und dieſes überzeugte mich, daß es keine Prahlerei von ihr war, wenn ſie mich verſicherte, daß ſie nur die vornehmſten Krankenhäuſer beſuche. Sie erzählte mir viel von Unter-Präfekten, von einem gewiſſen Colonel, von der Frau des Gerichts-Präſidenten, und daß ſie weit und breit als Hebamme gebraucht werde. Erſt kürzlich wäre ſie zu einer Entbindung nach St. Denis geholt worden. Sie war die treueſte und verſchwiegenſte Hebamme, verrieth nichts, hatte aber eine ſo geſchickte Darſtellung, daß auch die ſchläfrigſte Phantaſie Alles errathen mußte: zuweilen unterbrach ſie ihren Bericht von den auswärtigen Angelegenheiten, warf einen Blick auf mich und rief mit Künſtler-Begeiſterung aus: ils travaillent joliment, ils travaillent joliment! So ging mir eine

Stunde angenehm vorüber, aber drei und zwanzig Leidens-Stunden bis zur Ankunft der Diligence blieben noch übrig und als die Hebamme fort war, jammerte ich armer Kindbetter, daß es zum Erbarmen war.

Ich nahm Reinhards Reiſebuch zur Hand, und da las ich zu meinem Schrecken, daß Chalons einen Spaziergang habe, Jard genannt, und das wäre die ſchönſte Promenade Frankreichs. Ferner: in der Nähe von Chalons wäre das Schlachtfeld, wo einſt Attila von den Römern und Franken beſiegt worden. Das hätte ich nun alles ſehen mögen, war aber jetzt ſo ſchwach, daß ich nicht ausgehen konnte. Es war mir lieblich zu Muthe! Aber Alles geht vorüber; es kam der folgende Tag, und mit ihm die Diligence, auf der ich Platz nahm. Man fährt von Chalons in 24 Stunden nach Paris, aber ich fühlte mich unbehaglich, ſcheute die Nachtfahrt und faßte den raſenden Entſchluß, mich nur bis Dormans, wo man Abends ankömmt, einſchreiben zu laſſen und da zu übernachten. So that ich es auch.

Meine Gefährten im Coupé waren eine junge ſchöne Modehändlerin aus der Provinz, die ihre periodiſche Kunſtreiſe nach Paris machte, und ein ſchon ältlicher Herr, der, nach ſeiner dunklen Kleidung und der Aengſtlichkeit zu beurtheilen, in welche ihn die kleinſte ſchiefe Neigung des Wagens verſetzte, wohl ein proteſtantiſcher Pfarrer oder Schulmann war. Dieſe beiden Perſonen von ſo ungleichem Alter und Gewerbe unterhielten ſich, ohne die kleinſten Pauſen, auf das lebhafteſte mit einander; aber ich achtete nicht darauf und hörte das alles nur wie im Schlafe. In früheren Jahren war mir jede Reiſe ein Maskenballfeſt der Seele; alle meine Fähigkeiten walzten und jubelten auf das ausgelaſſenſte, und es herrſchte in meinem Kopfe ein Gedränge von Scherz und Ernſt, von dummen und klugen Dingen, daß die Welt um mich her ſchwindelte. Was hörte, bemerkte, beobachtete, ſprach ich da nicht alles! Es waren Wolkenbrüche von Einfällen, und ich hätte hundert Jahrgänge des Morgenblatts damit ausfüllen können, und hätte die Zenſur nichts geſtrichen, tauſend Jahrgänge. Wie hat ſich das aber geändert! . . Ich ſitze ohne Theilnahme im Wagen, ſtumm wie ein Staatsgefangener in Oeſterreich und taub wie das Gewiſſen eines Königs. In der Jugend bemerkt man mehr die Verſchiedenheiten der Menſchen und Länder, und das eine Licht gibt tauſend Farben, im Alter mehr die Aehnlichkeiten, alles iſt grau, und man ſchläft leicht dabei ein. Ich kann jetzt einen ganzen Tag reiſen, ohne an etwas zu denken. Fand ich doch auf dem langen Wege von Strasburg hierher nichts weiter in mein Tagebuch zu ſchreiben, als die Bemerkung, daß ich in Lothringen mit ſechs Pferden habe pflügen ſehen und daß mein Kutſcher ſtundenlang mit Konrad von der Preßfreiheit und den Ordonnanzen mit einem Eifer geſprochen, als wäre von Hafer und Stroh die Rede. Und ſelbſt dieſes wenige ſchrieb ich nur kurz und trocken nieder, ohne alle ſatiriſche Bemerkungen gegen die Miethkutſcher in der großen Eſchenheimer Gaſſe, in der kleinen Eſchenheimer Gaſſe, hinter der ſchlimmen Mauer und den übrigen Frankfurter Gaſſen, die in der Nähe des Taxiſchen Palaſtes liegen. Den kleinen guten Gedanken: was würde Herr von Münch-Bellinghauſen thun, wenn ſich einmal ſein Kutſcher erkühnte, von Preßfreiheit zu ſprechen und würde ihm das nicht Anlaß geben, eine vertrauliche Sitzung der hohen Bundesverſammlung zu veranſtalten und darin auf ſchärfere Zenſur in den Bundesſtaaten anzutragen? — dieſen habe ich jetzt in dieſem Augenblicke erſt, und ihn ganz allein der Verzweiflung der Langeweile zu verdanken; im Tagebuche ſteht nichts davon. Iſt das nicht ſehr traurig?

— Man reiſt jetzt auf der Diligence unglaublich wohlfeil. Der Platz von Strasburg bis Paris, koſtet nicht mehr als 20 Franken, im Kabriolet 26.

Dieſe Wohlfeilheit kömmt daher, weil es drei verſchiedene Unternehmungen gibt, die ſich wechſelſeitig zu Grunde zu richten ſuchen. Bei ſolchen niedrigen Preiſen haben die Aktionärs großen Verluſt, den ſie nicht lange ertragen können. Es kömmt jetzt darauf an, wer es am längſten aushält. Von Chalons bis Paris gehen täglich, die Malle-Poſte ungerechnet, ſechs Diligencen, drei von Metz, drei von Strasburg kommend. Unter dieſen ſieben Looſen habe ich ſchon drei Nieten gezogen, denn in den drei Wagen, welche dieſen Mittag durchkamen, waren keine Plätze mehr. Heute Abend kommen die Andern und wenn ich Glück habe wie bisher, werden ſie gleichfalls beſetzt ſein, und ich vielleicht acht Tage in Dormans bleiben müſſen. Das wäre mein Tod. Und welcher Tod! Der Tod eines Bettlers. Denn man wird hier auf eine ſo unerhörte Art geprellt, daß ein achttägiger Aufenthalt meine Kaſſe erſchöpfen, und mir nicht ſo viel übrig bleiben würde, meine Begräbnißkoſten zu beſtreiten. Hören Sie weiter wie es mir ging.

Um, wenn der Wagen ankäme, nicht aufgehalten zu ſein, verlangte ich dieſen Vormittag ſchon meine Wirthshaus-Rechnung. Die Wirthin machte die unverſchämte Forderung von etlichen und zwanzig Franken. Ich hatte geſtern Abend nichts als Braten und

Deſſert gehabt, ein elendes Schlafzimmer, und dieſen Morgen Kaffee. Der Bediente das nämliche und wahrſcheinlich alles noch ſchlechter. Ich ſagte der Wirthin, ſie ſollte mir die Rechnung ſpezifiziren. Sie ſchrieb mir auf: Nachteſſen 9 Fr., Zimmer 8, Frühſtück 3, Zuckerwaſſer 1 Fr. und für einige Leſe-Bücher, die ich aus der Leihbibliothek hatte holen laſſen, 30 Sous. Ich fragte ſie kalt und giftig, ob ſie bei dieſer Forderung beſtände, und als ſie erwiederte: ſie könne nicht anders, nahm ich die Rechnung und ging fort, die Wirthin zu verklagen. Ich wollte einmal ſehen, wie in einer, auf einer Monarchie gepfropften Republik die Juſtiz beſchaffen ſei. Ich trat in den Laden eines Apothekers, um mich nach der Wohnung des Friedensrichters zu erkundigen. Die Apotheke ſah derjenigen, welche Shakeſpeare in Romeo und Julie beſchrieben, ſehr ähnlich, und ich glaube, ich hätte da leicht Gift haben können. Der müßige Apotheker las die neue Charte-Constitutionelle. Statt aber auf meine Frage nach der Wohnung des Friedensrichters zu antworten, fragte er mich, was ich da ſuche? Ich erzählte ihm meinen theuren Fall. Er erkundigte ſich nach dem Wirthshauſe, und als ich es ihm bezeichnet, erwiederte er mir, er wiſſe nicht, wo der Friedensrichter wohne. Wahrſcheinlich war er mit der ſpitzbubiſchen Wirthin befreundet. Ich ging fort und ließ ihm einen verächtlichen Blick zurück. So ſind die Liberalen! Ich ließ mir von einem Andern das Haus des Friedensrichters bezeichnen. Ich trat hinein, ein Hund ſprang mir entgegen, der mich bald zerriſſen hätte, und auf deſſen Gebell eilte ein Knecht herbei, der mir ſagte, der Friedensrichter wäre verreiſt und ich ſollte mich an den Greffier wenden. Mit Mühe fand ich die Wohnung des Greffiers. Der war über Land gegangen. Ich ſuchte den Maire auf; man ſagte mir, der wäre zum Präfekten gerufen worden, und ich ſollte zum Maire-Adjunkten gehen. Dieſen fand ich zu Hauſe. Es war ein kleines altes Männchen in blonder Perrücke, der einen großen Pudel auf dem Schoos hatte und ihn ſchor. Ein junges Frauenzimmer, Tochter oder Haushälterin, war mit Bügeln beſchäftigt. Als ich eintrat, ließ der Maire-Adjunkt den Hund laufen, hörte meine Klage an, und ſah mir über die Schulter in die Rechnung, die ich ihm vorlas. Das Mädchen trat auf meine linke Seite, ſah mir gleichfalls über die Schulter in die Rechnung, verbrannte mir mit dem heißen Bügeleiſen den kleinen Finger und rief in größtem Eifer aus: Nein, das iſt unerhört, aber dieſe Leute machen es immer ſo! Der Maire-Adjunkt fiel ſeiner wahrſcheinlichen Haushälterin nicht ohne Schüchternheit in das Wort, bemerkte, er könne ſich nicht in die Sache miſchen, das ginge den Friedensrichter an. Uebrigens, mein Herr, ſchloß er ſeine Rede, Sie werden ſchon öfter gereiſt ſein. Dieſe kurze und weiſe Bemerkung brachte mich zur Beſonnenheit, ich ſtrich meinen verbrannten Finger an der noch ungeſchornen Seite des Pudels, welches mir ſehr wohl that, und ging fort.

Nach Hauſe zurückgekommen, erzählte ich der Wirthin, ich hätte ſie verklagen wollen, aber die Behörden wären alle abweſend, und ſo blieb mir nichts übrig, als ſie noch einmal zu fragen, ob ſie ſich denn gar nicht ſchäme, ich hätte ja ganz ſchlecht zu Nacht gegeſſen? Die Tochter der Wirthin erwiederte darauf: ich hätte ſehr gut zu Nacht gegeſſen, ich hätte ein Suprême de Volaille gehabt. Dieſes Suprême de Volaille war nichts als ein Dreieck von dem Leibe eines Huhns, in deſſen einem Winkel eine kalte Krebsſcheere ſtak, welche irgend ein Paſſagier vielleicht ſchon vor der Revolution ausgehöhlt hatte. Ich glaube, die Suprematie dieſes Gerichts beſtand blos in dieſer hohlen Krebsſcheere, denn das Uebrige war etwas ganz Gewöhnliches. Ich ward heftig und antwortete der Tochter: Que me parlez-vouz d'un Suprême de Volaille? Vous êtes un Suprême de Canaille! Kaum hatte ich das Zornwort ausgeſprochen, als ich es bereute. Erſtens aus Höflichkeit, und zweitens aus Furcht; denn der Koch war mit ſeinem langen Meſſer hinzugetreten, und ich dachte, er würde mich auf der Stelle ſchlachten. Aber zu meinem Erſtaunen achteten Wirthin, Tochter und Koch gar nicht auf mein Schimpfen, ſie verzogen keine Miene und es war, als hätten ſie es gar nicht gehört. Ich kann mir dieſe Unempfindlichkeit nicht anders erklären, als daß ich zu feines Franzöſiſch geſprochen, welches die Kleinſtädter nicht verſtanden.

Ich bezahlte meine Rechnung, um mich aber an den Leuten zu rächen und ſie zu ärgern, ließ ich meine Sachen in das gerade gegenüber liegende Wirthshaus bringen. Hier aß ich zu Mittag, und ließ mir dann ein Zimmer geben, wo ich Ihnen ſchreibe und auf die Ankunft der Diligence warte.

Morgen oder übermorgen ſchreibe ich von Paris. Sollten Sie aber morgen wieder einen Brief mit dem Poſtzeichen Dormans erhalten, dann öffnen Sie ihn nur gleich mit weinenden Augen, denn Sie können voraus wiſſen, daß ich Ihnen meinen Tod melde.

Fünfter Brief.

Paris, den 17. September 1830.

Seit geſtern bin ich hier und Alles iſt vergeſſen. Ob ich *geſund und froh*, wie Sie es wünſchen, in Paris angekommen, oder durch mein Ankommen erſt geworden bin, wüßte ich kaum zu beſtimmen; doch glaube ich eher das Letztere. Ich habe wunderliche Nerven. Wenn ſie kein Lüftchen berührt, ſind ſie am unruhigſten und zittern wehklagende Töne gleich Elvirens Harfe in der Schuld. Dieſe Kränkelei macht mich ſo wüthend, daß ich meine eigenen Nerven zerreißen möchte. So oft ſie aber ein grober Sturmwind ſchlägt, bleiben ſie philoſophiſch gelaſſen, und verlieren ſie ja die Geduld, brummen ſie doch männlich, wie die Saiten einer Baßgeige. Ich kann es Ihnen nicht genug ſagen, wie mir ſo behaglich worden gleich von der erſten Stunde an. Das moraliſche Klima von Paris that mir immer wohl, ich athme freier, und meine deutſche Engbrüſtigkeit verließ mich ſchon in Bondi. Raſch zog ich alle meine Bedenklichkeiten aus und ſtürzte mich jubelnd in das friſche Wellengewühl. Ich möchte wiſſen, ob es andern Deutſchen auch ſo begegnet wie mir, ob ihnen, wenn ſie nach Paris kommen, wie Knaben zu Muthe iſt, wenn an ſchönen Sommerabenden die Schule geendigt und ſie ſpringen und ſpielen dürfen! Mir iſt es gerade, als müßte ich unſerm alten Conrector einen Eſel bohren.

— Ich wohne hinter dem Palais-Royal. Die Zimmer ſind gut, aber die enge Straße mit ihren hohen Häuſern iſt unfreundlich. Kein Sonnenblick den ganzen Tag. Und doch iſt es mir manchmal noch zu hell; denn ich habe merkwürdige Gegenüber. Erſtens ſehe ich in die Küche eines Reſtaurateurs. Schon früh Morgens fangen die ungewaſchenen Köche zu tüchten und zu trachten an, und wenn man ſo mit anſieht, wie die Grazie, die allen franzöſiſchen Schüſſeln eigen iſt, zu Stande kömmt, kann man die Eßluſt auf eine ganze Woche verlieren. Dann ſehe ich in das Zimmer einer Demoiſelle; in eine Schneiderswohnung; in einen Roulette-Saal und in eine lange Gallerie von Cabinets inodores. Wie ſchön, freundlich und glänzend iſt Alles nach der Gartenſeite des Palais-Royal; nach hinten aber, wie betrübt und ſchmutzig Alles! Ich werde mich eilen aus dieſen Couliſſen zu kommen und mich nach einer andern Wohnung umſehen.

Sie können es ſich denken, daß ich nicht lange zu Hauſe geblieben, ſondern gleich fort eilte, die alten Spielplätze meiner Phantaſie aufzuſuchen und die neuen Schlachtfelder, die ihr Wort gehalten. Aber ich fand es anders als ich erwartete. Ich dachte in Paris müſſe es ausſehen wie am Strande des Meeres nach einem Sturm, Alles von Trümmern bedeckt ſein, und das Volk müſſe noch toſen und ſchäumen. Doch war die gewohnte Ordnung überall und von der Verheerung nichts mehr zu ſehen. Auf einigen Strecken des Boulevards fehlen die Bäume, und in wenigen Straßen wird noch am Pflaſter gearbeitet. Ich hätte die Stiefeln ausziehen mögen; wahrlich, nur barfuß ſollte man dieſes heilige Pflaſter betreten. Die vielen dreifarbigen Fahnen, die man aufgeſteckt ſieht, erſchienen mir nicht als Zeichen des fortdauernden Krieges, ſondern als Friedenspaniere. Die Fahne in der ſtolzen Hand Ludwigs XIV. auf dem Place des Victoires machte mich laut auflachen. Wir haben die Reiterſtatüe vor acht Jahren zuſammen aufrichten ſehen. Wer hätte das damals gedacht? Träume von Eiſen und Marmor — und doch nur Träume! — Noch ſchwebt jener Tag mir vor, noch höre ich den Polizei-Jubel, höre alle die Lieder mit ihren Melodien, welche bezahlte Bänkelſänger auf dem Platze ſangen. Das eine Lied fing an: vive le roi, le roi, le roi, que chante le monde à la ronde — jetzt müßte es heißen ſtatt que chante, que chasse le monde à la ronde. Wenn er nur nicht ſo alt wäre! das verbittert mir ſehr meine Freude. Gott ſegne dieſes herrliche Volk, und fülle ihm die goldnen Becher bis zum Rande mit dem ſüßeſten Weine voll, bis es überſtrömt, bis es hinabfließt auf das Tiſchtuch, wo wir Fliegen herum kriechen und naſchen. Summ, ſumm — wie dumm!

Alte deutſche Bekannte ſuchte ich gleich geſtern auf. Ich dachte durch ſie mehr zu erfahren, als was ich ſchon gedruckt geleſen, aber nicht Einer von ihnen war auf dem Kampfplatze, nicht Einer hat mitgefochten Es ſind eben Landsleute! Engländer, Niederländer, Spanier, Portugieſen, Italiener, Polen, Griechen, Amerikaner, ja Neger haben für die Freiheit der Franzoſen, die ja die Freiheit aller Völker iſt, gekämpft und nur die Deutſchen nicht. Und es ſind deren viele Tauſende in Paris, theils mit tüchtigen Fäuſten, theils mit tüchtigen Köpfen. Ich verzeihe es den Handwerksburſchen; denn dieſe haben es nicht ſchlimm in unſerm Vaterlande. In ihrer

Jugend dürfen ſie auf der Landſtraße betteln, und im Alter machen ſie die Zunfttyrannen. Sie haben nichts zu gewinnen bei Freiheit und Gleichheit. Aber die Gelehrten! Dieſe armen Teufel, die in Schaaren nach Paris wandern, und von dort mit dem Morgenblatte, mit dem Abendblatte, mit dem Geſellſchafter, mit der allgemeinen Zeitung correſpondiren; die das ganze Jahr von dem reichen Stoffe leben, den ihnen nur freies Volk verſchaffen kann; die im dürren Vaterlande verhungern würden — dieſe wenigſtens, und wäre es auch nur aus Dankbarkeit gegen ihre Ernährer, hätten doch am Kampfe Theil nehmen ſollen. Aber hinter einem dicken Fenſterpfoſten, im Schlafrocke, die Feder in der Hand, das Schlachtfeld begucken, die Verwundeten, die Gefallenen zählen und gleich zu Papier bringen; zu bewundern ſtatt zu bluten, und die Leiden eines Volks ſich von einem Buchhändler bogenweiſe bezahlen zu laſſen — nein, das iſt zu ſchmachvoll, zu ſchmachvoll!

Die Pracht und Herrlichkeit der neuen Gallerie d'Orleans im Palais-Royal kann ich Ihnen nicht beſchreiben. Ich ſah ſie geſtern Abend zum erſten Male in ſonnenheller Gasbeleuchtung, und war überraſcht wie ſelten von etwas. Sie iſt breit und von einem Glashimmel bedeckt. Die

Glasgaſſen, die wir in früheren Jahren geſehen, ſo ſehr ſie uns damals gefielen, ſind düſtere Keller oder ſchlechte Dachkammern dagegen. Es iſt ein großer Zauberſaal, ganz dieſes Volks von Zauberern würdig. Ich wollte die Franzoſen zögen alle Weiberröcke an, ich würde ihnen dann die ſchönſten Liebeserklärungen machen. Aber iſt es nicht thöricht, daß ich mich ſchäme, Dieſem und Jenem die Hand zu küſſen, wozu mich mein Herz treibt — die Hand, die unſere Ketten zerbrochen, die uns frei gemacht, die uns Knechte zu Rittern geſchlagen?

Sechſter Brief.

Paris, den 18. September.

— Ich komme aus dem Leſekabinet. Aber nein, nein, der Kopf iſt mir ganz verwirrt von allen den Sachen, die ich aus Deutſchland geleſen! Unruhen in Hamburg; in Braunſchweig das Schloß angezündet und den Fürſten verjagt; Empörung in Dresden! Seien Sie barmherzig, berichten Sie mir Alles auf das genaueſte. Und wenn Sie nichts Beſonderes erfahren, ſchreiben Sie mir wenigſtens die deutſchen Zeitungen ab, die ich hier noch nicht habe auffinden können. Den franzöſiſchen Blättern kann ich in ſolchen Dingen nicht trauen; nicht der zehnte Theil von dem, was ſie erzählen, mag wahr ſein. Was aber deutſche Blätter über innere Angelegenheiten mittheilen dürfen, das iſt immer nur der zehnte Theil der Wahrheit. Hätte ich mich alſo doch geirrt, wie mir ſchon Manche vorgeworfen? Wäre

Deutſchland reifer als ich gedacht? Hätte ich dem Volke Unrecht gethan? Hätten ſie unter Schlafmützen und Schlafrock heimlich Helm und Harniſch getragen? O, wie gern, wie gern! ſcheltet mich wie einen Schulbuben, gebet mir die Ruthe, ſtellt mich hinter den Ofen — gern will ich die ſchlimmſte Züchtigung ertragen, wenn ich nur Unrecht gehabt. Wenn ſie ſich nur erſt die Augen gerieben, wenn ſie nur erſt recht zur Beſinnung gekommen, werden ſie ſich erſtaunt betaſten, werden im Zimmer umher blicken, das Fenſter öffnen und nach dem Himmel ſehen und fragen: welcher Wochentag, welcher Monatstag iſt denn heute, wie lange haben wir geſchlafen? Unglückſelige! nur der Muthige wacht. Wie hat man es nur ſo lange ertragen? Es iſt eine Frage, die mir der Schwindel gibt. Einer erträgt es, noch Einer, noch Einer — aber wie ertragen es Millionen? Der Spott zu ſein aller erwachſenen Völker! wie der kleine dumme Hans, der noch kein Jahr Hoſen trägt, zu zittern vor dem Stöckchen jedes alten, ſchwachen, gräulichen Schulmeiſters! . . Aber wehe ihnen, daß wir erröthen! Das Erröthen der Völker iſt nicht wie Roſenſchein eines verſchämten Mädchens; es iſt Nordlicht voll Zorn und Gefahren.

Sonntag, den 19. September.

Mitternacht iſt vorüber; aber ein Glas Gefrorenes, das ich erſt vor wenigen Minuten bei Tortoni gegeſſen, hat mich ſo aufgefriſcht, daß ich gar keine Neigung zum Schlafe habe. Es war himmliſch! Das Glas, ganz hoch aufgefüllt, ſah wie ein langes weißes Geſpenſt aus. Nun bitte ich Sie — haben Sie je gehört oder geleſen, daß Jemand ein Glas Gefrorenes mit einem Geſpenſte verglichen hätte? Solche Einfälle kann man aber auch nur in der Geiſterſtunde haben. Den Abend brachte ich bei *** zu. Es ſind ſehr liebenswürdige Leute und die es verſtehen, wenn nur immer möglich, auch ihre Gäſte liebenswürdig zu machen. Das iſt das Seltenſte und Schwerſte. Es iſt da ein Gemiſch von Deutſchen und Franzoſen, wie es mir behagt. Da wird doch ein gehöriger Salat daraus. Die Franzoſen allein ſind Oel, die Deutſchen allein Eſſig, und ſind für ſich gar nicht zu gebrauchen, außer in Krankheiten. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen die höchſt wichtige und einflußreiche Beobachtung mittheilen, daß man in Frankreich dreimal ſo viel Oel und nur ein Drittheil ſo viel Eſſig zum Salate verwendet, wie in Deutſchland. Dieſe Verſchiedenheit geht durch die Geſchichte, Politik, Religion, Geſelligkeit, Kunſt, Wiſſenſchaft, den Handel und das Fabrikweſen beider Völker, welches vor mir die berühmteſten deutſchen Hiſtoriker, die ſich doch immerfort rühmen, aus der Quelle zu ſchöpfen, leichtſinnig überſehen haben. Sie ſollen ſich aber den Kopf darüber nicht zerbrechen. Es iſt gerade nicht nöthig, daß Sie alles verſtehen, was ich ſage, ich ſelbſt verſtehe es nicht immer. Wie herrlich wäre es, wenn beide Länder in allem ſo verſchmolzen wären, als es beide Völker heute Abend bei *** waren. In wenigen Jahren wird es ein Jahrtauſend, daß Frankreich und Deutſchland, die früher nur ein Reich bildeten, getrennt wurden. Dieſer dumme Streich wurde, gleich allen dummen Streichen in der Politik, auf einem Congreſſe beſchloſſen, zu Verdün im Jahr 843. Aus jener Zeit ſtammen auch die köſtlichen eingemachten Früchte und Dragées, wegen welcher Verdün noch heute berühmt iſt. Einer der Congreß-Geſandten hatte ſie erfunden, und war dafür von ſeinem gnädigen Herrn in den Grafenſtand erhoben worden. Ich hoffe, im Jahre 1843 endiget das tauſendjährige Reich des Antichriſts, nach deſſen Vollendung die Herrſchaft Gottes und der Vernunft wieder eintreten wird. Wir haben nämlich den Plan gemacht, Frankreich und Deutſchland wieder zu einem großen fränkiſchen Reiche zu vereinigen. Zwar ſoll jedes Land ſeinen eigenen König behalten, aber beide Länder eine gemeinſchaftliche National-Verſammlung haben. Der franzöſiſche König ſoll, wie früher, in Paris thronen, der deutſche in unſerem Frankfurt, und die National-Verſammlung jedes Jahr abwechſelnd in Paris oder in Frankfurt gehalten werden. Wenn Sie Ihre Nichte O*** beſuchen, benutzen Sie doch die Gelegenheit, mit dem Koche des Präſidenten der Bundesverſammlung von unſerem Plane zu ſprechen. Der muß ja die Geſinnungen und Anſichten ſeines Herrn am beſten kennen.

— Die lieben Tuilerien habe ich heute wiedergeſehen. Sie hießen mich willkommen, ſie lächelten mir zu und alles dort war wie zu meinem Empfange glänzend und feſtlich eingerichtet. Ich fühlte mich ein Fürſt in der Mitte des fürſtlichen Volkes, das unter dem blauen Baldachin des Himmels von ſeiner Krönung zurückkehrte. Es iſt Etwas Königliches in dieſen breiten, vom Goldſtaube der Sonne bedeckten Wegen, die an Paläſten vorüber, von Palaſt zu Palaſt führen. Mich erfreute die unzählbare Menſchenmenge. Da fühlte ich mich nicht mehr einſam; ich war klug unter tauſend Klugen, ein Narr unter tauſend Narren, der Betrogene unter tauſend Betrogenen. Da ſieht man nicht blos

Kinder, Mädchen, Jünglinge, Greiſe, Frauen; man ſieht die Kindheit, die Jugend, das Alter, das weibliche Geſchlecht. Nichts iſt allein, geſchieden. Selbſt die mannichfachen Farben der Kleider erſcheinen, aus der Ferne betrachtet, nicht mehr bunt; die Farbengeſchlechter treten zuſammen; man ſieht weiß, blau, grün, roth, gelb, in langen breiten Streifen. Wegen dieſer Fülle und Vollſtändigkeit liebe ich die großen Städte ſo ſehr. Seine angeborne Neigung und Richtung kann Keiner ändern, und um zufrieden zu leben, muß darum Jeder, was ihm lieb iſt, auf ſeinem Wege ſuchen. Aber das kann man nicht überall. Zwar findet man auch in der kleinſten Stadt jedes Landes Menſchen von jeder Art, unter welchen man wählen kann; aber was nützt uns das? Es ſind doch nur Muſter, die zu keinem Kleide hinreichen. Nur in London und Paris iſt ein Waaren-Lager von Menſchen, wo man ſich verſehen kann, nach Neigung und Vermögen.

Still, heiter, freundlich und beſcheiden, wie ein verliebtes glückliches Mädchen, luſtwandelte das Pariſer Volk umher. Als ich dieſes ſah und bedachte: noch ſind zwei Monate nicht vorüber, daß es einen tauſendjährigen König niedergeworfen, und in ihm Millionen ſeiner Feinde beſiegt — wollte ich meinen Augen oder meiner Erinnerung nicht trauen.

Es iſt der Traum von einem Wunder! Schnell haben ſie geſiegt, ſchneller haben ſie verziehen. Wie mild hat das Volk die erlittenen Kränkungen erwiedert, wie bald ganz vergeſſen! Nur im offenen Kampfe, auf dem Schlachtfelde hat es ſeine Gegner verwundet. Wehrloſe Gefangene wurden nicht ermordet, Geflüchtete nicht verfolgt, Verſteckte nicht aufgeſucht, Verdächtige nicht beunruhigt. So handelt ein Volk! Fürſten aber ſind unverſöhnlich und unauslöſchlich iſt der Durſt ihrer Rache. Hätte Karl geſiegt, wie er beſiegt worden, wäre das fröhliche Paris heute eine Stätte des Jammers und der Thränen. Jeder Tag brächte neue Schrecken, jede Nacht neues Verderben. Wir ſehen ja, was in Spanien, Portugal, Neapel, Piemont und in andern Ländern geſchieht, wo die Gewalt über die Freiheit ſiegte. Seit Jahren iſt der Sieg entſchieden und das Werk der Rache und der Verfolgung geht fort wie am Tage der Schlacht. Und es war ein Sieg, den man nur dem Meineide verdankte! Tauſende ſchmachten noch im Kerker, Tauſende leben noch in trauriger Verbannung, das Schwert des Henkers iſt immer gezückt, und wo es ſchont, wo es zaudert, geſchieht es nur, um länger zu drohen, um länger zu ängſtigen. So entartet, ſo herabgewürdigt hat ſich die Macht gezeigt, daß ſie oft mit Grauſamkeiten prahlte, die ſie gar nicht begangen; ſich der Gerechtigkeit ſchämend, manche ihrer Gefangenen nur heimlich ſchonte, und es als Verläumdung beſtrafte, wenn man ſie mild geprieſen! Mich empört die niederträchtige Unverſchämtheit der Fürſtenſchmeichler, welche die Völker als Tieger, die Fürſten als Lämmer darſtellen. Wenn jeder Machthaber, ſobald er zum Beſitze der Macht gelangt, gleich ſeine Leidenſchaft zur Regel erhebt, grauſame Strafen für jeden Widerſpruch voraus beſtimmt, und dieſe Regel, dieſe Anwendung ſich herabrollt durch Jahrhunderte — nennen ſie das Geſetzlichkeit. Das Volk hat ſeine Leidenſchaft nie zum Geſetz erhoben, die Gegenwart erbte nie die Miſſethaten der Vergangenheit, ſie vermehrt der Zukunft zu überlaſſen. Wenn dumme, feige oder beſtochene Richter aus altem Herkommen und verblichenen Geſetzen nachweiſen können, daß ſie in gleichen Fällen immer gleich ungerecht geweſen — nennen ſie das Gerechtigkeit. Wenn der ſchuldlos Verurtheilte, durch Reihen ſchön geputzter Soldaten, durch die Mitte des angſtzitternden Volkes, das nicht zu weinen, nicht zu athmen wagt, ohne Laut und Störung zum Blutgerüſte geführt wird — nennen ſie das Ordnung; und ſchnellen Tod in langſame Qual des Kerkers verwandeln — das nennen ſie Milde.

— Ich eilte die Terraſſe hinauf, von wo man in die elyſäiſchen Felder herabſieht. Dort ſetzte ich mich auf einen Traumſtuhl und meine Gedankenmühle, die wegen Froſt oder Dürre ſo lange ſtill geſtanden, fing gleich luſtig zu klappern an. Welch ein Platz iſt das! Es iſt eine Landſtraße der Zeit, ein Markt der Geſchichte, wo die Wege der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft ſich durchkreuzen. Da unten ſteht jetzt ein Marmor-Piedeſtal, auf welches man die Bildſäule, ich glaube Ludwig des Sechzehnten hat ſtellen wollen. Die dreifarbige Fahne weht darüber. Es iſt noch nicht lange, daß Karl X. mit großer Feierlichkeit den Grundſtein dazu gelegt. Die Könige ſollten ſich doch nicht lächerlich machen und noch ferner den Grundſtein zu einem Gebäude legen. Sie thäten beſſer, den letzten Ziegel auf dem Dache anzunageln; die Vergangenheit raubt ihnen Keiner. Wahrlich, die Zeit wird kommen, wo die fürſtlichen Köche, wenn ſie Morgens vor ihren Töpfen ſtehen, einander fragen werden: wem decken wir das wohl Mittags? und in ihrer philoſophiſchen Zerſtreuung manche Schüſſel verfehlen werden. . . . Was kam mir da oben nicht alles in den Sinn. Sogar fiel mir ein, woran ich ſeit zwanzig Jahren nicht gedacht: daß ich vor zwanzig Jahren in Wien geweſen. Es war ein ſchöner Tag wie heute, nur ein ſchönerer, denn es war am erſten Mai. Ich war im Augarten, welcher ſchöner iſt als die Tuilerien. Die Volksmenge dort war groß und feſtlich ausgebreitet, wie die hier. Doch heute bin ich alt und damals war ich jung. Meine Phantaſie lief umher wie ein junger Pudel, und ſie war noch gar nicht dreſſirt; ſie hatte noch nie etwas dem Morgenblatte oder ſonſt einem Zeitblatte apportirt. Sie diente nur ſich ſelbſt, und was ſie holte, holte ſie nur, es als Spielzeug zu gebrauchen und ließ es wieder fallen. Und da fragte ich mich heute in den Tuilerien: damals, im Frühlinge des Lebens und der Natur, was dachteſt du mit deinem friſchen Geiſte, was fühlteſt du mit deinem jungen Herzen? Ich beſann mich . . . auf nichts. Mir fiel nur ein, daß der Erzherzog Karl, und noch andere kaiſerliche Prinzen öffentlich im Gartenſaale gefrühſtückt, und daß ſie unter andern Chokolade getrunken, und gleich darauf Spargel mit Butterſauce gegeſſen, worüber ich mich zu ſeiner Zeit ſehr gewundert. Ferner: daß ich ſelbſt gefrühſtückt, und zwar ganz köſtliche Bratwürſtchen, nicht länger und dicker als ein Finger, die ich ſeitdem in keinem Lande mehr gefunden . . . Chokolade, Spargel, Bratwürſte — das waren alle meine Jugenderinnerungen aus Wien! Es iſt ein Wunder! Und erſt heute in den Tuilerien lernte ich verſtehen, daß man auch die Freiheit der Gedanken feſſeln könne, wovon ich oft gehört, es aber nie habe faſſen können.

Als nun die Frau kam und für ihren Stuhl zwei Sous einforderte, ſah ich ſie verwundert an und gab ihr zehen. Für dieſen Stuhl, dieſe Stunde, dieſe Ausſicht, dieſe Erinnerung hätte ich ein Goldſtück bezahlt. Das macht Paris ſo herrlich, daß zwar Vieles theuer iſt, das Schönſte und Beſte aber wenig oder gar nichts koſtet. Für zwei Sous habe ich meinem Zorn einen Schmaus gegeben, habe hundert Könige und ein großes Reich verſpottet, und Taſchen voll der ſchönſten Hoffnungen mit nach Hauſe gebracht.

— Es iſt drei Uhr, und die Raſenden im Roulette-Zimmer gegenüber ſtehen noch in dicken Kreiſen um den Tiſch. Das Fenſter nach der Straße iſt durch ein Drahtgitter verwahrt. Die Unglücklichen dahinter ſehen wie wilde Thiere aus. Ich hoffe, es iſt Keiner darunter, der im Juli mitgefochten. Gute Nacht!

Siebenter Brief.

Paris, Dienſtag den 21. September 1830.

Schreiben, Schriftſtellern, Gedanken bauen — wie wäre mir das möglich hier? Der Boden wankt unter meinen Füßen, es ſchwindelt um mich her, mein Herz iſt ſeekrank. Manchmal kömmt es mir ſelbſt ſpaßhaft vor, daß ich die Sorgen eines Königs habe und ſo angſtvoll warte auf die Entſcheidung der Schlacht, als hätte ich dabei eine Krone zu gewinnen oder zu verlieren. Ach, wäre ich doch König, nur einen kurzen Monat! Wahrlich, ich wollte keine Sorgen haben, aber geben wollte ich ſie.

Die tägliche, ja allſtündliche Bemühung der ſtärkſten Denkreize macht die Menſchen hier endlich ſtumpf und gedankenlos. Wenn es nicht ſo wäre, man ertrüge nicht Paris ſein ganzes Leben durch. Die Erfahrung, die anfänglich bedächtig macht, macht ſpäter leichtſinnig, und ſo erkläre und entſchuldige ich den Leichtſinn dieſes Volkes. Wir Deutſchen, die wir am längſten unter einem ſanften wolkenfreien Traumhimmel leben, ſind rheumatiſch, ſobald wir wachen; wir ſpüren jede Erfahrung und jeder Wechſel der Empfindung macht uns krank.

Dieſen Mittag ſtand ich eine halbe Stunde lang vor dem Eingange des Muſeums und ergötzte mich an der unvergleichlichen Beredtſamkeit, Geiſtesgegenwart und Keckheit eines Marktſchreiers, der ein Mittel gegen Taubheit feil bot, und Mehrere aus der umſtehenden Menge in Zeit von wenigen Minuten von dieſer Krankheit heilte. Als ich unter dem herzlichſten Lachen fortging, dachte ich: mit dieſem Spaße ernähre ich mich den ganzen Tag. Und er dauerte keine drei Minuten lang, reichte keine dreißig Schritte weit!

Im Hofe des Louvre's begegnete ich einem feierlichen Trauerzuge, deſſen Spitze dort ſtill hielt, um ſich zu ordnen. Voraus ein Trupp Nationalgarden, welche dumpfe Trommeln ſchlugen, und dann ein unabſehbares Gefolge von ſtillen, ernſten, beſcheidenen, meiſtens jungen Bürgern, die paarweiſe gingen, und in ihren Reihen viele Fahnen und Standarten trugen, welche mit ſchwarzen Flören behängt, und deren Inſchriften von Immortellen oder Lorbeeren bekränzt waren. Ich ſah, fragte und als ich die Bedeutung erfuhr, fing mein Blut, das kurz vorher noch ſo friedlich durch die Adern floß, heftig zu ſtürmen an, und ich verwünſchte mein Geſchick, das mich verurtheilte, jeden Schmerz verdampfen zu laſſen wie eine heiße Suppe und ihn dann löffelweiſe hinunter zu ſchlucken. Wie glücklich iſt der Kämpfer in der Schlacht, der ſeinen Schmerz, ſeinen Zorn kann ausbluten laſſen und der keine andere Schwäche fühlt, als die dem Gebrauche der Kraft nachfolgt!

Es war eine Todtesfeier für jene vier Unter-Offiziere, welche in der Verſchwörung von Berton der Gewalt in die Hände gefallen und als wehrloſe Gefangene ermordet wurden. Heute vor acht Jahren wurden ſie auf dem Greve-Platz niedergemetzelt, und weil es ein Mord mit Floskeln war, nannte man es eine Hinrichtung. Abends war Concert bei Hofe. Es iſt zum raſend werden! Acht Jahre ſind es erſt und ſchon hat ſich in Tugend umgewandelt, was damals für Verbrechen galt. Wenn man, wie es die Menſchlichkeit und das Kriegsrecht will, auch die im Freiheitskampfe Beſiegten in Gefangenſchaft behielte, ſtatt ſie zu tödten, dann lebten jene unglücklichen Jünglinge noch. Mit welchem Siegesjubel wäre ihr Kerker geöffnet worden, mit welchem Entzücken hätten ſie das Licht, die Luft der Freiheit begrüßt! Könige ſind ſchnell, weil ſie wiſſen, daß es keine Ewigkeit gibt für ſie, und Völker ſind langſam, weil ſie wiſſen, daß ſie ewig dauern. Hier iſt der Jammer. Wie damals, als ich die fluchwürdige Hinrichtung mit angeſehen, ſo war auch heute mein Zorn weniger gegen den Uebermuth der Gewalt, als gegen die niederträchtige Feigheit des Volkes gerichtet. Einige tauſend Mann waren zum Schutze der Henkerei verſammelt. Dieſe waren eingeſchloſſen, eingeengt von Hundert tauſend Bürgern, welchen allen Haß und Wuth im Herzen kochte. Es war kein Leben, kaum eine Wunde dabei zu wagen. Hätten ſie ſich nur ſo viel bemüht, als ſie es jeden Abend mit Fröhlichkeit thun, ſich in die Schauſpielhäuſer zu drängen; hätten ſie nur rechts und links mit den Ellenbogen geſtoßen: die Tyrannei wäre erdrückt und ihr Schlachtopfer gerettet worden. Aber die abergläubiſche Furcht vor der Soldatenmacht! Warum thaten ſie nicht damals ſchon, was ſie acht Jahre ſpäter gethan? Es iſt zum Verzweifeln, daß ein Volk ſich erſt berauſchen muß in Haß, ehe es den Muth bekömmt, ihn zu befriedigen; daß es nicht eher ſein Herz findet, bis es den Kopf verloren.

Mit ſolchen Gedanken ging ich neben dem Zuge her und begleitete ihn bis auf den Greve-Platz. Dort ſchloſſen ſie einen Kreis, und Einer ſtellte ſich auf eine Erhöhung und ſchickte ſich zu reden an.

Ich aber ging fort. Was an dieſem Orte und über ſolche jammervolle Geſchichten zu ſagen iſt, war mir bekannt genug. Ich ging die neue Kettenbrücke hinan, die jetzt vom Greve-Platze hinüberführt und ſetzte mich auf eine der Bänke dort, um auszuruhen. Ich ſah den Strom hinab, maß die kurze Entfernung zwiſchen dem Louvre, wo Frankreichs Könige herrſchten, und dem Revolutions-Platze, wo ſie gerichtet wurden von ihrem Volke, und ich erſtaunte, daß die Gerechtigkeit, wenn auch eine Schnecke, ſo lange Zeit gebrauchte, dieſen kurzen Weg zurückzulegen. Zwiſchen der Bartholomäus-Nacht und der Eroberung der Baſtille ſind mehr als zwei Jahrhunderte verfloſſen. Heillos wuchert die Rache der Könige; aber die edle Rache der Völker hat niemals Zinſen begehret! Man kann ungeſtört träumen auf dieſer Brücke. Sie iſt nur für Fußgänger, und ſo oft einer darüber ging, zitterte die Brücke unter mir und mir zitterte das Herz in der Bruſt. Hier, hier an dieſer Stelle, wo ich ſaß, fiel in den Juli-Tagen ein edler Jüngling für die Freiheit. Noch iſt kein Winter über ſein Grab gegangen, noch hat kein Sturm die Aſche ſeines Herzens abgekühlt. Die Königlichen hatten den Greve-Platz beſetzt, und ſchoſſen über den Fluß, die von jenſeits andrängenden Studenten abzuhalten. Da trat ein Zögling der polytechniſchen Schule hervor, und ſprach: „Freunde, wir müſſen die Brücke erſtürmen. Folgt mir! Wenn ich falle, gedenket meiner. Ich heiße d'Arcole; es iſt ein Name guter Vorbedeutung. Hinauf!" Er ſprach's und fiel von zehn Kugeln durchbohrt. Jetzt lieſt man in goldnen Buchſtaben auf der Pforte, die ſich über die Mitte der Brücke wölbt: Pont d'Arcole, und auf der andern Seite: le 28 Juillet 1830. Für Oſſians Aberglauben hätte ich in dieſer Stunde meine ganze Philoſophie hingegeben. Wie hätte es mich getröſtet, wie hätte ich mich verſöhnt mit dem zürnenden Himmel, hätte ich glauben können: um ſtille Mitternacht ſchreitet der Geiſt des gefallenen Helden über die Kettenbrücke, ſetzt ſich auf die eiſerne Bank, und ſchaut hinauf nach ſeinem goldnen Namen, der im Glanze des Mondes blinkt. Dann vernehmen die am Ufer wohnen ein leiſes ſeliges Jauchzen, ſüß wie ſterbender Flötenton, und ſagen: das iſt d'Arcole's Freude.

Tugend, Entſagung, Aufopferung — ich habe dort viel darüber nachgedacht. Soll man oder ſoll man nicht? Der Ruhm: er iſt ein ſchöner Wahnſinn, aber doch ein Wahnſinn. Nun, wenn auch! Was heißt Vernunft? Der Wahnſinn Aller. Was heißt Wahnſinn? Die Vernunft des Einzelnen. Was nennt Ihr Wahrheit? Die Täuſchung, die Jahrhunderte alt geworden. Was Täuſchung? Die Wahrheit, die nur eine Minute gelebt. Iſt es aber die letzte Minute unſeres Lebens, folgt ihr keine andere nach, die uns enttäuſcht, dann wird die Täuſchung der Minute zur ewigen Wahrheit. Ja, das iſt's. O ſchöner Tod des Helden, der für einen Glauben ſtirbt! Alles für Nichts gewonnen. Die Zukunft zur Gegenwart machen, die kein Gott uns rauben kann; ſich ſicher zu ſtellen vor allen Täuſchungen; unverfälſchtes, ungewäſſertes Glück genießen; die Freuden und Hoffnungen eines ganzen Lebens in einen, einen Feuertropfen bringen, ihn koſten und dann ſterben — ich habe es ausgerechnet bis auf den kleinſten Bruch — es iſt Verſtand darin!

Ich ging auf der andern Seite zurück. Dort fragte mich ein Bürger, der das Gedränge auf dem Greve-Platze bemerkte: Est-ce que l'on guillotine? Ich antwortete: au contraire, on déguillotine. „Wird guillotinirt?" Iſt das nicht köſtlich gefragt? Ich glaube, daß ich darüber gelacht.

Achter Brief.

Paris, den 28. September 1830.

Es iſt gräßlich, es iſt zu gräßlich, was in Brüſſel geſchieht! Was Paris im Juli geſehen, war Tändelei dagegen. Man könnte raſend werden über die Niederträchtigkeit der Fürſten. Und der König von Holland iſt noch einer der beſſern. Männer erwürgen, weil ſie ſich nicht länger wie Schulbuben wollen behandeln laſſen, über den Köpfen ihrer wehrloſen Weiber und Kinder die Dächer mit vergiftetem Feuer, mit Congreviſchen Raketen anzünden — das iſt die väterliche Liebe der Väter des Volkes, ſo thun ſie ſie kund! Ein Brüſſeler Zeitungsſchreiber fragt: „Wie viele Leichen braucht denn eigentlich ein König, damit er mit Behaglichkeit in ſeine Hauptſtadt einziehe?" Unglückſeliger Spötter! Wie viele Leichen braucht Ihr denn, bis es euch unbehaglich wird, und ihr die Geduld verliert mit euren Unterdrückern? Sie machen es noch lange nicht arg genug. Ich habe kein Mitleid mit den Belgiern, mit keinem Volke. Tu l'as voulu, tu l'as voulu, George Dandin! Der Prophet Samuel hat ſie ſchon vor drei Tauſend Jahren gewarnt. Sie haben nicht hören wollen, ſie mögen fühlen.

Geſtern habe ich zum erſten Male unſern König geſehen — unſern König, den wir gemacht haben. Es wird ſich zeigen, ob wir geſchickter ſind als Gott, der die frühern Könige gemacht hat, wie Kunſtkenner behaupten. Er zeigte ſich auf einer offenen Gallerie im Palais-Royal und wurde vom Volke mit wahrer Herzlichkeit begrüßt. Sie lachten ihn an, ließen ihn hoch leben und es ſchien mir alles aus der innerſten Seele zu kommen. Ich ſtimmte mit ein. Man liebt gern, wenn es einem nicht gar zu ſauer gemacht wird.

So eben erfahre ich, in Gera wäre eine Revolution ausgebrochen. Dem D., der mir dieſe freudige Nachricht brachte, habe ich zum Lohne ein Beefſteak holen laſſen. Habe ich ſie endlich einmal, die Fürſten Reuß, Greiz, Schleiz und wie ſie ſonſt heißen! Iſt der Tag der Rache endlich erſchienen! Schon dreißig Jahre gedenke ich es ihnen. Wie haben ſie mich in meiner Jugend gequält mit der verworrenen Geographie ihrer Länderlein, und den Verzweigungen ihrer Familie! Das war ein Linienwerk wie in der flachen Hand; man mußte eine Zigeunerin ſein, um daraus klug zu werden. Die Familienhäupter heißen alle Heinrich, und ſich von einander zu unterſcheiden, ſind ſie numerirt. Der Eine heißt Heinrich XVIII., der Andere Heinrich LX., der Dritte Heinrich LXIII., der Vierte Heinrich LXX. Das Ein Mal Eins geht nicht weiter, und das ſollten wir armen Kinder alle auswendig lernen für die nächſte Oſtern-Prüfung. Ich lernte damals lieber die Geographie von Aegypten, wo gerade Buonaparte durchzog. Wenn mein ſanfter Lehrer, Doctor Schapper, mich in den Pyramiden ertappte, ſagte er mit ſeiner Kindbetterin-Stimme: das iſt auch nützlich; aber mit der vaterländiſchen Geographie muß man den Grund legen. Nun ſchwöre ich es Ihnen bei der heiligen Ignoranz, daß wenn ich jetzt auf der Stelle nach Cairo reiſen müßte, ich ganz genau den Weg wüßte, den ich zu nehmen; wenn aber nach dem Lande Reuß, müßte ich erſt hinüber und herüber im Poſtbuche nachſchlagen. In welchem Theile von Deutſchland Gera liegt, oben, unten, rechts, links — ich weiß es wahrhaftig nicht. Aber ſo viel weiß ich, daß man Gera mit allen ſeinen Einwohnern in die Richelieu-Straße ſtellen könnte. Jetzt ſtellen Sie ſich vor, daß dieſe kleine Stadt zwei oder gar drei Fürſten hat, die ſie gemeinſchaftlich beherrſchen. Iſt es da ein Wunder, wenn es zur Revolution gekommen? Es iſt ſchon mit einem Fürſten nicht auszuhalten. Der Doctor Schapper hat aber einen guten vaterländiſchen Grund in mir gelegt! Er wird ſich freuen, wenn er es erfährt.

Freitag, den 1. October.

— Cotta will hier in Paris eine Zeitung herausgeben, wie mir eben D. erzählte, an den er ſich vorläufig deswegen gewendet. Wenn es nur zur Ausführung kömmt — es wäre himmliſch. Hundert deutſche Miniſter würden darüber verrückt werden. Was könnte dieſer Mann mit ſeinem Reichthume, ſeiner Thätigkeit, ſeinem Geſchäftskreiſe und ſeinen Verbindungen nicht alles wirken, wenn er wollte! Er allein verſteht es, wie man die furchtſamen Federn beherzt macht, und die verborgenſten Schubladen der Geheimnißkrämer öffnet. Wenn ich an die Cenſur denke, möchte ich mit dem Kopfe an die Wand rennen. Es iſt zum Verzweifeln. Die Preßfreiheit iſt noch nicht der Sieg, noch nicht einmal der Kampf, ſie iſt erſt die Bewaffnung; wie kann man aber ſiegen ohne Kampf, wie kämpfen ohne Waffen? Das iſt der Zirkel, der einen toll macht. Wir müſſen uns mit nackten Fäuſten, wie wilde Thiere mit den Zähnen, wehren. Freiwillig gibt man uns nie die Preßfreiheit. Ich möchte unſern Fürſten und ihren Rathgebern nicht Unrecht thun, ich möchte nicht behaupten, daß bei allen und überall der böſe Wille, alle Mißbräuche, welche durch die Preſſe offenkundig würden, fortzuſetzen, Schuld an der hartnäckigen Verweigerung der Preßfreiheit ſei; das nicht. Wenn ſie regierten wie die Engel im Himmel und auch der anſpruchsvollſte Bürger nichts zu klagen fände: ſie würden doch Preßfreiheit verſagen. Ich weiß nicht — ſie haben eine Eulen-Natur, ſie können das Tageslicht nicht ertragen; ſie ſind wie Geſpenſter, die zerfließen, ſobald der Hahn kräht.

— Die Frankfurter Bürgerſchaft wäre ja rein toll, wenn ſie dem Senate die Anwerbung von Schweizertruppen bewilligte. Das gäbe nur eine Leibwache für die Bundesverſammlung und die ſteckt gewiß hinter dem Plane.

— Merkwürdig ſind die Hanauer Geſchichten! Wer hätte das erwartet? Kann ſich die Freiheit in der Nähe von Frankfurt bewegen? Es gibt irgendwo einen See von ſo giftiger Ausdünſtung, daß alle Vögel, die darüber fliegen, gleich todt herabfallen. So erzählt man, aber ich glaube es nicht.

— Es hat ſich hier ſeit einiger Zeit eine religiöſe Geſellſchaft gebildet, welche die Lehren des St. Simon zu verbreiten ſucht. Ich habe früher nie etwas von dieſem Simon gehört. Es werden Sonntags Predigten gehalten. Wie man mir erzählt, ſoll gleiche Vertheilung der Güter eine der Grundlehren ſein. Die Geſellſchaft zählt ſchon viele Anhänger und der Sohn meines Banquiers gehört zu den eifrigſten Mitgliedern. Wenn ich Geld bei ihm hole, und ich ihm einen Wechſel anbiete, wird er mir gewiß ſagen: das iſt ja gar nicht nöthig, ſein Geld ſei auch das meinige. Ich freue mich ſehr darauf.

Geſtern habe ich die Giraffe geſehen, die in einem Gehege frei umhergeht. Ein erhabenes Thier, das aber doch viel Lächerliches hat; eine tölpelhafte Majeſtät. Man muß oft lange warten, bis es ihr gefällig iſt, die Beine aufzuheben und ſich in Bewegung zu ſetzen. Gewöhnlich ſteht ſie ſtill, an Bäumen oder an der Mauer eines dort befindlichen Gebäudes und benagt die oberſten Zweige oder das Dach. Das Thier ſieht ſehr metaphyſiſch aus, lebt mit dem größten Theile ſeines Weſens in der Luft, und ſcheint die Erde nur zu berühren, um ſie verächtlich mit Füßen zu treten. In dem nämlichen Gehege befanden ſich auch noch andere Thiere, melancholiſche Büffel und ſonſtige. Zuweilen gingen dieſe unter dem Bauche der Giraffe weg, und dann ſah es aus wie Schiffe, die unter einem Brückenbogen hinfuhren.

Neunter Brief.

Paris, Mittwoch den 6. October 1830.

Ob ich zwar vorher wußte, daß die deutſchen Regierungen den Forderungen des Volkes nicht nachgeben, ſondern Maßregeln der Strenge ergreifen würden; ob ich zwar vom Schauplatz entfernt bin, ſo hat mir Ihr heutiger Bericht von den Truppenbewegungen, von dem Mainzer Kriegsgerichte, doch die größte Gemüthsbewegung gemacht. Ich hielte das nicht aus und ich bin froh, daß ich mich entfernt habe. Gott hat die Fürſten mit Blindheit geſchlagen und ſie werden in ihr Verderben rennen. Sie haben die ruhigſten und gutmeinendſten Schriftſteller mit Haß und Verachtung behandelt, ſie haben nicht geduldet, daß die Beſchwerden und Wünſche des Volkes in friedlicher Rede verhandelt würden, und jetzt kommen die Bauern und ſchreiben mit ihren Heugabeln, und wir wollen ſehen, ob ſich ein Zenſor findet, der das wegſtreicht. Die alten Künſte, in jedes aufrühreriſche Land fremdes Militär zu legen, Naſſauer nach Darmſtadt, Darmſtädter nach Naſſau, werden nicht lange ausreichen. Wenn einmal der Soldat zur Einſicht gekommen, daß er Bürger iſt eher als Soldat, und wenn er einmal den großen Schritt gethan, blinden Gehorſam zu verweigern, dann wird er auch bald zur Einſicht kommen, daß alle Deutſche ſeine Landsleute ſind, und wird nicht länger um Tagelohn ein Vater- oder Brudermörder ſein. Alle alte Dummheiten kommen wieder zum Vorſchein, nicht eine iſt ſeit fünfzehn Jahren geſtorben. So habe ich in deutſchen Blättern geleſen, man habe entdeckt, daß eine *geheime Geſellſchaft* die revolutionären Bewegungen überall geleitet, und man ſei den Rädelsführern auf der Spur. Die ſchlauen Füchſe!

— Geſtern Abend war ich bei Lafayette, der jeden Dienſtag eine Soiree gibt. Wie es da zuging, davon kann ich Ihnen ſchwer eine Vorſtellung geben, man muß das ſelbſt geſehen haben. In drei Salons waren wohl drei Hundert Menſchen verſammelt, ſo gedrängt, daß man ſich nicht rühren konnte, aber im wörtlichſten Sinne nicht rühren. Lafayette, der 73 Jahre alt iſt, ſieht noch ziemlich rüſtig aus. Er hat eine ſehr gute Phyſiognomie, iſt immer freundlich und drückt Jedem die Hand. Wie es aber der alte Mann den ganzen Abend in dem Gedränge und in der Hitze aushält, iſt mir unbegreiflich. Dazu muß man ein Franzoſe ſein. Als man ihm die Nachrichten aus . . . mittheilte, ſchien er ſehr vergnügt und lachte. Ich habe den Abend viele Leute geſprochen, die ich natürlich nicht alle kenne. Auch viele Deutſche waren da, junge Leute, die ſehr revolutionirten. Die ganze Geſellſchaft würde im Oeſterreichiſchen gehenkt werden, wenn man ſie hätte. Es geht da ſehr ungenirt her, ja ungenirter als im Kaffeehauſe. Und dabei hat man die Erfriſchungen umſonſt. Ich ging ſchon um zehn Uhr weg. Da waren noch die Treppen bedeckt von Leuten, die kamen. Wie die aber Platz finden mochten, weiß ich nicht. Es waren auch zwei Sophas mit Frauenzimmern da, meiſtens Nordamerikanerinnen. Talleyrand war neulich, ehe er nach London abreiſte, in Lafayette's Salon; es hat aber kein Menſch mit ihm geſprochen. Ich ſprach unter andern zwei Advokaten, welche die Vertheidigung der angeklagten Miniſter übernommen. Sie ſagten, die Sache ſtände ſchlimm mit ihren Klienten und ſie ſtänden in Lebensgefahr. Sie wären aber auch ſo dumm, daß ſie nicht einmal ſo viel Verſtand gehabt hätten, zu entwiſchen, was die Regierung ſehr gern geſehen hätte. Jetzt ſei es zur Flucht zu ſpät. Der Kommandant in Vincennes, wo die Miniſter eingeſperrt ſind, ſei ſtreng und laſſe nicht mit ſich reden. Man erzählte auch von einem Bauern-Aufſtand in Hanau. Wiſſen Sie etwas davon?

— Ihre Briefe machen mir eigentlich nur Freude ehe ich ſie aufmache, und in der Erwartung, daß ſie recht groß ſind. Aber einmal geöffnet, iſt auch alles vorüber. In einer Minute habe ich ſie geleſen, es iſt das kürzeſte Vergnügen von der Welt. Ich werde durch Ihre langen Buchſtaben und geſtreckten Zeilen ſehr übervortheilt. Ihre ganzen Briefe brächte ich in zwanzig Zeilen. Was können Sie aber dafür? Ihre Freundſchaft reicht nicht weiter.

— Was mag jetzt nicht in Deutſchland alles vorgehen, was man gar nicht erfährt, weil es nicht gedruckt werden darf! Ich habe den Abend oft das ganze Zimmer voll deutſcher Jünglinge, die alle revolutioniren möchten. Es iſt aber mit den jungen Leuten gar nichts anzufangen. Sie wiſſen weder was ſie wollen, noch was ſie können. Geſtern traf ich bei Lafayette einen blonden Jüngling mit einem Schnurrbarte und einer ſehr kecken und geiſtreichen Phyſiognomie. Dieſer war von ***, wo er wohnt, als dort die Unruhen ausgebrochen, hierhergekommen, hatte Lafayette, Benjamin Conſtant, Quiroga und andere Revolutionshäupter beſucht und um Rath gefragt, gerade als hätten dieſe Männer ein Revolutionspulver, das man den Deutſchen eingeben könnte.

— Was ſagen Sie dazu, daß die Todesſtrafe abgeſchafft werden ſoll, für jetzt wenigſtens bei politiſchen Vergehen? Iſt das nicht ſchön? Und das geſchieht nur in der Abſicht, die angeklagten Miniſter zu retten. Und nicht etwa die Regierung allein will das, ſondern der beſſere Theil des Volkes ſelbſt. Dieſe Woche kam eine Bittſchrift von hundert bleſſirten Bürgern, die alle die Abſchaffung der Todesſtrafe fordern, an die Kammer. Mich rührte das ſehr, daß Menſchen, welche von den Miniſtern unglücklich gemacht worden, um das Leben ihrer Feinde bitten. Wenn man bei unſerer lieben Deutſchen Bundesverſammlung um die Abſchaffung der Todesſtrafe in politiſchen Vergehen einkäme, würde man freundlichen Beſcheid bekommen! Und doch, wenn ſie klug wären, ſollten ſie ſchon aus Egoismus die alten blutigen Geſetze mildern. Heute noch haben ſie die Macht, wer weiß wie es morgen ausſieht.

Zehnter Brief.

Paris, den 19. October 1830.

Seit geſtern bin ich in meiner neuen Wohnung. Ich wollte ſie ſchon Freitag beziehen, aber meine Wirthin, eine junge hübſche Frau, machte eine ganz allerliebſte fromme Miene, ſagte: c'est vendredi und bat mich meinen Einzug zu verſchieben. Ich bot ihr an, alles Unglück, was daraus entſtehen könnte, auf mich allein zu nehmen, doch ſie gab nicht nach. Man ſagte mir, dieſer Aberglaube ſei hier in allen Ständen ſehr verbreitet. Es gibt zum Transporte der Möbel beim Ein- und Ausziehen eine eigene Anſtalt, ein beſonderes Fuhrweſen. Bei den häufigen Wohnungsveränderungen, die hier ſtatt finden, ſind jene Wagen nicht täglich zu haben, man muß oft Wochen lang vorher ſeine Beſtellung machen. An den Freitagen aber ſind ſie unbeſchäftigt, weil da Niemand ſein Haus wechſeln will. Sollte man das von Pariſern erwarten?

Geſtern am achtzehnten October, am Jahrestage der Leipziger Schlacht und der Befreiung Deutſchlands, fing es mich zu frieren an, und da ließ ich zum erſtenmale Feuer machen. Jetzt brennt es ſo ſchön hell im Kamine, daß mir die Augen übergehen. Der Preis des Holzes iſt ungeheuer. Man kann berechnen, wie viel einem jedes Scheit koſtet; die Aſche iſt wie geſchmolzenes Silber. Dabei gedachte ich wieder mit Rührung meines, nicht theuern, ſondern im Gegentheile wohlfeilen Vaterlandes. Als meine Wirthin mich ſeufzen hörte und ſah, wie ich aus Oekonomie die Hände über den Kopf zuſammenſchlug, tröſtete ſie mich mit den Worten: mais c'est tout ce qu'il y a de plus beau en bois! Dieſe kleine Frau gibt einem die ſchönſten Redensarten, aber ſie ſind koſtſpielig. Den Miethpreis der Zimmer, den ich zu hoch fand, herabzuſtimmen, gelang aller meiner Beredtſamkeit nicht. Sie widerlegte mich mit der unwiderleglichen Bemerkung: Der engliſche Ort ſei doch ganz allerliebſt — mais vous avez un lieu anglais qui est charmant. Die reichen Engländer ſetzen viel Gewicht darauf, und der arme Deutſche muß das mit bezahlen.

Ich habe mit einigen deutſchen Zeitungs-Redakteuren Verbindungen angeknüpft, um eine Correſpondenz zu übernehmen, die mir das allerſchönſte Holz und den anmuthigſten aller engliſchen Orte bezahlen helfe; es iſt aber nichts zu Stande gekommen. Die Einen und die Andern wollten nicht Geld genug hergeben, oder können auch nicht mehr bei den armſeligen Verhältniſſen, in welchen ſich die meiſten deutſchen Blätter befinden. Die *Hamburger* Zeitung, welche, da ſie einen bedeutenden Abſatz hat, mir meine Forderungen vielleicht bewilligt hätte, machte mir die Bedingung, ich müßte mich auf *Thatſachen* beſchränken und dürfe nicht *raiſonniren*. Da ich aber nicht nach Frankreich gereiſt bin, um ein Stockfiſch zu werden, ſondern gerade wegen des Gegentheils, brach ich die Unterhandlung ab.

— — Eine ganze Stunde habe ich das Schreiben unterbrochen und darüber von dem langen Briefe, den ich im Kopfe hatte, den größten Theil vergeſſen. Mich beſchäftigte eine Kritik meiner geſammelten Schriften, welche in den neueſten Blättern der Berliner Jahrbücher ſteht, und die mir ein Freund zugeſchickt. Es darf Sie nicht wundern, daß ich mich dadurch zerſtreuen ließ; mit einer Recenſion könnte man einen Schriftſteller ſelbſt vom Sterben abhalten. Ich bin mit meinem Kritiker ſehr zufrieden, und alles, was er ſagt, hat mir Freude gemacht. Er lobt mich von Herzen und tadelt mich mit Verſtand. So oft von meinen politiſchen Anſichten und Geſinnungen die Rede iſt, ſtellt er ſich freilich an, als verſtände er mich nicht und widerſpricht mir; doch wird es keinem Leſer entgehen, wie das gemeint iſt. Im Grunde denkt Herr Neumann (ſo heißt der Berliner Recenſent) ganz wie ich; aber ein königlich Preußiſcher Gelehrter muß ſprechen, wie der Herr von Schuckmann. Das iſt das Preußenthum, das iſt die proteſtantirte Oeſterreichiſche Politik. Das iſt, was ich in meiner Brochüre über die Berliner Zeitung alles vorhergeſagt.

— Vor einigen Tagen war ich zum erſten Male im Theater, und zwar in meinen geliebten Variétés. Ich wurde den Abend um einige Pfund leichter, was bei einem deutſchen Bleimännchen, wie ich eins bin, ſchon einen großen Unterſchied macht. Es wird einem dabei ganz tänzerlich zu Muthe, die Füße erheben ſich von ſelbſt und man könnte ſich nicht enthalten, ſelbſt Hegel zu einem Walzer aufzufordern, wenn er grade in der Nähe ſtände. Ich habe meine Freude daran, wie ſich das leichtſinnige Volk alles ſo leicht macht. Sie ſchreiben ſchneller ein Stück, als man Zeit braucht, es aufführen zu ſehen. Kaum waren acht Tage nach der Revolution verfloſſen, als ſchon zwanzig Komödien fertig waren, die alle auf das

Ereigniß Bezug hatten. Gewöhnlich iſt kein geſunder Menſchenverſtand darin, aber wozu auch? Iſt nicht jedes Volk ein ewiges Kind und brauchen daher Volks-Schauſpiele Verſtand zu haben? Alle dieſe Gelegenheitsſtücke ſind nun jetzt wieder von der Bühne verſchwunden, — „die Todten reiten ſchnell“ — und ich eilte mich daher, eins der wenigen übrig gebliebenen noch auf ſeiner Flucht zu erhaſchen. Ich ſah Mr. de la Jobardière. Das iſt einer von den altadeligen geräucherten Namen, die ſchon Jahrhunderte im Schornſtein hängen, und jetzt von der jungen Welt herabgeholt und gegeſſen werden. Der alte Edelmann iſt ein guter Royaliſt, lang und hager und ſehr gepudert. Seine Frau iſt eine gute Royaliſtin, dick und rund und geſchminkt. Der junge Hausarzt — verſteht ſich ein Bürgerlicher — iſt in die Tochter verliebt. Jetzt kommt der Vorabend der Revolution. Der Arzt, ein Patriot, giebt den Eltern ſeiner Geliebten, theils um ihnen die Unruhe zu erſparen, theils um ihnen eine Ueberraſchung zu bereiten, Opium ein, ſo daß ſie während der drei Revolutionstage ſchlafen und erſt am dreißigſten Juli aufwachen, da Karl X. ſchon auf dem Wege nach Rambouillet war. Der Royaliſt, im Schlafrocke, nimmt, wie gewöhnlich beim Frühſtücke, ſeine Zeitungen vor. Da findet er ein Blatt la Révolution, ein anderes le Patriote genannt, Blätter, die während ſeinem Schlafe erſt entſtanden waren. Er reibt ſich die Augen und klingelt ſeinem Bedienten. Dieſer tritt wie ein Bandit mit Säbel und Piſtolen bewaffnet herein und trägt einen Gensd'arme-Hut auf dem Kopfe. Der Royaliſt fragt, ob er verrückt geworden, und als er von ihm die Erzählung der vorgefallenen Ereigniſſe vernimmt, fängt er an an ſeinem eigenen Kopfe zu zweifeln und ſchickt nach dem Arzte. Bald erſcheint dieſer in der Uniform eines Nationalgarden-Officiers und beſtätigt alles. Der Royaliſt wankt, aber ſeine feſtere Frau will noch nichts glauben, ſagt: Der König verjagt — das könne nur ein Mißverſtändniß ſein, und ſie wolle in die Faubourg St. Germain gehen und Erkundigungen einziehen. Sie geht fort, kehrt nach einer Weile zurück, und zwar mit einer dreifarbigen Kokarde, groß wie ein Wagenrad auf der Bruſt und ſagt, leider ſei alles wahr. Das royaliſtiſche Ehepaar tröſtet ſich aber ſehr bald, und iſt der ſehr vernünftigen Meinung, ein König ſei wie der andere, der Herzog von Orleans ſei König und darum das Unglück nicht ſo groß. Le Roi est mort, vive le Roi! ſchrieen ſie und der Arzt bekommt die Tochter. Iſt das nicht eine prächtige Erfindung?

Der dreißigſte Juli war auch der Himmelfahrts-

Tag Napoleons. Seitdem wird er als Gott angebetet. Ich ſah la redingote grise. Es iſt die bekannte Geſchichte von der ſogenannten kaiſerlichen Großmuth gegen die Prinzeſſin Hatzfeld in Berlin. Der Theater-Lieferant hatte den Verſtand, Napoleon nichts ſprechen zu laſſen. Er erſcheint als Graumännchen auf einige Minuten, und verſchwindet dann wieder. Es iſt recht ſchauerlich.

Die unheilige Dreieinigkeit vollſtändig zu machen, erſchien nach der Volks-Souveränetät und Buonaparte, am nämlichen Abende der leibhaftige Teufel ſelbſt auf der Bühne, unter Voltaire's Geſtalt. Das Baudeville heißt Voltaire chez les Capucins. Das Stück ſpielt in einem Capuziner-Kloſter, worin Voltaire als ungekannter Gaſt eingekehrt war. Es ſind heuchleriſche Pfaffen, die dort ihr Weſen treiben. Voltaire entdeckt ihre Schelmereien, ihre geheimen Liebſchaften, ihre Ränke und Miſſethaten; er ſchürt das Feuer und ſchwelgt ganz ſelig in Schadenfreude und Bosheit. Es war eine Luſt, wie gut ihn der Schauſpieler dargeſtellt — aber gottlos, ſehr gottlos.

— Sie fragen mich, was ich erwarte, was ich denke? Ich erwarte, daß die Welt untergehen wird, und daß wir den Verſtand darüber verlieren werden. Ich zweifle nicht daran, daß bis zum nächſten Frühlinge ganz Europa in Flammen ſtehen wird, und daß nicht blos die Staaten über den Haufen fallen werden, ſondern auch der Wohlſtand unzähliger Familien zu Grunde gehen wird. Zu ihren Luſtbarkeiten laden die Fürſten nur Edelleute ein; aber wenn das Unglück über ſie kömmt, bitten ſie auch ihre Bürger zu Gaſte. Dafür ſorgen ſie voraus, zu dieſem edlen Zwecke machen ſie Staatsſchulden. Wir können ſtolz darauf ſein; es iſt eine große Ehre in ſo vornehmer Geſellſchaft zu jammern.

Eilfter Brief.

Paris, den 30. October 1830.

Ich Unglücklichſter muß meine Wohnung von neuem wechſeln. Der Kamin raucht, und der Fußboden, obzwar parquetirt, iſt von einer beleidigenden Kälte. Nicht ohne Grobheit machte ich meiner ſchönen Wirthin Vorwürfe, daß ſie mir die geheimen Fehler der Zimmer verſchwiegen. Sie ſtellte ſich ganz überraſcht und erwiederte: das wäre ihr unbegreiflich; ein junger Spanier habe doch zwei Winter bei ihr gewohnt und ſich nie über das Geringſte beſchwert. Das will ich wohl glauben! Ich ließ mich durch die ſchönſten franzöſiſchen Verſprechungen von Teppichen und Kamin-Verbeſſerungen nicht täuſchen, kündigte ſogleich auf und ging fort, mich nach einer andern Wohnung umzuſehen. Als ich unten von der Straße nach meinem geöffneten Fenſter hinaufſah, bemerkte ich, daß mein Wohnzimmer über dem Thorweg liegt und die Kälte des Fußbodens gar nicht zu heilen iſt. Das war mir entgangen, ſowohl beim Miethen, als während der vierzehn Tage, daß ich im Hauſe wohne. Und doch bin ich Doktor der Philoſophie! Wie dumm mögen erſt gewöhnliche Menſchen ſein, die von Fichte und Schelling nie ein Wort geleſen! Ich ſchämte mich im Stillen und nahm mir feſt vor, mich nie mehr mit Staatsreformen zu beſchäftigen.

— Eine Flinte möchte ich haben und ſchießen. Mit guten Worten, das ſehe ich täglich mehr ein, richtet man nichts aus. Ich wünſche, daß es Krieg gäbe, und der kränkelnde Zuſtand der Welt in eine kräftige Krankheit übergehe, die Tod oder Leben entſcheidet. Wenn es Friede bleibt, wird die Zuchtmeiſterei in Deutſchland immer unerträglicher werden, und glauben Sie ja keinem Menſchen das Gegentheil; ich werde Recht behalten. Dem deutſchen Bürgerſtande wird Angſt gemacht vor dem Pöbel und er bewaffnet ſich, ſtellt ſich in ſeiner viehiſchen Dummheit unter das Commando der Militärmacht und vermehrt dadurch nur die Gewalt der Regierungen. Hier und in den Niederlanden wird der Pöbel auch aufgehetzt. Die National-Garde hält ihn im Zaum, läßt ſich aber nicht zum Beſten haben, ſondern vertheidigt und beſchützt nur ſeine eignen Rechte und ſeinen eignen Vortheil. Heute las ich in einer hieſigen Zeitung, daß ein Koch in Dresden zu ſechszehnjähriger Zuchthausſtrafe verurtheilt worden, weil man bei einem Volksauflaufe ein Meſſer bei ihm gefunden. Als wenn es nicht ganz was natürliches und gewöhnliches wäre, daß ein Koch ein Meſſer bei ſich führe! Auch hat man einen Grafen Schulenburg, der das Volk aufgewiegelt haben ſoll, arretirt, und nach Berlin geführt. Es verſteht ſich, daß die deutſchen Zeitungen nicht Graf Schulenburg ſchreiben durften, ſondern nur Graf S. Nur in den franzöſiſchen Blättern war der Name ausgeſchrieben. Ich zweifle zwar nicht daran, daß es in Deutſchland Menſchen gibt, die aus Patriotismus oder Muthwillen das Volk aufwiegeln; aber gewiß haben ſie die verſchiedenen Inſurrektionen nicht herbei geführt, ſondern höchſtens benutzt. Die Regierungen aber, in ihrer alten bekannten Verſtocktheit, werden glauben oder ſich anſtellen zu glauben, einzelne Aufwiegler wären an allen Unruhen Schuld, und wenn ſie nun dieſe in ihre Gewalt bekommen, werden ſie denken, alles ſei geendigt, auf die Klagen des Volkes ferner keine Rückſicht nehmen, und in die alte Lage zurückfallen. Nur Krieg kann helfen.

Vor einigen Tagen ſtand in einem hieſigen Blatte ein ſehr merkwürdiger Brief aus Deutſchland, der über die dortigen Unruhen ein großes und neues Licht verbreitet. Es wird darin erzählt, wie Metternich dieſe Unruhen angefacht habe und wozu er ſie habe benutzen wollen. Er gedachte nämlich, die bairiſchen Truppen und die der andern ſüddeutſchen Staaten, unter dem Vorwande, ſie zur Dämpfung der ausgebrochenen Inſurrektionen zu verwenden, in die Ferne zu locken und dadurch jene Länder wehrlos zu machen. Der König von Baiern habe aber den Plan durchſchaut und ihn vereitelt. Der Bericht iſt ſehr intereſſant und iſt, wie mich Einer verſicherte, von Herrn von Hormayr in München eingeſandt. Dieſer war früher in Wien angeſtellt und iſt ein großer Feind von Metternich. Es iſt ſehr traurig, daß in deutſchen Blättern der genannte Artikel nicht erſcheinen darf und er daher gar nicht bekannt werden wird. Ich hörte auch: die Liberalen in Baiern ſuchten den König zu revolutioniren, daß er ſich an die Spitze der Bewegung ſtelle und ſich zum Herrn von Deutſchland mache. Die Sache iſt gar nicht unmöglich. Ueberhaupt ſollen geheime Geſellſchaften, beſonders der alte Tugendbund, gegenwärtig wieder ſehr thätig ſein. Mit geheimen Geſellſchaften möchte ich nichts zu ſchaffen haben, am wenigſten mit dem Tugendbunde, der es auf eine heilloſe Prellerei angelegt hat. Er wird von Ariſtokraten geleitet und hat ariſtokratiſche Zwecke, die man vor den dummen ehrlichen Bürgersleuten, die daran Theil nehmen, freilich geheim hält. Das heißt, mit der heiligen Schrift zu reden, den Teufel durch Beelzebub austreiben.

Der heutige Conſtitutionnel meldet, ein Corps deutſcher Bundestruppen von einem Naſſauer Generale commandirt, würde zuſammengezogen, und das Hauptquartier ſolle nach Frankfurt kommen. Haben Sie davon gehört? Das arme Frankfurt ſieht doch einer traurigen Zukunft entgegen. Seit funfzehn Jahren iſt dort das Hauptquartier der Dummheit, und wenn dieſe einmal ihre Früchte trägt, wird es Frankfurt am erſten ſchmecken. Ich fange an einzuſehen, daß ich die deutſchen Verhältniſſe falſch beurtheilt. Ich habe den entgegengeſetzten Fehler der Miniſter, ich bekümmere mich zu viel um Sachen und zu wenig um Perſonen. Mehrere unterrichtete Deutſche, die ich hier kennen gelernt, haben mir die Ueberzeugung beigebracht, daß in Deutſchland alles zu einer Revolution reif ſei. Wann und auf welche Art es losbrechen werde, könne man nicht wiſſen; aber es werde losbrechen, und das bald.

— Victor Hugo's Hernani habe ich mit großem Vergnügen geleſen. Es iſt wahr, daß ich Werke ſolcher Art bei einem franzöſiſchen Dichter nach ganz andern Grundſätzen beurtheile, als ich es bei einem deutſchen Dichter thue. Das Ding an ſich kümmert mich da gar nicht; ſondern ich betrachte es blos in ſeiner Verbindung, das heißt bei romantiſchen poetiſchen Werken, in ſeinem Gegenſatze mit der franzöſiſchen Nationalität. Alſo je toller je beſſer; denn die romantiſche Poeſie iſt den Franzoſen nicht wegen ihres ſchaffenden, ſondern wegen ihres zerſtörenden Prinzips heilſam. Es iſt eine Freude zu ſehen, wie die emſigen Romantiker Alles anzünden und niederreißen, und große Karren voll Regeln und klaſſiſchem Schutte vom Brandplatze wegführen. Die Stockfiſche von Liberalen, deren Vortheil es wäre, die Zerſtörung zu befördern, widerſetzen ſich ihr, und dieſes Betragen iſt ein Räthſel, das ich mir ſeit zehen Jahren vergebens zu löſen ſuche. Die armen Romantiker werden von ihren Gegnern verſpottet und verfolgt, daß es zum Erbarmen iſt, und man kann ihre herzbrechenden Klagen nicht ohne Thränen leſen. Aber warum klagen ſie? Warum gehen ſie nicht ihren Weg fort, unbekümmert, ob man ſie lobe oder tadle? Ja, das iſt's eben. Sie ſind noch nicht romantiſch genug; die Romantik iſt nur erſt in ihrem Kopfe, noch nicht in ihrem Herzen; ſie glauben ein Kunſtwerk müſſe einen unbeſtrittenen Werth haben, wie eine Münze, und darum ſeufzen ſie nach allgemeinem Beifall. Victor Hugo wiederholt in der Vorrede zu ſeinem Drama folgende Stelle aus einem Artikel, den er vor Kurzem, als ein romantiſcher Dichter in der Blüthe ſeiner Jahre ſtarb, in einem öffentlichen Blatte geſchrieben hatte. Dieſes Händeringen, dieſes Wehklagen, dieſer Lebensüberdruß — es iſt gar zu wunderlich!

„Dans ce moment de mêlée et de tourmente littéraire, qui faut-il plaindre, ceux qui meurent ou ceux qui combattent? Sans doute, c'est pitié de voir un poète de vingt ans qui s'en va, une lyre qui se brise, un avenir qui s'évanouit; mais n'est-ce pas quelque chose aussi que le repos? N'est-il pas permis à ceux autour desquels s'amassent incessament calomnies, injures, haines, jalousies, sourdes menées, basses trahisons; hommes loyaux auxquels on fait une guerre déloyale; hommes dévoués qui ne voudraient enfin que doter le pays d'une liberté de plus, celle de l'art, celle de l'intelligence; hommes laborieux qui poursuivent paisiblement leur oeuvre de conscience, en proie d'un côté à de viles machinatures de censure et de police, en lutte de l'autre, trop souvent, à l'ingratitude des esprits mêmes pour lesquels ils travaillent; ne leur est-il pas permis de retourner quelquefois la tête avec envie vers ceux qui sont tombés derrière eux, et qui dorment dans le tombeau? — —

Qu'importe toutefois? Jeunes gens ayons bon courage! Si rude qu'on nous veuille faire le présent, l'avenir sera beau. Le romantisme, tant de fois mal défini, n'est, à tout prendre, et c'est là sa définition réelle, que le libéralisme en littérature."

Was doch das Glück übermüthig macht! Dieſe jungen Leute jammern und verwünſchen ſich das Leben, weil einige poetiſche Abſolutiſten nicht haben wollen, daß ſie romantiſch ſind: Abſolutiſten, die doch keine andern Waffen haben als die Feder und den Spott, welchem man gleiche Waffen entgegenſetzen kann und wir unglückſeligen Deutſchen, Alt und Jung, ſobald wir nur einen Augenblick aufhören romantiſch zu ſein und uns um die Wirklichkeit bekümmern wollen, werden geſcholten wie Schulbuben, geprügelt wie Hunde und müſſen ſchweigen und dürfen uns nicht rühren!

— Der Bundestag, wie ich höre, will in Deutſchland die Preßfreiheit beſchränken. Wie ſie das aber anfangen wollen, möchte ich wiſſen. Wo nichts iſt, hat der Kaiſer ſein Recht verloren.

Zwölfter Brief.

Paris, den 8. November 1830.

Ich habe bis jetzt noch ſehr wenige Bekanntſchaften gemacht, und wahrſcheinlich werde ich es darin nicht weiter bringen, als das vorige Mal auch. Man mag ſich anſtellen wie man will, man fällt immer in ſein Temperament zurück. Zu Menſchenkennerei hatte ich immer die größte Unluſt; meine ſinnliche und mehr noch meine philoſophiſche Trägheit hält mich davon zurück. Was die einzelnen Menſchen der nämlichen Gattung von einander unterſcheidet, iſt ſo fein, daß mich die Beobachtung anſtrengt; es iſt mir als ſollte ich einen kleinen Druck leſen. Und wird man bezahlt für ſeine Mühe? Selten. Darum halte ich mich lieber an Menſchenmaſſen und an Bücher. Da kann ich fortgehen, die kann ich weglegen, wenn ſie mir nicht gefallen oder wenn ich müde bin. In Geſellſchaften muß ich hören, was ich nicht Luſt habe zu hören, muß ſprechen, wenn ich nicht Luſt habe zu ſprechen, und muß ſchweigen, wenn ich reden möchte. Sie iſt eine wahre Krämerei, die ſogenannte geſellſchaftliche Unterhaltung. Was man in Centnern eingekauft, ſetzt man lothweiſe ab. Wie ſelten trifft man einen Menſchen, mit dem man en gros ſprechen kann! Wem, wie mir, ſeine Meinungen zugleich Geſinnungen ſind, wem der Kopf nur die Pairskammer iſt, das Herz aber die volksthümlichere Deputirtenkammer, der kann ſich nicht in Geſellſchaften behaglich fühlen, wo der ariſtokratiſche Geiſt allein Geſetze gibt. Drei, höchſtens fünf Freunde, oder dann Markt oder ein Buch — ſo liebe ich es. Das iſt die Philoſophie meiner Trägheit. Dazu kömmt noch, daß ich, wie gewöhnlich auf meinen Reiſen, ohne alle Empfehlungsbriefe hierher gekommen. Zwar braucht man ſie in Paris weniger als an andern Orten, hier wird man leicht von einem Bekannten zu einem Unbekannten geführt und ſo geht es ſchnell fort; aber ſich vorſtellen zu laſſen, mit anhören zu müſſen, wer und was man iſt, ſich unverdient, und was noch ſchlimmer, ſich verdient loben zu hören — das thut einem doch gar zu furios!

— Was ſagen Sie zu Antwerpen? Iſt es nicht ein Jammer, daß einem das Herz blutet? Iſt je ſo eine Schändlichkeit begangen würden? .... Das iſt nicht der und der Fürſt, der es gethan, das iſt nicht der König der Niederlande, der nicht der ſchlimmſte Fürſt iſt; das iſt die Fürſtennatur, die ſich hier gezeigt, die wahnſinnige Ruchloſigkeit, die meint, ihrem perſönlichen Vortheile dürfe man das Wohl eines ganzes Volkes aufopfern. Es iſt nicht mehr zu ertragen und ich fange an und werde ein Republikaner, wovon ich bis jetzt ſo weit entfernt war. Sie ſollten heute nur (im Meſſager) de Potter's Glaubensbekenntniß leſen und wie er ſagt, der beſte Fürſt tauge nichts, und er wäre für eine Republik. Nie hat Einer ſo klar und wahr geſprochen.

— Was ſagt man denn in Frankfurt von der Peſt (Cholera morbus), die jetzt in Moskau herrſcht? Die Krankheit hat ſich von Aſien dort hin gezogen. Es iſt eine Geſchichte gar nicht zum Lachen. In der geſtrigen Zeitung ſteht, der engliſche Geſandte in Petersburg habe ſeiner Regierung berichtet, dieſe fürchterliche Krankheit werde ſich wahrſcheinlich auch über Deutſchland und weiter verbreiten. Das iſt wieder Gottes nackte Hand! Die Fürſten werden gehindert ſein, große Heere zuſammenzuziehen und thun ſie es doch .... Es ahndet mir — nein ich weiß es, die Peſt wird vermögen, was nichts bis jetzt vermochte: ſie wird das trägſte und furchtſamſte Volk der Erde antreiben und ermuthigen. Peſt und Freiheit! Nie hat eine häßlichere Mutter eine ſchönere Tochter gehabt. Was kann der kommende Frühling nicht noch für Jammer über die Welt bringen! Thränen werden nicht ausreichen, man wird vor lauter Noth lachen müſſen. Und das Alles um des monarchiſchen Princips, und das alles um eines Dutzends armſeliger Menſchen willen! Es iſt gar zu komiſch.

— Die Revüe, welche verfloſſenen Sonntag auf dem Marsfelde über die Nationalgarde gehalten wurde, gewährte einen unbeſchreiblich ſchönen Anblick. Hundert tauſend Mann Soldaten, und wenigſtens eben ſo viel Zuſchauer, alle auf einem Platze, den man auf den angrenzenden Höhen ſo bequem überſieht. Was mich beſonders freute, war, daß hinter manchem Bataillon auch ein kleiner Trupp uniformirter Kinder zum Spaße mit zog. Die Officiere hatten, wie ich bemerkte, oft ihre Noth zu kommandiren, die Buben kamen ihnen immer zwiſchen die Beine. Dann zogen auch die Bleſſirten vom Juli an dem König vorüber, und darunter auch zwei Weiber mit Flinten, die damals mitgefochten. Der König wurde mit großem Jubel empfangen. Der Kronprinz (Herzog von Orleans) dient als gemeiner Kanonier bei der Nationalgarde und ſtand den ganzen Tag bei ſeiner Kanone und legte die Hände an wie die Uebrigen. Den fremden Geſandten, die alle bei der Revüe waren, mußte die ganze königliche Pöbelwirthſchaft doch wunderlich vorkommen. An den deutſchen Höfen wird jeder Prinz, ſobald er auf die Welt kömmt, gleich in ein Regiment eingeſchrieben, um von unten auf zu dienen, und ſo während er in's Bett pißt, avancirt er immerfort, iſt im ſiebenten Jahre Lieutenant, im zehnten Obriſt, und im achtzehnten General. Die Revüe dauerte von Morgens bis Abends; ich hatte natürlich nicht ſo lange Geduld. Wie es nur die Leute aushalten, ſo lange auf den Beinen zu ſein. Um acht Uhr Morgens zogen ſie aus, und es war acht Uhr Abends, als die letzten Legionen noch über die Boulevards zogen. Viele Nationalgarden, um ſich nicht zu ermüden, ſind zur Revüe hingefahren, und die vielen Cabriolets und Omnibus, aus welchen auf beiden Seiten Flinten hervorſahen, gewährten einen ſeltſamen Anblick.

Heute iſt das Miniſterium geändert, wie Sie aus den Zeitungen erfahren werden. Thiers, der Verfaſſer einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution, wird Unter-Staats-Secretär der Finanzen, alſo ohngefähr ſo viel als Miniſter. Ich kannte ihn früher. Er iſt kaum dreißig Jahre alt, kam zur Zeit als wir in Paris waren mit ſeinem Landsmann Mignet hierher, ganz fremd und unbeholfen. Ein Deutſcher meiner Bekannten nahm ſich der jungen Leute an und wies ſie zurecht, und jetzt iſt der Eine Staatsrath, der Andere Miniſter! Was man hier ſein Glück macht! Möchte man nicht vor Aerger ein geheimer Hofrath werden! Es iſt gerade ſo als wäre der Heine Miniſter geworden oder der Menzel oder ich. Und was ſind wir?

Freitag, den 5. November.

Mittwoch Abend war ich bei Gerard, dem berühmten Maler, deſſen Salon ſchon ſeit dreißig Jahren beſtehet und wo ſich die ausgezeichnetſten Perſonen verſammeln. Es iſt eine eigentliche Nachtgeſellſchaft; denn ſie fängt erſt um zehn Uhr an, und man darf noch nach Mitternacht dahin kommen. Gerard iſt ein ſehr artiger und feiner Mann; aber er hat viel Ariſtokratiſches. (Ich mußte darüber lachen, daß ich unwillkürlich aber ſchrieb.) Er ſieht mir nicht aus, als hätte er je das Mindeſte von unſerm deutſchen Kunſt-Katzenjammer gefühlt. Ich möchte ihm einmal die Phantaſieen eines Kunſtliebenden Kloſterbruders oder ſo ein anderes ſchluchzendes Buch zum Leſen geben — was er wohl dazu ſagte! Ich fand dort die Dichterin Delphine Gay; den dramatiſchen Dichter Ancelot; Humboldt;

Mayer-Beer; den Bildhauer David, der im vorigen Sommer in Weimar war, um Göthes Büſte aufzunehmen; unſern Landsmann, den jungen Hiller, der hier als Komponiſt und Klavierſpieler in großer Achtung ſteht; Vitet, den Schriftſteller, der unter dem Namen Stendthal ſchreibt und noch viele andere Gelehrte und Künſtler. Ein armer deutſcher Gelehrter wird gelb vor Aerger und Neid, wenn er ſiehet, wie es den franzöſiſchen Schriftſtellern ſo gut gehet. Außer dem vielen Gelde, das ſie durch ihre Werke verdienen, werden ſie noch obendrein von der Regierung angeſtellt. Stendthal iſt eben im Begriff nach Trieſt abzureiſen, wo er eine Stelle als Conſul erhalten. Vitet ſchreibt ſogenannte hiſtoriſche Romane, die ſehr ſchön ſind: Henri III, les barricades, les états de Blois. Der hat jetzt eine Anſtellung bekommen, um die ich ihn beneide. Er iſt conservateur des monuments d'antiquité de la France. Dieſe Stelle beſtand früher gar nicht, und der Miniſter Guizot, der Vitet protegirte, hat ſie erſt für ihn geſchaffen. Sein Geſchäft beſtehet darin, daß er jährlich ein paar Mal durch Frankreich reiſt und die alten Bauwerke aus der römiſchen Zeit und aus dem Mittelalter, Tempel, Waſſerleitungen, Amphitheater, Kirchen beſichtiget und darauf ſiehet, daß ſie nicht verfallen. Dafür hat er einen jährlichen Gehalt von funfzehn tauſend Franken und die Reiſekoſten werden beſonders bezahlt. Gäbe es eine angenehmere Stelle als dieſe für einen Menſchen, wie ich bin, der faul iſt und gern reiſt? Möchte man ſich nicht den Kopf an die Wand ſtoßen, daß man ein Deutſcher iſt, der aus ſeiner Armuth und Niedrigkeit gar nicht heraus kommen kann? In Deutſchland geſchieht wohl manches für Kunſt und Wiſſenſchaft, aber für Künſtler und Schriftſteller gar nichts. Hier vertheilt die Regierung jährliche Preiſe für die beſten Werke der Malerei, der Bildhauerkunſt, Lithographie, Muſik und ſo für Alle. Der erſte Preis beſteht darin, daß der Gewinnende auf fünf Jahre lang jährlich 3000 Franken erhält, und dafür muß er dieſe Zeit in Rom zu ſeiner Ausbildung zubringen. Einem Deutſchen würde dieſes Müſſen in Rom leben komiſch klingen, denn er iſt lieber in Rom als in Berlin, Carlsruhe. Aber Franzoſen erſcheint dieſes oft als Zwang, denn ſie verlaſſen Paris nicht gern. So hat die vorige Woche ein junger Menſch, Namens Berlioz, den erſten Preis der muſikaliſchen Compoſition erhalten. Ich kenne ihn, er gefällt mir, er ſiehet aus wie ein Genie. Geſchiehet je ſo etwas bei uns? Denken Sie an Beethoven. O! ich habe eine Wuth! Schicken Sie mir doch einmal eine Schachtel voll deutſcher Erde, daß ich ſie hinunterſchlucke. Das iſt ohne dies gut gegen Magenſäure, und ſo kann ich das verfluchte Land doch wenigſtens ſymboliſch vernichten und verſchlingen. Neukamp, ein deutſcher Componiſt (ich glaube er macht Kirchenmuſik) lebt in Talleyrands Hauſe; aber nicht als Muſiker, ſondern als Attaché! Er begleitet Talleyrand überall hin und iſt ihm auch jetzt nach England gefolgt. Es mag recht angenehm ſein, in Talleyrands Nähe zu wohnen. Bei uns gelangt man gar nicht zu ſo etwas. Gerard ſagte mir, daß er die Deutſchen ſehr liebe, und hielt ihnen eine große Lobrede. Es war Mitternacht, als man erſt den Thee auftrug. Welche Lebensart! Ich muß Ihnen doch die ſtatiſtiſche Merkwürdigkeit mittheilen, daß man hier zum Thee keine Serviette auflegt, ſondern die Taſſen und was dazu gehört auf den nackten Tiſch ſtellt. Gefällt Ihnen das? Aber dem Liberalismus iſt nichts heilig.

Dreizehnter Brief.

Paris, den 9. November 1830.

Spontini iſt gegenwärtig mit ſeiner Frau hier. Sie war vorgeſtern bei ***. Er kehrt wieder nach Berlin zurück. Ehe er von Berlin abreiſte, erließ er an die Kapelle eine Art Tagesbefehl, worin er ſeine Zufriedenheit mit ihr zu erkennen gibt, und die Kapelle antwortete darauf. Beide Briefe ſind gedruckt und Spontini vertheilt ſie hier. Als ich ſie bei *** las, hätte ich vor Wuth bald eine Taſſe zerbrochen. Von Seite Spontini's die größte franzöſiſche Unverſchämtheit; er ſpricht mit der Kapelle wie ein Fürſt mit ſeinen Unterthanen. Und von Seite der Kapelle die größte deutſche Niederträchtigkeit und Kriecherei. Es gibt nichts Bezeichnenderes als das. Spontini erzählte: in Berlin wird gegenwärtig Roſſini's Wilhelm Tell aufgeführt, aber mit ganz verändertem Texte wegen des revolutionären Geiſtes darin, und Schillers Wilhelm Tell dürfe gar nicht mehr gegeben werden. So weit ſchon iſt es jetzt in Preußen gekommen, die zweimal in Paris waren!

Es flog ein Gänschen über den Rhein,
Und kam als Gans wieder heim.

Die Theater werden jetzt frei gegeben, das heißt: es darf Jeder, der Luſt hat, ein Theater errichten und man braucht kein Privilegium mehr dazu, keine allergnädigſte, keine hohe, keine hochobrigkeitliche Erlaubniß mehr. Seit der Revolution hat auch die Theater-Zenſur aufgehört und es herrſcht vollkommene Lachfreiheit. Das alte Zeug wandert aus, und Deutſchland iſt das große Coblenz, wo alle emigrirten Mißbräuche zuſammentreffen. In Zeit von zehn Jahren werden die Freunde der politiſchen Alterthümer aus allen Ländern der Erde nach Deutſchland reiſen, um da ihre Kunſtliebhaberei zu befriedigen. Ich ſehe ſie ſchon mit ihren Antiquités de l'Allemagne in der Hand, Brille auf der Naſe und Notizbuch in der Taſche, durch unſere Städte wandern, und unſere Gerichtsordnung, unſere Stockſchläge, unſere Zenſur, unſere Mauthen, unſern Adelſtolz, unſere Bürgerdemuth, unſere allerhöchſten und allerniedrigſten Perſonen, unſere Zünfte, unſern Judenzwang, unſere Bauernnoth begucken, betaſten, ausmeſſen, beſchwatzen, uns armen Teufeln ein Trinkgeld in die Hand ſtecken, und dann fortgehen und von unſerm Elende Beſchreibungen mit Kupferſtichen herausgeben. Unglückliches Volk! . . wird ein Beduine mit ſtolzem Mitleide ausrufen.

Es gehet jetzt in der Kammer ganz erbärmlich her. Man hört da von den ehemaligen Liberalen Reden gegen die Preßfreiheit halten, wie ſie der Metternich nicht beſſer wünſchen kann. Es iſt ein Ekel, und ich mag gar nicht davon ſprechen. Benjamin Conſtant, Lafayette und noch einige Wenigen ſind die Einzigen, die der alten Freiheit treu geblieben. Das Miniſterium und die Kammer haben Furcht und handeln darnach und haben freilich die *Maſſe* der Nation auf ihrer Seite, nämlich den Teig, aber ohne die Hefen, nämlich die *Induſtriellen*, das heißt auf Deutſch: die miſerablen Kaufleute und Krämer, die nichts haben als Furcht und Geld. Da nun die letzte Revolution ihren Zweck nicht erreicht hat (denn die jetzigen Machthaber wollen darin nur eine Veränderung der Dynaſtie ſehen) und man den Franzoſen nicht freiwillig gibt, um das ſie gekämpft haben, wird eine neue Revolution nöthig werden; und die bleibt gewiß nicht aus.

Mittwoch, den 10. November.

Neulich bin ich bei Féruſſac eingeführt worden, der jede Woche Reunion hat. Er gibt ein Journal heraus, das in Deutſchland bekannt iſt. Er iſt jetzt Deputirter geworden. Man findet in ſeinem Salon alle fremden und einheimiſchen Blätter und Journale, alle intereſſanten Bücher und Kupferwerke und Gelehrte von allen Formaten. Man vertreibt ſich die Zeit mit Leſen und Kupferſtiche betrachten. Er fragte mich, was mein literariſches Fach wäre? Antworten konnte ich darauf nicht, weil ich es ſelbſt nicht wußte. Wenn Sie etwas Näheres davon wiſſen, theilen Sie mir es mit. — Ich haben in dieſen Tagen geleſen: Contes d'Espagne et d'Italie par Alfred de Musset. Ein junger Dichter. Es iſt merkwürdig, was der Aehnlichkeit mit Heine hat. Sollte man das von einem Franzoſen für möglich halten? — Die Memoiren von St. Simon machen mir erſtaunlich viel Freude. Vom Hofe Ludwigs XIV. bekommt man die klarſte Vorſtellung. Es iſt mir, als hätte ich dort gelebt. Aber auch nur vom Hofe. Vom Volke, von der Welt iſt gar keine Rede. Welche Zeit war das! Ich glaube, das Buch hat zwölf Bände.

— Manchmal, wenn ich um Mitternacht noch auf der Straße bin, traue ich meinen Sinnen nicht, und ich frage mich, ob es ein Traum iſt? Ich hätte nicht gedacht, daß ich noch je eine ſolche Lebensart vertragen könnte. Aber nicht allein, daß mir das nichts ſchadet, ich fühle mich noch wohler dabei. Ich war ſeit Jahren nicht ſo heiter, ſo nervenfroh, als ſeit ich hier bin. Die Einſamkeit ſcheint nichts für mich zu taugen, Zerſtreuung mir zuträglich zu ſein. Die langen Krankheiten der letzten Jahre haben mich noch mehr entmuthigt als geſchwächt, und hier erſt bekam ich wieder Herz zu leben. Die geiſtige Atmoſphäre, die *freie Luft*, in der man hier auch im Zimmer lebt, die Lebhaftigkeit der Unterhaltung und der ewig wechſelnde Stoff wirken vortheilhaft auf mich. Ich eſſe zweimal ſo viel wie in Deutſchland und kann es vertragen. Es kömmt aber daher, daß ich mich bei Tiſche unterhalte, ſelbſt wenn ich allein beim Reſtaurateur eſſe; die ewig wechſelnden Umgebungen, die Kaumanieren aller europäiſchen Mäuler, das würzt die Speiſen und macht ſie verdaulicher. Und die Ferien, die ſchönen Ferien! Das Ausruhen von der Logik — das iſt's vor allem, was meine Nerven liebkoſt. Aber dem Sauerkraute bleibe ich treu, das eine Band zerreiße ich nie, nie.

[illegible] der.

Mit Belgien, denke ich, wird ſich Alles friedlich beilegen. Die großen Mächte haben ſeine Unabhängigkeit bereits anerkannt und dem Gedanken entſagt, ihm den Prinzen von Oranien aufzudringen. Nur das Eine wird verlangt, daß es ſich zu keiner Republik mache. Die meiſten, wenigſtens die einflußreichſten Belgier, ſollen freilich für die republikaniſche Regierungsform geſtimmt ſein; ſie werden aber nachgeben müſſen. Ich wollte, ſie gäben nicht nach. Zwar halte ich eine Republik weder Belgien noch einem andern Lande unſeres entnervten Welttheils zuträglich; doch wäre das an deutſcher Grenze von großem Vortheile; es würde unſeren Abſolutismus etwas geſchmeidiger machen. Die Furcht iſt die beſte Gouvernante der Fürſten, die einzige, der ſie gehorchen. Die Furcht muß Deutſchlands Grenze bilden, oder alle Hoffnung iſt aufzugeben. Auf Talleyrand in London ſetze ich großes Zutrauen, und ich laſſe mich hierin von den Pariſer Manieriſten nicht irre machen. Er ſetzt beſtimmt alles durch; denn er iſt der einzige Staatsmann, der keine Leidenſchaften und kein Syſtem hat und darum die Verhältniſſe klar erkennt, wie ſie ſind. Er wußte die Fehler der Andern immer ſehr gut zu benutzen, und an Fehlern wird es auch diesmal nicht fehlen. Ich muß lachen, ſo oft ich den Jammer in den liberalen Zeitungen leſe, Talleyrand werde als ein Mitarbeiter an dem Wiener Frieden die Beſchlüſſe und Verträge der heiligen Allianz vertheidigen. Das iſt der rechte Mann, dem etwas heilig iſt!

Ich will es wohl gern glauben, wie es auch hier von Vielen behauptet wird, daß die Kataſtrophe von Antwerpen von den Inſurgenten übermüthig herbeigezogen worden; daß Chaſſé zu bombardiren gezwungen worden iſt; aber was ändert das? Man muß ſich nur immer fragen: wem gehört Belgien, oder jedes andere Land? Gehört es dem Volke, oder gehört es dem Fürſten? Die Belgier mögen vielleicht Unrecht haben mit ihrem Könige — ich habe ſelbſt nie deutlich eingeſehen, worüber ſie zu klagen hatten — aber es iſt Jeder Herr in ſeinem Hauſe, und ein König, den man nicht leiden kann, und wäre es auch blos wegen der Form ſeiner Naſe, den wirft man mit Grund zur Thüre hinaus. Ich finde das ganz einfach. Der franzöſiſche Geſandte in Holland, der nach dem Bombardement dem Könige Vorſtellungen machte, wegen des Schadens, den die franzöſiſchen und andern Kaufleute in Antwerpen erlitten, erhielt vom Könige zur Antwort: Mr l'Ambassadeur, je ne sacrifierai jamais les droits de ma couronne aux intérêts particuliers. Das ſoll erhaben ſein! Ich finde es ſehr lächerlich. Man macht noch viel zu viel Umſtände mit den Königen, man heuchelt zu viel. Man ſollte ihnen allen einen Termin von vier Wochen ſetzen, binnen welchen ſie eine beſſere Regierung einzuführen hätten, oder — fort mit ihnen.

— Das Buch der Lady Morgan habe ich noch nicht geleſen; ich will es mir aber heute noch holen laſſen. Die Straße Rivoli verdient ganz die Begeiſterung, mit der ſie von ihr ſpricht. Es iſt eine Straße, einzig in der Welt, die ſchönſte Symphonie von Kunſt, Natur, Geiſt und Leben. Es iſt ein Anblick, das kurzſichtigſte Auge, die engſte Bruſt zu erweitern. Ich wollte, unſere Philiſter wohnten alle Jahre vier Wochen lang in der Straße, ſtatt nach Wiesbaden zu gehen: das würde nicht allein ſie, ſondern auch uns heilen, die wir krank von ihnen werden. Mich ärgert es, ſo oft ich hierher komme, daß ich nicht reich genug bin, mich da einzumiethen. Den ganzen Tag ſtände ich am Fenſter und blätterte in dem großen Buche mit den ſchönen Zeichnungen. Ich hätte gar nicht nöthig, aus dem Hauſe zu gehen, die Welt käme zu mir in das Zimmer. Aber Geld! Geld! nervus rerum gerendarum — das heißt auf Deutſch: ich habe ſchwache Nerven. — Schicken Sie mir durch Gelegenheit meine Andachtſtunden.

Vierzehnter Brief.

Paris, Mittwoch, den 17. November 1830.

Geſtern bin ich in mein neues Logis gezogen. Ich wohne — o der Schande! — wie eine Operntänzerin, die einen reichen Liebhaber hat. Alle Möbel von Mahagoni, Marmor und Bronze; prächtige Pendule; fünf große Vaſen, voll der ſchönſten Blumen; ſtolze allerhöchſte Flambeaus, die ſich der bürgerlichen Talglichter ſchämen, die ich ihnen aufgeſteckt; Stühle und Sopha, mit braunem gelbgeblümten Sammet überzogen; die zärtlichſten Bergères, in die man eine halbe Minute einſinkt, ehe man den Grund erreicht; ſcharlachrothe Fußdecken und die Wände mit Spiegeln bedeckt. Es iſt alles ſo voll von Möbeln, daß ich kaum Platz zu wohnen habe. Unter den vielen Koſtbarkeiten wage ich mich nicht zu bewegen, wage ich nicht, was ſonſt meine Luſt iſt, gedankenlos oder gedankenvoll im

Zimmer auf- und abzugehen; denn da ſteht überall umher ſo viel herabzuwerfen, ſo viel Zerbrechliches, daß die kleinſte Zerſtreuung mich zu Grunde richten könnte. Einige Schlingels von Deutſchen, welche mich beſuchen, machen mir die größten Sorgen. Sie rauchen Cigarren und die heiße Aſche, welche herabfällt, brennt Löcher in die Fußdecke. Dann ſchaukeln ſie ſich mit vaterländiſcher Ungezogenheit und ausländiſcher Lebhaftigkeit auf den Stühlen und halten mich in beſtändiger Angſt, daß ſie einmal das Gleichgewicht verlieren und auf eine theure Vaſe oder einen, ſelbſt vereinigtem Patriotismus unbezahlbaren Spiegel fallen möchten. Mein Schlafzimmer — das iſt über alle Beſchreibung. Die darin befindlichen Möbels und Toiletten-Geräthſchaften ſind nach den ſchönſten herkulaniſchen Muſtern, theils im hetruriſchen, theils im griechiſchen Style geformt. Ich waſche mich aus einem Delphiſchen Weihkeſſel und knüpfe mein Halstuch vor einem Altar der Venus. Mein Bett iſt das Lager der Aurora. Morgenrothe Wolken, von weißen und grünen Sonnenſtreifen durchzogen, ſchmücken ſeinen Himmel. Die Wand, an welcher es ſteht, iſt ein großer Spiegel; darin muß ich mich beſchauen — da iſt keine Rettung. Das Kopfkiſſen iſt mit Spitzen garnirt, die mir wie Spinnen im Geſicht herumkrabbeln und mich ſchon einige Male auf eine ſchauerliche Weiſe aus dem Schlafe geweckt haben. Kurz, es giebt nichts ſchöneres, anmuthigeres, adeligeres, als meine neue Wohnung; ſie iſt ein koſtbares Etui, das nur viel zu zierlich iſt für den unzierlichen Schmuck, den es einſchließt.

— Sie werden geleſen haben, daß die franzöſiſche Regierung die Juden auf gleichen Fuß mit den chriſtlichen Staatsbürgern ſetzen und die Beſoldung ihres Kultus übernehmen will. Es iſt doch wieder ein Schritt vorwärts. Wie lange wird es noch dauern, bis man bei uns an ſo etwas nur denkt — von der Ausführung gar nicht zu ſprechen. Die gefoppten Theologen des adeligen Tugendbundes haben in ihrer Weisheit und Menſchenliebe die Lehre zu verbreiten geſucht: die bürgerliche Geſellſchaft ſei eine Taufanſtalt und es könne daher ein Jude kein Staatsbürger ſein. Dieſe frommen Herren haben ſchwere Köpfe und noch ſchwerere Füße. Erſt dauert es Jahrhunderte, bis ſie fortſchreiten wollen, und dann andere Jahrhunderte, bis ſie fortſchreiten können. Es iſt zum Erbarmen!

Aber die franzöſiſche Regierung, wie jede andere, ſieht ihre Entwickelung zur Freiheit als eine auferlegte Buße an, und gleich jenen Wallfahrern nach Rom, macht ſie einen Schritt zurück, ſo oft ſie zwei Schritte vorwärts gethan. Den Juden hat ſie etwas gegeben und dafür hat ſie der Preßfreiheit viel genommen. Die Cautionen für die Journale, eine Tyrannei der vorigen Regierung, ſollen beibehalten werden. Es iſt dieſes ſo ſehr gegen den Geiſt der Freiheit, daß man die letzte Revolution als ganz fruchtlos anſehen kann. Wie merkwürdig! Dieſe Juli-Regierung, die kaum aus dem Ei gekrochen und noch ganz dotrig iſt, kräht ſchon wie ein alter Hahn, und thut ſtolz und feſt wie ein unbeſtrittener Hof-König! Die Majorität der Kammer unterſtützt ſie nicht bloß in ihren unbedachten Schritten, ſondern ſie verleitet ſie noch dazu. Das ſind die Gutsbeſitzer, die reichen Bankiers, die Krämer, die ſich mit einem vornehmen Worte die Induſtriellen nennen. Dieſe Menſchen, die fünfzehn Jahre lang gegen alle Ariſtokratie gekämpft — kaum haben ſie geſiegt, noch haben ſie ihren Schweiß nicht abgetrocknet, und ſchon wollen ſie für ſich ſelbſt eine neue Ariſtokratie bilden: eine Geld-Ariſtokratie, einen Glücks-Ritterſtand. Wehe den verblendeten Thoren, wenn ihr Beſtreben gelingt, wehe ihnen, wenn der Himmel nicht gnädig iſt und ſie aufhält, ehe ſie ihr Ziel erreichen. Die Ariſtokratie des Adels und der Geiſtlichkeit war doch nur ein Princip, ein Glaube; man konnte ſie bekämpfen und beſiegen, ohne den Edelleuten und den Geiſtlichen in ihrer ſinnlichen Lebensſphäre wehe zu thun.

War dieſes in der franzöſiſchen Revolution doch geſchehen, ſo war dieſes nur Mittel, nicht Zweck, war eine zwar ſchwer zu vermeidende, doch keineswegs nothwendige Folge des Kampfes. Werden aber Vorrechte an den Beſitz gebunden, wird das franzöſiſche Volk, deſſen höchſte Leidenſchaft die Gleichheit iſt, früher oder ſpäter das zu erſchüttern ſuchen, worauf die neue Ariſtokratie gegründet worden — den Beſitz, und dieſes wird zur Gütervertheilung, zur Plünderung und zu Gräueln führen, gegen welche die der frühern Revolution nur Scherz und Spiel werden geweſen ſein. Was mich aber an dieſen Journal-Cautionen am meiſten betrübt, ſind die üblen Folgen, welche ſie, wie ich ſicher erwarte, für Deutſchland haben werden. Unſere Regierungen werden gewiß, wenn ſie den Forderungen der Preßfreiheit nicht länger ausweichen können, jene franzöſiſche Erfindung der Cautionen benutzen, und dann iſt Preßfreiheit nur ein trügeriſches Wort. Wir haben keine reichen Schriftſteller, wie es deren ſo viele in Frankreich gibt; ſie ſind alle arm oder dem Staate dienſtbar. Keiner wird daher im Stande ſein, die Caution aus ſeinem eigenen Vermögen zu leiſten, und man wird um ein Journal zu gründen, ſich in den Sold eines Buchhändlers geben müſſen, der nur auf ſeinen merkantiliſchen Vortheil ſieht und daher leicht durch

Hoffnung des Gewinns-beſtochen, oder durch Furcht vor Verluſt eingeſchüchtert werden kann.

— Das Gebet um Preßſklaverei in der Münchener Flora hat mich erquickt wie Bairiſch Bier. Ich danke Ihnen dafür. Geräth dieſe holde Flora einmal in meine Gewalt, o, wie will ich ſie zerblättern und zerknittern! Sie können mir keine größere Freude machen, als wenn Sie mir deutſche Dummheiten mittheilen. Geſtern las ich wieder etwas ſehr ſchönes von dem Berliner Correſpondenten in der Allgemeinen Zeitung, meinem Schätzchen. Er ſagt unter andern: der Volksauflauf neulich in Berlin hätte gar nichts zu bedeuten gehabt, das wären blos „Neugierigkeits-Aufläufe“ geweſen. So wird doch immer auf das Beſte dafür geſorgt, daß ich in Frankreich mein Deutſch nicht verlerne!

Samſtag den 20. November.

Ein Wiener Gelehrter hat mir in dieſen Tagen geſchrieben und ich will Ihnen Einiges aus ſeinem Briefe mittheilen. Eine Art Kerkerluſt weht durch alle ſeine Worte, eine gewiſſe Trauer iſt über ſeine Reden verbreitet und ſo wahr und liebevoll iſt alles, was er ſpricht, daß es mir in das Herz gedrungen.

Wie ſehr ſind die armen Wiener Gelehrten zu bemitleiden! Sie leben im ſchnödeſten Geiſtesdrucke, und darum und weil ſie ſich gar nicht ausſprechen dürfen, müſſen ſie die freiſinnigen Ideen in Philoſophie und Politik weit lebhafter fühlen und müſſen viel ſchmerzlicher von ihnen gequält werden, als wir Andern, die wenigſtens klagen dürfen. Nachdem Herr *** von dem Eindrucke geſprochen, den meine Schriften auf ihn und einen andern gleichgeſinnten Freund gemacht, und mir ſeine Uebereinſtimmung mit meinen Anſichten lebhaft zu erkennen gegeben, fährt er fort: „Es thut Noth in ſo zerſpaltener, einheitsliebloſer Zeit, daß ihre Beſſeren und Edleren ſich „finden, erkennen, lieben und vereinigen für ihr gleiches Ziel — das allein Rechte — die Freude des „Menſchen und das Wohl der Einzelnen wie des „ganzen Geſchlechts, das ja nur die Summe aller „Einzelnen iſt. Darum iſt eben ſo ſchön und tief „der Satz, den Sie im ſiebenten Bande Ihrer „Schriften ausſprechen und gegen den nicht nur die „Theologen, ſondern Alle, die ſelbſtſüchtig und Feinde „der Freiheit ſind, aufſtehen — der Satz: die „Menſchheit iſt um der Menſchen willen „da.“

„Es iſt wohl an der Zeit, daß der eingeriſſene „Ideen Götzendienſt einmal aufhore und daß der le

„bendige Menſch nicht mehr einem luftigen Ideal geopfert und mit ihm nicht mehr Experimente angeſtellt werden. Ihr ausgeſprochener Satz, folgerecht durchgeführt, wirft alle Syſteme über den Haufen und ſtatt des todten Begriffs Menſchheit ſteht der lebendige Menſch ſchaffend im Mittelpunkt der Welt.“

„Dieſen Satz kann aber eben nur wahrnehmen und ausſprechen der Menſch, der in ſich Kern, Werth und Würde trägt; wer ſelbſt nichts iſt, muß ſich natürlich entweder unter den Schutz, ich weiß nicht welcher Idee, als einer eingebildeten Macht begeben, oder er muß geradezu, wenn er ſcheinbar etwas ſtärker iſt, das Thierrecht des Stärkeren, d. h. die Selbſtſucht ſchlechtweg für ſich anſprechen.“

„Wir ſehen auch die Zeit nach dieſer Spaltung in zwei Theile getheilt. Der eine, die Gelehrten, brütet über Ideen und ſucht im Trüben zu fiſchen; der andere, die Materiellen, als die Stärkern, ſpricht geradezu durch Wort und That die Selbſtſucht aus und tritt den Begriff, wie den lebendigen Menſchen in allen Verhältniſſen mit Füßen, wogegen die andern blos die Hände ringen und die Vorſehung zum Zeugen der Frevel ausrufen. —

„Was uns am meiſten Noth thut, iſt — Vereinigung. . . .“

Ich erſtaune gar nicht, einen Wiener ſo ſprechen zu hören; denn eigentlich iſt Oeſterreich die hohe Schule des Liberalismus. Wohin uns Andere oft nur philoſophiſche Speculation führt, dahin bringt Jene die Noth, und Noth iſt eine beſſere Lehrerin als Philoſophie. Hören Sie ferner, was er von Göthe ſagt, wobei ich nur nicht begreiſe, was ihn auf den Gedanken gebracht haben mag, daß ich hierin anderer Meinung ſei, als er ſelbſt. Ich erinnere mich zwar nicht, je meine Abneigung gegen Göthe deutlich ausgeſprochen zu haben: aber ſie iſt ſo alt und ſo ſtark, daß ſie in meinen Schriften doch wohl einmal hervorgeſchienen haben muß.

„Was mich aber wundert, iſt dies, daß ſie den
„wilden Göthe öfters anführen. Dieſer Menſch iſt
„ein Muſter von Schlechtigkeit; man kann in der
„Weltgeſchichte lange ſuchen, bis man einen ſeines
„Gleichen findet. Thöricht iſt es, daß man immer
„ſagt: Schiller und Göthe, wie Voltaire und Rouſſeau.
„Um ſo viel Rouſſeau mehr iſt als Schiller, um ſo
„viel iſt Göthe ſchlechter als Voltaire. Göthe war
„immer nur ein Deſpotendiener; ſeine Satyre trifft
„weislich nur die Kleinen; den Großen macht er den
„Hof. Dieſer Göthe iſt ein Krebsſchaden am deut-

„ſchen Körper und das Aergſte iſt noch, daß Alles
„die Krankheit für die üppigſte Geſundheit hält und
„den Mephiſtopheles auf den Altar ſetzt und Dichter-
„fürſten nennt. Ja Fürſten- d. i., Deſpotendichter
„ſollte er eigentlich heißen.“

Wie wahr, wie wahr das Alles, und wie heilſam wäre es, ſolche Geſinnung — nicht zu verbreiten, ſie iſt verbreitet genug — ſondern den Muth zu verbreiten, ſie auszuſprechen. Göthe iſt der König ſeines Volkes; ihn geſtürzt, und wie leicht dann mit dem Volke fertig zu werden! Dieſer Mann eines Jahrhunderts hat eine ungeheuer hindernde Kraft; er iſt ein grauer Staar im deutſchen Auge, wenig, nichts, ein bischen Horn — aber beſeitigt das und eine ganze Welt wird offenbar. Seit ich fühle, habe ich Göthe gehaßt, ſeit ich denke, weiß ich warum. Wir haben oft davon geſprochen, und Sie begreifen meine Freude, in einer Geiſtes-Wüſte, wie Oeſterreich iſt, einem menſchlichen Weſen begegnet zu ſein, das fühlt und denkt wie ich.

— Saphir wurde von allerhöchſten Händen aus Bayern gejagt, weil er gegen einen Komödianten geſchrieben! C'est perruque — würde ein Pariſer ſagen; aber ich kann nicht lachen darüber. Was helfen Barrikaden gegen ſolche Charlesdischen, gegen ſolche Ordonnänzchen? Das kriecht einem zwiſchen die Beine durch, das macht ſich, wie Waſſer, durch die kleinſte Lücke Bahn. Es iſt zum Verzweifeln, daß deutſche Tyrannei zugleich ſo viel Lächerliches hat: das lähmt den Widerſtand. Warum aber unſere Fürſten ſich ſo große Mühe geben, die franzöſiſche Revolution, die viel Metaphyſiſches hat, den Bürgern und Landleuten durch Zeichnungen, Modelle und Experimente faßlich zu machen — das begreife ich freilich nicht. Es muß wohl Schickung ſein.

— Wenn ſich unſere Kaufleute, die viel dabei verlieren, über Belgien ärgern, ſo laſſe ich das hingehen. Aber die Andern — ſie betrachten das Alle aus einem falſchen Geſichtspunkte. Es iſt wahr, es fanden viel Pfaffen Intriguen Statt; aber was thut das? Die Belgier haben ihren König nicht länger behalten wollen, ſie haben ihn fortgejagt und ſeine Leute geprügelt — iſt das nicht ſchön und ein gutes Beiſpiel nachzuahmen? Ein König für Saphir, das iſt billig. Herr Wellington iſt auch abgeſetzt. Wahrhaftig, mich dauern die armen Diplomaten; es kommt dieſen Schwachköpfen gar zu viel auf einmal über den Hals; wie eine Sündfluth gießen die Verlegenheiten auf ſie herab. Die Aenderung des engliſchen Miniſteriums iſt für uns auch gut. Leſen Sie im heutigen Conſtitutionnel, wie der Belgiſche Geſandte in London, Herr v. Weyer, nach ſeiner Rückkehr öffentlich im Congreſſe von ſeiner Sendung Rechenſchaft abgelegt, und wie er vor allem Volke erzählte, was Wellington, Aberdeen, der Prinz von Oranien, und Andere mit ihm verhandelt. Das hat mich ſehr amüſirt. Diplomatiſche Geheimniſſe öffentlich in einer Ständeverſammlung auszuplaudern und das während die Verhandlungen noch im Gange ſind, das iſt unerhört, das iſt himmelſchreiend — werden ſie in Berlin, Wien und Frankfurt ſagen.

— Der neue Miniſter des Innern, Montalivet, iſt erſt achtundzwanzig Jahre alt. Er war nie Referendär, nie Hofrath, nie Regierungsrath, nie Geheimer-Regierungsrath, nie Kammerdirector, nie Präſident — plötzlich iſt er Miniſter geworden. Es gibt keinen Gott mehr.

Funfzehnter Brief.

Freitag, den 3. Dezember 1830.

Es raucht heute wieder in meinem Zimmer, und ich ſchreibe Ihnen unter Thränen und Seufzern. Aber das iſt nun einmal nicht zu ändern in Paris, es gehet in vielen Häuſern nicht anders. Man hat hier eine eigene Art Aerzte für kranke Kamine, Rauchkünſtler (fumistes) genannt. Es ſind aber eben Aerzte. Man weiß oft nicht, ob die Krankheit ſie, oder ob ſie die Krankheit herbeigeführt. Geſtern hat ein ſolcher Künſtler an meinem Kamine gearbeitet, und als man ihn heute wieder holte, weil es noch ſtärker rauchte als vorher, ſagte er, es läge am Wetter und er wolle kommen, ſobald es nicht mehr rauche und dann helfen.

— Jetzt um dieſe Weihnachts-Zeit, was wird hier in den Läden nicht alles ausgeſtellt, das Größte und das Kleinſte, für Könige und für Bettler. Es iſt gefährlich über die Straße zu gehen, es iſt als wenn Räuber, die Piſtole auf der Bruſt, uns unſer Geld abforderten.

— Ich leſe mit großem Vergnügen Diderots nachgelaſſene Briefe an eine Freundin, die erſt im Anfange dieſes Jahres erſchienen ſind. Wenn ich Ihnen ſolche große Briefe ſchriebe, dann wären Sie mit mir zufrieden. Briefe, zwölf gedruckte Seiten lang, und über Alles. Als er ſeine Freundin, ſeine Sophia kennen lernte, war er ſchon 46 Jahre alt! Aber es iſt nicht Freundſchaft, es iſt die heißeſte jugendlichſte Liebe, wenigſtens in den Reden; denn es kann leicht ſein, daß ſie ſich Beide nur etwas weiß gemacht. Dieſe Briefe ſind an eine Mademoiſelle Volland gerichtet, ein Mädchen, das bei der Mutter lebte. Wie alt ſie iſt, erfährt man nicht. Aber die Liebe und die Correſpondenz dauern länger als zwanzig Jahre. Und Diderot war verheirathet! Ich habe keine Vorſtellung davon, wie ein Mann von 46 Jahren und der noch überdies an der Ehe leidet, welche doch immer eine Art Gicht iſt, ſich noch verlieben kann. Das kann aber auch nur ein Franzoſe. Der Deutſche hat gewiß mehr wahres Gefühl, mehr innere Wärme; aber die theilt ſich nicht mit. Wir haben kalte Hände und ſind kalt bei der Berührung. Die Briefe ſind charmant, nur muß man beim Leſen die unverdaulichen Liebeserklärungen wie die Kirſchkerne ausſpeien. Schreibt doch einmal der alte Junge: „que vos regards étaient tendres hier! Combien ils le sont depuis quelque temps! Ah! Sophie, vous ne m'aimiez pas assez si vous m'aimez aujourd'hui davantage.“ O! das iſt noch kühl gegen das Uebrige, er ſchreibt oft mit kochender Dinte.

— Haben Sie in der geſtrigen franzöſiſchen Zeitung die Rede geleſen, welche Auguſt Perrier für die Juden gehalten? darin bekommen auch die Frankfurter Kaufleute einen tüchtigen Hieb, indem geſagt wird, wie ſie aus Handelsneid mit den freien Städten die Juden verfolgen.

— Schreiben Sie mir doch genau und umſtändlich, ob man bei uns an den Krieg glaubt. Nach den geſtrigen Nachrichten hätten Frankreich und England vor einigen Tagen eine Offenſiv- und Defenſiv-Allianz geſchloſſen. Es wäre ſchön, wenn das wahr wäre; dann wäre es doch endlich einmal dahin gekommen, wohin es früher oder ſpäter kommen muß, zum ſtrengen Gegenſatze der feindlichen Elemente: die Freiheit hier, die Deſpotie dort — und jetzt ſchlagt Euch, ich ſehe zu. Ich weiß wahrhaftig noch nicht, was ich thue, wenn es Krieg gibt, ob ich unter die Kavallerie, oder die Infanterie gehe, oder unter dem Federvolk diene; denn thun muß ich etwas. Sie werden auf jeden Fall mein Knappe, tragen mir Pflaſterſteine zu oder verſorgen mich mit ſeinen Federlappen.

— Dieſe Woche habe ich mich einen Abend ſehr amüſirt. Ich war zu einem jungen Dichter, Namens ***, eingeladen, um eine Ueberſetzung des Macbeth vorleſen zu hören. In Deutſchland hätte mich ſchon der Gedanke, einen ganzen Abend auf dem Stuhle feſt zu ſitzen, um eine Vorleſung zu hören, zur Verzweiflung gebracht und die Wirklichkeit hätte mich getödtet. Aber hier wußte ich vorher, daß die theatraliſche Beleuchtung, die alle geſellſchaftlichen Verhältniſſe glänzend macht, mich unterhalten würde. Und ſo kam es auch. Da waren genau gezählt 32 Schriftſteller verſammelt, meiſtens jüngere, alle Romantiker. Da war nichts zum Lachen, die Maſſe war zu groß, zu Ehrfurcht gebietend, es war wie eine Kirche, wie eine Gemeinde. Ich habe mit Vielen geſprochen, mit Victor Hugo und Andern . . . Sie ſprachen mir von Göthe und Schiller und von Schiller und Göthe ohne Ende. Sie meinten wohl, ich hätte Vergnügen daran. Einer fragte mich nach Klopſtock, Kleiſt, Ramler, die ich alle nicht kenne. Jetzt ſetzte ſich die romantiſche Gemeinde an den Wänden herum, und Herr *** ſtellte ſich vor das Kamin, Rücken gegen Feuer gelehnt, und fing zu leſen an. Mir war doch ein bischen Angſt vor der Zukunft und was ich in den nächſten drei Stunden würde mit anhören müſſen. Aber es ging alles gut. Die Ueberſetzung war ganz vortrefflich, ich hätte es nicht für möglich gehalten. Es war freilich immer nur durchgeſchlagener Shakeſpeare, es blieb aber noch genug zu leiſten übrig. Auch las er meiſterhaft vor und — applaudirt und bravo! wie auf dem Theater. Und da kam ein Zufall dazu, der die Sache noch theatraliſcher machte. In der Scene, wo ſich Makbeth an den Tiſch ſetzen will, und vor dem Geiſte des ermordeten Königs, der ſeinen Stuhl eingenommen, zurückſchaudert, fing der Kamin zu rauchen an, und bildete eine Wolke, die recht gut einen Geiſt vorſtellen konnte. Mir, der am Kamine neben dem ſtehenden Dichter ſaß, gingen die Augen über, aber der begeiſterte Vorleſer merkte nichts eher, als bis ſein grauer Staar reif geworden war und er gar nichts mehr ſehen konnte. Da mußte er ſich unterbrechen, und die Thüre öffnen laſſen. Spaßhaft war es mir, recht deutlich zu merken, daß alle die Herren da, welche den Shakeſpeare nicht ſo auswendig wiſſen, als wir Deutſchen, überraſcht von den Schönheiten des Drama's in begeiſterndes Lob ausbrachen, aber dieſes Lob gar nicht dem Shakeſpeare, ſondern dem Ueberſetzer zuwandten. Dreißig Schrift ſteller in einem Zimmer, das findet man in Deutſchland ſelten.

Mit den Lithographien von den franzöſiſchen Revolutionsſcenen, zu welchen ich gern den erklärenden Text geliefert, iſt es anders, als ich mir gedacht. Es kömmt kein Text dazu; ſondern die Zeichnungen werden zu den ſchon vorhandenen Freiheitsliedern, der Marſeillaiſe, der Pariſienne und andern gemacht. Wenn nur die Zeichnungen nicht von altdeutſcher, ſüßlicher, wehmüthiger, romantiſcher Art werden, wie ich es von dem Zeichner, deſſen frühere Arbeiten ich geſehen, faſt erwarte. Die praktiſchſte Sache von der Welt, die letzte Revolution, würde dann in lauter romantiſchen Rauch aufgehen, und die Deutſchen, die ſich ja daran begeiſterten, würden lernen, wie ſie einſt in jener Welt, im Himmel, den Satan mit ſeinem Volk niederpflaſtern und verjagen, aber nicht wie in dieſer die Miniſter und Polizei. Das Freiheitsgedicht von Simrock, das Sie mir geſchickt, iſt auch in dieſem unſeligen romantiſchen Geiſte. Gar nichts Muthentflammendes darin, nur Muthtödtendes. Ich mag mit dieſem Heiligen nichts mehr zu thun haben. Es iſt aber eine ſchöne Erfindung mit den Pflaſterſteinen, dem Gegengift der Pulvererfindung!

Sechszehnter Brief.

Paris, Mittwoch den 8. Dezember 1830.

Es iſt entſetzlich mit Goethe's Sohn! Ich hätte weinen mögen. Wie hart mußte ein Schickſal ſein, das dieſen harten Mann mürbe machte. Nach dem letzten Berichte war er hoffnungslos und jetzt iſt er wahrſcheinlich todt. Es iſt mir, als würde mit Goethe die alte deutſche Zeit begraben, ich meine an dem Tage müſſe die Freiheit geboren werden. — — Heute ſtehen wieder ſchöne Lügen im Conſtitutionnel. In Berlin und in den Rheinprovinzen hätten aufrühreriſche Bewegungen Statt gefunden, und die preußiſchen Truppen kehrten von den Grenzen zurück. Und in Metz hätten zwei Deutſche 2000 franzöſiſche Cocarden gekauft, und das alles, wird verſichert, käme aus achtungswerther Quelle. Aber in der Schweiz gehet es ernſthaft her. Das wäre ein großer Schritt für Deutſchland, wenn ſich die

Schweizer frei machten von ihren Ariſtokraten, die ſchlimmer ſind als die Könige und gefährlicher. Dann hätte das ſüdliche Deutſchland einen Stützpunkt, und es könnte handeln. Auch wäre gewonnen, daß man in der Schweiz dann freie Zeitungen ſchreiben und von dort nach Deutſchland verbreiten könnte. Aber was hilft mich alle Freiheit, wenn ich keinen Tabak habe? Ich bin überzeugt, daß wenn mir noch ſechs Monate der Tabak fehlte, ich ein vollkommener Ariſtokrat würde. Ich fühle leider ſchon, wie ich täglich ſauberer und höflicher werde.

— Der Artikel im Conſtitutionnel le faubourg St. Germain iſt freilich nicht verſöhnlicher Art; aber das will und ſoll er auch nicht ſein. Die Regierung und ihre Anhänger werden durch die halsſtarrigen edlen Vorſtädter in wirkliche Verlegenheit geſetzt und ſie ſind ärgerlich darüber, weil ſie es nicht ändern können. Die Ultras haben ſich faſt alle aus Paris zurückgezogen und wohnen dieſen Winter auf ihren Gütern. Dadurch (und das iſt ihre edle Abſicht) leiden die Gewerbsleute ganz ungemein. Man hat berechnet, daß durch die Abweſenheit der Ultras und eines Theiles von der gewöhnlichen Anzahl der Fremden, der durch die Revolution verſcheucht worden iſt, Paris in dieſem Jahre fünf und ſiebenzig Millionen verliert, und daß, wenn nicht glücklicher Weiſe der reiche B. angekommen wäre, der Verluſt auf hundert Millionen ſteigen würde. Der Conſtitutionnel ärgert ſich darüber und das macht ihn bitter. Es amüſirt mich ſehr, daß mich der Conſtitutionnel, ſonſt mein luſtiger Rath, ſeit der Revolution ſo ſehr ennuyirt. So auch die andern Kameraden. Sie ſind erſchöpft, ihre Zeit iſt aus, und ihr fortgeſetztes Liberal-Thun ſtehet ihnen ſo lächerlich, wie alten Weibern das Kokettiren an. Man muß ſich an die jungen Zeitungen halten: le temps, national, la révolution. Selbſt der Figaro iſt nicht mehr ſo witzig als ehemals. Es geſchehen nicht Dummheiten genug mehr. Warum gehet er nicht nach Deutſchland? — — H. hat mir geſagt, ſeine Mutter hätte ihm geſchrieben, die St... hätte ihr geſagt, Sie hätten ihr geſagt, ich hätte Ihnen geſchrieben, ich ginge in Paris noch Nachts zwei Uhr auf der Straße herum. Iſt das wahr? Das iſt ja ein ſchöner Klatſch-Knäul!

— Sie haben Angſt vor den zwölf Löwen und Tigern? Das wundert mich gar nicht, Sie haben ſchon vor weniger Angſt gehabt. Hören Sie, was neulich dem Dr. *** begegnete. Er wird Abends zu einer Kranken gerufen. Die Frau lag im Bette, und der Schirm vor dem Lichte machte das Zimmer unhell. Während nun *** ſeine Kranke ausfragte, fühlte er auf ſeiner herunterhängenden Hand den heißen Kuß einer breiten ſtechenden Zunge. Er blickt hin und gewahrte einen lieblichen großen Tiger. Behutſam ziehet er die Hand zurück. Dann erhebt ſich der freundliche Tiger, ſtellt ſich auf die Hinterfüße und legt ſeine Vorderfüße auf ***'s Schultern. „Fürchten Sie ſich nicht — ſagte die kranke Frau — der Tiger iſt zahm.“ Die Kranke war die Frau eines gewiſſen Martin, der hier eine Menagerie zeigt, und durch die Kühnheit, mit welcher er mit ſeinen Beſtien ſpielt, vieles Aufſehen macht. Ich glaube, er war früher auch in Frankfurt. Der zahme Tiger, den er in ſeinem Wohnzimmer frei herumlaufen läßt, gehörte früher dem Marine-Miniſter. Ich an Dr. ***'s Stelle hätte große Angſt gehabt. Er erzählte Folgendes: der verſtorbene B. in Rom glaubte die Gabe zu beſitzen, jedes Menſchen künftiges Schickſal aus deſſen Geſichtszügen zu erkennen. Dabei wurde er wie von einer dämoniſchen Gewalt wider ſeinen Willen angetrieben, allen ſeinen Bekannten ihr Schickſal vorher zu ſagen. Dr. *** bat ihn oft, ihn mit ſolchen Sachen zu verſchonen, er wolle ſein Schickſal nicht wiſſen. B. aber konnte ſich nicht bezwingen, und ſagte ihm endlich: er ſolle ſich vor wilden Thieren hüten. Ich habe Martins Menagerie noch nicht geſehen, habe mir aber vorgenommen, nur in Dr. ***'s Geſellſchaft dahin zu gehen, damit wenn einer von uns gefreſſen werden ſoll, er es werde, wie es prophezeit worden.

— Sonntag habe ich einem Concerte im Conſervatoire beigewohnt. Ein junger Componiſt, Namens Berlioz, von dem ich Ihnen ſchon geſchrieben, ließ von ſeinen Compoſitionen aufführen; das iſt ein Romantiker. Ein ganzer Beethoven ſteckt in dieſem Franzoſen. Aber toll zum Anbinden. Mir hat alles ſehr gefallen. Eine merkwürdige Symphonie, eine dramatiſche in fünf Acten, natürlich blos Inſtrumental Muſik; aber daß man ſie verſtehe, ließ er wie zu einer Oper einen die Handlung erklärenden Text drucken. Es iſt die ausſchweifendſte Ironie, wie ſie noch kein Dichter in Worten ausgedrückt, und alles gottlos. Der Componiſt erzählt darin ſeine eigene Jugendgeſchichte. Er vergiftet ſich mit Opium und da träumt ihm, er hätte die Geliebte ermordet und würde zum Tode verurtheilt. Er wohnt ſeiner eigenen Hinrichtung bei. Da hört man einen unvergleichlichen Marſch, wie ich noch nie einen gehört. Im letzten Theile ſtellt er den Blocksberg vor, ganz wie im Fauſt, und es iſt alles mit Händen zu greifen. Seine Geliebte, die ſich ſeiner unwürdig zeigte, erſcheinet auch in der Walpurgisnacht; aber nicht wie Gretchen im Fauſt, ſondern frech, hexenmäßig . . . . . In der Kunſt und Literatur, wie in der Politik, gehet die Frechheit der Freiheit voraus. Das muß man zu würdigen wiſſen, um die jetzigen franzöſiſchen Romantiker nicht ungerecht zu verurtheilen. Sie ſind oft rein toll, und ſchreiben Sachen, wie man ſie im romantiſchen Deutſchland niemals lieſ't. Das wird ſich geben. Sie werden wieder zurückpurzeln; es iſt noch kein Franzoſe in die Sonne gefallen. Neulich bei der Macbeth-Vorleſung fragte ich nach einem bekannten romantiſchen Dichter und man ſagte mir, er wäre gegenwärtig in Spanien. Das Nämliche hörte ich von einigen Andern. Es ſcheint, dies junge Volk gehet nach Spanien, romantiſche Luft einzuathmen. Ich mußte darüber lachen.

— Geſtern war ich bei Franconi. Da wurde ein neues Spectakel-Stück gegeben: L'empereur; alle ſeine Schlachten und Lebensbegebenheiten bis zu ſeinem Tode. Als ich dieſen Morgen aufwachte, war ich verwundert, daß ich keine zwölf Kugeln im Leibe hatte und überhaupt noch lebte. Aus ſo vielen blutigen Schlachten iſt noch Keiner unverwundet gekommen. Denn es war kein Spiel, es war die Wirklichkeit. Ich ſaß hart an der Bühne in einer Loge, und da ich jetzt ſo ſehr kriegeriſch geſtimmt bin, war ich ganz ſelig über das Kanonen- und

Univ. Bibl.
München

Gewehrfeuer. Man kann wirklich die Täuſchung nicht weiter treiben. Welche Scenerie! welche Decorationen! mehr Soldaten als das ganze Frankfurter Militär beträgt; aber nicht übertrieben. Ich will Ihnen die wichtigſten Begebenheiten nennen, die man vorgeſtellt (nicht alle): wie Napoleon aus dem Hafen von Toulon nach Aegypten abſegelt. In meiner Loge waren junge Leute, die Toulon kannten, die waren außer ſich über die Aehnlichkeit. Die ganze Flotte, einige hundert Segel, ſiehet man vorbeifahren — die Schlacht bei den Pyramiden — die Höllenmaſchine — die Krönung Napoleons — Scene aus Madrid — der Brand von Moskau — der Uebergang über die Berezina; das war am graulichſten und zum Weinen. Die Armee im jammervollſten Zuſtande ziehet über die Brücke. Nach und nach ſtopft ſie ſich. Gegenüber der Feind. Endlich ſtockt Alles. Da gehen die Uebrigen, Reiter, Fußvolk, Weiber über die gefrorene Berezina. Das Eis bricht, die Weiber kreiſchen, die Brücke ſtürzt zuſammen, Alles verſinkt unters Eis. — Abſchied in Fontainebleau — Napoleon am Bord des Northumberland — Napoleons Tod auf Helena. Er ſtirbt im Bette. — Außer den Chören, dem Volke, waren 103 Hauptrollen, alle berühmte Leute aus jener Zeit und alle naturtreu dargeſtellt. Napoleon wie er lebte. Alle ſeine

Manieren, alle ſeine Tics waren nachgeahmt. Und jetzt denken Sie ſich dazu den Lärm der Zuſchauer. Franconi's Theater iſt das größte in Paris und der meiſte Pöbel iſt dort. Sieben Franken hat mich mein Platz gekoſtet. Erſt ging ich hinein zu drei Franken, weil keine Loge mehr zu haben war. Die Gallerie war aber ſchon ganz voll und ich ging wieder fort. Vor dem Hauſe ſchrie ich laut: qui est-ce qui achète un billet de balcon? Ich ward von einem ganzen Trupp Billethändler umringt. Da kam einer und bot mir einen Logenplatz an für mein Balkon Billet, und ich mußte noch 4 Fr. darauf legen. Ich ging wieder zurück, zankte mich zur Uebung im Franzöſiſchen mit einem Dutzend Menſchen, die mir keinen Platz machen wollten, ſetzte es mit Unverſchämtheit durch und ſaß und ſah ſehr gut. Aber wie höflich ſind jetzt die Gensdarmen! früher wäre ich wegen meines Lärmens gewiß arretirt worden. Dies machen die Pflaſterſteine.

Siebzehnter Brief.

Paris, Samſtag den 11. December 1830.

Bis von uns Einer auf den Brief des Andern antwortet, verſtreichen gewöhnlich neun Tage, ſo daß wir oft Beide nicht mehr wiſſen, worauf ſich die Antwort bezieht. Das iſt verdrießlich, aber nicht zu ändern, wenn man weit von einander entfernt lebt. Diderot in ſeinen Briefen ärgert ſich auch oft darüber und ſagt: es iſt mir wie jenem Reiſenden, der zu ſeinem Geſellſchafter im Wagen ſagte: das iſt eine ſehr ſchöne Wieſe. Eine Stunde darauf antwortete dieſer: ja, ſie iſt ſehr ſchön.

Wiſſen Sie ſchon, daß Benjamin Conſtant geſtorben iſt? Morgen wird er begraben. Kränklich war er ſchon ſeit mehreren Jahren. Der Kampf für die Freiheit hielt ihn aufrecht, dem Siege unterlag er. Der Gram getäuſchter Hoffnung hat ſein Leben verkürzt; die Revolution hat ihm nicht Wort gehalten; die neue Regierung vernachläſſigte den, der ſo viel gethan, die alte zu ſtürzen. Benjamin Conſtant hatte unter allen Liberalen die reinſte Geſinnung, und er war der gediegenſte Redner. Es gab Andere, die glänzender ſprachen, aber es war doch nur Alles vergoldetes Kupfer. Er hatte Recht, durch und durch. Er hatte einen deutſchen Kopf und ein franzöſiſches Herz.

Geſtern ſind die Miniſter nach dem Luxembourg gebracht worden. Sie ſollen ſehr niedergeſchlagen ausſehen und Polignac ſehr mager geworden ſein. Mittwoch geht der Prozeß an und bis Weihnachten wird er geendigt ſein. Ich durfte nicht daran denken, mir ein Billet für die Pairs-Kammer zu verſchaffen, es war nicht durchzuſetzen. Der Plätze ſind zu wenige. Vierzig Journaliſten, die Diplomaten und andere ſolche Privilegirten müſſen untergebracht werden. Wie wäre wohl einem deutſchen Miniſter zu Muthe, wenn er in einem Saale mit vierzig Zeitungsſchreibern ſitzen müßte. Er wäre lieber unter Menſchenfreſſern. Es dürfen keine Frauenzimmer in die Pairs-Kammer, man fürchtet, ſie möchten den Mund nicht halten können. Große Ehre für das Geſchlecht! — Von Polen wußte ich ſchon ſeit geſtern. Das gehet gut. Es iſt mir aber doch nicht ganz recht; es wäre beſſer, die Polen hätten noch gewartet mit ihrer Empörung. Ich wünſche Krieg und ich fürchte, durch die polniſche Revolution wird der Krieg mit Frankreich verhindert. Jetzt iſt nicht allein Rußland beſchäftigt und abgehalten, an Frankreich zu denken, ſondern auch Oeſterreich und Preußen, die auch Theile von Polen beſitzen und fürchten müſſen, daß ſie ſich ebenfalls inſurgiren. Uebrigens iſt mir bange, die Polen möchten ihre Sache nicht ſo leicht durchſetzen als die Belgier. Die Ruſſen ſind zu mächtig. Es wird dort ein erſchreckliches Gemetzel geben. Sie werden aber ſehen, daß nach und nach alle Staaten ſich frei machen werden, nur Deutſchland wird in ſeinem miſerablen Zuſtande bleiben. So lange der Bundestag beſtehet, iſt keine Hoffnung zum Beſſern. Die kleinen Staaten gingen vielleicht vorwärts; aber Oeſterreich und Preußen dulden es nicht. Hat ſich bei uns denn eine Stimme aus den höhern Klaſſen für die Freiheit erhoben? Man überläßt alles dem Pöbel. Ob ſie in Braunſchweig einen Wilhelm oder einen Carl zum Fürſten haben, das iſt alles eins.

Von der Schweiz ſchrieb ich Ihnen ſchon. Wenn dort die Zenſur aufgehoben wird, kann die Zenſur in Deutſchland nicht viel mehr ſchaden. Dann könnte man wohl eine vernünftige Zeitung ſchreiben. Ich denke viel daran. Neulich im Palaisroyal reichte ein Arbeitsmann dem Könige die Hand, der ſie ihm freundſchaftlich drückte. Der entzückte Maurer ſagte: quel brave homme! je jure de ne jamais la laver! Wenn mir einmal ein König die Hand drückte, im Feuer wollte ich ſie reinigen, das kann gefährlich werden, wenn der Druck in das Blut übergeht.

Neulich war eine Auction von den Meublen, Kleidungsſtücken und andern Hinterlaſſenſchaften der Herzogin von Berry. Das hätte ich nicht verſäumen ſollen. Die treuen Royaliſten waren alle da und kauften Reliquien zu ungeheuern Preiſen. Für ein Paar Handſchuhe, welche die Berry getragen, wurden ſechzig Franken bezahlt. Gleich intereſſant waren auch die Verſteigerungen der Sachen des Königs: der Krönungswagen unter andern; 7000 Flaſchen Wein des königlichen Privat-Kellers, Weine enthaltend, welche ſeit fünfzig Jahren von allen Fürſten der Welt an Ludwig XVI., Napoleon, Ludwig XVIII., Charles X. geſchenkt worden. Die Geſchichte dieſer Weine ſoll merkwürdig geweſen ſein. Alle ſolche humoriſtiſche Stoffe für eine geſchickte Feder werden aber von den hieſigen Blättern ſelten und ungeſchickt benutzt. Es fehlt dieſen Herren an deutſcher Philoſophie und Tiefe der Empfindung. Es iſt wahr, der Figaro zum Beiſpiel hat angenehmen Witz und iſt ſchön façonnirt; lieſt man ihn aber einige Zeit, ſo ſiehet man, daß alles nur plattirt iſt; man braucht nur zu reiben und das Gold gehet ab. Nichts gebiegen, nichts durchgehend. Eins der beſten Journale iſt die Revue de Paris. — Von Lafayette ſtand vor einigen Tagen in der Zeitung: er wäre krank; ſeitdem iſt aber keine Rede mehr davon. Wenn der jetzt während des Prozeſſes der Miniſter krank würde, oder er ſtürbe, ich glaube die Regierung wäre im Stande und hielte das geheim. Er iſt der Einzige, der im Falle eines Aufruhrs das Volk im Zaum halten könnte. Ich glaube, daß er ruhig bleiben wird, aber die Regierung hat große Furcht und trifft alle möglichen Vorſichtsmaßregeln. Ganze Regimenter National-Gardiſten thun den Dienſt, kein National-Gardiſt, auch wenn er nicht die Wache hat, darf ſeine Uniform während des Prozeſſes ablegen; man wird alſo in den nächſten vierzehn Tagen nichts als Soldaten ſehen und Paris wird einem Lager gleichen. Sie glauben nicht, wie komiſch das ausſiehet, wenn in den Läden die Krämer in Uniform Zucker wiegen, Stiefel anmeſſen. Ich habe oft darüber lachen müſſen. — Ich bin begierig, welche neue Revolutionen zwiſchen dieſem und meinem nächſten Briefe vorfallen werden. — Auf dem Baſtille-Platz wird ein neues Theater gebauet. Adieu bis zur nächſten Revolution.

Achtzehnter Brief.

Paris, Dienſtag, den 14. Dezember. 1830.

Die Polen! . . Das Theater Français hier könnte Gott verklagen, daß er auf ſeinem Welttheater Stücke aufführen läßt, wozu es allein privilegirt iſt — hohe Tragödien. Ich begreife nicht, warum die Leute noch ins Theater gehen. Mir iſt die Zeitung wie Shakeſpeare, wie Corneille. Das Schickſal ſpricht in Verſen und thut pathetiſch wie ein Schauſpieler. Die Nacht der Rache in Warſchau muß fürchterlich geweſen ſein! Und doch, als die Geſchichten in Brüſſel und Antwerpen vorfielen, glaubten wir, alle Schrecken wären erſchöpft. Ja der Tag des Herrn iſt gekommen und er hält ein fürchterliches Gericht. In den hieſigen Blättern ſtand, es wäre ausgebrochen in der Militärſchule, als man zwei jungen Leuten die Knute geben wollte. Hier war es auch ſo; auch hier haben die Zöglinge der polytechniſchen Schule alles angefangen und das Meiſte geendigt. Das gefällt mir, daß jetzt die Jugend dem Alter die Ruthe gibt. Wie wird es aber den armen Polen ergehen? Werden ſie es durchfechten? Ich zweifle; aber gleichviel. Verloren wird ihr Blut nicht ſein. Und unſere armen Teufel von Deutſchen! Sie ſind die Lampenputzer im Welttheater, ſie ſind weder Schauſpieler noch Zuſchauer, ſie putzen die Lichter und ſtinken ſehr nach Oel.

Wie können Sie mir nur jetzt mit den Juden kommen und verlangen, daß ich für ſie ſchreibe? Sie ſollen Lärm machen, ſie ſollen ſchreien. Mit guten Worten richtet man nichts aus, aber mit Drohungen viel. Die Regierungen ſind jetzt ſo ſchreckhaft, daß man alles von ihnen verlangen kann, wenn man nur ſelbſt nicht zaghaft iſt.

In Warſchau haben die Weiber und Kinder auch mitgefochten. Conſtantin ſoll am Kopfe verwundet ſein; aber das ſind alle Fürſten. — Die Preußiſche Staatszeitung leſe ich, wie auch die meiſten deutſchen Blätter. Geſtern habe ich ſogar das Frankfurter Journal und die Didaskalia aufgefunden. Ich habe ſie mit Küſſen bedeckt. — Die Cholera Morbus iſt eine prächtige Erfindung. Das iſt etwas, was auch die Deutſchen in Bewegung ſetzen könnte. Möchte es nur bei uns friedlich abgehen; denn eine Revo lution der Deutſchen wäre ſelbſt mir ein Schrecken. Dieſe Menſchen wiſſen noch gar nicht, was ſie wollen, und das iſt das Gefährlichſte. Sie wären im Stande und metzelten ſich um einen Punkt über dem J. Vielleicht gehet es beſſer, als ich erwarte; vielleicht wenn der Sturm heftiger wird, werfen ſie freiwillig von ihren ſchweren Dummheiten über Bord. An unſern Fürſten liegt es nicht allein; die Ariſtokratie, die Beamten!

Geſtern las ich in einer deutſchen Zeitung: in Selters hätte das Landvolk auch eine kleine Revolution haben wollen und Unruhen angeſtiftet, und man hätte ſogleich Truppen hingeſchickt. Ich erwarte nun, daß der Bundestag den Selterswaſſerbrunnen, die wahrſcheinliche Quelle der Naſſauer Revolution, verſchütten laſſen wird. Das käme mir gar nicht lächerlicher vor, als die bisherige Hülfe, die man gegen Revolutionen angewendet. Soldaten, Gewalt, Aderlaſſen, das ſind ihre einzigen Heilmittel. Es einmal auf eine andere Art zu verſuchen, fällt nicht bei. Im Badiſchen ſcheint man nachgeben zu wollen. Die Revolution in der angrenzenden Schweiz hat wohl die Regierung ängſtlich gemacht. Die Stände kommen nächſtens in Karlsruhe zuſammen und da hat man ſich geeilt, ein liberales Miniſterium zu bilden. Herr v. Berſtett, Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten und Metternichs guter Freund, iſt abgeſetzt, und noch ein anderer Miniſter. Ich möchte jetzt in Karlsruhe ſein. Ich weiß gar nicht, wohin ich mich wenden ſoll; gewiß gibt es keinen Miniſter in Europa, der ſo beſchäftigt iſt, wie ich, und gar kein Weg, etwas zu thun. Gäbe es nur ein Mittel für den Geiſt, wie das Aderlaſſen eines iſt für den Leib, ich würde es gern gebrauchen. Ich bin ſo vollſeelig, daß mir das Herz pocht. Doch iſt das ein angenehmes Gefühl. Und warum ich ſo froh bewegt bin? Von meiner Geſinnung brauche ich Ihnen nicht zu ſprechen, die kennen Sie. Daß ich mich freue über den Sieg der guten Sache, mich freue, daß der Menſch ſeinen Prozeß gewonnen gegen die Hölle, das wiſſen Sie. Aber das iſt es nicht allein, es iſt auch die Schadenfreude, zu ſehen, wie das armſelige Dutzend Menſchen in Europa, das klüger zu ſein glaubt als die ganze Welt, mächtiger als Gott, gefährlicher als der Teufel — wie es zu Schanden wird, und von uns, die ſie wie Hunde behandelt, in die Waden gebiſſen und aus Haus und Hof gejagt werden. Das elende Volk!

Geſtern las ich die neueſte Didaskalia, und als ich darin immer noch die „Scenen aus den Kreuzzügen“ fand, mußte ich laut auflachen, und ein grämlicher Engländer ſah mich mit Erſtaunen an, als wollte er mich fragen, wie kann man lachen? Hätte ich ihm mein Vergnügen ſo recht klar machen können, es hätte ihm gewiß ſeinen Spleen vertrieben. — Der Senator v. Günderode hatte doch ſo unrecht nicht, als er vorigen Sommer ſagte, er wolle lieber Schweinhirt ſein, als franzöſiſcher Miniſter. Heute hat er gewiß Recht. Heute beginnt der Prozeß der Miniſter. Welch ein Gefühl muß das für einen alten Edelmann wie Polignac ſein, vor allen Diplomaten Europa's, mit denen er früher unter einer Decke geſpielt, vor vierzig Lumpenkerls von Zeitungsſchreibern auf dem Armenſünderſtuhl zu ſitzen und Rede und Antwort zu geben. Die ſpätere Strafe iſt nichts gegen dieſes Verhör. Man hat bei der Unterſuchung den Polignac am ſchuldigſten gefunden. Die Andern waren verführt. Am 25. December wird das Urtheil geſprochen werden. Eine ſchöne Weihnachtsbeſcherung! Viele glauben, Polignac allein werde zum Tode verurtheilt, aber der Gnade des Königs empfohlen werden. Wie wird man ſich heute Abend um den Meſſager reißen, der um acht Uhr erſcheint und die heutige Sitzung enthalten wird!

Vergangenen Sonntag war Benjamin Conſtants Leichenbegängniß, deſſen ausführliche Beſchreibung

Sie wohl im Conſtitutionnel geleſen haben werden. Ich ſetzte mich auf den Boulevards in eine Kutſche und ſah alles bequem mit an. Länger als zwei Stunden dauerte der Zug. Was mir an Franzoſen auffiel und gefiel, war, daß in der ganzen Feierlichkeit durchaus nichts Theatraliſches war, ſondern alles ſah ernſt, geſetzt und kleinbürgerlich aus. Die Maſſe gab den Pomp. So wurde noch kein König begraben. Ich ſprach einen Mann, der vor vierzig Jahren Mirabeau's Leichenbegängniß mit angeſehen; der ſagte, ſo feierlich ſei jenes nicht geweſen. Conſtant hat vom König Philipp bei ſeiner Thronbeſteigung 150,000 Fr. zum Geſchenke erhalten, und ſeine Wittwe wird eine Penſion bekommen. Madame Conſtant hat drei Männer gehabt. Den erſten verlor ſie durch Tod, von dem zweiten ließ ſie ſich ſcheiden, der dritte war Conſtant. Der zweite lebte in Paris und war Mitglied der Deputirten Kammer. Nun geſchah es einmal, daß er zugleich mit ſeinem ehelichen Nachfolger, Benjamin Conſtant, in der Kammer das Wort forderte, beide zugleich auf die Tribune ſprangen, und ehe es zu verhindern war, Naſe gegen Naſe da ſtanden, worüber das ganze Haus in lautes Lachen ausbrach. Der Gram, von der Academie françaiſe nicht als Mitglied aufgenommen worden zu ſein, und daß die Regierung ihn nicht nach Verdienſt behandelte, ſoll ſein Ende beſchleunigt haben. Die letzten Worte vor ſeinem Tode verriethen ſeine Gemüthsſtimmung. Er ſagte: après une popularité de douze ans justement acquise — oui justement acquise — und mit dem Worte acquise hauchte er ſeine Seele aus. — Die Geſchichte mit Polen macht die Leute hier wie betrunken. Es war immer eine große Freundſchaft zwiſchen beiden Nationen. Ein Pole in Uniform mit einem langen Säbel hat eine Rede bei Benjamin Conſtants Grabe gehalten. Ich bin ſehr begierig auf die nächſte Revolution. Wo wird es zuerſt losbrechen?

Es wird Sie nicht überraſchen, daß ich Ihnen Victor Hugo's Gedichte ſchicke, welche Sie gewünſcht haben. Sie haben zwar nur von einem Bande Gedichte geſprochen, und ich ſchicke Ihnen drei Bände, aber dafür kann ich nichts. Es iſt nicht meine Schuld, daß Hugo drei Bände Gedichte geſchrieben. Wer kann einem Dichter Einhalt thun? Lieber in ein Mühlenrad greifen. Das koſtbarſte aller Weihnachtsgeſchenke, ſo koſtbar, daß es kein König bezahlen kann; koſtbarer als alles, was alle Frauen der Welt erhalten, ſeitdem Chriſtus geboren, wird dieſe Weihnachten eine Pariſerin bekommen: Frau v. Polignac — das Leben ihres Mannes.

Gerade am 25. Abends, wenn die Lichter angezündet werden zum Beſcheren, wird das Urtheil geſprochen werden, und Polignac, hofft man, würde das Leben behalten. Behüte Einen Gott vor ſolchen angenehmen Ueberraſchungen.

Neunzehnter Brief.

Paris, Samſtag, den 18. Dezember 1830.

. . . . An die preußiſche Conſtitution will ich wohl glauben, ſie wiſſen dort vor Angſt nicht mehr, was ſie thun. Es wird ein Spaß ſein, ihre Geſichter zu ſehen, wenn ſie in den ſauren Apfel beißen. Aber was wird das auch für eine allerliebſte Conſtitution werden! Frankreich hat großes Glück. Wer wird jetzt wagen, es anzugreifen? Vielleicht in der Verzweiflung thun ſie es doch. Ich möchte jetzt einmal in Frankfurt bei *** ſein, wo ich dieſes alles ſchon vor zehn Jahren vorausgeſagt habe, und wo man mich ausgelacht. Und doch iſt das alles noch nichts gegen das, was kommen wird. Näher darf ich mich darüber nicht erklären; aber Sie werden ſich wundern. Ein Sperling wird zwei Tiger verzehren, und gebratene Fiſche werden verſchiedene Arien ſingen. Und ein Tintenfaß wird austreten, und wird eine ganze Stadt überſchwemmen. Und . . . . aber, um des Himmels willen, nicht geplaudert!

Ich mache Sie aufmerkſam, im Conſtitutionnel den Geſetzvorſchlag über die Civilliſte zu leſen; beſonders die Einleitung, wo von der göttlichen Bedeutung eines Königs ſo ſüß-romantiſch geſprochen wird, daß man meinen ſollte, es wäre in Deutſchland geſchrieben. Ich habe mich erſchrecklich darüber geärgert. Man will achtzehn Millionen für den König. Das iſt zwar nur die Hälfte von dem, was der vorige König bekommen, aber es iſt immer noch die Hälfte zu viel. Es iſt eine Krankheit König ſein, und man muß darum die Könige Diät halten laſſen. Zehen Millionen ſind genug. Auch hat das allgemeines Mißfallen erregt, es heißt heute, das Geſetz ſoll zurückgenommen werden und man wolle der Kammer frei ſtellen, wie viel ſie dem Könige geben wollen. — Ich tröſte mich wegen des Tabaks. Die ganze Welt dampft jetzt, das erſetzt mir die Pfeife. — Ich leſe täglich das deutſche Journal und die Didaskalia, was mir großen Spaß macht. Wie wenig gehet in Frankfurt vor. Dies merkt man erſt hier recht, wenn man die dortige Zeitung lieſt. — Ich habe mich der Neugierde wegen in eine Art Caſino aufnehmen laſſen. Ich gehe heute Abend zum erſten Male hin. Es iſt koſtſpielig, man zahlt monatlich dreißig Franken; aber die Einrichtung ſoll auch prächtig ſein. Ich will Ihnen, der Curioſität wegen einige Stellen aus den Statuten abſchreiben:

Ancien cercle de la rue de Grammont.

Art. III. „Les salons du cercle seront ouverts tous les jours, celui de lecture à neuf heures, les autres à midi; et fermés, les salons de lecture á minuit, les autres à deux heures après minuit. — Un dîner sera servi tous les jours à l'heure fixe. — Il sera servi tous les jours, et sans frais, des rafraichissemens convenables, et un thé dans la soirée. — Art. XIII. Il pourra être fait des abonnemens mensuels, en faveurs des Français et des Etrangers, habitant momentanement Paris — le prix de l'abonnement est de 30 francs par mois. — Art. XX. La société n'ayant d'autre but que de former une union d'hommes de bonne compagnie, ayant la faculté de lire les journaux, brochures et livres nouveaux, de dîner ensemble, et de jouer les seuls jeux de commerce, Messieurs les sociétaires et abonnés s'interdisent toute discussion politique, et il est du devoir rigoureux de Messieurs les commissaires, de maintenir cette règle, et de la rapeller s'il arrivoit qu'un sociétaire l'oubliât." Iſt das nicht auffallend, daß man nicht von Politik ſprechen darf? Das iſt ja gerade wie bei uns.

Dienſtag, den 21. Dezember.

Geſtern war wieder ein unglückſchwangerer Tag für Paris, Frankreich, die Welt, und heute, morgen kann das Gewitter losbrechen. Die Regierung hat ſchon ſeit acht Tagen eine Verſchwörung entdeckt und viele Menſchen ſind arretirt worden. Man fordert das Leben der Miniſter, deren Prozeß ſich wahrſcheinlich morgen entſcheidet. Geſtern verſammelten ſich einige tauſend Menſchen vor der Pairs-Kammer mit drohenden Aeußerungen, und heute fürchtet man größern Aufruhr. Ich bin doch ein rechter Unglücksvogel! Ich mußte mir geſtern einen Zahn herausnehmen laſſen, und kann noch heute wegen meines dicken Geſichts nicht ausgehen. Ganz Paris kann heute in Flammen ſtehen, und ich werde nichts erfahren, bis heute Abend die Zeitung kommt. Sie freuen ſich vielleicht darüber und wünſchen mir meine

Zahnſchmerzen von ganzem Herzen. Ich ärgere mich und dazu habe ich noch 20 Fr. für das Zahnherausziehen bezahlen müſſen. Was man hier geprellt wird! Wie die Blutſauger hängen ſich die Pariſer an den Fremden und ziehen ihm das Geld aus. Ich hoffe, daß die Regierung Kraft genug haben wird, die Unruhen zu dämpfen, es bleibt aber immer eine bedenkliche Sache. Man kann auf die National-Garde nicht feſt zählen; ein großer Theil derſelben iſt rachedurſtig gegen die Miniſter und würde einem Volksaufſtande keinen ernſtlichen Widerſtand leiſten. Dazu geſellen ſich noch 1) überſpannte Köpfe, die eine Republik haben wollen; 2) mäßigere, die mit dem Gange der Regierung nicht zufrieden ſind und eine liberalere Kammer und ein liberaleres Miniſterium wünſchen; 3) die Anhänger Karls X.; 4) endlich die Emigrirten aus allen Ländern, Italiener, Spanier, Polen, Belgier, die Frankreich in einen Krieg verwickeln wollen, damit es in ihrem eignen Lande auch endlich einmal zur Entſcheidung komme. Dieſe Letztern ſollen beſonders großen Theil an der Aufhetzung haben. Heute wird die Pairs-Kammer von drei und dreißig tauſend Mann National-Garden und Linien-Truppen beſchützt ſein. Wenn es nur zu keiner neuen Revolution kömmt, mir thäte das bitter leid; denn es könnte alles wieder darüber zu

Grunde gehen. Sie werden die Vertheidigungs-Rede der Miniſter wohl im Conſtitutionnel leſen. Am beſten nach meiner Anſicht hat Peyronnet geſprochen, der doch gewiß der Schuldigſte iſt. Aber er iſt ein Mann von feſtem Willen, und darum hat er auch am meiſten gerührt; er hat geweint und weinen gemacht. Polignac zeigt ſich als ein ſolcher Schwachkopf und ſeelenloſer Höfling, daß man ihn bemitleiden muß. Er verdient es gar nicht geköpft zu werden. Der Advokat und Vertheidiger des Guernon Ranville, Namens Cremieux, der geſtern geſprochen, iſt aus Gemüthsbewegung in Ohnmacht gefallen und mußte weggebracht werden. In welcher ſchrecklichen Lage ſind doch die vier unglücklichen Miniſter! Und ihre armen Weiber und Kinder! Gewöhnliche Verbrecher dürfen doch hoffen, die Richter würden ihnen das Leben ſchenken; aber die Miniſter müſſen vor ihrer Freiſprechung zittern, weil ſie dann ſchrecklicher als durch das Schwert des Henkers, durch die Hände des Volks ihr Leben verlören. Am meiſten dauert mich der Guernon Ranville. Dieſer iſt der Schuldloſeſte von Allen, er hat an den Ordonnanzen den wenigſten Theil genommen, er war nur ſchwach und ließ ſich verführen. Und dieſer iſt krank und hat eine Krankheit, die ich kenne, die ich vor zwei Jahren in Wiesbaden hatte, kann ohne Schmerz kein Glied bewegen, und ſo, bleich, leidend, faſt ohne Kraft der Aufmerkſamkeit, muß er täglich ſieben Stunden lang in der Pairs-Kammer ſchmachten und zuhören, wie man ſich um ſein Leben zankt! Dagegen war doch mein Rheumatismus, von Ihnen gepflegt, gewiß eine Seligkeit. Und doch ſtähle ich mich wieder und mache mir meine Weichherzigkeit zum Vorwurfe, wenn ich mich frage: aber jene Könige und ihre Henkersknechte, wenn wir aus dem Volke ihnen in die Hände fallen, haben ſie Mitleiden mit uns? Dieſe Miniſter, die dem Volke zur Rede ſtehen, werden doch wenigſtens öffentlich gerichtet. Sie ſehen ſich von ihren Freunden umringt, ſie lernen ihre Feinde, ihre Ankläger kennen, ſie dürfen ſich vertheidigen und das Geſetz verurtheilt ſie, nicht die Rache. Und wenn ſie auch als Opfer der Volkswuth fallen, weiß man doch, daß ſie unſchuldig gemordet. Wer aber in Mailand, Wien, Madrid, Neapel, Petersburg wegen eines politiſchen Vergehens gerichtet wird, der gehet aus der Dämmerung des Kerkers in die Nacht des Grabes über, und ob ſchuldig oder unſchuldig, das weiß nur Gott.

Vormittags halb zwölf.

Mein Barbier (mein Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten) erzählt mir eben, es ſähe ſchlecht aus in der Stadt. Das Militär und die National-Garden ziehen durch die Straßen. Das Volk ſchreit vive la ligne! à bas la garde Nationale! à bas Lafayette! (da ſieht man doch ganz deutlich, wie dieſe Bewegung von den Carliſten angelegt) la mort des Ministres! vielleicht iſt es doch gut für mich, daß ich heute nicht ausgehen kann, und wenn Sie mir verſprechen, mir die zwanzig Franken zu erſtatten, die mir meine Zahnſchmerzen koſten, will ich mit allem zufrieden ſein und Gott preiſen. — Mein heutiger Brief wird auch nicht viel größer werden, als er jetzt ſchon iſt, ich habe keine Geduld zum Schreiben. Ich bin neugierig, was in der Stadt vorgehet, und ärgerlich, daß ich nicht ausgehen kann.

— Wie konnten Sie nur glauben, daß mich Polen nicht intereſſirt! Das iſt ja der Hauptakt der ganzen Tragödie. Ich meine doch, ich hätte Ihnen darüber geſchrieben, und genug vorgejubelt. Aber ſeit acht Tagen hörte ich von keiner neuen Revolution; das iſt ſehr langweilig. Ich bin wie die Branntweintrinker; nüchtern bin ich matt. Die Revolution, die heute Paris bedroht, ſchmeckt mir nicht. Das iſt Gift und verderblich. Doch ich hoffe, es geht alles gut vorüber.

Zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 24. Dezember 1830.

Das war wieder eine merkwürdige Pariſer Woche! Aber Sie in Frankfurt, wenn Sie nur die Zeitungen geleſen, wiſſen nicht weniger davon, als ich hier; denn ich habe gar nichts ſelbſt geſehen. Seit dem vorigen Samſtag habe ich wegen meines dicken Geſichts das Zimmer nicht verlaſſen, und erſt geſtern Abend war ich zum Erſtenmal wieder aus. Iſt das nicht ein einziger Ort, in dem man mitten in einem Volksaufruhr, umringt von einem Lager von mehr als vierzig tauſend Soldaten, ſo ſtill und ſo einſam leben kann, wie auf dem Lande? Jetzt iſt alles vorüber. Wollen Sie genau wiſſen, was eigentlich der Kampf dieſer Tage für eine Bedeutung gehabt, und genauer als es irgend ein europäiſches Cabinet von ſeinem Geſandten erfahren wird? Es war ein Kampf zwiſchen der alten claſſiſchen und der neuen romantiſchen Partei in der Politik, und letztere, die ſchwächſte, weil ſie die jüngſte und unerfahrenſte iſt, unterlag. Die romantiſche Partei will individuelle Freiheit, die claſſiſche nur nationelle haben. Wenn Sie von Carliſten leſen, glauben Sie kein Wort davon. Natürlich haben dieſe den Zwieſpalt benutzt, aber angeſtiftet haben ſie ihn ſicher nicht. Aber wie ſchade, daß ich dieſe ſchöne Oper nicht mit angeſehen. Vierzigtauſend Mann National-Garden, wie Rieſenbeſen die Straßen ſäubernd, und ſo unverletzend wie dieſe; denn es iſt kein Tropfen Blut vergoſſen worden. Dann Nachts bei Wachtfeuer auf der Straße bivouacquirend; die tobende Menge, der König ſelbſt patrouillirend, die vereinigten Studenten, über fünftauſend, umherziehend und Ruhe und Ordnung ſchreiend — welche Scenen! Das Einzige an der Sache iſt romantiſch ſchön, daß die Miniſter nicht am Leben beſtraft worden. Das wird freilich die Deſpoten in Liſſabon, Mailand und Petersburg nicht abhalten, ihre wehrloſen Gefangenen zu morden; aber das wird doch der Welt zeigen, daß Völker edler ſind als Fürſten. Geſtern Abend dachte ich noch nicht daran auszugehen, ich wollte es erſt heute; da ſah ich zufällig durch die Spalte des Fenſterladens, und bemerkte etwas ungewöhnlich Helles. Ich öffnete den Laden und ſah zu meiner Ueberraſchung, daß das gegenüber ſtehende Haus illuminirt war. Da zog ich mich ſchnell an, ließ einen Wagen kommen, und fuhr eine Stunde lang in der Stadt herum. Viele Häuſer waren illuminirt, theils aus Freude daß die Ruhe wieder hergeſtellt, theils zu Ehre des Königs, der, noch ſpät von einer Revüe der National-Garde zurückkehrend, zu Pferde die Straßen durchzog. Er hatte von geſtern Mittag bis geſtern Abend neun Uhr alle Quartiere der Stadt beſucht und in jedem Quartier die National-Garden gemuſtert. Ueber den König iſt nur eine Stimme. Alle Parteien (natürlich nur die Carliſten nicht) lieben ihn. Auch iſt er ganz wie die Franzoſen einen König lieben und brauchen. Er iſt ein Bürger-König. Zwar iſt er das aufrichtig, und ſo viel aus Temperament und Geſinnung als aus Politik; aber dabei iſt er es auch zugleich theatraliſch. Er ſpricht gut, leicht, von Herzen, aber doch mit Pathos und Geberden, wie man es hier gern hat. Es iſt ſo leicht ein guter König ſein, und es koſtet die Fürſten viel größere Anſtrengung, ſich verhaßt zu machen bei ihren Unterthanen, als es ſie koſten würde, ihre Liebe zu erwerben! ... Der einzige ſchöne Charakter der neueſten Zeit iſt und bleibt doch Lafayette. Er iſt die altgewordene Schwärmerei, wie ſie nie, nicht einmal gemalt worden iſt. Er iſt bald 80 Jahre alt, hat alle Täuſchungen, alle Verräthereien, Heuchelei, Gewaltthätigkeit jeder Art erfahren — und noch glaubt er an Tugend, Wahrheit, Freiheit und Recht! Solche Menſchen beweiſen beſſer, daß es einen Gott gibt, als das alte und neue Teſtament und der Koran zuſammen. Noch heute, zwar von Vielen geliebt, von Allen geachtet, aber auch von Allen verkannt, wird er nur von ſeinen Feinden nicht betrogen, die ihren Haß offen ausſprechen; aber von ſeinen Freunden gebraucht, mißbraucht, getäuſcht und oft verſpottet. Er iſt wie ein Gottesbild im Tempel, in deſſen Namen heuchleriſche Prieſter fordern, wonach ihnen ſelbſt gelüſtet, und die heimlich das gläubige Volk und ſeinen Gott auslachen. Er aber gehet ſeinen Weg unveränderlich wie die Sonne, und unbekümmert, ob die Guten ſein Licht zu guten Handlungen oder die Böſen zu ſchlechten gebrauchen. Wie lange wird es noch dauern, bis Frankreich Lafayette's würdig iſt! Aber es wird einmal kommen. Er erſcheint mir wie die Mauer einer neuzugründenden Stadt, die man rund umhergezogen, und inwendig iſt noch alles öde und kein Haus iſt gebauet.

Samſtag den 25. Dezember.

Als ich geſtern über die Rue de la paix ging, begegnete ich einem Trupp National-Garden, Trommel voraus, die auf einer Bahre die Lorbeerbekränzte Büſte des Königs trugen, ich weiß nicht wohin, wahrſcheinlich in eine Wachtſtube. Luſtig Volk die Franzoſen; den ganzen Tag Komödie. — Jetzt macht die Schuljugend der Regierung wieder viel zu ſchaffen, und ich habe meine herzliche Schadenfreude daran. Die Schulen haben in dem Aufſtande dieſer Tage zur Herſtellung der Ruhe ſehr viel beigetragen. Nun hat vorgeſtern die Kammer den Schulen feierlichſten Dank votirt. Dieſe aber haben geſtern Abend in einer Zeitung Proclamationen drucken laſſen, worin ſie höhniſch der Kammer ſagen: Euren Dank begehren wir nicht, gebt uns die Freiheit, die ihr uns verſprochen, „la liberté qu'on nous marchande maintenant et que nous avons payé comptant au mois de Juillet.“ O wie Recht haben ſie! Ihr in Deutſchland braucht gar nicht ſo ſtolz zu ſein, wir haben hier ſo dumme Leute als dort auch. Hier ſagen ſie auch, die Franzoſen ſind noch nicht reif zu mehr Freiheit als ſie jetzt beſitzen, das müſſe der Zukunft überlaſſen bleiben. Und ſo bleiben ſie nun ſtehen, bis die Zukunft im Galopp herkömmt und ſie umwirft, ſtatt wenn ſie der Zukunft entgegen gegangen wären, alles friedlich wäre geordnet worden. Ganz gewiß, Frankreich wird früher oder ſpäter noch eine Revolution erleiden. Es iſt der Fluch der Menſchen, daß ſie nie freiwillig vernünftig werden, man muß ſie mit der Peitſche dazu treiben. Es iſt zum Verzweifeln, daß Lafayette, der Einzige, der es aufrichtig mit der Freiheit meint, einen ſo ſchwachen Charakter hat. Er, wenn er wollte, könnte alles durchſetzen. Er brauchte nur zu drohen, er würde das Commando der National-Garde aufgeben und ſich zurückziehen, wenn man den Franzoſen nicht gäbe, was man ihnen verſprochen, und der König, die Miniſter und die Kammer müßten nachgeben.

Der König von Bayern glaubt wahrſcheinlich, weil er ſo viel gereimt hat in ſeinem Leben, dürfte er ſich auch Ungereimtes erlauben. Der Lieſching, den ich viel kenne, iſt der fünfte Schriftſteller, der ſeit kurzem auf ſo ſchnöde Weiſe von München verjagt worden. „Vor der Hand als unpaſſend ausgewieſen," iſt ſehr ſchön geſagt. Der deutſchen Deſpotie werden vor Alterſchwäche die Glieder ſteif. Dieſes Betragen der bayeriſchen Regierung iſt ſo ganz über die Maaßen dumm, ſo ganz ungewöhnlich verkehrt, daß ich denken möchte, es ſteckt unter der Dummheit eine Art Superklugheit; daß ſie nämlich unter dem Scheine des Einverſtändniſſes mit der jetzt völlig toll gewordenen Bundesverſammlung ihre eigenen Pläne verfolgt. Anders kann ich mir es nicht erklären. Aber vielleicht irre ich mich auch; es gibt nichts Genialiſcheres als der Blödſinn einer deutſchen Regierung, er iſt gar nicht zu berechnen.

Was mir an der polniſchen Revolution am beſten gefällt, iſt, daß man in Warſchau den Chef der geheimen Polizei gehenkt hat, und daß man die Liſte aller Polizei-Spione drucken läßt. Das wird, hoffe ich, den Spionen anderer Länder zur Warnung dienen. Dieſe geheime Polizei gibt einer deſpotiſchen Regierung weit mehr Sicherheit, als es ihre Soldaten thun, und ohne ſie wäre die Freiheit ſchon in manchem andern Lande feſtgeſtellt. Die geheime Polizei hat in Warſchau täglich 6000 Gulden gekoſtet. Dieſe Notizen und andere Papiere, die ſich auf die Polizei beziehen, hat man in Conſtantins Schloſſe gefunden. Dreißig junge Leute von der Cadettenſchule drangen in das Schloß. Die Hälfte davon iſt geblieben. Drei Generale wurden im Vorzimmer Conſtantins getodtet. Dieſer rettete ſich mit Mühe. Die Verſchworenen begegneten Conſtantins Frau, vor der ſie ſich ſehr artig verneigten und ſagten, mit ihr hätten ſie nichts zu ſchaffen, ſie ſuchten nur ihren Mann. Ich fürchte aber, den armen Polen wird es ſchlecht gehen. Der Kaiſer Nicolaus zieht ihnen mit Macht entgegen und ich weiß nicht, wie ſie widerſtehen können. Doch verlaſſe ich mich auf Gott. — — — Gemüthsbewegung! nein. Das iſt nicht wie früher, wo wir in einer ſchweren Kutſche ſaßen und mit der guten Sache langſam fortrollten, geſtoßen wurden, langſam den Berg hinaufſchleichen mußten, auch manchmal umgeworfen wurden — jetzt trägt uns ein großes Schiff ſchlafend über das Meer, und der Wind treibt ſchnell. Kein Staub, kein Rütteln, keine Müdigkeit. Stürme können kommen, Klippen; aber das macht mich erſt recht munter. Die kleinen Zänkereien, das weibiſche Keifen des Schickſals, nur das konnte mir Gemüthsbewegung geben. Die Tyrannei kann uns noch einmal beſiegen; aber dann wird es doch im offnen Kampfe geſchehen, nachdem wir uns gewehrt haben. Uns wie Hunde prügeln und an die Kette legen, damit iſt es aus. Nur nicht wehrlos fallen. Ich bin ſehr ruhig, und ſchwimme vergnügt wie ein ungeſalzener Häring im Weltmeer herum.

Ein und zwanzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 26. Dezember 1830.

Ich ſcherze und bin doch ganz von Herzen betrübt, und aus Verzweiflung ließ ich mir eine Taſſe Chocolade holen. Ich will denken, die Chocolade habe mir dickes Blut gemacht, ſonſt nichts. Aber meine Träume von Frankreichs Freiheit ſind auch dahin. In der Politik iſt weder Sommer noch Winter, es iſt der erbärmlichſte Revolutions-Frühling, der mir je vorgekommen. Nicht warm genug des Feuers zu entbehren, und nicht kalt genug zum Einheitzen, fröſtelt man ohne Rettung. Bei uns zu Hauſe weiß man doch woran man iſt; es iſt Winter und man trägt Flanell. Es iſt doch ein ſchönes Land, wo, wie ich geſtern in deutſchen Zeitungen geleſen, man ſich auf der Straße und in den Caſinos bang und freudig einander fragt, wird der Herzog von Coburg wieder heirathen oder nicht? und man ſchweigt und lächelt

— und wo der Staatsrath Niebuhr in Bonn, da er gedruckt geleſen, er habe früher in Rom mit de Potter Umgang gehabt, mit Händen und Füßen gegen dieſe Läſterung zappelt, wie ein Kind gegen das kalte Waſchen, und behauptet auf Ehre, er habe dieſen Unheilſtifter nie mit den Fingern berührt! Aber hier? die Wieſen waren ſchön grün und jetzt ſchneit es wieder darauf. Die Kammer, dieſe alte Kokette, die ſich ſchminkt, Mäulchen macht und auf die Jugend läſtert — ich könnte ſie auspeitſchen ſehen. Als ſie noch ſelbſt jung war, war ſie ſo ſchlimm als Eine. Man hat Lafayette als Commandant der Nationalgarde abgeſetzt, und der Kriegsminiſter hat der ganzen polytechniſchen Schule Arreſt gegeben! Dieſe jungen Helden waren es, welche den Kampf im Juli gelenkt, und ohne ſie wären alle Deputirten und alle dieſe Miniſter vielleicht eine Speiſe der Raben geworden. Lafayette war es, der die Revolution rein erhalten und vor Anarchie bewahrt, und ihm hat Orleans ſeine Krone und die Fürſten Europas zu verdanken, daß Frankreich keine Republik geworden. Er hat dem Volke geſagt, es wäre möglich, daß ein König die Freiheit liebe, und man hat es ihm geglaubt. Behüte mich Gott, daß ich je Theil an der Staatsgewalt bekomme! Ich ſehe es hier an den Beſten, daß, ſobald man zur Macht kommt, man erſt das Herz, dann den Kopf verliert, und daß man vom Verſtande nur ſo viel übrig behält, als man braucht, das Herz nicht wieder aufkommen zu laſſen. Es iſt hier keine Zweideutigkeit, kein Unverſtand, keine Deutelei — man hat wörtlich nicht Wort gehalten, man hat dem Volke nicht gegeben, was man ihm verſprochen. Die Machthaber reden hier ganz ſo wie bei uns: von wenigen Unruhſtiftern, die das Volk verführten, von jugendlicher Schwärmerei, von Republikanern. Aber kein Menſch will Republik, man verlangt nur die republikaniſchen Inſtitutionen, die man in den Tagen der Noth verſprochen. Für die Machthaber hier (wie bei uns) fängt da, wo ihr eigner Vortheil aufhört, die Schwärmerei an. Eben erzählte mir Jemand, man ſpräche heute davon, Lafitte und Dupont würden aus dem Miniſterium treten, und der Präfect von Paris abgeſetzt werden. Ich zweifle nun zwar gar nicht, daß die Regierung mächtig genug iſt, es durchzuſetzen und jeden gefährlichen Ausbruch zu verhüten. Aber was wird dabei gewonnen? die Ruhe, die ſich auf eine allgemeine Zufriedenheit aller Bürgerklaſſen gründet, die einzig wünſchenswerthe und dauerhafte, wird ſie auf dieſe Weiſe nicht gründen. Die Unzufriedenheit wird ſich aufhäufen, die Mißvergnügten werden ſich vermehren, bis ſie ſtärker werden als die Regierung, und dann gehet der Kampf von neuem an. Wenn ich einmal Miniſter werde, halten Sie mir meine demokratiſchen Briefe vor die Augen. Ich weiß ſchon jetzt, was ich Ihnen antworten werde, — nichts werde ich antworten. Ich werde lächeln und Sie auf meinen nächſten Ball einladen, und dann werden Sie auch lächeln. Wir Minſter und Ihr Menſchen, wir ſind nun einmal nicht anders. Jetzt will ich mich ankleiden und die Zeitungen leſen, neuen Aerger zu ſammeln. Im Roggen iſt mehr Nahrungsſtoff als in Kartoffeln, im Weizen mehr als im Roggen, aber am meiſten iſt im Aerger. Schnee und Weh iſt hier das Neueſte. Habt Ihr auch Schnee? nach Weh brauche ich wohl nicht zu fragen.

Dienſtag, den 28. Dezember.

Ich glaube nicht, daß ich Talent zu poetiſchen Naturbeſchreibungen habe; ich grüble zu viel und ſammle mehr Wurzeln als Blüthen. Aber mit der Reiſe, nach wiederhergeſtellter Ruhe, damit haben Sie recht. Ich möchte wohl gern einmal Seelenfrieden genießen. Bis künftiges Jahr ſind die Oeſterreicher aus Italien verjagt, und dann könnte man hinreiſen. Zwar wird es alsdann in Italien noch nicht ruhig ſein, aber nur die ſchreckliche Ruhe unter Oeſterreich könnte mich aus dem Lande entfernt halten, nicht die Unruhe der Freiheit, noch die der erzürnten Natur. Was der **** prophezeihet, iſt auch mir offenbart worden. Man wird es in Frankfurt früher als in Paris erfahren. Fürchterlich! Es ſtehet mir klar vor Augen, wie die Schnitter der Zeit mit ihren kleinen Meſſern die großen Senſen wetzen. — Hieſige Blätter ſagen beſtimmt, im nächſten Monate würde in Preußen eine Conſtitution promulgirt werden, und ein Brief aus Berlin, den ich geſtern geleſen, behauptet das Nämliche. Aber eine Conſtitution, die man im Dunkeln macht, kann nur ein Werk der Finſterniß werden. Die Freiheit, die man von Herren geſchenkt bekömmt, war nie etwas werth; man muß ſie ſtehlen oder rauben.

Es iſt doch gar zu traurig mit Briefen, die ſo weit aus einander ſtehen, wie die unſrigen; man wünſcht Einem viel Vergnügen zum bevorſtehenden Schmauſe, und wenn man den guten Wunſch lieſt, hat man ſchon den Katzenjammer. Sie wiſſen in Ihrem Briefe noch den Ausgang des Prozeſſes nicht, und was iſt ſeitdem nicht Alles vorgegangen! Paris hat jetzt wirklich den Katzenjammer vom Schmauſe im Juli, und bei mir thut der Ekel vom Zuſchauen dieſelbe Wirkung, wie bei den Andern das Trinken.

Die Regierung iſt jetzt ganz in den Händen von Mechanikern, die den Staat als eine Uhr betrachten, wozu ſie den Schlüſſel haben, und die gar nichts wiſſen von einem Leben, das ſich ſelbſt aufzieht. Das Herz ſoll ſchlagen zur beſtimmten Minute, und das nennen ſie Ordnung! Es iſt alles wie bei uns, nur daß bei uns Werk und Zifferblatt bedeckt ſind, hier aber ſich in einem gläſernen Gehäuſe befinden, das alle Bewegungen ſehen läßt; der Gang iſt der nämliche.

Mit dem hieſigen Caſino bin ich ſehr getäuſcht worden. Das ſind meiſtens alte, reiche und vornehme Leute, die mit einander flüſtern und ſehr ariſtokratiſch ausſehen. Der Fluch geſchloſſener Geſellſchaften iſt ſehr deutlich ausgedrückt in dieſen verſchloſſenen Geſichtern. Man meinet es wären Diplomatiker. Ich werde nicht wieder hingehen, und für die fünfzehn Franken, die ich bezahlen mußte (für 14 Tage) habe ich doch ein neues Beiſpiel zu meiner alten Theorie gefunden: Langeweile iſt die Tochter des Zwanges, und Freiheit iſt die Mutter geſelliger Freuden. Wie kann es anders ſein? In dieſem Caſino darf nicht von Politik geſprochen werden. Und dürfte man nicht vom Monde ſprechen, doch ſonſt von allem, das hätte die nämlichen Folgen. Jeder Zwang iſt Gift für die Seele.

Wir haben jetzt prächtiges Wetter! Auf die Kälte eines Tages folgte gleich Thauwetter. Dreck bis an die Knie (es iſt ein gutes ehrliches deutſches Wort), die Gaſſen ein Eismeer. Es iſt doch ſonderbar, daß ſich die Franzoſen aus dem Drecke nichts machen! Sie gehen luſtig durch, als gingen ſie über eine Blumenwieſe. Aber ein paar Grade Kälte bringt ſie zur Verzweiflung. Sie ſperren ſich dann gleich ein. Was bin ich ſo vergnügt, daß ich acht Paar gute waſſerdichte Stiefeln mit hierher gebracht. Es macht mir die größte Freude, ihre deutſche Treue auf die Probe zu ſtellen und damit durch den Schlamm zu waden. Pariſer Sohlen ſind nicht dicker als zwei über einander gelegte Oblaten, man könnte den Puls hindurch fühlen.

Ich hoffe doch mit Vielen hier, die Polen werden es durchſetzen. Man gewinnt immer, wenn man keine andere Wahl hat, als zwiſchen Sieg oder Tod. Vom Kaiſer Nikolaus iſt keine Gnade zu hoffen, die Polen müſſen ihn begnadigen. Wie es im Preußiſch-Polen ausſieht, weiß ich nicht, die heutigen Zeitungen ſprechen auch von einer Revolution, die ſich dort begeben haben ſoll. Von Oeſterreichiſch-Polen darf man, wie ich glaube, etwas erwarten. Das kluge Oeſterreich kann ſich da vielleicht eine dumme Falle gelegt haben. Die italieniſchen Regimenter, welchen ſie nicht trauten, haben ſie ſchon vor mehreren Jahren aus ihrem Vaterlande gezogen und ſie nach Galizien verſetzt, und jetzt, wenn ſich die Polen inſurgiren, ſind dieſe Regimenter wahrſcheinlich geneigt, mit ihnen gemeinſchaftliche Sache zu machen. Sei Einer klug heute; betrüge Einer den lieben Gott!

Nun Glück zum neuen Jahre! und möge es uns und unſern Freunden im neuen Jahre beſſer gehen, als Kaiſern und Königen. Das ſind beſcheidene Wünſche, die wohl der Himmel erhören wird. Ich werde dem Conrad ſagen: wenn ein Kaiſer kommt, ſehen Sie ihm auf die Hände und laſſen ihn nicht allein im Zimmer. Im nächſten Jahre wird das Dutzend Eier theurer ſein als ein Dutzend Fürſten.

Zwei und zwanzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 31. Dezember 1830.

Die polniſchen Juden zeigen ſich brav, ſie wollen ſich ein Vaterland erkämpfen. Waffen in der Hand, das ſind beſſere Gründe, Freiheit zu gewinnen, als Prozeßſchriften, beim deutſchen Bundestage eingereicht. Schon im Jahre 1794 haben ſich die polniſchen Juden gut gehalten; ſie bildeten damals ein eigenes Regiment, das, als der wilde Suwarow nach Warſchau kam, ganz ausgerottet worden. Wie wird es dieſesmal werden? — Heute, dieſe Nacht wird etwas Großes, etwas Entſetzliches geſchehen. Es wird ein Sturm ſein, der die Menſchheit dahin ſchleudern wird, wohin ſie der Compaß, ſelbſt bei der günſtigen Fahrt dieſer Zeit, erſt ſpät geführt hätte. Wenn das Schickſal die Stunde nicht verſchläft, wird es eine entſcheidende Nacht werden.

Geſtern Abend war ich in einer Geſellſchaft, die man in Paris nicht ſuchen würde — in einer philoſophiſchen: „Conversations philosophiques“ ſtehet über den gedruckten Einlaßkarten. Junge Leute, Schriftſteller und andere, aber ſehr elegante Herren, mit den feinſten Röcken und Cravatten, verſammeln ſich an beſtimmten Tagen in einem ſehr eleganten Lokale und philoſophiren bei Limonade, Orgeade und Himbeerſaft. Mir war das amüſanter als die Variétés. Immer Zwei ſtehen beiſammen, um ſie bildet ſich eine Zuhörer-Gruppe, und wird dann geſtritten über Gott, Unſterblichkeit, äußere Sinne, innere Sinne, Natur, Attraction, daß es eine Luſt iſt. Hegel würde vergehen vor Lachen. Keiner weiß, was er will. Es gibt nichts komiſcheres. Und doch begreife ich nicht recht, warum dieſe guten Leute darin ſo zurück ſind. Zwar waren die Franzoſen nie tiefſinnige Philoſophen auf deutſche Art; doch hatten ſie im vorigen Jahrhunderte in einer gewiſſen praktiſchen Philoſophie viel Gewandtheit erlangt, und die Schriften und die Geſellſchaften der damaligen Zeit waren ganz parfümirt davon. Es ſcheint aber, in der Revolution haben ſie das alles wieder vergeſſen, und die jungen Leute fangen jetzt von vorn an. Einer fragte mich, ob ich mich auch mit Philoſophie beſchäftigt? Ich ſagte: O gewiß, uns Deutſchen iſt die Philoſophie Kinderbrei. Ein Anderer fing mit mir an von Kant zu ſprechen, und als er glaubte, ich hätte den Namen nicht verſtanden, dachte er wohl, er hätte ihn falſch ausgeſprochen und wiederholte Känt. Ein Dritter ſagte mir, Anatomie wäre die Hauptſache in der Philoſophie. Ich antwortete: Ganz gewiß. Wären Sie keine Frauenzimmer, ich könnte Ihnen noch die ſchönſten Dummheiten erzählen; aber Sie verſtehen das nicht. Und mit welcher Leidenſchaftlichkeit wurde geſtritten! Ich dachte ſie würden ſich einander in die Haare fallen. Aber die Franzoſen haben eine bewunderungswürdige Gewandtheit, einen Streit bis an die Grenze der Beleidigung zu führen, ohne dieſe zu überſchreiten, und mit den Händen ſich einander unter die Naſe zu geſticuliren, ohne ſich Ohrfeigen zu geben. Ich ſaß auf einem Sopha von blauer Seide, unter den Füßen eine Decke von Pelz, trank ein Glas Orgeade nach dem andern und beneidete das glückſelige Volk, das gar nichts weiß von dem, was es nicht weiß, entgegengeſetzt uns armen Deutſchen, die wir am beſten kennen, was wir nicht kennen. „Eh bien je vais vous exposer ma doctrine“ ſagte einmal ein junger blaſſer Menſch mit einem Schnurrbarte zu einem Andern ohne Schnurrbart . . . und da ſagte er ihm etwas, was in jedem deutſchen ABC-Buche ſtehet.

Samſtag, den 1. Januar 1831.

„Proſt neu Jahr!“ Aber es iſt eine dumme Geſchichte, ich bin ſchon gewohnt daran, es iſt ſchon Mittag. Dieſes Jahr iſt mit Zähnen auf die Welt gekommen, und will ſich nicht wickeln laſſen. Es wird mit Blut getauft werden. Könnte ich nicht einen Kalender ſchreiben? Ich ſpräche wie ein Prophet: Ein großer Fürſt wird ſterben in dieſem Jahre. Aber das iſt falſch prophezeihet; es lebt gegenwärtig kein großer Fürſt. Aber der Frühling wird naß werden (nicht von Waſſer) der Sommer heiß (nicht blos von der Sonne) und der Herbſt gut (nicht blos an Wein). — Unſer König hier ſoll und will in die Tuilerien ziehen, weil das Palais-Royal wirklich zu klein iſt, und auch ſonſt zur königlichen Wohnung nicht ſchicklich. Aber die Königin ſträubt ſich mit aller Macht gegen die Tuilerien. Sie ſagt, das wäre „une maison de malheur.“ Die Frau hat Recht und ich hätte auch abergläubiſche Furcht davor. — Beim Conſeil in Genf wurde von einem Deputirten der Antrag gemacht, den Juden die bürgerliche Freiheit zurückzugeben, die ſie bis zum Jahre 1816, wo die franzöſiſche Herrſchaft aufhörte, genoſſen haben. Der Antrag wurde von Vielen unterſtützt. Die Zeit wird auch bald für Deutſchland kommen, wo die bürgerlichen Verfaſſungen Verbeſſerungen erfahren werden, und das nicht blos durch Revolution, ſondern auch auf friedlichem Wege, weil die Regierungen nicht länger werden ausweichen können. Dann wird auch wieder von Juden die Rede ſein, und unſere Juden thun ſo Vieles, ſich bei den Freunden der Freiheit unbeliebt zu machen. Ich begreife das nicht recht. Dieſe Menſchen ſind doch ſonſt ſo klug auf ihren Vortheil und wiſſen immer den Mantel nach dem Winde zu hängen. Was wollen ſie denn jetzt noch von den Fürſten und Miniſtern haben? Es iſt nichts mehr an ihnen zu verdienen. Sie ſollten ſich jetzt dem Volke zuwenden, ihre Geldkaſten verſchließen und den großen Herren den Rücken zukehren.

Drei und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 4. Januar 1831.

Saphir iſt hier, und ſein Anfang iſt nicht ſchlecht. Schon haben einige Blätter von ihm geſprochen, als von Einem, den der Zorn ſeines Königs verfolgte. Da wird nun natürlich auch gelogen, ſo viel nöthig iſt, um einen guten Witz zu machen. Im Figaro ſtand ungefähr Folgendes: Der König von Baiern, ſelbſt Poet, habe aus poetiſcher Eiferſucht den Saphir verjagt. ... Der Vorwand ſeiner Verbannung wäre geweſen, weil er gegen das Theater geſchrieben, der eigentliche Grund aber, weil Saphir dem König ein hübſches Mädchen abwendig gemacht. Sie hätten ſich entzweit pour une bavaroise (das bekannte Kaffeehaus-Getränk). Der König von Baiern wird genannt: „sa majesté brutale.“ Als ich das las, habe ich treuer deutſcher Unterthan aller Fürſten ohne Unterſchied mich gekreuzigt. Aber der König von Baiern beträgt ſich doch gar zu wunderlich. Das iſt ein Gelehrter, der bringt ſeine Verirrungen in ein Syſtem und da iſt keine Hülfe mehr. . . . Es iſt gar keine Möglichkeit, die deutſchen Regierungen zu parodiren. Erinnern Sie ſich, daß ich Ihnen vor einiger Zeit, als ich mich darüber geärgert, daß man hier für die Zeitungen die Cautionen beibehalten, geſchrieben: es wäre recht ſpaßhaft, wenn ſie in Deutſchland das mit den Cautionen nachahmten. Zenſur und Caution! Das ſollte ein Witz von mir ſein, im Ernſte hielt ich das für nicht möglich. Aber es iſt eingetroffen. In einem hieſigen Blatte las ich heute aus Baiern, daß man von einem gewiſſen *Coromans*, der eine Zeitung herausgeben will, Caution verlangt habe. Das iſt gerade, als wolle man von Einem, den man in den Kerker wirft und an Händen und Füßen kettet, noch eine Caution fordern, daß er nicht fortläuft.

Ich habe in der Berliner Zeitung die Proklamation des ruſſiſchen Kaiſers an die Polen geleſen. Sie iſt im *alten Style* datirt und im alten Style geſchrieben. Der ſpreizt ſich! der will den Helden machen und den europäiſchen Fürſten zeigen, wie man mit Revolutionen fertig wird. Schlimm für die Polen, wenn es ihm gelingt, aber dann noch ſchlimmer für die andern Fürſten. Sie werden es ihm nachmachen wollen, ſie werden die Zügel loslaſſen, durch welche ſie bis jetzt mit ſo großer Anſtrengung ihre eigene Leidenſchaft gebändigt, ſie wird durchlaufen und ſie abwerfen. — In München und Göttingen waren auch wieder Unruhen. Deutſchland zahnt. Das arme Kind! Nichts iſt komiſcher als die Art, wie die deutſchen Regierungen von ſolchen Unruhen Bericht erſtatten. Sie ſtellen ſich an, als wäre ihnen an ſolchen unbedeutenden Vorfällen nicht viel gelegen, und ſind doch voll tödtlicher Angſt. Sie machen Geſichter wie Menſchen, die Leibſchmerzen haben und ſich luſtig ſtellen wollen. — — Die alte Genlis iſt geſtorben. Sie ſtarb den ſchönen Tod auf dem Schlachtfelde — die Feder in der Hand. Sie hat viel gelebt und viel erlebt. Wenn Sie an das Himmelsthor kommt, welch merkwürdigen Paß kann ſie vorzeigen, von allen Regierungen viſirt, von allen Zeiten geſtempelt! Sie kann ſich nicht beklagen, ſie hat ein empfängliches Herz gehabt und hat tauſend Jahre gelebt.

Was glauben Sie wohl, das mich hier täglich am meiſten daran erinnert, daß jetzt Frankreich mehr Freiheit hat als ſonſt? Der Telegraph. Unter der vorigen Regierung war ich zwei Jahre in Paris und ich kann mich keinen Tag erinnern, wo ich den Telegraphen aus dem Tuilerien Garten nicht in Bewegung geſehen. Aber ſeit einem Vierteljahre, das ich jetzt hier bin, habe ich, ſo oft ich auch in den Tuilerien war, den Telegraphen noch nicht einmal arbeiten geſehen. In Friedenszeiten hat der Telegraph nur geſetzwidrige Befehle zu überbringen. Die Herrſchaft der Geſetze bedarf keiner ſolchen Eile und duldet keine ſolche Kürze. Wie ſchön und frühlingswarm war es geſtern in den Tuilerien! Dort habe ich Paris am liebſten. Die Wege ſind ſo breit, und breite Wege ſind zu eng für Philiſter; da fürchte ich Keinem zu begegnen, ſchlenkere ſorglos umher und ſehe Jedem ins Geſicht. Es iſt nicht möglich, in den Tuilerien kleinſtädtiſch zu bleiben. — Geſtern bemerkte ich wieder eine artige Pariſer Charlatanerie. Auf der Straße ſah ich eine Art Diligence, angefüllt mit Knaben, und auf allen Seiten des Wagens ſtand mit großen Buchſtaben geſchrieben: Inſtitut von Herrn N. zu Paſſy, Straße, Nr., und ſo wurden die fröhlichen Kinder als lebendige Muſterkarten eines Inſtituts in Paris herumgefahren, andere Kinder und ihre Eltern anzulocken. Hier verſtehet man die Geſchäfte.

Vier und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 6. Januar 1831.

Suchen Sie ſich Diderots Briefe zu verſchaffen. Ich bin jetzt mit dem zweiten Theile fertig. Daß ſo breite Briefe zugleich ſo tief ſein könnten — ich hatte es nie gedacht. Sie nehmen kein Ende, und doch hört das Vergnügen, ſie zu leſen, nur mit jeder letzten Zeile auf. Alles iſt darin, das Schlechte und Gute, Schöne und Häßliche, Gift und Balſam, Geſtank und Wohlgeruch, Ekel und Erquickung des achtzehnten Jahrhunderts. Denn man muß jene Zeit als die Apotheke betrachten und die franzöſiſchen Schriftſteller als die Apotheker, welche unſer Jahrhundert geheilt haben. Sollten Sie wohl glauben, daß ich Menſch, ein Vierziger, der alle ſieben Farben durchgelebt hat, mehr als zwanzig Male dabei roth geworden bin? und ich war doch allein — aber allein mit Gott und der Natur. Ein Frauenzimmer darf das ohne Furcht leſen; kann ſie das verſtehen, kann ſie nicht mehr erröthen. Welche Unſittlichkeit! Es iſt wahr, die franzöſiſche Sprache iſt eine Art Flor, der den häßlichen Anblick bläſſer und milder macht; aber der Deutſche, der ſie beim Leſen überſetzt, ziehet den Flor weg und ſchaudert zurück. Jene Menſchen hätten doch wenigſtens aus Dankbarkeit die Zucht mehr ſchonen ſollen, da ſie ihnen das Vergnügen verſchafft, ſie zu verſpotten und mit Füßen zu treten. Und wo ſie Recht haben, das iſt am Schrecklichſten! Den ſchönen Aberglauben der Unſchuld, der eine irdiſche Freude zur himmliſchen macht, zerſtören ſie, und von der ganzen Ewigkeit bleibt nichts übrig, als eine Minute. Und ſo verfuhren ſie mit der Tugend und mit der Religion. Waren jene Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts darum ſittenlos, entartet, ſchlecht, gottlos? Gewiß nicht. Sie führten Krieg. Die Heuchelei hatte ſich mit der Sittſamkeit umhüllt; ſie mußten dieſe zerreißen, um jene in ihrer häßlichen Nacktheit zu zeigen. Die Prieſterſchaft hatte ſich hinter der Religion verſchanzt; ſie mußten über die Religion wegſchreiten, um zu den Pfaffen zu gelangen. Der Deſpotismus führte das Schwert der Geſetze; ſie mußten ihn entwaffnen, um ihn zu beſiegen. Daher jene Zeit der Sittenloſigkeit, des Unglaubens, der

Anarchie. Sie iſt vorüber, Frankreich geſunder, als je geweſen, und Doktor und Apotheker ſind verſchmäht, vergeſſen.

Samſtag, den 8. Januar.

Heute iſt es ſehr kalt, ganz Winter. Wie geht es Euch? Aber was liegt daran! Gegen Froſt hat man Kamine und warme Kleider; wenn nur das Herz nicht friert. Die deutſchen Froſtkünſtler (ſo überſetze ich ſehr ſauber das franzöſiſche Glacier) mögen nur diesmal ihren Eiskeller recht reichlich verſehen, hoch hinauf bis an das Gewölbe; denn es wird ein heißer Sommer werden. Und wer weiß, ob es im nächſten Jahre wieder friert. Ich denke, die Bären ſollen es in unſerm Lande nicht lange mehr aushalten können. — Haben Sie Victor Hugo's Gedichte ſchon geleſen? Ich empfehle Ihnen auch ſeine Romane: Le dernier jour d'un condamné; Bug-Jargal; Han d'Islande. Alles herrlich, voll Sommergluth; aber man ſehnt ſich manchmal nach Schatten und Kühle und die fehlen. Kaum gehet die Geſchichte auf, ſo ſtehet ſie ſchon im vollen Mittagsglanze da, gehet im vollen Mittagsglanze unter; die Augen thun Einem weh und man verſchmachtet vor Hitze. Hugo iſt erſt einige und zwanzig Jahre alt, aber das Alter kann ihn nicht ändern;

denn die romantiſche Poeſie (wie man das hier nennt) iſt erſt in ihrer Jugend, und das ganze Geſchlecht wird darüber hingehen, bis ſie beſonnener wird und ſich mäßigen lernt, und lernt Gründe annehmen. Ich habe den Hugo etwas weniges geſprochen, bin aber gar nicht begierig ihn näher zu kennen; denn es iſt nicht nöthig und nicht möglich. Dem geiſtreichſten franzöſiſchen Schriftſteller liegt die ganze Seele vorne im Munde; ſie hat kein geheimes Kabinet, keine Hinterthüre, wozu man blos nach genauerer Bekanntſchaft dringt. Hugo iſt mündlich nicht anders wie die Andern. Das iſt nicht wie bei uns. Ein deutſcher Dichter iſt ein frommer treuer Knecht der Poeſie, und er trägt ihre Farbe. Aber ein franzöſiſcher Dichter iſt Herr der Poeſie, ſie trägt ſeine Livree und gehet hinter ihm, wo er öffentlich erſcheint.

Sie fragen, ob Frankreich den Polen beiſtehen wird? Wahrſcheinlich geſchiehet es. Frankreich wäre ja ganz von Sinnen, wenn es dieſe Gelegenheit, Rußland zu ſchwächen, die nicht zum zweitenmale wiederkehrte, ungebraucht vorübergehen ließe. Würden die Polen beſiegt, dann kehrte ſich Rußland gegen Frankreich. England hat gleiches Intereſſe und ich hoffe, ſie vereinigen ſich, den Polen zu helfen. Sie können zwar Rußland nicht zu Lande, aber doch zur

See angreifen, und können es beſchäftigen, indem ſie durch Geld und Intriguen Unruhen auch in den andern ruſſiſchen Provinzen anzetteln. Es iſt zwar gegründet, daß die polniſche Revolution von dem Adel ausgegangen, ich glaube aber darum nicht, daß das Volk gleichgültig dabei geblieben. Die Armee, die den größten Enthuſiasmus zeigt, beſteht ja aus Bauern, übrigens ſind die Burger in den Städten keine Leibeigene, und auf dieſe kommt alles an. Denn die Polen können ſich in keine Gefechte auf dem offenen Lande einlaſſen, ſie müſſen ſich in den Städten verſchanzen und wehren; thun ſie das nur ſtandhaft, ſind die Ruſſen, wenn auch noch ſo mächtig, verloren. Ich hoffe das Beſte, denn ich zahle auf die Weisheit Gottes und auf die Dummheit ſeiner ſo genannten Stellvertreter. Hier gehet es ſchlecht, man hat die Suppe kalt werden laſſen, und dabei rufen die Väter des Volks demſelben, wie einem Kinde, noch ganz ironiſch zu: verbrenne dich nicht! Das gute Volk hat ſich mit Blut und Schweiß die Freiheit erworben, und die ſpitzbubiſche Kammer, die in Pantoffeln in ihrem Comptoir ſaß, ſagte ihm: Ihr wißt mit dem Gelde doch nicht umzugehen, wir wollen es Euch verwalten. Und ich ſehe nicht, wie die Sache beſſer werden kann, außer durch eine Art neuer Revolution. Nach dem bis jetzt beſtehenden

Wahlgeſetz wählen nur die Reichen, alſo die ariſtokratiſch Geſinnten, und nur die Reichſten können Deputirten werden. Löſt das Miniſterium, welches liberaler iſt als die Kammer, dieſe auf, ſo werden die nämlichen Deputirten wieder gewählt. Um dieſes zu verhindern, müßte das Wahlgeſetz geändert, demokratiſcher gemacht werden. Allein die Kammer votirt die Geſetze, und wird natürlich kein Wahlgeſetz genehmigen, das ihnen die Macht aus den Händen zieht. Das Miniſterium hat wirklich vor einigen Tagen ein demokratiſches Wahlgeſetz der Kammer vorgelegt, und dieſe wird es, wie man gar nicht zweifelt, verwerfen. Wo alſo der Ausweg? der König müßte durch Ordonnanz ein Wahlgeſetz promulgiren. Das wäre aber *Gewalt*, und die Franzoſen ſind zu gewitzigt, ihrem Fürſten eine ſolche zu erlauben, und wäre es auch für die Freiheit.

Man ſagt heute mit ziemlicher Beſtimmtheit, der zweite Sohn des Königs von Baiern ſei zum Könige von Belgien erwählt worden. Iſt dieſes wahr, kann das nur eine Folge von Frankreichs Verwendung ſein, welches die belgiſchen Angelegenheiten nach Belieben leitet, und das würde dann beweiſen, daß Baiern mit Frankreich einen geheimen Vertrag abgeſchloſſen, und daß es im Falle eines Kriegs *gegen* den deutſchen Bund auftreten würde. Und dann Baden und

Würtemberg auch. Es wäre recht komiſch! Was würden Stein, Görres, Arndt und der alte Vater Rhein dazu ſagen! Und zum Lohne für die Dienſte, die jene Fürſten Frankreich leiſten, wird dieſes ihnen beiſtehen, ihre Unterthanen in Gehorſam zu unterhalten. Wir bezahlen immer die Zeche. Der Tugendbund hat viel ausgerichtet! Jeder Menſch hat das Recht, ein Dummkopf zu ſein, dagegen läßt ſich nichts ſagen; aber man muß ſelbſt ein Recht mit Beſcheidenheit benützen. Die Deutſchen mißbrauchen es. Die Mittel, welche die Franzoſen gebrauchen, die Freiheit zu erwerben, werden von den deutſchen Regierungen benutzt werden, um die Deſpotie zu verſtärken. Ich muß nur lachen über die Unwiſſenheit der hieſigen Zeitungsſchreiber. Sie erzählen es im Triumph: in Deutſchland, in Oeſterreich ſogar, würden Nationalgarden eingeführt, und ſie meinen, das wäre ein Fortſchritt der Freiheit; die Eſel begreifen nicht, daß das ein neues Werkzeug der Gewalt iſt, das alte abgenutzte damit zu erſetzen. Die Deutſchen! — nicht einzuſehen, daß die Uniform eine Art Gefängniß iſt, die Disciplin eine Kette an Händen und Füßen — nicht einzuſehen, daß wenn man Schildwache ſtehet, man am meiſten ſelbſt bewacht wird — den ſogenannten Pöbel im Zaum halten, das heißt die armen Leute, das heißt die Einzigen, welchen das verfluchte Geld nicht die ganze Seele, allen Glauben abgehandelt; die Einzigen, denen der Müßiggang nicht alle Nerven ausgeſogen, und die einen Geiſt haben, die Freiheit zu wünſchen, und einen Leib für ſie zu kämpfen — ſich wie ein todter Ofenſchirm vor der Gluth des Volks zu ſtellen, damit die Großen hinter uns nicht ſchwitzen und gemächlich ihr Eis verzehren — und ſich noch weiß machen zu laſſen, das geſchähe für die Freiheit — ſich ſo foppen zu laſſen, ein ſolcher Tölpel zu ſein — es iſt unglaublich!

Montag, den 10. Januar.

Kann man es beſſer haben als ich? die Tage wachſen ſchnell und mit ihnen meine Hoffnungen. Das Wetter iſt ſehr gelinde; ſchon ſind die Wandervögel dem Norden zugezogen: bald endet der Winter, bald thauet der deutſche Bund auf, bald blühn alle Veilchen; über meinem Kopfe Saphirs Fußtritte und eine deutſche Küche. Ja, ich habe eine deutſche Köchin entdeckt, eine vortreffliche Augsburgerin, die eine Table d'hôte hält, wo man lauter vaterländiſche Gerichte und Gäſte findet. Rindfleiſch mit rothen Rüben und Kräuterſauce, Kartoffeln, Sauerkraut mit Schweinefleiſch, Reisauflauf und Kommis in Menge. Man wird doch ſatt und es koſtet nicht viel. Was aber mein Glück ſtört, iſt, wie man hier mit Beſtimmtheit behauptet, daß Metternich das Ruder verliert. Darüber bin ich ſehr verdrießlich, es iſt ein Unglück. Metternich war eine reine Farbe, die der feindlichen entgegengeſetzt, es bald zu irgend einer Entſcheidung gebracht hätte; wenn aber nach ihm die graue Neutralität regiert, wird Keiner wiſſen, wo ſeine Fahne iſt, Alle werden durch einander laufen und Keiner das Ziel finden. Metternich war ſtarr, eigenſinnig und der Sturm hätte ihn bald gebrochen; ſein Nachfolger wird auch nicht weichen, nur vielleicht ſich etwas biegen, und alles wird krumm bleiben. Es iſt ſehr ſchlimm. Gott erhalte nur meinen Metternich.

Der Enthuſiasmus der Polen ſoll ganz unbeſchreiblich ſein. In der heutigen Zeitung ſteht, die Vorſteherin eines Mädchen-Inſtituts in Warſchau habe mit ihren Zöglingen von Morgen bis Abend an den Feſtungswerken gearbeitet. In dem Schreiben eines Polen, worin die ſchändlichen Tyranneien der ruſſiſch-polniſchen Regierung erzählt werden, heißt es unter Andern: man habe eigens einen Commiſſär nach Wien geſchickt, um das Syſtem der öſterreichiſchen Regierung, wie man das Volk dumm erhalte (Stock deutſch, heißt es wörtlich,) in allen ſeinen Theilen zu ſtudiren, um es dumm in Polen einzuführen.

Fünf und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 13. Januar 1831.

Geſtern Abend habe ich mich im Odeon recht ſatt gehört und geſehen; das ganze Geſicht iſt mir noch roth und dick davon. Von halb ſieben bis halb zwölf Uhr bei Tiſche, und zwanzig Schüſſeln! Dreißig Jahre dauert die Geſchichte, Napoleons Anfang und Ende iſt darin; aber die größte aller ſeiner Thaten iſt gewiß die: daß er mich ſechs Stunden weniger zehn Minuten auf einer Stelle feſtgehalten, ſo daß ich nicht einmal in den Zwiſchen-Akten hinausging. In einem deutſchen Theater habe ich nie drei Stunden aushalten können. Den Hunger zu ſtillen war es zu viel, und den Appetit über den Hunger zu reizen fehlte es an Würze. Ja das iſt ein großer Unterſchied! — — —

Eine ſtarke halbe Stunde mußte ich das Schreiben unterbrechen und meine Wuth war grenzenlos. Da ich Napoleon geſtern Abend hatte ſterben ſehen, und ich vergeſſen hatte, in welchem Jahre er geſtorben, wollte ich das im Converſations-Lexikon nachſuchen. Ich ſchlug den Artikel Napoleon auf, da hieß es: ſuche Bonaparte. Ich ſuche Bonaparte auf, da hieß es: ſuche Buonaparte. Ich ſuche Buonaparte auf und ſehe nach dem Ende ſeines Lebens, da hieß es: ſuche Helena. Ich ſuche Helena auf, da hieß es: ſuche St. Helena. Ich ſuche Sainte-Helena und St. Helena und kann beides nicht finden. Endlich entdeckte ich Sanct Helena. Da war aber von Napoleon gar keine Rede, ſondern es hieß: ſuche Longwood. Ich ſuche Longwood, finde aber nichts über Napoleons Tod, und da entdecke ich endlich, daß mein Converſations-Lexikon nur bis 1819 gehet. Da lebte Napoleon noch. Das ſind die Leiden des menſchlichen Lebens! wozu noch gehört: des Morgens harte Butter auf weiches Brod ſchmieren, mein täglicher Schmerz. Mein Zorn war aber ſchrecklich und erhaben. Ohne dies bin ich ſeit einem Jahre voll Gift und Haß gegen das Converſations-Lexikon; denn der Verleger Brockhaus hat in der neueſten Auflage aus Krämerei alles was das Buch an Geſchichten und Meinungen Freiſinniges enthielt, auslöſchen oder bedecken laſſen; wahrſcheinlich, damit es, ſo geſäubert, im Oeſterreichiſchen erlaubt werde. Iſt es nicht entſetzlich, daß es in Deutſchland Gelehrte gibt, die Geiſt, Herz und Ehre bogenweiſe einem Buchhändler verkaufen; daß das nützlichſte und ausgebreitetſte Buch in Deutſchland, welches ſo vieles Gutes geſtiftet hat und noch ferner hätte bewirken können, die Farbe der Lüge angenommen und daß es von der ſchnöden Gewinnſucht eines Krämers abhängen ſoll, was er das Volk lehren oder ihm verſchweigen will? . . . . . Jetzt zurück zum Odeon.

Napoleon tritt zum erſtenmal 1793 auf, da er in Toulon als Artillerie-Lieutenant diente. Da iſt er noch ganz mager und trägt einen Zopf, das Haar ungepudert. In der vorausgehenden Ouvertüre wurde der Marſeiller Marſch und Ça-ira geſpielt, Melodieen, die mir ſeit meinen früheſten Kinderjahren im Herzen ſchlummerten. Es ſind vielleicht vierzig Jahre, daß ich ſie nicht gehört, und ich weinte Thränen des Entzückens. Frei ſein, es iſt nichts. Aber es werden, die Geneſung, da iſt das Glück. In Toulon waren auch Commiſſäre des National-Convents, die damals bei allen Kriegen den Generalen als Aufpaſſer zur Seite ſtanden. Merkwürdig dieſe Mord-Phyſiognomien, und wie die Kerls gekleidet waren; ſie ſahen ganz aus wie Räuberhauptleute. Dieſer erſte Akt war mir der ſchönſte: was nachher folgte, war für Ohr, Auge und Geiſt, aber nichts mehr für das Herz. Der Kaiſer, der Ruhm, goldgeſtickte Kleider, Bücklinge bis auf die Erde, und die uns wohlbekannten Märſche der kaiſerlichen Garde, und der lange Hanswurſt von Tambour-Major, den wir ſo oft geſehen. Aber gewiß, das iſt die beſte Art, Geſchichte zu lernen, und vergangene Zeiten und Menſchen und entfernte Länder uns ſo friſch und nahe vor die Augen zu bringen, als hätten wir ſie gekannt, darin gelebt. Keine Erzählung, kein Gemälde, ſelbſt kein Drama in ſeiner eigenthümlichen Beſtimmung erſetzt das. Es iſt alles vereinigt. Jedes Schlachtfeld, jeder Palaſt, jede Stadt; Lager, Soldaten, Waffen und Kleidung, alles wie es wirklich geweſen. Napoleon wie er ausſah, wie er gekleidet war, wie er ſtand, ſaß, ſprach, in den Tuilerien, und in ſeinem Zelte, vor, in, nach der Schlacht; welche Geſichter er machte, wie er ſchnupfte, wie er bei guter Laune ſeinen Leuten das Ohr kneipte, ſeine Marſchälle, Ruſtan, Alles. Mein Widerwille gegen Napoleon fing (auf dem Theater — denn im Leben erſt zehen Jahre ſpäter) 1804 an. Da erſcheint er als Kaiſer in St. Cloud. Da kommen goldene Dintenfäſſer, ſchwervergoldete Lakaien. Er trug damals einen rothen Rock. Noch einmal liebte ich ihn; es war 1812. Er kommt in Moskau an, tritt in ein Zimmer im Kremlin. Ich wußte vorher, es war die Grenze ſeines Glückes. Einige Stunden ſpäter brach der Brand los. Fürchterlich auch im Spiele. Er iſt allein im Zimmer, die Fenſter werden roth vom Feuer und immer röther. Die Flamme kommt immer näher. Einer nach dem Andern ſtürzt herein, ihn zur Flucht zu bewegen. Er will nichts hören von Rettung, wirft ſich verzweiflungsvoll in einen Seſſel, und dumpfbrütend ſenkt er den Kopf auf den Tiſch wie zum Schlafen. Die Fenſter werden geöffnet und man ſieht Moskau brennen. Das übertrifft an naturwahrem Schrecken Alles, was ich bis jetzt geſehen. Beim Rückzuge ſtellt die Scene eine große leere Bauernhütte vor. Einzelne Soldaten, Marketenderinnen, halberfroren, ſchleichen wie Geſpenſter herein. Sie nähern ſich der Flamme und fallen todt hin. Dann kommt Napoleon. Jetzt beginnt der Kanonendonner der Schlacht, die Hütte ſtürzt zuſammen, wer noch Kraft hat, flüchtet, und jetzt ſehen wir das Schlachtfeld an der Berezina. Es ſchneit, die Franzoſen ziehen über die Brücke, neben ihr, über den gefrornen Strom, er bricht unter ihnen und verſchlingt ſie. Die Dekorationen übertreffen aber auch Alles, was die Phantaſie erfinden kann. Eine der ſchönſten Scenen iſt Napoleons Abfahrt von Elba, um nach Frankreich zurückzukehren. Er mit ſeinen Soldaten ſteht auf dem Verdecke eines

Kriegsſchiffes, und die Fahrt des Schiffes wird im höchſten Grade täuſchend dadurch nachgeahmt, daß die Seegegend ſich immer ändert, von Fels zu Fels fortſchreitend bis in die offene See, ſo daß man glaubt, das feſte Schiff bewege ſich. Es iſt ein Kind darüber zu werden vor Freude. Dann die Scene in den Tuilerien am Abend, da man Napoleon erwartet. Ludwig XVIII., dick, alt und lahm, watſchelt durch ein Vorzimmer, ſich zu flüchten, hinter ihm die Hofleute. Die gute Art der Franzoſen und ihr Zartgefühl verläugnete ſich bei dieſer gefährlichen Probe nicht. Im Odeon ſind die jungen Leute, die Schüler der polytechniſchen Schule, Meiſter, da herrſcht der Liberalismus unbeſchränkt. Aber die Scene mit Ludwig XVIII. war unanſtändig, der Spott grauſam, und im ganzen Hauſe wurde gepfiffen und geziſcht, und nicht Einer hat applaudirt, und das Klatſchen hörte doch ſonſt den ganzen Abend nicht auf. Deß freuete ich mich, und die komiſchen Scenen jenes Abends in den Tuilerien! Wie die heißeſten Bourboniſten, als Napoleon kam, ſchnell die weiße Kokarde abnahmen und ſie in die linke Weſtentaſche ſteckten und aus der rechten eine dreifarbige zogen, die ſie für jedes Ereigniß bereit hielten. Und wie ein Ultra-Dicker eine dreifarbige Fahne herbeibrachte, und die legitimſten Kehlen Vive l'Empereur! ſchrien. Es war ſchön und lehrreich.

Jetzt die Hauptſache. Eine Deputation der Pairskammer erſcheint vor dem wiederaufgegangenen Napoleon. Der ſchnauzt ſie grimmig an, denn ſie waren es, die ihn verrathen. Wo ſind die Deputirten? ſchreit er mit einer Löwenſtimme. „La chambre des Députés s'est rendu indigne de la France“ . . . Götter! und wenn in dieſem Augenblicke tauſend Jupiter gedonnert hätten, es wäre nicht gehört worden, vor dem Beifallklatſchen des ganzen Hauſes. Es war ein Sturm, es war als ſtürzte das Dach ein. Man hatte die Saite berührt, die jetzt durch das Herz jedes freiheitsliebenden Franzoſen zieht: der Haß und die Verachtung gegen die jetzige Deputirtenkammer. In den erſten Reihen des Parterres ſaßen die Schüler der polytechniſchen Schule. Wenn dieſen nicht die Hände bluteten, müſſen ſie lederne Hände haben. Aber — ich habe genau Acht gegeben — nicht blos dieſe, nicht blos die Studenten waren es, die ſo offen und laut bei dieſem Anlaſſe ihre Herzensneigung kund gethan; ſondern auch alte, bedächtige Männer, Alle klatſchten, und ich war vielleicht der Einzige, der es nicht gethan. Ich ſah frohlockend umher, denn das iſt . . . .

Freitag, den 14. Januar.

Mitten im Satze, der die vorige Seite endigt, wurde ich geſtern unterbrochen und heute habe ich vergeſſen, was ich ſagen wollte. Als ich ſah, wie die edle Geſinnung der Jugend ſich hier ſo frei und laut äußern durfte, und Keiner wagte, ſich ihr zu widerſetzen, fragte ich mich: träume ich denn, iſt es Wahrheit? Liegt Frankreich in dem nämlichen Europa, in dem auch Deutſchland liegt? Ein Fluß, über den jeder Haaſe ſchwimmt, kann er die Freiheit von der Tyrannei abhalten, oder Sklaven, herüber zu kommen? Unſere deutſchen Polizei Aerzte würden gewaltig zornig werden, wenn ſie den Lärm gehört: ſie würden ſagen, die Regierung ſollte nicht dulden, daß man im Theater ſo die Leidenſchaften aufrege. Aber ſie irren ſich; das beſänftigt gerade gereizte Leidenſchaft. Ich habe das an mir ſelbſt erfahren. Noch Morgens, da ich mein Journal las und mich wie gewöhnlich über die ſeelenloſe Deputirten-Kammer ärgerte, welche der franzöſiſchen Jugend gern alles Blut auspumpen möchte, hatte ich den ſehnlichſten Wunſch, den hochmüthigen deutſchen Pedanten Royer Collard und den Goldfuchs Dupin dafür durchzuprügeln; als ich ſie aber am Abend durchklatſchen ſah, war ich ganz zufrieden, und ich hätte ihnen nichts zu Leide gethan, wenn ich ihnen gleich darauf in einem Salon begegnet wäre. Ich wünſchte mir auch unſern Senator aus Soden herbei, der lieber Schweinehirt ſein möchte, als franzöſiſcher Miniſter. So einem deutſchen Polizei-König muß in London und Paris zu Muthe ſein, wie einem Nordländer in Neapel. Die Freiheit hat wohl ihre rauhen Tage; da ſie aber ſelten ſind, iſt nicht geſorgt für Kamin und Pelz. Und jetzt ſpricht der Ruſſe: wäre ich nur zu Hauſe, da iſt es wärmer und beſſer, und der Tölpel macht ſich luſtig über die ſchöne Natur im Süden! ...

Nach dem Akte, der Napoleons Rückkehr von Elba ſpielt, fällt ein Vorhang, auf welchem die Stadt Paris in der Vogelperſpective gemalt iſt, und hoch in der Luft ſchwebt ein Adler, im Schnabel einen Lorbeerzweig, in der Klaue die dreifarbige Fahne tragend, und Ruhm und Freiheit nach Frankreich zurückbringend; das iſt von unglaublich ſchöner Wirkung. . . . . Manchmal waren die Zuſchauer auch wie die Kinder. Als auf Helena Hudſon Lowe auftrat, wurde er ausgeziſcht mit einer Bosheit, mit einer Erbitterung, als wäre er der wahre Lowe und nicht ein armer unſchuldiger Schauſpieler im rothen Rocke. Man ſieht Napoleon ſterben; Krämpfe, Phantaſien, Röcheln, alles nach der mediciniſchen Natur. Dieſe widerliche und lächerliche Spital-Scene wird auf allen Theatern dargeſtellt. Es gibt nichts Sinnloſeres... Nachdem der Kaiſer in ſeiner letzten Minute gethan, was ſeine Brüder, die andern Kaiſer und Könige, ſchon gleich bei ihrem Regierungsantritte thun — nämlich den Geiſt aufgeben, fällt ein Vorhang von ſchwarzem Flor, welches artig und ſchauerlich war. . . Das ganze Orcheſter erſchien in der National-Garde-Uniform, auch befanden ſich viele Offiziere darunter. Der Kapellmeiſter, der wohl Hauptmann oder Major ſein mochte, trug ſchwere ſilberne Epaulettes. Das ſah wunderlich aus an ſeinem Platze und in ſeiner Beſchäftigung.

Endlich war das Stück aus und ich ſatt. Es war ohne dies die zweite Mahlzeit, die am nämlichen Tage mein Herz genommen. Ich ſah vorher eine Reihe Panorama-artiger Gemälde, die Schlachttage im Juli vorſtellend. Die Gefechte auf den Boulevards, auf dem Greve-Platze, die Barricaden, das Pflaſter-Geſchoß, die ſchwarzen Fahnen und die dreifarbigen, die königlichen Soldaten, die abgehauenen Bäume, die Leichen auf der Straße, die Verwundeten und neben ihnen die gutmüthigen Franzöſinnen, die ſie laben und verbinden. Man bekommt von Allem eine klare Anſchauung, es iſt, als wäre man dabei geweſen, und es iſt zum Todtweinen! Denn ich habe die Kämpfenden gemuſtert, ich habe die Leichen betrachtet und gezählt und die Verwundeten — es waren viele junge Leute; die meiſten alten aber gehörten zum ſogenannten, ſo geſcholtenen Pöbel, der jung bleibt bis zum Grabe. Einen bejahrten Mann in einem guten Rocke, ich ſah keinen, weder unter den Streitenden, noch unter den Gefallenen. Die Männer in guten Röcken ſitzen in der Pairs- und Deputirten-Kammer und halten ſich die Naſe zu vor den ſtinkenden Pöbel-Leichen und ſagen: *wir* haben Frankreich gerettet, es gehört uns wie eine gefundene Sache, wie eine Entdeckung, und ſie ließen ſich ein Patent darüber geben. Und die reichen Leute, die verfluchten Banquiers kamen und ſagten: halb part! und haltet uns nur den Pöbel im Zaum, damit die Renten ſteigen. An dieſe muß die Rache auch noch kommen. In *Baſel* ſind ſie jetzt eingeſperrt, die hochmüthigen Ellenritter. Sie wollen allein regieren, das Landvolk ſoll gehorchen. Aber das Landvolk kennt ſeine Rechte und will ſie geltend machen und belagert die Stadt. Das iſt wie in Frankfurt, wo das Landvolk auch unmündig iſt und weder an der Regierung, noch an der Geſetzgebung Theil hat.

Wie gefällt Ihnen der Moskowiter? Seinem Geſandten nach Warſchau gab er ein Zettelchen an die Polen mit, worauf er eigenhändig in franzöſiſcher Sprache und mit Bleiſtift geſchrieben: „Au peuple polonais; soumission ou la mort! Nicolas.“ O, was iſt Gott für ein Phlegmatikus! Aber ich bin ſelbſt nicht beſſer. Dieſen Morgen las ich etwas von der neuen heſſiſchen Conſtitution. Und ſehen Sie es dem Briefe an? iſt er zerknittert? naß von Thränen der Wuth? habe ich Komma, Punktum vergeſſen? O blödes Vieh! nicht einem Ochſen würde man ſo etwas weiß machen! Ein Ochs iſt dumm, aber er iſt eigenſinnig und hat Hörner. Schafe ſind wir, arme, geſchorene, zerfetzte Schafe.... Daß die Deutſchen ihren Fürſten und Sängerinnen die Pferde ausſpannen, fällt mir nicht auf. Sind ſie beſſer als Pferde? Sie werden ſehen, die guten Heſſen ziehen auch noch die Gräfin Reichenbach von Frankfurt bis nach Caſſel. Eine ſolche Conſtitution, die man den Heſſen gegeben, hätten ſich die Pferde nicht gefallen laſſen. Mit den guten Deutſchen wird noch ſchlimmer verfahren als mit dem Heiland. Dieſer mußte zwar auch das Kreuz ſelbſt tragen, woran man ihn gepeinigt: aber es ſelbſt auch zimmern, wenigſtens das mußte er nicht. Ich kann in Paris Franzöſiſch lernen; aber, guter Gott! wie lerne ich Deutſch vergeſſen? Der Menſch hat überhaupt viel Deutſches an ſich. Heute las ich: in England hat die franzöſiſche Regierung 500,000 Flinten beſtellt, die ruſſiſche 600,000, die preußiſche 900,000. Wer den damit anderthalb Millionen Mörder bewaffnet, die, drei bis vier Fürſten einen Spaß zu machen, ſich wechſelſeitig die Eingeweide aus dem Leibe reißen. Dieſe Flinten koſten 38 Millionen Franken, und die närriſchen Völker dürfen nicht eher ſterben, als bis ſie ihre eignen Leichenkoſten vorausbezahlt! Ich möchte dieſen Sommer in einem ſtillen Thale wohnen, aber ſo ſtill, ſo heimlich, ſo abgelegen, daß kein Menſch, keine Zeitung hinkommt, und im October wieder hinaustreten in die Welt und ſehen, wie es ausſieht. Vielleicht würde ich da nicht mehr erkennen, ob ich im Monde oder auf der Erde bin.

Es hat ſich eine Zahl Damen vereinigt, worunter auch die Königin, und haben Handarbeiten verfertigt, die zum Beſten der Armen ausgeſpielt werden. Ich habe auch einen Zettel, und wenn Sie glücklich ſind, bekommen Sie vielleicht eine Arbeit von der Königin Hand. Der Poſtwagen, der dieſe allerhöchſte Arbeit nach Frankfurt brächte, würde ſicher von Kehl nach Frankfurt vom Volke gezogen werden, erführe es davon. Verharre voll Gift und Galle Ihr ganz Ergebenſter.

Sechs und zwanzigſter Brief.

Paris, den 16. Januar 1831.

Lachen Sie mich aus! Ich bin gar nicht liberal mehr, ſondern ſeit geſtern Abend ein vollſtändiger Narr und lachender Gutheißer. Was gehet mich die Noth der Menſchen an, wenn ich froh bin? Was ihre Dummheit, wenn ich ſelbſt klug bin und das Leben genieße! Mögen ſie weinen, wenn es ſingt um mich herum. Ich habe bei den Italienern Roſſini's Barbier gehört, und darin Lablache als Figaro, die Malibran als Roſine. Und ſchlimmer als gehört, auch geſehen. Ich war entzückt und bin es noch, daß ich mich todt ſchämen ſollte. Stunde auf Stunde, dieſe ſo bittern Pillen unſerer Zeit ſchluckte ich fröhlich hinunter, ſo vergoldet waren ſie mir. Ich dachte nicht mehr an die heſſiſche Conſtitution und ließe jede fünf gerade ſein, würde die Lüge immer ſo geſungen. Welch ein Geſang! Welch ein Spiel! Figaro in den beſten Jahren — die Weiber zum Beſten zu haben, und dick. Ich weiß nicht, ob Lablache ſo iſt von Natur oder ob er ſich durch Kunſt ſo gemacht. Aber gewiß, mit dieſer Geſtalt muß ſich ein Figaro ausſtatten. Ja nicht flink, ja nicht jung, ſich ja nicht zu ſchön gemacht, wie es alle die Anderen waren, die ich noch geſehen. Wie iſt es möglich, fröhlich zu ſein, ſo lange man den Weibern gefährlich iſt? Wer Ruhe ſtören kann, dem kann man ſie auch ſtören. Das Fett der guten Laune umgab dieſen Figaro von allen Seiten, beſchützte ihn, und ließ keine feindliche Minute durch. Sie hätten den Spitzbuben ſehen ſollen mit ſeinen Augen! Er hätte bis auf die Augen das ganze Geſicht verhüllen, er hätte kein Glied zu bewegen brauchen, und man hätte ihn doch verſtanden. Wenn er Roſinen, den Grafen, den Alten anſah, wußte man vorher, was dieſe ſagen würden: man erkannte es aus Figaro's Geſicht, der ſie durchſchaute und uns ſein Errathen errathen ließ. Welch unvergleichliche Mimik! Seine Worte waren eigentlich nur die Vokale, zu welchen ſeine Bewegungen die Conſonanten fügten. Und der Geſang! Schnell, leicht und glänzend wie Seifenblaſen, ſtiegen ihm die Töne aus der Bruſt. Und Roſine! — ich bin verliebt, verliebt, verliebt. Schön iſt ſie gar nicht, bis auf die Augen. Aber dieſe wonneſüße

Schelmerei, dieſes zaubervolle Lächeln, das man trinkt und trinkt und nie berauſcht wird; und ſo ohne alle Tücke, man ſiehet es, ſie will ihren alten Vormund einen Tag betrügen, nur um ihn nicht Jahre lang betrügen zu müſſen; ſo ohne alles Streben zu gefallen! Kein Hauch von Koketterie an der Malibran. Wäre es aber doch, käme ihr Zauberlächeln nicht aus der Seele, — dann ſeid ihr Weiber fürchterliche Geſchöpfe. Ihr Geſang! Er kam aus dem Herzen des Herzens. Ich mußte mich daran erinnern, gerecht zu ſein, um mich zu erinnern, daß die Sonntag eben ſo ſchön geſungen. Ich will Kenner fragen, die Beide gehört. Aber das will ich verbürgen: die Sonntag ſingt ſchön, weil ſie gefallen will, und die Malibran gefällt, weil ſie ſchön ſingt. ... Ich werde ſparen, und reicht das nicht hin, werde ich ſtehlen, und reicht das nicht hin, werde ich rauben, und reicht das nicht hin, werde ich in die Didaskalia ſchreiben; aber ich verſäume die Malibran nicht mehr, ſo lange ich hier bin. Zwölf Franken koſtet mich mein Platz, den vornächſten zu ihr, den man haben kann. Ehe ich die Malibran gehört, ahndete ich gar nicht, daß ein muſikaliſcher Vortrag auch genialiſch ſein könne; ich dachte, der Geſang ſtände im Dienſte der Compoſition, und wie der Herr ſo der Diener. Aber nein. Aus der Spielerei Roſſiniſcher Muſik machte die Malibran etwas ſehr Ernſtes, ſehr Würdiges. Dem ſchönen Körper gibt ſie auch eine ſchöne Seele. Von ihr habe ich begreifen lernen, wie es möglich war, daß einſt der Schauſpieler Garrick das A B C ſo deklamirte, daß alle Zuhörer weinen mußten.... Lablache mußte ich bewundern wegen ſeiner Mäßigung in ſeiner Kraft. Wie kann man nur eine Stimme, die ſo große Gewalt hat, ſo meiſtern, wie man will? Es ſtürmt aus ſeiner Bruſt, und er ſagt jeder Tonwelle: ſo hoch und nicht höher. Gleiche Mäßigung in ſeinem Spiele, und wie ſchwer das in dieſer leichtſinnigen Rolle! Es iſt wie ein Eiertanz. Er bewegt ſich im kleinſten Raume, kühn zwiſchen zarten, leicht verletzlichen Verhälniſſen, berührt ſie alle und verletzt keines.

— Unter allen Späßen dieſer ſpaßhaften Zeit gefällt mir keiner beſſer, als der, den die Nationalverſammlung in Brüſſel mit der europäiſchen Diplomatik treibt. Alles, was die Herren Diplomatiker über die belgiſche Angelegenheit in ihrem Schlafzimmer oder in ihren Rathsſtuben geſprochen, verſprochen, gelogen, geheuchelt, geleugnet oder eingeſtanden, verſagt oder bewilligt, wird von jenen dummen Bürgersleuten öffentlich vor allem Volke mitgetheilt. Vergebens ſchreien die diplomatiſchen Köche: wartet ins Teufels Namen, bis das Eſſen gar iſt! Die Belgier erwiedern: wir wollen nicht warten bis die Suppe verbrannt, das Eſſen iſt uns gar genug und wir haben Hunger. Die Diplomatiker ſind in Verzweiflung darüber. Stellen Sie ſich vor, in welche Wuth Janchen von Amſterdam käme, wenn auf der Frankfurter Meſſe, in jedem Bier- und Weinhauſe Einer hinter ihm ſtände und den anſtaunenden Zuſchauern erklärte, wie man ein zerſchnittenes Band wieder ganz mache, eine Karte verändere, eine kleine Muſkatnuß in einen großen Federball verwandele, und wie das Alles ſo natürlich zuginge! Er würde jammern, daß man ihn um Brod und Anſehen bringe. So iſt es hier. Es iſt zum Todtlachen, ſie wiſſen ſich vor Angſt nicht mehr zu helfen. Ich erinnere mich, in welchen Zorn es die Diplomatiker verſetzt, als vor ſieben Jahren, während der ſpaniſchen Revolution, der damalige Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten in Spanien über einen diplomatiſchen Gegenſtand einen aufrichtigen und verſtändlichen Brief drucken ließ. Sie hatten ſchon, wenn auch mit ſaurem Geſichte, die ganze Revolution verſchluckt; aber dieſen Brief — das konnten ſie nicht hinunter bringen. Göttliche Leute ſind die Belgier! O dahin muß es kommen: die Kellerlöcher der Diplomatik müſſen geöffnet werden, und dann erſt wird es friſch und hell im ganzen

Hauſe ſein. Die Gazette hier, die über jene Unverſchämtheit des belgiſchen Congreſſes auf ihre Art ſpricht und läſtert, endigt mit den Worten: „tout cela prouve combien une nation est petite quand elle n'a pas de Roi!" Ich bin wahrhaft erſchrocken, wie ich das geleſen habe. Wie iſt es möglich, dachte ich, daß zwei Menſchen, von welchen nicht wenigſtens Einer im Tollhaus ſitzt, ſo verſchiedene Meinungen haben können? Wer von uns iſt verrückt, die Gazette mit den ihrigen, oder ich mit den meinigen?

Montag, den 17. Januar.

Haben Sie es geleſen, daß die Stände in Caſſel gleich damit angefangen, den Churfürſten um ſeine allergnädigſte Erlaubniß zu bitten, daß ihm ſein getreues Volk eine Statue errichten dürfe? Haben Sie es denn wirklich auch geleſen, und hat mir das nicht ein neckiſcher Geiſt auf einem Zeitungsblatte vorgegaukelt? Nein, daß ſich die Freiheit in Deutſchland ſo ſchnell entwickeln würde, das hätte ich nie gedacht! Ich hatte den guten Leuten doch Unrecht gethan. Wenn das ſo raſch fortgehet, werden wir in drei Wochen den Vereinigten Staaten nichts mehr zu beneiden haben. In Hannover haben ſie ſich auch erhoben. Das wird dem armen Lande wieder ſechs Schimmel, einen ſchönen Wagen und eine Statue koſten. Hätten ſie nicht gleich damit anfangen können, dem Herzog von Cambridge die Pferde auszuſpannen und als Vice-Schimmel ſeinen Wagen zu ziehen? Was brauchen ſie erſt vorher eine Revolution zu machen? Iſt aber ein treuer Gimpel der Deutſche! Man kann ohne Sorge den Käfig offen laſſen, der Vogel fliegt nicht fort.... Haben Sie auch geleſen, daß der König von Baiern ſeinen Soldaten, welche in ſeine Bürger eingehauen, einen dreitägigen Sold geſchenkt? Ich verſtehe nicht mehr. Sie ſchüren das Feuer und ihr eigenes Haus brennt; ſie gießen Oel in die Wunde und es iſt ihr eigener Schmerz! Ich verliere mich darin.

Dienſtag, den 18. Januar.

— Was ich von der hannöverſchen Revolution erwarte, habe ich Ihnen ſchon oben geſchrieben. Wenn freilich das engliſche Miniſterium ſelbſt die Sache angeſtiftet hat, ſo ändert das die Verhältniſſe — aber auch nur etwas, aber nicht viel. Doch kann ich mich hierin irren. Von dem hannöverſchen Volke ſelbſt, wenn es ſich allein, ohne geheime Anregung von London erhoben, erwarte ich nicht viel. Hat doch die neue Regierung in Göttingen in ihrer

Proclamtion auf die Freiheit von Heſſen angeſpielt! Dieſe Conſtitution ſchwebt ihren Wünſchen als Ideal vor, und ſie iſt doch die unverſchämteſte Betrügerin, die man ſich nur erſinnen kann. Es wäre ein Meiſterſtreich von Politik, wenn das engliſche Miniſterium dem Königreiche Hannover eine wahre vollkommene Freiheit gäbe. Es würde dadurch dieſen kleinen Staat zum mächtigſten in ganz Deutſchland erheben. Denn könnte England Preußen und Oeſterreich trotzen, wenn dieſe ihm einmal den Krieg erklärten — ein Fall, der leicht und bald eintreten kann. Iſt dieſes ſo, dann müßte das engliſche Miniſterium natürlich im Geheimen agiren und das hannöverſche Volk gegen den Adel in Bewegung ſetzen, der, eigenſinnig und hochmüthig, wie er dort iſt, die Emancipation des Bürgerſtandes nie bewilligt hätte. Im heutigen Temps ſteht eine ausführliche und richtige Erzählung von den Göttinger Vorfällen. Sie müſſen ſich das Blatt zu verſchaffen ſuchen, denn in deutſchen Zeitungen werden die Vorfälle natürlich entſtellt werden. Ein Göttinger Bürger, der die Schlachtſteuer zu bezahlen verweigert, ſoll die erſte Anregung zum Aufſtande gegeben haben. Dieſe Schlachtſteuer wird im Temps zu meiner großen Beluſtigung Schlacrstener genannt.

Mittwoch, den 19. Januar.

— Die Nachricht, die Sie mir geſtern gegeben, daß das engliſche Miniſterium ſelbſt die Revolution in Hannover angeſtiftet, habe ich auf der Stelle nebſt einigen Bemerkungen in die Zeitungen ſetzen laſſen, und ſie ſteht geſtern im Meſſager. Wahr oder nicht, man muß die Spitzbuben hinter einander hetzen. Es iſt aber doch ſchön, daß man hier alles gleich in die Zeitung bringen kann, und die Redacteurs küſſen Einem für jede Nachricht die Hände, und für jede Lüge die Füße. Was mich gegen die deutſche Zenſur am meiſten aufbringt, iſt nicht, daß ſie das Bekanntwerden der Wahrheit verhindert — dieſe macht ſich früher oder ſpäter doch Luft — ſondern daß ſie die Lüge unterdrückt, die nur einen armen kurzen Tag zu leben hat und einmal todt, vergeſſen iſt. Am intereſſanteſten, und merken Sie ſich das, ſind die hieſigen Blätter immer am Montage; denn da Sonntag keine Kammerſitzung iſt, bleibt den Tag darauf den Zeitungen kein anderes Mittel, ihre Seiten zu füllen, als ſo viel Lügen als möglich herbei zu ſchaffen. Wie angenehm beſchäftigt das die Einbildungskraft. Und was liegt daran! Was heißt Lüge? Kann Einer in unſern Tagen etwas erſinnen, was nicht den Tag darauf wahr werden kann! Es gibt in der Politik nur eine mögliche Lüge: Der deutſche Bund hat die Preßfreiheit beſchloſſen.

— Alſo *** hat ſich geſcheut nach Peſth zu gehen, und ſchon in Ungarn fürchtet man die Cholera morbus? In Gallizien, drei Tagereiſen von Wien, und in Ruſſiſch-Polen iſt ſie nach beſtimmten Nachrichten auch ſchon ausgebrochen. Mir macht das ſehr bange. Nicht wegen der ſinnlichen Schrecken, welche die Peſt begleiten — das iſt ein Schrecken, der ſich ſelbſt verzehrt, das iſt zu furchtbar, um ſich lange davor zu fürchten — aber die verderblichen Folgen! Die Lähmung des Geiſtes, welche im Volke nach jeder Peſt zurück bleibt! Das kann alten Froſt zurück führen und die Freiheit, die noch auf dem Felde ſteht, zu Grunde richten. In ſolchen Zeiten der Bedrängniß braucht man Gott und ruft ihn an, und da kommen gleich die Fürſten und melden ſich als deſſen Stellvertreter. Was kein Kaiſer von Rußland, kein Teufel verhindern könnte, das kann die Peſt verhindern. Dann kommen die Pfaffen und verkündigen Gottes Strafgericht. Dann laſſen die Regierungen fort und fort im ganzen Lande räuchern, um Nebel zu machen überall. Strenge Geſetze ſind dann nöthig und heilſam. Die Peſt geht vorüber, die Strenge bleibt. Bis das erſchrockene Volk wieder zur Beſinnung kommt, ſind die alten Feſſeln neu genietet, die Krankenſtube bleibt nach der Geneſung das Gefängniß, und zwanzig Jahre Freiheit gehen darüber verloren. Heſſiſche Conſtitution, Schimmel, Koſacken, Bundes-Verſammlung, Zenſur, was Gott will, nur keine Cholera morbus.

— Es iſt köſtlich mit der Hanauer Zeitung: Gnadigſte Freiheit, ſtatt gnädigſte Erlaubniß! Ich wollte, der allergnädigſte Teufel holte ſie aufs allergeſchwindeſte Alle mit einander. Il faut tous lier, juges et plaideurs.

Sieben und zwanzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 20. Januar 1831.

Geſtern las ich zu meinem Erſtaunen in der Allgemeinen Zeitung: der geniale Schriftſteller Heine, von dem es früher hieß, er würde eine Profeſſur der Geſchichte auf einer preußiſchen Univerſität erhalten, bleibt in Hamburg, wo man ihm das erſte erledigte Syndikat zugedacht. Heine Syndikus? Was ſagen Sie dazu? Heine Profeſſor? Aber es iſt gar nicht unmöglich. In dieſer gefährlichen Zeit durfte man wohl daran denken, die Genies in ein Amt oder in eine Profeſſur zu ſperren. Aber ein Narr, wer ſich fangen läßt.

Ich habe Grimms Correspondance littéraire zu leſen angefangen, die durch vierzig Jahre gehet. Ich bin noch nicht weit hinein, hoffe aber es ganz durchzuleſen. Das Buch hat zwölf Bände und iſt noch nicht fertig. Man lernt viel daraus, und wird an

Vieles erinnert. Paris war damals die Küche, worin die Revolution gekocht wurde. Da ſiehet man noch die urſprünglichen Beſtandtheile der Mahlzeit, das rohe Fleiſch, gerupfte Vögel, Salz, Gewürz und die Schweinerei der Köche. Aus dem ſaubern Miſchmaſch ſpäter iſt nicht mehr klug zu werden. Grimm zeigt Verſtand genug, aber gar keinen Geiſt, und nicht ſo viel Wärme, daß man eine feuchte Adreſſe daran trocknen könnte. Dieſer Menſch war mir immer unleidlich; er hat eine geraucherte Seele. Welch ein guter Gimpel mußte Rouſſeau ſein, daß er, obzwar älter als Grimm, dieſen Menſchen nicht durchſchauete und eine Zeitlang mit ihm in Vertraulichkeit lebte! Nie ſtanden zwei Seelen ſo weit auseinander, und die Natur ſcheint Rouſſeau und Grimm gleichzeitig geſchaffen zu haben, um darzuthun, welche verſchiedenartige Talente ſie hat. Merkwürdig bleibt es immer, daß ſo ein deutſcher blöder Pfarrersſohn, der im gepuderten Leipzig ſtudirt hatte, ſich unter den kühnen und glänzenden Geiſtern des damaligen Paris bemerkt machen, ja ſich auszeichnen konnte! Das kam aber daher: der deutſche Junge war Hofmeiſter in adeligen Häuſern, wo man das Einmaleins, das unſerem Glücke oft im Wege ſtehet, leicht verlernet. Es macht dem deutſchen Adel Ehre, daß Grimm unter den franzöſiſchen Spitzbuben ſo ſchnell bis zu einem der Hauptmänner hinaufſtieg. Er begriff leicht, daß alles darauf ankomme, die Weiber zu gewinnen, und es gelang ihm mit einem Streiche. Er ſtellte ſich in eine ſchöne Schauſpielerin verliebt, die ihn abwies. Grimm legt ſich ins Bett und bekommt eine Art Starrkrampf. Er bewegt ſich nicht, ſpricht nicht, ißt und trinkt nichts, außer wenige eingemachte Kirſchen, die er aber mit nicht ganz unſichtbarem Vergnügen herunter ſchluckt. Seine beſorgten Freunde, worunter auch Rouſſeau, umgeben ſein Bett. Einer derſelben beobachtete ängſtlich die Miene des Arztes, wie man es in ſolchen Fällen gewöhnlich thut. Der Arzt ſagt, es hätte nichts zu bedeuten, und man ſah ihn lächeln, als er wegging. Eines Morgens ſtand Grimm auf, kleidete ſich an, und war geſund. Jetzt war ſein Glück gemacht. Er wurde als das Muſter treuer Liebe geprieſen. Seine Correſpondenz machte ihn reich, er ſtand mit einem Dutzend nordiſcher Fürſten und Fürſtinnen in Briefwechſel, die ſich die Früchte des franzöſiſchen Geiſtes, wie Apfelſinen, kommen und ſchmecken ließen. Er bekam einen großen Gehalt dafür. Uebrigens machte er auch noch für Privatleute Abſchriften von den literariſchen Berichten, für ein Abonnement von 300 Fr. monatlich. Zweimal monatlich, den 1. und den 15., ſchrieb er ſolche Briefe, die gewöhnlich keinen Druckbogen groß ſind. Viel Geld für wenig Arbeit. Ich wollte, es fände ſich auch ein dummer Prinz oder eine kluge Prinzeſſin, die mich auf ſolche Weiſe beſchäftigte und bezahlte. Ich beneide den Grimm um dieſe Stellung. Was haben wir armen Teufel heute von allem unſern Schriftſtellern? Den beſten Theil verſchlingen die Grundſteuern und Zehenten der Zenſur vorweg, und für das Uebrige wenig Geld und ſpäten Beifall, der uns kalt und abgeſtanden zukommt. Grimm war auch eine Zeitlang Frankfurter Geſandte mit 24,000 Franken Gehalt.

Die kindiſche Regierung hier hat wieder ein großes Stück Freiheit abgebiſſen; denn ſie kommt mir vor, wie ein Kind, das einen Apfel in der Hand trägt, den es ſich vorgenommen, auf ſpäter zu verwahren. Erſt leckt es daran, ſeine Enthaltſamkeit zu prüfen; dann ſchält es ihn etwas dick mit den Zähnen; dann beißt es tiefer hinein, dann ißt es ein herzhaftes Stück herunter und endlich bleibt vom ganzen Apfel nichts mehr übrig. Nach der Revolution hat ſich das Volk auch die Theater-Freiheit genommen. Die Regierung ſah dieſes als eine Sache an, die ſich von ſelbſt verſtände. Nun iſt es ſeitdem geſchehen, daß die Theater-Directionen die Freiheit, ſo viel Geld als möglich zu verdienen, als die beſte angeſehen haben. Um die Leute anzulocken, ſpielen ſie die Geſchichten gleichzeitiger Perſonen. Napoleon, Joſephine, Robespierre, Lavalette, der Herzog von Orleans, Benjamin Conſtant, ſie mußten alle auf die Bretter. Das war nun freilich oft unanſtändig. Allein, wenn das Geſetz ſogar Unanſtändigkeiten verbietet und beſtraft, was bleibt dann der Sittlichkeit und der Moral übrig? Uebrigens hatte Jeder, der ſich ſelbſt durch jene Theater-Injurien, oder einen Angehörigen ſeiner Familie, oder das Andenken eines Verſtorbenen verletzt fühlte, Mittel genug, bei den Gerichten Hülfe zu ſuchen und die Regierung brauchte ſich nicht hinein zu miſchen. Auch wären nach einem Vierteljahre dieſe albernen Wachsfiguren-Komödien wieder außer Mode gekommen. Aber die Regierung benutzte das, um eine Gewalt mehr zu erwerben. Jetzt haben die Miniſter ein Geſetz vorgelegt, dieſe Freiheit zu beſchränken. Zwar haben ſie nicht gewagt, die Theater-Zenſur wieder einzuführen, doch ſind ſie dem heißen Brei ſo nahe als möglich gekommen. Wer ein neues Stück ſpielen läßt, muß es vierzehn Tage vor der Aufführung dem Miniſter oder dem Präfekten vorlegen. Verboten kann zwar die Aufführung auf keine Weiſe werden; wird es aber aufgeführt und es kommen Beleidigungen darin vor (und jetzt wird die endloſe Reihe der Vergehungen aufgezählt: gegen den König, gegen die Kammer, gegen fremde Fürſten, gegen Privatperſonen), dann treten die Strafen ein. Bis zu fünf Jahre Gefängniß, bis zu 10,000 Franken Geldſtrafe. Kurz, es iſt die Leute zu Grunde zu richten. Nachgeahmt oder auch nur kenntlich bezeichnet darf Niemand mehr werden auf dem Theater. Es iſt zum Verzweifeln. Und jetzt gibt es dumme gute Leute genug, hier wie bei uns, die gar nicht begreifen, was denn an einem ſo löblichen Geſetze zu tadeln ſei. Dieſe Menſchen ſehen nicht ein, daß ſolche hemmenden Geſetze den Faſchinen gleichen. Anfänglich fließt das Waſſer frei durch, aber nach und nach führen Zeit und Arbeit ſo viel Sand und Erde herbei, daß endlich ein feſter Damm daraus wird. Und jetzt wird noch die Kammer kommen, die ſich darüber ärgert, daß ſie alle Tage im Odeon ausgeklatſcht wird, und wird das Geſetz noch ſtrenger machen. So wird eine Freiheit nach der andern zurückgedrängt, und ich glaube, daß bei unſern Machthabern viel Eitelkeit, ja mehr als böſer Wille, dabei im Spiele iſt. Die Regierung, von bürgerlicher Abſtammung heraufgekommen, wie ſie iſt, will zeigen, daß ſie ſo gut zu regieren verſtehet als die älteſte Regierung, und daß ſie das Volk im Zaum zu halten weiß. Die fremden Geſandten mögen wohl in freundſchaftlicher Unterhaltung die Miniſter necken, ſie ſtänden unter der Zucht des

Volks. Dieſen wird dadurch der Ehrgeiz aufgeregt, ſie ſtellen ſich auf die Fußſpitze und zeigen ihre Größe. Die fremden Höfe laſſen gewiß nicht ab, die franzöſiſche Regierung aufzumuntern, ſtrenge Ordnung im Lande zu erhalten. Nicht etwa als nennten ſie das ſtrenge Ordnung, womit hier die Regierung ſich bis jetzt begnügte, und über die hinaus ſie wahrſcheinlich auch nicht gehen will — in den Augen jener Höfe iſt das immer noch die greulichſte Anarchie; — ſondern weil ſie hofft, das franzöſiſche Volk werde ſich das ewige Hofmeiſtern nicht gefallen laſſen, und es würde endlich die Geduld verlieren und wieder losbrechen.

Freitag, den 21. Januar.

Geſtern war ich im italieniſchen Theater und habe die Malibran wieder geſehen. Aber entzückt wie das vorige Mal im Barbier war ich nicht, was aber gar nicht unſere Schuld iſt, denn wir hatten gewiß Beide den beſten Willen. Cenerentola von Roſſini wurde gegeben. Muſik bis auf einige Stücke, beſonders ein herrliches Sextett, ſehr matt und leer; das Gedicht langweilig, ſchwerfällig. Keine Spur von der Grazie und Laune, die im Aſchenbrödel von Nicolo und Etienne herrſchen. Die Malibran ſang und ſpielte zwar gut, aber es war keine Roſine. Lablache ſpielte den Hofmann, welcher beide Schweſtern dem Prinzen vorſtellt. Es iſt merkwürdig, was dieſer Mann ſpielt, merkwürdiger, was er nicht ſpielt. Eine ſolche Entſagung iſt mir noch bei keinem Schauſpieler vorgekommen. Seinen Geſang bewundere ich immer mehr und mehr. Alle andere Sänger, die ich noch gehört, ſelbſt die göttliche Malibran — es bleibt doch immer ein Inſtrument, das ſie ſpielen. Sie und die Töne ſind getrennt, ſie bringen ſie hervor. Lablache aber iſt eins mit ſeinem Geſange, er iſt wie eine Singuhr, die, einmal aufgezogen, von ſelbſt fortſingt. Den Abend hörte ich auch zum Erſtenmale zwei andere vortreffliche Sänger, Donzelli und Zuchelli. Ich ſage zum Erſtenmal, obzwar der eine im Barbier den Grafen, der Andere den Bartholo machte. Aber ich hörte ſie damals nicht über die Malibran. Zuchelli, der hochmüthige Vater der eitlen Töchter, hat ein komiſches Duett mit Lablache, das Einen, der unter dem chirurgiſchen Meſſer ſchmachtet, zum Lachen bringen müßte. Welch ein Leben, welch ein hohes Mienenſpiel, was wird da nicht alles eingeſetzt! Ich hätte nicht geglaubt, daß das Menſchengeſicht ſo reich an Zügen wäre. So ein italieniſcher Bouffon iſt doch ganz anders, wie ein deutſcher oder franzöſiſcher. Letztere, ſelbſt in ihrer ausgelaſſenſten Laune, auch wenn ſie ſich der Fröhlichkeit noch ſo keck und unbedacht hingeben, verrathen doch eine verſteckte Aengſtlichkeit. Es iſt, als hätten ſie ein böſes Gewiſſen, als fühlten ſie, daß ſie etwas Unrechtes, etwas Unſchickliches begingen, indem ſie ſo fröhlich ſind. Der Italiener aber hat den ächten katholiſchen Glauben, er ſündigt getroſt fort und verläßt ſich auf die Abſolution. Ich habe *** gefragt, wie ſich die Sontag zur Malibran verhalte? Er ſagte mir: man dürfe die Sontag gar nicht nach dem beurtheilen, was ſie war, ehe ſie nach Frankreich gekommen; ſie habe ſich in Paris ungemein entwickelt und ausgebildet. Es iſt Schade, daß ſie nicht alle ihre deutſchen Bewunderer mit ſich hieher geführt, damit ſie auch etwas lernen. Die Sontag war mir ganz zuwider, wegen der mir verhaßten Anbetung, die ſie in Deutſchland gefunden hat. Dort haben ſie eine hohe Obrigkeit aus ihr gemacht, und man weiß doch, was das heißt eine hohe Obrigkeit iſt dem Deutſchen eine höchſte Gottheit. Hier iſt das ganz anders. Sie haben es früher ſelbſt geſehen, welcher Aufregung die Franzoſen im Theater fähig ſind. Es iſt nicht blos wie bei den Deutſchen ein Toben mit dem Körper, ein Klatſchen, ein Schreien, es iſt ein inneres Kochen, ein Seelenſturm, der nicht mehr zurückgehalten werden kann und endlich los bricht. Aber wenn der Vorhang fällt, iſt alles aus. Man verehrt keine Sängerin, wie eine Königin, man betet ſie nicht wie eine Heilige an. In keiner Geſellſchaft hier werden Sie je vom Theater ſprechen hören, in Berlin nie ein Wort von etwas Anderm. — Die italieniſche Oper hier mögen viele Kenner, wenigſtens viele geübte Dilettanten beſuchen. Man merkt dieſes bei der Aufführung bald an der Sicherheit und Beſtimmtheit des Urtheils. Manchmal brach ein Beifallsgemurmel aus, manchmal that ſich ein tadelndes Stillſchweigen kund, ohne daß ich entdeckte, was die Veranlaſſung zu dieſem und jenem war. Und dieſe entſcheidenden Kenner ſchienen mir ſehr ſtreng zu ſein. Im Orcheſter (was man hier ſo nennt, die erſten Reihen der Parterre-Sitze) bemerkte ich einige muſikaliſche Grauköpfe, die gewohnt da ſaßen, als wären ſie in ihrem Schlafzimmer. Sie horchten ernſt und ſtreng auf, als wären ſie Geſchworne bei den Aſſiſen. Sie kamen mir wie Invaliden vor, die noch den muſikaliſchen Krieg zwiſchen den Italienern und Franzoſen mitgemacht. Jene ganze Zeit, Rouſſeau ſchwebte mir vor, ich ſah nach der Ecke der Königin! und in dem Sturme jener Zeit, der in meiner Erinnerung lebte, ging mir eine ganze Arie zu Grunde.

Mit Niebuhr mag es ſich wirklich ſo verhalten, wie die preußiſche Staats-Zeitung erzählt. Das hat aber die preußiſche Staats-Zeitung weislich verſchwiegen, daß Niebuhrs Gram daher floß, weil er die Gefahren vorausſah, welchen der preußiſche Staat entgegen eile. Die Wahnſinnigen in Deutſchland — ſie eilen dem Abgrunde entgegen. Schon vor einigen Monaten erzählte mir ein Bekannter hier, der entweder ſelbſt mit Niebuhr, oder doch mit deſſen vertrauten Freunden in Verbindung ſtehet: dieſer gelehrte Mann wäre ſeit der franzöſiſchen Revolution in brütenden Gram verſunken und ganz aus dem Häuschen. Aber eine Seele, die in einem Häuschen wohnte, die konnte nicht ſehr groß ſein. Heute Abend auf den Ball. Ich erwarte den Friſeur. Ich laſſe mich à la Franz Moor friſiren. Der Ball wird ſo glänzend wie der im vorigen Jahre. Ich werde Ihnen alles genau beſchreiben. — In Heſſen gehet es gut. Vorwärts, Kinder! Die Göttinger Bibliothek verbrennen! Es iſt ein erhabener Gedanke! Das hat Gott herabgerufen! Eine halbe Million Bücher weniger, das kann die Deutſchen weiſer machen! Es lebe die Freiheit!

Acht und zwanzigſter Brief.

Paris, den 24. Januar 1831.

Sie warten gewiß ſchon dieſe vier Tage lang auf eine herrliche Beſchreibung des Opernballes; aber kehren Sie nur gleich um. Ich weiß von dem Balle nicht mehr, als jeder Fürſt von ſeinem Lande; denn ich habe ihn nur von oben herab geſehen. Nun, ich bin da geweſen, und — bin noch da. Das iſt das Wunder! Der Ball ſcheint nur eingerichtet worden zu ſein, um zu zeigen, wie wenig Raum und Luft ein Menſch braucht, um zu leben. Das nennen ſie ein Vergnügen! Wenn ich einmal einen Criminal-Codex mache, würde ich die ſchweren Verbrecher verurtheilen, dreißig Nächte hinter einander auf ſolchen Bällen zuzubringen. Nach den beſten mediciniſchen und chirurgiſchen Handbüchern hätten von den Anweſenden 7000 Menſchen 2000 erſticken, 2000 erdrückt werden und die drei übrigen Tauſend mehr oder weniger krank werden müſſen. Doch von dem allen iſt nichts geſchehen, und die 7000 leben ſämmtlich noch. Von den Weibern begreife ich das; die erhält auf jedem Balle die Religion, der Märtyrerglaube, der den Körper ganz unempfindlich macht und wie vernichtet. Aber wie hielten es die Männer aus? Es hatte keiner mehr Platz und Luft als in einem Sarge. Die Franzoſen müſſen mit Springfedern gefüttert ſein. Aber es iſt wahr, der Anblick war herrlich, bezaubernd, es war ein Mährchen aus Tauſend und eine Nacht. Dieſer ſonnenhelle Lichterglanz, dieſes ſtrahlende Farbengemiſch von Gold, Silber und Seide, von Weibern, Kryſtall und Blumen, und das Alles mit ſo viel Sinn und Kunſt angeordnet, daß es das Auge erquickte und nicht blendete, und die Muſik dazwiſchen, wie hinein geſtickt in den großen Teppich, eins damit — es war zu ſchön. Das Parterre, verlängert durch die Bühne, hatte Reihen von Bänken, auf welchen die Damen ſaßen, oder hinter Baluſtraden an den Wänden herum. Zwiſchen ſchmalen Gaſſen bewegten ſich die dunkeln Männer, oder (ſollte ich ſagen) zog der Mann; denn ſie waren alle wie zuſammengewachſen. Und jetzt vom Boden an aufwärts, ſaßen die Frauenzimmer in ungeheuren Kreiſen immer höher übereinander, in den Logenreihen, bis hinauf zur Decke, wo ſonſt nur das letzte Volk ſitzt. Die einzelnen Bewegungen waren unerkennbar, der Menſch verlor ſich in eine Sache, das Leben ward zum Gemälde. Aus der Mittelreihe der Logen ſah ich hinab, hinauf, umher, aber der Anblick von unten, vom Hintergrunde des Theaters zumal, muß noch viel ſchöner geweſen ſein. Ich konnte nicht hinein dringen, und mich, wie die Andern hineindrängen zu laſſen, das wagte ich nicht. Der große Foyer der Oper war gleich herrlich wie das Theater ſelbſt beleuchtet und ausgeſchmückt. Da wurde auch getanzt. Da ſammelte ſich alles, was Theater und Logen nicht faſſen konnten, und was überſtrömte. Corridor und Treppen, ſonſt nur beſtimmt durch zu gehen, hinauf und hinab zu ſteigen, dienten zum bleibenden Aufenthalte und waren ſo gedrängt voll Menſchen, wie der Saal ſelbſt.

Unten beim Eingange wurde man von einem Muſikchore empfangen; die Treppen waren mit großen Spiegeln und Blumen geſchmückt, der Boden mit Teppichen belegt. Durch zwei Reihen Nationalgardiſten ſtieg man hinauf. An mehreren Orten waren Büffets eingerichtet. Erfriſchungen aller Art im reichſten Ueberfluſſe. Das koſtete nichts, das war mit dem Billet zugleich bezahlt. Königliche Diener ſervirten auf dem Silbergeſchirre des Königs. Am

Buſſet unterhielt ich mich ſehr. Da ſtand ich oft und lange; nicht um zu genießen, ſondern in den reinſten Abſichten, nämlich um reine Luft einzuathmen. Von den Büſſets führten offen ſtehende Thüren zu zwei Balkons nach der Straße, die nur mit Zelttuch bedeckt waren und zur Küche dienten. Da und nur da allein im ganzen Hauſe konnte man frei athmen. Das Schauſpiel bei den Büſſets war auch ohnedies ergötzlich. Es iſt doch etwas Erhabenes, eine ſo große Menſchenmenge eſſen und trinken zu ſehen! Hohe Berge von Kuchen, Torten, Confitüren, Früchten; Ströme von Limonade, Himbeerſaft, Orgeade; ganze Schollen von Eis — das war in einer Minute wie verſchwunden, man wußte nicht, wo es hingekommen, es war wie eine Taſchenſpielerei. Augenblicklich wurde alles wieder erſetzt, erneuert und augenblicklich war alles wieder verſchwunden, und ſo immer fort, und alles in den kleinen Mund hinein! Ich ſah, wie ein Offizier der Nationalgarde ſeinen kriegeriſchen Muth zeigte, indem er ſeinen Säbel zog, und damit eine ungeheure Torte zuſammen hieb. Er hörte nicht eher auf mit hauen und verſchlingen, bis er das Gebiet ſeines Körpers erweitert hatte. Das nennt aber ein Franzoſe nicht erobern, ſondern ſeine natürliche Grenze wieder bekommen. Und ſo werden ſie nächſtens das ſüße

Belgien anſchneiden, und den Rhein austrinken wie ein Glas Limonade. Sehr bald! nous n'aimons pas la guerre, mais nous ne le craignons pas — das heißt: wir lieben den Krieg, aber bis jetzt haben wir ihn gefürchtet, weil wir noch nicht gerüſtet waren.

Die Ordnung auf dem Balle war muſterhaft, es war ein Meiſterſtück von Polizei. Es waren ſogar zwei allerliebſte kleine Feldſpitäler eingerichtet, beſtimmt zur Aufnahme und Pflege verwundeter Weiber. Es war zu artig! Dunkelgrün drapirte Zimmerchen, Dämmerlicht, Servietten, friſches Waſſer, alle möglichen Salze und riechenden Sachen, Scheeren zum Aufſchneiden der Corſetts, Eſſig, Citronen, kurz alles, was man braucht, um Weiber wieder zur Beſinnung zu bringen. In jedem Spitälchen eine geübte Krankenwärterin, erfahren in allen Geheimniſſen weiblicher Ohnmacht; draußen ein Thürſteher zur Wache. Ich, der das Schlachtfeld geſehen, dachte, es mußten Schaaren von gefallenen Weibern herbei getragen werden; es kam aber bis Mitternacht nicht Eine. Ich hätte freilich wiſſen ſollen, daß Frauen öfter in Kirchen als auf Bällen in Ohnmacht fallen. . . . . Der König mit der ganzen königlichen Familie waren auch anweſend. Ich ſah ſie zum Erſtenmale ganz in der Nähe. Die jungen Prinzen ſehr charmant. Wären ſie nur legitim geweſen, ich hätte ſie küſſen mögen. Sie wurden mit lauter und herzlicher Liebe empfangen. Ich war auf dem Vorplatze und hörte auch den Jubel von innen heraus. Es ſoll ein ganz herrlicher Anblick geweſen ſein, wie beim Eintritte des Königs alle die vielen Tauſend Menſchen ſich von ihren Sitzen erhoben und ihn begrüßten. Dieſes Eine nicht geſehen zu haben, that mir am meiſten leid. Um Mitternacht lag ich ſchon im Bette, ganz herzlich froh, daß mein Vergnügen ein Ende hatte, und die armen Menſchen bejammernd, die noch auf dem Balle waren. Die Hitze war zum Erſticken. Lieber in einer arabiſchen Sandwüſte weilen, wo man doch wenigſtens nicht den verdorbenen Athem anderer Menſchen einzuhauchen braucht. Ich habe ſo viele franzöſiſche Luft eingeſogen, daß ich begierig bin, was es für Folgen haben, und welche Veränderung es in meiner deutſchen Natur hervorbringen wird. Ich wollte, ein Aëroſtat hinge mir ein Schiffchen an die Beine und verſuchte mich. Um halb acht Uhr Morgens fuhren die letzten Wagen fort. Ich habe kleine Berechnungen angeſtellt, wie viel ein ſolcher Ball koſtet, und wie viel Geld er in Umlauf bringt. In Paris gehet alles gleich in's Große und die kleinſte Ausgabe eines Einzelnen wird für die Menge ein hohes Budget. 7000 Billets wurden verkauft zu 20 Fr. Außerdem gab die königliche Familie 8000 Fr. für ihren Eintritt, und mehrere Privatleute haben ihre Billets mit 1000 Fr. bezahlt. 7000 Paar Handſchuhe zu 50 Sous im Durchſchnitt, machen 17,500 Fr., 2500 Weiber (ſo viele waren auf dem Balle) zu friſiren, der Kopf im Durchſchnitt zu 4 Fr. 10,000 Fr., 2500 Paar Schuhe zu 4 Fr. macht 10,000 Fr., Miethkutſchen hin und her wenigſtens 10,000 Fr., das bisherige allein macht ſchon über 200,000 Fr., und jetzt dazu gerechnet, was Damen und Herren an andern Putzſachen und Kleidern verwendet haben! Auf dem Balle habe ich auch zum Erſtenmale alle Figuren des Frankfurter Mode-Journals (nur mit ſchönern Geſichtern) lebend geſehen. Ach, was für ſchöne Kleider! Ich wollte, ich wäre eine Putzmacherin, um Ihnen das alles beſchreiben zu können. Beſonders habe ich ein Kleid bemerkt, gemacht ich weiß nicht wie, von einer Farbe, die ich vergeſſen und darüber einen Kopfputz, den ich nicht verſtanden — Sie werden mich ſchon verſtehen — aber das war einzig! Doch habe ich auch Putzwerke geſehen, ſinn- und geſchmacklos und ſo kleinſtädtiſch, als kämen ſie aus Friedberg. Das mögen wohl Bürgersweiber und Bürgerstöchter aus dem Marais und der Rue St. Denis geweſen ſein, die reich ſind, aber nicht an Geſchmack. Auch erinnere ich mich, nie auf deutſchen Bällen ſo viele alte häßliche, ja mißgeſtaltete Weiber geſehen zu haben, die ſich ſo unverſchämt jung und ſchön gekleidet hätten, als ich hier ſah.

Neun und zwanzigſter Brief.

Paris, Dienstag, den 25. Januar 1831.

In dieſen Tagen wird das Schickſal Belgiens entſchieden ſein. So eine lächerliche Thron-Verſteigerung iſt mir noch nicht vorgekommen. Daß es Fürſtenſöhne giebt, die um dieſe Krone betteln! Lieber ſtreckte ich meine Hand nach einem Sou aus. Betteln um eine Krone! Jupiters Donner als Almoſen empfangen! Eine Krone muß man rauben, oder ſie annehmen aus Barmherzigkeit. Frankreich wird Belgien ganz gewiß bekommen, oder doch den größten Theil davon. Das ließ ſich vorher ſehen. Die große Verwirrung, welche beim belgiſchen Congreſſe herrſchte, hatte ſo viel Methode, daß man wohl merkte, daß alles verabredet war. Frankreich wird nie zugeben, daß der kleine Beauharnois König von Belgien wird, und ich gebe es noch weniger zu. Behüte mich Gott! Mir iſt nichts verhaßter, denn nichts iſt verderblicher, als dieſe Miſchung von Buonapartiſchem und deutſchem Blute. Frankreich hat das erfahren unter Napoleon, hatte aber das Glück, früher unglücklich als ſchuldig zu werden. Was! einen König, der ſein Volk verwundete und vergiftete zugleich, zugleich Sklaverei und Dienſtbarkeit über es brächte? Dieſe beiden Uebel waren doch bis jetzt in keinem Staate vereinigt. Die Spanier, Italiener, Ruſſen und Andere ſind Sklaven; die Völker deutſcher Zunge ſind Bediente. Aber Sklaverei macht nur unglücklich, entwürdigt nicht, doch Dienſtbarkeit erniedrigt. Lieber einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen ſogenannten milden und gerechten deutſchen Fürſten. Man ehrt doch noch die Kraft, indem man ſie fürchtet, ihr Feſſeln anlegt; wir zahmen Hausthiere aber dürfen frei umhergehen, weil man recht wohl weiß, daß wir jeden Abend in den Stall zurückkehren und zu jeder Tageszeit kommen, ſobald man uns pfeift. Laſſen Sie ſo einem Schafe einmal in den Sinn kommen, den Löwen zu ſpielen, und Sie werden ſehen, wie der milde und gerechte Hirt zum Tiger wird. Die weiche Nachgiebigkeit macht ſelbſt eine Kanonenkugel mild; ſie dringt durch Stein und Eiſen und bleibt in einem Miſthaufen ſtecken. Nichts erwarte ich von dieſer Schafheerde. Was wir in den letzten Zeiten geſehen, das war die bekannte Drehkrankheit. Woher kommt dieſer Lakaien-Charakter der Deutſchen? — Ich weiß es nicht; aber ſie waren immer ſo geweſen. Man glaubt, das Volk ſtamme aus Aſien. Vielleicht waren ſie dort eine Art Paria-Kaſte, die es endlich nicht mehr aushalten konnte und wegzog. Aber der Hund, der ſich von der Kette losreißt, bleibt immer Hund, er wechſelt nur den Herrn. Die alten Deutſchen waren zwar freier, aber nicht frei geſinnter als die heutigen. Wer nicht viel hat, kann nicht viel beſteuert werden, und die alten Deutſchen waren rohe Wilde; ohne leiblichen, ohne geiſtigen Beſitz. Aber was ſie hatten, gaben ſie immer hin für ihre Anführer, die ſie freiwillig ſuchten. Sie lebten und ſtarben für ſie, und zu Hauſe verwürfelten ſie ihren eignen Leib, wenn ſie kein Geld mehr zu verlieren hatten. Dienſtbarkeit, Trunkenheit, Spielſucht, das ſind die Tugenden unſerer Ahnen. Ich erinnere mich aus meinen Schuljahren eines Deklamations-Gedichts, das fing ſo an: Die alten Deutſchen waren — nicht ſchmeidig wie der Aal — doch Löwen in Gefahren und Lämmer beim Pokal. — Geſchmeidig ſind wir noch heute nicht; Löwen ſind wir noch in Gefahren, aber nur nicht in unſern eigenen, und Lämmer ſind wir das ganze Jahr, nur nicht beim Pokal; da ſind wir grob, und wenn das ganze deutſche Volk nur einmal vier Wochen hintereinnader betrunken wäre, oder wenn es eben ſo lange nichts zu eſſen hätte, da ließe ſich vielleicht etwas mit ihm anfangen.

Mittwoch, den 26. Januar.

— Das muß einen ganz eignen Grund haben, daß Sie geſtern nicht hier waren, daß Sie nicht den Othello und die Malibran als Desdemona gehört haben! So hart iſt doch Gott ſonſt nicht gegen ſeine guten Kinder. Sie, die Sie das Alles mit hundert Lippen einſaugen, mit hundert Seelen empfinden! Wie wäre Ihnen geworden, da es ſchon mich in ſolche Bewegung ſetzte! War es doch, als wäre das eigne Herz zur Harfe geworden, auf welcher Engel ſpielten — das Ohr horchte nach Innen. So klagen die Seligen, wenn ſie Schmerzen haben! So ſtürmen die Götter, wenn ſie zornig ſind, gegen Unſterbliche wie ſie. So weinen, lächeln, lieben, bitten und trauern die Engel. Mit wahrer Seelenangſt klammerte ich mich an die irdiſchen Worte feſt, damit ich nur den Boden nicht verlor, und von den Geiſtertönen hinaufgezogen würde. Die Malibran, die hat Gott beurkundet mit der Unterſchrift ſeiner Schöpfung, die kann Keiner nachmachen. Es war wie eine Blumenflur von allen milden und ſtolzen, ſtillen und hohen, ſüßen und bittern Gefühlen des Menſchen, mit aller Farbenpracht, allen Wohlgerüchen und alle Betäubungen der mannigfachen Blumen. Dieſes Weinen, dieſes Weinen ohne Thränen habe ich nie geſehen, möchte ich nie ſehen im Leben. Als ihre Thränen zu fließen anfingen, war mir die Bruſt wie erleichtert. Hat die Liebe ſo viel ſüße Schmeichelei, kann der Schmerz ſo edel ſein, durchbohrt Verachtung ſo tief, kann der Zorn ſo erhaben, der Schrecken ſo erſchrecklich, die Bitte ſo rührend ſein? Ich wußte das Alles nicht. Fragen Sie mich: hat ſie das geſprochen, geſungen, mit Geberden ſo dargeſtellt? Ich weiß es nicht. Es war Alles verſchmolzen. Sie ſang nicht blos mit dem Munde, alle Glieder ihres Körpers ſangen. Die Töne ſprühten wie Funken aus ihren Augen, aus ihren Fingern hervor, ſie floſſen von ihren Haaren herab, ſie ſang noch, wenn ſie ſchwieg. Ich habe mich für unverbrennlich gehalten und habe erfahren, daß ich es nicht bin; ich will künftig auf Feuer und Licht mehr Acht geben.

Im dritten Akte hätte ich es nicht länger aushalten können, ſtände nicht zum Glücke ein kleiner Hanswurſt hinter meinem Herzen auf beſtändiger Lauer, der immer mit ſeinen Späßen hervortritt, ſo bald das Herz zu betrübt und ernſt wird. Als die Scene kam, wo Othello Desdemonen den Tod ankündigt, und dieſe, ehe ſie niederſank und ſich dem Dolche hingab, ſich in die Wolken erhob und wie ein Sturmwind die ganze Welt der Leidenſchaften umbrauſte, Liebe, Haß, Zorn, Schrecken, Spott, Trotz, Verachtung, und dann wieder zur Liebe kam, und noch einmal Alles umkreiſte — da wurde mir heiß am ganzen Körper. Ein vernünftiger Menſch hätte ruhig fortgeſchwitzt und ſich nicht ſtören laſſen; aber ein Philoſoph, wie ich, will durchaus wiſſen, warum er denn eigentlich ſchwitzt. Und ich wußte es nicht; denn ich hatte aus der Pſychologie vergeſſen, welche Leidenſchaft, welche Gemüthsbewegung den Menſchen in Schweiß bringt. Da fiel mir ein, in Goethe's Leben geleſen zu haben, wie in der Schlacht von Valmy, zwar in beſcheidener Entfernung vom Schlachtfelde, doch nahe genug, daß er den Kanonendonner hören konnte, dem Dichter ganz heiß geworden war, wie mir im Othello. Daraus ſchloß ich denn, daß es die Furcht ſei, die den Menſchen ſchwitzen mache. Darüber mußte ich lachen und das erleichterte mir das ſchwere Herz. Und als darauf die Malibran herausgerufen wurde und erſchien, und ich ſah, daß Alles nur Spiel geweſen, ging ich froh nach Hauſe, und ſegnete die Künſtlerin, die

Gott ſo geſegnet. Shakeſpeare's Othello, wie ihn der italieniſche Operntext zugerichtet, iſt dumm bis zur Genialität. Man hat ſeine Luſt daran. Die Muſik ſcheint mir noch das Beſte, was Roſſini gemacht. Uebrigens bekümmerte ich mich nicht darum, und ich glaube die Malibran auch nicht. Was aber die Weiber ſchwache Nerven haben, wenn ſie nicht präparirt ſind! Dieſe Malibran, die doch den ganzen Abend ſo unerſchrocken durch Waſſer und Feuer ging und alle Elemente aushielt, ohne zu zucken — ich ſah ſie vor Schrecken zuſammenfahren wie ein Schäfchen, als einmal hinter den Couliſſen etwas wie ein Leuchter von der Decke herabſtürzte! . . . Es Ihnen proſaiſch zu wiederholen: die Malibran iſt die größte Schauſpielerin, die ich je geſehen. In der heftigſten Bewegung zeigte ſie jene wahre antike Ruhe, die wir an den griechiſchen Tragödien bewundern, und welche wahrſcheinlich auch die Schauſpieler der Alten hatten. Darum, des rechten Maßes ſich bewußt, ſpielt ſie auch mit einer Kühnheit, die eine Andere ſich nicht erlauben dürfte. Sie klammerte ſich flehend an den Mantel des wüthenden Othello oder ihres erzürnten Vaters, ſie umſchnürt ihre Hände mit den Falten des Kleides, ſie zerrt daran — eine Linie weiter und es wäre lächerlich, es ſähe aus, als wolle ſie ihnen die Kleider vom

Leibe reißen; aber ſie überſchreitet dieſe Linie nicht und ſie iſt erhaben. Und ihr Geſang! Gibt es denn mehr als eine Art, darf man denn anders ſingen? Spricht man im Himmel auch verſchiedene Dialekte? Nun, dann hat ſie hoch himmliſch geſungen, meißniſch, und die Andern ſingen platt himmliſch. Sie ſehen, ich kann auch ein Narr ſein — zu meinem Glücke nur ein proſaiſcher, denn ich kann keine Verſe machen. Ich gehe nächſtens einmal in die große franzöſiſche Oper, und das wird mich wieder heilen.

— Nächſtens gibt man zum Beſten der Polen ein großes Concert. Die erſten Künſtler und Künſtlerinnen nehmen daran Theil. Eine Dame von Stande aus Brüſſel, bewunderte Harfenſpielerin in ihrer Stadt, wird die Reiſe nach Paris machen, ihre ſchöne Kunſt zur ſchönſten Beſtimmung zu verwenden. Dieſer edlen Frau verzeihe ich alle ihre Ahnen. Auch werden, zu gleichem Zwecke, in allen Theilen der Stadt Bälle gegeben werden. Eine polniſche Commiſſion hat ſich gebildet, an deren Spitze Lafayette ſteht. Unter den Mitgliedern ſind auch Delavigne und Hugo. Dieſe wollen durch Gedichte begeiſtern. Der Referendar Simrock in Berlin wird ſich hüten, ſich das zweite Mal zu verbrennen; der beſingt die polniſchen Farben gewiß nicht .... Hat man in Frankfurt auch die jüdiſch-polniſche Zeitung, deren erſte Nummer hier angekommen iſt? Sie wird von Rabbinern geſchrieben und es werden darin alle jüdiſchen Glaubensgenoſſen aufgefordert, mit Geld beizuſtehen. Unſere deutſchen adeligen Juden, die auf Du und Du mit allen Miniſtern und fürſtlichen Maitreſſen ſind und darum auf Ehre halten, werden lachen über die Zumuthung jener polniſchen Canaillen und ſich um die ſtinkenden Polen und ihre ſtinkende Freiheit wenig bekümmern.

Dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 27. Januar 1831.

Sie fragen mich: ob denn die heſſiſche Conſtitution wirklich ſo gar arg wäre, als ich behauptet? Was arg! Das iſt das Wort gar nicht. Es iſt die unverſchämteſte Prellerei, die mir je vorgekommen. Die Erzjuden hier auf den Boulevards, wenn ſie ſie läſen, würden mit Neid ausrufen: nein, das können wir nicht! Gewährte die Conſtitution noch ſo wenig oder auch gar nichts von dem, was heute die Völker von einer erwarten, dagegen ließe ſich nichts ſagen. Die Freiheit wurde von einem Fürſten nie geſchenkt noch verkauft; ein Volk, das ſie haben will, muß ſie rauben. Dem Geduldigen gibt man nichts, dem Drohenden wenig, dem Gewaltthätigen Alles. Die Heſſen haben nur etwas gedroht. Aber dieſe Conſtitution iſt eine Betrügerei, man hat das ſchlechte Zeug gelb gemacht, daß man es für Gold halte, und ſo dumm iſt unſer Volk, daß unter hundert Käufern nur Einer merkt, daß er betrogen worden. Was iſt das für eine Conſtitution, die den Satz enthält: Das Briefgeheimniß iſt unverletzlich, für nöthig hält ausdrücklich zu erklären, die Regierung dürfe keine ſchlechten Streiche machen? Es heißt: Die Preſſe iſt vollkommen frei, ausgenommen, wo ſie die deutſche Bundes-Verſammlung beſchränkt; die deutſche Bundes-Verſammlung aber hat ſie in Allem beſchränkt. Es heißt: Alle Religionen ſind gleich vor dem Geſetze, und gleich darauf: die Rechte der Juden werden unter den Schutz der Conſtitution geſtellt. Das heißt: Einem, der in Ketten liegt, zu ſeiner Beruhigung eine Wache zur Seite ſtellen, damit ihm ja Niemand ſeine Ketten ſtehle! Die Juden haben es jetzt viel ſchlimmer, als vorher. Früher konnte doch der Fürſt die Rechte der Juden erweitern, ſie den übrigen Staatsbürgern ganz gleich ſtellen. Jetzt kann er aber das nicht mehr, da der rechtloſe Zuſtand der Juden unter dem Schutze der Conſtitution ſteht, die von dem Fürſten nicht übertreten werden kann. Und ſo die Wahlen, ſo Alles. In der ganzen Conſtitution ſind die Rechte zwiſchen Regierung und Volk ſo getheilt, wie jener Jude mit einem dummen Bauer den Gebrauch eines gemeinſchaftlich gemietheten Pferdes theilte: „Eine Stunde reite ich und du gehſt, die andere Stunde gehſt du und ich reite.“

— Warum wundert Sie, daß es dem *** in Wien gefallen und warum wundert das ihn ſelbſt? Wien iſt ein ganz hübſcher Ort und ich möchte wohl dort wohnen, wenn ich ein fetter Antonius wäre und kein magerer Caſſius. Wenn er ſagt, er habe es dort ganz anders und beſſer gefunden, als er erwartet, ſo iſt das ſeine Schuld; er hat falſch geſucht und falſch gefunden. Er glaubte wahrſcheinlich, in Wien bekäme Jeder die Knute, der ein Wort von Politik ſpräche, und man fände dort keine anderen Bücher als Koch- und Gebetbücher. Aber ſo iſt es nicht. Campe ſchrieb mir neulich, daß meine Schriften in Oeſterreich am meiſten Abgang hätten. Das muß aber Keinen irre machen. *** ließ ſich täuſchen, wie ſich die Wiener ſelbſt täuſchen laſſen. Die glauben auch, daß ſie ſich eine Freiheit nehmen, die ihnen die Regierung eigentlich gibt, wobei aber dieſe klug genug iſt, ſich anzuſtellen, als ließ ſie ſie nehmen, weil ſie weiß, daß verbotene Früchte am ſüßeſten ſchmecken. Der öſterreichiſche Staat iſt eine ſeelenloſe Dampfmaſchine, aber keine mit hohem Drucke. Sie wiſſen dort genau zu berechnen, wie weit man es treiben darf, ohne daß der Keſſel platze, und laſſen darum zuweilen Rauch aus dem Schornſteine — nach oben, in den höhern Ständen, in der Reſidenz; nach unten nie.

— Ich habe herzlich darüber lachen müſſen, daß die hannövriſchen Soldaten beim Einzuge in Göttingen den Marſeiller Marſch geſpielt. Ich glaube, die Spitzbuben haben das mit Bedacht gethan. Sie wollten ſich wohl über die Revolutionairs luſtig machen. Vielleicht war es auch Gutmüthigkeit. Sie dachten, da habt ihr euern Marſeiller Marſch, ihr wollt ja nicht mehr. Und vielleicht wollten ſie wirklich nicht mehr. Haben Sie aber auch die Unterwürfigkeits-Akte der Stadt Göttingen geleſen, den Brief, den ſie an den General geſchrieben? Das iſt zu ſchön. Vor lauter Demuth und Zerknirſchung wiſſen ſie nicht genug Hochgeburt und Hochwohlgeburt aufzutreiben. Sie kriechen unter die Erde. So iſt der gute Deutſche! Wenn einmal ein müder Bürger ſeinen ſchweren Bündel Unterthänigkeit abwirft, gleich hebt ihn ſein Nachbar auf und hockt die Laſt zu ſeiner eigenen. Und in dieſes Land ſoll ich zurückkehren! Hätten ſie nur wenigſtens eine italieniſche Oper wie hier! Aber keine Freiheit und keine Malibran, keinen Styx und keinen Lethe!

— Ich ſchrieb Ihnen neulich von einem Gemälde, die Schlachttage im Juli darſtellend, das ich geſehen. Da war aber doch mehr der Stoff, der mir Freude gemacht, die Phantaſie mußte ſich das Uebrige erſt ſelbſt verſchaffen; denn Vieles fehlte, das Gemälde hatte keinen großen Kunſtwerth. Jetzt iſt aber im Diorama ein Gemälde gleicher Art aufgeſtellt, das alles ſelbſt leiſtet und von der Phantaſie nichts fordert. Die Vertheidigung und Eroberung des Stadthauſes wird vorgeſtellt, und die Täuſchung iſt auf das Höchſte getrieben. Es iſt ganz ein Schlachtfeld, nur ohne Gefahr. Die Sonne liegt heiß auf dem Pflaſter und brennt auf dem Geſichte der Streitenden. Die Luft iſt ſo rein, daß man durch den zarten Pulverdampf ſiehet. Menſchen und Pferde bluten und verbluten. In der Mitte des Platzes ſiehet man einen Zögling der polytechniſchen Schule, in der linken Hand die dreifarbige Fahne, in der rechten den Degen haltend. Er ſtehet mit dem linken Fuße auf einer Kiſte, mit dem rechten auf einem höheren Faſſe, und iſt eben im Begriffe, ſich hinauf zu ſchwingen, um oben die Fahne hinzupflanzen. Es gibt nichts Theatraliſcheres als dieſe Stellung, und doch hat ſie der Maler gewiß nur nachgeahmt, nicht erfunden. Darin haben es die Franzoſen gut, daß ſie vermögen mit jeder Großthat im weiten Felde zugleich das Drama zu dichten, das jene Großthat im engen Felde darſtellt.

Sie ſind zugleich Helden und Schauſpieler. Man ſiehet es ganz deutlich an dieſem Jünglinge mit der Fahne, wie er ſeiner Kühnheit und ſeiner theatraliſchen Stellung zugleich froh war. Noch eine andere ſchöne Gruppe zeichnete ſich aus. Ein Mann aus dem Volke, Bruſt und Schultern nackt, kniet auf die Erde, in dem rechten Arm einen verwundeten hinſinkenden Knaben haltend, die linke Fauſt gegen die hintenſtehenden Soldaten ballend, die den Knaben wohl eben getroffen. An der Schwelle eines Hauſes liegt die Leiche eines Frauenzimmers. Daß mitten im Kugelregen mehrere Frauenzimmer unerſchrocken weilen, um den Verwundeten beizuſtehen, hat mich weniger gewundert, (ſie trieb das Mitleid) als daß andere ohne Furcht zu den Fenſtern hinaus ſehen. Im Hintergrunde, am Waſſer, ſtehen die königlichen Soldaten. Jenſeits ſchießen die Studenten herüber. Ich habe unter den Kämpfern wieder gute Röcke geſucht, vornehme und reiche Leute, die mehrere hundert Franken Steuern zahley und Wähler ſein können — ich habe aber Keine gefunden. Ich will den Herren nicht Unrecht thun, vielleicht hatten ſie an jenen Tagen, ihre guten Kleider zu ſchonen, dieſe zu Hauſe gelaſſen und ſchlechte Röcke für die Schlacht angezogen. Aber auch die Hemden waren ſchwarz und grob; haben ſie die auch gewechſelt?

Freitag, den 28. Januar.

So eben komme ich vergnügt aus dem Leſekabinette — vergnügt, weil ich mich geärgert habe. So oft mir dergleichen Aergerliches begegnet, halte ich es gleich feſt und mache mir den Aerger ein; denn in Paris iſt er nicht alle Tage friſch zu haben; die deutſchen Zeitungen kommen ſo unregelmäßig hier an. Sie werden vielleicht in meinen Briefen einen Widerſpruch mit meiner Klage finden; Sie werden meinen, über franzöſiſches Weſen hätte ich mich doch oft genug geärgert. Das iſt aber etwas ganz anders. Das war nicht Aerger, das war Zorn; Aerger aber iſt zurückgetretener Zorn. Man ärgert ſich nicht, wenn Einem der Gegner an Macht überlegen iſt — das merkt und berechnet man in der Leidenſchaft nicht — ſondern wenn uns der Gegner entweder an Unverſchämtheit überlegen iſt, ſo daß er uns unter die Beine kriecht und uns umwirft, oder an Autorität, ſo daß er uns das Sprechen verbietet und wir uns nicht wehren dürfen. Der Zorn aber iſt wohlgemuth, ſtark und darf ſeine Kraft gebrauchen. Darum gerathe ich in Zorn über das Treiben hier, denn ich darf dagegen eifern, und hundert Gleichgeſinnte thun es für mich alle Tage; darum ärgere ich mich über deutſches Treiben, weil ich dulden und ſchweigen muß. Nun, es war ein Artikel in der Allgemeinen Zeitung mit einem Kreiſe, der einen Mittelpunkt hat, bezeichnet — ſo: ⊙ Wahrſcheinlich hat das der Redakteur vorgeſetzt, um zu verſtehen zu geben, ſein Correſpondent habe das Schwarze in der Scheibe getroffen. Schon lange ſitze ich an der Wiege des guten lieben deutſchen Kindes und warte, daß es einmal die Aeuglein aufſchlage. Endlich erwacht es und greint ſanft wie ein Kätzchen. Jener Correſpondent macht einen Katzenbuckel und ſagt leiſe, leiſe: er müſſe ganz gehorſamſt bemerken, es wäre doch endlich einmal Zeit, auch ein deutſches Wort über Krieg und Frieden zu ſprechen, und er werde ſich die unterthänige Freiheit nehmen, dieſes zu thun, und auch, wenn man es ihm gnädigſt erlauben wolle, darauf hindeuten, wie unſer Vaterland in gegenwärtige Angelegenheiten verwickelt ſei, und wie es ſich heraus wickeln könne. Ich machte große Augen und dachte: der Kerl hat Courage! Jetzt tappt er hin und her, herüber und hinüber, ſpricht im Allgemeinen von jenem Staate, von dieſem Staate; der noch ungeleſene Theil des Artikels wird immer kürzer, die letzte Zeile rückt immer näher, und noch kein

Wort von Deutſchland. Endlich kommt die letzte Zeile, und da ruft unſer Held: von Deutſchland ein andermal! und läuft was er laufen kann. Ich ſpuckte ganz ſanft auf Deutſchland, die Allgemeine Zeitung und den heroiſchen Artikel, und nahm den Aerger mit zu Tiſche. Aerger, in gelinden Gaben genommen, das weiß ich aus Erfahrung, befördert die Verdauung ungemein.

Samſtag, den 29. Januar.

Ueber die Briefe eines Verſtorbenen werde ich Ihnen meine Meinung ſagen, ſobald ich ſie fertig geleſen ... Ich höre, das polniſche Manifeſt habe in Frankfurt nicht gedruckt werden dürfen. Der Frankfurter Bürgermeiſter und Anſtett haben Gott ein Bein geſtellt, das iſt doch recht unartig.

Ein und dreißigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 30. Januar 1831.

Ei! das Volk hat ja wieder einen König gemacht; der Herzog von Nemours iſt in Belgien gewählt worden. Nürnberger Waare! Aber, warum nicht, ſo lange die Völker Kinder bleiben und Kinderſpiele lieben? Dieſe Frechheit des Volkes, einen König zu machen, muß unſern Altgläubigen noch viel entſetzlicher vorkommen, als die, einen König zu zerſtören. Gottes Werke zu Grunde richten, das kann freilich Jeder: aber Gottes Werke nachſchaffen wollen — das iſt verwegene Sünde. Ich bin nun jetzt begierig, was die franzöſiſche Regierung thun wird, oder eigentlich was ſie ſagen wird; denn was ſie thun wird, darum war Niemand je in Zweifel; es war gleich von der erſten Stunde der belgiſchen Revolution alles darauf angelegt, das Land mit Frankreich zu vereinigen. Aber was ſagen? Sebaſtiani hat erſt vor einigen Tagen in Gegenwart ganz Europa's erklärt, ſeine Regierung würde weder den Herzog von Nemours gewähren, noch die Vereinigung Belgiens mit Frankreich annehmen! So ſind die Diplomaten! Sie wiſſen recht gut, daß ſie einander nicht betrügen können — es iſt Liebhaberei, es iſt eine Kunſtliebe.

Sie ſchreiben mir, Heine habe in ſeinem vierten Bande von der franzöſiſchen Revolution geſprochen. Ich denke, er hat nur zu ſprechen verſucht, es nicht ausgeführt. Welche Rede wäre ſtark genug, dieſe wildgährende Zeit zu halten? Man müßte einen eiſernen Reif um jedes Wort legen, und dazu gehörte ein eiſernes Herz. Heine iſt zu mild. Mir auch ſchrieb Campe, er erwarte, ich würde im achten Bande etwas Zeitgemäßes ſagen. Dieſer achte Band, den ich machen ſollte, hier in Paris, eine Viertelſtunde von den Tuilerien, eine halbe vom Stadthauſe entfernt — es giebt nichts Komiſcheres! Was, wo, worauf, womit ſoll ich ſchreiben? Der Boden zittert, es zittert der Tiſch, das Pult, Hand und Herz zittern, und die Geſchichte, vom Sturme bewegt, zittert ſelbſt. Ich kann nicht wiederkauen, was ich mit ſo viel Luſt verzehrt; dazu bin ich nicht Ochs genug. Prophet wollte ich ihm ſein, zwölf Bände durch. Und was kann der Deutſche anderes ſein als Prophet? Wir ſind keine Geſchichtsſchreiber, ſondern Geſchichtstreiber. Die Zeit läuft wie ein Reh vor uns her, wir, die Hunde, hinterdrein. Sie wird noch lange laufen, ehe wir ſie einholen, es wird noch lange dauern, bis wir Geſchichtsſchreiber werden. Doch — ich will jetzt gehen, Beethoven hören. Fünf, ſechs ſolcher Menſchen hat das Land, unter denen wir Schatten gegen Hitze, Schutz gegen Näſſe finden. Wenn die nicht wären! Das Concert beginnt um zwei Uhr. Das ſcheint mir beſſer als Abends. Ohr und Herz ſind reiner vor dem Eſſen. Vielleicht beſuche ich dieſe Nacht den Maskenball. Nicht den in der großen Oper, den kenne ich von früher, das iſt zum Einſchlafen; ſondern den im Theater an der Porte St. Martin. Da finde ich mein gutes Volk in der Jacke, das im Juli ſo tapfer gekämpft. Da iſt Luſt und Leben. Lange Röcke, lange Weile — das habe ich immer beiſammen gefunden.

Dienſtag, den 1. Februar.

Das Concert Sonntag im Conſervatoire iſt, wie ich mir denke, ſehr ſchön geweſen. So ganz aus Erfahrung weiß ich es nicht. Ich ſaß in der zweiten Reihe Logen, warm wie in einem Treibhauſe, und verſteckt hinter Frauenzimmern wie ein Gärtner hinter Blumen. An der Seite ſperrten mir dumme dicke Säulen, vor mir dumme große Hüte die Ausſicht. Wir haben Revolutionen erlebt, die tauſendjährige Könige umgeworfen — wird ſich denn nicht einmal eine Revolution erheben, die dieſe fluchbelaſteten Weiberhüte fortjagt? Sie werden mich fragen: aber was hat man in einem Conzerte zu ſehen? Aber eben darum darf das Sehen nicht gehindert ſein; denn das nicht ſehen können beſchäftigt die Augen am meiſten. Was mich aber am verdrüßlichſten machte, war, daß ich keine Lehne für meinen Rücken hatte, ſo daß ich immerfort ſteif daſitzen mußte, wie vor funfzig Jahren ein deutſches Mädchen unter der Zucht einer franzöſiſchen Gouvernante. Das Bischen, was mir von guter Laune noch übrig blieb, ſchenkte ich einer jungen Engländerin, die neben mir ſaß. Blaue Augen, blondes Haar, ein Geſicht von Roſenblättern, und was ſie in meinen Augen am meiſten verſchönte, ein Hut mit einem flachen italieniſchen Dache. Sie mochte wohl eine große Muſikfreundin ſein, denn ſie hatte ſich aus ihrem eigenen Körper ein ſchönes Häuschen gebaut, um daraus ungeſtört zuzuhören. Die Füße hatte ſie auf die Bank vor ihr hoch aufgeſtellt, und die Knie an ſich gezogen. Die Bruſt vorgebeugt, verbarg ſie den rechten Ellenbogen in den Schoos und ließ den Kopf auf den zuſammengeknickten Arm ſinken. Die ſchöne Dame, ſo gerundet, hatte keinen Anfang und kein Ende. Sie verſtand gewiß etwas von Mathematik und wußte, daß die Kugelform unter allen möglichen Geſtalten mit der flachen Welt am wenigſten in Berührung kommt. Ihre Schweſter vor ihr hatte den Hut abgelegt und ſaß ganz vorn in der Loge, allen Blicken ausgeſetzt, in purem Nachthäubchen da. Ich machte ſo meine Betrachtungen, woher es komme, daß nur allein die Engländer und Engländerinnen ihre Sitten und Kleider mit in das Ausland bringen, und ſich nicht geniren? Gewiß war im ganzen Saale keine Dame, die in einer ſo häuslichen Stellung da ſaß, wie meine ſchöne Nachbarin, und keine, die es gewagt, ſich in einem Nachthäubchen zu zeigen, wie deren Schweſter. Aber trotz meiner Philoſophie und Verdrüßlichkeit merkte ich doch zuweilen, daß man da unten ſchöne Muſik machte. Die Symphonia eroica von Beethoven (ich fand die Muſik mehr leidend als heroiſch), eine Arie aus dem Freiſchütz (mein deutſches Herz ging mir dabei auf, wie eine trockene Semmel in Milch). Sextett von Beethoven. Chor aus Webers Euryanthe. Ein Muſikſtück für Blas-Inſtrumente. Trio aus Roſſini's Wilhelm Tell. Clavier-Solo, geſpielt und componirt von Kalkbrenner.

Ouverture aus Oberon. Aber dieſe Stadt der Sünden, Paris — der liebe Gott muß ſie doch lieb haben: was er nur Schönes hat, was Gutes, alles ſchenkt er ihr. Die ſchönſten Gemälde, die beſten Sänger, die vortrefflichſten Componiſten. Dieſes eine Conzert — was hörte man da nicht alles zugleich! Das beſte Orcheſter der Welt. Die Aufführung der Symphonie ſo vollendet, daß, wie mir H*** ſagt, man dieſes gar nicht merke. Ich erkläre mir das in dem Sinne: um einzuſehen, wie vollkommen etwas ſei, muß daran noch etwas mangeln. Iſt die Vollkommenheit ganz erreicht, verliert man den Standpunkt der Vergleichung. In einem Conzerte hörten wir: Kalkbrenner, den erſten Clavierſpieler; Baillot, den erſten Violinſpieler; Tulon, den erſten Flötenſpieler; Voigt, den erſten Hautboiſten; und Nourrit, den beſten franzöſiſchen Sänger. Das ganze Orcheſter erſchien in der Nationalgarde-Uniform. Baillot iſt Offizier, Nourrit auch. Der Eine geigte, der Andere ſang in Epaulettes. Ich wollte, hannövriſche Offiziere von den Siegern von Göttingen wären in meiner Loge geweſen, und hätten nicht gewußt, daß ich Deutſch verſtehe.

— Alſo Israel in Frankfurt hat wieder einen guten Tag gehabt, ſein Lebenspuls hat ſich wieder einmal gehoben? Iſrael jammert mich manchmal, ſeine Lage iſt gar zu betrübt. Kurſe oben, Kurſe unten, wie der tolle Wind das Rad ſchwingt — es ſind die Qualen des Ixion. Aber iſt es nicht furchtbar lächerlich, daß die niedrigſte und gemeinſte aller Leidenſchaften ſo viele Aehnlichkeit hat mit der erhabenſten und edelſten, die Gewinnſucht mit der Liebe? Ja wohl, Gott hat das Volk verflucht und darum hat er es reich gemacht. Aber von den ekelhaften Geſchichten mit den jüdiſchen Heirathserlaubniſſen und jüdiſchen Handwerksgeſellen erzählen Sie mir nichts mehr. Ich will nichts davon hören, ich will nichts damit zu thun haben. Wenn ich kämpfen ſoll, ſei es mit Löwen und Tigern, aber vor Kröten habe ich einen Abſcheu, der mich lähmt. Es hilft auch nichts. Man muß den Sumpf ausrotten, dann ſtirbt das Schlammgezücht von ſelbſt weg. Unſere Frankfurter Herren, finde ich, haben ganz recht. Sie denken, Gott iſt doch nun einmal im höchſten Zorne, ob wir ihn ein Bischen mehr, ein Bischen weniger ärgern, das kann nichts verſchlimmern. Den Juden in Frankfurt iſt jetzt am wenigſten zu helfen; wenn ſie klagen bei den großen Herren der Bundesverſammlung, oder bei den kleinen im Senate, weiß ich, was man ihnen ſagt — es iſt als wäre ich gegenwärtig. Oeffentlich wird man ſie barſch abweiſen, unter vier

Augen aber wird man den Diplomaten, den Pfiffigen unter den Juden ſagen: „Lieben Leute, jetzt iſt gar nicht die Zeit an dieſe Sache zu rühren. In Deutſchland iſt ohnedies alles in Bewegung, das Volk iſt aufgeregt, die allgemeine Stimmung gegen euch, ſo daß, wenn wir euch jetzt Freiheiten bewilligten, dieſes üble Folgen hätte, für die allgemeine Ruhe und für euch ſelbſt.“ Und unſer jüdiſcher Adel wird das ſehr gut verſtehen, und beifällig mit den Augen blinzeln, und beim Heruntergehen dem jüdiſchen Pöbel vor der Thüre zurufen: Packt euch zum Teufel, ihr ſeid dumm und unverſchämt! . . . Von einem jüdiſchen Comité und deſſen Schreibereien erwarte ich nichts. Es ſind eben Deutſche, wie die Andern auch. Sie ſind in einem unſeligen Wahne befangen. Ihre Ehrlichkeit richtet ſie zu Grunde. Sie meinen immer noch, es käme darauf an, Recht zu haben, zu zeigen, daß man es hat. Jetzt ſprechen ſie für die Freiheit wie ein Advokat für einen Beſitz. Als käme es hier noch auf Gründe an, als wäre ſeit einem halben Jahrhundert nicht alles ausgeſchöpft worden, was man für Freiheit, für Menſchenrechte, für Bürgerrechte der Juden ſagen kann. Das alles weiß der Tyrann ſo gut als der Sklave ſelbſt. Gewalt wie Freiheit kommt aus dem Herzen. Der Räuber, der uns unſer Gut nimmt, täuſcht ſich nicht, er weiß, was er thut. Nicht an den Verſtand, an das Herz muß man ſich wenden, an das der Gegner wie an das der Gleichgeſinnten. Die Herzen muß man rühren, die unbeweglichen durchbohren. Das Wort muß ein Schwert ſein; mit Dolchen, mit Spott, Haß, Verachtung muß man die Tyrannei verfolgen, ihr nicht mit ſchweren Gründen nachhinken. Das verſtehen aber unſere deutſchen liberalen Schriftſteller nicht, und noch heute ſo wenig, als vor dem Juli. Ich ſehe es ja. Unter den Büchern, die Sie mir geſchickt, iſt auch eine Broſchüre über die heſſiſchen Juden, und eine über die deutſche Preßfreiheit. Geleſen habe ich ſie noch nicht, aber einen Blick auf die erſte Seite geworfen. Ich hatte genug; es iſt ganz die alte Art. Der Hanauer Jude hat das Motto von Schiller: Der Menſch iſt frei geſchaffen, iſt frei — und ſo weiter die Litanei. Dann fängt er an: „Die höchſte Glücksſtufe, die nach menſchlichen Begriffen einem Staate erreichbar iſt, hat Kurheſſen rühmlich betreten. In allen ihren Theilen hat man den aufgeklärten und freiſinnigen Ideen der Gegenwart gehuldigt.“ Der Jude ſoll Mazze backen aus dieſem ungeſäuerten Teige; Brod wird nie daraus. Der chriſtliche Ritter der Preßfreiheit, Profeſſor Welcker, ſchrieb Folgendes auf der Titelfahne ſeines Buches: „Die vollkommene und ganze Preßfreiheit nach ihrer ſittlichen, rechtlichen und politiſchen Nothwendigkeit, nach ihrer Uebereinſtimmung mit deutſchem Fürſtenwort und nach ihrer völligen Zeitgemäßheit dargeſtellt, in ehrerbietigſter Petition an die hohe deutſche Bundesverſammlung." . . Die Herren von der deutſchen Bundesverſammlung werden den ehrerbietigen Profeſſor auslachen. Wenn ich über die Preßfreiheit ſchriebe, würde ich anfangen: „Die Preßfreiheit, oder der Teufel holt Euch alle mit einander, Volk, Fürſten und deutſches Land!" Ich meine, das müſſe einen ganz andern Effekt machen. Je mehr Gründe, je mehr Füße; je mehr Füße, je langſamer der Gang; das ſiehet man an den Inſekten. Doch genug — und habe ich nicht Recht, daß ich in die italieniſche Oper gehe?

Mein Tagebuch aus Soden habe ich, ſeit ich es geſchrieben, nicht mehr geleſen. War es gut, ſo iſt es noch gut; das hat keine Noth. Aelter iſt darüber wohl manches in Deutſchland geworden, aber alt nichts. Es blühen alle Veilchen, vor wie nach.

Sie können ſich wohl denken, daß ich den Unfug, den die Studenten in der Sorbonne ſich gegen den Miniſter Barthe zu Schulden kommen ließen, nicht billigen werde. Die Studenten ſelbſt haben ſich gegen dieſes tadelnswürdige Betragen, das nur auf Einige unter ihnen fiel, laut geäußert. Aber ſelbſt dieſer ſträfliche Uebermuth iſt lehrreich genug, denn er zeigt den lobenswerthen tiefen Unmuth in der Jugend. Die Studenten hier ſind gar nicht wie unſere deutſchen, fantaſtiſch ungezogen, dem Bürgerleben und ſeinen Regeln fremd, alle Convenienz verſpottend; und in wenigen Jahren alle Kraft, alles Feuer der Jugend vertrinkend und vertobend, um gleich nach der Univerſität die abgelebteſten, zahmſten Philiſter zu werden. Sie ſind vielmehr die ſtillſten und beſcheidenſten jungen Leute, die ſich von der Jugend der andern Stände nur durch die Einfachheit ihres Aeußeren auszeichnen. Man ſollte ſie oft für deutſche Handwerksburſche halten. Was ſie in Bewegung ſetzt, iſt etwas ſehr Edles; mag immerhin die Bewegung einmal im Gange unregelmäßig werden.

Mittwoch, den 2. Februar.

Geſtern kam in der Pairskammer das Geſetz über die Beſoldung der jüdiſchen Geiſtlichen vor. Es wurde zwar angenommen, fand aber doch viele Gegner. Der Admiral Verrhuell hielt eine Rede gegen die Juden. Das Volk Gottes hat doch Feinde zu Waſſer und zu Lande. Der Admiral ſagte: ich habe die Juden in allen vier Theilen der Welt kennen gelernt; ſie taugen überall nichts; überall denken ſie nur an Geldverdienen. Schändliche Verläumdung! Gerade das Gegentheil. Die meiſten Juden ſtreben nach nichts, als Geld zu verlieren, und darum kaufen ſie öſterreichiſche Staatspapiere.

Aber iſt die Begeiſterung der Polen nicht höchſt erhaben, höchſt rührend? Gab es je etwas Großes, das zugleich ſo ſchön war? Unter den rauhen Blättern der Geſchichte iſt es ein Blatt auf Velinpapier geſchrieben. ... Die Polen haben jetzt alle nur ein Geſchlecht, nur ein Alter. Weiber, Kinder, Greiſe, alles rüſtet ſich; Viele gaben ihr ganzes Vermögen hin, und nannten ſich nicht, und gaben keine Spur, auf der man ihre Namen entdecken konnte. Einen ſilbernen Löffel im Hauſe zu haben, iſt eine Schmach, man gebraucht nur hölzerne. Die Frauen liefern ihre Trauringe in die Münze und erhalten dafür kleine ſilberne Madaillen, mit der Schrift: la patrie en échange. Iſt das nicht ſchön? Im Polniſchen lautet das wahrſcheinlich noch ſchöner. Aber ach! das ernſte Schickſal liebt die Kunſt nicht. Die Polen können untergehen trotz ihrer ſchönen Begeiſterung. Aber geſchiehet es, wird ſo edles Blut vergoſſen, dann wird es den Boden der Freiheit auf ein Jahrhundert befeuchten und tauſendfältige Früchte tragen. Die Tyrannen werden nichts gewinnen, als einen Fluch mehr. Wer jetzt einen Gott hat, der bete, und wer beten kann, der bete nur für die Polen. Die ſind oben in Norden, und die Freiheit, wie jede Bewegung, kommt leichter herab, als ſie hinauf ſteigt.

Zwei und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 3. Februar 1831.

Ich bin jetzt mit den *Briefen eines Verſtorbenen* zu Ende und ich will Ihnen mittheilen, was ich mir darüber gemerkt. Ich könnte mir die Mühe des Abſchreibens erſparen und Ihnen das Blatt ſelbſt ſchicken. Aber es iſt mit Bleiſtift geſchrieben und ich bin klüger als der Kaiſer von Rußland, Preußens Mephiſtopheles, der ſeine hohen Meinungen mit Bleiſtift niederſchreibt und dabei ruhig iſt — ich denke: der liebe Gott kann das mit dem leiſeſten Hauche wieder auslöſchen. Ich halte mich an Dinte, die iſt feſt. Aber wie konnten Sie nur glauben, die todten Briefe wären vom lebendigen Heine? Kein Athemzug von ihm darin. Es iſt eine gewöhnliche Reiſebeſchreibung — ich ſage aber nicht: die Beſchreibung einer gewöhnlichen Reiſe. Der Verfaſſer hat mehr geſehen als Andere, alſo auch mehr beobachtet. Als vornehmer Herr wurde er von den hohen und höchſten Ständen freundlich angezogen, und da er oft incognito reiſte (er führte ſogar wie ein Gauner doppelte Päſſe mit falſchen Namen), und ein deutſcher Edelmann, wenn er ſeinen Adel ablegt, beſcheiden glaubt, es bliebe dann nichts mehr von ihm übrig, drängte er ſich mit der Zuverſicht eines Unſichtbaren auch in die niedrigſten Stände. Dadurch mußte das Buch gewinnen. Solche Vortheile hat ein deutſcher bürgerlicher Reiſender nie. Der Verfaſſer hat empfänglichen, aber keinen erzeugenden Sinn. Sein Stoff iſt reich, aber ſeine Bearbeitung ſehr arm und von dichteriſcher Kunſt keine Spur. Er ſchreibt leicht, ſehr leicht. Das iſt manchmal recht angenehm, doch darf es nicht den ganzen Tag dauern. In häuslichem Kreiſe, zu häuslichem Geſpräche iſt das gut; wenn aber die Gedanken unter die Leute gehen, müſſen ſie ſich mit Würde und Anſtand kleiden. Wer in Deutſchland mit ſo leichtem Fuhrwerke fährt, läßt vermuthen, daß er nicht ſchwer geladen. Ein guter deutſcher Schriftſteller ſchreibt, daß der Styl unter ihm bricht und daß er mitten im Wege liegen bleibt. Der Verfaſſer gebraucht franzöſiſche Redensarten, da, wo es weder nöthig noch ſchön iſt. Er ſagt: aventure — je dévore déjà un oeuf — adieu — Sur ce n'ayant plus rien à dire. —

Kaum ein Brief, den er nicht mit einem franzöſiſchen Satze anfinge oder endigte; das iſt ſein Morgengebet, ſein Abendſegen, ſein Amen. Doch verzeihen wir ihm das; das Franzöſiſche iſt ſein adeliges Wappen, womit er die Brieſe verſiegelt. Auch daß die Brieſe oft zu lang, die Berichte oft zu umſtändlich ſind, wollen wir ihm nicht zu hoch anrechnen. Wir bürgerlichen Reiſebeſchreiber würden auch oft längere Brieſe an unſere Freundinnen ſchreiben, wenn das Porto nicht zu hoch käme. Aber der verſtorbene Edelmann hatte unſern Geſandten in London, der die dickſten Paquete portofrei an ſeine Julie beſorgte. Wir bürgerlichen Reiſenden haben es ſo gut nicht, wir bekommen in der Fremde von unſerer Geſandtſchaft nichts zu ſehen, als beim Päſſeviſiren den Rücken eines Sekretärs, der uns über ſeine Schultern weg, ohne uns anzuſehen, den Paß zureicht. Den Herrn Geſandten ſelbſt bekommen wir nie zu ſprechen, er bekümmert ſich nicht um uns, wir müßten denn Spione ſein. Dieſer Stand, wie der Spieler, adelt in Deutſchland. Gerecht zu ſein, muß ich ſagen, die Brieſe haben viel Gutes und haben mir Vergnügen gemacht. Nur habe ich nicht darin gefunden, was ich erwartet. Von einem Manne von Stande, dem ſeine Geburt die groben Erfahrungen des Lebens erſpart, hätte ich feine erwartet, ſeine Bemerkungen über Welt und Zeit. Aber nichts habe ich ihm abgelernt, als eine feine Wendung, die ich in der Folge einmal benutzen werde. Wenn Sie einmal alt werden und klagen dann über Welt und Zeit, und knurren, daß es nicht auszuhalten, würde ich bürgerlicher Tölpel Ihnen dann wahrſcheinlich ſagen (bis dahin, hoffe ich, duzen wir uns): Liebe Freundin! Du ſiehſt alles mit trüben Augen an; denn Du biſt alt! Aber von unſerem verſtorbenen Edelmann habe ich gelernt, wie man eine ſolche Grobheit zarter ausdrückt. Er ſchreibt ſeiner Julie, die in ihrem Briefe knurrt: Deine älter werdende Anſicht iſt ſchuld an Deiner Grämlichkeit. Das iſt alles. Von den Briefen eines Verſtorbenen erwartet man, Dinge aus einer andern Welt zu erfahren; zu hören, was kein Lebender zu ſagen wagt. Nichts von dem. Daß dieſe Briefe ſolches Aufſehen machen konnten, daß ich ſogar hier in Paris davon ſprechen hörte, und ſie in Deutſchland, wie Ihnen der Buchhändlerjunge ſagte, „raſend abgehen", verdanken ſie wahrſcheinlich nicht dem Guten, ſondern dem Schlechten, das ſie enthalten. Es ſind den adeligen Briefen einige Satiren eingeſchaltet, aber von der gemeinſten bürgerlichen Art. Da iſt erſtens eine gegen deutſche Titelſucht, gegen Rang- und Beamtenſtolz. Nun kann zwar eine geſchickte Hand von ſolchem ausgedroſchenen Stroh artige Sachen flechten, Hüte, Körbe und andere Spielereien; aber in den todten Briefen iſt es rohes Lagerſtroh geblieben, es gerade in den Stall zu werfen; und nicht aus Liebe zur Gleichheit eifert der hohe Herr gegen den lächerlichen Dienerſtolz der Deutſchen, ſondern aus adeligem Hochmuthe. Er will, daß nicht Amt oder Titel, ſondern Geburt allein den Rang in der bürgerlichen Geſellſchaft beſtimme. Dann kommt eine Satire gegen die Berliner Myſtiker, die wahrlich eine beſſere verdient hätten. Da wird das ganze Alphabet durchgeklatſcht und hundert Anekdötchen erzählt. Braucht es mehr in dem preßzahmen Berlin, um Aufmerkſamkeit zu erwecken? Und den Verſtorbenen trieb die Preßfreiheit noch weiter — er ſagt es gerade heraus: Der Graf Brühl in Berlin, der General-Direktor der Schauſpiele, zu ſeiner Zeit der zweite Mann im preußiſchen Staate — koſtümirte auf dem Theater die Tempelritter ganz falſch, wie er ſich aus dem Grabſteine eines Templers, den er in Irland geſehen, vollkommen überzeugt habe! Der Verfaſſer ſoll ein Fürſt ſein; das iſt ſchön. Da unſere bürgerlichen Schriftſteller nun einmal keine Leute von Welt werden wollen, ſo bleibt, dieſen näher zu kommen, nichts übrig, als daß die Leute von Welt Schriftſteller werden. Er ſoll kein Geld haben; noch ſchöner, er ſei uns herzlich willkommen. Das iſt der wahre Stempel des Genies. Einem guten deutſchen Schriftſteller iſt nichts nöthiger als die Noth. Der Fürſt mag zwar keinen Ueberfluß an Mangel haben, wie Falſtaff ſagt, ſondern nur Mangel an Ueberfluß. Aber nur immer herein. Iſt er kein armer Teufel, kann er es doch noch werden. Doch müſſen wir ihm, wie allen adeligen Schriftſtellern, ſehr auf die Finger ſehen. Nicht damit ſie nichts mitnehmen, was nicht ihnen gehört (was wäre bei uns zu holen?) ſondern, daß ſie nichts da laſſen, was nicht uns gehört — keinen Hochmuth, keinen Adelſtolz. Der blickt, der dringt aber nicht ſelten in den Briefen eines Verſtorbenen durch. Ruft er doch einmal, als er im Gebirge zwei Adler über ſeinem Haupte ſchweben ſah, aus: „Willkommen meine treuen Wappenvögel!“ Hinaus mit ihm! Was Wappenvögel! Will er etwas beſonderes haben? Ein deutſcher Schriftſteller hat kein anderes Wappen, als einen leeren Beutel im blauen Felde. Wappenvögel! Hinaus mit ihm aus dem Meß-Katalog! Der Hochmuth ſoll Manuſcript bleiben, nicht gedruckt werden. Wenn er oben auf dem Snovdon, dem höchſten Berge Englands, Champagner trinkt auf die Geſundheit ſeiner Julie, und den Namen der Freundin durch Sturm und Dunkel ruft — dann ſind wir dem Fürſten gut. Wein, Liebe und Adler ſind auch für uns; aber die Wappen ſind gegen uns. Seid vorſichtig, laßt unſern Zorn ſchlafen! Nur zu bald erwacht er euch!

Samſtag, den 5. Februar.

Einige von den Haupt-Brandſtiftern in Göttingen (ſpreche ich nicht, als hätte ich 10,000 Thaler Gehalt, und wäre der wirkliche geheime Staatsrath von Börne?) haben ſich nach Straßburg gerettet und in dortigen Zeitungen Proclamationen bekannt gemacht, die aber gar nicht ſchön und würdevoll ſind. So renommiſtiſch philiſtrös, ſo rauh und holprich! Es dauert Einem herzlich. Sie lachen und ſpotten wie Sklaven, die glücklich der Zuchtpeitſche entlaufen ſind. „In Nürnberg henkt man Keinen, bis man ihn hat“ — ſagen ſie unter andern. Wenn der Blitz, der Andere traf, unſchädlich zu unſern Füßen niederſchlug, dann mögen wir Gott danken, aber nicht den Blitz verhöhnen. Dieſe jungen Deutſchen ſind die Luſt der Freiheit nicht gewohnt; ſie haben ſchnell getrunken und ſie iſt ihnen in den Kopf geſtiegen. Wie ganz anders hätten junge Franzoſen in ſolchen Fällen geſprochen.

Der Herzog von Nemours iſt jetzt wirklich zum

König von Belgien gewählt. Jetzt kocht's und wirft Blaſen wie Welt-Halbkugeln groß. Sie werden erfahren, wie bald es überläuft.

Der junge ***, von dem ich Ihnen ſchon einmal geſchrieben, trat gleich, als er herkam, aus jugendlichem Muthwillen in die Nationalgarde, und zwar unter die Cavallerie. Vor einigen Tagen, als er den erſten Dienſt hatte, bekam er die Wache im Palais-Royal. Gerade den Abend war Ball beim König, und die Wache wurde, wie gewöhnlich in ſolchen Fällen, dazu eingeladen. *** war alſo auch da und tanzte, Gott weiß, mit welchen Prinzeſſinnen und Herzoginnen. Was hundert Stunden Wegs für Unterſchied machen. Denken Sie nur, wie lange es noch dauern wird, bis in Berlin, Wien oder München ein bürgerliches Judenbübchen in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe tanzen wird! Gott iſt wie Shakeſpeare: Spaß und Ernſt läßt er auf einander folgen.

Die zehn Stämme in Frankfurt werden wieder einen Bußtag gehabt haben. Seit geſtern ſind die Renten um 4 pCt. gefallen. Man ſpricht mehr als je vom Kriege, ſogar mit England wegen Belgien. Narren, die je daran gezweifelt; oder Heuchler, die daran zu zweifeln ſich angeſtellt! — Für die Polen wollen wir beten. Sie können in Frankfurt gar nichts, und ich hier nichts anders für ſie thun, als meine 20 Franken ſteuern, die das Conzert, das nächſtens gegeben wird, koſtet. Außer den erſten Künſtlern und Künſtlerinnen werden ſich auch Liebhaberinnen von hohem Stande hören laſſen. Die Pariſer wiſſen ſich aus Allem Vergnügen zu bereiten, ſelbſt aus dem Ungeheuerſten.

Drei und dreißigſter Brief.

Paris, den 11. Februar 1831.

Es gibt beſtimmt Krieg. Ich habe zwar keinen Tag daran gezweifelt, ſeit ich in Paris bin; hier aber wollten Viele nicht daran glauben. Doch jetzt hat ſich die Meinung geändert, Jedermann ſiehet den Krieg als unvermeidlich an. Zwar hat man in Preußen Heine's Schriften verboten; aber die beſten Politiker in Frankreich und England zweifeln, daß dieſe Maßregel hinreichen werde, die Welt in ihrem Laufe aufzuhalten.... Freuen wir uns; den Polen iſt wieder eine Hülfe von oben gekommen. Man hat hier ziemlich ſichere Nachrichten, daß in einigen ruſſiſchen Provinzen ein Aufruhr ausgebrochen. Auch in mehreren Orten Italiens iſt das Volk aufgeſtanden. Die armen Deutſchen! die werden neue Ohrfeigen bekommen, weil das Volk in Finnland und Bologna wieder unartig geweſen.

— Ich habe Heine's vierten Band in einem Abende mit der freudigſten Ungeduld durchgeleſen. Meine Augen, die Windſpiele meines Geiſtes, liefen weit voraus und waren ſchon am Ende des Buches, als ihr langſamer Herr erſt in der Mitte war. Das iſt der wahre Dichter, der Günſtling der Natur, der alles kennt, was ſeine Gebieterin dem Tage Häßliches, was ſie ihm Schönes verbirgt. Auch iſt Heine, als Dichter, ein gründlicher Geſchichtsforſcher. Doch verſtecken Sie meinen Brief in den dunkelſten Schrank; denn läſe ein hiſtoriſcher Profeſſor, was ich ſo eben geſchrieben, er ließe mich todt ſchlagen, auf ſeiner eigenen oder einer andern Univerſität — ob zwar die deutſchen Heeren keine Freunde vom Todtſchlagen ſind, weder vom aktiven noch vom paſſiven, wie man neulich in Göttingen geſehen. Diesmal hat der Stoff Heine ernſter gemacht, als er ſonſt den Stoff, und wenn er auch noch immer mit ſeinen Waffen ſpielt, ſo weiß er doch auch mit Blumen zu fechten. Das Buch hat mich gelabt wie das Murmeln einer Quelle in der Wüſte, es hat mich entzückt wie eine Menſchenſtimme von oben, wie ein Lichtſtrahl den lebendig Begrabenen entzückt. Das Grab iſt nicht dunkler, die Wüſte iſt nicht dürrer als Deutſchland. Was ein ſeelenloſer Wald, was ein todter Felſen vermag: uns das eigne Wort zurückzurufen — nicht einmal dazu kann das blöde Volk dienen. Kann man es beſſer ſchildern als mit den Worten: Der Engländer liebt die Freiheit wie ſeine Frau; der Franzoſe wie ſeine Braut; und der Deutſche wie ſeine alte Großmutter! Und: „wenn zwölf Deutſche beiſammen ſtehen, bilden ſie ein Dutzend, und greift ſie Einer an, rufen ſie die Polizei!“ Ich ſprach ſo allein in dieſer Zeit und Heine hat mir geantwortet. Alles iſt ſchön, alles herrlich, das aus Italien wie das aus England. Was er gegen den Berliner Knechtphiloſophen (Hegel) und gegen den geſchmeidigen Kammerdiener-Hiſtoriker (Raumer) ſagt, die ein ſeidenes Bändchen feſter an die Lüge knüpft, als das ewige Recht an die Wahrheit, das allein könnte einem Buche ſchon Werth geben. Und hat man je etwas Treffenderes von den Monopoliſten des Chriſtenthums geſagt: wie die Erbfeinde der Wahrheit Chriſtus, den reinſten Freiheitshelden, herabzuwürdigen wußten, und als ſie nicht läugnen konnten, daß er der größte Menſch ſei, aus ihm den kleinſten Gott gemacht? — Wenn Heine ſagt: Ach! man ſollte eigentlich gegen Niemanden in dieſer Welt ſchreiben — ſo gefällt mir zwar dieſe ſchöne Bewegung, ich möchte ihr aber nicht folgen. Es iſt noch Großmuth genug, wenn man ſich begnügt gegen Menſchen zu ſchreiben, die uns peinigen, berauben und morden. Was mich aber eine Welt weit von Heine trennt, iſt ſeine Vergötterung Napoleons. Zwar verzeihe ich dem Dichter die Bewunderung für Napoleon, der ſelbſt ein Gedicht; aber nie verzeihe ich dem Philoſophen Liebe für ihn, den Wirklichen. Den lieben! Lieber liebte ich unſere Nürnberger Wachtparaden-Fürſten, öffnete ihnen mein Herz und ließ ſie alle auf einmal eintreten, als dieſen einen Napoleon. Die Andern können mir doch nur die Freiheit nehmen, dieſem aber kann ich ſie geben. Einen Helden lieben, der nichts liebt als ſich; einen herzloſen Schachſpieler, der uns wie Holz gebraucht, und uns wegwirft, wenn er die Partie gewonnen. Daß doch die wahnſinnigen Menſchen immer am meiſten liebten, was ſie am meiſten hätten verabſcheuen ſollen! So oft Gott die übermüthigen Menſchen recht klein machen wollte, hat er ihnen große Menſchen geſchickt. — — So oft ich etwas von Heine leſe, beſeelt mich die Schadenfreude: wie wird das wieder unter die Philiſter fahren, wie werden ſie aufſchreien, als lief ihnen eine Maus über ihr Schlafgeſicht! Und da muß ich mich erſt beſinnen, um mich zu ſchämen. Die! ſie ſind im Stande und freuen ſich über das Buch und loben es gar. Was ſind das für Menſchen, die man weder begeiſtern noch ärgern kann!

— Habt Ihr denn in Frankfurt auch ſolches

Wetter, von Zucker, Milch und Roſen, wie wir hier ſeit einigen Tagen? Es iſt nicht möglich. Ihr habt trübe deutſche Bundestage, manchmal einen kühlen blauen Himmel von finſtern Wolken halb wegzenſirt — und das iſt alles. Aber wir Götter in Paris — es iſt nicht zu beſchreiben. Es iſt ein Himmel wie im Himmel. Die Luft küßt alle Menſchen, die alten Leute knöpfen ihre Röcke auf und lächeln; die kleinen Kinder ſind ganz leicht bekleidet, und die Stutzer und die Stutzerinnen, die der Frühling überraſcht, ſtehen ganz verlegen da, als hätte man ſie nackt gefunden, und wiſſen in der Angſt gar nicht, womit ſie ſich bedecken ſollen. Geſtern, im Jardin des Plantes, wimmelte es von Menſchen, als wären ſie wie Käfer aus der Erde hervor gekrochen, von den Bäumen herab gefallen. Kein Stuhl, keine Bank war unbeſetzt; tauſend Schulkinder jubelten wie die Lerchen, der Elephant bekam einen ganzen Bäckerladen in den Rüſſel geſteckt, und die Löwen und die Tiger und Bären waren vor den vielen Damen herum nicht zu ſehen. Man konnte kaum hinein kommen vor vielen Kutſchen am Gitter. So auch heute in den Tuilerien. Man ſucht nicht die Sonne, man ſucht den Schatten. Es iſt ein einziger Platz, oben auf der Terraſſe, wo man auf den Platz Louis XVI. hinabſieht! Und da unter einem Baume zu ſitzen, dieſe Luft zu trinken, die wie warme Limonade ſchmeckt, und dabei in der Zeitung zu leſen, daß die Ruſſen ihre Ketten ſchütteln, und die heißen Italiener ihre Jacken ausziehen, — nicht eine Einladung bei Seiner Excellenz dem Herrn von Münch-Bellinghauſen vertauſchte ich damit!

Die neueſten und die wichtigſten politiſchen Neuigkeiten erfahre ich durch Conrad, der ſie vom Reſtaurateur, wo er mir zuweilen das Eſſen holt, mitbringt. Dort ſcheinen lauter politiſche Köche zu ſein. Seitdem Conrad das Haus beſucht, iſt er ſo vertraut wie Metternich mit den europäiſchen Angelegenheiten; ja ich glaube, er weiß viel mehr. Da er heute eine Suppe holte, ſagte ihm ein Koch oder Kellner: er würde bald zu ihm kommen und eine deutſche Suppe mit ihm eſſen. Daran denkt Metternich gewiß nicht. Welch ein Unterſchied aber zwiſchen Frankfurt und Paris! Vorigen Winter ſchickte ich den Conrad Monate lang täglich in den ruſſiſchen Hof, mein Eſſen zu holen, und nie brachte er mir aus der Küche eine europäiſche Begebenheit mit nach Hauſe, außer einmal die Neuigkeit, daß die Wirthin mit Zwillingen niedergekommen. In meiner Reſtauration hier gehen acht Kellner oder Köche freiwillig unter die Soldaten, wie ſie dem Conrad erzählt.

— Die Sammlungen für die Polen ſind jetzt in vollem Gange, Conzerte, Bälle, Theater, Eſſen zu ihrem Beſten; es nimmt kein Ende. Eine berühmte Harfenſpielerin aus Brüſſel, eine Dilettantin, machte blos die Reiſe hierher, um im Conzert, das morgen über acht Tage für die Polen gegeben wird, mitzuſpielen. Der alte Lafayette leitet das alles. Das iſt doch gewiß der glücklichſte Menſch in der ganzen Weltgeſchichte. Ihm ging die Sonne heiter auf, ſie geht ihm heiter unter, und bei jedem Sturme in der Mitte ſeines Lebens fand er ein Obdach unter ſeinem Glauben. Für die Polen fürchte ich jetzt nichts mehr, als ſie ſelbſt. Ich kann nicht wiſſen, wie es im Lande ausſieht. Mächtig dort iſt nur der Adel allein, der Bürgerſtand iſt noch ſchwach. Wenn nun dem Adel mehr daran gelegen wäre, Polens Unabhängigkeit als Polens Freiheit zu erlangen! Ich las ſchon einigemal in den Blättern, man habe die polniſche Krone dem Erzherzog Carl angeboten, und Oeſterreich wolle ſie annehmen und hundert tauſend Mann gegen die Ruſſen ſchicken. Es wäre entſetzlich. Oeſterreich zum Vormunde einer jungen Freiheit! Ich kann nicht einmal lachen darüber! Mich beruhigt nur Metternich's Pedanterie und kindiſche Furcht; er fürchtet ſelbſt die Maske der Freiheit auf ſeinem eigenen Geſichte. Auch in Belgien war der Erzherzog Carl der dritte Thron Candidat, und hatte nach dem Herzog von Leuchtenberg die meiſten Stimmen! Mit Zittern habe ich da geſehen, welch einen mächtigen Einfluß noch Oeſterreich hat.

— Mit dem Bürgermeiſter Behr in Würzburg, das iſt — wenn ich ſagte ſchändlich, das wäre zu matt; ich ſage: es iſt deutſch! Aber ich nehme es dem König von Baiern durchaus nicht übel. Ein Volk, das ſo geduldig auf ſich herumtrampeln läßt, verdient getreten und zertreten zu werden. Aide-toi, et le ciel t'aidera.

Vier und dreißigſter Brief.

Paris, Montag, den 14. Februar 1831.

Italien! Italien! Hören Sie dort meinen Jubel? Daß ich eine Poſaune hätte, die bis zu Ihren Ohren reichte! Ja, der Frühling bezahlt hundert Winter. Die Freiheit, eine Nachtigall mit Rieſentönen, ſchmettert die tiefſten Schläfer auf. In meinem engen Herzen, ſo heiß es iſt, waren Wünſche ſo hoch gelegen, daß ewiger Schnee ſie bedeckte und ich dachte: niemals thaut das auf. Und jetzt ſchmelzen ſie und kommen als Hoffnungen herab. Wie kann man heute nur an etwas anderes denken, als für oder gegen die Freiheit zu kämpfen? Auch ein Tyrann ſein iſt noch groß, wenn man die Menſchheit nicht lieben kann. Aber gleichgültig ſein! Jetzt wollen wir ſehen, wie ſtark die Freiheit iſt, jetzt, da ſie ſich an das mächtige Oeſterreich gewagt. Spanien, Portugal, Rußland, das iſt alles nichts; der

Freiheit gefährlich iſt nur Oeſterreich allein. Die Andern haben den Völkern nur die Freiheit geraubt; Oeſterreich aber hat gemacht, daß ſie der Freiheit unwürdig geworden. Wie das Herz der Welt überhaupt, ſo hat auch jedes Herz, auch des beſten Menſchen, einen Fleck, der iſt gut öſterreichiſch geſinnt — er iſt das böſe Prinzip. Dieſen ſchwarzen Fleck in der Welt wie im Menſchen, weiß Oeſterreich zu treffen, und darum gelingt ihm ſo vieles. Jetzt wollen wir ſehen, ob ihm Gott eine Arche gebauet, die es allein rettet in dieſer allgemeinen Sündfluth. Aber wie wird uns ſein, wenn Spanien und Portugal, Italien und Polen frei ſein werden und wir noch im Kerker ſchmachten? Wie wird uns ſein, wenn im Lande Lojola's und des Papſtes die Preßfreiheit grünt, dieſe Wurzel und Blüthe aller Freiheit, und dem Volke Luthers wird noch die Hand geführt, wie dem Schulbübchen vom Schreibmeiſter? Wo verbergen wir unſre Schande? Die Vögel werden uns auspfeifen, die Hunde werden uns anbellen, die Fiſche im Waſſer werden Stimme bekommen, uns zu verſpotten. Ach, Luther! — wie unglücklich hat der uns gemacht! Er nahm uns das Herz und gab uns Logik; er nahm uns den Glauben und gab uns das Wiſſen; er lehrte uns rechnen und nahm uns den Muth, der nicht zählet. Er hat uns die Freiheit, dreihundert Jahre ehe ſie fällig war, ausbezahlt und der ſpitzbübiſche Disconto verzehrte faſt das ganze Capital. Und das Wenige, was er uns gab, zahlte er wie ein ächter baarloſer deutſcher Buchhändler in Büchern aus, und wenn wir jetzt, wo jedes Volk bezahlt wird, fragen: wo iſt unſere Freiheit? antwortet man: Ihr habt ſie ſchon lange — da iſt die Bibel. Es iſt zu traurig! Keine Hoffnung, daß Deutſchland frei werde, ehe man ſeine beſten lebenden Philoſophen, Theologen und Hiſtoriker aufknüpft, und die Schriften des Verſtorbenen verbrennt. . . . Als ich geſtern die italieniſchen Nachrichten las, ward ich ſo bewegt, daß ich mich eilte, in die Antiken-Gallerie zu kommen, wo ich noch immer Ruhe fand. Ich flehete dort die Götter an, Jupiter, Mars und Apollo, den alten Tiber und ſelbſt die rothe böſe Wölfin, Roms Amme, und Venus die Gebärerin, Roms Mutter, und Diana und Minerva, daß ſie nach Italien eilen und ihr altes Vaterland befreien. Aber die Götter rührten ſich nicht. Da nahete ich mich den Grazien, hob meine Hände empor und ſprach: Und ſind alle Götter ſtumpf geworden, rührt ſie das Schöne, bewegt ſie das Mißgeſtaltete nicht mehr — ihr holden Grazien müſſet Oeſterreich haſſen, denn unter allen Göttern haſſet es am meiſten euch! Schwebt nach Italien hinunter, lächelt der Freiheit, und zaubert die deutſchen Brummbären über die Berge hinüber! Und wahrlich ſie lächelten mir.... Die glücklichen Griechen! Noch im Marmorſarge ſind ihre Freuden ſchöner, als unſere, die im Sonnenlichte athmen! Der Himmel war ihnen näher, die Erde war ihnen heller, ſie wußten den Staub zu vergolden! Statt wie wir jammervollen Chriſten, Leidenſchaften als empörte Sklaven zu züchtigen, gaben ſie ſie frei, feſſelten ſie durch Liebe, und beherrſchten ſie ſicherer, als wir die unſern in den ſchweren Ketten der Tugend. Dieſer Bacchus — er iſt Meiſter des Weins, nicht ſein Sklave, wie ein betrunkener Chriſt; es iſt Tugend ſo zu trinken. Dieſer Achill — er iſt gar nicht blutdürſtig, er iſt edel, ſanft, es ſcheint ihm ein Liebeswerk ſeine Feinde zu tödten. Dieſer Herkules — er iſt kein plumper Ritter; ihm iſt der Geiſt zu Fleiſch geworden, und ſein Arm ſchlägt mit Macht, weil ihm das Herz mächtig ſchlägt. So zu lieben wie dieſe Venus — es iſt keine Sünde, wie die fromme Nonne glaubt. Dieſer lächelnde Faun — er übt keine Gewalt, er gibt nur einen Vorwand und ſchützt die Unſchuld, indem er ſie bekämpft.... Wenn es nur die Grazien nicht vergeſſen haben, daß um vier Uhr das Muſeum zugeſchloſſen wird; dann können ſie nicht mehr hinaus. Ich aber dachte daran und eilte fort. Auf dem Carouſſel-Platz begegnete mir der Zug des fetten Ochſen, der mich an den fetten Sonntag erinnerte. Da ſetzte ich mich in einen Wagen und ließ mich von der Madeleine bis zum Baſtillen-Platz und zurück die ganze Länge der Boulevards fahren. Himmel! welche Menſchen. Nein, ſo viele habe ich noch nie beiſammen geſehen. Ich dachte, die Todten wären aufgeſtanden, die Bevölkerung zu vermehren. Dann ging ich nach Hauſe und rauchte eine Pfeife. Das iſt ein herrliches Mittel gegen Rom, Freiheit und Götter! Das iſt mein öſterreichiſcher Fleck. . . . Mir fiel noch ein, daß vor mehreren Jahren mir Herr v. Handel in Frankfurt keinen Paß nach Italien geben wollte. Damals dachte ich: nun ich werde warten; jetzt denke ich: nun ich habe gewartet. Nächſten Winter, hoffe ich, leben wir in Rom.

Dienſtag, den 15. Februar.

Was ich über die Briefe eines Verſtorbenen geſagt, iſt alles gerecht. Ich habe nichts mit Unrecht getadelt. Freilich hätte ich das Gute im Buche ſtärker loben können; aber wozu? Es iſt eben Krieg und da kann man keine Rückſicht darauf nehmen, was das für ein Mann iſt, der uns gegenüber ſteht.

Er ſtehet uns gegenüber und iſt unſer Feind. Puff! Daß Goethe und Varnhagen das Buch eines *Vornehmen* gelobt, hat ihm bei mir nichts geholfen. Ich kenne dieſe Herren und weiß, wie ſie, ihr eignes Gewicht nicht zu verlieren, diplomatiſch bemüht ſind, das literariſche Gleichgewicht in Deutſchland zu erhalten. Darum ſtärken ſie mit ſo viel Liebe alle ſchwachen Schriftſteller.

Die Würzburger Adreſſe iſt ſehr ſchön, ohngeachtet des allergehorſamſten Puders auf dem Kopfe, und der allerunterthänigſten ſeidenen Strümpfe an den Füßen. Meine Pappenheimer werden munter. Der Conſtitutionnel heute hat wieder eine ſchöne Lüge: in München ſei der Teufel los, und der König habe ſich geflüchtet. Was hilft's? alle dieſe Bewegungen führen zu nichts als — zurück. *Einmal* Muth hat wohl auch der feigſte Menſch, aber nur der Held hat ihn alle Tage. Es gibt im Lateiniſchen ein Epigramm, das heißt ungefähr: „Glaube nicht „frei zu ſein, weil du dich einen Tag frei gemacht. „Der Hund reißt ſich auch von der Kette los; aber „ein Stück der Kette ſchleppt er am Halſe mit, und „daran faßt ihn ſein Herr und führt ihn zurück.“ —

Der Plan mit den Univerſitäten iſt wieder ein recht alberner Polizei-Spaß. Wenn ſie ihn nur ausführen! Es iſt gar zu ſchön dumm! Dann bringen ſie die Bürger von zwanzig Städten gegen ſich auf. Und was mehr iſt: dann ärgern ſie die unärgerbaren deutſchen Profeſſoren, die freilich das Pulver nicht erfunden, die aber doch einen großen Vorrath davon beſitzen, in das ſie einmal im Zorne ihre Pfeife können fallen laſſen. Wahrhaftig ſie dauern mich. Gott gab ihnen den ſchwächſten Kopf und damit ſollen ſie dieſe ungekochte Zeit verarbeiten! Es kommt alles wieder ſo roh aus ihrem Kopfe, als es hinein gekommen. Das iſt unſer Verdienſt, liebes Kind, das hat unſere gute vaterſtädtiſche Luft gethan. Die alten Griechen hätten ſich wohl gehütet, ihre Amphiktyonen in Abdera zu verſammeln; die neuen Deutſchen aber ſchicken die ihren nach Frankfurt; ſolche erſchreckliche Angſt haben ſie, ſie möchten einmal etwas Kluges beſchließen.

Die Straßburger Studenten haben den beiden Göttinger Doctoren, die ſich dorthin geflüchtet, ein Gaſtmahl gegeben, wobei Frankreich und Deutſchland ſich Brüderſchaft zutranken. Die franzöſiſche Freiheitsfahne wurde mit der deutſchen verſchwiſtert, und den andern Tag eine deutſche dreifarbige Fahne den Göttingern durch eine Deputation feierlich überreicht und geſchenkt. Dieſen Freiheitshelden muß ja in Straßburg zu Muthe ſein wie den Fiſchen im

Waſſer. Hätten ſie die Hannoveraner gefangen, wären ſie tüchtig eingeſalzen worden.

Geſtern habe ich im Theatre Français zwei Moliereſche Stücke geſehen: l'étourdi und le malade imaginaire. Da darf man doch mit Ehren lachen und braucht ſich den andern Morgen nicht zu ſchämen. Es iſt wie ein Wunder, daß ein Blitz, der vor 170 Jahren die Wolken verlaſſen — ſo lange iſt Moliere todt — noch heute gezündet! Wie lange wird man über Scribe lachen? Aber ſo ſind unſere heutigen Komödiendichter. Sie zeigen uns die Mode-Thorheiten; doch Moliere zeigte uns die ewigen Thorheiten der Menſchen. Ich betrachtete mit Liebe und Andacht Moliere's Büſte, die im Foyer der Büſte Voltaire's gegenüber ſtehet. Moliere hat einen ſanften durchwärmenden Blick, einen freundlich lächelnden Mund, welcher ſpricht: ich kenne euch, ihr guten thörichten Menſchen. Voltaire ziehet höhniſch die Unterlippe in die Höhe und ſeine heißen ſtechenden Augen ſagen: ich kenne euch, ihr Spitzbuben! Um Moliere's Stücke recht zu faſſen, muß man ſie in Paris aufführen ſehen. Moliere ſpielte ſelbſt, und was und wie er ſpielte, das hat ſich bis auf heute ſo unverändert auf der Bühne erhalten, als das gedruckte Wort im Buche. Seit ich hier Moliere aufführen geſehen, bemerkte ich erſt an ſeinen Komödien die Haken, die er angebracht, das ſceniſche Spiel daran zu hängen, und die ich vor dieſer Erfahrung gar nicht bemerkt. Und wie vortrefflich wird das hier alles dargeſtellt! Das beſte Orcheſter kann nicht übereinſtimmender ſpielen. Es iſt etwas Rührendes darin, dieſe alten Kleider, dieſe alten Sitten zu ſehen, dieſe alten Späße zu hören, und das unſterbliche Gelächter der Franzoſen — ja, es iſt etwas Ehrwürdiges darin! Im l'Étourdi wird einmal ein Nachttopf aus dem Fenſter auf den unten ſtehenden Liebhaber ausgegoſſen, und als die Zuhörer darüber lachten, machte es auf mich eine wahrhaft tragiſche Wirkung. Es war kein lebender Spaß, kein Spaß, wie er heute noch geboren wird; es war das Geſpenſt eines Spaßes, das Einen erſchrecken könnte. Der Malade imaginaire iſt gewiß ergötzlich zum Leſen; aber man kennt ihn nicht, hat man ihn nicht darſtellen ſehen. Dann wird das Spiel die Haupt-Schönheit, dem die Worte nur als Verzierungen dienen.

— Es iſt 11 Uhr Abends und ich beſinne mich, ob ich überhaupt auf einen Maskenball und auf welchen ich dieſe Nacht gehen ſoll. Mir bleibt die Wahl unter acht. Morgen die Entſcheidung. Gute Nacht.

Mittwoch, den 16. Februar.

Guten Morgen! Die Tugend, meine Trägheit, hat geſiegt. Ich war auf keinem Maskenballe. Wie ſüß habe ich geſchlafen nach dieſer edlen Un-That!

— — Laſſen Sie mich ſchweigen von den merkwürdigen Ereigniſſen des geſtrigen und vorgeſtrigen Tages. Sie werden das aus den Zeitungen erfahren. Es war ein Roman von Walter Scott, der zurück ging und wieder lebendig wurde; es war eine Symphonie von Beethoven, die unter Thränen lacht; es war ein Drama von Shakeſpeare. Solche humoriſtiſche Schickſalstage hat man noch nie geſehen. Ich Unglückſeligſter möchte mich todtſchießen; ich ſehe nur immer den Spaß, und den Ernſt muß ich mir erzählen laſſen. Man ſollte nicht mehr lieben, wenn man alt geworden, nicht einmal die Freiheit. Die Revolution läuft vor mir fort, wie ein junges Mädchen, und lacht mich aus mit meinen Liebeserklärungen. Während ich vorgeſtern im Theatre Français über Mascarills Schelmereien lachte, krönten die Carliſten in der Kirche das Bild des Herzogs von Bordeaux, und ſtatt einer Verſchwörung beizuwohnen, ſah ich einem verliebten Marquis einen Nachttopf über die Friſur fließen. Während ich geſtern auf den Boulevards mich wie ein Kind an den Mummereien ergötzte, zerſtörte das Volk die Kirchen, warf von den Thürmen die liliengeſchmückten Kreuze herab und verwüſtete den Palaſt des Erzbiſchofs. Das hätte ich alles mit anſehen können, wäre ich kein ſolcher Unglücksvogel. Zu jeder andern Zeit bin ich in dem entlegenſten Winkel von Paris zu finden, aber ſobald etwas vorgeht, bin ich auf der Stube. Wo ich hinkomme, iſt Frieden, ich bin ein wahres krampfſtillendes Mittel, und die Regierung ſollte mich anſtellen, Revolutionen zu verhüten. Wer nur von einem Thurme herab dieſe Contraſte mit einem Blicke hätte überſehen können! Die Seine hinab ſchwammen die Möbel und Bücher des Erzbiſchofs, das Waſſer war weiß von Bettfedern. Auf der einen Seite des Stromes trug das Volk in Prozeſſion das Bild des Erzbiſchofs und beräucherte es aus Spott mit Kirchengefäßen, auf der andern jubelte der Zug des Boeuf gras vorüber, umringt von Amoretten, Göttern und Narren. Hier hielt die Nationalgarde mit großer Mühe die Wuth des Volks im Zaum, dort machte ſie mit noch größerer Mühe ſeinem Jubel Platz. Solche kühne Sprünge haben Shakeſpeare, Swift, Jean Paul nie gewagt. Aber es war wieder ein ſtrenges und gerechtes Volksgericht! Mehrere meiner Bekannten, die glücklicher als ich, im Gedränge waren, haben mir erzählt, von den Reden und Aeußerungen des Volks. Man muß erſtaunen über dieſen geſunden Menſchenverſtand. Wahrlich, unſere Staatsmänner, die Herren Sebaſtiani, Guizot, ſogar Talleyrand, könnten bei ihm in die Schule gehen. Und dieſes ſogenannte, ſo geſcholtene Volk verachtet man überall; man verachtet die Mehrzahl einer Nation, der weder der Reichthum das Herz verdorben, noch das Wiſſen den Kopf! Man klagt deſſen wilde Leidenſchaften an, weil es zu edelmüthig iſt, gleich den Vornehmen ſeinen Haß in eine kleine Pille zu verſchließen, die man dem ſorgloſen Feinde mit Lächeln beibringen kann! Man verſpottet ſeine Dummheit, weil es nicht immer ſo klug iſt, ſeinen eignen Vortheil dem Rechte vorzuziehen! Ich finde wahre menſchliche Bildung nur im Pöbel, und den wahren Pöbel nur in den Gebildeten.

— Unter dem Namen Neorama wird hier ein Rundgemälde von unglaublicher Wirkung gezeigt. Das Ihnen bekannte Diorama ſtellt das Inwendige der Kirchen vor, aber nur im Halbkreiſe, der Beſchauer ſtehet außer ihnen. Im Neorama aber wird man mitten in die Kirche geſtellt. Es iſt wie Zauberei. Man ſtehet auf dem Chore und ſiehet unter ſich den Boden der Kirche, und auch die Säulen, die Grabmäler, die Menſchen, und über ſich das Gewölbe. Ganz die Natur. So lernt man die Paulskirche in London und die römiſche Peterskirche kennen. Wie alltäglich werden doch die Zaubereien! An der Peterskirche ſind die großen Thore offen, die auf den herrlichen Petersplatz führen. Die Sonne ſcheint, die Paläſte glänzen. Es war mir, als müßte ich mich vom Chore herab ſtürzen, mich durch die Betenden drängen, hinaus zu eilen auf den Platz, und Brutus, Brutus! Freiheit, Freiheit! rufen.

— Haben die italieniſchen Nachrichten nicht auf der Frankfurter Börſe eingeſchlagen? Sind nicht die Metalliques davon geſchmolzen? Schreien die Juden: O wai geſchrieen! Wanken die Mauern Jeruſalems? Lächelt der Herr Baron bei ſeiner Kolik? Sagen die Helden Levis von den Italienern: was wollen die Gäſcht? Schreiben Sie mir das Alles, das wird mich erquicken. Den Herzog von Modena haben ſie gefangen auf der Flucht. Ich hoffe, ſie knüpfen ihn auf. Ein Haus, worin ſich 130 der angeſehenſten jungen Leute verſammelt, hatte er mit Kanonen zuſammenſchießen laſſen. Vier und zwanzig Stunden lang hat er ſich vertheidigt, mit der Verzweiflung eines Tyrannen, der keine Gnade kennt. Zwei öſterreichiſche Tyroler Regimenter, dem Herzog zum Beiſtande geſendet, ſollen ſich mit dem Volke vereinigt haben. Der Narr, unter allen Fürſten Europa's der einzige, hat es gewagt, den König von Frankreich nicht anzuerkennen.

— Vornehme Royaliſten ſind arretirt: Herr von Vitrolles, von Berthier, der Erzbiſchof von Paris. Die Regierung iſt in einer gefährlichen Lage. Die Weigerung, die belgiſche Krone anzunehmen, die geſtern feierlich ertheilt werden ſollte, hat man aus Furcht vor der gereizten Stimmung des Volkes aufgeſchoben. Ich ſehe keine Hülfe. Die Kammer zeigt ſich täglich erbärmlicher, und das beſſer geſinnte Miniſterium muß nachgeben, denn es kann die Majorität nicht entbehren. Gott ſchütze den König; Europa iſt verloren auf zehn Jahre, wenn er zu Grunde geht. Ich ſtrenge mich an, meine Furcht zu unterdrücken. Und mit zehn Ellen Hanf wäre der Welt Friede, Glück und Ruhe zu geben! Ich will bald die Malibran als Zerline ſehen; das wird mir etwas das Blut verſüßen. Darf ich?

Fünf und dreißigſter Brief.

Paris, den 17. Februar 1831.

Geſtern fuhr ich in der Stadt herum, die Schlachtfelder vom 13. und 14. Februar zu ſehen. Das ganze Pariſer Volk war aus Unruhe oder Neugierde, die ganze Nationalgarde und Garniſon aus Vorſicht auf den Beinen. Es war wie das Meer, wenn es nach gelegtem Sturme ſchäumt. Aber zu den zerſtörten Kirchen und Gebäuden konnte ich nicht gelangen. Alle Plätze und Straßen, die dahin führten, waren von Wachen umſtellt, die Keinen durchließen. Der Carouſſel Platz war ſo dicht bedeckt von Bürgern und Soldaten, daß man kaum einen Pflaſterſtein ſah. Im Hofe der Tuilerien, der geſchloſſen war, hielt der König Muſterung über die Nationalgarde und die Linie. Um den Triumphbogen hatte man in aller Eile ein Gerüſte gebaut, und Arbeiter waren beſchäftigt, unter Leitung der Behörde die gypfernen ſpaniſchen Siege des Herzogs von Angouleme abzuſchlagen. Wachen verhinderten den Zutritt; denn am Morgen waren welche vom Volk ſchon hinaufgeklettert, Frankreichs Ehrenfleck dort abzukratzen. Von allen Kirchthürmen wurden die Kreuze abgenommen, wegen ihrer unheiligen Allianz mit den Lilien. Das katholiſche Pfaffenthum hat in dieſen Tagen eine große Niederlage erlitten; die Bourbons hatten nicht viel mehr zu verlieren. Der König läßt die Lilien aus ſeinem Wappen nehmen, die er früher als das Erbe ſeiner Ahnen beizubehalten geſonnen war. Nun iſt es zwar lächerlich und frevelhaft, daß Menſchen in ihrer Zerſtörungswuth ihre kurzen Arme nach etwas ausſtrecken, was ſelbſt der allmächtige Gott nicht erreichen kann, — nach dem Geſchehenen, Vollendeten; doch wo Tyrannen ſich nicht ſcheuen, den Kindermord an der Zukunft noch zu allen ihren Verbrechen zu fügen, da darf man das Volk nicht tadeln, wenn es den Leichnam der Vergangenheit aus dem Grabe holt und ihn beſchimpft. Der Gewinn in dieſen Vorfällen iſt nicht eine neue Niederlage der Carliſten, denn es iſt Wahnſinn zu denken, daß dieſe je wieder ſich erheben könnten; ſondern, daß das Volk ſich wieder in ſeiner Kraft gezeigt und der Regierung, welche die Ruhe übermüthig zu machen drohte, einen heilſamen Schrecken beigebracht hat. Und daß dieſes geſchehen, merkt man an dem nachgiebigen Tone in den Proklamationen der Behörde. So lauteten ſie nicht im December; denn ſo kräftig war auch damals das Volk nicht aufgetreten. Es war noch müde vom Juli, und hatte wie halb im Schlafe revolutionirt. Bei alle dem mag es ſein, daß die Regierung ſelbſt dieſe Ereigniſſe herbeigeführt. Erſtens um die Schuld des Carliſtenhauptes ſtrafrei werden zu laſſen, und zweitens, um einen guten Vorwand zu haben, Belgien anzunehmen. Denn freilich kann jetzt die franzöſiſche Regierung zu verſtehen geben, ſie dürfe bei der gereizten Stimmung des Volkes gar nicht wagen, Belgien abzuweiſen. Wir wollen abwarten, wie es geht.

Freitag, den 18. Februar.

Geſtern war ich in der italieniſchen Oper, weil mir Jemand ein Billet dazu ſchenkte; denn ſonſt wäre ich viel zu ſehr Pariſer Dandy dahin zu gehen, wenn die Malibran nicht ſingt. Das Haus war nur halb gefüllt, und von dieſer Hälfte ſchlichen ſich die Meiſten lange vor dem Ende fort. Manchen jungen Herrn ſah und hörte ich ſchlafen. Und doch war die ganze Oper vortrefflich beſetzt. Madame Lalande wäre eine glänzende Sängerin, würde ſie nicht von der Malibran verdunkelt. Man gab Zelmire, eine tragiſche Oper von Roſſini. Nach meinem Gefühle (denn Urtheil habe ich freilich keines in der Muſik) Roſſini's beſte Oper, wenigſtens unter allen, die mir bekannt ſind. Eine Muſik, ganz von Stahl, wenn auch polirtem. Man wird einigemal an Gluck erinnert. Dreißig Minuten hinter einander vernünftig zu ſein, das iſt dem lieben Roſſini freilich unmöglich. Hat er ſich eine halbe Stunde männlich betragen, wird ihm vor ſeiner eigenen Ritterlichkeit bange, er lüftet das Viſir und zeigt das alte freundliche Geſicht. Horaz ſagt: Man mag die Natur mit Heugabeln hinausjagen, ſie kehrt immer wieder zurück. Aber ſagen Sie mir, woher kommt es, daß die Deutſchen nicht ſingen können? Es iſt wirklich kein Geſang zu nennen, wenn man es mit dem der Italiener vergleicht. Liegt es in dem, was die Natur oder in dem was die Kunſt gibt? Fehlt es ihnen an Stimme oder an Vortrag?

— Vorgeſtern habe ich mich im Gymnaſe Dramatique nach den Geſetzen der Natur und nach den Regeln der Kunſt zugleich gelangweilt — als gewöhnlicher Zuſchauer aus Neigung, als Kritiker aus Pflicht. Man gab drei Stücke, alle drei von Scribe. Zoé, ou l'amant prêté; les trois maitresses, ou une cour d'Allemagne; la famille Biquebourg, ou le mariage mal assorti. Ich hätte nie gedacht, daß der liebenswürdige Scribe ſo ein verdrießlicher Menſch ſein könnte. Die trois maitresses lockten mich, weil ich hörte, es käme eine deutſche Revolution darin vor. Eine deutſche Revolution! Ich dachte, nichts drolligeres könne es geben auf der Welt. Aber die Revolution hat mich geprellt, freilich viel erträglicher als andere — nur um einige Franken. Die neueſte Zeit wurde in eine alte Liebesgeſchichte geworfen, wie Salz in die Schüſſel. Wenn aber das Eſſen nichts taugt, macht es das Salz nicht beſſer. Eine franzöſiſche Komödie iſt wie ein ewiger Kalender; ein kleiner Ruck mit dem Finger, und aus Juli wird Auguſt, und aus 1830 1831. Der Rahmen von Pappe bleibt immer der nämliche. Ein glückliches Volk die Franzoſen! Sie leben leichter als wir Deutſchen ſterben. Hören Sie. Ein junger deutſcher Großherzog hat drei Maitreſſen — verſteht ſich in chronologiſcher Ordnung, eine nach der andern — eine italieniſche Gräfin, eine italieniſche Sängerin und ein deutſches Nähmädchen. Drei und dreißig und ein drittel Prozent Patriotismus — das iſt viel an einem Fürſten! Dieſe drei Damen lieben aber den Fürſten nicht, ſondern einen ſeiner Offiziere, den Grafen Rudolph, und da dieſer wegen dummer Streiche arretirt werden ſoll, befreien und verbergen ſie ihn.

Der Offizier liebt aber nur das Nähmädchen, den Andern macht er blos den Hof. Als er mit der Geliebten allein iſt, entdeckt er ihr, er, an der Spitze der Cadetten-Schule, gehe mit einer Revolution um, dem Volke „privilèges et franchises“ zu verſchaffen. Henriette ſucht ihn von dem gefährlichen Vorhaben abzubringen, und fragt ihn: was dabei heraus komme? (Die Nähmädchen ſind pfiffig!) Rudolph antwortet: „vois-tu Henriette, la liberté . . . cela regarde tout le monde . . . . . on nous en avait promis, il y a quelques années, quand Napoléon avait envahi notre Allemagne et qu'on voulait nous soulever en masse contre lui. Mais dès qu'on eut repoussé le tyran, nos petits princes et nos petits grand-ducs, qui étaient tous comme lui, à la hauteur près, ont bien vite oublié leurs sermens . . . . quand quelques-uns de leurs sujets se plaignent de ce manque de mémoire, on les appelle séditieux . . . et on les poursuit . . . et on les condamne . . . et ils ont tort, jusqu'au jour où ils deviennent les plus forts . . . et alors . . . ils ont raison.“ Nach dieſer unverſchämten Proſa ſingt Graf Rudolph noch unverſchämtere Verſe:

Le torrent grossit et nous gagne,
Chaque pays a sa force et son droit;

Bientôt viendra pour l'Allemagne
La liberté que l'on nous doit.

Ces rois dont nous craignons le glaive
Combien sont-ils? . . . Peuples combien?
On se regarde, on se compte, on se lève,
Et chaqu'un rentre dans son bien.

Dies patriotiſche Lied wird nach der Melodie: de la robe et les bottes geſungen. Endlich bricht der Aufruhr los. Der Großherzog, ein junger ſtarker Mann in Uniform, zittert — aber was man zittern nennt, zum Umfallen. Er verliert den Kopf und ſtammelt: „c'est ainsi que cela a commencé chez mon cousin le duc de Brunswick.“ (Ich glaube Ihnen ſchon geſchrieben zu haben, daß der leibhaftige Herzog von Braunſchweig gerade im Theater war, als das Stück zum Erſtenmale aufgeführt wurde, und daß er, nach jener lieblichen Anſpielung eilig das Haus verließ, aus Furcht, erkannt und ausgelacht zu werden). Si ma garde refuse de donner.... si elle fait cause commune avec eux, mon dieu, mon dieu .... que devenir! une sédition!.. une revolte!“ Der Fürſt jammert ſo erſchrecklich, daß er Einem alle Revolutionen verleiden kann. Wozu? Man ſiehet, eine ausgeſtopfte Revolution als Fürſtenſcheuche thät die nämlichen Dienſte. Des Fürſten erſte Maitreſſe, die Gräfin, eine feurige entſchloſſene Italienerin, ſucht ihn zu beruhigen, verſpricht ihm Rettung. Sie öffnet das Fenſter und ruft hinunter, der Fürſt bewillige dem Volke eine Conſtitution. Und ſogleich ſchreiet das Volk hinauf: es lebe unſer Großherzog! Der dankbare Fürſt heirathet ſeine Retterin; Rudolph heirathet ſein Nähmädchen, und die italieniſche Sängerin geht zum engliſchen Geſandten, der ſie auf den Abend eingeladen. So nimmt alles ein gutes Ende, und wahrſcheinlich wurden den andern Tag dem vielverſprechenden Fürſten die Pferde ausgeſpannt.

Das dritte Stück: la famille Biquebourg (das zweite, *Zoé*, iſt keine zehen Tropfen Dinte werth) wäre ſo übel gar nicht, aber es iſt ſentimental auf deutſche Art, und wenn man Franzoſen bürgerliche Thränen vergießen ſieht, möchte man ſich gerade todt lachen; es gibt nichts komiſcheres. Und dann die Vaudeville-Form, die leichten Liederchen zwiſchen den ſchwerſten Empfindungen. Das iſt gerade das Gegentheil von unſern deutſchen Opern. Wenn bei uns die Sänger die Höhe einer Arie erreicht haben, bleiben ſie ſtehen, um auszuſchnaufen, und ſprechen zu ihrer Erholung proſaiſches dummes Zeug. Die Franzoſen aber in den Vaudevillen keuchen den proſaiſchen Steg hinauf und oben machen ſie Halt und ſingen, bis ihnen das Herz wieder ruhig geworden.

— Im Gymnaſe ſah ich auch die Leontine Fay wieder, die uns vor ſieben Jahren in Kinderrollen ſo vieles Vergnügen gemacht. Aus dem artigen Kinde iſt eine große ſchöne und prächtige Dame geworden, aus dem Kolibri ein Vogel Strauß. Sie ſpielt gut, auch verſtändig; aber etwas ſteif, etwas ſchwer. Sie iſt zugleich Gouvernante und Zögling, und ruft ſich immerfort zu: grade gehalten, Fräulein, Sie ſind kein Kind mehr! Sie hat große herrliche Augen, und weiß es, und damit bombardirt ſie das Haus, daß man jeden Augenblick erwartet, es werde zuſammen brechen. Dieſes Kokettiren gibt ihrem Geſicht, ihrem Spiele eine ganz falſche Art. Um ihre großen Augen zu zeigen, nimmt ſie oft eine nachdenkende, tiefſinnige, träumeriſche Miene an, wo es nicht hingehört. Es war etwas an ihr, das mich wie ſchmerzlich bewegte. Ich habe ſie als gedankenloſes Kind gekannt, aber ach! mit der Jugend verlor ſie das Paradies, ſie hat vom Baume der Erkenntniß gegeſſen und weiß Gutes vom Böſen zu unterſcheiden. Man ſollte nur Särge machen, drei Fuß lang, damit die Menſchen ſterben müſſen, ehe ſie ausgewachſen.

Samſtag, den 19. Februar.

Verſäumen Sie ja nicht, von heute an die Kammerſitzungen zu leſen: das iſt höchſt wichtig und wird noch wichtiger werden. Die Wolke iſt endlich geplatzt und es ſtrömt herunter. Was man für die Aſche des Herzogs von Berry gehalten, war die Aſche, die ein Vulkan ausgeworfen. Das Miniſterium hat geſtern erklärt, mit dieſer Kammer wäre nicht mehr zu regieren. Es herrſcht eine allgemeine Mißſtimmung unter dem Volke, unter der Nationalgarde: Frankreich ſähe ſich getäuſcht und verlange die Freiheit, um die es im Juli gekämpft. Wer wird ſiegen, die Regierung oder die Kammer? Es iſt eine gefährliche Kriſis. Ich ſehe nicht ein, wie die Regierung ohne Staatsſtreich ſich und dem Lande helfen kann, und ein Staatsſtreich, wenn auch für die Freiheit, würde alles auf das Spiel ſetzen. Ich habe das vorher geſehen und geſagt; leſen Sie nur meine früheren Briefe nach. Eine Revolution aufhalten, ehe ſie von ſelbſt ſtille ſtehet, das heißt ihren Weg verlängern, ihr Ziel entfernen. Man hat mehr aus einer lächerlichen Eitelkeit, als aus Politik, ſich dem Auslande ſtark zeigen wollen. Man wollte zeigen, daß man Herr des Volkes ſei, ſeine Leidenſchaft meiſtern könne. Mir fiel dabei gleich anfänglich der alte Göthe ein. Als er die Nachricht von dem Tode ſeines einzigen Sohnes erfuhr, glaubte er ſeinen Schmerz zu mäßigen, wenn er ihn verberge. Er bekam einen Blutſturz davon, der ihn an den Rand des Grabes führte. Ich fürchte, Frankreich bekommt einen Blutſturz. Das Herz wird mir doch manchmal bange bei allen dieſen Geſchichten. Zwar weiß ich, wer beſiegt wird am Ende; aber wird ein Sieger übrig bleiben? Der Deſpotismus, ſo blind er iſt, iſt doch rieſenſtark: und wenn er ſeinen Untergang unvermeidlich ſiehet, wird er, ſeinen Tod zu rächen, wie Simſon, die Säulen der Welt umſtoßen, und mit ſich ſelbſt auch alle ſeine Feinde begraben.

— In Berlin werden ſie noch ganz verrückt vor Angſt und Verzweiflung. Neulich enthielt die preußiſche Staats-Zeitung einen langen Artikel, worin behauptet wird, Preußen ſei eigentlich der wahre republikaniſche Staat; dort wäre der Thron von republikaniſchen Inſtitutionen umgeben, und Frankreich hätte nichts von der Art, und die Franzoſen ſollten ſich ſchämen, ſolche Knechte zu ſein. Ich glaube, es war Malice von der preußiſchen Staats-Zeitung, und ſie hatte es darauf angelegt, daß alle Liberalen in Deutſchland und Frankreich vor Lachen erſticken ſollen. Welche Zeiten! und ach, welche Menſchen! Und ſie wiſſen recht gut, daß ſie Keinen täuſchen, am wenigſten die Preußen ſelbſt. Aber ſie haben ſolche Freude an Lug und Trug, daß ſie denken: und wenn unter zehn Millionen Leſern nur zehn Dummköpfe uns glauben, es iſt immer ein Gewinn.

— Ich habe neulich einen Brief geleſen, den der Profeſſor Raumer in Berlin hierher geſchrieben, über die deutſchen und franzöſiſchen Angelegenheiten, natürlich in der Abſicht, daß er hier herum gezeigt werde. Es iſt ein $^{1}/_{113}$ offizieller Brief. Dieſer Profeſſor der Geſchichte . . . . iſt eben Königlich Preußiſcher Profeſſor. O! O! Sein Maaßſtab für dieſe große Zeit iſt nicht länger als ſein Ordensbändchen. Und das alte Lied endiget mit dem ewigen Triller: Die Liebe der Preußen zu ihrem Könige ſei in dieſen Tagen noch gewachſen. Und doch ſagen ſie das ganze Jahr durch, dieſe Liebe könne gar nicht mehr wachſen! Dieſer Raumer gibt Briefe über die franzöſiſche Revolution heraus. Er war damals hier, er hat alles ſelbſt mit angeſehen; aber Schmeichler ſind ſo blind als die Geſchmeichelten. Der Herr von Raumer wird uns ſchöne Sachen erzählen!

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Neunter Band

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Neunter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg. **Frankfurt a. M.**
Hoffmann & Campe. Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Loening.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Briefe aus Paris.
1830—1833.
(Fortſetzung.)

Seite

Sechs und dreißigſter Brief 3
Sieben und dreißigſter Brief 12
Acht und dreißigſter Brief 26
Neun und dreißigſter Brief 34
Vierzigſter Brief 42
Ein und vierzigſter Brief 54
Zwei und vierzigſter Brief 65
Drei und vierzigſter Brief 77
Vier und vierzigſter Brief 92
Fünf und vierzigſter Brief 103
Sechs und vierzigſter Brief 113
Sieben und vierzigſter Brief 116
Acht und vierzigſter Brief 131
Neun und vierzigſter Brief 138
Fünfzigſter Brief 142
Ein und fünfzigſter Brief 146

Seite
Zwei und fünfzigſter Brief 178
Drei und fünfzigſter Brief 186
Vier und fünfzigſter Brief 194
Fünf und fünfzigſter Brief 208
Sechs und fünfzigſter Brief 214
Sieben und fünfzigſter Brief 234
Acht und fünfzigſter Brief 245

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortſetzung.)

Sechs und dreißigſter Brief.

Paris, Montag, den 21. Februar 1831.

Es lebe Italien! Es gehet alles prächtig her; es kann in keiner Oper ſchöner ſein. Die Herzogin von Parma, Marie Louiſe, die kleine Frau des großen Mannes, die nicht wie einſt Brutus' Gattin Feuer ſchluckte, ſondern ſich wie eine Wittwe von Epheſus betrug, bekam, als ſie beim Frühſtück ſaß, von einer Bürger Deputation die höfliche Einladung, ſie möchte ſich aus dem Lande begeben. Und als ſie ſich bedenken wollte, ſagte man ihr, das ſei gar nicht nöthig, die Wagen ſtänden ſchon angeſpannt im Hofe. Der Herzog von Modena hatte den Henkersknecht von Reggio kommen laſſen, die Verſchwornen hinzurichten. Man hat den Henkersknecht zuſammen gehauen und den Kerkermeiſter fortgetrieben. Was fehlt? Ein bischen Muſik Staub von Auber darauf geſtreut und die Oper iſt fertig. Bologna, Ferrara, Modena, Faenza, — ich möchte das Alles von der Malibran ſingen hören. Die zehen Plagen Aegyptens werden über die neuen Pharaonen kommen, und die frohnenden Völker werden ſich befreien. Ach! ihr Weg geht auch über ein rothes Meer, über ein Meer von Blut; aber es wird ſie hinüber tragen, und ihre meineidigen Verfolger werden darin ihr Grab finden.

— Ja wohl habe ich geleſen und gehört von den frühzeitigen, unzeitigen und überzeitigen Dummheiten, die in Baiern vorgehen. Das hat mich betrübt, aber nicht gewundert. Der König von Baiern hat zunächſt an ſeinem Throne eine vertraute Perſon, die verblendetſte, wo ſie ſelbſt rathet, die beſtechlichſte, wo ſich Jemand findet, der ſie lenkt, um ihren Herrn zu lenken — ſeine Phantaſie. Dümmere Fürſten handeln bei weitem klüger. Nichts iſt gefährlicher als Geiſt ohne Charakter, als das Genie, dem es an Stoff mangelt. Hat das Feuer einmal ſein Holz gefunden, bleibt es ruhig und man braucht ſich ihm nur nicht zu nähern, um ſicher zu ſein. Aber die Flamme ohne Nahrung ſtreicht hungrig umher, leckt hier, leckt dort und entzündet vieles, ehe ſie ihre Beute feſthält und die Beute ſie. Die Poeſie macht keinen Fürſten ſatt, und hat er ein ſchwaches Herz, das nichts Kräftiges verdauen kann, wird er ſelbſt ſchwach werden. Der König von Baiern ſiehet zu weit.

Solche Fürſten ſind wie die Augen, ſie zucken mit den Wimpern, ſobald nur ein Stäubchen von Gefahr ſich ihnen nähert, und während der Sekunde, daß ſie die Augen verſchließen, werden ſie betrogen auf ein Jahr hinaus. Doch bekümmern wir uns um keine Fürſten, ſie haben nichts zu verantworten. Es iſt eine Krankheit, einen König haben, es iſt eine ſchlimmere, einer ſein. Wir wollen ſie heilen und nicht haſſen. Ihre heilloſen Rathgeber, die müſſen wir bekämpfen.

— Von welch einem erhabenen Schauſpiele kehre ich eben zurück! und welch eine Stadt iſt dieſes Paris, wo Götter Markt halten und alltäglich ihre Wunder feil bieten! Ich ſtand auf dem höchſten Gipfel des menſchlichen Geiſtes, und überſah von dort das unermeßliche Land ſeines Wiſſens und ſeiner Kraft. Ich kam bis an die Grenze des menſchlichen Gebietes, da wo die Herrſchaft der Götter beginnet — ich habe eine Seeſchlacht geſehen. Der Himmel war blau wie an Feiertagen, und mit der ſchönſten Sonne geſchmückt. Das Meer ſchlummerte und athmete ſanft und ward nur von Zeit zu Zeit vom Donner des Geſchützes aufgeſchreckt. Es war ein Tag zu lieben und nicht zu morden. Es muß weit ſein vom Himmel bis zur Erde; denn könnte die Sonne die Gräuel der Menſchen ſehen, ſie flohe entſetzt davon und kehrte nie zurück! Eine Schlacht auf dem Lande iſt ein Liebesſpiel gegen eine Schlacht auf der See. Dort ſtirbt der Menſch nur einmal und findet dann Ruhe in ſeiner mütterlichen Erde; hier ſtirbt er alle Elemente durch und keine Blume blühet auf ſeinem Grabe. Dort trinkt die Erde warm das verſchüttete Blut; hier auf dem dürren Boden der Schiffe ſtehet es hoch, dick, kalt. Die Menſchen werden zerquetſcht, zerriſſen; nicht Kälber, die man ſchlachtet, werden ſo grauſam zugerichtet. Das franzöſiſche Linienſchiff, der Scipion, auf dem ich mich befand, war in einer ſchrecklichen Lage; wir waren von Feuer und Rauch umgeben. Ein feindlicher Brander hatte ſich angehängt und jede Minute brachte uns dem Untergange näher. Wir erwarteten in die Luft geſprengt zu werden. Die ganze Mannſchaft eilte nach dem Verdecke und bemühte ſich, durch Beile das Schiff vom Brander los zu machen. Drei Böte ſtachen in die See und ſuchten durch Seile den Brander ab- und ins Weite zu ziehen. Auf dem Schiffe und in den Böten ſtanden Offiziere, hoch aufrecht, als fürchteten ſie eine Kanonenkugel zu verfehlen und kommandirten ſo ruhig, wie der Kapellmeiſter im Orcheſter kommandirt. Und jetzt rund umher, nah und fern in einem weiten Kreiſe, die franzöſiſche, engliſche und ruſſiſche Flotte und dieſen gegenüber die türkiſche. Aus den Mündungen der Kanonen ſtürzten Feuerſtröme hervor. Das Schiff des Admirals Codrington, halb in Trümmern mit zerriſſenen Segeln, hat ſo eben ein türkiſches Linienſchiff in den Grund gebohrt. Es ſinkt, es iſt ſchon halb geſunken, die ganze Beſatzung gehet zu Grunde. Die Türken mit ihren rothen Mützen, rothen Kleidern und mit ihren blutenden Wunden gewähren einen ſchauderhaften Anblick; man weiß nicht, was Farbe, was Blut iſt. Viele ſtürzen ſich in das Meer, ſich durch Schwimmen zu retten. Andere rudern Böte umher und fiſchen Todte und Verwundete auf. Mehrere Schiffe fliegen in die Luft. Himmel und Erde lächeln zu dieſen Schrecken, wie zu einem unſchuldigen Kinderſpiele! Rechts ſiehet man, auf einer Anhöhe, Stadt und Citadelle von Navarin, und eine Waſſerleitung, die über den Berg hinziehet, erinnert an die altgriechiſche Zeit. Das war ein Anblick! Ich werde ihn nie vergeſſen. Man ſchwebt zwiſchen Himmel und Erde, man wird zwiſchen Schrecken und Bewunderung, zwiſchen Abſcheu und Liebe gegen die Menſchen hin und her geworfen. Und wie die Leute ſagen, iſt dieſes alles nur **gemalt**; es iſt das **Panorama von der Schlacht bei Navarin**. Ich mußte es wohl glauben, denn man kann nicht von dem

Schiffe herunter, um Alles mit den Händen zu betaſten. Aber das Schiff, auf dem man ſich befindet, das geſtehet man ein, iſt nicht gemalt, ſondern von Holz und Eiſen. Es iſt ein Kriegsſchiff von der natürlichen Größe, und in allen ſeinen Theilen genau eingerichtet, wie der Scipion, der in der Schlacht von Navarin mitgekämpft. Man tritt in das Gebäude des Panorama's und gelangt über einen ſchmalen dunklen Gang an eine Treppe. Dieſe ſteigt man hinauf und kommt in ein großes Zimmer, das zwar mit allen Möbeln häuslicher Bequemlichkeit, aber auch mit Beilen, Piſtolen, Flinten, Fernröhren, Compaſſen und Schiffsgeräthſchaften aller Art verſehen iſt. Das iſt das Zimmer der Offiziere. Die bretterne Wand, welche dieſes Zimmer von einer Batterie trennt, iſt, da die Schlacht begonnen, weggenommen. Man ſiehet eine Reihe von Kanonen und im Hintergrunde Matroſen beſchäftigt, einen verwundeten Kameraden vom Verdecke in den untern Schiffsraum herabzulaſſen. Dann gehet man die zweite Treppe hinauf und gelangt in die Wohnung des Commandanten, Speiſezimmer, Gallerie, Schlafzimmer, Küche. Das bisherige müſſen Sie ſich denken, als die zwei untern Stockwerke des Schiffsgebäudes. Endlich führt eine dritte Treppe zum Verdecke des Schiffes, und von dort oben ſiehet man das Meer, die Schlacht, und was ich Ihnen beſchrieben. Die Zuſchauer ſtehen auf dem Hintertheile des Schiffes, der leer iſt, weil die ganze Mannſchaft wegen des Branders ſich nach dem Vordertheile gedrängt. Neulich hatte der König mit ſeiner Familie das Panorama von Navarin beſucht, und war von den Admiralen Codrington und Rigny, die in jener Schlacht kommandirt hatten, begleitet. Wer dabei hatte ſein können, wie die Admirale dem König alles erklärten, der hätte eine recht genaue Vorſtellung von der Schlacht bekommen. Lebhaft iſt das Schauſpiel auch ohne Erklärung.

— In meinem vorigen Briefe ſagte ich Ihnen viel Gutes von Roſſini's Oper Zelmira und nannte die Muſik eine ſtählerne. Heute leſe ich im Conſtitutionel: „la belle musique de la Zelmira, qui gagne tant à etre souvent entendue, cette musique si cuivrée, et faite pour les oreilles allemandes, ...“ Ich mußte lachen über das ſauerſüße Lob! Schöne Muſik — das iſt der Zucker; Deutſche Muſik — das iſt der Eſſig; und cuivrée — das iſt das Gemiſch von Beiden; cuivrée heißt eigentlich falſch vergolden, mit Kupfer vergolden. Bitte, meine Herren Franzoſen! den Rhein möget ihr uns nehmen; aber unſere Muſik werdet ihr ſo gut ſein, uns zu laſſen. Die gehört nicht dem deutſchen Bunde, die gehört uns, und wir werden ſie zu vertheidigen wiſſen.

Dienstag, den 22. Februar.

— Die italieniſche Revolution greift um ſich wie ein Fettfleck und nicht mit der ganzen Erdkugel wird Oeſterreich das reinigen können. Savoyen, Tyroler rühren ſich. Was wird Immermann dazu ſagen? Das ſind ja ſeine treuen Tyroler, die wie Hunde geheult an Oeſterreichs Grabe! ...

— — Daß Sie die Briefe eines Verſtorbenen ſo unaufhörlich gegen mich in Schutz nehmen! Ich habe dem Manne nicht im geringſten Unrecht gethan, und habe ganz nach Gewiſſen geurtheilt. Was am Buche zu loben iſt, habe ich gelobt; was am Verfaſſer zu tadeln, getadelt. Sein ariſtokratiſcher Hochmuth war Ihnen entgangen, mir nicht, und jetzt iſt die Zeit heiß, man muß ſie ſchmieden ehe ſie wieder kalt wird. — Man ſagt: Don Miguel ſei verjagt, Donna Maria in Liſſabon als Königin ausgerufen. Es iſt ein Herbſt der Tyrannei und die dürren Blätter fallen. — Ueber die Salons habe ich Ihnen meine Meinung ſchon geſagt. Ich habe mehr Neigung für Maſſen, für das öffentliche Leben. Ich liebe die Kerzen nicht. Vergnügen fand ich nicht viel in den

Salons, in welchen ich noch war. Bleibt das Belehrende. Aber jedes Wort, das in den Salons geſprochen wird, beſonders über Politik, kommt den folgenden Tag in die öffentlichen Blätter, da die Redacteure überall ihre Agenten haben, die ihnen alles berichten. Ein Salon in Paris iſt nichts anders, als eine Zeitung mit Himbeerſaft. Der Himbeerſaft wäre freilich gewonnen; aber ändern Sie mich trägen Menſchen! — Die Kammer wird aufgelöſt, das Miniſterium wahrſcheinlich geändert im liberalen Sinne, und dann wird alles beſſer gehen, und ſchneller, und die Revolution wird ihre Früchte tragen — auch für uns. Körbe herbei!

Sieben und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 24. Februar 1831.

Die Krönung Napoleons, von David gemalt, durfte unter der vorigen Regierung nicht an das Tageslicht; jetzt wird das Gemälde wieder gezeigt. Was half ihnen ihr blinder Groll? Nichts iſt doch lächerlicher und grauſamer, als die ſtrenge Diät, welche kranke Fürſten, die nichts vertragen können, ihren Völkern auflegen, die alles vertragen! Sie meinen, wenn man die Herzen faſten ließe, davon würden die Köpfe und Arme ſchwach, und ſie wären dann leichter zu regieren. Aber der Hunger des Herzens ſättigt den Kopf und ſtärkt die Glieder. Napoleons Bild kehrte nach funfzehn Jahren zurück, und die Bourbons werden ewig verbannt bleiben — — gewiß ewig; denn am dritten Schlagfluſſe ſtirbt der Menſch, und wenn er auch ein König iſt. Ich ſah geſtern das Gemälde, es hat ſehr gelitten; Farbe, Zeit, Bewunderung, alles iſt verblichen. Es ließ mich ſo kalt, als ſähe ich eine Abbildung von der Arche Noäh, in die mit hängenden Ohren alles ehegepaarte Vieh zieht. Der Maler war nicht begeiſtert, ſo wenig als jene Zeit, ſo wenig als Napoleon ſelbſt, ſo wenig als das Volk, das ihn umgibt; es iſt eine vielfarbige glänzende Leerheit. Das Gemälde iſt von ſolcher Ausdehnung, daß es in dem kleinen Theater, wo man es ſiehet, den Vorhang bildet. Es enthält mehr als ſechzig Figuren in Lebensgröße, alle Portraits. Der Moment iſt gewählt, wo Napoleon der vor ihm knieenden Kaiſerin die Krone aufſetzt. Er knieet vor nichts, nicht vor ſeinem Gotte, nicht vor ſeinem Glücke; weder Triumph iſt in ihm, noch Demuth. Es iſt eine Krönung, wie die eines markloſen Erbfürſten. Nichts als Weiber, Pfaffen und goldene Knechte. Gibt es etwas Lächerlicheres, als daß ſich Napoleon in der Kirche Notre-Dame von einer angſt-zitternden Geiſtlichkeit Brief und Siegel darüber geben ließ, daß er ein Held geweſen? Gibt es etwas Herzempörenderes, als dieſe Hochzeit zwiſchen dem Manne des Lebens und der Leiche der Vergangenheit? Napoleon hätte ſich zu Pferde ſollen krönen laſſen, ſich die Krone hinaufreichen laſſen, nicht herabreichen. Er ſollte den Thron zieren, der Thron nicht ihn. Keiner von jenen Soldaten war anweſend, die ihn ſo groß gemacht; nichts als Schleppenträger und Hofhanswürſte. Man hätte gerne geſehen, daß ſeine Marſchälle ſich ſtolz auf ihre Schwerter ſtützten und mit unterdrücktem Spotte auf die gefälligen Cardinäle blickten. Aber ſie trugen Degen wie die Kammerherren, und waren geputzt wie die Hofnarren. Die Portraits ſind alle geiſtreich, das iſt wahr: aber es hat Jeder ſein eigenes Geſicht, Keiner ein Krönungsgeſicht. Jeder ſucht ſeine Gefühle zu unterdrücken, das ſiehet man deutlich. Herz und Augen gehen weit aus einander.

Unter allen Figuren waren nur drei, die mich anzogen. Napoleons Schweſter, damals Großherzogin von Berg, ſpäter Königin von Neapel. Sie ſiehet ihrem Bruder ganz ungemein ähnlich, nur ſind ihre Züge edler und zeigen den ſchönen Stolz des Sieges, den man in den Zügen des Kaiſers vergebens ſucht. Dann: der Papſt. Er ſitzt ſo bedeutend abgeſpannt und duldend in ſeinem Seſſel, wie eine gläubige und kränkliche Seele, die Gott nicht blos anbetet in dem, was er thut, ſondern auch in dem, was er nicht thut, geſchehen läßt. Endlich Talleyrand. Ich habe ihn nie geſehen, nicht einmal gemalt. Ein Geſicht von Bronze, eine Marmorplatte, auf der mit eiſernen Buchſtaben die Nothwendigkeit geſchrieben iſt. Ich habe nie begreifen können, wie noch alle Menſchen aller Zeiten ſo dieſen Mann verkannt! Daß ſie ihn geläſtert, iſt ſchön, aber ſchwach; tugendhaft, aber unverſtändig; es macht der Menſchheit Ehre, aber nicht den Menſchen. Man hat Talleyrand vorgeworfen, er habe nach und nach alle Parteien, alle Regierungen verrathen. Es iſt wahr, er ging von Ludwig XVI. zur Republik, von dieſem zum Directorium, von dieſem zum Conſulat, von dieſem zu Napoleon, von dieſem zu den Bourbonen, von dieſen zu Orleans über, und es könnte wohl noch kommen, ehe er ſtirbt, daß er wieder von Louis Philipp zur Republik überginge. Aber verrathen hat er dieſe Alle nicht, er hat ſie nur verlaſſen, als ſie todt waren. Er ſaß am Krankenbette jeder Zeit, jeder Regierung, hatte immer die Finger auf dem Pulſe, und merkte es zuerſt, wenn ihr das Herz ausgeſchlagen. Dann eilte er vom Todten zum Erben; die Andern aber dienten noch eine kurze Zeit der Leiche fort. Iſt das Verrath? Iſt Talleyrand darum ſchlechter, weil er klüger iſt als Andere, weil er feſter, und ſich der Nothwendigkeit unterwirft? Die Treue der Andern währte auch nicht länger, nur ihre Täuſchung währte länger. Auf Talleyrands Stimme habe ich immer gehorcht, wie auf die Entſcheidung des Schickſals. Ich erinnere mich noch, wie ich erſchrack, als nach der Rückkehr Napoleons von Elba

Talleyrand Ludwig XVIII. treu geblieben. Das verkündigte mir Napoleons Untergang. Ich freute mich, als er ſich für Orleans erklärte; ich ſah daraus, daß die Bourbons geendet. Ich möchte dieſen Mann in meinem Zimmer haben; ich ſtellte ihn wie einen Barometer an die Wand, und ohne eine Zeitung zu leſen, ohne das Fenſter zu öffnen, wollte ich jeden Tag wiſſen, welche Witterung in der Welt iſt.

Talleyrand und Lafayette ſind die zwei größten Charaktere der franzöſiſchen Revolution, jeder an ſeiner Stelle. Auch Lafayette weiß Sein vom Schein, Leben vom Tode zu unterſcheiden; aber jedes Grab war ihm eine Wiege, und er verließ die Geſtorbenen nicht. Er glaubt an eine Fortdauer nach dem Tode, an eine Seelenwanderung der Freiheit; Talleyrand glaubt nur, was er weiß. Wäre nur Napoleon wie Talleyrand geweſen! Da er nur der Zeit zu dienen brauchte, keinen Menſchen, weil er ſelbſt der Höchſte war: hätte er mit beſſerer Einſicht ſich ſelbſt beſſer gedient, er wäre noch auf dem Throne der Welt. Was habe ich dem Kaiſer nicht alles geſagt! Heine hätte es hören ſollen! Ich war allein im Saale, und ſtellte mich mit verſchränkten Armen vor ihn hin, wie er es zu thun pflegte. Ich wollte ihn damit verſpotten, und — Narr habe ich ihn geheißen! Ich hätte ihn Böſewicht nennen können, aber das hätte ihn nicht beleidigt. Nein, nie verzeihe ich dem Manne, was er ſich ſelbſt gethan, wollte ich ihm auch verzeihen, was er der Welt gethan. Sich mit der Gemeinheit zu beſudeln, und ſich aus Eitelkeit mit Schmutz zu bedecken, um ſich einen Schein von abgenutztem Alter zu geben! Er hat die Freiheit um ihre ſchönſten Jahre gebracht, er hat ſie um ihre Jugend betrogen, und jetzt muß ſie mit grauen Haaren noch auf der Schulbank ſitzen, und erſt lernen, was ſie längſt könnte vergeſſen haben. Ehe ich ging, lachte ich ihm noch einmal freundlich zu. Für die Dummheit, die du Andere begehen machteſt, will ich dir deine eigne verzeihen. Du warſt der ſtarke eiſerne Reif, der die Faßdauben der Welt zuſammen gehalten. Und die Narren-Fürſten haben dich zerſchlagen, und gleich hat der gährende Wein das Faß aus einander geſprengt, und ſchweres Holz iſt an hohle Schädel gefahren! Das war ſchön.

Von Napoleons Krönung weg, ging ich zu einem andern Schauſpiel, das meinem Herzen wohler that. Ich beſuchte den edlen Medor. Wenn man auf dieſer Erde die Tugend mit Würden belohnte, dann wäre Medor der Kaiſer der Hunde. Vernehmen Sie ſeine Geſchichte. Nach der Beſtürmung des Louvre im Juli begrub man auf dem freien Platze vor dem Palaſte, auf der Seite, wo die herrlichen Säulen ſtehen, die in der Schlacht gebliebenen Bürger. Als man die Leichen auf Karren legte, um ſie zu Grabe zu führen, ſprang ein Hund mit herzzerreißendem Jammer auf einen der Wagen, und von dort in die große Grube, in die man die Todten warf. Nur mit Mühe konnte man ihn heraus holen; ihn hätte dort der hinein geſchüttete Kalk verbrannt, noch ehe ihn die Erde bedeckt. Das war der Hund, den das Volk nachher Medor nannte. Während der Schlacht ſtand er ſeinem Herrn immer zur Seite, er wurde ſelbſt verwundet. Seit dem Tode ſeines Herrn verließ er die Gräber nicht mehr, umjammerte Tag und Nacht die hölzerne Wand, welche den engen Kirchhof einſchloß, oder lief heulend am Louvre hin und her. Keiner achtete auf Medor, denn Keiner kannte ihn und errieth ſeinen Schmerz. Sein Herr war wohl ein Fremder, der in jenen Tagen erſt nach Paris gekommen, hatte unbemerkt für die Freiheit ſeines Vaterlandes gekämpft und geblutet, und war ohne Namen begraben worden. Erſt nach einigen Wochen ward man aufmerkſamer auf Medor. Er war abgemagert bis zum Gerippe und mit eiternden Wunden bedeckt. Man gab ihm Nahrung, er nahm ſie lange nicht. Endlich gelang es dem beharrlichen Mitleid einer guten Bürgersfrau, Medors Gram zu lindern, ſie nahm ihn zu ſich, verband und heilte ſeine Wunden, und ſtärkte ihn wieder. Medor iſt ruhiger geworden, aber ſein Herz liegt im Grabe bei ſeinem Herrn, wohin ihn ſeine Pflegerin nach ſeiner Wiederherſtellung geführt, und das er ſeit ſieben Monaten nicht verlaſſen. Schon mehrere Male wurde er von habſüchtigen Menſchen an reiche Freunde von Seltenheiten verkauft; einmal wurde er dreißig Stunden weit von Paris weggeführt; aber er kehrte immer wieder zurück. Man ſiehet Medor oft ein kleines Stück Leinwand aus der Erde ſcharren, ſich freuen, wenn er es gefunden, und dann es wieder traurig in die Erde legen und bedecken. Wahrſcheinlich iſt es ein Stück von dem Hemde ſeines Herrn. Gibt man ihm ein Stück Brod, Kuchen, verſcharrt er es in die Erde, als wollte er ſeinen Freund im Grabe damit ſpeiſen, holt es dann wieder heraus, und das ſiehet man ihn mehrere Male im Tage wiederholen. In den erſten Monaten nahm die Wache von der Nationalgarde beim Louvre jede Nacht den Medor zu ſich in die Wachtſtube. Später ließ ſie ihm auf dem Grabe ſelbſt eine Hütte hinſetzen, und folgende Verſe darauf ſchreiben, die beſſer gemeint als ausgeführt ſind:

Depuis le jour qu'il a perdu son maitre,
Pour lui la vie est un pesant fardeau;
Par son instinct il croit le voir paraitre;
Ah! pauvre ami, ce n'est plus qu'un tombeau.

Medor hat ſchon ſeinen Plutarch gefunden, ſeine Rhapſoden und Maler. Als ich auf dem Platz vor dem Louvre kam, wurde mir Medors Lebensbeſchreibung, Lieder auf ſeine Thaten und ſein Bild feil geboten. Für zehn Sous kaufte ich Medors ganze Unſterblichkeit. Der kleine Kirchhof war mit einer breiten Mauer von Menſchen umgeben, Alle arme Leute aus dem Volke. Hier liegt ihr Stolz und ihre Freude begraben. Hier iſt ihre Oper, ihr Ball, ihr Hof und ihre Kirche. Wer nahe genug herbei kommen konnte, Medor zu ſtreicheln, der war glücklich. Auch ich drang mich endlich durch. Medor iſt ein großer weißer Pudel, ich ließ mich herab, ihn zu liebkoſen; aber er achtete nicht auf mich, mein Rock war zu gut. Aber nahte ſich ihm ein Mann in der Weſte, oder eine zerlumpte Frau und ſtreichelte ihn, das erwiederte er freundlich. Medor weiß ſehr wohl, wo er die wahren Freunde ſeines Herrn zu ſuchen. Ein junges Mädchen, ganz zerlumpt, trat zu ihm. An dieſem ſprang er hinauf, zerrte es, ließ nicht mehr von ihm. Er war ſo froh, es war ihm ſo bequem, er brauchte, um das arme Mädchen etwas zu fragen, es nicht wie eine vornehme geputzte Dame, ſich erſt niederlaſſend, am Rande des Rockes zu faſſen. An welchem Theile des Kleides er zerrte, war ein Lappen, der ihm in den Mund paßte. Das Kind war ganz ſtolz auf Medors Vertraulichkeit. Ich ſchlich mich fort, ich ſchämte mich meiner Thränen. Wenn ich ein Gott wäre, ich wollte viele Freuden unter die armen Geſchöpfe der Welt vertheilen; aber die erſte wäre: ich weckte Medors Freund wieder auf. Armer Medor! .. Könnte ich den treuen Medor nur einmal in die Deputirten-Kammer locken! Hörte er dort die Verhandlungen dieſer Tage, vernähme er, ſein guter Herr hätte nie können Deputirter werden, weil er nicht 750 Franken Steuern bezahlt, er, der doch ſein Blut dem Vaterlande geſteuert — wie würde er bellen, wie würde er dem jämmerlichen Dupin und den Andern allen in die Beine fahren! —

Freitag, den 25. Februar.

Ich empfehle Ihnen das Buch: Théâtre de Clara Gazul, Comédienne Espagnole, von Mérimée. Der Verfaſſer hat ſich nicht genannt. Er nimmt den Schein an, als wären die Komödien aus dem Spaniſchen überſetzt. Es ſind eigentlich nur Skizzen und Scenen: aber mit großer Kunſt werden durch wenige Striche ganze Charaktere gezeichnet und mit ein wenig Roth und Gelb die glühendſten ſpaniſchen Naturen treu gemalt. Man kann ſich nichts Liebenswürdigeres denken. Der Verfaſſer hat eine unbeſchreibliche Grazie, eine Phantaſie gleich einer Lerche, wenn ſie in der Abenddämmerung um grüne Kornfelder fröhliche Kreiſe zieht. Es ſind Komödien, wild wie junge Mädchen, aber wie wohlgezogene; ſie ſind ſittſam dabei und erröthen leicht. Der Dichter hat, was die Deutſchen Ironie nennen, und was ich noch bei keinem Franzoſen gefunden. Seine Ironie iſt wie die unſere, nur geflügelter. Und was in den Dichtungen fehlt, macht ſie ſo ſchön, als das, was ſie beſitzen; es ſind reizende Nachläſſigkeiten.

Geſtern habe ich Comte's Kindertheater beſucht, oder wie es jetzt eigentlich heißt: Théâtre des jeunes Acteurs. Es iſt lange nicht mehr ſo artig, als es vor mehreren Jahren war, da wir es geſehen. Die damaligen Kinder ſind ſeitdem lange Jungen und Mädchen geworden, meiſtens treten bejahrte Perſonen auf, und die wenigen Kinder ſpielen zu altklug. Mich lockte eigentlich ein Stück, von dem man ſeit einiger Zeit viel geſprochen, ein buckliges Luſtſpiel. Es heißt: Mayeux ou le bossu à la mode. Mayeux iſt eine Pariſer Volks-Tradition von einem geiſtreichen Buckel, dem man alle mögliche guten Einfälle aufgebürdet! Ich weiß nicht, ob ein ſolcher Mayeux wirklich einmal gelebt, oder ob er blos ein Geſchöpf der Phantaſie iſt. Aber ſeit der letzten Revolution wurde dieſer Mayeux wieder aus der Vergeſſenheit hervorgerufen, und man legte ihm in Liedern und Bildern die witzigſten Worte in den Mund. Das Vaudeville, von welchem hier die Rede, iſt mit Geiſt und Laune geſchrieben; auch haben nicht weniger als drei dramatiſche Dichter daran gearbeitet. Mayeux iſt ein kleiner verwachſener Kerl, voll ſcharfer doch gutmüthiger Laune, der im Juli mitgefochten, und trotz ſeiner verkrüppelten Geſtalt als Grenadier unter der Nationalgarde dient. Es gehört nun viel Feinheit und Gewandtheit dazu, dieſen Charakter und dieſe Mißgeſtalt ſo zu behandeln, daß er Lachen erregt, ohne ſich lächerlich zu machen. Davor müſſe man ſich hüten; denn das wäre auf die Revolution und auf die Nationalgarde zurückgefallen. Den Verfaſſern iſt es gelungen. Aber es wurde bei Comte gar zu ſchlecht geſpielt, und ich konnte es nicht zu Ende ſehen. Die Mißgeſtalt Mayeux's wurde ſo karikirt, daß ſie widerlich wurde. Auch ein Buckel hat ſeine äſthetiſchen Regeln, die man nicht übertreten darf. Was mich in dieſem Theater am meiſten ergötzt, war der Jubel der hundert Kinder in ihren weißen Häubchen, und deren Mütter, und die tauſend Küſſe den ganzen Abend, und die unzähligen Stangen Gerſtenzucker, die der Conditorjunge abſetzt. Aber wie kommt es, daß auch Kinder lachen, gleich den Erwachſenen, ſie, denen doch noch alles ernſt und wahr erſcheint, und die keinen Widerſpruch und keinen Zufall unterſcheiden? Ich begreife das nicht. Es hat gewiß ſeine Erklärung; aber ich als Gelehrter darf das vergeſſen haben. Doch Sie, unwiſſende Freundin, müſſen es wiſſen. Erklären Sie mir, warum Kinder lachen?

— Bald wird das Eis überall brechen, nach und nach, und es wird eine tolle Wirthſchaft geben. Ich ſehe es für ein Glück an, daß jetzt eine ſo feindliche Spannung zwiſchen der franzöſiſchen Kammer und der Regierung eingetreten iſt, daß ein gefährliches Mißbehagen ſich im ganzen Lande zeigt; denn Frankreich kann nur durch einen Krieg von innerem Verderben gerettet werden. Es mögen entſcheidende Dinge ſich bereiten.

Die engliſchen Blätter, die nicht blos vernünftig über die Sache ſprechen — heute müßte Einer dumm ſein, der nicht vernünftig wäre — ſondern auch kalt, weil ſie der Krieg unmittelbar nichts angeht, ſagen, der Krieg wäre unvermeidlich. Die zwei Prinzipien, welche die Welt beherrſchen, Freiheit und Tyrannei, ſtänden ſich feindlich einander gegenüber, und an eine friedliche Ausgleichung wäre nicht zu denken; denn nie würden abſolute Fürſten ihren Völkern gutwillig liberale Inſtitutionen geben. Und ſo iſt es. Tauſendjährige Leidenſchaften, Vorurtheile von ſo alten und tiefen Wurzeln, zerſtört man nicht ſo leicht, nicht einmal dann, wenn ſelbſt die, die ſie haben, von ihnen befreit ſein möchten. Der Menſch iſt nicht frei, auch der beſte nicht. Er kann alles lernen wollen, aber nichts vergeſſen, und ſo lange Kopf und Herz vom Alten beſetzt ſind, findet das Neue keinen Platz. Darum Krieg!

Acht und dreißigſter Brief.

Paris, den 1. März 1831.

— Der Geiſt freier Unterſuchung und der Oppoſition hat ſich hier ſo mächtig entwickelt, daß er ſogar bis in die Schulen gedrungen iſt. Im College Henri IV. (nach deutſchem Ausdrucke ein Gymnaſium) werden von den Schülern zwei handſchriftliche Journale redigirt, die in den Schulzimmern täglich cirkuliren. Das eine Journal: le Lycéen genannt, kämpft unter Racine's Fahne, alſo für die klaſſiſche Literatur; das andere mit dem Titel: le cauchemar, ſtreitet unter der Fahne Victor Hugo's. Die romantiſche Literatur mit dem Worte cauchemar (das Alpdrücken) zu bezeichnen, iſt eine geiſtreiche Naivetät, und die Feinde der Romantik hätten nichts Beſſeres erfinden können. Dieſe Zeitungen enthalten nun zwar literariſche Gegenſtände, aber am Schluſſe des Blattes werden auch freimüthige Bemerkungen über Lehrer und Profeſſoren hinzugeſetzt. Das hat die Schulobrigkeit übel genommen und ſie hat den rédacteur en chef du Lycéen aus der Schule entfernt. Die Zöglinge klagen, das wäre eine offenbare Verletzung der Preßfreiheit! Ich habe über dieſen komiſchen Kinder-Liberalismus herzlich lachen müſſen. Die kleinen Jakobiner haben es hier noch gut. Ihre höchſte Strafe iſt, daß man ſie nach Hauſe zu ihren Eltern ſchickt, wo ſie, ſtatt über den Büchern zu ſitzen, den ganzen Tag frei umher laufen und ſpielen dürfen. Im Oeſterreichiſchen würde man ſolche anarchiſche Buben als Trommelſchläger und Pfeifer unter die Soldaten ſtecken. Wenn ſich die Kinder hier unter einander ſtreiten und zanken, ſchimpfen ſie ſich Charles X. und Polignac. O! es iſt eine böſe Welt.

— Oeſterreich! ... Es muß eine Wonne ſein, dieſer fluchwürdigen Regierung auf einem Schlachtfelde der Freiheit gegenüber zu ſtehen! Es muß eine tugendhafte Schadenfreude ſein, der dumm-verzagten Welt zu beweiſen, daß Gott mächtiger iſt als der Teufel! Die heiße Wuth eines Tyrannen wie Don Miguels kann meine Nerven in Aufruhr bringen; aber nie vermochte ſie meine innere unſterbliche Seele ſo zu empören, als es die kalte abgemeſſene Tücke Oeſterreichs thut, das, ohne Leidenſchaft, gleich Goethe's Mephiſtopheles, die Menſchen verführt oder verdirbt, nur um zu zeigen, daß es keine Tugend gibt, daß die Tugend ohnmächtig ſei dem Böſen zu widerſtehen. Geſtern ſtand eine Geſchichte im Courier Français, die ich Ihnen mittheile, und zwar überſetzt; ich muß die Probe meiner Augen machen, ich muß mich überzeugen, daß ich nicht falſch geleſen.

Behandlung der Staatsgefangenen in Brünn.

Ein junger Italiener, Herr *Maronelli*, aus ſeinem Vaterlande verbannt, und verſtümmelt durch die Marter, die er in den öſterreichiſchen Gefängniſſen erduldet, iſt ſo eben in Paris angekommen. Die Qualen, welche er erlitten, die, welche ſeine Leidensgefährten noch ertragen, würden, wenn dieſes noch nöthig wäre, den Abſcheu der Italiener gegen die öſterreichiſche Regierung, und ihre Anſtrengungen ein verhaßtes Joch abzuſchütteln, vollkommen rechtfertigen. Maronelli ward wegen eines Briefes angeklagt, den er ſeinem Bruder geſchrieben, einem jungen Arzte, der von Griechenland, wo er den Hellenen den Beiſtand ſeiner Kunſt angeboten, zurückgekehrt. Das geheime Tribunal von Mailand glaubte darin unter einer ſinnbildlichen Form den Ausdruck eines verſteckten Wunſches für die Freiheit zu erkennen. Der junge Patriot wird arretirt, gerichtet, und auf das Zeugniß dieſes einzigen Briefes zum Tode verurtheilt. Aber vor dieſem Spruche, nachdem er gefällt, entſetzten ſich die Richter ſelbſt, und verwandelten die Todesſtrafe in zwanzigjähriges hartes Gefängniß. Herr von Maronelli wird mit vier ſeiner Freunde nach der Feſtung Brünn geführt, wo zwanzig andere italieniſche Patrioten ihnen bald nachkommen. Das Gefängniß iſt voll gepfropft, und man entſcheidet, daß der jüngſte in den Keller geworfen werden ſoll. Hier, auf feuchter Erde, bringt Maronelli, einſam, ohne Verbindung mit irgend einem Menſchen, ein ganzes Jahr zu. — Er war dem Tode nahe, als ein anderer Verurtheilter, der ſein Kerkerloch mit einem Leidensgenoſſen theilte, ſtarb. Maronelli kommt an ſeinen Platz. Er hat endlich einen Freund zur Seite; aber ſeine phyſiſchen Leiden haben nicht aufgehört. Eine Eiskälte durchdringt ihn; eine ekelhafte Nahrung richtet ſeine Geſundheit vollends zu Grunde; ſeine Glieder werden ſteif; ſein linkes Bein, durch den ſchweren Ring, der zwanzigpfündige Ketten zuſammenhält, eng umſchnürt, ſchwillt auf eine fürchterliche Weiſe auf; bald zeigt ſich der Brand, man muß das Bein abſchneiden! Aber der Gouverneur ſagt kalt, indem er das kranke Bein, deſſen geſchwollenes Fleiſch den eiſernen Ring ganz bedeckte, nachläſſig in der Hand wiegt: man hat uns einen Gefangenen mit zwei Beinen geſchickt, wir können ihn nicht mit einem Beine wieder abliefern. Man muß erſt nach Wien ſchreiben und um die Gnade der Operation bitten, die jede Verzögerung tödtlich machen kann. In vier und zwanzig Stunden könnte man Antwort haben, aber ſie läßt vierzehn Tage auf ſich warten. Endlich wird die Operation im Kerker, wo der Gefangene acht Jahre geſchmachtet hat, vorgenommen. Der Gefängniß-Barbier nimmt das verfaulte Bein über das Knie ab und einige Zeit darauf wird Maronelli in Freiheit geſetzt. Der junge Patriot, auf zwei Krücken gehend, kehrt nach ſeinem Vaterlande zurück, er wird aber hinausgeſtoßen. Er wendet ſich nach Rom, Rom verweigert ihm den Aufenthalt. Der Großherzog von Florenz will ihn dulden, aber der öſterreichiſche Geſandte läßt ihn fortjagen. Maronelli findet in Frankreich eine Freiſtätte, und bald wird er es verlaſſen, ſein verjüngtes Vaterland wieder zu ſehen. Von den fünf und zwanzig Verurtheilten, die nach und nach Maronelli's Kerker theilten, ſind zwei Vicomte, Oraboni und M. A. Villa, vor Hunger geſtorben! Wir übertreiben nicht, es iſt die Wahrheit. Eine mit Unſchlitt zubereitete Suppe, zwei kleine Stücke Brod von Fingersdicke, und ein Lappen verdorbenes Fleiſch machen noch heute die einzige Nahrung der Gefangenen aus. Vergebens erbaten ſie ſich als eine Gnade, daß man aus ihrer ekelhaften Suppe wenigſtens den Talg weglaſſe; man antwortete ihnen, das ſei die Nahrung von zwei- bis dreihundert Galeeren-Sklaven, und man könne für ſie keine Ausnahme machen. Von dem Gelde, das ihnen ihre Familien ſchickten, erhalten die Gefangenen keinen Heller. Gegenwärtig befinden ſich noch neun Italiener in Brünn, worunter der Graf Gonfalonieri, der an jedem Jahrestage ſeiner Verurtheilung fünf und zwanzig Stockſchläge bekommt.

Mittwoch, den 3. März.

— Saphir fängt künftige Woche Vorleſungen an, nach Art derjenigen, die er in München gehalten. Ich theile Ihnen einige gute Einfälle aus ſeinem Proſpectus mit. „Frankreich iſt mir eine Entſchädi-„gung ſchuldig; ich komme, ſie einzukaſſiren, nicht „mit dem Degen, aber mit der Feder in der Hand... „Die drei ruhmvollen Tage Frankreichs haben viele

„ſchlafloſe Nächte in Deutſchland hervorgebracht …
„ich wurde allergnädigſt verbannt, und es wurde mir
„huldreichſt angewieſen, binnen drei Tagen Witz und
„Land zu verlaſſen. Zum Glücke waren weder Witz
„noch Land ſo groß, um dieſes in drei Tagen nicht
„mit aller Bequemlichkeit bewerkſtelligen zu können.
„Ich ſchnürte meine Satyre und ging … Zuerſt
„hatte ich die Idee, nach Rußland zu gehen, weil
„man noch kein Beiſpiel hat, daß je ein freimüthiger
„Schriftſteller von dort verbannt wurde, und zwar
„aus dem einfachen Grunde, weil nie einer dort
„lebte. Allein Perſonen, welche die Knute und die
„Cholera morbus aus näherem Umgange kennen,
„verſicherten mich, daß dieſe zwei ruſſiſchen Geſell-
„ſchaftsſpiele keinen beſonderen Sinn für Witz und
„Poeſie haben. Ich nahm mir alſo vor, die Preß-
„freiheit perſönlich kennen zu lernen, und kam nach
„Paris, welches die eigentliche Eſſigmutter meiner
„ſauern Tage in Deutſchland war … Ich habe
„ein gegründetes Recht auf eine Entſchädigungsklage,
„allein alles Klagen iſt kläglich. Ich will es alſo
„lieber verſuchen, den Pariſern deutſche Vorleſungen
„zu halten.“

— Ich zittere, wie Sie, für die Polen, und bin auf das Schlimmſte gefaßt. Aber den Ruſſen würde dieſer Sieg verderblicher ſein, als es ihnen eine Niederlage wäre. Der erhabene Nikolaus würde dann übermüthig werden und glauben, mit Frankreich wäre eben ſo leicht fertig zu werden, als mit den Polen, man brauche nur energiſch aufzutreten. Wehe dem armen Deutſchland, wenn die Ruſſen ſiegen.

Neun und dreißigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 3. März 1831.

Die Romane des Paul de Kock, die man Ihnen empfohlen und von welchen Sie mir neulich geſchrieben, habe ich ſeitdem kennen gelernt. Ein prächtiger Mann! Trotz den vielen Sorgen und Mühen, die mir jetzt Europa macht, habe ich in vier Tagen, in meinen kurzen Friedens-Stunden, acht von ſeinen funfzig Bänden geleſen. Aber das iſt genug für uns Beide. Nur in Paris kann man Kock's Romane mit Luſt leſen, draußen verlieren ſie ihren Werth. Mir haben ſie viele Freude gemacht. Man lernt darin die Sitten der Pariſer Klein-Bürger kennen, mit welchen ein Fremder, ſo wenig als die eingebornen Pariſer der höhern Stände ſelbſt, im Leben in gar keine Berührung kommt. Wenn Jouy in ſeinem Ermite de la Chaussée-d'Antin Scenen aus der Pariſer kleinen Welt ſchildert, ſcheint er dabei ſo weit hergekommen, holt er dabei ſo weit aus, als beſchreibe er Sitten und Gebräuche der Hottentotten. Eine ganze Reiſebeſchreibung ſchickt er voraus, erzählt, wie er in früher Jugend — Jugend hat keine Tugend — aus Uebermuth und Zufall in das ferne wilde Land gerathen; kurz, gibt ſich die größte Mühe zu erklären und zu entſchuldigen, daß er, ein feiner Mann der großen Welt, einige Male ein grobes Bürgerhaus beſucht. In Paris ſind die Straßen Provinzen, und man lernt viel Geographie und Statiſtik aus Kock's Romanen. Es gehen an uns vorüber: un riche passementier de la rue St. Martin — un riche épicier de la rue aux ours — un tabletier de la rue St. Denis — un parfumeur de la rue St. Avoie — mit Weibern, Töchtern, Kindermädchen, Kommis. Und ihre Sonntags-Partieen auf das Land und ihre Hochzeiten, ihre Galanterien, ihre Intriguen. Die Liebe ſpielt natürlich eine Hauptrolle wie in allen Romanen. Aber es iſt keine deutſche Liebe, keine Liebe unſeres Lafontaine, die noch heißer iſt als der Kochbrunnen zu Wiesbaden; ſondern es iſt eine angenehme warme Liebe, welche die natürliche Blutwärme des Herzens nie überſteigt. Monsieur Paul de Kock ſagt: „c'est une bien jolie chose d'aimer et d'être aimé.“ — dabei kann man ſich nicht verbrennen. Und Philoſophie hat er auch, Lebens-Philoſophie! Zwar gibt er uns nicht, wie Goethe im Wilhelm Meiſter, Lehrbriefe mit Trüffeln; aber es iſt eine recht kräftige Philoſophie, bürgerlich zubereitet. Man kann von ihm lernen. So ſagt er einmal, die Ehen wären tauſendmal beſſer und ſchöner als ſie ſind, wenn nicht Mann und Frau einen großen Theil des Tages in ſo nachläſſiger Kleidung vor einander erſchienen. Das Kind Amor fürchte ſich vor baumwollenen Nachtmützen und ungewaſchenen Morgenhauben; bei den Weibern nehme mit der Liebe die Sorge für ihren Putz ab. Er gibt uns jungen Leuten die Lehre: »Jeunes gens, méfiez-vous de votre maitresse, lorsque vous la verrez venir en papilottes au rendez-vous que vous lui auriez donné.“ Kock iſt die Wonne der Pariſer Nähmädchen; auch iſt das Papier ganz weich von den vielen Händen und Thränen, und kein Band in der Leihbibliothek, in dem nicht einige Blätter fehlten. Was der Mann aber auch ſchlau iſt, und wie er ſich bei Allen beliebt zu machen weiß! Den Liebenden und jungen Leuten überhaupt gibt er immer Recht gegen die Eltern und Alten; aber mit den letztern verdirbt er es darum doch nicht. Jungen Mädchen gibt er was ſie verlangen, und wiegt ihnen gut; aber wenn er die Waare abliefert, wickelt er ſie in ein Blatt Moral, das die Kinder mit nach Hauſe nehmen und woran ſich die Mütter erquicken. In Zeichnung komiſcher Charaktere hat Kock viele Fertigkeit. Welche himmliſche Späße! und man kann ohne Furcht zu erſticken, nach Herzensluſt dabei lachen. Denn ſie gleichen nicht Scribe's und Jouy's Epigrammen, bei welchen man nur lächeln darf, weil ſie Einem leicht, wie Fiſchgräten, im Halſe ſtecken bleiben. Kurz, mein Paul de Kock iſt ein prächtiger Mann — aber leſen Sie ihn nicht.

Samſtag, den 5. März.

Die armen Polen werden wohl jetzt geſtorben ſein. Sie ſind glücklicher als ich. Dem entſetzlichen Schauplatz näher, wiſſen Sie ſchon das Schlimmſte. Seit vorgeſtern habe ich keine Kraft eine Feder zu führen, ich konnte nicht leſen, nicht denken, ich konnte nicht einmal weinen und beten; nur fluchen konnte ich. Geſiegt haben die Polen ſchon vier Tage lang, aber entſchieden iſt noch nichts, und geſtern ſind gar keine Nachrichten gekommen. Man ſprach von einem Couriere, den der ruſſiſche Geſandte erhalten; die Ruſſen wären in Warſchau eingerückt. Aber wenn das wahr wäre, hätte man ſchon den Jubel der beſoffenen Knechte gehört, an den Feſttagen ihrer Herren, und die deutſchen Blätter von geſtern erzählen nichts. Nicht wie Menſchen, wie Kriegsgötter ſelbſt haben die Polen gekämpft. Sie jagten ſingend den Feind, wie Knaben nach Schmetterlinge jagen; ſie ſtürzten ſich auf die Kanonen und nahmen ſie, wie man Blumen bricht. Männer, Kinder, Greiſe, drei Geſchlechter, drei Zeiten waren in der Schlacht und die Ruſſen, wie feige Meuchelmörder, ſchoſſen aus dem Dickicht der Wälder heraus. Was wird es helfen? Jeder Sieg bringt die Polen ihrem Untergange näher. Sie ſind zu ſchwach, zu arm an Menſchen. Der reiche Kaiſer Nikolaus haut immer neue Soldaten heraus, wie Steine aus Brüchen, und das gehet ſo immer unerſchöpflich fort, was ſind einem Deſpoten die Menſchen? Seine Wälder ſchont er mehr. Nicht Gottes Weisheit, nur die Dummheit des Teufels allein kann noch die Polen retten. Ach! gibt es denn einen Gott? Mein Herz zweifelt noch nicht, aber der Kopf darf Einem wohl davon ſchwach werden, und wenn — was nützt dem vergänglichen Menſchen ein ewiger Gott? Wenn Gott ſterblich wäre wie der Menſch, dann wäre ihm ein Tag ein Tag, ein Jahr ein Jahr, und der Tod das Ende aller Dinge. Dann würde er rechnen mit der Zeit und mit dem Leben, würde nicht ſo ſpäte Gerechtigkeit üben und erſt den entfernteſten Enkeln bezahlen, was ihre Ahnen zu fordern hatten. Die

Freiheit kann, ſie wird ſiegen, früher oder ſpäter; warum ſiegt ſie nicht gleich? Sie kann ſiegen, einen Tag nach dem Untergange der Polen; ſoll Einem das Herz nicht darüber brechen? Die Polen im Grabe, fühlen ſie es denn, haben ſie Freude davon, wenn ihre Kinder glücklich ſind? Die Tyrannei wird untergehen, die Kinder der Tyrannei werden gezüchtigt werden für die Verbrechen ihrer Väter; aber die Knochen der begrabenen Könige, haben ſie Schmerzen davon? Gibt es einen Gott? heißt das Gerechtigkeit üben? Wir verabſcheuen die Menſchenfreſſer, dumme Wilde, die doch nur das Fleiſch ihrer Feinde verzehren; aber wenn die ganze Gegenwart, mit Leib und Seele, mit Freude und Glück, mit allen ihren Wünſchen und Hoffnungen, gemartert, geſchlachtet und zerſetzt wird, um damit die Zukunft zu mäſten — dieſe Menſchenfreſſerei ertragen wir! Was iſt Hoffnung, was Glaube? Durch die Augen wird kein Hunger geſtillt, gemalte Früchte haben noch Keinen ſatt gemacht ... Ich las etwas in den engliſchen Blättern — es iſt ſich todt darüber zu ſchämen, wenn man ein Deutſcher iſt; es iſt ſich die Hände im Dunkeln vor die Augen zu halten. Der Londoner Courier ſagte: „Wenn Polen wird beſiegt ſein, wenn, was die Schlacht verſchont, auf dem Schafotte bluten wird, dann werden die deutſchen Zei-

„tungen die weiſe Gerechtigkeit des ruſſiſchen Kaiſers rühmen, und wenn der Tyrann nur einem einzigen Beſiegten das armſelige Leben ſchenkt, werden die deutſchen Blätter die Milde des hochherzigen Nikolaus bis in die Wolken erheben.“ Unter allen Völkern der Erde erwartet man ſolche feige hündiſche Kriecherei nur von uns! Ja, es ſchwebt ſchon vor meinen Augen, ich leſe es und höre es, wie das viehiſche Federvieh in Berlin von jedem Miſthaufen, von jedem Dache herab den großen erhabenen Nikolaus ankräht. Wie hat dieſer Deſpot in ſeinen Proklamationen geſprochen! Vielleicht glaubt es die Nachwelt, was die Deſpoten unſerer Tage gethan; aber was ſie geredet, das kann ſie nicht glauben. Vielleicht glaubt die Nachwelt, was die alten Völker geduldet, aber was ſie angehört und dazu geſchwiegen, das kann ſie nicht glauben. Das Schwert zerſtört bloß den Beſitz und mordet den Leib; aber das Wort zerſtört das Recht und mordet die Seele. Zu ſolchen Reden, ſolches Schweigen! Und wenn die Polen vertilgt ſind, dann voran die deutſchen Hunde, gegen den Sitz der Freiheit, gegen Frankreich! dann ſtellt man ſie zwiſchen das Schwert der Franzoſen und die Peitſche der Ruſſen, zwiſchen Tod und Schande! ... Iſt es nicht ſchmachvoll für uns, daß der Kaiſer von Rußland, Herr über ſechzig Millionen Sklaven, keinen derſelben knechtiſch genug gefunden hat, die Freiheit der Polen zu ermorden, als den Diebitſch allein, einen Deutſchen?

Ihr heutiger Brief kann mir ſpätere Nachrichten bringen, als die hieſigen; wenn ſie ſchlimm ſind, ich meine, das Siegel müßte davon ſchwarz werden. O! ich kann nicht mehr, ich muß weinen.

Vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 6. März 1831.

Wäre ich ein Dichter nur acht Tage lang! Ich wollte ein Freudenlied ſingen, daß Berge und Wälder dabei tanzten, oder ein Trauerlied, daß die Sterne darüber weinen müßten und erlöſchten in ihren eigenen Thränen. Ich fühle es in mir, aber es will ſich nicht geſtalten. Nur proſaiſch kann ich jubeln ... heute iſt heute und morgen iſt morgen; ich will nicht weiter denken. Alles Gute und Schöne hat ſich beſtätigt, aber das Beſte und Schönſte iſt noch nicht entſchieden. Ein Handelshaus erhielt geſtern die Nachricht: die Ruſſen wären gänzlich zerſtreut, und, was Alles entſcheide, hinter ihrem Rücken wäre Lithauen aufgeſtanden. Aber das heutige miniſterielle Blatt berichtet, die Regierung habe gleich ſpätere Nachrichten, wie jenes Handelshaus, und dieſe, obzwar gut lautend, ſprächen noch von keiner Entſcheidung.

Wenn es wahr würde, wenn Rußland, dieſer Rieſe von Eiſen, auf Füßen wie Thon, zur Erde ſtürzte, umgeworfen von Kindern, die ihm zwiſchen die Beine gekrochen — wie wollten wir lachen! Dann, wenn ein Tyrann ſich unartig beträgt, würde man, ihn zu ſchrecken, rufen: der Pole kommt! warte, ich hole den Polen! wie man Kindern droht: ich hole den Schornſteinfeger. „Wie ein Knäuel Zwirn will ich die Polen zuſammenwickeln" — hat Nikolaus geprahlt. Nun, er hat ſie zuſammengewickelt; aber der Knäuel iſt zur Bombe geworden, die ihn zerſchmettert. Aber wie furchtſam macht reines Glück! Selbſt die ſonſt ſo kecken pariſer Blätter, die immer ſo leichtfertig lügen, wagen nicht, ſich ihrer Freude über den Sieg der Polen zu überlaſſen; ſie fürchten Enttäuſchung. O Vater im Himmel, ſchicke mir nicht ſolche Trauer! Laß mich dieſen Brief freudig endigen, wie ich ihn angefangen. Bis Mittwoch noch beſchütze die Polen! Wenn die Polen entſcheidend ſiegen, dann wird, wie ich hoffe, Paris illuminirt. Ich beleuchte mein ganzes Haus, und merken Sie ſich das — zehen Lampen ſtelle ich beſonders an ein Fenſter, die ſind für Sie und Pauline. Denn Ihr Armen dürftet am Abend der herrlichen Entſcheidung doch nicht Eure Freude leuchten laſſen; ja wenn der ruſſiſche Geſandte öffentliche

Trauer verlangte von unſerm Römer-Senate, Ihr dürftet Eure gewohnten Nachtlichter nicht anzünden, und müßtet im Dunkeln zu Bette gehen.

So lange das Schickſal bei guter Laune bleibt und die Tyrannen neckt, wollen wir von Poſſen ſprechen. Die Zeit des Ernſtes kommt nur zu gewiß. Verzweifelte Spieler, verdoppeln ſie immer ihren verlorenen Einſatz, und da können ſie wohl einmal Alles wieder gewinnen, ehe ſie zu Grunde gehen. Ich habe im italieniſchen Theater den Don Juan gehört. Seit vierzehn Tagen ſchon hatte ich mein Billet dazu. Dreimal wurde die Oper angekündigt und dreimal wieder abgeſagt, weil die Malibran katarrhaliſche Launen bekam! Endlich kam es zur Aufführung. Ich rechnete ſo ſicher auf mein Entzücken, als man auf das Entzücken jedes deutſchen Landes rechnen kann, ſo oft ein Erbprinz wird geboren werden — morgen, übermorgen, über's Jahr, im zwanzigſten Jahrhundert, im dreißigſten, im ſiebentauſendſten, im erſten Jahrhunderte nach dem Untergange der Welt; denn die Natur kann untergehen, aber deutſche Treue nicht. Doch wie kam es ganz anders — nämlich mit Don Juan. Eingeſchlafen bin ich nicht, denn es war die intereſſanteſte Langeweile, die ich je empfunden. Uns Deutſchen iſt der Juan wie das Vaterunſer; wir ſind damit aufgewachſen: er war uns zugleich a b c und hohe Schule der Muſik. Aber was haben dieſe Italiener, dieſe pariſirten Italiener daraus gemacht! Die wiſſen noch weniger von Gott und Teufel, von Himmel und Hölle, als wir Deutſchen von der Erde wiſſen. Es ſchien, als wäre ihnen die Muſik zu vornehm, ſie waren ſchüchtern, ängſtlich, es war als ſtänden ſie auf glattem Marmorboden eines Palaſtes, vor einem Könige auf ſeinem Throne. Sie ſchwankten und ſtammelten. Was ſie vortrugen, war alles ſchön, alles richtig; aber es war einſtudirt und der Ceremonien-Meiſter hatte jede ihrer Bewegungen geordnet. Die Bruſt war ihnen zwiſchen den beiden Taktſtrichen eingeengt und ſie wagten nicht tiefer zu athmen, als es die Note vorſchrieb, und die Malibran nicht beſſer als die Andern. Sie dauerte mich und ich hätte ihr zurufen mögen: aber, liebes Kind, wovor fürchten Sie ſich denn? Mozart iſt am Ende doch auch nur ein Menſch wie Roſſini, welche Zerline! Ich erinnere mich, wie ich als Junge die Flöte ſpielen lernte, bei Herrn *** (der Lehrer war ganz des Schülers würdig), und wir im Duette Zerlinen's ſüßes Wundlied blieſen. Sie können ſich denken, daß wir das ſüße Wundlied wie ein Pflaſterlied herabgeſtrichen. Aber doch klingt es mir heute noch ſchöner aus jenen entfernten Jahren zurück, als es mir aus der Bruſt der Malibran tönte. Es war kein Glaube und keine Liebe darin. Gekleidet war ſie geſchmacklos bis zum Unſinn. Es war gewiß unter den Zuſchauern keine Putzmacherin und kein Friſeur, ſonſt hätte ich von einer Ohnmacht hören müſſen. In den Haaren ſtaken ihr zehn bis zwölf lange und ſteife meſſingne Stangen, die in große dicke meſſingne Kugeln endigten, welche nicht einmal blank geſcheuert waren. Sie ſah aus wie eine Gartenmauer, gegen das Ueberſteigen von Spitzbuben gehörig bewahrt. Zerline fürchtet ſich vor Spitzbuben! — Don Juan war ein alter häßlicher Sünder, der keine Katze hätte verführen können. Elvire eine betrübte Kokette. Der Geiſt ſah aus wie ein weißer Schornſteinfeger. Donna Anna (Madame Lalande) war gut; ſie hat gewiß den Don Juan in deutſcher Schule gelernt. Am Leporello fand ich zu loben, daß er nicht ſo den Hanswurſt macht wie bei uns. Chöre und Orcheſter, ſonſt ſo vortrefflich, waren von der allgemeinen Kälte und Aengſtlichkeit nicht frei. Der himmliſche Lärm im erſten Finale, die hölliſche Freude im zweiten — das ging alles verloren; es war ſtill zum Einſchlafen. Wenn ich mir dieſe Leere und Stille nur erklären könnte! Chor und Orcheſter voller beſetzt als bei uns; es ſind die nämlichen Noten, es iſt daſſelbe Tempo, gleiches Forte — und doch war es ſtill! und — ſtellen Sie ſich vor — Don Juan beim Abendeſſen hat rothen Wein aus einem breiten Glaſe getrunken! Langſamen rothen Wein, wenn man den Teufel erwartet! Jeder dumme arme Sünder, ehe er zum Galgen geführt wird, trinkt wenigſtens Rum. Ein Bekannter, der während der Vorſtellung hinter der Scene war, erzählte mir, die Malibran hätte nach ihrem Abtreten geweint, weil ſie nicht genug applaudirt worden, und ſie weine immer, wenn ſie kälter als gewöhnlich aufgenommen wird. Das iſt gewiß eine ſchöne Empfindlichkeit an einer ſo großen Künſtlerin.

Verdrießlich war ich ohnedies während der zweiten Hälfte des Don Juan, und die heilige Cäcilie ſelbſt mit ihrer Baßgeige hätte mich nicht aufheitern können. Nach dem erſten Akte ging ich ins Foyer. Da fand ich eine Menge Menſchen in einem dicken Knäuel zuſammengewickelt, und ein kurzes Männchen in der Mitte, rund wie ein Kern, erzählte von den polniſchen Angelegenheiten in der Abendzeitung. Und der Knäuel war ſo dick, daß ich nicht durchdringen konnte, und ich hörte nichts, und mußte mit der Pein der Ungewißheit wieder herunter gehen. Mein Nachbar im Orcheſter, ſtill früher, fragte mich auf Deutſch: nicht wahr Sie ſind ein Deutſcher? — Ja. — Aus Frankfurt? — Ja, woher wiſſen Sie das? — Ich dachte es mir. — Kennen Sie Herrn Worms de

Romilly? — Nur dem Namen nach. — Er iſt eben vorbeigegangen, wenn er zurückkommt, will ich ihn Ihnen zeigen. — Bald kam er, und er zeigte mir ihn. Aber ich dachte bei mir: was geht mich der Worms de Romilly an? Darauf fragte ich den Herrn, ob er nicht wiſſe, was im Meſſager ſtände, es verlaute, die Polen hätten geſiegt? Er machte ein mürriſches Geſicht und antwortete: Geſchwätz, es iſt kein wahres Wort daran. Ach! dachte ich, jetzt kenne ich den Herrn und ich begreife, warum ihn der reiche Bankier Worms de Romilly intereſſirt. Dann fragte er mich: wie ſtehen die Courſe in Frankfurt? Ich antwortete aus dem Stegreife — ich weiß nicht mehr ob 70 oder 72 oder 74 oder 78. Da ſah er mich an, zugleich wie ein Narr und wie einen Narren, und ſagte, das iſt nicht möglich, das müſſen die vierprozentigen ſein, und er zog die Berliner Zeitung aus der Taſche, um nachzuſehen. Ja freilich, erwiderte ich, es ſind die vierprozentigen, und ich murmelte: „hole der Teufel die vierprozentigen und die fünfprozentigen und das ganze nichtsprozentige Papiervolk!" Bis halb zwölf Uhr mußte ich da ſitzen, bis ich mir im Meſſager Beruhigung holte. Ich hätte fortgehen können, aber ich war ein Narr und geizig und berechnete, daß mich jeder Akt des Don Juan ſechs Franken koſtete. Der deutſche Kaufmann neben wir, ſo prozentig er auch war, liebte doch leidenſchaftlich den Don Juan, und verehrte ihn wie die Bibel. Nach jeder Scene zankte er ſich mit einigen Geigen im Orcheſter herum, und behauptete, es wäre etwas ausgelaſſen worden. Das machte ihn etwas ſteigen bei mir — um ein Drittelchen.

Dienſtag, den 8. März.

Das deutſche Blatt, das in Straßburg erſcheint, hat unſere ſchuldbewußten Staatsmänner aus ihrem Schlafe geweckt und ſie in tödtlichen Schrecken geſetzt, als wäre ein Geſpenſt vor ihr Bett getreten und hätte ſie mit kalter feuchter Hand berührt. Das Blatt erſcheint als Beilage des Courier du Bas-Rhin, unter dem Titel: das konſtitutionelle Deutſchland. Es enthielt unter andern genaue und getreue Berichte über die Staatsverwaltung im Würtembergiſchen, beſonders über den himmelſchreienden Wucher, den die Regierung mit dem Salze treibt. Gleich wurde ein Herr von Schlitz von Stuttgart nach Straßburg geſchickt, um den Redakteur des Courier du Bas-Rhin zu beſtechen, daß er nichts mehr gegen Würtemberg aufnehme. Dieſer aber wies den Antrag ab, erbot ſich jedoch, gegründete Widerlegung aufzunehmen. Doch wie leugnen, was jedes

Salzfaß im Lande bezeugt? Das Geld zu Beſtechungen nimmt man aus dem Beutel des armen Volks: aber gute Gründe gibt und verweigert nur das Recht, das kein würtembergiſcher Unterthan iſt. Darauf wandte man ſich an den franzöſiſchen Geſandten in Stuttgart und bat um Hülfe. Dieſer aber zuckte ſeine diplomatiſchen Achſeln und ſagte, es wäre leider Preßfreiheit in Frankreich, und nichts dagegen zu thun. So hat Herr von Schlitz ſeinen Witz verloren, die würtemberger Bauern bezahlen die ſtraßburger Reiſe und bekommen das Salz nicht wohlfeiler als bisher. Es iſt himmliſch, wie man dieſe Sünder quälen kann durch ein einziges freimüthiges Wort.

Haben Sie geleſen, mit welcher ſchönen Rede der König von Baiern ſeine lieben und getreuen Stände begrüßt? Er hat mit ihnen geſprochen wie ein Schulmeiſter mit ſeinen Jungen. Er ſagte, es gäbe nichts, das himmliſcher wäre, als König von Baiern zu ſein. Ach, mein Gott, ich glaube es ihm. Wenn ich das Unglück hätte ein Fürſt zu ſein, ſo würde es mich etwas tröſten wenigſtens ein deutſcher Fürſt zu ſein: denn dieſer erfährt erſt in jener Welt, wie ſchwer es iſt gut zu regieren, und wie viele Dummheiten er gemacht, während ſeines Lebens. Der König hat ein Geſetz über die Preßfreiheit angekündigt, über — das heißt gegen. Nun möchte ich doch wahrhaftig wiſſen, was dieſer Bettlerin noch zu nehmen wäre! Und was macht die baieriſche Regierung ſo keck? Woher kommt's, daß ſie, und ſie mehr als jede andere deutſche Regierung, der öffentlichen Meinung trotzt, ſie neckt, herausfordert und quält ohne allen Gewinn für ſie? Es kommt daher, weil ſie mit Frankreich einverſtanden iſt, weil ſie auf dieſen Schutz rechnet, wenn ihre Unterthanen ſich empören ſollten, weil ſie ihre Unabhängigkeit nach außen um den Preis der Schrankenloſigkeit nach innen verkauft hat. So war es unter Napoleon auch. Dieſer verſtand die deutſchen Regierungen ſehr gut. Er wußte, daß der Deutſche gern ein Knecht iſt, wenn er nur zugleich auch einen Knecht hat. Er machte die deutſchen Fürſten unbeſchränkt ihren Unterthanen gegenüber und dafür wurden ſie ſeine Unterthanen. Das iſt die ſchöne Zukunft des deutſchen Volkes! Nur ſeine Fürſten haben in einem Kampf mit Frankreich zu gewinnen oder zu verlieren; es ſelbſt wird Schmach und Sclaverei finden, beſiegt oder ſiegend — gleichviel. Doch davon genug für heute. Alle meine Sacktücher ſind bei der Wäſcherin und es wäre viel dabei zu weinen.

Warum wundert Sie, daß Sie von Medor nicht früher gehört? Habe ich doch ſelbſt erſt nach einem Aufenthalt von fünf Monaten von ihm erfahren. In Paris iſt ein Hund nicht mehr als in Deutſchland ein Unterthan, an den man erſt denkt, wenn er Abgaben zu zahlen hat. Von Medor fing man erſt an zu ſprechen, als Maler, Lithographen, Biographen, Dichter, Bänkelſänger und Hundewächter die Erfahrung gemacht, daß mit dem Thiere etwas zu verdienen ſei. Kürzlich hörte ich erzählen, Medor ſei gar nicht der ächte liberale Hund, ſondern ein falſcher; den rechten habe ein Engländer gekauft und fortgeführt. Es iſt aber gelogen. Ich habe es aus Medors eignem Munde, daß er im Juli tapfer gefochten. Zweifeln Sie vielleicht, daß ich das Hundegebell verſtände? Ich meine, das lernt man bei uns ſo leicht, wie jede andere Sprache.

Mittwoch, den 9. März.

Mittwoch iſt da. Es ſollte nicht ſein, es iſt zu Ende mit den Polen! Wir wollen darum nicht verzweifeln, die Freiheit verliert nichts dabei. Die Erben haben ſich vermindert, deſto größer wird die Erbſchaft. Schmerzlich iſt es, daß Polen ſich als Saatkorn in die Erde legen mußte; aber der Saame wird herrlich aufgehen. So laut ſchreit das vergoſſene Blut, daß es der taube Himmel ſelbſt hört und

Gott ſchicken wird, wenn auch zu ſpät zur Hülfe, doch nicht zu ſpät zur Rache. Nichts Schlimmes ahndend ging ich geſtern Nachmittag, das Modell von Petersburg zu ſehen, das hier gezeigt wird. Ich bewunderte die herrliche Straße, die prächtigen Paläſte dieſer ſchönſten Stadt der Welt. Ich ſtellte mich vor den Palaſt des Kaiſers und dachte: da ſitzt er, und wartet ungeduldig auf das letzte Röcheln eines geſchlachteten Volkes. Von dort hatte ich nur einige Schritte zur Börſe. Ich trat hinein und erfuhr das Entſetzliche. Bei allem meinem Gram erquickte mich die Schadenfreude, die ich über die Kaufleute empfand. Das franzöſiſche Papiervolk iſt ſo jammervoll und jämmerlich als das deutſche. Dieſe Blut und Schweißkrämer waren nach den polniſchen Nachrichten wie zwiſchen Hund und Wolf. Sie wußten nicht, wo hinaus. Eine unterdrückte Empörung, eine beſiegte Freiheit machte ihnen Freude; aber dann bedachten ſie wieder, daß der Sieg der Ruſſen einen Krieg mit Frankreich und den Renten wahrſcheinlich mache, und da gingen ſie umher, mit einer rothen und mit einer bleichen Wange. Es war zu ſchön.

Ein und vierzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 11. März 1831.

Noch immer weiß man nichts Entſcheidendes von Polen; die neueſten Nachrichten haben den Schrecken der früheren ſehr gemildert. Aber ich kann mich nicht darüber freuen. Mögen die Polen ſich noch einige Tage hinhalten zwiſchen Leben und Tod, ſterben müſſen ſie doch. Die Trauer in Paris iſt nicht zu beſchreiben, ſo tiefe Empfindung hätte ich dem Volke nicht zugetraut. Geſtern ſind funfzehnhundert junge Leute mit Trauerfahnen durch die Stadt gezogen. Dem ruſſiſchen Geſandten wurden die Fenſter eingeworfen. Was kann das aber nützen? Es ſchadet eher. Die Feigheit der Machthaber wird ſich jetzt in angſtzitternden Entſchuldigungen erſt recht kund geben. Kein Kind fürchtet ſo den Schornſteinfeger als Philipp den Nikolaus fürchtet. Die Regierung wird alle Tage erbärmlicher; es macht einen ganz irre. Man weiß nicht mehr, wächſt die Zeit oder wird die Regierung kleiner. Das Mißverhältniß zwiſchen beiden ſteigt mit jeder Stunde. Jetzt, da der Krieg immer wahrſcheinlicher wird, immer näher kommt; jetzt, da die Begeiſterung des Volkes allein Frankreich retten kann, fürchtet man dieſes Feuer wie ein verzweifelter Hausvater, und gießt halb todt von Schrecken alles Waſſer hinein, was nur zu haben iſt. In ihrer Angſt ſpucken ſie in den Brand. Man will ein friedliches, ein unglaubliches Miniſterium bilden. Wenn der Jude Rothſchild König wäre, und ſein Miniſterium aus Wechſelmäklern bildete, es könnte nicht niederträchtiger regiert werden. Ich gebe dem Orleans keine zehen Sous für ſeine Krone. Pfui! was iſt das für ein Treiben! Man will ſich bis zum erſten Flintenſchuſſe den Schein geben, als hätte man ernſtlich den Frieden gewollt, wäre aber zum Kriege herausgefordert worden, und ſo verklauſelirt man ſich auf die lächerlichſte Weiſe vor Notar und Zeugen, damit man, wenn der blutige Prozeß beginnt, die geſtempelten Beweisſtücke vorzeigen und ſein Recht bei allen Inſtanzen verfolgen könne. Als würde der Civilrichter das Schickſal der Menſchheit entſcheiden! Und das thut der König des mächtigſten Volkes der Welt, das Geſetze geben und nicht empfangen ſollte! Frankfurt iſt jetzt Paris um funfzig Stunden näher. Und die deutſche Bundes-Verſammlung hält ihre Dummheiten wenigſtens geheim. Ich wußte immer, daß wie hier ſo in allen Ländern Herz nur bei dem Volke zu finden; aber jetzt erfahre ich, daß auch der Verſtand nur bei dem Volke zu ſuchen, und daß Regierungen, wie ohne Herz auch ohne Verſtand ſind. Manchmal dachte ich: es iſt nur die Maske der Dummheit, es muß dahinter etwas ſtecken; aber jetzt ſehe ich ein, daß die Dummheit ernſtlich gemeint iſt, und daß nichts dahinter ſteckt, als eine noch größere Dummheit. —

Mit Worten kann ich Ihnen den Eindruck nicht ſchildern, den Paganini in ſeinem erſten Conzerte gemacht; ich könnte ihn nur auf ſeiner eignen Geige nachſpielen, wenn ſie mein wäre. Es war eine göttliche, es war eine diaboliſche Begeiſterung. Ich habe ſo etwas in meinem Leben nicht geſehen noch gehört. Dieſes Volk iſt verrückt und man wird es unter ihm. Sie horchten auf, daß ihnen der Athem verging, und das nothwendige Klopfen des Herzens ſtörte ſie und machte ſie böſe. Als er auf die Bühne trat, noch ehe er ſpielte, wurde er zum Willkommen mit einem donnernden Jubel empfangen. Und da hätten Sie dieſen Todfeind aller Tanzkunſt ſehen ſollen, in der Verlegenheit ſeines Körpers. Er ſchwankte umher wie ein Betrunkener. Er gab ſeinen eignen Beinen

Fußtritte und ſtieß ſie vor ſich her. Die Arme ſchleuderte er bald himmelwärts, bald zur Erde hinab; dann ſtreckte er ſie nach den Couliſſen zu, und flehte Himmel, Erde und Menſchen um Hülfe an in ſeiner großen Noth. Dann blieb er wieder ſtehen mit ausgebreiteten Armen und kreuzigte ſich ſelbſt. Er ſperrte den Mund weit auf und ſchien zu fragen: gilt das mir? Er war der prächtigſte Tölpel, den die Natur erfinden kann, er war zum Malen. Himmliſch hat er geſpielt. In Frankfurt hatte er mir bei weitem nicht ſo gut gefallen; das machte die Umgebung. Ich hörte mit tauſend Ohren, ich empfand mit allen Nerven des ganzen Hauſes. In ſeinen Variationen am Schluſſe machte Paganini Sachen, wobei er lachen mußte. Nun möchte ich wiſſen, ob er über das närriſche Publikum gelacht, oder ob er ſich ſelbſt Beifall zugelacht, oder ob er ſich ausgelacht. Das Letztere iſt wohl möglich, denn es ſchienen mir große Kindereien zu ſein. Die Pariſer Zeitungsſchreiber ſind noch gar nicht zur Beſinnung gekommen; dieſe Wort-Millionäre wiſſen zum Erſtenmale nicht, was ſie ſagen ſollen. Nur einige Seufzer und große Redensarten haben ſie einſtweilen in die Welt geſchickt, und verſprechen umſtändliche Kritik auf ſpätere Tage. Das Erhabenſte, was über Paganini geſagt worden, iſt: man habe zwei Stunden lang die Polen vergeſſen. Er habe la figure la plus méphistophelique du monde, ſo daß eine Dame, als ſie ihn erblickte, einen fürchterlichen Schrei ausſtieß. Der große Violinſpieler Baillot wurde von Madame Malibran gefragt, was er von Paganini denke. Er antwortete: Ah! Madame, c'est miraculeux, inconcevable, ne m'en parlez pas, car il y a de quoi rendre fou. Glückliches Volk, die Pariſer! Alles fällt auf ſie herab, Alles ſtrömt ihnen zu, Glück, Jammer, Reichthum, Armuth, Italien, Thränen, Paganini, Polen — und ſie mengen und miſchen das unter einander, und zuletzt wird's immer ein Punſch.

Geſtern Mittag wohnte ich einem Conzerte bei, das in der königlichen Singſchule von Knaben und Mädchen von 6 bis 16 Jahren aufgeführt worden. Man gab ein Oratorium von Händel, Samſon, Text von Milton, und die Schlacht von Marignan, ein Kriegsgeſang. Dieſe Schlacht hat Franz I. im Jahre 1515 über die Schweizer gewonnen, und in dem nämlichen Jahre hat Clement Jannequin die Cantate componirt. Man hörte alſo eine dreihundertjährige Muſik. Höchſt originell! Aber ich Muſik-Ignorant kann Ihnen das nicht vorſtellig machen. So viel merkte ich wohl, daß dieſe Muſik drei Jahrhunderte von Roſſini entfernt iſt, aber lange nicht ſo weit von Weber. Der Freiſchütz mag wohl viel Altdeutſches haben. Dieſe Singſchule hieß vor der Revolution im Juli: Institution royale de musique réligieuse; aber ſeitdem hat man ſie, ob zwar ihre Beſtimmung für die Bildung zur Kirchenmuſik die nämliche geblieben, Institution royale de musique classique genannt. Wie gefallen Ihnen meine Franzoſen?

Geſtern Abend war ich auf dem Maskenball der großen Oper. Es war da ſehr voll und ſehr langweilig, wenigſtens für mich und die Gensd'armen, die wir die einzigen tugendhaften Perſonen im ganzen Hauſe waren. In allen Theatern waren Maskenbälle, und alle ſehr beſucht — zur Todesfeier für die Polen! — Vor einigen Tagen wurde bei den Italienern eine neue Oper, Fauſto, aufgeführt nach Goethe's Fauſt bearbeitet. Der Componiſt iſt eine Componiſtin, Demoiſelle Bertin, ein junges Frauenzimmer, Tochter des Redakteurs des Journal des Debats. Die königliche Familie kam zur erſten Vorſtellung; denn das Journal des Debats iſt ein miniſterielles Blatt. Die Muſik iſt einigemale nicht langweilig, und wer noch nicht ganz todt iſt, erholt ſich da wieder. Die ſchönſten Gedanken kommen der Componiſtin erſt am Schluſſe der Oper, wahrſcheinlich wegen der weiblichen Poſtſcripten-Natur.

Die letzte Scene, Gretchen im Kerker, macht guten Eindruck. Aber es wollte mir nicht aus dem Kopfe, daß ein Frauenzimmer dieſe Muſik gemacht, und wenn im Orcheſter Hörner und Pauken mächtig erſchallten, mußte ich jedesmal lachen. Den Text hat ſie ſich auch ſelbſt zugerichtet. Man muß das freilich nicht ſo genau nehmen; aber komiſch iſt es doch, wenn Gretchen noch um 9 Uhr unſchuldige Jungfrau war, und ſchon um 11 Uhr als Kindesmörderin im Gefängniß ſitzt; das iſt zum Leſen, aber nicht zum Darſtellen.

Ich habe mir vorgenommen, in den wenigen Wochen, die ich noch hier bleibe, alle Theater zu beſuchen, von welchen ich mehrere noch gar nicht kenne, und alle Stücke zu ſehen, die dieſen Winter neu verfertigt worden. Aber ich werde hingehen, ſchlenkernd und verdrießlich, wie ein Bübchen in die Schule geht. Es iſt ſo weit und ich ſehe lieber zu auf der Gaſſe ſpielen, wo Keiner ſeine Rolle verdirbt, und man immer bequem Platz findet. Doch es iſt lehrreich und ich darf es nicht verſäumen. Da wird Einem Alles vor die Augen und Ohren vorbeigeführt, was den Franzoſen ſeit einem Jahre durch Kopf und Herz gegangen — Großes und Gemeines, Edles und Schlechtes, Hoffnungen und Täuſchungen, Wünſche und Verwünſchungen, Spott, Tadel, Dummheiten, alles, und die ganze Geſchichte ſeit vierzig Jahren. Jeder Held, jedes Schlachtopfer der Revolution wurde auf die Bühne gebracht. Napoleon mit ſeiner Schaar; Robespierre, die Kaiſerin Joſephine, Eugen Beauharnois, die Brüder Foucher, der Herzog von Reichſtadt, die unglückliche Lavalette, Marſchall Brüne, Joachim Mürat, ſeit Kurzem die Dübarry. Ueber alle dieſe und noch viele mehr gibt es Theaterſtücke. Ich entſetze mich, wenn ich bedenke, was ich mich in Paris noch zu amüſiren habe! — Ich erhalte ſo eben Ihren Brief, und gleichzeitig bringt mir ein Freund die neueſte preußiſche Staatszeitung. Gönnen wir den Papier-Spitzbuben ihre letzte Betrunkenheit, der Henker wird ſie bald holen. Aber wegen der Polen wollen wir uns keinen täuſchenden Hoffnungen überlaſſen. Ich danke dem St. für ſeine Nachrichten; aber daß ſich die Ruſſen zurückziehen, beweiſ't keineswegs etwas zu ihrem Nachtheile. Sie wollen die polniſche Armee, nehmlich den armen Reſt derſelben, von Warſchau abziehen, und Warſchau wird den Barbaren doch nicht entgehen. Es müßte ein Wunder geſchehen, die Polen zu retten. Aber was liegt dem Himmel an einem Wunder mehr? Iſt die Tapferkeit der Polen nicht ſelbſt ein Wunder? Der Krieg iſt jetzt hier ſo gut als entſchieden. Italien gab den Ausſchlag, der heutige Moniteur enthält die Ordonnanz, daß 80,000 Mann ſich marſchfertig halten ſollen. Wenn Sie heute oder morgen hören, daß hier ein noch ſchläfrigeres Miniſterium als das bisherige gebildet worden, ſoll Sie das nicht irre machen, es gibt doch Krieg. Man will nur etwas Waſſer in den Wein gießen, daß er den Franzoſen nicht zu ſehr in den Kopf ſteige.

Samſtag, den 12. März.

Man fängt, wie ich merke, ſchon wieder an, das deutſche Volk einzuheizen, damit es ſeine Fürſten warm haben, wenn das franzöſiſche Schneegeſtöber über ſie kommt. Die alte Komödie von 1814 und 15 neu einſtudirt. Sie ſchleppen mächtige Klötze herbei, und häufen *Nationalgefühle*, *Bundestreue*, feſten *Zuſammenhang*, *Ehre*, *Widmung*, *Tugend*, *Vaterlandsliebe*, *Mont-Martre-Erinnerungen*, als Reiſerbündel haushoch über einander. Der breite eiſerne deutſche Ofen wird herhalten und ſich geduldig vollſtopfen laſſen, wie das vorige Mal, und glühen und roth werden vor Zorn gegen die Franzoſen. Görres, der „*alte und ächte Freund und Hoheprieſter der Freiheit*", wie er ſich ſelbſt nennt, ſchreibt in der Allgemeinen Zeitung *vaterländiſche Briefe*, von welchen mir erſt der Anfang unter die Augen gekommen. Das Zeug da oben, das ich unterſtrichen, iſt ſchon darin. Ich zweifle nicht, daß die Narren ſich zum Zweitenmale werden zum Beſten halten laſſen. Aber wenn es geſchiehet, dann wird kein Engel im Himmel ſo weich, nachſichtig oder mitleidig ſein, über die betrogenen Thoren zu weinen. Lachen wird der ganze Himmel, und Gott ſelbſt wird lachen und wird in der beſten Laune franzöſiſch zu ſprechen anfangen und ſagen: quelle grosse bête que ce peuple allemand! und wird in die Oper gehen und ſich gar nicht darum bekümmern, wenn die undankbaren Fürſten ihre Erretter zum Zweitenmal nach Amerika verbannen, oder in Köpenik und Magdeburg einſperren. Aber beim Himmel! Wenn es zum Kriege kommt, und Görres, Arndt und die übrigen deutſchen Kapuziner fangen ihre alten Litaneien zu plärren an, dann will ich doch ein Wort mitſprechen, und wir wollen ſehen, welcher Stahl beſſere Funken giebt. Jetzt gilts! Wird Deutſchland diesmal nicht frei, gehet ihm wieder ein ganzes Jahrhundert verloren.

Wenn Sie leſen: Odillon Barrot, Mauguin, Lamarque ſind Miniſter geworden — das ſind die Männer, welche der Revolution vom Juli treu geblieben und ſie begleiten wollen bis zum Ziele —

dann packen Sie gleich ein und reiſen nach Paris, ehe die Grenzen geſperrt werden; denn alsdann iſt der Krieg gewiß und nahe. Aber wahrſcheinlich werden Sie nichts davon leſen, ſondern Caſimir Perrier und andere Zitterer werden an das Steuer kommen, bis der Sturm losbricht.

Adieu! und die Handelskammer ſoll Aſche auf ihr Haupt ſtreuen, und ſoll faſten (jetzt kann ſie es noch freiwillig) und ſoll ſich neun und dreißig Riemenhiebe geben laſſen; denn Jeruſalem wird untergehen. O wai geſchrien!

Zwei und vierzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 15. März 1831.

— Nun, Lafitte iſt jetzt auch aus der Regierung getrieben, der erſte und letzte Mann der Revolution. Und die Narren hier reden ſich jetzt ein, Caſimir Perrier würde ihnen Roſen und Veilchen pflanzen, und ſie würden ein Schäferleben führen, und den ganzen Tag oben auf dem reinen Hügel der Renten ſtehen, und ſingen und hinabſchauen in das grüne Thal, wo das graſende Lämmervolk ſpringt. Teufel! In Deutſchland war ich ſchon längſt der einzige geſcheidte Menſch; das war mir läſtig und ich ging darum nach Frankreich. Und mit Aerger ſehe ich jetzt ein, daß ich hier auch der einzige geſcheidte Menſch bin. Wo flüchte ich mich hin? Wo finde ich Verſtand? Und wiſſen Sie, warum ich allein klug bin unter ſo vielen Narren? Weil ich an Gott glaube, und an die Natur, und an die Anatomie, und an die Phyſiologie; und die Andern verlaſſen ſich auf Menſchen und auf ihre Künſte, und auf die Polizei. Ich weiß freilich nicht, wie die, welche einen politiſchen Barometer in ihrem Kabinette haben, ob morgen gutes oder ſchlechtes Wetter ſein wird; aber ich weiß: im Winter iſt es kalt und im Sommer iſt es warm. Meine Briefe werden für oder gegen mich zeugen. Nicht. . . .

Nach dem Nicht bekam ich Beſuch, der eine halbe Stunde dauerte, und jetzt habe ich vergeſſen, was ich ſagen wollte. Aber kurz, ich bin Paris überdrüſſig. Soll ich in Dummheit leben, ſo ſei es wenigſtens in meiner vaterländiſchen. Da iſt doch Genie darin; hier aber pfuſchen ſie nur, und bringen mit dem ſchlechteſten Willen doch nichts Schlechtes zu Stande.

— Herr *** hat mir erzählt, unter den Frankfurter Juden wäre eine Inſurrektion gegen ihren Vorſtand ausgebrochen. Sie wollen Rechenſchaft über die Finanzverwaltung haben und ſo lange dieſe nicht abgelegt würde, keine Gemeinde-Steuern bezahlen. Das iſt ja ſehr luſtig! Wer ſind denn die jüdiſchen 221, und wer iſt der jüdiſche Polignac? Ich meine, das müßte den Krieg entſcheiden. Europa wird doch endlich einſehen, daß keine Ruhe iſt, ſo lange Frankreich beſteht. Wenn ſogar die Juden wanken, der Throne feſte Säulen, worauf kann ich noch bauen? Die vermaledeite Preßfreiheit iſt ſchuld an allem.

— Ein Bankier ſagte mir neulich, Lafitte habe dreißig Millionen gehabt, und jetzt ſei er zu Grunde gerichtet. Wenn ſich der Friede erhält und die Staats-Effekten wieder zu Werthe kommen, wird ihm höchſtens eine Million übrig bleiben; wenn nicht, nicht ſo viel, daß er ſeine Gläubiger befriedigen kann. Lafitte iſt ehrenvoll gefallen, er hat ſein Vermögen dem Staate aufgeopfert. Er hat es immer geſagt, er ſetze allen ſeinen Reichthum daran die Bourbons zu ſtürzen, und er hat es gethan. Durch eine großmüthige Neigung ohnedies getrieben, leiſtete Lafitte aus Politik Jedem Hülfe, der ihn um Beiſtand anſprach. Er wollte ſich dadurch Anhänger erwerben, um ſie zu Feinden der Bourbons zu machen. Wer in Frankreich irgend ein Gewerbe, einen Handel, eine Fabrik unternehmen wollte, benutzte Lafitte's Capitalien. Durch die Revolution wurden alle jene Schuldner unfähig zu bezahlen, und ſo iſt Lafitte zu Grunde gegangen. Rothſchild aber wird beſtehen bis an den jüngſten Tag — der Könige. Welch ein Ultimo! Wie wird das krachen!

— Ich habe meine theatraliſche Laufbahn angetreten, nämlich mein Laufen in die Theater. Die Beine ſind mir noch ſteif davon. Erſt wird man müde vom Gehen, dann wird man müde vom Stehen, dann wird man müde vom Sitzen. Aber einſchlafen thut man doch nicht. Es iſt eben die liebe Natur, die man nimmt, wie ſie ſich gibt; von der Kunſt aber verlangt man mit Recht, ſie ſolle ſchön und gefällig ſein. Ein lebendiger Eſel iſt mir lieber als ein todter Löwe, eine gebratene Kartoffel lieber als eine unreiſe Ananas, ein munterer Taugenichts lieber als ein ſchläfriger Hofrath — und was ich Ihnen ſonſt noch ſagen könnte, um zu entſchuldigen, daß mir das Pariſer Theater beſſer gefällt als das Berliner, worüber ſich Herr von Raumer, wie ich hoffe, ärgern wird, wenn er es erfährt. Aber gottloſes Zeug; gräulich gottlos! Und wenn man ins Theater kommt mit Jehova, Chriſtus und Mahomet, und mit dem ganzen Olymp, und mit allen Heiligen im Herzen: gehet man hinaus, iſt keiner mehr da, Alle weggelacht, und ich glaube, die Gottheiten und Götter, ſie lachen im Stillen ſelbſt mit. Sie wiſſen, wie ich über Religion geſinnt bin. Ich denke: wer ſo unglücklich iſt an keinen Gott zu glauben, iſt nicht ganz unglücklich, ſo lange er noch an den Teufel glaubt, und wer an keinen Teufel glaubt, wäre noch unglücklicher, wenn er an keine Pfaffen glaubte. Nur glauben! Was iſt ſelbſt der glücklichſte Menſch ohne Glauben? Eine ſchöne Blume in einem Glaſe Waſſer, ohne Wurzel und ohne Dauer. Aber was geht mich der Unglaube der Andern an? Ich lache und denke: ich habe meinen Gott, ſehet zu, wie ihr ohne ihn fertig werdet, das iſt euere Sache. Ich habe nie begreifen können, wie gläubige Menſchen ſo unduldſam ſein mögen gegen ungläubige. Es iſt auch nur Adel- und Prieſterſtolz. Die Frommen ſehen den Himmel für einen Hof an, und blicken mit Verachtung auf alle diejenigen herab, die nicht hoffähig ſind wie ſie. Darum erquickt es mich, wenn in den neuen franzöſiſchen Volks-Souverainen und zenſurfreien Theaterſtücken die Geiſtlichkeit, die ſchwarze Gensdarmerie und geheime Polizei der Fürſten, ſo geneckt und gehudelt wird. Es iſt eine Schadenfreude, daß man jauchzen möchte. Und was thut man ihnen denn? Sie werden nicht gemartert, nicht verbannt, nicht eingekerkert, nicht verflucht, durch keinen Höllenſpuk geängſtigt; man nimmt ihnen keine Zehenten ab, man macht ſie nicht dumm; man lacht ſie nur aus. Wahrlich die Rache für tauſend Jahr erlittener Qual iſt mild genug! Es iſt aber auch eine Lebensfreudigkeit, eine friſch quellende Natur in den Pariſer Schauſpielern, ſo oft ſie Geiſtliche vorſtellen, daß man deutlich wahrnimmt, wie ihnen alles aus der Bruſt kommt, und wie ſie gar nicht ſpielen, ſondern wie das Herz mit ihnen ſelbſt ſpielt. Die

Tartüff-Natur können ſie auswendig wie das Einmal-Eins. Die Pfaffenheuchelei in ihren feinſten Zügen zeichnen ſie mit geſchloſſenen Augen. Und doch muß ich zu ihrem Ruhme ſagen, daß ſie keine Bosheit in die Rolle bringen. Sie betragen ſich als großmüthige Sieger, entwaffnen den Feind, thun ihm aber nichts weiter zu Leide.

— Im Theatre de l'Ambigue habe ich drei Stücke geſehen, die mich auf dieſe Gedanken gebracht. Das erſte heißt la papesse Jeanne. Der Titel allein macht ſchon ſatt. Jahrhunderte lang glaubte die Welt, es wäre einmal eine Frau Papſt geweſen, und das Geheimniß ſei erſt entdeckt worden, als der heilige Vater in die Wochen gekommen. Das iſt die berühmte Päpſtin Johanna. Neue Hiſtoriker haben die alte Geſchichte für ein Mährchen erklärt. Aber was ändert das? Die Hauptſache bleibt immer wahr. Man hatte eine ſolche Vorſtellung von der Verdorbenheit der päpſtlichen Kirche, daß man das Mögliche für wirklich hielt. Dieſe Päpſtin tritt im Vaudeville auf. Anfänglich iſt ſie erſt Cardinal. Eine lange prächtige Frauensperſon in Weiberkleidern, iſt allein mit ihrem Kammermädchen, und lachen die Beide, und machen ſich luſtig über die Cardinalität unter der Haube und unter der rothen Mütze, daß die Wände zittern. Die Cardinalin Jeanne erzählt ihre frühere Geſchichte. Sie war mit einem Kreuzfahrer als deſſen Ehefrau in den heiligen Krieg gezogen. Dort verlor ſie im Gedränge ihren Mann, und wurde als leichte Waare von einem Paſcha, von einem Kreuzritter dem andern zugeworfen. Sie kam als Mann verkleidet nach Rom, trat in den geiſtlichen Orden, und als ſie es durch pfäffiſche Geſchmeidigkeit ſo weit gebracht, daß ſie nichts mehr roth machen konnte, als der Purpur, bekam ſie ihn. Die Cardinälin geht in's Seitenzimmer, ſich als Mann umzukleiden. Unterdeſſen tritt ein alter Cardinal herein, tändelt mit dem Kammermädchen und macht ihm Liebeserklärungen. Jeanne erſcheint im rothen Ornate. Wechſelſeitige Heuchelei und chriſtliche Bruderliebe der beiden Cardinäle. Der männliche Cardinal geht fort, und dem weiblichen wird ein Kreuzfahrer gemeldet, der aus dem gelobten Lande kömmt. Ein gemeiner Reiter tritt herein, ein geharniſchter Lümmel, ſieht dem Cardinal ins Geſicht, und ſchreit: meine Frau! meine Frau Cardinal! Der Kerl möchte ſich todt lachen. Die erſchrockene Johanna bittet um Gottes willen, ſie nicht zu verrathen. Er gelobt Verſchwiegenheit für vieles Geld und vielen Wein. Er bekömmt beides, und betrinkt ſich. In dieſem Zuſtande vergißt er ſein Wort, und ruft in einem fort: meine Frau

Cardinal! und lacht unbändig. In dieſer Lage der Dinge kommen ſämmtliche Cardinäle herein, um Johanna in das Conclave abzuholen, wo ein neuer Papſt gewählt werden ſoll. Sie hören die wunderlichen Reden des Soldaten, werden argwöhniſch, und dringen in ihn, zu erklären, wer von ihnen eine Frau und ſeine Ehehälfte wäre. Der Soldat bekommt einen verſtohlenen Wink von Johanna, den er verſteht. Er ſtürzt mit ausgebreiteten Armen auf den älteſten und garſtigſten Cardinal los, fällt ihm um den Hals, küßt ihn und ſchreit: „Du biſt meine Frau! Kennſt Du mich nicht mehr, liebe Sophie?“ Die andern Cardinäle ſtellen ſich, als glaubten ſie das, denn gerade derjenige von ihnen, den ſich der Reiter zur Frau gewählt, hat die meiſte Ausſicht, Papſt zu werden, und ſie möchten ihn beſeitigen. Sie ſperren den Verräther ein, und eilen in das Conclave, wo Johanna zum Papſt gewählt wird. Der heilige Vater und die Cardinäle ſingen die ſchönſten und erbaulichſten Lieder, der Kreuz-Soldat wird zum Hauptmann der päpſtlichen Leibwache ernannt, und die Geſchichte iſt aus. Nutzanwendung: Wer den Schaden hat, braucht nicht für den Spott zu ſorgen.

Das zweite Stück war Joachim Mürat, König von Neapel, eine Biographie mit Muſik und

Dekorationen. Die dramatiſche Kunſt, wenn hier je nach ſo etwas gefragt werden darf, hatte dabei nicht die geringſte Arbeit; man brauchte blos die Erinnerung auszuſtopfen, und Mürat ſtand da, wie er lebte. Er war ein ſchöner Mann, hatte den Anſtand eines guten Schauſpielers, liebte den Putz, und war tapfer wie ein edler Ritter. Dabei ein vortrefflicher Fürſt, der ſein Land gut regierte und es glücklich gemacht hätte, hätten es die Pfaffen und der heilige Januarius zugegeben. Auf der Bühne geht ſein Leben mit ſolcher Schnelligkeit an uns vorüber, daß uns ſchwindelt. Im erſten Akte iſt er Zögling in einer geiſtlichen Schule, im zweiten Huſar, im dritten König, im vierten wird er todt geſchoſſen. Aber wie todt geſchoſſen! Das Kriegsgericht des dummen Ferdinand von Neapel, ein Banditen-Gericht mit Floskeln, verurtheilt Mürat. Er ſtellt ſich vor die Soldaten, kommandirt Feuer und ſtürzt hin. Das geſchieht wie die wahre Geſchichte im Zimmer. Man wagte es nicht im Freien, Gott ſollte es nicht ſehen. Es iſt entſetzlich! Die Pariſer Melodramen-Dichter ſind wahre Kannibalen, Menſchenfreſſer, ſie reißen Einem das Herz aus dem Leibe. Das Ohr kann nicht gerührt werden von ſolchem dummen Zeug; aber die Augen müſſen doch weinen, wenn ſie offen ſind. Luſtig iſt der erſte Akt, wo

Mürat im Seminarium als junger Abbé auftritt. Ganz ſchwarz unter lauter ſchwarzen Kameraden, blickt Mürats roſenrothes lebensvolles Geſicht aus der dunkeln Kleidung gar angenehm hervor. Himmel! was werden da für Streiche geſpielt, von den alten und von den jungen Geiſtlichen, von den heimlichen und von den öffentlichen Taugenichtſen! Man könnte zehn Chriſtenthümer damit zu Grunde richten. Wir ſahen auch die Prozeſſion des heiligen Januarius in Neapel. Als die Franzoſen Neapel eroberten, wurde von ihnen die Statue des heiligen Januarius, der Schutzgott des Volkes, in das Meer geſtürzt. Mürat ließ ſie ſpäter wieder herausfiſchen, aber die Naſe fehlte. Darüber war das Volk troſtlos; der Erzbiſchof war einverſtanden mit König Mürat. Als nun der heilige Januarius ohne Naſe auf dem Markte aufgeſtellt war, ſtürzten Fiſcher herbei und berichteten mit unbeſchreiblichem Entzücken, ſie hätten ſo eben die Naſe auf dem Boden des Meeres wiedergefunden. Sie wird dem heiligen Januarius anprobirt, und ſie paßt vollkommen und bleibt ſitzen. Der Erzbiſchof ſchreit: Mirakel! und das Volk: es lebe Joachim! Dabei erinnerte ich mich, in Flagoletta geleſen zu haben, daß, als die Franzoſen nach Neapel kamen, das Blut des heiligen Januarius zur gehörigen Zeit nicht fließen wollte. Das entſetzte Volk in der Kirche drohte aufrühreriſch zu werden. Da nahte ſich ein franzöſiſcher Offizier unter Lächeln und Bücklingen dem fungirenden Erzbiſchofe, zeigte ihm eine kleine Piſtole in ſeinem Rockärmel, und ſagte ihm freundlich: heiliger Biſchof! haben Sie die Gefälligkeit, das Blut fließen zu machen, ſonſt jage ich Ihnen eine Kugel durch den Kopf. Der Biſchof verſtand den Wink und das Blut floß auf's ſchönſte.

— Die dritte Komödie war: Cotillon III, ou Louis XV chez Madame Dubarry. Es hat mich angenehm überraſcht, in dieſem kleinen artigen Dinge keine betrübte Kritelei der alten Zeit zu finden; man wird das endlich ſatt. Im Gegentheil, alle Perſonen, ſelbſt Ludwig XV. und der alte Erzbiſchof von Paris werden liebenswürdig dargeſtellt. Der Letztere erſcheint bei der Morgentoilette der Dubarry, hilft ihr beim Ankleiden, und kniet nieder, ihr die Schuhe anzuziehen. Er iſt ſehr galant und hofft bald Cardinal zu werden. Den leichten Fächerſchlag mag die katholiſche Geiſtlichkeit hinnehmen; das iſt doch kein grauſames Spießruthenlaufen wie in der papesse Jeanne. Ich glaube Friedrich der Große war es, welcher der Dubarry, als der dritten Maitreſſe Ludwigs XV., den Namen Cotillon III. gegeben. Die erſte Maitreſſe nannte er Cotillon I, die zweite (Frau von Pompadour) Cotillon II. Der Erzbiſchof ſagt in einem Vorzimmer der Dubarry zu einem tugendhaften jungen Secretär: Sous la Duchesse de Chateauroux, Cotillon I, je n'étais qu'abbé; je voulus m'amuser à faire de la morale, on m'envoya dire ma messe. Sous madame de Pompadour, Cotillon II, je fus beaucoup plus indulgeant, on me fit évêque; sous madame Dubarry, Cotillon III, je suis archevêque, et le chapeau de Cardinal n'est suspendu que par un fil au-dessus de ma tête. Vienne un Cotillon IV, et je suis pape.

Drei und vierzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 17. März 1831.

Heute ſind es ſechs Jahrhunderte, daß ich in Paris bin. Der Kalender, der Pächter, und Alle, welche Hausmiethe zu bezahlen oder zu fordern haben, werden zwar behaupten, es wären erſt ſechs Monate; aber wie iſt das möglich? Hätte ein enges halbes Jahr all die großen Begebenheiten faſſen können? Auch behaupten die Herren Schneider, die Zeit wäre wirklich geplatzt, und ſie kommen alle herbei, ſie mit ihren alten geſtohlenen Lappen wieder zu flicken. Ich wollte, ich hätte eine Krone, ich würde mir einen ſchönen Reiſewagen dafür kaufen, wenn ich ja in Paris einen Narren von Sattler fände, der das für baares Geld nähme. Was fange ich mit meiner Krone an? Soll ich Ihnen eine Kette davon machen laſſen? Aber Sie trügen ſie nicht, denn die Blutflecken ſind nicht heraus zu brennen.

— Geſtern kamen Nachrichten, die Oeſterreicher wären in Bologna und Reggio eingezogen, und hätten dort die ganze Nationalgarde niedergemetzelt — das heißt: alle reichen, vornehmen und edlen Bürger. O und Ach! O und Ach! und wenn Shakeſpeare wieder käme, er könnte nichts Beſſeres ſagen, als O und Ach! Darum will ich es dabei bewenden laſſen.

— — Ich ſah geſtern Ferdinand Cortez in der großen Oper. Das war, nach allen den Mehl- und Fleiſchſpeiſen, welche uns die königliche Akademie der Muſik dieſen ganzen Winter aufgetiſcht, einmal Roſtbeaf mit engliſchem Senf. Auch ſagte mir mein franzöſiſcher Nachbar ſchon vor der Ouvertüre, die Muſik wäre ſehr langweilig. Aber ich fand das gar nicht. Im Gegentheile, ſie gibt uns nur zu viel Beſchäftigung. Der Ausdruck der glühenden Leidenſchaft iſt zu ſtark, zu anhaltend; das brennt uns gerade über den Scheitel, und nirgends ein kühles Plätzchen. Das Haus war ungewöhnlich voll, aber wie mein Nachbar war alle Welt nur gekommen, das nachfolgende Ballet zu ſehen. Ich ballte ſchon zum voraus die Fäuſte, denn ein Ballet bringt mich immer in den heftigſten Zorn, in einen wahren Bierhaus-Zorn. Ich möchte den Tänzern und Tänzerinnen Arm und Beine entzwei ſchlagen, wenn ſie wie toll unter einander ſpringen, und man recht deutlich wahrnimmt, wie keiner weiß, was er fühlt, was er denkt, was er thut, wo er hin will; wenn ſie ſich auf ein Bein ſtellen, das andere in die Luft kreuzend, und ſo einen Wegweiſer bilden; wenn ſie ſich wie gepeitſchte Kreiſel drehen, und mit ihren Füßen lächerliche Triller ſchlagen — dann verliert man alle Geduld. Darauf war ich vorbereitet, und wurde angenehm überraſcht. Das Ballet war wunderſchön. Es ſind Gedanken, Gefühle und Handlungen darin, wie ſie ſich für dieſe zarte Kunſt ſchicken. Ich meine, man ſollte nichts anderes tanzen, als was man auf der Flöte ſpielen darf. Donnerwetter in den Beinen, Huſarentänze, Trompetenſprünge — das iſt gar zu lächerlich. Man gab Flore et Zéphire, ballet anacréontique. Dieſes Beiwort, und daß die Compoſition gefällig war, ſcheint mir zu beweiſen, daß es ein altes Ballet iſt, aus der ſchönen Zeit vor der Sündfluth. Seit der Revolution iſt in Frankreich die Tanzkunſt ſehr in Verfall gekommen, und ich kann mir das erklären. Früher war das geſellige Leben in Frankreich ſelbſt ein beſtändiges Tanzen. Jede körperliche Bewegung war abgemeſſen, anſtändig, würdig und geſchmackvoll, nach dem Geſchmacke der Zeit. So fand die Tanzkunſt, die ein ferneres Ziel hat als die Tanznatur, ehe ſie ihre

Laufbahn begann, den halben Weg ſchon zurückgelegt. Jetzt aber iſt das ganz anders. Da alle Stände gleich ſind, in der öffentlichen Achtung wie vor dem Geſetze, bemüht ſich Keiner mehr, durch ein feines Aeußere zu zeigen, daß er einem höhern Stande angehört. Man ſucht den Weibern nicht mehr zu gefallen, und mit der Zärtlichkeit ging bei den Männern auch alles Zarte verloren. Es iſt unglaublich, mit welcher Unritterlichkeit hier die Frauenzimmer von dem männlichen Geſchlechte behandelt werden. Wenn nicht eine zufällige perſönliche Neigung ſtattfindet, auf das Geſchlecht als ſolches wird gar keine Rückſicht genommen. Die jungen Leute treten mit weniger Umſtänden in eine Geſellſchaft als in ein Kaffeehaus ein; kaum daß ſie ſich verneigen, viel, wenn ſie grüßen. Haben ſie mit der Frau vom Hauſe einige unhörbare Worte gewechſelt, oder ihr eine Minute lang zugelächelt, iſt ihre Galanterie erſchöpft. Das iſt ſehr bequem, aber das Ballet muß dabei zu Grunde gehen. Das Tanzen auf den Bällen müßten Sie ſehen. Es iſt gar kein Tanzen, es iſt nicht einmal rechtes Gehen. Vier Paare ſtellen ſich einander gegenüber, reichen ſich verdrießlich, und ohne ſich dabei anzuſehen, die Hände, und ſchleichen ſo matt auf ihren Beinen herum, als wären ſie erſt einen Tag vorher von der Cholera morbus aufgeſtanden. An angenehme Touren, an Pas iſt nicht zu denken. Ich kann Sie verſichern, daß ich mit meinen alten Pas vom Langernhaus aus der Gellnhäuſer Gaſſe in Paris Aufſehen machen würde. Zu ſpät fiel mir ein, wie dumm ich geweſen, daß ich auf dem großen Opernball, wo ich von der Hitze und dem Gedränge ſo vieles auszuſtehen hatte, nicht getanzt. Man hätte mir, wie jedem Tänzer Platz gemacht, und ich hätte mich ausruhen können, vom Gehen und vom Nichttanzen. Auch habe ich mir feſt vorgenommen, wenn ich hier wieder in ein ſolches Ballgedränge komme, mich in eine Quadrille zu flüchten, und dort das Glück der Ruhe zu genießen. Nicht zu vergeſſen, ich habe hier noch kein Frauenzimmer einen Knix machen ſehen. O Zeiten! O Sitten! O ihr ſchönen Tage des Menuets! O Veſtris! . . . O verdammte Preßfreiheit!

Wieder auf das Ballet zu kommen. Es treten darin alle Götter des Olymps auf. Bacchus, Flora, Zephyr, Venus, Amor, Hymen und auch einige bürgerliche Gottheiten, die Unſchuld, die Schamhaftigkeit. Ach! ich ſchäme mich's zu ſagen, meine ganze Mythologie habe ich vergeſſen. Ich bin ſehr alt geworden. In meiner Jugend kannte ich alle Götter und Göttinnen, ſo gut als ich meine Onkels und Tanten kannte. Ich wußte deren Namen, deren

Würden und deren Aemter, deren Wohnungen, wußte wie ſie gekleidet waren, und kannte deren ganze Lebensgeſchichte. Jetzt, nichts mehr. Zephyr, weil er Flügel auf dem Rücken trug, ſah ich für Amor an. Zwar fiel mir etwas auf, daß er ein ſo langer Menſch war; aber ich dachte: ich habe Amor ſeit zwanzig Jahren nicht geſehen, und er kann wohl unterdeſſen gewachſen ſein. Daß Hymen, Bacchus, Venus mittanzen, ſah ich aus dem Programm; aber ich konnte ſie nicht von einander unterſcheiden. Die beiden Hauptrollen, Flora und Zephyr, waren vortrefflich beſetzt, und weit davon entfernt, meinen ausgeſprochenen Tadel zu verdienen. Beſonders Flora entzückte mich. Eine bezaubernde Grazie, und eine Mäßigung in allen Bewegungen, bei ſo großer Beweglichkeit, die ich noch bei keiner Tänzerin gepaart gefunden. Sie umgaukelte ſich ſelbſt, und war zugleich Blume und Schmetterling. Sie bewegte ſich eigentlich gar nicht; ſie erhob ſich nicht, ſenkte ſich nicht; ſie wurde hinauf und herab gezogen, Luft und Erde ſtritten ſich um ihren Beſitz. „Wer iſt dieſe Tänzerin?“ — fragte ich meinen Nachbar in der Loge, einen Mann von funfzig Jahren, der ſehr vornehm ausſah. Er ſah mich mit Augen an — aber mit Augen — und antwortete nach einigen Athemzügen: mais . . . c'est mademoiselle Taglioni!

Hätte ich den Mann zwanzig Jahre früher bei einer Parade auf dem Marsfelde gefragt: wer iſt der kleine Mann dort zu Pferde, im grauen Ueberrocke und mit dem kleinen Hute? . . . mit nicht größern Augen hätte er mich anſehen, nicht mit größerer Verwunderung hätte er mir erwidern können: mais . . . c'est Napoléon! Ganz recht hat der Herr, wenn er nur Geld genug hat. Kurz, das Ballet machte mir Freude. Aber zuletzt ward mir das Ding doch zu ſüß, und da warf ich ſpaniſchen Pfeffer hinein. Unter dem Tändeln, Koſen und Tanzen der olympiſchen Götter dachte ich an die polniſchen Senſenmänner, welche die Köpfe der Ruſſen wie Schnitter das Getreide mähen. Gräßlich! zu gräßlich! Warum denken Sie immer an die Polen, warum trauern Sie nur für ſie? Sind die Ruſſen nicht beweinenswerther? Die Polen ſterben den ſchönen Heldentod, oder ſie leben für die Freiheit. Der Ruſſe, zwiſchen grauſame Senſe und ſchimpfliche Knute geſtellt, kämpft nur für eigne Sklaverei, unterliegt wie ein Schlachtvieh, oder ſiegt wie ein Metzgerhund, für ſeinen Herrn. Die Menſchen, zu Völkern vereinigt, ſind dümmer, geduldiger als die Steine. Jeder Stein rächt ſich, wenn ihn Einer zu hart berührt, und verſetzt ſeinem Beleidiger blutige Beulen; ein Volk aber, eine Alpenkette, läßt ſchimpflich mit ſich kegeln, und hat es die Kegel erreicht und umgeworfen, läßt es ſich geduldig in die hölzerne Rinne legen, und eilt ſehr, herabzurollen zu ſeinem Spielherrn, und läßt ſich von neuem kegeln. Es iſt zum Raſendwerden!

Ich will nicht verſäumen, Ihnen eine Stelle aus einem Briefe aus Warſchau mitzutheilen, den geſtern ein hieſiges Blatt enthielt. „Der öffentliche „Geiſt in Warſchau iſt herrlich; doch gibt es Menſchen, die das Wohl ihres Kramladens dem des „Vaterlandes vorziehen. Das darf Sie aber nicht „in Verwunderung ſetzen, denn auf 140,000 Einwohner unſerer Hauptſtadt kommen 30,000 Juden „und 10,000 Deutſche. *Dieſe Letztern verſtehen gar nicht, was das heißt, Vaterland, weil ſie vielleicht nirgends eines „haben.* Sie kommen zu Tauſenden nach Polen, „zehren von deſſen Brode, und verlaſſen es, wenn „ſie ſich bereichert haben. *Aber es hat keine „Gefahr mit ihnen; es ſind größtentheils „Leute von ſchwachem aber ehrſamem Charakter, und man braucht ſie nur ſtarr anzublicken, um ihrer Treue verſichert zu „ſein. . . . Was die jüdiſche Bevölkerung „betrifft, früher ſo ſchlecht, hat ſie ſeit „dem 29. November ſehr große Fort-*

„ſchritte im Guten gemacht. Der Geiſt der „Verbrüderung fängt an, ſie mit den wah„ren Polen zu vereinigen, und ich kann „Sie verſichern, daß, wenn die Vorſehung „unſere Waffen ſegnet, in einem Jahre „alle unſere Juden in Polen umgewandelt „ſein werden.“ Iſt das nicht merkwürdig? Was, die ſchlechten, verachteten und die verächtlichen Juden, hinabgeknechtet ſeit zweitauſend Jahren, brauchen nur ein einziges Jahr, um zum herrlichſten Volke der Erde, um Polen zu werden; nur ein einziges Jahr, um die Freiheit zu verdienen, um zu erkämpfen, und ſich ein Vaterland zu erwerben — und die ſo ſtolzen, herriſchen Deutſchen, welche prahlen, die Freiheit ſei ihre Wiege geweſen, die auf die Juden mit ſolcher Verachtung herabblicken, haben noch und wollen kein Vaterland, haben noch und wollen keine Freiheit! Ich habe es ja immer geſagt, und wie ich glaube, auch drucken laſſen: Türken, Spanier, Juden, ſind der Freiheit viel näher als der Deutſche. Sie ſind Sklaven, ſie werden einmal ihre Ketten brechen, und dann ſind ſie frei. Der Deutſche aber iſt Bedienter, er könnte frei ſein, aber er will es nicht; man könnte ihm ſagen: ſcheer dich zum Teufel und ſei ein freier Mann! — er bliebe und würde ſagen: Brod iſt die Hauptſache. Und will ſeine Treue ja einmal wanken, man braucht ihn nur ſtarr anzuſehen, und er rührt ſich nicht! Ich habe mir vor Vergnügen die Hände gerieben, als ich das im polniſchen Briefe geleſen. Dahin müßte es noch kommen, dieſe erhabene Lächerlichkeit fehlte noch der deutſchen Geſchichte, daß einmal Juden ſich an die Spitze des deutſchen Volkes ſtellen, wenn es für ſeine Befreiung kämpft! . . Aber kennen Sie auch die neue Dresdner Conſtitution? Das Meißner Porzellan iſt eine Mauer dagegen. Geleſen habe ich ſie noch nicht, man erzählte mir nur etwas davon. Das Wenige machte mich ſchon luſtig, und ich ſang den Vogelſänger, bis ich zu fluchen anfing. Stets luſtig, heiſa hopſaſa . . . hol euch der Teufel! — —

Freitag, den 18. März.

Geſtern war nach langer Zeit der Z. einmal wieder bei mir, blieb aber nicht lange. Ich hörte etwas von ihm, was euch in Frankfurt gar nicht gleichgültig ſein kann. Ich erinnere mich nicht, ob ich es Ihnen ſchon früher mitgetheilt, daß mir während meines Hierſeins Aeußerungen von franzöſiſchen Offizieren hinterbracht worden: daß, wenn ſie der

Krieg einmal wieder nach Frankfurt brächte, ſie ſich für die Mißhandlungen, die ſie dort bei ihrem Rückzuge 1814 hätten erleiden müſſen, fürchterlich rächen wollten. Nun erzählte mir Z., er habe einen Tag vorher mit einem General gegeſſen, der habe das Nämliche geäußert und hinzugefügt, er habe dem Kriegsminiſter Marſchall Soult ſchon den Vorſchlag gemacht, Frankfurt hundert Millionen Contribution bezahlen zu laſſen. Erzählen Sie das aber nicht weiter, ehe Sie meine Stadt-Obligationen verkauft haben. Aber wie flink die Herren Franzoſen ſind, mögen ſie nur kommen, wir ſind noch flinker im Gehorchen als ſie im Befehlen. Wollte ich doch darauf wetten, daß der Zenſor ſchon längſt die ſtille Weiſung bekommen, ja kein hartes Wörtchen gegen die neuen Franzoſen durchgehen zu laſſen.

— Merkwürdige Dinge ſollen ja in Frankfurt wegen der Juden vorgehen. Iſt es wahr, daß die Wittwer und Wittwen ſollen heirathen dürfen, ſo oft und ſobald ſie Luſt haben? Iſt es wahr, daß Juden und Chriſten ſollen Ehen unter einander ſchließen dürfen, ohne weitere Ceremonien? Iſt es wahr, daß der Senat dem geſetzgebenden Körper den Vorſchlag gemacht, die Juden den chriſtlichen Bürgern ganz gleich zu ſtellen, und daß von 90 Mitgliedern nur 60 dagegen geſtimmt? Das wäre ja für unſere Zeit eine ganz unvergleichliche Staats-Corporation, die unter 90 Mitgliedern nur 60 Dumme zählte. Ein ganzes Drittheil des geſetzgebenden Körpers hat dem Geiſte der Zeit unterlegen; das iſt ja ärger als die Cholera morbus — werden die alten Staatsmänner jammern!

— Haben Sie etwas davon geleſen oder gehört, daß Herr von Rotteck, badiſcher Profeſſor in Freiburg und Mitglied der Stände-Verſammlung, arretirt worden ſei, als in der hannövriſchen Revolution verwickelt? Das wäre ſehr merkwürdig. Zwar hat ſich Rotteck immer als liberaler Schriftſteller und Deputirter gezeigt; indeſſen hat er die den deutſchen Gelehrten eigene Mäßigung nie überſchritten. Hat er ſich aber wirklich in eine Verſchwörung eingelaſſen, ſo würde das beweiſen, daß es bei uns Leute gibt, die leiſe ſprechen, aber im Stillen kräftig handeln, und dann ließe ſich etwas hoffen.

Die Lage der Dinge hier iſt jetzt ſo, daß ich jeden Tag, ja jede Stunde den Ausbruch einer Revolution erwarte. Nicht vier Wochen kann das ſo fortdauern, und der Rauch der Empörung wird hinter meinem Reiſewagen herziehen. Die Verblendung des Miniſteriums und der Majorität der Kammer iſt ſo unerklärlich, daß ohne ſträflichen Argwohn, bei einigen der lenkenden Mitglieder Verrätherei anzunehmen iſt. Der Eigenſinn des Königs iſt nicht zu erſchüttern, ſeine Schwäche nicht aufzurichten. Er wird nicht Frankreich zu Grunde richten, denn das hilft ſich ſelbſt heraus; aber er ſpielt um ſeine Krone; der einzige Mann im Miniſterium, der Einſicht mit Energie verbindet, iſt der Marſchall Soult: aber ich für mich traue ihm nicht. Die Zeit iſt ſo, daß es einem Kriegsmanne wohl einfallen darf, den zweiten Napoleon zu ſpielen, und Soult mag daher die Regierung gerne auf falſchem Wege ſehen, damit Frankreich in eine Lage komme, in der es eines Diktators nicht entbehren kann. Dem Willen und der Kraft der Regierung mißtrauend, bilden ſich jetzt überall Aſſociationen der angeſehenſten Bürger, um durch vereinte Kräfte die alte Dynaſtie und den Feind vom Lande abzuhalten. Das kann dem Könige gefährlich werden. Wenn nicht bald ein Krieg die Krankheit nach außen wirft, iſt Louis Philipp verloren.

Samſtag, den 19. März.

Man fängt jetzt in den franzöſiſchen Provinzen an, denjenigen Theil der Nationalgarde, der keine Flinten hat, nach Art der Polen mit Senſen zu bewaffnen. Ich halte das für ſehr wichtig, es iſt ein großer Fortſchritt, den die Kriegskunſt der Freiheit macht. Die Senſe iſt dem Bauer eine gewohnte, dem Soldaten eine ungewohnte und darum ſchreckbare Waffe, und nimmt dieſem den Muth, den er jenem gibt. Die Senſe wird dem Lande werden, was den Städten die Pflaſterſteine ſind.

Caſimir Perrier hat geſtern in der Kammer als Miniſter debütirt. Seine Anhänger und Claqueurs haben voraus gejubelt, er werde die Revolution mit Haut und Haar verſchlingen. Aber ſo beſtialiſch iſt es nicht geworden. Die Miniſter ſprachen einer nach dem andern vom Frieden, aber der trockne Frieden blieb ihnen im Halſe ſtecken, und wir wiſſen heute nicht mehr, als wir vor acht Tagen wußten. Die Renten hüpfen umher wie geſtutzte Vögel; ſie wollten fliegen, aber es ging nicht, ſie mußten auf der Erde bleiben. Es iſt ganz ſchön, daß die Tortur abgeſchafft worden, aber für eine Art Spitzbuben hätte man ſie beibehalten ſollen — für die hartmäuligen Diplomaten, die Wahrheit von ihnen heraus zu preſſen. Aber wer weiß! ſie würden vielleicht ſelbſt auf der Folter die Wahrheit nicht ſagen. Die Lüge iſt ihre Religion; für ſie dulden und ſterben ſie. — Alſo in Frankfurt iſt man mit dem faulen Treiben hier auch nicht zufrieden? Was iſt zu thun? Die vielen Menſchen, welche durch die letzte Revolution ihren Ehrgeiz und ihre Habſucht befriedigt, wollen Ruhe und Frieden haben. „Ruhe und Frieden! ich glaub's wohl! den wünſcht jeder Raubvogel, die Beute nach Bequemlichkeit zu verzehren" — läßt Goethe ſeinen Götz von Berlichingen ſagen.

Wir haben jetzt ſchon den ſchönſten Frühling hier. Alles iſt grün und die Spaziergänge ſind bedeckt mit Menſchen. In den Tuilerien und in den Champs Elyſees war es geſtern zum Entzücken. Es iſt hier überall ſo viel Raum, daß die Natur nirgends den Menſchen verdrängt. Bäume und Spaziergänger finden alle Platz und hindern ſich nicht. Unſere Frankfurter Promenade, ſo ſchön ſie iſt, hat doch etwas Kleinſtädtiſches.

Vier und vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 20. März 1831.

Ich habe Lord Byrons Denkwürdigkeiten von Thomas Moore zu leſen angefangen. Das iſt Glühwein für einen armen deutſchen Reiſenden, der auf der Lebensnacht-Station zwiſchen Treuenbriezen und Kroppenſtädt im ſchlechtverwahrten Poſtwagen ganz jämmerlich friert. Er aber war ein reicher und vornehmer Herr; ihn trugen die weichſten Stahlfedern der Phantaſie ohne Stoß über alle holperigen Wege und er trank Johannisberger des Lebens den ganzen Tag. Es iſt krank darüber zu werden vor Neid. Wie ein Komet, der ſich keiner bürgerlichen Ordnung der Sterne unterwirſt, zog Byron wild und frei durch die Welt, kam ohne Willkommen, ging ohne Abſchied, und wollte lieber einſam ſein, als ein Knecht der Freundſchaft. Nie berührte er die trockene Erde; zwiſchen Sturm und Schiffbruch ſteuerte er muthig hin und der Tod war der erſte Hafen, den er ſah. Wie wurde er umhergeſchleudert; aber welche ſelige Inſel hat er auch entdeckt, wohin ſtiller Wind und der bedächtige Compaß niemals führen! Das iſt die königliche Natur. Was macht den König? Nicht daß er Recht nimmt und gibt — das thut jeder Unterthan auch — König iſt wer ſeinen Launen lebt. Ich muß lachen, wenn die Leute ſagen, Byron wäre nur einige und dreißig Jahre alt geworden; er hat tauſend Jahre gelebt. Und wenn ſie ihn bedauern, daß er ſo melancholiſch geweſen! Iſt es Gott nicht auch? Melancholie iſt die Freudigkeit Gottes. Kann man froh ſein, wenn man liebt? Byron haßte die Menſchen, weil er die Menſchheit, das Leben, weil er die Ewigkeit liebte. Es gibt keine andere Wahl. Der Schmerz iſt das Glück der Seligen. Am meiſten lebt, wer am meiſten leidet. Keiner iſt glücklich, an den Gott nicht denkt, iſt es nicht in Liebe, ſei es in Zorn; nur an ihn denkt. Ich gäbe alle Freuden meines ganzen Lebens für ein Jahr von Byrons Schmerzen hin.

Vielleicht fragen Sie mich verwundert, wie ich Lump dazu komme, mich mit Byron zuſammen zu ſtellen? Darauf muß ich Ihnen erzählen, was Sie noch nicht wiſſen. Als Byrons Genius auf ſeiner Reiſe durch das Firmament auf die Erde kam, eine

Nacht dort zu verweilen, ſtieg er zuerſt bei mir ab. Aber das Haus gefiel ihm gar nicht, er eilte ſchnell wieder fort und kehrte in das Hotel Byron ein. Viele Jahre hat mich das geſchmerzt, lange hat es mich betrübt, daß ich ſo wenig geworden, gar nichts erreicht. Aber jetzt iſt es vorüber, ich habe es vergeſſen und lebe zufrieden in meiner Armuth. Mein Unglück iſt, daß ich im Mittelſtande geboren bin, für den ich gar nicht paſſe. Wäre mein Vater Beſitzer von Millionen oder ein Bettler geweſen, wäre ich der Sohn eines vornehmen Mannes oder eines Landſtreichers, hätte ich es gewiß zu etwas gebracht. Der halbe Weg, den Andere durch ihre Geburt voraus hatten, entmuthigte mich; hätten ſie den ganzen Weg voraus gehabt, hätte ich ſie gar nicht geſehen, und ſie eingeholt. So aber bin ich der Perpendikel einer bürgerlichen Stubenuhr geworden, ſchweifte rechts, ſchweifte links aus und mußte immer zur Mitte zurückkehren.

Montag, den 21. März.

Wenn alles das wahr iſt, was man hier ſeit einigen Tagen von den Polen erzählt, ſo geht es ja auf das allerherrlichſte und Sie ſollen, da Sie als Frauenzimmer keinen Jubelwein trinken können, zur

Siegesfeier ein Dutzend Gläſer Gefrornes eſſen. Es wird ſchon warm werden an Ihrem Herzen. Die Ruſſen ſollen im vollen Rückzuge ſein, aufgelöſt wie die kranke alte Sünde. Achtzig Kanonen mußten ſie im Stiche laſſen. Die Erde verſchlingt ſie lebend, die Polen fallen ihnen in Rücken und Lithauen iſt im Aufſtande. Le fameux Diebitsch hat die Ruthe bekommen, — le fameux Diebitsch, wie man hier ſagt — das lautet wunderſchön! Aber wenn!

— Ich kann es Ihnen nicht länger verſchweigen, daß die europäiſchen Angelegenheiten, die ich, wie Sie wiſſen, ſo gut auswendig kannte als das Ein mal Eins, anfangen mir über den Kopf zu ſteigen. Anfänglich hielt ich ſie unter mir, indem ich mich auf den höchſten Stuhl der Betrachtung ſtellte; aber da ſind ſie mir bald nachgekommen und ich kann jetzt nicht höher. Die deutſchen Regierungen, ſtatt ihren Unterthanen Opium zu geben, geben ihnen Kaffee, daß ſie munter bleiben, und ſtatt ihnen das weichſte Bett zu machen, zupfen ſie ſie an der Naſe, aus Furcht, ſie möchten einſchlafen. In Frankreich iſt es noch toller. Ich weiß ſo wenig mehr was hier getrieben wird, als wäre ich Geſandter. Man wird ganz dumm davon, und wenn das alltägliche diplomatiſche Schmauſen, das ich nicht vertragen kann, nicht wäre, könnte ich im Taxiſchen Palaſt ſo ehrenvoll ſitzen als Einer. Wenn nicht ganz was Beſonderes vorgeht, wenn nicht etwa die franzöſiſchen Miniſter aus Eitelkeit, um zu zeigen daß, ob ſie zwar bürgerliche Emporkömmlinge ſind, die im vorigen Jahre noch ehrliche Leute waren, doch ſpitzbübiſcher ſein können als der älteſte Adel — wenn ſie nicht ganz etwas außerordentlich Feines ſpinnen, aus einem Lothe Wahrheit einen Lügenſchleier von drei Ellen weben — weiß ich nicht, was ich davon denken ſoll. Das Verderben von außen rückt ihnen immer näher, und ſie lachen dazu wie ein Aſtronom zur Erſcheinung eines Kometen. Sie haben das alle ausgerechnet. Im Innern iſt es noch ſchlimmer. Wo Feuer, iſt Rauch; ſie wollen aber lieber kein Feuer als Rauch haben, und wenn es zum Kriege kommt, wenn ſie die Subordination der fremden Völker mit nichts beſiegen könnten, als mit Inſubordination des franzöſiſchen Volkes; wenn ſie die Begeiſterung der Franzoſen brauchen, werden ſie keine Kohle mehr finden, eine Lunte anzuzünden. Die frühern Miniſter, die durch ihre Schwäche vieles verdorben, machten zugleich durch ihre Unthätigkeit vieles wieder gut. Sie ließen die Dinge ihren natürlichen Lauf gehen. Seit Caſimir Perrier aber fangen die Unglückſeligen an thätig zu werden. Marſchall Soult, ſobald er das Kriegsminiſterium antrat, fing an, um fünf Uhr Morgens aufzuſtehen und zu arbeiten, und ſeine Untergebenen arbeiten zu laſſen. Nun, für einen Kriegsminiſter, der gegen den fremden Feind wirkt, iſt das ſchön. Aber ſeit einigen Tagen, wie ich heute mit Entſetzen in der Zeitung las, ſteht der Miniſter des Innern auch ſchon um fünf Uhr auf. Welche unſeligen Folgen wird das haben! Was in allen Staaten die Völker noch gerettet bis jetzt, war die Faulheit ihrer Regenten, die bis neun Uhr im Bette lagen. Sie regierten vier Stunden weniger, und das macht viel aus im Jahre. Wenn die Miniſter ſich angewöhnen, mit der Sonne aufzuſtehen, dann wehe den Unterthanen.

Mittwoch, den 23. März.

Ich war wieder einmal im Theater geweſen. Bin ich nicht ein fleißiger Junge? Im Vaudeville habe ich zwei Stücke geſehen, Madame Dubarry, und le bal d'Ouvriers. Die iſt eine andere Dubarry, als die, von der ich neulich berichtet und die im Ambigu aufgeführt wird. Es iſt ein Luſtſpiel im höheren Style, vom bekannten Ancelot, dem Akademiker. Ancelot's Komödie hat ungemeinen Beifall gefunden, ſie wird ſeit drei Wochen täglich gegeben und das

Haus iſt jedesmal toll und voll. Die Komödie gefiel mir auch, nur durch andere Mittel als ſie den Franzoſen gefällt. Dieſe haben ihre ſchlichte Freude daran, ich aber habe den Humor davon. Dem Stücke, um gut zu ſein, fehlt nichts als deutſches Klima! hier iſt es nur ein Treibhausgewächs. Es kommt erſtaunlich viel Sentimentalität darin vor; aber wenn franzöſiſche Dichter und Schauſpieler Sentimentales darſtellen, machen ſie ein Geſicht dazu, als hätten ſie Leibſchmerzen, und man möchte ihnen ſtatt Thränen Kamillenthee ſchenken. Stellen Sie ſich vor: die Dubarry erinnerte ſich mit Wehmuth ihrer ſchuldloſen Jugendjahre, da ſie noch nicht Maitreſſe des Königs, ſondern Putzmacherin war. Putzmacherin in Paris — das nennt ſie den Stand der Unſchuld! Von dieſer Erinnerung bekommt ſie in mehreren Scenen die heftigſten Anfälle von Tugend-Krämpfen und kein Arzt in ganz Verſailles die Mittel dagegen weiß. Dem guten Ludwig XV. geht es noch ſchlimmer. Er bekommt einen Tugend-Schlag, ſo daß man meint, er wäre todt. Aber er hat eine herrliche Natur und erholt ſich wieder. Der Spaß iſt: in unſern bürgerlichen Schauſpielen von Iffland und Kotzebue tritt ein Dutzend edler Menſchen auf, und unter ihnen ein einziger Schurke, höchſtens mit noch einem Schurkengehülfen. Am Ende wird das Laſter beſchämt und beſiegt und von der Tugend rein ausgeplündert. In der Dubarry aber und in andern ähnlichen Stücken, tritt ein Dutzend Schurken auf und unter ihnen ein tugendhaftes Paar. Und zuletzt wird gar nicht das Laſter beſchämt, ſondern im Gegentheil die Tugend; ja das Laſter kommt noch zu Ehren, indem es ſich großmüthig zeigt und der beſiegten Tugend Leben und Freiheit ſchenkt. Und Dichter wie Zuſchauer merken das gar nicht! In der Dubarry findet ſich eine ſaubere Geſellſchaft zuſammen. Der König, der Herzog von Richelieu, der Herzog von Aiguillon; der Herzog von Lavrillieri; alle Taſchen voll Lettres de cachet, die er ſeinen Freunden bei Hofe präſentirt wie Bonbons; der Kanzler Maupeou, der päpſtliche Nunzius, der Marſchall von Mirepoix und endlich der Schwager der Dubarry, Graf Jean, ſelbſt am Verſailler Hof ein ausgezeichneter Taugenichts. Ich kenne aus unzähligen Memoiren alle dieſe Menſchen ſo genau, als wäre ich mit ihnen umgegangen. Und jetzt kommen die treu nachgeahmten Kleider, Geſichter, Manieren und Gebräuche dazu. Das macht die Vorſtellung ſehr intereſſant. Der Kanzler Maupeou nennt die Dubarry Couſine und zieht ihr bei der Toilette die Pantoffeln an, der päpſtliche Nunzius reicht ihr ſeine heilige Schulter, ſich daran aufzurichten und der Marſchall Richelieu jammert, daß ihm ſein Alter verbiete, an dieſem Kampfe der Galanterie Theil zu nehmen. Aber ein Spitzbube iſt er noch voller Jugendkraft. Er hat ein junges, ſchönes und unſchuldiges Mädchen aufgefangen und ſie nach dem Parc aux cerfs gebracht, mit dem Plane, durch die neue Schönheit die Dubarry zu ſtürzen. Die junge Unſchuld iſt ganz vergnügt, denn ſie meint, ſie wäre in einer Erziehungsanſtalt. Dort wimmelt es von jungen Mädchen, immer eine ſchöner, eine geputzter, eine gefälliger als die andere. Als die junge Unſchuld ankommt, ſingt der Mädchenchor ein Lied nach der Melodie des Brautlieds im Freiſchütz: „wir flechten dir den Jungfernkranz, mit veilchenblauer Seide.“ Iſt das nicht köſtlich? Aber man denke ja nicht, daß das eine Malice vom Dichter oder Muſikdirektor geweſen, keineswegs. Dieſe Melodie wurde ganz zufällig aus bloßer Naivetät gewählt, auch war ich der einzige im ganzen Hauſe, der darüber gelacht. Die Dubarry entdeckt Richelieu's Intrigue und eilt herbei mit ihrem Gefolge; das unſchuldige Mädchen bekommt zu ihrem Schrecken Licht in der Sache und jammert; der Graf Jean Dubarry ſucht ſie in ihren guten Vorſätzen zu beſtärken, und hält ihr im Parc aux cerfs vor allen Hofleuten folgende Tugendpredigt im feierlichen Tone: »Ecoutez jeune fille! nous admirons vos nobles sentimens, gardez-vous d'y renoncer! repoussez loin de vous les séductions, n'écoutez que la voix de la vertu! . . . la vertu! . . . eh c'est une excellente chose! . . . restez dans votre obscurité; vous ne savez pas quel bonheur pur et sans mélange vous attend loin de ces coupables grandeurs empoisonnées par tant de regrets où l'on cherche en vain à ressaisir ce calme de l'âme, cette sérénité . . . (il s'enroue, et se retourne vers la comtesse d'Aiguillon et Maupeou). Ah, ça, aidez-moi donc, vous autres vous me laissez m'enrouer! . . . ne pourriez-vous comme moi prêcher la vertu? Que diable! une fois n'est pas coutume! — Maupeou (à part): l'insolent! . . . Jean (à Cécile): vous m'avez entendu jeune fille, et je me flatte . . . . Cécilie: Oui Monsieur, je les suivrai ces généreux conseils! . . . soyez mon guide! . . . vous êtes vertueux vous. Jean: Merci mon enfant.“ Jetzt denken Sie ſich das vortreffliche Spiel dazu, und Sie haben eine Vorſtellung von der komiſchen Wirkung, welche die Tugend in Verſailles macht.

Was le bal d'ouvriers gibt, zeigt ſchon der Name des Stückes. Sehr unterhaltend! Einer der fröhlichen Tänzer ſagt ſtatt Cholera morbus, Nicolas morbus. Das wird der Polenfreundin gefallen.

Paganini's letztes Concert hat 22,000 Franken eingetragen; heute ſpielt er zum vierten Male. Der nimmt auch ſeine 100,000 Franken von hier mit. Das iſt eine liederliche Welt. Die Taglioni iſt auf vier Wochen nach London engagirt und bekommt dafür 100,000 Franken (Hundert Tauſend). Meinen Sie, daß es für mich zu ſpät ſei, noch tanzen zu lernen? Meine ſämmtlichen Schriften, ſo voller Tugend und Weisheit, werden mich niemals reich machen. Ach könnte ich tanzen! Man erzählt ſich, die Malibran, als die Rede von Paganini geweſen, habe zwar deſſen Spiel gelobt, aber doch geäußert, er ſänge nicht gut auf ſeinem Inſtrument. Als Paganini dieſes Urtheil erfahren, habe er der Malibran den Vorſchlag machen laſſen, ſie wollten beide zuſammen ein Conzert geben und dann werde ſich zeigen, wer beſſer ſänge, ſie oder er. Hätte Homer dieſen edlen Streit erlebt, hätte er nicht von Achill und Hektor, ſondern von Paganini und Malibran geſungen. Und von ſo etwas ſpricht man — ſpreche ich! O Sitten!

Fünf und vierzigſter Brief.

Paris, den 25. März 1831.

Ich werde alle Tage ſchwankender. Soll ich hier bleiben oder nach Deutſchland zurückreiſen? Krieg oder nicht — das Wort Friede ſteht nicht in meinem Wörterbuche — wird ſich jetzt bald entſcheiden. Habe ich ſechs Monate lang, hungrig und mit der größten Ungeduld das Zeug kochen ſehen und jetzt, da alles gar geworden und der Tiſch gedeckt wird, ſoll ich mit leerem Herzen fort? Ich glaube, das wäre dumm. Hier iſt man im Mittelpunkte; Europa hat die Augen auf Paris gerichtet, man ſiehet den Begebenheiten in das Angeſicht und kann in deren Mienen leſen, was ſie etwa verſchweigen möchten. In Deutſchland aber ſtehen wir in dem Rücken der Begebenheiten und wir werden nichts erfahren, als was ſie uns über die Schultern weg zurufen. Und was theilen ſie uns mit? Nur unverſchämte Lügen. Wenn der Krieg ausbricht, wird man den deutſchen Zeitungen, die ohnedies nur unverſtändlich geſtammelt, aus Vorſicht gar die Zunge aus dem Halſe ſchneiden. Es kann kommen, daß der Feind nur eine Stunde von unſeren Thoren ſtehet, und wir erfahren es nicht, bis er uns mit Einquartierungszetteln in die Stube kommt. Die franzöſiſchen Blätter, wenn auch der Krieg die Poſten nicht unterbricht, werden gewiß zurückgehalten werden. Sie können ſich denken, wie mir in ſolcher Dunkelheit zu Muthe ſein wird. Und was haben wir in Deutſchland, für wen auch der Krieg günſtig ausfalle, zu erwarten? Das ſchöne Glück, entweder den Zwerg Diebitſch mit ſeinen Koſacken zu beherbergen, oder franzöſiſche Offiziere, die, kämen ſie auch anfänglich mit den beſten Geſinnungen für Recht und Freiheit zu uns, durch deutſche bürgerliche Feigheit und Kriecherei aufgemuntert, bald in den alten Uebermuth zurückfallen würden. Und der weibiſche Kriegsjammer bei uns! und — *Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht!* und die dumme und tückiſche Polizei! und die Maulkörbe, die man uns in den Hundstagen anlegen wird! Wird man nicht jeden Liberalen, der kein Blech am Halſe trägt, todt ſchlagen? Ich erſticke, wenn ich nur daran denke. Um gehenkt zu werden für die Freiheit, dazu bringt man es doch nicht, dazu ſind unſere Herren zu feig.

Können Sie ſich denn nicht entſchließen hierher zu kommen, aber bald? Ich habe eine kleine Verſchwörung vor, wozu ich Scheere, Zwirn und Nadeln brauche. Packen Sie Ihre Schachteln und kommen Sie. Sie ſollen entſcheiden, wie mir die Uniform ſteht, und fällt die Entſcheidung günſtig aus, trete ich in die Nationalgarde, verſteht ſich, daß ich aus Patriotismus deſertire, ſobald ſich unſere Landsleute nahen. Ich habe neulich beim Spazierenfahren eine Barriere entdeckt, die gar nicht bewacht wird, und durch dieſe kann ich die preußiſche Armee unbemerkt in die Stadt führen. Ich bitte Sie, bedenken Sie ſich nicht lange. Die Künſte des Friedens gehen auch hier im Kriege nicht unter, und wenn am meiſten geweint wird, wird am meiſten gelacht, und die Niederlage der Franzoſen wird in Paris immer noch luſtiger ſein, als in Wien der Sieg der Deutſchen. — Ich fahre in meinem Theaterberichte fort. Aber das Herz blutet mir, wenn ich daran denke, wie ſchön ſich dieſe Berichte im Dresdner Abendblatte ausnehmen würden, und daß ich für den gedruckten Bogen 8 Thaler bekäme, wofür ich zweimal Paganini hören könnte — ich brauchte nur 10 Franken noch darauf zu legen. Und was geben Sie mir dafür? Sie wollen nicht einmal nach Paris kommen, was ich ſo ſehr wünſche. Und wie zärtlich dürfte ich ſchreiben, wenn ich ſtatt Ihnen nach Dresden berichtete! Wiſſen Sie, wie die Correſpondenten des Abendblattes ihre Briefe gewöhnlich anfangen? Sie ſchreiben: Liebe Vespertina! Holdes Vespertinchen! Aber ohne darum den Verſtand zu verlieren. Denn ſobald ſie holdes Vespertinchen geſagt, kehren ſie gleich zu ihrer Proſa zurück und ſchreiben: „Referent will ſich beeilen ....“

Das hieſige Theater zieht mich mehr an als ich erwartete. Von Kunſtgenuß iſt gar keine Rede, es iſt die rohe Natur und man ziehet höchſtens wiſſenſchaftlichen Gewinn. Das Theater iſt eine Fremdenſchule. Alte und neue Geſchichte, Oertlichkeiten, Statiſtik, Sitten und Gebräuche von Paris, werden da gut gelehrt. — Es iſt ein großer Vortheil, da viele Jahre dem Fremden nicht genug ſind, Paris in allen ſeinen Theilen aus eigener Erfahrung kennen zu lernen. Und man kann nicht ſagen, daß durch ſolches Walten auf der Bühne die dramatiſche Kunſt zu Grunde gehe, ſondern umgekehrt: weil die dramatiſche Kunſt untergegangen iſt, bleibt nichts anderes übrig als ſolches Walten, wenn man von dem Capital, das in den Schauſpielhäuſern ſteckt, nicht alle Zinſen verlieren will. Es iſt damit in Deutſchland gar nicht beſſer als in Frankreich; nur iſt man bei uns unbehülflicher, weil man nur ein Handwerk gelernt. Der Franzoſe aber weiß ſich gleich in jede Zeit zu ſchicken. Er iſt Schauſpieler, Pfarrer, Schulmeiſter, Soldat, was am beſten bezahlt wird. Wird ihm ein Weg verſperrt, ſucht er ſich einen andern; gleich einem Regenwurm findet er immer ſeinen Ausweg. Kein Mann von Geiſt könnte jetzt ein Drama dichten, er müßte denn wie Göthe zugleich kein Herz haben; aber Geiſt ohne Herz, das bringt das nämliche Jahrhundert nicht zweimal hervor. Hätte es in der erſten Schöpfungswoche, da noch nichts fertig, oder nach der Sündfluth, da alles zerſtört war, einem vernünftigen Menſchen einfallen können, eine Naturgeſchichte zu ſchreiben? So iſt es mit der dramatiſchen Kunſt. Man kann keinen Menſchen malen, der nicht ſtill hält, der nicht ruhig ſitzt. Aber trotz der verdorbenen und grundloſen dramatiſchen Wege, könnte doch einmal ein Franzoſe in ſeiner Dummheit leichter ein gutes Drama erreichen, als ein Deutſcher in ſeiner Weisheit. Die Leidenſchaft, Geld zu verdienen, und die Gewißheit, es zu verdienen, wenn man eine gute Waare hat, iſt in Paris ſo groß, daß wohl einmal ein anderer Scribe, in verzweifelter Anſtrengung etwas ganz neues hervorzubringen, ein Schauſpiel wie Schillers Wallenſtein dichten könnte. Was vermag die Leidenſchaft nicht! Das Fieber gibt einem Greiſe Jugendſtärke, und einem Dummkopfe ſchöne Phantaſieen. Auch in ſolchen Fällen, wo das hieſige Theater den didaktiſchen Nutzen nicht gewährt, den ich angegeben, wo es ſo wenig Früchte als Blüthe ſchenkt, wo es langweilig iſt auf deutſche Art — auch dann noch hat es ſein eigenes Intereſſe. Man erkennt dabei, wie die Franzoſen gemüthlicher und univerſeller werden; denn bei Völkern, wie bei einzelnen Menſchen, entwickeln ſich mit neuen Tugenden auch neue Fehler. So gab es noch vor vierzig Jahren in Frankfurt gar keine blonde und langweilige Juden, ſie waren alle ſchwarz und witzig; ſeitdem ſie aber in der Bildung fortgeſchritten, findet man nicht weniger Philiſter unter ihnen, als unter den älteſten Chriſten. Ein ſolches deutſch langweiliges Stück habe ich neulich im Théatre des nouveautés geſehen. Es heißt: le charpentier ou vice et pauvreté. Wir haben ein Schauſpiel, das heißt Armuth und Edelſinn, aber ein Franzoſe findet dieſe Partie unpaſſend und er hat vielleicht Recht. Laſter iſt Armuth des Herzens, und wo ſich eine Armuth findet, geſellt ſich die andere bald dazu. Le charpentier iſt ein höchſt merkwürdiges Stück für Paris. In deutſchen Schauſpielen ſpielt zwar die Armuth auch die erſte Liebhaberrolle, aber dort ſind es doch wenigſtens vornehme Leute, die herunter gekommen, oder kommen auch arme Teufel von Geburt vor, ſo ſind es doch vornehme Leute, die ihnen aus der Noth helfen. Hier aber wird alles unter gemeinen Leuten abgemacht. Alle Perſonen im Stücke ſind zuſammen keine tauſend Franken reich. Die Armuth iſt nicht Schickſal, ſondern Stand, Gewohnheit, Beſtimmung. Es gibt nichts komiſcheres. Und ſo etwas führen ſie der prächtigen Börſe gerade gegenüber, in der Nähe des Palais Royal und der italieniſchen Oper auf! Der Held des Drama iſt ein Zimmermann, und nicht einmal Zimmermeiſter, ſondern ein Zimmermanns-Geſell. Er iſt ein träger Menſch, der ſtatt zu arbeiten ſeine Zeit in der Schenke zubringt und dort trinkt und ſpielt. Darüber kommt ſein Hausweſen herunter, und die arme Frau muß viel ausſtehen. Weiter thut der Mann nichts Böſes, außer daß er einmal ſeine Frau prügeln will. Nun findet ſich ein anderer Zimmergeſelle, ein braver Menſch, der ſchenkt dem liederlichen Kameraden, der ſein Schwager iſt, 600 Franken, die er ſich mit ſaurer Mühe erſpart. Davon wird der Taugenichts ſo gerührt, daß er verſpricht, von nun an ein ganz anderer Menſch zu werden. Und das iſt die ganze Geſchichte. Die Scene des erſten Akts iſt ein Zimmerplatz, die des zweiten eine Wachtſtube, der dritte Akt ſpielt in einer Schenke und der vierte in einer Dachkammer. Die Franzoſen, als parvenus in der Gemüthlichkeit, wollen es den alten Herzen nachmachen und zeigen lächerliche Manieren.

Das zweite Stück, das ich am nämlichen Abende geſehen, heißt Quoniam. Herr Quoniam iſt Koch. Ohne allen Geiſt, ohne allen Witz, ohne alles Leben. Marſchall Richelieu, in ſeiner Jugend, verliebte ſich in die Frau eines Koches, und, um ihr nahe zu kommen, trat er als Küchenjunge in den Dienſt des Herrn Quoniam. Das Süjet iſt merkwürdig ſchläfrig behandelt, und nimmt ein tugendhaftes Ende.

Das dritte Stück war le marchand de la rue St. Denis ou le magasin, la mairie et la cour d'assise. Einmal unterhaltend, immer lehrreich. Man erfährt, wie es in einer Seidenhandlung hergeht; auf der Mairie, wo die jungen Leute getraut werden und vor dem Aſſiſen-Hofe, wo ſie noch ſchlechter wegkommen. Mehrere Schauſpieler waren vortrefflich. Von den Regeln der Kunſt ſchienen ſie nicht viel zu wiſſen; es ſind Naturaliſten. Aber jeder Franzoſe hat den Teufel im Leibe, und wenn eine Teufelei darzuſtellen iſt, mißlingt ihnen das nie. Auf der Mairie hat es mir gar zu gut gefallen. Es muß recht angenehm ſein, ſich in Paris bürgerlich trauen zu laſſen. Es iſt wie eine deutſche Doktor-Promotion. Man antwortet, ohne von der Frage viel zu verſtehen, immer mit ja. Der Maire iſt nachſichtig und alles endet ſchnell und gut.

— Das Geſetz, das neulich vorgeſchlagen wurde, Karl X. und ſeine Familie unter ſtrengen Bedingungen auf ewig aus Frankreich zu verbannen, wurde geſtern in der Kammer verhandelt. Nun wurde zwar das Geſetz von der Mehrzahl angenommen, aber ein Drittheil der (heimlich) ſtimmenden, nämlich 122 erklärten ſich dagegen. Das iſt merkwürdig. Von den offenen Anhängern des vertriebenen Königs ſind lange keine 122 mehr in der Deputirten Kammer; denn viele derſelben waren nach der Revolution entweder freiwillig aus der Kammer getreten oder gezwungen, weil ſie den neuen Eid nicht leiſten wollten. Unter jenen Gegnern des Verbannungsdekrets müſſen alſo viele ſein, die mit dem Mund ſich für die neue Regierung erklärt, im Herzen aber der alten anhängen. Sie ſehen alſo wie recht ich hatte, als ich Ihnen neulich ſchrieb: es gehen hier Dinge vor, die ich mir nicht anders erklären kann, als indem ich annehme, daß es Verräther unter den Deputirten gibt. Was der König und ſein Miniſterium bisher

Tadelnswerthes, Beleidigendes für die öffentliche Meinung gethan, dazu wurden ſie doch am meiſten von der Kammer verleitet, die ſich für die Stimme des franzöſiſchen Volkes geltend machte. Der geſtrige Vorfall wird dem König wohl etwas die Augen öffnen.

Sechs und vierzigſter Brief.

Paris, den 26. März 1831.

Chateaubriand hat eine Brochüre für die Legitimität und Heinrich V. herausgegeben. Was das aber hier ſchnell gehet! Geſtern iſt die Schrift von Chateaubriand erſchienen und heute iſt ſchon eine dagegen angezeigt. Chateaubriands Schrift iſt zu gut, und zu ſchön, Ihnen nur Bruchſtücke daraus mitzutheilen; jedes ausgelaſſene Wort dürfte ſich über Zurückſetzung beklagen. Man muß ſie ganz leſen. Es iſt doch ein Zauber in der Sprache des Herzens, daß ſie durch einen einzigen Laut die unzähligen Lügen auch des mächtigſten Talents beſiegen und beſchämen kann! Selbſt die Irrthümer des Herzens — doch es gibt keine Irrthümer des Herzens. Sie ſind es nur, wenn man ſie an dem ſpitzbübiſchen Einmaleins des Krämervolks nachrechnet, das Tugend kauft und verkauft; aber der Himmel hat eine ganz andere

Arithmetik. Chateaubriand nimmt für den Herzog von Bordeaux das Wort und für ſein Recht. Er vertheidigt die kranke und alterſchwache Legitimität. Aber die Legitimität iſt ihm kein Glaubensartikel, den man blind annehmen und ausgeben muß, ſondern nur ein politiſcher Grundſatz. Damit können wir zufrieden ſein. Sobald man nur eine Lehre prüfen, dafür oder dagegen ſprechen darf, mag Jeder, ſo gut er es verſteht, ſeine Lehre geltend zu machen ſuchen. Nun meint Chateaubriand, Frankreich, nach Vertreibung Karl X. und ſeines Sohnes, (und dieſe wünſcht er keineswegs zurück,) hätte beſſer gethan, für ſein Wohl ſich Heinrich V. zum Könige zu geben. Man hätte das königliche Kind für die Freiheit erzogen; man hätte Frankreichs edle Jugend um ſeinen künftigen Herrſcher verſammelt und dann ſtatt des feigen Lispelns jetzt ein ganz anderes Wort mit Frankreichs Feinden ſprechen können. Chateaubriand hat ganz Recht; nur überſieht er den Rechnungsfehler, daß Frankreich keine vier Millionen ehrlicher Leute hat, die ihm gleichen, ſondern höchſtens vier, und daß während der Minderjährigkeit Heinrichs V. alle Leidenſchaften toll gewüthet und das Land zerſtört hätten. Aber von den Fehlern und Schwächen der jetzigen Regierung überſah er keinen. Er wirft unter Donnern Feuerreden aus und wie glühende Aſche regnet ſein Tadel auf ſie herab. Er ſagt nichts neues; tauſend Stimmen haben das ähnliche vor ihm geſagt. Aber die tauſend Stimmen waren tauſend kleine Lichter, die nur vereint hell gemacht; aber Chateaubriands einzige Fackel wirft ſo großen Glanz als jene alle. Er zeigt, wie die Regierung von ihrer Feigheit gepeitſcht, in Todesangſt vor drei Schreckbildern fliehet: „vor einem Kinde, das am Ende „einer langen Reihe von Gräbern ſpielt; vor einem „Jünglinge, dem ſeine Mutter die Vergangenheit, „ſein Vater die Zukunft geſchenkt; und ....“ — ich habe die Brochüre nicht mehr zur Hand, aber das dritte Geſpenſt wird wohl der äußere Feind ſein. Chateaubriand zeigt an, daß er Frankreich verlaſſen werde. Auch ſagt er: nie würde er Heinrich V. willkommen heißen, wenn er auf den Armen eines fremden Heeres zurückgetragen würde, und ſobald ein Krieg entſtände, würden ſeine Pflichten ſich ändern, und er ſich nur erinnern, daß er Franzoſe ſei. Ehrlicher Narr! .... Aber er weiß, daß er ein Narr iſt. Er ſagt: Keinen habe die Reſtauration, die ihm ſo viel zu verdanken, mehr gehaßt als ihn, und er würde unter einer neuen Reſtauration kein beſſeres Schickſal haben. Wer kann ſolchen verführeriſchen Lockungen der Tugend widerſtehen? Auch denke ich ſeit einiger Zeit daran, ein Schuft zu werden; es iſt mir wahrhaftig nicht um den baaren Vortheil zu thun, ſondern nur um meine Gemüthsruhe. Einem Schuft geht es immer nach Wunſche, und er lebt in Frieden mit der Welt. Das bischen Ehrlichkeit, das ſich ihm in heißen Tagen zuweilen auf die Naſe ſetzt, beläſtigt ihn nicht mehr als eine Mücke. Er ſchüttelt ſich und iſt ſie los. Ja, ich will ein Schuft werden. Was halten Sie von meinem Plane?

Paganini's fünftes Conzert hat 24,000 Franken eingetragen. Er hat folgenden Vertrag mit der Theaterdirektion abgeſchloſſen. Er ſpielt Mittwoch und Sonntag. Mittwoch bekommt er drei Viertheile der Einnahme, und Sonntag die ganze, und gibt der Direktion 3000 Franken ab. So läßt ſich berechnen, daß ihm die fünf Conzerte bis jetzt 90,000 Franken eingetragen haben. Von der Taglioni habe ich Ihnen, wie ich glaube, ſchon geſchrieben, daß ſie in London für eine monatliche Miethe ihrer Beine hundert tauſend Franken bekommt. O! ich könnte dieſer liederlichen Welt ohne Barmherzigkeit die Ohren abſchneiden und die Augen ausſtechen!

Sieben und vierzigſter Brief.

Paris, den 31. März 1831.

Polen, Italien, Belgien, Frankreich, Deutſchland, Freiheit, Gleichheit, Einheit, alle dieſe ſchönen Seifenblaſen mit ihren Regenbogenfarben — zerplatzt ſind ſie, der Luftteufel hat ſie geholt! Der öſterreich'ſche Beobachter hat das franzöſiſche Miniſterium gelobt. Ich ſage Ihnen, jetzt iſt es Zeit, ein rothwangiger Schuft zu werden. Oder iſt Ihnen die Gelbſucht lieber? Stände ſie mir beſſer? Sie ſollen für mich wählen. Aber bis Ihre Antwort Entſcheidung bringt, bleibe ich proviſoriſch ein Schuft und rede von nichts als von der lieblichen Taglioni. Ich habe ſie ſeitdem wieder tanzen ſehen. Sie gefiel mir aber weniger als das vorige Mal; ich habe Fehler entdeckt. Ihre ganze Seele iſt in den Füßen, ihr Geſicht iſt todt. Ich hatte das zwar das erſte Mal ſchon bemerkt, aber da ſie damals die Göttin Flora ſpielte, nahm ich ihre Unbeweglichkeit für antike Ruhe, und ich ließ mir das gefallen. In der zweiten Rolle aber trat ſie als Bajadere auf, als liebende, unglückliche, leidenſchaftliche Bajadere, ſie tanzte zwiſchen Luſt und Schmerz; doch ihre Züge und ihre Augen ſchliefen den tiefſten Schlaf. Entweder mein Opernglas war ſehr trübe, oder die holde Taglioni iſt ſehr dumm und verſteht ihre eigenen Füße nicht. Aber kann man zugleich dumm ſein und Grazie haben? Bei der Taglioni iſt es vielleicht möglich. Sie iſt die Schülerin ihres Vaters, des Balletmeiſters, und es mag wohl ſein, daß dieſer dem hoffnungsvollen Töchterchen von den früheſten Kinderjahren an die Grazie eingeprügelt hat, doch mit dem Geiſte ließ ſich das nicht machen. Dieſen kann der Stock wohl ausprügeln, aber nie einprügeln. Es war die Oper Le dieu et la Bajadére, in der ich ſie ſah. Muſik von Auber. Leichte Waare; Roſſini iſt Marmor dagegen. Aber ſchöne Tanzmuſik; das Herz walzt Einem in der Bruſt. Ich war anfänglich ganz verwundert, daß mir die Oper, ob ich ſie zwar zum erſten Male hörte, ſo ſehr bekannt vorkam. Endlich fiel mir ein, daß ich die Muſik von vorn bis hinten dieſen Winter oft in den Vaudevilles-Theatern und auf Bällen gehört hatte, wo man ſie zu leichten Liedern und Tänzen verwendet hatte. Die Poeſie iſt von Scribe. Es iſt die ſchöne Legende: *der Gott und die Bajadere* von Goethe, gehörig *ſcribirt*. Ich habe nur immer meine Freude daran, wie leicht ſich meine guten Franzoſen das Leben machen. Der treue und geldſchwere Deutſche iſt ein Glaubensopfer, ſelbſt der Kunſt, die doch zur Freude geſchaffen iſt. Will er ſchwere Leiden treu malen oder ſingen, ſchleppt er ſelbſt das Kreuz den Berg hinauf, kreuzigt ſich und kopirt dann aus dem Spiegel ſeinen eignen Schmerz. Auber und Scribe haben eine Oper zuſammen verfertigt. Die Hauptrolle iſt eine Bajadere; eine Bajadere muß tanzen, ihrem Stande nach, alſo muß Demoiſelle Taglioni die Hauptrolle haben. Aber die Taglioni kann weder ſingen noch ſprechen, wie kann man ihr in einer Oper die Hauptrolle geben? Warum nicht? Sie tanzt, und ſpricht nicht und ſingt nicht. Aber warum ſpricht ſie nicht? Iſt ſie ſtumm wie das Mädchen von Portici? Nein, ſie iſt nicht ſtumm, aber *ſie verſteht die Sprache des Landes nicht*. Aber wenn ſie die Sprache des Landes nicht verſteht, wie kann ſie ſich mit den Leuten unterhalten? Man ſieht doch, daß ſie auf alle Fragen durch Pantomimen Antwort gibt. Die Sache iſt: die Bajadere *verſteht* wohl die fremde Sprache, aber bis zum

Sprechen hat ſie es darin noch nicht gebracht. Nicht einmal Ja oder Nein kann ſie auf indiſch ſagen. So erklärt eine Geſpielin das ſtumme Räthſel und ſo ſind alle Schwierigkeiten auf das glücklichſte gehoben. Und glauben Sie ja nicht, das ſei leicht geweſen. Es iſt das Ei des Kolumbus und ich verſichere Sie, Schiller und Göthe hätten dieſen Ausweg nicht gefunden. Vive la France! Sterben muß man doch einmal, und darum iſt es vernünftiger, ſingend und trinkend zum Richtplatze zu tanzen, als ſich wie der betrübte Deutſche auf einer Kuhhaut unter Pfaffengeheul dahin ſchleppen zu laſſen.

In dieſer Oper hörte ich Madame Cinti, eine ſehr gute Sängerin, die nach einer langen Krankheit dieſen Winter zum erſten Male wieder auftrat. Sie wurde mit einer Leidenſchaft, mit einer Begeiſterung empfangen, die ich ſehr lächerlich fand und die mich ärgerte. Wie mochte man den Napoleon empfangen haben, wenn er von ſeinen Siegen heimkehrte? Menſchliche Hände ertragen kein ſtärkeres Klatſchen. In ihrer Theaterſucht erſcheinen mir die Franzoſen oft ſehr kindiſch; denn des Lebens ganzen Ernſt wenden und verſchwenden ſie daran. Es iſt ein großes Glück für ſie, ihre Seligkeit und für die ganze Welt, daß Freiheit, Vaterlandsliebe, Heldenmuth, Todesverachtung etwas Theatraliſches haben; denn ich glaube, nur um dieſes Etwas willen lieben und üben die Franzoſen jene Tugenden. Ihre Theaterſucht iſt eine wahre Nervenſchwäche, ſie bekommen Krämpfe, wenn man ſie an dieſem Punkte reizt. Ein weggelaſſenes Lied, eine Rollenverwechſelung, eine Aenderung der angekündigten Stücke erregt einen wüthenden Sturm, der gefährlich ſein muß, weil ſich ſelbſt die Polizei fürchtet, ihn zu beſchwichtigen, oft den ungerechteſten Anmaßungen nachgibt und nie wagt, eine Gewalt zu gebrauchen, vor der ſie ſich doch außer dem Theater nicht ſcheut. Die Franzoſen, ſonſt im geſelligen Leben ſo höflich, zuvorkommend, nachſichtlich und verſöhnlich, ſind im Theater grob, unverſöhnlich und bitter. Wer ſie auch nur im mindeſten, auch ohne Vorſatz und Schuld in ihrer Leidenſchaft ſtört, wird ohne Schonung mit Härte zurückgewieſen. Und Alle, auch die, welche es nicht angeht, nehmen Partei gegen den Verfolgten. Es geht keine Vorſtellung vorüber, in der nicht ein lautes und allgemeines Geſchrei à la porte! à la porte! ertönte. Ich ſelbſt habe ſchon einige ſolcher Händel gehabt, die mich ſehr amüſirten. Ich hatte den Humor davon. Einmal ſetzte ich mich auf einen Platz, der mir nicht gehörte, aber ohne meine Schuld, die Logenfrau hatte mich falſch angewieſen. Als bald darauf der rechtmäßige Beſitzer des Platzes kam, weigerte ich mich anfänglich zu weichen, mußte aber bald nachgeben, denn meine Geduld und meine franzöſiſchen Grobheiten waren bald erſchöpft. Alles nahm Partei gegen mich, und als ich fort ging, empfing mich die ganze Reihe im Balkon, an der ich vorüber mußte, mit boshaftem Lachen, mit Vorwürfen und bittern Spöttereien — ich mußte bis zur Thüre Spießruthen laufen. Ein anderes Mal verließ ich meinen Platz, der mir nicht bequem war, um mir an der Kaſſe einen andern zu nehmen. Nun iſt es Sitte, daß man, um ſich ſeinen Platz zu ſichern, wenn man hinausgeht, einen Handſchuh oder ſonſt etwas darauf legt. Das wird reſpectirt. Mein Nachbar fragte mich, ob ich wieder käme, und in dieſem Falle ſollte ich meinen Platz bezeichnen. Ich gab zur Antwort, ich könnte nichts Beſtimmtes darüber ſagen. Nun ſo ſollte ich ihn bezeichnen. Das wollte ich aber nicht, um nicht wegen eines Handſchuhes zurückkommen zu müſſen. Der Herr war ganz in Verzweiflung, daß ich keinen feſten Entſchluß faſſen wollte, und fing förmlich zu zanken an. Ich mußte laut auflachen, ging fort und überließ ihn ſeiner Pein. Und das war nicht etwa ein junger Menſch, oder einer aus den ungebildeten Ständen, ſondern ein Mann von funfzig Jahren, der ſehr vor-

Univ. Bibl.
München

nehm ausſah. Am nämlichen Abend ließ eine Dame aus der Loge ihren Hut ins Parterre fallen. Ihr Herr ging hinab ihn zu holen. Die Vorſtellung hatte noch nicht angefangen und doch wurde das als unverzeihliche Störung gerügt, und ein tobendes Geſchrei à la porte! jagte den galanten Mann zur Thüre hinaus.

— Lord Byrons Memoiren machen mir großes Vergnügen. Ich habe mir einiges für Sie gemerkt. Es ſind Briefe, Tagebücher, und die Lücken in Zeit füllt Thomas Morus aus. Byron war ſtolz auf ſeinen alten Adel, und ſchon als Kind auf der Schule wählte er ſich ſeine Spielkameraden nur unter Standesgenoſſen. Sein mißgeſtalteter Fuß machte ihm Gram ſein ganzes Leben durch. Er war noch nicht acht Jahre alt, als er die Liebe kennen lernte. Seine erſte Geliebte hieß Marie Duff. Das muß man aber engliſch ausſprechen: im Deutſchen klänge der Name gar zu proſaiſch für die Geliebte eines Dichters. Dante ſah und liebte an einem erſten Mai ſeine Beatrice, da er noch ein Knabe war. Canova erzählt, daß er ſich vollkommen erinnere, in ſeinem fünften Jahre verliebt geweſen zu ſein. Alfieri, ſelbſt ein Frühliebender, betrachtet dieſe frühreife Empfänglichkeit als ein unfehlbares Zeichen einer für die ſchönen Künſte und Wiſſenſchaften gebildeten Seele. Welchen ſchönen Enthuſiasmus haben die Engländer für die Reliquien ihrer großen Männer. Für einen Brief von Lord Byrons Vater, der ein unbedeutender Menſch war, wurden fünf Guineen vergebens geboten. Wie viel zahlte wohl ein Frankfurter Banquier für einen Brief von Göthe's Vater? Unter den Reliquen des Dichters, die man gefunden, befindet ſich auch eine alte Untertaſſe von chineſiſchem Porzellaine, wovon Byron als kleines Kind in einem Anfalle von Zorn ein Stück abgebiſſen hatte. In ſeinem neunzehnten Jahre hatte er ſchon über viertauſend Romane geleſen, die unzähligen andern Schriften in allen Sprachen und Wiſſenſchaften ungerechnet . . . . . „Freundſchaft iſt die Liebe ohne Flügel“ — ſagt Byron. . . . In ſeiner Jugend führte er eine tolle Hauswirthſchaft. Sie hätten ihn gewiß nicht beſucht, und wären Sie ſeine Schweſter geweſen. Er wohnte auf ſeinem väterlichen Stammgute, das ehemals ein Kloſter war, und das noch viel von ſeiner klöſterlichen Einrichtung übrig behalten hatte. Da lebte Byron mit ſeinen wilden Geſellen als Mönche vermummt. Wenn man in den Hof des Gebäudes trat, mußte man ſich ſehr hüten, nicht zu weit rechts zu gehen, um nicht einem Bär in die Tatzen zu fallen, der da frei in ſeiner Hütte lag. Zu weit links durfte man auch nicht treten, denn da war ein böſer Wolf angekettet. Hatte man Bär und Wolf glücklich zurückgelegt, war man darum ſeines Lebens noch immer nicht ſicher. Wenn man die Treppe hinauf ging, mußte man die Vorſicht gebrauchen, durch ſtarkes Schreien ſeine Ankunft zu verrathen, ſonſt war man in Gefahr, todtgeſchoſſen zu werden, denn oben auf dem Vorplatze übte ſich Byron und ſeine Geſellen im Piſtolenſchießen nach einer alten Wand. Bis zwei Uhr Nachmittags dauerte das Frühſtück. Wer um eilf Uhr aufſtand, konnte nichts haben, denn alle Bedienten lagen noch im Bette. Das Mittageſſen dauerte bis zwei Uhr Nachts. Zum Schluſſe wurde in einem Todtenſchädel, der in Silber eingefaßt war, Burgunder kredenzt. Dann gingen die betrunkenen Kameraden, in Mönchskutten gekleidet, jeder in ſeine Zelle. . . . Byron mußte wohl viel geliebt haben, denn er haßte das Geſchlecht. Er ſagte einmal: „Ich kenne nur einen „einzigen Menſchen, der glücklich geweſen. Das war „Beaumarchais, der Verfaſſer des Figaro. Vor ſei„nem dreißigſten Jahre hatte er ſchon zwei Weiber „begraben und drei Prozeſſe gewonnen.“ Ein andermal ſchrieb er einem Freunde: „Ich bitte dich, nenne mir nie eine Frau in deinem Briefe, und enthalte dich jeder Anſpielung auf dieſes Geſchlecht.“ Sie ſehen, Byron war auch ein Bär — an der

Kette. ... Als er hörte, daß Napoleon die Schlacht von Leipzig verloren, ſchrieb er Folgendes in ſein Tagebuch: „Von Männern beſiegt zu werden, das „iſt noch zu ertragen, aber von drei alten Dynaſtieen, von dieſen Souverainen der legitimen Race! „O! Barmherzigkeit, Barmherzigkeit! das muß, wie „Cobbet ſagt, von ſeiner Verbindung mit dem öſterreichiſchen Stamme, dicker Lippen und bleiernen Gehirnes kommen. Er hätte beſſer gethan, ſich an „der zu halten, die Barras unterhalten. Nein, „ſo viel ich weiß, hat man nie geſehen, daß eine „junge Frau und eine geſetzmäßige Ehe Andern Glück „gebracht als phlegmatiſchen Menſchen, die von Fiſchen leben und keinen Wein trinken. Hatte er nicht „die ganze Oper, ganz Paris, ganz Frankreich? Aber „mit einer Maitreſſe gibt es gleiche Noth, wenn „man nämlich nur eine beſitzt. Hat man deren „aber zwei oder mehrere, macht ſie die Herzens-Theilung geſchmeidiger.“ In England werden die gelehrten Weiber ſcherzweiſe Blauſtrümpfe genannt, wahrſcheinlich wegen der Vernachläſſigung ihrer Toilette, die man bei ihnen vorausſetzt. Darauf anſpielend, ſchrieb einmal Byron in ſein Tagebuch: „Morgen, Einladung zu einer Indigo-Soirée bei „der blauen Miß ***. Soll ich gehen? Ach! Ich „habe wenig Geſchmack für die blauen Kornblu-

„men, für die ſchönen Geiſter in Unterröcken; aber „man muß artig ſein.“ Seine wahre Geſinnung über die Weiber drückt folgende Bemerkung in ſeinem Tagebuche treuer aus: „Schon die bloße Anweſenheit einer Frau hat für mich etwas Beruhigendes, „übt ſelbſt, wo keine Liebe ſtatt findet, einen ſeltſamen Einfluß auf mich, den ich mir bei der geringen „Meinung, die ich von dem Geſchlechte habe, durchaus nicht erklären kann. Aber gewiß, ich bin zufriedener mit mir ſelbſt und mit aller Welt, ſobald „eine Frau in meiner Nähe iſt.“ Dieſe Bemerkung Byrons hat mich ſehr gefreut, denn es geht mir hierin gerade ſo wie ihm. Ich glaube dieſes auch erklären zu können, aber das liegt in einem Schranke meines Kopfes eingeſchloſſen, wozu ich in dieſem Augenblick nicht den Schlüſſel habe. Byron haßte die Menſchen wie er die Weiber haßte — mit den Lippen. Weiche Herzen wie das ſeine ſchützt die Natur oft durch ein Dornengeflechte von Spott und Tadel, *damit das Vieh nicht daran nage.* Aber wer kein Schaaf iſt, weiß das und fürchtet ſich nicht, dem ſtechenden Menſchenfeinde nahe zu kommen. Byron ſuchte eine Befriedigung der Eitelkeit darin, für einen Mann von ſchlechten Grundſätzen und boshaftem Gemüthe zu gelten. Weil es ihm ſchwer fiel, die angeborene Güte ſeines Herzens zu beſiegen, ſah er es für eine Heldenthat an, wenn ihm dies einmal gelang. Menſchen, die wirklich und mit Leichtigkeit ſchlecht ſind, fällt es nie ein, damit groß zu thun. Byron ſollte einmal für Unglückliche, die, ich weiß nicht welcher Hülfe bedürftig waren, im Parlamente eine Bittſchrift vorlegen. Aber aus Geiſtes-Trägheit unterließ er es. Bei dieſem Anlaſſe ſchrieb er in ſein Tagebuch: „Baldevin hört nicht auf mich „zu beläſtigen; aber ach! ich kann nicht heraus, „ich kann nicht heraus — ſchrie der Staarmatz „in einem fort. O! jetzt ſtehe ich auf gleicher Höhe „mit dem Hunde Sterne, der lieber einen todten „Eſel beweinte, als ſeiner lebenden Mutter beiſtand. „Erbärmlicher Heuchler — niederträchtiger Sklave — „Schuft! Aber ich, bin ich beſſer? Ich kann den „Muth nicht finden, zum Beſten zweier Unglücklichen „eine Rede zu halten, und drei Worte und ein halbes Lächeln der ***, wenn ſie da wäre und es von „mir verlangte, hätte mich zu deren eifrigſten Vertheidiger gemacht. Fluch über Larochefaucault, der „immer Recht hat!“ Wußten Sie das ſchon, daß der empfindſame Sterne ein ſolcher Schuft geweſen? Ich habe das ſchon früher geleſen — et puis fiez-vous à messieurs les savans! — Was ſeinen Werth als Dichter betrifft, drückt ſich Byron darüber ſowohl in ſeinem Tagebuche als in ſeinen Briefen mit großer Beſcheidenheit aus, und ich halte dieſe Beſcheidenheit für aufrichtig. „Ich erwachte eines Morgens und fand mich berühmt.“ Ueber Schriftſteller Eiferſucht ſagt er: „Iſt das Gebiet „des Geiſtes nicht unendlich? Auf einer Rennbahn, „die kein Ziel hat, was liegt daran, wer vorn, wer „hinten iſt? Der Tempel des Ruhms iſt wie der „der Perſer — das Univerſum, die Gipfel der Berge „ſind unſere Altäre! Ich würde mich mit einem „namenloſen Berge oder dem Kaukaſus begnügen, „und Alle, welche Luſt haben, können ſich des Montblanc oder des Chimboraſſo bemächtigen, ohne daß „ich mich ihrer Erhöhung entgegen ſetze.“

Samſtag, den 2. April.

Sie ſehen aus den Bruchſtücken von Lord Byrons Memoiren, die ich Ihnen geſtern mitgetheilt, welch ein mannigfaltiges Gedankenleben ſich in ſeinem Tagebuche und in ſeinen Briefen bewegt. Und ich bin noch nicht in der Mitte des Buches, noch nicht in der Mitte von Byrons Laufbahn; das Beſte und Schönſte muß noch kommen. Sie ſehen, daß man ein bedeutender Dichter und ein bedeutender Menſch zugleich ſein kann, und ich bitte Sie daran zu denken, wenn ich Ihnen nächſtens von dem Briefwechſel zwiſchen Schiller und W. von Humboldt, den ich in dieſen Tagen geleſen, berichten werde.

Acht und vierzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 3. April 1831.

— — Noch einiges von Lord Byron. Charaktere ſolcher Art ſind nicht blos wegen ihrer ſelbſt wichtig, ſie ſind wichtiger durch ihre Berührung mit der Außenwelt. Nur daß ſie lehrreich ſind, verſchafft ihnen Verzeihung. Gewöhnliche friedliche Menſchen ſind elaſtiſch, ſie geben jedem Drucke des Lebens nach, erheben oder ſenken, erweitern oder verengen ſich, gehen vorwärts oder zurück, wie ſie bewegt werden. Aber in dieſer ſtummen Verträglichkeit, ohne Haß und ohne Liebe, ohne Zorn und ohne Verſöhnung, ſchläft das Herz, ſchlafen die Sinne ein, und kein Wunſch und kein Schmerz wird laut. Nicht der ungeſtörte, nur der Frieden nach dem Kriege iſt ſchön. Aber unzufriedene, ſtörrige, hadernde Geiſter wie Byron kämpfen mit der Welt, geben oder empfangen Wunden; Sieger, drücken ſie der Welt ihr eigenes Geprage auf, beſiegt ihnen die Welt das ihrige. Krank wie ſie ſind, machen ſie alles krank um ſich her, und ſo offenbaren ſie die Geheimniſſe des Menſchen und der Natur. Denn das Geheimniß jeder Kraft wird erſt kund, wenn ſie abweicht im Maaße oder Ziele. Wie mit der Welt, ſtand Byron mit Gott feindlich. Zum Glauben geht der Weg über den Unglauben. Die Nicht-Gläubigen, die Gleichgültigen, die leugnen Gott nicht, ſie denken gar nicht an ihn und ſterben wie die Kinder ohne Sünde und ohne Tugend. Aber die Ungläubigen, die leugnen Gott. Sie kämpfen mit dem Glauben, ehe ſie ihn gewinnen; denn hier iſt die Niederlage der Sieg. Walter Scott hatte einſt dem Byron prophezeiht, er würde in reiferen Jahren noch katholiſch werden. Das wäre auch ganz gewiß eingetroffen, wenn Byron ein höheres Alter erreicht hätte. Er läſtert manchmal recht luſtig: „Wie zum Teufel hat man eine Welt wie die unſrige „machen können! In welcher Abſicht, zu welchem „Zwecke, zum Beiſpiel Stutzer ſchaffen, Könige, „Magiſter, Weiber von einem gewiſſen Alter, und „eine Menge Männer von jedem Alter, und gar „mich! Wozu?“ Es iſt doch ſehr galant von Byron, daß er nur die alten Weiber, die Männer aber von jedem Alter für ſchlechtes Machwerk erklärt! Dagegen ſchrieb er einmal aus Haſtings, einem Badeorte, wo er mehrere Wochen verlebte, Folgendes an Thomas Moore: „Ich begegnete einem Sohne des „Lord Erſkine, der mir ankündigte, daß er ſeit einem „Jahre verheirathet und der glücklichſte Menſch von „der Welt ſei. Freund Hodgſon ſagt auch, er wäre „der glücklichſte Sterbliche. O! welch eine ſchöne „Sache iſt's hier zu ſein! und wäre es auch nur „um die ſuperlativen Glückſeligkeiten aller dieſer „Füchſe mit anzuhören, die, weil ſie ſich den Schwanz „haben abſchneiden laſſen, Andere bereden möchten „das Nämliche zu thun, um ihnen Geſellſchaft zu „leiſten.“ Der arme Spötter! Der dumme Fuchs! Ganz kurze Zeit nach dieſem Briefe heirathete Byron ſelbſt! Als er den ſtillen Vorſatz, ſich zu verheirathen, ſeinen vertrauten Freunden mittheilte, und ich als Leſer das Geheimniß erfuhr, kam ich in eine wahrhaft komiſche Angſt. Es war mir, als müſſe ich Byron beim Rocke zurück halten, und faſt hörbar ſprach der Gedanke in mir: Um Gotteswillen Byron, thue es nicht, heirathe nicht, du taugſt nichts für die Ehe! und wenn alle Weiber Engel wären, jede würde doch deine Hölle, und du würdeſt der Teufel werden jeder Frau. — Ach! er folgte mir nicht und heirathete. Nach einem Jahre, da er Vater geworden war, verließ ihn die Frau, und ſie trennten ſich auf immer. Dieſer Vorfall brachte die große

Welt von ganz England in Aufruhr. Verläumdungen, Haß und Verachtung hetzten den armen Byron faſt zu Tode. Selten fand ſich ein Freund, der es wagte, ihn leiſe zu vertheidigen. Byron ſelbſt vertheidigte ſich nicht, und ohne ſich anzuklagen, ſprach er ſeine Frau von aller Schuld frei. Dieſe Letztere und deren Familie ſchwiegen auch aus berechneter Bosheit und gewannen ſich durch dieſen Schein von großmüthiger Nachſicht alle Stimmen. Man hat Thomas Moore vorgeworfen, er habe, ich weiß nicht ob im Intereſſe von Byrons Familie oder der ſeiner Frau, wichtige Dokumente unterdrückt, in deren Beſitz er geweſen, und die das Geheimniß und das Räthſel jener unglücklichen Ehe hätten aufdecken können. Aber, mein Gott, wo iſt das Geheimniß, wo Räthſel! Ich begreife nicht, wie ſich Moore ſo große Mühe geben mochte, Byron zu entſchuldigen, was doch, nachdem er Folgendes geſagt, ſich ganz unnöthig zeigte. Moore ſagt: „Die Wahrheit iſt, „daß Geiſter von höherem Range ſich ſelten mit den „ſtillen Neigungen des Familienlebens vertragen.“ „Es iſt das Unglück großer Geiſter (ſagt Pope), „mehr bewundert als geliebt zu werden.“ „Das „beſtändige Nachdenken über ſich ſelbſt, die Studien „und alle Gewohnheiten des Genies, ſtreben dahin, „den, der es beſitzt, oder wahrer zu reden, den, der

„von ihm beſeſſen wird, von der Gemeinheit der „Menſchen abzuſondern. Opfer ſeiner eignen Vorzüge, verſteht er Keinen und wird von Keinem verſtanden. Er wirft in einem Lande, wo nur kleine „Münze im Umlaufe iſt, Gold mit vollen Händen „aus. Man fühlt wohl ſeine Größe; aber es gehört eine Art Gleichheit dazu, wenn ſich wechſelſeitige Neigung bilden ſoll. Die Natur hat es „nun einmal ſo gewollt, daß auf dieſer Erde keines „ihrer Werke vollkommen ſein ſoll. Derjenige, der „mit den glänzenden Gaben des Genies auch jene „Sanftmuth des Charakters und jene friedlichen „Empfindungen verbände, welche die Grundlagen des „häuslichen Glückes machen, er wäre mehr als ein „Menſch. Man betrachte das Leben aller großen „Männer, und man wird finden, daß der Ausnahmen, „wenn es je welche gab, ſehr wenig waren.“ Wie wahr iſt das Alles, und wie recht haben die Eltern heirathbarer Töchter, wenn ſie bei der Wahl ihrer Schwiegerſöhne mehr auf Geld als Genie ſehen. Mir iſt keine Frau bekannt, die ein dummer Mann unglücklich gemacht hätte, und keine, die mit einem genialiſchen glücklich gelebt. Moore, wie geſagt, bemüht ſich, den Lord Byron von aller Schuld freizuſprechen. Aber unter der Beſchuldigung, die er anführt um ſie zu widerlegen, iſt eine, die er beſſer nicht erwähnt hätte. Denn ſie gründet ſich ſo ſehr auf Byrons Charakter, auf ſeinen Stolz und ſeine Reizbarkeit, daß ſelbſt ein Billiger und Fremder wie ich, ſehr geneigt wird, ſie für mehr als Verläumdung zu halten. Lord Byron hatte um das Frauenzimmer, das er ſpäter geheirathet, ſchon früher angehalten; aber das Erſtemal einen Korb bekommen. Nun ſagt Moore: „Man behauptete und glaubte „ſelbſt allgemein, daß der edle Lord den zweiten Heirathsantrag an Miß Wilbank nur in der Abſicht „gemacht habe, um ſich für den Schimpf der früheren „Abweiſung zu rächen; und man ging ſogar ſo weit „zu ſagen, daß er dies der Neuvermählten, als er „mit ihr von der Trauung aus der Kirche kam, ſelbſt „geſtanden habe. Dieſem Plane treu, habe er auf „nichts geſonnen, als Mittel zu finden, ſeine Gemahlin „durch alle mögliche niederträchtigen und lächerlichen „Bosheiten zu kränken. So erzählten es die ſehr „glaubwürdigen Chronikmacher.“ Das wäre aber gewiß eine theure Rache geweſen, und ich möchte auf meinen Todfeind keine ſo großen Koſten wenden. Wenn mir es begegnete, daß mir ein Frauenzimmer, deren Hand ich forderte, einen Korb gäbe, würde ich all mein Leben ihr zu Füßen legen und allen Leuten erzählen: ſeht, das iſt meine Wohlthäterin, ich habe ihr mein ganzes Glück zu verdanken! Mit welchen romantiſchen Gefühlen, mit welcher ätheriſchen Stimmung Byron zur Ehe ſchritt, verrathen folgende wenige Worte. Einen Tag vor ſeiner Hochzeit ſchrieb er einem Freunde, aber mit der größten Ernſthaftigkeit: „Man ſagt mir, man konne ſich nicht in einem „ſchwarzen Kleide trauen laſſen, und ich mag mich „nicht blau anziehen; das iſt gemein, und es miß„fällt mir.“ Den häßlichen Ehemann vergeſſen zu machen, zum Schluſſe noch ein Wort vom ſchönen Geiſte. Er ſchrieb in ſein Tagebuch: „Ich erinnere mich, Blücher in einigen Londoner Geſellſchaften geſehen zu haben, und nie ſah ich einen Mann ſeines Alters, der ein ſo wenig ehrwürdiges Anſehen hatte. Mit der Stimme und den Manieren eines Werb-Sergeanten macht er Anſpruche auf die Ehre eines Helden. Es iſt gerade als wenn ein Stein angebetet ſein wollte, weil ein Menſch über ihn geſtolpert iſt.“

Neun und vierzigſter Brief.*)

Lüneville, Mittwoch, den 21. September 1831.

— Als ich mich Straßburg näherte, ward mir ſehr bange vor Quarantaine und Douane. Es iſt etwas Grünes und Gelbes, Afrikaniſch-Schlangenartiges in dieſen Worten. Ich zitterte vor dem gelben Hauſe auf der Rheininſel, das, wie ich hörte, zum Contumazgefängniſſe beſtimmt iſt, und, wie uranfänglich zum Tempel der Langeweile beſtimmt, verdrüßlich und ſchläfrig zwiſchen den Bäumen hervorſah. Es ging aber alles ſehr gut und ſchnell von Statten. Ich und meine Koffer wurden für geſund und loyal erklärt. Nicht einer wurde aufgemacht, ſondern blos etwas oberflächlich im Wagen nachgeſehen. Das vorige Mal, da ich mit einer Miethkutſche nach Straßburg kam, wurde mir alles durchſtöbert. Der Douanier fragte mich, ob es mein eigener Wagen wäre und als ich es bejahte, traute er mir. Als wenn nur reiche Leute ehrlich wären! O, ihr armen Seelen habt es doch gar zu ſchlimm! Wir Diebe oder Enkel eurer Diebe, fürchten jede Stunde, ihr, von uns Beſtohlenen oder Enkel der von uns Beſtohlenen, möchtet einmal ſo klug werden, euer Eigenthum zurückzufordern — welche diebiſche Geſinnung wir an euch ſehr unmoraliſch finden; und darum trauen wir euch nicht und paſſen ſehr auf.

---

*) Mit dieſem Briefe beginnt die zweite Abtheilung der Börne'ſchen Briefe aus Paris. Vergl. die Notiz vor dem erſten Briefe des vorigen (VIII.) Bandes.

D. Herausg.

Ich verliere immer den Kopf, ſo oft ich mit einer Polizei oder Douane zu thun habe; denn mir iſt ſehr gut bekannt, daß mit einem Spitzbuben niemand größere Aehnlichkeit hat als ein ehrlicher Mann. Als mich der Zöllner fragte, ob ich nichts zu deklariren hätte, antwortete ich: rien que quelques paquets de tabac pour ma consomation. Darauf fragte er: votre qualité? Ich verſtand, er wollte die Qualität des Tabaks wiſſen und erwiederte: qualité ordinaire. Er hatte aber nach meinem Stande gefragt. Am Wachthauſe erkundigte ſich der Thorſchreiber nach Neuigkeiten bei mir, und als ich von Polen zu erzählen anfing, lief er ſchnell zurück und holte einen Gensd'armen und noch einen

Herrn aus der Wachtſtube. Letzterer, wahrſcheinlich ein Polizeibeamter, forſchte mich ſehr gründlich nach Neuigkeiten über Polen aus. Ich berichtete Tröſtliches, wofür er mir ſehr artig dankte. Dieſer Herr ſchien eigens an den Eingang der Stadt beordert worden zu ſein, um die Reiſenden, die von Deutſchland kommen, auszufragen. Die Regierung mag große Unruhe haben. Auf meine Bemerkung über die Volksbewegung, welche die Geſchichte von Warſchau wahrſcheinlich in Paris hervorbringen werde, gab mir der Polizeimann recht; doch lächelte er dabei.

In Straßburg ſprach ich viele Deutſche und einige franzöſiſche Patrioten. Sie haben bei zwölf Flaſchen Wein ſechs Fürſten weggejagt. Den König von Preußen wollte ich beibehalten, ward aber überſtimmt. Höflich, wie Sie mich kennen, disputirte ich nicht lange. Mein Plan, den Prinzen von Coburg zum Könige von Deutſchland zu machen, fand großen Beifall. Sie werden bald mehr davon hören.

Ich habe Glück mit dem Wetter. Geſtern in Straßburg regnete es, ich brauchte es nicht beſſer. Heute aber iſt einer der ſchönſten Tage, die ich dieſen Sommer noch geſehen. Geſtern Abend führte mich *** in das Caſino, und dann in ſein Haus zum Abendeſſen. Mein Kritiker, Profeſſor ***, war auch unter den Gäſten. In einem zweiten Artikel aus meinen Schriften ſind Pariſer Sachen überſetzt, unter andern die Erzählung vom Greve-Platz. Ganz vortrefflich. *** las daraus vor. Er fragte mich, was er ferner überſetzen ſollte? Ich antwortete: die Wahl ſei ſchwer, es ſei alles ſchön.

Die Vorfälle in Paris werden Sie erfahren haben. Man zweifelt jetzt nicht mehr an der Abdankung des Miniſteriums. Ob Frankreich in dieſer Stunde ein Königreich iſt oder eine Republik, das mag der Himmel wiſſen. Ich habe heute noch keine Zeitung geleſen.

— Iſt Maria noch muthig und beharrlich? (In der Waſſerkur.) Auf jeder Poſt begleite ich die Pferde an die Tränke, und ſaufe mit ihnen gemeinſchaftlich.

Fünfzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, **den** 27. **September** 1831.

Schon No. 4! Ach hielten wir nur ſchon an No. 74, womit unſere vorjährige Correſpondenz geendigt! Ihren Brief habe ich geſtern erhalten, alſo erſt am ſechsten Tage! Hu! Der war ſchauerlich und roch nach Peſt. Sie hätten ihn gewiß nur mit Handſchuhen berührt. Er hatte zwölf mit einem Meſſer gemachte Einſchnitte, war ſo ſtark in Eſſig getränkt, daß man ihn auf eine Kopfbeule mit dem ſchönſten Erfolge hätte legen können, und die Dinte war von der Schärfe des Eſſigs ganz aufgelößt. Es war ein ſchwarzes Meer. Doch konnte ich ihn deutlich leſen.

In Wien ſoll die Cholera ſchrecklich wüthen, auch unter den höhern Ständen. Sie iſt dort ganz jakobiniſch und ruft: à bas les aristocrates! Das hat man von keinem andern Orte gehört und an dieſer Bösartigkeit mag wohl die bekannte Schlemmerei der Wiener Schuld ſein. Zwar wird ſie die Furcht mäßig gemacht haben; aber die Mäßigkeit eines Wiener Magenmenſchen iſt immer noch eine halbe Indigeſtion. Auch geſtehen ſie dort ſelbſt, daß ihre Krankenanſtalten noch nicht vollendet geweſen, als ſie von der Cholera überraſcht worden. Ich aber bin überzeugt, daß die verdammte Scheu der öſterreichiſchen Regierung vor jeder Oeffentlichkeit die Cholera in Wien verheerender gemacht hat als ſonſt überall. Der Oeſterreichiſche Beobachter, den ich erſt geſtern geleſen, erzählt kein Wort von der Cholera. Der Tod, wie das Leben iſt dort ein Staatsgeheimniß.

*** iſt auch noch hier, in Baden war er ſo kränklich, hier iſt er ganz geſund. Er fragte mich nach meinen Damen. Es iſt ſein leidenſchaftlicher Wunſch, mit ſeiner Familie hier wohnen zu können. Paris gefällt ihm ungemein, aber, wie mir, mehr das öffentliche Leben; Geſellſchaften beſucht er wenig. Von den Franzoſen in politiſcher Beziehung hat er die ſchlechteſte Meinung bekommen, auch von der Oppoſitions-Partei. Sie wären ganz wie vernagelt, und von dem Auslande, beſonders von dem ſchen Verhältniſſen, hätten ſie nicht die gemeinſten Schülerkenntniſſe.

Ein italieniſcher Sänger Rubini iſt jetzt hier; der ſoll ein Wunder ſein, Alle, die ſtrengſten Kenner, ſind entzückt von ihm. Meine Malibran iſt noch abweſend. Inzwiſchen hat die Paſta, die viel verloren haben ſoll, deren Rollen übernommen. Die Devrient iſt dieſen Winter am italieniſchen Theater engagirt. Meier-Beer's Oper kömmt bald zur Aufführung. . . O Pfui! was krieche ich da auf dem Papiere herum, wie eine Abendblatt-Laus!

Ich denke immer noch daran, ein Journal herauszugeben und von Neujahr damit anzufangen; bis dahin aber den Stoff vorzubereiten. Ich will auch ſuchen in die Kunſt einzudringen, die mir bis jetzt fremd war. Ich muß auf ein ruhiges Aſyl für meinen Geiſt bedacht ſein; denn aus dem Gebiete der Politik, wie ich vorherſehe, werden wir Deutſche bald vertrieben werden.

Das Wetter wird alle Tage ſchöner. Geſtern habe ich bei *** in Paſſy gegeſſen. Er wohnt am Bois de Boulogne, in einem ſchön gelegenen Hauſe, das eine herrliche Ausſicht auf Stadt und Land hat. Ueber der Thüre iſt ein italieniſcher Namen eingehauen, der eines Arztes, dem vor dreihundert Jahren Franz I. dies Haus geſchenkt. In dem nämlichen Hauſe wohnte vor ſechzig Jahren Franklin, und der erſte (bekanntlich von ihm erfundene) Blitzableiter, den Paris bekam, wurde auf dies Haus geſetzt.

Ein und fünfzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 8. October 1831.

Nun, ſchmeckt Ihnen Frankfurt? Ich denke wie Kamillenthee. Nicht gerade erſt jetzt wegen dieſer Choleriſchen Zeit; mir hat es immer ſo geſchmeckt. Eine Apotheke — alles getrocknet, alles zerſtoßen, alles in Büchſen und Schachteln. Nichts friſch, nichts ganz, nichts frei. Und der vornehme Moſchus-Geruch, den der Bundestag zu uns gebracht, der macht Einem gar übel. Iſt noch nichts verordnet, wie viele Juden an der Cholera ſterben ſollen? Wie viele Einheimiſche, wie viele Fremde? Geht es nach der Anciennität der Leibſchmerzen oder wird nach Gunſt verfahren?

Was es mir in dieſer Peſt- und Kriegszeit für Verdruß macht, daß ich ſo wenige Naturkenntniſſe habe, kann ich Ihnen nicht genug klagen, und nie verzeihe ich es Ihnen, daß Sie mich ſo ſchlecht erzogen haben. Eigentlich bin ich ganz auf die Natur angewieſen, ich habe einen unbeſchränkten Kredit bei ihr und ſie hat noch alle meine Forderungen bewilligt. Ich bin ein geborener Naturphiloſoph. Ich habe von meiner früheſten Jugend an Gott und Menſchheit vom Standpunkte der Natur betrachtet; die Religion war mir das All-Element, die Geſchichte eine Art höherer Magnetismus; Geiſt und Materie unterſchied ich nie; der Geiſt war mir eine unſichtbare Materie, die Materie ein unſichtbarer Geiſt. Dieſer Naturglaube gab mir eine gemeinſchaftliche Regel, gemeinſchaftliches Maaß und Gewicht für Alles. Darum ſetzte mich nie etwas in Verwirrung; darum verwunderte ich mich nie über etwas. Komete, Peſte, Kriege, Revolutionen und Erdbeben wußte ich immer in die natürlichſten Verbindungen zu bringen, und wenn mir die Anmaßung der unwiſſenden Menſchen, die das alles für Aberglauben erklären, nicht lächerlich erſcheint, ſo habe ich dieſe Nachſicht eben auch meiner Natur-Philoſophie zu danken, die mich lehrt, daß Dummheit und Menſchendünkel Elemente ſind wie andere. Nun habe ich zwar ein glückliches Ahndungsvermögen, das mich Blinden auf den rechten Weg führt; aber den Weg kenne ich nicht, und ich weiß weder Andern noch mir ſelbſt zu beweiſen, wovon ich doch ſo feſt überzeugt bin. Und daran ſind Sie ſchuld.

Ein Aufſatz über die Cholera, den die Allgemeine Zeitung in den letzten Tagen enthielt, hat mich von meiner Unwiſſenheit in den Naturwiſſenſchaften recht betrübt überzeugt. Der Verfaſſer hat ganz meine Anſicht, daß die epidemiſchen Krankheiten der Menſchen mit den Krankheiten der Erde zuſammenhingen. Nur ſpricht er von feuerſpeienden Bergen, von Erdbeben, Elektrizität, ungewöhnlicher Abweichung der Magnetnadel und andern Dingen, die ich wenig verſtehe und was Sie mir in Ihrem nächſten Briefe, wie ich hoffe, all erklären werden. Der Verfaſſer kommt zu dem Reſultate: daß die Cholera höchſtens in ſehr gelinder Art, vielleicht aber gar nicht weiter nach dem weſtlichen Europa vordringen würde. Er meint, die unterdeſſen ſtattgehabten Erdbeben und Ausbrüche der Vulkane, ſowie die Entſtehung neuer vulkaniſcher Inſeln bei Sicilien hätten dieſen Theil der kranken Erde geheilt. Wir werden ſehen. Ich möchte den Vorſchlag machen, Kamillen- und Pfefferminzthee, ſtatt ihn den Menſchen einzugeben, lieber der Erde ſelbſt einzugießen, indem man große Löcher hineingräbt, und um die ganze Erde in der Gegend des Aequators eine Flanellbinde zu legen, ſie vor Erkältung zu ſchützen. Dann würde die Cholera aufhören. Was ſagen Sie dazu?

— Die Juden ſind dümmer wie Vieh, wenn ſie ſich einreden, bei entſtehender Revolution würden ſie von den Regierungen geſchützt werden. Nein, man würde ſie dem Volkshaſſe aufopfern; die Regierungen würden ſuchen ſich um dieſen Preis von der Revolution loszukaufen. Wenn man in Indien die gräuliche Boaſchlange erlegen will, jagt man ihr einen Ochſen entgegen; den frißt ſie ganz auf und dann, wenn ſie ſich nicht mehr bewegen kann, tödtet man ſie. Die Juden werden die Ochſen ſein, die man der Revolution in den Rachen führt, und wenn ſie ſich nicht auf mein Journal abonniren, mag ihnen Gott gnädig ſein.

Geſtern Abend war *** bei mir, um Abſchied zu nehmen. Er reiſt heute zurück. Es gibt nichts komiſcheres, als die Verzweiflung dieſes Mannes, wieder in den deutſchen Kerker eingeſperrt zu werden, und nicht in Paris bleiben zu können. Mich beneidet er wie einen Gott. Mit *** iſt es das Nämliche. Vor einigen Tagen ſprach ich von ſeiner baldigen Abreiſe mit ihm; darüber ward er ganz wild und faſt boshaft, und bat mich um Gotteswillen, doch von dieſer Sache nicht zu ſprechen.

Liſt hat ein ſehr gutes Büchelchen in franzöſiſcher Sprache über Eiſenbahnen hier drucken laſſen. Es ſoll ſich eine Aktiengeſellſchaft bilden, welche Eiſenbahnen von Paris nach Havre und Strasburg führen, ſo daß man in zwölf Stunden von hier nach Strasburg wird reiſen können, und weiter nach Frankfurt gezogen in achtzehn Stunden dorthin. Wenn ich Morgens von hier abreiſte, könnte ich Abends Thee bei Ihnen trinken und den andern Abend wieder hier ſein. Welch ein reizender Gedanke! Heine ſagt zwar, es ſei eine ſchreckliche Vorſtellung, in zwölf Stunden ſchon in Deutſchland ſein zu können. Dieſe Eiſenbahnen ſind nun meine und Liſt's Schwärmereien, wegen ihrer ungeheuern politiſchen Folgen. Allem Deſpotismus wäre dadurch der Hals gebrochen, Kriege ganz unmöglich. Frankreich, wie jedes andere Land, könnte dann die größten Armeen innerhalb vier und zwanzig Stunden von einem Ende des Reichs zum andern führen. Dadurch würde der Krieg nur eine Art Ueberrumpelung im Schachſpiel, und gar nicht mehr auszuführen.

Ich freue mich, daß Sie jetzt wegen der Cholera beruhigter ſind. Aber ich mußte laut auflachen, als Sie mir Vorwürfe machten, ich hätte Ihnen die Angſt eingeredet. Das wäre Waſſer in den Main tragen. Merkur, der Gott der Beredtſamkeit, wenn er ein paar Bouteillen Champagner getrunken hat und beſonders begeiſtert iſt, könnte Ihnen vielleicht eine Furcht *ausreden*; aber *einreden* — das vermag kein Gott; da iſt alles ſo vollgepfropft, daß nicht für die kleinſte Furcht mehr Platz iſt. Ich kann mir wirklich nicht anders erklären, wie Sie die Cholerafurcht in Ihrem Angſtmagazin haben unterbringen können, als daß ich annehme, Sie haben vorher andere Aengſte herausgeworfen. Sehen Sie, das nennt man in der Aeſthetik *ſatyriſche* Schreibart! Verlaſſen Sie ſich darauf, daß unſer Profeſſor Oertel mit ſeiner Waſſerkur gegen Cholera Recht hat. Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt. Ich habe geſtern wieder zwei neue Hefte von Oertels Waſſer-Bibel bekommen, worin ſchöne Beiſpiele vorkommen. Unter andern: Vor kurzem ſtarb in Anſpach eine alte Jungfer von 97 Jahren. Die Todtenweiber, die mit dieſem armen alten Hunde keine Umſtände machen wollten, wuſchen ſie, ſtatt wie üblich, mit warmem, mit kaltem Waſſer. Davon wachte die Jungfer aus dem Scheintode wieder auf und lebte noch drei Tage.

Ein Baron von Maltitz, ſeit kurzem hier, hat mich vorgeſtern beſucht. Es iſt der Schriftſteller, deſſen Buch *Gelaſius der graue Wanderer* ich kritiſirt, und der mir in irgend einer Zeitung dafür gemüthlich gedankt, und mich dabei: *Alter Börne!* angeredet hat. Seine Schriften machen Glück und werden viel gekauft. Vor mehreren Jahren ließ er in Berlin ein Schauſpiel, *der alte Student* (es iſt gedruckt) aufführen. Das Stück enthielt Anſpielungen auf die frühere Unabhängigkeit Polens. Dieſe wurden bei der Aufführung von jungen polniſchen Studenten gehörig gedeutet und mit Enthuſiasmus beklatſcht. Zur Strafe wurde Maltitz, obzwar ſein Stück die Zenſur paſſirt hatte und er ein geborener Preuße iſt, aus dem Lande verbannt. In der letzten Zeit ſchrieb er ein epiſches Gedicht Polonia, was ſehr viel geleſen wird. Selbſt in Paris wurden 200 Exemplare verkauft.

Goethe's Tagebuch, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben, habe ich nun geendigt. So eine dürre lebloſe Seele gibt es auf der Welt nicht mehr, und nichts iſt bewundernswürdiger als die Naivität, mit welcher er ſeine Gefühlloſigkeit an den hellen Tag bringt. Das Buch iſt eine wahre Bibel des Unglaubens. Ich habe beim Leſen einige Stellen ausgezogen, und ich lege das Blatt hier bei. Viele Bemerkungen hierüber waren gar nicht nöthig; Goethe's klarer Text macht die Noten überflüſſig. Und ſolche Conſuln hat ſich das deutſche Volk gewählt! Goethe — der angſtvoller als eine Maus beim leiſeſten Geräuſche ſich in die Erde hineinwühlt, und Luft, Licht, Freiheit, ja des Lebens Breite, wonach ſich ſelbſt die todtgeſchaffenen Steine ſehnen — alles, alles hingiebt, um nur in ſeinem

Ruhe ungeſtört am geſtohlenen Speckfaden knuppern zu können — und Schiller, der edler aber gleich muthlos, ſich vor Tyrannei hinter Wolkendunſt verſteckt, und oben bei den Göttern vergebens um Hülfe fleht, und von der Sonne geblendet die Erde nicht mehr ſieht, und die Menſchen vergißt, denen er Rettung bringen wollte. Und ſo — ohne Führer, ohne Vormund, ohne Rechtsfreund, ohne Beſchützer — wird das unglückliche Land eine Beute der Könige und das Volk der Spott der Völker.

— Fragen Sie mich ſo oft Sie wollen nach dem Straßenkothe; aber fragen Sie mich nie nach der franzöſiſchen Politik. Es iſt ein gar zu ſchmutziges Ding. Voriges Jahr ſagte ich: Der König iſt verloren; jetzt ſage ich: Frankreich iſt verloren. Wenn nicht der Senator ***, oder ſonſt ſo ein Frankfurter Philiſter, beſſer Frankreich regierte als das Miniſterium, will ich ein Schurke ſein. Gelobt wird auch die Regierung von allen fremden Kabinetten wie ein Kind, das ſich artig aufgeführt. — Es iſt eine Schmach! und ſtolz ſind ſie auf dieſes Lob — es iſt Wahnſinn. — Der König wohnt jetzt in den Tuilerien. Er wollte es ſich bequem machen, er iſt jetzt dem Place Louis XV. etwas näher, als im Palais Royal.

In Berlin iſt ein junger Referendarius zu einjähriger Feſtungsſtrafe verurtheilt worden, weil er mehrere Artikel, die im Meſſager über die preußiſche Regierung geſtanden, ins Deutſche überſetzt und einigen Freunden zu leſen gegeben hatte. Das Urtheil lautet: „weil er verſucht, Mißvergnügen gegen die Regierung zu erregen.“ Jetzt iſt es ſogar ein Verbrechen, wenn Einem die Regierung kein Vergnügen macht! Da müßte man die Regierungen zuerſt einſperren, denn dieſe verbreiten am meiſten Mißvergnügen gegen ſich ſelbſt. Alles gehet zurück, theure Freundin. Der Jammer iſt nur, daß wir nicht mit zurückgehen, und wieder jung und dumm werden. Adieu, ich gehe in's Louvre. Ich ſtudiere jetzt Gemälde und Thiere. Vorgeſtern im Jardin des Plantes war ich ganz verloren in dem Anblicken der herrlichen Löwen. Der Eine hat ein junges Hündchen zum Zeitvertreibe in ſeinem Käfig. Der Löwe ſchlief, das arme Hündchen ſaß in dem entfernteſten Winkel, betrachtete den Löwen mit unverwandten Blicken, rührte ſich nicht und ſah betrübt aber unterwürfig aus. Es war ein rührendes Bild der Willenloſigkeit, wie der Löwe ein ſchreckliches der Willkür. Ich wünſchte Löwe oder Hündchen zu ſein; aber ſo in der Mitte ſtehen, den Stolz des Löwen und die Schwäche des Hündchens — das iſt die Langeweile.

Tag- und Jahres-Hefte als Ergänzung meiner ſonſtigen Bekenntniſſe, von 1789 bis 1806.

(Goethe's Werke 31ſter Band.)

„Der Geiſt nähert ſich der wirklichen, wahrhaften Natur, durch Gelegenheits-Gedichte.“ — Wie Einen Gelegenheits-Gedichte zur wahrhaften Natur führen können, begreife ich nicht, Goethe müßte denn auch die Liebe zu den Gelegenheiten rechnen — was ihm leicht zuzutrauen iſt. Aber wer ein ſo wetterwendiſches Herz hat, daß ihn die Gelegenheit leicht in ihre Kreiſe fortzieht, wenn die Gelegenheit das Herz nicht bricht, der hat die Dichtkunſt gefunden, geſtohlen, erworben vielleicht mit ſeiner Händearbeit, geſchenkt wurde ſie ihm nie.

1789.

Kaum hatte ſich Goethe nach ſeiner Rückkehr aus Italien in die Weimariſchen Verhältniſſe wieder eingeſponnen, als die Revolution losbrach. „Schon im Jahre 1785 hatte die Halsbandgeſchichte einen unausſprechlichen Eindruck auf mich gemacht. In dem unſittlichen Stadt-, Hof- und Staatsabgrunde, der ſich hier eröffnete, erſchienen mir die gräulichſten Folgen geſpenſterhaft, deren Erſcheinung ich geraumere Zeit nicht loswerden konnte; wobei ich mich ſo ſeltſam benahm, daß Freunde, unter denen ich mich eben auf dem Lande aufhielt, als die erſte Nachricht hievon zu uns gelangte, mir nur ſpät, als die Revolution längſt ausgebrochen war, geſtanden, daß ich ihnen damals wie wahnſinnig vorgekommen ſei. Ich verfolgte den Prozeß mit großer Aufmerkſamkeit, bemühte mich in Sicilien um Nachrichten von Caglioſtro und ſeiner Familie, und verwandelte zuletzt, nach gewohnter Weiſe, um alte Betrachtungen los zu werden, das ganze Ereigniß unter dem Titel: der Groß-Cophta, in eine Oper, wozu der Gegenſtand vielleicht beſſer als zu einem Schauſpiele getaugt hätte.“ Die Ausbrüche der Revolution zu einer Oper begeiſtert! Wer jedes Gefühl, ſobald es ihm Schmerzen verurſacht, gleich ausziehen läßt wie einen hohlen Zahn, den wird freilich nichts in ſeinem Schlafe ſtören; aber mit Gefühlloſigkeit, mit einer hohlen Seele, iſt der Schlaf doch etwas zu theuer bezahlt?

O welch' ein Klein-Cophta! Statt in der Hofgeſchichte eine Weltgeſchichte zu ſehen, ſieht er in der Weltgeſchichte eine Hofgeſchichte. Und wie ihn ſeine Philiſter-Ehrfurcht vor den Großen wie blind und taub, ſo auch ſtumm gemacht. Den Cardinal Rohan verwandelt er in einen Domherrn. Die Königin in eine unvermählte Dame! Es iſt gar kein Sinn in dieſer Geſchichte, ſo dargeſtellt. Aber Caglioſtro! Es iſt nicht zu leugnen, daß ihn Goethe mit Freundſchaft behandelt. Es war Dankbarkeit. Einem moraliſchen Gourmand wie Goethe mußte Caglioſtro's Lehre, die er im höchſten Grade ſeiner Myſterien, nach langer, langer Prüfung, endlich dem Eingeweiheten offenbarte — die Lehre: — „Was du willſt, das die Menſchen für dich thun ſollen, das thue für ſie nicht," — dieſe Lehre des Anti-Chriſts mußte wohl einem Goethe munden.

1790.

Kehrte mit der Fürſtin Amalie von ſeiner zweiten Reiſe in Italien zurück. „Kaum nach Hauſe gelangt, ward ich nach Schleſien beordert, wo eine bewaffnete Stellung zweier großen Mächte den Congreß von Reichenbach begünſtigte. Erſt gaben Cantonierungsquartiere Gelegenheit zu einigen Epigrammen. . . In Breslau hingegen, wo ein ſol-

„datiſcher Hof und zugleich der Adel einer der erſten Provinzen des Königreichs glänzte, wo man die ſchönſten Regimenter ununterbrochen marſchiren und manövriren ſah, beſchäftigte mich unaufhörlich, ſo widerlich es auch klingen mag, die vergleichende Anatomie, weßhalb mitten in der bewegteſten Welt ich als Einſiedler in mir ſelbſt abgeſchloſſen lebte. Dieſer Theil des Naturſtudiums war ſonderbarlich angeregt worden. Als ich nämlich auf den Dünen des Lido, welche die venezianiſchen Lagunen von dem adriatiſchen Meere ſondern, mich oftmals erging, fand ich einen ſo glücklich geborſtenen Schafſchädel, der mir . . . jene große früher von mir erkannte Wahrheit: die ſämmtlichen Schädelknochen ſeien aus verwandelten Wirbelknochen entſtanden, abermals bethätigte . . . .“

Was? Goethe, ein reich begabter Menſch, ein Dichter; damals in den ſchönſten Jahren des Lebens, wo der Jüngling neben dem Manne ſteht, wo der Baum der Erkenntniß zugleich mit Blüthen und mit Früchten pranget — er war im Kriegsrathe, er war im Lager der Titanen, da, wo vor vierzig Jahren der zwar freche, doch erhabene Kampf der Könige gegen die Völker begann — und zu nichts begeiſterte ihn dieſes Schauſpiel, zu keiner Liebe, zu keinem Haſſe, zu keinem Gebete, zu keiner Verwünſchung, zu gar nichts trieb es ihn an, als zu einigen Stachelgedichten, ſo werthlos, nach ſeiner eigenen Schätzung, daß er ſie nicht einmal aufbewahrte, ſie dem Leſer mitzutheilen? Und als die prächtigſten Regimenter, die ſchönſten Offiziere an ihm vorüberzogen, da — gleich der jungen blaſſen Frau eines alten Mannes — bot ſich ſeinem Beobachtungsgeiſte kein anderer, kein beſſerer Stoff der Betrachtung dar, als die vergleichende Anatomie? Und als er in Venedig am Ufer des Meeres luſtwandelte — Venedig, ein gebautes Märchen aus Tauſend und einer Nacht; wo alles tönt und funkelt: Natur und Kunſt, Menſch und Staat, Vergangenheit und Gegenwart, Freiheit und Herrſchaft; wo ſelbſt Tyrannei und Mord nur wie Ketten in einer ſchauerlichen Ballade klirren; die Seufzer-Brücke, die Zehenmänner; es ſind Scenen aus dem fabelhaften Tartarus — Venedig, wohin ich ſehnſuchtsvolle Blicke wende, doch nicht wage ihm nahe zu kommen, denn die Schlange öſterreichiſche Polizei liegt davor gelagert, und ſchreckt mich mit giftigen Augen zurück — dort, die Sonne war untergegangen, das Abendroth überfluthete Meer und Land, und die Purpurwellen des Lichtes ſchlugen über den felſigen Mann und verklärten den ewig Grauen — und vielleicht kam Werthers Geiſt über ihn, und dann fühlte er, daß er noch ein Herz habe, daß es eine Menſchheit gebe um ihn, einen Gott über ihm, und dann erſchrack er wohl über den Schlag ſeines Herzens, entſetzte ſich über den Geiſt ſeiner geſtorbenen Jugend; die Haare ſtanden ihm zu Berge, und da, in ſeiner Todesangſt, „nach gewohnter Weiſe, um alle Betrachtungen loszuwerden“ — — verkroch er ſich in einen geborſtenen Schafs-Schädel und hielt ſich da verſteckt, bis wieder Nacht und Kühle über ſein Herz gekommen! Und den Mann ſoll ich verehren? Den ſoll ich lieben? Eher werfe ich mich vor Fitzli-Putzli in den Staub; eher will ich Dalai-Lama's Speichel koſten. Hätte Deutſchland, ja hätte die ganze Welt nur zwei Dichter, nur zwei Brunnen, ohne die das Herz verſchmachten müßte in der Sandwüſte des Lebens — nur Kotzebue und Goethe — Tauſendmal lieber labte ich meinen Durſt mit Kotzebue's warmer Thränen-Suppe, die mich doch wenigſtens ſchwitzen macht, als mit Goethe's gefrorenem Weine, der nur in den Kopf ſteigt, und dort hinauf alles Leben pumpt.

1792.

„In der Mitte des Sommers ward ich abermals ins Feld berufen, diesmal zu ernſteren Scenen. „Ich eilte über Frankfurt, Mainz, Trier und Luxem-

„burg nach Longwy, welches ich den 28. Auguſt „(Goethe's Geburtstag — das vergißt er nie) ſchon „eingenommen fand; von da zog ich mit bis Valmy, „ſo wie auch zurück bis Trier; ſodann, um die un„endliche Verwirrung der Heerſtraße zu vermeiden, „die Moſel hinab nach Koblenz, Mannheim. Natur„erfahrungen ſchlangen ſich, für den Aufmerkſamen, „durch die bewegten Kriegsereigniſſe. Einige Theile „von Fiſchers phyſikaliſchem Wörterbuche begleiteten „mich; manche Langeweile, ſtockende Tage betrog ich „durch fortgeſetzte chromatiſche Arbeiten . . .“ Kein Wort über die Kriegsereigniſſe! Intereſſirt ihn auch die Politik nicht, konnte ihm doch als Dichter und Beobachter das Kriegsleben, dem es an beliebter plaſtiſcher Dickleibigkeit gewiß nicht fehlt, Stoff zu Wahrnehmungen und künſtleriſchen Darſtellungen geben. Aber die ehrfurchtsvolle Scheu, von höchſten und allerhöchſten Perſonen und ihren höchſten und allerhöchſten Dummheiten zu reden, läßt ihn noch nach vierzig Jahren verſtummen.

1793.

Während der Blockade von Mainz, der er bis zum Ende der Belagerung beiwohnte, beſchäftigte er ſich mit Reinecke Fuchs und übte ſich im Hexameter. Warum ſagt er nicht, was er zu jener Zeit ſo oft im Hauptquartier gemacht? Hat er vielleicht zu der Abfaſſung des berühmten Manifeſts des Herzogs von Braunſchweig Theil gehabt? Auch fuhr er fort, am Rhein unter freiem Himmel die Farbenlehre zu treiben.

„Und ſo hielt ich, für meine Perſon wenigſtens, „mich immer feſt an dieſe Studien, wie an einem „Balken im Schiffbruch; denn ich hatte nun zwei „Jahre unmittelbar und perſönlich das fürchterliche „Zuſammenbrechen aller Verhältniſſe erlebt.“

„Einem thätigen, productiven Geiſte, einem „wahrhaft vaterländiſch geſinnten und einheimiſche „Literatur befördernden Manne wird man es zu Gute „halten, wenn ihn der Umſturz alles Vorhandenen „ſchreckt, ohne daß die mindeſte Ahndung zu ihm „ſprach, was denn beſſeres, ja nur anderes daraus „erfolgen ſolle. Man wird ihm beiſtimmen, wenn „es ihn verdrießt, daß dergleichen Influenzen ſich nach „Deutſchland erſtrecken (die franzöſiſche Revolution „eine *verdrießliche Geſchichte!*), und verrückte, ja unwürdige Perſonen das Heft ergreifen. „In dieſem Sinne war der *Bürgergeneral* geſchrieben, ingleichen die *Aufgeregten* entworfen, „ſodann die *Unterhaltungen der Ausgewanderten.*“

Der Bürgergeneral ward gegen Ende von 1793 in Weimar aufgeführt, „aber die Urbilder dieſer luſtigen Geſpenſter waren zu furchtbar, als daß nicht „ſelbſt die Scheinbilder hätten beängſtigen ſollen."

Nun wahrhaftig, die in Weimar müſſen unerhört ſchwache Nerven gehabt haben, wenn ſie dies Scheinbild der franzöſiſchen Revolution, das Goethe im erwähnten Luſtſpiele darſtellt, in Angſt verſetzt hat. Ich glaube es aber nimmermehr. Sie werden ſich wohl bei der Aufführung jener Poſſen eben ſo gelangweilt haben, als ich es beim Leſen gethan, mit dem ich ſo eben fertig geworden; und Goethe ſchrieb das Gähnen ſtatt der Langeweile den Vapeurs zu. Des Bürgergenerals großer Inhalt iſt folgender: Gevatter Schnaps, ein Dorfbarbier, ließ ſich weißmachen: zu den Jacobinern in Paris, welche alle geſcheidte Leute in allen Ländern aufſuchten, an ſich zögen und benutzten, wäre ſein Ruf erſchollen, und ſeit einem halben Jahre gäben ſie ſich alle erdenkliche Mühe, ihn für die Sache der Freiheit und Gleichheit zu gewinnen. Man kenne in Paris ſeinen Verſtand und ſeine Geſchicklichkeit. Ein Spaßvogel, der ſich für einen Abgeſandten der Jacobiner ausgibt, ernennt den Barbier zum Bürgergeneral und beauftragt ihn, in ſeinem Dorfe die Revolution anzufangen. Man giebt ihm eine Freiheitsmütze, Säbel, Uniform und einen falſchen Schnurrbart. Die ganze Freiheits-Komödie geht aber darauf hinaus, den Bauer Martin um einen Topf Milch zu prellen. Und in dieſe alberne Milchſuppengeſchichte wollte Goethe den Weimarern einen Abſcheu vor der franzöſiſchen Revolution einbrocken! Und die Weimarer ſollen wirklich Krämpfe davon bekommen haben! Es iſt nicht möglich.

Noch lächerlicher iſt das Luſtſpiel die Aufgeregten. Auch in dieſem dramatiſchen Bilde wollte Goethe die Gräuel der franzöſiſchen Revolution darſtellen, um die Deutſchen vor Freiheitsſchwindel zu bewahren. Nun leſe man die Folgen, welche das unglückſelige Revolutionsfieber in einem Dörfchen gehabt. Erſte Folge. Louiſe ſagt: ſie habe vergangenen Winter ein Paar Strümpfe mehr geſtrickt, weil ihr Vater, der Barbier, ihr Muße dazu gegeben, da er wegen der Zeitungen ſpäter nach Hauſe gekommen. Zweite Folge. Das Kind der Gräfin fällt ſich ein Loch in den Kopf, weil ſein Hofmeiſter, der die Zeitungen las, nicht auf daſſelbe Acht gegeben. Und das iſt Alles! Die Berliner freilich werden manches in dieſem Drama ſehen, was einem kurzſichtigen Süddeutſchen entgeht. Sie haben einen Herſchel'ſchen Göthoſkop — wir nur unſere Augen.

1794.

„Man ſendete mir aus dem ſüdlichen und weſtlichen Deutſchland Schatzkaſtchen, Sparthaler, Koſtbarkeiten mancher Art, zum treuen Aufbewahren, „die mich als Zeugniß großen Zutrauens erfreuten, „während ſie mir als Beweiſe einer beängſtigten Nation traurig vor Augen ſtanden.“

Guter Gott, welche Gewichte ſind es, die den zentnerſchweren Haß Goethes gegen die franzöſiſche Revolution bildeten! Seine liebe Mutter in Frankfurt hatte ein bequemes Haus mit ſchönen Möbeln, mit wohlverſorgtem Keller, mit Büchern, Kupferſtichen und Landkarten. Durch die Feindſeligkeiten der Franzoſen geängſtigt, wollte die Mutter ihren Beſitz veräußern, ſich eine Wohnung miethen; aber eben wegen der unruhigen Zeiten wurden unvortheilhafte Kaufanträge gemacht; das Berathen mit Freunden und Mäklern war von unendlicher Verdrießlichkeit. Und das der Schmerz eines Dichters! Iſt der ein Mann des Jahrhunderts, der mit ſolchem Herzen einer Eintagsfliege die Welt umfaßt?

Er erzählt, wie er ſich über Fichte's Lehrweiſe in Jena entſetzte, daran verbrannte; wie Fichte ſich in ſeinen Schriften „nicht ganz gehörig über die wichtigſten Sitten und Staatsgegenſtände erklärt habe.“ Wie „uns deſſen Aeußerungen über Gott und göttliche Dinge, über die man freilich beſſer ein tiefes Stillſchweigen beobachtet, von außen beſchwerende Anregung zugezogen.“

1795.

Mit Kapellmeiſter Reichardt zerfiel er, mit dem er, „ungeachtet ſeiner vor- und zudringlichen Natur, „in Rückſicht ſeines bedeutenden Talents in gutem „Vernehmen geſtanden; er war der Erſte, der mit „Ernſt und Stätigkeit meine lyriſchen Arbeiten durch „Muſik ins Allgemeine förderte .... ohnehin lag es „in meiner Art, aus herkömmlicher Dankbarkeit unbequeme Menſchen fortzudulden, wenn ſie mir es „nur nicht gar zu arg machen, alsdann aber meiſt „mit Ungeſtüm ein ſolches Verhältniß abzubrechen. „Nun hatte ſich Reichardt mit Wuth und Ingrimm „in die Revolution geworfen; ich aber, die gräulichen „unaufhaltſamen Folgen ſolcher gewaltthätig aufgelöſten Zuſtände mit Augen ſchauend und zugleich „ein ähnliches Geheimtreiben im Vaterlande durch und „durch blickend, hielt ein für allemal am Beſtehenden „feſt, an deſſen Verbeſſerung, Belebung und Richtung zum Sinnigen, Verſtändigen, ich mein Lebenlang bewußt und unbewußt gewirkt hatte, und „konnte und wollte dieſe Geſinnung nicht verhehlen.“

Goethe, wie alle Grenz-Menſchen das Stadtthor ſeiner Welt, ſie ſchließend, vertheidigend. Die Gemeinde erweitert ſich, das Thor wird niedergeriſſen oder überbauet, und dient zum Durchgange wie früher zur Abwehr.

„Reichardt war von der muſikaliſchen Seite un-
„ſer Freund, von der politiſchen unſer Widerſacher,
„daher ſich im Stillen ein Bruch vorbereitete, der
„zuletzt unaufhaltſam an den Tag kam.“

Ich kannte Reichardt etwas. Er war ein Preuße, das heißt ein Windbeutel. Wo er ſich befand, entſtand gleich ein Luftzug, ſelbſt im verſchloſſenſten Zimmer. Er hatte bewegliche Gefühle, doch er fühlte; man konnte ihn herbeiziehen und wegſchieben. Er ſtand nicht, gleich Goethe, wie eine Mauer im Leben da, die, wenn auch mit Obſtſpalieren bedeckt und verziert, doch unbeweglich, undurchſichtig bleibt, uns die Ausſicht verſteckt und uns zu einem Umwege nöthigt, ſo oft wir in Gottes freie Welt gehen oder ſehen wollen. Und naiv iſt Goethe! Er geſteht, er habe Reichardt lieb gehabt, ſo lange er ihm nützlich geweſen, indem er durch Compoſitionen ſeiner Lieder dieſe verbreiten half; den Reichardt außer Dienſten aber habe er gehaßt. Das iſt *nachdenklich*!

1799.

Entwurf der natürlichen Tochter. „In dem Plane bereitete ich mir ein Gefäß, worin ich alles, was ich ſo manches Jahr über franzöſiſche Revolution und deren Folgen geſchrieben und gedacht, mit geziemendem Ernſte niederzulegen hoffte.“ Ich will dieſe natürliche Tochter, dieſes vieljährige Werk geziemenden Ernſtes, wieder einmal leſen; aber jetzt nicht, nicht in dieſen rauhen Herbſttagen. Im nächſten Sommer, im Juli, in den Tagen, wo man Gefrorenes liebt.

1800.

„Der Propyläen drittes und letztes Stück ward bei erſchwerter Fortſetzung gegeben. Wie ſich bösartige Menſchen dieſem Unternehmen entgegengeſtellt, ſollte wohl zum Troſte unſerer Enkel, denen es auch nicht beſſer gehen wird, gelegentlich näher bezeichnet werden.“

Nun, warum bezeichnet er es nicht näher? Warum? Darauf iſt leicht die Antwort gegeben. Goethe beſann ſich, daß etwas zum Troſte der Enkel zu ſagen, wie jede Menſchenfreundlichkeit, nebuliſtiſcher Natur und eines ſo realen Mannes, wie er, ganz unwürdig ſei.

1802.

Goethe's Geſinnung über Preßfreiheit ſpricht ſich hier gelegentlich aus. Schlegels Jon kam zur Aufführung und ſchon am Abende der Vorſtellung trat „ein Oppoſitions-Verſuch unbeſcheiden hervor; „in den Zwiſchenakten flüſterte man von allerlei „Tadelnswürdigem, wozu denn die freilich etwas bedenkliche Stellung der Mutter erwünſchten Anlaß „gab. Ein ſowohl den Autor als die Intendanz „angreifender Aufſatz war in das Mode-Journal „projectirt, aber ernſt und kräftig zurückgewieſen; „denn es war noch nicht Grundſatz, daß in demſelbigen Staat, in derſelbigen Stadt es irgend einem „Glied erlaubt ſei, das zu zerſtören, was Andere „kurz vorher aufgebauet hatten."

1803.

Nichts Lächerlicheres, als bald der ernſte, dürre Ton, bald die breite kunſtſchmauſende Behaglichkeit, mit welchen Goethe in dieſem ſeinem Büchelchen über das kleinſtädtiſche Hof- und bürgerliche Stadtbauweſen in Weimar ſich ſo oft ausläßt. Was der Kunſtfreund an ſolcher Puppen-Architektur ſo Erquickliches finden mochte, daß er noch nach vielen Jahren ſich damit beſchäftigt, wäre ganz unerklärlich, wenn man Goethe's Charakter nicht kennte. Des Lebens Behaglichkeit war ihm das Leben ſelbſt. Darum iſt ihm nichts klein, was dieſen Kreis berührte, darum iſt ihm alles klein, was von dieſem Kreiſe ablag.

1805.

Und in dieſem Büchelchen auch, wie in den größten und bedeutendſten Werken Goethe's trat mir, was mich immer beleidigt, halb lächerlich, halb ärgerlich entgegen. Zuvörderſt die holländiſche Reinlichkeit des Styls, die jeden Zimmerboden mit gekräuſeltem Sande bedeckt, und oft die Bäume vor den Häuſern mit Oelfarbe anſtreicht. Dann die aufgenöthigte Ruhe, das Bleigewicht, das Goethe an jede Empfindung, jeden Gedanken ſeiner Leſer hängt. Endlich die tyranniſche Ordnung, die Geiſt und Herz nach dem Takte eines Melzel'ſchen Metronomen ſich bewegen heißt.

1806.

Man dachte daran, Oehlenſchlägers Tragödie Hakon Jarl auf die Weimariſche Bühne zu bringen, und ſchon war alles dazu vorbereitet. „Allein ſpäterhin ſchien es bedenklich, zu einer Zeit, da mit Kronen im Ernſt geſpielt wurde, mit dieſer heiligen Zierde ſich ſcherzhaft zu geberden.“

Denkwürdigkeiten, die Goethe von dieſem wichtigen Tage bemerkt. Am 30. Januar der Geburtstag unſerer Großherzogin, und wie das Trompeter-Chor eines Preußiſchen Regiments in dem Theater Proben ſeiner außerordentlichen Geſchicklichkeit gegeben. — Theater Repertoir — geſchenkte Zeichnungen und andere Kunſtnachrichten. — Vollſtändiges Verzeichniß der von Goethe durch Gefälligkeit erworbenen Kunſtgegenſtände. — Reiſe nach Carlsbad und dort genoſſene Kupferſammlungen. Farbenlehre. Bei jeder Gefahr hält Goethe ein Prisma vor die Augen, um jene nicht zu ſehen, und ſonderbar genug verſteckt er ſich vor dem Lichte hinter Farben. — In Carlsbad: „Fürſt Reuß XIII., „der mir immer ein gnädiger Herr geweſen, befand „ſich daſelbſt, und war geneigt, mir mit diplomatiſcher Gewandtheit das Unheil zu entfalten, das unſern Zuſtand bedrohte. — Mineralien.“

„Ueber eine pädagogiſch militairiſche Anſtalt bei „der franzöſiſchen Armee gab uns ein trefflicher aus „Baiern kommender Geiſtlicher genaue Nachricht. „Es werde nämlich von Offizieren und Unteroffizieren am Sonntage eine Art von Katechiſation gehalten, worin der Soldat über ſeine Pflichten ſowohl als auch über ein gewiſſes Erkennen, ſo weit „es ihn in ſeinem Kreiſe förderte, belehrt werde.

„Man ſah wohl, daß die Abſicht war, durchaus kluge „und gewandte, ſich ſelbſt vertrauende Menſchen zu „bilden; dies aber ſetzte freilich voraus, daß der ſie „anführende große Geiſt demungeachtet über Jeden „und Alle hervorragend blieb und von Raiſonneurs „nichts zu fürchten hatte.“ Daß man ja nicht denke, indem er ſolche Schulen lobend erwähnt, er ſei der Meinung, daß man aus einem Soldaten einen denkenden Menſchen machen ſollte. Der Unterricht iſt nur das Oel, womit man das Rad einer Maſchi[illegible] ſchmieret, daß dieſe beſſer gehe. Raiſonniren [illegible] das Rad nicht, ſondern nur geſchmeidiger werd[illegible] um der lenkenden Hand zu folgen. —

„Die prägnante Unterhaltung mit meinem Fürſten im Hauptquartier zu Niederrosla“ möchte ſchwer auszuſprechen ſein.

Und als beim Herankommen des Ungewitters Jedermann ängſtlich einen Schlupfwinkel ſuchte, rief Goethe, als man eben die erſten Lerchen ſpeiſte, aus: „Nun, wenn der Himmel einfällt, ſo werden ihrer viele gefangen werden.“ —

1807.

Schrieb in Carlsbad eine kleine mineralogiſche Abhandlung. „Ehe der kleine Aufſatz nun abgedruckt „werden konnte, mußte die Billigung der obern Pra-

„ger Behörde eingeholt werden, und ſo hatte ich das „Vergnügen, auf einem meiner Manuſcripte das „visa der Prager Zenſur zu erblicken."

In Carlsbad erwies ihm die Fürſtin Solms „ein gnädiges Wohlwollen."

1808.

Bekennt, daß er ſeit einigen Jahren keine Zeitungen geleſen. Nach Carlsbad aber nahm er die Jahrgänge 1805 bis 1807 der Allgemeinen Zeitung mit, ein Blatt, das er wegen ſeiner klugen Retardation noch leiden mag.

Schrieb ein Gedicht „zu Ehren und Freuden der Frau Erbprinzeſſin von Heſſen Caſſel."

1810.

„Die Gegenwart der Kaiſerin von Oeſterreich Majeſtät in Carlsbad rief gleich angenehme Pflichten hervor, und manches andere kleine Gedicht entwickelte ſich im Stillen."

1811.

Er und Andere gingen nach Wehnditz, einem Dorfe bei Carlsbad und tranken Ungarwein. Man trug ſich über eine ſolche Wallfahrt mit folgender

Anekdote: „Drei bejahrte Männer gingen nach Wehndiß zum Weine!

Obriſt Otto, alt . . .	87	Jahre
Reimſchneider Müller	84	„
Ein Erfurter	82	„
	253	Jahre.

Sie zechten wacker, und nur der letzte zeigte beim Nachhauſegehen einige Spuren von Beſpitzung; die beiden andern griffen dem Jüngern unter die Arme, und brachten ihn glücklich zurück in ſeine Wohnung.

1813.

Durch die Kriegsereigniſſe geängſtigt, ſuchte er Ruhe, indem er ſich mit ernſtlichſtem Studium dem chineſiſchen Reiche widmete.

„Hier muß ich noch einer Eigenthümlichkeit mei„ner Handlungsweiſe gedenken. Wie ſich in der po„litiſchen Welt irgend ein ungeheures Bedrohliches „hervorthat, ſo warf ich mich eigenſinnig auf das „Entfernteſte.“

Unter den kleinen Bemerkungen über die Ereigniſſe des Tages findet ſich: „Die Freiwilligen betragen ſich unartig und nehmen nicht für ſich ein.“

1816.

Man verzeiht Goethe faſt die kindiſche Aufregung, in welche ihn jeder Widerſpruch ſeiner Farbenlehre verſetzt, weil er doch da einmal aus ſeinem engen Egoismus, wenn auch auf verbotenem Wege, heraustritt, weil ihn doch da einmal das Urtheil der Menſchen kümmert. „Profeſſor Pfaff ſandte mir ſein Werk gegen die Farbenlehre, nach einer den Deutſchen angeborenen unartigen Zudringlichkeit.“ Das kann doch den Deutſchen wahrlich ihr ärgſter Feind nicht nachſagen, daß ſie unartig zudringlich wären. Nur zu ſchüchtern und artig ſind ſie! Goethe legte das Buch ungeleſen bei Seite!

Goethe war vergnügt und wie in Baumwolle gehüllt, als ihn ein Donner aufſchreckte. „Ein ſolcher innerer Friede ward durch den äußern Frieden „der Welt begünſtigt, als nach ausgeſprochener Preßfreiheit die Ankündigung der Iſis erſchien, und jeder „wohldenkende Weltkenner die leicht zu berechnenden „weitern Folgen mit Schrecken und Bedauern vorausſah.“

1817.

„Ein Symbol der Souverainität ward uns „Weimaranern durch die Feierlichkeit, als der Groß-

„herzog von Thorn den Fürſten von Thurn und „Taxis, in ſeinem Abgeordneten, mit dem Poſtregal „belieh, wobei wir ſämmtlichen Diener in geziemendem Schmuck, nach Rangsgebühr erſchienen.“

„Zu jener Zeit ſtudirten in Jena und Leipzig „viele junge Griechen. Der Wunſch, ſich beſonders „deutſche Bildung anzueignen, war bei ihnen höchſt „lebhaft, ſowie das Verlangen, allen ſolchen Gewinn dereinſt zur Aufklärung, zum Heil ihres „Vaterlandes zu verwenden. Ihr Fleiß glich ihrem „Beſtreben; nur war zu bemerken, daß ſie, was den „Hauptſinn des Lebens betraf, mehr von Worten als „von klaren Begriffen regiert werden!

„Papadopulos, der mich in Jena öfters beſuchte, „rühmte mir einſt im jugendlichen Enthuſiasmus den „Lehrvortrag ſeines philoſophiſchen Meiſters. Es „klingt, rief er aus, ſo herrlich, wenn der vortreffliche Mann von Tugend, Freiheit und Vaterland ſpricht. Als ich mich aber erkundigte, was „denn dieſer vortreffliche Lehrer eigentlich von Tugend, Freiheit und Vaterland vermelde, erhielt ich „zur Antwort: das könne er ſo eigentlich nicht „ſagen, aber Wort und Ton klängen ihm ſtets vor „der Seele nach: Tugend, Freiheit und Vaterland.“ Gott welch’ ein Spott! Die Griechen haben es wohl gezeigt, was ſie darunter verſtehen, wenn auch der edle Jüngling Tugend, Freiheit und Vaterland nach Goethe's dürrer Weiſe nicht zu *ſchematiſiren* verſtand.

„Hierauf ward mir das unerwartete Glück, „Ihro des Großfürſten Nicolaus und Gemahlin „Alexanders Kaiſerliche Hoheit, im Gebiet unſerer „gnädigſten Herrſchaften bei mir im Haus und Garten zu verehren. Die Frau Großfürſtin Kaiſerliche „Hoheit vergönnten einige poetiſche Zeilen in das „zierlich prächtige Album verehrend einzuzeichnen.“ Das ſchrieb er in ſeinem 71ſten Jahre. Welche Jugendkraft!

Zwei und funfzigſter Brief.

Paris, den 13. October 1831.

Dieſe Woche war wieder ſehr reich an Begebenheiten: die Verwerfung der Reform-Bill in England, und die abgeſchaffte Erblichkeit der Pairs in Frankreich. Dort hat die Ariſtokratie geſiegt, hier hat ſie eine Niederlage erlitten. Es iſt eine Compenſation und es wird dabei für die gute Sache nichts gewonnen und nichts verloren. Der Sieg des Adels in England kann dort eine Revolution und die Volksherrſchaft zur Folge haben; dagegen kann die Abſchaffung der Erblichkeit der Pairs in Frankreich wieder zum Abſolutismus führen. Wenn es noch eines Anlaſſes bedürfte, den Haß der großen Mächte gegen Frankreich zu entflammen, ſo iſt er jetzt durch Herabwürdigung der franzöſiſchen Ariſtokratie gefunden. Die Familie Von in Oeſterreich und Preußen wird ihre Verwandtſchaft rächen. In Deutſchland nimmt alles ſo eine ſchlechte Wendung, wie ich es vorher geſehen. Die badiſche Kammer iſt dem preußiſchen Mauthſyſteme beigetreten, das heißt, es hat ſich der preußiſchen Politik unterworfen. Und alle Deputirten, die ich dieſen Sommer in Carlsruhe geſprochen, haben doch gegen dieſe verderbliche Allianz mit Preußen wie gegen Gift geeifert. Welche Menſchen! Mit ihrer Preßfreiheit iſt es auch nichts. Ein in Carlsruhe erſcheinendes franzöſiſches Blatt, ob es zwar unter Zenſur ſtand, iſt auf Antrag des Bundestags unterdrückt worden. Ich habe mit der Hoffnung auch alle Mäßigung aufgegeben. Ich werde künftig über Politik nicht mehr ſchreiben, wie ich es bis jetzt gethan. Mäßigung wird ja doch nur für Schwäche angeſehen, die zum Uebermuthe, und Rechtlichkeit für Dummheit, die zum Betruge auffordert. In dem erſten Artikel meines projektirten Journals trete ich mit einer trotzigen Kriegserklärung hervor. Ich ſage unter andern: „In frühern Zeiten hatten wir die „friedliche Wage in unſerm Schilde geführt. Glühendes Gefühl, unſere Liebe und unſern Zorn, unſere „Hoffnung und unſere Furcht, den wilden Sturm „des Herzens — alles brachten wir unter Maaß, „und brachten Ordnung in jede Leidenſchaft. Zwar „wurden die Machthaber immer von uns verwünſcht, „weil ſie trotzig behaupteten, das Glück und die Frei-

„heit der Welt ſei ihr Eigenthum und von ihrem „guten Willen, von ihrer eigenen Schätzung hinge „es ab, wie viel ſie den Völkern davon zurückhalten, „davon überlaſſen, und welchen Preis ſie dafür ver„langen mögen. Aber wir dachten: es ſei! mit „Krämern muß man feilſchen; da iſt Gold, da iſt „die Wage. Aber ſie ſtrichen das Geld ein, und „warfen höhniſch das Schwert in die Schale. Wollt „Ihr's ſo? Nun es ſei auch. Schwert gegen Schwert. „. . . Denn ſeit wir geſehen, daß der jüngſte König „um die Gunſt der älteſten Tyrannen buhlt, und „die älteſten Tyrannen ſelbſt den Raub einer Krone „lächelnd verzeihen, wird nur zugleich mit der Krone „die Freiheit auch geraubt — ſeitdem hoffen wir nichts „mehr von friedlicher Ausgleichung. Die Gewalt muß „entſcheiden. Beſiegen könnt Ihr uns, aber täuſchen „nicht mehr." Ich werde das Journal die Glocke nennen.

Das Wetter hier macht Einen ganz verwirrt. Im October zwanzig Grad Wärme! Vielleicht hat der Himmel beſchloſſen, daß ſich die Fürſten noch dieſen Herbſt die Hälſe brechen. Man fürchtet Unruhen in England. Nach geſtern angekommenen Nachrichten hat das Volk in der Provinz das Landhaus eines Pairs abgebrannt, der gegen die Reform geſtimmt. Wellington ſoll ſein Haus verrammelt haben. Wenn es in England Revolution gibt, werden die Alliirten über Frankreich herfallen, wovon ſie bis jetzt nur die Furcht vor England abgehalten.

Ich war vor einigen Tagen zum Erſtenmale im neuen Theater des Palais-Royal, wo einige ganz allerliebſte Stücke mich ſehr unterhalten, und mir das ſaure Blut etwas verſüßt haben; beſonders that das ein Vaudeville: Le Tailleur et la Fée, ou Les chansons de Béranger. Berangers Großvater, ein armer Schneider, ſitzt und naht. Neben ihm in der Wiege flennt der künftige Dichter, der eben auf die Welt gekommen. Die herbeigerufene Amme erſcheint, verwandelt ſich in eine Fee, und zwar in die Geſtalt der Göttin der Freiheit, den Spieß in der Hand, die rothe Mütze auf dem Kopfe. Sie gelobt dem alten Schneider, ſeinem Enkel das ſchönſte Lebensloos zu ſchenken, ihn zum Freiheitsdichter zu machen. Jetzt erſcheinen, von dem Zauberſtabe der Fee herbeigerufen, die Hauptlieder Beranger's, unter allegoriſchen Perſonen. Zuletzt wird ſeine Büſte bekränzt. Es iſt eine vollkommene Apotheoſe.

Beranger's Herkunft und Geburt ſind im Vaudeville hiſtoriſch dargeſtellt. In ſeinem Liede Le Tailleur et la Fée, erzählt der Dichter:

Dans ce Paris plein d'or et de misère,
En l'an du Christ mil sept cent quatre vingt,

Chez un tailleur, mon pauvre et vieux grand père,
Moi nouveau né, sachez ce qu'l m'advint.
Rien ne prédit la gloire d'un Orphée
A mon berceau, qui n'était pas de fleurs;
Mais mon grand père, accourant à mes pleurs,
Me vit soudain dans les bras d'une Fée.
Et cette Fée avec de gais refrains,
Calmait le cri de mes premiers chagrins.

Es iſt etwas, das die heutige franzöſiſche Regierung lauter verdammt, als die Millionen der Getäuſchten; ſchwärzer färbt, als alle Tagesblätter der Unzufriedenen: — Beranger hat ſeit der letzten Revolution nicht ein einziges Lied geſungen. Gleich in den erſten Tagen machte ihm die böſe Ahndung deſſen, was kommen werde, das Herz, und bald darauf die Erfüllung der ſchlimmſten Beſorgniß die Zunge ſchwer. Selbſt die Hoffnung mochte ihm nicht geblieben ſein, die ihn doch unter dem Drucke der Zeiten, da die ältern Bourbons herrſchten, zu Wein-, Liebes-, Freiheits- und Spottliedern begeiſtern konnte. Die neuen Machhaber warfen auch nach Beranger ihre goldene Angel aus; doch er ließ ſich nicht kodern und ſchwieg, und dieſes ſtumme Lied ſchallt lauter gegen die Tyrannei, als es irgend eines ſeiner frühern Lieder gethan.

Ich habe Ihnen ſchon geſagt, daß ich anfange, mich mit der bildenden Kunſt zu beſchäftigen, und wie ernſt es mir damit iſt, habe ich neulich an meinem erſten Beſuche im Muſeum ſelbſt erprobt. Ich habe zum erſtenmale in meinem Leben alles ſo bedächtig, ſo genau betrachtet, daß ich nach zwei Stunden nicht über das erſte Zimmer hinausgekommen, obzwar wenig Bedeutendes und Erfreuliches an Kunſtwerken darin aufbewahrt wird. Es iſt etwas, meinen alten Geiſt aufzufriſchen, ihm einen neuen Standpunkt für alte Betrachtungen zu verſchaffen. Das Licht wird mir mit der Zeit wohl aufgehen, und ich mache mich jetzt ſchon über mich ſelbſt luſtig, wie ich mich einmal ſpäter öffentlich über Kunſt werde vernehmen laſſen. Freilich fehlt mir etwas, was zum vollkommenen Verſtändniß der Kunſtwerke ganz unentbehrlich iſt, nämlich die Technik. Aber ich werde dieſe Unwiſſenheit, wie manche andere, ſchon durch rothe, grüne und gelbe Worte zu bedecken wiſſen.

— Die Gnade des Kaiſers von Rußland gegen die unglücklichen Polen ſteht in voller Blüthe. In Warſchau ſind ſchon fünfzehnhundert Perſonen eingekerkert worden, und alle Flüchtlinge werden mit Steckbriefen verfolgt, wozu der gute Schwiegervater behülflich iſt. Wird denn die Zeit niemals kommen, daß ſich die Völker auch verſchwägern und einander in der Noth beiſtehen?

— Der Baron *** aus Wien, deſſen ich ſchon erwähnt, ſagte mir, in Wien wäre kein gebildet Haus, in dem man nicht meine Schriften hätte. Voriges Jahr war er in der Schweiz und blieb vier ganze Wochen oben auf dem Rigi. Ich fragte ihn: ob er Geſellſchaft bei ſich gehabt? Er erwiederte: „Ich war in Ihrer Geſellſchaft dort.“ Er hatte nämlich meine Werke bei ſich. Eigentlich habe ich die Wiener gern. Sie leſen weniger, beſonders Journale, und haben darum keinen verſchlemmten, abgenutzten Geiſt. Wenn ſie Verſtand haben, iſt er ſelbſtändiger, origineller als der der Nordländer. Dabei ſind ſie gutmüthig und ſind ganz glücklich, wenn man ihren Kaiſer lobt.

Freitag, den 14. October.

Auf den Boulevards und was noch wunderlicher iſt, auf dem Platze vor der Börſe, findet man jetzt ſehr häufig Bibeln zum Verkaufe ausgeſtellt. Die heilige Waare liegt auf der Erde unter andern profanen Büchern oder ſonſtigem ſchlechten Trödel. Sie ſind ſehr wohlfeil und gehen gut ab. Sie ſtammen von der hieſigen Bibelgeſellſchaft, die ſie unentgeldlich austheilt, worauf ſie denn, wie billig, von den Geſchenknehmern verkauft werden. Geſtern ſah ich einen wohlgebildeten Mann, von etwa funfzig Jahren, der ſich eben auf der Straße eine ungerupfte wilde Ente gekauft, die er mit Mühe in die linke Rocktaſche zwängte, gleich darauf auch eine Bibel kaufen, die er unter dem rechten Arme forttrug. Es gefiel mir ungemein, daß er ſich weniger ſchämte, die Bibel als die Ente öffentlich zu tragen, und daß er um die letztere länger gefeilſcht als um die erſtere. — — Ah je respire! Da iſt Ihr Brief. Was kann ich dafür? Ich bin Ihr gelehriger Schüler immer geweſen, ich kann die Angſt nicht laſſen.

Aber was fällt Ihnen ein? Warum zweifeln Sie, daß ich in Paris vergnügt ſei? Paris gefällt mir wie immer. Da ich mich aber wie zu Haus fühle, hat es natürlich — zwar immer noch den Reiz, aber nicht mehr den Ueberreiz der Neuheit. Ich genieße ruhiger, und Deutſchland liegt ſo ferne von meinem Sinne, daß ich es, wie früher geſchehen, mit Frankreich gar nicht mehr vergleiche.

Drei und fünfzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 19. October 1831.

Es iſt wieder von Stiftung einer deutſchen Zeitung in Paris die Rede, und wenn ſie zu Stande kömmt, werde ich wahrſcheinlich beſonders thätig dabei ſein. Einflußreiche Perſonen fangen an einzuſehen, wie wichtig für Frankreich ſelbſt deutſche liberale Zeitungen werden können, und man zeigt ſich geneigt, mit Geld und auf andere Weiſe zu unterſtützen. Ich werde da freilich ſehr vorſichtig ſein müſſen, daß ich meine Unabhängigkeit nicht verliere. Doch brauche ich nicht zu ängſtlich zu ſein; denn ich höre Ketten ſchon im ſiebenten Himmel raſſeln, und habe immer Zeit, meine Freiheit ſicher zu ſtellen. Wer von den hohen Perſonen die Sache angeregt, das weiß ich eigentlich noch gar nicht; denn was man mir zu verſtehen gegeben, glaube ich nicht. Ich werde mich aber gewiß in nichts einlaſſen, bis ich die Hand gedruckt, die den erſten Ring faßt; ſonſt könnte geſchehen, daß ich glaubte mit dem Teufel zu thun zu haben, und hätte doch mit Beelzebub zu thun gehabt. Das wird der ganze Unterſchied ſein zwiſchen meinen verſchiedenen Vermuthungen. Doch das ſchreckt mich nicht ab, man muß leben und leben laſſen, und wenn ich der guten Sache nützlich ſein kann, mögen Andere auch ihren perſönlichen Vortheil dabei finden.

Intriguen, die ich in Baden ſchon geahndet, wurden mir hier beſtätigt. Die Wohlfeilheit, bei einer an deutſchen Zeitungen ungewöhnlichen Schönheit des Drucks und Papiers der in München erſcheinenden Tribüne, — der myſteriöſe Umſtand, daß ein Pforzheimer Kaufmann (Würtembergiſcher Unterthan) aus Patriotiſmus die Fonds dazu hergibt — der Geiſt der Widerſetzlichkeit gegen die baieriſche Regierung, der das Blatt beſeelt — gab mir allerlei Vermuthungen. In Paris, wo man alles erfährt, habe ich denn endlich erfahren, daß der König von Würtemberg die Tribüne geſtiftet und bezahlt, um ſie als Waffe gegen Baiern zu gebrauchen. Baiern hat ſich nämlich im künftigen Kriege gegen Frankreich an die heilige Allianz angeſchloſſen. Baden, Würtemberg und andere kleine Staaten ſollen ganz aufgelöſt und zwiſchen Oeſterreich, Preußen und Baiern getheilt werden. Und ſo weiter.

In Stuttgart läßt jetzt die Regierung auch eine Zeitung errichten, um der Oppoſition widerſtehen zu können (ſo wird geſagt; wohl eigentlich aber mehr, ſich der Deſpotie des deutſchen Bundes entgegen zu ſetzen). Sie hat zum Redacteur einen guten Schriftſteller, Profeſſor Münch, berufen und gibt ihm dreitauſend Gulden Gehalt. Lindner iſt Mit-Redacteur. Auch an der Tribüne ſchreibt er viel. Wo auch immer im Geheimen etwas Moraliſches vorgeht — er muß dabei ſein.

Der König von Baiern, den man neulich fragte, welche Anſtalten man für ihn und ſein Haus gegen die Cholera treffen ſolle? hat darauf zur Antwort gegeben: „Gar keine. Bin ich nicht an den Ständen geſtorben, wird mich auch die Cholera verſchonen.“ Alſo Freiheit und Peſt ſind einem Könige ganz einerlei! Auch der Freiheit Peſt und König.

Donnerſtag, den 20. October.

Ich war ſeit einer Woche zweimal im italieniſchen Theater, und habe die Paſta und den vergötterten Rubini gehört, beide im Othello und Tankred. Die Paſta ſoll an dem einen Ende ihrer Stimme einige Töne verloren, dafür aber an dem andern einige

Töne gewonnen haben. Ob oben oder unten, weiß ich nicht. Die Paſta ſingt immer noch herrlich, aber ihre Stimme drang mir nicht in das Herz. Ihr Vortrag iſt höchſt edel, aber kalt, plaſtiſch, antik; ſie ſingt nicht chriſtlich. In Glucks Opern wäre ſie an ihrer Stelle. Das iſt mein Urtheil. Die Andern finden nichts an ihr zu wünſchen übrig. Als Desdemona verglich ich ſie mit meiner immer noch angebeteten Malibran, und dieſe Vergleichung konnte ſie nicht ertragen. Rubinis verherrlichter Geſang ließ mich auch kalt; ich liebe dieſe ſtählernen Stimmen nicht, und dann hat ſeine Stimme etwas raiſonnirendes, eine Art Echo hinter ſich. Aber meine Ignoranz bleibt unter vier Augen. Als Tankred gefiel mir die Paſta beſſer, das fra tanti palpiti hätten Sie hören ſollen. Es war närriſch darüber zu werden. O ihr armen deutſchen Kleinſtädter mit euern Achtzehn-Batzen Prima-Donnas! Eine dicke deutſche Dame, und wahrſcheinliche Berlinerin, die hinter mir ſaß und die ich, noch ehe ſie Deutſch ſprach, daran als Landsmännin erkannte, daß ſie bravo ſtatt brava ſchrie, — ſchwitzte Entzücken. Ich mußte ihr geradezu ins Geſicht lachen. Dieſen Winter iſt die italieniſche Oper auf allen Vorplätzen, Treppen, Corridors, von unten bis oben, mit ſcharlachrothem Tuche bedeckt. Man glaubt in einem Palaſte zu ſein. Das hat noch gefehlt, dieſem adeligen Vergnügen völlig ein ariſtokratiſches Anſehn zu geben. Zwiſchen den Akten habe ich, wie es die jungen Leute pflegen, in allen Logen hineingeſehen. (Sie erinnern ſich, daß die Logenthüren Fenſter haben.) Die Pracht und der Geſchmack der weiblichen Anzüge gewährte wirklich einen herrlichen Anblick, ſelbſt männlichen, alten und ſchon beſchäftigten Augen, wie die meinen. Aber beim Ausgange aus dem Theater ließ ich alle die geputzten Damen die Muſterung paſſiren, und es fanden ſich nicht zwei ſchöne Geſichter darunter, — wahrhaftig nicht zwei!

Sagen Sie mir, was hat das für einen Grund, daß in der letzten Zeit der Frankfurter Senat einige außergewöhnliche Heirathserlaubniſſe ertheilt? Iſt das contagiös oder miasmatiſch? Auf jeden Fall iſt es eine Kometen artige Erſcheinung und Vorläufer der Cholera. Der Senat und der geſetzgebende Körper ſollten ſich Flanellbinden um den Kopf wickeln, vielleicht ſchwitzen ſie die roſtrothe Philiſterei aus, und werden geſund.

*** iſt geſtern nach Amerika zurückgereiſt. Das iſt ein unordentlicher Menſch! So arg habe ich es doch nie getrieben. Um fünf Uhr wollte er abreiſen, und um drei Uhr traf ich ihn ganz athemlos auf der Straße laufen, erſt bei ſeinem Bankier das nöthige Geld zu holen. Dann begleitete ich ihn nach Hauſe. Seine zwei Koffer wurden erſt gepackt und wie! Noch naſſe Federn, mit denen er eben erſt geſchrieben, wurden im Koffer auf die Wäſche gelegt. Während gepackt wurde, ſchrieb er eine Vorſtellung an den König. Kein Accent im ganzen Briefe. Dann legte er ihn zuſammen, wie einen Wäſchzettel, und ließ die Beſorgung an den König dem Portier zurück. Dazwiſchen kamen Rechnungen, Beſuche — es war den Schwindel zu bekommen. Wenn er den Poſtwagen nicht verſäumt, hat er Glück gehabt. Denn er wollte auf dem Wege noch Seidenwaaren für ſeine Familie einkaufen. Eine glückliche Natur! Bei Tiſche hätten Sie ihn ſehen ſollen, wenn ich und *** Witze machten. Da er nie weniger als ein halbes Pfund Fleiſch auf einmal in den Mund nimmt, brachte ihn ſein Lachen oft dem Erſticken nahe.

Warum iſt denn der dumme *** nach *** zurück? Warum hat er ſich fangen laſſen? Hoffte er, ſeine Dummheit würde ihn vor Verfolgung bewahren? Dann kannte er wenig unſere Zeit. Dumm zu ſein, auch ohne weiteres Vergehen, wird heute als ein Eingriff in die Majeſtätsrechte angeſehen, und als ſolches beſtraft.

Montag, den 24. October 1831.

Seit der Revolution ſind die Theater völlig frei, und alle Zenſur der aufzuführenden Stücke iſt aufgehoben. Nun hatte vorgeſtern das Theater des Nouvautés ein neues Drama Procès d'un maréchal de France angekündigt. Der Prozeß des Marſchalls Ney ſollte darin vorgeſtellt werden, die Pairskammer erſcheinen, vollſtändiges Gericht gehalten, und alle Pairs beim Namen aufgerufen werden, die für oder gegen Ney's Tod geſtimmt. Die Regierung fürchtete die üblen Folgen, und daß hierdurch der Haß, den man hier gegen die Pairs hat, noch mehr angefacht werden möchte. Sie ließ alſo durch die Polizei die Aufführung des Stückes verbieten. Der Theater-Director erklärte, er werde ſich an das Verbot nicht kehren, da es geſetzwidrig wäre, und ließ Abends ſein Haus öffnen. Da wurde aber das Theater von der Polizei umſtellt, Jedem der Eingang ins Haus verwehrt und ſo die Aufführung mit Gewalt verhindert. Geſtern war das Stück abermals angekündigt und das Haus abermals geſperrt. Ich war beide Abende zugegen. Der ganze Börſenplatz war von der bewaffneten Macht und dem Volke beſetzt; letzteres verhielt ſich aber ruhig. Der Theater-Director hat gegen dieſe Gewalt proteſtirt und erklärt, er würde jeden Abend das Stück ankündigen laſſen, die Polizei bei den Gerichten belangen und um Schadenerſatz anhalten. Nun will ich zwar gerne glauben, daß das Drama ſkandalös ſein, daß es Unruhe erregt haben mag und daß die beleidigten Pairs Grund genug bekommen hätten, den Theater-Director und den Verfaſſer vor Gericht zu ziehen. Aber die Aufführung durfte nicht verhindert werden, denn durch die neue Charte iſt alle vorhergehende Zenſur aufgehoben, und die Regierung hat ſich hier bei einer wahren Verletzung der Conſtitution ſchuldig gemacht. Es iſt eine Ordonnanz-Geſchichte in kleinem Fuße.

Vier und fünfzigſter Brief.

Paris, den 29. October 1831.

Von einem merkwürdigen Werke, das zehn Bände haben wird, iſt geſtern der erſte Theil erſchienen. Er liegt vor mir auf meinem Tiſche, ich habe ihn aber noch nicht geleſen. Sie ſollen ſpäter darüber genaue Rechenſchaft bekommen. Das Buch heißt: Paris, ou le Livre des cent-et-un. Wie auch das Buch beſchaffen ſein mag, auf jeden Fall iſt es eine von den Erſcheinungen, wie ſie nur Paris hervorbringt und die Allen, die im Geiſte leben, den hieſigen Aufenthalt ſo angenehm machen. Das Buch iſt auf folgende Art entſtanden. **Ladvocat**, einer der bedeutendſten hieſigen Buchhändler, iſt durch den Druck dieſer Zeit in Noth und Verlegenheit gekommen. Ihm aufzuhelfen haben alle die Schriftſteller, die ihre Werke früher von ihm herausgeben ließen, ſich vereinigt, gemeinſchaftlich ein Buch zu ſchreiben und es dem Ladvocat unentgeldlich zu überlaſſen. Sie haben zu dieſem guten Werke noch andere Schriftſteller eingeladen, ſo daß der Verein bis zu hundert und ſechszig angewachſen iſt. Das erlaſſene Circulaire lautet wie folgt: „Les soussignés, voulant donner a Mr. Ladvocat, libraire, un témoignage de l'intérêt qu'il leur inspire, dans les circonstances fâcheuses où il se trouve par toutes les pertes qu'il a éprouvées depuis un an, ont résolu de venir à son secours en s'engageant à lui donner chacun au moins deux chapitre qui devront composer un ouvrage intitulé: le diable boiteux à Paris, ou Paris et les moeurs comme elles sont. Ils invitent tous les hommes de lettres qui n'étaient pas présentes à leur réunion, à venir se joindre à eux pour secourir un libraire qui a si puissamment contribué à donner de la valeur aux productions de l'esprit, et à consacrer l'indépendance de la profession des hommes de lettres.“ Darauf folgt das alphabetiſche Verzeichniß von hundert und ſechszig Schriftſtellern, worunter alle Bedeutende, die Frankreich hat: Béranger, Chateaubriand, Cuvier, Delamartine, Delavigne, Salvandy, Etienne, Guizot, Victor-Hugo, Jouy, Kératry, Mignet, Royer-Collard,

Scribe, Thiers, Villemain u. ſ. w. Ladvocat ſagt:
„dans l'impossibilité où se trouve l'Editeur de
„témoigner sa reconnaissance à la littérature
„contemporaine pour la bienveillance toute pa-
„ternelle qu'elle lui a prodiguée, il se borne à
„imprimer l'engagement et la liste des hommes
„de lettres, qui sont venus à son aide avec tant
„de zèle et de chaleur; il conserve cette liste
„chargée de leurs noms comme on conserverait
„des lettres de noblesse acquises sur le champ
„d'honneur." Das Buch kann nur höchſt intereſſant ſein. Denn ſind auch unter deſſen Verfaſſern Schriftſteller von minderer Bedeutung, wie unſer Paul de Kock und ſolche andere, ſo muß doch das dem Werke, wegen ſeiner beſonderen Art und Beſchaffenheit, einen Werth mehr geben. Es wird nämlich ein neues Tableau de Paris gleich dem von Mercier, Jouy und Andern. Aber dieſe ſind alt, und da die Sitten ſich verändert, nicht mehr treu. Uebrigens wurden jene Tableaux immer nur von einem Verfaſſer geſchrieben; die Anſichten der Pariſer Dinge und Verhältniſſe mußten daher individuell bleiben. Jetzt aber beobachten hundert und ſechszig Menſchen, jeder von ſeinem Standpunkte aus; das Gemälde muß daher treuer werden. Und es ſind Schriftſteller von den verſchiedenſten Geiſtesrichtungen und

bürgerlichen Verhältniſſen und Geſinnungen. Proſaiker und Dichter, Philoſophen und Dramatiker, Staatsmänner, Deputirte, Alte und Junge, Männer und Weiber, Claſſiker und Romantiker, Liberale, Miniſterielle, Ultras, Royaliſten, Karliſten, Buonapartiſten. Dieſe werden ſich ſelbſt zeichnen, und das iſt der Gewinn. Selbſt gemeine Schriftſteller, wie Pigault-Lebrün, Paul de Kock müſſen dem Buche zum Vortheile gereichen, denn ſolche Naturen bemerken Vieles in der Welt, was beſſeren und geiſtreicheren Menſchen entgeht.

Warum die Tribüne nicht im Frankfurter Caſino gehalten wird, will ich Ihnen erklären. Erſtens: durfte ſie die Frankfurter Poſt wahrſcheinlich nicht kommen laſſen, und zweitens: war das auch nicht der Fall, ſo haben die Herren Geſandten ihre Anhänger im Caſino, die es anzuſtellen wiſſen, daß jenes Blatt nicht angeſchafft wird. Uebrigens hat die Tribüne aufgehört. Wie ich geſtern erfahren, hat der Redakteur Wirth ſich geflüchtet, weil er erfahren, daß er gleich nach der Auflöſung der Kammern arretirt werden ſolle, und daß es ihm dann ſchlecht ergehen würde. O wie habe ich alles vorhergeſehen, vorhergeſagt, und wenn meine Briefe nicht ſchön ſind, werden ſie doch wahr ſein! Haben Sie in den Zeitungen die Note des ruſſiſchen Kaiſers an die kleinen deutſchen Höfe geleſen? Gleich nach dem Falle Warſchau's ſtieg ſeine Sprache vom kalten Null bis zu 20 Grad Unverſchämtheit. Er ſagt ihnen: es wäre endlich einmal Zeit, daß ſie dem revolutionairen Unfug in ihren Staaten ein Ende machten: er droht ihnen mit ſeinem Beiſtande, wenn ſie ſich allein nicht zu helfen vermöchten. Und gleich haben die kleinen Vögel gepipſt wie der alte Vogel geſungen. Die kleinen Miniſterchen in Karlsruhe, die dieſe ganze Zeit über gelispelt, wie eine Kindbetterin nach ſchwerer Geburt, fangen jetzt an und brüllen wie die Löwen. Lachen muß man immer über eine deutſche Beſtie, ſie mag noch ſo wild und gefährlich ſein. Der badiſche Finanz-Miniſter, den neulich ein Deputirter in der Kammer an die Vorlage einer Finanz Rechnung erinnert, die man ſchon längſt erwartet habe, erwiderte: man ſolle ihn mit ſolchen Fragen ungeſchoren laſſen. „Ja, ſie wollen ſcheeren, aber ſich ſcheeren laſſen, das wollen ſie nicht.“ Aber der Deputirte (Buchhändler Winter aus Heidelberg) hat ihm tüchtig darauf geantwortet. Er ſagte: das Volk habe ihn nicht gewählt, damit er die Miniſter ungeſchoren laſſe. Noch eine merkwürdige Sitzung fand neulich in Karlsruhe ſtatt. Der Deputirte Welker, der für ſeinen Geiſt, ſeinen Muth und ſeine Beharrlichkeit die Bewunderung und

den Dank von ganz Europa verdient (denn die Freiheit ſelber des kleinſten Staats iſt eine Angelegenheit der ganzen Welt) hat die Motion gemacht: die badiſche Regierung ſolle bei der deutſchen Bundesverſammlung den Antrag machen, daß neben den Diplomaten, die doch eigentlich nur die Fürſten repräſentiren, auch eine deutſche Volkskammer gebildet werde. Die Karlsruher Miniſter, als dieſe Motion von Welker angekündigt wurde, hatten nicht einmal den Muth, ſie mit anzuhören und ſind vor Angſt aus der Kammer gelaufen. Iſt das nicht köſtlich, deutſch, eine in Spiritus zu verwahrende Geſchichte? Auch Rotteck und Fecht haben ſich bei dieſer Gelegenheit herrlich benommen. Aber alle dieſe kühnen Redner, wie Mauguin neulich in der Kammer ſagte, „ſtehen ſchon auf der Proſkriptionsliſte," und, wie ich im vorigen Winter prophezeit — wenn Prophetengeiſt dazu gehört, eine tauſendjährige Vergangenheit zu beurtheilen — es wird in Deutſchland mit einer großen Hängerei endigen. Auch habe ich aller Mäßigung, ja aller Gerechtigkeit entſagt. Vorgeſtern fing ich einen Aufſatz an, mit dem mein projectirtes Journal beginnen ſollte. Darin heißt es: „Auf dem Wege nach Paris fing
„ich an, ein eitler Narr zu werden, und bin es ge-
„blieben dieſe vier Wochen lang, die ich hier ſchon

„zugebracht; Erſt geſtern ſchüttelte ich mich und kam
„wieder zur Beſinnung. Ich wollte es dem großen
„Goethe nachthun, ich wollte das Unnachahmliche
„nachahmen. Ich wollte werden, ſein wie er — unnahbar,
„kalt, wurzelfeſt, theilnehmend aber nicht
„theilgebend, und gefühlloſer als ſelbſt eine Steinwand,
„die doch Empfindung ſchwitzt, wenn ſich der
„Frühling nahet. Schlachten und Stürme und jammervoller
„Schiffbruch, Tyrannenwuth, athemlos gehetzte
„Freiheit, gemordete Unſchuld, Himmel und
„Erde, Feuer und Froſt, die Natur und die Geſchichte
„— alles wollte ich mir in behaglicher Ordnung
„in meinem Zimmer aufſtellen, und mir dann
„aus Wahrheit und Lüge, aus Recht und Betrug,
„aus Treue und Verrath, aus Liebe und Haß, aus
„Gott und Teufel ein köſtliches Ragout bereiten
„und kunſtſchmauſend alle Stunden aller meiner Tage
„verleben, und nur während der Verdauung milde
„und leiſe beklagen, daß der Arm des Teufels viel
„zu kurz, und daß Gott der Vater etwas nachgedunkelt
„..... Titanen-Uebermuth! Kindiſche Vermeſſenheit!
„Nicht bis an die erſten Wolken kam
„ich. Ich fiel herunter; aber mit blutigem Munde
„küßte ich meine gute Erde und vergaß meine Schmerzen.
„Ich will lieben und ſtreiten wie vor. Und
„keine Milde, ja keine Gerechtigkeit mehr! Sie

„haben Milch in Blut, Blut in Eſſig verwandelt,
„und haben den Eſſig vergiſtet. Ein Thor, wer
„noch in unſern Tagen die Schamloſen durch Groß-
„muth zu beſchämen, die Hartherzigen durch Bitten
„zu erweichen gedenkt! Teufel gegen Teufel! ....
„Weil ſie die Völker ſo lange wie Kinder behandelt,
„ſind ſie bis zu Kindermädchen herabgeſunken. Sie
„dahlen und tändeln, und lügen und drohen, und patſchen
„und ſchmeicheln, und kitzeln und windeln, und wa-
„ſchen mit dem Schwamme. Aber das Sprudeln
„und Weinen der Kinder macht ſie leicht ungeduldig.
„Sie ziehen dann ihr weißes Häubchen ab, und zei-
„gen die düſtre Krone darunter; ſie legen die Ruthe
„weg und holen den Scepter. Nun wohlan! An
„der Grenze eurer und unſerer Geduld erwarten wir
„euch! ... Zwar ſollten die Menſchen verſtummen,
„wenn Gott ſelbſt ſpricht, wenn der Himmel mit
„der taubſtummen Welt in Zeichen redet. Aber die
„Unglückſeligen haben nur franzöſiſch gelernt; die
„Sprache des Himmels verſtehen ſie nicht, ſeine Zei-
„chen verſpotten ſie. Wir wollen Dolmetſcher des
„Himmels ſein, wir wollen deutſch mit den Herren
„ſprechen. Ihres Dankes ſind wir nicht gewärtig,
„um ihre Verzeihung, daß wir ſie zu retten geſucht,
„werden wir nicht betteln. Der Löwe bezahlte den
„Storch, der ihm den Tod aus dem Halſe gezogen,

„zwar mit Löwentrotz — doch er bezahlte ihn. Aber
„das war ein König der Thiere; die Könige der
„Menſchen ſind ſo großmüthig nicht."

Kann ich aber in einer ſolchen Stimmung ein Journal ſchreiben? Es iſt nicht möglich. Mit dieſer Wuth iſt man ein guter Soldat, aber ein ſchlechter Feldherr. Nun wohl, ich entſage lieber der Ehre und will lieber ein gemeiner Soldat ſein, denn ich will ſtreiten wie ein Bär. Ich habe es mit dem Journal ernſtlich verſucht, aber es ging nicht. Ich konnte den Stoff nicht bemeiſtern. Ich hatte mir verſchiedene Kapitel beſtimmt, über dieſen und jenen Gegenſtand. Wenn ich nun Materialien zu meinem Aufſatze genug hatte, brachte mir der Tag wieder neuen Stoff, den ich zum alten geſellte, und ſo kam ich nie zum Anfange. Auch bin ich zu bewegt, ich muß mir täglich Luft machen, ich muß Einen haben, mit dem ich alle Tage, zu jeder Stunde ſpreche; kurz ich kann nur auf Briefpapier ſchreiben. Und jetzt werden Sie mich wieder auslachen und triumphiren. Thun Sie das, Sie haben doch den Schaden davon. Ich werde Ihnen alſo wieder Briefe ſchreiben wie vorigen Winter, und weiter nichts arbeiten.

Samſtag, den 30. October.

In London hat man jetzt angefangen, Zeitungen auf baumwollene Schnupftücher zu drucken. Dadurch erſpart man die drückende Stempeltaxe, die auf den Papierzeitungen liegt. Wenn dieſe Erfindung ſich auch außer England verbreitet, wird die deutſche Bundesverſammlung, weil es ſchwer zu verhindern iſt, daß unter die unſchuldigen Schnupftücher ſich nicht auch jene ſtaatsgefährlichen miſchen, den Beſchluß faſſen, daß einſtweilen auf fünf Jahre alles Naſenputzen verboten ſei. O Gott! Weit davon entfernt iſt man nicht. In Preußen ſind ſie toll zum Binden. Sie wollen es Oeſterreich nachmachen! Die Dummköpfe. Sie ſehen es nicht ein, daß mehr als zu irgend einer Kunſt, zur Dummheit angebornes Genie gehört. In Berlin wird bald eine Verordnung erſcheinen, die jede Anzeige eines Buches im ganzen Lande verbietet, wenn ſie nicht vorher in einer Berliner Zeitung ſtand. Wenn ich ſage, daß unſere deutſchen Regierungen ſämmtlich verrückt ſind, ſo meine ich das im wirklichen mediciniſchen Sinne. Sie haben eine unheilbare fixe Idee, die franzöſiſche Revolution iſt ihnen in den Kopf geſtiegen, und ich fürchte, ſie können ſelbſt durch viele Schläge nicht mehr kurirt werden. O wie traurig! Denn wenn die

Regierungen verrückt ſind, werden alle vernünftige Leute eingeſperrt.

Die Griechen haben ſich von ihrem Tyrannen Capo d'Iſtrias auf ächt antike Weiſe befreit. Nicht durch Zeitungen und feiges Liberal-Geſchwätz, ſondern durch das Schwert. Das iſt plaſtiſche, das iſt nicht unſere romantiſche gemalte Freiheit! Es war kein Meuchelmord, wie die Hof- und Miniſter-Zeitungen verläumden; es war ein ehrlicher offener Kampf. Capo d'Iſtrias war von ſeinen Trabanten umgeben, und mitten unter ihnen haben ihn zwei kühne Spartaner erſchlagen. Sie rächten das Land, ſie rächten ihr eigenes Blut. Der Eine war der Sohn, der Andere der Bruder eines der edelſten Griechen, den Capo d'Iſtrias, weil er ſich ſeiner Tyrannei widerſetzte, ſchon ſeit lange in einem Kerker gefangen hielt. Es war mir immer in der tiefſten Seele zuwider, dieſen liſtigen, abgefeimten, in der Schule des Deſpotismus ergrauten Staatsmann an der Spitze eines edlen Volkes zu ſehen, das nur für Freiheit und Glauben lebte und ſtarb. So regierte er auch. Es war ein unaufhörlicher Kindermord, es war ein täglicher Vergiftungs-Verſuch der Freiheit. Mit allen Schlechten unter den Griechen verband er ſich, die Guten zu unterdrücken, mit allen kleinen Tyrannen, die Helden der Freiheit in Feſſeln zu ſchlagen. Jeden Aufſchwung des Geiſtes ſuchte er durch alle Höllenkünſte der ruſſiſchen und öſterreichiſchen Polizei niederzuhalten. Hohe Schulen, die über das Rechnen und Schreiben hinausgingen, unterdrückte er; die Preßfreiheit wurde mit der Wurzel ausgeriſſen und einem Kindervolke wurde ſchon ſein Stammeln zenſirt. Aber wie wird es den unglücklichen Griechen jetzt ergehen! Sich auf Capo d'Iſtrias Zuchtruthe verlaſſend, ließen die deſpotiſchen Mächte die Griechen einige Jahre unbeobachtet. Jetzt werden ſie ſie wieder unter eigne Aufſicht nehmen. Alle, alle Völker, und das franzöſiſche zuerſt, werden wieder ſchändlich betrogen. Der Ländertauſch, der Länderſchacher wird wieder im Stillen getrieben. Und gewiß gründet ſich darauf die freche Sprache Caſimir Perriers und ſeine kecke Friedens-Verſicherung. Bald wird er mit einer Provinz in Papier vor die Kammer treten und triumphirend ausrufen: Seht, das haben wir im Frieden gewonnen; wer hat nun Recht? Das Volk wird wieder in Zentnern, das Vaterland Morgenweiſe verkauft. Was ſie im Geheimen brüten, wer kann das wiſſen? Die öffentliche Meinung hat ſich ſchon fürchterliche Dinge erdacht; aber die Furcht der öffentlichen Meinung iſt die einzige, die nicht trügt, und die immer lange vorher weiß, zwar nicht auf welchem Wege die Gefahr kommt, aber daß ſie kommt. So ſpricht man: Polen ſolle an Preußen kommen — das wäre die Sklaverei ſtatt in Eſſig, in Zucker eingemacht, die weit verderblichere, hoffnungsloſere, weil ſie mundet. Und dafür Griechenland an Rußland, und ſo weiter den Völker-Trödel. Möchte Einem nicht die Bruſt zerſpringen vor Wehmuth, möchte Einem nicht das Herz ausbluten, wenn man bedenkt, daß die edlen, hochherzigen, geiſtreichen Griechen — verkannt nur von jenem zahmen Viehe, das ein polizeiſtörriges Herz für ein ruchloſes Herz hält — verkannt nur von allen thörichten Flitter-Götzendienern, die den ungeſchliffenen Diamanten als ſchlechtes Geſtein verwerfen — verkannt nur von den ſchuldbewußten, abergläubiſchen Machthabern, welchen ein Geiſt das Ende ihrer Tage verkündet — daß dieſes edle Volk darum ſieben Jahre lang ſoll mit ſeinem Blute das Land getränkt, das Meer gefärbt, ſoll Alles aufgeopfert haben, Leben und Gut, Weib und Kind und oft die Hoffnung ſelbſt, um endlich nach Allem die Herrſchaft der Baſtonade gegen die Herrſchaft der Knute zu vertauſchen?

— Ueber die Anzeige eines deutſchen Buchhändlers habe ich geſtern herzlich lachen müſſen. Er ſpricht auf die kläglichſte, weinerlichſte, herzzerreißendſte Art von den ſchrecklichen Folgen der Cholera.

Doch ſetzt er unbegrenztes Vertrauen auf Gott, daß nächſtes Jahr glücklicher ſein werde. Und warum jammert der Mann, warum wendet er ſich in ſeiner großen Noth zum Himmel? Seine zwei Taſchenbücher: die Roſen, und das Vergißmeinnicht von Clauren, ſind fertig, aber er fürchtet, in dieſer betrübten Zeit zu geringen Abſatz zu haben und will daher die Taſchenbücher erſt im nächſten Jahre verſenden. Er endigt ſeine Klage und ſein heißes Gebet mit den Worten: „Ich halte mich in der „Hoffnung überzeugt, daß dann die wiedergewonnene „Ermuthigung und Erheiterung über das Beginnen „einer beſſeren Zukunft, dieſen beiden Werken der „freudige Zuruf — Willkommen — ſo wie eine „freundliche Aufnahme bereitet ſein wird.“ Schöne Reconvalescenz! Sich an Claurens Vergißmeinnicht nach langen Leiden zu erholen.

Fünf und fünfzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. November 1831.

Ich bin ein rechter Unglücksvogel, daß ich die Frankfurter Revolution nicht mit angeſehen. Vor einigen Tagen ſchrieb mir Dr. D . . . ein kurzes Billet: „In Frankfurt haben die Bürger mit der Linie einen Kampf gehabt.“ Was! rief ich voll Erſtaunen aus, die Frankfurter haben die Linie paſſirt, ſie, die ſeit Jahrhunderten nicht über die Wartthürme hinausgekommen? Komet!

Verfloſſenen Sonntag war ein Konzert im italieniſchen Theater, dem ich aber ſelbſt nicht beigewohnt. Es begann mit einer „ouverture à grand orchestre“ — und errathen Sie, von welchem Komponiſten? Von Don Pedro, dem Kaiſer von Braſilien. Es iſt überflüſſig, noch zu bemerken, daß die Muſik erbärmlich war. Der Herr Kaiſer thäte auch beſſer, ſeinen Mord-Bruder aus Portugal zu verjagen, als die friedlichen Leute aus dem Theater. Ich habe wenigſtens Einen geſprochen, dem auf die kaiſerliche Muſik-Sudelei ganz übel geworden und der darum aus dem Konzerte lief. Was aber Paris ein närriſcher Ort iſt! Es iſt das wunderlichſte Ragout von Scherz und Ernſt. Der Dey von Algier gab auch Stoff zu mehreren Theaterſtücken. Einmal, wie er eine Mädchen-Penſion beſucht; das muß luſtig ſein. Im neueſten Hefte der Revue de Paris ſteht: eine Novelle von dem ehemaligen Miniſter von Martignac. Eine neue Oper: la marquise de Brinvilliers (die berüchtigte Giftmiſcherin unter Ludwig XIV.) haben neun hieſige Komponiſten gemeinſchaftlich verfertigt: Cherubini, Boieldieu, Herold, Paer, Auber und andere. Iſt das nicht toll! Und eine tragiſche Oper! Melpomene in der Harlekinsjacke. Die Sinnlichkeit, höhere wie niedere, iſt aber bei den Pariſern ſo abgeſtumpft, daß ihnen Teufelsdreck noch zu fade vorkömmt; man muß ihnen täglich neuen Geſtank erfinden. Neulich wurde im Theater des Nouveautés an einem und demſelben Tage, ein neues Stück zu ſchreiben beſchloſſen, entworfen, ausgeführt, die Muſik dazu gemacht, einſtudirt, aufgeführt, und — ausgepfiffen! Es war eine Wette. Kotzebue's berüchtigter Rehbock wird unter dem Namen le chevreuil in den

Variétés aufgeführt und hat großen Beifall. In Deutſchland ſorgt man auf eine edlere Weiſe für das Vergnügen des Publikums. In Berlin iſt erſchienen, (durch die Cholera veranlaßt): „Begräbniß-Büchlein zum Gebrauche bei Beerdigungen in den Städten und auf dem Lande. Nebſt einem Anhange von Grabſchriften". Schönes Stammbuch! Eines der hieſigen kleinen Blätter enthält heute einen Aufſatz über die in Berlin erſcheinende Cholera-Zeitung, worin es unter andern heißt: c'est une invention prussienne; on n'eut pas dit que le domaine de la presse s'aggrandit ainsi dans les domaines de Fréderic-Guillaume. Peut-être aussi le titre n'est-il qu'une épigramme pour montrer et désigner le venin de la presse et la contagion du Journalisme.

Donnerstag den 3. November.

In Deutſchland haben ſie das Geheimniß gefunden, die Dummheit in ewig blühender Jugend zu erhalten. Es gibt keine Götter mehr, ſonſt müßte man ſie auf der Erde lachen hören, denn der alte Olymp war ein luſtiger Himmel. So eben las ich in der preußiſchen Staatszeitung, daß im königlichen Theater am 26. October, zum Erſtenmale, „der *dumme Peter*, Original-Luſtſpiel in zwei Akten" aufgeführt wird. Ein Stück, das ſeit ſechzehn Jahren in allen deutſchen Reſidenzen gegeben wird, nennen ſie ein Original-Luſtſpiel! Unglückliches Land! Die Sonne ſinkt, die Fledermäuſe ſteigen auf. Polens Revolution war die Abendröthe der Freiheit. Von Hannover ſchreiben ſie: das ſchöne October-Wetter habe den beſten Einfluß auf den Geſundheitszuſtand gehabt, und die *politiſche Entzündung habe ſich gleichfalls merklich* gelegt. Man fange an einzuſehen, daß man im hannöveriſchen Lande ſo viel *Freiheit* und Sicherheit *als in England genieße*, und darum habe es mit einer Conſtitution gar keine Eile. Wenn nur der Adel eine feſtere Einrichtung bekomme, dann ſei allen Uebeln abgeholfen... Und die Allgemeine Zeitung nimmt ſolche Unverſchämtheiten auf, und jedes Wort verdienter Zurechtweiſung weiſt ſie zurück. Die badiſchen Stände bekommen *keine* Preßfreiheit. Die Deputirten haben ſich bis jetzt kräftig benommen, ob zwar die guten deutſchen Seelen immerfort „*von den Hallen*" der Volkskammer reden. Jetzt wollen wir ſehen, ob ſie beharrlich ſind, eingedenk der heiligen Schrift: aber wer beharret bis am Ende wird ſelig werden. Nichts gleicht der Frechheit, mit welcher das Preßgeſetz abgefaßt iſt, welches die Miniſter in

Karlsruhe der Kammer vorgelegt. Die Preſſe ſei frei — mit Ausnahme aller Bücher unter zwanzig Bogen, mit Ausnahme aller Werke, die von der Bundesverſammlung reden. O Schmach über das Volk, das ſich dieſen Hohn gefallen läßt! Einen dummen Karpfen fängt man mit mehr Witz. O Beaumarchais, hätteſt du deutſchen Stoff gehabt, das wäre ein ganz anderer Figaro geworden! In Caſſel liegen die Beamten und Offiziere der neuen Maitreſſe zu Füßen, und bald wird auch die Conſtitution da liegen. Um dieſen Preis wird die Dame von dem Durchlauchtigen deutſchen Bunde gegen die Kurfürſtin und gegen die Heſſen beſchützt und geſchützt. — Bei euch iſt ja „unbegrenzte Trauer," wegen des Todes des Fürſten von Hohenzollern Sigmaringen. Steht Ihnen die ſchwarze Kleidung gut?

Freitag, den 4. November.

Sie reden immer noch von der Bockenheimer Zeitung, als wenn die lange dauern würde! Laſſen Sie nur erſt die belgiſche Angelegenheit in Ordnung gebracht ſein und die Gräfin Schaumburg Wurzel gefaßt haben, und man wird die Bockenheimer Zeitung nur noch im Kuchengarten finden. Für jetzt iſt alles verloren. Nur der König von Holland kann noch retten, wenn er ſo klug iſt, ein Narr zu ſein. Die Revolution, die ſich jetzt mit großen Schritten in England naht, gereicht uns Deutſchen gar zum Verderben. Deutſchland iſt das ewig offene Fontanell, wodurch alle aus dem übrigen Europa verjagte Deſpotie abfließt; und je reiner die übrigen Länder werden, je ſchmutziger werden wir. Sie glauben mir das noch nicht, aber Sie werden es erfahren. Meine Pariſer Briefe vom vorigen Winter werden erſt Ende künftigen Sommers ihre Bedeutung bekommen, und was ich unter Vespertinchen verſtanden, wird dann erſt der Welt klar werden. Von Frankreich mag ich gar nicht reden. Es mag ſein Teſtament machen. König Philipp trägt eine Schlafmütze unter ſeiner Krone, und der Kaiſer von Oeſterreich eine Schlafmütze über der ſeinigen. Es iſt eine neue Freundſchaft zwiſchen beiden, welche die alten Früchte tragen wird. König Philipp kann ſeine Nachtmütze nicht mehr abziehen, ohne daß ihm die Krone vom Kopfe fällt, Oeſterreich aber kann jeden Augenblick ſeine Mummerei wegwerfen, und ſteht dann gerüſtet da. Die Papiere ſtehen hoch, die Börſe jauchzet. Ich rufe wie Fiesko aus: Wohl bekomm euch die Verdammniß!

Sechs und fünfzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 4. November 1831.

Das Buch der hundert und ein Schriftſteller hat meinen Erwartungen nicht entſprochen. Es wird hier freilich von allen Parteien gelobt, weil Schriftſteller aus jeder Partei daran gearbeitet haben. Aber für mich, fürchte ich, wird es ein Buch der hundert und ein Täuſchungen werden. Gleich anfänglich ärgerte ich mich darüber, daß dieſe Sittenmaler ſo verächtlich von ihrem alten Meiſter Mercier ſprechen, aus deſſen Schule ſie alle hervorgegangen. Sie ſagen: „Il faut faire pour le Paris d'aujourd'hui „ce que Mercier a fait pour le Paris de son „temps, avec cette différence que cette fois les „tableaux de moeurs seront rarement écrits „sur la borne." Mercier nennen ſie einen Gaſſenjungen! Wahrhaftig, er ſagt mehr in einer einzigen Zeile, als die neuen auf einem ganzen Bogen. Er malte in Oel; Jouy und ſeine Nachahmer malten mit Paſtellfarben. Das ſieht freilich ganz artig aus, aber man kann es wegblaſen. Auch war Merciers Zeit günſtiger zur Sittenmalerei als die jetzige. Damals fingen gerade die Stände an ſich zu vereinigen, und da konnte man eben am beſten ihre Trennungen kennen lernen; jetzt aber, da ſie vereinigt ſind, kann man nur noch ihre Naht zeichnen. Doch lieſt ſich das Buch immer angenehm weiter; man lernt daraus, man reiſt darin, und kömmt weiter.

Eines einzigen Artikels im ganzen Bande muß ich als Ausnahme mit großem Lobe gedenken. Es iſt das Kapitel: Le Bourgeois de Paris von A. Bazin, einem Schriftſteller, der mir ganz unbekannt iſt. Das iſt eine vortreffliche Zeichnung, mit Geiſt und Gemüth entworfen. Von den übrigen Kapiteln ſind zwei zu erwähnen, bei welchen der Reichthum des Stoffes die Armuth der Kunſt vergütet; nämlich: L'abbaye aux-bois von der Herzogin von Abrantes, und une fête au Palais-Royal von Salvandy. L'abbaye-aux-bois, heißt das Haus, ein ehemaliges Kloſter, worin Madame Recamier wohnt, ſeit ſie die große Welt verlaſſen. Aber die große Welt iſt ihr dorthin nachgezogen, oder eigentlich nachgeſtiegen, ich glaube bis in den dritten Stock hinauf. In dem Hauſe wohnen noch mehrere Frauen, die ſich aus dem Glanze und dem Geräuſche der großen Welt zurückgezogen, um — nicht überſehen und überhört zu werden. Alle dieſe frommen Weiber bilden ihren eigenen Mittelpunkt, haben ihren eigenen Zirkel. Die Herzogin erzählt nun, wie es in dieſen verſchiedenen Geſellſchaften, beſonders bei Madame Recamier hergeht, welche Staatsmänner, Schriftſteller, Künſtler ſich da verſammeln, welche Werke da vorgeleſen, welche Kunſtwerke vorgezeigt werden, und was ſonſt da getrieben wird. Madame Recamier wird wegen ihrer Liebenswürdigkeit, Beſcheidenheit, Entſagung, Mildthätigkeit geprieſen. Ich habe das von dieſer berühmten Frau ſeit zwanzig Jahren ſchon oft geleſen, und will es auch alles glauben; nur fürchte ich immer, daß die Tugend, der es nicht gelingt, unbemerkt zu bleiben, es gar nie mit Ernſt verſucht hat. Die Herzogin von Abrantes (ſie hat auch verfloſſenen Sommer Memoiren aus den Zeiten des Kaiſerreichs herausgegeben), iſt übrigens eine rechte Klatſchlies, und erzählt alles im Tone einer bürgerlichen Frau Baſe. Sie mag eine muntere Franzöſin ſein, denn die Sentimentalität, die ſie manchmal verſucht, gelingt ihr gar nicht; ſie bringt keine Thräne zu Stande, und wenn ſie darauf hinarbeitet, ſieht es ſo komiſch aus, wie ein Menſch, der nieſen möchte und nicht kann. „Une fête au Palais-Royal" von Salvandy, dem Schüler Chateaubriands in Styl und Politik, beſchreibt das glänzende Feſt, welches der Herzog von Orleans vier Wochen vor der Revolution dem Könige von Neapel gegeben, wobei Charles X. zugegen war. Da war leicht ſchön beſchreiben; ſchon dieſes mein kurzes Inhalts-Verzeichniß iſt ein Gemälde, ein Gedicht, ein Drama. Salvandy iſt einer von den bequemen Carliſten, die in Pantoffeln und im Schlafrock die Rückkehr Heinrichs V. abwarten, und unterdeſſen manche Thräne in ihren Wein fallen laſſen. Er erinnert ſich mit Wehmuth jenes herrlichen Feſtes, das auf der Grenze zweier Monarchieen gegeben worden. Weil ihm das Herz ſo ſchwach, traut er ſeinem Kopfe nicht. Er frägt: „De quel style décririez-vous les danses dont rétentissait peut-être Herculanum la veille du jour qui se leva le dernier sur la cité condamnée?" So ſind die Legitimiſten. Wenn ſich Peter ſtatt Paul auf einen Thron ſetzt, ſehen ſie darin den Untergang eines verfluchten Landes. Vier tauſend Gäſte waren verſammelt. Charles X. trat zwiſchen dem Herzoge von Orleans und dem Könige von Neapel in den Saal. Nach wenigen Wochen war der eine vom Throne geſtürzt, der andere todt, der dritte König! Charles X. ſagte, den Himmel betrachtend, zu Salvandy: „il fait beau temps pour ma flotte d'Algier.“.... Au moment que j'écris, le pirate que Charles X. decrêta de punir, se promène au milieu de nous, paraît dans la même Palais-Royal d'où Charles X. suivait son foudre vengeur lancé sur l'ale des vents, le dey d'Algier enfin peut vivre dans nos murs. Charles X. ne pourroit pas y mourir. Salvandy ſprach mit einem der Miniſter Karls über die Gefahren des Kampfes, worin die königliche Gewalt ſich eingelaſſen. „Nous ne reculerons pas d'une semelle,“ m'avait-il dit. Eh bien, lui répondis-je, le roi et vous reculerez d'une frontière.“ Das iſt ſchön, wenn es wahr iſt ... — Auch unſer Béranger hat ein Gedicht in das Buch geliefert und ein recht ſchlechtes. Es iſt eine Ode an Chateaubriand in Genf, die ihn freundlich bittet, nach Frankreich zurückzukehren:

Chateaubriand, pourquoi fuir ta patrie,
Fuir son amour, notre encens et nos soins?
N'entends-tu pas la France qui s'écrie:
Mon beau ciel pleure une étoile de moins?

Pleure une étoile de moins! Was iſt nur dem ſchlichten Béranger eingefallen, ſich mit ſolchem abſcheulichen eau de mille fleurs zu parfümiren! Wer hieß aber auch den ehrlichen Mann Lobgedichte ſchreiben? Wer nicht zu ſchmeicheln gewohnt iſt, dem gelingt es ſchwer, ſelbſt das Verdienſt zu loben. Chateaubriand antwortete ihm in einem Briefe, der, ob zwar in Proſa geſchrieben, weit dichteriſcher iſt, als Bérangers Gedicht. Chateaubriand weiß die Lobpreiſung eines unbeſtechlichen Mannes zu ſchätzen. „Comment serais je invulnérable à la flatterie d'une Muse qui à dédaigné de flatter les rois?“ Aber nein, ſagte er, ich werde nicht zurückkommen. „Jamais je ne me rapprocherai de ces hommes qui ont dérobé à leur profit la révolution de juillet, de ses écornifleurs de gloire, de courage et de génie.“ Schmarotzer des Ruhms — man kann das nicht beſſer ſagen: „Malgré les genuflexions de notre diplomatie et à cause même de ses mains mendiantes, il ne me parait pas très-certain qu'on nous aumone la paix.“ Perrier und ſeine Leute nennt er: „la coterie colérique, sans dignité, sans élavation.“ Uebrigens verſpricht er, über die Lage Frankreichs bald eine neue Brochüre herauszugeben. Dieſe iſt auch bereits erſchienen, und ich werde darauf zurückkommen. Es wird Einem doch immer warm, ſo oft man Chateaubriand lieſt, zuweilen auch ſchwül; aber was liegt daran? Beſſer als kalt; das Fenſter iſt leicht geöffnet.

— Ich hätte ſo gerne nachholen mögen, was während meiner Abweſenheit von Paris an bedeutenden Komödien auf die Theater gekommen, was an guten Büchern erſchienen iſt; aber nicht möglich nachzukommen. Nicht einmal das Neueſte jedes Tages iſt zu verbrauchen. Es iſt zu verzweifeln. Das iſt gar nicht Leben zu nennen, wenn die Vergangenheit ſtündlich wächſt, und die Gegenwart gar nicht aufkommen kann und gleich nach der Geburt ſtirbt. Da iſt es doch in unſerm guten Vaterlande beſſer; da ſteht die Gegenwart mit ihrem dicken Bauche und breiten Rücken feſt auf den Beinen, und nimmt ſo viel Platz ein, daß nicht die ſchmalſte Zukunft vorbei kann. Geſtern las ich das Verzeichniß der in dieſem Herbſte erſchienenen neuen deutſchen Bücher. Hundert und mehr Schriften über die Cholera! Ich bekam Leibſchmerzen nur vom Leſen des Catalogs. Sonſt habe ich nichts von Bedeutung angezeigt gefunden, außer dem folgenden Werke, wornach ich ſehr ſchmachte, es iſt wahrſcheinlich eine Satyre gegen den deutſchen Bundestag; denn unſere maliziöſen Landsleute, man kann es nicht leugnen, mißbrauchen die Preßfreiheit gar zu arg. Das Buch hat den Titel: „Das Schabbesgärtle von unnere Leut; eppes mit e Rorität Geblumes füre Brautschmuck. E Chetisch meloche, von Itzig Feitel Stern. Mit eppes neun Stück ganz feine gillmelirte Kupferstichlich etc.“ Es iſt in Meißen erſchienen, wo man gutes Porzellain macht und das beſte Deutſch ſpricht. Unter Schabbes-Gärtle wird gewiß die Bundesverſammlung gemeint, und unsere Leut, das ſind Baden, Baiern und die andern kleinen Fürſten, welche ſechs Monate lang bei ihren ſauren Stände-Arbeiten ſehr geſeufzt und geſchwitzt, jetzt aber im ſiebenten ſich ausruhen und im Schabbes-Gärtle ſpazieren gehen. Chetisch Meloche iſt der Untergang der Polen, und Korität Geblumes ſind die ſchönen Reden der patriotiſchen Deputirten in Carlsruhe und München. „Ein Pferd, ein Pferd — nein, einen Eſel, einen Eſel, ein Königreich für einen Eſel!“ Was ich damit machen will? Die Haut will ich ihm abziehen und Jemanden hineinnähen. Wen? Das iſt ein Geheimniß. Es iſt nur gut, daß ich über dreißig Jahre alt bin; jetzt brauchte ich nur badiſcher Staatsbürger zu werden, dann kann ich in Carlsruhe eine Zeitung herausgeben, ſobald ich Kaution geleiſtet. Einen Eſel, einen Eſel, meine ſämmtlichen Schriften für einen Eſel! Man kann aber über Deutſchland gar keinen dummen Spaß mehr machen. Man ſoll den Teufel nicht rufen, auch nicht im Scherze. Als ich Ihnen voriges Jahr geſchrieben: Geben Sie acht, man wird bei uns Zenſur und Kaution zugleich feſtſetzen, ſchämte ich mich Narr ſpäter und dachte bei mir: du biſt aber auch gar zu argwöhniſch; ſo dumm, ſo ſchlecht ſind ſie nicht. Ueber das Schabbes-Gärtle darf man gar nicht ſprechen, und ſo oft jetzt unſere Fürſten die Klagen ihrer Völker nicht werden hören wollen, werden ſie ſich in das Schabbes-Gärtle zurückziehen. Der Deputirte Seufert in München hat mit deutſcher Bangigkeit die Kammer aufgefordert, ſich zurückzuziehen und den Kampf um Freiheit aufzugeben. Sie wiſſen ihre Hände nur zum Schreiben zu gebrauchen, dieſe unglückſeligen Gelehrten! Er ſagte: „Warſchau iſt gefallen, die Reformbill iſt „gefallen, die Feinde der fortſchreitenden Entwicklung „freiſinniger Staatseinrichtungen erheben mit friſchem „Muthe das Haupt, die Vorſtellungen und Reclamationen der Diplomaten, welche den Abſolutismus „repräſentiren, werden dem Vernehmen nach zudringlicher und hochfahrender.“ So ſpricht ein Mann, der ſich einen Vertheidiger des Volkes nennt! Alſo weil wir Widerſtand gefunden, ſollen wir gleich die Waffen ſtrecken? Haben ſie denn erwartet, daß man ihnen die Freiheit auf goldenen Schüſſeln mit einem artigen Complimente in das Haus bringen werde? Wie feige macht doch die Gelehrſamkeit! Tauſende von edlen Polen haben Armuth und Verbannung einer ſchmachvollen Unterwerfung vorgezogen. Die Unglücklichen! Das Korps des Generals Rybinski, das ſich nach der preußiſchen Grenze zurückgezogen, iſt dort im jammervollen Zuſtande angekommen. Alle, die Mitglieder der National-Verſammlung, Miniſter, Generale, Magiſtratsperſonen, Offiziere, Soldaten, ſogar die Weiber und Kinder, wanderten barfuß durch den Koth, und ſehr wenige hatten eine Kopfbedeckung. Selbſt der Generaliſſimus Rybinski hat weder Hut noch Mantel. Und als ſie in ſolcher Erſchöpfung das preußiſche Gebiet erreicht, war die erſte Sorge der preußiſchen Behörden, alle Miniſter und Senatoren in ein Kloſter zu ſperren, und dort mußten ſie fünfzehn Stunden ohne Nahrung zubringen! Und ſo ein Würzburger Profeſſor, der im Schlafrocke am Kamin ſitzt und Bier trinkend ſeine Reden ausarbeitet, ſagt ſeinen Federgenoſſen, ſie hätten lang genug gekämpft, Heldenmuth genug gezeigt, und ſie ſollten ſich der Nothwendigkeit unterwerfen! Welche Welt iſt das! Sie zu ertragen haben wir einen Gott zu viel oder einen zu wenig. Chriſtus muß den Himmel verlaſſen, daß wir alle Hoffnung und allen Glauben verlieren, Liebe und Freiheit als thörichte Träume vergeſſen, und in der Menſchheit nicht mehr erblicken als mechaniſche und chemiſche Kräfte, die ſich wechſelſeitig verdrängen und zerſtören, ſich aus Eigennutz verbinden und aus Habſucht verſchlingen. Oder ein anderer Chriſt muß kommen, der uns für neue Leiden neuen Glauben, neue Hoffnung bringt.

Mittwoch, den 9. November.

Ein miniſterielles Blatt ärgert ſich ſehr über das Fallen der Renten, das Montag ſtatt gehabt, und ſcheltet die reichen Leute Poltrons. Der Krämer-Miniſter Perrier hat ſeinen Puls auf der Börſe und zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags iſt er immer krank. — O Schande über die Nation! Schmach über Iſrael! — Herr von Rothſchild iſt von den hieſigen Gerichten zu zweitägiger Gefängnißſtrafe verurtheilt worden, weil er trotz wiederholter Ermahnung ſein Kapriolet nicht wollte numeriren laſſen. Wahrſcheinlich trotzt er auf den diplomatiſchen Charakter, den ihm ſein General-Conſulat gibt. Ein Rothſchild ſoll ſich gegen das Numeriren wehren! Hätte er niemals numerirt, wäre er nicht geadelt und diplomatiſirt worden. Um ſeiner ſchönen Augen willen iſt es nicht geſchehen.

Geſtern Abend habe ich doch einmal wieder eingeſehen, wozu Gott den Menſchen Ohren geſchaffen hat; man vergißt das leicht und oft. Ich habe die Malibran in der diebiſchen Elſter gehört. Nun, jetzt bin ich doch wieder verliebt, und Kaſimir Perrier kann froh darüber ſein; das wird ihm etwas Ruhe vor mir verſchaffen. Sie trat nach langer Abweſenheit zum Erſtenmal wieder auf und wurde vom Publikum mit noch mehr Liebe als Geräuſch empfangen. Das war deutlich zu merken. Auch mußte ſie die angefangene Arie wieder unterbrechen, denn die Rührung unterdrückte ihre Stimme. Nun möchte ich wiſſen, ob das Natur oder Kunſt war: dem Teufel kann man trauen, aber keiner Komödiantin. Ich kann ganz mit Ernſt verſichern, daß ich verliebt in ſie bin, nicht in ihre Perſon, aber in ihren Geſang und noch mehr in ihr Spiel. Und Spiel in einer Oper! wer denkt nur an ſo etwas, wer erwartet es? Nie habe ich eine Schauſpielerin geſehen, die ſo aufmerkſam iſt, auf ſich und auf die Andern. Sie vergißt nichts, weder bei der leidenſchaftlichen Bewegung, noch in der gleichgültigſten Ruhe. Sie vergaß nicht einmal die Servietten auszuſchütteln, als ſie den Tiſch abdeckte. Es ſteht Keiner auf der Bühne und es mögen der Mitſpielenden noch ſo viele, deren Rollen noch ſo unbedeutend ſein, für den ſie nicht einen eigenen Blick, eine eigene Bewegung hätte. Sie ſpielt für Alle. Die Darſtellung der thätigen Leidenſchaften, des Haſſes, des Zorns, der Verachtung, der handelnden Verzweiflung gelingt ihr meiſterhaft, und ganz durchſichtig, wie ſie iſt, ſieht man die Leidenſchaften nicht blos in ihrer Reiſe, ſondern man kann ſie vom erſten Keime an bis zu den Früchten verfolgen. Sie muß viel ſtudiren, viel nachdenken, viel leſen, ſogar mediziniſches. Woher wüßte ſie ſonſt alle pathologiſchen Bewegungen des Körpers ſo naturtreu darzuſtellen? Ich mußte manchmal die Augen von der Bühne abwenden, um nur wieder Athem zu ſchöpfen; denn wenn man die Pulsſchläge zählt, die zu ſolchen Gemüthsbewegungen gehören, wird Einem ganz Angſt bei der Rechnung. Mein kühles Urtheil: daß die Malibran oft zu *natürlich* ſpiele, hieß ich mit Unwillen ſchweigen, ſo recht es auch hat. In der Tragödie, ſowohl im Gedichte als in der mimiſchen Darſtellung, darf zwar die *Perſon* handeln; aber leiden darf nur der *Menſch*. Die *Perſon* leiden zu ſehen — was hat man davon? (Es iſt doch ſchön, daß ein Kritiker nichts zu fürchten hat; hätte das: „was hat man davon?“ ein Anderer geſagt, ich wollte mich ſchön über ihn luſtig machen.) Der Körper ſoll die Leiden der Seele durchblicken laſſen; wird er aber ſelbſt trübe, wie kann da die Seele durchſcheinen? Das vergißt die Malibran zuweilen und ihre leidenſchaftlichen Bewegungen werden dann zu Nervenkrämpfen. Aber ach! wenn man mit der Geliebten ſchmollt, es dauert nicht lange. Sie ſpielt doch himmliſch. Und Rubini, Lablache! Was ſoll ich noch viel ſagen? Ich könnte doch nicht mehr herausbringen, als unſere deutſchen Morgen- und Abendblätter: „der geſtrige Abend war ein genußreicher Abend.“

Jetzt Adieu Malibran II., Malibran I. kommt. So ſchrieb ich, als ich Konrad mit Ihrem Briefe hereintreten ſah. Aber ich bitte, gebrauchen Sie künftig ſtatt vier nur drei Oblaten. Dann könnte ich doch wenigſtens ſatyriſch ſein und Ihr fürchterliches Geſiegel mit dem dreiköpfigen Cerberus vergleichen, der grimmig alle Neugierigen abwehrt. Lieber Satan, ſagen Sie mir doch, wer, der nicht muß, wird denn in Ihren ſauren Brief hineinſehen? O wie verwünſche ich die Cholera, daß ſie mir durch ihre Räucherungen mein Glück ſo verſäuert! Sie fragen mich: wie es denn meine Bekannten hier machen, wenn die Cholera kommt? Mein Gott, wenn Sie darunter fremde Deutſche verſtehen, ſo ſind ja das meiſtens ſorgenloſe junge Leute, die erſtens ſolche Gefahren gar nicht beunruhigen, und die, da es ihnen oft an Geld fehlt, an weite Flucht nicht denken können. Heine ſagt mir, er würde nicht hier bleiben, ſondern nach der Schweiz gehen. Sie können ſich denken, daß die reichen lebensluſtigen Pariſer, die keine Nothwendigkeit an Paris feſſelt, fortlaufen werden. Was mich betrifft, ſo will ich mir voraus gar nicht darüber den Kopf zerbrechen. Da die Nachricht von der Cholera in England heute widerrufen wird, ſehe ich nicht ein, wie ſie ſo ſchnell nach Paris kommen ſoll, und das wird ſich wohl noch bis zum Frühlinge hinziehen. Vor einiger Zeit habe ich recht angenehm geſchwärmt mit meiner Flucht. Ich wollte nach Marſeille reiſen und von da nach Genua, damit ich doch einmal das Meer und italieniſchen Himmel zu ſehen bekäme. Es iſt doch eine rechte Sünde, daß ich hier ſitze und das viele Geld verzehre, und für das nämliche Geld, ja für weniger, könnte ich den Winter im ſüdlichen Frankreich oder im nördlichen Italien verträumen. Ich habe die größte Sehnſucht einmal aus dieſem nordiſchen Klima der Politik und des Verſtandes zu wandern, und unter einem Himmel der Natur und Kunſt zu athmen. Was halten Sie davon?

Die Schröder-Devrient hat vor einigen Tagen beim italieniſchen Theater als Donna Anna debütirt und hat in hohem Grade mißfallen. Sie wird in den öffentlichen Blättern ſtreng beurtheilt, und man ſcheint Recht zu haben. Im deutſchen Theater gefiel ſie den Pariſern ſehr, und da kam die Eitelkeit über ſie und ſtach ihr die Augen aus. Jetzt begeht ſie gar noch den tollen Uebermuth und tritt nächſten Sonntag zugleich mit der Malibran und zwar in einem Stücke auf, worin ſie deren Rolle übernimmt. Sie wird im Othello die Desdemona ſingen und die Malibran den Mohr. *** ſagte mir heute: die Malibran (es iſt ihr Benefiz) habe das ſo angezettelt, um die Devrient auf einmal und für immer zu ſtürzen. Mein vaterländiſches Herz blutet mir bei dieſer traurigen Ausſicht. Ich bin in einer ſchrecklichen Lage. Ich wünſche den Triumph der Malibran, und würde doch den Fall der Devrient beweinen. So zwiſchen Liebe und Patriotismus geklemmt — was ſoll ich thun, wie ſoll ich mich erleichtern? Theure Freundin, helfen, rathen Sie. Welche Zeit! wohin ſoll man ſich wenden? wo findet das zerriſſene Herz einen geſchickten Schneider? Wo? Im Weimariſchen, in dem glücklichen Lande, „wo die Liebe befiehlt und die Liebe gehorcht.“

Donnerſtag, den 10. November.

Das Verbot der Bockenheimer Zeitung — das iſt die graue Narrheit, die vor Alter kindiſch geworden. Sie wollten keine Blitzableiter; nun um ſo beſſer. Dann wird das Donnerwetter ſtatt in die Erde auf die Dummköpfe ſelbſt herabfahren, und wir werden ſie los. Selbſt der türkiſche Kaiſer läßt jetzt eine Zeitung ſchreiben! Wenn die türkiſche Regierung im

Liberalismus ſo weit vorſchreitet, als Deutſchland zurückgeht, dann werden Frankfurt und Konſtantinopel bald auf einander treffen. Wahrhaftig ich bewundere den Sultan, ob ich zwar das gar nicht nöthig hätte, um unſere chriſtlichen Fürſten zu verachten. Bei dieſen, wo ihr böſer Wille aufhört, beginnt erſt ihre Schwäche. Keiner von ihnen hat den Muth, dem Widerſtreben ihres Hofes, ihres Adels, gegen die Entwicklung der Volksfreiheit ſich entgegen zu ſetzen. Der Kaiſer von Rußland iſt ſo feige und ſchwach, daß er nicht wagt, die Polen frei zu geben, weil es ſeine ruſſiſchen Hofbären nicht wollen. Und der Sultan ſteht ganz allein, hat kein Volk auf ſeiner Seite, gegen ſich aber den Pöbel, die Geiſtlichkeit und die Ariſtokratie, und doch läßt er ſich nicht einſchüchtern und geht auf dem Wege der Verbeſſerungen muthig vorwärts! Und der Adel, der dem Sultan feindlich entgegenſteht, iſt kein entnervter, haſenfüßiger, an ſeidenen Bändern wie Hündchen geführter europäiſcher Adel; es ſind keine parfümirten Diplomaten in ſeidenen Strümpfen und glaſirten Handſchuhen — es iſt eine Militär-Ariſtokratie, es ſind die reichen wilden Janitſcharen. Aber freilich iſt Mahomet nicht am Kreuze geſtorben, und Dulden und Warten wird ſeinen Gläubigen nicht als Heldenmuth gelehrt. Ich begreife nur nicht, wie ſich der

Sultan jetzt ſchon ſo viele Jahre, unter ſeinen zahlloſen Feinden, gegen die, im Dunkeln ſchleichend, kein Muth ſchützt, hat erhalten können. Ganz gewiß ließ er ſich von Wien einen Kunſtverſtändigen kommen, der ihm eine geheime Polizei auf chriſtlichem Fuße eingerichtet hat.

Der König von Würtemberg hat einen öffentlichen Befehl erlaſſen, wodurch den Offizieren ſtreng unterſagt wird, von Politik zu ſprechen und Geſellſchaften zu beſuchen, worin dieſes geſchieht. Ich habe doch in dieſer unglücklichen Zeit wenigſtens die Schadenfreude, wahrzunehmen, wie ſehr ſich die deutſchen Fürſten ſeit einem Jahre geärgert haben. Jetzt ſteigt ihnen die Säure auf, ſo ſtark, in ſolcher Menge, daß man die ganze nordiſche Briefpoſt an der franzöſiſchen Grenze damit desinfiziren könnte. Es giebt doch nichts Komiſcheres, als ſolch eine altväteriſche Regierung. Von der Cholera, die doch gewiß kontagiös iſt, haben ſie aus politiſchen Gründen behauptet, ſie ſei miasmatiſch, und von der Politik, die miasmatiſch iſt, behaupten ſie aus choleriſchen Gründen, ſie ſei kontagiös. O! Doch will ich mit dieſem O! keineswegs geſagt haben, daß mir der König Philipp nicht auch ſoll geſtohlen werden. Hat mir dieſer Volks-König, der ſich ein halbes Jahr lang den Pariſern nie anders zeigt, als wie ein deutſcher

Opern-König mit der Hand auf dem Herzen, ein großes Stück von meinen Tuilerien weggenommen, und ich betrete nie den Garten, ohne zu erſtaunen über dieſe Kühnheit und über dieſe Nachſicht auf beiden Seiten. Das hat keiner der legitimen Könige vor Orleans zu thun gewagt, zu thun je Luſt gezeigt. Er läßt ſich einen Privat-Garten für ſich und ſeine Kinder aus dem uſurpirten Theile machen. Er hat gar nicht das Recht dazu, denn die Tuilerien gehören ihm nur als König, und was ihm als König gehört, daran hat das Volk auch Theil. Und was noch bedenklicher iſt, nicht die Habſucht, die Furcht hat Louis Philipp zu dieſer Uſurpation verleitet. Er läßt hohe Terraſſen aufwerfen, Mauern und Graben ziehen, um das Schloß von der Gartenſeite gegen einen Andrang zu ſchützen. Er fürchtet ſich — Frankreich mag ſich vorſehen. Die Verkleinerung des Tuilerien-Gartens, das wäre alſo die einzige Folge der franzöſiſchen Revolution, die ſich mathematiſch bezeichnen läßt; alles Uebrige iſt Methaphyſik. Die Folgen, welche die Juli-Revolution für Deutſchland gehabt, ſind viel deutlicher. 1. Die Cholera. 2. In Braunſchweig hatten ſie ſonſt einen Fürſten, der es wenigſtens nicht mit dem Adel hielt; jetzt haben ſie einen, der ſich vom Adel gängeln läßt. 3. Die Sachſen haben ſtatt einen Fürſten jetzt zwei.

4. Die Heſſen haben ſtatt der alten fürſtlichen Maitreſſe eine junge bekommen. 5. In **Baden** konnte man früher eine Zeitung ſchreiben ohne Kaution, jetzt muß man eine leiſten. 6. Wer in Baiern den König beleidigte, mußte früher vor deſſen Oelbilde Abbitte thun; jetzt kommt der Beleidiger auf fünf Jahre in das Zuchthaus. Da weiß man doch wenigſtens, woran man iſt.

Sieben und fünfzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 11. November 1831.

Die Geſchichte mit Belgien iſt noch nicht zu Ende, auch nicht einmal in dem Sinne der guten kurzſichtigen Menſchen, die in der Ausgleichung dieſes Streites das Ende aller Verwirrung ſehen. Was mich betrifft, werde ich die Annahme des aufgezwungenen Friedens von beiden Parteien doch nur als einen Waffenſtillſtand für dieſen Winter anſehen. Und auf dieſes miſerable Fundament von Backſteinen glaubt Caſimir Perrier, das ſchwache Gebäude des europäiſchen Friedens ſtützen zu können, und ehe es noch aus der Erde herausgearbeitet, ſteckt er ſchon ein Bäumchen auf und hält eine betrunkene Kranzrede, als wäre das Dach fertig! Die Wage des Schickſals in der *bemehlten* Hand eines Krämers zu ſehen, — nein, man könnte darüber von Sinnen kommen! Giebt es denn etwas Lächerlicheres, als das Schmunzeln dieſes Miniſters, ſo oft er eine Nachricht erhalten, Preußen oder Oeſterreich vermindere ſeine Truppen, beurlaube ſie! Es iſt wie die Freude eines Kindes, wenn es wahrnimmt, daß Mama die Ruthe wieder hinter den Spiegel ſteckt, die ſie drohend hervorgeholt. Es iſt wie die Heiterkeit, wie das aufblühende Geſicht eines Bauchflüſſigen, wenn er erleichtert vom Nachtſtuhle aufſteht, wohin ihn Leibſchmerzen getrieben, und ach! ruft. Dieſes Frankreich, vor dem, es iſt noch kein Jahr, zwanzig Fürſten hinter den zwei Millionen ihrer Wachen zitterten; dieſes Frankreich der drei Tage, das ein erſchrecktes Jahrtauſend vor ſich hertrieb es iſt folgſam wie ein Schulbube, und lernt alle Tage ſeine Lektion, und läßt ſich alle Tage examiniren, um zu zeigen, daß es ſeine Lektion gelernt hat. Und was zum Lohne für alle dieſe ſchmachvollen Opfer? Daß der junge König Philipp mit den alten Königen wird ſpazieren gehen dürfen, wenn dieſe nach einer ſauern Woche wieder einen Feiertag bekommen! Aber Sie müſſen die neue Schrift von Chateaubriand leſen. Sie hat mich erquickt durch alle Adern. Mein ganzes Herz hat er ins Franzöſiſche überſetzt, und wie viel ſchöner iſt die Ueberſetzung als das Original! Ich weiß nicht, was die ſchönſte Freude des Lebens iſt; aber die größte iſt gewiß die Schadenfreude, die wir über die Niederlage und Beſchämung unſerer Feinde empfinden. Chateaubriand ſchlägt mit eiſernen Keulen, die er in ſeinem Zorn glühend gemacht, auf die franzöſiſche Zwergregierung, die ich haſſe, ob ich ſie zwar verachte. Frankreich hat ſie nur der Gegenwart beraubt, und wie groß der Raub auch iſt, man kann ihn zählen, berechnen, man weiß was man verloren, was man wieder zu bekommen ſuchen muß. Uns, uns Deutſchen aber hat König Philipp eine ganz unberechenbare Zukunft geſtohlen. Geſtern hörte ich, der Kaiſer von Oeſterreich habe dem Caſimir Perrier den Stephans Orden ſchenken wollen, aber der öſterreichiſche Geſandte hier, darüber vorläufig um Rath gefragt, habe erwidert: es ſei noch nicht die Zeit. Wie tief wird Frankreich noch ſinken, wie hoffnungslos wird noch Deutſchland werden müſſen, bis Perrier den Stephans-Orden verdient! Wie verhöhnt ihn aber auch Chateaubriand. „Redet nicht von Ehre, die Renten würden um zehn Centimen fallen.“ Wegen ſeines Muthes, ſeiner Treue und ſeines glühenden Eifers für Recht und Wahrheit darf man dieſem Schriftſteller die Kinderei nachſehen, daß er für das Kind Bordeaux ſich bemüht, und man ſoll nur lächeln darüber, als über eine Schwachheit. Die Menſchen haben immer wunderliche Gottheiten gehabt; der Eine betet Fitzli Putzli, der Andere die Legitimität an. Aber Alles, was er gegen das franzöſiſche Miniſterium ſagt, gegen deſſen Verwaltung im Innern und nach Außen, iſt klar wie die Sonne und rein wie Gold. „Die „Wahl-Monarchie hat der Fahne, der ſie ſich bemächtigt, bis jetzt noch wenig Ruhm verſchafft. „Sie weht nur über der Thüre der Miniſter und „unter den Mauern von Liſſabon; ſie wurde nun „von den Winden zerriſſen; der Regen färbt ſeinen „Purpur und ſein Himmelblau ab, und übrig bleibt „ein ſchmutzig weißer Lappen, die natürliche Farbe „der Baſtard-Legitimität ... Der Scepter des jungen Heinrich, geſtützt von den Händen des jungen „Frankreichs, wäre für die Ruhe Frankreichs, ja für „das Glück ſeines jetzigen Beherrſchers ſelbſt, weit „erſprießlicher geweſen, als eine um einen Pflaſterſtein gewundene und aus dem Fenſter geſchleuderte „Krone; eine Krone, die zu leicht, wenn ſie ſich von „ihrem Gewichte trennt, zu ſchwer, wenn ſie daran „befeſtigt bleibt .... Ehrwürdige Perſonen, die Prälaten der Quaſi-Legitimität, betrachten uns als tolle „Hunde, immer bereit auf Europa loszufahren, wenn „nicht tüchtige Knechte uns an der Kette hielten. „Das haben Franzoſen öffentlich geäußert! Sie „haben ihr Vaterland aufgedeckt, ſie haben mit dem

„Finger auf deſſen geheime Schäden gezeigt; ſie haben es dem Hohne der Mächte blosgeſtellt; ſie haben uns dieſen als eine leichte Beute gezeigt, oder „als Menſchen, denen nur der Schrecken Energie „geben würde. Alſo unſer Muth von einſt, bezeugt „durch ſo viele Eroberungen, wäre nur das Ergebniß „der Furcht geweſen, die hinter uns ſtand; unſer „Ruhm nur die Folge unſerer Verbrechen! Seid „artig, hat man uns zu ſagen ſich erfrecht, und „man wird nicht über euch herfallen. Und „ein ſolches Wort konnte aus dem Munde eines „Franzoſen kommen! Und das Herz Derer, die es „gehört das Wort, hat nicht gezuckt! Und das „Blut hat nicht gekocht in ihren Adern! Wenn das „Gebäude vom Juli nur auf der Hingebung der „Nationalwürde ruht, wird es zuſammen ſtürzen; „man baut kein dauerhaftes Denkmal auf Unehre. „Triumphbogen, die man mit Koth zuſammen knetete, „würden nicht auf die Nachwelt kommen.“

Ueber die thörichten Friedenshoffnungen des Miniſteriums und wie ſie, von Furcht geblendet, der Gefahr zueilen, die ſie fliehen möchten, drückt ſich Chateaubriand wie folgt aus: „Zweifelt nicht daran, „die fremden Mächte, welche die Freiheit unſerer „Preſſe und Rednerbühne, ſchon mit der Legitimität, „mit Mühe aushielten, werden ſie mit dem einge

„ſtandenen Prinzipe der Volksſouverainität und einer
„auf der Straße zugeſchlagenen Krone noch ſchwerer
„ertragen. Sie mögen ſich verſtellen, abwarten, vielleicht
„auf einige Zeit bis auf einen gewiſſen Grad
„entwaffnen; ſie mögen euch ſagen, daß ihr durch
„euer friedliches Syſtem die Retter Europas ſeid,
„und euer Stolz iſt vielleicht naiv genug, an dieſe
„grobe Schmeichelei zu glauben. Wenn ihr aber den
„verſchiedenen Mächten Zeit laßt, die Revolutionen,
„Tochter der eurigen, zu erſticken; wenn ihr ihnen
„ganz laut erklärt, ihnen darthut, daß ihr keinen
„Krieg führen könnt, ohne in einen Bankerott oder
„in eine Schreckensregierung zu ſtürzen — dann
„habt ihr gegen die einfachſten Regeln eurer Selbſterhaltung
„gefehlt. Nicht die, welche die Ehre Frankreichs
„vertheidigen, führen den Krieg herbei: ihr
„ſeid es, die durch euer albernes Betragen Frankreich
„einem neuen Einfalle bloßſtellt. Ihr werdet
„für jetzt den Frieden haben, ich will es wohl glauben;
„man kann Keinem den Degen in den Leib
„ſtoßen, der uns den Rücken zukehrt. Aber fordert
„man in Frankreich, in dem Vaterlande der Ehre,
„auf ſolche Weiſe den Frieden?"

Die Cholera iſt jetzt wirklich in England, und wird dort, wenn ſie ſich einmal verbreitet, verheerender werden, als in jedem andern Lande, weil Eng land, Gott ſei Dank, eine ſchlechte Polizei hat. Hat die Nachricht auf der Frankfurter Börſe keinen Eindruck gemacht? Der Dr. *** hier will ein *ſicheres* Mittel gegen die Cholera gefunden haben: man ſoll jeden Morgen Tiſane von Sauerampfer trinken. Das iſt ein ſaueres Frühſtück. *** hat ſich gegen die Cholera tauſend Stück Blutigel ins Haus genommen — où peut on être mieux qu'au sein de sa famille?

Dienſtag, den 15. November.

Ihr heutiger Brief hat mir ſehr großes Vergnügen gemacht, und beſonders freue ich mich über Ihre Freude an dem guten Erfolge meines Buches. Ich hätte das nicht erwartet. Ich ſehe daraus wieder, wie wenig Kunſt das Herz bedarf, um zu gefallen; daß die Aufrichtigkeit immer bewegt, und daß man der Wahrhaftigkeit ſelbſt den Mangel der Wahrheit verzeiht. Denn weiß ich es nicht, wie oft ich mich geirrt haben kann? Weiß ich es nicht, daß tauſend Leſer anderer Meinung ſind als ich? Aber ſie ſehen, ſie fühlen, daß ich meine Geſinnung treu ausgeſprochen, und darum ſind ſie zufrieden mit mir und glauben *mir*, wenn ſie auch nicht meinen Reden glauben. Es wäre doch erſchrecklich, wenn ich wirkich nicht mehr wagen dürfte nach Deutſchland zu kommen! Dann könnte ich ja auch Deutſchland nicht mehr verlaſſen, und ich wäre um die ſchönſten Stunden meines Lebens geprellt. Es wird aber ſo ſchlimm nicht ſein, Ihr ſeid zu ängſtlich. Man hat jetzt größere Dummheiten, größere Miſſethaten zu begehen; zu ſolchen kleinen Betiſen und Spitzbübereien hat man keine Zeit. Was das diplomatiſche Geſchwätz heißen ſoll, ich hätte hier vielen nichtsnutzigen Deutſchen Stellen verſchafft, weiß ich wahrhaftig nicht. Vielleicht meint man Anſtellungen bei Zeitungs-Redactionen. Und auch dieſes hat keinen Sinn. Es wird wohl nichts anders ſein, als daß ich mehreren Deutſchen Nachrichten und Stoff zu mißfälligen Zeitungsartikeln geliefert habe.

Mittwoch, den 16. November.

Eines der kleinen hieſigen Blätter enthielt geſtern Folgendes: „Au cimetière Montmartre on lit cette inscription sur une tombe nouvelle: Ci git M. le Baron Jean de Bruckmann, conseiller actuel de sa majesté le roi de Prusse. La place qu'occupe actuellement M. Bruckmann, ne lui sera enviée par personne.“ Es iſt ſchon traurig genug, daß deutſche

Hofrathe nicht unſterblich ſind; aber daß ſie gar in Paris ſterben, das iſt herzzerreißend. Man ſieht die ſchrecklichen Folgen. Erfrecht ſich ein unverſchämter Franzoſe, ſich über einen königlich preußiſchen wirklichen Rath luſtig zu machen; was würde er ſich nicht erſt gegen einen unreellen erlauben! Es muß doch ein unerklärlicher wunderbarer Zauber in einem Titel ſein! Es iſt das dritte edle Metall. Mancher, der dem Silber widerſteht, widerſteht doch dem Golde nicht, und wer dem Golde widerſteht, unterliegt oft einem Titel. Da iſt ein gewiſſer Münch, ein politiſcher Schriftſteller von einigen Talenten; der war früher ein heißer Demagog, ſein Liberalismus ſtand auf 30 Grad Reaumur im Schatten. Der König der Niederlande machte ihn vor einigen Jahren zum Profeſſor, und augenblicklich ſank ſein Liberalismus auf 15 Grad. Kürzlich wurde er vom Könige von Würtemberg zum geheimen Hofrath ernannt, darauf kam Herr Münch dem Gefrierpunkte ſehr nahe. Wird er einmal geheimer Regierungsrath, ſinkt er gar unter Null herab. Zwar erwarb er ſich durch ſein Sinken nicht blos einen Titel, ſondern auch einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden; aber das Geld iſt doch hier nur das Gebackene zur Chocolade, dazu gegeben um ſie bequemer auszutunken; die Hauptflüſſigkeit bleibt der geheime Hofrath. Für den Gehalt beſorgt Herr Münch die Stuttgarter Bibliothek, aber für den geheimen Hofrath arbeitet er an der Hofzeitung und ſucht alle Tage zu beweiſen, daß die Regierung immer Recht hat dem Volke gegenüber, und daß es ſehr löblich iſt, wenn ſie alles Schlimme ohne langes Zaudern auf einmal thue, damit das Volk den bittern Trank ſchnell hinunter ſchlucke; das Gute aber nur allmälig, daß man es mit langſamen Zügen hinunter ſchlürfe und der Genuß um ſo dauernder ſei. Mit welcher raſtloſen Feindſeligkeit in Deutſchland die öffentliche Meinung verfolgt wird, mit welcher Unverſchämtheit die Zenſur jede Wahrheit unterdrückt und ſich zur unverlangten Beſchützerin ſelbſt jeder ausländiſchen Lüge hervordrängt, ſobald dieſe Lüge zum Vortheile einer Regierung gereicht — davon liegt eben ein neuer Beweis mir unter den Augen. Dr. ***, der ein Korreſpondent der Allgemeinen Zeitung iſt, berichtete kürzlich von dem Prozeſſe des Journaliſten Marraſt, der in ſeiner Zeitung, die Tribune, den Miniſtern Soult und Perrier öffentlich vorgeworfen: ſie hätten bei dem Waffen Ankauf in England ihren großen Vortheil gehabt. Der Bericht ſagt: „Von „Soult glauben viele Leute, es ſei nicht unmöglich, „daß er neben ſeinen militairiſchen Beſchäftigungen „auch auf Profit ausgehe; man erinnert an ſein

Benehmen in Spanien, an ſeine unbezahlte Bildergallerie. Perrier ſteht ebenfalls im Rufe, als laſſe er ſich nicht gern einen Profit entgehen; auf ihn bezieht man allgemein das Wort des Figaro: „d'autres ont prêté à la petite semaine." Doch wir halten beide Miniſter in Betracht ihres allgemein rechtlichen Charakters für unſchuldig." Zu dieſen unterſtrichenen Worten bemerkte ***, von dem ich die Allgemeine Zeitung leihe, mit der Feder: dies habe ich nicht geſchrieben. Das hat alſo die Augsburger Zenſur hinzugeſetzt. Oder vielleicht hat es der Redakteur der Allgemeinen Zeitung ſelbſt gethan, — ein talentvoller aber wunderlicher Mann, der ſeit zwanzig Jahren mit wahnſinniger Beharrlichkeit den Stein der Weiſen ſucht und ſich abmüht, die Diplomatik mit der Wahrheit zu amalgamiren, um eine goldene Zeitung hervorzubringen.

Acht und fünfzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 17. November 1831.

In dem Buche des cent-et-un iſt auch ein Kapitel: la première représentation. Der Verfaſſer Merville, ſelbſt ein dramatiſcher Dichter, beſchreibt die Nöthen und Aengſte, die der Dichter während einer erſten Aufführung erleidet: die unberechenbare Laune des Publikums, der Eigenſinn, die Willkür und der Unverſtand der Schauſpieler, die geheimen Schliche der Feinde, die Falſchheit der Freunde — es iſt wirklich ſchauderhaft. Ein Thor, wer nach Ruhm ſtrebt und ſein Glück den Winden, ſeine Ruhe dem Waſſer anvertraut!

Nun, euere Allerheiligen Revolution iſt ja ſchon wieder gedämpft! Du brauchſt dich nicht zu ſchämen, Frankfurt; auch Warſchau iſt gefallen, und war doch mehr als du. Die räthſelhafte Geſchichte war mir ganz klar, noch ehe ich in einem öffentlichen Berichte aus Mainz geleſen, daß man einen Theil der Bundesgarniſon, um Platz zu gewinnen, nach Frankfurt verlegen wolle. Das iſt's. Vierzig Jahre der Kriege und Revolutionen ſind durch Frankfurt gezogen, und nicht einmal während ſolcher ſtürmiſchen Zeit hat dort das Militair eine Gewaltthätigkeit, die Bürgerſchaft ſich eine Empörung gegen die Geſetze zu Schulden kommen laſſen. Ganz gewiß wurde hier oder dort der ſchwache Funke der Unzufriedenheit angeblaſen und Brennmaterialien darauf geworſen. Das war leicht zu machen. Frankfurt iſt ja ſeit 1814 das Hauptquartier der vaterländiſchen geheimen Polizei, und der General-Stab iſt aus den vortrefflichſten Schurken zuſammengeſetzt. Unſere weiſe Regierung wird nun von den zehntauſend Bücklingen, die ſie ſeit fünfzehn Jahren der Bundesverſammlung verehrt hat, nichts als die Rückenſchmerzen übrig behalten. Jetzt iſt wieder die verdammte Bockenheimer Zeitung Schuld an Allem! Sie werden in Deutſchland noch verrückt über die Zeitungen; es ſind die Furien, die das Gewiſſen unſerer Regierungen verfolgen. Ich las mit geſpenſtiſchem Grauſen, daß der Senat den Schatten einer Verordnung von 1660 aus dem Grabe hervorgerufen, um die Bockenheimer Zeitung damit zu vertilgen; die Hexe von Endor hätte es nicht ſchauerlicher machen können.

Aber die Naivität, die unbeſchreiblich heitere Naivität: daß jene alte Verordnung von 1660 mit der jungen Geſetzgebung der deutſchen Bundesverſammlung in der liebevollſten Eintracht lebe — wie unſer Senat erklärte, — verſcheuchte alle Schrecken der Nacht von mir und ich mußte laut auflachen. Hätte ich ſo etwas geſagt, hätte man es für frevelhaften Spott und Preßfrechheit erklärt. Alle Arretirungen in Frankfurt während der Unruhen wurden bei Nacht vorgenommen. Was mich betrifft, ſo erkläre und entſchuldige ich einen ſolchen ſchändlichen Friedensbruch leicht damit, daß dort die Regierung wie überall der Antipode des Volks iſt, und ſie daher Tag hat, während jenes Nacht. Wie aber unſere Bürger, unſere Advokaten, die ſich mit mathematiſcher Geographie und Moralphiloſophie nicht viel beſchäftigen, eine ſolche ſchauderhafte Gewaltthätigkeit, einen ſolchen finſtern Uebermuth aus dem Mittelalter ertragen — das begreife ich, das verzeihe ich nicht. In Frankreich iſt man ja freier im Gefängniß, als bei uns in der Freiheit. Der Polizei, die nur von Willkür lebt, die fürchterliche Gewalt zu geben, Jeden, den ſie anſchuldigt, Jeden, den ſie beargwohnt, aus ſeinem ſelbſt bei jedem Mörder heiligen, unverletzlichen Aſyl, aus ſeiner Ruheſtätte zu reißen, den Unſchuldigen oft von dem einzigen Zeugen ſeiner Unſchuld, vom Tageslicht zu trennen — iſt eine Tyrannei ſo ſchändlicher Art, daß wer ſie ſchweigend duldet, noch ſtrafbarer iſt, als wer ſie übt. Und das in einem Staate, wo die Gerichte im Dunkeln Recht ſprechen, und wo die Preſſe unter der ſchmählichſten Sklaverei ſteht! Wenn eine ſolche nächtliche Arretirung einen Fremden trifft, dann iſt er wie verſchwunden von der Erde, denn kein Tagesblatt darf Nachricht geben von dem Werke der Finſterniß, und der Tod gewährte dann einem Solchen größere Sicherheit als die Gefangenſchaft; denn einem Verſtorbenen wird doch wenigſtens ein öffentlicher Todesſchein ausgeſtellt. Was machen denn in Frankfurt unſere jungen Geſetzgeber, unſere jungen Senatoren? Wie dulden ſie ſolche Schändlichkeiten? Wozu denn haben ſie die Univerſitäten des neunzehnten Jahrhunderts beſucht? Wenn ſie ſich in Frankfurt mit einem Staatsrechte und einer Geſetzgebung aus dem ſechzehnten Jahrhundert begnügen, hätten ſie ihren Eltern die Studienkoſten erſparen können. Das eben iſt der Jammer — wir haben keine Jugend. Sobald ſie in den geſetzgebenden Körper kommen, werden ſie dickbäuchig; ſobald in den Senat, werden ſie grau; ſie beginne mit geheuchelter Sympathie und endigen mit aufrichtiger.

— Sind Sie heute bei Verſtand? Dieſe Frage darf Sie nicht beleidigen; ich würde Sie nie fragen: ſind Sie heute bei Herz? Nun, wenn Sie bei Verſtand ſind, will ich Ihnen ein Räthſel aufgeben, das mich geſtern Abend eine halbe Stunde lang beſchäftigt hat, und das der erſte Philoſoph in der rue de Provence nicht zu löſen vermochte. Beſchämen Sie mich. In den hieſigen Blättern ſtand vor einigen Tagen folgende öffentliche Ankündigung, die aus der Gazette de la vallée cherry entnommen war. Ob dieſes Thal in Frankreich oder in der franzöſiſchen Schweiz liegt, weiß ich nicht. „Il est dès à présent interdit à toute personne quelconque d'épouser ma fille Betzy. Unterzeichnet: J. G. Mitter." Welche Urſache kann ein Vater haben, Jedem ohne Ausnahme zu verbieten, ſeine Tochter zu heirathen? Eines der erwähnten Blätter zerbricht ſich auch den Kopf darüber und ſtellt allerlei Vermuthungen auf, von welchen aber eine immer dümmer iſt als die andere. Selbſt die letzte, die der Zeitungs Schreiber feſt hielt, befriedigte mich nicht, ob ſie zwar etwas für ſich hat. Der Zeitungs Schreiber ſagt: nachdem er viele gelehrte Perſonen, unter andern Apotheker, Laſtträger, Schriftſteller und Zahnärzte zu Rathe gezogen, ſei er endlich bei der Idee ſtehen geblieben: daß die Tochter des J. G. Mitter ein Sohn ſei.

Dieſe Sache iſt für einen Franzoſen zu tief, in Deutſchland wird man es leichter herausbringen. Machen Sie ſich alſo an das Werk. Ich hätte große Luſt, die Sache in eine Frankfurter Zeitung zu ſetzen, um die dortigen Gelehrten aufzufordern, ſich mit dieſer wichtigen Angelegenheit zu beſchäftigen: aber die Zenſur würde den Artikel ſtreichen. Denn das Mädchen aus dem Thale heißt unglücklicher Weiſe Betzy, und dieſen Namen führt auch in Frankfurt ein Paſtetenbäcker. Es wäre Preßfrechheit, ſo etwas drucken zu laſſen.

Nichts Pikanteres giebt es zum Frühſtücke, als die täglich hier erſcheinenden kleinen Blätter nichtpolitiſchen Inhalts. Es iſt wie Auſtern und Caviar. Mich wundert nur, daß bei dem großen Beifalle, den ſie nothwendig finden müſſen, deren nicht mehrere herauskommen. Ich kenne nur drei. Der Figaro iſt mit unendlich viel Geiſt geſchrieben, und hat das ganze Jahr durch aber auch nicht einen trüben Tag. Die beiden andern, ob ſie zwar keinen ſolchen Luxus von Witz ausbreiten, leſen ſich doch auf das angenehmſte, und ich erinnere mich nicht, daß ich je eine einzige Zeile darin hätte übergehen mögen. Dabei kann ich mich nun nie enthalten, dieſe Blätter mit unſern deutſchen ähnlicher Art zu vergleichen, und ich komme dann immer auf ein Reſultat, das mir nicht ganz klar iſt. Alles was die hieſigen Blätter, den deutſchen gegenüber, an äußern günſtigen Verhältniſſen voraus haben: die Freiheit der Preſſe, die ungeſtörte Benutzung der Politik, beſonders der reich zuſammengehäufte täglich wechſelnde Stoff, den ihnen die große Hauptſtadt in Kunſt, Wiſſenſchaft, Theater, Literatur, geſelligem Leben und Tagesgeſchichten darbietet — das alles ſtelle ich den deutſchen Blättern zur Rechnung und bringe es in Abzug ihrer Schuld. Aber ſelbſt nach dem Allen haben ſie mir wegen ihrer ewigen Einförmigkeit und unendlichen Langweiligkeit noch Rede zu ſtehen. Es liegt eben eine Monats-Sammlung von einem der erwähnten Blätter vor mir auf dem Tiſche; es heißt l'Entr'acte und iſt das unbedeutendſte von allen. Ich nehme die erſten acht Blätter zur Hand, um deren Inhalt zu zählen, zu meſſen und zu wiegen. Das Blatt iſt gleich dem Morgenblatte in Quart gedruckt, aber etwas weitläufiger, ſo daß es weniger enthält als jenes. Von den vier Seiten des Blattes fallen erſtens zwei Seiten weg, die ganz mit den Anzeigen der Theaterſtücke des Tages und den Namen der darin auftretenden Perſonen ausgefüllt ſind. Von den zwei übrigen Seiten bringe ich täglich eine Spalte in Abzug, welche ſogenannte Miszellen, hier causeries genannt, enthalten. Gegen dieſe könnte man freilich einwenden, daß die unbeſchränkte ſatyriſche Freiheit ihnen zu ſtatten komme. Hier darf man die Uebermüthigen und die Narren mit Nadeln ſtechen, in Deutſchland nur zuweilen mit dem Kopfe eines Nagels tüpfen. Bleiben alſo für jedes nur noch drei Spalten übrig. Und in dem engen Raume dieſer drei Spalten enthalten die acht ohne Wahl herausgeriſſenen Blätter: 5 Bücherkritiken, 3 Theaterkritiken, 2 Romane und 12 Aufſätze, deren Titel ich Ihnen mittheile, damit Sie daraus ſehen, daß es frei gewählte Formen ſind, allgemeine Stoffe, die den deutſchen Schriftſtellern der kleinſten Stadt auch zu Gebote ſtänden: Die Muſik wie ich ſie liebe. Der Tag nach der Hochzeit. Erörterungen unter Freunden. Der finſtere Mann. Der fröhliche Mann. Die Cholera-Zeitung. Die Kunſt von dem Daumen zu leſen. Warum der Fußgänger mehr Ideen hat, als der im Wagen ſitzt. Das Ende der Welt. Der Eck am Kamin. Der ehrliche Mann wider Willen. Ueber die verſchiedenen Arten, wie die Menſchen mit ihren Kleidern verfahren. Und was ſolche Artikel beſonders auszeichnet, iſt deren Kürze. Das Kurze mißfällt nie; man kann in zwei Minuten nicht langweilig ſein, es gehört Zeit dazu. Iſt ein ſolcher

Artikel unangenehm, ſo war es doch eine Pille, keine Mixtur, man ſchluckt es hinunter; denn der Kopf hat wie der Magen ſeine Geſchmacksnerven; was einmal darüber hinaus iſt, ſchmeckt der Geiſt nicht mehr. Warum können oder wollen nun unſere deutſchen Schriftſteller in ihren Journalen keine ſolchen kurzen Aufſätze machen? Ich kann nicht klug daraus werden, und bitte Sie daher, wenn Sie nach Auflöſung des großen Räthſels von der Betty Miller noch etwas Verſtand übrig behalten, auch über dieſes dunkle Geheimniß nachzudenken.

Sonntag, den 19. November.

In einer Anzeige von Heine's Adelsbriefen heißt es unter andern: „Auch ſetzt man einigen Zweifel in die Aufrichtigkeit der Geſinnungen Heine's, indem es einiges Aufſehen macht, den burlesken Satyriker oder den niedern Komiker auf einmal als Freiheits-Apoſtel wiederzufinden.“ Das ſteht in den Leipziger Blättern für literariſche Unterhaltung, der größte Viehſtall, den ich je geſehen.

Haben Sie denn wirklich gemeint, das Loben meiner Briefe würde immer ſo fortgehen? O, laſſen Sie nur erſt die preußiſchen Rezenſenten kommen und den Leipziger Viehſtall aufthun; da werden Sie noch ganz andere Dinge hören. Wenn ich Wunden ſcheute, hätte ich den Kampf vermieden. Die Leute thun mir gar nicht Unrecht, die in den Briefen meine frühere Mäßigung nicht finden; aber ſie thun ſich ſelbſt Unrecht, daß ſie ſie ſuchten. Die Zeiten der Theorien ſind vorüber, die Zeit der Praxis iſt gekommen. Ich will nicht ſchreiben mehr, ich will kämpfen. Hätte ich Gelegenheit und Jugendkraft, würde ich den Feind im Felde ſuchen; da mir aber beide fehlen, ſchärfe ich meine Feder, ſie ſo viel als möglich einem Schwerte gleich zu machen. Und ich werde ſie führen, bis man ſie mir aus der Hand ſchlägt, bis man mir die Fauſt abhaut, die mit der Feder unzertrennlich verbunden iſt. Die Mäßigung iſt jetzt noch in meiner Geſinnung, wie ſie es früher war; aber ſie ſoll nicht mehr in meinen Worten erſcheinen. Damals, als ich ſo ruhig ſchrieb, ſtürmte es gerade am heftigſten in mir; weil ich noch nicht wußte was ich wollte, ging ich langſam und ſprach bedächtig. Jetzt aber, da mir klar geworden, was ſie wollen, weiß ich auch, was ich will, ich darf mich dem Strome meines Herzens überlaſſen, habe nichts mehr zu wählen und nichts mehr zu bedenken.

Was fällt nur den Leuten ein, daß ich ein Feind von Rothſchild ſei? Ein Glück für mich, daß ich es nicht bin; denn wäre ich es, hätte ich nicht von ihm geſprochen, und hätte die Wahrheit meiner Ehre aufgeopfert. Gegen den Menſchen Rothſchild habe ich gar nichts, aber weil er Rothſchild iſt, ſetze ich ihn den Königen gleich, und das kann doch ihn gewiß nicht verdrießen, wenn er auch nicht zu ihnen gehören möchte, da er am beſten weiß, wie tief jetzt ein König unter Pari ſteht. Aber er iſt der große Mäkler aller Staats-Anleihen, welcher den Fürſten die Macht gibt, der Freiheit zu trotzen, und den Völkern den Muth nimmt, ſich der Gewalt zu widerſetzen. Rothſchild iſt der hohe Prieſter der Furcht, die Göttin, auf deren Altar Freiheit, Vaterlandsliebe, Ehre und jede Bürgertugend geopfert werden. Rothſchild ſoll in einer Börſenſtunde alle ſeine Papiere losſchlagen, daß ſie in den tiefſten Abgrund ſtürzen, dann eile er in meine Arme und er ſoll es ſpüren, wie feſt ich ihn an mein Herz drücke. Wahrhaftig, es ſcheint, daß dieſe Menſchen die Freiheit der Andern noch mehr fürchten als ihre eigne Armuth, ſonſt würden ſie nicht mit ſo ängſtlicher Eile ihr Geld zu den Füßen der Könige werfen, ſo bald ſie es verlangen. Ob wir einmal frei werden, weiß ich nicht, aber für die künftige Armuth der Papier-Reichen will ich mich verbürgen.

Der hohe Senat erzeigt mir zu viel Ehre, wenn er ungehalten gegen mich iſt. Habe ich denn wirklich geſagt, die Franzoſen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt ſchlecht behandelt worden? So viel ich mich erinnere, habe ich nur erzählt, daß es ſo von den Franzoſen hier behauptet worden. Meine Penſion können ſie mir nicht entziehen, denn ſie haben ſie mir nicht gutwillig zuerkannt, ſondern waren durch einen Beſchluß der deutſchen Bundesverſammlung dazu verpflichtet worden. Freilich würde ich in ſolcher Gefahr auf den Schutz der hohen deutſchen Bundesverſammlung nicht rechnen dürfen, denn dieſe greift nie in die Ungerechtigkeit eines einzelnen deutſchen Staates ein, ſondern nur in die Gerechtigkeit. Aber fürchten Sie doch nicht, daß ſie mir in Frankfurt etwas zu Leide thun. Geſchieht es, geſchieht es ja nur aus Rache, und Menſchen ſolcher Geſinnung würden mich nach ſich ſelbſt beurtheilen, und ſich fragen: was gewinnen wir dabei, wenn wir ihm ſeine Penſion entziehen? Er würde uns dann erſt recht feindlich entgegen treten. Hat doch, wie ſie behaupten, die einzige Bockenheimer Zeitung Mord und Todtſchlag in Frankfurt erregt, was könnte ich nicht erſt anſtiften, dem alle Blätter offen ſtehen! Und um jährlich vierhundert Gulden herauszumorden, würde Frankfurt nicht genug ſein, der Untergang von ganz Deutſchland müßte dazu beitragen. Das würde man bedenken.

Geſtern fand ich in einem deutſchen Blatte, als ganz kürzlich erſchienen, angezeigt; „Iam Kippur, der Versöhnungstag. Novelle von David Ruſſa.“ Es iſt das erſte Werk eines jungen Schriftſtellers, und wird (freilich vom Verleger ſelbſt) ſehr gelobt. Empfehlen Sie das Buch unſern Juden. Es ſoll ihr Herz auflockern, damit man nach ausgejäteten Metalliques etwas Liebe und Menſchlichkeit hineinſäen könne. Es iſt in Leipzig erſchienen.

Sonntag, den 20. November.

Die Theilnahme der Pariſer für die unglücklichen Polen zeigt ſich ebenſo warm, als frühe für die kämpfenden. Es macht ihnen Ehre, ich hätte es kaum erwartet. Die kämpfenden Polen gewährten ein ſchönes Schauſpiel, die beſiegten, vor der Tyrannei flüchtigen Polen zeigen nur den nackten, häßlichen Ernſt. Alle Theater wollen nach der Reihe Vorſtellungen zum Beſten der Polen geben, und ſie bereiten dazu eigene aus der neueſten polniſchen Geſchichte bearbeiteten Stücke vor. Geſtern machte das Theater de la Porte St. Martin den Anfang. Sie gaben la vieillesse de Stanislas. Das Stück wird ſeit ungefähr vierzehn Tage gegeben, und bei jeder Vorſtellung wird den Polen eine eigene

Loge unentgeltlich überlaſſen. Die Miniſter in ihren Blättern ärgern ſich gar ſehr darüber und laſſen ſagen: ob denn das Mitleid wäre, wenn man den unglücklichen Polen jeden Abend das Bild ihrer Leiden vor die Augen bringe? Bis zur Gemeinheit zeigen ſie ihren Aerger. Die Hauptrolle im Stanislas hat der zwar alte aber noch immer friſche Pottier, und da ſagen die miniſteriellen Theater-Artikel, das Stück ſollte nicht heißen la vieillesse de Stanislas, ſondern la vieillesse de Pottier. Sie möchten gern ihre zugleich niederträchtige und wahnſinnige Politik, die ſie gegen Polen und Rußland befolgt haben, vergeſſen machen, und es muß ſie darum aufbringen, jeden Abend im Theater die Begeiſterung, den Spott und den Groll der Pariſer neu angefacht zu ſehen. Die vielen Polen, die jetzt hier zuſammentreffen, machen den Miniſtern grauſame Kopfſchmerzen, und ſie gehen mit dem Gedanken um, ſie alle nach dem ſüdlichen Frankreich zu verweiſen. Es iſt ihr warmes Sibirien. Der Kaiſer Nikolas preßt ſeinen Sieg aus bis auf den letzten Tropfen, und wirft dann dem König Philipp die Schalen vor die Füße. Es wundert mich nicht und ich nehme es ihm gar nicht übel. Die deutſchen Diplomaten und ihre Federknappen haben ſeit einem Jahre die Milde, Großmuth und Gerechtigkeit, welche künftig Kaiſer Nikolas gegen die

Polen zeigen würde, ſo hoch in den Himmel erhoben, daß Nikolas, in der Verzweiflung, das erhaltene Lob zu erreichen, lieber gar nicht darnach ſtrebt, ſondern bleibt, wo, was und wie er iſt — der Beſchützer und Verbündete jedes Tyrannen und der Feind und Unterdrücker jeder Freiheit in Europa. Die ganze polniſche Armee, die ſich nach Oeſterreich und Preußen zurückgezogen, iſt verbannt und darf nie in ihr Vaterland zurück. Schon dreitauſend Polen wurden nach Sibirien geſchickt. Viele wurden hingerichtet, unzählige ihrer Güter beraubt und mit ihren Kindern dem Hungertode preis gegeben. Sie machen gar kein Geheimniß aus ihrer Rache. Die Namen der Hingerichteten, Verbannten, Beraubten werden in den Zeitungen amtlich mitgetheilt. Es iſt fürchterlich zu leſen. Die naive preußiſche Staatszeitung theilt dieſes alles mit, wahrſcheinlich damit die deutſchen unartigen Kinder Furcht vor der großen ruſſiſchen Ruthe bekommen. Es liegt gerade ſo ein Rache-Verzeichniß vor mir. Man ſchaudert, wenn man lieſt, daß in Rußland die Landgüter nach Seelen gemeſſen werden, wie bei uns nach Morgen. So heißt es in einem Confiscations-Regiſter von Gütern polniſcher Rebellen: ein Gut von hundert ein und ſiebenzig männlichen Seelen, ein jährliches Einkommen 1318 Rubel, 80 Kopeken Silber bringend, dem

N. N. gehörig — ein Gut von hundert acht und neunzig Seelen, — ein Gut von zwei hundert männlichen Seelen. Das ſind ſchöne männliche Seelen, die ſich eine ſolche Behandlung gefallen laſſen, und ſich dabei nicht ſo viel rühren, als die Scholle hinter dem Pfluge! Nichts macht einen komiſcheren Eindruck, als wenn man nach den prächtigen kaiſerlichen Strafen der polniſchen Rebellen die armſeligen Belohnungen lieſt, mit welchen man die treugebliebenen Polen erfreut. So wurde ein litthauiſcher Edelmann, der beim Ausbruch des Aufſtandes ſeinen Bauern die Waffen abnahm und ſelbſt als einfacher (ſollte heißen einfältiger) Freiwilliger in der ruſſiſchen Armee gegen die Inſurgenten kämpfte, worin er ſich augenſcheinlichen Gefahren ausſetzte, in Betracht „ſeiner ſo ausgezeichneten treuen Dienſtleiſtungen“ — zum Titular-Rath ernannt. Da ſind doch unſere deutſchen Hofräthe klüger; ſie ſetzen ſich für ihre Titel keiner größern Gefahr aus, als höchſtens zum Narren gehalten zu werden. Was mich nun, nach ſolchen ſchändlichen Handlungen der Deſpotie, wie immer am meiſten bewegt, das ſind ihre ſchändlichen Reden, ihr Spott, der, ohne ihre Macht zu vermehren, nur den Schmerz der Unterdrückten vergrößert. Wenn man jetzt die Artikel lieſt, welche alle Tage die ruſſiſche Warſchauer Zeitung enthält, muß man ſich den Kopf zuſammen halten, daß er nicht auseinander fällt. Es iſt eine genialiſche Unverſchämtheit. Ein ſolcher Artikel ſprach in dieſen Tagen über die Urſachen der polniſchen Revolution und unterſucht, welche gegründete Beſchwerden denn die Polen gegen die ruſſiſche Regierung gehabt hätten? Der Kaiſer hätte ſie mit Wohlthaten überſchüttet, und hätten ſie auch kleine Beſchwerden gehabt, wo es denn ein reines Glück in der Welt gäbe? Man wolle nun die vermeintlichen Beſchwerden der Polen über die Verletzungen der Conſtitution beſprechen und ſonnenklar zeigen, wie ungegründet ſie waren .... Die Unterdrückung der Preßfreiheit? Aber ſeit wann können wir uns ohne dieſelbe nicht mehr behelfen?.. Der Mangel eines conſtitutionellen Budgets! Aber die Miniſter haben den Kammern das Budget nicht vorgelegt, weil ſie vorher ſahen, es würde verworfen werden.... Die geheime Polizei! Aber wie gelind muß dieſe geweſen ſein, da ſie den Ausbruch der Revolution nicht verhindern konnte... Die Aufhebung der Oeffentlichkeit in den Reichstag-Verhandlungen! Nun, was iſt's denn weiter? Dadurch hat das Publikum nur eines ſeiner unentgeltlichen Schauſpiele verloren. Und darum eine Revolution anfangen? „Selbſt England (hören Sie, hören Sie) würde gern einwilligen, daß die Thüren ſeines Parlaments dem Publikum verſchloſſen werden, und daß man ſeine Preßfreiheit beſchränkt, wenn es ſich gegen ein ſo geringes Opfer eines Theiles ſeiner National-Schuld entledigen, und ſeinen Fabrikanten den Markt des ganzen Nordens eröffnen könnte!“ O! das iſt zu himmliſch! Wenn der öſterreichiſche Beobachter das lieſt, wird er ausrufen: Pends-toi, Figaro, tu n'as pas deviné celui-là! Aber die preußiſche Staatszeitung, die die Streiche mittheilt, ſcheint ſich über die Schelmerei ihrer ruſſiſchen Suſanne nicht zu wundern; denn ſie denkt wohl, bei Gelegenheit könne ſie es noch ſchöner machen.

Jetzt heißt es, der Kaiſer Nikolas ſei darum nach Moskau gereiſt, um mit ſeinen getreuen Edelleuten dort zu überlegen, ob er ſeinen Völkern etliche Freiheiten und welche er geben ſolle. Und das thut er, um die Eiferſucht der Ruſſen zu beſchwichtigen, daß ſie nicht murren, wenn den Polen nicht alles geraubt wird. Wir wollen ſehen. Iſt es aber nicht wunderlich, daß die Fürſten, ſo oft ſie die Freiheit unterdrücken wollen, keines Menſchen Rath brauchen, ſondern auf der Stelle mit ſich einig und entſchloſſen ſind; ſobald ſie aber ihren Völkern Freiheit geben wollen, bei allen Leuten herumfragen, was ſie davon halten, und ſehr herablaſſend dem geringſten ihrer Unterthanen erlauben, nur ohne Scheu ſeine Meinung zu ſagen? Die künftige polniſche Freiheit wird man in Wien auf der Straße predigen dürfen; ſo unſchuldig wird ſie ſein. Darin aber irren ſich ſo viele Menſchen, daß ſie glauben, Rußland, Oeſterreich und Preußen verſagten ihren Völkern conſtitutionelle Freiheit, und verhinderten deren Entwicklung in den kleinen Staaten, blos aus Haß gegen die Freiheit allein und aus Liebe zur unbeſchränkten Herrſchaft. Das iſt freilich ein Hauptbeweggrund, aber es iſt nicht der einzige. Der andere liegt darin: daß wenn die großen Mächte ihren Staaten Conſtitutionen gäben, ſie unfehlbar ihren politiſchen Einfluß auf die kleineren Mächte verlieren würden — einen Einfluß, den ſie nur dadurch erwerben und erhalten, daß die Ariſtokraten in dieſen kleinen Staaten, in ihrer Angſt vor dem Andrang der Demokratie, ſich um Schutz flehend nach Petersburg, Wien und Berlin wenden — ein Schutz, der ihnen auch verkauft wird und den ſie mit Verrath ihres Vaterlandes und ihres Fürſten theuer bezahlen. Darin iſt die Hoffnungsloſigkeit der gegenwärtigen Lage Europa's, und darin iſt die Thorheit der hieſigen Miniſter, welche träumen, alle Verwirrung könne friedlich gelöſet werden.

Montag, den 21. November.

Geſtern Abend trat die Devrient in Roſſini's Othello auf. Sie ſpielte die Desdemona, Madame Malibran den Mohren. Allen Dilettanti und den vielen Amanti der ſchwarzen Schönen war ſehr bange vor dem kühnen Unternehmen, und ich fand, daß ihre Furcht noch lange nicht groß genug geweſen. Wäre nicht eine der Grazien, aus gewohnter Liebe, der Malibran treu geblieben, ſie hätte ſich ſehr lächerlich gemacht. Was doch die Eitelkeit ſchlecht rechnet! Sie wollte donnern und blitzen, wie ein afrikaniſches Gewitter, aber die Stecknadelnatur des weiblichen Zornes ſtach überall hervor, und das dünne-ſpitze Grimmchen war gar zu komiſch. Die Malibran hat eine zarte feine Geſtalt, und ſo blieb ihr nichts anderes übrig, um einen Mann vorzuſtellen, als Alles, was ihr von männlicher Kraft bekannt war, um Mund und Augen anzuhäufen. Sie warf in einem fort die Lippen höhniſch auf, rollte die Augen, zog die Augenbrauen finſter zuſammen. Das ſollte Eiferſucht, Wuth, Rachedurſt vorſtellen; aber es glaubte ihr Niemand ein Wort. Ihrer ſchönen Stimme that ſie Gewalt an, daß man ſich erbarmen mußte. Ich ſah doch, daß die Leute hier unparteiiſch ſind und ſich von keiner vertrauten Vorliebe beſtechen laſſen. Der

Beifall war kalt, noch mehr, er war kühl, und man konnte merken, daß die alte Gewohnheit verführen wollte, man ihr aber kein Gehör gegeben. Die Devrient, noch eine ſchöne Frau, hat eine volle, klangreiche Stimme, die mir nur manchmal zu heldenmäßig vorkam. Ich glaube, ſie hat einigemal geſchrieen. Haben Sie nichts gehört? Ihr Spiel iſt zu loben; ſie hat gelernt und gebraucht ſchöne akademiſche Stellungen. Den Schmerz der Desdemona ſpielt ſie oft edler als die Malibran; die gläubige Deutſche hat einen Zug von der ſchmerzensreichen Mutter um ihre Lippen, den die ungläubige Franzöſin nicht auszudrücken vermag .... Selbſt der Zufall machte ſich über dieſe lächerliche Vorſtellung luſtig. Als am Schluſſe Desdemona und Othello todt auf dem Boden liegen und der Vorhang fallen ſollte, blieb er hängen. Die Devrient, die als Fremde wohl nicht recht wußte, wie ſie ſich zu betragen habe, erhob ihren Kopf und ſah nach der Malibran hin, um ihrem Beiſpiele zu folgen. Dieſe aber ließ ſich gar nicht irre machen und blieb todt. Da gab es denn ein unbändiges Gelächter, und auf dieſe Weiſe konnte jeder Unzufriedene mit Anſtand ſeinem Spott Luft machen. . . . Nach Othello kam noch eine kleine komiſche Oper: la prova d'un' opera seria, ſo eine Art von Kapellmeiſter von Venedig, den man in Deutſchland ſpielt. Lablache und die Malibran waren unvergleichlich. Aber das iſt ein altes Wort für eine ganz neue Empfindung und das ich blos aus Noth gebrauche. Die Malibran und das Haus vergüteten ſich reichlich an Verdienſt und Lohn, was ſie in der vorhergegangenen Vorſtellung einander ſchuldig geblieben. Ich will aber weiter kein Wort darüber ſprechen. Ich wäre ja ein Narr, wenn ich Ihnen immer aufrichtig berichtete, was ich für ein Narr geweſen!

Unſer König hat geſtern ſechs und dreißig Stück Pairs gemacht, neue Säulen den Thron zu ſtützen, neue Faſchinen in den Strom der Zeit zu legen, daß der demokratiſche Schlamm ſich daran feſtſetze. Geſtern war Sonntag, aber die Gewalt hat keinen Feiertag. Mir war dieſe Sache immer gleichgültig geweſen. Sie mögen Pairs haben oder keine, erbliche oder nur lebenslängliche: das ändert nichts. Neue Ruinen, wie in den engliſchen Gärten, das ſind unſchädliche Spielereien. Man mag einem Kinde eine graue Perrücke aufſetzen, es wird nicht alt davon. Was ich in dieſer Sache nur wichtig finde, iſt, daß der König, indem er Pairs ernannte, wozu ihn die Conſtitution von 1830 nicht berechtigte, einen Staatsſtreich begangen. Und hat er einmal dem Teufel einen Finger gegeben, wird er ihm auch ſpäter die

Hand reichen, und ſich ihm endlich ganz überlaſſen.

— So eben leſe ich in der neueſten Hamburger Zeitung folgende Brochure angezeigt: „Gegen L. Börne, den Wahrheit-, Recht- und Ehrvergeſſenen Briefſteller aus Paris, von E. Meyer Dr.“ Ich kann es mir nicht erklären; aber ſobald ich den Titel geleſen, bekam ich gleich einen heftigen Appetit, und ich ſchickte den Conrad weg, mir vom Reſtaurateur ein tête de veau au naturel zu holen. Ich pflege ſonſt nie à la fourchette zu frühſtücken. Ach! könnten nur viele Menſchen, wie ich, Wahrheit, Recht und Ehre noch vergeſſen — es ſtünde beſſer mit der Welt! Wenn ich nur dieſe Schrift bald in Paris haben könnte; ich würde wahrſcheinlich darauf antworten; zwar liegt das ſonſt nicht in meiner Art, aber ich muß dießmal zum Schutz der guten Sache das ſchwere Opfer bringen, mich gegen perſönlichen Angriff zu vertheidigen. Vielleicht können Sie in Frankfurt erfahren, wer dieſer Dr. Meyer iſt. Es iſt immer gut das zu wiſſen. Sie ſehen aber daraus wieder, was ein Gelehrter ausſteht, und ſein Sie froh, daß Sie dumm ſind.

Dienſtag, den 22. November.

Eben erhalte ich zwei dicke Briefe von Hamburg. Genannte Schrift von Dr. Meyer und noch andere Kriegsmanifeſte liegen darin. Hurrah! Ich habe bis jetzt weder Briefe noch Brochuren geleſen; aber ich brenne vor Begierde, und ſchließe darum. Acht Franken koſten mich die Hamburger Grobheiten!

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Zehnter Band

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Zehnter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Loening.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortſetzung.)

Seite

Neun und fünfzigſter Brief 3
Sechzigſter Brief 11
Ein und ſechzigſter Brief 14
Zwei und ſechzigſter Brief 50
Drei und ſechzigſter Brief 67
Vier und ſechzigſter Brief 101
Fünf und ſechzigſter Brief 112
Sechs und ſechzigſter Brief 121
Sieben und ſechzigſter Brief 146
Acht und ſechzigſter Brief 154
Neun und ſechzigſter Brief 165
Siebzigſter Brief 177
Ein und ſiebzigſter Brief 191
Zwei und ſiebzigſter Brief 198
Drei und ſiebzigſter Brief 215
Vier und ſiebzigſter Brief 231

Briefe aus Paris.

1830—1833

(Fortſetzung.)

Neun und fünfzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 25. November 1831.

Lange hat mir nichts ſo viele Freude gemacht, als die Schrift des Dr. Eduard Meyer in Hamburg. Man ſchrieb mir von dort, er wäre ein langer Menſch mit ganz unerreichbarem Kopfe: aber ich will ihn ſchon erreichen und wenn ich einmal mit ihm zuſammentreffe, ſteige ich auf einen Stuhl und küſſe ihn herzlich. Er hat ſeinen Nachfolgern alle großen und ſchweren Steine weggenommen, und wenn noch Einer nach mir werfen will, muß er leichten Kies dazu gebrauchen. Geſteinigt zu werden — es iſt wenigſtens ein heiliger bibliſcher Tod. Nie hätte ich gedacht, daß die deutſche Sprache eine ſolche Kraft beſitzt; man könnte damit den Montblanc in Staub verwandeln. Hören Sie nur, was ich in der Schrift des Dr. Meyer alles bin, wie ich genannt werde. Elend — ſeicht — gräulich —

ruchlos — lächerlicher Thor — ſuperkluger Schreier — ditto eingebildeter — heilloſer Geſell — Haupträdelsführer einer jämmerlichen Scriblerbande — Menſch — ditto gottloſer — Kerl — jämmerlicher Wicht — entarteter Burſch — Mordbrenner — ſchamloſer Bube — Jude. — „Eduard, Eduard! warum iſt dein Schwert ſo roth? Verglichen mit dem, was ich bin, habe ich ſehr wenig, wie es allen edlen Naturen zu gehen pflegt. Ich habe nichts als: Anmaßung — Frechheit — Unverſchämtheit — ditto unerhörte — grundſchlechte Geſinnung — ſchaudernerregende Naivität. Daß mich Herr Dr. Meyer wenigſtens Herr nennte, daß er Herr Mordbrenner, Herr jämmerlicher Wicht zu mir ſagte! Aber nicht ein einziges Mal thut er das. Dieſe Herrenloſigkeit gibt ſeiner Schrift ein ehrwürdiges deutſchamtliches Anſehen. Auch ſchrieb mir Einer von Hamburg, ſie wäre auf Befehl des Mufti verfaßt worden.

Nach allen ſeinen unvergleichſichen Kraftäußerungen hat Eduard Meyer noch die Beſcheidenheit, zu fürchten, man möchte ſeine Art, ſich auszudrücken, mit „gemeinen Schmähungen“ verwechſeln und er bittet ſeine Leſer, dieſes nicht zu thun. Er meint: man wundere ſich vielleicht, daß er, als zahmer

Deutſcher, mit einemmale ſo wild geworden; aber man kenne die Deutſchen noch gar nicht. „Der „Deutſche iſt geduldig, aber doch nur bis zu einem „gewiſſen Grade. Wenn die Geduld ihm reißt, „wenn er das Schweigen bricht und einen Entſchluß „gefaßt hat, ſo wird ſich Mancher wundern über die „ſcheinbare Verwandlung ſeiner Natur. Und ich „fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin.“ Anch'io sono pittore! Er habe nie Freude an literariſchen Streitigkeiten gefunden, aber „was zu arg iſt, iſt zu arg.“ Man müſſe „dem Geſindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Aber, guter Gott! was hilft da etwas, was hilft ſelbſt viel? Es mag noch ſo viel Furcht in die Finger hineinfahren, ein tapferes Herz jagt ſie wieder in die Schlacht zurück. Vor die Bruſt hätte er mich ſtoßen, auf den Kopf hätte er mir klopfen ſollen, daß da Furcht hineinfährt. Der Mann iſt zu gutmüthig.

Er ſagt: In meinem Buche wäre keine neue Idee. „Nichts als leeres, langweiliges Kaffeehaus- „und Zeitungsgeſchwätz, von der Oberfläche geſchöpfte „Bemerkungen, wie tauſend vorlaute Raiſonnärs ſie „täglich machen.“ Da haben ſie den alten Deutſchen wieder! Neue Ideen wollen ſie haben! Eine Idee, wenn ſie ſie achten ſollen, muß eine Handſchrift ſein, auf Pergament geſchrieben, in Schweinsleder gebunden, und als einziges Exemplar in einer einzigen Bibliothek verwahrt werden. Was in tauſend Jahrbüchern der Geſchichte gedruckt zu leſen, was der Himmel ſelbſt herabgedonnert, was drei Welttheile wiederhallten, was der Laſtträger auf der Gaſſe, wie der Denker in ſeinem Zimmer, was der Bürger in ſeiner Werkſtätte, der Bauer hinter dem Pfluge, der Soldat unter ſeinem Joche, der Bettler in ſeinen Lumpen ſpricht, denkt, fühlt, klagt, wünſcht und hofft — das verſchmähen ſie, das iſt ihnen Kaffeehaus- und Zeitungsgeſchwätz! Was Alle wiſſen, verdiente Keiner zu lernen! Gut, ihr ſollt neue Ideen haben; zeigt nur erſt, daß ihr deren würdig ſeid; gebt Rechenſchaft, wie ihr die alten verwendet!

Mein Eduard iſt zwar ein beſcheidener junger Menſch, aber an Welterfahrung ſcheint ihm noch viel zu fehlen. Er ſagt: er müſſe ſich gegen den Vorwurf verwahren, als haſſe er die Sache einer geſetzmäßigen Freiheit, doch deren Vertheidigung müſſe man dem Himmel überlaſſen. „Wenn Fürſten ihre „Zeit und ihre Völker verkennen, oder gar der Schlech„tigkeit huldigen, wird gerechte Vergeltung ihrer Miß„griffe ſie ſelbſt am ſchwerſten treffen. Dies wünſche, „hoffe und weiß ich.“ Dieſes wünſche, hoffe und weiß ich auch. Aber mein lieber Eduard, wer ſoll denn jene gerechte Vergeltung an den Fürſten vollziehen? Selten ſchickt Gott ein himmliſches Strafgericht herab, die Verwaltung ſeiner Stellvertreter zu unterſuchen, und ſo oft es noch geſchah, wurde nichts dadurch gebeſſert. Die himmliſchen Commiſſäre waren auf der Erde fremd, gingen irre, oder ließen ſich wohl gar beſtechen. Das haben wir ja kürzlich erſt an der Cholera-Morbus geſehen, die, ſtatt die Unterdrücker, die Unterdrückten züchtigte. Nur Dem hilft Gott, der ſich ſelbſt hilft. Aide-toi, et le ciel t'aidera!

Noch ein anderer Herr hat gegen mich geſchrieben, *Wurm* genannt, in den *kritiſchen Blättern der Börſenhalle*. Der iſt aber ſehr ſanft in Vergleich mit Dr. Meyer und gebraucht nur milde Adjektive und Nominative, und dieſe nur in geringer Zahl. *Fadaiſen*, *Niaiſerien*, *politiſches Geſchwätz*, *Effronterie*, *Sanskulottiſcher Witz*, *Geſelle*, *Auswürfling* — und das iſt alles! Einmal neckt er mich mit einem ſchönen Milchmädchen, das ich in England hatte heirathen wollen, das mir aber einen niedlichen Korb gegeben. Auf Ehre, ich weiß nicht, worauf ſich das bezieht; ich will aber in der Chronik meines Lebens nachſchlagen. Herr Wurm ſchließt ſeinen Artikel — doch gewiß nur in der Abſicht, daß man trotz ſeiner Freiheit merke, es habe ihn ein Deutſcher geſchrieben — mit folgenden Worten: „Wenn dieſer Löwe, oder „wie er ſonſt heißen möchte, auf guten Rath „hören will, ſo wird er bleiben, wo er iſt, wo man „ihn nicht kennt. Ob eine deutſche Regierung von „ſeinen politiſchen Läſterungen Notiz nehmen würde, „wiſſen wir nicht. Aber laßt ihn keinen Verſuch „machen, ſich in gute Geſellſchaft einzudringen. Er „wird aus jeder Geſellſchaft, in der man auf Ehre „hält, auf beſchimpfende, und wenn es Noth thut, „denn dieſes Geſchlecht iſt zudringlich, auf „phyſiſch empfindliche Weiſe entfernt werden. Das „iſt die Sprache, die man mit dieſen Geſellen reden „muß: eine andere verſtehen ſie nicht.“ ... Daß dieſe Thoren mich noch daran erinnern, daß ſie mir unter die Augen bringen, was mich vergeſſen zu laſſen ihnen noch wichtiger ſein müßte, als es mir gleichgültig iſt, ob ſie ſelbſt es vergeſſen oder nicht! Wenn ich nicht kämpfte für das geſchändete Recht und die mißhandelte Freiheit aller Menſchen; dürfte ich ein Herz haben für die Leiden eines Volks, eines Geſchlechts, für meine eignen allein; dürfte ich mir nach den Tagesmühen ſaurer Gerechtigkeit einen Feierabend ſüßer Ruhe verſtatten; dürfte ich das, wollte ich das; wollte ich meine Kraft gebrauchen, dieſem Zwerggeſchlechte gegenüber — wahrlich, es bliebe nichts von ihm übrig, es als kleines Siegeszeichen an den Hut zu ſtecken. Manchmal überſchleicht es mich; aber dann, die menſchliche Schwachheit an mir ſelbſt erfahrend, lerne ich ſie an Andern verzeihen, und ich ermanne mich wieder. Dieſen Sommer in Baden, als ich unter meinen Papieren ſuchte, fiel mir ein altes Blatt in die Hand, das mich auf das heftigſte bewegte. Das Herz befahl meiner Hand, die Hand ergriff die Feder — nach fünf Minuten legte ich weg; ich konnte nie zu meinem Vortheile ſchreiben. Es war ein Paß. Im Jahre 1807, da ich Student war, ließ ich mir in Frankfurt einen Paß ausſtellen, um über Mainz nach Heidelberg zu reiſen. Ich kam aus dem Leben der Freiheit, kehrte in daſſelbe zurück, und berührte das Land der Gleichheit. Der Schreiber auf dem Römer, der den Paß ausfertigte, war eine Mißgeſtalt, mit einem giftigen Krötengeſichte. Als ich den Paß in die Hand nahm, las ich darin: Juif de Francfort. Mein Blut ſtand ſtille; doch durfte ich nichts ſagen, noch thun, denn mein Vater war gegenwärtig. Damals ſchwur ich es in meinem Herzen: wartet nur! ich ſchreibe euch auch einmal einen Paß, euch und Allen! … Und nicht wahr, nicht wahr, ich habe meinen Schwur gehalten?

Sonntag, den 27. November.

Lyon hat mich günſtiger rezenſirt als Hamburg — doch davon ſpäter. Ich will zuerſt auf Ihren geſtrigen Brief antworten. Das Buch iſt noch nicht hier angekommen, doch ſchrieb mir Campe, es wäre abgeſchickt worden. Aber auf die hieſigen Urtheile brauchen Sie nicht begierig zu ſein. Die wenigen Deutſchen meiner Bekanntſchaft werden mir wohl ihre Meinung nicht immer aufrichtig ſagen; Franzoſen leſen es nicht; da kann ſich alſo keine öffentliche Meinung bilden, und höchſtens eine individuelle laut werden. Campe ſchreibt mir: „Sonderbar ſind die „Elemente in dieſem Augenblicke angeregt, angeregt „durch dieſe Briefe. Die Ariſtokraten werden keck „und rücken heraus und kämpfen ... Ich kann Ihnen die Bemerkung, die ich über den Eindruck, den „Ihre Briefe bei vielen der Beſſern gemacht „haben, nicht verhehlen, die aufrichtig bedauern, daß „Sie ſich ſo ganz rückſichtslos haben gehen laſſen, „ſo daß Sie den Platz als Zuſchauer verließen und „ſelbſt Akteur wurden! Dadurch haben Sie einen „beträchtlichen Theil Ihres wohlerworbenen Ruhms „eingebüßt, der Ihnen ſchwer wieder zu erringen „ſein möchte. Dieſes Urtheil iſt die allgemeine „Stimme, und Sie werden von vielen Seiten ſo

„zurecht gewieſen werden, daß dieſes der Refrain „durchweg bleiben wird. Das Volk iſt gläubig und „ſagt Amen!“ Wie mich dieſer Mann kennt! Ich habe nie für meinen Ruhm, ich habe für meinen Glauben geſchrieben. Ob ich den Leſern gefalle oder nicht — will ich denn gefallen? Ich bin kein Zuckerbäcker, ich bin ein Apotheker. Es iſt wahr, daß ich den Platz als Zuſchauer verlaſſen und unter die Handelnden getreten, aber war es nicht Zeit, dem faulen Leben eines Theaterkritikers endlich zu entſagen? Sie ſehen, wie ich wirke, an meinen Gegnern am meiſten. Ich habe den zähen deutſchen Boden aufgewühlt; es ziehe Jeder ſeine Furche wie ich; für die Saat wird Gott ſorgen. Wenn nun eine aufgebrachte Scholle an meinen Füßen, an meinem Pfluge hängen blieb, und ſie beſchmutzte — was ſchadet mir das?

Campe war wegen des Buches in einer Woche viermal vor Gericht. Man legte ihm ein Exemplar vor, worin mehr als fünfzig verdammliche Stellen mit Bleiſtift angeſtrichen waren. Eine Stelle, worin es vom Bundestage heißt: *der ſei toll geworden*, war doppelt und noch einmal ſo dick als die übrigen angeſtrichen. Die Stelle war im Buche mit einem Papierſtreifen bezeichnet. Dieſen ließ Campe, als er das Buch in die Hand nahm, wie zufällig herausfallen, ſo daß der Unterſuchungsrichter die toll gewordene Stelle nicht mehr finden konnte. Das muß recht komiſch geweſen ſein.

Ein Kaufmann, Namens ***, den ich in Hamburg vor einigen Jahren kennen gelernt, hat mir die zwei gegen mich gerichteten Artikel zugeſchickt. Er ſchreibt unter andern: „. . . Die Hamburger Kaufleute erklärten darauf, ohne gerade die Scribler zu „loben, daß in den Börneſchen Brieſen zerſtörende „Ideen enthalten ſind, die nur ein Aufwiegler oder „Sanscülotte ans Tageslicht befördern kann. Dies „hat das Verbot der Brieſe herbeigeführt.“ —

Sehen Sie doch, von dem Brillantring, den ich vor einigen Jahren vom Herzog von Weimar erhalten haben ſoll, etwas näheres zu erfahren. Das Ding kann ſchön werden. „Ringe ſind es, die eine Kette bilden“ — ſagt Königin Eliſabeth. Aber *ein* Ring! Was kann der nützen? Zum Halseiſen iſt das doch zu eng und meine Feder zu erwürgen viel zu weit.

Den *** bedaure ich; es gibt wenige Menſchen, die den Muth haben, anders als der Pöbel-Ausſchuß zu denken, der an jedem Orte die öffentliche Meinung verwaltet. Eigentlich ſind es weniger übelwollende als unwiſſende Menſchen, die nicht zu rechnen verſtehen. Für die Hälfte von Mühen und Sorgen, die es ſie koſtet, ihrem Geiſte einen Ehrendienſt bei der vornehmen Dummheit zu verſchaffen, könnten ſie deſſen Freiheit behaupten und gewönnen dabei, ſelbſt an ſinnlichem Glücke. Die Frankfurter mögen nur ſchweigen und dem Himmel danken, daß einer unter ihnen lebt, der beſſer iſt als ſie. Die Zeit kann, die Zeit wird kommen, und bald vielleicht, wo man ihre Freiheit, ſo anſpruchslos und demüthig ſie auch iſt, in dem Edelmannsklubbe des deutſchen Bundes nicht länger wird dulden wollen, und dann werden wir ſehen, wer von jenen Römerpatrioten, wer von jenen Zunfthelden, wer von jenen Stadtgerichts-Schreiern den Muth haben wird, ſich den ſtolzen und mächtigen Räubern entgegen zu ſtellen! Dann kommen ſie vielleicht und ſtreicheln meine Katzenpfote. Ich erwarte ſie.

Sechzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 30. November 1831.

Vorgeſtern beſuchte mich Mauguin. Er blieb aber nur eine Viertelſtunde, er war auf dem Wege nach der Kammer. Der Mann iſt klar, wie ein Waldbach, der über Kieſeln fließt; doch iſt es nicht erfreulich, einer menſchlichen Seele bis auf den Grund zu ſehen. Eine Tiefe iſt nicht klar. Mauguin, weil er ſo klare Augen hat, glaubt, alles wäre ihm klar, was er nur flüchtig anſieht und er urtheilt zu ſchnell, um immer richtig zu urtheilen. Ich habe in .... manchmal darüber lachen müſſen: man mag ihm noch ſo kurz antworten auf ſeine Fragen, ſo war ihm die Antwort noch immer um die Hälfte zu lang; er verſtand ſie ſchon um die Mitte. Das iſt Franzoſen-Art, die für alle Verhältniſſe fertige mathematiſche Formeln haben. Sage ich zwei mal zwei — fällt mir Mauguin in die Rede und fährt fort: iſt vier. Als wäre nicht möglich, daß ich etwas anderes hätte ſagen wollen. Er mißverſteht Einen zwar nie, aber er verſteht Einen nur halb, weil er nicht zu Ende hört. Die Verhältniſſe von Frankreich, eben weil es Franzoſen-artige Verhältniſſe ſind, die kennt er freilich gut. Er verſicherte mich auf das Beſtimmteſte, daß die hieſige Regierung auf nichts anderes ſinne, und nach nichts anderem trachte, als die Dynaſtie Karls X. zurückzuführen und König Philipp ſelbſt ſei damit einverſtanden. So wird freilich alles verſtändlich. Mir wäre es ſelbſt recht, ſie verſuchten es. Ich liebe die großen Maſſen auch in der Dummheit; ein Narrenhaus iſt mir lange nicht ſo erſchrecklich, als ein einzelner verrückter Menſch. Glauben Sie mir auf mein ehrliches Wort: ich kenne alle Tollheiten, die ſeit dreitauſend Jahren von den Königen begangen worden ſind, von Saul bis auf Karl X., aber unſere gegenwärtige Zeit iſt reicher an Wahnſinn, als es jene dreitauſend Jahre waren. Wenn man alle fürſtlichen Paläſte Europa's nebeneinander ſtellte, es gäbe eine ganze Narren-Stadt. Täglich vermehren ſich meine Nachrichten aus Deutſchland, daß man den Plan gefaßt, Frankreich zu vertheilen, wie eine Paſtete; ja König Philipp ſelbſt ſoll ein Stück davon bekommen. Die alten Bourbons ſollen die Schüſſel mit der Kruſte behalten. Die köſtliche Naivität finde ich nicht darin, daß ſie glauben, es ausführen zu können, ſondern, daß ſie glauben, *wenn* ſie das ausgeführt, wäre ihnen geholfen. Kindern macht man weiß, die Kinder, und den Fürſten, die Revolutionen kämen aus den Brunnen. Jetzt denken ſie, ſie brauchten den Brunnen nur zuzuſchütten und dann wäre alles aus. Wer gibt mir Geduld genug, mit Narren zu raiſonniren? Ich muß wohl ſelbſt ein Narr ſein. Frankreich war ſeit vierzig Jahren der Krater Europa's. Wenn der einmal aufhört Feuer zu werfen, wenn der einmal aufhört zu rauchen, dann wehe den Naturpfuſchern, dann iſt kein Thron der Welt auf eine Nacht ſicher. Sie zittern, wenn einige Franzoſen mit liberalen Reden in ihrer Maultaſche durch Deutſchland reiſen, und ſchreien entſetzt: Propaganda, Propaganda! Und ſie wollen ganze Völker-Theile von Frankreich mit ihren alten Ländern vereinigen! Sie denken: mit ihren alten abgeſchmackten Regierungskünſten, mit ihren Taſchenſpieler-Streichen, womit man kein Kind mehr betrügt, würde es gelingen, ihre neuen wilden Unterthanen zahm zu machen! — ſie, die nicht einmal die Polizei verſtehen, die doch die einzige Kunſt iſt, die ſie mit Fleiß und Liebe gelernt. Als ſie 1814 in Paris waren, wohin Petersburg, Wien und Berlin ihre ſchlaueſten Köpfe geſchickt hatten, wurden alle dieſe ſchlauen Köpfe der heiligen Allianz von jedem niedrigen franzöſiſchen Mouchard zum Beſten gehabt, und hätte es die Uebermacht nicht gethan, mit Liſt hätten ſie Paris nicht unterjocht. Nichts war verderblicher für die Könige, als der Untergang Warſchau's. Weil ſie ein Wunder zerſtört, glauben ſie, ſie könnten auch Wunder machen.

In Berlin iſt mein Buch von der Polizei in Beſchlag genommen worden. Als wenn der Regen davon aufhörte, wenn Einige unter den Schirmen gehen. Ginge es an, ſie confiszirten freilich am liebſten das ganze Weltall. Die Münchener Tribüne giebt Auszüge der Pariſer Briefe. Der Dr. Wirth, der ſie ſchreibt, iſt ein Mann, dem man Hochachtung, ja Bewunderung nicht verſagen kann. Hochachtung — weil er für die Freiheit kämpft, wie ein Held in der Schlacht, nicht blos wie ein Maul-Ritter mit Worten. Bewunderung — weil er muthig erträgt, was ſonſt den tapferſten Mann niederwirft: die kleinen Bosheiten, die kleinen Quälereien der kleinen Knechte. Gefängniß, Geldſtrafe, die jämmerlichen Tücken der jämmerlichen Polizei, das Knurren und Bellen der Hofhunde, nichts ſchreckt ihn ab. Jetzt aber, wo ihm in München alle Luſt benommen und die Frechheit der Gewalt jeden Widerſtand unmöglich macht, iſt er nach Rheinbaiern gezogen, wo noch die franzöſiſchen Geſetze regieren, welchen die deutſchen Miniſter nicht Hohn zu ſprechen wagen. Dort will er ſein Journal fortſetzen. Auch hat er in vielen Orten in Deutſchland Unterſtützung gefunden, um ſich eine eigene Preſſe anzuſchaffen. Iſt es aber nicht ſehr ehrenvoll für eine deutſche Regierung, daß ſich ein deutſcher Bürger unter franzöſiſche Geſetze flüchten muß, um Schutz gegen deutſche Tyrannei zu finden?

Donnerſtag, den 1. December.

Die Regierung hat bis heute noch keine Nachricht mitgetheilt, ob ſie der Bewegungen in Lyon Herr geworden oder nicht. Sie ſagen, der Nebel hindere den Telegraphen. Es giebt nichts Gefälligeres als ſo ein Nebel, der noch keinen Miniſter in der Noth verlaſſen. Die Ruhe, die jetzt in Lyon herrſcht, hat ſich von ſelbſt hergeſtellt; aber das Volk iſt noch Meiſter der Stadt. Man hat den Herzog von Orleans als Friedensengel, den Marſchall Soult als Würgengel dahin geſchickt. Nun bin ich begierig, wie ſie Leyer und Schwert zuſammen dichten werden. Der Marſchall Soult kann ſich täuſchen; Napoleon's Zeiten ſind vorüber und der Bülletin-Donner ſchreckt keinen Haſen mehr. Der Herzog von Orleans kann ſich auch täuſchen. Eine fürſtliche gnädige Herablaſſung thut keine Wunder mehr; das Volk giebt keine Bratwurſt für die allerhuldvollſten Redensarten, es will baares Geld ſehen. Die Neigung der Miniſter iſt für Gewalt; aber die Furchtſamkeit des Königs wird wohl verhindern, was ſeine Weisheit und Gerechtigkeit nie verhindert hätten. Caſimir Perrier, der König von Iſrael, der hohe Prieſter der Renten, der Held des Friedens hat ſich in der Kammer geberdet wie Moſes, als er vom Berge Sinai herab kam und das Volk um ein goldenes Kalb tanzen ſah. Er hat den Götzendienern ſeine zehn Gebote an den Kopf geworfen und das goldene Kalb in Pulver verwandelt. Er iſt ein completter Narr! Auch haben die Leviten der Börſe ein Jubelgeſchrei erhoben, als ſie ihren ſtrahlenden Moſes wieder ſahen, daß man betäubt davon wurde. Dieſer Caſimir Perrier hat darüber gefrohlocket, daß in den blutigen Geſchichten von Lyon gar nichts von Politik zum Vorſchein gekommen, und daß es nichts als Mord, Raub und Brand geweſen! Es ſei nichts weiter, als ein Krieg der Armen gegen die Reichen, derjenigen, die nichts zu verlieren hätten, gegen diejenigen, die etwas beſitzen! Und dieſe fürchterliche Wahrheit, die, weil ſie eine iſt, man in den tiefſten Brunnen verſenken müßte, hielt der wahnſinnige Menſch hoch empor und zeigte ſie aller Welt! Die dunklen Triebe des Volks hat er ihm klar gemacht; ſeiner wilden Laune des Augenblicks hat er durch Grundſätze Dauer gegeben; ſeinen kurzſichtigen Sorgen des Tages den Blick in ewige Noth eröffnet. Den höchſten Grad des Wahnſinnes mögen jetzt die Aerzte Staatskunſt nennen. Um den reichen Leuten ſagen zu können: ſeht, ihr ſeid bedroht, ihr müßt es um eurer Sicherheit mit mir halten — um dieſe elenden Krämer-Vortheile eines Tages opfert Caſimir Perrier das Glück Frankreichs, Europa's, vielleicht um ein Jahrhundert auf. Es iſt wahr, der Krieg der Armen gegen die Reichen hat begonnen, und wehe jenen Staatsmännern, die zu dumm oder zu ſchlecht ſind zu begreifen, daß man nicht gegen die Armen, ſondern gegen die Armuth zu Felde ziehen müſſe. Nicht gegen den Beſitz, nur gegen die Vorrechte der Reichen ſtreitet das Volk; wenn aber dieſe Vorrechte ſich hinter dem Beſitze verſchanzen, wie will das Volk die Gleichheit, die ihm gebührt, anders erobern, als indem es den Beſitz erſtürmt? Schon die Staaten des Alterthums kränkelten an dieſem Uebel der Menſchheit; drei tauſend Jahre haben das Unheil geſäet, und das Menſchengeſchlecht nach uns wird es ärndten. Frei nannten ſich die Völker, wenn die Reichen ohne Vorrang unter einander die Geſetze gaben und vollzogen; die Armen waren niemals frei. Ueber die kurzſichtigen Politiker, welche glaubten, in den Staaten, wo Adel und Geiſtlichkeit ihre Vorrechte verloren, ſei der ewige Friede geſichert! Eben dieſe wie Frankreich und England, ſtehen der fürchterlichſten Revolution näher, als die andern Staaten, wo noch keine freien Verfaſſungen beſtehen. In den letztern wird dem niedern Volke, durch ſeinen benachbarten Stand, die Bürgerſchaft, die Ausſicht nach den höhern, bevorrechteten Ständen verſteckt. Es vermißt daher keine Gleichheit.

Da aber, wo der Mittelſtand ſich die Gleichheit erworben, ſieht das untere Volk die Ungleichheit neben ſich, es lernt ſeinen elenden Zuſtand kennen, und da muß früher oder ſpäter der Krieg der Armen gegen die Reichen ausbrechen. Die heilloſe Verblendung des Bürgerſtandes zieht das Verderben ſchneller und fürchterlicher herbei. Seit er frei geworden, blickt er, halb aus Furcht, halb aus Hochmuth, beſtändig hinter ſich, und vergißt darüber vor ſich zu ſehen, wo ein beſiegter, aber noch lebendiger Feind nur darauf wartet, daß er den Blick wegwende. Dieſe Furcht und dieſen Hochmuth wiſſen die Ariſtokraten in Frankreich und England ſehr gut zu benutzen. Den Pöbel hetzen ſie im Stillen gegen die Bürger auf und dieſen rufen ſie zu: ihr ſeid verloren, wenn ihr euch nicht an uns anſchließt. Der dumme Bürger glaubt das, und begreift nicht, daß ſeine eigene Freiheit, ſein eigener Wohlſtand ſchwankt, ſo lange das arme Volk nicht mit ihm in gleiche Freiheit und gleichen Wohlſtand eintrete; er begreift nicht, daß ſo lange es einen Pöbel giebt, es auch einen Adel giebt und daß ſo lange es einen Adel giebt, ſeine Ruhe und ſein Glück gefährdet bleibt. Wäre dieſe Verblendung nicht ſo unheilbringend, es gäbe nichts Lächerlicheres als ſie. Dieſe reichen Ladenherren von Paris, dieſe Bankiers und Fabrikanten, die, es ſind noch keine funfzig Jahre, ſich von jedem Lump von Ludwigsritter Canaille mußten ſchelten laſſen, reden, wie ſie es gehört, den ganzen Tag von der Canaille, wozu ſie Jeden rechnen, der keinen feinen Rock trägt und keine andere Renten hat, als die ihm jeden Tag die Arbeit ſeiner Hände einbringt! Die Regierung, welche über die menſchliche Schwäche erhaben ſein ſollte, benutzt ſie nur, ihre Herrſchſucht zu befriedigen, und ſtatt die bürgerliche Ordnung auf Weisheit, Gerechtigkeit und Tugend zu gründen, bauen ſie ſie über hinfälliges Holzwerk, das ſie in den Schlamm der Leidenſchaften einrammeln. Die Nationalgarde, die Wache der franzöſiſchen Freiheit, ſuchen ſie zu entnerven, durch eitlen Flitter zu gewinnen. Erſt kürzlich hat der König an einem Tage dreihundert Ehrenkreuze unter ſie vertheilt. Die Ehre haben ſich die Fürſten immer als eines Gegengiftes der Tugend bedient, vor der ſie zittern. Die ſo leicht bekreuzte Nationalgarde wird hinter die Arbeitsleute mit den ſchweren Kreuzen gejagt, ſobald dieſe murren. Die Arbeitsleute, um ſie doch auch zu etwas zu gebrauchen, werden gegen die Juliushelden, die man Republikaner ſchilt, gehetzt, und dieſe, die ſich zu nichts gebrauchen laſſen, werden mit Haß und Spott verfolgt, bis ihnen der Kerker eine willkommene Zuflucht bietet. Caſimir Perrier, der ſich wie ein Schulbube zu den Füßen aller fremden Diplomaten ſetzt und zu ihren Lehren hinaufhorcht, hält ſich für einen großen Staatsmann, weil er Ehre und Scham weit von ſich gewieſen. Nichts iſt bewunderungswürdiger, als die Offenheit, mit der er alles gegen ſich ſelbſt bekannt macht, was er hätte verſchweigen ſollen und können — ſo feſt iſt er überzeugt, daß Unverſchämtheit die erſte Tugend eines ächten Staatsmanes iſt! Erſt heute iſt wieder etwas an der Tagesordnung, was dieſe ſeine Tugend in das glänzendſte Licht ſetzt. Am letzten vierzehnten Juli, am Jahrestage der Beſtürmung der Baſtille, fürchtete man eine Bewegung von den getäuſchten und erbitterten Juliushelden, die man, noch aus einem Ueberreſte von Scham, Republikaner ſchilt. Nun ſah man an jenem Tage mit Erſtaunen, daß Arbeitsleute aus den Vorſtädten der Polizei beiſtanden und über alle junge Leute herfielen und ſie mißhandelten, die man an grauen Hüten ,an Juliuskreuzen oder anderen Zeichen als Republikaner zu erkennen glaubte, und die ſich ganz ruhig verhielten. Darauf beſchuldigten einige öffentliche Blätter den Polizei-Präfekten und den Miniſter des Innern: ſie hätten jene Arbeitsleute angeworben und bezahlt, um die ihnen verhaßten Republikaner zu mißhandeln. Caſimir Perrier hätte den Vorwurf ruhig hinnehmen ſollen; aber nein, die That, die er began gen, war ihm noch nicht unverſchämt genug, er wollte ſie noch durch Läugnen verherrlichen. Er klagte jene Zeitungs-Redaktoren der Verläumdung an. Der Polizei-Präfekt führte die nämliche Klage. Seit geſtern haben die gerichtlichen Verhandlungen begonnen. Und was ſtellte ſich hervor? Es war klar wie die Sonne, fünfzig Zeugen ſagten es aus, daß die Polizei wirklich das Geſindel der Vorſtädte (nicht die Arbeiter, ſondern die Müßiggänger) angeworben und täglich mit drei Franken beſoldet habe, um über die friedlichſten Menſchen herzufallen. Auf ſolche Weiſe buhlt dieſer Miniſter um das Lob des Oeſterreichiſchen Beobachters und der Preußiſchen Staatszeitung. Die Bruſtwehr, welche in den Julitagen errichtet wurde, Frankreich vor dem Abgrunde zu ſchützen, hat er leichtſinnig niedergeriſſen; er meint, das wäre nur ein Loch, das er mit ſeinen Händen allein ausfüllen wolle. Das niedere Volk, das aus den Juli-Kämpfen geläutert hervorgegangen, ſucht er durch die ſchändlichſten Verführungen wieder in den Koth hineinzuziehen, um ſich daraus brauchbare Werkzeuge für alle die Gewaltthätigkeiten zu bilden, die er gegen Frankreich noch im Sinne hat.

Der fürchterliche Krieg der Armen gegen die Reichen, der mir ſo klar vor den Augen ſteht, als lebten wir ſchon mitten darin, könnte vermieden, die

Ruhe der Welt könnte geſichert werden; aber alle Regierungen ſind vereint bemüht, das Verderben herbeizuführen. Wenn die Staatsmänner zittern vor einem Uebel, meinen ſie, ſie hätten das Ihrige gethan. Die armen Leute in Frankreich haben in der Kammer keine Stellvertreter. Die neueſte franzöſiſche Conſtitution hat die alte Thorheit, die alte Ungerechtigkeit, die alte erbärmliche Philiſter-Politik beibehalten, das Wahlrecht an den Beſitz gebunden und die Beſitzloſen auch ehrlos gemacht. Die Reformbill in England hat nur den Zuſtand der Mittelklaſſen verbeſſert und das Heloten-Verhältniß des niedern Volks von Neuem befeſtigt. Im Parlament wie in der Deputirtenkammer ſitzen nur die reichen Gutsbeſitzer, die Rentiers und Fabrikanten, die nur ihren eigenen Vortheil verſtehen, welcher dem der Arbeitsleute gerade entgegenſteht. Die graubärtige Staatsweisheit, vor Alter kindiſch geworden, geifert gegen den Wunſch der Beſſeren und Einſichtsvolleren: daß man auch die niedern Stände an der Volksrepräſentation möge Theil nehmen laſſen. Sie ſagen: Menſchen, die nichts zu verlieren haben, könnten an dem allgemeinen Wohle des Landes nie aufrichtigen Antheil nehmen; jeder Intriguant könne ihre Stimme erſchleichen oder erkaufen. So *ſprechen* ſie, um das Gegentheil von dem zu ſagen, was ſie *denken*. Weil es unter den armen Leuten mehr Ehrliche giebt als unter den Reichen, weil ſie ſeltener als die Andern ſich beſtechen laſſen, wollen die Miniſter ſie nicht unter den Volksvertretern ſehen. Sie mögen uns ihre geheimen Regiſter öffnen, ſie mögen uns die Namen ihrer Anhänger, ihrer Angeber, ihrer politiſchen Kuppler, ihrer Spione leſen laſſen — und dann wird ſich's zeigen, ob mehr Reiche, um ihren Ehrgeiz und ihre ſchnöden Lüſte zu befriedigen, oder mehr Arme, um ihren Hunger zu ſtillen, das Gewiſſen verkauft haben. Die reichen Leute machen allein die Geſetze, ſie allein vertheilen die Auflagen, davon ſie den größten und ſchwerſten Theil den Armen aufbürden. Das Herz empört ſich, wenn man ſieht, mit welcher Ungerechtigkeit alle Staatslaſten vertheilt ſind. Hat man denn je einen reichen Städter über zu ſtarke Auflagen klagen hören? Wer trägt denn nun alle die Laſten, unter welchen die europäiſchen Völker halb zerquetſcht jammern? Der arme Taglöhner, das Land. Aber was iſt dem Städter das Land? Gott hat es nur zu Spazierfahrten und Kirchweihfeſten geſchaffen! Der Bauer muß ſeinen einzigen Sohn hergeben, den frechen Ueberfluß der Reichen gegen ſeine eigene Noth zu ſchützen, und unterliegt er der Verzweiflung und murret, ſchickt man ihm den eigenen Sohn zurück, der für fünf Kreuzer täglich bereit ſein muß, ein

Vatermörder zu werden. Alle Abgaben ruhen auf den nothwendigſten Lebensbedürfniſſen, und der Luxus der Reichen wird nur ſo viel beſteuert, als es ihre Eitelkeit gern ſieht; denn ein wohlfeiler Genuß würde ſie nicht auszeichnen vor dem niedrigen Volke. Die fluchwürdigen Staatsanleihen, von denen erfunden, welchen nicht genügt, das lebende Menſchengeſchlecht unglücklich zu wiſſen, ſondern die, um ruhig zu ſterben, die Zuverſicht mit in das Grab nehmen wollen, daß auch die kommenden Geſchlechter zu Grunde gehen werden — entziehen dem Handel und den Gewerben faſt alle Kapitalien, und nachdem ſie dieſes Verderben geſtiftet, bleiben ſie, zu noch größerem Verderben, unbeſteuert, und was dadurch der Staat an Einkommen verliert, wird von dem armen Reſt der Gewerbe verlangt. Der reiche Fabrikant hält ſich für zu Grunde gerichtet, wenn nicht jede ſeiner Töchter einen türkiſchen Shawl tragen kann, und um ſich und ſeiner Familie nichts zu entziehen, wirft er ſeinen Verluſt auf die Arbeiter und ſetzt ihren Tagelohn herab. Die Stadt Paris braucht jährlich vierzig Millionen, von welchen ein ſchöner Theil in den räuberiſchen Händen der begünſtigten Lieferanten und Unternehmer zurückbleibt. Jetzt brauchen ſie noch mehr Geld, und ſie beſinnen ſich ſeit einiger Zeit, ob ſie die neuen Auflagen auf den Wein, die Butter oder die

Kohlen legen ſollen. Der Reiche ſoll nicht darunter leiden, der Arme ſoll bezahlen wie immer. Eine Flaſche Wein zahlt der Stadt fünf Sous; ob es aber der geringe Wein iſt, den der Arme trinkt, oder ein koſtbarer, den der Reiche genießt, das macht keinen Unterſchied. Die Flaſche Wein, die zwanzig Franken koſtet, zahlt nicht mehr Abgaben, als eine zu acht Sous. Eine Sängerin, die jährlich vierzig tauſend Franken Einkommen hat, zahlt nichts, und ein armer Leiermann muß von dem Ertrage ſeiner Straßen-Bettelei der Polizei einen großen Theil abgeben. Das fluchwürdige Lotto iſt eine Abgabe, die ganz allein auf der ärmſten Volksklaſſe liegt. Dreißig Millionen ſtiehlt jährlich der Staat aus den Beuteln der Tagelöhner, und eine Regierung, die dies thut, hat noch das Herz, einen Dieb an den Pranger zu ſtellen und einen Räuber am Leben zu beſtrafen! Und nach allen dieſen Abſcheulichkeiten kommen ſie und läſtern über die Unglücklichen, die nichts zu verlieren haben, und fordern die reichen Leute auf, gegen das wilde Thier, Volk, auf ſeiner Hut zu ſein! Geſchieht das alles ſogar in Frankreich, wo die freie Preſſe manche Gewaltthätigkeit verhindert, manche wieder gut macht — was mag nicht erſt in jenen Ländern geſchehen, wo Alles ſtumm iſt, wo Keiner klagen darf, und wo Jeder nur den Schmerz erfährt, den er ſelber fühlt! Wie man dort das arme Volk betrachtet, wie man es dort behandelt, wie man es dort verachtet, das hat ja die Cholera, dieſe unerhörte Preßfrechheit des Himmels, uns ſehr nahe vor die Augen geſtellt. Wie haben ſie in Rußland, Oeſterreich und Preußen gelächelt, geſpottet und geſchulmeiſtert — und ihr Lächeln war ein blinkendes Schwert, ihre Belehrung kam aus dem Munde einer Kanone und ihr Spott war der Tod — über die wahnſinnige Verblendung des Volks, welches glaubte, die Vornehmen und Reichen wollten ſie vergiften, und die Cholera ſei ein Miſchmaſch des Haſſes! Aber die Wahrheit, die mitten in dieſem Wahne verborgen, der dunkle Trieb, der das Volk lehrt, es ſei nur ein ſchlechtes Handwerkszeug, zum Dienſte der Reichen geſchaffen, das man wegwirft, wenn man es nicht braucht, und zerbricht, ſobald es unbrauchbar geworden — dieſe Wahrheit iſt den Spöttern und Schulmeiſtern entgangen. Geſchah es denn aus Zärtlichkeit für das Volk, daß man ſie mit Kolbenſtößen gezwungen, ſich in die Spitäler bringen zu laſſen, ihre Wohnung und ihre Familie zu meiden? Es geſchah, um der Aengſtlichkeit der Reichen zu fröhnen. Haben ſie ſich denn nicht in allen Zeitungen den Troſt zugerufen, haben ſie nicht gejubelt darüber: die Krankheit treffe nur die Armen und

Niedrigen, die Reichen und Vornehmen hätten nichts von ihr zu fürchten? Hört, lieſt denn das Volk ſolche Reden nicht, wird es nicht darüber nachdenken? Ja freilich, das beruhigt ſie, daß das Volk nicht denkt. Aber ihm iſt der Gedanke Frucht, die That Wurzel, und wenn das Volk einmal zu denken anfängt, iſt für euch die Zeit des Bedenkens vorüber und ihr ruft ſie nie zurück. — Genung mich geärgert. In Rußland lebt ein Schäfer, der iſt hundert acht und ſechzig Jahre alt; aber ein Ruſſe ärgert ſich nicht. Er giebt oder bekommt die Knute, überzeugt oder wird überzeugt. So wohl iſt uns civiliſirten Deutſchen nicht. Doch kann es noch kommen.

Freitag, den 2. Dezember.

Ein engliſches Blatt theilte kürzlich die Nachricht mit, Lord Gray, der Verfechter der Reformbill, habe Gift bekommen und kränkele dem Grabe zu. Das hätten die Nämlichen gethan, die auch den freiſinnigen Canning aus dem Wege geräumt. Vor einigen Tagen wurde ein Mordverſuch gegen die Königin Donna Maria gemacht, die mit ihren Eltern im Schloſſe Meudon wohnt. Aus einem gegenüberliegenden Hauſe wurde in das Zimmer der Prinzeſſin geſchoſſen. Die europäiſche Ariſtokratie ſpielt ein va banque. Deſto beſſer; ſo werden wir ihrer in einem Satze los. Glauben Sie mir, das iſt es auch, wovor die Fürſten ſich fürchten. Manche ſind gutwillig und würden dem Volke ſein Recht gewähren; aber ſie kennen ihre Umgebungen, ſie kennen zu gut die Freunde des Throns, und wiſſen recht gut, daß mancher ihrer Schmeichler ſich die eigenen Lippen vergiften könnte, um durch einen unterthänigen Handkuß ihren Herrn zu tödten. Sie verdienen ihre Angſt. Warum muß man ein Edelgeborner oder Schurke ſein, um hoffähig zu werden?

Der Verläumdungs-Prozeß, von dem ich Ihnen geſtern geſchrieben, iſt noch in voriger Nacht entſchieden worden. Die beiden angeklagten Zeitungs-

Redaktoren wurden frei geſprochen. Sie haben alſo Caſimir Perrier nicht verläumdet, und die Anſchuldigung, daß er die Vorſtädter angeworben und bezahlt, um ſie gegen die Verräther ſeines weiſen Regierungsſyſtems zu hetzen, wurde gegründet gefunden. Alſo iſt Caſimir Perrier verurtheilt, und doch wird er ungeſtraft bleiben. Er lacht darüber und trägt dieſe Laſt noch zu ſeinen andern Laſten. Der wird nie vergiftet.

Wie es in Frankreich mit der Volkserziehung iſt, zeigt folgende ſchöne Rechnung. Unter 294,975 jungen Leuten, die im vorigen Jahre zur Conſcription gezogen worden, fanden ſich 12,804, die nur leſen konnten; 121,079 konnten leſen und ſchreiben und 153,636 konnten weder leſen noch ſchreiben. 7460 blieben ungewiß. Alſo mehr als die Hälfte wuchs in der größten Unwiſſenheit auf. Die jetzige Regierung hat verſprochen, dem Uebel abzuhelfen und künftig beſſer für den Volksunterricht zu ſorgen. Wir wollen aber abwarten, ob ſie Wort hält. Caſimir Perrier kann Fortſchritte machen, er kann noch einmal die Jeſuiten einholen.

Seit einigen Tagen wird in der Kammer das neue Strafgeſetzbuch verhandelt. Die Menſchlichkeit hat auch hier endlich Eingang gefunden, wo ſie ſo lange und ſo unerbittlich ausgeſchloſſen war. Die

Verletzungen des Eigenthums werden nicht mehr ſo blutdürſtig gerächt. In einigen Fällen wurde die Todesſtrafe abgeſchafft; auch die Strafen anderer Verbrechen wurden gemildert. Es iſt ein Fortſchritt, und daß das jetzt in Frankreich, auf dieſer großen Eiſenbahn der Freiheit und Sittlichkeit, noch überraſchen muß! Geſtern wurde über die Prangerſtrafe geſtimmt. Man hat ſie beibehalten. Die Menſchen haben vor nichts mehr Furcht, als vor ihrer eigenen Vernunft, und ſehen ſich vor, daß ſie ihnen nicht über den Kopf wachſe. Ein Deputirter trug darauf an: man möchte den Pranger wenigſtens für die Minderjährigen, Greiſe und Weiber abſchaffen. Die beiden erſten Milderungen wurden angenommen, die letzte aber verworfen. Und da fand ſich nicht Einer, der die Vertheidigung des armen Weibes übernommen hätte. Ja, mehrere Stimmen riefen ſpöttiſch: Ah! les femmes! Mir that dieſe Gleichgültigkeit wehe. Der Mann, der ſeine Ehre verliert, kann ſie auf hundert Wegen wieder finden. Sein ganzes Leben iſt öffentlich, das Feld der Thaten ſteht ihm frei. Aber die Frau, deren Schande der Welt gezeigt worden, wie kann ſie je die Ehre wieder finden? Je aufrichtiger ihre ſpätere Tugend, je inniger ihre ſpätere Reue iſt, je verborgener wird ſie ſich halten, und die Welt, die ihre Schuld erfuhr, erfährt ihre Buße nie.

Wenn man den Greiſen und Minderjährigen den Pranger erläßt, ſollte man um ſo mehr die Frauen damit verſchonen, welche die Schwäche des Alters und der Kindheit in ſich vereinigen. Habe ich nicht Recht? oder verdiente ich wegen meiner Meinung von den Frauen ſelbſt an den Pranger geſtellt zu werden?

Der Präfekt von Lyon hat eine Proclamation erlaſſen, die, wie folgt, beginnt: „Lyonnais, quittez votre deuil et revêtez vos habits de fête, S. A. R. le duc d'Orleans arrive dans nos murs. C'est l'arc-en-ciel qui annonce la fin de l'orage." Lautet das nicht wie deutſch? Könnte man nicht glauben, es wäre in Berlin geſchrieben? Von einem Kronprinzen zu ſagen: „es iſt der Regenbogen," tönt freilich noch etwas familiär und revolutionär — der Deutſche hätte dafür geſagt: Höchſtdieſelben geruhen ein Regenbogen zu ſein — doch übrigens iſt gar nichts daran auszuſetzen.

Samſtag, den 3. December.

Herr Rouſſeau muß ja ſeinen Hofrath verdienen, und da war es ſeine Amtspflicht, den Artikel aus der Börſenhalle mitzutheilen. In der Münchner Hofzeitung habe ich ihn auch abgedruckt gefunden. Ich habe nur immer meine Freude daran, wenn ich wahrnehme, daß die ariſtokratiſche Partei nicht einen Schriftſteller von nur erträglichem Talente finden kann, der öffentlich ihre Sache vertheidigt. Heimlich, namenlos mag es zuweilen für Geld geſchehen, aber frei hervortretend, eine ſchlechte Sache zu vertheidigen, hat noch Keiner gewagt, deſſen Namen guten Klang hat. Jeder fürchtet, ſich verhaßt und lächerlich zu machen. Und ſo ſind es immer einige arme Teufel von verlornem Geiſte, die nichts mehr zu verlieren haben, welche dem Adel ihre Fäuſte leihen. Zwar gibt es einige Männer von ausgezeichnetem Talente, wie Görres iſt und wie Schlegel und Adam Müller waren, die ſich gegen den Liberalismus ausgeſprochen; aber ſie kämpften weder für die Ariſtokratie, noch für den Abſolutismus, ſondern für die geiſtliche Macht, die dem Liberalismus feindlich gegenüber ſteht.

Habe ich denn behauptet, die Franzoſen wären bei ihrem Rückzuge in Frankfurt mißhandelt worden? Da ich das Buch nicht habe, bitte ich Sie, die Stelle genau nachzuleſen und mir darüber zu ſchreiben. Ich kann das unmöglich geſagt haben, weil mir gar nichts davon bekannt iſt und ich es auch nicht einmal glaube. Ich habe nur erzählt, wie ſich einige Franzoſen hier geäußert. Auch habe ich nie geglaubt, daß Marſchall Soult, der als Miniſter im Sinne ſeiner Regierung friedliche Geſinnung und Friedenszuverſicht äußern mußte, an öffentlichem Tiſche von der Hoffnung der Franzoſen, wieder nach Frankfurt zu kommen, geſprochen. Was ich gehört, habe ich Ihnen berichtet, und ich habe es in der guten Abſicht drucken laſſen, die Frankfurter Regierung aufmerkſam zu machen, daß eine Zeit kommen könnte, wo es, mit den Franzoſen feindlich zu ſtehen, der Stadt Schaden bringen möchte, und ſie ſich daher nicht mehr als ſie muß, gegen das franzöſiſche Volk unfreundlich zeigen ſolle. Mißverſtanden kann man das in Frankfurt nicht haben, und wenn man mich doch getadelt, ſo war es gewiß aus jener alten engherzigen Philiſterei geſchehen, deren ganze Weisheit darin beſteht, nichts Unangenehmes aufzurühren, ſondern den ungeſunden Schlamm ſich anhäufen zu laſſen, lieber als daß man ihn wegführe, und die Naſen der Nachbarn dadurch beläſtige.

Die Geſchichte mit der Gräfin *** werde ich in keine Zeitung bringen laſſen. Das hätten Sie nicht nöthig gehabt mir zu unterſagen. Ich werde nie gegen einzelne Menſchen als öffentlicher Ankläger auftreten, auch nicht, wenn ich ſie für ſchuldig halte. Was nicht Volksmaſſen ſind oder Menſchen, die ganze Maſſen und allgemeine Intereſſen repräſentiren, liegt ganz außer meinem Wirkungskreiſe, denn es liegt außer meiner Pflicht.

Der *** iſt nur das Mundſtück einer diplomatiſchen Trompete, das gar nicht weiß, was es bläſt. Hätte ich aber den ſpielenden Mund ſelbſt vor mir, würde ich ihm ſagen: Sie glauben, es wäre mir blos um Geld zu thun! à la bonne heure. Das beleidigt wenigſtens meinen Kopf nicht, und mein Herz nimmt ſo leicht nichts übel. Sie meinen aber auch, mich ärgert, daß ich noch keinen Orden bekommen! Vous n'y pensez pas, mon cher Baron. Ich gäbe den Heiligengeiſt-Orden, den Hoſenband-Orden, die rothen und die ſchwarzen Adler und wie dieſe Zeichen der Dienſtbarkeit ſonſt heißen, alle für einen Zahnſtocher hin, den ich gerade in dieſem Augenblicke nöthig brauche. Außer ſie müßten mit Brillanten beſetzt ſein, für welche ich die Hälfte ihres Werthes bezahlte, weil ſie in ſolcher Faſſung die Hälfte ihres Werthes in meinen Augen verlören.

Seien Sie ruhig; Gott ſelbſt rezenſirt meine

Schriften; der erſte Artikel iſt ſchon erſchienen, die Fortſetzung wird bald folgen. Der Bundestag, der ſich, ſo lange er den Weichſelzopf gehabt, ganz ſtill, ganz ruhig, ganz warm gehalten; ſich die Schlafmütze bis über den Mund herabgezogen; nichts ſah, nichts hörte, nichts ſprach, nicht an die freie Luft zu gehen wagte — er iſt wieder munter geworden, ſeit dem die Polen beſiegt; ſeit dem Falle Warſchau's iſt ihm das Herz geſtiegen. Die kleinen deutſchen Fürſten werden wie die Schulbuben zurecht gewieſen, ſie ſollten auf die Vollziehung der Karlsbader Beſchlüſſe künftig beſſer achten; ein neues Preßgeſetz wird angekündigt; die Zenſurkommiſſion in Frankfurt hat ihre Mannſchaft ergänzt und ſich auf den Kriegsfuß geſetzt; die Straßburger Zeitung wurde verboten. Kann man ſchmeichelhafter von meinen Briefen ſprechen? Gerechter Gott! Nicht einmal den Muth hatten ſie, eine kleine ausländiſche Zeitung zu unterdrücken, die ihnen ſeit dem erſten Tage ihrer Erſcheinung wie der Tod verhaßt war, ehe ſie die ganze Macht Rußlands zu ihrem Schutze bereit ſahen. Jetzt wird man noch an größere Sachen gehen. Und iſt man mit den Sachen fertig, ſobald man alle Hoffnungen des Vaterlandes niedergeriſſen, wird man unter deren Schutt hervor auch die Menſchen zerren, die in den Gebäuden wohnen, und ſie dafür züchtigen, daß ſie zu edel waren, ſo lange ſie die Macht gehabt, ſich gegen jede Rache zu ſchützen. An meinem Schmerze hat wenigſtens getäuſchte Hoffnung keinen Theil; ich wußte vorher, daß es ſo kommen würde. Aber die Andern! Der gute, feurige Welker hat zu früh Triumph! gerufen. Dieſe edeln oder ſchwachen Männer haben mich ausgelacht, als ich ihnen ſchon vor neun Monaten ſagte: Seht euch vor, ihr werdet betrogen, benutzt die Zeit, ſeid ſchnell. Sie haben ſich bedacht, als hätten ſie die Ewigkeit gepachtet; ſie ſind den Schneckenweg des Rechts, der zaudernden Ueberlegung bergauf geſchlichen und haben in ihrem Vertrauen den Verrath, in ihrer Gründlichkeit den Abgrund gefunden, und haben uns mit hineingezogen. Geſchmauſt haben ſie mit den Edelleuten, gezecht haben ſie mit den Miniſtern, und haben ihre geheimſten Gedanken dem Weine anvertraut, der ſie den ewig Nüchternen verrathen.

Warum haben denn die Polen Frankfurt nicht berühren dürfen? War es wegen der Cholera, oder wegen der Freiheit? Die Amneſtie des Kaiſers Nikolaus gleicht der bekannten Rarität Lichtenbergs. Sie iſt ein Meſſer ohne Klinge, woran der Stiel fehlt. Die Gnade! die Gerechtigkeit!

In Berlin haben ſie Rottecks Weltgeſchichte verboten. O! die Zeit wird kommen, wo ſie alle

Weltgeſchichten verbieten, und der Natur drei Jahreszeiten ſtreichen. Das iſt der Status quo. Was iſt der Status quo? So nennen ſie jeden Ort, wo ſie ſtehen geblieben, und ſtünde auch die ganze Welt hundert Meilen weit davon entfernt.

Der König von Baiern läßt ſich aus allen Städten, Flecken und Dörfern des Landes von den Magiſtratsperſonen im Namen der Gemeinde unterthänige Adreſſen ſchicken. Dieſes papierne Heer ſoll gegen die rebelliſche öffentliche Meinung zu Felde ziehen. In einer ſolchen Adreſſe aus Waſſerburg heißt es ſehr naiv: „den ausgeſprochenen Grundſatz einer „weiſen Sparſamkeit empfangen wir — jedoch ohne „Beſchränkung der Allerhöchſten Perſon im Wohlthun und im Glanz des Hofes und des Staates, „mit ewigem Danke." Die Waſſerburger haben zwar einen ſchlechten Styl, aber ein gutes Herz. Das iſt die Hauptſache. Weiter. Ein Bairiſcher Staatsbeamte ſchloß ſeine Rede, die er bei einer öffentlichen Feierlichkeit gehalten, mit folgenden Worten: Haß und Verachtung jenen Abgeordneten, die es wagten, die Civilliſte des Königs zu ſchmälern. Hu! das iſt wahrhaftig melodramatiſch.

Sonntag, den 4. December.

Die Sache der Emanzipation der Juden hat auch in der Bairiſchen Kammer wieder eine deutſche ungeſchickte Wendung genommen. Es iſt das alte harte Räthſel, an dem ich mir ſchon fünf Jahre die Zähne ſtumpf beiße. Die Kammer hatte beſchloſſen, die Juden ſollten den chriſtlichen Staatsbürgern gleichgeſetzt werden. Was war nun nach einer ſolchen Erklärung zu thun? Nichts. Man hatte nur alle Geſetze, welche eine Ungleichheit der Juden ausſprechen, aufzuheben. Das war der Stoff einer einzigen Formel, einer einzigen Zeile. Aber was geſchah? Nach Beendigung der Debatten beſchloß die Kammer: „Se. Majeſtät den König in verfaſſungsmäßigem Wege zu bitten, vor allen eine genaue Reviſion der über die Verhältniſſe der jüdiſchen Glaubensgenoſſen beſtehenden Verordnungen vornehmen und den Entwurf eines auf Beſeitigung der gegründeten Beſchwerden der Judenſchaft und die Erleichterung ihrer bisherigen bürgerlichen Verhältniſſe zielenden Geſetzes den Ständen des Reiches vorlegen zu laſſen.“ Da verliere Einer die Geduld nicht! Einer deutſchen Regierung Zeit zu Verbeſſerungen geben, das heißt mit dem jüngſten Tage einen Vertrag abſchließen. Wozu ins Teufels Namen alle dieſe Umſtändlichkeiten? Wenn die Juden emanzipirt werden ſollen, wozu denn noch vorher die langweilige Muſterung alter Ungerechtigkeit? Soll man denn die bürgerliche Geſellſchaft wie eine Uhr behandeln, die, wenn ſie vorwärts ſoll, nachdem ſie lange ſtehen geblieben, jede verſäumte Viertelſtunde nachſchlagen muß? Darüber ſterben ganze Menſchengeſchlechter in Elend und Kummer. Die Vertheidiger der Juden haben in München ſo wunderliche Reden geführt als ihre Ankläger. Einer der erſten ſagte: die Juden ſeien zur Zeit ihrer Selbſtſtändigkeit ein tapferes Volk geweſen, und die hartnäckige Vertheidigung von Jeruſalem ſei mit der von Saragoſſa zu vergleichen. Aber, gerechter Gott! darauf kömmt es ja hier gar nicht an. Die ſtaatsbürgerliche Gleichheit ſoll ja den Juden nicht als ein Verdienſt, als ein Lohn, ſie ſoll ihnen als ein unveräußerliches Recht zuerkannt werden. Schlimm iſt für die Juden, daß der Deutſche in dieſer Sache wie immer unter der ſtrengen Regierung ſeines Herzens ſteht. Selbſt um gerecht zu ſein, muß der Deutſche lieben. Nun liebt man aber die Juden nicht. Aber der ſtarke Mann der Wahrheit und des Rechts muß auch ſein Herz zu meiſtern wiſſen. Sie wiſſen, wie meines für die Juden ſchlägt! Und habe ich ſie darum nicht doch immer vertheidigt?

Ein und ſechzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 8. December 1831.

Von meinen Briefen iſt in allen Blättern, ſogar in engliſchen die Rede. Im Conſtitutionel heißt es unter andern: „C'est le nec plus ultra de la presse allemande libérale. Personne n'a encore osé écrire ainsi. C'est la témérité personnifiée. Nos allemands peu éclairés, ressemblent à un homme longtemps emprisonné et privé de lumières, qui dès qu'on lui ouvre les portes pour le délivrer, est offusqué par la lumière qu'il ne peut supporter." Der Temps nennt mich einen »écrivain courageux" und hebt es her aus, daß ich geſagt: beſſer einen Don Miguel zum Herrn haben, als einen mild väterlichen deutſchen Fürſten. Der Artikel aus der Börſenhalle geht nach und nach in alle miniſterielle und ariſtokratiſche Blätter über. Geſtern las ich ihn in der Zeitung von Bern, — ein Kirchhof, wo der Hochmuth von fünf Jahrhunderten begraben liegt, und wo in dieſer unſerer Mitternacht alle Geiſter der alten Raubritter herumwandeln und heulen, daß Einem die Haare zu Berge ſtehen. Ihr tapfern Ritter, ihr Hofleute in eurer Narrenjacke, erhabene Säulen des Throns, treue Schildträger der Fürſten, brave Dämme gegen das wildbrauſende Volk — wo ſeid ihr denn? Junker, Legationsräthe, Kammerherrn, tretet heraus, tretet hervor, erhebet euch. Höret, wie ein niedriger Knecht euch verhöhnt, euch trotzt! . . Sie ſind ſtumm, und fände ſich nicht zuweilen ein Ochſe von Bürger, der ihnen aus Dummheit ſeine geſalzene Zunge liehe, ſie würden erſticken vor Wuth. Ich aber habe meine Freude daran, und ich möchte die ganze Junkerei mit mürben Brezeln bewirthen.

Freitag, den 9. December.

Ich kann Sie verſichern, daß die ſchönſte Poſſe auf dem Theater mich nie ſo ſehr ergötzt hat, als die Schrift des Eduard Meyer. Und was an der einen Luſt fehlte, erſetzte die Schadenfreude. Ich dachte bei mir: welch' eine Sache muß es, welche Menſchen müſſen das ſein, die ſolche Beſchützer ſuchen und nur ſolche finden! Auch habe ich bei dieſer Gelegenheit einem theilnehmenden, aber von dem gegen mich erregten Lärm etwas betäubten Manne geſchrieben: „So ſind Eure Vertheidiger, ſo iſt Eure Sache, ſo ſeid Ihr ſelbſt!" Wenn Sie in meinen Worten etwas Wehmüthiges gefunden, ſo iſt der gute Eduard ganz unſchuldig daran. Ich erinnere mich nicht mehr, in welcher Stimmung ich damals geſchrieben; aber es kann wohl ſein, daß ich bei dieſem Anlaſſe einen trüben Blick in unſer trübes Vaterland geworfen und daß mich das etwas bewegte. Den Alexis Häring, den ſchicken Sie mir ja ſobald als möglich; der erſpart mir funfzig Sous und fünf Stunden Zeit für ein Boulevard Theater. Ich kenne ihn von Berlin her, es iſt ein ungeſalzener Häring. Vor meiner Rache iſt er ſicher. Wäre er ein Milchner, ſalzte ich ihn vielleicht; aber ſolch einen Rogner kann ich zu gar nichts brauchen. Auch würde ich mich wohl hüten, dem Leipziger Viehſtalle zu nahe zu kommen. Ich bin kein Herkules, und deſſen Keule war es auch nicht, die das Wunder gethan. Die Pleiße aber iſt ſo dumm und flach, daß nur ein Paar Schnupftücher damit zu reinigen ſind. Guter Gott! Wenn man dieſe Menſchen erſt perſönlich kennt, dann iſt man gar entwaffnet und wehrlos. Dieſer Willibald Alexis — pfui, es iſt mir, als ſollte ich mit Rühreiern Krieg führen. Ein platter, abgeſchmackter Oſterfladen, eingeſchrumpft und altbacken, wie er am zweiten Pfingſttag ausſehen und ſchmecken würde … Nun, wie gefalle ich Ihnen? Habe ich nicht ſchon viel profitirt von meinem Eduard? Alſo den Häring ſchicken Sie mir.

Die ſchönen Frankfurter Mädchen werden ſich wohl zu tröſten wiſſen, wenn ſie in keiner Leihbibliothek meine Briefe werden bekommen können. Clauren erſetzt mich ihnen vom Samſtag Abend bis Montag Morgen. Die andern Leſer werden Mittel finden, ſich das Buch auf andere Art zu verſchaffen. Funfzig Thaler Strafe! das iſt ein ſtarkes Leſegeld! Mir fällt dabei nur immer ein, daß in Frankfurt, Hamburg und andern deutſchen Landen, wo man nie nach Thalern rechnet, doch immer nach Thalern beſtraft wird. Das beweiſt, daß man Geſetze in Anwendung bringt, deren Form wie deren Geiſt veraltet iſt. So wäre denn mein Buch in Deutſchland vogelfrei erklärt. Das war gar nicht nöthig, ich habe es ja ſelbſt gethan. Frei wie ein Vogel, ſollte es in den Lüften ſchweben, erhaben über dem ſtinkenden Nebel der Polizei und dem feuchten Dunſtkreiſe angſtſchwitzender Bürger. Es wird ſchon herab pfeifen durch Nebel und Dunſt, und ſieht man es auch nicht, wird man es doch immer hören.

Die Affen-Kultur hat hier ſeit der letzten Revolution große Fortſchritte gemacht. Sonſt beſchränkte ſich die Kunſtfertigkeit der Affen auf den Schauplatz der ebenen Erde. Sie tanzten, zogen den Hut ab, zerrten die Mädchen an den Röcken, putzten den Herren die Stiefel, und forderten höflich Geld ein. Das war alles gut und einträglich. Doch entging den armen Savoyarden die Theilnahme und das Souſtück der Hausbewohner, die in den obern Stocken wohnten und nicht gerade am Fenſter lagen. Jetzt aber haben ſie die Affen abgerichtet, an langen Stricken feſtgehalten die Häuſer hinaufzuklettern, auf den Geländern der Balkone herum zu ſpazieren, vor das Fenſter zu ſpringen und an die Scheiben zu klopfen. Dieſe geniale Induſtrie iſt hochſt ergötzlich. Doch muß ich ſagen, daß es oft eine unangenehme Ueberraſchung für die Leute im Zimmer ſein mag. Denken Sie ſich, eine junge ſchöne Dame ſäße auf dem Sopha neben ihrem Vetter, durchblätterte mit ihm les feuilles d'automne von Hugo, und wäre ſehr zerſtreut — und jetzt pochte plötzlich ein garſtiger Affe an das Fenſter und guckte neugierig und ſpöttiſch in das Zimmer hinein — das wäre ja ein größerer Schrecken, als wenn der Mann unerwartet aus dem Komptoir wieder heraufkäme, weil er ſeine Brille vergeſſen. Ich begreife nicht, wie die Polizei ſolche Friedensſtörung dulden kann; es müßte denn ſein, daß ſie ſelbſt die Affen zu Hausſpionen angeſtellt. Es wäre gar nicht unmöglich. So ein Affe hat Verſtand genug dazu.

Zwei und ſechzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 14. December 1831.

Geſtern hat ſich Mauguin mit dem Deputirten Viennet geſchlagen. Mauguin vergaß ſich und nannte die Kammer eine miniſterielle; Viennet, ſelbſt ein Miniſterieller, vergaß ſich auch und nannte den Mauguin einen ſchamloſen Menſchen. Das beleidigte ihn, und er forderte Viennet. Ich finde es aber lächerlich, daß er einen Vorwurf, den er Andern gemacht, nicht ſelbſt annehmen wollte. Darauf wurden zwei Piſtolen geladen, und mit nicht mehr und nicht weniger als zwei Schuß Pulver wurden zwei Ehren wieder hergeſtellt. In England und Deutſchland wird ſo etwas gewöhnlich mit mehr Ernſt betrieben, hier aber wird oft eine Komödie daraus gemacht; denn ich vermuthe ſehr, daß man falſch ladet. Wäre ich Sekundant, ich thäte eine gute Kugel hin ein. Zwar wäre der Welt mit einem Narren weniger nicht geholfen; aber ich thäte es aus Bosheit.

Meine Pariſer Briefe ſind jetzt bei den hieſigen Buchhändlern angekommen, und ich habe ſie geleſen mit einer Ruhe und einer Gleichgültigkeit, mit der man die Rechnung eines Schneiders lieſt, wenn, um ſie zu bezahlen, es weder an Geld noch gutem Willen fehlt. Ich würde kein Wort zurücknehmen, wenn ich ſie heute ſchriebe, und keine einzige Rede nur um einen Lichthauch bläſſer machen. Grob ſind ſie freilich, wie man ſie gefunden. Wer hieß aber auch die dummen Menſchen ihnen ſo nahe treten, und ſie durch die Brille betrachten? Sie ſind grob, wie Freſko-Gemälde ſind und ſein müſſen, die in einiger Entfernung angeſchaut werden ſollen. Auf der friſchen, noch feuchten Gegenwart gemalt, mußten die Züge ſchnell der entſchloſſenen Hand nachſtürzen, durften nicht hinter zaudernder Bedenklichkeit nachſchleichen. Dem Volke, das in weiten Kreiſen umherſteht und kein Vergrößerungsglas gebraucht, fällt es gerade mit dem rechten Maße in die Augen. Wie freue ich mich, daß mir das gelungen; wie froh bin ich, daß ich der paſtellfarbigen Artigkeit entſagt, die den verzärtelten Diplomaten ſo gut gefällt, weil ſie es wegläächeln, ſobald es ihnen nicht mehr behagt. Nein, diesmal habe ich tiefe Furchen durch ihre Em pfindung gezogen, und das wird Früchte tragen; denn ſelbſt für ihre eigenen Felder iſt die Saat nicht in ihrer Hand — Gott ſorgt dafür. Daß man mir nur das Herz öffne, feindlich oder freundlich, gleichviel; beides iſt mir willkommen, denn beides nützt der guten Sache.

Heine hat gegen die zwei Hamburger Künſtler Meyer und Wurm, die noch freskoartiger gemalt als ich ſelbſt, einen Artikel geſchrieben. Geleſen habe ich ihn nicht, er ſprach mir blos von ſeinem Vorſatze. Es war ihm aber gar nicht darum zu thun, mich zu vertheidigen, ſondern ſich ſelbſt, da er zugleich mit mir angegriffen worden. Heine hat darin eine wahrhaft kindiſche Eitelkeit; er kann nicht den feinſten, ja nicht einmal den gröbſten Tadel vertragen. Er ſagte mir, er wolle jene Menſchen vernichten. Das dürfte mir gleichgültig ſein. Zwei Spatzen weniger in der Welt, das hilft zwar nichts, kann aber doch nichts ſchaden. Den Artikel ſchickte er an Cotta für die Allgemeine Zeitung; nun ſchrieb ihm dieſer zurück: Es möchte doch ſeine Bedenklichkeit haben, eine Schrift zu vertheidigen, worin mit ausdrücklichen Worten ſtände, jedes Volk dürfe ſeinen König abſetzen, ſobald ihm ſeine Naſe nicht mehr gefiele. Geduld, himmliſche Geduld! Was fange ich nun mit ſolchen Menſchen an, die ganz ernſtlich glauben, ich hätte den Völkern gerathen, ihre Fürſten zu verjagen, ſobald ſie mit deren Naſen unzufrieden würden? Wie würde es mir ergehen, wenn ich gegen ſolche Anſchuldigungen mich vor deutſchen Richtern zu vertheidigen hätte? Wenn ich ſagte: Meine Herren, Sie müſſen das nicht ſo wörtlich nehmen – nun, ich glaube, das glaubten ſie mir vielleicht. Was würde mich das aber nützen? Sie würden erwiedern: Sie hätten aber bedenken ſollen, daß Sie nicht blos für gebildete Leſer ſchreiben, ſondern daß auch eine große Zahl Ungebildeter Ihre Werke lieſt, die, keiner Ueberlegung fähig, ſich nur an den Wortverſtand halten. Zu dieſer Bemerkung würde ich ſchweigen, und ſagen: laßt mich in das Gefängniß zurückführen. Alles Reden wäre doch vergebens. Stünde ich aber vor einem deutſchen öffentlichen Gerichte, wären Geſchworne da, und ſäße Volk auf den Gallerien, würde ich mich, wie folgt, vertheidigen: „Meine Herren! Der Deutſche iſt ein Krokodill (Allgemeines Geſchrei des Unwillens. Krokodill! Krokodill! zur Ordnung, zur Ordnung!) ... Meine Herren der Deutſche iſt ein Krokodill. (Zur Ordnung, zur Ordnung! Der Präſident: Sie mißbrauchen das Recht der Vertheidigung ....) Meine Herren, der Deutſche iſt ein Krokodill — aber ich bitte Sie, laſſen Sie mich doch zu Ende reden.

„Wenn ich ſage, der Deutſche iſt ein Krokodill, ſo „meine ich gewiß nicht damit, der Deutſche ſei ein „wildes, grauſames, räuberiſches Thier wie das Krokodill, und weine heuchleriſche Kindesthränen. Ich „denke gerade das Gegentheil. Der Deutſche iſt „zahm, gutmüthig, räuberlich, aber gar nicht räuberiſch, und weint ſo aufrichtige Thränen, als ein „Kind, wenn es die Ruthe bekömmt. Wenn ich das „deutſche Volk ein Krokodill genannt, ſo geſchah es „blos wegen ſeiner Körperbedeckung, die ganz der „eines Krokodills gleicht. Sie hat dicke harte „Schuppen, und iſt wie ein Schieferdach. Was „Feſtes darauf fällt, prallt ab, was Flüſſiges, fließt „hinunter. Jetzt denken Sie ſich, meine Herren, Sie „wollten ein ſolches Krokodill thieriſch magnetiſiren; „zweitens, um es ſpäter von ſeinen ſchwachen Nerven zu heilen; erſtens, um es früher hellſehend zu „machen, daß es in ſein Inneres hinein ſchaue, ſeine „Krankheit erkenne, und die dienlichen Heilmittel errathe. Wie würden Sie das anfangen? Würden „Sie mit zarter gewärmter Hand auf den Panzer „des Krokodills herumſtreicheln? Gewiß nicht, Sie „wären zu vernünftig dazu. Sie würden begreifen, „daß ſolches Streicheln auf das Krokodill ſo wenig „Eindruck machte, als auf den Mond. Nein, meine „Herren, Sie würden auf dem Krokodill mit Füßen

„herum treten, Sie würden Nägel in ſeine Schuppen
„bohren, und wenn dies noch nicht hinreichte,
„ihm hundert Flintenkugeln auf den Leib jagen. Sie
„würden berechnen, daß von dieſer großen angewendeten
„Kraft neun und neunzig Hunderttheile ganz
„verloren gingen, und daß der Hunderttheil, der
„übrig bliebe, gerade die ſanfte und beſcheidene Wirkung
„hervorbrächte, die Sie bei Ihrem thieriſchen
„Magnetiſiren beabſichtigen. So habe ich es auch
„gemacht. Wäre aber das deutſche Volk kein Krokodill,
„ſondern hätte es eine zarte Haut, wie die
„ſchöne Fürſtin von ***, dann hätte ich ihm nicht
„geſagt, es dürfe einen Fürſten vertreiben, der eine
„unangenehme Naſe hat, ſondern ich hätte wie folgt
„mit ihm geſprochen: „„Die Fürſten — mag ſie
„nun Gott oder der Teufel, oder mögen ſie ſich ſelbſt,
„mag die weiſe Vorſehung, oder mag der Narr Zufall
„ſie eingeſetzt haben — ſind beſtimmt, die Völker,
„welche ihnen anheim gefallen, nicht blos mit
„Gerechtigkeit, ſondern auch mit Weisheit, nicht blos
„mit Weisheit, ſondern auch mit Stärke, nicht blos
„mit Stärke, ſondern auch mit Milde zu regieren.
„Wo ſie dieſes nicht thun oder nicht vermögen; wo
„ſie das Recht ſchmählich verletzen, ihren eignen
„Sünden oder denen ihrer Luſtgeſellen zu fröhnen;
„wenn ſie ſtatt der ernſten Stimme der Klugheit den

„Poſſenliedern der Thorheit ihr Ohr hingeben; wenn
„ſie zu ſchwach oder zu feige ſind, den Verführungen
„und Drohungen fremder Fürſten zu widerſtehen;
„wenn ſie jedes Vergehen als eine Beleidigung ihrer
„Macht blutig und tückiſch rächen — ein ſo mißhandeltes,
„ſo mit Füßen getretenes Volk darf und muß
„ſeinen verbrecheriſchen Fürſten vom Throne ſtoßen
„und aus dem Lande jagen."" Hätte ich aber ſo
„mit dem deutſchen Krokodill geſprochen, wie viel von
„meinen Worten wäre in ſein Inneres gedrungen?
„Wenig, Nichts, ja weniger als Nichts. Ein Defizit
„des Widerſtandes wäre dabei herausgekommen,
„und das Krokodill hätte meine Lehre ſo gedeutet:
„einem Fürſten, der deſpotiſch regiere, müſſe man
„die Civilliſte verdoppeln. Darum ſagte ich
„ihnen: ihr dürft jeden Fürſten verjagen, ſobald euch
„ſeine Naſe nicht mehr gefällt. Deutſche Gutmüthigkeit
„bringt von ſolcher Lehre neun und neunzig
„Hunderttheile in Abzug, und dann bleibt gerade ſo
„viel übrig, als ihnen zu wiſſen gut iſt, als ich ihnen
„beizubringen mir vorgeſetzt" . . . (Allgemeines
Beifallklatſchen). Der Präſident: Alle Zeichen
des Beifalls oder der Unzufriedenheit ſind unterſagt;
wenn die Ruhe noch einmal geſtört wird, werde ich
den Saal räumen laſſen . . . . Darauf ziehen ſich
die deutſchen Geſchwornen in ihr Zimmer zurück.

Nach zehn Monaten, elf Tagen, zwölf Stunden und dreizehn Minuten treten ſie wieder in den Saal, und erklären den Angeklagten für *nicht ſchuldig*. Todesſtille. Die Geſchwornen ſehen ſich um, und werden bleich. Während ihrer Berathſchlagung waren Angeſchuldigte, Richter, der Prokurator des Königs, der Vertheidiger, ſämmtliche Advokaten und Zuhörer, alle Hungers geſtorben und ſchon in Fäulniß übergegangen. Dieſe traurige Geſchichte hatte in Deutſchland großes Aufſehen gemacht, und Herr von Kamptz in Berlin benutzte ſie geſchickt und ließ in Jarke's antirevolutionairem Tendenzblättchen einen Aufſatz drucken, worin er aus der neueſten Erfahrung bewies, daß ein Schwurgericht für Deutſchland gar nicht paſſe.

Sie aber, *Sie*, was halten Sie davon? Finden Sie nicht, daß ich Recht habe? Aber mein Gott! Sie haben gar nicht Acht gegeben. Sie waren zerſtreut und ich weiß auch warum. Während meiner langen Rede haben Sie an nichts gedacht, als wer die Fürſtin ſei, deren ſchönen Teint ich gelobt. Ich werde mich wohl hüten, das zu geſtehen. Indem ich es verſchweige, werden alle deutſche Prinzeſſinnen die Schmeichelei auf ſich beziehen, und ich werde dadurch ſechs und dreißig regierende Herzen gewinnen, welches mir ſehr nützlich ſein kann, wenn ich einmal früher oder ſpäter in die rauhen Fäuſte irgend einer deutſchen Polizei plumpe.

— Geſtern habe ich einem Welt-Eſſen beigewohnt. Nicht einem Eſſen, wo, wie in manchen Ländern Europa's, die Welt von wenigen Mäulern geſpeiſt wird; ſondern wo die Welt durch ihre Repräſentanten ſelbſt ſpeiſt. Ich habe Nord- und Südamerikaner, Egyptier und Oſtindier, Schweden, Polen, Franzoſen, Engländer, Deutſche, Schweizer, Italiener um einen Tiſch verſammelt geſehen. Nur Ruſſen waren keine da; denn dieſe, mit den Markknochen der Polen angenehm beſchäftigt, verſchmähen jetzt die magern Beefſteaks von gewöhnlichen Ochſen. Herr Jullien, Herausgeber der bekannten Revue encillopädique, verſammelte ſeit vielen Jahren ſeine Freunde und die es werden ſollen — das will ſagen alle Welt — monatlich einmal zu einem encyklopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft iſt gewöhnlich mehr als hundert Perſonen ſtark; geſtern aber waren es höchſtens dreißig. Ihnen die kleinen Götter, die berühmten Polen, Italiener, Franzoſen zu nennen wäre zu weitläufig; die berühmten Frankfurter herzuzählen wäre kürzer, aber das verbietet mir die Beſcheidenheit. Von europäiſchem Rufe war nur ein einziger Mann gegenwärtig, Sir Sidney Smith, deſſen Biographie Sie im Converſations-lexikon finden. Er iſt ein ſchöner und für ſein Alter noch rüſtiger Mann, und, was an einem Seehelden auffällt, er hat ganz die Art und Haltung eines feinen Pariſers. Der würde nie, wie Jean Bart, Taback im Vorzimmer eines Königs rauchen. Ich habe mich ſehr unterhalten. Aber, mein Gott, ich erſtaune über die Menſchen, welchen in Paris nicht aller Ehrgeiz zu Ekel wird. Dieſe Stadt iſt eine Kloake des Ruhms, die ihn auf dunkeln und ſchmutzigen Wegen in den nächſten Bach ſchwemmt, worin er immer weiter und weiter, bis in das Meer der Vergeſſenheit fließt. Sidney Smith wohnt ſeit vielen Jahren in Paris. Seine Tochter wohnt auch hier und iſt an den Baron Delmar (Oſſianiſcher Name), einen getauften Juden und geadelten Lieferanten aus Berlin, verheirathet. Man erzählte mir von ihm, daß er nur Perſonen vom höchſten Stande empfange, und man, um in ſeinem Hauſe Zutritt zu erhalten, mehr Ahnen bedürfe, als man ehemals von einem deutſchen Domherrn forderte. So iſt es aber in allen Ländern; chriſtlicher Adel und jüdiſches Geld haben eine unglaubliche Affinität gegen einander, und darum iſt die Faubourg St. Germain jeder Reſidenz eigentlich eine Vorſtadt Jeruſalems.

Ein junger Menſch aus Genf ließ, als er meinen Namen hörte, ſich mir vorſtellen, und äußerte:

er habe ſchon längſt den Wunſch gehabt, mich kennen zu lernen. Sie wiſſen ja, wie ich bei ſolchen Gelegenheiten mit meinem Pagodenkopf wackele; ich lache mich immer ſelbſt aus, und erſt ſpäter den Andern. Der junge Neugierige nahm bei Tiſche ſeinen Platz neben mir. Ich fragte ihn, wie es ihm in Paris gefiele? Er erwiederte: Die Politik verleide ihm ſeinen ganzen Aufenthalt. Ich ſtutzte; doch weiß ich mich leicht in ſolche Denkungsart zu finden. In meinem eignen Kopfe iſt eine große Landſtraße ganz mit dieſer Geſinnung gepflaſtert. Ich erwiederte: ja wohl wäre es traurig, daß Politik, Regierung, Staat, Geſetz, Freiheit, Alles nur Werkzeuge, das Glück der Menſchen zu bereiten; Alles nur Wege, ſie zur Kunſt, Wiſſenſchaft, zum Handel, zu häuslichem Glücke, zu brüderlicher Geſellſchaft, zum Vollgenuſſe des Lebens zu führen — daß dieſe Werkzeuge mit dem Kunſtwerke ſelbſt, daß die Wege mit dem Ziele verwechſelt werden; daß man vor lauter Arbeiten es zu keiner Arbeit bringt; daß die grauſamen Kriege der Regierungen gegen ihre Völker und die thörichten Völker unter ſich ſelbſt alle Kräfte der Menſchheit verzehren; daß die letzte Verwünſchung den letzten Athemzug ausgeben und der Frieden Keinen mehr finden wird, der ihn genießt. Aber zu dieſem Standpunkte der Betrachtung folgte mir der junge

Mann nicht; die Politik war ihm zuwider, wie dem Dichter Robert in Baden-Baden. Darüber verwunderte ich mich. Ich fragte ihn, ob er in Paris ſtudire und was? Er erwiederte, daß er ſich der deutſchen Philoſophie ergeben, und jetzt beſchäftigt ſei, ein Werk von Schelling ins Franzöſiſche zu überſetzen. Er kannte die ganze philoſophiſche Literatur der Deutſchen, ſogar die Werke Carove's, des Biographen Gottes. Im nächſten Frühling will er nach München gehen. Alſo das war's! Es iſt nicht nöthig, daß ich mich hierüber auslaſſe; ich habe das ſchon oft beſprochen. Als ich ihm einmal Salat präſentirt, der noch nicht angemacht war, dachte ich: Als deutſcher Philoſoph hätte er es vielleicht gar nicht bemerkt.

Beim Deſſert wurden wie üblich Toaſte ausgebracht. Zuerſt: à l'union des peuples! Dann wurden alle Völker durchgetrunken. Zuerſt die Polen. Herr Jullien kündigte an, die Geſellſchaft würde den Generalen Romarino, Langermann und Schneider und der Gräfin Plater, der polniſchen Amazone, die in dieſen Tagen hier ankommen würde, im nächſten Monate ein Feſt geben. Darauf ſtand ein junger Pole auf, Herr von Plater, Vetter der Gräfin, und dankte im Namen ſeiner Nation. Endlich kam auch die Reihe an die Deut ſchen — ganz zuletzt. Herr Jullien trank aber nicht auf die Geſundheit des ganzen deutſchen Körpers, ſondern nur auf die ſeiner ſchwachen Füße, auf das Wohl de cette partie de l'Allemagne, welche Freiheit habe, fordere, vertheidige. Ich, *** und ein Berliner, den ich nicht kenne, waren die drei anweſenden Deutſchen. Der Berliner war wohl ein Hegelianer, oder dachte an die Cholera oder an Köpenick und ſchwieg. Mir durfte zu reden gar nicht einfallen, weil ich ſchlecht Franzöſiſch ſpreche. Aber ***, der es gut ſpricht, forderte ich auf zu antworten. Doch er ſchwieg. Und er ſchwieg nicht allein, er wurde noch roth als hätte er geſprochen. Stumm und roth wie ein Krebs! Ich ſchämte mich — nein, das iſt das rechte Wort nicht — es ſchmerzte mich. Und warum habe ich nicht geſprochen? Der Pole vor mir ſprach viel ſchlechter Franzöſiſch, als ich. Und mir war das Herz ſo voll, daß ich eine ganze Stunde hätte ſprechen können, und ich hätte vermocht, Alles ſo ſchnell niederzuſchreiben, als es hätte geſprochen werden müſſen. Aber mir kam in den Sinn, was wohl meine Aengſtlichkeit entſchuldigt, aber das Gefühl derſelben nur noch bitterer macht. Ich bedachte: ein Pole, ein Spanier repräſentirt ein Vaterland, ſein Volk ſteht hinter ihm, was er ſpricht ſind nicht Worte, er berührt Taſten, die Thaten wiederklingen, er erinnert, man hört nicht ihn, man hört die Vergangenheit, man ſieht das weit entfernte Land. Aber was repräſentire ich, an welche Thaten erinnere ich? Ich ſtehe allein, ich bin ein Lakai und trage, wie alle Deutſche, die Livrée des Grafen von Münch-Bellinghauſen. Man hätte mich als einen Schriftſteller, als einen Redner beurtheilt; man hätte mich, nachdem ich gut oder ſchlecht geſprochen, wie einen Schauſpieler beklatſcht oder ausgepfiffen. Da ſtockt das Blut, da ſteht die Zunge ſtill. Mag ſich ſchämen, wem es zukömmt. Arndt wäre freilich nicht in Verlegenheit gekommen. Er hätte geſprochen von den Sygambern und Cheruskern, von den Katten und Franken, von Allemanen, Frieſen, Chaucern, Vandalen, Burgundionen, Quaden, Markomanen, Bajoariern, Hermunduren und Teutonen. Er hätte geſprochen — von Gauen, von Hermann dem Cherusker, vom Teutoburger Wald, von Marobodaus und den Hohenſtaufen. Aber ich bin nicht Arndt. Ich kenne nur die Deutſchen des Regensburger Reichstags und des Wiener Friedens, und die ſind nicht weit her.

Bei Tiſche wurde auch angekündigt, daß eine aus polniſchen und franzöſiſchen Gelehrten gebildete Geſellſchaft den Vorſatz gefaßt, alle claſſiſchen Schriften der Polen, etwa fünfzig bis ſechzig Bände, in das Franzöſiſche zu überſetzen, um mit dem Ertrage des Werkes die dürftigen Polen zu unterſtützen. Gewiß, die Franzoſen haben eine gute Art, wohlzuthun. Die Rauhheit ihrer Regierung gut zu machen, thut das auch Noth. Schmach und Unglück über die heuchleriſchen Erbſchleicher der Julirevolution! Keiner der vertriebenen Polen darf nach Paris; ſie werden wie Vagabunden auf vorgeſchriebenen Wegen nach dem ſüdlichen Frankreich gewieſen, und dort unter Aufſicht der Polizei geſtellt. Man will ſie an das Mittelländiſche Meer führen, um ſie dann bei Strafe des Hungertodes zu zwingen, unter den Truppen von Algier Dienſte zu nehmen. Afrika oder Sibirien — dieſe Wahl giebt ihnen Louis Philipp! Um dieſen Preis erkauft ſich der Krämer Perrier den Bruderkuß des Grafen von Neſſelrode!

Vor einigen Tagen hat man einen Menſchen feſtgenommen, der vor dem Theater ſich an den Wagen des Königs zu drängen ſuchte. Man fand Piſtolen und einen Dolch bei ihm. Mag nun ſein, daß die Polizei dieſen Menſchen abgerichtet, um den König zu ſchrecken, und zur Tyrannei zu führen; oder mag ernſtlich ein Mordverſuch ſtattgefunden — beides ſind ſchlimme Zeichen. Dieſer König leidet an einem böſen innern Geſchwüre und er wird nie mehr geſunden.

Freitag, den 16. December.

Was iſt denn das für eine Geſchichte mit dem Oehler, wovon die heutigen Blätter ſprechen? Laſſen Sie mir doch durch *** über die Sache genau berichten und der Wahrheit gemäß. Es heißt, der Oehler habe ſchwören müſſen, daß er nie darüber ſprechen wolle, aus welchem Grunde er arretirt worden ſei. Das iſt eines der teufliſchen Mittel, welche deutſche Regierungen ſeit fünfzehn Jahren oft angewendet, ihre verborgenen Miſſethaten mit ewiger Nacht zu bedecken. Ein Thor und ein pflichtvergeſſener Menſch, wer einen ſolchen abgefolterten Eid hält! Es iſt der Eid, zu dem ein Räuber mit gezücktem Dolche uns zwingt, daß wir ſeine Miſſethat nicht verrathen, damit er ferner ungeſtört rauben und morden könne. Jeder gute Bürger iſt es ſeinem Vaterlande, dem mißhandelten Rechte, dem beleidigten Himmel ſchuldig, an den Tag zu bringen, was gottvergeſſen im Dunkeln waltet, und einen Eid zu brechen, der ihn zum Mitſchuldigen einer Schandthat macht und ihn an die Sünder kettet. Wie! Könige haben den Eid gebrochen, den ſie ungezwungen der Freiheit geſchworen, und ein Bürger ſollte verpflich tet ſein, zum Vortheile der Tyrannei einen Schwur zu halten, den ihm die grauſamſte Gewalt abgepeinigt? Nimmermehr. Das fordert der Himmel nicht, ja das weiſt er zurück.

Drei und ſechzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 17. December 1831.

Meine Briefe, wie ich geſtern hier vom Buchhändler hörte, werden beſonders viel von Engländern gekauft. So wäre ja die Zeit ſchon gekommen, die ich vorher geſagt, wo die neugierigen Reiſenden, ihre Antiquités de l'Allemagne in der Hand, unſer Vaterland beſuchen. Die Engländer ſind hier wie immer voraus; ich bin ihr Vaſari, ſie kaufen mich und ſtecken mich in die Taſche.

Ich glaube es nimmermehr, daß Herr von Nagler geſagt hat: dieſer Dr. Börne verdiente, daß man ihm fünf und zwanzig aufzählte. Ich kenne Herrn von Nagler ſehr genau; ich habe vor einigen Jahren in Schlangenbad ihm täglich das Eſſen bringen ſehen; es iſt nicht möglich, daß ein Edelmann die Geſinnung eines Lakaien habe, daß ein Miniſter wie ein Stallknecht ſpreche. Indeſſen habe ich doch für den möglichen Fall, daß es wahr ſei, dem Herrn von Nagler die fünf und zwanzig Stockprügel in Rechnung geſetzt, und ich werde ſie ihm früher oder ſpäter vergüten.

Die Pariſer Briefe hat der Buchhändler hier ſchon alle verkauft. Sie werden in das Engliſche überſetzt. Dagegen habe ich nichts. Geiſt und Sprache der Engländer weiß ſich mit allem Deutſchen innigſt zu verſchmelzen. Aber die franzöſiſche Ueberſetzung, an die man auch denkt, würde ich hintertreiben, wenn es in meiner Gewalt ſtünde.

In der Nürnberger Zeitung, ein *Unter-Blättchen*, wo die Hühneraugen und Froſtbeulen der ärmſten Teufel von Schriftſtellern ſich verſammeln, heißt es in einem Schreiben aus Berlin: „Börne's „Briefe aus Paris, die hier großes Aufſehen gemacht, „wurden allgemein mit *Verachtung und Abſcheu* aufgenommen und es iſt erſtaunlich, wie „dieſer Börne, der ſonſt bei den Berlinern ſo hoch „geſtanden, plötzlich ſo tief ſinken konnte.“ So oft ich ſolchen Bettelvogt-Styl leſe, bekomme ich die größte Luſt, einmal gegen mich ſelbſt zu ſchreiben, um den armen deutſchen Miniſterial-Kanzliſten zu zeigen, wie man lügen könne, ohne ſich lächerlich zu machen. Ich weiß es beſſer, wie ich in Berlin gewirkt. Für gar viele war ich ein Pfropfenzieher, und mancher eingeſchloſſene Geiſt iſt hoch hinauf bis an die Decke geſprungen, nachdem ich ihn von der Angſt des Eiſendrahts befreit.

Montag, den 19. December.

Neulich war ich im Théâtre de la Gaité, welches ich früher noch nie beſucht. Seitdem haben Wind und Froſt meine Augen wieder getrocknet; denn wahrhaftig, gleich darauf hätte ich Ihnen gar nicht davon ſchreiben können. Nie in meinem Leben habe ich ſo viel geweint, als in dieſem Théâtre de la Gaité. Ich hatte mich nicht vorgeſehen, hatte meine Augen nicht verriegelt, und jetzt ſtürzte die ſpitzbübiſche Rührung herein und raubte allen Verſtand in meinem Kopfe. Dieſes Theater iſt das vornehmſte unter den gemeinen, unter den Boulevard-Theatern. Das volle Haus gewährte einen wohlthuenden, ſanft erwärmenden Anblick, und nie habe ich mich zwiſchen den Akten ſo behaglich gefühlt als hier. Das Aufziehen des Vorhanges ſtörte mich jedesmal. Die Zuſchauer gehörten alle zu den niedern Bürgerklaſſen, die den Mittelſtand von dem Pöbel trennen. Meiſtens Weiber und Mädchen, ſehr wenige Männer. Sie trugen alle weiße Häubchen. Sie können ſich nichts Lieblicheres denken. Alle Gallerien rund umher, von oben bis unten und das ganze Parterre, waren weiß. Ich wußte vor lauter Wohlgefallen gar nicht, womit ich dieſen ſchönen Anblick vergleichen ſollte. Bald erſchien es mir wie ein beſchneiter Wald; bald wie ein Bleichgarten, wo die Wäſche zum Trocknen aufgehängt iſt; bald wie eine Heerde (aber gutmeinender) Gänſe; bald wie eine Lilienflur, auf welcher die wenigen vornehmen und farbigen Hüte als Tulpen hervorſtanden. Jetzt war zu bewundern der Fleiß und die Aufmerkſamkeit dieſer Zuſchauerinnen den ganzen Abend. Dieſe guten Mütter und Töchter ſind nicht abgeſtumpft, ſie gehen ſelten in das Theater und ſehen wohl nur einmal das nämliche Stück. Sie kommen mit einem tüchtigen Hunger und wollen ſich ſatt hören und ſehen. In der Mitte der erſten Gallerie, ganz genau in der Mitte, wo bei uns die Prinzeſſinnen ſitzen, ſaß, wie ein Solitair in einem Ringe, ein Marktweib, fleiſchig, rothwangig, mit Armen wie junge Tannen. Ich konnte kein Auge von ihr abwenden. Sie hatte ihre verſchränkten Arme auf die rothgepolſterte Lehne gelegt und ſtarrte regungslos fünf Stunden lang mit durchbohrender Aufmerkſamkeit nach der Bühne hin. Es war, als hätte ſie die Worte ſchockweiſe gekauft und bezahlt, und zählte ängſtlich nach, ob ſie keines zu wenig bekomme. Und jetzt das allgemeine Weinen! Nein, einen ſolchen Augenbruch habe ich nie geſehen. Wer Augen hatte, weinte; wer ein weißes Schnupftuch, trocknete ſeine Thränen; wer ein farbiges (das iſt keine Erfindung) ließ ſie fließen. Ich ſelbſt, als ich mich umhergeſehen, und wahrnahm, wie wenige Menſchen im Hauſe waren, die das Recht hatten mich auszulachen, weinte auch. Der Polizei-Kommiſſär des Theaters, der neben mir ſaß, ſah mich recht freundlich und gutmüthig an und dachte wohl bei ſich: gäbe es doch keine ſchlimmere Volksbewegung als dieſe, dann wäre es ein Vergnügen, Polizei-Kommiſſär im quartier du Temple zu ſein! Warum haben wir ſo viel geweint? Sie ſollen es erfahren. Vorher aber ziehen Sie auf eine Viertelſtunde einen Ueberrock an, ſetzen einen runden Hut auf — kurz — ich bitte Sie, machen Sie mir durch weibliche Bedenklichkeiten die Arbeit nicht ſo ſauer. Ich habe wenig Zeit; Europa wartet auf mich.

Das Drama heißt: Il y a seize ans; den Stoff mögen ſie wohl aus Deutſchland geholt haben; aber die Bearbeitung ſcheint eigenthümlich. Sie iſt gut genug, und für Paris von einer ſeltenen Vollendung. Ich habe nie ein Schauſpiel geſehen, das, ohne den geringſten Kunſtwerth zu haben, doch eine theatraliſche Wirkung hervorbringt, der man ſich den andern Tag nicht zu ſchämen braucht. Hören Sie! Amalie, die Tochter des Grafen von Clairville, 32 Jahre alt — vergeſſen Sie dieſes Alter nicht; ſind es doch nur Jahre einer Andern! — wird gleich beihrem erſten Auftreten als ein höchſt liebenswürdiges, höchſt achtungswerthes Frauenzimmer erkannt. Sanft, beſcheiden, von der zarteſten weiblichen Sittſamkeit, hat ihr das reifere Alter nichts genommen, als die Leidenſchaftlichkeit, mit der man in der Jugend jedes Leid erträgt, und der unvermählte Stand ihr nichts gegeben, als einen Reichthum von aufgeſparter Liebe. An dem Tage, wo wir ſie kennen lernen, erwartet ſie den Baron von Saintval, den ihr beſtimmten Gatten, um ſich mit ihm zu verloben. Der Baron iſt vierzig Jahre alt und iſt nicht blos ein untadelhafter Mann, ſondern auch ein Mann von den angenehmſten und ſchätzenswertheſten Eigenſchaften. Die Gräfin erkennt ſeinen Werth, aber ſie fühlt keine Liebe für ihn. Sie liebt nicht einen Andern, ſie hat nie geliebt. Doch ſie hat eine tiefe Abneigung gegen die Ehe, und nur um ihren Vater vor Verarmung zu ſchützen, in die ihn ein erlittener Unglücksfall zu ſtürzen droht, reicht ſie dem reichen Baron die Hand. Es iſt aber hier keiner von den gemeinen Händeln, wo ein pflichtvergeſſener Vater das Glück und die Seligkeit ſeines Kindes ſeiner eigenen Behaglichkeit aufopfert und wo ein unerfahrenes, pflichtmißdeutendes Kind ein ſolches Opfer bringt; ſondern es findet ein edleres Verhältniß ſtatt. Graf Clairville hatte im Jahre 1814, als der Feind nach Frankreich kam, von dem alten Baron

Saintval eine halbe Million in Papieren anvertraut bekommen. Er verſchloß das Portefeuille in eine geheime Schublade ſeines Sekretairs, und von dort wurde es ihm auf eine unerklärliche und unerklärt gebliebene Weiſe entwendet. Der alte Baron ſtarb unterdeſſen; Keiner wußte von dem anvertrauten Vermögen, nicht einmal der Sohn des Barons. Aber Graf Clairville verkannte keinen Augenblick die Stimme der Ehre und der Pflicht und beſchloß, mit Aufopferung ſeines ganzen Vermögens dem Erben ſeines verſtorbenen Freundes den Verluſt zu erſetzen. Doch durfte ihn ſeine Verarmung in alten Tagen und die Hülfloſigkeit ſeiner Tochter ſchmerzen, und als der Baron um deren Hand anhielt, ihm erlaubt ſein, ihre Abneigung gegen die Ehe zu überwinden, um ſeine Pflicht mit ſeinem Vortheile zu vereinigen.

In dem Hauſe des Baron Clairville und unter dem Schutze der Tochter lebte ein 16jähriger Knabe, Namens Felix. Die Gräfin hatte ihn als Findelkind aufgenommen und ihn erzogen. Sie war dem Knaben mit mütterlicher Liebe zugethan, und dieſer hing an ihr mit der zärtlichſten Neigung eines Sohnes. An dem Tage, der zu ihrer Verlobung beſtimmt war, ſehen wir die Gräfin in der heftigſten Gemüthsbewegung. Sie hat den unvermeidlichen Entſchluß gefaßt, den Knaben vor Ankunft ihres Verlobten aus dem Hauſe zu entfernen. Sie ruft Felix herein, drückt ihn mit Schmerz und Liebe an ihre Bruſt und kündigt ihm an, er müſſe ſie verlaſſen. Der Knabe jammert verzweiflungsvoll. Die Gräfin kann nicht anders den Knaben zu beruhigen, ihm die Nothwendigkeit ſeines harten Geſchicks zu erklaren, ihr eigenes Herz zu rechtfertigen, muß ſie ihm geſtehen, daß ſie ſeine Mutter ſei. Jetzt vermähle ſie ſich: ihre Ehre, ihr Glück, ihre Ruhe hänge von dem Geheimniſſe ab, das den achtſamen Blicken eines Gatten nicht lange verborgen bleiben könne. Sie müßten ſich trennen. Felix iſt entzückt, in der geliebten Pflegemutter ſeine wahre Mutter zu finden. Er hat alles verſtanden, er begreift alles; mit männlicher Faſſung erträgt er ſein trauriges Geſchick und iſt zum Opfer entſchloſſen. Er verſpricht ſeiner Mutter, er werde das Geheimniß ewig bewahren, ihre Ehre ihm heilig ſein. Felix wird der Begleitung eines alten Pächters anvertraut, der von dem Geheimniſſe weiß. Er ſoll nach Paris geführt werden, wo die Gräfin für ihn ſorgen will. Bei der Trennung gibt ſie ihm Diamanten von großem Werthe und vieles Geld mit. Der Knabe geht und der Verlobte kömmt an. Baron Saintval hat immer eine Art Kälte in dem Betragen der Gräfin gefunden, eine unerklärliche Zurückhaltung, und der verſteckte Kummer in ihren

Zügen war ihm nicht entgangen. War es Abneigung gegen ihn, war es etwas anderes — er wußte es nicht zu deuten. Jetzt im Begriffe, ein unauflösliches Band zu knüpfen, ſuchte er die Gräfin auf die liebevollſte und zarteſte Weiſe dahin zu bringen, daß ſie ihm ganz ihr Herz öffne. Aber ſelbſt die edelſte Frau kennt den engen Schmugglerpfad, der ſich zwiſchen der Wahrheit und der Lüge hinſchlängelt, und weiß ſich durchzuſchleichen. Der Baron iſt beruhigt, iſt glücklich und hofft, die Freundin werde ihn noch lieben lernen. Der Ehevertrag wird unterzeichnet. —

Im zweiten Akte ſehen wir die Scene in einem Walde. Dort, zwiſchen Felſen, iſt eine Bande jener Brandſtifter verſammelt, die im letzten Jahre der Regierung Karls X. einen Theil Frankreichs verwüſteten und deren Treiben man damals einer hölliſchen Politik der Regierung zuſchrieb. Die Brandſtifter waren benachrichtigt, daß ſie von Soldaten verfolgt würden, und da der Weg zu ihrem Schlupfwinkel über eine ſchmale Brücke führte, die über einem Abgrund hing, ſägten ſie die Balken, welche die Brücke trugen, ſo durch, daß man es äußerlich nicht wahr nahm, damit ſie unter den nacheilenden Soldaten einbräche. Jetzt kam Felix mit ſeinem Begleiter. Der alte Pächter betrat zuerſt die Brücke, ſie brach, und er ſtürzte in die Tiefe, rettungslos.

Felix ſpringt entſetzt zurück, ſchreit nach Hülfe, und ſinkt mit herzzerreißendem Jammer beſinnungslos zu Boden. Ein alter Bettler von der Mordbrenner-Bande gibt dem Knaben liebreiche Worte, und bietet ſich an, ihn bei hereinbrechender Nacht in eine nahe Pächterswohnung zu bringen. Der Bettler wollte dieſe gute Gelegenheit zu einer Schandthat benutzen. Ihm war von ſeinen Obern der Auftrag ertheilt worden, eben in jener Pächterswohnung Feuer anzulegen, und Felix mußte ihm dazu dienen, ſich mit guter Art dort einzuführen. Er begleitet den Knaben dahin. Dort bei dem reichen Pächter war man gerade mit einem fröhlichen Erntefeſte beſchäftigt. Der Knabe, deſſen Unglück der Bettler erzählt, wird aufs liebreichſte aufgenommen; man ſucht ihn zu beruhigen, man tröſtet ihn. Um ſeine Herkunft, um ſeine Eltern befragt, ſchweigt Felix und weiſt ſanft doch entſchloſſen die Theilnahme zurück. Das befremdet; doch die guten Leute ſchreiben es dem Schrecken, der Verwirrung des Knaben zu. Der Bettler wird von den Pächters-Leuten für ſeine gutmüthige Sorge um den Knaben gelobt, beſchenkt und eingeladen, die Nacht im Hauſe zuzubringen. Er lehnt das Anerbieten unter einem Vorwande ab und entfernt ſich. Dem krankmüden Felix wird ein Lager bereitet. Als dieſer eingeſchlafen und alles im Hauſe ruhig war, ſchleicht ſich der Bettler ins Haus zurück, wirft eine Brandbüchſe auf ein Strohdach und eilt davon. Der Vorhang fällt.

Im folgenden Akte ſehen wir die Pächterswohnung, noch den vorigen Tag ein Sitz des Wohlſtandes, des Glücks und der Fröhlichkeit, in eine wüſte Brandſtätte verwandelt, und hören das Jammergeſchrei der zu Grunde gerichteten Landleute; Felix, von Gensd'armen bewacht, bleich und zerſtört, ſteht vor dem Maire und wird von ihm vernommen. Der Verdacht der Brandſtiftung fiel auf ihn. Er war der einzige Fremde im Hofe, ſein geheimnißvolles Weſen hatte gleich bei ſeinem Eintritt Aufmerkſamkeit erregt, und übrigens war bekannt, daß Knaben zu ſolchen Brandſtiftungen gebraucht wurden. Felix ſoll dem Unterſuchungsrichter ſeinen Namen, Wohnort und ſeine Herkunft angeben; er ſagt: das müſſe er verſchweigen. Man unterſucht ſeine Taſchen und findet Diamanten und Geld darin. Woher er ſie bekommen, erklärt er nicht. Endlich wird er von einem der umherverſammelten Landleute erkannt, der ihn früher auf dem Gute des Grafen Clairville geſehen. Felix behauptet ſtandhaft, er kenne den Grafen Clairville nicht. Es wird ihm angekündigt, er würde dahin geführt werden. Der unglückliche Knabe, eingedenk ſeiner Mutter und ihres fürchterlichen Geheimniſſes, geräth in Verzweiflung, ſieht jammervoll, man möchte ihn nur nicht auf das Gut des Grafen Clairville bringen, er wolle alles eingeſtehen. Ja, er habe die Diamanten und das Geld dort geſtohlen, er habe das Feuer angelegt. Nach dieſem Geſtändniſſe war es um ſo nöthiger, ihn auf das Gut zu bringen, und Felix wurde unter Bewachung, von dem Maire begleitet, nach Clairville geführt. Dort wurde am nämlichen Morgen die Trauung der Gräfin Clairville mit dem Baron Saintval vollzogen. Die Neuvermählten kommen aus der Kirche, eine glänzende Geſellſchaft war im Salon verſammelt, die Zeit vor dem Hochzeitsmale mit Spiel, Muſik, Tanz zu verbringen. Die Gräfin war heiter, ihr Mann glücklich. Da wurde der Maire gemeldet, der in einer Sache, die das allgemeine Wohl beträfe, den Herrn und die Dame des Hauſes ſprechen müſſe. Man läßt ihn eintreten (Felix, in einem Wagen bewacht, bleibt unten im Hofe). Der Maire wendet ſich an die Gräfin und fängt ſeine Geſchichte zu erzählen an. Dieſe begreift anfänglich nicht. Man hält ihr die Diamanten und den Geldbeutel vor Augen, die man bei Felix gefunden. Da wird es bei der Gräfin fürchterlich Tag; doch noch faßt ſie ſich. Sie erklärt, ſie habe wirklich das Alles dem Knaben geſchenkt. Der Maire erwiederte: der Knabe ſelbſt bekenne, es geſtohlen zu haben. Die Gräfin begreiſt Felix' Edelmuth, der, ihr Geheimniß nicht zu verrathen, lieber freiwillig ein Verbrechen auf ſich nahm. Der Maire erwiedert, wie ſie aus zartem Mitleide den Diebſtahl, den der Knabe begangen, verſchweige; aber die Gerechtigkeit dürfe ſich nicht abwenden laſſen; der Knabe habe ſich auch der Brandſtiftung ſchuldig gemacht, und er müſſe ihn den Gerichten überliefern. Auf ſeinen Wink wird Felix in den Saal geführt. Die Gräfin drückt ihn leidenſchaftlich, angſtvoll an ihre Bruſt. Felix flüſtert ihr zu, ſie möge ſich nicht verrathen, er habe nichts ausgeſagt. Sie aber kann ihr Herz nicht mehr bemeiſtern, ihre Mutterliebe bricht in lichte Flammen aus, und ihr Gatte, ihr Vater, die fremden Gäſte alle, vernehmen mit Entſetzen aus ihrem Munde den Schmerzensruf: Felix iſt mein Sohn! Es war eine fürchterliche Scene. Ich erleichterte mir ſehr das Herz, indem ich die alberne Figur betrachtete, die der friſche Ehemann machte, als ihm die lebendige Mitgift ſeiner Frau vorgezählt wurde. Der alte Vater geräth in Verzweiflung. Er zieht den Degen und will ſeine Tochter durchbohren, die ihn entehrt hat. Er reicht den Degen dem Baron und bittet ihn, in ſeinem Blute die erlittene Beſchimpfung abzuwaſchen. Die Gräfin ſinkt ohnmächtig nieder und der Vorhang fällt. —

Im letzten Akte erſcheint die Gräfin gefaßt. Sie hatte den Schmerz ausgeleert, und es blieb ihr nur noch ihre Pflicht übrig. Sie hat beſchloſſen, in ein Kloſter zu gehen, und von allen Sorgen des Lebens nur noch die für ihren Felix zu behalten. Sie ſchreibt ihrem Vater einen Brief, ihm die dunkle traurige Geſchichte zu erklären. Sie erwartet den Beſuch ihres Mannes, der ſchon alle Anſtalten zu ſeiner Abreiſe hat treffen laſſen, und ſie zum Abſchied noch einmal ſehen wollte. Es iſt eine dumpfe Scene, wobei Einem wehe wird. Der Baron liebt Amalie, aber hier war keine Rettung für ſein Herz; es mußte entſagen. Die Gräfin erklärt: es werde ihren eigenen, es werde den Schmerz, den, wie ſie hoffe, er ſelbſt empfinde, mildern, wenn ſie ihm die Ueberzeugung gebe und er ſie mitnehmen könne, daß ſie ſeiner Achtung nie unwürdig war. Sie wolle ihm darum ihre unglückliche Geſchichte erzählen. Achtung! Der Baron macht ein Geſicht wie ein Schaaf. Er bittet ſie um Gottes willen zu ſchweigen; er wolle nichts hören; er liebe ſie, und es wäre ihm zu ſchmerzlich, erfahren zu müſſen, daß früher als er, ſchon ein Anderer ihre Liebe beſaß. Die Gräfin erwiedert mit leidenſchaftlicher Heftigkeit: Liebe? ich geliebt? Jamais! Der arme Baron wird ganz verwirrt im Kopfe. Die Gräfin, von Schmerz und

Scham niedergeworfen, fällt zu ſeinen Füßen und erzählt Folgendes: Vor 16 Jahren, im Jahre 1814, als ſich der ſiegende Feind Paris nahte, habe ſie ihr Vater, ſie in Sicherheit zu bringen, auf ein Gut eines ſeiner Pächter geführt. In einer Nacht wurde das Dorf überfallen; alles ging in Rauch und Flammen auf, alles wurde geplündert, niedergemetzelt. Der Pächter verbarg ſie, das ſechszehnjährige Mädchen, ſchnell in eine dunkle Höhle; kein Lichtſtrahl drang hinein ... Sie war noch nicht dunkel genug für die Erinnerung ... Die Gräfin hält ſich die Hände vor die Augen — wir wiſſen alles. Felix, ihr Sohn, iſt 16 Jahre alt. Die Gräfin erhebt ſich, und bricht in einen Strom von Thränen aus. Der aufhorchende Baron wird immer ſtarrer und ſtarrer, bis er wie zerſchmettert zu den Füßen der Gräfin niederſinkt. Er wolle die Geſchichte zu Ende erzählen. Er frägt nach dem Namen des Dorfes, ſie nennt es ihm. Da zieht er einen Ring vom Finger. Die Gräfin, als ſie ihn erblickt, ſchreit: es iſt der Ring von meiner verſtorbenen Mutter, den ich damals getragen. Der Graf: ein Verbrechen hat dich vor ſechszehen Jahren zu meiner Gattin gemacht! ... Und nun dieſes Gemiſch von Wonne und Schmerz! Es war nicht zu dichten und nicht zu ſpielen, aber es war zum Weinen. Felix tritt herein: der Baron durchwühlt ſeine Geſichtszüge, erkennt ſeine eigenen, und drückt entzückt den Knaben an ſein Herz, dem er kurz vorher das Herz hätte durchbohren mögen … Iſt das nicht die ſchönſte garſtige Geſchichte von der Welt, und muß man nicht erſtaunen, daß der Menſch ſeine Phantaſie foltert, um Leiden von ihr zu erfahren, die das boshafteſte Geſchick dem Menſchen nie angethan?

Mittwoch, den 21. December.

Die Unglückſeligen! Sie laſſen uns ja keine Ruhe, ſie verhöhnen unſere Friedlichkeit und fordern uns zu einem Kampfe heraus, den ſie fliehen, ſobald wir ihn angenommen! War ich doch vorgeſtern auf dem Wege, ein ordentlicher Menſch zu werden und ein Schriftſteller von Gerſtenzucker. Ein Märchen hatte ich im Kopfe und eine Novelle, und beide — ich ſchmeichle mir gewiß nicht zu viel — hätten in der Wiener Theaterzeitung gedruckt werden dürfen. So war ich, und heute bin ich wieder ein ſchrecklicher Nußknacker. Alle zerbrochene Schalen mögen über Die kommen, die mich verhindert, mein Märchen und meine Novelle zu vollenden. Montag ging ich um zwei Uhr aus dem Hauſe, um mein tägliches Bewegungs-Penſum abzulaufen: die Boulevards entlang bis auf den Baſtillen-Platz, und von da am Waſſer zurück. In der Paſſage de l'opéra kaufte ich mir ein Zahnpulver, Poudre-naquet dentifrice balsamique, pour donner aux dents la blancheur de l'ivoire. Ich las im Gehen den Zettel, in den das Schächtelchen gewickelt war. Es war Wiegen-Eyapopeija für mein unruhiges Herz. Wie Herr Naquet ſagt: „Als ich wegen herannahen„den Greiſen-Alters, und meiner hinfälligen Geſund-

„heit, meinen Parfumerie Handel aufgab, wollte ich
„ein Kunſtwerk zum Vorſchein bringen, auf das ich
„die Sorgen meines ganzen Lebens verwendet, ohne
„doch je das gewünſchte Ziel erreichen zu können ...
„Auf dem Lande, wohin ich mich zurückzog, im
„Schooße der Einſamkeit und des ſüßern Friedens,
„gelang es mir endlich, nach einer unzähligen Menge
„von Verſuchen, ein balſamiſches Zahnpulver
„zu Stande zu bringen .... Weder die glänzenden
„Anerbietungen meiner Nachfolger; weder die Sorgen
„noch die unermüdete Geduld, die ein ſo großes
„Werk erfordert, noch die große Zahl der angeblichen
„Pſilodentes, die man unter prächtigen
„Titeln der Welt darbietet – – nichts, nichts konnte
„meinen Entſchluß wankend machen. Und ich hatte
„recht .... Der Menſchheit nützlich zu ſein, den
„Frauen zumal, war immer mein einziger Wunſch
„und wird es immer bleiben .... Der Mund, die
„Wohnung der Grazien und der zauberiſchen Schönheit,
„zog ſchon von der frühſten Jugend an all mein
„Denken auf ſich, ich weihte ihm meine Sorgen und
„meinen Eifer, und ich war glücklich genug, der
„Welt einige Erzeugniſſe darzubieten, die mir ihren
„Beifall erwarben. Doch, ich darf es kühn behaupten,
„nie gab ich ihr ein Zahnpulver, das dieſem
„gleicht; ein Zahnpulver, das, indem es die Zähne

„weiß macht, ihren Schmelz bewahrt, das Zahnfleiſch befeſtigt, und in dem Munde ein ſchimmerndes Hochroth und einen Balſam-Duft verbreitet.... Soll ich von der Allmacht jenes Zauberbüchleins ſprechen, wenn es dem entzückten Blicke eine Doppelreihe von Perlen darbietet, die zwiſchen glänzenden Korallen ſchimmern? Nein, hochberühmte Dichter, anmuthige Federn haben dieſen Gegenſtand behandelt, meine Farben werden bleich erſcheinen neben jenen. Ich habe mehr gethan. Ich habe mich mit etwas beſchäftigt, das nicht weniger ſchwer, doch weit nützlicher iſt, als die Beſchreibung eines ſchönen Mundes; ich habe das Mittel geſucht, und nach langen mühevollen Arbeiten es gefunden, wie man den Mund immer ſchön erhalte. Die Schachtel koſtet 3 Fr. 50 c., eine halbe 2 Fr...." Und ſo träumte ich mich in das Märchen hinein: Von der ſchönen holdſeligen Fee Conferenz, deren Mund lächelte wie Morgenroth, deren Zähne glänzten wie Sonnenſtrahlen, und wo ſie vorüberſchwebte verwandelte ſie Tag in Nacht. Die ſchlafenden Vögel erwachten und ſangen ihr Morgenlied. Die Blumen neigten ihr Haupt vor ihr. Was lebte, zog ihr jubelnd entgegen. Und ſie feſſelte einen Königsſohn, der ſich in Liebe für ſie verzehrte. Er ermordete ſeinen Vater, und dann führte ſein eigenes Volk ihn auf das Blutgerüſte. Ehe ſein Haupt fiel, rief der Unglückliche die Rache des Himmels an. Die Fee war eine böſe giftige Zauberin. Da berührte ſie ein guter Geiſt, der mächtiger war als ſie, mit leichter Hand, und ſie zerſtiebte in ein blutrothes Pulver... An der Ecke der Richelieu-Straße war das Märchen fertig.

Einige Schritte weiter, bei den Variétés, umgab ein großer dichter Menſchenkreis ein Frauenzimmer von etwa vier und dreißig Jahren, in deren blaſſen Zügen Spuren einer großen Schönheit zu erkennen waren. Sie war nicht vornehm, aber anſtändig und reinlich gekleidet. Sie kniete auf dem regenfeuchten Boden und herzte einen alten garſtigen Pudel, der frohlockend an ſie heraufſprang. Was um ihr her geſprochen, gelacht wurde, kümmerte ſie nicht, ſie hatte die Welt vergeſſen über ihren Fund. Am Morgen hatte ſie ihn auf der Straße verloren und nach einigen Stunden, an dieſer Stelle — ein Wunder in Paris — ihn wieder gefunden. Ich machte eine Novelle daraus: Von dem Hunde des treuloſen Geliebten. Er kam nicht wieder. Am dritten Abend vergeblichen, ſchmerzlichen Erwartens ſcharrte es an Antoniens Thüre. Sie öffnete ſie, und blieb mit ſprachloſem Entzücken ſtehen. Es war der Hund des Geliebten. Sie horchte nach ſeinem Tritte, ſie lehnte ſich über das Treppengeländer und ſchaute hinab. Er kam nicht. Da verfiel ſie in ſtillen Wahnſinn. Jeden Abend ſetzte ſie, wie ſie es gewöhnt war, zwei Gedecke auf den Tiſch. Auf einem Stuhle neben ihr ſaß der Hund, dem ſie den Namen Heinrich gab. Sie legte ihm das Eſſen auf den Teller. „Willſt du denn davon nicht, Heinrich? Das haſt Du ja immer gern gehabt;" dann brach ſie in Thränen aus und warf ſich jammernd auf die Erde. Der Hund ſprang vom Stuhle und wimmerte zu ihren Füßen ...

Jetzt kam ich an die Montmartre-Straße. Da ſah es aus, wie in einem Feldlager. Dragoner, Huſaren, Gensd'armen, Fußvolk, zahlloſe Schaaren von Polizei-Wachen, hielten die Straßen beſetzt, die von den Boulevards ſeitwärts führen. Große Soldaten-Trupps zogen auf und ab. Ich fragte Einige aus dem zahlreich verſammelten Volke, was das bedeute? Die Studenten hatten ſich vereinigt, in feierlichem Zuge dem General Romarino, der in der Straße Montmartre wohnte, eine Ehrenfahne zu überreichen. Die bewaffnete Macht jagte ſie zurück und zerſtreute ſie mit unerhörter Mißhandlung. Da ergrimmte ich wieder, und fort Märchen, fort Novelle! Ich verſtand das gleich. Wort für Wort wußte ich vorher, was Caſimir Perrier an dieſem

Tage (er ſollte über die Lyoner Gräuel Rechenſchaft geben) in der Kammer ſagen, was ſeine Papageien auf der Börſe und in den Zeitungen ihm nachplaudern würden. Schon den Tag vorher waren die Studenten in gleich großer Zahl zu den polniſchen Generalen gezogen. Die Polizei ſetzte ſich nicht entgegen und alles lief ruhig ab. Kein Bürger zeigte Furcht, kein Laden wurde geſchloſſen, der Verkehr nicht im Geringſten geſtört. Den folgenden Tag hatten die Miniſter ſich gegen den vorausbekannten Angriff der Oppoſition zu vertheidigen. Es that ihnen Noth, ihren Söldnertrupp und ihr Angſtgefolge enge zuſammenzuziehen und zum Kampf anzufeuern. Der Zug der Studenten kam ihnen erwünſcht entgegen. Man ſtellte ſich, als habe man Furcht, um bei den Bürgern Furcht zu erregen. Man ließ die bewaffnete Macht auf den Straßen toben. Schrecken verbreitete ſich. Die Läden wurden geſchloſſen. Das wollte man. Die Kaufleute, die gerade um dieſe Weihnacht-Zeit mehr verkaufen in einer Woche, als ſonſt in ganzen Monaten, ſollten gegen die Männer der Freiheit, der Bewegung, gegen die Unruheſtifter murren, und ihren Schmerz und ihren Zorn der Rache ihres Krämer-Gottes, Caſimir Perrier, überlaſſen. Bei ſolchem ſchändlichen, kleinlich tückiſchen Treiben der Staats-Gewalt — kann man da Ro wollen ſchreiben? Nein. Ich verfaßte eine donnernde Zornrede, breit und erhaben wie keine früher; zehn Galgen hoch. Nicht dieſen Perrier allein, alle Perriers Europa's hatte ich niedergeſchmettert. Ich hatte mich abgekühlt und war zufrieden mit mir. Aber wie wurde ich beſchämt! Ich kam bis auf den Boulevard du Temple. Wie wurde ich da beſchämt von einem Manne, der ſprachlos da ſtand, aber mit einer einzigen Bewegung die Regierung beredtſamer ſtrafte, als ich mit tauſend Worten es gethan. Es war ein ſtattlicher kräftiger Mann aus dem Volke, mit ſonnenbraunem Geſichte, feurigem Blicke, buſchigen Augenbraunen. Er trug Beinkleider und Hausmütze eines Nationalgardiſten; den Rock hatte er abgelegt, und die zurückgeſtülpten Hemdärmel zeigten nervige Arme, zum Dreinſchlagen geübt und ſtets bereit. Dieſer Mann war eine Wachsfigur. Erfahren Sie vorher, daß man hier ſeit einem Jahre die abgenutzten, altherkömmlichen Wachsfiguren vervollkommnet hat. Durch mechaniſche Vorrichtung hat man ihnen Bewegung gegeben; ob allen, oder nur denjenigen, die außer den Buden zum Anlocken ſtehen, weiß ich nicht, da ich nie in eine ſolche eingetreten. Der Mann, von dem ich ſpreche, der Muſter-Franzoſe, ſtand, ſo wie ich ihn beſchrieben, mit verſchränkten Armen unter einem kleinen Zelte, deſſen

Inneres eine Landſchafts-Dekoration vorſtellte. Es war eine Felſengegend, im Hintergrunde das Thor einer Stadt oder eines Dorfes. Der Mann ſchien aus der Fremde in die Heimath zurückgekehrt zu ſein. Jetzt erhob er den Kopf und ſah ſich im Vaterlande umher. Trauer und Schmerz, Zorn und Verachtung malten ſich in ſeinen ſchwarzen Augen. Jetzt ſenkte er Kopf und Blick zur Erde, und eine Bewegung des Mitleids zuckte ihm durch Arme und Schultern, leiſe und trübe, wie der Schatten einer Wolke. Doch, hat vielleicht meine Phantaſie das Alles in den Mann hineingedichtet, oder mein Spott hineingelogen? Nein, nein. Ueber ſeinem Kopfe hing eine Tafel, worauf mit großen Buchſtaben: France geſchrieben war. Hätte Louis Philipp dieſes trauernde Frankreich von Wachs geſehen, es wäre ihm durch Mark und Bein gedrungen — oder er wäre kein Menſch, und dann wäre nichts Menſchliches von ihm zu fordern. Ich aber ſchämte mich meiner Rede aus Worten. Wäre ſie geſchrieben geweſen, hätte ich ſie verbrannt; da ſie nur gedacht war, warf ich ſie in den Lethe.

Donnerſtag, den 22. December.

Guten Morgen, ob Sie es zwar nicht verdienen. So heruntergebracht haben Sie mich, ſo demüthig haben Sie meine Hoffnung geſtimmt, daß ich nicht einmal heute einen Brief erwarte, ob es zwar der ſechſte Tag iſt, daß ich Ihren letzten erhalten.

Alſo mein Eduard hat Ihnen ſo ſehr gefallen, daß Sie ihn umarmt haben? Der glückliche Eduard! Er iſt jünger als ich.

In der Münchener Hofzeitung wurde geſtern wieder einmal geraſſelt. Ich glaube, man ſieht die deutſchen Leſer für Vögel an. Ach, daß es nicht wahr wäre! Es iſt zum Erſtaunen, wie gemein und ſchlecht jenes Ariſtokraten-Manifeſt wieder geſchrieben iſt. Es ſcheint, die Miniſter dort laſſen ihre Kriegs-Artikel von ihren Köchen verfertigen. So ſehr hat die Macht allen Credit verloren, daß ſich nicht einmal ein Worttrödler findet, der, die Armuth ihrer Geſinnung zu bedecken, ihnen auf einen Tag einen anſtändigen Rock leiht. Wie habe ich es diesmal getroffen, wie genau habe ich Alles vorher berechnet! Es war mir klar, daß es jetzt darauf ankäme, jetzt, wo der Kampf in Deutſchland beginnt, kein Juſte-Milieu aufkommen zu laſſen, das die Streitenden trennend, ſich bald dort, bald hier hinneigend, um von beiden Seiten Vortheil zu ziehen, einen ſumpfigen Frieden bildet, der die Luft verpeſtet und nur den quakenden Fröſchen wohl thut. Die Franzoſen haben kein Temperament zum Juſte-Milieu. Was wir jetzt ſehen, iſt nur ein künſtliches Schaukelſyſtem, das keine Dauer haben wird. Bald wird das Brett den Schwerpunkt verlieren und auf der einen oder andern Seite überſchnappen. Die Deutſchen aber bilden einen geborenen Mittelſtand. Die ſchaukeln nicht, ſie nageln den Wagebalken feſt, ſchmieden eiſerne Klammern darüber, legen noch Felſenſtücke darauf, und zu größerer Beruhigung ſich ſelbſt mit ihrer ganzen Breite, und ſolche gutverwahrte, nichts entſcheidende Gleichgültigkeit könnte noch manche zehn Jahre überdauern. Darum ſchien mir gut, meine Geſinnung und deren Ausdruck auf das Aeußerſte zu treiben, um meine Gegner zu verleiten, daß ſie das Nämliche thun. O, ganz prächtig iſt mir ſchon Mancher in die Falle gekommen! Es giebt keinen beſſeren Jagdhund, das Lager der Tyrannei aufzufinden, als ich einer bin; ich wittere ſie auf hundert Stunden weit. Die Münchener Sau habe ich auch herausgeſtöbert. In meinen Briefen ereiferte ich mich darüber, daß kein Deutſcher in Paris an den Kämpfen der Julitage Theil genommen. Von den deutſchen Handwerksburſchen, bemerkte ich, wundere mich das nicht. Dieſe hätten bei Freiheit und Gleichheit nichts zu gewinnen; denn während ihrer Jugend dürften ſie betteln, und im Alter die Zunfttyrannen machen. Das machte den baieriſchen Diplomaten-Lehrjungen den Kopf verlieren, und er ſchrie auf: Seht Ihr, ſeht Ihr, wie thöricht Ihr ſeid mit Euerer Staatsreform? Seht Ihr, wie die Zunftverfaſſung gedankenloſe, folgſame, leicht zu regierende Unterthanen bildet? Und Ihr wollt die Zünfte aufheben?... So haben ſie früher nicht geſprochen. Das Zunftweſen war der Herrſchſucht immer lieb geweſen; aber ſie vertheidigten es mit ſchönen Worten von Bürgerwohlſtand, Flor der Gewerbe; das Geheimniß ihrer ſchlauen Staatskunſt verriethen ſie nie dem Volke. Ich werde Ihnen in meinem nächſten Briefe noch andere Geſchichten erzählen, wie ich durch Feuer und Rauch die verborgene Schelmerei aus ihrer Höhle hervorgelockt. Die miniſterielle Klatſch-Liſe in München, um meine Ehre zu verdächtigen, um meinen Muth herabzuſetzen, erinnert mich an einen „gewiſſen Vorfall auf dem Frankfurter Komödienplatz" und meint, es käme mir nicht zu, den Deutſchen ihre Feigheit in Paris vorzuwerfen. Wenn man etwas Beſchämendes von mir wußte, warum erzählte man denn den Vorfall nicht? Sollte man etwa auf eine alte Geſchichte mit dem Schauſpieler Heigel anſpielen?

Aber damals hat ſich das Chriſtenthum ſehr hundsvöttiſch benommen; ich aber habe mich als tapferer Makkabäer gezeigt. Jude, Jude! das iſt der letzte rothe Heller aus der armſeligen Sparbüchſe ihres Witzes. Aber nach Allem, ich wollte, es gäbe mir Einer die drei Louisd'or zurück, die ich für mein Chriſtenthum dem Herrn Pfarrer verehrt. Seit achtzehn Jahren bin ich getauft und es hilft mich nichts. Drei Louisd'or für ein Plätzchen im deutſchen Narrenhauſe! Es war eine thörichte Verſchwendung.

Freitag, den 23. December.

Geſtern bin ich geſtört worden, den Brief zu endigen und abzuſchicken, wie ich es gedacht. Erſtens durch Ihren prächtigen fünfſeitigen Brief. Dann geſtört durch einen Brief, den ich gleichzeitig von Campe erhielt; dann durch überſchickte Zeitungen; dann durch einen andern Zeitungs-Artikel aus Deutſchland, den man mir mitgetheilt; endlich durch die Bewegung, die das alles in mir hervorgebracht. Es war eine *freudige* Bewegung, das ſchwöre ich Ihnen. Es geht ja alles herrlicher, als ich zu träumen gewagt. Wenn Sie hoffen, die Nachricht von der Entziehung meiner Penſion würde ich nicht als eine perſönliche Sache anſehen, ſondern es zum großen Ganzen rechnen — laſſen Sie meinem Herzen Gerechtigkeit widerfahren. Nicht genug Gerechtigkeit laſſen Sie aber meinem Kopfe widerfahren, wenn Sie glauben, ich würde das zu den Unglücksfällen dieſer trüben Tage zählen. Es iſt ja keine Niederlage, es iſt ein Sieg der guten Sache. Kann mir denn etwas willkommener ſein, als daß ich ihre Leidenſchaft entflammt, ſie dahin gebracht, in ihre hölzernen mechaniſchen Tücken Blut und Leben zu bringen, und aus glühendem Haſſe zu thun, was ſie früher nur mit eiskalter Politik begangen? Die Frankfurter Regierung hatte gar nicht das Recht, mir Penſion zu entziehen; denn nicht ſie, ſondern die deutſche Bundesverſammlung hatte mir, wie allen Staatsdienern des Großherzogthums Frankfurt, die Penſion zuerkannt. Der Senat glaubte auch gewiß nicht, das Recht zu haben, dachte auch nimmermehr daran, es ſich anzumaßen; aber irgend ein Diplomat befahl, drohte vielleicht und der feige Senat gehorchte angſtzitternd wie immer. Daß man mir ſagen ließ, ich ſolle nach Frankfurt kommen, um ein Amt zu übernehmen, das — ich glaube es gern, um meiner Verachtung eine Grenze zu ſetzen — war ein Vorwand, um, wenn ich der Einladung nicht folgte, mir die Penſion nehmen zu können. Der Senat weiß recht gut, daß noch weniger, als ich mich dazu verſtünde, in Frankfurt ein Amt zu bekleiden, er ſich dazu verſtehen würde, mir eins zu übertragen. Das glaube ich. Aber nimmermehr kann ich glauben, daß man mich nach Frankfurt hat locken wollen, um mich der Rache Oeſterreichs oder Preußens auszuliefern. Es wäre zu ſchändlich, zu niederträchtig! Daß Herr von Guaita gleich nach Erſcheinen meiner Briefe geäußert, man werde mir meine Penſion entziehen, das war natürlich. Er konnte es früher wiſſen als der Senat, denn er iſt das Sprachrohr der lispelnden Diplomatik, und was man in Wien flüſtert, ſchreit er den alten Bürgern im Römer zu. Den Senator von Heyden, ich kenne ihn. Ja ich ſehe ihn roth werden; er iſt ein edler Menſch. Ich ſelbſt erröthete darüber, ich, den doch die Schandthat getroffen, der ſie nicht begangen. Ruhen laſſen will ich die Sache gerade nicht. Helfen wird mir keine Klage; der Bundestag, der hier entſcheidet, iſt ſelbſt Partei. Zuerſt wäre abzuwarten, daß mir der Senat ein Decret ſeines Beſchluſſes zukommen läßt. Reden Sie mit *** darüber, ob ein ſolches zu erwarten, wenn nicht, wie ich eine ſolche Mittheilung erzwingen kann. Er möge mir auf jeden Fall eine Vollmacht zum Unterzeichnen ſchicken, dann wollen wir uns darüber beſprechen. Die Sache ſoll öffentlich werden, das iſt meine gute Abſicht. Zu gewinnen iſt unmöglich. Wenn die Frankfurter Advokaten etwas in Maſſe für mich thäten, ſo wäre es ſchön; aber ich hoffe es nicht. Wenn es R. gut findet, will ich einen offenen Brief an die Advokaten drucken laſſen, und ihn nach Frankfurt ſchicken. Ich muß aber darin ſprechen dürfen auf meine Weiſe. Das, fürchte ich, ſchüchtert ihren guten Willen zurück. R***'s Rath werde ich auf keine Weiſe in dieſer Sache verſchmähen, ſobald er mir nur frei läßt, meine Angelegenheit an die allgemeine zu knüpfen. Für meinen perſönlichen Vortheil allein habe ich eine ſchwache Zunge und eine ſtumpfe Feder. — Die Angſt für mein Naſſauer Geld iſt lächerlich. Wie können Sie denken, daß ein Staat aus einer kleinlichen Rache ſeinen ganzen Kredit umſtoßen ſolle? Aber Euere Furcht iſt bezeichnend genug. Wie weit muß es in Deutſchland gekommen ſein, daß man ſolche Gewaltthätigkeiten für möglich hält?

Aus Campe's Brief theile ich Ihnen in meinem Nächſten Einiges mit. Heute nur, ſo viel das Papier verſtattet. Menzel ſchrieb ihm: „Sie werden meine in dieſen Tagen erſchienene Kritik der „Börne'ſchen Briefe erhalten. Kein Verbot, keine „Winkelkritik wird je im Stande ſein, Börne den „wohlverdienten Lorbeerkranz zu entreißen. Sein „Genie ſichert ihm für alle Zukunft eine der ehrenvollſten Stellen unter den Erſten unſerer Literatur. „Sein edles Zornfeuer macht ihn jedem wahren „Patrioten im höchſten Grade achtungswerth. Selbſt „das frivole Hundegebell, das ſich gegen ihn erhebt, „ehrt ihn, und die Nachwelt wird es erkennen.“

In einem neuen Zeitungs-Artikel gegen meine Briefe heißt es unter andern Merkwürdigkeiten: ich wäre erboßt gegen alle Leute von Rang und Stand, weil ich ſelbſt kein Hofrath wäre; erboßt gegen die Reichen, weil ich arm ſei; erboßt gegen die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hätte, je ſelbſt ein

Fürſt zu werden. Iſt das nicht himmliſch? Reden Sie. Ich arm? Iſt mein Herz allein nicht eine Million werth? Ich lege die ganze Million zu Ihren Füßen. Verſchmähen Sie ſie nicht; ich kann doch noch einmal Fürſt werden. In Verſteigerungen kauft man oft die koſtbarſten Sachen um weniges Geld.

Vier und ſechzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 24. December 1831.

Dr. Rießer in Hamburg hat für mich gegen meinen Eduard geſchrieben; aber weder in Hamburg noch in Altona wollte die Zenſur den Druck der Schrift erlauben. Sie wird jetzt in Braunſchweig gedruckt. So ſind die deutſchen Regierungen! So ſchamlos iſt ihre Zenſur! So ſind die freien Städte — welche die Monarchen nur darum fortbeſtehen ließen, um republikaniſche Regierungsformen lächerlich und verächtlich zu machen, um zu zeigen, daß ein Senat von Bürgern ſo knechtiſcher Geſinnung ſein könne, als ein Staatsrath von Edelleuten. Der nämliche Zenſor, der es doch geſchehen ließ, daß eine Schrift voll der unerhörteſten Schimpfreden gegen mich erſchien, deren Titel ſchon eine Beleidigung war, verbot die Schrift, die meine Vertheidigung übernahm! Und ſolche Regierungen verlangen noch, daß man ſie achte! Campe ſchreibt mir ferner: „denken Sie ſich die Tollheit der Menſchen, einige behaupten ſteif und feſt, Sie hätten dieſe Briefe im öſtreichiſchen Solde geſchrieben, damit man der Preſſe beikommen könne. Iſt das erhört?“ Glauben Sie mir, ſo dumm das iſt, ſo gibt es doch Menſchen, die noch dümmer ſind als das, und es iſt darum gar nicht unmöglich, daß irgend ein Lohnbedienter irgend eines Commis-Voyageurs der Diplomatie ein ſolches Gerücht vorſätzlich in den Gang gebracht.

Sechzehnmal iſt Campe ſchon verhört worden. Ich habe eine Vorſtellung davon, was ſie ihn alles ausfragen. So oft ſtand Louvel nicht vor Gericht. Es koſtet viele Arbeit, bis man in Deutſchland gehängt wird. Der Artikel gegen meine Briefe, deſſen ich geſtern erwähnt, ſteht in der Zeitung von Bern, wie ich Ihnen ſchon geſchrieben, einen Trödelmarkt, wo die ariſtokratiſchen Lumpen von ganz Europa aufgehäuft liegen. Er lautet wie folgt: Noch ein Urtheil über Börne's Briefe. „Die Mannheimer Zeitung ſchließt eine kurze Kritik dieſer politiſchen literäriſchen Monſtroſität folgendermaßen: „Was hier mit dürren Worten, von allen hochtrabenden Phraſen befreit, geſagt wird, iſt leider die Geſchichte der heutigen Tage. Geld- und Ehrgeiz bilden die Grundlage der Börneſchen Ausfälle, und erwecken in ihm den tödtlichen Haß, welcher ſich auf jeder Seite ausſpricht. Weil er nicht Hofrath, Staatsrath, Miniſter iſt, haßt er alle Beamten; weil er ſelbſt kein Geld hat, ſo trifft ſein Haß alle Begüterte, Banquiers oder wohlhabende Bürger, und weil er endlich nie Fürſt werden kann, ſo fällt das größte Gewicht ſeines Haſſes auf die Großen dieſer Erde. Was er auszuſprechen, in ſo furchtbarer Wahrheit laut zu denken wagt, verzehrt im Stillen Tauſende. Es iſt daher die Wuth ganz begreiflich, mit der alle ſeine Geiſtesverwandten über den Unverſchämten herfallen, welcher in ſo ganz unbegreiflich naiven Geſtändniſſen der Zeit vergißt, und den Schleier lüftet, welchen bisher ein erkünſtelter Patriotismus ſo fein gewoben hatte. Es war daher nur ein Schrei des Entſetzens unter ſeinen Freunden, als ſie ihr klug bewahrtes Geheimniß ſo leichtſinnig verrathen, und alle die zarten Fäden aufgedeckt ſahen, mit denen ſie ihre Pläne umſponnen. Sie mußten, und wohl nicht mit Unrecht, fürchten, daß, iſt einmal die Maske gefallen, ſich die öffentliche Meinung, welche ſie bisher ſchlau für ſich benutzt, ſich gegen ſie richten, und ſo den Nimbus zerſtören würde, der ſie umgibt. Solche Fingerzeige bleiben für den Triumph der guten Sache nicht verloren!“ Es iſt daher Börne's Werk

„ein lehrreiches und nützliches Buch!“ Das merkt euch, Kinder, und ſtellt die Pariſer Briefe neben eure Andachtsſtunden!

— Mein Kamin raucht nicht mehr, er iſt geheilt worden, und gründlich. Ich habe da wieder erfahren, daß man gegen dieſe ſpitzbübiſchen Franzoſen, will man ſein Recht behaupten oder erlangen, grob ſein muß. Iſt man artig, wird man beſiegt, denn ſie verſtehen noch artiger zu ſein als wir. Dieſe ihre Waffen wiſſen ſie ſo geſchickt zu gebrauchen; ſie geben uns freundliche Worte, ſüße Verſprechungen, um uns einzuſchläfern und unſere Anſprüche zu entwaffnen. Ich aber, der das kannte, ließ mich nie irre führen, und wußte durch periodiſch abgemeſſene, regelmäßig wiederkehrende Grobheit immer zu erlangen, was mir gebührte. Acht Tage lang ſchickte ich täglich viermal den Conrad zum Hausherrn mit der Ermahnung, für den Kamin zu ſorgen. Da dies nichts half, kündigte ich das Logis auf. Das wirkte.

— Herold's Artikel in den Zeitſchwingen hat mir ſehr gut gefallen. Darin iſt jugendlicher Muth und Uebermuth, wie ihn der Kampf dieſer Zeit erfordert. So eine Butter-Seele, wie dieſer Alexis, will es ja nicht beſſer, als geſchmiert zu werden, — freilich mit goldenen Meſſerchen, von zarter Hand, auf zartgeröſtetes Weisbrödchen. Nun kömmt eine tüchtige Bürgerfauſt, und ſchmiert ſie mit einem Kochlöffel auf Haberbrod; das wird der Berliner Butter-Seele ihre Schmiegſamkeit etwas verleiden.

Ob ich die Wiener Gedichte kenne? Wie ſollte ich ſie nicht kennen! Sie wohnen ſeit zwei Monaten in meinem Herzen, und ich ſehe und höre ſie täglich. Aber zanken muß ich mit Ihnen, daß Sie durch ſolches unzeitiges Fragen mich in meiner Druckerei ſtören. Ich wollte nächſtens mit Ihnen davon zu ſprechen anfangen, ich wollte Sie fragen: „Haben Sie die Spaziergänge eines Wiener Poeten geleſen?“ und dann, trott, trott, weiter. Jetzt muß ich erſt zu vergeſſen ſuchen, daß ſie Ihnen bekannt ſind. Wenn das noch einmal geſchieht, wenn Sie noch einmal durch ungerufenes Entgegenkommen mir meine ſchüchterne Schriftſtellerei verwirren, laſſe ich künftig Ihre eigenen Briefe ſtatt der meinigen drucken. Da wird ſich auch wohl für Sie ein weiblicher Eduard finden, und dann wollen wir ſehen, wie Sie mit dieſer Hamburger Megäre fertig werden.

Der Conſtitutionel, ſeit vielen Jahren das mächtigſte Blatt der Oppoſition, iſt jetzt in Caſimir Perriers Hände gefallen. Er hat ihn für eine halbe Million Aktien gekauft und kann daher mit ihm verfahren, wie ihm beliebt. Sie müſſen das bekannt machen, und die Andern **ſollen es auch weiter** verbreiten, damit ſich **Keiner täuſchen** laſſe. **Es wird** noch einige Zeit dauern, **bis der** Conſtitutionel ſeine Maske völlig abwirft. Das **Blatt hat** ſeit vier Wochen ſchon viertauſend **Abonnenten verloren.**

Montag, den 26. December.

So eben verläßt mich ein Beſuch, deſſen Veranlaſſung mir ſehr erfreulich war, deſſen Erfolg noch erfreulicher werden kann. Es war ein junger freundlicher Menſch, aus Hof in Baiern gebürtig, ſeit einigen Jahren in einer hieſigen Handlung als Commis angeſtellt. Er ſagte, daß er im Namen ſeiner zahlreichen Freunde käme, die erſt kürzlich aus der Zeitung erfahren, daß ich in Paris ſei, um mir zu danken für den Eifer, den ich in meinen Schriften für die Sache des Vaterlandes an den Tag gelegt — und ſo fort. Ich ſuchte das abzukürzen. Darauf weiter: er ſei beauftragt, mich um Rath zu fragen. Er, ſeine Freunde und Kameraden, wohl zwei bis dreihundert an der Zahl, alle junge Kaufleute, hätten ſich vorgenommen, an die Bairiſchen und Badiſchen Stände eine Adreſſe zu erlaſſen, um ihnen für den Muth und die Beharrlichkeit, mit welcher ſie für Recht und Freiheit geſtritten, die Gefühle ihrer Bewunderung und ihrer Erkenntlichkeit auszudrücken. Auf meine Bemerkung, daß eine ſolche Adreſſe zu ſpät käme, weil in wenigen Tagen die Stände in München und Carlsruhe auseinander gehen würden, erwiederte man mir: daran läge nichts; es wäre ihnen ja blos darum zu thun, auch ihrerſeits ihre Geſinnung öffentlich kund zu thun. Der ausdrücklichen Bitte zuvorkommend, erklärte ich, daß ich herzlich gern eine ſolche Adreſſe aufſetzen würde. Ich bemerkte: der Schritt, den ſie zu machen dächten, würde von den heilſamſten Folgen ſein. Uns Andern, aus dem Stande der Gelehrten und Schriftſteller, ſo oft wir von den verfaſſungsmäßigen Rechten, von Freiheit und Staatsreformen ſprächen, machte man den Vorwurf der Unruheſtiftung und heilloſen Zerſtörungsſucht, und wo man einmal ſo gnädig ſei, uns milder zu betrachten, ſpottete man unſerer luftigen Schwärmereien, die mit dem wahren Glück des Volkes, das auch für ſolche hohe Ideen nirgends Sinn habe, in gar keiner Verbindung ſtünde. Jetzt aber kämen ſie, alle Kaufleute, die durch Stand, Gewerbe und tägliche Beſchäftigung an das Poſitive gewieſen, ja durch Maas, Gewicht und Zahlen an die Wirklichkeit, wenn ſie ſie je vergeſſen möchten, ſtündlich erinnert würden, und wünſchten und forderten das Nämliche. Sie ſprächen es aus, daß die materiellen Intereſſen, wo die Sorge für dieſelbe löblich wäre, innigſt an die moraliſchen Intereſſen gebunden wären, und daß nach Allem das ſinnliche Wohlbefinden und Wohlbehagen der Menſchen nicht ihre höchſte Beſtimmung ſei. Dieſes würde eine große Wirkung machen und die ewigen Feinde der

Freiheit in Verwirrung bringen, die, deren Freunde um ſo leichter zu beſiegen, den Stand der Handelsleute und den der Gelehrten zu entzweien ſuchten... In dieſem Sinn werde ich nun für die jungen Leute die Adreſſe abfaſſen.

Dienſtag, den 27. December.

Dreimal leſe ich Ihren Brief. Aber wie kann ich auf Alles antworten? Ein Frauenzimmer fragt mehr, als hundert Männer beantworten können.

Von Schlegels Epigrammen habe ich einige vorleſen hören, keine gegen Arndt, aber welche gegen Menzel. Ganz erbärmlich. Der Geck iſt jetzt hier. Solche Leute ſchickt ſeit der Revolution die preußiſche Regierung eine Menge hierher. Aber ſtatt zu ſpioniren, welches ihre Sendung iſt, werden ſie ſpionirt. Die franzöſiſche Regierung erſpart dadurch Geld, Spione in Berlin zu beſolden. Bequemer und beſſer kann man es nicht haben. Schlegel wohnt, aus alter Freundſchaft von der Staël her, bei deren Schwiegerſohn, dem Herzog von Broglie, und wird dort, wie man mir erzählt, zum Beſten gehabt, und en bas behandelt.

Die Damen hier und eine große Zahl von Künſtlern haben ſich vereinigt, Handarbeiten, kleine Kunſtwerke zu verfertigen, und ſie zum Vortheile der Polen auszuſpielen. Die Gegenſtände der Lotterie werden bis zur Ziehung in einem Saale öffentlich ausgeſtellt. Der Zettel koſtet zwei und einen halben Frank. Wie gewöhnlich bei ſolchen Unternehmungen, ſtehen die Namen der Frauenzimmer in der Zeitung, bei welchen die Looſe zu haben ſind. Frau v. Rothſchild iſt dieſesmal nicht dabei. Es iſt keine legitime Barmherzigkeit, und Revolutionärs verhungern zu ſehen, thut auch einem ſanften weiblichen Herzen wohl. Die ſchöne Dame in ihrem Boudoir denkt, wie es einer zärtlichen Gattin ziemt, an den Mann auf dem Büreau, und begreift, daß an einer Anleihe für Könige mehr zu verdienen ſei, als an einer für den Himmel.

Fünf und ſechzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 30. December 1831.

Ihre Frage wegen der Simoniſten möchte ich Ihnen gern klar und genau beantworten; aber ich weiß nicht viel davon. Da ich mich nicht ſchämte, unwiſſend hierin zu bleiben, will ich mich auch nicht ſchämen, meine Unwiſſenheit zu geſtehen. Sie iſt um ſo weniger zu entſchuldigen, da mir bekannt, daß der Simonismus eine der wichtigſten Erſcheinungen, ja noch mehr iſt: der Inbegriff von vielen wichtigen Erſcheinungen dieſer Zeit. Das ſchwebte vor mir in der Luft und genauer unterſuchte ich es nicht. Es iſt nicht zu ändern. Hier in Paris braucht man nur einen halben Magen; denn der gefällige Kochtopf übernimmt die Hälfte der Verdauung. Hier in Paris braucht man gar kein Herz; denn da alle öffentlichen Gedanken in öffentliche Empfindungen übergegangen, iſt das Klima davon warm geworden und man braucht die Bruſt nicht einzuheizen. Aber tauſend Beine braucht man hier, um nach allem Merkwürdigen zu gehen, tauſend Augen und Ohren, alles Merkwürdige zu ſehen und zu hören, und tauſend Köpfe, um alles aufzufaſſen, ſich anzueignen und zu verarbeiten.

Die Simoniſten halten jeden Sonntag öffentliche Vorleſungen, in welchen ſie ihre Lehren zuſammenſtellen und erläutern. Ich habe aber dieſen Predigten nie beigewohnt. Man muß zwei Stunden vorher da ſein, um Platz zu finden, und ſo viele Zeit mochte ich nicht darauf verwenden. Aus gleichem Grunde war ich auch noch nie in einer Kammerſitzung, bei den Verhandlungen der Aſſiſen, noch in einer der öffentlichen Verſammlungen, die hier faſt jede Woche gehalten werden. Das bürgerliche Leben, das in ſeinem ganzen Umfange und in allen ſeinen Stockwerken öffentlich geworden, hat die Architektur hinter ſich gelaſſen, die monarchiſch und ariſtokratiſch geblieben. Es gibt in Paris kein öffentliches Gebäude, das ſelbſt für das beſcheidenſte Bedürfniß einer Volksverſammlung Raum genug hätte. Es iſt lächerlich, wie wenige öffentliche Sitze in der Deputirtenkammer ſind. Die Regierungen, wenn ſie die Freiheit mit keinen moraliſchen Schranken mehr umziehen dürfen, engen ſie wenigſtens ſo viel und ſo lang als möglich mit Steinmauern ein. Der Saal, den die Simoniſten haben, der iſt nun beſonders klein und ich glaube, daß ſie ihn aus Schelmerei ſo gewählt, damit die Zuhörer um ſo begieriger herbeiſtrömen. Wo die Pariſer keinen Platz finden, da eilen ſie am liebſten hin, beſonders die Frauenzimmer; es iſt ihre Wonne, geſtoßen und gedrückt zu werden.

Was mich bis jetzt von einer nähern Bekanntſchaft, nicht mit den Grundſätzen, ſondern mit den Lehren der Simoniſten, abgehalten, iſt die monarchiſche Verfaſſung ihrer Kirche. Sie haben einen Papſt; vor ſolchem kreuze ich 'mich, wie vor dem Satan. Sie haben eine Autorität; die fürchte ich noch mehr, als den Räuber im finſtern Walde. Ich laſſe mich von keiner Wahrheit gern einſchränken; ich trinke, wie der goldgelockte Felix im Wilhelm Meiſter, am liebſten aus der Flaſche. Wenn ein Papſt mir ſagt: zwei mal zwei iſt vier — glaube ich es ihm nicht, und habe ich es früher gewußt, fange ich an, daran zu zweifeln. Zwar weiß ich recht gut, daß keine neue Kirche der monarchiſchen Leitung entbehren kann; das Chriſtenthum ſelbſt blieb ſchwach, ward verfolgt und geſchlagen, ſo lange es republikaniſch war, und wurde erſt ſtark, ſiegend und erobernd, als es einen höchſten Biſchof an ſeine Spitze ſtellte. Jedem Staate iſt die monarchiſche Gewalt in ſeiner Kindheit die Laufbank, in ſeinem Greiſenalter eine Krücke; Freiheit gehört dem Jünglingsalter und den männlichen Jahren. Aber, ob ich auch das begreiſe, verabſcheue ich doch die Monarchie für jedes Verhältniß und für jede Zeit. Ein junger Staat ſoll lieber auf allen Vieren kriechen und etwas ſpäter gehen lernen, ſoll lieber, ſobald er das Greiſenalter erreicht, ſich freiwillig den Tod geben, als gemächliche und ſchnellere Entwickelung ſeiner Glieder, als einige Jahre Friſt jämmerlichen Daſeins mit der Freiheit bezahlen. Wie Einem die Regierung oft alle bürgerliche Geſellſchaft, das Syſtem die ſchönſte Philoſophie verleiden kann; ſo verleidet Einem die Kirche jeden Glauben. *Muß* ich ſelig ſein im Paradieſe, dann *will* ich lieber in der Hölle leiden. Es liegt gar nicht ſo viel daran, daß eine neue Wahrheit ſich ſchnell und weit umher verbreite; ſie wird leicht an Würde verlieren, was ſie an Macht, im Werthe verlieren, was ſie im Preiſe gewinnt.

Sie fragen mich: ob die Simoniſten etwa das reine Chriſtenthum herzuſtellen ſuchen? Ich glaube es. Aber was heißt *reines Chriſtenthum*? Es gibt nur *eine* reine Quelle des wahren Glaubens, und aus dieſer fließen die mannigfaltigen Ströme der Religionen, die nach und nach den Schlamm der

Ufer abſpülen, und ſich mit Allem beſudeln, was die ſchmutzigen Menſchen hineingeworfen. Die Simoniſten mögen wohl in Frankreich ſein, was die Carbonari in Italien ſind. Was dieſe wollen, weiß ich zwar auch nicht klar; doch daß ſie einen edlen Zweck haben, daß ſie ſuchen Licht in das dunkle Lügengebäude des Papſtthums zu bringen und die Zwingburgen der Gewalt niederzureißen: das erfahre ich von der unbeſchreiblichen Wuth, mit welcher die geiſtliche und weltliche Macht in Italien den Carbonarismus verfolgt.

Der hier erſcheinende *Globe* iſt das Apoſtel Blatt der Simoniſten; eine Art hauſirende Bibel, die alle Tage den wahren Glauben friſch und warm in die Häuſer bringt. Doch ich kann keine Milch vertragen und leſe darum das Blatt nicht. Von den drei ſtereotypen Lehren, die der Globe als Motto täglich hinter ſeinem Titel hat, kann ich nur die erſte annehmen; die zweite iſt mir zu trivial; die dritte finde ich falſch und eine vierte, mir die erſte, mangelt gänzlich. *Erſte Grundlehre*: Les institutions sociales doivent avoir pour but l'amélioration du sort moral, physique et intellectuel de la classe la plus nombreuse et la plus pauvre. Daß die bürgerliche Geſellſchaft *nur* für die Mehrzahl, *nur* für die ärmeren Claſſen zu ſorgen habe, dieſem Grundſatze kann man dann erſt beitreten, nachdem man ſtillſchweigend angenommen, daß die Minderzahl der Geiſt- und Güterbegabten, daß jene Glücklichen, für welche ſchon die Natur geſorgt, den Schutz und den Beiſtand der bürgerlichen Geſetze entbehren können. Dann aber bleibt in jenem Grundſatze die reinſte, heiligſte und unverletzlichſte Vorſchrift, wie der Sittlichkeit, ſo der Religion übrig. Weil ſie rein iſt, wird ſie von Allen beſudelt; weil ſie heilig iſt, wird ſie verſpottet; weil unverletzlich, täglich übertreten. Doch ich mag nicht davon ſprechen. Wer nur etwas gelebt hat und nur einen Tag nicht ſich allein, der konnte wahrnehmen, wie man überall und zu allen Zeiten das niedere Volk als unorganiſches Produkt betrachtet, als Erde, Steine, Sand, Waſſer — von Gott, dem Hofarchitekten der Vornehmen und Reichen, herbeigeſchafft, dieſen das Leben wohnlich und angenehm zu machen. Aber der Tag wird kommen, wo der zum Himmel geſtiegene Thränendunſt aller der Millionen Unglücklichen als Sündfluth niederſtürzen und die Reichen mit allen ihren aufgeſparten Gütern bedrohen wird, und dann werden Schrecken und zu ſpäte Reue die hohle Bruſt der Hartherzigen ausfüllen, und ſie werden das Erbarmen, deſſen Rufe ſie nie gefolgt, ſelbſt anrufen.

Zweite Grundlehre: Tous le privilèges de la naissance, sans exception, seront abolis. Werden hier die alterthümlichen bekannten Privilegien gemeint, wie die des Adels, der Pairs, oder ſonſt eines bevorrechteten Standes, ſo iſt das eine ſo entſchiedene Wahrheit, ein ſo feſt gegründetes Recht, daß man durch ein ſchadenfrohes Erwähnen derſelben nicht die Anmaßung des Widerſpruchs herausfordern ſollte. Nicht die Vernunft iſt auf der Seite der Gleichheit, ſondern auf der Seite der Ungleichheit iſt der Wahnſinn. Aber der Vernunft ziemt es nicht, dem Wahnſinn entgegen zu treten, ihm den Weg zu verſperren; ſondern ſie ſoll warten, bis er herbei kömmt, bis er losbricht. Dann ſoll ſie ihn beſprechen, heilen, und wenn er ſich unheilbar zeigt, ihn an die Kette legen und unſchädlich machen. Jedes Wort, noch ferner gegen den Adel geſprochen, iſt ein Schwertſtreich dem Schlachtfelde entzogen; die Zeit des Redens iſt vorüber.

Dritte Grundlehre: A chacun selon sa capacité, à chaque capacité selon ses oeuvres. Eine heilloſe Irrlehre! Die Wahrheit iſt ganz auf der entgegengeſetzten Seite. Je mehr Verdienſt, je weniger Lohn; das iſt die Regel der Vernunft. Verdienſt iſt die reine Vorausbezahlung, welche die Natur ſolchen Menſchen leiſtet, denen ſie vertraut, und der, dem ſie geworden, hat keinen weitern

Lohn zu fordern. Bezahlung werde dem Verdienſtloſen, der nichts von der Natur geerbt. „Jeder Capacität nach ihren Werken,“ iſt auch falſch. Was der Menſch iſt, beſtimmt ſeinen Werth, und alſo ſeinen Preis, nicht das, was er thut. Iſt das, was er thut, ſeiner Natur gemäß, iſt es blos Lebensäußerung, Selbſterhaltungstrieb, und er hat dafür keinen Lohn zu fordern; iſt es ſeiner Natur zuwider, kann es nichts Gutes ſein. Dieſe Irrlehre der Simoniſten entſpringt aus einer andern, zu welcher ſie ſich bekennen, der von einer Gütergemeinſchaft, — eine Lehre der verderblichſten Art, weil ſie den Menſchen nicht allein in der bürgerlichen Geſellſchaft, ſondern auch in ſeinen reinmenſchlichen Verhältniſſen zu Grunde richtet. Freiheit und Gleichheit beſtehen darin, daß jeder einzelne Menſch in ſeiner Lebensſphäre, ſei nun dieſer Kreis ſo eng gezogen als man wolle, Deſpot ſein darf; nicht aber darin, daß man alle dieſe Perſönlichkeiten zerſtört, und daraus einen allgemeinen Menſchenteig knetet, den man Staat, Kirche, Gemeinde, Volk nennt. Wenn die Lebensgüter gemeinſchaftlich ſind, wenn das Recht ſich Alles nehmen darf, was bleibt dann noch dem ſchönen Vertrauen zu fordern, was der Liebe zu geben übrig? Man wirft den Simoniſten vor — ob der Vorwurf gegründet, weiß ich nicht —

ſie wollten die Ehe aufheben. Es fällt mir ſchwer, das zu glauben. Manche Religionen, mancher politiſche Bund, haben im Verlaufe ſpäterer Entartung ſittenverderbliche Grundſätze angenommen; aber eine neue Religion, eine neue Gemeinde, wurden nie auf Sittenloſigkeit gegründet. Doch einen andern Grundſatz ſprechen die Simoniſten deutlich aus: den der Emancipation der Weiber. Wollen ſie damit täuſchen, oder täuſchen ſie ſich ſelbſt — ich weiß es nicht. Vielleicht heucheln ſie dieſen Grundſatz, um die Frauen für ihre Sekte zu gewinnen. Iſt es ihnen aber Ernſt, dann ſind ſie in einem Wahne befangen, der nur darum nicht verderblich iſt, weil er nie zur Wirklichkeit werden kann. Bei einer flüchtigen Betrachtung ſcheint es zwar Gewinn, wenn das weibliche Geſchlecht emancipirt würde, wenn es gleiche ſittliche, gleiche politiſche Rechte mit den Männern erhielte; der Kreis der Menſchheit, ſcheint es, würde dadurch erweitert werden. Aber es iſt Täuſchung. Selbſtſtändigkeit des Weibes würde nicht allein die Beſtimmung des weiblichen, ſondern auch die des männlichen Geſchlechts vereiteln. Nicht das Weib, nicht der Mann allein drücken die menſchliche Natur aus; nur Mann und Frau vereinigt bilden den vollkommenen Menſchen. Nur in der Ehe, nur im Familienleben wird der Zweck der Menſchheit erreicht.

Sechs und ſechzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 4. Januar 1832.

Wie können Sie nur glauben, ich wünſchte darum nicht, daß meine Briefe in das Franzöſiſche überſetzt würden, weil ich fürchte, der Regierung zu mißfallen? Wie ſollte ich ſimpler Bürgersmann die Anmaßung haben, mich zu **fürchten**? Das iſt jetzt ein Prärogativ der Krone, ein Regal der Fürſten. Ich wäre eine Art Falſchmünzer, wenn ich mich mit Fürchten beſchäftigte; das könnte mich den Kopf koſten. Es wäre mir darum unlieb, hier überſetzt zu werden, weil mir Angſt iſt, die Arbeit, von irgend einem ökonomiſchen Buchhändler aus Gewinnſucht veranſtaltet, möchte in die wohlfeilen Hände eines Taglöhners fallen, und ich verunſtaltet werden. Mein kleiner weicher Geiſt iſt leicht außer Form gebracht. Wenn aber ein Mann, wie der Profeſſor Willms in Straßburg, der Bruchſtücke aus meinen alten

Schriften in der Revue Germanique ſo vortrefflich überſetzt hat, auch die Briefe franzöſiſch herausgeben wollte, würde ich mich ſehr darüber freuen.

— Wäre Herr von Raumer darum aus der preußiſchen Zenſurbande getreten, um die Schande, Mitglied derſelben geweſen zu ſein, abzuwaſchen — auch dann würde ihm das nicht zur Ehre gereichen; denn ſein Ruf ſtünde immer nur auf dem Gefrierpunkte der Tadelloſigkeit. Aber nein, nicht aus Buße, nicht um der beleidigten Menſchheit Abbitte zu thun, hat er aufgehört Zenſor zu ſein; ſondern aus gereizter Eitelkeit, weil er ſich perſönlich gekränkt fühlte, daß die Zenſur ſein Werk über Polen anzuzeigen verboten, that er den angſtzitternden Schritt. Ich begreife es nicht, ich werde es niemals faſſen, wie ein Mann, der ſich nur ein wenig ſelbſtachtet, der nicht ſchamlos ſeine ganze Menſchenwürde von ſich geworfen, um nackt wie ein Thier im warmen Stalle zu lagern, dort ſeinen Bauch zu füttern oder bei gutem Wetter auf der Gunſt der großen Glückspächter herum zu graſen — wie ein ſolcher Mann ſich dazu verſtehen kann, ein Zenſor, ein Henker zu werden — nein, ſchlimmer als ein Henker, denn dieſer tödtet nur die ſchuldig Gerichteten — ein Meuchelmörder der Gedanken, der im Dunkeln lauert und trifft, der das Einzige, was göttlich iſt am

Univ. Bibl.
München

Menſchen: die Freiheit des Geiſtes, zerſtört, daß nichts an ihm übrig bleibe, als das blöde Vieh, das vor der Peitſche ſeiner Treiber hergeht, und kaut und wiederkaut, was ihm ſeine Herren in die Krippe geworfen! Und auch hier wieder wie immer empört ſich mein Herz gegen die Dummheit des Volks überall, das gar ſeine Macht und Uebermacht nicht kennt; das gar nicht ahnet, daß es nur zu wollen braucht, um jede verhaßte Tyrannei umzuſtoßen. Wenn unter den Tauſenden in jeder Stadt, welche die Zenſur als einen ſchändlichen Uebermuth verabſcheuen, als eine erbärmliche Feigheit verachten, ſich nur zwanzig angeſehene Familienhäupter zu dem Bunde vereinigten, jeden Zenſor als einen ehrloſen Menſchen zu betrachten und zu behandeln, unter keinem Dache mit ihm zu wohnen, an keinem Tiſche mit ihm zu eſſen, ſeine Umgebungen nicht zu berühren, ihn zu fliehen wie einen Verpeſteten, ihn immerfort mit Verachtung zu beſtrafen, mit Spott zu necken — dann würde ſich bald kein Mann von Ehre mehr finden, der Zenſor würde ſein wollen; ja ſelbſt der Gefühlloſe, wenn er nur von einem gewiſſen Range iſt, würde nicht den Muth haben, der öffentlichen Meinung zu trotzen, und die Regierungen würden genöthigt ſein, ihre Zenſur den Schindersknechten anzuvertrauen, und der Anger vor dem

Thore würde bedeckt werden mit Pferdeknochen, Schafſchädeln und confiſcirten Büchern. Aber wie die Menſchen zum Guten vereinigen? Das iſt der Jammer. In jedem Lande, in jeder Stadt, in jeder Gemeinde, in jeder Regierung und in jeder Amtsſtube gibt es edle Menſchen genug; aber Jeder glaubt, er ſei allein gut geſinnt, und ſo fürchtend, Alle gegen ſich zu haben, wagt es Keiner, mit ſeiner Stimme hervorzutreten, und der Sieg bleibt den Schlechten, die ſich beſſer errathen, ſich leichter finden. Das iſt's, was mir vor vielen Andern den Muth gibt, für Recht und Freiheit ſo laut das Wort zu führen: daß ich weiß, ich ſtehe nicht allein, daß ich weiß, es gibt Tauſende, die ſo gut und beſſer ſind als ich, die meinem Rufe folgen und ſich mir anſchließen. Wüßte ich das nicht, glaubte ich im ſelbſtverliebten Dünkel allein zu ſtehen im Vaterlande, wahrlich, ich wäre nicht der Thor, einer dummen, feigen und undankbaren Menge meine Ruhe fruchtlos aufzuopfern, und ich ſchwiege und duldete wie die Andern alle.

— Gleich nach Empfange Ihres Briefes ſchrieb ich nach Stuttgart und beſtellte dort das Hofblatt, das die Donau- und Neckarzeitung gewaſchen hat. Ich behalte mir vor, es zu bläuen und zu bügeln. Erwünſchter konnte mir nichts kommen. Da finde ich den General-Stab und das Genie-Corps der

Süddeutſchen Miniſterial Armee auf einem Flecke beiſammen. In Würtemberg bereitet man ſich auf die ſchrecklich drohende unvermeidliche Landplage der Stände mit einer Bedächtigkeit vor, zu der in unſern Tagen die Cholera alle deutſche Regierungen gewöhnt hat. Die beſten Aerzte gegen den Liberalismus, die um ſo beſſer ſind, weil ſie die Krankheit ſelbſt überſtanden, werden herbei gerufen und zu Rathe gezogen. Die Doktoren Münch, Pahl, Lindner, von Wangenheim werden am Ständelazarethe angeſtellt. Da die Regierung den Liberalismus nicht für contagios hält, ſondern miasmatiſch, wird ſie die Angeſtellten keiner ſtrengen Abſonderung unterwerfen, und ſich darum dem Eintritte in die Kammer von liberalen Männern wie Uhland, Pfizer und Schott nicht allzuängſtlich widerſetzen. Um aber den üblen Folgen einer ſolchen Gemeinſchaft zwiſchen Geſunden und Kranken zu begegnen, will die Regierung in einigen Punkten freiwillige Verbeſſerungen vorſchlagen, und hofft dadurch, „der zweiten Kammer die Gelegenheit zu benehmen, ſich auf Koſten der leitenden Staatsgewalt eine unruhige Popularität zu erwerben.“ Kurz es iſt zum Todtlachen, und alle die komiſchen Präſervative gegen die Cholera ſind erhaben dagegen. Die Allgemeine und die Stuttgarter Zeitung ſind die zwei großen Rauchfäſſer, aus welchen in einem fort Chlor-Wolken ſich erheben. Herr Münch iſt der Lindenblüthen-Thee, deſſen Heilſamkeit gegen Erkältung er im feuchten Holland oft erprobt; Herr Lindner iſt die Kupfer-Platte auf dem Magen, ein Minimum von diplomatiſchem Gifte, das homöopathiſch heilt; Herr von Wangenheim wird wohl reiben, und wenn nichts hilft, wird die Bundesverſammlung den würtemberger Ständen das Dampfbad bereiten. Die Cholera-Politik! Ich bekomme Leibſchmerzen, wenn ich nur daran denke.

Die Stuttgarter Hof- und Cholera-Zeitung gehört dem Herrn von Cotta, und das auch kömmt mir ſehr gelegen. Mit dem Vater der Allgemeinen Zeitung habe ich ohnedies ein ernſtes Wort zu ſprechen. Seine unverſchämte Tochter ſprach neulich ein freches Wort gegen mich aus, und hätte ich etwas darauf erwidern wollen, wäre es vom zärtlichen Vater zurück gewieſen worden, wie vor Kurzem Heine es erfahren. Nun aber werde ich nicht länger mehr der Thor ſein, aus prunkender Großmuth den Vortheil der allgemeinen Sache zu vernachläſſigen, weil zufällig mein eigener damit verbunden iſt. Dann brauchte ja jeder ſchlechte Schriftſteller, jeder feile Zeitungsſchreiber mich nur zu beleidigen, um vor meinem Urtheile ſicher zu ſein! Ich kenne die geheime Lebensgeſchichte der Allgemeinen Zeitung ſehr genau, von den Jahren des franzöſiſchen Direktoriums bis zum Untergange Warſchau's; und es hangt blos von mir ab, ihr den Namen der deutſchen Phryne zu verſchaffen. Die Allgemeine Zeitung iſt freilich ohne Vorliebe die gefällige Allgemeine für Alle, die bezahlen; aber das Recht hat ſelten Geld und das Unrecht immer, und wenn das Recht ja einmal die Gunſt der Allgemeinen bezahlen kann, iſt die Schöne ſo ſchlau, ehe ſie das Recht einläßt, das Unrecht durch die Hinterthüre zu entlaſſen, damit die beiden Nebenbuhler ſich nie begegnen, ſich meſſen, und die Schöne auffordern können, endlich einmal zwiſchen ihnen zu wählen.

Die Briefe von Cormenin habe ich noch nicht geleſen. Sind ſie aber wirklich ſo herrlich, als Sie ſie gefunden, dann werde ich, Ihrem Rathe folgend, ſie überſetzen und mit deutſchen Bemerkungen verzieren. Ich begehe jedes Staatsverbrechen, wozu Sie mich anreizen, mit tauſend Freuden. Kann mir denn etwas erwünſchter ſein, als früher oder ſpäter auf der Frankfurter Hauptwache Ihre ſchöne und gute Geſellſchaft zu genießen? Zwar hat dieſe freie Stadt Frankfurt keine Civil-Liſte zu bezahlen, aber unſere Regierung muß ihr Contingent zu jeder Bundes-Tyrannei ſtellen, und der Senat würde meine Gotteslästerungen über die großen Königs-Magen ſo ſtreng beſtrafen, als ob er ſelbſt ein König wäre. Ja wohl iſt die Sache von der größten Wichtigkeit. Nicht darauf kommt es an, ob man einem Fürſten für ſeine ungemeine Gefälligkeit zu regieren einige Millionen mehr oder weniger gibt — man gebe ihm ſo viel er braucht, ſo viel er wünſcht, daß er zufrieden ſei und uns zufrieden laſſe; denn die üblen Launen eines Fürſten ſind dem Lande verderblich, und zu allen Zeiten mußte das Volk ſein Glück und ſeine Freiheit erkaufen. Sondern das iſt zu bedenken: jeder überflüſſige Sold, den ein Volk ſeinem Fürſten gibt, den dieſer nicht für ſich und ſeine Familie verwenden kann, wird dazu gebraucht, einen Hof zu bilden und zu nähren, der als giftiger Nebel ſich zwiſchen Fürſt und Volk hinzieht, und eine traurige Thronfinſterniß hervorbringt. Vielleicht iſt es wahr, was die Fürſtengläubigen behaupten: eine Krone ſei etwas Himmliſches, eine Art Sonne, die im reinſten Lichte ſtrahle; aber woher wollen wir Bürger das wiſſen? Man zerſtreue den Hofdunſt, der jede Krone umgibt, und dann werden wir ſehen, was daran iſt. Dann iſt zu überlegen, daß man ganz falſch rechnet, wenn man blos die Millionen, die man einem Fürſten als Civilliſte bewilligt, zählt. Dieſe Millionen ſind nur das Saatkorn, das dreißigfachen Ertrag gibt; dieſe Civilliſte iſt nur die Waffe, womit ein Fürſt ſich Alles erbeutet von ſeinem Volke, wonach ihm gelüſtet. Ludwig XVIII. hatte fünf und dreißig Millionen; aber mit dieſen fünf und dreißig Millionen holte er ſich tauſend andere, womit er ſich und ſeine Creaturen für den durch die Emigration erlittenen Verluſt entſchädigte. Hätte er keine fünf und dreißig Millionen gehabt, ſondern nicht mehr als er zu ſeinem Unterhalte bedurfte, hätte er die Kammer nicht beſtechen können, und das heilloſe Geſetz der Emigranten-Entſchädigung wäre nicht angenommen worden. Louis Philipp, der Pflaſter-König, hat zwölf Millionen jährlicher Einkünfte aus ſeinem Privatvermögen, und doch verlangt er eine Civilliſte von achtzehn Millionen. Die Einwohner der Stadt Bourges haben der Kammer eine Bittſchrift überſendet, worin ſie darauf antragen, man möchte dem Könige nicht mehr als eine halbe Million geben. Das iſt nach meiner Geſinnung eine halbe Million zu viel, ich würde ihm gar nichts geben. Wer die Ehre haben will, ein großes Volk zu regieren, der mag es ſich etwas koſten laſſen. Frankreich konnte unter ſechs Millionen Bürgern einen König wählen; aber König Philipp konnte ſich kein Volk wählen; die Völker ſind ſelten. Die Kommiſſion der Kammer war in ihren Anſichten getheilt. Vier Mitglieder derſelben ſtimmten für vierzehn Millionen, die vier andern für zwölf und eine halbe, und das neunte Glied, eben Ihr verehrter Cormenin, ſtimmte für eine ſo kleine Summe, daß der miniſterielle Berichterſtatter der Kommiſſion ſich ſchämte, ſie in der Kammer laut anzugeben. Dem Kronprinzen wurde überdies, daß ihm die Zeit nicht lange werde, bis er den Thron beſteigt, eine Million bewilligt. Nichts empört mich mehr, als dieſe unverſchämte Apanagirung der Erbprinzen überall. Mein Gott, wer gibt denn dem armen Volke Wartegeld, wenn es auf den Tod eines böſen Fürſten ängſtlich harrt? Aber die Höfe ſorgen dafür, daß die Kronprinzen ſchon in ihrer frühеſten Jugend an Verſchwendung gewöhnt werden; ſie fürchten: in den reifern Jahren der Thronbeſteigung möchten ſie vielleicht für das Laſter nicht genug Empfänglichkeit mehr haben.

Der jetzige König wird alſo vierzehn Millionen bekommen, eine Civilliſte, die jedem Deutſchen, der, wenn auch mit ſeinen Füßen, doch nie mit ſeinem Kopfe Deutſchland verlaſſen, ſehr winzig erſcheinen muß. Und nach dieſer Vergleichung iſt ſie es auch. Das Budget von Frankreich beträgt vierzehnhundert Millionen, die Civilliſte mit vierzehn Millionen würde alſo den hundertſten Theil der Staatsausgaben betragen. Das Budget von Baiern beträgt ſiebenundzwanzig Millionen, und die Civilliſte des Königs drei Millionen, alſo den neunten Theil des ganzen Staatshaushalts. Wenn der König von Frankreich in gleichem Verhältniſſe wie der König von Baiern ausgeſtattet wäre, würde ſeine Civilliſte auf $155\frac{1}{2}$ Millionen ſteigen; und wenn der König von Baiern dem Könige von Frankreich gleich geſetzt würde, ſänke ſein Einkommen auf 270,000 Gulden herab. Und wäre das nicht genug? Die ungeheuren Summen, die der König von Baiern verſchwendet, ſeinen Wohnort zum neuen Athen zu machen, könnten erſpart werden: München war die Stadt der Nachteule, ſchon ehe es Statuen und Gemälde beſaß. Iſt es nicht ein herzzerreißender Jammer, daß der arme Häusler im Speſſart, der ſich glücklich ſchätzt, wenn ihm nur drei Tage in der Woche die Kartoffeln mangeln, den Schweiß ſeiner Hände verſilbern muß, damit in einer ſechzig Stunden entfernten Stadt, die er nie geſehen, wohin er nie kommen wird, eine Glyptothek, eine Pynakothek, ein Odeon — Dinge, deren Namen er nicht einmal kennt — die eitle Ruhmſucht eines Königs befriedige? Und dieſer kunſtliebende König, der Zögling des alten freien Griechenlands, der Nacheiferer eines Perikles, hat den Stellvertretern des baieriſchen Volks ſagen laſſen: Er würde ſie auseinander treiben, wenn ſie ſich unterſtänden, ihm noch ſo wenig von ſeiner Civilliſte zu ſtreichen! Und er hat ſpäter ſeiner Adelskammer kund gethan, er wolle ſich mit drei Millionen begnügen! und die Miniſter dieſes Königs haben in öffentlicher Sitzung der Kammer zu verſtehen gegeben: ihr Herr würde der Kammer manche Forderung bewilligen, wenn ſie ſich gegen die Civilliſte billig zeigten! Sie — Königin der Unglücklichen, wenn dieſe ſich je ihren Herrſcher wählen dürften — haben Sie das auch wohl verſtanden? Der König von Baiern ließ ſeinem Volke ſagen, er würde ihm dieſes und jenes Recht gewähren, dieſe und jene Freiheit bewilligen, die man doch unmöglich geſchenkt verlangen könnte, wenn man ſie ihm bezahlte — bezahlte! Und was hat die Kammer geantwortet? und was hat die badiſche gethan? und .... doch davon ſpäter. Ich will warten, bis die von Caſſel auch dazu kommt, noch eine kurze Zeit warten. Und dann? Nun dann werde ich trauern, daß ich Recht behalten. Ich werde nicht Triumph! Triumph! rufen, wie es der feurige Welcker ſchon vor dem Siege, ja ſchon vor dem Kampfe gethan! Nicht für meine Eitelkeit, für mein Vaterland habe ich die Stimme erhoben, und darum wehklagt mein Herz über den Sieg, den mein Geiſt errungen .....

Ich habe es vergeſſen: wir glücklichen Deutſchen haben einige und dreißig Fürſten, einige und dreißig Civilliſten. Rechnen Sie, was das koſtet, und athmen Sie dabei, wenn Sie können. Und Tauſende wandern jährlich nach Amerika aus, wandern gedankenlos vorüber an einigen und dreißig duftenden Küchen, und ſchiffen ſich ein, um in einem fremden Welttheile ihren Hunger zu ſtillen! .... Ich will noch einmal zur Civilliſte des Königs von Frankreich zurückkehren, um Ihnen zu zeigen, wie Unrecht Sie hatten, als Sie mich ſo oft einen Verſchwender genannt. Vergleichen Sie meinen Haushalt mit dem Louis Philipps, und Sie werden erfahren, wer von uns ökonomiſcher iſt. Die Verſchiedenheit der Verhältniſſe mögen Sie immer dabei berückſichtigen. Freilich iſt Louis Philipp König und ich bin keiner, und habe auch, wie die Mannheimer Zeitung meint, wenig Hoffnung einer zu werden. Freilich hat König Philipp eine Frau und ſieben Kinder, und ich bin, Gott ſei Dank, unverheirathet. Aber auf der andern Seite hat König Louis Philipp freie Wohnung, und ich muß die meinige bezahlen; er hat freies Holz aus ſeinen Wäldern; er hat eine Frau, die ihm die Wirthſchaft führt, und ich muß Alles ſelbſt beſorgen und werde geprellt. Alſo das gleicht ſich aus. Und jetzt ſtellen Sie unſere Bedürfniſſe nebeneinander. Die meinigen ſind Ihnen bekannt, ich brauche Ihnen alſo blos die des Königs mitzutheilen, wie ſie vor einiger Zeit bekannt gemacht wurden. *Für Doktor und Apotheker jährlich* 80,000 *Fr.* Ich bin viel krank das Jahr durch und weiß, was es koſtet — nicht geheilt zu werden. Der Hofſtaat des Königs ſoll aus tauſend Perſonen beſtehen (doch das iſt viel zu viel). Nun wird angenommen, daß unter tauſend Menſchen *einer* das ganze Jahr durch krank iſt. Ich will zugeben, daß die Hofkrankheiten immer von der gefährlichſten Art ſeien, die täglich zwei ärztliche Viſiten erfordern. Jede Viſite zu 10 Fr. gerechnet, alſo täglich 20 Fr., macht das jährlich 7,900 Fr. Arztlohn. Täglich für 2 Fr. Medizin, beträgt jährlich 730 Fr., alſo Arzt und Apotheker zuſammen koſten jährlich 8,630 Fr., woher nun 80,000? Das iſt Verſchwendung. — *Livrée-Bediente* 200,000 Fr., zu viel. *Beſoldete Tagediebe von Rang*, 650,000 Fr., unerhört! *Küche* 780,000 Fr., davon werde ich in meinem künftigen Werke: *von den Königs-Magen* weitläufiger ſprechen. *Keller* 180,000: die Flaſche zu 5 Fr. gerechnet, käme auf das Jahr 36,000 Flaſchen, und auf den Tag 100. Können

Mann und Frau und Schweſter und ſieben Kinder, meiſtens Frauenzimmer, täglich 100 Flaſchen Wein trinken? Und denken Sie nicht etwa, daß darunter der Gebrauch für fremde Tiſchgäſte mitbegriffen ſei, denn die Ausgabe für dieſe werden unter dem Artikel Feten beſonders mit 400,000 Fr. berechnet. — Für 300 Pferde jährlich 900,000 Fr., alſo jedes Pferd 3000 Fr. Ein Pariſer Blatt bemerkte: Tauſende in Paris würden ſich glücklich ſchätzen, wenn ſie zu ihrem Lager das Stroh jener Pferde hätten. Und erinnern Sie ſich noch des herrlichen Marſtalles in Hannover, des dortigen Muſeums, das alle Reiſende, alle neugierigen Damen beſuchen? Einige hundert Pferde zum Gebrauche eines Königs, der ſeit hundert Jahren nicht in Hannover reſidirte, werden dort gefüttert mit dem Brode, getränkt mit dem Schweiße der unglücklichen Unterthanen, damit die Majeſtät des Thrones auch in Abweſenheit des Königs ſichtbar werde. Und wenn es kalt iſt in Hannover, aber recht kalt, ſo daß die Thränen der Unglücklichen zu Eis werden, dann — wird in der Nacht Stroh geſtreut auf dem Steinboden des Marſtalles, quer über die durchlaufende trübe Goſſe gelegt, und die armen Leute, die kein Holz haben und kein Bett und keine Suppe haben, ihre erfrorenen Glieder zu wärmen, dürfen dahin kommen und dort ſchlafen zwiſchen den königlichen **Pferden** bis der Tag graut. Es iſt keine Verſchwendung, wie man ſie oft den Höfen vorwirft; o nein. Das Stroh kann man den andern Tag für die Pferde gebrauchen, und den Stellvertretern der königlichen Majeſtät iſt der warme Dunſt ſo vieler Menſchen ohnedies gedeihlich. Gott, Gott! nein, Teufel, Teufel! Da wir doch keine Heiden mehr ſein dürfen, welche die menſchlichen Götter anriefen!

Weiter. Für **Heizung** 250,000 Fr. Damit könnte man ganz Sibirien wärmen, und das Holz wäre dort beſſer verwendet, damit unſere armen Polen nicht erfrieren. Uebrigens ſteht die ganze Ausgabe betrügeriſch da, da der König ſein Holz aus ſeinen Domainen-Waldungen zieht, und es alſo nicht zu bezahlen braucht. — **Beleuchtung** 370,000 Fr., und trotz den vielen Kerzen lebt König Philipp, wie jeder König, immer im Dunkeln! **Wäſche** 160,000 Franken. Rechnen Sie mir aus, wie das möglich iſt. **Muſik, Theater** 300,000 Fr. **Reiſen** eine Million; **Geſchenke** 160,000 Fr. Ein Fürſt hat gut ſchenken! Und alle dieſe Ausgaben zuſammen nennt man an den Höfen: **die kleinen Vergnügungen** der Fürſten, **les menus plaisirs.** Was koſten ihnen nicht erſt ihre **großen Freuden**, Kriege, Eroberungen, Maitreſſen, Leibgarden, Günſtlinge, Beſtechungen, geheime Polizei! Und fragen Sie vielleicht, aber im Ernſte, wie ſind ſolche große unmögliche Bedürfniſſe nachzuweiſen? iſt die Antwort: höchſtens der vierte Theil dieſer Summe wird zu angegebenem Gebrauche verwendet; drei Viertheile werden geſtohlen, kommen in die Hände einiger begünſtigten Lieferanten, die den Vortheil mit dem Hofminiſter theilen. Aber nicht der König, das Volk wird betrogen, welches die Civilliſte bezahlen muß.

Neulich las ich einige merkwürdige Beiſpiele von Hof-Gaunereien. Die Kaiſerin Katharina von Rußland, welche ihren Haushalt ſelbſt überſah, fand einmal in der Rechnung 28,000 Fr. für Talglichter angeſetzt. Dieſe große Summe fiel ihr um ſo mehr auf, da ſie den ſtrengſten Befehl gegeben hatte, daß an ihrem Hofe kein Talglicht gebrannt werden ſollte. Sie ſtellte Unterſuchungen an, und da fand ſich, daß der junge Prinz, nachmaliger Kaiſer Alexander, ſich ein Talglicht hatte kommen laſſen, um damit ſeine aufgeſprungene Lippe zu beſtreichen. Der Lakai, der das Licht kaufte, ſtellte vier Pfund in Rechnung, der Vorgeſetzte über ihn machte eine Summe von 300 Fr. daraus, und ſo von Diener zu Diener hinaufſteigend, ſchwoll die Summe immer höher an, bis endlich der Oberhof-Intendant die runde Summe von 28,000 Fr. zu Papier brachte. Ludwig XVIII. hat berechnet, daß ihm jedes friſche Ei, das er verzehre, auf 30 Fr. zu ſtehen komme. Es iſt wahr, die Hofdiebe treiben ihr Handwerk mit großer Genialität, und ich ſelbſt, wenn ich Richter wäre, würde mich bedenken, ſolche große Künſtler an den Galgen zu bringen. Solche Geſchichten wären ſehr ſpaßhaft, ſehr unterhaltend, wenn nur das Volk den theuern Spaß nicht bezahlen müßte.

Donnerſtag, den 5. Januar.

Geſtern war in dieſem Winter der erſte Abend bei ***. Das ganze Perpetuum Mobile der Kammer war da; Odillon Barrot, Pagès, Clauzel, Lamarque, Mauguin, und wie ſie ſonſt alle heißen. Auch die Generale Romarino und Langermann, Lelewell und noch viel andere confiſcirte Polen. Wenn man den Lelewell ſieht und hört, ſollte man es ihm nicht zutrauen, daß er den Geiſt und Muth hätte, vor einer Revolution herzugehen. Er ſieht ſo zerquetſcht aus, ſpricht ſo matt und gebrochen, hat ein ſo furchtbares Organ, daß man ihn für einen deutſchen Stubengelehrten halten ſollte. Doch vielleicht hat ihn das Unglück ſeines Vaterlandes niedergeworfen; vielleicht auch (und das iſt das Wahrſcheinlichſte) iſt er bedenklich, an öffentlichen Orten frei zu ſprechen. Denn ein anderer Pole klagte mir, es wäre ein Jammer und eine Schande, wie viele Spione es unter ihnen in Paris gäbe. Unter den anweſenden Deutſchen war auch Börne, der Verfaſſer „der berüchtigten Briefe aus Paris,“ wie ſie die berühmte Allgemeine Zeitung nur allzugelinde nennt. Er mußte mich wohl für einen Franzoſen gehalten haben; denn er unterhielt ſich mit einem Deutſchen über Dinge, die gewiß Keiner hören ſollte, und es hinderte ihn gar nicht, daß ich ganz nah dabei ſtand. Und ſo habe ich denn gehört, wie dieſer Freiheitsheld, dieſer Demagog, dieſer Fürſtenknacker, zu dem Andern ſagte: er verſpräche, wenn er ihm ein Pfund Rauchtabak und ein halbes Pfund Schnupftabak aus Deutſchland verſchaffte, dafür ſeinen Fürſten, ſo viel und ſo lange er wolle, öffentlich zu loben. Und für einen ſo heilloſen Menſchen, der für anderthalb Pfund Tabak ſein Gewiſſen verkauft, können Sie eingenommen ſein? Der Deutſche, dem er dieſes Anerbieten machte, war Herr von *** aus ***.

Es herrſchte eine beſonders große Bewegung in der Geſellſchaft. Die Herren waren noch ganz heiß von der Kammerſitzung, in der an dieſem Tage ein heftiger Aufruhr ſtatt fand, weil Montalivet die Franzoſen Unterthanen des Königs genannt. Sie werden das in der Zeitung geleſen haben. *** ließ die ſeitdem bekannt gewordene Proteſtation in der Geſellſchaft circuliren, welche die anweſenden Deputirten unterſchrieben. Um Mitternacht rief mich Mauguin in ein abgelegenes Cabinet, wo ich ***, den General *** und *** an einem Tiſche mit Schreiben beſchäftigt fand. Die deutſchen Angelegenheiten kamen da zur Sprache. Was dort verhandelt worden, wage ich nicht dem Papiere anzuvertrauen, und es in unſere Sprache zu überſetzen, habe ich heute keine Zeit.

Doch eine wichtige Aeußerung des Generals *** muß ich Ihnen mittheilen. (P. 414. T. 4. Monat 18.) „Soli Branz, Ressco pariam vorum „catibis, press ar littotas massica plissos, vorissilo caruss ab itanis. Os? pervens politan. „Ciro! navira canti babus sirneos romarinos; „vertel. Cassus iran poplita poplites, varina „faessionibus. Venamos pur? Vemi naro inoitamentamus. Pasti? marmorum quesitan. Cass „ab, papiron gash.“ Ich fragte ***, welche Garantie man den Deutſchen gäbe? Darauf brach er in ein lautes und boshaftes Lachen aus, und ſprach: Ihr ſeid ein Volk und verlangt Garantie? Ich ſchämte mich meiner Uebereilung, und um meine Verlegenheit zu verbergen, erzählte ich ihm eine bekannte deutſche Anekdote. Kaiſer Joſeph errichtete zwei Regimenter von lauter Juden. Als dieſe einmal in Friedenszeiten Nachts durch einen Wald marſchiren ſollten, baten ſie den General, er möchte ihnen Bedeckung mitgeben, weil, wie das Gerücht ging, Räuber den Wald unſicher machten. Praxas kuhu, praxas kuhu — ſagte ich noch. Mündlich das Nähere.

— Heute ſchickte mir der hieſige Geſandte der freien Städte ein Protokoll der Frankfurter Polizei mit, das ihm für mich zugeſchickt worden war. Ich habe es aber auch gar zu gut und bequem in dieſer Welt, über die alle Menſchen klagen, und mein Hôtel des menus plaisirs iſt viel reicher verſorgt, wie das des Königs. Wie glücklich war ich als ich den guten alten Kanzlei-Styl wieder ſah! Ich drückte ihn an mein Herz, ich küßte ihn. Ein Ruf zu einem Staatsamte in Form eines Steckbrieſes abgefaßt. Das Protokoll iſt geſchrieben „in Gegenwart Sr. Hochwohlgeboren des wohlregierenden jüngern Herrn Bürgermeiſters Herrn Senatoris Dris Miltenberg; S. T. Herrn Senatoris Dris Behrends; S. T. Hoff, des Raths, und meiner des Actuarii Münch.“ Herr, wird meinem Namen niemals vorgeſetzt, ſondern ich heiße immer der Dr. Ludwig Baruch modo Boerne. Das Herr, das ſie mir geſtohlen, ſchenkten ſie dem jüngern Bürgermeiſter, ſo daß dieſer zweimal Herr vor ſeinem Namen hat. Er hätte es nicht annehmen ſollen. Heißt das wohl regieren? Ich mußte in Gegenwart meiner, des Dris Ludwig Baruch modo Boerne, herzlich lachen über das Polizei-Protokoll. Es hat 57 Zeilen und nur ein einziges Punktum. Es ſängt an: „als vorkam, daß des zufolge,“ und endet: „zu ſiſtiren habe.“ Hat man je eine Schrift geleſen, die anfängt: als vorkam, daß des zufolge? Konnte da je etwas Gutes daraus werden?

Jn der Mitte des Protokolls heißt es: Nach dem Reichs-Deputations-Schluß von 1803 müſſe ich als Penſionair ein Amt annehmen, und nach meiner Vorſtellung an den Senat vom 19. Juli 1815 wollte ich eines annehmen. Da ich nun zugleich müßte und wollte, ſollte ich mich ſiſtiren, um der Frankfurter Polizei in ihrer großen Verlegenheit auszuhelfen; denn ſie könnte ohne mich länger nicht mehr fertig werden. Jch ſchicke morgen dem Dr. Reinganum das Protokoll, und bei dem können Sie es leſen. Bringen Sie aber einige Punkte hinein, es könnte ſonſt Jhrer Bruſt ſchaden. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Es iſt gräulich, wie Eduard Meier in Hamburg ſagt; und, was zu arg iſt, iſt zu arg, wie er ebenfalls ſagt; und, da muß Einem die Geduld reißen, wie er nicht minder ſagt. Sieben und fünfzig Zeilen und ein Punktum! Das iſt ja noch ärger wie Falſtaffs Wirthshaus-Rechnung. Ein Penny für Brod und dreißig Schilling für Sekt. O Herr Aktuarius Münch, warum haben Sie nichts von mir profitirt? Jch war drei Jahre Jhr College, und Sie hätten von mir lernen können, wie man Punkte ſetzt, Fallen ſtellt, Schlingen legt.

Dem *** werde ich nicht ſchreiben, das habe ich mir ſchon früher vorgenommen. Glauben Sie doch ja nicht, daß mir ſolche Dinge Gemüthsbewegung machen. Unangenehme Berührungen von Menſchen weiß ich leicht zu heilen. So oft mir ein Narr oder ein Böſewicht vorkommt, erhebe ich ihn zu einem Narrenkönig, oder zu einem Könige der Böſewichter. Dann ſehe ich ſein ganzes Volk hinter ihm, und mit der Menſchheit darf man nicht rechten. Gott hat ſie geſchaffen, wie ſie iſt, und hat allein alles zu verantworten. *** iſt mir ein ſolcher Narrenkönig. „Ich kann dich nur beklagen“ — kommt das nicht in einer Oper, ich glaube in der Zauberflöte vor? Nun, ich ſage dem ***: Ich kann dich nur beklagen, eitler Narrenkönig!

Den Cormenin, und was Sie ſonſt wünſchen, werde ich Ihnen durch die erſte Gelegenheit ſchicken. Drei Briefe ſind erſchienen, und jetzt in einer Brochüre vereinigt herausgekommen. Den dritten Brief habe ich geleſen. Es iſt die Weisheit in Zahlen und iſt die Thorheit in Zahlen. So, und nur ſo allein muß man die Menſchen belehren; denn ſie ſind ſo dumm, daß ſie nichts begreifen, was ſie nicht zählen können. Sie ſind gar zu dumm, die Menſchen! Wenn ſie nur einen einzigen Tag wollten, oder nur einen einzigen Tag nicht wollten, dann wäre wenigſtens allen Leiden ein Ende gemacht, die von den Menſchen kommen, und blieben dann nur noch Ueberſchwemmungen, Erdbeben, Krankheiten übrig, welche Plagen nicht viel bedeuten. Aber wollen! Das iſt's. Nicht wollen; das iſt's noch mehr. Kaiſer Maximilian hatte einen Hofnarren, der ſagte ihm einmal: Wenn wir nun Alle einmal nicht mehr wollen, was willſt du dann thun? Ich weiß nicht, was der Kaiſer darauf geantwortet; aber der Narr, der ſchon vor länger als drei Jahrhunderten einen ſolchen großen Gedanken haben konnte, mußte ein erhabner Geiſt geweſen ſein.

Sieben und ſechzigſter Brief.

Paris, Montag, den 9. Januar 1832.

Geſtern war ein ſchönes Concert im italieniſchen Theater, wobei mir, wie gewöhnlich, das letzte Muſikſtück am beſten gefiel; denn ich bin immer froh, wenn ein Concert zu Ende iſt. Es iſt mit dem Kunſtgenuſſe, wie mit dem ſinnlichen: Ohr, Auge, die Seele haben einen Punkt der Sättigung, den, erreicht, alles weitere nicht mehr mundet, noch gut bekömmt. Die vielen und beſonders verſchiedenartigen muſikaliſchen Gerichte, eines nach dem andern vorgeſetzt, ſtumpfen die Empfänglichkeit ab, und richten das Urtheil ganz zu Grunde. Es iſt eine abſcheuliche Ueppigkeit, die den Menſchen endlich empfindungsarm macht. Dieſes im Vorbeigehen; denn man ſoll jede Gelegenheit benutzen, einer Freundin etwas Philoſophie in Verwahrung zu geben. Die Zeit kann kommen, daß man ſie bei ihr braucht, und dann iſt der überraſchende Vorrath ſehr angenehm.

Meine Malibran hatte einen ſtarken Huſten und ſang ſchlecht. Das verzieh ich ihr auf der Stelle. Aber ſie trug ein Kleid von rothem Sammet, das einen reifrockartigen Umfang hatte, und das konnte ich ihr anfänglich nicht verzeihen. Als aber darauf Herr von Berriot erſchien, verzieh ich ihr das auch. Es iſt das liebenswürdigſte Geſicht, das mir je an einem Manne vorgekommen. Er iſt beſcheiden, ſinnig, voll Geiſt und Gemüth. So iſt auch ſein körperlicher Anſtand und ſo ſein Spiel. Paganini's Humor hat er nicht, vielleicht auch nicht ſeine Tiefe; aber ſeine Höhe und eine Harmonie, die Paganini nicht hat. Grazie möchte ich in ſeinem Spiel nicht nennen, was ein beſſeres Wort verdiente; denn mit Grazie verbindet man doch immer die Vorſtellung einer weiblichen Kraftloſigkeit; doch weiß ich nicht, wie ich es nennen ſoll. Was mir an Berriot am meiſten gefiel, war ſeine Anſpruchloſigkeit ſowohl in ſeinem Vortrage als in ſeiner Kompoſition. Ich habe an andern großen Komponiſten und Virtuoſen oft bemerkt, daß ſie ihrer gelungenſten Stellen ſich ſelbſt bewußt ſind, und wenn ſie an dieſe kommen, gleichſam zur Bewunderung herausfordern. Berriot bleibt ſich immer gleich, gibt keinem Theile ſeines

Spieles und ſeiner Kompoſition einen Vorzug vor dem andern, und fordert keinen für ihn. Kurz, Berriot iſt ein Nebenbuhler, der meiner würdig iſt, und da Madame Malibran das Unglück hat, mich gar nicht zu kennen, konnte ſie keine beſſere Wahl treffen.

Schon ſeit zehn Jahren komme ich nach Paris, und erſt vor vierzehn Tagen habe ich die berühmte Mars zum erſtenmal ſpielen ſehen. Aber daß Sie ja meine Ungeſchicklichkeiten Keinem verrathen! Ich hätte Ihnen früher über jenen Abend geſchrieben, aber ich wußte nicht, was ich Ihnen ſagen ſollte, und ich weiß es heute noch nicht was ich davon denken ſoll. Die Sache iſt: ich habe alle Uebung im Kunſturtheile verloren. In früheren Jahren war ich, wie mich mehrere dramatiſche Dichter und Schauſpieler, deren Stücke und deren Spiel ich gelobt, verſichert haben, ein ſehr guter Theaterkritiker; aber ſeitdem hat das unverſchämt proſaiſche Europa mich aus aller Aeſthetik geworfen. Ich *glaube*, daß die Mars die größte Künſtlerin iſt, als welche ſie den Ruhm hat; aber ich weiß es noch nicht. Doch weiß ich auch nichts im geringſten, was dieſen Glauben ſchwankend machen könnte. So viel merkte ich wohl, daß ſie in den gewöhnlichen Momenten des Spiels ſehr ökonomiſch iſt mit ihren Mitteln, und man darum, den Reichthum ihrer Kunſt zu beurtheilen, erſt jene Feierlichkeiten des Herzens abwarten ſoll, in welchem ſich Glanz und Aufwand zeigen muß. Zu ſolchen Feierlichkeiten boten aber die beiden Stücke, in welchen ſie auftrat, keinen Anlaß. Es waren: l'Ecole des Vieillards von Delavigne, und les fausses confidences von Marivaux. Mir behagen die neuen Luſtſpiele nicht, auch nicht die beſſern. Die alten guten Komödien gaben uns Federzeichnungen, geiſtreiche Umriſſe von Charakteren, die Leſer, Zuhörer und Schauſpieler ausmalten. Das beſchäftigte den Geiſt, und gab der Kunſt Beſchäftigung. Die neuen Komödiendichter aber, ohne Geiſt und ohne Erfindung wie ſie ſind, zeigen ihre Kunſt nur in den Farben, und darum bleibt dem Schauſpieler nichts weiter übrig, als ein Stück, das ihm nichts zu ergänzen gelaſſen, zu kopiren. Das Drama Delavignes iſt ſolcher moderner Art, und ſelbſt eine Mars konnte die Feinheit ihrer Rolle nicht noch feiner ausſpinnen, und wer daher, wie ich, das Stück geleſen und gut verſtanden, erfuhr nichts Neues von ihr. In dem alten Luſtſpiele les fausses confidences, fand ich die Mars zu modern. Was allen männlichen Rollen in dem Stücke gelang, ihren Empfindungen etwas Perückenartiges zu geben, mußte einem ſchönthuenden Frauenzimmer mißlingen.

Thut denn die Mars ſchön? — werden Sie mich vielleicht mit Verwunderung fragen. Doch vergeſſen Sie nicht, daß es zehn Jahre ſind, daß Sie ſie geſehen, und zehn Jahre ſind ein Jahrhundert im Leben eines Frauenzimmers. Ich will es bekennen, daß die Mars mir nicht gefiel, weil ſie alt iſt. Zu meinem Unglücke ſaß ich ihr ganz nahe, und glaubte überdies meinem boshaften Vergrößerungs-Glaſe, das ſelbſt eine Hebe verläumdet. O die Runzeln, dieſe Särge ohne Deckel! Und das graudämmernde Lächeln, das mit dem letzten Strahle der untergegangenen Schönheit gemiſcht iſt! Lächeln aber iſt die ganze Kunſt einer Schauſpielerin in dieſen modernen Komödien, wo Tugend und Laſter, Treue und Verrath, Liebe und Haß, Kraft und Mattigkeit, zu dem bequemen und leicht verdaulichen Ragout, das man geſellſchaftliches Leben nennt, zuſammengelächelt ſind. Die Schauſpielerin, die nicht mehr gut lächeln kann, ſoll die Medea ſpielen, die Clytemneſtra — oder die Antigone, aber nicht die junge Frau eines alten Mannes, in dieſem reconvalescirenden noch ſchwachen Jahrhunderte. Ach die Weiber, welchen höchſtens der Spiegel ſagt, daß ſie alt geworden, aber nie das Herz! Und wenn nun die müden alten Züge des Geſichts der Empfindung nicht mehr nachkommen können — es iſt gar zu traurig. Ich hätte der alten Mars gern die Jugend und Schönheit meiner achtzehnjährigen Geliebten auf den Abend geliehen, und hätte mit einer zahnloſen Braut den ganzen Abend gekoſ't; ſo gerührt war ich. Die abſcheulichen Runzeln! Ich könnte darüber weinen, wenn ich nicht lachen müßte, daß ich ein Mann geworden. Und wenn ich den Spiegel küßte, ich ſehe keine Runzeln in meinem Geſichte. Und doch ſind ſie da; aber wir Männer haben keine Augen dafür. Ja die Weiber haben keinen beſſern Freund als mich, und einen der ſeltenſten Art; einen Freund in der Noth und nur in der Noth, nicht im Glücke. An euern Freuden will ich nicht Theil haben, ich habe keinen Sinn dafür; aber euere Leiden von verrathener Liebe bis zum Schmerze eines beſiegten Hutes: ſie ſind mir alle heilig.

Die Mars hatte wegen Krankheit ſeit einem Jahre nicht ſpielen können, und da ſie nun zum Erſtenmale wieder auftrat, wurde ſie mit lebhaftem, aber doch nicht mit jenem ſtürmiſchen Beifalle empfangen, welcher im Anfange des Winters der Malibran zu Theil ward, als ſie von einer Kunſtreiſe von einigen Monaten, die ſie in Geſellſchaft des Herrn von Berriot gemacht, zurückkehrte. Jugend und Schönheit haben Kredit, die alte Mars mußte den Beifall mit ihrem Spiele baar vorauszahlen. Nicht wegen, aber trotz der Mars hatte ich mich dieſen Komödien-Abend ſehr gelangweilt, hätte nicht **Monroſe** mitgeſpielt in Marivauxs Stücke. Monroſe iſt ein unvergleichlicher Schauſpieler für alle ſpitzbübiſche Bedienten, welche in neuerer Zeit durch die Konkurrenz ihrer Herren ganz zu Grunde gerichtet worden. Die Schelmerei iſt ſo wenig ſchändlich mehr, daß man die vertrauten Bedienten nicht mehr braucht; denn man thut alles ſelbſt, und öffentlich. Auch dadurch hat die neue Komödie viel verloren. Monroſe iſt ein herrliches antikes Kunſtwerk. Der König war auch im Theater. Den vorigen Winter ſah ich ihn in den Fourberies de Scapin — nicht den König, ſondern Monroſe — und erſtaunte über ſein Talent. Er wurde mit Beifalls-Aeußerungen empfangen — nicht Monroſe, ſondern der König — der Zorn über meine dicke Dinte hat mich ganz verwirrt gemacht, und ich weiß gar nicht, was ich ſchreibe — aber es waren einſtudirte Choriſten, das merkte man gleich.

Von den **Briefen eines Verſtorbenen** im Morgenblatte habe ich die, welche mich betreffen, aber nur flüchtig geleſen; die andern noch gar nicht. Ich werde ſie mir zu verſchaffen ſuchen, und dann auch darüber ſprechen. Ich glaube, daß ſie Robert geſchrieben. Der unglückliche Robert, der an den Ufern der Oos trauert, daß in den Stürmen der

Julirevolution ſeine nicht aſſekurirten Vaudevilles untergegangen! Dort ſinnt und ſinnt er, wie zu machen, daß von ihm geſprochen werde. Dem Manne kann geholfen werden, — ſage ich, wie Karl Moor in den Räubern.

Acht und ſechzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 11. Januar 1832.

Geſtern war ich wieder bei dem monatlichen encyclopädiſchen Diner. Die Geſellſchaft war gut, das Eſſen ſchlecht. Es compenſirt ſich alles; bei den Ariſtokraten ſpeiſt man beſſer. Ich habe mich viel mit Polen unterhalten, mit den Generalen Langerman und Uminski. Letzterer war erfreut, mich kennen zu lernen; er hatte in Straßburg meine Briefe geleſen. Mehreren Anweſenden wurde ich vorgeſtellt als ein Allemand très distingué. Bei Tiſche wieder die gewöhnlichen Toaſte auf alle Völker des Erdenrundes und die Deutſchen zuletzt, wie immer. Jullien hat eine halbe Stunde ſehr ſchön geſprochen. Der Trink-Refrain à l'union des peuples kettete Volk an Volk, und nahm ſich in der Wiederholung recht muſikaliſch aus. Und wäre es auch blos eine Komödie — iſt nicht die Bühne eine Beglaubigung des Lebens? Von den Mitgliedern der letzten polniſchen Revolutions-Regierung waren auch zwei anweſend, der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten, und der der Finanzen. Der Letztere war ſehr freundlich gegen mich, und wird mich beſuchen. *** war poetiſch und hat ihm erzählt: jedes Wort in meinen Briefen wäre eine Thräne, den Polen geweint. Und das geſchah vor dem Eſſen, da er noch nicht getrunken! Die Thränen machten Eindruck auf einen Finanz Miniſter; iſt das nicht merkwürdig? Bei dem Toaſte auf die Deutſchen wurde des Herrn Boerne des Allemand distingué und ſeiner Lettres de Paris gedacht. Zum Glücke für uns Deutſche haben auch mehrere andere Nationen auf die Geſundheit nicht geantwortet, und man bemerkte unſere Blödigkeit nicht. Nach dem Toaſte auf die Spanier wurde ein Gedicht l'Espagne et Torrijos, à Ferdinand VII. von Barthelemy geleſen. Barthelemy und Mery geben ſeit einem Jahre eine politiſche Wochenſchrift in Verſen unter dem Namen Némésis heraus. Der ſchändliche Mord des Torrijos und fünfzig ſeiner Unglücksgefährten, die kürzlich in Malaga erſchoſſen wurden, gab Stoff zu erwähntem Gedichte. Da Sie es in Frankfurt ſicher nicht haben, will ich Ihnen diejenigen Stellen mittheilen, die von der Verſammlung mit ſtürmiſchem Beifalle aufgenommen wurden.

Voilà ce roi chrétien, que sa mère appellait
Ferdinand coeur de tigre et tête de Mulet:

C'est le type incarné de l'absolu pouvoir.
— D'un clergé despote orgueilleux mannequin,
Je pare le gibet d'un cordon Franciscain.

L'Espagne est pour l'Europe une place de Grève.

Chose horrible! on dirait que depuis neuf années,
Comme sur des gradins, assise aux Pyrenées,
L'Europe, par plaisir, contemple avec effroi
La liberté qui meurt sous les griffes d'un roi.
Et nous, pour admirer ce long martyrologe,
Nous nous sommes placés dans la première loge —

Et nous, nous peuple fier qui, sous le grand drapeau,
Chassons les rois mauvais comme un lâche troupeau.
Nous qui pouvons si bien leur tendre une main forte,
Nous souffrons qu'on les pende au seuil de notre porte,
Et les pieds convulsifs de ceux qui sont mourir
Sont comme les marteaux qui nous disent d'ouvrir!
Et quel est donc le Dieu, le Baal espagnol,
Pour qui fume ce sang repandu sur le sol?
Quel est l'homme assez fort pour que dans ses domaines
On recrute pour lui des victimes humaines?
Eh bien! connaissez donc le monarque puissant
Qui reçoit en tribut l'holocauste de sang.
C'est un Bourbon qui suit de ses aïeux la trace,
Imbécille héritier d'une stupide race;
Un roi caputchonné qui dans une oraison
Mêle un verset d'église avec la pendaison;

Comme Charles son père, en hurlant il dévore
Les bœufs amoncelés qui palpitent encore. *)
Signe de son instinct, il a sous un front chauve
Le cerveau déprimé, comme une bête fauve.
Roi fangeux, que le ciel pétrit dans sa colère,
Voilà pourtant celui que l'Europe tolère!

Triste peuple, cadavre empoisonné d'ulcères,
La vermine du cloître a rongé ses viscères.

Dans les jours solennels, courbé sur son chemin
L'ambassadeur Français va lui baiser la main;
Tr!!! par son envoyé, quand cet affront la touche,
La France avec horreur doit essuyer la bouche;
La main de l'Égorgeur! la main de Ferdinand!
Il n'est rien de plus vil dans tout le continent!

Oh! des peuples souffrans la justice est tardive,
Elle a le pied boiteux, mais enfin elle arrive:
Le peuple est patient car il est éternel,
Nos pleurs ont coulé sur le sang fraternel!

---

*) Les Bourbons sont des rois mangeurs. On sait quelle énorme consommation de viandes faisait en Angleterre Louis-le-désiré. Charles IV a surpassé par sa voracité tous les rois de sa race. Nous l'avons vu à Marseille et nous avons même assisté à ses repas; au moment où l'on apportait les filets de bœuf saignant, il s'agitait avec convulsion sur son fauteuil et poussait des rugissemens rauques comme ceux du tigre. Son fils Ferdinand n'a pas dégénéré; il conserve encore ce royal appétit.

Je ne peux pas juger le roi par contumace,
La France contre Lui doit se lever en masse;
Cette fois nous avons le droit d'intervenir,
Oui, quand un criminel si grand est à punir;
Quand son nom fait bouillir la haine universelle,
Il faut le reclamer du sol qui le recèle;
Si cet infame roi, fuyant de son palais,
Court chercher un asile au Gibraltar anglais,
Il faudra, par pudeur, qu'on nous le restitue,
Car il faut voir la fin d'un règne de forfaits:
Les peuples de l'Espagne, une fois satisfaits,
Epouvantant les rois d'un juste régicide
Suspendront son cadavre aux colonnes d'Alcide.

Freitag, den 13. Januar.

Wie war ich mit Ihrem geſtrigen Briefe überraſcht, ehe ich ihn geöffnet! Aber als ich ihn las, mußte ich heulen wie ein Kind, das ſich ein Loch in den Kopf gefallen. Schreiben Sie mir keine ſolchen Briefe mehr; man kann nicht Mann genug ſein in dieſer kriegeriſchen Zeit... Wollen Sie ſich denn Ihre Aengſtlichkeit niemals abgewöhnen? Habe ich Ihnen nicht erſt kürzlich erklärt, wie es jetzt ein Majeſtäts-Verbrechen geworden, ſich zu fürchten, weil es ein Eingriff in die Rechte der Krone iſt? — Die engliſchen Blätter leſe ich nicht; ich kann alſo nicht ſagen, ob Ueberſetzungen meiner Briefe darin angekündigt, oder überhaupt davon geſprochen worden. Aber hier in Paris erſcheinen zwei Ueberſetzungen. Die eine iſt im Courier von geſtern angezeigt. Leſen Sie ſelbſt, was dabei geſagt iſt. Welcher Buchhändler die andere herausgibt, weiß ich nicht. Im Literaturblatte, (der Beilage zum Morgenblatte vom 19. Dezember 1831) ſagt Menzel bei Gelegenheit einer Beurtheilung über Wilhelm Müllers Schriften etwas über mich, das Sie erfreuen wird.

Leſen Sie es ja. Er vergleicht die Verfolgungen, die ich jetzt von den Philiſtern zu ertragen habe, mit denen, welchen Lord Byron ausgeſetzt war, und wie wir beide aus gleichem Grunde verkannt werden. Ich bin dem Menzel für ſeinen guten Willen und ſeine ſchmeichelhafte Zuſammenſtellung ſehr großen Dank ſchuldig; aber die Vergleichung muß ich zurückweiſen, ich habe ſie weder verdient noch verſchuldet. So zerriſſenen Herzens bin ich nicht wie Byron. So wie er habe ich nie an der Menſchheit verzweifelt. Sie iſt mir klar und darum iſt ſie mir ſchuldlos. Gott iſt in ihr, der Teufel nur in ihren Quälern. Und gegen dieſen ſich nicht blos zu bekreuzigen, ſondern ihm mit Wort und Schwert entgegen zu treten; denn er hat ein Ohr, das man ſchrecken, Fleiſch und Bein, das man treffen kann — dazu muntere ich die Schläfrigen auf, dazu mache ich die Abergläubigen beherzt. Auch an Deutſchland verzweifle ich nicht, wie Menzel glaubt. Man ſchilt keinen Bettler wegen ſeines Geizes, den Reichen ſchilt man. Ein Volk iſt ein einziges Kind. Auch mit Liebe im Herzen muß man es ſchelten; ſchelten über jeden Fehler, und wenn der Fehler auch der Dorn einer Tugend wäre. Es iſt nicht meine Schuld, es iſt mein Verdienſt, wenn ich ein beſſerer Pädagog bin, als es mancher Andere iſt. Es gibt nachtwandelnde Völker; aber die Nacht eines

Volkes iſt lang, ſehr lang, ſie zählt Tage und Jahre und Jahrhunderte und beſſer, daß man ſolch ein nachtwandelndes Volk anrufe, und könnte auch geſchehen, daß es den Hals darüber bräche, als es ſo fort dämmern zu laſſen, in ſchwankender Mitte zwiſchen Thier und Pflanze, in ſchwankender Mitte zwiſchen Schlaf und Tod.

Samſtag, den 14. Januar.

Nachfolgendes Gedicht von **Berenger** zirkulirt in der Handſchrift. Dem guten Manne mag es in St. Pelagie nicht gefallen haben, und darum läßt er es wohl nicht drucken.

La Paix.

J'aime la paix, je hais la guerre,
La guerre ne va qu'aux héros;
Et moi par goût, par caractère
Je cherche avant tout le repos.
Les seuls conseils de la prudence
Doivent me régler désormais.
Pour moi d'abord et pour la France
Je veux la paix.

Grace à mes flatteurs, je l'avoue,
J'ai de la gloire à bon marché
Et de maint exploit on me loue
Où mon courage a trébuché.
Aussi de Valmy, de Jemapes
Pour ne point gâter les hauts faits
Gardons bien qu'on ne m'y rattrape,
Je veux la paix.

De l'empire on veut les frontières,
On veut l'agrandir, et pourquoi?
Mon dieu! la France de nos pères

Est déjà trop grand pour moi.
Si quelque voisin le propose
De grand cœur ici je permets
Qu'on en rogne encore quelque chose:
Je veux la paix.

Un conquérant dans sa manie
Fit une France exprès pour lui,
Aussi vaste que son génie.
Il en faut une autre aujourd'hui
Formons loin des champs de bataille
Sans jaloux, sans peine, sans frais,
Un petit royaume à ma taille.
Je veux la paix

D'un œil sec j'ai vu la Belgique
Briser le sceptre de Nassau.
Je vois la Pologne héroïque
Lutter au bord de son tombeau;
L'Italie en vain nous appelle,
Tranquille au fond de mon palais
Qu'autour de moi le sang ruisselle;
Je veux la paix

Oui je redoute les alarmes,
J'abhorre le bruit du canon,
Et je vous ai donné pour armes
Non pas un coq, mais un chapon.
Ma couronne est mieux affermie
Et même . . . .
Je veux la paix.

Viele Verſe im heutigen Briefe. C'est pour former le coeur et l'esprit aux jeunes Allemands. Der Schatten an der Oos ſchrieb in das Morgenblatt: „ich hätte die „Briefe eines Verſtorbenen" (das Buch) benutzt." Sollte er wohl damit meinen, daß ich den leichten Briefſtyl nachzuahmen geſucht? Nun, iſt es nicht geſchehen, ſo kann ich es noch thun. Adieu, ma bonne amie, je dévore un oeuf. Sur ce, n'ayant plus rien à dire — Salut, fraternité, ou la mort. Ach! ich plumper Bürgersmann kann die Freiheit keine zwei Zeilen lang ertragen. Gott zum Gruß, und wann kömmt mein Kanaſter?

Neun und ſechzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 15. Januar 1832.

O, es iſt himmliſch! Ich hatte vermicelle, cotelettes de veau aigre-doux, épinards — nein, in allen Dingen die Wahrheit; ich hatte keine épinards, ſondern choucroûte garnie; mögen mich die Diplomaten immerhin verachten — und poulet au cresson. Ich war in reiner kalter Luft lange ſpazieren gegangen und hatte einen herrlichen Hunger mit nach Hauſe gebracht. Und als ich mit dem Eſſen fertig war, blieb noch ein kleiner Hunger übrig, und es that mir leid, daß ich nicht auch omelette soufflée beſtellt hatte. Da ſchickte Freund D.... ein Zeitungsblatt mit Empfehlung, die Allgemeine Zeitung von Stuttgart, und darin fand ich: **Rapſodien, veranlaßt durch Herr Börne's Briefe, von Pittſchaft.** Da hatte ich meine omelette soufflée! Es iſt nicht der Philoſoph Pitt ſchaft, der im Tollhauſe ſitzt; denn er ſitzt nicht mehr im Tollhauſe, weil er ſich erhängt hat. Es iſt deſſen Bruder, der Medizinalrath Pittſchaft in Baden an der Oos. Hätte ich nur meinen Himmel mit Ihnen theilen können; die andere Hälfte iſt noch groß genug. Mein Tiſchchen ſchwankte unter der Laſt des aufgehäuften Deſſerts; mein Salzfaß ward ſüß davon. Zuerſt: Während der Jahre, die ich in Halle bei Reil wohnte, erſchien das bekannte Buch dieſes großen Arztes: *Rapſodien über die pſychiſche Behandlung der Wahnſinnigen.* Lange vor und nach Erſcheinung dieſes Werkes, das ſeinem Verfaſſer beſonders lieb war, hörte ich alle Tage von Rapſodien ſprechen, ſo daß ſeitdem und bis heute, ſo oft ich das Wort Rapſodien leſe oder höre, ich gleich an verrückte Menſchen denke. Ferner: Ich dachte, wie viel zweckmäßiger es wäre, wenn ſtatt meiner Herr Pittſchaft ſich am Frankfurter Polizeiamte anſtellen ließe, weil dann Polizeiamt und Medizinalrath ſich wechſelſeitig ihren Styl verbeſſern könnten. Von dem Polizei-Protokoll neulich habe ich, wie Sie aus meinem Briefe mit Kummer erſehen haben werden, das Aſthma bekommen, wegen gänzlichen Mangels an Punkten, und an den Rapſodien des Herrn Pittſchaft wäre ich beinahe erſtickt, wegen des Ueberfluſſes an Punkten. Nein, ſo ein pünktlicher Mann iſt mir noch gar nicht vorgekommen. Nur folgende kurze Stelle: „Es kann dem Kennerauge nicht entgehen, daß der Teufel ſich nur durch ſeine Klugheit hält. Der Teufel ſelbſt verſtellt ſich in einen Engel des Lichts. So ſagt der Apoſtel. Dem Schlechten ſtehen viel mehr Waffen zu Gebote, als dem Edlen. Dieſer muß zur Erreichung ſeines Zweckes ſich ſelbſt einſetzen. Jener ſetzt Andere ein. Jede Geburt hat ihre Wochen. Wenn nur das Kind beim Leben bleibt und zu einem großen kräftigen Manne heranwächſt. Unſere Zeit leidet an einem ungebührlichen Heißhunger. Macht ſie es doch wie Saturn und verzehrt die eigenen Kinder. Wenn ſie nicht mäßiger wird, wird ſie ſich den Magen überladen.“ Sancho Panſa hat nicht mehr Sprichwörter und nicht mehr Punkte; und ſo geht es in einem fort. Dann fand ich ſo ſchön, daß Pittſchaft und der Schatten Robert Beide in Baden wohnen, und ich konnte mir ſo herrlich ausmalen, wie der Medizinalrath, der im Winter keine Kranke hat, und Robert, der in keiner Jahreszeit Leſer hat, ſich gegenſeitig in dieſen langen Ferien mit einem Kranken und einem Leſer ausgeholfen, und wie ſie Beide auf dem Berge und auf dem Sopha einander gegenüber ſaßen, und Robert dem Medizinalrathe ſeine verſtorbenen Briefe vorgeleſen, und dabei vor und nach jedem Komma einen prüfenden Blick auf ihn geworfen, um zu unterſuchen, ob er nicht außer ſich gekommen; und wie der Medizinalrath wirklich außer ſich gekommen vor Ungeduld, und nach Hauſe gegangen, ſeine Rapſodien gegen mich geſchrieben, den andern Tag wiedergekommen, und ſie aus Rache dem Robert auch vorgeleſen — iſt das nicht Alles ſchön vom Anfange bis zum Ende, mit Ausnahme der Punkt-Armuth im langen Satze, welcher erſt die Hälfte ſeines Weges zurückgelegt, die ich aber vorſätzlich mildthätig aufgenommen, um mich auf das Polizeiamt würdig vorzubereiten, und dann den Medizinalrath, ſeine Vollpünktlichkeit nämlich, damit homöopathiſch zu heilen, und ihn dabei an das zu erinnern, was Horaz ſagt in ſeiner Poeten-Kunſt: omne tulit punctum qui miscuit utile dulci, welches auf Deutſch heißt für Frauenzimmer: Punkte ſind nützlich und angenehm, doch nicht zu viel und nicht zu wenig? Und fragen Sie mich nicht, was das Fragezeichen bedeute am Ende des Satzes, ich habe es vergeſſen; und fragen Sie mich gar nichts, bis ich mich ausgeruht. . . . . Jetzt fragen Sie, aber nicht was Herr Pittſchaft eigentlich will? denn ich weiß es nicht. Er ſagt: Ich wäre eine Leuchte, und ein Prophet, und ein brennender Buſch, und ein Repräſentant der ſieben fetten Kühe, (Ach, hätten alle Volksvertreter nur ſolche fette Comittenten, dann brauchte man gar keine repräſentative Verfaſſungen!) und ein Dornbuſch. Und ich wäre darum ein Dornbuſch, weil ich haben wollte, daß etwas von den Andern daran hängen bliebe. Freilich bin ich ein Dornbuſch, und von den Flocken, die an mir hängen geblieben, könnte ich mir einen weiten Schaafpelz machen laſſen. Aber wer hieß den Medizinalrath mir ſo nahe kommen? Und wenn etwas von ihm hängen geblieben, iſt das meine Schuld? Der Dornbuſch ſteht, die Heerde geht; ſie kann ausweichen. Ferner wäre ich der Engel mit dem Schwerte und ein Würgengel. Dann ſpricht er von Schuhen und vom Schuhputzen. Erſtens ſagt er: ich verlangte, die Deutſchen ſollten ihre Schuhe vor mir ausziehen, und zweitens ſagt er: ich ſähe Deutſchland für eine Kratzbürſte an, und putzte meine Schuhe daran ab. Jedermann weiß, daß ich nie Schuhe trage. Sie ſehen, Pittſchaft iſt ein Demagog, er will das Volk aufklären, er ſchreibt für Stiefelputzer. Wie oft habe ich Ihnen zu Baden geſagt: dieſer Ort iſt ein wahres Carbonaro-Neſt; aber Sie wollten mir es nicht glauben. Was macht Robert dort? Warum kehrt er nicht zum Königſtädtiſchen Theater zurück? Warum iſt er kein unſchuldiger Waldfrevler geblieben? Warum iſt er der Macht der Verhältniſſe untreu geworden, und liebäugelt jetzt mit allen deutſchen Mächten? Warum hat er ſeine ſchmerzſtillenden Didaskalien unterbrochen? Zehen aufrühreriſche Völker hätte man dabei beruhigen können. Diebitſch hätte ſie in's Polniſche überſetzen laſſen, und hätte dann Warſchau im Schlafe überrumpelt. Noch einmal: was hat Robert in Baden zu thun? Thöricht, das zu fragen. Wer hat die Badener Bürger aufgehetzt, bei der Ständeverſammlung eine Bittſchrift um Preßfreiheit einzureichen? Wer hat dieſe Bittſchrift verfaßt? Das hat der Nämliche gethan, der auch die Berliner Briefe in den Meſſager geſchickt. O, ich habe das gleich verſtanden! Ich durchſchaute Den und Jenen und Manchen und gar Viele. Ich ließ mich nicht von ihren ehrlichen Geſichtern irre führen; es täuſchte mich nicht, daß ſie ſich für Polizei-Spione ausgaben; ich erkannte ſie auf der Stelle als geheime Carbonari. Und jetzt ſchreibt Robert gegen mich; aber ich bedanke mich dafür; ich will nicht ſeine Maske ſein, ich mag nicht ſein Geſicht berühren. Und Pittſchaft geſellt ſich ihm bei; der undankbare Medizinalrath! Undank! Undank! Wenn er den Deutſchen ſagt: „Ihr habt immer den Saft zu dem Punſche hergeben müſſen, womit ſich Andere gütlich gethan" — von wem hat er das gelernt? Er rede! Wer gab ihm den Muth, Deutſchland zu warnen vor Rußlands Joche? Er rede! Wer gab ihm den Muth, ſchon im Sommer für die Contagioſität der Cholera zu ſchreiben, und der preußiſchen Regierung zu trotzen? Er rede! Und was nützt ihm die Heuchelei. Seine ruſſiſche Praxis iſt ihm auf immer verloren, denn er hat Rußland geläſtert. Seine franzöſiſche Praxis iſt ihm auch verloren, denn er hat Frankreich geläſtert. Seine preußiſche Praxis iſt ihm auch verloren, denn er hat Preußen für anſteckend erklärt; und was ihm von deutſchen Bundeskrankheiten noch übrig bleibt, wird ihm zur Strafe entzogen werden, weil er, ein badiſcher Unterthan, ein Staatsdiener, ein Medizinalrath, ſich erlaubt hat, von Politik zu ſprechen, ehe er zweitauſend Gulden Caution geleiſtet hat. Darum werfe er ſich ganz in meine Arme; er hat ſich mir verſchrieben, mein iſt er und mir gehört er zu. Es wäre nicht dazu gekommen, wenn ihn Robert nicht verführt.

Daß Beide mich getadelt, kann ich ihnen verzeihen; aber daß ſie mich gelobt, das verzeihe ich ihnen nie. Sie rühmen meine Unbeſtechlichkeit. Pittſchaft ſagt: Er wolle nicht glauben, daß die Herausgabe der Briefe eine Geldſpekulation geweſen, und Robert verbürgt ſich, daß ich nicht feil bin. Wer wird eine ſolche Bürgſchaft verſchmähen? Auch danke ich ſchön für die gute Meinung. Aber das Lob der Unbeſtechlichkeit muß man keinem Freunde öffentlich geben; das iſt ein Tadel für Tauſende, erweckt den Neid und ruft nur den Widerſpruch hervor. Nun werden meine Gegner ſagen: Er iſt wohl feil; (ich thue es, um zu zeigen, daß ich ſelbſt einen Affen nachäffen kann,) aber wohlfeil iſt er nicht. Er würde ſich nie ſo geringe ſchätzen, in den Hundstagen jedes Jahres um zwanzig Friedrichsd'or ſeine Ehre zu vermiethen .... Der unglückſelige Robert! Eine Welt hätte er ſetzen ſollen zwiſchen ſich und mir, und jetzt, das Glück verſchmähend, daß ich ihn vergeſſe, ſucht er mich auf, und zwingt mich, ſeiner zu gedenken. Was gab ihm den kecken Muth, mich herauszufordern? Iſt es etwa, daß ich ein Herz habe, und ſeine eigne Bruſt nichts zu durchbohren darbietet? Iſt es, daß er ſeine Brieftaſche, ſeine polniſchen Looſe gut verſchloſſen weiß, und daß ich ſie nicht durchlöchern kann und ſeine Seele nicht berühren? Daß der Unglückſelige es wagt, den tiefbegrabenen Schmerz aus meiner Bruſt heraufzuwühlen; daß jener Würmer einer, die von Polens Leiche ſchmauſen, über meinen Weg zu kriechen wagt! Wenn ich der Polen gedenke, und des Sommers und Badens, und wie oft ich dort aus dem Leſezimmer in das nahe Gebüſch wankte, meinen Schmerz oder mein Entzücken auszuweinen; und wie ich mit krampfbewegtem Herzen der Stunde entgegenſah, welche die Zeitung brachte; — und wenn ich nun endlich das Blatt in meiner zitternden Hand hielt und es nicht zu leſen wagte; nicht zu erfahren wagte das Urtheil jener furchtbaren, namenloſen Macht, die größer als das All, höher als der Himmel, älter als die Ewigkeit; den Richterſpruch: ob es einen Gott gibt oder nicht — und kam dann jener Robert, riß mir das Blatt aus der Hand, bat, „um Gotteswillen nur eine Minute,“ wendete das Blatt herum, ſah unten nach dem Courszettel; Warſchau war gefallen, und die polniſchen Looſe waren geſtiegen, und ein Höllenſchein verklärte ſein ſilbergraues Geſicht — — wenn Wünſche Dolche wären, er lebte nicht mehr! Und jetzt wagt es ſolch ein vermaledeiter Goldanbeter, der die Blätter der Geſchichte ungeleſen und verächtlich überſchlägt, um am Ende vor dem Courszettel niederzufallen und ihn anzubeten; der ſeinen Blick von dem ſchönen Geſichte der Zeit, ſo voll erhabenen Lächelns, ſchöner Trauer und blinkender Thränen, abwendet, um ſie herumgehet und ihren ...... küßt — ein ſolcher Menſch wagt es, ungerufen vor mir zu erſcheinen und zu ſagen: Da bin ich!

Montag, den 16. Januar.

In der nämlichen Stuttgarter Zeitung, in welcher Herr Pittſchaft ſein Herz erleichtert, ſtanden auch kurz vorher zwei Briefe, welche Herr Wurm, der Redakteur der Börſenhalle, einer der verlorenen Vorpoſten der feindlichen Armee, und Herr Mebold, Redakteur der Stuttgarter Zeitung, wegen meiner gewechſelt. Herr Mebold hatte früher etwas zu meiner Vertheidigung gegen Herrn Wurm, ſeinen alten Freund und Dutzbruder, in ſeinem Blatte geſchrieben. Herr Wurm beklagt ſich darüber und frägt ſeinen alten Freund: wie er ihn nur verkennen möge, ihn einen freiſinnigen Mann, einen Patrioten, der „gegenwärtig an einem Kommentar über Preßgeſetzgebung nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen arbeitet?“ Iſt das nicht wieder recht ſchön deutſch; während die Freiheit ſich auf dem Schlachtfelde verblutet, ſtatt ſie zu verbinden und zu rächen, an einer Chirurgie nach engliſchen und amerikaniſchen Grundſätzen zu ſchreiben? Auch Herr Dr. Schott in Stuttgart, ein ſehr achtungswürdiger freiſinniger Mann, Chef der dortigen liberalen Partei, ſchrieb ſeinem Freunde Wurm einen Brief, den ich Ihnen mittheilen will. „Mein lieber Freund! Da Sie in dem Schreiben

„an unſern Freund Mebold meiner mit Namen und
„zugleich des Umſtands erwähnen, daß Sie mir die
„Kritik über Börne zugeſendet, ſo glaube ich, Börne,
„den ich perſönlich kenne und deſſen Talent ich be-
„wundere, die Erklärung ſchuldig zu ſein, daß ich,
„für meine Perſon, Ihre Kritik ſeiner Briefe nicht
„billigen kann. Wie iſt denn Ariſtophanes mit den
„Athenienſern und mit Sokrates, dem edelſten aller
„Menſchen, umgegangen? Und was hat Swift dem
„engliſchen Volk und ſeinen Machthabern nicht ge-
„boten? Deſſenungeachtet ſind und werden ſie die
„Bewunderung aller Zeiten bleiben. Beide, wenn
„ſie lebten, würden Börne als ebenbürtig anerkennen.
„Sein ausgezeichnetes Talent darf da nicht mit der
„moraliſchen, und noch weniger mit der politiſchen
„Elle gemeſſen werden. Das deutſche Vaterland
„ſollte es ſich vielmehr zur Ehre rechnen, daß an
„ſeinem literariſchen Himmel ein ſolcher Stern der
„Satyre und des Humors aufgegangen iſt. Bei
„dieſer Ueberzeugung konnte ich für meine Perſon
„dieſes Blatt Ihrer Zeitſchrift nicht als Probeblatt
„auf dem Muſeum auflegen.“

Es kömmt mir ſpaßhaft vor, daß man in Deutſchland ſchon einige Monate lang von meinen Briefen ſpricht und ſchreibt; daß ich faſt ſo berühmt geworden wie die Sontag. Und dabei gebrauchen alle meine Gegner den Polizeipfiff, zu ſagen: es verlohne ſich gar nicht der Mühe, des Buches zu erwähnen. Auch Robert gebraucht ihn. Er ſagt: die Briefe wären zu platt, für Deutſchland verführeriſch zu ſein; das Buch wäre gar nicht der Rede werth. Aber warum ſpricht er davon? Warum reden die Andern davon? Das iſt leicht zu erklären. Bei ſtürmiſchem Wetter ſetzen ſich die Mücken auf den Rücken des Wanderers, um wärmer, ſchneller und ſicherer fortzukommen. Ich mag deren Tauſende auf dem Rücken haben, aber ich ſpüre es gar nicht.

Siebzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 19. Januar 1832.

Laſſen Sie die Leute immerhin ſprechen von meiner Heftigkeit, die nicht nütze, die nur ſchade; das ſind alles Worte ohne Sinn, wären ſie auch noch ſo gut gemeint. Wer nützt? Wer ſchadet? Die See geht hoch, der Wind iſt gut und Gott ſitzt am Steuer. Ich armer Schiffsjunge ſchwanke oben im Maſtkorbe und rufe: Klippe und Sandbank und feindliche Segel und Land herab. Als wenn ich mit dem Rücken gelehnt ſtünde an der Mauer der Welt, und nur ſo vor mir mich zu bewegen brauchte, wie und wohin ich wollte! Ich habe keine Freiheit hinter mir, und darum keine vor mir. Ich treibe, weil ich werde getrieben, ich reize, weil ich werde gereizt. Der Wind iſt heftig, der mich ſchüttelt; iſt das meine Heftigkeit? Habe ich den Wind gemacht? Kann ich ihn ſchweigen heißen? Giebt es

Menſchen ohne Bruſt, die nicht zu athmen brauchen — gut für ſie; aber ſie mögen nicht rechten mit mir; ich brauche die Lebensluft der Freiheit, um fortzudauern. Und wenn Sie wieder einmal von einem meiner guten Freunde ſagen hören: er dauert mich, er darf es gar nicht wieder wagen, nach Deutſchland zu kommen, er würde in jeder Geſellſchaft, an jedem öffentlichen Orte beſchimpft werden — ſo mißtrauen Sie dem Herzen oder dem Kopfe dieſes guten Freundes. Er iſt entweder Einer jener Goſſen, welche die Verläumdungen der Polizei weiter ſchwemmen, oder iſt ein matſcher Schwamm, der jedes, worin man ihn getaucht, gedankenlos aufnimmt und es bei der Berührung behaglich wieder abtröpfelt. Wir haben das gleich vom Anfange bemerkt und verſtanden, wie Jene, die ich in das Herz getroffen, das Volk gegen mich aufzuwiegeln ſuchen. Alle Hunde, die ihren Hof bewachen, haben ſie von der Kette losgelaſſen; alle hungrigen Zeitungsſchreiber mußten ein Geſchrei erheben, ehe man ihnen die Schüſſel füllte, und dieſes Gebell und dieſes Geſchrei ſollen das Conzert der öffentlichen Meinung bilden! Seien Sie nur ruhig, wie ich es auch bin; ich bin ganz der Mann, ſolche Gauklerkünſte zu vereiteln. Die Ariſtokraten möchten den Streit aus ihrem Gebiete entfernen, denn ſie wiſſen recht gut, daß er ihnen gilt und nicht dem Volk; aber wir kennen das und ſpotten ihrer vergebenen Liſt. Das Vaterland herabwürdigen! Deutſches Volk beſchimpfen! Hätte ich wirklich gethan, was ſie durch ihre Ausrufer mich beſchuldigen laſſen — die Hände küßten ſie mir dafür! Vaterland, Volk, Ehre, Schande, das ſind den Ariſtokraten nur mythologiſche Geſchöpfe, und ſie hätten mich glücklichen Jäger bewundert, dem ſolche Fabelthiere einmal wirklich in den Schuß gekommen, und der ſie getroffen und dann abgethan. Ihr Vaterland iſt der Hof; ihre Ehre iſt in der Unterwürfigkeit des Volks; ihre Schande in deſſen Freiheit, und das Volk iſt nichts, ein Stuhl, ein Tiſch, ein Ofen, das man weder ſchänden noch ehren kann. Vor ſolchen Menſchen ſoll ich mich fürchten? Sie, ohne Herz und ohne Gott, was vermögen ſie mir gegenüber, der ich liebe und glaube? Mit einem einzigen Worte durchbreche ich den Nebel ihrer Verläumdungen; mit einer einzigen Zeile zünde ich ihre Lügenbände an, und verbrenne ſie zu Aſche. Ich erwarte ſie, wenn ich nach Deutſchland komme.

Geſtern las ich wieder in hieſigen Blättern von Mauthzerſtörungen im Heſſiſchen, ich weiß aber nicht, ob das die alten oder neuen Geſchichten ſind. Indeſſen wahrſcheinlich das Erſtere, da Sie mir in Ihren letzten Briefen von keinen ſpätern Vorfällen ſchreiben. Das ſind recht traurige Verhältniſſe, und am traurigſten iſt, daß ſich die Regierungen nicht zu helfen wiſſen. Immer Gewalt, immer Blutvergießen! Warum ſuchen ſie das Volk über die wahre Beſchaffenheit der Mauth, ihre Nothwendigkeit und Nützlichkeit nicht aufzuklären? Warum ſuchen ſie es nicht durch Sanftmuth zu beruhigen, durch Ueberredung zu gewinnen? Warum tragen ſie den Geiſtlichen nicht auf, von der Kanzel herab ihre Gemeinden im Zollweſen zu unterrichten? Wäre ich Pfarrer von Fechenheim, Bergen oder Bockenheim, hätte ich am erſten Sonntage nach dem monarchiſchen Gemetzel an der Mainkur ungefähr folgende Predigt gehalten, und dadurch gewiß zur Erhaltung der Ruhe mehr beigetragen, als zehn Schwadronen Huſaren im Stande ſind.

Liebe Gemeinde!

„Am Freitag wart Ihr wieder rechte Eſel geweſen und habt Euch todtſchießen laſſen. Wißt Ihr warum? Ich will die ganze Woche keinen Tropfen Wein trinken, wenn Ihr es wißt. Dummköpfe ſeid Ihr und Schwerenöther! Ihr jammert über die Mauth, Ihr wollt keine Mauth bezahlen! Wißt Ihr denn, was die Mauth iſt heut zu Tage? Wißt Ihr, was ſie ſonſt geweſen? Begreift Ihr denn gar nicht, wie viel beſſer Ihr es jetzt habt, als in frühern Zeiten? Nun, ſo gebt Acht; ich will Euch eine Laterne in den Kopf hängen.“

„Viele von Euch ſind doch ſchon einmal den Rhein hinabgefahren; der Hans dort, das weiß ich, iſt oft als Flotzknecht nach Holland gekommen, ehe er ſich eine Frau genommen — ein kreuzbraves Weib, ſie hat mir geſtern eine fette Gans geſchickt. Und wer von Euch nicht am Rhein war, der iſt doch einmal in Königſtein geweſen und am Falkenſtein vorbeigekommen. Nun, das iſt alles eins. Oben auf den Bergen an beiden Seiten des Rheins, da ſehet Ihr viele verfallene alte Schlöſſer, die man Burgen nennt. Sie waren aber nicht immer ſo öde und verfallen, wie ſie jetzt ſind. Ehemals waren es prächtige Schlöſſer, worin die Ritter wohnten, und es ging luſtig da her. Liebe Kinder! Die Ritter, das waren prächtige Leute! An denen hatte doch der liebe Herrgott noch ſeine Freude. Wenn ſie ſich recht wild herumtummelten in ihres Vaters Garten, und er lag am Sonnenfenſter und ſah zu, wie ſie ſpielten, lachte er und ſagte: Jugend hat keine Tugend, das will ſich austoben; aber es iſt mein Herz und mein Blut. Wenn aber der liebe Herrgott uns jämmerliche Wichte ſiehet, ſeine jüngſten Kinder, die den ganzen Tag hinter den Büchern hocken und henlen, wenn ſie der geſtrenge Herr Schulmeiſter mit ſeinem Lineal anrührt, dann ſchämt er ſich, unſer Vater zu ſein, ſchlägt das Fenſter zu und brummt: Ja, ja, ich bin alt geworden! So ein Ritter war kerngeſund, ſtark wie ein Stier, und wenn er ſein Kreuz gegen den Teufel geſchlagen hatte, fürchtete er ſich vor nichts in der Welt. So ein Kerl hat Euch den Tag zehn Pfund Roth- und Schwarzwildpret gegeſſen, ſechs Pfund Hammelfleiſch, ein ſchön Stück Schinken, einen großen Roſinenkuchen, aber wenig Brod. Dazu hat er getrunken zwei Eimer Bacharacher oder Rüdesheimer, und Abends vor dem Schlafengehen ein paar Maas warmen Gewürzwein. Ich ſage Euch, Kinder, es iſt nichts geſünder als warmer Wein mit Zucker, Nelken und Zimmet angemacht. Geſtern hatte ich einen ſtarken Schnupfen und ich legte mich früh zu Bette. Wie ich nun das Licht auslöſchen wollte, wer kömmt herein? Meine Haushälterin. Sie hatte mir kein Wort davon geſagt, war in die Küche gegangen und hatte mir eine Kumpe Glühwein gemacht. Den ſetzt ſie vor mein Bett und ſagt: Herr Paſtor, das wird Euch gut thun. Ich habe den Glühwein getrunken, habe tüchtig geſchwitzt, und heute Morgen war der Schnupfen weg. Merkt Ihr noch was davon? Seht Ihr, ſolch ein luſtig Leben haben die alten

Ritter geführt: gut gegeſſen, gut getrunken und gut geſchlafen. Und die übrige Zeit haben ſie gejagt und ſich untereinander herumgebalgt. Das war aber kein Kriegführen wie heute, es war ein wahrer Spaß. Man ſchlug ſich einander auf Helm und Schild, und war Einer tüchtig getroffen, ſo ging er zum Schmied und den andern Tag war alles wieder gut. Das hundsföttiſche Pulver war noch nicht erfunden.“

„Nun hört weiter. Die Ritter hatten zwar große Schlöſſer, ſchöne Pferde, viele Jagdhunde und Knechte; aber ſie hatten kein Geld. Woher wollten ſie Geld haben? Sie arbeiteten niemals und verdienten alſo nichts. Aber alle Menſchen ſind Gottes Kinder, und wenn es einen Menſchen giebt, der nichts arbeitet, iſt es Chriſtenpflicht, daß der Andere, welcher arbeitet, ihn ernährt. Die frommen Ritter, welche Gottes Gebot kannten und ehrten, richteten ſich auch darnach, und ſo oft ſie Geld brauchten, nahmen ſie es von den Arbeitsleuten, die welches hatten; und das machten ſie ſo: Auf die hohen Thürme ihrer Burgen ſtellten ſie einen armen Knecht mit einem Horn, der mußte Tag und Nacht Acht geben, und umher ſchauen, und ſobald ein Schiff mit Waaren den Rhein hinauffuhr, oder ein Wagen auf der Chauſſee kam, um ihre Ladung auf die Frankfurter Meſſe zu bringen, ſtieß der Knecht ins Horn. Die

Ritter, die das Zeichen verſtanden, ſprangen darauf vom Tiſche oder aus dem Bette auf, ergriffen ihr Schwert und eilten die Burg hinab. Schiff und Wagen wurde angehalten, Schiffer, Fuhrleute und Kaufherren wacker durchgebläut, Kiſten und Kaſten aufgeſchlagen, und Alles herausgenommen. Darauf ſagten die Ritter: Viel Glück zur Frankfurter Meſſe, Ihr Herren! und kehrten mit ihrem Fange jubelnd zur Burg zurück. Und weil ſie auf dieſe Art ihr Brod verdienten, nannte man ſie Raubritter. Die Waaren verkauften ſie dann um einen Spottpreis an Juden, und ſo hatten ſie Geld. Die Juden verkauften den geplünderten Kaufleuten ihre eigenen Waaren wieder und darauf zogen ſie zur Frankfurter Meſſe, und Alles war gut. So iſt die Mauth entſtanden, und was damals die Raubritter waren, das ſind heute die Zöllner.“

„Jetzt gebt weiter Acht. Die Kaufherren überlegten endlich bei ſich: Wäre es nicht geſcheidter, wir gäben den Rittern lieber gleich ſo viel baar Geld, als ſie für unſere Waaren von den Juden bekommen? Dieſe Spitzbuben laſſen ſich von uns zweimal ſo viel bezahlen, als ſie ſelbſt bezahlten. So wäre die Hälfte Profit und die Prügel wären auch geſpart. Sie ſchickten alſo dem Ritter Kunz eine Deputation, die trug ihm vor: Herr Ritter, Ihr ſeid ein ehrlicher

Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Ruprecht, iſt ein Spitzbube und ein Räuber, der, ſo oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen alſo, Euch einen Vorſchlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures böſen Nachbarn vorüber, beſchützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Kunz erwiederte: Ihr ſeid kluge Leute und ich will es bedenken; heute Abend gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht ein Fäßchen Bacharacher auf Euerem Schiff? Die Kaufleute holten das Fäßchen, gingen darauf zu Ritter Ruprecht und ſagten ihm: Herr Ritter, Ihr ſeid ein ehrlicher Mann, Ihr habt uns nie etwas zu Leid gethan; aber Euer Nachbar, der Ritter Kunz, iſt ein Spitzbube und ein Räuber, der, ſo oft wir vorbeikommen, uns mißhandelt und beraubt. Wir kommen alſo, Euch einen Vorſchlag zu machen. So oft wir an Eure Burg kommen, begleitet uns mit einem Fähnlein bis vor der Burg Eures böſen Nachbarn vorüber, beſchützt uns und duldet nicht, daß er uns beraube und zu Grunde richte. Für Euren guten Willen geben wir Euch jedesmal hundert Goldgulden. Ritter Ruprecht erwiederte. Ihr ſeid kluge Leute und ich will es bedenken; morgen Mittag gebe ich meinen Nachbarn einen Schmaus, habt Ihr nicht vielleicht einige gute Schinken auf Eurem Wagen? Die Kaufherren holten die Schinken und gingen darauf zum Ritter Eberſtein, und ſo gingen ſie von einem Ritter zum andern, von Rüdesheim bis nach Bonn und ſprachen mit Allen auf die nämliche Weiſe. Und wie Abends viele Ritter zum Ritter Kunz zum Schmauſen kamen, und jeder ſeinem Nachbar erzählte, wie die Kaufherren ihn ins Geſicht einen ehrlichen Mann geſcholten, und ſeinen Nachbarn als Spitzbuben gelobt, lachten ſie Alle ganz unbändig und zechten bis der Morgen graute. Die Handelsleute hatten es aber jetzt viel beſſer als früher."

„So währte das einige Jahrhunderte lang. Endlich merkten die Kaiſer, Könige, Herzoge, Fürſten, Landgrafen, die Vorfahren unſerer gnädigſten Landesherren, daß ſie lange dumm geweſen. Sie dachten: Ei, die Ritter verdienen ein ſchön Stück Geld an den Bürgers- und Landleuten, ſind wir nicht rechte Narren, daß wir es nicht ſelbſt verdienen? Wer iſt Herr im Lande, wir oder die Ritter? Das muß anders werden. Sie ſagten alſo den Kaufleuten: Ihr unterſteht Euch nicht mehr, Euch von den Rittern loszukaufen; das Geld, das Ihr ihnen gegeben, gebt Ihr künftig uns ſelbſt, und dagegen beſchützen wir Euch gegen jede Gewalt. Die Kaufleute mußten das zufrieden ſein, und den Rittern wurde von den Landesherren unterſagt, ſie zu beunruhigen. Dieſe ließen ſich aber nicht wehren, und wenn die Kaufleute vorüber kamen und nicht bezahlten, wurden ſie wie früher geplündert und todtgeſchlagen. Sie mußten alſo, wollten ſie Ruhe haben, die Ritter auch bezahlen. Unſere gnädigſten Landesherren erfuhren dies und dachten bei ſich: Unſere Kaufleute geben für jede Ladung Waare den Rittern hundert Goldgulden, und uns hundert Goldgulden, wäre es nicht klüger, ſie gäben uns zweihundert Goldgulden und den Rittern gar nichts? Sie ließen alſo die Kaufleute rufen und ſagten ihnen: Ihr gebt uns künftig zweihundert Goldgulden für jede Fuhre und den Rittern gar nichts; und dieſen wollen wir ſchon das Handwerk legen. Auch hielten ſie Wort, zerſtörten alle Raubburgen, nahmen die Ritter gefangen und führten ſie an ihren Hof, wo ſie durch gutes Futter bald zahm gemacht wurden. Den Kaufleuten aber gaben ſie das Geleit, ſo oft ſie auf die Meſſe zogen. Als es nun keine Ritter und keine Räubereien mehr gab, und die Kaufherren keine Furcht mehr hatten, gingen ſie zu ihren Landesherren und ſagten ihnen: wir danken unterthänigſt für den bis jetzt geleiſteten Schutz; aber wir brauchen ihn nicht mehr, denn die Straßen ſind ſicher. Die Fürſten erwiederten darauf: es freut uns, daß Ihr uns nicht mehr braucht, wir brauchen aber Euer Geld, und den Geleit müßt Ihr bezahlen nach wie vor, und das iſt jetzt altes Herkommen. Nach einiger Zeit bedachten die Fürſten: iſt es nicht ganz überflüſſig, daß wir den Kaufleuten Huſaren zur Begleitung mitgeben, da doch die Wege ſicher ſind? Die Koſten des Geleits könnten wir ja ſparen. Sie hoben alſo das Geleit auf, und ließen ſich ſtatt Geleitsgeld Zoll bezahlen. An allen Ein- und Ausgängen des Landes wurden Zollhäuſer errichtet, und ſo oft da Waaren vorüberkamen, mußten ſie den alten Raub und das alte Geleit abkaufen, welche Abgabe man Zoll nannte. Beklagte ſich nun ein benachbarter Fürſt, daß man ſeine Unterthanen drücke, antwortete der dieſſeitige: Herr Bruder, macht es mit meinen Unterthanen, wie ich es mit den Eurigen mache; laßt Euch auch Mauth von ihnen bezahlen; Schafe wollen geſchoren ſein, ſonſt gedeihen ſie nicht."

„Jetzt werdet Ihr deutlich einſehen, daß Ihr Ochſen ſeid, wenn Ihr Euch über die Mauth beklagt. Habt Ihr es nicht ehemals noch viel ſchlimmer gehabt? Sonſt wurdet Ihr beraubt und gemißhandelt; jetzt werden Euere Kiſten mit Ordnung geöffnet, man nimmt Euch mit Höflichkeit Euer Geld ab, und Ihr bekommt keine Schläge mehr. Zwar werdet Ihr noch jetzt, wie zu den Zeiten der Raubritter, todt gemacht, wenn Ihr die Mauth nicht bezahlen wollt und Euch zur Wehre ſetzt; Ihr werdet aber nicht mehr wie damals todt gehauen, welches grob war, ſondern todt geſchoſſen, welches viel höflicher iſt, und gar nicht wehe thut; und da Ihr auf Befehl Eures gnädigen Landesherrn todtgeſchoſſen werdet, ſo iſt das noch eine Ehre für Euch. Wenn Ihr aber fragt: warum nimmt unſer gnädigſter Landesherr, der doch ſo reich iſt, uns armen Teufeln ihre paar Pfennige weg; warum müſſen wir das Pfund Zucker mit dreißig Kreuzer bezahlen, das uns noch vor acht Tagen nur achtzehn gekoſtet? ſo zeigt Ihr wieder, daß Ihr Ochſenköpfe ſeid. Behält denn unſer gnädigſter Landesvater Euer Geld für ſich? Ei bewahre! Das braucht er nicht, er hat mehr als genug. Aber mit Eurem Gelde ernährt er die Nachkommen jener Raubritter, die wie ihre Vorfahren nicht arbeiten und nichts erwerben, als Müßiggänger an ſeinem Hofe leben, und für die Ihr, da ſie Euch nicht mehr berauben dürfen, wie billig, ſorgen müßt. Und nicht blos für dieſe Rauberbrut braucht unſer gnädigſter Landesfürſt Euer Geld, ſondern auch ſeine vielen Soldaten zu bezahlen. Und jetzt ſeid mir keine Eſel und fragt: wozu braucht er ſo viele Soldaten? Das habt Ihr ja am Freitag ſelbſt geſehen, wozu er ſie braucht! Hätte er keine Soldaten gehabt, hätte er ja mit Euch nicht fertig werden können, als Ihr die Mauth geſtürmt. Nun ſagt Ihr aber vielleicht: aber wäre keine Mauth da, wären wir ruhig geblieben; ſind wir ruhig, braucht man keine Soldaten; hat man keine Soldaten, braucht man unſer Geld nicht; braucht man unſer Geld nicht, iſt die Mauth unnöthig. In dem, was Ihr da ſagt, iſt etwas Verſtand, und ich ſehe, Ihr ſeid gar nicht ſo dumm, wie Ihr ausſehet. Aber, liebe Kinder, Ihr müßt noch etwas bedenken. Unſer gnädigſter Landesvater braucht nicht blos ſeine Soldaten gegen Euch, ſeine Kinder, ſondern er braucht ſie auch gegen Fremde, gegen den äußern Feind. Fragt Ihr nun: wer iſt ſein Feind, wer will ihm etwas zu Leide thun? muß ich Euch aufrichtig antworten: es denkt Keiner daran. Aber unſer gnädigſter Landesherr hat eine große Familie, für die er auch ſorgen muß. Alle Kaiſer, Könige, Großherzoge, Herzoge und Fürſten ſind ſeine nahen Verwandte, denen er in der Noth beiſteht: das iſt Chriſtenpflicht. Macht Ihr es nicht auch ſo? Der Kaiſer von Rußland iſt ſein Bruder, der Kaiſer von Oeſterreich iſt auch ſein Bruder, der König von Preußen iſt ſein Schwager. Nun ſehet: der

Kaiſer Nikolas will Polen haben, der Kaiſer Franz will Italien haben, der König Friedrich Wilhelm weiß ſelbſt nicht, was er haben will; denn er will Alles haben. Nun iſt aber das mächtige Frankreich drüben; dort iſt der König nicht Herr über Alles, er iſt nicht mehr als jeder Andere, er iſt nur der erſte Bauer im Lande. Das Volk iſt dort Alles, und für das Volk geſchieht Alles. Nun ſagen die Franzoſen: alle Völker ſind mit uns verwandt, wir ſind Alle von einer Familie. Die Polen ſind unſere Brüder, die Italiener ſind unſere Vettern, die Deutſchen ſind unſere guten Nachbarn. Und wir wollen nicht leiden, daß ihnen Jemand etwas zu Leide thue, ſondern ihnen helfen. Darum leiht unſer gnädigſter Landesfürſt den Kaiſern und Königen ſeine Soldaten, damit ſie mit den Franzoſen fertig werden, und darum müßt Ihr Mauth bezahlen. Und die Soldaten, die man gegen die Franzoſen ſchickt, das ſind Euere eigenen Söhne und Brüder, und damit ſie gern marſchiren — denn wer könnte ſie zwingen, wenn ſie nicht wollten — lügt man ihnen vor, die Franzoſen wären Feinde der Deutſchen, und wollten unſer Land erobern. Glaubt es nicht. Die Franzoſen ſind Euere beſten Freunde, und wenn ſie kommen, kommen ſie blos den Polen und Euch beizuſtehen, und Ihr müßt ſie mit Jubel empfangen und gleich in die Schenke führen. Aber ſchließt Euere Mädchen ein, bis ſie wieder fort ſind."

„Jetzt habe ich Euch erklärt, was die Mauth iſt; nun geht und beſſert Euch. Wie wollt Ihr es denn vor Gott und Eurem Gewiſſen verantworten, wenn Ihr widerſpenſtig ſeid gegen Euren gnädigſten Landesherrn, und ihn zwingt, Soldaten gegen Euch zu ſchicken, die ja Alle Euere Brüder und Söhne ſind, und die, wenn ſie Euch erſchießen, Vater- und Brudermörder werden? Gehet und bezahlt die Mauth. Und wollt Ihr ja einmal wieder kommen und die Mauth zerſtören, ſo ſeid keine Ochſen, und bleibt weit von den Soldaten ſtehen, was ihnen Herz macht auf Euch zu ſchießen, ſondern geht ihnen ganz nahe auf den Leib, damit ſie Euch erkennen. Bringt Euere Töchter mit. Die Liſe dort wird unter den Jägern gewiß mehr als einen Schatz finden — brauchſt nicht roth zu werden, Liſe, wir waren Alle einmal jung — und wenn ſie nun zu ihnen tritt und ſagt: „Aber Peter, aber Hans, ſeid Ihr „denn ſtockblind? Seht Ihr denn nicht, daß ich es „bin? Haben wir denn nicht auf der vorigen Kirchweih miteinander getanzt? Peter, da iſt ja mein „Vater, der Dir manchen Apfel von ſeinem Baume „geholt. Hans, da iſt ja mein Bruder, dem Du „erſt neulich den Bierkrug an den Kopf geworfen.

„Lieber Peter, kennſt Du Deine Liſe nicht mehr?
„Willſt Du um ein Stück Kommisbrod ein Mörder
„werden? Biſt Du nicht ſelbſt ein Bauernkind? Was
„gehen Dich die Fürſten, was geht Dich die Mauth
„an? Komm zu uns, lieber Hans! Du ſagſt nichts?
„Nun, da ſteh' ich, ſchieß mich armes Mädchen todt,
„wenn Du das Herz haſt.“ Aber ich ſage Euch, meine geliebten Kinder, Hans und Peter werden nicht das Herz haben zu ſchießen, ſondern das Gewehr wird ihnen aus der Hand fallen und ſie werden anfangen zu weinen. Und alle ihre Kameraden werden das Gewehr wegwerfen, Euch in die Arme ſtürzen und heiße Thränen vergießen, daß ſie ſo gottlos verblendet geweſen. Dann braucht Ihr keine Mauth mehr zu bezahlen. Jetzt geht nach Hauſe und beſſert Euch. Wer mich nicht verſtanden, iſt ein Eſel. Amen!“

Ein und ſiebzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 22. Januar 1832.

Es widerfährt mir ſeit einigen Tagen das Sonderbare, daß ich an zwei Briefen für Sie zu gleicher Zeit ſchreibe. Der eine gegenwärtige liegt auf dem Pulte, vor dem ich ſtehe, und der andere liegt auf dem Schreibtiſche, an dem ich ſitze. Die Abwechſelung iſt artig und unterhält mich. Nach einigen Sätzen gehe ich vom Stehbriefe zum Sitzbriefe, oder zurück, und ſetze bald den einen bald den andern fort. Die Sache verhält ſich ſo. Der Tiſchbrief behandelt einen Gegenſtand, der zwar kurzweilig aber langwierig iſt und ſich ſehr ausdehnt, den ich aber aus Gründen der Kochkunſt nicht unterbrechen darf. Darum habe ich ihn vom Pultbriefe getrennt, und Sie werden ihn einige Tage ſpäter erhalten als dieſen. Es gibt nämlich einen Härings-Salat. Den Häring habe ich aus Berlin bekommen und den will ich zwiebeln und zurecht machen. Einen Artikel im literariſchen Unterhaltungsblatt, den der Referendar Häring unter dem Schäfernamen Willibald Alexis gegen mich geſchrieben, und von dem ich früher ſchon gehört, habe ich jetzt erhalten und ihn geleſen. Nun weiß ich wahrhaftig ſelbſt nicht, wie mir in den Sinn gekommen, dieſem Männchen zu antworten; aber eine innere Stimme rieth mir dazu. Dabei machen mir meine ungeſchickten Verſuche, die Sprache ſolcher Gegner nachzuahmen, tauſend Spaß. Ich bin an gar keine grobe Arbeit gewöhnt, und meine rechte Hand iſt mir wund von dem wenigen Schimpfen. Ich bin dabei eigentlich in einer wunderlichen Lage. Warum ich mich mit ſolchen unbedeutenden Menſchen und auf ſolche Weiſe einlaſſe, darf ich nicht deutlich machen, denn ſonſt würde ich meine beabſichtigte Wirkung verfehlen. Und doch möchte ich aus Eigenliebe durchſchaut und errathen ſein. Das ſetzt mich in Verlegenheit. Härings-Salat, Zwiebeln, Zurechtmachen, Schäfer, Männchen, unbedeutender Menſch — Sie werden ſehen, daß mein Wörterbuch von Schimpfwörtern viel reicher werden wird, als das von Meyer, von Wurm, von Robert und von Alexis.

Montag, den 24. Januar.

Geſtern, Sonntag, hat Caſimir Perrier wieder einen Bubenſtreich begangen. An dem Tage, wo die Kirche ſeines Glaubens geſchloſſen iſt, wo die Börſe keinen Gottesdienſt hält, vergißt er am leichteſten Gott und ſein Gebot, und folgt ſeinen böſen Neigungen. An Börſentagen bedenkt er ſich doch noch etwas, die Renten, das zarte, leicht verletzliche Geſchöpf, durch allzurauhes Weſen zu ſchrecken. Ich kenne kein Land in der Welt, ich kenne keine Zeit in der Geſchichte, wo ein Volk unter ſo ſchmachvoller Herrſchaft geſtanden, als jetzt das franzöſiſche. Tauſendmal, ja zehntauſendmal lieber möchte ich einen Thron unter dem Galgen errichtet ſehen, von Henkersknechten bedient und von Raben umſchmeichelt, als ſehen, wie ein König auf dem Drehſtuhle thront und wie ſein erſter Miniſter Glück, Ruhm und Ehre eines großen Volkes wie ein Buchhalter unter Soll und Haben bringt. Ich habe mich nie ſo ſehr erniedriget, vor einem Könige: Vivat! zu ſchreien; nicht, da ich als gedankenloſes Kind Kaiſer Franz im Krönungszuge geſehen, wo Alles ſchrie; nicht als Napoleon an mir vorüberzog, den ich mit dem Glauben eines Jünglings wie einen Gott anſtaunte; aber kehrte morgen Karl X. nach Paris zurück mit ſeinem alten

Herzen und ſeinem neuen Haſſe, mit dem ganzen Gefolge aller ſeiner Laſter, aller ſeiner Thorheiten, umgeben von den Trabanten ſeiner Rache, — ich, jetzt ein alter Mann, kletterte auf einen Baum und würde, wie ein betrunkener armer Teufel, den die Polizei bezahlt, Vivat ſchreien, bis ich die Stimme verlöre. Was iſt's mit der Tyrannei? Sie macht unglücklich und das iſt Alles. Wie der Winter drängt ſie Blut und Leben zurück; aber das ſtille Herz iſt dann der Kerker, nicht der Sarg der Freiheit. Aber dieſe giftige Geldwirthſchaft hier trocknet wie der Sirokko alle Adern aus, und könnte ſie zehn Jahre fortdauern, würde dann ein Tyrann es der Mühe werth halten, ſolch ein Volk von Mumien zu unterjochen.

Ich wollte von den Simoniſten ſprechen, über die man geſtern wie über eine Diebesbande hergefallen, aber Sie können das in den Zeitungen leſen, und Sie wiſſen ſo gut als ich, was dabei zu denken und zu fühlen iſt.

Zwei und ſiebzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 28. Januar 1832.

— Rothſchild hat dem Papſte die Hand geküßt und beim Abſchiede ſeine hohe Zufriedenheit mit dem Nachfolger Petri unter allergnädigſten Ausdrücken zu erkennen gegeben. Jetzt kömmt doch endlich einmal alles in die Ordnung, die Gott beim Erſchaffen der Welt eigentlich hat haben wollen. Ein armer Chriſt küßte dem Papſte die Füße und ein reicher Jude küßt ihm die Hand. Hätte Rothſchild ſein römiſches Anleihen, ſtatt zu 65 p. c. zu 60 erhalten und ſo dem Kardinal-Kämmerling zehn tauſend Ducaten mehr ſpendiren können, hätte er dem heiligen Vater um den Hals fallen dürfen. Wie viel edler ſind doch die Rothſchild, als deren Ahnherr Judas Iſchariot! Dieſer verkaufte Chriſtus für dreißig kleine Thaler, die Rothſchild würden ihn heute kaufen, wenn er für Geld zu haben wäre. Ich finde das alles ſehr ſchön.

Louis Philipp, wenn er in einem Jahre noch König iſt, wird ſich krönen laſſen; aber nicht zu Rheims in St. Remi, ſondern zu Paris in Notre-Dame de la bourse, und Rothſchild wird dabei als Erzbiſchof fungiren. Nach der Krönung wird man, wie üblich, Tauben auffliegen laſſen, und eine unter ihnen, eine luſtige Lachtaube, wird nach St. Helena hinüberfliegen, ſich auf das Grab Napoleons ſetzen und ſeinen Gebeinen lachend erzählen, ſie habe geſtern ſeinen Nachfolger ſalben ſehen, aber nicht vom Papſte, ſondern von einem Juden; und der jetzige Beherrſcher Frankreichs hat den Titel angenommen: Empereur des cinq pour Cent, Roi des trois pour Cent, protecteur des banquiers et médiatiseur des agens de change. Ich weiß aber wahrhaftig nicht, was die dumme Taube dabei zu lachen findet. Wäre es nicht das größte Glück für die Welt, wenn man alle Könige wegjagte und die Familie Rothſchild auf deren Thron ſetzte? Man bedenke die Vortheile. Die neue Dynaſtie würde kein Anlehen machen, denn ſie wüßte am beſten, wie theuer ihr das zu ſtehen käme, und ſchon dadurch allein würde die Abgabenlaſt der Unterthanen jährlich um viele Millionen erleichtert werden. Die Beſtechungen der Miniſter müßten aufhören, die activen wie die paſſiven; denn womit ſollten ſie, wofür ſollte man ſie beſtechen?

Das wird dann alte Regel. Dadurch würde die Moral ſehr in Flor kommen. Alle Civilliſten würden aufhören, bis auf die der Rothſchilde, welche aber für die Völker keine neue Laſt wäre, denn die Rothſchilde hatten ſie als Privatleute auch ſchon bezogen, und zwar eine ſtärkere, als die irgend eines andern Fürſten.

Wenn das Haus Rothſchild auf dem franzöſiſchen Throne ſäße, wäre die Welt von der großen Furcht des Kriegs befreit, der zwiſchen dieſem mächtigen Hauſe und dem Hauſe Habsburg auszubrechen droht. Oeſterreich und Rothſchild ſollen, wie die engliſchen Blätter aus guten Quellen berichten, ſeit einiger Zeit ſehr gereizt gegen einander ſein. Oeſterreich hat nämlich die Entdeckung gemacht, daß die Freundſchaft, mit welcher die Brüder Rothſchild es beehren, ihm theuer zu ſtehen komme. Das letzte vierprocentige Anleihen ſchloß jenes Haus zu 85 oder 86 ab. Aber gleich nach Abſchluß des Vertrags gewann es 6 bis 7 p. c. Ein ſo außerordentlicher Umſtand mußte die Aufmerkſamkeit des öſterreichiſchen Kabinets erwecken. Es beſchloß daher, für ſeine Finanzen künftig wohlfeilere Agenten zu wählen, oder ſeinen Geldunternehmungen eine Concurrenz zu eröffnen. Das Haus Rothſchild, um ſolche Schritte zu vereiteln und der öſterreichiſchen Regierung zu zeigen, daß man ſeine Allianz nicht ungeſtraft brechen dürfte, wußte darauf durch ſeine Verbindungen und Speculationen das baare Geld in Wien, Frankfurt und andern Städten ſo ſelten zu machen, daß kein anderes Haus im Stande war, eine Staats Anleihe zu unternehmen. Oeſterreich mußte um Verzeihung bitten.

Schon früher fand eine Spannung zwiſchen beiden Häuſern ſtatt. Oeſterreich hatte nämlich dem Hauſe Rothſchild die Summen überlaſſen, die ihm aus den franzöſiſchen Contributionsgeldern für ſeinen Antheil zugefallen. Dieſe Summen ſollten in franzöſiſchen Renten, die damals niedrig waren, angelegt und ſolche verkauft werden, ſobald ſie einen hohen Stand erreicht hätten. Nach einigen Jahren verkaufte das Haus Rothſchild jene Renten und verrechnete ſie zu 95. Oeſterreich aber entdeckte, daß zur Zeit des Verkaufs die Renten al Pari geſtanden. Es war eine kleine Differenz von acht Millionen Gulden. Oeſterreich war darüber empfindlich und ſchmollte; Rothſchild aber wußte durch Vermittlung beiderſeitiger Freunde alles wieder auszugleichen.

Das franzöſiſche Blatt, welches dieſe Friedens und Kriegsgeſchichten nach engliſchen Blättern umſtändlich erzählte, bemerkt darauf folgendes: „Durch „welche Mittel wiſſen jene Banquiers die öſterreichi

„ſche Regierung zu zwingen, ſich nach ihren Anmaßungen zu bequemen? Es ſind dieſelben Mittel, „welche ſie unter dem Miniſter Villele angewendet, „mit welchem die Herren Rothſchild ungeheuren Gewinnſt getheilt haben, wie wir es in der Folge beweiſen werden; ſind die nämlichen Mittel, die ſie „neulich beim Anleihen des Miniſteriums Perrier in „Bewegung geſetzt. Hat man nicht durch fortdauernde „Verkäufe, von Jenen bewirkt, welche die Anleihe zu „einem unbilligen Satze haben wollten, die franzöſiſchen Fonds erdrücken ſehen? Dieſe Darleiher haben „unter unſern Augen das Nämliche gethan, worüber „die öſterreichiſche Regierung ſich beklagte, als ſie „mit ihnen brechen wollte. Unſere fünf=procentigen „wurden unter 80 Fr. hinabgedrückt, um das Anleihen zu dieſem Preiſe zu haben, und ſobald die „Anleihe zu 84 zugeſchlagen war, ſtiegen die Fonds „bis über 88 Fr. Es iſt immer das nämliche Spiel, „welches dieſe Rothſchild treiben, um ſich auf Koſten „des Landes, das ſie ausbeuten, zu bereichern .... „Wir haben es ſchon früher gezeigt, daß „die Geldleute die gefährlichſten Feinde „der Völker ſind. Sie haben am meiſten „dazu beigetragen, den Grundbau der Freiheit zu untergraben, und ohne Zweifel „wäre der größte Theil der europäiſchen

„Völker ſchon in vollem Beſitze der Frei-
„heit, wenn die Rothſchild, die Ouvrard,
„die Aguado, die Caſimir Perrier und An-
„dere, mit ihrem Gelde nicht die abſolute
„Gewalt unterſtützt hätten.“

Dupin hat dieſe Woche in der Kammer die Banquiers loup-cerviers, Luchſe genannt! Das ſind Raubthiere, die zum Katzengeſchlechte gehören. Caſimir Perrier hat ihm über ſeine unzeitige Naturgeſchichte die bitterſten Vorwürfe gemacht. Das führt mich auf die Rothſchilde zurück. Noch einmal — wäre es nicht ein Glück für die Welt, wenn alle Kronen auf deren Häuptern ſäßen, ſtatt daß ſie jetzt zu ihren Füßen liegen? Es kommt auch noch dahin. Sitzen die Rothſchild noch auf keinen Thronen, ſo werden ſie wenigſtens, ſobald ein Thron frei wird, um Rath gefragt, wen man darauf ſetzen ſolle. Herr von Gagern hat dieſes neulich öffentlich in der Allgemeinen Zeitung erzählt. Es iſt eine ſchöne Geſchichte. Herr von Gagern war früher Geſandter beim Bundestage. Dieſer große Staatsmann, der den Ariſtokratismus ganz allerliebſt romantiſch zu machen weiß und zwiſchen den Gräbern alter Ritter mit ſeinem Adelſtolze im Mondſcheine ſpazieren geht, hat ſich auf einer ſolchen nächtlichen Wanderung ſchon vor vielen Jahren erkaltet. Seit der Zeit leidet er an einem politiſchen Mundfluſſe, einer Krankheit, die unter den Diplomaten eben ſo ſelten gefunden wird, als die Mundſperre häufig unter ihnen vorkömmt. Dieſe ſeltene Krankheit des Herrn von Gagern gibt uns aber über die verborgene Phyſiologie der Diplomaten und Ariſtokraten lehrreiche und nützliche Aufſchlüſſe. Der große Staatsmann ſchreibt der kleinen Allgemeinen Zeitung über Griechenland aus Hornau einen Brief. Hornau liegt aber nicht in Griechenland, ſondern im Taunus, und ich glaube, daß wir vor zwei Jahren, als wir den Sommer in Soden zugebracht, eines Abends in der Schenke von Hornau Eierkuchen gegeſſen. Herr von Gagern ſchreibt: er, Herr von *Stein* und *Capodiſtrias*, hätten ſich in Naſſau und Ems oft von Griechenland unterhalten. Ich kann das bezeugen. In Ems habe ich zwei nach einander folgende Sommer dieſe Herren ſehr oft eifrig mit einander ſprechen hören. Ich hätte aber, ob ich zwar viel gehorcht, nie gedacht, daß von Griechenland die Rede ſei. Es ſchien mir, als ſprächen ſie von ihren eigenen Angelegenheiten und denen ihrer Familie. Sie gehörten „zu den wärmſten und eifrigſten Vertheidigern Griechenlands, oder der *griechiſchen Frage*.“ Warum Herr von Gagern das allgemein bekannte Wort Griechenland ganz ohne Noth mit *griechiſche Frage* überſetzt, will ich Ihnen erklären. Es gibt nichts weichherzigeres, warmblütigeres, nervenzarteres, thränenreicheres, kurz gefühlvolleres als ein Diplomat, und ein ſolcher hat ſich ſehr in Acht zu nehmen, bei ſeinen ſtarken und häufigen Gemüthsbewegungen ſeine zarte Geſundheit nicht ganz zu Grunde zu richten. Strenge Diät iſt ihm unentbehrlich. Wenn daher Tauſende der edelſten Portugieſen vom Fleiſcher Miguel geſchlachtet und zerfetzt werden; wenn die Italiener, von der Treibjagd der Liſt und Gewalt in ihr Todesnetz gejagt, von feigen und bequemen Jägern erlegt werden; wenn Belgien wie ein Käſe zerſchnitten, zugewogen und, in Protokoll-Papier gewickelt, den hungrigen Käufern ſtückweiſe eingehändigt wird; wenn Polen den Keulenſchlägen des Tyrannen unterliegt und ſterbend den Helfers-Helfern flucht — wie wollen die Diplomaten es ertragen, täglich ſolche Gräuel und Schändlichkeiten zu ſehen und zu hören? Und doch iſt ihnen das Schickſal der Völker anvertraut; wie erleichtern ſie ſich den Schmerz? Durch eine einfache Veränderung der Worte. Sie ſtellen ſich an, als gäbe es kein Land und kein Volk in der Welt; ſie ſuchen das zu vergeſſen und es gelingt ihnen durch Uebung. Sie ſagen darum nie: Portugal und Portugieſen, Italien und Italiener, Belgien und Belgier, Polen und polniſches Land; ſondern ſie ſagen: die portugieſiſche Frage, die italieniſche Frage, die belgiſche Frage, die polniſche Frage. Es iſt eine Art Salpeter-Säure, welche das Blut abkühlt und das Herz ruhiger macht. Aus dieſem diätetiſchen Grunde ſpricht Herr von Gagern von der griechiſchen Frage; aber ſein Herz iſt gut.

Jetzt weiter; und verlaſſe mich nicht, lieber Scherz! denn mir graut vor dieſen Seelenverkäufern. „Monarchiſche Verfaſſung, deutſche Leibwache, hinreichender Kredit, waren die großen Grundſätze, worüber wir einverſtanden waren.“ Hört! Hört! vernehmet doch die großen Grundſätze dieſer großen Männer! Ein edles Volk, Erbe des ſchönſten Jahrtauſendes der Zeit, Nachkommen von den Lieblingen der Götter, noch immer verklärt von der Abendröthe einer vor zwanzig Jahrhunderten untergegangenen Sonne, noch immer duftend von den Wohlgerüchen eines verblichenen Paradieſes — dieſes edle Volk, verarmt, verſchmäht, vergeſſen, zu Boden gedrückt, erinnert ſich, was es geweſen, und ſchüttelt ſeine Ketten; will wieder werden, was es war, und wirft ſeine Ketten ab. Es ergreift ſein roſtiges Schwert und kämpft. Männer, Weiber, Kinder, Greiſe ſtürzen und füllen den Abgrund aus, der die Knechtſchaft von der Freiheit trennt. Die Uebriggebliebenen ziehen darüber weg, treten ihr eigenes Herz mit Füßen, ſuchen den Feind und ſiegen. Einer kämpft gegen hundert. Die chriſtlichen Könige Europa's erfahren, ein kleines Chriſten-Völkchen habe ſich gegen Mohamet empört — ſie lachen. Das Völkchen ſiegt — ſie werden aufmerkſam. Der Sieg wird entſcheidender — ſie werden bedenklich. Ein Volk ſoll die Freiheit erwerben, ohne ſie und trotz ihnen? Nein! ſie laſſen den Griechen ſagen: Ihr ſeid zu ſchwach, wir wollen euch helfen. Sie ſchicken ihre Flotten ab, die Griechen von ihren Feinden zu trennen, damit ſie nicht den letzten Sieg erringen. Ein edelmüthiger Staatsmann läßt ſich von ſeinem Herzen hinreißen und gibt den Befehl, daß man die Flotte der Türken zerſtöre. Codrington ſiegt und die chriſtlichen Mächte trauern und zürnen. Der Admiral wird zurückgerufen und wie ein Schulbube ausgeſcholten. Die Griechen ſind frei! Dieſer Angſtruf ſchallt von Hof zu Hof. Wie iſt dem Verderben Einhalt zu thun? Darauf ſinnen jetzt die Räthe der Fürſten. Es gibt viele magere Fürſtenſöhne in Europa, die kann man mäſten mit dem Fleiſche und Blute der Griechen — alſo monarchiſche Verfaſſung. Die Griechen ſind begeiſtert, ſie leiden an der gefährlichſten Bruſtentzündung; ſchnell, nur ja recht ſchnell das ſtärkſte freiheittreibende Mittel — alſo deutſche Leibwache. Aber kein Königſohn wird der Narr ſein, ſein eigenes Geld nach Griechenland zu bringen, die Griechen müſſen ihn aus ihrem Beutel bezahlen, wenn er ſie glücklich machen ſoll; aber die Griechen ſind arm, ſie müſſen alſo borgen; ihr König thut es in ihrem Namen — alſo hinreichender Kredit. Viele Fürſtenſöhne meldeten ſich, die Griechen glücklich zu machen. Wen unter ihnen wählen? das iſt die griechiſche Frage. Den Edelſten, den Tapferſten, den Geiſtreichſten, den Muthigſten? Nein! Den, der am meiſten Kredit hat; den, der ſeine Miniſter, Oberſtallmeiſter, Geſandte, Hofmarſchälle, Oberkammerherren und adligen Garde-Offiziere am beſten bezahlen kann. Herr von Gagern erkundigt ſich alſo ſorgfältig, „bei dem erſten europäiſchen Wechſel-Hauſe“ (alſo bei Herrn von Rothſchild), welcher Fürſt den meiſten Kredit habe? Herr von Rothſchild ſchlägt in ſeinem Kreditbuche nach, es ſtanden alle Fürſten Europa's darin, nur der einzige Prinz Friedrich der Niederlande nicht. Herr von Rothſchild ſchließt mit Recht daraus, daß ein Fürſt, der nie Kredit bei ihm geſucht, des Kredits am allerwürdigſten ſei. Er gibt alſo dem Herrn von Gagern den Beſcheid: Prinz Friedrich der Niederlande hat den größten Kredit. „Alſo iſt

Prinz Friedrich der Niederlande am würdigſten, König der Griechen — ich will ſagen, König der griechiſchen Frage — zu werden," ruft Herr von Gagern aus. Er eilt, dieſen *großen* Grundſatz dem Grafen Capodiſtrias mitzutheilen. Dieſer aber iſt auf Reiſen, angeblich einen griechiſchen König zu ſuchen, eigentlich aber, um zu erlauſchen, gegen welche künftigen Anſprüche er das moscowitiſche Intereſſe werde zu vertheidigen haben. Herr von Gagern reiſt dem Compagnon ſeiner großen Grundſätze nach. In Paris verfehlt er ihn, in Brüſſel erwiſcht er ihn, und erzählt ihm athemlos: Herr von Rothſchild habe erklärt, Prinz Friedrich der Niederlande habe am meiſten Kredit, und er ſolle daher gleich zu deſſen Vater, dem Könige, gehen und die griechiſche Frage mit ihm in Ordnung bringen. Capodiſtrias gehörte aber unglücklicherweiſe zu denjenigen Diplomaten, welche die Mundſperre im höchſten Grade haben, und Herr von Gagern konnte nichts von ihm herausbringen. Er bekam zur Antwort: ich kann nicht zum Könige gehen, *ich habe kein Kleid.* Nun bei den Göttern! ich habe Cornelius Nepos und Plutarch geleſen und habe darin nicht einen einzigen großen Mann des Alterthums gefunden, der ſo arm geweſen, daß er kein Kleid gehabt, wo es darauf ankam, für das Glück eines großen Volks zu reden und zu handeln! Warum hat Herr von Gagern, einer der wärmſten und frühſten Vertheidiger der griechiſchen Frage, nicht dem Grafen Capodiſtrias ein paar hundert Franken vorgeſchoſſen, daß er ſich ein Kleid machen laſſe? Jeder geſchickte Schneider verfertigt in einem halben Tage einen vollſtändigen Anzug. Capodiſtrias erbot ſich jedoch, zum niederländiſchen Miniſter zu gehen, „aber nicht als Staatsmann, ſondern Mann zu Mann.“ Er geht. Herr von Gagern ſtirbt vor Ungeduld, bis der Mann vom Manne zurückkömmt; was hat er geſagt? „...j'ai trouvé la fibre un peu molle,“ erwiederte Capodiſtrias ... „was ich mit der „Pflicht des wirklichen Staatsmannes „explicirte,“ bemerkte Herr von Gagern. Er aber dürfe ſeinen Mundfluß haben, weil er nur „in der Rolle des Dilettanten erſchien.“ Aber in meinem Leben hätte ich nicht errathen, daß eine lockere Fiber das Weſen eines wahren Staatsmannes bilde, und daher der vierwöchentliche Gebrauch des Schwalbacher Brunnens, da die Fiber ſpannt, einen Talleyrand zum Eſel machen würde! Kurz, die einzige Sorge des Herrn von Stein, des Grafen Capodiſtrias und des Herrn von Gagern war: einen Prinzen mit Griechenland zu apanagiren, Rothſchild zu einem neuen Anleihen zu verhelfen, und den Prinzen und die Curſe der griechiſchen Papiere durch deutſche Leibwachen zu ſchützen. Kürzer und kräftiger hat noch Keiner das ſeelenloſe, mechaniſche, ſelbſtſüchtige, ſchacherhafte Treiben der neuern europäiſchen Staatskunſt, des Monarchenthums und der Hofſchwänzelei dargethan, als dieſer Herr von Gagern in Hornau, wo wir vor zwei Jahren Eierkuchen gegeſſen.

Montag, den 30. Januar.

Laſſen Sie den *** tauſend, ja zehntauſend male von mir grüßen und danken für die herrliche Geſundheit, die er ausgebracht: **Allen Völkern ohne König!** Hier ſagen ſie: **Les Rois s'en vont.** Dieſe Taugenichtſe von Franzoſen finden doch gleich das rechte Wort für jede Sache, ſobald wir guten Deutſchen die rechte Sache gefunden. Wir wollen unſere Töchter mit ihren Söhnen, unſere Ideen mit ihren Worten vermählen, dann haben wir eine mächtige Verwandtſchaft, und wehe dann Jedem, der uns zu nahe kömmt mit feindlichen Gedanken! Was Sie mir von den Polen geſchrieben, und wie herrlich ſie in Frankfurt aufgenommen worden, hat mich bis zu Thränen gerührt. Dem Manne, der auf der Brücke einem Polen ſeinen Mantel umgehängt und ſtillſchweigend fortging, dem ſollte man auf dieſer Stelle ein Denkmal errichten; keinen ſchönern Zug des Herzens weiß die alte Geſchichte zu erzählen. So mögen ſie meine Briefe widerlegen! Ich will unter Männern der Wahrheit gern der einzige Lügner, in einem Lande des Glaubens gern der einzige Spötter, unter einem ſtarken Volke der einzige Schwächling ſein, und bin ich erſt der Schlechteſte aller Deutſchen geworden, dann iſt Keiner ſeliger als ich. Guter Gott, was iſt an einem einzelnen Menſchen, was an mir gelegen? Beſſere als ich ſind verkannt worden. Das Leben iſt kurz und der Tod noch kürzer. Aber der Tag der Wahrheit kömmt einmal, und Keinem wird Gerechtigkeit zu ſpät ausgezahlt, der, wie ich, als er ſeinem Vaterlande diente, nicht einmal Gerechtigkeit als Lohn verlangte.

Von den herrlichen Reden Raspails und der übrigen jungen Republikaner, die neulich vor Gericht ſtanden, aber richteten ſtatt gerichtet zu werden, habe ich einiges überſetzt, das ich Ihnen ſpäter mittheilen werde. Der und jener Ball, bei dem und jenem Bankier dieſen Winter, hat Sie doch vielleicht etwas glacirt. Eine kleine republikaniſche Vorleſung zum Erwärmen kann immer gut ſein.

Noch einmal — was Sie mir von Frankfurt geſchrieben, hat mich bis tief in das Herz gefreuet. Möge es fortgehen auf dieſem Wege; möge es ſich emſig auf ſeine große Beſtimmung vorbereiten und ſich deren würdig zu machen ſuchen. Denn Frankfurt iſt beſtimmt, einſt die Hauptſtadt des deutſchen Reichs und der Sitz der deutſchen National-Verſammlung zu werden. Dort, wo jetzt die Tyrannei auf dreißig Stühlen thront, wird in wenigen Jahren die Freiheit gekrönt werden. Den Taxiſchen Palaſt, die deutſche Baſtille, wird man niederreißen, und nachdem der Boden von allen Trümmern der Zwingburg geſäubert, wird auf dem Platze eine hohe Säule ſich erheben, welche die Inſchrift trägt: Hier liegt Deutſchlands Schande!

Drei und ſiebzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 2. Februar 1832.

In dem letzten Hefte der Revue de Paris (vom 29. Januar) ſtehen Proben aus der bald erſcheinenden Ueberſetzung meiner Briefe. Es iſt das Krönungsgemälde von David und ein Stück von Lord Byron. Ich finde das alles ſehr matt; zum Glücke habe ich eine gute Natur. Der kleine Aerger macht mir eine Gänſehaut; aber nach innen dringt die Erkältung nicht.

— Ich habe ſchon in einer andern Recenſion geleſen, daß man mich gereizt und nervenſchwach genannt. Das wunderte mich nicht. Die Gemeinen im Volke haben ſo gar keine Vorſtellung davon, wie man anders als ſie ſelbſt denken und fühlen könne, daß, finden ſie es einmal, ſie die wundervolle Erſcheinung einer Krankheit zuſchreiben. Sie kennen ſo wenig die Macht und Wirkſamkeit des Geiſtes, daß ſie es lächerlich finden, wenn ein körperſchwacher Menſch die hohe und dicke Mauer der Gewohnheit zu erſchüttern ſucht. Ich erinnere mich, daß, als vor mehreren Jahren eine Verſchwörung gegen die ruſſiſche Regierung entdeckt wurde und die Hauptverſchworenen hingerichtet wurden, man von einem derſelben nichts Verächtlicheres glaubte ſagen zu können, als er ſei nervenſchwach und habe doch geſucht ein Reich umzuſtürzen! Auch Robert hat mich einen nervenſchwachen Athleten genannt. Ueber die Spötter! Weil ſie, wie jener Crotoneſer, von Kindheit an gewöhnt, ein Kälbchen mit ſich herumzuſchleppen, in ihrem Alter es dahin gebracht, einen ganzen lebendigen Ochſen zu tragen, halten ſie ſich für ſtark, weil ſie dumm ſind. Dieſe Menſchen, die, weil ſie ſich nie der Außenwelt widerſetzt, auch niemals Widerſtand gefunden, ſehen nicht die nächſte Grenze ihrer Kraft und halten ſich für mächtig, weil ſie zur allgemeinen Materie gehören. Der Johanniter Meyer in Hamburg kennt mich beſſer. Er nennt mich ſo ein Kerl, was doch auf eine ſechs Fuß hohe Seele hindeutet. Ach! wäre ich nur ſo ein Kerl! nicht wie jetzt, ein jämmerlich überſetzter Kerl, ſondern ein unterſetzter Kerl, mit breiten Schultern, breiter Bruſt, breiten Zähnen, breiten Fäuſten und breiten Gedanken — hei! wie wollte ich ſie zurichten! Denn wahrlich, ſtünden mir alle Waffen der olympiſchen Götter frei, ich wahlte nicht Jupiter's königliche Blitze, nicht Dianen's ferntreffenden Pfeil, nicht Merkur's Rednerliſt, nicht Apollo's Leier, nicht das Lächeln der Grazien, nicht Aphroditen's Zauberblick, nicht Amor's Schelmerei — ich wahlte mir nur die Keule des Herkules und Silen's grober Spaß. Sie ſchrieben mir neulich, es ſei meiner unwürdig, wie ich mich gegen Robert und Pittſchaft ausgeſprochen. Freilich iſt es meiner unwürdig: aber es iſt ganz meiner würdig, in ſolcher Zeit nicht an meine Würde zu denken. Sind es Worte, die man braucht in dieſen Tagen der Entſcheidung? Soll ich daran denken, wie Leute von Geſchmack über meine Schreibart urtheilen, was Weiber von meiner Aeſthetik halten? Wenn ich Ruhe, Blut und Leben an die Sache des Vaterlandes wage, ſoll ich ängſtlich beſorgt ſein, mir meine Kleider nicht zu verunreinigen? Wenn die Feinde der Freiheit im Kothe lagern, ſoll ich fern bleiben und ſie nicht angreifen, um meine Stiefel nicht zu beſchmutzen? Wenn es darauf ankommt, von den feinſten Worten ein Filigran zu flechten, ein Drahtnetz für Mückenſeelen — ich verſtehe das ſo gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, eine Satire zu ſpitzen, ſo ſpitz, daß ſie durch die Pore eines Glaſes dringt — ich verſtehe das ſo gut als Einer. Wenn es darauf ankommt, ein Gift zu miſchen, klar, hell, rein, durchſichtig, ohne Farbe, Geruch und Geſchmck, unſchuldig wie friſches Quellwaſſer, ein Verläumdungsgift, eine aqua tofana — ich verſtehe das ſo gut als Einer. Aber nein, ich will die Kerls todt ſchlagen, am hellen Tage und vor Aller Augen; denn Alle ſollen es wiſſen, und ſie ſelbſt, daß ſie von meiner Hand gefallen. Wie? wenn ein dummer Bauerlümmel mir in der Schlacht gegenüberſteht, der gar nicht weiß, wo er ſich befindet, nicht weiß, woher er gekommen, wohin er geht, für was, für wen er ſtreitet — ſoll ich ihn ſchonen, weil er dumm iſt? Er gilt ſeinen Mann und ſeine Kugel trifft ſo gut, als kenne er ihr Ziel. Darum ſchlage ich ihn zu Boden. Soll ich ihm verächtlich den Rucken wenden, daß er mich von hinten treffe? Fein thun mit ſolchen plumpen Thieren, unter Scherz und Lachen Kirſchkerne ſchnellen gegen ſolche Elephanten — es iſt lacherlich. Sie ſpüren es gar nicht. Oder glauben Sie vielleicht, daß Alle die Plumpheit, die Rohheit, die Gemeinheit meiner Gegner fühlten? Glauben Sie das nicht. Nicht einmal die Beſſeren alle. Ich habe das erfahren. Ein wohlmeinender Freund brachte mir das Blatt aus Stuttgart; ich las es in ſeiner Gegenwart und ergötzte mich unter lautem Lachen an dem Fiſchweiberwitz einer deutſchen Hofzeitung. Aber der Freund bemerkte mit bedenklichem Geſichte: ja es bleibt doch immer etwas hängen. Ich erwiederte: pah! das bürſtet mein Bedienter wieder aus. Als ich aber ſpäter darüber nachgedacht, fand ich, daß ich nur eine leere Floskel gebraucht, um etwas zu ſagen, und daß der Freund Recht gehabt. Selbſt Heine, der doch ſo fein iſt in ſeinen Ausdrücken und ein plumpes Wort gar nicht verſtehen ſollte, bemerkte, als er ſah, wie ich mich luſtig machte, über ein anderes jener rohen Tabaksblätter, es wäre Perfidie darin. Und hätte ich mich blind geleſen, ich hätte die Perfidie nicht gefunden. So urtheilen aber die Leute, die entweder ſelbſt zur rohen Menge gehören, oder aus Erfahrung beſſer wiſſen als ich, wie man auf ſie wirkt.

Die miniſteriellen Blätter, die Hofzeitungen, warum ſchreiben ſie denn ſo plump, warum ſchimpfen ſie ſo pöbelhaft gegen die Vertheidiger der Freiheit? Glauben Sie, weil ſie nicht fein zu ſein verſtehen? O nein! Sie verſtehen es nur zu gut. Wenn ſie einen Streit unter ſich haben, Hof gegen Hof, Fürſt gegen Fürſt, Macht gegen Macht, dann kocht ſelbſt ihr heftigſter Zorn nie ſo ſtark über, daß der trübe Schaum der Wuth zum Vorſchein käme.

Haß im Herzen, haben ſie die liebevollſten Worte auf den Lippen und mit der ausgeſuchteſten Höflichkeit ſtoßen ſie dem Feinde ein ſchönes Schwert in die Bruſt. Wo es aber darauf ankommt, die Freiheit nieder zu reden, da wo die öffentliche Meinung, die Menge entſcheidet, ſind ſie grob und plump, um auf die grobe, plumpe und gedankenloſe Menge zu wirken, die in allen Ständen, vom Hofmanne bis zum Bauer, die Mehrzahl bildet. Was ſie gegen uns, ſollten wir gegen ſie thun. Seit fünfzehn Jahren hat die Freiheit den Sieg, den ſie ſiebenmal errungen, ſiebenmal wieder verloren, weil ſie zu mäßig war, wie in ihren Handlungen, ſo in ihren Reden. Die Völker glauben noch nicht feſt genug an ihr eigenes Recht und daß ſie allein alles Recht beſitzen. Sie kennen noch nicht genug ihre eigene Macht und daß Keiner Macht hat neben ihnen. Sie wiſſen noch nicht genug, daß die Welt ihnen allein gehört und Königen nicht der kleinſte Theil davon, der ſich weiter erſtreckte als ihr väterliches Erbe, und daß ſie darum von allem was ſie wollen und was ſie thun, Keinem Rechenſchaft zu geben haben, als Gott allein. Darum, weil ſie das nicht wiſſen, ihr Recht und ihre Macht nicht kennen, wollen die Völker in den Augen ihrer Fürſten gut und billig erſcheinen, rechtfertigen ſich, ſtatt Rechtfertigung zu begehren, fordern, wo ſie nehmen ſollten, fordern nicht alles, was ihnen gebührt, und fordern es mit ſo leiſen höflichen Worten, daß man ſich anſtellt, die Hälfte nicht verſtanden zu haben, und die verſtandene Hälfte abzuſchlagen den Muth bekommt: das muß anders werden. Keine Schonung mehr, nicht im Handeln, nicht im Reden. Liegt die Freiheit hinter einem Meere von Blut — wir holen ſie; liegt ſie tief im Kothe verſenkt, wir holen ſie auch. Darum ſiegt die Bosheit überall, darum wiſſen Dummheit und Gemeinheit immer den Vorſprung zu gewinnen, weil ſie den kürzeſten Weg zum Ziele nehmen, unbekümmert ob er rein ſei oder ſchmutzig. Sie hält die Reinlichkeit nicht ab, ſie gebrauchen ſelbſt edle Mittel, wenn etwas Schlechtes dadurch zu erreichen, und wir ſollten den Koth meiden, auch wenn er zum Guten führt? Wir ſuchen reinliche Umwege, verlieren die Zeit und Alles; denn wo wir auch den Feind einholen, wo und wann wir auch zu ihm ſtoßen, wir finden ihn immer im Schlamme, den wir früher oder ſpäter durchwaten müſſen, wollen wir ſiegen für das Recht. Was Andere thun für die Tyrannei, warum ſollen wir es nicht für die Freiheit thun? Schwert gegen Schwert, Liſt gegen Liſt, Koth gegen Koth, Hundegebell gegen Hundegebell. Heine ſagt: auch die Freiheit müſſe ihre Jeſuiten haben; ich ſage das auch. Aber nicht das allein, die Freiheit muß alles haben, was im Lager der Tyrannei zu finden: Stück-Knechte, Rothmäntel, Baſchkiren, Marodeurs, Paukenſchläger und Troßbuben. Lernen wir begreifen, daß die Tyrannen nur ſolche Waffen fürchten, die ſie ſelbſt gebrauchen; denn nur dieſe kennen ſie. Darum der Liſt ja keine Offenheit, dem Laſter keine Tugend, der Frechheit keine Milde, der Plumpheit keinen Anſtand gegenüber.

Iſt es wie in den großen Kämpfen dieſer Zeit, wo Macht gegen Macht ſtreitet, nicht auch in den kleinen Kämpfen aller Zeiten, wo jeder Menſch für ſein beſonderes Leben gegen das andere beſondere Leben kämpft? Siegt nicht immer der Dumme über den Weiſen, der Böſewicht über den edlen Mann? Das geſchieht, weil die edlen Menſchen den Sieg mit dem Kampfe, die Beute mit der Waffe verwechſeln und mit Recht für das Recht ſtreiten. Nur mit Unrecht gewinnt man das Recht; denn man kann ſelbſt im Kampfe für die Wahrheit die Söldlinge nicht entbehren, und dieſe bezahlt man mit Tugend nicht. Sehen Sie Rouſſeau. Es gab keinen Menſchen, der das Gute mehr geliebt, das Schlechte mehr gehaßt, als er. Er kämpfte ſein ganzes Leben für Freiheit und Recht, und warum wurde er ſo verkannt? Warum wurde er ſo verſpottet? Warum war ſein Leben ſo voll Schmach und Noth? Er verſpottete die Gemeinheit und war gutmüthig gegen die Gemeinen; er bekämpfte den Trug und lebte in Frieden mit allen Betrügern; er verfolgte alles Schlechte und ſchonte die Schlechten. Ueber die Sache verſchwand ihm der Menſch; er liebte das Gute, und verſtand die Guten nicht zu lieben; aber man muß Feinde haben, um Freunde zu finden; man muß haſſen, um lieben zu können. Rouſſeau haßte und liebte Keinen, darum ſtand er allein; er verſchonte Jeden, darum wurde er nicht verſchont; er verfolgte Keinen, darum wurde er von Allen verfolgt. Gott und Welt, Himmel und Erde vertheidigte er, aber ſich ſelbſt wußte er nicht zu vertheidigen. Das ſchien ihm ſchnöder Lohn für freien Liebesdienſt, und den verſchmähte er. Darum ging er zu Grunde. Alle Blitze ſeiner Beredſamkeit gebrauchte er für Andere; für ſich ſelbſt war er wehrlos und ſtumm. Einmal ſagt er in ſeinen Bekenntniſſen: „Hätte ich meine Kraft gebrauchen wollen gegen meine Feinde, ich hätte gewiß die Lacher auf meiner Seite gehabt.“

Ich habe mir das gemerkt. Die Lacher will ich auf meine Seite ziehen; die Lacher, die gutes Herz und gute Fäuſte haben, und nicht die feinen Lächler, die, ob ſie zwar tauſendmal mir Recht gäben, doch tauſendmal mich todtſchlagen ließen, ohne die Hand für mich aufzuheben; aber mir immerfort Recht gäben und immerfort lächeln würden. Göttliche Grobheit! vor dir falle ich nieder!

Abends. So eben habe ich die Abendzeitung, den Meſſager, geleſen. Geſtern war ſie noch miniſteriell, heute hat ſie die Farbe gewechſelt. Die Actionairs haben ſich nicht gut geſtanden bei dem bisherigen Miniſterialismus der Zeitung, und haben darum die Redaktion geändert. Es iſt merkwürdig! Läſe ich keine andere Zeitung, als nur den Meſſager, hätte ich denken müſſen, daß ſeit geſtern ſich die ganze Welt geändert, daß ein Komet an die Erde geſtoßen und ſie in eine neue Bahn getrieben. Daraus ſah ich wieder, wie weit die Meinung der Regierenden von der des Volkes abſteht. Und wer von beiden auch irre, gleichviel. Der Abſtand bleibt immer der nämliche. Und ſo iſt es überall. Wie kann das gut enden?

Verfloſſene Nacht hat man eine Verſchwörung entdeckt, aber keine von den neuen dummen Gaſſenverſchwörungen beim hellen Sonnenſcheine, ſondern eine von der guten alten Art, ſchauerlich, mitternächtlich, blutdürſtig, wie ſie in den Melodramen vorkommen. Einige hundert Menſchen, mit Dolchen und Piſtolen bewaffnet, wurden um Mitternacht in einem Hauſe überfallen. Sie ſetzten ſich zur Wehre. Der erſte eindringende Soldat wurde erſchoſſen. Einige hundert ſind arretirt. Die Verſchwornen ſollen ſtarke bewaffnete Trupps in verſchiedenen Stadttheilen aufgeſtellt haben. Man wollte in die Tuilerien dringen; General Bourmont ſoll in Paris ſein. Doch iſt alles noch ſchwankendes Gerücht. Waren es Republikaner? Waren es Karliſten? Man ſagt das Letztere. Wäre das — der König hatte am nämlichen Abend einen Ball — dann muß in der Geſellſchaft doch mehr als Einer geweſen ſein, der von der Verſchwörung wußte. Es iſt eine intereſſante Situation! Heuer gedeiht aber nichts. Warum ſind ſie nicht ſo klug wie Joſeph von Egypten geweſen, und haben in den Jahren der Fruchtbarkeit beſſer für die Hungerjahre geſorgt? Jetzt kommt die Beſcherung.

— Habe ich Ihnen vor einiger Zeit nicht einmal geſchrieben: in Oeſterreich würden ſie erſchrecken über die furchtbaren Fortſchritte des Liberalismus, wenn ſie erfahren, daß ſogar in Conſtantinopel eine Zeitung erſcheint? Nun, das war damals freilich geſcherzt; aber es war ein Scherz im Geiſte des Ernſtes. Und jetzt iſt es wirklicher Ernſt geworden. Der öſterreichiſche Geſandte in Conſtantinopel hat der hohen Pforte eine ſehr eindringliche Note über reicht, worin er im Namen ſeines Hofes vorſtellt, welch eine ſchrecklich gefährliche Sache es um eine Zeitung wäre, ſelbſt wenn ſie im Sinne der Regierung geſchrieben. Gäbe man dem Teufel einen Finger, bekomme er bald die ganze Hand. Was ſagen Sie dazu? Und wenn ich mich auf den Kopf ſtelle, ich kann nicht mehr lügen, kann nicht mehr ſatyriſch ſein. Alle Phantaſie geht dabei zu Grunde. Bei dieſer Gelegenheit will ich Ihnen eine artige Geſchichte von der ruſſiſchen Zenſur erzählen. Hängt Euch, deutſche Zenſoren! Das da hättet Ihr nie erfunden. Im Jahre 1813 wollte ein Ruſſe die Beſchreibung einer Reiſe drucken laſſen, die er im Jahre 1812 durch Frankreich gemacht. Die Zenſur fand auch an dem Buche nichts auszuſetzen, außer dem Titel; denn es war nicht ſchicklich, daß ein Ruſſe 1812 in Frankreich reiſe, zu einer Zeit, wo Rußland und Frankreich Krieg führten. Um dieſem Mißſtande abzuhelfen, ſtrich die Zenſur den Titel *Reiſe durch Frankreich* aus und ſchrieb dafür *Reiſe durch England*, und wo im Buche das Wort Frankreich vorkam, ſetzte ſie England an deſſen Stelle.

Jetzt noch zwei chineſiſche Anekdoten *zum Einſchlafen*, denn ich will zu Bette gehen. Der Kaiſer von Rußland ließ dem Kaiſer von China ſagen: er möchte doch an der Grenze ſeines Reichs einen Cordon gegen die Cholera ziehen laſſen. Darauf ließ der Kaiſer von China erwidern: er werde das bleiben laſſen; denn er habe gehört, daß die Krankheit nur Müßiggänger, Trunkenbolde und unreinliche Menſchen befalle, und es wäre ihm ganz lieb, wenn er fünf Millionen ſolcher Unterthanen verlöre. Auch an einer andern Grenze des chineſiſchen Reichs wollte der Regierungsbeamte von Maßregeln gegen das Eindringen der Cholera nichts hören, weil er ſie als fruchtlos und den Müßiggang begünſtigend anſah. Um ſeine Meinung zu unterſtützen, erzählte er folgende Anekdote:

„Im Jahre 1670 brach in Peking eine ſonderbare Krankheit aus, deren Wirkung ſich an den Haaren Derjenigen zeigte, die in freier Luft lebten. In kurzer Zeit verlor der Kranke die Hälfte ſeiner Haare und darauf ſtarb er. Als der damalige Kaiſer Tſchanglug dieſes erfuhr, ſagte er mit beſtimmten Worten, er wolle von dieſer Krankheit nichts hören. Dieſer höchſte Wille, mit Feſtigkeit ausgedrückt, machte die Seuche verſchwinden." Gute Nacht!

Freitag, den 3. Februar.

Iſt denn das Alles wahr, was ich in einer Stuttgarter Zeitung geleſen, wie neulich die Frankfurter beim Durchzuge der Polen durch manches ſchöne Wort eine noch ſchönere Geſinnung offenbart? Einer, der vor dem Wagen der Polen zog, ſagte: „Dir helf ich ziehen, Philipp, was geht mich Kaiſer „und König an? Das hier ſind brave Kerle, das „weiß ich.“ Ein Anderer, den man abwendig machen wollte, antwortete: „Ei, Ihr habt die Sontag „ziehen wollen; die haben den Ruſſen noch etwas „ganz Anderes vorgeſungen.“ Ein Dritter äußerte: „Wir müſſen den jungen Leuten zeigen, „daß wir keine Preußen ſind.“ Der Berichterſtatter in der Stuttgarter Zeitung bemerkte hierbei, daß die Frankfurter, die ſich ſo geäußert, aus den niedrigen Ständen geweſen. Dieſe Bemerkung war ganz überflüſſig. Man weiß recht gut, daß bei uns, wie überall, die höheren Stände weder ſo viel Verſtand, noch ſo viel Herz haben. Der Polenzug durch Deutſchland wird die ſchönſten Früchte tragen. O, die klugen Leute! O, die ſchlauen Staatsmänner! Vor dem großen Freiheitsmagazin im fernen Warſchau war ihnen bange; ſie zerſtreuten es, und jetzt geht die Freiheit hauſiren im ganzen Lande, von

Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf! Von der Schmach und Tücke, die Oeſterreich und Preußen den edlen Polen angethan, mußten die öffentlichen Blätter ſchweigen; und jetzt ſchicken ſie zwanzigtauſend Prediger im Lande herum, die erzählen, was ſie geduldet und lehren, wie man zu dulden aufhöre. Kommen jetzt die Ruſſen, dann wird man lange reiſen müſſen, um von Frankreich aus ihre Gräber zu beſuchen.

Was ſich aber Preußen für Mühe giebt, ſich verhaßt zu machen! So viel Beſcheidenheit hatte ich ihm gar nicht zugetraut. Große Genies brauchen nicht zu ſtudiren. Daß aber meine guten Deutſchen ihren Preußenhaß auch gut verwenden! Es iſt in ihrer ſchönen Art, über ihr Herz doppelte Buchhalterei zu führen: was ſie dem Haſſe geliehen, (und ſie leihen ihm nur und nehmen ſpäter zurück) ſetzen ſie gleich der Liebe in die Einnahme. Thut das nicht. Ihr möget Preußen haſſen, aber liebt darum Oeſterreich nicht mehr. Preußen klappert und warnt; Oeſterreich ziſcht nicht eher, bis es gebiſſen. Preußen watſchelt, wie ein Bär, auf die Freiheit los; Oeſterreich wartet, bis ſie an dem Dickicht vorbeikommt, wo es verborgen lauert. Haſſet Preußen, aber fürchtet Oeſterreich. Oeſterreich *kann*, was Preußen nur *will*. Preußen iſt nur Oeſterreichs

Mund; rechtet mit dem Herzen, und nicht mit den Lippen. Oeſterreich findet die Weichſel roth genug, es iſt ganz zufrieden, und jetzt will es den Reſt der Polen dazu benutzen, im deutſchen Volke Haß gegen Preußen zu erregen, das es fürchtet, mehr als Rußland. Dieſes iſt doch ein Körper, aber Preußen iſt ein ſchauerlicher Geiſt. Hätte Oeſterreich nicht dieſen Zweck, wäre es nicht damit einverſtanden, hätte die Begeiſterung des deutſchen Volks fur die edlen Polen in gar manchem deutſchen Lande, in gar mancher Stadt, ſich ſo ungeſtört nicht zeigen dürfen; hätte man nicht geſehen, daß ſelbſt die feigſten aller Regierungen an dieſer Begeiſterung Theil genommen. Gar manche von den edlen Männern, die im milden Wirken für die Polen ſich ausgezeichnet, ſind der öſterreichiſchen Regierung mit ganz beſonderer Liebe zugethan, durch ganz beſondere Bande an ſie geknüpft. Haſſet Euere offenen Feinde, aber furchtet die Danaer, auch wenn ſie Geſchenke bringen!

Samſtag, den 4. Februar.

Heine wurde neulich von Jemand gefragt: worin er ſich in ſeinen politiſchen Anſichten von mir unterſcheide? Er antwortete: ich bin eine gewöhnliche Guillotine und Börne iſt eine Dampfguillotine.

— Mehr als zweihundert Perſonen ſind wegen der letzten Verſchwörung arretirt worden, und darunter Leute von Namen, wie der General Dufour. Das iſt der nämliche General Dufour, welcher in den Juli Tagen, als der Herzog von Orleans vor dem Rathhauſe um die Gunſt des Volkes bettelte, zu ihm ſagte: Sie ſehen, gnädiger Herr, welch ein ſchlechtes Ende ſchlechte Könige nehmen, und das diene Ihnen zur Lehre. Worauf der Herzog von Orleans ganz prächtig die Hand auf ſein Herz legte, und, nachdem er eine der ſchönſten Stellungen Talma's ausgewählt, zu Dufour ſagte: „Es bedarf Ihrer Ermahnungen nicht; ich bin ein guter Franzoſe, habe die Freiheit immer geliebt, immer für ſie gekämpft." Faſt geweint hat der gute Herzog vor edlem Zorne. Jetzt ſitzt er auf dem Throne und Dufour im Kerker,

Auf Perrier's Ball hätte ich leicht kommen können, wie jeder Andere auch. Man konnte ſich ein Billet dazu verſchaffen, wie zum Theater; aber ich wollte nicht. Ich will nicht wandeln, wo Sünder gehen, mich nicht ſetzen, wo Spötter ſitzen.

Bei dem Anlaſſe neulich, wo die Simoniſten in die rauhen Fäuſte der Gewalt gefallen, haben ſich die Franzoſen hier wieder auf eine ſehr liebenswürdige Art gezeigt. Die öffentliche Meinung war zum großen Theile gegen die Simoniſten; faſt alle Blätter, am meiſten aber die liberalen, waren ihnen entgegen. Der Figaro beſonders, dieſes reiche Nadelkiſſen, ſtach ſie täglich auf das Grauſamſte. Aber ſeit dem Tage, daß die Regierung ſich plump, wie jede, in ein zartes Verhältniß des Geiſtes gemiſcht, hat ſich Alles geändert. Alle bisher feindlichen Blätter nehmen ſich der Simoniſten auf das freundlichſte an. Der Figaro erklärt auf eine edle und rührende Weiſe, er werde von nun an kein Wort mehr gegen ſie ſchreiben, ſondern all ſeinen Spott der rohen Gewalt zuwenden. Ein Blatt für die proteſtantiſchen Intereſſen, das die religiöſe Lehre der Simoniſten ſtets mit Kraft und Ernſt bekämpft, machte gleich am andern Morgen bekannt, es entſage von nun an ſeinem Kriege, und werde die Waffe nun gegen die gemeinſchaftlichen Feinde führen. Ein Mann, der eine Schrift gegen die Simoniſten zum Drucke fertig hatte, erklärte öffentlich, er werde ſie unter ſolchen Verhältniſſen nicht bekannt machen. Iſt das nicht Alles, wie bei uns? Auch dort, ſobald die Regierung einen Menſchen, ein Buch, eine Lehre verfolgt, erheben ſich gleich die lieben, guten, hochherzigen Deutſchen zum Schutze und zum Beiſtande der Schwachen.

Das Gedicht auf den Preußen Galgen iſt wunderſchön. Ich werde es dem General Uminski mittheilen.

Schrieb ich Ihnen nicht ſchon im Anfange dieſes Winters, es würde noch dahin kommen, daß die franzöſiſche Regierung, von der man früher erwartet, ſie würde andern Völkern beiſtehen, ihre Freiheit zu erkämpfen, ſich mit allen deſpotiſchen Mächten verbindet, die Freiheit überall zu unterdrücken? Nun, heute erzählt man, Schiffe mit Menſchen wären aus einem franzöſiſchen Hafen ausgelaufen, um Ankona zu beſetzen, und gemeinſchaftlich mit Oeſterreich und dem Papſte die Italiener unter das alte ſchmähliche Joch zu bringen! Wahrhaftig, ich ſchäme mich. Mein Argwohn hinkt lächerlich hinter der Tyrannei her, die, Hand in Hand mit der Thorheit, ſchneller als der Wind ſeinen Blicken enteilt.

Vier und ſiebzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 7. Februar 1832.

Vor einigen Tagen wurden hier, zum Erſtenmale ſeit der Revolution, zwei Menſchen hingerichtet. Da verloſch der letzte Strahl eines ſchönen Tages. Als damals das Volk über das Leben aller ſeiner Feinde gebot und es ſchonte, dachten einige edle Männer daran, dieſe Tugend des Volkes, ſo lange ſie noch regierte, zum künftigen Geſetze zu erheben, damit, wenn die Macht wieder an Jene käme, die nie geſchont, ſie ihren Rachedurſt doch wenigſtens nicht mit Blut ſollen ſtillen dürfen. Sie trugen daher in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe an. Doch jene Andern, die es genau berechneten, wie viel in dieſer betrübten Zeit, da ihr Gewerbe ganz darnieder lag, ihnen an Kapital und Zinſen verloren ginge, und daß ſie das ſpäter alle wieder herbeiſchaffen müßten, es zum alten Schatze zu legen, erſchraken über die Abſchaffung der Todesſtrafe. All ihr Glück liegt in der Hoffnungsloſigkeit des Unglücks — wie kann man regieren ohne Tod? Doch ſchwiegen ſie. Denn damals ſtanden ihre unglücklichen Freunde vor Gericht, die Miniſter Karls X., die ganz in ihrem Geiſte und nach ihrem Herzen gehandelt, denen es aber mißlungen war. Man wollte ſie vom Tode retten und ließ darum die Wünſche des Volks für die Abſchaffung der Todesſtrafe nicht kalt werden. Sobald aber die Miniſter zur Gefangenſchaft verurtheilt waren, befreite man ſich von der ſchweren Heuchelei und führte für die Beibehaltung der Todesſtrafe alle die Gründe an, welche die Mächtigen, Vornehmen und Reichen ſeit jeher geltend gemacht, weil ihnen der Schutz ihrer Macht und die unbeſtrittene Herrſchaft ihrer Leidenſchaften und eine mathematiſche Sicherheit ihrer Reichthümer höher gelten, als Chriſtus' Lehre und als das Gebot der Menſchlichkeit. Ihr eignes Herz zum Maaßſtabe nehmend, hatten ſie ausgemeſſen, nach einem Jahre würde das Herz des Volks ſo klein geworden ſein, daß die große Idee von der Abſchaffung der Todesſtrafe nicht mehr Platz darin findet. Aber ſie täuſchten ſich.

Vor einigen Monaten wollte man auf dem Grève-Platze einen Verbrecher hinrichten, als aber das Volk die Vorbereitungen ſah, zeigte es ſich ſo aufgeregt und widerſetzlich, daß man die Hinrichtung nicht vorzunehmen wagte. Jetzt haben ſie den Richtplatz an das Ende der Vorſtadt St. Jaques verlegt, außerhalb des Geſichtskreiſes des Volkes, eine Stunde vom Mittelpunkte der Stadt entfernt. Die letzte Hinrichtung haben ſie ganz im Stillen vollzogen; erſt zwei Tage ſpäter erfuhr Paris davon. Die Zeitungen der Miniſter haben es im Triumphe erzählt, wie ſchön alles gelungen, und wie der Schleier des Geheimniſſes alles dicht bedeckte. Das Schaffot wurde in der Nacht aufgerichtet und die Verbrecher Morgens acht Uhr auf den Richtplatz geführt. Dieſe waren ſchon ſeit vielen Monaten verurtheilt, auf die Begnadigung hofften ſie nicht mehr, ſie war ihnen Gewißheit. Noch am Nachmittage gingen ſie im Hofe der Conciergerie ruhig und rettungsfroh ſpazieren, und als ſie ſich Abends zu Bette legen wollten, kündigte man ihnen für den andern Morgen den Tod an. Der eine Verurtheilte ſagte am Fuße der Guillotine zum Henker: eilt Euch! eilt Euch! Aber ſie haben ihn nicht verſtanden, dieſen Donner des Himmels. Eilt Euch! Eilt Euch! ruft es ihnen von oben herab; kurz iſt Eure Zeit! Die heillos verblendeten Thoren! Als der edle Tracy in der Kammer auf die Abſchaffung der Todesſtrafe angetragen, da hätten ſie nicht ruhen und raſten, ſie hätten ihre Kinder nicht wiederſehn, nicht eher eſſen, trinken und ſchlafen ſollen, bis das rettende Geſetz angenommen und verkündigt worden. Die Unglückſeligen! Für wen denn haben ſie das Schaffot aufgerichtet, für wen haben ſie das verroſtete Beil des Henkers wieder blank geſchliffen? Für ſich ſelbſt. Nicht zum zweitenmale wird das Volk ſeine Freiheit Tyrannen anvertrauen, nicht zum zweitenmale wird es ſeinen Feinden das Leben ſchenken.

— Wenn Pfeilſchifters Blätter für den deutſchen Adelſtand nicht eben ſo unſichtbar ſind, als es noch alle ſeine früheren Schriften waren, wenn man ſie in Frankfurt finden kann, bitte ich Sie, mir einige davon hierher zu ſchicken. Es iſt ein Werk der Menſchlichkeit und ich wäre im Stande, ſelbſt daran zu arbeiten. Charpie für den deutſchen Adelſtand — er wird ſie bald nöthig haben. Zupft! Zupft! Ihr habt es nicht für die Polen gethan: doch wir rächen uns nicht. Auch ein Edelmann wird zum Menſchen, ſobald er krank und unglücklich geworden. Ach, wie ſchön ordnet ſich das jetzt alles: wir dummen Demokraten hätten das nie gefunden. In den frühſten Zeiten war das Volk nichts, der Fürſt wenig, der Adel Alles. Aber die Fürſten wollten mehr werden, und verbanden ſich mit dem

Volke, den Adel zu unterdrücken. Das gelang nach einigen Jahrhunderten. Die Fürſten wurden viel, der Adel ſank zu wenig herab, das Volk erhob ſich zu etwas. Nun aber wollten die Fürſten Alles werden, und verbanden ſich wieder mit dem Adel, um das Volk in ſein altes Nichts zurück zu ſtürzen. Das gelang nicht; ja, das Volk wurde immer mächtiger und gelangte endlich zu der ſpäten Einſicht, daß ihm allein Alles gebühre, und den Fürſten und Edelleuten, ſo lange ſie außer dem Volke ſtehn, nicht das Geringſte. Jetzt in unſern Tagen iſt die Noth und Gefahr für die Fürſten ſo groß geworden, daß ſie, wie immer in Gefahren, ſich hinter die Fronte der Streiter begeben. Den Adel, an deſſen Spitze ſie ſonſt ſtanden, ſtellen ſie vor ſich hin, und das ändert die Lage des Kampfes auf das allervortheilhafteſte für uns. Den Völkern war eine Art religiöſer Scheu vor ihren Fürſten anerzogen, und darum, ob ſie zwar immer wußten, daß der Adel ihr eigentlicher Feind ſei, trugen ſie doch Bedenken, denſelben mit aller Macht zu treffen, aus Furcht, die Fürſten zu verletzen, die vor ihm ſtanden. Jetzt aber, da die Fürſten zurücktreten, wird die Völker nichts mehr abhalten, ihren ewigen Feind mit aller Kraft zu bekämpfen, und ihr Sieg iſt ſicher. Nach dem polniſchen Kriege hat ſich der mächtige Kaiſer Nikolas ganz erſchöpft in die Arme ſeines Adels geworfen; der abſolute König von Preußen organiſirt die Ariſtokratie der Schweiz, und dient als gemeiner Ritter in ihren Reihen. Der engliſche Adel drängt ſeinen König zurück, und der franzöſiſche rüſtet ſich mit dem Gelde der dummen Banquiers. Darum ſchreibt, Ihr Pfeilſchifter! Zupft, Ihr gnädigen Fräulein von Neufchatel! Zupft; das iſt Weiberarbeit, das kommt Euch zu! Aber erröthet, daß Ihr die alten Fiſchweiber von Paris übertroffen und furienartiger, als jene einſt die Ariſtokraten mißhandelt, mit Euern zarten adeligen Händen den Demokraten das Geſicht zerkratzt, die der galante Herr von Pfuel, einſt der Bayard des Tugendbundes, gefeſſelt vor Euer Sopha geſchleppt. Zupft, während wir die Schwerter wetzen!

— In der Allgemeinen Zeitung — nicht in der des Herrn von Cotta, ſondern in der Deutſchen allgemeinen Zeitung — ſtehet: „noch ein Wort über Börne;“ ein ſehr verdienſtvoller Artikel, der wegen der vielen Wunden, die er empfangen, mit dem Zenſur-Orden geſchmückt worden iſt. Das iſt nun einer der Wohlwollenden, der froh und emſig Alles herbeigeholt, was er zu meiner Vertheidigung für nöthig hielt, und der es herzlich bedauert, daß er mich nicht in Allem vertheidigen kann. Nun wohl, er hat mich beſſer verſtanden, als die Andern;

aber auch nur beſſer verſtanden, was ich geſagt, was gedruckt zu leſen war. Doch was ich nicht geſagt, was nicht gedruckt worden, das entging ihm, wie es den Uebrigen entgangen. Haben Euch denn die täglichen Gedankenſtriche Euerer Zenſur nicht wenigſtens im Errathen einige Uebung gegeben? Ach, das iſt eben der Jammer mit den Deutſchen. Weil ſie immer ſo gründlich, ſo vollſtändig ſind; weil ſie Alles, was ſie thun, mit dem Anfange anfangen, und mit dem Ende aller Dinge endigen; weil, ſo oft ſie lehren, ſie Alles lehren, was ſie wiſſen über Alles; weil ſie, wäre auch nur zu reden von der Angelegenheit dieſer Stunde, von den Verhältniſſen eines beſchränkten Raumes, ſie die ganze Ewigkeit, die ganze Unendlichkeit durchſprechen; weil ſie hinausſchiffen in den großen Ocean, ſo oft ſie ſich die Hände waſchen wollen — urtheilen ſie, findet ſich einmal ein Mann, der ſagt, was zu wiſſen nur eben Noth thut, es ſei ein oberflächlicher, einſeitiger Menſch, der luſtige Worte ſpräche und nichts Gründliches ſage. Was iſt da zu thun? Ach, geſtehet es nur, wenn wir uns wechſelſeitig unerträglich ſind, ſo iſt doch meine Laſt viel größer, als die Euere. Meine kleine Bürde unter dreißig Millionen Menſchen vertheilt: das gibt jedem von Euch gar wenig zu tragen. Aber mir hocken dreißig Millionen Deutſche auf dem Rücken, und die ſind ſehr ſchwer, ſehr ſchwer! Geſteht es nur, ich brauche mehr Geduld mit Euch, als Ihr Geduld mit mir braucht.

Mein wohlmeinender Freund in der Deutſchen allgemeinen Zeitung ſagt: man möge nicht vergeſſen, daß ich ein Jude bin. Aber das ſpricht er nicht als Vorwurf wie die Andern aus: nein, er gedenkt deſſen zu meiner Entſchuldigung, ja, zu meinem Lobe. Er ſagt: mit Recht wäre ich gegen die Deutſchen erbittert, die mein Volk ſo gedrückt und geſchändet; nicht der Haß, die Liebe habe mich verblendet. Ferner: „Der Ironie Börne's iſt das Franzoſenthum der Rieſenmaßſtab geworden, mit welchem gemeſſen die deutſche Nationalität in ihrer ganzen Zwerghaftigkeit und Verkrüppelung erſcheinen ſoll.“ Ferner: „Auch die Ironie bedarf eines Gegenſatzes, wie Alles in dieſer Welt voll Licht und Schatten, und ſie muß daher, um ihren Gegenſtand in ſeiner ganzen Kleinheit darzuſtellen, ein wirklich oder ſcheinbar Großes ihm entgegenſetzen.“ Ferner: „Die ernſten ſchlagenden Worte eines Rotteck und Welker, aber wahrlich nicht die fliegenden Witze eines Heine und Börne, ſtreuen den Samen künftiger Thaten über unſer Vaterland aus . . . . Hat man Börne's Briefe zu Ende geleſen, ſo iſt auch der Eindruck vorüber und es iſt uns nicht

„anders zu Muthe, als hätten wir einem glänzenden „Feuerwerke zugeſehen.... Allein alle dieſe einzelnen „Winke können doch nimmer die Bahn bezeichnen, „auf welcher die Nationen vorwärts zu ſchreiten haben; das vermögen keine blendenden, zuckenden Gedankenblitze, ſondern nur das Licht der klaren „unwandelbaren Sonne.“ Und noch mehrere Dinge ſolcher Art ſpricht der Freund, auf welche ich Dinge meiner Art erwiedern will.

Es iſt wie ein Wunder! Tauſendmale habe ich es erfahren, und doch bleibt es mir ewig neu. Die Einen werfen mir vor, daß ich ein Jude ſei; die Andern verzeihen mir es; der Dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken daran. Sie ſind wie gebannt in dieſem magiſchen Judenkreiſe, es kann Keiner hinaus. Auch weiß ich recht gut, woher der böſe Zauber kommt. Die armen Deutſchen! Im unterſten Geſchoſſe wohnend, gedrückt von den ſieben Stockwerken der höhern Stände, erleichtert es ihr ängſtliches Gefühl, von Menſchen zu ſprechen, die noch tiefer als ſie ſelbſt, die im Keller wohnen. Keine Juden zu ſein, tröſtet ſie dafür, daß ſie nicht einmal Hofräthe ſind. Nein, daß ich ein Jude geboren, das hat mich nie erbittert gegen die Deutſchen, das hat mich nie verblendet. Ich wäre ja nicht werth, das Licht der Sonne zu genießen, wenn ich die große

Gnade, die mir Gott erzeigt, mich zugleich ein Deutſcher und ein Jude werden zu laſſen, mit ſchnödem Murren bezahlte — wegen eines Spottes, den ich immer verachtet, wegen Leiden, die ich längſt verſchmerzt. Nein, ich weiß das unverdiente Glück zu ſchätzen, zugleich ein Deutſcher und ein Jude zu ſein, nach allen Tugenden der Deutſchen ſtreben zu können, und doch keinen ihrer Fehler zu theilen. Ja, weil ich als Knecht geboren, darum liebe ich die Freiheit mehr als Ihr. Ja, weil ich die Sclaverei gelernt, darum verſtehe ich die Freiheit beſſer als Ihr. Ja, weil ich keinem Vaterlande geboren, darum wünſche ich ein Vaterland heißer als Ihr, und weil mein Geburtsort nicht größer war, als die Judengaſſe, und hinter dem verſchloſſenen Thore das Ausland für mich begann, genügt mir auch die Stadt nicht mehr zum Vaterlande, nicht mehr ein Landgebiet, nicht mehr eine Provinz; nur das ganze große Vaterland genügt mir, ſo weit ſeine Sprache reicht. Und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß Landgebiet von Landgebiet, daß deutſchen Stamm von deutſchem Stamm auch nur eine Gaſſe trennte, nicht breiter als meine Hand; und hätte ich die Macht, ich duldete nicht, daß nur ein einziges deutſches Wort aus deutſchem Munde jenſeits der Grenzen zu mir herüberſchallte. Und weil ich einmal aufgehört, ein Knecht von Bürgern zu ſein, will ich auch nicht länger der Knecht eines Fürſten bleiben; ganz frei will ich werden. Ich habe mir das Haus meiner Freiheit von Grunde auf gebaut; macht es wie ich und begnügt Euch nicht, das Dach eines baufälligen Staatsgebäudes mit neuen Ziegeln zu decken. Ich bitte Euch, verachtet mir meinen Juden nicht. Wäret Ihr nur wie ſie, dann wäret Ihr beſſer; wären ihrer nur ſo viele als Ihr ſeid, dann wären ſie beſſer als Ihr. Ihr ſeid dreißig Millionen Deutſche, und zählet nur für dreißig in der Welt; gebet uns dreißig Millionen Juden, und die Welt zählte nicht neben ihnen. Ihr habt den Juden die Luft genommen; aber das hat ſie vor Fäulniß bewahrt. Ihr habt ihnen das Salz des Haſſes in ihr Herz geſtreut; aber das hat ihr Herz friſch erhalten. Ihr habt ſie den ganzen langen Winter in einen tiefen Keller geſperrt und das Kellerloch mit Miſt verſtopft; aber Ihr, frei dem Froſte blosgeſtellt, ſeid halb erfroren. Wenn der Frühling kommt, wollen wir ſehen, wer früher grünt, der Jude oder der Chriſt. —

Sie ſagen: Die Franzoſen erſchienen mir als Rieſen, und die Deutſchen ſtellte ich als Zwerge neben ſie. Soll man da lachen oder trauern? Wem ſoll man begegnen? Was ſoll man beantworten? Unverſtand und Mißverſtand ſind Zwillingsbrüder, und es iſt ſchwer, ſie von einander zu unterſcheiden, für jeden, der nicht ihr Vater iſt. Wo habt Ihr klugen Leute denn das herausgeleſen, daß ich die Franzoſen als Rieſen anſtaune, und die Deutſchen als Zwerge verachte? Wenn ich den Reichthum jenes ſchlechten Banquiers, die Geſundheit jenes dummen Bauers, die Gelehrſamkeit jenes Göttinger Profeſſors preiſe, und mich glücklich ſchätze, ſolche Güter zu beſitzen bekenne ich denn damit, daß jene glücklicher ſind als ich, und daß ich mit ihnen tauſchen möchte? Ich, mit ihnen tauſchen? Der Teufel mag ſie holen alle drei. Nur ihre Vorzüge wünſche ich mir, weil mir dieſe Güter fehlen. Mir würden ſie zum Guten gereichen; aber jenen, die ſie beſitzen, gedeihen ſie nicht, weil es die einzigen Güter ſind, die ihnen nicht fehlen. Wenn ich den Deutſchen ſage: Macht, daß Euer Herz ſtark genug werde für Euern Geiſt; daß Euere Zunge feurig genug werde für Euer Herz; daß Euer Arm ſchnell genug werde für Euere Zunge; eignet Euch die Vorzüge der Franzoſen an; und Ihr werdet das erſte Volk der Welt

habe ich denn damit erklärt, daß die Deutſchen Zwerge ſind, und die Franzoſen Rieſen? Austauſchen, nicht tauſchen ſollen wir mit Frankreich. Käme ein Gott zu mir und ſpräche: Ich will dich in einen Franzoſen umwandeln mit allen deinen Gedanken

und Gefühlen, mit allen deinen Erinnerungen und Hoffnungen — ich würde ihm antworten: Ich danke, Herr Gott. Ich will ein Deutſcher bleiben mit allen ſeinen Mängeln und Auswüchſen; ein Deutſcher mit ſeinen ſechs und dreißig Fürſten, mit ſeinen heimlichen Gerichten, mit ſeiner Zenſur, mit ſeiner unfruchtbaren Gelehrſamkeit, mit ſeinem Demuthe, ſeinem Hochmuthe, ſeinen Hofräthen, ſeinen Philiſtern — — auch mit ſeinen Philiſtern? — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — — —
— — — — — — — — — — Nun ja, auch mit ſeinen Philiſtern. Aber ich ſage Euch, es iſt ſchwer, ein gerechter Richter zu ſein!

Ihr ſagt: Die Ironie bedürfe eines Gegenſatzes, die der meinigen fehle. Wie! Merket Ihr, was ihr fehlet, dann fehlt ihr ja nichts mehr, und merkt Ihr nichts, dann fehlt ihr wieder nichts. Ihr ſeid ja ſelbſt der Gegenſatz! Soll ich Euch, breit wie Ihr ſeid, auf das ſchmale Papier hinſtellen, das ja kaum für meine kleine Ironie groß genug iſt? Man malet den Schatten, man malet nie das Licht. Soll ich Euch etwa *loben*, ein Volk loben? Seid Ihr denn mehr als Sonne und Mond? Nun, wenn die Sternkundigen von Mond und Sonne lehren, dann reden ſie nicht lange und breit davon, daß Mond und Sonne leuchten — das ſiehet jeder dumme Hans — von ihrem Schatten, ihren Flecken reden ſie. Das iſt, was gelernt werden muß, darin iſt die Wiſſenſchaft. Von den Tugenden der Franzoſen konnte ich ſprechen, denn das ſind *Lichtflecken*. Ihr ſeid ein Ganzes mit meinem Buche. Beurtheilt es, aber beurtheilt Euch mit, daß Ihr es nicht falſch beurtheilet. Ihr ſagt: mit ſolchen fliegenden Witzen ſtreue man nicht *den Samen künftiger Thaten* über unſer Vaterland aus! O ſchonet nicht! Ich bekomme Krämpfe, wenn ich von *Samen ausſtreuen* reden höre. Jetzt reden ſie noch von ſäen, da doch ihr Korn ſchon längſt geſchnitten iſt, und es nur an Dreſchern fehlt, die es ausſchlagen! Nun, ich war einer von den Flegeln, die Euch gedroſchen; dankt es mir! *Samen ausſtreuen!* Man verliert alle Geduld. So macht Euch auch eine neue Erde für Euren Samen, das ware noch viel gründlicher. So wirkt man nicht — meint Ihr. Wenn man meine Briefe geleſen, bliebe nichts übrig, es war ein glänzendes Feuerwerk! Bin ich ein Gott? Kann ich Euch den Tag geben? Ich kann Euch nur zeigen, daß Ihr im Dunkeln lebt, und dazu leuchtet ein Feuerwerk lang und hell genug. Es bliebe nichts übrig? Wenn man meine

Briefe geleſen, bleibt noch die ganze Göttinger Bibliothek übrig. Wie! Ich hätte nichts gewirkt? Hört doch die argen Schelme an! Sie zanken mit mir, daß ich ihnen Waſſer ſtatt Wein einſchenkte, und können doch vor Trunkenheit kaum den Vorwurf ſtammeln. Was nennt Ihr wirken? Was nennt Ihr die Menſchen bewegen? Heißt Ihr das ſie bewegen, wenn es Euch gelingt, ſie zu Eueren Geſinnungen hinüber zu ziehen? Wenn ſo, dann bin ich beſcheidener als Ihr. Ich nenne es auch die Menſchen bewegen, wenn es mir gelingt, ſie fortzutreiben, entfernten ſie ſich auch von meiner Geſinnung. Sie gingen doch, ſie blieben nicht länger ſtehen. Und das iſt mir gelungen. Welche Begebenheit der Welt hat denn ſeit der großen Sontag das deutſche Volk ſo in Bewegung geſetzt als mein Buch? Nun freilich, der Sängerin haben ſie den Wagen gezogen, und nach mir, der gepfiffen, haben ſie mit faulen Aepfeln geworfen; aber ſie haben ſich bewegt für mich, wie für ſie, und die Bewegung war ihnen gut. Freilich haben ſie die Sängerin mit Flötenliedern in den Schlaf gelullt, und mich haben ſie mit einer gräulichen Katzenmuſik aus dem Schlafe geweckt; aber bis vor Mitternacht haben ſie vor meinem Hauſe gefeſſelt und geklappert, ſie ſind ſpäter zu Bette gegangen, ſie haben drei Stunden weniger ge ſchlafen. Iſt das nicht Gewinn? Habe ich nicht die Röthe des Zorns in tauſend blutleere Wangen gejagt, und ſeid Ihr denn ſo ganz gewiß, daß nicht manche ſchüchterne Schamröthe das benutzt, ſich leiſe, ſachte auch darüber hinwegzuſchleichen? Habe ich nicht manches kalte Herz entflammt? Mag nun die Flamme meinen Scheiterhaufen anzünden, oder den Weihrauch, den man auf meinen Altar geſtreut — was geht das Euch an? Das iſt meine Sache. Genug, es flammt. Seid nicht undankbar gegen einen Euerer treueſten Diener, der mit den Andern geholfen, Euch aus dem Schlafe zu rütteln. Als der große Friedrich in ſeinen hohen Jahren ſchlafbegierig geworden, da, ſeiner Fürſtenpflicht eingedenk, befahl er ſeinem Kammerdiener, ihn früh zu wecken, und wenn er nicht gleich das Bett verließe, ihm die Decke vom Leibe wegzuziehen. Er murrte immer über die Gewalt; aber war er einmal munter geworden, dann lobte er ſeinen Diener. Trinkt nur erſt Eueren Kaffee, und dann werdet Ihr es mir danken, daß ich Euch die Bettdecke vom Leibe weggezogen. Die Zeit wird kommen, wo Ihr alle meine Vorwürfe ungerecht gemacht; und dann werdet Ihr die Erſten ſein, es zu geſtehen, daß ſie einſt gerecht geweſen. —

Sie verlangen, ich ſolle ihnen die Bahn bezeichnen, auf welcher ſie vorwärts zu ſchreiten haben. Wenn ich ein Narr wäre! Ich weiß oft nicht: ſpottet Ihr über Euch ſelbſt, oder wollt Ihr mich zum Beſten haben? Wie? Soll ich Euch Bücher ſchreiben? Soll ich reden von Preßfreiheit und Zenſur, ja nicht zu vergeſſen die Kaution; von öffentlichen Gerichten; von Geſchwornen; von Abſchaffung des Neubruchszehenten, des Blutzehenten und anderer Teufelszehenten; von Aufhebung der Frohnden und Zünfte; von Aufhebung der Univerſitäts-Gilden; von perſönlicher Freiheit; von einem gemeinſchaftlichen deutſchen Geſetzbuche; von gleichem Maaße und Gewicht und gleichem Münzfuße; von Freiheit des Handels; von wahrer freier Volksvertretung; von ſtarker Wehrverfaſſung gegen das Ausland? Von dem Allen ſollte ich Euch ſprechen? Hat es denn noch Keiner vor mir gethan? Habt Ihr geſchlafen die letzten fünfzig Jahre? Dankt es mir doch, daß ich Euch den Buchbinder-Lohn erſpare. Poſitives wollen ſie haben! Wahrhaftig, ſie haben es mir vorgeworfen, es ſei gar nichts Poſitives in meinen Briefen. Poſitives! Und ihr Poſtament iſt die ganze Erde! Iſt es Euch noch nicht hoch, noch nicht breit genug? Traut Ihr ſeiner Dauerhaftigkeit nicht, und bittet mich, noch eine Lage

Poſitives aufzuſetzen? Ich verbürge mich für ſeine Dauerhaftigkeit. Wagt es, wagt es endlich einmal, die Bildſäule der Freiheit darauf zu ſetzen. Oldenburger! — Doch nein, ich will mich nicht ärgern und Euch auch nicht. Doch könnt Ihr's nicht mit Freundſchaft anhören, was ich Euch mit Freundſchaft ſage, daß Ihr Alle wie die Oldenburger Herren ſeid? Dieſe arbeiten jetzt an guten Communalſchuhen, und ſind dieſe fertig nach hundert Jahren, ſtecken ſie die Füße hinein; und nach hundert Jahren ſtellen ſie den Leib auf die Füße; und nach hundert Jahren ſtellen ſie den Hals auf den Leib; und nach hundert Jahren ſetzen ſie den Kopf auf den Hals; und nach hundert Jahren ſetzen ſie den Freiheitshut auf den Kopf; und dann hat Oldenburg eine Conſtitution, ſo gut und ſo ſchön wie eine. O Oldenburger! Oldenburger!

Neue Ideen wollen ſie auch von mir haben! Ein anderer Narr hat erzählt, er habe in meinem Buche nicht eine, nicht eine einzige neue Idee gefunden. Spannet alle Euere Profeſſoren auf die Folter, und wenn ſie Euch beim dritten Grade eine neue Idee bekennen, dann hat ihnen der Schmerz die Lüge abgepreßt, die ſie widerrufen, ſobald Ihr ſie von ihrer Qual befreit. — Schweigt! Ihr wißt nicht, wie man Völker erzieht. Ich verſtehe es beſſer. Ein Volk iſt ein Kind! Habt Ihr einen hoffnungsvollen Knaben, geſchmückt mit allen Vorzügen des Körpers, ausgeſtattet mit allen Gaben des Herzens und des Geiſtes; aber eine unheilbare Schwäche, eine ſchlimme Angewohnheit verunziert des Knaben gute Natur, oder für einen gemeinen Fehler hat er Strafe verdient — werdet Ihr, wie folgt, mit ihm reden? „Komm her Junge, küſſe mich. Du biſt ein herrliches Kind, meine Freude und mein Stolz; deine Mutter lobt dich, deine Lehrer rühmen dich, deine Kameraden bewundern dich. Und jetzt haſt du eine Ohrfeige, denn du warſt unartig geweſen. Und jetzt küſſe mich wieder, theures Kind!“ Nein, ſo handelt Ihr, ſo redet Ihr nicht, ſo thöricht ſeid Ihr nicht. Ihr gebt dem Knaben eine Ohrfeige und von dem Uebrigen ſchweigt Ihr. Darüber gehen ſeine ſchönen Eigenſchaften nicht zu Grunde. War aber ein reifer und verſtändiger Mann bei der Züchtigung des Knaben, dann vernahm er wohl etwas in der ſchwankenden Stimme des Vaters, das wie eine frohe Rührung klang; dann ſah er wohl etwas in ſeinem Auge, das wie eine Hoffnungs-Thräne ſchimmerte. Dann küßte vielleicht der fremde Mann den weinenden Knaben, doch ganz gewiß tadelte er den Vater nicht.

Donnerſtag, den 9. Februar.

Es erzählte mir Jemand aus der Zeitung, die Juden in Frankfurt würden mehrere Freiheiten bekommen; ſtatt fünfzehn Paare jährlich, ſollen künftig achtzehn Paare heirathen dürfen. O Zeitgeiſt! Zeitgeiſt! Wer kann dir widerſtehen?

Wenn **** zu Ihnen kommt, binden Sie ſich einen dicken Shawl um den Hals, denn er haut Einem den Kopf ab, ehe man ſich's verſieht. Das iſt ein Jacobiner!

In Preußen hat man den Juden das deutſche Predigen verboten. Ach ja, ich will es wohl glauben. Wie glücklich wären ſie, wenn ſie auch in den Kirchen, den Gerichten, auf dem Markte, in den Zeitungen und ſonſt überall, wo man mit der Menge ſpricht, die deutſche Sprache verbieten und dafür die hebräiſche einführen könnten, die Keiner verſteht! Hebräiſch regieren — das wäre etwas Himmliſches! Ein Punkt kann den ehrlichſten Mann an den Galgen bringen; ein Punkt, ein Strich mehr oder weniger, da oder dort, giebt dem Geſetze einen ganz anderen Sinn; man kann das Recht kneten wie Butter und eine grobe Conſtitution ſo fein machen, daß ſie durch ein Nadelöhr geht. Denkt daran, Ihr chriſtlichen Miniſter! Werdet Rabbiner und ich habe das erfunden! Auch will man jetzt in Preußen allen Civilbeamten Uniformen geben. Das iſt die rechte Höhe der Tyrannei, der Superlativ, der deutſche Superlativ des Monarchismus; es iſt eine allerhöchſte Spitzbüberei. Dadurch will man die Regierung ganz vom Volke trennen, die Beamten unter den Korporalſtock der Disciplin bringen, Vaterlandsliebe in blinden Gehorſam verwandeln, und aus dem ſitzenden Heere der Schreiber ein ſtehendes Heer machen; aus Richtern und Hofräthen Soldaten, welche die Feder ſtatt der Flinte ſchultern, ſtatt Patrontaſchen Wappen tragen und Verordnungen und Strafen wie Patronen gebrauchen. Die Kammergerichts-Aſſeſſoren werden Schildwache ſtehen müſſen und die Referendäre des Nachts patrouilliren. Das Miniſterium wird das Hauptquartier und jedes Amt eine Wachtſtube. So verknechtet man das Volk, ſo verknechtet man ſeine Hüter, ſo verknechtet man Alles von der Hütte bis zum Throne, vom Bettler bis zum Oberknechte. Ach! ſo viele Umſtände wären gar nicht nöthig. Die Preußen ſind gute Menſchen und leitſam wie die Hämmel. Der Kühnſte unter ihnen, der Herr Profeſſor von Raumer, iſt noch furchtſam wie ein Spatz. Er hatte einmal den Muth, von der Galeerenbank der Zenſur wegzulaufen. Es war in den Schreckenstagen der Cholera, wo Jeder den Kopf verlor. Er hatte ihn freilich nicht gehabt, wäre nicht Se. Excellenz, der Geheimerath von Raumer, Galeerenhauptmann und ſein Onkel geweſen, auf deſſen Schutz er rechnen durfte, wenn man ihn wieder erwiſchte. Indeſſen er hatte ihn. Gleich ließ er ſeine Heldenthaten, als ſein eigner Homer, in die Allgemeine Zeitung ſetzen. Das war zu viel. Dagegen konnte ihn auch ſein gnädiger Onkel nicht ſchützen, das griff die preußiſche Monarchie zu gefährlich an. Man befahl dem Profeſſor Raumer, ſeinen kühnen Schritt zu leugnen, und er hatte die Feigheit, es zu thun und öffentlich bekannt zu machen, er hätte die Nachricht nicht in die Allgemeine Zeitung geſchickt, er wiſſe nichts davon. Und hätte er wirklich nichts davon gewußt, er hätte das doch nicht erklären dürfen. Braucht man Uniformen gegen oder für ſolche Menſchen? Herr von Raumer kam wieder zu Gnade und zu größerer als vorher. Denn nicht aufrichtige, treuergebene Diener will man haben, Menſchen, die mit Herz und Glauben dem Abſolutismus dienen; nein, Herz und Glauben ſind der Tyrannei verhaßt, auch wenn ſie ihr dienen. Man will freigeſinnte, aber gottvergeſſene Menſchen, die ein Gewiſſen zu verkaufen, die eine urſprünglich gute Geſinnung dem Teufel zu verſchreiben haben. Die ſucht man, die belohnt man am beſten. Die kann man dem Volke zur Verführung aufſtellen, als hohnlächelnde Beweiſe vorzeigen, daß Tugend nichts iſt und Ehre eine Waare. So verknechtet, ſo entadelt man die Menſchheit, daß ſie Gott ſelbſt nicht mehr erkennt und ſie der Gewalt der Tyrannei überläßt.

Freitag, den 10. Februar.

Heute bin ich ganz vergnügt, daß ich geſtern keinen Brief bekommen. Dafür bekomme ich ihn heute, oder jeder Funke der Menſchlichkeit müßte in Ihnen erloſchen ſein. Haben Sie meine erſchütternden Ermahnungen vom Neujahrstage ſchon vergeſſen? Warten Sie nur, dann ſchreibe ich Ihnen wieder einen Brief, der Ihnen das Herz in tauſend kleine Stücke brechen ſoll.

Den geſtrigen Abend brachte ich in einer Soirée St. Simonienne zu, bis gegen Mitternacht. Es iſt eine wöchentliche Zuſammenkunft, die, wie jede andere, der geſelligen Unterhaltung gewidmet iſt und keine beſondere religiöſe oder doctrinaire Beſtimmung hat. Ich kann Ihnen nicht beſchreiben, welchen wohlthuenden Eindruck das Ganze auf mich gemacht. Es war mir, als wäre ich aus der Winterkälte einer beſchneiten nordiſchen Stadt in ein Glashaus gekommen, wo laue Frühlingslüfte und Blumendüfte mich empfingen. Es war etwas aus einer fremden Zone und aus einer ſchönern Jahreszeit. Und doch war ich mit keinem vorbereitet günſtigen

Gefühle, ſondern ganz anders, mit unfreundlichen Gedanken dahin gekommen. Ich hatte mir feſt verſprochen: dort findeſt du Menſchen, die einem Jahrhunderte und einer Welt vorausgeeilt, oder die Jahrtauſende zurückgegangen, um das Kinderparadies der Menſchheit aufzuſuchen; und du findeſt ſie mit den neueſten Geſichtern vom 9. Februar 1832, mit den Meinungen, Reden, Geſinnungen, Witzworten, Fragen und Antworten und dem ganzen ewigen Kalender aller Franzoſen und Pariſer. Ich fand ſie nicht ſo. Es ſchwebte ein Geiſt heitern Friedens über dieſen Menſchen, ein Band der Verſchwiſterung umſchlang ſie Alle und ich fühlte mich mit umſchlungen. Eine Art Wehmuth überſchlich mich, ich ſetzte mich nieder, und unbekannte Gefühle lullten mich in eine Vergeſſenheit, die mich dem Schlummer nahe brachte. War es der magnetiſche Geiſt des Glaubens, der auch den Ungläubigen ergreift wider ſeinen Willen? Ich weiß nicht. Aber ſchweigende Begeiſterung muß wohl mehr wirken als redende; denn die Reden der Simoniſten haben mich nie gerührt. Dabei war Alles Luſt und Freude, nur ſtiller. Es wurde getanzt, Muſik gemacht, geſungen; man ſpielte Quartetts von Haydn. Es waren wohl hundert Menſchen, ein Drittheil Frauenzimmer. Die Männer waren mit ihren Weibern gekommen! Das ſieht man freilich in andern Pariſer Geſellſchaften auch; aber dort kommen und gehen die Männer mit ihren Weibern, während ſie aber beiſammen ſind, findet eine Art Eheſcheidung zwiſchen ihnen ſtatt. Hier aber konnte ich erkennen, welcher Mann zu welcher Frau gehörte. Im Vorzimmer ſaß eine ganze Reihe Kammer- und Dienſtmädchen. Sie kamen oft in das eine Geſellſchaftszimmer, um durch die offene Thüre des Salons ihre Herrſchaften tanzen zu ſehen und ſingen zu hören. Dieſe Gleichheit gefiel mir ſehr. Noch beim Nachhauſegehen auf den Boulevards fühlte ich mich ſeelenwarm und ich ging zu Tortonie und aß ein Glas Plombieres, wobei ich Ihrer gedachte, beſonders als ich an die Vanille kam. —

Es geht dem *** wie vielen Deutſchen, welche die Nebenſache zur Hauptſache gemacht. Die franzöſiſche Leichtigkeit iſt bei ihnen zum Leichtſinn, das ſo nothwendige und darum verzeihliche ſich Hervorſtellen zur Zudringlichkeit geworden, und wenn ſie ſich als die gemeinſten Charlatane betragen, glauben ſie Leute von Welt, feine Pariſer zu ſein.

An der Deutſchen Tribune zu arbeiten, dazu habe ich keine Zeit jetzt. Aber ich thue es, ſobald ich frei werde. Das iſt ein Schlachtfeld, auf dem kein Mann, der ſein Vaterland liebt, fehlen ſoll. Aber die Zeitung, wird ſie noch lange beſtehen? Sie hat bis jetzt der Zenſur getrotzt, woſür der Redacteur zu ſechsmonatlicher Gefängnißſtrafe verurtheilt worden.

Ich ſchicke Ihnen heute den Härings-Salat. Es iſt eine große Schüſſel und Sie werden Durſt darauf bekommen.

Harings-Salat.

Beim Thor, beim hohen Odin, und beim höchſten Bör, meinem erhabenen Ahn, dieſer Knabe Alexis kämpft mit einer Berſerker Wuth, für die ihm einſt in Walhalla ein Zwiebelkuchen duften wird! Aber noch bedenke ich mich. Soll ich, oder ſoll ich nicht? Kennten mich nur die Menſchen alle, fühlten es nur alle mit, welch einen Stolz ich aufzuopfern habe, wenn ich ſolchen niedrigen Troßbuben das Geſicht zuwende. Aber auch dieſen Stolz lege ich auf den Altar des Vaterlandes, und wahrlich, hätte ich ihm alles zu verdanken, was ich ihm zu verzeihen habe — ich wäre ihm jetzt nichts mehr ſchuldig. Oder glaubt Ihr, es wäre nichts, mit einem Philiſterchen zu rechten, daß es geworden, wie es die Natur in einer langweiligen Stunde aus dem Kern einer Haſelnuß geſchnitzelt? Wenig für einen Mann von Ehre und Gefühl, ſich vor ein Nürnberger Schach telchen hinzuſtellen, wie es beſchaffen, wenn eben der letzte Nachtlichtdocht herausgenommen: offen und leer — und es ernſthaft zu fragen, warum es nichts enthalte, und wo ſeine Seele hingekommen? Es iſt viel. Und doch dauert mich der arme Schelm! Sie haben ihm heimlich Branntwein in ſeine Bierkaltſchale gegoſſen, und der blaſſe blöde Junge, der früher nicht den Muth hatte, eine rothwangige Bauerndirne zum Tanze aufzufordern, ſtürzt hervor, wird ein Held, fliegt die Sturmleiter hinauf, und erwacht nicht eher aus ſeinem Taumel, bis eine ſtarke Fauſt dort oben ihn mit einer Ohrfeige lachend in den Graben hinunter ſtürzt. Dann jammert er: Ach, Papa Schleſinger! Ach, lieber Papa Schleſinger! Ach, wäre ich doch freimüthig und zu Hauſe geblieben! Ach, hätte ich doch kein Handgeld genommen! Ach, wäre ich nur fort von hier, man erwiſchte mich kein zweitesmal! Thörichter Knabe! Trinke Milch und gehe nicht hin, wo Werber zechen. Sie haben dir wohl verſprochen, du ſollteſt Hauptmann werden; aber du bliebeſt Trommelſchläger dein ganzes Leben. Du dauerſt mich.

Ich habe des großen Bör, meines göttlichen Ahns, gedacht. Das war er, und darum nenne ich mich Börne (Sohn des Bör). Mütterlicher Seite ſtamme ich von Belſta ab, des Rieſen Bergthorir

Tochter, und Gattin des Bör. Keiner, der mich kennt, wird mich des Ahnenſtolzes fähig halten; ich erwähne nur meine Abſtammung, um jenen thörichten Menſchen, welche glauben, daß eine hohe Geburt ein niederes Leben gut mache, und eine niedrige Geburt ein hohes Leben verderben könne, mir vorwerfen, ich ſei als Jude geboren, und darum weniger als ſie — um ihnen zu zeigen, daß ich mehr bin als ſie, wie durch mein Leben, ſo auch durch meine Geburt. Der Urſprung meiner Familie geht hoch über das Chriſtenthum hinaus, und iſt noch älter als das Judenthum. Wir ſtammen aus der Lichtwelt, Muspellheim war unſer Wiegenland; Ihr aber ſtammt aus der Nebelwelt, von Niflheim ſeid Ihr hergekommen, ſeid Ymer's böſe Kinder, und die verzwergten Enkel der langweiligen, aber einſt gewaltigen Eisrieſen. Einſt heirathete ein Mann aus meiner Familie eine Frau aus der Eurigen, die Kuh Audhumbia, und dieſe Verwandtſchaft ſpüre ich bei naßkaltem Wetter in allen meinen Gliedern.

Zwei tauſend Jahre vor Chriſtus zog der mächtige Heimdall, Nachkomme Bör's und einer meiner glorreichen Vorfahren, mit einem zahlloſen Heere dem Mittage zu, um dort die Teutonen, die Nachkömmlinge Ymer's, aufzuſuchen, und mit dieſen ſeinen tückiſchen Vettern einen alten Rechtsſtreit auszu kämpfen. Nach langem und beſchwerdevollem Zuge kam Heimdall mit ſeinem Heere an der Grenze des ſeindlichen Landes an. Die Nacht war angebrochen, aus allen Städten und Dörfern ſchallten die Sturmglocken, und zahlloſe Wachtfeuer brannten rings umher. Heimdall's kampfbegierige Streiter jauchzten dem kommenden Morgen entgegen. Als der Held eben ſein letztes Horn ausgeleert und ſich unter einer Eiche zur Ruhe legen wollte, wurde ihm eine Botſchaft gemeldet. Es erſchienen fünf und zwanzig Zwerge in ſeidenen Kleidern und mit hundert Bändern und Goldblechen behangen. Der kleinſte derſelben trat hervor, warf ſich Heimdall zu Füßen, küßte ſie, ſtand dann wieder auf und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter Fürſt und Herr, Allergnädigſte „Geißel Gottes! Mein Herr, der *König der „Hofräthe*, ſendet mich zu Allerhöchſtderen Allerhöchſter Perſon, und ſiehet Allerhöchſtdieſelben, ihn „in dieſen kritiſchen Zeiten mit keinem Kriege zu „überziehen, weil Deren heilige Perſon gerade beſchäftigt iſt, mit ihren getreuen Unterthanen die Stumme „von Portici einzuſtudiren. Allerhöchſtdieſelben mögen „geruhen zu bedenken, oder wollen geruhen zu bedenken, wie es meiner ſchuldigſten Ehrfurcht am „angemeſſenſten lautet, daß von dieſer neuen Oper „das Glück des ganzen Volkes der Hofräthe abhängt,

„und darum geruhen gefälligſt umzukehren, und Allerhöchſtderen Königreich, das geſegnete Mußpellheim, „wieder mit Allerhöchſtderen Gegenwart zu beglücken. „Mein Herr und König überſendet Ew. glorreicher „Majeſtät durch meine unwürdigen Hände dieſes „blaue Band der ſchönen Sängerin, deren Hausorden, „als ein Zeichen ſeiner Freundſchaft und unwandelbaren Geſinnung, und bittet Allerhöchſtdieſelben, „mit Allerhöchſtdemſelben einen Allerhöchſten Zollvertrag abzuſchließen, zu wechſelſeitigem Vortheile „der beiderſeitigen Höfe.“ Als darauf der Zwerg dem großen Heimdall das kleine Ordensband umhängen wollte, aber kaum ſeine Knie erreichen konnte, brach darüber Heimdall's Heer in ſolch ein donnerndes Gelächter aus, daß achtzehn von den Zwergen vor Schrecken umfielen und ſtarben. Deren Anführer und Vormund riß ſich die Haare aus dem Kopfe, warf ſich Heimdall abermals zu Füßen und ſprach mit thränenden Augen: „Allerdurchlauchtigſtes göttliches Weſen! Mächtiger Beherrſcher von Muspelheim! Mögen Allerhöchſtdieſelben in Allerhöchſtderen „gerechtem Zorne, wenn ich mich allerunterthänigſt „ſo ausdrücken darf, es unſerm unglücklichen Lande „nicht anrechnen, daß einige ſchlechte Hofräthe ſich „erkühnt, in Gegenwart Allerhöchſtderen geheiligter „Perſon umzufallen und zu ſterben. Es ſind jun-

„Leute, die erſt vor zehn Jahren von Jena zurückgekommen, wo ihnen die Burſchenſchaft heilloſe demagogiſche Schwärmereien in den Kopf geſetzt. Wollen Allerhöchſtdieſelben Gnade für Recht ergehen laſſen und ſich damit begnügen, daß wir zu Allerhöchſtderen Satisfaction gleich morgen früh unſern Zenſor aufknüpfen, weil er, wie dieſes Beiſpiel der frechſten majeſtätsſchändenden Todesart lehrt, den revolutionairen Grundſätzen nicht ſtreng genug Einhalt gethan. Gnade! Friede! O, wäre die Stumme von Portici hier, daß ſie ſelbſt für uns reden könnte!“ Heimdall gerieth in den heftigſten Zorn und ſprach: „Ihr feigen Hunde habt nicht den Muth mit uns zu kämpfen, und wollt uns meuchelmörderiſch in den Rücken fallen! Ihr ſprecht von Frieden, und im ganzen Lande erſchallen die Sturmglocken! Ihr ſprecht von Ergebenheit und rings umher verrathen zahlloſe Wachtfeuer ein zahlloſes Heer!“ — Der Zwerg ſchlug ſich vor die Stirn und erwiderte: „O jammervolles, o allerhöchſtbetrübtes Mißverſtändniß! Allerhöchſtdieſelben geruhen nicht zu wiſſen, was Sie ſprechen! Allerhöchſtdieſelben geruhen falſch zu hören und falſch zu ſehen! Was Sereniſſimus für Sturmglocken gehalten, iſt nichts als das feſtliche Geläute, womit wir Allerhöchſtderen erfreuliche Ankunft feiern, und was Allerhöchſtdieſelben

„geruhten für Wachtfeuer anzuſehen, waren die Illuminationen, die im ganzen Lande der Hofräthe von „der Polizei anbefohlen worden. O Gnade! O „Barmherzigkeit!" Heimdall gab dem Zwerge einen Fußtritt und ſprach: „Fort, Hunde, mit Tagesanbruch ſeht Ihr mich wieder!"

Nach Aufgang der Sonne ſtand Heimdall mit ſeinem ganzen Heere im Gebiet der Hofräthe. Der Zwerg vom vorigen Tage trat abermals hervor und ſprach: „Allerdurchlauchtigſter, ich wünſche wohl geruht zu haben. Allerhöchſtderen heiterer Blick verkündet uns Ruhe und Frieden. Der Zenſor iſt „gehenkt, und die Güter der achtzehn Demagogen, „die geſtern Abend eines revolutionären Todes geſtorben, ſind confiscirt worden. Ich bin von meinem Könige und Herrn bevollmächtigt, dem durchlauchtigſten Beherrſcher von Muspellheim eine Oper-„Allianz anzubieten. Die beiderſeitigen reſpectiven „Höfe ſollen auf ewige Zeiten ihre Sängerinnen „und Tänzerinnen mit einander austauſchen, zum „größten Vortheile des Handels, der Induſtrie, der „Moral, Geſundheitspolizei und Bevölkerung der „beiden Staaten. Um Allerhöchſtdenſelben die Koſten „der Kriegsrüſtung zu erſetzen, will mein König und „Herr die Hälfte ſeiner Staaten an Ew. Majeſtät „abtreten. Höchſtderen allerunterthänigſter Zwerg

„hat ſeinem Herrn dazu gerathen. Wir ſind unſerer
„Hofräthe, Domainenverwalter, Gardeoffiziere,
„Miniſter, Kammerherren, Oberſtallmeiſter, Ober-Ceremonienmeiſter,
„Hofdamen, Maitreſſen, General-Intendanten
„und Hofbanquiers in allem nur 814.
„Für dieſe bleibt die Hälfte des Landes groß genug
„und wenn die uns bleibenden Unterthanen zweimal
„ſo viel Steuer bezahlen, als früher, verlieren wir
„nichts an den Andern. Geruhen jetzt Ew. Majeſtät
„ein ganz unterthäniges Frühſtück einzunehmen, und
„dann der General-Probe der Stummen von Portici
„huldreichſt beizuwohnen.“

Nachdem der Zwerg-Hofrath ſo geſprochen, erhob ſich im Hintergrunde ein wildes Geſchrei: Zu den Waffen, zu den Waffen! Keinen ſchmachvollen Frieden! Auf, Brüder! Es lebe Teutonia! Es lebe die Freiheit! Heimdall ſchob die Hofräthe, welche die Ausſicht hemmten, weg, um zu ſehen, was hinter ihnen vorging. Da gewahrte er eine Schaar edler Jünglinge, welchen der Muth in den Augen blitzte, welchen Kampfbegierde die Wangen röthete, und die den Ruf zur Schlacht erwartend, freudig mit den Schwertern auf den Schild ſchlugen. Heimdall mit ſeiner Heldenſchaar ſtreckten froh bewegt ihre Arme den Heldenbrüdern entgegen und riefen: „Gruß, Liebe und

„Dank euch Brüdern! Wir kommen, ihr ſeid es „werth mit uns zu ſtreiten, und Sieger oder beſiegt, „in Walhalla trinken wir aus Einem Horn!“ Da erbleichte der Zwerg, ſprang auf einen Stuhl, ſah die tapferen Jünglinge zornig an und ſprach: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! Heimdalls Kriegern bot ſich darauf ein Schauſpiel dar, worüber ſie zu Bildſäulen erſtarrten und ihnen Schwert und Schild mit donnerndem Getöſe aus den lebloſen Händen fiel. Sobald die teutoniſchen Jünglinge gehört: Ruhe iſt die erſte Bürgerpflicht! legten ſie ihre Rüſtung ab, zogen Schlafröcke an, ſtopften ihre Pfeifen und fingen an zu leſen und zu ſchreiben. Heimdall ſprach darauf zu ſeiner Schaar: „Auf, „tapfere Genoſſen, flieht fort von hier. Wir ſind „gekommen mit Männern zu kämpfen, nicht mit „Schulmeiſtern und ihren Knaben. Fort von jener „bedauernswürdigen Jugend, fort von dieſen verächtlichen Alten! Flieht und ſchaut nicht rückwärts, „bis wir nach Muspellheim gekommen.“

So verließ Heimdall mit ſeinem Heere Teutonia, ließ aber zur Bewachung der Hofräthe ſechs Mann und einen Unteroffizier zurück.“

Dieſer Unteroffizier war Heimdalls jüngſter Sohn, der aber trotz ſeiner königlichen Abſtammung nicht beſſer gehalten wurde, als der gemeinſte Krieger. Nachdem aber ſein Vater fortgezogen war und der junge Menſch ſich ſelbſt überlaſſen blieb, konnte er den Schmeicheleien und Kriechereien der Hofräthe nicht lange widerſtehen. Er verweichlichte, ſein reines ſkandinaviſches Blut artete aus, und von dem vielen Eſſen und Trinken, das man ihm alle Tage vorſetzte, bekam er die Gicht, welche Krankheit ſich durch länger als zweitauſend Jahre in ſeiner Familie fortgeerbt. Vier und zwanzig hundert Jahre nach Heimdall reiſte ein Nachkömmling jenes Unteroffiziers, Namens Widar, wegen ſeines Podagra's nach Baden bei Raſtatt. Auf dem Wege dahin, im würtembergiſchen Städtchen Mergentheim, lernte er ein ſchönes Mädchen kennen, Namens Goldchen, Tochter des Juden Baruch. Er verliebte ſich in ſie, und verlangte ſie zur Gattin. Er erhielt ſie unter der Bedingung, ein Jude zu werden und den Namen Baruch anzunehmen. Widar lernte in Baden den berühmten Dichter Robert kennen, der ihn Tag und Nacht um Stoff zu einem Drama quälte. Widar erzählte ihm ſeine eigene Lebensgeſchichte und daraus entſtand Roberts Europäiſches Schauſpiel: die Macht der Verhältniſſe. Darauf zog Widar oder Baruch an den Main, da, wo ſpäter Frankfurt erbaut wurde. Die Gegend gefiel ihm und er ließ ſich da nieder. Sein Haus ſtand an der Stelle, wo jetzt in Sachſenhauſen die untere Mühle liegt. Nach und nach ſiedelten ſich viele Heiden und Juden dort an, und es entſtand eine Stadt, die Widar nach ſeinem Namen nannte. Dieſes zeigt auch das Wort Frankfurt ganz deutlich; denn Frank heißt im ſkandinaviſchen Wi, und furt heißt dar. Alſo waren es Juden, die Frankfurt gegründet, und S. T. der Herr Senator Dr. Schmitt Wohlgeboren waren daher im größten Irrthum, als ſie gegen mich, der die Rechte der Juden vertheidigte, vor einigen Jahren im Gelehrtenvereine bemerkten: die Juden könnten keine Bürger ſein in Frankfurt, weil es vor 1500 Jahren Chriſten geweſen, welche Frankfurt erbaut. Gerade im Gegentheile. Wenn hier die Religion ein Recht geben oder nehmen könnte, wären die Frankfurter Juden die einzigen Bürger, und die Chriſten wären blos Schutzchriſten, welche die Juden in eine Chriſtengaſſe einſperren und ihnen verbieten dürften, mehr als zwölf Ehen jährlich zu ſchließen, damit ſie nach und nach ausſterben und den Handel der Juden nicht ganz zu Grunde richten.

Auf dieſe Weiſe iſt meine früher heidniſche Familie eine jüdiſche geworden, und iſt es geblieben bis auf den heutigen Tag. Ich aber, als im Jahre 1818 die jüdiſche Familie Rothſchild ſo übermächtig wurde, beſchloß zum Chriſtenthume überzugehen; denn es war immer meine Neigung, es mit der ſchwächern und unterdrückten Partei zu halten. Der Pfarrer wollte mich aber unter dem Namen Baruch nicht taufen, und darum nahm ich den Namen Börne an, um hierdurch das zerriſſene Band mit meinem Ahnherrn, dem göttlichen Bör, wieder feſtzuknüpfen. Seitdem heiße ich alſo Börne und nicht Baruch modo Börne, wie das Frankfurter Polizei-Protokoll ohne Punkte vom 5. Dec. ſagt. Ich habe den Namen mit Wiſſen und gnädigſter Erlaubniß meiner hohen Obrigkeit angenommen. Wenn ich von mir ſelbſt ſpreche, heiße ich kurzweg Börne; wenn aber Andere von mir ſprechen, heiße ich Herr Börne. Und ich heiße mit viel größerem Rechte Herr, als irgend ein Frankfurter Senator der drei Bänke, den ältern und jüngern Bürgermeiſter nicht ausgenommen. Denn ich bin wahrer Herr, ich diene Keinem, ich bin keiner Macht Unterthan. Ich diene nur der Wahrheit und dem Rechte, ob es mich zwar nur ſo weit angeht, daß ich ſelbſt es nicht zu verletzen habe. Wäre ich aber eine obrigkeitliche Perſon, ein Richter, ein Senator, ein Bürgermeiſter; wäre das Recht meiner Mitbürger meinem Schutze anvertraut und irgend eine zahnſtochernde Excellenz, dem etwa einer meiner Schutzbefohlenen wegen der Form ſeiner Naſe mißfallen, lächelte mir beim Deſert den Befehl zu, deſſen Recht zu kränken, ließ ich lieber meinen armen Leib in tauſend Stücke hauen und ihn als Fraß den Schweinen vorwerfen, als daß ich meine unſterbliche Seele um das Spottgeld eines ſolchen Lächelns verkaufte. Alſo Herr Börne heiße ich und werde Jedem zu begegnen wiſſen, der mir mein Herr anrührt. Als vor einiger Zeit einige junge Leute von der Geſellſchaft der Volksfreunde wegen Vergehen, die mit fünfjähriger Einſperrung beſtraft werden können, vor ihren Richtern ſtanden und angeſchuldigt auf dieſe Weiſe, ihre Vertheidigung auf eine wenn auch nicht ſtrafwürdige doch höchſt ſtraffällige Weiſe führten, Recht und Ordnung, ihre eigenen Richter, den König und die Verfaſſung verhöhnten und bei dem Verhör der Gerichts Präſident die Angeklagten beim Namen rief, ohne Herr vorzuſetzen, da ſprach Raspail, einer derſelben, zum Präſidenten: „Wenn ich das Wort an Sie richte, nenne ich Sie Herr Präſident; wenn Sie mit uns ſprechen, ſagen Sie blos Raspail, Hubert, Thauret. Doch ſind wir gleich vor dem Geſetze; geben Sie uns die Eigenſchaft, die wir Ihnen ſelbſt ertheilen. Die Achtung, die Sie von uns ſelbſt zu fordern das Recht haben, ſind Sie auch uns ſchuldig.“ Lautes Bravorufen der Zuhörer folgte auf dieſe Anrede. Der Präſident aber nahm keine Rückſicht darauf und fuhr fort, Raspail zu ſagen, ohne Herr. Darauf ſprach Raſpail: „Herr Präſident, nennen Sie mich „Herr Raſpail, ich verlange es; nicht für mich „(man weiß, wie wenig wir auf ſo nichtige Dinge „halten), aber ich fordere es im Namen der Würde „der Vertheidigung und der Achtung, die man den „Angeklagten ſchuldig iſt. Die Beklagten, die man „alle Tage auf dieſe Bänke ſchleppt, ſind gewohnt „vor Ihnen zu zittern. Nun wohl! ſie mögen „ſich ſelbſt achten lernen, es iſt ein gutes Beiſpiel, „das wir ihnen geben.“ So wie Raſpail vor den Aſſiſen, ſtehe ich jetzt vor der Frankfurter Polizei. Mein Verbrechen iſt mir unbekannt; aber die mir drohende Strafe iſt fürchterlich. Wenn ich verurtheilt werde, muß ich den Galeeren-Dienſt bei dieſem Amte verſehen. Darum ſage ich im Gefühle meiner Würde dieſer Polizei: „Madame! Wenn ich Sie anrede, „nenne ich Sie Madame; nennen Sie mich Herr. „Die Achtung, die ich Ihnen bezeuge, ſind Sie auch „mir ſchuldig. Den Doktor erlaſſe ich Ihnen, auch „meine übrigen Titel, deren ich viele habe, brauchen „Sie mir nicht zu ſalviren, auch dem Wohlgebornen entſage ich. Aber nennen Sie mich „Herr Börne, ich beſtehe darauf.“

Auf dieſes Tutti laſſe ich ein Solo folgen; denn ich ſpiele ein unparteiiſches Doppel-Concert, indem ich zwar als Componiſt und Concertgeber mir die erſte Stimme vorbehalte, doch zur gehörigen Zeit mit der zweiten abwechsle. Jetzt kömmt die Reihe zu geigen an den **Meiſter Alexis**. „Noch nie habe „ich ein Buch mit ſo ſteigendem Widerwillen, bis „es zuletzt völliger Ekel wurde, durchgeleſen. Börne „iſt ein deutſcher Ultraliberaler, ſagen Sie. Mein „Gott, reicht denn das Wort aus, dieſen Inbegriff „von knabenhafter Wuth, pöbelhafter Ungezogenheit, „dieſen bodenloſen Revolutionsgeiſt, dieſe hohle, ans „Alberne ſtreifende Begeiſterung für negirende Begriffe „auszudrücken, ja nur zu bezeichnen? Thut man nicht „unſern Liberalen Unrecht, Börne als einen ihres „Gleichen zu nennen? Mich dünkt, ſo etwas von „erſchütternd Richtigem, in einer abſchreckenden Geſtalt, iſt noch nicht da geweſen, wenigſtens nicht in „der deutſchen Literatur .... Er wälzt ſich in Gemeinplätzen, in einem bachantiſchen Taumel, oder „wie jener iriſche Häuptling, der ſich vor der Fronte „in den Koth warf, um ſich abzukühlen, wenn ihn „das Fieber brannte. Es juckt ihn und er kratzt „ſich, daß es eine Luſt iſt.“ Noch einmal, mich dauert der arme Schelm! Vor vierzig Jahren hatte irgend ein pfuſchender Naturgeſell von Lappen, die er ſeiner Meiſterin geſtohlen, dem kleinen hagern Seelchen Röckchen und Höschen zuſammengeſchneidert. Zur Ruhe, zum Sitzenbleiben und zum Referiren geboren, war dem Seelchen das enge Kleidchen weit genug und die Nähte hielten. Aber da ſchlägt ein Blitz in ſeiner Nähe nieder, das Seelchen erſchrickt, ſpringt auf, zum erſtenmale bewegen ſich die Glieder, die knappe Sprache platzt, Lumpenworte hängen herum, und dem armen nackten Seelchen kann man alle Rippchen zählen. Edler! Warum biſt du erſchrocken? Nicht dir galt der Blitz; Lorbeeren verſchont er. Uebrigens nehmen Sie mir es nicht übel, wenn ich mehreremale Du zu Ihnen ſage. Zuweilen rede ich in Streckverſen, und dann duze ich Jeden ohne Unterſchied des Ranges, der mir in den Weg kommt. Aber eines bitte ich Sie mir zu erklären. Ich erinnere mich ganz genau: es war im Jahre 1819, nach dem Karlsbader Congreſſe, da nahm ich Aſſafötida ein, und zwar in Mixtur; denn ich verabſcheue die feigen Pillen. Es war ein einziger Löffel voll, es war der Ekel einer Minute und der Schauer von fünf Minuten. Aber, hinge mein Leben davon ab, ich nähme keinen zweiten Löffel Aſſafötida. Sie aber, mein Beſter, haben mehrere Stunden an meinem Buche mit immer ſteigendem Ekel geleſen! Wie ertrugen Sie das? Wer hieß Sie das? Wer bezahlte Ihnen das? Oder finden Sie ſolche Freude am Ekel, daß Sie ihn gutwillig ſuchen, warum erbrechen Sie ſich vor den Augen aller Welt? Iſt das artig? Thut das ein wohl erzogener Menſch? Zwar haben es die alten Römer auch gethan, aber Sie ſind kein alter Römer, ſondern im Gegentheil ein Referendär. Zweitens, beantworten Sie mir die Frage: iſt das literariſche Unterhaltungs-Blatt ein Nachtgeſchirr? Endlich möchte ich wiſſen, wo Sie geleſen, daß ein iriſcher Hauptling ſich durch ein Schlammbad vom Fieber geheilt. Ich habe eben das Fieber, aber es nützt mir nichts.

Alexis: „Von dieſem in ihm kochenden Grimme „merkte man wenig, als er vor einigen Jahren eine „Reiſe durch Nord-Deutſchland machte. Man wußte „bis dahin nicht viel mehr von ihm, als daß er um „Frankfurt herum berühmt ſei .... Die Meiſten „hörten zum Erſtenmale von ihm, weil er ins Morgenblatt eine Kritik über die Sontag einrücken laſſen, „und ſo wurde er in Berlin präſentirt.“ „Es iſt „der Mann, der über die Sontag geſchrieben.“ Theurer Freund! Du gleichſt dem Geiſte, den du begreifſt. Du ſaubergewaſchenes, kuchenlächelndes, bimmbammelndes Sonntagskind, erkenneſt nur den müßigen, ſchöngeputzten, luſtigen Sonntag in mir; aber die Wochentage voll ſchwerer Sorgen, ſaurer Arbeit und lohngeiziger Bezahlung, die haſt du nicht erkannt. Ja, es kochte damals, wie ſpäter, der Grimm in mir, nur heißer noch;

denn als in den Juli-Tagen der Vulkan ſich in einem Feuerſtrome Luft gemacht, da wurde mit Millionen Herzen auch das meinige friedlicher und ſtiller. Damals aber, da die Freiheit nur erſt rauchte und knabenhaft mit Steinen warf nach der Tyrannei, da, zu ſtolz zum Kinderſpiele, verſchloß ich meine Bruſt und ließ den Grimm darin kochen zum ſpätern Gerichte. Hätteſt du meine Glut geahndet, ſchwammiger Alexis, du wäreſt entſetzt von mir weggelaufen und hätteſt dich vor Angſt in ein Waſſerfaß geſtürzt. Vielleicht hörteſt du zuweilen, wie es ſiedete in mir; aber du dachteſt wohl, ich ſumme ein Sontags-Liedchen und liebteſt mich darum. Doch über den Narren! daß er noch ſelbſt herbeiſchleppt, was er verſtecken ſollte, damit es mein Spott nicht finde. Ja freilich, ſo iſt es, man wußte in Berlin nichts von mir, als daß ich über die Sontag geſchrieben, und ſo wurde ich Jedem vorgeſtellt: es iſt der Mann, der über die Sontag geſchrieben! Wenn ich jener Tage gedenke — doch ich will erſt das Feuer ſchüren; mich friert, wenn ich daran denke. Komme her, Muſe, ſetze dich zu mir beim Kamin und erzähle mir von jenen Tagen. Aber ſei vernünftig und kichere nicht.

Ich wohnte in der Stadt Rom und doch war es fürchterlich kalt. Aber es war die Stadt Rom unter den Linden. Am zweiten Tage nach meiner Ankunft, Morgens zwiſchen zehn und zwölf Uhr, und 22 bis 24 Grade, kamen Robert und Hering zu mir, ſchwarz gekleidet, in ſeidenen Strümpfen und überhaupt ſehr feſtlich zubereitet. Ich ſaß gerade beim Kaffee. Börne! ſagte Robert, trinken denn die Geiſter Kaffee? Darauf ſah er Hering an und wartete auf eine günſtige Rezenſion ſeines Einfalls. Hering aber, der ſeinen Beifall für ſich ſelbſt aufſparen wollte, ſprach: „Warum nicht? Im Kaffee „iſt Geiſt, ſchöne Geiſter begegnen ſich, darum trinkt „Börne Kaffee.“ Darauf ſagte er: O Börne! Sontag! Göttlich! und fiel mir laut ſchluchzend um den Hals. Robert aber ſprach, mit bewegter doch feſter Stimme: ermannen Sie ſich, Referendär; wir wollen gehen, das Volk harrt Ihrer, Börne. Wir gingen. Vor dem Hauſe begegnete uns ein Mann, wir blieben ſtehen. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Dann ging er. Nach zehn Schritten kam wieder ein Mann. Robert ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! Etwas weiter begegnete uns wieder Einer. Hering ſprach: Hofrath! Börne! Der Hofrath war erſtarrt und rief: Börne? Sontag — göttlich! So wurde ich unter den Linden vier und dreißig Perſonen vorgeſtellt, die alle Hofräthe waren. Endlich erreichten wir den Pariſer Platz. Ich hoffte, meine Leiden würden jetzt geendigt ſein; aber nein. Man ſchleppte mich dem Thiergarten zu. Unter dem Brandenburger Thore machten wir Halt. Hering blieb mir zur Seite, damit ich nicht entwiſchte; Robert aber ſtellte ſich mir gegenüber, zog ein dickes Manuſcript aus der Taſche, es waren gewiß hundert Bogen, ich zitterte wie ein Espenblatt, und er fing zu leſen an: „Heil dir im Siegeskranz, Vater des Vaterlands!“ — Da ſchlug ſich Robert vor die Stirn und rief: Ich Eſel! da habe ich den Waldfrevel ſtatt der Rede eingeſteckt! Schadet aber nichts, ich weiß ſie auswendig. „Edler Börne! „Hier unter dieſen Pferden, die einſt die Franzoſen „ſchmachvoll nach Paris geführt, die wir aber glorreich wieder zurückgebracht; hier unter dieſen Pferden, „wo Jahn einem Turnjungen Ohrfeigen gegeben, weil „auf die Frage: was er jetzt denke? der Junge geantwortet: er denke gar nichts, worauf Jahn geſagt: er ſolle daran denken, wie man die Pferde „wieder ſchaffe; hier unter dieſen Pferden denke ich“ .... Lieber Robert, fiel ich ins Wort, ganz Berlin weiß, daß Sie unter Pferden ein denkendes Weſen ſind, aber ... Doch Robert ließ ſich nicht einhalten und fuhr fort: „Hier unter dieſen heiligen Hallen,

„glücklich nachgebildet den Propyläen in Athen, welche „eben ſo viele Talente zu erbauen gekoſtet, als Sie „beſitzen, nämlich tauſend und zwölf; hier unter „dieſen ſchönen Talenten — ich wollte ſagen Pro„pyläen — wo einſt die verdienten Männer des „Alterthums auf Koſten unſers geliebten Königs ver„pflegt worden, freie Koſt, Wohnung, Heizung und „Wäſche hatten, täglich eine Flaſche Champagner und „monatlich hundert Thaler Taſchengeld" .... Der Referendär fiel hier dem Robert ins Wort und ſagte: Lieber Robert, Sie faſeln. Sie verwechſeln Propyläen mit Prytaneen. Robert aber erwiderte ärgerlich: Prytaneen oder Propyläen, das iſt mir alles eins. Er wollte fortfahren; ich aber, halb todt vor Hunger und Durſt, raffte alle meine Kraft zuſammen und ſprach: „Lieber Robert! In den Prytaneen oder „Propyläen, denn weil es Ihnen alles eins iſt, iſt „es mir auch alles eins, bekamen die verdienten Män„ner des Vaterlandes, wenn ſie Hunger hatten, ein „Gebackenes zu eſſen, das man Madſa nannte. „Sind Sie der Meinung, daß das Wort Mazza, „womit Ihre Glaubensgenoſſen das ungeſäuerte Brod „bezeichnen, das ſie an ihrem Paſſah eſſen, mit jenem „griechiſchen Madſa verwandt ſei? Ich bin nicht „der Meinung, ſondern ich ſtimme mit der des be„rühmten ſeligen Wolf überein, der in ſeinen Pro

„legomenen zum Homer gezeigt, daß das griechiſche „Madſa nichts anders geweſen, als ein Berliner „Pfannkuchen. Ach, lieber Robert! Ach, theurer „Alexis! wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt ein „Dutzend Pfannkuchen hätte! Aber wohlverſtanden, „von den guten in der Jägerſtraße, mit einer Zucker„glaſur und mit Aprikoſen gefüllt.“ Robert, an den Reſt ſeiner Rede denkend, ſagte ſchmerzlich lächelnd: Herr, dein Wille geſchehe! Sie führten mich zurück. Bald kam ein Mann, wir blieben ſtehen und Hering ſagte: Juſtizrath! Börne! Der Juſtizrath erſtarrte und ſagte: Börne? Sontag — göttlich! Das wiederholte ſich alle zehn Schritte, bis unter die Stechbahn. Dieſesmal aber waren es lauter Juſtizräthe. Endlich traten wir bei Juſti ein und dort wurde ich im Namen der preußiſchen Monarchie von deren Stellvertretern mit Pfannkuchen, Chocolade und Madeira bewirthet. Hering überreichte mir den erſten Pfannkuchen auf ſilbernem Teller und ſprach: Börne! Dieſer Pfannkuchen iſt ein Bild Ihrer ſchönen Seele! Darüber mußte ich aber in ein ſo unbändiges Lachen ausbrechen, daß ich die Chocolade umſtieß, die herabfloß und mir ein ganz neues ſchwarzes Kleid zu Grunde richtete, das mir am nämlichen Morgen erſt der Schneider gebracht hatte. Denn am Tage vorher, dem zweiten meiner

Ankunft in Berlin, waren mir meine Kleider aus dem Zimmer geſtohlen worden, woraus ich erkannte, daß Preußen wirklich eine von republikaniſchen Inſtitutionen umgebene Monarchie ſei; denn je freier ein Volk, je ſchlechter iſt ſeine Polizei. In Paris wurde mir nie etwas geſtohlen.

Und dieſe Menſchen, die mir einen Purpurmantel umgeworfen, mich unter den Linden im Triumphe herumgeführt, vor mir hergingen wie Haman vor dem Mardochai, und ausriefen: ſo ehrt Ahasverus den Mann, der über die Sontag geſchrieben! — dieſe Menſchen, die mir tauſend und zwölf Talente angeſchmeichelt und meine Seele mit einem Pfannkuchen verglichen — machen mir jetzt die größten Grobheiten, aus Todesfurcht. Herr von Arnim, der Polizei-Präſident, möchte es erfahren, daß ſie bei einem Eſſen, das ſie mir im Café Français unter den Linden gegeben, allen Königen den Tod zugetrunken!

Alexis: „Ihm zitterte das Herz unter ſeiner Bruſt, und die Brücke unter ſeinem Geſäß beim Gedanken, daß auf derſelben Brücke der erſte Freiheits-Kämpfer des Juli gefallen.“ . . . . Ach, die Naſe! Die Königsnaſe — darauf ſitzen jetzt ſchon dreihundert Mücken! . . . . Meinen Jammer, daß „deutſche Genies“ hungern mußten, den lobt und billigt der Philiſter; doch das iſt ſeine einzige Unparteilichkeit . . . . „Man kann ihm keine größere Freude machen, als wenn man ihm deutſche Dummheiten mittheilt.“ Danke, lieber Herr! — „Der Patriot fingirt, daß ihm Jemand aus Oeſterreich Folgendes ſchreibt.“ Das haben die andern Philiſter auch geſagt: ich hätte den Brief erdichtet, denn ich hätte den Muth nicht gehabt, in meinem eignen Namen gegen Göthe zu ſchreiben; ſie wollen mich nur allein ſtellen, alle Schuld auf mich allein häufen; das iſt ein Pfiff, den ſie von irgend einem abgeſetzten Polizei-Diener gelernt. Vielleicht hoffen ſie auch auf dieſe Weiſe, mir den Namen des braven Mannes abzulocken, der den Brief geſchrieben. O! geht, geht. Ich bin ein gerader ſchlichter Mann, aber für euch bin ich noch zehntauſendmal zu ſchlau.

Der Referendär hat mir auch vorgeworfen, ich hätte nichts gelernt, ich wäre ein unwiſſender Menſch. Oder hat es mir Robert vorgeworfen, oder Pittſchaft, oder ein Anderer? Die vielen Grobheiten haben mich ganz verwirrt gemacht; daher kann ich unmöglich darüber Buch und Rechnung führen. Ich muß es mit meinen Gegnern machen, wie es einmal Schinderhannes mit einem Trupp Juden gemacht, der ihm in ſeine Hand gefallen. Er zwang ſie alle, ihre ſchmutzigen Stiefel auszuziehen; dieſe warf er untereinander und befahl ihnen, ſie jetzt wieder anzuziehen. Nun hätte man das Geſchrei und Zanken der Juden hören müſſen, wie ſie einander in die Haare fielen und ſich die Stiefel aus den Händen riſſen. Schinderhannes ſtand dabei und hielt ſich die Seiten. Wie kommt es aber, daß mich noch keiner von euch Schinderhannes genannt? Ihr ſeid doch im S eures Schimpfwörterbuchs und ſchon über die Schmeißfliege hinaus. Aber jetzt iſt es zu ſpät. Wer mich jetzt Schinderhannes nennt, der iſt nichts als ein ſchlechter Nachdrucker. Ich verwahre feierlich meine Rechte auf den Schinderhannes, und der hohe deutſche Bund wird es gewiß nicht zugeben, daß man den 18. Artikel der Bundesakte übertrete und meine Schriften ganz oder zum Theile nachdrucke.

Alſo einer von meinen Gegnern ſagte, ich wäre ein unwiſſender Menſch. Ich? Wie viele Gelehrte gibt es denn in Deutſchland außer mir, die einem armen Scribenten zu rathen wiſſen, wie er es zu machen hat, mit ſeinem Einkommen auszukommen, daß er nicht nöthig habe, für Tagelohn zu ſchimpfen? Er muß es machen wie der Thrazier Paräbius, der Freund des Königs Phinous. Er muß der Nymphe Thynis einen Altar errichten, dann wird es ihm nie mehr an Lebensmitteln fehlen. Ich weiß freilich nicht, wer der Apollonius iſt, der die Geſchichte des Paräbius erzählt — ob Apollonius Liminus, des Creſſus Freigelaſſener, der korrekteſte Schriftſteller aller Zeiten, denn er hat nie etwas herausgegeben; oder Apollonius der Rhodier, von dem man ein berühmtes Heldengedicht vom Argonautenzuge beſitzt; oder Apollonius Cronus, der Philoſoph aus der Megariſchen Schule; oder Apollonius Parga, der berühmte Mathematiker, welcher ein Meiſterwerk von den Kegelſchnitten herausgegeben; oder Apollonius von Tyana, der Pythagoräer, von dem man die unglaublichſten und lächerlichſten Wunder erzählt, (ſo ſoll er in der kurzen Zeit von zehn Jahren einen ganzen Monat des Freimüthigen zweimal durchgeleſen haben) — aber ein einzelner Menſch kann nicht alles wiſſen. Dagegen weiß ich, daß Carme die Tochter Eubulus und Enkelin Carmanors war, und daß Jupiter mit ihr die Britonortis erzeugte, und daß diejenigen Gelehrten, welche, wie Schwabe in ſeinem mythologiſchen Lexicon, behaupten, die Carme wäre eine Tochter des Phönix und Enkelin des Agenor geweſen, craſſe Ignoranten, jämmerliche Wichte, verfluchte Kerls und elende Schmeißfliegen ſind, welchem Geſindel man einmal auf die Finger klopfen muß, daß etwas Furcht hinein fährt. Ich habe gelernt, daß man ſich ſehr hüten müſſe, die *Δειπνα απο σκυριδος* der Griechen mit den Sportulis der Römer zu verwechſeln, daß man ungebetene Gäſte *σκιας* nannte, und ich weiß auch den Grund davon. Nicht weniger iſt mir aus meinen Studien bekannt, daß man bei den Römern Diejenigen Causarii nannte, welche wegen Kränklichkeit vom Kriegsdienſte befreit werden mußten, daß aber, weil dabei oft Betrügereien vorgingen, bei ausbrechendem Kriege ſtrenge Unterſuchungen angeſtellt wurden, weswegen der hohe Frankfurter Senat, als er den Beſchluß gefaßt, mich bei der Polizei anzuſtellen, welches ein Kriegsdienſt iſt, ein Platz im Genie-Korps, und da Einer der Senatoren die Einwendung gemacht, meine Kränklichkeit verſtatte mir nicht, dieſen Dienſt zu verſehen, erklärte: nun, ſo ſolle ich im December von Paris nach Frankfurt reiſen, um mich von dem dortigen Stadtphyſikus unterſuchen zu laſſen. Und weiß ich nicht, daß, thät' ich dies auch, es mir nichts nützen würde, weil, wenn auch der Frankfurter Stadtphyſikus mich aus alter Freundſchaft krank machte, ich doch dienen müßte, da, ſo oft ein Tumult entſteht, oder die Stadt in höchſte Noth geräth, gar keine Entſchuldigung angenommen wird? War aber nicht neulich in Frankfurt ein Tumult wegen der Thorſperre, und iſt nicht die Stadt durch die preußiſche Mauth in die höchſte Noth gerathen? Das Alles weiß ich und ich wüßte noch tauſendmal mehr, wenn ich aus Funke's Real-Schullexicon, worin ich das Zeug geſtern Abend geleſen, noch einige andere klaſſiſche Werke von zu Hauſe mitgenommen hätte, wie: Eſchenburgs Handbuch der klaſſiſchen Literatur, Heliodore, die Lautenſpielerin aus Griechenland, Thibaults Pandekten und Roberts Waldfrevel. Und jetzt kommen ſolche Mordbrenner, ſolche Mauerbrecher, Dornbüſche, lächerliche Thoren, heilloſe Geſellen und jämmerliche Wichte, und erfrechen ſich zu ſagen, ich hätte nichts gelernt! Aber ich werde dem ſeichten Geſchwätze dieſer elenden Schmeißfliegen bald ein Ende machen. Ich beſchwöre Sie, laſſen Sie auf der Stelle aus meinem Hauſe den großen Koffer holen, der in der Dachkammer ſteht. Nicht den engliſchen Koffer; denn darin liegen blos meine Novellen, Romane, Tragödien, Vaudeville's, Romanzen, Xenien, und eine deutſche Ueberſetzung von Wilibald Alexis Schriften — welche mir alle zu meinem ernſten Zweck nicht dienen können. Sondern den größern deutſchen Koffer, welcher mit einem Felle überzogen iſt, den drei Latten feſthalten. Darin liegen meine gelehrten Manuſkripte. Ferner ein großes gelbes

Felleiſen, worin die zu meinen Werken gehörigen Citate gepackt ſind. Ganz oben im Koffer liegt ein Verzeichniß ſämmtlicher Manuſkripte, wovon ich eine Abſchrift mit nach Paris genommen. Ich bitte Sie nun inſtändig, aus dem Koffer diejenigen Manuſkripte zu nehmen, die ich Ihnen mit den Nummern bezeichnen werde, und ſie mir durch die Poſt hieher zu ſchicken. Nur vier oder fünf will ich drucken laſſen: das wird ganz hinreichen, der Welt zu zeigen, wer ich bin. Aber, um des Himmelswillen, laſſen Sie den Koffer und das Felleiſen in Ihrer alleinigen Gegenwart öffnen und unterſuchen, aber ja keinen Ihrer gelehrten Freunde dabei ſein. Es könnte mir einer ein Manuſkript, oder gar einen Gedanken, oder gar ein Citat ſtehlen: denn die Gelehrten haben in ſolchen Dingen weder Scham noch Gewiſſen. Ich wünſche alſo zu haben: „No. 189. De Confectione tractarum Berolinensium. Auctore L. Boerne 1826. No. 214. De captura harengorum 1831. Nr. 215. Deutſche Ueberſetzung des nämlichen Werkes: „Von dem Häringsfange. Mit Zeichnungen. No. 333. Kommentar über die Geſetzgebung der geheimen Polizei, nach engliſchen und nordamerikaniſchen Grundſätzen bearbeitet. Mit Anmerkungen von Wurm. Endlich mein

Hauptwerk: No. 709. **Vollſtändiges Verzeichniß aller Trauerſpiele, Luſtſpiele, bürgerlichen Schauſpiele, Liederſpiele, Melodramen und Opern, welche auf ſämmtlichen deutſchen Bühnen vom Jahre 1774 bis zum Jahre 1827 aufgeführt worden ſind, nebſt Angabe der darin aufgetretenen Schauſpieler und Schauſpielerinnen, Sänger und Sängerinnen, und Nachweiſungen aller über die theatraliſchen Leiſtungen Deutſchlands erſchienenen Kritiken.** Nach den Quellen bearbeitet von Ludwig Börne, und mit einer Vorrede von Ludwig Robert, zwölf Theile. Ich wollte dies Werk ſchon verfloſſenen Sommer in Baden drucken laſſen, ließ mich aber durch Robert davon abwendig machen. Er widerrieth mir wegen der ſtürmiſchen Zeit, in welcher alle Talente untergingen. Ich hätte mich aber von Robert nicht ſollen abwendig machen laſſen. Grobe und ſchwere Talente, wie die ſeinigen, gehen freilich leicht unter; aber meine, leicht wie Nußſchaalen, ſchwimmen oben und haben keinen Sturm zu fürchten. Ich werde das Manuſkript dem Herrn Brockhaus anbieten, der es gewiß gern verlegt, da es ein deutſches Nationalwerk iſt, und gleichſam eine

Fortſetzung von Ludens Geſchichte der Deutſchen. Es iſt nur ein Jammer, daß er ſo ſchlecht bezahlt.

Der Referendär Hering oder Willibald Alexis, wie er mit ſeinem Süßwaſſer-Namen heißt, baut ein Pantheon für die großen deutſchen Männer und ſtellt die Büſten von Menzel, Puſtkuchen, Heine und Börne hinein .... Wie kommt Puſtkuchen hieher? Puſtkuchen hat gegen Göthe geſchrieben, und wer gegen Göthe ſchreibt, den hohen Prieſter von Karlsbad, iſt ein Revolutionär. Hering macht die Inſchrift für genannte Büſten. Als er aber an die von Heine kommt, zupft ihn Einer am Rock. Ich weiß nicht, wie er heißt, es iſt aber Jemand von der hohen Polizei. Der ſagt ihm etwas ins Ohr, worauf der Refendar ein pfiffiges Geſicht macht, und liſpelt: ich verſtehe! Der Weisbinder, der deutſche Pantheos, ſchreibt nun, ſtatt der Inſchrift zu Heine's Büſte, folgendes von ihm: „Heine hat — doch halt! ich denke lieber an „das, was Heine noch thun wird. Heine hat, ſo „lang es eine kitzliche Oppoſition war, als Liberaler „gefochten; jetzt iſt er es nur noch aus jugendlichem „Muthwillen. Sein Talent will Beſchäftigung haben. „Ich hoffe die Zeit zu erleben, wo er denſelben „Kitzel darein ſetzt, gegen den jetzt bequemen „Liberalismus ſich in Ungelegenheit zu ſetzen. Ich laſſe den Schleier über ſeiner Büſte im Pantheon der deutſchen Republik ruhen, und denke an ſeine Büſte in der deutſchen Literatur.“ Iſt das nicht merkwürdig? Eine ähnliche Aeußerung über Heine, einem andern Artikel entnommen, den man auch aus Berlin eingeſchickt und auf den ich zurückkommen werde, lautet wie folgt: „Ein Schriftſteller (Heine), nicht ohne Geiſt und auch nicht ganz ohne Poeſie (obwohl der Funke ſchon zu erlöſchen beginnt) und den man früher gern mit Börne oder Lord Byron zuſammenſtellte, wandelt eine ähnlich gefährliche Bahn, und wir wünſchen es aufrichtig zu ſeinem Beſten, daß er zeitig umkehre. Schon das Streben, der Mode und der Tagesneigung beſtändig zu huldigen, iſt äußerſt bedenklich. Ueberſchreitet er auch einſt nur um ein Haar breit die Grenze, ſo ſtürzt er (wie jetzt Börne) erbarmungslos von ſeiner Höhe herab, und hinter ihm erſchallen Verachtung und Hohngelächter.“

Dieſe Zwerge fühlen ſelbſt, daß ſie dem Kampfe der Zeit nicht gewachſen ſind, und darum möchten ſie Heine anwerben. Nun, was gewönnen ſie dabei? Wäre ein kleiner Vortheil der guten Sache mit der Schande eines verdienſtvollen Mannes nicht zu theuer bezahlt, ſo wünſchte ich, Heine ließe ſich von den Polizei-Werbern verlocken. Nicht ihnen, uns würde das nutzen. Die Wahrheit würde ihn treffen, wie die Andern auch, nur tödtlicher, weil er ſtark iſt und Widerſtand leiſtet; während der Kleiſter der Andern ſich um die Schärfe des Schwerts legt, ſie einwickelt und manchen guten Streich abhält.

Wie konnte, gegen alle Naturgeſchichte, unter den literariſchen Haſen, die gar keine Stimme haben, ſich ein ſolches Geheul erheben? Ein anderer Artikel in dem nämlichen Blatte, ein Brief aus Berlin, wahrſcheinlich von dem nämlichen Hering, erklärt die wunderbare Erſcheinung und giebt die beſten Aufſchlüſſe. Mir brauchte er ſie nicht erſt zu geben, die Naturgeſchichte der deutſchen Haſen im geſunden und im kranken Zuſtande war mir zu genau bekannt, als daß mir jene Erſcheinung hätte unerklärlich bleiben können. Aber Andern, die weniger belehrt als ich, werden die Aufſchlüſſe nützlich und willkommen ſein. Der zweite Alexis ſchreibt von mir: „Der „Verfaſſer genoß hier früher eines außerordentlich „guten Rufes, der viel über ſeine Verdienſte hinaus „ragte ... Der Mann wurde hier verehrt und „vergöttert .... Und jetzt auf einmal dieſer ungeheuere Abfall! Man ſpricht nur mit Abſcheu und „Widerwillen von ihm. Jeder möchte ſeine „Hand in Unſchuld waſchen und nie bekannt „mit ihm geweſen ſein. Gewiß ſind die in je

„nen Briefen niedergelegten Anſichten durchaus verwerflich, aber eben ſo gewiß iſt es, *daß die jetzt hier vorherrſchende perſönliche Erbitterung nicht allein aus dieſer Quelle fließt.* Theils tritt bei Vielen gekränkte Eitelkeit ins Spiel, theils bei Andern *die Furcht, man möchte nun auch ſie nach einem neuen Maßſtabe zu beurtheilen verſucht werden* ... Die Julirevolution hatte ihn völlig berauſcht, und in dieſem Rauſche zeigte er ſich auf einmal wie er war. *Daß ihn dies gereut, bezweifle ich gar nicht.*" O der große Menſchenkenner! ... Doch ich will das Wichtigere beſprechen. Ja freilich, das iſt es. Sie haben mich verehrt und vergöttert in Berlin. Als ich aber anfing gegen die Gewaltigen im Lande zu reden, da ward ihnen todesangſt. Sie dachten an die Hausvogtei, an Magdeburg, Köpenick, den Galgen und *Pilatus-Kamptz*. Sie verläugneten mich und werden mich noch hundertmal verleugnen, ehe der Hahn kräht. *Kräht aber einmal der deutſche Hahn*, werden ſie ſich wie die Würmer zu meinen Füßen winden, und von Denen mit Haß und Abſcheu ſprechen, welche ſie jetzt verehren und vergöttern.

O Berliner! O Haſenpaſteten! O Kuchenfreſſer! O Ihr dreizehn Bühnendichter, welchen erſt die Knochen wieder hart geworden, und die ihr, ſeit die Katze nicht zu Hauſe iſt, ganz luſtig auf den Tiſchen herumſpringt! — Wenn ich jetzt unter Euch erſchiene, mit meinem alten Herzen zu Eurem alten Herzen träte, würdet Ihr nicht entſetzt vor mir fliehen, wie vor dem Dämon der Cholera, und mit thränenden Augen vor Eurem Pilatus wimmern: O wir Unglücklichen! Wir kennen den Mann gar nicht! Ich komme! Wenn Ihr nicht artig ſeid, komme ich. Wahrhaftig, ich muß nach Berlin; das Herz hüpft mir vor Freude, wenn ich daran denke. Ich muß dieſe Menſchen in Angſtſchweiß verwandeln, daß ihr ganzes Daſein in den Goſſen abfließe. Den Einen ſuchte ich in dem Buchladen auf, wo nichts geheim bleibt, fiele ihm um den Hals und ſpräche: „Du ſiehſt, theurer Freund, ich habe Wort gehalten „und kam, ſobald mich Preußens Söhne riefen!“ An den Andern drängte ich mich in der Oper, zeigte ihm den Meſſager und ſagte ganz laut: „Du biſt „ein Schelm, dein Styl iſt gar nicht zu verkennen.“ Dem Dritten ſchrie ich bei Stehely zu: „Deine „geſtrige Nachricht, daß der König abdanke, beſtätigt „ſich; um deſto beſſer.“ Meinem vertrauteſten Freunde aber, dem Referendär Hering, ſchriebe ich folgenden Brief: „Theurer Brutus! Himmliſch warſt du „wieder geſtern Abend. Warum mußteſt du uns

„wegen deiner Diarrhoe ſo bald verlaſſen? Als du
„fort warſt, tranken wir auf die Geſundheit des
„preußiſchen Marats. Deine Epigramme auf Hrn.
„von Witzleben und den Prinzen von Mecklenburg
„wurden zum zweitenmale vorgeleſen und mit jauchzendem
„Beifall aufgenommen. Der öſterreichiſche
„Geſandte läßt dich erinnern, daß du ihm eine Abſchrift
„davon verſprochen. Ich habe heute Briefe
„vom General Uminsky bekommen. Tauſend Grüße
„für dich. Nie wird er es vergeſſen, daß du ihn
„drei Tage in deinem Hauſe verſteckt gehalten und
„er ſeine Flucht von hier nur deinen Anſtrengungen
„zu verdanken hat. Morgen verſammeln wir uns
„wieder zum Abendeſſen. Wir feiern den 21. Januar,
„den ſchönen Tag, an dem das Haupt eines
„Tyrannen gefallen. Du wirſt doch kommen? Noch
„eine andere, noch eine ſchönere Begebenheit feiern
„wir. Aber du erfährſt das erſt morgen. Doch
„nein, du lieber ungeduldiger Menſch, noch heute,
„du ſollſt es gleich erfahren. Rathe! Wie, dein
„Herz ſagt dir, du ahneſt nicht? Du haſt gewiß
„wieder Leibſchmerzen. Die Sontag iſt in die
„Wochen gekommen, und die hohe Kindbetterin
„und das neugeborene Kind befinden ſich ſehr wohl.
„Und jetzt? Biſt du heute im Stande ein vernünftiges
„Wort in den Freimüthigen zu ſchreiben, dann

„will ich zwölf Dutzend Auſternſchalen ohne ihren „Inhalt hinunterſchlingen. Dein Spartakus. „N. S. Die Kiſten mit den Dolchen werden heute „Abend bei dir abgeholt werden.“ Dieſes Billet würde ich an den Referendär Hering adreſſiren, verſiegeln, wieder aufbrechen, und damit auf die Polizei gehen, meinen Permiſſionsſchein gegen acht Groſchen erneuern zu laſſen. Da ließe ich das Billet unbemerkt aus der Taſche fallen. Ein Polizeibeamter würde es aufheben, und es ganz natürlich finden, daß es der Referendär dort verloren. Und jetzt die Unterſuchung, die Herings-Angſt! Das alles müßte köſtlich ſein.

— Gott ſtehe mir bei! Ich wollte das Brod Narren-Haus verlaſſen, in dem ich mich einige Stunden aufgehalten, da ſtürzte mir auf dem Korridor ein verrückter Philolog entgegen, und hielt mich feſt, und drehte mir alle Knöpfe vom Rocke. Ich weiß nicht, wie der Narr heißt; es muß aber ein ausgezeichneter deutſcher Philolog ſein, denn er verſteht kein Deutſch. Der Narr hat Nr. 97 im Hauſe. Der läßt ſich, wie folgt, vernehmen: „Börne (der Philoſoph, wie er ſich ſelbſt nennt) hat in den Briefen „aus Paris einen Beitrag zur forcirten Judenliteratur geliefert, zu welcher auch Heine, ſein „Freund und Idol, ſchon manches ſteuerte, und damit

„ein ſehr widerliches Buch geliefert, welches einer ſcharfen Geiſel wird Stand halten müſſen. Dieſe Briefe ganz zu durchleſen, iſt ein Opfer, zu dem man ſich nur in gerechter Indignation und mit großem Unwillen entſchließen kann. Wenn ſich glückliche Anlagen und Scharfſinn ſo mit Frechheit und Anmaßung paaren, vergißt man darüber das Haſſenswürdige und Verworfene, was jedem Abtrünnigen, jedem Renegaten, und jedem an ſeinem angeſtammten Glauben ſeiner Väter zum Verräther gewordenen anklebt. Daß ein ſolcher auch ſein Vaterland und was ſeinen Landsleuten heilig und verehrungswürdig erſcheint, zu beſchimpfen verſucht, iſt darum kein Wunder, und wird ſich dieſe Untreue gewiß empfindlich ſtrafen. Ein Herr Dr. Meyer hat in einer kleinen Schrift, betitelt ......, ſchlagend und tiefgreifend, doch faſt zu flüchtig den erſten Streich dagegen geführt. Wie kann auf ſo wenigen Seiten mit zwei Bänden Auswurf gekämpft werden? Doch vielleicht findet ein tüchtiger Mann Ruhe und Reſignation, um für Deutſchland gegen Börne in die Schranken zu treten. Darum ſei auch hier ein einzelner Fleck, der uns anzuhangen zugedacht wird, beleuchtet.“ Sehen wir jetzt, was dieſe Flecklaterne beleuchtet. Ich hätte die deutſche Sprache geſchmäht und verächtlich herabgeſetzt, und die franzöſiſche über ſie erhoben, dieſe fände ich ſublim! Und das müſſe eine Verachtung bei jedem Freunde ſeiner Mutterſprache unter uns hervorbringen, die höher ſteigen muß, als irgend eine Scala auszudrücken vermag.“ Wo der Narr in meinen Schriften das geleſen, möchte ich wiſſen. O Schulmeiſter!

Masculina sunt panis, piscis, civis, crinis, ignis,
Funis, glis, vectis, follis, fascis, lapis, amnis,
Sic fustis, postis, sic axis, vermis et unguis,
Et penis, collis, callis, sic sanguis et ensis,
Mugilis et mensis, pollis cum caule, canalis;
Et vomis, sentis, pulvis, sitis, cucumisque,
Anguis, item cuspis, torris, cum cassibus orbis.

So wollen wir künftig mit einander korreſpondiren; aber nur ja nicht deutſch. Sie verſtehen mich nicht und ich verſtehe Sie nicht. Habe ich außer den Schimpfwörtern, worin ich ſeit einigen Monaten bei dem erſten deutſchen Schullehrer fleißigen Unterricht genommen, ſonſt ein Wort in Ihrem Artikel verſtanden, will ich kein ehrlicher Mann ſein. Schreiben wir uns lateiniſch.

Jetzt will ich der Stuttgarter Hofzeitung einen Beſuch machen. Ich habe mich über und über mit Kölniſchem Waſſer gewaſchen, meine Kleider gewechſelt, und bin herzlich froh, daß ich von der Bürger-Canaille einmal loskomme. So eine Hofzeitung, die hat doch eine ganz andere Art und Sprache, und noch in ihrem Morgenanzug von Löſchpapier iſt ſie reizender, als eine bürgerliche Abendzeitung in ihrem Velinkleide. Ihr Zorn iſt zarter Champagner-Schaum; ihr Spott Prickeln auf der Zunge, das mehr ſchmeichelt als wehe thut; und ihr Unmuth ein trübes Wölkchen über der Sonne, an ſeinem Rande von ihrem Liebesblick gefärbt. Sie ſtraft durch Vergebung und ſchweigt wenn ſie verachtet. Und Alle, die einer ſo lieben, gnädigen Hofzeitung nahe kommen, werden übergoſſen von ihrem Roſenſchimmer, verzuckert, waren ſie vorher noch ſo bitter; und fein, artig und gewandt, waren ſie früher die plumpſten Grobiane und die ſchwerfälligſten Tölpel geweſen. Seht den ehrlichen Münch und den ehrlichen Lindner. Es ſind, wie allgemein bekannt, ehrliche und brave Männer; es ſind aber eben Bürgersleute, gerade aber knorrig, treu aber knurrig. Doch wie hat ſie die Hofzeitung umgewandelt! Wie fein ſind ſie geworden, ſeitdem ſie daran arbeiten! In dieſe Schule müßt Ihr gehen, Ihr Meyer, Ihr Würmer, Ihr Heringe, Ihr Roberts, Ihr Pittſchaft, und wie Ihr ſonſt alle heißen möget. Dieſer Stuttgarter Hofzeitung haben meine Briefaus Paris auch nicht gefallen; aber wie fein giebt ſie das zu verſtehen! Und wendet nicht ein: ja die Herren, welche die Stuttgarter Hofzeitung ſchreiben, bekommen einen jährlichen Gehalt von dreitauſend Gulden, und für dreitauſend Gulden kann man ſchon fein ſein, aber wir armen Schlucker, womit ſollen wir die Artigkeit beſtreiten? Das ſind leere Entſchuldigungen. Stehen nicht in dem nämlichen Wörterbuche die feinen Worte und Redensarten, wie die groben? Was hält Euch ab ſie zu wählen? Schlingels ſeid Ihr. Bedenkt nur, welche gemeine Schimpfreden Ihr gegen mich geführt, und vergleicht damit die zarten Ausdrücke, deren ſich die Stuttgarter Hofzeitung bedient: Frivoler Jude, herzloſer Spötter, elender Schwätzer, toller Schwätzer, erbärmliche Judenſeele, ehrlos, ſchamlos, ſeichtes Geſchwätz, gehaltloſes Geſchwätz, leichtfertiges Geſchwätz, armer Revolutions-Jäger, ſchamloſe Frechheit, ſeichte Frivolität, ungeheure Anmaßung, jüdiſche Anmaßung, ſchmutziges Buch, ekelhaftes Buch, niederträchtiges Buch, elende Schmeißfliege. Stand Euch das nicht alles auch zu Gebote? Schämt Euch! Und jetzt erſt die unvergleichliche Syntax, mit welcher die artigen Worte zuſammengeſetzt ſind! „Ueberall zeigt ſich der fri

„volle Jude, dem nichts heilig iſt, der herzloſe Spötter auf Geiſt und Charakter der deutſchen Nation, der elende Schwätzer ins Blaue hinein, der der Menge gefallen will und der Erbärmlichkeit der Leidenſchaften des Tages, und im Grunde doch ſelbſt nicht weiß, was er eigentlich will. Wohl kann man ſagen, daß ſich Börne durch dieſes Buch in jeder Rückſicht ſelbſt gebrandmarkt hat; kein Deutſcher, dem die Ehre ſeines Landes heilig iſt, wird ihn fortan mehr in ſeiner Geſellſchaft dulden können.“ Lieber alter Freund! Sie ſind alt geworden und wiſſen nicht, was Sie ſprechen. Um der Menge zu gefallen, hätte ich die deutſche Nation verſpottet? Das wäre doch ein ſonderbares Mittel! Was iſt denn die Nation anders als die Menge? Verſpottet man Einen, wenn man ihm gefallen will? Sie freilich und Ihre Bande, Sie verſtehen unter Nation nicht die Menge, ſondern nur die Dreißigtauſend unter dreißig Millionen Menſchen, welche die Blutſauger des Volkes ſind, die ohne Vaterland und ſelbſt ohne Fürſten nur den Hof kennen, an den ſie feſtgeſchloſſen, und keinen andern Gott haben, als den Hofknecht, der ihnen ihr Futter vorwirft. Dieſe Nation würde ich wohl verſpottet haben, wenn ſie eine Ehre hätte, die man verwunden könnte, und wenn ſie nicht, ſobald ſie ſatt iſt, jedes Spottes ſpottete. Ach beſter Freund, es wäre recht ſchön, wenn mich künftig kein Deutſcher in ſeiner Geſellſchaft duldete; aber ich fürchte, man duldet mich nach wie vor. Wie oft waren wir nicht in früheren Zeiten in der Geſellſchaft manches braven Mannes, dem die Ehre ſeines Landes heilig iſt, und doch wurden wir nicht zur Thüre hinaus geworfen! Man wußte, daß wir betrügeriſche Schuldenmacher, unverſchämte Bettler, lauſige Schmarotzer, ehrloſe Kuppler, feile Lohnſchreiber, und die niederträchtigſten Spione aller Europäiſchen Höfe wären, und daß wir unſer deutſches Vaterland für tauſend Silberrubel zehntauſendmal verrathen — und doch warf man uns nicht zur Thür hinaus! Es iſt aber ein geduldiges Volk, das deutſche! Wie gerne ließe ich mich zur Thüre hinauswerfen, wenn nur das zur heilſamen Uebung unter den Deutſchen würde, daß ſie nicht länger niederträchtige Schurken, die ſie im Grunde ihrer Seele verachten, aus weibiſcher Aengſtlichkeit wie ehrliche Leute, und Menſchen, die ſie haſſen, aus dummer Höflichkeit mit Achtung behandeln! — „Bevor Ref. dieſes im Vergleich zu „der Niederträchtigkeit des Buches noch ſehr gelinde „Urtheil nur durch einige Belege, wie ſie ihm gerade „in die Augen fallen, motivirt, hat er ſich dagegen „zu verwahren, als ob er zu den Juden-Feinden ge-

„höre, zu welchen man ſeine Landsleute ſo gerne
„rechnet .... Er ſchätzt den braven, aufgeklärten,
„redlichen Mann, weſſen Religion er auch ſein möge.
„Wenn er aber alle die Verworfenheit, welche man
„gewöhnlich dem jüdiſchen Volke Schuld giebt, ſo
„ſchamlos ausgeſprochen ſieht, wie in dieſem Buche
„des Herrn Baruch Börne .... dann kann er auch,
„tief empört über ſolche Schändlichkeit, gegen den
„Juden auftreten. Auch er muß am Ende überzeugt
„werden, daß ſolcher ſchamloſen Frechheit und ſeich-
„ten Frivolität nur der Jude fähig iſt.“ Seht Ihr, Ihr gemeinen bürgerlichen Rezenſenten! Ihr habt Euch gegen mich, den Juden, ereifert; aber Ihr habt es mit Eurer gewöhnlichen tölpelhaften Art gethan. Lernet von dieſem Hofzeitungs-Schreiber, wie man mit Hofmanier grob ſei. Als er gegen den Baruch in Börne losziehen wollte, durch welche Theilung er nichts gewann, als was Göthe's Zauberlehrling durch Spaltung des Beſenſtiels gewonnen: daß er von zweien bedient wird, ſtatt früher von einem — bedachte er: Halt! Dem Herrn von Moſes bin ich Geld ſchuldig; von Herrn von Aaron will ich Geld borgen; bei Herrn von Jakob werde ich oft zu Tiſche geladen; Herr von Abraham zahlt mir meine ruſſiſchen Gelder aus; Herr von Iſaak hinterbringt mir, was am Münchener Hof vor-

geht; Herr von Joſeph beſorgt mir meine Wiener Correſpondenz — ich muß dieſe koſtbaren Leute ſchonen, und nun ſagen, die Juden wären brave ſcharmante Leute, und der Baruch Börne mache eine Ausnahme. Von dem lernt, Ihr Flegel. Und fragt Ihr mich, wie viele Dukaten und Flaſchen Champagner es mich gekoſtet haben würde, den Stuttgarter Hofzeitungsſchreiber zu meinem Lobredner zu machen? ſo ſage ich Euch: ich bin ein Lump, wie Ihr alle ſeid; aber dieſe kleine Ausgabe hätte mich nicht beläſtigt.

Der arme Teufel fühlt es manchmal ſelbſt, daß zum Schreiben die Finger allein nicht hinreichen, wie auch ein Geiſt dazu gehöre, und dann im Gefühle ſeiner Armſeligkeit ruft er den Geiſt Mendelſohn's aus dem Grabe hervor, daß er ihm beiſtehe in ſeiner Noth. „O edler Moſes Mendelſohn, im Grabe „mußt du dich umwenden, daß länger als ein halbes „Jahrhundert nach dir einer deines Volkes alſo „ſchwatzen kann." Und da der edle Moſes Mendelſohn auf die Beſchwörung eines Taugenichtſes natürlich nicht erſchien, wurde er zum zweitenmale hervorgerufen. „Nochmals rufe ich den Schatten des edlen „Mendelſohn an: Zürnend erſcheine deinem entarteten Enkel und beſſere ihn, wenn es möglich iſt." Vielleicht wundert man ſich darüber, daß ein Hofzei tungs-Schreiber ſo romantiſch iſt; aber was kann man nicht alles ſein für dreitauſend Gulden jährlich? Gebet dem Manne ſechstauſend Gulden, und er wäre im Stande und würde ein ehrlicher Mann dafür.

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber wie die ganze Schafheerde, die gegen mich geblökt, fürchtet mich mehr, als den böſen Wolf, und ſähe daher gar zu gern, daß ich keine Gelegenheit verſäumte, mich todtſchießen zu laſſen. So ein Schuß iſt freilich eine Kritik, die keine Antikritik zu fürchten hat. Darum ſucht der Narr auch meinen Ehrgeiz rege zu machen und ſagt: „Bald will Hr. B. nur Revolutionen „und zappelt krampfhaft darnach, bald fürchtet ſeine „erbärmliche Judenſeele ſie ängſtlich, wie im „19ten Brief. So oft Spektakel und Auflauf „war in Paris, hatte er Zahnweh oder dicke Backen „und jammert dann hinterdrein wahrhaft kindiſch „komiſch, nicht dabei geweſen zu ſein.“ Mein guter alter Freund, wo haben Sie denn im 19ten Brief Furcht gefunden? Unſer Muth und unſere Bangigkeit ſind freilich ſehr verſchieden von einander. Sie fürchten Alles, nur die Polizei nicht, weil Sie unter deren beſonderem Schutz ſtehen; ich aber fürchte nichts als den Meuchelmord der Polizei, eine offene Kugel fürchte ich nicht. Wenn ich Sie früher oder ſpäter einmal in Stuttgart beſuche, werde ich Ihnen beweiſen, daß eine dicke Backe Einem wirklich am Ausgehen hindern kann, und daß, wenn man in Paris zu Hauſe bleibt, und man als Ober-Spion keine andern Spione unter ſich hat, man nicht erfährt, was ſich in der Stadt ereignet.

Es gab noch mehrere ſolcher Narren, die, um mich los zu werden, einen kindiſchen Ehrgeiz in mir aufzuregen ſuchten. Als ſie erröthen mußten, daß ich, ich allein unter all den Stummen und Verſchnittenen, es gewagt, den Unterdrückten des Volks die Wahrheit zu ſagen, da meinten ſie: Welch ein großer Muth, ſich in Paris hinzuſetzen, und dort gegen deutſche Regierungen zu ſchreiben. Und jetzt hoffen ſie, ich würde hurtig wie ein thörichter Knabe in die Höhle des Tigers laufen. Und was iſt die Höhle des Tigers gegen das dunkle und heimliche Gericht, worin deutſche Regierungen die Beleidigung ihrer himmliſchen Allmacht rügen? In dunkler Nacht aus dem Bette gezerrt werden von Räubern, die ſich Gerichtsdiener nennen; dummen, tückiſchen, abergläubiſchen Staatspfaffen, die ihren Gott im Bauche, der ſie füttert, verehrend, die kleinſte Beleidigung ihres Gottes grauſam ſtrafen — ihnen Rede ſtehen während ſie ſitzen und verdauen; und dann aus der Welt verſchwinden, wie eine Seifenblaſe, nicht Luft, nicht Erde zeigt unſere

Spur; ausgelöſcht im Gedächtniſſe ſeiner ſehr deutſchen Mitbürger, welchen der kleinſte Schreck den Kopf trifft, welchen Polizeifurcht wie ein Sirocco das Herz ausdörrt; und dann zu ſchmachten in einem feuchten Gewölbe, ohne Licht, ohne Luft, ohne Buch, ohne Freundestroſt, erfrierend von dem kalten Blicke der Kerkerwärter — den Muth verlangt Ihr von mir? Gebet mir offenes Gericht, gebet mir den Schutz, den in Frankreich noch der Mörder hat, gebet Preßfreiheit, daß meine Freunde aus den Zeitungen erſehen können, wo ich hingekommen, und dann will ich Euch zu Rede ſtehen. Aber Ihr werdet Euch wohl hüten, das zu thun; denn ich ſtünde dann Euch nicht Rede, Ihr müßtet mir und dem Volke Rede ſtehen. Fragt Maſſenbach, fragt Ypſilanti, fragt die andern Schlachtopfer alle, wie ſie im Kerker gelebt, warum ſie geſtorben? Gehet hin, fragt ſie, ſie ſtehen jetzt vor Gott und brauchen nicht mehr zu ſchweigen. Fragt Jahn, der endlich freigekommen, was ſeine Richter ihn gefragt? Er ſchweigt, er darf nicht reden. An einer langen Kette hält man ihn feſt — das iſt ſeine Freiheit. Fragt Murhardt in Kaſſel, der ſchuldlos erklärt worden, warum er im Kerker geſchmachtet? Er iſt ſtumm. Er hat ſchwören müſſen, die Geheimniſſe der Tyrannei nicht zu verrathen. Die thörichten

Menſchen! Solch einen Eid halten, den man ihnen, den Dolch auf der Bruſt, abgezwungen? Der läſtert Gott und verräth die Liebe, der lebendig aus der Höhle der Tyrannei kommt und ſeinen Brüdern nicht erzählt, was im Dunkeln die Bosheit übt und die Unſchuld leidet. Ich hielte ſolchen Schwur nicht; es iſt Sünde, ihn zu halten.

Ich habe in meinen Briefen geſagt: im nächſten Jahre würde das Dutzend Eier theurer ſein, als das Dutzend Fürſten — und jetzt, lieber alter Freund, machen Sie ſich luſtig über mich, weil von dieſer Prophezeihung „gerade das Gegentheil eingetroffen." O ich möchte mich aufknüpfen! Das habe ich nicht erfunden! Ich räume Ihnen ganz beſchämt den erſten Platz ein, Sie ſind ein viel feinerer Spaßvogel als ich. Warum ſind Sie nicht immer ſo fein? Warum — Sie, ein Hofzeitungs-Schreiber, ein Dietrich zu den größten wie zu den kleinſten Kabinetskaſten aller Fürſten Europa's, ein Meiſter Schelm, der die Polizei ſelbſt betrügt — warum ſind Sie zuweilen ſo grob, daß Sie in Verdacht gerathen, ein ehrlicher Mann zu ſein, und Ihren wohlerworbenen Ruf gefährden? Wie konnten Sie ſich nur vergeſſen, „Ei, ei" zu rufen. Ei, ei — iſt das nicht die Eſſenz der Dummheit? Riecht das nicht den Philiſter eine Meile im Umkreiſe? Ich ließe mich lieder todtſchlagen, ehe ich ei, ei ſagte oder ſchriebe. Und Sie haben ei, ei drucken laſſen — läugnen Sie es nicht. Um mich über die Eleuſinien der deutſchen Höfe luſtig zu machen, erzählte ich, daß der parſamſte aller Sterblichen, ein deutſcher ungeadelter jüdiſcher Jüngling, in gemeiner Reitertracht auf einem Hofballe des Allerchriſtlichſten Königs getanzt. Und Sie bemerkten darauf: „Ei, ei, Hr. Baruch Börne, „man ſollte faſt glauben, daß Ihnen doch die Zeit „ein wenig lang wird, bis Sie ſich herablaſſen können, einer Prinzeſſin oder Herzogin die Hand zum „Tanze zu reichen!!“ Ich bitte Sie, zeigen Sie mir die Brücke, die von meinem Spotte zu Ihrem führt; ich kann ſonſt nicht hinüber kommen. Und ei, ei! Ehe ich Ihr Ei, ei geleſen, war es mir eine Beluſtigung, mich mit Ihnen zu necken, aber dieſes Ei, ei hat mich ganz verſtimmt, und unwillig rufe ich aus: es iſt eine Schmach! Mit ſolchem Ei-ei-Geſindel muß ich mich herumſchlagen!

Der Stuttgarter Hofzeitungs-Schreiber, als er den höchſten Gipfel der Begeiſterung erreicht — dort oben in jener reinen Höhe, wo der Hofzahlmeiſter wohnt; in jener ſeligen Stunde, wo er ſein Quartal empfangen, ſagt er, ſchreibt er als heiße, gefühlausſtrömende Quittung: „O du elende Schmeißfliege!“ Nein, das iſt zu arg, und „was zu arg iſt iſt zu arg,“ ſagt Eduard Meyer in Hamburg. Erſt jetzt verſtehe ich das große Wort. Und du mit einem kleinen d — ſo alles Herkommen und deutſche Sitte verhöhnend! Und O! Hätte er wenigſtens geſagt: Ach, du elende Schmeißfliege! Eine Grobheit, die mit Ach anfängt, kann ein vernünftiger Menſch eigentlich gar nicht übel nehmen. Ach iſt ein Ausathmen, und von einer Grobheit zeigt es an, daß die Grobheit in dem Menſchen geſteckt, und daß er, blos ſich Luft zu machen, ſie ausgeſprochen. O aber iſt ein Einathmen, und verräth, daß eine Grobheit, die damit beginnt, außer dem Menſchen geweſen, daß er ſie vorſätzlich aufgenommen, und daß, wenn der Grobian das Maul gehalten, er nicht grob geweſen wäre. Man wird daher finden, daß alle Grobheiten in meinen geſammelten Schriften mit Ach anfangen, in einigen wenigen Fällen ausgenommen, wo ich aus Ironie O gebrauchte.

Der Freund, der mir aus Stuttgart das Hofblättchen mit dem Stall-Artikel ſchickte, ſchrieb: er wäre von Lindner, und er erkenne ſeine Art in der Schmeißfliege. Aber das beweiſt nichts; es giebt oft täuſchende Aehnlichkeiten und ich glaube es nicht. Doch wer ihn auch verfaßt — „O du elende Schmeißfliege!“ iſt zu arg und das laſſe ich mir nicht gefallen. Glaubt Ihr denn, weil ich ſo lange geſchwiegen, ich würde das fort geduldig anhören? Warum glaubt Ihr das? Etwa weil ich ein Deutſcher bin? Aber höret, was Eduard Meyer ſagt: „Der Deutſche iſt geduldig, ſchweigſam und bedenklich, aber doch nur bis zu einem gewiſſen Grade. Wenn ihm die Geduld reißt, wenn er das Schweigen bricht und einen Entſchluß gefaßt hat, ſo wird ſich Mancher wundern über die ſcheinbare Umwandlung ſeiner Natur. Und ich fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin.... Man muß dem Geſindel einmal auf die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“ Ja, ich fühle es, daß auch ich ein Deutſcher bin! Wehe Euch, wenn mir die Geduld reißt! Wehe dem Geſindel, wenn ich ihm auf die Finger klopfe, daß Furcht hineinfährt! Ich gebe Euch mein Wort: ſie fährt nicht wieder heraus. Ja, ich bin ein Deutſcher! Ja, mir reißt die Geduld! Ja, ich klopfe! Ihr Schlingels, Ihr Flegels, Ihr Ochſen, Ihr Eſel, Ihr Schweine, Ihr Schafe, Ihr Mordbrenner, Ihr Spitzbuben, Ihr jämmerlichen Wichte, Ihr Sch— doch ohne Leidenſchaft! Alles mit Ordnung. Ihr:

A.

Aalquappen, Aasfliegen, Abdecker, Abendländer, Aberwitzige, Achſelträger, Affen, Alltagsgeſichter, Ameiſenfreſſer, Anfänger, Angeber, Anſchwärzer, Ariſtokraten, Auerochſen, Aufpaſſer, Aufſchneider, Aufwiſchlumpen, Auskundſchafter, Ausreißer, Ausrufungszeichen, Auſternſchaalen, Auswurf, Autoren;

B.

Bagage, Bandwürmer, Bängel, Bärenhäuter, Bauchdiener, Bauchredner, Bedienten, Beſtien, Beutelſchneider, Blattläuſe, Blutigel, Böſewichter, Brecheiſen, Brechpulver, Broddiebe, Brudermörder, Brummbären, Brunnenſchwängel, Büffel, Buſchklepper, Butterfäſſer;

C.

Cabalenmacher, Cenſoren, Chàrletane, Chineſen, Correkturbogen;

D.

Dachshunde, Delinquenten, Demokraten, Deſpoten, Dichterlinge, Diebe, Diebslaternen, Dienſtboten, Diplomatiker, Doggen, Dompfaffen, Dornbüſche, Dreckkäfer, Druckfehler, Dubletten, Duckmäuſer, Dummköpfe, Düten;

E.

Eintagsfliegen, Eisſchollen, Elendthiere, Eſel, Eſelsköpfe, Eulen;

F.

Falſchmünzer, Ferkel, Filzläuſe, Fiſchweiber, Fladen, Fledermäuſe, Flegel, Fratzengeſichter, Froſtbeulen, Fußſchemmel;

G.

Galgenvögel, Gaudiebe, Gecken, Gegenfüßler, Geheimſchreiber, Geifermäuler, Gelehrte, Gemeinſchreiber, Giftmiſcher, Gimpel, Gliedermänner, Glockenſchwängel, Grobiane, Grundeln, Grundſuppen;

H.

Hallunken, Haſenfüße, Häringe, Hofhunde, Hofnarren, Hunde, Hundsfötter, Hungerleider;

J.

Janitſcharen, Insgeſammt, Johanniswürmchen, Irrwiſche;

K.

Kammerdiener, Käſemaden, Kellerwürmer, Kerls, Kellerhunde, Kipper und Wipper, Kleckſe, Kleinſtädter, Klöſe, Klötze, Knechte, Koſtgänger, Kothkäfer, Krähen, Krautköpfe, Krebſe, Krüppel, Kundſchafter, Kürbiſſe;

L.

Laffen, Läſtermäuler, Laxirmittel, Lebkuchen, Lehrjungen, Leibeigene, Lichtſtumpen, Lieferanten, Lohnbedienten, Lotterbuben, Luder, Luftpumpen, Lümmel, Lumpen, Lumpenhunde;

M.

Makulatur, Maden, Mameluken, Maſtvieh, Maultrommeln, Maulwürfe, Mispeln, Milchbrödchen, Miſtkäfer, Mordbrenner, Murmelthiere;

N.

Nachtgeſchirre, Nachtmützen, Nachtwandler, Narren, Nudeln;

O.

Ochſen;

P.

Papageien, Pedanten, Phariſäer, Philiſter, Pinſel;

Q.

Quantitäten, Quappen, Quarke, Quintaner, Quitten;

R.

Rapunzeln, Räucherkerzchen, Recenſenten, Rekruten, Referendare, Renegaten, Reſonanzböden, Rohrdommeln, Rotznaſen;

S.

Schafe, Schafsköpfe, Schandbuben, Scheuerlappen, Schinderknechte, Schindmähren, Schlaraffengeſichter, Schlingel, Schlucker, Schmarotzer, Schmeißfliegen, Schnitzel, Schufte, Schulfüchſe, Schurken, Schweine, Scribler, Siebenſchläfer, So ſo, Söldner, Spanferkel, Speichellecker, Spione, Spürhunde, Stiefelknechte, Stimmgabeln, Stockfiſche, Stöpſel, Sudler;

T.

Tagediebe, Tagelöhner, Taugenichtſe, Theekeſſel, Tintenkleckſe, Tölpel, Trampelthiere, Tremulanten, Trommelſchläger, Trompeter, Troßjungen, Trüffelhunde, Tuckmäuſer;

U.

Unleſerliche, Unterthanen, Unverſchämte;

V.

Verſchnittene, Verjagte, Vielſchreiber, Vorhängſchlöſſer;

W.

Wachsbilder, Waldfrevler, Wandläuſe, Wanzen, Waſſergeiſter, Waſſerköpfe, Weihrauchfäſſer, Wespen, Wetterhähne, Wichte, Windmühlen, Wiſche, Wohledelgeborene, Wohlgeborene, Würmer, Wurſtmäuler:

Z.

Zahnſtocher, Zeitungs-Schreiber, Zeloten, Zeugdrucker, Zitteraale, Zwerge; — Ihr ſollt ſehen, daß ich mit Euch fertig werden kann!

Jetzt aber bitte ich den erſten Kunſtkenner ſeiner Zeit, den Herrn Geheimen Kabinets-Sekretair Saphir in München, öffentlich zu entſcheiden, wer von uns gröber geweſen. Nicht der Herr Saphir oder ich — ſo anmaßend bin ich nicht; ſondern Hr. Meyer, Hr. Wurm, Hr. Hering, Hr. Robert, Hr. Pittſchaft, die Münchener Hofzeitung, die Stuttgarter Hofzeitung, die Mannheimer Zeitung, die Berner Zeitung, und alle die andern Menſchen und Blätter, die ich nicht geleſen, ſie alle für Einen gezählt — oder ich, jenen Allen der Einzelne gegenüber.

Ende des Härings-Salats.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Elfter Band

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Elfter Band.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Loening.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortſetzung.)

Seite
Fünf und ſiebzigſter Brief 3
Sechs und ſiebzigſter Brief 10
Sieben und ſiebzigſter Brief 24
Acht und ſiebzigſter Brief 33
Neun und ſiebzigſter Brief 40
Achtzigſter Brief 63
Ein und achtzigſter Brief 75
Zwei und achtzigſter Brief 85
Drei und achtzigſter Brief 92
Vier und achtzigſter Brief 97
Fünf und achtzigſter Brief 109
Sechs und achtzigſter Brief 117
Sieben und achtzigſter Brief 124
Acht und achtzigſter Brief 134
Neun und achtzigſter Brief 155
Neunzigſter Brief 181

Seite
Ein und neunzigſter Brief 197
Zwei und neunzigſter Brief 201
Drei und neunzigſter Brief 213
Vier und neunzigſter Brief 223
Fünf und neunzigſter Brief 245
Sechs und neunzigſter Brief 248
Sieben und neunzigſter Brief 264
Acht und neunzigſter Brief 273
Neun und neunzigſter Brief 280

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Fortſetzung.)

Fünf und ſiebzigſter Brief.

Paris, Montag, den 13. Februar 1832.

Ich las kürzlich in einem engliſchen Journale eine gute Kritik von meinem Buche, mit ſehr vielen Auszügen. Ich mußte im Leſekabinet laut auflachen, als ich den Konrad mit ſeinen Abenteuern überſetzt fand. Was der Menſch Schickſale haben kann! Wurde es dem Konrad bei ſeiner Wiege vorgeſungen, daß einſt in einem Londoner kritiſchen Journale von ihm die Rede ſein würde? Die Ueberſetzungen leſen ſich ſehr ſchön und viel ſchöner, als das Original. Die engliſche Sprache eignet ſich ſehr für dieſe Art zu ſchreiben. Sie hat etwas Kräftiges, ſchwer Treffendes, braun und blau Schlagendes. Jedes Wort iſt ein Knotenſtock, jede Rede eine Prügelei.

Der Mädchen Verein für die Polen in Mainz hat an das hieſige polniſche Comité (nämlich das aus Polen ſelbſt zuſammengeſetzte, an deſſen Spitze Lelewell als Präſident ſteht) ein Schreiben erlaſſen, das dieſe hochgeprüften unerſchütterlichen Männer mit thränenden Augen geleſen. Ganz deutſch und fromm im ſchönſten Sinne des Wortes, ganz unterwürfig und mädchenhaft, und wie Mondesblick, freundlich aber wehmüthig auf die deutſchen Männer herabſehend, welche ſchlafen. Der Brief wird von hier in die deutſchen Blätter geſchickt werden, und Sie werden ihn darin leſen. Dieſen Mädchen Brief haben die jungen deutſchen Patrioten hier an ſämmtliche Univerſitäten, mit folgendem Rundſchreiben begleitet, geſchickt: „Nachſtehendes Schreiben deutſcher „Jungfrauen haben uns mit thränenden Augen die „Polen gegeben, damit wir es unſerm Volke bekannt „machen, und in Sonderheit Euch akademiſchen Brüdern, „in deren höhern Bildung und veredelten Gefühlen „das Vaterland zweier Nationen den Keim „ſeiner großen Hoffnungen niederlegte. Mit Stolz „und Schamgefühl erfüllen wir den Wunſch der „Männer. Er wird einen gewaltigen und folgereichen „Wiederhall finden, denn es ſind Worte der „Wahrheit, aus deutſcher Jungfrauen Munde „hinüberſtrömend in deutſcher Jünglinge Bruſt. „Als wir ſie laſen, dieſe deutſchen Worte, da ſchwuren „wir bei unſerer Ehre und bei unſerm Vater-

„lande, uns würdig zu machen der Jungfrauen, „welche ſie dachten. Dieſen Schwur, Brüder, wir „ſenden ihn Euch! Polen, Deutſche, Männer „— dieſe Worte wird hinfort keine Verſchiedenheit „der Bedeutung trennen!“ Ich kenne die Jünglinge, die das geſchrieben. Kennte ich ſie nicht und hätte ich ſie nicht erkannt, würde ich ſpotten, wie ich es oft gethan, über die hohlen Reden, die wie Seifenblaſen glänzen und zerfließen. Aber ich kenne ſie. Sie haben in Deutſchland und in Belgien für die Freiheit muthig gekämpft, und ob ſie zwar unglücklich waren und kein beredtſamer Sieg für ſie ſprach, ſind ſie doch beſcheiden und fromm geblieben und haben nur Worte für ihre künftigen Thaten, keine für ihre vergangenen. Wenn das deutſche Volk viele ſolcher zählt, nun, dann kann es wohl fallen im Kampfe gegen Tyrannei, aber in die alte Gefangenſchaft geräth es nimmermehr.

Der Doktor Gartenhof ſollte mir eigentlich zur Warnung dienen. Der hat lange nicht ſo heftig geſchrieben, als ich, und doch haben ſie ihn eingeſperrt. Dabei hat er noch das Glück, daß der conſtitutionelle Geiſt in Heſſen ihn gegen geſetzwidrige Gewaltthätigkeiten ſchützt. Wie würde es mir ergehen, wenn ich mich in Frankfurt der ſchnödeſten Willkür preis gäbe?

Ich werde mich ſehr bedenken, nach Deutſchland zu kommen.

Leſen Sie denn die deutſche Tribune nicht? Sind Sie nicht erſtaunt, was der kleine Herkules, den Sie noch in der Wiege geſehen, für ein prächtiger Mann geworden? Ich war der kleine Herkules in der Wiege, der einige Schlangen zerdrückt, aber der Wirth, der ſchwingt die eiſerne Keule und ſchlägt Ochſen und Löwen todt. Ach! wie bald werden ſie kommen und werden mich wegen meines ſanften Weſens, wegen meiner mäßigen und beſcheidenen Schreibart loben. Wie bald wird der Meyer drucken laſſen: „was zu arg iſt, iſt zu arg. „Die Börne'ſchen Briefe hatten meinen Unwillen in „hohem Grade erregt, aber die Reden von Wirth „übertreffen doch noch die dort aufgetiſchten Frechheiten. Man muß dem Geſindel einmal auf „die Finger klopfen, daß etwas Furcht hineinfährt.“

Das iſt ein braver Wirth, der giebt ſeinen Gäſten reinen Wein, und ſie werden ſich geſunden Muth daran trinken. Endlich, endlich findet ſich doch einmal Einer, der einen deutſchen Mann ſteckt in das hohle deutſche Wort, und jetzt hat es eine Art. Das Wort hinter der That, der Diener hinter ſeinem Herrn, das iſt ſeine Sitte. Die große Idee einer deutſchen National Aſſociation zur Vertheidigung der Preſſe, hat Wirth zugleich ausgeführt und beſprochen. Man unterzeichnet monatliche Beiträge, die kleinſte Summe wird angenommen, ſogar ein Kreuzer monatlich. Mit dieſem Gelde werden die liberalen Bücher und Zeitungen befördert, die Geldſtrafen für Preßvergehen bezahlt, und nöthigenfalls für die Familie derjenigen Schriftſteller geſorgt, die wegen Preßvergehen eingekerkert werden. Das Eigenthum der Blätter gehört der Geſellſchaft. Der Redakteur eines liberalen Journals wird aus der Kaſſe bezahlt. Die Journaliſten werden als *Beamte des Volks* angeſehen und können, wenn ſie ſich unfähig oder des Vertrauens unwürdig zeigen, abgeſetzt werden. Dieſe Idee, die öffentliche Meinung förmlich zu organiſiren, um ſie der Standesmeinung der Regierung entgegen zu ſetzen, und die Organe derſelben, die Journaliſten, als die Beamten des Volks zu betrachten, ſchwebte mir ſchon längſt vor. Wenn dieſer Plan, deſſen Ausführung in Rheinbaiern ſchon begonnen, ſich über ganz Deutſchland verbreitet und Wurzel faßt, kann noch Alles gerettet werden, ſogar auf friedlichem Wege.

Dienſtag, den 14. Februar 1832.

Ich gehe heute Abend in Geſellſchaft und habe mich noch gar nicht entſchieden, wie ich meine Halsſchleife binden ſoll. Man knüpft ſie jetzt: en portemanteau, en bec-de lièvre und en chauve-souris. Mantelſack iſt ſehr bequem und ſo trage ich ſie gewöhnlich. Fledermaus iſt eine uralte Mode. Ich erinnere mich, daß ich an dem Tage, wo ich confirmirt worden, eine Fledermaus-Schleife getragen. Aber was Haſen-Maul iſt, weiß ich nicht. Ich will *** fragen, der alles, was ſich auf Haſen bezieht, ſehr genau kennt.

..... Man muß jetzt mit den Schuften perſönlich Krieg führen, ich thue es auch, ob es zwar ſonſt meine Art nicht war. Es iſt nothwendig. Im kleinen Kriege iſt ein Mann ein Mann, und Einer weniger iſt auch ſchon ein Sieg.

Es iſt ſchön von den Frankfurtern, daß ſie Bockenheim in Bann gethan. Das iſt ganz in meinem Geiſte gehandelt. Dadurch wird Bockenheim gegen ſeine Mauth und Regierung aufgeregt, und das kann gute Folgen haben. Sie werden ſehen, die Leute lernen etwas aus meinen Briefen.

Sehen Sie, welch eine traurige und zugleich lächerliche Sache es mit der Zenſur iſt. Frankfurt iſt nur vier Stunden von Hanau entfernt, und man weiß nicht genau, was dort vorgeht, und Sie ſchreiben mir, vorgeſtern ſollen dort Unruhen ſtatt gefunden haben!

Sechs und ſiebzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 19. Februar 1832.

Alle Deutſche hier warnen mich auf's dringendſte, ja nicht nach Deutſchland zu reiſen, weil man ganz ohne Zweifel mich einkerkern würde. Mir ſchaudert vor dem Gedanken, unter die Bärentatzen einer aufgebrachten deutſchen Regierung zu fallen.

Die *Frankfurter Jahrbücher* haben mir ſehr gefallen und überhaupt macht mir die Sache große Freude. Es iſt doch wenigſtens ein Dämmerlicht, und da es in Frankfurt bis jetzt Nacht geweſen, kann es keine Abenddämmerung, es muß eine Morgendämmerung ſein. Die Artikel ſind alle gut geſchrieben, und bei der nöthigen Mäßigung fehlt es doch auch nicht an der erforderlichen Kraft. Dieſes Lüftchen von Freiheit, wäre es denn je zu uns gekommen, hätten die Franzoſen keinen Sturm gehabt?

Hätten die deutſchen Regierungen je etwas gehört von der Stimme des Himmels, hätte Frankreich nicht gedonnert? Schlimm genug für das deutſche Volk, daß die Furcht der Könige ſeine einzige Hoffnung, ihr Schrecken ſein einziger Troſt iſt.

Montag, den 20. Februar.

Friede! Friede! Friede! Nicht Caſimir Perier ſeufzet ſo nach Frieden, wie ich ſeufze! Doch mein Friede iſt wohl ein anderer. Wie bin ich dieſes Kampfes müde! Wie ängſtigen mich die Blutflecken, die mir vor den Augen flimmern! Ich möchte ſpielen und ſollte ich darüber zum Kinde werden. Ich möchte in einem Kolleg bei meinem Schoppen ſitzen, das Wochenblättchen leſen und Anekdoten erzählen, bis ich darüber zum Philiſter würde. Die Zunge iſt mir trocken; ich bin ſo durſtig, daß ein Morgenblatt, ein Abendblatt, mir Labſal wäre. Ich bin nicht dumm und faul geworden, wie ich neulich meinte; ich bin der Politik überdrüſſig geworden. Beſtellen Sie ſich etwas Luſtiges bei mir, ſchlechte Witze, wohlfeile Späße; es wird mir Alles gut thun. Soll ich Ihnen kleine Geſchichten erzählen? Kürzlich vertheidigte ein Advokat einen Angeſchuldigten vor Gericht. Es war ein Preßvergehen und die Sache von keiner großen Bedeutung. Der Advokat hatte ſchon zwei Stunden geſprochen und war noch ſo ferne vom Ziele als zwei Stunden früher. Da erhob ſich einer der Geſchwornen und ſagte: Müßte ich auch fünfhundert Franken Strafe bezahlen, ich halte das nicht länger aus. Ich bekomme Krämpfe, ich falle in Ohnmacht, wenn der Advokat noch länger ſpricht; meine Langeweile iſt unerträglich! Der Advokat lächelte und ſchwieg. Der Präſident und die Richter lächelten; alle Zuhörer lächelten und waren des Scherzes froh, der Allen wohlthat. Aber den folgenden Tag erfuhr man, daß der gute Geſchworne, als er nach Hauſe gekommen, einen Anfall von Schlag gehabt, und daß man ihm zu Ader laſſen mußte. Das vermag die Langeweile!

In ein Kaffeehaus in Mailand traten vor einiger Zeit zwei öſterreichiſche Offiziere in bürgerlicher Kleidung. Der Eine fragte den Andern, ob er Chocolade trinken wolle? Dieſer antwortete: er möge lieber Thee. Gleich darauf wurden die Offiziere vor die Polizei geladen und ihnen vorgehalten, ſie wären Revolutionaire, Carbonari, Liberale und ſie ſollten nur Alles geſtehen, dann würde man ihnen vielleicht das Leben ſchenken. Die Offiziere ſahen ſich einander verwundert an und betheuerten ihre Unſchuld. Unſchuldig? donnerte der Polizei Direktor. Herbei, Zeuge! Da kam ein italieniſcher Spion und ſagte den Offizieren in's Geſicht, ſie hätten im Kaffeehauſe von Freiheit geſprochen. Der gute Spion hatte lieber Thee gehört und das für Liberté verſtanden. Die Offiziere wurden mit einem ernſten Verweiſe wegen ihrer Unvorſichtigkeit entlaſſen. Den andern Morgen wurde bei der Parade dem Offizier-Corps die Parole gegeben: es ſolle bei Strafe der Degradation künftig Keiner mehr in einem Kaffeehaus ſagen: ich trinke *lieber* Thee, ſondern: ich trinke *Thee lieber*. Der Spion bekam eine Extra-Gratification von zehn Dukaten.

Im preußiſchen Lande Poſen haben zwei Brüder der heiligen Hermandad *Rottecks Weltgeſchichte* verbrannt. Sie ſind dafür zu Hofräthen ernannt worden. — Geſtern iſt hier ein Roman in zwei Bänden erſchienen, mit dem Titel: *Crac! Pchcht! Bavunhd!!!* Wie fordert man das Buch in der Leihbibliothek? — In Hannover erſcheint ein Journal, worin dem hannöveriſchen Volke periodiſch bewieſen wird, daß es durch ſeine unvergleichliche Regierung das glücklichſte Volk der Welt ſei. Das Journal wird von drei Hofräthen redigirt. Sie heißen: *Hüpeden*, *Wedemier*, *Ubbehohde*. Wer ſolchen Namen nicht glaubt, der iſt ſchwer zu befriedigen. Der Rektor der Berliner Univerſität (ich glaube er heißt *Marheineke*) hat an alle deutſche Univerſitäten geſchrieben, ſie möchten doch ſubſcribiren auf die Werke des *Königlich Preußiſchen Hofphiloſophen Hegel*, die in einer *ſtylverbeſſerten* Ausgabe erſcheinen werden.

So eben verläßt mich Einer, der im Namen des Verlegers der angekündigten Ueberſetzung meiner Briefe zu mir kam und mich um biographiſche Notizen bat, die man dem Buche vordrucken wolle. Ich muſterte in Gedanken alle Merkwürdigkeiten und Erinnerungen meines Lebens, um einige davon hinauszuſchicken. Aber da erging es mir, wie der Viertelsmeiſterin Wolf in den Huſſiten vor Naumburg. Ich fand, daß es alle meine lieben Kinder ſind und ich konnte nicht wählen. Ich ließ den Mann wieder gehen, und ſagte ihm, daß ich gar nichts von meinem Leben wiſſe, und er ſolle ſich an Andere wenden, die beſſer unterrichtet wären als ich in dieſer Sache. Im Ernſte, ich begreife gar nicht, wie Einer ſo unverſchämt ſein kann, von ſich ſelbſt zu reden, außer er müßte ſich über ſich luſtig machen. Das wollte ich aber auch nicht. Darin ſind meine Franzoſen ganz andere Leute. Dr. *** hat vom Buchhändler Brockhaus den Auftrag, für ein biographiſches Lexicon das Leben der hier wohnenden berühmten Männer zu ſchreiben. *** wendete ſich ſchriftlich an dieſe ſelbſt, und gleich den andern Tag hatte er von Allen die vollſtändigſten Selbſtbiographien, worin ſie ohne alle Satyre ſich auf das Schönſte lobten. Mancher beſuchte außerdem ***, und firnißte noch mündlich ſein ſchriftliches Lebensgemälde. Zu dem Namens-Verzeichniſſe der Perſonen, deren Biographien geliefert werden ſollen, welches Brockhaus dem *** geſchickt, wählte dieſer auch meinen Namen aus. Aber Brockhaus entzog ihm dieſen Artikel. Gewiß aus Furcht, er möchte als mein guter Bekannter Gutes von mir ſagen. Jetzt läßt er ſich ohne Zweifel meine Biographie von einem Hering oder einem andern ſolchen Vieh ſchreiben. Ich lache jetzt ſchon darüber. Solche Narren meinen, ſie könnten einen jeden beliebigen Ruf machen. Von der ſiegenden Macht der Wahrheit haben ſie gar keine Vorſtellung.

Ich freue mich ſehr auf Ihren nächſten Brief, worin Sie mir ganz gewiß von dem Aufruhr in Wiesbaden erzählen werden, und von den Gefahren, welchen dort unſer Geld ausgeſetzt iſt. Nun, was mich angeht, ſo kann ich es gar nicht erwarten, bis ſie mir den letzten Kreuzer genommen. Habe ich erſt Nichts, dann bin ich Alles was ich habe, und das gäbe mir friſche Lebenskraft und machte mich ganz wieder jung. Man fühlt die Leiden des armen Volks doch nicht ganz, ſo lange man ſie errathen muß. Und Sie gar, ein Frauenzimmer, wie können Sie fürchten für Ihr Geld? Möchten Sie nicht jung bleiben bis zum Grabe? Ach! der Reichthum macht Einen alt, ſehr alt. Wiſſen Sie, warum man den Deputirten in Wiesbaden arretirt hat, oder arretiren wollte? (Ich weiß nicht, wie weit es gekommen.) Weil man ihn in Verdacht hatte, Artikel gegen die Naſſauer Regierung in die Hanauer Zeitung geſchrieben zu haben. Sehen Sie, die ſind klug! Sobald ſie eine Henne gackern hören, ſuchen ſie die Revolution in der Dotter des friſchen Ei's auf: ſie warten nicht, bis ſie herauskriecht. Und das iſt das Geheimniß: die kleinen deutſchen Fürſten alle ſind von ihrem Adel an Oeſterreich und Preußen verkauft. Die Miniſter dieſer kleinen Fürſten drücken das Volk noch über ihre eigne Neigung hinaus, damit es ſich empöre und Oeſterreich und Preußen Anlaß bekämen, die Staaten mit ihren Truppen zu beſetzen. Dann jagt man die kleinen Fürſten fort, und die Judaſſe von Miniſter werden gut beſoldet. Sind aber die kleinen Fürſten ſo dumm, daß ſie das nicht einſehen? O nein, ſie ſind gar nicht ſo dumm, ſie ſehen das recht gut ein. Wenn ſie aber ihre Bürger nicht wie Hunde regieren können, wollen ſie lieber gar nicht regieren und treten darum ihre Herrſchaft gern an Mächtigere ab, denen es mit der Unterdrückung des Volks beſſer gelingt als ihnen. Ich kann es nicht verantworten, bis mein lieber Graf Bellinghauſen von Wien zurückkommt und ſeine Pandora-Büchſe öffnet. Es möchten wohl Uebel herauskommen, von denen er ſich gar nicht erinnerte, ſie eingeſchloſſen zu haben.

Höchſt merkwürdig iſt ein Artikel in den neueſten Blättern der deutſchen Tribune: „Der Kampf „des deutſchen Bundes mit der deutſchen „Tribune.“ Der Verfaſſer ſagt: ohne Zweifel werde die deutſche Bundesverſammlung ihren neuen Feldzug gegen die deutſche Freiheit damit beginnen, daß ſie die Tribune verbietet. Was wird nun darauf erfolgen? Die Tribune wird ſich nicht wehren laſſen und fort erſcheinen. Die Baieriſche Regierung wird dann durch Soldatengewalt die Preſſe zerſtören wollen; dann aber werden die Bürger in Rheinbaiern ſich bewaffnen und werden zur Vertheidigung ihrer Freiheit gegen die Königsſoldaten kämpfen. Gelingt es ihnen nicht und ſind ſie zu ſchwach, dann wird man die benachbarten Franzoſen zu Hülfe rufen, die trotz und entgegen ihrer „verächtlichen Regierung,“ den Deutſchen beiſtehen werden. Und dann allgemeiner Krieg. . . . . Dieſer offene Trotz muß einen ganz beſonderen Grund haben. Und hätte er keinen, wäre er blos aus der ſehr edlen Leidenſchaftlichkeit des Redakteurs hervorgegangen, auch dann wäre er von den beſten Folgen. In der jetzigen Lage der Dinge können wir für die Freiheit gar nichts Vernünftigeres thun; unſere ganze Hoffnung beruht auf der Unvernunft der Tyrannei. Dieſe herauszufordern, zu reizen, muß der Zweck jedes liberalen Schriftſtellers ſein, der von der Sache etwas verſteht. *Oeſterreich und Preußen müſſen die Revolution machen.* Und man kann ihnen gerade heraus ſagen, was man von ihnen erwartet; denn ſie werden, uns zum Trotze und um unſere Erwartung zu täuſchen, gewiß nicht vernünftig werden.

Von dem erſten März an erſcheinen im Badiſchen zwei neue liberale Blätter, ohne Zenſur. Das eine in Heidelberg vom Deputirten von Itzſtein redigirt, das andere in Freiburg von den Deputirten Duttlinger, Rotteck und Welcker. Das iſt nun zum erſtenmal in Deutſchland, daß bedeutende und angeſehene Männer ein politiſches Blatt ſchreiben. Das wird glückliche Folgen haben. Was aber wird die hohe Bundesverſammlung thun? Die Art, wie ich geſchrieben und die Tribune, war den Herren für einige Zeit wenigſtens gewiß willkommen. Das gab ihnen Vorwand, gegen die Preßfreiheit mit Strenge zu verfahren, und Tauſende von deutſchen liberalen Philiſtern, die früher in der Abenddämmerung ein leiſes Wort mitgeſprochen, ſind von unſerm lauten Worte am hellen Tage ſo in Schrecken verſetzt worden, daß ſie ſeitdem ſchweigen. Das war Jenen in Frankfurt auch Gewinn. Wenn aber Männer, wie die genannten, mit Feſtigkeit, doch mit Mäßigung, auf eine dem ängſtlichen und frommen Gemüthe der Deutſchen entſprechende Weiſe — und ſie wirken doch, nur langſamer — die conſtitutionelle Geſinnung zu verbreiten ſuchen, dann werden Oeſterreich und Preußen, deren bisheriger Einfluß auf die kleinen deutſchen Mächte hierdurch bedroht wird, Alles anwenden, dem, was ſie als ihr Verderben anſehen, Einhalt zu thun. Und was dann? Geduld. Wir werden ſehen, wer am nächſten erſten April den Andern in den April ſchickt.

Dienſtag, den 21. Februar.

Dieſen Morgen beſuchte mich Jemand aus Wiesbaden und der von dort kommt. Der erzählte mir, man habe nicht einen Deputirten, ſondern einen Beamten arretirt, den man in Verdacht hatte, Artikel gegen die Naſſauer Regierung in die Hanauer Zeitung geſchrieben zu haben. Der eigentliche Verfaſſer jener Artikel ſei der Papierhändler Schulz in Wiesbaden, und als dieſer von der Arretirung jenes Beamten erfahren, ſei er *vor Schrecken geſtorben*. Wir Deutſche empfinden jetzt die üblen Folgen, daß man Polignac und ſeine Geſellen nicht aufgeknüpft hat. Ein ſolches Beiſpiel hätte die deutſchen Miniſterchen doch etwas ſtutzig gemacht. Wie bequem es aber unſere Regierungen haben! Wie wohlfeil die Tyrannei bei uns iſt! Die Regierungen können ein *Schreckensſyſtem* ohne Guillotine einführen. Sie brauchen ihre unterthänigen Philiſter nur mit Gefängniß zu bedrohen, und da ſterben ſie gleich vor Schrecken. So kriecht, kriecht, ihr Regenwürmer, die ihr nach dem Gewitter in Frankreich euch aus der Erde hervorgewagt — kriecht, bis euch der Fuß der Tyrannei zerquetſcht! *Welcker* hat in der Ankündigung ſeiner neuen Zeitung, die der *Freiſinnige* heißen wird, geſagt: „*das neue Blatt*

„wird zeigen, daß Baden werth iſt, das unſchätzbare Gut der Preßfreiheit zu genießen.“ Zeigen — werth iſt: — wem zeigen? der Regierung? der Bundesverſammlung? Dieſer zeigen, daß ein deutſches Volk der Freiheit würdig ſei? Um den Beifall der Regierungen buhlen? Großer Gott! Wie kann man nur ſo wenig die Würde des Bürgers, ſo wenig die Würde eines Volks fühlen, in deſſen Namen man ſpricht, daß man ſagt, man wolle zeigen, daß das Volk des Beifalls ſeiner Regierung würdig ſei? Die Regierungen müſſen um den Beifall ihrer Völker buhlen; ſie, aus dem Volke hervorgegangen, von ihm erhoben, von ihm theuer bezahlt — ſie müſſen zeigen, daß ſie des Vertrauens würdig ſind, das man in ſie geſetzt, daß ſie die Macht verdienen, die man ihnen geliehen zum Beſten Aller. Das Volk braucht nicht zu bitten, das Volk braucht nicht zu ſchmeicheln, ihm iſt alle Macht, ſein iſt alle Herrſchaft, und die Regierung iſt ſein Unterthan.

In einem deutſchen Blatte las ich: in Preußen wäre ein junger Patriot wegen ſeines Patriotiſmus (welches man in der Schinderſprache demagogiſche Umtriebe nennt) zu lebenslänglicher Unterſuchung verurtheilt worden. Man kann nicht wahrer und geiſtreicher die himmelſchreiende Grauſamkeit der deutſchen Gerichte bezeichnen, die überlegend, ob ſie einen armen gefangenen Vogel fliegen laſſen oder braten ſollen, ihn rupfen ſein ganzes Leben lang. — In dem nämlichen Blatte ſtehen einige Strophen eines Ring- oder Doſen-Gedichts, welches der Hofrath Rouſſeau in Frankfurt an den Kaiſer Franz gemacht hat. Er ſagt darin: die Welt habe den Schwindel, und wenn ſie Kaiſer Franz nicht am Arme feſt hielte, wäre ſie ſchon längſt umgefallen. Dann ſagt er: Jakob hätte ſieben Söhne gehabt, ſo viel mir bekannt, hat er zwölf Söhne gehabt; aber weil zwölf nur eine Sylbe hat und ſieben zwei Sylben, hat der zarte Lyriker fünf Menſchen todtgeſchlagen; alſo Jakob habe ſieben Kinder gehabt und nur einen Benjamin. Aber Kaiſer Franz mache keinen Unterſchied zwiſchen ſeinen Kindern, und Ungarn, Böhmen, Italia ſtünden ihm in gleicher Liebe nah! Ich habe die größte Luſt, das Gedicht ganz zu leſen. Bringen Sie mir es mit. Nicht ſchicken

es wäre ſchade um das Kreuz.

Sieben und ſiebzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 26. Februar 1832.

Der deutſche Bund zur Vertheidigung der Preßfreiheit hat hier die größte Theilnahme gefunden; mit ſteigender Wärme wird dieſe Angelegenheit behandelt, und der Kreis der Mitglieder erweitert ſich täglich. Die hier befindlichen deutſchen Handlungs-Commis, von deren Geſinnung und Streben ich Ihnen ſchon früher geſchrieben, haben ſich vereinigt und ihre Liſte mit Unterſchriften iſt ſchon bedeutend angewachſen. Die deutſchen Handwerksgeſellen haben ſchon, ehe dieſe Veranlaſſung kam, ihren Patriotismus an den Tag gelegt. In dem Speiſehauſe, das ſie gewöhnlich beſuchen, wo der Wirth ein Deutſcher iſt, wird der **Weſtbote** (ein in Rheinbaiern erſcheinendes, im Geiſte der Tribune geſchriebenes Blatt) ſchon längſt gehalten, und mit einem Eifer geleſen und mit einer Wärme und einem Verſtande erklärt, daß es zum Bewundern iſt. Dieſe tragen auch ihren Zoll monatlich zur Aſſociation bei. Der Advokat Savoie aus Zweibrücken, einer der Gründer des Vereins, iſt ſeit einigen Tagen hier und ſetzt für die gute Sache alles in Bewegung. Die Polen haben begriffen, daß dieſe Angelegenheit nicht blos eine deutſche, ſondern eine europäiſche, und mehr als alles, eine polniſche ſei. Sie bedachten, daß der Rückweg nach Polen über Deutſchland gehe und daß nur ein freies Deutſchland den Durchzug gewähre. Darum werden auch ſie ſich der Aſſociation anſchließen, und im Namen des hieſigen polniſchen Komites eine Bekanntmachung erlaſſen. Die italieniſchen Flüchtlinge werden dieſem Beiſpiele folgen; denn noch mehr als die Deutſchen ſelbſt, drückt ſie die deutſche Tyrannei. Die ſpaniſchen Patrioten werden es auch thun. Alle begreifen, daß Deutſchland der Wall iſt, der die Freiheit des weſtlichen Europa gegen die Angriffe des öſtlichen ſchützt. Wenn wir nur drei Monate Zeit hätten! Jeder Tag iſt ein Sieg. Denn nichts zu ſchaffen iſt in Deutſchland, es iſt nur wegzuſchaffen: das kleine Hinderniß, das die größte Bewegung aufhält. Es iſt Mittag, das Volk ſieht hell; doch ein Fenſterladen macht Tag zu Nacht und macht das Volk blind. Ein ſchlechtes Stück Holz zerſchlagen und alles iſt gewonnen. Aber wir werden keine drei Monate Zeit haben! Das Gewitter in Frankfurt ſteigt ſchwarz empor und wird die Frucht auf dem Halme zerſchlagen. Eins wird immer gewonnen und das eine rettet die Zukunft. Durch die Bewegungen der deutſchen Patrioten, die trotz ihrer Heftigkeit und ſcheinbaren Unregelmäßigkeit doch kalt und ſehr gut berechnet ſind, werden die in Frankfurt völlig den Schwindel bekommen, die letzte Haltung verlieren und ganz ohne Kopf thun, was ſie bis jetzt mit wenig Kopf gethan. Völker ſind wie die Oliven. Dem leichten Drucke geben ſie ſüßes Oel, dem ſtarken bitteres. Die Herren Diplomaten in Frankfurt preſſen ſie nun um einen Grad ſtärker, als ſie es bis jetzt gethan, bereiten ſich einen bittern Salat und ſie werden den Mund verziehen.

Haben denn nicht auch Frauenzimmer, und beſonders jüdiſche, in Frankfurt für den Verein unterſchrieben? Letzteren muß man vorſtellen, das ſei das einzige Mittel, die Heiraths-Freiheit (woran ihnen wohl mehr, als an der Preßfreiheit liegt) zu gewinnen. Thun Sie das.

Montag, den 27. Februar.

Geſtern Abend hatten wir ein patriotiſches Eſſen, etwa ſechzig Deutſche, meiſtens Handlungs-Kommis. Der Zweck der deutſchen Aſſociation für die Preßfreiheit wurde beſprochen, und da zeigte ſich denn wieder, was ſich in jeder Geſellſchaft zeigt. Einige ſind begeiſtert; die Andern, der Wärme froh, die ihnen fehlt, ſonnen ſich gern; die meiſten ſind kalt, bleiben es gern und müſſen mit Gewalt ins Feuer geworfen werden. Deutſche Bedenklichkeiten ohne Ende. Von den Juli-Tagen wollte der Eine nicht geſprochen haben: das könne uns verdächtig machen; Andere unterſchrieben, aber nur mit Buchſtaben, und erklärten alle Theilnahme zu verweigern, wenn ſie ihre Namen nennen müßten. Es war zum Lachen. Sie ſtürzten nach dem Eſſen, als ſie warm geworden, wie blind nach dem Tiſche zu, worauf der Subſcriptions-Zettel lag, gleich Einem, der in Gefahr, vor der er zittert, die er aber nicht fliehen kann, mit geſchloſſenen Augen ſtürzt. Deutſche Art trat in dem Antrage mächtig hervor: ſie müſſen doch eine Regierung haben, ein Komite, Präſidenten, Sekretair. Sie wollten für eine Freiheit kämpfen, die ihnen fehlt, und wurden gleich anfänglich ihrer eigenen Freiheit müde, und ſuchten ſich unter dem Namen eines Komites eine Herrſchaft. Ich ſtellte ihnen das Gefährliche einer Kommiſſion vor; wie dann alle Bewegungen, alle Geheimniſſe und Papiere in die Hände Weniger kämen, wie dann leicht die Polizei Einfluß erhalte, durch wenige gewonnene Mitglieder alles leiten, alles verhindern könne; wie ſie dann wiſſe, wo ſämmtliche Papiere zu finden. Wie viel Eindruck meine Vorſtellung gemacht, muß ich abwarten. Savoie hielt eine ſchöne Rede, die mit größerm Enthuſiasmus hätte aufgenommen werden ſollen. Auf Vaterland, Freiheit wurden mit mäßiger Wärme Toaſts ausgebracht. Als aber — kann ich es doch ohne Lachen kaum ſchreiben — veranlaßt durch einige anweſende Polen, die Geſundheit der Polen ausgebracht wurde, folgte ſtürmiſcher lauter Beifall. So ſind ſie! Für fremde Freiheit hellflammend, für eigne muß man ſie erſt einheizen. Die hieſigen deutſchen Handwerker ſollen ſich aber vortrefflich benehmen. Geſtern wurde an einem ihrer Verſammlungsorte eine Liſte aufgelegt, und gleich in den erſten Stunden waren dreißig unterſchrieben. Ob man ihnen zwar geſagt, der monatliche Beitrag von einem Sou ſei willkommen, wollte doch keiner weniger als einen Frank unterzeichnen, und ſagten dabei: gingen die Geſchäfte beſſer, würden ſie mehr geben.

Nachmittags ſagte ich zu Konrad: „Geben Sie „Acht. In der Rue Tirechappe No. 7 am Ende „der Rue St. Honoré, es iſt eine kleine finſtere „Gaſſe, iſt ein Speiſehaus. Der Wirth iſt ein „Deutſcher. Dort gehen Sie heute hin eſſen. Fordern Sie von dem Wirth die Liſte für die Deutſchen. Viele Handwerker und Andere haben unterſchrieben. Wir machen Geld zuſammen, und wollen „die Fürſten wegjagen. Sie unterzeichnen auch mit „einem Franken monatlich, und ich will das Geld für Sie bezahlen.“ Konrad lachte, und war ſehr vergnügt über die Revolution und ſagte, ich brauche ihm das Geld nicht wieder zu bezahlen, er gebe das ſelbſt gern. Sein Freund, der Schreinergeſell aus Kaſſel, habe ſchon geſtern mit ihm von der Sache geſprochen. Und er möchte gern wiſſen, „wann der Spektakel losgeht,“ damit er gleich fort nach Deutſchland eile. Alſo Konrad hat da gegeſſen, es waren ſchon 69 Unterſchriften und meiſtens mit einem Frank. Das ſind arme Leute. Die Kommis, die doch alle guten Gehalt haben und oft Söhne reicher Eltern ſind, haben auch nur einen Frank gegeben! Konrad ein Verſchworner! O Zeitgeiſt!

Es intereſſirt mich ſehr, zu wiſſen, wer im Gelehrten Verein ja, und beſonders wer nicht unterſchrieben. Daß es *** gethan, iſt ein gutes Zeichen; denn es beweiſt, daß die Sache Mode iſt.

Das Pereat: der deutſche Bund, der todte Hund, hat mir ſehr gut gefallen. Vivat Pereat!

Dienſtag, den 28. Februar.

O, prächtig, da haben wir ſie ſchon! Sie heulen mit den Wölfen, damit ſie ſelbſt für Wölfe gehalten und nicht gefreſſen werden. Den einzelnen deutſchen Regierungen wird bange vor der allgemeinen deutſchen Aſſociation, die von Rheinbaiern ausgeht; ſie wollen dieſer fürchterlichen Einigung aller Deutſchen zuvorkommen, und was thun ſie jetzt in ihrer Schlauheit? Sie erfinden eine Badiſche, eine Würtembergiſche, eine Darmſtädter Freiheit, daß nur keine Deutſche ſich bilde. Herr von Fahnenberg, Ober Poſt Direktor in Karlsruhe, ſonſt ein achtungswerther Mann, aber ein Mitglied der Regierung, alſo in ihrem Geiſte, auf ihren Befehl und zu ihrem Vortheile handelnd, ſtellt ſich an die Spitze einer Großherzoglich Badiſchen Preßfreiheits-Aſſociation. Im Falle alſo der Abſolutismus in ſeinem Kampfe unterläge — berechnen unſere vorſichtigen Regierungen — haben wir doch im ſchlimmſten Falle nur einen Großherzoglich Badiſchen, einen Königlich Baieriſchen, einen Herzoglich Naſſauiſchen Liberalismus und mit dieſen kleinen Freiheitchen werden wir in einer günſtigeren Zeit ſchon fertig werden. Unterdeſſen genießt die Badiſche Regierung einen Finanzvortheil bei dieſer Sache. Die Bundeskaſſe der

Preßfreiheits-Aſſociation vermehrt die Kaution der Journaliſten und ſichert ihre Beſtrafung. Alles ſchön, alles gut; es kommt nun darauf an, wie weit die Dummheit des deutſchen Volkes geht. Und geht ſie ſo weit, daß ſie ihren Patriotismus provinzialiſiren und mit 39 dividiren laſſen, dann wären ja alle dieſe ſchlauen Mittelchen ganz unnöthig. Sind wir denn wirklich ſo dumm, als die Regierungen glauben?

Geſtern ſteht in der Allgemeinen Zeitung, daß in Berlin wegen Heine's, zwiſchen einem Anhänger und einem Gegner deſſelben, ein Duell vorgefallen. Die politiſchen Duells ſind ſeit einiger Zeit ſehr häufig, auch hier zwiſchen den Polen. Das iſt ein gutes Zeichen. Je größer die Erbitterung zwiſchen den Parteien, je näher der Kampf; je näher der Kampf, je näher der Sieg.

Acht und ſiebzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 1. März 1832.

Da iſt die Adreſſe nach Zweibrücken. Sie hat mir den ganzen Vormittag verzehrt und ich muß darum über alles Uebrige heute ſchweigen. Sie ſollen ſich in alphabetiſcher Ordnung unterſchreiben. Wenn nur nicht unglücklicher Weiſe der wahrſcheinliche Abraham in der Geſellſchaft ein furchſames Herz hat, und ſich bedenkt, den Anfang zu machen! Vorwärts, Iſrael! Die Mauern Jericho's ſind von Trompeten eingefallen — aber es iſt kein wahres Wort daran. Unter Trompete verſtand die heilige Schrift die Preßfreiheit. Vor ihr werden auch die Mauern der Tyrannei fallen. Und leſet das Kapitel von Samuel und Saul zweimal, zehn Mal, hundert Mal. Adieu.

An die Herren Vorſteher des deutſchen Preßvereins in Zweibrücken.

Wir haben die Ehre, Ihnen eine Liſte von Einwohnern Frankfurts, die dem ſchönen Bunde für *das freie deutſche Wort* beigetreten, zugleich mit dem Betrage der Sammlung des erſten Monats zu überſenden. Alle die Unterzeichneten ſind *jüdiſchen Glaubens*. Wenn dieſes Verhältniß unſerer Theilnahme eine beſondere Bedeutung gibt, die ſie ohne dies nicht hätte: ſo iſt das weder unſere Schuld noch unſer Verdienſt, es iſt nur unſer Mißgeſchick.

Wir hätten voraneilen ſollen in einem Kampfe, der uns mehr verſpricht, als den übrigen Deutſchen, weil uns Alles fehlet; doch wir ſind die Minderzahl, und es ziemte uns daher die Beſchlüſſe der Mehrheit abzuwarten und ihrer Leitung zu folgen. Ihr dürft unſerem Mitgefühle vertrauen; den Schmerz, kein Vaterland zu haben, kennen wir ſeit länger als Ihr.

In dem Kriege, den ſie den *Befreiungskrieg* genannt, der aber nichts befreit, als unſere Fürſten von den Banden, in welche die große, mächtige und erhabene Leidenſchaft eines Helden ihre kleinen ſchwachen und verächtlichen Leidenſchaften geſchmiedet, haben auch wir die Waffen geführt. Ehe der Kampf begann, genoſſen wir in Frankfurt, wie überall in Deutſchland wo franzöſiſche Geſetzgebung herrſchte, gleiche Rechte mit unſeren chriſtlichen Brüdern. Und nicht etwa dem Murren des Volkes wurde dieſe neue Gleichheit aufgedrungen. Sie überraſchte, wie alles Fremde, doch ſie ward willkommen, wie alles, was die Liebe bringt. Die nämlichen Bürger tranken herzlich aus einem Glaſe mit uns, die noch den Tag vorher uns mit Verachtung angeſehen oder mit Haß den Blick von uns gewendet. Denn das iſt der Segen des Rechts, wenn es mit Macht gepaart, daß es wie durch einen Zauber die Neigungen der Menſchen umwandelt: Mißtrauen in Vertrauen, Thorheit in Vernunft, Haß in Liebe. Dem Waſſer gleichet Gerechtigkeit; ſie fällt ſchnell herab und ſteiget nie hinauf. Jede Regierung vermag in allem, was gut und ſchön iſt, die Meinungen und Geſinnungen, das Herz und den Willen der Völker umzuwandeln; aber Völker brauchen Jahrhunderte, ihre Regierungen zu veredeln, und nie der friedlichen Mahnung, nur der Gewalt gelingt es endlich, ihre Wildheit zu bezähmen.

Als wir aber aus dem Kampfe zurückkehrten, fanden wir unſere Väter und Brüder, die wir als freie Bürger verlaſſen, als Knechte wieder, und das ſind wir geblieben bis auf heute. Nicht blos die Rechte des Staatsbürgers, nicht blos die des Ortsbürgers hat man uns geraubt, wir genießen nicht einmal die Menſchenrechte, die, weil ſie älter als die bürgerliche Geſellſchaft, kein Recht unterdrücken noch modeln darf. Man hat ſich uns gegenüber das Recht der Peſt angemaßt, das Recht, unſere Bevölkerung zu vermindern, und um dieſes fluchwürdige Ziel zu erreichen, verſtattet man uns, die wir in Frankfurt fünftauſend an der Zahl ſind, jährlich nur funfzehn Ehen zu ſchließen. Höre es, deutſches Volk! Und wenn Freiheit, Recht, Menſchlichkeit in Deinem Wörterbuche ſtehen, erröthe, daß Du ohne Erröthen dieſe Schmach, die das ganze Vaterland ſchändet, ſo lange ertragen konnteſt.

So wurde uns gelohnt. Wir waren nicht die einzigen, aber wir waren die am meiſt Betrogenen; und wahrlich, nicht die einzigen zu ſein, hat uns mehr geſchmerzt, als die am meiſt Betrogenen zu ſein.

Verdienten wir unſer Schickſal? So wenig als Ihr es verdientet. Doch hat es je der Tyrannei an Unverſchämtheit gefehlt, wenn ſie aus Spott eine Rechtfertigung ſucht, über die ſie ihre Gewalt erhob?

Dich, chriſtlich deutſches Volk, haben Deine Fürſten und Edelleute als ein beſiegtes Volk, Dein Land als ein erobertes Land behandelt. Und uns, jüdiſch deutſchem Volke ſagte man, wir wären aus dem Orient gekommen, hätten zur angenehmen Abwechslung die babyloniſche Gefangenſchaft mit der deutſchen vertauſcht, wir wären fremd im Lande und wir betrachteten ja ſelbſt unſere Mitbürger als Fremdlinge. Doch das iſt unſer Glauben, was auch die Verläumdung gelogen; das iſt die Lehre unſerer Väter, was auch die Schriftgelehrten herausgedeutet! Als Gott die Welt erſchuf, da ſchuf er den Mann und das Weib, nicht Herrn und Knecht, nicht Juden und Chriſten, nicht Reiche und Arme. Darum lieben wir den *Menſchen*, er ſei Herr oder Knecht, arm oder reich, Jude oder Chriſt. Wenn unſere chriſtlichen Brüder dieſes oft vergeſſen, dann kommt es uns zu, ſie mit Liebe an das Gebot der Liebe zu ermahnen — uns, die wir älter ſind als ſie, die wir ihre Lehrer waren, die wir den einen und wahren Gott früher erkannt und der reinen Quelle der Menſchheit näher ſtehen als ſie.

Viele unſerer Glaubensgenoſſen, und wie hier ſo gewiß auch überall, zögern noch dem Vereine beizutreten. Sie theilen unſere Geſinnungen, ihr Herz ſchlägt ſo warm als das unſere für die Freiheit des

Vaterlandes; aber ſie ſind bedenklich, ſie, die Reichen unter uns, weil ſie, den Räthen der Gewaltherrſcher näher ſtehend, ſich einflüſtern ließen: wenn das Volk zur Macht käme, werde es die Ketten der Juden noch enger ſchließen.

Schenkt dieſen Einflüſterungen kein Gehör, geliebte Glaubensgenoſſen! So ſprechen Jene nur, um Bürger von Bürger zu trennen, damit ſie das ſo getrennte, ſich wechſelſeitig mißtrauende Volk leichter nach ihrer Willkür beherrſchen können. Tretet dem Bunde bei. Die Freiheit der Preſſe gründet die Herrſchaft der Vernunft, und unter dieſer Herrſchaft ſind Alle gleich, gibt es keine Knechte.

Sie aber, würdige und muthige Männer, die für das deutſche Volk das Wort genommen, ſprechen Sie es aus, was unſere Glaubensgenoſſen zu erwarten haben von der Freiheit des Vaterlandes. Reden Sie klar und offen, nicht für uns, nur für die Andern, die ängſtlich noch zurückgeblieben.

Doch wie auch Ihre Antwort günſtig oder nicht, wir treten nicht zurück. Als die Polen ihren Kampf begannen, ſo erhaben er auch war, lud man dort die Juden nur zum Kampfe ein, aber nicht einmal zur Hoffnung der Siegesbeute. Polen unterlag! Beginnt jetzt Euren Kampf, wir theilen ihn und vertrauen auf Gott. Wir wiſſen: das Schuldbuch des

Himmels hat nur noch wenige leere Blätter, die Thorheiten und Sünden der Menſchen in Rechnung zu bringen. Dem Undanke, dem verrathenen Vertrauen folgt bald die Strafe nach. Ihr werdet frei mit uns, oder Ihr werdet nicht frei.

Euch aber, geliebte Glaubensgenoſſen, ſei es geſagt: wenn einſt unſere chriſtlichen Brüder die Freiheit ſich gewinnen und wir theilen, wie den Kampf, ſo die Beute des Sieges mit ihnen, dann nichts vergeſſen, nichts vergeben, keine Verſöhnung, die nur die Grenze des Haſſes iſt. All unſer Gedächtniß liege bei den Gebeinen unſerer Väter; nur in der Zukunft wollen wir leben, nur für die Zukunft wollen wir ſterben.

Neun und ſiebzigſter Brief.

Paris, Montag, den 5. März 1832.

Der Lindner iſt zum Legationsrath in München ernannt worden, und hat die allergnädigſte Erlaubniß, die Uniform des königlichen Hauſes tragen zu dürfen, taxfrei bekommen. Ich möchte ihn ſehen in ſeiner Livrée. Dieſer Lindner iſt die vollendetſte Lakaien-Seele, die ich je kennen gelernt; er iſt mit gelben Aufſchlägen und geprägten Knöpfen auf die Welt gekommen. Er und Hormayer ſchreiben die neue baieriſche Staatszeitung, und der Letztere hat das Feld der Literatur zu bebauen übernommen. Das wird eine ſchöne Landwirthſchaft werden!

— Ach, was habe ich für einen ſchönen neuen Ueberrock! Haſelnußfarbe, bequem über den Frack zu tragen, wattirt, lang, ein Meiſterſtück. Sie hätten Ihre Freude daran. Auch hat ihn der berühmte

Staub gemacht, der Rothſchild der Schneider. Als ich ihm ſagte: Noch nie hätte mir ein Pariſer Schneider einen Ueberrock nach Wunſch gemacht und ich bäte ihn darum, die Sache mit Ernſt zu bedenken, lächelte er ganz mitleidig und ſagte: une maison comme la nôtre! Und der Mann hat Recht, ſtolz zu ſein. Was die Natur an mir verdorben, hat er wieder gut gemacht. Meine Taille ſollten Sie ſehen! — —

Mit dieſem ſchönen Ueberrock ausgeſchmückt (und in dieſer Abſicht ſchone ich ihn und ziehe ihn ſelten an), werde ich künftigen Sommer den Redakteur der Mannheimer Zeitung in Heidelberg beſuchen, und werde ihm ſagen: Ich bin der Verfaſſer der Briefe aus Paris, zu dem die Stuttgarter Hofzeitung geſagt hat: O du elende Schmeißfliege! Die zwei Haupt-Redakteurs an dieſer Zeitung ſind der ehrliche Lindner und geheime Hofrath Münch, von denen jeder dreitauſend Gulden Gehalt bekommt. Dafür müſſen ſie grob ſein. Sie aber werden weit ſchlechter bezahlt, und ſind daher auch weit weniger grob. Indeſſen haben Sie von mir geſagt: Ich haſſe die Fürſten, weil ich keine Hoffnung hatte, ſelbſt ein Fürſt zu werden, und haßte die Reichen, weil ich kein Geld hätte. Das Eine iſt dumm, und darum verzeihe ich es Ihnen; aber das Andere iſt gelogen.

Betrachten Sie mich in dieſem Rocke; ſehe ich aus, wie ein Mann, der arm iſt? Der Rock hat eine Haſelnußfarbe, einen Sammetkragen, und iſt mit Seide gefüttert und wattirt von oben bis unten. Er hat fünf Taſchen und eine ſechſte geheime für Verſchwörungsliſten, und kann bis an den Hals zugeknöpft werden. Fühlen Sie einmal dieſes Tuch an; fragen Sie Herrn Zimmern daneben, wie viel die Elle von ſolchem Tuche koſtet und Sie werden erſtaunen. Und Sie nennen mich arm? Wenn Ihre ganze Garderobe ſo viel werth iſt, als mein einziger Rock, ſollen Sie mich zum Fenſter hinaus in den Neckar ſtürzen. Hundert und dreißig Franken hat er gekoſtet. Ueberhaupt, für wie reich halten Sie mich?... Der Redakteur, dem mein grimmiges Geſicht ganz Angſt gemacht, möchte gern höflich ſein und mich für ſehr reich erklären; aber ſo ein armer Teufel von Peſcheräh hat nicht weit zählen gelernt und er antwortet: O, Herr von Börne, Sie ſind gewiß drei- bis vierhundert Gulden reich ... Vierhundert Gulden! Sie ſind ein Narr. Eine Million bin ich reich, ſowohl an baarem Gelde als an Manuſcripten und guten Eigenſchaften. Sie aber, wie viel ſind Sie werth? ... O! ich bin wenig werth ... Wenig werth? Gar nichts ſind Sie werth. Sie ſind nicht werth, daß Sie der Teufel holt! Dann ginge ich fort und lachte mich todt. Nur eines iſt mir unerklärlich: warum der Redakteur der Mannheimer Zeitung von den Heidelberger Studenten noch niemals Prügel bekommen.

So viel ich das undeutlich geſchriebene Motto aus dem Tacitus leſen kann, heißt es in deutſcher Ueberſetzung ungefähr wie folgt: „Nicht blos gegen „die Schriftſteller, ſondern auch gegen deren Werke „wurde auf Befehl der Triumvirn mit Erbitterung „verfahren, und die Denkmäler der erhabenſten Geiſter „wurden auf dem Forum verbrannt — als könnten „durch Feuer die Klagen des römiſchen Volks, die „Freiheit des Senats und das Gefühl des ganzen „Menſchengeſchlechts vernichtet werden!“

Mittwoch, den 7. März.

Nicht auf Myrons Kuh wurden zu ihrer Zeit ſo viele Epigramme gemacht, als in Deutſchland ſeit einigen Monaten auf mich gemacht wurden! Und es ſind nicht blos kleine Schaumuſter von Witz, von Fingerslänge, wie jene griechiſchen waren; ſondern es ſind ganze lange, breite, ſchwere Witzſtücke, woran drei Blei hängen, das bekannte Fabrikzeichen der deutſchen Satyre. Es iſt aber merkwürdig, was ich bei den Fabrikanten Kredit habe! Sie ſchicken mir ihre Waare unbeſtellt, unverlangt, und ſcheinen ganz unbekümmert, ob ich ſie einmal bezahlen werde oder nicht. Aber ich bezahle ſie — ehrlich währt am längſten.

Ein ſolches Witzſtück erhielt ich geſtern in meinem Briefe, der das Poſtzeichen: Hamburg. 15. Nov. trug. Der Menſch denkt's, Gott lenkt's. Ich wollte darauf ſchwören, daß der Briefſteller acht Tage nach dem 15. November ſich Morgens vergnügt die Hände rieb und jubelte: heute kommt mein Brief nach Paris, heute wird er braun, roth, gelb und weiß vor Aerger und zerbricht ſich den Kopf, wer das Sonett gemacht haben mag: Goethe oder Platen, oder Uhland, oder Heine, oder Chamiſſo — und kann es nicht errathen. Aber es kam ganz anders. Den Brief erhielt ich erſt geſtern, alſo vier Monate ſpäter, weil die Adreſſe falſch war. Die Straße Rue de Provence war zwar richtig angegeben, aber die Hausnummer war falſch. Ich wohne Nr. 24, und die Adreſſe hatte Nr. 21. Vier Monate ſuchte mich der Briefträger, bis er mich endlich fand! Und ich wohne doch der Nr. 21 gerade gegenüber! Und ich erhielt den Brief zugleich mit dem erſten Veilchen, zu einer Zeit, wo mich nichts ärgern kann, weil ich dann meinem Oſt entgegendämmere, weil ich dann des baldigen Wiederſehens froh bin. So weiſe hat mein Schutzgeiſt Alles gelenkt, um die Bosheit des Hamburger Sonettiers zu vereiteln.

Aber ſo iſt der Deutſche! Dieſer unbekannte Hamburger — ein Menſch, der ſo gar keine Schulkenntniſſe hat, der ſo wenig von Geographie, Statiſtik, Hiſtorie, Topographie, Biographie gelernt hat, daß er nicht einmal weiß, daß ich in der Rue de Provence Nr. 24 wohne und nicht Nr. 21 — nimmt ſich heraus, ein Dichter ſein zu wollen, nimmt ſich heraus, ein Sonett auf mich zu werfen! Und mit welcher Bosheit ging er dabei zu Werke! Daß ich ja nichts ahnen möchte, daß ich ja in der Erwartung ſchwelgte, das Innere des Briefes werde ſo rückſichtsvoll und artig ſein als ſein Aeußeres, und die Ueberraſchung, der Schrecken mich ſo fürchterlicher darnieder werfe — ſchrieb er auf die Adreſſe: à Monsieur L. Boerne, savant Allemand und frankirte den Brief. Wie man Einem Grobheiten frankirt ſchicken mag, begreiſe ich nicht; nie hätte ich das Herz dazu.

Hier folgt die Abſchrift des Sonetts. Das „Entwichner Wechſelbalg“ wird Ihnen gefallen. Ich bitte, ſehen Sie in meinem Schimpfwörterbuche nach, ob in W. Wechſelbalg ſteht; wenn nicht, tragen Sie es nach.

An L. Börne,

den Briefſteller aus Paris.

Iſt der ein Deutſcher, der mit frechem Hohne
Den deutſchen Namen ſchändet, ihn entehrt,
Was Deutſchen heilig iſt, giftig zerſtört,
Es richtend nicht, hinrichtend gleich dem Frohne! —
Schütz Himmel uns vor dem verworf'nen Sohne
Des Vaterlands, der Jud' und Chriſt empört,
Der Lug und Trug zu lehren nur begehrt,
Sich flechtend ſelbſt der ew'gen Schande Krone! —
Du wähnſt Dich ſicher im Aſyl der Franken,
Und nicht zu Deutſchen, nicht in deutſche Schranken,
Entwich'ner Wechſelbalg, kehrſt Du zurück!
Doch wohin Dich die flücht'gen Sohlen tragen,
So lang' im Buſen deutſche Herzen ſchlagen,
Iſt auch Verachtung Dein gerecht Geſchick!

Donnerſtag, den 8. März.

Als ich geſtern den Wechſelbalg ſuchte, war er nicht zu finden. Erſt einen Tag in meinem Zimmer und ſchon verſchwunden! Darum heißt er auch mit Recht ein flüchtiger Wechſelbalg. Endlich fand ich ihn unter meinen Papieren verſteckt und niedergekauert. Und als ich ſo Nachſuchung hielt, fiel mir noch ein anderes Blatt in die Hände, ein köſtliches Blatt, eine wahre papierne Krone, und ich kann darum wie Saul ſagen: ich war hingegangen, einen Eſel zu ſuchen, und habe eine Krone gefunden. Doch nein! O Gott nein! Jetzt nicht ſcherzen, nicht lachen! Leſen Sie, leſen Sie. Dieſes ſchwefelfarbige Aktenſtück aus dem Archive der Hölle wurde mir im Winter vor unſerm Aufenthalte in Soden von *** vertraulich mitgetheilt. Ich ſollte es zum Drucke befördern. Nun hatte mich wohl damals meine ſchwere Krankheit unempfindlich, ſpäter die franzöſiſche Revolution hoffnungstrunken gemacht. Es war mir ganz aus dem Sinne gekommen. Jetzt, geſund genug und nur zu nüchtern, fand ich das Papier wieder. Jetzt will ich es drucken laſſen. Schreiben Sie mir es ab, und verbrennen Sie ſogleich das Original. Die Handſchrift möchte Vielen in Frankfort wohl bekannt ſein. O! es kocht, es kocht in mir! Aber meine bevorſtehende Reiſe läßt mir nicht Zeit zu warten, bis meine Zorn-Suppe gar geworden. Unglückliches Volk! Unglückliches Vaterland! Kein Wahnſinniger wird ſo bevormundet und gepeinigt. Es iſt mir, als ſähe ich das ganze deutſche Volk im Drillhäuschen. Doch genug, genug!

Bericht des Oeſterreichiſchen Generals von Langenau an den Fürſten von Metternich.

(Frankfurt, 1823.)

In die Majorität der Bundes-Geſandten iſt ein Geiſt des Widerſpruchs gefahren, der ſich in zweifacher Beziehung in der Form des Liberalismus manifeſtirt, obwohl er durch und durch *politiſcher* Natur iſt.

Die *erſte* Form iſt die *Geſetzlichkeit*. Kein Antrag darf ohne ſtrenge Prüfung zur Abſtimmung gebracht werden. An jeden wird der Buchſtabe des Geſetzes als Maßſtab gelegt; jede Discuſſion wird auf Grundſätze zurückgeführt. Alles wird unter die Lupe der Bundesverſammlung gebracht; kein Geſetz wird *für* oder *wider* angeführt, ohne durch künſtliche Exegeſe den Sinn deſſelben auf ſo folgenreiche Weiſe auszudehnen, daß der Convenienz bald gar kein Spielraum mehr übrig bleiben wird. Aber nicht die Geſetzlichkeit, die Verfaſſungsmäßigkeit iſt der letzte Zweck dieſer Sophiſten. Dieſer liegt vielmehr darin, den großen Bundesmächten die formale Rechtsgleichheit aller Bundesglieder ſo unerträglich zu machen, daß ſie, um ſich in ihren Intereſſen nicht binden zu laſſen, ſich genöthigt ſehen, im Bunde nur eine paſſive Rolle zu ſpielen, und nur durch dieſe Paſſivität gegen die Action der Mindermächtigen zu reagiren. Allein dies gerade fördert ihren Zweck, in dem die kleinern Staaten, eben durch dieſe Thätigkeit, die öffentliche Meinung in dem Grade für ſich gewinnen, in welchem die größern durch ihre Unthätigkeit, die als hemmendes Prinzip erſcheint, dieſelbe verlieren.

Die zweite Form iſt die der Nationalität. In dieſer Form ſuchen ſie die verſchiedenen, oft ſich widerſtrebenden Intereſſen der einzelnen kleinen Staaten in Separatverhandlungen auszugleichen und zur Erhaltung der ſo errungenen gemeinſamen Intereſſen förmliche Bünde im Bunde zu ſtiften. Warum wird mit ſo großem Eifer, mit ſo vieler Umſicht an der Organiſation der gemiſchten Armee-Corps gearbeitet? Warum der Vereinigung darüber alle Rangverhältniſſe ſo leicht geopfert? Warum ſtehen die Theilhaber dieſer Corps, ſo bald ſie die Selbſtändigkeit derſelben nur von weitem gefährdet glauben, gleich für Einen Mann? Warum hat man in den Staaten, welche von Proteſtanten regiert werden, mit ſo unwandelbarer Hartnäckigkeit allen Schwierigkeiten, die ſich der Gründung eines gemeinſamen Syſtems für die katholiſchen Kirchenangelegenheiten in den Weg ſtellten, Trotz geboten? Hat nicht, um nur das

Syſtem zu Stande zu bringen, Würtemberg ſeinen Landesbiſchof einem badiſchen Erzbiſchof untergeordnet, Darmſtadt der Metropolitanwürde, welche Mainz ſo lange zierte, entſagt, Kurheſſen dem Großherzogthum Heſſen den Vorrang eingeräumt? Hat man nicht ſelbſt die kleinen Staaten Norddeutſchlands in den ſüddeutſchen Verein zu locken gewußt? Warum wird auf einmal jede Finanz-Rückſicht und jedes Provinzial-Intereſſe für nichts geachtet, um nur den ſüddeutſchen Handelsbund, an welchem in Deutſchland ſo eifrig gearbeitet wird, zu Stande zu bringen? — *Die öffentliche Meinung ſoll damit gewonnen werden, die Völklein ſollen an die Möglichkeit glauben, daß ſie ein Volk werden könnten; ſie ſollen in ſolchen Vereinen ihr Wohl gegründet finden, ſie ſollen Partei nehmen gegen die, welche, weil ſie andere Intereſſen haben, den gleichen Weg nicht nehmen können, und in dieſer neuen Liebelei mit den Völkern und der öffentlichen Meinung wollen jene Liberalen dem Einfluſſe ein Ziel ſtecken, den, zu ihrem großen Verdruſſe, die großen Mächte noch immer auf die innern Angelegenheiten der einzelnen deutſchen Staaten ausüben und auszuüben berufen ſind.*

Dieſe Menſchen, die oft weniger liberal ſind, als ſie, um zu ihrem Zwecke zu gelangen, ſich darſtellen, theilen ſich zwar wieder in zwei verſchiedene Klaſſen, in die Idealiſten und Realiſten; allein, wenn auch von verſchiedenen Geſichtspunkten ausgehend, ſtreben ſie doch beide nach dem einen Ziele, gegen die beiden großen Mächte einen Antagonismus zu organiſiren.

An der Spitze der Idealiſten ſteht der Freiherr von Wangenheim. Ihm ſchließen ſich mehr oder weniger an die Herren von Carlowitz und Harnier. Realiſten ſind der Freiherr von Aretin und der Herr von Lepel. Jener läßt die Idealiſten ſprechen und zieht, indem er ſie zu bekämpfen ſcheint, die Concluſa, wie ſie es wollen, gegen Oeſterreich; dieſer ſtimmt offen und unverholen für Alles, was gegen die großen Mächte iſt. — Ihm folgt, wenn irgend möglich, der Herr von Roth. Auf Graf Eyben, Graf Grüne, Graf Beuſt und Baron Penz iſt nicht zu rechnen; ſie ſind den Idealiſten und Realiſten perſönlich befreundet und wenn ſie auch gegen die großen Mächte nichts unternehmen, ſind ſie doch auch nicht für ſie zu gebrauchen. Macht man Anſprüche auf ſie, ſo ſchützt der Eine die Forderungen der Ehre, der Andere gar die des Pandektenrechtes vor — im Grunde liebäugeln auch ſie mehr oder minder mit der Popularität. Aus Freiherrn von Blittersdorf iſt nicht klug zu werden, er lebt in allen Elementen mit gleicher Leichtigkeit.

Was bleibt uns? Ein Präſident, der zwar ſagen muß, was wir wollen, es auch gern und mit Heftigkeit ſagt, aber es nicht vertheidigen kann, ſo daß er mit dem beſten Willen oft das Gegentheil von dem ſelbſt mit beſchließen hilft, was er durchſetzen ſollte: ein Graf Goltz, der das, was Graf Buel bejaht, zwar nie verneint, aber zur Vertheidigung der Sache nie auch nur das Mindeſte beizutragen vermag; der Herr von Hammerſtein, der uns nur bei ſeinem erſten Auftritte liberal und alſo gefährlich erſchien, jetzt aber ſich täglich beſſer zeigt. Er hat Kenntniſſe, Verſtand und einen gewiſſen Geiſt der Intrigue, und den Stolz, der über die Kleinen hinwegſieht; er wird uns, wenn Sie ihn mit dem Bande, das er uns ſelbſt darreicht, vollends feſſeln, wichtige Dienſte leiſten können. Der Miniſter Marſchall, auf den unter allen Umſtänden und für jeden Zweck zu bauen iſt; der Freiherr Leonhardi, der nicht muckſen darf, und die Geſandten der ſogenannten freien Städte, obwohl auch dieſe, der Mehrzahl nach, die Fauſt in der Taſche machen.

Hieraus folgt, daß, ſo gute Elemente wir auch haben, dennoch an der Begründung des Stabilitäts-

Syſtems, und mithin an Herſtellung der Ruhe, nicht zu denken iſt, wenn man nicht die Idealiſten zuſammt den Realiſten bannen kann. — Die Bundes-Verſammlung muß epurirt werden. Darauf müſſen Oeſterreich und Preußen vor allen Dingen wirken. Die auf dieſen Zweck berechneten Schritte müſſen zwar gemeinſchaftlich verabredet, aber nur abwechſelnd von einem dieſer beiden Staaten allein und ſehr nach und nach gemacht werden, damit nicht andere als die angegriffenen ſich in ihrer Würde gefährdet glauben mögen. Deshalb darf man die Epuration auch nicht beim Freiherrn von **Aretin** anfangen, obwohl ſeine Entfernung, weil er vor allen Andern der Verſtockteſte und daher der Gefährlichſte iſt, am wünſchenswertheſten wäre. Baiern hält am meiſten auf ſeine Unabhängigkeit, würde alſo am erſten Lärm blaſen, und nicht ohne großen Anhang bleiben. Daher muß das baieriſche Gouvernement nicht gereizt, ſondern in's Intereſſe gezogen und für die Epuration gewonnen werden. Dies iſt zum Glück gar nicht ſo ſchwer, da der Miniſter **Rechberg** das baieriſche anti-öſterreichiſche Syſtem vergißt, ſobald man ihm in irgend einem magiſchen Spiegel die Revolution und den Fürſten **Metternich** als deren Bändiger zeigt. —

Nicht ohne Erfolg hat Preußen in ſeinen Cirkular Bemerkungen über die Köthenſche Streit-Angelegenheit den Freiherrn von Aretin nicht nur geſchont, ſondern ſogar gelobt. Rechberg findet dieſe Bemerkungen vortrefflich, das Benehmen der Mehrzahl der Bundesgeſandten abſcheulich. Gelingt es, das baieriſche Gouvernement in dieſer Stimmung zu erhalten, ſo wird der Epuration kein großes Hinderniß im Wege ſtehen. Es kommt dann nur darauf an, immer nur Einen Geſandten auf Einmal und zuerſt einen ſolchen zu attaquiren, deſſen Hof von den übrigen aus irgend einem Grunde am leichteſten zu iſoliren iſt. Es iſt ziemlich gleichgültig, wer dieſer erſte ſei. Alles iſt gewonnen, wenn um ſeines Benehmens gegen die großen Mächte willen nur Einer rappellirt wird. Zeigt man dann nur den feſten Entſchluß, daß, wenn es ſein muß, der nämliche Prozeß ſofort werde von vorn angefangen werden, ſo darf man mit Sicherheit darauf rechnen, daß der böſe Geiſt, der jetzt in der Bundes-Verſammlung ſein Unweſen treibt, bald gebannt ſein wird. Keinem Geſandten wird es alsdann ſo leicht wieder einfallen, in ſeinen Berichten, die wir ja meiſtens perluſtriren können, den Geiſt der Oppoſition, der allerdings in den deutſchen Fürſten zu leicht nur geweckt werden kann, zu nähren, vielmehr werden ſie, um ſich in ihren einträglichen und zugleich ruhigen Poſten zu befeſtigen, ſelbſt dazu mitwirken, ihre Höfe den öſterreichiſchen, alſo auch den preußiſchen An- und Abſichten aus treuer Anhänglichkeit an das alte Kaiſerhaus entgegen zu führen.

Dies iſt der einzige Weg, auf welchem meines Dafürhaltens wir das wieder erobern können, was wir uns in unbegreiflicher Sorgloſigkeit haben entreißen laſſen.

Neun und ſiebzigſter Brief.*)

Paris, Samſtag, den 10. November 1832.

Dieſen Brief, vom Samſtag datirt, fange ich heute Sonntag erſt an. Ich habe mich einer Treuloſigkeit gegen Sie ſchuldig gemacht; nicht wegen Mademoiſelle **** — denn dieſe beſuchte ich erſt um zwei Uhr, ich hätte alſo den ganzen Vormittag Zeit gehabt, Ihnen zu ſchreiben, — ſondern wegen eines Buches, das mich ſo angezogen. Ich empfehle Ihnen Scènes de la vie privée par Mr. Balzac. Ich glaube es ſind vier Bände. Ein moraliſcher Erzähler von ſeltener Vortrefflichkeit und der die

---

*) Mit dieſem Briefe beginnt die dritte Abtheilung der Börne'ſchen „Briefe aus Paris." Vergl. unſere Notiz zum erſten Briefe im achten Bande dieſer Geſammtausgabe.

Die Herausgeber.

Tugend ſo liebenswürdig darzuſtellen weiß, daß man ſie, zu ſeinem eigenen größten Erſtaunen, noch vierzig Jahre nach der Kindheit lieb gewinnt. Sie hatten alſo einen ganzen Tag lang keine andere Nebenbuhlerin als die Tugend ſelbſt.

Montag, den 12. November.

Sie wundern ſich gewiß, daß ich noch kein Wort Politik geſprochen in dieſen ſechs Briefen; ich wundere mich ſelbſt darüber und ich weiß nicht wie es kommt .... O! es iſt ſo langweilig, ſo langweilig! ich knurre wie ein alter Hund, der unter dem Ofen liegt, und kann es vor lauter Bosheit nicht zum Bellen bringen. Bosheit gegen wen? Nicht gegen den bürgerfreundlichen Großherzog von Baden, der die Profeſſoren Rotteck und Welcker abgeſetzt, ſondern gegen die Letzteren, die aus Schafs Gutmüthigkeit ein actives Verbum haben zum paſſiven werden laſſen. Nicht gegen den Miniſter Winter in Carlsruhe, der ſich für einen freiſinnigen Mann ausgegeben und den ich immer für einen Paſcha von drei Fuchsſchweifen gehalten; ſondern gegen die Narren, die ihm das geglaubt. Nicht gegen die Schamloſigkeit der baieriſchen Regierung, die Landeskinder nach Griechenland ſchickt, um deutſches zahmes Kuhpockengift in das edle griechiſche Blut zu bringen, damit ein Heldenvolk bewahrt werde vor dem Fieber und den Blatternarben der Freiheit und ein hübſches, weibliches, polizeiglattes Geſicht behalte; ſondern gegen die Baiern, die ruhig und breit daſtehen, wie die Bocksbierfäſſer, und ohne ſich zu rühren ſich anzapfen laſſen von dem unerſättlichen Gewalts-Durſte ihres

Königs. Nicht gegen die heſſiſche Maitreſſen-Regierung, welche alle freiſinnigen Deputirten mit Fächerſchlägen aus der Kammer jagt; ſondern gegen dieſe ſelbſt, die ſich wie Spatzen durch ein Huſch! Huſch! vertreiben laſſen. Die in Caſſel begreife ich nicht. Die Cholera iſt dort und wie ich geleſen, haben ſie große Furcht davor. Wenn man aber die Cholera fürchtet, wie kann man zugleich Gefängniß und Geldſtrafen fürchten? Aber der Deutſche hat ein großes Herz! Als einſt Napoleon einen Offizier ausſchmähte, antwortete dieſer: Ihr Zorn iſt nicht gefährlicher als eine Kanonenkugel — und darauf ſchwieg der Kaiſer und lächelte. Es war freilich Napoleon; wäre es ein deutſcher Wachtparadenfürſt geweſen, er hätte den Offizier kaſſirt und ihn auf die Feſtung geſchickt. Es iſt doch etwas ſehr Geheimnißvolles in der Furcht; den Heldenmuth begreift man viel leichter. Hunderte von freiſinnigen Bürgern in Frankfurt laſſen ſich dort von der Polizei ſchulbübiſch examiniren und abſtrafen und denken gar nicht daran, daß wenn ſie hunderte wie ihrer ſind ſich Alle in eine Reihe ſtellten, Alle für Einen für Jeden ſprächen und handelten, man ihnen ja gar nicht beikommen könnte, da Frankfurt nicht genug Gefängniſſe hat ſie einzuſperren.

So knurre ich; ich wollte aber ich wäre im

Ernſte ein Hund. Wann ein Hund von ſeinem Herrn geprügelt wird, ſo iſt es doch ein höheres Weſen, das ihn beherrſcht; der Menſch iſt der Gott des Hundes, es iſt ſeine Religion, ihm treu und gehorſam zu ſein. Läßt ſich aber je ein Hund von einem andern Hunde beißen, ohne ſich zu wehren? Oder hat man gar je geſehen, daß tauſend Hunde einem Einzigen gehorchen? Der Menſch aber läßt ſich von einem andern Menſchen prügeln; ja tauſend Menſchen erdulden es von einem Einzigen und wedeln dabei mit den Schwänzen! Und Jarke in Berlin iſt an die Stelle von Genz nach Wien gekommen. Erinnern Sie mich an dieſen Jarke, wenn ich ihn vergeſſen ſollte. Ich habe etwas über ihn zu ſagen. Zwar hat mich Heine gebeten, ich möchte ihm den Jarke überlaſſen; aber ich denke es iſt genug an ihm für uns Beide.

Die andere europäiſche Tyrannei gefällt mir weit beſſer als die deutſche. Ich weiß nicht — es iſt etwas Genialiſches, Großes darin. Es iſt wenigſtens eine hohe Mauer, die Jeder ſieht, der Jeder ausweichen kann, und es müßte Einer ſehr zerſtreut ſein, mit dem Kopfe dagegen zu rennen. Unſere aber — das iſt ein Scheitholz mitten auf dem Wege, in der Nacht und keine Laterne dabei; man fällt darüber und bricht das Bein. So fiel neulich der Ge burtstag des Kaiſers von Rußland ein, oder ſolch' ein anderer heilloſer Tag, und da befahl die Polizei in Warſchau: es müßte Jeder illuminiren und für jedes Fenſter, das dunkel bliebe, müßte man dreißig Gulden Strafe bezahlen. Das iſt deutlich! Eine Dame in Neapel ſchrieb an ihren Sohn nach Marſeille, ſein alter Vater ſäße ſchon einige Monate im Kerker, weil er, der Sohn, liberale Artikel in eine Marſeiller Zeitung ſchriebe! So weit bringt es der Bundestag in ſeinem Leben nicht. Doch wer weiß!

Schreiben Sie mir ja recht oft und viel und freundlich, daß mir gar nichts von meinem Herzen übrig bleibe; denn ich wüßte nicht, wie ich dieſen Winter auch nur den kleinſten Reſt verwenden ſollte. Die Malibran iſt nicht hier und ſie kommt auch nicht. Ich wollte ich wäre zwanzig Jahre jünger, daß ich darüber weinen dürfte. Während der Schneetage von Paris log ſie mir den Sommer vor; wenn ſie ſang, ſah ich blitzen, hörte ich donnern, und wo in meiner Bruſt noch ein altes Körnchen Pulver lag, da kam ihr Feuer hin und verzehrte es! Ihr armer Freund! Jetzt bleibt meine einzige Luſt, die Seifenblaſen der Bundesknaben ſteigen ſehen und nach den Schuldoktrinairs mit Schneeballen werfen.

Achtzigſter Brief.

Paris, Montag, den 12. November 1832.

. . . . Fragen Sie doch allerlei und verſchiedenartige Leute — es müſſen aber natürlich Solche ſein, welchen hierin ein Urtheil zuzutrauen: ob ſie mich für fähig halten, eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution zu ſchreiben? Ich ſelbſt habe es oft überlegt, konnte es aber noch zu keiner entſchiedenen Meinung bringen. Ich weiß nur, daß ich Luſt dazu habe; welches aber gar nicht beweiſt, daß ich auch das Talent dazu habe. Zu den Speiſen, die man am wenigſten vertragen kann, hat man oft den größten Appetit. Ich möchte eher urtheilen, daß ich die Fähigkeit nicht habe, als daß ja. Zu einer Geſchichtſchreibung gehört ein künſtleriſches Talent, und die Leute ſagen, daß mir das durchaus fehle. In einer Geſchichte müſſen die Dinge dargeſtellt werden wie ſie ſind, wie ſie ſich im natürlichen Tageslichte zeigen; nicht aber, wie ſie durch das Prisma des Geiſtes betrachtet, als Farben erſcheinen, noch weniger wie ſie in der Camera obscura des Herzens ſich abſchatten. Glauben Sie nicht auch, daß ich zu viel denke und empfinde! Die gefährlichſte Klippe in einer Geſchichte der franzöſiſchen Revolution iſt: daß dieſe noch nicht geendigt iſt, ihr Ziel noch nicht erreicht hat; daß man alſo je nach der Geſinnung ohne Furcht und Hoffnung von der Sache gar nicht ſprechen kann; und Furcht und Hoffnung drücken ſich oft als Haß und Liebe aus, und das darf nicht ſein. Ein Geſchichtſchreiber muß ſein wie Gott; er muß Alles, Alle lieben, ſogar den Teufel. Ja, er darf gar nicht wiſſen, daß es einen Teufel gibt. Alſo fragen Sie Den und Jenen, und theilen Sie mir genau mit, was Jeder von ihnen ſagt. Es iſt ein Werk langer und ſchwerer Arbeit und ich möchte es ohne Hoffnung daß es gelinge nicht unternehmen. Ich bin jetzt ſchon gerührt, wenn ich daran denke, wie ehrwürdig ich mich ausnehmen werde, wenn ich als großer Gelehrter und Narr unter tauſend Büchern ſitze und ſie eines nach dem andern durchleſe und ausziehe, und wie mir dabei heiß wird und ich ſeufze: ach! wie glücklich war ich in früheren Zeiten, da ich noch leicht wie ein Schneidergeſell, dem man in der Herberge das Felleiſen geſtohlen, durch Feld und Wald zog, und überall ohne Geographie und Führer den Weg und jeden Abend ein Wirthshaus fand. Aber es iſt Zeit, daß ich das Schwärmen einſtelle und mich in eine Arche zurückziehe; denn ich ſehe die Sündfluth kommen. Vierzig Monate wird ſie dauern, und dann, wenn die Gewäſſer abgelaufen ſind und der Regenbogen am Himmel ſteht, werde ich mit einer verſöhnlichen Geſchichte der franzöſiſchen Revolution hervortreten, voller Liebe und Feuchtigkeit — und da alsdann alle Rezenſenten erſoſſen ſein werden, das einzige Rezenſentenpaar ausgenommen, das ich aus Liebe zur Naturgeſchichte in meine Arche gerettet, ſo wird auch mein Werk allgemeinen Beifall finden, wenn es ihn verdient. Auch denke ich daran, wie ich meine baldigen grauen Haare verberge, ſei es unter einem Lorbeerkranze, ſei es unter einer Schellenkappe — gleichviel. Nun gefragt!

Von den bedeutenden Männern, welche in der franzöſiſchen Revolution eine wichtige Rolle geſpielt, lebt noch Mancher, wie Lafayette, Talleyrand, die Lameths. Aus dieſen lebendigen Quellen ſchöpfen zu können iſt ein großer Vortheil. Aber man muß die noch kurze Zeit benutzen, ehe ſie der Tod entführt, oder ſie altersſchwach werden. So lebt Sieyes noch, aber wie ich höre in großer Geiſtesſchwäche. Auch von den Volksmaſſen, welche die Revolution unter freiem Himmel getrieben, leben in **Paris** noch ganze Schaaren. Man ſollte es nicht denken — kürzlich hat die Regierung Allen, welche an der Beſtürmung der Baſtille Theil genommen, eine Penſion bewilligt und es fanden ſich noch fünf- bis ſechshundert von jenen Sappeurs der Monarchie, die noch am Leben ſind und deren Namen der **Moniteur** mittheilte. Auch dieſe zu berathen iſt nützlich, um von den entſcheidenden Gaſſengeſchichten und den ſeitdem ſo ſehr umgeſtalteten Schauplätzen der franzöſiſchen Revolution eine lebhafte Anſchauung zu gewinnen.

Dienſtag, den 13. November.

Ein herrliches deutſches Buch habe ich hier geleſen; ſchicken Sie gleich hin es holen zu laſſen. Briefe eines Narren an eine Närrin. Auch in Hamburg bei Campe erſchienen, der ſeine Freude daran hat, die Briefe aller Narren an alle Närrinnen drucken zu laſſen. Es iſt ſo ſchnell abwechſelnd erhaben und tief, daß Sie vielleicht müde werden es zu leſen, ich bin es ſelbſt geworden und bin doch ein beſſerer Kopfhänger als Sie. Aber es iſt der Anſtrengung werth. Der Narr iſt ein ſchöner und edler Geiſt und ſo unbekümmert um die ſchöne Form, welcher oft die beſten Schriftſteller ihr Beſtes aufopfern, daß dieſe, wie jede Kokette, weil verſchmäht, ſich ihm ſo eifriger zudringt. Der Verfaſſer ſchreibt ſchön ohne es zu wollen. Er iſt ein Republikaner wie alle Narren; denn wenn die Republikaner klug wären, dann bliebe ihnen nicht lange mehr etwas zu wünſchen übrig und ſie gewönnen Zeit ſich zu verlieben und Novellen zu ſchreiben. Nichts kommt ihm lächerlicher vor als das monarchiſche Weſen, nichts ſündlicher gegen Gott und die Natur. Er theilt meinen Abſcheu gegen die vergötterten großen Männer der Geſchichte und meint, die ſchöne Zeit werde kommen, wo es wie keine Hofräthe, ſo auch keine Helden mehr geben wird. Die Klügſten unter den Gegnern des Liberalismus haben dieſem immer vorgeworfen, es ſei ihm gar nicht um dieſe oder jene Regierungsform zu thun, ſondern er wolle gar keine Regierung. Ich trage dieſe Sünde ſchon zwanzig Jahre in meinem Herzen und ſie hat mich noch in keinem Schlafe, in keiner gefährlichen Krankheit beunruhigt. Die Tyrannei der Willkür war mir nie ſo verhaßt, wie die der Geſetze. Der Staat, die Regierung, das Geſetz, ſie müſſen alle ſuchen ſich überflüſſig zu machen, und ein tugendhafter Juſtizrath ſeufzt gewiß ſo oft er ſein Quartal einkaſſirt, und ruft: O Gott, wie lange wird dieſer elende Zuſtand der Dinge noch dauern? Und bei dieſer Betrachtung hat der Verfaſſer eine ſchöne Stelle, die ich wörtlich ausſchreiben will. „Freilich iſt das Firmament ein Staat, und „Gott iſt Monarch, der ſich die Geſetze und die „Bahnen unterordnet; aber die Sterne des Himmels „werden einſt auf die Erde fallen, und Gott wird „ſein ſtrahlendes Scepter und die Sonnenkrone von „ſich werfen, und den Menſchen weinend in die Arme „fallen, und die zitternden Seelen um Vergebung „bitten, daß er ſie ſo lange in ſeinen allmächtigen „Banden gefangen gehalten.“ Küſſen Sie den Unbekannten in der Seele, der über die Wehen, die Geburten und Mißgeburten dieſer Zeit ſo ſchöne

Dinge geſagt. Auch eine betrübte räthſelhafte Erſcheinung unſerer Tage erklärt der Verfaſſer gut. Woher kommt es, daß ſo Viele in Deutſchland, die früher freiſinnig geweſen, es ſpäter nicht geblieben? Spötter werden ſagen: ſie haben ſich der Regierung verkauft; ich aber möchte nie ſo ſchlecht von den Menſchen denken. Ich war immer überzeugt, daß ein Wechſel der Hoffnung gewöhnlich dem Lohne vorausginge, mit dem Regierungen, zur Aufmunterung der Tugend, dieſer Wechſel bezahlten. „Sie könnten „den Nachwachs eines neuen Geſchlechtes nicht ertragen; ſie wollten nicht, daß man munterer, dreiſter dem gemeinſchaftlichen Feinde die Spitze bieten „könne. Es iſt in Frankreich ebenſo gegangen. Die „in der alten franzöſiſchen Kammer einſt die äußerſte „Linke bildeten, die ausgezeichnetſten Glieder der ehemaligen Oppoſition ſind nur darum in die rechte „Mitte des Centrums hinaufgerückt, weil ſie nicht „ertragen mochten, daß eine Weisheit, die ihnen geborgt war, ſich in jugendlichern Gemüthern lebendiger bethätigte. So ſind in Deutſchland die ehemaligen Heerführer des Liberalismus die loyalſten „Organe der Regierung geworden. Früher ſprachen „ſie allein über gewiſſe Wahrheiten, jetzt thun es „ihnen hundert Andere nach.“

An dem Buche habe ich nichts zu tadeln, als ſeinen Titel. Man ſoll ſich nicht toll oder betrunken ſtellen, wenn man die Wahrheit ſagt. Auch nicht einmal im Scherze ſoll man eine ſolche Maske vorhalten, denn es gibt unwiſſende Menſchen genug, welche die Vermummung als einen Beweis anſehen, daß man nicht jeden Tag das Recht habe die Wahrheit zu ſagen, ſondern nur während der Faſtnachtszeit und in der Hanswurſtjacke. Ueberhaupt ſollten wir jetzt keinen Spaß machen, damit die großen Herren erkennen, daß uns gar nicht darum zu thun ſei, witzig zu ſein, ſondern ſie ſelbſt zu witzigen.

Mittwoch, den 14. November.

Ich muß noch einmal auf die Briefe eines Narren zurückkommen; das Wichtigſte hätte ich faſt vergeſſen. Stellen Sie ſich vor, es wird in dem Briefe erzählt: der goldene Hahn auf der frankfurter Brücke ſei abgenommen worden, und unſere Regierung habe es auf Befehl der Götter des toriſchen Olymps thun müſſen, weil der Hahn ein Symbol der Freiheit ſei, der, ob er zwar nicht krähen könnte, ſintemal er von Meſſing iſt, doch als Kräh-Inſtrument in dem Munde eines ſachſenhäuſer Revolutionairs Staats- und diner-gefährlich werden könnte. Es wäre merkwürdig! aber ich glaube es nicht. Vielleicht war es ein Scherz von dem Verfaſſer, oder er hat es ſich aufbinden laſſen. Aber was iſt in Frankfurt unmöglich? Ich bitte, laſſen Sie doch **** auf die Sachſenhäuſer Brücke gehen und nach dem uralten Hahne ſehen. Iſt er noch da, dann werde ich den närriſchen Briefſteller öffentlich als einen Verläumder erklären.

Donnerſtag, den 15. November.

Heute marſchiren die Franzoſen in Belgien ein, angeblich nur um Antwerpen zu erobern, vielleicht aber auch um den König Leopold gegen ſein eigenes Land zu ſchützen, das ſeiner in den nächſten Tagen überdrüſſig werden dürfte. Den Franzoſen gegenüber ziehen ſich die Preußen zuſammen, darauf zu wachen, daß das Volk in ſeiner Luſt nicht übermüthig werde, und ſich nicht mehr Freiheit nähme, als man ihm zugemeſſen. Was iſt dieſes Frankreich geſunken! Wenn noch ein Stäubchen von Napoleon's Aſche übrig iſt, es müßte ſich jetzt entzünden. Gleich ſchwach und verächtlich wie heute, war Frankreich unter den Direktoren; aber die Ohnmacht damals war zu entſchuldigen, ſie war Erſchöpfung nach einem ungeheuren Tagewerke. Die jetzige Regierung aber iſt ſchwach und ſchlaff von vielem Schlafen. Und der Ernſt gegen Holland ſoll nur Komödie ſein, geſpielt, der doktrinairen Regierung Gelegenheit zu geben, mit Kraft zu paradiren, daß ſie ſich befeſtige; denn von den Doktrinärs erwartet die heilige Allianz den Ruin Frankreichs. Es iſt die wohlfeilſte Art Krieg zu führen. Schon um acht Uhr dieſen Morgen erhielt ich ein Billet von einem guten Freunde von Rentier, der mich auf heute zu Tiſche bittet, um ihm den

Triumph des Juſte-Milieus feiern zu helfen. Ich werde eſſen und lachen. Ich fange an einzuſehen, daß die Menſchheit kein Genie hat für die Wiſſenſchaft. Seit einigen tauſend Jahren geht ſie in die Schule und ſie hat noch nichts gelernt. Gott hätte ſie nicht ſollen zum Studiren beſtimmen, ſondern ein ehrliches Handwerk lernen laſſen.

Die arme Berry! Ihr verzeihe ich Alles, denn ſie iſt Mutter und glaubt an ihrem Rechte. Das iſt ihr von der früheſten Kindheit an gelehrt worden wie der Katechismus. Die heilloſen Königs-Pfaffen aber, die Bürgerblut für Waſſer anſehen, womit ſie ihren verkümmerten Thron-Sprößling begießen — dieſe möchte ich Alle in dem Stübchen hinter dem Kamine einſperren, in welchem die Berry ſich verſteckt hatte, und dann wollte ich das Feuer recht ſchüren. Was aber die neue Geſchichte ſchöne Romane ſchreibt! Wer es ihr nachthun könnte! Es that mir noch niemals ſo leid als jetzt, daß ich keine Geſchicklichkeit zu ſo etwas habe. Das Ereigniß mit der Berry, welch ein herrlicher Stoff zu einem Romane! Ihr Verräther der getaufte Jude, welch ein ſchönes Nacht- und Rabenſtück! Man begreift nicht, warum dieſer Judas katholiſch geworden iſt. Als hätte er als Judas nicht auch ein Schurke werden können. Ich glaube es iſt kein gewöhnlicher Böſewicht; ſein Gewiſſen hat eine halbe Million gekoſtet, und er iſt blaß geworden, als er den Verrath vollendete.

Ein Münchner Bierbrauer und der Dr. Lindner werden mit dem Könige Otto nach Griechenland ziehen, um dort baieriſch Bier und ruſſiſche Treue einzuführen. Griechenland ſoll ein Theil des deutſchen Bundes werden, und die griechiſchen Zeitungen müſſen alle in deutſcher Sprache geſchrieben werden, damit ſie der Hofrath Rouſſeau verſtehe, der zum Zenſor in Nauplia ernannt worden iſt. Carove tritt zur griechiſchen Religion über und wird Konſiſtorialrath in Athen. Der Profeſſor Bömel wird Zenſor aller griechiſchen Claſſiker, die ohne Zenſur nicht neu gedruckt werden dürfen. Dieſe Neuigkeiten ſtanden geſtern Abend im Meſſager.

Adieu für heute.

Ein und achtzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 21. November 1832.

Schon geſtern wollte ich zu ſchreiben anfangen; aber da lag mir der Schrecken von vorgeſtern zehn Pfund ſchwer in den Fingern, und ich konnte nicht. Sie wiſſen jetzt, daß man unſern guten König hat umbringen wollen, und daß die beſte aller Republiken in großer Gefahr war. Nie hat ſich die Vorſehung ſo glänzend gezeigt als dieſes Mal. Sie hat nicht allein verhindert, daß der König getroffen werde, welches ihr als Leibwache der Fürſten Pflicht war: ſondern ſie hat auch verhindert, daß Keiner von den Hunderten von Nicht-Königen, die den König eng umſchloſſen und um die ſie ſich nicht zu bekümmern hat, verletzt werde. Sie hat noch mehr gethan. Sie hat, was ihr ein Leichtes geweſen wäre, den Mörder (oder den *Elenden*, wie die Miniſter in allen Blättern ſagen) nicht den Händen der Gerechtigkeit überliefert, ſondern ihn entwiſchen laſſen, damit er ohne Buße ſterbe und jenſeits in ewiger Verdammniß leide. Der Mörder gab ſich alle mögliche Mühe entdeckt zu werden, aber es half ihm nichts. Statt einen andern Tag zu wählen, wo dem Könige, da er weniger bewacht iſt, ſo leicht beizukommen wäre, wählte er gerade einen Tag, wo viele tauſend Soldaten alle Straßen beſetzt hielten, wo unzählige Polizei Agenten unter dem Volke gemiſcht waren, und der König ſelbſt von einem dichten undurchdringlichen Gefolge umpanzert war. Statt ſich auf die freie Straße hinzuſtellen, wo nach der That Hoffnung zur Flucht blieb, ſtellte ſich der Mörder auf die Brücke, wo auf zwei Seiten nicht auszuweichen war und die zwei engen Zugänge augenblicklich geſperrt werden konnten, wie es auch wirklich geſchehen. Die Kugel war nirgends zu finden, und der König war naiv genug, Abends bei Hofe zu erklären, er habe die Kugel nicht ziſchen hören. Sehen Sie, das nennt man *regieren*, und wenn Sie das jetzt nicht begreifen, bleiben Sie dumm Ihr Leben lang. Bei dieſer Gelegenheit aber konnte ich mich ſchämen, daß ich, ein Liberaler, erſt mit anderthalb Jahren begreife, was die Abſolutiſten ſchon längſt verſtanden und erklärt haben: daß nämlich nichts lächerlicher ſei als eine conſtitutionelle Monarchie. Wenn in Petersburg, Wien und Berlin ſolche Polizei-Komödien aufgeführt werden, dort, wo nur Kinder und unerfahrene Menſchen auf der Gallerie ſitzen, die Alles für Ernſt nehmen und, gleich Kotzebue's Land-Edelmann in der Reſidenz, im Stande ſind einen Schauſpieler durchzuprügeln, der als Graf Leiceſter die ſchöne Maria Stuart verrathen — dort hat doch der Spaß einen Zweck, und findet ſich ja einmal ein naſeweiſer Theater-Kritiker, der das Spiel beurtheilt, dreht man ihm den Hals um. Hier aber, wo Oeffentlichkeit, wo Preßfreiheit herrſcht, wo tauſend Menſchen es laut ausſprechen, es ſei ein Polizeiſchuß geweſen — wozu? Darum iſt eine conſtitutionelle Monarchie ein lächerliches Ding, darum bin ich Republikaner geworden, und verzeihe es den Andern, wenn ſie Abſolutiſten ſind. Einer von uns wird den Sieg davon tragen; das Juſte Milieu aber, dieſe Mißgeburt mit zwei Rücken, beſtimmt auf beiden Seiten Prügel zu bekommen — wird ſie bekommen und wird, nachdem ihm aller Saft ausgedrückt worden, wie eine Citronenſchale auf die Gaſſe geworfen werden.

Aber in dieſem Augenblicke erhalte ich Ihren Brief und ich will mich eilen ihn zu beantworten, ehe das Gemetzel in Antwerpen angeht, das vielleicht die Sperrung des Poſtenlaufs nach Deutſchland zur Folge haben kann. Die Holländer in der Citadelle haben zweihundert Mörſer, die Franzoſen in der Stadt vierhundert. Dieſe ſechshundert Mörſer können in Zeit von einer Stunde zwölftauſend Menſchen zerſtoßen. Dann gäbe es zwar zwölftauſend Narren weniger in der Stadt, aber ſie dauern mich doch die armen zerquetſchten Menſchen! Es bleiben ſo viele Narren noch übrig, daß man den kleinen Abgang nicht ſpüren wird. Sich todt ſchießen zu laſſen um einen Taufnamen, daß ein König Wilhelm oder Leopold heiße! Die Erde iſt das Tollhaus der Welt und alle Narren des Firmaments ſind da verſammelt.

Es darf Sie nicht wundern, daß die vier Bände Tugend von Balzac mir keine Langeweile gemacht. Denn erſtens iſt es weibliche Tugend, die mich nicht hindert, ich meine nicht mehr. Dann ſind es gerade nicht immer tugendhafte Perſonen, die auftreten, ſondern im Gegentheil. Nachdem man aber mit den Andern den Blumenweg der Untugend gewandert, ſtellt der Verfaſſer tugendhafte Betrachtungen an, die man ſich gefallen läßt, weil ſie nichts koſten, denn man hat den Profit voraus. Aber ich kann Ihnen den Balzac nicht genug loben. Noch ein anderes Werk liegt auf meinem Tiſche von dem nämlichen Schriftſteller; ich habe es aber noch nicht geleſen: Physiologie du mariage ou méditations de philosophie éclectique sur le bonheur et le malheur conjugal. Publiée par un jeune célibataire. Zwei Theile. Es wird aber noch lange dauern, bis ich mit Ihnen von dem Buche ſprechen kann; denn ich will es nicht blos leſen, ſondern ſtudiren. Und warum ſtudiren? Darüber hängt noch der Schleier des Geheimniſſes; aber man wird erſtaunen zur gehörigen Zeit. Wichtige Dinge ſind im Werke.

Schicken Sie mir doch künftig zur Erleichterung des Briefporto ein Verzeichniß derjenigen Perſonen in Frankfurt, die noch nicht arretirt ſind. Sie treiben es dort in's Große und es fehlt ihnen wenig mehr zu einer Macht des erſten Ranges. Wenn ſie in Frankfurt einen Jarke gebrauchen, ſollten ſie ſich an mich wenden; ich habe hier einen guten Freund, der gar zu gern ein Spitzbube werden möchte; er hat aber bis jetzt noch keine Gelegenheit dazu gefunden. Er beſucht mich um keinen Preis und weicht mir aus ſoviel er kann, aus Furcht für einen ehrlichen Mann gehalten zu werden und dadurch ſeinem Fortkommen zu ſchaden. Nach dem Eſchenheimer Thurm wäſſert mir der Mund, ich möchte gar zu gern darin ſitzen. Welch' ein romantiſches Gefängniß! Auf der einen Seite die Ausſicht nach der Promenade, auf der andern in die Zimmer des Herrn von Nagler. Sein erſter Legations-Sekretair ſtünde den ganzen Tag am Fenſter, meine Seufzer zu dechifriren. Welch' einen ſchönen Roman könnte unſer Frankfurter Walter Scott daraus machen! Iſt es wahr, daß der Senat den Mühlberg will befeſtigen laſſen, angeblich gegen die Franzoſen, eigentlich aber um die rebelliſchen Frankfurter im Zaume zu halten, und daß man alle Staatsverbrecher nach der Brückeninſel deportiren will? Geſtern in der Kammer hat man davon geſprochen.

Hören Sie. Ein Deutſcher hier, der ſich für die Auswanderung nach Amerika intereſſirt und dafür ſchreibt, forderte mich neulich auf, auch dahin zu ziehen. Ich antwortete ihm: das thäte ich wohl gern, wenn ich nicht fürchtete, daß, ſobald unſerer Vierzigtauſend am Ohio wären, und nun der neue Staat organiſirt werden ſollte, von dieſen vierzigtauſend guten deutſchen Seelen neun und dreißig tauſend neun hundert neun und neunzig den Beſchluß faſſen möchten, ſich aus Deutſchland ein geliebtes Fürſtenkind zum Oberhaupte kommen zu laſſen. Es war ein Scherz des Augenblicks, aber nachdem er verſchallt, fiel mir bei, wie viel Ernſt in der Sache ſei. O! wäre ich nur ſicher in meiner Vermuthung — auf der

Stelle ging ich nach Amerika, blos um unſterblich zu werden; denn es wäre ein gewürzhafter Spaß, der mich einbalſamirte, meine Gebeine ein Jahrtauſend gegen Verweſung ſchützte — es wäre ein unſterblicher Spaß.

Donnerſtag, den 22. November.

Die Rede, mit welcher der König die Kammer eröffnet, iſt wieder die alte Vorrede der Tyrannei. Die Regierung erklärt ſich für ſchwach und verlangt Kraftbrühen. Man weiß aus welchen Beſtandtheilen dieſe zuſammengeſetzt werden: förmliches Recht zu jedem beliebigen Unrechte, Unterbrechung der Conſtitution und Belagerungszuſtand, ſo oft man Furcht hat, beſonders Beſchränkung der Preßfreiheit, um der heiligen Allianz eine Bürgſchaft für Frankreichs Ohnmacht zu geben. Vielleicht fällt aber noch heute eine Bombe aus Antwerpen in den Topf. Die Kammer hat geſtern ihre Majorität ausgeſprochen. Sie hat ſich nicht für die linke Seite erklärt, aber auch nicht für die Doktrinairs. Dupin iſt zum Präſident ernannt worden, er wird alſo Miniſter werden. Sein Blatt iſt der Conſtitutionell, daraus können Sie alſo ſein Syſtem kennen lernen. Es iſt aber beſſer, Sie leſen den Balzac. Ich bin ſo kleinlaut und genügſam geworden, daß ich mit Dupin zufrieden genug bin. Da mir eigentlich nur an Deutſchland liegt, ſo hoffe ich, daß Dupin Caſimir Perrier's Krämer-Politik gegen das Ausland nicht fortſetzen wird.

Daß ſich Dr. Bunſen ſteif gemacht, das hat mich ſehr amuſirt. Wenn ſich Alle ſteiften, ginge

Alles beſſer. Aber wenn man einen Deutſchen ins Gefängniß führt, iſt er im Stande und zieht Schuhe an, um recht flink zu gehorchen.

Adieu. Ich gehe auf die Börſe um Neuigkeiten zu erfahren. Das thue ich jetzt oft. Man hat geſtern einen jungen Mann arretirt, der den Schuß nach den König gethan haben ſoll. Er hat dadurch ſich verdächtig gemacht, daß er ſeine großen Backenbärte abſchneiden ließ. Was man vorſichtig ſein muß! Gerade heute wollte mir der Barbier auch meine Backenbärte ſtutzen; aber aus Furcht, die Polizei könnte denken, ich wollte mich unkenntlich machen, ließ ich es nicht geſchehen. Ich warte damit, bis der Mörder eingeſtanden, dann bin ich ſicher.

— Ich danke es den unbekannten Freunden ſehr, daß ſie mir die Polizeihunde angeben, die nach Paris geſchickt werden. Zwar bringt mir ſelbſt die Warnung keinen Nutzen, da ich nichts zu vertrauen habe und auch Keinem trauen würde als dem Teufel ſelbſt, der eigentlich ein ehrlicher Mann, weil er ſich für nichts anders ausgibt als was er iſt. Aber es gibt Andere hier, die etwas zu verſchweigen haben und welche von der ſchwarzen Magie der heiligen Allianz nicht viel wiſſen. Dieſe werde ich warnen. Uebrigens ſo oft ein Liberaler als ein Judas ausgegeben wird, muß man das ohne Unterſuchung nicht annehmen. Es iſt eine von den Künſten der Polizei, um unter den Patrioten Mißtrauen zu erregen und Verbindungen zu verhindern. Ich werde ſehen. Es iſt etwas in den Augen eines Menſchen, was der geübteſte Schurke nicht in ſeiner Gewalt hat. Dieſes Etwas verräth ihn. Adieu!

Zwei und achtzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 25. November 1832.

Abends. Heute Mittag ging das Ungeheuer von Briefträger an meinem Hauſe vorbei und brachte mir nichts. Darüber war ich ſehr verdrießlich, ging früher als gewöhnlich aus und beſuchte die ****. Aber es gelang mir nicht, Sie dort zu vergeſſen. Auch war es thöricht, daß ich es verſucht. Iſt ein Frauenzimmer langweilig, kommen Sie mir zurück; iſt ſie liebenswürdig, noch mehr, es iſt keine Rettung als ich bleibe bei Ihnen. Gegen ſieben kam ich nach Hauſe. Da lag der Brief auf meinem Pulte . . .

Den Gedanken des ****, ſtatt einer förmlichen franzöſiſchen Revolutionsgeſchichte franzöſiſche Revolutions Charaktere zu beſchreiben, habe ich früher ſelbſt ſchon gehabt. Er hat aber auch darin Recht, daß dieſes eben ſo viel Arbeit als eine vollkommene

Geſchichte nöthig machen würde. Robespierre war die höchſte Spitze der Revolution, und da hinauf zu kommen müßte ich auch den ganzen Weg zurücklegen; nur brauchte ich freilich mich nirgends ſo lange aufzuhalten, als wenn ich die ganze Geſchichte beſchriebe. Aber **** hat Unrecht, wenn er meint, ich wäre zu viel Patriot, nicht unbefangen genug. Ich bin es nur zu ſehr, zu ſehr Fataliſt. Ich würde den Adel entſchuldigen, wie es noch Keiner gethan; aber freilich auch Robespierre. Ich übernähme es, Alle rein zu waſchen von ihren Sünden, die Ariſtokraten von ihren Roſtflecken, die Demokraten von ihren Blutflecken — nur nicht die, welche Geld genommen wie Mirabeau. Dieſen Schmutz nimmt keine Liebe weg.

Alſo mit dem Brückenhahn war es gelogen? Da ſehen Sie, da ſehen Sie, ſo ſind die Liberalen! Mit Feuer und Schwert ſollte man das Geſindel ausrotten. Nichts als Lug und Trug und Brand und Mord und Plünderung! So iſt es auch vielleicht nicht wahr, was in einigen franzöſiſchen Zeitungen ſteht: daß die Sachſenhäuſer die Staatsgefangenen zu befreien geſucht und daß darüber ein Aufruhr ſtatt gefunden; warum ſchreiben Sie mir denn gar nichts davon? Sie glauben es nicht, welche lächerliche Lügen über Deutſchland täglich in den hieſigen Blättern ſtehen. So las ich heute in der Tribune: der bekannte Vidocq ſei als Profeſſor der Spitzbüberei nach Heidelberg berufen worden, mit dreitauſend Gulden Gehalt und dem Titel als geheimer Hofrath. So viel iſt gewiß, daß Vidocq von der Pariſer Polizei ſeinen ehrenvollen Abſchied bekommen und daß er weggereiſt, man weiß nicht wohin? Nur geſchwind von etwas Anderem, ſonſt komme ich in die Fronterie hinein — und in die Effronterie.

Von Diderots Briefen an ſeine Freundin (Mademoiſelle Volland hieß ſie) habe ich Ihnen im vorletzten Winter geſchrieben. In dieſen Tagen las ich die Fortſetzung. Da wir — Diderot und ich — ſeitdem zwei Jahre älter geworden, bewunderte ich noch mehr die Jugendlichkeit dieſes Mannes. So viel Punkte, ſo viel Küſſe ſind in ſeinen Briefen. Und die unnachahmliche Kunſt, daß man durch die zehn Jahre, die der Briefwechſel dauert, nie merkt, wie alt ſie denn eigentlich iſt. Anfänglich war ich ein dummer tugendhafter Deutſcher und urtheilte: weil er mit ihr von gewiſſen Dingen auf eine gewiſſe Art ſpricht, muß ſie wohl ihre Jugendzeit hinter ſich haben. Als ich aber den dritten Band las, ſah ich ein, wie ich mich geirrt. Da ſpricht Diderot einmal von und mit ſeiner eignen Tochter, die ſechzehn

Jahre alt iſt. Nein, das Blut kann Einem dabei gefrieren! Ueber Dinge, in welchen ein Frauenzimmer nicht eher Schülerin werden darf, als bis ſie Meiſterin geworden, und worin ſie nur die Erfahrung belehren ſoll, wird Diderot's Tochter von ihrem Vater wiſſenſchaftlich unterrichtet. Und er erzählt ſeiner Freundin umſtändlich und mit väterlichem Entzücken, wie verſtändig ſich ſeine Tochter dabei benommen. Gut — ſagt ſie zuletzt — wir wollen keine Vorurtheile haben; aber der Anſtand, die Uebereinkunft, der Schein iſt zu achten. Dann ſpricht ſie von Geiſt und Materie wie Holbach und die Andern. Der Satan von ſechzehn Jahren erkennt keine Seele an. Sie trägt an dem Tage eine Art Haube, die man damals Caleche nannte. Sie lächelt, ſagt ihrem Vater, wie auf der Straße ſie alle jungen Leute ſchön fänden, und wie ihr das Freude mache. „Ich will lieber Vielen ein wenig gefallen, als Einem viel." Der Vater weint vor Freude. Gott! wenn ich eine ſolche Tochter hätte — es käme auf die Jahreszeit an — Sommers würde ich ſie in das Waſſer, Winters in den Kamin werfen. Doch genug moraliſirt. „Ich bin des trocknen Tones ſatt, muß wieder einmal den Teufel zeigen." Hören Sie. —

Damals kam ein König von Dänemark, blutjung, erſt neunzehn Jahre alt, nach Paris. Les deux rois se sont vus. Ils se sont dit tout plein des choses douces: — vous êtes monté bien jeune sur le Trône! — Sire, vos sujets ont encore été plus hereux que les miens. — Je n'ai point encore eu l'honneur de voir votre famille. — Cela ne se peut pas: vous ne nous restez pas assez de temps, ma famille est si nombreuse; ce sont mes sujets. — Et puis tous les Crocodiles qui étaient là présent se sont mis à pleurer. — Ueber den Brutus! Der König von Dänemark beſuchte Diderot in ſeiner Wohnung im vierten Stocke und blieb zwei Stunden bei ihm. An dem nämlichen Tage traf er ihn Abends bei Holbach. Dieſer wußte nicht, daß Diderot den König ſchon geſehen, und hatte ſeine heimliche Freude daran, daß Diderot glaube er ſpräche mit einem gewöhnlichen Menſchen. Und Diderot lachte heimlich über Holbachs Täuſchung. Und wie liebenswürdig dieſer König ſei (er war den größten Theil ſeines Lebens und ſtarb 1808 wahnſinnig), und was er Schönes während ſeines Aufenthalts in Paris geſprochen — über alle dieſe Erbärmlichkeiten zu ſprechen wird der Philoſoph Diderot nicht müde. So ſind die Liberalen!

Etwas was ich nicht früher bemerkt, iſt mir beim Leſen von Diderot's Briefen plötzlich klar geworden. Es iſt zum Erſtaunen! Voltaire ſtarb elf Jahre, Diderot fünf vor dem Ausbruche der franzöſiſchen Revolution. Andere berühmte Staatsphiloſophen des achtzehnten Jahrhunderts haben noch länger herabgelebt. Und keiner dieſer Schriftſteller (wenigſtens ſo viel ich mich erinnere) hatte auch nur eine Ahnung von dem Herannahen einer ſocialen Umwälzung Frankreichs. Ja man kann nicht einmal ſagen, daß ſie einen deutlichen ſyſtematiſchen Wunſch darnach ausgeſprochen. Sie tadelten zwar viel und ſtark die beſtehende Ordnung der Dinge; aber ihr Eifer war doch mehr gegen die Staatsverwaltung als gegen die Verfaſſung gerichtet. Rouſſeau's Syſtem machte auf praktiſche Wirkung keinen Anſpruch. Voltaire ſchrieb nie auch nur ein einziges Wort gegen den Adel. Nur von Chamfort iſt mir bekannt, daß er aufrühriſche Wünſche und Hoffnungen ausgeſprochen; aber das geſchah ſehr ſpät, nur in vertrauter mündlicher Unterhaltung, und ſeine Gleichgeſinnten ſelbſt haben ihn wie einen tollen Menſchen angehört. Der Haß und der Kampf aller jener revolutionairen Schriftſteller waren nur gegen die Geiſtlichkeit gerichtet. Es ſcheint alſo, daß die geiſtliche Macht, wenn auch nicht die ſtärkſte, doch die vorderſte und höchſte Mauer bildete, welche als Befeſtigung die Tyrannei umzog, und daß man erſt, nachdem dieſe Mauer durchbrochen war, dahinter Adel und Fürſtenthum als Graben und Wall gewahrte, ausfüllte und ſtürmte. Waren ſelbſt damals die Philoſophen ſo blind, darf man ſich über die Verblendung des Adels und der Fürſten gewiß nicht wundern. Wie wurden die franzöſiſchen Schriftſteller des achtzehnten Jahrhunderts von allen Großen geliebkoſt! Freilich ſtellten ſie ſie nicht höher als gute Schauſpieler und ſchöne Operntänzerinnen; aber ſie wären gewiß nicht ſo freundlich gegen ſie geweſen, hätten ſie deren Gefährlichkeit eingeſehen. — Quand la raison vient aux hommes? wollte Diderots Freundin wiſſen. Le lendemain des femmes, et ils attendent toujours ce lendemain — antwortete er.

Drei und achtzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 25. November 1832.

Iſt es wahr, was heute die hieſigen Blätter erzählen, daß die Polizei in Frankfurt ſo unverſchämt geweſen, dort den Frauenverein vor ihr brutales Gericht zu laden, weil er für die vertriebenen und eingekerkerten Patrioten Geldbeiträge geſammelt, und daß der Frauenverein ſich die große Freiheit genommen, die Polizei auszulachen und nicht zu erſcheinen? Es wäre gar zu ſchön, und daß die Männer erſt von ihren Frauen lernen müſſen, wie man den Muth habe ſich dem Uebermuthe entgegen zu ſetzen. Ich ſage nicht, die Deutſchen wären feige, denn ich bin ein warmer Anhänger von Lichtenbergs menſchenfreundlicher Moral. Lichtenberg aber behauptet, es ſei boshaft und lächerlich, eine Tugend, die irgend ein Menſch nur im kleinen Grade beſitzt, Laſter zu nennen. Statt zu ſagen, ein Menſch habe einen kleinen Grad von Thätigkeit, einen kleinen Grad von Verſtand, ſage man er ſei faul, dumm. Ich thue das nicht. Ich lobe die Deutſchen, daß ſie einen kleinen Grad von Muth haben. Nur das tadle ich, daß ſie nicht alle ihren Pfennigsmuth in eine gemeinſchaftliche Kaſſe werfen, wodurch ſich die Nation zu ihrem eignen Erſtaunen eine Million von Heldenthum ſammeln könnte. Es iſt unglaublich, was man durch eine beharrliche und allgemeine Aſſociation ſelbſt der kleinſten Kräfte für eine große Macht bilden kann. Kürzlich wurden den engliſchen Miniſtern, welche für die Reformbill geſtimmt, von einem Theile der Stadt London große goldene Becher als Zeichen des Dankes überreicht. Jeder der Beitragenden hatte nur einen Pfennig gegeben. Aber es waren dreimalhundert tauſend Pfennige. Wenn unter den dreißig Millionen Deutſchen nur ſechs Millionen, Jeder nur eine Minute lang Muth hätte — und ſo lange hat ihn ſelbſt ein Haſe, der von Hunden verfolgt, ſich zuweilen auf die Hinterfüße ſetzt — ſo hätten die ſechs Millionen Helden zuſammengerechnet Muth auf zwölf Jahre, und reichte der auch nicht hin, den Senator Miltenberg und den Herrn von Guaita einzuſchüchtern, ſo würde doch der Bundestag dieſer impoſanten Macht nicht widerſtehen können. Aſſociation — das iſt das ganze Geheimniß. Die tapfern würtemberger Liberalen haben Alle eine Minute Muth, ſie verſtehen aber nicht Stunden und Tage daraus zu machen, wodurch ſie den falſchen aber traurigen Schein gewinnen als wären ſie feige. Neulich hat der König von Würtemberg einigen hochgeachteten Deputirten in Stuttgart auf ihr Allerunterthänigſtes Anſuchen die Allergnädigſte Erlaubniß ertheilt, ſich jede Woche einmal, an einem beſtimmten Tage, in einem Hauſe außerhalb der Stadt zu verſammeln, um die Paragraphe der Verfaſſung juriſtiſch zu erläutern — juriſtiſch nur, bei Leibe nicht politiſch, ſetzte das menſchenfreundliche königliche Reſcript, mit aufgehobenem Finger lächelnd drohend, hinzu. So verfährt eine gute Polizei auch mit dem Schießpulver und allen ſtinkenden Gewerben. Zur Stadt hinaus! Nun, ich nehme die Allergnädigſte königliche Erlaubniß nicht übel, im Gegentheil, ich finde ſie ſehr erhaben. Aber, daß die Deputirten um ſolche Bewilligung allerunterthänigſt nachgeſucht, das empört mich. Ich mag mich gegen den guten Staberl, der mir ſo viele frohe Stunden gemacht, nicht undankbar bezeigen; ſonſt würde ich das deutſche Volk mit ihm vergleichen. Ich ſah einmal Staberl als Ehemann. An einem rauhen Wintermorgen ſaß ſeine Frau vor dem Ofen und trank Chocolade. Da kam Staberl mit einem großen Korbe, der mit Gemüſen, Eiern, Hühnern angefüllt war, vom Markte zurück. Die Frau lobte oder ſchmähte den Gimpel, je nachdem ſie mit ſeinen Einkäufen zufrieden oder unzufrieden war. „Wo „ſind denn die Krebſe?“ fragte die Frau. „Ach „erwiderte Staberl — ſie ſind aus dem Korbe geſprungen, ich ihnen nach; da ſie aber rückwärts „gingen, konnte ich ſie nicht einholen.“ Darauf gibt ihm die Frau eine Ohrfeige. Aber Staberl ärgert ſich nicht, ſondern bittet ſeine Frau unterthänigſt freundlich um einen Kreutzer, ſich damit einen Bretzel zu kaufen .... Iſt das deutſche Volk nicht ein ächter Staberl? Seine Regierung, wie jede, iſt ſeine Frau, beſtimmt ſeine Wirthſchaft und Haushaltung zu führen. Statt deſſen aber geht das Volk, der Mann, auf den Markt, während die Frau Regierung ſich gütlich thut, und das Gimpelvolk bettelt bei ſeiner Regierung um einen Kreuzer, und iſt glücklich, wenn es ihn erhält! ... Und die Krebſe? Nun, das ſind die conſtitutionellen Fürſten, und die Staberl von Liberalen entſchuldigen ſich, daß ſie ſie nicht hätten einholen können, weil ſie rückwärts gelaufen. Ohrfeigen den Gimpeln!

— Victor Hugo hat vor einigen Tagen ein neues Drama: Le roi s'amuse auf das Theatre

Français gebracht. Hinein zu kommen war mir nicht möglich an dieſem Tage: denn alle brauchbare Plätze waren lange vorher beſtellt. Das Stück wurde faſt ausgepfiffen und nur mit der größten Anſtrengung vermochten die Freunde des Dichters es von gänzlichem Sturze zu retten. Ich habe geſtern einen flüchtigen Blick in die Zeitungskritiken geworfen. Alle Blätter und von den verſchiedenſten Farben verdammen das Drama. Doch ich traue nicht recht. Sie ſagen, Hugo habe Scherz und Ernſt, Poſſen und erhabene Reden unter einander gemiſcht. Nicht Ariſtoteles', nicht Racines Lehren habe er gekränkt — über ſolche Pedanterie ſei man längſt hinaus. Nein, die Natur ſelbſt habe er beleidigt. Es muß etwas Ungeheures ſein, was Hugo begangen; er muß eine entſetzliche Schuld auf ſich geladen haben — ſeit Müllner iſt Hugo ein Name ſchlimmer Vorbedeutung. Wir werden ſehen; in einigen Tagen wird das Stück gedruckt erſcheinen. Dazu kommt noch, daß — auf allerhöchſte Veranlaſſung, wie wir in Deutſchland ſagen würden, die fernere Aufführung des Dramas von dem Miniſter verboten worden iſt. Um Ariſtoteles und die Natur bekümmert ſich kein Miniſter, das Verbot muß alſo einen andern Grund haben. Adieu.

Vier und achtzigſter Brief.

Paris, Montag, den 26. November 1832.

. . . . . Dabei fiel mir ein, wie nöthig und nützlich es wäre, einmal mit Ernſt und Würde, doch in einer faßlichen, Kindern und Weibern und kindiſch weibiſchen Männern verſtändlichen Sprache die Gräuel und Verrücktheiten der monarchiſchen Regierungen zu beſprechen. Es iſt unglaublich, mit welcher Unverſchämtheit die Fürſten und deren Götzendiener die Fieberphantaſien und Krämpfe der franzöſiſchen Revolution zu vorbedachten Verbrechen ſtempeln und dieſe Verbrechen als Nothwendigkeit, als angeborene Natur jeder Republik darſtellen! Es iſt unglaublich, mit welcher blöden Geiſtesträgheit ſo viele Menſchen dieſe dummen Lügen annehmen; denn ſie brauchten nur die Hand nach ihrem Bücherſchranke auszuſtrecken, ſie brauchten nur eine Stunde lang die Weltgeſchichte zu durchblättern, um mit

Schamröthe zu erfahren, wie grob man ſie getäuſcht. Drei Jahre haben die Gräuel der franzöſiſchen Revolution gedauert, dieſe rechnet man; aber daß die ſchweizeriſche Republik jetzt ſchon fünfhundert Jahre ſchuldlos lebt, daß die amerikaniſche Republik keinen Tropfen Bürgerblut gekoſtet, daß Rom ein halbes Jahrtauſend, daß Athen, Sparta, die italieniſchen Republiken des Mittelalters, die vielen freien Städte Deutſchlands ein vielhundertjähriges Leben glücklich und ruhmvoll vollendet, das rechnet man nicht! Seitdem der letzte Römer fiel, von Auguſtus bis Don Miguel, durch neunzehn Jahrhunderte, haben tauſend Königsgeſchlechter die Welt gemartert, durchmordet, vergiftet — das rechnet man nicht! Und die Gewaltthätigkeiten der franzöſiſchen Revolution haben nur das ſinnliche Glück Derer zerſtört, welche jene betroffen; aber die Gewaltthätigkeiten der Monarchien haben die Sittlichkeit der Bürger verdorben, haben Treue, Recht, Wahrheit, Glaube und Liebe rund umher ausgerottet und haben uns nicht bloß unglücklich gemacht, ſondern uns auch ſo umgeſchaffen, daß wir unſer Unglück verdienten. Am Grabe der Schlachtopfer der Revolution darf man doch weinen; die Schlachtopfer der Fürſten verdienen keine Thränen. Darum habe ich mir vorgenommen: es ſoll mein nächſtes Werk ſein, die Unſchuld der Republiken zu vertheidigen und die Verbrechen der Monarchien anzuklagen. Zwanzig Jahrhunderte werde ich als Zeugen um mich herumſtellen, vier Welttheile werde ich als Beweisſtücke auf den Tiſch legen, fünfzig Millionen Leichen, denke ich, werden den Thatbeſtand des Verbrechens hinlänglich feſtſtellen, und dann wollen wir doch ſehen, was die Advokaten der Fürſten, die wortreichen Jarke's darauf zu antworten finden.

Dieſer Jarke iſt ein merkwürdiger Menſch. Man hat ihn von Berlin nach Wien berufen, wo er die halbe Beſoldung von Genz bekommt. Aber er verdiente nicht deren hundertſten Theil, oder er verdiente eine hundertmal größere — es kommt nur darauf an, was man dem Genz bezahlen wollte, das Gute oder Schlechte an ihm. Dieſen katholiſch und toll gewordenen Jarke liebe ich ungemein, denn er dient mir, wie gewiß auch vielen Andern, zum nützlichen Spiele und zum angenehmen Zeitvertreibe. Er gibt ſeit einem Jahre ein politiſches Wochenblatt heraus. Das iſt eine unterhaltende Camera obſcura; darin gehen alle Neigungen und Abneigungen, Wünſche und Verwünſchungen, Hoffnungen und Befürchtungen, Freuden und Leiden, Aengſte und Tollkühnheiten und alle Zwecke und Mittelchen der Monarchiſten und Ariſtokraten mit ihren Schatten hinter einander vorüber. Der gefällige Jarke! Er verräth Alles, er warnt Alle. Die verborgenſten Geheimniſſe der großen Welt ſchreibt er auf die Wand meines kleinen Zimmers. Ich erfahre von ihm, und erzähle jetzt Ihnen, was ſie mit uns vorhaben. Sie wollen nicht allein die Früchte und Blüthen und Blätter und Zweige und Stämme der Revolution zerſtören, ſondern auch ihre Wurzeln, ihre tiefſten, ausgebreitetſten, feſteſten Wurzeln, und bliebe die halbe Erde daran hängen. Der Hofgärtner Jarke geht mit Meſſer und Schaufel und Beil umher, von einem Felde, von einem Lande in das andere, von einem Volke zum andern. Nachdem er alle Revolutionswurzeln ausgerottet und verbrannt, nachdem er die Gegenwart zerſtört hat, geht er zur Vergangenheit zurück. Nachdem er der Revolution den Kopf abgeſchlagen und die unglückliche Delinquentin ausgelitten hat, verbietet er ihrer längſt verſtorbenen, längſt verweſten Großmutter das Heirathen; er macht die Vergangenheit zur Tochter der Gegenwart. Iſt das nicht toll? Dieſen Sommer eiferte er gegen das Feſt von Hambach. Das unſchuldige Feſt! Der gute Hammel! Der Wolf von Bundestag, der oben am Fluſſe ſoff, warf dem Schafe von deutſchem Volke, das weiter unten trank, vor: es trübe ihm das Waſſer, und er müſſe es auffreſſen. Herr Jarke iſt Zeuge des Wolfes. Dann rottet er die Revolution in Baden, Rheinbaiern, Heſſen, Sachſen aus; dann die engliſche Reformbill; dann die polniſche, die belgiſche, die franzöſiſche Juli Revolution. Dann vertheidigt er die göttlichen Rechte des Don Miguel. So geht er immer weiter zurück. Vor vier Wochen zerſtörte er Lafayette, nicht den Lafayette der Juli Revolution, ſondern den Lafayette vor fünfzig Jahren, der für die amerikaniſche und die erſte franzöſiſche Revolution gekämpft. Jarke auf den Stiefeln Lafayette's herumkriechen! Es war mir, als ſähe ich einen Hund an dem Fuße der größten Pyramide ſcharren, mit dem Gedanken ſie umzuwerfen! Immer zurück! Vor vierzehn Tagen ſetzte er ſeine Schaufel an die hundert und fünfzigjährige engliſche Revolution, die von 1688. Bald kommt die Reihe an den älteren Brutus, der die Tarquinier verjagt, und ſo wird Herr Jarke endlich zum lieben Gott ſelbſt kommen, der die Unvorſichtigkeit begangen, Adam und Eva zu erſchaffen, ehe er noch für einen König geſorgt hatte, wodurch ſich die Menſchheit in den Kopf geſetzt, ſie könne auch ohne Fürſten beſtehen. Herr Jarke ſolle aber nicht vergeſſen, daß ſobald er mit Gott fertig geworden, man ihn in Wien nicht mehr braucht. Und dann Adieu Hofrath, Adieu Beſoldung. Er wird wohl den Verſtand haben, dieſe eine Wurzel des Hambacher Feſtes ſtehen zu laſſen.

Das iſt der nämliche Jarke, von dem ich in einem früheren Briefe Ihnen etwas mitzutheilen versprochen, was er über mich geäußert. Nicht über mich allein, es betraf auch wohl Andere; aber an mich gedachte er gewiß am meiſten dabei. Im letzten Sommer ſchrieb er im politiſchen Wochenblatte einen Aufſatz: Deutſchland und die Revolution. Darin kommt folgende Stelle vor. Ob die artige Bosheit oder die großartige Dummheit mehr zu bewundern ſei, iſt ſchwer zu entſcheiden.

„Uebrigens iſt es vollkommen richtig, daß jene
„Grundſätze, wie wir ſie oben geſchildert, niemals
„ſchaffend in's wirkliche Leben treten, daß Deutſch-
„land niemals in eine Republik nach dem Zuſchnitte
„der heutigen Volksverführer umgewandelt, daß jene
„Freiheit und Gleichheit ſelbſt durch die Gewalt des
„Schreckens niemals durchgeſetzt werden könne; ja
„es iſt zweifelhaft, ob die frechſten Führer
„der ſchlechten Richtung nicht ſelbſt blos
„ein grauſenhaftes Spiel mit Deutſchlands
„höchſten Gütern ſpielen, ob ſie nicht ſelbſt
„am beſten wiſſen, daß dieſer Weg ohne
„Rettung zum Verderben führt und blos
„deshalb mit kluger Berechnung das Werk

„der Verführung treiben, um in einem „großen welthiſtoriſchen Akte Rache zu „nehmen für den Druck und die Schmach, „den das Volk, dem ſie ihrem Urſprung „nach angehören, Jahrhunderte lang von „dem unſrigen erduldet.“

O Herr Jarke, das iſt zu arg! Und als Sie dieſes ſchrieben, waren Sie noch nicht öſterreichiſcher Rath, ſondern nichts weiter als das preußiſche Gegentheil — wie werden Sie nicht erſt raſen, wenn Sie in der Wiener Staatskanzlei ſitzen? Daß Sie uns die Ruchloſigkeit vorwerfen, wir wollen das deutſche Volk unglücklich machen, weil es uns ſelbſt unglücklich gemacht — das verzeihen wir dem Criminaliſten und ſeiner ſchönen Imputations Theorie. Daß Sie uns die Klugheit zutrauen, unter dem Scheine der Liebe unſere Feinde zu verderben — dafür müſſen wir uns bei dem Jeſuiten bedanken, der uns dadurch zu loben glaubte. Aber daß Sie uns für ſo dumm halten, wir würden eine Taube in der Hand für eine Lerche auf dem Dache fliegen laſſen — dafür müſſen Sie uns Rede ſtehen, Herr Jarke. Wie! Wenn wir das deutſche Volk haßten, würden wir mit aller unſerer Kraft dafür ſtreiten, es von der ſchmachvollſten Erniedrigung, in der es verſunken, es von der bleiernen Tyrannei, die auf ihm laſtet, es von dem Uebermuthe ſeiner Ariſtokraten, dem Hochmuthe ſeiner Fürſten, von dem Spotte aller Hofnarren, den Verläumdungen aller gedungenen Schriftſteller befreien zu helfen, um es den kleinen, bald vorübergehenden und ſo ehrenvollen Gefahren der Freiheit Preis zu geben? Haßten wir die Deutſchen, dann ſchrieben wir wie Sie, Herr Jarke. Aber bezahlen ließen wir uns nicht dafür; denn auch noch die ſündevolle Rache hat etwas, das entheiligt werden kann.

Dienſtag, den 27. November

Meiner Wohnung gegenüber iſt eine gute und große Leihbibliothek, und weil ich es ſo bequem habe, leſe ich viel und verſchlinge Alles durcheinander wie ein heißhungriger Gymnaſiaſt. Zu zwei Taſſen Thee verzehrte ich geſtern den erſten Band eines neuen Romans: Indiana, par G. Sand. Er iſt aber nicht von dem dummen Sand, der nur den Kotzebue umgebracht; der Verfaſſer iſt weder ein Deutſcher noch ein Franzoſe, ſondern eine Franzöſin, die dieſen Namen angenommen. Ich habe mich nach der Verfaſſerin erkundigt und erfuhr, ſie ſei eine junge, ſchöne, geiſtreiche und liebenswürdige verheirathete Dame, die aber von ihrem Manne ſich getrennt habe, um ungeſtört mit ihrem Liebhaber Apollo zu leben. Nun äußerte ich irgendwo, ich möchte die Verfaſſerin des Romans kennen lernen. Darauf bemerkte mir eine Dame: das würde für mich ſchwer zu erreichen ſein. Denn um von jenem Frauenzimmer empfangen zu werden, müſſe man jung, ſchön und liebenswürdig ſein. „Mais comme vous n'êtes qu'aimable" . . . . . Es iſt doch ein jämmerlicher Cours, mit dem Leben 66 Prozent unter Pari zu ſtehen! Es wäre tauſendmal klüger, gar Bankerott zu machen, und ſich eine Kugel durch den Kopf zu jagen.

Mittwoch, den 28. November.

In Frankfurt haben ſie ja den Wilhelm Tell verboten! Sie verbieten auch noch die Baſeler Lebkuchen wegen der Unruhen im Lande. Es iſt merkwürdig, was die deutſchen Regierungen für ein Talent beſitzen, in die ſchrecklichſten Geſchichten Lächerliches zu bringen. Wenn ich höre, was ſie thun und ſprechen, weine ich mit dem rechten Auge und lache mit dem linken. Der König von Baiern läßt ſich von allen Städten, Dörfern und Flecken ſeines Reiches Deputationen ſchicken, die ihm, ſeinem Sohn, den Baiern, am meiſten aber Griechenland ſelbſt Glück wünſchen, daß ein baieriſches Kind den griechiſchen Thron beſteigt. Was mich am meiſten kränkt, iſt, daß auch die Bürger von Feuchtwangen ſtolz auf Griechenland ſind; daß ich aber als Kind eine Zeit lang unter ihnen gelebt — darauf ſind ſie nicht ſtolz, die dummen Philiſter. O welche Zeiten! Jetzt muß man die bürgerlichen Reden und die königlichen Antworten hören. Hellas, Dinkelsbühl und deutſche Gauen! Denn um keinen Preis der Welt würde König Otto Griechenland anders nennen als Hellas, und die deutſchen Schmachfelder anders als deutſche Gauen. Und wie König Otto dem Bürgermeiſter von Nürnberg ſagte: er möge nicht daran vergeſſen, daß einſt Nürnberg für die deutſchen Gauen war, was Hellas für die Welt geweſen, und weil einſt Hellas die Welt mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgt, müſſe auch Nürnberg die deutſchen Gauen mit Künſten und Wiſſenſchaften verſorgen, und Hellas und Nürnberg die wären wie zwei Brüder!

— Mit den Briefen eines Narren haben Sie Recht, was die Form betrifft. Sie iſt affectirt und man merkt gleich, daß die Briefe nicht wirklich geſchrieben ſind. Uebrigens ſind ſie gut und ſchön und man muß ſolche Geſinnungen aufmuntern. Die Xenien und das Göthe-Büchlein und die Didaſkalia ſchicken Sie mir doch, wenn ſich eine Gelegenheit findet.

— Das neue Drama von Victor Hugo, deſſen fernere Aufführung unterſagt worden iſt, wurde aus keinem politiſchen Grunde verboten, ſondern wegen ſeiner Unmoralität. Alle Miniſter, welche die Cholera nicht gehabt haben, werden jetzt moraliſch. Das iſt eine merkwürdige Influenz! In einem der Zeitungsartikel, die aus dem Berliner Kabinette eingeſchickt worden, beklagte man ſich neulich über Talleyrand, daß er die Preußen bei der Londoner Conferenz betrogen habe und er wäre ſo zu ſagen ein Spitzbube. Talleyrand ein Spitzbube! Was die Unſchuld leiden muß! Und die ehrlichen Preußen jammern, daß ſie der Spitzbube überliſtet habe. Die verächtliche Schwäche der franzöſiſchen Regierung hat es dahin kommen laſſen, daß die noch verächtlichere preußiſche wieder eine Rolle ſpielt. Schon iſt ſie ganz von Sinnen aus Hochmuth, ſie ſteht wieder im Mai 1806 und hat nur noch ein halbes Jahr bis zu Oktober. Damals wurde an Preußen der Verrath Deutſchlands, diesmal wird der Verrath Polens beſtraft.

Fünf und achtzigſter Brief.

Paris, Dienſtag, den 4. December 1832.

O theure Freundin! was iſt der Menſch? Ich weiß es nicht. Wenn Sie es wiſſen, ſagen Sie es mir. Vielleicht ein Hund, der ſeinen Herrn verloren. Das Leben iſt ein A b c Buch. Ein Bischen Goldſchaum auf dem Einbande iſt all unſer Glück, unſere Weisheit nichts als be, be, bi, und ſobald wir buchſtabiren gelernt, müſſen wir ſterben und die Unwiſſenheit fängt von Neuem an. Wer ahnet meinen Schmerz? Wer ſieht den Wurm, der an meinem Herzen nagt? O! man kann eſſen und lachen und Zahnſchmerzen haben und doch unglücklich ſein! Wenn ich auf die Straße hinunterſehe, und ſehe die Tauſende von Menſchen vorüber gehen, und Keiner weicht meinem Fenſter aus, und Keiner fürchtet zerſchmettert zu werden — — — ſollte nicht jeder Menſch, wie ein Dachdecker, ein Warnungszeichen vor ſeine Wohnung hängen? Iſt man denn nur eine einzige Stunde ſeines Glückes ſicher? Iſt Einer ſicher, daß er ſich nicht in der nächſten Stunde zum Fenſter hinausſtürzt, und dabei einen Vorübergehenden todt ſchlägt? Aber morgen, übermorgen entſcheidet ſich mein Schickſal und ich bin jetzt ruhiger. Hören Sie meine jammervolle Geſchichte. —

— — — —

— Ich habe Sonntag im Theatre Français Hamlet geſehen — einen Hamlet. So etwas kann mich recht traurig machen. Was iſt Schönheit, was Hoheit, ja was jede Tugend? Sie ſind nicht mehr als was ſie erſcheinen, nichts Anderes als wofür ſie Jeder hält. Wenn aber dieſer Jeder ein Volk iſt, ein ganzes Land, ein Jahrhundert? Dann iſt der Schein Alles und die Wirklichkeit Nichts für Alle. Können nicht große Menſchen, ja Völker und Jahrhunderte gelebt haben, die wir gar nicht erkannt, oder falſch, oder nicht genug? Vielleicht wird der wahre Chriſt erſt einem kommenden Geſchlechte geboren. Das iſt die Traurigkeit. Was iſt Shakeſpeare den Deutſchen und was den Franzoſen? Dücis hat dieſen Hamlet vor ſiebzig Jahren zurecht gemacht. Aber Ducis iſt kein einzelner Menſch, er iſt ein Volk, er iſt Frankreich und das Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts, wo die Philoſophie der Kunſt und jede Wiſſenſchaft in der ſchönſten Blüthe ſtand. Es reicht nicht aus zu ſagen, Dücis habe den Shakeſpeare franzöſirt — nein. Er hat britiſche Formen, welche mit franzöſiſchen Sitten im Widerſpruche ſtanden, geändert; ſonſt aber hat er den Shakeſpeare ganz wiedergegeben, wie er ihn gefunden. Aber ſeine Augen? Hat er denn nicht mehr geleſen? Nein, was ſind Augen? die Diener des Geiſtes; ſie ſehen nicht mehr und nicht anderes, als was ihnen ihr Herr zu ſehen befiehlt.

Dücis' Hamlet ſieht auch den Geiſt ſeines Vaters; aber nur er allein, der Zuſchauer nicht. Daß man mit rothen Backen und einem guten Magen Geiſter ſehen könne, davon hat ein Franzoſe keine Vorſtellung. Alſo iſt Hamlet verrückt und weil der Wahnſinn eine körperliche Krankheit immer zur Urſache oder Folge hat, iſt Hamlet auch krank. Das iſt nun ſchauderhaft zu ſehen. Hamlet trägt einen ſchwarzen Ueberrock, iſt leichenblaß, hat ein wahres Choleragesicht, ſchreit wie beſeſſen und fällt alle fünf Minuten in Ohnmacht. Wie nur der Lehnſtuhl nicht brach unter den vielen Ohnmachten, denn Hamlet fiel immer mit ſeinem ganzen Gewichte hinein? Sein Freund und Vertrauter ſucht ihm ſeine Einbildung auszureden. Er erklärt ihm ſehr vernünftig und pſychologiſch, woher es komme, daß er glaube den

Geiſt ſeines Vaters zu ſehen. Kürzlich wäre ein König von England geſtorben, und, dem Gerüchte nach, am Gifte, das ihm ſeine Gemahlin gereicht. Ihn, Hamlet, habe dieſe Erzählung ſehr erſchüttert, er denke von Morgens bis Abends daran, und womit ſich der Menſch bei Tage beſchäftige, das komme ihm im Traume vor. Der Schauſpieler Ligier, Talmas Nachfolger — im Amte, aber nicht im Gehalte — hat den Hamlet auf franzöſiſche Art gut genug geſpielt. Aber mir ward ganz übel dabei; es war eine Lazareth- und Tollhausſcene, die zwei Stunden gedauert. Als ich nach dem Schauſpiel im Foyer Voltaire's Büſte betrachtete, da ward mir Ducis' Hamlet erſt recht klar. Ein Geſicht wie Scheidewaſſer, der wahre Anti-Hamlet. Man ſollte einen Tempel für unglücklich Liebende bauen und Voltaire's Bild als den Gott hineinſtellen. Auch ein Werther käme geheilt heraus. Darum liebe ich ihn ſo ſehr, weil ich ihn haſſen müßte, wenn ich ihn nicht liebte, und er hat mir doch ſo wohl gethan. An einigen der wenigen unglücklichen Tage meines Lebens warf er einen Strahl ſeines Geiſtes in mein dunkles Herz, ich fand den Weg wieder und war gerettet. Unglück iſt Dunkelheit; wem man die Geſtalt ſeiner Schmerzen zeigt, dem zeigt man deren Grenzen.

Daher begreife ich auch wie es ſo Viele giebt, die Voltaire tödtlich haſſen. Wie den Schmerz zerſtört er auch die Freude; denn Glück iſt auch Dunkelheit.

— Die Börſe iſt heute ſelig wie eine Braut. Die Renten ſind um einen Franken geſtiegen, weil der König der Deputation der Kammer geſagt hat, der Friede gedeihe herrlich und unſere Kinder würden bald von Antwerpen zurückkommen. Unſere Kinder! Wie man nur ſo etwas ſagen und anhören kann ohne zu lachen, begreife ich nicht. Was die Regierung Furcht hat vor ihrem eignen Muthe, was ſie zittert ſie möchte Ruhm erwerben, das glaubt Keiner. Gott weiß auf welche Juſte milieu Art ſie Antwerpen belagern mögen! Wahrſcheinlich ſind die Bomben, mit welchen ſie ſchießen, nur halb gefüllt. Aber wie undankbar zeigt ſich die Regierung und die Börſe gegen mich! ſie denken gar nicht daran, daß wenn ſie den Frieden behalten, ſie es mir zu verdanken haben — ganz im Ernſte, mir. Wir, wir Hambacher verhindern den Krieg. Die heilige Allianz fürchtet uns, ſie zittert vor uns. Zwar ſind viele Hambacher eingeſteckt, aber viele ſind noch frei. So lange ich frei umhergehe, wird es Preußen gewiß nicht wagen, Frankreich den Krieg zu erklären. Eigentlich ſollten die Renten ſteigen, ſo oft ich auf der Börſe erſcheine. Aber die franzöſiſche Regierung verſteht nichts von der deutſchen Politik, ſie iſt noch zu vernünftig dazu; es kann noch kommen. Nun gute Nacht. Victor Hugo's Drama le roi s'amuse habe ich heute bekommen. Vor dem Schlafengehen leſe ich noch eine Stunde darin.

Mittwoch, den 5. December.

Was ich dieſe ganze Zeit über unter Freunden im Scherze vorher geſagt: die Polizei würde endlich für den fünften Akt der Königsmord-Komödie Einen herbeiſchaffen, der freiwillig bekennt: er habe den Piſtolenſchuß gethan, das iſt jetzt wirklich eingetroffen. Ein junger Mann aus Verſailles iſt geſtern zum Polizei-Präfekten gekommen und hat erklärt, er ſei der Mörder und alle die als verdächtig Eingekerkerten wären unſchuldig. In einem zweiten Verhör nahm er ſein Bekenntniß zurück und erklärte weinend, er ſei unglücklich, des Lebens überdrüſſig, und habe dieſe ſchöne Gelegenheit, guillotinirt zu werden, benutzen wollen. So wird die Geſchichte geſtern Abend in den miniſteriellen Blättern erzählt. Nun bin ich begierig, ob der König von Baiern, um eine Macht des erſten Ranges zu werden, nicht auch eine ſolche Mord-Komödie aufführen und bei irgend einer feierlichen Gelegenheit auf ſich ſchießen laſſen wird. Es geht fürchterlich in dieſem Lande her! Dem Könige iſt Hellas in den Kopf geſtiegen und er ſieht alle Liberalen für antike Statuen, und die Gefängniſſe ſeines Landes für Muſeen an, in welchen er ſie aufſtellt. Ja es iſt freilich wahr: dieſem geiſt- und körperſchwachen Könige iſt Hellas in den Kopf geſtiegen. Um den Preis dieſer Krone hat er die Ehre, das Glück, die Freiheit ſeines Volkes und ſeine eigene Unabhängigkeit verkauft. Um dieſen ſchnöden Tagelohn (denn nach Tagen, nicht nach Jahren wird man die Regierung Otto's zählen) iſt er ein Helfershelfer der heiligen Allianz, ein Knutenmeiſter Rußlands, ein Polizei-Scherge Oeſterreichs geworden.

Sechs und achtzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 8. December 1832.

In der heutigen Zeitung ſteht, in Heidelberg wäre ein Aufruhr geweſen mit Blut und Fenſterſcheiben; aber die deutſchen Blätter dürften nicht davon ſprechen. Was iſt Wahres an der Sache?

Alle hieſigen Blätter ſprechen von der Verſteigerung der Frankfurter Mittwochsgeſellſchaft, von den fünfzehn Gulden, von den ledernen Hoſen und dem Senate. Es iſt Schade, daß die Zeitungen, wegen Antwerpen und den Kammerſitzungen, ſo wenig Platz haben, ſonſt wären die Hoſen länger geworden. Es iſt ein herrlicher Spaß, aber der Ernſt in der Sache iſt noch ſchöner. Nur iſt es betrübt, daß man über den Spaß den Ernſt vergeſſen wird. Ich habe es immer geſagt: wenn zweihundert Bürger zuſammenhalten in gerechten Dingen, ſind ſie unbeſiegbar. Aber zuſammenhalten auf die rechte Art.

Nicht wie ein langer Faden — er ſei noch ſo lang, das macht ihn nicht ſtärker, ein Kind zerreiſt ihn — ſondern wie ein Knäuel. Und nicht zuſammengehalten in ſeltenen und großen Dingen — zu ſeltenen und großen Dingen finden ſich ſeltene und große Menſchen, die das allein vollbringen — ſondern in kleinen Dingen, die alltäglich wiederkehren. Um zu lernen wie man die Freiheit erwerbe und behaupte, beobachte man, wie die Tyrannei ihre Macht erlangt und erhält. Wodurch? Man glaubt gewöhnlich durch die bewaffnete Macht, durch phyſiſche Gewalt; es iſt aber Täuſchung. Wo noch ſo deſpotiſch, wird durch eine ſittliche Gewalt regiert. Wodurch wird eine bewaffnete Macht zuſammngebracht, zuſammengehalten? Durch moraliſche Einflüſſe, Furcht, Eigennutz, Ehre, Gemeingeiſt. Alle dieſe Hülfsmittel der Tyrannei ſtehen der Freiheit auch zu Gebote. Und wie ſelten wird die bewaffnete Macht gebraucht, und wo es geſchieht, da iſt es ſchon ein Kampf auf Leben und Tod zwiſchen der Tyrannei und der Freiheit. Eine Patrouille, womit man eine große Verſammlung Bürger auseinander treibt, iſt keine phyſiſche, ſondern eine moraliſche Gewalt, denn ſie iſt nur ein Symbol der Macht. Die Polizei, in ihr iſt die Macht der Tyrannei. Sie iſt die Krämerei des Deſpotismus, die ihn ſtündlich, aber den ganzen Tag und alle Tage lothweiſe ausgiebt und die Freiheit pfennigweiſe einnimmt. Dieſer Krämerei des Deſpotismus muß man eine Krämerei der Freiheit entgegen ſetzen. Man kann in Frankfurt alle Tage Hambacher Feſte feiern, ohne daß es die Polizei verhindern oder beſtrafen kann. Wie dort zwanzig Tauſende auf einem Berge ſich verſammeln, mögen ſich hier fünfhundert freiſinnige Bürger täglich in den verſchiedenen Gaſthöfen zerſtreuen. Statt wie dort lange Reden, mögen hier kurze Sätze für die Freiheit geſprochen werden. Sie ſollen nur unbekümmert ſein, das Wort im Schwanen findet ſich mit dem Worte im engliſchen Hofe zuſammen — es gibt einen Gott, der das redigirt. Man muß die Polizei müde machen, man muß blinde Kuh mit ihr ſpielen; es iſt nichts leichteres als das. Beſonders bei der Frankfurter; der fehlt zur blinden Kuh nichts als ein Schnupftuch. Freilich pflügt ſie jetzt mit dem Kalbe des Herrn von Münch-Bellinghauſen und kann manches Räthſel errathen, ſo verſtockt ſie ſonſt auch iſt. Aber wenn auch!

Nicht zu vergeſſen Le roi s'amuse . . . **Les rois s'amusent** — aber Geduld! . . . Sehen Sie, es gibt Schriftſteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blos weil ſie Achtung verdienen. Mir iſt Victor Hugo ein ſolcher. Seine Vorzüge ſehe ich mit großen Augen, ſeine Fehler wie zwiſchen Schlafen und Wachen an. Ich entſchuldige ſie und wenn ich das Buch zu Ende geleſen, habe ich ſie vergeſſen. Aber dieſes Mal kann ich nicht. Ich habe das vor fünfzehn Jahren kommen ſehen, ich habe ſeitdem oft davon geſprochen. Es herrſcht jetzt ein Terrorismus, ein Sansculotismus, ein Jacobinismus (drei Worte wie Kampher, die Zenſurmotten abzuhalten) in der franzöſiſchen Literatur. Es iſt der Uebergang vom Deſpotismus zur conſtitutionellen Freiheit. Sie haben noch nicht gelernt, Freiheit mit Ordnung paaren. Jede Regel iſt ihnen Tyrannei, jeder Anſtand Ariſtokratismus, Tugend, Schönheit und Würde — in der Kunſt — ſind ihnen Vorrechte. Sie nivelliren Alles, ſie dutzen Alles. Sie ſagen: Bürger Gott, Bürger Teufel, Bürger Pfarrer, Bürger Henker. Sie dulden keine Kleidung an Nichts, und hätte ſie die Natur ſelbſt angemeſſen. So führt Deſpotie auch in der Kunſt zur Anarchie. Die alte franzöſiſche Kunſt ging im Reifrocke; das war lächerlich, abgeſchmackt, ungeſund, naturwidrig. Aber zwiſchen Reifrock und Haut liegt noch manches Kleidungsſtück, man ſoll die Kunſt nicht bis auf das Hemd ausziehen. Sie wollen es nackt — gut es ſei; man kann ſich daran gewöhnen. Aber geſchunden! Die neuen franzöſiſchen Dramatiker ſchinden Alles: die Liebe, den Haß, das Verbrechen, das Unglück, Schmerz und Luſt. Das iſt abſcheulich! Die Natur ſelbſt gibt jedem Dinge eine Haut, jedem Dinge wenigſtens eine Farbe zur Hülle. Das farbenloſe Licht, das iſt der Tod, die Fäulniß, das iſt gräßlich.

Sonntag, den 10. December.

Ich habe aufhören müſſen. Seit einigen Tagen werde ich von grauſamen Zahnſchmerzen geplagt. Am Tage ſind ſie leidlicher; da bin ich aber müde von der ſchlafloſen Nacht. Es iſt ein Fluß und ich werde ſehen wie ich hinüber komme. Der unſchuldige Hugo kann wohl darunter leiden; ein Rezenſent iſt ein Wolf, einer der Zahnſchmerzen hat, gar ein toller Wolf. Ich habe oben die äußerſte Grenze des Verderbens bezeichnet, der man freilich noch viel näher kommen kann als Victor Hugo. Er hat eine Grazie, die ihn am Aermel zupft, ſo oft er es gar zu toll macht.

Die Handlung ſpielt in der Zeit und am Hofe Franz des Erſten. Das iſt der franzöſiſche König, der in ſeinem vier und fünfzigſten Jahre an einer unglücklichen Liebe ſtarb. Damals war eine unglückliche Liebe noch nicht heilbar. König Franz liebt ſein ganzes Leben und das ganze Drama durch. Das Koſen, das Küſſen, das Umarmen nimmt kein Ende. Und alles in Gegenwart der Hofleute und der Tauſende von Zuſehern, unter welchen Leute ſind wie ich. Es iſt abſcheulich. Racine's Fürſten und Helden ſchmachten und weinen wenn ſie lieben; ihre Krone ſchmilzt ihnen auf dem Kopfe und tröpfelt in

Univ. Bibl. München

goldenen Thränen herab. Das iſt Unnatur; denn ein König iſt früher König als Menſch. Victor Hugo's Franz der Erſte überläßt das Weinen ſeinen Geliebten, er ſchmachtet nicht, ſondern er lacht, er liebt wie ein König — le roi s'amuse. Das iſt Natur, aber es iſt die häßliche Natur und was häßlich, iſt unſittlich. Bis jetzt die komiſche Unmoralität; jetzt kommt die tragiſche, die tragiſche Häßlichkeit .... Jetzt kommt aber auch der Zahnarzt, nach dem ich geſchickt habe. Fortſetzung im nächſten Briefe.

Sieben und achtzigſter Brief.

Paris, Montag, den 10. December 1832.

Le roi s'amuse; Fortſetzung. Vielleicht mache ich den Beſchluß erſt in einem dritten Briefe. Sie hätten es dann immer noch beſſer als die Leſer des Abendblattes und Morgenblattes, die mit himmliſch deutſcher Geduld vier Monate lang an einer Novelle buchſtabiren und längere Zeit brauchen, die Geſchichte zu leſen, als die Geſchichte ſelbſt brauchte, um zu geſchehen. Ich bin heute noch etwas ſatyriſch, ich habe noch Zahnſchmerzen. Triboulet iſt der Hofnarr des Königs. Er iſt klug und boshaft, wie alle Hofnarren, und hat einen Buckel. Victor Hugo ſagt (in der Vorrede), er ſei auch kränklich; woher er das weiß, weiß ich nicht. Er ſagt ferner: Triboulet haſſe den König, weil er König ſei; die Hofleute, weil ſie Vornehme wären; alle Menſchen, weil ſie keine Buckel hätten. Ich habe aber von dem Allem nichts gemerkt und ich halte es für Verläumdung. Es iſt überhaupt merkwürdig, wie wenig der Dichter ſein eigenes Werk verſtand, oder vielmehr wie er es zu verkennen ſich anſtellt, um ſich gegen die Beſchuldigung der Unſittlichkeit zu vertheidigen. So oft Triboulet aufſpürt, daß einer der Hofleute eine ſchöne Frau, Tochter oder Schweſter hat, verräth er es dem Könige. Der Kuppelei bedurfte es übrigens nicht viel; denn König Franz, wie die Könige aller Zeiten und die Vornehmen der damaligen, machte wenig Umſtände. Franz geht verkleidet auf nächtliche Abenteuer aus, beſucht die Weinſchenken und garſtigen Häuſer und taumelt ſingend und betrunken in ſein Louvre zurück. Aber der Dichter ließ dem Könige von ſeiner ganzen fürſtlichen Natur nichts als die Schonungsloſigkeit, und man begreift nicht, warum er ſeinen liederlichen jungen Menſchen gerade unter den Königen wählte. Wie ganz anders hat Shakeſpeare es verſtanden, als er einen liebenswürdigen Kronprinzen den kurzen Carneval vor der langen und traurigen königlichen Faſtenzeit luſtig und toll durchleben ließ. Bei Heinrich iſt die Gemeinheit eine Maske, bei Franz iſt die Krone eine.

Die Hofleute haſſen dieſen Triboulet, weil er ſie Alle ungeſtraft necken und ihnen boshafte Streiche ſpielen darf. Da machen ſie die Entdeckung, daß ſich der Narr oft des Nachts verkleidet in ein abgelegenes Haus ſchleiche. Es kann nicht anders ſein, meinen ſie, Triboulet hat eine Geliebte, und ſie nehmen ſich vor, das luſtige Geheimniß aufzudecken. Beim Lever des Königs war von nichts Anderem die Rede: Triboulet hat ein Schätzchen. Der König und der ganze Hof wollen ſich todt darüber lachen.

Eines Abends im Dunkeln macht Triboulet ſeinen gewohnten geheimnißvollen Gang und ſchleicht ſich mit ängſtlicher Vorſicht in ein Haus, zu dem er den Schlüſſel hat. Wir wollen uns mit hineinſchleichen; es muß ſchön ſein zu ſehen, wie der bucklichte und tückiſche alte Narr liebt. Schön war es auch, nur ganz anders als die ſchurkiſchen Hofleute es ſich vorgeſtellt. (Die Erde liege ſchwer auf ihnen, weil ſie meinen Triboulet, den ich liebe, ſo unglücklich gemacht!) Nachdem Triboulet die Thüre hinter ſich verſchloſſen, ſetzt er ſich im Hofe, der das Haus umgiebt, auf eine Bank nieder und weint. Doch weint er nicht vor Schmerz, er weint vor Luſt; das Weinen iſt ſein Feierabend und er weint alle Thränen, die er zurückhalten muß ſo lange die Sonne ſcheint. Er klagt im Selbſtgeſpräche: jeder Menſch, der Soldat, der Bettler, der Galeerenſclave, der Schuldige auf der Folter des Gewiſſens, der Verbrecher im

Kerker, dieſe Unglücklichen Alle hätten das Recht, nicht zu lachen, wenn ſie nicht wollten, das Recht zu weinen ſo oft ſie wollten, nur er hätte dieſe Rechte nicht. Er tritt in das Haus; ein junges holdes Mädchen kommt ihm entgegen und wirft ſich in ſeine Arme. Unter Weinen und Lachen drückt er ſie an ſeine Bruſt. Es iſt ſeine Tochter. Jeder weiß wie ein Vater ſein Kind liebt; wenn es aber in der ganzen großen Welt das einzige Geſchöpf iſt, das ihn, das er liebt; wenn er ſonſt überall nur Haß, Spott und Verachtung findet und austheilt — wie dann ein Vater ſeine Tochter liebe, das kann nur ein Dichter errathen. Dieſe Scene, gleich noch einigen andern des Dramas, iſt herrlich, und man muß ſie vergeſſen, um den Muth zu behalten, das Ganze zu verdammen. Triboulet ließ ſeine Tochter in ſtiller Verborgenheit aufblühen, um ſie vor der böſen Luft in Paris zu ſchützen. Sie kennt die Welt nicht, kennt die Stellung nicht, die ihr Vater darin hat, weiß nicht einmal ſeinen Namen. Sie ahnet nur, er müſſe unglücklich ſein. Sie ſpricht:

> Que vous devez souffrir! vous voir pleurer ainsi,
> Non, je ne le veux pas, non cela me déchire.

worauf der Vater antwortet:

> Et que dirais-tu si tu me voyais rire?

Darauf verläßt er das Haus, nachdem er ſeine Tochter gewarnt, ſich nie in das Freie zu wagen. Auf der Straße hört er Geflüſter mehrerer Menſchen, er horcht, er kennt die Stimmen bekannter Hofleute, erſchrickt, tritt endlich zu einem von ihnen und fragt, was ſie vorhätten? Dieſer nimmt Triboulet bei Seite und vertraut ihm lachend an, ſie wären gekommen, die Frau eines Hofmannes, die der König liebt und deren Haus auf dem Platze ſtand, zu entführen und in's Schloß zu bringen. Triboulet fällt gleich in ſeine alte Bosheit zurück und erbietet ſich ſchadenfroh, bei der Entführung behülflich zu ſein. Alle waren vermummt, man legt Triboulet auch eine Maske auf und iſt dabei ſo geſchickt, ihm zugleich mit einem Tuche Augen und Ohren zu verbinden. Es iſt dunkle Nacht und Triboulet merkt nicht, daß er nichts ſieht. Man giebt ihm die Leiter zu halten, auf der man in das Haus ſteigen wollte. Die Leiter wird an die Mauer gelegt, hinter welcher Triboulets Tochter wohnt, und dieſe geraubt. Triboulet wird endlich ungeduldig, reißt ſich Maske und Binde vom Geſicht weg, findet die Leiter an ſeinem eignen Hauſe gelehnt und zu ſeinen Füßen liegt der Schleier ſeiner Tochter. Die Räuber waren ſchon weg; ſie brachten die arme Taube in ihres Königs Küche, aus der ſie der unglückliche Vater gerupft wieder bekam. —

Triboulet iſt ſeiner Sache noch nicht ganz gewiß, er vermuthet nur erſt, wohin man ſeine Tochter geführt. Am andern Morgen erſcheint er im Louvre, zeigt ſich wie immer, aber er lauert. Das Flüſtern und Lachen der Höflinge wird ihm immer deutlicher, und bald weiß er, daß ſeine Tochter beim Könige iſt. Er weint und fleht und droht, man ſolle ihm ſein Kind zurückgeben. Es muß in den Thränen, den Bitten und dem Zorne eines Vaters etwas ſein, was ſelbſt den Spott und Uebermuth der Höflinge entwaffnet. Alle ſchweigen und ſind beſtürzt. Triboulet's Muth ſteigt, und er kehrt mit ſeinen Blicken die ganze Rotte zum Saale hinaus. So drückt ſich der Dichter aus. Bald ſtürzt Triboulet's Tochter aus des Königs Zimmer und ſinkt, unter Todesbläſſe erröthend, in die Arme ihres Vaters. Sie will ihm Alles erzählen, er erläßt ihr den Schmerz, er weiß ſchon Alles. Er führt ſeine Tochter fort, kehrt zum Hofe zurück und macht den luſtigen Rath wie vor. Er ſinnt im Stillen auf Rache.

Triboulet hatte früher ſchon einen Banditen kennen gelernt, der um einen beſtimmten Preis jeden Auftragenden von ſeinen Feinden befreit. An dieſen wendet er ſich. Der Bandit hat zwei Manieren zu morden: entweder im Freien der Straße oder in ſeinem Hauſe, wie man es wünſcht. Für das Haus hat er eine junge ſchöne Schweſter, eine liebliche Zigeunerin, welche die Schlachtopfer anlockt und ſie unter Lächeln und Koſen dem Meſſer ihres Bruders ausliefert. Triboulet erfährt, daß der König verkleidet und ungekannt die ſchöne Zigeunerin beſuche. Er kauft ſeinen Tod, bezahlt die eine Hälfte des Preiſes voraus und wird um Mitternacht beſtellt, wo ihm die Leiche des Königs in einen Sack geſteckt ausgeliefert werden ſolle, daß er ſie dann ſelbſt in die nahe Seine werfe. Gegen Abend führt Triboulet ſeine Tochter (ſie heißt Blanche) auf den Platz, wo das Haus des Banditen ſteht. Er ſagt ihr, doch nicht ganz deutlich, die Stunde der Rache an ihrem Verführer nahe heran. Blanche liebt den König, der ſchon früher als unbekannter Jüngling in der Kirche ihr Herz gewonnen. Sie bittet ihren Vater um Schonung, ſchildert die Liebe des Königs zu ihr, wie heiß ſie ſei, und wie oft er das in ſchönen blühenden Worten zu erkennen gegeben. Triboulet, ſeine Tochter zu enttäuſchen, führt ſie an das Haus des Banditen, durch deſſen zerriſſene Mauern und unverwahrte Fenſter man von außen Alles hören und ſehen kann, was ſich innen begiebt. Da ſieht die unglückliche Blanche den König Franz mit der leichtfertigen Zigeunerin koſen, hört, wie er dem Mädchen die nämlichen ſüßen und ſchönen Worte ſchenkt, die er ihr ſelbſt gegeben. Das betrübt ſie, ſie jammert und willigt ſchweigend in die Rache ihres Vaters. Triboulet heißt ſie nach Hauſe eilen, ſich in Männerkleider werfen, ſich zu Pferde ſetzen und in das Land flüchten, wo er ſie an einem beſtimmten Orte einholen wolle. Vater und Tochter gehen fort.

König Franz ſitzt im Hauſe und ſcherzt und tändelt mit der Zigeunerin. Müde und trunken verlangt er ein Bett, ſich auszuruhen. Man führt ihn in eine Dachkammer, wo er einſchläft. Unten trifft der Bandit die Vorbereitungen zum Morde. Die Zigeunerin, gewöhnlich kalte Mitſchuldige ihres Bruders, bittet diesmal um Schonung, denn der junge Offizier von ſo ſeltenem edlem Anſtande hatte Eindruck auf ſie gemacht. Der Bandit weiſt ſie kalt zurück, ſagt, er ſei ein ehrlicher Mann, habe ſeinen Lohn erhalten und müſſe den verſprochenen Dienſt leiſten. Doch ließ er ſich ſo weit bewegen, daß er verſprach, den Offizier zu ſchonen, wenn unterdeſſen ein Anderer käme, den er ſtatt Jenes ermorden und im Sacke geſteckt ausliefern könnte. Der Brodherr werde es ja nicht merken, da es Nacht ſei und der Sack in den Fluß geworfen werde. Wo ſei aber

Hoffnung, daß noch um Mitternacht ſich Jemand hierher verirre?

Unterdeſſen hatte Triboulet's **Tochter** über die dunklen drohenden Worte ihres Vaters nachgedacht. Da wird ihr erſt klar, der König ſolle in dieſer Nacht ermordet werden. Schon zur Flucht gerüſtet und als Offizier gekleidet, jagt ſie die Angſt vor das Haus des Banditen zurück. Sie will beobachten, was ſich da begebe. Sie horcht, vernimmt das Geſpräch zwiſchen dem Banditen und der Zigeunerin, und entſchließt ſich, für den **König** zu ſterben. Sie klopft an die Thüre, ſie wird geöffnet, und ſobald ſie eintritt, fällt ſie unter dem Meſſer des Banditen.

König Franz taumelt ſingend zu ſeinem Louvre hin. —

Unterdeſſen kommt Triboulet, zahlt dem Banditen die andere Hälfte des bedungenen Lohnes aus und empfängt den Sack mit der Leiche. Der Monolog, der jetzt folgt, iſt herrlich. Es iſt grauſe, dunkle Nacht, ein Gewitter tobt am Himmel. Der Sturm heult durch die Luft. Der Sack liegt auf der Erde, Triboulet, Racheglut und Freude im Herzen, ſetzt ſeinen Fuß auf den Sack, verſchränkt ſtolz die Arme und triumphirt in die Nacht hinaus: wie er endlich, er, der ſchwache, verachtete, verſpottete Triboulet, ſeinen Feind unter ſich gebracht. Und welch' einen

Feind! einen König. Und welch' einen König! einen König der Könige, den Herrlichſten unter Allen. Und wie jetzt die Welt aus allen ihren Fugen geriſſen werde, und morgen werde die zitternde Erde fragen: wer denn das gethan? und da werde er rufen, das habe Triboulet gethan; ein kleiner ſchlechter Zapfen im Gebäude der Welt habe ſich losgemacht von der Harmonie, und der Bau ſtürze krachend zuſammen.

So zecht Triboulet fort, und immer trunkener durch ſeinen Sieg, will er noch das Geſicht ſeines verhaßten Feindes ſehen, ehe er ihn in den Wellen begräbt. Aber es iſt finſtere Nacht; er wartet auf einen Blitz, der ihm leuchten ſoll. Er öffnet den Sack, der Blitz kommt, der ihn zerſchmettern ſoll, er erkennt ſeine Tochter. Im Anfange hofft er, es ſei ein Gaukelſpiel der Hölle, aber ein zweiter Blitz raubt ihm dieſe Hoffnung. Er zieht ſeine Tochter zur Hälfte aus dem Sacke, mit den Füßen bleibt ſie darin. Sie iſt entkleidet, nur ein blutiges Hemd bedeckt ſie. Sie röchelt noch, ſpricht noch einige Worte und verſcheidet. Der Vater ſinkt zu Boden, der Vorhang fällt. Beſchluß morgen.

Acht und achtzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 13. December 1832.

Le roi s'amuse; Beſchluß. Dieſes Schickſal im Sacke; dieſe ſchauderhaften Fußtritte des Vaters auf das Herz ſeiner geliebten Tochter; dieſe Tochter im blutigen Hemde todt, nein ſchlimmer als todt, im Röcheln des Todes; und dieſes Alles, bald vom falben Scheine der Blitze beleuchtet, bald von finſterer Nacht umhüllt, daß ſich zum Schrecken der Wirklichkeit auch noch die Angſt des Traumes geſelle — hat das nicht in ſeiner gräßlichen Verzerrung auch einen Zug von Lächerlichkeit? Wenigſtens als ich dieſe Scene las, ſo ſehr ſie mich auch erſchütterte, fiel mir ein: der Narr Triboulet, wie hat er ſich prellen laſſen; man ſoll doch nie eine Katze im Sacke kaufen! Ich weiß nicht, woran es liegt. Shakeſpeare hat ähnliche, er hat noch viel ſchrecklichere Schrecken; aber bei ihm iſt der Schmerz geſund, das

Ungeheuere hat ſeine Art Wohlgeſtalt; denn ſelbſt die Krankheit hat eine Geſundheit, die ihr eigen iſt, ſelbſt das Verbrechen hat ſeine moraliſche Regel. Bei Victor Hugo aber iſt das Mißgeſtaltete mißgeſtaltet. Ich weiß nicht; es iſt darüber nachzudenken. Das iſt die tragiſche Häßlichkeit, von der ich ſprach, die tragiſche Unſittlichkeit. Die komiſche war in den Libeleien des Königs, die im Sonnenlichte und beim noch helleren Scheine der Kerzen auf das unverſchämteſte dargeſtellt werden. Victor Hugo hätte aus dem Allem einen Roman machen ſollen. Erzählen kann man Alles, auch das Häßlichſte; die Vergangenheit, die Entfernung mildert das Mißfällige, und ein Buch kann man ja zu jeder Zeit wegwerfen. Erzählen kann man das Unglaublichſte; wer es nicht glauben will, braucht es ja nicht zu glauben, er denkt: es iſt ein Dichter, und er hat gelogen. Aber dieſes in ein Drama bringen, dieſes Alles unter unſern Augen geſchehen laſſen, daß wir Ohr und Blick davon abwenden, daß wir nicht daran zweifeln können — nein, das dürfen wir nicht dulden.

Aber die Miniſter! Was geht die Miniſter Louis Philipps die Aeſthetek, die Dramaturgie, die Moral an? Warum haben ſie die Ausführung des Stückes verboten? Bin ich nicht da? Hören wir jetzt, was Victor Hugo darüber ſagt. Am Morgen nach der erſten Aufführung erhielt der Dichter ein Billet vom Theater-Direktor; er habe ſo eben vom Miniſter den Befehl erhalten, das Stück nicht ferner geben zu laſſen. „L'auteur, ne pouvant croire à „tant d'insolence et de folie, courrût au théâ- „tre“ . . . Insolence — folie — von einem Miniſter! das wäre nach dem baieriſchen Strafrechte ein Verbrechen, das von einem Majeſtätsverbrechen nur durch eine Brandmauer geſchieden iſt, der Hausnachbar eines Königsmordes. Victor Hugo eilt in das Theater; es iſt wirklich ſo; er lieſt den Befehl des Miniſters. Das Drama wäre unmoraliſch befunden worden. „Cette pièce a revolté la pudeur des „gensd'armes, la brigade Leotaut y était et l'a „trouvé obscêne; le bureau des mœurs s'est „voilé la face; monsieur Vidocq a rougi.“ Aber war es von Seiten des Miniſters mit der Einwendung der Unmoralität ernſt gemeint? Hugo ſagt: das ſei nur ein Vorwand geweſen, der eigentliche Grund aber des Verbots ſei ein Vers im dritten Akte „où la sagacité maladroite de quel- „ques familiers du palais a découvert une allu- „sion à laquelle ni le public ni l'auteur n'avait „songé jusque là, mais qui une fois denoncée „de cette façon, devient la plus cruelle et la „plus sanglante des injures.“ Er wolle für jetzt den Vers nicht bezeichnen, treibe ihn aber die Noth der Vertheidigung dazu, werde er ſich deutlicher erklären.

Ich ſuchte mit dem größten Eifer den im dritten Akte enthaltenen für den König beleidigenden Vers auf und glaubte ihn im folgenden gefunden zu haben.

Un roi qui fait pleurer une femme! O mon dieu, Lâcheté!

Ich dachte, das könnte auf die Gefangenſchaft der Herzogin von Berry bezogen werden, und das denkend, kam mir die Aengſtlichkeit der Miniſter um ſo toller vor. Wer bekümmert ſich um die Berry? Wer denkt an ſie? Und die wenigen Legitimiſten, die im Theatre français ſitzen, würden in Gegenwart des demokratiſchen Parterres und der Philippiſten Logen nie wagen, eine ſolche Anſpielung laut werden zu laſſen. Aber ich bin fehl gegangen. Ich hörte ſpäter erzählen, es ſei eine andere Stelle im dritten Akte, die den Miniſter ſtutzig gemacht. In der Scene nämlich, wo Triboulet im Vorzimmer des Königs um ſeine geraubte Tochter jammert, und die Hofleute ihn verlachen, wendet er ſich an dieſe der Reihe nach und ſagt ihnen mit Grimm und Hohn: was wollt Ihr? Du da haſt eine Frau, du eine Tochter, du eine Schweſter, du Page dort eine Mutter — Frau, **Tochter, Schweſter, Mutter, der König** hat ſie Alle. Und die **Großen, welchen er das** vorwirft, ſind die vornehmſten **hiſtoriſchen** Familien des Landes, Triboulet nennt ſie Alle **bei** Namen, und unter dieſen **Baſtard-Ahnen wird** auch die Familie genannt, von welcher die **Bourbons herſtammen**. Ich habe das Buch ſchon **weggegeben** und ich kann die betreffende Stelle nicht ſelbſt beurtheilen.

Der Dichter in ſeinem Zorne gegen die Miniſter triumphirt, daß, ſo viele Kunſtfeinde er auch habe, dieſe doch, **nachdem** er eine ſo **ſchnöde** Behandlung erfahren, Alle gleich auf ſeine **Seite** getreten **wären**. „En France, quiconque **est persécuté** n'a **plus** „d'ennemis que le **persécuteur.**“ **Alles** wie **bei** uns! Victor **Hugo** hat das **Theatre** français beim Handels Gerichte verklagt, es zur ferneren Aufführung des Dramas zu zwingen, oder zu einer Entſchädigung von vierhundert Franken **für** jeden **Theater-Abend** zu verurtheilen. Odillon **Barrot wird für** den Kläger das Wort führen. **Was wird** er gewinnen? Nichts; auch **weiß** er **das** und **es** iſt **ihm** nur **um** den Scandal zu thun; aber **was gewinnen** die Miniſter dabei? Der Dichter ſagt **es** offen **heraus**: er **habe ſich bis jetzt** nur mit den ſtillen **friedlichen** Muſen beſchäftigt; **er habe ſich** von **der Politik** immer entfernt gehalten; **von nun aber, weil gereizt, werde** er gegen die Regierung feindlich auftreten. Iſt nur Victor Hugo ein ehrlicher Mann, wie er wirklich einer iſt, werden durch ihn die Feinde der Regierung um einen der gefährlichſten, der talentvollſten vermehrt. Wäre er kein ehrlicher Mann, dann würde ſeine Feindſchaft der Nation hundert tauſend Franken koſten, welche die Miniſter aus ihrem Beutel zögen, einen neuen Feind auf die alte Art zu verſöhnen. Was gewinnen alſo die Miniſter? Ich glaube aber, ſie ſind nicht ſo dumm, wie ſie ausſehen. Sie gewinnen, was der Dichter auch gewinnt: den Scandal des Prozeſſes. Das beſchäftigt Paris drei Tage, und für die folgenden Tage wird der liebe Gott auch ſorgen. Sie ſind immer noch klüger als unſere deutſchen Miniſter; ſie laſſen zuweilen Rauch aus dem Schornſteine, daß der Keſſel nicht platze.

Sehen Sie aber, was ein deutſcher Gelehrter iſt. Vorgeſtern Morgen beim Frühſtücke hatte ich den Kopf dicht voll, von Politik und Zahnſchmerzen, von den ariſtoteliſchen Einheiten, der Abweſenheit der Madame Malibran und der Anweſenheit der ****, von dem König Otto, von baieriſcher Treue, Antwerpen, dem alten Thurme am Metzgerthore und der Unmoralität des Herrn d'Argout. Da kam ich in der Vorrede Victor Hugo's an die Stelle: „Il fut „même enjoint au théâtre de rayer de son af-

„ſiehe les quatre mots rédoutables: le roi „s'amuse.“ Gleich alle Gedanken hinaus, den Kopf auf beide Arme geſtützt und eine halbe Stunde darüber nachgedacht. Ces quatre mots le roi s'amuse. Wie? le roi s'amuse, ſind das vier Worte, ſind es nicht blos drei? Kann man s mit einem Apoſtroph ein Wort nennen? Iſt s'a... ein Wort? Freilich kann man auch nicht behaupten, le roi s'amuse wären nur drei Worte. Aber wo iſt die Wahrheit? wo iſt das Recht?... Darüber ward mir mein Thee kalt und Conrad nahm mir unbemerkt die Zeitung von dem Tiſche, ehe ich ſie ausgeleſen. So iſt der deutſche Gelehrte; dem Victor Hugo auf das Wort zu glauben, der die Sache mit den vier Worten doch beſſer verſtehen muß als ich, das kam mir nicht in den Sinn; auch hätte mein proteſtantiſch deutſches Gewiſſen dieſes nie zugegeben.

Aber zum Schluſſe: der Handelsminiſter hatte Recht, das Stück iſt unmoraliſch. Wie kam es mit Victor Hugo dahin? Ich habe es ſchon geſagt; es iſt der Jacobinismus der romantiſchen Literatur. Victor Hugo iſt einer der Edelſten unter den Sklaven, die ihrem Herrn Boileau entlaufen; aber er iſt doch ein Sklave. Im Uebermuthe ſeiner jungen Freiheit weiß er dieſe nicht weiſe und männlich zu gebrauchen, und ſündigt links, weil ſein alter Tyrann rechts geſündigt hat.

Das Gericht iſt aus, ich habe Recht geſprochen; jetzt Perrücke herunter. Ich habe das Drama vom Anfange bis zum Ende mit dem größten Vergnügen geleſen, und Alles hat mir gefallen.

Freitag, den 14. December.

Heute gehe ich zum erſtenmale wieder aus, nachdem ich, wegen meiner Zahnſchmerzen, drei Tage das Zimmer nicht verlaſſen. Ich habe dabei gewonnen, daß ich drei Tage lang den ſtinkenden Nebel auf der Straße nicht zu trinken, und ſo lange die ſtinkenden deutſchen Zeitungen nicht zu leſen brauchte. Der Geſchmack der letzten, die ich vor einigen Tagen las, liegt mir heute noch auf der Zunge. Nein, es iſt nicht zu ertragen. Die Deutſchen müſſen Nerven haben wie von Eiſendraht, eine Haut von Sohlleder und ein gepöckeltes Herz. Dieſe Unverſchämtheit der Fürſtenknechte, dieſes freche Ausſtreichen eines ganzen Jahrhunderts, dieſer weintolle Uebermuth, dieſes Einwerfen aller Fenſterſcheiben, weil das Licht dadurch fällt, als wenn ſie mit dem Glaſe auch die Sonne zerſtörten — es überſteigt meine Erwartung. Aber das ſteigert auch meine Hoffnung. Man muß mit den dummen Ariſtokraten Mitleid haben, man muß ihnen nicht eher ſagen, daß das Caſſations-Gericht dort oben ihre Appellation verworfen hat, bis an dem Tage, wo ſie hingerichtet werden. Das deutſche Volk wird einſt gerächt werden, ſeine Freiheit wird genommen werden, aber ſeine Ehre nie. Denn nicht von ihnen ſelbſt, von andern Völkern wird die

Hülfe kommen. Ich ſehe es ſchon im Geiſte: wenn einſt die finſtern Gewitterwolken ſich werden über den deutſchen Paläſten zuſammenziehen, wenn der Donner zu grollen anfängt, wird das geſchmeidige deutſche Volk wie ein Eiſendraht hinaufkriechen zu allen Dächern ſeiner Tyrannen, um die geliebten Herrſcher vor dem Blitze zu bewahren, und ihn auf ſich ſelbſt herabzuziehen. Wem daran gelegen iſt, verhöhnt und betrogen zu werden, der braucht nur großmüthig gegen ſeine Feinde zu ſein, zumal gegen die Fürſten, welche die Feinde aller Menſchen ſind. Wenn in Frankreich ein Don Miguel und ein Robespierre zugleich regierten, wenn an jeder Straßenecke rechts ein Galgen, links eine Guillotine ſtünde — die Franzoſen ertrügen vielleicht lange das Morden von ihren Tyrannen geduldig; aber ihren Spott, ihre Verachtung, ihr unverſchämtes Hofmeiſtern, ihre Ohrfeigen und ihre Ruthe, das, was der Deutſche das ganze Jahr erduldet — ſie ertrügen es keine Stunde lang. Die Franzoſen waren Jahrhunderte lang Sklaven unter ihren Königen; aber ſie durften doch ſingen in ihren Ketten, ſie durften ihre Kerkermeiſter verſpotten. Zur Schreckenszeit wurden edle und ſchuldloſe Menſchen auf das Blutgerüſt gebracht, aber nie fand Robespierre ein Gericht, das ſo feige und unmenſchlich geweſen, einen Ariſtokraten zu verurtheilen, daß er vor dem Oelbilde der Freiheit knieend Abbitte thue. Unter der Deſpotie der Könige wie unter der der Republikaner erkannte man etwas im Menſchen an, das, weil von Gott geſandt, heilig und unverletzlich iſt und nie zur Verantwortung gezogen werden darf. Aber dieſes Göttliche, Heilige und Unverletzliche im Menſchen: ſeine Ehre, ſeinen Glauben, ſeine Tugend, das wird in Deutſchland am meiſt, zuerſt beſtraft, am boshafteſten gezüchtigt. Ein Dr. Schulz in München wurde wegen ſeines politiſchen Glaubens auf unbeſtimmte Zeit zum Zuchthauſe verurtheilt, und zu der ſchlimmern Züchtigung, vor dem Bilde des Königs knieend Abbitte zu thun. Sie werfen die Freiheit in den Koth, daß ſie ausſehe wie die Knechtſchaft, damit man keinen Mann von Ehre ferner von einem Hofmanne unterſcheiden könne und gemeinſchaftlicher Schmutz Volk und Land und Regierung bedecke.

Würde in Paris die Todesſtrafe darauf geſetzt, wenn Einer es wagte, im Theater einen Laut des Mißfallens zu äußern, und es verſuchte einmal ein ſchamlos ſchmeichelnder und bettelnder Hofdichter, die Leidenſchaften, Thorheiten und Verbrechen ſeiner Fürſten durch Poeſie, Muſik, Tanz und Malerei auf der Bühne zu verherrlichen und ſo ein ganzes Volk zu Mitſchuldigen ſeiner niederträchtigen Geſinnungen zu machen — und ſtünde die Todesſtrafe auf ein Lächeln — es fänden ſich hier Hunderte von Zuſchauern, die lachen, ziſchen und pfeifen, und ihr Leben an ihre Ehre ſetzen würden. Man jauchzte keinem ſchamloſen, tollen Schauſpiele zu, wie das, was neulich ein Herr von Poißl in München zur Feier der Thronbeſteigung des Königs Otto dichtete und auf der Bühne vorſtellen ließ. Vergangenheit und Zukunft hieß das Schauſpiel, welches alle das dicke Bocksbier, das ſeit dem vorigen Sommer in den baieriſchen Adern ſtockte, in die freudigſte Wallung brachte. Hellas, Bavaria, Glaube, Liebe und Hoffnung treten auf. So oft ein deutſcher Hofdichter etwas Politiſches ſingt, umgiebt er ſich mit Glaube, Liebe und Hoffnung. Es ſind ſeine Grazien und ſeine Parzen zugleich. Mit ihnen verſüßt er die Tyrannei, mit ihnen ſpinnt er die Freiheit zu Tode. Uebrigens iſt es eine nützliche Bedeckung; denn ohne Glaube, Liebe und Hoffnung ertrüge man keinen Tag ein deutſcher Unterthan zu ſein. Jetzt werden die alten olympiſchen Spiele dargeſtellt, in dem Augenblicke, wo die Vertheilung der Preiſe ſtatt findet. Hundert Dichter athmen ſchwer, die, welche den Gott in ſich fühlen, jauchzen dem Siegeskranze entgegen. Mich dauern die armen Teufel! Bava ria kommt und deklamirt Gedichte des Königs von Baiern, und Sappho-Bavaria erhielt den Kranz.

Das zweite Bild ſtellt die Gegend von Athen vor. „Mit erſt düſterem Himmel, verbrannten Olivenwäldern und verdorrten Fluren. Nach und nach kleidete ſich der Himmel in Baierns Nationalfarbe. Die Olivenwälder begannen zu grünen. Die Fluren bedeckten ſich mit Blumen und Blüthen, aus Ruinen entſtanden Paläſte. Und in dieſem Augenblicke erſchien, von der Liebe getragen und den Glauben und die Hoffnung zur Seite, das als Segensgeſtirn über Hellas aufgehende Bildniß des Königs Otto, vor dem ſich Griechenlands Volk in freudiger Huldigung neigte.“ Bavaria-Sappho iſt verrückt, ſie iſt verliebt, weiß nicht mehr, was ſie ſpricht und ich ſehe ſie ſchon vom Leucadiſchen Felſen hinab in die Iſar ſpringen. Aber Herr von Poißl hat nicht die geringſte Lebensart, daß er den König Otto, der ein Mann iſt, von der Liebe, die ein Frauenzimmer iſt, tragen ließ. Ich begreiſe nicht, wie das zarte Weſen dieſe Laſt von München bis zum Himmel, einen ſo weiten Weg, hat aushalten können; König Otto muß ſehr leicht ſein! Warum hat er den König nicht dem Glauben auf die breiten Schultern geſetzt? Der hat ſchon in ſeiner Dummheit viel ſchwerere Laſten getragen. Dann wäre die

Liebe an der Seite der Hoffnung, hinter dem Glauben und dem König Otto leicht hergeflogen, und dann wäre doch Symmetrie dabei geweſen und das Ganze wäre ein Meiſterſtück geworden. O, Herr von Poißl! ich weiß nicht, ob Sie Verſtand haben, aber Geſchmack haben Sie nicht den geringſten. Wie freue ich mich, daß die verbrannten Olivenfelder wieder grün werden; jetzt können doch die armen Griechen wieder Salat eſſen. Aber die baieriſche Nationalfarbe, in welche ſich der Himmel kleidete, als er Audienz beim König Otto hatte — iſt das nicht himmliſch? ja, ja, ſo iſt es. Den Himmel ſelbſt möchten ſie gern zum Lakaien machen, und ſein heiliges Blau ſoll die Livrée-Farbe eines deutſchen Fürſten ſein! Verdammniß! es kommt mir manchmal vor, als wäre die Erde ein großer Pfeifenkopf, aus dem Gott raucht, und Deutſchland wäre der Waſſerſack der Pfeife, beſtimmt um dieſe rein zu erhalten, allen Schmutz, alle ſtinkenden Säfte aufzunehmen. Die Zeit wird kommen, daß jeder europäiſche Fürſt mit einem Stücke ſeines Landes in den deutſchen Bund treten wird, um ſich mit einem ſolchen heilſamen Waſſerſacke zu verſehen. Hannover iſt der Waſſerſack Englands, Luxemburg der Waſſerſack der Niederlande, Holſtein der Waſſerſack Dänemarks, Neufchatel der Waſſerſack der Schweiz. Wie heute die engtiſchen Blätter erzählen, ſoll ein anderer Sohn des Königs von Baiern Donna Maria heirathen. So verſpricht Portugal der Waſſerſack der Spaniſchen Halbinſel zu werden, und Griechenland iſt voraus zum Waſſerſack des Orients beſtimmt, wenn dieſer, wie ſie fürchten, der Civiliſation und Freiheit entgegen reift.

Der ſchönſte Spaß in dieſer baieriſch-griechiſchen Komödie iſt: daß König Otto, oder vielmehr ſein Vater in deſſen Namen, die griechiſche Conſtitution nicht hat beſchwören wollen; daß Miaulis, der Chef der griechiſchen Deputation, erklärt hat, nur unter der Bedingung eines ſolchen Eides ſei er beauftragt, dem Prinzen die Krone anzubieten, daß er alſo, da man ſich weigere ihn zu leiſten, den Otto nicht als König anerkennen dürfe. Die Deputation kehrt allein nach Griechenland zurück, und König Otto zieht an der Spitze ſeiner Baiern hin und nimmt von ſeinem Lande mit Gewalt Beſitz. Ich fürchte ſehr, daß wenn der griechiſche Himmel das wahre Verhältniß der Sache erfährt, er ſein Baieriſch-blau wieder ausziehen und ſeinen grauen Schlafrock anziehen wird.

Ich ſage Ihnen, ich ſage Ihnen, es iſt mit dem lieben Gott nichts mehr anzufangen. Da ſitzt der alte Herr den ganzen Tag auf ſeinem Lehnſtuhle, lieſt die Erdzeitungen und brummt über ſeine entarleten Kinder. Es iſt ihm kein Lächeln abzugewinnen. Da er noch ein Jüngling war, da er als Jupiter, noch mit dem Honige ſeiner Kindheit auf den Lippen, durch alle Welten ſchwärmte, welche himmliſche Pagenſtreiche machte er, wie liebenswürdig war er damals! Wie er ſeinem Vater, dem Freſſer Kronos, ein Brechmittel eingab; wie er ſich, als Gans, als Ochs, als Menſch, als Regen verkleidet, zu den Schönen ſchlich, wie er neun ganze halbe Tage ſich mit der gelehrten Mnemoſyne einſchloß, und mit ihr alle die Millionen Bücher ſchrieb, die ſeitdem in die verſchiedenen Sprachen der Menſchen überſetzt erſchienen ſind — es iſt Alles vorbei, es iſt nichts mehr mit ihm anzufangen! Ach! wenn ich Gott wäre, welche Späße wollte ich mir machen mit Bavaria Hellas! Ich ließ in einer Nacht alle die herrlichen Griechen aller Zeiten und aller Städte aus dem Grabe hervorſteigen, und alle Tempel auch, und die alten Götter rief ich herbei. Und an einem ſchönen Frühlingstage, da der Spaziergang am Ilyſſus gedrängt von Menſchen war, kommt ein Sclave athemlos herbeigeſtürzt und ſchreit: König Otto iſt angekommen! Alles geräth in Bewegung. Die Kinder ſpringen von der Erde auf und vergeſſen ihre Knöchel mitzunehmen. Die ſchöne Lais macht die Roſen in ihren Haaren zurecht, Diogenes putzt das

Licht in ſeiner Laterne, Epaminondas ballt die Fauſt, Plato bekommt Angſt und verſteckt ſeine Republik, Perikles reicht ſeiner Freundin Aspaſia den Arm, Ariſtoteles zieht ſeine Schreibtafel heraus, Alles zu notiren, die Blumenmädchen ſuchen Eine der Anderen vorzukommen, und jetzt Alle eilig zum pyräeiſchen Thor hinaus. Nur Sophokles geht ſeinen ernſt langſamen Schritt; er dichtet ſeine Antigone. Als die Athenienſer am Hafen ankamen, war König Otto mit ſeinen blauen Baiern ſchon gelandet. Das Erſte was er that, war daß er dem Perikles den großen Hubertus-Orden umhing. Ariſtoteles erhielt das Diplom als geheimer Hofrath und die Berufung als Profeſſor der Naturgeſchichte nach München an Okens Stelle. Phidias bekam den ehrenvollen Auftrag, die Büſte des Herrn Jarke für die Regensburger Walhalla zu verfertigen. Herr Ober-Baurath von Klenze zeigte dem Kalikrates die Riſſe ſeiner ſchönſten Gebäude in München und dieſer fragte: hat Euer Baſileus ſo viele Pferde? Alcibiades bekam den Kammerherrn-Schlüſſel und ein baierſcher Obriſt fragte Epaminondas, wie viel Fouragegelder ein helleniſcher Obriſt bekäme? Profeſſor Thierſch unterhielt ſich mit Plato und wurde von den Blumenmädchen wegen ſeiner ſchlechten Ausſprache verſpottet. Herr von Poißl wollte Sophokles gerade ſein Feſtſpiel Vergangenheit und Zukunft überreichen, als Trommelwirbel Stille gebot. König Otto tritt majeſtätiſch hervor und hält folgende Rede.

„Hellenen! Schaut über euch. Der Himmel trägt die baieriſche Nationalfarbe, denn Griechenland gehörte in den älteſten Zeiten zu Baiern. Die Pelasger wohnten im Odenwalde und Inachus war aus Landshut gebürtig. Ich bin gekommen, euch glücklich zu machen. Eure Demagogen, Unruheſtifter und Zeitungsſchreiber haben euer ſchönes Land in's Verderben geſtürzt. Die heilloſe Preßfrechheit hat Alles in Verwirrung gebracht. Seht wie die Oelbäume ausſehen. Ich wäre ſchon längſt zu euch herüber gekommen, ich konnte aber nicht viel früher, denn ich bin noch nicht lange auf der Welt. Jetzt ſeid ihr ein Glied des deutſchen Bundes. Meine Miniſter werden euch die neueſten Bundesbeſchlüſſe mittheilen. Ich werde die Rechte meiner Krone zu wahren wiſſen, und euch nach und nach glücklich machen. Für meine Civilliſte gebt ihr mir jährlich ſechs Millionen Piaſter, und ich erlaube euch meine Schulden zu bezahlen." Die Griechen, als ſie dieſe Rede hörten, erſtarrten alle zu Bildſäulen. Diogenes hielt dem König Otto ſeine Laterne in's Geſicht, die ſchöne Lais kicherte, und Ariſtoteles war in Verzweiflung, daß ſein Griffel brach und er die merkwürdigen Naturbeobachtungen, die er machte, nicht mehr notiren konnte. Hippokrates ſah die Sache gleich vom rechten Standpunkte an, ſchickte eilig einen Diener in die Stadt zurück und ließ ſechs Karren voll Nieswurz holen. Die Baiern ſetzten ſich in Marſch. Vor dem Thore wurden ſie von hundert Apothekern aufgehalten, die jedem Baiern ein Pulver überreichten. Ein Major ſchrie: Verrätherei! Gift! und ließ unter das griechiſche Geſindel ſchießen. Dann zog König Otto über Leichen in die Stadt. Gleich den andern Tag wurde eine Central Unterſuchungs-Kommiſſion gebildet, Hippokrates wurde wegen ſeines dummen Spaßes als Medicinalrath nach Augsburg verſetzt; die geiſtreiche Aſpaſia, die griechiſche Frau von Stael, nach Egypten verbannt, und Diogenes wurde auf unbeſtimmte Zeit zum Zuchthauſe verurtheilt und mußte vor dem Bilde des Königs Otto knieend Abbitte thun. Die Schuldigſten waren ſchon vor der Unterſuchung erſchoſſen worden.

Jetzt ging das Regieren an. Eine Zeit lang ertrugen es die Griechen. Aber eines Morgens brauſte das Volk wie ein wogendes Gewäſſer durch die Stadt. Herr Oberbaurath von Klenze hatte in der Nacht anfangen laſſen, durch mehrere hundert baieriſche Maurer den Tempel der Minerva abtragen zu laſſen. Das Bild der Göttin von Phidias und andere Kunſtwerke, die der Tempel enthielt, lagen ſchon auf der Straße, von Stroh umwickelt um eingepackt zu werden. Man fragte Herrn von Klenze, was dieſe Tollheit bedeuten ſolle? Er erwiderte: Seine Majeſtät der König haben zu beſchließen geruht, den Tempel der Minerva, das Parthenon, das Pompeion, die Pöcile, noch zwanzig andere Tempel und mehrere hundert Statuen, Allerhöchſt Ihrem königlichen Vater nach Baiern zu ſchicken, zufolge eines mit Allerhöchſt Demſelben abgeſchloſſenen geheimen Vertrags, und Hellas, übervölkert mit Tempeln, Statuen und Gemälden, ſolle nach Baiern Kunſtkolonien ſchicken, und dafür von dort Naturkolonien erhalten unter Anführung des Herrn von Halberg, des bairiſchen Cecrops, und das Alles gereiche zur Wohlfahrt beider Länder, und ſei überhaupt ſehr charmant. Aber die Athenienſer fanden dieſes gar nicht charmant, ſondern ergriffen einige der ſchönſten antiken Steine mit Bas Reliefs verziert und warfen ſie dem armen Herrn von Klenze an den Kopf, bis er todt blieb. Dann ſtürzten ſie die Akropolis hinauf, ergriffen den König Otto, der gerade mit ſeinem Frühſtücke beſchäftigt war und dabei Saphir's deutſchen Horizont las, bei dem Arme, ſetzten ihn in eine Sänfte und ließen ihn an den Hafen tragen, und übergaben ihn dort dem Admiral Nicias, daß er ihn zu Schiffe nach Corcyra bringe. Die baieriſchen Soldaten blieben zurück und nahmen Dienſte im ſcythiſchen Corps. Ihr baieriſch Bier braute ihnen ein von München gekommener Bierbrauer, und ihre baieriſche Treue hatten ſie vergeſſen. So endigte das baieriſch-ruſſiſch-engliſch-franzöſiſch-helleniſche Reich. —

Neun und achtzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 16. December 1832.

Die Berry iſt krank; aber wie man ſagt, wäre es nicht ihr hoffnungsloſer Zuſtand, der ſie niedergeworfen, ſondern gerade das Gegentheil. Wahrſcheinlich iſt das Verläumdung. Wenn man in Frankfurt etwas davon weiß, warum die Herzogin gefangen ſitzt und warum Karl X. nicht mehr in Paris lebt, ſchreiben Sie mir es doch, ich will es in die Zeitung ſetzen laſſen. Hier kann man ſich die Sache gar nicht erklären. Dieſe Abneigung der Völker gegen gewiſſe Namen und dieſe Vorliebe für andere iſt ganz unbegreiflich. Wenn nicht die Cholera daran Schuld iſt, muß die Welt ſchwanger ſein; ſie hat wunderbare Gelüſte. Sehen Sie, man hat es mir zum Vorwurfe gemacht, daß ich geſagt: ein Volk dürfe ſeinen Fürſten verjagen, wenn ihm ſeine Naſe nicht gefiele. Nun, vielleicht war das zuviel behauptet.

Aber man muß mir doch zugeben, daß eine Naſe eine ſehr wichtige Sache iſt. Eine Naſe iſt ein bedeutender Theil des menſchlichen Körpers; eine Naſe kann einen Menſchen entſtellen und zieren; man kann ſeiner Naſe willen einen Menſchen lieben oder haſſen; kurz eine Naſe iſt eine Naſe; aber ein Name? Guter Gott! Was liegt an einem Namen? Die Braunſchweiger wollten keinen Karl und gaben ſich einen Wilhelm; die Belgier wollten keinen Wilhelm und gaben ſich einen Leopold; die Franzoſen wollten auch keinen Karl und gaben ſich einen Philipp. Der Name Karl ſcheint beſonders unbeliebt zu ſein. In Spanien handelt ſich's auch um Karl oder nicht Karl; in Portugal iſt der Streit zwiſchen Peter und Michel. Meine Naſe iſt mir tauſendmal lieber. Nun haben ſie zwar vor zwei Jahren behauptet, man habe den König Karl vom Throne geſtürzt, weil er die Charte verletzt habe. Hat das der jetzige König nicht auch gethan? Alſo weil er Philipp heißt und nicht Karl, wäre ihm Alles erlaubt? Ja, er hat tauſendmal ſchlimmer gehandelt als Karl X. Dieſer that es in der Leidenſchaft, er konnte ſich wenigſtens damit entſchuldigen, er konnte Alles auf ſeine Miniſter wälzen, die Kränkung wieder gut machen, er wollte das wirklich thun. Aber Louis Philipp begnügt ſich nicht blos mit dem Rechte der Leidenſchaft, er will auch die Leidenſchaft zu einem Rechte erheben, er verlangt das Recht, zu jeder Zeit, ſo oft es ihm beliebt, ungerecht ſein zu dürfen. Und er begnügt ſich nicht, das Verbrechen allein zu begehen, er ſucht auch die ganze Nation in deren Stellvertretern zu ſeinen Mitſchuldigern zu machen. Nun giebt es zwar hier Leute genug, die nicht ſchlecht ſind, ſondern nur dumm, welche behaupten, der jetzige Fall wäre doch ganz ein anderer. Karl X. habe die Conſtitution aus eigner Machtvollkommenheit verletzt; Louis Philipp thue es in Gemeinſchaft mit den Kammern. Bei Jenem ſei die Aufhebung der Charte Willkür geweſen, Dieſer wolle ſie geſetzlich machen. Aber was ändert das die Sache? O ja, es ändert die Sache, es macht ſie weit, weit ſchlimmer. Iſt ein Verbrechen weniger ein Verbrechen, weil es zweihundert Menſchen theilen? Iſt die Tyrannei der Geſetze weniger Tyrannei als die der Willkür? Und wenn alle die dreißig Millionen Franzoſen in der Kammer ſäßen, und ſie Alle ſtimmten Mann für Mann für ein Geſetz, das der Regierung verſtatte die perſönliche Freiheit, die Freiheit der Preſſe aufzuheben, das heilige Aſyl des Hauſes zu verletzen — ſie hätten das Recht nicht dazu. Keine Nation hat das Recht, der Täuſchung, der Furcht, dem Schrecken, der Selbſtſucht, der Ermüdung des Tages die beſſere Einſicht, die Wahrheit, die Beſonnenheit, die Liebe und Kraft der folgenden Tage, die unveräußerlichen Rechte eines kommenden Geſchlechts aufzuopfern. Hier iſt der Jammer, hier iſt die Treuloſigkeit, das iſt's, was die wahre Freiheit Europa's noch um ein Jahrhundert hinausſchickt. Erſt fehlt die Kraft, dann fehlt der Muth, dann fehlt die Einſicht. Wenn einmal die Völker Europa's ſich der Tyrannei ihrer Fürſten werden entledigt haben, werden ſie in die Tyrannei ihrer Geſetzgeber fallen, und ſind ſie dieſe los geworden, gerathen ſie in die Tyrannei der Geſetze. — Dieſe Tyrannei der Geſetze iſt aber gerade die feſte Burg, welche von der Freiheit ſeit fünfzig Jahren belagert wird. Was ſie ſeitdem erobert, das ſind blos einige Außenwerke, wobei noch nichts weiter gewonnen, als daß die Hoffnung der Einnahme der Feſtung etwas näher gerückt iſt. Es muß Menſchenrechte geben, die von keiner Staatsgewalt, und hätte jedes Bettlerkind im Lande Theil an deren Ausübung, zu keiner Zeit, in keinem Verhältniſſe, um keines Vortheils, um keiner Beſeitigung einer Gefahr willen vernichtet, geſchmälert oder eingeſtellt werden dürfen. Auf der See, wenn Gefahr des Schiffbruchs eintritt, wirft man die Waaren über Bord, die Menſchen zu retten; man wirft aber nie die Menſchen über Bord, die Waaren zu retten. In politiſchen Stürmen aber opfert man das, was der Menſch iſt, dem auf, was er hat, man wirft den Menſchen über Bord, den Bürger zu erhalten — das iſt Wahnſinn. Und wenn es auch alle Staatsbürger zufrieden wären, wenn ſie alle ſo verdorben wären, das, was ſie haben, dem vorzuziehen, was ſie ſind — es bliebe doch Wahnſinn.

Mit beſſerer Einſicht als Europa ließen die Amerikaner, als ſie ihre Freiheit gründeten, der Verfaſſungsurkunde eine Erklärung der Menſchenrechte, nämlich derjenigen Rechte vorangehen, die weder der Heiligung der Geſetze bedürfen, um Gültigkeit zu haben, noch je durch ein Geſetz eingeſchränkt oder aufgehoben werden dürfen. Die franzöſiſche Nationalverſammlung hat es auch damit verſucht. Aber jetzt denkt Keiner mehr daran, und wenn man mit einem Staatsgelehrten von Menſchenrechten ſpricht, lacht er Einen aus, und wenn man in Paris zwiſchen zwei und vier Uhr Nachmittags das Wort Menſchenrechte ausſpricht, werden vor Schrecken alle Wangen bleich und die Renten fallen. Menſchenrechte — das iſt die Guillotine!

Geſtern Abend ſah ich zum erſtenmale Demoiſelle Georges ſpielen; nicht zum erſtenmale dieſen Winter, ſondern zum erſtenmale im neunzehnten Jahrhunderte. Dieſes Schickſal habe ich ſchon oft in meinem Leben gehabt: daß ich den Sonnenaufgang und den Mittag verſchlafen, und erſt beim Sonnenuntergange munter geworden bin. Demoiſelle Mars habe ich voriges Jahr zum erſtenmale geſehen, Talma kurz vor ſeinem Tode, mich ſelbſt lernte ich erſt nach dem dreißigſten Jahre kennen und ohne Sie hätte ich wahrſcheinlich erſt zehn Jahre ſpäter meine angenehme Bekanntſchaft gemacht. Als ich vor zwei Jahren nach Paris kam, war die Freiheit ſchon im Untergehen, und ich mußte ſogar auf einen hohen Berg der Begeiſterung ſteigen, um noch ihre letzten Strahlen zu erwiſchen; denn im Thale war es ſchon dunkel. So immer zu ſpät. Ein politiſcher Ketzer bin ich geworden, ſeitdem man nicht mehr verbrennt und viertheilt, ſondern blos mit dem Zuchthauſe auf unbeſtimmte Zeit und mit einer Abbitte vor dem Conterfei eines Königs beſtraft. Dieſes Abbitten vor dem Bilde des Königs von Baiern will mir gar nicht aus dem Kopf. Es iſt zu fürchterlich, es iſt zu lächerlich! Das iſt ja ein chriſtlich türkiſcher Deſpotismus, ein Deſpotismus in ſeidenen Strümpfen und den Turban auf dem Kopfe. Nun möchte ich doch wiſſen, wie ſie Einen, den ſie zum Zuchthauſe verurtheilt, zwingen können, Abbitte vor dem Bilde des Königs von Baiern zu thun, wenn dieſer nicht will. Ich thäte es nicht; ich ſpräche wie der Geiger Miller in Cabale und Liebe: da ich doch in's Zuchthaus muß, will ich Euch ſagen, daß Ihr Schurken ſeid. Der Präſident antwortet, glaube ich, darauf: Vergeß Er nicht, daß es auch Staupbeſen und Pranger giebt! O! es kommt auch noch zu Staupbeſen und Pranger; es kommt auch noch dazu, daß Einer barfuß und eine brennende Kerze in der Hand es vor der Kirchthüre büßen muß, wenn er geſagt, der Leib und das Blut des Herrn ſei nicht in dem Fürſten. Die wahnſinnige Tyrannei hat keine Grenzen, es kommt nur darauf an, welche Grenze die wahnſinnige Geduld des deutſchen Volkes hat . . . Aber wo bin ich? Ich bin weit von Demoiſelle Georges abgekommen. Zurück.

Sie ſieht bei ihren Jahren noch gut genug aus, oder mein Glas müßte trübe geweſen ſein. Auch iſt in den Rollen, die ihr anzugehören ſcheinen, ein Alter, das an Ehrwürdigkeit grenzt, gar nicht ſtörend. Sie hat eine ſchöne, volltönende Stimme, ihre Geberden ſind anſtändig und ihr Mienenſpiel iſt ſehr reich; freilich glaubte ich bemerkt zu haben, daß ſie beim Miſchen ihrer Züge die Volte ſchlägt, und jede Farbe der Leidenſchaft, die ſie will, oben auf bringt. Das iſt nun nicht die rechte Art. — Die Leidenſchaft auch in ihrer entſchiedenſten Richtung hat keine beſtimmte Farbenleiter und ſie iſt ſehr zufällig gemiſcht. Ich kann aber die Georges durchaus noch nicht beurthei len, ich muß ſie öfter ſehen. Auch iſt das Stück, in welchem ſie auftrat, halb unbedeutend, halb dumm, das heißt: ſeit einigen Wochen, daß es gegeben wird, iſt das Haus gedrückt voll, Jeder will es ſehen. Perin et Leclerc, ou Paris en 1443, drame historique. Was die Leute Schönes daran finden, begreife ich nicht. Außer den Decorationen und den weiblichen Kleidungen der damaligen Zeit gefiel mir doch gar nichts. Dieſen Winter iſt das Mittelalter Mode, oder vielmehr das dramatiſche Vieh wurde durch Noth die Alpe hinaufgetrieben, dort zu weiden, weil ſie in den letzten zwei Jahren die untere Region, das Kaiſerreich, die Republik und das Zeitalter Ludwigs XV. ganz abgegraſt haben. Jedes Theater bringt der Reihe nach ein Pariſer Mittelalter zur Vorſtellung. Geſtern kam die komiſche Oper — auch ein ſolches Mittelalterſtück, zum erſtenmal: Le Pré aux clercs, Muſik von Herold. Die heutigen Zeitungen rühmen dieſe neue Oper ſehr. Ich laſſe mir das alles ſehr gern gefallen, denn ich profitire davon. Seit zwei Jahren leiten die Boulevards-Theater meine hiſtoriſchen Studien. So oft ich ein hiſtoriſches Schauſpiel geſehen, ließ ich mir den folgenden Tag alle die Geſchichtsbücher, Memoiren und Chroniken holen, die von der Zeit und der Geſchichte handeln, die auf der Bühne vorgeſtellt werden, und ich las ſie. Jungen Leuten möchte ich dieſe Art Geſchichte zu ſtudiren freilich nicht empfehlen; aber für Kinder und bequeme Leute iſt das die rechte Art und ob ich zwar ſchlecht beſtehen würde, wenn mich Schloſſer examinirte, ſo bin ich doch im Ambigu Comique der gründlichſte Hiſtoriker.

Das Stück, von welchem die Rede iſt, ſpielt zur Zeit Karls VI. und die Georges ſpielte die Iſabeau von Baiern. Darüber brauchte ich aber nichts nachzuleſen, denn die Geſchichte war mir aus Schiller's Jungfrau von Orleans ſchon längſt bekannt. Leider! Der Menſch weiß immer zu viel; denn daher kam es, daß mir das Drama lächerlich vorkam. Dieſe Iſabeau iſt verliebt, aber nicht wie ein weiblicher Satan, nicht wie eine alte Frau, nicht wie eine Ehrgeizige, nicht wie eine Königin, nicht wie eine Rabenmutter, nicht wie eine ausſchweifende Frau; ſondern wie ein junges unſchuldiges Bürgermädchen. Und als ihr politiſcher Feind, der Connetable von Armagnac, ihren jungen Geliebten foltern und dann in einen Sack ſtecken und Nachts in die Seine werfen ließ, weinte ſie als ginge ſie das was an und als gäbe es keine Männer mehr in der Welt. Aber die Georges wußte ſich mit guter Manier aus der Dummheit des Dichters herauszuziehen. Alſo der Sack mit dem Schatze wird in's Waſſer geworfen, aber wieder herausgefiſcht. Der Sack wird geöffnet und der ſterbende junge Menſch im Hemde halb herausgezogen. Das iſt ſeit einigen Tagen das zweitemal, daß ich einen ſterbenden Menſchen im Hemde aus einem Sacke habe kommen ſehen. Das iſt die hiſtoriſche Treue! Aber die Henkersknechte kehren zurück, werfen den Sack mit Inhalt zum zweitenmale in's Waſſer und drohen mit einer Geiſterſtimme in die Nacht hinaus: laissez passer la justice du Roi! Das war die damalige Formel. Es iſt recht ſchauerlich.

Um das Alter der Georges genau zu erfahren, ließ ich mir den Band der Biographie des contemporains holen, worin ihr Artikel ſteht. Da las ich etwas, was mich ſtutzig machte. Sie wird dort nicht allein getadelt, ſondern auch mit einer gewiſſen Bitterkeit getadelt, die ich mir nicht erklären konnte. Darauf las ich den Artikel im Converſations-Lexikon, der ſie betrifft und der mich etwas auf die Spur brachte. Der deutſche Berichterſtatter bemerkt, die Georges habe ſich eine romantiſche Darſtellungsart angeeignet. Das mag es ſein. Die Verfaſſer der Biographie des contemporains waren Arnault, Jouy, Jay und andere ſolche gedörrte Claſſiker, welche der Georges ihr friſches romantiſches Weſen nicht verzeihen konnten. Daß ihr dieſes eigen ſei, nehme ich übrigens bis jetzt nur auf Glauben an. Nicht ſo ihr Alter. Sie war geſtern Abend 17 Jahre, 7 Monate und 13 Tage alt. Wie viel Stunden weiß ich nicht, da die Stunde nicht angegeben, in der ſie auf die Welt gekommen.

Aber mein Gott, was iſt die Georges hinabgerückt. Früher im Theatre Français, bis voriges Jahr im Odeon, ſpielt ſie jetzt im Porte-St. Martin, in einem Boulevardtheater. O hätte ich ſie in meiner Kammer! Ich würde mit ihr verfahren wie einſt ein Buchhändler mit Rouſſeau und Voltaire zu verfahren wünſchte. Ich gäbe ihr gut zu eſſen und zu trinken, aber ſie müßte mir arbeiten. Sie müßte mir diktiren, von Paris, von Erfurt, von Wien, von Petersburg, vom Kaiſer Napoleon, vom Kaiſer Alexander und von hundert andern Dingen und Menſchen. Doch es iſt merkwürdig! Wenigſtens nach mehreren Erfahrungen, die ich gemacht, haben die ſchönen Schauſpielerinnen gar keine Beobachtungsgabe und Menſchenkenntniß, und ſie verſtehen gewöhnlich ihr eignes, oft ſo intereſſantes Leben nicht kunſtreich aufzufaſſen. Haben Sie, als Sie in Paris waren, die Georges nicht ſpielen ſehen?

Außer dem erwähnten Drama gab man den Abend noch ein Melodrama: l'Auberge des Adrets; eine ganz gemeine ſentimentale Mörder- und Räubergeſchichte. Aber ein Schauſpieler Ramens Frederic führte eine komiſche Rolle vortrefflich durch. Ich habe lange nicht ſo ſehr gelacht. Das Merkwürdige bei der Sache iſt, daß das Komiſche gar nicht in der Rolle liegt, ſondern in dem ſelbſterfundenen Spiele des Schauſpielers, und das zu ſeinem Charakter und den Reden, die er führt, gar nicht paßt. Es iſt ein zerlumpter, niederträchtiger, boshafter, ganz gemeiner Dieb, Räuber und Mörder. Er bringt einen Mann im Stücke ſelbſt um, ihm ſein Geld zu nehmen. Und Frederic machte einen gutmüthigen Schelm daraus, der höchſt ergötzlich iſt. Zuletzt freilich werden die Poſſen, doch wahrſcheinlich dem Pöbel und der Kaſſe zu gefallen, etwas gar zu weit getrieben. Stellen Sie ſich vor: am Ende werden beide Räuber von Gensd'armen gepackt, ſie entſpringen aus dem Zimmer, die Gensd'armen ihnen nach. Der Vorhang fällt. Das Stück iſt aus. Auf einmal gewahre ich, daß die Leute nach der Gallerie hinaufſehen und lachen. Ich hebe den Kopf in die Höhe und ſehe in einer Loge des zweiten Ranges die beiden Räuber mit den ſie verfolgenden Gensd'armen ſich herumbalgen. Endlich wird ein Gensd'arme (ein ausgeſtopfter) von einem der Räuber hinab in's Orcheſter geſtürzt, Und auf dieſem Theater ſpielt die Georges, einſt die Königin ſo vieler Königinnen!

Dienſtag, den 18. December.

Als ich geſtern Abend nach Hauſe kam, fand ich eine ſchwarze Viſitenkarte vor, mit dem Namen weiß darauf. Es war ein Schauer wie ſie da lag auf dem ſchwarzen Marmortiſche im röthlichen Scheine der Lampe; es war wie der Beſuch eines Geiſtes. Es war der Name eines Polen. Ich habe ſolche ſchwarze Karte hier nie geſehen. Sollten ſie vielleicht die Polen als ein Zeichen der Trauer angenommen haben? Ich werde es erfahren. Da haben Sie ſie, ich ſchicke ſie Ihnen, bewahren Sie ſie gut. Und haben Sie je eine Thräne für einen König vergoſſen, und ſollte das Glück es wollen, daß Sie noch ferner eine weinen; dann ſehen Sie dieſe Karte an, daß Ihr Herz zur Wüſte werde und der Sand alle Brunnen der Empfindung verſchütte. Denn wahrlich es iſt edler die ganze Menſchheit haſſen, als nur eine einzige Thräne für einen König weinen.

Ein ſterbendes Volk zu ſehen, das iſt zu ſchrecklich; Gott hat dem Menſchen keine Nerven gegeben, ſolches Mitleid zu ertragen. Jahre, ein Jahrhundert lang in den Zuckungen des Todes liegen und doch nicht ſterben! Glied nach Glied unter dem Beile des Henkers verlieren und all' das Blut, alle die Nerven der verſtorbenen Glieder erben, und dem armen und elenden Rumpfe den Schmerz des Ganzen aufbürden — o Gott! das iſt zu viel! Denn einem Volke, wenn es leidet, werden nicht wie einem kranken Menſchen Geiſt und Sinne geſchwächt, es verliert das Gedächtniß nicht; ſei es noch ſo bejahrt, wird es im Unglücke wieder zum Jüngling, zum Kinde, und die Jugend mit all' ihrer Kraft und Hoffnung, die Kindheit mit ihrer Luſt und allen ihren Spielen kehren ihm zurück. Als Gott die Tyrannen erſchuf, dieſe Folterknechte der Welt, hätte er wenigſtens die Völker ſollen ſterblich machen.

Man hat jetzt den Deutſchen eiſerne Reife um die Bruſt geſchmiedet, ſie dürfen nicht mehr ſeufzen um die Polen; aber die Franzoſen brauchen noch nicht zu ſchweigen. Es kommt dahin auch noch, aber bis dahin kommt auch die Hülfe. Haben Sie in den franzöſiſchen Blättern von dem neuen Jammer geleſen, den man auf die Polen gehäuft? Aus jeder polniſchen Provinz werden fünftauſend Edelleute eingefangen und nach dem Kaukaſus getrieben, um dort unter die Koſaken eingeſteckt zu werden. Sie dürfen auf ihre Verbannung nicht vorbereitet werden, ſie müſſen unvermuthet Nachts aus ihrem Bette geſchleppt werden. So befiehlt es ausdrücklich der kaiſerliche Befehl. Und dem Belieben des Gouverneurs bleibt es frei geſtellt, welche ſie zur Verbannung wählen wollen; nur iſt ihnen auf das ſtrengſte unterſagt, die Begnadigung mit dem Kaukaſus auf die Schuldigſten der Polen fallen zu laſſen; dieſe kommen nach Sibirien oder werden hingerichtet oder werden im Gefängniſſe erdroſſelt und vergiftet. Was ich geſtern geleſen, das iſt noch ungeheurer. Fünfzig Polen wurden in Kronſtadt, im Hafen, wie im Angeſichte ganz Europa's, auf Tod und Leben gegeißelt, weil ſie ihr Vaterland nicht abſchwören, weil ſie dem Nicolaus nicht Treue ſchwören wollten. Und während ſie die Reihen der Soldaten durchſchlichen, durch Bajonette auf der Bruſt am ſchnellen Gehen gehindert, ging ein Geiſtlicher zuſprechend neben den Verurtheilten, und ermahnte ſie zu ſchwören. Ein Geiſtlicher, das Cruzifix in der Hand, ermahnte im Namen des Erlöſers zum Meineide! Aber wo gab es je einen Kaiſer oder König, der nicht einen Pfaffen gefunden hätte, der noch ſchlechter war als er? Dreitauſend andere Polen ſtanden in einen Haufen zuſammen getrieben auf dem Richtplatze, den Jammer ihrer Brüder mit anzuſehen, und hinter ihnen ſechstauſend Ruſſen, Kanonen vor ſich, den Haufen Polen niederzuſchmettern, wenn Einer von ihnen murren ſollte. Die anweſenden ruſſiſchen Offiziere lachten — o nein, ich erzähle das nicht ihnen zum Vorwurfe, ſondern daß man dieſe Schlachtopfer der Tyrannei auch beweine. Sie mußten lachen; nicht zu lachen wäre ihnen als Kaiſermord angerechnet worden. Und das duldet der Himmel? Das heißt nicht die Menſchheit, das heißt Gott ſelbſt in den Koth treten. Aber nicht an Nicolaus allein denke ich; ſo ſchuldig er iſt, er hat es nicht verdient, unſern ganzen Fluch zu tragen. Er iſt nur der gefällige Wirth, er gab ſeinen königlichen Brüdern ein königliches Schauſpiel. Denn es iſt kein Fürſt in Europa, der nicht aus ſeiner Lage dieſes blutige Schauſpiel mit Wolluſt anſähe und nicht dabei auf ſein eignes Volk hinabſchielte und ihm den ſtummen Wunſch zugrinſte: nun wohl bekomme euch dieſe Lehre!

Der Haß und der Ekel ſteigen mir manchmal bis an den Hals hinauf und da werde ich meiner Wünſche und ſelbſt meiner Verwünſchungen überdrüſſig. Es ſind jetzt fünfzig Jahre, daß die europäiſche Menſchheit aus ihrem Fieberſchlummer erwachte, und als ſie aufſtehen wollte, ſich an Händen und Füßen gekettet fand. Feſſeln trug ſie immer, aber ſie hatte es nicht gefühlt in ihrer Krankheit. Seitdem kämpften die Völker mit ihren Unterdrückern. Und rechnet man jetzt zuſammen all' das edle Blut, das vergoſſen worden, all' den ſchönen Heldenmuth, all' den Geiſt, alle die Menſchenkraft, die verbraucht worden, alle die Schätze, die Reichthümer, drei kommenden Geſchlechtern abgeborgt, die verſchlungen worden — und wofür? für das Recht frei zu ſein, für das Glück, auf den Punkt zu kommen, wo man aufhört Schulden zu haben und wo erſt die Armuth beginnt. Und bedenkt man, wie dieſes Blut, dieſer Heldenmuth, dieſer Geiſt, dieſe Kraft, dieſe Reichthümer, wären ſie nicht verbraucht worden zur Vertheidigung des Daſeins, zur Veredlung, zur Verſchönerung, auf die Freuden des Daſeins hätten verwendet werden können — möchte man da nicht verzweifeln? Alles hinzugeben für die Freiheit, Alles aufzuopfern — nicht für das Glück, ſondern für das Recht glücklich ſein zu dürfen, für die Möglichkeit glücklich ſein zu können! Denn mit der Freiheit iſt nichts gewonnen als das nackte Leben, dem Schiffbruche abgekämpft. Und gewönnen nur die Feinde der Menſchlichkeit etwas durch ihren Sieg, ja theilten ſie nur ſelbſt die Hoffnung des Sieges, es wäre noch ein Troſt dabei. Aber nein, der Sieg iſt unmöglich. Eine neue Macht, die Widerſtand findet, kann im Kampfe den Sieg finden, und im Siege ihre Befeſtigung; aber eine alte befeſtigte Macht war ſchon beſiegt an dem Tage, wo der Kampf gegen ſie begann. Wäre es nicht toll, wenn Männer, die Zahnſchmerzen haben, ſich einredeten, ſie zahnten? Aber ſo toll ſind unſere Tyrannen nicht. Dort die Pfaffen — ſie wiſſen recht gut, daß der Zauber ihrer Gaukelkünſte nicht mehr wirkt. Dort die Edelleute — ſie wiſſen recht gut, daß die Zeit ihrer Anmaßung vorüber iſt. Dort die Fürſten — ſie wiſſen recht gut, daß ihre Herrſchaft zu Ende geht. Ja alle dieſe unſere Feinde wiſſen das beſſer als wir ſelbſt; denn ihren Untergang ſehen ſie durch das Glas ihrer Furcht weit näher, als wir es ſehen durch das Glas unſerer Hoffnung. Aber weil ſie es wiſſen, darum wüthen ſie; ſie wollen ſich nicht retten, ſie wollen ſich rächen. Es giebt in Europa keinen Fürſten mehr, der ſo verblendet wäre, daß er noch hoffte, es werde einer ſeiner Enkel den Thron beſteigen. Aber weil ohne Hoffnung, iſt er auch ohne Erbarmen und nimmt ſich die Tyrannei ſeines Enkels voraus, ſie zu der ſeinigen geſellend.

— Heute kaufte ich einen ſchönen Geldbeutel für Sie, von der Farbe des griechiſchen Himmels und der Königlich baieriſchen Nation: nämlich hellblau, mit einem goldenen Saume und mit weißer Seide gefüttert. So wonniglich weich anzufühlen, daß es einer zarten Seele ſchwer fiele, hartes unerbittliches Geld hineinzulegen. Aber Sie werden ihn zu Almoſen beſtimmen. Hören Sie, wie Sie dazu gekommen. Noch fünf Minuten vorher dachte ich nicht daran ihn zu kaufen, ob ich zwar an Sie dachte, denn ich ſchrieb Ihnen gerade. Ich las die Allgemeine Zeitung und darin von den hannöveriſchen Ständen und von der Oeffentlichkeit, die man ihnen bewilligt von der Größe eines Nadelſtichs; und wie man doch noch Angſt gehabt, es möchten Spitzbuben von außen durch dieſen Nadelſtich in die Kammer ſteigen, und wie man darum den Nadelſtich mit einem eiſernen Gitter verwahrte und von außen Läden anbrachte, und innen eine Gardine davor hing. Darüber mußte ich ſo lachen, daß ich das Pult erſchütterte; von der Erſchütterung ſtoß mein Stacheldintenfaß über, das eben gefüllt worden war und zu hoch. Jetzt kam ein Dintenbach von der Höhe herab und ſtrömte über die Allgemeine Zeitung gerade durch das Hannöveriſche. Schnell rettete ich meinen Brief, faßte die Allgemeine Zeitung am trocknen Zipfel und warf ſie in's Feuer. Dann holte ich Waſſer und wuſch das Pult ab. Während dem Trocknen machte ich einige Gänge durch das Zimmer und kam bei dieſer Gelegenheit an das Fenſter und ſah die Straße hinab. Da gewahrte ich, daß in das große Haus mir gegenüber viele Menſchen gingen und daß viele glänzende Equipagen davorſtanden. Dann ſah ich wieder viele Menſchen und Wagen herauskommen, und ſo ging das abwechſelnd immer fort. Ich ward neugierig, ſchickte hinunter und ließ Erkundigungen einziehen; erhielt aber keine Aufklärung. Da zog ich mich ſchnell an und ging ſelbſt hinüber. Ich fragte den Portier des Hotels: où est ..... weiter wußte ich nicht was ich fragen ſollte. Er antwortete mir: im Hofe, links, im zweiten Stock über dem Entreſol. Da ſtieg ich hinauf und kam durch eine Reihe Zimmer, voll der ſchönſten Frauen und Waaren; es war ein Bazar und Serail zugleich. Man ſah alle möglichen Handarbeiten in Nähereien, Strickereien, Stickereien, Malereien und wie ſie ſonſt heißen. Auch männliche Handarbeiten, Bücher waren zum Verkaufe ausgeſtellt. An jedem Tiſche oder Laden ſtand eine Dame, die verkaufte; an jedem Artikel war der Preis geſchrieben. Eine Bekannte, die ich dort fand, erklärte mir: das wäre der Bazar eines Frauenvereins, der jeden Winter zum Beſten der Armen dieſe Waare verfertigte und verkaufte. Stifterin dieſes Vereins iſt eine Madame Lutteroth, Schwiegertochter des reichen Kaufmannes, der früher in Frankfurt wohnte. Die wohlthätige Neigung dieſer Dame wurde durch die Religionsſekte, zu welcher ſich ihr Mann bekennt (ich glaube zu den Mennoniten) noch verſtärkt und angetrieben. Auch iſt es ihre Wohnung, in welcher die Waaren ausgeſtellt ſind. Es war recht artig zu ſehen wie die Damen alle ihre Sachen prieſen und anboten, mit einem Eifer, einer Zuthulichkeit, als verkauften ſie zu ihrem eignen Gewinnſte. Auf dieſe Art ſind Sie zu dem blauen Geldbeutel gekommen. Jetzt aber bleiben Sie nicht länger eine verſtockte Ariſtokratin und lernen Sie endlich begreifen, wozu die Oeffentlichkeit gut iſt. Ich bringe ihn mit, wenn die Lerchen und die Veilchen kommen und unter Otto's Strahlen die verdorrten Oelbäume wieder blühen.

Mittwoch, den 19. December.

Bei den hieſigen Civilgerichten kam neulich ein Prozeß zwiſchen dem Kaiſer Don Pedro und einem Pariſer Bürger vor. Als der Huiſſier die Tagesordnung ausrief: Dumoulin contre Don Pedro! ſchrie einer der Zuhörer: à Oporto, und Gelächter im ganzen Saale. Nämlich dieſer Dumoulin verlangt von dem Kaiſer einige und dreißigtauſend Franken für die Mühen, Reiſen und Koſten, die es ihm verurſacht, als er ihm ſeine jetzige Frau, die Beauharnois, verſchaffen half. Don Pedro will nicht bezahlen. Den Kuppel-Pelz nach den Flitterwochen einfordern — eine ſolche Dummheit hätte ich keinem Pariſer zugetraut; die eigentlichen Prozeß-Verhandlungen haben noch nicht angefangen; die Sache muß hübſch werden. Dem guten Don Pedro geht es ſehr ſchlecht in Oporto, er rückt nicht vor und iſt wie feſt genagelt. Das iſt der böſe Zauber des Juſte-Milieu, den ſein Freund und Beſchützer Louis Philipp über ihn ausgeſprochen. Dieſer hat ihm geſagt: laſſen Sie ſich mich zur Warnung dienen; beſſer keine Krone als eine aus den Händen des Volkes; lieber gar nicht regieren als mit einer Conſtitution; bleiben Sie nur ruhig ſtehen, gehen Sie weder rechts noch links, halten Sie ſich gerade und die Krone wird

Ihnen ſchon einmal auf den Kopf fallen. Das hat ſich Don Pedro gemerkt und er war ſo ehrlich, den conſtitutionellen Portugieſen nicht einmal etwas zu verſprechen, außer, daß er ſie wahrſcheinlich nicht werde hängen laſſen, wenn er wieder zur Regierung käme. Dieſen aber genügt die Galgenfreiheit nicht und ſie leiſten ihm darum in ſeinem Kampfe keinen Beiſtand. Louis Philipp wird ihm auch geſagt haben, er ſolle die heilige Allianz nicht ärgern und ſich darum nicht anſtellen, als wäre ihm an dem Glücke ſeines Volkes gelegen, ſondern aufrichtig geſtehen, es liege ihm blos an ſeiner Herrſchaft, und dann würde ſie nichts gegen ihn haben. So iſt er auf ſeine Lohnſoldaten beſchränkt, und wie will er mit dieſen gegen ein von Glaubenswuth fanatiſirtes Volk, gegen ſeinen von den mächtigſten Fürſten der Welt gut berathenen, gut unterſtützten Nebenbuhler kämpfen?

Die Komödie, die jetzt in Spanien geſpielt wird, iſt auch merkwürdig. Ich nenne es Komödie, weil ich mich heute nicht ärgern will, denn es iſt Mittwoch, ich erwarte Ihren Brief, und nichts ſoll meine Freude ſtören. Aber an jedem der fünf andern Tage der Woche hätte ich der Sache einen andern Namen gegeben. Es empört mich viel ſtärker, wenn Fürſten ihre Unterthanen wie Kinder behandeln, und ſie mit Mährchen amüſiren und ſie mit groben Lügen täuſchen, als wenn ſie ſie wie Männer und Sklaven züchtigen. Die ſpaniſche Königin hat ein Töchterchen, dem ſie eine Krone verſchaffen möchte. Aber ihrem Wunſche ſteht eine mächtige Partei entgegen, und um dieſe Partei zu bekämpfen, wirft ſie ſich in die Arme der Liberalen und verſpricht ihnen Freiheit, daß es eine Luſt iſt. Hat ſie einmal ihren Zweck erreicht, oder ein anderes Mittel gefunden, ihren Zweck zu erreichen, wird ſie die conſtitutionellen Spanier, die ſo thöricht waren ihr zu trauen und in ihre Falle zu gehen, eben ſo behandeln wie es Ferdinand gethan. Aber trotz der Maske, trotz der feinen Liſt, in welcher alle Fürſten ſo geübt ſind, bricht in den Reden und Handlungen der Königin Chriſtine die angeborne Natur oft komiſch genug vor. Ein Fürſt, der von Freiheit ſpricht, macht dann ein Geſicht wie Robespierre — von dem einſt Mirabeau ſagte: er ſieht aus wie eine Katze die Eſſig getrunken hat. Neulich machte die Königin eine Proklamation an die Spanier bekannt, voll Honigworte, voll Freiheit, voll Glück, voll Ruhm, voll Verſöhnlichkeit, kurz, voll Glaube, Liebe und Hoffnung — wie der Hofrath Rouſſeau in der Poſtzeitung am erſten Januar wahrſcheinlich ſingen wird. Plötzlich wendete ſie ſich an die verſtockten Gegner ihrer himmliſchen Abſichten, kratzt ſie und ſpricht wie folgt: „Wer meinen mütterlichen Ermahnungen „nicht Gehör giebt, auf den wird das Beil nieder„fallen, das ſchon über ſeinem Kopfe hängt.“ Schöne, gute, liebe Mama! Die in Frankreich ſich aufhaltenden Spanier, die nach erhaltener Bewilligung jetzt zurückkehren, müſſen an der Grenze, angeblich wegen der Cholera, dreißig Tage Quarantaine halten. Nun kann das Lazareth nur ſechzig Perſonen faſſen, und man hat berechnet, daß es drei Jahre dauern werde, bis alle Spanier in ihr Vaterland kommen. Drei Jahre! Das iſt ein Glück für wenigſtens zwei Drittheile dieſer Unglücklichen, die noch nach zwei Jahren Zeit haben umzukehren und ſich ſo vom Henkertode zu retten. Euer Journal de Francfort neulich eiferte mit edlem Unmuthe gegen die Reformen, welche die Königin von Spanien und der türkiſche Kaiſer in ihren Staaten vornehmen wollten, obzwar ihre Völker ſolchen Reformen entgegen ſind. Welche ſchöne Theilnahme, welche Zärtlichkeit für das Glück und die Wünſche der Völker! Was hat denn die hohe Bundesverſammlung auf einmal ſo weich gemacht? Iſt etwa Rothſchild's Koch krank geworden? Wie konnte aber . . . . . daß ich ein Narr wäre — da iſt Ihr Brief.

— Fragen Sie mich doch einmal was die Doktrinairs eigentlich bedeuten. Ich weiß es ſelbſt nicht recht, möchte mich darnach erkundigen und Ihnen davon ſchreiben.

Der **** iſt nicht ohne Geiſt und Witz, aber er ſchreibt etwas rauh. Er iſt ein arger Hypochondriſt und ſeine Satyre hat etwas Menſchenfeindliches, das ſie ſauer macht.

Ja wohl, ich habe es damals ſchon von mehreren Vornehmen gehört, daß ihnen meine Poſtſchnecke ſehr gefallen. Die erſchien ihnen als eine Oaſe in meinen wüſten Schriften. Es war, weil ich mich darin über einen Demagogen und ſeinen langen Bart und über die Turnkunſt luſtig gemacht. Welche Menſchen!

Neunzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 20. December 1832.

Geſtern kam Victor Hugo's Klage gegen den Miniſter bei dem Gerichte vor. Das Handelsgericht, dem die Sache zufiel, hat im Börſengebäude ſeinen Sitz, und da es gerade die Stunde war, in der ich dort täglich vorbeigehe, bekam ich Luſt die Verhandlungen mit anzuhören. Als ich die Treppe hinaufging — mir pochte, wie immer, das Herz vor Zorn und Scham. Es iſt eines der herrlichſten Gebäude der Welt; das Alterthum kannte kaum ein ſchöneres; unter dieſem Säulendache ſollte Phidias Jupiter thronen und ſtrahlen und ſeine Menſchenkinder mit hohem Stolz erfüllen auf ſolch einen Vater! Aber drinnen ſitzt Merkur in einem gepolſterten Lehnſtuhle, mit gekrümmtem Rücken, den Geldbeutel in der Hand und klingelt; Merkur, der alte Wucherer, der Phönizier, der Jude, der Mäkler, der Betrüger, der mit falſchen Renten würfelt; Merkur, der Schelm, der Meineidige, der Gott der Kaufleute und der Diebe, der am Tage ſeiner Geburt ſich aus der Wiege ſchlich, hinauskroch auf das Landgut ſeines Stiefbruders Apollo, ihm die ſchönſten Ochſen ſtahl und dann, entdeckt, bei dem Haupte ſeines Vaters ſchwur, er wiſſe von gar nichts; Merkur, Feind des Schönen, der Liebesläugner, der ſchon als Kind den holden Amor durchgeprügelt und ſeiner Mutter, die ihn auf den Schooß genommen, ihren Gürtel ſtahl.... Alſo da ich die Treppe hinaufging, kam eine junge, ſchöne, blaſſe Frau, an dem Arme eines Herrn, die Treppe herunter, und ich hörte, wie ſie einem ihr begegnenden Bekannten ſagte: on étouffe! Ich kehrte wieder um. Mein Leben daran zu ſetzen, um einen halben Tag früher zu erfahren, ob Victor Hugo's König ſich ferner amüſiren werde oder nicht, ſchien mir Verſchwendung. Abends bei Tiſche ſprach ich Einen, der dabei war und es ausgehalten. Es war ein junger Menſch von achtzehn Jahren mit überflüſſigem rothem Blute, dem etwas zu erſticken eher geſund als ſchädlich war. Es ſoll fürchterlich geweſen ſein. Ueber dem Lärm, dem Gedränge, dem Angſtgeſchrei: hinaus, Fenſter auf, wir erſticken! konnte man kein Wort von den Verhandlungen hören. Einer hat ſeine Hand verloren, die ihm zwiſchen Thüre und Angel zerquetſcht wurde. Der Angſtruf: Fenſter auf, wir erſticken! wurde immer ſtärker und allgemeiner. Der Präſident erklärte, er könne die Fenſter nicht öffnen laſſen; man höre ſchon jetzt wenig, bei offenen Fenſtern würde man gar nichts hören. Da rief Einer: Herr Präſident, ich rufe Sie zum Zeugen auf, daß ich erſticke! Endlich wurden die Fenſter geöffnet, man trieb den überflüſſigen Theil des Publikums zum Saale hinaus, und die Verhandlungen wurden ruhiger fortgeſetzt. Aus dem, was ich davon in der Gazette des Tribunaux geleſen, will ich Ihnen Einiges mittheilen. Dieſes Blatt wird von Advokaten des Juſte Milieu redigirt. Nun kann man ihnen zwar nicht vorwerfen, daß ſie die gerichtlichen Verhandlungen mit Parteilichkeit darſtellen; keineswegs. Ihre Nemeſis legt in beide Wagſchalen gleiches Gewicht. Sie hält aber die Wage nicht mit der Hand, ſondern ſie hängt ihr von der Naſenſpitze herab, als der rechten Mitte zwiſchen rechter und linker Hand, welches zur Folge hat, daß, ſo oft Nemeſis die Naſe rümpft, die Wage etwas ſchwankt. Doch werde ich das ſchon in Abzug bringen.

Es war ein Rechtsſtreit zwiſchen der romantiſchen und der klaſſiſchen Schule, es war wörtlich nichts anderes als das, wie wir ſpäter aus Victor

Hugo's Rede ſehen werden — und dieſen Streit ſollte ein Handelsgericht entſcheiden! Iſt das nicht merkwürdig? Die Anhänger der romantiſchen Schule hatten ſich in großer Menge frühzeitig im Saale eingefunden und ſollen ſich ſehr unanſtändig und ungebührlich betragen haben. Als ihr König und Feldherr Victor Hugo eintrat, wurde er von ſeinem treuen Heere mit rauſchendem Beifallklatſchen empfangen; aber es ſchien, daß ihn dieſe kleine Huldigung mehr in Verlegenheit geſetzt als geſchmeichelt habe. Odillon Barrot, der Advokat des Klägers, nahm das Wort. „Die Berühmtheit meines Clienten überhebt „mich der Pflicht, Sie mit ihm bekannt zu machen. „Seine Sendung, die ihm von ſeinem Talente, ſei„nem Genie angewieſen, war, unſere Literatur zur „Wahrheit zurückzuführen; nicht zu jener Wahrheit, „die nur ein Werk zur Uebereinkunft iſt, zu einer „gemachten Wahrheit; ſondern zu der Wahrheit, die „aus der Tiefe unſerer Natur, unſerer Sitten und „Gewohnheiten geſchöpft wird.“ Dieſe Sendung, er „hat ſie mit Muth übernommen, mit Ausdauer und „Talent durchgeführt.“ Nun bitte ich Sie, was das für Menſchen ſind! Da iſt Victor Hugo, der Fürſt der Romantiker, der ſein Land und Volk vertheidigt; da iſt Odillon-Barrot, der erſte Advokat Frankreichs, der ihm beſteht, und Beide wiſſen nicht einmal, worin das Weſen der Romantik, worin ihr gutes Recht beſteht. Es beſteht nicht in der Wahrheit, wie ſie ſagen, ſondern in der Freiheit. Freiheit und Wahrheit ſind aber zwei ganz verſchiedene Dinge . . . Dieſe goldenen Worte, die ich da ausſprach, werden dem Herrn v. *** ſehr gut gefallen, und er wird ſie rühmen wie meine Poſtſchnecke und meinen Freunden ſagen, da hätte ich wieder einmal ſehr ſchön geſchrieben und ſie ſollten mich aufmuntern, auf dieſem guten Wege zu bleiben. —

Odillon Barrot forderte für ſeinen Clienten, daß die Comödie Françaiſe entweder Le roi s'amuse aufführe, oder dem Dichter eine Entſchädigung von 25,000 Franken zahle. Dann geht er zur Rechtsfrage über. Wir wollen uns aber damit nicht aufhalten, uns kümmert blos der kleine, liebe, gute Skandal. Nachdem er gezeigt, daß kein Geſetz vorhanden wäre, das einem Miniſter das Recht gäbe, die Aufführung eines Stückes zu verhindern, ſetzt er hinzu: und gäbe es auch ein ſolches Recht, ſo gehört es nicht zu den Amtsbefugniſſen des Miniſters der öffentlichen Arbeiten, und Herr von Argout, indem er es in Anwendung brachte, hat ſich alſo eine Gewalt angemaßt, die ihm nicht gebührt. — „Aber in der „That, der Herr Miniſter des Handels greift ſehr „um ſich; er hat ſich die Verwaltung der National

„garde genommen; die Präfekturen ſind ihm untergeordnet, und jetzt maßt er ſich noch die Direktion „der Theater an, die durch ein Geſetz der hohen „Staatspolizei vorbehalten wurde. Wenn das ſo iſt, „was wird denn dem armen Miniſter des Innern „noch übrig bleiben?“ Großer Beifall und allgemeines Gelächter. Es iſt nämlich zu wiſſen, daß unſer guter Monarch Louis Philipp von den republikaniſchen Inſtitutionen, die ihn umgaben, ſich ſo geängſtigt fühlte, daß er beſchloß, ſich gleich Napoleon einen Polizei-Miniſter zu geben, der auf dieſe republikaniſchen Inſtitutionen Acht haben ſollte. Aber es war noch um einige Monate zu frühe. Die Berry war noch nicht gefangen, Antwerpen noch nicht eingenommen und die Adreſſe der Kammer noch nicht erlangt. Darum begnügte er ſich einſtweilen, Thiers ins geheim zum Polizei-Miniſter zu ernennen und ihm öffentlich den Titel eines Miniſters des Innern beizulegen. Alle Geſchäfte aber, die ſonſt dem Miniſter des Innern oblagen, wurden ihm entzogen und dem Miniſter des Handels zuertheilt, und Thiers behielt nur die Polizei und einige Aemter, die mit ihr verwandt ſind.

Jetzt nahm Victor Hugo das Wort und ſprach wie ein Poet und zwar wie ein romantiſcher Poet. Ein Dutzend ſolcher Reden vor einem deutſchen Handelsgerichte gehalten, würden es verlernen machen, welch ein Unterſchied zwiſchen einer Schuldverſchreibung und einem Wechſel ſei. Es war ein Corpus Juris oder eine Frankfurter Stadtreformation in Almanachsformat gedruckt und in Seide eingebunden. Er ſagte, er hielte es für ſeine Pflicht, die kecke und ſtrafbare Handlung, welche in ſeiner Perſon die Rechte Aller gekränkt, ohne ſtreng und feierlichen Widerſpruch nicht vorübergehen zu laſſen. Dieſe Sache ſei keine gewohnliche, nicht eine bloße Handelsangelegenheit, eine perſönliche. „Nein, meine Herren, es iſt mehr „als das, es iſt der Prozeß eines Bürgers gegen „die Regierung.“ .... „Ich hoffe, Sie werden, was „ich Ihnen zu ſagen habe, mit Theilnahme anhören, „Sie werden durch Ihren Richterſpruch die Regierung „belehren, daß ſie auf böſem Wege iſt und daß ſie „Unrecht hat, die Kunſt und die Wiſſenſchaft mit „ſolcher Ungeſchliffenheit zu behandeln; Sie werden „mir mein Recht und mein Eigenthum wieder geben: „Sie werden die Polizei und die Zenſur, die nächtlicher Weiſe zu mir gekommen ſind und, nach Erbrechung der Charte, mir meine Freiheit und mein „Geld geſtohlen, auf der Stirne brandmarken.“ Eine Polizei und eine Zenſur brandmarken — es iſt doch gar zu ſchauderhaft! — „Die Bewegungsgründe, welche die Geſellen der Polizei einige Tage

„lang gemurmelt haben, um das Verbot dieſes Stückes
„zu erklären, ſind dreierlei Art: es iſt der moraliſche
„Grund, der politiſche Grund und, es muß geſagt
„werden, ſo lächerlich es auch iſt, der literariſche
„Grund. Virgil erzählt, daß zu den Blitzen, welche
„Vulkan für Jupiter verfertigt, drei verſchiedene
„Stoffe genommen wurden. Der kleine miniſterielle
„Blitz, welcher mein Drama getroffen, und den die
„Zenſur für die Polizei geſchmiedet hatte, iſt aus
„drei ſchlechten Gründen zuſammengedreht, gemengt
„und gemiſcht.“ Der Dichter unterſucht nun dieſe
drei Gründe. Ueber den Vorwurf der Unmoralität
bemerkt er: „Alle vorgefaßten Meinungen, welche gegen
„die Moralität meines Werkes zu verbreiten der Polizei
„auf einen Augenblick gelungen war, ſind in
„dieſer Stunde, wo ich da ſpreche, verſchwunden.
„Drei tauſend Exemplare des Buches in der Stadt
„verbreitet, als ſo viele Advokaten, haben meinen
„Prozeß geführt und gewonnen.“ Betreffend den
politiſchen Grund des Verbots beruft ſich Victor
Hugo auf die Vorrede ſeines Dramas, und führt
die dort befindliche Stelle an, die ich Ihnen früher
mitgetheilt. Nach dieſer Anführung bemerkt er:
„Dieſe Schonung, zu welcher ich mich verbindlich gemacht,
„ich werde ſie halten. Die hohen Perſonen,
„welchen daran liegt, daß dieſer Streit würdig und

„anſtändig bleibe, haben nichts von mir zu fürchten; „ich bin ohne Groll und ohne Haß. Nur daß die „Polizei einem meiner Verſe einen Sinn gegeben, „den er nicht hatte, das, erkläre ich, iſt unverſchämt „und gleich unverſchämt gegen den König wie gegen „den Dichter. Die Polizei wiſſe es ein für alle „Male, daß ich keine Stücke mit Anſpielungen mache. „Sie laſſe ſich das geſagt ſein."

„Nach dem moraliſchen und dem politiſchen „Grunde kommt der literariſche. Daß eine Regierung „aus literariſchen Bewegungsgründen ein Stück „verbietet, das iſt ſeltſam, aber es iſt wirklich ſo. „Erinnern Sie ſich, wenn es ſich ja der Mühe lohnte, „ſich einer ſolchen Sache zu erinnern, daß im Jahr „1829, als die erſten ſogenannten *romantiſchen* „Werke auf dem Theater erſchienen, zur Zeit wo die „franzöſiſche Komödie *Marion de Lorme* annahm, „eine von ſieben Perſonen unterzeichnete Bittſchrift „dem Könige Karl X. überreicht wurde, worin man „verlangte, daß das Theatre Français ohne Weiteres, „und von wegen des Königs, allen Werken, die man „*die neue Schule* nannte, verſchloſſen werden möge. „Karl X. lachte und antwortete mit Geiſt, daß in „literariſchen Angelegenheiten er, wie wir alle, *nur* „*ſeinen Platz im Parterre habe*. Die Bittſchrift ſtarb an ihrer Lächerlichkeit. Nun wohl,

„meine Herren, heute ſind mehrere von den Unterzeichnern jener Bittſchrift Deputirte, einflußreiche Deputirte der Majorität, die Theil an der Macht haben und über das Budget ſtimmen. Um was ſie 1829 ängſtlich baten, das haben ſie, mächtig wie ſie ſind, 1832 thun können. Das öffentliche Gerücht erzählt wirklich, daß ſie es waren, die den Tag nach der erſten Aufführung in der Deputirtenkammer den Miniſter angegangen und von ihm erlangt haben, daß unter allen möglichen und moraliſchen und politiſchen Vorwänden Le roi s'amuse unterdrückt werden ſolle. Der Miniſter, ein ſchlichter, unſchuldiger, gutmüthiger Menſch, ging in die Falle.... Es iſt merkwürdig! Die Regierung leihet 1832 der Akademie ihre bewaffnete Macht! Ariſtoteles ein Staats-Grundgeſetz geworden! Deputirte, welche Karl X. abgeſetzt haben, arbeiten in einem Winkel an der Reſtauration Boileaus! Wie armſelig!“

Jetzt erinnert ſich Victor Hugo, daß er der Regierung gedroht ihr Feind zu werden, und fängt gleich an zu zeigen, daß es ihm mit der Drohung Ernſt geweſen. „Doch verhehle ich mir es nicht, daß die Zeit, in der wir ſind, nicht mehr jenen letzten Jahren der Reſtauration gleicht, wo der Widerſtand gegen die Anmaßungen der Regierung

„ſo geprieſen, ſo aufgemuntert, ſo volksthümlich war.
„Die Ideen von Ruhe und Macht genießen in
„dieſem Augenblick größere Gunſt, als die von Fort-
„ſchreiten und Freiheit. Es iſt das eine natürliche
„Rückwirkung der Revolution von 1830, wo wir
„alle unſere Freiheiten im Sturmſchritte zum zwei-
„tenmal genommen haben. Aber dieſe Rückwirkung
„wird nicht lange dauern. Unſere Miniſter werden
„ſich eines Tags über das unverſöhnliche Gedächtniß
„erſtaunen, mit welchem ſelbſt diejenigen Menſchen,
„die jetzt ihre Majorität bilden, ihnen alle die Un-
„gerechtigkeiten zurückrufen werden, die man heute ſo
„ſchnell zu vergeſſen ſich den Anſchein giebt . . . Ich
„muß es hier ſagen, ich habe ſtarke Gründe zu
„glauben, daß die Regierung dieſen Schlaf des
„öffentlichen Geiſtes benutzen wird, um die Zenſur
„in aller Form einzuführen, und daß meine Sache
„nur ein Vorſpiel, eine Vorbereitung, eine Bahn zur
„allgemeinen Achtserklärung aller Theater Freiheiten
„iſt. Indem ſie kein Repreſſiv-Geſetz gab, indem ſie
„gefliſſentlich ſeit zwei Jahren die Ausſchweifungen
„der Bühne alle Dämme überſchreiten ließ, glaubte
„die Regierung in der Meinung aller geſitteten Men-
„ſchen, welche jene Ausſchweifungen empören mußten,
„ein günſtiges Vorurtheil für die dramatiſche Zenſur
„geſchaffen zu haben. Meine Meinung iſt, daß ſie

ſich betrügt, und daß in Frankreich die Zenſur nur eine verhaßte Geſetzwidrigkeit bleiben wird.“

„Und bemerken Sie, daß in dieſer Reihe willkürlicher Handlungen, die ſeit einiger Zeit auf einander folgen, die Regierung aller Größe, aller Offenheit, alles Muthes ermangelt. Dieſes ſchöne, obzwar noch unvollendete Gebäude, welches die Juli Revolution entworfen hat, die Regierung untergräbt es langſam, unter der Erde leiſe, auf krummen Schleichwegen. Sie faßt uns verrätheriſch von hinten, in einem Augenblicke, wo wir uns deſſen nicht verſehen. Sie wagt mein Stück vor der Aufführung nicht zu zenſiren, ſie legt den andern Tag die Hand darauf. Sie macht uns unſere weſentlichen Freiheiten ſtreitig; ſie chikanirt uns in unſern beſterworbenen Gerechtſamen; ſie ſetzt das Gerüſte ihrer Willkür auf einen Haufen alter, wurmſtichiger, abgekommener Geſetze; ſie ſtellt ſich, uns unſere Freiheiten zu rauben, in einem Hinterhalte, in den Speſſart kaiſerlicher Dekrete, durch welchen die Freiheit nie kommt, ohne ausgeplündert zu werden.“ (Victor Hugo ſagte: Foret de Bondi; aber ich habe Speſſart daraus gemacht, denn ich bin ein guter Patriot. Ich ſchreibe vaterländiſche Briefe wie Herr von Gagern in der Allgemeinen Zeitung, und bei mir hat Alles eine deutſche Tendenz).

„Ich ſage, unſere Regierung nimmt uns ſtück-
„weiſe alle die Rechte und Freiheiten, die wir in
„den vierzig Jahren unſerer Revolution erworben
„haben. Ich ſage, es kommt der Rechtlichkeit der
„Gerichtshöfe zu, ſie auf dieſem Wege, der ſo ver-
„derblich für ſie ſelbſt als für uns iſt, einzuhalten....
„Bonaparte, als er Conſul und Kaiſer wurde, wollte
„auch den Deſpotismus; aber er machte es anders.
„Geradezu und mit einem Schritte trat er hinein.
„Er gebrauchte keine jener erbärmlichen, kleinlichen
„Pfiffe, mit welchen man uns heute, eine nach der
„andern, alle unſere Freiheiten aus der Taſche ſpielt,
„die alten wie die neuen, die von 1830 wie die
„von 1789. Napoleon war kein Duckmäuſer und
„kein Heuchler. Napoleon ſtahl uns nicht im Schlafe
„unſere Rechte eines nach dem andern, wie man es
„jetzt thut. Napoleon nahm Alles auf einmal, mit
„einem einzigen Griffe, und mit einer einzigen Hand.
„Der Löwe hat nicht die Art des Fuchſes."

„Damals, meine Herren, war es groß! Reich,
„Regierung, Verwaltung. Ganz gewiß war es
„eine Zeit unerträglicher Tyrannei; aber erinnern
„wir uns, daß wir unſere Freiheit in Ruhm reichlich
„bezahlt erhielten. Das Frankreich von damals
„hatte, wie Rom unter Cäſar, eine zugleich unter-
„würfige und ſtolze Stellung. Es war nicht das

„Frankreich, wie wir es wollen, das freie ſich ſelbſt beherrſchende Frankreich; es war Frankreich, Sclave eines Mannes und Gebieter der Welt.‘

„Damals, das iſt wahr, nahm man uns die Freiheit; aber man gab uns ein erhabenes Schauſpiel dafür. Man ſagte: an dieſem Tage, zu dieſer Stunde werden wir in dieſe Hauptſtadt hineingehen; und am beſtimmten Tage, zur beſtimmten Stunde zog man dort ein. Man entthronte eine Königsfamilie mit einem Dekrete des Moniteurs. Man ließ ſich alle Arten Könige in ſeinem Vorzimmer herumtreiben. Hatte man den Einfall, eine Säule aufzurichten, ließ man vom Kaiſer von Oeſterreich das Metall dazu liefern. Man regelte, ich geſtehe es, etwas eigenmächtig die Verhältniſſe der franzöſiſchen Schauſpieler; aber die Verordnung war von Moskow datirt. Man nahm uns alle unſere Freiheiten, ſage ich; man hatte ein Zenſur-Büreau, man zerſtampfte unſere Bücher, man ſtrich unſere Stücke von dem Anſchlagezettel; aber auf alle unſere Klagen konnte man uns mit einem einzigen Worte prächtige Antworten geben, man konnte uns antworten: Marengo! Jena! Auſterlitz!“

„Damals, ich wiederhole es, war es groß; heute iſt es klein. Wie damals gehen wir der Willkür entgegen, aber wir ſind keine Koloſſen mehr. Unſere

„Regierung iſt keine ſolche, die uns über den Verluſt „unſerer Freiheit zu tröſten verſteht. Betrifft „es die Kunſt — wir entſtellen die Tuilerien; be„trifft es den Ruhm — wir laſſen Polen unter„gehen. Doch hindert das unſere kleinen Staats„männer nicht, die Freiheit zu behandeln, als wenn „ſie wie Deſpoten gewachſen wären; Frankreich unter „ihre Füße zu ſtellen, als hätten ſie Schultern die „Welt zu tragen. Wenn das noch wenige Zeit ſo „fortgeht, wenn die vorgeſchlagenen Geſetze ange„nommen werden, wird der Raub aller unſerer „Freiheiten vollendet werden. Heute läßt man mir „von einem Zenſor die Freiheit des Dichters nehmen, „morgen wird man mir durch Gensdarmen die Frei„heit des Bürgers nehmen laſſen. Heute verbannt „man mich vom Theater, morgen wird man mich „aus dem Lande verbannen. Heute knebelt man „mich, morgen wird man mich deportiren; heute der „Belagerungs-Zuſtand in der Literatur, morgen in „der Stadt. Von Freiheit, Garantien, Charte, „öffentlichem Rechte kein Wort mehr; nichts da. „Wenn nicht die Regierung, von ihrem eignen In„tereſſe beſſer berathen, auf dieſem Abhange einhält, „während es noch Zeit iſt, werden wir ſehr bald „allen Deſpotismus von 1807 haben, und ohne den

„Ruhm. Wir werden das Kaiſerreich haben ohne „Kaiſer.“

„Noch zwei Worte, meine Herren, und möchten „ſie Ihnen, wenn Sie berathſchlagen, gegenwärtig „ſein. In dieſem Jahrhunderte gab es nur einen „großen Menſchen, Napoleon, und eine große Sache, „die Freiheit. Wir haben den großen Menſchen „nicht mehr, ſuchen wir wenigſtens die große Sache „zu behalten!“

Sprach's! wie Voß im Homer zu ſagen pflegt. Das Urtheil wird erſt in vierzehn Tagen geſprochen ... Da fällt mir ein, daß ich Etwas vergeſſen, das ſchön iſt. Das Geſetz, aus welchem der Miniſter ſein Recht, ein Stück zu verbieten, herleitet, ſtammt aus der Schreckenszeit der Republik und wurde im Jahre 1793 gegeben. Darin heißt es wörtlich: Die Theater ſollten wöchentlich dreimal Brutus, Wilhelm Tell, Timoleon und überhaupt nur republikaniſche Stücke aufführen, aber jedes Drama von der Bühne entfernt halten, das geeignet iſt, den öffentlichen Geiſt zu verderben und den ſchmählichen Aberglauben des Königthums wieder aufzuwecken. Wozu ſich doch der Teufel nicht alle brauchen läßt ſogar zum Engel! Merkwürdig!

Ein und neunzigſter Brief.

Paris, Montag, den 24. December 1832.

Heute Nachmittag verkündete der Donner der Kanonen die Uebergabe von Antwerpen. Ich ſage: der Donner, weil das ſo üblich iſt; gehört habe ich nichts davon. Auf der Straße wurde der Sieg für zwei Sous ausgerufen; aber ich kaufte ihn nicht, ſondern ging nach Hauſe, um mit Ihnen zu überlegen, ob die Einnahme von Antwerpen zwei Sous werth ſei. Wer weiß! Was mag der König Philipp froh ſein, daß der Theater Vorhang endlich gefallen iſt, was mag er Furcht vor ſeinem eigenen Muthe gehabt haben! Welche artigen, höflichen Briefe mag er heute an alle Tyrannen Europa's geſchrieben und ſie um Verzeihung gebeten haben für die ſehr große Freiheit, die er ſich genommen, eine Cidatelle zu erobern! Das war wieder ein ächt monarchiſcher Krieg, eine Schachparthie, wo ſich

Bauern für den König ſchlugen. Zu vertheidigen war Antwerpen gar nicht, nicht mit aller Tapferkeit; der König von Holland wollte ſeine Ehre retten. Die Ehre eines Königs erhält ſich nur im Blute — das iſt bekannt. Es iſt mir als wenn ich dabei wäre: der Marſchall Gerard wird den General Chaſſé zu Tiſche bitten und da werden ſie ſich wechſelſeitig die artigſten, ſchönſten Dinge von der Welt ſagen; dem Einen für ſeine heldenmüthige Vertheidigung, dem Andern für ſeinen heldenmüthigen Angriff. Es wird viel gelacht und Champagner getrunken, und vor der Thüre ſpielt die Regimentsmuſik. Unterdeſſen jammern die holländiſchen und franzöſiſchen Verwundeten in den Spitälern, unterdeſſen jammern ihre Mütter, Weiber und Bräute. Der Herzog von Orleans zieht triumphirend in Paris ein, Marſchall Gerard wird belohnt, und die Gebliebenen bekommen den Orden des heiligen Grabes. Warum? Leſen Sie in den Spaziergängen eines Wiener Poeten das herrliche Gedicht: Warum? „Von dem poſſirlich „kleinen Männlein, das ſich auf der Sprache „garbenreichem, unermeſſenem Erntefeld „ein einziges goldnes Körnlein liebend „auserwählt, das Männerwort: Warum?" Ich bin ſelbſt ſolch' ein poſſirlich kleines Männlein: wenn man mir den Kopf herunterſchlüge, er murmelte immer ſort: warum? — Doch wer weiß! die heilige Allianz hat den franzöſiſchen Löwen wieder einmal brüllen hören, und iſt er auch noch in ihrem Käfig, ſo erinnert ſie das doch, daß es ein Löwe ſei und keine Katze. Vielleicht erſchrickt ſie darüber, vielleicht bekommt ſie größere Furcht vor Frankreich als vor Hambach und fängt Krieg an, und dann iſt uns geholfen. Ich bin ſo hoffnungslos, daß alles mir Hoffnung giebt. Ich habe manchmal Mitleid mit mir ſelber und komme mir vor wie jener ſchwediſche Soldat, der das Rauchen ſo leidenſchaftlich liebte, daß, als ihm einſt im Kriege der Tobak mangelte, er an einem angezündeten Strohhalm dampfte. Ein biſchen Strohrauch wird mir zur Wolke, jede Wolke zum Himmel, und von jedem Himmel hole ich die Freiheit herab. Und welche Freiheit! Es iſt ſo wenig was ich fordere. Ich verlange nichts als Hoſen, für mich und meine deutſchen Kameraden, und daß uns nicht jedes alte Weib von Regierung ſoll immer fort dutzen dürfen. Mein einziger Ehrgeiz iſt, Deutſchlands Oedip zu werden, der es von der Augsburger Sphinx befreit, die mich noch zu Tode ärgert. Sie iſt ſchuld an meinen Zahnſchmerzen. Täglich bringt der Berliner Correſpondent eine diplomatiſche Nuß zum Aufknacken; ich nehme ſie in den Mund, beiße zu mit allen Kräften der Zähne — und die Nuß iſt hohl, zerbricht wie Eierſchalen, meine Zähne knirſchen unvermuthet aufeinander und meine erſchrockenen Nerven zittern von den Zehen bis zu den Haaren. Und das muß man ſich gefallen laſſen, muß ſchweigend zuſehen, wie dieſer Berliner Affe die Zunge gegen die franzöſiſche Regierung und das deutſche Volk herausſtreckt, und darf ihm nicht auf das Maul ſchlagen!

Zwei und neunzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 30. December 1832.

Louis Philipp, der gute Friedensrichter, hat ſeine Gerichtsdiener, nachdem ſie jetzt den König von Holland ausgepfändet, gleich wieder aus Belgien zurückgerufen. Ich fange an zu glauben, der Mann iſt ein Philiſter. Es wäre merkwürdig! Iſt er kein Böſewicht, oder iſt er nicht wahnſinnig, iſt er ein Philiſter. Seine königlichen Vorfahren, durch viele Jahrhunderte, waren der Reihe nach einige groß, die meiſten klein; manchmal gut, öfter ſchlecht; viele leer, die meiſten unmäßig. Aber ſo glatt geſtrichen, wie ein Scheffel Hafer, gleich dieſem Louis Philipp, war noch kein franzöſiſcher König. Die Andern hatten ihre Leidenſchaften, ſie hatten ihre Krankheiten; aber dieſe Leidenſchaft der Ruhe, dieſes Ordnungsfieber hatte keiner von ihnen. O Gott! mußte ich das noch erleben, daß die Könige Hofräthe werden! Und ſeine Dintenlecker, ſeine beſoldeten Redner und Zeitungsſchreiber, was ſie ihm Hymnen ſingen! So wurde nicht Achilles und Hektor, nicht Alexander, nicht Cäſar, nicht Napoleon beſungen. Sie ſagen: vor Antwerpen ſei ein Krieg geführt worden, wie noch keiner. Die Franzoſen hätten nicht für die Freiheit gekämpft, wie unter der Republik, nicht für den Ruhm, wie unter Napoleon, ſondern für die Geſetze hätten ſie gekämpft, es ſei ein legaler Heroismus geweſen. Für die Geſetze wären Frankreichs Heldenſöhne drei Wochen lang zwei Fuß tief im Waſſer geſtanden und hätten ſich beregnen und niederſchmettern laſſen, und hätten dabei ihren fröhlichen Muth behalten; nicht aber die Marſellaiſe geſungen, wie die revolutionären Blätter gelogen, ſondern die guten Kinder hätten gerufen: vive le roi, vive la loi! . . . Und darum jene drei heißen Julitage, und darum kam uns die Sonne um drei Erdfernen näher, um zwei armſelige Könige, einen Regenten und einen Herzog auszubrüten! Einen Braunſchweiger Herzog, der kürzlich auf jeden falſchen Zahn ſeiner Unterthanen eine Abgabe von zwei Thaler gelegt hat, vierundſechzig Thaler für einen ganz falſchen Mund! (Wenn dieſer gute Herzog viele Beamten und Höflinge hat, muß er ein reicher Fürſt werden.) Und darum dieſes dreitägige

Feſt, welches die Götter ſelbſt mit ihrer Gegenwart beehrten, um den Namenswechſel einiger Tyrannen zu feiern! Und darum verſchleuderte Jupiter in drei Tagen alle ſeine Blitze, um ein frommer Juriſt zu werden und Götter und Menſchen ferner durch Conferenzen und Protokolle zu beherrſchen! Was iſt da zu machen? Ich will mir einen Haarbeutel anhängen und mich von dem Fürſten von Sigmaringen zum Legationsrath ernennen laſſen.

Ein deutſcher Eſel in London hat in einem engliſchen Journale von meinen Briefen geſprochen; ein deutſcher Eſel in Leipzig hat das im literariſchen Converſationsblatt überſetzt und ein deutſcher Eſel in Paris hat mir den Artikel zu leſen gegeben und darauf geſchworen, ein Engländer habe das gemacht. Ein Engländer ſoll geſagt haben: „Wir lieben eine vernünftige Preßfreiheit!“ Ein Engländer ſoll durch vier Seiten von Jude geſprochen und geſagt haben: ich ſei „eingeſtandenermaßen“ ein Jude! Eingeſtandenermaßen wie gefällt Ihnen das? Ein Engländer habe geſagt: das Ganze habe eine Satyre ſein ſollen auf das Reden und Treiben der Liberalen! Ein Engländer: ich ſei ein kalter Menſch, ohne allen Enthuſiasmus, und man höre es mir an, daß mir Alles gleich wäre, ſo oder ſo! Dieſes Lumpengeſindel iſt nur zu Löſchpapier zu gebrauchen; aber ſie drucken ihr Beſtes darauf und nennen es gutes weißes Druckpapier. Sie verſtehen das nicht, Sie haben nicht den Witz davon; aber wüßten Sie, was das heißt: gutes weißes Druckpapier, das gäbe Ihnen ein lebhafteres Bild von unſerm öffentlichen Leben. O das Vieh — eingeſtandenermaßen!

Vorigen Sommer unternahmen einige Deutſche in London ein freiſinniges Blatt in deutſcher Sprache. Als dort der öſterreichiſche und der preußiſche Geſandte das erfuhren, ließen ſie von einem ihrer vertrauten Geſellen ein ähnliches Blatt ankündigen, das ſie verſchenkten oder wohlfeil weggaben, um das andere zu unterdrücken. Ihre Abſicht gelang ihnen auch. Wenn man Patriotismus, Muth und Beharrlichkeit genug hätte, mich hier in Paris bei ſolch' einem wohlthätigen Unternehmen zu unterſtützen, nicht dem ganzen diplomatiſchen Korps, den Nunzius an der Spitze, ſollte es gelingen, mich niederzudrücken, zu ſchrecken oder zu beſtechen. Aber . . . . aber . . . . gutes weißes Druckpapier!

Montag, den 31. December.

Ein neues Journal auf das kommende Jahr, das heißt auf Morgen angekündigt. L'Europe littéraire, Journal de la Littérature nationale et étrangère. Das einzige Intereſſante bei der Sache iſt, daß Heine die Redaktion der deutſchen Literatur übernommen, alles Uebrige, fürchte ich, iſt Wind und wird zu Waſſer werden wie jeder Wind. Die Natur mag es mir verzeihen, wenn ich ihr Unrecht thue, ich weiß wahrhaftig nicht gewiß, ob jeder Wind zu Waſſer wird; aber es ſteht einmal da. Die Ankündigung des Journals liegt vor mir: Prospectus confidentiel imprimé pour MM. les fondateurs et les redacteurs de l'Europe littéraire. Ich habe keine Geheimniſſe vor Ihnen, und Sie ſollen Alles erfahren.

„Pour nous faire l'écho fidèle des littératures et des arts de tous les peuples, et arriver ainsi à cette universalité qui sera le but constant de nos efforts, nous avons dû nouer d'immenses relations, non seulement avec les académies et les corps savants de nos provinces et des diverses capitales de l'Europe, qui représentent les centres d'autant de cercles partiels, mais encore nous mettre en rapport direct avec tous les comités littéraires et artistes du monde civilisé. Nous devons dire qu'en France, comme à l'étranger, tous les noms célèbres dans la littérature, la philosophie et les diverses branches de l'art, ont accueilli notre projet avec le même enthousiasme, et qu'ils ont promis de contribuer de leurs travaux et de leurs noms au succès de cette grande et utile entreprise.“ Das iſt alles Wind! Was wenigſtens die berühmten deutſchen Literatoren betrifft, ſo iſt nicht möglich, daß ſie verſprochen haben, an dem neuen Journale mitzuarbeiten, oder der Hofrath Rouſſeau in Frankfurt müßte ein Lügner ſein, was auch nicht möglich iſt. Dieſer hat ja kürzlich erſt bekannt gemacht, „daß die vorzüglichſten Schriftſteller Deutſchlands“ ſich verpflichtet hätten, in ſein Frankfurter Converſations-Blatt zu ſchreiben; und um ein Journal, das der Hofrath Rouſſeau redigirt, intereſſant zu machen, das allein konnte ſchon alle Kraft und Zeit einiger Dutzend Voltaires beſchäftigen. Was bliebe ihnen für Paris übrig? Alſo gelogen. Weil ich gerade von ihm ſpreche — neulich erzählte mir Jemand: in einem neuen Bande liri-liri-lirili-lyriſcher Gedichte von Rouſſeau ſtehe auch eine Ode an den berühmten Pfeilſchifter, worin dieſem geſungen wird, er habe wie ein mächtiger Sturmwind alle Demagogen, gleich welken Blättern, vor ſich hergetrieben. Wenn Sie mich lieb haben, wenn Sie mich erquicken wollen, ſchicken Sie mir das Gedicht.

Jetzt das Waſſer. „La politique sera complètement exclue de l'Europe littéraire. Notre feuille, ainsi concentrée dans le domaine de l'art, restera toujours placée en dehors des passions du moment; elle formera, pour ainsi dire, un territoire neutre, où pourroient demeurer et vivre en paix tous les partis et toutes les opinions. Le premier avantage, qui résultera pour notre recueil de cette exclusion totale de la politique, c'est qu'il pourra franchir toutes les frontières, et trouver auprès de tous les gouvernemens la protection et l'appui nécessaires au succès universel qu'il a l'ambition d'obtenir. Déjà des hauts patronages sont assurés à l'Europe littéraire. Nous avons l'espoir de rencontrer partout cette même bienveillance qui ne manqua jamais aux publications dont l'art et le progrès furent le but unique et special“.... Ich muß in der Mitte aufhören, um zu horchen; es iſt zehn Minuten vor Mitternacht.

Hoch! Hoch! Hoch!

Dienſtag, den 1. Januar 1833.

Ich kehre zum franzöſiſch-europäiſch-literariſchen Winde zurück. Der Herausgeber des neuen Journals ſchrieb früher den Figaro mit viel Geiſt und Witz. Unter der Regierung Caſimir Perriers zog er ſich mit ſeinem Witze, ſeinem Gelde und ſeiner Tugend zurück und hing, wie man zu ſagen pflegt, die Politik an den Nagel; das haben ſchon Viele gethan; es iſt eine gefahrloſe Inokulation des Galgens. Seitdem lebt er von ſeinen Renten. Die Moral eines Schriftſtellers hat in Frankreich große Fortſchritte gemacht. Der ärgſte Schelm, wenn er ſein Gewerbe verſteht, kann mit dem Code moral in der Hand ſich vor die himmliſchen Aſſiſen ſtellen und Gott und ſeine Engel keck herausfordern, ihm den Paragraphen zu nennen, den er übertreten. Ein deutſcher Journaliſt verkauft ſein Gewiſſen, ein franzöſiſcher verkauft ſeine Aktien. So kommt das Journal in andere Hände, und man braucht die eignen nicht zu beſchmutzen. Ein deutſcher Journaliſt ſtellt ſich an den Pranger, ein franzöſiſcher begnügt ſich, ihn zu verdienen. Der Unternehmer der Europe littéraire, der die Gefahren der Tugend einmal kennen gelernt, meidet ſie ängſtlich und, um nicht zum zweitenmale in Verſuchung zu kommen, ſeine Aktien zu verkaufen, nahm er ſich lieber vor, das neue Journal von aller Politik rein zu halten. Daher hat er auch hauts patronages gefunden, nämlich eine große Menge Ariſtokraten und Juſte-Milianer, die das Unternehmen mit Geld unterſtützen. Sie ſind hier wie bei uns, es iſt gar kein Unterſchied. Sie glauben auch, es ſei möglich, dem Geiſte der Zeit eine andere Richtung zu geben, und wenn man die Aeſthetik gut bezahlt, werde die ungereimte Politik zu Grunde gehen. Sie ſehen nicht ein, daß es ihnen an Verſtand mangelt, ſie glauben nur, es mangle ihnen an Geld. Sie begreifen nicht, daß es ihnen an Kopf fehlt, ſie meinen, es fehlen ihnen nur die Köpfe Anderer — zum Abſchlagen. Käme ich morgen zu dem erſten Miniſter jedes Staates auf dem europäiſchen Feſtlande und brächte ihm tauſend Million Dukaten und einen ausführbaren Plan, hunderttauſend unruhige Köpfe nach beliebiger Auswahl herunter zu ſchlagen — er beſtellte mich auf übermorgen wieder und verſprach mir bis dahin die gute alte Zeit wieder herzuſtellen. Ich glaube, ihr Irren kommt daher, daß ſie die Geſchichte nicht kennen oder nicht verſtanden haben; die Welt wurde immer von einer Idee beherrſcht, und Völker wie ihre Regierungen mußten ſich ihr unterwerfen. Zwiſchen einer und der andern Idee kam aber immer ein Jahr hundert des Stillſtandes; da ſchlief die Menſchheit. Dieſe Zeit des Schlafes benutzten die Machthaber, um die Völker zu unterjochen. Dieſe erwachten und da gab es Revolutionen — da war erſt das Chriſtenthum, dann die Völkerwanderung, dann kamen die Kreuzzüge, darauf die Rückkehr der Künſte und Wiſſenſchaften nach Europa, dann folgte die Reformation, endlich die Idee der Freiheit. Zwiſchen dem Frieden, der die Religionsſtreitigkeiten endigte, und der franzöſiſchen Revolution war ein Jahrhundert des Schlafes, und während dieſer Zeit bildete ſich das miniſterielle Regieren aus, das früher gar nicht Statt fand. Die Menſchheit erwachte endlich und ihr neues Tagewerk war die Idee der Freiheit, für die Machthaber die gefährlichſte unter allen; denn die Freiheit iſt eigentlich keine Idee, ſondern nur die Möglichkeit, jede beliebige Idee zu faſſen, zu verfolgen und feſtzuhalten. Man kann eine Idee durch eine andere verdrängen, nur die der Freiheit nicht. Wenn die Fürſten ihren Völkern ſagen: wir geben euch Friede, Ordnung, Religion, Kunſt, Wiſſenſchaft, Handel, Gewerbe, Reichthum für die Freiheit — antworteten die Völker: Freiheit iſt das alle zugleich; wozu ſie wechſeln laſſen, wozu uns mit der Scheidemünze unſeres Glücks beſchleppen? Es iſt alſo da gar nichts zu machen und die Europe littéraire wird die

Welt nicht ändern. Uebrigens erſcheint ſie viermal wöchentlich in groß Folio „sur papier grand-raisin vélin, satiné.“ Das würde man bei uns ein Prachtwerk nennen, ein deutſches Nationalwerk. Davon würden nur 36 Exemplare abgezogen für unſere 36 Fürſten, die andern aber bekämen das Journal auf *gutem weißem Druckpapier*.

Heute Vormittag habe ich im magnetiſchen Schlafe die Poſtzeitung von dieſem Morgen geleſen. Auf der erſten Seite ſteht ein Neujahrsgedicht, von *Glaube*, *Liebe* und *Hoffnung*. Glaube iſt *Friedrich Wilhelm*, Liebe iſt *Franz*, und Hoffnung iſt *Nikolas*. Habe ich recht geleſen? Später ward es mir etwas dunkel und ich konnte nicht unterſcheiden, ob „*Jakob hatte ſieben Söhne*“ darin ſteht.

Mittwoch, den 2. Januar.

Sie ſind klug. Sie geben mir auf Neujahr ein Trinkgeld und ziehen mir es dann an meinem Lohne wieder ab. Warum habe ich heute keinen Brief von Ihnen? Iſt das recht? Iſt das ſchön?

Drei und neunzigſter Brief.

Paris, Mittwoch, den 2. Januar 1833.

Ihr Päckchen wurde mir geſtern gebracht: die Didaskalia, die Xenien, der Tabak, das Büchlein von Göthe und der falſche Liberalismus. Den letztern habe ich jetzt zweimal. Es entgeht Keiner ſeinem Schickſale: ich und der Krug, wir waren beſtimmt: er, von mir geleſen zu werden, ich, ihn zu leſen. Erſt vor wenig Tagen kaufte ich ihn für dreißig Sous, weil man mir geſagt, daß ich darin ſtände. Ich las die Stelle, die mich betrifft, welche mich meine Neugierde leicht finden ließ, und dann wollte ich die Schrift von vorn leſen. Aber beim Aufſchneiden der Blätter fand ich: „Die Serviten wollen *ſehr viel*, aber die Liberalen wollen *lieber Alles*“ und das ſei das Witzigſte, was je aus einem deutſchen Munde gekommen und könne ſich mit dem beſten franzöſiſchen Calembourg meſſen. Dann kam unter meinem Meſſer hervor: „Ebendeshalb.“ Da verlor ich die Geduld. Was ſoll ich mit ſo einer alten Köchin machen? Was kann ich mit einem Hofrathe anfangen, der „Ebendeshalb“ ſchreibt? Ebendeshalb warf ich das Buch in meinen Papierkorb. Da Sie mir es aber auch geſchickt, erkenne ich darin den Finger Gottes. Ich werde es leſen und Ihnen dann meine Meinung darüber ſagen. Dieſer Krug iſt Profeſſor in Leipzig und hat nach der polniſchen Revolution, weil er gegen die Polen geſchrieben — ich weiß nicht, ob Prügel bekommen, oder Prügel verdient, oder Prügel gefürchtet. Aber eins von dieſen drei Dingen hat ſich ereignet. Er iſt einer der breiteſten Köpfe Deutſchlands. Die ſchöne Welt hält ihn für einen großen Philoſophen, weil er ſo langweilig iſt, und die Philoſophen halten ihn für einen ſchönen Geiſt, weil er ſo ſeicht iſt. Ich aber halte ihn weder für das eine, noch für das andere, ſondern für einen Lump. Er ſchreibt über Alles, was geſchieht, ganz jämmerlich, und wenn ich die Geſchichte wäre, wollte ich lieber gar keine Geſchäfte machen, als ſolch einen Buchhalter haben. Er iſt ein literariſcher armer Teufel, der ſich jeden Tag vor der Thüre des Welttheaters hinſtellt und ſo oft ein Stück aus iſt, die Hand aufhält und bettelt. Kurz, er iſt ein Ebendeshalb und ein Hofrath.

Wozu Sie mir die fünf Blätter Didaskalia geſchickt, begreife ich auch nicht recht. Ich glaube, Sie wollen mich ärgern. Da iſt zuerſt: Lionell und Arabella, (Fortſetzung). „Arabella ſchauderte „bei dieſen Worten in ſich zuſammen und drängte „ſich näher an den Mann ihrer Liebe, als ſuche ſie „Schutz bei ihm vor unſichtbarer Gefahr. Er ſchloß „ſie feſt an ſich, legte ihr niedergeſunkenes Haupt „an ſeine Bruſt und ſprach feierlich: Weib meines „Herzens!“ Weib meines Herzens! um auch feierlich zu ſprechen was kommen Sie mir mit ſolchen Sachen? . . . Ferner: Predigt über einen Roſenſtock, (Schluß). „Wie viele Küſſe „würde man z. B. um ſo manche meiner ſchönen „Zuhörerinnen finden?“ Davon verſtehe ich nicht einmal die Grammatik . . . Weiter: Sitzung des Aſſiſenhofs in Mainz, (Schluß). „Am 29. „März ſteckt er ein Meſſer in ſeine Hoſentaſche“ . . . Unterhaltungen auf dem Marktſchiffe zwiſchen Frankfurt und Mainz, (Fortſetzung). „Hinter mir ſaß ein Mägdlein“ . . . . Dresden, den 25. November. „Die erfreuliche Nachricht „von der Vermählung unſeres Mitregenten mit einer „Prinzeſſin aus dem Hauſe Wittelsbach iſt nun hier „für Niemanden ein Geheimniß mehr. Es iſt zu „hoffen, daß dieſe neue Verbindung zwiſchen zwei

„bereits verſchwägerten Familien auch ſegensreich für „die beiden Länder wirken werde." Ich gratulire und hoffe auch. —

Bitte ſehr um Verzeihung. Da finde ich endlich den Artikel, den Sie mit einem Kreuzchen bezeichnet, den „Aufruf an die Germanier" des Herrn von Hallberg. Sie hätten aber ein großes Kreuz davor ſetzen ſollen. Danke für den guten Willen; doch ich habe den Artikel ſchon vor drei Wochen geleſen, ihn gerupft und gebraten wie eine Gans und ihn ganz allein verzehrt, ohne Sie zu Gaſte zu bitten. Es thut mir leid, aber es iſt nichts mehr davon übrig als ein Stückchen Erinnerung. Dieſer Freiherr von Hallberg auf der Birkeneck bei Freiſing, auch unter dem Namen „Eremit von Gauding" bekannt, mag ein ehrlicher Mann ſein, der es gut meint; aber irgend ein Hof-Federfuchſer, der vielleicht an dem Tage gerade bei ihm ſchmarotzt, hat ihm wohl den Aufruf in die Feder diktirt. Griechenland ſolle das baieriſche Algier werden! Dahin kann es freilich noch kommen. Die Geſchichte der Deutſchen „blieb leer ſeit ſiebzehn „Jahren, bis ein großer, hochherziger König „das alte unterdrückte Volk der Griechen in Schutz „nahm, und ihm ſeinen Sohn als König gab." Schön geſagt! (Ich bin ſchläfrig, 11 Uhr). Die

Deutſchen ſollen nicht nach Amerika gehen, dort Knechte zu werden; ſondern nach Griechenland, um dort unter baieriſch-ruſſiſcher Regentſchaft freie Männer zu ſein. Da wären die beſten Früchte, Wein, ſchöne Mädchen, „da könnt Ihr Euren Muth zeigen.“ Gute Nacht.

Freitag, den 4. Januar.

Ich habe die Xenien geleſen und habe mich ſehr daran ergötzt. Die Hauptſache iſt jetzt, die ſchläfrigen Deutſchen wach zu erhalten, ſei es durch Kaffee oder Schnupftabak, ſei es durch Singen oder Schreien gleichviel; nur daß ſie nicht einſchlafen. Schlafend durch die pontiniſchen Sümpfe zu reiſen, ſoll lebensgefährlich ſein. Viele Xenien haben mir ungemein gut gefallen, beſonders die über mich — verſteht ſich. Grob ſind ſie freilich alle, grobianiſſimo. Aber was liegt daran, wie eine Katze die Mäuſe abthut, wenn wir ſie dadurch los werden? Auch hat ja der Dichter ſehr gut erklärt, warum die Grazien ausgeblieben. Aber ſeine hebräiſchen Späße ſind entſetzlich einfältig. Das war wohl die Vermögensſteuer des Frankfurter Bürgers, und der Mann hat ſich aus Eitelkeit für dümmer angegeben als er iſt. Er mag ſich hüten, daß Heine nicht über ihn kommt, er mag ſeine Nachtmütze nur recht tief über die Augen herunterziehen. Erinnern Sie ſich:

Gefährlicher Bund?

Schmul und Heyum, ſie ſchreiben als deutſche Männer für Freiheit,
Kommt noch der Itzig dazu, ſtürzen die Fürſten vom Thron.

Nun, warum nicht? Wenn ein Jude ſtark genug iſt, die wankenden Fürſten auf ihren wankenden Thronen zu halten, warum ſollten drei Juden nicht Macht genug haben, ſie herunter zu ſtürzen? Auch Chriſtus war ein Jude, und er hat die Götter aus dem Olymp geſtürzt, und das war doch eine ganz andere Fürſtenſchaft als die der heiligen Allianz und des hohen deutſchen Bundes! Wo iſt jetzt Jupiter mit ſeinen Blitzen? Vor unſerm Spotte ſchützt ihn nur unſer Vergeſſen — und das hat ein Jude gethan! — Ich glaube, der Schmul bin ich, und der Heymann wird wohl Heine ſein; aber wo bleibt der Itzig? Itzig! Itzig! Itzig! Itzig! . . . Es giebt aber doch nichts Dümmeres als ſo ein deutſcher Philiſter, beſonders wenn er ein Gelehrter iſt. Sie kennen mich, ich kenne die Andern — nicht Einer unter uns dachte je an den Juden; nie, ſo oft wir die Dummköpfe und Philiſter züchtigten, kam es uns in den Sinn, daß es die nämliche Peitſche ſei, mit der ſie ſelbſt uns einſt geſchlagen! Und jetzt kommen ſie und erinnern daran, und bringen uns täglich die ſchönſten Schadenfreuden in das Haus! So dumm zu ſein — ich verliere mich darin.

Samſtag, den 5. Januar.

Am Neujahrstage — o! Man könnte den Verſtand darüber verlieren. Die Juli-Revolution, ein Zorn-Vulkan, von dem Himmel ſelbſt geladen, damit die Könige zu ſchrecken und zu ſtrafen, iſt ein waſſerſpeiender Berg geworden, den Völkern zum Verdruſſe und den Fürſten zum Geſpötte! Ich fürchte, daß ich aus Verzweiflung noch ein Dichter werde und mich blamire. Am Neujahrstage, dieſem monarchiſchen Erndtefeſte überall wo Land und Gut des Volks das Landgut des Fürſten bilden, haben Philipps Knechte die ſchweren Garben Frankreichs, ſein Glück und ſeinen Ruhm, ſeine Tugend und ſeine Ehre, ſeine Roſen und ſeine Lorbeeren — haben das duftende Heu der dürren Rednerblumen ihm auf Wagen jauchzend in den Hof gefahren. Feld und Wieſe, alles dem König; wer nicht ſein Kind iſt, iſt ſein Knecht. Man ſchämt ſich, ein Menſch zu ſein. Wer weiß, ob nicht das Pferd in edlem Zorne ſeinem Reiter flucht; nur verſtehen wir ſein Wiehern nicht. Aber das gezäumte Menſchenvolk küßt die Sporen ſeines Reiters. Sie haben den König Vater des Vaterlandes genannt: dieſen Findelkönig vom Greve-Platze! Das franzöſiſche

Heer in Belgien wurde glücklich geprieſen, von zwei königlichen Prinzen Beiſpiele der Tapferkeit zur Nachahmung zu erhalten. Die grauen Helden von Marengo wurden in die Kriegsſchule zweier Milchſuppen-Geſichter gegeben! Sie haben dem König geſagt: er hätte die Cholera beſiegt, vor ſeiner Barmherzigkeit hätte ſich die unbarmherzige Vorſehung geflüchtet.

Sie haben ihn vergöttert, daß er im Juni ſeine Feinde niedergeſchlagen, und mehr als jede andere Schmeichelei hat König Louis Philipp dieſe mit Wolluſt eingeſchlürft. Er hat geprahlt und geſpottet: *Die Republik wäre erbleicht vor ſeinem Sterne.* Es war ein Bürgerkrieg, Bürgerblut war gefloſſen; ein König ſollte das vergeſſen, oder kann er es nicht vor Schmerz, einen Trauerflor über ſeine Erinnerung hängen. Aber dieſer König rühmt ſich ſeines Sieges und jubelt darüber wie ein Schneider, der einmal Muth gehabt aus Furcht. Der Schmerz und die Verachtung der edelſten Franzoſen kümmert ihn nicht, ihm lächelt der Beifall ſeiner Brüder in Wien, Berlin und Petersburg. Und *in der Mitte*, nicht, wie ſeine Schmeichler ſagten, *an der Spitze* von vierzigtauſend Soldaten iſt er gegen dreihundert Republikaner gezogen, die ſich wie Helden vertheidigt.

Frankreich hat das Scharlachfieber; Blutegel rund am Halſe, Purpur über den ganzen Leib und zum Königsmantel muß es ſich die Haut abziehen. Der alte Rieſe mit einer Kinderkrankheit! Schamrother Purpur! Herr Hofrath Frankreich! Herr, deine Hand liegt ſchwer auf deinem Knechte; aber ich will es für meine Sünden in Demuth tragen.

Vier und neunzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 6. Januar 1833.

Ueber Frankfurt habe ich merkwürdige Dinge erfahren, theils aus guten gedruckten Quellen, theils aus den mündlichen Berichten eines ſehr glaubwürdigen Reiſenden. Von meiner theuren Geſandtſchaft dort erfahre ich nie das Geringſte; wenn dieſe dinirt hat, denkt ſie, ſie habe auch genug repräſentirt und eine geheime Schublade iſt ihr heilig. Das ſoll aber anders werden. Erſtens habe ich aus dem Theater-Repertoire für den Monat December, das in der Didaskalia ſteht, erſehen, wie in Zeit von wenigen Tagen vier verſchiedene Stücke von Shakeſpeare aufgeführt worden ſind; und nicht etwa der alte Hamlet mit ſeinem ewigen Sein oder Nichtſein, ſondern die zwei Heinriche, Richard, Lear. Das iſt ja zum Erſtaunen, das hat ſich ja ſehr zum Guten geändert. Waren Sie denn nie bei einer ſolchen Aufführung?

wie wird geſpielt? wie der junge Heinrich, wie Fallſtaff? In der That, ich freue mich darüber um Frankfurts willen. Ich bin der Meinung, daß man durch das Schauſpiel auf den öffentlichen Geiſt einwirken könne, ſo abgeſtumpft man auch gegen ſolche Reizmittel ſein mag. Ein guter Bürger, der aus einem Stücke von Shakeſpeare kommt, kann noch den nämlichen Abend ſeinen beſten Freund todtſtechen, aber ihn todt langweilen, das kann er nicht.

Ferner wurde mir erzählt, man habe mehrere ausgezeichnete Juden zu Mitgliedern des Muſeums aufgenommen und allen ohne Unterſchied erlaubt, Aecker zu kaufen und Landwirthſchaft zu treiben. Sehen Sie, mein eignes Feld, das ich ſeit fünfzehn Jahren im Schweiße meines Angeſichts bebaue, fängt an grün zu werden. Man muß nur die Geduld nicht verlieren; die geiſtige Erdkugel dreht ſich alle Jahrhundert nur einmal um die Sonne. Aber Geduld! Ich habe ſchon oft daran gedacht, ob nicht möglich wäre, wie Geldanleihen, Geduldanleihen zu machen, und ſo wie die Fürſten durch Rothſchild ſich die Abgaben der Urenkel ihrer Unterthanen ein Jahrhundert voraus bezahlen laſſen, uns auch die Geduld, die unſern Enkeln zufallen wird, voraus zu nehmen. Das letztere wäre unſchädlicher als das erſtere iſt; denn unſere Urenkel werden keine Geduld brauchen. Im Gegentheile, alsdann werden die ſie brauchen, gegen die wir ſie jetzt brauchen. Uebrigens bleibt es immer ſchön, was die Direktoren des Muſeums und der geſetzgebende Körper gethan haben. Zugleich hoffe ich aber, daß ſie bei ihren Reformen mit weiſer Vorſicht zu Werke gehen werden. Sie haben wegen der Juden ſchöne Beſchlüſſe gefaßt; das möge aber hinreichen für gegenwärtiges Jahrhundert, die Ausführung bleibe dem kommenden vorbehalten. Sie mögen beherzigen, was der Kaiſer von Oeſterreich kürzlich in der Rede geſagt, mit welcher er den ungariſchen Landtag eröffnete. Er ſagte nämlich: „Schwierig ſind die Geſchäfte, zu „deren Verhandlungen wir Euch diesmal berufen „haben: ſie übertreffen weit alle die Gegenſtände, „worüber während der vierzigjährigen Dauer meiner „Regierung auf Reichstagen zu berathen war . . . „Unſere Väter haben durch das, was ſie im 91. „Jahre des vorigen Jahrhunderts beſchloſſen, ihre Sorgfalt bereits auf dieſen Gegenſtand gewendet, die Art und Weiſe der Ausführung aber, welche reichlichen Stoff ſich um das Vaterland verdient zu machen darbietet, uns ganz überlaſſen." Und jetzt fordert der Kaiſer ſeine getreuen Stände auf, bei dieſen Verhandlungen langſam und vorſichtig zu Werke zu gehen, und den gefährlichen Reizen der Neuerungen zu widerſtehen. Wenn nun der Kaiſer von Oeſterreich ſogar einen reichlichen Stoff, ſich um das Vaterland verdient zu machen, vierzig Jahre geſchont hat, wie viel nöthiger iſt es, daß die Regierung des kleinen Frankfurts einen ſo ärmlichen Stoff als die Verbeſſerung des Zuſtandes der Juden iſt, nicht zu früh angreife, ſondern durch Aufhäufung der Zinſen das Kapital wachſen laſſe, damit der Stoff, ſich um das Vaterland verdient zu machen, nach vierzig Jahren auch reich werde.

Ihnen aber gebe ich jetzt drei Aufträge und einen zwar freundſchaftlichen aber ernſt gemeinten Rath. Erſtens, gehen Sie in das Theater und ſehen Sie wie Richard hinkt. Zweitens, gehen Sie in das Muſeum und geben Acht, ob nicht die g-moll-Symphonie von Mozart, aus Verdruß daß ſie Juden mit anhören, in das Dur überſpringt. Drittens, laſſen Sie auf dem Römer Erkundigungen einziehen, ob man die Aecker der Juden in dem Grund-Lagerbuche unter der Rubrik Aecker jüdiſcher Nation einſchreibe. Mein Rath iſt: berichten Sie mir künftig beſſer, ſonſt werden Sie zurückberufen; dann giebt es Kriegsfurcht, die Papiere fallen und die

Handels Kammerdiener erheben ein Jammergeſchrei, daß alle Milch davon gerinnt.

Haben Sie „die Thronrede“ des Großherzogs von Darmſtadt geleſen? Schlafen Sie recht wohl.

Montag, den 7. Januar.

Von Chateaubriand iſt eine neue Schrift erſchienen: Mémoire sur la captivité de Madame la Duchesse de Berry. Sie ſollen ſich aus Freundſchaft für mich etwas darüber freuen; denn dieſer gute Mann nimmt mir jeden Winter die Hälfte meines Zornes ab. So oft er erſcheint, gehe ich in mein Zelt und laſſe ihn kämpfen. Freilich muß ich dieſe Hülfe mit melancholiſchen Gedanken bezahlen. Wenn ich ſehe, wie ein ſo geiſtreicher und edler Menſch von der Legitimität faſelt, greife ich nach meinem Kopfe und rufe betrübt aus: auch Chateaubriand hat den Verſtand verloren und war doch mehr als du! Die Legitimität, dieſe Hoffnungsloſigkeit des Unglücks, dieſe Erblichkeit der tiefſten menſchlichen Erniedrigung — das vertheidigen, das preiſen! O Wahnſinn!

Als Chateaubriand von der Gefangenſchaft der Herzogin erfuhr, eilte er aus der Schweiz nach Paris, und bot ſich ihr in einem Schreiben zu ihrem Sachwalter an. Aber die Miniſter erlaubten weder ihm noch ſeinen Briefen den Einlaß in Blaye. Schon dreimal ſeit der Revolution hat Chateaubriand von der Welt Abſchied genommen und ſich in die Einſamkeit begeben, und dreimal ſchon kehrte er zurück.

Er ſagt: „Ich habe Hunger und Durſt nach Ruhe; „es kann mir Keiner läſtiger ſein als ich es mir ſelbſt „bin: aber ich ſuche mich mit meiner eignen Achtung „von der Welt zurückzuziehen: man ſehe ſich vor, „welche Geſellſchaft man in der Einſamkeit wähle." Nun, warum hat er nicht gleich das erſtemal, als er Paris verließ, ſeine Selbſtachtung mitgenommen? Wie vergißt man dreimal ſein Packet zu machen? Ja, die Berry iſt unterdeſſen gefangen worden! Nun, was geht ihn die Herzogin an? Man höre: „meine Denkſchrift über das Leben und den „Tod des Herzogs von Berry, in die Haare „der Wittwe gewickelt, die jetzt im Kerker ſchmachtet, „liegt bei dem Herzen, das Louvel dem Herzen Heinrichs IV. noch ähnlicher machte. Ich habe dieſe „ausgezeichnete Ehre (insigne honneur) nicht „vergeſſen, die im gegenwärtigen Augenblicke die Bezahlung fordert; ich fühle lebhaft meine Schuld." Das iſt artig. Ich ließe es mir ſelbſt gut gefallen, wenn eine ſchöne Wittwe ihr langes ſeidnes Haar um meine Schriften flechtete; aber ſie hineinlegen in die Todesurne, zu dem Herzen ihres Mannes — nichts da! Man kann nicht wiſſen, ob ſie nicht eine Wittwe von Epheſus iſt, die nach vier Wochen die Haare wieder herausnimmt, ſie ihrem neuen Liebhaber zu ſchenken, und dann meine Schriften allein verfaulen läßt bei dem Herzen des geliebten Todten. Nichts da, und habe ich nicht Recht, daß ich nach meinem Kopfe fühle? Notre-Dame de Blaye, nennt Chateaubriand die Herzogin und erzählt von den Wallfahrten, die fromme Gläubige in großen Schaaren dahin machten. Er ſagt: „man wirft mir vor, „daß ich eine Familie dem Vaterlande vorziehe. „Nein; ich ziehe die Treue des Eides dem Meineide, „die moraliſche Welt der materiellen Geſellſchaft „vor. Das iſt's." Freilich iſt es das, nach der Lehre der Monarchiſten. Der Räuber, nachdem er ſein Handgeld empfangen und dem Hauptmanne Treue geſchworen, darf plündern und morden; denn Treue iſt heiliger denn das körperliche Wohlbehagen der Wanderer!

Chateaubriand meint: nur die Legitimität gäbe einer Regierung und der bürgerlichen Ordnung Dauerhaftigkeit. Aber wäre dies auch, wie es nicht iſt, was würde das beweiſen? Nicht die Dauerhaftigkeit, der Vollgenuß iſt die Beſtimmung jedes Daſeins. Es kommt nicht darauf an lange, ſondern viel zu leben. Nichts iſt dauerhafter als ein Stein, aber die Pflanze, das Thier vergehen ſchnell. Wenn die Oeſterreichiſche Monarchie noch zehntauſend Jahre lebte und der Nordamerikaniſche Freiſtaat endigte morgen, in ſeinem fünfzigſten Jahre, wäre darum

Oeſterreich ein beſſerer, ein glücklicherer Staat als Nordamerika geweſen? Napoleon ſagte auf St. Helena: „daß meine Dynaſtie nicht älter war, das hat „mich zu Grunde gerichtet. Noch vom Fuße der „Pyrenäen hätte ich mich wieder emporgehoben, wäre „ich mein Enkel geweſen.“ Und daraus will Chateaubriand die Herrlichkeit der Legitimität beweiſen! Guter Gott! Das beweiſt ja eben ihr Fluchwürdiges, ihre Verderblichkeit. Das große Glück, wenn Napoleon noch zwanzig Jahre länger die Völker Europa's auf dem Altare ſeines Ehrgeizes hätte ſchlachten dürfen! Das ſchöne Loos der Franzoſen, wenn Napoleon, als legitimer Fürſt mit ſeinen gekrönten Vettern befreundet, der Freiheit und Gleichheit, die er im Kriege als Waffen gegen ſie gebrauchte, dann gar nicht mehr bedürftig, Frankreich völlig zur Galeere hätte machen können!

Was iſt es aber, was einer legitimen Monarchie größere Dauerhaftigkeit gewährt, als einer uſurpirten oder einer Republik? Etwa weil erſtere in den Herzen der Völker Wurzeln ſchlägt? O nein. Es iſt nichts, als daß alle Fürſten die Sache eines legitimen Monarchen als eine Familienangelegenheit, als ihre eigene betrachten und ihm darum in Gefahren Beiſtand leiſten. Es iſt nichts, als weil die legitimen Fürſten alle Uſurpatoren und Republiken als Broddiebe haſſen und ſie offen oder heimlich, mit Gewalt oder mit Liſt zu Grunde zu richten ſuchen. Redet von der Macht der legitimen Fürſten, redet aber nicht von ihrem Rechte. Sagt, daß die Völker einen legitimen Fürſten fürchten, ſagt aber nicht, daß ſie ihn lieben. Die Franzoſen haben dreimal die Bourbons verjagt, ſo legitim ſie waren, und haben für den Uſurpator Napoleon mehr gethan als je für einen ihrer Könige; denn ſie liebten ihn. Die Schweizeriſche Republik lebt ſchon ein halbes Jahrtauſend im Glücke und Frieden, weil ſie ihre Berge gegen die Fürſten ſchützte oder dieſe über die Theilung des Raubes nicht einig werden konnten. Nordamerika genießt ſeit ſechzig Jahren Freiheit und Ordnung, weil es die Könige nicht erreichen können. Don Pedro iſt ein legitimer Fürſt, warum gelingt es ihm nicht? Weil er ſeinem Volke die Freiheit zu geben gedenkt und ihn darum ſeine gekrönten Brüder als ein unwürdiges Glied aus der Familie geſtoßen, und ihm ſchaden ſoviel ſie können. Don Miguel iſt ein Uſurpator, warum erhält er ſich? Weil er die Tyrannei meiſterhaft handhabt, und die entzückten Fürſten ihm darum heimlich Beiſtand leiſten. Das iſt der Segen der Legitimität, das iſt die Ruhe und Ordnung in Monarchien: man findet ſich mit den Räubern ab, und gegen den Beutel laſſen ſie uns das Leben. Und will Einer ſein Leben und ſeinen Beutel behalten, ſchlägt man ihn todt und dann heißt es: Seht! das ſind die blutigen Folgen der Revolutionen. Vor einigen Jahren machte Vidocq der Regierung den Vorſchlag: er wolle jede geſtohlene Sache gegen dreißig Prozent ihres Werthes zurück ſchaffen. Nun, wer ſich mit zwei Drittheilen ſeines Glückes begnügen will, wer nicht den Verſtand und den Muth hat, Diebe und Räuber von ſeinem Eigenthume abzuhalten, der hat Recht die Monarchien zu lieben.

Chateaubriand, als Sachwalter der Berry, ſpricht von ihrem Rechte nach Frankreich zu kommen, um die Krone ihres Sohnes zu fordern. Sie iſt Mutter; er berufe ſich auf das Herz jeder Mutter. Das iſt ſtark! Ich ſehe ganz deutlich, was alles in einem mütterlichen Herzen liegt, aber eine Krone ſehe ich nicht darin. Eine Mutter mag für ihr Kind ein Schaukelpferd, eine Puppe kaufen; aber dreißig Millionen Franzoſen zum Spielwaaren-Lager! Aber ein Land wie Frankreich zur Schachtel! O Herr Vicomte! Es iſt Ihr Ernſt nicht. Nein, was wir armen Menſchen jetzt geplagt ſind, die Steine könnten ſich darüber erbarmen! Früher hatte man es doch nur mit erwachſenen, mit regierenden Fürſten zu thun, jetzt quälen uns die fürſtlichen Kinder ſchon während dem Leben ihrer Eltern! Da iſt der Herzog von Bordeaux, da iſt die Donna Maria, da iſt die Tochter der Königin von Spanien, die erſt einige Monate alt iſt. Als gebe es kein anderes Mittel, die Schmerzen eines zahnenden Kindes zu ſtillen, als ihm einen Scepter in den Mund zu ſtecken!

Was Chateaubriand noch ferner von den Rechten der Berry ſagt, das kümmert mich nicht; nicht darum habe ich ſeine Schrift geleſen, nicht darum ſchreibe ich Ihnen davon. Ich will mich nur an das halten, was er gegen unſern gemeinſchaftlichen Feind hervorgebracht, daran will ich mich erquicken. Sie erkennen an Chateaubriand und mir, daß wirklich ein Bündniß zwiſchen den Karliſten und Republikanern beſteht. Es iſt die Sympathie des Haſſes gegen die beſtehende Ordnung der Dinge. Ob aber die Republikaner und die Karliſten ſich auf der Gaſſe und in geheimen Clubbs zu Thaten vereinigt, bezweifle ich. Es wäre dumm von den Republikanern und toll von den Karliſten. Erſtere könnten leicht überliſtet werden, denn die Karliſten haben das Geld, alſo auch den Verſtand; dieſe aber würden, ſobald die jetzige Regierung geſtürzt wäre, ehe ihnen Hülfe von außen käme, und würden ihnen die Armeen auf Dampfwagen zugeführt, alle todtgeſchlagen werden, ſo daß Keiner von ihnen übrig bliebe, ſich des Sieges der Legitimität zu erfreuen.

Sehen wir jetzt, wie der neue Jeremias ſiedendes Oel auf die Köpfe der Sünder herabgießt. „Wenn in dieſer Wüſte ohne Spur von Geiſt und „Herz ſich am Horizont ein großes einſames Denkmal zeigt, wenden ſich plötzlich alle Blicke dahin. „Die Frau Herzogin von Berry erſcheint um ſo erhabener, als Alles rund um ſie her flach iſt. Ja, „ſie hätte zu fürchten, verkannt zu werden, denn ſie „iſt dieſſeits oder jenſeits eines Jahrhunderts, das „ihres Gleichen hervorzubringen vermochte. Um zu „bewundern muß man faſſen; der Muth bleibt der „Furcht ſtets ein Geheimniß; die Mittelmäßigkeit „knurrt den Genius an. Die Gefangene von Blaye „iſt nicht von ihrer Zeit, ihr Ruhm iſt ein Anachronismus.“ Larifari! Doch ſind es reſpektable goldene Lügen und ich ziehe meinen Hut vor ihnen ab. Es ſind noch keine vierzehn Tage, daß Chateaubriands Schrift erſchienen und ſchon ſind dreißigtauſend Exemplare davon gekauft, die dem edlen Verfaſſer fünfzigtauſend Franken eingebracht haben. Die Legitimiſten nämlich haben auf dieſe delikate Weiſe ſeine Treue belohnen wollen. Jetzt kann doch Chateaubriand mit ſeiner eigenen Achtung nach Genf zurückkehren und in ſeiner Einſamkeit die ſehr angenehme Geſellſchaft von hundert Bankzetteln genießen. Fünfzigtauſend Franken für ſieben Bogen, die Arbeit einiger Tage! So viel hat mir mein dicker Liberalismus in meinem ganzen Leben nicht eingebracht. Der Mund wäſſert Einem darnach, ein Royaliſt zu werden. Zum Glücke bezahlen ſie Einem in Deutſchland ſchlecht. Um fünfzigtauſend Franken zu verdienen, müßte ich die Schweiz, ganz Nordamerika, Columbien, Buenos-Ayres, Mexiko todtſchlagen und fünf oder ſechs Preßfreiheiten, eben ſo viele Conſtitutionen, die Reformbill, den Dr. Wirth, den ganzen Hambacher Berg, Rotteck, Welcker und zum Deſſert mich ſelbſt verſchlingen. Das wäre ein ſaurer Verdienſt.

Dienſtag, den 8. Januar.

Ich will Ihnen wieder einen Beweis geben, daß die Tugend belohnt wird, was Sie mir ſo oft nicht glauben wollten. Verfloſſenen Samſtag wollte ich auf den Opernball gehen. Einige Tage vorher hörte ich, daß auf dem Theater (im le mari et l'amant) eine Couſine in der Provinz ihrem Vetter, der zum erſtenmale nach Paris reiſte, die Lehre gab: surtout Charles, n'allez pas au bal de l'opéra; on s'y perd. Trotz dieſer Warnung aber gedachte ich doch hinzugehen, ſo mächtig wirkt das Laſter auf junges Blut. Auf dem Wege aber fing mir an das Gewiſſen zu zittern, oder was es ſonſt war; es war ſehr kalt. An der Ecke des Boulevard ſtand ich am Scheidewege des Herkules. Da ging ich nach Hauſe zurück und ſchlief, wie man nach einer edlen Handlung zu ſchlafen pflegt. Am andern Morgen erfuhr ich, daß auf dem Balle ein gräulicher Lärm geweſen. Die neue moraliſche Polizei des Juſte-Milieu wollte, ich weiß nicht welchen bacchantiſchen Tanz verbieten. Darüber gab es Streit, die Gensdarmerie drang ein, mißhandelte Viele und nahm Mehrere gefangen. Das Luſtigſte bei der Sache aber war, daß die Polizei diesmal die Witterung verloren, und gerade die edelſte Jugend des Juſte-Milieu, königliche Beamte, Banquierſöhne und andere ſolche Heilige angetaſtet hatte. Sie mußte den andern Tag ſehr um Verzeihung bitten. Wäre ich nun dabei geweſen, ich hätte ſehr leicht in die Bacchanalien, die Schläge und das Gefängniß mit hineingezogen werden können. Meine Tugend bewahrte mich davor.

Ich kehre zu Chateaubriand zurück. Ich geſtehe es Ihnen aufrichtig, die fünfzigtauſend Franken wollen mir gar nicht aus dem Kopfe. Was meinen Sie, würde es wohl meiner Seligkeit viel ſchaden, wenn ich einmal ſieben Bogen gegen meine Geſinnung ſchriebe? Ach! wär' ich doch ein Katholik und könnte an die Wirkſamkeit der Abſolution glauben! Chateaubriand fährt fort: „Man entgegnet mir: die „Herzogin von Berry ſei in keiner ſo großen Gefahr, „man werde ſie zur gelegenen Zeit wieder frei geben. „Aber die Miniſter des Königs ſind nicht unabſetzbar. Ihr ſeid gutmüthige Seelen, ich will es „glauben; allein kennt Ihr Eure Nachfolger? Fand „nicht Eliſabeth, daß Maria Stuart, nach neunzehn „Jahren Gefangenſchaft, in der Verborgenheit ihres „Kerkers, nach außen Unruhen erregt und Einverſtändniſſe mit dem Auslande und den Feinden des „Staates hatte? Dann hat man bei Volksunruhen „nie in den Gefängniſſen gemordet? Endlich, wenn „ich Kerkermeiſter wäre, würde ein Gedanken mich

„ſchaudern machen. Ich würde bei mir ſagen: es
„wäre möglich, daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit
„die, welche auf Erden nur Trübſale gefunden, zu
„den Freuden des Himmels abrieſe; ich würde mir
„ſagen: man hat das Loos der Waiſe im Tempel
„noch nicht vergeſſen. Wenn ein ſo großes perſönliches
„Intereſſe an dem Leben einer Fürſtin hängt (!),
„wenn aus einer Gefangenſchaft, die einen undankbaren
„Ehrgeiz (!!) laut anklagt, eine Scham und
„ein tiefer Groll ſo natürlich fließen müſſen: da
„kann aus dem Zuſammenfluß von Umſtänden die Verläumdung
„ſchrecklich hervorgehen. Die Verläumdung
„aber kann in der Geſchichte den Charakter der Wahrheit
„(!!!) annehmen. Seht euch vor . . . . Die
„Wohlthaten der Willkür, die man der Herzogin
„angedeihen läßt, rühren mich wenig; ich könnte
„fürchten, daß dieſe Wohlthaten zu einer Quelle
„neuen Jammers würden. Schwer würde mir
„fallen, in Erinnerung zu bringen, was ich neulich
„von gewiſſen Geſpenſtern (!!!!) ſagte, die in einem
„gewiſſen Schloſſe (!!!!!) hauſen. Ich hoffe, um
„der Ruhe der Nächte der Macht ſelbſt willen, die
„ich bekämpfe (!!!!!!) — ich hoffe nie gezwungen zu
„ſein, jenen nächtlichen Erſcheinungen, die einer halbverbrannten
„Frau, ihr nacktes Kind in den Armen
„und Ketten nach ſich ſchleppend (!!!!!!!) zuzuge

„ſellen; eine Deputation von Schatten, die käme „einem Schatten-Könige (!!!!!!!!) ihr Kompliment „zu machen.“ — —

††† Gelobt ſei Gott und ſeine guten Geiſter; ich bin glücklich durch den Hexen-Wald. Ich habe, gleich einem guten Zeitungsſchreiber fromme Ausrufungszeichen geſchlagen und, wie Sie bemerkt haben werden, in ſteigender Angſt und arithmetiſcher Progreſſion. Früher habe ich mich oft über ſolche abergläubiſche Furcht luſtig gemacht; aber Noth kennt kein Gebot, ich konnte mir nicht anders helfen. Ich bin ein Patriot; ich zitterte in deutſcher Sprache zu denken, was Chateaubriand wagte in franzöſiſcher drucken zu laſſen. Mündlich das Weitere. Verbrennen Sie dieſen Brief oder noch ſicherer: legen Sie ihn in einen Band von Carove's Werken.

„Pas mal pour un Allemand.“ Wie gefällt Ihnen das? Wüthend war ich darüber. Wartet nur! Wenn wir einmal das Elſaß wieder haben, Lothringen, Burgund, und Euren König zum Grafen von Paris gemacht — da werden wir Euch zeigen, daß wir witziger ſind als Ihr. Da hatte einmal ein Deutſcher in Paris bei Tiſche etwas geſagt, was ſeiner Meinung nach ſicher nicht witzig ſein ſollte, und da rief ein Franzoſe, der dabei geweſen und dieſes erzählt, gnädigſt aus: Pas mal pour un Allemand! Brazier heißt die Canaille. Ich las ſo eben im livre des cent-et-un, im Artikel: La chanson et les sociétés chantantes. Da iſt von den Vaudevilledinerſ die Rede, welche man in Deutſchland frömmer und romantiſcher Liedertafeln nennt. Zu einem ſolchen Sing-Eſſen war einmal „le fameux Docteur Gall“ eingeladen. „Le jour où nous reçumes la visite de ce dernier, on lui servit un plat de friture composé seulement de têtes de gibiers, de poissons et de volailles. On lui demanda s'il voulait tâter les crânes de ces messieurs ou de ces dames? Le savant se dérida, et répondit en riant: qu'il fallait qu'il tâtât les corps auparavant, vu qu'à table son système ne s'isolait point. Pas mal pour un Allemand.“ Aber nur Geduld bis zum Frühling!

Mittwoch, den 9. Januar.

. . . . . . Es iſt recht unartig von Ihnen, daß Sie mir ſo lange nicht geſchrieben. Ich habe Ihnen ſchon oft geſagt, daß Sie mir außerordentlich ſchreiben mögen, ſo oft Sie wollen; aber die gewöhnlichen Brieftage müſſen Sie darum nicht verſäumen. Ich bin gewohnt daran, und wenn ich an ſolchen Tagen nichts erhalte, verdaue ich ſchlecht. Seit vorigen Freitag habe ich keinen Brief bekommen, und es ſcheint mir ein Jahr zu ſein. Sie hätten ſich doch vorſtellen können, daß ich vor Begierde brenne, etwas Näheres von meinem Buche zu erfahren. Die Eigenliebe hat ewige Flitterwochen, und ich liebe meine verblühten Schriften wie in den Tagen ihrer Jugend. Ich gehe voller Angſt umher, gleich einem Ehemanne, deſſen Frau zum erſtenmale in Kindesnöthen liegt. Wird es ein Sohn? Wird es eine Tochter? „Es iſt weder ein Sohn, noch eine Tochter geworden, ſondern eine Mißgeburt.“ Dieſe kleine ſchöne Satyre ſchenke ich dem erſten Recenſenten meiner Briefe aus Freundſchaft und Hochachtung. Er kann damit machen was er will. Der Leithammel meiner Recenſenten hat ſich auch ſchon hören laſſen. In der Leipziger Zeitung iſt in einem Berichte aus Wien von den Pariſer Briefen die Rede,

„deren dritten Band Börne eben jetzt druckt.“ Zum Unglücke kann man ſich gar nicht auf den Styl dieſer guten Leute verlaſſen. Was heißt das: eben jetzt druckt? Auf jeden Fall ſoll das bedeuten: drucken läßt; aber ſind ſie ſchon gedruckt? oder werden ſie erſt gedruckt? Und wenn das letztere — woher will denn ein Wiener wiſſen, was darin ſteht? Werden die Briefe etwa in Wien gedruckt? Das wäre ein Meiſterſtreich von dem Verleger. Als der ſchlaue Caſanova aus dem Gefängniſſe der Staats-Inquiſition von Venedig entſprang, flüchtete er ſich in das Haus des Sbirrenhauptmanns; dort hielt er ſich am ſicherſten. In dem Berichte heißt es: ich hätte mich gerühmt, daß meine Schreibereien am meiſten von den Wienern geleſen würden; das möchte aber wohl eine Aufſchneiderei ſein. Der Himmel wolle meine Demuth vor größeren Gefahren bewahren!

Jetzt bitte ich Sie aber auch, fleißiger als es vorigen Winter geſchehen, auf die erſcheinenden Recenſionen Acht zu haben, ſie für mich zu ſammeln und mir mit Gelegenheit zu ſchicken. Nicht die Hälfte von dem, was über mich geſchrieben worden, habe ich damals zu leſen bekommen. Einige der intereſſanteſten Recenſionen kamen mir erſt nach meiner Rückkehr in Deutſchland unter die Augen: wie die von

Görres und Carové und eine in der Abendzeitung, worin es heißt: „Börne ſteht jetzt auf dem Punkte, wo der Menſch in den Tiger übergeht.“ Es wäre zwar damals noch Zeit geweſen, darüber zu ſchreiben und es in meine Briefe einzuſchieben; aber es wäre ein Anachronismus meiner Gefühle geworden, und ich lüge nicht gern. Alſo thun Sie, was ich verlange und vergeſſen Sie nicht, daß ich auf dem Punkte ſtehe, wo der Menſch in den Tiger übergeht und daß es gefährlich iſt, mich zu reizen.

Fünf und neunzigſter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 10. Januar 1833.

. . . . . Ich wollte ich wäre bei Ihnen, ich habe etwas Wichtiges mit Ihnen zu überlegen, etwas Gelehrtes, einen Punkt aus dem Staats- und Hausrechte. Ich kann aber ohne Sie nicht fertig werden. Hören Sie was es betrifft. Im Jahre 1817 machte die franzöſiſche Regierung den Entwurf zu einem Wahlgeſetze für die Deputirtenkammer. Solche Wahlordnungen wurden natürlich im Intereſſe der Macht eingerichtet. Da nun die Freiheit, ſtatt, der Geſundheit gleich, etwas Angebornes, Unbemerktes, Ungefühltes zu ſein, ſtets etwas Erworbenes, Beſtrittenes, kurz, ein ewiger Kampf iſt, und man dieſes wie jedes Kampfes in den reifern Jahren theils müder, theils unkräftiger wird ſieht die Regierung überall darauf, daß die Bürger erſt im höheren Alter zu Volksvertretern gewählt werden können. In jenem franzöſiſchen Wahlgeſetze war alſo beſtimmt, daß ein unverheiratheter Menſch erſt mit dem vierzigſten Jahre, ein verheiratheter mit dem fünf und dreißigſten, und ein Wittwer ſchon mit dem dreißigſten wählbar ſei. Daß ein Ehemann früher erſchöpft wird als ein lediger Menſch, begreift ſich leicht: der Kampf für ſeine perſönliche Freiheit läßt ihm wenige Tapferkeit zum Kriege für die öffentliche übrig. Warum aber ein Wittwer ſchon im dreißigſten Jahre matt iſt, und fünf Jahre früher als ein Verheiratheter, verſtehe ich nicht, und darüber möchte ich Ihre Weisheit vernehmen. Wenn ich ein Wahlgeſetz zu machen hätte — ich verfaßte es im Intereſſe der Freiheit — würde ich feſtſetzen: daß ein lediger Menſch nicht mehr nach dem dreißigſten, und ein Verheiratheter nicht mehr nach dem fünf und zwanzigſten Jahre Deputirter werden könnte. Doch was die Wittwer beträfe, ließe ich ſie lebenslänglich wählbar ſein; denn ich würde annehmen: ein Wittwer müſſe das Herrliche und Köſtliche der Freiheit ſo lebhaft fühlen, daß er noch im ſiebzigſten Jahre ein Spartakus werden könnte. Was denken Sie davon?

Samſtag, den 12. Januar.

. . . . Spricht man denn in Frankfurt auch von einem Kongreſſe, der nächſten Frühling dort gehalten werden ſoll, und wozu beide Kaiſer kommen? Es wäre ſchön. Das würde ja der deutſchen Revolution eine Eiſenbahn eröffnen.

Sechs und neunzigſter Brief.

Paris, Samſtag, den 12. Januar 1833.

Ich komme auf Chateaubriand zurück, den edlen Narren, der mir aber lieber als die ſieben Weiſen jeder Schule, auch der Liberalen, das dürfen Sie mir glauben. Die Treue iſt ſeine geliebte und verehrte Dulcinea. Nicht den Bourbons, nicht der Legitimität, ſich iſt er treu. Wäre das nur Jeder in ſeinem Glauben, in ſeiner Geſinnung, wie weit beſſer wäre dann Alles! Wollte nur Jeder was er will, ganz und immer, wie viel milder wäre der Widerſpruch, wie viel menſchlicher der Streit! Denn wahrlich, nicht das eigenſinnige Feſthalten auf jeder Meinung, wie die guten Leute glauben, ſondern das furchtſame oder heuchleriſche Nachgeben macht die Parteien ſo unverſöhnlich. Gäbe es keine Royaliſten, die Liebe zur Freiheit heuchelten, freilich, zur wahren, wie ſie ſagen — gäbe es keine Freiſinnigen, die Anhänglichkeit für den Fürſten heuchelten beide aus Liſt, Trug oder Schwäche man könnte ſich beſſer verſtändigen, denn man verſtünde ſich beſſer.

Es iſt gut, daß Sie wiſſen, was Chateaubriand von der gegenwärtigen Lage Frankreichs, von ſeinen äußern Verhältniſſen, was er von der Erbärmlichkeit der Regierung, und der Ermüdung der Nation ſpricht, auf welche die Tyrannei die Hoffnung ihres Gelingens gründet. Chateaubriand iſt kein Zimmerſpekulant, wie ich, der die Welt durch das Fenſter anſieht, er hat nichts zu errathen und zu vermuthen, er braucht keinen Argwohn und keine Hoffnung; er iſt ein vornehmer Mann, ſteht an der Spitze einer reichen und mächtigen Partei, die Alles weiß, Alles erfährt, und Vieles ſelbſt thut oder ſtört. Er iſt ſelbſt ein Staatsmann, der die Mittel und Wege, die Stärke und Schwäche aller Regierungen kennt. Ihn konnte nicht, wie mich, die Liebe zur Freiheit verblenden; denn er iſt ein guter Royaliſt der reinſten Art, ein Legitimiſt. Es könnte ſich freilich finden, daß das, was er Louis Philipp vorwirft, nur das Verderbniß jedes Fürſten ſei; aber dann, deſto ſchlimmer für Chateaubriand und deſto beſſer für uns. Darum noch einiges aus ſeiner Schrift.

„Die Revolution der Juli-Tage, aus dem Volke

„hervorgegangen, hat, abtrünnig von ihrem Ur-
„ſprunge, ſich von dem Ruhme geſchieden und um
„die Schande gebuhlt, als gäbe der eine ihr den
„Tod, als wäre die andere ihre Lebensquelle. Das
„Juſte-Milieu hat ſich einer ausſchweifenden Macht
„ergeben, an welche die Regierung Karls X. nie
„gedacht und die man nie von ihr geduldet hätte.
„Verächter der Geſetze, zum Spotte der Charte vor
„1830, hat er den Belagerungs-Zuſtand eingeführt;
„zehen wichtige Artikel des neuen Vertrags ſind von
„ihm gebrochen worden. Er trieb ſeinen Spott mit
„der perſönlichen Freiheit; er hat die Gefängniſſe
„angefüllt, die Hausſuchungen, die Militär-Kom-
„miſſionen, die Preßprozeſſe vermehrt und einen
„Schriftſteller wegen eines Wortſpiels zum Tode
„verurtheilt ... Der Fetfa, welchen die Miniſter
„der Pairskammer vorgelegt haben, verwandelt dem
„Geiſte nach die conſtitutionelle Monarchie in einen
„orientaliſchen Deſpotismus. Es iſt Conſtantinopel
„mit den Eunuchen der Doktrine als Janitſcharen;
„nur tragen ſie, wie Mahmud, Chalwaris auf
„engliſche Art, als Zeichen der Fortſchritte der Ci-
„viliſation. Aber wenn die Franzoſen nicht bis zur
„letzten Staffel der Völkerleiter herabgekommen ſind,
„wenn man noch ohne zu erröthen oder zu lachen

„von Freiheit reden darf, werde ich mit meinen
„Betrachtungen fortfahren."

„Es iſt augenſcheinlich, daß das Prinzip der
„Juli-Revolution und das Princip der Continental-Monarchien
„ſich feindlich entgegen ſtehen, daß dieſe
„beiden unvereinbaren Prinzipien nicht lange neben
„einander fort dauern können; daß das eine nothwendig
„das andere zerſtören muß. Wenn die
„überraſchten Fürſten im erſten Augenblick das Königthum
„der Barrikaden anerkannt haben, werden ſie
„früher oder ſpäter ohnfehlbar davon zurückkommen;
„denn keinem von ihnen wird ſonderlich viel daran
„liegen, von einem Pflaſterſteine umgeworfen oder
„von einem Vetter verdrängt zu werden. Ja, jemehr
„ſich in Frankreich ein Anſchein von Ordnung und
„Wohlſtand zeigte, jemehr würden ſich die abſoluten
„Regierungen entſetzen, denn die Verſuchung für
„ihre Völker wäre dann um ſo größer. Wie wäre
„auch möglich eine freie Tribune, freie Journale,
„die Gleichheit der Stände, die Theilung aller Aemter
„und jedes Glückes zu haben, ohne daß die Revolution,
„minder bedächtig als ihre ſchwachen Führer,
„über den Rhein ginge? . . Daß Souveraine, von
„einem dreißigjährigen Kriege ermüdet, ſchlafen wollen;
„daß Geſandte lieber in Paris bedeutende Perſonagen
„ſind, als bei ſich zu Hauſe hintenan ge-

„ſetzt und vergeſſen; daß ſie darum in Angelegenheiten, von welchen ſie ſich ſelbſt Rechenſchaft geben „oder nicht, ſie ihrem Hofe die Wahrheit verbergen „ das begreift ſich. Laſſet aber einen gewiſſen „Tag kommen und einen gewiſſen Menſchen gehen, „und ihr werdet es erfahren.“ Die letzte Aeußerung bezieht ſich auf den ruſſiſchen Geſandten, den Grafen Pozzo di Borgo, von welchem geſagt wird, er liebe ſo ſehr den Aufenthalt in Paris, daß er darum ſeit der Revolution ſich die größte Mühe gäbe, ſeinen Kaiſer in friedlicher Stimmung gegen Frankreich zu erhalten. Dieſes erregte in der letzten Zeit endlich den Argwohn des ruſſiſchen Hofes, und Pozzo di Borgo wurde nach Petersburg berufen um Rechenſchaft abzulegen. Aber durch Aufopferung einer bedeutenden Geldſumme an eine einflußreiche Perſon ſoll ihm gelungen ſein, ſeine Unſchuld darzuthun, und er durfte nach Paris zurückkehren.

„Die geſellige Ordnung löſt ſich auf; die Anarchie, die in die Köpfe eingedrungen, bedroht die materielle Geſellſchaft. Man verſteht ſich über nichts „mehr, die Verwirrung der Ideen iſt unglaublich. „Wenn der Nachbar nicht ſeinen Nachbar erwürgt, „ſo unterbleibt es, nicht weil ihn die Staatsgewalt „hindert, ſondern weil die Fortſchritte der ſittlichen „Bildung ihm den Gedanken der Gewaltthätigkeit

„genommen haben. Keine Partei, kein Menſch glaubt innerlich an den Beſtand der gegenwärtigen Ordnung der Dinge — für eine Regierung die allergefährlichſte Stimmung. Die Quaſi-Legitimität, ſich für ſtark, entſchloſſen, unerſchrocken ausgebend, Willkür für Kraft, den unverſchämteſten Geſetzesbruch für Geſetzlichkeit haltend, gibt über die Prinzipien nach und verträgt ſich mit Allem was ihr Furcht macht. Sie erhält ſich nur durch das vorgehaltene Schreckbild einer noch ſchlimmern Zukunft als ſie ſelbſt iſt; ſie ſtellt ſich als eine traurige Nothwendigkeit dar und ſagt (ſonderbarer Anſpruch auf das öffentliche Vertrauen!): *ich bin immer noch beſſer, als das was kommen wird.* Das iſt ſo ausgemacht nicht."

„Vierzigjährige Stürme haben die ſtärkſten Seelen niedergeworfen; die Gefühlloſigkeit iſt groß, der Egoismus faſt allgemein; man duckt ſich, um unbemerkt zu bleiben und ſich in Frieden durchzubringen. Wie nach einer Schlacht die Leichen die Luft verderben, ſo bleiben nach jeder Revolution angefreſſene Menſchen übrig, die Alles mit ihrem Eiter beſchmutzen."

„Die Freiheit iſt nirgends mehr als in den Herzen einiger Wenigen, die würdig ſind ihr eine Zuflucht zu eröffnen. Ein Gegenſtand der Spötter

„aller jener Elenden, die einſt ihr Feldgeſchrei daraus
„gemacht, wird dieſe verkaufte, geſchändete, an
„allen Straßenecken ausgebotene und verſchacherte
„Freiheit; dieſe Freiheit, welche die Poſſenreißer des
„Juſte-Milieu ſich mit Fußſtößen einander zuwerfen;
„dieſe gebrandmarkte und mit der Haſpel der Ausnahmsgeſetze
„erwürgte Freiheit, wieder durch ihre
„Vernichtung die Revolution von 1830, in eine
„große Schmach und eine hündiſche Schurkerei verwandelt.“

„Die Gleichheit, dieſe Leidenſchaft der Franzoſen,
„ſcheint allen Bedürfniſſen genug zu thun. Der
„Bürger, der glaubt einen König gewählt zu haben,
„der an dem Tiſche dieſes Königs zu Mittag ißt,
„und mit ſeinen Töchtern tanzt, weiß ſich in ſeiner
„Pfauen-Eitelkeit mit Freiheit und Ruhm wohlfeil
„abzufinden. Wenn man ihn feſthält und ihm
„Handſchellen anlegt, denkt er, er habe ſie ſich ſelbſt
„angeſchnallt; denn er iſt die Quelle der Macht,
„er klirrt aus Prahlerei mit ſeinen eigenen Ketten,
„als Zeichen ſeiner ſtarken Unabhängigkeit. In ſeinen
„Augen iſt die Monarchie eine Haushaltung und
„das Diadem das Band einer Nachtmütze.“

„Die Frau Herzogin von Berry ſah einen Theil
„dieſer Dinge vom fremden Strande aus ... Man
„ſagte der edlen Tochter Heinrichs IV., daß es in

„Frankreich eine Partei gäbe, die mit Hunde Geduld
„Alles ertrage (!); Freiheit heuchelnd, ſchamlos ihre
„Reden durch ihre Handlungen Lügen ſtrafend (!!);
„die Verachtung der Nation und die Fußtritte des
„Auslandes (!!!) unterwürfig hinnähme; ſich gegen
„künftige Mißfälle in ihrer Filzigkeit (!!!!) Rettung
„ſichere und in der Hoffnung zu leben krieche, krieche,
„krieche, weil es ſchwer iſt, zu zertreten, was ſich ſo
„platt macht unter den Füßen (!!!!!). Die wohl
„wollende Prinzeſſin …“ — Doch genug von der
„Prinzeſſin; gute Nacht Prinzeſſin!

Montag, den 14. Januar.

Jetzt nur noch was Chateaubriand über den belgiſchen Krieg geſagt. Mir, ſeinem Sancho Panſa, ziemt es, wie jedem treuen Diener, die edlen Reden ſeines Herrn zu verkündigen. „Aus dem was heute „unſere mit der Klugheit der Quaſi-Legitimität umwindelten Soldaten gethan, kann man ſich überzeugen, was die ächten Juli-Männer hätten thun „konnen. Man hat vor Antwerpen das Heldengeſchlecht von Marengo, Friedland, Navarin und „Algier erkannt; nur ſah man mit Schmerz, daß „das Juſte Milieu ſo viel Tapferkeit verſchwendete, ſo „viele Menſchen aufopferte, um das Feuer der Linken „zum Schweigen zu bringen, um ſich eine Kammermajorität zu ſchaffen und mit einer dummen „Naivität eine Feſtung zum Vortheil unſerer Nachbarn zu erobern. Wir, uns eilend über die Grenzen zurück zu gehen, und nachdem jeder unſerer „Soldaten auf den Apell des engliſchen Controleurs „geantwortet haben wird, wir werden die Koſten „eines glänzenden Kriegszugs übernehmen, der aber „nichts endet, weder für Frankreich, noch für Holland, „noch für Belgien — ein mörderiſches Tournier, „deſſen mittelbare Folge früher oder ſpäter ein „Krieg, deſſen unmittelbare Folge ſein wird, die

„Schelde dem Handel Großbritanniens zu eröffnen.
„Dieſes, das in dem blutigen Spiele keinen Schiffs
„jungen gewagt, hat nur einige Guineen auf hohe
„Zinſen angelegt. Fünf bis ſechs tauſend von dem
„Geſchütze oder der Krankheit hingerafften Soldaten,
„mehrere tapfere und geſchickte Offiziere getödtet oder
„verwundet, einige und vierzig Millionen aus der
„Taſche der Steuerpflichtigen genommen, bilden die
„Mitgift, welche wir das Glück und die Ehre haben
„werden, der Eheliebſten des engliſchen Präfekten von
„Belgien anzubieten.“

Dienſtag, den 15. Januar.

Ein preußiſcher Naturforſcher wollte eine wiſſenſchaftliche Reiſe nach Nordamerika machen und bat ſeinen König um Unterſtützung. Dieſer antwortete: Amerika ſei ſchon genug ausgeforſcht, aber in Sibirien wären noch die ſchönſten Entdeckungen zu machen. Als ſich nun ein anderer Naturforſcher fand, der ſich bereitwillig zu Sibirien erklärte, bekam er achthundert Thaler Reiſegeld. Iſt das nicht artig? Ja, dieſes Amerika thut ihnen wehe wie ein hohler Zahn und ſtört ſie im Schlafe. Wenn es nur zu plombiren wäre! Eine Republik ohne Guillotine — und ſie ſagen uns doch ſeit vierzig Jahren: Republik und Guillotine, das wäre Alle eins! Freiheit ohne Blut — und ſie lehren doch der Hofraths-Jugend in allen Schulen: die Freiheit ſei eine Art Fiſch, der nur im rothen Meere lebe! Aber ſie hoffen ſehr auf eine beſſere Zukunft, auf Blut und Königthum auch in der neuen Welt. Sie haben es längſt vorher geſagt, das Band, welches die verſchiedenen Länder Amerikas aneinander knüpfe, würde bald zerriſſen und dann würden die vereinigten Staaten aus der gottloſen Liſte der Republiken geſtrichen und in die heilige Civilliſte geſetzt werden. Und in dieſen Tagen hat ſich wirklich ereignet, daß eine Provinz der vereinigten Staaten, aus Unzufriedenheit mit einem Douanengeſetze, das ihrem Handel ſchadet, ſich von der Union gewaltſam loszutrennen droht. Schon fangen die Ariſtokraten zu jubeln an: „das Werk Waſhingtons und Frankreichs ſtürzt zuſammen!“ ſchon halten die Europäiſchen Fürſten im Stillen eine Familien-Muſterung und vertheilen Amerika zwiſchen ihre Ottos, Karls, Wilhelms und Friedrichs; ſchon erkundigt ſich Herr von Gagern bei Herrn Rothſchild, welcher Fürſt am meiſten Credit habe, und arbeitet an einer ſchönen Rede für die heſſendarmſtädtiſche Kammer, worin er von der Brüderſchaft des Miſſiſſippi und des Rheins ſpricht. Unvergleichlich iſt die dumme Naivität, mit welcher die Royaliſten die Naturnothwendigkeit der monarchiſchen Regierungen darthun und ihre feſte Hoffnung ausdrücken, daß Gott in ſeiner Barmherzigkeit auch bald den amerikaniſchen Völkern Könige verleihen werde. Sie ſagen: ein Staat in ſeiner Kindheit und in ſeinem Greiſenalter könne der Monarchie nicht entbehren. O! zugegeben mit tauſend Freuden. Aber was folgt daraus? daß eine Monarchie nichts als eine Laufbank oder eine Krücke iſt, und daß, wenn man der Laufbank nicht mehr und der Krücke noch nicht bedarf, man keine Könige braucht. Ich gebe ihnen mehr zu als ſie verlangen, und bekenne, daß die Staaten nicht blos in ihren Kinderjahren und im hohen Alter, ſondern auch zu jeder Zeit ihres Lebens einer fürſtlichen Regierung bedürfen — ſobald ſie krank werden. Dann iſt die Monarchie das Heilmittel und der Fürſt der Arzt. Aber ſobald die Geſundheit zurückkehrt, wirft man das Arznei-Glas zum Fenſter hinaus und verabſchiedet die Aerzte. In dieſem Zuſtande der Wiedergeneſung iſt jetzt der größte Theil der europäiſchen Welt. Wozu alſo noch länger Doktor und Apotheker? wozu ſo vieles Geld für Arznei-Mittel ausgeben, das wir für unſere Nahrung nützlicher und angenehmer verwenden könnten? Aber da giebt es Völker, die von Geſundheit ſtrotzen und in der Einbildung krank ſind, und da ſehen wir die ganze lächerliche und traurige Geſchichte von Molieres malade imaginaire. Leſen Sie gleich vorn die Apotheker-Rechnungen: es iſt eine Satyre auf die monarchiſchen Budgets. Da ſind die Volks-Doktoren Diafoirus Vater und Sohn; da iſt der Volks-Apotheker Purgon, die den unglücklichen Argan anführen und abführen, daß es ein Erbarmen iſt. Wohlmeinende Freunde belehren ihn, daß er geſund ſei, und er möge doch Doktor und Apotheker zur Thüre hinaus werfen; aber da tritt jedesmal madame Beline, der nach dem Gelde des armen

Tropfes gelüſtet, zur rechten Zeit hinzu und ſpricht zärtlich: mon petit fils, mon ami, mon pauvre mouton! und erſtickt ihn unter Federbetten. Endlich aber, ich hoffe es, wird wie Argan auch das Volk klug werden, ſich ſelbſt zum Doktor kreiren und das erhabene und geheimnißvolle clysterium donare, postea segnare, ensuita purgare — was man *regieren* nennt — ſelbſt lernen und ausüben.

Haben Sie aber, wenn Sie Thee getrunken, je daran gedacht, daß es der Thee iſt, dem wir die amerikaniſche Freiheit zu verdanken und alle die herrlichen Folgen, die ſie für Europa gehabt? Ein Zoll, den das engliſche Parlament auf den Thee gelegt, veranlaßte den Abfall der amerikaniſchen Colonien. Ich rede da freilich im Geiſte der Monarchiſten, die jede Revolution einem unglücklichen Zufalle zuſchreiben; wäre es nicht der Thee geweſen, wäre eine andere Veranlaſſung dazu gekommen; nicht die Freiheit, die Tyrannei bedarf einer Erklärung. Doch iſt es immer ſchön, daß es der Thee war, und daß er ſo wieder gut machte, was er verdarb. Nämlich der Thee, der Kaffe und andere indiſchen Gewürze haben erſtaunlich viel dazu beigetragen, die Deſpotie in Europa zu begründen — einerſeits, indem ſie die Völker durch den Genuß körperlich, durch Gewöhnung an Ueppigkeit geiſtig entnervt haben, und andererſeits, indem das Emporblühen des Handels die Fürſten bereichert hat, ſo daß ſie ſich ſtehende Heere bilden konnten, mit welchen ſie die Freiheit niederſchlugen. Trinken Sie die nächſte Taſſe Thee auf die Geſundheit Carolina's, nämlich jener amerikaniſchen Provinz, die durch ihren Widerſpruch das Land zu entzweien droht; trinken Sie auf das Wohl der Freiheit überhaupt; es geht dem armen Mädchen gar zu ſchlecht.

Weil wir gerade vom Thee ſprechen, muß ich Sie doch über etwas fragen, das mich ſeit einigen Tagen ſehr beunruhigt. Ich kaufte mir Thee, grünen und ſchwarzen, von beiden gleich viel an Gewicht. Ich habe für jede Sorte eine beſondere Büchſe. Als ich nun zu Hauſe die Büchſe füllte, machte der ſchwarze Thee die Büchſe ganz voll, der grüne aber nur zur Hälfte. Es iſt nun die Frage: bin ich betrogen oder nimmt der grüne Thee weniger Raum ein, als der ſchwarze? Es wäre merkwürdig, wenn ein Betrug ſtattgefunden, es war doch eine maison de confiance, in dem ich den Thee kaufte. Eine maison de confiance nennt man hier einen Kaufladen, worin man geprellt wird wie in jedem; aber man darf kein Wort dagegen ſagen; beklagt man ſich im mindeſten, antworten ſie ſtolz: c'est une maison de confiance.

Mittwoch, den 15. Januar.

Da iſt Ihr Brief, ich kann aber heute nicht mehr auf Alles antworten, ich bin geſtört worden, es iſt zu ſpät. Ein Spanier hat mich beſucht, einſt beim Corps des Marquis Romana. Ich erzähle Ihnen noch von ihm.

— Eine gemiſchte Schulkommiſſion, heißt eine Schulkommiſſion, die aus Dummheit und Pedanterie gemiſcht iſt. Adieu.

Sieben und neunzigſter Brief.

Paris, Freitag, den 18. Januar 1833.

Ich glaube es war mein vorletzter Brief, deſſen Kürze ich durch ſtörende Beſuche erklärte. Kein wahres Wort daran. Es war wieder ein ſchönes Buch, in dem ich herumkroch wie eine Fliege in der Zuckerdoſe, und ich konnte nicht heraus. Wenn Sie mir auf das heiligſte verſprechen wollen, es gar nicht in die Hand zu nehmen an den Tagen, an welchen Sie mir zu ſchreiben haben, will ich es Ihnen verrathen. Es heißt: Mémoires d'un cadet de famille, aus dem Engliſchen überſetzt, bis jetzt zwei Bände. Der Name des Verfaſſers ſteht auf dem Titel, aber ich habe ihn vergeſſen und das Buch ſchon weggegeben. Er nennt ſich Freund des Lord Byron. Der Held dieſer Denkwürdigkeiten war ein Seeräuber und hat dem Lord Byron den Stoff zu ſeinem Corſar und den Giaour gegeben. Freilich können dieſe Denkwürdigkeiten für eine Frau nicht ſo anziehend ſein als für einen Mann .... Für einen Mann? O! Es iſt mein Spott. Ich meine: für Männer wie wir ſind; ich meine: für einen Mann wie ich bin, der glaubt, etwas zu ſein, weil er ſich ſchämt, nichts zu ſein. Ich ſchwöre es Ihnen, als ich in dem Buche las, hob ich meinen Arm hoch empor und redete ihn an: Schlingel, alter Schlingel! ſage mir doch, was haſt du denn gethan in deinem halben Jahrhunderte? Ich ſaß am Kamine und ſtarrte in die lodernde Gluth. Brennen — leben! Von dieſem Holze bleibt ein wenig Aſche übrig, das Andere alles geht als Rauch in die Luft. Aber dieſer Rauch ſammelt ſich zu Wolken, dieſe Wolken ſtürzen als Regen herab, der die Erde befruchtet, und ſo ernährt der Tod das Leben. Auch von den Menſchen bleibt nur ein wenig Aſche übrig, auch ſein ganzes Daſein geht in Rauch auf; aber dieſer Rauch wird nicht zur Wolke, er kehrt nicht zurück, er befruchtet nichts. Wo kommen nun die zahlloſen, unbenutzten, ungenoſſenen Kräfte aller der Millionen Menſchen hin, die nichts waren, die nichts werden durften? Die Erziehung ſchlägt ſie todt. Gut, ich weiß das; aber was wird aus ihnen nach dem Tode? Wehe, die Erziehung! Sobald ein Menſch geboren wird — gleich umſtellen und umlauern ihn die Mutter, die Amme, der Vater, die Wärterin; ſpäter kommt der Lehrer, ſpäter der Polizeimann dazu. Die Mutter bringt ein Stückchen Zucker, die Amme ein Märchen, die Wärterin eine Ruthe, der Vater den Vorwurf, der Lehrer den Stock, der Staat ſeine Ketten, ſein Henkerbeil. Und zeigt ſich eine Kraft, rührt ſich, ſtammelt nur eine Kraft — gleich wird ſie fortgeſchmeichelt, fortgepredigt oder fortgezüchtigt. So werden wir wohlerzogene Menſchen, ſo bekommen wir ſchöne Talente. Wiſſen Sie was ein großes Talent heißt? Ein Talent iſt eine große fette Gansleber. Es iſt eine Krankheit; der Leber wird das ganze arme Thier aufgeopfert. Wir werden in einen engen Stall geſperrt, dürfen uns nicht bewegen, daß wir fett werden; werden geſtopft mit moraliſchem Welſchkorn und gelehrten Nudeln, und dann ſchnaufen wir und erſticken faſt vor Moral, Gelehrſamkeit und Polizeifurcht, und dann kommt eine alte Köchin von Regierung, betaſtet uns, lobt uns, ſchlachtet uns, rupft uns, und benutzt unſere ſchönen Talente. Was nur an uns ſtirbt möchte ich wiſſen; ich möchte wiſſen, was nur der Tod an uns zu holen findet! Aber der Tod iſt ein armer Hund; nichts als Knochen ſein ganzes Leben lang, ſelten daß ihm ein voller Menſch herabfällt.

Dieſer Corſar — man kann es aus den Epochen ſeines Lebens berechnen, er war ein Knabe, als die Seeſchlacht von Trafalgar vorfiel — iſt jetzt erſt vierzig Jahre alt und lebt wahrſcheinlich ſchon längſt wieder in ſeinem Vaterlande und baut ſein Feld. Ein Jahrtauſend am Leben hat er ſchon zurückgelegt und die dreißig Jahre, die er noch leben mag, ſind ihm ein Deſert, eine Sieſte. Thaten, von welchen eine einzige nur das ganze arme Leben eines Menſchen bereichern könnte, hat er vergeſſen, und jetzt in ſeiner Einſamkeit, da er ſeine Denkwürdigkeiten ſchrieb, war es oft eine ſeltene Waffe, die er erbeutet und noch beſitzt, oder ein anderes Zeichen, was ihn an eine blutige Schlacht, an eine furchtbare Gefahr erinnert. Der indiſche Ocean, mit ſeinen liebeswarmen, ſeligen Inſeln, war ſein Spielplatz. Dort iſt die kriegeriſche Sonne, deren Pfeile Niobes Töchter getödtet; dort iſt das ächte Urbild der Sonne, die wir nur aus Kupferſtichen kennen. Da wachſen Ananas wie bei uns die Rüben. Der Tiger beheult die Nacht, wie bei uns die Nachtigall ſie beſingt. Der Pfeil eines Wilden iſt Morgengruß, der vergiftete Dolch eines Malaien iſt Abendgruß.

Er hatte eine Liebe, ein arabiſches Mädchen, **Zela**, die Tochter eines Scheiks. Einmal in der Nacht überfiel er einen malaiiſchen Ort und metzelte die Einwohner nieder, ſie für verübte Gewaltthätigkeiten zu züchtigen. Die Gefangenen der Malaien befreite er. Unter dieſen war ein Araber, zum Tode verwundet, der, ehe er verſchied, die Hand ſeiner vierzehnjährigen Tochter in die ihres Erretters legte. Der Corſar trug ſie auf ſeinen Schultern in ſein Schiff. Sie ward ſein Weib, die Mutter ſeiner Kinder, ſie begleitete ihn auf allen ſeinen Seezügen, theilte alle ſeine Gefahren, ward ſein Schutzgeiſt. Könnte ich Ihnen die arabiſche Zela ſchildern! Sie iſt der holde Genius des Kaffees, der heiße dunkle Blick des Morgenlandes, ein Brennſpiegel der Seligkeit. Zela iſt für den Geiſt des Corſaren, was der Kaffee für ſein Fleiſch. Denn ich muß Ihnen ſagen, er trinkt Kaffee, wie ich auch, nur unter andern Umſtänden, und das hat mich am meiſten geärgert und darüber bin ich roth geworden. Ich trinke Kaffee — nicht einmal des Morgens, da kann ich ihn nicht vertragen; ſondern Mittags nach dem Eſſen, nachdem ich etwas geſchlummert, um neue Kraft zu neuer Schwäche zu ſammeln, ehe ich mich wieder an den Schreibtiſch ſetze und federfuchſe und ſchimpfe wie ein altes Weib gegen Buben, die mit Steinen nach mir werfen. Er — wenn ihn eine tolle Meereswoge in die See ſchleudert und die Wellen mit ihm ſpielen und ihn ſich einander zurollen;

ſein Muth und ſeine Stärke helfen ihm wieder empor, er wird halbtodt an Bord gebracht — er trinkt Kaffee und alles iſt wieder gut. Wenn er aus ſechs Wunden blutend ohnmächtig niederſinkt: der dumme Schiffs-Chirurg kömmt mit Kübeln von Arzneitränken, mit ſeinen Meſſern ihm Arme und Beine abzuſchneiden — der Held ſchlägt die Augen auf, fordert eine Taſſe Kaffee, trinkt ſie und iſt geheilt. Wenn — doch genug. O Schlingel! — ich. O Schlingels! — Ihr.

Samſtag, den 19. Januar.

. . . . . Auf das, was **** ſagt, laſſen Sie Acht geben. Er ſteht zwar ganz unten in der vornehmen Welt; aber unter der ariſtokratiſchen Sippſchaft herrſcht eine merkwürdige Sympathie, und wenn man aufmerkſam iſt, kann man oft unten hören, was oben geſprochen wird und ſo erfahren, was ſie vorhaben. Es kann recht leicht ſein, daß ſie diesmal meine Briefe nicht verbieten, planmäßig nicht; denn aus der Polizeilumperei kommen ſie nie heraus. Sie halten immer für leicht und möglich die öffentliche Meinung zu unterdrücken oder zu beherrſchen, und wenn es ihnen mißlingt, denken ſie, ſie hätten nur das rechte Mittel nicht gewählt. Das Verbot der Briefe hat nichts geholfen, jetzt denken ſie, die Duldung werde wirkſamer ſein; aber ihre Verachtung wird mir ſo wenig ſchaden, als ihr Haß.

Ich habe den Artikel in der Nürnberger Zeitung geleſen. Er iſt gut gemeint; aber ich finde mich noch ſchwerer in dieſe Menſchen, als ſie ſich in mich finden. Da heißt es wieder: es ſei doch jammerſchade, daß ein ſo geiſtreicher Mann, wie ich ſei, und der ſo unendlich viel Gutes wirken könnte, ſo unmäßig wäre! Guter Gott! Auf wen ſoll ich denn wirken? Auf die Regierungen etwa? Auf den Fürſten von Wallerſtein, den Herrn von Blittersdorf, den Herrn von Nagler? Oder wohl gar auf die regierenden Fürſten, auf den Großherzog von Baden etwa, den ein Fluß, über welchen eine bequeme Brücke führt, von der Weltſchule trennt und der nichts gelernt. Auf einen Fürſten, der ſein Wort gebrochen, und für die Klagen und Schmähungen ſeines Volkes reichlichen Erſatz in einem preußiſchen Generals-Titel findet und in einem artigen Briefe, den ihm ſein König geſchrieben? Ich ſoll Gehör bei Menſchen ſuchen, die vierzig Jahre lang den Donner des Himmels überhört? Und das noch mit freundlichen Worten, mit Höflichkeit und Beſcheidenheit! Meine Hofmeiſter ſehen eine deutſche Regierung für eine alte gute Großmutter an. Sie meinen: die Großmutter hat ihre Launen, denn ſie iſt alt und kränklich; aber ſie iſt doch unſere Großmutter, wir müſſen Nachſicht mit ihr haben. Nein, nein, nein, zum Teufel! nein. Nicht Großmütter, Furien ſind unſere Regierungen. Iſt es großmütterlich was Baiern thut, das jeden Mann von Gefühl auf die Folter einer peinlichen Unterſuchung ſpannt, bis er bekenne, wer ſeine Mitfühlenden geweſen? Iſt es großmütterlich, wenn die Naſſauer Regierung einen Greis von ſiebzig Jahren in einer Winternacht aus ſeiner einſamen Landwohnung reißt und ihn auf drei

Jahre zu Dieben und Räubern ins Zuchthaus ſperrt, weil er in einer ausländiſchen Zeitung freimüthig über die Finanzen des Landes geſprochen? Iſt es großmütterlich, wenn die preußiſche Regierung, wie ſie ſelbſt bekannt macht, Spione in Paris hält, die ihr jedes Wort der Klagen eines ihrer Unterthanen berichten? Mit des Teufels Großmutter will ich höflich ſein, aber mit keiner Rabenmutter von deutſcher Regierung.

Ich habe mir das oben beſprochene Buch aus der Leihbibliothek noch einmal holen laſſen. Der Verfaſſer heißt Trelawney und nennt ſich „Compagnon et ami de Lord Byron.“

Ich habe nicht Zeit mehr, das Blatt herunterzuſchreiben; ich bin wieder durch Beſuche geſtört worden. Adieu.

Acht und neunzigſter Brief.

Paris, Sonntag, den 20. Januar 1833.

Meine deutſche Eſelshaut iſt ſchon wieder voll und ich muß ſie aufräumen, um für die neue Woche Platz zu bekommen. Deutſche Eſelshaut nenne ich die Pergamentblätter in meiner Schreibtafel, die dazu beſtimmt ſind, beim Zeitungsleſen die deutſchen Angelegenheiten zu merken. Wollte ich ſie, wie ich es mit dem übrigen Europa mache, auf Papier zeichnen, müßte ich mir jeden Monat ein neues Taſchenbuch kaufen. Sie ſollten nur einmal das kleine gelbe Ding ſehen, man glaubt es nicht, wie viel Aerger hineingeht. Wenn ich das nachher in Briefen ausbreitete, iſt es nichts mehr; es iſt dann Scham, Zorn, Wuth, Schrecken in vieler Dinte aufgelöſt. Aber auf dem Pergamente iſt es die reine natürliche Leidenſchaft, wie ſie aus dem Herzen kommt. Oft nur ein Wort, ein Zeichen, ein Schrei; aber beredtſamer als die ſchönſte lange Rede. Wenn Worte, wenn ein Ach, ein O, ein Weh zünden könnten, ſchleuderte ich einmal mein Taſchenbuch in das verfluchte taxiſche Haus, daß das ganze Sünden-Regiſter mit allen Sünden-Regiſtratoren in Rauch und Feuer aufginge. Dort iſt die Büchſe der Pandora, nur ohne die Hoffnung. Doch nein, nicht ohne Hoffnung; die Hoffnung iſt da, aber nicht in der Büchſe; ich hoffe mehr als je. Es kann nicht lange mehr ſo bleiben, ſie machen es zu arg. Ein Volk erträgt lange den Haß, den Zorn, den Druck, wohl auch den Spott ſeiner Tyrannen; aber die Verachtung — nein. Was! die Milch, das ſanfte, harmloſe Ding, wird ſauer und gerinnt, ſteift ſich und widerſteht, wenn man ſie etwas tückiſch anhaucht, wenn ſie Einer ſchlägt — und das ſtolze Blut, der edle Sohn des Körpers und der Seele, ſollte ſich nicht rühren, wenn freche Edelbuben in ihm herum plätſchern? Es kann nicht ſein, das iſt nicht möglich, das ertragen ſie nicht lange mehr — es iſt Eiſen im Blute.

Die Volkskammer in Weimar hatte die Oeffentlichkeit ihrer Sitzungen beſchloſſen; denn was wäre ſelbſt die Wahrheit im Verborgenen? Nur eine gefährliche Waffe mehr in den Händen der Lüge. Aber die Edelleute in der andern Kammer haben die Oeffentlichkeit verworfen, denn ſie meinten in ihrer Weisheit, damit hätten noch alle Revolutionen und Republiken angefangen und alle Monarchien geendet — worin ſie auch ganz recht haben. Der Hauptmann der Edelleute, der Landesfürſt, hat den Antrag der Kammer auch verworfen, mit all dem lächerlichen Hochmuthe, deſſen ein kleiner deutſcher Fürſt nur fähig iſt, mit dem ganzen Trotze, den der Schwager eines Koſacken-Kaiſers ſich glaubt erlauben zu dürfen. Man muß die Epiſtel leſen, die der Großherzog ſeinen getreuen Ständen vor die Füße geworfen hat! Er ſagt ihnen: ſie möchten ihm ja mit ſolchem Zeuge nicht mehr kommen, und das Volk ſolle ja nie in Menge etwas fordern, mit zahlreichen Bittſchriften nahen; denn wenn er noch ſo geneigt wäre etwas zu bewilligen, und wenn es das Billigſte wäre — nie würde er thun was viele, was Alle von ihm verlangten! Die Epiſtel ſchließt mit den Worten: „Wir beſtätigen übrigens ſämmtlichen Abgeordneten und durch ſolche ſämmtlichen geliebten Unterthanen noch wörtlich die Fortdauer unſerer feſtbegründeten Huld und Gnade." Bedenke dich, glückliches Volk! Sehen Sie, ſo ſpricht Göthes würdiger Zögling. Aber ich hoffe, die Zeit wird bald kommen, daß wir dieſen deutſchen Fürſtchen unſere Huld und Gnade bezeigen und bei Gott! ich hoffe, das nicht blos wörtlich.

In Hannover iſt ganz das Nämliche geſchehen; auch dort hat die Adelskammer den Antrag der Volks-Deputirten auf Oeffentlichkeit verworfen. Die armen Hannoveraner ſind am ſchlimmſten daran, unter allen deutſchen Völkerſchaften. Sie müſſen ihrem Könige vergüten, was er an zwölf Millionen freier brittiſcher Bürger verliert; auf jeden Hannoveraner kommt die Tyrannei von dreizehn Seelen. So iſt der deutſche Adel! Nach der Juli-Revolution mußte er gezwungen ein ganzes Jahr faſten, und jetzt holt er heißhungrig die 365 verſäumten Mahlzeiten nach. Wohl bekomme es ihnen! Nur daß ſie ſich hüten, ſich nicht den Magen zu verderben, daß ſie ſich wohl hüten; denn wahrlich, laſſen ſie es zum Brechen kommen, möchte es ihnen ſchlimm ergehen. So iſt der Adel aller Länder und Zeiten, ſo wird er bleiben, ſo lange man ihn duldet. Er iſt immer ſo geweſen, er iſt im Livius was in der Mannheimer Zeitung. Sie erkennen keinen Gott der Menſchen, ſie erkennen nur einen Gott der Edelleute; ſie erkennen keinen Volks-Fürſten, ſie erkennen im Fürſten nur ihren Hauptmann; ſie erkennen kein Vaterland, der Hof iſt ihr Wald, das Land eine Stätte ihrer Räuberei, das Volk ihre Beute. Im Jahr 1816 hielt der Vicomte von Caſtelbajac, ein reſtaurirter Emigrant, in der franzöſiſchen Deputirtenkammer eine feurige Rede über die Wiederherſtellung der Religion, durch Vermehrung der Macht und des Reichthums der Geiſtlichkeit. Da, im heiligen Eifer, entwiſchte ihm der Ausdruck: „das Wohl des Vaterlandes“ ... Vaterland! Er erſchrak ob ſeines unwillkürlichen Verbrechens und ſich entſchuldigend ſagte er der Kammer: „Du reste, en employant le mot patrie, je n'entends point le mot dont on a tant abusé, qui a servi de prétexte à tous les interêts, à toutes les passions, et d'excuse à tous les crimes; j'entends par patrie, non le sol où je suis attaché sous les honteuses lois de l'usurpation, mais le pays de mes pères avec le gouvernement légitime.“

Die Freiburger Bürger hatten den Herrn von Rotteck zu ihrem Bürgermeiſter gewählt, aber die badiſche Regierung hat dieſe Wahl verworfen. Nun darüber läßt ſich nichts ſagen, das iſt etwas Bundestägliches. Die Miniſter hatten ihre ganze Macht gebraucht, all ihren Einfluß geübt, alle ihre Ränke ſpielen laſſen, dieſe Wahl zu verhindern; ſie hatten dem Herrn von Rotteck ihren eignen Candidaten entgegengeſetzt, und er bekam achthundert Stimmen, und der Regierungs-Candidat nur zweihundert. Sehen Sie, was die höchſt- und allerhöchſtweiſen

Bundestagsbeſchlüſſe für ganz unterthänigſte Folgen haben. Freiburg, in dem größten Theile ſeiner Bevölkerung, war gar nicht liberal. Viele waren aus alten Zeiten noch öſterreichiſch geſtimmt, die meiſten waren Gegner von Rotteck und Welcker, denn die guten Bürger hatten ſich von ihren Regierungs-Pfaffen weiß machen laſſen, Welcker und Rotteck wären Schuld an der Sündfluth. Als ich verfloſſenen Sommer dort war, wohnte ich einem Abendeſſen von dreißig bis vierzig Perſonen bei. Darunter waren etwa zehn Bürger, alle Uebrigen waren aus dem gelehrten Stande. Man verſicherte mich, ich ſähe da alles beiſammen was in Freiburg an Liberalismus aufzutreiben geweſen. Und wie hat ſich das jetzt geändert! Das haben die Bundestags-Geſandten bewirkt, das ſind die wahren Revolutionärs, die guten ächten Hambacher. Der Großherzog von Baden hätte tauſendmal eher den Herrn von Blittersdorf penſioniren ſollen als Rotteck und Welcker. Aber ſie ſind mit Blindheit geſchlagen, mit einer Blindheit, gegen welche die ägyptiſche Finſterniß blendendes Tageslicht iſt. Ich bitte Sie, thun Sie mir doch den Gefallen und fragen Sie mich in Ihrem nächſten Briefe: ob ich denn gar nichts über die Bundestagsbeſchlüſſe ſchreiben werde? Ich möchte Sie gern auslachen, das wird mich erheitern. Den vielen Narren, die ſeit vorigem Sommer dieſe Frage an mich gethan, wollte ich aus Höflichkeit nicht in das Geſicht lachen; aber mit Ihnen, als meiner lieben Freundin, brauche ich keine Umſtände zu machen. Ich ſoll von den Bundestags-Beſchlüſſen ſprechen! Als hätte ich mich darüber gewundert, als wäre ich einer jener Thoren, die das überraſcht. Ich hatte die Bundestags-Beſchlüſſe ſchon ein Jahr früher geleſen, ehe ſie gedruckt, ja ehe ſie geſchrieben waren. Habe ich denn in den Pariſer Briefen von vorigem Winter nicht davon geſprochen? Doch vielleicht das nicht einmal; es ſchien mir ſo etwas Natürliches, ſo etwas zu ſein, was ſich ganz von ſelbſt verſteht.

Neun und neunzigſter Brief.

Paris, Montag, den 21. Januar 1833.

Heute iſt der Jahrestag der Hinrichtung Ludwig XVI. Es ſind gerade vierzig Jahre. Um dieſen jour funeste et à jamais déplorable, wie vorgeſtern die Pairskammer beſchloſſen, religiös würdig zu feiern, mit Gebet, Reue, Buße und Thränen, um zu zeigen, wie jede Republik eine Tiger-Eſſenz iſt und jede Monarchie eine See von Mandelmilch und Roſenwaſſer — will ich Ihnen folgende luſtige und herzbrechende Geſchichte mittheilen. Ich habe ſie aus einer franzöſiſchen Schweizer-Zeitung überſetzt. Vorher aber will ich Sie daran erinnern, was ich Ihnen kürzlich einmal von den Waſſerſäcken der Welt geſchrieben, und wie das Fürſtenthum Neuſchatel, von dem Könige von Preußen beherrſcht, der Waſſerſack der Schweiz ſei. Jetzt leſen Sie.

Die Patrioten in den Gefängniſſen von Neufchatel

„Am 8. December des vorigen Jahres begab
„ſich Herr von Perrott, Maire von Neufchatel und
„Präſident des Criminalgerichts, in die Gefängniſſe,
„um den wegen politiſcher Vergehen Eingekerkerten
„die ſogenannte Amneſtie zu verkündigen, mit welcher
„der König von Preußen, in ſeiner unerſchöpflichen
„Güte, ſie zu begnadigen geruhte. Dieſe
„Magiſtratsperſon legte den Unglücklichen einen Eid
„auf, nach welchem ſie auf den königlichen Scepter
„zu ſchwören hatten, „daß ſie an der Perſon ihrer
„Richter ſich nicht zu rächen ſuchen; daß ſie keinen
„Groll, gegen wen es auch ſei, bewahren; daß ſie
„ihrem Gefängniſſe Treue hüten, und während der
„ganzen Zeit ihrer Gefangenſchaft kein Mittel zur
„Flucht verſuchen wollen.“ Alle Gefangenen ſprachen
„die Eidesformel aus: nur Dubois, der zum Tode
„verurtheilt, deſſen Strafe aber in lebenslängliche
„Gefangenſchaft mit beſtändiger Zwangsarbeit verwandelt
„worden war, weigerte ſich zu ſchwören;
„dieſer unglückliche Patriot, als man ihm den Scepter
„vorhielt, erklärte, daß er ſich ein ſolches Gelöbniß
„nicht auflegen konnte. Auf eine zweite Aufforderung
„wiederholte Weigerung, worauf der Maire
„befahl, Dubois in das Gefängniß zurückzuführen.“

„Fünf Minuten ſpäter fielen auf einen Befehl
„des Maires zwei Gensdarmen über Dubois her,
„knebelten ihn, legten ihm Handſchellen an, ſchleppten
„ihn die Treppe herunter, zerrten ihn über den Gefängnißhof,
„und warfen ihn in ein Loch, das man
„den Käfig nennt, um vierzehen Tage bei Waſſer
„und Brod darin zu ſchmachten. Dieſes Folter-Inſtrument,
„ganz genau nach dem Modelle desjenigen
„verfertigt, das der Cardinal de la Belue
„auf Befehl Ludwig XI. erſonnen, iſt ein Käfig
„von ohngefähr fünf und einem halben Fuß ins
„Gevierte, in dem man weder ſitzen noch ſtehen
„kann, und in einem alten Thurme des Gefängniſſes
„angebracht. Der Unglückliche, den man hineinſperrt,
„muß ſich auf dem Stroh, das man ihm unterlegt,
„niederkrümmen. Der Käfig iſt aus ſtarken Eichenbohlen
„gezimmert, empfängt nur ein wenig Licht
„durch die Fenſteröffnung einer innern Thüre, und
„das blos, wenn eine äußere Thüre von Eiſen, die
„den Eingang des Thurms ſchließet, geöffnet wird.
„Im Sommer kann der Unglückliche, den man in
„dieſes Loch ſperrt, es noch aushalten; aber im
„ſtrengen Winter wird es unerträglich, da die Luft
„von allen Seiten eindringt. Auch wurde der unglückliche
„Dubois, nachdem er die Folter des Winterfroſtes
„acht und vierzig Stunden ausgehalten, von

„dem Gefängniß-Wärter in dem erſchrecklichen Zu-
„ſtande eines erfrornen Menſchen gefunden. Er
„hatte keinen Puls mehr und war ſteif wie eine
„Leiche. Der Kerkermeiſter entſetzte ſich über die
„Folgen dieſer kannibaliſchen Grauſamkeit, eilte fort,
„Decken und warme Speiſen zu holen, und bemühte
„ſich, mit Hülfe ſeines Sohnes, das unglückliche
„Schlachtopfer in das Leben zurückzurufen. Gleich
„darauf ſetzte er den Maire von den Folgen ſeines
„barbariſchen Befehls in Kenntniß. Dieſer ließ
„Dubois in ſein altes Gefängniß zurückbringen und
„forderte ihn von neuem auf, den verlangten Eid
„zu leiſten. Der Gefangene mußte ſich in ſein
„ſchmachvolles Schickſal finden, doch bei ſich wohl
„begreifend, daß ein ſolcher abgefolterter Eid nur
„Wort und Wind ſei.“

„Dieſes iſt die genaue Darſtellung von der Lage
„des unglücklichen Dubois, die uns einer ſeiner
„Leidensgenoſſen, der, glücklicher als er, nach Ver-
„lauf ſeiner Strafzeit, das Gefängniß verlaſſen durfte,
„mitgetheilt hat. Eidgenoſſen! Nach ſolchen Schand-
„thaten dürfen wir nicht mehr allein die Henker von
„Modena und Liſſabon verwünſchen. Die preußiſch-
„neuſchateller Zwerg-Tyrannen haben ſich zur Höhe
„Jener zu erheben gewußt. Das ſind die Qualen,
„welche unſere Brüder in den Gefängniſſen von

„Neuſchatel, und alle die, welche die würdige Regierung dort noch hineinführen kann, täglich zu erdulden haben! Berner! das iſt das Schickſal, „welches jeden Augenblick Meuren bedroht. Und „im Herzen der Schweiz, mit ſeinen milden und „patriarchaliſchen Sitten, und im Herzen der republikaniſchen Schweiz werden ſolche monarchiſch-ariſtokratiſche Schandthaten geduldet!“

Und warum ſie nicht dulden, wenn ſie aus ſo guten lieben Händen kommen? Der preußiſche Staat iſt der glücklichſte der Welt, er hat die allerbeſten Schulen. Dort wird das Volk gründlich zum conſtitutionellen Leben erzogen; in den Schulen muß die Freiheit von der Pike auf, vom a b c an dienen. Sie halten jetzt ſchon am a, b, ab; im zwanzigſten Jahrhunderte kommen ſie an das b, a, ba und nach eben ſo viel Jahrhunderten als das Alphabet Buchſtaben hat, werden die Reichsſtände zuſammengerufen. Was mich aber an dieſer ſchönen Geſchichte von dem Menſchenkäfig am meiſten ergötzte, war der Scepter, dieſes heilige Kreuz, worauf man ſchwören ließ. Das iſt ein Seitenſtück zur Buße vor dem Bilde des Königs von Baiern. Die Deſpotie in Deutſchland wird täglich orientaliſcher, romantiſcher, ſie funkelt wie Smaragden und Rubinen. Man glaubt den Calderon, oder ein Mährchen aus tauſend und einer

Nacht zu leſen. Es kömmt noch dahin, daß man die Angeſchuldigten kleiner Ketzereien in ein Kryſtall-Gefängniß ſperren wird, oder ſie zur Buße mit nackten Füßen auf Perlen wird gehen laſſen — und daß man die Angeſchuldigten großer Ketzereien an einen Galgen von Sandelholz hängen wird.

— Schwamm herbei! Die erſte Seite der deutſchen Eſelshaut iſt ſauber; jetzt zur zweiten. Ein Eßwaarenhändler in München „a l'honneur de prévenir la haute noblesse et le respectable public," daß er friſche Trüffeln bekomme. Es iſt das Erſtemal, daß ich ſo etwas in franzöſiſcher Sprache leſe und es nimmt ſich ganz gut aus. Aber nicht gut nimmt es ſich aus, daß das verehrungswürdige Publikum ſo entſetzlich einfältig iſt, ſo etwas zu dulden. Das verehrungswürdige Publikum ſollte ſich vereinigen, bei keinem Handelsmanne etwas zu kaufen, der die Frechheit hat in ſeinen Ankündigungen beſonders von dem hohen Adel zu ſprechen. Möchten ſie doch endlich einmal zur Beſinnung, endlich einmal zum Bewußtſein ihrer Macht kommen! Möchten ſie doch endlich begreifen lernen, daß die Sitten mächtiger ſind als die Geſetze, und daß nur die Geſetze in den Ständen des Adels ſind, die Sitten aber in den Ständen des Volks! Wären die Sitten nicht mächtiger als die Geſetze, es ſtünde heute ſchlimm in Frankreich mit Freiheit und Gleichheit. Es giebt keinen entſcheidenden Tag, es giebt kein Schlachtfeld, keinen großen Sieg der Freiheit. Iſt eine Seite der Geſchichte herabgeſchrieben, werden die Zahlen addirt, und dieſe Summe nennt man eine Revolution. Fällt das Buch wieder in die Hand des Feindes, glaubt er die Revolution vernichtet zu haben, wenn er jene Summe nicht als Transport auf die neue Seite ſetzt. Er meint die Rechnung von vorn anzufangen, er merkt nicht, daß die alte Rechnung fortgeht — er iſt ein Eſel. Aber ſeid ihr keine Eſel! Ihr werdet nie etwas zu addiren bekommen, wenn ihr nicht täglich aufſchreibt, Brüche zu Brüchen, Zahlen zu Zahlen geſtellt. Es giebt nur Minuten, nur kleine Händel, kleine Zänkereien der Freiheit, Spottreden, Epigramme, Prügel, Ohrfeigen, Thüre hinaus, Treppe hinunter werfen. Aber jeder Tag hat vier und zwanzig Stunden, jede Familie hat fünf Seelen, und ihr glaubt es nicht, was fünf Seelen in vier und zwanzig Stunden verrichten können, wenn ſie ernſtlich und immer wollen ..... Du verehrungswürdiges Frankfurter Publikum — warum biſt du denn ſo gar einfältig, dich in deinem Concertſaale auf die Hinterſtühle zu ſetzen, und dem hohen Adel die vorderen zu überlaſſen? Thut das nicht, ſetzt euch ſelbſt mit euren Weibern und Töchtern vorn hin. Zwar weiß ich wie viel es einem beſcheidenen Manne koſtet, ſich in einen öffentlichen Kampf mit der Eitelkeit einzulaſſen; aber es ſoll auch nicht Einer allein, alle Bürger ſollen ſich zugleich hervorſtellen. Und werdet ihr auch verbannt, bringt der guten Sache das Opfer. Seid nicht demüthig, ſeid nicht blöde, ſeid nicht ſchwach. Eure Demuth iſt ihr Hochmuth, eure Blödigkeit iſt ihre Frechheit, eure Schwäche iſt ihre Stärke. Geht jede Stunde einen Schritt, aber geht dieſen Schritt jede Stunde und ihr werdet bald an das Ziel gelangen.

— „Göttliche Gerechtigkeit, wie lange noch wirſt du deine Blitze ſchlafen laſſen?“ Sie glauben vielleicht ich hätte das geſagt? O nein, es ſteht im Frankfurter franzöſiſchen Journale und wird bei einer, ich weiß nicht mehr welcher Gelegenheit ausgerufen, wo die Fürſtenſchaft oder der Adel irgend eine Schlappe bekommen. Das Wort iſt ſchön, aber die ganze hohe deutſche Bundesverſammlung, mit allen ihren Excellenzen, Grafen und Baronen, mit allen ihren Legationsräthen und Geſandtſchafts-Sekretairen, mit dem großen Heere ihrer beſoldeten Zeitungsſchreiber, hatte ſo etwas Schönes nicht ſagen können, ſie mußte ſich erſt einen Franzoſen dazu kommen laſſen. Der verſtehts! Er ſpricht wie wir, er macht unſere Stimme nach, er meint Gott wäre blind und harthörig wie der Patriarch Iſaac, werde ſeinen ſpitzbübiſchen Sohn Jakob für ſeinen Erſtgebornen halten und ihm ſeinen Segen geben. Wahrhaftig es gefällt mir, daß ſie ſelbſt die ſchlafenden Blitze der Gerechtigkeit aufwecken!

Dritte Seite. Noch einmal Preußen. Prussia for ever. Die preußiſche Regierung, wie jede germaniſchen Urſprungs — es iſt des Tacitus wegen — beſoldet Spione in Paris, um dort auf ihre geliebten treuen Unterthanen etwas Acht zu geben. Dagegen läßt ſich nichts ſagen, keine Monarchie kann der Spione entbehren, man lebt ſo lange man kann. Warum haben Republiken, warum haben Nordamerika, die Schweiz, die freien deutſchen Städte keine Spione? Weil dort die Regierungen nicht zu befürchten brauchen, daß ihre Bürger einmal den Verſtand verlieren und ihre freie Verfaſſung gegen einen Fürſten vertauſchen möchten. Die Bewohner einer Monarchie aber wünſchen ſich einen Freiſtaat, ſobald ſie zu Verſtande kommen; je vernünftiger ſie alſo werden, je mehr Spione braucht ein Fürſt. Das iſt alſo ganz in der Ordnung. Außerordentlich iſt es aber, eine ſehr außerordentliche Naivität, daß eine Regierung es eingeſteht und drucken läßt, ſie treibe Spionerie, wie es die preußiſche gethan.

Da iſt ein gewiſſer Traxler in Cöln, ein königlich preußiſcher Paradiesvogel, ich meine: einer der Seligen im preußiſchen Paradieſe, das ſo herrliche Rüben und Schulen hat, — der ließ etwas in einem Pariſer Blatte von der Seligkeit aller Rheinpreußen drucken und von ihrer Anbetung gegen die Mark Brandenburg. Die preußiſchen Behörden entdecken den Namen des Spaßvogels und ſperrten den Traxler in einen Käfig. Ein Gefängniß iſt die beſte Widerlegung aller Sophismen, es iſt die wahre Schule der Logik. Der *Temps* (darin ſtanden die Artikel) fragte: wie denn die preußiſche Regierung ohne Verletzung des Briefgeheimniſſes ihren Correſpondenten habe entdecken können? Der preußiſche Advokat antwortete: Briefe öffnen! Pfui! ſo etwas erlaubt ſich ſeine Herrſchaft nicht; aber „*den klugen* „*Maßregeln* unſeres Gouvernements iſt es zuzuſchreiben, daß man endlich *durch Vermittlung eines Agenten der Pariſer Polizei*, „die *Originalbriefe* des Traxler und mehrere „von andern ähnlichen *unnützen Geſellen*, für „Pariſer ultraliberale Blätter beſtimmt, erhielt.... „*Der deutlichſte Beweis*, mit welchem *Vertrauen* dieſe Radicalreformer und *Lügenverbreiter unſere Regierung verehren*, daß ſie „nicht Scheu trugen, ihre Correſpondenzen *frank*

„und frei durch die Poſt an die vollſtändigen „Adreſſen der Zeitungs-Büreaus abgehen zu laſſen ..... Nur von Traxlers Briefen wurde bis „jetzt erſt Gebrauch gemacht, die andern ſind wohl „noch aufgeſpart zur gelegenen Zeit ..... Die „Landesgeſetze dürften dies wahrhaft verbrecheriſche „Treiben leicht als landsverrätheriſch betrachten und „eine Strafe beſtimmen, welche als Warnung „für ähnliche Briefſteller, der Strenge und des Ernſtes „nicht entbehren wird.“

Unnütze Geſellen, Lügenverbreiter — das iſt der Oden-Styl monarchiſcher Begeiſterung; mit dem wollen wir nicht rechten; der preußiſche Correſpondent, als er ſo ſchrieb, kam vielleicht eben vom Tiſche. Wir wollen uns an die Proſa halten. Die klugen Maßregeln der preußiſchen Regierung ſind bewunderungswürdig! Der große Friedrich mit ſeinen herrlich blauen Augen ſtand vor mir, aber ob er lachte oder weinte, konnte ich nicht unterſcheiden; denn ſchnell verhüllte er ſich das Geſicht, als ich von ſeinen Enkeln erzählte ... Als einen Beweis der Verehrung, als ein Zeichen des Vertrauens ſieht es die preußiſche Regierung an, wenn ihre Unterthanen ſie nicht für ſo niederträchtig halten, daß ſie die Briefe öffne! So ſind alle Monarchien. Jede monarchiſche Regierung will für jedes Unrecht, mit welchem ſie ihre Unterthanen verſchont, gelobt ſein; dann ſoll man ihre Gerechtigkeit preiſen. Jedes Gut, das ſie ihren Unterthanen nicht raubt, will ſie als Geſchenk betrachtet wiſſen, wofür man Dank ſchuldig ſei. Wenn ſie den Bürgern erlaubt, Jedem, ſo gut er es verſteht, den Weg ſeines Glückes zu verfolgen, ſeinem Wohlſtande nachzugehen, wenn ſie ja einmal nicht hindert, rühmt ſie ſich, Wohlſtand über das Land zu verbreiten und die Selbſthuldigung nimmt kein Ende. Das iſt wörtlich wahr. War doch neulich in einem ruſſiſchen Zeitungsartikel zu leſen: „Die Polen hatten alle ihre moraliſchen und phyſiſchen Kräfte der Regierung zu verdanken, die ſie ſchmählich verriethen, ob ſie ihnen gleich die Mittel verſchafft hat, mit denen ein achtmonatlicher blutiger Krieg geführt ward.“ Wenn ein unglückliches Volk, nachdem es die Tyrannei ausgeſogen, noch ſo viel Kraft behielt, ſich der Tyrannei zu widerſetzen, wird ihm das als Verbrechen, als Undank angerechnet! Nichts haben ſie den Polen übrig gelaſſen; aber um für die Freiheit zu kämpfen, braucht es keiner andern Waffe, als der Liebe zu ihr.

Iſt das nicht artig, wenn der preußiſche Advokat ſagt: nur den Traxler habe man einſtweilen vorgenommen, die andern gleichſchuldigen Pariſer

Correſpondenten werden zur gelegenen Zeit aufgeſpart? Das iſt Gerechtigkeit! Sie ſind wohl noch nicht fett genug, die Andern? Ihr verwahrt ſie wohl für euren nächſten Freiheits-Schmaus? Und: die Geſetze — dürften — leicht — eine Strafe beſtimmen — die des Ernſtes nicht entbehren wird! Alſo das Geſetz iſt Richter, das Geſetz wird beſtimmen! O mein Friedrich!

Mittwoch, den 23. Januar.

. . . . . Schicken Sie mir Ihre Sachen, ich werde nicht grob ſein, wenigſtens dieſe Woche nicht mehr, ich bin ganz erſchöpft.

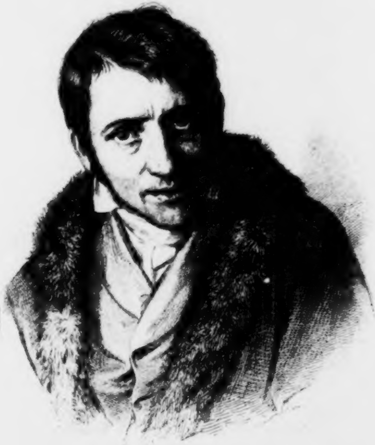
Ich freue mich, daß dem *** meine Briefe ſo gut gefallen. Ich will auch auf die Jugend wirken; wir Alten ſind keines Punkts auf dem i der Freiheit würdig. Grüßen Sie ihn herzlich von mir und ſeine Frau, und ſie ſollen der *** mehr Zucker in den Thee werfen, damit ſie nicht ſo ſauer ſpreche. — Glauben Sie ja Keinem, der ſagt, ich wäre kein Gelehrter; das iſt boshafte Verläumdung.

Ludwig Börne's

Geſammelte Schriften.

Zwölfter Band

Univ. Bibl.
München



L. Börne.

[illegible]
[illegible]

Geſammelte Schriften

von

Ludwig Börne.

Neue vollſtändige Ausgabe.

Zwölfter Band.

Mit dem Bildniß Börne's.

Verlag der Börne'ſchen Schriften.

Hamburg.
Hoffmann & Campe.

Frankfurt a. M.
Literariſche Anſtalt.
(Rütten & Löning.)

1862.

A D
BIBL. UNIV.
MONAC.

Univ. Bibl.
München

Druck von Trömner & Dietrich (früher Hotop) in Caſſel.

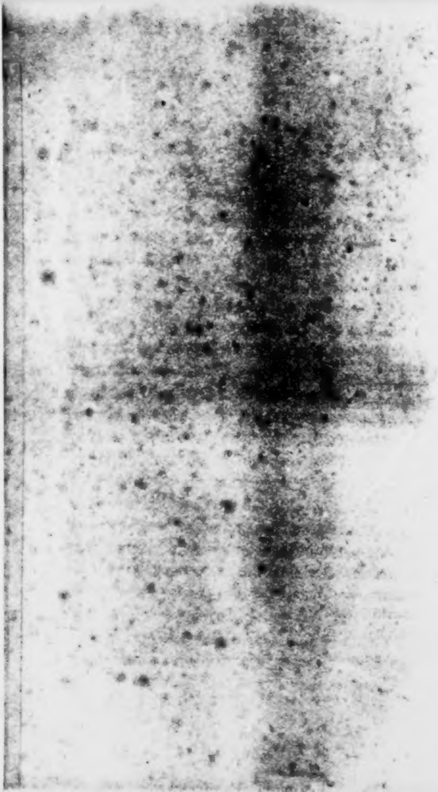
Inhalt.

Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Schluß.)

Seite
Hundertſter Brief 3
Hunderterſter Brief 16
Hundertzweiter Brief 31
Hundertdritter Brief 41
Hundertvierter Brief 61
Hundertfünfter Brief 74
Hundertſechſter Brief 93
Hundertſiebenter Brief 105
Hundertachter Brief 122
Hundertneunter Brief 146
Hundertzehnter Brief 165
Hunderteilfter Brief 183
Hundertzwölfter Brief 187
Hundertdreizehnter Brief 192
Hundertvierzehnter Brief 211
Aus Börne's Leben. (Von Dr. Meinganum.) 219



Briefe aus Paris.

1830—1833.

(Schluß.)

Hundertſter Brief.

Paris, Freitag, den 25. Januar 1833.

Wenn ich nur den böſen Zauber begreifen könnte, der die Italiener hier verhindert, den Don Juan gehörig zu Stande zu bringen. Man ſpielte ihn vor einigen Tagen wieder und ich habe mich gelangweilt wie immer. Es iſt Mozarts Muſik; aber ohne ihren Geiſt. Es iſt die nämliche Geſtalt, Haltung, Farbe; aber ohne Leben. Es iſt eine Wachsfigur, es iſt gemaltes Feuer. Ich wollte, unſer Guhr käme einmal hierher und ſuchte dem ungläubigen Orcheſter etwas Religion beizubringen.

Als ich geſtern über den Boulevard St. Antoine, der jetzt Boulevard Beaumarchais heißt, ſpazieren ging, ſah ich mir genau drei Häuſer an, die nicht weit von einander liegen. Ich ſah hinein, hinauf, und da es alle drei Eckhäuſer ſind, machte ich die Runde um ſie, ganz wie ein Dieb, der kundſchaften will, auf welche beſte Art er in der Nacht einſteigen könnte. In dieſen Häuſern wohnten einſt berühmte Menſchen. Solche verödete Wohnſtätten rühren mich mehr als die Gräber auf dem Kirchhofe. Dort war früher Nichts und jetzt lebt da der Tod, es iſt eine Art Geburt. Hier aber war früher Alles, und jetzt iſt das Leben todt, da iſt die wahre Vernichtung. Und welches Leben war in dieſen Häuſern! Alle Luſt und aller Schmerz des Daſeins; alle Weisheit und alle Thorheit des Lebens; Reichthum, Armuth, die Freuden der Jugend, die Leiden des Alters, Witz, Geiſt, Aberglaube, Philoſophie, Edelmuth, Gaunerei, Freundſchaft, Treue und Verrath, ariſtokratiſche Verderbniß und demokratiſche Wuth, zwei Jahrhunderte und beide verraucht, und das ganze Paradies und die ganze Hölle, die zwiſchen der glücklichen und unglücklichen Liebe liegen. Jetzt wird in allen drei gemeine Krämerei getrieben!

In dem erſten Hauſe hat **Cagliostro** gewohnt. Es ſieht etwas labyrinthiſch und theatraliſch aus und iſt ganz geeignet, zu einem Schauplatze für Geiſterbeſchwörungen, Goldmacherei, ſomnambuliſtiſchen Spuk und andere Täuſchungen. Göthes ariſtokratiſche Verſtocktheit und beiſpiellos enge Hofbeſchränkung wurden mir durch nichts klarer als durch die falſche Anſicht, unter welcher er das Leben des

Caglioſtro und die Halsbandgeſchichte betrachtete. Er ſah ſie als revolutionäre Erſcheinungen, als die erſten Blitze an, mit welchen das Weltgewitter begann. Und ſie waren gerade das Gegentheil: das helle Aufflackern einer verlöſchenden Zeit. Caglioſtro's Treiben war eine Parodie der monarchiſchen Taſchenſchauſpielerkunſt. Ganz wie er, zu gleichen Zwecken und mit gleichen Mitteln, haben die Fürſten aller Zeiten die Völker aller Länder betrogen, ſo oft wegen unzureichender Macht die Liſt nöthig geworden. Die Halsbandgeſchichte war die Sittenverderbniß aller Höfe, nur daß ſie hier zum erſtenmale öffentlich geworden. Freilich, wenn wahr iſt, was neulich die Monteskilelchen an der Ilm und der Saale, die edlen Ritter des Thüringer Waldes, die Großherzoglich-Sachſen-Weimar-Eisnach-Moskowitiſche Adelskammer behauptet: daß Oeffentlichkeit der Anfang aller Revolutionen geweſen — dann war die Halsbandgeſchichte wohl eine revolutionäre Erſcheinung. Aber an wem die Schuld, wenn keine Monarchie die Oeffentlichkeit ertragen kann?

Das andere Haus gehörte einſt der Ninon de l'Enclos, der ſchönen Magdalene — ohne Reue — die alle die unendliche Barmherzigkeit Gottes erſchöpfen muß, wenn er ihr ſo viel vergeben will als ſie geliebt hat. Ihre Zeitgenoſſen wunderten ſich, daß ſie noch im höchſten Alter Bewunderer gefunden. Wie würden dieſe erſt erſtaunen, wenn ſie heute lebten, und ſähen, daß noch jetzt, nachdem Ninon länger als hundert Jahre todt iſt, noch jeder Mann von Gefühl ſie liebt? Es iſt ein großer Streit unter den Gelehrten, in welchem Alter Ninon zum letzten male glücklich geweſen, ob in ihrem ſiebenzigſten oder in ihrem achtzigſten Jahre. Ich glaube aber weder das eine noch das andere; denn ſie war neunzig Jahre alt als ſie ſtarb. Cheſterfield fragte einmal eine Dame von vierundſiebenzig Jahren, in welchem Alter die Frauen zu lieben aufhörten? dieſe erwiederte: Mylord, das weiß ich nicht, Sie müſſen eine ältere fragen. Ninon's Haus hat drei Seiten, die nach drei verſchiedenen Straßen gehen. Vorn nach dem Boulevard iſt eine Hofmauer, vielleicht früher eine Gartenmauer, die zwei Pavillons verbindet. Den einen garſtig roth angeſtrichen, verunziert eine Weinſchenke der gemeinſten Art. Zu dem andern höher auf einer Terraſſe gelegen, der einen Balkon hat, davon herunter zu ſpringen, führt von der Straße aus eine kleine, holde, anliebelnde Treppe, ſo eng, daß in dunkler Nacht ein gehender und ein kommender Liebhaber ſich unmöglich hätten ausweichen können. Doch für ſolche Fälle war geſorgt. Auf der entgegengeſetzten Seite, nach einer andern Straße, hat das Haus noch eine Thüre. Da iſt der Haupt-Eingang, das Thor. Jetzt hängt eine Tafel davor: Apartement à louer. Wie würde Ninon darüber lachen, wenn ſie das laſe. Ein nicht möblirtes Apartement, alſo nur jahrweiſe zu vermiethen. Sie hat ihr Haus oft genug vermiethet; aber die längſte Miethzeit war nicht länger als ein Tag unſerer Antipoden. Das Haus hat ungewöhnlich viele Fenſter, welche die ganze Höhe der Zimmer einnehmen, und von denen jetzt mehr als die Hälfte vermauert ſind. Dieſe vielen Fenſter gehören zu dem Nachruhme der Ninon. Sie heuchelte nicht; in welchem Zimmer, in welchem Winkel ſie auch war, es konnte ihr jeder Nachbar in das Herz ſehen. Sie war ſo edel, daß, ſobald ein Mann ihre Gunſt erhielt, er das Recht, ihr ein Geſchenk zu machen, auf immer verlor. Edel und doch geſtorben — wie traurig! Aber es ſterben auch gewöhnliche Menſchen, die nichts haben als das Leben, und das iſt noch trauriger.

Das dritte Haus war das von Beaumarchais. Dieſes ſuchte ich eigentlich auf, die andern ſah ich nur im Vorübergehen. Ich hatte eine Wallfahrt dahin gelobt, als ich einige Tage vorher im Theatre Français Figaro's Hochzeit aufführen geſehen.

Das Haus liegt oder lag vielmehr am Ende des Boulevards und am Eingang der Vorſtadt St. Antoine, ſehr bezeichnend als Grenze zwiſchen Monarchie und Republik, wie Beaumarchais ſelbſt eine war. Das Haus, der Garten, einſt zu den Merkwürdigkeiten von Paris gehörend, die jeder Fremde zu ſehen eilte, ſind verſchwunden. Nur die Gartenmauern ſtehen noch, hoch, mit Fratzenmäulern zum Abfluſſe des Waſſers verſehen; es ſcheint, der Garten lag auf einer Terraſſe. Auch noch ein Luſthäuschen hat ſich erhalten, von launiſcher Bauart, einen reichen Beſitzer verrathend. Ich trat in den geräumigen Hof. Dieſer umſchließt jetzt ein neues Gebäude, zur Salzniederlage beſtimmt. Salz — Beaumarchais — es iſt ein Erbe, der ſeiner nicht ganz unwürdig iſt. Beaumarchais gehörte zum Salze ſeiner Zeit. Unſer heutiges Leben hat kein Gewürz mehr, es iſt wie ein Kinderbrei. Auch iſt jetzt die Menſchheit ein Kind, das in die Schule geht. Nichts trauriger, als eine ſolche Zeit der Entwickelung und der Lehre, wie die unſere und die ſchon ein halbes Jahrhundert dauert. Man iſt da immer entweder zu jung oder zu alt. Iſt man zu jung, iſt man gedankenlos und die Zeit geht Einem verloren; iſt man zu alt, iſt man ſorgenvoll und man geht ſelbſt verloren. In der ganzen franzöſiſchen Geſchichte war das achtzehnte Jahrhundert gewiß das glücklichſte für alle genußliebenden Menſchen, Philoſophen und Müſſiggänger. Wer aber von jenen Menſchen, beim Ausbruche der Revolution, ſich und die Freiheit verſtanden, hätte ſich unter den Trümmern der Baſtille müſſen begraben laſſen. Auch unter den Ehen, welche die Liebe geſchloſſen, giebt es glückliche, wenn auch ſelten; aber wer die Freiheit geheirathet, nachdem er ſie als Jungfrau geliebt, iſt immer unglücklich. Natürlich. Die Wehen der Zeit kommen nach den Geburten und man erkauft die Vater- und Mutterfreuden nicht mit Angſt und Schmerzen, ſondern man bezahlt ſie damit, nachdem man ſie ſchon genoſſen. Beaumarchais war nicht ſo glücklich, einen Tag nach der Monarchie zu ſterben. Er lebte lange in die Revolution hinein, hörte ihre Verſprechungen, erfuhr ihre Täuſchungen, dann ſtarb er und ſah ihre Erfüllungen nicht mehr.

Es iſt merkwürdig, wie aller Geiſt der Menſchen nichts hilft, wenn der Geiſt der Zeiten ſich ändert. In einer Nacht war Beaumarchais ein Dummkopf geworden; in einer Nacht hatte er allen ſeinen ſchönen Muth, ſeine Klugheit, ſeine Gewandtheit, ſeine ſonſt ſo unerſchütterliche Feſtigkeit verloren.

Mit dem Kriege des Lebens hatten ſich die

Rüſtungen des Lebens geändert, und die Revolution fand Beaumarchais wie im Schlafrocke. Wie wäre es erſt Voltaire ergangen, der ſo viel waffenreicher als Beaumarchais, ſich ſo viel wehrloſer gefühlt hätte! Sie kennen Beaumarchais als Schriftſteller, aber wiſſen vielleicht nicht, daß er einer der größten und thätigſten Geſchäftsmänner, einer der unternehmendſten Köpfe, einer der feinſten Hofleute und gewandtſten Weltleute geweſen, und daß er in allen Verlegenheiten, in allen Gefahren des geſelligen und bürgerlichen Lebens, immer den größten Muth und eine bewunderungswürdige Geiſtesgegenwart gezeigt. Sein Abenteuer mit Clavigo in Spanien iſt durch Göthe bekannt geworden; aber erſt geſtern habe ich aus ſeinen hinterlaſſenen Briefen erfahren, wie er einſt ganz allein in einem Walde bei Nürnberg von Räubern angefallen worden, und, ob zwar ſchwer verwundet, ſich durch ſeine Unerſchrockenheit und Tapferkeit gerettet hatte, nachdem er einen der Räuber niedergeſtoßen, die andern verjagt. Er war zugleich ein Ouvrard und ein Voltaire. Durch ſeine kühnen und glücklichen Handelsunternehmungen ward er einer der reichſten Männer von Frankreich. Im amerikaniſchen Freiheitskriege machte er den Inſurgenten, im Einverſtändniſſe mit der franzöſiſchen Regierung, große Waffenlieferungen. Da gab es nun, wie immer bei ſolchen Unternehmungen, Kapereien, Schiffbrüche, verzögerte oder verweigerte Bezahlungen. Beaumarchais, durch ſeine Gewandtheit, wußte aus allen dieſen Verwicklungen ſich zu ſeinem Vortheile zu ziehen. Nun, dieſer nämliche Beaumarchais zeigte ſich in der Revolution unerfahren wie ein Kind, feige wie ein deutſcher Stubengelehrter. Er unternahm auch für die revolutionäre Regierung Gewehrlieferungen; verlor aber nicht allein ſein Geld, ſondern faſt auch ſeinen Kopf darüber. Früher hatte er es mit Miniſtern einer abſoluten Monarchie zu thun. Die Kabinetsthüren ſolcher Großen ſchließen und öffnen ſich Jedem leicht und ſanft, der Schlöſſer und Angeln zu ölen verſteht. Später hatte es Beaumarchais mit ehrlichen, das heißt mit gefährlichen Leuten zu thun; das wußte er nicht zu unterſcheiden und ging zu Grunde darüber.

Man hörte, daß er im Auslande Waffen aufkaufte, und er kam in Verdacht, dieſes für Rechnung der Feinde zu thun; das Gerücht verbreitete ſich im Volke. In einer Nacht ſtürmten die Vorſtädter racheglühend ſein Haus. Sie ſchrieen, es wären Waffen darin verſteckt. Beaumarchais flüchtete ſich in Todesfurcht. Das ganze Haus wurde umgekehrt, die Erde des Gartens wurde tief aufgewühlt; man fand nichts. Beſonders die Weiber des heiligen Antonius waren wie raſend. Man hat ſie oft die Furien der Revolution genannt; aber nein, ſie waren die Rachefurien der Monarchie, ſie kamen hinter der Sünde. Die Feinde der Freiheit möchten gern die Strafe für das Verbrechen erſcheinen laſſen. Die angſtzitternden Diener Beaumarchais waren im Hauſe zurückgeblieben und konnten ſpäter ihrem Herrn von dem Hergange erzählen. In dem reichen und vollen Hauſe wurde nichts entwendet, auch nicht von dem Werthe eines Pfennigs. Kein Glas Wein wurde angenommen, die Wuthentbrannten löſchten ihren Durſt mit Waſſer. Der zerlumpte Kerl, der die Rotte anführte, erklärte, es würde Jeder niedergeſtochen, der nur Etwas anrühre.

Eine Frau hatte im Garten eine Nelke abgebrochen; ſie bekam dreißig Ohrfeigen und wäre beinahe im Springbrunnen erſäuft worden. Als Beaumarchais den andern Morgen in ſein Haus zurückkehrte, war er erſtaunt, alle ſeine Schätze wiederzufinden. Er war erſtaunt — ſo wenig verſtand er die Revolution, er, der doch ſelbſt dreißig Jahre daran gearbeitet! Er ſtarb 1799 in ſeinem ſiebzigſten Jahre, bei ungeſchwächter Kraft des Körpers und des Geiſtes; nur ſeine Heiterkeit hatte er verloren. Ein Freund, der ihn noch wenige Stunden vor ſeinem Tode, ohne das geringſte Zeichen von

Uebelbefinden geſehen, äußerte die Vermuthung, er möchte ſich freiwillig das Leben geraubt haben. Beaumarchais ſagte ihm beim Scheiden: „Ich bin nicht neugierig mehr“ . . . Und wo ſich dieſes Alles begab, wo ſolch' eine Welt von Leben lebte, wird jetzt Kochſalz verkauft! Ich bin geſtört worden, ſonſt hätte ich Ihnen noch von der Aufführung des Figaro geſprochen. Aber ich thue es in meinem Nächſten.

Samſtag, den 26. Januar.

..... Nun, das iſt ſchön, daß Sie mir nachkommen und von meiner Weisheit zu erfahren wünſchen, was von den türkiſchen Angelegenheiten zu halten ſei. Seit acht Tagen ſuche ich das mit aller Macht zurückzuſtoßen. Ich habe ſchon an Europa ſchwer zu tragen und jetzt ſoll ich gar noch den Orient auf mich laden! Das halte ich nicht aus. Und daß Sie es nur wiſſen: mir hat der Zorn der Götter, das böſe Geſchick, oder wie man es nennen will, jetzt eine Herkules-Arbeit zugeworfen, die alle meine Kraft verzehrt. Ich ſchreibe Ihnen ein andermal davon; die Geſchichte iſt merkwürdig, aber weitläufig. Nur ſo viel in der Kürze: Die eilfte Plage Aegyptens iſt über mich gekommen; ich habe ſeit einiger Zeit die Pflicht, eine junge ſchöne Frau, faſt noch ein Kind, die vor einigen Monaten geheirathet hat, in ihrer ſchrecklichen Eiferſucht über eine erträumte Geliebte ihres Mannes zu beruhigen, und ſie nennt mich alle fünf Minuten ihren respectable ami. Augen, roth und naß vor Liebe, und ich bin ihr ein respectable ami, ein Schneemann, an dem ſie ihren heißen Schmerz abkühlen will! Braucht es da noch des halben Mondes um mich raſend zu machen? Ich verwünſche Sonne, Mond und Sterne und die ganze dumme Aſtronomie, die mich zum respectable ami gemacht. Doch genug für heute.

Hundert und erſter Brief.

Paris, Samſtag, den 26. Januar 1833.

In der Hochzeit des Figaro ſpielte die alte Mars die Suſanna. So etwas kann mich zugleich betrübt und zornig machen. Wenn ausgezeichnete Menſchen, von ächten und anerkannten Verdienſten, ſich ſolche kleine Eitelkeiten erlauben, was bleibt dann der Gemeinheit übrig? Sechzig Jahre iſt ſie alt und übernimmt eine Rolle, für die man ſchon im dreißigſten nicht jung genug mehr iſt. Eine Frau, welche die ſeltene glückliche Natur einer Ninon hätte, könnte vielleicht in ihrem ſechzigſten Jahr noch eine Suſanne ſein; aber eine ſpielen — niemals. Und was mir am ſchlimmſten ſchien, war: daß die Mars beſonnen genug blieb, ihr Vermögen zu berechnen und, aus Furcht es zu überſteigen, es nicht einmal zu erreichen wagte. Sie ſtand nun da in ihrer edlen Art, wie eine betagte Königin und wagte, beſorgt die Majeſtät ihrer Würde oder ihres Alters zu verletzen, nicht die kleinſte jugendlich heitere Bewegung, die ſich doch ſelbſt eine betagte Königin zuweilen erlauben dürfte. Sie hatte ſo eine vornehme Haltung, daß die Gräfin als Kammermädchen neben ihr erſchien, und es war ganz wunderlich zu ſehen, wenn die Dienerin ſaß und die Gebieterin neben ihr ſtand. Wenn Figaro oder der Page ihr einen Kuß raubte, ließ ſie es geſchehen, wie ein Spalier, von dem Knaben eine Birn abreißen. Dieſe Nachſicht, die freilich ein gebildetes Publikum überall mit einer beliebten Schauſpielerin hat, finde ich kaum löblich. Gewiß iſt es für Menſchen von Gefühl eine rührende Vorſtellung, ſich zu ihrem Vergnügen eine Künſtlerin bemühen zu ſehen, die einſt ihre Väter entzückt hat. Aber wir müſſen auch an unſere Kinder denken und aus Dankbarkeit für den Genuß, den unſere Eltern gehabt, nicht den Enkeln den Genuß entziehen. Wenn, wie es an vielen Orten geſchieht, eine Schauſpielerin eine jugendliche Rolle zwanzig Jahr zu lange behauptet, ſo werden dadurch die jungen Künſtlerinnen in ihrer Ausbildung zurückgehalten, und oft ſtirbt darüber ein ganzes Theatergeſchlecht aus, das die bedeutendſten Rollen nie auf eine würdige Art darſtellen ſah.

Aber wie viel ſtrenger noch als es geſchehen hätte ich die Mars beurtheilt, hätte nicht eine gewiſſe Ehrfurcht meinen Tadel beſcheidener gemacht. An dem nämlichen Tage, da man Figaro aufführte, war es aus den Zeitungen bekannt geworden, daß die Mars von einem ihrer ehemaligen Liebhaber unvermuthet eine Erbſchaft von vierzigtauſend Franken Renten gemacht habe. Das Geld iſt der wahre Kothurn, die Mars kam mir zuweilen erhaben vor. Dieſe Erbſchaftsgeſchichte iſt ſehr merkwürdig und voller Moral und Philoſophie; ſogar etwas Religion kommt darin vor. Sollten Sie vielleicht in der Zeitung dieſe Geſchichte nicht geleſen haben, ſchreiben Sie mir es, ich erzähle ſie Ihnen dann. Damit Sie aber während der vierzehn Tage, die darüber hingehen werden, keine üble Meinung von der Mars hegen, will ich Ihnen gleich erklären, was hier unter Liebhaber zu verſtehen ſei. Der alte Herr, der unſere Suſanna zur Erbin eingeſetzt, war ihr Liebhaber, wie man keinem Bettler wehren kann, der Liebhaber jeder Königin zu ſein. Er hatte ſie, aber ſie hatte ihn nicht lieb. Sie gab ihm kein Gehör und nie Zutritt in ihr Haus. Aber ein edler Mann rächt ſich für weibliche Grauſamkeit nie anders, als durch ein Geſchenk von vierzig tauſend Franken Renten.

Die Rolle des Figaro wurde von Monroſe ganz unleidlich dargeſtellt. Dieſer Monroſe iſt ſonſt einer der beſten Schauſpieler des Theatre Français, beſonders ausgezeichnet in den ſpitzbübiſchen Bedienten der Stücke Molieres. Aber eben die metallene Gefühlloſigkeit und Unverſchämtheit jener ſpitzbübiſchen Bedienten wußte er nicht los zu werden, und Figaro's Geiſt, Grazie und Sentimentalität verſtand er nicht aufzufaſſen, oder verſtand ſie nicht darzuſtellen. Die Melodie ſeines Spiels und Beaumarchais' Worte paßten gar nicht zuſammen. So war dieſe Aufführung eine der langweiligſten, die man ſich denken kann, und was die Unluſt noch vermehrte, war die Schläfrigkeit des Publikums, deſſen rege Theilnahme durch Lob und Tadel eigentlich die Pariſer Komödie ſo anziehend macht. Doch eben dieſe Apathie der Zuſchauer intereſſirte mich auf eine andere Art und beſchäftigte mich den ganzen Abend. Man beſuche einen Freund in ſeiner Krankheit oder in den Tagen ſeiner Wiedergeneſung, da hört er nicht auf von ſeinen Schmerzen oder von ſeiner Erleichterung zu ſprechen, zu jammern oder zu lächeln; man beſuche ihn vier Wochen ſpäter und frage ihn wie er ſich befindet — er verſteht die Frage nicht mehr. Ganz ſo erſchien mir das heutige Frankreich, wenn ich es mit dem des achtzehnten Jahrhunderts, mit dem Frankreich Beaumarchais' verglich. Es hat ſeine Schmerzen, ſeine Geneſung, ſeinen Arzt und ſeine

Geſundheit vergeſſen. Jener Figaro, jenes große Zeughaus voll Spott, Tadel, Witz, Humor und Satyre, das einſt eine Welt gegen eine Welt bewaffnete, was iſt aus ihm geworden? Verſchmähtes Kinderſpielwerk; das erwachſene Volk hat keine Freude mehr daran. Wo ſonſt der Sturm des Beifalls tobte, da war es ſtill; man klatſchte nicht, man lächelte kaum. 1785 kam das Stück auf die Bühne, 1789 wurde es unter freiem Himmel aufgeführt. Beaumarchais hatte die Möbels der Monarchie mit zarter Pfauenfeder leicht abgeſtäubt; fünf Jahre ſpäter zerſchlug die Nationalverſammlung die Möbels, und bald ſtürzte das leere Haus zuſammen. Staub iſt die Schminke jeder alten Monarchie; den fort, und man ſieht ihre Runzeln, ihr garſtiges Pergament, und ſie wird ein Spott der Jugend.

Figaro's Hochzeit war eine Welt-Komödie, bildete Epoche in der großen und majeſtätiſchen Geſchichte Frankreichs. Und kommt mir Einer und kauderwelſcht von Demagogen, von Volksverführern, von Zeitungsſchreibern, von Lügenverbreitern, von Revolutions-Fabrikanten: ſo will ich ihm beweiſen, bis er roth wird, daß Ludwig XIV., indem er die Aufführung des Tartüffe, und Ludwig XVI., indem er die Aufführung des Figaro geſtattete — Jener der Geiſtlichkeit, Dieſer dem Adel die erſte

Wunde beigebracht, und daß es alſo zwei franzöſiſche Könige geweſen, welche die franzöſiſche Revolution herbeigeführt. Denn Adel und Geiſtlichkeit ſind die beiden Enden des Balancier-Baumes der Fürſten, da jede Regierung, die nicht auf dem Boden des Volkes ruht, jede monarchiſche Regierung nur Seiltänzerei iſt; fort die Stange, plauz der König!

Und hierin iſt wieder etwas, das meine deutſche Hoffnung bis zur Unſichtbarkeit entfernt und meine Ungeduld und Verzweiflung vermehrt. Wir haben keinen Figaro auf der deutſchen Bühne, wir werden nie einen bekommen, denn man wird nie ſeine Aufführung erlauben. Und kommt einmal die Zeit, daß man zu einem ſolchen Stücke keine Erlaubniß mehr gebraucht, braucht man auch das Stück nicht mehr. Um gerecht zu ſein, muß man ſagen: die Könige aus dem Hauſe Bourbon hatten alle etwas Königliches; in einer verdorbenen Zeit gingen ihnen Gerechtigkeit und Menſchlichkeit nie ganz verloren; der Hof hatte ſie, ſie hatten nicht den Hof verdorben, und ſie blieben immer die beſten unter den Hofleuten. Um gerechter zu ſein, muß man ſagen: der franzöſiſche Adel des achtzehnten Jahrhunderts war gebildet, geiſtreich, von milden Sitten und weit entfernt von dem düſteren Hochmuthe des deutſchen Adels. Darum aber weil ſie ſo geweſen, ſahen ſie die Revolution nicht kommen und gingen ihrem Verderben entgegen. Unſere Fürſten und unſere Edelleute ſpotten jetzt über ſolche Verblendung und überheben ſich ihrer eigenen Weisheit. Sie mögen ſpotten. Wenn ſich ein Erdbeben naht, das wittert der tiefſinnigſte Naturforſcher nicht; aber die Hunde werden gleich unruhig und heulen.

Es iſt noch etwas Anderes, was die deutſchen Verhältniſſe ſo mißlich macht, weil es der Freiheit ihre beſten Waffen raubt: die Kunſt und die Wiſſenſchaft. Unſere Gelehrten, Schriftſteller und Dichter haben keinen Zutritt in die höhern Stände; weil unſer hochmüthiger und geiſtloſer Adel ſie zugleich verachtet und fürchtet. Und geſchieht es ſelten einmal, daß man ſie nicht zurückſtößt, ſind ſie blöde und unbeholſen, weil ſie arm ſind und ſie den Muth und den Stolz nicht gewinnen können, den nur die Unabhängigkeit giebt. Beaumarchais, der Sohn eines bürgerlichen Uhrmachers, ſeinen Geiſt zum Paſſe, den damals kein Miniſter, keine Excellenz, kein Edelmann das Viſa zu verweigern die Unverſchämtheit hatte, drang durch ſeine Gewandtheit bis zu den Stufen des Thrones vor und erhob ſich zu einem der reichſten Männer Frankreichs. Als Figaro erſchien, ſagte man: es habe dem Dichter weniger Geiſt gekoſtet, das Stück zu ſchreiben, als es auf die Bühne zu bringen. Was hat Beaumarchais nicht Alles gethan und geduldet, um ſeinen Zweck zu erreichen! Unſer Raupach hielte ſolch ein ſchleichend Nervenfieber keine vier Wochen aus. Zuerſt las Beaumarchais ſeine Komödie in allen Salons, Boudoirs und Kabinetten vor und bettelte ſich einen Reichthum von den ſchönſten, mächtigſten und galanteſten Stimmen zuſammen. Die Kabale war umgarnt, ehe ſie ſich deſſen verſah. Dann legte er das Stück der Prüfung von neun verſchiedenen Zenſoren vor, die es alle einer nach dem andern prüften und nach den vollzogenen Aenderungen, die ſie zur Bedingung machten, genehmigten. Aber noch ſtanden hohe Berge von Hinderniſſen im Wege. Beaumarchais wandte ſich an die Miniſter und bat, ſie möchten ein Tribunal von Akademikern, Zenſoren, Schriftſtellern, Welt- und Hofleuten errichten, die das Luſtſpiel leſen und prüfen möchten. Das geſchah. Es wurde geleſen, geprüft, berathſchlagt, wieder verbeſſert und endlich genehmigt. Er war noch weit vom Ziel. Da wandte er ſich an den König. Dieſer beſchloß, zu beſſerer Prüfung das Stück auf einem Hoftheater vor einem Ausſchuſſe von Zuſchauern, an welchem nichts mehr zu verderben iſt, ſpielen zu laſſen. Der Tag der Aufführung war ſchon beſtimmt, die Zuſchauer waren eingeladen, die

Schauſpieler angekleidet, die Lichter brannten, die Straßen waren mit Equipagen bedeckt — da kommen neue königliche Skrupel, und es wurde Alles wieder abbeſtellt. Endlich kam der Krönungstag ſeiner Beharrlichkeit und Figaro betrat die Bühne.

Der Grund ihrer Widerſetzlichkeit, den damals die Gegner Beaumarchais' anführten, oder der Vorwand, den ſie gebrauchten, war weniger die politiſche Bedeutung der Komödie, als ihre ſittliche Ausgelaſſenheit. So urtheilten leichtſinnige Franzoſen. Aber ein nordiſcher Fürſt, der damals in Paris war, eine deutſch-ſolide, edelmänniſche Natur, die zu abgehärtet in jeder Tugend iſt, um das verbuhlte Lüftchen eines unſittlichen Wortes nur zu fühlen, fand gleich den wahren gefährlichen Punkt auf. Der König von Schweden, der damals in Paris war, ſagte zu Maria Antoinette: „cette comédie n'est pas indécente, mais insolente." Er meinte die Keckheit, mit welcher darin die Schwächen der Regierungen und des Adels verſpottet wurden. Der weiſe Fürſt hatte es genau errathen. Sechs Jahre ſpäter lernte er in ſeinem eigenen Lande die Beſcheidenheit des Adels, der Unverſchämtheit des Bürgerſtandes gegenüber, kennen und ſchätzen. Auf einem Hof-Maskenballe, unter fröhlich rauſchender Muſik, unter Tanz, Scherz und Lachen, umwölkt von dem Dampfe des Punſchnapfs, fiel Guſtav III. meuchelmörderiſch von den Händen ſeines treuen und inſolenzwidrigen Adels. Gift, Dolch, Kugel und Schnur ſind freilich beſcheidenere Wege als Figaro's Monologen, eine Regierung zurecht zu weiſen. Heinrich IV., Guſtav III., Paul I. fielen von edlen Mörderhänden; kaum ein Land, das nicht einen Fürſten gehabt, der das Racheopfer des Adels oder der Geiſtlichkeit geworden. Aber ſolche Tage ſind keine jours funestes et à jamais déplorables, die man bei jedem Wiederkehr von Trauer und Buße begeht. Wenn Adel und Pfaffheit einen König meuchelmorden, ſo iſt das ein würdiger Richterſpruch; wenn aber, wie es nur zweimal geſchehen nach tauſendjähriger Geduld, ein Volk ſeinen König richtet, iſt das ſchon der Meuchelmord, ein jour funeste et à jamais déplorable! Das ſagen Adel und Geiſtlichkeit, die ihre Privilegien klug zu wahren wiſſen.

Dienſtag, den 29. Januar 1833.

Ein Abbe Chatel in Paris hat ſeit der letzten Revolution eine neue Kirche unter dem Namen Eglise catholique française primatiale gegründet. Sie erklärt ſich unabhängig von dem Papſte und führt nach und nach wichtige Verbeſſerungen in die Glaubenslehre und den Gottesdienſt ein. Die Anhänger dieſer Kirche vermehren ſich täglich. Kürzlich wurde darin eine muſikaliſche Meſſe zum Andenken Molieres, Talmas, Philipps de Raucourt und aller andern Schauſpieler und Schauſpielerinnen gefeiert, welchen zur Zeit ihres Todes die katholiſche Kirche ein chriſtliches Begräbniß verweigert hatte. Der Teufel mag ſich freuen über eine ſolche ſpäte Genugthuung, mich macht das immer toll. Die Freunde und Anverwandte Moliere's und der Andern, jetzt ſelbſt todt — erfahren ſie denn von der heutigen Wiederherſtellung, giebt ſie ihnen Troſt, lindert ſie den alten Schmerz, den ſie gefühlt, als die ewig tückiſche und Liebe heuchelnde katholiſche Kirche die Leiche eines guten Menſchen beſchimpfte und hinaus in den Koth der Gaſſe warf? Jetzt kommen ſie und das iſt mein ewiger Jammer! Seit drei Jahrhunderten peinigen ſich die Völker ab, ihre unwiſſenden und entarteten Fürſten und

Regierungen zur Weisheit, Menſchlichkeit und Gerechtigkeit zu erziehen, und jetzt ſitzen wir ſchon da Jahrhunderte lang in Schmerzen und Ungeduld, ſehen den Schneckengang der Ausbildung mit an und ſchmachten und dulden, bis es der lieben Jugend, die uns beherrſcht, endlich einmal gefallen wird, leſen zu lernen im Buche der Weisheit und Gerechtigkeit und ſich die erſten Grundſätze der Sittenlehre einzuprägen. Man ſage nicht, das Volk wäre einverſtanden geweſen mit der Excommunikation der Schauſpieler; das war es nicht, wenigſtens nicht im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert. Ob es zu Molieres Zeit noch ſo tief ſtand, weiß ich nicht, doch ich zweifle; doch wäre es auch geweſen — wann hat ſich denn je Ludwig XIV. um die Stimme und Meinung des Volks bekümmert? Es hätte ihm nur ein Wort gekoſtet und Keiner hätte zu murren gewagt, wenn Moliere auch mit dem Gepränge eines Papſtes wäre beerdigt worden. Jede Thorheit, jeder Aberglaube des Volkes, wenn ſie dazu dienen, die Tyrannei der Fürſten und die Macht der Regierungen zu verſtärken, wird geachtet und geliebkoſet; da iſt des Volkes Stimme Gottes Stimme. Wenn aber die öffentliche Meinung das Gute, das Gerechte will, verſpottet man ſie, und verlangt ſie mit Beharrlichkeit, antwortet man ihr mit Flintenſchüſſen.

Die Unverſchämten! Man höre doch wie ſie jetzt über neue Ereigniſſe, wo dumme verführte Völker Tyrannei begehren, ſprechen, wie ſie ihrem Bruder Sultan Mahmud und ihrer Schweſter, der Königin von Spanien, den Text leſen. Was! Ihr trotzt dem Volke? Ihr wollt ihm liberale Inſtitutionen aufdringen, die es verabſcheut? Iſt das menſchlich, iſt das gerecht, iſt das königlich? Könnt ihr das vor Gott und ſeinen Propheten verantworten? Das Volk iſt gut, das Volk iſt weiſe, das Volk iſt gerecht, das liebe Volk weiß immer was es will, was ihm gut iſt; das Volk iſt das Land; das Volk iſt Alles. Wer es mit dem Volke verdirbt, geht zu Grunde. . . .

So reden ſie. Hat doch neulich euer Monsieur Durand in Frankfurt, der franzöſiſche Advokat des deutſchen Bundes, als er von der mißlichen Lage des Sultans ſprach, ausgerufen: ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui“ O mein ſehr weiſer, mein ſehr bundestäglicher Herr Durand — wenn Sie wieder einmal den Berg Sinai hinaufſteigen, wenn Sie wieder eine Zuſammenkunft mit Egeria haben, wenn Ihnen Mahomeds Taube wieder einmal in das Ohr flüſtert, dann fragen Sie doch Ihr Orakel: wie es denn mit den Reformen wäre, welche die Bundestagbeſchlüſſe dem Widerwillen des deutſchen Volkes aufgedrungen, und ob nicht eine Zeit kommen könnte, wo dieſes üble Folgen hätte? Laſſen Sie an dem Thore des taxiſchen Hauſes, an den Paläſten des Königs von Baiern, des Großherzogs von Baden, des Großherzogs von Darmſtadt, des Kurfürſten von Heſſen, und aller übrigen weintrinkenden Sultane Ihre goldenen Worte mit goldenen Buchſtaben in Marmor graben: „ces réformes répugnaient à son peuple, et c'est de son peuple qu'il aurait besoin aujourd'hui.“ Unten drunter laſſen Sie einſtweilen 183... ſetzen; die vierte Jahreszahl und der Monatstag ſind dann ſchnell hinzugethan.

Mittwoch, den 30. Januar.

Ein Profeſſor Wolf in Jena ſagt in ſeinem Buche über die ſchöne Litteratur: „Börne hat es „in ſeiner letzten Zeit mit dem Publikum verdorben „durch ſeine Briefe aus Paris, weil er den Spaß „zuweit trieb und die Menge zu beſchränkt war, um „einzuſehn, daß jene Uebertreibungen wirklich nichts „ſind, als etwas grober und zu Zeiten unziemlicher „Spaß." Dieſer unbeſchränkte Wolf iſt auch einer von unſern Leuten, die es in der chriſtlich deutſchen Bildung bis zur blonden Philiſterei gebracht. Einer der einmal eine Ohrfeige bekam, fragte: mein Herr, iſt das Spaß oder Ernſt? — Völliger Ernſt. — Nun das iſt Ihr Glück, denn ſolchen dummen Spaß kann ich nicht ertragen. — Der ſchrankenloſe Profeſſor, wenn er jetzt meine neuen Briefe lieſt, wird auch ſagen: Nun das iſt ſein Glück, daß er Alles für Ernſt erklärt, denn ſolchen dummen Spaß können wir nicht vertragen. Adieu!

Hundert und zweiter Brief.

Paris, Donnerſtag, den 31. Januar 1833.

Berenger, die Nachtigall mit der Adlerklaue, hat wieder geſungen. Geſtern wurde ein neuer Band Lieder von ihm ausgegeben. Ich hatte noch nicht Zeit ſie zu leſen; aber in meinem nächſten Briefe ſchreibe ich Ihnen darüber und dann ſchicke ich Ihnen das Buch durch die erſte Gelegenheit.

Ein Reiſender, der aus Deutſchland kam, hat mir meine Briefe geliehen, die hier immer noch nicht angekommen ſind. Der erſte Band kam mir unbedeutend vor, im zweiten habe ich einige gute Sachen gefunden. Es ſcheint, daß ich im Januar und Februar am meiſten Verſtand habe. Das kann aber nicht immer ſo geweſen ſein; denn in einem dieſer Monate habe ich Sie einſt kennen gelernt. Als Conrad das Buch liegen ſah, rief er aus: „Sind das Ihre neuen Briefe! Das wird wieder

„große Freude im Lande ſein.“ Schöne Freude! In der Münchner Hofzeitung ſoll ſtehen: wenn Deutſchland noch einen Galgen übrig hat, verdiente ich wegen meiner radikalen Niederträchtigkeit daran gehangen zu werden. Ich werde mich aber um das Hofpöbel-Geſchwätz und um das ganze monarchiſche Geſindel nicht mehr bekümmern. Nicht die geringſte Luſt habe ich, ein Wunder zu wiederholen und meine Rezenſenten zum zweitenmal aus dem Tode zu erwecken. Friede ſei mit ihren Gebeinen. Einmal war nöthig, aber einmal iſt auch genug.

Uebermorgen wird im Theater der Porte-St.-Martin ein neues Drama von Victor Hugo aufgeführt. Ich war eben dort, mir einen Platz zu nehmen; es war aber keiner mehr zu haben. Schon auf acht Tage hinaus ſind alle Plätze beſtellt. So ungeſchickt bin ich immer, ich komme jedesmal zu ſpät, und ſeit ich Paris beſuche, iſt es mir noch niemals gelungen einer erſten Vorſtellung beizuwohnen, welche immer die intereſſanteſte iſt. Das wird beſonders diesmal der Fall ſein; denn wegen der Verfolgung, die Victor Hugo neulich von den Miniſtern zu erdulden hatte, werden ſeine Freunde und die Feinde der Regierung gewiß Rache zu nehmen ſuchen. Ohne dies ſpielt das neue Drama in dem Hauſe Borgia, dieſem bekannten italieniſchen

Fürſtengeſchlechte, deſſen Blut von der Sünde ſchwarz geworden war. Da werden Dichter und Zuhörer dem monarchiſchen Prinzip wohl wieder etwas auf den Fuß treten. Das unglückliche monarchiſche Prinzip! Aus Angſt und Verzweiflung, daß man ihm einen Theil ſeiner Schätze geraubt hat, packt es ſich, gleich Molieres Geizigen, an der eignen Bruſt und ſchreit: halt den Spitzbuben! Mein Geld heraus! So weh thut ihm keiner ſeiner Feinde, als es ſich ſelbſt thut. Sie werden aus den Pariſer Zeitungen halb errathen haben, welche neue Thorheiten und Schändlichkeiten die Regierung wegen der Herzogin von Berry begangen hat. Sie ſchickte zwei hieſige Aerzte nach Blaye. Daran wäre nun weiter nichts Auffallendes geweſen, da die Legitimiſten ſelbſt laut gejammert hatten, die Berry ſei krank und würde dem dortigen Klima unterliegen. Aber die Miniſter des Königs — es kam darauf an, die Geburt des Herzogs von Bordeaux verdächtig zu machen — ließen drucken: die Aerzte hätten eine ganz beſondere wichtige Sendung, ſie hätten den Auftrag, einen Punkt der gerichtlichen Medizin in das Reine zu bringen. Darauf ſchreiben die legitimiſtiſchen Blätter von Gift, ſprachen von Vergiftung. Natürlich war das Verläumdung. Die Aerzte kamen von Blaye zurück, und die Legitimiſten, dieſe dummen

Pfaffen des monarchiſchen Prinzips, erzählten den wahren Hergang der Sache, wie ſie ihn zu wiſſen glaubten. Die Aerzte wären verlegen, ſchamroth, ſtotternd vor der Herzogin erſchienen und hätten kein Wort hervorzubringen gewußt. Sie aber, wie es der Wittwe eines Märtyrers, der Mutter des Wunderkindes gezieme, wäre ſtolz vor die armen Doktoren hingetreten und hätte erhaben, erhaben, ſehr erhaben über alle weiblichen Schwächen, ihnen ſelbſt den Mund geöffnet und geſagt: „Ich weiß, warum „Ihr gekommen; jetzt ſeid Ihr hier, jetzt unterſucht „Ihr alles gehörig, und nicht eher ſollt Ihr das „Zimmer verlaſſen, bis Ihr alles gehörig unterſucht „habt. Man ſoll wiſſen, woran man iſt.“ Die mediziniſchen Richter unterſuchten alles gehörig und fanden alles gehörig, und gingen darauf mit rother Stirne fort. Mich ärgert die Geſchichte. Jetzt wird nun Jarke mit dem ganzen monarchiſchen Troſſe frohlockend ausrufen: „Seht ihr, ſeht ihr, was von einer repräſentativen Verfaſſung herauskommt, welche ſchöne Folgen Oeffentlichkeit und Preßfreiheit haben? Hat man in einem Lande, das nicht mit der Preßfreiheit verflucht iſt, je von der Mütterlichkeit einer Prinzeſſin Wittwe reden gehört?“ Ganz Recht hat Herr Jarke. In ſolch einem glücklichen Lande erfährt man dergleichen nie. Nichts iſt abſcheulicher und furchtbarer als die Preßfreiheit; ſogar einer fürſtlichen verwittweten Unſchuld kann ſie einen böſen Leumund machen.

Was das elend kranke monarchiſche Prinzip immerfort an ſich kurirt! wahrhaftig man muß Mitleid mit ihm haben. Da es ſieht, daß ihm Aerzte und Apotheker nicht helfen können, nimmt es zu alten Weibern ſeine Zuflucht und gebraucht ſympathetiſche Mittel. Vorgeſtern war ein Ball bei Hofe und da erſchienen mehrere Damen, „die presque jolies et à peu près jeunes“ waren, zum allgemeinen Erſtaunen mit Puder in den Haaren und gekleidet nach der Mode aus der tugendhaften Zeit der Regentſchaft. Die königliche Familie überhäufte dieſe tugendhaften gepuderten, loyalen, monarchiſchen, faſt ſchönen und ungefähr jungen weiblichen Köpfe mit Gunſtbezeugungen aller Art. Der Herzog Decazes machte ihnen den Hof im Namen der Camarilla. Thiers ſagte ihnen im Namen der Doktrinairs die ſchönſten Schmeicheleien. Im Namen des diplomatiſchen Corps überreichte ihnen der päpſtliche Nuntius Confect und Eis. Herr Paſquiers, im Namen der Pairs, erklärte dieſen Tag für einen jour heureux et à jamais mémorable. Aber im Namen des Volks wurden ſie von allen Uebrigen ausgelacht. Von Thiers wundert es mich, da er doch eine Geſchichte der franzöſiſchen Revolution geſchrieben und wiſſen mußte, daß Mirabeau und Robeſpierre ſehr gepudert waren und daß Madame Roland eine ſteife Schnürbruſt getragen. Den andern Tag ſchickten drei Geſandte Couriere an ihre Höfe und man glaubt, dieſer Puder werde ſehr viel zur Schlichtung der belgiſchen Angelegenheit beitragen, weil die heilige Allianz an dem ernſten Willen Louis Philipps, das reine monarchiſche Prinzip herzuſtellen und die ungepuderte und ungeſchminkte Preßfreiheit zu vertilgen, nun nicht länger mehr zweifeln könne.

Aus Spanien blüht uns wieder eine neue Hoffnung entgegen. Es iſt dort in mehreren Provinzen eine bedeutende Revolution ausgebrochen; zwar eine karliſtiſche, aber die hilft auch. Sie unterſcheidet ſich von einer liberalen nicht mehr als Kreuz-Aß von Herz-Aß; der Werth iſt der nämliche und die Farbe des Trumpfes kann allſtündlich ändern. Auf keine Weiſe iſt zu fürchten, daß ſich die Spanier in den Schlaf protokolliren laſſen. Eine diplomatiſche Conferenz verdaut nimmermehr ſolch ein hartes Volk. Wenn das dort Beſtand hat, werden wir es in Deutſchland bald an den friſchen Ohrfeigen ſpüren, die man uns geben wird, wir ſind die Menins aller ungezogenen Völker — ſie die Unarten, wir die Schläge.

Samſtag, den 2. Februar.

Die Hefte von Rießer mögen Sie mir ſchicken. Was ich früher von ihm geleſen, deutet auf ein vorzügliches Talent; aber mit ſeinem Journale iſt es ein großer Mißverſtand. Wer für die Juden wirken will, der darf ſie nicht iſoliren; das thun ja eben deren Feinde, zu ihrem Verderben. Was nützt ein eignes Journal für die Juden? Ihre Freunde brauchen es nicht, denn ſie bedürfen keiner Zuſprache; ihre Gegner nehmen es gar nicht in die Hand. Um ihnen zu helfen, muß man ihre Sache mit dem Rechte und den Anſprüchen der allgemeinen Freiheit in Verbindung bringen. Man muß nur immer gelegentlich, unerwartet von ihnen ſprechen, damit der ungeneigte Leſer gezwungen werde, ſich damit zu beſchäftigen, weil es auf ſeinem Wege liegt. Ich meine auch, es wäre auf dieſe Weiſe leichter, die Juden zu vertheidigen, Jedem der keine blinde Liebe für ſie hat. Ich habe oft und warm für ſie geſprochen; hätte ich ſie aber iſolirt, wäre mir die Gerechtigkeit gar zu ſauer geworden. Es ſcheint, Rießer möchte die Nationalität der Juden gewahrt ſehen. Aber die Nationalität der Juden iſt auf eine ſchöne und beneidenswerthe Art zu Grunde gegangen; ſie iſt zur Univerſalität geworden. Die

Juden beherrſchen die Welt, wie es ihnen Gott verheißen; denn das Chriſtenthum beherrſcht die Welt, dieſer ſchöne Schmetterling, der aus der garſtigen Raupe des Judenthums hervorgegangen. Die ſcheinbeherrſchte Menge, hier und dort, mag das verkennen, aber der denkende Mann begreift es. Die Juden ſind die Lehrer des Kosmopolitismus, und die ganze Welt iſt ihre Schule. Und weil ſie die Lehrer des Kosmopolitismus ſind, ſind ſie auch die Apoſtel der Freiheit. Keine Freiheit iſt möglich, ſo lang es Nationen giebt. Was die Völker trennt, vereinigt die Fürſten; der wechſelſeitige Haß, der die Einen trennt und ſchwach läßt, verbindet die Andern zu wechſelſeitiger Liebe und macht ſie ſtark. Die Könige werden Brüder bleiben und verbündet gegen die Völker, ſo lange ein thörichter Haß dieſe auseinander hält. Auch die Edelleute ſind ſtark, weil ſie kein Vaterland kennen. Deutſche! Franzoſen! Ihr zumal, Schiedsrichter der Welt, laßt euch nicht länger thöricht von euren Herrſchern zum wahnſinnigen Patriotismus entflammen. Weil man euere Vereinigung fürchtet, ſoll wechſelſeitiges Mißtrauen euch ewig getrennt halten. Was ſie als Vaterlandsliebe preiſen, iſt die Quelle eures Verderbens. Verſtopft ſie, werfet Kronen und Scepter und zerſchlagene Throne hinein, und ebnet den Boden mit dem

Pergament-Schutte eures Adels. Dann bringt die Freiheit, ihr Deutſche dem Norden, ihr Franzoſen dem Süden, und dann iſt überall wo ein Menſch athmet euer Vaterland, und Liebe eure Religion.

Sie ſind neugierig? Das iſt merkwürdig. So etwas habe ich von einem Frauenzimmer nie gehört. In Diderots Encyclopädie, in der von Krünitz, im Converſationslexicon, in der Biographie univerſelle, im Bayle, in der großen engliſchen Weltgeſchichte, im Büffon, in der Bibel, im Koran, in meinen geſammelten Schriften, in keinem dieſer Werke iſt auch nur ein Wort zu finden, das auf die Exiſtenz weiblicher Neugierde hindeutet. Es iſt die merkwürdigſte Entdeckung ſeit der Sündfluth. Aber es thut mir leid, ich muß Sie ſchmachten laſſen. Aufrichtig zu ſprechen, es iſt etwas in dieſer Geſchichte, das ich nicht mittheilen darf. So habe ich reiflich zu überlegen, wie ich ſie Ihnen erzählen ſoll, ohne etwas hinzuzufügen, und doch zugleich zu verſchweigen, was geheim bleiben muß. Die halbe Wahrheit zu ſagen, das iſt eine künſtliche Drechslerarbeit; ganz zu lügen iſt viel leichter. Uebrigens kann ich Sie verſichern, daß die Geſchichte gar nicht ſo romantiſch iſt, als Sie ſich vielleicht vorſtellen. Ich habe mehr wiſſenſchaftliches als Kunſtintereſſe daran, und wäre ich nicht ſo wißbegierig, hätte ich mich ſchon längſt dabei gelangweilt; doch das kann ich Ihnen mittheilen, daß jetzt die Tochter nicht mehr allein eiferſüchtig iſt, ſondern auch die Mutter, und daß erſtere mich ſeit vierzehn Tagen nicht mehr respectable nennt, ſondern aimable; einmal ſagte ſie ſogar adorable. Ich weiß nicht, was ſie mit mir vor hat, aber ſie adelt mich in einem fort. Bald wird ihr nichts mehr übrig bleiben, als mich exécrable zu nennen. Jetzt ſchmachten Sie ruhig fort und laſſen Sie ſich durch nichts ſtören. Es wird nicht lange dauern — vier Wochen, ſechs Wochen, vielleicht zehn, höchſtens ein Jahr oder anderthalb.

Hundert und dritter Brief.

Paris, Montag, den 4 Februar 1833.

Bérangers neue Lieder haben nicht das jugendliche Herz der frühern, in welchem reines Quellblut ſprudelte. Wir aber, die den Dichter lieben, leſen ſie wieder friſch. So blühen verwelkte Blumen neu auf, wenn man ſie in warmes Waſſer ſtellt. Béranger fühlt es ſelbſt, daß er ſchwächer geworden; aber er ſagt: nicht ſein Alter allein, ſondern auch der Ernſt der Zeit hätte ſeine Sangesweiſe ſchwer und nachdenklich gemacht. Mir aber ſcheint, daß ſeine Verachtung nicht mehr ausgereicht für die Verächtlichkeit, ſein Spott nicht mehr für die Lächerlichkeit der jetzigen Machthaber und ihres Treibens, und daß darum ſein ſonſt ſo ſiegesfroher Kampf alle Freudigkeit verloren. Er hat die Gedichte Lucian Bonaparten zugeeignet, der ihn einſt in ſeiner Jugend von der Armuth rettete und ihm wieder forthalf.

Die Worte der Zueignung ſind würdig und rührend. Da ſagt er unter andern: „J'ai toujours penché à „croire qu'à certaines époques les lettres et les „arts ne doivent pas être des simples objets de „luxe.“ Das mögen ſich unſere deutſchen gelehrten Zeug-Fabrikanten und unſere poetiſchen Goldarbeiter merken, die, in der Schule Göthes gebildet, ihre Wiſſenſchaft und Kunſt und ihr edles Gewerbe herabzuwürdigen glauben, wenn ſie je auf etwas anders als auf neue Erfindungen für die Luſt der Reichen und Vornehmen ſinnen, wenn ſie je an etwas anderm, als an Kronen und Ordensſternen arbeiten. In der Vorrede ſagt Béranger: das wären ſeine letzten Lieder und er wolle den Reſt ſeines Lebens verwenden, die Denkwürdigkeiten ſeiner Zeit aufzuſchreiben. Dieſe Drohung braucht uns keine Sorge zu machen; Dichter und Liebende ſchwören oft falſch.

„Das Glück der Menſchheit war der „Traum meines Lebens.“ Hätte Béranger nur das nicht geſagt! Das ſagen ja eben die Andern auch, die das Glück der Menſchheit nicht wollen. Sie ſpotten: Ihr träumt, Ihr ſchwärmt! Nein, es iſt kein Traum; aber freilich wenn man ſchläft, iſt alles Traum. Schlummert nicht, wachet auf! Es giebt jetzt zehntauſendmal mehr glückliche Menſchen, als es vor vierhundert Jahren gab. Aber gewiß lebten damals auch Dichter und Philoſophen, welche von dem Glücke der Menſchheit träumten, und gewiß wurden ſie von den Weltleuten auch verhöhnt wegen ihrer Schwärmereien. Und doch iſt alles beſſer geworden, und ohne Zweifel überſteigt die Wohlfahrt der heutigen Welt weit die Hoffnung jener Gutgeſinnten, weit die Furcht jener Schlechtgeſinnten. Was hat ſich geändert? Hat das Glück der Menſchheit ſich vermehrt? Nein. Die Summe des Glücks iſt immer die nämliche, nur kommt es darauf an, wie ſie vertheilt iſt. In jenen frühen Jahrhunderten war alles Land und Gut, aller Reichthum und alle Luſt des Lebens, waren alle Waffen zur Vertheidigung der Güter des Lebens in alleinigem Beſitze der Edelleute, und alle Kunſt und Wiſſenſchaft und göttliche Erkenntniß waren Eigenthum der Geiſtlichkeit. Sie hatten alles, wußten alles, konnten alles; das Volk war arm, dumm und wehrlos. Der Frühling kam, der Adel und Geiſtlichkeit aufgelöſt, und da floſſen Reichthum und Wiſſen von ſelbſt auf das Land herab. Vollendet jetzt das Werk mit eures Geiſtes, mit eurer Hände Kraft und wartet nicht auf die Zeit, die langſam zerſtört und noch langſamer bildet. Die Zeit iſt eine Seidenraupe; wollt ihr Seide ſpinnen, dürft ihr nicht warten, bis ſich der Schmetterling entfaltet. Gott gab dem Menſchen die Zukunft, daß er ſie zur Gegenwart mache; aber wir ſind zu faul und niederträchtig feige, daß wir die Gegenwart zur Zukunft werden laſſen. Die Vergangenheit iſt unſere Gegenwart und wir Narren ſind zufrieden, wenn wir altbacken Brod eſſen. Jeder Fürſt eines großen Landes verzehrt das Glück von hunderttauſend ſeiner Unterthanen, jeder kleine Fürſt nach Verhältniß noch mehr. Jede Univerſität macht das Land zehn Meilen in der Runde dumm. Wenige ſollen Alles wiſſen, damit Alle nichts wiſſen. Unſere Gelehrten ſind die Schatzmeiſter der Aufklärung. Dieſe Narren bilden ſich ein, ſie würden von den Regierungen gut bezahlt, damit ſie den Schatz in Ruhe und Frieden genießen. O nein; man ſtellt ſie an, daß ſie den Schatz wohl verſchloſſen halten, damit nichts davon unter das Volk komme. Mit dem allein, was die Göttinger Bibliothek gekoſtet, könnte man in ganz Deutſchland Dorfbibliotheken errichten. Wenn man dreißig Fürſten in zwanzig Millionen Bürger und Bauern, wenn man dreißig Profeſſoren in dreißig tauſend Schulmeiſter zerſchlüge — in jedem geheimen Hofrath ſtecken ihrer tauſend, — wäre ein ganzes Volk wohlhabend, gebildet, ſittlich und glücklich. Dann würde das Unglück der Menſchheit der Traum der Schlechten ſein.

Wonach ich in dieſen Liedern am begierigſten ſah, können Sie ſich leicht denken; nach den Geſinnungen und Aeußerungen Bérangers über den Zuſtand Frankreichs. Mit wahrer Angſt ſuchte ich das auf; denn ich habe ſeit zwei Jahren oft flüſtern hören: nicht aus Mangel an Stoff ließ Béranger ſeinen Zorn ſchweigen, ſondern aus einem andern Mangel. Ich glaubte das halb und es machte mir Kummer. Ich glaubte es — denn die ſchöne Zeit iſt nicht mehr, wo nur die Verläumdung edle Menſchen beſchädigen konnte; das thut auch jetzt der Argwohn der Guten, der wie ein Roſt das reinſte Gold der Tugend verzehrt. Der Wein, welchen die Macht in großen Strömen fließen läßt, die Vernunft und das Herz der Welt zu überſchwemmen, daß ſie ihre Mitſchuldige werde, hat auch viele der Edelſten berauſcht und die Regierungen haben es in ihrer geheimen Scheidekunſt ſo weit gebracht, daß ſie ſelbſt aus Roſenwaſſer das ſtärkſte Gift deſtilliren können. Dank dem Himmel, das fand ich nicht in den Liedern; ich fand aber auch nicht Alles was ich ſuchte. Den Stoff, den ihm die Regierung Louis Philipp's angeboten, der viel ſchöner und reicher iſt, als der der frühern Zeit, hat Béranger träge bearbeitet. Aber es giebt, außer der Beſtechung durch Geld, noch eine andere; die durch Worte und Schmeicheleien. Viele von den alten Freunden Bérangers theilen jetzt den Gewinnſt und die Sünden der Macht. Es kann ihm wohl einer derſelben vorgeſtellt haben: er möge bedenken, welchen großen Einfluß ſeine Lieder auf das Volk hätten und daß ſie am meiſten die Revolution vorbereitet. Er möge bedenken, in welcher gefährlichen Lage der König den Parteien und dem Lande gegenüber ſtehe — das bedenken und darum ſchonen. Vielleicht zeigte man ihm auch in einiger Entfernung ein Endchen von irgend einem Geheimniſſe der heiligen Allianz. Da ließ ſich der gute Béranger überliſten und verſprach zu ſchweigen. Später ſah er wohl ein, daß er getäuſcht worden, aber er hatte einmal ſein Wort gegeben.

So zielen Bérangers politiſche Lieder zwar auf die Scheibe, aber nicht mehr wie früher auf das Schwarze. Das, was ich in meinen vorjährigen Briefen mittheilte, la Paix, und das deutlich den Stempel des Dichters trägt, iſt nicht gedruckt worden. Die Miniſter und die Kammer und die unhandgreifliche Regierung beſpöttelt er etwas in dem Liede la Restauration de la chanson. In den erſten Tagen nach der Revolution hatte Béranger geſagt: „on vient de détrôner „Charles X. et la chanson.“ Darauf bezieht ſich das Lied, von welchem hier die zwei erſten Strophen folgen.

Oui, chanson, Muse ma fille,
J'ai déclaré net
Qu'avec Charles et sa famille
On te détrônait.
Mais chaque loi qu'on nous donne
Te rappelle ici.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Je croyais qu'on allait faire
Du grand et du neuf;
Même étendre un peu la sphère
De quatre — vingt — neuf.
Mais point! On rebadigeonne
Un trône noirci.
Chanson, reprends ta Couronne
— Messieurs, grand merci!

Dieſem Liede unmittelbar vorher geht ein anderes, dem es gleichſam als Beweis folgt. Der Miniſter Sebaſtiani wollte, ſo zart wie möglich, den Dichter reich machen. Er antwortete ihm in dem ſchönen Liede: le Refus; darin ſagt er:

Qu'un peu argent pleuve en mon trou,
Vite il s'en va, Dieu sait par où!
D'en conserver je désespère.
Pour recoudre à fond mes goussets,
J'aurais dû prendre, à son décès,
Les aiguilles de mon grand-père.

Ami, pourtant gardez votre or.
Las! j'épousai, bien jeune encore,
La Liberté, dame un peu rude.
Moi, qui dans mes vers ai chanté
Plus d'une facile beauté,
Je meurs l'esclave d'une prude.

La Liberté! c'est, Monseigneur,
Une femme folle d'honneur;
C'est une bégueule enivrée
Qui, dans la rue ou le salon,
Pour le moindre bout de galon,
Va criant: A bas la livrée!

Aus einem philoſophiſchen Gedichte: les Fous ſind folgende ſchöne Verſe:

Combien de temps une pensée,
Vierge obscure, attend son époux!
Les sots la traitent d'insensée;
Le sage lui dit: cachez-vous.
Mais la rencontrant loin du monde,
Un fou qui croit au lendemain,
L'épouse; elle devient féconde
Pour le bonheur du genre humain.

Qui découvrit un nouveau monde?
Un fou qu'on raillait en tout lieu.
Sur la croix que son sang inonde,
Un fou qui meurt nous lègue un Dieu.
Si demain, oubliant d'éclore,
Le jour manquait, eh bien! demain
Quelque fou trouverait encore
Un flambeau pour le genre humain.

Ob Sie zwar die Gedichte bald erhalten werden, habe ich mir doch die große Mühe gegeben, zwei derſelben, worin Béranger ſeine Liebe zu den Königen herrlich tönen ließ, ganz für Sie abzuſchreiben. Ich weiß, welche Freude es Ihnen macht, in meinem armen ausgetrockneten Mühlbache wieder etwas Waſſer zu ſehen.

Conseil aux Belges.

Finissez-en, nos frères de Belgique,
Faites un roi, morbleu, finissez-en.
Depuis huit mois, vos airs de république
Donnent la fièvre à tout bon courtisan.
D'un roi toujours la matière se trouve;
C'est Jean, c'est Paul, c'est mon voisin, c'est moi.
Tout œuf royal éclôt sans qu'on le couve.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Quels biens sur vous un prince va répandre!
D'abord viendra l'étiquette aux grands airs;
Puis des cordons et des croix à revendre;
Puis ducs, marquis, comtes, barons et pairs,
Puis un beau trône, en or, en soie, en nacre,
Dont le cousin prête à plus d'un émoi.
S'il plait au ciel, vous aurez même un sacre.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Puis vous aurez baisemains et parades,
Discours et vers, feux d'artifice et fleurs:
Puis force gens qui se disent malades
Dès qu'un bobo cause au roi des douleurs.
Bonnet de pauvre et royal diadème
Ont leur vermine: un dieu fit cette loi.
Les courtisans rongent l'orgueil suprême.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Chez vous pleuvront laquais de toute sorte;
Juges, préfets, gendarmes, espions;
Nombreux soldats pour leur prêter main-forte;
Joie à brûler un cent de lampions.
Vient le budget! nourrir Athène et Sparte
Eut, en vingt ans, moins couté, sur ma foi.
L'ogre a diné; peuples, payez la carte.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Mais, quoi! je raille; on le sait bien en France;
J'y suis du trône un des chauds partisans.
D'ailleurs l'histoire a répondu d'avance:
Nous n'y voyons que princes bienfaisans.
Pères du peuple ils le font pâmer d'aise;
Plus il s'instruit moins ils en ont d'effroi;
Au bon Henri succède Louis treize.
Faites un roi, morbleu, faites un roi.
Faites un roi, faites un roi.

Prediction de Nostradamus pour l'an deux mil.

Nostradamus, qui vit naître Henri quatre,
Grand astrologue, a prédit dans ses vers,
Qu'en l'an deux mil, date qu'on peut débattre,
De la médaille on verrait le revers.
Alors, dit-il, Paris dans l'allégresse,
Au pied du Louvre ouïra cette voix:
«Heureux Français, soulagez ma détresse;
«Faites l'aumône aux dernier de vos rois!»

Or, cette voix sera celle d'un homme
Pauvre, à scrofule, en haillons, sans souliers,
Qui, né proscrit, vieux, arrivant de Rome,
Fera spectacle aux petits écoliers.
Un sénateur criera: «L'homme à besace!

«Les mendians sont bannis par nos lois.»
» — Hélas! monsieur, je suis seul de ma race,
»Faites l'aumône au dernier de vos rois.»

«Es-tu vraiment de la race royale?»
» — Oui, repondra cet homme, fier encor.
»J'ai vu dans Rome, allors ville papale,
»A mon aieul, couronne et sceptre d'or.
»Il les vendit pour nourrir le courage
»De faux agens, d'écrivains maladroits.
»Moi, j'ai pour sceptre un bâton de voyage
»Faites l'aumône au dernier de vos rois!

«Mon père âgé, mort en prison pour dettes,
»D'un bon métier n'osa point me pourvoir.
»Je tends la main; riches, partout vous êtes
»Bien durs au pauvre, et Dieu me l'a fait voir.
»Je foule enfin cette plage féconde
»Qui repoussa mes aieux tant de fois.
»Ah! par pitié pour les grandeurs du monde,
»Faites l'aumône au dernier de vos rois!

«Le sénateur dira: «Viens, je t'emmène
»Dans mon palais; vis heureux parmi nous.
»Contre les rois nous n'avons plus de haine;
»Ce qu'il en reste embrasse nos genoux.
»En attendant que le sénat décide,
»A ses bienfaits si ton sort a des droits,
»Moi, qui suis né d'un vieux sang régicide,
»Je fais l'aumône au dernier de nos rois.»

Nostradamus ajoute en son vieux style :
La république au prince accordera
Cent louis de rente, et, citoyen utile,
Pour maire, un jour, Saint-Cloud le choisira.
Sur l'an deux mil on dira dans l'histoire
Qu'assise au trône et des arts et des lois,
La France en paix reposant sous sa gloire,
A fait l'aumône au dernier de ses rois.

Dienſtag, den 5. Februar.

Weiber heraus! Herbei mit Stecknadeln, mit Nähnadeln, mit Haarnadeln, mit Stricknadeln, mit ſcharfen Zungen, mit Fiſchbeinen, mit Zwirnknäueln, mit Haarflechten! Es gilt eure Ehre; ich führe euch an. Die Darmſtädter wollen euch den Zutritt in ihre Kammer verweigern. Sie haben euch geläſtert deutſch und franzöſiſch. Sie haben geſprochen von Arioviſt, von Cäſar, von den Römern, von den Germanen, von Montesquieu, vom Orient, vom Occident, von den ſpartaniſchen Frauen, von Göthe, Schiller, von den ſchätzbaren Winken, welche die philoſophiſchen Schriften des Königlich Preußiſchen Staatsminiſters Ancillon über dieſen Punkt enthalten; von Himmel und Erde, von Gott und Teufel. Sie haben geſprochen von dem dröhnenden Geheule der germaniſchen Weiber und wie Cäſar vier Wochen gebraucht, ſeine Soldaten an den Graus zu gewöhnen, und wie er früher die Schlacht nicht gewagt. Zwar hat eure Sache durch eine kleine Stimmenmehrheit geſiegt; aber das hilft euch nichts. Die Regierung dort wird euch nie in die Kammer laſſen, denn ſie zittert vor euch. Sie fürchtet, Manchem würde euer Lächeln mehr ſein als das gnädige Lächeln des Fürſten, euer Händedruck ſchmeichelnder als das Achſelzucken eines Miniſters und euer Spott gefährlicher als die Unzufriedenheit des preußiſchen Geſandten. Darum ſammelt euch! In Ordnung! Die Häßlichſten im erſten Gliede! Vorwärts! .... Was iſt? Ihr zaudert? Habt ihr Furcht? .. Ja ſo! ... Die Schönſten voraus! Marſch! ... Halt! Kehrt wieder um und gehet nach Hauſe. Es fällt mir eben ein, daß ſie Recht haben; es ſind ſchon Weiber genug in allen deutſchen Kammern.

Von den Duellen, welche in dieſen Tagen zwiſchen karliſtiſchen und liberalen Journaliſten Statt gefunden, werden Sie in den Zeitungen geleſen haben. Aber bei euch mag man wohl die Bedeutung dieſes Ereigniſſes nicht ganz fühlen. Es war ſehr wichtig, es hat die Regierung aus ihrem ſüßen Traum geweckt. Man dachte, das Volk wäre todt, weil es nicht mehr brüllte, und da kam mancher Eſel, wenn auch zitternd, herangeſtolpert, um durch einen Fußtritt ſeine Tapferkeit und ſeine treue Anhänglichkeit für die doktrinäre Eſelei zu beweiſen. Da brüllte der Löwe wieder einmal und ſie bekamen Angſt. Die unverſchämte Herausforderung der Legitimiſten, die doch ſo ſchwach ſind wegen ihrer geringen Zahl, wurde ſo gedeutet: daß dieſe Partei durch den geheimen Schutz der Regierung ſich ſtark fühle. Hat doch der Miniſter Broglie in der Kammer erklärt, die Vertreibung Karls X., die ganze Revolution, ſei keine Handlung des Rechts geweſen, ſondern nichts als eine That der Gewalt, die man achten müſſe, weil man müſſe. So erkannte die öffentliche Meinung in dem Trotze der Karliſten nichts, als die Argliſt der Regierung, und ſie ſprach ſich ſo ſtark aus, daß die Doktrine ihre Fühlhörner erſchrocken in ihr Schneckenhaus zurückzog. Carrel, der Redakteur der National, der ſich für die liberale Partei hervorgeſtellt, iſt lebensgefährlich verwundet worden. Jetzt iſt er außer Gefahr. Wäre er geblieben, hätte er vielleicht ein rieſengroßes Grab bekommen. Auch haben der Hof, das Miniſterium und die Geſandtſchaften ſich öffentlich oder im Stillen ſo ängſtlich um das Befinden dieſes Republikaners erkundigen laſſen, als wäre es ein legitimer Prinz. Von den amis des droits de l'homme allein haben ſich achttauſend gemeldet, um, je zwanzig, es mit den Karliſten auszufechten. Ein Freund, der geſtern auf dem Büreau der Tribune war, erzählte mir, die Zimmer wären alle von gemeinen Arbeitsleuten voll geweſen, die gekommen waren ſich unter die Duellanten einſchreiben zu laſſen. Ich billige ſonſt Duelle bei gewöhnlichen Beleidigungen nicht. Die ſogenannte Ehre iſt nichts als die falſche Münze der Tugend, ein kindiſches und nichtswürdiges

Ordensbändchen, das ſich der Hochmuth der Ariſtokratie erfunden, damit ihre Verdienſtloſigkeit zu ſchmücken. Aber Duelle aus politiſchen Gründen preiſe ich. Man ſtirbt für die Freiheit ſo ehrenvoll in einem Zweikampfe und auf dem Schaffotte, als auf dem Schlachtfelde.

So will ich Ihnen denn die Erbſchaftsgeſchichte der Mars erzählen. Bei dieſer Gelegenheit aber muß ich die Künſtlerin um Verzeihung bitten; ich habe ihr großes Unrecht gethan. Wie ich geſtern in einer Biographie geleſen, iſt ſie 1778 geboren, alſo gegenwärtig erſt 55 Jahre alt und nicht 60, wie ich neulich gewiß nicht aus Bosheit, aber aus jugendlichem Leichtſinne behauptet hatte. Es geſchah vor vielen Jahren, daß ein alter reicher Marquis ſich in die Mars verliebte. Aber ſie erbarmte ſich ſeiner nicht. Er ſchrieb ihr ſeidene Liebesbriefe, hoch und weich ausgepolſtert mit Bankzetteln; die Edle ſchickte ihm den Flaum ſammt dem Ueberzuge zurück. Kürzlich befreite der Tod den armen Marquis von ſeinen Liebesleiden. Einmal fuhr er über den Platz Vendome, der Wagen wurde umgeworfen, und der Marquis brach ein Bein. Man eilte herbei ihm zu helfen und ihn nach Hauſe zu tragen. Aber er erklärte mit feſter Stimme den Umſtehenden: hier liege ich und hier bleibe ich liegen und laſſe mich nicht anrühren, bis der Wundarzt der Demoiſelle Mars kommt und mich in ſeine Behandlung nimmt. Man ſchickte zur Mars. Dieſe, zwar aufgebracht aber doch betrübt über den alten Narren, fuhr gleich zu ihrem Freunde und Arzt Dupuytrin und bat ihn, die Heilung des Marquis zu übernehmen. Nahe Verwandte hinterließ er nicht. Als ſeine vermuthlichen Erben das Inventarium machen ließen und über die vielen ſchönen Sachen ſich freueten, fanden ſie unter der reichen Verlaſſenſchaft ein Bild der Mars von Gerard gemalt. Die Erben dachten, die Mars werde dieſes Bild wohl gern an ſich bringen, und ließen ſie das wiſſen. Sie eilte auch gleich in das Sterbehaus, ihr Bild in Augenſchein zu nehmen. Während ſie mit den Erben um den Preis des Bildniſſes unterhandelte, kamen aus dem Nebenzimmer die Notare mit einem Teſtamente heraus, das ſie eben erſt unvermuthet gefunden und gleich geöffnet hatten, und ſagten der Mars: ſie möge nur das Bild und alles behalten, es gehöre alles ihr, ſie wäre Univerſal-Legatarin. Die Mars ſtand mit einem Suſanna-Lächeln, die Erben ſtanden mit Bazile-Mäulern da. So belohnt der Himmel weibliche Tugenden.

Noch eine andere Denkwürdigkeit ereignete ſich bei dieſem Anlaſſe. Als die Bücher des Marquis verſteigert wurden, kam eine alte Bibel an die Reihe, vielleicht dreißig Sous im Kaufwerthe. Der Auctionator durchblätterte das Buch, ehe er es losſchlug, um zu ſehen, ob es nicht defekt ſei und der Käufer damit betrogen werde. Da fielen Bankzettel, nach und nach fünzig Stück, heraus, die als Papierſtreifen zur Bezeichnung kräftiger und erbaulicher Stellen in der Bibel lagen. Denken Sie nur, wäre dieſe heilige Schrift nicht zufällig unterſucht worden und ein armer frommer Teufel hätte ſie gekauft für dreißig Sous, und zu Hauſe fünf und zwanzig, vielleicht funfzig Tauſend Franken darin gefunden — das hätte vielleicht das Chriſtenthum über ganz Paris verbreiten können! Nutzanwendung: 1) Man weiſe alte Marquis zurück; ihr Tod iſt einträglicher als ihr Leben. 2) Man kaufe alte Bibeln.

— Es ſchrieb mir heute Einer aus Stuttgart: der König habe darum die Kammer nicht ſelbſt eröffnet, weil Pfizer (Verfaſſer der Briefe zweier Deutſchen) unter den Abgeordneten wäre, und den Schwur eines ſolchen Mannes könne er nicht annehmen. Ach! was habe ich wieder eine volle und ſchmutzige Eſelshaut! Das iſt meine wahre Peau de chagrin; aber eine ganz andere als Balzac's ſeine. Dieſe wurde kleiner nach jeder Thorheit und Sünde: meine wächſt nach jeder. Doch heute ſtill davon. Ludwig XIV. ſchrieb ein ſtaatsrechtliches

Buch zur Belehrung ſeines Nachfolgers. Darin iſt der Grundſatz aufgeſtellt: „Die Nation iſt nichts für ſich, ſie iſt ganz in der Perſon des Königs aufgelöſt.“ (La nation ne fait pas corps, elle réside toute entière dans la personne du roi.) Ludwig der letzte wird einſt ſprechen wie Ludwig XIV. geſprochen. Der letzte Wilhelm, der letzte Friedrich, der letzte Franz, der letzte Karl werden geſinnt ſein, wie der erſte Wilhelm, der erſte Friedrich, der erſte Franz, der erſte Karl geſinnt waren. Es giebt keine andere Hülfe, als daß uns der letzte von allen befreie.

Hundert und vierter Brief.

Paris, Donnerstag, den 7. Februar 1833.

Der Journaliſt Traxler aus Cöln, von dem ich Ihnen neulich geſchrieben, hat ſich gerettet und iſt glücklich in Paris angekommen. Geſtern beſuchte er mich. Als er Abends, da es ſchon dunkel war, von dem Gerichte zurückkam, wo er ſein Urtheil empfangen, bat er den Gerichtsdiener, der ihn in das Gefängniß führen ſollte, ihn vorher in ſeine Wohnung zu begleiten, wo er einiges Nöthige zu beſtellen habe. Dem Verlangen wurde nachgegeben. Als der Huiſſier in das Zimmer eingetreten war, ſprang Traxler hinaus, verſchloß die Thüre hinter ſich, ſtürzte auf die Straße hinunter, lief ohne Hut und Mantel zum Thore hinaus und kam ſo glücklich über die Grenze. Auch iſt in dieſen Tagen ein Bierbrauer aus Leipzig hier angekommen, der zu fünfzehnjähriger

Zuchthausſtrafe verurtheilt war. Er ſaß ſchon lange in Pirna feſt, als es ihm gelang, ſeinen Kerker zu durchbrechen, um den weiten Weg durch Deutſchland nicht unerkannt, aber unverrathen zurückzulegen. So haben ſich ſchon ſehr viele Patrioten gerettet, von welchen ich ſechs in Frankreich begegnet und geſprochen habe. Wenn man die Erzählung von ihrer oft wunderbaren Rettung anhört, gewahrt man leicht und mit großer Freude, daß diejenigen, welche ſie zu bewachen hatten, mit ihrer Flucht einverſtanden waren, ſo, daß wenn ſie auch nicht behülflich dabei geweſen, ſie doch die Augen zugedrückt. Die Flüchtlinge dürfen zwar aus Klugheit und Dankbarkeit von einem ſolchen Einverſtändniſſe nicht ſprechen, doch aus den angegebenen Umſtänden erräth man es bald. Einer dieſer Patrioten aber, der das Vertrauen zu mir unbedenklich fand, geſtand es, daß ein Polizeibeamter, und zwar ein ſolcher, der ſich ſeit mehreren Jahren durch ſeine blinde Folgſamkeit gegen die Tyrannei ausgezeichnet hat und darum in der ganzen Stadt verhaßt iſt, ihm, ob er ihn früher zwar gar nicht gekannt, zu ſeiner Flucht behülflich geweſen. Wie erfreulich iſt es nicht, wahrzunehmen, daß die Karyatiden der Throne mit Menſchengeſichtern und ſteinerner Bruſt endlich auch warm werden und ſich beklagen.

Der gute Geiſt in Deutſchland breitet ſich immer mehr aus, auch unter den Offizieren und Unter-Offizieren. Und was dann? Die deutſchen Fürſten werden bald keine andere Macht haben, als der Gerechtigkeit nachzugeben oder unterzugehen, und ſelbſt dieſe Wahl bleibt ihnen nicht lange mehr.

Sie brüten jetzt über die Wiederherſtellung der alten deutſchen Reichsgerichte, aber in den alten Keſſel ſoll neues Gebräu kommen. Man ſpricht von deutſchen National-Gefängniſſen, von hohen deutſchen Bundesthürmen, die gebaut werden ſollen. Ich weiß das Nähere noch nicht, werde es aber bald erfahren.

In den Blättern, die Sie mir geſchickt, habe ich von Weitzels „Politiſche Anſichten der Gegenwart“ nur noch einige Bruchſtücke gefunden; ich hätte aber wahrſcheinlich aus dem Ganzen nicht klug werden können. Wer hieß aber auch den Mann ſchreiben in dieſer Zeit und in ſeinen Verhältniſſen? Wenn er ſagt: „Der Gedanke aber, „jetzt in Europa der Monarchie, die ſich mit der „Ariſtokratie verbunden, ein Gegengewicht zu geben, „kommt um manche Jahrzehnte zu früh“ — ſo will ich mich aufknüpfen laſſen, wenn das ſein Ernſt war. Weitzel iſt einer der beſten und klarſten politiſchen Köpfe Deutſchlands und ſein Rath, mit der Ausbeſſerung des Hauſes zu warten, weil es noch manche Jahrzehente dauern könnte, bis uns das Dach über den Kopf zuſammenſtürzt, war gewiß nicht aufrichtig. Wenn einmal Ariſtokratie und Monarchie zuſammenfallen, dann bleibt uns nichts mehr zu thun übrig. Man verliert alle Geduld. Da bitten ſie uns täglich, wir möchten doch ſo gut ſein, die Wirkung der Zeit abzuwarten. Als wenn Zeit und Natur je Etwas aus Nichts ſchaffen! Als wenn ſie nicht ſelbſt vorher zerſtören müßten, um Neues zu bilden! Für ſolche Dummköpfe halten ſie uns, daß ſie uns unaufhörlich vorpredigen, wir möchten, ehe wir das verhaßte Alte zerſtören, das beliebte Neue vorher aufführen. Wo wir aber Bauplätze herbekommen ſollen, wenn wir nicht vorher den alten Schutt wegräumen; wo wir Zimmerholz hernehmen ſollen, wenn wir keine Bäume umhauen — das Geheimniß predigen ſie uns nicht. Und wenn ſie zanken: Der Liberalismus könne nur zerſtören, finden ſich in Deutſchland gutmüthige, aber einfältige Menſchen genug, die vor dem Schrecken dieſes Vorwurfs zuſammenfahren, und aus Furcht, für Mordbrenner gehalten zu werden, nach Hauſe ſchleichen, die Nachtmütze aufſetzen und in den Andachtsſtunden leſen.

Es iſt etwas in den Deutſchen, auch in den

Freiſinnigen, was ich nicht verſtehe, wozu, mir es begreiflich zu machen, meine Pſychologie nicht ausreicht. Ich erſtaune täglich über die Gefühlloſigkeit, mit welcher die liberalen Deputirten der Kammer die unverſchämten Reden der Miniſter anhören. Ich ſage nicht, ſie ſollen der Gewalt Gewalt entgegen ſetzen; denn ſie haben keine. Ich ſage nicht: ſie *ſollen* der Frechheit, wie es ſich gebührt, antworten und der Pflicht und Ehre ihren perſönlichen Vortheil aufopfern; aber ich ſage: ſie ſollen ihr antworten *müſſen*. Ich bin auch kein Held, weder der Tapferkeit noch der Tugend; ich würde vielleicht auch zahm ſein der Macht gegenüber; ich wäre wohl auch nicht aufopfernd genug für das Wohl des Volkes, das bei uns ſolche Aufopferung ſelten vergütet, mit Weib und Kindern zu verhungern; ſtünde ich der Anmaßung eines Mächtigen gegenüber, würde ich vielleicht auch überlegen und ſchweigen. Es gäbe aber Verhältniſſe, in denen ich unfähig bliebe, zu überlegen, in denen mein Herz den Verſtand verdunkelte, und in ſolchen Verhältniſſen, ſtünde ich auch der Anmaßung eines Königs gegenüber, würde ich ſeine Krone, ſeine Kerker, ſeine Henker vergeſſen und ihm begegnen, wie es ſich gebührt. Ich könnte mich wie ein Knecht, wie ein Verbrecher, wie ein Dummkopf geduldig behandeln laſſen; aber wie einen Schulbuben — nie.

Und warum ſind ſie Schulbuben, wo ſie ſich die Schwächeren fühlen? Weil ſie Schulmeiſter ſind, wo die Stärkeren; der ganze Unterſchied beſteht nur in den Jahren. Ihre Frömmigkeit, ihre Sentimentalität richtet ſie zu Grunde. Vor lauter Begeiſterung für das Gute verlieren ſie den Geiſt es zu Stande zu bringen. Thränen der Menſchenliebe und Rührung verdunkeln ihnen den Blick, und der dümmſte Jäger kann ſie dann mit Händen fangen. So ein edler Deputirter ſitzt, ohne es zu merken, wie ein Falk auf der Fauſt ſeines gnädigen Herrn, und zeigt ſich etwas hoch oben in der Luft, was der gnädige Herr mit ſeinem Geſchoſſe nicht erreichen kann, nimmt er ihm die Kappe ab und läßt ihn ſteigen. Das edle Thier ſteigt, ſteigt, ſteigt, holt aus den Wolken ein Täubchen herab, und den Blick von der Sonne geblendet, gewahrt er gar nicht, daß er wieder zur alten Fauſt zurückkehrt und man ihm die Kappe von neuem über die Augen gezogen. Dann lachen die Junker verſtohlen.

In Caſſel feierten ſie den Jahrestag der Verfaſſung und ſchrieben am folgenden Tage: „Tauſend ſtille Gebete und Wünſche für ſie ſteigen zu dem Ewigen.“ Aber der Ewige ſelbſt iſt nicht ewig genug, mit eurer ewigen Geduld ewige Geduld zu haben, und laute Flüche wären ihm wohlgefälliger, als ſtille Gebete. Der Eröffnung der Würtemberger Stände ging ein feierlicher Gottesdienſt voraus, und ein Prälat — verſteht ſich ein Haas — predigte über den Pſalmen Vers: „daß die Furcht des Herrn Ehre und Heil in das Land bringe,“ und ging dann geſchickt von dem Könige David auf den König Wilhelm über und näſelte „von der Treue gegen unſern verehrten König.“ Und die Deputirten fürchten die Furcht und laufen nicht zur Kirche hinaus! Und dann wird die Sitzung eröffnet, „nachdem der Präſident in einer kurzen Anrede den Segen des Himmels erfleht für den bevorſtehenden Landtag!“ Und dann erhebt ſich ein hochherziger Deputirter, den ganz gewiß irgend ein loſer Schelm von Staatsrath heimlich an ſeiner Großmuth gekitzelt, und macht den Vorſchlag: man ſolle die Diäten der Deputirten von $5^1/_2$ auf $4^1/_2$ Gulden herabſetzen. Taumelnd ſtand gleich Alles auf, was Edles auf den Bänken ſaß, und Alle, Einer nach dem Andern, ſchrien wie die Kinder: „ich auch, ich auch!“ Es war eine Rührung zum Erſaufen, und die Junker im Trocknen lachten wieder. Darauf nahm ein anderer Deputirter das Wort und ſprach: „Ich verzichte nicht

„auf meine fünf Gulden dreißig Kreuzer; ich werde „aber einen Gulden täglich den Armen zukommen „laſſen." Auch dieſe ſchönen Worte hatten vielſtimmigen Widerhall. Endlich ſtand Einer auf und rief: „Wenn man mich zum Präſidenten der Kammer erwählen ſollte, werde ich mich, ſtatt der feſtgeſetzten „fünftauſend Gulden, mit dreitauſend begnügen." Und jetzt hielt die Tugend eine herzallerliebſte Verſteigerung und Einer forderte immer weniger als der Andere. Dieſesmal aber, als die Junker ſahen, wie ſich die Moral in Tauſende verſtieg, lachten ſie nicht mehr, ſondern ſie murrten. . . . . . . Und ſolchen unverſtändigen Menſchen iſt das Wohl des Landes anvertraut! So laſſen ſie ſich von ihrem Herzen zum Beſten haben! Sie ſehen nicht ein, daß ſie für einige tauſend Gulden, die ſie durch Verminderung der Taggelder dem Volke erſparen, ihm vielleicht Millionen an andern Laſten auflegen. Denn wenn die Diäten ſo gering ſind, daß ſie den Deputirten den Verluſt ihrer Zeit nicht mehr vergüten, müſſen ſie zurücktreten und ihre Stellen den Reichen und den Staatsbeamten überlaſſen. Dieſe aber werden, wie immer, die Auflage ſo viel als möglich auf die untern Volksklaſſen wälzen. Es iſt ſchön, wenn Einer edel iſt; aber das ſei er im Geheim. Edelleuten und Miniſtern gegenüber ſoll ein Bürger ſeine Tugend verſtecken. Sobald dieſe merken, daß ſie es mit einem edlen Deputirten zu thun haben, übervortheilen ſie ihn um ſo mehr, und betrügen in ihm das ganze Volk. Im Gegentheile, wir müſſen ſtets Eigennutz heucheln, damit ſie Achtung vor uns bekommen.

Freitag, den 8. Februar.

Der Spott, den jetzt die deutſchen Fürſten mit ihren Ständen treiben, empört mich nicht; ich bin deſſen ſchadenfroh. Ein edler Mann kann oft der Gewalt unterliegen und immer unverdient; aber der Liſt unverdient, nur das erſtemal. Wen ſie zum zweitenmale täuſcht, der hat ſein Geſchick verſchuldet, und es iſt das zweitemal, daß ſich die deutſche Freiheit bethören läßt. Wieder einmal haben die konſtitutionellen Fürſten die Schranken der Verfaſſung durchbrochen, die uns gegen ihren Uebermuth geſchützt: wieder einmal jubeln ſie wie die entſprungenen Sklaven. Die Gitterſtangen, die ſie eingeſchränkt, dienen ihnen jetzt zu Waffen, dieſe Einſchränkung zu rächen, und mit den Geſetzen, die ſie aus dem Boden geriſſen, zerſtören ſie die Geſetze, die noch aufrecht ſtehen. Und nicht mehr, wie früher, begnügen ſie ſich, ihre Widerſacher, die ihnen in die Hände fallen, einzeln zu beſtrafen; nein, ſie beſtrafen die Städte, die Gemeinden, in welchen ſich Widerſacher gegen ſie hervorgeſtellt. Der König von

Baiern hat die Stadt Würzburg durch Verpflanzung mehrerer Aemter, durch Entfernung der berühmteſten Univerſitätslehrer zu Grunde gerichtet. Die Garniſon, der heilige Biſchof, die allerheiligſten Edelleute verlaſſen die kleine gewerbloſe Stadt Freiburg, um die Bürger zu züchtigen, daß ſie Rotteck zum Bürgermeiſter gewählt. Der König von Würtemberg, aus Unzufriedenheit, daß die Bevölkerung der Hauptſtadt ſich ſo freiſinnig zeigt, will mit ſeinem Hofe und mit ſeiner Leibgarde nach Ludwigsburg ziehen. Der Magiſtrat von Stuttgart, um das große Unheil von dem Wohlſtande der Gemeinde abzuwenden, hat dem Könige einige von der Bürgerſchaft unterzeichnete Adreſſen überreicht, worin dieſe den König bitten, nicht von Stuttgart wegzuziehen.

So liegen jetzt alle Deutſchen an einer gemeinſchaftlichen Kette, und ſie haben doch wenigſtens eine Galeere zum Vaterlande. In Baiern ſoll es nicht mehr zu ertragen ſein. Ich habe heute drei angeſehene und reiche Gutsbeſitzer aus Rheinbaiern geſprochen, die nach Amerika reiſen, um für eine große Menge ihrer Landsleute eine Niederlaſſung auszumitteln. In Rheinbaiern, erzählen ſie, ſteige die Tyrannei täglich, und ſie wollten ſich retten, während ihnen noch Kraft zur Rettung bliebe. Das ſind keine Advokaten, keine Demagogen, keine Schriftſteller, keine Journaliſten, keine Freiheits-Theoretiker, keine ſchwärmenden Jünglinge; es ſind Gutsbeſitzer, ſchlichte Landbauern — und doch können ſie es nicht ertragen!

Samſtag, den 9. Februar

Die Erklärung von Alexis in der Nürnberger Zeitung hat mich ſehr ergötzt. Ich hatte es noch nicht geleſen. Sie haben das nicht verſtanden, wenn Sie jene Erklärung als einen Verſuch anſehen, den Spott abzuwenden, der den armen Hering in Berlin wahrſcheinlich getroffen hat. Das nicht. Gegen die Beſchuldigungen der Demagogie, die ich aus Scherz und Satyre gegen ihn vorgebracht, ſucht er ſich zu vertheidigen, und die Regierung dort hat vielleicht darauf Rückſicht genommen. In ſolchen Sachen verſtehen ſie keinen Spaß, wie man zu ſagen pflegt. Ich habe kaum gehofft, daß ſie ſo dumm ſein werden. Uebrigens können Sie ſich leicht denken, daß ich nichts darauf antworten werde, überhaupt Keinem.

Hundert und fünfter Brief.

Paris, Samſtag, den 9. Februar 1833.

Den König von Griechenland, den Sohn des baieriſchen Großbüttels, vor dem, wie die Zeitungen erzählen, von München an bis Brindiſi eine Rauchwolke von dem köſtlichſten deutſchen und italieniſchen Schmeichelgewürze herzog, — nennt ein hieſiges Blatt: einen roitelet idiot, sourd et bossu. Ich habe kein franzöſiſches Wörterbuch bei der Hand, und weiß nicht was idiot heißt. Ich vermuthe, es heißt dumm oder gar einfältig. Das wäre ein Unglück. Die Buckligkeit hätte nichts zu ſagen; auch Sokrates war bucklig. Die Taubheit aller Könige wäre eine Wonne des Menſchengeſchlechts; denn bei ihnen fielen dann alle akuſtiſchen Täuſchungen weg, es blieben nur noch die optiſchen übrig; ihre Höfe könnten ſie um die Hälfte weniger betrügen, und ihre Völker wären um die Hälfte weniger unglücklich. Aber dumm, wäre dumm. Man braucht mehr Verſtand, die Griechen zu regieren, als das ganze übrige Europa zuſammengenommen. Dieſe Entdeckung von den ſchönen Eigenſchaften des Königs Otto hat viel dazu beigetragen, die franzöſiſche Kammer bedenklich zu machen, ob ſie die Garantie bewilligen ſolle, welche die Regierung für den dritten Theil des griechiſchen Anleihens zu übernehmen verſprochen. Der Zeitungsredakteur ging mit dem Briefe, den er von einem baieriſchen geflüchteten Patrioten aus Straßburg erhielt, zu Dupin, wo an dem Tage die Deputirten verſammelt waren: dort theilte er ſeine Nachrichten mit, von welchen er den wichtigſten Theil, ich weiß nicht warum, nicht drucken ließ, und ſie machten einen großen Eindruck, der auf die Kommiſſion der Kammer überging. Aber was liegt daran? Sowohl die alt als die neubaieriſchen Herzen, die von München wie die aus dem Speſſart, ſind, ſeit ihnen der Profeſſor Thierſch erzählt, daß Sophokles und Aeſchylus mit dichteriſcher Begeiſterung vom Bier geſprochen, ſo entzückt über die Heleneſirung ihres Otto's, daß ſie die noch fehlenden zwanzig Millionen gern hergeben werden und ſollten ſie darüber verarmen und mit einer Hopfenſtange in der Hand die Welt durchbetteln müſſen.

Die Baiern begreifen recht gut die unermeßlich heilſamen Folgen, die der Staatsvertrag, den der baieriſche Vater mit dem griechiſchen Sohne geſchloſſen, für Bier und Vaterland haben muß. Beide Majeſtäten verbürgen ſich darin wechſelſeitig ihre Länder und Unterthanen. Sollte einmal der König von Baiern von Oeſterreich oder ſeinem eigenen treuen Volke angegriffen werden, muß ihm der König von Griechenland Hülfe ſchicken. Sollte dieſer einmal von Oeſterreich, Rußland, Frankreich, England, den Türken, dem Paſcha von Aegypten oder von ſeinen eigenen geliebten Unterthanen, die ihn anbeten, bedroht werden: dann muß ihm der König von Baiern Hülfe leiſten. Wenn ein baieriſches Regiment in Franken mit den Leiden des Volks zu ſympathiſiren anfängt, ſchickt man es ſchnell nach Griechenland. Mögen immerhin die Soldaten ſich verzweiflungsvoll auf die Erde werfen und ſich die Stirne auf dem Pflaſter zerſchmettern; mögen ſie immerhin bei der Einſchiffung ſich empören — man weiß ſie zu zwingen. Wenn ein griechiſches Regiment in Nauplia ſich merken läßt, daß es ſeinen König doch gar zu bucklig finde — ſchickt man es nach München. Die Griechen in Baiern und die Baiern in Griechenland verſtehen das Volk nicht, unter dem ſie leben, und haſſen und mißhandeln es zum Heile und Segen des monarchiſchen Prinzips. Der Kaiſer von Oeſterreich übt auch dieſe ſchöne Regierungskunſt. Die ungariſchen Soldaten werden nach Italien, die italieniſchen nach Ungarn geſchickt. Der Ungar verſteht kein Italieniſch außer dem wenigen, was ihm Abends in der Kaſerne beigebracht wird. Es wird ihm aber nichts gelehrt als caro amico, und man ſagt ihm, caro amico hieße Hundsfott. Wenn nun der gutmüthige Ungar in einer Weinſchenke ſitzt, und ein gutmüthiger Italiener reicht ihm die Hand und ſagt fratello mio, caro amico! — ſtößt ihm der Ungar ſeinen Degen in den Leib. Wenn ein junger italieniſcher Offizier an den Ufern der Donau gedankenvoll hinſchleicht, und weint Sehnſuchtsthränen nach ſeinem unglücklichen Vaterlande, tritt ein edler Ungar zu ihm und ſagt in ſeiner Sprache: Nicht weinen, Bruder, du wirſt dein ſchönes Vaterland bald wiederſehen! Der ſchmerzbetäubte Italiener glaubt, der Ungar ſpotte ſeiner und ſchlägt ihm ins Geſicht. Sie duelliren ſich, der Ungar bleibt todt, und das monarchiſche Prinzip giebt am nämlichen Abende dem italieniſchen Offizier Corps einen Champagnerpunſch.

Wollen Sie nächſten Sommer mit mir eine Wallfahrt zur Madonna di bacio machen? Der baieriſche Volksfreund hat neulich den Vorſchlag gemacht: „an der Stelle, wo die betrübte königliche Mutter ihrem vielleicht auf immer ſcheidenden

„innigſt geliebten Sohne, dem Könige von Griechenland, den letzten Abſchiedskuß gegeben, vermittelſt „Beiträge patriotiſcher Baiern eine Kapelle zu bauen.“ Die Patrioten werden beitragen, die Kapelle wird gebaut werden, Cornelius wird eine küſſende Muttergottes, den griechiſchen Jeſus auf den Armen, malen und wir — nun wir bewundern Cornelius. Aber ſo ein Teufel von Volksfreund hat kein Herz in der Bruſt. Was hat er nöthig, eine betrübte Mutter noch mehr zu betrüben? Wäre nicht ſchöner geweſen, er hätte der königlichen Mutter geſagt: „Betrübe dich nicht, königliche Mutter! Du haſt „deinen Sohn nicht zum letztenmale geküßt, du wirſt „ihn bald wiederſehen —?“

Sollte die Ottoläſterliche Correſpondenz jenes Königs-, Biers- und Vaterlandsvergeſſenen baieriſchen Journaliſten in Straßburg die Folge haben, daß die franzöſiſche Regierung ihren Theil des griechiſchen Anleihens übernimmt, ſo hätte ich wohl ein Mittel, die Garantie für die noch fehlenden zwanzig Millionen, ja eine größere herbeizuſchaffen. Aber ich theile es nicht mit. Nicht als fehlte es mir an ſchuldiger Liebe und Verehrung für den König von Baiern; aber mein Herz treibt keinen Detailhandel. Ich kann nicht jeden deutſchen Fürſten beſonders lieben, ſondern ich liebe den deutſchen Bund für alle. In Frankfurt habe ich ein großes Kommiſſionslager von Liebe und Anbetung und jede Geſandtſchaft kann ſich dort für ihren Herrn ſo viel davon holen, als ihm nach Verhältniß ſeiner Civilliſte zukommt. Steht aber wieder einmal ein baieriſcher Patriot unter dem Bilde ſeines Königs, das er anzubeten verurtheilt worden, werde ich ihn mit meinem Geheimniſſe von ſeiner Schande loskaufen. Mein Finanzplan geht ins Rieſenhafte und iſt ſo groß als das, was ich damit zu bezahlen gedenke. Ihnen will ich ihn gleich anvertrauen.

Im menſchlichen Blute iſt, wie bekannt, Eiſen enthalten. Jetzt hat ſich neulich ein hieſiger Chemiker zu dem Verſuche angeboten, aus dem Blute eines verſtorbenen Menſchen ſo viel Eiſen zu ziehen, daß man daraus eine Denkmünze von der Größe eines Vierzigfrankenſtücks prägen könne . . . Ich ſehe vorher, ein Spitzbube von königlichem geheimen Finanzrathe fällt mir hier in das Wort und ſagt: der Vertrag gilt nichts, wir wiſſen Ihr Geheimniß ſchon . . . . Das iſt Betrug, Herr geheimer Finanzrath! Freilich wiſſen Sie jetzt mein Geheimniß, aber haben Sie es früher gewußt? Es iſt das Ei des Columbus. Nein, der Vertrag gilt; Ihr ſollt jenem armen blaſſen Jüngling dort nicht das Herz brechen; er ſoll nicht das Götzenbild eines wahn ſinnigen Tyrannen anbeten. Ihr laßt ihn frei und nehmt meinen Plan.

Iſt es nicht eine Schande von lüderlicher europäiſcher Staatshaushaltung, daß in allen Ländern ſo vieles koſtbares Blut der Unterthanen ganz ohne perſönlichen Vortheil ihrer Fürſten vergoſſen wird? Man antworte mir nicht: Das Blut, welches die Soldaten für die Fürſten vergießen, ſei doch nicht ohne Nutzen. Nein. Nützt denn ein Soldat in der Schlacht durch ſein eigenes Blut, das er vergießt? Er nützt blos durch das Blut des Feindes, das er vergießt; ſein eigenes bringt dem Fürſten keinen Vortheil, denn ſobald er todt hingeſtreckt oder verwundet wird, iſt er kampfunfähig. Nun, warum ſammelt man dieſes Blut nicht in Spitälern und auf dem Schlachtfelde und bereitet Eiſen daraus? Man bedenke nur, welches Meer von Blut allein in Europa, nur allein im achtzehnten Jahrhunderte, nur allein in den Kriegen vergoſſen wurde, die der franzöſiſchen Revolution vorhergingen! Da iſt der nordiſche Krieg, der öſterreichiſche Erbfolgekrieg, der polniſche Krieg, der ſchleſiſche Krieg, der ſiebenjährige Krieg, der baieriſche Erbfolgekrieg, der Krieg, den in Europa der amerikaniſche Freiheitskampf zur Folge hatte, der Türkenkrieg. Rußland und Schweden haben nicht ſo viel Eiſen, als man aus all dieſem Blute hätte ziehen können. Daraus hätte man Geld, Flinten, Säbel, Bomben, Kanonen bereitet. Und lacht nicht verächtlich und ſagt: das ſei doch nur Eiſen! Iſt denn eine Kanone von Eiſen? Sie iſt vom reinſten Golde, denn damit holt man's. Ein Potoſi habt ihr verſchleudert! und das iſt noch gar nichts .... O! Herr geheimer Finanzrath, ich war ein Dummkopf. Mit meinem Plane hätte ich den ganzen Rheinkreis, Siebenpfeifer, Wirth, Behr, Kurz, Wiedemann und die Hundert von andern Schlachtopfern eurer monarchiſch ariſtokratiſch jeſuitiſchen Tyrannei loskaufen können. Ich habe mich übereilt, doch es iſt zu ſpät: ein ehrlicher Mann muß auch dem Teufel Wort halten.

Nicht blos das Blut der Soldaten im Kriege, ſondern auch das Blut aller Bürger in Friedenszeiten kann zur Metallbereitung benutzt und können dadurch die fürſtlichen Kaſſen unerſchöpflich gemacht werden. Wie viele Millionen Bauern giebt es nicht in Europa, die ihre Steuern nicht mehr bezahlen können. Man lege ihnen eine Blutſteuer auf, man laſſe ſie zur Ader. Wenn ein Bürger ſeine Geldbuße nicht entrichten kann, laſſe man ihm zur Ader. Wie herrlich könnte man das Aderlaſſen benutzen, Preßvergehen zu verhindern oder zu beſtrafen! Ein deutſcher Journaliſt hat gewöhnlich weder Gut noch

Geld, um Caution zu leiſten. Man ſetze tauſend Unzen Blut als Caution für jeden Journaliſten feſt. Kann ein Preßverbrecher ſeine Geldbuße nicht abtragen, verurtheile man ihn zu einem täglichen Aderlaſſe, auf drei, fünf, ſieben, neun, vierzehn Jahre, oder nach der baieriſchen Criminalpraxis auf unbeſtimmte Jahre. Man laſſe den Journaliſten Blut, bis die europäiſchen Verhältniſſe ſich gebeſſert haben, bis die belgiſche, irländiſche, franzöſiſche, deutſche, portugieſiſche, ſpaniſche, amerikaniſche, griechiſche, türkiſche, äpyptiſche Frage entſchieden iſt. Dann braucht auch ein deutſcher Fürſt nicht mehr den Kaiſer von Rußland um ſein herrliches Sibirien zu beneiden. Er kann dann auch ſeine Unterthanen zu den Bergwerken verurtheilen; denn ein reiches Bergwerk iſt das menſchliche Blut.

Jetzt habt ihr meinen Finanzplan, jetzt habt ihr euer griechiſch Anleihen vollſtändig. Komm nun mit mir, du elender armer Jüngling! Du weinſt? Siehe dieſe Thräne da, die aus deinem Auge auf deine Hand geſtürzt! Brennt ſie dich nicht wie Scheidewaſſer? Nicht einmal die Kraft, nicht einmal den Muth hatteſt du, deine Hand bis an die Augen zu erheben, um ſie zu trocknen! Du weinſt? Du fleheſt Gott an? Gott ſpottet deiner. Gott iſt voll unendlicher Lieb' und Barmherzigkeit. Er hilft jedem

Unglücklichen in ſeinen Schmerzen, er tröſtet ſelbſt den Schuldigen in ſeiner Herzenspein; aber er hilft und tröſtet nur, wenn der Unglückliche ſich zu retten alle ſeine Kraft verbraucht und ihm keine mehr übrig geblieben. Dem Trägen und Feigen aber leiht Gott nicht ſeine Kraft, ſondern er verläßt ihn. *Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen!*

Dienſtag, den 12. Februar.

Hilf dir ſelbſt, dann wird dir der Himmel helfen! Das iſt mein Triolet. Aber das Triolet der achtzeiligen deutſchen Liberalen heißt: Mußt kräftig proteſtiren, ſchlägt man dir in's Geſicht. Und ſchlägt man ſo einen Pourceaugnac in's Geſicht, thut er noch groß damit und frohlockt überall herum: il m'a donné un soufflet, mais je lui dis bien son fait. Wie wehe macht mir dieſer deutſche Proteſtantismus! Damals zu Luthers Zeiten, fingen ſie auch mit Proteſtiren an; aber endlich mußten ſie zuſchlagen, und da ſiegten ſie. Es liegt in ihrer Natur, daß bei ihnen Jahre lang das kalte Fieber dem hitzigen vorſchleicht und daß, was bei andern Völkern Geneſung iſt, bei den Deutſchen zu neuer Krankheit wird. Was wird bei uns nicht alles noch geſchehen, welche Leiden werden erduldet werden müſſen, bis ſie es zu einer Revolution bringen. Die Franzoſen ſtanden mit einem Sprunge darin. Hundertmal im Tage wünſche ich: hole ſie der Nikolas! Wahrlich ſie werden nicht eher ſpüren, daß es Winter geworden, daß die Erde kahl iſt, daß die Bäume abgeſtorben, die Lüfte verſtummt ſind und die Leiche des Vaterlandes in ihrem Schneehemde unbegraben unter freiem Himmel liegt — nicht eher, bis man ſie nach Sibirien ſchickt, und ſie dort für den kaiſerlichen Leib Fuchspelze erjagen müſſen, und jeder Wunſch, der warm aus dem Herzen kam, zwiſchen den Lippen gefriert und als Eiszapfen aus dem Munde hängt. Es wird nicht beſſer, ehe es ärger wird.

Da war wieder einmal ein freiſinniger deutſcher Mann edel geweſen, und hat durch ſeinen Edelmuth der guten Sache mehr geſchadet, als ihr hundert Schurkenſtreiche hätten ſchaden können. Ich meine Rotteck. Die Bürger von Freiburg haben Rotteck, nachdem die Regierung die erſte Wahl verworfen, zum zweitenmal und, wenn wieder gehindert, zum drittenmal zu ihrem Bürgermeiſter wählen wollen. Aber da ſtellte ſich der edle Mann auf einen Schemel der Tugend und rief ſeinen Mitbürgern zu: ſie möchten doch wegen ſeiner die väterliche Rache des Landesvaters nicht ihrer Stadt zuziehen, und lieber nachgeben und die Bürgermeiſterwahl einem Andern zuwenden. Das liberale deutſche Philiſterthum wurde von ſolcher Hochherzigkeit bis zu Thränen gerührt, und iſt heimlich ſchadenfroh, daß die hohe deutſche Bundesverſammlung erröthen müſſe, von ſolcher Großmuth beſchämt worden zu ſein. Solch' einen Mann zu verfolgen! Und daß ja nichts fehle an der vollſtändigen deutſchen Reichsgeſchichte, hat Rotteck — proteſtirt. Die Regierung möge ſich alles nehmen, was ihr beliebt, nur Recht ſoll man ihr nicht geben! So laſſen ſich dieſe edlen Menſchen zum Beſten haben, und Rotteck, ein Meiſter der Weltgeſchichte, der alle Gewaltthätigkeiten kennt, welche von Nimrod bis zu Nikolas die Herren der Erde geübt, der alle ihre Schelmereien, alle ihre liſtigen Wege kennt: glaubt einem ſchönen Triebe ſeines Herzens zu folgen, während er nur einem Stoße nachgab, den man an einer elektriſchen Kette von Karlsruhe bis nach Freiburg zu leiten wußte. War denn hier an Rotteck, an Freiburg gelegen? Darauf kam es an, daß das Volk ſein Recht behaupte, ſeinen Willen und ſeine Kraft geltend mache und zeige, daß es der Naſeweisheit der badiſchen Junker zu begegnen wiſſe.

Ja ſie werden nicht eher warm werden, als bis ſie nach Sibirien kommen. Der Kaiſer Nikolaus allein verſtände es, das träge deutſche Blut in raſchere Bewegung zu ſetzen. Unſere inländiſche Tyrannei bringt uns nicht weiter. Wir werden auch gefoltert, aber der Arzt ſteht uns zur Seite und fühlt uns von Minute zu Minute den Puls, und ſo oft das Leben zu entweichen droht, ſpannt man uns ab, und bringt uns nicht eher wieder auf die Folter, bis wir neue Kräfte geſammelt. Aber in

Rußland iſt man ſo weichherzig nicht. Befahl doch neulich ein kaiſerlicher Ukas: Alle Zöglinge aller Schulen im Reiche, die ſich ſchlecht aufführten, ſollten unter die Soldaten geſteckt oder, wenn wegen körperlicher Mängel dienſtunfähig, nach Sibirien verpflanzt werden! Was man in einem deſpotiſchen Lande wie dort unter ſchlechter Aufführung der Jugend verſteht, kann man ſich leicht denken. Das heißt nicht: Schulden machen, ſpielen, trinken, die Lehrſtunden verſäumen, Liebſchaften haben, — ſondern das heißt: freiſinnige Meinungen offenbaren. Und darum Knaben nach Sibirien verbannen! Und darum die heiligen Bande der Mutterliebe zerreißen! Und darum das Fundament der Welt untergraben! Das würde bei uns wirken. Aber was geſchieht in Deutſchland? Höchſtens wird ein freiſinniger Mann zur Abbitte vor einem goldenen Rahmen und zur Zuchthausſtrafe auf unbeſtimmte Zeit verurtheilt. Die deutſchen Höfe ſollten ihre Junker nach Petersburg ſchicken, daß ſie dort regieren lernten.

Es iſt wirklich eine Schande, wie ſehr die deutſchen Junker noch zurück ſind. Die in Sachſen haben es unter allen am weiteſten gebracht; doch was iſt's? In der erſten Kammer dort, in der Pagoden

Kammer — ſo oft in einer miniſteriellen Mittheilung, des Namens des Königs oder des Prinzen Mitregenten Erwähnung geſchieht, oder ſo oft ein Miniſter in den Saal tritt, ſtehen die Edelleute auf und verneigen ſich. Das iſt alles. Ich bin nicht unbillig, ich ſage nicht: das iſt nichts. Es iſt freilich eine Adelsperle, gegen welche die Perle, welche Kleopatra in ihrem Weine auflöſte, nur eine Linſe war. Aber ich ſage: es iſt wenig. Eine Perle! Schickt die edlen Pagoden nach Petersburg. Iſt es nicht abſcheulich, wie man im königlich mitregentlichen Sachſen den Bürgerſtand verzärtelt? Die Biene enthielt eine Petition, worin man um die Abſchaffung des Lehnweſens bat — ein im neunzehnten Jahrhundert unerhörtes Verbrechen. Nun freilich hat man dieſer Biene nicht blos den Stachel, ſondern auch den Honig genommen; man hat ſie zertreten, das Blatt unterdrückt, und den Redakteur, der mit der Zeitung ſeine zahlreiche Famile ernährte, an den Bettelſtab gebracht. Das iſt etwas, aber lange nicht genug. In Rußland hätte man dem Bienen-Vater Naſe und Ohren abgeſchnitten und ihn nach Sibirien verbannt. Schickt die Junker nach Petersburg!

— Von deutſchen politiſchen Monatsſchriften kenne ich nur ein einziges, das zu loben wäre: das, welches der Profeſſor Pölitz in Leipzig herausgiebt.

Es war früher ſchon ſehr gut, da der Mann nur erſt Zenſor und Hofrath war; jetzt aber hat ihn der Großherzog von Darmſtadt auch zum geheimen Rathe ernannt, und da wird das Journal noch viel beſſer werden. Dieſe Auskunft geben Sie einſtweilen *** in meinem Namen. Ueber das Andere werde ich ihm bald ſelbſt ſchreiben.

Heine's *Franzöſiſche Zuſtände* habe ich erſt vor wenigen Tagen bekommen, auch ſchon darin zu leſen angefangen, ich will aber meine Bemerkungen zuſammen kommen laſſen. Das Buch kommt mir ſehr gelegen. Es ſoll mir dienen, mich, vielleicht auch Heine zu ergänzen. Das iſt bequem und angenehm; es iſt wie ein Treppengeländer. Man legt die Hand darauf und gleitet mit geſchloſſenen Augen ſicher hinab. Heine, mir gegenüber, kommt mir vor wie Melanchton gegenüber Luther. (Ach was wäre das für eine ſchöne Tonne für unſere lieben dummen Wallfiſche!) Ich kann wie Luther ſagen: „Ich bin dazu geboren, daß ich mit Rotten „und Teufeln muß kriegen und zu Felde liegen, „darum meiner Bücher viele ſtürmiſch und kriegeriſch „ſind. Ich muß die Klötze und Steine ausrotten, „Dornen und Hecken weghauen, Pfützchen ausfüllen, „Bahn machen und zurichten; aber Melanchthon „fährt ſäuberlich und ſtill daher, bauet und pflanzet,

„ſäet und begeußt mit Luſt, nachdem ihm Gott
„ſeine Gaben reichlich gegeben hat. Soll ich aber
„einen Fehl haben, ſo iſt es mir lieber, daß ich zu
„hart rede und die Wahrheit zu heftig herausſtoße,
„denn daß ich irgend einmal heuchelte und die Wahrheit
„inne behielte.“

Mittwoch, den 13. Februar.

Geſtern waren laue Frühlingslüfte in den Tuilerien und man ging und ſaß viel ſpazieren. An ſolchen Tagen ſproſſen plötzlich die Stühle aus der Erde und prangen mit den ſchönſten Blumen. Blumen — Weiber. Schon werde ich dichteriſch und habe das ganze Herz voll Veilchen. Wie freue ich mich auf den Frühling! Wie will ich lieben! Auch will ich, ſobald ich meinen letzten Brief aus Paris geſchrieben, eine Frühlingskur gebrauchen; Brunnenkreſſe, den Werther oder was ſonſt das Blut reinigt. Das war ein harter Winterfeldzug! Ach! und das weiße Blut der Augen, was die Menſchen Thränen nennen, wird für keine Wunde, Weinen nicht für Kämpfen angerechnet! Doch es ſei; glücklich wer das nicht kennt. Wie freue ich mich auf die Seen, die Berge und auf das Schellengeläute der Heerden, das mich einlullt wie ein Wiegenlied.

. . . . . Ich fange an Mitleiden mit Ihnen zu haben und kann Ihren Schmerz nicht länger ohne Rührung wahrnehmen. Sie ſollen Alles erfahren, aber heute iſt es zu ſpät. In meinem nächſten oder nachnächſten Briefe werde ich die Geſchichte zu erzählen anfangen. Ich führe Sie von Fortſetzung zu Fortſetzung, bis ich Paris verlaſſe und Sie wieder ſehe. Dann iſt das Geheimniß gerettet. Mündlich kann ich lügen wie gedruckt, gedruckt aber oder ſchriftlich lüge ich nie. Das iſt mein Amt und mir heilig. Ich unterſcheide mich hierin ſehr von allen Miniſtern, von welchen man mehrere Beiſpiele hat, daß ſie in geſelligen Verhältniſſen nicht gelogen, in amtlichen aber kein einziges Beiſpiel — ausgenommen in dem ſeltenen Falle, wo ſie die Wahrheit ſagten, daß man ſie nicht glaube. Alſo noch acht Tage warten.

Hundert und ſechſter Brief.

Paris, Freitag, den 15. Februar 1833.

Menzels Artikel über Saphir iſt wunderſchön, gemüthlich und geiſtreich. Ich hatte ähnliche Gefühle als ich erfuhr, Saphir wäre ein Hofmann geworden, und gar unentgeltlich. Sich den Höfen zu verſchenken, das heißt ſie verächtlich machen, das heißt ſie ganz zu Grunde richten. Es giebt keine gefährlichere Feindin des monarchiſchen Prinzips, als die Uneigennützigkeit. Schöne Augen hat es nicht, wie bekannt, und ſeine Gehalte ſind ſein ganzer Gehalt. Aus einem Theater-Kritiker ein Theater-Intendant zu werden! Adam war ſo dumm, ſich aus dem Paradieſe verjagen zu laſſen; aber ſo dumm war er nicht, daß er ſich ſelbſt mit dem flammenden Schwerte vor das Paradies ſtellte, um die verbotenen Früchte darin gegen ſich ſelbſt zu bewachen. Vor einigen Jahren, als ich in Berlin war, ließ man mich dort ausforſchen, ob ich nicht geneigt wäre, eine miniſterielle Theater-Zeitung zu ſchreiben. Zu wie viele Thaler courant man mein äſthetiſches Gewiſſen abgeſchätzt, erfuhr ich nicht; man wollte wahrſcheinlich meiner Phantaſie keine Schranken ſetzen. Ich kann Sie verſichern, daß ich in meinem Herzen die größte Luſt hatte, mich in ſolchen Künſten etwas zu verſuchen. Es hätte mir Freude gemacht, eine Weile lang das monarchiſche Prinzip der Oper zu vertheidigen und den Jarke des Ballets zu ſpielen. Aber ich lehnte das Anerbieten ab, denn mit dem Teufel iſt nicht gut zu ſpaßen.

Ich hätte Saphir für klüger gehalten. Von rechtlicher Geſinnung mag ich nicht ſprechen, man macht ſich damit nur lächerlich; ich rede nur von der Klugheit. Saphir hätte bedenken ſollen, daß man jede Achtung der Menſchen, wie jede Herrſchaft, nur durch die nämlichen Mittel behauptet, durch die man ſie erworben. Dieſen Weg zu verlaſſen und abtrünnig zu werden, kann durch alle Schätze der Welt nicht vergütet werden. Um zehn Kronen verrieth Napoleon die Freiheit, die ihn emporgehoben; er verlor alles, und die Freiheit ſelbſt erbte den Lohn, den er empfangen, ſie zu verrathen. Ich höre, Saphir wundert ſich, daß man ihn nicht bezahlt und daß man ihn nicht einmal gebraucht. Wenn man ihn alſo bezahlte und doch nicht gebrauchte, würde er ſich um ſo mehr wundern. Begreiſt er denn nicht, daß wenn die Höfe einen unabhängigen Geiſt kaufen, dieſes gar nicht geſchieht, um ihn zu verwenden? Was haben ſie ſolchen nöthig? Es fehlt ihnen an Knechten nicht. Sie kaufen ihn nur, um ihn zu zerſtören, um die menſchliche Würde zu entheiligen und frohlocken zu können: „Seht, ſo ſind euere Oppoſitionshelden, euere Liberalen, euere Republikaner! Für Gold ſind ſie alle zu haben.“ Die Royaliſten möchten die Anſicht geltend machen, ein wahrhaft Liberaler müſſe uneigennützig, ein Republikaner tugendhaft ſein. Es iſt Schelmerei; ſie möchten dem Liberalismus und dem Republikanismus den Handel verderben; denn mit ſo großen Aufopferungen wird ſich ihnen ſelten Einer ergeben wollen. Ich kann aber meinen Glaubensgenoſſen, den Liberalen, zu ihrer Beruhigung die Verſicherung geben, daß unſere politiſche Religion uns gar nicht verbietet, nach Herzensluſt Egoiſten zu ſein. Es giebt ſehr viele edle Menſchen unter den Royaliſten und ſehr viele Schufte unter den Republikanern. Aber das beweiſt weder für die Monarchie, noch gegen die Republik. Vielleicht fragen Sie mich: wenn das aber ſo iſt, wenn der Liberalismus und die republikaniſche Verfaſſung die Menſchen nicht beſſer macht, was wird dabei ge wonnen? Darauf erwidere ich Ihnen: der Republikanismus macht die Menſchen nicht beſſer, aber den Menſchen. Der Egoismus in einer republikaniſchen Sphäre iſt weder ſo breit im Raume, noch ſo lang in der Zeit, als der Egoismus in einer monarchiſchen Sphäre. Nicht ſo breit — durch Korporations-Geiſt; nicht ſo lang — durch Erblichkeit. Er beginnt und endet mit dem Leben, und tritt nicht über den Kreis der Familie hinaus. Individuell wie er iſt, hat er nicht Raum genug, ungeheuer, nicht Zeit genug, troſtlos zu werden für die bürgerliche Geſellſchaft. Die Perſon hat die Verantwortlichkeit aller ihrer Handlungen auf ſich allein zu nehmen, und dieſes Gefühl wird auch der laſterhafteſten Natur Schranken ſetzen. Aber der Adel hat kein Gewiſſen, denn er theilt die Schuld mit den Tauſenden ſeines Standes. Aber der ſchlechteſte Fürſt kann ſich gerecht dünken; denn er betrachtet ſich als einen treuen Verwalter, der ein Gut, das ihm von ſeinen Vorfahren anvertraut worden, ungeſchmälert ſeinen Nachkommen überliefern will. Ich werde Ihnen das ein andermal deutlicher und umſtändlicher auseinander ſetzen. Wenn Sie wißbegierig ſind, erinnern Sie mich daran; meine liberale Spitzbubenſchule ſteht Ihnen zu jeder Zeit offen.

Es wird jetzt von ſämmtlichen Regierungen ein allgemeines europäiſches Treibjagen auf die ehrlichen Leute gehalten, und ein edles Thier weiß gar nicht mehr, wo es ſich vor all' den Hunden und Jägern verſtecken ſoll. Sehen Sie, wenn ein Thor einmal von einem Weiſen etwas lernt, ein unwiſſender Menſch aus einem guten Buche eine Lehre zieht, können Sie ſich darauf verlaſſen, daß es gerade eine Thorheit und etwas Falſches ſein wird, was ſie ſich aneignen. Vor vielen Jahren hat Montesquieu in ſeinem berühmten Werke: von dem Geiſte der Geſetze, den Grundſatz aufgeſtellt: die Tugend ſei das Prinzip der Republiken, wie die Ehre das der Monarchie. Die ganze Weltgeſchichte ſpricht dagegen. Doch glaubte man es wie ein Evangelium. Nun war in früherer Zeit von republikaniſchen Geſinnungen in Europa nichts zu ſpüren; die Tugend, wo ſie ſich zeigte, flößte alſo keine Beſorgniſſe ein und die Fürſten trugen kein Bedenken, einem ehrlichen Manne ein wichtiges Staatsamt anzuvertrauen. Jetzt aber, da ſich die republikaniſchen Neigungen täglich ſtärker ausſprechen, erinnert man ſich, daß die Tugend ihre einzige Nahrung ſei, und man ſucht die ehrlichen Leute wie die Wölfe auszurotten. Auch werden die Staatswälder täglich ſicherer und man wird bald mit der größten Ruhe bei Tage und bei Nacht darin reiſen können. Ein freiſinniger Mann nach dem andern fällt ab, durch Beſtechung oder andere Verführung. Das traurigſte hierbei iſt nun, nicht daß die Feinde der Freiheit darüber frohlocken, ſondern daß deren Freunde ſich darüber betrüben und in ihrem Glauben wankend gemacht werden. Das iſt nun auch eine Thorheit und zugleich eine Ungerechtigkeit. Wer die Tugend zerſtören will, braucht nur an ihr zu verzweifeln. Als der ſterbende Cato ſprach: es giebt keine Tugend! — von dem Augenblicke an gab es keine mehr. Die Schande und das Verbrechen fallen auf die, welche verführen, nicht auf die, welche ſich verführen laſſen. Der geſundeſte, der ſtärkſte, der blühendſte Mann — iſt er darum, weil er ſo iſt, der Wirkung des Giftes weniger ausgeſetzt? Er unterliegt ihm wie der ſchwächſte. Wie mit der Geſundheit des Körpers iſt es auch mit der Geſundheit der Seele. Auch der edelſte Menſch hat Augenblicke in ſeinem Leben, in welchen er ſich dem Teufel verſchreiben möchte. Es ſind Augenblicke der Noth, des Mangels, des Zorns, der Scham, der Liebe, des Haſſes oder was es ſonſt iſt, was einen guten Menſchen aus ſeiner Bahn werfen kann. In ſolchen Augenblicken ruft er den Teufel an; aber zum Glücke kommt der Teufel nicht. Die mitternächtliche Stunde geht vorüber, der Morgen dämmert und die Seele iſt gerettet. Doch die Polizei kommt, ſobald man ſie ruft, bei Tage und bei Nacht, zu jeder Stunde, durch den Schornſtein und durch das Schlüſſelloch. Ja, ſie kommt auch ungerufen, denn ſie kennt die Noth jedes Menſchen, und wo keine iſt, weiß ſie ſolche herbeizuführen. Keiner entgeht ihr, auf deſſen Verderben ſie es beharrlich angelegt. So fängt die Polizei die armen verlorenen Seelen, welche die gebildete Welt in Frankreich: Freunde der Regierung, in Oeſterreich: gute Patrioten, in Preußen: Preußen, in Spanien: Freunde des Thrones und des Altars, in Rußland: Alt Ruſſen, in Baiern: Jeſuiten nennt; welche aber der große Pöbel überall Spione heißt. Gegen das Gift der geheimen Regierung giebt es nur ein Gegengift, das wirkſam iſt: der Stolz. Zwar iſt der Stolz auch ein Laſter und vielleicht das größte unter allen. Aber eben weil es das größte und mächtigſte iſt, beherrſcht es die andern Schwächen als Deſpot und unterdrückt ſie alle. Den einzigen Rath, den man ehrlichen Leuten geben kann, ſich zu wahren, iſt: ſeid ſtolz! Bedenkt, daß ihr es mit Menſchen zu thun habt, die ihr verachtet, und die euch verächtlich machen wollen, damit ihr das Recht verliert, ſie zu verachten. Bleibt fern von ihnen.

Und weil man euch nur für ſtark hält, ſo lange ihr brüllt wie die Löwen — ſo brüllt! Knurrt, beißt, kratzt den ganzen Tag, daß euch Keiner nahe komme; ihr ſeid verloren, ſobald ihr liebenswürdig ſeid.

Samſtag, den 16. Februar.

„Guten Morgen, Kammerherr. — Ihre Hoheit
„geruhen wohl geruht zu haben. — Waren geſtern
„bei Hofe? — Unterthänigſt. — Was Neues? —
„Die Gräfin Amalie war en extase über das ſchöne
„Wort, das Ihre Hoheit in der Kammer ausgeſprochen. — Erinnere mich nicht. — Ihre Hoheit geruhten, als die Rede von der Oeffentlichkeit der
„Sitzungen und dem Drucke der Verhandlungen war,
„zu ſagen: Thaten ſind beſſer als Worte. —
„Weiter? — Der Graf bemerkte: vraiment le prince
„Jean est un Mirabeau. Die kleine gelbe Baronin Julie trat hinzu und ſagte: oui Monsieur le
„Comte, le prince est une mire — à — beau.
„Darauf erwiederte die Gräfin: Et vous, madame,
„vous êtes une mirabelle. — C'est divin. Meine
„Chocolade! Um elf Uhr der graue Wagen vor.
„Sie melden mich bei der Gräfin. — Der Hofrath
„Böttiger, Aufſeher im japaniſchen Palais, bittet

„Ihre Hoheit unterthänigſt, einen Blick auf dieſe lateiniſchen poetiſchen Zeilen zu werfen. — Der japaneſiſche Narr ſoll mich in Frieden laſſen mit ſeinem Latein. Was will er? — Es iſt eine Ode Horace — vorace, Kammerherr! — an Ihre Hoheit, über Deren männlich-fürſtlich-edel-hoch parlamentariſches Betragen. — Was iſt's? — Wie Ihre Hoheit zu ſagen geruhten: Thaten ſind beſſer als Worte. — Schicken Sie dem Hofrath zwei Dukaten und ich ließe danken. — In der Allgemeinen Zeitung ſtehen Berichte über die Stände-Verſammlungen. — Worte, nichts als Worte, Thaten ſind beſſer als Worte. Ich werde mit dem Miniſter ſprechen. Es darf keinem Unterthanen erlaubt ſein, Berichte in eine auswärtige Zeitung zu ſchicken, ohne ſie vorher der inländiſchen Zenſur vorgelegt zu haben. Wozu all' das Geſchwätz? Thaten ſind beſſer als Worte. Meine Reitgerte! — Hoheit, dieſesmal ſind Sie in guten Händen. Der Hofrath Böttiger läßt merken: er ſei Correſpondent der Allgemeinen Zeitung. — Was ſchreibt er? ba Monbonnière! — Er ſpricht von der neulichen Sitzung, wo Ihre Hoheit zu ſagen geruhten: Thaten ſind beſſer als Worte. — Drei Dukaten bringen Sie ihm. —

„Ein junger Künſtler wagt es, Ihrer Hoheit dieſe
„Skizze zu einem Gemälde vorzulegen. Es iſt die
„Kammerſitzung, in welcher Ihre Hoheit zu ſagen
„geruhten: Thaten ſind beſſer als Worte.
„Sämmtliche hohen Stände Glieder ſind porträtirt.
„ — Mais Diable! man ſieht ja ihre Geſichter nicht.
„Nichts als Rücken; man meint ja, es wäre der
„Grundriß zu einem Brückenbau. — Delicieux,
„Altesse! Der Maler wählte den Augenblick, wo
„der Miniſter in die Kammer tritt und ſämmtliche
„Mitglieder aufſtehen und ſich verneigen. — Hut!
„Kammerherr, Sie erwarten mich bei der katholi-
„ſchen Kirche, und wenn Sie mich bei der Gräfin
„wieder einſteigen ſehen, kommen Sie mir entgegen.
„Prenez cette tabatière. A dio! — Thaten
„ſind beſſer als Worte.“ — — Mit Ausnahme Ihrer Worte, die beſſer ſind als alle Thaten. Dieſer Brief iſt kurz und bleibt kurz. Am mehr ſchreiben verhindert mich Victor Hugo's neues Drama, das vor einigen Tagen im Drucke erſchienen und worüber ich zwei Tage mit Leſen und Notiren zugebracht.

— Den *** habe ich immer als liberalen Mann gekannt. Ueberhaupt iſt er brav und hat einen tüchtigen Charakter. Schade, daß ſeine Verhältniſſe ihn von politiſcher Thätigkeit entfernt halten. In unſerem verkrüppelten deutſchen Philiſterwalde würde er als hohe Eiche hervorragen und man würde ihn aus den Fenſtern der fürſtlichen Paläſte erkennen.

Hundert und ſiebenter Brief

Paris, Donnerſtag, den 21. Februar 1833.

Lucrezia Borgia habe ich geſtern aufführen ſehen, nachdem ich das Drama geleſen, und ich kann jetzt gründlich davon ſprechen, ob die Dame ſchön oder häßlich ſei, denn ich habe ſie am Tage und beim Kerzenlichte betrachtet. Ich muß wieder den Brutus machen. So oft ich Victor Hugo richte, iſt es mir, als ſollte ich meinen Sohn verurtheilen. Ich liebe den Rebellen; denn nur mit ſolcher Kraft und ſolcher Kühnheit kann man ſich ſo weit und ſo hoch verirren und ich hoffe, daß, wenn er erſt ganz die Beſinnung verloren, er zur Beſonnenheit zurückkehren wird.

Zu beſſerm Verſtändniß ſollte ich Ihnen vorher Einiges aus der wahren Geſchichte der fürſtlichen Familie Borgia mittheilen, wenn auch nur mit unleſerlicher Hand, daß Sie ſo von der Hälfte der

Wahrheit, die ich Ihnen erzählte, nur die Hälfte verſtunden. Doch ich fürchte, noch ſo unleſerlich, möchte das dem monarchiſchen Prinzip ſchaden, das jetzt kränklich und reizbar iſt und das man ſchonen muß. Auch könnte dann geſchehen, daß Sie vor Marat wie vor einem Heiligen niederfielen, und Sie ſollen keinen andern Mann anbeten, als den Einen.

Nach reiflicher diätetiſcher Ueberlegung habe ich beſchloſſen, Sie mit der letzten Scene der Tragödie zuerſt bekannt zu machen. Wenn Sie es dort oben, auf dem Gipfel der Greuel, ausgehalten, iſt weiter unten ein wahres Vergnügen. Einige Schritte den Berg hinab und Sie werden glauben, in einer tugendhaften Region zu ſein, und auf der Mitte des Berges, wo man nur wenig mordet, könnte Ihnen die moraliſche Hitze vielleicht läſtig fallen. Wenn in dem Drama Perſonen vorkommen, die nur den Dolch gebrauchen, wird man gerührt, und man möchte ihnen um den Hals fallen. Mir erging es ganz im Ernſte ſo. Ein Bandit, Vertrauter der Lucrezia, der alle ihre Miſſethaten ausführt oder einleitet, aber nur des Geldes willen, ohne Bosheit, erſchien mir wie ein edler iſländiſcher Juſtizrath und bei ſeinem Anblick ward mir ganz weinerlich zu Muthe.

Alſo in der letzten Scene befinden wir uns in Ferrara, wo damals Herzog Alphons von Eſte herrichte. Seine Gemahlin war Lucrezia Borgia. Eine junge ſchöne Prinzeſſin, eine der Nymphen der Circe Borgia, hatte in ihrem Palaſte eine Anzahl venetianiſcher Edelleute zu einem Abendmahle eingeladen. Die Ritter tragen Roſenkränze in den Haaren, die ſchönſten jungen Mädchen verherrlichen das Feſt, und eine Schaar aufwartender Mohren erhöhen durch ihr Nachtgeſicht den Glanz der Blumen, der Edelſteine und der goldenen Gefäße, die auf dem Tiſche prangen. Man lacht, man ſcherzt, man trinkt, man küßt, es ging gar nicht ſteif da zu und ich möchte wohl dabei geweſen ſein. Beim Deſſert tritt ein artiger Page mit goldenen Fläſchchen herein und fragt: Meine gnädigen Herren, Syrakuſer oder Cyperwein? Die Ritter wählen Syrakuſer. Unter den Gäſten war auch ein Ritter im ſchwarzen Mantel, der ſich mitten im Taumel durch ſeine Ruhe und Beſonnenheit auszeichnet, ob er ſich zwar auch weintrunken anſtellt. Das iſt aber mein wackerer iſländiſcher Menſch, den ich ſo ſehr liebe, weil er mit juſtizräthlichem Pflichtgefühle ſeinen beſten Freunden die Hälſe abſchneidet, da es ſein Amt iſt und er dafür bezahlt wird. Wenn ihn ſeine Gebieterin Lucrezia Borgia etwas Gutes thun heißt, thut er es auch. Kurz, er iſt ein Muſter von treuem Staatsdiener, und er hat zu ſeinem fünfzigjährigen

Amts-Jubiläum ganz gewiß einen Orden vierter Klaſſe mit einem allerhöchſten Belobungsſchreiben erhalten.

Dieſer ſchwarze Edelmann fängt plötzlich Streit an. Es war Schelmerei, es war verabredet. Die jungen Damen ſtellen ſich erſchrocken und verlaſſen den Saal. Die Händel werden beigelegt und man trinkt und lacht wie vor. Ein Weinlied wird angeſtimmt. Da miſchen ſich unſichtbare Geiſterſtimmen in den Chor, erſt fern dann näher, erſt leiſe dann ſtärker. Die luſtigen Edelleute horchen auf, kehren aber bald zum Taumel der Vergeſſenheit zurück. Aber der wunderliche Geſang wird immer vernehmbarer. Es war ein Kirchenlied, ein Mönchsgemurmel, ein Grabgeläute. Die Ritter werden nüchterner. Da ſchlagen plötzlich große Flügelthüren auf, und man ſieht im Hintergrunde, durch eine Eſtrade von dem Saale geſchieden, ein ſchwarz behangenes von Kirchenlichtern erhelltes Zimmer, das Mönche in ſchwarzen und weißen Kutten, Fackeln in den Händen tragend, ausfüllen. Sie trugen Larven. Die weißen Geſtalten ſteigen in den Saal hinab, und die Edelleute in die Mitte nehmend, ſtellen ſie ſich in zwei Reihen und ſingen ihr ſchauerlich Latein. Die Ritter lachen noch immer, ſie meinen, die jungen Damen hätten ſich einen Scherz machen wollen und ſich als Mönche verkleidet. Darum hätten ſie auch ſie ſchnell den Saal verlaſſen. Es tritt einer der Ritter zu den weißen Geſtalten hin und reißt ihr die Maske ab. Da ſieht er das wahrhaftige feuchte und bleierne Geſicht eines Mönchs. Den armen jungen Edelleuten gerinnt das Blut in den Adern.

Jetzt kommt aus dem Hintergrunde des Trauerzimmers eine erhabene weibliche Geſtalt hervor. Ihr weites ſchwarzes Sammetkleid, die goldene Schärpe um den Leib, das goldene Diadem in den Haaren, deſſen Spitzen wie Irrlichter hin und her funkeln, gaben ihr das Anſehen einer Zauberin. Sie tritt an die Stufen der Eſtrade und ruft mit Grimm und Spott in den Saal hinab: Du da! Ich habe Deinen Vater vergiftet. Nicht wahr, Du weißt das noch? Du da! Ich habe Deinen Bruder erwürgt. Du haſt das gewiß nicht vergeſſen. Du dort! Ich habe Deinen Vetter erſäufen laſſen, wie Dir wohl bekannt iſt. So nennt ſie fünf beim Namen. Jetzt müßt Ihr auch ſterben, Ihr ſeid vergiftet. Aber beruhigt Euch, Ihr werdet chriſtlich bedient werden. Mein Vater, der Papſt, hat dieſe guten Mönche für alle ſolche meine Angelegenheiten gehörig ordinirt und diſpenſirt. Sie empfangen Euere Beichte und geben Euch die Abſolution und ein chriſtliches Begräbniß wird Euch zu Theil. Seht dort! Auf ihren Wink treten die ſchwarzen Kutten zurück, die im Hintergrund des Trauerzimmers bis jetzt verborgen, und man ſieht fünf Särge neben einander, mit ſchwarzen Tüchern und weißen Kreuzen behängt und von Wachskerzen umſtellt. Ueber jedem Sarge iſt der Name ſeines künftigen Bewohners geſchrieben. Die vergifteten jungen Leute, von den ſingenden Mönchen umgeben, wanken zu ihren Särgen hinab. Das Trauerzimmer ſchließt ſich.

Lucrezia Borgia bleibt allein im Saale zurück; da gewahrt ſie einen Jungling und ruft entſetzt: Gennaro! Daß der auch beim Mahle geweſen, daß er auch vergiftet worden, das wußte ſie nicht. Sie liebt ihn leidenſchaftlich, er iſt Alles in der Welt, was ſie liebt. Sie fleht ihn an, er möchte ſein Leben erhalten, er beſitze ja noch das Gegengift. Gennaro zieht ein Fläſchchen aus der Taſche und fragt, ob das hinreiche, alle ſeine Freunde zu retten? Lucrezia jammert: nein. Da wirft er das Fläſchchen weg und ſagt: ſo wolle er ſterben, aber ſie ſterbe vorher. Er greift nach einem Meſſer und zückt es nach ihr. Lucrezia wehklagt zu ſeinen Füßen: tödte mich nicht! Du nicht. Gennaro bleibt entſchloſſen. Da geſteht Lucrezia, ſie wäre ſeine Tante; deſto ſchlimmer! ſchreit Gennaro und ſtößt ihr das Meſſer in die Bruſt. Lucrezia röchelt: ich bin deine Mutter! und ſtirbt. Sie war ſeine wirkliche Mutter; ſie war aber auch ſeine Tante; ſie war aber auch ſeine Großmutter. Die Genealogie der päpſtlichen und fürſtlichen Familie Borgia war ein wunderliches, verwirrtes und künſtliches Räthſelſpiel. Aber der Teufel konnte daraus klug werden.

Was der letzten Scene alles vorhergeht, iſt jetzt für Sie von keiner großen Bedeutung mehr, doch will ich es kurz erzählen. Der erſte Act ſpielt in Venedig, auf der Gartenterraſſe hinter dem Palaſte eines Nobile, der ein Nachtfeſt gab. Einige der Ballgäſte, junge Ritter, ſind im Freien und erzählen ſich ihre Abenteuer. Es ſind die nämlichen Edelleute, die ſpäter in Ferrara von Lucrezia vergiftet worden. Unter ihnen zeichnet ſich durch ſein ſtilles und ſchwärmeriſches Weſen der junge Gennaro aus, den wir als Sohn der Borgia auch ſchon kennen. Er iſt in venetianiſchen Kriegsdienſten, kennt ſeine Herkunft nicht, und ſchwärmt liebevoll mit dem Gedankenbilde ſeiner Mutter, die er nie geſehen. Er ſetzt ſich auf eine Bank und ſchläft ein. Da naht ſich eine maskirte Dame. Man hat vor uns keine Geheimniſſe mehr: es iſt Lucrezia Borgia. Dieſe hat ihren geliebten Sohn ſeit ſeiner Geburt nicht aus ihren mütterlichen Augen verloren. Sie ſorgte im Stillen für ihn, ließ ihn bewachen, ihre Späher folgten ihm auf allen ſeinen Lebenswegen.

Von dieſen erfuhr ſie, Gennaro ſei jetzt in Venedig. Sie eilte ihm nach, ſich an ſeinem Angeſichte zu erfreuen. Sie findet ihn ſchlafend, betrachtet ihn lange mit Entzücken und weckt ihn endlich durch einen Kuß. Gennaro ſchlägt die Augen auf und ſieht angenehm überraſcht eine ſchöne Frau zu ſeiner Seite. Zwar hat er ſchon eine Liebe, aber das im Schlafe zugefallene Glück mag er darum doch nicht verſchmähen. Er iſt artig gegen die Schöne und das Heilige ihrer zärtlichen Erwiederung ahndet der Jüngling nicht. Er geſteht ihr, er fühle ſich durch eine wunderbare Gewalt zu ihr hingezogen, ihr könne er alle ſeine Geheimniſſe anvertrauen. Er erzählt ihr von ſeiner unbekannten Mutter, lieſt ihr die Briefe vor, die er durch fremde Hand von ihr erhalten. Lucrezia Borgia vergißt alle ihre Verbrechen und iſt einmal glücklich, weil ſie ſich ſchuldlos fühlt. Aber von dem Balkon des Palaſtes herab hat einer der Edelleute Lucrezia Borgia erkannt. Er theilt das Geheimniß ſeinen Freunden mit. Sie alle hatten eine Blutſchuld an ihr zu rächen. Sie ſtürzen mit Fackeln in den Garten hinab und wie die Rachegötter umringen ſie Lucrezia. Einer tritt nach dem Andern hervor, Einer ſchreit nach dem Andern: du haſt meinen Vater, du haſt meinen Oheim ermordet. Lucrezia, ſonſt abgehärtet gegen ſolchen Vorwurf, fühlt ſich jetzt zerſchmettert von ihm. Sie kann den Schimpf nicht in Gegenwart ihres Sohnes ertragen, vor dem allein ſie rein erſcheinen möchte, an deſſen Achtung unter allen Menſchen ihr allein gelegen iſt. Die Unglückliche ringt die Hände, bittet um Schonung und Erbarmen. Aber die Zornentbrannten ſetzen ihr Strafgericht fort und donnern der Sünderin alle ihre Schandthaten in's Geſicht. Da tritt Gennaro als Ritter der Dame hervor und gebietet bei ſeinem Schwerte Ruhe und Stille. Seine Freunde fragen ihn: kennſt du ſie denn? Sie reißen ihr die Maske vom Geſichte. Es iſt Lucrezia Borgia! ſchreien ſie. Gennaro, unter den wilden leichtſinnigen Geſellen der einzige tugendhafte und ſittliche Menſch, haßt um ſo ſtärker als ſie den weiblichen Teufel Lucrezia Borgia, deren Schreckensnamen durch ganz Italien zitterte. Er verhüllt ſich das Geſicht und wendet ſich entſetzt von ihr ab.

In dem folgenden Akte kommen die Ritter nach Ferrara. Lucrezia, ſich zu rächen, lockt ſie zu einem Gaſtmahle und läßt ſie vergiften, wie wir erfahren. Auch Gennaro kommt nach Ferrara und wird von den Sbirren des Herzogs von Eſte gefangen genommen. Dieſer nämlich, der das Leben ſeiner Gemahlin Lucrezia nur zu gut kennt, läßt ſie auf allen ihren

Wegen beobachten, und ſo hatte er von ſeinen Spionen erfahren, daß Lucrezia in Venedig mit Gennaro, einem ihrer Liebhaber, eine heimliche Zuſammenkunft gehabt. Der Jüngling wird von dem beleidigten Fürſten und dem eiferſüchtigen Gatten dem Tode geweiht. Vorher, als er noch frei war, ging er mit ſeinen Kriegsgeſellen vor dem herzoglichen Palaſte auf und ab. Der weiche tugendhafte Jüngling, in ſeinem glühenden Haſſe gegen die verruchte Lucrezia, verflucht die Mauern, verflucht die Steine des Palaſtes, flucht ſeiner hölliſchen Bewohnerin. Unter dem Thore war der Name Borgia eingehauen. Gennaro in ſeiner Leidenſchaft ſpringt hinauf und ſticht mit ſeinem Dolche den Buchſtaben B ab, ſo daß nur Orgia bleibt. Dieſen Schimpf erfahren Lucrezia und der Herzog. Lucrezia kennt den Thäter nicht; aber der Herzog kennt ihn. Er hat ihn in ſeiner Gewalt.

Der Herzog ſitzt allein in ſeinem Zimmer. Da ſtürzt Lucrezia wuthentbrannt herein, da iſt ſie eine Furie wie in der Geſchichte, keine liebende Mutter wie in der Fabel des Dichters. Und es blitzt aus ihren Augen, und donnert aus ihrem Munde. Und ſie ſagt ihrem Gemahl, welch' ein Schimpf ihr geſchehen, und ſein Bettelvolk von Ferrara nehme ſich gar zu viel heraus, und es ſei doch ſonderbar, daß er für ihre Ehre ſo wenig Sorge trage, daß er den Miſſethäter nicht aufſuchen laſſen. Der Herzog hört ſie kalt, ruhig und höhniſch an, und als ſie ausgewüthet, ſagt er: der Miſſethäter iſt gefunden. Wie! gellt Lucrezia — er iſt gefunden und noch frei? Er iſt gefangen, erwiedert der Herzog. Er iſt gefangen und lebt noch? fragt Lucrezia in ihrem Grimme. Er wird ſterben, erwiedert der Herzog eiskalt. Lucrezia läßt ihren Gemahl bei ſeiner fürſtlichen Würde ſchwören, den Verbrecher hinzurichten, wer er auch ſei. Der Herzog giebt ſein Fürſtenwort höhniſch lächelnd. Er winkt, der Verbrecher wird hereingeführt, und Lucrezia erkennt mit Entſetzen ihren Gennaro. Das iſt der Thäter nicht, ſpricht Lucrezia. Gennaro tritt hervor und ſagt: ich bin der Thäter. Lucrezia bittet ihren Gemahl um ein heimliches Geſpräch. Gennaro wird abgeführt. Jetzt bittet ſie ihren Gemahl um das Leben des jungen Mannes. Sie wolle großmüthig ſein, es ſei nur eine Laune geweſen, als ſie ſeinen Tod gefordert. Der Herzog erinnert ſie, daß er ihr ſein Fürſtenwort gegeben, den Verbrecher zu beſtrafen. Lucrezia erwiedert lächelnd: Eide ſind für das Volk, nicht für uns Fürſten. Das ganze Haus beklatſcht dieſes Wort. Aber der Herzog läßt ſich nicht erbitten. Alle Künſte des Himmels und der Hölle ruft ſie auf: Liebe und Haß, Wehmuth und Zorn, Lächeln und Thränen, Schmeicheleien und Drohungen. Alles umſonſt. Sie droht ihrem Gemahle mit der Rache ihres Vaters, des Papſtes, mit ihrer eignen; ſie erinnert ihn daran, daß er ihr vierter Mann ſei. Der Herzog ſpottet ihrer. Sie iſt erſchöpft, ihr Köcher iſt ausgeleert. Ganz matt fragt ſie ihren Gemahl, warum er ihr das Leben des Jünglings nicht ſchenken, ihr nicht den kleinen Gefallen thun wolle? Jetzt fängt der beſchneite Herzog zu rauchen an, und ein Feuerſtrom des Zorns ſtürzt aus ſeinem Munde. Er donnert: „weil er dein Liebhaber iſt", und jetzt hält er ihr alle Schandthaten ihres Lebens vor und endet: „deine geliebten Männer können auch künftig durch jede Thüre zu dir kommen; aber die Thüre, durch welche ſie wieder herausgehen, werde ich bewachen laſſen — von dem Henker." Gennaro müſſe ſterben, ſie ſolle ſelbſt wählen zwiſchen Gift und Schwert. Lucrezia wählet Gift. Der Herzog läßt zwei Flaſchen holen, eine ſilberne und eine goldene. In der goldenen ſei der zubereitete Wein, den ſie recht gut kenne. Daraus ſolle ſie dem Gennaro einſchenken, ſich aber ja hüten, die Flaſchen zu verwechſeln, denn geſchehe es, ſtünde draußen ein Mann mit einem nackten Schwerte bereit, der auf einen

Wink hereinſtürzen und den geliebten Jüngling unter ihren Augen niederhauen werde.

Gennaro wird zurückgeführt. Der Herzog ſtellt ſich gnädig, verzeiht ihm, trinkt ihm zu. Er trinkt aus der ſilbernen Flaſche, Lucrezia füllt mit angſt zitternder Hand einen Becher aus der goldenen Flaſche und überreicht ihn ihrem Sohne. Der Herzog verläßt höhniſch das Zimmer. Lucrezia ſchreit ihrem Sohne zu: Ihr ſeid vergiftet; um Gotteswillen trinkt ſchnell aus dieſem Fläſchchen; es iſt Gegengift, ein Tropfen und ihr ſeid gerettet. Aber Gennaro weigert ſich zu trinken. Er ſagt ihr: es ſei ihm wohl bekannt, wie ſie einſt einen Fürſten vergiftet, indem ſie ihm glauben gemacht, er ſei es ſchon, und ihm im Gegengift ein Gift gegeben. Lucrezia verzweifelt über dieſes verſchuldete Mißtrauen; aber die Mutterliebe giebt ihr Beredtſamkeit, Gennaro glaubt und trinkt. Jetzt ſolle er ſchnell aus Ferrara eilen. Aber der unglückliche Jüngling läßt ſich von ſeinen Freunden aufhalten und ſich Abends zu dem Giftmahle verlocken. Dort, wie wir erfahren, ſtirbt er, nachdem er ſeine Mutter getödtet.

Und wozu, wozu alle dieſe Greuel? Außer den Schandthaten, die auf der Bühne unter unſern Augen geſchehen, werden auch alle die erzählt, welche die Borgia's ſeit jeher begangen. Warum die Kunſt zur Schinderin, die Bühne zu einem Schindanger machen? Victor Hugo ſagt in der Vorrede zum Drama: „La paternité **sanctifiant** la difformité „physique, voilà le roi **s'amuse**: **la** maternité „purifiant la difformité **morale**, voilà Lucrece „Borgia . . . à la chose la plus hideuse „mêlez une idée réligieuse, elle deviendra „sainte et pure. Attachez Dieu au gibet, vous „avez la croix.“ **Unvergleichlicher** Unſinn! Freilich bleibt Gott auch noch am **Kreuze** Gott, aber das Kreuz macht ihn nicht zum Gotte, und die Anbetung findet ihn dort nur mit Schmerz. Freilich behält der Edelſtein auch noch im **Kothe** ſeinen Werth, und wer ihn da findet mag ihn **aufheben**; aber den Edelſtein in ſolcher Faſſung **ſuchen** und ihn darum vorziehen — käme das je Einem in den Sinn? Konnte uns der Dichter den Adel und die Macht der Mutterliebe nur in einer Lucrezia **Borgia** zeigen? Und ihre Mutterliebe iſt keine **Perle** im Schmutze, ſie iſt Schmutz in Schmutz. Ihr Sohn iſt eine Frucht der Blutſchande, es iſt der Sohn ihres Bruders.

Ich hätte noch gar **manches** zu ſagen; aber mit einem guten Bruder **Liberalen** muß ich einige Nachſicht haben. Victor Hugo **bemerkt** in der Vorrede: die Miniſter **möchten ſich** ja nicht ſchmeicheln, er habe ſie vergeſſen. Keineswegs. Er werde zwar ſeine Kunſt mit allem Eifer forttreiben, aber darum die Politik nicht vernachläſſigen. „L'homme a deux mains.“ Schön geſagt! In Baiern bekäme er dafür ein doppeltes Urtheil. Fünf Jahre in's Zuchthaus für die rechte Hand und fünf Jahre in's Zuchthaus für die linke Hand. Doch hat unſer gelehrter Frankfurter Feuerbach in ſeinem unvergleichlich baieriſchen Criminal-Geſetzbuche für das Königreich Baiern dieſes, wie noch manches andere vergeſſen. Wenn die rechte Hand beſtraft wird, daß ſie geſchrieben, verdient die linke Hand dafür beſtraft zu werden, daß ſie das Papier feſtgehalten. Ueberhaupt könnte ich das baieriſche Criminalgeſetzbuch mit vielen aſtronomiſchen Neuigkeiten bereichern. Erſt kürzlich entdeckte ich einen ſehr fernen entfernten Verſuch zum Verſuche eines Hochverraths-Verſuchs. Es iſt ein kleiner Nebelſtern, aber zwei Jahre Zuchthaus wären immer dabei zu verdienen.

Samſtag, den 23. Februar.

Geſtern Abend im Bette fing ich die Leidensgeſchichte eines italieniſchen Staatsgefangenen zu leſen an. Nach dem Kapitel, worin er von den ſchrecklichen Gefühlen ſpricht, mit welchen man am erſten Morgen in einem Gefängniſſe erwacht, ſchlief ich ein. Und als ich dieſen Morgen erwachte, war mein erſter froher Gedanke: Du biſt frei! Und mein zweiter froher Gedanke war: Du biſt nicht frei! Denn wäreſt du frei, würdeſt du nicht ſo froh ſein, daß heute Samſtag iſt, der dir einen Brief bringt. Aber ich Glücklicher! Das iſt kein carcere duro, und ich will es gern ertragen mein Leben lang. Ich erzähle Ihnen noch aus dem Buche. Es heißt: Le mie prigioni, memorie di Silvio Pellico da Saluzzo. Es iſt ein Dichter aus Piemont, der zehn Jahre ſeines Lebens, von 1820 bis 1830, von ſeinem dreißigſten bis zu ſeinem vierzigſten Jahre, in verſchiedenen öſterreichiſchen Staatsgefängniſſen geſchmachtet. Ich bringe das Buch mit. Künftigen Sommer, an ſolchen Abenden, wo Sie Luft-trunken von den Bergen kommen, leſe ich Ihnen daraus vor, Ihre Pulſe zu ſtillen. Ich lernte Wilhelm Tell verſtehen, und wie ihm vor dem Kerker eines öſterreichiſchen Landtags ſchaudern mußte.

Wer an ſolche Luft gewohnt, hat keine Tyrannei zu fürchten — er erträgt ſie nicht.

Ich hätte Ihnen noch einige Worte von der Demoiſelle Georges ſagen ſollen, welche die Lucrezia Borgia ganz herrlich geſpielt. Sie war ein Vulkan und alles, was in dem dunkeln Buſen eines ſolchen Weibes kocht, kam donnernd und in Feuergüſſen an den Tag. Das war freilich das Verdienſt des Dichters, zugleich aber ſeine Schuld. Statt uns an den reinlichen gedeckten Tiſch der Leidenſchaft zu ſetzen, bringt er uns in ihre Küche, und dieſesmal war es des Teufels Küche. In mehreren Ecken des Saals wurde einigemal geziſcht, bei ſolchen Stellen, wo alles zu nackt, zu roh, zu blutig erſchien, wo Einen das rothe Fleiſch anekelte. Victor Hugo kommt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es ſo forttreibt, kann er, bis er volljährig und verſtändig wird, ſich arm gelebt haben. Man ſoll von den Zinſen ſeines Geiſtes leben . . . Und wie gefalle ich Ihnen als ſolider Menſch?

Hundert und achter Brief.

Paris, Montag, den 25. Februar 1833.

Soll ich über Heine's **Franzöſiſche Zuſtände** ein vernünftig Wort verſuchen? Ich wage es nicht. Das fliegenartige Mißbehagen, das mir beim Leſen des Buches um den Kopf ſummte und ſich bald auf dieſe bald auf jene Empfindung ſetzte, hat mich ſo ärgerlich geſtimmt, daß ich mich nicht verbürgen kann — ich ſage nicht für die Richtigkeit meines Urtheils, denn ſolche anmaßliche Bürgſchaft übernehme ich nie — ſondern nicht einmal für die Aufrichtigkeit meines Urtheils. Dabei bin ich aber beſonnen genug geblieben, um zu vermuthen, daß dieſe Verſtimmung nicht Heine's Schuld iſt. Wer ſo große Geheimniſſe wie er beſitzt, als wie: in der dreihundertjährigen Unmenſchlichkeit der öſterreichiſchen Politik eine erhabene Ausdauer zu finden, und in dem Könige von Baiern einen der edelſten und geiſt-

Univ. Bibl. München

reichſten Fürſten, die je einen Thron geziert; den König der Franzoſen, als hätte er das kalte Fieber, an dem einen Tage für gut, an dem andern für ſchlecht, am dritten wieder für gut, am vierten wieder für ſchlecht zu erklären; wer es kühn und großartig findet, daß die Herren von Rothſchild während der Cholera ruhig in Paris geblieben, aber die unbezahlten Mühen der deutſchen Patrioten lächerlich findet; und wer bei aller dieſer Weichmüthigkeit ſich ſelbſt noch für einen gefeſteten Mann hält, — wer ſo große Geheimniſſe beſitzt, der mag noch größere haben, die das Räthſelhafte ſeines Buches erklären; ich aber kenne ſie nicht. Ich kann mich nicht blos in das Denken und Fühlen jedes Andern, ſondern auch in ſein Blut und ſeine Nerven verſetzen, mich an die Quellen aller ſeiner Geſinnungen und Gefühle ſtellen und ihrem Laufe nachgehen mit unermüdlicher Geduld. Doch muß ich dabei mein eigenes Weſen nicht aufzuopfern haben, ſondern nur zu beſeitigen auf eine Weile. Ich kann Nachſicht haben mit Kinderſpielen, Nachſicht mit den Leidenſchaften eines Jünglings. Wenn aber an einem Tage des blutigſten Kampfes ein Knabe, der auf dem Schlachtfelde nach Schmetterlingen jagt, mir zwiſchen die Beine kommt; wenn an einem Tage der höchſten Noth, wo wir heiß zu Gott beten, ein junger Geck uns zur Seite, in der Kirche nichts ſieht als die ſchönen Mädchen und mit ihnen liebäugelt und flüſtert — ſo darf uns das, unbeſchadet unſerer Philoſophie und Menſchlichkeit, wohl ärgerlich machen.

Heine iſt ein Künſtler, ein Dichter, und zur allgemeinſten Anerkennung fehlt ihm nur noch ſeine eigene. Weil er oft noch etwas anderes ſein will als ein Dichter, verliert er ſich oft. Wem, wie ihm, die Form das Höchſte iſt, dem muß ſie auch das Einzige bleiben; denn ſobald er den Rand überſteigt, fließt er in's Schrankenloſe hinab, und es trinkt ihn der Sand. Wer die Kunſt als ſeine Gottheit verehrt, und je nach Laune auch manches Gebet an die Natur richtet, der frevelt gegen Kunſt und Natur zugleich. Heine bettelt der Natur ihren Nektar und Blüthenſtaub ab, und bauet mit bildendem Wachſe der Kunſt ihre Zellen. Aber er bildet die Zelle nicht, daß ſie den Honig bewahre, ſondern ſammelt den Honig, damit die Zelle auszufüllen. Darum rührt er auch nicht, wenn er weint, denn man weiß, daß er mit den Thränen nur ſeine Nelkenbeete begießt. Darum überzeugt er nicht, wenn er auch die Wahrheit ſpricht, denn man weiß, daß er an der Wahrheit nur das Schöne liebt. Aber die Wahrheit iſt nicht immer ſchön, ſie bleibt es nicht immer. Es dauert lange bis ſie in Blüthe kommt, und ſie muß verblühen ehe ſie Früchte trägt. Heine würde die deutſche Freiheit anbeten, wenn ſie in voller Blüthe ſtände; da ſie aber wegen des rauhen Winters mit Miſt bedeckt iſt, erkennt er ſie nicht und verachtet ſie. Mit welcher ſchönen Begeiſterung hat er nicht von dem Kampfe der Republikaner in der St. Mery Kirche und von ihrem Heldentode geſprochen! Es war ein glücklicher Kampf, es war ihnen vergönnt, den ſchönen Trotz gegen die Tyrannei zu zeigen und den ſchönen Tod für die Freiheit zu ſterben. Wäre der Kampf nicht ſchön geweſen, und dazu hätte es nur einer andern Oertlichkeit bedurft, wo man die Republikaner hätte zerſtreuen und fangen können hätte ſich Heine über ſie luſtig gemacht. Was Brutus gethan, würde Heine verherrlichen, ſo ſchön er nur vermag; würde aber ein Schneider den blutigen Dolch aus dem Herzen einer entehrten jungen Nähterin ziehen, die gar Bärbelchen hieße und damit die dummtragen Bürger zu ihrer Selbſtbefreiung ſtacheln — er lachte darüber. Man verſetze Heine in das *Ballhaus*, zu jener denkwürdigen Stunde, wo Frankreich aus ſeinem tauſendjährigen Schlafe erwachte und ſchwur, es wolle nicht mehr träumen — er wäre der tollheißeſte Jakobiner, der wüthendſte Feind der Ariſtokraten und ließe alle Edelleute und Fürſten mit Wonne an einem Tage niedermetzeln. Aber ſähe er aus der Rocktaſche der feuerſpeienden Mirabeau auf deutſche Studenten-Art eine Tabakspfeife mit roth-ſchwarz-goldener Quaſte hervorragen — dann Pfui Freiheit! und er ginge hin und machte ſchöne Verſe auf Marie Antoinetten's ſchöne Augen. Wenn er in ſeinem Buche die heilige Würde des Abſolutismus preiſt, ſo geſchah es, außer daß es eine Rede-Uebung war, die ſich an dem Tollſten verſuchte, nicht darum, weil er politiſch reinen Herzens iſt, wie er ſagt; ſondern er that es, weil er athemreinen Mundes bleiben möchte, und er wohl an jenem Tage, als er das ſchrieb, einen deutſchen Liberalen Sauerkraut mit Bratwurſt eſſen geſehen.

Wie kann man je Dem glauben, der ſelbſt nichts glaubt? Heine ſchämt ſich ſo ſehr etwas zu glauben, daß er Gott den „Herrn“ mit lauter Initialbuchſtaben drucken läßt, um anzuzeigen, daß es ein Kunſtausdruck ſei, den er nicht zu verantworten habe. Den verzärtelten Heine bei ſeiner ſybaritiſchen Natur kann das Fallen eines Roſenblattes im Schlafe ſtören; wie ſollte er behaglich auf der Freiheit ruhen, die ſo knorrig iſt? Er bleibe fern von ihr. Wen jede Unebenheit ermüdet, wen jeder Widerſpruch verwirrt macht, der gehe nicht, denke nicht, lege ſich in ſein Bett und ſchließe die Augen. Wo giebt es denn eine Wahrheit, in der nicht etwas Lüge wäre? Wo eine Schönheit, die nicht ihre Flecken hätte? Wo ein Erhabenes, dem nicht eine Lächerlichkeit zur Seite ſtünde? Die Natur dichtet ſelten und reimet niemals; wem ihre Proſa und ihre Ungereimtheiten nicht behagen, der wende ſich zur Poeſie. Die Natur regiert republikaniſch, ſie läßt jedem Dinge ſeinen Willen bis zur Reiſe der Miſſethat, und ſtraft dann erſt. Wer ſchwache Nerven hat und Gefahren ſcheut, der diene der Kunſt, der abſoluten, die jeden rauhen Gedanken ausſtreicht, ehe er zur That wird, und an jeder That feilt, bis ſie zu ſchmächtig wird zur Miſſethat.

Heine hat in meinen Augen ſo großen Werth, daß es ihm nicht immer gelingen wird, ſich zu überſchätzen. Alſo nicht die Selbſtüberſchätzung mache ich ihm zum Vorwurfe, ſondern daß er überhaupt die Wirkſamkeit einzelner Menſchen überſchätzt, ob er es zwar in ſeinem eigenen Buche ſo klar und ſchön dargethan, daß heute die Individuen nichts mehr gelten, daß ſelbſt Voltaire und Rouſſeau von keiner Bedeutung wären, weil jetzt die Chöre handelten und die Perſonen ſprächen. Was ſind wir denn, wenn wir viel ſind? Nichts als die Herolde des

Volke. Wenn wir verkündigen und mit lauter vernehmlicher Stimme, was uns jedem von ſeiner Partei aufgetragen, werden wir gelobt und belohnt; wenn wir unvernehmlich ſprechen oder gar verrätheriſch eine falſche Botſchaft bringen, werden wir getadelt und gezüchtigt. Das vergißt eben Heine, und weil er glaubt, er wie mancher Andere auch könnte eine Partei zu Grunde richten oder ihr aufhelfen, hält er ſich für wichtig; ſieht umher, wem er gefalle, wem nicht; träumt von Freunden und Feinden, und weil er nicht weiß, wo er geht und wohin er will, weiß er weder wo ſeine Freunde noch wo ſeine Feinde ſtehen, ſucht ſie bald hier, bald dort, und weiß ſie weder hier noch dort zu finden. Uns andern miſerabeln Menſchen hat die Natur zum Glücke nur einen Rücken gegeben, ſo daß wir die Schläge des Schickſals nur von einer Seite fürchten; der arme Heine aber hat zwei Rücken, er fürchtet die Schläge der Ariſtokraten und die Schläge der Demokraten, und um beiden auszuweichen, muß er zugleich vorwärts und rückwärts gehen.

Um den Demokraten zu gefallen, ſagt Heine: die jeſuitiſch ariſtokratiſche Partei in Deutſchland verläumde und verfolge ihn, weil er dem Abſolutismus kühn die Stirne biete. Dann, um den Ariſtokraten zu gefallen, ſagt er: er habe dem Jakobinismus kühn die Stirne geboten; er ſei ein guter Royaliſt und werde ewig monarchiſch geſinnt bleiben; in einem Pariſer Putzladen, wo er vorigen Sommer bekannt war, ſei er unter den acht Putzmachermädchen mit ihren acht Liebhabern — alle ſechzehn von höchſt gefährlicher republikaniſcher Geſinnung — der einzige Royaliſt geweſen, und darum ſtünden ihm die Demokraten nach dem Leben. Ganz wörtlich ſagt er: „Ich bin bei Gott! kein Republikaner, ich weiß, „*wenn die Republikaner ſiegen, ſo ſchneiden „ſie mir die Kehle ab.*“ Ferner: „Wenn die „Inſurrektion vom 5. Mai nicht ſcheiterte, wäre „es ihnen leicht gelungen, *mir den Tod zu bereiten, den ſie mir zugedacht.* Ich verzeihe „ihnen gerne dieſe Narrheit.“ Ich nicht. Republikaner, die ſolche Narren wären, daß ſie Heine glaubten aus dem Wege räumen zu müſſen, um ihr Ziel zu erreichen, die gehörten in das Tollhaus.

Auf dieſe Weiſe glaubt Heine bald dem Abſolutismus, bald dem Jakobinismus *kühn die Stirne zu bieten.* Wie man aber einem Feinde die Stirne bieten kann, indem man ſich von ihm abwendet, das begreife ich nicht. Jetzt wird zur Wiedervergeltung der Jakobinismus durch eine gleiche Wendung auch Heine kühn die Stirne bieten. Dann ſind ſie quitt und ſo hart ſie auch auf einander ſtoßen mögen, können ſie ſich nie ſehr wehe thun. Dieſe weiche Art, Krieg zu führen, iſt ſehr löblich und an einem blaſenden Herolde, die Heldenthaten zu verkündigen, kann es keiner der kämpfenden Stirne in dieſem Falle fehlen.

Gab es je einen Menſchen, den die Natur beſtimmt hat, ein ehrlicher Mann zu ſein, ſo iſt es Heine und auf dieſem Wege könnte er ſein Glück machen. Er kann keine fünf Minuten, keine zwanzig Zeilen heucheln, keinen Tag, keinen halben Bogen lügen. Wenn es eine Krone gälte, er kann kein Lächeln, keinen Spott, keinen Witz unterdrücken, und wenn er, ſein eignes Weſen verkennend, doch lügt, doch heuchelt, ernſthaft ſcheint, wo er lachen, demüthig, wo er ſpotten möchte, ſo merkt es Jeder gleich, und er hat von ſolcher Verſtellung nur den Vorwurf, nicht den Gewinn. Er gefällt ſich, den Jeſuiten des Liberalismus zu ſpielen. Ich habe es ſchon einmal geſagt, daß dieſes Spiel der guten Sache nützen kann; aber weil es eine einträgliche Rolle iſt, darf ſie kein ehrlicher Mann ſelbſt übernehmen, ſondern muß ſie Andern überlaſſen. So, ſeiner beſſern Natur zum Spotte, findet Heine ſeine Freude daran, zu diplomatiſiren, und ſeine Zähne zum Gefängnißgitter ſeiner Gedanken zu machen, hinter welchem ſie Jeder ganz deutlich ſieht und dabei lacht. Denn zu verbergen, daß er Etwas zu verbergen habe, ſo weit bringt er es in der Verſtellung nie. Wenn ihn der Graf Moltke in einen Federkrieg über den Adel zu verwickeln ſucht, bittet er ihn, es zu unterlaſſen; „denn es ſchien mir ge„rade damals bedenklich, in meiner gewöhnlichen „Weiſe ein Thema öffentlich zu erörtern, das die „Tagesleidenſchaften ſo furchtbar anſprechen müßte.“ Dieſe Tagesleidenſchaft gegen den Adel, die ſchon fünfzigmal dreihundert fünf und ſechzig Tage dauert, könnte weder Herr von Moltke, noch Heine, noch ſonſt Einer noch furchtbarer machen, als ſie ſchon iſt. Um von Etwas warm zu ſprechen, ſoll man alſo warten, bis die Leidenſchaft, der er Nahrung geben kann, gedämpft iſt, um ſie dann von Neuem zu entzünden? Das iſt freilich die Weisheit der Diplomaten. Heine glaubt Etwas zu wiſſen, das Lafayette gegen die Beſchuldigung der Theilnahme an der Juni Inſurrektion vertheidigen kann; aber „*eine leicht begreifliche Diskretion*“ hält ihn ab, ſich deutlich auszuſprechen. Wenn Heine auf dieſem Wege Miniſter wird, dann will ich verdammt ſein, ſein geheimer Sekretär zu werden und ihn von Morgen bis Abend anzuſehen, ohne zu lachen.

Dienſtag, den 26. Februar.

Sie fragten mich neulich, was das für eine dumme Geſchichte mit den würtemberger Ständen wäre? Dumme Geſchichte iſt ein Pleonasmus. Die Geſchichte der Menſchheit iſt nichts als eine Geſchichte der Dummheit. Was aber dieſe beſondere dumme Geſchichte bedeute, will ich Ihnen erklären. Ich will Ihnen die Sache ſo klein und weich wie durchgeſchlagene Erbſen machen, und wenn Sie meine durchgeſchlagenen Stände noch nicht genießen können, ſo iſt das nicht meine Schuld.

Als man auf dem Wiener Kongreſſe den deutſchen Bund bildete, gaben ſich Oeſterreich und Preußen die größte Mühe, die kleinen Fürſten dahin zu bringen, ihren Staaten repräſentative Verfaſſungen zu geben. Die großen Mächte hatten gut berechnet, daß dieſes die kleinen Mächte von ihnen abhängig machen würde. Auch kam es wirklich ſo. Baiern, Würtemberg, Baden und die Uebrigen wären nicht zu Vaſallen von Oeſterreich und Preußen herabgeſunken, wenn ſie unbeſchränkte Regierungen gehabt hätten. Um die kleinen Fürſten leichter in das Garn zu locken, ſtellte ſich Preußen damals an, als wolle es auch eine repräſentative Verfaſſung einführen. Die kleinen Fürſten merkten die Liſt nicht und alle die Angſt, die ſie bei der Sache hatten, kam von ihren eigenen Völkern; die andern größern Gefahren ſahen ſie nicht. Aber dieſe Angſt vor Conſtitutionen war fürchterlich. Schon ſahen ſie eine demokratiſche Sündfluth über ihre Throne zuſammenſtürzen und ſie dachten gleich an Noah's Arche, in welcher ſie ſich im Falle der höchſten Noth mit all' ihrem Viehe retten könnten. Wie es ſich mit dieſen Archen verhalte, an welchen die kleinen deutſchen Fürſten zimmern, will ich Ihnen ein anderesmal erklären. Ehe ſie es nun wagten, ein kleines ſeichtes Wäſſerchen von Volksfreiheit durch ihre Ländchen ſchleichen zu laſſen, zogen ſie aus Furcht vor Ueberſchwemmungen Kanäle ſo breit und ſo tief, daß der Rhein, die Donau und die Elbe zugleich darin Platz hatten. Und ſie baueten Rieſenwerke von Dämmen aus mächtigen Quaderſteinen und gewaltigen Schleußen. Unſere Conſtitutionen ſind nichts anderes als Gefängniſſe der Freiheit: daß die Freiheit nicht frei im Lande herumlaufe, wird ſie in eine Kammer geſperrt. In dieſe Conſtitutionen, beſonders aber in das Wahlſyſtem der Volks Deputirten und in die Geſchäfts Ordnung der Kammern wurden hundert Beſtimmungen eingeführt, die alle den Zweck hatten, die kräftige Entwickelung eines wahren repräſentativen Syſtems zu verhindern. Bald darf man nicht ſeine chen, bald darf man nicht hören, die Einen werden ſtumm, die Andern werden taub gemacht. Iſt ein bischen friſcher Wind in der Kammer, werden gleich alle Segel eingezogen. Wird Etwas verhandelt, was das Volk nahe angeht, wird es aus der Kammer gejagt, es darf den Sitzungen nur beiwohnen, ſo oft ſie langweilig ſind. Man meint freilich, das wäre oft genug. In Baiern müſſen die Deputirten, die auf ſechs Jahre gewählt werden, in der erſten Sitzung um die Plätze in der Kammer looſen. Dieſen numerirten Platz muß jeder Deputirte wie ein Schulbube behalten, er darf ihn nicht wechſeln. Dadurch wollte man verhindern, daß die Gleichgeſinnten ſich nicht neben einander ſetzen, ſich verabredeten und Partei machten. Die liebe deutſche Schuljugend läßt ſich auch das Alles gefallen.

Eine andere Beſtimmung iſt faſt in alle Conſtitutionen übergegangen. Paſſen Sie auf! Jetzt kommt Ihre dumme Geſchichte. Keiner darf als Deputirter gewählt werden, der irgend einmal eine Criminalſtrafe ausgeſtanden hat. Hier dachte man aber keineswegs daran, gewöhnliche Spitzbuben aus der Kammer entfernt zu halten, Räuber, Mörder, Diebe; ſolche Fälle kommen bei den höhern Ständen ſelten vor, und Menſchen, die nur etwas Weniges geſtohlen, würde man gern als miniſterielle Deputirte ſehen, damit ſie lernen, ſich vernünftiger zu betragen. Sondern es kam darauf an, ausgezeichnete Patrioten, Männer, welche den Regierungen beſonders gefährlich, beſonders unlenkſam ſchienen, von der Deputirten-Wahl auszuſchließen. Mit einem ſolchen Geſetze war das eine Kleinigkeit. Nichts iſt in Deutſchland leichter, als jedem ehrlichen Mann eine Criminal-Unterſuchung, das heißt eine Criminalſtrafe an den Hals zu werfen. Und glauben Sie ja nicht, daß hierbei die Regierungen willkürlich verführen; ſo glücklich ſind wir nicht einmal; ſo glücklich ſind wir nicht, daß unſere Fürſten, um Tyrannen zu ſein, nöthig hätten, geſetzwidrig zu handeln. Die Tyrannei liegt ſchon in den Geſetzen. Alle deutſche Criminalgeſetze wurden vor Einführung der repräſentativen Verfaſſungen, alſo ohne Mitwirkung der Stände, von den Fürſten allein, alſo im Geiſte der unbeſchränkten Herrſchaft und nicht im Geiſte der Freiheit gemacht. Mit dieſen Geſetzen können die unſchuldigſten Handlungen als Verbrechen erklärt und als ſolche beſtraft werden. Unſere guten deutſchen Hofräthe und Profeſſoren, die Gott ſegnen möge — ich meine mit Verſtand — kennen keinen andern Liberalismus, als auf Legalität zu halten. Wenn Einer von ihnen legal ins Zuchthaus kommt, weil er Etwas drucken laſſen, was die Geſetze als

Majeſtäts-Verbrechen erklärt, ſind ſie es zufrieden, und wenn ſie als Deputirte um den Deſpotismus herumſchleichen und irgendwo einen Eingang ſuchen, und an allen Wegen ſteht ein Plakat mit den Worten: Legaler Weg, nämlich verbotener — kehren ſie wieder um und glauben das Ihrige gethan zu haben.

Jeder eifrige Volksfreund und Vertheidiger der Freiheit muß irgend einmal Etwas thun, wodurch er ſeine Geſinnung öffentlich beurkundet. Er wird etwas freiſinniger ſchreiben, etwas drucken laſſen, an einer politiſchen Verſammlung Theil nehmen, eine Proteſtation gegen eine Maßregel der Tyrannei unterzeichnen, oder etwas Anderes ſolcher Art. Alle dieſe Handlungen werden von den deutſchen peinlichen Geſetzen als Majeſtäts-Verbrechen, Staatsverbrechen, Hochverrath angeſehen und beſtraft. Alſo alle Bürger, die ſich ſolcher Verbrechen ſchuldig gemacht, fallen einer Criminal-Unterſuchung und einer peinlichen Strafe zu, und ſind daher auf ihr ganzes Leben von der Volksrepräſentation ausgeſchloſſen. Nun geſchah es, daß für die jetzige Sitzung der würtemberger Kammer vier Männer zu Deputirten gewählt wurden, die viele Jahre vorher beim demagogiſchen Umtriebe in Criminal-Unterſuchung waren. Die Regierung erklärte, dieſe Wahl ſei nach den Geſetzen ungültig! Die Oppoſition erwiderte: ſie wäre gültig, denn obzwar jene Deputirten wirklich in einer Criminal-Unterſuchung geweſen, ſo hätten ſie doch keine Criminalſtrafe ausgeſtanden, weil ſie damals von dem Könige begnadigt wurden. Darauf entgegneten die Miniſter: *das Recht der königlichen Gnade ſei beſchränkt und ihre Folgen erſtrecken ſich nicht ſo weit, einem Bürger ſeine bürgerliche Ehre wiederzugeben.* Miniſter, Diener des Königs, die ſonſt Himmel und Erde in Bewegung ſetzen, wenn Einer nur mit dem kleinen Finger die Rechte der Krone anrührt, beſchränken ſelbſt dieſe Rechte! Das einzige Recht, welches die Freiheit ſelbſt den Fürſten laſſen würde, *das Recht der Begnadigung*, läßt ſich der König gern beſchränken, nur um in der Kammer vier freiſinnige Männer weniger zu haben! Aber die würtembergiſchen Miniſter könnten es einmal bitter bereuen, das Recht der Begnadigung, das doch von den Fürſten auch auf jede andere höchſte Regierungsgewalt überginge, beſchränkt zu haben.

In Darmſtadt iſt etwas Aehnliches vorgefallen. Ein Advokat Hofmann, der vor vierzehn Jahren in demagogiſchen Umtrieben verwickelt war, wurde zum Deputirten gewählt. Hofmann wurde damals aber nicht verurtheilt, ſondern der Prozeß wurde niedergeſchlagen, und der Angeſchuldigte, wie die Juriſten ſagen: ab instantia abſolvirt. Hören Sie, was ab instantia abſolviren heißt, es iſt etwas ſehr Schönes. Wenn nach dem ſehr chriſtlichen und ſehr menſchlichen deutſchen Criminalrechte man einem Angeſchuldigten ſein Verbrechen nicht beweiſen und ihn alſo auch nicht verurtheilen kann, die Richter aber haben Luſt, das Schwert der Geſetze ihm ſein ganzes Leben lang über dem Haupte hängen zu laſſen, ſprechen ſie ihn nicht frei, ſondern ſie abſolviren ihn ab instantia, ſo daß ſie nach zwanzig Jahren den Prozeß wieder anknüpfen können. Hofmann wurde zum Deputirten gewählt. Die Regierung erklärte dieſe Wahl für ungültig, weil er in einer Criminal-Unterſuchung verwickelt geweſen. Die Oppoſition erwiederte: aber Hofmann wäre doch nicht verurtheilt worden. Darauf entgegneten die Miniſter: aber Hofmann ſei nicht freigeſprochen worden, und wenn er es übrigens wünſche, würde man die unterbrochene Unterſuchung fortſetzen. Hofmann wurde verworfen. Da habe ich nun vor einigen Tagen aus einem Briefe aus Darmſtadt erfahren, mit welchem Eifer und mit welcher Schelmerei die Ausſtoßung Hofmann's von der Regierung betrieben wurde. Hofmann war in preußiſche, das heißt in original-patent demagogiſche Umtriebe verwickelt. Preußen verfolgte ihn am meiſten. Nun müſſen Sie wiſſen, daß, ſeit den Bundestagsbeſchlüſſen, Deutſchland in zwei Polizei-Diſtrikte eingetheilt iſt. Das nördliche Deutſchland hat den König von Preußen, das ſüdliche den Kaiſer von Oeſterreich zum Polizei-Commiſſär. Ueber Beiden ſteht der Kaiſer von Rußland als Polizei-Direktor. Darmſtadt gehort zum preußiſchen Diſtrikte. Daher war es die Obliegenheit der preußiſchen Regierung, Hofmann's Eintritt in die Kammer zu verhindern. Was geſchicht alſo? Einem Edelmanne, Mitglied der Kammer, gab man ein Schreiben in die Hand, welches der preußiſche Geſandte in Darmſtadt von ſeiner Regierung erhalten haben ſollte. Darin hieß es: Hofmann habe ſich im Jahre 1819 noch ganz anderer, noch ſchwererer Verbrechen ſchuldig gemacht, als die, wegen welcher er damals in Unterſuchung war. Und wenn er nach Preußen käme, würde er von Neuem eingeſteckt, und Preußen würde es durchaus nicht dulden, daß Hofmann in die Darmſtädter Kammer trete. Dieſen Brief zeigte jener Edelmann einigen bürgerlichen Deputirten im Vertrauen und ſagte ihnen — — wir wiſſen ja wie Edelleute mit Bürgern ſprechen: — „Lieber Heyer — und wie ſonſt die Andern heißen — Sie kennen mich ja, Sie wiſſen, „daß ich liberal bin. Glauben Sie mir auf mein

„Wort, unſer Großherzog hat den beſten Willen. „Aber was wollen wir thun? Haben wir eine Armee von zweimalhunderttauſend Mann? Können „wir uns Preußen widerſetzen? Der Großherzog „hat mir geſtern geſagt: vor dem Heyer iſt mir am „meiſten bange, der wird Lärm machen.“ Dabei rieb ſich der Baron die Hände, dabei zuckte er die Achſeln, dabei klopfte er mit freiherrlichen Fingern auf die bürgerliche Schulter und ſagte in einer Viertelſtunde dreißigmal: Lieber Heyer! Der liebe Heyer, ſonſt ein braver, liberaler, verſtändiger Mann, ließ ſich bereden, einſchüchtern, und ſtimmte mit ſeinen Freunden gegen Hofmann.

Jetzt nach Caſſel, wo die Wahlfreiheit auf eine andere Art verletzt worden. Wenn Sie dieſen Brief gehörig ſtudiren, werden Sie eine der vorzüglichſten Publiziſtinnen von Deutſchland und können Profeſſorin des Staatsrechts auf einer deutſchen Univerſität werden, und wenn Sie loyale College leſen, gar geheime Hofräthin. Was ich Ihnen aber folgend mittheile, geſchieht nicht zu Ihrer Belehrung, ſondern zu meiner eigenen. Vielleicht können Sie mir über Etwas Aufklärung geben, worin ich ganz im Dunkeln bin. In Frankreich und England ſind die Regierungen froh, wenn Staatsbeamte zu Deputirten gewählt werden; natürlich, weil dieſe von ihnen abhängen und ihnen alſo am meiſten anhängen. In Deutſchland findet das Gegentheil ſtatt. Wenn ein Staatsbeamter zum Deputirten gewählt wird, muß er, das Recht auszuüben, dazu die Erlaubniß ſeiner Vorgeſetzten haben und dieſe Erlaubniß wird oft verweigert. Welche Feinheit dahinter ſteckt, begreife ich nicht. Nun wurde Jordan, Profeſſor in Marburg, einer der edelſten und muthigſten freiſinnigen Männer Deutſchlands, zum Deputirten in die heſſiſchen Stände gewählt. Die Miniſter erklärten, ſie erlaubten Jordan nicht, ſeine Stelle anzutreten, und ſie verboten ihm nach Caſſel zu kommen. Jordan ſagte: nach der Verfaſſung brauche ein gewählter Staatsbeamter nur die Erlaubniß ſeines unmittelbaren Vorgeſetzten. Dieſer ſein Vorgeſetzter ſei die Univerſität, die ihn gewählt habe; die Erlaubniß des Miniſters brauche er nicht. Jordan reiſte nach Caſſel, und die Mehrheit der Kammer entſchied ſich für ihn. Der Miniſter ließ Jordan den Befehl zukommen, *binnen 24 Stunden bei 20 Thaler Strafe Caſſel zu verlaſſen* . . . Stellen Sie ſich vor: wenn hier ein Miniſter die Frechheit hätte, einem Deputirten bei 50 Franken Strafe den Befehl zukommen zu laſſen, binnen 24 Stunden Paris zu verlaſſen! In Anklage-Zuſtand verſetzte man den Narren nicht; aber man ſchickte ihn augenblicklich, in eine Zwangsweſte gekleidet, nach Charenton. Aber unſere deutſchen Philiſter hören ſo Etwas erzählen, ohne daß ſie ſich darüber echauffiren, ja nicht einmal die Pfeife geht ihnen darüber aus. Gott erhalte mir meinen König Louis Philipp! Wahrhaftig ich mache mir Vorwürfe, daß ich je ein Wort gegen ihn geſchrieben; ich thue es aber auch nicht mehr . . . Jordan ging nicht aus Caſſel und klagte bei den Gerichten. Dieſe verboten den Miniſtern bei 50 Thaler Strafe, Jordan nicht zu beunruhigen. Dieſes war auch wieder ein deutſches Temperir-Pulver! Die Gerichte hätten erklären ſollen: Jordan als Deputirter wäre unverletzlich, und die Miniſter, die ihn antaſteten, machten ſich des Hochverraths ſchuldig. Wegen dieſes Streits haben die Kammern ihre Sitzungen noch nicht eröffnen können, und man iſt begierig, was die preußiſche Regierung, zu deren Inſpection auch Heſſen gehört, in dieſer Sache verfügen wird.

Mittwoch, den 27. Februar.

Heiland der Welt! Das monarchiſche Prinzip iſt guter Hoffnung. Welch' ein Donnerſchlag für mich! Die Herzogin von Berry, unſere liebe Frau von Blaye, die Enkelin Maria Thereſien's, die gebenedeite Mutter des Wunderkindes, iſt in geſegneten Umſtänden, durch den heiligen Geiſt in Geſtalt eines italieniſchen Prinzen, und wird in zwei Monaten ein neues Wanderkind gebären. Die Herzogin hat es dem Gouverneur von Blaye zu wiſſen gethan: ſie könne nicht länger ſchweigen, es ſei ihr zu eng im Schloſſe; ſeit ſieben Monaten ſei ſie heimlich an einen italieniſchen Prinzen verheirathet, den ſie aus Schamhaftigkeit nicht nennen wolle, und geſtern ſtand dieſes Evangelium groß im Moniteur gedruckt, und es wurde im Reichs-Archive niedergelegt zum ewigen Angedenken. Alſo war es doch wahr, was man neulich gemurmelt, als die Regierung zwei Aerzte ſo geheimnißvoll nach Blaye geſendet. Doch Verläumdung war es, was Viele damals erzählten: der Jude Deutz ſei der heilige Geiſt der Berry geweſen, und er habe nicht des Geldes wegen, ſondern in einem Anfalle von eiferſüchtiger Wuth ſeine Freundin verrathen. Schade, daß es Verläumdung war! Wahrlich es wäre ein Glück für die Welt, wenn einmal jüdiſches Blut in chriſtlich-monarchiſche Adern käme. Vielleicht ſtiege dann wieder ein weiſer König Salomo auf den Thron, der die Sprache der Thiere verſtände und ſeinen Hofleuten in das Herz ſehen könnte . . .

Du gute Karoline! ich wäre Dir zugethan, wenn Du keine Fürſtin wäreſt. Du haſt viel geliebt und es wird Dir viel vergeben werden. Aber Du biſt ein thörichtes Weib! Dein Sohn iſt noch ein Knabe, noch ſiebzigmal kann er den Kreislauf der Sonne erleben — ein Tag für das Glück, eine Ewigkeit für den Schmerz — und Du ſuchſt eine Krone für ihn? Laß ihn ein Lazarone werden! Laß ihn ſich ſonnen unter dem ſchönen Himmel Deines Vaterlandes! Laß ihn Muſcheln ſuchen am Strande des blauen Meeres. Und ein Tag kann kommen, ein Tag des Schreckens und der Trauer, wo das wildtobende Volk durch die Straßen von Neapel brauſt und man einen jammervollen König richtet. Dann ſchwankt Dein Sohn zu Deinem Grabe, kniet nieder und dankt es Deiner Aſche mit heißen Thränen, daß Du ihn einen Bettler werden ließeſt! Du erfährſt es jetzt: Deine nächſten Blutsverwandten häufen Schmach auf Dein Haupt, und machen Dich zum Geſpötte der Welt. Das iſt das Loos der Könige! Opferprieſter oder Schlachtopfer, ſind ſie ſchuldig oder unglücklich.

Hundert und neunter Brief.

Paris, Mittwoch, den 27. Februar 1833.

Die Frankfurter Ober-Poſt-Amts-Zeitung hatte neulich, da ſie etwas dumm Monarchiſches erzählte, hinter der Dummheit ein Fragezeichen aufzuſtellen gewagt. Was iſt das? Schon bei jeder anderen deutſchen Zeitung ſind Fragezeichen Generalbeichten, Rouſſeau'ſche und Auguſtin'ſche Bekenntniſſe, und verrathen eine tugendhafte Reue und eine große innere Zerknirſchung. Aber gar bei der Poſtzeitung, einem der Feigenblätter der deutſchen Bundesverſammlung! Das muß etwas bedeuten. Sollte ſie vielleicht den Reſt ihrer Abonnenten verloren haben und durch die Heldenthat des Fragezeichens ſie zurückzuführen ſuchen? Erkundigen Sie ſich darnach.

Was mir mein Michel für Verdruß macht, der deutſche Michel, der Dickkopf, ach! liebe Frau Gevatterin, das kann ich Ihnen gar nicht genug klagen. Der Junge bringt mich noch unter die Erde. Alle meine Vorſtellungen, all' mein Bitten, mein Züchtigen — es hilft alles nichts. Hören Sie, was er wieder gethan hat. In Freiburg wurde Michel zum Bürgermeiſter gewählt, denn Michel iſt liberal. Aber die Regierung verwehrte die Wahl, denn unſere Regierungen — und darüber muß ich lachen trotz meiner großen Betrübniß — haben Furcht vor Michel. Die Freiburger Bürger, die Courage haben, nicht blos einen Tag, ſondern zwei Tage lang, nehmen ſich vor, Michel zum zweitenmale zu wählen. Was thut Michel? Auf ſeine gewohnte Art wird er gerührt, ſentimental, großmüthig, tugendhaft, erhaben romantiſch, und bittet ſeine guten Mitbürger, ſich wegen ſeiner in keine Ungelegenheiten zu ſetzen und einen andern Bürgermeiſter zu wählen. Die Bürger, deren zweitägiges Heldenfieber ohnedies vorüber war, ließen ſich das nicht zweimal ſagen und aus Dankbarkeit gegen Michel, daß er ſie von dem Drucke ihrer eigenen Größe befreit hat, wählten ſie ſeinen Neffen, den jungen Michel, zum Bürgermeiſter. Die Regierung war das herzlich gern zufrieden und froh, daß ſie ſo wohlfeil wegkam. Sie dachte, wie jede Regierung: das Volk iſt ein Kind, das eigenſinnige Kind will Wein haben; Mama gießt zwei Tropfen Wein in's Waſſerglas, es ſieht gelb aus — da haſt du Wein, jetzt ſei ruhig. Das Volk will Michel haben; die Regierung giebt ihm Etwas, das eine Farbe wie Michel hat, und ſagt: da haſt du Michel, jetzt weine nicht mehr. Das Alles verſteht ſich von ſelbſt.

Nun hören Sie aber was mein Michel weiter that Nach geſchehener Bürgermeiſterwahl zogen die Freiburger Bürger mit Fackeln und Freudengeſchrei vor das Michel'ſche Haus und riefen: es leben beide Michels hoch! Der junge Michel konnte vor Rührung nicht ſprechen; aber der alte Michel war leider nicht in ſolchem Grade gerührt, ſondern er ſchrie zum Fenſter hinaus: „Hoch lebe unſer vielgeliebter „Großherzog Leopold, der Wiederherſteller „der Verfaſſung und des freien Wahl„rechts!“ Und die Bürger auf der Gaſſe ſchrieen: „Hoch lebe unſer vielgeliebter Großherzog Leopold, „der Wiederherſteller der Verfaſſung „und des freien Wahlrechts!“ Und hoch und abermals hoch! Und der alte ernſte Münſter, den man noch niemals lächeln geſehen, lachte daß er wackelte, ſo daß ihm eine ſteinerne Trottel von ſeiner Mütze herabfiel.

Was that mein Michel in Stuttgart? Aber ich bin des Spaßes müde. In Stuttgart wurde Herr von Wangenheim, ein geiſtreicher und freiſinniger Mann, zum Deputirten gewählt. Die Regierung erkannte die Wahl nicht an wegen einer verletzten Förmlichkeit, die ſie zum Vorwande eines Vorwandes nahm. Um Deputirter ſein zu können, muß man im Lande wohnen; nun wohne zwar Herr von Wangenheim im Lande; aber er habe nicht erklärt, daß er im Lande wohne. So ohngefähr habe ich die Sache verſtanden. Der eigentliche Grund der Widerſetzlichkeit war aber: Oeſterreich und Preußen hätten den Herrn von Wangenheim mit Zorn in der Kammer geſehen, denn er ſtand früher ſelbſt hinter den Couliſſen der deutſchen Bundes-Komödie und war der erſte jener Geſandten, von welchen, weil ſie Liebelei mit der öffentlichen Meinung trieben und die deutſchen Völklein in ihrem Traume, daß ſie ein Volk werden könnten, nicht ſtören halfen, die Bundesverſammlung epurirt wurde. Übrigens hatte Herr von Wangenheim eine Schrift gegen die Bundestags-Beſchlüſſe herausgegeben. Dieſer von der Regierung vorgeſchützte Mangel der Form wurde aber von Herrn von Wangenheim gehoben, und die Bürger nahmen ſich vor, ihn zum zweitenmale zu wählen. Was thut nun Herr von Wangenheim?

ganz das Nämliche, was Herr von Rotteck in Freiburg gethan. Er war großmüthig, gerührt, romantiſch, empfindlich. Er ſchmollte mit der Regierung wie mit einem Liebchen. Er ſchrieb ſeinen Committenten einen gerührten Brief: er entſage ihrer Wahl; denn durch deren Annahme würde er einen falſchen Grundſatz, den die Miniſter geltend machen wollen, anerkennen, und das wolle er nicht. Er verlaſſe Stuttgart, wünſche ihnen wohl zu leben, danke ihnen noch einmal herzlich und vertraue übrigens auf Gott. Wäre Herr von Wangenheim in die Kammer getreten, hätte er der Oppoſition die wenigen Stimmen die ihr zur Majorität noch fehlen, durch ſeinen Einfluß zuführen können. Aber um eines Paragraphs ſeines moraliſch-politiſchen Kompendiums willen verläßt er das Schlachtfeld, mögen Volk und Freiheit darüber ganz zu Grunde gehen. Möchte man ſich da nicht die Haare aus dem Kopfe reißen? Ein Edelmann und doch edel! Ein Miniſter und doch großmüthig! Ein Diplomat und doch romantiſch! So oft ich mit Schmerz und Unwillen wahrnahm, daß unſere deutſchen bürgerlichen Deputirten der Macht der Regierungen, die ein ungeheures Zeughaus von Liſten und Schelmereien beſitzen, worin alle Waffen aufgehäuft liegen, welche geiſtliche und weltliche Tyrannei ſeit dreitauſend Jahren geſchmiedet haben, von den Leviten bis zu den Jeſuiten, von dem römiſchen Senate bis zu dem venetianiſchen, von Kaiſer Auguſtus bis Louis Philipp, von Mäcen bis Metternich — nichts entgegenſetzen als ihren Gradſinn, ihre Aufrichtigkeit, ihre Treue, ihre Beſcheidenheit — ſo oft ich dieſes wahrnahm, tröſtete es mich in meinem Kummer, daß wenigſtens der deutſche Adel noch Spitzbüberei beſitze, und daß er einmal zu uns herüber kommen würde, und dann wäre uns geholfen. Da kam nun wirklich einmal ein Edelmann zu uns herüber und — er war ein ehrlicher Mann!

Ich weiß gar nicht mehr was ich thun ſoll. Der einzige Troſt, der mich noch aufrecht hält und mich vor gänzlicher Verzweiflung ſchützt, iſt, daß der Hofrath Böttiger in Weimar den großherzoglichen weimariſchen Falkenorden bekommen hat, und daher meine Unſterblichkeit geſichert iſt, die mich für alle Leiden, die ich in dieſem irdiſchen Jammerthale ertrage, entſchädigen wird. Wenn ich es Ihnen nicht erkläre, begreifen Sie in Ihrem Leben nicht, wie meine Unſterblichkeit mit dem weimariſchen Falkenorden und einem ſächſiſchen Hofrathe, den ſterblichſten Dingen von der Welt, zuſammenhänge. Dieſe Dinge hatten früher nicht den geringſten Zuſammenhang; aber indem ich ſie neben einander ſtelle, bekommen ſie einen. Schon in einem frühern Briefe hatte ich etwas gegen den Hofrath Böttiger geſchrieben; aber ſo wenig als heute geſchah es aus Bosheit; ja was ich dort von ſeinen lateiniſchen Verſen an eine höchſte Erhabenheit erzählte, war wenigſtens dieſesmal gelogen. Die Sache iſt: ich will ihn ärgern, damit ich unſterblich werde. Sie werden erſtaunen über die Schelmereien, die ich im Kopfe habe, und welch' ein großer Staatsmann ich bin.

Herr von Cotta erzählte mir einmal, daß der Hofrath Böttiger Verfaſſer der Nekrologe ſei, die ſeit vielen Jahren die Allgemeine Zeitung enthalte. Nekrolog heißt die Lebensbeſchreibung einer geſtorbenen Perſon und kommt aus dem Griechiſchen, von nekros, der Todte und logos, die Erzählung. Merken Sie ſich das et embrassez-moi pour l'amour du grec. So oft ein berühmter Mann ſein vierzigſtes Jahr erreicht habe, — erfuhr ich — fange Böttiger deſſen Nekrolog zu ſchreiben an und ſetze ihn von Jahr zu Jahre und Tag zu Tage gelaſſen fort; ſo daß, ſobald der berühmte Mann den Geiſt aufgiebt und noch vor ſeiner Beerdigung der Nekrolog fertig iſt und in die Zeitung geſchickt wird, ſo daß kein anderer Nekrolog dem Hofrathe zuvor kommen kann. Er, Cotta, ſei einmal gefährlich krank geweſen und man habe ihn in Deutſchland todt geſagt. Gleich mit der nächſten Poſt, nachdem ſich das falſche Gerücht verbreitet, wäre ſein Nekrolog, von Böttiger verfaßt, für die Allgemeine Zeitung eingegangen. Er kam aber zu früh und brauchte glücklicher Weiſe nicht honorirt zu werden.

Da überlegte ich nun bei mir, daß, weil ich auch ein berühmter Mann bin und mein vierzigſtes Jahr zurückgelegt habe, ich ganz ohne Zweifel in des Hofraths nekrologiſchem Schranke in der B-Schublade eingeſargt liege. Zwar iſt Böttiger viel älter als ich; da er aber einen Orden nicht blos erhalten, ſondern auch verdient hat und er überhaupt ein Mann iſt, der nicht blos fünf grade ſein läßt, ſondern auch vier, wenn es ein großer Herr haben will: ſo gehört er zu denjenigen Menſchen, die ein hohes Alter erreichen. Er kann mich daher leicht überleben und meinen Nekrolog ſchreiben. Nun muß von zwei Dingen nothwendig eins geſchehen: entweder er lobt mich oder er tadelt mich. Lobt er mich, ſo wird das auf Europa einen ungeheuern Einfluß haben; denn da es bekannt iſt, daß ich ſein Feind bin, wird Jedermann begreifen, daß nur das große Gewicht meiner Verdienſte ihn zur Gerechtigkeit zwingen konnte. Tadelt er mich aber, glaubt ihm Keiner und er wird ausgelacht, weil man weiß, daß ich ihn geärgert habe. Auf dieſe Weiſe hängt meine Unſterblichkeit und die Gemüthsruhe, mit welcher ich meine Leiden ertrage, mit dem weimariſchen Falkenorden und dem Hofrathe Böttiger zuſammen.

Freitag, den 1. März.

Ueber die neue preußiſche Judenordnung habe ich nicht geſprochen, weil ich gleich anfänglich vermuthete, was ſich auch jetzt zu beſtätigen ſcheint, daß es damit kein Ernſt geweſen. Aber ganz gewiß war es nicht der Zufall oder die Tücke eines deutſchchriſtlichen Narren, die dieſen wahnſinnigen Geſetzentwurf bekannt gemacht. Er ſtand zuerſt in der Leipziger Zeitung, in einem Blatte, das ganz unter abſolutiſtiſcher Eingebung ſteht. Auch hätte weder die Leipziger noch eine andere Zenſur verſtattet, daß eine Zeitung das Geheimniß einer deutſchen Regierung bekannt mache, wäre die Mittheilung nicht von einer Hand geſchehen, die aller Verantwortlichkeit überhebe. Ich zweifle nicht, daß der Artikel von einem der Helfershelfer der preußiſchen oder einer andern Regierung eingeſendet worden iſt. Auch war der Geſetzentwurf in der Allgemeinen Zeitung mit Bemerkungen begleitet, die den bekannten fötiden Lobgeruch haben, mit welchen alle Handlungen der deutſchen Fürſten beweihraucht zu werden pflegen. Es hieß dort nach Anführung der unerhörteſten Gräuel: „Durch das ganze Geſetz blickt ein Geiſt

„der Milde und der Verſöhnung durch, „vorzüglich aber das Beſtreben des Staats, „die Juden wieder zu dem alten Satze zurückzuführen: im Schweiße deines Angeſichts ſollſt du dein Brod eſſen.“ Dieſe ſchweißtreibende Eigenſchaft der Judenordnung iſt das wahre Kennzeichen jeder ächt-deutſchen Geſetzgebung. Was man aber mit dieſem Carnevals-Spaße bezweckte: ob es ein kleiner Luftballon war, den man, um den Wind zu erforſchen, dem großen vorausſteigen ließ? Ob man in Preußen oder einem andern Staate wirklich daran denkt, die Juden in den Status quo des fünfzehnten Jahrhunderts zurückzuſchnellen und man vorher verſuchen wollte, ob ſie noch Elaſtizität genug haben, ſich das gefallen zu laſſen? Ob man die Juden, und aus welchem Grunde nur ängſtigen wollte? Ob es eine Wachtparade war, das deutſche Volk überhaupt in Schrecken zu ſetzen? Ob der Entwurf, wie ich mich früher einmal ausgedrückt, ein Ochſe war, den man der Boa-Schlange der deutſchen Revolution in den Rachen jagen wollte, um ſie wehrlos zu machen und dann zu tödten? Oder was es ſonſt ſein möchte — das kann ich nicht errathen. Doch es wird kund werden früher oder ſpäter.

Uebrigens könnte Preußen eine ſolche Judenordnung einführen und es würde gar nichts dabei verlieren, außer daß dann auch die Kurzſichtigſten vorherſehen würden, welche Zukunft dem ganzen Volke droht. Der alleinige Unterſchied bliebe dann, daß man dem jüdiſchen Hunde mit einem Schnitte die Ohren kurz machte, während man ſie dem chriſtlichen nur nach und nach abſchneiden würde, „um dem armen Viehe nicht auf einmal zu wehe zu thun,“ wie jener Bediente ſagte. Wenn man die preußiſche Regierung beurtheilen will, muß man nicht blos auf das achten, was ſie thut — denn das zeigt nur an, was ſie kann, ſondern auch auf das, was ſie ſpricht — welches anzeigt, was ſie will. Wenn ich das Berliner politiſche Wochenblatt leſe, weiß ich gar nicht was ich denken ſoll. Ich ſage denken — denn glauben Sie mir, ich drücke nie eine Empfindung aus, ehe ich von der heißen Dachkammer des Gefühls in den Eiskeller der ruhigſten Beſonnenheit hinabgeſtiegen bin und dort die Probe gehalten habe, ob der Kopf mit dem Herzen übereinſtimmt. Und ſo oft dieſe Uebereinſtimmung fehlt, löſche ich meine Empfindung aus. In dem Berliner Wochenblatte werden deſpotiſche Grundſätze gelehrt, die mit dem Prinzipe des Proteſtantismus gar nicht zu vereinigen ſind. Und wenn Preußen dieſes

Prinzip, ſeine Hauptſtütze, erſchüttert, ſinkt es zum Vaſallen Oeſterreich's hinab, um ſpäter von ihm wie ein Wurm zertreten zu werden. Wenn Preußen ſeine Zwecke erreicht, wird es die letzte unter den deſpotiſchen Mächten, ſtatt daß es die erſte unter den freiſinnigen könnte ſein. Herr von Ancillon, der einzige dirigirende Miniſter in ganz Deutſchland, der gut und ſchön ſchreiben kann — warum vertheidigt er nicht einmal die Vernunftmäßigkeit des preußiſchen Regierungsſyſtems gegen die Unvernunft der revolutionären Schriftſteller? Wir verlangen nicht, daß er, ein deutſcher Miniſter, ſelbſt, unter ſeinem eignen Namen mit uns Erdwürmern ſpreche. Wir wiſſen recht gut, daß Gott nur wenig Auserwählten erſcheint und Angeſicht in Angeſicht mit ihnen redet. Aber Herr von Ancillon kann uns ja ſeine eigenhändigen Geſetztafeln durch einen ſeiner Moſes ſchicken und verſuchen, ob wir dem goldenen Kalbe nicht abwendig zu machen wären. Aber er rede kalt, ruhig, vernünftig mit uns, und ohne alle Grobheit. Er nehme einmal auf eine Stunde an, daß wir es gut meinten und nur in unwillkürlichen Irrthümern befangen wären. Wenn wir mit Worten wüthen, ſo iſt das ſo natürlich als verzeihlich. Was ſollten wir denn anders thun, da wir keine Macht, ſondern nur Recht haben, und doch der Geiſt einen

Körper haben muß, daß ihn auch die erkennen, die keine Sonntagskinder ſind? Wenn aber die Organe der Regierung zornig reden, ſo iſt das der lächerlichſte und zugleich der grauſamſte Pleonasmus. Ihre Gewehre, ihre Kanonen, ihre Kerker — was ſind ſie denn anders als plaſtiſche Grobheiten von Stein, Eiſen und Stahl, während die unſern ganz unſchädlich nur von Luft ſind? —

In Preußen geht man damit um, die Juſtizbeamte für abſetzbar zu erklären. Vielleicht wiſſen Sie nicht was das bedeutet. In den Staaten, wo der Deſpotismus nicht alle Scham von ſich geworfen, wo ihm noch ein kleiner Reſt, ich ſage nicht von Tugend, aber von Ehre geblieben, ſind die Gerichtsperſonen unabſetzbar; das heißt: wenn ſie einmal ihre Stelle erhalten, darf ſie die Regierung ihnen nicht wieder nehmen. Dieſes iſt der letzte Anker der Ruhe für jeden Bürger, der nun nicht zu befürchten braucht, daß ſein Richter in die traurige Lage kommen könnte, entweder ſeine Stelle zu verlieren und mit Weib und Kindern zu verhungern, oder einen Angeklagten zum Tode, zum Kerker, zu Geldbußen zu verurtheilen, ſobald es einem wahnſinnigen oder ruchloſen Miniſter beliebt. Dieſer Schutz ſoll jetzt dem preußiſchen Volke geraubt werden. Ich will es noch nicht glauben. Was bliebe denn jenen guten Preußen, die ich im Auslande ſo oft habe in die Enge treiben ſehen, indem man ihnen die Verderblichkeit ihres vaterländiſchen Regierungsſyſtems unwiderleglich klar machte, und die dann immer auf das Wort zurückkamen: aber wir haben doch eine unabhängige Juſtiz — was bliebe ihnen noch für ein Vorwand übrig, ihre Loyalität, der ſie ſich ſchon halb ſchämen, nothdürftig zu vertheidigen? Freilich blieben ihnen dann noch ihre gerühmten A b c-Schulen übrig. Ich möchte ſie aber fragen: Ob man denn ihren gelehrten A b c-Bauern etwas anders zu leſen verſtattet als die Befehle der Regierung?

Nun freilich, wenn man anfängt, ſogar in der Stadt Berlin ſelbſt Verſchwörungen zu entdecken, und ſelbſt ein Cavallerie-Offizier und ein Regierungsrath ſich des Hochverraths verdächtig gemacht haben, dann ſcheint es Zeit, die Richter unter der Zuchtruthe der Polizei zu bringen. Aber was wird es ſie helfen? Sie werden höchſtens einige junge Leute und dunkle Perſonen ſchuldig finden, aber nie einen Menſchen von Bedeutung bis zur Straffälligkeit überführen können. Denn in Berlin reichen ſich die freiſinnigen Männer bis zu den erſten Stufen des Thrones die Hände, und ſie laſſen ſich nicht fallen. Ich freilich traute jenen Menſchen nie, die ſeit fünfzehn Jahren ihren guten Willen zu verheimlichen und dem Deſpotismus, ihn zu verderben, Vertrauen einzuflößen wußten; doch giebt es andere ehrliche Leute, die ihnen trauen. Mögen ſie ſich nicht täuſchen! Ich war immer der Meinung, daß wer faul wartet, bis die Früchte reif herabfallen, nur faule Früchte leſen wird. Man muß die Freiheit von den Bäumen brechen.

— Herr von Rotteck hat aus dem Sächſiſchen wieder einen liberalen Becher bekommen; es iſt der zehnte. Durch das neuliche Betragen des Herrn von Rotteck iſt mir erſt recht klar geworden, warum ſo viele deutſche Patrioten von 65 Pulsſchlägen an dieſem Manne hängen. Er treibt ſein Becherſpiel mit einer Vollkommenheit, wie ich es auf den Boulevards noch nie geſehen. Er hat eine Art, Einem den Liberalismus ſo bequem zu machen, daß es eine Luſt iſt. An ſchönen Mai Tagen, wo es weder zu kalt noch zu warm iſt, geht er mit ſeinen politiſchen Freunden ſpazieren, und macht ſich über die faulen Bäuche luſtig, die bei ſo herrlichem Wetter im Zimmer eingeſchloſſen bleiben. Kommt aber der Sommer der Freiheit und das Volk fängt zu donnern und zu blitzen an, wird, ſobald der erſte Tropfen fällt, der Regenſchirm der Legalität aufgeſpannt, man eilt in die Stadt zurück und wimmert:

bleibt nur immer auf dem geſetzlichen Wege! Nahen die Weihnachten der Tyrannei und Bundestagsbeſchlüſſe ſchneien vom Himmel herab, zieht Herr von Rotteck den Fuchspelz der Loyalität an, und er ſchreit zum Fenſter hinaus: Hoch lebe unſer vielgeliebter Großherzog, der Wiederherſteller der freien Verfaſſung und des freien Wahlrechts! Dabei iſt man ſicher, ſich weder zu erhitzen noch zu erkälten und ein Jubelſenior zu werden und ein Belobungsſchreiben zu erhalten. „Wenn ich nur was davon hätt“ — ſagt Staberl.

Samſtag, den 2. März

..... Die öffentliche Meinung iſt zu ihrer frühern Anſicht von dem Vater des Wunderkindes von Blaye zurückgekehrt. Die drei Könige, welche die gebenedeite Prinzeſſin begrüßten, kamen wirklich aus dem Morgenlande und der heilige Geiſt war ihr Landsmann. Als der ſchändliche Deutz die Herzogin verrieth, rief ſie, ſich ſelbſt noch ſchlimmer verrathend, aus: Le misérable! Je lui ai donné plus que ma vie! Seine Wohlthäterin, ſeine Freundin, die Mutter ſeines Kindes, ein unglückliches, wehrloſes Weib zu verrathen! Aber nur den kleinſten Theil meines Grolls wende ich einem ſolchen Niederträchtigen zu. Den größten Theil ſpare ich für die Niederträchtigkeit der Regierungen auf, die Verbrechen, welche tauſendfachen irdiſchen Tod und ſelbſt den Fluch des allbarmherzigen Gottes verdienen, wie die ſchönſte Tugend belohnen. Das iſt aber das Verderben jeder fürſtlichen Herrſchaft: ſie kann ſich nicht erhalten ohne Verrätherei; ſie kann nicht ruhig leben, wenn nicht wechſelſeitiges Mißtrauen die Bürger auseinander hält. Man trete zu jeder Stunde in das geheime Kabinet jedes Königs, und findet man einen ſeiner Unterthanen bei ihm, mit dem er ſich liebreich und freundlich wie ein Bruder unterhält — iſt es ein Weib, wird es eine Sängerin, iſt es ein Mann, wird es ein Spion ſein. Und ſelbſt die Opernſängerin hat nur den zweiten Platz in dem Herzen des Königs.

Hundert und zehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 3. März 1833.

Von dem aus dem Engliſchen überſetzten Werke: Mémoires d'un Cadet de famille par Trelawney, von dem ich Ihnen ſchon geſprochen, iſt jetzt der dritte Theil erſchienen. Ich kann Ihnen nichts Schöneres zum Leſen empfehlen. Es wird Einem dabei, als wäre man früher blind, taub und von tauſend Banden feſtgehalten, regungslos geweſen; und jetzt plötzlich frei geworden mit allen Sinnen und Gliedern, erfahre man erſt, was die Welt ſei, was leben heiße. Was der keckſte Romanenſchreiber in ſeinem Uebermuthe nur je erdichtet, iſt Blödigkeit gegen das, was dieſer Corſar wirklich gethan und gelitten. Und doch iſt nichts Außerordentliches in ihm, als daß er ſich außerordentlich viel Freiheit genommen. Nichts Ungewöhnliches iſt ihm begegnet; aber er iſt den gemeinſten Dingen auf eine ungewöhnliche Art begegnet und das hat ihn groß gemacht. Man ſieht: es iſt in jedem Menſchen eine Kraft gleich der des Dampfes, und wer dieſe zu finden und zu gebrauchen verſteht, kann mehr vollbringen als tauſend andere vereinte Menſchen.

Aber nicht blos ein Held iſt Trelawney, er iſt auch ein Meiſter im Malen und im Dichten. Nichts herrlicher als ſeine Beſchreibungen von jener zauberhaften indiſchen Welt; nichts epiſcher und dramatiſcher als ſeine Schilderungen der Ereigniſſe und der Menſchen und Völkerſchaften, die daran Theil genommen. Es begleiten ihn zwei komiſche Charaktere auf ſeinem abenteuerlichen Leben: der Koch und der Wundarzt des Schiffes, die Shakeſpeare nicht ſchöner hätte darſtellen können. Sie leben beide mit Geiſt und Herz nur in ihrer Kunſt. Auf dem Meere und in der Sandwüſte, bei Sturm und Sonnenſchein, in der Schlacht und im luſtigen Uebermuthe des Hafens denken ſie nur an Kochen und Heilen. Und auch hier ſieht man, was die Freiheit vermag. Der Koch wagt Gerichte, vor denen Vatel gezittert, der Wundarzt Heilungen, vor welchen ſich Dupuytrin verſteckt hätte — und es gelingt beiden. Die unerhörteſten Speiſen werden ſchmackhaft, die verzweiflungsvollſten Krankheiten und Wunden werden geheilt.

Wie herrlich iſt die Beſchreibung einer Tigerjagd! Die Schlachten von **Marengo**, **Auſterlitz** und **Eylau** ſind, was der gezeigte **Muth betrifft**, Poſſenſpiele dagegen. Der Corſar ſchließt dieſe Schilderung mit den Worten: „Wie ſchön und glorreich wäre dieſe Jagd, wenn man in den Tigern die Seelen aller Tyrannen der Erde vertilgen könnte!“

Denken Sie ſich einen Helden in der Schlacht mit einer Roſe vor der Bruſt; denken Sie ſich eine Harfe, die durch den heulenden Sturm ſpielt, und einen Löwen an ſeidener Schnur von einem ſchönen Kinde geführt — das war Zela dem Corſaren. Sie theilte alle ſeine Gefahren und verſchönte und belohnte ſie. Da verlor er ſie durch den Tod. Am Strande des Meeres verbrannte er ihre Leiche und wollte ſich auf den Scheiterhaufen ſtürzen, den ihn aber ſeine Schwäche nicht erreichen ließ. Man entfernte den Bewußtloſen von der Jammerſtätte. Mit Zela endeten die Träume ſeines Lebens, er erwachte und ſein Glück war dahin. Er kehrte nach England zurück, begrub ſich lebendig in dem Schooße monarchiſcher Erde und wehrte mit grimmiger Hand den Würmern, die an den Sarg ſeiner Freiheit herankrochen. Trelawney haßte die ganze Welt, und ſein Herz, groß genug die ganze Welt zu lieben, theilte er zwiſchen **Zela** und **van Ruyter**, ſeinem Freunde und Seegenoſſen. Van Ruyter war der Edlere von beiden. Auch er kehrte nach Europa zurück, gerieth in die Sonnenbahn des Kaiſers Napoleon, der ihn hoch hielt und ihn verwenden wollte. Aber Ruyter ließ ſich nur von Napoleon gebrauchen, ſo lange er ihn gebrauchen wollte, und wußte im Helden den Kaiſer zu verachten. In einem Treffen gegen ein engliſches Schiff verlor er das Leben. Sie werden gern erfahren, wie van Ruyter von Napoleon dachte.

„Er hat einige Dummköpfe von alten legitimen
„Königen von ihren wurmſtichigen Thronen herab-
„geworfen; er hat ihnen den Purpur vom Leibe
„geriſſen und ſie dann wieder aufgerichtet, um mit
„der Menſchheit ſeinen Spott zu treiben. Indem
„er dieſes that, dachte er freilich die Tyrannei ver-
„ewigen zu können, wenn er an die Stelle der
„zernichteten Mächte Militär-Deſpoten ſetzte. Aber
„er hoffte vergebens, hierdurch ſeine Macht zu be-
„feſtigen und die Ehrgeizigen durch die Bande der
„Erkenntlichkeit an ſich zu feſſeln. Als wenn ſich
„ein Ehrgeiziger je um ein anderes Glück als nur
„ſein eigenes bekümmern könnte! Napoleon kann
„freilich für die Welt gute Folgen haben; doch ſind
„wir ihm keinen Dank dafür ſchuldig, denn er hat

„bei allem ſeinem Thun nicht das Gute beabſichtigt,
„ſondern das Böſe. Ein verroſteter Riegel iſt
„ſchwer zurückgeſchoben; iſt es aber einmal geſchehen
„und es gelingt Einem, ihn wieder vorzuſchieben,
„wird er nie mehr ſo gut als früher ſchließen.
„Was ein Meiſter zu ſeinem Vortheile ſeine Arbeiter
„lehrt, das wenden dieſe ſpäter zu ihrem eignen an.
„Napoleon hat unſern Kindern die Taſchenſpieler-
„künſte mit Päpſten, Fürſten, Königen und andern
„ſolchen Gliedermännern gezeigt. Wir Alten hängen
„noch zu ſehr an unſerem Schaukelpferde und Blei-
„ſoldaten; aber unſere Söhne werden die Puppen
„unſerer Zeit verachten, ſie auf immer wegwerfen
„und ein Männerſpiel ſpielen."

„Der Kaiſer wollte mir, als ein Zeichen ſeiner
„großmüthigen Geſinnung, Etwas ſchenken, das keinen
„Schilling werth war — das Band der Ehren-
„legion. Er hatte mich entehrt durch meine Er-
„nennung zum Ritter; ich wäre lieber Glücksritter
„und Gauner geworden."

Trelawney verſpricht in der Folge auch ſein ſpäteres Leben zu beſchreiben. Um ſich aus der verpeſteten monarchiſchen Luft der europäiſchen Staaten zu retten, nahm er an allen jenen Kämpfen Theil, die ſeit dem Sturze Napoleons in allen Ländern für die Freiheit verſucht worden ſind. Von der Geſinnung und der Schreibart unſeres Helden mögen folgende Stellen zeugen.

„Die Gicht, der Schlagfluß, die Waſſerſucht
„und der Stein ſind meine lieben Freunde und
„Freundinnen. Ich verehre ſie, ich grüße ſie mit
„dem Hute in der Hand, als die mächtigſten unter
„den unverſöhnlichen Feinden der Könige und Prieſter.
„Das ſind unbeſtechliche Jakobiner. Wenn der
„Pfaff das Saatkorn eines armen Pächters geſtohlen
„und ſeine Zehnten-Schweine verſchlungen hat, fühlt
„er freilich keine Biſſe des Gewiſſens; aber oft fühlt
„er ihre Qualen in dem großen Zehen ſeines Fußes,
„und das Schwein hört nicht auf in ſeinem Bauche
„zu grunzen, als bis es ſich an ſeine Rippen und
„an ſeinem Halſe feſtgefreſſen hat; dann erſtickt es
„ihn, mit allen Anzeichen eines gerechten Schlag-
„fluſſes.“

„Ich beſchäftige mich, die Geſchichte meines
„Lebens zu vollenden. Die Folge wird zeigen, daß
„ich kein geduldiges Werkzeug in den Händen der
„deſpotiſchen Willkür war und mich nie zu jenen
„niederträchtigen Sklaven geſellt habe, die in Haufen
„zu den Füßen der Reichen und Mächtigen krochen.
„Nach meiner Rückkehr in Europa hatten alle Ty-
„rannen ihre Gladiatoren verſammelt, um die ver-
„maledeite Dynaſtie der Bourbons wieder auf den

„Thron zu ſetzen. Das Kriegsgeſchrei in Europa „war die Unverletzlichkeit und Machtvollkommenheit „der legitimen Tyrannen und alle Dummköpfe, „Schwärmer und Narren wurden gleich Jagdhunden „hinter die Freiheit gehetzt. Ueberall wurden Preiſe „auf die Köpfe der Patrioten geſetzt; man beraubte, „man verfolgte, man ermordete ſie mit gerichtlichen „Floskeln. Dann wurden ſie gleich indiſchen Parias „aus der Gemeinde gejagt und wer ſie berührte, „war, wie ſie, der Schmach verfallen. Ich, der ich „ſo viel von der Tyrannei gelitten, haßte aus der „tiefſten Seele jede Unterdrückung. Ich ſtand dem „Schwachen gegen den Starken bei; ich ſchwur, mich „mit Leib und Seele dem Kriege zu weihen und in „dem heiligen Kampfe gegen die gekrönten Betrüger, „ihre Miniſter und Pfaffen, auch den Dolch nicht „zu verſchmähen. Als die Tyrannei ſiegte, theilte „ich das Geſchick jener unüberwindlichen Geiſter, die „durch die ganze Erde in der Verbannung umher „ſchweiften und ich lieh ihnen meine ſchwache Hilfe, „die Betrügereien jener von Motten zerfreſſenen Legenden, welche das Menſchengeſchlecht ſo lange betrogen haben, an den hellen Tag zu bringen.“ (O! hätten wir ſtatt Rotteck und Welcker den einzigen Trelawney auf unſerer Seite.)

„Ach! dieſe edlen und hochherzigen Menſchen „ſind nicht mehr! Sie fielen als Schlachtopfer jener „erhabenen Sache, die ſie mit einer bewunderungswürdigen Kraft vertheidigt; doch dauernde Denkmäler haben ſie zurückgelaſſen und ihre Namen „werden ewig leben. Ach! lebten ſie jetzt, hätten „ſie den Baum, den ſie pflanzen halfen, blühen geſehen! — — — hätten ſie das Jahr 1830 und „dann das ihm ſo glorreich folgende Jahr 1831 „erlebt, wie würden ſie gejauchzt haben, die Reihe „der Tyrannen durchbrochen, ihre Dummgläubigen „gemaulkorbt und die Verſchwörung, welche die Freiheit der Völker erſticken ſollte, vereitelt zu ſehen.“

„Ja! die Sonne der Freiheit erhebt ſich über „den feilen Sklaven Europa's, ſie wird ſie aus „ihrem langen Todesſchlafe erwecken. Der Geiſt „der Freiheit ſchwebt wie ein Adler über der Erde „und die Seelen der Menſchen ſtrahlen den Glanz „ſeiner goldenen Flügel zurück. Möge Frankreich, „dem Adler gleich, den es früher wie zum Spotte „zu ſeinem Sinnbilde genommen, jetzt aber im „Ernſte annehmen muß — möge es ſeinen Kindern „ſeinen erhabenen Flug lehren; möge es ſie lehren, „das Geſtirn der Welt, in den Mittagsſtrahlen „ſeines Ruhmes, ohne geblendet zu werden, anzuſchauen. Die Hoffnungen und die Blicke aller

„edlen Menſchen ſind jetzt auf Frankreich gerichtet
„und jedes Herz, das nur ein Hauch großherziger
„Geſinnungen belebt, wird bei dem Klange dieſes
„ſchönen Namens das reinſte Mitgefühl wieder
„klingen“ . . . Auch wir! Auch uns! Wir wollen mächtig rufen und der Ruf ſteige von Ort zu Ort, bis er zum Donner anwachſe, bis der Taxiſche Palaſt davon erbebe — es lebe die Freiheit! es lebe Frankreich!

Montag, den 4. März.

Wie ich heute in der Zeitung geleſen, haben die preußiſchen Miniſter das neue Judengeſetz verworfen. Mit welcher Schadenfreude habe ich das ſo kommen ſehen! Wie ſchlau iſt der hohe deutſche Adel! Das monarchiſche Prinzip iſt in den Talmud gefahren und hat ihn geheiligt, und heilig ſind Alle, die an ihn glauben. Bald wird der Meſſias der Juden geboren werden, bald wird das Wunderkind von Blaye das Licht der Welt erblicken. Der Jude Deutz, eines frommen Rabbiners glorreicher Sohn, iſt jetzt Stiefvater des Herzogs von Bordeaux, Schwager des Königs von Neapel, nah verwandt mit dem franzöſiſchen, ſpaniſchen, portugieſiſchen Hauſe; verwandt mit Oeſterreich, Preußen, Baiern, Rußland, Hohenzollern-Sigmaringen und hundert andern ehrlichen und natürlichen Vettern. Und er wird ſein Volk erheben und es groß machen, und die Juden werden zwar fortan, wie früher, außer dem Geſetze leben; aber nicht wie früher unter dem Geſetze, ſondern, Fürſten gleich, über dem Geſetze. Die ſchönen Tage Zion's kehren zurück und das hohe Lied Salomonis wird ein allerhöchſtes Lied werden. Dem armen Magiſtrate zu Freiberg in Sachſen, der erſt kürzlich verordnete, es ſoll kein Jude ohne Begleitung eines Polizeidieners durch die Stadt reiſen, wird es am Halſe jucken, denn er wird ſehr fürchten, den Galgen verdient zu haben. Wehe nun Allen, die je einen Juden gehaßt, verfolgt und geläſtert; ſie finden keinen Stein in Europa, auf dem ſie ihr müdes Haupt niederlegen können. Zwiſchen Sibirien und der Haus-Vogtei, zwiſchen Köpenik und Spielberg lauert auf ſie alle zehn Schritte ein Hochverrath, alle zehn Schritte ein Majeſtätsverbrechen. Schon hat ſich Deutz bei Gerard ſein Porträt beſtellt, vor dem Jeder, der ihn einmal mit nicht gehöriger Ehrfurcht angeſehen, knieend Abbitte thun muß. Der Bundestag wird eine Bundeslade, das Taxiſche Haus eine Stiftshütte werden, und der rothe Adler Orden wird erbleichen vor dem Juwelen Glanze der Urim und Thumim. Ihr Töchter Israels, lernt die Naſe rümpfen, Knixe machen und franzöſiſch ſprechen! denn Ihr werdet hoffähig werden. Und Ihr, meine guten Deutſchen, aller Fürſten treues Volk, ruft: es lebe unſer vielgeliebter Deutz I., der Wiederherſteller der weiblichen Verfaſſung in ihrer urſprünglichen Geſtalt und des freien Herzens Wahlrechts hoch! Halleluja! Halleluja!

Nichts iſt ſchwerer im menſchlichen Leben — ausgenommen einen Zitronenkern herausfiſchen, wenn er am Boden eines vollen Glaſes Limonade liegt — als es mit den Deutſchen acht Tage hinter einander gut zu meinen, ſo ſehr ſie es auch verdienen und ſo unglücklich ſie auch ſind. So oft ich über ſie weine, haben meine Thränen nicht Zeit zu trocknen, und ich muß ſchon wieder lachen. So oft ich über ſie lache — nun freilich, das kann niemals lange dauern. Es iſt nicht meine Schuld. Auch der beſte Menſch, der doch jedes Kind, ſo oft es hinfällt, mitleidig aufhebt, obzwar keine Gefahr dabei iſt, muß doch lachen, wenn er einen erwachſenen Menſchen fallen ſieht, der ſich doch ſo leicht beſchädigen kann. Das deutſche Volk iſt ein ſolch erwachſener Menſch mit Kindesbeinen, und man muß lachen, ſo oft es auf den Kopf fällt. Es iſt gar zu ungeſchickt, zu zerſtreut, zu gelehrt. Da ſind Rotteck und Welcker, Männer, die es gewiß gut meinen, und auf welche ſonſt ſo Viele als auf ihre Erretter ſehen. Sie haben der guten Sache mehr geſchadet als deren ſchlimmſte Feinde. Sie haben ſich und ihre Leidensgenoſſen aus der Sklaverei befreit, ließen aber ihrem Tyrannen die Pferde im Stalle zurück, waren ehrlich und flüchteten ſich zu Fuße und wurden bald von den verfolgenden Reitern wieder eingeholt und mit Schimpf zurückgeführt. Sie haben das Volk mitten auf ſeiner Siegesbahn aufgehalten, ja es oft zurückgehen heißen und jetzt ſteht es da, weiter vom Ziele als je, denn es kennt den Weg nicht mehr und hat die Richtung verloren. Wo ſie handeln ſollten, ſprechen ſie, und wo ſie reden ſollten, die ſchlafenden Herzen aufzuwecken, ſprachen ſie ſo lange und viel, bis die wachen Herzen vor Müdigkeit wieder einſchliefen. Da wurde Welcker wegen eines Preßvergehens zu zweimonatlichem Gefängniſſe verurtheilt. Der ſchuldige Artikel ſtand vor der Sündfluth, nämlich vor den Bundestagsbeſchlüſſen, im Freiſinnigen. Ich erinnere mich nicht mehr, was er ſtrafwürdiges enthalten; ich glaube man fand darin ein Majeſtätsverbrechen, daß Welcker ausgerufen hat: O du unglücklicher Fürſt! Welcker appellirte an das Gericht zu Mannheim, und neulich kam die Sache dort vor. Zwei Tage dauerten die Verhandlungen, täglich ſieben Stunden. Welcker's Vertheidigungsrede dauerte fünf Stunden. Wäre die Sitzung öffentlich geweſen, dann könnte ich wohl begreifen, wie er ſeine Vertheidigung benutzen wollte, dem Volke Dinge mitzutheilen, die ihm zu wiſſen gut ſind. Wären Geſchworne da, die man zu bewegen hat, könnte ich das auch begreiſen. Aber in einem heimlichen Gerichte, vor Richtern, vor gelehrten und gebildeten Männern, die das alle eben ſo gut wiſſen als Welcker, aber es entweder nicht beachten wollen oder nicht beachten dürfen, fünf Stunden zu ſprechen: das zeigt große Schwäche an. Fünf Stunden! Erinnern Sie ſich noch, was ich Ihnen vorigen Winter geſchrieben: wie hier einer der Geſchwornen, auch bei einem unbedeutenden Preßprozeſſe, nachdem der Advokat des Angeſchuldigten ſchon anderthalb Stunden geſprochen, plötzlich aufſtand und rief: „haltet ein, ſonſt rührt mich der Schlag!“ und wie er nach Hauſe ging und ihn wirklich der Schlag gerührt? Nun wahrlich, wäre ich einer von Welckers Richtern geweſen, und der Schlag hätte mich verſchont, hätte ich fromm die Hände gefaltet, die Augen zur Erde gerichtet und gebetet: „o du heiliger Rhadamantus da unten, ſtärke mich, daß ich gerecht bleibe, denn es gelüſtet mich ſehr, den armen unſchuldigen Mann, der da vor mir ſteht, für jede Stunde, die er geſprochen, auf ein Jahr zum Gefängniß zu verurtheilen!“

So heimlich wurde das Gericht gehalten, daß man Wachen außen vor die Fenſter ſtellte, aus Furcht, es möchte Jemand horchen. Welcker wurde freigeſprochen und Abends brachten die Bürger Muſik im Fackelzuge, um die Unparteilichkeit der Gerichte zu feiern. Die Freude galt Welckern; aber ſo mußte gedruckt werden. Ließen ſich hier in Paris Menſchen einfallen, einem Richter, zu Danke für ſeine Unparteilichkeit, eine Nachtmuſik zu bringen, würde er dieſen Unverſchämten ſeinen Code Napoleon mit allen Kommentaren auf die Köpfe werfen, oder er klagte den andern Tag wegen Amtsbeleidigung. Aber bei uns iſt keine Ehre, weder im Volke noch in der Regierung.

Dienſtag, den 5. März.

Ich denke heute wie ich geſtern dachte: es giebt keine Ehre mehr, weder im Volke noch in den Regierungen. Dieſe Münze der Tugend iſt ganz verſchwunden und dahin iſt es gekommen, daß wer noch einen Theil von ihr beſitzt, ſie verſtecken muß, daß er nicht beraubt und mißhandelt werde. Das Verderben iſt alt, nur ſeine Offenbarung iſt neu; früher ſchlich es im Dunkeln, jetzt wandelt es frech am hellen Tage umher. So lange das monarchiſche Prinzip ſeine tägliche Sättigung fand, war es zahm und mild; jetzt da ihm oft die Nahrung mangelt, zeigt es ſeine angeborne wilde Natur und geht wie ein reißendes Thier auf Beute aus. Die Fürſten ſind eine Art hölliſcher Berggeiſter, die in den Schacht des menſchlichen Herzens hinabſteigen, dort das Erz vom Golde reinigen, das Gold mit Füßen treten und die Schlacke zu Tage fördern. Wo ſie einen Gang der Tugend finden, wird er verſchüttet, wo eine Ader der Leidenſchaft, wird ſie bearbeitet und zum Laſter ausgebrannt. Nicht blos einzelne Menſchen, ganze Provinzen, Städte, Gemeinden werden verführt, beſtochen, beſoldet, zum ſchnödeſten Knechtdienſte angeworben. Weil der einzelne Menſch, ſo ſchwach und lüſtern er auch iſt, doch nicht immer das Herz hat, um ſeines eigenen Vortheils willen ein Verbrechen auf ſich allein zu nehmen, giebt man ihm den willkommenen Vorwand, ſeine Tugend für das Beſte ſeiner Gemeinde zu verkaufen; ſo beſchwichtigt er ſein Gewiſſen, ſo vergißt er, daß ein Theil des Sündenlohns ihm ſelbſt zukommt. Der König von Baiern, von Oeſterreich und den Jeſuiten belehrt und gegängelt, übt dieſe Regierungskunſt mit einer ſchauderhaften Unbedenklichkeit. Die Aqua Tofana der Machiavelliſten Politik wird in das reine deutſche Blut getröpfelt, daß es ſchwarz werde wie die Seele des Giftmiſchers. Die Aemter, die Behörden, die Gerichtshöfe, die der Stadt, in welcher ſie wohnen, Geldvortheile bringen, werden verſteigert und denjenigen Gemeinden zugeſchlagen, die am meiſten Niederträchtigkeit dafür bieten. So wurde Aſchaffenburg und Würzburg, Zweibrücken und Kaiſerslautern hinter einander gehetzt. Die Bürgerſchaft, die Magiſtrate ſchickten Deputationen nach München. Dieſe verſprachen Alles, verleugneten Alles, verriethen Alles was man wollte, und bettelten um einen Panis brief. Der König empfing ſie gnädig. Und das ſind die Fürſten, die ſich Stellvertreter Gottes nennen! Ein Glück für die Welt, daß es die Welt nicht glaubt — wer glaubte ſonſt noch an Gott?

Hundert und elfter Brief.

Paris, Samstag, den 9. März 1833.

Liebe Getreue! . . . Wenn Sie jetzt erwarten, ich würde Ihnen hierauf etwas Schönes ſagen, haben Sie ſich jammervoll verrechnet. Liebe Getreue bedeutet nichts anders als lieber Hund. Sie ſind mein Stand und als ſolcher den deutſchen Ständen gleich, mit welchen die Fürſten und Miniſter, ſo ſehr ſie Stände ſind, nicht mehr Umſtände machen als mit Hunden. Alſo: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du . . . . Du iſt die einfache Zahl von Ihr, wie Ihr die Mehrzahl iſt von Du. Die deutſchen Fürſten und Miniſter reden ihre Stände mit Ihr an. Wäre nur ein Deputirter in der Kammer, der im Namen des Volks da ſäße, würden ſie, weil er das Volk vorſtellt, Du zu ihm ſagen. Du iſt der Kraftausdruck der Väterlichkeit und Schulmeiſterlichkeit, das Band, welches Vater mit Kind, Schul meiſter mit Schulbuben vereinigt .... Alſo: Liebe Getreue! Lieber Hund! Du haſt in Deinem heutigen Briefe uns einen Antrag Deines Mannes mitgetheilt, des Inhalts: wir ſollten erſt im Mai zuſammenkommen, ſtatt wie es früher verabredet war, ſchon im März. Und hoffe er, daß, ob dies zwar unſern neueſten Bundesbeſchlüſſen entgegen ſei, wir doch geneigt ſein könnten, von unſerer legislativen Machtvollkommenheit ein klein wenig nachzulaſſen. Darauf thun wir Dir zu wiſſen: Dieſer Antrag iſt eine Vermeſſenheit, welche Staunen erregen muß. Das monarchiſche Prinzip iſt unſer Glaubensartikel, wir werden uns niemals ändern, ſondern fort und fort mit unſern getreuen Hunden verfahren, wie uns beliebt. Wir erwarten demnach, daß Du, ſollte ſie wiederkehren, dieſe Motion mit verdientem Unwillen aufnehmen werdeſt. Uebrigens liebe Getreue, lieber Hund, bleiben wir Dir in Gnaden gewogen.

Fragt mich Einer: aber was ſollten ſie thun? Sie ſind Beamte, von der Regierung abhängig; ſollten ſie, die Ehre des deutſchen Volks zu retten, mit ihren Weibern und Kindern Hunger ſterben? Ich ſage nein, das fordere ich nicht, ich erwarte das nicht immer. Aber wie vergißt man ſich nie, wie iſt man auf ſeinen Vortheil bei Tage und bei Nacht immer ſo wachſam, daß Einen niemals die Tugend überraſcht und man mit Aufopferung eine ſchmachvolle Beleidigung abwehrt? Erſt vor einigen Tagen wurden hier zwei Staats Beamte, weil ſie den Tag vorher als Deputirte gegen die Miniſter geſtimmt, ihrer Stellen entſetzt. Gleich in der folgenden Sitzung erhoben ſich darauf eine Menge miniſterieller Deputirten, die auch Beamte waren, und eiferten auf das heftigſte gegen jene Abſetzungen, gegen jenen ſchändlichen Seelenverkauf, den die Regierung von den Staatsbeamten fordert. Vielleicht bereuten alle dieſe Männer ihre edle Aufwallung ſchon eine Stunde ſpäter; vielleicht als ſie nach Hauſe kamen, mit ihrer Familie um den vollen Tiſch ſaßen, riefen ſie ſchmerzlich aus: morgen müſſen wir hungern! und verwünſchten dann ihre Uebereilung. Vielleicht war es kein ruhiges Pflichtgefühl, das ſie ſo handeln ließ, ſondern nur eine Phantaſie des Tugendrauſches. Doch genug, ſie vergaßen ſich. Wehe aber Denen, die nie vergeſſen, daß ſie ſchwache Menſchen ſind Gott wird ſie vergeſſen!

Und die beſſern unter den deutſchen Volksvertretern, die Unglückſeligen! ſie verſtehen den böſen Zauber mancher Worte nicht; ſie vergeſſen, daß es ein Spott iſt mit ihrer Freiheit, ſo lange ſie dulden, daß ſie ihre Fürſten mit liebe Getreue und mit Ihr anreden! Wie aufmerkſam iſt man hier auf ſolche Wort-Deſpotie! Die mauvais sujets unter den franzöſiſchen Miniſtern ſteifen ſich, ihre Berichte an den König mit fidel sujet zu unterzeichnen. Niemals laſſen die Oppoſitionsblätter dieſes ungerügt hingehen. Und bekümmert ſich auch ein Miniſter nicht um den Tadel und kehrt zu ſeiner Kriecherei zurück, ſo wird doch durch die beharrliche Oppoſition der tägliche Straßenkoth knechtiſcher Geſinnung weggekehrt und er kann ſich nicht bergeshoch anhäufen wie in Deutſchland.

Hundert und zwölfter Brief.

Paris, Sonntag, den 10. März 1833.

Die gerichtliche Unterſuchung wegen des Tumults, der im Oktober 1831 in Frankfurt am Allerheiligen-Thore ſtattgefunden, iſt im Februar dieſes Jahres beendigt worden. Alſo ſchmachten die der verbrecheriſchen Theilnahme angeſchuldigten Bürger ſchon ſechzehn Monate lang im Kerker und wiſſen ihr Schickſal noch nicht. Jetzt hat man erſt die Akten zum Richterſpruche auf die Univerſität geſchickt und es iſt bekannt, welche lange Zeit der Verſtand deutſcher Gelehrten braucht, bis er zur Reiſe kommt. Iſt es nicht unerhört, iſt es nicht ſchauderhaft, zwiſchen der Schuld und der Buße oder zwiſchen der

Unſchuld und der Freiſprechung eine Ewigkeit der Qual zu ſetzen, die entweder die verdiente Strafe grauſam erhöht oder die Freiſprechung ganz trügeriſch macht? Das iſt aber der Fluch unſeres Vaterlandes, daß ſelbſt die ſchlechteſten Regierungen keinen Platz mehr zur Willkür finden, weil ſchon die böſe Laune der Geſetze allen Raum einnimmt. Selbſt der boshafteſte Richter, wenn er einen Angeſchuldigten, der in ſeine Hände gefallen, aus Rache peinigen wollte, vermöchte dies nicht, ſobald die Anſchuldigung ein Staatsverbrechen betrifft. Da hören alle Schranken zum Schutze des Unſchuldigen, zum Troſte des Schuldigen auf; der Richter hat keine zu übertreten. Jeder eines Staatsverbrechens Angeklagter iſt vogelfrei in ſeinem Kerker. Glücklich, wenn er einem gewiſſenloſen Richter in die Hände fällt: dann hat er doch Hoffnung, ihn mit Gold zu beſtechen. Iſt aber der Richter ein ehrlicher Mann, ein ſogenannter treuer Staatsdiener, iſt der Unglückliche verloren. Ein ſolcher treuer Staatsdiener ſieht die Bäume vor dem Walde nicht; der Menſch iſt ihm Nichts, der Staat iſt ihm Alles und — was noch unheilbringender: er ſieht den ganzen Staat in der Regierung und ſieht die ganze Regierung in dem Fürſten. Auf dieſe Weiſe ſind dreißig Millionen Deutſche Nichts und ihre dreißig Fürſten ſind Alles.

Fragen Sie einen ſolchen wahnſinnigen deutſchen Staatsgelehrten: was bezweckt denn der Staat? Er antwortet Ihnen: die Sicherheit des Eigenthums, der Freiheit und des Lebens der Bürger. Lachen Sie, wenn Sie nicht weinen müſſen. Das Eigenthum wird ſo ſehr geſichert, daß die Abgaben, um die Koſten des Staatsſchutzes zu decken, den größten Theil der Nation zu Bettlern machen. Die Freiheit wird ſo ſehr geſichert, daß die Bürger darüber zu Sklaven werden. Das Leben wird ſo ſehr geſichert, daß man es hinter den Riegeln eines Kerkers bewahrt und man ſein bischen Leben, was ſie Einem in der Freiheit laſſen, zehnmal im Tage verwünſcht. Was bleibt nun übrig, das verdiente geſichert zu werden? Jede Monarchie ohne Theilnahme des Volkes an der Regierung — in der Geſetzgebung durch Deputirte, in den Gerichten durch Geſchworene, in der bewaffneten Macht durch Nationalgarden — iſt nichts als eine organiſirte Räuberei; ich ziehe die im Walde vor, wo man mit Muth ſich oft retten kann, wo Einem wenigſtens die Wahl bleibt, ſich in die Räuberbande aufnehmen zu laſſen. Sicherheit! Denken Sie ſich einen Geizigen, der immer beſorgt wäre, man möchte ihm ſeine Schätze ſtehlen. Er baut ſich ein großes mächtiges Haus, ſie darin zu verwahren und bringt tauſend künſtliche Befeſtigungen darin an.

Die Baukoſten verſchlingen ſein ganzes Vermögen, jetzt hat er ein Schatzgebäude, aber keinen Schatz mehr. So haben wir einen Staat, aber keine Menſchen darin.

Die deutſchen Strafgeſetze gegen Staatsverbrechen und beſonders die Art und Weiſe, auf welche mit einem Angeklagten die gerichtliche Unterſuchung geführt und die Geſetze auf einzelne Fälle angewendet werden — das alles iſt fürchterlich! Sie ſind ein Frauenzimmer und brauchten dieſe Schändlichkeiten nur zu fühlen, nicht zu verſtehen; aber die Sache iſt ſo klar, daß ſie ſelbſt ein Kind begreift und ſich davor entſetzt. In einem monarchiſchen Staate werden Staat und Fürſt für Eins angeſehen und ſo wird jedes Staatsverbrechen zur Beleidigung des Fürſten und jede Beleidigung des Fürſten zum Staatsverbrechen. Und dieſer Fürſt, der beleidigt worden, beſtimmt ſelbſt die Strafe der Beleidigung, beſtraft ſelbſt den Beleidiger; denn die Richter, die Geſetzgeber ſind des Fürſten Beamte, werden von ihm eingeſetzt und abgeſetzt und ihr Schickſal und das ihrer Familie hängt von ihrer Folgſamkeit gegen die Wünſche und Launen des Fürſten ab. So nimmt jede fürſtliche Rache den Schein des Rechts, und was noch gefährlicher iſt, ſelbſt die verdienteſte Strafe nimmt den Schein der Rache an. Bei aller Rechtspflege kommt es nicht blos darauf an, daß Recht geſprochen werde, ſondern auch, daß jeder Bürger im Staate die Zuverſicht habe, *daß* Recht geſprochen werde. Was hilft alle Sicherheit, wenn man nicht das Gefühl dieſer Sicherheit hat? Der Traum einer Gefahr kann Einen im warmen, weichen Bette ſo ſehr ängſtigen, als dieſe Gefahr ſelbſt. Aber dieſes Gefühl der Sicherheit, dieſe Zuverſicht auf ſtrenge Rechtlichkeit kann ein deutſcher Bürger nicht haben, in allen Fällen, wo es ein Staatsverbrechen betrifft. Tiefe Nacht umgiebt den Kerker, die Unterſuchung wird geheim geführt, der Richterſpruch wird geheim gefällt, die Vertheidigung bleibt verborgen, der erſte Strahl des Tages fällt auf das Blutgerüſt, ein bleiches, gramgefurchtes Haupt fällt — ob ſchuldlos oder ſchuldig, das wird Gott einſt richten. Wie wird ein armer deutſcher Staatsgefangener im Kerker behandelt? Mit Menſchlichkeit? Oder wird er gefoltert? Wer kann es wiſſen? Kommt er endlich frei, haben oft lange Leiden die Kraft ſeiner Seele gebrochen, oder er hat wohl in ſeinem heißen Gebete um Rettung dem Himmel gelobt: wenn er ihn befreie, wolle er allen ſeinen Feinden vergeben, jede Kränkung vergeſſen — er ſchweigt und klagt nicht. Vielleicht hat man ihm auch einen Schwur der Verſchwiegenheit als Preis ſeiner Befreiung aufgelegt.

In freien Staaten, wie in Frankreich und England, werden die gerichtliche Unterſuchung und die Vertheidigung öffentlich geführt und das Urtheil wird öffentlich gefällt. Nicht die Beamten des Königs richten einen Angeſchuldigten, ſondern das Volk ſelbſt richtet ihn, durch ſeine Geſchwornen. Der Eingekerkerte iſt keiner Willkür preisgegeben, denn die freie Preſſe bringt jede ſeiner Klagen zur öffentlichen Kunde. Minder gefahrlos iſt es unter reißenden Thieren wohnen, als in einem Lande ohne Oeffentlichkeit der Gerichte, ohne Geſchworne und ohne Preßfreiheit. Ein Tiger verurtheilt ſein Schlachtopfer zum augenblicklichen Tode, niemals zu lebenslänglicher Pein. Sie werden die Leidensgeſchichte zweier unglücklichen Jünglinge in den öſterreichiſchen Staatsgefängniſſen leſen und dann werden Sie begreifen, wie die Zunge eines Tigers zur Liebkoſung werden kann.

Die Tugend und Gerechtigkeit eines deutſchen Fürſten, wo ſie noch gefunden wird, hilft hier gar nicht. Iſt nicht der Kaiſer von Oeſterreich ein tugendhafter und ein gerechter Fürſt? Wem hat das noch gefrommt? Die Bosheit, Leidenſchaft und Grauſamkeit liegen ſchon in den Geſetzen; aber dieſe ſtammen nicht von der Bosheit, Leidenſchaft und

Grauſamkeit der Geſetzgeber, ſondern von ihrer Verrücktheit. Sie vergeſſen, daß eine Regierung der Menſchen willen da iſt und glauben, der Menſch wäre geboren, um regiert zu werden. Darin iſt der Wahnſinn. Sie können täglich in der Zeitung leſen, was in Baiern geſchieht. Baiern in der Schule öſterreichiſcher, Preußen in der Schule ruſſiſcher Tyrannei unterrichtet, jagen uns von Süd und Nord ihre unglücksſchwangern Wolken zu und bald wird das Verderben auf das Herz des Vaterlandes niederfahren und der Haſelſtock wird die Knute küſſen und Jeden treffen, der ſich ſeiner Zärtlichkeit in den Weg ſtellt. Ein baieriſcher Handelsmann, der außer Landes iſt, wird vorgeladen, ſich „gegen die Anſchuldigung der Hülfsleiſtung zum entfernten „Verſuche des Hochverraths“ zu verantworten! Wäre das nicht ſo ſchrecklich, ſollte man nicht glauben, eine Scene aus den Femmes savantes oder den Précieuses ridicules zu leſen? Ein Anderer, ein Zeitungsredakteur, der ſich geflüchtet, wurde wegen eines Preßvergehens, außer der knieenden Abbitte vor dem Bilde des Königs und einer dreijährigen Zwangsarbeitshaus-Strafe, noch verurtheilt: während ſeiner dreijährigen Strafzeit jedes Jahr den Tag vom dritten Juli in einem einſamen Gefängniſſe zuzubringen, und während vierzehn Tagen im Monat Juli abwechſelnd drei Tage bei Waſſer und Brod zu faſten. Als ich das deutſch las, hatte ich es ganz mißverſtanden und ſo gedeutet: Der Gefangene bekomme drei Tage blos Waſſer ohne Brod und drei Tage blos Brod ohne Waſſer. Ich wunderte mich gar nicht darüber, denn ich dachte, es ſei eine ſinnreiche deutſche Rache gegen die franzöſiſche Juli-Revolution. Aber aus dem Conſtitutionnel, der das Urtheil in ſeiner ganzen Ausdehnung mit den Unterſchriften der Richter enthielt, erfuhr ich erſt ſeinen wahren Sinn. Es heißt dort: verurtheilt . . . „à observer un jeûne de quinze jours chaque mois de Juillet de chaque année de son enprisonnement, de manière qu'il ne doit recevoir pendant trois jours que du pain et de l'eau, pendant les trois jours suivant la nourriture dûe aux prisonniers, et ainsi de suite et alternativement pendant la quinzaine.“ Was wird es dem Herrn Oeſtreicher (ſo heißt der verurtheilte Zeitungs-Redakteur) in der Freiheit gut ſchmecken! Er komme jedesmal im Juli zu uns und wir wollen ihn vierzehn Tage lang abwechſelnd, drei Tage mit Champagner und Auſtern und drei Tage mit Burgunder und Trüffelpaſteten bewirthen und dabei auf die Geſundheit des Herrn Staatsrathes Feuerbach trinken

— nämlich auf die Geſundheit ſeines Kopfes. Ich habe Ihnen ſchon früher geſagt, daß dieſe ſchönen baieriſchen Criminalgeſetze keineswegs aus einer alten barbariſchen Zeit herſtammen, ſondern daß ſie im neunzehnten Jahrhundert, zwanzig Jahre nach der franzöſiſchen Erklärung der Menſchenrechte, verfaßt worden ſind und daß ſie größtentheils der Staatsrath Feuerbach ſo herrlich erſonnen. Glauben Sie aber ja nicht, daß dieſer unſer berühmter Landsmann darum ein boshafter oder einfältiger Menſch ſein müſſe. Ich kenne ihn zwar nicht, doch mag er der beſte Menſch, der zärtlichſte Gatte, der liebevollſte Vater, der großmüthigſte Freund ſein. Das hilft aber hier alles nichts. Sobald einem deutſchen Rechtsgelehrten Staatsverbrechen auf den Kopf fallen, wird er wie vom Schlage gerührt, alle ſeine Geiſteskräfte werden gelähmt und er ſinkt ganz zu dem irren Zuſtande eines kindiſch und unmündig gewordenen Geiſtes herab. Er iſt dann kein Menſch mehr, er iſt nur noch ein Thier, das ißt und trinkt und — ein Staatsdiener.

Das Wenigſte von dem bisher Geſagten findet zwar auf Frankfurt eine Anwendung. Da dort keine monarchiſche, ſondern eine republikaniſche Verfaſſung herrſcht, konnte die Regierung nie zu dem Wahne kommen, daß ſie den Staat ausmache. Aber doch ſind unſere Geſetzgeber, Richter und Regenten noch in den Irrthümern einer alten Zeit gebildet. Sie haben immer noch von der Heiligkeit des Staats und den beſtehenden Einrichtungen eine abergläubiſche Vorſtellung. Wenn das nicht wäre, hätte nie geſchehen können, daß man angeſchuldigte Bürger ſechzehn Monate lang proviſoriſch im Gefängniſſe ſchmachten ließ. Wäre nicht die unſelige Verehrung alles Beſtehenden, hätte man längſt bei Criminal-Verbrechen das mündliche Verfahren eingeführt und der Schneckengang ſchriftlicher Vertheidigung hätte nicht länger die Qual eines Eingekerkerten zur Unerträglichkeit ausgedehnt. In Frankfurt iſt nur ein einziger Criminalrichter und dieſer konnte bei den vielen andern Geſchäften, die ihm oblagen, auch mit dem beſten Willen und dem angeſtrengteſten Fleiße jene Unterſuchung nicht ſchneller fördern. Hätte man aber nur die geringſte Vorſtellung, daß nicht blos der Staat an den Bürger, ſondern daß auch der Menſch an den Staat Anſprüche zu machen habe, dann hätte man ſich keinen Tag beſonnen und hätte die Zahl der Unterſuchungsrichter vermehrt und die Bedenklichkeit, eine alte Gerichtsordnung umzuändern und die Staatsausgaben um einige tauſend Gulden zu vermehren, wäre hier, wo es auf die Freiheit mehrerer Bürger und die Ruhe ihrer Familien ankam, gar nicht in Betracht gekommen. Wie ich aber erfahren, hat man ſich erſt kürzlich beſonnen und dem Criminalrichter, erſt auf ſein eignes Verlangen, einen Gehülfen gegeben.

Die gerichtliche Unterſuchung jenes frankfurter Tumults, an dem nur wenige hundert Menſchen Theil genommen, und wobei nur ein einziger das Leben verloren, hat ſich durch ſechzehn Monate hingeſchleppt, und die Pariſer Inſurrektion im Juni, die den Umſturz der Monarchie bezweckte, woran viele tauſend Menſchen Theil genommen, wobei mehrere hundert das Leben verloren, war ſchon nach vier Monaten gerichtet! Und gewiß könnte ſich weder der Staat beſchweren, daß dem Geſetze nicht völlige Genugthuung widerfahren, noch einer der Angeſchuldigten, daß er mit Unrecht verurtheilt worden ſei. Viele wurden zum Tode verurtheilt und verdanken die Erhaltung ihres Lebens nur der königlichen Begnadigung. Viele Schuldige, die dem unerbittlichen Buchſtaben des Geſetzes verfallen waren, wurden von der Barmherzigkeit der Geſchwornen, die den Geiſt der Verhältniſſe berückſichtigen, frei geſprochen. So fanden Strenge und Milde den ihnen gebührenden Platz, und vier Monate waren genug, alle dieſe Verwirrungen zu ſchlichten.

Siebenpfeifer und Wirth, des Hochverraths durch Preßvergehen beſchuldigt, ſchmachten ſchon zehn Monate im Gefängniſſe und ihr Urtheil iſt noch nicht geſprochen, und die Unterſuchung wegen des Piſtolenſchuſſes auf den König von Frankreich war ſchon nach zwei Monaten und einigen Tagen geendigt. Wenn dieſe Sache ſich bis jetzt verzögert hat, ſo daß erſt in dieſer Woche die Angeklagten vor den Aſſiſen erſcheinen, ſo lag das an den Angeklagten ſelbſt, die um Aufſchub baten. Und die Beſchuldigung eines Königsmordes iſt doch ganz etwas Anderes, als die Anklage wegen Hülfsleiſtung zu dem entfernten Verſuche eines Hochverraths — durch die Preſſe! Ich mußte lachen, als ich vor einigen Wochen in einem Oppoſitionsblatte las. „Enfin, après deux mois et „plus d'instruction, a paru l'acte d'accusation „dressé à l'occasion du coup de pistolet tiré „sur le roi le 19. Novembre dernier.“ Endlich nach zwei Monaten und länger — welche eine närriſche Ungeduld! Wenn in Deutſchland Einer um jeden Preis ein hohes Alter erreichen wollte, konnte er nichts Zweckmäßigeres thun, als eine blindgeladene Piſtole auf einen Fürſten abzudrücken. In ſeinem Leben würde er nicht gerichtet werden. Nicht etwa als zweiſle man einen Augenblick an ſeiner

Schuld und ſeinem böſen Vorſatz: dieſer Zweifel könnte dem Thäter keinen Tag ſeinen Kopf ſichern. Aber man würde ſo lang und ſo weit den Fäden der Verſchwörung nachgehen, man würde ſo tief nach der letzten Wurzelfaſer des Geiſtes der Zeit graben, daß, ehe man von dem Ende der Welt und den Antipoden, wohin man zur Entdeckung der Mitſchuldigen gereiſt, zurückkäme, ein ganzes Menſchengeſchlecht ausſterben müßte. Millionen Deutſche würde man konfrontiren, das ganze Volk würde man zu Protokoll nehmen. Hat man doch den unglücklichen Sand, der ſein Verbrechen faſt öffentlich beging, der mit blutigem Dolche auf die Straße ſtürzte und die That augenblicklich eingeſtand, trotz ſeiner ſchmerzlichen Wunde ein ganzes Jahr lang im Gefängniſſe ſchmachten laſſen! Man wollte damals alle Patrioten hinein verflechten und die Edelſten des Volkes zu Meuchelmördern brandmarken.

Woher kommt nun dieſer Unterſchied zwiſchen Frankreich und Deutſchland? In Frankreich herrſcht die öffentliche Meinung, die man wohl irre zu führen ſucht, der man aber nicht zu trotzen wagt. Sie iſt mächtiger als die Regierung, und weit mächtiger als der König. In Frankreich iſt das Volk der Staat. In Deutſchland hat die öffentliche Meinung ſich noch nicht geltend zu machen verſtanden, darum iſt das Volk Nichts; der Fürſt iſt der Staat, der Fürſt iſt Alles. Wenn unſere Fürſten noch nicht, wie einſt Ludwig XIV., mit der Reitpeitſche in der Hand, ihre Stände auseinander gejagt, ſo geſchah es nur darum nicht, weil ſie noch niemals bei ihren Ständen ſolchen Widerſpruch gefunden, als ihn Ludwig XIV. in ſeinen erſten Regierungsjahren bei ſeinem Parlamente fand. Aber das wird noch kommen.

Montag den 11. März.

Zwar — Sie werden nicht begreifen, wie hier das zwar herkommt, ich ſelbſt verſtehe es nicht; aber es wird ſich ſchon ein Zuſammenhang finden, und wo nicht, iſt es auch kein Unglück. Zwar

1. Hat der Commerzienrath Hofmann in Darmſtadt, der einſt den Griechen zu ſeinem Schaden ſechzigtauſend Flinten geliefert, und ſpäter auch zu ſeinem Schaden den Preußen ſich ſelbſt, neulich in der Kammer darauf angetragen: man möchte das häufige Tanzen auf dem Lande unterſagen, denn wenn die armen Bauern, noch von dem Tanzen erhitzt, am Morgen nach der Kirchweihe nach Amerika auswanderten, ſo möchte das ihrer koſtbaren ſteuerpflichtigen Geſundheit ſchaden — worauf ein Bauer, Mitglied der heſſiſchen Kammer, und obzwar ſehr vernünftig über dieſe Sache geſprochen, nämlich dagegen, worüber ſich die andern Mitglieder ſehr gewundert, da doch der Mann nicht ſtudirt habe. Zwar

2. Weigert ſich der Zeitungsredakteur Wiedemann, vor dem Bilde des Königs von Baiern kniend Abbitte zu thun, wozu er verurtheilt worden; denn er meint, es ſei ihm ganz gleichgültig, daß man ſeine fünf Jahre Zuchthausſtrafe, wozu er auch verurtheilt worden, erſt von dem Tage an zählen werde, wo er gekniet, da er von den fünf Jahren, während welcher er ſeiner Freiheit beraubt bleiben ſoll, nur die zwei erſten bedauere, die übrigen rechne er nicht. Zwar

3. Frägt der jämmerliche Hofrath Krug, was man denn ſo viel Weſens aus den Bundestags-Beſchlüſſen mache, da ſie doch vor der Hand nur auf ſechs Jahre — im Leben eines Volkes weniger als ſechs Tage im Leben eines Menſchen, beſtehen und dann über deren Fortdauer von Neuem berathſchlagt werden ſoll? Zwar

4. Ließ die Wiener Zenſur ein Gedicht Grillparzer's auf die Geneſung des Kronprinzen von Oeſterreich darum nicht paſſiren, weil der Dichter zu viel von der Herzensgüte des Prinzen geſprochen, zu wenig aber von ſeinem Verſtande, und dieſe Nachricht durfte nicht allein in allen zenſirten Blättern gedruckt werden, ſondern ſie ſtand in den ab-

ſolutiſtiſchen Blättern zuerſt — wie man überhaupt ſeit achtzehn Jahren, ſowohl in Wien ſelbſt, als in ganz Deutſchland von Nichts ungenirter und weniger ſpricht als von dem Verſtande des Kronprinzen von Oeſterreich — worüber ſehr nachzudenken iſt. Ich habe ſehr darüber nachgedacht und halte den Kronprinz von Oeſterreich für einen zweiten Joſeph den Zweiten. Zwar

5. Werden in Deutſchland die Fürſten als Oberſtallmeiſter, ihre Beamten als Reitknechte, ihre Staaten als Ställe, und ihre Unterthanen als Pferde betrachtet — weswegen auch, ſo oft ein Kronprinz den Thron beſteigt, man zu ſagen pflegt: er habe die Zügel der Regierung ergriffen. Zwar.

6. Eifert das Berliner politiſche Wochenblatt dagegen, daß die Penſion der Baſtillhelden ſo ſtark ſei wie die der Ritter der Ehrenlegion, obzwar die Baſtillhelden eine wahre Schandlegion wäre. Zwar

7. Hat der König Otto von Griechenland auf dem Schiffe mit engliſchen Offizieren eine Quadrille getanzt und ſowohl in Neapel als in Corfu „nicht geringe Senſation bei dem ſchönen Geſchlechte erregt“ — und hat der König von

Baiern auf unterthänigſte Bitte der Grenzpatrioten erlaubt, daß an der Stelle, wo König Otto die baieriſch-tyroliſche Grenze überſchritten und wohin er den folgenden Tag zurückgekehrt war, um Abſchied von ſeinem lieben Vaterlande zu nehmen, welches er den vorigen Tag zu thun vergeſſen, weil er vor Rührung eingeſchlafen war — hat erlaubt, daß zum ewigen Andenken dieſer Rührung, dieſes Schlafes und dieſes Abſchieds an der dreimal geſegneten Stelle durch freiwillige Beiträge dem jungen Wittelsbacher eine Kapelle erbaut werde — jetzt ſchon die zweite — ſo daß ſehr zu vermuthen iſt, das neue Baiernthum werde bald das alte Chriſtenthum verdrängen. Zwar

8. Pflegen die deutſchen Volksdeputirten, wenn ſie von dem Kammer-Präſidenten ſprechen, nicht zu ſagen: der Präſident, ſondern das Präſidium — weil ſie denken, Präſident wäre ein leichtes Ding, das der Wind fortwehen könne, Präſidium aber etwas gründlich ſchweres, das feſt hafte — welches ſehr deutſche Art iſt. Zwar

9. Wurde der Buchhändler Franckh in Stuttgart im Theater, alſo nach Sonnenuntergang, citirt, gleich vor dem Criminalgerichte zu erſcheinen, und als er ſich deſſen weigerte, beim Austritte aus

dem Theater arretirt — die Nacht trägt die Livree der Könige. Zwar

10. Betragen die Staatausgaben des Kurfürſtenthums Heſſen 2,700,000 Thaler, und der Kurfürſt mit ſeiner Familie koſtet dem Lande nur 467,420 Thaler, alſo nicht mehr als den fünften bis ſechsten Theil aller Staatsausgaben — welches ganz erſtaunlich iſt. Zwar

11. Wurde ein Berliner Polizei-Rath, den man nach Poſen geſchickt, dort nach Verſchwörungen zu jagen, im Walde vor Poſen von maskirten Reitern aus der Diligence geriſſen, gezwungen, ſeine Papiere herauszugeben, und dann fürchterlich durchgeprügelt — welche ſchöne Geſchichte man aus dem Polniſchen in das Deutſche überſetzen ſollte. Zwar

12. Hat Herr von Gagern in der Darmſtädter Kammer bewieſen, die unruhige Stimmung in Rheinbaiern käme von drei Urſachen her. Erſtens, weil keine Reſidenzen im Lande wären. Zweitens, weil kein hoher Adel im Lande wäre. Drittens, weil keine Oper im Lande wäre; denn würde in Zweibrücken die Stumme von Portici aufgeführt, werde Keiner aus Langeweile, Kunſtliebe und Chanſo-

manie den Maſaniello machen — und die Kammer hat nicht gelacht — ſo traurig iſt ſie! Aber .... da ſitze ich nun mit meinem Aber und weiß nicht was ich damit machen ſoll. Sie ſehen was dabei herauskommt, wenn man leichtſinnig in den Tag hineinſchreibt und nicht das Ende bedenkt. Laſſen Sie ſich das zur Warnung dienen. Aber ....

Ich will es Ihnen offen geſtehen, es war mir nur darum zu thun, ſo ſchnell als möglich Kehraus zu machen. Mein Taſchenbuch iſt voll und ich habe mir heute ein neues gekauft — in dieſem Winter das dritte.

Und nachdem ich das letzte Wort herausgeſchrieben, warf ich das Buch und den verfluchten Bleiſtift mit — er ſollte mir zu keinem ſchuldloſen Worte dienen — in den Kamin und ſtieß es mit der Zange in die Gluth. Garſtig roch der Saffian und das Pergament, und da lachte ich. Es ſei ein Fett-Opfer den unterirdiſchen Göttern gebracht! . . Als mir aber durch die Seele ging, was ich ſeit zwei Monaten hineingeſchrieben: die unerhörte Schmach, den unerträglichen Schmerz des Vaterlandes, und dachte: und das Alle dem treueſten, dem edelſten, dem geiſtreichſten unter den Völkern der Erde — dem Volke, das unter allen Kindern Gottes dem

Vater am ähnlichſten geworden; allliebend wie er, allgegenwärtig wie er, allwiſſend wie er; und darum, weil es ihm ſo gleicht, wie Gott ſelbſt, von den Teufeln der Welt am meiſten geſchändet — — da mußte ich weinen. Dann dachte ich wieder: ſie frohlocken über unſern Jammer, ſie hören ihn für den Schrei der Verzweiflung, für das Röcheln ſterbender Hoffnung — und es ergrimmte in mir, und als könnte ich Geiſter beſchwören, rief ich: Trelawney!

Hundert und dreizehnter Brief.

Paris, Freitag, den 15. März 1833.

Schon zweitauſend Süd-Deutſche ſind dieſen Winter nach Amerika ausgezogen, und das waren „nicht verarmte heimathloſe Leute, nein wohlhabende, tüchtige und rüſtige Männer.“ Dieſer Stimme darf man glauben, ſie iſt keine liberalen Unwillens, denn ſie kommt aus dem Hannover'ſchen, wo die Freiheit taubſtumm iſt. Und zur Bekräftigung ihrer Hannoverlichkeit kann es dienen, daß jene Auswanderungen eine Modekrankheit genannt werden. Eine Modekrankheit! Noch ein Glück, daß unſere Fürſten ſich nicht, wie einſt die Prieſter, gelüſten laſſen, auch die Aerzte ihrer Unterthanen zu ſein; ſonſt dürfte man ohne ihre allergnädigſte Erlaubniß nicht krank werden und ſterben, und ſie hätten vielleicht, wie jetzt die Auswanderungen, auch die Cholera eine Modekrankheit genannt.

Aber es iſt darüber zu verzweifeln! Und doch kenne ich Kinder von freiſinnigen Männern, die über dieſe Auswanderungen frohlockten, weil ſie meinen, die Fürſten müſſen ſich darum ſchämen. Die ſich ſchämen! Eher würde die Nacht roth, als ein König. Unſere Fürſten, die ſich jetzt Alles erlauben, weil die Furcht vor ihrem Adel ſie gegen das Volk beherzt macht — würden ſie denn die Auswanderung der deutſchen Patrioten dulden, wenn ſie ihrer Tyrannei keinen Vortheil brächte? Wer wandert aus? Der, dem die Knechtſchaft am unerträglichſten iſt, der die Freiheit am herzlichſten liebt und darum am tüchtigſten wäre, für ſie zu kämpfen. Dieſe Thorheit kann uns um zehn Jahre zurückwerfen. Wenn man alle die Auswanderungen überdenkt, die ſeit Jahrhunderten, wegen religiöſen oder politiſchen Druckes, in vielen Staaten unternommen wurden, ſo findet man, daß ſie immer zu ſpät geſchehen und alſo ohne Noth. Man wartete, bis das Uebel den höchſten Grad erreicht, das heißt, bis es der Heilung nahe kam. So geſchah es immer, daß bald darauf der böſe Geiſt der Regierungen ſich beſſerte, entweder durch freiwillige oder durch gezwungene Bekehrung. Iſt es nicht eine bejammernswerthe Thorheit, daß Deutſche mit Mühen und Gefahren Amerika hinter dem Meere ſuchen, ſtatt bequemer und ſicherer ſich Amerika in das Haus zu ſchaffen? Mit der Hälfte des Geldes, das ihnen ihre Ueberſiedelung koſtet, mit der Hälfte der Beſchwerden und Gefahren, die ſie daran ſetzen, könnten ſie in ihrem eignen Vaterlande die Freiheit erwerben. Warum ſich nicht noch wenige Jahre gedulden — wenige Jahre, welche die Begeiſterung des Kampfes und die Freude mannigfaltiger Siege zu einer Stunde verkürzen werden? Denn wahrlich, nicht Jahre, nur Frühlinge werden wir zu zählen haben, bis das Jahr der Freiheit kommt. Amerika überlaſſe man den Fürſten, ihnen bleibe es eine Freiſtätte, und dort werden ſie einſt die Freiheit lieben lernen, wenn ſie erfahren, daß ſie ſelbſt Tyrannen noch in ihrem verdienten Unglücke ſchützt.

Hundert und vierzehnter Brief.

Paris, Sonntag, den 17. März 1833.

Swift wollte eine Geſchichte von England ſchreiben, gab aber ſein Vorhaben wieder auf. Als ihn ein Freund um die Urſache ſeiner Sinnesänderung fragte, antwortete er ihm: alle meine Könige und Helden ſind ſolche Schufte, daß ich nichts mehr mit ihnen zu thun haben will. — — Obiges ſchrieb ich geſtern, als mich ein Beſuch unterbrach, und heute habe ich vergeſſen, was ich damit in Verbindung ſetzen wollte . . . . Was ich in Verbindung damit ſetzen wollte? Ach, wie dumm! Ich hörte einmal meinen Freund ſeine Frau bitten: ſie möchte ſeinen abgefallenen Rock wieder an den Knopf nähen.

Die kurzen Tage der langen Briefe ſind jetzt vorüber. Ich danke Euch, Ihr Götter! Wie ich es ſatt bin! Uebermorgen iſt der 20. März, an welchem, Morgens 8 Uhr 16 Minuten, der Frühling beginnt. Von da an will ich lieben, ſelbſt den Teufel, und lieben, bis der Senne heimkehrt und die Blätter fallen. Nach der Traubenleſe beginne ich meinen Kampf von Neuem. Ach! Ich trinke ja keinen Wein mehr, und wenn es nicht die Freiheit wäre, was ſollte mein altes Herz erwärmen in den kalten Wintertagen? Die Freiheit liebte ich immer; aber als ich noch jung war und den Becher liebte, da träumte ich von ihr, und da vermißte ich ſie ſelten, denn ich trank oft. Jetzt wache ich und bin nüchtern wie ein Bach, und wenn ich dampfe, iſt es nur, weil die Luft noch kälter iſt als ich.

Den Tag meiner Abreiſe kann ich noch nicht beſtimmen, das hängt von meinem Holze ab. Ja wahrhaftig von meinem Brennholze; das iſt mein Kerbholz, mein Kalender. Ich habe geſchworen, kein friſches mehr kommen zu laſſen, ſondern in den Wagen zu ſteigen, ſobald der letzte Scheit im Kamin liegt. Nein, was ich dieſen Winter Holz verbrannt habe, wage ich Ihnen nicht zu ſagen: es möchte Ihrer Geſundheit ſchaden. Es iſt gräulich! Zehn brave deutſche Hausfrauen hätte das unter die Erde gebracht. Zum Glücke bin ich weder eine Frau, noch häuslich, noch brav, und ich habe es ausgehalten. Aber länger konnte ich es auch nicht ertragen. *Was zu arg iſt, iſt zu arg!*

Holz, Philoſophie, Geld, Freiheit — malédiction! O das ſchöne malédiction! Wie ich mich gefreut habe, als Heine gleich in ſeinem erſten Artikel über die deutſche Literatur, gleich in dem erſten Blatte der *Europe littéraire* — in dem frommen heiligen Blatte, welches das Gelübde der Keuſchheit, der Armuth und des Gehorſams abgelegt und in ſeiner Vignette die Raubthiere aller fürſtlichen Wappen Europa's als ſeine Herren zur Anbetung aufgeſtellt — daß Heine gleich in den erſten Zeilen einen gefährlichen politiſchen Anfall bekommen und *malédiction* geſchrieen hat über die ewige Armuth der deutſchen Schriftſteller! *malédiction* und doch .... Darum eben iſt ja der hohe deutſche Adel uns Liberalen ſo entgegen, weil er fürchtet, bei einer liberalen Staatsverfaſſung ſein Monopol der Verkäuflichkeit zu verlieren. Er wäre alſo thöricht, wenn er uns kaufte, um uns zu gewinnen, denn dieſes Mittel, eine Revolution zu verhüten, wäre ja die Revolution ſelbſt, die verhütet werden ſoll. Keiner von uns wird es, auch nicht mit der allerlegationsräthlichſten Geſinnung, je dahin bringen, daß man ihm für ſeine Ehre auch nur das nöthige Brennholz liefere. Der Ehren-Handel iſt kein freies bürgerliches Gewerbe; er iſt ein Regal wie das Salz und wird nur wenigen General-Pächtern überlaſſen. Unſere vornehmen Freunde, und hätten ſie auch „*Gedanken groß wie die Welt*“, theilen doch nur ihre *überirdiſchen* Gedanken mit uns; ihre *unterirdiſchen*, die mit Metallen vermiſcht ſind, behalten ſie für ſich allein. Ich ſagte einmal gegen Heine: wenn ich nicht ehrlich wäre aus Dummheit, wäre ich ehrlich aus Klugheit. Er hat das nicht verſtanden. Später wird er es verſtehen lernen und meine Erfahrung theuer bezahlen müſſen, die ihm von mir unentgeldlich angeboten wurde . . . . Ich hätte die größte Luſt, wieder einmal zu ſagen: „ich bin der einzige geſcheidte Menſch in Deutſchland“ — aber ich fürchte mich vor den Rezenſenten.

Es giebt noch mehrere ſolcher geiſtreichen Ochſen in Deutſchland, die gar nicht begreifen, wie die Vollblütigkeit des monarchiſchen Prinzips mit ihr eigner Bleichſucht und wie die häufigen Indigeſtionen der Diplomaten mit dem ſchriftſtelleriſchen Hunger zuſammenhängen. Ich wollte wetten, es iſt dem dramatiſchen Dichter Raupach in Berlin noch nie durch den Sinn gegangen, daß, wenn in Preußen eine Staatsverfaſſung gleich der franzöſiſchen wäre, er eine jährliche Rente von zehntauſend Thalern hätte, ſtatt daß jetzt vielleicht ſein ganzes Vermögen, die Erſparniß dreißigjähriger Arbeit, nicht mehr beträgt! Und dabei könnte er dichten, wie es ihm ſein Herz eingiebt und nicht wie es der Hof verlangt . . . . malédiction!

Dienſtag, den 19. März.

Die zwei jungen Leute, welche eines Mordverſuchs gegen den König angeklagt waren, ſind geſtern Abend freigeſprochen worden. Ich müßte noch Holz auf vier Wochen haben, um mich gehörig über alle die Schändlichkeiten der geheimen Polizei auszuſprechen, die bei dieſer Gelegenheit wieder an den Tag gekommen. Sie werden die Verhandlungen in den Zeitungen leſen. Wie wohl muß ſich ein Deutſcher in einem Lande fühlen, wo er unter dem Schutze des Volkes ſteht und wo ihn weder die giftigen Blicke noch die Fußtritte eines erboſten Königs erreichen können! Wahrlich, in Frankreich fühlt ſich ſelbſt ein Verbrecher im Kerker freier, als in Baiern ein Unſchuldiger ſelbſt in der Freiheit. Der franzöſiſchen Regierung war es natürlich nicht darum zu thun, zwei unſchuldige junge Leute auf das Schaffot zu bringen — von dieſer Grauſamkeit iſt ſie weit entfernt und noch entfernter iſt ſie von jener Pedanterie, die in Deutſchland den Deſpotismus ſo furchtbar macht. Die Angeklagten wären, ſelbſt ſchuldig befunden, ganz gewiß mit dem Leben begnadigt worden. Es lag der Regierung nur daran, der öffentlichen Meinung die Anſicht aufzudringen, daß man wirklich den König ermorden wollte und daß der Piſtolenſchuß keine Polizeikomödie war, aufgeführt, um bei Eröffnung der Kammern dem Miniſterium eine ſchwankende Majorität feſt zu machen. Aber ſelbſt nur dieſe Ehrenrettung zu erlangen, verlor die Regierung alle Hoffnung und ſie gab den Kampf freiwillig auf. Gewöhnlich werden den Geſchwornen zwei Fragen vorgelegt. Erſtens: Iſt das Verbrechen begangen worden? Zweitens: Sind die Angeklagten des begangenen Verbrechens ſchuldig? Dieſe erſtere Frage wurde geſtern gar nicht vorgelegt, ſondern blos die andere: ſind die Angeklagten des Mordverſuchs gegen den König ſchuldig?

Es iſt bewunderungswürdig, mit welcher Kühnheit, Geiſtesgegenwart und mit welcher Zuverſicht des Rechts die Angeklagten vor dem Gerichte geſprochen haben. Der königliche Prokurator, um die Angeſchuldigten den Geſchwornen verdächtig zu machen, wies auf deren bekannte republikaniſche Geſinnung hin. Sie aber ſuchten dieſe Geſinnung gar nicht zu verbergen, ſondern bekannten ſich laut und frohlockend zu ihr. Der Eine ſagte: „Wir Republikaner achten den König viel zu wenig, um ihn zu tödten. Haben wir ihn einmal vom Throne geſtürzt, dann ſchicken wir ihn zum Lande hinaus und das iſt Alles.“ Solche Aeußerungen ſind nach den franzöſiſchen Geſetzen nicht ſtrafbar, denn es darf Jeder ſeine Meinung haben und ausſprechen. Wenn ſich einmal in Deutſchland ein Republikaner gelüſten ließe, ſich auf ſolche Weiſe vor einem Criminal-Gerichte zu vertheidigen — ich glaube, er würde auf der Stelle mit dem Federmeſſer des Aktuars geköpft werden.

Aus Börne's Leben.

(Von Dr. Reinganum.)

L-b

Ludwig Börne, damals Louis Baruch, ward am 22. Mai 1786 in Frankfurt a. M. geboren. Die Geburtsſtätte war das Haus in der traurigen Judengaſſe Nr. 118, welches jetzt eine Gedenktafel mit Börne's Namen trägt. Bekanntlich ſind von den Biographen und Beurtheilern, Freunden und Gegnern, an dieſen Ort, wo Börne ſeine Kinderjahre verlebte, mancherlei Betrachtungen über den Einfluß geknüpft, welcher für ſeine Stimmungen daraus hervorgegangen ſei. Wir halten dieſe Betrachtungen zum größten Theile für ſehr einſeitig. Was dem zwangsweiſen Wohnen in jenen veralteten Räumen an Freudigkeit abging, ward durch größere innere Gemüthlichkeit des Familienlebens und geſelligen Umganges erſetzt. Und ein großer Irrthum wäre es, zu glauben, daß nur Geldintereſſen und Erwerbsgeiſt die Seele erfüllt hätte. Schon entwickelte ſich da ein ächtes Culturleben, ein ernſtes Streben nach allgemeiner Bildung, nach literariſchem

Wiſſen. Der Abſchluß von der Zeil war kein Abſchluß von Europa. Moſes Mendelsſohns Wirkſamkeit hatte die eindringlichſte Ableitung auf ſeine Glaubensgenoſſen. Neben Mendelsſohns Schriften die Arbeiten Leſſings und der anderen Weltweiſen, Freunde der zwei Genannten. Und in der Ferne und Nähe gährten die erhabenen Ideen, aus welchen die franzöſiſche Staatsumwälzung entſprang. Man kann ſagen, unter ſolchen Eindrücken iſt Börne aufgewachſen.

Daneben behielt auch das Gemeine ſein Recht. Und darin hatten die Umgebungen Börne's nichts Eigenthümliches oder Verwunderliches. Denn von jeher und bis zur Stunde theilte ſich gerade in Folge der Ausſpitzung der Verhältniſſe die Menſchheit in zwei Naturen: den Geldmenſchen und den Idealiſten. Wenn Börne als neunzehnjähriger Student aus Halle den 26. Mai 1805 ſchrieb:*)

„Drei Dinge ſind, die ſie zu ſchätzen wiſſen, „erſtens Geld, zweitens Geld und drittens Geld. „Es iſt die Blüthe ihres Witzes, daß ſie den „Hamletſchen Monolog überſetzen: Geld oder nicht „Geld, das iſt die Frage!“

---

*) Briefe des jungen Börne an Henriette Herz, S. 145.

ſo erblickt man darin die gerechte Ironie und Kritik des dem Idealen zugewendeten Mannes gegen die ſo auf der Erde kreuchen; — aber wie müſſen im Gegenſatze davon die Eindrücke, welche das Kind in ſich aufgenommen hatte, ſo ganz anders geartet geweſen ſein, wenn er daneben auch wieder in dem nämlichen Briefe ſagen konnte:

„Was mich betrifft, war ich in Frankfurt ſo lebensfroh, wie noch nie, ob zwar das Element, in dem ich lebte, mir ſo fremd war. Die Leute amuſirten mich erſtaunlich, weil ſie ſogar excentriſch waren, außer *meinem* Mittelpunkt.“

* * *

„Ehe ich von hier abreiſte, hatte ich mir ordentlich einen Plan gemacht, wie und wo ich mich in Frankfurt wollte rühren laſſen durch Erinnerungen aus meiner Kindheit. Erſtens wollte ich das alte Haus beſuchen und ſinnend auf- und abgehen in der Stube, wo ich noch ſo voller Sehnſucht war und ſo viele Prügel bekommen hatte, dann wollte ich zum Fenſter hinausſehen und mit Lächeln den Dachvorſprung betrachten, der uns Kindern zur Sonnenuhr diente und uns ſelig machte, wenn ſein Schatten die zwölfte Stunde anzeigte. Ferner nahm ich mir vor, auf den

„hohen Berg zu ſteigen, von wo aus man in ein
„romantiſches Thal hinabſieht, um mich mit thrä-
„nendem Auge zu erinnern, wie ich hier ſtand, ehe
„ich nach Berlin reiſte und zu mir ſprach: wenn
„Du nach einigen Jahren wieder hier ſtehſt, was
„wird aus Dir geworden ſein? — Trauern Sie,
„liebe Mutter, und alle Grazien und Muſen mögen
„mit mir trauern, aus allem dem iſt nichts ge-
„worden. Denn in Frankfurt hat man weder Ver-
„gangenheit noch Zukunft, es war mir, als hätte
„ich mich aus dem Lethe berauſcht; Gegenwart,
„Gegenwart, nichts als Gegenwart!“

Wir denken, da iſt der grüne Fleck, an den er ſich bei ſolchen Stimmungen erinnert fühlen konnte*), und dieſer grüne Fleck fehlte in Börne's Eindrucken aus der Kinderzeit nicht.

So können wir auch gewiß und überzeugt ſein, daß Börne in ſeinem Vater und ſeiner Mutter (wenn auch die Richtungen des Vaters und des Sohnes weit auseinander gingen) ſtete Muſter der Wohlanſtändigkeit, der feinen Sitte, des ernſten Bildungsſtrebens vor ſich ſah und aller Vortheile ſich erfreute, welche aus dem guten Beiſpiel tüchtiger

---

*) Gutzkow's geſammelte Werke, VI. Band (Börne's Leben S. 64).

Eltern und einem wohlgeordneten Hausweſen geliebten Kindern zu Statten kommen. Man leſe die Briefe, welche der Vater am 20. November und 2. Dezember 1822 dem Sohne ſchrieb*), und man wird darin den konſervativ geſinnten, in den Formen ariſtokratiſchen, in der Bildung gereiſten Mann wiederfinden.

Bedenkt man noch, daß Börne zu vollkommenſter Unabhängigkeit der Geſinnung und Unbefangenheit des Urtheils ſich erhob, eine nüchterne, klare, ruhige Anſchauung der menſchlichen Dinge ohne Voreingenommenheit, ohne Sclaverei der Gewohnheit, ſich zueignete, ſo wird man zugeſtehen, daß er alles Gute aus ſeiner Jugendzeit behielt, die widrigen Eindrücke aber von ſich abſchüttelte und ihnen keine Macht über ſeine Denkweiſe ließ. Die Judengaſſe wurde im Juli 1796 durch ein Bombardement zur Hälfte zerſtört. Die Pforten fielen. Die Eingeſeſſenen zogen in andere Stadttheile. Börne's Eltern wohnten 1806 in dem Hauſe Lit. H. Nr. 150 der Töngesgaſſe (jetzt Nr. 19), Ecke der Steingaſſe.

Hauslehrer für Jacob Baruch's Söhne ward Herr Jacob Sachs. Seine auch ſonſt recht gut erprobten Erziehungsreſultate und Lehrfähigkeiten haben in Börne ihren größten Höhepunkt erreicht. Mit einem kleinen Anfluge von Pedanterie, wie er dem Lehrer wohl ziemt, verband Herr Jacob Sachs, ſpäter Gründer eines Erziehungs-Inſtitutes, einen großen Ernſt, Strenge, Beſtimmtheit und ein Talent der kurzen und klaren Schreibweiſe. Dieſe Eigenſchaften ſcheinen grade in den großen Schüler hinübergegangen zu ſein, doch hat dieſer von Pedanterie nichts aufgenommen und den übrigen Eigenſchaften noch die ihm angeborenen, den Witz, den Humor, die Genialität, die Geiſtesgröße und die Freiheitsliebe hinzugefügt.

---

*) Gutzkow's geſammelte Werke, 6. Band (Börne's Leben S. 162—165).

Die Wanderjahre begannen; der vierzehnjährige Knabe wurde in die Erziehungs-Anſtalt des Profeſſors Hetzel in Gießen verbracht. Die freundlichen und heiteren Lebensverhältniſſe, welche ihn hier umgaben, erfriſchten ſein Gemüth; und tüchtige Lehrer trugen zu ſeiner geiſtigen Ausbildung bei. Hetzel trat ſpäter ſein Inſtitut dem ſehr bekannten Profeſſor Crome ab, welcher nachher (in Verbindung mit Jaup) die Zeitſchrift Germanien herausgab. In dieſen Jahren erhielt alſo Börne jene Vorbildung, welche gewöhnlich auf den deutſchen Gymnaſien gewonnen wird.

So kam der November 1802 heran. Nun ſollte der junge Schüler ein Fachſtudium ergreifen: die Medezin. Die äußeren bürgerlichen Verhältniſſe hätten damals freilich eine andere Wahl kaum geſtattet. Doch iſt unermittelt, ob bei der getroffenen die Beſtimmung des Vaters oder der Wille des Sohnes entſchieden hat. Wir haben ſchon oben geſehen, daß der Vater den Privat-Unterricht dem öffentlichen vorgezogen hatte; gewiß in der Meinung, daß eine unmittelbarere Sorgfalt in der Lehre angewendet werde, — oder hielt er dieſe Art der Ausbildung dem eigenſten Weſen des Schülers angemeſſener? Börne ward zu einem gelehrten und berühmten Arzte in Berlin, Dr. Marcus Herz, gegeben, welcher eine Hospital-Klinik hatte und Vorleſungen hielt.

Wir finden in Berlin eine Phaſe in Börne's Leben, welche erſt in der neueſten Zeit zur Klarheit gekommen iſt: — eine innigſte Herzens-Neigung zu der ſchönen und hochgebildeten, geiſtreichen Frau des Dr. Marcus Herz, welcher im Januar 1803 ſchon ſtarb. Briefe Börne's und ein von ihm angelegtes Tagebuch geben Zeugniß von ſeinen Empfindungen. Man hatte immer geglaubt, Frau Herz habe dieſe Briefe verbrannt. Jedenfalls müſſen Abſchriften davon zurückgeblieben ſein, denn die 1861 bei Brockhaus in Leipzig erſchienenen „Briefe des jungen Börne an Henriette Herz“ tragen die unverkennbarſten Merkmale der Aechtheit und Urſprünglichkeit. Eine ſolche Nachbildung iſt unmöglich. Der Herausgeber (oder die Herausgeberin?) ſagt in dem Vorworte ſehr wahr: „Als der junge Börne ſie kennen lernte, war ſie als acht und dreißigjährige Frau noch immer eine überaus glänzende Erſcheinung; wie groß der Eindruck war, den ſie auf ihn hervorbrachte, beweiſen die vorliegenden Briefe. Es wird wohl Niemand dieſe Ergüſſe eines friſchen und leidenſchaftlichen Herzens leſen können, ohne davon ergriffen und bewegt zu werden. Sie zeigen uns zum erſtenmale den jungen Börne, und merkwürdig iſt es zu ſehen, wie in dieſen früheſten Aeußerungen eines Jünglings von ſiebzehn oder achtzehn Jahren der ſpätere Börne ſchon ganz fertig iſt; der Witz, der Humor, die Weichheit, die Unart, die Eigenwilligkeit des ſpäteren Schriftſtellers. Seinen Witz darin zu vermiſſen, wäre ein Mangel an Scharfblick; auch in Schmerz und Wehmuth iſt der Typus ſeines Witzes, das Launenſpiel ſeiner Gedanken, die Verbindungen und Uebergänge derſelben deutlich ausgedrückt; daß es ſpäter oft in Scherz und Luſtigkeit hervorbrach, iſt das Zufällige des Stoffes und der Wendung, nicht das Weſentliche des Talents. Mögen

Alle, die an dem hellen Geiſt, der warmen Vaterlandsliebe, dem muthigen Freiſinn des edeln Mannes ſich erfreuten, auch dieſem ſeinem Jugendbilde ihren Antheil ſchenken!“

Dieſe Briefe, dieſe Bekenntniſſe des Tagebuches überragen, es muß geſagt werden, bei Weitem den Briefwechſel Göthes mit der wirklichen Lotte, an Gluth der Empfindung, an Schwung der Gedanken, an Poeſie und Feinheit des Ausdrucks, — vielleicht auch an Aufrichtigkeit und Treue. Beide Briefſteller konnten nicht ahnen, daß jemals ihre Herzensergüſſe zur Oeffentlichkeit gelangen würden.

Es ſei geſtattet, einige Proben zu geben:

„Dienſtag, den 9. November 1802.

„Mir iſt nicht wohl, mir iſt nicht weh. Ich „bin nicht froh, ich bin nicht traurig . . . Mein „Herz klopft in langſamen, ſtarken Schlägen. . . . . „Wenn nur bald Jemand käme, mir wird die Zeit „lang . . . . Ich bin ſo ängſtlich. Warum? ich „wollte, ich hätte Herzen ſchon geſprochen. — Wie „gefällt mir Madame Herz? Ich habe ſie noch nicht „recht angeſehen. Schön iſt ſie, auch höflich und „zuvorkommend gegen mich. Wenn ſie nur nicht „ſtolz iſt; das wäre mir fatal, denn ich mache nicht

„gern Complimente und Madame Herz wird wiſſen, „daß ſie ſehr gelehrt iſt und den Ruf dafür hat.... „Wie träumte ich dieſe Nacht mit offenen Augen ſo „freundliche, liebliche Träume! und nur Träume? „Wird die Wirklichkeit meinem Bilde nicht entſprechen? „Geduld, es muß ſich bald zeigen. O nur Menſchen, „guter Gott, nur gute Menſchen, die mich lieben, die „ich lieben kann. Jetzt wird mir beſſer. Ich fühle „mich leichter. — — Es iſt eine Leere in meinem Herzen, „ein Verlangen in meiner Bruſt; ſoll denn nie dieſe „Lücke ausgefüllt, dieſes Sehnen nie geſtillt werden? „— niemals? — Nur eine Seele, nur ein Herz, „dem ich ergeben bin, und weiter nichts —“

„Dienſtag, den 9. November 1802.
(Nachts 11 Uhr.)

„Welche Augen! Welch ein holdes Lächeln! Welche „Freundlichkeit umfließt den Mund! — Ich habe „keine Worte. — Wer die Sprache erfand, hatte kein „Gefühl für Schönheit; das erſte ſchöne Weib hätte „ſeiner Erfindung geſpottet. — Ich habe keine „Worte...... O, daß es mir gelänge, die Zufriedenheit und den Beifall dieſer liebenswürdigen Frau „zu erlangen. — Ich will alles thun was ihr ge-

„fallen muß: alles was gut iſt und ſchön. — Gott „des Traumes! Schicke mir liebliche Träume ...... „So wäre nun der erſte Tag vorüber. Und ſo wird „der zweite und der dritte, ſo werden ſie alle verfließen. — Furcht und Hoffnung. — Ich bin „ſchwach, ſehr ſchwach, und nicht gewohnt, meinen „Leidenſchaften Zügel zu geben, und bin in einer „Stadt, wo mich Verführungen, Reizungen und „Lockungen aller Art umgeben. Werde ich mich „nicht ſehr bald zum Böſen verleiten laſſen? Und „mein heißes Blut? — Nein. — Madame Herz — „Nein. — Schon 12 Uhr? — Beſcheine mich freundlich, morgende Sonne, beſcheine mich freundlich „und ſei mir hold! — Ich bin noch gar nicht „ſchläfrig. — —“

„Sonnabend, den 13. November 1802.

„Mit welchen Entſchlüſſen kam ich nach Gießen! „Welche gute Vorſätze faßte ich dort! Und hielt ich „ſie? nein. Wird es mir hier wohl beſſer gehen? „Ja, gewiß! Und ſchöne frohe Tage breiten ſich „vor meinen Augen aus; Tage der Freude und des „Genuſſes. — Wie froh bin ich! — — Da ging „ſie weg! Ihre freundliche Sorgfalt wegen meinem

„Butterbrodt entzückt mich. Ich fühle mich ſo unwiderſtehlich angezogen. Ich glaube, ich würde ihr „ohne Scheu alle meine Gedanken ſagen, wenn ich „nicht fürchtete, ſie ſagte Alles ihrem Manne oder „ihrer Schweſter wieder. — Herrliches Brodt hat „man hier, das muß ich geſtehen. Und aus ſolchen „Händen. Wahre Götterſpeiſe. Geſtern Abend „fragte mich Herz, ob ich auch ſchon etwas geleſen „habe; ich antwortete: nein, und ſchämte mich zu „geſtehen, daß ich viele Romane geleſen habe. Das „iſt ſonderbar, und gar nicht *mir* gemäß. Ich habe „ſo was nie verhohlen. Und warum denn diesmal? „Ich hatte aber noch nie mit einem Herz zu thun. „Würde er ſich wohl darüber aufgehalten haben, „wenn ich's ihm geſtanden hätte?“

„Sonntag, den 21. November 1802.
(Abends 7 Uhr.)

„Wenn ich Stunde bei ihr habe,*) das iſt meine „ſchönſte Zeit; aber lernen werde ich nicht viel. „Wer kann aber auch da aufmerkſam ſeyn, wenn

---

*) „Sie kennt vier fremde Sprachen; haben Sie das je von einer Frau gehört? ſogar Griechiſch.“ (Briefe des jungen Börne S. 5).

„man ihr ſo nahe iſt, ſo nahe ihren ſchwarzen „Augen. —

„Ich wollte, Madame Herz wäre meine Mutter, „oder ich könnte meine Mutter ſo lieben wie ſie. —

„Ich merke jetzt, daß ich Mad. H. lieber habe „als alle Menſchen. Wenn ſie's nur wüßte. Ich „habe es ihrem Manne ſchon geſagt; bei der erſten „Gelegenheit will ich's ihr ſelbſt ſagen. —

„Ich möchte Madame Herz immer ehrfurchtsvoll den Rock küſſen, wenn ſie zu mir kömmt. „Ich finde darin ſo was Erhabenes, Herablaſſendes."

„Freitag, den 3. December 1802.
(Vormittags 11 Uhr.)

„Ich bin jetzt faſt vier Wochen hier. Die Zeit „ſcheint mir bald eine Ewigkeit, bald eine Stunde.

„Ich kann mir gar nicht recht vorſtellen, daß ich „dieſe Menſchen erſt ſeit drei Wochen kennen ſoll; „Madame Herz zum wenigſten hat für mich ſo ein „bekanntes Geſicht, daß ich ſie ſchon irgendwo geſehen zu haben glaube; denn als ich ſie hier zum „erſtenmale ſah, hätte ich gewußt, daß ſie es ſei, „wenn man mir's auch gar nicht geſagt hätte. —

„Ich kann mich nicht deutlich machen, aber ich verſtehe mich. —

„Ich kann mich in der That nicht genug ver-
„wundern, daß Madame Herz für ihr Alter noch
„ſo jung ausſieht. Ich antwortete ihr geſtern, ich
„ſchätzte ſie 28 bis 30 Jahre; eigentlich glaube ich
„beſtimmt zu wiſſen, daß ſie erſt 24 Jahr alt ſei,
„denn Herr Fränkel hat es mir geſagt. Ich ſchäme
„mich aber, ihr zu ſagen, daß ich ſie noch für ſo
„jung hielt. Warum? kann ich ſelbſt nicht begreifen.
„Ich ſetzte alſo noch einige Jahre zu. Aber 34 das
„iſt erſtaunlich. Mir wäre es lieb, ſie wäre 10
„Jahre älter, und noch lieber, 10 Jahre jünger
„(Sie werden lachen, wenn ich Ihnen geſtehe, daß
„mich Ihre 36 Jahre denſelben Abend ein wenig
„verdrießlich gemacht hatten).“

„Mittwoch, den 15. December.
(Vormittags 10 Uhr.)

„Ich fühle es, daß ich glühe, und mein ganzes
„Weſen hat ſich verändert.“

„Donnerſtag, den 23. December.

„Als ſie Iphigenie vorlas, konnte ich meine
„Thränen nur mit Mühe zurückhalten. Nicht auf
„die Worte, nur auf ihren Ausdruck habe ich gemerkt.
„Gott, warum muß man ſich ſchämen zu weinen?“

„Donnerstag, den 30. December.
(Nachts 12 Uhr.)

„Noch nie habe ich ein reineres Vergnügen genoſſen, „als dieſen Abend in Iphigenie, und die „Unzelmann hat mich entzückt. — —

„Ich ſagte, Mad. Weil hat mich ſehr lieb gehabt; „und als ſie mich fragte ob ſie denn auch dieſe „Aehnlichkeit mit ihr habe — allmächtiger Gott! „Was ich da fühlte, was da in mir vorging, vermag „ich nicht mit Worten zu ſagen. Ich habe ihr „geantwortet, ich kann mich aber nicht beſinnen, was. „Ich zitterte leiſe; eine laue Wehmuth ergriff mein „klopfendes Herz; ein ſchmerzhaftes, namenloſes Gefühl „beherrſchte mein Innerſtes — — — Der Vorhang „iſt weggezogen, und mit Flammenzügen ſtehts „gräßlich vor meinen Augen: Du liebſt ſie, und „dieſe Liebe wird Dich unausſprechlich elend machen. „ — O daß ich in ihr Herz blicken könnte, daß ich „wüßte was ſie dachte, als ſie mir das ſagte. — „Ahndet ſie was ich ihr nicht ſagen darf? Und warum „ſollte ſie es nicht wißen? Kann es denn ihren „Augen entgangen ſein, wie verlegen ich war? Und „wenn ſie es weiß, war es Mitleid, Spott, Scherz, „das in ihren Worten lag? — Da helfe mir Jemand „heraus, ich will ihn wie einen Gott verehren.

„ Wie mich das bewegt, wie mich das foltert! — —
„Morgen ſchenke ich ihr Blumen, und ſchreibe ihr
„alles was ich fühle. Sie wird's ihrem Manne ſagen,
„das will ich. — Kein Menſch iſt und war mir
„jemahls ſo werth, und das wußte ich wohl, daß wenn
„ich liebe, ich raſend liebe. —

„Und dieſe Liebe wird mich, und meine Eltern
„durch ihren Sohn glücklich machen, oder ſie bringt
„mir grenzenloſes Verderben. —

„Ich hatte meinem Herzen dies ſchon längſt ab-
„gelauſcht, doch dachte ich nicht recht gehört zu haben;
„aber jetzt ward es plötzlich laut durch ſechs Worte."

„Sonnabend, den 1. Januar (1803).

„Nehmen Sie dieſe Blumen, als einen Beweis
„wie gern ich Ihnen Freude machen möchte, von
„meinem Herzen an. Ich fordre nur eins zum
„Dank; ſchenken Sie mir die ſchönſte zurück. Ich
„wünſchte Sie immer vor Augen zu haben — die
„Roſe. —"

„Mittwoch, den 19. Januar.
(Morgens 9 Uhr.)

„Er iſt tod und alle meine Freuden ſind hin.
„Ich muß Madame Herz verlaſſen und das ſchönſte

„Glück! — Alle meine Gefühle ſind abgeſtumpft;
„und ich brüte dumpf über mein ſchreckliches Geſchick.
„Und keinen Freund, an den ich mich feſthalte; ein
„ſam und verlaſſen ſtehe ich da. Er lebt nicht mehr,
„und man blickt nicht auf mich; ich bin wie unter
„der Menge verloren, und man ſucht mich nicht. —
„Von meiner Liebe ſoll ich ſcheiden, von meiner Liebe,
„die an meinem Leben hängt. — Dies Unglück kam
„mir zu ſchnell, ich kann es nicht ertragen. — Ein
„ſchöner Traum war's, ein wonnevoller Traum, und
„jetzt habe ich ausgeſchlafen. — Und wie wird ſie
„ihr Unglück tragen können? — Allgütiger! Nimm
„nur von ihr die Laſt, lege mir ſie auf, daß ich
„völlig zu Boden gedrückt werde. Mache ſie nur
„froh und glücklich und laß mich ſterben. Sterben?
„Wie kann ich ſterben, iſt denn ein Leben ohne ſie??
„— Könnte ich meinen Schmerz nur denken,
„dann wollte ich mich eher beruhigen; hätte ich nur
„Worte, ich würde mich tröſten.“

(Nachts 12 Uhr.)

„Sie will mich behalten, ich ſoll nicht weg von
„ihr. Hört Ihr's, Ihr Menſchen?“

„Sonnabend, den 22. Januar.

„Ich kann es nicht faſſen, dies unverhoffte, herrliche Glück. Sie gewährt mir gerne, mich ferner „an ihren Augen zu ſonnen. —“

„Sonntag, den 30. Januar.
(Abends 7 Uhr.)

„Ich habe ihr Blumen geſchenkt, ich habe ihr „Freude gemacht, und ich beneide keinen König. — —

„O beweine mich, beweine Deinen armen verlohrnen Freund; ich bin unglücklich, unausſprechlich „unglücklich. Halte dieſes nicht für die Sprache „einer üblen Laune. Ich allein bin die Quelle meines „Jammers, die Quelle die nie verſiegen wird. — „Der ewige Kampf meiner Leidenſchaft mit der Vernunft; das macht mich elend, und ich werde es „immer bleiben, denn endlos iſt dieſer Kampf. —“

„Sonntag, den 27. Februar.

„Sie haben das ſeidne Band zerſchnitten, das „mir ſo werth war, weil Sie es mir ſchenkten. „Sie haben mir einen frohen Tag verdorben. Können „Sie meinem Herzen ſo wehe thun? —“

Montag, den 28. Februar.

„Ich bin in der ſchrecklichſten Lage, dorthin zieht
„mich die Vernunft und hierher reißt mich mein Herz.
„„Schweige," ruft jene; „rette Dich," ſpricht dieſes.
„Ja, ich will, ich darf, ich kann nicht mehr ſchweigen.
„Soll ich mein Innerſtes zerreißen? — Edle Frau,
„verzeihen Sie mir, vergeben Sie meinem Herzen,
„wenn es fehlen ſollte, es iſt ein Kind, ein ſchwaches
„krankes Kind. — Ihre Schönheit, Ihre Liebens-
„würdigkeit und Ihre freundſchaftliche Theilnahme
„an mich, hat ſchon längſt in meiner Bruſt eine Leiden-
„ſchaft angefacht, die mich glücklich oder elend machen,
„die mir nützen oder ſchaden wird, nachdem Sie es
„wollen oder das Schickſal es beſchloſſen hat. Ihre
„Menſchenliebe verſpricht mir: Sie werden nicht
„zürnen; Ihr edles Herz läßt mich hoffen, Sie werden
„mich dulden, aber mein Unwerth raubt mir jede
„Hoffnung. Unmöglich kann Ihnen meine heiße
„Liebe entgangen ſeyn, ſie leuchtete ſtets aus meinen
„Augen, ſie ſprach aus jedem Worte hervor. — Ich
„ſchreibe dies gelaſſen, ohne Hitze, doch nicht ohne
„Ueberlegung nieder. Ich habe gefliſſentlich die

„ruhigſte, kälteſte Stunde gewählt, damit ich weiß
„was ich thue. Macht mich dieſes Geſtändniß in
„Ihren Augen ſtrafbar, und nehmen Sie es mit Un-
„willen auf, ſo häufen Sie namenloſe Schmerzen
„auf mich, die ich nicht werde ertragen können. —“

„Freitag, den 4. März.

„Biſt Du böſe, daß ich Dir ſo lange nicht ge-
„ſchrieben habe? Geh Närrchen, ich bitte Dich. —
„Ich bin krank, ich kann Dir und mir nicht ſagen
„was mir fehlt, aber gewiß ich bin ſehr krank. —
„Madame Herz geht eben von mir weg. Madame
„Herz? ich ſage Dir's ganz im Vertrauen, da iſt's;
„halte es feſt, und bewahre es feſt in Deiner tiefſten
„Seele. Da liegt's. Der Kerker meiner Freude. — —
„Hier Freund ſtehe ſtill und küſſe dieſen Namen;
„oder komme her zu mir und wiſche mir die Thränen
„ab. Hörſt Du nicht? Gott ſchicke mir einen Engel,
„einen wohlthätigen — den Engel des Todes mit
„dem Schwerte in der Hand. — — —“

„Donnerstag, den 10. März.

„Ich finde keine Worte, Ihnen mein Entzücken
„und meine Freude auszudrücken. Das Tuch haben
„Sie ſelbſt getragen und jetzt iſt es mein. Ich küſſe
„es hunderttauſendmal, danken kann ich nicht. —“

„Mittwoch, den 20. April.
(Abends halb 7.)

„Ich habe Stunde gehabt, und morgen ſoll ich „wieder eine haben. Alles, alles lächelt mich ſchön „und freundlich an. — Und heute habe ich ſie oft „und lange geſehen. O ich bin unausſprechlich „glücklich. —

„In dieſem Augenblick ſpüre ich noch gar keine „Neigung zur Arbeit.

„Offenherzigkeit muß aus dem Charakter fließen, „ſonſt iſt es gar keine Tugend. Und wenn man „offenherzig iſt, muß man es gegen jedermann ſeyn. „Es iſt gewiß, manche Menſchen ſind blos deswegen „offenherzig, um ſich Zutrauen zu erwerben, damit „ſie in andern Fällen, wo ſie lügen wollen, Glauben „finden. —

„Madam Herz. — — — Um dieſen Punkt, „um dieſen einzig großen, ewig feſten Punkt, drehen „ſich alle, alle meine Wünſche. Und ſtill, wie die „Sonne unbeweglich ſtille, ſteht dieſer Punkt, und „in unermeßlicher Ferne ring' ich mich wie die Erde „ſtets um ihn. — Wie die Erde! Das iſt's! — „Ewig zurückgehalten durch eigene Schwere. — O „leuchte mir Tag, oder Nacht umhülle mich! Nur „mit Dir weg, trügeriſche Dämmerung, hämiſches

„Halbdunkel! Du nimmſt mir das Leben und ver„hinderſt mich zu ſterben, Hoffnung, eitle Hoffnung! „— — Und doch bedauere ich den Menſchen, der „nicht einen ſolchen Punkt, der nicht ſolche Wünſche „hat. Und ich liebe den Bettler, der groß genug „iſt, Alles zu verſchmähen und ſich eine Krone zu „wünſchen. — —"

Die Abweiſungen, die Ermahnungen, mit welchen die ernſte Frau dieſe Ueberſchwenglichkeiten zu beſchwichtigen ſuchte, muß man im Buche ſelbſt leſen. Sie ſchlug den Eltern vor, ihn auf die Univerſität Halle zum Studiren zu ſenden. Er kam am 13. Juli 1803 dort an, und wurde in das Haus und unter die Obhut des Profeſſors Reil aufgenommen. Die Briefe des jungen Börne, ſchon der erſte vom 19. Juli 1803, ſchildern die Stimmungen, mit welchen er in dieſe neue Umgebung trat, den Eindruck, welchen ſie auf ihn machte.

„Nun liebe Mutter *), können Sie mich ſelig „preiſen. Wie oft habe ich Sie ſagen hören: „So „iſt es recht, Louis, bis zur Ironie muß es mit „der Sache kommen." Alſo freuen Sie ſich jetzt,

---

*) Frau Marcus Herz.

„denn mein ganzes Weſen iſt Ironie, ich bin die „beißendſte Rezenſion aller Compendien der Moral, „die in Nummern und a b c's eingetheilt ſind wie „die Waſchtabellen. Ich habe Ihnen ein Lied vor„geſungen von Beſſerung, Sie freuten ſich des guten „Vorſatzes und ſegneten mich. Ziehen Sie Ihre „Hand von mir ab, liebe Mutter, ich habe geheu„chelt. Hilft mir kein Gott, ſo bin ich verloren, „denn ich kann nicht kämpfen wider Laſter, die Zeit „und Gewohnheit panzerten. Ständen Sie vor „mir, ich müßte ſchamroth werden. . . . —“

Des Profeſſors Reil rauhe Stimme, ſein ernſthaftes Weſen und ſein ganzes Aeußere überhaupt hatte für ihn etwas ſehr Abſchreckendes. Die Reilin fand er zu kleinbürgerlich.

„Reil hat mir dieſen Morgen ausdrücklich ge„ſagt: „Sie wiſſen, ich habe unbändig viel zu thun, „alſo im Detail kann ich mich nicht mit Ihnen „beſchäftigen; was ich für Sie thun kann, beſteht „darin, daß ich Ihnen zuweilen einen „guten Rath gebe, und Ihnen ſage, wie „Sie es am beſten machen können.“ Das „iſt ein theurer Rathgeber*).“

---

*) Briefe des jungen Börne S. 78. Aus Anlaß des nachher zu erwähnenden Rechtsſtreites ſagte der Oberbergrath

Reil beſtand darauf, daß **Börne** bis Oſtern (1804) noch das Gymnaſium in Halle beſuche, und den ganzen Tag weiter nichts lerne, als Lateiniſch, Griechiſch und Zeichnen (ſ. **Briefe des** jungen Börne S. 79. 97. 102). Nur mit Widerwillen ſchickte ſich Börne in dieſe Einrichtung.

„Wenn Sie alſo Jemand fragt, liebe Mutter, „warum ich nach Halle gekommen bin, ſo antworten „Sie, um durch Reil's Hand in die Schule zu „laufen, und wenn ſich der Jemand wundert, daß „es 500 Rthlr. koſtet, und meint, das hätte wohl„feiler geſchehen können, ſo mag er vernehmen, was „Leſſing ſpricht: wasohlfeil iſt, iſt theuer *).“

Profeſſor Reil als Zeuge eidlich vor dem Civil-Diſtricts-Tribunal in Halle am 3. September 1810 aus: „Der junge Baruch iſt mir zur generellen Aufſicht und Verpflegung übergeben worden gegen ein Averſional-Quantum, indem mir ſein Vater ſchrieb, ich möchte etwas auf den jungen Menſchen Acht geben und ihm Rathſchläge zu ſeinem Wohle geben. Dieſe Aufſicht konnte ſich jedoch nicht auf ſein Creditweſen erſtrecken, da ich ihm nicht überall folgen konnte, wo er hinging und Schulden machte.“ (Die Uebereinſtimmung dieſer Ausſage mit dem Inhalt der Briefe iſt bemerkenswerth.)

*) In der Vernehmlaſſung und dem Rechtsſtreite von 1809 erklärte der Vater Baruch: „Daß ich dem Oberbergrath Reil für die Bedürfniſſe meines Sohnes jährlich 100 Friedrichsd'ors bezahlt habe.“

Nach vier Wochen ward es ihm ſchon behaglicher.

„Neil gefällt mir jetzt beſſer als im Anfange, „ich zweifle hingegen*), daß ich ihn je werde lieb „bekommen können. Er iſt ein herzensguter Mann, „ein ſchöner Mann, ein großer Geiſt und noch viele „Sachen mehr.

„Doch — haben alle Götter ſich verſammelt,
„Geſchenke ſeiner Wiege darzubringen?
„Die Grazien ſind leider ausgeblieben — —"

Eine andere Frage berührte er auch, die wirthſchaftliche.

„Kenne ich doch Menſchen meines Alters, die „ihre Zeit, ihre Geſundheit und das Geld ihrer „Eltern auf die ſchändlichſte Weiſe verſchwenden, „und doch ſo ruhig dabei ſind, als hätten ſie die „edelſte Handlung verübt. Ich mache es nicht „viel beſſer als Jene; aber mich drückt's."

„In der Oekonomie habe ich auch keine Fortſchritte gemacht. Ich bin zwar im Gelde noch „nicht verſchwenderiſch geweſen, ich war aber blos „zu träge dazu und die Gelegenheit mangelt mir."

Den 8. October 1803: „Von mir, liebe Mutter, „kann ich Ihnen nicht viel Gutes ſagen. Ich habe

---

*) Das Wort „hingegen" gebrauchte Börne in den reiferen Jahren ſeines Schriftſtellerthums nicht mehr, er erklärte es für geſchmacklos. Frau Wohl ſtrich es, wo es vorkam.

„mich um nichts gebeſſert, ſeitdem ich hier bin. „Immer noch die gemeine Mittelmäßigkeit in meinem „Studieren; unkluges Betragen, von meinen Launen „beſtimmt; und thörichtes Verſchwenden des Geldes „in Folge meines Müßiggangs.“

Den 27. November 1803: „Meine Geld-Affairen „haben mir ſchon viele Verdrießlichkeiten gemacht.“

Und ſeinem Vater nicht minder. Börne hinterließ bei dem Abgange von Halle im Jahre 1807 Schulden. Seinem Vater, mit dem großen Ordnungsſinne und der Solidität des Kaufmanns, muß dies unerträglich geweſen ſein; und doch mochte er ſich nicht entſchließen, für den Sohn einzuſtehen, eben weil ihm, der in ganz anderen Gedankenkreiſen lebte, ein Student mit Schulden eine ungeheuerliche Erſcheinung war. Klüger hätte er die Philiſter, welche mit ihren Rechnungen nach zwei Jahren hinter den Sohn eindrangen und auf den Vater fielen, in Minne bezahlt. Doch nein! Das wäre eine Billigung geweſen. Die Philiſter aus Halle erhoben im Jahre 1809 vor dem Fürſtlich Primatiſchen Stadt- und Landgericht Frankfurt eine Collectiv Klage gegen den Vater. Aelteres war immer regelmäßig von Frankfurt geſendet und durch den Oberbergrath bezahlt; mit wenigen 174 Thalern 23 Groſchen 10 Pfennigen war der Student hängen geblieben, — aus combinirten Rechnungen einiger Buchhändler, eines Buchbinders, einiger Schnittwaarenhändler, Schneider und Conditoreien, kleinen Darlehen eines Conditorei Marqueurs. Die Rechnungen der Buchhändler und des Buchbinders (April bis September 1806) enthalten meiſtens mediciniſche Bücher, doch auch: Görres Glauben und Wiſſen, Taſchenbuch der Grazien 1806, Kreuz an der Oſtſee. Es war ein Rechtsſtreit in aller Form und mit dem vollſtändigen koſtſpieligen Apparat; — derſelbe zog ſich bis zum 20. Juli 1813 hin. Das Enderkenntniß von dieſem Tage verurtheilte den Beklagten zur Zahlung mit allen Zuthaten, hauptſächlich, „weil die eingeklagten Poſten Lebens- und Studien-Bedürfniſſe betreffen, nicht aber von heimlichen Darlehen bedeutender Capitalien oder von lucröſem Borg hier die Rede iſt." Durch dieſes Endurtheil iſt wirklich die Unſchuld Börne's an den Tag gekommen, daß er in ſeiner Kaſſenverwaltung nicht pünktlich, aber kein Verſchwender geweſen; die Gefühle des Vaters aber kann man ſich ausmalen. Die Prozeß-Vollmacht hatte letzterer aus Wien am 14. November 1809 ausgeſtellt, wo er gewiß in wichtigen Geſchäften kurz nach dem Abſchluß des Wiener Friedens vom 14. October 1809 ſich aufhielt, welcher den deutſchen Orden aufgehoben hatte, mit welchem er in

Geſchäfts-Beziehungen ſtand. Streitſchriften und Acten befinden ſich in dem Archive des Frankfurter Stadtgerichtes. Der Buchhändler Schwetſchke von Halle hatte den Reigen geführt, und dem Prozeſſe den Namen gegeben; auch der Conditor Schelling und der Chirurg Harſchleben kommen darin vor, welche Börne S. 108 der Briefe in ihrem kleinſtädtiſchen Weſen zeichnet.

Nach dieſen tiefen archivaliſchen Forſchungen ſcheint es beinahe, daß das Schuldenweſen, welches die Biographen nach Heidelberg zu verlegen pflegten *), nach Halle gehört und die Kriſis nur zum Ausbruche kam, als Börne in Heidelberg ſtudirte.

Am 11. März 1804 hatte Börne ſeine Anſichten über Reil ſchon ſo berichtigt, daß er in den Briefen (S. 106) ſchrieb:

„Den Reil ehre ich nicht blos, ſondern ich liebe
„ihn auch wie meinen Vater, und er iſt in meinen
„Augen ein Muſter aller Vollkommenheiten. Ich
„habe mich auch gar nichts über ihn zu be-
„klagen. Nur darüber blos, daß er ſich zu fremd
„gegen mich beträgt. Nicht wie ich es gerne habe,
„wie der ſelige Herz es that.“

Das anerkennendſte Urtheil hat er Reil in ſeinem

---

*) Gutzkow, S. 80.

Aufſatze „die Apoſtaten des Wiſſens und die Neophyten des Glaubens“ (1823 *) ausgeſprochen. Er rühmt dabei noch weiter die Profeſſoren Wolff, Schleiermacher, Horkel, Steffens. Zu Schleiermacher kam er durch Vermittlung der Marcus Herz in ein näheres Verhältniß. „Kömmt der Sokrates Schleiermacher bald nach Halle?“ ſchrieb er am 15. September 1804 **). „Ich werde ihn „lieben, weil er Ihr Freund iſt, und ich wünſche, „daß ich ihm nicht mißfalle, weil Sie ſeine Freundin „ſind.“ Ferner am 13. November 1804: „Schleiermacher iſt ein wahrhaft göttlicher Menſch, und „lächeln muß ich noch über dieſen Ausſpruch. Denn „daß mir je ein Mann gefallen konnte, das ſetzte „ich immer in das Reich der lunariſchen Möglichkeiten.“ Dann den 20. December 1804: „Ich „reiſe mit Schleiermacher nach Berlin, den Sonntag, „auf dem Poſtwagen.“ Am 20. Januar 1806: „Ich höre bei Schleiermacher die Ethik, es iſt mir „die angenehmſte Stunde im ganzen Tage.“

---

*) In der gegenwärtigen Ausgabe Bd. I. S. 26 ff.

**) Briefe des jungen Börne S. 115. „Schleiermacher „lehrte die Theologie, wie ſie Sokrates gelehrt hätte, wäre er „ein Chriſt geweſen.“ Börne, die Apoſtaten ꝛc. ꝛc., gegenwärtige Ausgabe. Bd. I. S. 28.

Es muß gegen das Sommer-Semeſter 1807 geweſen ſein, daß Börne von Halle abging und ſich nach Heidelberg wendete, um ſeine Studien fortzuſetzen. Denn der letzte Brief an Frau Marcus Herz aus Halle iſt vom 12. Januar 1807 und dann ſchreibt er ihr von Heidelberg den 9. Mai 1807 *):

„Wo ich jetzt bin, das werden Sie erfahren, aus „dem erſten Worte meines Briefes, aber wie? — das „hören Sie ferner. Die neuen Verhältniſſe, in die ich „nun getreten bin, haben mich nicht verändert. Und „das macht mir viele Freude, weil es Bürge iſt der „Klarheit meiner Anſicht. . . . Die Herrlichkeit der „Gegend um Heidelberg und das hübſche Leben überhaupt, das man hier führt, kann ich nicht genug beſchreiben. Meine Adreſſe: An Herrn Baruch, logirt in der Schiffsgaſſe beim Schreiner Crall.“

Den 25. September 1807 **): „Nun da ich „beginne zu ſchreiben, frage ich mich, warum „ich es ſo lange nicht gethan habe, und kann „es nicht begreifen. Vielleicht darum nicht, weil „mir die Zeit ſo ſchnell vorübergefloſſen, die „Tage wie Stunden und dieſer Sommer wie

---

*) Briefe des jungen Börne, S. 181.

**) Briefe des jungen Börne, S. 184.

„ein Tag. Oder war es unterblieben, weil ich
„die ſchöne Natur, die mich umgiebt und mir ſo
„nahe liegt, meiner Trägheit fröhnend an die
„Stelle ſetzte der Entfernten?“

Dann klagt er in dem Briefe, daß ihm von Frankfurt dann und wann ein Gewitter über den Hals komme:

„Das heißt: mein Vater, der bald abſichtlich,
„bald zufällig hierher kommt, benutzt die Gelegen-
„heit, ſeinen Herrn Sohn die Revüe paſſiren zu
„laſſen. Da nun aber die Taktik neuerer Zeit
„und die meinige von der älteren meines Vaters
„ſehr abweicht, ſo folgt natürlich, daß er immer
„mit mir unzufrieden iſt. . . . Sie müſſen aber
„nicht denken, daß die Predigten meines Vaters
„blos auf Geldverſchwendungen Bezug haben, denn
„über ſolche hätte ich mich gar nicht zu beklagen,
„aber er miſcht ſich in mein Studiren, welches mir
„ſehr läſtig iſt. Denn nicht ſo thut er es, daß er
„ſich überhaupt darum bekümmerte, ob ich fleißig
„ſei oder nicht, denn dagegen könnte ich doch auch
„nichts einwenden. Aber er miſcht ſich darin, wie
„ich ſtudire und giebt mir allerlei gute Lehren.
„Weil ich nämlich jetzt außer Obhut bin, ſo meint
„er, ich verſtünde es nicht, meinen Studienplan

„mir ſelber einzurichten. Als ich in Frankfurt war, „mußte ich Gott weiß bei wie vielen Doktoren „herumgehen, um ſie zu fragen, was ich in Heidelberg hören ſolle. Wenn ich nun meinem Vater „vorſtellte, daß ich das ſo gut verſtünde, wie nur „irgend ein Doktor, fängt er an zu zanken. Ferner „examinirt er mich zuweilen, nicht aus Wißbegierde, „ſondern um zu ſehen, ob ich meine Sache verſtünde. Da ſoll ich ihm nun ſagen, was man „in der Waſſerſucht brauche? Was der Galvanismus ſei? Natürlich antworte ich, was mir „zuerſt einfällt. Aber es macht mir viele Verdrießlichkeit.“

Börne's Vater war eben kein Pädagog. Ihm lag eine vollendete wiſſenſchaftliche und zugleich praktiſche Ausbildung ſeines Sohnes ſehr am Herzen. Er ſcheute dafür keine Geld-Ausgabe. Mit Geld, Penſions-Obhut und guter Bevormundung wollte er es zwingen. Die Folge ſolcher Einſchränkung war die gewöhnliche: Erſtarkung des Schülers zu größerer Unabhängigkeit. Börne ſoll ſchon in Heidelberg die Abſicht gehabt und deren Ausführung begonnen haben, ſich von der Arzneikunde zu den cameraliſtiſchen Studien zu wenden.

Gewiß iſt, daß er dieſe Abſicht zur Vollziehung brachte, als er (mit dem Sommer-Semeſter?) 1808 ſich auf die Univerſität Gießen begab. Er promovirte am 8. Auguſt als Doktor der Philoſophie unter Crome's Dekanat. Aus jener Zeit rühren folgende Aufſätze Börne's: zwei ſtaatswiſſenſchaftliche: „Das Leben und die Wiſſenſchaft" (in Archenholz Minerva 1808) und „Ueber die geometriſche Geſtalt des Staatsgebietes" (Crome's Germanien 1809), und ein volkswirthſchaftlicher: „Von dem Gelde" (Harl's Cameral-Correſpondent Decemberheft, 1809*).

Börne's Univerſitäts-Leben war damit vollendet. Er widmete ſich nun in Frankfurt wiſſenſchaftlichen Arbeiten. Sein Vater aber, welcher ſtets auch eine praktiſche Thätigkeit für ihn im Auge behielt, erwirkte ihm eine Anſtellung als Aktuar bei der großherzoglichen Ober-Polizei-Direktion in Frankfurt (1811). Die Lebensbeſchreiber Börne's haben gewöhnlich dieſe Anſtellung als eine Ironie des Schickſals betrachtet; aber es iſt ein nicht ſeltener Lebenslauf der Genialen, daß ſie genöthigt ſind, aus einem handwerksmäßigen Berufe die Mittel der häuslichen und phyſiſchen Lebensbedürfniſſe zu gewinnen. Börne bekleidete die Stelle bis in die Zeit der Reſtauration der freien (ehemaligen Reichs-) Stadt Frankfurt. In ſeiner Stellung hatte er hohe Staats-Polizei weder zu treiben noch ihr zu dienen. Er war ein pflichttreuer und gewiſſenhafter Beamter. Man betraute ihn, zumal in den ſpäteren Jahren, mit der Führung der Regiſtratur, und ſeine Arbeiten darin liefern ein Zeugniß der größten Sorgfalt und Pünktlichkeit.

---

*) Geſammelte Schriften Börne's, gegenwärtige Ausgabe. Bd. II. S. 199—223.

Als er des Amtes Bürde los geworden, wendete ſich Börne ſchon eifriger der literariſchen Thätigkeit zu, — auch der publiziſtiſchen, indem er Aufſätze in das Frankfurter Journal lieferte. Einer derſelben: „Was wir wollen“ (Juli 1814 *) iſt erfüllt von Vaterlandsliebe, Begeiſterung, Römiſchem Ernſte und Mäßigung. Ja noch mehr, ſogar von Vertrauen. Der Geiſt der Zeit, die Hoffnung des Volkes, muß es Börne eingeflößt haben.

„Wir aber ſind Waffenſöhne; in dem Eiſen iſt „unſer Gold. Wir wollen freie Deutſche ſein, und, „damit wir es bleiben, über ſclaviſche, willenloſe „Völker auch nicht herrſchen.

„Wir wollen ſein wie unſere Luft, fern von ent„nervender Schwüle und fern von erſtarrender

---

*) Bd. II. S. 276 der gegenwärtigen Ausgabe.

„Kälte, damit ſich Muth mit Liebe, und Kraft mit „Schönheit paare.

„Wir wollen Deutſche ſein, ernſten, ruhigen „Sinnes, nicht in dumpfer Gefühlloſigkeit auf dem „Bauche kriechen, nicht mit wächſernen Flügeln in „das Reich der Sonne ſteigen. Wir wollen ſtark „ſein, der Gebieter in ſeiner Macht, im Gehorchen „der Bürger. Gleich; ſo daß Jedem gleich geſchützt, „was ihm gebührt, nicht daß Jedem Gleiches gebühre. Wo Jeder Alles hat, geht Alles am „Leichteſten verloren. So geſchah's. Man hatte „im Wahnſinn die Stufen abgebrochen, die von „der friedlichen Werkſtatte zu dem Throne führen, „und nun, als das Gebäude brannte, war nirgends „Hilfe — in Aſche ging der Scepter und der Wanderſtab. Man hatte alle Dämme eingeriſſen, und „als das Ungemach fluthend eintrat, war nirgends „Rettung. Darum haben Blitze, die Paläſte trafen, „ſich hinab bis zu den niedrigſten Hütten geſchlängelt, und Meinungen zerlumpter Bettler haben „Throne untergraben und umgeſtoßen. Es ziemt „uns nicht, uns keck in den Rath der Fürſten einzudrängen; ſie ſind beſſer als wir. Wir haben „das Schwert, ſie uns geführt; aber das Schwert „kann nur tödten, der Wille ſiegt."

Das iſt nicht der ſpätere Börne. Wahrhaftig, der von 1814 hatte vorübergehend den Loyalitäts-Schnupfen. Die anderen Patrioten mußten ihn damit angeſteckt haben. Doch er wurde bald geheilt. Dafür ſorgte die Kraft ſeines Geiſtes und das Auftreten des Fürſtenthumes ſelbſt.

Die That, durch welche Börne begann Gerechtigkeit zu üben und ſeinem eigenſten Weſen das äußere Wirken zu ſchaffen, — in der Literatur die freieſte Kritik, in der Politik die ungebundenſte Oppoſition, — dieſe That war die Herausgabe der Wage (1818). Vorher ließ er ſich, wie der legale Ausdruck wohl iſt, in die proteſtantiſche Kirchengemeinſchaft aufnehmen; bei ihm eine Kundgebung des Unabhängigkeitsgefühls. Vorher änderte er auch ſeinen Familiennamen Baruch mit Bewilligung des Frankfurter Senates in Börne um, weil er als öffentlicher Schriftſteller der Gegenwart einen nom de guerre brauchte, und Baruch zu ſehr an den Propheten der Urzeit erinnerte. In üblicher Weiſe mußte er erſt bei dem Senat durch Zeugniſſe aus den Büchern der Standesbeamtungen darthun, daß nicht ſchon ein Börne darin eingetragen ſei. Nicht ſchwer wurde der Beweis, daß kein zweiter Börne in Frankfurt exiſtirte. Es gab nur einen Schuhmacher Börner.

Die Wage! Ihr Programm ſchon, als Flugblatt erſcheinend, nachher als Einleitung vorgedruckt, erregte allgemeines Aufſehen. „Wer mag wohl ohne Lächeln oder Schmollen eine neue Zeitſchrift in die Hand nehmen? Auch der gutmüthigſte Leſer nicht, wenn er ein Deutſcher iſt. Denn dieſem erſcheint das lange Ausſprechen über vaterländiſche Dinge nicht als das nothwendig fortdauernde Athmen eines geſunden freien Geiſtes, ſondern als das Stöhnen einer beengten Bruſt, welches Bedrückung verräth, und als Zeichen eines Uebelbefindens unerfreulich iſt." So ſtanden die Dinge 1818 in Deutſchland und währten lange, lange fort. Es iſt anders geworden. Die Europäiſchen Revolutionen, deren letzte noch nicht erſchienen iſt, haben die Luft gereinigt. Das Athmen iſt, wenn auch nicht aller Orten, leichter, die Bruſt freier geworden. Und wenn Vicomte Cormenin, welcher Louis Philipps Herrſchaft anfocht, weil ſie nicht die Sanktion der allgemeinen Volksabſtimmung erhalten hatte, welcher aber nun als Staatsrath im imperialiſtiſchen Frankreich ſeinen Wunſch durch Erfüllung dieſer Formalität erreicht ſieht, in ſeinem Vorworte zu der Ausgabe der franzöſiſchen Werke Börne's*) erinnerte: „Deutſchland braucht nicht ſowohl Dichter „und Weltweiſen, als Logiker und Publiziſten. Wer „ihm die Freiheit der Preſſe, der parlamentariſchen „Rednerbühne und des Geſchwornengerichtes gäbe, „würde mehr für Deutſchlands Ehre und Glück „thun, als alle jene romantiſchen Balladen-Dichter „oder utopiſchen Träumer, welche ſich in ihr Stu„dirzimmer einſchließen, um einer Seele nachzujagen," — ſo darf man dieſen Propheten wohl fragen, wie es dort, wie hier, mit der Freiheit der Preſſe, der Rede und des Schwurgerichtes ausſieht, und ob nicht Deutſchland noch eine größere Fülle dieſer Freiheiten ſich errungen hat, als Frankreich ſie im Jahre 1842 beſaß?

---

*) Börne's geſam. Schriften. 1862. Bd. VII. S. 219. 220.

In der Wage machte Börne ſeinen eignen Ausſpruch wahr: „Gefährlich iſt nur das unterdrückte „Wort, das verachtete rächt ſich, das ausgeſprochene „iſt nie vergebens."

Er mußte unter Frankfurter Zenſur ſchreiben. Denn die Zenſur der Tagesblätter und der Bücher unter zwanzig Bogen war in jenen Zeiten ein heiliges Dogma, ohne deſſen Schutz und Geltung weder Bundestag, noch monarchiſches Prinzip, noch deutſche Großſtaaten und Mittelſtaaten und Kleinſtaaten ſich ſicher fühlen konnten. Die heiligen Ordnungen wurden mit dem Rothſtifte aufrecht gehalten, und dieſes führte regelmäßig ein Dummkopf oder Staats-Sclave. Doch dieſe Zenſur hatte bei geiſtreichen Männern den umgekehrten Erfolg; die Noth und Beengung ſchärften den Witz und die verhaltene Bosheit, und gaben der ganzen Darſtellung den erhöhten Reiz des Verbotenen, des halben Räthſels, der ſchriftſtelleriſchen Coquetterie.

Bekannt ſind die Kämpfe, in welche damals Börne mit der Zenſur, den Zenſoren und der Polizei gerieth, — bekannt die Sarkasmen, mit welchen er dieſe holden Gegner zuſammenfegte, — bekannt ſeine Theaterkritiken, welche die Kunſt und das Publikum erfreuten, den getadelten Schauſpielern aber doppelt ſchmerzlich waren, wegen Kränkung der Eitelkeit und wegen Gefährdung des Brodes. Nach Leſſing war wieder ein ächter kritiſcher Dramaturg da; und hatte Leſſing ſich mit der Kritik von Ueberſetzungen franzöſiſcher Dramen abmühen müſſen, ſo fand Börne als ſein Objekt eine Reihe matter Luſtſpiele oder ſinnverwirrter Schickſals-Tragödien vor; klaſſiſche Stücke der älteren Zeit nur ſelten.

Die Wage, „eine Zeitſchrift für Bürgerleben, Wiſſenſchaft und Kunſt," erſchien in zwangloſen Heften, Juli bis November 1818, dann April 1819 bis Juli 1820; erſter Band, Frankfurt, in der Hermann'ſchen Buchhandlung. Der zweite Band, Arguſt 1820, das erſte Heft in Frankfurt, auf Koſten des Verfaſſers. Vier folgende Hefte, Tübingen 1820 und 1821 bei Laupp. Ueber die Schwäche der Zeiten, in welchen er ſchrieb, klagte er aus Hannover im Januar 1829 (Vorrede zur erſten Ausgabe der geſammelten Schriften):

„Ich trieb Privat-Patriotismus und gab eine
„Zeitſchrift heraus: „Die Wage.“ Ach Himmel!
„An Gewichten fehlte es mir nicht; aber ich hatte
„nichts zu wiegen. Das Volk auf dem Markte
„that nichts und machte keine Geſchäfte, und das
„Völkchen in den höhern Räumen handelte mit Luft
„und Wind und anderen imponderabeln Stoffen.“

Er redigirte in jener Zeit (in den erſten ſechs Monaten des Jahres 1819) auch die Zeitung der freien Stadt Frankfurt, dann die in Offenbach erſcheinenden Zeitſchwingen. Von jener Zeitung mußte er gezwungen bald abtreten. „Sechs Monate
„lang,“ ſagt er in der Anzeige der Zeitſchwingen am erſten Juli 1819, „habe ich die ſogenannte Zeitung
„der freien Stadt Frankfurt (man ſieht,
„daß es der deutſchen Sprache an keiner Art Biegſamkeit
„fehlt, und ich davon Gebrauch zu machen verſtehe)
„theils geſchrieben, theils abgeſchrieben. Aber vor
„vierzehn Tagen wurde mir unerwartet, von Staatswegen,
„auf die Finger geſchlagen und mir die Fort-

„ſetzung jenes Blattes unterſagt. Nämlich, nicht die „Zeitung, ſondern ich wurde unterdrückt. Dieſe „wohlverdiente Strafe war mir auferlegt, erſtens, „weil ich mich als einen geſchmackloſen Ueberſetzer „aus dem Franzöſiſchen gezeigt, und zweitens, „weil ich dem gemeinen Weſen jener Stadt nicht „hinlänglich gehuldigt.“ Bald war er ſelbſt in die Nothwendigkeit verſetzt, dem nämlichen Blatte wegen der unfreiſinnigen Anſichten, welchen es unter anderer Redaktion fröhnte, entgegenzutreten. Er verwahrte ſich noch dabei, daß dies nicht deshalb geſchehe, weil er ſelbſt früher das Blatt geſchrieben *).

Mit den Zeitſchwingen ging es glatter; ſie wurden anfänglich geſtumpft, unter Zenſur geſetzt, dann abgeſchnitten, und Börne ſchrieb und publicirte ſchon im September 1819 ihr Teſtament **). Es war das Teſtament einer Getödteten.

Der Deſpotismus von 39 Camarillen legte ſeine ſchwarzen Fittige über Deutſchland. Die Karlsbader Miniſterial Verſchwörung verkündete ihre Erfindungen am 20. September 1819 als Beſchlüſſe des dafür unzuſtändigen **Bundestages**, — die Ständeverſammlungen, die **Hochſchulen**, die **Preſſe**, wurden unter die Inquiſition **geſtellt**, die **Rechtspflege** der Staaten unter die **Schablone einer gegen** die ſogenannten „revolutionären **Umtriebe und demagogiſchen** Verbindungen“ eingeſetzten **Mainzer** Central-Unterſuchungs-Commiſſion gebeugt, **jede freie** Regung als politiſches Verbrechen verfolgt, **auf die Gerichte** in derartigen Straffachen ein **unmittelbarer** Regierungs-Einfluß geübt. Die **Entrüſtung der** Freigeſinnten und der **Männer des** Rechtes **und** der Einſicht über ſolche Ausſchreitungen erwies **ſich machtlos**.

---

*) Zeitſchwingen Nr. 68. 69. (25. und 28. Auguſt 1819. S. 275—280.) Geſammelte Schriften, gegenwärtige Ausgabe. Bd. I Nr. X., S. 169.

**) Geſammelte Schriften geg. Ausgabe Bd. I Seite 306.

Wenige Tage vor jener **Verkündigung** trat Börne eine heitere Rheinreiſe an. Seine **Erlebniſſe** auf dieſer Reiſe ſchilderte er in **Briefen an Frau** Jeannette Wohl *). **Es** iſt hier der **Platz**, **ſeines Verhältniſſes** zu dieſer Freundin zu gedenken. **Es war** ein reines, ernſtes, tadelloſes, ein Verhältniß der gegenſeitigen Verehrung und geiſtigen Unterſtützung. In jenen Jahren hatte Börne die Frau **Wohl** kennen gelernt; ſie war eine Frau von unendlicher Sanftmuth, großem Wohlwollen, mitleidig, ängſtlich, und von feinem

---

*) Nachgelaſſene Schriften von Ludwig Börne. Herausgegeben von den Erben des literariſchen Nachlaſſes. Mannheim 1844 Bd. 1.

Takte in literariſchen Dingen. Börne, körperlich leidend und in Angelegenheiten des gewöhnlichen Lebens ſchüchtern und hülfsbedürftig, brauchte eine beſtändige Stütze. Sie fand er in der Freundin, welche ſeine ganze Größe zu ſchätzen verſtand; ſie war die bevorzugte Richterin ſeiner ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und noch mehr, ſie trieb ihn an, fleißig und thätig zu ſein, nicht in philoſophiſcher Trägheit dem Nachdenken allein ſich zu überlaſſen, ſondern zu ſchreiben, zu wirken, nicht zu ruhen. Sie forderte ihn auf, aus der Entfernung ihr Briefe zu ſchreiben, indem ſie den köſtlichen geiſtigen Schatz erkannte, welchen er darin zu Tage förderte.

Heine hat ſich nicht entblödet, dieſes reine und ernſte Verhältniß als eine ſinnliche Paſſion zu ſchmähen. Kein Vorwurf konnte ungerechter ſein. Wie damals die ganze deutſche Preſſe ohne Ausnahme, ſo haben wir den wohlverdienten ſittlichen Unwillen über ſolche Schmähungen ausgeſprochen.*) Es war genug. Heine ſelbſt hat dieſe Sünde gebüßt und bereut *). Der Zorn ſchweige an ſeinem vereinſamten Grabe.

---

*) In dem kurzen Vorworte zu der Druckſchrift: Ludwig Börne's Urtheil über H. Heine. Ungedruckte Stellen aus den Pariſer Briefen. Als Anhang: Stimmen über H. Heine's letztes Buch aus Zeitblättern. Frankfurt am Main, bei Sauerländer 1840.

---

*) Folgenden Widerruf H. Heine's findet man in Nr. 3 der Allgemeinen Zeitung des Jahres 1846.

„Geehrter Herr Redakteur!

„Herr Dr. Wertheim dahier hat mir nachſtehenden Brief
„des Herrn H. Heine im Original zukommen laſſen und mich
„berechtigt, jeden beliebigen Gebrauch davon zu machen; ich
„erſuche Sie, denſelben wörtlich in Ihr geſchätztes Blatt gefälligſt
„aufnehmen zu wollen. Achtungsvoll, Ihr ergebener
„Diener

„Paris 26. December 1845. Salomon Straus."

„Liebſter Doktor!

„Ich theile ganz Ihre Anſicht über die Ehrenhaftigkeit
„der Madame Straus und das ihr widerfahrne Unrecht. Hätte
„der Gemahl dieſer Dame, als ich mich mit ihm geſchoſſen
„hatte und verwundet ward, die in ſolchen Fällen üblichen
„Höflichkeiten nicht unterloſſen, ſo würde ich mich gewiß
„meinerſeits beeifert haben, ſeiner Frau die bündigſte Ehrenerklärung
„zu geben, um ſo mehr, da ich ſchon damals die
„feſte Ueberzeugung gewonnen, daß die Anzüglichkeiten, die ich
„mir in Betreff ihrer zu Schulden kommen ließ, auf ganz
„irrigen und grundloſen Annahmen beruhten. Mit Vergnügen
„ergreife ich jetzt die Gelegenheit, die ſich mir darbietet,
„in der geeignetſten Weiſe meine Sinnesänderung in jener Beziehung
„zu beurkunden. Ich veranſtalte nämlich bei Hoffmann
„und Campe in Hamburg eine verbeſſerte Geſammtausgabe
„meiner Werke, und ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß

Wenn Börne in ſeinen Briefen an ſeine Freundin recht galant und liebenswürdig iſt, Süßigkeiten ſpricht und Schmeicheleien ſagt, ſo ſieht man deutlich, daß dies alles die Bezeugung verehrungsvoller Geſinnungen und humoriſtiſcher Scherz iſt, und mehr nicht. In dem perſönlichen Umgange mit ihr war er ganz trocken und einfach, aber der Schriftſteller wollte zeigen, daß er mit Frauen umzugehen wiſſe. Denn wohlzumerken, keiner dieſer Briefe war ein wirklich vertraulicher, niemals hat er ſeiner Freundin überhaupt einen Brief geſchrieben, wie befreundete Perſonen gewöhnlich zu correſpondiren pflegen, ſie waren alle kritiſcher und objectiver Art und am erſten Tage ſchon geeignet, gedruckt zu werden.

„darin die Stellen, welche Madame Straus perſönlich berührten,
„nicht wieder abgedruckt werden. Ich bitte Sie, der ehren-
„werthen Dame dieſe Mittheilung zu machen und ihr zugleich
„anzudeuten, daß jene Stellen (wie mein Verleger bezeugen
„kann) nicht im urſprünglichen Manuſcripte ſtanden, wie ich
„es nach Hamburg zum Drucke ſchickte, und daß ſie erſt ſpäter,
„als ich mir daſſelbe wieder zur Durchſicht hierher ſchicken
„ließ, flüchtig hineingeſchrieben wurden in einer menſchlichen
„Stunde und nicht ohne Provocation. Ihr Freund
„Paris 22. December 1845. Heinrich Heine.“

Vorſtehender Brief iſt die getreue Copie des Originalbriefes des Hrn. Heine an mich.

L. Wertheim Dr. med.

„Mainz, Samſtag den 11. September 1819.
(Abends 8 Uhr.)

„Geſchwind liebe Sanftmuth mich zu Ihnen „wenden, damit ich aus meiner Tollheit herauskomme. Da kehre ich von einem Gange durch „die Stadt zurück; trete in die Wirthsſtube, fliegt „mir der *** in die Arme, drückt mir die Hand; „„Wie geht's? Wann ſind Sie gekommen? Wollen „Sie mir die Ehre ſchenken zu einem Glas Wein? „heut Abend zum Eſſen?“ Dieſe Beſtie, was wollte „ſie von mir? Erſt vor drei Tagen ſaßen wir in „F. nebeneinander, und ſprachen uns nicht, konnte er „mich in Mainz nicht auch ruhig laſſen? Und mich „in Gegenwart von zwanzig Menſchen als Herzensbruder zu begrüßen! Ich war ganz wild geworden, „aber jetzt iſt's vorüber, mein Gebet hat gewirkt.

„Sie liebe unabonnirteſte meiner Leſerinnen, ſoll „ich Ihnen über meine Reiſe hierher berichten? Sie „erhalten eine Beſchreibung davon auf Poſtpapier, „die andern nur auf Druckpapier und ſpäter, und „mit hundert Druckfehlern.“

„Zwiſchen Höchſt und Mainz las ich in Göthe's „ſchon erwähntem Buche, Alterthümer am Rhein, „ein Kapitel: „Herbſttage am Rhein.“ Behagt mir „nicht! Seine Bilder kalt wie Marmor, ſeine Em-

„pfindung nur künſtleriſch, ſo vornehm lächelnd, ſo
„herablaſſend zu den Gefühlen unſerer niederen
„Bruſt! Ich habe ihn nie leiden können. In
„ſeinem Werther hat er ſich ausgeliebt, abgebrannt,
„zum Bettler geſchrieben.

„Bei der Stelle, wo der Main in den Rhein
„fällt, ſtand ich am Maſte gelehnt, und war gerührt.
„Ich ſah lange den Strom hinauf, der mich mit
„Euch verband. Lebt wohl, Ihr Wellen . . . . .

„Als ich in Mainz ankam, ging ich ſogleich
„hinaus an den Rhein, um die Militär-Muſik zu
„hören, es wurde aber heute nicht geſpielt. Ich
„tröſtete mich bald, denn eigentlich war ich mehr
„aus Furcht vor Ihnen hinausgeeilt, und um Ihre
„Vorwürfe zu vermeiden.“

„**Mainz**, Sonntag den 12. September 1819.
(Abends 10 Uhr.)

„Gebe ich Ihnen nicht ſo genaue Berichte auf
„Minute und Schritt, gleich einem Feldwebel? Sie
„ſind aber auch immer mein lieber gnädiger Hauptmann
„geweſen. Mein Tagewerk iſt nun vollbracht,
„das war aber alles nur Vorſpiel, die Freude beginnt
„erſt jetzt. Gott weiß es und Sie wiſſen es,
„daß ich nicht von der Stelle käme und wie ein
„Blinder herumtappte, müßte ich Ihnen nicht Rechen-

„ſchaft geben, wie ich die Entfernung von Ihnen
„ausgefüllt.

„Die Mainzer Morgenſtunde, liebe Freundin,
„hätte für Sie mehr als Gold, ſie hätte Eſſen im
„Munde, köſtliches. Beim Frühſtück gedachte ich
„Ihrer zweifach, einmal für das Gewöhnliche, und
„einmal außerordentlich, wegen der herrlichen Eierwecke,
„von welchen man zwei Stücke zum Kaffee
„bekömmt. Mürber, balſamiſcher, ſüßer, einſchmeichelnder
„giebt es nichts auf der Welt. Nachdem
„ich mit ihrer Hinrichtung und ihrem Begräbniſſe
„fertig war, trug ich meinen Brief an Sie auf
„die Poſt. Der Klotz von Poſtſchreiber nahm mir
„ihn aus den Händen, als wäre es ein anderer, und
„ich, wie gern hätte ich mich in einen Buchſtaben
„des Alphabets, Conſonant oder Vokal, gleichviel,
„verwandelt, um Ihnen nur unter die Augen zu
„kommen. Darauf beſuchte ich den Profeſſor
„Metternich, welcher Verfaſſer eines in den Zeitſchwingen
„ſtehenden Aufſatzes iſt. Ich weiß nicht,
„ob Sie ſich deſſen erinnern. Metternich iſt ein
„langer hagerer, wohl ſechszigjähriger Mann.
„Seine grauen Haare bedecken einen feurigen Kopf.
„Raſch und jugendlich in ſeinen Reden, glühend für
„Freiheit. In den Tagen der franzöſiſchen Revolution
„galt er für das was er noch iſt, für einen

„Jakobiner. Mehrere Jahre lang ſchleppte er ſich
„von Kerker zu Kerker fort, und hat darum die Anhänglichkeit
„für eine Sache, für die er gelitten, in
„ſein Greiſenalter hinüber gebracht. Er ſpricht viel,
„gern und ſchön. Ich konnte und wollte nicht zu
„Worte kommen. Fernere Arbeiten hat er mir zu
„geſagt. Er führte mich in die Leſegeſellſchaft ein,
„wo alle meine Journale gehalten werden. Sogar
„das ſiebente Heft der Wage war ſchon angekommen,
„welches ich mir nicht anders erklären kann, als daß
„es durch eine beſondere Eſtafette mußte hierhergeſchickt
„worden ſein. Das erſte was ich dort las,
„war ein langer, heftiger Aufſatz von Lindner in
„Stuttgart gegen die Zeitſchwingen, wegen einiger
„Worte, die ich gegen die würtembergiſchen Miniſter
„geſagt hatte.

„Mir wurde hier weder ein Paß, noch ſelbſt im
„Wirthshauſe mein Name bisher abgefordert. Hier
„kam mein Polizei Haß und meine Freiheitsliebe
„etwas in Verlegenheit, und jeder Miniſter hatte
„ſeine Freude daran gehabt. Loben mußte ich, daß
„man hier ungeſtört und unbelauert reiſen könne,
„aber es hätte mir doch wohl gethan, man hätte an
„der Wirthstafel meinen Namen gewußt und ſüß
„herauf und herabgemurmelt. Der beliebteſte
„Schriftſteller in der Töngesgaſſe ſaß am Tiſche,

„als wäre er nichts als ein reicher Kaufmann. In
„einer Feſtung ſollte doch ſtrengere Polizei-Aufſicht
„ſein! — Nach dem Eſſen ſchon wollte ich Ihnen
„ſchreiben, aber ich taumelte zu ſehr, denn ich hatte
„den feurigſten Rüdesheimer in Menge — trinken
„ſehen. Da ſtehe ich ſo empfindungslos und
„nüchtern vor der Pforte des großen Bachus-
„Tempels. Mir Ungläubigen ſollte der Eingang
„verwehrt bleiben. Ach warum darf ich keinen
„Wein trinken! Doch, ich will mich tröſten. Es
„giebt auch einen Rauſch der Nüchternheit, der dauern-
„der iſt, und ohne Kopfſchmerzen endet.

„Spaziergang auf der Brücke. Einem ſchwachen
„Auge erſchiene die Waſſerfläche grenzenlos wie ein
„Meer. Was iſt unſer Mainchen dagegen, ein Zuber.
„Welche Kühle, welche Luft, wie hätten Sie, liebe
„Freundin ſie hinabgeſtürzt . . . . . .“

„Coblenz, Donnerſtag den 16. September 1819.

„Nun endlich, liebe Freundin, darf ich meine
„Sehnſucht ſtillen, und mit Ihnen plaudern. Die
„Reiſe, das Bergebeſteigen, müde ſein, unverzö-
„gerliche Arbeiten nach Offenbach, und endlich da
„ich Zeit gewann, ein Weſpenſtich, der mir die Hand
„auf einen halben Tag unbrauchbar gemacht hatte,

„ſchlugen ſich gegen meinen Wunſch, und mein „heißes tapferes Herz mußte unterliegen. Ich hatte „mir ſo ſicher vorgenommen, Ihnen täglich zu „ſchreiben.

„Von Mainz, aus dem mein letzter Brief war, „habe ich Ihnen noch einiges nachzuholen. Da ich „über die Straße ging, kömmt mir zum zweiten „Male eine Beſtie von Vetter in den Weg, der „aus einem Hauſe, ohne Hut wie toll herausrennt, „auf mich zuſtürzt, meine Hand erobert, ſie preßt, „ſich halb todt freut mich zu treffen (warum giebt „es ſo viele halbe Freuden im Leben?) und mich „auf's zärtlichſte frägt, warum ich ihn noch nicht „beſucht hätte. So ruhig und kalt wie eine Leiche, „antwortete ich: Morgen komme ich ſicher. Es iſt „zum Erſtaunen, wie Leute, die mich zu Hauſe „kaum kennen, mir in der Fremde ſo gut ſind. Ich „wollte darum, Sie wohnten im Auslande, liebe „Freundin.

„In Rüdesheim wollte ich Trauben für Sie „kaufen. Aber erſtens müſſen ſie einen Tag früher „beſtellt werden, weil Niemand ohne Erlaubniß, „ſelbſt in ſeinen eignen Weinberg gehen darf, und „zweitens ſagte man mir, daß wenn ich nicht ſelbſt „den Korb begleitete, ſie durch Herumwerfen ver-

„dorben gingen. Ich werde alſo warten bis auf
„dem Rückwege.

„Wir beſtiegen den Niederwald. Ein Kabinets-
„Courier, der einem Bundestagsgeſandten in Frank-
„furt Inſtructionen zu überbringen hatte, war von
„unſerer Geſellſchaft. Kaum oben angelangt, kömmt
„von einer andern Seite Schleiermacher und Pro-
„feſſor Welker, die ich beide früher kannte, und
„mit welchem erſtern ich in warmer inniger Ver-
„bindung ſtand. Alt geworden, er und ich, ruhiges
„Wiederſehen.

„Ich kann nicht reine Luft einathmen, ich kann
„nichts Schönes ſehen, ohne Ihrer zu gedenken.
„Wie hätten Sie dieſen Himmel, dieſen Strom,
„dieſe Berge und Wälder, als fröhliche Zechſchweſter,
„erſt geſchlürft und gekoſtet, dann hinabgeſtürzt und
„verſchlungen. Oben ſteht ein Tempel, die Säulen
„vollgeſchrieben. Ich zeichnete mit Bleiſtift folgende
„Hieroglyphe: .... 13. September 1819, und ſon-
„derte es durch eine viereckige Mauer von allem
„Unheiligen ab. Meine Rührung am Bingerloche
„war groß, aber ich habe ſie noch nicht ausgearbeitet;
„eines Reiſebeſchreibers Empfindungen ſind ſelten in
„der Wolle gefärbt.

„Geſtern Morgen beſuchte ich Görres. Dort
„traf ich Schleiermacher und den Profeſſor Benzen-

berg, einen bekannten Journaliſten. Görres ging mit uns auf die Berge, dann aßen wir bei ihm zu Mittag. Von zehn bis vier Uhr waren wir beiſammen, und während dieſer ganzen Zeit hat Görres nicht einen Augenblick geſchwiegen. Das wäre ein Mann für Sie! Belehrend, ſich verſtändlich machend, wie eine Gemſe von der Spitze jeder Betrachtung zur andern ſpringend, berührt er nie das Thal der Gemeinheit. Wie Schade, daß ſolche Höhen nicht zu allen Jahreszeiten bewohnbar ſind! Sein Geiſt wie gefrorner Wein. Scherzend, tauſend Geſchichten. Wenn Sie ihm zuhören können, ohne vor überſpannter Aufmerkſamkeit den Athem zu verlieren, ſo will ich den Kopf verlieren. Ich habe nicht ſonderlich darauf geachtet.

„Görres iſt einige vierzig Jahre alt, aber jugendlicher und lockerer Haltung. Lämmermayeriſcher können Sie ſich nichts denken. Zerriſſene Stiefel, beſtaubter, altdeutſcher Rock, ohne Weſte, die nackte Bruſt durch's auseinander geworfene Hemd zeigend. Er, ſo gekleidet; Schleiermacher, klein mit ſchon grauen Haaren, ein Satyrgeſicht, ſchwarze lange Hoſen und ein altes tuchenes Mützchen auf dem Kopfe; ich, wie Sie mich kennen; ſo wir drei neben einander ſpazieren gehend, hätten jeden Pariſer

„Schneider in die Unterwelt geſchickt, durch Tod
„auslachen. Denken Sie ſich, Verſtand, Geiſt, Gemüth,
„Schlauigkeit, feſten Charakter, edlen Sinn,
„Freundlichkeit, Gewandtheit, tief philoſophiſche und
„Geſchäftsthätigkeit, ungeheueres Wiſſen, franzöſiſche
„Leichtigkeit und deutſche Gründlichkeit, Plato, Sokrates
„und den Spötter Lucian — dieſes Alle zuſammen
„findet ſich in Schleiermacher vereinigt.
„Es war etwas Großes darin, daß er immer nur
„kleine Sachen bei Tiſche ſagte. Ich ſprach wenig.
„Görres' Frau ſcheint verſtändig, nimmt an ernſter
„Unterhaltung Theil und ſpricht das ihrige mit.
„Die Tochter eben ſo, faſt noch ein Kind, ſehr ſchön.
„Auch ein Sohn iſt da. So ſaßen wir ſieben an
„einem kleinen runden Tiſche, woran zwei Liebende
„bequem Platz gehabt hätten. Görres ſchnitt Brod
„vor, und warf jedem ſein Stück mit einer Schleuderbewegung
„zu, mir ohne Umſtände an den Kopf.
„Die Tochter und eine alte Magd wechſelten mit
„ſerviren. Jetzt ward plötzlich der Himmel flammenroth
„... Die Luft ward brennend heiß ... Die
„Thiere winſelten ... Die Vögel flogen ängſtlich
„hin und her ... ein Donnerſchlag ... die Erde
„wankte ... Ich trank Wein! Die Natur feierte
„einen großen Tag. —"

„Bonn, Montag, den 20. September 1819.

„ — Meine Briefe an Schlegel und Arndt habe „ich erſt geſtern abgegeben. Schlegel iſt, wie ich „mir ihn dachte und er mir geſchildert worden. „. . Sehr elegant gekleidet und eben ſo im Hauſe „eingerichtet. Eine geſchmeidige Köchin meldete mich „dem Kammerdiener, und dieſer dem Herrn, und „ſo ging es wieder zurück. Er iſt artig, ſpricht aber „ſehr langweiliges und unbedeutendes Zeug. Sie „wären recht geprellt geweſen, wenn Sie mit offenem „Mäulchen, wie gewöhnlich, den gebratenen Tauben „ſeines Geſprächs entgegengeſehen hätten. Unſere „Unterhaltung war wie ein Schachſpiel, wir zogen „langſam und bedächtig hin und her, und hörten „auf, weil wir plötzlich merkten, daß wir beide ſchon „längſt matt waren. Der genialiſche Menſch iſt „er nicht mehr, der er ehemals geweſen.

„Arndt iſt ein ganz anderer Mann, oder nein „ein Mann. Als ich zu ihm kam, ſaß er noch bei „Tiſche und hatte ſein Kind auf dem Schooße, das „er ungemein liebkoſte. Arndt ſieht aus wie ein „Pächter und ſpricht auch ſo. Die Hand wurde „mir beim Kommen und Gehen gar zu altdeutſch „gedrückt. Er ſpricht grade heraus; ſo unbeſonnen „habe ich noch keinen reden hören. Der iſt mir un

„ausſtehlich, der iſt ein ſchlechter Kerl, ſagte er mir „ganz unaufgefordert. Die That Sand's erſcheint „ihm auch als etwas Großes (wie auch dem Görres); „meine Nüchternheit iſt verwundert und zuckt die „Achſeln."

Cöln, Freitag, den 24. September 1819.

„— Einige Rückſtände von Bonn. Arndt habe „ich ein zweites Mal beſucht. Ein tüchtiger Mann! „Aber mit ſeiner Staatsweisheit, auch mit der des „Görres, kann ich mich nimmer und nimmer befreunden. Gediegene Menſchen, aber nicht zu „hämmern. Religion — was ſie ſo nennen — „bis in das Salzfaß. Nichts Griechiſches in ihnen „— Heiligenſchein, Goldgrund, eckige Figuren. „Franzoſe und ruchlos iſt ihnen ſo gleichbedeutend, wie zwei und zwei. Alles ſoll feſtgegründet ſein, nichts Wandelbares; darum graben „ſie nach alten tiefen Wurzeln, darum lieben ſie „das hiſtoriſche Recht, nicht das lebendige friſche, „das täglich neu — nicht geboren, aber geſtaltet „wird. Wenn ſie herrſchten, ſtünde es ſchlimm mit „deutſcher Sache. Sie haben nur eine Zentnerwaage. Ich meine, der Menſchheit gebühre des „Lebens Ernſt (und dafür ſorgt das Schickſal), den „Menſchen aber, Luſt und Liebe und Fröhlichkeit.

„Mit dem Studenten *** habe ich eine ſchöne
„Tagereiſe nach dem Siebengebirge gemacht, zu Fuß
„und im Schiffe. Erſt im Nebel und dann unter
„dem blaueſten Himmel. Haben Sie den Drachen-
„fels beſtiegen? Herrlich! ich mag nichts mit Worten
„verderben. Aber der Geiſt meiner Jugend war
„mir erſchienen. — Wir brachen auf dem Berge
„Trauben ab, wurden erwiſcht, von einem Spieße
„zum Bürgermeiſter geführt und beſtraft. Ich möchte
„Sie in der Mitte ſehen, zwiſchen Furcht und Be-
„gehrlichkeit, zwiſchen dem Schützen und den ſüßeſten
„Trauben. Sie ertrügen es nicht.

„Reiſen muß man, liebe Freundin. Der Rauſch
„macht taumeln, aber auch das Taumeln macht be-
„rauſcht. Darum muß man reiſen, um ſo weiter,
„um ſo öfter, je älter und nüchterner man iſt.“

Als Börne nach Frankfurt zurückgekommen war, ſchien es ihm da nicht mehr recht geheuer zu ſein. Es war Grund genug für dieſe Meinung vorhanden. War ja eben erſt Görres wegen ſeines Buches „Deutſchland und die Revolution“ von der hohen preußiſchen Staatspolizei verfolgt, die frankfurtiſche Behörde aufgefordert worden, ihn in Frankfurt zu verhaften und nach Berlin (oder Köpenick?) auszuliefern, und war es ja nur der Vorſicht ſeiner Freunde in Frankfurt gelungen, ihn dadurch ſchnell zu retten, daß ſie ihn in einem Miethwagen nach Straßburg fahren ließen. Börne beſchloß, nach Paris zu reiſen. Seine Beſorgniß nahm zu, als das Polizei-Amt dreimal von Tag zu Tag ihn wegen des Paſſes wiederbeſtellte. Börne hat dieſe Reiſe in ſeinem Tagebuche (Soden, den 16. Mai 1830) reizend beſchrieben*). Doch auch die Briefe aus jener Zeit**) enthalten ſchöne Züge davon.

Paris, den 21. October 1819.

„Von meiner Ankunft wiſſen Sie ſchon, durch die Zeilen, die ich in Straßburg vorausgeſchrieben, und geſtern hier auf die Poſt gegeben habe. Meine Vorſicht war glücklich berechnet, ich hätte Ihnen geſtern mit aller Anſtrengung nicht ſchreiben können. Nicht wegen Müdigkeit, ſondern wegen einer Unruhe, wegen einer Spannung, die mich nicht ſtill auf dem Stuhle hätte ſitzen laſſen. Da bin ich nun, meine Freundin, nicht neu belebt für eine neue Welt, ſondern mit

---

*) Börne, geſammelte Schriften, gegenwärtige Ausgabe. Bd. III. S. 351 ff.

**) Nachgelaſſene Schriften von Ludwig Börne. Seite 49 u. f.

„dem Gefühle eines Robinſon, der Schiffbruch gelitten
„und auf eine unbewohnte Inſel geworfen worden.
„Paris erſcheint mir als ein menſchenleeres Land.
„Dieſes Toben, dieſes Donnern, dieſes Ziſchen, dieſes
„Drängen — ich ſehe und höre nichts darin, als ein
„Ungewitter, als das Rauſchen und Wogen des lebloſen
„Meeres. Da die Bewegung überall und ohne
„Ende iſt, und nirgends ein ſtiller Ort ſich findet,
„und niemals eine Zeit der Ruhe eintritt, ſo zeigt
„all dies Thun weder Freiheit noch Zweck. Die
„Menſchen treiben nicht, ſie werden getrieben. Paris
„iſt ein Strudel nicht im bildlichen ſondern im buchſtäblichen
Sinne des Wortes, der alles unaufhaltſam
„fortreißt. Noch eine halbe Meile von der Stadt
„entfernt, forderte mir der Conducteur des Poſtwagens
„ab, was ich noch an Trinkgeldern und ſonſtigem zu
„zahlen hatte. „In Paris" ſagte ich. „Dort iſt's
„zu ſpät" erwiederte er. Ich verſtand das nicht;
„aber der Mann hatte Recht. Wir kamen an und
„kaum war ich aus dem Wagen geſtiegen, ſo war
„Poſthaus, Reiſegeſellſchaft, alles, wie durch einen
„Zauber meinen Blicken entrückt, und ich befand mich
„plötzlich eine halbe Stunde weit vom Abſteigeort entfernt.
„Wie ein Strohhalm vom Sturmwinde, ſo
„ward ich fortgeſchleudert, da ich wegen Mangel an
„Gepäcke, gar kein Gewicht, noch feſſelnde Aufmerk-

„ſamkeit hatte. Das Palais-Royal iſt der Magnet-Berg,
„der alles unaufhaltſam an ſich zieht. Ich
„frug zwar darnach, aber als ich es that, war ich
„ſchon bewußtlos dahin getrieben und ſtand dabei.
„Ich ging in ein Kaffeehaus, und nach Verlauf einiger
„Stunden fiel mir erſt bei, daß ich auf eine Herberge
„bedacht ſein müſſe. Ich fand dieſe, aber meine
„Haltung habe ich bis jetzt noch nicht gefunden, ſo
„daß ich ſelbſt Ihnen nur mit der größten Anſtrengung
„ſchreiben kann. Ordnung und Ruhe werden
„Sie in meinen erſten Briefen vergebens ſuchen. —
„Bei der G. war ich geſtern und heute, habe aber
„noch keine Briefe von Euch vorgefunden. Um Gotteswillen
„ſchreibt mir doch, wie es in Frankfurt ausſieht
„und was die Leute zu meiner Flucht ſagen. —
„Ich habe mehrere Beſuche gemacht. Die Redaction
„eines der erſten hieſigen Blätter hat, ſobald ſie
„meine Ankunft erfuhr, ſchon zu mir geſchickt und
„mich zum Mitarbeiten eingeladen. Mehrere pariſer
„Blätter haben ſchon ſeit acht Tagen davon geſprochen,
„daß ich hierher kommen werde. Auch enthalten ſie
„Auszüge der Zeitſchwingen. Daß ſie verboten worden,
„melden ſie gleichfalls, ſelbſt der offizielle Moniteur
„enthält dieſe wichtige Nachricht. —

„Wie ich von Ihnen fortkam, theuerſte Freundin,
„das weiß ich noch nicht; es iſt mir alles wie ein

„Traum. Die Beſorgniſſe, welche meine Abreiſe begleiteten, habe ich meinem gütigen Geſchicke zu verdanken, denn dieſe zerſtreuten mich und betäubten meinen Schmerz der Trennung . . . . . . Nie hatte ich eine Vorſtellung davon, daß auch das Herz ſeinen Witz und ſeinen Scharfſinn habe, als bis ich erfuhr, wie Sie in den wenigen Minuten unſeres letzten Beiſammenſeins, alle die Freundſchaft, die Sie für mich haben, durch hundert unnachahmliche Zeichen und Worte anzudeuten wußten. Warum habe ich nicht einen Freund außer Ihnen, und Ihnen gleich, dem ich dieſes alle beſchreiben kann! . . . . . So eben erhalte ich Ihren Brief . . . . . . Schreiben Sie mir oft und viel. Ihre Briefe ermuthigen mich ungemein.. Der *** thut mir unrecht. Daß es nur des Gegengewichts einer Verpflichtung bedarf, um meine Trägheit zu überwiegen, das habe ich doch bei den Zeitſchwingen gezeigt. Wenn ich hier eine ſolche Verpflichtung finde, was, wie ich oben bemerkt, ſchon eingeleitet iſt, ſo werde ich ihr ohne Anſtrengung und Unterbrechung treu bleiben. Was er ſagte, wie ich es von Tag zu Tage aufſchieben werde, das iſt eine Narrheit, eine pſychologiſche Pedanterie. Wenn ich träge war, ſo war ich mir's bewußt, und Sie werden nie gehört haben, daß ich meine Faulheit zu bemänteln geſucht. —

„Adieu, liebe Freundin. Die Thränen der Freude
„und des Dankes über Ihren großen und baldigen
„Brief haben dieſes Papier benetzt. Sie müſſen
„ſolche Thränen ja nicht trocknen.“

Paris, den 23. October 1819.

„Es iſt jetzt Samſtag Abends, halb ſechs Uhr.
„Wenn Sie meinen Brief erhalten, liebe Freundin,
„ſo denken Sie zurück, ob Sie wohl um dieſe Zeit
„auch an mich gedacht haben, ſo wie ich mich jetzt
„mit Ihnen beſchäftige. Ich habe alles dazu auf's
„ſchönſte angeordnet: ein ſtilles Zimmer, ein freund-
„liches Kaminfeuer, und ein Herz und einen Sinn,
„aus dem ich alles verjagt, um Ihnen allein Platz
„zu machen. Nun zuerſt von etwas, woran mir
„viel gelegen iſt. Die Briefe, die ich Ihnen vom
„Rhein geſchrieben, hatten Sie manchen mitgetheilt,
„ja ſogar in die Hände gegeben. Da es meine
„Freunde waren, und die Gegenſtände, von welchen
„ich ſprach, nur allgemeine Beziehungen hatten, ſo
„beunruhigte mich das nicht ſehr. Jetzt aber iſt
„das Verhältniß anders. Ich könnte manchmal
„Dinge zu ſchreiben haben, die meine eigene, Ihre
„und eine andere Perſönlichkeit betreffen, und ich
„möchte nicht, daß außer Ihnen noch ein Anderer

„ſolche zu Geſicht bekäme. Es iſt nicht einer unter
„unſern Freunden, zu dem ich nicht das unbegrenzteſte
„Zutrauen hätte; aber Sie kennen eine mir eigene
„Schüchternheit, Sie wiſſen, wie peinlich es mir iſt,
„mich vielen mitzutheilen, und Sie werden ſich er-
„innern, wie oft ich ein Geſpräch mit Ihnen,
„auch nur wiſſenſchaftlichen Inhalts, wenn ich es
„mit Wärme geführt, plötzlich unterbrochen habe,
„ſobald ein Dritter dazu kam. Darum bitte ich
„Sie, ja ich muß dringend darauf beſtehen, niemals
„meine Briefe aus der Hand zu geben, ſondern
„unſern Freunden, die es wünſchen, nur das daraus
„vorzuleſen, was ſich dazu eignet. — — Morgen
„werde ich zum erſtenmale einen Artikel in ein hie-
„ſiges Blatt, das mich zum Mitarbeiten aufgefordert
„hat, einſchicken. — — Die geſtrigen und heutigen
„Blätter ſind alle voll von meiner Ankunft. Darin
„werden nun allerlei närriſche Sachen geſagt. Ich
„hätte mich geflüchtet, um das Schickſal Görres' zu
„vermeiden ꝛc. Ich werde die Sachen ſammeln und
„ſie Ihnen ſchicken. Hier wird nun alles gleich zur
„Parteizwiſtigkeit. Vor einigen Tagen ſind vier
„Jenaer Studenten hier arretirt worden, wahrſchein-
„lich, weil ſie ſich heimlich aus Deutſchland entfernt
„hatten, und darum ohne Päſſe gekommen waren.
„Nun ſagt heute ein Ultrablatt: „Il parait que la

„France va devenir le quartier-général où
„se donneront rendez-vous les Radicaux de
„Londres, et les Teutoniens d'Allemagne, et
„les Grégoriens de tous les pays; déjà trois
„élèves de l'Université de Jena ont été arrêtés
„il-y-a quelques jours, et voici que le Constitutionnel
„nous annonce la prochaine arrivée
„de Mr. Gœrres et de Mr. Bœrne, et du conseiller
„de justice Martin d'Jena; l'honorable
„Hunt ne tardera probablement pas aussi, à se
„mettre en route.“ Vielleicht werde ich gegen dieſen
„Herrn da etwas zu Felde ziehen. Ich freue mich
„ſchon auf meinen erſten Feind. — —

„Ich werde wohl jetzt noch lange warten müſſen,
„bis ich Nachricht von zu Hauſe erhalte, da Sie
„mir in Ihrem Briefe ſagen, Sie werden mir nicht
„eher ſchreiben, als bis Sie meine Ankunft in Paris
„erfahren haben werden. Warum wollten Sie ſo
„lange warten? Sie können es ſich nicht vorſtellen,
„liebe Freundin, wie wehe es einem iſt in fremdem
„Lande, wenn man von den Seinigen gar nichts erfährt.
„Ich empfinde das jetzt ſchon. Verlaſſen
„Sie mich armen Menſchen nicht und befolgen Sie
„in Ihrem Briefwechſel die Art, die ich ſelbſt befolge.
„Sie müſſen nicht den Tag abwarten, bis
„Sie den Brief abſchicken wollen und dann erſt ihn

„zu ſchreiben anfangen; ſondern ihn anfangen, ihn,
„ſo oft Ihnen etwas beifällt, fortſetzen und wenn
„der Bogen vollgeſchrieben iſt, ihn auf die Poſt legen.
„So habe ich es auch mit dieſem Briefe gemacht.
„—Treiben Sie doch ja alle unſere Bekannte an,
„daß ſie mir ſchreiben. Am meiſten verlaſſe ich mich
„hierin auf meine lieben O . . . Dieſe geben mir
„gewiß über alles vollſtändigen Bericht. Hätte ich
„meinen Brief an ſie nur ſchon fertig. Er wäre es
„ſchon, dürfte ich ihnen im Negligé ſchreiben; aber
„ich weiß es, ſie verlangen, er ſoll aufgeputzt,
„intereſſant ſein und dazu habe ich bis jetzt nicht
„kommen können.“ — —

„**Paris**, den 30. October 1819.

„Heiter bin ich nicht, ich bin es gar nicht, liebe
„Freundin. Wenn ich nur nicht Heimweh bekomme
„und ihm nachgebe! Ich müßte mich ja ſchämen.
„So lange ich mit meinem Vorhaben noch nicht
„in Ordnung bin, werde ich in einer Spannung
„bleiben, die mir wohl thut. Iſt dieſes aber ein
„mal abgethan, dann fürchte ich, beginnt erſt meine
„Unruhe. Ich wollte recht lange, ohne Schmerzen,
„von Ihnen entfernt ſein, wenn ich nur aus Laune
„reiſte, weil es alsdann in meinem Willen ſtünde,

„wann ich zurückkehren wollte. Aber auf dieſe Weiſe,
„wie ich hier bin, kann ich das Ende ja gar nicht
„berechnen und abmeſſen. Ich habe es immer noch
„nicht genug gewußt, theuerſte Freundin, wie nöthig
„Sie zu meinem Glücke ſind. Entziehen Sie mir
„die einzige Erleichterung nicht, die mir Ihre Briefe
„geben können. Ich weiß, daß Sie mir gerne
„ſchreiben, oft und viel. Könnten Sie wegen irgend
„einer Bedenklichkeit ſich davon abhalten laſſen?
„Wollten Sie ſich ſelbſt Gewalt anthun, um mich
„zu peinigen? Nicht blos die Entfernung von Ihnen,
„auch die von unſern Freunden, ja die vom deutſchen
„Vaterlande thut mir weh. Ich hätte es ſelbſt nicht
„gedacht, daß ich im heimathlichen Boden ſo eingewurzelt
„wäre. Gehe ich über die Straße und höre
„deutſch ſprechen, dann bin ich jedesmal hocherfreut.
„Es iſt noch etwas, das mich nach Hauſe zurückzieht,
„allein ich fürchte mich, Ihnen davon zu ſagen.
„Sie würden dann wieder, wie manchmal, mir das
„Herz in den Magen ſchieben und behaupten, meine
„Sehnſuchtsthränen entſprängen aus einer Indigeſtion,
„und ich ſolle nicht ſo viel eſſen, um mein
„Heimweh zu verlieren. Nemlich ich kann hier
„nicht rauchen, weil der inländiſche Tabak abſcheulich
„iſt und der ausländiſche nicht eingeführt werden
„darf. Wenn Sie einmal Gelegenheit fänden, mir

„von Frankfurt welchen zukommen zu laſſen, würden „Sie mich ganz glücklich machen. — —

„Noch einmal, theure Freundin, vergeſſen Sie „nicht, daß Sie mir alles ſind, und daß mein ganzes „Leben in Dunkelheit liegt, wenn Sie es nicht be„leuchten. Laſſen Sie mich oft in Briefen Ihre „Stimme hören. Und ſchreiben Sie nicht ſo weit„läufig, ſondern wie ich, mit kleinen Buchſtaben, „damit viel auf den Bogen gehe, denn ich weiß, iſt „der Bogen voll, Sie fangen keinen zweiten an. — „— Aber bin ich nicht ein rechter Thor, daß ich Sie „verlaſſen habe um der guten Sache willen, was „mir keiner dankt? Hätte ich mich in die Zeit ge„ſchickt, über gewiſſe Dinge geſchwiegen, über andere „geſprochen, wie man es verlangt, ich hätte auch „in Frankfurt durch Schriftſtellerei das Nöthige er„werben können. Die Freiheit und Sie! Das „Herz des Menſchen iſt ſo eng. Warum muß man „wählen?“

„Paris, den 9. November 1819.

„Ich werde Sie jedesmal davon benachrichtigen, „wenn ich in's Morgenblatt oder ſonſt in ein an„deres etwas einſchicke, damit Sie es leſen. Hätte „ich einen Abſchreiber, ſo würde ich Ihnen meine „Sachen handſchriftlich zuſchicken. Doch hat es für

„mich wieder einen eignen Reiz, wenn ich, gleichſam „verſtohlen, gedruckt mit Ihnen correſpondiren kann. „Denn alles iſt in Gedanken an Sie gerichtet. Doch „drückt mich immer die Beſorgniß, ich möchte nichts „ordentliches zu Stande bringen. Sie waren die „Hälfte meines Geiſtes, und dieſe Hälfte iſt von „mir gewichen. Ach, was erſetzt mir die innigſte „Freude, die ich jedesmal genoß, wenn ich Ihnen „von meinen Arbeiten vorlas und Sie mir Beifall „bezeugten? Nichts und keiner vermag es. Nur „die Hoffnung, Sie wieder zu ſehen, erheitert meine „unfreundliche Gegenwart.“

Und ſo ergriff ihn wirklich das Heimweh; während ſeines Aufenthaltes in Paris war ihm klar geworden, daß keine Gefahr im Vaterlande ihm drohe, zur Flucht und zum Exil keine Urſache vorhanden geweſen; er eilte zurück. Den 18. November meldete er von Paris aus ſeine bevorſtehende Abreiſe:

„Sonntag werde ich abreiſen. Auf dem Wege „ſchreibe ich Ihnen noch einmal, und zwar unweit „Frankfurt, wo ich es ſo einzurichten gedenke, daß „ich die Stunde beſtimmen kann, wenn ich zu Ihnen „ins Zimmer trete. . . . Aber arbeiten will ich zu „Hauſe wie ein Pferd. Lauter elegante Sachen für's

„Morgenblatt. Jeden Abend bringe ich etwas zum „vorleſen mit. Der Teufel ſoll mich holen, wenn „ich nicht Wort halte. Eine Station vor Frankfurt „wird Toilette gemacht. — Dann klopfe ich mit dem „Glockenſchlage der Stunde, die ich Ihnen beſtimmen „werde, an Ihr Zimmer, warte aber nicht, bis Sie „„herein“ gerufen haben und ſage: da bin ich. „Sie werden zornig ausſehen wollen, es wird Ihnen „aber nicht gelingen. Sie ſind Schuld an allem, „nicht ich. Erinnern Sie ſich, wie oft ich Ihnen „geſagt: ich fürchte, wenn ich reiſe, daß ich nicht „lange Geduld habe und mich die Leute auslachen „werden, wenn ich ſchnell zurückkomme. Sie ſagten „immer: reiſen Sie nur erſt.“

Wir müſſen noch aus ſeiner „Ferienreiſe eines deutſchen Journaliſten“ ſein damaliges Urtheil über Frankreich wiedergeben.

„Auch das ſchmerzt, wenn wir die Heimath zum „erſtenmal verlaſſen und eine fremde Sprache, die „nur eine gleichgültige Bekannte unſeres Kopfes, „aber keine Anverwandte und warme Freundin „unſeres Herzens iſt, vernehmen; wenn alle die „ſüßen wohlbekannten Worte, die uns ſo viele Jahre „von den Liebkoſungen der Mutter, von den Ammen„liedern, durch das Jubelgeſchrei des Knaben, durch „die Wünſche, Forderungen und Träume der Jugend,

„bis zu den Betrachtungen und ernſten Reden des
„reiferen Alters begleiteten, wenn dieſe alle nach und
„nach ſchweigen und uns verlaſſen, und wir die
„alten Gedanken mühſam in neue Formen zwängen.
„Ich habe es nie begreifen können, wie Deutſche ſo
„fröhlich und wohlgemuth franzöſiſch ſprechen mochten
„und dieſes oft ohne Noth und aus Luſt, ſelbſt wenn
„ſie nur unter Landsleuten waren. Mir war es
„unbehaglich. So wie eine Lampe, die dunkel und
„niedergedrückt brennt, bis endlich, ehe ſie verliſcht,
„ſie noch einmal hell aufſchlägt und das Auge erfreut,
„ſo erſchien es mir, da ich über die franzöſiſche
„Grenze weg, ſchon mehrere Meilen kein deutſches
„Wort vernommen, bis plötzlich und zuletzt ein Poſtknecht
„wieder die Mutterſprache mit mir redete.
„Dieſe Entbehrung verlernte ich in Frankreich nicht.
„Ich konnte bon jour Monsieur ſagen, ſo gut wie
„Einer, und wenn ich beim Reſtaurateur Very in
„Paris Vol-au-vent à la Financière forderte,
„wußte ich ſchon beim Zweitenmale recht gut, was
„ich wollte. Wenn ich aber das Herz, ein deutſches
„Herz, wollte hören laſſen, wenn ich wortreichen
„feurigen Franzoſen begegnen wollte, ihnen, die
„unſern Geiſt nicht achten, unſer Gemüth verſpotten,
„wenn ich ihnen begreiflich machen wollte, daß wir
„beſſer als ſie, daß unſere Freiheit nicht gleich ihrer

„eine duftende Blume iſt, ſchnell gewachſen, ſchnell „verblühend, zum Genuſſe der Sinne beſtimmt, „ſondern eine neu gepflanzte Eiche, von der ſchützenden Vorſehung mit einem Dornſtrauche ſtechender „Tyrannei umgeben, damit ſich ihr keiner nahe und „ſie, wenn auch pflegend, verletze — und daß Frankreich nur der Miſt iſt, den Boden unſerer Freiheit „zu düngen, koſtbar wegen ſeiner befruchtenden Kraft, „aber für ſich ohne Werth; wenn ich gegen ihre „Eitelkeit eifern mochte, daß unſere Sprache und „Kunſt und Wiſſenſchaft, ein ſtolzes, bewegtes Meer, „das den kühnen Schiffer in fremde noch unbekannte „Welten führt, die ihre aber ein ſtiller Strom ſei, „der zierlich durch angebaute Gegenden führt, aber „keine ſchwere Laſten trägt und dem Fußgänger „nicht voraneilt; wenn ich den Glanz unſerer „Fürſten durch den verdunkelnden Schleier zeigen „wollte, den eiferſüchtige Verſchnittene über ſie geworfen — da ermangelte mir das Wort, und ich „ſaß ohne Theilnahme ſtill und betroffen da."

Steht dieſes Urtheil nicht im Widerſpruche mit ſeinen ſpäteren Anſichten? Wir glauben nicht. In Frankreich war, unter der Reſtauration der Bourbonen wie unter der Zwiſchenherrſchaft der Orleans, die thätige Politik der Freiheitsbewegung und die Ausbildung der verfaſſungsmäßigen Staatsform in lebendigſten Fluß gerathen, — **bald auf Seite der Oppoſition, bald auch in den herrſchenden Kreiſen.** Für die conſtitutionell **Geſinnten war damals** Frankreichs Richtung die **muſtergültige auf dem** Continente. Freiheit der Preſſe beſtand **faſt nur allein** in Frankreich, — ſeit 1830 kam Belgien **hinzu**, mit ſeiner verbeſſerten Auflage der Charte-**verité.** Die hohen und kühnen Worte, auf **Frankreichs parlamentariſchen** Rednerbühnen geſprochen, **wirkten in alle Fernen** Europa's. Die Verbeſſerungen in der inneren Geſetzgebung bekundeten ächten Fortſchritt. In Deutſchlands Mark hatte die Reaktion ſo tief ſich eingefreſſen, daß Frankreichs öffentliche Zuſtände **als** ein freundlicher Gegenſatz ſich darſtellten, **als** ein äußerlich geſundes Staatsleben, obwohl an ſeinen Wurzeln auch ſchon das Verderben zehrte, **welches** gegen das Ende der Regierung Louis Philipps dieſe Wurzeln bloßlegte. Die Vorzüge jenes Staatslebens konnten an Börne's Gerechtigkeitsgefühl nicht unerkannt vorübergehen. So erfolgte die ſpätere **Klärung** ſeiner Anſichten. Wie er ſeinem Vaterlande alle Gerechtigkeit bezeugte, wie ganz er ſelbſt der ächteſte, biederſte, aber auch offenherzigſte und freimüthigſte Vaterlandsfreund war, kühn, furchtlos, ächt und wahr, iſt in dem Buche „Menzel der Franzoſenfreſſer“ (Seite 87) zu leſen.

„Nein, nicht bringen ſollen uns die Fran-
„zoſen die Freiheit, wir ſollen ſie bei ihnen holen.
„Wir ſollen von ihnen lernen, wie man ſich frei
„mache, wie es einem endlich damit gelinge, wenn
„man immer das Nämliche wolle; wenn man nie
„den Muth verliert, und hundertmal beſiegt, hundert-
„mal von Neuem in den Kampf zurückkehrt. Wir
„ſollen von den Franzoſen die Formen der Freiheit
„holen, ihre Inſtitutionen. Es ſind nicht etwa fran-
„zöſiſche Erfindungen, die ſich für unſer Vaterland
„nicht paſſen, es ſind deutſche Erfindungen, welche
„einſt von Deutſchen nach Frankreich und England
„gebracht worden*).“

So Börne im Jahre 1835. Jetzt freilich iſt aus Frankreich nichts dieſer Art mehr zu holen, am wenigſten für Deutſchland, welches ſelbſt jetzt beſſer in dieſem Fache arbeitet, während durch die unglückſeligſten Verkettungen der Umſtände Frankreich um mehr als ſechzig Jahre zurückgeworfen zu ſein ſcheint, — doch hoffentlich nur ſcheint, bis zu beſſeren Tagen.

Nach ſeiner Rückkehr von Paris, am 22. März 1820, wurde Börne von einem der ſonderbarſten

---

*) Geſammelte Schriften, gegenwärtige Ausgabe Bd. VI S. 294.

Schickſale heimgeſucht, doch war es zu ertragen. Der nämliche Frankfurter Student, mit welchem er ein halbes Jahr vorher in Bonn freundlich verkehrt hatte, unterdeſſen wohl Doktorand geworden, verbreitete in Wetzlar den Soldaten-Katechismus von Wilhelm Schulz. „Ihn ſchlugen die Häſcher in Bande." Befragt, von wem er die Schriften erhalten, gab er auf Börne an, meinend, dieſer verweile in Paris als Flüchtling auf Nimmer-Wiederkehr. Nun ward auf Erſuchen der preußiſchen Umtriebe-Jäger (Liberalen-Verfolger) Börne wirklich in Frankfurt verhaftet, und ernſtlich auf die Hauptwache geſetzt. Bald ergab ſich jedoch die Unwahrheit der Ausſage des Doktoranden. Börne hat die Behandlungsweiſe, die er erlitten, in einer „Geſchichte ſeiner Gefangenſchaft, nebſt Beſchreibung der herrlichen Wandgemälde, die ſich in der Hauptwache zu Frankfurt befinden," geſchildert.*) Es iſt troſtlos, zu ſehen, wie weit man in jener Zeit in Frankfurt noch entfernt war von dem Begriffe eines Geſetzes zum Schutze der perſönlichen Freiheit, einer Habeas-Corpus-Akte, und wie ſchnell man bei der Hand war, auf auswärtigen Wunſch (und vielleicht zu innerer Genugthuung) eine ganz unnöthige, ja rechtlich nicht befugte, Verhaftung eines domiciliirten Bürgers zu vollſtrecken. Börne ward ſogleich von dem Gedanken ergriffen, daß der Monat März ein ominöſer iſt; was ſich auch im Jahre 1848, teufliſchen Angedenkens, in Deutſchland repetirt hat.

---

*) Nachgelaſſene Schriften von Ludwig Börne. Mannheim, Baſſermann 1844. Bd. II. S. 267—275.

„Ueberhaupt iſt der März zu jeder Zeit voller „Verſchwörungen geweſen — gegen den Menſchenverſtand und die Gerechtigkeit nicht allein, ſondern „auch gegen Fürſten und Völker. Die Märzluft iſt „von revolutionären Dünſten geſchwängert, weswegen „auch die Frauenzimmer in dieſem Monate das Geſicht mit einem Schleier behängen, um nicht angeſteckt zu werden. Am Idus des Märzes fiel „Cäſar. Am zwanzigſten März kehrte Napoleon „von Elba zurück. Am drei und zwanzigſten März „wurde Kotzebue ermordet. Im März verſchwor „ſich die franzöſiſche Oligarchie gegen die Freiheit „des Volks. Im März ward der König von „Spanien gezwungen, die Alleinherrſchaft niederzulegen. Noch viele Märzſtürme wären anzuführen, „da es mir aber in meinem Gefängniſſe an der „Aufwartung der Bücher, dieſer unentbehrlichen „Studier-Kammerdiener fehlt, und mein unbehülfliches Gedächtniß, ein ſchwächlicher Knabe, mich

„allein bedient, ſo muß ich es bei obigen Beiſpielen „bewenden laſſen.

„Es war Nachts elf Uhr, da ich ins Gefängniß „abgeführt wurde. Zuvor wurden meine Papiere „zuſammengerafft, in einen Sack gelegt, den ich „dazu hergab, und verſiegelt. Es war ein Nachtſack, den ich einige Monate früher von Paris mitgebracht hatte, er war alſo zum Obſcurantendienſte „beſtimmt.

„Der Umſtand, daß ich in der Nacht verhaftet „worden bin, und jetzt ſchon vier Tage ſitze, ohne „den Grund meiner Verhaftung erfahren zu haben, „und ohne verhört worden zu ſein, ſtellt die perſönliche Freiheit, welche ein Frankfurter Bürger genießt, „in das ſchönſte Licht. In mehreren monarchiſchen „Staaten, wie in Frankreich und England, erlaubt „das Geſetz nur bei Tage zu arretiren. Wie „grauſam iſt dieſe Einrichtung! Hierdurch erfährt „Jedermann ſogleich das Verbrechen, und die Ehre „geht noch früher verloren als die Freiheit. Wird „man aber im Dunkeln ins Gefängniß geführt, ſo „merkt es keiner; ja man kann Jahre lang eingeſperrt ſein, ohne daß es die Stadt erfährt, und „ſie denkt, der Vermißte wäre auf Reiſen. Und wie „wohlthätig ſind auch die übrigen Folgen der nächtlichen Verhaftung! Der Gefangene vermißt nicht

„gleich anfänglich ſeine Freiheit, da ohnedies bei Nacht Jedermann in ſeinem Zimmer eingeſperrt iſt. Im Schlafe vergißt er ſeine Leiden. Der Anblick des geſtirnten Himmels ſtößt ihm, wie jedem Unglücklichen, Troſt ein; er denkt: über den Sternen ſitzt ein Caſſationsgericht. Er ſieht die Menſchen aus ſeinem Fenſter nicht ſpazierengehen, was ihm bei Tage Verdruß macht. Endlich weiß er aus dem thieriſchen Magnetismus, und von ſeiner Amme her, daß man bei Nacht ohnedies dem Teufel gehört, und frägt ſich: was verliere ich dabei? . . Die Einrichtung, viele Tage ohne Licht über die Anſchuldigung und ohne Verhör zu bleiben, iſt nicht weniger edelmüthig, zart und menſchlich. Hierdurch gewinnt der Verhaftete Zeit, ſich auf alle mögliche Fälle vorzubereiten, und ſich auf die Beſchuldigung aller nur erdenklichen Vergehen, von der Verbal-Injurie bis zur Mordbrennerei, mit Antworten zu verſehen, ſo daß auch der geſchickteſte Criminalrichter ihn nicht wird überraſchen können."

Im Mai 1820 unternahm Börne eine Rheinreiſe, auf welcher er ſich recht heiter und glücklich fühlte. Ueber Wiesbaden in den Rheingau.

„Hier (in Wiesbaden) an den Badehäuſern iſt Bad überall mit zwei a geſchrieben, das kränkt

„mich ſehr." Eltville, Rüdesheim. „Die Nahe, „deren ſchmutzig rothe Farbe ſich mit dem Rheine „nicht vermiſcht. Bingen am Erdwinkel, den beide „Flüſſe bilden, ſo klein wie das eingewirkte Zeichen „in dem Zipfel eines Tuches *)."

Im November 1820 nach Stuttgart. Verhandlungen und Abſchluß mit Cotta.

„Stuttgart, Dienſtag, den 14. November 1820.
(Morgens halb 8 Uhr.)

„. . . . . Den geſtrigen Abend habe ich bei Dr. Schott „zugebracht. Da waren: Uhland, Profeſſor Liſt und „andere. So liebenswürdig, ſo beredſam, ſo witzig, „war ich noch nie geweſen, ich war mit geübten Volks„rednern zuſammen, habe aber alles überſprochen. „Ich habe ergötzt und war es alſo auch. Hier „könnte ich nicht blos eine Rolle ſpielen, wie „Ihr zu ſagen pflegt, ſondern wirklich viel ſein, „thun, erreichen und gelten. Ich könnte — wenn „Sie nicht wären . . . . Präcis acht Uhr war ich „politiſch und verließ die Geſellſchaft früher als die „Andern, um Raum und Zeit zu laſſen, ſich wechſel„ſeitig die gute Meinung über mich mitzutheilen . . . . ."

---

*) Börne, nachgelaſſene Schriften Bd. I. S. 146.

Börne berührt hier, halb ſcherzend, eine Seite ſeines Weſens, welche im Allgemeinen nicht ſehr bekannt iſt. Sonſt ſehr einfach und kurz in Geſprächen, legte er im vertrauten Kreiſe, wenn wichtige Fragen zur Beſprechung kamen, eine lebhafte, warme und eindringliche Beredſamkeit an den Tag. Leider war irgend eine parlamentariſche Wirkſamkeit ihm niemals eröffnet; er hätte in ihr Großes geleiſtet.

Der ſchlechte, langſam fahrende Taxis'ſche Poſtwagen hatte ihn zu der Monographie der *deutſchen Poſtſchnecke* begeiſtert *). Im Auguſt 1821 zog es ihn auf dem nämlichen Medium nach Stuttgart zurück.

„In Bruchſal mußten wir ſieben Stunden liegen „bleiben, und ich hatte dort trübſelige Gedanken. „Sonſt ſind wir ſehr ſchnell gefahren; der nämliche „Conducteur aus der Poſtſchnecke war beim Wagen, „und der Narr hat mich nicht geprügelt **)!"

Dazwiſchen aber auch Sehnſucht nach Paris:

Stuttgart, den 11. September 1821.

„Da iſt Ihr Kreuzerbrief! . . . Sie können ſich „darauf verlaſſen, daß ich ohne die reiflichſte Ueber-

---

*) Die Wage Bd. II. H. 2. Tübingen 1821. In der gegenwärtigen Ausgabe. Bd. I. S. 91.

**) Stuttgart, Mittwoch, den 22. Auguſt 1821. Nachgelaſſene Schriften Bd. I. S. 199, 200.

„legung aller Vortheile und Nachtheile nicht nach
„Paris gehen, und daß ich auf jeden Fall alle meine
„Gründe und Berechnungen zuvor Ihnen mittheilen
„werde. Paris ſcheint für meine Schriftſtellerart
„und Geiſtesbeſchaffenheit geeignet zu ſein. Die
„ſchöpferiſche Kraft, die ſich den Stoff ſelbſt bildet,
„fehlt mir, ich muß einen Stoff vorfinden, und dann
„kann ich ihn wohl mit einigem Talente bearbeiten.
„Oder um nicht ungerecht gegen mich zu ſein, ich
„könnte wohl auch etwas, was noch nicht da iſt, aus
„mir hervorrufen, ich habe aber keine Theilnahme für
„Geſchöpfe der Einbildungskraft, mich regt nur an,
„was ſchon lebendig, außer mir beſteht. Ich bin
„zu deutſch, zu philoſophiſch, zu empfindungsvoll,
„und ſo gäbe mir Paris außer dem Stoff auch die
„erforderliche Leichtfertigkeit im Denken und Schreiben.
„Zum Beiſpiel ich ſchreibe mit Ernſt und Fleiß auch
„nur die Wage; ich wüßte wahrhaftig nicht, mit
„den beſten Vorſätzen zur Ausdauer, wie ich ſie in
„Deutſchland im Gange erhalten könnte. Theater?
„Literatur? Sitten? Alles Caricatur, nichts Großes,
„nichts Mannichfaltiges, ſelbſt im Schlechten
„und Lächerlichen. Und ſoll man immer tadeln,
„immer ſpotten? Das ermüdet den Schriftſteller,
„wie den Leſer. Und gar die Politik? Man gewinnt
„in Deutſchland keine richtige und klare An-

„ſicht. Selbſt ich, der ich doch beſſer bin wie viele „Andere, bin doch nur ein Metaphyſiker in der „Politik, den ein Franzoſe auslachen würde. Der „Aufenthalt in Paris iſt auch meiner Gemüthsart „geſund. Weil ich ſo ſehr leidenſchaftlich und reizbar bin, muß ich in einer Welt leben, die noch „reizbarer und leidenſchaftlicher iſt als ich. Dieſes „Gewimmel von allen Seiten hält mich im Gleichgewicht. Wenn es recht lärmt und tobt um mich „her, dann bin ich am ruhigſten. Wenn ich in „Deutſchland lebe, lebe ich nur in Deutſchland, und „das nicht einmal, ich lebe in Stuttgart, in München, „in Berlin. Bin ich aber in Paris, ſo bin ich in „ganz Europa. Dort fühlt man eigentlich erſt, daß „man keine feſtgewurzelte Pflanze iſt, ſondern daß man „Beine hat. Glauben Sie nicht etwa, daß mich „Paris in der Art lockt, wie es andere zerſtreuungsſüchtige Menſchen anzieht; ich habe nie ſtiller, eingezogener und ſittſamer gelebt als dort. Mich feſſelt „jenes tolle Leben, wie ſchöne Gegenden den Landſchaftsmaler, weil er ſie mit künſtleriſchem Auge auffaßt. Das iſt übrigens nur eine Theorie, die „meinen Entſchluß nicht leiten ſoll. Ich werde bei „allem, was ich thue, mit Zahlen rechnen. — *)“

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. I. S. 225.

„Stuttgart, den 13. September 1821.

„Vor einigen Tagen lernte ich einen gewiſſen „Weiſſer kennen, einen bekannten Dichter. Wir „ſprachen von Göthe und den falſchen Wanderjahren. „Er nickte mir Beifall zu und war ſehr aufmerkſam. „Ich, geſchmeichelt, gerathe in Feuer und rede eine „ganze halbe Stunde, über und gegen Göthe. Er „gab mir in allem Recht. Endlich merke ich, daß er „ſtocktaub iſt, er hatte mich kein Wort verſtanden *)."

Stuttgart regte ihn geiſtig an **):

„Stuttgart, Sonntag, den 16. September 1821.

„Ich lebe ſehr einförmig. Die Leſegeſellſchaft „beſuche ich viel. Die Anſtalt iſt vortrefflich, alle „mögliche Zeitungen, Journale und Bücher. Das „habe ich doch in Frankfurt nicht gehabt. Die vielen „Journale, die ich durchlaufe, geben mir eine beſſere „Einſicht in politiſchen Dingen, als ich vorher hatte. „Alle Tage geht in meinem Kopfe ein Licht mehr „auf. Ach, wie dumm ſind die deutſchen politiſchen

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. I. S. 231.

**) Daſelbſt Bd. I. S. 234.

„Schriftſteller, mit den franzöſiſchen verglichen! Wenn
„ich nur nicht ſo ſchrecklich unwiſſend wäre, mehr
„von Geſchichte, Statiſtik, Staatsrecht wüßte, ich
„wollte den Leuten zeigen, wie man Politik ſchreiben
„muß. Zum Glücke habe ich einen Inſtinkt wie
„ein Vieh, der mich das Gehörige auffinden läßt.
„Ich ſchreibe oft über Dinge, die ich gar nicht ver-
„ſtehe, wie im magnetiſchen Schlafe. Iſt die Sache
„fertig, und ich überleſe ſie im wachenden Zuſtande,
„begreife ich gar nicht, wie ich dazu gekommen bin.
„Aber die übrigen politiſchen Schriftſteller, die keine
„Nachtwandler ſind, bleiben immer auf ebener Erde,
„und wollen ſie ſich einmal erheben, purzeln ſie
„herab."

(Vorzug der geiſtigen Intuition des Genialen vor der trocknen Logik des Geſchäftsdenkers.)

„Den 21. September.

„— Kling, kling, kling, ... nicht wahr meine
„Mehlſpeiſen, die behagen Ihnen? Weil wir gerade
„von Eſſen ſprechen — acht Tage lang ſaß mir am
„Wirthstiſche ein Fremder gegenüber, deſſen Art zu
„eſſen ich in einem kleinen Aufſatze geſchildert habe.
„So ein merkwürdiger Eſſer iſt mir noch nicht vor

„gekommen. In einigen Tagen erhalten Sie die „Schilderung, ſauber abgeſchrieben. — — *)“

„Stuttgart, den 26. September 1821.

„. . . . . . Sie nehmen ſich gut aus in der Kutte, „ich habe Sie wahrhaftig nicht erkannt. Sie pre„digen wie ein leibhaftiger Kapuziner. Warum haben „Sie mir nicht gleich Ihren Strick geſchickt, daß ich „mich daran aufhänge? Ich bin ſo ein ordentlicher „Menſch geworden, daß ich mich oft vor den Spiegel „ſtelle und hineinfrage: Biſt Du es wirklich? Und „Sie leſen mir den Text . . . . . .

„Sie widerſprechen ſich. Sie ſind überzeugt von „meiner Fähigkeit, und verzweifeln doch an meinem „Fortkommen . . . .

„Geſchieht es nicht im Morgenblatt, ſo denke „ich wenigſtens in den nächſten Wage-Heften etwas „über das hieſige Schauſpiel zu ſagen. Ein neues „Stück von Houwald, das ich aufführen geſehen, „(Fluch und Segen) hat mir Stoff und Luſt „gegeben. . . . . — Wenn ich die Rheinbriefe drucken „laſſe, ſo erhalten ſie Almanach-Format . . . . . — „Alle dieſe Verſplitterungen machen mir wenig Freude.

---

*) Der Eßkünſtler (ein artiſtiſcher Verſuch). Gegenwärtige Ausgabe Bd. II. S. 114—129.

„Wenn ich Zeit, das heißt Geld hätte, ſchriebe ich
„einen Roman. Dazu hätte ich eine wahre Wuth.
„Während dem Eſſen beſchäftige ich mich immerfort,
„die vielen Fremden, die ich am Tiſche kennen lerne,
„einen nach dem andern, in meinem Sinne abzumalen.
„Und das geht ganz herrlich. Nur zu ſentimentalen
„Charakteren hätte ich keine Fähigkeit,
„mehr zu humoriſtiſchen, ob zwar mit dem Lachen
„nichts näher verwandt iſt als das Weinen. Doch
„ginge das vielleicht auch. In der Welt iſt alles
„ſo voller Widerſprüche, zwiſchen unſern Verhältniſſen
„und Wünſchen, zwiſchen unſern Sitten und Staatseinrichtungen,
„zwiſchen unſerem Geiſte und Charakter,
„zwiſchen unſerem Wollen und unſerem Können iſt
„ſo viel Uneinigkeit, daß alle Menſchen im ſatyriſchen
„Lichte erſcheinen. Das Unglück ſelbſt iſt lächerlich.
„Nur Jugend und Liebe geben ſentimentalen Stoff,
„aber der Romanſchreiber, der ſie auffaſſen will,
„muß ſelbſt ein glücklich Liebender und einmal jung
„geweſen ſein. Seit einigen Tagen ſitzt ein Knabe
„von 16 Jahren mir bei Tiſche gegenüber, neben
„ihm ſein bejahrter Vater oder Hofmeiſter, mit
„dem er wie mit einem Kameraden ſpricht und
„rothen Wein trinkt. So ein Guſtav im Jean
„Paul. Schön, liebenswürdig, reich, ſelig lächelnd
„und zitternd vor Ueberkraft des Lebens. Ach,

„vieles iſt ſchön in der Welt, die Schönheit, Sie, „die Macht, Italien, der Reichthum, die Weisheit, „ſelbſt die Entſagung; aber das ſchönſte iſt doch „die Jugend. Der Genuß dieſer iſt mit einem „ſpätern Leben voll Noth und Schmerzen nicht zu „theuer bezahlt.“

Den 27. September.

„Ich fahre heute fort. Die Abſchrift des Eßkünſtlers hat mich verhindert, Ihnen geſtern ſchon „zu antworten, wie ich es bisher gewohnt war. „Erquicken Sie ſich an ihm, nicht einen einzigen „Zug habe ich erfunden. Das Original, das mir „zu meiner Schilderung gedient, hieß ***, ein „Beamter aus ***.. Die Handknöchel thun mir „weh vom Abſchreiben, ich werde die Seite nicht „herunter bekommen — — — kann nicht mehr. „Adieu. — —“

Und auch die geſelligen Verhältniſſe in Stuttgart behagten ihm ſehr. Nun kam ſein Vater nach Stuttgart, nahm ihn nach München mit, und redete ihm zu, ſich in Wien niederzulaſſen.

Stuttgart, Freitag, den 5. October 1821.

„— — — — — — — — — — — —

„Mein Vater, der hier angekommen iſt, reiſt nach

„Wien. Natürlich bitte ich ihn, mich mitzunehmen.
„Er wollte es aber durchaus nicht thun, denn er
„fürchtete, die Oeſterreicher ließen mich nicht in's
„Land. Und da iſt es denn dabei geblieben, ich ſolle
„mit ihm nach München, einſtweilen dort bleiben
„und ihm meinen Wunſch ſchreiben, Wien zu be-
„ſuchen. Dieſen Brief wolle er an Genz zeigen
„und hören, was er dazu ſage. Werden Sie mit
„mir zanken, liebe Seele? Ich werde nicht ruhig
„ſein, bis ich Ihren nächſten Brief erhalte. Wenn
„Sie nicht bös ſind, fangen Sie Ihren Brief mit den
„Worten an: der Teufel ſoll Sie holen! Wenn er
„nicht ſo anfängt, leſe ich ihn gar nicht, ſondern
„werfe ihn in's Feuer und benetze ſeine Aſche mit
„meinen Thränen. Meine Mutter wird auch in
„vierzehn Tagen nach München kommen. Mein
„Vater iſt, wie immer in der Fremde, ſehr freundlich
„gegen mich. Dieſe Freundlichkeit ſoll ihm theuer
„zu ſtehen kommen, ich werde mir etwas Geld von
„ihm ausbitten. — —“

Den 9. Oktober 1821 ſehen wir ihn in München; die wiſſenſchaftliche Bewegung, die Kunſtſchätze dieſer Stadt zogen ihn gar lebhaft an. Sein Vater wünſchte, er ſolle in Wien Aufenthalt nehmen; wollte er den Sohn dadurch nur von der oppoſitionellen

Schriftſtellerei abhalten, in andere Gedankenkreiſe bringen? Es iſt ſchwer zu glauben, daß des alten Baruch Meinung ernſtlich geweſen ſein könne, den Sohn in einen k. k. öſterreichiſchen Staatsbeamten und Regierungs-Publiciſten umzuwandeln. Die Unausführbarkeit eines ſolchen Unternehmens lag zu offen vor. Börne, der kühne und freie Börne, in Einem Geſpann mit Metternich, Genz, Pilat und dem Pater-Ligorianer? Es wäre Faſtnachts-Unſinn, dergleichen zu denken. Niemand beſſer als der Vater kannte Börne's Treue, Biederkeit, Klarheit und feſten Sinn; der Vater war ſelbſt ein Mann von Einſicht, Weltkunde und praktiſcher Erfahrung. Unmöglichkeiten, inneren Widerſprüchen opferte er ſeine Zeit gewiß nicht. Intereſſant iſt nun die Naivität, mit welcher Börne die Gefahr, Oeſterreicher zu werden, von ſich in Gedanken abwehrt; — und die Redlichkeit, mit welcher er eine für die Wiener Reiſe von den Eltern ihm zugedachte Kleider-Ausſtattung zurückweiſt, weil ja ſein Wille gar nicht ſei, nach Wien zu gehen.

„München, den 18. October 1821.

„Wenn die Aengſtlichkeit überlegt und berathſchlagt,
„dann wird ſie vollends blind. Was Sie mir von
„Wien reden! Nicht vor den Uebelthaten dieſer Herren,

„vor ihren Schmeicheleien wäre mir bange. Sie „würden ſuchen, mich in ihr Netz zu ziehen, ſie haben „ſchon andere Vögel, die gepfiffen haben wie ich, „kirre gemacht. Sie beobachten einen, ſie erforſchen „jede zugängige Seite, ſie erfahren jede Sekunde der „Schwachheit. Und meine Tugend reicht nicht weiter, „als daß ich mit Ernſt die Verſuchung fliehe. Ich „werde alſo nicht nach Wien gehen, am wenigſten „ſo lange mein Vater dort iſt. Uebrigens, was „mich hinzöge, wäre nur der Forſchungstrieb. Oeſterreich iſt ein merkwürdiges Land, das europäiſche „China. Ich habe das Meer noch nie vom Ufer „aus geſehen — ich meine das politiſche, und das „ſieht man nur in Wien. Angenehmes Leben, was „man darunter verſteht, würde ich da nicht ſuchen, „wo man für nichts Höheres Sinn hat, und was „noch ſchlimmer iſt, zeigen darf, als für die feinern „und gröbern Genüſſe der Sinne. Doch müſſen „Sie nicht denken, daß die öſterreichiſche Regierung „eine türkiſche ſei. Das Schlimmſte, was mir widerfahren könnte, wäre, daß man mich aus dem „Lande jagte. Willkommner romantiſcher Stoff, du „würdeſt meinen Almanach zieren! — Mit meines „Vaters mir zugeſagter Unterſtützung hat es nicht „viel zu bedeuten. Indeſſen wird das bis zum

„Monate December ausreichen, wo ich meine Penſion „einnehme."

„München, 28. November 1821.

„So eben komme ich von meiner Schweſter, die „mich hat rufen laſſen. Ich, ganz wüthend, (denn „ich laſſe Vormittags in meinen Arbeiten ungern „mich ſtören) eile hin. Was war's? Mein Vater „hat geſchrieben, wenn ich nach Wien wolle, ſolle ich „hin. Ich hatte keine Luſt und habe mich mit „meiner Mutter ſehr herumgeſtritten. Endlich willigte ich doch ein. Es werden aber wohl noch vierzehn Tage darüber hingehen, denn ich will vorher „noch einmal meinem Vater ſchreiben. — Sagen „Sie Ihrem Schwager und dem ***: ich ginge „nach Wien und würde dort die Papiere herabzudrücken ſuchen, ich würde contreminiren, wozu ich „von einer anonymen Geſellſchaft mit gehörigen „Fonds verſehen worden bin. Sie ſollten ſich, jeder „mit 10,000 Gulden, mit mir abzufinden ſuchen, „ſonſt wäre es ihr Unglück. — Meine vorhabende „Reiſe in eine glänzende Hauptſtadt macht es um ſo „dringender, Sie in einer äußerſt wichtigen Sache „um Rath zu fragen. Mir ſelbſt zu helfen, haben „mir bis jetzt alle meine Erfahrungen nichts ge-

„fruchtet. Seit etwa einem halben Jahre fallen mir
„immer die Strumpfbänder herab, und mit jedem
„Tage wird das Uebel ärger. Ich mag noch ſo
„feſt knüpfen, kaum bin ich fünf Minuten auf der
„Straße, gehen ſie wieder los, und ziehen hinten
„nach. Ich bin ganz in Verzweiflung. Verſammeln
„Sie doch unſere ganze Geſellſchaft, und überlegen
„Sie mit ihr, wie mir geholfen werden könne. — “

„München, den 2. December 1821.

„— — Soll ich oder ſoll ich nicht nach Wien?
„Ich bin noch gar nicht entſchloſſen, und mehr geneigt,
„die Reiſe zu unterlaſſen. Unterdeſſen habe
„ich meinem Vater geſchrieben, und ihm einige Bedenklichkeiten
„wegen meines Paſſes mitgetheilt. Dieſe
„Antwort werde ich abwarten, und auch Ihre Meinung,
„die Sie in Ihrem nächſten Briefe gewiß
„äußern werden. Es läßt ſich viel dagegen und
„viel dafür ſagen. Ich habe dort gewiß Verdruß;
„zwar nicht in der Art, wie es Ihnen Ihre Aengſtlichkeit
„hat ahnen laſſen, aber doch immer in einer
„Art, die unangenehm iſt, und die man beſſer vermeidet.
„Sie wiſſen, ich bin nicht fanatiſch, und
„meine Neigungen, beſonders aber meine Abneigungen
„ſind immer ruhig, und halten ſich an den Verſtand.

„Nur gegen die öſterreichiſche Regierung habe ich einen wahren fanatiſchen Haß. Man braucht das Wort Oeſterreich nur auszuſprechen, und es iſt gerade, als würde der Hahn meines Herzens geöffnet, und ein Strom von Vorwürfen und Verwünſchungen ſtürzt dann heraus. Es iſt dort ein ſolches tiefes, dichtverwachſenes Wurzelwerk von ariſtokratiſcher Tyrannei, daß es mich zur Verzweiflung bringt, weil ich gar keine Möglichkeit ſehe es auszurotten. So haben jetzt erſt alle Privat-Erzieher, alle Lehrer, die keine Oeſterreicher ſind, das Land verlaſſen müſſen, und nicht allein die öffentliche Erziehung in Schulen, ſondern auch die häusliche Erziehung wird den Händen der niederträchtigen Jeſuiten anvertraut. Wenn nicht dort ein Erdbeben alles übereinander wirft, Tugend, Klugheit, Tapferkeit der Freigeſinnten wird nie etwas ändern. Man fühlt dort ſeine Ohnmacht, aber die Ohnmacht ſchimpft, und darum werde ich auch ſchimpfen. Ich werde acht Tage, ich werde vierzehn Tage ſchweigen, aber am fünfzehnten werde ich herausplatzen, und im gelindeſten Falle wird mich die Polizei über die Grenze ſchicken. Glauben Sie nicht, daß es in Wien ſo leicht ſei, ſich ortgemäß zu betragen. Ueber Politik mich nicht zu äußern, das fiel mir wohl leicht, aber dort iſt

„alles Politik, denn alles geſchieht durch die Regie-
„rung. Theater, Straßenpflaſter, Beleuchtung, Brod,
„Bier, nichts darf ich kritiſiren. Was dort der
„niedrigſte Staatsdiener verrichtet, geſchieht im Namen
„des Kaiſers, und wenn ich mich über die Tanz-
„pas eines Unteroffiziers luſtig mache, habe ich ein
„Majeſtäts-Verbrechen begangen. Dann fürchte ich
„immer, mein Vater geht mit dem Gedanken um,
„mich in öſterreichiſche Staatsdienſte zu bringen.
„Denken Sie nur mein Unglück, wenn ich mich etwa
„durch vortheilhafte Anerbietungen, durch ſchmeichel-
„haftes Betragen gewandter Männer, durch das Zu-
„reden meines Vaters, in ſo einen goldnen Käfig
„locken ließe! Welche Schande für mich, für Sie,
„für die ganze liberale Partei! Doch habe ich wohl
„mehr Stärke, als ich mir zutraue, und ich würde
„Verführungen zu widerſtehen wiſſen, und Ehre und
„Freiheit nicht verkaufen; auf der andern Seite aber
„hat Wien ſo viel Intereſſantes. Natur, Kunſt,
„Volk und eben die Staatsverwaltung haben ſo viel
„Eigenthümliches, daß ich dieſe Gelegenheit, zugleich
„mit meinem Vater dort zu ſein, an dem ich in
„jeder Noth eine Stütze fände, vielleicht benutzen
„ſollte. — Ach, liebe Seele, ich habe mich verſpätet,
„es iſt ſchon Abenddämmerung, und ich muß ſchließen.
„Ich hole es nächſtens ein.“

München, den 5. December 1821.

„Wie ich über meine Wiener Reiſe denke, wiſſen
„Sie jetzt aus meinem letzten Briefe.... Ich ſollte
„in öſterreichiſche Dienſte treten? Ich ſollte freiwillig
„meinen Geiſt in einen Kerker bringen, wo ihm Licht,
„Nahrung und Bewegung fehlt?.. Meine Reden,
„meine Mienen, mein Sprechen im Schlafe, mein
„Schweigen wird beobachtet. Es iſt nicht möglich,
„ſich der Auflauerei zu entziehen. Die neueſten Er-
„eigniſſe in Spanien und Italien haben die Strenge
„der Regierung auf's Aeußerſte getrieben. Sie zittert,
„und nichts iſt gefährlicher als eine mächtige Regie-
„rung, die ſich fürchtet. Ich glaube Ihnen ſchon
„geſchrieben zu haben, welche neue Anordnungen
„dort getroffen werden, um ſchon das Kind im Leibe
„der Mutter zum Sklaven zu erniedrigen. Und ich
„ſollte in einem ſolchen Lande wohnen? Ich glaube
„zwar nicht, daß man in Wien meine Dienſte ſucht;
„aber gewiß wird ſich mein Vater darum bemühen,
„und dann giebt es Verdruß zwiſchen uns Beiden."

„München, den 20. December 1821.

„Sagen Sie mir, warum Ihnen meine Garde-
„robe ſo große Sorge macht? Kann mein edles

„Herz nicht auch unter einem zerriſſenen Mantel „ſchlagen? Ich danke Gott, daß ich darüber hinaus „bin, und wenn ich Millionen hätte, ich trüge keine „beſſeren Kleider, mein Kammerdiener müßte mir „denn die alten wegnehmen. In meinem ſchwarzen „Röckchen ſehe ich göttlich aus. An Gallatagen „ſuche ich wenigſtens einen Knopf zuzubringen, und „da kracht mir das Herz im Leibe.“

„**München**, den 24. December 1821.

„. . . . . Bin ich nicht luſtig? Ach „der Schein trügt. *Zum erſtenmale in meinem „Leben iſt die Sorge bei mir eingekehrt.* „Ich weiß nicht, iſt man glücklich oder unglücklich, „im ſechs und dreißigſten Jahre des Alters ſo ſprechen zu können. Hören Sie, es wird mir immer „ſichtlicher und wahrſcheinlicher, daß mein Vater mit „dem Gedanken umgeht, mich in öſterreichiſche Dienſte „zu bringen. Er hat meiner Mutter wieder geſchrieben, ſie hat mir den Brief vorgeleſen. Ich „theile Ihnen ſeinen Inhalt wörtlich mit, ſo viel „ich davon im Kopfe behalten. Merken Sie wohl „darauf, denn ich werde Ihnen die Bedeutung der „anſcheinend gleichgültigen Scherzreden klar machen.

„Wenn der Doktor nach Wien reiſt, ſoll er
„ſich nur in München beim öſterreichiſchen Geſandten
„melden, der wird ihm einen Paß geben.
„— Nimm ihm die Schnupftabaks-Doſe weg —
„laß ihm ein ſchwarzes Kleid machen, Rock, kurze
„Hoſen, Schuhe — wenn es ihm an Wäſche fehlt,
„ſo will ich ihm hier welche geben — gieb ihm
„Reiſegeld — er ſoll mir den Tag beſtimmen,
„wann er hier ankommt, u. ſ. w.“

„. . . Mein Vater iſt ſo ungemein freundlich,
„was er, obzwar im Herzen ſehr zärtlich gegen
„ſeine Kinder, nie ſonſt iſt, daß mir ganz wehmüthig
„zu Muthe wird. Er hat meiner Mutter
„einen bedeutenden Wechſel geſchickt, um alle nöthigen
„Ausgaben für mich zu beſtreiten. Meine Mutter
„hat ſich entſchloſſen, mir nicht blos ein ſchwarzes
„Kleid, ſondern auch noch einen blauen Frack, einen
„Ueberrock, einige Weſten, einige Hoſen, Schuhe und
„Stiefel, und was weiß ich was noch mehr, machen
„zu laſſen. Lachen Sie nicht über dieſe Kleinigkeiten,
„ich werde geſchmückt wie zu einem Opfer.
„Meine Mutter iſt ökonomiſch, und ſie thut mehr
„als ihr aufgetragen wird! Mein Vater, obgleich
„mich auf Verlangen zuweilen unterſtützend, war
„doch niemals zuvorkommend großmüthig gegen mich.
„Noch einmal, ſchon in mehreren Briefen hat er ſich

„ungewöhnlich freundlich über mich geäußert, und
„ich kenne ſeine weltkluge Art; er ſucht mich zu gewinnen.
„Daß der öſterreichiſche Geſandte den
„Auftrag hat, mir einen Paß zu geben, mir
„einen zu geben, er, der erſt kürzlich (wie ich in die
„Neckarzeitung habe ſetzen laſſen) von ſeinem Hofe
„den Befehl erhalten, keinem Gelehrten auch nicht
„einmal ſeinen Paß nach Wien zu viſiren, das
„iſt eine ausgezeichnete Gunſt, die mich erſchreckt.
„Warum liegt meinem Vater ſo viel daran, mich
„in Wien zu haben? Mir iſt es ſo klar wie der
„Tag, daß ihm eine Anſtellung für mich zugeſagt
„worden. Wie ich darüber denke, wiſſen Sie, was
„ich bei dieſem Gedanken fühle, wiſſen Sie nicht
„ganz. Wenn ich mich verführen ließe, wenn ich
„aus Liebe zu meinem Vater nachgäbe, es könnte
„mich zum Selbſtmorde bringen. Wie ſtark und
„offen habe ich nicht mündlich und ſchriftlich
„meine Anſichten ausgeſprochen! Mit welcher Wuth
„ziehe ich nicht täglich an öffentlichen Orten gegen
„Oeſterreich los! Ich thue es hier, ich habe es
„in Frankfurt und Stuttgart gethan. Wenn ich
„jetzt zu meinen Feinden überträte, würden ſelbſt
„meine Freunde glauben, ich ſei immer ein geheimer
„Spion der öſterreichiſchen Regierung geweſen, und
„ich hätte nur gegen ſie geſprochen, um die Leute

„auszuhorchen. Sie ſind meine Freundin, Sie kennen
„mich, Sie wiſſen, daß ich nicht eitel bin. Vielleicht
„ſind es trübe Grillen, vielleicht denkt man gar nicht
„daran, mich in Dienſt zu nehmen, das mag ſein;
„aber wenigſtens iſt es die Eitelkeit nicht, die mich
„verblendet, und mir einflüſtert, daß man in Wien
„ſo großen Werth auf mich lege. Wie ich die
„Dinge klar erkenne, wäre, mich zu gewinnen, für
„die Oeſterreicher eine gewonnene Schlacht. Nicht
„zu gedenken, daß ſie außer Genz (der jetzt todtkrank,
„vielleicht ſchon geſtorben iſt) Keinen haben,
„der ſo gut ſchriebe als ich, ja daß ich in mancher
„Beziehung noch brauchbarer wäre, weil ich die
„Gabe des Witzes, wodurch man auf die Menge
„wirkt, beſitze, und ich beſſer als ſelbſt die Ultras
„die ſchwache und lächerliche Seite der deutſchen
„Liberalen kenne — ſo wäre in mir die ganze liberale
„Partei geſchlagen. Es war eine ſolche Redlichkeit,
„eine ſolche Unbefangenheit in meinen öffentlichen
„politiſchen Aeußerungen, daß ich, wie ich von
„mehreren Seiten erfahren, ſelbſt den Wiener Ultras
„Achtung eingeflößt habe, obzwar Keiner ſich ſo feindlich
„als ich gezeigt hat. Sie mußten geſtehen, daß
„ich es aufrichtig meinte, wenn ich auch irrte. Wem
„ſoll man ferner trauen, wenn ich die gute Sache
„verrathe? Wollte ich auch mit meinem Gewiſſen

„zerfallen, das wäre das größte, aber nicht das einzige
„Unglück, das mir in öſterreichiſchen Dienſten
„bevorſtünde. Man würde mir dort nie trauen,
„und ich lebte in ewiger Gefangenſchaft. Genz war
„zwar früher auch liberal, er aber konnte Bürgſchaft
„geben ſeiner aufrichtigen Bekehrung, die ich nicht
„geben kann. Genz war ſchon viele Jahre, ehe er
„in öſterreichiſche Dienſte trat, an England verkauft.
„Er iſt ſinnlich, verſchwenderiſch, der liederlichſte
„Menſch im Lande, er läßt ſich jeden Vormittag ein
„Bouillon von fünfzehn Pfund Fleiſch kochen. Ich
„bin nicht der Art; wenn ich in Wien nichts zu
„Nacht eſſe, werde ich ſchon für einen Carbonaro
„gehalten. Liebe Freundin, was ſoll ich machen?
„Sie ſind ſchon einmal ungeduldig geworden über
„dieſe Zweifel; Sie werden wieder ſagen: nehmen
„Sie keinen Dienſt an, oder gehen Sie gar nicht
„nach Wien. Das iſt eben, was mir Kummer
„macht. Mein Vater will mein Glück begründen,
„er iſt auch ehrgeizig, und es liegt ſo viel Rührendes
„darin, wenn ein Vater ſich in ſeinem Sohne geehrt
„fühlt, daß ich ohne Schmerz nicht daran denken
„kann, ihm dieſen Genuß verſagen zu müſſen. Ich
„habe meinem Vater ſchon ſo viel Verdruß gemacht,
„nicht durch Bösartigkeit, aber durch meine eigenthümliche
„Weiſe zu denken und zu handeln, daß

„ich mich glücklich ſchätzen würde, ihm etwas zu „Wunſche zu thun. Aber hierin könnte ich ihm „nicht nachgeben. Vergebens aber wären alle meine „Vorſtellungen, er verſtünde mich ſo wenig als er „das Bellen eines Hundes verſteht. Eine vortheil„hafte Anſtellung auszuſchlagen! — er würde mich „für wahnſinnig, oder für einen ſchlechten, leichtſin„nigen Menſchen halten. Mein Vater iſt ein Hof„mann, hat von ſeiner Kindheit an unter Hofleuten „gelebt, mit Fürſten verkehrt. Er iſt ſo verſtockt „wie ein Miniſter. Wenn ich mich auch aller ihm „ſchwärmeriſch dünkenden Aeußerungen von Freiheit, „Redlichkeit, Unabhängigkeit gegen ihn enthalten „wollte, wenn ich auch, um in *ſeiner Art* zu „reden, ihm ſagte: *es ſei nicht klug*, es jetzt mit „den Höfen zu halten, man müſſe mit den Wölfen „heulen, und die Wölfe wären heute die Liberalen, „er würde lachen, aber mit Ingrimm lachen. Er „glaubt ſo feſt an die Fortdauer der jetzt beſtehenden „Dinge, wie er an Gott glaubt.

„Ich will Ihnen jetzt ſagen, was ich zu thun „beſchloſſen habe. Nach Wien gehe ich auf keine „Weiſe. Hier bleiben kann ich aber auch nicht, ich „muß aus der Nähe meines Vaters und meiner „Mutter weg. Von meinem feſten Entſchluſſe, nicht „nach Wien zu gehen, habe ich meiner Mutter zwar

„nichts geſagt, aber ſo viel, daß ich erſt nach einigen „Wochen abreiſen könne. Und da ſchon war ſie „verblüfft und verdrießlich.“

Er wollte nach Paris und verlangte für die Reiſe dahin einen Paß aus Frankfurt, und mit größter Geheimhaltung.

„— Von meinen Beiträgen in die Neckarzeitung „iſt ein Brief von München abgedruckt. Die Zenſur „hat alles geſtrichen, was ich von Bemerkungen „angebracht, ſo daß nichts als ein trockner, langweiliger Bericht übrig geblieben. So wird es „wohl mit Allem gehen. Ich habe ſchon Vieles geſchickt, und ſchicke heute wieder; wahrlich von den „beſten Dingen, die ich je geſchrieben. Wie ich mich „ärgere über die verdammte Zenſur! Und doch „werde ich fortfahren, um des Geldes willen. Nie „aber ſoll mich Geld verleiten, etwas zu thun, was „mich Ihrer unwürdig machte.“

München, den 26. December 1821.

„Ach, treues Herz, könnte ich nur eine Stunde „mit dir ſprechen! Was hilft ein enger Brief? „Das ſind nur einige Tropfen, und mir iſt die „Seele ſo voll, daß ich zur Ader laſſen müßte, um

„geſund zu werden. In welcher Beklemmung ich „vorgeſtern war, da ich Ihnen den letzten Brief „ſchrieb, in welcher Bewegung ich ihn geſchrieben, „Sie glauben es nicht. Ich ſelbſt habe erſt ent„deckt, daß es eine wahre Leidenſchaft iſt, was ich „ſonſt nur für eine ruhige Anhänglichkeit in mir „gehalten. Es iſt närriſch, die neuen Kleider, „die ich haben ſollte, waren es am meiſten, die mich „in eine fieberhafte Unruhe geſtürzt! Meine Mutter „hatte, dem Auftrage meines Vaters gemäß, unſern „Familien-Agenten Bohs zu mir geſchickt, um mit „mir zu verabreden, was ich an Kleidungsſtücken „zu meiner Reiſe nöthig hätte. Ich, im Herzen „entſchloſſen, nicht nach Wien zu reiſen, hatte die „Schwachheit, mich der vielen ſchönen Kleider zu „erfreuen. Die will ich mir auf jeden Fall machen „laſſen, dachte ich, und erſt hinterher meine Geſin„nung äußern. Ich ſchickte alſo den Bohs mit dem „Verzeichniſſe meiner Bedürfniſſe zu meiner Mutter, „die ſich vorgenommen hatte, noch am nämlichen „Tage alles einzukaufen. Da er fort war, fing ſich „mein Gewiſſen an zu regen. Ich konnte mir nicht „verhehlen, es ſei eine Art Betrug, wenn ich in „dieſen Verhältniſſen die Geſchenke meines Vaters „annähme. Es trieb mich wegzueilen, um meine „Mutter von ihrem Vorhaben abzuhalten, aber ich

„war mit dem Briefe an Sie beſchäftigt, und ich „hatte keine Zeit zu verlieren, die Poſt drängte. „Ich litt an einer unbeſchreiblichen Angſt, ich fürchtete, „daß meine Mutter unterdeſſen den Einkauf beſorgen „möchte. Endlich war der Brief fertig, ich rannte „fort, und erfuhr zu meinem Troſte, daß noch nichts „beſorgt ſei. Ich ſagte meiner Mutter, da ich noch „nicht ganz beſtimmt wüßte, ob ich nach Wien reiſe, „ſollte ſie wegen der Röcke noch abwarten. Sie „hatte nichts dagegen.“

Wir ſchalten noch einige trauliche Aeußerungen aus Börne's Briefen an ſeine Freundin ein.

„**Stuttgart**, Dienſtag den 14. November 1820
Morgens halb 8 Uhr.

„Die geſchiedene Frau *** ..... Ich hatte „ſchon voraus, noch ehe ich ſie geſehen, die größte „Hochachtung vor ihr. Denn wenn eine gewöhnliche „Frau nur ein einfacher Engel iſt, die ihren Mann „beglückt bei der Heirath, ſo iſt eine geſchiedene Ehefrau ein Engel mit vier Flügeln, die einen Mann „doppelt glücklich macht, einmal durch das Hinreichen und das anderemal durch Entziehen der

„Hand; der dritten Seligſprechung gar nicht zu gedenken, „wenn ein ſolcher Doppel-Engel für einen „zweiten Mann zum drittenmale ihre Hand bewegt."

„München, Donnerſtag, den 1. November 1821.

„Schon wieder ein Brief? Nein, das iſt zu „arg, eine ſolche Zudringlichkeit iſt mir noch gar „nicht vorgekommen. . . . Aber mit meiner Klage „iſt es mir doch Ernſt. Sie ſollen mir nicht ſo „oft ſchreiben, einmal jede Woche iſt genug. Sie „ſind zu gut, Sie verzärteln mich. Wenn ich auch „manchmal über das Gegentheil geklagt, ſo war das „eine Schwachheit, die Sie mir verzeihen, aber nicht „nachgeben dürfen. Wenn ich ſelbſt häufig ſchreibe, „ſo iſt das etwas Anderes, denn Alles was ich „denke und fühle, iſt in meinem Geiſte und Herzen „doch immer an Sie gerichtet, und an meinen Briefen „habe ich nichts als die Adreſſe zu ſchreiben."

„Den 2. November.

„In Paris hat ſich jetzt eine Geſellſchaft gebildet, „welche zum Vortheile des Handelsſtandes telegraphiſche „Linien nach allen franzöſiſchen Häfen errichtet, „ſo daß die Pariſer Kaufleute in wenigen Minuten „von der Ankunft der Seeſchiffe benachrichtigt werden

„können. Ich ergötze mich an dem Gedanken, daß, „bei dem immerwährenden Fortſchreiten des menſchlichen Unternehmungsgeiſtes, nach einer Reihe von „Jahren die Telegraphen ſo allgemein ſein werden, „daß gute Freunde auf dieſem Wege ſich ſchreiben „können, dann können Sie mir von Frankfurt aus „in drei Stunden Nachricht geben. Das müßte herrlich ſein. Wenigſtens bis dahin wollen wir uns „gut bleiben, damit wir uns des Vortheils erfreuen.“

Hat Börne damals an Sömmering's Erfindung gedacht? Oder war eine dunkle Ahnung in ihm? Drei Stunden? Von München nach Frankfurt reichen drei Minuten hin!

„München, Freitag, den 1. Januar 1822.

„Der Poſtwagen iſt heute morgen gekommen, „und hat nichts mitgebracht, Sonntag kommt wieder „einer. Sie tugendhafter Böſewicht, warum ſind „Sie ſo übereilig zu jeder Gutthat, als Andere zu „Uebelthaten? Warum ſchicken Sie Geld zur ungelegenen Zeit? Denn daß dieſes geſchehen, daran „zweifle ich nicht. Aber, warum haben Sie mir „nicht geſchrieben? Konnten Sie nicht berechnen, „daß ein Poſtwagen ſieben bis acht Tage auf ſeinem „Wege zubringt? Ungerathenes Kind, ich verſtoße

„und enterbe dich. Da ſitze ich nun in meinem „leeren Zimmer, alles eingepackt und „feſtgeſchnürt, „kein Buch, kein Hemd, keine Geduld. Iſt das „die Art, einen Mann wie mich zu behandeln, „vor deſſen Tadel ſogar Könige zittern? Mein „Vater hat wieder geſchrieben, wo ich ſo lange „bleibe. Unterdeſſen erhält er meinen Brief und „antwortet darauf. Dieſem Verdruſſe habe ich „entfliehen wollen. Grauſame Barbarin! —“

„Sonntag, den 6. Januar.

„Drache, Schlange, Klapperſchlange, „Rieſenſchlange, Eidechſe, Skorpion, Tarantel, Hyäne, „Krokodill, — es iſt Ihr Glück, daß ich meine „Naturgeſchichte ſchon eingepackt habe; aber in „Stuttgart will ich mir Zeit dazu nehmen, und da ſoll „das Schimpfen erſt recht angehen. Der heutige „Poſtwagen hat nichts mitgebracht. Das iſt mir „zwar lieb, weil ich das Geld nicht brauche; aber „ich hoffte bei dieſer Gelegenheit einen Brief zu „bekommen. Um Gottes willen, warum haben Sie „mir nicht geſchrieben? Erſt in dem Briefe, den Sie „Donnerſtag von mir erhalten, ſagte ich Ihnen, Sie „ſollten nicht mehr ſchreiben, alſo hätte ich noch „einen Brief erhalten müſſen. Morgen früh reiſe

„ich von hier weg, Donnerſtag komme ich nach Stuttgart, Freitag ſchreibe ich Ihnen. Ich bitte Sie aber, nicht zu warten, bis Sie meinen Brief erhalten, ſondern gleich nach Empfang des gegenwärtigen mir nach Stuttgart in den König von England zu ſchreiben. Sollte gegen alle Erwartung noch ein Schreiben oder Paket an mich auf dem Wege hierher ſein, ſo beunruhigen Sie ſich nicht, denn ich habe dafür geſorgt, daß mir alles nach Stuttgart geſchickt werde. — Mein Vater hat heute wieder geſchrieben, meine Mutter hat mir den Brief zugeſchickt. Die Sache iſt gelinder abgelaufen, als ich erwartet habe; aber mit der Anſtellung hat es ſo ziemlich ſeine Richtigkeit. Mein Vater ſchrieb: „daß der Doktor nicht hierher kommt, thut mir ſehr leid. Er hätte hier ſein Glück machen können, ich hätte ihm vielleicht eine Anſtellung verſchafft. Er ſoll mir einen oſtenſiblen Brief ſchreiben, warum er nicht kommt ꝛc." Wenn mein Vater ſchreibt, vielleicht, ſo war die Sache ſchon in Ordnung. Welcher Gefahr bin ich entgangen! —"

Sie mag nicht ſo groß geweſen ſein, als Börne ſich einbildete. Aber mit erleichtertem Herzen ging er nach Stuttgart zurück. Da arbeitete er, und doch, wie er glaubte, nicht genug. Wenn man den Umfang ſeiner Schriften ſieht, und in jedem Worte ein Kleinod von Tiefſinn, Eleganz und Schärfe, überzeugt man ſich bald, daß er ſelbſt ſich unrecht gethan und Andere ihm. Nur zum Bücherſchreiben war er in ſeinem Geiſte nicht eingerichtet.

„Stuttgart, den 12. Januar 1822.

„Das war wieder ein herrlicher voller Becher!
„Alle Flüche nehme ich zurück, und hat ſie der Himmel
„ſchon gehört, ſollen ſie auf mich fallen. Aber eine
„Schlange bleiben Sie doch. Immer, wie auch dies-
„mal, endigten unſere Streitigkeiten, daß ich Sie
„für Ihre Kränkungen noch um Vergebung bitten
„mußte. Ich bitte ganz demüthig um Verzeihung,
„vergeben Sie mir, daß Sie mich geärgert haben.

„— Ja wohl haben Sie recht, „alſo wieder
„nach Stuttgart, daß der Weg nicht ohne Narren
„ſteht!" Ich führe ein komiſches Leben, ich bin ein
„reiſendes Luſtſpiel. In München haben ſie ſich
„die Köpfe zerbrochen, was ich dort zu thun haben
„möchte. Gewohnt, Vormittags zu Hauſe zu bleiben,
„that ich ſo wichtig, daß ich mir in dieſer Zeit alle
„Beſuche verbat. Zu träge, mich anzukleiden, zögerte
„ich damit, und kam ſpäter als die Uebrigen zu

„Tiſche. Mich bei dem Bier langweilend, wartete
„ich ſelten das Ende der Mahlzeit ab. Natürlich
„war Alles überzeugt, daß ich ein großes Werk über
„München ſchreibe. Sie lächelten, ſie drängten ſich
„an mich, Schauſpieler, Künſtler, einige Schrift-
„ſteller, dieſer und jener Vorſteher öffentlicher An-
„ſtalten, ſie ſuchten mich auszuholen; ich lächelte ge-
„heimnißvoll und urtheilte ſehr beſcheiden über Alles."

„Stuttgart, den 19. Januar 1822

„Meine Trägheit, das, was Sie meinen Leicht-
„ſinn nennen, Ihre Klagen darüber und mein Ein-
„reden, das Alles hat mich wie Sie ſchon oft be-
„luſtigt, aber auch mich wie Sie ſchon ſehr gekränkt.
„Sie thun mir unrecht, oder, da Sie mir ſo gut
„ſind, darf ich ſagen, Sie treten ſich zu nahe. Die
„phyſiſche Beſchaffenheit meiner Seele und meines
„Geiſtes iſt ſolcher Art, daß ich nicht fleißig ſein
„kann. Das iſt meine Schwäche, aber nicht mein
„Verbrechen. Sie ſollten mir darüber keine Vor-
„würfe machen, Sie ſollten mich eher tröſten, oder
„vielmehr, Sie ſollten ſich freuen, daß ich keines
„Troſtes bedarf, und ſtark und beſcheiden genug
„bin, mich trotz meiner Mängel glücklich zu fühlen.

„Die Schwäche meines Gemüths hängt mit der meines Körpers zuſammen. Ich könnte vielleicht durch dieſe jene heilen; aber das iſt ein Helden-Unternehmen, das nur Wenigen gelang, ein Unternehmen, das man bewundern mag, wenn es gelingt, das aber, wenn es fehl ſchlägt, keinem Menſchen zur Schande gereicht. Es iſt keine Kleinigkeit, täglich auf dem Seile der Entbehrung herumzuwandeln, und ſo oft man auch herabfällt, immer unverdroſſen wieder hinaufzuſteigen, und ſo fortzufahren durch das ganze Leben. Sie irren ſich ſehr, wenn Sie glauben, daß es bei mir darauf ankäme, daß ich mich anſtrenge. Jede Anſtrengung iſt mir willkommen; aber ſie führt mich zu nichts, mir fehlt es nicht an Beweglichkeit, mir fehlt es an Ruhe des Geiſtes; ich muß mich nur immer zu mäßigen ſuchen. Wein, Liebe, Ehre, Gewinnſucht, alles was ſonſt die meiſten Menſchen zur Thätigkeit antreibt, macht mich nur matt, weil ich ſchon zu viele innere Reize habe. Wie erklären Sie ſich denn, daß ich ſo faul bin? Ich habe Sie ſchon oft ernſtlich verſichert, daß ich den größten Theil des Tages zu Hauſe bin. Und das befolge ich ſchon mehrere Jahre. Alſo Zerſtreuungen ſind es nicht, die mich vom Arbeiten zurückhalten, nur jene Schwäche thut es. Ich mache täglich den

„Verſuch, ob dieſe Schwäche nicht zu überwinden ſei, und da ich mich durch Niederlagen nicht abſchrecken laſſe, ſo wird es mir damit gehen, wie mit andern Fehlern, denen ich ſo oft die Thüre gewieſen, bis ſie ungeduldig geworden ſind und mich verlaſſen haben. Seien Sie ruhig, ich fühle in mir, daß ich mich noch machen werde. Fürchten Sie auch nicht, ich möchte darüber zu alt werden, denn ob ich zwar freilich jetzt ſchon zu alt wäre, um Neues in mir zu ſchaffen, ſo wiſſen Sie doch recht gut, daß es darauf nicht ankommt, da ich Kräfte genug beſitze, und ich nur nöthig habe, ſie nach außen zu wenden. Bringe ich es einmal zu anhaltender Thätigkeit, ſo werden ſehr ſchnell ganze Bücher zu Stande kommen, da ich ſie blos aus dem Kopfe abzuſchreiben brauche, und es wird ſich am Ende finden, daß ich nicht einmal Zeit verloren habe durch mein Zögern........

„Sie halten mich beim Worte und ich ſoll ernſtlich von der Zukunft ſprechen. Ich dachte dabei mehr an Sie, als an mich. Was mich betrifft, den Göttern ſei gedankt, ich nehme das Leben nicht ſo tragiſch. Ich bin vergnügt, und wie der Moraliſt zu den Reichen und Mächtigen ſagt: was hilft euch euer Reichthum und Glanz, ihr müßt doch ſterben, ſo ſage ich zu mir: was ſchadet dir Armuth

„und Niedrigkeit, das Grab bleibt dir gewiß, ſo gut
„wie den Uebrigen. Nur Einen Wunſch habe ich —
„mit Ihnen zuſammen zu leben, da meine Neigung
„zu Ihnen das einzige iſt, was meine Kräfte ver-
„binden, mir Geiſt und Herz zuſammenhalten und
„meinem Leben Einheit geben kann. Doch auch
„das beunruhigt mich nicht, denn jeder weiſe Wunſch
„giebt ſchon zur Hälfte das Glück, das deſſen Er-
„füllung ganz gewährt. Nur unbefriedigte Wünſche
„machen unglücklich. Aber an Ihre Zukunft denke
„ich. Sie ſitzen zu Hauſe und warten geduldig,
„bis der Frühling Ihren Kummer erneuere. Warum
„gehen Sie nicht früher von Frankfurt weg? Was
„hält Sie zurück? Ich traue Ihnen wohl die Stärke
„zu, ſich zu retten, wenn etwas auf's Aeußerſte kommt;
„aber das iſt eben die Tücke des böſen Geſchicks, daß
„es einen Menſchen, den es plagt, nie auf's Aeu-
„ßerſte bringt, wohl wiſſend, daß er ſich dann
„zu helfen weiß. Das größte Unglück iſt, daß
„man noch unglücklicher werden kann, und es
„ſelten dahin kommt, daß ein Schmerz unerträglich
„wird. . . . . . ."

„Stuttgart, den 19. Februar 1822.

„Habe ich das Kieſelherz weich gemacht? da kann man ſtolz darauf ſein, ſo einen harten Böſewicht, wie Sie, zu rühren! Es gehört erſtaunlich viel Zeit und Styl dazu ..... Aber liebes Herz, ſeien Sie nicht ſo trübſinnig, geben Sie nicht ſo ganz die Hoffnung auf, mich in geregelter Thätigkeit zu ſehen. Der Leichtſinn ſtumpft ſich ab mit den Nerven, und dieſe ſtumpfen ſich ab mit den Jahren. Das iſt gerade nichts Erfreuliches, denn ſo ſchön iſt die Jugend, daß, wenn man ſie verloren hat, es noch ein Troſt iſt, ihre Fehler zu theilen. Woran es mir hauptſächlich mangelt, das iſt Geduld. Um welchen Lohn ich auch arbeite, ſei es Beifall oder Geld, glauben Sie, daß ich nicht thätig genug wäre, mein Tagewerk zu vollenden, wenn jener Lohn am nämlichen Abend ausbezahlt würde? Nun, das eben lernt man, daß Wochen und Monate wie Tage vorübergehen, und daß dann Jedem wird nach ſeinem Verdienſte. So einen leichtſinnigen Streich, wie der, den ich zu Paris beging, wo ich für 3000 Gulden jährlich gewiß nicht mehr als täglich zwei Stunden hätte zu arbeiten brauchen, wäre ich nicht fähig zu wiederholen. Da aber ſolche vortheilhafte Anerbietungen bei mir nicht

„blos glückliche Zufälle ſind, die, einmal nicht be-
„nutzt, nicht mehr wiederkehren, ſondern da ich alle
„Tage die nämlichen Bedingungen erlangen kann,
„ſobald ich mir nur angelegen ſein laſſe, mehr Zu-
„trauen zu meinem Fleiße zu erwecken — kann alles
„noch gut werden, und wir wollen unſern Freund
„Börne nicht ſo ſchnell aufgeben. —

„Neulich las ich in irgend einer Zeitung, ich
„ſäße in München und wetzte ſchon meine Feder,
„um über den bevorſtehenden Landtag zu ſchreiben.
„Mein Schleifſtein muß nichts taugen, denn die
„Feder will nicht ſcharf werden. Das haben Sie
„zu verantworten, denn Sie ſind eigentlich meine
„Federſchleiferin. Sie müſſen nicht ſo faul ſein,
„Sie müſſen mit mir zanken und das Rad drehen,
„ziſch, ziſch! —“

Im Uebrigen wurde viel darüber hin und her geſchrieben, ob Beide nach Hamburg, in die Schweiz, nach Baden, oder nach Paris ziehen ſollten.

„Stuttgart, den 26. April 1822.

„Laſſen Sie der Lene, wenn Sie ſie mitnehmen,
„hübſche Kleider machen. Wir wollen im Bade
„auf großem Fuße leben. Ich werde zwölf meiner

„Pferde und meine Jagdhunde mit mir führen. —
„Sie haben mir immer noch nichts Schmeichelhaftes
„geſagt über das Glück, mich bald wieder zu ſehen.
„Ich will Sie ſchon zwingen, ich drucke meine Em-
„pfindlichkeit darüber im Morgenblatte.“

Luſtig iſt's, in dem nächſten Briefe, vom 30. April 1822 (Nachgelaſſenene Schriften Bd. II. S. 193), ſeine Geld-Verhandlungen mit Cotta zu leſen.

„Etwas für Ihre Mühle: Cotta ſagte mir
„lachend: ja wenn Sie nur ſchreibluſtiger wären
„(d. h. in's Grobe überſetzt: wenn Sie nur nicht
„ſo faul wären.) Worauf ich mit himmliſcher Ruhe
„und großer Unverſchämtheit erwiederte: „So faul,
„wie Sie vielleicht glauben, bin ich eigentlich nicht . .
„(kling, kling, kling! ich will nur erſt den Satz aus-
„ſchreiben.) Sehen Sie, ich arbeite an einem großen
„politiſchen Werke, und auch an einem Romane,
„woran ich meine Liebhaberei habe. Das nimmt
„mir meine Zeit weg, und andere Dinge ſchreibe ich
„nur, wenn ich Geld brauche.“ — Das Kling, kling
„bedeutet, daß mir Cotta ſo eben 660 Gulden ſchickt,
„mit einem Billet.

„Schrecklich viel Geld habe ich jetzt! Erſtens
„660 fl., dann habe ich für zwei Monate von der

„Neckarzeitung 100 fl. zu fordern. Baar in Caſſe
„4 fl. 27 kr.; macht zuſammen: 764 fl. 27 kr.
„Jetzt iſt mir's aber auch, als hätte ich Queckſilber
„in den Füßen, und Sie dürfen nicht lange zaudern,
„ſonſt komme ich. —“

Die Reiſe nach Paris war jetzt beſchloſſene Sache und wurde im Juni 1822 von Heidelberg angetreten.

„Stuttgart, den 6. Mai 1822.

„Sie ſind ja jetzt ſchon ganz betrunken vom
„bloßen Geruch der Reiſe, was wird das erſt werden,
„wenn Sie im Wagen ſitzen. Was kritzeln
„Sie mir denn für kleine Briefchen, ohne Orthographie,
„ohne Dativ, ohne Ablativ, Plural für
„Singular, Singular für Plural, Punkte ſo dick
„wie eine Fauſt, und die Hälfte der Worte wieder
„ausgeſtrichen? In ſchöner Verwirrung mögen Sie
„ſein. Eine Reiſe nach Oſtindien, Himmel! Ich
„wollte, ich wäre bei Ihnen. In Verzweiflung
„würde ich Sie bringen durch Verlegen Ihrer
„Schlüſſel und anderer ſieben Sachen. — Sie müſſen
„ſich für einen Paß ſorgen, und laſſen Sie ihn ſich
„nach der Schweiz und Frankreich ausſtellen. — —
„Ich habe wieder einen Brief in's Morgenblatt geſchickt,
„der iſt ſchon erhabener.“

„Stuttgart, den 10. Mai 1822.

„Sie haben mich unausſprechlich betrübt und „mir einen unglücklichen Tag gemacht. Sie zeigen „ſich ſehr undankbar, nicht gegen meine Handlungen, „denn ich habe Ihnen noch nichts Gutes gethan; „aber gegen meine Geſinnungen für Sie. Gott, der „mir in das Herz ſieht, weiß es, daß, ſo glücklich „mich auch die frohe Ausſicht machte, meine einzige „Freundin, oder meinen einzigen Freund möchte ich „ſagen, nach ſo langer Trennung bald wieder zu „ſehen, doch dieſes mächtige Gefühl immer bei mir „zurücktrat, um dem freudigern Platz zu machen, „daß ich Sie heiter weiß, und daß Sie ſich einen „glücklichen Sommer verſprechen.“

„Stuttgart, den 11. Mai 1822.

„Innerhalb 24 Stunden habe ich drei Briefe „von Ihnen bekommen. So glücklich bin ich noch „nie geweſen. Ach, könnte ich nur den meinigen „von geſtern ungeſchehen machen. Sie werden auf „jeden Fall Verdruß davon gehabt haben, meine „Vorwürfe mögen gegründet ſein oder nicht. Ich „weiß nicht, was ich Bitteres in Ihrem Briefe „fand, das mich über allen Ausdruck kränkte. Viel

„leicht hatten Sie es ſo ſchlimm nicht gemeint.
„Sie wiſſen ja, daß ich leidenſchaftlich bin in den
„ſeltenen Fällen, wo mein Herz aufgeregt wird, und
„Sie werden mir verzeihen.“

„Stuttgart, den 27. Mai 1822.

„Meine neuen Kleider, bis auf das neuhinzugekommene,
„habe ich vom Schneider ſchon bekommen,
„und auch geſtern, als am erſten Pfingſttage, getragen.
„Ich fürchte mich, mich darin vor Ihnen
„zu zeigen. Die Sprache wird Ihnen vergehen.
„Alles nach dem Geſchmacke der letzten Pariſer
„Woche. Wo meine Beine anfangen, da hört der
„Rock auf. Ich ſehe aus wie ein Närrchen von 16
„Jahren, und habe geſtern den ganzen Tag die frivolſten
„Grundſätze gehabt. Ganz Stuttgart hat
„mich angeſehen, und mich ehrerbietigſt gegrüßt (im
„Ernſte). Die Weſten ſind unbeſchreiblich gemacht.
„Un coup de ciseaux d'une hardiesse extraordinaire!
„An der ſchwarzen Weſte ſind Knöpfe in
„Kugelform, von einer ſchwarzen Metallmaſſe. Die
„zweite Weſte hat Knöpfe von Stahl, und die dritte
„von Perlmutter. Die Weſten können nur bis zum
„Sechstheil ihrer Länge zugeknöpft werden. Alles

„offen. Schaffen Sie mir doch um Gotteswillen „eine brillante Nadel zur Miethe. Es iſt eine „Schande, eine ordinäre offene Bruſt zu zeigen. „Mein Ueberrock wird auch wundervoll; ohne Knöpfe, „polniſch mit ſeidnen Schnüren. Zu dem Alten „trage ich einen gelben Strohhut mit grünem Bande, „wie ſie jetzt hier Mode ſind.“

„Stuttgart, den 31. Mai 1822.

„ Warum ſchreiben Sie, daß Sie wahr„ſcheinlich den 14. abreiſen, warum nicht gewiß? „Was hindert Sie, den Tag unabänderlich zu be„ſtimmen? Sie müſſen ſich einrichten, als wollten „Sie ſchon den 8. abreiſen, ſonſt werden Sie bis „zum 14. nicht fertig, ich weiß ja, wie es mit euch „Weibern geht. Und dann müſſen Sie ſchon am „13. den Wagen vor das Haus kommen laſſen. Sie „wundern ſich, daß B. und ich Luſt haben, mit Ihnen „zu reiſen? Das thun wir um unſer Seelenheil „willen. Ich habe neulich niedergeſchrieben: „Eine „böſe Frau iſt die Inokulation der Höllenſtrafen; „wer das Glück hat, eine ſolche zu beſitzen, kann dem „himmliſchen Jenner nicht genug für dieſe Wohlthat „danken.“ Das iſt es. — Laſſen Sie ſich genau „ſagen, wie man ſich bei Anweiſungen, Credit-

„ſen ꝛc. zu verhalten hat, denn ich bin ſehr dumm
„in ſolchen Sachen. Ich muß durchaus machen, daß
„ich den Winter nach Paris komme. Wäre ich vor
„drei Jahren bis jetzt dort geblieben, und hätte mich
„unterdeſſen im Franzöſiſchen vervollkommnet, hätte
„ich eine franzöſiſche Zeitung redigiren können. Wie
„mir vor einigen Tagen ein Pariſer junger Gelehrter
„erzählt hat, bekommen die Hauptredacteurs dort
„jährlich 25 tauſend Franken Gehalt. — Auch hätte
„ich jetzt dort Gelegenheit, an einem eleganten belle-
„triſtiſch-literariſchen und Theaterblatt zu ſchreiben,
„das unter dem Namen Miroir erſcheint, und welches
„vortrefflich iſt. Jouy giebt es heraus. Das wäre
„ſo ganz mein Genre. Alles kurz, von Einem zum
„Andern ſpringend. Wie ſchwerfällig iſt das Mor-
„genblatt dagegen. Einer der Hauptredacteure dieſes
„Blattes iſt mir bekannt, und ich bin in Frankfurt,
„wo er ſich, ſo lange er aus Frankreich verbannt
„war, aufgehalten, viel mit ihm umgegangen. Durch
„dieſen könnte ich leicht mit dem Miroir in Verbin-
„dung kommen. — Ich bin in meinen neuen Klei-
„dern zum Küſſen. Aber einen gelben Strohhut habe
„ich mir nicht gekauft, ſondern einen ſchwarzen. —
„Adieu, ich muß zum Eſſen.“

„Stuttgart, den 5. Juni 18[illegible]

„Sie haben mich nicht verſtanden, da ich von „dem Wunſche ſprach, franzöſiſch ſchreiben zu können. „Es iſt ja nicht davon die Rede, mein ganzes deutſches Weſen zu franzöſiren, was ich glücklicher Weiſe „nie lernen könnte, ſondern es ſo weit zu bringen, „daß ich ohne Sprach- und Stylfehler einen kleinen „franzöſiſchen Aufſatz ſchreiben könne, was hinreicht, „um an einem franzöſiſchen Blatte als Mitarbeiter „Theil zu nehmen. Auch hat ſich die franzöſiſche „Denkweiſe und alſo auch der Styl ja ganz geändert, und iſt der deutſchen näher getreten. Die „Eigenthümlichkeit, welche die franzöſiſche Sprache „von der deutſchen unterſcheidet, beſteht nicht in etwas „Eignem, das ſie voraus hätte, ſondern in dem „Mangel eines Gewiſſen, was der deutſchen eigen „iſt, nämlich in dem Mangel philoſophiſcher Tiefe „und cosmopolitiſcher Breite. Wenn aber, wie es „jetzt zwiſchen den Deutſchen und Franzoſen der Fall „iſt, zwei Nationen in ihrer Art zu denken und zu „fühlen übereinſtimmen, kann jede in der fremden „Sprache ſchreiben, ſobald ſie nur die Grammatik „verſteht. Rouſſeau ſchrieb ganz deutſch, Chateau-

„briand, Benjamin Conſtant und die andern jetzt „lebenden franzöſiſchen Schriftſteller, beſonders die „politiſchen, ſchreiben wie Deutſche."

Die Schilderungen aus Paris, 1822 und 1823, in das Morgenblatt geliefert und dann in die geſammelten Schriften aufgenommen *), ſind gewiß das bedeutendſte Erzeugniß ſeiner literariſchen Thätigkeit aus jener Zeit. Die Aufſätze: „Die franzöſiſche Sprache", „Das Gaſtmahl der Spieler", „Die Läden", „Der Greve-Platz", „Gretry's Herz", „Die engliſche Schauſpieler-Geſellſchaft", und vor Allem „Die Induſtrie-Ausſtellung im Louvre" — erregten in Deutſchland das größte Aufſehen, als geiſtreichſte und wahrhafteſte Darſtellung des Landes, der Volksſitten und des Culturzuſtandes.

Wir haben 1823 (Februar und März, dann December) Börne in Paris wiedergeſehen; er wohnte Rue de Provence, Hotel des Bains, nachher an dem Boulevard Poiſſonière, Eingang von der Rue St. Fiacre, in dem Hauſe, wo jetzt der Schneider „zum Propheten" ſein Lager hat; in jener Zeit war das Hotel des Genfer Bankiers Rougemont gegenüber. Welch' ein heiteres, ſinniges, in ſeiner Einfachheit edles

---

*) Gegenwärtige Ausgabe Bd. 3. S. 1 — 293.

Leben führte da Börne! Morgens Arbeit; an einem weißhölzernen, ächt deutſchen Stehpult ſchrieb er, die lange deutſche Tabackspfeiſe zur Seite. Dann mit ſeinem braunen, ziemlich kurzen Rad-Mäntelchen angethan, machte er ſeinen Spaziergang. Nach dem Abendeſſen wieder zur Arbeit. An manchen Abenden ſah er junge deutſche Männer bei ſich; es wurde geraucht, politiſirt, Literatur geſprochen; Flüchtlinge (der lange Schulz), junge Aerzte, welche ihre Studien in Paris vollendeten, fanden ſich da zuſammen (Heyfelder ꝛc.). Lebhaft wurde Börne von den politiſchen Ereigniſſen jener Tage ergriffen. Unvergeßlich iſt uns der 4. März 1823. Am 3. März wurde in der Kammer der Abgeordneten die Bewilligung von 100 Millionen für die Kriegskoſten der Expedition discutirt, welche auf Geheiß der Verſchwornen von Verona (Congreß von 1822) die Bourbonen nach Spanien zu unternehmen im Begriff waren, um daſelbſt zum Vortheil König Ferdinands VII. das conſtitutionelle Syſtem niederzuſchlagen. Der Deputirte Manuel ſprach gegen. Er erklärte: mit Widerwillen (avec répugnance) hätte Frankreich die reſtaurirten Bourbonen bei ſich aufgenommen. Lautes Geſchrei der Royaliſten: „Herunter von der Rednerbühne!“ Unterbrechung der Sitzung. Ernennung einer Commiſſion, um über den Antrag auf Ausſchließung Manuels aus der Kammer zu berathen. Die Verſammlung verfügte die Ausſchließung. Doch Manuel nahm am folgenden Tage, 4. März, ſeinen Platz in der Kammer wieder ein. Der Präſident befahl der wachthabenden Nationalgarde, Manuel mit Gewalt von ſeinem Sitze zu entfernen; der Sergeant (Mercier) rückte mit ſeinem Zuge gegen die Bank des Deputirten vor, ſchwenkte aber dann links ab, und verließ den Saal. Nun wurde die Gendarmerie geholt, der Befehlshaber, Oberſt Foucault, commandirte: „packt mir den Mann da!“ (empoignez-moi cet homme là) und gewaltſam wurde der Abgeordnete von ſeinem Sitze entfernt. Am Abend des 4. März verſammelte ſich eine unendliche Volksmenge vor Manuels an einem großen Platze gelegenen Hauſe, um ihm ihre Huldigung darzubringen. Börne war hingegangen und kam in großer Aufregung zurück, erfüllt von der Erkenntniß der Macht und Stärke einer ſolchen Maſſen-Bewegung. „Wären Truppen oder Gendarmen erſchienen, das Volk hätte ſie mit ſeiner Maſſe erdrückt.“ Dies war ſeine Aeußerung. Doch die Regierung hatte ſich enthalten, irgend Bewaffnete aufzubieten.

Im Jahre 1824 ging Börne nach Deutſchland. Zuerſt verweilte er in Heidelberg. Schon in München (December 1821) war er krank, recht ſehr krank geweſen *). In Heidelberg hatte er einen Blutſturz. Nun entwickelten ſich immer mehr ſeine körperlichen Leiden. Im März 1824 fand er ſich wieder in Frankfurt ein, und wurde überall ſehr freundlich empfangen. Ihm zu Ehren gab der Gelehrten-Verein, deſſen Mitglied er ſeit dem Jahre 1821 war, ein Mittageſſen im Weidenhof; Pfarrer Kirchner brachte den Toaſt auf ihn aus. Dennoch fühlte er ſich in Frankfurt nicht recht heimiſch; der Handelsgeiſt war ihm zuwider, der ſchwache Geiſt des öffentlichen Lebens noch mehr **). Er beſuchte wieder Stuttgart (Januar 1825). Da befiel ihn wieder ſein Siechthum recht ſchwer.

„**Stuttgart.** Freitag Nachmittag.

„Unangenehme Nachrichten.

„Theuerſte Freundin!

„Ich habe Ihnen verſprechen müſſen, Ihnen zu „ſchreiben, wenn mir wieder etwas fehlt. Soll ich

---

*) Nachgelaſſene Schriften 2r Bd. S. [illegible]

**) Nachgelaſſene Schriften 3r Bd. S. [illegible]

„mein Wort halten oder nicht! Aengſtigen Sie ſich „aber nicht, ich beſchwöre Sie. Ich habe, kaum hier „angelangt, wieder Blut ausgeworfen, ich bin aber „viel weniger erſchrocken, als das vorigemal. Der „Arzt, zu dem ich geſchickt, war noch nicht hier; „kommt er noch zeitig vor Abgang der Poſt, ſchreibe „ich Ihnen, was er ſagt.

„Sie leſen, was mein Arzt ſchreibt; alſo guten „Muth. Er ſagte, ich hätte gar keine Anzeige dieſesmal „zur Ader zu laſſen, ich habe ihm nämlich „meine frühere Krankheit und die Rezepte mitgetheilt, „und er hat mir nur etwas verſchrieben. Blos zu „Ihrer Beruhigung habe ich mir von meinem Arzte „Jemand als Kranken- und Nachtwächter empfehlen „laſſen.

„Lieb wäre mir, Sie blieben noch einen Tag „länger in Heidelberg, dann könnte ich Morgen „Abend noch einmal ſchreiben.

„Adieu, gutes Herz.

„Im Waldhorn.“

„Stuttgart, Samſtag, den 19. Januar 1825.

„Es geht ganz herrlich mit mir. Dieſesmal „bin ich beſſer weggekommen als das vorigemal. „Ich hätte vielleicht beſſer gethan, Ihnen das Er-

„eigniß ganz zu verſchweigen. Wie werden Sie „erſchrocken ſein! Sie ſehen, es iſt gar nicht möglich, „daß wir getrennt leben.“

„Stuttgart, Sonntag, den 30. Januar 1825.

„Ich bin ſo geſund, daß ich Sie durchprügeln „möchte. Darum keine Angſt mehr. Schon drei „Tage kommt der Arzt nicht mehr, und Sie wiſſen, „daß dieſer Erſcheinung Geſundheit entweder vorher„geht oder nachfolgt.“

Zu ſeinem Bruſtleiden und anderen Beſchwerden des Blutes geſellte ſich Harthörigkeit. Sein Aufenthalt in Stuttgart wurde ihm aber noch gar ſehr verbittert durch Unterhandlungen, welche ſein Vater über künftige Erbſchaft, ob Capital oder Rente, mit ihm einleitete*). Er ſchlug die Leibrente aus. Er ärgerte ſich über die Ariſtokratie von oben und von unten.

Stuttgart, den 2. März 1825.

„Ach wäre ich nur wieder in Paris. Wenn „Frau von Stael ſagte, Paris wäre der einzige „Ort, wo man des Glückes entbehren kann, ſo ſage

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. III S. 29 ff. 36 ff. 77.

„ich mit größerem Rechte, es iſt der einzige Ort,
„wo man der Freiheit entbehren kann, ohne unglücklich
„zu ſein. Ich ertrage es, ich ertrage es in
„Deutſchland nicht. Hätten Sie mich geſtern Mittag
„bei Tiſche geſehen, wie vergnügt und mit Lachen,
„denn es war gerade ein Scherz im Gange, ich
„meine Suppe gegeſſen, und wie ich dann plötzlich
„niedergeſchlagen und ſtill geworden, und kaum mehr
„eſſen konnte — was hätten Sie von mir gedacht?
„Sie hätten gedacht, ich hätte Vapeurs bekommen,
„und jeder Andere, es ſei mir ein Unglück widerfahren.
„Und es war nichts anderes als die Karlsruher
„Zeitung, die ich bei Tiſche geleſen, und
„woraus ich vernommen, was bei den Ständen vorgeht,
„und wie niederträchtig man alles Recht mit
„Füßen tritt, und wie unverſchämt man noch des
„Volkes ſpottet. Das Herz möchte mir brechen über
„dieſe Wölfe von deutſchen Miniſtern, die Alles unbarmherzig
„zerreißen, und über dieſe Schaafe von
„deutſchen Bürgern, die ſich ſo geduldig zerreißen
„laſſen. Es glaubt es Keiner, und Sie ſelbſt wiſſen
„es nicht, wie mich das bewegt. Man muß dieſes
„Land fliehen wie die Peſt, denn es giebt keine andere
„Wahl, muß Verfolgter oder Verfolger ſein,
„Schaaf oder Wolf.

„Mißvergnügt bin ich in meiner Einſamkeit gerade
„nicht, indeſſen will ich anfangen, mehr unter
„die Leute zu kommen. Das Reden macht mir auch
„wenig Beſchwerde mehr, und meine Bruſt ſtärkt
„ſich täglich, worüber ich ſehr froh bin. Auch meine
„Hypochondrie verliert ſich, und es wird mir ſelten
„mehr übel.“

Den 14. November 1825 war Jean Paul geſtorben; ein Vorbild, ein Lehrer Börne's, von dieſem verehrt und geliebt als genialer Humoriſt, tiefer Denker, phantaſiereicher Dichter, wirklicher Geiſtesverwandter, reinſtes und edelſtes Gemüth *). Nach Aufforderung des Vorſtandes des Muſeums ſchrieb Börne, damals wieder in Frankfurt, die Denkrede auf Jean Paul, welcher gleichfalls Mitglied des Frankfurter Muſeums geweſen war. (Der Fürſt Primas hatte ihn 1809 dazu ernannt und ihm zugleich eine Penſion zugewieſen.) Dieſe Trauer- und Gedächtnißrede gehört wohl zu dem Erhabenſten, was die deutſche Literatur in dieſem Fache aufweiſen kann. Es war eine förmliche Trauerfeier (am 2. December 1825) veranſtaltet. Erſt eine Compoſition von Feſca, welcher in der Muſik eine annähernde

---

*) Gegenwärtige Ausgabe Bd. I. S. 311.

Richtung mit Jean Paul gehabt haben ſoll. Dann trug Pfarrer Kirchner die Denkrede vor:

„Ein Stern iſt untergegangen und das Auge
„des Jahrhunderts wird ſich ſchließen, bevor er
„wieder erſcheint; denn in weiten Bahnen zieht
„der leuchtende Genius, und erſt ſpäte Enkel
„heißen freudig willkommen, von dem trauernde
„Väter einſt freudig geſchieden. Und eine Krone
„iſt gefallen von dem Haupte eines Königs! Und
„ein Schwert iſt gebrochen in der Hand eines
„Feldherrn! Und ein Hoheprieſter iſt geſtorben!“
„Wir hatten Jean Paul und wir haben ihn nicht
„mehr, und in ihm verloren wir, was wir nur
„in ihm beſaßen: Kraft und Milde, und Glauben,
„und heitern Scherz, und entfeſſelte Rede.“

„Für die Freiheit des Denkens kämpfte Jean
„Paul mit Andern; im Kampfe für die Freiheit
„des Fühlens ſteht er allein.“

Die Rührung und der Beifall war allgemein; nur fühlte ſich Kirchner verletzt, daß der Beifall ſich auch in Applaudiren kund gegeben, — in ſolcher Weiheſtunde, bei ſo hehrem Gegenſtande.

Der arme gute Börne! Er wurde nie wieder recht geſund. Wie manche Tage brachte er in tiefem Leiden zu, als er in Frankfurt an der Allerheiligen Anlage in dem Hauſe des Geſandtſchafts-Sekretärs

Schwedes wohnte! Wie hütete er ſich in Mäßigkeit und ſteter Sorge! Nun beſuchte er faſt in jedem Jahre Ems. Man ſah ihn da 1825, 1826, 1827, 1828 und 1829. Der dritte und der vierte Band ſeiner nachgelaſſenen Schriften enthalten die liebenswürdigſten Beſchreibungen dieſer Badekuren.

Im Jahre 1826 ſchrieb Börne „Einige Worte über die angekündigten Jahrbücher der wiſſenſchaftlichen Kritik, herausgegeben von der Societät für wiſſenſchaftliche Kritik zu Berlin*)." Wir werden bald ſehen, wie dieſe ſcharfe und gerechte Kritik, welche der angekündigten Kritik den Vorſprung abgewann, von den Herren in Berlin übel vermerkt wurde.

„Henriette Sontag in Frankfurt" wurde im November 1827 geſchrieben**) und machte Börne ganz beſonders populär. Er erzählt vielmals, wie auf Reiſen Jedermann, Frauen, Töchter, Geheime Räthe, Kellner, Barbiere, ihn daran erkannten: „Sie haben den Aufſatz über die Sontag gemacht?" Manche ſetzten hinzu: „Wir haben darüber erſchrecklich gelacht." Und ſo ſehr auch Börne die treffliche Sän-

---

*) Gegenwärtige Ausgabe Bd. I. S. 64.
**) Gegenwärtige Ausgabe Bd. V. S. 17.

gerin bewunderte, ſo aufrichtig und tiefempfunden die Huldigungen waren, welche er ihr darbrachte, — damals, wie ſpäter, konnte er niemals unterlaſſen, die Deutſchen vor dem **Bühnen-Kunſt-Enthuſiasmus** zu warnen, welchem ſie ſich ſo ungebunden hingaben, und über welchen ſie die höheren nationalen Intereſſen ganz und gar vernachläſſigten.

In den erſten Monaten des Jahres 1828 führte Börne den lange gehegten Vorſatz aus, Berlin wieder zu ſehen, die neuen Verhältniſſe dort kennen zu lernen. In langſamen Tagereiſen begab er ſich hin. In Gelnhauſen beſuchte er den Apotheker Caſſebeer, welcher ihn, weil damals die von Oken veranlaßten Verſammlungen der Naturforſcher in Gang gekommen waren und einige Jahre vorher eine ſolche in Frankfurt ſtattgefunden hatte, ſelbſtverſtändlich für einen Naturforſcher hielt.

„Er ließ auftiſchen, Eſſen und Wein. Er hielt „mich für einen Naturforſcher; ich hielt mich ganz „brav, ohne ein Wort zu ſprechen; ich hörte geſchickt zu. Er ließ es ſich nicht nehmen, mich den „weiten Weg in mein Wirthshaus zu begleiten, und „ſagte mir: „Wir Naturforſcher müſſen einander „durchhelfen.“ Er ſagte weiter: „Ich lebe hier ſehr „glücklich, habe mein Auskommen, botaniſire und

„— bin Wittwer," — ſetzte er in der Zerſtreuung hinzu *)."

„**Fulda**, Freitag, den 8. Februar 1828.
(Abends 7 Uhr.)

„Als mich der gute dicke Caſſebeer in Gelnhauſen ſo freundlich aufgenommen, blos weil er mich für einen Naturforſcher hielt, da erinnerte ich mich wieder eines alten Wunſches, daß ſolche jährliche Zuſammenkünfte auch unter andern deutſchen Schriftſtellern veranſtaltet werden möchten. Ich habe mir vorgenommen, dieſes in Berlin zur Sprache zu bringen und vielleicht darüber in der Mittwochs-Geſellſchaft eine Vorleſung zu halten. Freilich werde ich dort den Hauptgedanken verſchweigen, ja mir ganz andere Vorſtellungen in dieſer Sache andichten müſſen. Denn für die Wiſſenſchaften bringen ſolche Geſellſchaften (nämlich die jährlichen Verſammlungen) keinen Gewinn, wohl aber für das Leben — und ſo etwas darf man in Berlin nicht auseinander ſetzen. Die Errichtung einer Ideenmeſſe wäre doch etwas Schönes! —"

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. III. S. 208. 209 (aus Gelnhauſen, 7. Februar 1828).

Zehn Tage dauerte die Reiſe.

„Die Haupturſache, warum ich geſucht, meine Ankunft in Berlin bis zum Freitag hinaus zu zögern, „iſt, damit ich das Räthſel aufgeben könne, ich ſei „Donnerſtag Mittag von Frankfurt abgereiſt und „Freitag Mittag zu Berlin angekommen *).

„Eiſenach, Samſtag, den 9. Februar 1828.
(Abends.)

„— Als ich die Wartburg vorbeikam, wo Luther „dem Teufel das Dintenfaß an den Kopf geworfen „(noch zeigt man den Flecken an der Wand), fiel „mir ein: wie ſchön ſinnbildlich das ſei. Ja, das „Dintenfaß muß man dem Teufel an den Kopf „werfen; ihn zu verjagen, muß man ſchreiben und „immer ſchreiben gegen ihn. Darum haßt der Teufel „die Dinte."

In Berlin ſah er, nach 25 Jahren, ſeine alte Liebe wieder, die Frau Markus Herz. Welche Begegnung!

Berlin, den 18. Februar 1828.

„Me voilà ausgepackt und eingerichtet in meinem „Privatlogis. Friederichsſtraße Nr. 161. Als ich

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. III. S. 229.

„Freitag Vormittag hier ankam, konnte ich in dem beabſichtigten Wirthshauſe (Hôtel de Brandebourg) nicht einkehren, weil alles beſetzt war, und ich ſtieg im Hôtel de Rome ab, wo ich mich bequemen mußte, ein Zimmer im dritten Stock zu nehmen. Ich zog mich gleich darauf an und ſuchte die H. auf, in der Wohnung, wie ſie der Adreßkalender angab. Ich ſtieg die zwei Treppen eines kleinen Hauſes hinauf, und da ſah Alles ſo ärmlich aus, daß mir das Herz wie zuſammengeſchnürt war, als ich bedachte, in welchem Glanze ich einſt die H. geſehen, und in welcher bedrängten Lage ich ſie wieder finde. Sie war nicht zu Hauſe. Nach einigen Stunden kam ich wieder, und da fand ſich zu meiner großen Freude, daß ich irre gegangen. Darauf beſuchte ich die ächte H., die in einer ganz andern Gegend recht hübſch wohnt. Ich wurde mit Freude und Herzlichkeit aufgenommen. Die H. iſt jetzt 64 Jahr alt, aber die Spuren ihrer Schönheit erkennt man noch. Ich habe ſie in ihrem Sommer geſehen — eine Juno! und das war damals das Wort in Jedes Mund. Die H. lebt in beſtändiger Thätigkeit, und benutzt die Viertelſtunden als wären es Tage. Darin erſcheint ſie mir ſehr weiſe und darum achtungswerth. Sie vollbringt ihre Arbeiten als wären es Ver-

„gnügungen, und behandelt ihre Vergnügungen als
„Geſchäfte. Jeden Vormittag von 9 bis 12 Uhr
„unterrichtet ſie die Kinder armer, einſt vermögen-
„der Eltern, in allen lebenden Sprachen, und zwar
„unentgeldlich. Sie thut dies ſchon ſeit 1813. Da-
„mals nämlich, im Befreiungskriege, als ſich die
„Frauen zur Krankenpflege in den Spitälern ver-
„einigt, habe ſie an dieſer Wohlthätigkeit nicht Theil
„nehmen können, weil ſie ihren Abſcheu gegen Kranke
„nicht zu überwinden vermochte; um aber nicht
„müßig zu bleiben, habe ſie die Kinder Derer, welche
„der Krieg in Armuth geſtürzt, zu unterrichten be-
„gonnen, und ſo fahre ſie noch immer fort. Ich
„beſuche die H. alle Tage, weil ſie es wünſcht und
„ich es gern thue. Beim zweitenmale fand ich den
„*** bei ihr. Da kam auf meine Schriftſtellerei
„die Rede. Als ich bemerkte, ich hätte viel Glück,
„ſagte die H., ich hätte nicht weniger Verdienſte.
„Zwar erfreue ſie ſich weniger an meinem Humor
„— (dieſer iſt den Frauen ſelten zugänglich, bemerkte
„ich —) aber jede ſentimentale Zeile von mir mache
„ihr die größte Freude. Meine Rede über Jean
„Paul habe ſie entzückt. Mein Aufſatz über die
„Sontag hat hier furore gemacht. Wer mich ſpricht,
„erzählt mir davon, und wer ihn noch nicht geleſen,
„giebt ſich Mühe, ihn herbeizuſchaffen.

„Sonntag Mittag aß ich bei V.*) Was iſt mit dem
„und ſeiner Frau eine merkwürdige und närriſche Seelenwanderung
„vorgegangen! Schon als ſie das letztemal
„in Frankfurt waren, habe ich das bemerkt. Eine
„Verlegenheit in der Unterredung, eine ängſtliche Zurückhaltung,
„und — möchte ich ſagen — eine gewiſſe
„Furcht, mir in's Geſicht zu ſehen, das iſt nun alle noch
„viel ſchlimmer geworden. Wir drei waren allein
„bei Tiſche, und das waren ſo lächerliche, traurige,
„gehackte Geſpräche, das waren ſo dumme Pauſen,
„und im ganzen Zimmer war ein gewiſſer Schwefelgeruch,
„als hätte das Donnerwetter hinein geſchlagen.
„Er und Sie machten höchſt langweilige diplomatiſche
„Geſichter. Nach dem Eſſen blieb ich noch
„eine Stunde mit ihm allein. Hatte ſich früher die
„Dummheit im Schweigen gezeigt, ſo zeigte ſie ſich
„jetzt im Reden. Ich fragte ihn, ob er viel in
„Geſellſchaft komme, und da ſprach er mir vom
„Hof, von dieſem und jenem Prinzen, den er beſuche,
„und ſprach von nichts als von Prinzen, als
„gäbe es ſonſt keine Menſchen in Berlin. Endlich
„kam das Hauptgeſpräch auf die Berliner Literatur-
„Zeitung und meine Schrift darüber. Da gerieth
„er nun in ſolche Heftigkeit und war ſo unanſtändig,

---

*) Varnhagen von Enſe.

„daß es zum Erbarmen war. Ich hatte meine
„größte Schadenfreude. Er, der Diplomat, kochte
„und war bitter, wie Thee ohne Zucker, und ich,
„der Demagog, war kalt und ſüß wie Gefrornes.
„Meine Schrift hat ihn ganz wüthend gemacht.
„Als ich ihm bemerkte: alle Welt wäre meiner
„Meinung, ſagte er, ja, ich hätte die falſchen An-
„ſichten über die Zeitung verbreitet. Das Komiſchſte
„war, daß er mir vorwarf, ich ſei ächt deutſch.
„Er ſuchte eine ganze Stunde lang mich zu be-
„lehren, es war aber gerade, als wolle er den Pfarr-
„thurm wegſchieben, und da gerieth er in die hef-
„tigſte Bewegung, und ſagte ganz roth: jetzt ſehe er
„doch ein, daß er zum Advokaten nichts tauge.
„Früher bei Tiſche ſagte er mir mit der größten
„Ernſthaftigkeit: ich müßte doch ſehr über die Groß-
„muth der Berliner Societät verwundert geweſen
„ſein, daß ſie mir auf meine Schrift nicht nach Ge-
„bühr geantwortet. Ich lächelte. Auch ſagte er
„mir (doch dies freilich im Scherze), er habe gehört,
„ich ſei nach Berlin gekommen, bei der kritiſchen
„Societät amende honorable zu thun. Kurz, Ihr
„kleiner David hat mit der kleinen Schrift, die er
„gegen Berlin geſchleudert, vielen gelehrten Goliaths
„Locher in den Kopf geworfen. Gelobt ſei Gott
„der Herr.

„Sonntag Abend war ich bei Mendelſohn-Bar„tholdy. Ich wurde ſehr freundlich aufgenommen. „Mein Sontags-Aufſatz wurde auch da beſprochen „und allerlei daraus citirt. Es war eine ziemlich „zahlreiche Geſellſchaft, und es war mir da ſehr be„behaglich. Mendelſohn, ſeine Frau, und der Felix „gefallen mir alle. Es wurde Clavier geſpielt, ge„ſungen, aber ſo wie ich es liebe, nicht zu lange. „Man zeigte mir ſehr viel Theilnahme. Die Men„delſohn ſagte mir: betrachten Sie unſer Haus „als das Ihrige.. — Mein Freund Gans läuft „mit mir in den Kaffeehäuſern, bei den Reſtaurants „herum. Er iſt ein Bonvivant und bedauert nur, „daß mit mir nicht viel zu machen ſei. Alle hun„dert Schritte begegnet er einem Bekannten auf der „Straße, dem er mich vorſtellt, und dieſe Leute „kennen mich alle, und der Aufſatz von der Sontag „kommt dann jedesmal zur Sprache.“

„**Berlin**, den 20. Februar 1826.
(Abends 11 Uhr.)

„Heute Mittag habe ich bei Mendelſohn gegeſſen. „Dieſe Leute behandeln mich mit aller möglichen „Freundlichkeit. Außer andern Gäſten waren da: „Zelter, Robert. Meinen Aufſatz über die Sontag

„hatten die Mendelſohns erſt geſtern geleſen, und
„ſie überhäuften mich mit Lobſprüchen. Die ganze
„alte Wage haben ſie im Kopfe und erzählten mir
„allerlei Dinge daraus, die mir ganz fremd ge-
„worden.“

„Den 22. Februar.

„Geſtern Vormittag um 11 Uhr ging ich mit der
„*** in Humboldt's Vorleſungen. Der Gegenſtand der
„Vorleſungen iſt phyſiſche Geographie, und da iſt Hum-
„boldt freilich in ſeinem Fache. Ich armer Menſch,
„der etwas entfernt von Humboldt ſaß, habe gar
„nichts gehört. Meine böſen Ohren machen mir
„hier viel Kummer. Ich habe in Frankfurt immer
„geglaubt, das Uebel wäre mir gleichgültig. Dort
„war es mir auch, weil dort wenig geſprochen wird,
„was verdiente gehört zu werden. Hier iſt das aber
„ein anderer Fall. Doch ſtelle ich mich überall gleich
„als Harthörigen vor, und das erleichtert mir meinen
„Zuſtand. Als ich bei Mendelſohn auf das Ge-
„ſpräch brachte, was ein größeres Unglück ſei, taub
„oder blind zu ſein, bemerkte Zelter: bei der Taub-
„heit habe man ſchon gleich den großen Vortheil,
„daß man nicht brauche in die Kirche zu gehen.
„Der alte Zelter ſcheint ein Original zu ſein, und
„erzählt die ſchönſten Anekdoten, ſauber oder nicht,
„mag dabei ſein wer will. Eine fand ich ſehr charak-

„teriſtiſch. Er ging einſt bei Nacht unter den Linden,
„und hört einen Jungen das Liedchen ſingen: blühe
„liebes Veilchen. Er, Zelter, ſetzte das Lied fort,
„worauf der Junge erſchrecklich zu ſchimpfen anfing
„und rief: „Er Hansdampf er . . . ., wenn er ein
„Lied ſingen will, fange er's ſich ſelbſt an.“

„Wiſſen Sie, daß die Reiſebilder hier nicht
„ſonderlich gefallen? Man findet ſie ungezogen, oft
„ſchmutzig. Die Varnhagen iſt ſehr aufgebracht,
„daß er ſie ihr dedicirt, ohne ihre Erlaubniß. Da
„findet man die Werke eines gewiſſen andern Schrift
„ſtellers ganz anders. Man lobt deren ſittlichen
„Ton,' und deren Feinheit, und deren Witz, und
„deren Scharfſinn, und deren Menge, und deren
„muſterhafte Schreibart. — Hier wird ſtark gewitzt,
„und ich witze auch, Gott weiß, wie oft den Tag.

„Nie hat eine Muſik größern Eindruck auf mich
„gemacht, als die Alceſte von Gluck, auch Mozart
„nicht. Ich habe es Ihnen oft geklagt: Mozart
„verleidet Einem das Leben, er vernichtet uns. Aber
„während der Alceſte war ich ein Held in meiner
„Loge. Es iſt eigentlich eine geſungene Tragödie,
„die ganz im griechiſchen Geiſte, wie gedichtet, ſo ge
„ſpielt worden. Die Chöre treten niemals ab, ſie
„ſind die Hauptſache, und eigentliche Partien ohne
„Chor giebt es gar nicht in der Oper. Das gefällt

„mir. In der Muſik, wie im Leben, liebe ich nur
„die Maſſen. Soloſtimmen finde ich anmaßend und
„langweilig. Welch' eine Erhabenheit in dieſer Al-
„ceſte, aber keine himmliſche wie bei Mozart; es iſt
„eine menſchliche, eine erreichbare Erhabenheit."

„Berlin, 27. Februar 1828.
(Abends 10 Uhr.)

„Als ich heute Mittag zur H. kam, um ſie zu
„einem Eſſen abzuholen, wo wir Beide eingeladen
„waren, fand ich drei junge Leute bei ihr am Tiſche
„eſſend, und ſie ſaß dabei und legte vor und ſprach
„mit ihnen. Ich hätte ſie ſo malen mögen, ſo lie-
„benswürdig erſchien ſie mir. Sie giebt nämlich
„jeden Mittwoch vier armen Studenten zu eſſen.
„Das iſt doch ſchön, da ſie gar nicht vermögend iſt.
„Aber das iſt noch wenig; man muß ihre Aufmerk-
„ſamkeit und freundliche Bedienung dabei ſehen.
„Die Nettigkeit der Gedecke, die Fülle der Speiſen
„— es war gekocht für zehn — und den ungenirten
„Appetit der jungen Leute. So was geſchieht in
„Frankfurt nicht, gewiß wenigſtens nicht auf ſolche
„Art. Die H. trug ein weiß Atlas-Kleid, und einen
„weißen türkiſchen Bund auf dem Kopfe, und ſah
„um fünfzehn Jahre jünger aus als ſie iſt.

„Sie haben Recht, mich mit dem Rauchen zu
„necken. Ach! wie geht es mir darin ſo ſchlimm,
„ach! wie bin ich ſo zahm geworden! Ehe ich aus-
„gehe, ſpüle ich mir den Mund rein, um nicht nach
„Tabak zu riechen. Meine Wirthin, die neben meinem
„Zimmer wohnt, ließ mich ſchon einigemale bitten,
„ich möchte doch nicht ſo viel rauchen, der Rauch
„zöge in ihre Stube. Ich ließ ihr antworten: das
„könne ich nicht ändern, und ſie möge die Spalten
„der Thüre verſtopfen. Wie ſauber ſind meine
„Hände! Aber R's Finger ſollten Sie ſehen!
„Das iſt ein Schwein! Ich bin ein Bleichplatz
„gegen ihn."

„**Berlin**, den 1. März 1828.

„. . . . . Aber (im Ernſte) welche ſchöne Dinge
„ſind mir ſchon geſagt worden über die Lebhaftig-
„keit meiner Züge, über meine ſchönen Augen! Und
„von wem? In Frankfurt haben die Leute keinen
„Geſchmack."

„**Berlin**, Freitag, den 7. März 1828.

„Mein Hausherr heißt Logier. Sein Bruder,
„auch hier, iſt berühmt durch ein neues muſikaliſches
„Syſtem, das er aufgeſtellt. Humboldt würde ich

„wohl gern kennen lernen, aber ich habe Niemand,
„der mich bei ihm einführt. . . . .

„Bei Hegel hat der Gans verſprochen, mich ein-
„zuführen; der Windbeutel hat aber bis jetzt nicht
„Wort gehalten. Es kann auch ſein, daß dieſer
„Herr nichts von mir wiſſen will, wegen meiner
„Schrift gegen die kritiſche Geſellſchaft, deren Direktor
„er iſt. Die Herren haben ſich ſehr über mich ge-
„ärgert, da ſie fühlten, ja es geſtanden, daß ich Ein-
„druck mache.“

„Berlin, den 13. März 1828.

„Was habe ich Ihnen gethan, daß Sie mir heute
„nicht geſchrieben? Der ſüße Klang meiner Thür-
„glocke brachte mir keinen Brief. Ich habe einen
„Feſttag verloren. Der Puls meines Lebens ging
„bis jetzt ſo regelmäßig, was hat ihn in Unordnung
„gebracht? Ich glaube, meine Sünden ſind Schuld
„daran. Ach, ich habe mich ſchlecht aufgeführt, ich
„wage es Ihnen kaum zu geſtehen. Erſtens, habe
„ich mir geſtern mit der Pfeife ein großes Loch in
„den Schlafrock gebrannt, aber ein ganz großes
„gerade in der Bordüre, durch und durch, man kann
„eine Hand durchſtecken. Zweitens — können Sie
„mir vergeben? Ich habe mir ſechs Halstücher

„ſtehlen laſſen. Das hat kein Anderer gethan als „mein Spitzbube von Bedienten, dem ich unbewacht „den Schlüſſel zu meiner Commode anvertraute, die „im Nebenzimmer ſteht. Ich will von nun an vorſichtiger ſein. Aber mir darum nicht zu ſchreiben, „die Strafe iſt zu grauſam!

„Ich komme aus einem Concerte, das eine Sängerin im Saale des Schauſpielhauſes gegeben. „Der Saal iſt zauberiſch ſchön. Eine höchſt ſinnige „Vereinigung von Pracht und Zierlichkeit, und von „Reichthum und Geſchmack. Weißer Marmor und „Gold und Grün und Roth, und Säulen und die „Gallerie, Nebenzimmer, in Niſchen die Büſten aller „dramatiſchen Dichter und Tonkünſtler, und Schauſpieler, die ſich berühmt gemacht. Es iſt Alles „wundervoll, und ich habe noch auf keinem Theater „einen gemalten, einen Decorations Saal geſehen, „der ſo maleriſch geweſen als dieſer wirkliche iſt. „Er mußte mich auch entſchädigen für das langweilige Concert, wohin mich Madame M. geführt „hatte. Da hätten Sie auf drei neben einander „ſtehenden Stühlen drei große Männer ihrer Zeit „ſehen können: den Componiſt Meyer Beer, Spontini, „und den deutſchen Fielding, den berühmten Dr. Börne, „dem heute außer ſechs Halstüchern, auch noch ein „paar ſchwarze Beinkleider und eine Weſte geſtohlen

„worden ... Das Geheimniß iſt heraus, die Bruſt
„iſt frei. O, zürnen Sie nicht, himmliſches Herz,
„ich will es nicht mehr thun, nie mehr.“

Sechs Jahre vorher *) hatte Börne ein ſehr ſtrenges Urtheil über Berlin und die Berliner gefällt:

„In Berlin möchte ich wohl einmal ein halbes
„Jahr zubringen, ich hätte meine tauſend Freuden
„dort, wohl auch eben ſo viele Thaler. Ich getraute
„mir zu, nicht blos das Geſpräch des Tages, ſondern
„eines ganzen Winters zu werden. Ich wollte
„dieſe eleganten Seelen wie ein Platzregen auseinander
„ſcheuchen. Es iſt gar hochmüthiges Volk,
„auf uns Südländer ſehen ſie mit der größten Verachtung
„herab. Und doch kommt ihnen das ganze
„Jahr kein bischen friſch Fleiſch in den Mund, ſie
„nähren ſich von eingepökelten Ideen. Ganz dunkle
„Nacht iſt eigentlich nie bei ihnen, denn ſie haben
„Nordſchein, aber ſie thun auch gewaltig ſtolz mit
„ihrer Aufklärung und ſie ſchwören drauf, Phöbus
„ſei ein Brandenburger Gott. Sie ſind eine Art
„Franzoſen, aber eingemachte.“

---

*) Brief aus Stuttgart 19. Februar 1822. Nachgelaſſene Schriften Bd. II. S. 147—149.

Dieß Urtheil war gewiß zu ſcharf; es lehnt ſich an die Gedanken, welche in Süddeutſchland vielfach über das nordöſtliche verbreitet ſind. Ja, eine gewiſſe Trockenheit herrſcht in dem Sande der Marken, eine ſteifere Form und mehr Glatte, weniger Thatkraft; das geſprochene Wort verwandelt ſich ſeltener in die Handlung. Der Süddeutſche hat mehr Willenskraft, urwüchſigere Phantaſie, freieren Wurf und hängt mehr an der Sache, als an der glatten Form. Aber die Berliner ſind wirklich ganz einfache, recht herzliche und biedere Leute, mit welchen angenehm verkehren iſt. Börne ſelber, als er Berlin wieder beſucht, berichtigte das frühere Urtheil — und ſein letzterer Ausſpruch war gewiß der richtige.

„Berlin, den 17. März 1828.

„Mir gefällt es hier ungemein, und ich bin
„überzeugt, daß es Ihnen auch gefallen würde.
„Man macht ſich bei uns von den Berlinern eine
„falſche Vorſtellung, man hält ſie für übergebildete,
„glatte, herzloſe, verſchrobene Menſchen. Dieſes
„iſt gerade das Gegentheil. Sie ſind die einfachſten,
„beſcheidenſten, herzlichſten Menſchen, die mir je vor-
„gekommen.‘ Man findet bei uns, bei Mangel
„dieſer Bildung, viel mehr Oſtentation, viel mehr
„Falſchheit und Verſchrobenheit als hier. Der Luxus

„iſt weit geringer als in Frankfurt, und die Leute
„hier richten ihre Lebensart nach ihrem Vermögen
„ein, und ſie werden von den Reichen darüber gelobt
„und geachtet. Wie Viele habe ich hier ſchon
„ganz unbefangen von ihrer ökonomiſchen Lage
„ſprechen hören, und wie ſie dies und jenes unterlaſſen
„müßten, aus Mangel an Geld. Für Gelehrte
„iſt übrigens Berlin, ein kleines Eldorado.
„Sie werden reſpektirt und gefüttert, ſie können
„alle Tage zu Gaſte gehen. — Ach, was iſt mir
„ſo Angſt vor Ihrem nächſten Briefe, wo ich meine
„Beſcheerung wegen des verbrannten Schlafrocks und
„der geſtohlenen Sachen bekommen werde. Warum
„ich offenherziger Narr Ihnen auch Alles ſagen
„muß! Was ſagen Sie dazu, daß ich von Neuem
„verliebt bin? Mit der . . . iſt es nichts mehr.
„Bei mir heißt es nicht blos: ein anderes Städtchen,
„ein anderes Mädchen, ſondern ſogar: ein
„ander Stübchen, ein ander Liebchen. Neulich —
„es war ein milder Frühlingsabend, und ich ſeufzte
„alte Seufzer — traf ich in einer großen Geſellſchaft
„ein Mädchen von edler Geſtalt. Sie hatte eine
„römiſche Naſe und ſpaniſche Augen. Sie ſehen
„und lieben war ſo verbunden wie wir — nämlich
„unzertrennlich. Sie ſprach ſo einfach, ſo herzlich,
„ſo freundlich. Und wer war die Holde? Schil-

„ler's Tochter! Iſt das nicht romantiſch? Aber „der Teufel ſoll ſie doch holen, und die ganze deutſche Nation mit ihr! Schiller's Tochter hat kein „Geld! Schiller's Tochter kam nach Berlin, um „Hofdame bei einer Prinzeſſin zu werden! Schiller's „Tochter wurde nicht für würdig gehalten, Hofdame „zu werden und wurde abgewieſen! Schiller's Tochter „*wollte* eine Hofdame werden! Als 130 Jahre „nach Corneille's Tod Voltaire erfuhr, daß eine Ur-Ur-Nichte des Dichters in trauriger Lage lebe, ließ „er das Mädchen kommen, veranſtaltete ein neue „Ausgabe von Corneille's Werken, ſchrieb Noten „dazu, und verſchaffte dem Mädchen von dem franzöſiſchen Volke eine jährliche Rente von 30,000 „Franken, und ſtattete ſie aus und verheirathete ſie „an einen Edelmann!

„Ach! was werden Sie an mir zu waſchen „haben, wenn ich wieder nach Hauſe komme. Ich „ſtecke in Sünden über und über. Aber mein „größtes Verbrechen bleibt doch der Diebſtahl der „Kleider und Wäſche. Darüber, fürchte ich, geben „Sie mir keine Abſolution.“

Berlin, den 21. März 1828.

„Liebe Seele, lieber Engel, Satan, iſt denn „Ihr bischen Verſtand auch weg, ſeit ich fort bin?

„Ich glaube es faſt. Wozu das Lärmen? Was iſt's denn weiter. In Berlin iſt das Stehlen üblich und Jeder giebt genau Acht. Ich gab nicht Acht und wurde darum beſtohlen. Es wird nicht mehr geſchehen. Die Kleider hat wahrſcheinlich der Barbier mitgenommen, als er durch mein Schlafzimmer ging, wo ſie auf dem Sopha lagen, und er war noch ſo ehrlich, den Rock liegen zu laſſen. Die Halstücher wird ſich wohl mein Bedienter angeeignet haben, da ich ihm den Schlüſſel zu meiner Commode anvertraute. Aber man muß Keinem Unrecht thun — ich hatte von ſechs Halstüchern geſprochen, es waren aber ſieben, die der Menſch genommen. Den Barbier habe ich abgeſchafft, weil er ohnedies nicht zur rechten Zeit kam. Den Bedienten habe ich beibehalten. Wozu ihn wegſchicken und einen neuen nehmen? Damit dieſer neue von vorn anfange? Die Bedienten ſtehlen hier alle und man muß ihnen auf die Finger ſehen. Mein Bedienter iſt nicht blos bei Robert, ſondern auch noch bei andern ordentlichen Leuten meiner Bekanntſchaft im Dienſte. Wird denn in Frankfurt nicht geſtohlen? Aber geſtehen Sie nur, Sie hatten Furcht, der Schnurrbart muckſt mich ab! Sie bleiben die Alte. Da iſt Hopfen und Malz verloren. Ihre Inſtruktionen, wie ich mich nach

„den Verhältniſſen meines Bedienten erkundigen ſoll, „iſt ein Muſter von Polizeiklugheit. Sie ſollten „Polizeikommiſſärin werden. —

„Geſtern habe ich endlich Humboldt kennen gelernt. Er kam Abends zu Mendelſohn. Er ſpricht „unaufhörlich und ſehr angenehm. Die ganze Geſellſchaft, aus mehr als dreißig Perſonen beſtehend, „Herren und Damen, bildeten einen Kreis um ihn „und hörten ihm zu. Das ſcheint er gewohnt zu „ſeyn. Er fällt ſehr ſtrenge und ſcharfe Urtheile.... „Ich ſaß neben ihm und er fragte mich, wie ſich „Madame W. befinde? Ich ſagte ihm: die iſt jetzt „in großer Trauer, weil ihrem Freunde ſieben Halstücher geſtohlen worden. Ja, bemerkte er, das „iſt auch keine Kleinigkeit. Und darauf erzählte er „mir eine Geſchichte, wie ihm einſt in Peru ein „Dutzend Halstücher geſtohlen worden, von einem „Nachkömmling des Ferdinand Cortez; wie er ſich „beim König von Spanien darüber beklagt, und wie „dieſer ihn ausgelacht habe. Von neun bis elf Uhr „ſprach er in einem fort, ſo daß ſchicklicher Weiſe „ein Anderer gar nichts reden konnte. Es gefiel „mir faſt nicht.“

„Berlin, den 1. April 1828.

„Berlin kann man mit Paris vergleichen; aber „daß man es vergleichen kann, was einem bei einer „kleinern Stadt, wie Frankfurt, gar nicht einfällt, „das macht es eben ſo lächerlich. Wie ein Zwerg, „der ſich auf die Zehen ſtellt und doch dem Rieſen „neben ihm nicht bis an den Bauch geht, ſo nimmt „ſich Berlin neben Paris aus. Aber an Schauſpielen „fehlt es nicht. Alle Tage drei, zwei deutſche „und ein franzöſiſches. Dann de Bachs „Kunſtreitergeſellſchaft, Jongleur, Diorama, Concerte „und ein vortrefflicher Taſchenſpieler, Boſco. „Ueber dieſen letztern habe ich mich neulich öffentlich „blamirt. Beim Reſtaurateur allein an einem Tiſchchen „ſitzend, ſetzt ſich ein Franzoſe mir gegenüber. „Er ſchneidet ſein Brödchen auf und da fällt ein „ganzer Teller voll Dukaten heraus. Er ſtellt ſich „verwundert, läßt ſich vom Garçon ein anderes „Brod geben, dann noch eins, und aus jedem fallen „Dukaten. Ich war vor Erſtaunen ganz außer mir „und rief ganz laut dem Kellner und ſchrie: aber „mein Gott, was ſoll das bedeuten? Endlich, aber „ſpät, fiel mir ein, daß ich es mit einem Taſchenſpieler „zu thun hatte. Iſt das nicht eine Schande „und ein Spott für die ganze Nation? Solche

„Gaukler pflegen ſich immer die größten Dummköpfe zu wählen, um ihre Kunſtſtücke an ihnen zu zeigen.“

„Das erſte, was ich thue, wenn ich Ihnen wieder zur Seite bin, iſt, daß ich etwas über Berlin ſchreibe. Aber im Vertrauen, ich fauler Menſch habe noch wenig geſehen, und ich muß das ſchnell noch alle abmachen. Ueberhaupt habe ich jetzt die größte Luſt, mich zu produciren, da ich weiß, wie begierig in Berlin meine Sachen geleſen werden. Das ſpornt doch meine Eitelkeit mehr an, als der Beifall des Frankfurter Publikums es vermochte. Sie ſollen noch Freuden an mir erleben. Romane werden geſchrieben, zehn Bände dick; Novellen, die artigſten von der Welt, und andere ſchöne Sachen. Aber ganz im Ernſte, wenn ich nur ein Dutzend ſolcher Charaktere kennen lernte, wie ich hier erſt einige kennen gelernt, würde ich vielleicht noch einen Roman zu Stande bringen. Ich habe auch hier die Zeit nicht gehörig benutzt. Im Ganzen kenne ich nur zehn bis zwölf Häuſer, und regelmäßig beſuchen thue ich nur fünf. Zwei Monate iſt freilich eine kurze Zeit in einer ſo großen Stadt. Und wie viel war ich zu Hauſe.“

„Berlin, Charfreitag, den 4. April 1828.

„Das Klima hier muß mir beſonders gut ſein; „denn ohngeachtet des veränderlichen Frühlingswetters habe ich, ſeit ich hier bin, nicht im geringſten gehuſtet, und habe nach oft ſtundenlangem „Sprechen nicht die geringſte Beſchwerde auf der „Bruſt gefühlt, was doch ſeit einigen Jahren anderswo immer der Fall war nach anhaltendem „Reden. Aber jetzt ſpüre ich etwas, nicht *auf*, „ſondern *in* der Bruſt; ich glaube aber, es iſt „Sehnſucht nach Ihnen. Adieu, Madame. Ich „küſſe Ihre Hand auf die allerzärtlichſte Berliner „Weiſe."

Der Abſchied von Berlin knüpfte an die ſüße Erinnerung der erſten Jugend an.

„Berlin, den 26. April 1828.

„Ich komme ſo eben von der Herz, von der ich Abſchied genommen. Sie reichte mir die Wange zum „Kuſſe. Als ich vor 25 Jahren, in Thränen zerfließend, von ihr ging, und ich kein einziges Wort „vor Rührung ſprechen konnte, da war ich ſiebzehn „Jahre alt, ſie in ihrem Sommer, ich liebte ſie und „durfte damals nur ihre Hand küſſen."

Auf der Rückkehr nach Frankfurt verweilte er acht Tage in Caſſel (7. bis 15. Mai). Wahrſcheinlich in jenen Tagen, und in Caſſel, nahm er den Diener Conrad an, von welchem er ſo oft in ſeinen Briefen erzählte, eine ehrliche gute Seele, ſeinem Herrn anhänglich und zugleich gar naiv in ſeinem Weſen, drollig in ſeiner Sprachweiſe, mit großem Ernſte und unbewußter Komik. In Briefen aus Ems im Juli 1829 und ſonſt erzählt Börne recht ſpaßige Geſchichten davon*).

Im Oktober 1828 begab er ſich nach Hamburg, um wegen der erſten Ausgabe ſeiner geſammelten Schriften mit Campe zu contrahiren. Der Vertrag kam zu beiderſeitiger Zufriedenheit zu Stande, nur war Börne ängſtlich, ob er hinlänglichen Druckſtoff liefern werde. Dort vermißte er den gewohnten Stehpult, an welchem wir ihn in Paris geſehen.

„Hamburg, den 13. October 1828.

„Er kann nicht verdrießlicher ſein als ich, weil „ich meinen Pult nicht mitgebracht. Das Schreiben „im Sitzen fällt mir gar zu beſchwerlich. Ich muß „mir einen Pult zu ſchaffen ſuchen."

---

*) „Nachgelaſſene Schriften" (bei Baſſermann) Bd. IV. S. 142—145. 146. 147. 152. 157. 169. 194. 218. 225. Bd. V. S. 4. 5. 75—76. Bd. VI. S. 53. 158.

„. . . . Ich kann wirklich ohne Pult nicht „weiter ſchreiben. Ich muß ſehen, daß ich einen „bekomme. —“

In Hannover beſchäftigte er ſich dann mit der Zuſammenſtellung ſeiner älteren Aufſätze und mit neuen.

„Hannover, den 21. November 1828.

„Seit dem 14. November arbeite ich an der „Kritik von Immermann's Trauerſpiel in Tyrol.“

„Sonnabend, den 13. December.

„Heute den Aufſatz: Gedanken über den ſechſten „Zinsthaler in Deutſchland geendigt.“

„Den 5. Januar 1829.

„Heute die zweite Lieferung meiner Werke (3r Thl.) „nach Hamburg geſchickt.“

„Den 8. Januar.

„Heute die Kritik von Hamlet geendigt.“

„Montag, den 19. Januar.

„Geſtern die Vorrede zum erſten Bande der „Dramaturgie geendigt.“

„Freitag, den 30. Januar.

„Geſtern Abend den Maskenball im Ballhofe beſucht. — In vorigen Tagen die Kritik von Wilhelm Tell geſchrieben.“

„Montag, den 2. Februar.

„Geſtern die Kritik von Shylock geendigt.“

„Sonnabend, den 7. Februar.

„Heute das Vorwort zum dritten Bande geendigt.“

„Den 13. Februar.

„Heute den zweiten und vierten Band der Werke nebſt Vorrede zum erſten und dritten Bande, nach Hamburg geſchickt*).“

Während des Badeaufenthaltes in Ems 1829 war ſchon von dem Beſuche von Soden die Rede.

„Ems, den 26. Juli 1829.

„Der Plan mit Soden gefällt mir. Ich denke mir es dort ſehr geſund. Berge, Thäler, man-

---

*) Dieſe Notizen Börne's ſind aus ſeinem Tagebuche. Nachgelaſſene Schriften Bd. IV. S. 116 ff.; die Kritik von Shylock ſteht Bd. IV. S. 127.

„nichfaltige Ausflüge. Ich möchte gern weit in den
„Herbſt hinein dort bleiben. Würde auch ſpäter
„das Wetter rauh und herbſtlich, das bliebe mir
„doch zuträglich, und ſchlechtes Wetter auf dem Lande
„iſt nie ſo ſchlecht, als ſchlechtes in der Stadt. Den
„großen Stock mit elfenbeinernem Knopf, den mir
„meine Schweſter geſchenkt, trage ich nicht mehr.
„Als ich ihn vor acht Tagen zum erſtenmale zurück
„ſtellte, und mit dem kleinen ausging, war mir
„dies ein Feſt, als ein Zeichen der Beſſerung. Aber
„ich habe doch bei dieſem Anlaſſe wunderliche melancholiſche
„Betrachtungen angeſtellt. Es ging mir
„durch den Sinn: wie viel närriſche Beluſtigungen
„hat mir die Natur ſeit einigen Wochen gegeben!
„Heute ward mein Rücken heil und ich konnte darauf
„liegen — den andern Tag ſchmerzte der rechte Arm
„nicht mehr — den andern Tag der linke nicht —
„dann konnte ich etwas ſchlafen, dann etwas gehen,
„dann hörte der Schwindel auf — und ſo bis jetzt
„noch täglich habe ich eine neue Freude. Und da
„dachte ich: wie arm, wie ohne Geiſt und Erfindung
„iſt die Natur! Einem an Seele und Leib
„geſunden Menſchen, wie viele Freuden kann ſie ihm
„geben? Drei, vier, und die ſind nicht rein, denn
„das höchſte Entzücken iſt wieder ein Schmerz. Ihre
„armſelige Kunſt, ihre geizige Wohlthätigkeit beſteht

„nur darin, daß ſie uns Schmerzen giebt und „dann wieder nimmt; wir müſſen entbehren, um zu „genießen.“

„Ems, Montag, den 3. Auguſt 1829.

„Ich bin ſehr begierig auf die Sodener Luft, „die Sie mir ſo rühmen. Wie aber kann man ſo „dummes Zeug reden oder nachreden, daß dort die „Luft wie in Nizza ſei! Wenn von der Luft zu „Nizza die Rede iſt, ſo meint man den Winter „darunter. Im Sommer iſt überall Nizza. — Sie „können ganz ruhig ſein, ich werde Ems bis auf „den Hefen ausleeren, das Schwerſte iſt ja über„ſtanden. Aber daß wir den Winter in Frankfurt „bleiben ſollen und nicht lieber in Hyères, in Rom, „in Paris, in Neapel, an den Gedanken kann ich „mich noch gar nicht gewöhnen. — Was fällt Ihnen „wieder ein, gegen das Rauchen loszuziehen? Ich „habe geraucht, ich rauche und ich werde rauchen. „Das hat mir nichts geſchadet, das ſchadet mir nicht „und wird mir nicht ſchaden, und damit Punktum.“

Und am 27. Auguſt 1829 finden wir ihn dort *).

„Mit meinem Befinden geht es beſſer. Nerven„übel ſolcher Art heilen ſehr langſam und nur die

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. IV. S. 236.

„beharrlichſte Diät kann ſie beſiegen. Ich gehe täglich bei gutem Wetter vier Stunden ſpazieren, das iſt die Hauptſache. Die Geduld werde ich auch bei ſchlechter Witterung nicht verlieren."

Im Jahre 1830 war er wieder dort, und aus Soden (vom 6. bis 30. Mai 1830) iſt ein Theil des Tagebuches datirt, welches in der erſten Campe'ſchen Ausgabe von Börne's Schriften, als achter Band, nicht ſehr nach Börne's Wunſch, verwendet worden iſt. Ihm ſchien dies Bändchen zu mager *), nun ja, körperlich genommen, man hätte den Käufern mehr Druckbogen liefern ſollen. Aber wahrlich, das iſt ein Tagebuch von klaſſiſcher Vollendung, und das ſtete Vorſchreiten des Schriftſtellers in tiefen Gedanken und edler Form iſt unverkennbar.

Noch währte dieſer ländliche Aufenthalt, als die franzöſiſche Revolution vom Juli 1830 über die erſtaunte Welt hereinbrach, und Europa in ſeinen ſtaatlichen Grundfeſten erſchütterte, die Mächtigen ſchreckte, die Gedrückten zu neuen Hoffnungen belebte. Börne ward in ſeinem innerſten Nerv von dieſem Ereigniſſe ergriffen. Er hatte es geahnt, und doch nachher die Wendung, welche ihm gegeben wurde, nicht gewünſcht.

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. V. S. 67. 99.

Hatte er ja ſchon am 13. Auguſt 1829 aus Ems geſchrieben *):

„Was ſagen Sie dazu, daß in Paris wieder ein „ultra jeſuitiſches Miniſterium ernannt worden, ſo „arg als noch keines war? Je toller, je beſſer. „Der kleine Herzog von Bordeaux dauert mich, ich „gebe ihm keine Nußſchale für ſeine künftige Krone. „Die Fürſten ſind doch recht unglücklich, daß ſie „einen großen Geiſt haben müſſen, um ihren eignen „Vortheil zu verſtehen und zu verfolgen, was doch „ein Privatmann nicht braucht. *** iſt ein Ban„quier wie er ſein ſoll, und hat doch gewiß noch „weniger Verſtand als Charles X.“

Und doch hatte er ſich von einer unerklärlichen Hinneigung zu den Bourbonen nicht loszureißen vermocht; er hielt ſie für ein verjüngtes Königsgeſchlecht **).

„Ich liebe die Bourbons, ich bewundere ſie, und „nicht die Anklagen ihrer Feinde, ja nicht einmal das „Schmeichellob ihrer Freunde konnte mir je deren „Werth verdächtig machen. Sie haben durch den „tiefen Schlamm allgemeiner Verdorbenheit, ſie haben „in Schwelgerei und in Entbehrungen, in ſpäterem

---

*) Nachgelaſſene Schriften Bd. IV. S. 221.

**) Nachgelaſſene Schriften, Bd. IV. S. 331, 338.

„Mißgeſchicke, gleich beiſpiellos wie früheres Glück,
„ein edles fürſtliches Gemüth bis auf unſere Tage
„herabgetragen, und das achthundertjährige Königs-
„geſchlecht iſt mit der jungen Zeit wieder jung ge-
„worden.

„Karl der Zehnte zeigt ſich ſeiner Ahnen würdig.
„So oft die Stimme der Wahrheit von dem Ge-
„ſchrei gewaltſüchtiger Menſchen nicht übertäubt wor-
„den, hat er immer darauf gehorcht; und er wird
„auch jetzt wieder zu ſeinem Volke zurückkehren, wenn
„dieſes ſich ſtark genug zeigt, die Mauer niederzu-
„reißen, die man aufgerichtet, es von ſeinem Könige
„zu trennen. Karl der Zehnte wohnte erſt in dieſen
„letzten Tagen (1. Juni) willig und heiter beim
„Herzoge von Orleans einem Feſte bei, wozu auch
„die Deputirten geladen waren, die kurz vorher
„ihn vor Frankreich, vor ganz Europa ſo ſtreng
„und ſchonungslos zurecht gewieſen hatten! So
„kann nur ein König handeln, der guten Glau-
„bens iſt."

Am 1. Juni 1830 bei dem Herzoge von Orleans; das war, als an dem Tuilerienhofe zum Beſuche der junge Vetter aus Neapel, Prinz von Syrakus, ſich eingefunden, welchen eine Oppoſitions-Zeitung ganz ungenirt un jeune gaillard nannte, als oben in den Sälen des Palais Royal luſtige

Tanzweiſen erſchallten, unten im Garten aber das unwillige Volk alle Stühle zerſchlug; als am folgenden Morgen Salvandy in dem Journal des Debats ſchrieb: **Man tanzte auf einem Vulkan!**

Dame Revolution, dieſe zugleich Spröde und Zudringliche, die ſich weder rufen noch abbeſtellen läßt, und an den Tagen, wo ſie will, gleich der Marmorbraut aus der Volkslegende, den Sündigen erſcheint, Eiſen bricht als wäre es ein Strohhalm und alle Hinderniſſe vor ſich niederwirft, war eben einmal wieder da und blieb, ſo lange es ihr wohlgefiel; trotzdem, daß die Cenſurbehörde von Frankfurt am Main dem Buchhändler Oehler, Herausgeber der Frankfurter Abendzeitung, am erſten Tage, da die Kunde eingetroffen, verbot, die Proklamationen der Municipalität von Paris und der proviſoriſchen Regierung abzudrucken, weil Frankfurt nur den König Karl X. anerkenne und Niemanden außer ihm. Die Stimmung, welche die Juli-Revolution zu Frankfurt hervorbrachte, laßt ſich aber kaum beſchreiben, — und ſie war eine freudige, ja begeiſterte. In dem Leſezimmer am Roßmarkte ſtanden Männer auf den Tiſchen und laſen die neueſten Zeitungen vor. Börne war in die Stadt gekommen und täglich auf dem Leſezimmer, um zu hören und zu leſen. Da außerte er, die Franzoſen hatten nicht wohlge than, Karl X. abzuſetzen und zu vertreiben, — ſie hätten die alten Bourbonen behalten, aber mit Ketten (ſtrengen Garantieen) umgeben ſollen. Eine ſolche erſte Anſicht mag eben aus der Meinung entſprungen ſein, welche er von den Bourbonen ſich gebildet hatte, oder erwartete er von dem Nachfolger nichts Gutes, wenigſtens nicht viel Beſſeres? Ein ſicheres Urtheil über ſolche Geſtaltungen kann man aber gewiß nur haben, wenn man mitten in den Ereigniſſen lebt und die Volksſtimmung unmittelbar in ſich aufnimmt. Auch iſt das Experiment mit Fürſten, welche von dem Volke amneſtirt worden, ein ſehr gefährliches; ſie fühlen fortwährend das Joch im Nacken, können es nicht abſchütteln, ohne zu Rachegedanken aufgeſtachelt zu werden. Kurz, die Franzoſen fühlten, daß ſie wenigſtens oben aufräumen müßten.

Nicht lange konnte Börne mehr dem Drange widerſtehen, in den Ereigniſſen ſelbſt zu leben. Er eilte wieder nach Paris und traf am 16. September 1830 daſelbſt ein. Dort entſtanden ſeine herrlichen Briefe aus Paris, allmälig in ſechs Bänden. Dort erfuhr er die Unruhen und Aufſtände in Deutſchland, Belgien, Polen, — Nahrung für ſeine Hoffnungen, welchen, wie auch durch die Wendungen in Paris ſelbſt, nur zu ſchnell bittere Enttäuſchung folgte. Noch einmal ſah er die Heimath wieder, im Frühjahr 1831; ſpäter, als die Brieſe erſchienen waren, kam er nach Frankfurt nicht wieder, nur nach den Badiſchen Landen und der Bayeriſchen Pfalz im Frühjahre 1832. Die Brieſe aus Paris brachten alle Halben und alle Rückſchrittsmänner in Harniſch, — die Halben zumal, welche den Zweck ohne die Mittel wollten. Wie mancher unter denen, welche ihn anfeindeten, heuchelte aber auch die Freiſinnigkeit, um darunter die entgegengeſetzte Geſinnung zu verhüllen. Es iſt ſo ſchmerzlich, derbe Wahrheit zu hören, und doch waren es zu allen Zeiten die Prediger der Wahrheit allein, die ernſten, ſtrengen, ja heftigen, welche das Selbſtbewußtſein der Völker wachzurufen vermochten. Ja, wenn Börne dem Volke, und allen Schriftſtellern, Kritikern, Publiciſten, Staatsmännern, den faulen Gewohnheiten und den mit der Weihe des Geſetzes ausgerüſteten Mißbräuchen geſchmeichelt hätte, da wäre er allerſeits wohlgelitten geweſen. Doch eine ſolche Rolle war nicht die ſeine; er konnte ſie den Nichtswürdigen, den Heuchlern überlaſſen. Die durch die Brieſe hervorgerufenen bitteren Empfindungen verführten ſogar den Frankfurter Senat dazu, eine kleine Verfolgung gegen Börne zu beginnen. Man rief ihn durch ein barbariſch ſtyliſirtes Protokoll nach Frankfurt zurück, damit er ſeine Stelle auf dem Polizei-Amte wieder einnehme, ſonſt ſolle er ſeine Penſion von 400 Gulden verlieren. (Briefe aus Paris vom 22. December 1831 und 5. Januar 1832.)*) Börne's Anwalt in Frankfurt rieth, eine Civilklage gegen den Senat einzuleiten. Eine eigenthümliche Schwierigkeit zeigte ſich darin, daß Börne ſein Penſionsdekret nicht auffinden konnte.

„Paris, den 27. December 1831.

„Ich habe Dekrete über meine Penſion, aber „Gott weiß, wo ſie liegen. Nicht allein auf dem „ſtädtiſchen Archiv, ſondern auch in der Bundestag-Kanzlei, könnten die Aktenſtücke nachgeſehen werden; „denn nicht durch Senatsbeſchluß, ſondern durch „Entſcheidung einer dazu angeordneten Bundestag-Kommiſſion habe ich die Penſion erhalten. Uebrigens glaube ich ſelbſt, daß man ſie mir wieder „ausbezahlen wird. Der Senat hatte keine andere „Abſicht, als der Diplomatie ſeinen guten Willen „zu zeigen; jetzt da dieſe erreicht, wird er ſich durch „die öffentliche Meinung gern zwingen laſſen, von „ſeinem Vorhaben zurückzukommen. Ich dachte es „mir gleich. Eine ſolche Ungerechtigkeit liegt eigent-

---

*) Gegenwärtige Ausgabe Band X. S. 96—99, 141—143.

„ſich nicht in ihrem Charakter. Es ſind doch mehr „Philiſter als böſe Menſchen."

Es hieß auch in Frankfurt, Börne's Bruder Philipp (der freiwillige Jäger von 1813) habe, als Börne 1820 verhaftet wurde, viele Papiere deſſelben verbrannt. Doch es war leicht, in einer Vorſtellung an den Senat zu beweiſen, daß Börne, welcher in der Penſionsliſte ſtand, deſſen Anſtellung aus dem Staatskalender von 1812 erſichtlich, deſſen Gehaltſumme von 800 Fl. aus einer Verordnung des Großherzogs von Frankfurt über die Polizeiorganiſation erhellte, mit 400 Fl. als der Gehalts-Hälfte nach dem Inhalte der Wiener Congreßakte von 1815, in Verbindung mit dem Reichsſchluſſe von 1803, für immer abgefunden worden war, ohne weiter zu Amtsleiſtungen berechtigt oder verpflichtet zu ſein. Und als nun auch Börne darüber aufgeklärt wurde, daß ſeine Wiederberufung ins Amt ganz vertragswidrig ſei, empörte ihn ſolche Ungerechtigkeit im allgemeinen Intereſſe erſt recht, wie er denn überhaupt die ganze Sache nur in dem höheren Sinne der Vertheidigung des Rechtes Aller gegen die Willkür aufgefaßt hatte.

„Paris, den 18. Januar 1832.

„Ich war gleich anfänglich Ihrer Meinung, daß „man in Frankfurt nur gerichtlich gezwungen ſein „will mir meine Penſion zu bezahlen. Aber iſt es „nicht um ſo erbärmlicher, ohne Macht eine Ungerechtigkeit durchzuſetzen, ja ſelbſt ohne Vorſatz es „zu thun, blos den Schein der Tyrannei annehmen, „um den Tyrannen Frankfurts zu ſchmeicheln?"

Ganz im Stillen wurde die Auszahlung der Penſion wieder verfügt, und dabei blieb es.

„Paris, Mittwoch den 7. März 1832.

„Ich möchte faſt glauben, daß man mir meine „Penſion wieder ausbezahlen will, und daß nicht „blos das eine Quartal gemeint iſt. Mehr iſt bis „jetzt nicht fällig. Wenn der Senat nur im mindeſten „Ehre und Gewiſſen hat, muß ihn doch die Vorſtellung auf andere Gedanken gebracht haben."

Die Vorgänge jener Zeit in Baden, in Rhein-Bayern, der Aufſchwung der Gemüther, die Badiſche Preßfreiheit, der Preßverein, Wirths Tribune, erweckten Börne's lebhafte Theilnahme. Er wollte an der Tribune mitarbeiten, er ſendete Aufſätze in die von Rotteck und Welcker herausgegebene Zeitung, der Freiſinnige. Er ſehnte ſich nach dem Schauplatze der Begebenheiten, welche ihm von dauerndem Beſtande ſchienen. Warnungen, daß ſeine perſönliche Sicherheit gefährdet ſein könne, verwarf er.

„Paris, Sonntag den 11. März 1832

„Mit Ihrer erſchrecklichen Angſt, daß ich nach „Deutſchland reiſen möchte, machen Sie mir wirklich „Verdruß, und ich kann nicht wie gewöhnlich darüber „ſcherzen. Der Benzel-Sternau mag ſagen was er „will, es iſt nicht wahr, daß ich in Baden etwas „zu fürchten hätte, und in Rhein-Bayern gewiß nicht. „Indeſſen bin ich ſchuldig Ihre Schwäche zu ſchonen, „da ſie doch aus Theilnahme für mich entſpringt, „und ich verſpreche Ihnen daher, ohne Ihre Einwilligung nicht nach Deutſchland zu gehen. Wenigſtens werde ich immer Ihre Antwort abwarten.“

Carlsruhe, Donnerstag den 12. April 1832

„Ich habe Ihren Brief, den Sie nach Straßburg „geſchrieben, heute hier erhalten. Wie freue ich mich, „bald mit Ihnen zuſammen zu kommen. Aber ich „werde Sie beregnen mit Vorwürfen, und mein „ganzes Schimpfwörterbuch im Härings-Salat werde

„ich auf Sie anwenden. Ungeheuer, Verrätherin. „..... Ich habe gegen Könige und Völker geſchrieben; von jetzt aber ſei meine Feder der Rache geweiht.... Werde ich eingeſteckt, gebe ich Sie als „Mitſchuldige an. Ach, wären Sie geſtern bei mir „geweſen, wie wären Sie erſchrocken und blaß geworden. Als ich Mittags auf meinem Zimmer „war, meldete mir Conrad einen Polizei-Commiſſär, „der mich ſprechen wolle. Sogleich werfe ich mich „in eine grobe Poſitur und heiße ihn hereinkommen. „Es war nichts, als daß er mit der größten Höflichkeit meinen Paß forderte, weil man auf der „Polizei ſehen wollte, wann ich Paris verlaſſen, „wegen der Cholera und Quarantaine. Bald darauf „wurde er mir zurückgebracht. Hätten Sie nun „nicht geglaubt, die Polizei wäre gekommen mich zu „arretiren? Nutzanwendung: Man ſoll keine „unnöthige Furcht haben. —“

Carlsruhe, Freitag den 13. April 1832.

„... Nein, es iſt unerhört! Das alſo iſt die „berühmte Madame W. an welche die Pariſer Briefe „geſchrieben? Das iſt die Freundin des geiſtreichen „Börne? O Schmach! Wie? Sie haben im Ernſte „geglaubt, ich hätte mich im Schlafe nach Deutſch-

„land fahren laſſen, ſtatt nach der Schweiz; wäre
„über den Rhein gefahren und hätte es nicht gemerkt?
„Hätte die franzöſiſche Grenze paſſirt, die man ohne
„zweimaliges Vorzeigen des Paſſes gar nicht verlaſſen
„kann, und hätte das gar nicht gemerkt?
„Wie? Sie haben nicht verſtanden, daß ich mit
„dieſem Roman Ihre Aengſtlichkeit necken wollte?
„Schämen Sie ſich; es giebt kein Roth in der
„Natur, das roth genug iſt für Ihre Schamröthe.
„Und den armen Conrad gleich angeklagt! O Liebe,
„Liebe, wie dumm machſt du das Weib! Nicht im
„Traume wäre mir eingefallen, daß Sie das wirklich
„glauben könnten! Und der kluge *** der noch
„*zweifelte*, ob ich die Sache nicht angelegt! Es
„war immer mein Vorſatz nach Deutſchland zu
„kommen, ich ſtellte mich aber an, als hätte ich mich
„von Ihnen abwendig machen laſſen, um Sie nicht
„zu ängſtigen. Und wenn ich auch gewußt hätte,
„daß man mich arretiren würde, ich wäre doch hingereiſt.
„Denn glauben Sie nicht, daß es ein fruchtloſes
„Opfer ſei, für die gute Sache ſeine Freiheit
„hinzugeben. Das wirkt mehr wie Schreiben. Das
„vermehrt die Erbitterung des Volks, zeigt die Tyrannei
„in ihrer häßlichen Geſtalt und führt zum
„Ziele. Die vorn ſtehen wie ich, müſſen den Graben
„ausfüllen, daß die Andern gebahnten Weg finden.

„Nach Frankfurt zu gehen, wäre nur eine leicht-
„ſinnige Neckerei geweſen, da ich ohnedies keine Luſt
„hatte hinzugehen. Aber ins Badiſche wäre ich auf
„jeden Fall gereiſt, wäre ich alſo weggeblieben, hätte
„man das mit Recht meiner Furcht zuſchreiben
„können. Das wollte ich nicht. Uebrigens habe
„ich mich nie auf die Freiſinnigkeit der hieſigen Re-
„gierung verlaſſen, ſondern auf die im Lande heraus-
„kommenden cenſurfreien Zeitungen und die unabhän-
„gigen Gerichte, und daß die Regierung aus Scheu
„vor dem Scandal mich in Ruhe laſſen würde.“

So kam er ruhig und getroſt ins Badiſche Land, und blieb unbehelligt. Am 14. April nahm er in dem Badeorte Baden Wohnung.

„Baden, Montag den 16. April 1832.

„Die Ariſtokraten möchten mich gerne ſchrecken
„daß ich nicht nach Deutſchland komme. Sie haben
„durch einige bezahlte Recenſenten die Meinung zu
„verbreiten geſucht, das deutſche Volk ſei wegen
„meiner Briefe in Wuth, und man werde mich in
„keiner Geſellſchaft dulden. Nun wiſſen ſie aber
„recht gut, daß gerade das Gegentheil ſtattfindet,
„und daß, wenn ich durch Deutſchland reiſte, man

„mich wegen der Briefe verehren würde, und es ſo
„an den Tag käme, daß alle ehrlichen Leute meine
„ausgeſprochene Geſinnung theilen. Darum wollen
„ſie mich entfernt halten, daß ſich das nicht zeige.
„Ich ſelbſt habe durch die Recenſenten mich etwas
„irre führen laſſen, und wirklich geglaubt, Viele verdammten
„mich wegen meiner Briefe. Ich habe
„aber in Carlsruhe und hier gerade das Gegentheil
„gefunden; alles drängt ſich zu mir und beweiſt mir
„die größte Freundlichkeit. Der Schreiber, ſeine Frau
„und Tochter ſchrieen laut auf vor Freude, als ich
„unerwartet in's Zimmer trat! Den Spindler habe
„ich beſucht, der als Romanſchreiber ſich gerade nicht
„viel um Politik bekümmert, er hat die Briefe mit
„Entzücken geleſen. Seiner Frau leuchtete die Freude
„aus den Augen, als ſie mich ſah, und ſie kam nicht
„aus dem Lachen, ſo lange ich da war, wegen
„meiner Einfälle. Und gar der Cramer! Der fiel
„mir um den Hals und küßte mich. Dann rief er
„ſeine Frau, die, wie er ſagte, mich kennen lernen
„wollte. Die hätte mich bald auch geküßt. Ein
„badiſcher Staatsbeamter von Adel, der im Hauſe
„wohnt, ſitzt beſtändig mir zur Seite. Kurz alles
„iſt verliebt in mich. Ueber den Pittſchaft machen
„ſie ſich luſtig, und Schreiber wie Spindler, die gut
„bekannt mit ihm ſind, verwenden ſich gleichſam bei

„mir für ihn, daß ich ihn nicht verſchlinge. Ich bin „überzeugt, daß in ganz Deutſchland die nämliche „Stimmung für mich herrſcht.“

Am 28. Mai nahm er an dem Hambacher Feſte Theil; im Juni und Juli 1832 war er zu Freiburg im Breisgau; die lebhaften Huldigungen, mit welchen er aller Orten empfangen wurde, lieferten die beſte Widerlegung der Vorwände, mit welchen die Widerſacher ſeine deutſche Geſinnung angefochten; als ächter Vaterlandsfreund wurde er von allen Freigeſinnten aufgenommen, von Männern, Frauen, Jungfrauen, Studierenden. Dann, vom 22. Juli bis 8. September 1832 weilte er auf dem Gute des Grafen Benzel-Sternau, Mariahalden bei Zürich. (Nachgelaſſene Schriften fünfter Band.)

„St. Blaſien, Montag den 16. Juli 1832.

„Donnerſtag werde ich wohl in Zürich ſein, wo „ich mich in den See ſtürze, wenn ich keinen Brief „von Ihnen vorfinde. Ueberall berühmt und an„gebetet, wo nicht geliebt, gefürchtet und daher „überall gut aufgenommen und auf's freundlichſte „behandelt.“

„Zürich, den [illegible] Juli [illegible]

„Geſtern beſuchte ich die Gräfin Benzel-Sternau „auf ihrem Gute, das zwei Stunden von der Stadt „entfernt am See liegt. Es heißt nach dem Namen „der Gräfin Maria, Mariahalden. Um halb neun „Uhr Morgens ſetzte ich mich in eine Gondel (ich „allein, Conrad ließ ich zurück) und ließ mich fort„ſchiffen. Es ſind zierliche grün angeſtrichene Schiff„chen, oben gegen die Sonne mit grünem Tuch be„deckt, die offnen Seitenwände verſtatten die Aus„ſicht. Der See kann überall überſehen werden, er „iſt wie ein Strom, doch überall ſo breit als wo „der Rhein am breiteſten iſt. Der Himmel war „etwas bedeckt, es wehete ein mäßiger aber friſcher „Wind, ſo daß ich die Sonne begierig ſuchte, den „bedeckten Theil des Schiffes verließ, und mich am „Schnabel des Schiffes hinlegte. Da ward ich ein„gelullt von alten Liedern in die ſchönſten früheſten „Tage, zurück in die Wiegenzeit meines Herzens, „ich bekam Thränenwehen, konnte aber lange nicht „weinen. Dann kehrte ich dem Schiffer den Rücken „zu und ließ meine Augen vom Winde trocknen. „Warum waren Sie nicht bei mir? Ich glaube, „allein zu ſein in der Freude iſt noch ſchmerzlicher „als allein ſein im Schmerz. Was Schiller im

„Wilhelm Tell ſingt: es lächelt der See —
„das lernt man erſt verſtehen wenn man ihn geſehen.
„Er iſt blau und vom Winde bewegt wie
„fließender Himmel. Nichts freundlicher als die
„Ufer. Die mäßigen Höhen auf beiden Seiten,
„vom herrlichſten Grün bedeckt, ſind vom Gipfel
„bis unten überſtreut von Dörfern und Landhäuſern,
„man könnte ein Lämmchen darin werden. Die
„Natur, mit mütterlicher Zärtlichkeit, wirft eine
„ganze Handvoll Zucker in den ſauern Trank des
„Lebens. Ich lehnte mich über den Bord des
„Schiffes, ſah, träumte in den See hinab, und es
„war mir, als ſollte ich alle meine Sorgen darin
„verſenken. Mein Schiffer war träge und ruderte
„wenig, er ließ das Segel arbeiten, das nicht viel
„fleißiger war als er. So ging es langſam fort
„und mir war das recht. Nach zwei Stunden kam
„ich an. Ich wußte der Graf ſei abweſend. Durch
„einige Bekannte, die ſchon den Morgen hinausgegangen,
„war man vorbereitet auf meine Ankunft.
„Ich bin gewiß, man hätte ſonſt vor Ueberraſchung
„laut aufgeſchrieen. Mit welcher Freude und Herzlichkeit
„ich aufgenommen worden, kann ich Ihnen
„kaum ſchildern. Schon Jahre lang erwartete man
„mich.“

Nachher im September und Oktober beſuchte er noch Aarau und Luzern.

Da in jener Zeit (Oktober 1832) Frau Jeannette Wohl ſich mit Salomon Straus verehelichte, welcher ſchon ſeit vielen Jahren Börne begleitet hatte und demſelben bei dem Techniſchen der Herausgabe ſeiner Schriften behülflich geweſen war, fand der gemeinſchaftliche Aufenthalt der drei Freunde in Paris weſentliche Erleichterung.

Die Briefe aus Paris wurden bis in den März 1833 fortgeſetzt. Weitere, bis in den April 1833, ſind in dem ſechſten Bande der nachgelaſſenen Schriften abgedruckt. Börne's ſchriftſtelleriſche Thätigkeit entwickelte ſich immer mehr. Die Ueberſetzung von Lamenais' Worten eines Gläubigen, ſeine Theilnahme an der von dem Republikaner Raſpail herausgegebenen Zeitſchrift le Réformateur, und ſeine eigne franzöſiſche Zeitſchrift la Balance, dann Menzel der Franzoſenfreſſer, fallen in die letzten Lebensjahre. Seine Abhandlungen in dem Réformateur, in der Balance, zeigten ihn plötzlich als muſtergültigen Schriftſteller in franzöſiſcher Sprache.

Nicht ohne Grund leitete er die erwähnte Schrift über Menzel mit den oft citirten, tief empfundenen Worten ein:

„Freunde und Gleichgeſinnte machen mir oft Vorwürfe, daß ich ſo wenig ſchreibe, für das taubſtumme Vaterland ſo ſelten das Wort ergreife. Ach! ſie glauben, ich ſchriebe wie die Andern, mit Dinte und Worten; aber ich ſchreibe nicht wie die Andern, ich ſchreibe mit dem Blute meines Herzens und dem Safte meiner Nerven, und ich habe nicht immer den Muth, mir ſelbſt Qual anzuthun, und nicht die Kraft, es lange zu ertragen.“

Ja die Flammen ſeiner Freiheitsliebe und Menſchenliebe, die lodernde Gluth ſeiner Rechtſchaffenheit und Offenherzigkeit, verzehrten ſein Inneres. Seine Leiden wurden unheilbar. Sanft und heiter, wie er immer gelebt, entſchlief er am 12. Februar 1837; ſein Blick konnte noch vor dem Scheiden auf ſeinen Freunden ruhen. An ſeinem Grabe ſprach Raſpail erhabene Worte der innigſten Trauer, der gerechteſten Anerkennung; — eine Gruft in dem Garten der Todten zu Pére Lachaise birgt ſeine Ueberreſte, ein Denkmal zeigt dem Wanderer die Ruheſtätte des Edeln. Sein Andenken wird in ſeinen Werken leuchten durch die dankbaren Jahrhunderte Deutſchlands. Und wie die Mühen, ſo wird man auch des Mannes großen Charakter immerdar ehren. Unvergeſſen wird ſein, daß dieſer ächte Sohn des Vaterlandes ihm die treueſten Dienſte leiſtete, da er unerſchrocken die ewigen Wahrheiten verkündete, auf welchen das Wohl der Menſchheit und die Sicherheit des Lebens der Völker beruht, — da er die Gebrechen der Zeiten an das Licht der Sonne zog, um zu ſtrafen nicht allein, ſondern auch zu heilen. Unvergeſſen wird ſein, daß er ſein Vaterland herzlich liebte; freilich nicht mit der weichlichen verſchwimmenden Stimmung der gedankenloſen Enthuſiaſten, aber mit der Strenge und dem Ernſte eines Helden des Geiſtes.